Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer

Dr. Armin Kausen

XVIII. Jahrgang

1921

Inhaltverzeichnis 1921.

I. Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

II. Politik, Volkswirtschaft und Soziales.

III. Religion und Kirche.

IV. Schule, Erziehung u. Jugendbewegung.

V. Wissenschaft und Kultur.

VI. Sittlichkeit.

VII. Bild- und Tonkunst.

VIII. Literatur und Theater.

IX. Kunstprosa.

X. Poesie.

XI. Bühnen- und Musikrundschau.

XII. Finanz- und Handelsrundschau.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 1 München, 1. Januar 1921. XVIII. Jahrgang.

Ich hoffe fest, daß Oberschlesien sich in der über sein Schicksal entscheidenden Stunde darüber klar sein wird, was es seinem Aufschwung zu verdanken hat, und welcher unsicheren Zukunft es bei einem Abfall von Deutschland entgegengeht.
Hannover, 3.12.20.
von Hindenburg
Generalfeldmarschall.

Am Meilenstein 1921.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wir machen halt am Meilenstein 1921. Ist wirklich nur ein Jahr verflossen, seit wir 1919 hinter uns ließen? So vielerlei haben wir erlebt, daß uns die Zeit und der Weg vom letzten Meilenstein an beträchtlich länger dünkt als ein Sonnentanz der Erde. Die dreht sich immer gleich um ihr Muttergestirn, stets im Kreise ohne Ziel. Der Mensch aber, unendlich kleiner als die Erde und doch viel größer, sofern sein Geist die ganze Welt und selbst den unendlichen göttlichen Weltgrund erkennend aufzunehmen vermag, macht keinen Kreislauf, sondern einen gestreckten Weg. Darum zählt er seine und der Menschheit Jahre; seinem Ziel jedoch, das nicht in Raum und Zeit, sondern in einer vorbestimmten Vollkommenheit und Inhaltfülle seines Geistes liegt, kommt der Mensch von einem Jahr zum andern bald geringere, bald größere Spannen näher.

Das Jahr 1920 hat uns ein gutes Stück vorwärts gebracht. Das wird jeden anstoßen, der vorwärts immer gleich als aufwärts deutet. Aufwärts sind wir noch nicht gestiegen. Deutschland geht weiter im dunklen Tal und tastet bang, welche Steine, Dornen und Schlangen noch auf seinen Pfad gestreut sind. Aber einen weiten Weg hat es durchschritten, die Wüste der Luftspiegelungen liegt hinter ihm. Ein Jahr zuvor befanden wir uns noch mitten darin. Damals waren Wilsons 14 Punkte zwar zerronnen, der Friede von Versailles hatte grausam enttäuscht, die Rote Internationale versagt und der Zukunftsstaat der Sozialdemokratie sein Unvermögen erwiesen. Noch aber standen zauberisch am Himmel die Luftgebilde vom deutschen Einheitsstaat, von Parlamentarismus und Demokratie, vom Völkerbund und vom heimlichen Wohlwollen Englands. Mancher Deutsche sah auch die Zinnen des alten Potsdam mit schwarzweißen oder die Kuppeln von Moskau mit roten Fahnen geschmückt vor seinen Blicken leuchten.

Eins nach dem andern hat sich im verflossenen Jahr 1920 als Trugbild erwiesen. Der Plan eines deutschen Einheitsstaates, der in dem bekannten Antrag der preußischen Regierungsparteien vom 13. Dez. 1919 ans Licht trat und zur Jahreswende 1920 die Gemüter erregte, scheiterte am Widerstand der Süddeutschen. Die Wirkungen teilweiser Vereinheitlichung wurden aber erprobt, als am 1. April 1920 die Steuerhoheit der Länder und die Verkehrsanstalten von Bayern, Württemberg, Sachsen, Baden usw. aufs Reich übergingen. Völliges Durcheinander in der Verwaltung, Schuldenwirtschaft im Reichshaushalt, Fehlbeträge in astronomischen Zahlen — um mit Helfferich zu reden — bei Post und Eisenbahn waren die Folgen des voreiligen, unduldsamen Zentralismus. Die Schulden des Reichs nähern sich der 300. Milliarde.

Die Regierung des Friedens von Versailles und der Verfassung von Weimar, das Kabinett Bauer-Noske-Erzberger, konnte nicht völlig abwirtschaften. Am 13. März wurde es durch den Rechtsputsch von Kapp und Lüttwitz aus Berlin vertrieben und trat infolge jener Ereignisse mehr oder weniger freiwillig zurück. An seine Stelle trat ein neues Kabinett der bisherigen Regierungsparteien unter dem Sozialdemokraten Hermann Müller. Als Kapps Staatsstreich nach drei Tagen scheiterte, war auch eine Luftspiegelung zerronnen. Was man kurzweg „Preußen“ nannte, der ostelbische Beamten- und Militärorganismus, hatte sich als schwach und unfähig enthüllt, die guten Kräfte Deutschlands wieder wachzurufen. Aber auch sein Gegenstück, der innere Bolschewismus, kam nicht obenauf. Nach blutigem Bürgerkrieg im Ruhrgebiet und in Mitteldeutschland, wo die Straßen von Leipzig und Halle verwüstet wurden und der berüchtigte Hölz im Vogtland hauste, trat der faule Friede des Bielefelder Abkommens ein, der schleichende Zersetzung an Stelle des offenen Kampfes brachte. Es haben die bisher Unrecht behalten, die den baldigen Untergang Norddeutschlands im Feuerschlund des Bolschewismus vorhersagten. Ehe nicht Trotzki in Ostpreußen steht — darauf kommt viel an für ganz Europa — wird weder Preußen noch Sachsen so leicht eine Räterepublik. Auf Trotzkis Einmarsch aber rüsten die deutschen Kommunisten mit allen Mitteln. Anderseits können wir nicht sehen, wie die Wiedergeburt Deutschlands vom Norden ausgehen soll, genauer: vom Nordosten, gar von Berlin. Politische und geistige Ratlosigkeit, ungesunde Vorherrschaft der Industrie, Einsickern des Slawentums läßt sich dort beobachten. Die Einsichtigen und die Hoffenden wenden ihren Blick nach Süden.

Hier in Bayern führten die Tage des Kapp-Putsches zum Rücktritt der Regierung Hoffmann und zu einem Ministerium der bürgerlichen Sammlung unter dem Vorsitz des Herrn Dr. von Kahr. Die Landtagswahlen am 6. Juni bestätigten es. Bayern erfreut sich seitdem einer einheitlichen, starken und zielstrebigen Politik des Aufbaues und der Ordnung. Ihr Schutz ist neben einer von vorzüglichem Geist beseelten Militärmacht und Polizei die vielgenannte Einwohnerwehr, demokratisch im guten Sinn, der freiwillige Selbstschutz der Staatsbürger. Regierung und Volk standen einmütig zusammen, diese segensreiche Einrichtung dem Land zu erhalten. Denn von der Entente und, leider muß es verzeichnet werden, auch im Vaterland selbst, wurde die Einwohnerwehr verdächtigt und ihre Auflösung betrieben. Von offenen Feinden der Ordnung hätte das nicht verwundert. Daß aber aus bürgerlichen, selbst aus katholischen Kreisen solche Stimmen drangen, zeigt, wie beschämend weit wir in Deutschland noch sind von der richtigen Einsicht, daß der Feind links steht. Eine gewisse Eifersucht auf Bayern spielte mit. Es sollte nicht in Deutschland voran sein. Und Bayern ist heute voran, nicht im Sinn einer Vormacht — danach steht sein Ehrgeiz nicht — wohl aber im Sinne eines Vorbilds, wie ein deutscher Stamm sich frei und kräftig aus dem Elend emporarbeiten kann. Freiheit gehört dazu, unbeschadet der deutschen Einheit. Zu Bayerns heutiger Politik gehört notwendig der Kampf um das bundesstaatliche Eigenleben. Berliner Zentralismus kann die Gesundung nur hemmen. In Bayern entstand das föderalistische Grundprogramm der Bayerischen Volkspartei, das eine neue, bessere Lösung der deutschen Frage zeigt. Es findet freudige Aufnahme bei den Föderalisten im Rheinland und in Niedersachsen sowie überhaupt bei allen, die im organischen Aufbau des Reiches aus den geschichtlich gegebenen kleineren Einheiten das Natürliche und Gottgewollte, das gute Alte und das echt Deutsche erblicken. Die

Bayerische Volkspartei mußte sich vom Zentrum trennen, als bei ihm die Vorliebe für den Einheitsstaat obenauf kam. Wir hoffen aber, daß das Programm von Soest, dessen 50jähriges Gedenken die Partei 1920 feierte, noch kein toter Buchstabe ist. Auf seinem Boden können alle deutschen Katholiken sich wieder finden. Inzwischen droht dem Zentrum eine neue Krise. Die christlichen Gewerkschaften unter Stegerwald und Giesberts wollen der Kern einer großen christlich-nationalen Einheit werden.

Zu den Trugbildern, denen das neue Deutschland nachging, zählten Parlamentarismus und Demokratie. Man erwartete das Heil von Wahlen, Reden und Beschlüssen. Zweifellos verblaßten diese Luftschlösser schon, als das Volk am 6. Juni den Reichstag wählte. Die Partei der Nichtwähler zählte nach Millionen. Und die Parteien des erklärten Parlamentarismus, alte Sozialdemokratie und Demokratie, erlitten starke Verluste. Auch das Zentrum trug Wunden davon aus seiner Mitarbeit am demokratischen Staate. Verstärkt ging die USP aus den Wahlen hervor, selbst Kommunisten, geschworene Feinde der Parlamentsherrschaft, zogen in den Reichstag ein. Im ganzen aber war die Wahl ein Sieg der Rechten. Nahm man die Demokraten mit, so ergab sich eine sichere bürgerliche Mehrheit. Zum großen Schaden von Volk und Reich wurde dieses Ergebnis nicht ausgenutzt. Die politische Linkshändigkeit gewisser bürgerlicher Vertreter, Furcht vor der Sozialdemokratie und vor der Entente verhinderten eine bürgerliche Mehrheitsregierung mit Einschluß der Deutschnationalen. Das neue Kabinett Fehrenbach umfaßte nur Zentrum, Deutsche Volkspartei und Demokraten. Es hing ab von der wohlwollenden Neutralität der Sozialdemokratie. Die Folge war eine schwache Politik nach innen und nach außen. Im Lande stieg die Unzufriedenheit, spätere Wahlen, z. B. im November in Sachsen, zeigten einen weiteren Ruck nach rechts. Ungünstig wirkt, daß neben der bürgerlichen Reichsregierung noch eine halbsozialistische in Preußen sitzt. Wie im alten Reich hat der übergroße preußische Staat einen besonderen Einfluß auf die gesamte deutsche Politik. Dabei ist die Verabschiedung der preußischen Verfassung und die Neuwahl des Landtags künstlich verzögert worden. Preußische Wahlen bringt uns erst 1921. Sie werden einer der belangreichsten Vorgänge des Frühjahrs sein. Das Heil aber liegt nicht im Parlamentarismus, sondern in einer starken, von Volkslaunen unabhängigen Staatsgewalt. Nebenher gehen muß die Reinigung des Parteiwesens von wirtschaftlichen Gegensätzen. Wir brauchen ständische Körperschaften neben dem Parlament. Ein guter Anfang ist der leider erst vorläufige Reichswirtschaftsrat.

Die äußere deutsche Politik litt unter der mindestens objektiven Schwäche der Reichsregierung und unter dem Mangel eines einheitlichen völkischen Willens. Dem Druck der Feinde, die auf ihrem Schein von Versailles bestanden, wurde selten ein festes Nein entgegengesetzt. Allenfalls die Auslieferung der sogenannten Kriegsverbrecher, vieler unserer besten Männer, ward auf solche Weise abgeschlagen. Doch wir wollen uns nicht nochmals das Herz zerreißen im Gedächtnis an Spa, wo Deutschlands Vertreter das Kohlendiktat und die Entwaffnung bis auf das völlig ungenügende Heer von 100000 Mann unterschrieben. Seit der Friede unterzeichnet ist, jagt eine Forderung der Entente die andere: Handelsschiffe, Flugzeuge, Dieselmotoren, Milchkühe, Besatzungskosten. Links vom Rhein saugt ein fremdes Heer, größer als unsere ganze Reichswehr, am Lebensmark des Landes. Die Sozialdemokratie hat die deutsche Armee zerschlagen mit der Agitationsphrase gegen den Militarismus, und das deutsche Volk zur vorzeitigen Niederlegung der Waffen verführt. Weil das deutsche Volk den sozialdemokratischen Schwindel geglaubt hat, zahlt es jetzt für die fremden Heere auf deutschem Boden das 18fache der deutschen Armee. Das Volk wird vergiftet durch die schwarze Schmach. Dabei hätte Deutschland selbst mancherlei auf Grund des Friedensvertrages geltend zu machen. Wann kommt die Abstimmung in Oberschlesien? Aber sie dürfte ein Bekenntnis zu Deutschland werden wie in Schleswig, West- und Ostpreußen. Ebenso dringlich müssen wir verlangen, daß die deutsche Schuldsumme zur Wiedergutmachung der Kriegsschäden festgesetzt wird. Alle bisherigen Zusammenkünfte von Staatsmännern und Finanzleuten haben die Frage nur wenig gefördert. Die Beratung in Brüssel, die sich vor Weinachten bis 10. Januar 1921 vertagte, läßt einiges hoffen. Nur über 100 Milliarden Goldmark, soviel und noch mehr ward als Entschädigung genannt, ist selbstverständlich nicht zu reden. Wollen unsere Feinde überhaupt etwas erhalten, so müssen sie endlich der deutschen Wirtschaft freien Atem gönnen.

* * *

Richten wir den Blick über unsere Grenzen, so sehen wir, wie Europa und die ganze Welt unter den Folgen des Kriegs und noch mehr des verfehlten Friedens leidet. Der Versuch, die neue Ordnung durch den Völkerbund zu weihen, der bis vor kurzem in Genf tagte, ist kläglich mißlungen. Kein ehrlicher Politiker nimmt mehr diesen Völkerbund ernst. Die Selbstsucht der Siegerstaaten gebiert vielmehr neue Weltreichspläne, die sich früher oder später stoßen müssen. England, das seine Beute kaum fassen kann, wird eifersüchtig auf Nordamerika. Das droht auf der See Großbritannien zu überflügeln. Seit das Volk gegen Wilson entschieden hat, und der Republikaner Harding zum Präsidenten gewählt ist, geht Amerika seine eigenen Wege und läßt sich nicht mehr im Schlepptau Englands fahren. Einmal wird es, wohl unter heimlicher Nachhilfe der Briten, mit dem japanischen Imperialismus zusammenstoßen. Das nächste Jahrzehnt, unter Umständen das nächste Jahr, kann dies Ereignis schon zeitigen.

Neben dem Streben der Angelsachsen und der Japaner, das Weltmeer zu beherrschen, geht ein Wille zur Macht auf dem europäischen Festland bei Frankreich. Deuschlands gegenwärtige Schwäche macht ihm die Bahn frei. Daher ist ihm nichts wichtiger, als das große deutsche Volk im Herzen Europas schwach zu erhalten. Frankreich ist's, das Oesterreich den Anschluß ans Reich verbietet, und das eine kleine Entente an der Donau schaffen will, um Deutschland vom Südosten abzusperren. Das unglückliche Gebilde der Tschechoslowakei ist Mariannes Lieblingskind. Dort müssen 3 Millionen Deutsche, 2 Millionen Slowaken und mehrere Hunderttausend Magyaren, Polen und Ruthenen unter der Fuchtel der Tschechen leben; ein wahrer Hohn auf die von den Westmächten laut verkündete Selbstbestimmung der Völker und die französische Lehre vom Nationalstaat. Wird der künstliche Bau übers Jahr noch stehen? Die Slowaken vor allem streben zu Ungarn. Dort wird ein Volk, das durch die tiefste Hölle des Bolschewismus gegangen ist, bald seinen König rufen und den zerrütteten Staaten Mitteleuropas ein weitleuchtendes Beispiel geben. — Polen, Frankreichs anderes Schoßkind, ist völkisch geschlossener als die Tschechoslowakei, leidet aber wirtschaftlich viel mehr. Mit starker französischer Hilfe bestand es zwar den Krieg gegen das rote Rußland, kann sich aber nicht von der unglücklichen Großmachtpolitik befreien, die ihm schon diesen Krieg eintrug. Statt dem weitentfernten Herrn an der Seine zu willen zu sein, sollte es lieber mit seinen Nachbarn Deutschland und Rußland in ein gutes Verhältnis zu kommen trachten. Keins von beiden wird sich den Weg zum andern auf die Dauer versperren lassen. Polen muß Brücke sein und nicht Schranke, sonst wird es niedergerissen.

Eher noch als an Donau und Weichsel wird sich am Mittelmeer zeigen, daß auch Frankreichs Bäume nicht in den Himmel wachsen. Spanien ist dank seiner klugen Neutralität im Weltkrieg stark genug, sich dem französischen Einfluß zu entwinden. Es sieht mit Unwillen, wie von Paris seinem Handel mit Deutschland der Landweg gesperrt wird, es weiß, daß die ewigen Unruhen in Katalonien und die Streiks seiner Arbeiter von den Freimaurern an der Seine angezettelt werden. — Italien ist schon lange Frankreichs Nebenbuhler im Mittelmeer. Eben deshalb wurde ihm ein großes Jugoslawien auf den Nacken gesetzt. Der Vertrag von Rapallo aber schafft die Reibungsflächen zwischen den beiden Adriastaaten aus der Welt. Ja, es scheint, als wollte Italien mit dem Südslawenreich in engere Interessengemeinschaft treten und weiterhin mit Griechenland. König Konstantin, der unter dem Jubel seines Volkes in Athen eingezogen ist, wurde vom Quirinal nicht nur amtlich anerkannt, sondern mit Auszeichnung behandelt. Sogar ein italienischer Kreuzer wurde ihm zur Ueberfahrt angeboten. Die Ententegesandten bleiben in Athen, denn Italien war mit der angeregten Abberufung nicht einverstanden. Frankreich wird nun versuchen, durch eine Umbildung des Friedens von Sevres die Türkei wieder aufzupumpen, um so seinen Einfluß im näheren Osten zu stärken. Bei den christlichen Donau- und Balkanstaaten aber muß der Abkehr von Frankreich eine Hinkehr zu Deutschland folgen. Ob die Franzosen einmal einsehen, daß sich ohne und gegen Deutschland keine europäische Festlandspolitik machen läßt? Die beiden großen Völker sollen sich stützen und ergänzen; daß ist das politische Vermächtnis Karls des Großen,

den Deutsche und Franzosen gleich hoch verehren. Die Selbstzerfleischung Europas ist eine Todsünde angesichts des roten Imperialismus von Moskau. Drei Jahre herrscht nun dort, allen Vorhersagen auf schnellen Zusammenbruch trotzend, ein wahres Reich des Teufels, ein System abgründiger Gottlosigkeit. Seit dem Eintritt der deutschen Linksunabhängigen in die 3. Internationale hat es bei uns eine große, blindgehorsame Anhängerschaft. In allen Ländern wühlen seine Sendlinge. Asien wird mehr und mehr von ihm durchseucht.

Wir wiederholen unser zuversichtliches Bekenntnis, daß es dem Bolschewismus nicht gelingen wird, Europa in seiner Flut zu begraben. Der heilige Kreis um Rom, das Herz der Kirche, wird die roten Heere abhalten wie einst die Hunnen, Mauren, Mongolen und Türken. Nur die Völker Europas, wie sie heut sind, verdienen es wahrlich nicht!

* * *

Unerschüttert von allen Stürmen, von den Wogen gehoben und nie verschlungen, zieht das Schiff der Kirche seine Bahn. Der Statthalter Christi, Benedikt XV., ist nach wie vor bemüht allen seinen Kindern gerecht zu werden, ihren Streit zu schlichten und ihre Leiden zu lindern. Sein Eintreten für die Kriegsgefangenen, seine Hilfe an die hungernden Kinder sind noch in frischem Andenken. In dem großen Rundschreiben Pacem Dei vom Pfingstfest 1920 stellt der Hl. Vater die Grundsätze für ein friedliches Zusammenleben der Völker auf und ruft ihnen das Wort vom christlichen Europa zu. Die päpstliche Mahnung im Anschluß an die 1500. Jahrfeier des hl. Hieronymus, eifrig die Bibel zu lesen, der Hinweis auf den hl. Joseph zur Versöhnung der Arbeiterklasse, die Heiligsprechung von Margarethe Maria Alacoque, der vorbildlichen Dienerin des heiligsten Herzens Jesu sind Meilensteine des religiösen Fortschritts. — Die Beziehungen des Heiligen Stuhles zum Deutschen Reich wurden befestigt durch Errichtung einer Nuntiatur in Berlin und einer deutschen Botschaft beim Vatikan. Ein deutscher Kirchenfürst erhielt zu Beginn des Jahres den Kardinalshut: Fürstbischof Dr. Adolf Bertram von Breslau. Erzbischof Dr. von Faulhaber, der Münchener Oberhirte, wurde zu gleicher Zeit päpstlicher Thronassistent. Die Erzbistümer Köln und Freiburg wurden neu besetzt. In Köln folgte auf † Kardinal v. Hartmann Bischof Dr. Karl Joseph Schulte von Paderborn, in Freiburg auf † Dr. Thomas Nörber der bisherige Generalvikar Dr. Karl Fritz. — Das Verhältnis von Staat und Kirche und vielleicht mehr noch das von Kirche und Schule wird im kommenden Jahr der Gegenstand ernster Geisteskämpfe und einer politischen Machtprobe in Deutschland werden. Wachsamkeit und Einigkeit der Katholiken, vor allem festes Beharren auf den Grundsätzen unseres Glaubens und folgerechtes Handeln danach sind uns nötiger als je.

Stille der Nacht.

Stille der Nacht,
Weisse Strassen blenden im Licht
und dunkeln und ruhen
vom Lastentragen . . . Ich störe die Ruh'.
Aber mein Tritt ist leicht,
mich trägt die Ruhe der Nacht . . .

In nahen Dörfern
hinter blinden Fenstern ein Licht —
trägrot — — und Menschen ruhen
vom Lastentragen . . . Ich ruhe nicht . . .
mich tragen Flügel leis und leicht,
die setzen mich nieder —
ich weiss nicht wo — aber dort,
wo andere Flügel hintragen
ein anderes Ich — —

Flur und Wald und Berge und Himmel,
die ich durchmesse, bis ich finde
das Herz, das mir glüht,
dort ruh' ich und höre, wie unten
der Glockenschlag in die Stille der Nacht
hineinmeisselt den Fluch
der Vergänglichkeit.

Seb. Wieser.

Zur Rechenschaft über meine Amtsniederlegung als Pfarrer der Evang. Luth. Landeskirche Sachsens und meinen bevorstehenden Uebertritt zur kath. Kirche.

In Nummer 11 des „Sächsischen Kirchenblattes" (März 1920) habe ich die Hoffnung ausgesprochen, daß sich das Wesen der successio apostolica in so befriedigender Weise herausarbeiten lassen werde, daß auch die Protestanten, die von der jetzt üblichen formalerbrechtlichen, romanistischen Darstellungsweise unbefriedigt gelassen werden, sich dafür gewinnen lassen. Es ist verständlich, daß ich diesen Gedanken weiter nachging, bis ich zu einem Ergebnis kam, das wenigstens mich befriedigt, andere aber entweder anregte oder doch wenigstens von meiner geistigen Gesundheit überzeugen kann, die, wie ich höre, angezweifelt wird, seitdem meine Absicht, Katholik zu werden, bekannt geworden ist.

Es ist richtig, daß der Gedanke der successio apostolica in seinen Lebenswurzeln dem „modernen" Empfinden schier unergründlich geworden ist. Will man auf den Grund kommen, so gilt es in erster Linie, das geistige Wesen der geschichtlichen Erscheinung in ihrem Verhältnis zur Abstraktion, zum Prinzip, zu dem aus den geschichtlichen Erscheinungen abgezogenen, sogenannten Gesetz, die sämtlich menschliche Leistungen zu sein pflegen, zu erfassen und, vornehmlich im Gegensatz zu Lessing, als das Ueberlegene zu erweisen. Das reinste Beispiel haben wir an Jesus Christus selbst, sowohl für diese Ueberlegenheit, wie auch für das Bewußtsein von ihr. Er verhalf dem „Prinzip" der Gottes- und Nächstenliebe dadurch zu lebendiger Kraft, daß er nicht von diesem, sondern von „Sich", von des „Menschen Sohn" sprach und sprechen durfte. So ist auch der Gang der Geschichte überhaupt dem aus ihm erst abstrahierten Prinzip überlegen und ihm voranzustellen. Gar für den vom Glauben an den lebendigen Gott erfüllten Denker ist die Geschichte, da nur in ihr das Ewige zeitlich wirkt, die einzige Trägerin, beziehentlich Offenbarerin, wahrer Wirklichkeit. Damit ist aber auch die durch den Willen des Erlösers gegründete und an seinem Willen dauernd orientierte sichtbare Kirche als geschichtliche Gottesstiftung jeder auf „Grundsätzen" aufgebauten „geistigen Gemeinschaft" als dauernd überlegen erwiesen. Gewiß, auch die gottgestiftete Gemeinschaft bedarf der Grundsätze, der Symbole, aber nur aus Gründen der Arbeitsweise, nicht als Fundament. Fundament ist für sie nur Gott und sonst nichts. Hierin liegt das innere Recht und die Ewigkeitskraft der successio apostolica.[1]

Mit dieser Auffassung von der jetzt römisch-katholisch genannten Urkirche als der geschichtlichen Tat Gottes ist für mich der Schlußstein meines theologischen Umdenkens gesetzt. Die später aus recht verschiedenartigen Motiven entstandenen kirchlichen Gebilde zerfallen gegenüber dem Gotteswerke in nichts. Wohl haben die protestantischen Kirchen heute noch bedeutsame und auch für Leute allerbester Art anziehende temporäre Aufgaben. Sie haben dem gottlosen Individualismus den religiösen Individualismus entgegenzusetzen. Beide sind Kinder der Reformation, beide erstarkt mit den Kräften des Protestantismus. Ja, der Protestantismus ist je länger, je mehr der zum Gesetz erhobene religiöse Individualismus geworden. Luther hätte an diesem Fortgang seines Werkes, dieser Verflüchtigung alles Objektiven, wohl nur geringe Freude. Denn nunmehr ist das Arbeitsfeld der nach ihm genannten Religionsgesellschaften der Sache nach „besetztes Gebiet" geworden, an dessen Zersetzung sie mitschuldig sind. Ihre Arbeit aber ist endlose, hoffnungslose Fürsorge für die Kinder dieses armen Geisteslandes, die sich, auseinanderstrebend, der Heimat entfremden und selbst, wo sie Frömmigkeit wahren, nur immer mehr sich selbst leben mögen. Kommen sie einst von da zurück, so wird sie ihr Weg sicher an ihren „Kirchen" vorüber zur Kirche, zur Heimat führen. So besteht die Leistung des Protestantismus letzten Endes in seiner eigenen Auflösung. Selbst im innersten Kern des religiösen Lebens ist bei ihm das Subjektive, Glaube, Bewußtsein, Erlebnis alles, die unabhängig davon bestehende, objektive, göttliche Wirklichkeit aber, so sonderbar es klingt, etwas Halbvergessenes. Wer von Gottesbegriff und Christologie zum persönlichen, unabhängig vom Glauben wirkenden Gott, zum wirklich im Sakrament einschreitenden Gottessohn den Weg gefunden hat, der hat für alle diese Kämpfe um „So ich — wie Du?" außer der Fürbitte nur noch ein schlichtes „Nein".

[1] Siehe im übrigen den eingangs erwähnten Artikel.

Dieses Nein wird im gegenwärtigen Augenblick zu einem lauten Zeugnis gegen die protestantischen Kirchen selbst, die im Begriffe sind, in dem traurigen, wenn auch folgerichtigen Geschäfte der Selbstaufhebung entscheidend fortzufahren. Welch eine Selbstkritik lag, kirchlich gedacht, darin, den Gedanken des „Schutzes der Minderheiten" auch nur aufzuwerfen! Ganz richtig wurde es in der sächsischen Synode ausgesprochen, daß diese ominöse Einrichtung die Lehrzucht beseitigte und aus dem, was von Kirche noch übrig war, einen Zweckverband machte. Man hat den Gedanken in seinem ursprünglichen Umfang in Sachsen doch fallen gelassen. Um aber den Klagen über die aller Lehrdisziplin widerstreitenden Zustände[3]) entgegenzukommen, wurde der Antrag Stange Gesetz: Vereinigungen, die sich von einem anderen landeskirchlichen Geistlichen als dem zuständigen das Abendmahl reichen lassen wollen, können die Abendmahlsgeräte verlangen, und der Kirchenvorstand „hat" sie zur Verfügung zu stellen. Damit ist, wie die Verhandlungen der Synode beweisen, gegeben, daß es von jetzt ab de iure Geistliche in der Landeskirche gibt, bei denen das sanctissimum des Abendmahls zu genießen, einem um des Bekenntnisses willen nicht zugemutet werden kann. Diesen Zustand hat eine Kirche, die das Bekenntnis außerhalb der Gesetzgebung zu stellen vorgibt, meines Erachtens zu beseitigen, aber nicht, wie hier geschehen, in der Gesetzgebung zu berücksichtigen. Tut sie es, so gibt sie zu, daß sie die Reinheit von Wort und Sakrament im Sinne der Augsburgischen Konfession nicht mehr verbürgt, also selbst in ihrem eigenen Sinne keine Kirche mehr ist.

Wohl ist einzuräumen, daß jenes Ansinnen aus den verschiedensten, auch in streng kirchlichem Sinne zu begrüßenden Motiven an den Kirchenvorstand gerichtet werden kann. Aber die hierauf weisenden Darlegungen des Vizepräsidenten des Landeskonsistoriums konnten die Tatsache nicht beseitigen, daß die Synode sich völlig darin einig war, welche Fälle ihr bei Annahme des Antrags ausschließlich vorschwebten, eben die durch den Gegensatz von Bekenntnistreue und Bekenntnisfreiheit bestimmten.

In der Annahme des Antrags Stange liegt eine so weitgehende Abschwächung der kirchlichen Lehrzucht, eine so vollkommene Anerkennung der allenthalben geübten bekenntnisfreien Handhabung des Amtes am Wort und Sakrament, daß von einer bloßen liebevollen Duldung der bekenntnisfreien Geistlichen nicht mehr gesprochen werden kann, vielmehr eine rechtliche Anerkennung des desorganisierten gegenwärtigen Zustands darin erblickt werden muß, und zwar um so gewisser, als eine besondere Beaufsichtigung solcher „Lockerung des Parochialzwanges" gar nicht erst ins Auge gefaßt ist.

Diese Abschwächung der Lehrzucht bedeutet gewiß noch nicht deren völligen Verlust. Akademisch genommen ist sie immer noch möglich. Aber das ist offenbar, daß die bekenntnisfreie Handhabung des Amtes bereits derart überhand genommen hat, daß man ihr gesetzgeberisch Rechnung tragen mußte, und zwar in einer so allgemeinen Form, daß die erzielte Lockerung sowohl den bekenntnistreuen wie den bekenntnisfreien Kreisen zugute kommen kann, ohne daß dem Kirchenregiment das Recht besonderer Kontrolle gewahrt ist.

Und notwendig beim Sakrament des Altars setzt diese kontrollfreie Lockerung ein. Denn es versteht sich, daß dort, wo die Kirche die Gemeinschaft ihrer Glieder am zartesten und innigsten zur Erscheinung bringen sollte, sie am wenigsten dazu imstande ist, nachdem die schiefe Ebene einmal betreten ist. Ein gar eindringliches Memento mori. Und doch fiel gerade hierüber in der Synode kein Wort der Klage, ein Zeichen, daß sämtliche Richtungen die Auflösung gerade an diesem Punkte als etwas Unvermeidbares, ja Folgerichtiges ansehen. Der Zusammenbruch der protestantischen Kirchen als aus ihrem Wesen sich ergebende geschichtliche Notwendigkeit kann in diesem Augenblick nicht nachdrücklicher bezeugt werden.

Unter dem im Laufe des zu Ende gehenden Jahres sich immer mehr steigernden Eindrucke von dieser kirchengeschichtlichen Katastrophe habe ich mein Amt niedergelegt. Einer Kirche, die sich der gegenseitigen Verpflichtung, die sie bei Auferlegung des Religionsgelöbnisses eingeht, ausdrücklich zu entziehen beginnt, mit anderen Worten: ihre Verträge bricht, diene ich nicht mehr. Ich gehe dorthin, wo man nicht zerstreut, sondern sammelt.

Bad Lausigk, Weihnachten 1920. D. **Albani**.

[3]) Sogar im „Sächsischen Kirchenblatt" hat man sich mit der formalen und nicht materialen Verpflichtung auf das Bekenntnis gelegentlich abgefunden. Auch die sophistische Parallele zwischen Erreichung des sittlichen Ideals und Erzielung voller Bekenntnistreue war bei derselben Gelegenheit anzutreffen.

Die Tagung der Weltkonferenz für Glauben und Kirchenordnung.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. J. **Hoffmann**, München.

Die in Nr. 36 der „A. R." angezeigte vorbereitende Sitzung der „Weltkonferenz für Glaube und Kirchenordnung" fand vom 12.—19. August in Genf statt. Der offizielle Bericht, der auch in deutscher Sprache erscheinen wird, liegt noch nicht vor; wir finden aber in der „Monatsschrift der Hochkirchlichen Vereinigung" (Nr. 10) eine Darstellung von einem Teilnehmer, Pfarrer **Heinr. W. Mosel**, dem Gründer der Hochkirchlichen Vereinigung in Deutschland. Seinen Ausführungen entnehmen wir die Unterlage zu den folgenden Erörterungen.

Die einleitenden Arbeiten für den Zusammentritt der Konferenz waren außerordentlich groß und bekunden einen tiefen Ernst. Sie lagen zumeist in der Hand des **Rechtsanwaltes Gardiner** aus Gardiner (St. Maine in Nordamerika). Wir erhielten einen Einblick, indem uns der genannte Herr auf ein Ersuchen reichlich Material übersandte, eine Freundlichkeit, für die wir ihm auch hier unseren Dank aussprechen. Besonderes Interesse bietet der Bericht über die Reise und die Erlebnisse der Abordnung, die den Vertretern der einzelnen Kirchengemeinden persönlich die Einladung überbrachte, sowie der Briefwechsel zwischen dem Generalsekretär des vorbereitenden Komitees, Gardiner, und dem päpstlichen **Staatssekretär Gasparri**, der in Sonderbroschüre veröffentlicht ist.

Die Tagung in Genf war von 80 Kirchengemeinschaften aus 40 Ländern besucht, das Uebergewicht hatten die angloamerikanischen Teilnehmer, es war ja auch die Anregung zu der Konferenz von dem Pfarrer der protestantisch-bischöflichen Kirche D. **W. J. Manning** in Neuyork ausgegangen. Auch eine Dame war unter den Teilnehmern, die Quäkerin Miß Lucy Gardiner, die, „an ihrem Strickstrumpf arbeitend", den Verhandlungen der Konferenz aufmerksam folgte und zweimal das Wort ergriff. Den Vorsitz führte der Bischof Charles H. Brent von West-Neuyork. Nicht nahm die **römisch-katholische Kirche Anteil**, wie wir es bereits in dem oben zitierten Artikel der „A. R." berichteten. Unfreundlich ist die Kritik, die Pfarrer Mosel an diesem „Verhalten" des Papstes übt:

> Man sucht in der (ablehnenden) Antwort des Papstes vergebens nach dem weltweiten, wahrhaft **katholischen** Geiste; vielmehr ist sie in ihrer Ablehnung kennzeichnend für die Enge des Sektengeistes, der die katholische Kirche erfüllt(!). Es wäre töricht, eine baldige Aenderung ihrer Haltung gegenüber der Weltkonferenz zu erwarten. Erst wenn sich Rom einer geschlossenen, starken Einheitsfront der übrigen Christen gegenübersieht, wird es vom Kothurn herabsteigen. Dann werden von ihm auch die Konzessionen zu haben sein, die es heute noch — weniger im Gefühle eigener Kraft als vielmehr, weil es mit der Uneinigkeit der andern und ihrer daraus resultierenden Schwäche rechnet — ablehnen zu können glaubt!

Pfarrer Mosel bekundet mit diesen seinen Worten, daß er das Wesen der katholischen Kirche doch nur recht schlecht kennt. Mit Drohungen und Versprechungen mag man denjenigen kommen, die ihrer Sache nicht sicher sind, nicht aber solchen, welche die Gewißheit haben, im Besitze der Wahrheit zu sein. Was mit dieser „geschlossenen starken Einheitsfront der übrigen Christen" werden wird, soll uns weiter unten der Kritiker selbst sagen.

Ebenso war außer **Oesterreich nicht offiziell die deutsch-evangelische Kirche** vertreten. Die 6 deutschen protestantischen Mitglieder hatten von ihrer Kirche keinen Auftrag. Die Behandlung, welche diese Kirche erfuhr, war überhaupt etwas eigenartig. Schon die Anfrage, die der Generalsekretär an Pfarrer Mosel richtete, an wen er sich mit der Einladung wenden müsse, konnte auffallen. Dieser wies ihn an den Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, **Oberkirchenrat D. Moeller in Berlin-Charlottenburg**. Der persönliche Besuch unterblieb hier, wie weiter nur in Rußland. Dieses Versäumnis mißbilligt auch Pfarrer Mosel, da doch die deutschen Verhältnisse für die amerikanische Kommission keine Gefahren geboten hätten, wie solches in der Sowjetrepublik wohl hätte der Fall sein können. Oberkirchenrat Moeller glaubte die Einladung ablehnen zu müssen mit dem Hinweise, „**daß die deutsch-evangelische Kirche sich nicht** an einer Konferenz **beteiligen** könne, die von Kirchen ausging, deren keine gegen die auch nach dem Kriege festgesetzte Hungerblockade des deutschen Volkes, gegen den Gewaltfrieden von Versailles, gegen die Vergewaltigung der deutschen Missionen, gegen die Untaten der

farbigen Truppen im besetzten deutschen Gebiete Protest erhoben haben." Auch die deutschen protestantischen Teilnehmer an der Konferenz wurden, wie es scheint, wenig aufmerksam behandelt. Als Prof. D. Lang aus Halle a. S. das Wort genommen hatte, ließen es die Angelsachsen an Zustimmung fehlen; dieses möchte Pfarrer Mosel der überaus dürftigen Uebersetzung des Hilfsdolmetschers zuschreiben. Während den Wahlen zum „Fortsetzungsausschluß" in den übrigen Gruppen meist eingehende Besprechungen vorangingen, kam die „Wahl" der 3 deutsch-evangelischen Vertreter durch ein stark abgekürztes Verfahren, das kaum noch als Wahl bezeichnet werden kann, zustande. Auf der dem Kongresse unmittelbar vorausgehenden und gleichfalls zu Genf tagenden Versammlung, die vom amerikanischen Federal Council und von den skandinavischen Kirchen berufen worden war, erhob der Abgesandte der französischen Protestanten die Forderung, die Vertreter der deutsch-evangelischen Kirche sollten nur zugelassen werden, wenn sie für die „Kriegssünden" des deutschen Volkes Buße getan hätten.

Die Voraussetzung der Teilnahme an der Konferenz für eine Kirchengemeinde war ihr Glaube an Christus, den Sohn Gottes und Heiland. Es darf wohl angenommen werden, daß diejenigen, von denen die Einladung ausging, damit die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater festgehalten wissen wollen. Vielleicht mag eine hiervon ausgehende Erwägung beim Präsidenten des deutschen evangelischen Kirchenausschusses mitgewirkt haben, die Einladung abzulehnen; denn die Frage nach der Wesensgleichheit von Sohn und Vater in der Gottheit wird von der überwältigenden Mehrheit der Geistlichen und Gläubigen in der deutschen protestantischen Kirche nicht in bejahendem Sinne beantwortet. Auffallen mag es darum, daß die Vertreter des deutschen Protestantismus, die in den Fortsetzungsausschuß gewählt wurden, der liberalen Richtung angehören, und daß das anwesende Mitglied der hochkirchlichen Vereinigung in Deutschland, die doch der ganzen Sache sehr nahe steht, unberücksichtigt blieb.

Die Verhandlungen der Konferenz gingen in der Weise vor sich, daß die Vertreter der verschiedenen Kirchenabteilungen die geschichtliche Entwicklung und die Lehre ihrer Gemeinschaft und ihre Stellung zur Frage der kirchlichen Einheit mehr oder minder ausführlich darlegten; hierüber folgte dann in der zweiten Hälfte der Konferenz eine allgemeine Aussprache. Die Dolmetscher übersetzten die englischen Referate ins Deutsche und Französische, die deutschen ins Englische und Französische, und die französischen ins Deutsche und Englische. Die Fundamentalsätze der Besprechungen, die der Konferenz vorgelegt wurden, sind aus der von den zur diesjährigen Lambeth-Konferenz in London versammelten amerikanischen Bischöfen gegebenen Enzyklika entnommen. In ihr heißt es:

„Wir glauben, daß die sichtbare Einheit der Kirche die willige, freudige Annahme folgender Stücke in sich schließen muß:

1. Der Hl. Schrift als des Zeugnisses der Offenbarung Gottes an die Menschen und als der Regel und höchsten Richtschnur des Glaubens, sowie des gewöhnlich als „Nicänum" bezeichneten Glaubensbekenntnisses als der genügenden Darlegung des christlichen Glaubens; dieses oder statt seiner das „Apostolikum" muß auch das bei der Taufe zu gebrauchende Glaubensbekenntnis sein,

2. der von Gott eingesetzten Sakramente der Taufe und des Abendmahles, insofern in denselben das organische Leben der gesamten Jüngerschaft in und mit Christus zum endgültigen Ausdruck kommt,

3. eines Amtes, das von allen Teilen der Kirche als im Besitz nicht bloß der inneren Berufung des Geistes sondern auch des Auftrages Christi und der Vollmacht der ganzen Kirche anerkannt wird."

In der Stellungnahme zu diesen doch immerhin noch recht grundlegenden Sätzen mußte sich erweisen, ob eine Aussicht bestehe, die große Sache zu verwirklichen. Wie zu erwarten war, schieden sich die Geister, wenn auch die äußere Form, in der dieses zum Ausdruck kam, gefällig und mild war. Pfarrer Mosel berichtet hierüber:

„Von vornherein trat bei den Berichten das Vorhandensein zweier großer Gruppen in die Erscheinung, die im Gegensatz zueinander standen. Auf der einen Seite die Objektivisten, die Vertreter des Kirchentums: Orthodoxe und Anglikaner (auch die Altkatholiken sind dieser Gruppe zuzurechnen), auf der anderen Seite die Subjektivisten, die Vertreter eines extremen Protestantismus: Jünger Christi, Quäker, Baptisten, Kongregationalisten u. a. Ungefähr in der Mitte standen Evangelische, Lutheraner, Methodisten und Presbyterianer, letztere allerdings schon mehr zu der zweiten Gruppe hinneigend."

Die Aussprache über die von der Lambeth-Konferenz formulierten drei Punkte gestaltete sich nicht glückverheißend. Die Objektivisten halten ein einheitliches Glaubensbekenntnis, wenigstens in den Grundtatsachen des Christentums für notwendig, insbesondere die Orthodoxen des Orients, die Subjektivisten erachten dasselbe für überflüssig, ja unannehmbar. Die Autorität der Bibel will man wohl anerkennen, aber aus ihr dürfe man nicht ein starres Gesetzbuch machen wollen, auch die altkirchlichen Bekenntnisse seien als ehrwürdig anzusehen, doch neue Zeiten berechtigten zur Schaffung neuer Formen. Man müsse dem hl. Geiste zutrauen, daß er uns zu einer immer tieferen und besseren Erkenntnis der Wahrheit führe. Die Schwierigkeiten, die der Herübernahme von Glaubenssätzen aus den alten Symbolen oder der Aufstellung eines neuen Bekenntnisses aus dem Materiale der Hl. Schrift entgegenstehen, scheinen bei der eigenartigen Zusammensetzung der Konferenz unüberwindlich und doch hat die rechte Seite die Ueberzeugung, daß eine einigende Formel notwendig ist, wenn das Unternehmen lebensfähig sein soll.

Weniger schien man über die Anerkennung der beiden vorgeschlagenen Sakramente, Taufe und Abendmahl, verhandelt zu haben, obgleich die Spiritualisten unter den Teilnehmern dieselben nicht annehmen, die Kirchen der Orthodoxen sie aber festhalten.

Recht interessant gestaltete sich die Debatte über das kirchliche Amt. Die Diskussion kann auf die Formel gebracht werden, ob dieses sein Recht habe in einer äußeren göttlichen Stiftung und einem solchen Auftrage oder in der jedesmaligen inneren Berufung des Inhabers des Amtes durch den Geist Gottes. Die linke Seite lehnte infolge „der eigentlichen Sünde des Protestantismus, des subjektivistischen Individualismus" (Pfarrer Ad. Keller im „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz", 1920, Nr. 39 und 40) erstere Anschauung ab. Neben diesem Zwiespalte ergibt sich für die Vertreter eines Kirchenamtes nach göttlicher, äußerer Einsetzung eine weitere große Schwierigkeit. Will man nämlich dieses Amt in der nachapostolischen Zeit mit genügender Autorität umgeben, da muß man für sie die apostolische Sukzession in Anspruch nehmen, d. h. man muß dartun können, daß die jetzigen Inhaber des Amtes durch die Weihe in lückenloser Reihenfolge mit den Aposteln, denen Christus „alle Gewalt im Himmel und auf Erden" verliehen hat, in Verbindung stehen. Hierauf legen denn auch nicht nur die Angehörigen der griechisch-katholischen Kirche und die Altkatholiken größten Wert sondern auch die Anglikaner; ja es ist ein Wunsch selbst mancher Protestanten in Deutschland, namentlich der Mitglieder der Hochkirchlichen Vereinigung, das bischöfliche Amt zurückzuerhalten und Geistliche zu haben, die nach apostolischem Ritus durch Handauflegung des Bischofes in ihr Amt eingeführt werden.

Nun aber konnte nach wiederholter gewissenhafter Untersuchung die katholische Kirche diese apostolische Nachfolge den anglikanischen Bischöfen nicht zusprechen; ähnlich dürfte es stehen mit den übrigen Kirchengemeinschaften, die aus dem Protestantismus hervorgegangen sind und die das bischöfliche Amt haben, so bei den Kirchen in Dänemark und Skandinavien. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß die diesjährige Lambeth-Konferenz den schwedischen Bischöfen die apostolische Nachfolge zusprach.

In Bestrebungen, die mehr oder weniger mit den Verhandlungen des Weltkongresses in Genf in Beziehung stehen, macht sich in neuer Zeit ein eigenartiger Zug bemerkbar: die vom Papste getrennten Kirchengemeinden wollen sich Bezeichnungen beilegen, wie sie in der katholischen Kirche herkömmlich sind; dabei weichen sie aber von der ursprünglichen und wahren Bedeutung der Worte ab. Dieses tritt in ganz auffallender Weise an den Tag mit dem Ausdrucke der Successio apostolica, der apostolischen Nachfolge. In der nämlichen Nummer der „Monatschrift der Hochkirchlichen Vereinigung", die wir zu unserer Arbeit benützen, finden wir einen Vorschlag von Dr. K. Heldmann, Professor der Geschichte an der Universität Halle-Wittenberg. Dieser erklärt, der Begriff der Successio apostolica könne und dürfe vom evangelischen Standpunkte aus nicht in mystisch-sakramentalischem Sinne des Katholizismus, sondern nur im symbolisch-praktischen Sinne verstanden werden. Successio apostolica heiße nach seiner Meinung in erster Linie innere und äußere Selbständigkeit der Kirche im kirchenrechtlichen und im pädagogisch-ethischen Sinne, ausgedrückt durch das Amt der Kirchenleitung, verkörpert in der Hirtenpersönlichkeit der Bischöfe. Wir möchten hier mit Luther mahnen: sie sollen das Wort stehen lassen und ihm seine Bedeutung nicht nehmen. Ob wohl protestantische Kreise, die ernstlich nach Wahrheit suchen, mit solchen Umdeutungen, die ihnen ja das Wort sichern, aber seinen Inhalt entziehen, zufrieden sein werden?

Aehnlich steht es mit der Bezeichnung „katholisch". Wir freuen uns, daß der Wert dieses Wortes so gestiegen ist. Nicht

wenige außerhalb der katholischen Kirche stehende Religionsgemeinschaften möchten nun katholisch heißen, wenigstens in einem Beiwort. So begegnen wir neben den Benennungen „griechisch-katholisch“, „altkatholisch“, „anglokatholisch“ auch dem Vorschlage die Anhänger der Hochkirchlichen Vereinigung Deutschlands mit „evangelisch-katholisch“ auszuzeichnen. Man glaubt bereits berechtigt zu sein, sich katholisch zu nennen, wenn man darauf ausgeht, äußere Formen der altchristlichen Kirche anzunehmen, dem kirchlichen Vorsteher den Titel Bischof zu geben und mit den übrigen Kirchengemeinden in Verbindung zu stehen, wenn auch getrennt von jener Kirche, der seit den Tagen der Apostel der Name katholisch zukommt. Und doch bedeutet katholisch oder allgemein, daß eine Kirche, die diesen Namen führt, von Anfang an bestand, überall verbreitet ist und zwar ununterbrochen als die nämliche Kirche mit derselben Lehre, derselben Verfassung und den gleichen Gnadenmitteln in Opfer und in den hl. Sakramenten. Bei wem dieses nicht zutrifft und sich dennoch katholisch nennt, der führt den Titel kaum mit Recht.

Der Eindruck, den die Verhandlungen des Weltkongresses auf Pfarrer Mosel machten, spricht er in folgenden Worten aus:

„Ueber dem längeren Hin und Her und Für und Wider der Debatten verstärkte sich in mir die Ueberzeugung, daß es nämlich ungeheuer schwierig, wenn nicht unmöglich sein werde, für so viele verschiedene Anschauungen „die einigende Formel“ zu finden“.

Wir erkennen durchaus den guten Willen der an dem Weltkongresse Beteiligten an, vorzüglich aber seiner Veranstalter, die, wie schon erwähnt wurde, ein gewaltiges Stück Arbeit geleistet und ansehnliche Opfer gebracht haben; dagegen verstehen wir nicht den Optimismus, der sie beseelte; es müßte denn sein, daß sie der Meinung sind, man könne mit den von Gott gegebenen übernatürlichen Wahrheiten wie mit Waren verfahren, von denen man nach Bedarf mehr oder weniger zugibt. Die Tagung zeigte sodann die Sehnsucht, die gegenwärtig durch die Christenheit geht, wieder zu einer religiösen und kirchlichen Einheit zu gelangen; man vergißt und vergaß aber auch auf dem Kongresse, daß eine solche Einheit nur möglich ist mit der Anerkennung des einen Hirten, den Christus seiner Kirche in der Person des hl. Petrus und seiner Nachfolger aufgestellt hat. Hierauf wies auch Benedikt XV. die Mitglieder der Kommission hin, die ihm die Einladung übermittelten. Die Verhandlungen haben sodann den gähnenden Zwiespalt, der zwischen den christlichen Bekenntnissen selbst in den Grundtatsachen vorhanden ist, grell beleuchtet, vielleicht erhöht diese Einsicht den Gedanken, die Wahrheit und Einheit dort zu suchen, wo sie allein zu finden sind.

Die Konferenz zeigte ein starkes Ueberwiegen der Anglikaner, die auch durchwegs die Leitung hatten. So dürfte in Zukunft zu der politischen und wirtschaftlichen Uebermacht der Engländer und Amerikaner noch die Führung auch in religiösen und kirchlichen Angelegenheiten eines großen Teiles der von Rom getrennten Christen kommen. Darin liegt gewiß eine starke Steigerung des nationalen Ansehens jener Völker. Die Orthodoxen des Ostens befürchten bereits von dem steigenden Einflusse der englischen und amerikanischen Kirchengemeinschaften eine Schädigung ihres Besitzes; darum erhoben sie die Forderung nach einer Regelung der Bibelverbreitung und der Zurückhaltung der Proselytenmacherei. Es scheint, daß die „antienglische Spitze“, die hierin liegt, unliebsam empfunden wurde. Eine von zwei Amerikanern vorgeschlagene Kundgebung für den Völkerbund fand einstimmige Annahme; auch die deutschen Teilnehmer der Konferenz schlossen sich an. Schließlich wurde der bereits berührte Fortsetzungsausschuß gewählt. Zu der nächsten Tagung lud der Patriarch Damianos von Jerusalem in die heilige Stadt ein; doch wurde weder über den Ort noch die Zeit derselben eine Bestimmung getroffen.

Jch habe die feste Zuversicht, dass unsere oberschlesischen Volksgenossen, die in den schweren Tagen der Besetzung die Treue zum alten Vaterlande bewährt haben, sie auch am Tage der Abstimmung bewähren werden.

Fehrenbach

Zur Frage der Universitätsreform.[1]

Von Prof. D. Dr. Aufhauser.

Eines der wichtigsten und zugleich weittragendsten Probleme bei der Neugestaltung der Universitäten ist zweifellos die Regelung der Dozentenfrage. Die Existenzmöglichkeit des jüngeren bedürftigen akademischen Nachwuchses wurde bei uns in Bayern durch Gewährung von Zuwendungen in der Höhe von Teuerungszulagen der Staatsbeamten in Klasse 12, rückwirkend vom 1. Januar 1920, durch das Plenum des Landtages am 15. Mai l. J. gesichert.[2]) Bestimmtem Vernehmen nach ist auch eine Erhöhung wie Vermehrung von Lehraufträgen im neuen Hochschuletat vorgesehen. Das bayerische Unterrichtsministerium hat so in vorbildlicher Weise dem schwer gefährdeten akademischen Nachwuchs seine Fürsorge bewährt, ohne dadurch die freie Privatdozentur als solche zu ändern. Es bleibt zu hoffen, daß all diese Maßnahmen provisorischen Charakters durch möglichste Vermehrung etatsmäßiger Professuren soweit irgend möglich eine definitive Sicherung erfahren; wäre es doch ungemein bedauerlich, wenn die Finanznot des Staates gerade auf das Hochschulwesen ungebührlich schwer hemmend wirkte. In der Vergangenheit wurde ohnehin spärlich genug für die Vermehrung etatsmäßiger Stellen an den bayerischen Universitäten gesorgt. Tatsache ist, daß, die philosophische Fakultät zu Berlin 53 Ordinariate, 34 Extraordinariate, in Leipzig 42 Ordinariate, 36 Extraordinariate, München dagegen bei 42 Ordinariaten nur 8 Extraordinariate zählt.

An Landtag wie Regierung ergeht so von Seite der bayerischen Nichtordinarien die Bitte, das Versäumte, soweit irgend möglich, nachzuholen. Die im Stellennachweis für Bayern vom Juni d. J. vorgesehenen 5—6 neuen Extraordinariate für alle 3 Universitäten vermögen den Charakter Münchens als zweitgrößter Universität des Reiches im Vergleich zu Berlin und Leipzig nicht im geringsten zu wahren.

Dringend notwendig bleibt auch die Erhöhung der Lehrauftragsvergütung. Diese beträgt zurzeit meist 600 M für das Semester. Bei einigen, noch dazu etatsmäßigen Dozenten, soll sie sich bestimmtem Vernehmen nach auf das vier- bis fünffache erhöhen! Und doch sollte auch hier wie bei allen Staatsbeamten aus volkswirtschaftlichen und ethischen Gründen gerade der junge Nachwuchs finanziell lebensfähig erhalten werden. Bei einer monatlichen Einnahme von 400—600 M (hier den Lehrauftrag mitgerechnet) wird sich heute kaum eine Familie erhalten können, ganz davon zu schweigen, daß bei den heutigen Verhältnissen ein Arbeiter, ja ein Lehrjunge dieses Existenzminimum eines jungen Gelehrten am Ende einer langen Studienzeit weit in Schatten stellt, trotzdem dessen tägliche Arbeitszeit sich nicht in acht Stunden erschöpft. Wollen Landtag und Regierung den akademischen Nachwuchs nicht verkümmern oder nur aus den Kreisen des Besitzes oder der „Neureichen“ sich ergänzen lassen, so vermag nur Vermehrung und Erhöhung der Lehraufträge (oder Privatdozentenstipendien) und hochherzige Schaffung neuer etatsmäßiger Lehrstühle diese Gefahren zu beschwören.

Für den Ausbau der Fakultäten durch planmäßige Professuren ist ein Erlaß des derzeitigen preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Hänisch, vom 27. März d. J., U. J. Nr. 906, I von Bedeutung. In allmählicher Durchführung der geplanten Hochschulreform (vgl. Erlaß vom 17. Mai 1919, U. J. 1046, U. J. T.) durch eine Reihe von Uebergangsbestimmungen führt der Erlaß vom 27. März folgende Hauptgedanken aus:

„Die Schaffung einer einzigen Klasse von planmäßigen Professoren steht an erster Stelle. Mein Ziel ist, an die Stelle der Ranguntersschiede die zwischen den akademischen Lehrern vorhandenen Wesensunterschiede treten zu lassen. Wie bei allen Beamten soll sich auch bei den Universitätslehrern in Zukunft die Funktion ohne weiteres aus der Amtsbezeichnung ergeben. Nach völliger Umbildung wird es darnach nur noch Ordinarien (planmäßige Professoren), Extraordinarien (außerplanmäßige Professoren, d. h. gehobene Privatdozenten nach süddeutschem Muster), Honorarien (nebenamtliche Universitätslehrer aus der Praxis, nicht mehr gehobene Extraordinarien) und Privatdozenten geben. Die Klasse der planmäßigen außerordentlichen Professoren wird also abzubauen sein. Aus diesem Grunde will ich künftig in der Regel auf planmäßige Professuren nur noch Gelehrte berufen, die sogleich als persönliche Ordinarien in die Fakultäten einzutreten hätten. Auch die bisherigen planmäßigen außerordentlichen Professoren und Abteilungsvorsteher, die

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau“ 17 (1920) 250 ff.
[2]) Sie beträgt monatlich 400, bzw. 480 M, dazu die entsprechenden Kinderzulagen.

zugleich Extraordinarien sind, will ich, soweit das mit ihrer wissenschaftlichen Bedeutung vereinbar ist, zu vollberechtigten Mitgliedern der engeren Fakultät machen und sie zu ordentlichen Professoren ernennen. Ermöglicht auch die gegenwärtige Finanzlage noch nicht, diese planmäßigen außerordentlichen Professoren in ihrer Gehaltsstufe sogleich den ordentlichen Professoren gleichzusetzen, so werden doch voraussichtlich von Jahr zu Jahr mehr planmäßige Extraordinariate in Ordinariate umgewandelt werden können. Die Fakultäten der preußischen Landesuniversitäten werden ersucht, „tunlichst bald mit ausführlicher Begründung diejenigen planmäßigen außerordentlichen Professoren und Abteilungsvorsteher in Extraordinarienstellung namhaft zu machen, gegen deren Ernennung zu ordentlichen Professoren von seiten der Fakultäten schwerwiegende Bedenken geltend zu machen wären . . . Gegebenenfalls erhobene Bedenken werde ich einer eingehenden und umfassenden Würdigung unterziehen . . ., muß mir aber vorbehalten, die Entscheidung der Fakultäten von Fall zu Fall unter voller Berücksichtigung aller allgemeinen und besonderen Gesichtspunkte nachzuprüfen." Von einer Ernennung außerplanmäßiger Extraordinarien zum ordentlichen Professor muß grundsätzlich Abstand genommen werden.

Diese geplante Neugestaltung, die nach Hochschulnachrichten bereits in Berlin, Bonn, Königsberg und Göttingen eine Reihe von Ernennungen im Sinne des Erlasses gezeitigt hat, ist von tiefgreifender Wirkung. Die Fakultäten sollen nicht, wie sonst Gepflogenheit ist, die würdigen und verdienten Kandidaten vorschlagen, sondern die unwürdigen, nichtbewährten Lehrer, gegen deren Ernennung schwerwiegende Bedenken vorliegen, nennen und ihre Stellungnahme begründen. Dieser Neuerung dürfte ebenso wenig Sympathie entgegengebracht werden als der kumulativen, schablonenhaften Beförderung ohne besondere Rücksicht auf die Einzelpersönlichkeit, falls nur keine schwerwiegenden Bedenken vorliegen.

Das Vertrauen, das nach den Worten des preußischen Unterrichtsministers die Fakultäten zu der überwiegenden Zahl dieser Kollegen haben werden, ist tatsächlich das Grundmotiv, das die Neugestaltung der Hochschulen beherrschen muß, soll sie nicht auf halbem Wege stecken bleiben. Die etatsmäßigen außerordentlichen Professoren haben einst bei ihrer Berufung sicherlich das Vertrauen der Ordinarien in ihre Würdigkeit genossen, dies Vertrauen durch Bewährung im Amte völlig gerechtfertigt. Sie vertreten vielfach offiziell selbständige, von keinem Ordinarius gelehrte Fächer; wo sie infolge großer Hörerzahl das gleiche Fach wie ein Ordinarius dozieren, leisten sie durch ihre Lehr- und Forschertätigkeit im Gesamtrahmen der Universität zur Aufrechterhaltung ihres Betriebes lebenswichtige Dienste. Meist ist mit diesen etatsmäßigen Professuren auch die Leitung selbständiger Seminarien oder Institute ihren Inhabern übertragen. Sie auf die Dauer von der Verwaltung der Universität, wie bisher, völlig auszuschließen, so daß sie als etatsmäßige Beamte kaum die Möglichkeit hätten, von wichtigen Maßnahmen der Universität auch nur Kenntnis zu erhalten, müßte in ihnen ein bitteres Gefühl der Bevormundung und Unterdrückung zum Schaden der Berufsfreudigkeit wecken und nähren. Dem konnte auch die kgl. Verordnung vom 12. Juli 1913 in Bayern nicht Abhilfe tun, welche den etatsmäßigen a. o. Professoren nur für Fragen ihres Fachgebietes das Wort in der engeren Fakultät gab, ihnen im übrigen wie allen Nichtordinarien nur die Teilnahme an der jährlich wenigstens einmal einzuberufenden Sitzung der weiteren Fakultät gewährte. Mit vollem Rechte will ihnen der preußische Erlaß nunmehr in ihrer Gesamtheit die Teilnahme an der engeren Fakultät sichern, soweit nicht schwerwiegende Bedenken gegen einen Dozenten sprechen. In dieser Hinsicht stimmt der Erlaß mit den Reformwünschen der planmäßigen Extraordinarien überein; er geht noch darüber hinaus, insofern er mit Recht allen planmäßigen Extraordinarien, nicht bloß einer bestimmten Zahl von ihren selbstgewählten Vertretern die Teilnahme (Sitz und Stimme) an der engeren Fakultät sichert. Dadurch wird zweifellos auch die Einschätzung dieser Dozenten von Seite der Studierenden wie der Allgemeinheit nur gewinnen, vor allem aber ihre eigene Berufsfreudigkeit, ihr Selbstvertrauen und ihre Ueberzeugungstreue durch das Bewußtsein in gleicher Verantwortung als fest besoldete und verpflichtete Beamte auch gleiche Rechte und volles Vertrauen der Ordinarien und der Unterrichtsverwaltung zu genießen. Hier liegt der eigentliche Fortschritt gegenüber der bisherigen Gepflogenheit, der von den planmäßigen Extraordinarien mit Genugtuung begrüßt wird.

In der Entwicklung der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen wird es immer wieder vorkommen, daß bestimmte Fächer im Anfange ihrer akademischen Vertretung kaum der Bedeutung eines ordentlichen Lehrstuhles entsprechen. Dazu kommt, daß die derzeitige und künftige finanzielle Lage des Staates, wie der preußische Erlaß selbst zugibt, kaum zur Hoffnung auf Schaffung einer größeren Zahl von Ordinariaten berechtigt. Hierin läge zugleich möglicherweise eine Gefahr, diese a. o. Professuren, soweit sie nicht einem völlig dringenden Bedürfnis entsprechen, im Falle der Erledigung wieder einzuziehen, um sie nicht in ordentliche Lehrstühle überführen zu müssen. Diese Entwicklungsmöglichkeit schädigt nicht bloß den allmählichen Ausbau der Wissenschaften, sondern auch die Aussichten der nichtplanmäßigen Dozenten in erheblicher Weise. Ihre Wünsche gipfeln ja seit Jahren und gerade auch heute in der Petitionierung um Vermehrung der planmäßigen Extraordinariate, die, abgesehen von den erwähnten Fällen des noch auszubauenden Anfangsstadiums eines Faches, meist auch als Durchgangsposten zu Ordinariaten, neben denen sie bestehen, gelten.

Diese Befürchtung einer eventuellen Verschlechterung der Berufungsmöglichkeiten wird nicht unerheblich gestärkt durch einen Erlaß des preußischen Finanzministers vom 11. Mai d. J., J. Nr. I 12218: Im Interesse der Schaffung von mittleren Verwaltungs- und wirtschaftlichen Schulen zur Heranbildung gut talentierter Arbeiter, technisch und kaufmännisch Angestellter und Beamter für die höhere Verwaltungstätigkeit im öffentlichen Dienste wie im freien Wirtschaftsleben, die sich nur bei gleichzeitiger Erzielung entsprechender Ersparnisse durch Abbau vorhandener, zum mindesten im bisherigen Umfang nicht mehr erforderlicher Einrichtungen ermöglichen ließe, soll bei den Universitäten eine Einschränkung und ein Abbau durchgeführt werden; denn die Zahl der in Preußen vorhandenen Universitäten gehe über den Bedarf zur Ausbildung des normalerweise erforderlichen akademischen Nachwuchses weit hinaus. „Der speziell auch auf dem Gebiete der Kulturfragen neu vorherrschende Gesichtspunkt der Reichseinheit" lege auch grundsätzlich die Frage einer gewissen Kontingentierung der Universitäten und vielleicht auch anderer Bildungsanstalten nahe, weshalb die Reichsregierung bei der Prüfung der ganzen Angelegenheit zuzuziehen wäre.

Gewiß muß bei der heutigen katastrophalen Finanzlage des Staates weiseste Sparsamkeit vorherrschen. Im Interesse der Vertiefung und des Ausbaues, der Pflege spezieller Kulturkreise empfiehlt sich darum die Arbeitsteilung auch für die Universitäten als einzig gangbarer Weg. Gegen einen Abbau bereits seit Jahrhunderten bestehender Universitäten spricht aber ihr meist stiftungsgemäßer Charakter, würde sich zudem mit Recht einmütiger Protest sämtlicher Professoren, nicht zum wenigsten der nichtplanmäßigen Dozenten erheben; letztere wären ja an ihren vitalsten Interessen getroffen. Ob zudem ein „auf dem Gebiete der Kulturfragen neu vorherrschender Gesichtspunkt der Reichseinheit" überall, speziell in Süddeutschland angenommen, geschweige denn begrüßt würde, ist eine Frage, die kaum nur vom preußischen Standpunkt aus beurteilt werden dürfte. Es dürfte eher das Gegenteil der Fall sein. So hat sich auch der preußische Kultusminister jüngst im Kreise der Kieler Dozentenschaft ablehnend geäußert.

Es ließe sich für die Ueberführung der planmäßigen Professuren zu Ordinarien ein Mittelweg hierin begehen: Das etatsmäßige Extraordinariat als solches bleibt bestehen; sein Inhaber hat sofort mit seiner Berufung Sitz und Stimme in allen Angelegenheiten in der Fakultät; nach bestimmten Jahren der Bewährung wird er zum Ordinarius mit Rang, Rechten und Gehalt ernannt, ähnlich wie dies an den bayerischen 5 staatlichen Lyzeen schon längst üblich ist. Erledigt sich der Lehrstuhl infolge Berufung oder Tod, so wird er wieder mit einem Extraordinarius besetzt, wenn nicht inzwischen das Fach an Bedeutung einem Ordinariat gleichgestellt worden ist. Auf diese Weise ist auch der Grundgedanke Beckers, einer vollamtlichen Einfügung der Extraordinarien in die Fakultät und damit die Schaffung einer einzigen Klasse von Professoren, wenn auch mit verschiedenem Gehalte, verwirklicht. Dabei ist wohl nur billig und recht, wenn dem Vorbild Preußens, das Hochschulnachrichten zufolge auch in Sachsen und Rostock bereits Nachahmung fand, dem Kerngedanken nach auch von den übrigen Gliedstaaten, Bayern eingeschlossen, gefolgt wird, sollten nicht die planmäßigen Extraordinarien dieser Staaten sich mit Recht zurückgesetzt und von Rechten ausgeschlossen fühlen, welche den preußischen Kollegen jetzt gewährt werden. Die Errichtung neuer Extraordinarien (wie jüngst in Halle für Zahnheilkunde, in Freiburg für Musikwissenschaft u. a.) läßt sich, nach obigen Ausführungen damit wohl vereinen. Damit wäre die zurzeit denkbar beste Lösung der Extraordinarienfrage gegeben, wie sie auch schon früher warme Sympathie in höchsten Kreisen (z. B. bei dem früheren Ministerpräsidenten Graf von Hertling und Kultusminister Wehner) gefunden hat.

Hundert Jahre „geistliches Jahr."

Von Johannes Seitz.

„Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längst entschwand;
Mancher wird vor ihnen beben,
Der gleich mir empfand."

Unsere Zeit ruft nach Führern, nach Herolden, die gleich einem Dante nicht tatenlos trauern ob all der Verwilderung der Sitten, der Zerrüttung des Vaterlandes, der Zwietracht und der Zerwürfnisse der Parteien, sondern mit hindurchgehen durch namenlose Qualen, ermunternd den Berg der Läuterung emporführen und fern von Utopien befeuern zu lebensvoller Paradieseshoffnung; die es mit Prophetenmacht hindonnern über die Völker und hineinschmettern in die Seelen: „es kommt der Tag und auch die Nacht". Der Tag für alle, die sich durchringen zum Lichte der Freiheit der Kinder Gottes, und die Nacht für solche, die die Finsternis mehr lieben als das Licht. Wenn von Herolden und Lichtkündern die Rede ist, von Wegweisern, die nie versagen trotz Hügel und Berge, die über ein Weiterkommen zu spotten scheinen, dann kann die nicht übersehen werden, deren Worte, wie die einer Sibylle, unerbittlich in ihrer Herbheit und Kraft und darum auch unvergänglich sind.

„Des Dichters Amt ist Opfertat auf Erden;
Herr, laß auch mich an Deinem Glutscheit schüren,
Laß mich ein Volk, ein Bruchteil Deiner Herden,
Zu Sehnsucht, Dichtung, Ueberwindung führen."
(Schoenaich-Carolath.)

Ihr „Dichteramt", wer hat es ernster aufgefaßt und desselben treuer gewaltet, als Deutschlands größte Dichterin Annette Freiin von Droste-Hülshoff?

„Du hast, o Herr, mich auserseh'n,
Daß ich soll starr, doch fest gegründet
Wie Deine Festenmauern steh'n:
So brenne mich in Tatengluten
Wie den Asbest des Felsen rein!
Und kann ich dann kein Leben bluten
So blut' ich Funken wie ein Stein."
(Auf Mariä Verkündigung.)

Die Droste hat ihre Dichtungen mit ihrem Herzblut geschrieben. Sie nennt sie „Perlen und Juwelen, die nichts kosten als ihre Seele". „Schreibe mit Blut und du wirst erfahren, daß Blut Geist ist."

„. . . Und was wär' die Welt, wenn nicht
Der Odem der Begeist'rung sie durchwebte?
Was Großes, Schönes nur das Erdrund hält,
Geht von ihr aus, ist der Begeistrung Kind."

Und so fraulich zart auch vieles anmutet in ihren Gesängen (Mariä Lichtmeß, Jesu Namen, Zweiter Sonntag in der Fasten), ihr ganzes Schaffen ist voll männlicher, kerniger Kraft. Mit einem der Größten (Beethoven) kann sie sagen: „Kraft ist die Moral jener, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meine". Kraft, freilich recht verstanden als Selbstbeherrschung und geistiges Hochgefühl.

Vor hundert Jahren erhielten zu Hülshoff bei Münster in Westfalen zwei Frauen, Großmutter und Mutter, vom Kinde eine gar köstliche Gabe: ein Seelen- und Jahrbuch. Bereits im Dezember 1819 hatte die 22jährige Annette der Mutter mitgeteilt, sie möchte der Großmutter zu Weihnachten gern einige geistliche Lieder dichten. Ende des Jahres 1820 übergab sie dann ihrer Mutter das Manuskript des ersten Teiles vom geistlichen Jahr, vom Neujahr bis Ostermontag. Das Jahr 1821 konnten die edlen Frauen an der Hand des geistlichen Jahres als treuen Führers und Wegweisers beginnen und seelisch durchleben.

Am Neujahrstag: Das Auge sinkt, die Sinne wollen scheiden;
Fahr' wohl, du altes Jahr mit Freud' und Leiden!
Der Himmel schenkt ein neues, wenn er will . . . .
Die Nacht entflieht, der Schlaf den Augenlidern.
Willkommen, junger Tag, mit deinen Brüdern!
Wo bist du denn, du liebes neues Jahr?
Da steht es in des Morgenlichtes Prangen,
Es hat die ganze Erde rings umfangen . . . .
Und schaut ihm in die Augen ernst und klar.
„Gegrüßt, du Menschenherz mit deinen Schwächen,
Du Herz voll Kraft und Reue und Gebrechen,
Ich bringe neue Prüfungszeit vom Herrn."

Aber nicht mutterseelenallein sollte „das geistliche Jahr" in einem stillen, verschwiegenen Schlosse sein Dasein fristen, nicht nur für zwei Frauenseelen und das eine Jahr 1821 hatte Gott der Dichterin gegeben zu sagen, wie man leiden und kämpfen, sich freuen und siegen muß. „Meine Lieder werden leben."

„Erst seitdem ich mich von dem Gedanken, für die Großmutter zu schreiben, völlig freigemacht, habe ich rasch und mit mannigfachen, aber erleichternden Gefühlen gearbeitet, und so Gott will, zum Segen . . . So ist dies Buch in deiner Hand! Für die Großmutter ist und bleibt es völlig unbrauchbar, sowie für alle sehr frommen Menschen . . ., daß mein Buch nicht für ganz schlechte, im Laster verhärtete Menschen ist, brauche ich eigentlich nicht zu sagen . . . Es ist für jene unglücklichen, aber törichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können . ., ich habe für keinen einzelnen geschrieben."

Also lesen wir im Widmungsbrief an die Mutter. „Religiöse Selbstbekenntnisse" nennt Christoph Flaskamp das von ihm herausgegebene und geistvoll eingeleitete geistliche Jahr, und die Dichterin selber sagt, daß sie „keinen Gedanken geschont habe, auch den geheimsten nicht". Trotz Freundschaft und Elternliebe blieb sie ja im letzten Grunde einsam, wie all die ganz Großen, und wie den hohen Bergen die Wetterwolken, so ziehen ihrem Geiste die Leiden nach. „Wo größtes Empfinden ist, da ist auch größtes Martyrium", sagt Leonardo da Vinci. In ihrer Seele brannten so große Fragen, „finstere Hamletfragen, die sie ängstigten und peinigten" (Schwering), verworrene Rätsel des Lebens, an deren Lösung sie beständig grübelte, aber nie verzweifelte, so daß sie wehwund klagte: „Mein Heiland, den du liebst, wie niemand liebt, fühlst du denn kein Erbarmen?" Aber schon hat sie sich gefaßt:

„Bruder mein, so laß uns sehen
Fest auf Gottes Wort!
Die Verwirrung wird vergehen
Dies lebt ewig fort". (5. Sonntag in der Fasten.)

Die „helle Glaubensmacht" war der funkelnde, tröstende Stern, dem sie willig folgte, in dessen Strahle sie des Leidens Sinn erkannte.

„Brenne mich in Leidensflammen rein!
O, die Not lehrt deinen Namen nennen!
Doch die Ehre steht so gern allein."

Sie liebte ihren Glauben und war ihm nicht fremder geworden, als sie nach siebzehnjähriger Unterbrechung wieder zum geistlichen Jahr zurückkehrte, um es zu vollenden. Begegnen wir im ersten Teil mehr der spekulativen Sucherin, dann im zweiten mehr der praktizierenden Katholikin. Sie hat so viel zu fragen, „und noch viel andere Dinge, die mir nicht zu wissen not und mich drücken in den Tod", aber sie will vorwärts gehen „mit der schwergepreßten Brust; wird doch alles mir bewußt, wenn die Toten auferstehen". Indes sind es nicht bloß Glaubensfragen, die ihren Geist beängstigen. Wir wissen, daß nicht alle Denker und Dichter, wie ein Plato, Sophokles, Leibniz, Goethe, Möhler usw. in ihrem Alter geistig am höchsten standen; andere, wie Newton, Kant u. a. verstanden im Alter ihre eigenen Werke nicht mehr. Und so fürchtete die Dichterin in ihrer Jugend sich vor den „Schergen", die ihr die „Menschenherrlichkeit", „den reichbegabten Geist" nehmen und töten könnten. Doch drohte ihr nie im Ernste dieses furchtbarste Los des selbstquälerischen Lenau, dessen Fluch es geworden war, daß er die Sphäre der Poesie und des wirklichen Lebens nicht auseinander halten konnte; dessen Klage jeden erschüttert:

„All des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ".

Das geistliche Jahr, nach J. Werle ein Gotteskampf gleich dem des Patriarchen Jakob — „ich lasse dich nicht, ehe du mich segnest" — ist Annettes Lebenswerk. Wohl hat die Droste als erste in der Landschaft blühendes, leuchtendes Eigenleben, beziehungslos zum Menschen, geschaut und plastisch gestaltet. Sie hat ein neues Reich entdeckt und unübertroffen kultiviert. Indes „wenn wir diesen Liederzyklus (das geistliche Jahr) nicht besäßen, dann würde sie zwar mit ihren übrigen Dichtungen immer noch zu den besten der kleinen, aber kaum mit zu den großen Poeten unseres Volkes zählen". (Flaskamp). Aber unsere Dichter wollen weniger gelobt, mehr gelesen sein. Und zumal Annette war zu wenig kleinlich, um darnach zu geizen, als Stern erster Größe angesehen zu werden. „Freiheit heißt der Seele banges Streben, und im Busen tönt's Unendlichkeit." Und „Ehre dem Herrn" steht auf ihrem unscheinbaren Grabstein in der Kirchhofmauer zu Meersburg. Hundertmal bereits im Umlauf eines Jahres ist das geistliche Jahr Unzählbaren zum Tröster und Freund geworden. Noch weit mehr müssen diesem bewährten Führer durch Verwirrung und Verzweiflung folgen. Nicht darf ungehört verhallen der Weckruf des geistverwandten Verstehers und Verehrers unserer größten Dichterin, Flaskamps Wort: „Dieses ihr Lebenswerk muß und wird fortan als ein organischer Baustein in der Entwicklung unseres Volkes, vorab des katholischen Volksteils, erkannt und zu einem **Stundenbuch der christlich Gebildeten** werden.

Zum Nachdenken für Katholiken.

Von R. Asal, Lörrach.

Wir Katholiken weisen angesichts der heutigen Zerrissenheit der Menschheit gerne auf die Katholizität unserer übernationalen Weltkirche hin. In der Tat ist diese weltumspannende Katholizität ein großer und froher Gedanke. Aber bleibt es nicht vielfach zu sehr bei dem Gedanken und der stolzen Freude daran? Und läßt nicht die Betätigung dieses Gedankens viel zu wünschen übrig? Es ist wahr, auf rein geistigem Gebiete sind wir wirklich hemmungslos weltumspannend katholisch. Aber die Kirche bleibt nun einmal nicht in rein geistigem Bereich, sondern sie hat auch einen materiellen Leib, und dieser bedarf zum Leben materieller, wirtschaftlicher Nahrung. Es sind materielle Mittel notwendig, um die Organe und lebensnotwendigen Einrichtungen der Kirche zu erhalten. Es sei nur an die Ausbildung der Priester, an die Unterhaltung der Seelsorger und der Hierarchie erinnert, an Kirchen- und Schulbau, an Missionen, gar nicht zu reden von Unternehmungen mehr wissenschaftlichen Charakters zur Führung des Geisteskampfes. In einem gesunden Körper muß ein frischer Blutkreislauf stattfinden zum Austausch der Nahrungsmittel. Aber liegt nicht dieser Blutkreislauf der materiellen Lebenskräfte im irdischen Leib unserer Kirche, der weltumfassende Kräfteaustausch noch zu sehr darnieder — für eine Weltkirche, in der das Wort von der unam catholicam ecclesiam zu verwirklichen ist!

Es ist lehrreich, zu überlegen, was in der Vergangenheit hätte erreicht werden können bei rationeller Organisation und Verteilung der zur Verfügung stehenden wirtschaftlichen Kräfte. Bleiben wir aber bei der Gegenwart und ihren Aufgaben.

Es dürfte nicht vorkommen, daß heute z. B. in den einen Landesteilen des früheren Oesterreich-Ungarn kirchliche Anstalten mit dem Untergang ringen und höchste kirchliche Organe mit der grauen Not, während zur selben Zeit zum Beispiel in Ungarn kirchliche Oberhirten Ueberfluß an Mitteln haben. Es sollte nicht möglich sein, daß Glieder und für die Gesamtkirche lebenswichtige Werke in den durch den Friedensschluß versklavten, verarmten und verelendenden Ländern mit äußerster Not kämpfen, wo den Gliedern desselben Leibes in andern Ländern infolge der Valutaverhältnisse eine Hilfe verhältnismäßig leicht fallen würde. Man muß ja in Berücksichtigung der Wirklichkeit die nationalen Leidenschaften der ehemaligen Kriegsgegner — leider auch zu sehr die der Katholiken — in Rechnung stellen. Aber es gibt auch Katholiken damals neutraler oder weniger leidenschaftlich beteiligter Völker und es gibt in der Weltkirche eine übernationale Zentrale. Müssen wir nicht die mit internationalem Geld vollbrachten Leistungen des Judentums, der Freimaurerei, der Adventisten, Quäcker, der Heilsarmee bewundern?

Wir deutsche Katholiken können heute den Weltkreislauf der materiellen Kräfte kaum anregen, schon weil wir zu einseitig als Empfangende beteiligt scheinen würden. Aber wir können wenigstens versuchen, bei uns selbst eine bessere, rationellere Ausnützung und Verteilung und einen weitherzigeren Umlauf dieser Kräfte zu fördern.

Es sollte bei uns nicht vorkommen, daß an einem Orte Mittel verbraucht werden zu irgendwelchen Veranstaltungen oder Unternehmungen, die einen Luxuscharakter oder stark persönlichen Einschlag haben, wie z. B. Einsetzungsfeierlichkeiten, Jubiläumsgeschenke und -Feiern, soweit solche persönlicher Art sind, während an einem anderen, oft ganz benachbarten Orte die Mittel fehlen zum Einfachsten, Lebensnotwendigsten. Es sollte nicht sein, daß z. B. eine Organisation zur Verteilung der Kräfte, wie der Bonifaziusverein, Mangel an Mitteln hat oder kein Geld vorhanden ist zur Ausbildung von unbemittelten Priesterkandidaten, während gleichzeitig, ja oft im selben Orte, Mittel zu angedeuteten oder ähnlichen Zwecken verbraucht werden können. Es sollte nicht sein, daß überhaupt Mittel für solche entbehrliche Zwecke gesammelt oder auch nur zu sammeln versucht werden, solange solche für religiös notwendigste Zwecke gebraucht werden — und nicht vorhanden sind. Es fehlt noch zu sehr der Sinn dafür, daß religiös höchste und lebenswichtigste Zwecke der Gesamtheit oder anderer Glieder oder Gemeinden vor denjenigen eigenen Unternehmungen gehen sollten, nein müssen! — die Luxuscharakter oder persönlichen Einschlag tragen.

Es muß hier besser werden! Besonders in unserer mittelarmen Gegenwart und Zukunft! Und damit es besser wird, müssen wir vor allem mehr Gemeinschaftssinn und katholisches Gefühl bekommen, auch in diesen materiellen Grundlagen des kirchlichen Lebens. Es ist der Geist der Katholizität, der vor allem, auch in diesen Dingen, mehr geweckt werden muß gegenüber dem Geist der Kirchturmspolitik und der eigenen Interessen. Gelegenheit zur Verwendung der Kräfte und Organisation zur Verteilung sind da. Ob der Not der Zeit zufolge neue Organisationsmaßnahmen notwendig sind, wäre zu erwägen.

Wer rettet Deutschland?

Von Gewerkschaftssekretär L. Sedlmayr, München.

Der Essener 10. Kongreß der christlichen Gewerkschaften Deutschlands hat in einem Artikel von E. Hubertus in Nr. 50 der „Allgemeinen Rundschau“ eine kritische Würdigung gefunden, die noch ein paar Bemerkungen nötig macht.

Es ist wahr, daß die Zentrumspartei von Anfang an eine interkonfessionelle Partei gewesen ist; sicherlich haben auch die Gründer sich das Ziel gesetzt, alle gläubigen Christen in dieser Partei zu sammeln. Warum ist es aber nicht gelungen? Mir scheint, daß die Antwort, die darauf E. Hubertus gegeben hat, nicht alle Umstände berücksichtigt.

Es ist zu bedenken, daß von 1870 bis zum Abschluß des sogenannten Kulturkampfes eine sehr starke Spannung zwischen Katholiken und Protestanten vorhanden war. Vor allem war es die damalige preußische Regierung, die in den Katholiken unzuverlässige Staatsbürger erblickte und sich als Vollstrecker des Willens der gegen die Katholiken aufgepeitschten Protestanten fühlte. In einer solchen Atmosphäre war es freilich sehr schwer, Katholiken und Protestanten in einer Partei zu vereinigen. Wir erinnern uns noch an Reden vom „protestantischen Kaisertum“ und denken dabei unwillkürlich an den Einfluß, den der Berliner Hof auf die Entwicklung des Protestantismus ausgeübt hat. Besonders stark ist das Beamtentum von der Gunst des Hofes abhängig gewesen, nicht weniger das Offizierskorps, erst recht die protestantischen Geistlichen und Lehrkräfte. Das alles ist jetzt anders. Im Volksstaat wurde das Staatskirchentum beseitigt. Die beiden christlichen Konfessionen können ihre Kräfte frei entfalten. Sogar die Jesuiten können sich jetzt ungehindert betätigen — und man hat noch nicht gehört, daß deswegen ein Unglück in Deutschland passiert wäre. Wie lächerlich muß heute auch frühere Gegner der Jesuitengleichberechtigung die eigene frühere Voreingenommenheit anmuten!

Eine katholische Partei war das Zentrum nie, aber es kann doch nicht geleugnet werden, daß es häufig durch das praktische Verhalten einen solchen Anstrich erhielt. Es gab und gibt z. B. nur katholische Zentrumsblätter. Das ist keine Schuld des Zentrums, aber eine Tatsache. Erst in den letzten Jahren ist mehr darauf Rücksicht genommen worden, daß die Partei interkonfessionell ist. Es sind also doch mancherlei sachliche Gründe dafür anzuführen, daß bis jetzt die beiden christlichen Konfessionen nicht in einer Partei zusammenkommen konnten.

Als vor etwa 20 Jahren katholische und protestantische Arbeiter sich anschickten, in der interkonfessionellen christlichen Gewerkschaft zusammenzustehen, da erschollen auch von mancher Seite Warnungsrufe. Katholische Kreise sahen ebenso besorgt auf die katholischen, wie protestantische auf die protestantischen Arbeiter. Bis in die neueste Zeit hinein gab es noch in beiden Lagern ängstliche Seelen, die nicht glauben konnten, daß aus dem Zusammenarbeiten der beiden Konfessionen in einer Gewerkschaft keinerlei religiöser Mischmasch entstehen kann. Und doch ist letzteres zweifellos für die christlichen Gewerkschaften zutreffend: die christlichen Gewerkschaften sind nach dem Urteil der Geistlichen beider Konfessionen, vielfach die aufrechtesten Bekenner ihres Glaubens.

Und gerade diese Katholiken und Protestanten haben in Essen sich die Bildung einer politischen Einheitsfront zum Ziel gesetzt. Die Ueberzeugung, daß Zustände, wie sie der Kulturkampf zeigte, künftig in Deutschland unmöglich sind, beruht auf einfachen Erwägungen. Weder der katholische noch der protestantische Teil des deutschen Volkes kann die Entwicklung des deutschen Verfassungslebens einseitig bestimmen. Sicher ist aber, daß die Freiheit und die Grundlagen beider Konfessionen durch die mammonistische und sozialistische Bewegung gleichmäßig bedroht sind.

Diese große Gefahr haben die im Deutschen Gewerkschaftsbund vereinigten Arbeiter, Angestellten und Beamten klar erkannt. Hoffentlich dauert es nicht zu lange, bis diese Erkenntnis sich auch in anderen Volkskreisen zu entschlossener Tat verdichtet! Dann rettet das christliche Volk Deutschland!

Vom Büchertisch.

Der Protestantismus nach protestantischen Zeugnissen. Von Dr. Hans Rost, Schriftsteller in Westheim bei Augsburg. Paderborn 1920. Druck und Verlag der Bonifazius-Druckerei Paderborn. 319 S. Geb. 24 ℳ (Zuschläge inbegriffen). Der Protestantismus in Deutschland steht heute vor einem Wendepunkt seiner inneren und äußeren Entwicklung. Dem Katholiken sind die religiösen Angelegenheiten seiner unter dem nämlichen Dache des deutschen Hauses wohnenden Mitbürger nicht gleichgültig. Bestimmte Fragen, wie z. B. die nach der Trennung von Kirche und Staat sind auch für die kirchenpolitischen Verhältnisse der Katholiken von einschneidender Bedeutung. Nach 400 Jahren Reformation hat der Protestantismus auf dogmatischem und historischem Gebiet eine Menge von Vorurteilen aufgegeben, eine Reihe von Streitpunkten beseitigt und eine geradezu überraschende Fülle von Zugeständnissen an den Katholizismus gemacht. Das große Hauptergebnis der „Zeugnisse" des vorliegenden Werkes ist die große Zerrissenheit des Protestantismus in Deutschland, die beständige Umbildung und Weiterentwicklung, die fortwährende Zersetzung (236 protestantische Sekten!), ja völlige Auflösung des religiösen Systems. Die Zeugnisse stammen von hervorragenden protestantischen Persönlichkeiten aus alter und neuer Zeit, Theologen wie Philosophen, Rechtsgelehrten, Politikern und Dichtern, und geben ein objektives Bild, eine Art Bilanz des Protestantismus beim Eintritt in das fünfte Säkulum. Es sind derbe Wahrheiten, die hier ausgesprochen werden und die zahlreichen kritischen Aeußerungen bieten eine zuverlässige Grundlage, um den Protestantismus im Lichte seiner eigenen Zeugnisse zu prüfen. Das Buch umfaßt 13 Kapitel. Das erste beschäftigt sich mit der Bedeutung des Reformators Luther und mit seinem Werke. Das zweite Kapitel bringt Aeußerungen über die kulturelle Bedeutung des Protestantismus im allgemeinen. Das dritte bezeugt den Niedergang der Wertschätzung der Bibel, während das vierte Einblick gewährt in die Beurteilung der protestantischen Predigt bei Geistlichen und Laien. Im fünften Kapitel tritt uns das verfehlte System des protestantischen Landeskirchentums entgegen. Im sechsten Kapitel werden die Beziehungen zwischen dem Protestantismus und den deutschen Klassikern geprüft und im siebenten der geringe Einfluß auf die Kunst dargelegt. Im achten Kapitel stoßen wir Katholiken auf förmlich überraschende Zugeständnisse in bezug auf Gottesdienst, Sakramente und Liturgie, welche die unverhohlene Absicht zur Wiedereinführung katholischer Kultformen erkennen lassen. Sogar ein Zurückgreifen auf den Klostergedanken, die Wiedereinführung des Mönchtums liegt dem heutigen Protestantismus nicht gar so ferne, wie das neunte Kapitel zeigt. Das zehnte Kapitel geht der Stellung des Protestantismus zur sozialen Frage, zur Caritas und zum Missionswesen nach, während im elften die Stimmen zu Worte kommen, welche für die Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen eintreten. Das zwölfte Kapitel wirft interessante Streiflichter auf alte und neue Thesen (1517; 1817; 1917) und legt die kolossale Entfernung vom Christentum des Reformators dar. In der Schlußbetrachtung kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß der Protestantismus als religiöser, kultureller und seit der Revolution auch als politischer Faktor in Deutschland seinen Höhepunkt überschritten hat. Ein etwaiger Einwand, die Auswahl der Zeugnisse sei „tendenziös" wird die Wahrheit derselben nicht umstoßen und ihre Beweiskraft nicht in Abrede stellen können. Dr. Rost hat mit seinem neuesten Werke der katholischen Sache wiederum wertvolle Dienste getan.

Domprediger Dr. Hartmann.

Dr. **E. L. Stein, Geschichte des Kollegiatstiftes Jung-Sankt Peter zu Straßburg von seiner Gründung bis zum Ausbruch der Reformation.** 1920. Selbstverlag: München, Hohenstaufenstraße 2/II. 167 S. — Ein Werk, das die Geschichte der deutschen Kollegiatstifte wesentlich fördert. Mit Wehmut schauen wir heute aus nach der türmereichen, trutzhaften freien Reichsstadt Straßburg, wo sich das im Buch geschilderte reiche deutsche Kulturleben abspielte, nach dem Riesendom, in dessen Bannkreis St. Peters Einfluß weit hinausragte über die Grenzen von Alt-Straßburg. Der Verfasser, als Mitarbeiter der Görresgesellschaft zurzeit im Vatikanischen Archiv tätig, hat gründliche Arbeit geleistet und u. a. über 2200 Originalurkunden der Archive Straßburg und Karlsruhe untersucht und verwertet. Die einzelnen Kapitel (Gründung, Verfassung, Finanzen, Kunst, Gottesdienst, geistige, religiös-sittliche Verhältnisse) bergen eine Fülle neuen kulturgeschichtlichen Stoffes; ein Blick in das ausführliche Orts- und Personenverzeichnis zeigt, daß der Freund der Orts-, Adels- und Ordensgeschichte, der Liturgie, Musik, Kunst und Schule Wertvolles findet.

L. Heilmaier.

Dr. **Romano Guardini: Aus einem Jugendreich.** 16⁰. 51 S. Matthias Grünewald Verlag, R. Knies, Mainz, 1920. ℳ 3.30. — Was Dr. Guardini in seiner Schrift: „Neue Jugend und katholischer Geist" als Programm entwirft, daran hat er auch praktisch gearbeitet. Ueber vier Jahre leitete er in Mainz eine Vereinigung von Jungen aus allen Klassen der höheren Schulen, „Juventus" genannt. Von der Ordnung, dem Leben und dem Geiste dieser Vereinigungn erzählt er in diesem Schriftchen: „Aus einem Jugendreich". Er will nicht etwa ein Musterbeispiel einer modernen katholischen Jugendvereinigung vorführen. Sagt doch der Verfasser selbst: „Das Büchlein erzählt mehr von dem, was wir sein möchten, als von dem, was wir sind." Aber das Büchlein atmet einen Geist, von dem man wünschen möchte, daß er in allen katholischen Jugendvereinen lebendig sei: den Geist echter Jugendlichkeit, hoher Sittlichkeit und ernster Gläubigkeit.

K. Neundörfer.

Georg Ströbele: Lebensweihe. Richt- und Leitgedanken auf dem Weg zum Glück. Mergentheim, Karl Ohlinger. Pr. geb. 4.50 ℳ. — Dies männlich-eindringliche, feine Büchlein eines Seelenkundigen, Seelenliebenden, Seelenhütenden gilt vor allem der schulentlassenen Jugend, die es Schätze fürs Leben erkennen und fenden lehrt. In gütigem Ernste geht es auf das Dasein mit seinen Pflichten, Rechten und reinen Freuden ein, auf Natur und Wesen des Menschen, auf dessen zu erzielende „Künstlerarbeit" am Kunstwerke des eigenen Lebens kraft des durchgebildeten Willens zum Gottesziele. Schon das Inhaltsverzeichnis mit den klug, anmutig und tiefschürfend ersonnenen Ueberschriften liest sich anziehend, anregend. Und nun erst das Viertelhundert der Kapitel selbst! Einige davon stehen unter dem ausgesprochenen Zeichen des Lieblichen, so „Sonnenaufgang", „Veilchenzauber", „Sonnenmenschen". Die meisten anderen bekunden inneren Reichtum, Vertiefung, Kraft, auch Sinn für das wahrhaft Schöne.

E. M. Hamann.

Die „Soziale Revue", katholische internationale Halbmonatsschrift, beschließt mit der vorliegenden Doppelnummer ihren ersten Jahrgang als katholische internationale Halbmonatsschrift. Die Redaktion kann sich mit Recht der Tatsache rühmen, daß es ihr in der kurzen Zeit gelungen ist, für die „Soziale Revue" nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland beachtenswerte Freunde und Mitarbeiter zu finden. In der vorliegenden Nummer berichtet der Schriftleiter über seine Privataudienz beim Heiligen Vater, am Sonntag, den 14. November, bei der der Papst sich in anerkennendsten Worten über die „Revue", ihr Programm, ihre Arbeit, ausgesprochen hat. Ganz besonders begrüßen wir es, daß die „Soziale Revue" trotz Revolutionen und Koalitionen mit der Sozialdemokratie den Kampf gegen die Umsturzpartei, die das Unglück der Revolution, des Zusammenbruchs und des furchtbaren Sklavenfriedens über Deutschland gebracht hat, mit aller Entschiedenheit und Tapferkeit weiterführt. Für alle, die im Kampf gegen den Sozialismus und für wahrhaft christliche, soziale Arbeit stehen, bietet die „Soziale Revue" in jeder Nummer erlesenes Material.

Dr. Hans Eisele.

Die junge Lehrerin. Erscheinungsort Köln. Geschäftsstelle Boppard a. Rh. Herausgeber: Verein kath. deutscher Lehrerinnen E. V. Zu beziehen durch die Post 6 ℳ der ganze Jahrgang. Einzelnummer durch die Geschäftsstelle 60 Pf. Schriftleitung: **Pauline Herber,** Boppard a. Rh. — Ich weiß eine Zeitschrift, deren Segensmöglichkeit unübersehbar, deren bereits erzielte Segensauswirkung schon sehr erfreulich, aber noch mit allen erforderlichen Mitteln zu erhöhen ist: die obengenannte. Hinter ihr steht eine hochedle, hochverdienstliche Frau: Pauline Herber, die Gründerin des Vereines kath. deutscher Lehrerinnen, dessen Pflanzung und Wachstum von ihr, zur Zeit des Kulturkampfes, gleich mit harten persönlichen Opfern „gebüßt" und erkauft werden mußte. Bis vor wenigen Jahren hat Pauline Herber dem Verein mit großem Erfolge festigend und ausbauend vorgestanden, bis eine schwer gefährdete Gesundheit sie vor vier Jahren zum Rücktritt auf den ihr in selbstverständlicher Dankbarkeit dargebotenen, für sie noch immer weitausschauenden Posten der Ehrenpräsidentschaft zwang. Auf diesem schuf sie dann gleich, im Gefühl des „Eines ist not!", diese ihre eigenste Zeitschrift, die ich nun Ungezählten aufs dringlichste empfehlen möchte. Mit ihrer helläugigen, längst auch schriftstellerisch bewährten erziehlichen Einsicht bietet hier die führende ältere Kollegin den noch leitungsbedürftigen und leitungssehnsüchtigen jüngeren ein mannigfaltig Bestes für die einschlägige idealreale Interessenwelt, übermittelt ihnen Beiträge aus erprobtesten Händen, nicht zuletzt den ihren, für Herz und Gemüt, Geist und Seele, Theorie und Praxis der Lebens- und Berufserfahrung. Die betr. Rubriken prägen sich dahin aus: Abhandlungen und Aufsätze, religiös, ethisch und pädagogisch; Literatur; Aus der Unterrichtspraxis; Schul- und Standesfragen; Bund der Lehramtsbewerberinnen; Austauschecke; Bücherbesprechungen; Skizzen, Gedichte, Merkworte. — Ich wüßte nicht leicht ein besseres Weihnacht- und Neujahrsgeschenk als dieses für alle junge Lehrerinnen, katholische und nichtkatholische, auch für alle reiferen, die mit jenen doch in inniger Verbindung zu bleiben wünschen, sowie für alle Heime, in denen Herzensanteilnahme für Jugend und Jugendbehütung blüht. Und man denke, in diesem „teuren" Heute: „6 ℳ der ganze Jahrgang"!

M. Rast.

„Aus Vergangenheit und Gegenwart" nennt sich der historisch-literarische Abreißkalender, den zum erstenmal die Verlagsanstalt Tyrolia durch Herrn Dr. Eckardt der Oeffentlichkeit überreichen läßt. Es ist ein interessantes Stück katholischer Kulturarbeit und katholischen Geisteslebens, von der die Bilder und Köpfe dieses Abreißkalenders erzählen. Manche Persönlichkeiten, deren Bilder die Blätter wiedergeben, haben weit über deutsche Grenzen hinaus sich einen Namen gemacht. Es sind Schriftsteller, Politiker, Dichter und Künstler, kurz Männer, die in deutschen Landen diesseits und jenseits der österreichischen Grenze genannt werden. In diesem Sinne ist dieser historisch-literarische Abreißkalender bereits großdeutsch. Für die künftigen Jahrgänge wäre vielleicht zu wünschen, daß die einzelnen Blätter mehr von der Gegenwart als von der Vergangenheit erzählen. Dann wird dieser Abreißkalender für jedes katholische Haus ein Stück aktueller Zeitgeschichte, ein fortlaufender „Reiter", sein, was unseren Katholiken besonders fehlt. Ich möchte den Kalender in jedem katholischen Bürgerhaus, in jedem katholischen Bureau sehen.

Im gleichen Verlag ist auch der **„Tiroler Kalender"** erschienen. Reimmichl gibt ihn heraus. Der Name allein ist Empfehlung genug für einen volkstümlich geschriebenen interessanten Kalender. Der Inhalt ist so reichhaltig, wie bei kaum einem anderen, die Ausstattung gut. Namentlich in süddeutschen Kreisen wird der Kalender viel Freunde finden, aber auch im Norden, wo man ein Stück Tiroler Leben kennen lernen will.

Der **„Glöckleinskalender"**, herausgegeben von der nordtirolischen Franziskanerprovinz und bearbeitet von P. Kanisius Gspann O. F. M., erscheint gleichfalls bei der Verlagsanstalt Tyrolia. Er erscheint als Jubiläumsjahrbuch zum Gedenken an einen der größten Männer und Heiligen aller Zeiten, des heiligen Franziskus von Assisi und der von ihm ausgehenden mächtigen, alle Kreise des Volkes packenden religiösen Erneuerung. Auch dieser Kalender ist reichhaltig und bietet namentlich den Verehrern des heiligen Franziskus von Assisi viel Herzerhebendes.

Gar zierlich ist der kleine **Kalender für alle Sonnenkinder,** den Maria Domanig bei der Tyrolia erscheinen läßt. Schon in der äußeren Aufmachung mit Batik-Einband ist's ein allerliebstes Büchlein, das bei jungen Damen ebensoviel Freude und Anklang finden wird, wie bei der männlichen Jugend.

Für die Kinder ist der **Schutzengelkalender,** der in seinem 20. Jahrgang bei der Verlagsanstalt Tyrolia erscheint, immer noch einer der liebsten Begleiter durchs lange Jahr hindurch. Auch ihn möchte ich warm empfehlen.

Dr. Hans Eisele.

Bühnen- und Musikrundschau.

Weihnachtsspiele. Ein altdeutsches Weihnachtsspiel, das G. R. Fritz nach alten Vorbildern bearbeitet hatte, wurde in der Tonhalle, in der man mit Geschick eine Vorder- und eine Hinterbühne eingebaut hatte, für die Münchener „Theatergemeinde" aufgeführt. Ein Weihnachtslied aus dem 14. Jahrhundert, vom Domchor unter Berberichs prächtiger Leitung stimmungsvoll gesungen, leitete den Abend ein. Das erste Bild zeigt uns die Engel des Himmels und wir hören die Stimme Gottes, der den Erzengel aussendet, um Maria die Botschaft zu bringen. Von der Verkündigung bis zur Flucht nach Aegypten zieht nun Bild an Bild vorüber, besonders die Krippenszenen sind von ergreifender Schönheit. Jedes Bild wird eingeleitet durch einen Einsiedel, der beim Schein einer Laterne aus der Hl. Schrift vorliest; während der Vorhang geschlossen ist, erklingen alte Weisen. Maria wird von Berta Egroff sehr würdig und mit zartem poetischem Reize dargestellt. Es wird sehr gut gesprochen und die Darstellung weiß durchaus die schlichte Innigkeit des Gefühles festzuhalten. Die Worte des Herren sprach ausdrucksvoll J. Weiß. Es ist nicht möglich, jede schöne Leistung hier zu nennen. Daß das Spiel von der Ueberlieferung nicht abweicht, kommt seiner Wirkung nur zugute. Bei diesem Anlaß muß ich mit zwei Worten auf die Aufführung des „Gotteskindes" zurückkommen. In Nachahmung einer alten Vorlage läßt der Verfasser schon vor Betreten des Stalles von Bethlehem Maria mit dem Kinde erscheinen. Dieser sinnlose Anachronismus stört in religiöser, wie in poetischer Hinsicht. Da ich hörte, daß die Absicht bestand, diesen Schönheitsfehler auszumerzen, und die Leser meines Berichtes beim Theaterbesuche bereits eine verbesserte Aufführung vorgefunden haben, so hatte ich auf eine Festnagelung dieses Umstandes verzichten zu können geglaubt. Da jedoch diese Frage unterdessen in der Tagespresse ausführlich besprochen worden ist, so will ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß in diesen religiösen Spielen ein Abweichen von der Ueberlieferung nur schädlich ist. Aus diesem Grunde kann ich mich auch nicht mit der „ewigen Weihnacht" befreunden, die die Wanderbühne Münchener Akademiker in den Kammerspielen uraufgeführt haben. Selbst wenn den Herren B. Alverdas und A. Happ bessere Verse gelungen wären, wäre das Ergebnis doch nur, daß ewige Poesie durch moderne Zutaten nicht ganz um ihre Wirkung zu bringen sind. Die dichterische Absicht ging dahin, daß Hilferufe aus dem kulturellen Chaos unserer Tage und Siegesfanfare der Verkündigung zusammenklingen sollen zur rauschenden Symphonie.

Verschiedenes aus aller Welt. Dem Kleinen Schauspielhaus in Berlin, welches in der Hochschule für Musik zur Miete wohnt, verbot das Kultusministerium die Aufführung von Schnitzlers „Reigen", da die Bühne sich bei Pachtung des Theatersaales hatte verpflichten müssen, sittlich oder politisch anstößische Vorstellungen zu unterlassen. Trotz einer einstweiligen Verfügung des Landgerichtes, welche beide Direktoren (die Schauspielerin Eysoldt und Maximilian Sladek) mit je sechs Wochen Haft bedroht, fand die Aufführung statt. Es finden sich natürlich Stimmen, die bezeugen, es sei gar nicht so schlimm gewesen, denn wenn es zu dem undarstellbar Allerschlimmsten gekommen sei, fiel jedesmal der Vorhang. Diese 1900 geschriebenen Liebesszenen wurden, als sie ganz neu waren, durch den „Münchener akademisch-dramatischen Verein" vorgelesen. Der Eindruck war ein höchst peinlicher, die ganze Angelegenheit erregte sehr übles Aufsehen und führte schließlich zur Auflösung dieser akademischen Vereinigung. — „Tournée", ein Schauspiel von H. R. Lenormand, wird in Berlin mit gutem Erfolg gegeben. Der französische Jünger Strindbergs zeigt uns das Elend einer Theaterschmiere, die in Hunger und Frost von Kleinstadt zu Kleinstadt zieht. Die Schauspielerin verkauft sich an die Lebemänner der Provinz und ihr Freund sucht Vergessenheit im Trunk, bis er mit Mord und Selbstmord dem Jammer ein Ende macht. Nach Berichten schwätzen die Leute viel zu laut von ihrem Leid, als daß sie Zeit zum Leiden behalten sollten. Pariser Autoren aufzuführen, ist, so lange deutsche Dichter im Auslande so gut wie boykottiert sind, eine Geschmacklosigkeit. — In Madrid wurden wieder Richard Wagner-Festspiele mit großem Erfolge abgehalten. Ring, Tristan, Tannhäuser und Lohengrin werden nicht nur in den von Deutschen gesungenen Hauptrollen, sondern auch in den kleineren Partien und Chören deutsch gesungen. Die musikalische Leitung hat Cortolezis (Karlsruhe). Die Festspiele finden begeisterte Aufnahme. — „Tod und Leben", eine rhapsodische Szene von Ernst v. Bassermann-Jordan, zu der Erich Anders eine packende Musik geschrieben hat, fand in Hannover Beifall. Das Alltägliche der Vorgänge wird mit gutem Glücke ins Symbolische gehoben. — Lautensacks Schauspiel „Das Gelübde", dessen verzerrt gesehene Klosterkonflikte vielfach Widerspruch gefunden haben, wurde in Wien zur Aufführung nicht zugelassen. — „Der Selige", ein derber Schwank von Hermann Bahr, ist ein Enoch Arden in österreichischer Korporalsuniform, kriegsgefangen, totgesagt und nun plötzlich heimgekehrt. Die Frau und die Werkstatt haben inzwischen einen neuen Herrn bekommen. Bahr sucht seine Komik in dem Verhalten der beiden Ehemänner, die beide sehr großmütig im Verzicht auf Eheglück, um so fester aber in ihrem Anspruch auf die Tischlerei sind. Höhere ethische Gesichtspunkte lassen sich freilich nicht gewinnen. — „Der König der dunkeln Kammern", ein Bühnenspiel von Rabindranath Tagore, hinterließ in Frankfurt a. M. starke Eindrücke. Die dunkeln Kammern des Herzens verläßt die Königin, weil sie sich unbefriedigt und verlassen fühlt; auf wirren Wegen führt der indische Dichter sie zurück, zugleich auf das Sehnsuchtsziel der Menschheit verweisend; im bunten Wechsel ziehen menschliche Schwächen, aber auch Begebenheiten von wahrhaft tragischem Erschüttern und paradisischer Schönheit vorüber. Aus der Symbolik des Stückes trat die ethische Größe des indischen Dichters, den die Engländer unlängst vom Betreten des deutschen Bodens fernzuhalten wußten, hervor. — „Sturmbraut", ein Drama, das Ereignisse der französischen Revolution mit Bühnengeschick mit einem Einzelschicksal verknüpft, hatte in Freiburg i. B. eine sehr beifällige Aufnahme.

Volkstheater. „Das böse Prinzeßchen" der Gabriele Reuter hat echte Märchentöne (man hört bei diesen Weihnachtsmärchenaufführungen so viel unechte!) hier aber ist alles wahr und schlicht empfunden und die Wandlung des Prinzeßleins von Trutz und Selbstzucht vollzieht sich ohne aufdringliche Pädagogik durch allerhand phantasievolle Märchenerlebnisse. Marschaek, der u. a. auch Hauptmanns „Hannele" vertonte, schrieb eine stimmungsvolle Musik von artigem Wohlklang. Das Volkstheater hat das Kinderstück mit seinen guten Kräften besetzt, statt sich für solche Nachmittagsvorstellungen mit zweiter Garnitur zu begnügen, und dies verdient Anerkennung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Alte Erfahrungen zeigen, dass Börsentage, die einer längeren Feiertagsruhe vorausgehen, ziemlich still verlaufen; aber alte Erfahrungen haben jetzt keine Geltung mehr. Es kommt immer anders. Der letzte Tag vor einer viertägigen Unterbrechung des Bankbetriebes brachte eine Hausse. Die Ententeforderungen in Brüssel machten nicht den erwarteten starken Eindruck. Man war zu Optimismus geneigt und meinte daher, die Sache mit den 285 Milliarden Goldmark werde nicht so schlimm werden, wie es den Anschein hat. Tatsache ist, dass der Grosskapitalismus, der sich in der letzten Zeit so reserviert verhielt, wieder mit grossen Kaufaufträgen vorgeht. Es zeigten sich auf dem Kassamarkt Kurssteigerungen bis zu 100% und bei der allgemeinen Kauflust tritt ein grosser Materialmangel zutage. Nach Londoner Zeitungsmeldungen wird von der Entente verlangt werden, dass Deutschland ein Effektendepot von 5 Milliarden Goldmark stellen solle. Die Börse rechnet bei Bewahrheitung dieser Nachricht mit grosser Nachfrage und erheblichen Kurssteigerungen, ohne zu beachten, dass die Regierung diese Effekten den Besitzern in Papiergeld abkaufen und hierdurch eine neue Vermehrung der Inflation und Verschlechterung der Mark herbeiführen musste. — — — Wer die Feiertagsruhe benutzt, über die wirtschaftlichen Verhältnisse des zur Rüste gehenden Jahres nachzudenken, findet wenig Erfreuliches, darüber können auch allerhand glänzende Dividendenergebnisse nicht hinwegtäuschen. Die Valutaverhältnisse Deutschlands zeigen, wenn man Beginn und Ausgang von 1920 miteinander vergleicht, eine recht starke Verschlechterung. Hoch- und Tiefstand fallen freilich nicht mit dem Kalenderjahre zusammen. Den schlechteren Valutastand hatten wir zunächst im Februar, dann setzte eine leise Besserung bis etwa Mai ein, dann verkauften die Amerikaner unter dem Eindrucke der politischen Schwierigkeiten im östlichen Europa ihre Markbestände. Seitdem war die Schwankung eine stets wechselnde. Eine Besserung ist nicht gelungen trotz der amerikanischen Geneigtheit, den Kredit an Deutschland in die Wege zu leiten, der ja wegen der Rohstoffüberschwemmung des amerikanischen Marktes im besonderen Interesse Amerikas liegt und trotz neuerlicher Markkäufe. Der Umlauf der papiernen Zahlungsmittel hat sich in dem einzigen Jahre um 60 % erhöht. Das sinnlose Hamstern von Markscheinen und die gewissenlose „Flucht der Mark" in ausländische Werte hat dieses Anwachsen be-

günstigt. Gleichzeitig fand eine gewaltige Mehrung der schwebenden Schulden statt. Hierdurch ist die Kaufkraft in erschreckendem Grade geringer geworden. — Die schwere Last, die das Kohlenabkommen von Spa uns auferlegt, hat zu starken Betriebseinstellungen und Arbeiterentlassungen geführt! Diesen ungeheueren Schwierigkeiten, zu denen noch eine Kreditnot kommt, die freilich in den märchenhaften Bilanzziffern noch nicht zum Ausdruck gelangte, sucht unser Wirtschaftsleben durch Konzentrationsbestrebungen zwecks Erzielung grösster Sparsamkeit zu begegnen. Der gewaltige Elektromontankonzern, Interessen- und Betriebsgemeinschaften in der Montanindustrie, wichtiger Teile der Metall- und Maschinenindustrie und der Elektrotechnik, nicht zu vergessen die grosse Zusammenfassung in der chemischen Industrie und der Stickstoffgewinnung. Die landwirtschaftliche Produktion ist heuer unbefriedigt gewesen. Die hohen Düngemittelpreise, die viele Landwirte zu falscher Sparsamkeit ver anlassten, haben hier ungünstig gewirkt. Die erwähnte Zusammenfassung der chemischen Industrien soll unsere landwirtschaftliche Produktion nach und nach vom Auslande unabhängiger machen. Der internationale Preisrückgang in Metallen, Wolle, Baumwolle, Zucker, Kaffee hat sich durch unsere schlechte Valuta noch kaum in den leisesten Spuren bemerkbar gemacht. So vermochten wir aus dem ausländischen Ueberfluss an Rohstoffen keinen Nutzen zu ziehen. Teilweise hat auch unsere Industrie in Erwartung nach billigeren Preisen sich abwartend verhalten, teilweise hat sie sich nicht entschliessen können, den aus Kohlenmangel verkleinerten Betrieb wieder umzustellen. Zukunftsbilder aufzurollen, diesem Rückblick einen Vorblick in die Zukunft folgen zu lassen, wollen wir uns versagen. Man darf hoffen, dass die Ueberzeugung, da das Verelenden unseres Wirtschaftslebens in letzter Hinsicht auch denen Schaden bringt, die sich Sieger nennen, allmählich sich zur Weltmeinung durchringen wird. Früher oder später.

K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Auslandswegweiser. Herausgegeben vom Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv (Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts) und dem Ibero-amerikanischen Institut. 3. Band: **Natur und Lebensbedingungen in tropischen und tropennahen Gebieten.** Von Prof. Dr. Karl Sapper. 8°. (115 S.) 4. Band: **Brasilien.** Von Dr. Adolf Bieler. 8°. (142 S.) mit 1 Uebersichtskarte. M 7.50 bzw. M 9.— zuzügl. Zuschlag. (Hamburg, L. Friederichsen & Co.)

Argentinien von heute. Schilderung von Land und Leuten Von Leo Mirau. 3. Aufl. M 10.—. (Dresden A 14, Uhlandstr. 21, Karl Kaupisch.)

Der Düsseldorfer Missionskursus für Missionare und Ordenspriester, 7. bis 14. Okt. 1919. Vorträge, Aussprachen und Beschlüsse des Missionskursus. Herausgeg. im Auftrage der deutschen Superiorenkonferenz von Friedr. Schwager S. V. D. XVI, 304 S. Geb. M 36.—. — **Der hl. Franziskus Xaverius,** der Apostel des Ostens. Blicke in seine Seele. Von P. Georg Schurhammer S. J. 80 S. Geb. M 5.—. — **Joseph Tieffentaller** S. J., Missionar und Geograph im großmogulischen Reiche in Indien. 1710–1785. Von P. Severin Noti S. J. 64 S. Geh. M 4.—. — **Johannes Kaspar Kratz** S. J., Martyrermissionar von Tongking. Von Prof. Aug. Lüdenbach. 68 S. Geb. M 4.—. — **Eine Entscheidungsstunde der katholischen Weltmission.** Von P. Alfons Väth S. J. M 1.50. 12 Stück portofrei M 18.—. — **Monumentale Reste frühen Christentums in Syrien.** Von Johann Georg Herzog zu Sachsen. (Abhandlungen aus Missionskunde und Missionsgeschichte. 18. Heft.) 8° 32 S. Brosch. M 5.—. — **Unsere liebe Frau.** Mysterienspiel über das Leben der lieben Gottesmutter Maria von M. Kreuser. 8° 44 S. Brosch. M 2.50. (Aachen, Xaverius-Verlag.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hans Eisele, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München

Redaktion und Verlag:
München,
Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M 12.60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1. , Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5. .
Anzeigenannahme durch di Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 2 München, 8. Januar 1921. XVIII. Jahrgang.

Kulturkampf in Polen.

Von Vikar Julius Schimikowski.

Zu dem Artikel Kulturkampf in Polen in Nr. 51/1920 möchte ich den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" noch weitere Tatsachen mitteilen. Der Kulturkampf in Polen wird auf der ganzen Linie geführt. Er ist um so gefährlicher, als er vor den polnischen Katholiken mit dem nationalen Haß gegen das Deutschtum und Rom gegenüber mit der Maske maskiert wird: Man kämpfe gegen den deutschen Protestantismus für den Katholizismus. In Wirklichkeit birgt dieser Kulturkampf die größten Gefahren in sich, denn er wird von Freimaurern wie Pilsudski und Paderewski mit der bekannten Absicht geführt, eine polnische Nationalkirche zu schaffen.

In Nr. 51/1920 der „Allgemeinen Rundschau" wurde bereits die Ausweisung des Dompropstes Dr. Franz Schroeter und des Domkapitulars und bisherigen Regens des Priesterseminars Konstantin Treder, sowie des Justitiarius des Domkapitels Julius Ottowa erwähnt. Jetzt veröffentlicht ein polnischer Minister Kucharski in dem „Pielgrzym", einer Zeitung, die sich von jeher durch wüste Angriffe auf alle deutschen Geistlichen auszeichnete, die Entscheidung, daß der hochwürdigste Herr Bischof, Dr. Rosentreter, die beiden obengenannten Mitglieder des Domkapitels, sowie fünf andere Geistliche der Diözese Germanisation betrieben haben und daß deswegen gegen sie vorgegangen werden solle. Also auch den Ordinarius der Diözese möchte man sobald als möglich abschieben. Wie ungerecht dieser Vorwurf erhoben ist, möge an dem Beispiel des Domkapitulars Treder dargelegt werden.

Er ist in der Diözese Culm, die früher ganz preußisch war, 1854 geboren. In späteren Jahren, schon 41 Jahre alt, gab er den Beruf als preußischer Amtsrichter auf und studierte in der bayerischen Diözese Eichstätt Theologie. Nach Entlassung aus seiner Heimatdiözese Culm, wo er nur wenig geweilt hatte, wurde er in der Erzdiözese Köln inkardiniert. Nach kurzer Tätigkeit in der Seelsorge wurde er mit der umfangreichen Verwaltung des Priesterseminars in Köln betraut, die er 14 Jahre führte. Ohne jegliches Mitwissen seinerseits wurde er nach gegenseitiger Verabredung der hochwürdigsten Herren Bischöfe von Culm und Köln als Regens zur Leitung des Priesterseminars von Culm bestimmt, womit von jeher ein Kanonikat verbunden war, weil die Regensstelle nicht genügend dotiert ist. Schon damals begann in polnischen Kreisen eine Strömung gegen ihn, weil sie ihre national-polnischen Kandidaten dadurch übergangen sahen. Durch unaufhörliche böswillige Kritik seiner erzieherischen Maßnahmen hetzten sie während der Ferien die Studierenden der Theologie gegen den Regens dauernd auf und gebrauchten dabei Mittel, die vor den persönlichsten und gemeinsten Anwürfen nicht zurückschreckten. Regens Treder hat sich stets jeder politischen Betätigung ferngehalten, wozu ihm schon deshalb die Gelegenheit fehlte, weil seine freie Zeit ganz der juristischen Verwaltungstätigkeit der Diözese gehörte. Im Priesterseminar schaltete er grundsätzlich alle nationalen Bestrebungen aus und suchte überall nur die rein kirchliche und katholische Seite des Priestertums hervorzuheben. Das kann ich als Schüler, der von Regens Treder an den Weihaltar geführt worden ist, bezeugen. Trotzdem macht man ihm nun, ungeachtet seiner 66 Jahre, das Heimatrecht streitig und hindert ihn unter Verletzung der kanonischen Vorschriften an der Beobachtung der Residenzpflicht. Welches ist der wahre Grund?

Die Polen, welche seit etwa drei Jahrzehnten die konservative Führung des Adels abgeschüttelt haben, befinden sich seit jener Zeit vollkommen unter dem Einfluß der galizischen Freimaurer. Weil sie das noch religiös fühlende Volk nicht kopfscheu machen wollen, haben sie stets die Mitarbeit der polnischen Priester angestrebt, die infolge ihrer Weltfremdheit und Abgeschiedenheit unter dem Schlagwort der nationalen Sache leicht eingefangen wurden. In ihrer Furcht vor den deutschen Katholiken im Zentrum haben die sozialistischen polnischen Führer die deutschen Katholiken und das Zentrum insbesondere mit dem Schimpfwort „Hakatisten" belegt. Ein Sozialdemokrat vom reinsten Wasser ist den Polen lieber, als ein Mitglied der Zentrumspartei. Die Protestanten bestätigen dies, wenn sie sagen, sie als Protestanten könnten es in Polen gut aushalten, aber wehe, wenn sie katholisch wären! Die Polen trauen namentlich den deutschen Katholiken denselben Haß gegen sich zu, den sie gegen die Deutschen im Herzen tragen. Der Grund der Ausweisung der Domkapitulare ist offenbar der, daß sie durch jedes Mittel so bald als möglich das Domkapitel mit polnischen Geistlichen besetzen möchten. Sie suchen daher auf jede Weise die sehr beträchtlichen deutschen Volksteile zu polonisieren. Der für die Uebergriffe und Eingriffe in die Jurisdiktionsgewalt des Bischofs maßgebende Grund ist rein politisch: sich in dem durch einen ihnen günstigen Frieden zugefallenen Land, das sie widerrechtlich als rein polnisches bezeichnet haben, zu behaupten und wenigstens nachträglich den Nachweis zu versuchen, daß es polnisch sei.

Das Mittel hierzu ist rücksichtslose Zurücksetzung der seelsorgerischen heiligen Ansprüche deutscher Katholiken. Deutsche Katholiken finden in Neu-Polen nicht genügend Predigten, keinen Religionsunterricht in der Muttersprache für ihre Kinder. Die brüske und anmaßende Art und Weise, wie die Polen aufzutreten pflegen, verbunden mit der völligen Nichtachtung ihrer religiösen Bedürfnisse, hat viele deutsche Katholiken leider veranlaßt, sich den Protestanten zu nähern: ja, wie ein aus jener Gegend stammender Geistlicher zu erzählen weiß, zum Abfall vom katholischen Glauben ihrer Väter gebracht. Wie mir aus Beispielen bekannt ist, wollen deutsche Priesterkandidaten ihre Studien nicht mehr in der polnischen terrorisierten Diözese Culm machen, sie suchen nun das „Exeat" an oder geben den Beruf auf.

In Danzig, einem Gebiete, das zu 3/5 aus Katholiken besteht, überträgt sich die Abneigung der Deutschen gegen die Polen auf den Katholizismus als solchen. Weil die Polen den Hafen Danzig brauchen, wollen sie die Stadt polonisieren; das glauben sie am leichtesten durch Polonisierung der deutschen katholischen Gemeinden zu erreichen. Das merken die Protestanten und der Abstand zwischen ihnen und dem wahren Glauben wird unüberbrückbar. Doch das bekümmert die Polen nicht: Sie fordern vom Ordinariat Einrichtung polnischer Gottesdienste in allen Pfarreien Danzigs und beschimpfen den Bischof, der ihnen den Gefallen schon aus Mangel an Geistlichen nicht tun kann; zudem hat Danzig gemäß der letzten Zählung nur 7 Proz. Polen, die Agitatoren aber behaupten, die Pfarrei St. Birgitten sei zu 60 Proz., die Pfarrei St. Franziskus sei ganz polnisch, der Vorort Neufahrwasser zum größten Teil polnisch. Die Spannung zwischen deutschen und polnischen Katholiken findet ihr Gegenstück in einer entsprechenden Haltung der polnischen und deutschen Geistlichkeit im Lande. Es muß ein widerliches Schauspiel sein. Vor der Abstimmung im Weichselgau kamen polnische geistliche Agitatoren, um das Volk für ihre Sache zu gewinnen. In Marienwerder allein waren es 5—6 polnische Geistliche. Von dem Vikar v. Wiecki an der kgl. Kapelle Danzig erzählt man, daß er sogar versuchte, aus einem Dienstbotenverein die Mitglieder in seinen polnischen

Dienstbotenverein herüberzuziehen. Der Führer der polnischen Bewegung in Danzig ist der Vikar Wojewoda, erst 30 Jahre alt, im siebenten Jahre Priester. Zur Verbreitung polnischer Gesinnung gibt er Lichtbildervorstellungen ohne Kontrolle der Gelder; daß dann nur wenig Zeit für priesterliche Tätigkeit bleibt, liegt auf der Hand; er sagte, zur Seelsorge habe er keine Neigung. Der zuständige Pfarrer erstattet aus Furcht vor polnischem Terror keine Anzeige.

In Anbetracht der für das religiöse Leben so unerquicklichen Verhältnisse im Freistaat Danzig ist die Mehrheit der deutschen Katholiken für den Anschluß an die deutsche Nachbardiözese Ermland. Die Deutschen führen an, daß in dem deutsch gebliebenen Teil der Diözese hinreichend gut qualifizierte Führer vorhanden seien, die sich unter der anerkannt guten geistlichen Leitung in Ermland hervorragend betätigen würden, um so dem polnischen Freidenkertum einen Wall entgegenzusetzen. Bemerkt muß unbedingt werden, daß die polnischen Lehrer Galiziens sich überwiegend für die religionslose Schule entschieden haben. Für den Anschluß an das Ermland spricht der Umstand, daß der Freistaat Danzig direkt an die Diözese Ermland grenzt und mehrere Pfarreien des Freistaatsgebietes zur Diözese Ermland gehören. Für das Verbleiben dieses Gebietes bei Culm ist ein kleiner Kreis sehr tüchtiger Männer, die aus der jetzt auch zu Polen gekommenen sogenannten „Koschneiderei", einem durch und durch deutschen Gebiete stammen. Sie fürchten, ihre deutschen Stammesbrüder würden ganz der Willkür der Polen ausgeliefert sein, falls der Freistaat Danzig zur Diözese Ermland geschlagen würde. Doch das ist eine irrige Annahme: Den Polen ist es gleichgültig, ob die Koschneiderei deutsche oder polnische Bewohner hat, Danzig aber muß polnisch werden, und das glauben sie am besten durch die Kirche zu machen, weil sie den Hafen haben wollen.

Darf die Kirche so mißbraucht werden? Als Beispiele der Uebergriffe der polnischen Regierung in die Jurisdiktionsgewalt des Bischofs sei unter Hinweis auf Zeitungsmitteilungen folgendes angeführt:

1. Die Polen entzogen dem Professor der Apologetik und Moral Domkapitular Dr. Johannes Behrendt am 1. Okt. 1920 die Befugnis zu dozieren, ohne den H. Herrn Bischof zu fragen. Ja, man hat ihn nicht einmal davon in Kenntnis gesetzt! Man beauftragte den Regens des Priesterseminars mit der Mitteilung. Um das Ziel, den deutschen, nunmehr 70jährigen Professor zu entfernen, sicherer zu erreichen, entzog man ihm das Gehalt.

2. Die polnische Regierung richtet, ohne den Bischof zu fragen, Verfügungen und Erlasse an den jetzigen polnischen Regens. Es ist nicht bekannt, ob der jetzige Regens diese Zumutung gebührend zurückweist.

3. Die polnische Regierung ließ durch einen gewissen Noreszkiewicz, früher preußischer Hurra-Patriot, jetzt geistlicher Handlanger der polnischen Regierung, zur Durchführung ihrer die kirchlichen Rechte verletzenden Maßnahmen, ohne den Bischof zu fragen oder in Kenntnis zu setzen, eine Visitation des Priesterseminars vornehmen. Was die Beobachtung der liturgischen Vorschriften angeht, so ist zurzeit bei den Polen alles erlaubt, was nationalpolnisch ist. So singt man das Nationallied „Gott schütze Polen" in kirchlichen Andachten und Prozessionen, oft auch an Stelle von Tantum ergo oder Salutaris hostia vor der Aussetzung des Allerheiligsten; auch werden Spott- und Schmählieder auf das Deutsche in den Kirchen, ja selbst in der bischöflichen Kathedrale gesungen! Und das selbst in Verbindung mit dem hl. Meßopfer.

Mit der Kirchentreue der Polen kann es schon deshalb nicht weit her sein, weil ihre Regierungshäupter, wie aus der Presse und aus brieflichen Mitteilungen bekannt geworden ist, ihre Pflichten als Katholiken gar nicht erfüllen. Paderewski und Pilsudski sind Freimaurer. Es ist Zeit, daß der heuchlerische Schleier, den die Polen über ihr unkirchliches Treiben zu breiten wissen, zerrissen wird. Sie treiben Prunk mit dem Wohlwollen des Hl. Stuhles für sie, erwecken aber dadurch bei allen, die sie wirklich kennen, nur Verachtung. Dieses Treiben ist aber leider sehr geeignet, die katholische Religion, vor allem aber das Ansehen des Hl. Stuhles schwer zu schädigen.

Soeben erfahre ich, daß der 56jährige, sehr tüchtige Professor der Geschichte und des Kirchenrechts, Dr. Fanske, sein Amt ebenfalls niederlegen mußte, um sich noch einmal in Deutschland eine Existenz zu schaffen. Wie will nun Polen so viel neue Professoren gewinnen? Die Vorbildung des Klerus leidet darunter sehr. Das alles aber paßt in das Gesamtbild vom Kulturkampf Polens für eine polnische Nationalkirche.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

In die Friedensglocken der Weihnacht klang mißtöniges Haß- und Rachegeschrei aus Paris. Kaum sah es aus, als wollten die Besprechungen in Brüssel zu einer vernünftigen Lösung der Kriegsschuldenfrage führen, da setzte in der französischen Kammer und von da aus in der Presse eine wilde Hetze gegen Deutschland ein. Der kürzlich abgegangene Kriegsminister Lefevre hielt eine Rede, worin er ernsthaft die Frage stellte, ob Frankreich Sieger sei. Dann verlangte er, daß Deutschland zahle was es nur könne, und malte in grellen Farben die deutsche Gefahr an die Wand. Deutschland rüstet nach Lefevre zu einem Rachekrieg, Frankreich aber hält die Wacht am Rhein wie die Gallier vor 2000 Jahren und braucht überdies eine genügende Militärmacht, um die tschechische, polnische und rumänische Mauer zu stützen. Nach Lefevre stand Tardieu auf, der maßgebende Schriftgelehrte des Friedensvertrags, und bewies, daß die Besetzung der Rheinlande nicht zeitlich begrenzt sei, da der französisch-englische Schutzvertrag nicht in Kraft getreten sei. Ministerpräsident Leygues, der eben noch hatte zugestehen müssen, daß Deutschland den Friedensvertrag erfülle, nannte Tardieus Rede eine willkommene Aufklärung darüber, welche Mittel Frankreich habe, um Deutschland zum Einhalten seiner Verbindlichkeiten zu zwingen. — Zu gleicher Zeit versuchten die Pariser Blätter darzutun, daß Deutschlands Finanz- und Wirtschaftslage recht günstig sei und rufen nach einer Aufsicht über den Haushalt des Deutschen Reichs und seiner Länder.

An und für sich brauchte uns dies ganze Geschrei nicht allzusehr zu kümmern. Es hat wesentlich innerpolitische Gründe. Die Chauvinisten- und Militärpartei sucht das Kabinett Leygues zu stürzen, Foch, Castelnau und Poincaré, im Hintergrund Schneider-Creuzot, der französische Krupp, drängen auf eine großangelegte Machtpolitik. Einflußreiche Blätter sprechen es aus, Frankreich müsse die Hand auf Mittel- und Osteuropa legen. In sonderbarer Gemeinschaft mit den katholischen Generälen befindet sich wieder die freimaurerische bürgerliche Linke. Mit dem kirchenfeindlichen Instinkt ist der republikanische in Frankreich erwacht; nur wer das weiß, wird die Vorgänge dieser Tage richtig beurteilen.

Die Sache wird ernst für Deutschland, da es den Chauvinisten gelungen ist, unsere Entwaffnung in den Mittelpunkt der französischen Politik zu stellen. Die Presse der deutschen Linken von der „Roten Fahne" bis zur „Frankfurter Zeitung" trägt ein gut Teil Schuld daran. Sie hat die Reichswehr und noch mehr die Orgesch und Einwohnerwehr fortgesetzt monarchischer Umtriebe verdächtigt und sie damit den französischen Freimaurern besonders verhaßt gemacht. Man geht in Paris noch weiter und vermutet, daß England im geheimen die deutschen Monarchisten fördere. Aeußerungen wie die des britischen Generalkonsuls Seeds in München zugunsten des Fortbestehens der Einwohnerwehr (vgl. Nr. 50/1920, S. 649) werden dafür ausgebeutet. Und die Franzosen würden wohl verstehen, was England damit bezweckte. Jedenfalls ist der Schutz der deutschen Republik das neueste, womit ein Teil der französischen Presse die notwendige Entwaffnung Deutschlands begründet. Bekanntlich hat Frankreich bisher nicht das geringste getan, uns Deutschen die Republik und Demokratie empfehlenswert zu machen. Unsere freistaatliche Regierung ist von ihm so schlecht behandelt worden, daß es einer kaiserlichen nicht schlimmer gehen könnte.

Der ganze Streit um die Entwaffnung ist eigentlich gegenstandslos, denn Deutschland hat alles erfüllt, was ihm in Versailles und Spa auferlegt worden ist. Was die Einwohnerwehr angeht, so hat die Entwaffnung, wie schon oft dargetan, ihre Grenze an der Notwehr des Staates und der Staatsbürger. Am 22. Dez. 1920 beantwortete der Außenminister Dr. Simons die Note General Nollets vom 11. Dez. und legte dar, warum es noch nicht angängig sei, den Selbstschutz in Bayern und Ostpreußen zu entwaffnen. Die Note beschäftigte die Pariser Botschafterkonferenz und diese beschloß, die Frage den alliierten Regierungen zuzuweisen, zugleich aber den Ausschuß in Versailles, dem Foch angehört, um einen Bericht über die Ausführung des Friedensvertrags im Militär-, Marine- und Luftwesen zu ersuchen. Eine Entscheidung ist bis zur Jahreswende nicht ergangen. Nur wilde Gerüchte wurden in die Welt gesetzt und zwar vornehmlich von Berlin aus. Die Entente sollte ein Ultimatum vorbereiten und mit dem Gedanken umgehen, das Ruhrgebiet zu besetzen. Ja, Ruhrbergleute sollten in der Reichskanzlei ge-

wesen sein und fromm und bieder die schleunige Entwaffnung der bayerischen Einwohnerwehr verlangt haben, sonst wollten sie Bayern keine Kohlen mehr liefern. All das hat sich als erdichtet herausgestellt. Aber den Schaden davon werden wir bald sehen.

Noch größer ward die Beunruhigung, als eine Ententenote eintraf, gezeichnet von General Nollet, in der verlangt wurde, die Sicherheitspolizei sofort und vollständig aufzulösen. Die Reichsregierung wies sogleich in einer Antwortnote nach, daß hier ein Mißverständnis vorliege. In steter Fühlung mit dem Ueberwachungsausschuß der Entente sind die Vorschriften über Auflösung und Umbildung der Sicherheitspolizei erfüllt worden. Die deutschen Botschafter wurden angewiesen, mündlich bei den gegnerischen Regierungen vorstellig zu werden.

Weil es einmal um die Entwaffnung ging, kam noch eine Note, welche verlangte, die Bestückung der deutschen Festungen an der Ost- und Südgrenze noch weiter herabzusetzen als der Friedensvertrag vorschreibt. Königsberg z. B. soll nur 20 schwere Geschütze behalten. Ein starkes Stück angesichts der neuesten Absichten Räterußlands! Deutschland hofft auf dem Verhandlungswege Milderungen zu erreichen.

Was Oberschlesien anbetrifft, so hat die Entente jetzt amtlich mitgeteilt, daß die Ausheimischen in Oberschlesien selbst, aber an einem späteren Termine abstimmen sollen als die Einwohner. Die deutsche Regierung hat dagegen entschieden protestiert.

Die innere deutsche Politik bot in den Weihnachtsferien nicht viel Stoff. Nur ein möglicher Streik der Eisenbahnbeamten steht als drohende Wolke vor unseren Augen. Der Reichsverkehrsminister steht auf dem Standpunkt, daß Streikhetze sich nicht mit dem Treueverhältnis der Beamten verträgt. Dagegen betont eine Erklärung des Sechzehner-Ausschusses der 4 großen Eisenbahnverbände das Recht zum Streik auf Grund der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung der Beamten nach Artikel 109 der Reichsverfassung. Obwohl Regierung und Oeffentlichkeit die drückende Notlage vieler Beamten und Arbeiter anerkennen, geht doch das Wohl der Gesamtheit und die Autorität des Staates vor. Das Reich wird schlimmstenfalls 1 bis 2 Wochen Verkehrsstreik aushalten. Er würde neben allem Schlimmen das Gute zeitigen, daß das Eisenbahnpersonal einmal gründlich gesichtet und endlich auf das Notwendige verringert werden kann.

Ein hochangesehener alter Führer der deutschen Katholiken, Geh. Justizrat Hermann Roeren, starb 76 Jahre alt, unmittelbar nach Weihnachten. Er war der Vater der bekannten Lex Heinze und neben dem verewigten Begründer der Allgemeinen Rundschau, Dr. Armin Kausen, ein Vorkämpfer gegen die öffentliche Unsittlichkeit. Leider geriet er später in Gegensatz zur Politik des Zentrums, das er als konfessionelle Partei auffaßte. Seine Schrift „Köln, eine innere Gefahr" machte den Bruch offenbar, und Roeren legte nicht ganz freiwillig 1912 seine Mandate zum Reichstag und preußischen Landtag nieder. Seine Verdienste bleiben davon unberührt. — Auch der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Karl Legien, Vorsitzender des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes, starb am 25. Dez. 1920. Er gehörte zu den gemäßigten Sozialdemokraten und scheute sich nicht, gelegentlich vaterländische Belange mehr zu betonen als seine Partei es tat.

Unerwartet starb am 2. Januar der frühere Reichskanzler Dr. Theobald von Bethmann Hollweg. Er ist mit den großen und schweren Ereignissen der letzten Jahre zu eng verbunden, als daß schon ein geschichtlich objektives Urteil über ihn möglich wäre. Bethmann Hollweg, der im preußischen Verwaltungsdienst groß geworden ist, war doch kein Altpreuße. Die westdeutsche Herkunft seiner Familie aus Frankfurt verleugnete sich nicht. Im Ausland, mit dem er als Kanzler zu tun hatte, hat er nie gelebt. So wurzelte er nirgends fest und mußte sich sein Weltbild aus äußeren Eindrücken und logischen Erwägungen gestalten. Das hat ihm wohl den Beinamen des Philosophen eingetragen, der eben so bezeichnend ist für Bethmann, wie für das, was sich unsere öffentliche Meinung unter einem Philosophen vorstellt. Die Folgen von Bethmanns begrenzter Begabung haben sich ja gezeigt. Der erwägende Philosoph ward ein Opfer der instinktsicheren angelsächsischen Diplomatie. Seine Schuld mag sein, daß er sich selbst nicht erkannte — also kein Philosoph war — und nicht rechtzeitig auf eine Aufgabe verzichtete, die zu groß war für ihn.

Im Ausland verlief die Weihnachtszeit ziemlich still. Bemerkenswert ist der Parteitag der französischen Sozialisten in Tours; dort ergab eine Abstimmung 3252 Stimmen für den Anschluß an die dritte Internationale in Moskau, während die Richtung Longuets, die etwa unserer Rechts-USP. entspricht, nur 1022, und die Richtung Blum, das ist die Anhängerschaft der zweiten Internationale, 397 Stimmen erhielt. Wie ein Gespenst tauchte in Tours die deutsche Kommunistin Klara Zetkin auf, der die französische Regierung die Einreiseerlaubnis verweigert hatte. Sie sprach für den Anschluß an Moskau und verdammte den Frieden von Versailles. Er sei mit Blut und Eisen geschrieben und seine Revision solle durch die Verständigung des deutschen und französischen Proletariats erzwungen werden.

Ein größeres komisches Zwischenspiel auf dem Welttheater ist kläglich zu Ende gegangen. Gabriele d'Annunzio, der Stadttyrann von Fiume, das er durchaus seinem italienischen Vaterlande aufdrängen wollte, mußte den Schauplatz seiner Taten räumen. Die Fiumaner selbst haben ihn vor dem drohenden Sturm der Italiener abgesetzt und suchten um Waffenruhe nach. Der Freistaat Fiume will den Vertrag von Rapallo anerkennen. In Italien selbst kam es nur zu schwachen Kundgebungen für d'Annunzio. Der Ausgang ist ein bemerkenswerter Erfolg der Regierung Giolittis.

Die Dinge im Osten liegen wieder im Nebel. Man hörte von neuem Abbruch der polnisch-russischen Friedensverhandlungen. Lenin hat zwar auf dem achten allrussischen Rätekongreß zu Moskau erklärt, der endgültige Friede mit Polen werde demnächst bestimmt abgeschlossen. Man müsse Kriegsbereitschaft bewahren, könne sich aber dem Werk des Aufbaues zuwenden. Das Handelsabkommen mit England werde bald unterzeichnet. Die Gerechtsame, die Rußland kapitalistischen Mächten eingeräumt habe, bildeten keine Gefahr für die Räterepublik. Durch solche Friedensschalmeien dürfen wir uns nicht täuschen lassen. Moskaus Politik ist undurchdringlich und unberechenbar. Frankreich scheint entschlossen, mit Hilfe Polens im Osten tätig vorzugehen. Marschall Pilsudski ist für die erste Hälfte des Januar feierlich nach Paris eingeladen worden, natürlich nicht nur aus Höflichkeit.

In Jugoslawien ist das Ministerium Pasitsch zurückgetreten. Ein neues Kabinett ist gebildet unter dem kroatischen Bauernführer Raditsch. Sein Programm enthält die Selbstständigkeit der Kroaten und ihre Gleichberechtigung mit den Serben innerhalb des südslawischen Reiches.

Von hoher Warte richtete der Heilige Vater seinen Blick auf die verworrenen Zustände unserer Tage. Seine Ansprache im Weinachtskonsistorium behandelte die fünf Wunden der menschlichen Gesellschaft: Leugnung der Autorität, Bruderhaß, Genußsucht, Arbeitsunlust, Vergessen des überirdischen Ziels der Menschen. Die Heilung dieser Wunden wird nach den Worten des Papstes nur zu bewirken sein durch Rückkehr der Völker zum Evangelium Christi. — Möge es ihnen als Stern von Bethlehem im neuen Jahr den rechten Weg zeigen.

Aller Wissenschaften Wissenschaft.

Lernst du das eine Wörtchen recht: „Ich liebe!"
So weiss ich nicht, was in der Welt noch mehr
Zu wissen dir, zu lernen, übrig bliebe.

Es dehnt sich weit um alle Länder her
Das Meer, darin der Erde Ströme münden —
Wer liebt, hat aller Sicherheit Gewähr.

Nicht braucht er mühevoll erst zu ergründen,
Was ihm zum Heile dient, zur Seligkeit,
Im Finstern nicht ein Lichtlein anzuzünden.

Hell strahlt vor seinem Blick, so frei und weit,
Im Sonnenschein das tiefste Tal, und offen
Schaut er der dunklen Rätsel Wirklichkeit.

Vom gift'gen Pfeil des Zweifels nie getroffen,
Steht bis zum Tod in voller Jugendkraft
Er da, beseelt von felsenfestem Hoffen
Durch aller Wissenschaften Wissenschaft.

Leo van Heemstede.

Das pommersche System.

Von Johannes Wolf.

Auf meinen Artikel „Neue Wege“ in Nr. 45/1920 der „Allgemeinen Rundschau“ sind mir verschiedene Zuschriften aus Westdeutschland zugegangen, in denen angefragt wird, wie das so bezeichnete pommersche System in der Praxis aussieht.

Es ist zu beachten, daß wir zunächst in Pommern von der Landwirtschaft ausgegangen sind und speziell für die Landwirtschaft eine Organisationsform suchten, die die Wirtschaftskämpfe auf ein Minimum beschränkte oder sie gänzlich unnötig machte. Wir waren der Ueberzeugung, daß innerhalb der ländlichen Bevölkerung aus dem bisherigen Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zueinander eine Verständigung auch in Lohnfragen und ähnlichem möglich sein müsse, wenn nur der gegenseitige gute Wille vorhanden sei. Dabei darf nicht verkannt werden, daß die Revolutionswelle auch über das Land hinweg flutete, und daß die ländliche Arbeiterschaft, zum Teil auch die Bauernschaft von der Sozialdemokratie erfaßt wurde und ihre Versprechungen bereitwilligst aufnahm. Es wurde ihnen die Aufteilung der großen Güter versprochen, den Landarbeitern in Aussicht gestellt, einen eigenen Hof von erheblichem Umfange zu erlangen; dem Bauern wurde versprochen, seinen eigenen Besitz zu vergrößern und diese Versprechungen fanden natürlich weitgehendsten Anklang. Es ging so weit, daß auf vielen Gütern die Arbeiter bereits das ganze Land in Gedanken unter sich verteilt hatten, auch Inventar, Vieh usw., und daß in verschiedenen Fällen, wo sich einzelne Arbeiter benachteiligt glaubten, diese sich an die Herrschaft wandten mit der Bitte, für sie einzutreten, damit auch sie einen gerechten Anteil bei der Aufteilung des Gutes bekämen. Als nun der Gedanke, eine wirtschaftsfriedliche Organisation zu gründen, auftauchte, begegnete sie zunächst großem Mißtrauen, das besonders von der Sozialdemokratie genährt wurde.

Wir waren uns aber bewußt, daß eine wirtschaftsfriedliche Organisation, die nur von der Arbeiterschaft ausgeht, nicht den gestellten Zweck erreichen kann, wenn ihr gegenüber eine Kampforganisation der Arbeitgeber steht. Nun lagen die Verhältnisse im Laufe des vorigen Jahres so in demselben Maße, wie sich die Gewerkschaften anschickten, die Landarbeiter für sich zu gewinnen, bildeten sich auf der anderen Seite Arbeitgeberorganisationen, die als Gegengewicht gegen die Gewerkschaften dienen sollten. Wir hatten also die schematische Nachahmung der wirtschaftlichen Organisationskonstellation, wie sie uns die Industrie seit Jahrzehnten gezeichnet hat, auf der einen Seite die Kampforganisation der Arbeiter, auf der anderen Seite die der Arbeitgeber. Der **Pommersche Landbund** griff die Sache anders an. Er sagte: Wenn die Landwirtschaft vor schweren Kämpfen bewahrt bleiben soll, dann dürfen nicht Kampforganisationen sich gegenüberstehen, sondern Verbände, die von vornherein ein gemeinsames Ziel verfolgen, und die geneigt und gewillt sind, die bestehenden Interessengegensätze auf friedlichem Wege auszugleichen. Das gemeinsame Ziel mußte für beide Teile gezeigt werden. Dieses gemeinsame Ziel war für beide Teile die **Erhaltung und Festlegunng der Landwirtschaft und darüber hinaus der Wiederaufbau unseres Vaterlandes.**

Der Pommersche Landbund stellte vom ersten Tage seines Bestehens an den Grundsatz auf: Unsere Industrie ist durch den Friedensvertrag und die Nachwirkungen der Revolution bis auf den Tod verwundet. Es kann im Reiche nur einen Wiederaufbau geben, wenn die Landwirtschaft selbst gesund bleibt. Die Landwirtschaft ist der einzige Stand, dessen wirtschaftliche Grundlage nicht durch den Friedensvertrag erschüttert wurde. Grund und Boden, Betriebsmittel, Absatz findet die Landwirtschaft im Inlande. Sie ist also nicht auf den Export und auch nicht auf den Import angewiesen. Sie kann also aus sich heraus wirtschaften. Was ihr schaden kann, das ist eine **landwirtschaftsfeindliche Politik im Reiche.** Diese landwirtschaftsfeindliche Politik wurde seitens der Revolutionsregierung betrieben. In der Nationalversammlung befanden sich unter rund 400 Abgeordneten nur 32 Vertreter der Landwirtschaft. Auch der alte Reichstag von 1912 war in seiner Mehrheit absolut industrial gerichtet. Die Folge war gewesen, während des Krieges die Zwangswirtschaft für die Landwirtschaft und weitmöglichste Freiwirtschaft für Industrie und Handel. Blieb dieses System bestehen, wurde es sogar noch verschärft wie von sozialistischer Seite mehrfach betont wurde, dann mußte unsere Landwirtschaft zusammenbrechen. Ein Zusammenbruch der Landwirtschaft aber mußte für das deutsche Volk katastrophal werden. Die vernünftigen Arbeiter auf dem Lande sahen diese Gedankengänge ein und stellten sich auf diesen Landbundgedanken ein. Sie sagten sich mit Recht, wenn der Landwirt ruiniert wird, wenn er in die Zinsknechtschaft des mobilen Kapitals gerät, dann müssen wir Arbeiter die Zinsen erarbeiten, die dieses Kapital fordert. Unsere Wirtschaftslage wird nicht gebessert, sondern verschlechtert. Zugleich aber wurden die Arbeitgeber darauf hingewiesen, daß der Landarbeiter, der Gesundheit und Leben in die Schanze geschlagen hatte, um den deutschen Besitz vor einer Besetzung durch die Feinde, vor Brandschatzung und Plünderung zu schützen, auch ein Anrecht auf eine bessere Lebenshaltung hat, daß man diesem Arbeiter das Recht, bei Abschließung des Arbeitsvertrages mitzuwirken, das Recht, im politischen Leben tätig zu sein, nicht beschneiden könne, sondern daß man ihm im Gegenteil die Wege ebnen müsse, um diesen zu sich emporzuheben.

So kam es, daß die Landwirte bei den getätigten Tarifabschlüssen allerseits weitgehendstes Entgegenkommen zeigten, und daß sie gerade auf die mit Vertrauen vorgebrachten Wünsche besonders leicht einzugehen bereit waren. Die Arbeiter sahen ein, daß tatsächlich im Frieden, wenn nicht mehr, so doch mindestens dasselbe zu erreichen sei als im Kampf und faßten zu dieser neuen Organisationsform Vertrauen. Die Arbeitgeber umgekehrt faßten ihrerseits Vertrauen zu ihren Arbeitern, sie lösten ihre Arbeitgeberverbände auf und traten ebenfalls als Organisation in den Pommerschen Landbund ein. So stellt sich nun der **Pommersche Landbund** der Mitwelt als eine Organisation vor, die in ihrem äußeren Aufbau als einheitliche Macht marschiert, in sich aber 5 **verschiedene Gruppen** aufweist, die nebeneinander marschieren. Diese sind: die Arbeitgebergruppe, die Arbeitnehmergruppe, die Angestelltengruppe, die Bauerngruppe und die der freien Berufe. Jede dieser Gruppen hat ihre eigene Satzung, eigenen Vorstand, eigene Kassenführung innerhalb des Gesamtbundes. Arbeitgebergruppe und Arbeitnehmergruppe bilden eine ehrliche Arbeitsgemeinschaft, die bei Lohnverhandlungen auftritt, die ihre eigenen Schlichtungsausschüsse hat, um Einzelstreitigkeiten zu schlichten und die in jedem einzelnen Fall den Wünschen und Beschwerden der Betreffenden nachgeht. Die für die nächste Generalversammlung geplanten Satzungen weisen gerade nach dieser Richtung hin eine erhebliche Erweiterung auf. Sowohl die Satzungen der Arbeitgeber- wie die der Arbeitnehmergruppe werden gleichlautend folgende Bestimmungen enthalten:

„**Arbeitsgemeinschaft.** 4 Vorstandsmitglieder der Arbeitnehmergruppe des Pommerschen Landbundes bilden mit je 4 Vorstandsmitgliedern der übrigen dem Pommerschen Landbund angeschlossenen Berufsgruppen die Arbeitsgemeinschaft des Pommerschen Landbundes. Auf gleicher Grundlage wird eine Kreisarbeitsgemeinschaft bei jeder Kreisgruppe des Pommerschen Landbundes gebildet. Die Arbeitsgemeinschaft ist zu gleicher Zeit Schlichtungsausschuß und Lohnkommission des Pommerschen Landbundes. In dieser Eigenschaft tagen die für den vorliegenden Fall in Frage kommenden Vertreter der Berufsgruppen der Arbeitsgemeinschaft gesondert. Sie wählen aus der Mitte der Mitglieder des Pommerschen Landbundes einen Vorsitzenden.

Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft sind: 1. Ueberbrückung der zwischen den einzelnen Berufsgruppen bestehenden Gegensätze. Insbesondere Beratung zur Förderung der Interessen der einzelnen Berufsgruppen. 2. Regelung von Streitigkeiten zwischen Mitgliedern der einzelnen Berufsgruppen. 3. Beratung und Beschließung von Richtlinien über die Besoldung und Entlohnung der Arbeitnehmer.

Der Spruch der Arbeitsgemeinschaft ist für alle Beteiligten verbindlich. Gegen den Beschluß der Arbeitsgemeinschaft ist innerhalb von 14 Tagen nach Zustellung des Beschlusses durch eingeschriebenen Brief Berufung an die Arbeitsgemeinschaft des Pommerschen Landbundes zulässig. Diese entscheidet endgültig. Bei Nichtunterwerfung unter den Beschluß der Arbeitsgemeinschaft hat der Schuldige Ausschluß aus dem Pommerschen Landbund und der Arbeitnehmergruppe bzw. Arbeitgebergruppe zu gewärtigen. Rechtliche Ansprüche werden durch die Beschlüsse der Arbeitsgemeinschaft nicht berührt.“

Mit diesen Bestimmungen binden sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer fest aneinander. Es werden beiden Teilen die weitgehendsten Rechte eingeräumt, und beide Teile sind an die Abmachungen unbedingt gebunden, widrigenfalls der Ausschluß aus der Organisation selbst zu gewärtigen ist. Es ist nun die Frage, wird ein solches System auch in der Industrie möglich sein.

Eine Betonung des Wirtschaftsfriedens, wie es hier in der Landwirtschaft der Fall ist, ist von den Arbeitgebern der Industrie bisher nicht vorgenommen worden. Ich bin mir bewußt, daß Hunderttausende von Arbeitern — Millionen könnte man sagen —,

diese dargebotene Hand gern ergreifen würden, daß sie aber heute noch gehindert werden durch die Minderheit der klassenkämpferischen Kollegen, vor allen Dingen aber, daß sie noch nicht die entsprechende Stärke aufzubringen vermögen, auch einmal das höhnische Wort „gelb" oder „Arbeiterverräter" mit Ruhe zu ertragen. Es geht ihnen noch wie dem Knaben, der deswegen mit in den Garten des Nachbars einbricht, weil ihm der Vorwurf der Feigheit von seinen Kameraden gemacht wird. Die Sache würde sofort anders aussehen, wenn eine der vorhandenen stärkeren Gewerkschaftsrichtungen sich gleichsfalls auf diesen Boden stellen würde und allen Anfechtungen zum Trotz diesen selben Wirtschaftsfrieden betonen würden. Die einzige Organisation, die es meiner Ansicht nach heute könnte, ist die starke christliche Gewerkschaftsrichtung. Es scheint mir sogar, als seien auch dort ähnliche Strömungen vorhanden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die alten bewährten Arbeiterführer, wie z. B. Franz Wieber und andere, in den Nachwirkungen der Revolution einen Fortschritt für unser Volk sehen können. Ich bin vielmehr überzeugt, daß diese gleichfalls eine Verständigung dem ewigen Kampf vorziehen würden. Ich brauche auch weiter nur darauf hinzuweisen, daß z. B. jetzt wieder Tausende von Morgen Kartoffeln und Zuckerrüben an den Küsten erfrieren mußten, weil die Arbeiter im Sommer mehrfach streikten. Es muß jedem Arbeiterführer und jedem, dem das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, doch allmählich aus den Erfahrungen der zwei Revolutionsjahre klar geworden sein, daß man Arbeitszeit, Lohnfragen, Umformungen des Wirtschaftslebens nicht nach Parteidoktrinen vornehmen und regeln kann, sondern daß die Erfahrungen und tatsächlichen Verhältnisse in erster Linie in Betracht gezogen werden müssen. Und wenn die Verhältnisse anders sind, als das Programm vorschreibt, dann kann man nicht daran denken, die Verhältnisse ändern zu wollen, sondern dann muß eben das Parteiprogramm den tatsächlichen Verhältnissen angepaßt werden.

Ein Wort zur Verständigung zwischen Nicht-Akademikern und Akademikern.

Von **Moritz Müller**, Zeitungsverleger, Hamburg.

Die Frage ist brennend geworden. Das beweist nicht zuletzt die große Aufmerksamkeit, die ihr in der gesamten deutschen Presse entgegengebracht wird, die „Allgemeine Rundschau" voran. Fassen wir gleich den Stier bei den Hörnern: Der Keim des Aergernisses liegt auf *sozialem* Gebiete. Dieselbe Erscheinung, die das wilhelminische Zeitalter durchweg beherrschte, ist auch in der nachwilhelminischen Zeit bestehen geblieben. Zwar etwas gemildert. Allein nicht aus hochgemuter Erkenntnis, als vielmehr lediglich unter dem Zwange der historischen Entwicklung. Es ist selbstverständlich, daß die Verständigung, sagen wir deutlicher, die *Anerkennung sich nur unter Geistesverwandten* vollziehen kann. Abseits hiervon handelt es sich um jene nationalen, religiösen und ökonomischen Gemeinschaften, die längst erreicht sind. Wer durch die in Frage stehende Verständigung versöhnt werden soll, das sind die wissenschaftlich tätigen, nichtakademischen und akademischen Berufsstände. Lassen wir das alberne und halbdurchdachte Wort von den Geistes-, Kopf- und Handarbeitern. Ich habe noch keine Hand gesehen, die nicht durch das Hirn bewegt war, und legen wir Hand an den Ursprung des Uebels: an den *Begriff wissenschaftliche Tätigkeit*. Er ist es, der die feine Demarkationslinie zwischen den Ständen geschaffen und die akademische Isolierung herbeiführte, gegen welche sich heute der Widerstand der Nichtakademiker richtet, nachdem die Privilegien des monarchischen Feudalismus durch die Revolution beseitigt sind.

Es ist auch heute noch ein Glaubenssatz der akademischen Berufe, besonders aber der lernenden akademischen Jugend, daß *wissenschaftliches* Arbeiten an die *universitätsmäßigen* Voraussetzungen geknüpft ist. Aus dieser Denkart entsteht die subalterne Bewertung der nichtakademischen Berufe, aber auch der ganze Zorn der Betroffenen, die diese Einschätzung im Gesellschaftsleben zu erdulden haben. Man möge es mir glauben: wer jemals auf diese Erscheinung gestoßen ist, wer heute einem Studenten oder akademischen Berufsangehörigen vorgestellt und morgen nicht gegrüßt wurde, ganz abgesehen von zahlreichen anderen gleichartigen Ausflüssen der sozialen Einschätzung, der wird mir beipflichten, daß hier ein folgenschweres Uebel der bürgerlichen Zerrissenheit unter den Intelligenzen — besonders auf katholischem Gebiete — zu suchen ist. In diesem Zusammenhang tritt vor allem eine Kulturgruppe des deutschen Volkes hervor: die *Kaufleute*. Sie stehen in ihrem Denken, Fühlen und Arbeiten dem Akademiker am nächsten. In den kulturellen und wirtschaftlichen Wirkungen ihrer Arbeit für das Volksganze übertreffen sie ihn. Die Urbildung bürgerlicher und völkischer Gemeinschaften ist undenkbar ohne die vorausgehende rein ökonomische Tätigkeit, wie sie der Kaufmann ausübt. Erst der Tausch begründet die Städte und die Volksgemeinschaften, wohingegen erst die handelsmäßigen Voraussetzungen die Absorption der alten wissenschaftlichen Berufe ermöglichen. Wo nicht der Kaufmann die Menschen um sich sammelte, anzog und konsolidierte, konnte der Arzt und Anwalt, geschweige der Beamte, nicht tätig sein. Er ist also der ursprüngliche Träger der ökonomischen Gemeinschaft, und wenn er nicht gleichzeitig Führer auf geistigem Gebiete war, so lag das an dem Vorherrschen des gewerblichen Charakters, aber auch an der nötigen Muße, die Ergebnisse praktischer Erfahrung wissenschaftlich auszuwerten und zu begründen. Das blieb erst der Jetztzeit vorbehalten, indem sie Männer der Praxis und kaufmännische Wissenschaft freistellte, gebar und erzog, die das Versäumte nachholen sollen. Man wird natürlich nach der Beweisführung der Wissenschaftlichkeit fragen; ich entgegne darauf, daß ich alles das als *wissenschaftlich* ansehe, was der *Vollendung beruflicher Tätigkeit* nahekommt oder sie auslöst. Es ist selbstverständlich, daß man bei dieser Definition sehr tief hinabsteigen muß in die einzelnen Berufe und selbst die handwerksmäßigen nicht ausschließen kann. Und jeder wird auf den ersten Blick erkennen, daß hier der Anfang vom Ende des universitätsmäßig begründeten Kreises wissenschaftlicher Tätigkeit zu suchen ist. Es ist möglich, daß dies die akademischen Kreise sehr wohl empfinden, Tatsache aber, daß die Entwicklung diesen Ring sprengen wird, wenn nicht die maßgebenden Faktoren selbst ihr zuvorkommen.

Der Kaufmann, der moderne Soziologe, der Politiker, der Journalist und Künstler, der nie ein akademisches Studium absolviert hat, sie alle wissen, daß ihr Streben nur dann von Erfolg gekrönt ist, wenn sie abstrakt denken, logisch handeln und empirisch zu werten verstehen. Die Leistungen und Erfolge, die viele von ihnen als Führer und Vorkämpfer im Völkerleben aufzuweisen haben, das was aus ihrem Wirken der Gemeinschaft zugute gekommen ist, beweisen, daß es nur durch wissenschaftliches Lernen erworben sein kann. Um nur beim Kaufmann zu bleiben, so ist heute schon allein der *Charakter kaufmännischer Tätigkeit wissenschaftlich*, ob es sich hier nun um einen Ausübenden aus den Kreisen der Unternehmer oder der Arbeitnehmer handelt. Ein Blick auf den komplizierten Zusammenhang der kaufmännischen Tätigkeit zur Nationalwirtschaft, ihre Voraussetzungen und Wechselwirkungen, das Versagen jeder kaufmännischen Tätigkeit, die nicht auf diese Erkenntnisse eingestellt ist, die Psychologie, die für den Verkehr des Kaufmanns mit seinem Kontrahenten maßgebend ist, die Fernwirkung seiner Arbeit, die Auslandsbeziehungen, die heutige Gesetz- und Steuertechnik, die Warenkunde und mathematisch-buchhalterische Arbeit, die Kenntnis fremder Sprachen, die Beherrschung organisatorischer und hundert anderer Dinge, die heute den Gegenstand kaufmännischer Handlung bilden: sind das nicht Faktore, die es rechtfertigen, dem Stande als solchem a priori den wissenschaftlichen Charakter zuzuerkennen? — Die Träger dieses Standes — ich greife nur immer diesen einen heraus — bewertet aber der Akademiker im allgemeinen noch immer subaltern.

Was ist z. B. in seinen Augen der oft mit außerordentlichen Verantwortlichkeiten ausgestattete Prokurist eines Handelshauses gegen einen Assessor! — Was ist in den Augen der jungen Studenten der junge Kaufmann? — was in der Meinung des Arztes, des Anwalts, des Professors, der selbständige Kaufmann, wenn er nicht gleich nach außen sichtbar als „Großer" auftritt, bei dem man „Besuch machen kann", wobei die Herkunft des Akademikers, die Tatsache, daß Brüder, Schwestern diesem Stande angehören, gar keine Rolle spielt. Muß das nicht in den Kreisen der Betroffenen Erbitterung erzeugen? Müßte diese Auffassung nicht zu jener beklagenswerten Exklusivität führen zur Bildung jenes *akademischen Staates im Volkskörper*, die die Ohnmacht des Bürgertums gegenüber der sozialistischen — wenigstens mehrheitssozialistischen Solidarität, in den denkwürdigen Tagen der Revolution bedingte und die Bildung einer bürger-

lichen Einheitsfront unmöglich machte? — Man hatte gehofft, daß der Schützengraben mäßigen, ausgleichen, versöhnen würde. Vergebens! Die Scheidewand der akademisch geprüften, mit Titeln Ausgezeichneten blieb bestehen.

Und nun betrachte man einmal die Wirkungen dieser unverständigen Isolierung im bürgerlichen Leben. Achtzig Prozent der jungen Leute sind heute dazu bestimmt, nach Verlassen der Universität oft noch ohne die Schlußexamina zu machen, eine Existenz in volkswirtschaftlichen Betrieben zu suchen. Wenn sich ihnen hier eine Karriere eröffnet, müssen sie alsbald erkennen, daß ihnen das akademische Studium wenig oder gar nichts nützt, daß diese so sehr verachteten kaufmännischen Obliegenheiten eine Wissenschaft für sich vorstellen, die unter privatakademischen Voraussetzungen erst studiert, vor allem aber „erfahren" sein wollen. Sie müssen — und das ist das Grundlegende — erkennen, daß ihnen die jetzigen Kollegen innerlich fremd, wenn nicht gar feindselig gegenüberstehen. Ein unendlich mühseliges Tasten und Ringen ist die Folge. Das ist ja das Elend so vieler idealistisch gerichteter akademischer Träumer, daß sie es nicht verstehen, ihre Arbeit produktiv zu gestalten, sich klar darüber zu werden, daß praktische Arbeit vornehmlich in der Privatwirtschaft und theoretisches Wissen zwei grundverschiedene Dinge sind.

Irrwege.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. J. Hoffmann, München.

Die Abkehr unseres Volkes vom christlichen Sittengesetze droht schon längst Verderben zu bringen. Physische Krankheiten, die an seinem Marke fressen, beängstigten bereits vor den jüngsten Jahren die wahren Vaterlandsfreunde. Daß der langdauernde Krieg das Uebel steigerte, braucht nicht wunderzunehmen. Dies war auch sonst unter ähnlichen Verhältnissen ähnlich. Dieses Mal aber fand das Unheil einen besonders günstigen Boden vor. Man täuschte sich denn auch in der Beurteilung der Sachlage nicht und hatte schon in vernünftiger Weise Vorkehrungen getroffen, um zu verhindern, daß mit der Rückkehr der Truppen das Verderben sich über das ganze Land und in die Familien ergieße. Der überstürzte Rückzug und die darauffolgende autoritätslose Zeit vereitelten jene gutgemeinten Absichten. So ertönen bereits jetzt von allen Seiten Klagen und Hilferufe; es werden immer mehr Krankenhäuser und Räume zur Unterbringung der Infizierten und zahlreichere Aerzte zu ihrer Behandlung erforderlich (vgl. 13. Sitzung des Verwaltungsausschusses im Münchner Stadtrat vom 25. März 1920). Man hat unbestreitbar guten Willen; doch die Mehrzahl der Männer, die ein gewichtiges Wort in der Sache mitzusprechen haben, gehen, ohne eine Belehrung von anderer Seite annehmen zu wollen, unentwegt falsche Wege. Wir meinen einflußreiche Aerzte und insbesondere die „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten". Hier kann der Wahn nicht ausgetrieben werden, daß allein durch Belehrung in Wort und Bild dem Uebel gesteuert werden könne, daß Wissen, wenn es auch nicht zur Tugend werde, doch die Sünde und das aus ihr hervorgehende Verderben banne. Weder die psychologischen Wahrheiten noch die damit völlig übereinstimmenden Tatsachen des wirklichen Lebens will man seiner Weltanschauung zuliebe sehen. Man sollte hieraus doch endlich ersehen, daß Wissen auch um die drohenden Gefahren verkehrten Handelns in Stunden schwerer Versuchungen nicht standhält, zumal, wenn diese mit solcher Macht auftreten, wie sie denen, die aus der sinnlichen Sphäre der Menschennatur hervorgehen, eigen ist. Da bedürfte es einer stärkeren Stütze. Die Ohnmacht der Aufklärung aber wird dadurch vollständig, daß der Geist, in dem sie gegeben wird, der des plattesten Materialismus ist. Diese „Aufklärungsfanatiker" kennen in der Regel keine höhere Erwägung als die Furcht vor Syphilis und ähnlichem, keine Rücksicht auf die Ansteckung der Seele, keine Gedanken religiöser Natur, nicht einmal einen solchen, der an rein natürlichen Idealen orientiert wäre. In dieser Hinsicht bedeutet gerade die „Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" eine Gefahr für unser Volk, und doch hat sie es sich zur Aufgabe gemacht, dieses Volk und seine Gesundheit zu schützen, und entfaltet mit dem größten Einflusse, den sie besitzt, eine ausgedehnte Tätigkeit. Der Vorsitzende der Gesellschaft mußte es sich vor einiger Zeit gefallen lassen, daß der Vorstand und Arbeitsausschuß des „Bundes für deutsche Familie und Volkskraft" eines seiner Bücher, das von dem Kriegsministerium während des Krieges für das Heer empfohlen wurde, in einer Eingabe an den Reichskanzler als eine „Anleitung zur S." bezeichnete.

Von dieser Seite gehen auch die Versuche aus oder werden doch unterstützt, durch Filmvorstellungen dem Unheil, das aus geschlechtlichen Ausschweifungen stammt, zu wehren; das Mittel, das zu diesem Zwecke empfohlen wird, ist die Mahnung, bei einer Erkrankung nicht zu einem Kurpfuscher, sondern zum Arzte zu gehen. In Nr. 18 vom Jahre 1917 der „A. R." haben wir das magere Ergebnis dieser mit so großem Tamtam gegebenen Ratschläge beleuchtet. Unterdessen hat sich die Sache selbst ad absurdum geführt durch Maßlosigkeit, die aus Spekulationsgeist auch die Hochkonjunktur der moralischen Erkrankung und der physischen Leiden ausnützen und daraus verdienen will. So weit wurde hierbei gegangen, daß selbst Filminhaber, die daraus eine Diskreditierung des Geschäftes befürchteten, Protest erhoben und „derartige Auswüchse mit aller Entschiedenheit" ablehnten. Eine erfreuliche Erfahrung können wir hier konstatieren, daß nämlich die Jugend derartige Vorstellungen in verschiedenen Fällen abgelehnt und sich an Entschließungen dagegen beteiligt hat; so geschah es u. a. in Graz nach einer Rede von Professor Ude durch die Studierenden der Hochschule und der höheren Lehranstalten.

Neben den Aufklärungsfilms bescherte uns die Mischung von pädagogischen Dilettantismus und Geschäftsgeist, die hier herrscht, Darstellungen, welche in plastischen Präparaten die Erscheinungen der Geschlechtskrankheiten dartun. Dieses Abschreckungsmittel, das zur Vorsicht mahnen soll, ist nicht mehr ganz neu, aber die Jetztzeit scheint ihm einen besonderen Wert zuzuerkennen. Eine Sammlung wird von Stadt zu Stadt gebracht; Plakate gleich groß an Umfang wie an Geschmacklosigkeit laden alles zum Besuche der interessanten Ausstellung ein; Berichte melden über den ausgezeichneten Erfolg in den vorher besuchten Orten, wobei dieser offenbar nach dem Inkasso gewertet wird. Auch außerdem wird eifrig für die Kenntnisnahme von den dargebotenen Präparaten geworben. In München z. B. erließ die Allgemeine Ortskrankenkasse (Stadt) eine Bekanntmachung, in der gesagt wird, es sei im Interesse der Versicherten wie der Kasse dringend zu empfehlen, die Ausstellung, die ausschließlich dem allgemeinen Volkswohle diene, zu besuchen und von der angebotenen Preisermäßigung Gebrauch zu machen.

Diese Veranstaltungen werden das nämliche Schicksal haben wie all jene, die Besserung und Heil der Menschen von der ausschließlichen Einwirkung auf den Verstand erwarten und welche zudem diesem kein höheres Licht zu bieten vermögen als den Hinweis auf die Gefahren, die im Falle der Nichtbefolgung des Gesagten drohen. Der Anblick der Verheerungen am ganzen Körper des Menschen, welche die venerischen Krankheiten mit sich führen, mag ja die Besucher der Ausstellung erschüttern und mit guten Vorsätzen erfüllen; das Leben aber bekundet, daß letztere allein in dem Augenblicke der Versuchung nicht standhalten; die Verankerung, die der Verstand bietet, ist eben allein zu schwach. Dieses ist um so mehr der Fall, als in solche Schaustellungen doch gar manche nur aus Neugierde oder gar aus Lüsternheit gehen. Es kann leicht festgestellt werden, daß gerade jene Präparate, bei denen auch die Sinnlichkeit auf ihre Rechnung kommt, besondere Aufmerksamkeit finden.

Was speziell die Jugend angeht, so handelt es sich um eine sehr ernste und schwierige Sache. In großen Städten, wo die Sünde käuflich ist, schwebt gerade sie fortgesetzt in größter Gefahr, auch am Leibe und an seiner Gesundheit Schaden zu leiden; wenn demnach überhaupt eine Belehrung mit solch drastischen Mitteln als erforderlich erscheint, dann möchte sie allerdings bei den Heranreifenden sich am notwendigsten darstellen. Anderseits aber regt sich bei ihnen die stärkste Neugierde, mit dem Geschlechtlichen überhaupt bekannt zu werden; damit verbindet sich wohl bei den meisten die Lüsternheit, sie sehen unter dem Elende und dem Schmutze auch der syphilitischen Krankheit vor allem das Geschlechtliche. Nur angedeutet soll werden, daß sich das Aufsichtspersonal bei solchen Ausstellungen durchaus nichts darum kümmert, wenn auch junge Leute weit unter dem festgesetzten Alter eintreten. Polizeipräsidien, in deren Bezirken solche Ausstellungen stattfinden, sind durch Klagen hierüber reichlich unterrichtet.

Verwerflich sind schließlich auch die Begleitumstände, unter denen die Darbietungen gegeben

werden. Man gewinnt den Eindruck, als sollte durch die Reklame und die ganze Aufmachung die Neugierde und Sinnlichkeit zu Hilfe gerufen werden, um das Publikum anzulocken. Dann vereiteln die Unternehmer selbst den Erfolg, den sie dann durch den Schrecken, der erregt wird, erzielen könnten; mit größter Geschäftlichkeit wird auf „Schutzmittel" hingewiesen, bei deren Anwendung man wohl die schlimmen Handlungen begehen und doch gesund bleiben könne.

Angesichts der schweren Gefahren, die unserem Volke drohen, möchten wir erneut der Oeffentlichkeit zu bedenken geben: die Aufklärung durch das Kino und die Ausstellungen von Präparaten mit den Folgen der venerischen Erkrankungen sind, zumal wenn diese Veranstaltungen im materialistischen Geiste und ohne höhere Hinweise geschehen, nicht der richtige Weg, Hilfe zu bieten; er führt vielmehr viele noch tiefer in das Unheil hinein. Helfen kann nur die Pflege des religiös-sittlichen Sinnes und die Stärkung des Verantwortlichkeitsbewußtseins.

Kaiser Heinrich VII. (1308–1313).

(Anläßlich der Wiederherstellung seines Grabmals im Dom zu Pisa.)

Von Dr. Jos. Massarette.

In Pisa fand Ende Oktober 1920 im Beisein des Königs Viktor Emanuel III. und des Unterstaatssekretärs Rosadi die Ueberführung der Gebeine Kaiser Heinrichs VII. vom Campo Santo nach dem Dom statt. Das mit den bisher verstreut gewesenen Fragmenten an der früheren Stelle rekonstruierte Grabmal nahm die Ueberreste des ritterlichen Fürsten auf, dem das Haus Savoyen viel verdankte. Der am 24. August 1313 im toskanischen Städtchen Buonconvento dahingeraffte Kaiser Heinrich VII. der Luxemburger ist der letzte Vertreter des alten Kaisergedankens und Kaisertraumes in seiner vollen Reinheit und Größe. Voll hohen Idealismus blieb er aufrecht in aller Not. Eine kurze Schilderung von Heinrichs Glück und Ende dürfte daher ein gewisses Interesse beanspruchen, zumal die VI. Zentenarfeier Dantes bevorsteht, der den „frommen Arrigo" mit Jubel begrüßt und gefeiert hat.

Heinrichs Eltern waren Heinrich VI. (auch als III. bezeichnet), Graf von Luxemburg, und dessen Gemahlin Beatrice von Avesnes. Ueber sein Geburtsjahr gehen die Angaben sehr auseinander. Auf Grund wichtiger Dokumente scheint jedoch festzustehen, daß der älteste Sohn des Grafenpaares und künftige deutsche Kaiser 1274 in Valenciennes geboren wurde. Nach dem Tode des in der mörderischen Schlacht von Worringen (5. Juni 1288) gefallenen Vaters besorgte er zunächst gemeinsam mit seiner hochgebildeten und frommen Mutter die Regierungsgeschäfte. Selbständig regierte Heinrich als Graf von Luxemburg und La Roche und Markgraf von Arlon seit 1292, in welchem Jahre er Margarete, die Tochter des mächtigen Herzogs von Brabant, als Gemahlin heimführte. Die Ehe war überaus glücklich. Heinrich war einige Zeit im Streit mit Trier, bis 1301 Friede geschlossen wurde. Seither nannte er sich Vogt von Trier. Dieses Erzbistum erhielt 1308 Heinrichs trefflicher Bruder Balduin, dank besonders den Bemühungen des aus der Grafschaft Luxemburg stammenden Erzbischofs und Kurfürsten von Mainz, Peter von Aspelt (Aichspalt). Obwohl erst 22jährig, wurde Balduin doch ein ausgezeichneter Bischof, dessen Andenken in Trier die Jahrhunderte überdauert hat. Graf Heinrich wohnte in Poitiers der vom Papst Klemens V. selbst erteilten bischöflichen Weihe seines Bruders bei.

Als einige Wochen später König Albrecht von seinem Neffen Johann ermordet worden, kam dem Trierer Erzbischof der Gedanke, die deutsche Krone an seinen Bruder Heinrich zu bringen. Balduin und der Mainzer Erzbischof, einer der schlauesten Männer seiner Zeit, wußten die anderen Kurfürsten dafür zu gewinnen. Am 27. November 1308 fand zu Frankfurt die feierliche, einmütige Wahl des jungen Grafen von Luxemburg zum deutschen König statt. Allerdings war die Krone mit vielen Zugeständnissen an die Wähler erkauft. In Aachen wurde der neue König ab 6. Januar 1309 mit seiner Gemahlin gekrönt. Dann durchzog er die deutschen Lande, überall aufs herzlichste begrüßt. Die männliche Schönheit, das ritterliche Benehmen Heinrichs, sein Streben, die Schwachen zu schützen, ohne Rücksicht Gerechtigkeit walten zu lassen, das alles machte vorzüglichen Eindruck. Selbst einer der besten Turnierhelden, liebte er Prachtentfaltung. Auf dem Reichstage zu Speyer (August 1309) einigte er sich mit Habsburg-Oesterreich und beschloß eine Romfahrt. Der im Juli des folgenden Jahres zu Frankfurt abgehaltene Reichstag war wichtig durch die Verlobung von Heinrichs jungem, tapferem Sohne Johann mit Elisabeth von Böhmen und die im Anschluß daran erfolgte Belehnung Johanns mit dem Königreich Böhmen, das die Luxemburger bis zum Erlöschen des Mannesstammes behaupteten.

Den hochgesinnten König Heinrich VII., eine romantisch veranlagte Natur, trieb es nach Italien. Im Jahre 1310 schickte er eine vom Bischof von Konstanz geführte Gesandtschaft nach Mailand, die anordnen sollte, daß alles für die Krönung mit der eisernen Krone vorbereitet würde. In der von wilden Parteikämpfen zwischen Guido della Torre und Matteo Visconti durchtobten lombardischen Hauptstadt gab man eine ausweichende Antwort, ohne einstweilen das Fehlen der eisernen Krone einzugestehen. Dieses Symbol einer vielumstrittenen Herrschaft war bereits vor 37 Jahren von den della Torre mit anderen Wertgegenständen versetzt worden und befand sich in den Händen eines Wucherers. — Berauscht von der Größe der Vergangenheit, voll echter Begeisterung für den Kaisergedanken, glühte Heinrich vor allem nach dem Schimmer der Kaiserkrone. Das in Wahrheit schon überlebte mittelalterliche Ideal von der Gestaltung der Weltherrschaft hoffte er verwirklichen zu können. Es drängte ihn, Ordnung zu bringen in den Wirrwarr der Parteien, dem grauenvoll zerrissenen Italien Einheit und Frieden zu sichern.

Die Hoffnungen, welche die Ghibellinen auf Heinrich VII. setzten, kamen zum Ausdruck in einem von Dante verfaßten Aufruf, der damals durch Italien flog. Sicher hat niemand dem edlen König freudiger entgegengejubelt als der italienische Dichterfürst, der fern der Vaterstadt in der Verbannung litt. Von ihm erhoffte Dante außer der Erneuerung eines weltbeherrschenden Kaisertums das Ende der eigenen Heimsuchungen. Er pries Heinrich als den „neuen Moses", als „Lamm Gottes" und ließ sich ihm vorstellen. In schwungvollen Briefen beschwor Dante Florenz und Rom und alle Fürsten Italiens, dem Kaiser seine Aufgabe zu erleichtern. Mag auch Dantes lateinische Prosaschrift „De monarchia" erst einige Jahre später entstanden sein, so war er doch schon damals von den darin ausgesprochenen Ideen durchdrungen.

Als Hilfebringer und Friedensstifter zog der hochherzige Heinrich VII. im Oktober 1310 über die Alpen. Doch die rauhe Wirklichkeit zwang ihn, manche Wunde zu schlagen. Seine Mittel waren ungenügend. In Asti erhob er den Grafen Amadeus von Savoyen, Stammvater des italienischen Königshauses, in den Reichsfürstenstand. Dort huldigten ihm Verona, Mantua und Modena. Erst jetzt erfuhr er, daß die eiserne Krone fehle. Man konnte oder wollte sie nicht wiederfinden. Nachdem Heinrich am Tage vor Weihnachten in Mailand eingezogen war, ließ er eine neue Krone in der Form eines Kranzes von Lorbeerblättern anfertigen, welche der Erzbischof von Mailand ihm am 6. Januar 1311 in Sant Ambrogio feierlich aufsetzte als ein Zeichen des Ruhmes, der Heiligkeit und Stärke. Daß die Krönung ihm nicht den sicheren Besitz der Herrschaft über Lombardien verbürgte, erfuhr Heinrich alsbald, da die beiden Parteien della Torre und Visconti, die sich bisher in Mailand befehdet, sich zur Vertreibung der Deutschen verbanden. Doch konnte der Aufstand niedergeschlagen werden. Andere oberitalienische Städte empörten sich, mußten aber ihre Tore öffnen. Dante beschwor den König, gleich auf Florenz, dem Mittelpunkt seiner guelfischen Gegner, loszugehen. Leider vergeudete Heinrich viel Zeit und Menschenleben mit der Belagerung von Brescia, vor dessen Mauern auch sein heldenmütiger Bruder Walram fiel. Heinrich, der sich im Unglück nie entmutigen ließ, empfing diese Todeskunde mit den mannhaften Worten: „Dazu ist er geboren worden".

Nachdem dann im Oktober 1311 in Pavia ein Parlament der Lombardei stattgefunden, eilte der König mit ungefähr 600 deutschen Reitern nach Genua. Die sonst so kaiserfeindliche Stadt bereitete dem friedliebenden Fürsten einen herzlichen Empfang und übertrug ihm die Regierungsgewalt auf 20 Jahre. Hier entriß ihm der Tod die treffliche Lebensgefährtin, die seit 20 Jahren Freud' und Leid mit ihm geteilt hatte. Königin Margareta starb am 13. Dezember 1311 im 37. Lebensjahre, von aller Welt als Muster einer christlichen Fürstin, Gattin und Mutter gepriesen. Giovanni Pisano meißelte ihr das Grab, dessen Ueberreste sich heute in Palazzo Bianco in Genua befinden.

Ungebeugt trotz aller Heimsuchungen traf Heinrich am

6. März 1312 auf dem Seeweg in Pisa ein, von unendlichem Jubel begrüßt. Gern brachte die Stadt für ihn bedeutende Opfer an Geld und Mannschaften. Sechs Wochen später brach er nach Rom auf zur heißersehnten Kaiserkrönung. Am 7. Mai zog er über den Ponte Molle in die von Parteien zerrissene ewige Stadt ein. Dorthin hatte der König von Neapel, Robert von Anjou, seinen Bruder Johann mit Truppen geschickt, um die Krönung zu hintertreiben. Die mit Robert verbündeten Orsini hielten Trastevere und das vatikanische Viertel besetzt, während die Colonna im südlichen Teile Roms, in der Gegend des Lateran, Kolosseum und Aventin für die Sache des Kaisers eintraten. Im Herzen Roms, an der Piazza Magnanapoli ragt noch die vor einigen Jahren freigelegte Torre delle Milizie empor, ein massiger, hoher Ziegelturm, der zu dem Palast gehört hatte, in welchem Heinrich VII. Wohnung nahm. Es gelang diesem nicht, sich den Weg zur altehrwürdigen Peterskirche zu erkämpfen, in welcher seine Vorgänger die Kaiserkrone empfangen hatten. Am 29. Juni 1312, dem Fest der Apostelfürsten, nahmen die von dem in Frankreich weilenden Papst Klemens V. beauftragten Kardinäle die Kaiserkrönung in der lateranensischen Basilika vor.

Den gekrönten Kaiser hielt es nicht länger in Rom, wo seine Feinde ständig Zuwachs bekamen, während seine eigenen Leute durch ansteckende Krankheiten zusammenschmolzen. Nach kurzem Aufenthalt in Tivoli zog er im August wieder nach Toskana. Seine Kräfte reichten nicht zur Einnahme des feindlichen Florenz aus. Er mußte die Belagerung aufgeben und begab sich am 6. Januar 1313 nach Poggibonsi, einem am Ende des 12. Jahrhunderts entstandenen ghibellinischen Kastell. Es sollte ihm als fester Punkt gegen Florenz, Lucca und Siena, zugleich als Zufluchtsort für den Winter dienen. Aber kurz vor des Kaisers Ankunft hatten die Sienesen den Ort zerstört. Heinrich verzagte nicht. Auf den Trümmern ließ er in Eile eine kaiserliche Pfalz errichten. Den unglaublich rasch entstandenen Ort nannte er Kaisersberg (Monte Imperiale). Hier vollzog der Kaiser noch eine Menge wichtiger Regierungshandlungen. Anfangs März brach er wieder nach Pisa auf, wo er die Florentiner bannte und den König von Neapel ächtete und gegen ihn wegen Hochverrats ein Todesurteil aussprach. Heinrichs Bruder Balduin, der den Römerzug mitgemacht, verließ den Kaiser am 19. März, um in Deutschland Truppen zu sammeln. Auch von anderer Seite kamen die langersehnten Unterstützungen. Der Rachekrieg gegen König Robert konnte also bald mit guten Aussichten beginnen. Doch es kam anders.

Seit der Belagerung von Brescia hatte Heinrich VII. mit sich den Todeskeim herumgetragen. Noch schleppte er sich nach Monte Imperiale. Den zur Umkehr nach Pisa mahnenden Aerzten antwortete er: „Ich bin im Dienste Christi, der die ganze Welt besitzt und mir, wenn er helfen will, an einem Ort so nahe ist wie am andern". Den Todkranken brachte man noch nach Mascareto in kalte Bäder. Die Folge war, daß das Leiden nun in einem angeblich krebsartigen Geschwür am rechten Unterschenkel hervorbrach. Der Kaiser ließ sich in einer Sänfte weitertragen. Im Städtchen Buonconvento machte er Halt, um in der Kirche San Pietro zu beichten und zu kommunizieren. Am selben Tage starb er, am 24. August 1313. Damals wurde das Gerücht verbreitet, der Kaiser sei vom Dominikaner Bernardino von Montegulciano, der ihm die hl. Hostie reichte, vergiftet worden. Längst glaubt man diese Beschuldigung nicht mehr.

Mit der alten, deutschen Kaiserherrlichkeit auf italienischem Boden war es dahin. Und doch wäre niemand würdiger gewesen, sie dauernd wieder aufleben zu lassen, als Heinrich VII., von dem der Chronist Villani, sein Zeitgenosse, schrieb: „Nie vermochte das Unglück diesen Fürsten zu verwirren, nie das Glück ihn aufzublähen oder von ausgelassener Freude zu berauschen".

Dante, der seine höchste Hoffnung durch den Tod des Kaisers Heinrich vernichtet sah, hat ihm einen der schönsten Plätze in der weißen Rose seines „Paradieses" (30. Gesang) angewiesen, jedoch dem Papste Klemens V. sein Anathem zugeschleudert, weil er Heinrich VII. nicht zum Triumph verholfen.

In ihrem Dome bereitete die getreue Stadt Pisa dem Kaiser eine würdige Grabstätte. Tino da Camaino (gest. 1337), der es besonders verstand, die von einem Grabmal verlangte feierliche pompöse Ruhe zum Ausdruck zu bringen, hat das reiche Monument aus Marmor errichtet. Leider blieb es nicht im alten Aufbau erhalten, verschwand sogar ganz aus der Kathedrale. Der Sarkophag mit der liegenden Figur des edlen Luxemburgers kam auf den stillen, kunstreichen Campo Santo von Pisa. Jung, ohne Krone, mit den Zügen des Leidens im eingefallenen Gesicht liegt der Kaiser da, ganz in den Krönungsmantel gehüllt, welcher in immer neuer Wiederholung den kaiserlichen Adler zeigt. Ein Adler hält zu Füßen des an der Vorderseite mit Reliefgestalten von elf Aposteln geschmückten Sarkophags in seinen Klauen ein Blatt mit den Worten: „Quidquid fecimus, venit ex alto" (Was immer wir getan, kam aus den Höhen). Fr. X. Kraus meint, diese Inschrift klinge so ehern und machtvoll, als ob Dante sie verfaßt hätte. Die lateinische Grabschrift lautet:

Hoc in sarcophago non quidem spernendo Henrici olim Lucenburgensis comitis et posthoc septimi eius nominis Romanorum imperatoris ossa continentur, quae secundo post eius fatum anno videlicet MCCCXV die vero XXV sextilis Pisas translata summo cum honore et funere hoc in phano adhuc usque diem collocata permansere.

Im Museo Civico zu Pisa befanden sich bis vor kurzem mehrere Gruppen von Statuen, die einst den kaiserlichen Sarkophag getragen haben. Vom Kaisergrab stammten auch zwei am Grabmal des Erzbischofs Ricci im Campo Santo aufgestellte Statuen. Supino hat im „Archivio storico dell'arte" (1895, S. 177) eine Rekonstruktion versucht. Nunmehr ist eine solche durchgeführt worden und die Gebeine Kaiser Heinrichs VII., des Luxemburgers, haben ihre alte Ruhestätte im Pisaner Dom wiedergefunden.

Wiener Eindrücke.

Von Dr. Otto Sachse.

Eine Tagung der katholischen Akademikerausschüsse Deutschösterreichs gab uns Gelegenheit zu einer Reise nach Wien. Wer heute nach der einstigen Kaiserstadt an der Donau fährt, ist auf trübe Bilder gefaßt. Statt der alten Pracht und Ueppigkeit Not und Mangel, statt der Lebensfreude und des goldenen Leichtsinns Mißmut und dumpfe Ergebung; so hat der Fremde gehört und gelesen und glaubt in Wien eine sterbende Stadt zu finden. Da enttäuscht ihn freilich der erste Eindruck recht angenehm. Fast ohne Verspätung kommt er im geheizten Schnellzug an, und um den Bahnhof sausen die Kraftdroschken, die den Fiaker und Einspänner fast verdrängt haben. Straßenbeleuchtung ist nicht gespart, und in den Gasthäusern, Kanzleien und den besseren Wohnungen ist es schön warm. Geht der Fremde dann am Tag über den Ring, durch die Kärntnerstraße und über den Graben, so kann er die Schaufenster bewundern, wo in gleicher Fülle und oft mit mehr Geschmack als bei uns Luxus- und Modewaren, Lebensmittel und Süßigkeiten, Bücher und Spielsachen ausgestellt sind. Das Weihnachtsgeschäft geht flott. Vor den Läden drängen sich fesche Damen in kostbaren Toiletten und von jener bekannten weichen, etwas slawisch und östlich anmutenden Schönheit — manche sind noch weiter östlich her und weniger schön — daneben Herren mit Pelzkragen und Silberknopf auf dem Stocke. Aber es ist doch anders als früher. Wo sind die k. u. k. Offiziere mit schlanker Taille und hoher Kappe, die klirrenden Orden auf der Brust? Wo die Schutzleute im goldbeschlagenen Helm oder die orangeverschnürten Postillione? Was heute in Wien Uniform trägt, sieht schäbig aus und schleicht sich gedrückt durch die Menge. Es sind die armen Kostgänger des ärmsten Staates oder traurige Gespenster eines stolzen alten Reiches, das schon krank und morsch noch unvergleichlich geschmackvoll zu repräsentieren verstand. Den Mantel hoch zugeknöpft, ohne Waffe, einen schweren Handkoffer schleppend, geht mit totenstarrem Gesicht ein ergrauter Oberst vorbei. Er fällt fast über den Kriegsbeschädigten, der in verschossenen Uniformlumpen auf dem feuchten Pflaster liegt und bettelt. Hie und da zeigt sich die neue Staatswehr, feldgrau mit preußischer Mütze, die den Oesterreichern gar nicht steht.

Wo ist das alte kaiserliche Wien geblieben? Ueber die Menschen, reich und arm, satt und hungrig ragt der urvertraute Stephansturm, erheben sich die Paläste der Ringstraße und die zierlichen Barockbauten der inneren Stadt. Alles verkündet eine stolze Geschichte und eine Kultur, die wohl nur einmal auf deutschem Boden gewachsen ist. Hier hat das Deutschtum den Osten gewonnen, hat ihn bezwungen und umgewandelt, ganz durchtränkt mit seiner Kraft. Nur katholisches Deutschtum konnte so wirken. Als die Deutschen in Oesterreich in ihren führenden Schichten den Katholizismus, das Geheimnis ihrer Kulturkraft,

vernachlässigten und josephinisch-liberal wurden, schwand ihr Einfluß und ihre Herrschaft dahin. — Ich besuchte das Hofmuseum. Zahlreiche leere Bilderrahmen auf der roten Tapete zeigten an, daß die Italiener kostbare Gemälde fortgeschleppt haben. Es steht zu befürchten, daß das arme Oesterreich von heute, will es seine Beamten und Kriegsopfer bezahlen, einen großen Teil seiner Kunstschätze versetzen muß. Vor allem verweilte ich vor den Porträts der spanischen Habsburger, die Velasquez gemalt hat und die eine so tiefe Menschenkenntnis verraten.

Der Reichsdeutsche lebt gut in Wien, denn für die Mark bekommt er 8 Kronen. Eine Fahrt mit der Straßenbahn kostet 3 Kronen (40 Pfg.), Kartenporto 50 Heller (6 Pfg.). Billig ist der Wein: 1/4 Liter 16—20 Kronen (2—3 M). Das Essen ist trotz der Umrechnung nicht wohlfeiler als in München, aber natürlich viel billiger als in Norddeutschland. Geistige Genüsse, Bücher und Zeitungen, sind auch für mäßiges Geld zu haben. — Der Einheimische dagegen leidet sehr unter dem geringen Wert seiner Münze. Für ihn ist Wien eine teuere Stadt. Wie kann er sich ein Mittagsmahl von 100 Kronen leisten, wenn er täglich nur 80 verdient? Und viele müssen mit weniger als 2000 Kronen im Monat auskommen. Jüngere Beamte, gebildete Leute, verdienen jährlich 30—40000 Kronen, also höchstens 5000 M. Die Gehälter der höchsten Staatsbeamten, durch einen Nachtrag zum Besoldungsgesetz stark erhöht, betragen jetzt: Für den Bundespräsidenten, das Staatsoberhaupt 297360 Kronen, den Bundeskanzler 237160 Kronen, die Minister 220360 Kronen. Der Bürgermeister von Wien erhält 176120 Kronen. Das sind im Vergleich zu uns sehr bescheidene Summen, denn eine Krone hat in Oesterreich nicht die Kaufkraft einer Mark bei uns.

Wir konnten einen tiefen Einblick tun in die Not der Studenten. Mancher schlägt sich mit 500 Kronen im Monat durch. Von der Kost der Freitische wird er nicht satt, sein Zimmer kann er nicht heizen. Wer 1200 Kronen im Monat verzehrt, ist schon nicht mehr ganz arm. Es wäre drum für reichsdeutsche Studenten, die bei uns nicht genug zum Leben haben, wohl zu erwägen, an eine österreichische Universität zu gehen. Ein Monatswechsel von 200—250 M würde drüben ausreichen. Um Auskunft und Vermittlung wende sich der Einzelne an eine befreundete Verbindung seines Kartells in Oesterreich, der nicht inkorporierte katholische Student an die Akademia, Freie Vereinigung katholischer deutscher Hochschüler, Wien VIII, Alserstr. 17. Man muß vor der Arbeit der katholischen Studenten in Wien, ihrem Idealismus und ihrem Glauben an die Erneuerung unseres Volkes durch die katholische Kirche, die höchste Achtung haben. Die katholische Studendenschaft, früher verachtet, ist jetzt eine geistige Macht. Auch sonst zeigt Wien ein Wachstum des kirchlichen Sinns. In einer Pfarrkirche der Vorstadt fanden wir wochentags an einem dunklen, kalten Wintermorgen die Bänke von Betern gefüllt und über 100 Kommunikanten. Auf der anderen Seite zeigt sich noch lässiges Gewohnheitschristentum, so beim Hochamt in der Augustinerhofkirche gegen Mittag. Man hört dort gerne die herrliche Musik, kniet aber kaum zur heiligen Wandlung nieder. Doch das sind Reste der alten, schlechten Zeit, das Wien der Zukunft wird katholisch sein.

Wir waren begierig, die Stimmung über den Anschluß Deutschösterreichs ans Reich kennen zu lernen. Im allgemeinen wünscht man den Anschluß. Das Volk verspricht sich davon Rettung aus der Not. Dann wird auf einmal die Krone so viel sein, wie die Mark, denkt der einfache Mann. Er sagt sich nicht, daß die Krone auch die Mark herabziehen könnte. In politischen urteilsfähigen Kreisen der christlichsozialen Partei gibt es zwei Richtungen, soweit der Anschluß in Frage kommt. Die eine, vom „Deutschen Volksblatt“ vertreten, ist für baldigen politischen und wirtschaftlichen Anschluß. Sie sieht in der Vereinigung aller Deutschen das Einzige, was die großen Verluste und Schicksalsschläge des Krieges zum Teil ersetzen kann. Die andere Richtung, die ungefähr in der „Reichspost“ und in der Wochenschrift „Das Neue Reich“ zum Ausdruck kommt, betont die geographischen und wirtschaftlichen Notwendigkeiten, welche die Völker des alten Oesterreichs zusammenführten. Sie glaubt diesen Umständen auch in der Zukunft Rechnung tragen zu müssen. Dazu kommt bei den führenden Männern des vergangenen Oesterreichs eine Treue zum alten Kaiserhaus, die hoher Achtung wert ist. Beide Richtungen aber sind einig darin, daß nur das Deutschtum Mitteleuropa friedlich und gedeihlich zusammenhalten kann. Es wäre nicht richtig, sie zu scharf als Anschlußfreunde und Anschlußgegner zu unterscheiden. Und eine Bedingung stellen sie alle für den Anschluß Oesterreichs an Deutschland: Sie wollen nur in ein föderalistisches, bundesstaatliches Reich eintreten. Daß Berlin in Oesterreich herrschen könnte, ist ihnen ein entsetzlicher Gedanke. Oesterreich, so meint man in Wien, soll als starker, selbständiger Bundesstaat zum Reiche kommen, dann sollen Oesterreich, Bayern, Schwaben, das Rheinland und die norddeutschen Stämme ihr Eigenleben führen und alle zusammen die große deutsche Gemeinschaft bilden. Bekanntlich ist man in den Ländern Oesterreichs zum Teil anderer Ansicht und möchte sich losgelöst von Wien, selbständig an deutsche Bundesstaaten anschließen. Wir deutsche Katholiken werden den Anschluß Oesterreichs immer herbeiwünschen und fördern. Das herrliche Land an der Donau mit seiner katholischen Kultur, Wien und Salzburg, die prächtigen Stifte wie Melk, wo selbst ein Papst würdig Hof halten könnte, das alles gehört zum katholischen Deutschland. Auch das Volk von Oesterreich, bewährt in der Gegenreformation und in der Abwehr der Türkengefahr von Europa, muß zu uns kommen, um das katholische Deutschtum zu stärken. Und Wien, es ist keine sterbende Stadt, wird die Ausfallpforte der deutschen Kultur nach Osten sein und bleiben, aber nur wenn es Hilfe findet vom großen Deutschen Reiche, und wenn die Gesamtheit des deutschen Volkes politisch und wirtschaftlich hinter ihm steht.

Zum Andenken an Justus Möser.

Von Studienrat Dr. della Valle, Osnabrück.

Es war am 8. Januar 1794. Da erfüllte Wehmut und Trauer die alte Bischofsstadt Osnabrück. Justus Möser war nicht mehr. Stadt und Land, Adel und Bauern, Katholiken und Protestanten trauerten um ihn und gaben ihm das Grabgeleite zur Marienkirche, wo er seine letzte Ruhestätte fand. Die Mitwelt ehrte ihn, und als nicht mehr der Väter lebendiges Wort den Söhnen berichtete von der Heimat großem Sohn, da errichtete man 1836 auf dem alten Domfriedhofe gegenüber dem Bischöflichen Palais sein Denkmal, in Bronze gegossen vom Bildhauer Drake unter Leitung Rauchs, des gefeierten Meisters. Vom Advokatenmantel umflossen, in der Linken eine Urkunde haltend, die Rechte wie lehrend erhoben — so steht an historischer Stätte der advocatus patriae, auch im Tode immer noch bereit einzutreten für die Heimat, für das ganze deutsche Vaterland.

So hat die Mitwelt Justus Möser geehrt — und die Nachwelt? Fast unbekannt ist er den Erwachsenen geworden und unsere Jugend hört kaum noch seinen Namen im Unterricht. Wir Deutsche haben in diesen Tagen, wo wir den 200jährigen Geburtstag (14. Dezember) eines der geistvollsten Männer feiern, die wir zu den Unsrigen rechnen, etwas gutzumachen. In Osnabrück ehrte man Möser in den Schulen und durch eine große Festfeier in der Stadthalle. Die Universität Göttingen hatte dazu als Festredner Prof. Brandi entsandt. Auch die Nachbaruniversität Münster gedachte seiner in zahlreich besuchter Festfeier, in der Prof. Schwering die Gedenkrede hielt.

Mösers Ahnen stammten aus der Kurmark. Sein Großvater war Pastor an der Marienkirche zu Osnabrück; sein Vater Konsistorialpräsident und Direktor der Bischöflichen Kanzlei zu Osnabrück. Osnabrück stand damals ganz unter französischem Einfluß. Der junge Möser wurde im Elternhause in diesem Geiste erzogen durch seine Mutter, die Bürgermeisterstochter Regine Gertrud Elverfeld. Auch das Ratsgymnasium nährte in ihm die Vorliebe für französische Sprache und Literatur.

Möser war eine hochgewachsene, stattliche Erscheinung, so daß der Vater dem Sohne nicht eher die Erlaubnis zum Besuch der Universität gab, als bis der König Friedrich Wilhelm I. 1740 gestorben war, derselbe König, der „auf alle Jünglinge höher als 5 Fuß und 7 Zoll ein göttliches Recht zu haben glaubte“, um sie seinen „langen Kerls“ einzuverleiben. Möser studierte in Jena und Göttingen Rechtswissenschaft, deutsche Geschichte und Literatur. In Göttingen lehrten in jenen Tagen Albrecht von Haller, der Sänger der Alpen, und der als Philologe bekannte Joh. Geßner. Der Niedersachse Friedrich von Hagedorn und der unglückliche Schlesier Christian Günther waren schon damals seine persönlichen Freunde. Unter ihrem Einfluß befreite er sich von der französischen Kunstrichtung und schuf 1748 sein Trauerspiel „Arminius“ und beschäftigte sich mit den Minnesingern. Das deutsche Mittelalter war es, das nun seine Reize auf ihn ausübte und ihn auf das Gebiet führte, auf dem seine Stärke liegt, auf dem er für Jahrhunderte Wege und Ziele weisend wirken sollte, auf das Gebiet der deutschen Geschichte und Volkskunde.

Vom Bischof und Domkapitel mit ehrenvollen Aemtern überhäuft, fand der geschäftskundige Osnabrücker Advokat doch noch Zeit für seine Lieblingsstudien. Osnabrück, der 1000jährige Karolingerstaat, die bischöfliche Kanzlei mit ihren reichen Urkundenschätzen, das Osnabrückerland mit seiner zäh am Alten hängenden Bevölkerung, mit seinen efeuumrankten Meierhöfen, mit seinen noch ganz auf mittelalterlicher Grundlage aufgebauten Gutsbezirken und der ihnen unterstehenden

hörigen Bevölkerung — wer hätte da nicht zur Feder gegriffen? Aeußerst günstig traf es sich, daß die mühevollen Vorarbeiten für eine Osnabrücker Geschichte schon vorlagen. In stiller Klosterzelle hatte mit wahrem Maurinerfleiß der Jesuit Henseler, Lehrer am Gymnasium Karolinum in Osnabrück, das Urkundenmaterial durchgearbeitet. Die Henselersche Urkundensammlung leistete dem in der Diplomatik schwachen Möser treffliche Dienste.

Möser hat sich in seiner Osnabrücker Geschichte unsterbliche Verdienste erworben. Er ist der Vater der heutigen Wirtschafts- und Rechtsgeschichte geworden. An Hand der Quellen führt der feinsinnige Literat, der immer nach den tiefsten Gründen fragende Jurist den Leser ein in die mittelalterliche Grundherrschaft, in die Hörigkeitsverhältnisse, in das gewerbliche Leben der Gilden und Zünfte, in das Gerichtswesen, das gerade im Lande der roten Erde eine so viel verschlungene Entwicklung aufwies, in die neu entstehende geistliche Landeshoheit. Das waren die Männer mit historischem Sinn, wie Herder sie sich wünschte. Unser Möser war einer der ersten, die er zur Mitarbeit einlud an den „Blättern von deutscher Art und Kunst".

Deutsche Art hat Möser geliebt, vaterländische Gesinnung, Selbstbewußtsein und Eigenart unseres Volkes stark betont. Besonders tut er das in den „Patriotischen Phantasien". Selbst ein Goethe konnte sich dem Zauber nicht entziehen, der von diesem Buche ausging. Die „patriotischen Phantasien" bildeten den Gesprächsstoff, als Goethe zum erstenmal mit Karl August zusammentraf. Sie waren sein steter Lebensbegleiter, auch dann noch, als Hellas und Rom ihm vertrauter waren als die Heimat (vgl. Dichtung u. Wahrheit, 13. Buch). Götz von Berlichingen und Egmont offenbaren Mösers Einfluß.

Heute ist das Wort „Heimatkunst" zum Schlagwort geworden. Lange vor W. Riehl, K. Ritter und Fr. Ratzel, „ein Jahrhundert früher als die Heide-, Moor- und Marschendichter die braune Heide, das dunkle Moor und die ernsten, wortkargen Menschen des nördlichen Deutschland geschildert haben", ist dem schlichten Sinne Mösers die herzgewinnende Poesie des damals noch weltentrückten Osnabrücker Landes aufgegangen. Gern besuchte der hochgestellte Mann die ländlichen Wohnungen und unterhielt sich freundlich mit den schlichten Landleuten. Er öffnet uns den Sinn für Heide und Moor; an seiner Hand betreten wir die Spinnstuben auf dem Lande und lauschen den Spinnerinnen bei traulichem Lied. Möser ist ein wahrer Volkserzieher geworden durch diese kleinen, mosaikartigen Essays der „patriotischen Phantasien". Er geißelt den unmäßigen Putz der Frauen, diese „Zuchtrute des Himmels"; „unsere Mädchen tanzen gut und kochen schlecht" läßt er einen Witwer ausrufen, der auf der Brautschau nur nervenschwache, migränegeplagte, ätherische Wesen angetroffen hat. Derselbe Möser, der die Errichtung von Mädchenschulen dringend wünscht, warnt doch vor übermäßigem Studium der Mädchen. Auch die studierenden jungen Mädchen sollen spinnen und weben lernen, damit sie in Tagen der Not sich ihr Brot verdienen können. Gedanken so modern, wie sie ein Sozialpolitiker unserer Tage nicht besser aussprechen würde, begegnen uns.

Möser verlangt Schutz der Hörigen, der Krämer und Kaufleute, Verbesserung der Armenanstalten, Pflege der Seidenindustrie — ein verfehltes Projekt, das den Westfalen durch Preußen bald allgemein aufgezwungen wurde — der Bienenzucht, der Wollmanufaktur, des Flachsbaues und Errichtung von Fabriken.

Klingt es nicht modern, wenn dieser weitschauende Mann wünscht, es möchten die Arbeiter am Gewinn beteiligt sein? Eine Sozialisierung der Betriebe lehnt er ab, wie denn überhaupt die Idee Rousseaus vom Sozialkontrakt verworfen wird. Obwohl ein Freund des Adels und der altständischen, konservativen Verfassung, ist er doch nicht blind für die Fehler der oberen Schichten. Immer aber, auch in der Satire, bleibt er der humorvolle Mann, der es nach Horazens Ridendo dicere verum versteht, lächelnd die Wahrheit zu sagen.

Möser war Protestant und hat als solcher seine Konfession verteidigt, besonders als Voltaire heftig gegen Luther und sein Werk zu Felde zog. Seine religiöse Stellungnahme wird verschieden beurteilt. Mag er bei Zeiten dem Deismus und der Aufklärung — die nach ihm benannte Möserloge legte einen Kranz heute nieder an seinem Denkmal — nahegestanden haben, in seinen Schriften vertritt er durchweg einen positiv-christlichen Standpunkt. Er liebt und schätzt das Christentum. „Sorgen Sie nicht", schreibt er einem Freunde, „die Religion — die christliche ist gemeint — wird immer oben bleiben, wenn sie auch noch so sehr bedrückt wird; der Mensch bedarf ihrer zu sehr, um sie gänzlich zu entbehren; er wird sie immer unter Ruinen wieder hervorsuchen, wenn es jemals einem Herostratus gelingen sollte, ihren Tempel zu verbrennen." Eine barmherzige Schwester leistet nach ihm in Zeiten der Not mehr als alle Philosophen. Für das katholische Ordenswesen, den Zölibat der Geistlichen, für das Papsttum findet er Worte hoher Anerkennung, Worte, würdig eines Mannes, der den Vornamen Justus, der Gerechte trägt.

Möser stand an der Wende zweier Welten. Ein Jahr vor seinem Tode (1794) war in Frankreich der Königsmord vollbracht, eine gewaltsame Revolution hatte eine ruhige, auf Reformen bedachte Entwicklung jäh unterbrochen. In dieser gärenden Zeit hatte er als advocatus patriae, als „treuer Eckart" sein Volk gewarnt, es zurückgerissen vom abschüssigen Pfad. Wieder steht das deutsche Volk am gähnenden Abgrund. Wo bleibt da der getreue Eckart? Wo bleibt der Retter, der mit Mösers packender Sprachgewalt, mit seiner glühenden Vaterlandsliebe unser Volk aufrüttelt, unser Volk, das in dumpfer Resignation alles zu vergessen scheint, seinen Namen, seine Ehre, seine glorreiche Vergangenheit. Der Geist der „patriotischen Phantasien" muß wieder hinein ins Volk, in die Jugend! Unsere Jugend darf nicht verkümmern und Sklavengesinnung annehmen unter der drückenden Schmach unserer Tage.

Vom Lande der roten Erde rufen wir heute von Mösers Geist umweht, dem ganzen deutschen Volke zu: Sei ein Deutscher, treu und wahr, treu der trauten Heimat, treu deinem Volke, treu deiner glanzvollen Vergangenheit; denn das ist, um mit Goethe zu reden „das Beste, das wir von der Geschichte haben, Liebe und Begeisterung."

Vom Büchertisch.

Alfred Freund, Technik. Ihre Grundlagen zum Verständnis für Alle. Steif brosch., 8°, 108 Seiten und 39 Abb. 4.50 M zzgl. 100 Proz. Teuerungszuschl. H. A. Ludwig Degener, Leipzig. — Wenn wir auch in einer Zeit leben, die mehr als früher unter dem Zeichen der Technik steht, so begegnen wir doch in weiten Kreisen einem geringen Verständnis für die Entstehung der Erzeugnisse, deren wir tagtäglich bedürfen. Jeder Versuch, technische Kenntnisse in solchen Kreisen zu verbreiten, in denen diese Kenntnisse nicht zum Fach gehören, ist deshalb zu begrüßen. Das Büchlein will diesem Zwecke dienen. Es behandelt die Ausnutzung der Naturkräfte, zeigt ihre Umwandlung in den verschiedenen Kraftmaschinen und ihre Verwertung zu nutzbringender Leistung in den Arbeitsmaschinen. An einfachen Werkzeugmaschinen sehen wir, wie die moderne Technik dem Menschen das Arbeiten erleichtert, wie sie den gelernten Handwerker oft durch den ungelernten ersetzt oder wie sie einem gelernten Arbeiter gestattet, sich gleichsam zu vervielfältigen, indem er den Arbeitszwang mehrerer Maschinen zur gleichen Zeit überwacht, also in gewissem Sinne an mehreren Stellen arbeitet. Auch auf die für das wirtschaftliche Leben so überaus wichtigen Fragen der vorteilhaftesten Betriebsführung wird kurz eingegangen. Dem Buche, das zu seinem Verständnis keinerlei besondere Fachkenntnisse voraussetzt, ist bei all denen, die sich in das ihnen fremde Gebiet einführen lassen möchten, Verbreitung zu wünschen.

Dr. E. Forch.

Einführung in Schiemers neue deutsche doppelte Buchführung. Von Albert Schiemer. 2. Auflage. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-München-Bozen. Buchführung ist heute mehr als je in der Vergangenheit die Voraussetzung auch für den kleinsten Betrieb. Selbst der Bauer und der Privathaushalt kommt heute an Buchführung nicht mehr vorbei. Da ist nun Schiemers neue deutsche doppelte Buchführung ganz besonders zu beachten. Sie trägt die Vorzüge deutscher Eigenart an sich, deutsche Geradheit und Natürlichkeit, deutsche Einfachheit und Klarheit. Der Verfasser Albert Schiemer ist Generaldirektor der großen weitverzweigten und angesehenen Verlagsanstalt Tyrolia. In dieser Eigenschaft hatte er überreiche Gelegenheit, die Vor- und Nachteile all der verschiedenen kaufmännischen Buchführungsarten im praktischen Leben gründlich zu prüfen. In seiner neuen deutschen doppelten Buchführung hat er ihre Vorzüge übernommen, ihre Nachteile durch wertvolle Neuerungen ersetzt. Schiemers neue deutsche doppelte Buchführung findet immer mehr Freunde und Anhänger und ist wärmstens zu empfehlen.

Petitfer.

Gebhard Fugel. Eine Lebens- und Künstlerskizze von (Postdirektor) Franz Schultheiß. Verlag: Buchhandlung der Südd. Verlagsanstalt Ulm a. D. Pr. M 2.50. Die „Allg. Rundschau" hat in Nr. 43/1920 aus der Feder des Herrn Pfarrer Weiger aus Moosshausen eine Würdigung dieses Künstlers gebracht, der der christlichen deutschen Kunst neue Bahnen gewiesen und ihr Werke geschenkt hat, die zu den besten der ganzen Neuzeit zählen. Ein alter Freund, der dem Künstler oft bei seinem Schaffen über die Schulter geschaut, versucht hier in einem kleinen, volkstümlich geschriebenen Werkchen dem katholischen, ja dem ganzen christlichen Volk, Werdegang, Wesen und Wirken des durch seine Kirchengemälde, Bibelbilder und Ausstellungen so berühmt gewordenen Münchener Malers Professor Fugel zu zeigen. Mit großem Interesse folgt man den spannenden Ausführungen über die Jugendzeit und das Heim, die Kämpfe und Siege des berühmten Künstlers. Zielbewußt und mit vorbildlicher Energie hebt er sich durch alle Hemmungen und vielfache Verkennungen zu den Höhen von Leben und Kunst empor, um ein Meister und Führer unter den Großen der Kunst zu werden. Der Künstler selber hat den Tatsachen im Büchlein das Zeugnis der Echtheit gegeben. Wer sie liest, wird staunen darüber, was dieser Meister in einem gewaltigen Lebenswerk durch nimmermüdes Schaffen und einen nie ermüdenden, immer frischen Geist auf dem Gebiete der religiösen Kunst geleistet hat. Ich möchte die Lebens- und Künstlerskizze allen empfehlen, die christliche Kunst schätzen und pflegen.

Dr. Hans Eisele.

Denk Jesu nach! Ausgewählte deutsche Christusgedichte aus allen Jahrhunderten. Mit einer literarhistorischen Einleitung herausgegeben von **Karl Jakubczyk.** Freiburg i. Br., Herder. Pr. geb. 22.50 M. — Wieder einmal eines der verhältnismäßig wenigen Bücher, die einem das Herz erfüllen, vor denen die „Kritik" willig verstummt und nur bitten möchte, dringend: Nehmt! Lest! — Wir haben hier eine mit feinstem liebendem Takt getroffene Auswahl der Christuslyrik seit dem 11. Jahrhundert bis tief hinein in unsere jüngsten Tage. Die umfangreiche, sehr ergiebige „Einleitung" bereitet trefflich auf die rechte Entgegennahme des Hauptinhaltes vor. Dieser gliedert sich in die Kapitel: Advent, Weihnacht, Passion, Ostern, Schönster Herr Jesus. Zu Anfang des Bandes steht der willkommene Literaturnachweis, am Schlusse das Doppelverzeichnis nach den Verfassern und den Versanfängen. So schön vieles unter den eingereihten neuzeitlichen Gedichten ist — ich muß bekennen: die älteren, zumal die weit zurückliegenden, haben mir mehr zu sagen. Doppelt dankbar bin ich daher für den hierin gebotenen Reichtum. Gewundert habe ich mich ein wenig über die Aufnahme der „O Haupt voll Blut und Wunden"-Bearbeitung durch Paul Gerhardt; wir haben ebenso schöne katholischer Fassung. Der Herausgeber teilt mit, daß er aus zeitlichen Verlagsgründen weit über hundert Gedichte habe zurückstellen müssen.

E. M. Hamann.

Neue Bahnen für die kirchliche Tonkunst.

Von Dr. O. Ursprung.

Achtet auf Josef Meßner! Ihr alle, die ihr die Isolierung unserer katholischen Kirchenmusik und das Fehlen eines kirchenmusikalischen Zeitstils oft und schmerzlich empfinden mußtet und nun ein um das andere Mal Ausschau hieltet nach jenem Manne, welcher die kirchliche Tonkunst wieder mit der zeitgenössischen Musikkultur verknüpft, sie mit ebenso modernem wie kirchlichem Geist erfüllt, — achtet ja auf Josef Meßner! Gewappnet mit dem vollen Rüstzeug für neuzeitliche Komposition, ausgestattet mit einem starken, fein verästelten Empfinden, tritt er an die Komposition des Meßtextes heran. Und das Werk, das entsteht[1], ist tief und mannigfaltig in seinem Empfindungsgehalt, reich an Schönheiten, gewählt in seiner thematischen, melodischen und harmonischen Diktion, überaus prägnant im Ausdruck, prächtig die symphonische Haltung der Orgelbegleitung, bewundernswert die Oekonomie der künstlerischen Mittel; es ist die Messe ein Meisterwerk aus einem Gusse. Wenn man z. B. das Kyrie das erste Mal durchstudiert, ist man förmlich versucht, die Takte desselben abzuzählen, weil man es kaum glauben kann, daß sich ein derartiger musikalischer Reichtum und eine solche Steigerung auf solch knappem Raume aussprechen kann. Derselbe Eindruck bei den übrigen Sätzen. Wir prüfen die dem Werke zugrunde liegende Thematik. Sie ist scharf geschliffen, tritt in ihrer technischen Verarbeitung klar hervor. Da entdecken wir auch, daß Nebenmotive, sehr vorsichtig eingeführt, sich zu Hauptmotiven, ja zu Leitmotiven entwickeln. Aber es sind im ganzen nur sechs Leitmotive; das macht die Meßkomposition übersichtlich. Aber welche musikalische Beleuchtung der Leitmotive von allen Seiten her; welche kontrapunktische Kunst in der Führung der Gegenstimmen; und vor allem welche Kombinierung mehrerer Leitmotive! Das hält die Komposition frei von veräußerlichendem Pathos, bedeutet vielmehr innermusikalische Steigerung. So bringt der dritte Kyriesatz bereits in seinem dritten Takte, nach dem das Heilig-Geist-Motiv in Fortissimo einmal angeschlagen war, eine imponierende Kombinierung dreier Themen, (des Gott-Vater-, des Gott-Sohn- und des Hl.-Geist-Motivs). Ein Komponist, welcher so nahe nach der Exposition seines Werkes derartiges wagen darf, muß für den übrigen Meßtext noch viel zu sagen haben. Fürwahr, Meßner löst sein Versprechen glänzend ein; es lassen ihn Erfindungsgabe und kompositorische Technik, echte Musikalität, inbrünstige Religiosität und liturgische Feinfühligkeit niemals im Stich! Hier deckt sich — wovon auf der im September hier veranstalteten Münchener Diözesan-Cäcilienvereinsversammlung so viel die Rede war — der musikalische Ausdruck mit dem Ideen- und Stimmungsgehalt des liturgischen Textes; hier finden wir es bestätigt: eine vollwertige künstlerische Meßkomposition ist auch einwandfrei kirchlich! Von Meßners Messe aus wird noch ein anderes augenscheinlich: Unsere herkömmlichen Kirchenkomponisten leiden an einseitiger Ueberproduktion, so daß ihre „Tonschöpfungen" nicht mehr aus heiliger, künstlerischer Not geboren, sondern eben „gemacht" sind. Und man darf nicht in unfreiwilliger Selbstbeschränkung auf „einen einfachen Kirchenstil" das religiöse Empfinden auspressen wie eine Zitrone und schalen Abguß anstatt eines künstlerisch-religiösen Erlebnisses darbieten. Auch den frömmsten Menschen drängt es ja, gerade zum Zwecke seelischer Entspannung und neuen Kräftesammelns, auch einmal über andere als rein kirchliche Dinge zu reden.

Gleich der in München unlängst mit bemerkenswertem Erfolg aufgeführten Friedensmesse von Griesbacher ist Meßners Messe in D leitmotivisch aufgebaut. Im Zusammenhalt mit gewissen anderen Erscheinungen auf kirchenmusikalischem Gebiet ergibt sich, daß nun offenbar die Zeit gekommen ist, wo die Leitmotivik kirchenmusikalisch ausgeprägt wird. Für den Musikwissenschaftler ist sie (die Leitmotivik ja keine Erscheinung der Neuzeit; nur der Laie hält sie für eine Erfindung Richard Wagners. Sie ist alt, ist an sich ein neutrales, musikalisches Ausdrucksmittel; nachdem Jahrzehnte nach des Bayreuther Meisters Schaffen dahingegangen, ist sie wieder des Charakters einer subjektiven, ausschließlich wagnerianischen Tonsprache entkleidet und ist wieder Allgemeingut geworden; sie ist wieder objektiviert und darum geeignet zur musikalischen Aussprache des objektiv gegebenen liturgischen Textes. Diesen theoretischen Erwägungen ist nun Meßners Messe der schlagendste praktische Beweis dafür, daß neben dem guten Alten auch der Leitmotivik ihr berechtigter Platz in der kirchlichen Tonkonst zukommt.

Josef Meßner stand bereits auf Grund der vorliegenden Messe als eine fest umrissene künstlerische Persönlichkeit, auf den von Bruckner und von Brahms herführenden Bahnen schreitend, vor unserer Seele, und die Gedanken für vorstehende Zeilen waren längst ausgereift und festgelegt. Da baten wir geraume Zeit hernach den Komponisten, einen jungen Tiroler, zu uns zu Besuch. Er trug in seiner Mappe Lieder, eine Symphonie und das Vorspiel zu einer eben vollendeten Oper bei sich. Und er spielte die „Amsellieder" und „Freundschaftslieder" (gedruckt und verlegt bei Aurora, Dresden) vor, ebenso die Symphonie. Als er wieder von uns schied, da wirbelten nur die Eindrücke und Gedanken in uns auf und nieder ob des musikalischen Erlebnisses. Nun war uns auch förmlich zur Gewißheit geworden, daß Meßner uns nicht mit allzuviel Kirchenmusik überschütten wird, aber in erlesenen Werken den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen ist.

[1] Messe in D, opus 4, von Josef Meßner, Verlag Tyrolia, Innsbruck. Preis der Partitur ℳ 22.—, der 4 Singstimmen ℳ 4.—.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Residenztheater erschien neu einstudiert „Die Fahnenweihe" von Joseph Ruederer. Die recht gute Aufführung, deren scharf profilierte Gestalten allerdings von tüchtigen Schauspielern nicht zu verfehlen sind, fand eine sehr beifällige Aufnahme. Das ganz ungewöhnliche Aufsehen, welches die Komödie dieses „Shakespeares in Lederhosen" 1897 gemacht hat, wird allerdings nicht mehr nachgefühlt, aber im ganzen wirkt diese Satire heute doch noch viel stärker, als viele andere, die die Folgezeit in allzu reichlicher Weise uns geboten hat. In diesem Ruederer steckte wirklich ein heiliger Zorn, der anklagt, weil er bessern möchte. (Wir fühlen dies auch in seinem Buche „München", in dem er der so heiß geliebten Stadt so viel Unangenehmes sagt.) Während man es so manchem Satiriker von heute anmerkt, daß er ganz behaglich selbst in den Schmutzwellen plätschert, während er mit mokantem Lächeln das Faule auf der Bühne ausbreitet, sieht Ruederer seine Bauern und die sich unter ihnen ergehenden Großstädter mit den scharfen Augen des unerbittlichen Richters und wenn er die innere Verlogenheit seiner Gestalten in komische Situationen bringt, hat sein Lachen etwas Schneidendes. Er vergißt, neben die tiefen Schatten auch etwas Licht zu stellen. Vor 23 Jahren sprach man in den Literaturcafés davon, wann und wo Ruederer die Urbilder zur „Fahnenweihe" gefunden habe. Wenn man heute noch an den Literaturklatsch denkt, so liegt das daran, daß man dem Stücke noch anfühlt, daß es nach Modellen gearbeitet ist, daß vieles, was künstlerisch, was bühnentechnisch gleichgültig und nebensächlich ist, stehen geblieben ist, daß der Dichter, wo er aus eigenem abrunden und abschließen muß, in der Linienführung unsicher wird. Gleiches läßt sich bei dem Größten dieser Dichtergeneration, bei Gerh. Hauptmann öfters zu seinem Schaden bemerken und dieser „Abhängigkeit vom Modell" in der gleichzeitigen Malerei nachzugehen, würde zu nicht langweiligen Feststellungen führen. So ist Joseph Ruederers „Fahnenweihe" nicht große Literatur geworden, aber ein ansehnliches Werk bleibt es immerhin. Frau Hagen, Höfer und Ulmer gaben das unerfreuliche Trio mit scharfer Kennzeichnung, Gura als Seehansele, die Conrad-Ramlo, A. Schröder als der mit ziemlich billigen Mitteln vom Dichter gezeichnete Geistliche und die vielen kleineren Typen waren unter Basils tüchtiger Spielleitung wirkungssicher herausgearbeitet.

Das Schauspielhaus, das immer noch in seinem Spielplan nach allen Richtungen experimentiert, hat Wedekinds „Erdgeist" neu einstudiert. Frl. Liedemann traf die gewissermaßen elementare Verruchtheit sehr überzeugend, überzeugender jedenfalls als dies einst die starre Mimik der Frau Wedekind vermochte und Scharwenka ist ein Schauspieler von Qualitäten, die Frank Wedekind niemals besaß. Wenn ich gerade das Gegenteil dieser Ansicht lese, so kann ich mir nur denken, daß sich allmählich das Auge für die großen Gebrechen des Wedekindschen Kunstwerkes schärft und die Leute der Darstellung zur Last legen, was in der „Dichtkunst" dieses Schriftstellers begründet ist. Nebelthau, vormals Mitdirektor des Schauspielhauses, stand zum ersten Male als Darsteller auf der Bühne; technisch und künstlerisch noch unausgeglichen erinnerte er an die Liebhaberkünste Wedekindscher Schauspielerei, was für den jungen Künstler hoffentlich kein böses Omen bedeutet.

Lustspielhaus. Kurz vor Weihnachten wurde mit allen Zeichen eines äußeren Erfolges „Das Bett der Pompadour" uraufgeführt. Ich hatte das Vorgefühl, daß ein Mensch von ästhetischem Empfinden wirklich ganz wohl sein müsse, wenn er sich bei dieser Kost nicht den Magen verderben würde und so muß ich mich der Lässigkeit zeihen, mir diesen Genuß erst nach der Ruhe der Festtage zugetraut zu haben. Der Schwank der Herren Max Neal und Ferd. Kahn beabsichtigt — das liest sich schon aus dem Titel heraus — die Freunde einer „pikanten" Literatur anzuziehen, wobei ihnen zugestanden sein möge, daß die Filmaufnahme im angeblich historischen Bette der Maitresse Ludwigs XV. harmloser verläuft, als sich mancher gedacht haben mag, dafür leisten die Autoren sich an dreisten Witzen recht Kräftiges. Die Figuren an sich sind bekannte Schwanktypen. Morowsky als junger Ehemann, der wider Willen in kompromittierende Lagen gerät, Lichtenberger als diskret gezeichneter von der Wäschebranche zum Film übergegangener Jude und Schwartzes ulkiger Filmregisseur stehen über dem Durchschnitt.

Operetten. „Der letzte Walzer" von J. Brammer und A. Grünwald, Musik von Oskar Strauß, gefiel mit vollem Recht. Es sind hübsche, schmeichelnde Rhythmen von klanglichem Reize und dem gutgemachten spannenden Textbuche entsprechend, nimmt die Musik gelegentlich Opernformen an, ohne doch aus dem Operettenrahmen zu fallen, in dem für allerhand lustiges Drum und Dran noch Raum bleibt. Tilla Hellina hat wieder eine glänzende Rolle, sie bewegt sich aber auch in rein musikalischer Hinsicht wieder aufwärts. Graf und Seibold bieten wieder sehr wirksame Leistungen und Werther dirigiert mit bekannter Frische. Das polnische Milieu des Jahres 1910 ist nicht farbig herausgearbeitet und so hat das Gärtnerplatztheater wieder eine zugkräftige Operette. Das Neue Operettentheater hat den „Bruder Straubinger", Eyslers erste und immer noch beste Operette, einstudiert. Es soll im Personal irgendwelche Unstimmigkeit herrschen; uns geht dies nur insofern an, als daß Künstler vermißt wurden, die den in der letzten Zeit erreichten künstlerischen Stand behaupten können. Bochs musikalische Leitung war wieder von belebendem Schwung.

Konzert. Mit dem verstärkten Konzertvereinsorchester gab Clemens von Franckenstein, der letzte königliche Generalintendant der Münchener Hoftheater, ein Konzert, welches in der Hauptsache eigene Werke und solche des ihm in der Vorliebe für blühenden Kolorismus wesensverwandten Paul Graener bot. Von letzterem gab das Vorspiel zu der neuen Oper „Schirin und Gertraude“, von Franckenstein sehr feinsinnig dirigiert, den Auftakt des Abends, stärker kam Graeners Eigenart in der Studie für Orchester „Aus dem Reiche des Pan“ zur Geltung. Die weichen Reize dieser Klangpoesie wurden von dem Orchester sehr werbend gespielt. Von Franckenstein selbst hörte man vier Lieder aus Hans Bethges „Chinesischer Flöte“ und zwei Gesänge aus der unlängst in Hamburg erfolgreichen uraufgeführten Oper: „Li-Tai-Pe“. Eine Sopranistin von glänzenden Mitteln, Hedwig von Debicka (Wien), sang die sehr schwierigen Kompositionen mit hervorragendem Gelingen. Die rieselnden Rhythmen von „Ich fahr' auf meinem Schiffe“ — auch in der Orchesterbehandlung sehr reizvoll — wurden nach stärkstem Beifall wiederholt. Franckensteins vornehme Kunst, die ein bedeutsames technisches Können unterstützt, weiß ihre gewählten Wirkungen gerne in der von Debussy gezeigten Zielrichtung zu suchen. Der Abend bedeutete für den Komponisten und Dirigenten einen vollen Erfolg. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der letzte Tag des Jahres brachte eine leise Abschwächung der Kauflust. Der Trubel an den Börsen „zwischen den Jahren“ war sehr stark. Die Zinseingänge bringen viel flüssige Mittel. Für ernste wirtschaftliche Erwägungen fehlt jede Neigung. Wieder einmal sind von kompetenter Seite Mahnworte an die Börsenkreise gerichtet worden. Sie kommen diesmal aus der „Provinz“ beim Anlass der Generalversammlung der Augsburger Börse. Der Vorsitzende, Bankier Friedr. Schmid, konstatierte die gewaltig angewachsenen Umsätze der früher nur lokalen Interessen dienenden Augsburger Börse. Seit dem Abschluss des unheilvollen Friedensvertrages und der Aufhebung der Blockade wird Deutschland mit einer immer stärker anschwellenden Flut von Papiergeld überschüttet. Mit der steigenden Entwertung der Mark geht das Bestreben weiter Kreise in zunehmendem Masse dahin, das Papiergeld umzuwandeln in realen Besitz, in irgend etwas, was noch Wert hat. Hierzu gehören vor allem die Anteile von wertschaffenden und produzierenden Unternehmungen. Den Kapitalisten, die ihr Geld unterzubringen suchen, schliessen sich andere Leute an, denen der mühelose Erwerb in die Augen stach und die durch Börsenspekulationen ihr spärliches Einkommen zu erhöhen trachten. Mit Bedauern konstatiert Schmid, dass im grösseren Masse auch Bankangestellte sich am Börsenspiel beteiligen. Wesentlich zur Erhöhung des Umlaufes tragen die grossen Auslandskäufe bei, aber während das Ausland sich nur auf wirklich gute Werke geworfen hat, geht man in Deutschland selbst vielfach kritiklos vor, manche Leute wissen kaum den Namen der von ihnen gekauften Aktien, wenige kümmern sich um den Geschäftsgang und die Fundamentierung der betr. Unternehmer. Das ganze Kursgebilde ruht auf schwankendem Grunde. Es ist aufgebaut auf Voraussetzungen, die jederzeit wegfallen können. Auch in den Siegerstaaten hat sich die Lage bedeutend verschlimmert. In Amerika und Japan z. B. sind die Preise in letzter Zeit stark gefallen. Belgien und die Schweiz stehen angeblich vor einem wirtschaftlichen Zusammenbruch. In England arbeitet die Textilindustrie tatsächlich nur noch zwei Tage! Wenn die freie Einfuhr kommen sollte, dann werden wir bald genug fremde Waren im Lande haben, weil das Ausland billiger liefert als wie mit unserer verteuerten Produktion. Dann wird sich eine Flut von Waren über Deutschland ergiessen und die deutsche Industrie dann genötigt sein, ihre Pforten zu schliessen. Die Weberwaren, die in letzter Zeit in ziemlich grossem Umfange durch das Elsass hereingekommen sind, stammen in Wirklichkeit aus schweizerischen Zwangsverkäufen. Es ist bekannt geworden, dass englische Banken Kredite, die sie Deutschland gegeben haben, zurückzuziehen beginnen in der Befürchtung, dass die wirtschaftliche Krise in ihrem eigenen Lande auf Deutschland übergreifen werde. Dass aber solch eine Wirtschaftskrise an einem so kranken wirtschaftlichen Organismus, wie der deutsche jetzt ist, viel verheerender wirken muss, als auf einen gesunden, ist klar. Schmid schloss mit der Mahnung, dass die Vertreter des Bankgewerbes sich gegenüber dem anlagesuchenden Publikum der schweren und verantwortungsvollen Aufgabe bewusst bleiben und den Zeichen der Zeit nachgeben sollten, die gewöhnlich einem Konjunkturumschwung oder einer Wirtschaftskrisis vorauszugehen pflegen. Und wenn diese Anzeichen sich mehren, das Signal zum Abbau zu geben. Die Ausführungen dieses prominenten Mannes der Praxis enthält in eindrucksvoller Fassung fast durchweg die nämlichen Ansichten, wie wir sie gegenüber dem leichtfertigen Optimismus der Börse an dieser Stelle des öfteren dargelegt haben. Es wäre zu wünschen, dass die Mahnungen des Börsenvorsitzenden der alten Fuggerstadt nicht so rasch vergessen würden, wie unlängst diejenigen des Herrn Mankiewicz von der Deutschen Bank. Auch in der ausserordentlichen Generalversammlung der Phönix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb, die den Abschluss des Inteuessengemeinschaftsvertrages mit der Hanielschen Zeche Zollverein, sowie die Erhöhung des Aktienkapitals um 30 auf 136 Mill. ℳ genehmigte, bemerkte der Vorsitzende, dass die Wirtschaftskrise bereits beginne von Amerika nach Europa überzugreifen. Der Sturz der Warenpreise sei an sich zu begrüssen, da wir nur von einem allgemeinen Rückgang der Preise eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse erwarten können. Indes sei kaum anzunehmen, dass diese Krise ohne schwere Erschütterungen verlaufe. Die Verwaltung glaube, ihr Möglichstes getan zu haben, um den Phönix gegen diese Gefahren zu sichern, vorausgesetzt, dass wir von politischen Unruhen und vor wirtschaftlichen Experimenten gewahrt bleiben. Die Gefahren, die mit einer Sozialisierung des Kohlenbergbaues verbunden sind, seien so gross, dass sie von unserer geschwächten Volkswirtschaft nicht mehr getragen werden würden. — Angesichts dieser nicht mehr zu leugnenden Wirtschaftskrise muss es bedenklich erscheinen, dass der grosse Ausschuss des Reichskohlenrates und des Reichskohlenverbandes eine partielle Kohlenpreiserhöhung beschlossen hat, während eine allgemeine allerdings auf den Widerspruch der Regierung stiess.

Die Verbindung von Nord und Süd, die jüngst bei der Verknüpfung der Maschinenfabrik München-Augsburg mit der Guten Hoffnungs-Hütte durch den Freiherrn v. Cramer-Klett eine so scharfe Beleuchtung erfuhr, tritt noch gewaltiger zutage in dem beschlossenen Interessengemeinschaftsvertrage der Elektrizitäts-A. G. vorm. Schuckert & Co. in Nürnberg mit der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A. G. in Bochum, der Gelsenkirchener Bergwerks-A. G. und Siemens- und Halske in Berlin unter dem Namen Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union. In diesem Konzern, der sich von Rheinland-Westfalen nach Berlin und dann wiederum in die bayerischen Industriegebiete erstreckt, hofft man eine Verfeinerung und Veredelung der Arbeit, eine Erhöhung und Güte des Erzeugten und eine Verbilligung des Preises (unter Vermeidung monopolartiger Preisbildung zu erzielen. Es sind etwa 200 000 Menschen, die diese Riesenvereinigung beschäftigt! Im Zusammenhang mit diesem Vertrage erhöhte die Schuckertgesellschaft ihr Kapital um 70 Millionen Vorzugsaktien unter Ausschluss des gesetzlichen Bezugrechtes auf 140 Mill. Mark. — Der Köln-Neuessener Bergwerksverein trat in Interessengemeinschaft mit dem Eisen- und Stahlwerk Hösch, welches sein Kapital um 10 Millionen erhöht. Diese Gemeinschaft hat nunmehr eine Kohlenbeteiligung beim Syndikat von 7 772 000 To., wird also nur noch von Gelsenkirchen und Harpen übertroffen. K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hans Eisele, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.

Redaktion und Verlag.
München,
Galeriestraße 35a. Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland ℳ 12.60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif. im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses. einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile ℳ 1. , Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile ℳ 5 .
Anzeigenannahme durch di Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 3 München, 15. Januar 1921. XVIII. Jahrgang.

Bethmann Hollweg †.

Von Dr. Hans Eisele.

Bülows Blockpolitik, der erste Schritt zur Revolutionierung des deutschen Parteilebens und zugleich der erste Schritt zur Parlamentarisierung im Reich, war gescheitert. Bülow war zurückgetreten, Bethmann sein Nachfolger geworden. In der Reichshauptstadt kaufte man an jeder Straßenecke Witzkarten mit dem Bild des „langen Bethmann", wie er allgemein hieß, und der Unterschrift: „Hol man's Bett weg, damit der Bethmann Hollweg nicht einschläft". Der Volkswitz war charakteristisch. Man hielt Bethmann für eine langweilige, temperamentlose Philosophen- und Bureaukratennatur. Das war der erste Irrtum der öffentlichen Meinung über Bethmann Hollweg, denn der neue Reichskanzler war, wenn's um seine Person ging, ein starker Hasser und rücksichtsloser Kämpfer. Sein Haß hatte fast etwas Bismarcksches. Namentlich wenn er im Reichstag dem kleinen Heydebrand, dem Führer der Konservativen, gegenüberstand. Das war aber auch das einzige Bismarcksche an Bethmann. In allem anderen war er der denkbar größte Gegensatz zu Bismarck.

Bethmann Hollweg war erst Minister des Innern in Preußen, also Polizeiminister, Herr des Sammelbeckens aller Reaktion und konservativen Machtquellen, um mit der Sprache der damaligen Linkspresse zu reden. Auch Bethmann machte davon keinen abwegigen Schritt, sondern galt, namentlich bei der Reichsregierung, als entschiedenster Vertreter der Reaktion, sowohl in Polizei- als in sozialen Fragen. Er geriet dadurch mehrfach in Gegensatz zu dem damaligen Vater der Sozialpolitik, dem Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Graf v. Posadowsky. Als nach der Blockgründung Graf Posadowsky zuerst durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" die Nachricht von seiner Verabschiedung erfuhr, ehe sein Gesuch in des Kaisers Hand kam, und auch von Studt, der Kultusminister, auf gleiche Weise der Blockpolitik geopfert wurde, ward Bethmann trotz seiner reaktionären Vergangenheit im preußischen Ministerium des Innern Nachfolger des Grafen Posadowsky und damit eigentlicher Blockminister. Er nahm seine Aufgabe als Einpeitscher der Blockparteien so gewissenhaft, daß er in den Parlamentsverhandlungen, namentlich in den Ausschüssen, auch in der äußeren Form öfters die politische Gegnerschaft, besonders gegen das Zentrum, aber auch gegen die Sozialdemokratie, in verletzender Form zur Schau trug. Damals haben Führer des Zentrums wiederholt bei mir geklagt, Bethmann Hollweg gehe in seinem Haß gegen das Zentrum und gegen die Sozialdemokratie so weit, daß er ihre Reden, Anfragen und Anträge im Ausschuß einfach ignoriere. Später milderte Bethmann seine Haltung, und als Bülow samt seiner Blockpolitik verschwand, wurde angeblich auf Bülows Rat hin Bethmann sein Nachfolger. Es war ein gewaltiger Gegensatz zwischen dem Reichskanzler Bülow und dem Reichskanzler Bethmann schon in der ganzen äußeren Aufmachung, als Bethmann zum ersten Male im Reichstag sein Reichskanzlerprogramm entwickelte und mit der Erwartung schloß, die Parteien im Reiche zu gemeinsamer Arbeit zusammenführen zu können. Diese Formel aber war, richtig verstanden, eine Weiterleitung des in der Blockpolitik versteckten Gedankens der Parlamentarisierung im Reiche und konnte zugleich eine Kampfansage gegen die extremen Parteien der Rechten und der Linken sein.

Innerpolitisch hat Bethmann dieses Ziel auch wohl nie aus dem Auge gelassen. Er hat es vor allem durch Konzessionen nach links zu fördern gesucht und dadurch den kräftigsten Widerstand der Konservativen wachgerufen. Der Kampf gegen die äußerste Rechte, der Gegensatz Bethmann Hollweg-Heydebrand, wurde darum mehr und mehr das Merkmal der Bethmannschen Innenpolitik. Dieser Gegensatz hemmte ohne Zweifel die organische und friedliche innerpolitische Entwicklung in Preußen und im Reiche, denn sowohl der Einfluß Heydebrands bei den Konservativen wie die persönliche Abneigung Bethmanns gegen Heydebrand verhinderten jedes gedeihliche Zusammenarbeiten zwischen Bethmann, der doch auch preußischer Ministerpräsident war, und der stärksten, ja fast allmächtigen Partei der Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause. Und doch brachte Bethmann durch die Zähigkeit, mit der er sein Ziel verfolgte, im Laufe der Jahre die konservative Partei in immer größere Schwierigkeiten und in die Gefahr der Spaltung, wie übrigens auch alle anderen Parteien des Reichstages. Einen offenkundigen Erfolg hatte Bethmann mit seiner Politik der Konzessionen an die Linke bei der Sozialdemokratie. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß die Bethmannsche Politik die Spaltung in der Sozialdemokratie begünstigte und tatsächlich herbeigeführt hat. Bei einer schroffen Politik gegen die Linke wären die inneren Gegensätze in der Sozialdemokratie leichter überwunden worden.

Dem Zentrum wie den Katholiken stand Bethmann von Anfang an fremd gegenüber. Er kam auch nie in eine innere Beziehung zu den Forderungen und dem ganzen geistigen Leben des deutschen Katholizismus. In der Jesuitenfrage geriet er in so starke Gegensätze zum Zentrum, daß ein Teil der Zentrumsführer, die später mit Bethmann durch dick und dünn gingen, allen Ernstes den Kampf gegen Bethmann und seinen Sturz in der Fraktion verlangten. Ich habe damals in der „K. V." im Einverständnis mit dem klugen Julius Bachem gegen den Sturz Bethmanns deutlich abgewunken. Das brachte mir eine erregte Rüge eines Teils der Fraktion in der Presse ein, war aber die einzig richtige Haltung im damaligen Augenblick. Auch Erzberger und von Hertling waren lange Bethmanns Gegner. Erzberger eigentlich bis zum Jahre 1915, Hertling bis zu seiner Berufung zum bayerischen Ministerpräsidenten und seinem ersten Empfang beim Reichskanzler Bethmann in Berlin. Man hatte Bethmann bei seiner Ernennung als langweilig, ungelenkig und unfähig namentlich in der Presse der Linken viel verspottet und verhöhnt. Das mochte für Bethmanns Aeußeres und Anfangs auch für seine Art zu reden noch in etwa berechtigt gewesen sein. Später wurde Bethmann ein vorzüglicher temperamentvoller Redner. Und in der Kunst, die Menschen und ihre Schwächen zu behandeln, war dieser steife Bethmann gar nicht so unbeholfen, wie man meinte. Er verstand es meisterhaft, in jeder Partei sich ein paar Freunde damit zu sichern und die Partei dadurch von innen heraus lahm zu legen. Im Zentrum waren mir dafür Erzberger, Julius Bachem und Hertling drei lehrreiche Beispiele. Nicht nur aus sachlichen Gründen ist drum im Laufe der Zeiten in einem großen Teil der Presse das Urteil über Bethmann so ganz anders geworden. Wie unter Jungen oft der auf der Eselsbank der Held des Tages wird, wenn er den Lehrer oder Pfarrer am besten zu ärgern versteht, so wurde Bethmann plötzlich der Liebling und Held der Linken, als er gegen die Oberste Heeresleitung, gegen das Militär und vor allem gegen Tirpitz grollte und schmollte. Mehr zu tun wagte Bethmann auch da nicht. Dieser Gegensatz Bethmanns zu Tirpitz war vielleicht das tragische Verhängnis für Bethmanns Politik und für das Schicksal des deutschen Volkes. Beide wollten in der großen äußeren Politik dasselbe: Die Vermei-

dung des drohenden Weltkrieges und die Verständigung mit England. Tirpitz hat das oft genug schon vor Bethmann im Reichstag und vor einzelnen Parteiführern auseinandergesetzt. In seinen „Erinnerungen" hat Tirpitz darüber wertvolle Aufzeichnungen gegeben. Es war ein Verhängnis, daß bei der Ernennung Bethmanns die Kandidatur des Staatssekretärs v. Tirpitz stark in den Vordergrund trat. Dadurch hat der politische Gegensatz Bethmanns zu Tirpitz auch eine persönliche Schärfe bekommen, denn Bethmann sah in dem von der kaiserlichen Gunst überschatteten Tirpitz von da ab stets nur den verhaßten Rivalen, wie er auch später im Kriege überall wie ein Gespenst die Rivalität der Obersten Heeresleitung sah. Bethmann hat die letzte Flottenvorlage des Herrn v. Tirpitz bis zum letzten Augenblick bekämpft und Parlamentariern gegenüber abgeleugnet. Aber als der Kaiser ihn vor die Alternative stellte, entweder zu gehen oder die Flottenpolitik mitzumachen, blieb Bethmann und brachte die Flottenvorlage ein. Das war eine Schwäche Bethmanns, daß er eine politische Gegnerschaft leicht persönlich nahm, so entstand sein Gegensatz gegen Heydebrand, gegen Tirpitz, gegen Falkenhayn, Ludendorff, Hindenburg und eine Anzahl anderer Persönlichkeiten, mit denen zusammen er weit Größeres hätte wirken können. Charakteristisch war mir dafür ein Zwischenfall bei der Beratung der großen Wehrvorlage. Als damals in dem Gesetz über den Wehrbeitrag auch die Fürsten zur Beisteuer herangezogen werden sollten und man im Zentrum dafür eintrat, betrachtete Bethmann auch diese Forderung nur von dem Gesichtspunkte der persönlichen Stellung. Bei dem parlamentarischen Empfang in der Reichskanzlei am selben Abend schrie er mich förmlich an: „Was hat mir Ihre Partei angetan? Jetzt (d. h., wenn diese Forderung eine Mehrheit findet) muß ich gehen". Bethmann hat sich ähnlich wie Wilhelm II. als unentbehrlichstes Werkzeug des Allerhöchsten angesehen. Wohl aus dieser Ansicht heraus ist Bethmann, der zweifellos das Beste wollte, nie zu dem letzten Entschluß gekommen, seine ganze Persönlichkeit mit einem Entweder-Oder für seine Forderungen und für sein Programm einzusetzen. Entweder mußte Bethmann seine Politik machen oder zurücktreten. Das Schmollen gegen den „Militarismus" war kläglich bei einem Reichskanzler, der es jederzeit in der Hand hatte, dieses „System des Militarismus" durch seinen Rücktritt oder seinen Appell an den Reichstag zu ändern, wenn es tatsächlich bestanden hätte. Der Glaube Bethmanns an seine Unentbehrlichkeit hat ihn verhindert, bei Beginn des Krieges die Leitung des Reichs in stärkere Hände zu geben, und sie hat ihn auch verhindert, in der inneren Politik die Konzessionen rechtzeitig zu machen, die nötig waren im Augenblick des großen Weltkrieges. Man hat in konservativen Kreisen vielfach die Forderung gestellt, daß auch in Deutschland ein Diktator während des Krieges herrsche, wie Clemenceau in Frankreich oder Lloyd George in England. Das war eine unmögliche Forderung. Die sie stellten, vergaßen, daß wir schon vor dem Kriege über 3 Millionen sozialistischer Wähler, ein indifferentes Bürgertum und ein halbes Dutzend schwache zersplitterte bürgerliche Parteien hatten. Sie vergaßen, daß das deutsche Volk leider nicht wie die Franzosen und Engländer dem nationalen Gedanken alles unterordnete. Aber unzweifelhaft hätte eine starke politische Persönlichkeit ohne diese kleinliche Eifersucht in positiver Zusammenarbeit mit den militärischen Stellen die Kräfte des deutschen Volkes ganz anders stärken können, als Bethmann, der vom ersten Tage des Krieges an die eigene Selbstsicherheit, den Glauben an seine Sache verloren hatte, die eigene Unsicherheit auf Parlament und Volk übertrug und stets nur klagend dem Wagen der Heeresleitung nachlief.

So ist Bethmann 1917 gegangen, von einem Teil der Linken besungen und bejammert als gefallener Held, vom deutschen Volk in seiner Mehrheit mit ungeheurer Schuld beladen. Man hat sogar in ihm das Unglück für Deutschland gesehen. Das Urteil dürfte zu hart sein, denn es übersieht die Schuld des Kaisers. Tragisch, wie die ganze Persönlichkeit und das ganze Gebaren Bethmanns, war schließlich sein Abgang. Erzberger hat ihn gestürzt. Dieses Verdienst kann Erzberger niemand rauben. Aber tragischer Weise fiel Bethmann gerade in dem Augenblick, wo er nicht aussichtslos sich bemühte, Friedensbesprechungen anzuknüpfen. Ob er allerdings in dieser Frage auch wirklich zu einem Entschluß gekommen wäre, ist bei der Zaudernatur Bethmanns fraglich. Man kann ihm ins Grab nachrufen, daß er der gewissenhafteste Verwaltungsbeamte und Diener seines Kaisers war, das war auch im alten Reich und Preußen schon viel, heute ist es sehr viel, ist es ein Ideal. Die härteste Strafe für die Politik der Halbheit und Unentschlossenheit war dem von lauterer Vaterlandsliebe beseelten Reichskanzler wohl der Zusammenbruch des deutschen Volkes, den er noch miterleben mußte. Und größer als je in seinem Kampf im Reichstag oder Landtag stand er vor dem berüchtigten Untersuchungsausschuß im Reichstag da, als er geraden Sinnes, unerschrocken und, wie es schien, auch von allem Haß im Unglück geläutert, für seines Kaisers Ehre und des deutschen Volkes Schuldlosigkeit an der furchtbaren Weltkatastrophe Zeugnis gab. Da war wieder etwas vom Stil des großen Mannes in ihm, dem trotz aller Schwächen und Schuld ein großes Wollen zuerkannt sei.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Es ist nicht unwichtig, in der Zeitchronik gewisse Veränderungen zu verzeichnen, die bei der politischen Presse vor sich gehen. So hat die preußische Regierung vor kurzem ihren Vertrag mit der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" gelöst, als in deren Spalten ein Aufsatz erschien, der zu gemeinsamem Kampf des Bürgertums gegen die Sozialdemokratie aufrief. Der halbamtliche Charakter der „D. A. Z." hat also für Preußen damit aufgehört. Vielleicht noch bemerkenswerter sind zwei Vorgänge bei der deutschnationalen Presse. Seit langem sind in der Deutschnationalen Volkspartei zwei Strömungen zu unterscheiden, eine altpreußisch-konservative und eine deutschvölkische, bezw. alldeutsche. Erstere spricht aus dem „Reichsboten" und der „Kreuzzeitung", letztere vor allem aus der „Deutschen Zeitung". Deren bisheriger Leiter, Reichstagsabgeordneter Wulle, trat um die Jahreswende sein Amt ab an Dr. Max Maurenbrecher, Mitglied des Sächsischen Landtags und Pastor an der reformierten Kirche in Dresden. Ein glänzender Redner und Schriftsteller, hat sich Maurenbrecher erst vom alldeutschnationalen Politiker zum Sozialdemokraten und jetzt vom Sozialdemokraten zum Deutschnationalen gewandelt. Nicht so weit war sein Weg vom freireligiösen zum reformierten Prediger, denn seine Dresdner Gemeinde ist in Glaubenssachen durchaus liberal. Seine Entwicklung erinnert in manchem an die des bekannten Abgeordneten Dr. Traub. Auch dieser wegen kirchlichen Freisinns gemaßregelte Pfarrer entwickelte sich politisch nach rechts, blieb aber religiös auf der Linken stehen. Jetzt hört man, er werde künftig der geistige Leiter der „München-Augsburger Abendzeitung" sein. So kommen die beiden einflußreichen deutschnationalen Blätter in Nord und Süd in die Hand von Männern, die nicht auf dem Boden des positiven Christentums stehen. Das verdient wohl unsere Aufmerksamkeit. Seit Jahren fordern die Deutschnationalen deutsche Katholiken auf, an ihrer Seite, womöglich in ihren Reihen für den christlichen Staat, die Bekenntnisschule, die Rechte der Kirche und die gottgewollte Gesellschaftsordnung zu kämpfen. Sie zensieren den Katholizismus des Zentrums, weil es mit Linksparteien in der Regierung sitzt. Wir sind tief überzeugt und haben hier oft betont, daß der Kampf gegen die Feinde zur Linken gegenwärtig die Hauptaufgabe aller christlichen Deutschen ist, und daß die Rechtsparteien uns als Bundesgenossen dabei stets willkommen sind. Dazu gehört aber, daß sie selbst wahre christliche Grundsätze bekennen. Maurenbrecher weiß in seinem Programm, mit dem er die „Deutsche Zeitung" übernimmt, nichts Höheres als „die Heiligkeit des deutschen Volkes". Mag er sein Blatt auch dagegen verwahren, daß es ein Parteiblatt sei — nicht Diener, sondern Bundesgenosse will er es heißen lassen — es ist heute unbestritten das meist beachtete deutschnationale Organ. Nicht nur die deutschnationalen Katholiken und ihr Ausschuß, auch die gläubigen Protestanten in der Partei dürften darauf merken, daß man bei ihr so gut wie keinen bedeutenden positiv christlichen Mann der Feder herauszustellen weiß. Die alldeutschen Pantheisten beherrschen das Feld. Stahl, Gerlach, Opitz sind tot und vergessen, Adam Röder in Baden mit seiner „Konservativen Korrespondenz" bleibt unbeachtet. Die Folgen sind bekannt. In Kulturfragen versagt die Deutschnationale Partei. Die Schulartikel der Verfassung von Weimar, verknüpft mit dem Namen Traub, der hierzu in der Nationalversammlung sprach, sind ein bündiger Beweis.

Nicht lange mehr, so wird der Kampf um das Reichsschulgesetz beginnen. Die hochwürdigsten Bischöfe Deutschlands

haben in einer Eingabe an Reichsregierung und Reichstag die Richtlinien aufgestellt, die für die Schulpolitik der Katholiken maßgebend sind. Es muß die Bekenntnisschule und zu ihrem Schutz die bekenntnismäßige Lehrerbildung verlangt werden. Wo die Bekenntnisschule besteht, soll nur auf Verlangen nochmals über sie abgestimmt werden, um nicht unnötige Kämpfe in die Gemeinden zu tragen. Konfessionelle Privatschulen sollen vom Staat unterstützt werden, nachdem alle Eltern die öffentlichen Schullasten aufbringen.

Der drohende Eisenbahnerstreik scheint abgewendet, da am 5. Januar eine Einigung zustande kam. Die Beamten erhalten stark erhöhte Teuerungszulagen, die Arbeiter höhere Löhne. Die Folge wird eine Verdoppelung der Personen- und Gütertarife sein. Ob unser Wirtschaftsleben das verträgt, ist nicht ohne weiteres zu sagen. Der letzte Entscheid liegt beim Reichskabinett.

Ein gewisse Unruhe, zum Teil im Zusammenhang mit der Eisenbahnerbewegung und verschiedenen örtlichen Streiks zittert wieder durchs Land. In Flensburg kam es nach der Erschießung eines flüchtigen Kommunisten zu schwerem Aufruhr, der 11 Todesopfer forderte. Die Kommunisten im sächsischen Landtag versuchten ihren Antrag auf weitgehende Unterstützung der Erwerbslosen mit ganz unparlamentarischen Mitteln zur Beratung zu bringen, so daß die Sitzung unterbrochen werden mußte. Auch aus Hamburg werden Unruhen der Erwerbslosen gemeldet.

Unsere äußere Politik war weiter beherrscht von der Frage der Entwaffnung und der Einwohnerwehr. Hier ist eine gewisse Entspannung eingetreten. Frankreich hielt es zwar für nötig, zu Neujahr noch eine zusammenfassende Note zu überreichen, die alle angeblichen deutschen Verstöße gegen das Abkommen von Spa aufzählte. Dann aber machten sich englische Einflüsse geltend, die in Paris stark abkühlend wirkten. Eine ausführliche Reuterdepesche vom 4. Januar gab die Notwendigkeit von Deutschlands Entwaffnung zu, erklärte sich aber mit deren Stand im wesentlichen befriedigt. Ueber die Orgesch und Einwohnerwehr seien jedoch die militärischen Führer von England und Frankreich nicht ganz einer Meinung. In Bayern wie in Ostpreußen fürchte man mit Grund den Bolschewismus, darum sei nach englischer Ansicht die Einwohnerwehr zurzeit dort berechtigt. Um sich ganz zu verständigen, schlägt die Depesche eine Zusammenkunft der leitenden Staatsmänner der verbündeten Mächte vor. Frankreich geht schweren Herzens auf die englischen Vorstellungen ein. Am 19. Januar sollen sich die Ministerpräsidenten treffen. Wie der „Temps" schreibt, hält England die Gefahr einer bolschewistischen Revolution für gefährlicher in Deutschland als die einer militärisch-monarchischen. Gegen den inneren und äußeren Bolchewismus muß sich die deutsche Republik verteidigen können, und zwar im eigenen Interesse der Entente. Es wird jetzt wohl eine Verminderung oder allmähliche, aber keine volle und sofortige Auflösung der Einwohnerwehr verlangt werden.

Das ist gewiß ein Fortschritt. Aber unsere Gegner werden uns bei nächster Gelegenheit wieder den notwendigen Selbstschutz streitig machen, wenn sie Uneinigkeit oder Schwäche wahrzunehmen glauben. Der feste Standpunkt der bayerischen Regierung läßt indes mit Hoffnung in die Zukunft blicken. Auch Ostpreußen hält an seinen Orts- und Grenzwehren fest. Ihre Auflösung würde, wie das „Berliner Tageblatt" berichtet, zu schweren Unruhen führen und der demokratische Oberpräsident Siehr von Ostpreußen ist entschlossen, sein Amt niederzulegen, wenn die Provinz ihre Wehr verliert. Denn der Russe erhebt sich wieder zum Angriff. Täglich ist mit neuem Aufflammen des russisch-polnischen Krieges zu rechnen.

Der deutsche Standpunkt zu einem solchen Krieg kann wieder nur der völliger Neutralität sein. Wie dann die Dinge laufen mögen, auf keinen Fall kann und darf für uns ein Zusammenwirken mit Moskau in Betracht kommen. Es sollte nicht nötig sein dies zu betonen, nachdem Ludendorff, Escherisch, General Hoffmann und andere sich so deutlich gegen allen Nationalbolschewismus ausgesprochen, daß selbst Frankreich sich beruhigen könnte. Aber es will immer noch Polen als Schranke zwischen dem russischen und dem angeblichen deutschen Bolschewismus halten und möchte um alles das erz- und kohlenreiche Oberschlesien polnisch machen. Die getrennte Abstimmung, gegen die Deutschland in einer Antwortnote scharfen Einspruch erhebt, wird jetzt ergänzt durch eine Abstimmungsordnung, welche die deutschen Wähler schwer benachteiligt. Eine Fülle von Kundgebungen deutscher Parteien, Vereine und Körperschaften wendet sich gegen diese Ungerechtigkeiten. Um so dankbarer sind wir für die Unparteilichkeit des Hl. Stuhles, der den Priestern, Deutschen wie Polen, jede Beteiligung und Werbetätigkeit bei der Abstimmung untersagt hat.

Die Beratungen in Brüssel über die Wiedergutmachung sind um einige Tage verschoben worden. Sie sollen nicht am 11., sondern erst am 17. Januar wieder beginnen. Wollten sich doch die Männer, die dort über Deutschlands Kriegsschulden beschließen, ihrer Verantwortung bewußt sein. Es ist viel wieder gutzumachen, aber wirklich nicht bloß von Deutschland. Im Gegenteil: „Heute ist die Forderung von Reparationen und Bußen vielmehr unsere Sache als Sache der Entente." Dr. Joseph Eberle begründet das in einer Aufsatzreihe De Profundis, Nr. 11—13 seiner Wochenschrift „Das neue Reich". Er zählt die Leiden und Lasten auf, die Deutschland und Oesterreich seit 2 Jahren tragen und kommt zu dem Urteil: „Die heutige Weltpolitik scheint zum großen Teil nicht von Menschen, sondern von Tieren gemacht, von Hyänen, Geiern und Schakalen. In welche Hölle würde Dante die Staatsmänner stürzen, die Reiche mit großer Kultur zerschlagen, die Finanzmänner der Entente, deren Eroberungsgier nimmer zu stillen ist, die außer ihrem Bereich keinen freien Besitz mehr dulden?" Mit Recht tragen die Ausführungen als Untertitel die Frage, die Eberle schon einmal gestellt hat: Wo bleibt das christliche Weltgewissen? — Nicht minder wuchtig ist das Zeugnis eines Amerikaners, des Großindustriellen John de Kay, der Mitteleuropa, zuletzt Ungarn bereiste und einen offenen Brief an den neugewählten Präsidenten Harding schrieb. Die „Augsburger Postzeitung" bringt ihn in Nr. 1 des neuen Jahrgangs 1921: Es gibt keinen Frieden, schreibt da Kay, Wilsons 14 Punkte sind sämtlich verletzt. Wo ist z. B. die Selbstbestimmung der Deutschen und Ungarn, die unter fremde Herrschaft gerieten? Die Entente verlangt phantastische Entschädigungssummen, während Europa verhungert. Französischer Imperialismus und ein mörderischer Friede halten es weiter in Kriegszustand. Es wäre eine Schmach für das amerikanische Volk, wenn es die Uebel jetzt nicht beseitigte, die es allein beseitigen kann. Es braucht nur zu verlangen, daß Europa abrüste, und daß das Unrecht gegen Deutschland aufhöre. Andernfalls soll Amerika seine Wirtschaftshilfe versagen. Die deutschen Kolonien sollen zurückgegeben oder einer internationalen Gesellschaft unterstellt werden.

Die Politik der Tiere kann eher als gedacht dazu führen, daß sie sich gegenseitig zerreißen. Die Wetterwolken überm Stillen Ozean ballen sich dichter. Die Vereinigten Staaten haben ein Flottenabkommen mit Kanada geschlossen, denn beide sehen sich bedroht von Japan. Bereits ist die kanadische Flotte durch den Panamakanal gedampft, um sich mit der pazifischen Flotte der USA. zu vereinigen. Ein sonderbarer Vorgang, wenn man bedenkt, daß Kanada ein Teil des Britischen Reiches ist, und England über die Erneuerung seines Bündnisses mit Japan verhandelt. In London hat der Schritt der Kanadier peinlich berührt. Von Australien ist aber ähnliches zu erwarten, denn es wird von Japan zunächst bedroht.

Immer deutlicher wird, daß sich auf der anderen Halbkugel der Erde Dinge vorbereiten, die die Weltlage völlig verändern können. Millerand nannte in seiner Neujahrsansprache den Versailler Friedensvertrag die Magna Charta des neuen Zeitalters. Er wird nicht lange recht behalten.

Zeitgedanken.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

An Strassen steht oft ein Verbot:
„Polizeilich gesperrt!"
Das täte, wie Erfahrung lehrt,
Auch an den meisten Mäulern not.

*

Wie herrlich wär's auf Erden, wenn die Nächstenliebe der erste Programmpunkt der Parteipolitik und der Diplomatie wäre.

*

Errungenschaften der Kultur?
Erreichen sie den tiefsten Grund?
Was nützt die Aussenpolitur?
Es beisst auch der gestutzte Hund.

Die Unfruchtbarkeit des Sozialismus.

Von Dr. Hans Felix Zech, Köln.

Es ist eigenartig festzustellen, wie stark das Gefühl auch vieler Akademiker zum Sozialismus als Idee hinneigt. Denken wir das Problem aber einmal zu Ende durch und lassen die innersten Zusammenhänge auf uns einwirken, dann erkennen wir sehr schnell, daß nicht der Sozialismus an sich, sondern der Gemeinschaftsgedanke, dem er entspringt, dessen Variabilität er darstellt, unsere Gefühle und Sympathien findet. Daß wir gerade im Augenblick in einer gewissen Jungromantik im Gemeinschaftsgedanken das Ideal der Zeit sehen, ist leicht zu begreifen angesichts der Tatsache, daß der Individualismus der Reformation sich in zwingender Notwendigkeit zum materialistischen Zeitgeiste der Gegenwart fortentwickelt und jetzt katastrophal zusammengebrochen ist. Nachdem wir seine ganze innere Leere erkannt haben, sammeln wir uns um seinen Gegenpol, um den Gemeinschaftsgedanken.

Diese Umstellung der Volkspsyche und der Führer zum Gemeinschaftsprinzip, die Anerkennung der organischen im Gegensatz zur willkürlichen Konstruktion, zur Kunst, erfordert unverbrauchte und schöpferische Naturen. Aber gerade dieser jüngste Zusammenbruch hat es uns mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie gering die Zahl der produktiven Menschen, wie dünn die Oberschicht wirklich schöpferischer Naturen ist. Sie verschwinden fast in dem Strudel der Phrasen und oberflächlichen Betrachtung des Zeitgeschehens. Wir dürfen uns indessen nicht damit zufrieden geben, lediglich frische, unverbrauchte Kräfte von unten aufsteigen zu lassen, oder ihnen etwa nur den Weg zu ebnen. Das entscheidende Moment im schöpferischen Wirken ist nicht das bloße Vorhandensein unverbrauchter Kräfte, sondern die Gestaltungskraft, die Fähigkeit zum Werten und Formen, die Wesentliches vom Unwesentlichen scheidet, bewußt in harter Geistesarbeit oder unbewußt aus dem tiefen Born des genialen Talentes!

Schon geht in diesem Sinne ein Erwachen durch alle Stände. Vorerst ist es eine schwache, feine Grundschicht, die sich durch die Horizontalschicht aller Stände und Klassen hinzieht und von der die Neueinstellung und Neuordnung im Gemeinschaftsprinzip ausgeht. Dieser Neupräzisierung geht eine religiöse Belebung der Menschen voraus, weil eben nur aus dem religiösen, geistigen Fundamente heraus neue schöpferische Kräfte emporblühen können. Das Religiös-Geistige stellt eben die Idee obenan und damit Altruismus und Entsagung, ja Aszese, und schafft so die Vorbedingungen zum Freiwerden positiver Kräfte im Menschen und darüber hinaus, der Menschheit. Hier stehen wir am ursächlichsten und primärsten Wurzelfehler des Sozialismus! Es ist der Grundirrtum des sozialistischen Dogmas, daß geistige Keime aus wirtschaftlichen Bedingungen erwachsen. Es lassen sich in günstigen wirtschaftlichen Momenten allenfalls Vorbedingungen erkennen, die zu einer schnelleren und besseren Gestaltung der geistigen Keime führen können — nicht einmal müssen! Aber ihre Entstehung selbst ist das Wunder des ewigen Lebens, ist eine Gnade göttlichen Ursprunges. Positiv schöpferische Kräfte und Sinnlichkeit, die ihren Niederschlag in dem auf wirtschaftliche Momente gerichteten Materialismus findet, sind sich von Hause aus fremd und entspringen niemals einer Wurzel. Dieser Dualismus ist eine Tatsache, die nicht weggeleugnet werden kann. Der Auffassung des Kölner Universitätsprofessors v. Wiese kann ich mich keineswegs anschließen, wenn er meint, es sei „uralter Gespensterglaube, eine grausame Priestererfindung, und ein Racheakt biologisch Minderwertiger", anzunehmen, „das Sinnliche sei eine niedrigere Sphäre als das Geistige und Schätzung aus sinnlichem Antriebe sei entwürdigend und die Persönlichkeit hinabziehend". (L. v. Wiese, Strindberg S. 51—52). Die hier angenommene Gleichstellung der Sinnlichkeit, die sich ja auch im materialistischen Sozialismus ausprägt, mit dem Geistigen an sich, also auch dessen höchstem Ausdruck, dem Religiösen, ist durchaus unmöglich, denn die Anerkenntnis des einen Prinzipes schließt das andere aus. Entweder muß man sich zur Herrschaft des Geistes bekennen, dann ist die Grundeinstellung altruistisch und das Gemeinschaftsprinzip herrschend, oder aber im Gegenteil — die Tendenz egoistisch und muß individualistisch sein. Daß der Sozialismus immer wieder das Vorherrschen des Gesamtorganismus betont, ändert daran nichts. Ja der innere Widerspruch tritt hier so offenkundig zutage, daß selbst gewagte geistige Konstruktionen nicht mehr ausreichen, ihn zu überbrücken, sondern der Sozialismus zu dem Gewaltmittel zentralistischer Staaten greifen muß, um dem Gemeinschaftsgedanken in seinem System überhaupt Geltung zu verschaffen. Im Grunde erkennt er damit die Unmöglichkeit gerade dessen an, was er erstrebt, nämlich die Ausschaltung persönlicher Initiative, die durch das Gewinnstreben des einzelnen bedingt ist. Da der Sozialismus überzeugt ist, daß sich dieses Ziel nur erreichen läßt auf der Grundlage der Gewalt, dann kann man daraus sofort die Folgerung ziehen, daß die Gewalt niemals auf die Dauer dem ursprünglichen naturhaften Triebe wird erfolgreich Widerstand leisten können. Die natürliche, im Wesen der Menschen begründete Kraftentfaltung der Einzelnen, die von außen her eingezwängt werden soll, zersprengt wie jede Naturkraft angelegte Fesseln. Die Schranke muß im Menschen, in seiner Anerkennung sittlicher Gesetze, aufgebaut werden.

Hier ist es nicht mehr die Gemeinschaft als solche, um derentwillen der Sozialismus kämpft, sondern sie ist lediglich eine Nebenerscheinung in dem Gedankenkomplexe, dessen Ziel die wirtschaftliche Besserstellung heute machtloser Schichten ist. Es muß im Rahmen des Sozialismus bewußt oder unbewußt, gewollt oder nicht gewollt zum mindesten eine Indifferenz gegenüber geistigen Worten Platz greifen — und das ist tatsächlich der Fall. Das immer deutlicher werdende Bestreben, ihn geistig zu untermauern, beweist aufs neue die innere Krise. Mit einer Verachtung oder auch nur Geringschätzung des Geistes gibt sich die Volksseele ebensowenig wie die Führernatur zufrieden. Erstere kann mit ihren materiell-sinnlichen Forderungen und Wünschen zufriedengestellt werden, nie dagegen in ihrem so überaus lebhaften Gefühlsempfinden. Die selbständige Natur dagegen ist noch weniger in ihrem Grübeln und Streben gesättigt, denn je tiefer sie dringt, um so lebhafter wird ihr die Erkenntnis, daß der Geist das vorherrschende, höhere Prinzip ist.

Hier liegt der zweite Kardinalfehler des Sozialismus! Nicht Sinnlichkeit und Zwang von außen, sondern Geist und Religiosität, die Schranken im Charakter und den Anlagen des Einzelmenschen ziehen. Hier aber verlassen wir den Boden des Sozialismus und treten in die höhere Sphäre des Christentumes und seiner Ideenwelt über. Und in weiterem Verfolgen des gleichen Gedankens erkennen wir immer klarer und deutlicher, daß sich das Prinzip des Gemeinschaftsgeistes nicht im Sinne des Sozialismus verwirklichen läßt, sondern die Lösung im Moment des Religiösen, des Geistigen, des Christentums liegt.

Die burgenländische Frage.

Von Franz Binder, Obmann des Vereins der christlichen Burgenländer.

Es ist eine auffallende, die Bewohner des Burgenlandes auf das schmerzlichste berührende Tatsache, daß die reichsdeutsche Presse, welche doch jederzeit für alle bedrängten deutschen Gebiete eintrat, unser fast keine Erwähnung tut. Dieses Verhalten ist um so sonderbarer, als wir doch Deutsche, Angehörige eines Stammes sind, welche den Kampf um unsere nationalen Bestrebungen unter bedeutend schwierigeren Umständen führen, als alle anderen unterdrückten Deutschen. Denn während jene die gebildeten Kreise voll und ganz zur Seite haben, ist dies bei unserem schwer ringenden Volke nicht der Fall. Hier macht sich die von den ungarischen Regierungen Jahrzehnte hindurch konsequent betriebene Politik der Entnationalisierung bemerkbar, welche vorerst die Intelligenz magyarisierte, sodann den Verwaltungsapparat mit Magyaren besetzte, um mit dessen Hilfe uns Deutsche gänzlich rechtlos zu machen. Unser Land wurde nie anders als eine Kolonie behandelt, denn man gab uns nur magyarische Beamte, sowie in vielen Fällen nur ungarische, die deutsche Sprache nur mangelhaft oder gar nicht beherrschende Priester. Man schuf zur Ueberwachung der Magyarisierung als der ungarischen Regierung unbedingt ergebene Werkzeuge das System der Notare, welche während des Krieges ihre Macht auf das schmählichste mißbrauchten und im wahrsten Sinne des Wortes bis auf den heutigen Tag die Blutsauger des Heinzenvolkes geblieben sind.

Trotzdem gelang es nicht, unser Deutschtum zu unterdrücken, weil es eben im Volke wurzelte. Es stand uns keinerlei Hilfe zu Gebote, da wir aus Gründen der Politik weder von Wien noch von Berlin aus Unterstützung fanden. Wir hatten nur unsere mündlichen Ueberlieferungen, da alles auf die Geschichte unserer Heimat Bezügliche längst in die ungarischen Archive wanderte. Wir hatten nur die sich von Geschlecht zu

Geschlecht fortpflanzenden Sagen unserer zahlreichen Burgen, deren Anblick uns an die entschwundene Glanzzeit unseres Landes unter der Herrschaft deutscher Fürsten erinnerte. Wir stehen in unserem nationalen Kampfe vereinsamt da, denn während die ungarische Regierung über einen glänzend funktionierenden und gut bezahlten Propagandadienst verfügt, dessen erste Aufgabe darin besteht, das Ausland über die tatsächlichen Verhältnisse im Burgenlande hinwegzutäuschen, kann der Wille der burgenländischen Bevölkerung unter dem unerträglichen Drucke nicht zum Durchbruche kommen. Bauern und Arbeiterschaft, aus denen die Masse der Bevölkerung besteht, sind nur von dem einen Wunsche beseelt, sobald als möglich an Oesterreich angeschlossen zu werden. Der rücksichtsloseste Terror herrscht in unserem Lande und wehe demjenigen, welcher es wagen sollte, sich als Anschlußfreund zu bekennen. Der Kerker wäre sein Los. Denn wie wäre es sonst möglich, daß ehrliche deutsche Männer seit $1\frac{1}{2}$ Jahren im Kerker zu Raab ohne Aburteilung schmachten, welche nur das eine Verbrechen begingen, daß sie sich als Deutsche, als Anschlußfreunde bekannten. Darnach sind auch die Wahlen in Westungarn im Februar 1920 zu beurteilen. Die ungarische Regierung proklamierte den Grundsatz, daß jede Bewegung, jede Aeußerung für den Anschluß an Oesterreich Hochverrat ist und als Hochverrat bestraft wird. Wie wäre da eine Propaganda für eine anschlußfreundliche Partei möglich gewesen? Unter dem Drucke der Bajonette der Honveds und der Szekler wurden die Abgeordneten einfach ernannt. Sie genießen das Vertrauen der ungarischen Regierung, aber nicht im geringsten das Vertrauen der burgenländischen Bevölkerung, die mit ihnen nichts zu tun haben will.

Ungarns Politik war die ganze Zeit hindurch uns Deutschen gegenüber eine Politik der Versprechungen, und wenn dieselben nicht zum Ziele führten, der Drohungen. Wo ist die Durchführung des 1868er Gesetzes geblieben, welches uns vollste nationale Entwicklung verhieß? Wo die Zusicherung und das feierliche Versprechen der Regierung Karolyi durch das Volksgesetz VI vom 12. November 1918? Was bezweckte und erreichte das Nationalitäten-Ministerium der Regierungen Huszar und Simonyi-Semadam? Heute noch, nach fast zwei Jahren, bekommt unsere Bevölkerung Akten zugeschickt, amtieren die Behörden und Notare unseres Landes in der von der Bevölkerung nicht verstandenen magyarischen Sprache. Jahrzehnte hindurch wurden die Versuche der Erdrosselung des Deutschtums von der ungarischen Regierung zäh fortgesetzt, und im Jahre 1919 glaubte man unser Volk gänzlich widerstandsunfähig gemacht zu haben und man wagte die Axt an unser Letztes zu legen. Durch den apponyischen Schulerlaß wurde die deutsche Unterrichtssprache verboten und unseren Kindern wurden ungarische Geschichten und Lieder gelernt, deren Sinn sie niemals verstanden. Dieser grausame Zwang führte dahin, daß die Kinder unseres Volkes nach Verlassen der Schule nicht einmal imstande waren, ein deutsches Buch zu lesen oder einen deutschen Brief zu schreiben. Sie wurden zum Gespött sowohl bei den Ungarn als auch bei den Oesterreichern. Kein Landstrich Ungarns wurde so systematisch vernachlässigt wie das Burgenland, nirgends sind so ungenügende und verwahrloste Straßen wie bei uns zu finden. Graf Anton Sigray, Regierungskommissär des Burgenlandes, hat das Burgenland als „Bettlerbeute Oesterreichs" bezeichnet. Wenn das Burgenland eine Bettlerbeute wäre, so wäre es die ungarische Verwaltung, die es dazu gemacht hat.

Unser Land ist aber keine Bettlerbeute. Wir besitzen einen braven, gesunden Bauernstand, und unsere Arbeiter sind wegen ihrer Tüchtigkeit und Sparsamkeit weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannt. Das Burgenland besitzt ansehnliche Bodenschätze an Kohle, Antimon, Asbest und Kupferkies. Herrliche Wälder besitzen wir, die ihresgleichen suchen. Jahrhunderte hindurch wurde dies nicht ausgenützt, erst in den letzten Jahren wurden die ersten Ansätze gemacht und zwar überall nur durch österreichisches Kapital. Heute aber kennt bereits Ungarn den Wert unseres Landes, da seine Ingenieure und Geometer erst im letzten Jahre unser Land durchstreiften. Ungarn beruft sich auch auf seine historischen Grenzen, in welche es auch das Burgenland hineinbezieht. Dies ist aber eine völlige Verkennung der geschichtlichen Tatsachen. Das Burgenland teilte eben mit vielen anderen Grenzländern das Schicksal, öfters auf kürzere oder längere Zeit den Herrn zu wechseln, bis es im Jahre 1647 vom österreichischen Kaiser Ferdinand III. an Ungarn abgetreten wurde. Wir weisen daher den Ausdruck „Bettlerbeute" ebenso zurück wie die Behauptung der historischen Grenzen. Das Burgenland ist uraltes Germanenerbe. Die Ostmark Karls des Großen und ihre Bewohner haben niemals aufgehört, sich als Deutsche zu fühlen, denn bajuvarisches Blut rollt in unseren Adern, und wir Heinzen sind von dem unerschütterlichen Glauben beseelt, daß das einst so feierlich verkündete und dann so schnöde verworfene Selbstbestimmungsrecht der Völker sich früher oder später siegreich Bahn brechen und daß die Zeit kommen wird, wo das Burgenland mit den andern deutschen Stämmen vereint und der Glanz des neuerstandenen deutschen Reiches im hellsten Lichte erstrahlen wird.

Wie die Verhältnisse liegen, gibt es nach dem Diktatfrieden von St. Germain in der westungarischen Frage kein Zurück mehr. Je enger sich Ungarn an das Deutschtum anlehnt, wirtschaftlich, kulturell und politisch, um so leichter wird es gerade den Verlust Westungarns verschmerzen und ersetzen können. Eine dauernde Feindschaft Ungarns mit Oesterreich wegen Westungarn würde Ungarn selber am meisten schaden, denn alle Anlieger sind seine Feinde. Oesterreich ist der einzige Freund.

Zwei Jahre französisch.

Von A. Schwarzkopf.

In Nr. 48 dieser Zeitschrift gibt uns Catholicus ein Bild kirchenpolitischer Zustände in Lothringen. Es deckt sich inhaltlich mit dem, was Landsberg in Nr. 12/13 und 23 über unser Elsaßland ausgeführt hat. Mit Catholicus stimmen wir darin überein, daß vieles, leider allzuvieles, schon preisgegeben ist auf dem für uns brennendsten Gebiete der Schule. Jede Parteiversammlung der Elsässischen Republikanischen Volkspartei befaßt sich mit der Schulfrage, ihrer Konfessionalität und Zweisprachigkeit, Resolutionen werden gefaßt, Beschwerden an die maßgebenden Stellen gesandt; alles umsonst. Die Regierung geht darüber hinweg. Leider wird ihre Stellungnahme hierzulande wie in Lothringen durch das Verhalten gewisser Persönlichkeiten begünstigt. Der Delegiertentag der Volkspartei vom 7. November v. Js. mußte mit Bedauern feststellen, daß von eigenen Parteigängern in den Rücken geschossen werde. Wir Katholiken, und mit uns Protestanten und Israeliten, verlangen die konfessionelle Schule und den Religionsunterricht in der Muttersprache, d. i. für die übergroße Mehrzahl die deutsche Sprache; und dies auch im Interesse der religiösen Erziehung unserer Kinder. Unser französischer Bischof aber wünscht laut brieflicher Mitteilung an einen Schulinspektor, einen Anhänger der französischen Laienschule, den Religionsunterricht in französischer Sprache. Dabei weiß er so gut wie wir, daß die Kinder diese Sprache gar nicht verstehen, also auch dem Religionsunterricht nicht folgen können.

Ein Franzose ist immer zuerst Franzose, dann erst Katholik. Leider scheint diese Tatsache auch für einen Teil des französischen Episkopates zu gelten. Hier ein klassisches Beispiel. In der großen Festversammlung gelegentlich der Zentenarfeier unserer Landespatronin, der hl. Odilia, traten Bischöfe und Laien als Festredner auf. Die Laien sprachen vor allem als katholische Männer, die Bischöfe als französische Patrioten in Lobreden auf Frankreich. Der Erzbischof von Besançon verstieg sich sogar zur Aufforderung: Obéissons au Pape, parcequ'il est français! Gehorchen wir dem Papste, weil er französisch, d. h. französisch gesinnt ist. „Frankreich und die Zivilisation sind gerettet", prahlte Millerand am 11. Nov. 1920. An diese Worte des jetzigen Präsidenten der französischen Republik wurden wir auch erinnert beim Lesen des Berichts über den letzten Verbandstag der elsässischen katholischen Jugendvereine. Auf Antrag eines Jugendvereins beschlossen die Delegierten, das Verbandsblatt nicht mehr wie bisher in Fraktur, sondern in Antiquadruck erscheinen zu lassen, sobald die technischen Mittel dies erlaubten. Unsere jüngeren Vereinsmitglieder sind dank der französischen Unterrichtsmethode in absehbarer Zeit soweit verdummt, daß sie das Verbandsorgan in Fraktur nicht mehr lesen können. Die ganze Versammlung stimmte darin mit dem betreffenden Präses, der den Antrag begründete, überein, wenn auch seine Ausführungen für den einen oder andern Ueberpatrioten unangenehm waren. Der Antrag spricht Bände. Es wiederholt sich bei uns genau dasselbe wie in Südtirol, Deutschböhmen, Deutschposen sowie in dem von den Tschechen annektierten Hultschiner Ländchen, natürlich alles im Namen des Rechts, der Gerechtigkeit und der

Zivilisation. Wir unserseits erinnern uns dabei immer eines Franzosen aus dem 17. Jahrhundert, eines der wenigen aufrichtigen, der seine Landsleute, also die grande nation, eine Nation von Kannibalen nennt. Und hat nicht Cäsar schon die Franzosen seinerzeit als Heuchler und Lügner bezeichnet?

Zwei Jahre französisch? Wie kurz ist diese Zeit. Aber welch eine Unsumme von Unzufriedenheit. Arbeiter und Angestellte, Lehrer und Beamte, alle sind unzufrieden über das neue Regime; vor zwei Jahren glaubten sie noch an die Erfüllung ihrer Forderungen, heute sehen sie ein, daß man ihnen Steine gibt, statt Brot. Die musterhafte deutsche Ordnung mußte dem französischen Schlendrian weichen. Wenn Poincaré im Dezember 1918 nach großsprecherischer gallischer Art mit theatralischer Geste die Worte sprechen zu dürfen glaubte: Le plébiscite le voilà, so hat ihn die bisherige Entwicklung der Dinge Lügen gestraft. Wer das Volksecho über die im November dieses Jahres zur Zeichnung aufgelegte französische Staatsanleihe gehört hat, der mußte sich sagen: das elsaß-lothringische Volk von heute ist nicht mehr das von 1918. Im Verhältnis zur Propaganda und den angewandten Zwangsmitteln ist der Erfolg der Anleihe recht bescheiden geblieben. Die Leser werden es uns nicht verargen, wenn wir die wichtigste Propagandaschrift auszugsweise wiedergeben, um ihnen zu zeigen, was der französische Bischof uns zumutet, und wie sehr französischer Nationalhaß und Nationalstolz bei unsern „Brüdern" von jenseits der Vogesen triumphieren.

Dem bischöflichen Schreiben geht ein patriotischer Aufruf der französischen Kardinäle voraus, den man wohl hinnehmen kann, da er auch christlich gehalten ist. Unserem Bischof aber war dieser Aufruf noch nicht patriotisch genug für unser Elsaß, darum fügte er noch eine im Amtsblatt drei volle Seiten füllende Abhandlung bei, um zu beweisen, daß dem Elsaß „noch eine ganz besondere Gewissenspflicht obliegt", Frankreich zu helfen. Dieses Hirtenschreiben stellt sich würdig an die Seite des Fastenhirtenbriefes (vergl. Nr. 12/13).

Uns Elsässern, so wird darin gelehrt, obliegt eine ganz besondere Gewissenspflicht zur Zeichnung der Nationalanleihe, weil Frankreich darum gekämpft hat, daß das Elsaß wieder französisch würde. Es heißt dann weiter: „Beim Vergleich der Zahl der Gefallenen mit eurer Einwohnerzahl konnte man mit Recht sagen, daß es als Lösegeld für jeden einzelnen von euch das Blut eines Franzosen bedurfte. Oder stellt eine andere Rechnung auf: Ueberblickt die ungeheuren Ausgaben, welche das Land auf sich nehmen mußte, und schaut, was der einzelne von uns dem Vaterland gekostet hat. Christen, ihr seid gleichsam zu einer Wiedererstattung verpflichtet. Es ist ein Werk der Gerechtigkeit, wenn ihr die Verluste wieder gutmacht, die Frankreich deshalb erlitt, weil es euch stets liebte."

Jedem Elsässer ist es klar und es wird von der französischen Regierungspraxis selber bestätigt: Nicht wir Elsaß-Lothringer sollten französisch werden und wurden mit dem Lösegelde französischen Blutes erkauft; man hatte es vielmehr abgesehen auf unser Kali, Petroleum, Kohlen und Erz. Dahin ging die heiße Liebe des französischen Imperialismus und Kapitalismus.

Der Bischof fährt fort:

„Eure Söhne mußten zu ihrem tiefsten Bedauern (??) es sich versagen, für Frankreich ihr Blut zu vergießen, und um Deutschlands Kriegsschatz zu vergrößern, mußtet ihr an das Reich Abgaben zahlen. So kam es, daß ihr unter dem Drucke der Gewalt gegen euern Willen (??), euerm Feinde Mittel in die Hand gegeben, um euer eigentliches Vaterland zu treffen. Während dieser ganzen Zeit war es euch nicht möglich, die zahlreichen Kriegsanleihen zu zeichnen, die Frankreich im Interesse eurer Befreiung machte. Endlich bietet sich die so lang herbeigewünschte Gelegenheit, eurer Pflicht als edeldenkende Franzosen und weitschauende Patrioten genug zu tun. Ihr werdet gleichsam zu einer Volksabstimmung gerufen; ihr bekennt vor Deutschland und der ganzen Welt, daß ihr jetzt aus freiem Willen Frankreich zu Hilfe eilt."

Ein Kommentar hierzu ist überflüssig. Die ganze Stelle zeigt, wie wenig der hochwürdigste Bischof unsere elsässische Mentalität kennt. Die übergroße Mehrheit unserer Landessöhne bedauert es nicht im geringsten, kein Blut vergossen zu haben für Frankreich. Im Gegenteil, beim Vergleich der Disziplinlosigkeit der französischen Soldateska, die sich in den Eisenbahnwagen und auf öffentlichen Straßen den Zivilisten, zumal den Damen gegenüber, oft ganz gemein benimmt, mit der alten Disziplin im deutschen Heer, ist jeder stolz darauf, auch einmal deutscher Soldat gewesen zu sein und macht daraus auch gar kein Hehl. Wer anderes behauptet, der kann nur bedauert werden ob seiner Blindheit.

Zur Volksabstimmung hat man uns gleichsam gerufen, mancherorts sogar gepreßt. So mußten die Schülerinnen einer höheren Lehranstalt unseres Landes mindestens hundert Franken Nationalanleihe zeichnen auf Befehl von höherer Stelle; das nennt man Freiheit. Deutschland ist immer der schreckliche Popanz, der an die Wand gemalt wird. Im Grunde genommen hat die „ritterliche" Nation große Angst vor dem besiegten Deutschland; sie ist zwar großschnäuzig, aber feig und fürchtet für die Zukunft; darum auch die Drangsalierung Deutschlands, um es ja nicht wieder aufleben zu lassen. Doch genug davon. Die folgenden Sätze reihen sich würdig den oben angeführten an:

„Frankreich wendet sich an uns „nicht als Bettlerin, sondern als Freundin und Mutter", die zu einer vorteilhaften Handlung einlädt. Demgegenüber hat niemand das Recht, sich abzukehren und seinen Einfällen nachzugehen. Euer Vermögen gehört euch, das ist unbestreitbar, allein es kommt von Gott, und er wird einmal Rechenschaft darüber verlangen, er billigt und belohnt jeden guten Gebrauch, den wir davon machen, er verurteilt und bestraft jeden Geiz. Zudem, sind euer Kapital, euere Einkünfte nicht zu einem guten Teile das Werk Frankreichs?'

So spricht unser Bischof. „Vergesset nicht, daß das Elsaß Gott und Frankreich Dank dafür schuldet, daß es durch den Krieg nicht noch mehr gelitten hat." Auch das noch. Wir Elsässer wissen, wem wir Dank schulden; wir wissen aber auch von den großen Verwüstungen, welche Frankreich im katholischen Elsaß anrichtet; wir wissen, daß die religiöse Erziehung unserer Jugend gefährdet ist; wir sehen es jeden Tag, daß unsere Schule, dank der französischen Unterrichtsmethode zu einer Dressuranstalt herabgesunken ist. Und dazu schweigt unser französischer Bischof, der so begeisterte Worte für die Propaganda zur Nationalanleihe findet.

„La grande Nation" und das Volk mit dem Leidensdiadem.

Von J. Deutsch, Rom.

In dem Artikel „La grande Nation" ist vieles nicht gesagt. Der Artikelschreiber hätte noch hinzufügen sollen, daß die Kaisergräber in Speyer von den Franzosen aufgerissen wurden, daß der „allerchristlichste König" Ludwig XIV. die Türken gegen Wien marschieren ließ, daß die „grande Nation" immer, wo sich nur Gelegenheit fand, in Deutschland herum „kriegte". Hat Frankreich je Schadenersatz geleistet für Mordbrennerei und Raub? Gezwungen mußte es 40 von den wertvollsten Gemälden, die in Rom gestohlen wurden, zurückgeben, aber die 89 silbernen Füllhörner, die Napoleon von der Confessio des Peterdomes nahm, sind bis heute noch nicht zurückerstattet und die Teppiche Raffaels, die von den Franzosen geraubt wurden, mußte der Vatikan sogar von diesen zurückkaufen. Aus meiner Heimat weiß ich, daß man den Domschatz von Paderborn nach dem Osten sandte, um ihn vor Napoleon zu retten. Er fiel aber doch in seine Hand. Alles, was in Jahrhunderten von den Franzosen in Westfalen geraubt wurde, ist nie zurückgegeben. Und die Deutschen sollen jeden Strohhalm bezahlen, den auch die Franzosen zertreten haben! Das mag das Recht der Rechtsverdreher sein, es ist aber nie göttliches Recht.

Gab es je ein raubgierigeres Volk? Ständig kommen die Erpressungen. Jetzt die 810000 Milchkühe. Der römische „Corriere" sagte freilich, die Deutschen vergäßen, daß sie die Kühe genommen, deren Milch jetzt den Kindern der Verbündeten abginge. Das franzosenfreundliche Blatt vergißt aber, daß die Deutschen blockiert waren, fast alles Vieh abschlachten mußten, um überhaupt leben zu können, während die Verbündeten noch immer Einfuhr hatten. Wer hat je von Not bei den Kindern der Verbündeten gehört? Ich bin im feindlichen Ausland, bekomme täglich 3/4 Liter Milch zu trinken, die ich in Deutschland nicht mal zu sehen bekam. Daß die deutschen Kinder in großen Massen in der „Friedenszeit" buchstäblich vor Hunger starben, davon kann sich das blutgierige Frankreich doch leicht überzeugen. Zählt zuerst die verhungerten Kinder und dann die Waffen, die nicht mehr vorhanden sind! Deutschamerikaner und Quäcker sandten Kühe und führten Massenspeisungen für die Kinder ein. Einst sagte der Elsässer Balde, dieser echt deutsche Dichter: „Gab es je ein Volk mit einem solchen Leidensdiadem"?

(Das deutsche Volk während und nach dem 30jährigen Kriege.) Wenn Balde jetzt aus seinem Grabe erstehen könnte, er würde noch ergreifendere Worte finden.

Dann die Schande der Franzosen am Rhein. Die unnötige Besatzung einem wehrlosen Deutschland gegenüber, für die jährlich 15 Milliarden erpreßt werden, während Frankreich 1870 überhaupt nur 4 Milliarden Kriegsentschädigung zu zahlen hatte. Die „Leichenzüge", die täglich und stündlich nach den verstümmelten Grenzen rollen. Gab es je ein Volk mit einem solchen Leidensdiadem? Freilich, in den Zeitungen des Auslandes las man, die Deutschen jammerten über verhungernde Kinder, ertränken aber im Champagner. Zunächst glaube ich, daß das eine Lügenente ist, wie die Entente sie so viel in die Welt gesandt. Wäre es aber wahr, so ist das nur von einigen zu sagen, das Volk hat kein Geld für Champagner. Diesen könnte man aber sagen, das vaterländische Unglück kann man nicht im Champagner aus der Welt schaffen. Was mögen die Franzosen sich wohl ins Fäustchen lachen, daß die Deutschen so dumm sind, ihnen ihren Wein abzukaufen. 1000 Mark Steuer auf jede Flasche ausländischen Weines, (Meß- und Krankenwein ausgenommen), entsprechende Steuern auch auf Schokolade, Zigarren, Seide, Blumen usw.! Wir sind ein sehr armes Volk geworden und können uns nur das Allernotwendigste, nicht das Ueberflüssige erlauben. Aber die Deutschen haben so viel Geld! Geld? Papier haben sie. Werft einen 1000-Mark-Schein ins Feuer, in einer Sekunde ist der Wert vernichtet. Das ist der deutsche Reichtum. Deutscher Michel, mit deiner Ehrlichkeit kannst du mit Rechtsverdrehern, mit Tigern, nicht auskommen. Erwache endlich! Es muß anders werden!

Es gibt nur zwei Dinge, die uns retten können, die wir notwendig haben müssen: Religion und Vaterland. Das katholische Volk fühlt, daß einzelne Führer im Zentrum in den nationalen Sachen versagten, deshalb ist es kopfscheu geworden. Ohne Gott treiben wir in den Abgrund, und geht es dem Vaterlande schlecht, so geht es allen Deutschen schlecht. Deshalb: Für Gott und Vaterland! Ein internationales Vaterland ist eine Utopie. Auch die Kinder müssen für Gott und Vaterland erzogen werden. Die Franzosen erzogen zur Rache und zum Größenwahn. Das Volk mit dem ewigen Leidensdiadem muß zur eisernen Notwendigkeit erziehen. Unsere Helden und ihre Führer stehen einzig da in der Weltgeschichte. Dort mangelte es nicht. Unser Unglück kam von der unfähigen Regierung im Innern, vom Hunger und dem Teufelswerk, den der rote Verrat in Schützengräben spann. Verrat überall und nichts geschah dagegen. Das deutsche Volk hat dafür das Leidensdiadem neu aufgesetzt. Aber es muß brechen mit dem Geist ohne Gott, mit dem vaterlandslosen Geist. „Freie Bahn für alle Tüchtigen", das ist nicht richtig. Es muß heißen: Freie Bahn für den gottgläubigen, vaterlandsliebenden Tüchtigen. An die Spitze aber der Allerbeste unter den Fürsten, der Name tut nichts. Wilson war Präsident und doch ein Kaiser, ebenso ist Lenin der Zar. Welcher vernünftige Mensch zieht nicht den Kaiser einem Ebert, König Ludwig einem Eisner vor? Aber der Kaiser hat viele Fehler gemacht, sagt man. „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf ihn." Haben denn die Umstürzler nicht die allergrößten Fehler gemacht; halfen sie nicht dem deutschen Volke das Leidensdiadem zu schmieden? Unsere deutsche Mausefalle, unsere unglückliche geographische Lage erfordert, daß wir ständig die Allertüchtigsten an der Spitze haben. Preußen hat seinen Zweck erfüllt. Klebe man nicht am Wort! Größere Staaten, die leben und ihre Stammeseigenschaften auswirken können, müssen geschaffen werden; z. B. West-, Nord-, Mittel- und Süddeutschland. Der Osten als Preußen und der Südosten als Oesterreich. Diese Bundesstaaten bilden das Deutsche Reich. Aber Verräter dürfen nicht geduldet werden (der Unabhängige Henke sagte: „darum sage ich es ja gerade, daß es die Entente erfährt"). Für die Verräter müssen Stricke wachsen, da sie keinen Schuß Pulver mehr wert sind. Mögen endlich die Zerrissenheit, die Uneinigkeit, die Parteikämpfe aufhören und alle sich um die Fahne scharen: „Für Gott und Vaterland!". Nur die Uneinigkeit hat Deutschland immer in den Abgrund gestoßen. Gott, Vaterlandsliebe und Einigkeit helfen uns wieder heraus!

Mögen aber die Deutschen wenigstens dieses Mal ihren Rücken nicht beugen gegenüber unmenschlichen Erpressungen! Stimmen wir der neuen „Engelmacherei" (der Ablieferung der Milchkühe) zu, so sind wir ebenso schuldig wie jene, die den Friedensvertrag in Versailles ersannen, und von denen man nicht weiß, ob man sie Tiger oder Teufel nennen soll.

Die Einnahmen der großen katholischen Missions-Sammelvereine im Jahre 1919.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Soeben macht eine kurze Notiz über die Einnahmen des Vereins der Glaubensverbreitung (Lyon) die Runde durch die deutsche katholische Presse. Auch dieses Jahr zeigt sie wieder eine Form, die irreführend ist, und deren Fassung wir der „Kipa" verdanken. Die Entwicklung ist folgende: Jahresbericht der Lyoner Annalen, Auszug danach in den Mailänder Missioni Cattolice, Abdruck im Osservatore, erneuter verbesserter Auszug der „Kipa". In Mailand hat mein Brief, der unsere deutsche Jahresleistung zur Kenntnis brachte, rechtzeitig Anschluß gefunden und diese ist von Rev. P. Manna, mit einem liebenswürdigen Lobspruche für uns versehen, als Ergänzung des Lyoner Berichtes veröffentlicht worden. Das Lob stammt also nicht so sehr vom Osservatore, wie die Kipameldung behauptet, sondern von dem Herausgeber des Mailänder Missionsorganes. Ehre wem Ehre gebührt.

Der Lyoner Bericht wie auch die erwähnten Auszüge lassen nun auch diesmal wieder den Eindruck aufkommen, als seien seine Angaben maßgebend für den Grad von Opferfreudigkeit der einzelnen Länder. Demgegenüber muß auch diesmal wieder betont werden, daß Lyon nur die bei ihm einlaufenden Gaben verzeichnet, während heute bereits der weitaus größere Teil der Missionsspenden der Katholiken gar nicht mehr seinen Umweg über diese Stadt nimmt. Die Lyoner Statistik gibt also durchaus kein Bild dessen, was die einzelnen Länder tatsächlich gesammelt haben. Dennoch wollen wir uns zuerst mit ihr befassen.

Ein Vergleich mit dem Vorjahre ergibt die an sich erfreuliche Tatsache einer außerordentlichen Steigerung der in Lyon zusammengeflossenen Gaben. Sie ist zu einem guten Teile auf eine Zunahme des Interesses an dem Missionswerke und daher einer erhöhten Opferwilligkeit zuzuschreiben und läßt erhoffen, daß dieses Gegengewicht gegen die ungeheuer angewachsenen Schwierigkeiten, die insbesondere seitens Englands dem Evangelisationswerke bereitet werden, mit der Zeit stark genug sein wird, diese zu überwinden und zu besiegen. Die Gesamtsumme ist die höchste, die Lyon je in einem Jahre erreichte, sie übersteigt 15 Millionen Franken und bildet gegen das Vorjahr nahezu eine Verdopplung; die genauen Ziffern sind 15'253,752.77 Fr. gegen 8'005,704.94 Fr. Freilich ist inzwischen der Kaufwert des Franken wieder erheblich gefallen, während die Preise für die Lebenshaltung auch in den Missionsländern um das Dreifache gestiegen sind. Da Lyon die Gaben ausschließlich in Franken registriert, so ist der Zuwachs der Beträge bei den einzelnen Ländern zum großen Teile auch dem Kurswerte der ausländischen Valuta zuzuschreiben. Nimmt man somit die Ziffern wie sie sind, so darf aus ihnen durchaus noch nicht auf eine Zu- oder Abnahme der Opferwilligkeit der einzelnen Länder geschlossen werden; diejenigen mit schlechtem Kursstande erscheinen gegenüber den anderen mit hohem Kurse stark benachteiligt. Zutreffende Schlüsse ließen sich nur ziehen, wenn die Gaben in der Landesmünze ihrer Herkunft dem vorherigen Ergebnisse gegenübergestellt werden könnten. Dies muß mit allem Nachdrucke beim Betrachten der folgenden Gegenüberstellung im Auge behalten werden.

Einnahme Lyons aus den Jahren:	1918	1919
Vereinigte Staaten .	2'325,708.—	7'274,272.— Fr.
Frankreich	3'524,634.—	3'764,198.— „
Belgien	531,268.—	435,182.— „
Argentinien . . .	235,155.—	544,182.— „
Italien	233,551.—	278.119.— „
Holland	213,845.—	400,779.— „
England	191,958,—	560,705.— „
Schweiz	115,037.—	250,681.— „

Den „Ehrenplatz", den sich Frankreich im Vorjahre noch durch allerhand Kunststücke herausdividiert hatte, mußte es diesmal endgültig preisgeben, denn angesichts solcher Ueberlegenheit der Vereinigten Staaten ließ sich der Unterschied nicht mehr verschleiern. In der Lyoner Liste stehen diesmal an der Spitze die drei amerikanischen Diözesen Neuyork, Cincinnati und Philadelphia und erst an vierter Stelle kommt eine französische, nämlich Lyon selbst. Das Verhältnis erfährt aber eine weitere Verschiebung zugunsten Amerikas, wenn man die von Msgr. Freri, dem Direktor des Werkes in den Vereinigten Staaten veröffentlichte Statistik und Schlußsumme betrachtet, die bei der amerikanischen Zentrale zusammenfloß. Sie beträgt bei einer Steige-

rung um 400,000 Dollars 1,471,648. Wäre dieser Betrag den Missionen über Lyon zugestellt worden, so würde Amerika nicht mit „lumpigen" sieben, wohl aber mit dreiundzwanzig Millionen Franken an der Spitze marschieren. Die Differenz von 16 Millionen ging im Einvernehmen mit der Propaganda den einzelnen Missionen direkt zu. Natürlich stellt auch die Summe von 23 Millionen Franken noch nicht alles dar, was die amerikanischen Katholiken für katholische Missionszwecke aufbrachten, sondern eben wieder nur die Gaben, die der amerikanischen Zentrale des Glaubensvereins zukamen. Des weiteren ist zu bemerken, daß uns voraussichtlich die kommenden Jahre noch ganz andere Ueberraschungen von drüben bringen werden, denn bisher ist das Werk erst in ganz wenigen Diözesen wirklich eingeführt und organisiert; die Beschlüsse aber, welche die amerikanischen Bischöfe auf ihrer letzten Synode zu Washington zu Beginn dieses Jahres gefaßt haben und die vorzugsweise der Heidenmission galten, werden in ihren Wirkungen erst im nächsten Jahre in Erscheinung treten. Es geht auf diesem Gebiete ein starkes und rasches Erwachen durch den katholischen Volksteil Nordamerikas und auch unter der Jugend, insbesondere unter der Studentenschaft, die noch vor wenigen Wochen Ende 1920 ihren ersten Missionskongreß abhielt, machen sich vielversprechende Anfänge einer Missionsbewegung bemerkbar.

Nun zu unseren eigenen Taten, ohne welche das Bild nicht vollständig wäre. Da zeigt sich nun, was der Wechselkurs ausmacht. Wäre unsere deutsche Mark so viel wert wie der Dollar, d. h. hätte sich ihr Wert verzehnfacht, so marschierten wir mit 32 Millionen Mark an der Spitze (wenn man das Verhältnis des Dollars zur Mark zugrunde legt). Der Nominalwert dagegen beträgt nur den zehnten Teil, während der Kaufwert der Mark gerade in diesen Tagen wiederum nur den zehnten Teil dieses Zehntels beträgt. Da unsere Untersuchung jedoch den Kaufwert außer acht zu lassen hat und nur Zahlen wiederzugeben bestrebt ist, aus denen sich Schlüsse für den Missionseifer ziehen lassen, wollen wir von allen anderen Erwägungen absehen. Ehe wir nun das Ergebnis uns ansehen, wollen wir uns vorhalten, daß durch den Versailler Frieden uns weite deutsche Gebiete (Elsaß-Lothringen und Posen) mit weit überwiegend katholischer Bevölkerung entrissen worden sind, deren Gaben für uns ausfallen, teilweise aber Frankreich bzw. Lyon zugute kommen; dies muß beim Vergleiche mit dem Vorjahre (1918) beachtet werden.

In Betracht kommen der Franziskus Xaverius-Verein und der St. Ludwigs-Missionsverein. Das Vereinsjahr des ersteren schließt mit Oktober ab und verzeichnet eine Einnahme von Mk. 1'894,722; da jedoch die Einnahmen von Oktober bis Dezember 1919 allein schon wieder die Hälfte jener Summe erreichen, nämlich Mk. 892,526, würden wir das Verhältnis zu unseren eigenen Ungunsten verschieben, wenn wir es unbeachtet ließen. Wenn wir daher für dieses Vierteljahr gegenüber dem gleichen aus 1918 eine Steigerung um 400,000 Mark in Ansatz bringen, was wohl annähernd den Tatsachen entsprechen dürfte, so erhalten wir die runde Summe von 2'200,000 Mk., während der Münchener Verein bei einer Zunahme um 200,000 Mk. eine Gesamteinnahme von Mk. 1'016,124 ausweist; daher eine Gesamtsumme von 3'200,000 Mk. Würden wir diese zum Parikurse nach Lyon überwiesen haben, so ergäbe dies rund vier Millionen Franken und wir wären den französischen Katholiken auch diesmal wieder um eine Viertelmillion voraus. Wir erwähnen diese Bedingtheit, weil sich damit eine Vergleichsbasis ergibt, denn schließlich sind ja doch wir deutsche Katholiken nicht dafür verantwortlich, daß unser Geld heute im Auslande nichts wert ist. Am erfreulichsten an unseren Ziffern ist der Umstand, daß es sich nicht um ein künstlich hinaufgeschraubtes Ergebnis handelt, sondern um den Zeiger einer ständig ansteigenden Bewegung, die zweifellos eine Verstärkung erfahren wird, sobald unsere deutschen Glaubensboten wieder ein Betätigungsfeld gefunden haben werden.

Fassen wir die hier besprochenen Ergebnisse der vier Hauptorganisationen der katholischen Welt zusammen, so kommen wir zu der bisher nicht erreichten und nicht erhofften Summe von 41 Millionen Franken, die trotz der darin enthaltenen zum Normalkurse angesetzten 3,2 Millionen Mark und trotz des stark gesunkenen Kaufwertes des Franken doch einen so bedeutenden Zuwachs an Einnahmen ergeben, daß der Heidenmission in diesem Jahre ganz bedeutend höhere Mittel als bisher zur Verfügung gestellt werden können. Dabei weisen alle Anzeichen darauf hin, daß die steigende Tendenz noch weiter anhalten wird.

Karl Otto Speth.

Von Josef Weiger, Mooshausen (Württemberg).

Es ist etwas Wahres daran, wenn Wölfflin gelegentlich bemerkt, leichter sammle man verlaufenes Quecksilber als die Elemente eines Stils. Stil ist Persönlichkeit, und als Kundwerden individuellen Geisteslebens stets etwas Einmaliges, Unwiderholbares. Nur insofern der Mensch in einer Gesamtheit von Einzelwesen wurzelt und mit ihnen die allgemeine menschliche Natur gemeinsam hat, gemeinsam auch die menschenwesentlichen Mittel sich auszudrücken, gewinnt der Stil Mitteilungsmöglichkeit und Anziehungskraft. Vielleicht ist es der Fehler mancher ausschließlich gearteter Künstler der Gegenwart, dieses Allgemeine, Gesetzliche, sich ewig Gleichbleibende, gering zu schätzen, dagegen das Nur-Persönliche zu überwerten und ihm eine Herrschaft im Geltungsbereich der menschlichen Natur einzuräumen, die das organisch Bindende des allgemeinen menschlichen Gefühls aufzulösen droht.

In Karl Otto Speth[1]) verehren wir einen der feinsten Begabungen des heutigen Schwaben. Er steht weit ab von aller ungeistigen Konvention. Seine Kunst wurzelt in der Tradition. Tradition ist überindividuelles Leben, ist lebendige innere Teilnahme am geistigen Sein vergangener Geschlechter, ist unmittelbares, instinkthaft gegebenes Gemeinschaftsgefühl des Einen und der Vielen, ist Muttergrund alles Großen und Bedeutenden, vorausgesetzt, daß dieses Gemeinschaftsgefühl in einer starken Persönlichkeit Gestalt gewinnt und neues Leben gebiert. Ohne die lebendige Weitergabe durch eine große Persönlichkeit wird Tradition zur Konvention, Geist zur Routine, organisches Leben zum Schematismus. Die Persönlichkeit steht immer zwischen gestern und heute, zwischen heute und morgen. Karl Otto Speth hat einen Namen als Graphiker und Maler; in beiden Zweigen der Kunst höchst eigen, und doch im Leben der Ganzheit. Man sieht seine prachtvollen Kompositionen in Oel, Aquarell und Farbstift, entzückt sich an dem feinen, durchgeistigten Rhythmus seiner Radierungen und besinnt sich unwillkürlich auf das allgemeinere Wert- und Lebensgefühl, dem die künstlerische Arbeit Speths Inspiration, Richtung und Geschmack verdankt. Wie von selbst stellt sich das Bild des Kantors an der Thomasschule ein, und der Zusammenklang ist offenbar. Im Anfang war der Rhythmus; das rhythmische Gefühl ist das Grundgefühl, aus dem heraus K. O. Speth schafft. Rhythmus ist ein geistiger Wert, keine bloß technische, materielle Stoffverschiebung; Rhythmus ist ein beseelendes Prinzip, Rhythmus die geistige Kraft, welche den naiven Naturalismus, die bloße Naturkopie überwindet. Unhörbar leise, un aufdringlich arbeitet sie im Kunstwerk des jugendlichen Meisters, stets zu Händen, allerorten inspirierend, ordnend, sichtend, scheidend, Farbenqualitäten abstimmend, Farbenmassen beherrschend, die geistige Macht, die da allwaltend über dem werdenden Kosmos schwebt und alle chaotischen Regungen im Keime erstickt.

Deshalb erwartet den Beschauer vor den Arbeiten Speths immer dasselbe schöne Gefühl; er erlebt die Verschmelzung von Persönlichkeit und Natürlichkeit. Die Natürlichkeit allein schafft kein Kunstwerk; was Werk von Werk unterscheidet, ist nicht das Stoffliche, das Motivische oder die Farbenwahl allein; das endgültig Unterscheidende muß im Geistigen liegen, im Persönlichen, in der persönlichen Stellungnahme zu den Fragen des künstlerischen Gestaltens und ihrer werteigenen Verarbeitung. Nur wo das Geistigpersönliche des Künstlers in sein Werk eingegangen ist, kann man von Kunstwerk reden.

Die Klarheit des Spethschen Kunstwerkes, von der oben andeutend die Rede war, beruht auf der beneidenswert sicheren Einsicht in das Verhältnis von Form und Fülle, von Form und Formen. Dieses Verhältnis kann nicht regelüblich festgehalten werden, es muß vom Künstler auf dem Weg der Intuition erlebnismäßig gestaltet werden. Regeln und Schematismen versagen, wo es sich um den Blick in ein organisch Werdendes handelt. Das Verhältnis von Form und Formen bleibt innerhalb des künstlerischen Geschehens ein persönlich empfundenes, und alles, was mit Stilfragen zusammenhängt, mündet irgendwie in dieses Problem. Das naturgegebene Verhältnis von Form und Formen ist relativ konstant, das künstlerische wird es in seinem Sinne auch sein müssen, wobei, um irrtümlichen Anschauungen vorzubeugen, gesagt sein soll, Stetigkeit in der Gestaltung der Wesensbeziehungen von Form und Fülle bedeutet nicht Starrheit und Unbeugsamkeit, denn jeder reife Stil ist entwicklungsfähig, wie er auch selbst das Naturgesetzliche mit dem Zeichen des persönlichen freien Geistes zu adeln und es über den Grenzbereich der rohen empirischen Erscheinung zu erheben weiß.

Verbunden mit der klaren Einsicht in das Verhältnis von Form und Formen ist notwendig eine große innere Freiheit in der Behandlung künstlerischer Probleme. Die große innerlich freie Anschauung ist ein unverkennbares Stilelement Speths. Ob Radierung, ob Malerei, ob Landschaft, Stilleben oder Porträt, immer ist das Wesentliche, das unbedingt Bedeutende betont und alle Fülle der Erscheinung der geistigen Wesensform des Seienden untergeordnet. Das tritt besonders dort zutage, wo Speth raumgestaltend vorgeht. Seine Vordergrundplastik — sie ist für den Künstler bezeichnend — ist von mathematischer Klarheit, aber, und das will bemerkt sein, ohne jedes

[1]) Geboren den 13. Dezember 1890 zu Tettnang in Württemberg, hat sich nachmals in München niedergelassen.

Zugeständnis an den gemeinen Empirismus naturhafter Mechanik. Speths Vorliebe für Bach und Rembrandt beruhen auf dem Gesetz der Wahlverwandtschaft, die beiden Namen bedeuten **Rhythmus** und **Innerlichkeit, Intensität**, Bruch mit aller Naturgebundenheit. Dem Bedürfnis nach intensiver Gestaltung ordnet sich auch die **Farbe** Speths unter; sie wird bisweilen unwirklich, mystisch, naturunabhängig. Am stärksten zeigt sich dieser Intensitätsdrang an seinen **Baumgestalten**. Man kann von Speth als Landschafter nicht reden, ohne seiner Bäume zu gedenken. Sie wirken manchmal geradezu **vergeistigt**, stehen da wie lebende Wesen, die in stummer, leidenschaftlicher Gebärdensprache ein inneres Leben ausströmen; der Künstler sucht die **Physiognosis der Landschaft** zu fassen und zu gestalten.

K. O. Speth ist ein sehr fruchtbarer und vielseitiger Künstler; Radierer, Maler, Zeichner, hat er im Bildnis, in der Landschaft, in der Komposition Vortreffliches geleistet. Ganz deutsch in der Empfindung, und was beinahe dasselbe heißen will, Romantiker von Blut, hat ihn Bildung und scharfer Verstand vor der einseitigen Entwicklung des Romantischen bewahrt. Deutsche Schöpferlust und südländische Kunst der Gestaltung haben in seinem Geist eine reibungslose Vermählung eingegangen, aber so, daß das deutsche, heimatliche Element sein Arbeiten von der Wurzel her und entscheidend bestimmt.[2])

[2]) Eben erscheint der große graphische Zyklus K. O. Speths „**Eros athanatos**" in neuer bestausgestatteter Auflage. (Preis 600 M.)

Esperanto — die Völkersprache.

Von **H. Sappl**, Direktor des kaufm. Esperanto-Instituts, München.

Ueber das Problem eines internationalen Verständigungsmittels ist seit Jahrzehnten eine nicht unbedeutende Literatur entstanden. Selbst große Gelehrte beschäftigten sich mit dem Problem einer Weltsprache. So ist eine ganze Reihe von Weltsprachen geschaffen worden das **Volapük** von dem kath. Pfarrer Schleyer gehört der Kulturgeschichte an. Es zerfiel infolge der fortgesetzten Aenderungen der Sprache. Das **Esperanto** von Dr. Zamenhof setzte sich durch und war bereits eine kleine Großmacht des praktischen Lebens, als der Krieg seine Fortentwicklung hemmte.

Um die ganze Tragweite der Esperantobewegung erfassen zu können, ist es notwendig zu wissen, daß eine große Weltorganisation den ganzen Erdball umspannt. Die U. E. A. (Universala Esperanto Asocio) mit dem Sitz in Bern hat über 1000 Auskunftsstellen in ca. 50 Staaten der Erde. Diese Gesellschaft ist für Kaufleute usw. von unendlicher Wichtigkeit. Aber auch die Katholiken aller Länder benützen seit langem Esperanto. Die katholische Kirche hat sich dem Weltsprachenproblem gegenüber niemals ablehnend verhalten. Für Esperanto hat sie sich geradezu günstig ausgesprochen; denn die Art und Weise, wie Papst Pius X. am 27. Juni 1906 dem Begründer der Esperantobewegung unter den Katholiken und der Monatsschrift „Espero Katolika" Abbé Emil Pelier, sein väterliches Wohlgefallen und die Erteilung des päpstlichen Segens für ihn und die Redakteure übermitteln ließ, gleichen einer hohen Approbation des Esperanto von seiten des Apostolischen Stuhles.

Daß der Hl. Apostolische Stuhl und maßgebende kirchliche Kreise dem Esperanto andauernd günstig gesinnt sind, kann aus der Antwort ersehen werden, die auf eine kürzliche Anfrage Pater und Provinzial Mestan vom Piaristenorden erhalten hat. Kardinal van Rossum aus dem Redemptoristenorden war gleich vielen anderen seiner Ordensbrüder Mitglied der belgischen Vereinigung katholischer Esperantisten und hat seinem in Kanada als Missionär tätigen Mitbruder Pater Decoene wörtlich geschrieben: L'Esperanto du Dr. Zamenhofs rendra des grands services à l'eglise. (Das Esperanto Dr. Zamenhofs wird der Kirche noch große Dienste leisten.) Bereits auf sechs internationalen Katholikenkongressen in Paris, Haag, Budapest, Rom kam der Vorteil der Esperantosprache darin zu deutlichem Ausdruck, daß die Kongreßteilnehmer in kurzer Zeit eine ganze Reihe wichtiger Fragen auf dem Gebiete des Katholizismus in nur **einer** Kongreßsprache diskutieren konnten und daß auch gottesdienstliche Uebungen — hl. Messen mit Gesang, Predigten usw. — in Esperanto durchgeführt wurden. Angesichts dieser Tatsachen ist es bedauerlich und für uns Katholiken recht beschämend, daß so viele von Esperanto gar nichts wissen oder es ganz falsch beurteilen. Noch möchte ich den Ausspruch Leo Tolstojs anführen:

„Esperanto und seine Verbreitung ist unzweifelhaft eine christliche Angelegenheit, welche die Befestigung des Reiches Gottes fördert."

Darum muß jede Bemühung, eine internationale Sprache in der Welt aufzustellen, unter den Katholiken nicht allein Aufnahme, sondern wohlwollende Unterstützung finden.

Zur Erlernung des Esperanto ist vor allem unsere Jugend, auch unsere katholische Jugend berufen, ihr gehört die Zukunft. Deshalb Esperanto in die Schulen, in den Lehrplan der geistlichen Seminarien. Nicht länger darf unsere Jugend in Unkenntnis dieses hohen Kulturideals gelassen werden. Erfreulicherweise werden von Esperantisten der ganzen Welt Anstrengungen gemacht, um Esperanto als Sprache des Völkerbundes zu bestimmen. Hoffen wir, daß sie den besten Erfolg haben und die Menschheit so ein tüchtiges Stück in ihrer Entwicklung vorwärts komme. Weitere Auskunft erteilt gegen Rückporto der Bund katholischer Esperantisten Deutschlands, Ortsgruppe München, Geschäftsstelle Isabellastraße 40/III.

Wirtschaftsleben und Christentum.[1])

Von Prof. Dr. Franz **Walter**, München.

„Entzündet auf den Bergen weit das flammende Feuersignal der Zeit: Gerechtigkeit!" Diesen Vers des Dichters Eichert trägt das Werk als Motto an seiner Stirn; — es trug ihn bereits in der ersten Auflage, die vor mehr als 10 Jahren (1905) erschienen war, als wir Deutsche noch an dem Werke der Sozialreform arbeiteten und Sozialpolitik betrieben, die als bahnbrechend galt für alle Kulturvölker. Mit welch anderen Empfindungen lesen wir es heute unter gänzlich veränderten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen, da das „flammende Feuersignal der Zeit" nicht mehr lautet: Gerechtigkeit, sondern Gewalt und Umsturz, wo der Feuerschein des Bürgerkrieges und des Bruderblutes den sozialen Horizont entzündet und die Losung der „Sozialreform" nicht mehr lautet: Ausgleich widerstreitender Interessen, sondern: Entrechtung und Enteignung der Besitzenden!

Aber nicht bloß die Zeitlage hat sich gründlich gewandelt, auch das Werk, das hier zur Anzeige gebracht wird, hat äußerlich und innerlich eine gründliche Veränderung erfahren. Es ist nicht eine vermehrte, sondern eine gekürzte, besser gesagt eine konzentriertere Auflage geworden. Um 70 Seiten ist sein Umfang verringert und infolgedessen auch der Inhalt einer wesentlichen Neubearbeitung unterworfen worden; wenn auch die Anlage und Einteilung des Buches die gleiche geblieben ist, so hat doch das Verhältnis der einzelnen Teile zueinander räumlich eine beträchtliche Veränderung erfahren. Aber dieses „neue Gesicht" verdankt das Buch nur seiner inneren Neugestaltung und Bearbeitung. Keines der vier großen Kapitel, in die sich das Werk gliedert, ist derselben entgangen. Schon das erste, das die älteren volkswirtschaftlichen Systeme, ihre Lehre vom Wesen und den Ursachen des Volkswohlstandes; das soziale Arbeitssystem, behandelt, hat eine wesentliche Bereicherung erfahren durch die Untersuchung des „solidaristischen Arbeitssystems", das aber keineswegs den „Solidarismus" unter theologischer Einstellung, sondern als soziales und volkswirtschaftliches System behandelt. Am durchgreifendsten ist die Neubearbeitung des zweiten Kapitels: „Der Volkswohlstand im Sinne des sozialen Arbeitssystems", dem sich in der ersten Auflage als drittes „Die Bemessung konkreter Wohlstandsverhältnisse des Einzelvolkes" anschloß, während in der Neuauflage dieses Kapitel ausgeschieden und sein bedeutend verkürzter Inhalt als besonderer Abschnitt: „Kennzeichen des Volkswohlstandes" dem zweiten Kapitel angegliedert wurde. Infolgedessen wurde Kapitel 4 der ersten Auflage: „Territorium und Volkswohlstand" in der jetzigen Auflage an die dritte Stelle gerückt, während das vierte (Schluß-)Kapitel den Stoff des fünften der ersten Auflage: „Volk und Volkswohlstand" behandelt. So ist die neue Auflage tatsächlich eine gründliche Neubearbeitung geworden.

Wie schon diese Uebersicht zeigt, ist die Lehre vom Volkswohlstand der Angelpunkt aller nationalökonomischen Untersuchungen, und der spezielle Gegenstand dieses vorliegenden zweiten Bandes ist die Stellungnahme zu den früheren volkswirtschaftlichen Systemen des Merkantilismus, Physiokratismus, des individualistischen Industriesystemes eines Adam Smith und den Gedankengängen der klassischen Nationalökonomie und des durch Ueberspannung des Individualismus hervorgerufenen Sozialismus. Was diese Erörterungen auszeichnet, ist einmal der philosophische Geist, mit dem Pesch diese einzelnen Systeme würdigt; sie sind ja sämtliche auf dem Grunde besonderer philosophischer Grundlagen erwachsen und können folglich auch nur vom Boden der Philosophie aus allseitige und objektive Beurteilung finden. Diese Objektivität kommt besonders in der Anerkennung der wirklich wertvollen und bleibenden Gedanken der einzelnen volkswirtschaftlichen Denker und Richtungen zum Ausdruck. Auch dem Staats- und Kathedersozialismus geht Pesch nach und verfolgt vor allem die scharfsinnigen Gedankengänge eines seiner hervorragendsten Vertreters, Adolf Wagner, den neben Wilhelm Roscher Pesch nur mit hoher Ehrfurcht und weitgehender Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste nennt. Bei alledem weist er auf den wunden Punkt in Wagners staatssozialistischen Ideen hin, der in dem Mangel fester Grundsätze für die Begrenzung der staatlichen Einflußnahme auf das volkswirtschaftliche Leben gelegen ist. Es ist hier eine vorzügliche Charakteristik der wichtigsten nationalökonomischen Systeme und der Anschauungen ihrer Vertreter geboten.

Diese Vorarbeit einer kritischen Würdigung der volkswirtschaftlichen Systeme des Individualismus und Sozialismus mußte geleistet sein, ehe Pesch dazu übergehen konnte, die Grundlinien des neuen und doch so uralten Systems des Solidarismus klarzulegen, das von den drei folgenschweren Leitsätzen beherrscht ist: Der Mensch ist Herr der Welt, und zwar der arbeitende Mensch, und wiederum der Mensch inmitten der Gesellschaft. Da diese Gesichtspunkte dazu angetan sind, den ganzen Inhalt der Volkswirtschaftslehre neu zu gestalten und nicht weniger auf den tatsächlichen Verlauf des volkswirtschaftlichen Lebensprozesses bedeutsam einzuwirken, glaubt Pesch von einem neuen System reden zu dürfen, ohne sich als den Urheber desselben bezeichnen zu wollen. „Wenigstens seine Elemente waren in der bisherigen sozialwissenschaftlichen und nationalökonomischen Literatur schon ge-

[1]) Lehrbuch der Nationalökonomie von **Heinrich Pesch**, S. J. 2. Bd. Allgemeine Volkswirtschaftslehre I. 2. u. 3. neubearbeitete Auflage. Freiburg i. B., Herder, 1920. Gr. 8°. XIV u. 737 S., gebd. 75 Mk.

geber" (S. 213). Daran reiht sich eine kurze Auseinandersetzung über die Bezeichnung dieses Systems, ob christlicher Sozialismus oder christlicher Solidarismus (S. 280 u. ff). Wenn auch Pesch der letzteren den Vorzug zu geben scheint, so hätte er vielleicht entschiedener die an erster Stelle genannte Bezeichnung ablehnen sollen, ähnlich wie Cathrein wieder in der neuesten (12. u. 13.) Auflage seines Sozialismus tut, und wie ich es längst in einem Aufsatze „Vom christlichen Sozialismus" in der Wissenschaftlichen Beilage zur „Germania" (1920. Berlin) getan habe, unter Anerkennung von Georg Adler, des Geschichtsschreibers des „Kommunismus und Sozialismus", gegen dessen Verwendung des Begriffes „Christlicher Sozialismus" vor allem meine Ausführungen sich wandten. — Was der Leser zwar begrüßen wird, sind die kritischen Gedanken Peschs über den jetzt so viel gebrauchten Ausdruck: Sozialisierung. So sehr er den Kapitalismus als Ausgeburt des wirtschaftlichen Egoismus ablehnt, ebenso wendet er sich gegen die Unterbindung jeder wirtschaftlichen Initiative und Energie, wie sie im Gefolge der geplanten Gemeinwirtschaft oder mancher Projekte von Planwirtschaft sich einstellen müßte. Die Volkswirtschaft erscheint im Hinblick auf ihre Aufgabe, die materielle Seite der öffentlichen Wohlfahrt zu sichern, als Arbeitsgemeinschaft, der volkswirtschaftliche Prozeß nicht als ein Gegeneinander, sondern Miteinander und Füreinander der Einzelwirtschaften und Kräfte (S. 220). Sozialisierung — ein Thema, das Pesch in den Sonderheften der „Stimmen der Zeit" monographisch behandelt hat (2. Aufl. 1920) — im Sinne des sozialen Arbeitssystems besteht nicht in der Verstaatlichung der Produktionsmittel, sondern in der Vergesellschaftung der Menschen — Gesellschaft im organischen, nicht mechanischen Verstand des Sozialismus, also mit berufsständischer Gliederung und Achtung vor der Autorität.

Mit großer Klarheit hat der Verfasser das Bevölkerungsproblem behandelt und aus der Unzahl von Meinungen über den wahren Sinn des Malthusschen Bevölkerungsgesetzes die objektive Bedeutung desselben klarzustellen versucht. Der Einfluß der Bevölkerung auf den Wohlstand wird überzeugend bewiesen, ja sie gilt als Ursache des Volkswohlstandes, wenngleich die vernünftigen Grenzen für ihr Wachstum nicht außer acht gelassen werden. Smiths System, so heißt es schon im Vorwort, behielt schließlich recht, insofern es die menschliche Arbeit schlechthin als Hauptquelle des Wohlstandes der Völker bezeichnete.

Ueberall dringt das humane, soziale und christliche Empfinden des Verfassers durch, ohne daß er sich je zu einer verletzenden Aeußerung über Andersdenkende und -gläubige verleiten ließe. Das Werk ist bei aller Festigkeit der Orientierung durchweg auf den Ton der Verständigung, nicht aber der zwecklosen Polemik gestimmt. Es ist darin nicht entfernt so viel und Ueberschwängliches zum Lobpreis der Scholastik gesagt, als etwa in Werner Sombarts bekanntem Buch „Der Bourgeois" über die gründliche Einsicht der mittelalterlichen Denker in das wirtschaftliche Leben enthalten ist.

Formell würde die Darstellung gewonnen haben, wenn übermäßig lange Zitate weggeblieben wären (z. B. S. 355, das überdies einen Satz von 26 Zeilen enthält!). Bei den Literaturangaben über Sozialpolitik wäre wohl auch Hertling, „Naturrecht und Sozialpolitik", erwähnenswert gewesen, wie auch in der Untersuchung über den Begriff „Klasse" und Stand die Anschauungen Sombarts heranzuziehen gewesen wären, die er in der 2 Auflage seines „Modernen Kapitalismus" über die Unterscheidung von Stand und Klasse bietet.

Wie ich schon bei der Besprechung des ersten Bandes der ersten Auflage („Allgemeine Rundschau" 1905 Nr. 34 u. 35) betonte, ist mit diesem Werk ein sehnlicher Wunsch der deutschen Katholiken nach einem auf der christlichen Weltanschauung begründeten systematischen Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre in Erfüllung gegangen. Heute mehr als je brauchen wir eine sichere Führung durch das volkswirtschaftliche Gebiet, das heißumstrittene Gebiet in den sozialen Kämpfen unserer Zeit, gerade wegen der Schwierigkeiten, die sich hier auftürmen infolge des vorausgegangenen nationalen Zusammenbruches. Um so eher wird neues Leben aus den Ruinen unseres ehemaligen Volkswohlstandes erblühen, als sich die Hoffnung und Forderung des Verfassers erfüllt, die er dem Werke als Motto vorgesetzt hat, daß das flammende Feuersignal der Zeit in den Gewissen der Kulturmenschheit entzündet werde: „soziale Gerechtigkeit!" Gerade in den Tagen, da Münchens Erzbischof seine Vorträge über Volkswirtschaft und Christentum hält, wird das Werk geeignet sein, die wirtschaftliche Erkenntnis bei vielen Katholiken zu erweitern und die Ueberzeugung von der unabläßlichen Notwendigkeit, das Wirtschaftsleben an den Grundsätzen des Christentums auszurichten, zu vertiefen.

Vom Büchertisch.

Dr. **F. Imle: Glück auf!** Des Jünglings Seemannsbuch zur Lebensfahrt. 1. u. 2. Aufl. Pr. geb. 3.40 *M*. — Ein ethisch-praktisches Büchlein von auch sprachlich schöner Eindringlichkeit. Es stellt sich gleich mit dem jugendlichen Leser auf du und du, aber mit dem traulichen Führerton. Knappe, kernige, anziehende Kürze. Vortreffliche Einfälle, Ideen. Als Steuer des Willens gilt gewissenhafte Selbstbeobachtung, Selbstbeherrschung, als Kompaß der Glaube, als Ruf nach dem Lotsen das Gebet, als Flagge die Weltanschauung. — Ein Gegenstück des obigen Bändchens ist der gleichen Autorin Werkchen: **„Lebensideale und Lebensziele** für christliche Jungfrauen." Auch hier viele und gute Gedanken, viel liebevolles, verstehendes Eingehen auf Art, Wesen, Ideenkreis, Ideale und Gefahren der weiblichen Jugend. Der Stil ist nicht ganz so geschlossen und knapp wie im erstgenannten Büchlein. Vorzüglich wirkt der Hinweis auf den ernst zu nehmenden Leib als Teilhaber an der Arbeit und am Gebete (als der „Tempel", der er sein soll), ferner auf den Unterschied zwischen sklavischem und königlichem Dienen. Ebenfalls ein reiches Büchlein! — Erinnert sei an Dr. F. Imles neu aufgelegte ethische Bändchen gleichen Verlages (Karl Ohlinger-Mergentheim) und ähnlicher Ausstattung: Nun geh mit Gott! Lebensworte für junge Mädchen; Manresa. Gedanken über die höchsten Wahrheiten; Briefe vom Kreuzberg. Franziskanische Höhengedanken. E. M. Hamann.

Das wunderbare Licht. Darstellung der katholischen Glaubenslehre von Emil Dimmler. I. Band: Gott in sich. Schöpfung und Sündenfall. Seligkeit. 268 Seiten. II. Band: Menschwerdung und Erlösung. Kirche. Gnade. 284 Seiten. III. Band: Sakramente. Tugenden und Sünde. Letzte Dinge. 289 Seiten. Köselsche Buchhandlung, Kempten, 1920. Jeder Band geh. zirka 5.25 *M*; geb. zirka 8 *M*. — Der Verfasser geht von dem wahren Gedanken aus, daß jeder, der sich in das innere Leben versenken will, nicht genug die großen Gedanken Gottes studieren kann, wie sie uns im Glauben der Kirche übergeben werden. Das Werk vermeidet es mit Recht, auf alle möglichen Einwände einzugehen oder eine Apologie zu werden. Es will die Wahrheit in ihrer in ihr liegenden Schönheit wirken lassen, zunächst für Katholiken, aber auch für wahrheitsuchende Nichtkatholiken. Die Sprache ist schlicht und klar und hat gerade darin ihren besonderen Reiz. Ein großer Vorzug dieser drei Bände liegt unseres Erachtens darin, daß sie vom gebildeten Laien mit ebensoviel Interesse gelesen werden können, wie von einem einfachen Mann. Auch das verdient besonderes Lob, daß Dimmler keine theologischen Streitpunkte behandelt und mit erquickender Nüchternheit das Sichere vom Unsicheren genau scheidet, dabei aber auch nichts von Bedeutung übergeht. Die Hl. Schrift ist reichlich und geschickt verwendet.

P. Ingbert Naab, O. M. Cap, Lektor der Theologie.

Der Wein in der Bibel. Kulturgeschichtliche und exegetische Studie von Dr. Vinzenz Zapletal, O. Pr., Professor an der Universität Freiburg i. d. Schw. 8° VIII u. 80 S. *M* 12.—. Freiburg, Herder, 1920. — Eine umfassende Darstellung all dessen, was über den Wein in der Hl. Schrift gesagt ist unter Einbeziehung einschlägiger Texte aus der altorientalischen Geschichte und der talmudischen Literatur. Die Schrifttexte finden sich meist ausführlich angegeben und näher erklärt. Zapletal macht uns mit der weiten Verbreitung des Weinstockes im Lande Palästina vertraut, mit seiner Pflege, mit der Weinlese und den mannigfachen damit verknüpften Gebräuchen. Daraus erklärt sich die reiche Verwendung des Weinberges, des Weinstockes und der Rebenfrucht in den Offenbarungsbüchern des Alten und Neuen Testamentes. Der Wein ist uns hier geschildert als kostbare Gottesgabe, aber auch in seinem Unsegen beim Mißbrauch. S. 56—57 werden uns die zahlreichen Beispiele verderblicher Trunkenheit geschildert, die uns die Hl. Schrift aufgezeichnet hat. Der Schlußabschnitt „Der Wein beim letzten Abendmahl" greift weiter aus und schildert den Gesamtverlauf des Passahmahles. O. Heinz.

Dr. **Honnef: Gottesliebe.** Das Buch des hl. Bernard von Clairvaux über die Liebe Gottes. 1920. Elberfeld, Druck und Verlag: Wuppertaler Druckerei A.-G. 92 Seiten. Preis kartonniert 4.50 *M*. In mustergültiger Uebersetzung legt hier der bekannte Verfasser der Schrift: „Das Priesterideal des hl. Bernard" (L. Schwann, Düsseldorf 1919) den gebildeten Laien ein Lebensbuch vor. In hohem Gedankenschwung, von starker seelischer Empfindung getragen, zeichnet der mittelalterliche große Heilige das Ideal der Gottesliebe als Quellmotiv menschlichen Handelns und Weg zum inneren Frieden. Das Büchlein bedeutet eine wertvolle Bereicherung der religiösen Literatur und dient in hervorragendem Maße der Erneuerung im Geiste des Christentums. Eine längere Einleitung, die Dr. Honnef gibt, führt trefflich in die Denkart des hl. Bernard ein.

Rektor Schmitz.

Der Tänzer unserer lieben Frau. Ein kleines Legendenspiel von Franz Johannes Weinrich, Verlag Haas & Grabherr, Augsburg. Steif broschiert *M* 5.—. Ein junger katholischer Dichter von gutem Namen aus dem Kreis des „Weißen Reiters" hat uns dies inniggzarte Legendenspiel geschenkt. Ein altbekannter Stoff, aber seelisch und religiös vertieft. Der Spielmann, eine unruhig suchende, faustische Natur, innerlich zerrissen und gelockt, hier vom Chor der Mönche, dort vom Hochzeitsmarsch, tritt endlich ins Kloster ein. Dort weiß er als Bruder Simplizius der Muttergottes nicht so gut mit Beten und Fasten zu dienen wie andere. Zerknirscht aber getrost führt er seine Tänze vor ihrem Bilde auf, voll liebender Einfalt. Und die Gottesmutter neigt sich huldreich zu ihm nieder. In Verzückung stirbt er, von den Mönchen als Heiliger verehrt. — Das kurze Spiel verbindet lyrische Zartheit mit dramatischer Spannung und Leidenschaft. Die Sprache klingt an die der besten deutschen Mystiker an. Mit der Vertonung von Bruno Stürmer, Karlsruhe, und den Bühnenbildern, die Ludwig Sievert in Frankfurt a. M. entwarf, kann es aufgeführt eine große, tiefe Wirkung erzielen. Das Aufführungsrecht verleiht der Bühnenvolksbund, Frankfurt a. M., Eiserne Hand 35. Dr. Otto Kunze.

Der Sulzbacher Kalender ist heute mehr denn je ein notwendiges Hilfsmittel für jeden geworden, der nach dem Strudel der staatlichen und sozialen Umwälzungen mit Aemtern und Behörden zu tun hat und die wichtigsten Verordnungen kennen muß. Gerade das Jahr 1920 hat bis zum Spätherbst Entscheidungen und Erneuerungen von großer Bedeutung gebracht. Der Sulzbacher Kalender hat sie alle gewissenhaft berücksichtigt. So wird der Sulzbacher Kalender geradezu jetzt einem Bedürfnis gerecht, denn er ersetzt für viele das heute unentbehrlich gewordene Staatshandbuch der Verordnungen, Gesetze und Behörden. Er liegt in seinen verschiedenen Ausgaben als vollständiger Geschäftskalender, als gemeinnütziger Hauskalender, als Wochenabreißkalender und als Kalender für Bürger und Landmann vor. Dazu kommt noch ein bequemer Taschenkalender und Brieftaschenkalender. Der Verlag J. E. v. Seidel in Sulzbach hat ein großes Stück Arbeit damit geleistet. Der Geschäftskalender kostet 8 *M*, der Hauskalender 3 *M* und ist, wie die anderen Kalender zu beziehen durch alle Buchhandlungen und die meisten Schreibwarengeschäfte, wo nicht, unmittelbar durch den Verlag J. E. v. Seidel, Sulzbach Opf. gegen Einsendung des betr. Betrages zuzüglich 10 Prozent für Porto und Verpackung auf Postscheckkonto Nürnberg Nr. 6941.

Petitfer.

Enrica von Handel-Mazzetti.

Ein Hinweis zu ihrem 50. Geburtstag.

Von Dr. Tilly Lindner, Kempten.

Unter den künstlerischen Kräften, die während der letzten Jahrzehnte im Bereiche der schreibenden Frauen die deutsche Literaturgeschichte bereichert haben, nimmt Erica von Handel-Mazzetti eine bedeutsame Stelle ein. Auf den 50. Geburtstag (10. Januar 1921) einer solchen Dichterin hinzuweisen, ist eine Pflicht der Dankbarkeit. Enrica Freiin von Handel-Mazzetti entstammt väterlicherseits einem alten württembergischen Adelsgeschlecht, das sich von Handel hieß und zur Zeit der napoleonischen Kriege nach Oesterreich übergesiedelt ist. Der Name der Mazzetti (di Rocconova) kam von der Großmutter her. Sie wurde 10. Januar 1871 geboren. Schon in ihrer ersten Jugendzeit spielten die Fernwirkungen der Gegensätze herein, die der Familie Handel-Mazzetti aus historischen Gründen das Gepräge gaben. Während die Handel eine entschieden katholisch-konservative Gesinnung beherrschte, zeigte sich mütterlicherseits noch deutlich die josefinisch-liberale Denkungsart. Nach nur dreijähriger glücklicher Ehe verlor die Mutter Enricas ihren Gatten und nahm hierauf die Erziehung der beiden Töchter selbst in die Hand. Den ersten Unterricht genossen die Mädchen zu Hause, besuchten darauf die Bürgerschule, um später ins Institut der Englischen Fräulein nach St. Pölten zu weiterer Ausbildung überzusiedeln. Von Enrica heißt es, daß sie frühzeitig und unbeschadet ihrer Kindlichkeit viel Interesse für Kunst und Literatur an den Tag gelegt hätte. Mächtig belebt wurden ihre literarischen Kenntnisse durch den Germanisten Dr. Franz Wiedenhofer.

Der Beginn ihrer literarischen Tätigkeit fällt in die 90er Jahre. Eine außerordentliche Folgerichtigkeit geht schon durch den ersten Schaffungsprozeß der Künstlerin. Ihre anfänglichen Werke entstanden zwar zum Teil sprunghaft und bruchstückweise, wohl auch äußerlich beeinflußt, aber dennoch im gleichmäßig vorwärtsdrängenden Tempo der bewußten Erkenntnis dessen, was ihr als schön, tief und sagenswert vor Augen schwebte. Den Hauptinhalt ihrer ersten Werdezeit bilden eine Reihe bunter Erzählungen und Skizzen. In diese Zeit fallen auch die Dramen, Schwänke und religiösen Spiele, die Weihnachts- und Krippenspiele, u. a. Dichtungen. Ihnen schlossen sich im folgenden Jahrzehnt — zu dessen Beginn bereits der große Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" entstand — eine Reihe Geschichten an, die Skizzen aus Oesterreich, die historischen Novellen, die geistlichen Lieder, Versdichtungen usw.

Im historischen Roman hat Handel-Mazzetti ein allen ihren dichterischen Grundkräften zusagendes Milieu gefunden. Hier liegt die Größe und Eigenart ihres Wesens und ihrer Persönlichkeit. Mit einer Konsequenz, wie wir sie selten finden, erzwang sie sich die Einstellung zu den elementaren Lebensäußerungen, auf die ihr Schaffen gegründet ist. Insofern hat man in ihrer dichterischen Kraft die produktive Fortführung einer Tradition erblickt, die von Annette von Droste-Hülshoff kam, und über deren Tod hinaus unvollendet blieb. „Eine gewaltige Macht ist die Liebe": diese Inschrift setzte die Dichterin selbst über eines ihrer großen Werke, und sie paßt für alle. Damit verrät sie auch die Quellen, aus denen sie schöpfte. Alle großen Gedanken kommen aus dem Herzen. So wurde sie schöpferisch, fruchtbar und von magnetischer Kraft zugleich. Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr, Jesse und Maria, Die arme Margaret, Stephana Schwertner und der Deutsche Held — lauter Stationen und Ruhepunkte, Konzentrationen einer Kunst, die alle Begebenheiten des Lebens auf eine große Formel zu bringen verstanden. Aus menschlicher Naivität und christlicher Mystik, aber auch der gegenständlichen Berührung mit der Gegenwart nahm sie die Mittel, die sie zusammen mit Gemüt und Wille zu schmerzlicher Schöpfung drängten. So traten denn die Sprünge, Risse, unorganischen Beimengungen und Gewolltheiten, die in der Entwicklung fast aller Menschen sind, bei ihr weniger zu Tage. In ihren größeren Werken bearbeitet sie ausschließlich historische Stoffe. Aus dem Bewußtsein des geistigen Zusammenhangs mit den produktiven Kräften einer längst Vergangenheit gewordenen Mitwelt konzipierte sie die Stoffe, die das Bekenntnis und der Ausdruck einer bleibenden, zeitlosen Idee des Menschen sind. Durch diese Auffassung hindurch fand sie den Weg zu ihrer ureigenen Aufgabe.

So steht Enrica von Handel-Mazzetti an ihrem 50. Geburtstag vor einem monumentalen Lebenswerk. Den höchsten Anspruch aber, mit dem sie die Leser ihrer Werke ehren mögen, wird die Dichterin selbst in der Ueberzeugung finden, daß ihre Bücher von bleibendem Werte sind.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Die Wiedergabe der „Soldaten" von Joh. Mich. Reinh. Lenz konnte einem schon rein darstellerisch Freude machen. Das ist im Schauspielhaus seit langem nicht gerade oft der Fall gewesen und wir begrüßen diesen günstigen Jahresbeginn als ein erfreuliches Zeichen. Die Darstellung dieser Szenenfetzchen, die der Straßburger Sturm- und Dranggenosse Goethes aus Verkennung der Shakespeareschen Regellosigkeit und in Folge einer mehr impressionistischen Begabung aneinanderreihte, ist vor allem ein bühnentechnisches Problem. Die Stilbühne mit ihren gleichbleibenden neutralen Schirmen gestattet die vielen ermüdenden Pausen zu kürzen und wo es die Stimmung erlaubte, wurde das Band durch eine gut gewählte Bühnenmusik enger geknüpft; aber um diese genial gesehenen Skizzen zu einer künstlerischen Einheit zu verschmelzen, bedarf es noch mehr als technischer Geschicklichkeit, da gibt es oft ganz flüchtige Andeutungen des Dichters, die stärker herausgearbeitet werden müssen, anderes gilt es zu dämpfen. Die Spielleitung des Herrn von Busse war dieser Aufgabe gewachsen, von ein paar schwächeren Besetzungen abgesehen, die zwar nicht alles gaben, aber auch keine falschen Töne hineintrugen, war die Aufführung eine recht gute. Das Stück spielt in einem von Franzosen besetzten Orte in der Nähe des Rheines. Die Konflikte erwachsen jedoch nicht aus nationalistischen Gegensätzen, die in dieser mehr kosmopolitisch orientierten Zeit nicht so hervortreten, als in der Frivolität des Kavaliers, der sich kein Gewissen daraus macht, das Mädchen geringerer Geburt zu verführen und sich dann aus dem Staube zu machen. Der Verlobte des Mädchens vergiftet den Verführer und sich. Die Galanteriewarenhändlerstochter aber gibt sich immer sichtbarer anderen Verhältnissen hin. „Soldatenmensch" schmäht sie ihre Schwester. Noch einmal winkt ihr eine Rettung; eine Gräfin nimmt sie als Gesellschafterin von einem schönen Humanitätsglauben erfüllt, aber die Gerettete flieht aus dem Schlosse; das leichtfertige Blut reißt sie aus dem Glück im Winkel. Zuletzt treffen wir sie als Bettlerin, die in einem angesprochenen Passanten ihren Vater erkennt, dessen törichte Eitelkeit die schöne Tochter nicht genug vor dem Baron geschützt hat. Die dramatische Notwendigkeit fehlt dem Stücke, nicht aus dichterischem Unvermögen, sondern aus fatalistischer Weltanschauung. Der Dichter läßt die Meinung des Verführers bekämpfen, daß das Mädchen nichts Besseres verdient hätte. Hätte der gewissenlose Kavalier nicht ihren Weg gekreuzt, sie wäre die brave Frau des tüchtigen Mannes geworden, über dessen Liebe sie im ersten Akte stolz und glücklich ist. Die Menschen sind nicht schlecht, sie werden dazu gemacht, so ungefähr meint der Dichter. Die Szenen sind von großer Plastik; zeitlich bedingtes Zopfstück und ewig Gültiges, Menschliches im bunten Gemisch. Ich hatte das Gefühl, als vermöge unser „neues" Publikum das stark Dichterische nicht ganz zu fühlen, insbesondere nicht, wenn Lenz im Tragischen komische Untertöne nicht verschmäht. Auch schien der eine oder andere Neigung zu haben, das Tragische der Verführungsszene in die niedere Sphäre des Pikanten herabzudrücken. Frl. Vorkmann, Günther, Raabe und Wohlbrück sind die bedeutendsten Träger des alten Sturm- und Drangstückes.

Aus den Konzertsälen. Das 6. Abonnementskonzert des Konzertvereins dirigierte Bruno Walter. Sommernachtstraum und Schumanns B-dur-Symphonie gelangten zu einer stark verinnerlichten Wiedergabe. Es war ein sehr schöner Abend. Die Orchesterabende F. C. Adlers wollen wir nicht mit unseren Größten messen, aber man hat stets den Eindruck eines Musikers von Geschmack und tüchtigem Können. Das Münchener Trio des Violinisten Erich Schütte, der Pianistin Edda Böhmer und des Cellisten Hörnes hat sich durch eine gepflegte Regerinterpretation außerordentlich günstig eingeführt. Kammersänger Heinrich Hensel gab einen Wagner-Straußabend, den ich wegen der „Soldaten" von Lenz ungern versäumen mußte. Mein Vertreter berichtet, daß der über glänzende Mittel verfügende Künstler vom Publikum geradezu stürmisch gefeiert wurde. — Die Münchener Staatsbibliothek hat eine Beethovenausstellung veranstaltet. Von Handschriften besitzt sie nur das Manuskript des Bundesliedes von Goethe, aber an Erstausgaben ist die Bibliothek sehr reich. Die Beethovenliteratur aus alter und neuer Zeit ist in ihren wichtigen Erscheinungen nahezu vollzählig. Von großem Interesse sind auch die Stiche, welche das Bildnis des großen Künstlers in den verschiedensten Lebensaltern und Auffassungen wiedergeben.

L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das Börsenspiel geht weiter. Die vorausgesagte Januar-Hausse ist eingetreten. Einer Hochflut von Aufträgen standen die Makler fast hilflos gegenüber. Im ganzen scheint es mehr das Privatpublikum zu sein, als die Leute vom Bau, die die nachgerade unsinnige Höhenbewertung mancher Aktien hervorriefen. Man darf darin nicht etwa grenzenloses Vertrauen in unsere Industrie erblicken oder eine Unterschätzung der Gefahren, die uns durch eine allgemeine Wirtschaftskrise drohen; auch die Hoffnungen auf einen angenehmen Ausgang der Brüsseler Konferenz können angesichts der Noten, die von Frankreich an uns gerichtet wurden, und der neuen Hetzkampagne der Pariser Presse gewiss nicht gross sein. Die gewaltigen Steigerungen gingen von einzelnen Werken aus. Der Kurs der Goldschmiede-Aktien erhöhte sich an einem Tage um 167 p. Ct. Man sprach von holländischen Interessen für das Papier, dessen Kurs 1000 p. Ct. erzielte und sich jetzt etwa mit 1% verzinst. Die enormen Kurssteigerungen haben freilich in den nächsten Tagen keine Fortsetzung erfahren. Es scheint doch da und dort Misstrauen zu herrschen. Immer waren es einzelne Papiere, die besonderes Interesse erweckten. Irgend von einer Seite begannen grosse Ankäufe und die Menge folgte dem Beispiel; alles drängt sich um ein Papier, der Grund des grossen Interesses wurde nicht bekannt. Die Leute hörten

nur vage Gerüchte, denn die wirklich Informierten stehen nicht an der Börse umher und erzählen Geschichten. Das Merkwürdige dabei ist, wie rasch das Interesse wechselt. An die bevorzugten Werke von gestern denkt heute niemand mehr; andere freilich schieben sich nach einigen Tagen der Ruhe wieder in den Vordergrund. Der letzte Wochentag (8. I.) war wesentlich ruhiger; der Verkehr unregelmässig, aber überwiegend fest. In einzelnen Werken wurden grosse Umsätze bei steigenden Kursen erzielt, anderseits blieben Realisationsneigungen nicht unbemerkt und wirkten abschwächend.

Die Nachrichten über grosse Preissenkungen in Amerika halten an. Die Käufer weigerten sich immer mehr, die hohen Preise zu zahlen und die Banken schränken den Kredit ein, so dass es nicht möglich ist, die Ware länger zurückzuhalten. Auf einer Bankkonferenz in Washington wurde es offen ausgesprochen, dass die Banken besser preisregelnde Massnahmen ergreifen können, als der Staat, weil sie die Macht besitzen, den Kredit zu verweigern. Diese Preisstürze, die u. a. auch in der Schweiz beobachtet werden, helfen uns freilich wenig. Die valutakranken Länder können die verbilligte Auslandsware immer noch nicht kaufen. Bei uns wird in der Konfektion seit Neujahr eine erhebliche Senkung der Preise beobachtet. Sie ist wohl eine Folge des wenig günstigen Weihnachtsgeschäftes und somit gilt es Barmittel sich zu verschaffen für die Grosseinkäufe der nächsten „Saison". Auch hier scheint die Bankwelt in der Kreditgewährung eine zurückhaltende Tendenz an den Tag zu legen. Diese sehr unfreiwillige Herabsetzung der Preise bei uns scheint uns nur von vorübergehender Natur zu sein.

Nach Berichten der preussischen Handelskammern, welche jetzt vom Handelsministerium monatlich herausgegeben werden, hat sich im Dezember die Produktivität der Wirtschaft günstig entwickelt und die Arbeitslust war im Steigen begriffen. Der Mangel an Kohle ist so bedeutend, dass er die günstigen Faktoren nur teilweise zur Wirkung kommen lässt. Neben der Kohlennot lastete auf der deutschen Wirtschaft vor allem die Rohstoff-Ueberfülle in den valutastärkeren Ländern. Diese führte einerseits zu Preissenkungen, wie bei der Baumwolle, die auf die Textilindustrie lähmend wirkte, was den Nutzen, welchen die Konsumenten darauszogen, zum grossen Teil wieder ausglich, anderseits droht sie die Kaufkraft der überseeischen Länder und unseren Export dahin lahmzulegen. Die zukünftige Entwicklung ist, wie die oben beregten Berichte ausdrücken, durchaus ungeklärt.

Der unlängst gemeldeten Fusion der Löwenbrauerei und der Unionsbrauerei Schülein in München ist nun die Zustimmung der Generalversammlungen zuteil geworden. In der Generalversammlung der letzteren führte der Vorsitzende u. a. aus: „Wir haben die Auffassung, dass wir ausserordentlich schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen entgegengehen, die wir nicht unvorbereitet antreffen wollen. Noch steht unser Unternehmen an der Spitze der solide geleiteten und gut fundierten Gesellschaften, aber gerade diesen Augenblick glaubten wir nicht versäumen zu sollen, um den nun einmal notwendig gewordenen Anschluss an ein anderes Unternehmen zu finden." Die Fundierung der Löwenbrauerei sei eine solche, dass diese vereint mit der Unionsbrauerei allen Stürmen standhalten könne. Die Generalversammlung der Münchener Rückversicherungsgesellschaft setzte die Dividende auf 160 ℳ per Aktie fest. Der Vorsitzende v. Fink hob die starke Ausdehnung des Geschäftsumfanges und eine bedeutende Steigerung in der Prämieneinnahme hervor, erklärte aber, man dürfe sich keiner Täuschung hingeben, dass die Steigerung im wesentlichen auf den niederen Geldwert zurückzuführen sei. Nahezu katastrophal verlief das Geschäft in der Haftpflicht und Einbruchversicherung. — Die Hamburg-Amerika-Linie plant die Errichtung einer österreichischen Reederei unter Mitwirkung der Oesterreichischen Kreditanstalt und des Harrimannkonzerns. Skandinavische Eiseninteresssenten errichten ein grosses Einkaufsbüro für Eisen und Verkaufsbüro für Erze in Berlin und haben hierzu eine Anzahl Grundstücke angekauft. —

Das Statistische Reichsamt gibt das endgültige Ergebnis der deutschen Ernte bekannt, das wenig befriedigend ist. Von grösster Bedeutung ist der Rückgang der Roggenernte. Bei Weizen ist die Anbaufläche gestiegen, die Erntemenge gesunken. Um den Bezug von Stickstoffdünger zu erleichtern, soll eine Stickstoff-Kredit G. m. b. H. von sämtlichen Stickstofferzeugern auf dem Wege der Gründung sein. Es ist in Aussicht genommen, durch die landwirtschaftlichen Bezugsgenossenschaften die Landleute zum frühzeitigen Bezug des Düngers dadurch zu bewegen, dass nur die Hälfte des Kaufpreises gezahlt werden muss, für die andere sollen Akzepte gegeben werden, die erst bei Eingang des Ernteerlöses fällig werden. K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hans Eisele, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. und der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag
München,
Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261
Vierteljahrespreis
In Deutschland M 12.60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 4 — München, 22. Januar 1921. — XVIII. Jahrgang.

Die wirtschaftliche Lage Oesterreichs.

Vom Abg. Christian Fischer, Obmann des Landesvereines christlicher Arbeitervereine Steiermarks, Graz.

Der Verkehr auf der Südbahnstrecke, zwischen der steirischen Landeshauptstadt Graz und der Bundeshauptstadt Wien, ist wieder einmal durch einen wahnwitzigen Streik stillgelegt. Ich weiß deshalb nicht, wann dieser Brief an die „Rundschau" abgehen kann, vielleicht morgen, übermorgen. Die Eisenbahner wollten nicht einmal die Lebensmittelzüge passieren lassen, die sozialdemokratischen Führer wurden in den Versammlungen der Streikenden niedergebrüllt: „Wir haben Hunger!" ist die Streikparole. Zu gleicher Zeit schreiben die Blätter, daß der Dampfer „Haag Steer" 3700 Tonnen mandschurisches, der Dampfer „Chiswik" 5000 Tonnen indisches, der Dampfer „Clifstower" 5000 Tonnen amerikanisches, das Schiff „Japan" 7000 Tonnen mandschurisches Getreide für Oesterreich gebracht haben, welche Mengen nicht abtransportiert werden können, weil die hungernden Eisenbahner streiken und das ausländische Getreide zwar die Weltreise nach Triest gemacht hat, nicht aber die Schwierigkeiten auf 200 Kilometer Südbahnstrecke überwinden kann. Mittlerweile werden aber Kommissionen wegen des Preisabbaues in Oesterreich eingesetzt, schreiben Dutzende von ausländischen Zeitungsreportern Elendsartikel über die Verhältnisse in Oesterreich, gehen Bittdepeschen in die weite Welt um Hilfe für unser armes Land, welches vor allem von einer entsetzlichen Krankheit geheilt werden müßte; von der Demagogie der sozialdemokratischen Führer und ihrer Presse, die seit dem 17. Oktober, dem Tage der Wahlniederlage der Sozialdemokratie ihresgleichen in der ganzen Welt suchen kann. Unter den nichtigsten Vorwänden wird gestreikt, unerfüllbare Forderungen werden gestellt und deren Erfüllung wieder durch Streik zu erzwingen versucht, so geht das weiter. Alle Mittel der Drohung und Einschüchterung werden angewendet. In Oesterreich ist nur eine Stimme, daß alle diese Mittel dazu dienen sollen, um die Nerven der christlichsozialen Regierungsmitglieder zu zermürben. Die wirtschaftliche Lage dieses armen Staates ist der sozialdemokratischen Opposition ganz gleichgültig. Ihre Anhängerschichten sichern sich hohe Löhne, die übrigen Stände mögen zugrunde gehen.

So dürfen sich aber auf die Dauer die Dinge nicht entwickeln. Die Lage Oesterreichs war weder vor noch nach dem Umsturze so traurig wie jetzt. Die führenden Männer der österreichischen Regierung, besonders Bundeskanzler Dr. Mayr und der Finanzminister Dr. Grimm erklärten in den letzten Tagen jedermann, der es hören wollte, daß Oesterreich an seiner letzten Haltestation angekommen ist, die Staatskassen vollends erschöpft sind, daß selbst berechtigte Forderungen an die Staatskasse abgelehnt werden müssen, weil ein bankrotter Staat keine Geschenke austeilen kann und darf, weder zu Weihnachten noch zu einer anderen Jahreszeit. Die Dinge müssen einmal ohne rosarote Brille, sondern im Lichte nackter Tatsachen angesehen werden. In dieser Beleuchtung sehen die österreichischen Finanzverhältnisse mehr als düster aus. Das deutlichste Zeichen unserer Finanzlage ist es jedenfalls, daß der österreichische Staat und die Gemeinde Wien am 1. Januar lfd. Js. den Beamten und Angestellten nur mehr die Hälfte der Gehalte zahlen konnten und die Beamtenorganisationen zur österreichischen Sektion der Reparationskommission gehen mußten, um Hilfsaktionen zu erbitten. Daß hinterdrein dieser Schritt dementiert wurde, ist ohne Bedeutung. Die Tatsache, daß der österreichische Staat seine Beamten in Raten zahlen muß, spricht deutlich genug. Gehen die Verhältnisse so weiter, sind die Beamtengehälter und Pensionen am 1. Februar nicht mehr gesichert. Das bedeutet die Katastrophe für 750000 Familien in Oesterreich. Eine ganz entsetzliche Aussicht, die sich da eröffnet. Wohin soll diese Entwicklung führen? Fern in Paris und London stecken die Machthaber dieser Erde die Köpfe über dem österreichischen Problem zusammen. Die Entente hat erst kürzlich wieder erklärt, nur so lange helfen zu können und zu wollen, als Oesterreich selbständig bleibt, d. h. sich nicht an Deutschland anschließt. Eine mächtige Weltpresse arbeitet in diesem Sinne. Die konservative Presse Frankreichs und der Schweiz ist anschlußgegnerisch orientiert. Oesterreich ist in dieser Frage so gespalten wie in keiner anderen. Was bekommen wir aus der Welt der Entente auf unser Elend für Antworten: Zeitungsstimmen, Zeitungsstimmen! Aber keine Hilfe . . .! Nun ist es außer jedem Zweifel, daß die Entente zur Hilfe verpflichtet ist, denn die Ententemächte haben die Existenz dieses Staates garantiert. Mag man in Paris die Welt verteilen, man darf das zu Tode gequälte Oesterreich nicht im Stiche lassen. Sonst sind die Ententemächte unter den Leidtragenden an erster Stelle zu sehen. Betragen doch die Forderungen Frankreichs an Oesterreich aus dem Titel der Lebensmittelkredite bereits 11 Milliarden Francs, eine Summe, die zu verlieren auch Frankreich nicht riskieren kann.

Oesterreich braucht vor allem ausreichende Kredite für Lebensmittel und Rohstoffe und zur Entlastung seines finanziellen Defizits. Auch in dieser Hinsicht liegen die Dinge sehr böse. Der Finanzminister Dr. Grimm hat vom Nationalrate ein Budgetprovisorium bis Ende März bewilligt erhalten und dazu die Ermächtigung, um 8 Milliarden Kronen Kredite in Anspruch nehmen zu können. Was dann kommen soll, wissen die Götter. Der erste Teil der Vermögensabgabe wird etwa 3—4 Milliarden Kronen ergeben, die neue Schatzscheinanleihe bis 1 Milliarde Kronen. Bis zum Ende des Budgetprovisoriums (31. März) wird der Abgang im Staatshaushalte für 1920/1921 mindestens 18—20 Milliarden Kronen betragen. Trotzdem lehnt der Finanzminister Dr. Grimm jeglichen gewaltsamen Eingriff in die Entwicklung des Geldwesens ab. In der Wiener Finanzpresse wurden die unterschiedlichsten Vorschläge gemacht: Notenabstempelung, Geldentwertung usw. In einem vielbeachteten Aufsatz von besonderer Seite, in der Finanzminister Dr. Grimm vermutet wird, abgedruckt in Nr. 1 des „Grazer Volksblattes", heißt es bezüglich aller dieser verführerischen Vorschläge:

„Alle diese Vorschläge ergreifen das Uebel nicht an der Wurzel. Will man die Krone wieder zu einem wertigen Zahlungsmittel machen, so muß man sich die beiden Grundsätze gegenwärtig halten: Was hat den Niedergang der Krone verursacht? Die mangelhafte Deckung und die große Masse ausgegebener Noten. Hier muß die Sanierungsaktion einsetzen. Wie aber kann die Deckung der Banknoten vermehrt und verbessert werden? Da der Staat der Notengarant ist, muß eben der Staat darnach trachten, mehr Güter als jetzt zu besitzen, er muß darnach trachten, Güter neu zu erzeugen, um aus einem armen Staate, der sein Vermögen „verpulvert" hat, wieder ein vermögender Staat zu werden. Dies hat aber zur Voraussetzung die Wiederaufrichtung unserer Volkswirtschaft. Es muß die öffentliche Moral wieder gehoben werden. Die heute in vielen Bevölkerungsschichten vorhandene Anschauung, daß der Staat einem jeden eine sorglose Existenz schaffen muß, ohne daß der einzelne ein Glied zu rühren braucht, muß wieder verschwinden, denn nur durch Arbeit ist eine Erneuerung der durch den Krieg verlorengegangenen Werte möglich und nur durch Schaffung neuer Werte kann der Staat, dessen Schuldverschreibungen ja die Deckung der ausgegebenen Banknoten bilden

wieder zu größerem Kredit gelangen. Wird also die Summe dieser Güter vermehrt, so wird auch das Staatsvermögen vermehrt und dadurch wird die Bedeckung der Banknoten, somit auch deren Wert vergrößert. An den Staaten, die durch den Friedensvertrag von Saint-Germain Oesterreich geschaffen haben, liegt es aber, uns durch Kreditierung von Rohstoff- und Nahrungsmittellieferungen die Möglichkeit zu bieten, unseren guten Willen zu schaffender Arbeit in die Tat umzusetzen. Die zweite Voraussetzung für die Sanierung unseres Geldwesens, die Verringerung des Banknotenumlaufes ist zu erzielen durch Anwendung größter Sparsamkeit im öffentlichen und privaten Haushalte. Der Staat muß darauf bedacht sein, neue Auslagen nur dann zu machen, wenn auch die Staatseinnahmen entsprechend vermehrt werden. Denn dann kommt er mit der vorhandenen Banknotenmenge aus, er muß aber darüber hinaus trachten, nicht unbedingt notwendige Auslagen zu vermeiden. Noch auf ein letztes Mittel sei hingewiesen, daß zum Abschöpfen des großen Banknotenumlaufes bestimmt ist: es ist die Aufnahme innerer Anleihen seitens des Staates."

Die Sozialdemokraten haben in die Massen das Schlagwort vom Preisabbau geworfen. Die österreichische Regierung hat sehr ernste Bestimmungen über den Wucher erlassen und schärfste Bestrafung aller Preistreiber angeordnet. Was soll aber darüber hinaus geschehen? Theoretisch besteht allerdings die Möglichkeit, die Preise aller in Oesterreich befindlichen Waren um die Hälfte herabzusetzen. Gewiß hätte das zur Folge, daß mehr als die Hälfte der österreichischen Kaufmannschaft die Zahlungen einstellen müßte. Oesterreich bezieht 80 Prozent seiner Rohstoffe und Lebensmittel vom Auslande. Noch dazu auf langfristigen Kredit! Wie soll dieses über die Ohren verschuldete Oesterreich, welches gewiß ohne jede eigene Schuld in diese Zwangslage gekommen ist, dem Auslande den Preisabbau vorschreiben? Gegenwärtig haben wir doch keine eigene österreichische Preispolitik. Zu einer Zeit, wo die österreichische Krone einen Schweizer Centime repräsentiert, soll selbst die sozialdemokratische Partei solche Schlagworte beiseite lassen.

Eine kleine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse wird sich durch den Anschluß von Westungarn, wenigstens bezüglich der Lebensmittelversorgung, ergeben. Die Wahlen in den Nationalrat im Burgenlande und den burgenländischen Landtag werden den bürgerlichen Einfluß in Oesterreich neuerdings stärken, eine Tatsache, die gewiß auch wirtschaftlich sehr ins Gewicht fallen wird.

Unter diesen Umständen kann man der am 11. Januar begonnenen Tagung des Nationalrates Oesterreichs mit großem Interesse entgegensehen. Die Tagung wurde eingeleitet mit einer Sitzungsperiode des Ausschusses für Aeußeres, in der Bundeskanzler Dr. Michael Mayr ein ausführliches, vom Auslande vielbeachtetes Exposé über die Lage des österreichischen Staates erstattet hat. Der Bundeskanzler hat der europäischen Oeffentlichkeit, besonders der Reparationskommission, keinen Zweifel darüber gelassen, daß Oesterreich wirklich am Ende seiner Mittel angelangt ist und hat Europa gewarnt, ein hochentwickeltes Kulturvolk von 6½ Millionen Menschen dem Hungertode preiszugeben. Die Lage ist äußerst ernst, Oesterreich steht vor der Katastrophe, die nur abgewendet werden kann, wenn die Entente und die Garantiemächte des Friedens von Saint-Germain Oesterreich zu Hilfe kommen.

Diese Tagung des Nationalrates gilt in erster Linie der Verabschiedung des Staatsvoranschlages für 1921.

Die sozialdemokratische Organisation hat es abgelehnt, Berichte für den Ausschuß und für das Haus zu übernehmen. Jedenfalls hat der Nationalrat zu gewärtigen, daß die Budgetdebatte eine Reihe von sozialdemokratischen Anträgen schlimmster Demagogenpolitik sehen wird, und daß leidenschaftliche Kämpfe im Parlament in Wien ausgetragen werden müssen. Die christlichsoziale Partei steht in diesem Kampfe allein. Die Großdeutschen haben sich bei den verschiedensten Gelegenheiten als unsichere Schützen bewiesen und so wird die christlichsoziale Partei auch die Budgetdebatte allein zu bestreiten haben.

Trotz der trostlosesten Aussichten tun die Christlichsozialen ihre dem österreichischen Volke gelobte Pflicht. Mögen die Katholiken des Auslandes die österreichischen Katholiken in dieser schwersten Zeit seit dem Umsturze nicht im Stiche lassen. Die Zeiten werden sich ändern und die österreichischen Katholiken können einer katholischen Internationale vielleicht noch oft behilflich sein.

So ist das Bild der wirtschaftlichen Lage Oesterreichs, ein Bild der Verzweiflung und des Schreckens, aus dem es nur einen Ausweg gibt, unentwegte treue Pflichterfüllung bis zum Äußersten. Daran wird es die christlichsoziale Regierung Oesterreichs gewiß nicht fehlen lassen, davon sind wir überzeugt.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Am 18. Januar wurden es 50 Jahre, seit im Spiegelsaal zu Versailles das neue Deutsche Reich verkündigt ward. Inzwischen bekam das Wort Versailles einen verhängnisvollen Beiklang für uns. Es bezeichnet heute das Joch, das uns hindert, mit erhobenem Haupt und in festlichem Jubel den Tag zu begehen, der Deutschland die Einheit und die Macht zurückgab. Wiederum läßt uns gerade die dunkle Nacht, in der wir jetzt wandeln, jene ruhmvolle Zeit vor 50 Jahren um so heller erstrahlen. Manche sehen in ihr die größte Stunde der deutschen Geschichte. Die milde Greisengestalt des alten Kaisers, die angestammten Fürsten, von der Liebe ihrer Völker getragen und zum ewigen Bund vereint, der eiserne Kanzler, die sieggekrönten Heerführer, wahrlich eine Volksvertretung, auf die wir stolz sein durften. Doch nur ein Menschenalter verging, und die Herrlichkeit des Reiches brach zusammen. Wir betrachten heute in dankbarer Ehrfurcht, was unsere Väter 1871 schufen. Aber wir wären ihrer nicht wert, wenn wir vor den umgestürzten Tischen hilflos jammern und schelten oder gar in verärgertem Trotz der Welt da draußen ein Festmahl zur Reichsfeier vortäuschen wollten. Daß es so traurig kam, ist zum großen Teil unsere eigene Schuld. Wir wollen nicht bloß einzelne Männer oder Parteien anklagen, sondern nach dem katholischen Grundsatz gemeinsamer Verantwortung auch unser Gewissen prüfen. Ließ nicht das ganze deutsche Volk bis tief in die Reihen der gläubigen Christen sich blenden vom Götzen des Erfolges? Kümmerte es sich darum, daß 1866 die Freiheit von Hannover, Hessen-Nassau und Schleswig-Holstein, kerndeutsche Stämme vernichtete?

Vergaß es nicht über der Jagd nach Geld und Besitz, über der atemlosen Arbeit in seinen schnell wachsenden Großstädten Gott und die Seele? Zogen nicht die Siege von Sedan und Paris ein Selbstvertrauen und Selbstgenügen groß, als bräuchten wir nichts weiter zu tun? Als die Alten tot waren, die in schwerer Arbeit das Reich erworben, wurde nicht weitergebaut. Die innere Angleichung von Preußen und Deutschland in einer Reform des preußischen Wahlrechts blieb aus, Elsaß-Lothringen ward nicht organisch ins Reich gefügt. So wurden zukunftskräftige Volksteile, wie die Katholiken und die aufstrebenden Arbeiter dem neuen Nationalbewußtsein innerlich nicht gewonnen. Leichtsinnig, als könne uns nichts mehr geschehen, entbündete sich die Regierung Wilhelms II. mit aller Welt. Dann taumelten wir in den Krieg hinein, unterschätzten nacheinander Frankreich, England, Italien und zuletzt Amerika. Dann kam dank der Sozialdemokratie unser Zusammenbruch.

Der Einsturz des Reichs hat alles zerschlagen, was wertvoll war. Mit den alten Fürstenhäusern ist soviel Geschichte und Kultur, soviel kraftvolles Eigenleben der Stämme und Bundesstaaten dahin, daß es kaum denkbar scheint, Deutschland könne ohne sie zu neuer Schönheit und Größe erwachsen. Viele trauern auch dem alten starken Preußen nach. Sie glauben, daß wie im Reich Bismarcks, so in Zukunft eine preußische Vormacht allein fähig sei, das deutsche Volk in straffer Einheit zusammenzuhalten. Hier aber scheiden sich die Geister. Viele der besten Deutschen meinen, daß wir in diesem Betracht einen Schritt über Bismarck hinaus tun und das Reich auf eine Gemeinschaft wirklich gleichberechtigter Bundesstaaten gründen müssen. Preußen hat uns geeint, das bleibt sein Verdienst. Die deutsche Einheit hat ihre Probe 1918—20 bestanden. Kein Druck hielt nach dem verlorenen Krieg die Bundesstaaten zusammen. Sie hätten es leicht gehabt, sich zu trennen, an Verlockungen fehlte es nicht.

Die Lösung der preußischen Frage im echten deutschen Geist ist eine der vornehmsten Aufgaben, die uns der 18. Januar 1871 übriggelassen hat. Zunächst wird Oberschlesien sich entscheiden, ob es ein selbständiger Bundesstaat werden will. Die Sperrfrist nach Art. 18 der Reichsverfassung ist hierfür aufgehoben. Nach Ablauf der Sperrfrist im August ds. Jrs. soll Hannover abstimmen. Die Nachrichten machen es wahrscheinlich, daß eine große Mehrheit für die Trennung von Preußen eintritt. Außer der altbekannten Deutsch-Hannoverschen Partei (Welfen) sind die Anhänger eines freien Niedersachsen zahlreich beim Zentrum, den Demokraten, selbst bei den Sozialdemokraten. Am meisten besprochen wird ja die rheinische Selbständigkeitsbewegung. Mit ihr vor allem mußte sich das Zentrum beschäftigen. Es hat kürzlich auf seinem rheinischen Parteitag in Köln, der schon unterm Zeichen der preußischen Landtagswahlen steht,

die Frage ausführlich erörtert. Der Berichterstatter, Universitätsprofessor Dr. Lauscher, betonte das großdeutsche Ideal des Zentrums und trat für eine neue organische Gliederung des Reiches ein. Nach Lauscher soll das Ziel nicht im plötzlichen Bruch mit Preußen, sondern auf dem Weg der provinzialen Selbstverwaltung erreicht werden. Darum hat das Zentrum Art 72 der preußischen Verfassung genehmigt, weil er trotz aller Mängel den Weg zur Selbstverwaltung bahnt. Ließ Lauscher die preußische und die rheinische Frage zum Teil offen, so unterstrich Geheimrat Dr. Karl Bachem sehr entschieden das Ziel des selbständigen Bundesstaats, obgleich gerade er zur Zeit der Verfassungskämpfe und der Revolution noch altpreußisch und großpreußisch bis in die Knochen war. Die neuen Vorschläge Stegerwalds für eine große christliche Mittelpartei wurden freundlich besprochen; der Vorsitzende Geheimrat Trimborn betonte, daß das Zentrum ja schon eine echte Volkspartei aus allen Ständen sei, und daß das neue Parteiprogramm, das der Reichsparteitag gutheißen soll, den berechtigten Ideen Stegerwalds weit entgegenkomme.

Am 20. Februar finden die Landtagswahlen in Preußen statt. Kommt keine bürgerliche Mehrheit und dauert der Linkskurs fort, so bekommt ganz Deutschland das Gewicht der preußischen Frage zu spüren. Denn die Sozialdemokratie beabsichtigt für diesen Fall, wie der preußische Ministerpräsident Braun in Königsberg erklärte, die Reichsregierung zu zwingen, dem Rechnung zu tragen oder zurückzutreten. Alles sehr leicht zu bewerkstelligen dadurch, daß die SPD ihre wohlwollende Neutralität im Reichstag auf einen Wink der Ministergenossen in Preußen kündigt.

Wie zu erwarten, sind die Eisenbahner nicht zufrieden mit dem, was ihr Sechzehner-Ausschuß in Verhandlungen mit der Regierung vereinbarte. Eine Beratung der deutschen Finanzminister in Berlin ergab schon die größten Schwierigkeiten für Deckung der ersten Forderungen. Auch müssen die Gehälter der Beamten in den Ländern den erhöhten Bezügen der Reichsbeamten angeglichen werden. Von dem neuen Finanzdiktator (Nr. 43, 1920, S. 558) hört man schon längst nichts mehr.

Mancherlei Anzeichen sprechen für neue Putschpläne der Kommunisten. Ihre Versuche im Ruhrgebiet und in Mitteldeutschland, die Arbeiter zu politischen Streiks aufzuhetzen, sind glücklicherweise mißlungen. Auch Umzüge in Berlin fanden wenig Teilnahme. Am meisten Erfolg hatten die Kommunisten noch mit der parlamentarischen Taktik, wie sie sie auffassen. Im Berliner Stadtverordnetensaal störten sie schon oft von der Tribüne die Sitzung. „Det sind ja unsre Wähler“ bemerkte Adolf Hoffmann klassisch wie immer in seiner Art. In Hamburg sprengten sie die Bürgerschaft. Da sie bei den Arbeitern kein Glück mehr haben, suchen sie jetzt überall die Erwerbslosen mobil zu machen.

Deutschland käme wohl zur Ruhe, wenn nicht immer wieder Gefahren von außen drohten. Eben erst mußte die Reichsregierung den Ententemächten eine Note überreichen, die nachweist, daß die Polen einen großen Anschlag auf Oberschlesien planen. Diesseits und jenseits der Grenze sind sie straff organisiert und schwer bewaffnet. Kurz vor der Abstimmnng wollen sie losbrechen, die Eisenbahnbrücken sollen gesprengt, alle wichtigen Gebäude besetzt und der Generalstreik ausgerufen werden. Wie der Reichswehrminister angibt, stehen 140000 Mann polnische Truppen und 50000 Mann Freischaren an der Grenze von Oberschlesien.

Deutschland aber soll sich weiter entwaffnen. Alle Verhandlungen über diesen Punkt sind wieder in Frage gestellt durch einen Kabinettswechsel in Frankreich. Das Ministerium Leygues mußte zurücktreten. Die Kammer stellte ihm nach der Weihnachtspause drei Anfragen über die Finanzpolitik, die Entwaffnung Deutschlands und die politischen Richtlinien der Regierung. Leygues ersuchte um Aufschub der Antwort und bat um das Vertrauen der Kammer, wenn er am 19. Januar zur Beratung der verbündeten Staatsmänner ginge. Das Vertrauen wurde ihm mit fast Dreiviertel-Mehrheit verweigert. Leygues mußte zurücktreten, weil der Volksvertretung seit den „Siegeswahlen“ der sogenannten nationalen Blockherrschaft seine Politik gegen Deutschland nicht scharf genug ist. Der Block will einen stärkeren Mann zur Aussprache mit Lloyd George schicken. Durch den Kabinettswechsel ist diese Aussprache zunächst über den 19. Januar hinaus verschoben werden, was Frankreich gewiß nicht unwillkommen ist. Denn damit verzögert sich auch die Wiedergutmachungsberatung in Brüssel. Schließlich läuft mit dem Januar das Kohlenabkommen von Spa ab. In Paris bangt man vor dem Entscheid aller dieser Fragen. Werden sie einigermaßen ernsthaft behandelt, wird Deutschlands elende Lage Rechnung getragen, so zerrinnen die Träume des französischen Rentners, daß der Boche alles bezahlt, und er wird sich an seine Regierung halten.

England und Italien beginnen, die französische Haßpolitik satt zu kriegen. Frankreich erstickt seit Spa in deutschen Kohlen und kauft keine englischen mehr. Deutschland mit seinem schlechten Geld kann keine Fertigwaren abnehmen. Beides wirkt sehr ungünstig auf die Wirtschaftslage der britischen Inseln. Die Arbeitslosigkeit nimmt dort einen erschreckenden Umfang an. Hieraus begreift sich auch das englische Bemühen, den russischen Markt wiederzugewinnen. Bekanntlich schloß London ein Handelsabkommen mit Moskau. Da jedoch zweifelhaft ist, ob Rußland es erfüllen kann, hat ein anderer, und zwar ein deutscher Plan zur Neuordnung der Dinge im Osten großes Interesse in England erweckt.

Der von Brest-Litowsk bekannte General Hoffmann hat mit dem Kaliinteressenten Arnold Rechberg Vorschläge ausgearbeitet, wie der Bolschewismus, der Europa fortgesetzt beunruhigt, erstickt, Rußland von ihm befreit und neu erschlossen werden könnte. England, Frankreich und Deutschland, die westeuropäischen Völker, die hierbei zweifellos eine Interessengemeinschaft bilden, sollen einen gemeinsamen Feldzug gegen Moskau unternehmen. Er würde keine großen Opfer kosten und nicht teuer sein, da die Waffenvorräte des Weltkriegs noch vorhanden sind. Ist dann Rußland offen, so legen die Westmächte und Deutschland die Hand auf die russischen Staatsbergwerke und Staatswälder. Sie stellen sachverständig geschätzt einen Wert von 600 Milliarden Goldmark dar. (?) Auf diesem Grund wird ein neues, vollwertiges Papiergeld ausgegeben, Deutschland kann seine Kriegsschulden bezahlen, und es wird ausreichend Kapital zu einer großzügigen Erschließung Rußlands beschafft. — Rechberg hat auch die Ansicht Ludendorffs über die östliche Gefahr eingeholt und zwar auf Wunsch von Vertretern der Entente. Das Ergebnis ist in einer Denkschrift niedergelegt, die Rechberg verfaßte und zeichnete. Ludendorff bestätigte ihm schriftlich, daß die Denkschrift seinen Ansichten entspreche, und Rechberg gab sie an die Entente. Daraus entstand die irrige Meldung von einer Denkschrift Ludendorffs über den Bolschewismus. — Meiner Meinung nach brauchen sich weder Ludendorff noch Hoffmann, noch Rechberg dieser Vorschläge zu schämen. Es wäre gut, wenn in ganz Europa die gemeinsame Gefahr und die gemeinsamen Belange endlich erkannt würden. Rußland kann sich nicht mehr selbst helfen. Es ist geradezu ein Gebot der Menschlichkeit, es von den roten Tyrannen zu befreien. Ohne Mitwirkung Deutschlands aber ist das nicht möglich. Mancher gescheiterte Versuch, zuletzt Wrangels, hat es ja bewiesen.

Es wäre eine schöne Feier des Jahres der Reichsgründung, wenn sich 1921 der Anschluß Deutschösterreichs vollzöge. Er kann uns in den nächsten Wochen überraschen. Oesterreich steht vor dem Nichts. Sein Geld ist wertlos, seine Vorräte ernähren das Volk nur noch Tage. Ein dringender Hilferuf an die Entente fand verlegenes Schweigen. Statt der gehofften Milliarden, schießt Frankreich vielleicht 150—200 Millionen Franks vor. Darum geht durch ganz Oesterreich der Ruf nach dem Anschluß. Die Handels- und Industrievertreter, die Verbraucher, die Bauern und Arbeiter, die notleidenden, streikenden Beamten erklären: Uns wird nur geholfen durch den Anschluß. Oesterreich ist tot, es lebe Deutschland! Eine Volksabstimmung wird vorbereitet. Auch wir im Reich müssen uns rüsten, damit die Geburt Großdeutschlands zu Glück und Segen gelinge.

Der Kampf um die französische Botschaft beim Vatikan.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

In fünftägiger Redeschlacht hat vom 16. bis 30. November die Kammer um das Votum über die Regierungsvorlage gerungen und sich schließlich mit 391 gegen 179 Stimmen für den „Gang nach Canossa“ entschieden. Alles was sich an Beweisgründen nicht nur gegen die Zweckmäßigkeit der Wiedererrichtung der Botschaft, sondern gegen die Politik des Hl. Stuhles im allgemeinen wie im besonderen, gegen sein Verhalten während des Krieges sowie über die voraussichtlichen „Gefahren“ des Schrittes vorbringen ließ, dürfte seitens der Gegner des Antrages Verwertung gefunden haben, während die Befürworter nicht nur keine Antwort schuldig blieben, sondern des öfteren von der Abwehr zum Angriff übergingen. Nun, da uns die Reden im

Wortlaute vorliegen, ist es möglich, eine gedrängte Würdigung zu bieten.

Es sei in Kürze vorausgeschickt, daß die Anfänge der Wiederanknüpfung bis in das Jahr 1914 zurückreichen. Viviani hatte die Notwendigkeit erkannt, den Vatikan nicht ohne weiteres dem Einflusse der gegnerischen Mächtegruppe aussetzen zu dürfen, aber nicht gewagt, der Kammer die Wiedererrichtung der Botschaft zuzumuten. Daher wurde Großbritannien eingeladen, zur gemeinsamen Vertretung der Entente-Interessen einen Vertreter zum Papste zu entsenden, was dieses auch tat. Als jedoch durch den Verlauf des Krieges die Orientfragen akut wurden und ihre künftige Lösung zeitige Vorsorge erheischte, sah man sich in Paris gezwungen, angesichts des Widerstreites der englischen und französischen Interessen in jenen Gebieten England, das natürlich in diesem Falle in Rom seine eigenen Interessen wahrnahm, die Sache aus der Hand zu nehmen und so wurde als halbamtlicher Vertreter Frankreichs Charles Loiseau nach Rom gesandt. Indessen hatte der Radikale de Monzie mit seinem Büchlein „Rome sans Canossa", über das ich seinerzeit an dieser Stelle berichtete, die Oeffentlichkeit alarmiert und für seine These gewonnen, daß in der Frage der Wiederherstellung der diplomatischen Beziehungen zum Hl. Stuhle allein das nationale Interesse maßgebend sein dürfe und daß dieses fordere, daß der Schritt getan werde. Mit dem Ende des Krieges standen sich bereits die öffentliche Meinung des Landes und Clemenceau, der letzte Stützpfeiler des romhassenden Radikalismus, als Feinde gegenüber. Der letzte brutale Akt dieses Mannes war, daß er den Präsidenten der Republik zwang, die Einladung zur Teilnahme an dem Te Deum für den errungenen Sieg schroff abzulehnen. Noch einmal faßte in der „Revue de Paris" der Antiklerikalismus alle seine Argumente gegen den Papst zusammen, insbesondere gegen dessen Haltung während des Krieges, und man behauptet, der „Tiger" habe dieser Veröffentlichung nicht ferngestanden. Am 19. Juli 1919 schleuderte Pichon, Clemenceaus Minister des Aeußeren, sein „jamais" in die Kammer und wenige Monate später sah sich der Ministerpräsident unter der Drohung des Bolschewismus gezwungen, Neuwahlen auf der Basis des Burgfriedens anzuordnen, die seinen eigenen Sturz herbeiführten. Der nächste Schritt war die Entsendung Doulcets als Geschäftsträger beim Vatikan, der mit Kardinal Gasparri die Verhandlungen über die Wiederherstellung der diplomatischen Vertretung führte. Zur Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans erschien bereits Hanotaux als außerordentlicher Gesandter der Republik im Vatikan. Inzwischen war der Kammer die Vorlage der Regierung zugegangen, die nun ihren Weg zwischen so manchen Klippen hindurch sich bahnen mußte. Insbesondere in der Finanzkommission gab es kritische Augenblicke, und selbst nach dem persönlichen Eingreifen Millerands noch gelang es einmal, nur mit einer einzigen Stimme Mehrheit die Situation zu retten. Noblemaire, der Berichterstatter, hatte durchaus keinen leichten Stand gegenüber den Radikalen Herriot, Varenne und Sembat, denen es schließlich noch gelang, die Ueberweisung der bereits angenommenen Vorlage bis zur Herbstsession zu verschleppen.

Leygues löste Millerands Wort ein, sie auf die Tagesordnung der ersten Sitzung zu setzen und in bezug auf sie sogar die Vertrauensfrage zu stellen, nachdem das Freimaurertum vergeblich die Zwischenzeit benutzt hatte, dem Antiklerikalismus im Lande wieder Geltung zu verschaffen und die alte Blockkombination in der Kammer auf der Basis der Bekämpfung der Kirche und ihrer Einrichtungen von neuem aufleben zu lassen. Alle verfügbaren Register wurden zu diesem Zwecke noch gezogen und selbst der alte Gambetta wurde in seiner Grabesruhe gestört. Die Gebeine des Mannes, von dem die Aussprüche stammen, daß der wahre und größte Feind Frankreichs und der Menschheit der Klerikalismus sei, daß Rom und ausschließlich Rom es sei, wo allein die Lüge herrsche, wurden in feierlichem Zuge durch die Straßen der Hauptstadt geführt und die Union de la Jeunesse républicaine de France, die Avantgarde der Loge, vertrat in geräuschvoller Weise noch einmal ihre Forderung, Frankreich müsse dem Papste das „Bürgerrecht" auf seinem Gebiete verweigern, da er „kein Wort des Erbarmens für die blutende Menschheit gefunden und sich zum Verbündeten der preußischen Dragoner und des Hauses Habsburg hergegeben habe". Doch dem angegriffenen Papste erstanden Verteidiger, wo er sie am wenigsten gesucht hätte. In der bolschewistischen Vie Ouvrière trat der Genosse Ermenonville diesen Beschuldigungen entgegen, indem er schrieb:

„Die Behauptung offenbart entweder die krasseste Unwissenheit oder ausgesprochensten bösen Willen . . . Ein Radikaler, mein Freund Le Foyer, erinnerte noch kürzlich, daß zweimal während des Krieges der Papst mit der ganzen Feierlichkeit des Bevollmächtigten, über die er verfügt, den Kriegführenden den Frieden vorgeschlagen hat. Das ist eine Wahrheit, die die elementarste Unparteilichkeit anerkennen muß. Doch das ist nicht alles. Der Papst hat niemals aufgehört, Briefe, Ansprachen usw. gegen den Krieg zu verschwenden (wofür der Verfasser zahlreiche Beispiele anführt). . . . Aber unsere Regierungsmänner hörten nicht nur nicht auf ihn, sondern versuchten auch, seine leidenschaftlichen Aufrufe zu unterdrücken . . . Mit dem Artikel 15 (der Papstklausel) wollte man einfach jeden moralischen Einfluß des Papsttums durch die Drohung noch schlimmerer Brutalitäten beseitigen." Ermenonville verwahrt sich, als verkappter Klerikaler angesehen zu werden: „wohlgemerkt, es handelt sich lediglich darum, zu wissen, daß ihr Lügen in Umlauf setzt und ich euch dafür den Beweis erbringe, und ich fordere euch auf, mir in den Reden und Handlungen der Oberpriester des Radikalismus etwas so Menschliches zu finden, daß es sich mit dem Wenigen vergleichen läßt, was ich hier als vom Papste stammend angeführt habe!"

Die Argumente, mit denen die Verteidigung der Vorlage im allgemeinen in der Kammer geführt wurde, lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen: die Vorteile, die sich für Frankreich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik aus der Aussöhnung mit dem Papste ergeben, und die durch die Beruhigung im Inneren zu erwartende Stärkung und Kräftigung. Dabei fehlte es allerdings nicht an zahlreichen Entgleisungen und insbesondere ließ die richtige Wertung der Neutralität des Papstes im Weltkriege sehr viel zu wünschen übrig. Gründliche Kenntnis der Politik des Hl. Stuhles während der letzten sechs Jahre bewies nicht ein einziger Redner, so daß der „Osservatore Romano" (vom 10. Dezember 1920) mit Recht schreiben konnte, man hätte gewünscht, daß das Wirken des Papstes während des Krieges besser verstanden und gerechter eingeschätzt worden wäre. Auch sei es zu bedauern, daß mancher selbst gutgesinnte Redner Anklagen wiederholt habe, die sich nur durch unzulängliche Kenntnis der Tatsachen erklären lassen.

Die Opposition, die bei den Sozialisten und den Radikalsozialisten lag, versuchte wiederholt, die Wiederanknüpfungsfrage mit dem Probleme einer Revision des Trennungsgesetzes zu verbinden und damit in die Reihen der Mehrheit den Zankapfel zu werfen, doch wenn auch einige Freunde der Vorlage sich auf dieses Eis locken ließen, die Mehrzahl blieb ihm doch fern. Eigenartig berührte der Standpunkt, den Abbé Lemire gegenüber den Kultusvereinigungen einnahm, indem er gegenüber der bekannten Opposition des französischen Episkopates einen Machtspruch des Papstes zugunsten derselben forderte. Eine der zahlreichen Ueberraschungen erbrachte das Auftreten Mandels. Dieser — manche wollen wissen, er heiße in Wirklichkeit Jeroboam Rothschild — war seinerzeit der allgewaltige Kabinetschef Clemenceaus und ließ bei seiner Vergangenheit, sowie seiner Zugehörigkeit zum Juden- und Freimaurertum eine Oppositionsrede erwarten. Das Gegenteil geschah. Keiner setzte den Br.·. Br.·. Herriot und Varenne so zu wie Mandel, der seine Waffen aus der Rüstkammer der inneren Geheimpolitik holte und zugunsten des Vatikans auch jenen Brief des Kardinals Gasparri an Denys Cochin, damals Minister im Kabinett Ribot, verwertete, den wir bisher nur in Bruchstücken kannten. Er handelte über das französische Orientprotektorat bzw. dessen Erneuerung und der Hl. Stuhl gab darin die Versicherung, er werde sein wohlwollendes Verhalten nicht im geringsten ändern; er beeile sich, auszusprechen, daß der Papst, was ihn anbelange, nichts tun werde, um das Schutzrecht Frankreichs zu beseitigen oder einzuschränken. Mandel war es auch, der die Wiederherstellung der Botschaft forderte, da man im Rheinlande wie in Bayern zur Einflußnahme auf den katholischen Volksteil durch die Bischöfe Roms bedürfe und auch Leygues selbst glaubte die Notwendigkeit der Beziehungen zum Papste mit dem Hinweis begründen zu sollen, daß auch Deutschland, um mit dem Zentrum regieren zu können, sich des Vatikans zu bedienen gezwungen gesehen habe. Der Sozialist Boncoeur warf der Regierung sogar vor, daß sie sich zu sehr auf die Katholiken Oesterreichs, Ungarns, Polens usw. stütze. Uebrigens wurde die ganze schöne Beweisführung dieses Radikalsozialisten von seinem Fraktionskollegen Puech über den Haufen geworfen, der Satz um Satz zerpflückte:

„Ich sage euch nichts Neues, wenn ich behaupte, daß im Laufe der letzten Jahre vor dem Kriege die katholische Religion, man kann sagen, in allen Ländern des Kontinents — was immer auch ihre Konfession sei, ob katholisch, protestantisch, ob schismatisch oder orthodox,

und ob ihre Verfassung eine monarchische wie in England oder eine republikanisch-demokratische wie in der Schweiz sei — einen so besonderen Einfluß und solches Ansehen erlangt hat, daß selbst der Krieg es nicht zu zerstören vermochte."

So Puech. Führen wir als Hauptverteidiger einer Aussöhnung mit Rom noch den Juden Weiller, den Freimaurer De Monzie und den protestantischen Pastor Abg. Soullier an, so darf der Beweis erbracht gelten, daß sich in weiten Kreisen, die seinerzeit für die Trennung sich ausgesprochen hatten, ein radikaler Umschwung vollzogen hat, dem auch ein solcher in der öffentlichen Meinung des Landes entspricht. Es ist daher begreiflich, daß selbst ein Heriot keinen Angriff auf die nationale Gesinnung der Katholiken gewagt hat und sich gezwungen sah, die moralische Macht des Papsttums anzuerkennen. Alle Zwischenanträge wurden verworfen, selbst der, nur eine außerordentliche Vertretung beim Hl. Stuhle zu bestellen, denn eine solche würde diesen des Rechtes der Gegenseitigkeit beraubt haben. Somit bedeutet die Annahme der Vorlage gleichzeitig die Errichtung der Nuntiatur in Paris.

Nun kommt noch der Senat zu Wort. Er hat die Beschlußfassung bis zum 19. Januar verschoben, da bis dahin ein Drittel der Mandate durch Neuwahlen zu erneuern war. Eine ernstliche Gefährdung des Schlußergebnisses der ganzen Campagne dürfte kaum zu gewärtigen sein und es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn bereits die Personenfrage lebhaft erörtert wird. Für den Botschafterposten wird nur noch Maurice Herbette, Direktor der Verwaltungsangelegenheiten im Ministerium des Aeußeren genannt, der bereits den Rang eines Botschafters besitzt; Inhaber der Nuntiatur dürfte zweifellos Msgr. Cerretti werden, der neben Msgr. Tedeschini wohl für diesen schwierigen Posten in Frage kommt; er besitzt vor diesem den Vorzug praktischer Betätigung im Außendienst und hat seine hervorragende Befähigung bei den mancherlei Missionen bewiesen, die ihm der Hl. Stuhl in den letzten beiden Jahren anvertraut hat.

Die Lüge an den Pranger; die Wahrheit auf den Anger!

Von H. Henniges, Gronau a. L.

Dem durch den Zusammenbruch seiner Bundesgenossen und durch den Umsturz wehrlos gewordenen Deutschland hat man im „Friedensvertrag" nach Banditenart das Bekenntnis abgepreßt, es trüge allein die Schuld am Kriege. Aber die Nachgiebigkeit des Ueberfallenen gegenüber dem Räuber hat nur für diesen Gültigkeit, nicht für den Beräuberten, auch nicht für die, die sich ein unparteiisches Urteil bewahrt haben.

Daß Mut zu einer eigenen Meinung gehört, beweist uns schlagend Griechenland, das von den Großmächten so sorgsam „beschützte". Heute sind noch nicht in der Ententepresse die Abstimmungszahlen für die Rückkehr des Königs bekanntgegeben worden. Es wäre ja auch ein zu vernichtendes Eingeständnis der eigenen Niederlage, wollte man der Welt sagen, mit welch überwältigender Mehrheit das Griechenvolk seinen Konstantin wieder geholt hat. Man sähe auch zu deutlich, wie sehr die Beschützer sich in Widerspruch stellten mit dem Willen des Volkes, als am 11. Juni 1917 französische Truppen in Korinth landeten und der Kommissar der „Schutzmächte", Herr Jonnart, dem Ministerpräsidenten Zaimis ein Schreiben übergab, in dem er die sofortige Abdankung des Königs befahl. Warum? Ja, das frage einer der staubgeborenen gewöhnlichen Sterblichen. Herr Jonnart wollte das Griechenvolk beschützen vor der Tyrannei des Königs; darum übergab er es der väterlichen Fürsorge des Venizelos, dessen Regierungskunst die Griechen zwei Jahre verkostet haben. Es kam der Tag der Wahl. Zuerst ging durch den leichtgläubigen Teil der Presse die Nachricht, Venizelos habe gesiegt, bis die Wahrheit trotz aller Drähte sich Bahn brach. Es hatte das Volk gerichtet und den Tyrannen abgeschüttelt. Nun sollte es sich entscheiden, ob es seinen König wieder haben wolle. Man schob den Wahltag immer wieder hinaus, bis endlich am 5. Dezember das Volk sich frei entscheiden konnte. Frei? Die Beschützer haben es nicht an offenen Drohungen fehlen lassen. Sie sperrten das Geld, die Lebensmittel, drohten den „Frieden" von Sèvres zugunsten der Türkei zu ändern. Das alles verfing nicht. Fast einmütig entschied sich das Volk für den hohen Verbannten. Nun setzte das Kesseltreiben von neuem ein; man legte ihm nahe, auf die Königskrone zugunsten seines ältesten Sohnes zu verzichten, obschon die Griechen nicht den Sohn, sondern den Vater gewählt hatten. Was schadet das? Gegen den König haben die Beschützer der Freiheit nun mal solchen Abscheu, daß sie es ungescheut riskierten, sich zum Gespött der ganzen denkenden Welt zu machen mit der Handhabung ihres Schutzes. Alle Hochachtung vor dem Griechenvolke, das unter solchen Umständen seinem Herrscher die Treue bewahrt, und mit solch ungeheuren Jubel ihn empfangen hat. Ehrfurcht und Hochachtung verdient auch der mutige Mann, der erklärt hat, nachdem das Volk ihn gerufen, müsse er kommen. Wie man nach solchem Vorgang die Ententebrüder noch Beschützer der kleinen Völker nennen kann, ist unerfindlich. Man kann es sich nur erklären aus Webers Worten: „Vor dem Tagesgötzen liegt ihr auf dem Bauche, wie befohlen, statt mit freigehobener Stirne festzustehn auf eigenen Sohlen." Brutus England und Frankreich sagen so: und Brutus ist ein ehrenwerter Mann.

Will man die Auffassung der „Sieger" über das Wesen der Freiheit noch besser kennen lernen, dann muß man von Griechenland aus den Seeweg nach England einschlagen. Da kommen wir nach Zante. Hier weilte vor Jahren A. Stolz. Seine Reiseeindrücke schildert er selbst:

„Die Insel lag vor uns im hellsten Sonnenschein . . . Aber auch hier wie in Korfu sitzt der Engländer im Kastell und streckt seine Kanonen wie bleckende Zähne gegen Stadt und Insel, und heißt das mit mephistophelischem Humor oder pharisäischer Gleisnerei „Protektion", während er der Freiheit auf den Jonischen Inseln den Strick um den Hals angezogen hält. Ob den Griechen dort Recht geschieht, daß sie in solcher Weise, wie der Fisch vom brünstigen Frosch, vom Engländer umarmt werden, das weiß ich nicht zu beurteilen."[1])

Durch die Straße von Messina kommen wir noch gut hindurch, wie seinerzeit die beiden deutschen Kriegsschiffe; auch Korsika macht uns keine Schwierigkeiten. Dann aber müssen wir an Gibraltar vorbei. Weil dort das Meer sehr enge ist, dachte der Engländer, ist es gut, wenn die unsichere Meeresstraße von zuverlässiger Hand behütet wird. Darum nahm er den Spaniern die Felsenfestung und richtete sich dort oben mit Kanonen und anderem Mordwerkzeug ein. Es kommt noch eine Klippe: Dover-Calais. Seitdem Frankreich den Krieg so glorreich gewonnen hat, sitzt der Engländer auch diesseits der Wasserstraße; er hat es nun in der Hand, jedem unbequemen Seefahrer den Weg zu verlegen.

Leider haben wir uns verfahren; wir wollten ja nach Irland, dem gelobten Land englischer Freiheit. Aber wo sollen wir landen? Es muß schon ein englischer Hafen sein, sonst bekommen wir keinen Zutritt zu der Insel der Heiligen. Irland zeigt uns so recht, wie die Freiheit aussieht, die England den unterjochten Völkern zugedacht hat. Irland will endlich sein Recht, nachdem es lange Jahrhunderte in elendester Knechtschaft geschmachtet hat. Man ist in den Krieg gezogen zum Schutz der kleinen Völker, Serbiens, des edlen Volkes, Belgiens, das dem Verband die dankbare Anerkennung der Welt eingetragen hat, daß er wirklich die Freiheit schütze. Nun erhoben sich auch Indien, Aegypten und vor allem Irland. Aber Lloyd George erklärt, Irland beherrscht die Seewege; deshalb kann England ihm die Freiheit nicht zuerkennen. Um die Wehrkraft des Volkes zu zerstören, hat man englischerseits viele Fabriken in Dublin, Cork, Waterford, Limerick, Tipperary usw. gestürmt und niedergebrannt.[2]) Jetzt ist Cork großenteils zerstört, nachdem der Bürgermeister dem Heldenhungertod für die Freiheit seines Landes sich unterzogen hat. Man will mit Waffengewalt die Sinnfeiner niederkartätschen.

Aber die irischen Beamten weigern sich, die Kanonen weiter ins Innere des Landes zu befördern. Obschon die englische Regierung auch ohne die Bahn auskommen kann, wie sie selbst erklärt, soll doch der ganze Verkehr stillgelegt werden. Dadurch wird jeder Warenaustausch zwischen Nord und Süd, West und Ost unmöglich. Vom 1. Dezember ab darf kein Motorfahrzeug weiter als 20 Meilen vom Wohnsitz des Eigentümers aus fahren. Vom 15. Januar ab soll die Militärbehörde allein berechtigt sein, Fahrscheine für Motoren auszustellen; sie soll sie allen verweigern, die ihre Wagen zu „verbotenen" Zwecken benutzen wollen. Motorbenzin zu besitzen ist ebenso untersagt wie das Tragen oder Verbergen von Waffen. Werden solche bei irgend jemand gefunden, dann wird er eingekerkert oder verbannt,

[1]) Besuch bei Sem, Cham und Japhet. Volksausgabe Herder Bd. VI, S. 37.
[2]) Vgl. „K. Volkszeitung" Nr. 980 (1920).

und zwar auf lange Jahre. Die Folge wird sein eine Not ohnegleichen[3]) und die weitere ein Haß, den nichts mehr auszulöschen vermag. So behandelt ein Land seine eigenen Untertanen. Die Schrecken auf der Insel reißen nicht ab. Fast täglich werden Greuelberichte gemeldet. Der letzte ist bezeichnend für Englands Art. Da ist in der Grafschaft Cork der 70jährige Domherr Magner auf offener Straße von einem Kadetten der Hilfspolizei erschossen worden, selbstredend ohne jeden Grund. Der Generalinspektor der Polizei sprach dem Bischof von Cork sein Beileid aus, das dieser aber ablehnte mit der Begründung, er könne die Kundgebung eines Mannes nicht annehmen, dessen Leute das irische Volk ermordeten und seine Stadt versengten. Bravo! Dieses Beileid sieht ganz ähnlich dem Wilsonschen, das er in und nach dem Kriege gegen uns bekundet hat. In der einen Hand hatte er die Bibel und in der anderen den Dollar und die Kanone. Wie man England auch heute vielfach noch als das Land der Freiheit bezeichnen kann, ist lögenhaft to vertellen. Ich erinnere mich da an die Vorrede von Münchhausens Abenteuern. Der Freiherr bietet dem Verleger sein Werk an; der nimmt es an unter der Bedingung, daß er nicht lüge. Lügen! ruft empört der Verfasser aus, ein Münchhausen lügen! Niemals! Nein, auch England kann das ebensowenig, wie der Freiherr von Münchhausen.

Es naht die Abstimmung in Oberschlesien. Das soll nach Polen, so hat es der Verband beschlossen. Aber in dem „Friedensvertrag" von Versailles ist den Bewohnern die Freiheit zugesichert, in geheimer unbeeinflußter Abstimmung sich zu entscheiden, ob sie nach Deutschland oder nach der Polakei wollen. Nun sind die anderen Abstimmungen, abgesehen von Nordschleswig so glänzend ausgefallen für Deutschland, daß die „Hüter der Freiheit" befürchten, eine vertragsmäßige Abstimmung könne anders endigen als sie wünschen. Da gehen sie sogar heran an den hochheiligen Friedensschluß von Versailles und ändern ihn, versuchen es wenigstens. Da sollen die außerhalb Oberschlesiens wohnenden Stimmberechtigten in Köln abstimmen. Warum? Freue dich, du deutsches Volk! Das geschieht aus Liebe zur Ruhe und Ordnung; es könnten Unruhen entstehen, wenn über 300 000 Schlesier wieder in die Heimat kämen; darum sollen die draußen ihre Stimme abgeben. Aber sind denn die Schlesier so unruhige Leute? Dann hätten sie jedenfalls gegen den gemeingefährlichen Korfanty sich einmütig erhoben. Aber auch angenommen, sie wären zu Unruhen geneigt, dann steht doch fest und treu die Wacht an der Oder. Das sind die braven französischen Truppen, die der deutschen Schutzwache den Dienst abgenommen haben. Sollten diese Vertreter der grande nation nicht imstande sein, die waffenlosen Schlesier in Schach zu halten? Das wäre doch ein Verbrechen, daran zweifeln zu wollen. Oder sollte es wahr sein, was landauf und -ab erzählt wird, daß tapfere Soldaten im besetzten Rheinland die Flinten weggeworfen, als die deutsche Feuerwehr herangebraust kam! (Bei Neuß ist es tatsächlich vorgekommen. D. R.) Dann hätten eben die Verbändler am besten die Verteidigung des Landes in deutschen Händen gelassen. Denn bisher hat im Krieg kein Feind das schlesische Gebiet betreten, es sei denn als Gefangener. Erobert ist also das reiche Land noch nicht; aber was man im Kriege nicht erreichen konnte, was durch eine unparteiische Abstimmung höchst wahrscheinlich nicht erreicht werden kann, das soll nun durch allerhand Techtelmechtel durchgedrückt werden. Schließlich wird die freie Abstimmung in Oberschlesien gerade so verlaufen wie die in Eupen-Malmedy. Belgien hat nun das Ländchen eingesteckt, die Beamten gezwungen, der Brüsseler Regierung den Treueid zu leisten. Nicht alle stehen so frei und groß da, wie der Freiherr von Metternich, der den Eid verweigert hat und deshalb verwiesen worden ist. Die deutsche Regierung hat immer wieder gegen die Vergewaltigung des treudeutschen Völkchens Einspruch erhoben; aber es hat nichts geholfen. Der Völkerbundsrat hat auf die Ausführungen des brasilianischen Vertreters de Cunha hin erklärt, es sei alles richtig dort zugegangen. Als Jungen sangen wir: Brasilien ist ein Kaiserreich, Brasilien ist nicht weit von hier. Es ist schade, daß der Verband einen Berichterstatter aus so geringer Entfernung gewählt hat. Da hätte er doch lieber einen aus Grönland oder vom Südpol bestellen sollen; der wäre womöglich noch unbeschwerter von Sachkenntnis gewesen. Man sieht auch hier, es handelt sich nicht um Gerechtigkeit, sondern um Zertretung Deutschlands. Wenn wir das auch nicht verhindern können, dann wollen wir wenigstens doch der Wahrheit die Ehre geben. Die Maulkorbnote auf die Ministerreden im besetzten Gebiet und die mutige Antwort sollen hier nur erwähnt werden.

Der schweizerische Bundespräsident Motta betonte gegen Ende der Völkerbundssitzung, es ginge doch wohl nicht an, daß Nordamerika und Deutschland nicht vertreten seien. Kaum fiel das Wort Deutschland, da erhob sich der Vertreter der grande nation Viviani. Unter dem Beifall Lord Cecils (!) hielt er eine Rede, die an haßerfüllter Verbohrtheit nicht übertroffen werden kann. Der Sprecher des allerchristlichsten Volkes führte aus, auch Frankreich sei für die Aufnahme aller Staaten, aber Art. 1 des Vertrages schreibe vor, daß nur die aufgenommen werden dürften, die Beweise ihrer Aufrichtigkeit gegeben hätten; die müßten aber in Taten und nicht in Worten bestehen. Was Deutschland betreffe, so warte Frankreich seit zwei Jahren vergeblich darauf, daß ein Anfang in den Ausführungen der Friedensbedingungen gemacht werde. Man ist entsetzt über die Unverfrorenheit eines Mannes, der ganz genau weiß, daß er das Gegenteil von dem behauptet, was wirklich geschehen ist. Also ist es noch kein Anfang, daß wir dem Verband unsere Handels- und Kriegsflotte samt ungeheurem Schiffsgerät ausgeliefert haben? Also ist es kein Anfang, daß wir eine Unmasse Eisenbahnwagen und Maschinen abgaben? Also ist es kein Anfang, daß wir die unerschwinglichen Besatzungskosten für ein kriegsbereites Feindesheer, wenn auch knirschend, aufbringen, wobei das arme, besetzte Gebiet fast verblutet. Also ist es kein Anfang, daß wir so viel Kühe, Rinder, Schweine, Schafe, Ochsen, ja Hunde hergaben? Deutschland hat noch etliche Stück Rindvieh (genau genommen, noch sehr viel); aber der Verband will nur die richtigen Ochsen und Kühe, sage und schreibe 800 000 haben. Warum? Nun, deutscher Michel, weil sonst unser Nachwuchs gesund und stark werden könnte; das darf er nicht; drum muß aller Menschlichkeit zum Hohn die letzte Milch fort. Als in jüngster Zeit eine hochstehende englische Dame das Waisenhaus in Köln-Ehrenfeld besuchte, ging sie schluchzend fort mit den Worten, solch ein Elend hätte sie nicht für möglich gehalten. Aber das ist erst der Anfang, der christliche Franzmann will erst Deutschland zum Leichnam machen; es wird ihm nicht gelingen; dafür soll schon gesorgt werden. Derartige Reden helfen uns wunderbar, das deutsche Ehrgefühl wieder aufzupeitschen und die geschlossenste Einigkeit wieder herzustellen. Wir liefern monatlich zwei Millionen Tonnen Kohle, weil der Uebermut der Sieger das verlangt, obschon wir selbst dabei hungern und frieren und viele Werke wegen Kohlenmangel stilliegen müssen. Wir haben die Binnenflüsse und Wasserstraßen aller Welt geöffnet, natürlich nur unter sanftem Zwang. Man hat uns im West und Ost trotz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker gewaltige Gebiete abgenommen, hat den Polen den Korridor zugeschanzt und dadurch den westlichen Teil des Reiches in zwei Hälften gespalten. Wir haben in harter Frone gehungert und gefroren, unsere Greise, Frauen und Kinder sind in Masse der Hungerseuche zum Opfer gefallen, weil wir immer wieder dem unersättlichen Verband liefern mußten. Und nun kommt der Franke und erklärt, Deutschland habe noch nicht angefangen, seine Friedensbedingungen zu erfüllen. Für den Hochstand der heutigen christentumsfreien Kultur spricht die Fortsetzung des Berichtes. Noch nie habe ein Redner in Genf solche Beifallstürme geerntet wie Herr Viviani. Das erinnert mich an ein Vorkommnis aus jüngster Zeit. Eine Wahrsagerin kam zum Sterben. Ein Geistlicher bereitete sie vor; er fragte sie auch unter anderm, warum sie solch ein häßliches Gewerbe ausgeübt. Da gab sie ihm zur Antwort: Warum sollte ich mir die Dummheit der Leute nicht zunutze machen? So dachte auch Herr Viviani: Es ist nichts so dumm, es findet doch sein Publikum. Derartige Reden sollte man in Masse im deutschen Volke verbreiten. Ich wüßte nichts, was mehr den inneren Menschen zum Knirschen brächte, was die Deutschen schneller von der Notwendigkeit geschlossenster Einigkeit gegenüber den Erdrosselungsversuchen unserer gebildeten Feinde überzeugen könnte, als solche unerhörte Verdrehungen der Wahrheit. Dadurch wird die Mauer im Westen unübersteiglich, und das Blut rollt einem heißer in den Adern. Herr Viviani ist in politischer Beziehung ein ebenso vorzüglicher Wahlmacher für uns, wie der verflossene Kultusminister Hoffmann in religiöser.

Jetzt heißt es, alle denkenden und anständigen Kreise in ganz Europa, von den christlichen wagt man in dieser Zeit satanischen Hasses nicht mal zu reden, aufzurufen zum Kampf gegen Lüge, Verbohrtheit und Haß. Hoffentlich sind solche Leute noch nicht ausgestorben. Dann wird die Menschheit sich schämen,

[3]) Ebda. Nr. 922.

einem Leon Bourgeois den Friedens-Nobelpreis zuerkannt zu haben, obgleich Frankreich nicht abrüsten will; und dies Vorhaben Frankreichs hat Bourgeois verteidigt. Es geht doch nichts über Gedankenlosigkeit. A. Stolz erzählt: Da sagte ein Mann zu seinem Nachbar: „Hannes, du hast es aber auch gut, du bist auch glücklich." — Der Hannes sagte: „Wegen was, Sach?" — Da sagte der andere: „Eh, weil du so ein Rindvieh bist und doch nichts davon weißt."[4]) Wir wollen uns unsere Laune nicht verderben, den Lebensmut nicht nehmen lassen. Deutschland steht auch heute noch hochgeachtet da. Ich sprach dieser Tage einen brasilianischen Herrn. Der erklärte mir, das dortige Volk sei geradezu begeistert gewesen von dem deutschen Heldenmut, der einer ganzen Welt lange Jahre erfolgreich getrotzt. Noch nie hätten so viele Brasilianer deutsch gelernt, wie gerade in und nach dem Kriege. Es kommt auch für unser Volk nach Regen Sonnenschein.

[4]) ABC für große Leute. Herdersche Volksausgabe. Bd. 1, S. 4.

36 Jahre Konfirmandenlehrer in Ehren.

Von P. Hartmann Eberl, O.S.B., St. Ottilien.

Das Vorwort eines (1919 gedruckten) Büchleins „Bausteine zum Konfirmandenunterricht" beginnt:

„Immer aufs neue und von den verschiedensten Seiten her traten an mich die Bitten heran, ich möchte den Entwurf meines Konfirmandenunterrichts der Allgemeinheit zugänglich machen. Dem drängenden Wunsche ist jetzt mein langes Widerstreben gewichen."

Dann hebt der Verfasser hervor, die Bedeutung des Konfirmandenunterrichtes sei in unserer Zeit gewachsen und „die Kirche auf diesem Gebiete nicht Meisterin". Mit Interesse hören wir zu, wenn es weiterhin heißt:

„Manches in meiner Lebensführung gibt mir in dieser Sache ein gewisses Selbstvertrauen. Ich habe nun 36 Jahre lang — meist ziemlich starke — Konfirmandenjahrgänge unterrichtet. Ebenso viele Jahre hindurch habe ich monatlich die schulentlassene Jugend (zwei Jahrgänge) zu kirchlichen Unterredungen gesammelt. Jahrelang — bis in diesen Herbst 1919 hinein — habe ich auch an der Fortbildungsschule selber unterrichtet. Dazu bin ich fast 25 Jahre hindurch in zwei verschiedenen, aber jedesmal ziemlich ausgedehnten Bezirken mit dem Amte des Kreisschulinspektors betraut gewesen. So habe ich viel von anderen sehen und hören können, bin zu umfangreichen pädagogischen Studien genötigt und verpflichtet gewesen, und habe dabei stets selber mitten in der Arbeit des Unterrichts gestanden, in der ich mir die ersten Sporen in der Lutherschule Wittenbergs verdient hatte."

Wie nun jeder von uns, der zufällig oder absichtlich mit anderen auf die Platte eines Photographen kam, von Natur aus besonders neugierig ist auf das Bild seiner eigenen Person, so interessiert uns Katholiken an einem gedruckten Konfirmandenunterricht vor allem die Abteilung, wo der Konfirmandenlehrer das Bild von uns Katholiken zeichnet. Um so interessanter wird uns die Sache, wenn wir wissen: es ist ein Lehrer am Werke, der einen allseits beachteten Unterricht gibt, der durch eine ganze Jubiläumsperiode das Vertrauen genossen hat, im Namen der kirchlichen Behörde weitum loben und tadeln zu dürfen und für sich zu lernen. Gewitzigt durch allerlei Erfahrungen machen wir uns zwar darauf gefaßt, daß auch dieser bevorzugte Konfirmandenlehrer einiges über uns sagen wird, was uns vorkommt wie unverstandenes Nachreden fremdsprachiger Worte; aber ich muß sagen, es kam weit schlimmer: noch auf meinem Nachtlager tanzten mir die Behauptungen des Konfirmandenlehrers vor den Augen hin und her: So ein Unterricht, — das war meine Empfindung, — so ein Konfirmandenunterricht ist geistiger bethlehemitischer Kindermord.

Und die betroffenen Kinder sind vor allem die evangelischen Konfirmanden selbst. Aber vielleicht lehrte der Lehrer in den 36 Jahren doch nicht immer dasselbe? Vielleicht hat er manches Jahr das katholische Kapitel sogar ganz weggelassen?

Nein; „ich bemerke ausdrücklich (heißt es in einer Anmerkung), daß ich den Stoff in jedem Kirchenjahr — auch im kürzesten — vollständig behandeln konnte. Auch nach dieser Seite ist das Ganze erprobt."

Wenn ich beim Hinweis auf den Punkt, den der Konfirmandenlehrer als „den ersten Hauptunterschied" „zwischen der evangelischen und der römischen Kirche" skizziert, über das vorliegende Konfirmandenunterrichtsbüchlein hinausgreifen möchte, berichte ich zuerst vom „zweiten Hauptunterschied" mit des Büchleins eigenen Worten; nur will ich auch hier einige Worte durch Fettdruck unvergeßlich machen:

„Der zweite Hauptunterschied: wodurch wird der Mensch vor Gott gerecht? Evangelische: Durch Christi Versöhnung (weil wir es selber nicht fertig bringen konnten!). Nur aus Gnaden Freisprechung des Sünders. Römische: durch eigene Werke. Nun die selbstersonnenen Werke; denn Besseres vermögen sie auch nicht. (Rosenkranz, Fasten, Wallfahrten, Messestiften und Messelaufen, Ins-Kloster-gehen.) Christus unnütz gemacht; aber das eigene reicht nicht zu."

Können diese Worte das Ergebnis eines 36jährigen Konfirmandenunterrichts und einer 25jährigen Kreisschulinspektion sein? Einer schrieb einmal, was hier am Platze ist: **„Ich muß wiederholen: staunenerregend, fast unglaublich, beschämend und strafwürdig ist die Unwissenheit protestantischer Autoren in katholischen Dingen."**

Was sollen nun die Konfirmanden hören vom ersten Hauptunterschied?

„Der erste Hauptunterschied: schon durch den Namen angedeutet: Römische: weshalb? Papst und Tradition entscheidet. (Unfehlbar!) Evangelische: Wer entscheidet?

Warum greife ich über diese Charakteristik des „ersten Hauptunterschieds" im Konfirmandenunterrichtsbüchlein hinaus? Weil wir Katholiken neugierig geworden sind, was für eine „Ausführung" sich der Konfirmandenlehrer zu seinem kurzen Hinweis auf Papst und Unfehlbarkeit hinzudenken und im lebendigen Unterricht selbst hinzugegeben haben mag. Wir finden genauere Aufschlüsse darüber in seinem für 1921 gedruckten, in fünfter Auflage erschienenen Buche „Der Goldgrund des Lebensbildes Jesu".

„Den römischen Vizegott" nennt der ehemalige Kreisschulinspektor dort den Papst und führt u. a. weiter aus:

„Natürlich fehlt es diesem Nachfolger Christi nun auch nicht an den Gewohnheiten des Regenten. Hier ist das ärgerliche Dienen im Jesusbild der Evangelien gründlich überwunden, durch Herrschen will man wirken. Glaubensgesetze werden erlassen und ihre Annahme wird zum Befehl der Gläubigen. Schon Theodosius setzte auf Betreiben des Papstes auf Abweichung vom trinitarischen Gottesglauben die Todesstrafe. Sie würde noch heute vollstreckt werden, wenn Rom nur auch heute noch einen weltlichen Arm fände, der diese Strafe auf Roms Erkenntnis hin gehorsam vollstreckte. Denn der Zwang, der für weltliche Forscher unvermeidlich ist, ist auch Roms Ideal."

Acht Zeilen später heißt es:

„Man ist weitherzig in Rom im Verfolgen seiner Pläne. Der Zweck heiligt die Mittel, und man greift gewissenlos zu den Mitteln der Welt: List, Trug, Bestechung, ja Schlimmeres! Aber das Verfahren hat Erfolg: die Macht nimmt zu, das Reich wächst."

Wieder nach acht Zeilen:

„Der Christus, der sich in Rom in seinem Nachfolger darstellt," „schleudert gegen die Ungehorsamen die Blitze des Bannfluches; er hebt die Lebenstreue auf und entbindet die Völker vom Gehorsam gegen die Fürsten; er scheidet die Betroffenen aus, aus dem Verkehr der Menschen, und macht sie rechtlos, daß sie totschlage, wer sie finde."

Den Worten über den ersten Hauptunterschied sind noch die Andeutungen angehängt: „Bibelgesellschaften. Die Stellung des Papstes zu ihnen."

Es wäre nach den erwähnten Schreckensbildern vom Papst nicht zu verwundern, wenn der Konfirmandenlehrer den Kindern hier die alte Behauptung vortragen lassen wollte, der Papst habe die Bibelgesellschaften samt und sonders in die Hölle hineinverdammt, aber auch alle Bibeldrucker und Bibelleser seien seines maßlosen Ingrimms sicher.

Trotz der faustdicken Irrtümer, die das Büchlein „Bausteine zum Konfirmandenunterricht" nun nach 36 Jahren Schulunterricht hinaustragen wird in Tausende von Theologenstuben, würden wir von ihm nicht viel Aufhebens gemacht haben, denn die katholische Kirche geht an ihm nicht zugrunde und ihr gediegener Glanz wird nicht aus der Welt geschafft — im „Goldgrund" heißt es ja selbst: „Wie mancher Evangelische auch in unserem Volke blickt neidvoll nach Rom hin!" Aber das ist gewiß für viele Katholiken eine neue Welt, daß ein Buch mit solchen Irrtümern hat geschrieben werden können von einem Manne, der jahrzehntelang „stets selber mitten in der Arbeit des Unterrichtes gestanden", von berufswegen als Kreisschulinspektor hat „viel von andern sehen und hören können", und „zu umfangreichen pädagogischen Studien genötigt und verpflichtet gewesen" ist. Der Name des Mannes ist nicht genannt aus Schonung — und weil ich die feste Hoffnung habe, daß er mit mehr Freude genannt werden darf nach einiger Zeit.

Wolframs „Parzival" — Deutscher Jugend zur Lehr.

Zum 700jährigen Gedächtnis des Dichters.

Von Dr. Joh. B. Hartmann, Kurat, München.

Das literarische Deutschland, voran Bayern, beging 1920 das 700jährige Gedächtnis des Todes eines seiner bedeutendsten Dichter aus ferner Vergangenheit, Wolframs v. Eschenbach. In besten Mannesjahren, ein Fünfziger, wurde er 1220, so wird mit ziemlicher Sicherheit angenommen, im Münster zu Unserer Lieben Frau zu Eschenbach bei Ansbach zu Grabe getragen. Ist auch das Grab seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr sichtbar, so hat doch König Max II. die Erinnerung daran wieder gefestigt, indem 1860 dem Münster gegenüber, dem Dichter zu Ehren ein Denkmal errichten ließ.

Doch dauernder als durch Stein und Erz lebt ein wahrer Dichter fort in seinen Geisteskindern, so auch Wolfram. Es soll hier nicht die Rede sein von seinen sieben wertvollen Minneliedern, nicht von seinem leider unvollendeten „Willehalm", wo er den hl. Wilhelm als echt christlichen Helden im Kampfe mit den Sarazenen verherrlicht, auch nicht von „Titurel" (dem ersten Gralkönig), einer Dichtung, von der nur 170 Strophen von Wolfram verfaßt sind — lediglich dem Hauptwerk des Dichters, seinem „Parzival", sei unsere Aufmerksamkeit hier zugewendet und auch da sei das umfangreiche, rund 25 000 paarweis gereimte Verse umfassende Werk wiederum nur nach einer bestimmten Seite ins Auge gefaßt, nämlich: **Was hat „Parzival" der deutschen Jugend zu sagen?**

Wenn wir auch über Wolframs Leben aus Urkunden und Chroniken nichts wissen, sondern nur gelegentlich aus seinen und zeitgenössischen Dichtungen einiges erfahren, so ist uns viel mehr wert, aus seiner Dichtung zu ersehen, daß er von außerordentlich tiefer Lebensauffassung, großer Lebensweisheit und sittlich strenger christlicher Weltanschauung war.

Er verarbeitet fremden Stoff selbständig und vertieft ihn wesentlich, während seine Vorgänger mehr Uebersetzer waren. Ist Hartmann v. der Aue ein Talent, so ist Wolfram ein Genie. Wie in der Parabel vom verlorenen Sohn das Bild des Sünders so treffend veranschaulicht ist, so ist Parzival, der Held der Dichtung, ein Symbol der irrenden suchenden Menschheit. Wenn in die Dichtung sich einzelne nationalisierende Wendungen aus der fremden Vorlage eingeschlichen haben, so geht es doch zu weit, daraus sowie aus dem Charakter des Helden die Folgerung zu ziehen, wie es geschehen ist, als habe Wolfram uns damit nur hinausführen wollen „aus einer künstlichen, auf konventionellen Gesetzen beruhenden Moral in ein freies Menschentum".

Da gerade die Jugend schwärmerisch für „Parzival" begeistert ist und zudem Richard Wagner durch sein Bühnenweihfestspiel „Parsifal" Wolframs Dichtung in den Vordergrund gerückt hat, so sei hier Wolframs Parzival etwas ausgedeutet. Das Wesentliche des Inhaltes darf vorausgesetzt werden.

Der kleine Parzival wird von seiner Mutter Herzeloide fern vom Getriebe der Welt, das ihr den Gatten geraubt, in der Einsamkeit der Wüste erzogen. Gleicht dieser Abgeschlossenheit nicht das schützende Elternhaus und ist Herzeloide nicht die gute und um das Wohl ihrer Kinder so tief besorgte Mutter? Das Elternhaus ist wie ein Hort und Schutzwall aufgerichtet gegen die Gefahren, die der Jugend in der Welt drohen. Drei Ritter kommen des Weges. Der Knabe Parzival ist verblüfft. In seiner Unerfahrenheit (Tumpheit) hält er sie für Gott. Als er nun von des Königs Artus glänzender Hofhaltung hört, weitet sich für ihn die Welt und er will auch dorthin, wo so glänzende Rüstung verliehen wird.

Der deutsche Knabe entwächst allmählich dem schützenden Elternhaus, er will, ja er muß in die Welt hinaus. Da sieht er auf einmal, wie Parzival, fremde Menschen. Wie die Ritter von Artus' Hofhaltung erzählen, so erzählen diese ihm bisher fernstehenden Menschen in Werkstätten und Betrieben von neuen Ideen und predigen eine dem noch harmlosen Jungen fremde Weltanschauung. Parzival ist auf diese neue Welt, von der die Ritter reden, nicht vorbereitet und so überrascht davon, daß alle Sorgen und Mahnungen der Mutter wie in den Wind gesät erscheinen. Er zieht nach dem Hofe des Königs Artus, das ist die Welt mit ihren Gefahren. Wenn Eltern zwar ihre Kinder zu Hause von allen Gefahren sorgsam fernhalten, aber nicht rechtzeitig auf die der Jugend von außen drohenden Gefahren hinweisen, dann kann es gehen wie bei Parzival. Der „reine Tor" wird ob seiner Schönheit zwar bewundert, ob seiner Einfalt im guten Sinne und ob seiner komischen Kleidung aber verlacht, bis sich am Hofe der greise Fürst Gurnemanz findet, der ihn in ritterlicher Tugend unterweist. Nicht jeder Jugendliche findet in der Welt draußen einen wohlmeinenden Gurnemanz, der ihm auf rechtem Wege Führer sein will. Darum leidet so mancher gute Junge Schiffbruch. Als Parzival die Mutter ungehorsam verläßt, bricht ihr das Herz. Mancher deutschen Mutter ist auch schon das Herz gebrochen ob der Abwege, die ehedem so treu behütete Kinder gewandelt sind.

Parzival lernte am Artushof die Welt kennen, ist aber nicht befriedigt; es überkommt ihn eine unnennbare Sehnsucht nach Heimat und Mutter. Er will zu ihr, aber der Zufall führt ihn unterwegs zur Gralsburg, und wie er dort glaubt, das Glück in Händen zu haben, ist es ihm schon entwischt. Er muß es sich erst verdienen, er muß erst noch büßen für seine Unbotmäßigkeit gegen seine Mutter. Wie schwer hat so mancher junge Mensch büßen müssen, wenn er das vierte Gebot Gottes mißachtete.

Parzival verliert den inneren Halt und wird schließlich gegen Gott verbittert. Ist das nicht das Bild vieler Jugendlichen? In der Welt einmal wankend geworden, fehlt der feste Schutz und Halt des Elternhauses und religiöser, oft genährter Zweifel und schließlich gar religiöse Verneinung werden Rächer für oft versäumte und mißachtete religiöse Pflichten. Der junge Mann meidet Kirche und Sakramentsempfang.

Auf seine eigene Kraft pochend, irrt Parzival nun jahrelang unbefriedigt umher, immer neue Gefahren suchend. Schließlich kommt ihm doch der Zweifel, ob er nicht selbst schuld sei an seinem Schicksal. Das freie Menschentum ist Trug und Täuschung. Davor soll unsere Jugend bewahrt bleiben. Parzival sei ihr eine Lehre. Die konfessionellen Jugendorganisationen wollen der Jugend ein Hort sittlicher Ertüchtigung und Festigung sein. Soll denn immer erst die Erfahrung es sein, die klug macht, wie das bei Parzival der Fall? Vorgebaut heißt festgebaut. Hat nicht erst jüngst im bayerischen Landtag der Justizminister die Notwendigkeit der Schaffung eines Jugendgerichtsgesetzes betont mit dem Beifügen, daß die Verwilderung der Jugend immer mehr zunehme.

Für Parzival wird der Karfreitag zum Anfang der Umkehr. Gottlob, wenn für einen irregegangenen jungen Menschen — für viele ist es leider nicht mehr der Fall — noch ein Karfreitag kommt, wenn Einkehr zur Umkehr wird und wenn ein Einsiedel Trevrezent, ein wohlmeinender, verständiger Seelsorger noch helfen kann und auf das wahre Glück, auf die Gralsburg, d. i. den Tabernakel mit Nachdruck hinweisen kann, wo die Rettung zu finden ist. Wenn verirrte Jugend verderblichen Uebermut mit ritterlicher Demut und Entsagung vertauscht, dann wird sie wie Parzival die zahlreichen Kämpfe sicher bestehen können und so sich des Gralrittertums der Gottesfreundschaft teilhaftig machen. Es mag aber sein, daß auf einem gefährlichen Irrweg der Rückweg nicht mehr gefunden werden könnte. Ein solcher Irrweg, will uns bedünken, ist der Anschluß eines Teiles deutscher Jugend an die dritte Internationale in Moskau und damit das Bekenntnis zum Atheismus, also zu einem freilich nur scheinbaren freien Menschentum. Ob den Eltern einer solchen Jugend nicht bald grauen wird? Möchte auch da der Weg zurückgefunden werden wie bei Parzival! Möchte eine flammende Begeisterung unsere ganze deutsche Jugend erfassen für alles Heilige und Hohe, wie das so herrlich die großdeutsche Jugend auf ihren Schild erhoben (siehe die Beilagen zum „Heiligen Feuer") und wie das so impulsiv und erhebend auf der letzten Fuldaer Tagung von „Neu-Deutschland" (s. Nr. 37 1920 der „A. R.") zum Ausdrucke kam!

Der Gral ist ein Bild des Heiles. Parzival ist das Bild eines Menschen, dessen Herz unruhig nach Glückseligkeit verlangt, die er im Dienste der Welt vergeblich sucht. Erst in Demut und Entsagung findet er den Frieden. Diese Demut, Bescheidenheit, Selbstzucht und Entsagung muß auch unserer deutschen Jugend zum Gemeingut werden. Parzival ist also einerseits Warnung, anderseits Vorbild — Warnung vor Zweifelsucht, Vorbild in Unverzagtheit auch in schlimmen Tagen. Er zeigt, daß allein das Streben zu Gott mit jener Erkenntnis erfüllt, die durch die Wirren des Lebens hindurchhilft zum Frieden in Christus

„Parzival" mit seinem tiefen Ideengehalt hat den Dichter Wolfram unter die größten Dichter aller Zeiten eingereiht.

Perioden großer Unglücksfälle.

Von Pfarrer Franz X. Fischer, Bayersried.

Die Gegenwart darf wohl als ein Weltunglück aufgefaßt werden, zumal wir noch gar nicht wissen, welche Folgen unser warten. Rechnen wir von hier aus vier Generationen, das ist ungefähr 130 Jahre zurück, dann stehen wir im Beginne der französischen Revolution, deren Folgen ganz Europa empfinden mußte. Weitere vier Generationen führen uns zum Ende des dreißigjährigen Krieges zurück; die nächste Stufe ist der Bauernkrieg und die Religionskämpfe, die ihm unmittelbar folgten.

Nun tritt eine Periode von sechs Generationen ein (180 Jahre), wir stehen bei 1348, das in der Geschichte grell hervorsticht durch Mißwachs, Erdbeben, den schwarzen Tod und die Geißlerumzüge. Weiter zurück steht die Etappe der Mongolenkämpfe 1241 (das etwas verschoben ist für 1220), als dann 1090, das die Leiden der Christen im Oriente bedeutet, weiter 955, die furchtbaren Ungarnkämpfe. Doch möchte man dieses Jahr als eine Zeit des Aufschwunges lieber nicht wählen, sondern 914, das Aussterben der Karolinger mit all den kommenden Wirren. Wir hätten also wieder sechs Generationen (172 Jahre). Weitere sechs Generationen führen in die letzte Zeit der Merowinger zurück. Damit stehen wir schon fast in der Völkerwanderung, in welcher es Schwierigkeiten bietet, einzelne besonders schlimme Zeiten herauszugreifen. Eine der furchtbarsten Lagen war sicher in der Zeit der Hunnenzüge gegeben, 2 × 4 Generationen vor der soeben genannten Stufe der Merowinger.

Suchen wir dagegen die Perioden des Aufstieges, so brauchen wir nur den angeführten Zeiten des Tiefstandes eine Generation (bei den Perioden zu 6 Geschlechtern 1—2 Generationen) anzufügen. So folgt auf die Merowinger die Zeit Pipins und des großen Karl, auf 911 die Blüte unter Otto dem Großen, auf 1090 die Größe unter den ersten Staufern.

Damit kennzeichnen sich die einzelnen Generationen einer Periode. Die erste, verwachsen unter dem Drucke des Unglückes, führt in der Pflege der Religion und Arbeit den Aufstieg herbei; die zweite, noch in der Erinnerung an die schweren Jahre und gestützt durch eine treffliche Erziehung schreitet auf der vollen Höhe vorwärts, die dritte hat das vergangene Elend vergessen und lebt vom Glücke des Augenblickes. Sie beginnt den religiösen und sittlichen Niedergang, oft verbunden mit einem wirtschaftlichen Aufschwung. Die vierte zieht die Katastrophe herbei, in Leichtsinn und Genußsucht versunken.

Nur das tiefgläubige Mittelalter konnte manchmal die Katastrophe bis auf sechs Geschlechter hinausschieben. Manchmal behielt aber auch das Elend die ganze Zeit hindurch ein weitgehendes Hausrecht.

Wenn wir nun die einzelnen Tiefpunkte mit den Zahlen I—XIII versehen, dann ergibt sich ein auffallender Wechsel. Auf die geraden Zahlen fallen nämlich Revolutionen (XII. 1790, X. 1525) und die Einfälle östlicher Völker (VIII. Mongolen, VI. Ungarn, IV. Hunnen), auf die ungeraden Zahlen sodann Kriege in Europa selbst (XIII. Weltkrieg, XI. der Dreißigjährige Krieg, V. die Absetzung der Merowinger und ihre Begleitkämpfe), dann der Zug Europas nach dem Osten (VII. Kreuzzüge) und Mißwachs, Erdbeben und Krankheiten (IX. 1348).

Ein Gesetz scheint demnach im Aufstiege und Niedergang der Völker und in der Reihenfolge der Unglücksfälle zu herrschen. Der nächste Aufstieg würde der uns nachfolgenden Generation erblühen, wenn wir — arbeiten und beten. Denn es gibt auch Perioden fortlaufenden Unglückes, z. B. in der römischen Kaiserzeit nach Philipp dem Araber, in der Völkerwanderung, und nach dem Dreißigjährigen Kriege (letzteres mit Einschränkung). Wollen wir also eine solche vermeiden, dann müssen wir eine bessere Zeit heranbilden. Wir dürfen nicht auf einen Deus ex machina, einen vom Himmel geschickten Führer hoffen, sondern müssen ein neues Geschlecht heranbilden. Dann wird der verdiente Führer naturgemäß kommen, ja kommen müssen, so wie er noch jedesmal in der Geschichte kam, ob er nun Karl, oder Otto oder Friedrich Barbarossa hieß.

Die Zukunft ruht auf unserer Mitwirkung und zwar auf der Tätigkeit gerade der Unbeachteten, soferne sie nur zur Neuheranbildung des kommenden Geschlechtes ihr Bestes einsetzen. Ein Volk war in der Weltgeschichte immer dann verloren, wenn es seine nationale Würde, sein nationales Selbstbewußtsein, nationales Denken und nationales Hoffen aufgab. Ein Teil des deutschen Volkes ist auf dem Wege dazu und der internationale Radikalismus der Sozialdemokratie ist Führer dabei.

Politische Romantik.

Von Dr. Otto Sachse.

Was ist politische Romantik? Es ist Romantik, auf einen politischen Inhalt angewandt. Bei den meisten großen Völkern Europas haben wir Staatsrechtslehrer und Staatsphilosophen, die als politische Romantiker bezeichnet werden, die die Politik romantisierten. Jedoch finden sie sich in ganz verschiedenen Lagern. Während in Deutschland Adam Müller, Gentz, Novalis, Friedr. Schlegel konservativ und, sagen wir vorsichtig: irgendwie christlich sind, gilt in Frankreich Rousseau als der Vater der politischen Romantik. Sie wird dort mit Revolution und Jakobinertum verknüpft. In Rußland wieder verbindet sich der Panslawismus mit ihrem Begriff. Will man den Namen politische Romantik für all diese widersprechenden Erscheinungen rechtfertigen, so darf man nicht vom romantisierten Objekt ausgehen. Wir Deutsche sind gewohnt, das Mittelalter, das Rittertum, den Ständestaat, die Monarchie romantisch zu nennen, der Franzose, wie erwähnt, verfährt umgekehrt. In Frankreich bezeichnen die großen Traditionalisten und Legitimisten De Maistre und Bonald den Umsturz der Jakobiner, ihren Aktivismus, der sich vermißt die Ueberlieferung zu zerreißen und von vorn anzufangen mit der Schöpfung, als phantastisch und romanesque. Die Romantik muß also ins romantisierende Subjekt verlegt werden. Sie ist eine bestimmte geistige Einstellung zur Welt. Diese Erkenntnis, aus Untersuchungen über politische Romantik gewonnen, kann sich für unsere ganze Stellung zur Romantik fruchtbar erweisen, wenn wir sehen, wie diese geistige Einstellung beschaffen ist. Darum bedeutet das Buch eines Juristen: **Politische Romantik**, von Dr. **Karl Schmitt-Dorotić**, Dozent an der Handelshochschule München, (München und Leipzig 1919) auch etwas für die Kultur- und Literaturwissenschaft, nicht nur für die Rechtsgeschichte und Staatslehre.

Es gibt verschiedene Beziehungen in der Wirklichkeit. Zunächst die von Ursache und Wirkung. Sie ist absolut berechenbar und herrscht in der anorganischen Natur. Der Anhänger des mechanistischen Materialismus läßt sie allein gelten. Dann gibt es die Beziehung von Reiz und Wirkung. Beide entsprechen einander nicht völlig, die Wirkung ist aus dem Reiz nur teilweise zu berechnen. Diese Beziehung herrscht in der organischen Natur. Endlich die Beziehung Anlaß (französisch occasion) und Wirkung. Sie ist ganz unberechenbar. Jedes Ding, jeder Vorgang kann Anlaß zu allen möglichen Gedanken und Gefühlen sein. Das ist die phantastische, die eigentlich **romantische** Beziehung. Der Romantiker sieht eine Burgruine. Er zeichnet sie nicht ab, schildert sie nicht, wertet sie nicht nach ihrem Nutzen oder ihrer Zwecklosigkeit, sondern spinnt seine Gedanken um sie, ergeht sich in Betrachtungen über bessere alte Zeiten, Vergänglichkeit, Reiz der Vernichtung usw. Für Novalis ist seine tote Geliebte Sofie der Anlaß, alles kann er „in Sofie verwandeln". Schicksale, Kriege, Revolutionen, ja die ganze Welt wertet der Romantiker in ästhetischem Hochmut nur als Anlaß, vielleicht ein schönes Gedicht zu machen. Einzelne haben das ganz zynisch ausgesprochen — Schmitt spricht deshalb von der okkasionalistischen Struktur der Romantik. Es führt eine Linie von ihr zurück zur okkasionalistischen Philosophie der Geulincx und Malebranche. Denen war bekanntlich jede irdische Ursache nur ein Anlaß der Alleinwirksamkeit Gottes. Gott ist die wahre unmittelbare Ursache aller Vorgänge. Wenn ich schreibe, bewegt Er die Feder, meine Hand, meinen Willen, Er fügt die unerklärliche Uebereinstimmung zwischen körperlichen und geistigen Vorgängen. Ich, der Mensch bin nur Zuschauer, nicht handelnde Person in diesem Schauspiel, sagt Geulincx. Auch der Romantiker ist Zuschauer der Wirklichkeit. Er behält sich stets ihr gegenüber etwas vor. Dem politischen Romantiker ist alles Politische nur Anlaß zu Einbildungen und Gefühlen. Wovon sich gut schwärmen läßt, das wird sein politisches Ideal. Novalis ist begeisterter Preuße und Monarchist um der Königin Luise willen, mancher ist heute Bolschewist, weil er im Brennen und Morden der roten Garden die apokalyptischen Reiter sieht. Stets reizt den Romantiker das Ferne in Zeit und Raum: Mittelalter, Morgenland, Rußland. Es ist ja undeutlich und läßt der Einbildungskraft jede Möglichkeit und Freiheit.

Verlegte die ältere okkasionalistische Philosophie die wahre Ursache aller Dinge in Gott, so findet die Romantik sie im wesentlichen Ich, später im Volksgeist oder im Staat. Sie ist also geistiger Subjektivismus und hat diesen Charakter auch nie verleugnet. Ewige Gesetze, feste Formen kennt sie nicht. Romantische Kunstwerke sind selten abgerundet und in sich vollendet. Novalis' großangelegter Roman „Heinrich von Ofterdingen" z. B. verliert sich buchstäblich von der Erde in die unendliche Sternenwelt, die Personen werden zu Sinnbildern. Auch bei längerem Leben hätte der Dichter ihn kaum zum Abschluß gebracht. Es ist ein merkwürdiges Verhängnis, daß für das deutsche Bewußtsein Katholizismus und Romantik so eng verbunden erscheinen. Wahr ist, daß die katholische Kirche und das gläubige Mittelalter von den Romantikern für die deutsche moderne Welt wieder entdeckt wurden. Sie sind vielen so erst nahe gebracht, aber zugleich romantisiert und uns dadurch wieder ferngehalten. Sollen aber die Kulturwerte der katholischen Kirche und des Mittelalters uns Frucht tragen, so müssen wir sie nehmen als das, was sie sind, als wirksame Gegenständlichkeiten, nicht als Anlässe zu willkürlichen Stimmungen und Wunschgebilden des menschlichen Ich. Die Stellung unserer Klassiker zur Welt, einmal auf katholischem Boden übertragen und unserer Gotteslehre unterworfen, bringt uns weiter.

Häßliche Angriffe des Generals Bernhardi auf den Katholizismus.

Von Franz Sures, Hagen (Westf.).

Unter einer großen Flut von Werken und Schriften zu Beginn des neuen Jahres ragt eine Neuerscheinung besonders hervor: von Bernhardi! „Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands." (Eindrücke und Betrachtungen aus den Jahren 1911—1914 mit einem Nachwort aus dem Jahre 1919, von Friedrich von Bernhardi, General der Kavallerie z. D. -Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1920. Preis geb. M 90.—)

So angenehme und interessante Stunden der ehem. Kommandeur des VII. Armeekorps seinen Lesern auch schenkt, hindert das nicht, die Auffassungen und Behauptungen von Bernhardis über die katholische Kirche und ihre Einrichtungen — aufs schärfste zu verurteilen und seinen Ausführungen entgegenzutreten. In einem besonderen Kapitel über die Herrschaftsbestrebungen des Vatikans spricht von Bernhardi (Seite 182) von dem vielfach unheilvollen Eingreifen der katholischen Kirche in die deutschen Verhältnisse bis an den heutigen Tag; von dem gewaltigen, welthistorischen Kampf Roms gegen die deutsche Kaisermacht. Leider gibt von Bernhardi die Beweisgründe für die vorgenannten Sätze nicht an und er dürfte auch schwerlich in der Lage sein, seine Behauptungen durch kräftige Darlegungen unwidersprochen zu beweisen.

Die Kurie — so meint v. Bernhardi — erstrebe nur Herrschaft, und Glaube und Dogma seien nur Mittel um die Herrschaft zu befriedigen. Das Recht der Fürsten sei nicht mehr heilig. Throne und Fürstenrechte fänden daher in der Kirche nicht mehr die Stütze, die sie ihnen früher gewährte. Man fragt erstaunt, woher v. Bernhardi diese Ansichten hat. Schon in den ersten Schuljahren lernen die Kinder aus ihrem kleinen Katechismus Thron und Vaterland zu ehren und zu verteidigen. Zum mindesten dürfte aber der Krieg 1914 bewiesen haben, was die Kinder, was die Jugend in den katholischen Schulen lernen. Tausende deutsche katholische Kriegerhelden haben Thron und Vaterland mit den höchsten Opfern bis zum letzten Augenblick verteidigt. Viele von ihnen haben ihr Leben für die Ehre des Vaterlandes hingegeben und haben so den ihrem Könige geschworenen Fahneneid mit der Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit in vorbildlicher Weise eingelöst.

Wenn v. Bernhardi in seinem Werke (Seite 183) weiter sagt: In diesen Herrschaftsbestrebungen richtet sich die Tätigkeit der Kurie ganz besonders gegen Deutschland — und weiter: Kein Land der Erde hat so viel für Rom getan wie Deutschland, keines hat der Kirche so viele Opfer gebracht usw., so darf man auf das von Bernhardische Beweismaterial für obige Behauptungen sehr gespannt sein. Sodann spricht v. Bernhardi über die Besetzung hoher kirchlicher Aemter und kommt wieder auf die Machtbestrebungen des Vatikans zu sprechen (Seite 185) z. B.:

Die Kurie gibt ihre Zustimmung (bei Besetzung von Bischofssitzen) nur dann, wenn sie ihres späteren maßgebenden Einflusses auf die betreffende Persönlichkeit sicher ist. Im übrigen ist der Eid, den jeder ablegen muß, wenn er Bischof wird, derart abgefaßt, daß gar kein anderer Ausweg übrig bleibt, als sich dem ausgesprochenen Willen des Papstes zu unterwerfen, auch wenn dieser im ausgesprochensten Gegensatz zu den Forderungen der weltlichen Regierung steht. Der Handschlag, mit dem der Bischof dem Landesherrn Treue gelobt, fällt dagegen gar nicht ins Gewicht usw. Wer gibt v. Bernhardi das Recht, die katholische Kirchenfürsten in solchen Worten der Treulosigkeit gegen den Landesherrn zu bezichtigen? Die letzteren hatten doch wahrlich Mittel genug zur Hand, um ihnen unbequeme Menschen zu beseitigen. Hätte v. Bernhardi jedoch die Hirtenbriefe deutscher Bischöfe gelesen, so wären ihm solche Worte wohl nicht aus der Feder geflossen. Unkenntnis in katholischen Dingen entschuldigt aber auch einen v. Bernhardi nicht — Pflicht und etwas Selbstverständliches wäre es gewesen, sich zuvor bei katholischen Wissenschaftlern über Dinge zu unterrichten, welche er nicht kennt.

Von der katholischen Kinder- und Schulerziehung besagt das Werk folgendes: „In der Schule kommt es natürlich darauf an, die Jugend zur Vaterlandslosigkeit und zum Gehorsam gegen Rom zu erziehen usw." Man findet nicht Worte genug und nicht scharf genug, um die Aeußerungen von Bernhardis genügend zu geißeln. Möchte der Verfasser doch nur ein Schulhaus angegeben haben, mit welchem er diese grobe Verleumdung der katholischen Jugend, ihrer Lehrer und Priester bewiesen hätte.

Es wäre besser, sich einmal in die unterste Klasse der katholischen Volksschule zu setzen und mitzulernen, was man dort den Kleinen inbezug auf die gemachten Behauptungen vorträgt. v. Bernhardi würde bei einigem ehrlichen Willen von seinem Irrtum belehrt und bekehrt werden. Auch sollte der Krieg, wie schon gesagt, v Bernhardi genügend bewiesen haben, daß seine Ausführungen eine kränkende Verleumdung und verachtungswürdige Charakterisierung des katholischen Volksteiles bedeuten. Zum Schlusse des Kapitels kommt v. Bernhardi zu der Behauptung: Rom erstrebe in letzter Linie die Zertrümmerung des protestantischen Kaiserhauses und ließe sicherlich kein Mittel ungenutzt, diesen Zweck zu erreichen.

v. Bernhardis Entgleisungen in katholischen Dingen sind sehr, aber auch sehr bedauerlich, um so mehr, als sein Werk sonst so viel Schönes, Lehrreiches und Interessantes bietet.

Der Krieg mit seinem tragischen Ende hat v. Bernhardi bezüglich seiner letztgenannten Behauptung Lügen gestraft. Die Kronen aller deutschen Fürsten rollten über das Pflaster und kein ehrlich denkender Mensch wird Rom, oder die katholische Kirche dafür verantwortlich machen wollen.

Es ist sehr schade, daß der große General mit solchen, den katholischen Volksteil verletzenden Worten und durch nichts bewiesene Behauptungen jetzt aufwartet. In einer Zeit wie die unsrige, sollte doch alles vermieden werden, um nicht noch mehr zu beunruhigen und Gegensätze zu schaffen, als es ohnehin schon zur Genüge der Fall ist.

Der katholische Volksteil aber kann und darf Ausführungen — wie v. Bernhardi sie gibt — nicht stillschweigend hinnehmen. Sammeln und nicht zerstreuen, das ist die Losung, welche jedes Menschenherz beseelen sollte. Wenn Deutschland wieder genesen soll — und es wird auch einmal wieder gesunden — dann wird der katholische Volksteil wahrlich nicht zum wenigsten Anteil daran haben. Diese Behauptung ist durch Tatsachen und die Arbeiten in den Parlamenten, in Kirchen und Schulen, in Versammlungen und Presse zur Genüge erhärtet. Wer das noch nicht eingesehen hat, dem ist leider nicht zu helfen. Für diese Mitarbeit am Wiederaufbau Deutschlands und unseres Vaterlandes muß aber der katholische Volksteil zum mindesten die Achtung seiner katholischen Gefühle von Andersdenkenden erwarten und verlangen.

Vom Büchertisch.

Deutschlands Schicksal von E. Hirsch, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen, geb. 12 M. Dieses interessante und bedeutende Buch, hervorgegangen aus Vorlesungen an der Bonner Universität, zeigt anschaulich die gewaltige Ueberlegenheit der theistischen Weltanschauung über den modernen Skeptizismus und Relativismus. Durch die Einführung des Gottesbegriffes in die Geschichtsauffassung gelingt nicht nur eine großzügige Widerlegung der unzulänglichen naturalistischen Seite der Spenglerschen Geschichtstheorie, deren richtiger Kern, nämlich die Periodengliederung der Geschichte nach selbständigen Kulturkreisen mit abgeschlossener Gesetzmäßigkeit im übrigen anerkannt wird, sondern es werden auch bedeutsame Einsichten in den komplizierten Aufbau der Geschichte aus persönlichen sittlichen Kräften und der allgemeinen, nur zu ahnenden göttlichen Leitung gewonnen, nämlich der Vorsehung. Besonders beachtenswert ist die Einsicht, daß die Gemeinschaft der Gewissen die wichtigste Vereinigungskraft der Menschheit zu einem geordneten Kulturleben ist, nur scheint mir der Gedanke nicht mit voller Konsequenz durchgeführt zu sein. Für den Katholiken ist nur zu berücksichtigen, daß der protestantische Verfasser nicht erkennt, wie neben der unsichtbaren Kirche Christi auch die sichtbare, rechtliche Organisation derselben gerade um der kulturbildenden und erzieherischen Kraft willen ganz unerläßlich ist. Die praktischen Vorschläge, wie Deutschland nochmals sein Schicksal in die Hand nehmen könnte, sind von einem heroischen, unerschütterlichen Willen eingegeben. A. D. Alto.

Ecclesia Orans. Herausgegeben von Abt **Ildefons Herwegen.** 4. u. 5. Bändchen: **Die Psalmen.** Uebersetzt und kurz erklärt von **Athanasius Miller** O. S. B. Freiburg i. Br., Herder. Pr. I. Band geb. 15 M, II. Band geb. 13.20 M. Zusammengebunden in einem Band geb. 26 M. — Diese den festen Zusammenschluß der Priester-, Lehrer- und Laienwelt zur großen Gebetsgemeinschaft im Schoße der hl. Kirche anstrebende hochwichtige Sammlung hebt für uns in dem oben aufgeführten Psalmenwerk einen bis ins feinste geprüften und geläuterten Gebetsschatz von in der Tat unübersehbarem Wert. Wie die Jünger den Heiland, so hatte schon David Jahwe gebeten: „Herr, lehre uns beten!" Und der Herr wählte den in Anbetung glühenden Sänger als Weg und Führer zur gottesgemeindlichen Universalgebetsschatzkammer. Diese wurde uns erhalten in zwiefacher Ausprägung: dem vorwiegend benützten Psalterium Gallicanum der Vulgata und dem nur in zweiter Linie in Betracht kommenden Psalterium Romanum. Das erstgenannte entspricht aber, wie das die Wissenschaft und die Erfahrung dartut, nicht dem für den täglichen Gebetsgottesdienst der Kirche zu wünschenden Ideal. Eine Vergleichung „mit der Psalmenübersetzung des hl. Hieronymus aus dem Hebräischen bzw. mit dem hebräischen Text" stellt dies ohne weiteres fest. Die vorliegende Veröffentlichung bringt nun eine hochwillkommene Textverbesserung in Form einer Parallelausgabe in Vulgata-Latein und Deutsch unter Befolgung dieser drei Grundsätze: Rhythmischer Aufbau zur Erzielung leichteren Flusses und größerer Würde; Herausarbeitung des einheitlichen scharfen, klaren Gedankenganges eines jeden Psalmes; möglichste Uebersichtlichkeit und Brauchbarkeit der äußeren Gestaltung. Dem Haupttexte der beiden Bände stehen im ersten voran: ein das Warum, Was und Wie der geleisteten Arbeit schön beleuchtendes Vorwort; eine vorzügliche, umfangreiche Einführung (68 Seiten!) in Dreiteilung: 1. Das Psalmenbuch betrachtet nach seiner Entstehung, seiner Textgeschichte, seinem Charakter und Inhalt, 2. das Psalmenstudium und 3. das Psalmenbeten. Die Verbesserungen deutschen Wortlautes, die sich im 1. Band als am zahlreichsten erweisen, sind durch den Druck sehr ersichtlich hervorgehoben. Es ist eine Freude, sie zu verfolgen: wer da einmal anfängt mit Vergleichung, hört sobald nicht wieder auf und fühlt sich immer mehr erfüllt von Dankbarkeit für das Gebotene, so viel klarer, reicher, erhabener ergibt sich ihm der Wesenssinn. Möge sich denn eine weitestmögliche Verbreitung des herrlichen Werkes verwirklichen. E. M. Hamann.

Eine deutsche Hymne hat Gustav Moritz mit einer einfachen, volkstümlichen, auch für den Massengesang wirksamen Melodie komponiert. Sie erscheint in der Verlagsbuchhandlung Gustav Moritz, Halle a. S., und kostet nur 3.— M.

Bühnen- und Musikrundschau.

Theater. Eine stille Theaterwoche, wie überhaupt die Zeit an Theaterereignissen arm ist. Lediglich die Neueinstudierung von Glucks „Orpheus und Eurydike“ im Nationaltheater wäre als erwähnenswert zu buchen, schon aus dem Grunde, weil Bühnenleiter vor dem großen Neuformer der Oper gewiß stets eine historische Verehrung hegen, aber in der Praxis wenig davon merken lassen. Heger dirigierte; der neue, aus Nürnberg kommende Kapellmeister, der den Platz von Otto Heß † einnimmt, ist ein Musiker von Können, Geschmack und Feinheit. Man kann zu seiner Entwicklung auf dem neuen Kunstboden Vertrauen hegen. Den Orpheus gab die Onegin, sanglich vollendet, stilistisch mit Feingefühl, das übrige war tüchtig, aber durchaus nicht mehr. Die nächste Woche bringt erfreulicherweise eine Klassikerneueinstudierung: „Maria Stuart“. Es scheint, daß die vielen Vorstellungen für die Vereine der „Theaterkonsumenten“ die Schauspielreform des neuen Intendanten verzögern, wie es ja sicher ist, daß an den Privatbühnen die Mechanisierung des Betriebes hierdurch leider gefördert wird. Dazu kommt freilich die Sehnsucht der Bühnen nach „Schlagern“. Muß man nicht Schauspieler bedauern, die allabendlich ein Stück wie „Das Bett der Pompadour“ spielen müssen, das sein Glück lediglich durch seinen „ansprechenden“ Titel macht. Das Schauspielhaus bereitet den „Reigen“ Schnitzlers vor. In Berlin ist jetzt allerdings die Aufführung freigegeben, aber so viel wir wissen, hat der Kultusminister die Kündigung der in der Musikhochschule spielenden Bühne nicht zurückgenommen und in Preußen ist bekanntlich Herr Hähnisch Kultusminister! Hat man Frau Körner, die ja über einen ansehnlichen Stab von Dramaturgen verfügt, nicht davon unterrichtet, welchen Staub die Vorlesung dieses Stückes vor Jahren hier aufwirbelte? Hat nicht Herr Schnitzler selbst gesagt, daß er diese Dialoge für die Lektüre geschrieben hat? Wer durchaus wissen muß, wie sich allerhand Liebespaare der verschiedenen Stände und der Halbwelt in sehr unplatonischen Momenten benehmen, der mag eben das Buch lesen, aber die Aufführung kann nur zur Verschlechterung unserer Sitten beitragen, zumal heute, wo man gar nicht mehr weiß, wohin halbflügge junge Leute gehören und wohin nicht. Neulich las ich ein Klagelied über den erotischen Paroxismus, der durch alle Gassen schauert, die sittsamsten Menschenkinder überfällt, die ganze Literatur ansteckt, Buch und Bühne! Auf dem Theater scheint sich die Dirne ansiedeln zu wollen, da und dort tauchen Stücke auf, in denen das Heldentum der käuflichen Liebe anschaulich und mit verführerischem Talent geschildert wird und sofort. All' dies haben wir hundertmal gesagt. Interessant ist es nur, daß wir diese interessante Lektüre just in der „Neuen Freien Presse“ finden, die für moralische Kunstforderungen nie Verständnis zeigte und stets das Ihrige dazu beitrug, den Dichter des „Reigen“ zu einer führenden literarischen Persönlichkeit emporzuheben, als einen von unseren Leuten.

Konzert. Marie Olszewska vom Hamburger Opernhaus ist eine Altistin von einer ungewöhnlichen Fülle und Schönheit der Mittel. Es war ein Verdienst der „Philharmonischen Konzerte“, uns mit dieser Künstlerin, die in Schützendorf von unserem Nationaltheater einen vortrefflichen Konzertpartner hatte, bekannt gemacht zu haben.

Verschiedenes aus aller Welt. Gerh. Hauptmanns „Florian Geyer“ wurde in Berlin in einer bedeutenden Aufführung geboten. Man empfand den unpolitischen Stimmungsmenschen gewissermaßen als einen tragischen deutschen Typus. — Eine Szene und eine Pantomime „Das Wandbild“ nennt sich ein Bühnenwerk, das teils Schauspiel, teils Pantomime ist. Den Text schrieb der Komponist Busoni, die Musik Othmar Schöck. Die Uraufführung in Halle hinterließ starken Eindruck. Die romantische Fabel zeigt Einflüsse von E. T. A. Hoffmann und Oskar Wilde. Die Musik ist von erotischem Klangreiz. Der mystische Grundgedanke des Werkes wird in dem Satze gefunden: „Gesichter haben ihren Ursprung in denen, die sie schauen“. — Hasenclevers „Sohn“ führte in Hagen zu lebhaften Kundgebungen; ein großer Teil des Publikums verließ vorzeitig das Theater. — Das bayerische Justizministerium hat die Eingabe des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller und Komponisten um Begnadigung des Herrn Ernst Toller abgelehnt. Es kommt leider immer öfters vor, daß berufliche Verbände über ihren Wirkungskreis hinausgreifen wollen. — Die Schicksalstragödie „Der Hof“, von Elisabeth Römisch gefiel in Wien. Das sehr bühnengeschickt geschriebene Werk schildert die zwingende Macht, die die Sorge um den ererbten Besitz auf die Entschließungen der Menschen ausübt. — Im Wiener Burgtheater wird der direktionsmüde Albert Heine durch den Dichter Wildgans ersetzt. Der scheidende Leiter erhält den heute etwas seltsam klingenden Titel Hofrat. — Starken Erfolg hatte die Oper „Cäcilie“ von Max Oberleithner, deren Musik nach Berichten dem speziell Wienerischen Sentiments entgegenkommt. — Gerh. Hauptmann hat „Sonette“ geschrieben, die den „gewöhnlichen“ Leuten unbekannt bleiben werden, denn sie erscheinen nur in Luxusausgaben in der Preislage von 360 bis 4800 Mark. — Korngolds Oper „Die tote Stadt“ wird günstig beurteilt. Ich lese, er sei ein Akrobat der Orchestertechnik. Der junge, jetzt 23jährige Wiener hatte freilich immer eine sehr begeisterte Presse. Die Oper war in Wien mit ersten Kräften besetzt.

München. L. G. Oberlaender.

Die Löwenhaut.

Die Löwenhaut
Hat auch schon bessere Tage geschaut.
Jetzt treten die Leute auf ihr herum,
Ob's Nachte, ob's Tage.
Sie trägt es stumm
Als Bettvorlage.
Da noch die grimmigen Zähne
Vor Kampflust drohten,
Aus mächtiger Mähne
Dem Feind sich boten,
Hätte niemand gewagt, was jetzt Hochgenuss
Dem feinsten und furchtsamsten Damenfuss.

So geht's auch im Leben.
Man wird einst ergeben,
Geduldig und ungefährlich.
Da meinen die Menschen ehrlich,
Vertraut und laut:
„Die gute Haut“,
Und jeder streift sich die Füsse schnell
An uns, wie eben am Löwenfell.
Natürlich:
Figürlich! F. Schrönghamer-Heimdal.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsenwoche begann besonders in Berlin mit so grossem Andrange, dass man davon sprach, ob man die Börse erweitern oder etwa die Börsenkarten rationieren solle. Bei vielen Werten lässt sich wieder kein Grund für die ansteigende Kursentwicklung finden; in der Industrie sind es die vielen Fusionen, die teils schon Tatsache geworden, teils gerüchtweise vorbereitet werden, welche kurssteigernd wirken. Das Hauptinteresse lag, wie seit einiger Zeit, auf verschiedenen Spezialwerken. Der gewaltige Geschäftsandrang hat den Börsenvorstand veranlasst, die drei Mittwoche des laufenden Monats zu Ruhetagen zu erklären, welche Absicht wir in dem vorigen Berichte schon hatten ankündigen können. An diesen freien Tagen findet nur Devisen-, Metall- und Produktenverkehr statt. Die Auslandsdevisen erfuhren eine stärkere Abschwächung, da sich in Neuyork unerwartetermassen der Kurs der deutschen Reichsmark gebessert hat. Ein Haussekonsortium in Amerika dürfte der Anlass dieser Erscheinung sein. Auch ein Gesetzentwurf, welcher dem amerikanischen Kongress zugegangen ist und das deutsche Eigentum zur Grundlage eines Kreditabkommens mit Deutschland machen will, steht sicherlich damit im Zusammenhang. Dass jenes Abkommen auch durchaus den Interessen des an Rohstoffen überfüllten Amerika entspricht, müssen wir uns immer wieder vor die Augen halten. Auf dem Effektenmarkte gab es einen leichten Rückschlag, es schien aber mehr die Spekulation, welche ihre schönen Gewinne in Sicherheit brachte, als die grossen Kapitalisten. Der Rücktritt des französischen Ministeriums, für uns als Sieg des Chauvinismus gewertet, machte sich durch geringe Nachfrage an der Börse geltend, führte zu schwächerer Haltung, die vorübergehend zwar wieder die Kauflust anregte, aber doch weitere Rückschläge wahrscheinlich macht. Freilich bei der eigenartigen Logik, die in unseren Börsenvorgängen herrscht, lässt sich von einer Börsenwoche zur anderen nichts erraten. — — Der November hat den Sparkassen, wie die Zeitschrift „Die Sparkasse“ mitteilt, eine Zunahme von 250 Millionen gebracht, welche auf der Inflation und dem Darniederliegen von Handel und Gewerbe beruht, also nicht ein günstiges Zeichen ist, wie der Laie wohl annehmen könnte. Nach Erledigung der Ultimoliquidation haben die auf Girokonto der Reichsbank belassenen fremden Gelder wieder Anlage in Schatzanweisungen gefunden. Das Wechselportefeuille erfuhr am Ende der ersten Januarwoche eine Minderung von 8 Milliarden. Stärker noch ist der Rückgang der fremden Gelder (um 9,8 Milliarden) gewesen. An Banknoten und Darlehenskassenscheinen konnten über eine Milliarde aus dem Verkehr gezogen werden.

Zur Nutzbarmachung der volkswirtschaftlich so bedeutungsvollen bayerischen Wasserkräfte hat der bayerische Staat, wie bekannt, vor zwei Jahren mit dem Ausbau des Walchenseewerkes und 1919 mit der Mittleren Isar begonnen. Mit der Inbetriebnahme kann mit Bestimmtheit 1923 und 1924 gerechnet werden. Für die Weiterführung des Baues und des Betriebes sind unter überwiegender Beteiligung des bayerischen Staates die Walchensee-Akt.-Ges. (Grundkapital 50000000 Mk.) und die Mittlere Isar-Akt.-Ges. (75000000 Mk. gegründet worden. Zur Beschaffung der Mittel werden unter dem Sammelnamen Schuldverschreibungen der Bayerischen Grosswasser-

kraftwerke 4 ½ % mündelsichere Obligationen ausgegeben, die vom 17. Januar bis 5. Februar zum Kurse von 98 Prozent zur Zeichnung aufgelegt sind. Ueber eine Beteiligung ausländischen Kapitals steht noch nichts fest; ausländische Presseäusserungen lassen den Schluss zu, dass sowohl amerikanische als englische Gruppen für diese Unternehmungen Interesse hegen, deren Rivalität für uns nicht unnützlich sein könnte. Um die Bedeutung der beiden Unternehmen zu ermessen, sei gesagt oder besser daran erinnert, dass nach dem völligen Ausbau sämtliche bayerische Bahnen auch bei Verdoppelung des Verkehres elektrisch betrieben werden können, dass die elektrische Beleuchtung aller Städte und Gemeinden, die Ersetzung aller Dampfanlagen in Industrie, Landwirtschaft, Gewerbe durch Elektromotoren möglich ist.

Dieser grossen bayerischen Anleihe wird am 24. Januar die 300 Millionen Markanleihe des Landesverbandes Bayerischer Sparkassen folgen. Zur Deckung des vom Reich zu erstattenden Aufwandes an Aufwendungen der Kriegswohlfahrtspflege sind die Bezirke und Gemeinden ermächtigt, für Aenderung des Reiches Anleihen in der Höhe ihrer Ansprüche aufzunehmen. Es bedeutet eine grosse Einsparung von Arbeit und Geld, dass nicht jede Gemeinde für sich eine Anleihe auflegt, sondern ein Modus zu gemeinsamem Vorgehen und richtiger Verteilung unter Zustimmung des Ministeriums des Innern gefunden wurde. Die mündelsicheren 4 % Inhaberschuldverschreibungen werden zu 96 % zur Zeichnung aufgelegt.

Der Jahresabschluss der Siemens-Schuckert-Werke bringt 10 % Dividende. Der wegen Verlegung des Geschäftsjahres auf den 30. September aufgestellte weitere Abschluss bringt ebenfalls 10 % zur Ausschüttung. Ein Teil der Abnehmerkreise stand vor grossen finanziellen Schwierigkeiten, zu deren Ueberwindung die Gesellschaft helfend eingreifen musste. Nur ein planmässiges Zusammenwirken der ganzen Elektrotechnik vermied die Wirtschaftskrise. Siemens-Halske verteilen 12 %. Trotz grosser Schwierigkeiten gelang es ihnen, die Ausfuhr zu steigern. — Die Deutsche Ueberseebank 30 %. Fried. Krupp, A.-G. in Essen, bringt 250 Mill. Mark neue Teilschuldverschreibungen zur Ausgabe. Ein Betrag von 200 Mill., die zu 5 % verzinslich und zu 103 rückzahlbar sind, soll durch ein Konsortium zu 100 ½ % zur Zeichnung aufgelegt werden.

Die restlichen 50 Millionen (4 %) verbleiben zur Verwertung durch die Gesellschaft selbst. Wie verlautet, hat Krupp Kaufabsichten auf die Zechen „Helene und Amalie" und nimmt Interesse an der Gewerkschaft „Konstantin der Grosse". Lud. Löwe & Co., A.-G. in Berlin, nahmen Verdoppelung ihres Kapitals auf 30 Millionen vor. Gegen Jahresschluss musste die Gesellschaft vorwiegend auf Lager arbeiten. Die vor einigen Tagen stillgelegten Werke hofft man bald wieder in Betrieb setzen zu können. Die Hamburg-Amerika-Linie sieht trotz aller Schwierigkeiten der Zukunft mit Vertrauen entgegen. Ihre Erhöhung des Grundkapitals um 100 Mill. 6 % kumulativer amortisierbarer Vorzugsaktien mit Dividendenberechtigung ab 1. 1. 21 wird mit der Ueberfremdungsgefahr des Reedereigewerbes begründet. Die Deutsche Gold- und Silberscheide-Anstalt, Frankfurt a. M., erhöhte das Grundkapital um 60 Mill. M. auf 100 Mill M. Die Verwaltung habe sich auf den Mindestbetrag beschränkt. Die Ueberfremdungsgefahr sei von Tag zu Tag grösser, das Aktienkapital in den letzten Jahren vervierfacht worden und nicht mehr im festen Besitz. Aus diesen Gründen sind von den 60 Mill. 20 Mill. Vorzugsaktien, die auf Namen lauten und nur mit Genehmigung der Gesellschaft übertragen werden können. Die Handelskammer in Augsburg hat sich mit einer Frage beschäftigt, die lebenswichtig für die Industrie ist. Sie erklärt, Abschreibungen und Rückstellungen können als wirtschaftlich ausreichend nur dann angesehen werden, wenn ihre Bemessung unter Berücksichtigung unserer Geldentwertung vorgenommen werden. Alle Unternehmungen müssen hierauf vor Ausschüttung des Reingewinnes Rücksicht nehmen und die Preisgesetzgebung sowie die Steuergesetzgebung müssten hieraus unbedingt die notwendigen Folgen ziehen. Die Frage ist von grosser Bedeutung. Eine einseitige Dividendenpolitik würde sich mit den Jahren schwer rächen.

Die amerikanischen Verluste im Laufe des letzten Jahres infolge des Warenpreissturzes werden auf 2 Milliarden Dollar veranschlagt. Die Wertminderung der Warenlager auf 3 Milliarden Dollar. Die hohen Gewinne der letzten fünf Jahre und eine vorsichtige Geschäftsführung verhüteten eine allgemeine Panik. Wir vermögen derlei Schätzungen nicht nachzuprüfen, genug, dass es sich um Riesenwerte handelt. In Chicago wurde die Foreign Frate Financing Corporation gegründet, die langfristige Zahlungsversprechungen aus fremden Ländern annehmen und die amerikanischen Geschäftsleute sofort mit Geld befriedigen kann. Dies sei der einzige Weg, die amerikanische Ausfuhr in Gang zu bringen.

München. K. Werner.

Heilmannsche Immobiliengesellschaft (Aktiengesellschaft) München. Im abgelaufenen Geschäftsjahr wurden bebaute und unbebaute Grundstücke zusammen für 7'450,000.— ℳ verkauft. Die in Umlauf befindlichen Gerüchte, es wären aus Grundstücksverkäufen 22 Millionen eingegangen, entsprechen daher nicht den Tatsachen.

Briefkasten.

Saarländer. Die Sendung ist eingetroffen.

Hochw. Pfarrer H. in S. Es freut uns, daß der Artikel in Nr. 3 der „Allg. Rundschau" über das „Burgen- oder Heinzenland Westungarn" so viel Interesse gefunden hat. Sie haben auch ganz recht: das deutsche Volk und namentlich die deutsche Schuljugend erfährt viel zu wenig von den deutschen Gebieten, die durch den Sklavenfrieden von Versailles und St. Germain vom deutschen Volk weggerissen worden sind. In jeder Schule müßte eine Karte des gesamten Deutschtums und der gewaltsam losgerissenen deutschen Gebiete in Elsaß-Lothringen, in Eupen und Malmedy, in Westpreußen, Posen, Schlesien, in Oesterreich hängen. Das wäre wichtiger als manches unfruchtbare pädagogische Experiment. In Ungarn finden Sie solche Karten in jeder Schule und öffentlichen Anstalt, in jedem Gasthaus und Bahnhof, sogar in den Eisenbahnwagen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hans Eisele, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gb.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 5 München, 29. Januar 1921. XVIII. Jahrgang.

Vom Zentrum.

Von D. Johannes Albani.

Wenn heute ein Protestant erkennt, daß die Kirche, der er angehört, ihre letzten besonderen Eigenschaften als Kirche preisgibt, so befindet er sich in einer unendlich schwierigen Lage. Eine Bürgschaft für die lautere Verkündigung des Gotteswortes bietet ihm seine Religionsgesellschaft nicht mehr. Ihre zusammenhaltende, in Christo einigende Kraft ist damit bis auf Nachwirkungen von ihr gewichen. Was soll er tun? Wo soll er hin? Alles, was er bei seiner „Kirche" vermißt, bietet allerdings die katholische Kirche in reichstem Maße, aber in so überreicher Gliederung und Ausgestaltung, daß er nach seiner Erziehung, die auf Vereinfachung und Reduktion eingestellt ist, Widersprüche zu sehen meint, wo es sich nur um verschiedene Wirkungen derselben Ursache, verschiedene Fassungen der Leitungen desselben Quellwassers handelt. Der gläubige Katholik ist ihm nur selten ein guter Führer. Er freut sich der Güter seiner Kirche und genießt sie mit Segen. Aber von Jugend auf an sie gewöhnt und kaum versucht gewesen, sie in Zweifel zu ziehen, ahnt er nicht, daß der moderne Individualist nicht geneigt ist, eine Sache deshalb gelten zu lassen, weil sie sich einem andern bewährt hat. Für den Nichtkatholiken ist ein anderer Weg der einzig gangbare, ein Weg, den heute kaum jemand kennt. Er muß den Weg gehen, den die Väter gingen, als sie einst die Dogmen feststellten. Wie sie sich unter das Wort der Schrift beugten, das Geschaffene und das Ewige einander gegenüberstellten und jenes in diesem klar und treu umgrenzten, so dem tiefsten Sehnen der Menschenseele die rechte Regel setzend, so gilt es, von neuem Sehnsucht und Erfüllung und den Weg von der Sehnsucht zur Erfüllung zeigend, tastend abzuschreiten und die Unersetzlichkeit und Vollständigkeit dessen, was die Väter hinterließen, demütig zu erkennen. Dann gilt es, dem nachzugehen, was auf diesem sicheren Grund in immer reicherer Gliederung gebaut wurde. Wie erweist da alles, was sich dauernde kirchliche Anerkennung erwarb, sein gutes, lebendiges Recht! Auch das, was dem Protestanten auf Grund seiner seit vier Jahrhunderten abgezweigten Sondererziehung fremd und widerwärtig dünkt, erscheint ihm nun unbefangener und gründlicher Prüfung wert. Dazu gehört in erster Linie das eigenartige Gebilde der politischen Partei der deutschen Katholiken, das „Zentrum".

Die Protestanten sind geneigt, dem Zentrum die Daseinsberechtigung abzusprechen, da Religion und Politik nicht vermengt werden dürften. Als aber das Zentrum bei der Herstellung der neuen Reichsverfassung auch den protestantischen Religionsgesellschaften die Rechtsgrundlage erstritt, da nahm man die Früchte der kirchlich-politischen Methode recht gern in Empfang und hatte für dieses Mal gar nichts dagegen, daß die Katholiken sich zweckmäßiger wirksamer Grundsätze bedienten, der Religion ihr Recht zu schaffen.

Auf die Gefahr hin, niemandem etwas Neues zu bringen, möchte ich heute einmal sagen, wie ich vom Zentrum denke. Wenn man von einer neuen Seite an eine Sache herantritt, kann man vielleicht Dinge beleuchten, die vorher halb im Schatten lagen. Vielleicht ist das heute, wo die Bayerische Volkspartei, die Stegerwaldsche Aktion, die harmvollen Dinge im Osten so viel von sich reden machen, doch nicht ganz wertlos.

Wir gehen von der Ueberzeugung aus, daß sich die Ordnungen dieser Welt vom katholischen Christentum auszurichten haben, und daß sich die Kirche im Besitz der richtunggebenden Gedanken befindet. Die neuesten Entfaltungen haben diese Ueberzeugung in gar keiner Weise erschüttert. Vor der Glaubensspaltung war es die eigenste Aufgabe des Heiligen Stuhles und des Episkopats, jene richtunggebende Tätigkeit auszuüben. Aber war schon damals der damit verbundene Kleinkampf und das Eindringen in niedrige Sphären der hohen Würde des Papstes und der Bischöfe abträglich und mit nicht seltenen Fehlgriffen verbunden, so stieg diese Gefahr ins Ungemessene, als die Glaubensspaltung alle geistigen Beziehungen bis ins Unendliche komplizierte. Die Orden, Bettelorden, Predigerorden, Jesuiten, die früher die schlagfertige Truppe der Kirche gewesen waren, sahen sich unter den neuen Verhältnissen mit ihrer Arbeit ausgeschaltet. Ja, die Jesuiten mußten nach so großen Erfolgen ihre Kollegien schließen. Es galt, auf dem Boden des modernen öffentlichen Lebens ein Werkzeug zu schaffen, das sich dort selbständig bewegen konnte und doch den katholischen Gedanken durch und durch ergeben war. Nicht die Genialität eines einzelnen — wer hätte die Folgerichtigkeit der Zweckmäßigkeit des Gedankens im Anfang übersehen können? —, sondern die Genialität der Geschichte selbst schuf dieses Werkzeug in der politischen Partei. In keinem Lande aber umschrieb die so entstehende, der Kirche ergebene politische Partei ihr eigenes Wesen so zweckmäßig wie in Deutschland.

Indem das Zentrum auf den Charakter als konfessionelle Partei verzichtete, legte es sich auf die Einzigartigkeit der Kirche fest, der es diente, und schuf sich die Möglichkeit, ganz im Sinne dieser Einzigartigkeit nach allen sich bietenden Seiten die Bündnisse zu schließen, die der Ausbreitung und Geltendmachung des christkatholischen Gedankens jeweils am förderlichsten waren. Dabei blieb es sich zugleich seines säkularen Charakters bewußt und scheute sich gelegentlich keineswegs, seine Entscheidung auch gegen den Willen des Papstes zu treffen. Sich in seinem katholischen Wesen treu zu bleiben und doch mit nichtkatholischen, ja katholikenfeindlichen Parteien und Strömungen in Austausch zu treten, diese mit den eigenen Gesichtspunkten vertraut zu machen und so sich innerlich nach Möglichkeit zu assimilieren, darin liegt neben der direkt gesetzgeberischen, rednerischen und publizistischen Leistung die missionierende Tätigkeit des Zentrums, die schwerste, feinste und lohnendste Aufgabe für seinen politischen Takt und sein katholisches Urteil. Die Kraft und geschichtliche Eigenart des Zentrums liegt also in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß das katholische Christentum sich in allen menschlichen Ordnungen und Beziehungen durchzusetzen habe, einerseits, anderseits in der Fähigkeit, sich kräftig auf Gebieten zu zeigen, wo das noch nicht erreicht ist.

Aus dieser Charakteristik ergibt sich für mich die Politik, die ich dem Zentrum in Bayern, im Falle Stegerwald und gegen die Polen wünsche. Die konservativen Kreise, die sich mit dem bayerischen Zentrum zusammengeschlossen haben, können noch auf sehr lange Zeit für die Reichspolitik des Zentrums eher eine Verstärkung als eine Belastung darstellen. Beide Teile haben sich derzeit ihrer Haut gegen dritte zu wehren. Beider Ziele und Wünsche werden sich nicht so bald allzu fühlbar differenzieren. Dabei sind diese Kreise kirchlich nicht ohne Schulung und wissen zu würdigen, was das feste Gefüge des Zentrums wert ist. Auch die innere Abgrenzung zwischen den Kontrahenten ist seit langem klar durchempfunden, so daß wesentliche Dinge schwerlich in Gefahr kommen. Geschähe es doch, so ließen die Folgerungen gewiß nicht auf sich warten. Der Rückzug auf die große Zentrumspartei bliebe dann immer offen.

Die Stegerwaldschen Bestrebungen laufen dagegen auf nichts Geringeres hinaus, als eine Umänderung der ganzen Zentrumspartei. Da liegen die Dinge doch wesentlich anders. Die Begeisterung, die sich für die große Mittelpartei besonders bei der Jugend zeigt, erklärt sich aus dem Irrtum, daß zahlenmäßige Größe auch ohne weiteres Macht verbürge und aus der durch das Kriegsleben vielfach hervorgerufenen kirchlichen Gleichgültigkeit. Hier hat das Zentrum keinen kirchlich geschulten und in sich einheitlichen Bundesgenossen neben sich, sondern ein zwar christlich gefärbtes Chaos, das aber in seiner bedeutenden Unausgeprägtheit und in seiner Ueberfülle von schief gesehenen Problemen auf den katholischen Bundesgenossen ähnlich wirken würde, wie geschmolzenes Silber auf hineingeworfene Taler. Und was ist heute kostbarer und seltener als ein festes, scharfes, vollgültiges Gepräge? Dieses Gut der alten Zentrumspartei, das sie ihrer unverwüstlichen Anlage und ihrer organischen Arbeitsweise verdankt, darf nicht aufgeopfert werden. So weithin die Interessen der Kontrahenten parallel laufen mögen, es muß jede Vorkehrung getroffen werden, daß eine Verschmelzung auf Kosten des altgültigen Gepräges unterbleibt. Träte sie ein, so müßte gar bald von neuem geschaffen werden, was vor 50 Jahren unter schweren Wehen entstand. Ob es ebenso rasch und glücklich gelänge, kann niemand wissen. Nie war ein fester „Zentrumsturm" nötiger und wichtiger als heute, wo alle protestantischen Religionsgesellschaften von ihrer Auflösung bedroht sind und kirchliche Möglichkeiten sich auftun, die niemand ermessen kann.

Was endlich die bittere Aufgabe des Zentrums den Polen, den einstigen Bundesgenossen gegenüber, anlangt, so hat der Apostolische Stuhl klar und deutlich die gesunde Richtlinie gegeben, daß das religiöse Moment auszuschalten sei und einfach die nationalen Kräfte sich zu messen haben. Das heißt unter anderem auch, daß die protestantisch-deutsche Bundesgenossenschaft auch gegen katholische Polen nicht von vornherein gegen die richtig verstandenen katholischen Interessen zu verstoßen braucht. In der Tat gibt es nichts Unkatholischeres als die Meinung, der Protestantismus sei ein Feind, mit dem für alle Zeit als Feind zu rechnen sei, den man von vornherein als Feind behandeln müsse. Der Protestantismus wird nicht für alle Zeit bestehen. Er ist auf gar keinen Fall als etwas nun einmal Gegebenes hinzunehmen. Es ist vielmehr etwas recht Wandelbares und darum auch Vergängliches, sogar, wie sich immer deutlicher zeigt, in seiner Erscheinungsform als „Kirche". Je unbefangener und der eigenen katholischen Gesinnung gewisser man das Vortreffliche und Wahrhaftige, das er gezeitigt hat, erkennt und in die eigenen Schatzkammern aufnimmt, desto rascher und zahlreicher werden kirchlich empfindende Protestanten die katholischen Reihen verstärken. Darum rede heute in Oberschlesien am lautesten die Vaterlandsliebe! Mögen die Herzen, durch die das gleiche Blut strömt, sich des gleichen Pulses freuen! Um so leichter finden sie sich künftig.

Ich kehre zum Anfang zurück. Es ist heute nicht leicht für den Protestanten, sich davon zu überzeugen, das alles, was ihm in Wahrheit am Herzen liegt, wohl geborgen und an rechter Stelle eingeordnet in den Schätzen der una sancta catholica ecclesia vorhanden ist. Aber die Aufgabe, hier Erleichterung zu schaffen, neues Vertrauen zu erwecken, ist lohnend. Auch das Zentrum hat hier große Möglichkeiten wahrzunehmen. Je mehr es geschieht, desto gerechter wird es seiner innersten Aufgabe.

Anmerkung der Redaktion. Gerne haben wir dem erst jüngst zum Katholizismus übergetretenen Pfarrer a. D. Albani das Wort zu Betrachtungen über das Zentrum gegeben, wenn auch der eine oder andere Ausdruck mißverstanden werden kann. D. Albani hat wieder einmal an das große politische Problem gegriffen, Katholizismus und Protestantismus auf einem Boden, auf dem nationalen, politisch zusammenzuführen. Das Problem ist auch für uns Katholiken bedeutungsvoll, umsomehr als manche in den Kreisen der Intelligenz sich der Deutschnationalen Partei anschloffen, weil sie glaubten, dort die von ihnen gesuchte politische Einigung von Katholiken und Protestanten zu finden. Aber sie alle haben nicht geprüft, ob der Protestantismus, so wie er heute geworden ist, in seiner Zerrissenheit, Auflösung, Unsicherheit, Schwäche überhaupt noch tragfähig und stark genug ist, um für eine politische Einigung von Katholiken und Protestanten den Unterbau zu bilden. Wer Albanis Ausführungen liest und die Verhältnisse kennt, wird diese Frage verneinen müssen. Wer überzeugt ist, daß der nationale Wiederaufbau sich nicht vollziehen läßt, ohne den kulturellen, sittlichen und religiösen Aufbau, der wird eine politische Partei des nationalen Wiederaufbaues, in der sich Katholiken und Protestanten politisch vereinigen sollen, nicht auf diesen Protestantismus, sondern auf die festen Organisationen und das Fundament der katholischen Kirche aufbauen.

Zum Kabinettswechsel in Frankreich.

Von Albert Dettling, Jena.

Als der juristisch kalt berechnende Millerand, von Clemenceaus Gunst geschoben, ins Elysée rückte und sein Bestreben, die konstitutionellen Machtbefugnisse des Staatspräsidiums zuvor zu erweitern, an dem Widerstand des Parlamentsehrgeizes gescheitert war, ernannte er aus rein taktischen Gründen einen Mann zum Kabinettschef, der seine bereits gezogenen und noch zu ziehenden Kreise nicht störte. Sein Freund Leygues war dieser Mann. Liebenswürdig, in zweiten Rollen, die abseits der politischen Arena liegen, wie fast alle Franzosen, gewandt, schweigsam und biegsam, als Staatsmann mäßig, und reich an Freunden, deren Zahl noch wuchs, als ihn der Junggeselle und Louvregründer Chauchard mit einigen Milliönchen testamentarisch bedacht hatte.

Paris schwelgte gerade nicht im Begeisterungstaumel, als Leygues damit betraut wurde, die Regierungsbarke durch die klippenreiche Zeit zu lenken. Kenner dachten sich die neue Kombination übrigens nie anders als einen vorübergehenden Notbehelf. Manche aber ließen den Kopf wackeln, als der neue Ministerpräsident, der außenpolitisch noch nie tätig war, sich gleichzeitig im Quai d'Orsay (Auswärtiges Amt) niederließ. Es war klar, daß Herr Millerand von seinem elysäischen Dekorumsposten aus die Hauptfäden in diesem zurzeit einflußreichsten Ministerium sichern wollte. Leygues ist nun wie seine Vorgänger über den Aermelkanal gefahren, hat sich mit dem gewandten Walliser Lloyd George an den Verhandlungstisch gesetzt, und es liegen keinerlei Beweise vor, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen wäre. Die Vertreter, die das französische Ministerium des Aeußeren nach Brüssel sandte, vor allen Herr Seydoux, schienen sogar mit den starren nationalistischen Doktrinen endgültig zu brechen, der wirtschaftlichen Lage Deutschlands Verständnis zu zollen und eine greifbare Politik dem unerfüllbaren Phrasentum vorzuziehen. In dem französischen Halbmondsaal, den die nationalistische Eitelkeit in „Siegeskammer" umgetauft hat, begann es inzwischen zu rumoren, besonders seitdem der vor dem Ministerium abgegangene und von der Presse als Intelligenz gefeierte Kriegsminister Lefèvre in die chauvinistische Posaunen gestoßen, das Angstbild vor Deutschland aufs neue entrollt und den stürmischen Beifall der Deputiertenmehrheit gefunden hatte. Derselben Deputierten, die die Finanzkalamität des Staatssäckels zuvor gezwungen hatte, den Heeresbestand herabzumindern, um Ersparnisse zu machen.

Herr Leygues, dem Mitte Dezember schon einmal ein Abgrund gähnte, sah das Verhängnis schreiten, und raffte sich äußerlich zum starken Mann auf, als er vor Jahresschluß zwei Noten abgehen ließ, in denen er die Berliner Wilhelmstraße mit grobkalibrigem Diplomatengeschütz bombardierte. Die Einwohnerwehren in Ostpreußen und Bayern sind den deutschen Kommunisten ein Dorn im Auge und rauben den gallischen Chauvinisten den Schlaf, trotzdem selbst Hervé in seiner „Victoire" angesichts der Bolschewistengefahr wiederholt sehr vernünftige und eindringliche Worte dafür gefunden hat. Da ist auch noch die Sicherheitspolizei, die in der französischen Phantasie von der zahmen Hauskatze zum sprungbereiten indischen Königstiger anschwillt, den nur ein Clemenceau noch erlegen kann. Es stecken auch noch ein paar Geschütze in den Ostseefestungen. Sie könnten vielleicht anstatt nach Osten nach Westen über den Rhein schießen und die Kasernengenies vor ungeahnte Probleme zwingen. Man weiß nie, woran man mit diesen Deutschen ist, die sich schon einmal erlaubt haben, Paris aus 120 km Entfernung zu bombardieren. In der Silvesternote, die die deutschen Unterlassungssünden zusammenfaßte, aber hat sich der Quai d'Orsay zu weit vorgewagt und das Genick gebrochen. Er stellte darin die Beratung der Alliierten, auf gut deutsch „gemeinsame Druckmittel" in Aussicht, die sich natürlich in erster Linie durch neue Gebietsbesetzungen äußern müßten. Wer die Gepflogenheiten des diplomatischen Verkehrs kennt, schloß daraus sofort, daß Herr Leygues zuvor die Zustimmung seiner Kollegen an der Themse und an der Tiber zu alledem erzielt hätte. Er hatte indes auch nicht den leisesten Versuch nach dieser Richtung gemacht, folglich auch nichts erzielt und nur von sich aus gesprochen. Die Stimmen, die ihm darauf aus dem britischen und italienischen Blätterwald zurauschten, klangen nicht von besonderer Lieblichkeit. Dazu erschien die englische Regierung in persona auf dem Plan, als sie

durch das bekannte Reuterbureau eine Erklärung verbreiten ließ, die eine wesentliche Verschiedenheit der Auffassungen ergab. England war zu Unterhandlungen über das Entwaffnungsproblem auf der (inzwischen verschobenen) Ministerkonferenz geneigt, stemmte sich gegen ein künstliches fait accompli und lehnte Zwangsbestimmungen wie z. B. den Einmarsch ins Ruhrgebiet als überflüssig ab.

Leygues hatte also außenpolitisch entschieden Pech, als er der nationalistischen Kammermehrheit den Versöhnungsknochen vorzuwerfen suchte. Dazu gesellte sich der Verlauf der Senatswahlen. Der Verlauf, nicht das Ergebnis. Denn in dem Kabinettsturz haben sich außen- und innenpolitische Strömungen vereinigt. Von dem nach der Einverleibung Elsaß-Lothringens 314 Mitglieder zählenden Oberhaus ist im Januar verfassungsgemäß ein Drittel (genau 98 Sitze) erneuert worden. Diese Wahlen vollziehen sich nicht wie die Kammerwahlen auf Grund des allgemeinen Wahlrechts. Es sind Kurienwahlen, bei denen nur die Deputierten, Gemeinde-, General- und Arrondissementsräte zum Wort kommen. Die vox populi, die man diesmal gerade aus Frankreich so gern vernommen hätte, blieb also stumm. Immerhin vollzog sich eine Stärkung der Linken, aber nur eine so leichte, daß die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zum Vatikan, die eine rührige Minorität bis jetzt verschieben konnte, gesichert ist und die ebenso sicher auftauchende Revision des Caillaux-Prozesses in die Ferne gerückt bleibt. Ein solches Ergebnis der senatoriellen Teilwahlen müßte die Stellung des Ministeriums also eher gefestigt als geschwächt haben. Seine Gegner aber erhoben den Vorwurf, daß nicht weniger als fünf Minister, also ein Drittel der gesamten Portefeuilleträger, kandidierten. Einer davon, der Nichtparlamentarier und Ackerbauminister Ricord (der übrigens durchfiel und vom Kabinett zu spät abgeschüttelt wurde), konnte es ungestört wagen, unter konservativ-royalistischer Flagge den Sprung ins Oberhaus zu versuchen. Damit war Leygues Abschiedsstunde gekommen. Zu seinen gegnerischen nationalistischen Heißspornen hatten sich auch die sozialistisch gefärbten Radikalen gesellt. Der Kommunist Blanc, der dem Hetzapostel Leon Daudet wenige Tage zuvor im Angesichte des Palais Bourbon eine schallende Ohrfeige verabreicht hatte, ging diesmal mit dem Chefredakteur der „Action Francaise“ Arm in Arm. Man hatte es eilig. In der ersten Sitzung des nach den Ferien wieder versammelten Abgeordnetenhauses wurde das Kabinett Leygues debattelos mit erdrückender Mehrheit gestürzt. Dabei wurde allerdings die Kleinigkeit übersehen, daß das acht Tage vor der vielgerühmten Ministerkonferenz eine Rücksichtslosigkeit gegen England bedeuten mußte. Die „Siegeskammer“, in der Hauptsache ein Gemisch von Kriegspsychoseßprößlingen und politisch durchaus unerfahrenen Neulingen, ist die unfähigste seit langer Zeit und auch für derartig elementare Begriffe noch nicht reif. Sie schrie nach dem starken Mann und schielte nach Poincaré. Aber sie schrie vergebens.

Da sich der Sturz ohne Debatte vollzog und der nationale Block und die Linke zusammen als Gegner aufgetreten waren, konnte der Staatspräsident als geschickter Taktiker sofort die Meinung vertreten, daß sich die Kammer gegen die Minister und nicht gegen die Ideen und das Programm ausgesprochen hatte. Mit anderen Worten: er konnte die Fäden seiner eigenen Politik mehr oder weniger weiterspinnen. Poincaré, dessen andauernde Streitbarkeit sich nicht allein gegen Deutschland, sondern auch gegen England richtet und dessen Meinungsverschiedenheiten mit Millerand bekannt sind, blieb unter solchen Umständen von führender Stellung ausgeschaltet, wie sehr sich auch die parlamentarischen Nationalistengruppen und die nationalistischen Preßorgane (Echo de Paris, Figaro, Action Francaise, Matin) um ihn mühten. Poincaré hat sich durch seinen Ehrgeiz manchen Gegner erworben. Er gab, als der erst 50jährige Kammerpräsident Peret, den Millerand zuerst mit der Kabinettsbildung betraut hatte, um ihn warb, zu verstehen, daß es ihn einige Ueberwindung koste, in ein Kabinett einzutreten, in dem er nicht den Vorsitz führe. Aus Patriotismus würde er sich zwar auch mit dem Auswärtigen Amt begnügen. Ei, wie bescheiden! Im Quai d'Orsay kreuzen sich gegenwärtig die wichtigsten politischen Fäden. Der Staatspräsident hat diese patriotische Hingabe unter Hinweis auf England mit einem Veto beantwortet. Damit war die Mission Perets beendet. Man kann dem ruhigen, liebenswürdigen Mann, der sich als Nachfolger Dechanels auf dem neutralen Gebiet des Kammerpräsidiums wohler fühlt als in der Kampfarena, gratulieren. Seine Residenz im Palais Bourbon ist zudem sicherer als die Dienstwohnung eines Ministerhotels. Denn wer bürgt dafür, daß wir bei der merkwürdigen Geistesverfassung der gegenwärtigen Kammer nicht einer Reihe kurzfristiger Ministerien in Frankreich entgegengehen?

Es ist keine Seltenheit, daß die Bildung eines Kabinetts dem ersten Beauftragten nicht gelingt. Nachdem nun der vielbefreundete Peret erfolglos von der Bühne abgezogen war, ging das Rätselspiel von neuem los. Herr Millerand hat zwei zuverlässige Freunde, die gleichzeitig parlamentarischen Einfluß besitzen und ein gewisses Ansehen bei fast allen Parteien genießen: Der Senatspräsident Leon Bourgeois, hinter dem die Mehrheit des Oberhauses steht, und Viviani, der sich in Genf hervortat. Herr Bourgeois weicht infolge seines Alters derartigen Posten seit Jahren aus und Viviani hat seine Ablehnung mit persönlichen und sachlichen Gründen entschuldigt. Die sachlichen Gründe hat er deutlich bezeichnet. Er glaubt nicht, daß sich mit dieser Kammer eine republikanische Politik machen läßt.

In solcher Not griff Millerand sehr geschickt nach einem Manne der Situation, der sich schon geraume Zeit im Versteck hielt, obwohl er einen Rekord von Ministerschaften hinter sich hat, nach dem 59jährigen Aristide Briand. Vor dem Kriege war er bereits fünfmal Minister, davon dreimal Ministerpräsident. Im Kriege selbst leitete er 1915/16 das Ministerium und das Auswärtige Amt. Als Sohn eines kleinen Gastwirts in Nantes führte der talentvolle Bretone sein juristisches Studium durch Freistellen zu Ende. Da aber passierte ihm ein kleines Mißgeschick. Cherchez la femme. Er kam vorübergehend mit den Gerichten in Berührung und keine Anwaltkammer wollte ihn aufnehmen. Briand wandte sich dem Journalismus und der Politik zu und zählte im Palais Bourbon bald zu den glänzendsten Rednern. Als Justizminister erlebte er den Triumph, von der Pariser Anwaltkammer in glänzender Feier empfangen zu werden. Seine Laufbahn begann auf der äußersten Linken. Er war der erste Rufer im Generalstreik, aber als Minister rief er aus: „Ich gehe bis zur Ungesetzlichkeit, um den Streik der Postbediensteten zu verhindern.“ Die strenge Parteidisziplin und die ewig kritelnde Opposition konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen. Er hat noch gewisse Gewohnheiten der Boheme beibehalten. Auf Geheiß wird er kaum einen Zeitungsartikel zu verfassen imstande sein, aber er wird zwei Stunden ohne Vorbereitung ganz vorzüglich sprechen und das Ohr seiner Zuhörer mit dem Schmelz seines Baritons und die Augen mit den lebhaften Gesten seiner Hände gefangen nehmen. Sein wesentlicher Charakterzug ist ausgeprägter Sinn für Realpolitik. Dialektisch ist er ein vollwertiger Partner Lloyd Georges. Es werden sich der britische und bretonische Kelte gegenüberstehen.

Briand, dem schmiegsam anpassungsfähigen Staatsmann, dem aalglatten Taktiker, dem Mann der Situation, ist es gelungen, das Kabinett in so schwierigen Verhältnissen innerhalb 24 Stunden auf die Beine zu bringen. Eine solch glänzende Leistung läßt vermuten, daß er die Ministerliste schon fertig in der Tasche hatte, als der Ruf der Kabinettsbildung an ihn erging.

Abendstimmung.[1]

Es klingt ein silbernes Glöcklein
hell durch den grünen Grund,
es zieht ein Wolkenflöcklein
still über des Himmels Rund.
Das Glöcklein läutet leise
von Frieden und Sonnenschein,
das Wölklein auf seiner Reise
ist recht wie ein Gnadenschrein,
der von linden Lüften getragen
aus Himmels Höhen sich senkt,
und über der Erde Plagen
die Liebe des Ewigen sprengt — —

Dr. Franz Wetzel.

[1] Wir entnehmen das stimmungsvolle Gedicht dem soeben erschienenen Bändchen O Licht! O Sonne! Neue Gedichte von Franz Wetzel. 96 Seiten 8°. Mit 4 Federzeichnungen von J Windisch. Vornehm geb. M 12 —. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München-Bozen. Es ist eine Auslese seelentiefer Lyrik, die in einer Sprache und Form, so schön wie Musik, aus poesievollem Dichterherzen erklingt. Eigenes Erleben und wirklich empfundene Seelenstimmung schwingt mit, wenn Dr. Wetzel mit Gott spricht, mit der Notzeit des Krieges und des Alltags der Erdentage ringt oder der Liebe reine Opfer bringt.

Ein Jahr unter tschechischer Herrschaft.

Von Germanicus, Hultschin.

Am 19. Januar war ein Jahr vergangen, seitdem der Friedensvertrag von Versailles schwer auf dem deutschen Volke lastet. Ganz besonders schwer für die deutsche Bevölkerung derjenigen Gebiete, die an fremde Staaten abgetreten werden mußten. Obwohl unser jetziges Land von den am Weltkrieg beteiligten Staaten wirtschaftlich nicht am schlechtesten gestellt ist, sehnen sich unsere deutschen Brüder wieder nach ihrem Vaterlande; trotz der Niederlage, trotz allen Elends, das über unser altes Vaterland hereingebrochen ist. In Elsaß-Lothringen ist der Ruf nach Wiedervereinigung mit Deutschland gerade jetzt laut geworden und wird stärker werden. Ja sogar in Posen erhebt sich eine stärkere Stimmung für den Wiederanschluß an Deutschland. Und doch war gerade in diesen beiden Gebieten stets ein Teil der Bevölkerung vorhanden, der es nicht mehr erwarten konnte, mit Frankreich bzw. Polen vereinigt zu sein.

Wohl am schwersten ist uns Hultschinern der Abschied von unserem Vaterlande geworden, als uns die Friedenskonferenz der Tschecho-Slowakei auslieferte. Wir sind das kleinste Völkchen und auch der kleinste Gebietsteil, der von Deutschland losgerissen wurde. Nie, aber auch nie hatte sich einer unter der gesamten Bevölkerung des Hultschiner Ländchens gefunden, der mit den Tschechen geliebäugelt hätte. Als es uns bekannt wurde, daß wir von unserem deutschen Vaterlande losgerissen werden sollen, haben wir uns mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln dagegen gewehrt. Da das Bitten und Flehen des Hultschiner Völkchens vor der ganzen Kulturwelt kein Gehör fand, blieb uns nichts anderes übrig, als uns der tschechischen Gewalt am 4. Februar 1920 zu beugen. Ein Jahr, eine in der Geschichte kurze Zeitspanne — für uns Hultschiner eine Zeit des Martyriums — haben wir hinter uns. Es ist unbeschreiblich, was in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit an der Hultschiner Bevölkerung an Ungerechtigkeiten, die zur Brutalität ausarteten, von den Tschechen begangen wurde. Ein Weißbuch, das in nächster Zeit der gesamten Kulturwelt vorgelegt werden soll, wird darüber besseren, ausführlichen Aufschluß geben können. Die Bevölkerung selbst ist den tschechischen Machthabern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Wehe demjenigen, der nur ein freies Wort vor mehreren Personen äußern würde! Im nächsten Augenblick ist er in den Händen zweier Gendarmen. Niemand ist auch nur einen Augenblick vor Verhaftung sicher. Wegen den harmlosesten Aeußerungen werden ganz schlichte und „ungefährliche" Personen verhaftet. Als während des Schulstreiks, von dem in Nr. 48 der Artikelschreiber ausführlich berichtete, einmal ein angesehener Bürger in Begleitung zweier Gendarmen zum Gefängnis mußte, bedauerte ihn ein altes Mütterchen. Sie wurde gleichfalls verhaftet und eingesperrt. Noch nie war das Hultschiner Bezirksgefängnis überfüllt; erst unter tschechischer Herrschaft, ausnahmslos mit „politischen Verbrechern". Durch ein gut ausgebautes Spitzelwesen haben es die Tschechen ermöglicht, die leisesten Aeußerungen gegen die Regierung und ihre Einrichtungen auszuschnüffeln. Das tschechische Polizeiwesen, das weitaus schlimmer gehandhabt wird als das russische, scheint die einzige Einrichtung zu sein, mit der die tschechische Regierung die Herzen der Hultschiner für sich zu gewinnen glaubt. Bis heute ist den Tschechen nicht mehr gelungen, als höchstens 3—5 Personen in jedem Orte zu gewinnen, „Charaktere", wie es sie leider überall gibt. Ein „großer" Fortschritt? Die Stimmung der Hultschiner Bevölkerung ist nach einjähriger Besetzung dieselbe wie einst im August 1914.

Wie in Nr. 48 1920 berichtet wurde, sind die noch unter deutscher Verwaltung gewählten Gemeindevertretungen aufgelöst und von Verwaltungskommissionen, deren Mitglieder von der tschechischen Regierung bestimmt (Demokratie!) wurden, ersetzt worden. Bis heute hat eine Neuwahl noch nicht stattgefunden. Da es der tschechischen Regierung nicht möglich war, die Verwaltungskommissionen nur mit solchen Personen zu besetzen, die mit den Tschechen liebäugelten und sich etwas darauf einbildeten, von der Regierung „berufen" zu werden, so waren sie gezwungen, auch hie und da einen von den alten Stadträten in die Verwaltungskommissionen zu berufen. Es wäre interessant, die Personalien und Lebensläufe Einzelner dieser Verwaltungskommissäre zu veröffentlichen. Sie sind in ein Amt berufen, dem sie absolut nicht gewachsen sind gerade heutzutage, wo die Gemeinden in finanziellen Nöten stecken und die Verwaltung höhere Anforderungen an die Gemeinderäte stellt. Ihre Berufung erfolgte einzig und allein aus dem Grunde, weil diese Herren eine gewisse Ergebenheit der tschechischen Regierung ausdrückten. Das ist nur ein Beispiel der tschechischen Regierungsmethode. Nie hätte die Bevölkerung des Hultschiner Ländchens den ebenerwähnten Personen ihr Vertrauen geschenkt, geschweige denn bei Gemeindewahlen ihre Stimme gegeben.

Auf der letzten Völkerbundstagung in Genf ist wiederum ein Protest der Hultschiner Bevölkerung eingegangen. Herr Außenminister Benesch hatte sich zu verantworten, wie seine Regierung die „befreiten" Hultschiner behandle. Um nun den „wahren" Stand der Dinge nach Paris zu berichten, wurde sofort eine Gegenaktion gemacht. Intensiv arbeiteten die tschechischen Behörden an der Zusammenstellung einer Deputation, die sich nach Prag begeben möchte, um dem Präsidenten Masaryk Huldigungswünsche darzubringen und der tschechischen Republik ihre „treue Ergebenheit" auszusprechen. Von den vielen Personen, denen man dieses Anerbieten machte, hat sich keiner dazu hergegeben. Es blieb dem Landespräsidenten nichts anderes übrig, als die obenerwähnten Kommissionsmitglieder mit der „Huldigungsfahrt" zu beglücken. Aus 7 Ortschaften konnten sie aber auch die Kommissionsmitglieder zu dieser Fahrt nicht bewegen. So mußten aus der Kreisstadt Hultschin 4 Personen ausfindig gemacht werden, die für die nicht beteiligten Gemeinden mitphotographiert wurden und Erklärungen unterzeichneten, die in Paris vorgelegt werden sollen. So ist es den Tschechen mit großen Mühen gelungen, eine „Delegation" aus „Wetterfahnen" zusammenzubringen, die am 7. Januar per Extrazug in Prag eintraf. Großartig war der Empfang und noch nobler die Behandlung der „Delegierten" während ihres Aufenthaltes. Am Wilson-Bahnhof intonierte eine Militärkapelle die beiden Nationalhymnen, die selbstverständlich die „Hultschiner Delegierten" nicht verstanden. Von Ministern, Legationsräten, Abgeordneten usw. wurden die „gesinnungstreuen" Hultschiner empfangen. Nächsten Tag fuhr man nach dem Hradschin zum Präsidenten Masaryk. Von den vielen Reden, die hier gehalten wurden, haben die Hultschiner Delegierten nicht viel nach Hause gebracht, da sie sie doch nicht verstanden. Die Hultschiner selbst haben keine Ansprache gehalten, da sie nicht tschechisch können, obwohl die Tschechen in Paris geschwindelt hatten, die Hultschiner Bevölkerung sei tschechisch. Für Hultschin sprach der Landespräsident Schramek. Die „hohe Delegation" selbst hat's nicht verstanden, ebensowenig was Masaryk darauf erwiderte. Er sagte u. a.:

„Die Sprache eines Volkes ist nicht maßgebend, wenn es nicht von der nationalen Idee durchdrungen ist. — Ich begreife es, daß einige (93,7 % der Hultschiner Bevölkerung) im Hultschiner Gebiet vermuten, die tschechische Republik werde sich nicht behaupten, und sie zu der alten Regierung zurückkehren werden. Ich begreife es, aber ich glaube: Unsere Vereinigung ist definitiv — Europa braucht Frieden und Versöhnung. In Hultschin wie überall wird die bürgerliche, religiöse und nationale Freiheit gewahrt werden."

Hocherfreut war die gesamte tschechische Presse über die „Huldigungsfahrt der Hultschiner" und brachte ganze Spalten darüber. Nicht zuletzt das Auslandsregierungsorgan „Gazette de Prague", die doch dem Ausland gegenüber ganz außerordentlich die Lage der Hultschiner vorzutäuschen gewußt hat.

Auf die Rede Masaryks möchte ich aber näher eingehen. Die Hultschiner Bevölkerung spricht, wie die gesamte Bevölkerung Oberschlesiens polnisch spricht, — mährisch. Masaryk sagte: „Die Sprache ist nicht maßgebend, die nationale Idee ist es . . ." Die nationale Idee des Hultschiner Volkes ist aber deutsch! Wenn „Europa Frieden und Versöhnung braucht . . .", dann darf uns Hultschinern das Selbstbestimmungsrecht nicht vorenthalten werden. Friede und Versöhnung wird aber in Europa erst dann eintreten, wenn unsere Grenze gegenüber Oberschlesien nicht mit dem Lineal in Paris wird gezogen werden. Erst durch unsere Losreißung von Deutschland ist Haß und Zwietracht über das Hultschiner Volk gesät worden. Der nationalen, religiösen und bürgerlichen Freiheit, von der Masaryk den Hultschinern sprach, haben wir uns während des ganzen Jahres „erfreut". Ist es nationale Freiheit, wenn unsere 38 Schulen gegen den Willen der gesamten Bevölkerung tschechisch wurden? Ist es religiöse Freiheit, wenn von den Predigten in den Kirchen Geheimpolizisten Berichte aufnehmen? Ist es bürgerliche Freiheit, wenn wir seit einem Jahr ohne Vertretung im Parlament sind, wenn deutsche Parteiversammlungen unter Kontrolle eines Regierungskommissärs sind, der sie auflöst? Ist es bürgerliche

Freiheit, wenn Auflagen von Zeitungen eingestampft werden müssen wegen einen Berichtes über die Huldigungsfahrt der Hultschiner? Dem Ausland gegenüber kann die Prager Regierung die Lage der Hultschiner „gut" vortäuschen. Wir Hultschiner werden aber dem Auslande Belege hierfür vorweisen. Es war nicht der Wille der Bevölkerung des „Hultschiner Ländchens", der Prager Regierung ihre treue Ergebenheit auszudrücken. Im Gegenteil! Heute am Jahrestage der Losreißung von unserem deutschen Vaterlande protestieren wir neuerdings gegen unsere Losreißung, indem wir an die gesamte Kulturwelt den Apell richten, sich zu überzeugen, welches menschenunwürdige Dasein wir seit der tschechischen Besitzergreifung fristen müssen.

Nach dem Friedensvertrag steht uns das Recht zu, binnen 2 Jahren für die deutsche Reichsangehörigkeit zu optieren. Dasselbe können die Deutschen im Reich für die tschechische. Bis heute haben hunderte Hultschiner von diesem Recht Gebrauch gemacht, aber noch kein einziger Reichsdeutscher für die tschechische Reichsangehörigkeit optiert. Das ist ein schlagender Beweis, welcher Freiheit wir uns erfreuen. Und diese Zahlen werden wir auch zu verwerten wissen. Die tschechische Regierung gibt sich Mühe, die Personen, die dieses Recht in Anspruch nehmen wollen, zurückzuhalten und macht ihnen Vorschläge, hier einem Erwerb nachzugehen. Sollten wir binnen einem Jahre nicht mit Oberschlesien und Deutschland vereinigt werden, dann werden wir erneut an die Botschafterkonferenz herantreten und sie zu überzeugen suchen, daß sie betrogen wurde. Das Material hat die tschechische Regierung in den Händen und auch wir. Vorläufig sind wir Hultschiner machtlos. Wir können nicht unseren Willen zum Ausdruck bringen. Die Presse ist unter Kontrolle, der Mund wird bewacht. Das ist die Freiheit, die man uns „befreiten Hultschinern" gewährt. Ihr deutschen Brüder im Reich! Ein Jahr schmachten wir unter tschechischer Herrschaft! Lasset keine Gelegenheit vorübergehen, die es euch ermöglichen würde, unser kleines Hultschiner Volk, welches von der deutschen nationalen Idee durchdrungen ist, erlösen zu helfen.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Als am 6. Dezember 1870 der Staatssekretär Delbrück im damals noch Norddeutschen Reichstag den für die Ausrufung des Kaiserreichs entscheidenden Brief König Ludwig II. von Bayern verlas, und wenige Tage später der Präsident Eduard von Simson nach Versailles fuhr, um dem König Wilhelm das Einverständnis der Volksvertreter anzuzeigen, da klagte Bismarck, man habe dabei die Kaiserkrone in Zeitungspapier gewickelt aus der Tasche gezogen. Gerade so nüchtern wurde der Gründung des Reiches auch dieser Tage im Deutschen Reichstag gedacht. Am 19. Januar trat er wieder zusammen, und der Präsident Loebe, Eduard von Simsons lebender Nachfolger, widmete dem 50jährigen Gedächtnis der Geburt des Deutschen Reiches ein paar schlichte Worte. Er mahnte, die Einheit zu bewahren und Deutschland wieder die Ebenbürtigkeit im Kranz der Völker zu erwerben. Er verlangte Selbstbestimmung für Deutschösterreich und die losgerissenen Stammesbrüder, sich mit dem Reich zu vereinen. Diesmal paßte die schmucklose Rede zum 18. Januar. Der Widerspruch gegen diese Kundgebung, den die kommunistische Partei verlesen ließ, war beschämend. Die Welt braucht wirklich nicht jeden Tag zu hören, daß es in der deutschen Volksvertretung Leute gibt, die in jeder Vaterlandsliebe verwerflichen Imperialismus sehen. Das erste, was der Reichstag dann zu beraten hatte, war eine ganz überflüssige Interpellation der USP über den Ausnahmezustand in Bayern. Sie wurde vom bayerischen Staatssekretär Dr. Schweyer gut abgefertigt. Er wies nach, daß die angefochtene bayerische Regierungsverordnung vom 4. November 1919 durchaus gesetzlich und zurzeit unentbehrlich sei. Auch bayerische Abgeordnete der bürgerlichen Parteien verteidigten die Haltung ihres Landes. Der Antrag der USP, die bayerische Ausnahmeverordnung außer Kraft zu setzen, wurde gegen die drei sozialistischen Parteien abgelehnt.

Inzwischen sorgt die radikale Linke selbst dafür, die bayerische Regierung zu rechtfertigen. Dank dem Ausnahmezustand vernimmt man aus Bayern längst keine Nachrichten mehr von kommunistischen Umzügen mit anschließender Schießerei. In Berlin war das am 16. Januar, dem Todestag Karl Liebknechts, noch möglich. Im Ruhrgebiet ist die Polizei umfangreichen Vorbereitungen für eine neue Rote Armee auf die Spur gekommen. Es wurden 7 Führer verhaftet, sämtlich Angehörige der Vereinigten Kommunistischen Partei. Aus den beschlagnahmten Papieren geht hervor, daß der Plan einen gewaltsamen Sturz der Regierung und Verfassung, sowie die Aufrichtung einer proletarischen Diktatur bezweckte, und daß die Vereinigte Kommunistische Partei als solche den Aufbau der Roten Armee unmittelbar unterstützte.

Erfreulich ist, daß sich die Vertreter der Eisenbahner nach Abschluß ihrer Verhandlungen mit der Reichsregierung sehr entschieden gegen alle Werbetätigkeit für die in Moskau gebildete Gewerkschaftsinternationale und deren gewaltsame Taktik erklärten. Ein Streik bei der Eisenbahn und unter den Staatsbeamten überhaupt ist glücklich verhütet, aber um teuren Preis. Im Steuerausschuß des Reichstags stellte der Reichsfinanzminister nicht nur höhere, sondern auch neue indirekte Steuern in Aussicht. Die Länder sollen für ihren Mehraufwand an Gehältern und Löhnen eine einmalige Zuweisung vom Reich erhalten. Den Gemeinden gleichfalls Zuwendungen zu machen, würde ins Uferlose führen. — Vor der öffentlichen Finanzgebarung fragen wir uns immer wieder, wann und wo denn endlich die oft versprochene Sparsamkeit einsetzt? Deutschland wirtschaftet wirklich wie ein bankrotter Schuldner, dem es gleich ist, wieviel sein Soll beträgt, nachdem er es einmal nicht bezahlen kann. Unsere Gegner drohen wieder mit einer Finanzaufsicht. Diesmal spricht Loucheur, der neue französische Minister für Wiederaufbau, diesen Gedanken aus. Solange uns freilich die Entente die genaue Summe unserer Kriegsschulden nicht nennt, verleitet sie das Deutsche Reich und Volk selbst zu lockerer, verschwenderischer Wirtschaft. Muß es doch fürchten, daß der Ertrag aller seiner Arbeit nur den Fremden zugute kommt. Deutschland hat aber ein Recht darauf, zu erfahren, wieviel es zahlen soll. Der Vertrag von Versailles bestimmt, daß die Summe der Wiedergutmachung bis zum 1. Mai 1921 festzusetzen ist. Den Siegern von Versailles bereitet dieser Artikel große Verlegenheit. Setzen sie eine Riesensumme fest, so muß Deutschland sich zahlungsunfähig erklären. Es verliert allen Kredit, seine Wirtschaft bricht zusammen, sein Geld, das die Ausländer billig zu Milliarden gekauft, büßt vollends jeden Wert ein. Der deutsche Markt, den England und Amerika schon schmerzlich vermissen, fiele ganz aus. Reicht die Entente aber Deutschland eine hohe, doch erfüllbare Rechnung, so bleibt die Summe so weit hinter dem zurück, was die Staatsmänner besonders in Frankreich ihrem Volk versprochen haben, daß sie von der Wut der Enttäuschten hinweggefegt werden. So sucht man den Entscheid hinauszuschieben. Die Verhandlungen in Brüssel kommen allmählich wieder in Gang. Während der Weihnachtspause ist ein neuer Plan gereift, der schon mehrfach angedeutet wurde und jetzt deutlich ans Licht tritt. Deutschland soll in fünf Jahren je 3 Milliarden Goldmark zahlen, teils in Waren, teils in bar. Dafür soll es einige Zugeständnisse erhalten, z. B. 300,000 Tonnen Schiffsraum, die es noch abliefern müßte, erlassen bekommen. Zahlt es nicht pünktlich, so will die Entente ihre Hand auf die deutschen Zölle und Monopole legen. — Es scheint, daß die Reichsregierung geneigt ist, auf den Boden dieses Plans zu treten. Sie begibt sich damit eines kostbaren Rechtes, das ihr der Friedensvertrag bot und macht sich auf weitere lange Jahre von der Willkür mächtiger Gegner abhängig. Besonders in der rechtsstehenden deutschen Presse wird sie deshalb schwer angegriffen. Im einzelnen aber ist der Vorschlag unannehmbar. 3 Milliarden Goldmark sind 36 Milliarden Papiermark. Das kann Deutschland unmöglich leisten. Auch die französische Nachricht, Simons oder Bergmann sei auf 2 Milliarden Goldmark eingegangen, ist eine Falle und wird von Berlin widerrufen. Abgesehen von wesentlich geringeren Jahresraten verlangt Deutschland eine Gegenleistung in fünf Punkten: Erlaß der genannten 300,000 Tonnen, die Gewähr, daß Oberschlesien deutsch bleibt, Freigabe des deutschen Eigentums im Ausland, Freiheit des deutschen Handels, Verringerung der Besatzungskosten und wohl auch ihre Anrechnung auf die Kriegsschulden. Möge das Reich klug und fest seinen Standpunkt vertreten, die Entente hat es genau so nötig wie wir, zu gütlicher Verständigung zu kommen. Am

24. Januar kamen die leitenden Staatsmänner von England, Frankreich und Italien in Paris zusammen. Die französischen Belange vertritt als starker Mann nun Aristide **Briand**. Der Kammerpräsident **Raoul Péret**, den Millerand nach Leygues' Rücktritt mit der Kabinettsbildung beauftragte, brachte sein „Ministerium der nationalen Einigkeit" nicht zustande. Das lag an Poincaré. Der Altpräsident ist nicht nur Politiker, sondern auch Schöngeist und als solcher ein phantastischer Chauvinist. Er wollte Minister des Aeußeren werden, aber Millerand versagte die Genehmigung: die verbündeten Mächte könnten unangenehm davon berührt werden. Vielleicht sprach bei Millerand Eifersucht mit, aber es ist ja nichts Neues, daß England und Italien — Amerika ist aus dem Obersten Rat ausgetreten — nichts mehr wissen wollen von einer Erpresserpolitik gegen Deutschland. Briand wird in London und Rom nicht unfreundlich begrüßt. In Frankreich selbst gilt seine Stellung als nicht übermäßig fest. Die Kammermehrheit steht hinter Poincaré und viele warten schon auf ihn. Wir haben zunächst mit Briand zu rechnen. Daß er Deutschland nicht entgegenkommt, bewies seine Antrittsrede in der Kammer. Die neue Regierung erklärt: wir haben einen Friedensvertrag, aber noch nicht den Frieden, der Bestand hat und Frankreichs Sicherheit befestigt. Dazu ist die Entwaffnung Deutschlands nötig. Frankreich will dem Wiederaufstieg Deutschlands keine Hindernisse stellen, aber der Widerspruch zwischen dem Wohlergehen (!) des Volkes, das der Angreifer gewesen, und dem Verfall Frankreichs, das gesiegt hat, scheint unerträglich für das französische Gefühl. Frankreich verlangt alles, was ihm nach dem Vertrag von Versailles zusteht, es könnte es mit Gewalt erzwingen, aber es will Deutschland auf friedlichem Weg anhalten, seine Pflicht zu erfüllen. Nicht zufällig folgt auf diesen bemerkenswerten Satz ein Abschnitt über die Eintracht mit den Verbündeten. Das Bündnis mit England ist die Grundlage unserer auswärtigen Politik, sagt Briand. Auch mit Italien will er das Band noch fester knüpfen. Etwas melancholisch klangen seine Freundschaftsworte an Amerika. Die türkische Frage wird nur vorsichtig gestreift, an Moskau ergeht eine scharfe Absage. Frankreich kann nur mit einem Rußland in Beziehungen eintreten, das die alten Verpflichtungen, d. h. die russischen Schulden an Frankreich anerkennt. Wir haben nicht das Recht, heißt es weiter, in Rußland einzuschreiten, aber wir können unmöglich zulassen, daß die Räteamee unsere Verbündeten angreift. Wir werden uns hüten, unsere militärische Macht zu schwächen, doch sobald wie möglich soll eine Herabsetzung der Militärdienstzeit auf die Tagesordnung kommen. In der inneren Politik verlangen die Finanzen nach baldiger Entlastung durch die deutschen Schuldsummen. — Die Kammer sprach mit 478 gegen 68 Stimmen dem Kabinett ihr Vertrauen aus.

Briands Worte gegen Moskau waren gut und klar. Es ist für die Zukunft wertvoll, wenn alle Mächte Westeuropas in dieser Frage übereinstimmen, vor allem Frankreich und Deutschland. Unser Außenminister Dr. Simons hatte fast zu gleicher Zeit im Reichstag Anlaß, die deutsche Politik gegen das rote Rußland zu umschreiben. Diesmal fand er nicht den Beifall der Linken. Rußland, erklärte er, kann uns jetzt nichts liefern. Es erzeugt nicht einmal genug für sich. Von diplomatischen Beziehungen kann keine Rede sein, solange der Mord an dem deutschen Gesandten Graf Mirbach nicht gesühnt ist, und solange der Bolschewismus das Ausland durch seine Wühlarbeit beunruhigt. In die inneren Anliegen Rußlands mischen wir uns natürlich nicht.

Die Staatslenker der Entente beschäftigen sich in Paris auch mit der traurigen Lage **Oesterreichs**. Erhält es keinen neuen Vorschuß, so wird es sich Deutschland anschließen. Frankreich fürchtet das und drängt England, zu helfen. Dies aber hat selber nicht genug Geld und verweist auf Amerika. 250 Millionen Dollar sollen nötig sein, eine Summe, die sich in österreichischen Kronen kaum ausdenken läßt. Deutschösterreich verliert inzwischen die Geduld. Neben immer neuen Kundgebungen in Wien hat der **Tiroler** Landtag darüber beraten, die Bundesregierung um eine Volksabstimmung zu ersuchen. Andernfalls beantragte die Großdeutsche Partei, in Tirol allein eine Abstimmung am 27. Februar vorzunehmen. Von den Siegermächten ist nur noch Frankreich gegen die Angliederung Oesterreichs an Deutschland. Es wird schließlich auch hier eine politische Schlappe erleiden, wenn es nicht rechtzeitig einlenkt.

Deutsche Jugendkraft.

Reichsverband für Leibesübungen in katholischen Vereinen.

Zum zweitenmal seit der Gründung des Reichsverbandes trafen sich die Führer der Kreise und der Vorstand des Reichsverbandes zu einer zweitägigen Versammlung in Frankfurt a. M. unter Leitung des 1. Vorsitzenden Generalpräses Prälat Mosterts, Düsseldorf. Wichtige Organisationsfragen und das allgemeine Programm für das 1. Reichsverbandsfest der Deutschen Jugendkraft waren zu besprechen und festzulegen. Der Bericht des Geschäftsführers gab ein recht erfreuliches Bild von dem Aufstieg unseres jungen Verbandes. Im ganzen Deutschen Reiche regt es sich. Selbst im fernen Osten, über den polnischen Korridor hinaus, in der Provinz Ostpreußen sind die ersten Bezirksverbände Deutsche Jugendkraft erstanden. Für das Reichsverbandsfest ist ein großzügiges Programm in Aussicht genommen. Donnerstag, den 19. Mai treffen sich die Teilnehmer — die Süddeutschen mittels Rheindampfer — am Sitz der Zentrale. Freitag, den 20. Mai tagt der erste Reichsverbandsvertretertag. Wichtige, besonders grundsätzliche Fragen werden hier zur Besprechung gelangen. Anschließend daran findet abends die Kampfrichtersitzung sowie eine gemütliche Veranstaltung des Bezirksverbandes Deutsche Jugendkraft Düsseldorf statt. Samstag vormittags 8 Uhr Beginn der Wettkämpfe im Turnen, Leichtathletik und Spielen. Tagung des Wanderverbandes. Entscheidungsspiel um die Reichs-Fußballmeisterschaft und anschließend abends Fackelzug. Sonntag 8 Uhr vormittags Gottesdienst auf dem Sportplatze und anschließend Fortsetzung der Wettkämpfe. Nachmittags Endkämpfe, Sondervorführungen und allgemeine Freiübungen. 7 Uhr Schlußfeier und Siegerverkündigung. Montag: Wanderung in kleineren Gruppen durch das bergische Land, anschließend Fahrt in die Heimat.

Genauere Auskunft über die vorgenannte Veranstaltung erteilt die Geschäftsführung des Reichsverbandes Deutsche Jugendkraft, Düsseldorf, Schadowstraße 54.

Zur Verständigung zwischen Nichtakademikern und Akademikern.[1]

Von **Franz Gruber**, Leiter der Volkshochschule Leohaus, München.

Die Ausführungen von Moritz Müller in dieser Zeitschrift vom 8. Januar 1921 unter dem obigen Titel scheinen mir einiger klärender Ergänzungen dringend zu bedürfen, sollen sie nicht unheilbare Verwirrung anrichten.

Es ist ein ausgesprochenes, wenn auch wohl nicht das einzige und vielleicht nicht einmal das erste direkte Ziel aller Volksbildungsarbeit, der Verständigung der sozialen Klassen zu dienen. Es wäre aber verhängnisvoll, diese Aussöhnung um den Preis zu erkaufen, den Müller fordert: Die völlige **Hingabe des Wesenscharakters der Wissenschaft**. Die Auffassung Müllers leidet an einem unheilvollen Grundirrtum: **der Verwechslung von Wissenschaft und Bildung**. Ich empfehle allen, die sich im gleichen Irrtum befinden, die Lektüre etwa von Dr. **Mahrholz** „Der Student und die Hochschule" oder eine der vielen Schriften zur Volksbildung von **Bäuerle, Wilhelm, Planck, Erdberg, Wurm, Piper, Heiner** und anderen Männern aller Richtungen. Zwei Grundsätze kommen dort ständig zum Ausdruck: daß Wissenschaft und Bildung nicht dasselbe sind, und daß die eine ohne die andere vorkommen kann.

Nun scheint wohl Müller ein Gedanke vorzuschweben, wie ihn einmal der Nationalökonom **Schmoller** ausgesprochen hat: daß nicht die wirtschaftlichen Besitzunterschiede die soziale Verständigung erschweren, sondern ungleich mehr die Bildungsunterschiede. Und so will Müller offenkundig durch eine gründliche Umwertung des Begriffes „Wissenschaft" dem angestrebten Ausgleich vorarbeiten. Er scheint mir aber „den Stier nicht bei den Hörnern zu fassen", wie er meint, sondern am anderen Ende. Jeder ernstliche Vertreter wahrer Volksbildung wird da-

[1] Wir haben die Ausführungen des Zeitungsverlegers Moritz Müller-Hamburg in Nr. 2 vom 8. Januar 1921: „Ein Wort zur Verständigung zwischen Nichtakademikern und Akademikern" wiedergegeben, weil sie alle die Schlagworte und gefühlsmäßigen Argumente gegen das Akademikertum in gewissen nichtakademischen Kreisen recht kraß und greifbar wiederholten. Die Redaktion war sich dabei wohlbewußt, daß der Artikel Widerspruch finden werde, ja finden mußte, aber wir erwarteten, daß der Widerspruch aus dem Leserkreise selber komme und so zu einer klärenden Aussprache führe in einer Frage, wo durch Schlagworte und Begriffsverwirrung viel Unheil angerichtet wird.

gegen protestieren, den Ausgleich zwischen den Akademikern oder wissenschaftlich Gebildeten und den Nichtakademikern dadurch herzustellen, daß die **Wissenschaft heruntergewertet** und der Unterschied dadurch kurzweg beseitigt oder doch verwischt werden soll! Das wäre ein ebenso vergebliches wie fruchtloses Beginnen: Vielmehr ist die Volksbildung der Meinung, das „Volk" hinaufheben zu sollen, freilich nur nicht zur Wissenschaft —, sondern zur **Geistesbildung**. Die Wissenschaft im strengen Sinne ist einem „Fach", einem „Beruf", vergleichbar, und ebenso ungeeignet, in sich der Träger der Verständigung zwischen den Ständen zu sein wie irgendein anderer Beruf, es wird immer einen Stand der Wissenschaftler im Volk geben und geben müssen, wie andere Stände auch. — Aber das meint nun auch Müller wohl gar nicht, sondern er denkt an die Beseitigung der sozialen Wirkungen wissenschaftlicher Ungleichwertigkeit durch völlige Aufhebung des zugrunde gelegten Maßstabes, eben der „Wissenschaftlichkeit" im bisherigen starken Sinne. Als ob das Leben darnach fragte, welche Namen man für die Dinge gebrauche: Die Sache selbst ist es, die den Unterschied begründet —, und diese kann und wird nicht verwischt werden, solange der Gang der Kultur die Richtung nach vorwärts und aufwärts beibehalten soll. Dem „Kaufmannsstand z. B. den wissenschaftlichen Charakter „a priori" zuerkennen zu wollen, weil er die Kenntnis der Auslandsbeziehungen, der Gesetz- und Steuertechnik, der Warenkunde und hundert anderer Dinge" erfordert, ist denn doch eine **horrende Begriffsverwirrung**: Ihr kommt nur gleich, wenn Universitätsprofessor Dr. **Menzel-Kiel** meint, „gebildet sein, heiße Antwort auf die „daseinswichtigen" Fragen zu wissen, wie das Telephon oder der Motor einer Straßenbahn funktionieren, welches die Funktion der Leber ist und wo ein so wichtiges Organ wie die Bauchspeicheldrüse sitzt, warum der Himmel blau erscheint und die Blätter im Herbst gelb werden". („Universität und Volkshochschule" S. 14).

Im Grunde haben beide, Müller und Dr. Menzel, die gleiche Sache im Auge, — realistisches Wissen in buntem Gemenge, — der eine heißt sie Wissenschaft, der andere Bildung, — beide mit Unrecht. Näher kämen wir der Wahrheit schon, wenn wir die Worte vertauschen, und etwa der Wissenschaft die Aufgabe zuweisen, Aufschluß über die „daseinswichtigen" Fragen zu geben —, und dem „wissenschaftlichen" Kaufmann die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einräumen, ein gebildeter Mensch zu sein, allerdings aus einem ganz anderen Grunde als Müller vermutet. Der in seiner beruflichen Tätigkeit wirklich „Vollendete" wird schließlich einer inneren Ordnung seines geistigen und sittlichen Besitzstandes bedürfen, angepaßt seinem Berufe und seiner Lebensaufgabe, und je einheitlicher durchgegliedert und in sich geklärter dieser Besitzstand ist, desto „gebildeter" ist er, und sein Träger ein „gebildeter Mensch". Dazu ist allerdings ein **unerläßliches Erfordernis**: der Besitz höherer Erkenntnisideen und eine entsprechende lebendige Einordnung der sittlichen Kräfte in die Grenze der Lebensaufgabe. Bloßes peripherisches, oberflächliches Wissen, und sei es noch so umfangreich, kann zu einer inneren Einheit nicht verwachsen, wenn nicht der Mensch auf eine erhöhte Stufe der Betrachtung der Dinge emporsteigt, ja, er muß um so höhere Ideen besitzen, je umfänglicher und in sich disparater die Menge des Einzelwissens ist, die er zu einer inneren Einheit zusammenschließen will. Und auch so noch wird ihm dieses Kunstwerk nicht gelingen, wenn nicht auch die sittlichen Kräfte des Willens sich ganz in den Dienst einer in sich geschlossenen Persönlichkeit stellen.

Da ist es nun durchaus nicht zu leugnen, daß der Kaufmann in der Tat beides erreichen kann, ohne Akademiker zu sein, und daß dem Akademiker sein reicher Wissensstand wie seine Willenskräfte haltlos auseinderfließen können, daß also ein Kaufmann ein „Gebildeter", ein Akademiker ein Ungebildeter sein kann, — dann wird es aber den „ungegrüßten" Kaufmann wahrhaftig nicht kränken, daß er von einem solchen Akademiker „ignoriert" wird, — dieser beweist dadurch seine Unbildung, der erstere zeigt dagegen seine wahre **Bildung** gerade darin, daß er den Wert oder Unwert solcher gesellschaftlicher Formen richtig bemißt vermöge seiner Fähigkeit, von gehobener Stelle aus die Dinge zu beurteilen. Nur so kann schließlich eine innerliche Aussöhnung zustande kommen, nicht aber auf dem Wege, den Müller meint, vorschlagen zu sollen, denn dieser Weg ist nichts anderes als eine Flucht vor klaren Gedanken in das verschwommene Nebelreich halbwahrer Begriffe und daher ein bedenklicher Schritt rückwärts.

Ein Semester aus dem Kanonistischen Seminar zu Freiburg i. Br.

Von Professor Dr. Nikolaus **Hilling**, Freiburg i. Br.

Im Frühjahr 1920 (25. Februar) veröffentlichte der Berliner Kirchenrechtslehrer Ulrich Stutz in der „Kölnischen Volkszeitung" einen Bericht über das von ihm mehr als 10 Jahre von 1904 bis 1917 geleistete kirchenrechtliche Seminar an der Rheinischen Friedrich Wilhelm-Universität zu Bonn. Da diese Mitteilungen beifällig aufgenommen wurden und in weiteren Kreisen Interesse erweckten, möge es auch mir gestattet sein, in diesen Blättern ein kurzes Resümee über die Tätigkeit des kanonistischen Seminars an der Universität zu Freiburg i. Br. während des Sommersemesters 1920 zu geben.

Das Freiburger kanonistische Seminar wurde vor 20 Jahren von meinem vorletzten Vorgänger, dem bekannten Prälaten Franz Heiner († 13. Juli 1919 als Auditor der Römischen Rota), ins Leben gerufen, als man damit begann, den Seminarbetrieb in den theologischen Unterricht in stärkerem Maße, als es früher der Fall gewesen war, einzuführen. Es ist jetzt zugleich mit dem Seminar für Moraltheologie in einem geräumigen Zimmer des dritten Stockes des neuen Universitätsgebäudes auf der Ostseite untergebracht, von wo den Besuchern ein herrlicher Ausblick auf das Freiburger Münster und den dahinter gelagerten Schloßberg offen steht. Dieser wundervolle Ausblick sowie die freundliche sonnige Lage mögen mit dazu beigetragen haben, daß die Seminarräume sehr fleißig von den Mitgliedern besucht wurden. So oft ich während des Semesters von dem anstoßenden Direktorenzimmer aus das kanonistische Seminar betrat, habe ich darin fast regelmäßig Studierende angetroffen, die sich in die Lektüre der Seminarbibliothek oder der von mir aufgelegten Neuerscheinungen der kirchenrechtlichen Literatur vertieften, oder sich mit ihren Doktorarbeiten beschäftigten, oder anderen Studien widmeten. Mitunter waren auch Nichtmitglieder unter den Anwesenden, die gastweise im kanonistischen Seminar verkehrten.

Der Mitgliederbestand des Seminars belief sich im Sommersemester 1920 auf 15. Diese, an sich nicht große, aber für einen geordneten Betrieb völlig ausreichende Zahl war sehr mannigfach zusammengesetzt. Dem Fakultätsstudium nach bestand natürlich das Gros aus Studierenden der Theologie des fünften oder eines höheren Semesters. Ein nicht unerheblicher Bruchteil, ein Drittel, gehörte der philosophischen Fakultät an. Es waren dieses sämtliche Historiker, die über kurz oder lang in ihrer Fakultät zu promovieren beabsichtigten, wobei ihnen nach den liberalen Bestimmungen der Promotionsordnung auch die Wahl des Kirchenrechtes als eines Prüfungsfaches gestattet ist. Von der juristischen Fakultät nahm nur ein Mitglied teil, das bereits die theologischen Studien absolviert hat und sich auf die Promotion in der Rechtswissenschaft vorbereitet. Unter den Teilnehmern befanden sich auch zwei Damen, während sich im verflossenen Wintersemester drei an den kanonistischen Uebungen beteiligt hatten. Mehrere Seminaristen, im ganzen drei, hatten bereits den Doktorgrad in der Philosophie erworben, und einer von ihnen ist damit beschäftigt, seine Vorbereitung auf die akademische Laufbahn eines Privatdozenten abzuschließen. Endlich ist bezüglich der sozialen Stellung noch zu erwähnen, daß sich unter den Mitarbeitern des kanonistischen Seminars zwei katholische Weltgeistliche, ein Ordensgeistlicher (Benediktiner der Erzabtei Beuron), ein Lehramtspraktikant und ein Universitätsbibliothekar befanden.

Es war naturgemäß für den Leiter der seminarischen Uebungen keine leichte Aufgabe, dieselben den verschiedenartigen Wünschen und Interessen der Teilnehmer anzupassen. Um den beiden Hauptparteien, d. i. den Theologen und Historikern, gerecht zu werden, habe ich einen rein kanonistischen und einen literargeschichtlichen Stoff ausgewählt. Als erster diente das Dekretum Gratiani, das in diesem Semester auf seine Methode untersucht wurde, während es im verflossenen Semester auf seine Einteilung und Systematik hin geprüft worden war. Es wurden daher im letzten Halbjahr diejenigen Stellen aus Gratians Paragraphi gelesen und interpretiert, die für seine Methode, d. i. die Herstellung der Concordia discordanium coronum, besonders charakteristisch sind. Da der Vater des Kirchenrechts zu diesem Zwecke ein doppeltes Verfahren, ein dialektisches und ein juristisches, anwendet, mußten beide gebührend berücksichtigt werden. Dagegen konnte aus Mangel an Zeit auf die kritische Methode Gratians bei der Auswahl der Quellenstellen nur ganz kurz hingewiesen werden.

Die literargeschichtlichen Uebungen hatten die jüngste Periode seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts zum Gegenstande. Zur Einführung in diese Zeit, die an die Gegenwart heranreicht, hielt der Hüter des Seminars drei Referate über die Themata „hundert Bände Archiv für katholisches Kirchenrecht", „Studium und Wissenschaft des Kirchenrechts in der Gegenwart" und Franz Heiner.

Seit den 29 Semestern, mit denen ich die kanonistischen Uebungen zu leiten begonnen habe, war es meine Uebung, den Seminaristen eine größere Anzahl von Themata zu eigenen Vorträgen vorzuschlagen. Auch im letzten Semester wurde von diesem Angebote Gebrauch gemacht. Es sprachen drei Mitglieder des Seminars über „die weltgeschichtliche Bedeutung des Kirchenrechts", ferner „die kirchenpolitischen Theologen des Gratianischen Dekrets" und endlich über „die Einteilung der Diözese Konstanz im Mittelalter." Namentlich der letzte Vortrag, der sich über zwei Sitzungen des Seminars ausdehnte, erwies sich als sehr

anregend, da der Vortragende den Gegenstand auf Grund eingehender Quellenforschungen vorzüglich beherrschte.

Um neben der theoretischen auch die praktische Bedeutung des Kirchenrechts in den seminaristischen Uebungen zur Geltung kommen zu lassen, legte ich dem Kollegium der Seminaristen einen praktischen Rechtsfall, betreffend das Eigentumsrecht an den gefällten Bäumen eines Pfarrgartens, zur schriftlichen Lösung vor, woran sich alle beteiligten. Die Arbeiten eines Theologen und des Juristen über diesen Kasus wurden ausführlich besprochen. Ich kann diese kurze Betrachtung nicht schließen, ohne mit Dankbarkeit zu konstatieren, daß sämtliche Teilnehmer der geschilderten Uebungen an den behandelten wissenschaftlichen Problemen des Kirchenrechts aus alter und neuer Zeit ernstlich und erfolgreich mitgearbeitet haben.

Von Kunst und Leben.

Von Dr. J. M. Ritz.

Vor einiger Zeit kam ein Schreiner, der mit der Fertigung eines künstlerisch hochwertigen Möbels beschäftigt war, zu seinem Meister und erklärte, daran nicht mehr weiterarbeiten zu wollen. Solche Tätigkeit sei heute unnütz, ja unverantwortlich, da in der gleichen Zeit und mit demselben Aufwand, den dieser Prachtschrank bedürfe, eine Mehrzahl von reinen Zweckstücken für kleine Leute hergestellt werden könne. Sprach's und handelte darnach. Der Mann hatte gewiß eine Art von sozialem Empfinden und ein Schein von Berechtigung mag in seiner Ansicht sogar gefunden werden, allein den tieferen Sinn seiner Arbeit, den Sinn der Kunst, ja des Lebens, hatte er ganz und gar nicht begriffen. Und diese Gefahr der Blindheit vor eigentlichen Menschheitszielen und vor eigentlichem Zwecke des Daseins droht heute weit umgreifend und nicht bloß in Kreisen der Arbeiterschaft. Wenn nicht zu verzeihen, so ist das doch erklärlich. Die bergschwere Sorge ums rein vegetative Leben, die Politik, die Wirtschaft und der Staat wollen die ganzen Seelenkräfte des Menschen aufzehren. Der Staat wirkt in seiner Monstrosität erdrückend. Er, der sich im Laufe einer kulturellen Höherentwicklung mehr und mehr entbehrlich machen sollte, scheint sich im Gegenteil zum Selbstzweck auswachsen zu wollen, und das ist die Anbetung der Maschine an sich und nicht ihre Einschätzung als Mittel zum Zweck. Wer sich über all das nicht erheben kann, bleibt in den Vorhöfen des Lebens stehen. Eigentliches Leben ist Bewegung der Seele, Entfalten der Geisteskräfte nur ihrer selbst willen: Erkenntnis, sittliches Wollen, das Fühlen. Daraus entspringen die „nutzlosen" Dinge, die reine Wissenschaft, die Religion und die Kunst. Von ihnen aber gilt der Satz: „Le superflu c'est le nécessaire". Sie sind in Wahrheit die erste Notwendigkeit, sie sind die Seele des Volkes und ohne Seele ist der Körper, auch der Volkskörper, eine Leiche; er verwest.

Zum Glück für manches Volk in mancher Zeit haben diese „nutzlosen Dinge" ihre Unsterblichkeit in sich und wenn sie auch bis zu einem gewissen Grade von politischen und wirtschaftlichen Zuständen gefördert oder unterdrückt werden mögen, ihr tiefster Seinsgrund ist davon unabhängig; er liegt in der menschlichen Seele, die alles zu besiegen vermag. Dort ist immer ein geheimnisvoller Quell der Gedanken und Empfindungen und es wird immer Menschen geben, denen hierzu noch der Drang, ein Müssen und ein Vermögen gegeben ist, ihre inneren Bewegungen in sinnliche Gestalt zu kleiden, in die Form von Körpern, Räumen, Linien und Farben, Worten und Tönen. Das sind die Künstler. Ihr Friede und ihr Glück ist davon abhängig, daß sie zu dieser Auswirkung ihres Wesens gelangen. Und der Kampf darum ist eine wiederkehrende Erscheinung in sehr vielen Künstlergeschichten. So ist das Kunstwerk zunächst eine ureigenste Angelegenheit seines Schöpfers. Es pocht in dessen Seele und will erlöst werden. Ist es aber ans Tageslicht getreten, so beginnt seine andere Bedeutung, die für die übrige Menschheit. Und jetzt erweist sich der Künstler als der große Wohltäter, als der Zauberer, der zum Augenblicke sagen kann „Verweile", der dem rasch hinwandelnden Gefühl Dauer verleihen kann, so daß es jederzeit vom anderen wieder neu geschaffen und nacherlebt werden kann. Lichtenberg bezeichnete das einmal klar, von Wieland redend: „Er spricht Empfindungen aus, daß sie wieder Empfindungen werden." Da aber Empfindungen und Gefühle zu unseren hohen Gütern gehören, so überwältigt und beseligt nur die Vorstellung von den unermeßlichen Reichtümern, die in den Kunstwerken niedergelegt sind und die nur auf uns warten, um ausgemünzt zu werden. Die weiten Reiche großer Seelen stehen offen. Phidias ist zweitausend Jahre tot, das Gleichmaß und die stille Größe seines Wesens kann heute in uns eingehen, Michelangelos terribilità lebt in seinem Moses, Grünewald hat sein Herz, das mit jubelnder Freude und mehr noch mit inbrünstigem Schmerze angefüllt war, in die Tafeln des Isenheimer Altares ausgegossen. Dürer, Beethoven, Rembrandt, Dante, Shakespeare, Schiller und Goethe und manche Namenlose, die nicht viel kleiner sind, führen durch alle Welten menschlicher Empfindung. Muß sich da nicht auch unsere Seele weiten, vertiefen, muß nicht das Heldenhafte jener Männer unser Gemüt stärken, selbst unsere sittliche Persönlichkeit erhöhen! Zwar brauchen künstlerische und rein menschliche Bedeutung nicht durchaus zusammenzufallen, aber hinter dem wahrhaft großen Künstler muß eine große Seele stehen. Michelangelo hätte die Sixtinische Decke nicht vollendet, wenn sich in ihm nicht ein außergewöhnlicher Wille mit unendlicher Vorstellungskraft, überschwenglichem Gefühl und eindringendem Verstande vereinigt hätte. Dies erleben wir mit Schauer und das kühne Wort Goethes erscheint uns verständlicher: „Das Schöne ist höher als das Gute. Das Schöne schließt das Gute in sich." „Wohlgemerkt das wahre Schöne", fügt Carlye hinzu. Das ist entscheidend, nicht um Operette, Tingeltangel, Süßlichkeit und falsche Sentimentalität handelt es sich hier, sondern um das Hohe und Wertvolle. Auch hier ist das Beste gerade gut genug.

Kunstgenuß ist ein durch die Form als Ausdrucks- und Schönheitsträger bedingtes Nachschaffen. Dies verlangt und bewirkt eine Hingabe, ein Freimachen von eigenen, dem Inhalt des künstlerischen Gegenstandes nicht entsprechenden Gedanken, eine Steigerung unserer Gemütszustände. In verstehendem Schauen oder Hören versunken, fällt das Alltägliche mit seinen Sorgen und Qualen ab, die Seele ist erlöst, ist ihrer Heimat näher. Das ist kein blasser Aesthetizismus, der dem handgreiflichen Leben ausweicht, es ist ein Kraftsammeln, das auch auf unser alltägliches Tun segensreich zurückwirkt.

Um aber der Segnungen des Kunstwerkes teilhaftig zu werden, muß man sich ihm demütig mit reinem, verlangendem Herzen nahen, nicht aus Mode oder Gewohnheit, oder um der äußeren Bildungsfassade, hinter der die Hohlheit verborgen ist, einen glänzenden Anstrich zu geben. Darum ist es auch mit einem bloßen begrifflichen Wissen nicht getan; der Name Goethe, das Wort Barock, Gotik, ist an sich ein leerer Schall, ein Gefäß, das sich erst mit Köstlichkeit füllen muß. Von einer Beethovenschen Symphonie in alle Himmel gehoben zu werden ohne den Meisternamen zu wissen, ist unendlich gebildeter als den Namen ohne Erlebnis im Munde zu führen. Das letztere ist Betrug und schließt die Pforten zur Kunst zu, durch die nur ein Ehrlicher eintreten darf. Und so schlimm, wie der Wissensdünkel und die Großsprecherei, ist die Barbarei der Fülle, der verheerende Wahn der Vollständigkeit, die Angst nicht als voll zu gelten, wenn man nicht alles, besonders alles Neue gesehen, gehört und gelesen hat. Nicht auf die Vielzahl kommt es an, sondern auf die Stärke des einzelnen Erlebnisses. Ein wahres, im guten Sinne dilettantisches Kennertum oder ein wissenschaftliches Interesse setzt dagegen selbstverständlich eine allgemeinere oder vollständige Kenntnis der jeweiligen künstlerischen Erzeugung voraus. Aber das ist nicht der gewöhnliche Fall und die Echtheit der Beweggründe bleibt ein Erfordernis reinlichen Menschentums. Scharlatane sind immer verächtlich. Die Kunst ist kein Luxus. Und in Zeiten wie den unsrigen ist sie notwendig wie tägliches Brot. Sie ist mit anderem berufen die mechanistische Zivilisation, unter der wir seufzen, umzuwandeln in eine idealistische Kultur, eine größere Verinnerlichung herbeizuführen, die Gestaltung der geistigen und sittlichen Persönlichkeit im besten Sinne zu beeinflussen. Sie ist Nahrung der Seele, die ihr Adel und Erhebung, Weite und Spannkraft verleiht. Sie ist als Schöpfung und als nachschaffendes Erlebnis ein Teilnehmen an göttlicher Schöpferkraft und schon deswegen eines der ausgezeichnetsten und köstlichsten Güter, die dem Menschen zuteil wurden.[1]) So etwas wie eine Verpflichtung mag sich daraus herleiten: die Kunst ist von dem gütigen Vater nicht in die Welt gesetzt, damit man daran mit Gleichgültigkeit oder Mißachtung vorbeigehe. Auch hier gilt es das Talent nicht zu vergraben.

[1]) Rilke sagt es: „Und Maler malen ihre Bilder nur,
Damit du unvergänglich die Natur,
Die du vergänglich schufst, zurückempfängst:
Alles wird ewig ...
Die, welche bilden, sind wie du.
Sie wollen Ewig'eit, sie sagen: Stein
Sei ewig. Und das heißt: sei dein."

Unsere Bildung!

Von Richard **Brenner**, Landsberg.

Unsere Bildung trägt unverkennbar den Stempel Griechenlands und Roms. Das ist so seit dem Zeitalter des Humanismus ein altes Erbe. Vergessen haben wir fast, daß unsere Vorfahren die alten Germanen waren, ein rauhes Heldenvolk, doch von einer uns unbewußten sittlichen Größe, auch von einer Kultur, die zwar nicht der verweichlichten des altertümlichen Südens gleichkommt, sie aber vielfach an seelischem Gehalt übertrifft.

Worin spiegelt sich die geistige Größe eines Volkes am meisten? Zweifellos in seinen Sagen. Was aber weiß der Durchschnittsdeutsche von den Sagen unserer Altvorderen! Wohl können wir die Götter Griechenlands an den Fingern herunterzählen, kaum aber wissen wir aus den Helden- und Göttersagen der alten Germanen einen Namen, kaum, daß Wodan der oberste Gott der Germanen war.

Nichts steht mir ferner, als für ein neues Heidentum einzutreten, unsere Religion ist himmelhoch erhaben über den Götterglauben der Germanen, besonders aber den der Griechen und Römer. Ich will nicht Götterlehre gelehrt wissen als Ziel eines Religionsunterrichts, ich will bloß im rechten Sinn und Geist die Götter- und Heldensagen aufgefrischt sehen, um aus ihnen die guten Anlagen und die Ideale unserer Altvorderen kennen zu lernen. Sie bergen so viel Schönes, Stolzes, Kraftvolles in sich, daß es wohl beitragen kann zur Stärkung unseres nationalen deutschen Geistes, zur Wiederaufrichtung unseres nationalen Stolzes und Selbstbewußtseins. Nur auf einem starken, gesunden Nationalbewußtsein läßt sich ein vernünftiger Gemeinschaftssinn der Völker entwickeln, nicht ein sozialistisch-pazifistischer, phantastischer Internationalismus, der wie im letzten Krieg und im jetzigen Gewaltfrieden jederzeit versagen muß. Ein deutsches Empfinden soll uns innewohnen, wir sollen und können vom deutschen Heldenmut und deutscher Größe, wie sie uns aus dem Nibelungenlied, dem Gudrunlied usw. und nicht zuletzt aus den Göttersagen entgegenleuchtet, heute noch lernen.

Carlyle sagt einmal in seinen gesammelten Vorträgen, betitelt: „Helden und Heldenverehrung“:

„Für mich liegt in der nordischen Götterlehre etwas sehr Wahres, sehr Großes, sehr Männliches. Eine Derbheit, die so sehr verschieden ist von der anmutigen Zierlichkeit des griechischen Heldentums. Ein echter Gedanke tiefer, rauher und ernster Gemüter, die sich den Dingen rings weit öffnen, eine Anschauung der Dinge von Angesicht, von Herz zu Herz. Nicht wie das griechische Heidentum ein anmutiger Leichtsinn, eine halbe Spielerei, sondern eine herzhafte Wahrhaftigkeit, eine rauhe Stärke, eine große Aufrichtigkeit.“

Dieses Empfinden in uns zu wecken und mit christlichen Gedanken zu stärken, wäre freilich Sache für Haus und Schule. Die häusliche Erziehung tut ja schon manches, die Märchen leben doch noch in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht fort. Der Schule aber würde es obliegen, auf diesen Grundlagen weiter zu bauen, die ihr Anvertrauten einzuweihen in die reichen poetischen Schöpfungen unserer Ahnen, sie bekannt zu machen mit ihrem religiösen Empfinden und Schauen, mit ihrem Geistesadel, mit ihrer Kraft und ihrem Mut und Heldentum. Was der Volksschule zur Pflicht gemacht gehörte, sollte um so mehr der Mittelschule eingeschärft werden. Ihre Sache wäre es, der Jugend eine wirklich **deutsche** Bildung angedeihen zu lassen, sie zu einem **Nationalbewußtsein** heranzubilden, zu Nationalbewußtsein, das in uns so wenig lebt. An der Schulbildung liegt es auch, daß wir keine **nationale Kunst** mehr besitzen. Beweise liefern uns die Bauwerke, die Malerei, die Bildhauerei, die Dichtkunst, überall zeigt sich Nachahmungssucht des Fremden. Das aber sieht niemand mehr aus der Macht der Gewohnheit, würden wir es aber nicht als verkehrt empfinden, z. B. am Nilesstrande eine deutsche Ritterburg zu schauen, während man sich ergötzt, die Walhalla (griechischer Tempelbau) inmitten einer urdeutschen Umgebung zu erblicken. Wie viele Maler und Bildhauer gibt es, die heute noch ihre Motive der griechisch-römischen Geschichte oder Sage entlehnen, ganz zu schweigen von der Dichtkunst. Ausnahmen bestehen natürlich.

Machen wir uns das Wort Goethes zunutze: „Zu unseren Selbsturspüngen müssen wir zurückkehren“. Hier liegen die starken Wurzeln unserer Kraft.

Vom Büchertisch.

Neue Götter. Roman von Peter **Dörfler**. 1.—6. Tausend (Jos. **Kösel**, Kempten-Koblenz). Ein prächtiges, aber schwer zu lesendes Werk. Einen Roman nennt es der Dichter; es ist mehr eine Geschichte des ersten Christentums in Griechenland geworden, die geschaut ist in romantischer Verklärung. Eine überreiche Fülle von Einzelwissen, von Schilderungen der damaligen Welt belastet die Erzählung mehr, als für ihren frischen, sichern Gang gut ist. Die Haltlosigkeit der sophistischen Philosophie und auch die innere Haltlosigkeit ihrer Vertreter, der letzten Säulen des sinkenden Heidentums, ist in ihren zwei strahlenden Leuchten, Herodes aus Athen und Polemo aus Smyrna typisch verkörpert. Auch die Philosophie der Zyniker, die dagegen wächst, wie ein exotisches, wildes Gewächs, ist in bizarren Figuren kräftig gezeichnet. Szenen von dramatischer Lebendigkeit fesseln in den zwei Bänden des Romans den Leser. Ich denke z. B. an den Einzug des an Geld und Geist gleich reichen Herodes nach Smyrna, an den prächtig geschilderten Redekampf von Polemo und vor allem an das Smyrna zerstörende Erdbeben. Alles überragt aber die himmlisch schöne Gestalt der Heldin des Romans, die Psyche, die Tochter des greisen Sehers. Eine menschlich liebe Greisenfigur gerade in ihrem stark Menschlichen ist der reiche Kaufmann Johannes, dessen Handelshaus den Mittelpunkt des Christentums in Smyrna bildet. Athenagoras, Justin, Polykarp und vor allem der Nachfolger des Märtyrers, die Seele des griechischen Christentums, Ignatius, sind Säulen des Christentums in Smyrna und auch Träger der Handlung in Dörflers groß angelegter Erzählung. Das Suchen der im Heidentum versinkenden Welt nach neuen Göttern, die Unruhe zu Gott, einem Gott, der stärker und besser als die verbrauchten Götter Roms und Athens, schreit laut aus all dem Tun und Reden und Hoffen der ganzen Schar von Persönlichkeiten auf, die Dörfler in seinem Roman zusammenführt. Der Roman leidet wahrhaftig nicht an Inhaltlosigkeit, an dramatischer und epischer Leere. Er wird eher leiden unter der Schwerflüssigkeit des Stoffes, die den Leser gar oft zum Rückblättern und zum Knüpfen der verlorenen Drähte der Erzählung zwingt. In „Judith Finsterwalderin“ fließt alles viel feuriger, schneller und dringt darum unmittelbarer zum Herzen des Lesers vor. Wer sich in Dörflers „Neue Götter“ eingelesen hat, wird das Buch zwei- und dreimal wieder lesen, denn es ist poetisches Edelmetall in reichster Fülle in ihm geborgen, aber für den Durchschnittsleser wird es eine schwer verdauliche Speise bleiben, um so mehr, als bei der Fülle der Personen und des Stoffes die Erzählung nicht an Klarheit gewinnt.

Dr. Hans Eisele.

Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. Von Hans **Plehn**. Mit einem Vorwort von Otto Hoetzsch. Verlag R. **Oldenbourg** in München und Berlin. Preis geh. ℳ 28.—, geb. ℳ 32.—. — **Bismarck im eigenen Urteil.** Psychologische Studien von Karl **Groos**. Verlag der J. G. **Cotta**schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart und Berlin. Geh. ℳ 12.—, in Halbleinen geb. ℳ 20.—. Hans Plehn, der Verfasser des Buches über Bismarcks auswärtige Politik, war vor dem Krieg lange Zeit in England als Berichterstatter deutscher Zeitungen. Nach Kriegsausbruch stand er im Dienste des WTB in Amsterdam und bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Der deutsche Zusammenbruch 1918 trieb ihn in den Tod. Sein nachgelassenes Werk, mit Vorwort von Otto Hoetzsch, bereichert die Literatur über Bismarck und die weitere Vorgeschichte des Weltkrieges um ein wertvolles Stück. Scham und Reue ergreift jeden Deutschen, wenn er erblickt, wie das Erbe des Eisernen Kanzlers, seine kluge Bündnispolitik zur Sicherung des neuen Deutschen Reiches, von schwächeren Nachfolgern so ungeschickt gehandhabt und ihr vielleicht wichtigster Teil, der Rückversicherungsvertrag mit Rußland, fallen gelassen wurde. Wir erkennen aber auch, wie schwer es war, zwischen der Eifersucht und dem Mißtrauen der älteren Großmächte hindurchzusteuern, sie von Deutschland wie voneinander abzuhalten und den Frieden Europas zu wahren. Bismarck spielte wirklich „ein Spiel mit fünf Kugeln“, wie es vielleicht doch keiner ihm nachtun konnte. Darin liegt ein schwacher Trost, eine gewisse Entschuldigung, aber keine Rechtfertigung des neuen Kurses. Plehn steht im allgemeinen auf Bismarcks Standpunkt, aber sein Buch ist keine Tendenzschrift. Rein geschichtlich, dabei sehr anschaulich und in flüssigem Vortrag stellt es die Ereignisse dar. Treitschkes Wort: „Männer machen die Geschichte“ ist sein Leitstern. Die fatalistisch-deterministische Betrachtung wird abgelehnt, die Selbständigkeit der Politik gegenüber der wirtschaftlichen Entwicklung betont. So erscheint der Verlauf der Geschichte als eine Reihe von Wirkungen menschlicher Tugenden und Fehler. — Leider konnte die neueste Enthüllungsliteratur, besonders die Veröffentlichung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages und der österreichischen Geheimverträge dem Buch nicht mehr zugute kommen. Trotzdem ist es eine Fundgrube geschichtlicher und politischer Erkenntnisse, die durchaus noch nicht alle zu spät kommen. — Das Buch des Tübinger Psychologen Groos. „Bismarck im eigenen Urteil“, ist eine streng wissenschaftliche, aber sehr fesselnde Seelenanalyse des großen Mannes Groos scheidet scharf Selbstbeurteilung und Selbstbeobachtung. Letztere bezieht sich auf einzelne innere Erlebnisse, erstere auf das dauernde Wesen der eigenen Seele. Sie hat ihre Gefahren und Fehlerquellen, sind diese aber im allgemeinen und für den behandelten Fall bestimmt, so erschließt das Selbsturteil den Charakter eines Menschen meist besser als fremde Beobachtung. Von Bismarck besitzen wir eine Fülle von Selbsturteilen. Für den Freund der Seelenkunde wie der Geschichte ist es ein großer Genuß, sie in der geschickten Gruppierung dieses Buches zu betrachten und damit in die Tiefen einer genialen und willensmächtigen Persönlichkeit einzudringen.

Dr. Otto Kunze.

Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Dr. Ernst **Wasserzieher**. Vierte, stark **vermehrte und verbesserte Auflage**. 19.—30. Tausend. Berlin, Ferd. **Dümmlers** Verlagsbuchhandlung. 1920. Preis 8.80 ℳ. Das bereits 1918 in der „A. R.“ von Franz Weigl besprochene deutsche Wörterbuch Wasserziehers hat in zwei Jahren vier Auflagen erlebt. Seine Brauchbarkeit und Beliebtheit ist damit erwiesen. Wir hatten noch kein Wörterbuch, das dem weiteren Kreis der Gebildeten die Geschichte und die inneren Zusammenhänge ihrer deutschen Muttersprache erschloß. Es ist kein dicker Wälzer, sondern ein Büchlein, das man in die Tasche stecken kann. Trotzdem enthält es einen ungeheueren Stoff. Vor dem alphabetischen Wörterverzeichnis ist das deutsche Sprachgut geschichtlich zusammengestellt: Erbgut,

d. h. Wörter aus indogermanischer Zeit, die in andere Sprachen zweigen, z. B. griechisch, slawisch nachweisbar sind, dann gemeingermanisches Sprachgut, Lehnwörter und Fremdwörter, letztere nach dem Jahrhundert ihrer Aufnahme geordnet. In anderen Gruppen sind Wortfamilien, ursprüngliche Partizipien, Verkleinerungswörter, Rückentlehnungen und sonstige merkwürdige Spacherscheinungen zusammengestellt. Hier kann der Laie einen tiefen Einblick ins Leben und Weben der Sprache tun. — Die Pflege der Sprache hat jetzt, wo soviel Deutsche unter Fremdherrschaft stehen, einen besonderen politischen Wert. Wasserziehers „Woher?“ kann viel dazu helfen. Der außerordentlich billige Preis wird seiner Verbreitung förderlich sein.

Dr. Otto Kunze.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Wenn man erfragen wolle, was sich ziemt, so müßte man in Anwendung eines bekannten Goethewortes bei Theaterdirektorinnen besser Auskunft erlangen, als bei ihren männlichen Kollegen, und doch haben die Eysolt in Berlin und jetzt Hermine Körner in München ein Stück für die „Bühne gewonnen“, vor dessen unverhüllter Erotik die Herren Theaterleiter bis jetzt zurückgescheut sind. Es ist der „Reigen“ von Artur Schnitzler. Vor zwanzig Jahren hat die Vorlesung vor „Geladenen“ Entrüstung hervorgerufen; heute wagte sich kein Widerspruch hervor. Das Publikum nahm die ersten Akte stillschweigend entgegen, vielleicht schämte sich doch der eine oder der andere, öffentlich davon Zeugnis abzulegen, daß er an diesen schmutzigen Dingen Vergnügen empfinde, dann ungefähr in der Mitte des Abends klatschte ein einzelner im Hintergrunde und fand rasch Nachahmer. Von da an wurde nach jedem Aktschluß kräftig, aber kurz applaudiert; es war doch eine Minderheit der schweigenden Mehrheit gegenüber. Die Aufführung war eine sogenannte dezente; d. h. in dem äußersten Augenblick verdunkelt sich auf einige Minuten die Szene. Ich möchte eigentlich wissen, wie man derlei noch weniger dezent darstellen könnte, jedenfalls sind diese dunklen Minuten sehr unerfreulich. Man hört im Publikum halblautes Kichern, der eine räuspert sich, der andere putzt sich die Nase und ein dritter ruft bscht, bscht! Wenn sich das zehnmal abgespielt hat, wird das Publikum abgestumpft und ermüdet und es erübrigt sich für den Dichter, weitere Betten auf der Bühne aufstellen zu lassen. Das erste Bild zeigt eine Straßendirne, die einen Soldaten anlockt, der sie dann um den Lohn prellt, und schließt in einem öffentlichen Hause, in dem ein Herr erwacht, der sich in seiner Berauschtheit nicht erinnern kann, wie er in das Zimmer gekommen ist. Dazwischen ein ganzer Reigen von erotischen Kombinationen, das in der Tanzpause verführte Bürgermädchen, die ehebrechende anständige Frau, das kleine Mädchen auf der Studentenbude und im Chambre séparée, Herr und Kammerzofe, die noch im Bett posierende Schauspielerin und der Dichter, die nämlich einen etwas beschränkten Aristokraten verführend, und ein Liebesintermezzo in einer nüchtern gewordenen Ehe. Ich glaube, ich habe die Liste erschöpft. Was ist dabei Kunst? Daß die Leute reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, die psychologische Finesse, daß „er“ nachher brutal, „sie“ sentimental wird? Kann das den Schmutz rechtfertigen? Welche Wirkung verspricht sich der Dichter auf das junge Grünvolk beiderlei Geschlechts, das heute fast ein ausschlaggebender Faktor im Theaterpublikum ist! Als Dichter und als Arzt sollte er doch darüber nachgedacht haben. Was nützt es, vom sittlichen Wiederaufbau des Volkes zu schwätzen und solche, die kargen Reste von Schamgefühl vernichtenden Stücke zu spielen? Wo bleibt übrigens das gesunde Gefühl des Publikums, das keine Bevormundung braucht und sein eigener Zensor ist, wie eine klingende Phrase lautet? Die Inszenierung hat all die Ruhelager mit recht erheblichen Kosten ausgestattet. Noch eine psychologische Merkwürdigkeit: eine Künstlerin, die vor ein paar Jahren mit allen Feierlichkeiten heiratshalber die Bühne verließ, fand gerade in einer dieser — der Spießbürger würde sagen — kompromittierenden Rollen Anreiz, wieder zu spielen; aber es gibt keine Spießbürger mehr, sondern lauter „freie Menschen“!

Kammerspiele. Ibsen herabzusetzen, ist heute literarische Mode, dennoch muß ich sagen, daß mich die „Wildente“ wieder stark gepackt hat, was modernste Dichter nicht vermögen, obwohl ich schon bessere Aufführungen gesehen und das Stück fast auswendig weiß. Allein die Menschen stehen doch mit einer Plastik vor einem und man fühlt die Tragik dieser mit ihrem Schicksal verketteten Menschen. Gewiß, das Stück befriedigt nicht, weil der Dichter das einzige Ideal, das er hegt, die Wahrhaftigkeit, an der Schwäche und Haltlosigkeit ad absurdum führt. Die „Wildente“ ist die Dichtung einer Zeit, die die Naturwissenschaften maßlos überschätzte, in dieser Weltanschauung liegt ihre Schwäche, nicht im Dichterischen und in der mit eiserner Folgerichtigkeit gefügten Psychologie. Die Aufführung streifte anfangs zu sehr das Konversationsstück. Talent zeigte eine Erscheinung Frl. Servos' in der pathologischen Figur der kleinen Hedwig. Der Wahrheitsfanatiker fordert eine größere Dosis Temperament und der sich selbst betrügende Schönredner hatte gute Momente. Die Aufnahme war unverdient lau. Durch strengeres Einhalten der Beginn- und Schlußzeit und Kürzung überflüssiger Pausen könnte man die Aufmerksamkeit des Publikums vor zerflatternder Nervosität schützen.

Theatersamstage. Nach Wochen absoluter Ereignislosigkeit kommt ein Samstag, an dem alle Bühnen etwas Neues bieten. Die Kritik hat schon oft auf eine bessere Verteilung der Theatergenüsse hingewiesen. Verlorene Liebesmühe. Da muß eben der Leser warten, bis der Theaterreferent alles nachgeholt. Das Prinzregententheater bot neueinstudiert „Maria Stuart“. Abweichend von der Tradition eine rothaarige Maria und eine dunkle Elisabeth — die Damen Herterich und Lena, den Leicester spielte der in Rollen bürgerlicher Atmosphäre ausgezeichnete Graumann. Auf Einzelheiten soll noch eingegangen werden. „Meine Frau, die Hofschauspielerin“, die einst im kgl. Residenztheater gefiel, ist nun nach einigen Jahren im Volkstheater wieder aufgetaucht. „1919“, eine Zeitschnurre von Impekoven und Mathern wurde im Lustspielhaus gut aufgenommen.

Neues Operettentheater. Offenbachs alte Operette: „Die schöne Helena“ hat guten Erfolg. Die Darstellerin der Titelrolle und der Orchesterdirigent finden den richtigen Stil, die anderen halten sich wacker.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Hauptgrund der Haussebewegung auf dem Effektenmarkte liegt in der Entwertung der Mark, das ist seit langem die Meinung der Börse, folglich brachte jede Aufwärtsbewegung der Mark ein Sinken der Kurse. So auch diesmal. In Neuyork hat sich die Mark, die in den letzten Monaten des vergangenen Jahres auf 1,13 Cents gesunken war, auf 1,65 erhöht. An den deutschen Börsen ist der Dollar, der im November 84 M. gegolten, auf ca. 62 M. zurückgegangen. Die Amerikaner versuchen diese Senkung ihres Dollarkurses zu bewirken, um den anderen Ländern das Einkaufen in Amerika zu erleichtern, wegen ihrer schon öfters erwähnten Warenüberfüllung. Die Steigerung des Markkurses hat die Spekulation angeregt, auch als Käufer aufzutreten und von Deutschland aus sind Dollarbestände in Mark umgetauscht worden. Die Börse hat vielfach die Ansicht, dass trotz der unerfreulichen Tonart, die der neue Ministerpräsident Frankreichs uns gegenüber anschlägt, in der Reparationsfrage eine Annäherung an den deutschen Standpunkt nicht ausgeschlossen sei. Die Besserung der Mark bringt für Deutschland keine Vorteile einstweilen, denn sie erschwert den Export, so hat ein grosser Teil der Börsenspekulation in der Besserung unserer Valuta Grund genug gesehen, zu grossen Angeboten von Effekten. Dazu kamen in Berlin Zwangsexekutionen gegen einige schwach gewordene Makler. Es handelte sich um Millionenwerte. Papiere, die bei dem spekulierenden Publikum sehr beliebt waren, wie Goldschmidt, büssten fast 100 Prozent ein, Orenstein-Koppel mehr als 50 Prozent. Allein die grossen Kapitalisten zeigen wenig Neigung zu verkaufen und die Papiere finden immer rasch wieder Aufnahme. Jedenfalls ist die Lage ungeklärt und eine weitere Senkung der Devisenkurse müsste schliesslich einen Zusammensturz des Kursgebäudes der Effektenspekulation, das einstweilen von der Geldinflation geschützt wird, bewirken. — In der Maschinenbranche hört man Klagen über die amerikanische und englische Konkurrenz, die sich schon unseren Preisen anzupassen beginne. Wenn sich der Ausgleich zwischen unseren und den ausländischen Preisen einmal vollzogen, so wird die Krise eine sehr starke sein, die nur durch langsames Eintreten an Stosskraft vermindert werden kann. — Das **Deutsche Kalisyndikat** hat einen Antrag auf Erhöhung der Kali-Inlandspreise um 50—55% gestellt. Die Preise seien trotz gewaltiger Steigerung der Selbstkosten seit Dezember 1919 unverändert geblieben. Während die Inlandsverluste 1920 noch mit 88% aus den Auslandserlösen gedeckt werden konnten, sei das jetzt angesichts der auf dem ganzen Weltmarkt herrschenden Krise unmöglich. Diese Steigerung der Kalipreise ist bei der Notwendigkeit einer intensiveren Bodenbewirtschaftung, die unsere mässige letzte Ernte gebieterisch fordert, von ernster Bedeutung. **Einem Berichte der Mannheimer Warenbörse zufolge sinken die Preise angesichts der Besserung der Kaufkraft der Mark. Die Unternehmungslust ist daher gering; im allgemeinen verhält sich der Handel abwartend. Für nicht kapitalkräftige Firmen, die grössere Warenbestände haben, ist die Lage ernst. In Neustadt a. H. wurde in Gegenwart der Regierung und der französischen Wirtschaftskommission eine pfälzische Warenbörse eröffnet. Vertreten waren Textilbranche, Wein, Spirituosen, Tabak, Kolonialwaren, Drogen, der Lebensmittelhandel. Belgische Zeitungen, auch solche, welche der** Regierung nahestehen, plädieren für einen ungehinderten Handelsverkehr mit Deutschland. Der Verzicht auf Artikel 18 des Versailler Vertrags sei für Belgien durch die Lebensinteressen seines Hafens geboten. Die deutschen Fahrzeuge meiden den Antwerpener Hafen, da solche deutsche Vermögenswerte nach jenem Paragraphen bei irgendwelcher behaupteten Nichterfüllung des Versailler Vertrags jederzeit als Pfand beschlagnahmt werden können. Das holländische Vlissingen zieht aus der Meidung Antwerpens so erheblich Nutzen, dass die Stadtverwaltung gewaltige Pläne hegt, seinen Hafen zu einem grossen überseeischen Verkehrsplatze auszugestalten. Bekanntlich ist England mit dem Verzicht auf den Artikel 18 in seinem eigensten Interesse vorangegangen. — Die United States Mail Steamship Co., die im vorigen Sommer gegründete amerikanische Gesellschaft, um gemeinschaftlich mit dem Norddeutschen Lloyd die Schiffahrt auf den ehemals deutschen Linien in Gang zu bringen, hat mit deutschen Schiffswerften Verträge über Reparaturen an ehemals deutschen Schiffen im Betrage von 35 Millionen Dollars abgeschlossen, da bei der ungünstigen Lage des Weltfrachtenmarktes die hohen Reparaturkosten auf nordamerikanischen Werften eine Verzinsung der Schiffe nicht gewährleisten. Kostete doch die Reparatur des ehemaligen Hapagdampfers „Prinz Eitel Friedrich" weit über 2 Millionen Dollars. Unter Ausnutzung der Valuta und der sich daraus ergebenden billigeren Arbeit erscheint dieses Uebereinkommen sehr vorteilhaft.

Die Rheinischen Stahlwerke und die Arenbergische A.-G. planen eine Interessengemeinschaft mit dem gleichzeitigen Angebot eines Umtausches der Arenberg-Aktien in Rheinische Stahl-Aktien. Die Kapitalserhöhung dürfte den zum Aktienumtausch benötigten Betrag nicht wesentlich übersteigen.

Kapitalserhöhungen planen die der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank nahestehende Bayerische Diskonto- und Wechselbank A.-G. in Nürnberg (von 20 auf 40 Mill.) und die Deutsche Hypothekenbank Meiningen um 4,5 auf 36 Mill. Mark.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Hans Eisele, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M. 1.–, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—.
Anzeigenannahme durch di Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 7 München, 12. Februar 1921. XVIII. Jahrgang.

Herr **Dr. Hans Eisele**, Schriftleiter der „Allgemeinen Rundschau“, ist von der Bayerischen Regierung zum Leiter der Pressestelle beim Bayerischen Ministerium des Aeussern ernannt worden. Herr Dr. Eisele ist daher aus der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau“ ausgeschieden. Wir beglückwünschen ihn zu seiner so ehrenvollen Berufung.

Das Deutsche Reich von 1871 und der Weltkrieg.

Von Univ.-Prof. Dr. Hermann von Grauert, München.

(Schluß.)

Wir durften uns des Reiches wahrhaft erfreuen und mit gehobenem Stolze die politische Geltung wachsen sehen, welche dem Reiche auch von den übrigen Staaten der Welt zuerkannt wurde. Auf dem Berliner Kongreß von 1878, welchem Fürst Bismarck präsidierte, trat sie weithin sichtbar in die Erscheinung, und noch unter Kaiser Wilhelm II. hat das meerbeherrschende England 1895 bis 1901 unter dem Ministerium des Marquis von Salisbury um das deutsche Bündnis förmlich geworben. Daß wir die uns damals wiederholt angebotene englische Hand zurückwiesen, war freilich auch ein Ausfluß vorsichtig zaudernder Politik, die sich nach keiner Seite binden wollte, weil sie fürchtete, im Dienste Großbritanniens in gefährliche Kriegsabenteuer verwickelt zu werden. Gelegentlich kam bei Kaiser Wilhelm II. wohl auch der Gedanke zum Ausdruck, daß nicht England mit seiner meerbeherrschenden Flotte, sondern er selbst mit seinen achtzehn Armeekorps das Zünglein an der Wage des Gleichgewichtsystems (the balance of power) der Weltstaaten zum Ausschlagen bringe.

Aber unsere leitenden Staatsmänner haben seit der Entlassung Bismarcks nicht in ausreichendem Maße die Brüchigkeit und Schwäche des ganzen festländischen Staatensystems von Europa im allgemeinen und unseres nächsten und ältesten Verbündeten, Oesterreich-Ungarns, im besonderen in Anschlag gebracht, und haben demgegenüber die Weltmacht, die auch das isolierte England mit seiner meerbeherrschenden Flotte darstellte, zu gering eingeschätzt. Durch eigenen Flottenbau Englands Vorsprung einholen zu wollen, war schon im Hinblick auf unsere mangelhafte Küstenentwicklung und unsere Lage abseits der Weltmeere ein Ding der Unmöglichkeit. So glaubten wir uns durch unser mitteleuropäisches Bündnissystem, durch die engere Verbindung mit Oesterreich-Ungarn, Italien und Rumänien ergänzen und stärken zu müssen. Wir übersahen die Schwäche dieser Kombination, die bei der fortdauernden Todfeindschaft Frankreichs gegen Deutschland und Rußlands gegen Oesterreich unbedingt der Ergänzung und Stärkung durch England bedurfte. Erst wenn England der von uns geführten mitteleuropäischen Gruppe die Hand reichte, wurde sie zu einem wirklich festen und unüberwindlichen Block. Trat dagegen England auf die andere Seite hinüber, so war unser ganzes Bündnissystem von vornherein brüchig, unterhöhlt und hinfällig.

Seitdem Italien 1902 seine Extratouren mit Frankreich zu tanzen begann, und vollends seitdem England sich im April 1904 von uns abgewandt und die entente cordiale mit Frankreich abgeschlossen hatte, war die wiederkehrende Erneuerung unseres Dreibundes mit Italien zu einer halben, täuschenden Maßnahme geworden, die der inneren Wahrheit und Festigkeit entbehrte.

Kleindeutschland, wie es unter Bismarcks Führung entstanden war, bedurfte der Ergänzung durch Oesterreich-Ungarn. Das hat Bismarck selber scharf erkannt und als Axiom seiner Außenpolitik festgehalten. Deshalb hat er 1879 das Defensivbündnis mit der Donaumonarchie abgeschlossen. Die aber war ein Nationalitätenstaat von besonders eigenartigem Gefüge. Es fehlte darin ein zur politischen Führung berufener Volksteil. Deutsche wie Magyaren waren den Slawen gegenüber zu wenig zahlreich. Der durch den Freiherrn von Beust 1867 ins Leben gerufene Dualismus hat sich als eine Mißbildung erwiesen, die von vornherein in der Doppelmonarchie selbst auf den schärfsten Widerspruch der Slawen stieß, und bei uns in Bayern von dem führenden Politiker der Patriotenpartei, von Dr. Edmund Jörg, aufs heftigste bekämpft wurde. Dazu kamen die auswärtigen Rivalen: Rußland begehrte zum mindesten Ostgalizien, Rumänien die von Rumänen bewohnten Gebiete in Ungarn und in der Bukowina, Italien verlangte nach Südtirol, nach dem Isonzogebiet und Triest. Trotz des Dreibundes war Italien der verhüllte Feind Oesterreich-Ungarns. Unter solchen Verhältnissen begreift man den in weiten Kreisen Oesterreichs wie ein Krebsschaden um sich fressenden politischen Pessimismus.

In der Tat war der Krieg von 1866 für Oesterreich der nahezu tödliche Stoß ins Herz. Daß es zu diesem Kriege kommen mußte, das ist zum Verhängnis der deutschen Geschichte geworden, an dem keineswegs Preußen allein die Schuld trägt. Mit der Regelung der Verhältnisse des Deutschen Bundes, wie sie aus den Verhandlungen des Wiener Kongresses hervorgegangen war, hatte Preußen vom Anfange an Anlaß, unzufrieden zu sein. Würde aber Fürst Felix Schwarzenberg in den Jahren 1849 und 1850 sich etwas weniger abweisend gegen das preußische Unionsprojekt gezeigt haben, so wäre es damals vielleicht gelungen, eine friedliche Lösung des schwierigen deutschen Problems zu finden. Nachdem Oesterreich aus dem Kriege von 1866 besiegt und geschwächt hervorgegangen war, glaubten nicht nur die Feinde Oesterreichs, sondern auch viele Freunde seinen Zerfall in unmittelbare Nähe gerückt. Dafür liegt uns seit Beginn des Jahres 1920 ein überaus wertvolles Zeugnis vor, das kein Geringerer als Heinrich von Gagern, der erste Präsident der ersten Deutschen Nationalversammlung von 1848 und spätere Reichsministerpräsident, der Wortführer des kleindeutschen Programms seit den Dezembertagen des Revolutionsjahres, abgelegt hat. Heinrich von Gagern ist bekanntlich später aus dem kleindeutschen Lager in das der Großdeutschen übergetreten und 1862 hessen-darmstädtischer Gesandter in Wien geworden. Als solcher hat er reichlich Gelegenheit gehabt, die österreichischen Verhältnisse aus der Nähe zu beobachten. Im Februar 1870 sprach nun Gagern, wie der hessische Minister Freiherr v. Dalwigk in seinen oben angeführten Tagebüchern vermerkte, die Ansicht aus, nur ein glücklicher Krieg könne Oesterreich vor dem Zerfall bewahren. Das war damals auch die Auffassung des Freiherrn v. Dalwigk selber und des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, des Führers der österreichischen Militärpartei (S. 423—425). Natürlich dachte man in diesen Kreisen bis in den Frühsommer 1870 hinein an einen von Oesterreich im Bunde mit Frankreich gegen Preußen zu führenden Revanchekrieg. Die raschen Siege der deutschen Waffen im August und September 1870 haben glücklicherweise die Ausführung unmöglich gemacht.

Der siegreich durchzuführende Präventivkrieg ist in Oesterreich aber noch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts von

den Führern der Militärpartei als ein Heilmittel empfohlen worden. Wir sind darüber seit August 1920 aktenmäßig unterrichtet durch einen überaus wichtigen Aufsatz, den der österreichische Historiker Professor Dr. Alfred Pribram in der „Oesterreichischen Rundschau" vom 1. und 15. August 1920 veröffentlicht hat. Freiherr Conrad von Hötzendorff, seit Ende 1906 Chef des k. u. k. Generalstabs, hat darnach in einer großzügigen Denkschrift vom 6. April 1907 dem Kaiser Franz Joseph seine Ansicht entwickelt, die dahin ging, gegen den ungetreuen Verbündeten Italien im Jahre 1908/09, vielleicht auch schon 1907 einen Präventivkrieg zu entfesseln. Der damalige österreichisch-ungarische Außenminister Graf Aehrenthal hat diese Pläne des Generalstabschefs dem Kaiser gegenüber energisch bekämpft. Er verwarf die Idee eines Präventivkrieges mit Italien sowohl aus ethischen wie aus praktischen Gründen. Mit vollem Rechte gab der Außenminister seinem Erstaunen Ausdruck über den Optimismus des Generalstabschefs, mit dem dieser auf die Passivität der Westmächte vertrauen zu dürfen glaubte. Wörtlich sagte Graf Aehrenthal in diesem Teile seiner Denkschrift: „Eben weil England und Frankreich sehr wesentlich dazu beigetragen haben, Italien auf die Bahnen einer Balkanpolitik zu bringen, welche sich mit unseren Interessen nicht verträgt, erscheint es mir fraglich, ob die genannten zwei Großmächte gegebenenfalls dem Kampfe um die Vorherrschaft in der Adria ruhig zusehen würden."

Der Kampf zwischen dem militärischen und dem politischen Oberleiter in Oesterreich zog sich hin bis tief ins Jahr 1911 und endigte mit dem Ausscheiden des Generals Conrad von Hötzendorff aus dem Generalstab. Als aber Aehrenthal im Januar 1912 schwer erkrankte und am 17. Februar starb, da wurde Graf Berchtold sein Nachfolger und Freiherr Conrad von Hötzendorff kehrte an die Spitze des Generalstabs zurück. Wie er in den Juliwochen des Jahres 1914 unmittelbar nach dem Attentat von Serajewo sich ausgesprochen hat, ist nicht mit voller Deutlichkeit überliefert. An dem entscheidenden gemeinsamen Ministerrate vom 7. Juli 1914 in Wien hat er teilgenommen und auf bestimmte militärische Fragen des Kriegsministers geheimgehaltene, nicht protokollierte Antworten erteilt. Die eigene Auffassung des Generalstabschefs über den österreichisch-serbischen Konflikt können wir aber erschließen aus der protokollierten Bemerkung des anwesenden Kriegsministers Feldzeugmeister von Krobatin: „ein diplomatischer Erfolg gegen Serbien habe keinen Wert." Die leitenden österreichischen Militärs waren also im Juli 1914 für eine militärische Expedition gegen Serbien. (Diplomatische Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914, Ergänzungen und Nachträge zum österreichisch-ungarischen Rotbuch I. Teil, Wien 1919, S. 32—36.)

Leider haben auch die deutschen leitenden Militärs und Staatsmänner mit dieser Auffassung sich zufrieden gegeben, zunächst wohl in der rein menschlichen Erwägung, daß im Hinblick auf die furchtbare Bluttat von Serajewo vom 28. Juni 1914 auch die übrigen europäischen Großmächte eine militärische Strafexpedition gegen Serbien ruhig hinnehmen würden.

Bei schärferem Eindringen in das Problem hätte aber die Entfesselung eines Weltkrieges und auch das sofortige Eingreifen Englands in den Krieg als unabweisliche Konsequenz einer österreichisch-serbischen militärischen Auseinandersetzung erkannt werden müssen.

Jedenfalls verlangte Rußland nach dem Besitze Konstantinopels und der Dardanellen, sowie nach der Aufteilung Oesterreich-Ungarns, Frankreich wünschte Elsaß-Lothringen zurückzugewinnen und England fand die Gelegenheit günstig, die deutsche Flotte und auch den deutschen Welthandel zu vernichten, nachdem es uns seit Ablehnung der englischen Bündnisangebote mit einem Netze feindlicher Ententen umstrickt und eingekreist.

Hätten wir das sofortige Eingreifen Englands am 24. Juli 1914 — am Tage vor dem Ablaufe des österreichischerseits an Serbien gestellten Ultimatums — mit Sicherheit vorausgesehen, so würden wir den Krieg vermieden und damit die Katastrophe Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Europas hintangehalten haben.

Ueber der Kanzlerschaft des Herrn von Bethmann-Hollweg liegen die Schatten eines schweren tragischen Verhängnisses. Im Grunde seines Herzens wollte Bethmann die Verständigung mit England. Auch zu einer Verlangsamung unseres Flottenbaues war er bereit. Aber er wollte, als er im Februar 1912 in Berlin mit Lord Haldane darüber verhandelte, zugleich die englisch-französische Entente lockern. Für eine solche Abmachung, die eine völlige Neuorientierung der englischen Politik hätte nach sich ziehen müssen, war Sir Edward Grey und auch das britische Kabinett nicht zu gewinnen. So zogen sich die Verhandlungen hin, bis der Krieg sie zerriß.

Die Welt trat gegen uns unter die Waffen, nachdem wir so unvorsichtig gewesen waren, auch noch das Odium der Kriegserklärung auf uns zu nehmen. Nachdem der Schlieffensche Feldzugsplan bereits im September 1914 an der Marne gescheitert war, wurde uns der opfervolle, langwierige Grabenkrieg aufgenötigt, der unser und unserer Verbündeten Lebensmark aufzehrte und das stolze Reich von 1871 zu Fall brachte.

Wenn von unseren Feinden ihm Uebles nachgeredet und neben anderem ihm zur Last gelegt wird, daß es lediglich ein Erzeugnis der äußeren Macht gewesen sei, und daß es die Macht zur ausschließlichen Richtschnur für seine Stellungnahme im Kreise der übrigen Staaten gewählt habe, so trifft das durchaus nicht zu. Gewiß haben einige Wortführer des preußischen und kleindeutschen Staatsgedankens manchmal mehr als wünschenswert mit dem Gedanken der Macht gespielt und sich gebrüstet. Aber Bismarck sowohl wie seine Nachfolger haben sich bemüht, neben der Macht doch auch der Weisheit und der Gerechtigkeit zu ihrem Recht zu verhelfen. Die Verbindung von Macht und Weisheit hatte der Angelsachse Alkuin mit vollem Rechte bereits i. J. 802 vom Reiche Karls d. Gr. gerühmt. Die Staatsmänner aber, welche den Gewaltfrieden von Versailles diktierten und uns aufnötigten, ließen sich ganz überwiegend von dem Gedanken leiten, uns zu demütigen und zu erniedrigen, und die ihnen verliehene Macht bis aufs äußerste auszunützen. Das Himmelskind der Weisheit verbannten sie in die Wüste. Sie haben damit die Grenzen überschritten, welche das Völkerrecht auch dem Sieger zieht. Was sie taten, war Mißbrauch ihrer Macht, war ein Frevel nicht nur an unserer Volkspersönlichkeit, sondern auch an den Interessen der ganzen Menschheit. Ja, sie haben, wie sie nur allzu früh am eigenen Leibe es verspüren werden, in ihr eigenes Fleisch geschnitten.

Ein Volk wie das deutsche, das eine mehr als zweitausendjährige Geschichte hinter sich hat, und mit vollem Rechte auf Grund seiner geistigen, sittlich-religiösen, wirtschaftlichen und politischen Leistungen den Anspruch erheben konnte, den Herrenvölkern der Erde zugezählt zu werden, durfte nicht in eine Lage versetzt werden, in der es, wenn sie anhielte, zu einem Helotenvolk herabsinken müßte.

Die Welt aber kann auch in Zukunft unserer Mitarbeit nicht entbehren. Die bereits einsetzende allgemeine Weltwirtschaftskrise, auch in England wie in Amerika, zeigt die unheilvollen Folgen der politischen Verkrüppelung und Auflösung des mittleren wie des östlichen Europa. England hatte in Friedenszeiten an Deutschland seinen besten Kunden. Heute können wir allein schon wegen unserer schlechten Valuta auf dem englischen Markt nicht mehr so wie früher als Käufer auftreten. Das gleiche gilt von den Bewohnern des östlichen Europa. Die Völker des Erdballs bilden naturgemäß, auch ohne den Völkerbund von Versailles, der, so wie er von den Siegern geplant war, unbrauchbar ist, eine große Familie. In ihr hat Deutschland den Anspruch auf einen voll berechtigten Platz. Den Halunkenplatz des gefesselten Schwerverbrechers lehnen wir erhobenen Hauptes ab. Wir sind aber bereit zu arbeiten für uns selbst und für die Menschheit. Die Siegermächte werden bald genug einsehen, wie sehr sie auf uns angewiesen sind. Erst wenn wir wieder aufgerichtet sind und fest auf unseren Füßen stehen, kann auch das östliche Europa wieder ins Lot gerichtet werden. Europa blutet aus tausend Wunden, auch das „siegreiche" Frankreich leidet schwer. Erst wenn wir uns wieder als Brüder oder zum mindesten als vollwertige Genossen gegenseitig anerkennen, können wir einander helfen, können wir die Schäden gutzumachen suchen, die durch den Krieg angerichtet worden sind. Den auf uns von Gottes und von Rechts wegen entfallenden Anteil sind wir zu übernehmen bereit. Wucherische Forderungen vermögen wir nicht zu erfüllen. Da aber in der Menschheit die Gliederung nach Rassen, Nationen und Sprachstämmen auch weiterhin bestehen wird, so fordern wir würdige Existenzbedingungen für unser Volk, dem hundert Millionen Bewohner der Erde zuzuzählen sind. Wir verlangen nicht darnach, sie alle in ein einziges politisch abgesondertes Haus aufzunehmen. Aber in der Mitte Europas muß die deutsche Flagge über einem Hause wehen, das unser eigen ist und das uns ermöglicht, in ihm zu arbeiten und zu schaffen und unsere Fähigkeiten zu entfalten zum eigenen Nutzen, zur Ehre Deutschlands und zum Frommen der Menschheit. Die Zukunft ist uns verhüllt, der Horizont noch immer schwer umwölkt. Aus der Nacht des Unglücks, die über uns hereingebrochen ist, blicken wir auf zu den Sternen, und erheben wir unsere Herzen zu Gott. Sursum Corda! Das sei unser Wahlspruch in schwerer Not!

Der Herr des Himmels und der Erde wird uns, wenn wir auf ihn vertrauen, nicht zuschanden werden lassen. Unter seine gnädige Führung beugen wir uns. Das Wetter wird sich verziehen, die Sonne von neuem uns leuchten.

Als Joseph Görres im Frühjahr 1821, zur Zeit des Laibacher Kongresses, der rheinischen Heimat fern, als Verbannter in der Fremde weilend, von hoher geistiger Warte seinen Ueberblick über die Weltlage abgeschlossen hatte, welcher bekannt und berühmt ist unter dem Titel „Europa und die Revolution", da meinte er in wenig Zügen die Fassung von Europa entworfen zu haben, mit welcher es der neuen Krise entgegengehe, wo es mit Amerika bereits im Streite, vielleicht des Nordens und Südens von Asien sich bald werde erwehren müssen. Den Machthabern jener Tage aber glaubte er den Warnungsruf des Psalmisten in die Seele prägen zu müssen: Dominus a dextris tuis confregit in die irae suae reges, judicabit in nationibus, implebit ruinas, conquassabit capita in terra multorum. (Psalm 109.) „Der Herr hat am Tage seines Zornes die Könige gebrochen. Er wird richten unter den Nationen. Die Ruinen wird er ausfüllen und die Häupter vieler wird er erschüttern." — Wie man sieht, lassen die Worte des Psalmisten eine Nutzanwendung zu auf die Völker und Demokratien der Gegenwart. Auch im Lager der Ententemächte sollte man ihnen ernste Aufmerksamkeit schenken.

Zentrum und Preußenwahlen.

Von Dr. Otto Sachse.

Ueber die Wichtigkeit der Wahlen zum preußischen Landtag am 20. Februar ist kein Wort zu verlieren. Der Großstaat Preußen liegt über zwei Dritteilen von Deutschland. Das ist eine Tatsache, mit der man rechnen muß, mag man sich zu ihr stellen, wie man will. Solange sie besteht, ist Preußens und Deutschlands Schicksal verkettet, sind es zum großen Teil gemeindeutsche Belange, die im preußischen Landtag beschlossen und von der preußischen Staatsgewalt vollzogen werden.

Die Belange der Katholiken werden in Preußen nur von der Zentrumspartei befriedigend vertreten. Das ist seit dem Umsturz von 1918 und der Weimarer Verfassung von 1919 gegen früher nicht anders geworden. Nach wie vor ist das Zentrum in Preußen, wie im größten Teil des übrigen Deutschland, die einzige politische Partei, die zu den Grundsätzen der katholischen Kirche stimmt und die ungebrochene christlich-abendländische Weltkultur vertritt. Daß das Zentrum als politische Partei nicht konfessionell sein kann in einem paritätischen Staat, ist oft genug bewiesen worden. Daß jedoch sein Begriff einer christlichen Welt- und Staatsauffassung trotzdem nicht erweicht und verwässert wurde, dafür haben die großen Führer des Zentrums wie Windthorst und z. B. Hermann von Malinckrodt, dessen hundertsten Geburtstag wir am 5. Februar begingen, stets Sorge getragen. Daß es auch heute nicht geschehe um deswillen, die Grundlage der Partei zu verbreitern, das liegt namentlich vielen Gebildeten am Herzen, die in die Tiefe der geistigen Gegensätze zu blicken vermögen.

Das Zentrum hatte darunter zu leiden, daß es seit 1918 im Reich wie in Preußen auf eine bequeme Opposition verzichtete und hier wie dort in die Regierung eintrat. Von den Rechtsparteien ist das natürlich stark ausgenützt worden. Es gelang ihnen, zahlreiche Katholiken, besonders Gebildete und Besitzende, die mit den neuen Zuständen begreiflich unzufrieden waren, vom Zentrum zu sich hinüberzuziehen. Es war allerdings nicht schwer, dem Zentrum Vorwürfe zu machen. Die neue Reichsverfassung ohne den Namen Gottes, neue Gesetze über Kirche und Schule enthalten manches, was man vom katholischen Standpunkt aus anders wünschen möchte. Daß es aber nicht besser ausfiel, ist keine Schuld des Zentrums, sondern gar oft der Rechtsparteien. Sie standen nicht nur beiseite, sondern begnügten sich z. B. bei den Schulartikeln der Reichsverfassung mit viel weniger, als das Zentrum um christlicher Grundsätze willen fordern mußte.

Wenn namentlich in Bayern und in katholisch-konservativen Kreisen Oesterreichs dem Zentrum seine Mitarbeit am neuen Staat vorgeworfen wird, so wird dort oft zu wenig bedacht, daß die innere, gefühlsmäßige Stellung der Katholiken in Preußen und in Norddeutschland überhaupt zu den alten gestürzten Mächten nicht die gleiche war, wie im Süden. Sie hielten treu zu Kaiser und Reich, waren gute Untertanen des Königs von Preußen oder des Herzogs von Braunschweig. Aber sie konnten mit dem Preußen der Hohenzollern innerlich nicht so verwachsen sein, wie katholische Bayern oder Oesterreicher mit ihrem Staat und Herrscherhaus. Preußen war die protestantische Vormacht und wollte es bleiben, auch nachdem es 1803, 1815 und 1866 große katholische Landesteile sich einverleibte. Preußischer Geist, preußische Kultur haben ihre guten Seiten. Aber katholischem Geist, christlich-abendländischer Kultur stehen sie nach oder widerstreiten ihnen (vgl. „Das Vermächtnis Karls des Großen", Nr. 48 1920, S. 624). Norddeutsche Katholiken, gerade wenn sie ganze Katholiken sein wollen, können nicht auf der Seite des alten Preußens stehen. Die, welche der Deutschnationalen oder der Deutschen Volkspartei beitraten, werden sich bald enttäuscht finden.

Anderseits wird sich die notwendige Grenze nach links desto leichter und deutlicher ziehen lassen, je mehr die Sozialdemokratie abwirtschaftet und je mehr bei ihr und den Demokraten die christentumsfeindlichen Instinkte wieder aufkommen. Die Klugheit der Führer hat sie zeitweise niedergehalten. Sie werden sich aber melden, wenn die Kirchen- und Schulfragen in neuen Gesetzen zu regeln sind, und wenn die Linke wahrnimmt, daß die protestantische Rechte ihr da wieder die Hand reicht. Denn zahlreiche Zeugnisse aus deutschnationalem Lager beweisen, wie gering, trotz aller Schicksalsschläge, dort die Einsicht noch ist, daß der wahre Kulturkampf nicht gegen die katholische Kirche, sondern gegen den Antichrist auf der Linken geführt werden muß.

Wir wünschen, daß die rechtsgerichteten Katholiken in Preußen: Grundbesitzer, Mittelstand und Akademiker, am 20. Februar Zentrum wählen. Sie nützen damit ihren eigenen Absichten und der Partei selbst. Nur ein starkes Zentrum wird die Rechtsparteien geneigt machen, mit ihm zusammenzugehen. Dann kann auf breiter Front gegen Sozialismus und geistige Zersetzung vorgerückt werden.

Der Wahlaufruf der Preußischen Zentrumspartei hält sich von jeglichem Angriff auf andere Parteien frei. Er hat einen durchaus positiven Inhalt. Mit guten Gründen verteidigt das Zentrum seine Mitarbeit am preußischen Verfassungswerk, seine Kulturpolitik in Kirche und Schule, sowie seine soziale Politik.

Zu dem Ruf: Los von Preußen! wird bemerkt:

Gegenüber den in den östlichen und westlichen Grenzprovinzen hervorgetretenen Lostrennungsbestrebungen von Preußen hat das Zentrum jederzeit diejenige Haltung eingenommen, die von einer wahrhaft national und vaterländisch gesinnten Partei verlangt werden muß. Ihm ist es hauptsächlich zu danken, daß diese Bestrebungen sich nicht auf Abwege verirrten. Das Zentrum hat sie, soweit sie in vaterländischem Denken und Fühlen wurzelten, gegen den ungerechten Vorwurf des Landesverrats in Schutz genommen, es hat darauf bestanden, daß der legale Weg, den der Art. 18 der Reichsverfassung vorzeichnet, ihnen offengehalten werde. Es hat anderseits verlangt, daß auf überstürzte Katastrophenpolitik unbedingt verzichtet und die Rücksicht auf das Wohl des gesamten deutschen Vaterlandes allem andern übergeordnet werde. Gegenüber den Klagen und Anklagen, die gegen diese Ablösungsbestrebungen von altpreußischer Seite erhoben wurden, hat das Zentrum immer wieder betont, daß die einzige Möglichkeit, ihrer Herr zu werden, in klugem und weitherzigem Entgegenkommen zu suchen sei. Man möge endlich brechen mit dem alten System der Imparität, man möge verzichten auf eine in den Grenzprovinzen als Vergewaltigung empfundene Kulturpolitik, man möge Selbstverwaltung in weitestem Umfange gewähren. Solange Preußen sich dagegen sträubt, darf es nicht hoffen, die Lostrennungsbestrebungen zur Ruhe zu bringen.

Als seine Aufgabe im künftigen Landtage bezeichnet das Zentrum in der Kulturpolitik die Verteidigung der christlichen Kulturgüter, der Bekenntnisschule und Unterrichtsfreiheit. Für die Verwaltungsreform verlangt es erweiterte Selbstverwaltung in Provinzen, Kreisen und Gemeinden. Es bekennt sich als entschiedensten Gegner bureaukratischer Zentralisierung. Die Staatsfinanzen verlangen äußerste Sparsamkeit. Die Wohlfahrt des Volkes erheischt den Schutz der Familie, dieser Keimzelle für Volk und Staat, Fürsorge für Mutter und Kind und für das Wohl der Jugend. Das Zentrum will freudig die staatliche Wohlfahrtspflege unterstützen, verlangt aber freie Bahn für private und kirchliche Liebestätigkeit. Für die Wiederaufrichtung von Volk und Staat ruft es die geistig führenden Schichten zur Mitarbeit auf. Seine Wirtschaftspolitik ist von dem Bewußtsein getragen, daß es eine Volkspartei, keine Klassenpartei ist. Es will den schaffenden Ständen, Landwirtschaft, Handel und Industrie, dem gewerblichen und kaufmännischen Mittelstand die wirtschaftliche Freiheit erhalten oder wieder erringen. Mit möglichster

Schleunigkeit soll die gebundene in die freie Wirtschaft übergeleitet werden. Das setzt aber voraus, daß die Landwirtschaft im Bewußtsein ihrer ernsten Pflichten gegen Volk und Vaterland auf skrupellose Ausnutzung der Konjunktur verzichtet. Der solide Handel soll gefördert, Wucher und Schiebertum aber rücksichtslos bekämpft werden.

Für die Arbeiterschaft will das Zentrum weiter tatkräftig sorgen. Der Arbeiter darf, wie es im Aufruf heißt, nicht länger ein bloßes Mittel im Produktionsprozeß sein. Er muß als mitbestimmender Faktor anerkannt und bewertet werden: die alte Forderung christlich-sozialer Politik. Daneben ist die stärkste Wohlfahrtspflege zugunsten der handarbeitenden Volksgenossen weiterzuführen. Das Zentrum wird der christlichen Arbeiterschaft die Treue halten, rechnet aber auch auf ihre Treue. Handwerker, Kleingewerbe und Kleinhandel sollen selbständig erhalten, jede schematische Kommunalisierung bekämpft werden. Der hochwichtige Stand der Beamten soll in der Besoldung zu seinem Rechte kommen.

Alle deutschen Katholiken halten am 20. Februar ihre Augen auf das preußische Zentrum und seine Wähler gerichtet. Möchten sie alle ihre Pflicht tun. Dann kann der Tag der Preußenwahl eine Pforte zu besseren Zeiten für Preußen wie für ganz Deutschland werden.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Das Diktat von Paris! Eine Welle einmütiger Empörung rollt wieder durch ganz Deutschland. So war es nicht in den Tagen von Versailles. Damals lag dem deutschen Volke noch die Kriegslähmung in den Gliedern. So war es nicht nach Spa, so war es nur damals, als der Feind die Auslieferung unserer Heerführer als Kriegsverbrecher verlangte. Damals hatte Deutschland ein einstimmiges Nein — und die Feinde gaben nach. Heute hallt das „Unannehmbar" wiederum von rechts nach links. Unsere Gegner zeigen wirklich ein hervorragendes Geschick, die uneinigen Deutschen zu innerer Eintracht zu erziehen. Der Preuße, Sachse, Bayer und Schwabe fühlen sich gleicherweise betroffen. Der Fabrikherr, Großgrundbesitzer, Bauer, Angestellte, Arbeiter, der Kaufmann und der Mann der freien Berufe verstehen, was die feindlichen Forderungen bedeuten. 42 Jahre Schuldknechtschaft für uns und unsere Kinder, 226 Milliarden Goldmark in steigenden Jahresraten, eine drückende Abgabe auf die deutsche Ausfuhr; welcher Stand sollte das nicht spüren?

Wie Deutschland heute zumute ist, darf nicht nur darnach beurteilt werden, wie die feindlichen Noten im Reichstag besprochen wurden. Dieser Eindruck war etwas matt. Unseren Außenminister Dr. Simons mag die schwere Verantwortung und die gewaltige Anspannung der kritischen Tage bedrückt haben. Was er sagte, war klug und würdig, aber nicht so kraftvoll, wie er es vielleicht selber meinte. Deutlich genug tat er freilich die Unannehmbarkeit der Vorschläge in der feindlichen Zahlungsnote dar. Wirksam hielt er der Entente entgegen, sie habe selbst zugegeben, daß sie den Boden des Friedensvertrages verlassen. Das hat den Vertrag als unmöglich erwiesen. Und Deutschland wird von dieser Erkenntnis noch Gebrauch machen. Die Rede des Ministers schloß mit der Erklärung, die Regierung könne in der Note keine mögliche Grundlage für Verhandlungen sehen. Es sei aber ihre Pflicht, alle Mittel anzuwenden, um zu klaren und deutlichen Gegenvorschlägen zu kommen. Deutschland will also Ende Februar nach London gehen, um die Wiedergutmachung zu beraten. Das Reichskabinett ging davon aus, daß die Zahlungsnote nur Vorschläge enthalte. Nicht ganz ohne Grund ist aber zu befürchten, daß die Gegenseite nicht Vorschläge, sondern Befehle meint. Wenigstens schrieb der Pariser „Temps" auf Grund von Erkundigungen an amtlicher Stelle in diesem Sinne.

Mit der Zahlungsnote wurde eine Note über die deutsche Entwaffnung überreicht. Sie enthält auf keinen Fall Vorschläge, sondern Befehle. Bis 28. Februar 1921 soll Deutschland den Rest des Kriegsgerätes ausliefern, der durch Herabsetzung des Heeres auf 100 000 Mann überflüssig geworden ist. Die Auflösung aller Selbstschutzverbände muß bis 15. März 1921 gesetzlich verordnet und bis 30. Juni 1921 vollzogen sein. Zwei Drittel ihrer Waffen und sämtliche schwere Waffen sind bis 31. März ds. Jrs., der Rest bis 30. Juni abzuliefern. Die Sicherheitspolizei darf nicht zentralisiert und nicht über 150000 Mann stark sein. Endlich verlangt die Note noch alle Maßnahmen, um die deutsche militärische und Marine-Luftschiffahrt völlig verschwinden zu lassen.

Die Strafen, welche Deutschland angedroht werden, falls es in Wiedergutmachung und Entwaffnung nicht alles erfüllt, sind ganz vom Geist der französischen Gewalthaber diktiert. Sie sehen vor: Besetzung neuen deutschen Gebietes, also vielleicht des Ruhrgebietes, Errichtung einer Zollschranke am Rhein, und damit ein schlechter Witz nicht fehle, Verweigerung der Aufnahme in den Völkerbund. Im übrigen ist die Zahlungsnote von schweren Eingriffen in die deutsche Selbständigkeit begleitet. Besonders die Ausfuhrabgabe bedingt die Ueberwachung unserer Zölle. Diese sollen überhaupt ein besonderes Pfand für die Durchführung der Zahlungen bilden.

Als das unerhörte Ansinnen der Entente bekannt ward, tauchte zunächst der Plan auf, die Reichsregierung durch den Eintritt der Deutschnationalen und der Sozialdemokratie zu verbreitern. Leider mißlang es. Die Sozialdemokratie pflegt ja immer ihre Parteibelange voranzustellen. Aber hat der Führer der Deutschnationalen, Abgeordneter Hergt, wirklich abgelehnt und erklärt, wenn seine Partei in die Regierung einträte, liefen ihr bei den Preußenwahlen 4 Millionen Wähler davon? Die Achtung vor Parlamentarismus und politischem Parteiwesen würde dadurch nicht gerade größer werden. Immerhin ward die Stellung des Kabinetts durch die Erklärung der Parteiführer im Reichstage gestärkt. Für die Regierungsparteien sowie die Bayerische Volkspartei und den Bayerischen Bauernbund erhob der Demokrat Schiffer feierlich Widerspruch gegen diese mörderischen Forderungen. Zur Entwaffnungsfrage fuhr er fort: „Wir wollen die übernommenen Pflichten ehrlich erfüllen. Wir legen aber Verwahrung ein gegen die Entscheidungen, die offensichtlich gegen den Friedensvertrag verstoßen oder seine Grenzen zu unseren Ungunsten überschreiten. Die Verantwortung, daß wir dadurch gegen die Gefahr des Weltbolschewismus gelähmt werden, trifft die Verbündeten." Es war nicht überflüssig, daß die Bayerische Volkspartei in ihrer Presse erklären ließ, daß aus den Worten Schiffers kein Zurückweichen vom bayerischen Standpunkt zur Einwohnerwehr zu entnehmen sei. Ehrliche Erfüllung der Entwaffnung könne nicht einschließen, daß man sich wehrlos mache bis zum Selbstmord. Die Vorsorge gegen den Weltbolschewismus könnten wir allenfalls unseren mächtigen Gegnern überlassen, niemals aber die gegen den Bolschewismus bei uns selbst. Soviel bekannt, ist auch die bayerische Regierung mit dem Ministerpräsidenten Dr. v. Kahr entschlossen, in der Entwaffnung wie in der Wiedergutmachung dem feindlichen Ansinnen ein entschlossenes Nein entgegenzustellen.

Auch die Oppositionsparteien, Sozialdemokratie wie Deutschnationale, stellten sich hinter die Reichsregierung, soweit die Zahlungsnote in Frage kommt. Gegen die Entwaffnung sprachen sich, wie zu erwarten, nur die Deutschnationalen aus. Hier läßt auch die Reichsregierung noch eine deutliche Erklärung vermissen. Außerhalb der deutschen Eintracht stellten sich im Reichstag nur die Unabhängigen und Kommunisten. Ledebour warf wieder der Rechten die Schuld am Kriege vor, Levi, der Kommunist, empfahl die Verbindung mit Moskau. In den Landtagen von Bayern, Sachsen und Württemberg sowie mehrerer kleinerer Bundesstaaten kam der Widerspruch gegen Paris mit viel mehr Schwung heraus als im Reichstag. In Bayern gingen die Kommunisten mit den übrigen Parteien, nur die U.S.P. schlossen sich aus. Das kommunistische Münchener Blatt, die „Neue Zeitung" findet fast nationale Töne und läßt Lockrufe vernehmen zu einer Einheitsfront der deutschen Jugend. Es gehört wirklich ein klarer Kopf dazu, vor der französischen Vernichtungspolitik sich Moskau nicht in die Arme zu werfen.

Wir haben immer den Gedanken vertreten, daß Mittel- und Westeuropa eine Schicksalsgemeinschaft und eine Kultureinheit ist, der innere Kreis um das ewige Rom. Wenn Versailles, Spa und Paris Risse in diese Gemeinschaft sprengen, so wird grenzenloses Elend die Folge sein. Aber es wird nicht nur Deutschland treffen, sondern seine Gegner mit. Gerade das wird aber beweisen, daß der Gedanke der europäischen Gemeinschaft richtig ist und bleibt, daß er deshalb immer wieder ausgesprochen und vertreten werden muß. Wir Deutsche wollen bessere Europäer sein, als die heutigen Franzosen und als die Engländer auf ihrer von Europa getrennten Insel. Wir würden unsere Vergangen-

heit und unsere tausendjährige Kultur verleugnen, wir würden aber zugleich auf unsere selbständige Kultursendung in der Zukunft verzichten, wollten wir uns der russischen Barbarei verschreiben.

Die öffentliche Meinung Deutschlands erblickt in dem Diktat von Paris im allgemeinen einen Sieg Frankreichs über England. Das dürfte nur zum Teil richtig sein. Gewiß hat Lloyd George, als er in der Entwaffnung auf den französischen Standpunkt einging, von neuem dazu beigetragen, daß Frankreich als einzige militärische Großmacht die Vorherrschaft auf dem Festland ausübt. Aber im ganzen hat er erreicht, was England von jeher erstrebt, Deutschland und Frankreich womöglich noch mehr zu verfeinden. Daß die Wiedergutmachung im Sinne der Pariser Note Englands Wünschen entspricht, führt Georg Bernhard in der „Vossischen Zeitung" aus. Besonders die Ausfuhrabgabe und infolgedessen die Aufsicht über die deutsche Wirtschaft bedeuten darnach die englische Finanz- und Wirtschaftshoheit über Europa.

Zum Ueberfluß hat Deutschland neue schwere Kohlentribute zu leisten. Nach Ablauf des Abkommens von Spa am 31. Januar ist die monatliche Kohlenlieferung auf 2200000 Tonnen erhöht worden. Dazu kommen für Februar und März je 250000 Tonnen für frühere Rückstände. Diese Auflagen bedeuten das Ende des Achtstundentages im Bergbau.

Was aus dem Reichshaushalt werden soll, wenn wir uns dem Pariser Diktat unterwerfen, ist kaum auszudenken. Schon jetzt betragen nach einem Bericht im Reichsrat die ungedeckten Ausgaben für 1920 79 Milliarden. Die Gesamtsumme der Jahresleistungen zur Ausführung des Versailler Vertrages beläuft sich bereits auf 42,5 Milliarden. Neue Steuern sind in Aussicht. Der Reichstag genehmigte eine Wohnungsabgabe zur Förderung der Bautätigkeit, die zum großen Teil auf dem Weg über die bekannte Mietsteuer eingebracht werden soll. Auch liegt der „Dtsch. Allg. Ztg." zufolge ein Gesetzentwurf vor, der hohe indirekte Steuern vorsieht und die vorhandenen erhöht, z. B. die Zuckersteuer von ℳ 14.— auf ℳ 100.— je Doppelzentner. Wie weit entfernen wir uns von dem Ziel der Linksparteien, die alle Verbrauchssteuern bekämpfen.

Die eigene Not läßt uns das Elend Deutsch-Oesterreichs nicht vergessen. In Paris wurde zwar beschlossen, ein Finanzsyndikat zu schaffen, mit einem Kapital von 200 Millionen Dollar, die Oesterreichs Wirtschaft gesund machen sollen. Dafür wird aber der österreichische Staatshaushalt von den Verbündeten unter Aufsicht genommen.

In Italien vollzog sich auf dem Parteitag in Livorno die Spaltung der Sozialisten. Auch dort trennten sich die Anhänger der 3. Internationale von ihren bisherigen Parteigenossen. Dagegen vereinigten sich die sogenannten unabhängigen Revolutionäre unter Serrati mit den Rechtssozialisten unter Turati. So hat also auch Italien seine Sektion der 3. Internationale, die den Befehlen von Moskau blind gehorcht. — Einer der hervorragendsten italienischen Kirchenfürsten, Kardinal Ferrari, Erzbischof von Mailand, ist gestorben. Er erhielt den Purpur noch von Leo XIII. Die deutschen Katholiken erinnern sich gern an den Besuch des Kardinals auf dem Katholikentag in Köln. Er feierte dort die Arbeit der deutschen Katholiken als vorbildlich für die ganze Welt und sprach dabei das bekannte Wort: Germania docet.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Harding, tritt am 4. März sein Amt an. Ueber Hardings Politik machte ein hervorragender republikanischer Senator dem Berichterstatter der „Morningpost" folgende bedeutsame Mitteilung:

Der Ausgangspunkt der Politik des neuen republikanischen Regimes wird die Aufgabe aller politischen Verpflichtungen mit Europa sein. Wir werden vor allen Dingen einen Sonderfrieden mit Deutschland abschließen. Dann wird nicht nur der theoretische Kriegszustand mit Deutschland aufhören, sondern für die Vereinigten Staaten wird auch der Vertrag von Versailles mit all seinen Bedingungen nicht mehr bestehen. Wir stellen die Feindseligkeiten mit Deutschland ohne Mitwirkung der alliierten Mächte ein. Indem wir die Ratifizierung des Vertrages von Versailles ablehnen, ziehen wir uns von dem Kriegsbündnis mit den Alliierten zurück.

Auf die Frage, ob sich Amerika dem Völkerbunde anschließen werde, erwiderte der Senator: Amerika bleibt endgültig außerhalb des Völkerbundes.

Vom baltischen Balkan.

Von Dr. Hüttermann.

Sehr mit Recht bezeichnet man die Staatengründungen, die sich vorwiegend auf ehemalig russischem Gebiete an der Ostsee vollzogen haben, als einen neuen Balkan. Wie bei dem eigentlichen Balkan der Hauptstörenfried Rußland war, um den Weg nach Konstantinopel zu finden, so ist beim Ostseebalkan ebenfalls Rußland der Störenfried, weil es direkten Anschluß an Deutschland haben will, um so dieses mit seinen Ideen zu verseuchen und damit letzten Endes für sich zu gewinnen. Mit der Stellungnahme Deutschlands steht und fällt nämlich der Bolschewismus. Diese Tatsache scheint man in Ententekreisen immer noch nicht genügend zu würdigen. Zweimal bereits hat Rußland einen großen Vorstoß nach dem Westen über diese neuen Staaten hinweg gemacht; das erstemal über Estland, Lettland in Litauen hinein bis hart an die ostpreußische Grenze und das zweitemal gegen Polens Heer, ein Vorstoß, der das Zentrum der russischen Armee bis Warschau und den rechten Flügel sogar bis in den polnischen Korridor eindringen ließ. Damit haben wir schon die Staaten genannt, die in der Hauptsache diesen neuen Balkan bilden. Es sind Estland, Lettland, Litauen, Polen von dem ehemaligen Rußland und dann Teile, die Deutschland abtreten mußte. Da ist zunächst das Soldauer Gebiet und der Korridor, Länder, die ohne weiteres abgetreten werden mußten. Sodann konnte man es sich nicht versagen, nach der glänzenden Volksabstimmung einige Ortschaften im Süden Ostpreußens an Polen zu überweisen. Und endlich das Memelgebiet. Die Bewohner dieses seit dem Eindringen der Ordensritter zu Deutschland gehörenden Landstriches (die Ordensritter legten nämlich schon die Stadt Memel an, um die heidnischen Litauer daran zu hindern, den Bewohnern des Samlandes Hilfe zu bringen) wissen immer noch nicht, wohin sie verschoben werden sollen (Selbstbestimmungsrecht!).

Die Verhältnisse sind außerordentlich verworren. Da ist zunächst das Memelland. Polen möchte das Gebiet sehr gern haben, weil es dadurch einen freien Zugang zur Ostsee erhalten würde. Litauen erhebt Anspruch darauf, weil ein Teil der Bewohner des Memellandes litauisch spricht, aber wie zahlreiche Kundgebungen gezeigt haben, kerndeutsch ist. Nun besteht aber zugleich zwischen Polen und Litauen ein sehr scharfer Gegensatz. Aber auch England möchte gar zu gern Memel besitzen, das berufen sein kann, die bedeutendste Handelsstadt an der Ostsee zu werden, wenn es gelingt, den Memelstrom durch einen leistungsfähigen Kanal mit dem südrussischen Flußnetz zu verbinden. Man wäre imstande, ukrainisches Getreide und Petroleum des Kaukasus auf diesem neuen Schiffahrtswege nach dem Norden, nach England, zu verfrachten, und sparte dadurch den langen Weg über das Mittelmeer und den Ozean nach England.

Litauen und Polen sind ebenfalls ein sehr unsicheres politisches Moment in diesem Ostseebalkan. Obwohl eine Zeitlang zwischen den beiden Völkern Friede herrschte, hat jetzt offenbar unter polnischer Beeinflussung der General Zeligowski einen Vorstoß gegen Litauen gemacht und ihm das Wilnagebiet entrissen, über das jetzt eine Volksabstimmung stattfinden soll. Von eigenartigem Reiz ist der Beschluß des Völkerbundes, englische, französische, dänische, schwedische und norwegische Truppen dort zur Beaufsichtigung der Volksabstimmung zu verwenden. Was wird, wenn Rußland sich über diese Truppen macht, und sich über das Ergebnis der Volksabstimmung, vorausgesetzt daß sie kommt, hinwegsetzt? Hofft man so, auch die Neutralen gegen Rußland zu engagieren? Der Plan wäre nicht übel. So müßte gerade diese kleine Truppenmacht zwar nicht einen militärischen, aber wegen ihres bedeutenden Prestiges einen politischen Damm bilden können. Außerdem hat sich Polen im Osten von Litauen an der Düna einen zweiten Korridor geschaffen und so Rußland von Litauen abgeschnitten, womit zugleich eine Kontrolle des deutschen Verkehrs mit Rußland gegeben ist. Rußland kann sich eine solche Maßnahme nicht gefallen lassen. Ebenso verworren und unsicher ist im einzelnen das Verhältnis Polens und Litauens zu Lettland, zwischen denen große Gegensätze völkischer Art klaffen. Wie weiterhin Estland zu ihnen steht und, wenn man noch weiter greifen will, Finnland? Wie sagte doch Wilson in seinem Lockruf? Völker sollen nicht wie Schachfiguren hin- und hergeschoben

werden. Hier hat man schon die korrigierende Hand der Geschichte zu spüren.

Zu diesen an und für sich schon schwierigen Verhältnissen kommt nun als zweiter Faktor das große Fragezeichen Rußland und als dritter der Einfluß der Großstaaten, genau wie auf dem eigentlichen Balkan. Rußlands Interesse an diesem Ostseebalkan ist klar und zwangsläufig. Soweit der Bolschewismus großrussische Pläne verfolgt, möchte er selbstverständlich diese ganzen Gebiete zurückgewinnen. Wirtschaftlich sind diese Länder für ihn von einem ganz besonderen Reize, weil Litauen und Lettland bereits wieder landwirtschaftliche Ueberproduktionsgebiete sind, und wie die neuesten Meldungen besagen, mit Energie und Erfolg darangehen, ihr Staatswesen wieder einigermaßen zu balanzieren. So hat, um nur ein Beispiel zu nennen, Estland im November 1920 für 112 Millionen Estmark ausgeführt und für 56 Millionen Estmark eingeführt und als Transitwaren für 45 Millionen (eine Reichsmark = 1,40 Estmark. Aus: „Der Osteuropamarkt", Heft 7, 1. Januar 1921). Dieser wirtschaftliche Aufschwung ist für Rußland ein außerordentlicher Anreiz. Und so sehen wir denn auch, daß Trotzki in diesen Staaten eine außerordentliche Agitation entfaltet. So hat man gerade (Anfang Januar 1921) eine große „offizielle" (wir Deutsche kennen ja zur Genüge die Art und Weise des damaligen russischen Gesandten Joffe) Zentrale ausgehoben, und in der Hauptstadt Litauens, Kowno, führt der russische Geschäftsträger Axelrod ein geradezu fürstliches Haus, um Leute anzulocken.

Zu dem Kapitel „Rußland und Polen" ist hier nachzutragen, daß Trotzki zwar den Vorfrieden zu Riga schloß, weil er im Süden arg von Wrangel bedrängt wurde; der eigentliche Friede ist immer noch nicht unter Dach und Fach. Die Russen machen andauernd bei den Verhandlungen neue Schwierigkeiten, denn sie haben den lästigen Wrangel gänzlich aus Rußland verdrängt. Jetzt reist dieser energische Deutschbalte in Europa herum, um sich neue Hilfsquellen zu erschließen. Man sieht hier, wie verhängnisvoll der Rigaer Vorfriede war, der Lenin gegen Wrangel freie Hand gab. Ohne Zweifel war es ein diplomatischer Sieg Rußlands und eine Kurzsichtigkeit Polens und der hinter ihm stehenden Großmächte. Jetzt weiß man bestimmte Einzelheiten von neuen Truppenansammlungen Trotzkis an der Westfront. Die Nachrichten, die hierüber von Estland, Lettland und Litauen kommen, stimmen überein. Und so lautet in all diesen Staaten und auch bei uns in Ostpreußen die bange Frage: „Was wird werden, wenn Rußland abermals seinen Vormarsch beginnt?"

Der dritte Faktor, der diese Ostseestaaten beeinflußt, besteht aus England und Frankreich. Daß zwischen diesen beiden Mächten große Gegensätze vorhanden sind, ist bekannt. Diese Gegensätze kamen auch im baltischen Balkan zur Geltung. Frankreich protegiert Polen, England die übrigen Staaten. Frankreichs Interessengemeinschaft mit Polen beruht zunächst auf militärischen Gründen. Dieses soll helfen, Deutschland in Schach zu halten; es bildet den anderen Arm der Zange. Auch noch einen „realeren" Hintergrund hat diese Freundschaft. Frankreich hat wegen seiner Revanche Milliarden über Milliarden in Rußland angelegt (vor dem Kriege 22 Milliarden). So hat Marianne ein Interesse daran, daß der Bolschewismus gestürzt wird, denn von diesem ist nichts zurückzuerhalten. Deshalb war es die Seele in dem verunglückten Wrangel-Unternehmen, deshalb die Hilfe für Polen, darum auch weigert es sich hartnäckig, die Sowjetregierung anzuerkennen. Noch ein anderer wirtschaftlicher Grund beeinflußt die Haltung Frankreichs, das ist der Anteil, den Polen an der russischen Staatsschuld übernehmen soll. Es sind nämlich die 22 Milliarden zum großen Teil auf den „Offensiv"ausbau des russischen Bahnnetzes in Polen verwendet worden.

Da England finanziell keineswegs so in Rußland engagiert ist, so ist seine gemäßigtere Stellungnahme zur Sowjetregierung begreiflich. Interessant ist dabei, wie das englische auswärtige Amt in heftigem Gegensatz zu dem Handelsministerium steht; jenes möchte das politische Prestige den Bundesgenossen gegenüber wahren; dieses denkt nur realpolitisch oder besser geschäftlich. Die Welt sitzt voller Waren und es fehlt der Käufer. Viele Großmächte suchen sich auf das warenhungrige Rußland zu stürzen, vor allem auch Amerika. Daß Indien sehr das Verhältnis Englands zu Rußland beeinflußt, scheint mir im Gegensatz zu manchem anderen nicht der Fall zu sein, mag auch Trotzki eine bedrohliche Geste über Persien nach Indien machen. Ich glaube genau so, wie wir seinerzeit mit den Wirkungen des hl. Krieges in Indien enttäuscht wurden, von dem wir uns doch so viel versprochen hatten, wird es auch den Bolschewisten ergehen, weil infolge des noch in Indien herrschenden Kastengeistes die sozialen Klüfte viel zu groß sind, als daß sie der Bolschewist überwinden könnte, wenigstens nicht in absehbarer Zeit.

Nicht umsonst hat der englische Geschäftsgeist sein Augenmerk auf das an Naturschätzen so reiche Rußland gerichtet. Darum auch die mannigfachen Versuche, sich an der Ostsee Stützpunkte zu sichern. Man darf überzeugt sein, daß hinter den Kulissen sich die heftigsten Kämpfe abspielten und noch abspielen. Zunächst gab deshalb England seine Zustimmung zu der Ausschaltung Deutschlands durch die Errichtung des polnischen Korridors, besser gesagt, der polnischen Abschnürung, und die Errichtung der Randstaaten, aus denen Deutschland auch gänzlich verdrängt wurde (Baltikum.) Glaubte man diese Konkurrenz beseitigt, so mußte dann Polen-Frankreich zurückgedrängt werden. Darum die Erklärung Danzigs zum Freistaat, damit es nicht ein allzu offenes polnisches und damit französisches Einfallstor nach dem Osten würde, darum noch immer keine Entscheidung über das Memelgebiet, darum auch erhebliche finanzielle Unterstützung von Lettland und Estland, um Libau, Riga und Reval als Einfallstore demnächst nach Rußland benützen zu können. Wir sehen auch hier die überlegene englische Politik. Frankreich klammert sich in seiner Revanchepolitik gegen Deutschland an Polen und legt sich so fest im Binnenlande, während England die Tore zu diesem Reservoir, wenn ich so sagen darf, Danzig, Memel, Libau, Riga, Reval, wenn es auch politisch noch nicht gelungen ist, so doch wirtschaftlich und damit schließlich auch das eine oder andere politisch in seine Hand zu bringen sucht. In dem Augenblick, wo ich das Manuskript abschließe, kommen Meldungen, wonach Amerika es übernehmen würde, das polnische Eisenbahnwesen zu reorganisieren. Sollte sich dieses bewahrheiten, so würde es ein Zeichen sein, daß Frankreichs Einfluß auf Polen im Schwinden ist. Ob und wieweit das auf Oberschlesien einen Einfluß ausüben wird, kann man nicht sagen. Bislang neigten englische Kreise immer in dieser Frage mehr zu Deutschland, weil sie von den Polen auch eine Desorganisation dieses lebenswichtigen Gebietes befürchteten.

Nochmals: Irrwege.[1]

Von Geistl. Rat Prof. Dr. J. Hoffmann, München.

Von der Provinzialgruppe Ostpreußen der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten erhalten wir unter dem Titel: Falsche Anklage folgendes:

„In der Bekämpfung der weitverbreiteten Geschlechtskrankheiten steht die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" an erster Stelle, wie allgemein bekannt sein dürfte. Dennoch gibt es Kreise, welche diese Bestrebungen nicht verstehen und aus Unkenntnis ihre Methode als schädlich verdächtigen. So geht uns ein Artikel der „Allgemeinen Rundschau" zu, in dem ein Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann aus München von „Irrwegen" der genannten deutschen Gesellschaft spricht. Vor allen Dingen bemängelt er, daß nur belehrende Vorträge über die Gefahren der genannten Krankheiten gehalten würden, daß man sich dabei nur an den Verstand wende, der ja bei sinnlichen Versuchungen doch nicht standhalte, und daß man Einwirkungen auf die Seele, das Gemüt und den Willen außer acht lasse. Diese Behauptung ist schon im allgemeinen nicht richtig und trifft für unsere Provinzialgruppe ganz und gar nicht zu. — Gewiß wollen wir die Jugend und die allgemeine Oeffentlichkeit auch darüber belehren, welch furchtbare Gefahren diese Volksseuche für den einzelnen und für das ganze Volk bedeuten. Darum müssen belehrende Vorträge gehalten und alle Mittel benutzt werden, um zu zeigen, welche Verwüstungen diese Krankheiten im Körper anrichten, wie häufig sie aus Leichtsinn und Unkenntnis auch auf unschuldige Kinder und Ehefrauen übertragen werden und wie oft dadurch namenloses Leid in die Familie gebracht wird und viele Ehen völlig zerrüttet werden. Die Vorbedingung für jede rationelle Bekämpfung einer Volksseuche ist eben die Belehrung der breiten Masse über das Wesen und die Gefahren der betreffenden Krankheiten. So ist es mit der Tuberkulose, so ist es auch bei den Geschlechtskrankheiten. Aber die Hauptsache ist auch uns gerade das, was Prof. Hoffmann verlangt, nämlich die Volksseele mit höheren Gedanken und edlen Willensimpulsen zu erfüllen, weil diese Volksnot tatsächlich nicht allein von seiten des Verstandes, sondern besonders durch Reinheit des Gemütes und durch die Kraft eines starken Willens bekämpft werden muß. Aus

[1] Vgl. Nr. 2, S. 18.

diesem Grunde fordern wir auch bei rein ärztlichen Vorträgen doch immer eine größere geschlechtliche Enthaltsamkeit und einen sittlicheren Lebenswandel unserer Jugend und suchen für unsere Versammlungen Pädagogen und Geistliche als Redner neben dem Arzt zu gewinnen. Stets heben wir hervor, daß die geschlechtliche Enthaltsamkeit für den jungen Mann nicht schädlich ist, ja bis Anfang der zwanziger Jahre für die körperliche Entwicklung eher förderlich ist, und immer wieder verlangen wir von der Jugend Ehrfurcht vor dem gewaltigsten aller Triebe, der alles Leben schafft und wie kein anderer alles menschliche Leben gestaltet. Unsere Redner aus dem geistlichen und Lehrerstande werden nicht müde, ihre Zuhörer immer und immer daran zu erinnern, daß die Eltern und Lehrer das religiöse und sittliche Gefühl der Kinder befruchten müssen und den Kindern stets vorhalten mögen: „Gott sieht's, Gott hört's, Gott straft's, du kannst ihm nicht entgehen." Auch wissen wir sehr wohl, daß es mit Vorträgen allein nicht getan ist, sondern daß das sexuelle Gebiet bei dem ganzen Erziehungswerk mehr berücksichtigt und auf die sexuellen Regungen, die sexuellen Nöte und Kämpfe der Jugend mehr eingegangen werden muß. Aus diesem Grunde haben wir auch in verschiedenen Städten unserer Provinz (Königsberg, Tilsit, Insterburg) unter Mitwirkung von Pädagogen, Geistlichen, Naturforschern und Aerzten Lehrkurse für Lehrer und Lehrerinnen abgehalten, welche dieselben in diejenigen Wissensgebiete tiefer einführen sollen, welche für die sexuelle Pädagogik von Bedeutung sind. Diese Kurse haben den ungeteilten, lebhaften Beifall der Hörer gefunden und wir sind um Veranstaltung weiterer derartiger Kurse von den Schulbehörden gebeten worden. Also es geschieht alles das, was Herr Prof. Hoffmann verlangt. Daß wir dabei die breite Oeffentlichkeit wählen, bedingt die ungeheure Verbreitung dieser Krankheiten im Volke. Etwa jeder zehnte Mensch ist in Deutschland syphilitisch erkrankt und die Gonorrhöe ist noch viel verbreiteter! Sollen wir da noch länger schweigen? Zwingt uns nicht die Not des Volkes, nun endlich die Prüderie und falsche Scham aufzugeben und die Dinge beim rechten Namen zu nennen und Lehrer und Prediger aufzurufen, mit den Aerzten zusammen unser Volk vor der gänzlichen Verseuchung zu retten! Die Heranziehung des Films zum Zwecke der Aufklärung ist uns an und für sich auch nicht besonders sympathisch, aber man darf nicht vergessen, daß Filmvorführungen immer sehr zugkräftig sind, und daß man auf diese Weise gerade das Publikum, auf welches es ankommt, in die Vorträge bekommt; auch muß darauf hingewiesen werden, daß wenigstens der wissenschaftlich gehaltene Film „Die Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen" stets von einem zweckentsprechenden ärztlichen Vortrag eingeleitet wird. — Die Eltern unserer Kinder und die Jugend selbst müssen die ganze Größe der Gefahr kennen. Die Kurpfuscherei muß mit allen Mitteln bekämpft werden, weil sie nur die Krankheiten verschleppt und den Kranken mehr schadet als nützt. Prediger und Lehrer müssen die Vertrauensmänner der Eltern sein, an die sie sich wenden, wenn sie das Kind in sittlicher Gefahr sehen. Wir raten darum Herrn Prof. Hoffmann, anstatt zu tadeln und anzuklagen, uns lieber zu helfen, daß auch **seine** Weise unserem Volke zugute kommt."

Vorstehende Zuschrift erfordert einige Bemerkungen: Allgemein anerkannt ist die Rührigkeit, mit der die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" ihren Zielen zu dienen bestrebt ist, das habe ich auch hervorgehoben. Aber ebenso bekannt und anerkannt bei Freund und Gegner ist die Tatsache, daß die Gesellschaft ihre Ziele ausschließlich erreichen will durch Aufklärung des Volkes über die Folgen der Geschlechtskrankheiten und durch prophylaktische Mittel, die der Natur der Sache nach zugleich empfängnisverhindernd wirken. Der Geist, in dem diese Belehrungen gegeben werden, ist, wie ich bemerkte, der des plattesten Materialismus, keine höhere Erwägung tritt hervor, es wird vorzüglich an die Furcht vor Ansteckung appelliert. Dies gilt für die amtlichen Kundgebungen der Gesellschaft und die Aeußerungen führender Männer in ihr, wobei dieser Begriff schon sehr weit genommen werden darf. Wer den Beweis für diese Anklage im einzelnen erbracht sehen will, der lese den Artikel im „Volkswart", Köln 1918, Nr. 7 u. 8, „Die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in ihrer Stellung zur christlichen Moral"; hier findet er eine reiche Zahl von Tatsachen beigebracht. Den Kundigen wird es darum nicht wundern, daß 1916 das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg i. Br. erklärte, „daß der katholische Klerus die Mitarbeit mit der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten ablehnen muß, und daß die Mitgliedschaft für ihn ausgeschlossen ist".

Nur auf eine ganz geringe Zahl von Einzelheiten hinzuweisen möge mir gestattet sein. Nach der Zuschrift könnte es scheinen, als ob man der Gesellschaft ihre Arbeit in der Aufklärung des Volkes über die schlimme Folge venerischer Erkrankungen übelnehme. Dieses ist durchaus unrichtig; nicht die Aufklärungstätigkeit bekämpfen wir, wir halten sie vielmehr unter bestimmten Voraussetzungen für notwendig; wir sind nur nicht einverstanden mit der bevorzugten oder sogar ausschließlichen Stellung, die ihr in dem Kreuzzuge gegen den mächtigen Volksfeind zuerkannt wird, und mit dem Geiste, in dem diese Stellung benutzt wird.

Die Zuschrift betont, die D. G. z. B. d. G. fordere auch bei rein ärztlichen Vorträgen eine größere geschlechtliche Enthaltsamkeit und einen sittlichen Lebenswandel unserer Jugend. Es ist hier einzig die Jugend genannt, an die man diese Forderungen stellte. Tatsächlich werden derartige Ansprüche an die Erwachsenen nur aus bestimmten Rücksichten herangebracht. Ein unbedingtes Gebot der sexuellen Reinheit auch nur in Handlungen kennt die Gesellschaft nicht. Der in den Kreisen der Gesellschaft einflußreiche Wiesbadener Arzt Dr. Tourton hat während des Krieges durch seine Offenheit schweres Aergernis gegeben. Nach der Berliner „Klinischen Wochenschrift" 1915, Nr. 19 u. 20, erklärt er: „Ich finde unter den jetzigen Verhältnissen schon theoretisch die rigorose Abstinenzforderung nicht am Platze, weil als notwendiger Kontrast und als Aequivalent der von Kriegssoldaten unausgesetzt verlangten Lebensverneinung bei entgegengesetzter Situation sich von selbst naturnotwendig das Streben nach höchster Lebensbejahung, als deren Gipfel wir nun ja doch einmal die Freuden des sexuellen Verkehrs ansehen müssen, einstellen wird." In Konsequenz dieses Geistes war die deutsche G. z. B. d. G. tätig, daß die sexuellen Schädigungen im Felde als echte Kriegsbeschädigungen aufgefaßt würden genau wie die Folgen der Kriegsverwundungen oder anderer im Kriege erworbenen Krankheiten der Kriegsteilnehmer. „Ich möchte es für ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Gesellschaft halten, auf dem die Propaganda für diese Tat geschrieben steht", erklärt Tourton. Damit ist jedoch keineswegs die Meinung eines einzelnen oder einzelner wiedergegeben; die in der Gesellschaft herrschende Anschauung wendet sich nur gegen vorzeitige Betätigung des Geschlechtstriebes und gegen die gesundheitlich und sozial unerwünschten Folgen des außerehelichen Geschlechtsverkehrs, nicht gegen diesen als solchen. Daher die allgemeine, viel beanstandete Uebung der Gesellschaft, das Publikum mit Mitteln bekanntzumachen, die Ansteckungen verhindern könnten. Dieses ist der Grund, weshalb der „Bund für deutsche Familie und Volkskraft" in einer Eingabe an den Reichskanzler gebeten hat, ein Buch des damaligen Vorsitzenden der D. G. z. B. d. G., Professor Dr. Blaschko, zu verbieten. Die ethischen Grundsätze, die dieser Vorsitzende der D. G. z. B. d. G. verkündigt, sind des näheren zu ersehen aus der Zeitschrift zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Band XVI, Heft 8, 1915, S. 245/49 (vergl. „Volkswart" 1918, Nr. 7/8). Auch die Behauptung der Zuschrift, die Gesellschaft hebe stets hervor, daß die geschlechtliche Enthaltsamkeit für den jungen Menschen nicht schädlich sei, entspricht nicht den Tatsachen. Allgemein sagt Blaschko: die Anhänger dieser Lehren (daß Enthaltsamkeit unschädlich sei) machten sich einer gewissen Unehrlichkeit schuldig, wenn sie behaupteten, daß sämtliche Aerzte diese Anschauung teilten. Die große Mehrzahl der Aerzte stünde auf dem entgegengesetzten Standpunkte und diejenigen, die anderer Meinung seien, ließen sich — vielleicht unbewußt — durch gewisse ethische Vorstellungen in ihrem Urteile beeinflussen. Ein Merkblatt der Gesellschaft bezeichnet die Enthaltsamkeit **in der Regel** ohne Gefahr für die Gesundheit. Es will nicht bestritten werden, daß von der Provinzialgruppe Ostpreußen zu Vorträgen gewonnene Lehrer und Geistliche nicht müde werden auf Gottes Gegenwart, Allwissenheit und die von ihm zu befürchtende Strafe der Sünde hinzuweisen. Diese Lehrer und Geistlichen sind jedoch nicht die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten". Es möge aber der Einsender der Zuschrift nur Stellen aus den Richtlinien der Gesellschaft selbst oder Aussprüche von Männern, die in ihr maßgebenden Einfluß haben, namhaft machen, in denen als Grund für geschlechtliche Sittlichkeit auch der Wille Gottes oder sonstige ethische Motive bezeichnet werden, und ich werde nicht versäumen, diese nach Möglichkeit den Lesern der „A. R." mitzuteilen.

Der mir am Schlusse der Zuschrift erteilte Rat ist überflüssig, denn seit vielen Jahren arbeite ich in diesem Sinne. In einer vielgelesenen Schrift „Erziehung der Jugend in den Entwicklungsjahren" (4. Aufl. mit dem Titel „Handbuch der Jugendkunst und Jugenderziehung"), sowie in den sexualpädagogischen Artikeln in Roloffs Lexikon der Pädagogik, II. Bd., 330 S. ff.) habe ich meine Grundsätze einer weiten Oeffentlichkeit dargelegt. Ich erlaube mir, den Verfasser der Zuschrift einzuladen, davon Kenntnis zu nehmen; vielleicht möchte diese auch mit zur Einsicht verhelfen, daß meine Ausführungen in Nr. 2 der „A. R." über den D. G. z. B. d. G. keine falsche Anklage darstellen, sondern wirkliche Irrwege derselben aufweisen.

Findling.

Es gibt keine geschichtliche Periode, die nicht mit einer Katastrophe ihren Abschluss findet. Die erste geschichtliche Periode beginnt mit der Schöpfung und endigt mit der Sündflut. Und was bedeutet die Sündflut? Zweierlei: Den natürlichen Sieg des Bösen über das Gute und den übernatürlichen Sieg Gottes über das Böse durch ein direktes und persönliches Eingreifen des Allerhöchsten. — Was sagt die Hl. Schrift über das Ende der Welt? Sie sagt, dass der Antichrist der Herr der Welt sein und dass alsdann das letzte Gericht mit der letzten Katastrophe kommen wird. Was wird diese Katastrophe bedeuten? Gleich den anderen den natürlichen Sieg des Bösen über das Gute und den übernatürlichen Sieg Gottes über das Böse durch ein direktes und persönliches Eingreifen des Allerhöchsten. Das ist für mich die Philosophie, die ganze Philosophie der Geschichte. Donoso Cortés.

Anmerkung der Schriftleitung: Aus „Die Kirche und die Zivilisation". In Briefen von Donoso Cortés. Aus dem Französischen von Dr. Hans Abel. Schriften der Vereinigung „Glaube und Treue". 3. Heft. Kommissionsverlag J. J. Lentnersche Buchhandlung (E. Stahl), München 1920.

Milwaukee, die Stadt der Deutschen.

Von Dr. Joachim Clasen.

Unter den größten Städten der Vereinigten Staaten von Amerika, die von vielen Deutschen bewohnt werden, nimmt Milwaukee insofern einen Vorrang ein, als von seinen 450000 Einwohnern mindestens 60% deutscher Herkunft sind. Unsere Volksgenossen sind also wenigstens sachlich, wenn auch nicht sprachlich, wohl berechtigt, ihre Heimat die „deutsche" Stadt Amerikas zu nennen. In schöner Lage am Südwestufer des Michigan-Sees erstreckt sich Milwaukee in einer Ausdehnung von etwa 15 km von Süden nach Norden und von 4 km nach Westen. Durch den Menomonee- und den Milwaukeefluß, die sich bei ihrer Seemündung vereinigen, wird es in drei Stadtteile geschieden. Jener teilt das Ganze in die Südseite und Nordseite, während dieser die Nordhälfte wieder in eine kleinere Ost- und eine größere Westseite trennt. Den südlichen Teil der Ostseite nennen die Deutschen gewöhnlich den Yankeeberg, weil seine Bewohner durchweg britischer Abstammung sind. Von hier an erhebt sich das Seeufer allmählich bis zu 30 m über den himmelblauen Wasserspiegel und gewährt mit seinen zum Teil schloßartig gebauten Villen nebst herrlichen Parkanlagen einen weiten Ausblick auf die unübersehbare, von regem Schiffsverkehr belebte Wasserfläche. Diese Anlagen finden im Norden ihren Abschluß im prächtigen Lake-Park, der mit schon vorhandenen größeren Schattenbäumen vor ungefähr 30 Jahren angelegt, sorgfältig unterhalten und zahlreich besucht wird, teils zur Erholung, teils zum Anhören der dort an Sommernachmittagen ausgeführten freien Volkskonzerte. Viel kleiner ist der Juneau-Park am Südostende des Yankeeberges mit seinen schönen Blumenbeeten. Er hieß früher Lake Front (Seevorderseite) und verdankt seinen neuzeitlichen Namen dem ersten Bürgermeister der neuen Stadt, dem man dort ein Denkmal errichtet hatte. Er soll an schwülen Sommerabenden den Besuchern das ungehinderte Zuströmen und freie Einatmen der frischen Seeluft ermöglichen, deshalb hat man von einer wirklichen Parkanlage abgesehen und sie mit dem bloßen Namen zu ersetzen versucht. — Außerdem sind auf der westlichen Nordseite noch zwei eigentlich nicht öffentliche Parks vorhanden, welche den Brauereien von Pabst und Schlitz gehören, aber doch ungehindert besucht und für öffentliche Zwecke benutzt werden können. Der ungefähr in der Mitte der Nordseite gelegene Schlitzpark nimmt mit seinen alten Schattenbäumen und verschiedenen baulichen Anlagen ein großes Straßengeviert (Block) ein. Er wird benutzt zu großen Volksversammlungen, Festlichkeiten, Konzerten und Theateraufführungen. Der nach dem Brauer Pabst benannte Park im nordöstlichen Stadtbezirk Wilhelmsburg ist eine ebenso große, aber jüngere und weniger baumreiche Anlage für kleinere Versammlungen, Vereins-, Familien- oder Gemeindeschulfeste. Die umfangreichste Parkanlage endlich ist erst zu Anfang des neuen Jahrhunderts allmählich auf der Südseite entstanden. Mit Rücksicht auf die stark polnische Bevölkerung dieser südlichen Stadthälfte hat man ihr den Namen Kozciuzco-Park (nach dem polnischen Freiheitshelden) gegeben.

Bezüglich der Mischung seiner Einwohner unterscheidet sich Milwaukee heutzutage nicht mehr wesentlich von anderen Städten der nördlichen Union mit zahlreicher deutscher Einwanderung. Wenn auch der Herkunft nach die Mehrzahl noch auf seiten der Deutschen ist: der Sprache nach wird das schwerlich noch der Fall sein, weil mindestens 10% Jugendlicher nicht mehr deutsch sprechen, und andere 10% ihre eigentliche Muttersprache nicht einmal mehr verstehen können. In den letzten 25 Jahren hat sich die Verhältniszahl zwischen Deutschen und Nichtdeutschen zuungunsten der ersten um 7—8% verschoben, weil einerseits die deutsche Einwanderung bei stetiger Abnahme bereits vor Kriegsanfang so gut wie aufgehört hatte, während anderseits die Zuwanderung namentlich der Polen, dann aber auch der Italiener beständig im Wachstum begriffen war. Wie sehr das Polentum sich gehoben hat, ergibt sich augenscheinlich aus dem Umstande, daß gegen Ende der 90er Jahre auf der östlichen Nordseite eine stattliche polnische Kirche nebst Schule errichtet wurde, und gleichzeitig die Polen der Südseite, wo sie ihre Hauptniederlassung haben, einen großartigen Kirchenbau in verjüngtem Maßstabe der römischen Peterskirche aufführen ließen. Aber auch die in andauernder Zunahme befindliche italienische Siedlung schien gleich nachher durch die Aufführung einer eigenen Kirche andeuten zu wollen, daß ihre Mitglieder fortan nicht mehr wie Zugvögel zwischen Europa und Amerika hin- und herwandern, sondern mehr auf die Dauer in Milwaukee bleiben wollen.

Unter diesen Verhältnissen wird das immer mehr amerikanisierte Deutschtum dort nicht mehr lange die Oberhand behalten, und auch die Britischen werden nicht mehr nach ihnen in der Mehrzahl sein, sondern von den Polen übertroffen werden. Wie die Gesamtbevölkerung der Stadt sich ihrer Herkunft nach aus allen Ländern der Welt zusammensetzt, so sind auch die nicht eingebornen Deutschen aus den verschiedenen Ländern des alten und neuen deutschen Kaiserreichs und der deutschen Schweiz eingewandert. Daß sie auf der Nordseite viel zahlreicher sind als auf der Südseite zeigt sich schon an der ungleichen Verteilung der deutschen Kirchen. Ihrer gibt es nämlich im Norden drei große und vier kleine, wogegen im Süden nur eine große vorhanden ist. Dabei wohnen auf der Nordseite vorwiegend Norddeutsche, auf Wilhelmsburg fast ausschließlich Mecklenburger und Pommern, von denen die älteren Eingewanderten meistens, freilich mit den unvermeidlichen englischen, schlecht ausgesprochenen Brocken untermischt, ihr altheimatliches Plattdeutsch reden. Im großen ganzen machte Milwaukee in den letzten 15 Jahren seinem alten Rufe als die am meisten deutsche Stadt Amerikas nach und nach immer weniger Ehre als früher. War es doch anfangs der 90er Jahre noch die einzige Stadt der Union, welche ein „Deutsches Stadttheater" besaß, zu dessen Unterhaltung die öffentliche Kasse freilich nichts beitrug. Die Aufführungen dieser seltenen Schaubühne standen ungefähr mit den Theaterleistungen einer deutschen Mittelstadt auf gleicher Stufe.

Immerhin übte der deutsche Kunsttempel in „Deutsch-Athen", wie die Stadt von Fremden genannt wurde, eine solche Anziehung aus, daß Deutsche aus weiter Ferne nach Milwaukee reisten, um ein gutes Schauspiel zu sehen und daneben auch das volkstümliche Konzert einer größeren deutschen Kapelle zu hören, deren Kräfte allerdings zur Aufführung einer Symphonie nicht ausreichten. Um die Jahrhundertwende jedoch brannte das Gebäude nieder, und als es im Laufe eines Jahres aus der Asche neu erstanden war, hauptsächlich auf Kosten der Pabst-Brauerei, erhielt dieser Neubau den Namen Pabst-Theater. Das Beiwort „deutsch" mußte fortbleiben, weil es nicht mehr zutreffend war. Schon im alten Hause waren in den letzten Jahren die Vorstellungen von deutschen Jungamerikanern immer spärlicher besucht worden, da ihre mangelhafte Ausbildung im Deutschen ihnen ein richtiges Verständnis deutscher Aufführungen nicht mehr ermöglichte. Aus rein geschäftlichen Rücksichten also dürfte der Unternehmer des Neubaues sich dazu verstanden haben, daß neben der ernsten und heiteren deutschen Muse auch der kunstverderbliche Clown mit den englisch-amerikanischen Radau- und Spektakelstücken auf der neuen Bühne Platz gefunden hat.

Nicht lange vor dem Theaterbrande wurde eine andere ältere Pflegestätte des Deutschtums, nämlich das ganz in der Nähe gelegene „Künstlerheim" ebenfalls durch Feuer zerstört. Es war ein einfacher Holzbau, bestehend aus Schankraum mit Anrichtetisch, größerem Gastzimmer und kleinerer Bühne für Privataufführungen, welche für gewöhnlich auch von Gästen benutzt wurde, die mehr unter sich sein wollten. Das Gastzimmer war von der Art altdeutscher Trinkstuben, deren Wände außer den bekannten Sinn- und Trinksprüchen mit komischen Bildern und Zeichnungen nebst humoristischen Unterschriften von Künstlerhand geschmückt waren, während auf langen Borten wertvolle alte Trinkgefäße verschiedener Art zusammen mit anderen altertümlichen Sachen zur Schau standen. Neben den dort am meisten verkehrenden deutschen Malern, Musikern, Bildhauern, Architekten und Schauspielern wurde das Künstlerheim besucht von deutschen Aerzten, Juristen, Lehrern, guten Bürgern und auswärtigen Deutschen, die alle gern in anregender Gesellschaft weilten.

Ebenfalls nahe beim heutigen Pabst-Theater ist eine besondere Anstalt für die Erhaltung und Verbreitung deutscher Art und Sitte. Sie führt den Namen „Deutsch-Nationales Turnlehrer-Seminar" und ist verbunden mit der „German-English Academy", einer Art Realschule für beide Geschlechter (coeducation), wo auch Lehrer und noch mehr Lehrerinnen für den deutschen Unterricht in den öffentlichen Schulen ausgebildet werden. Die von nah und fern kommenden Zöglinge des Turnlehrer-Seminars finden nach beendigtem Lehrgang leicht Verwendung als Leiter oder Lehrer bei den hier mehr, dort weniger zahlreichen Turnvereinen in den meisten Staaten der Union. Bei guter technischer Ausbildung ist es dem Seminar leider nicht gelungen, die jungen Leute auch sprachlich dermaßen mit dem Geiste Vater Jahns zu beseelen, daß jeder von ihnen in seinem neuen Wirkungskreise für die dauernde Reinhaltung seiner Muttersprache vorbildlich tätig sein könnte. Der Realschule

fehlt es zur Erzielung guter Erfolge an tüchtigen, in Deutschland ausgebildeten akademischen Fachlehrern. Von den Zuständen eine kleine Probe: bei einer der öffentlichen Schlußfeierlichkeiten (commencement exercises), wie sie drüben am Ende des Schuljahres in höheren Lehranstalten prunkvoll stattfinden, wurden deutsche Gedichte so schlecht vorgetragen, daß eine neben mir sitzende, anscheinend gebildete deutsche Frau mich verwundert fragte: „Verstehen sie diese Sprache? Es scheint deutsch zu sein, ist mir aber noch weniger verständlich als das vorhin deklamierte Englisch." — „Viel besser geht es mir auch nicht", war meine Antwort, „obgleich ich bereits jahrelange Vorübungen im amerikanischen Schuldeutsch durchgemacht habe."

Die deutschen Kirchen sahen sich schon vor mehr als zehn Jahren veranlaßt, ihren jüngeren Mitgliedern zum Nachteil ihrer Muttersprache ähnliches Entgegenkommen zu zeigen, wie das Pabst-Theater seinen jugendlichen Besuchern. Weil nämlich die meisten von ihnen eine deutsche Predigt nicht mehr hinlänglich verstehen konnten, mußten die Geistlichen sich wohl oder übel dazu entschließen, ihre vormittags gehaltene deutsche Kanzelrede Sonntag abends vor jugendlichen Zuhörern in englischer Sprache schlecht und recht zu wiederholen. Es steht zu befürchten, daß nach dem Hinscheiden der alten, in Deutschland ausgebildeten Prediger die deutsche Predigt überhaupt nicht lange mehr dort leben wird, und zwar aus doppelter Ursache: einmal haben ihre von den dortigen theologischen Seminaren abgegangenen Nachfolger eine so mangelhafte Kenntnis und so wenig Uebung in der richtigen deutschen Sprache, daß ihre deutsche Rede den echten Hauch des deutschen Sprachgeistes würde vermissen lassen, und zweitens wird es wahrscheinlich in absehbarer Zeit selbst in Milwaukee an Kirchgängern fehlen, die eine deutsche Predigt noch gründlich verstehen könnten.

Daß die junge Welt schon manche Jahre lang nicht mehr dazu imstande war, ist ein trauriges Armutszeugnis für die mit jeder deutschen Kirche verbundene Gemeindeschule, deren besondere Aufgabe es war, neben dem in den öffentlichen Schulen nicht zulässigen Religionsunterricht durch deutschen Sprach- und Sachunterricht das Deutschtum aufrechtzuerhalten, während das Englische nur als Fremdsprache gelehrt werden sollte. Das ging denn auch so lange leidlich gut, als es den einzelnen Gemeinden nicht an eingewanderten Berufslehrern fehlte. Sobald aber in Ermangelung solcher Lehrkräfte mangelhaft vorgebildete Deutschamerikaner an ihre Stelle traten, welche besonders in der Beherrschung des Deutschen auffällige Stümper waren, ging es mit dem deutschen Gepräge der Schulen schnell in die Brüche. Anstatt des immer mehr Feld gewinnenden Englischen ist das Deutsche allmählich zur Fremdsprache geworden, die gegenwärtig vielleicht nur noch beim Religionsunterricht gebraucht wird.

In den öffentlichen Schulen ist der deutsche Unterricht während des Krieges bekanntlich verboten worden. Er dürfte schwerlich selbst in Milwaukee wieder aufgenommen werden, nachdem er anderenorts — in St. Louis, NA., schon vor 40 Jahren — bereits lange vorher aufgehört hatte. Das wäre insofern nicht zu beklagen, als dieser sog. Unterricht, in den Händen unfähiger Lehrer zum Schindluder geworden, der reine Hohn war auf unsere Sprache und Literatur.

Schließlich mag hier der „Deutsche Klub" nicht unerwähnt bleiben, der mit seinem stattlichen Hauptgebäude, umgeben von schönen Gartenanlagen, inmitten der Stadt ein großes Straßengeviert einnimmt. Ihm gehören hauptsächlich die Geldleute mit ihren Familien an, und die Mitgliedschaft ist mit großen Kosten verbunden. Die Gesellschaft ist übrigens vollständig „amerikanisiert" und hat wenigstens in den letzten Jahrzehnten nichts Nennenswertes mehr beigetragen zur Pflege deutscher Art und Sprache. Eine ähnliche Erscheinung zeigt sich beim deutschen Sommerfest, das alljährlich unter süddeutscher Führung im Schlitzpark gefeiert wird. Auf großen, mit Laubwerk und Blumen geschmückten Leiterwagen fahren die vielen Festjungfrauen in ihren schönen alten Landestrachten unter Musikbegleitung durch einige Hauptstraßen auf den Festplatz. Hier entwickelt sich bald ein fröhliches Volkstreiben nach Art unseres alten Sedantages, doch mit dem leidigen Unterschied, daß der volkstümliche, echte deutsche Grundton der älteren Teilnehmer, in wesentlicher Minderzahl, von den undeutschen Obertönen der jüngeren überholt wird. — Man sieht, auch die „deutscheste" Stadt Amerikas macht keine Ausnahme von der betrübenden Tatsache, daß deutsche Art und Wesen in der Union vom dortigen „Angelsachsentum" aufgesogen wird.

Zum Linzer Dombau.

Von Mons. Balth. Scherndl, Generalvikar in Linz.

Im Anschluß an meinen Artikel über den Dombau zu Linz in Nr. 51/1920 der „A. R." möchte ich heute eine höchst erfreuliche Nachricht zur Kenntnis bringen: Auf die Bitte des hochwürdigsten Herrn Bischof zu Linz an den Heiligen Vater hat dieser helfend eingegriffen. Die Hilfe ist wahrhaft fürstlich, allerdings nicht völlig rettend, aber gewiß in höchstem Grade aneifernd. Der Papst ließ im Wege der Apostolischen Nuntiatur in Wien die Spende von 100000 Lire nach Linz anweisen. Diese Spende war von einem Schreiben des päpstlichen Staatssekretariats begleitet, das die liebevolle Fürsorge des Heiligen Vaters rührend zum Ausdruck bringt.

Der Betrag per 100000 Lire ergibt nach dem dermaligen Tiefstande unserer Valuta eine Summe von mehr als zwei Millionen Kronen. Dem Dombauwerke ist somit wesentlich geholfen; es kann wieder weitergebaut werden. Bedenkt man aber, daß nebst vielen anderen noch die steinernen Maßwerke für 42 Fenster fehlen und ein einziges Maßwerk heute auf fast 80000 Kronen zu stehen kommt, so ergibt sich, daß mit der päpstlichen Spende nicht einmal dieser wesentliche und dringend notwendige Teil beschafft werden könnte. Wir sind daher noch immer auf milde Gaben angewiesen, soll das Werk nicht abermals ins Stocken geraten.

Es sei daher die Bitte an unsere Brüder in Deutschland erneuert, dem erhabenen Beispiele unseres gemeinsamen Vaters zu folgen und uns in unserer Not zu helfen. Wir ersuchen, die uns zugedachten Spenden dem Postscheckkonto München 7944 der „Linzer theologisch praktischen Quartalschrift" zu überweisen mit der Bemerkung: „Für die Dombaukasse Linz".

Vom Büchertisch.

Dr. **M. Wittmann, Die Ethik des Aristoteles,** 355 S., geh. ℳ 10.—, Regensburg, Verlagsanstalt Manz. Die Gegenwart hat nicht nur die Frage nach der besten Staatsform, sondern auch die nach der besten und am sichersten begründeten Ethik in den Vordergrund des Interesses gerückt; das lehren schon die gefüllten akademischen Hörsäle, wenn ethische Fragen behandelt werden. Insofern hat sich Wittmann kaum eine bessere Zeit für die von ihm behandelte „Ethik des Aristoteles" aussuchen können. Der Verfasser beabsichtigt zunächst nur, die wissenschaftliche Diskussion über die Aristotelische Ethik zu fördern, indem er sie endlich einmal als Ganzes darstellen und betrachten will. Der überragende Wert des Wittmannschen Werkes liegt aber in der Eingliederung der Aristotelischen Anschauungen in die Probleme seiner Zeit; es ist wohl kaum jemals eine solch gründliche historische Darstellung der ethischen Probleme der griechischen Philosophie bis auf Aristoteles gegeben worden, dazu in einer leichten flüssigen Form, die nichts Schulhaftes an sich hat und es auch dem philosophischen Laien angenehm macht, sich in die Probleme hineinzulesen. Gegenüber einem noch von Kant her in vielen Köpfen spuckenden Rigorismus muß es jedem Freude machen, wie der weise Stagirite so unübertefflich den Zusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit, zwischen Tugend und Lust darzustellen versteht. Eine ganz besondere Bedeutung erfährt das Werk durch eine genaue Behandlung der Frage, wie Aristoteles sich zur „Willensfreiheit" stellt. (S. 97—128.) Es gelingt dem Verfasser, gegen Löning den Beweis zu führen, daß Aristoteles vom Determinismus weit entfernt war. Die genauere Auseinandersetzung verspricht Wittmann in einer neuen Schrift zu führen, die den Titel führen soll: „Aristoteles und die Willensfreiheit", auf die man mit Recht gespannt sein darf. Schimikowski.

Diaspora und Bonifatiusverein. Von Desiderius Breitenstein O. F. M. 8. Heft der „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren" vom April 1920. Druck und Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westfalen). Preis 85 ₰. Vorliegende Schrift ist auch eine gute Frucht des Jubelfestes des hl. Bonifatius im vergangenen Jahre. Der Verfasser ist Sekretär beim Generalvorstand des Bonifatiusvereins in Paderborn. In den ersten fünf Kapiteln entrollt er das Problem der Diaspora nach seinen verschiedenen Seiten. Wir lernen die konfessionelle Gliederung unserer Bevölkerung kennen, wie sie auf Grund des Friedensvertrages von Versailles sich entwickelt hat. Dann steigt vor unseren geistigen Augen die große Seelsorgsnot der Diaspora empor, eine Not, die durch das vielfach feindselige Verhalten des Staates und durch die beklagenswerten Mischehen noch bedeutend verschärft wird. „Die dunkelste Seite des Diasporaproblems" aber ist die Kinderfrage. Ihr widmet der Verfasser Worte besonderer Liebe und Erfahrung. In den zwei letzten Kapiteln werden wir mit Nachdruck auf den Bonifatiusverein aufmerksam gemacht, der „alle Hilfskräfte für die Diaspora in sich konzentriert". Das billige Schriftchen ist zurzeit wohl die beste Einführung in die Kenntnis der Diasporanot und Diasporahilfe. Die Fülle von Beispielen und statistischen Zahlen macht es zudem zu einer Fundgrube für Vereinsvorträge, nicht zuletzt in Elternvereinigungen katholischer Gegenden, denen einmal gesagt werden muß, in welch furchtbaren Gefahren die katholischen Diasporakinder schweben. Der aufmerksame Leser wird dem Verfasser gern zustimmen, wenn er am Schlusse sagt: „Solange es noch eine katholische Diaspora in Deutschland gibt, solange können wir eines blühenden Bonifatiusvereins nicht entbehren." Franz Jos. Schmitt.

Flugschriften der „Stimmen der Zeit": Herder, Freiburg. Hefte Nr. 14, 15, 17, 18. — Alle zeitgenössische Politik ist „unumgänglich notwendig" ihrer Gattungsart nach, versteht sich. Wenn aber je eine, so ist es Literaturpolitik: „Um aller unserer geistigen Güter willen ist sie notwendig. Denn sie alle können durch die Mächte, die in Roman, Theater

und Kino wirksam sind, ebensowohl schwer geschädigt wie geschützt und vermehrt werden". So zu lesen in Heft 14: Roman, Theater und Kino im neuen Deutschland von Jakob Overmans S. J. Nicht zunächst an Genuß, Gewinn und Ruhm, sondern an die Not ihres Volkes sollen Genießer, Vermittler und Schöpfer literarischer Kunst denken, heißt es dort weiter. Und daß es zur Linderung, zur Wegräumung dieser Not nur einen Hauptweg gibt: sich mit stärkerer Kraft als bisher in den Dienst der großen sittlichen Ideen der Menschheit zu stellen, diese sittlichen Ideen auszubreiten und sie tiefer als zuvor einzuführen in das Getriebe der egoistischen Daseinskämpfe, hat schon 1890 Gustav Schmoller gesagt. Das vorliegende Heft will eben zu obigem beitragen und tut es in vertieft anregender Weise, indem es sich systematisch in drei reichgegliederten Kapiteln über die Genießer, Vermittler und Schöpfer ausspricht. — Aehnlich Joseph Kraitmaier S. J. in Heft 17: Der Kampf um die neue Kunst, das die Zusammenhänge zwischen Expressionismus und „Weltanschauungswirrwarr" des Heute aufdeckt und Bekundungen der seit zehn Jahren sich entwickelnden bildenden Kunst auf Berechtigung oder Nichtberechtigung hin prüft: mit Geist und Gerechtigkeit, Schärfe und Tiefe. — Wirkungen und Lehren der Revolution überschreibt Max Pribilla S.J. das 18. Heft, das eine sehr lehrreiche Uebersicht nach beiden genannten Richtungen gibt. „Die Krone wahrer Bildung ist Ehrfurcht": dies goldene Wort eröffnet gegen den Schluß hin einen der wichtigsten Ausblicke für den, der wirklich möglichst weithin unterscheidend sehen will und kann. — Einen kräftig aufhellenden Wink aus dem Reichtum sachlichen Wissens spendet Constantin Noppel S. J. im 15. Heft: Deutsche Auswanderung und Auslandsdeutschtum. Wenn irgendwo, so ist auf diesem Gebiete ruhige Erwägung, kluge Mäßigung, klares Urteil am Platze. „Auf keinen Fall dürfen wir zulassen, daß deutsches Blut wieder lediglich Kulturdünger für fremde Interessen werde". Die draußen offenklug bekundete Achtung und Liebe zum deutschen Mutterlande wird „zur lebensvollen, friedlichen Verbindung der Völker beitragen".

E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Nach dem „Sohn", der wirr und ideenarm die Freiheit des Unmündigen proklamierte, schrieb Hasenclever seine „Antigone", in der er in die sophokleischen Konturen, seinen Fürstenhaß und seine Friedensphantasterei mit groben Farbenklexen hineinzeichnete, wofür ihm von allen denen, die bewußt oder unbewußt an der Schwächung der inneren Front arbeiteten, der Dichterlorbeer gereicht wurde. Im Frieden schrieb er dann die „Menschen", mit deren „Kinoblitztechnik" auch seine Anhänger wenig anzufangen wußten, so daß unsere hiesigen Bühnen auf die Wiedergabe, wie es scheint, verzichten. Nun bietet man uns: „Jenseits", eine Drama in fünf Akten. Ich empfand das Stück mehr als Quälerei, wie als ästhetisches Vergnügen, aber ich sehe immerhin Fortschritte nach der Seite des Dichterischen, das durch den Verzicht auf plumpe Tendenz freigelegt wird. In dieser weichen, klangvollen Prosa, die sich gelegentlich zu Rhythmus und Reim steigert, ist eine gewisse, müde Schönheit, die an die Treibhauspoesie Maeterlincks erinnert. Der Dichter, der im „Sohn" die Souveränität des Ich fordert, hat nun eine Bindung gefunden, sie heißt „Schicksal". Man denkt weniger an die Tragödie der Antike, als an die Schicksalsdramen der Zacharias Werner und Nachfolger; an eine Mystik, wie sie heute wieder „modern" ist und Wahrsagerinnen und dem wissenschaftlichen Dilettantismus von allerhand Sekten und Konventikeln einen breiten Zustrom zuführt. Zwei Personen beherrschen das Stück, und ein dritter, den wir nicht sehen, aber fühlen, mit dem gekämpft wird, gegen dessen leeren Stuhl Raoul sogar den Revolver losdrückt, der sich sogar als Klopfgeist anzeigt, der tote Gatte von Jeanne. Nebenbei gesagt, Raoul und Jeanne heißen diese Figuren eines „deutschen" Dichters, warum eigentlich? Kann man sich vorstellen, daß irgendein Symbolist vom Montmartre die Gestalten seiner Dichtung Hans und Grete nennen würde? Raoul hat einen Traum gehabt, in dem er einen Jugendfreund sah, der anscheinend seine Hilfe fordert, und er geht auf die Suche, kommt zu einer Villa, die er gar nicht kennt und tritt, obwohl, wie wir hören, die Tore verschlossen sind, in das Haus zur Frau des Freundes, von dem er gar nicht wußte, daß er verheiratet war. Beide erwarten nun die Heimkehr, Raoul von düsteren Ahnungen erfaßt. Maeterlinck-Stimmung, erhöht durch schwache Beleuchtung, und wenn dann endlich das Telephon schrillt, wissen wir, daß sich etwas Schreckliches ereignet hat. Der Bergwerksdirektor ist bei einer Explosion getötet worden. Jeane fällt in Ohnmacht. Raoul läßt sie liegen und beschäftigt sich monologisierend mit seinem Schicksal. Es naht auch schon, Jeanne erwacht und hält den Lebenden für den Toten. Am nächsten Morgen „schämt" sich diese „Witwe von Ephesus". Aber Raoul liebt sie wieder, er betrachtet sich als des Toten Schatten. Aber diese Nachfolge findet anscheinend nicht die Billigung des Toten, der Raoul durch die Vision doch in das Haus seiner Frau gerufen hat. Doch allerhand Töne und Gespensterzeichen macht sich der Tote bemerkbar. Raoul haßt jetzt den toten Freund, weil er Jeanne geliebt hat, auf ihn eifersüchtig ist, aber „er ist stärker als der Tote". So versichert er wenigstens und feuert schließlich nach dem leeren Stuhl. In diesem Augenblicke merkt Jeanne, daß sie Mutter wird. Das ist das Zeichen des Toten, der sein Besitzrecht auf seine Frau erweist. Raoul fordert, daß Jeanne das Kind töte und läuft davon, als diese sich weigert. Jeanne sitzt auf dem Bette des Toten und monologisiert, daß sie nun ganz ihrem werdenden Kinde leben werde. Das Publikum glaubte, daß es nun Zeit sei, nach Hause zu gehen, aber da der Zuschauerraum dunkel blieb, kehrte man schließlich auf seinen Platz zurück. — Raoul kommt wieder, ersticht Jeanne und deklamiert, er sei zum letzten Male Mensch gewesen, er sei erleuchtet, er sei bereit. Unsere Dichtung ist heute von Gleichnissen voll, aber man vergißt nur zu häufig, daß dichterische Gestalten vor allem Leben haben müssen, dann können sie auch etwas bedeuten. Hasenclevers Menschen sind Schemen; wenn sie manchmal darüber hinwegtäuschen, so liegt das daran, daß sie sich aus Nacht und Dämmerung niemals in das klare, nüchterne Tageslicht begeben. Das Stück wurde zwischen Vorhängen dargestellt, die den Bühnenraum bald verengen, bald erweitern und mit Hilfe einer fein abgestimmten, wechselnden Beleuchtung Bilder von zarter Silhouettenwirkung ergaben. Manches Unwahrscheinliche, fast unwillkürlich Komische, ward dadurch in eine Sphäre gehoben, in der wir nicht mehr mit realen Maßen messen. Mit der Leichtigkeit des Films wandelte sich der Raum und glitten die Szenen vorüber. Ueber dieses fabelhafte Raumkunststück hinaus bot die Leitung des gastierenden Spielleiters Berthold Viertel aus Dresden Gutes in der sprachlichen und rhythmischen Abtönung der beiden Figuren. Kalser und die in der Bewegung so ausdrucksvolle Sibylle Binder gaben ihren Figuren viel Innerlichkeit und wußten die Einförmigkeit in den langen, monologisierenden Schwärmereien tunlichst zu bannen. Das Publikum wußte die Vorzüge der Aufführung zu schätzen, aber sonst blieb man ziemlich kühl gegenüber dieser schwatzhaften Leidenschaftlichkeit, die Größe und Kraft bedeuten möchten.

Schauspielhaus. Arthur Schnitzlers „Reigen" (vgl. Nr. 5 S. 58) ist polizeilich verboten worden. Den Anlaß gab ein großer Skandal, der bei der Aufführung am 5. Februar losbrach. Berechtigte Entrüstung christlich und sittlich denkender Kreise kam zum Ausdruck, aber es wurden auch Mittel verwendet, die man nicht billigen kann, nämlich faule Eier und Stinkbomben. Wir werden auf den Fall noch besonders eingehen. Daß bei den früheren Aufführungen sich so wenig Mißfallen regte, begreift man schwer.

Volkstheater. Die unlängst erwähnte Einstudierung von „Meine Frau, die Hofschauspielerin" zeigte ein recht sauber abgestimmtes Zusammenspiel und schöne Einzelleistungen, insbesondere Frl. Berger als Schauspielerin, aber das Volkstheater gibt solche Stücke, die literarisch ein wenig höher stehen, nur dann und wann. Im „Recht auf Liebe" kann man schon mit derberen Farben auftragen. Hans Sturm und Hans Bachwitz schrieben diese sich in Scherzen und Situationskomik erschöpfende Plauderei. Das Recht auf Liebe sollte eigentlich das Recht auf Treue heißen; mit dieser nehmen es zwei Ehemänner nicht genau. Ihre Gattinnen beabsichtigen, zwei Anbeter zu einem Stelldichein zu laden und sich von den Männern überraschen zu lassen, eine Kur, die auf der Bühne schon öfters heilsam verlaufen ist. Die Lustigkeit der ersten beiden Akte reicht für den dritten nicht mehr völlig; der Scherz dringt nie in die Tiefe des Humors, sondern bleibt Wortwitz: das Ganze ist anspruchslos und wird als solches genommen. Die Rollen sind nett und bieten geschulten Schauspielern keine Schwierigkeiten. Einen etwas seltsamen Dialekt sprach der schweizerische Gasthofbesitzer. Vermutlich war er erst zugereist.

Aus den Konzertsälen. Im 7. Abonnementskonzert des Konzertvereins dirigierte Hausegger seine „Aufklänge", symphonische Variationen über ein Kinderlied. Vom schlummernden Kinde wendet der Tondichter seinen Blick in die Zukunft, zu jenem kühnen Lied des Lebens, das einst die Brust des zukunftsfrohen Jünglings, des tatenstarken Mannes mit seinen mächtigen Klängen erfüllen wird. Hauseggers Musik ist der Ausdruck tiefsten Fühlens, prunkvolle Farbenmischungen um der Wirkung willen liegen ihm ferne. Es war auch musikalisch wertvoll, daß man kurze Zeit später im Rahmen einer deutschen Feier Sig. v. Hauseggers „Barbarossa" wieder einmal zu hören Gelegenheit hatte. Diese Tonschöpfung, welche der Komponist einst schrieb in Begeisterung für das von Slaven bedrängte Deutschtum seiner österreichischen Heimat, ist ja nun in furchtbarer Weise „aktuell" geworden und wir genießen nicht mehr nur rein ästhetisch die „Not des Volkes". Von hinreißender Wirkung ist das Erwachen, Triumphzug, Glanz und Größe des Reiches. Die Wiedergabe unter der Führung des Tondichters war hinreißend. Im Konzertverein ließ Hausegger den Aufklängen die „Fünfte" Beethovens in vollendeter Meisterschaft folgen. Das nächste Konzert des Konzertvereins leitete Furtwängler, der unbedingt heute mit in die erste Reihe der deutschen Dirigenten gerückt ist. Eine auch klanglich hinreißende Wiedergabe der D-Moll-Symphonie Schumanns zeigte seine das Orchester mit sich fortreißende Suggestionskraft und im 5. Brandenburgischen Konzert übernahm er nach Bülows kaum oder gar nicht nachgeahmtem Beispiel das Instrumentalsolo ohne die Orchesterleitung abzugeben. Es war eine überraschende Glanzleistung.

München. L. G. Oberlaender.

Briefkasten.

Saarländer. Die Schriftleitung bittet, Namen und Wohnort einsenden zu wollen, damit Ihr Beitrag erscheinen kann. Vgl. Nr. 4 S. 48.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die wahnsinnigen Forderungen des Pariser Diktats haben das künstlich aufgerichtete Kursgebäude der Mark eingestürzt. In Wechselwirkung hiermit gingen die fremden Valuten sprungweise in die Höhe. Die Folge war auch eine gewaltige Steigerung der Valutapapiere, während die anderen mässiger reagierten. Der nächste Tag brachte bereits wieder eine Abschwächung der Dollar-Hausse, auch die Effekten waren matter. Die allgemeine Stimmung war ohne den an der Börse in letzter Zeit so oft hervortretenden grundlosen Optimismus. Die Spekulation schien vorsichtig; man schätzte Nachrichten über die Wirtschaftskrise ernster ein, wie gewohnt. Dies Privatpublikum hatte wohl Zweifel, was es tun solle. Das Bild des unsicheren, schwankenden blieb auch in den nächsten Tagen bei nicht starken Umsätzen. Der letzte Wochentag war ziemlich still, brachte aber gegen Ende eine leise Befestigung der Haltung. Im ganzen zeigte sich auf der Börse keine grosszügige Stellungnahme zu den Pariser Beschlüssen, sondern mehr ein In-den-Tag-Hineinleben, das von der Spiellust beherrscht wird. Die Festigkeit der ersten Tage machte einen absonderlichen Eindruck; aber es war ja nur die in letzter Zeit schon oft gemachte Erfahrung des Steigens der Spekulationspapiere als Folge der Flucht vor der Reichsmark. Der deutsche Bank- und Bankierverband hat zu den Pariser Ereignissen eine Erklärung abgegeben, dass die Sinnlosigkeit des Programmes hinsichtlich der Finanzkraft Deutschlands von Sachverständigen der Alliierten mit so trefflichen Gründen dargelegt worden, dass es überflüssig erscheint, ihnen irgend etwas hinzuzufügen.

Die Wiederherstellung des Bankgeheimnisses verlangt der Zentralverband der Banken und der Hansabund, da durch die Aufhebung die Inflation vermehrt und die Abwanderung deutscher Bankkonti nach dem Ausland erfolgt sei. Die Frage wurde vom Ausschuss des Reichswirtschaftsrates für Produktionskredit besprochen. Hierbei wurde der etwas einseitige Standpunkt vertreten, dass das gehamsterte Papiergeld als zinsloses Darlehen an den Staat zu betrachten sei. Die Inflation des Innenmarktes werde dadurch nicht beeinflusst; es sei deshalb gar nicht zweckmässig, wenn diese auf 15 Milliarden geschätzten Hamsternoten auf den Markt gezogen würden. Hierbei ist ausser Acht gelassen, dass diese gewaltigen Summen in den Ziffern des Notenumlaufes und im Reichsbankausweis figurieren un die Valuta schädigen. Zur Frage der Kreditnot wurde im Reichswirtschaftsrat darauf hingewiesen, dass die Kreditansprüche in nächster Zukunft steigen würden, wenn die neuen Steuern bezahlt werden müssen.

Die Vereinsbank in Nürnberg wird der zwischen der Bayer. Vereinsbank und der Bayer. Handelsbank vereinbarten Interessengemeinschaft als weiterer Teilnehmer beitreten. Die Bayer. Vereinsbank bietet den Aktionären der Vereinsbank Nürnberg den Umtausch ihrer Aktien im Verhältnis von 6 zu 7 an, wonach auf je 6000 ℳ Aktien der Nürnberger 7000 ℳ Aktien der Bayer. Vereinsbank entfallen. Wie die Bayer. Handelsbank trennt die Vereinsbank in Nürnberg ihre Bankabteilung nun aus dem Gesamtbetriebe ab, während sie ihre Bodenkreditabteilung selbständig weiterführt. Das für Bayern seither charakteristische System der gemischten Banken tritt mehr und mehr zurück. Die Bayer. Vereinsbank hat ihre Basis hierdurch wieder verbreitert. Wie wir unlängst bei dem Zusammenschluss mit der Handelsbank ausführten, dürfte ihr diese Verstärkung gegenüber der Tätigkeit der ausserbayerischen Banken in Bayern erwünscht gewesen sein. Als Finanzinstitut der Schuckertgesellschaft hat sie durch den Anschluss des Siemens-Schuckertkonzerns an den Montankonzern Deutsch-Luxemburg-Gelsenkirchen Fühlung mit der rheinischen Grossindustrie gewonnen, die eine Verbreiterung des Arbeitsgebietes sehr wahrscheinlich macht; auch hieraus lassen sich zu dem Plan, dessen Ausführung noch der Zustimmung der beiden Generalversammlungen bedarf, Gründe finden. Die Trennung von Bank- und Hypothekenabteilung strebt auch die Mecklenburgische Hypotheken- und Wechselbank an, sie wird die Bankabteilung mit der Mecklenburgischen Sparbank vereinigen. — Die Bayer. Bodenkreditanstalt Würzburg verteilt 8% Dividende, sowie einen Bonus von 2%. Nach dem Geschäftsbericht haben sich im Beleihungsgeschäft die Verhältnisse gegen das Vorjahr weiter verschlechtert. Der Erwerb neuer Hypotheken gestaltete sich äusserst schwierig. Die Bank feiert ihr 25jähriges Jubiläum. Nach einer kurzen Scheinblüte folgten Sanierungsmassnahmen und ein ganzer Rattenkönig von Prozessen, die während einer ganzen Reihe von Jahren die Oeffentlichkeit beschäftigten. 1913 galt der Hypothekenstock als geheilt, was sich in Erhöhung der Dividende von 4 auf 6% ausdrückte.

In der fast katastrophalen französischen Automobilkrise wird eine leise Milderung berichtet, für die freilich Gründe nicht angegeben werden. — Spanien hat 130 Lokomotiven und 3000 Waggons in Deutschland bestellt, die bis November geliefert werden sollen.

München. K. Werner.

Hypothekenbank in Hamburg. Der stellvertretende Direktor Herr Albert Saucke wird zum ordentlichen Vorstandsmitglied, Herr Rechtsanwalt Güssefeld zum stellvertretenden Vorstandsmitglied, die Prokuristen A. Riekhoff und K. Brücker zu Abteilungsdirektoren in Hamburg bezw. Berlin gewählt. Dem Kassierer Herrn Eggers in Berlin ist Handlungsvollmacht erteilt.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Redaktion und Verlag.
München,
Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M 12,60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 8 München, 19. Februar 1921. XVIII. Jahrgang.

Zur Krisis des politischen Denkens.

Von Dr. jur. Heinrich Staab, Köln.

Unsere politische Struktur befindet sich in einer Umwälzung. Es gärt und kriselt in allen Ecken. Wer mit alten Maßstäben messen wollte, fände sich nicht mehr durch. Die Geschichte war wieder einmal zielklarer als alle Zehnmalweisen, die sie zu machen glaubten. Jenen Politikern, welche die Schmerzlosigkeit und Schnelle der deutschen Revolution priesen, dämmert's allmählich, daß sie zu früh gelebt haben. Als Folge einer überhasteten und oberflächlichen Umstellung der Geister bedroht eine beispiellose Begriffsverwirrung mit allen Anzeichen einer ständig wachsenden Zersetzung unsere politische Psyche. Man hat das verzweifelte Gefühl, sich in einer völligen Fehlentwicklung zu befinden, ohne zu wissen, wo man heilen soll.

Unser Parteileben steht im Zeichen des Zerfalls. Das zugeben, heißt nicht das Ende der politischen Parteien weissagen. Ihre Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit für die staatliche Fortentwicklung steht zu fest. Fest verankerte Weltanschauungsparteien werden die Krisis am leichtesten überstehen. Aber unser Parteileben ist unleugbar krank. Was allzuschnell ohne Innerlichkeit auf den tiefsten Sinn einer neuen Zeitperiode reagiert hat, bekommt nun von ihr in Form eines Ultimatums an die Gesinnung die Rechnung präsentiert.

Nicht wir setzen der Zeit unser, sondern die Zeit setzt uns ihr Gebot. Die Umwälzung von 1918 mit allem, was ihr voranging und folgte, hat mit einem Hebelgriff unsere politische Geistesverfassung ins Demokratische umgestellt. Ob sie wollten oder nicht, die Parteien standen einfach aus Lebensnotwendigkeit auf der Plattform der Demokratie. Der äußeren Würdelosigkeit, die monatelang unerbittlichen Siegern zuliebe nach den Schuldigen des Krieges suchte, entsprach der innere Hochmut einer intoleranten und nicht zuletzt deshalb immermehr formalisierten Demokratie. An den Parteien insbesondere rächte sich eine meist rein oberflächliche Umstellung. Die geistlose Spekulation fing mit dem Firmenschild an. Sie mußten „Volks"-parteien heißen, als ob sie etwas anderes sein könnten. Diesem Pleonasmus des Begriffs folgte bald der Pleonasmus der Gesinnung. Freilich nur deshalb so prompt, weil der Krieg den Boden bereitet hatte. Fünf Jahre lang waren die Parteien ohne Leben, weil die Wählermassen im feldgrauen Rock politisch neutralisiert waren. Es fehlten die breiten Strömungen, auf die sich die Politik der Führer, sollte sie organisch leben, aufbauen mußte. Parteipolitik wurde Politik der Wenigen, Führerpolitik. Und als die Parteien nach Hause kamen, standen sie vor Tatsachen, die die Führer ihnen im Drange der Ereignisse setzten.

Waren sie treu im alten Sinne, so machten die Anhänger der Parteien die Politik der Führer blindlings mit, weniger aus Ueberzeugung als aus Vertrauen. Sie ließen sich lenken, statt zu tragen. Wer da Zwiespalt ahnte, sprang ab, rannte hin und her und mühte sich mit und ohne Erfolg um eigene Einstellung. Eine Reihe politischer Köpfe unserer Uebergangszeit müssen unter diesem psychologischen Gesichtspunkt gewertet werden. Ein Ringen nach neuen Wegen und Weiten einerseits, mechanisches Fortschreiten in ausgetretenen Bahnen anderseits kennzeichnet unser Parteileben. Es herrscht ein Kampf zwischen Partei- und Staatsgesinnung. Die Besten wenden sich müde und angewidert vom politischen Leben ab. In Sachsen erschien zu den Wahlen eine Liste der „Parteilosen". Innerhalb der bürgerlichen Parteien gehen starke Verschiebungen vor sich. Insbesondere das Zentrum leidet unverkennbar an den Folgen einer taktischen Uebersättigung, welche gerade einer trotz ihrer Jugend so traditionell orientierten Partei unbekömmlich werden mußte. Die Erzbergerfrage, das Kreuz und Quer föderalistischer und zentralistischer Tendenzen, die Debatte Koalition oder Opposition haben im Innern der Partei viel mehr Gegensätze geweckt, als die Beschwichtigungen der Führer durchblicken ließen. Die letzte Stufe der Entwicklung ist die Bildung der „Christlichen Volkspartei", die man am besten als eine Revolution gewisser Anhängerkreise gegen die Politik der Führer anspricht. Hier fehlt die Tendenz einer endgültigen Trennungsbewegung vollständig. Zugegebenes Ziel ist nur der Druck auf die Orientierung der alten Partei.

Der Zwitter der Deutsch-Demokratischen Partei, nach den Verlautbarungen jüngster Zeit eine Spekulationsgründung von Gefühlpolitikern, sieht seine Felle wegschwimmen. Eine Partei, welche zum Beispiel in Köln im Wahlkampf um die Nationalversammlung offen die Spekulation auf jene Schwankenden, welchen bürgerlich zu wenig und sozialistisch zu viel schien, zur Maxime nahm, steht auf tönernen Füßen. Die stille Manifestation dessen war die ausgesprochen nationale Tendenz weiter bayerischer Demokratenkreise. Nun ist ihr die förmliche Absage in Form einer neuen Nationaldemokratischen Partei von Berlin aus gefolgt. Auch der anfangs auf die leichte Schulter genommene Rechtsabmarsch deutschdemokratischer Kreise offenbart sich immer deutlicher als ein Symptom der Zersetzung.

Innerhalb der sozialistischen Parteien wächst der Radikalismus, dem auch die Mehrheitssozialdemokratie immer deutlicher Konzessionen macht. Aus Radikalem schraubt sich mit der Sicherheit eines Naturgesetzes immer Radikaleres heraus. Auch hier sprengen die Massen Führerwillen und drängen nach der Gruppe, die sich den besten Anschein der Grundsatzfestigkeit zu geben weiß. Es wird noch vieler Verwicklungen und Enttäuschungen bedürfen, ehe der utopistische Radikalismus an der Macht der Wirklichkeit ernüchtert ist.

In allen diesen Vorgängen zeigt sich die Wirkung des Parlamentarismus auf das Parteileben. Er scheidet die Geister wie eine zersetzende Säure und duldet keine Halbheit in der Mitte. Die politische Geschichte Englands und Amerikas gibt hierfür wertvolle Fingerzeige. Vielleicht liegt die Ursache dieser Ausbildung der Gegensätze darin, daß im parlamentarischen System der Schwerpunkt der Staatsleitung unmittelbar in der Volksvertretung liegt. Die aus ihrer Mehrheit zustande gekommene Regierung ist im Regelfalle das Ergebnis mehr oder weniger zufälliger Kombinationen. Die sie voraussetzenden Kompromißmöglichkeiten müssen notwendig eine Partei der Mitte auf die Dauer zu rein taktischer Einstellung verleiten. Daß diese schon bald in einem Rückschlag zu klarem Orientierungsbedürfnis endet, ist psychologisch leicht einzusehen. Der Ruhm, Mittelpartei zu sein, gehört der Vergangenheit an. Im parlamentarischen System wird er zur Unmöglichkeit. Man denkt unwillkürlich an das Bibelwort: „O, daß du kalt oder warm wärest, da du aber lau bist . . . ."

Der politischen Zersetzung und Umgruppierung läuft parallel die berufsständische Zusammenfassung. Auf der Bühne des öffentlichen Lebens treten völlig neue Kräfte auf, die politisierten Berufsstände. Der Ausgangspunkt dieser mit der Macht einer zwingenden Zeitidee auftretenden Bewegung mag darin liegen, daß im Chaos der Revolution der als einziger kraftvoll organisierte Stand der Arbeiterschaft über seine wirt-

schaftlichen Ziele hinaus kraft seiner Geschlossenheit politische Vormacht gewonnen hat. Nichts ist erklärlicher, als daß die säumigen Wirtschaftsgruppen nach dem Vorbilde das Versäumte nachholen. Auch im wirtschaftlichen Leben kann man von einer Demokratie als dem Gleichgewicht der schaffenden Stände sprechen. Unter diesem Gesichtspunkte muß man es begrüßen, daß neben der Arbeiterschaft die Bauernschaft, der Mittelstand usw. als Faktoren des öffentlichen Lebens treten. Gegensätze und widerstreitende Interessen mögen agitatorisch und systematisch für den Anfang Erbitterung und Mißtrauen auf allen Gebieten aufkommen lassen. Am Himmel mag sich manchem ängstlichen Gemüte das Schreckgespenst des Klassenkampfes zeigen. Ohne Schärfe gehen Bewegungen, die nicht aus sich selbst heraus, sondern in Reaktion gegen soziale Ungerechtigkeiten entstanden sind, für den Anfang nicht vor sich. Stehen sich einmal alle Stände im Staate gleich gerüstet und gleich stark gegenüber, so wird der Ausgleich und die Mäßigung von selbst den Haß abbauen und guten Willen zeugen. Besonders wertvoll für die *Solidarität der Stände* ist ohne Frage die geschlossene wirtschaftliche Sammlung der verschiedenen mittelstandlerischen Berufsgruppen. In der Mitte des sozialen Ganzen gelagert, die glückliche Vereinigung von Arbeit und Besitz darstellend, in allmählichen Abstufungen von dem Handarbeitertum zum Kopfarbeitertum führend, kann nur der *Mittelstand* unserem in Gegensätzlichkeiten zerrissenen öffentlichen Leben Ruhe und Ausgleich bringen.

Der Reichswirtschaftsrat als Vorläufer des Wirtschaftsparlaments zeigt in seiner Zusammensetzung bereits einige neue Querschnitte durch die wirtschaftlichen Kräfte des Staates (Arbeitnehmer, Arbeitgeber, Produzent, Konsument, Stadt, Land usw.). Die verzweifelte Arithmetik freilich, die in ausgetüftelten Vertreterzahlen den vermeintlichen Forderungen der Demokratie gerecht zu werden gedenkt, ist eine Kinderkrankheit, die schon überwunden werden wird. Erst wenn wir uns aus dem hypnotischen Banne der Zahl losgerungen und vom Standpunkte der sozialen Gesinnung aus Demokratie und Wirtschaftsleben, Wiederaufbau und Volkserziehung pflegen, wird die gefährlichste Krisis unseres staatlichen Lebens, die sich in Arbeitsunlust, krassem Klassenhaß und schrankenlosem Egoismus zeigt, überwunden werden.

Zersetzung in der politischen Struktur, berufsständische Orientierung des staatlichen Denkens sind die Zeichen der Zeit, mit denen sich Parteien und Politiker auseinandersetzen müssen. Manche alten Maßstäbe werden dabei aufgegeben, neue Gesichtspunkte, gegebenenfalls unter Widerstreben alter Traditionstreue, gewonnen werden müssen. Ueber allen diesen inneren Einstellungen muß der nationale Gedanke und die Solidarität aller Elemente des Staates stehen. Nur so kann das deutsche Ansehen gegenüber dem Auslande wiedergewonnen werden, und ein in der Gesinnung aller verankerter Ausgleich die ins Wilde geschossenen Gegensätze überwinden. Die Zukunft kann weder dem Kapitalismus, noch dem ihn bekämpfenden, aber im Grunde ebenso materialistisch orientierten Sozialismus gehören. Ob sie im Wege parteipolitischer oder berufsständischer Tendenzierung gewonnen werde, nur die freie, in den Erfahrungen einer selten schweren Not belehrte Volksgemeinschaft wird den Erfordernissen einer neuen Weltperiode gerecht.

Das deutsche Lied in Buffalo.

Von Völkersprachen reich umrauscht,
Von Liedern stark wie Wogendrang,
Die Königin der Seen lauscht
Dem deutschen Lied, dem deutschen Sang.

Das ist ein seltsam Geisteswch'n,
In diesem Lied aus fernem Land,
Das im Gebiet der weiten See'n
Die zweite traute Heimat fand.

„Sing nur! die Königin gebeut,
Sing' immer zu, du deutsches Kind!
Erzähl' von deinem Herzeleid! —
Am schönsten deutsche Weisen sind."

Rev. George Sellinger, Pfarrer von St. Matthäus.

Der Verfasser schreibt dazu: „Das deutsche Lied in Buffalo", das ich so oft in den grössten Hallen der Stadt betteln gehen liess für Euch im Elend draussen.

Die Schriftleitung.

Die militärische Bekämpfung des Bolschewismus.

Von Dr. O. Färber.

Vorbem.: Die nachstehenden Ausführungen sind hervorgerufen durch die vielseitige Behandlung des Interventionsvorschlags (Hoffmann, Ludendorff. Rechberg) in der gesamten Presse des In- und Auslandes. Der Verfasser ist durch genaue Kenntnis Rußlands, die ihn mit allen Teilen des Landes und allen Schichten des russischen Volkes verbindet, in der Lage, frei zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Besonders wertvoll waren ihm die Erfahrungen, die er in den Tagen des Zusammenbruchs der deutschen Besetzung in der Ukraine 1918/19 beim Stab der 11. L.-D. sammeln konnte

Es spielt m. E. keine Rolle, von wem der Vorschlag zur bewaffneten Intervention in Sowjetrußland kam. Es ist aber doch beachtenswert, daß es eine russische Zeitung war, die ihre Spalten ihm öffnete. Einmal gemacht, mußten sich alle Zeitungen mit dem Plan befassen. Trotzdem die Kenntnis Rußlands bei den meisten nichtrussischen Journalisten und Politikern sehr mäßig ist, wurde doch mit sachkundiger Miene das Problem behandelt und vielfach — abgelehnt. Bei der ungeheueren Wichtigkeit des Bolschewismus und seiner Ausrottung genügen aber ablehnende, vorschnelle Handbewegungen nicht. Es gilt, grundsätzlich und im Anschluß an die Wirklichkeit und Möglichkeit alles zu überlegen und zu beraten, was das russisch-bolschewistische Problem lösen kann.

Die Debatten im Reichstag ergaben nichts als eine mehr oder weniger platonische Liebe zu einem neuen Rußland. Niemand wagte aber, die Hauptfrage anzupacken, wie nämlich aus dem unbrauchbaren gefährlichen Chaos von heute ein international einfügbares Land geschaffen werden soll. Niemand ließ Vorschläge laut werden, weder ein Wirtschaftler noch ein Politiker, weder der Christ noch der Jude. So lassen alle, besonders aber die Kritiker des Interventionsplanes *die Frage* offen, die uns alle am meisten bewegt. Die ganze politische Lage erfordert aber die Restauration Rußlands nicht weniger als die wirtschaftliche. Rußland bedeckt den 6. Teil der Erdoberfläche, es ist der 2.—3. Getreidelieferant der Erde, ein erstklassiges Aufnahmegebiet für jede Industrie, kurz ein Land, das im Lebenszentrum der Menschheit stand. Jetzt ist es ein Nichts, ein leerer Raum. In den kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Beziehungen ist ein Vakuum aber ebenso unmöglich wie in der Physik.

Wie lösen uns nun die Kritiker einer Intervention die russische Frage, die brennende Frage nach der Zukunft Rußlands? *Gar nicht.* Man lehnt den Vorschlag, der doch wenigstens ein Vorschlag ist, ab, ohne etwas besseres zu wissen. Das ist sehr bequem. Es muß doch aber wenigstens *versucht* werden, die Frage zu lösen! Auf den Kenner russischer Verhältnisse wirkt dieses Versagen im entscheidenden Punkt um so eigenartiger als die gegen die Intervention vorgebrachten Gründe nicht gar tief gehen, vielfach aber sich ganz und gar widerlegen lassen.

Gegenüber der Behauptung, eine Evolution des Bolschewismus sei möglich, geben wir nur so viel zu, daß der Bolschewismus, d. h. die Räteherrschaft zu einem noch entsetzlicheren Chaos führen kann als es jetzt schon in Rußland herrscht (siehe vor allem: das Buch *Némenys*, Petersburg 1920, Verlag der „Politischen Zeitfragen"). Ohne Eingriff können wir noch lange warten, bis Rußland, das viel schlimmer daran ist als wir es uns vorzustellen vermögen, in ein neues Fahrwasser kommt.

Ursache dieser traurigen Tatsache ist die russische Natur. Der russischen Natur fehlt alles, was zu einer Evolution aus dem Niederen zum Höheren nottut. Es ist eine Natur, die Graf Soltykoff, wohl der beste lebende Kenner seines Volkes, mit Recht als chaotisch bezeichnet. Der Russe ohne fremde Beimischung, ohne — ich möchte so sagen vormünderische — Führung kann nur kritisieren, einreißen, umstürzen. Ihm fehlt sogar das Wichtigste: die Liebe zur Erkenntnis, zur Sinnesänderung mit nachfolgender guter Tat. Das hat seine geschichtlichen Ursachen, die Soltykoff prächtig darzustellen weiß, und wer Rußland nicht bloß äußerlich kennt, wird es bestätigen. Das soll aber nicht heißen, daß dem Russen die Fähigkeit zum Guten gänzlich abgeht, sondern nur, daß *man* ihm helfen muß, mit seinem Chaos im Innern fertig zu werden. Ebenso im Aeußern. Wer dem guten Russen helfen muß, sich selbst zu finden, erklärt uns ebenfalls Soltykoff, ganz in Uebereinstimmung mit den geschichtlichen Tatsachen: es ist *der Waräger*, d. i. der Fremde. Alles was in Rußland geleistet wurde, ist entweder von Fremden geleistet oder aber durch Schaffung der Möglichkeit (Ordnung, Staat usw.) hervorgerufen worden. Schon diese bis ins einzelne zu belegende

große Tatsache mahnt zur sachlichen Behandlung des Interventionsproblems.

Die Intervention ist m. E. sogar geboten, wenn Rußland in absehbarer Zeit gerettet werden und nicht als vollständiger Trümmerhaufen liegen bleiben soll. In Ungarn ist der Bolschewismus auch nicht ohne militärisches Einschreiten beseitigt worden. Ein solches verwerflich zu nennen, wie es eine christliche Tageszeitung kürzlich tat, ist unangebracht. Wir müßten damit Westungarn verdammen, die Kreuzzüge, den Boxerkrieg u. a. mehr.

Aber, wirft man ein, die militärische Bekämpfung des Bolschewismus durch Denikin, Koltschak, Wrangel hat doch kläglich Fiasko erlitten! Das beweist gar nichts. Zwar haben die russischen Antibolschewisten damit die letzte Basis verloren, nicht aber die nichtrussischen. Der Zusammenbruch der weißen Generäle hatte verschiedene Ursachen, die grundsätzlich nichts gegen die Intervention sagen, höchstens warnen und lehren. Der Hauptgrund ihres Zusammenbruchs war eben der, daß es rein russische Unternehmungen waren, d. h. mit russischem Menschenmaterial durchgeführt.

Man redet soviel vom russischen Nationalismus in Verbindung mit dem Bolschewismus. Wurden die großen Nationalisten Koltschak, Denikin, Wrangel vom Nationalismus besiegt? Solche Annahme wäre lächerlich. Es ist überhaupt etwas Eigenartiges um diesen Nationalismus der Russen. Auch er ist etwas Latentes im Russen, das der richtige Führer, der Waräger am ehesten entwickeln und in die Tat umsetzen kann. Gegen Polen klammerte der Nationalismus seine Hoffnung eine Zeitlang an die Bolschewiken. So schwach war aber die Verbindung, daß er von dem schwachen Polen sogar leicht geschlagen wurde. Und da sollte er zu fürchten sein? Bolschewismus und Rußland eins zu nennen, ist ein starkes Stück angesichts der Tatsache, daß die besten Russen alle gegen den Bolschewismus arbeiten. Bolschewismus und Rußland sind nur insofern eins, als der Bolschewismus in diesem Maße nur auf dem Boden des chaotischen Russentums wuchern konnte. Die Mehrzahl der Russen aber sehnt sich von jeher darnach, von der Kulturwelt aus den Fesseln der eigenen Natur erlöst zu werden. Ein Bund der nichtrussischen antibolschewistischen Nationen mit den besseren Russen und dem Bessern im Russen fände begeisterten Zulauf.

Daß die Bauernschaft bolschewistisch ist, widerlegen Lenin und Genossen selbst. Aber weil sie Russen sind, werden die Bauern aus sich heraus nicht den Anlaß zur Besserung geben. Zu groß ist ihre Passivität und das Chaos ihrer Natur. Wenn eine Aktion energisch auftritt, die das russische und christliche Moment genügend betont, und die eine Reform mit sich bringt, dann ist die ganze Bauernschaft, soweit sie überhaupt in Betracht kommt, gegen die Bolschewiken. Die russische Intelligenz, soweit sie noch lebt, wollte 1917/18 sogar ein deutsches Einschreiten und wäre heute von Herzen dankbar für die Rettung aus den Klauen des Bolschewismus. Wie kann man da von der Feindschaft des russischen Volkes reden? Die luden wir eher auf uns durch die Einführung Lenins und Trotzkis im versiegelten Salonwagen.

Es berührte mich eigenartig, als ich kürzlich die Behauptung in einer großen Tageszeitung las, zuerst müsse der Innenbolschewismus überwunden werden, ehe man dem Moskauer Problem näher treten könne. Nur die heilige Einfalt selbst kann übersehen, daß der Weltbolschewismus seine Energiequelle in Moskau hat. Moskau gibt Geld, Reklame, Leute und was sonst nötig ist, um die Welt in Brand zu setzen. Solange dieses Nest nicht ausgehoben ist, bekommt weder die alte noch die neue Welt Ruhe. Moskau ist der Herd der Ansteckung.

Hören wir übrigens, was Soltykoff auf solider historischer, logischer Grundlage fußend, zum Interventionsproblem sagt (Hochland, München 1920/21, 1. Heft):

„Es geschieht eines von Zweien: entweder wälzt sich die russische Anarchie, das russische urzuständliche Chaos über Europa und fegt die europäische Kultur vom Angesicht der Erde, oder Europa muß nach Rußland gehen und solange es noch nicht zu spät, den Brand löschen. Tertium non datur ... Verstehen die Teilnehmer des Weltkongresses wirklich nicht, daß sie Rußland von seinem Chaos retten müssen — nicht um der schönen Augen Rußlands willen, sondern im Interesse des Selbstschutzes? — — Als Italien sich einigte, da war der Weckruf dieser Bewegung die Losung: Italia farà da se, das heißt soviel als, wir brauchen keine auswärtige Einmischung ... Ich habe bewiesen, daß ein russisches farà da se etwas Unmögliches ist. Wir wurden immer vom Fremdländischen und von Fremdländern gerettet. Wie sollten wir da ohne sie auskommen in der schwersten und allertragischsten Stunde unserer Geschichte? ... Man darf überzeugt sein, daß es den Männern der Revolution, die es nur fertig brachten, Rußland zu zerstören, nicht gelingen wird, es aufs neue zu schaffen. Demgegenüber folgt ganz Rußland wie schon so oft in unserer Geschichte mit geschlossener Bereitwilligkeit dem Waräger ... Das neue Rußland geistig und materiell organisieren, kann allein der schöpferische Geist der europäischen Kultur und ihre Disziplin."

Soltykoff baut seine Aufforderung zur Intervention in Rußland oder besser gesagt sein Bekenntnis zur Intervention auf eine ausgezeichnete, selbständige Kenntnis und Nutzanwendung der russischen Geschichte. Er beweist durchaus greifbar die folgenden Elementarsätze: 1. Das russische Volk ist chaotisch, aus sich heraus unfähig zur schöpferischen Tätigkeit und Staatsbildung. 2. Die beste Regierungsform für Rußland ist eine „mit warägischem Geist erfüllte" Monarchie. 3. Unter warägischer Führung ist ein Erwachen und Wiedergeburt des russischen Volkes möglich. 4. Die Tyrannei des Bolschewismus ist immer noch besser als die Unfähigkeit der russischen Demokratie. Denn der gefährliche russische Bolschewismus ist eigentlich die Eigenart des russischen Volkes, nicht die Praktiken der Volksbeauftragten und ihrer lettisch-chinesischen Hilfstruppen. 5. Waräger allein können Rußland retten, und Waräger gegenüber Rußland ist alles Nichtrussische, sogar der Pole. Der Waräger im eigentlichsten Sinne, aber ist für Rußland der Germane. 6. Die Intervention ist geboten für Rußland im eigensten Interesse. Sie darf nichts anderes sein als die Rettung der Russen vor sich selbst, die Befreiung des Guten im Russen aus der zerstörenden Umarmung des Chaos. Die Wirkung des Warägertums ist gleich der einer Legierung, die einen weichen Stoff hart macht.

Die Gegner der Intervention müssen sich mit dem großen Kenner seines Volkes auseinandersetzen. Sie werden seine wissenschaftlichen Gründe kaum widerlegen können und das um so weniger gegenüber demjenigen, der Rußland in allen Schichten aufs gründlichste kennt.

M. E. ist das einzige, was der militärischen Bekämpfung des Bolschewismus entgegengehalten werden kann, die Weltlage, insbesondere die Dummheit und Pflichtvergessenheit der Entente. Diese ist in ihrem ganzen Gebaren die beste Freundin des Bolschewismus, auf sie fällt die Verantwortung, wenn die russische Wunde noch lange klafft und eitert.

In den übrigen Fragen, die besonders die russischen Parteien betreffen, ließe sich sicher eine Einigung finden, wenn einmal Ernst gemacht würde. Die vernünftigen Russen lassen sich alle davon überzeugen, daß sich ohne Autorität und einen diktatorischen Mittelpunkt zur Rettung ihrer Heimat nichts machen läßt. Die grausame Wirklichkeit hat den meisten, die noch einen Funken Ehrlichkeit in sich tragen, den Schleier von den Augen gerissen. — Und das Volk? Es pfeift auf die Theorien, wenn die Praxis schlecht ist. Es ist aus diesem Grunde der Monarchie oft näher als die eigenen Politiker glauben. — Soltykoffs Seherblick sieht scharf durch das Gewirr von Lüge, frommen Parteiwünschen und Augenblicksbetrachtungen. Er sieht das geschichtliche Gesetz, das so viele nicht mehr sehen wollen und können.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Die ganze Woche über war die deutsche Oeffentlichkeit beherrscht von der Stellungnahme zum Diktat von Paris. Volk, Reich und Land lehnten in zahllosen Kundgebungen einmütig die unerhörte Rechnung der Gegner ab. Die Arbeit für eine innere Einheitsfront wird fortgesetzt. Im Schoße der Regierungsparteien wurde eine Verbreiterung der Regierungsgrundlage für wünschenswert befunden, aber gleichzeitig nach rechts und nach links. Auch die Deutschnationalen ließen die Deutsche Volkspartei wissen, daß sie nichts dagegen hätten, in ein Kabinett mit Sozialdemokraten einzutreten.

Was das Entwaffnungsdiktat betrifft, war lange keine Einigkeit in Deutschland zu erreichen. Die Opposition auf der Linken ist hier selbstverständlich für Unterwerfung. Aber auch die Reichsregierung hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß die Entwaffnungsnote getrennt von der Zahlungsnote zu behandeln sei. Das führte zu einer gewissen politischen Spannung. Bayern hält nämlich an seinem oft genannten Standpunkt in Sachen der Einwohnerwehr fest. Die Regierung Kahr machte

geltend, daß die Entwaffnungsnote und die Zahlungsnote ein geschlossenes Ganzes bilden, darum unserseits einheitlich zu behandeln sind. Was im einzelnen während der letzten Woche um das Pariser Diktat vorging, vollzog sich wesentlich auf 3 Schauplätzen: Berlin, München, Paris. Es war ebenso bedeutsam wie aufregend. Mancher Keim für die Zukunft Deutschlands und Europas liegt in diesen Dingen verborgen. Ob Gutes oder Schlimmes daraus entsprießt, vermag heute noch niemand zu sagen.

In Berlin hatte die Reichstagsrede von Dr. Simons über die Zahlungsfrage genügend Klarheit verbreitet. Auch die Gegenseite wird verstanden haben, was er gemeint hat. Alsbald brachte der französische Botschafter mündlich die Einladung zur Beratung in London am 1. März. Deutschland nahm sie an unter der Voraussetzung, daß bei den Verhandlungen auch die Vorschläge besprochen würden, die auf der Konferenz zu unterbreiten die deutsche Regierung sich vorbehalte. Am 8. Februar lud auch England mit einer schriftlichen Note auf den 1. März ein. Wir werden in London mit Vertretern von Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan und Belgien zusammentreffen. Die englische Note wurde ähnlich beantwortet wie die französische Einladung, bloß wurde noch deutlicher ausgedrückt, daß die Verhandlungen in London sich auch auf die noch zu übermittelnden Vorschläge der deutschen Regierung erstrecken müßten. Unter dieser Voraussetzung wird das Reich Bevollmächtigte und Sachverständige hinsenden und deren Namen sobald wie möglich mitteilen.

Im Auswärtigen Amt hielt Dr. Simons bereits am 9. Februar eine Sitzung mit Sachverständigen, um die deutschen Vorschläge für die Entschädigung vorzubereiten. Die Sitzung kam zu dem Ergebnis, daß die feindlichen Forderungen undurchführbar seien. Zahlungen an die Entente könnten nur aus Ueberschüssen der deutschen Handelsbilanz beglichen werden. Sie ist aber bei 5 Milliarden Ausfuhr und 8 Milliarden Einfuhr um 3 Milliarden passiv. Deutschland wird vorschlagen, die Forderungen der deutschen Erzeugungskraft anzupassen, andernfalls muß der Gegner alles Weitere verantworten. Es ist hier angebracht, die französischen und englischen Vorwürfe zurückzuweisen, als sei der deutsche Steuerzahler geringer belastet als die Steuerzahler drüben. Von maßgebender Seite wird mitgeteilt und im einzelnen bewiesen, daß die deutsche Bevölkerung 20 Prozent ihres durchschnittlichen Einkommens an den Staat abführen muß; die französische nur 13 Prozent.

Die Reichsregierung fühlte das Bedürfnis, sich wegen ihres Standpunktes in der Diktatfrage mit den Regierungen der Länder zu verständigen. Sie berief deshalb auf den 5. Februar deren Ministerpräsidenten nach Berlin. Letztere erklärten dort sämtlich ihr Einverständnis mit der Stellungnahme des Reichskabinetts, wie sie sich aus der Rede des Außenministers im Reichstag ergab. Eine ergänzende amtliche Nachricht der bayerischen Regierung machte jedoch kund, daß dies Einverständnis sich nicht auf die Entwaffnung bezöge. Es scheint, daß Bayern hierbei in Berlin allein stand, trotzdem der Chef der Heeresleitung, Generalleutnant von Seeckt, nach dem Bericht des „Berliner Lokalanzeiger", den versammelten Ministern einen Bericht erstattete über bedrohliche Rüstungen der Polen. Diese seien in der Lage, in einem guten Tagemarsch bis auf Artillerieschußweite gegen Berlin vorzurücken. Oberschlesien wollten sie schlimmstenfalls mit Gewalt erobern. Aus diesen Gründen könne Deutschland im Osten nicht entwaffnen. Man hat aber nichts davon gehört, daß die preußische Regierung sich am 5. Februar für die Bestückung der Ostfestungen oder für die Grenzwehren in Ostpreußen eingesetzt hätte. Die Stellung des bayerischen Ministerpräsidenten war durch einen Beschluß seines Kabinetts und durch Besprechungen mit den Führern der bayerischen Koalitionsparteien festgelegt.

Damit rückt für unseren Ueberblick die Handlung auf den zweiten Schauplatz: nach München. Als Dr. v. Kahr aus Berlin zurückkehrte, trat alsbald ein Ministerrat zusammen. Auch mit den Parteiführern fanden Besprechungen statt. Die feste Haltung der Regierung und die Einigkeit der Koalition betätigten sich in erfreulichem Maße. Waren doch die Gründe leicht einzusehen, aus denen das Reichskabinett in der Entwaffnungsfrage nachgeben wollte. Neben den außenpolitischen, die wir seit Versailles und Spa zum Ueberdruß kennen, sind es ganz deutlich innerpolitische Gründe. Eine Strömung im Kabinett will den Anschluß nach links nicht verpassen. Sie erblickt zudem in der jetzigen bayerischen Regierung das große Hindernis für ihre Pläne und die Pläne der Linken, das ganze Reich unitarisch auf Berlin zu orientieren. Das alles durchschaut man in München genau. Alle wissen auch, daß der Ausfall der preußischen Landtagswahl am 20. Februar auf die Politik des Reiches zurückwirken muß. Bringt dieser Tag einen Ruck nach Rechts, wie es wahrscheinlich ist, so kann Preußen eine rein bürgerliche Regierung erhalten. Dann werden sich ganz andere Leute als jetzt darüber beklagen, daß es eine preußische Nebenregierung des Reiches gebe. Wir beklagen es gleichfalls, müssen aber die Tatsache in Rechnung stellen, daß die Reichsregierung nach dem 20. Februar sich vielleicht etwas anders verhält als heute.

In einer Erklärung an die Reichsregierung, deren Inhalt gespannt erwartet und am 11. Februar amtlich bekannt gemacht wurde, legte die bayerische Regierung ihren Standpunkt endgültig dar. Gestützt auf die Einigkeit der Parteien und des Volkes, erblickt Bayern in der Erhaltung des unentbehrlichen Selbstschutzes, also der Einwohnerwehren, noch immer eine Lebensfrage. Er ist also der Ansicht, daß die Reichsregierung, ebenso wie sie die ungeheuerlichen Entschädigungsforderungen ablehnte, auch dem unmöglichen Entwaffnungsdiktat nicht zustimmen darf, da beide ein zusammenhängendes Ganzes bilden. Die bayerische Regierung verkennt jedoch nicht, daß der Reichsregierung die letzte Entscheidung und die Verantwortung für ihre allenfallsigen Maßnahmen zufällt.

Berliner Blätter beeilten sich, aus dieser Erklärung ein Einlenken oder gar Zurückweichen Bayerns herauszulesen. Mit Unrecht. Eine Rede des Ministerpräsidenten Dr. von Kahr am 10. Februar, am Tage, wo die Note festgesetzt wurde, im Landesausschuß der Bayerischen Volkspartei, läßt unzweideutig erkennen, daß Bayern die Einwohnerwehr für unentbehrlich hält. Das Berliner Verfahren, durch Entgegenkommen bei der Entwaffnung der Entente einige Milliarden abzuhandeln, wird in Bayern als durchaus verfehlt betrachtet. Ist Deutschland erst wehrlos, so wird es Frankreich und England nicht einfallen, überhaupt noch mit uns zu verhandeln. Dann können sie uns ja zu allem zwingen.

Von fern mochte es aussehen, als stünde Kahr in Bayern nicht mehr fest. Die sozialistische Linke vollführte im Landtag einen Auszug, als der Ministerpräsident eine Interpellation der USP nach dem Verlauf der vertraulichen Ministerberatung in Berlin nicht persönlich beantwortete. Inzwischen beschloß die Regierung, dem Landtag vollen Einblick zu geben, wie sie von Anfang gewillt war. Gerüchte einer drohenden Trennung Frankens von Bayern sind sozialdemokratische Mache. Nordbayern weiß den Münchner Ordnungskurs und die Einwohnerwehr gar wohl zu schätzen.

Auf dem dritten Schauplatz endlich, in Paris, war die öffentliche Meinung größtenteils mit den Forderungen noch nicht einmal zufrieden. Immerhin ließen sich einige Stimmen der Kritik vernehmen. Und eine gewisse Besorgnis waltete, was Amerika sagen würde. Frankreich verhehlt sich nicht, daß die Ausfuhrabgabe und die Aufsicht über die deutschen Anleihen den Vereinigten Staaten sehr wenig zusagen. In der französischen Kammer hatte Briand einen schweren Stand. Tardieu griff ihn in einer großen Rede an. Er warf der Regierung vor, sie gestehe zu, daß der Friede unausführbar sei und habe die Schuldsumme herabgesetzt. Deutschland aber könne gar wohl den Vertrag ausführen. Tardieu empfahl der Kammer, das Pariser Abkommen nicht anzunehmen. Mehrere andere Redner unterstützten ihn. Briand verteidigte sich sehr geschickt und betonte als beherrschenden Gedanken, die Einigkeit der Verbündeten gegen Deutschland aufrechtzuerhalten. Er bedauerte, daß Amerika auf der Pariser Beratung nicht vertreten gewesen. Wenn er die Verhandlungen in London führen solle, müsse die Kammer ihm Vertrauen bezeugen. Briand erreichte denn auch, daß mit 387 gegen 125 Stimmen bei 102 Enthaltungen eine Tagesordnung angenommen ward, die dem Kabinett das Vertrauen aussprach und erwartet, daß es die schnelle und vollständige Entwaffnung Deutschlands sichern, die Unterhandlungen über die Wiedergutmachung fortsetzen, die nötigen Strafmaßnahmen gegebenenfalls anwenden und für die wirtschaftliche Wiederherstellung Frankreichs alles Notwendige tun werde.

In England hielt Lloyd George zu Birmingham eine große Rede und verfolgte darin seine alte Taktik, uns Deutsche durch scheinbares Entgegenkommen zu Ungeschicklichkeiten hinzureißen. So deutete er Zugeständnisse in der Entwaffnung an und machte eine Verbeugung vor Simons. Aber hinter Simons ständen die Männer von 1914, das alte Deutschland der Gewalt-

politik. Dr. Simons antwortete mit einer Rede in Stuttgart, worin er auf seinem Standpunkt festblieb.

Ein paar kleine Völker könnten uns Deutsche lehren, wie viel durch Einigkeit, Entschlossenheit und Beharrlichkeit bei der mächtigen Entente zu erreichen ist. — Ungarn verfolgt sein Ziel, das angestammte Königtum wiederherzustellen, trotz aller Hindernisse. Der englische Oberkommissar Hooler in Budapest erklärte zwar, die Entente würde unter keinen Umständen die Rückkehr der Habsburger, also nicht bloß Karls IV., auf den ungarischen Thron gestatten. Diese Frage sei überhaupt keine rein ungarische, sondern eine hochwichtige außenpolitische Angelegenheit. Ungarische Führer wie Graf Andrassy und Graf Apponyi sprachen sich scharf gegen diese Einmischung aus. Gleichwohl läßt sich Ungarn keineswegs zu einem überstürzten Entschluß verleiten. Die Anhänger der freien Königswahl innerhalb der Regierungspartei versuchten die Königsfrage auf die Tagesordnung zu setzen. Ministerpräsident Teleki erreichte aber, daß sie in der Partei wie im Parlament zurückgestellt wurde. So wird Ungarn gewiß sein Ziel erreichen. Graf Albert Apponyi erklärte unter großem Beifall im Reichstag: „Ich meinerseits bin der Ansicht, daß wir einen gekrönten König haben, und daß es Revolution sei, wenn trotzdem von der Wahl eines anderen Königs gesprochen wird.“ In Budapest weiß man, daß nur das angestammte, rechtmäßige Königtum feste, ruhige Verhältnisse verbürgt. Der Reichstag ist inzwischen vertagt.

Was die Türkei im Begriffe ist durchzusetzen, wurde schon manchmal angedeutet. Es ist natürlich nicht die Sultanspuppe in Konstantinopel, sondern Kemal Pascha in Angora, der in London, gleichberechtigt mit den Großmächten, verhandeln wird. Die Türkei wird sich nicht entwaffnen lassen, sondern verlangt ausdrücklich ein Heer, das ihren Bedürfnissen nach Verteidigung entspricht.

Zu beachten ist für die deutsche Politik die neu bekräftigte Einigkeit zwischen Frankreich und Polen. Marschall Pilsudski ist von seiner Reise nach Paris zurückgekehrt. Dort wurde die Freundschaft und die Gemeinsamkeit der Interessen feierlich bekundet. Ein Handelsvertrag zwischen Polen und Frankreich wird vorbereitet, dagegen das von polnischer Seite lebhaft betriebene militärische Bündnis noch nicht abgeschlossen. Frankreich wird Polen gegen neue Angriffe Rußlands gewiß unterstützen, ihm aber kaum entscheidende Hilfe bringen können. Zunächst tritt die russische Gefahr für Polen etwas zurück. Der Friede von Riga ist nach einer Pariser Meldung aus Moskau endlich unterzeichnet. Berlin hatte freilich noch keine Nachricht davon.

Orientfragen.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Daß der gesamte Orient durch den hinter uns liegenden Krieg und die von ihm ausgelösten Wirkungen aufs allertiefste aufgewühlt worden ist, daß da Kräfte geweckt wurden und sich zu regen begonnen haben, die seit Jahrhunderten ohne Aussicht auf ein Wiedererwachen geschlummert zu haben schienen, daß die enge Berührung mit dem Westen und die Beziehungen, in die er zu dessen Problemen hingerissen worden, ihre unaustilgbaren Wirkungen ausüben würden, ist heute wohl jedermann klar.

Weniger klar ist allerdings das Bild, das wir uns von den dort ausgelösten Strömungen selbst, ihrer Stärke und ihren künftigen Ausmündungen machen können; sie scheinen vielfach im Gegensatze zueinander zu stehen, miteinander zu ringen und sich miteinander zu verschlingen. Wir wissen z. B. nicht, bis in welche Tiefe die nationale, die soziale, die religiöse Bewegung geht, und wir kennen die übrigen Verhältnisse viel zu wenig, um auch den wirtschaftlichen Faktor halbwegs zutreffend in Rechnung stellen zu können. Selbst auf dem Gebiete der Politik wird unsere Erkenntnis insbesondere dadurch erschwert, daß der von den Weltmächten beherrschte Draht selbst zum Werkzeuge der Politik geworden ist, und nur das berichtet, was diese Politik zu wissen uns gestattet. Ueber all dem wissen wir nur das eine mit Sicherheit, daß Rußland, Indien und Japan, selbst jedes für sich genommen, die sogenannten Großmächte zwingen, aufs allerernsteste mit ihnen zu rechnen; wir wissen, daß sie unter dem konzentrischen Drucke, dem sie vom Westen, wie vom weiteren Osten her ausgesetzt sind, in der Richtung einer Annäherung gedrängt werden zu einem Bund, der, wenn er je zu einem föderativen Zusammenschlusse sich entwickelte, die Macht besäße, der gesamten übrigen Welt seine Diktate aufzuzwingen. Gewiß sind wir noch weit davon, aber wenn wir uns näher die Richtung ansehen, aus der die Widerstände hervor- und nach welchem Punkte sie hindrängen, so können wir einigermaßen den Punkt erraten, in dem diese großen ethnischen Bewegungen sich treffen werden. Japans vielseitiger Ausdehnungsdrang sieht sich von der Seeseite von einem anglo-amerikanischen Gürtel umschlossen, der lückenlos von der Behringstraße bis zur Straße von Malacca reicht. Daß das englisch-japanische Bündnis nicht unter allen Umständen von zuverlässiger Tragkraft ist, beweist der überaus scharfe japanisch-australische Gegensatz, der ein solcher der Rasse sowohl wie auch der Wirtschaftspolitik ist. Der japanisch-amerikanische Gegensatz aber braucht hier nur angedeutet zu werden, der trotz aller Entspannungsversuche, die ja im Grunde nur Versuche zur Gewinnung von Zeit zwecks Vervollständigung der Rüstung sind, fast täglich sich sichtbar verschärft.

Der zweite große Herd zunehmender Beunruhigung ist Indien. Von seinen Regungen erhaschen wir nur ab und zu, wenn einmal eine Spalte sich öffnet, ein Momentbild irgendeiner Einzelheit. Wir wissen, daß noch in diesen Tagen englische Minister öffentlich erklärten, seit den Tagen von Lucknow, da Englands Herrschaft in Indien dem Zusammenbruche nahe stand, sei die Lage noch nie so ernst gewesen wie heute. England hat heute beide großen Konfessionen Indiens gegen sich, und der seit Jahrhunderten angehäufte Zündstoff eines bis zum Wahnsinne ausgebildeten Kastenwesens bedeutet angesichts des sich von Nordwesten heranwälzenden Brandes eine Gefahr allerersten Ranges. Indien als Stützpfeiler der britischen Weltherrschaft könnte in wenigen Tagen beseitigt sein. Noch sucht England, wie es seine Art ja auch in Irland ist, die Bewegung rücksichtslos in Blut zu ersticken; es wendet, nachdem jede andere Politik versagt hat, Gewalt und zwar britische Gewalt an, das ist nämlich die brutalste, die die Welt kennt. Wie aber das Blutbad von Amritsar beweist, vernichtet Gewalt nicht nur, sondern sie gebiert auch. Die tausend toten Indier, die sich da in ihrem Blute wälzten, sollten ein warnendes Beispiel für Indien werden, sind aber zu einem solchen für England selbst geworden. Denn diese Bluttat hat in ganz Indien einigend gewirkt und die Kluft ruckartig erweitert, die bisher schon den Beherrscher von den Beherrschten trennte. Der Nationalkongreß von Kalkutta verlangte nicht mehr, wie man das schon so gewohnt war, schüchtern einige Reformen unter Beteuerung der Loyalität, sondern zum erstenmal seit 30 Jahren erscheint ein gegen England gerichtetes geschlossenes Aktionsprogramm als Spiegelbild der öffentlichen Meinung. Der Mohammedanismus Indiens, bisher das Werkzeug, mittels dessen England Indien regierte, schwenkte gleichfalls gegen den Briten ein, gedrängt durch den Friedensvertrag von Sèvres. Der Schlag, der die Türkei vernichten sollte, hat auch die 66 Millionen Mohammedaner Indiens getroffen.

Auch ist England bereits daran, Transkaspien zu räumen. In Teheran verständigte der britische Gesandte die Regierung amtlich, daß anfangs April (sobald nämlich die klimatische Lage Kriegsunternehmungen von Norden her zuläßt) sämtliche britische Truppen aus Persien zurückgezogen werden. Die unter britischem Schutze stehenden Ausländer wurden gleichfalls verständigt, daß von jenem Zeitpunkte an England sich jeder Verantwortlichkeit ihnen gegenüber begebe.

Was in dem westlich anschließenden Mesopotamien vorgeht, ist gleichfalls durch die Beherrschung des Drahtes in Dunkel gehüllt. Dieses wird aber blitzartig durch eine Meldung des „Daily Expreß“ erhellt, der Kriegsminister habe im Hinblick auf eine rasche Räumung dieses Landes Vorbereitungen verfügt. Mehrere Regimenter erhielten Befehl, in ihre (indischen) Standquartiere zurückzugehen.

Inzwischen herrscht in Kleinasien Kemal Pascha und trotzt hohnlachend der ohnmächtigen Entente, die auch schon Kilikien geräumt hat und anstatt ihren Willen respektiert zu sehen, sich selbst vor Bedingungen gestellt sieht. Wie weit sich diese Ereignisse fortpflanzten, beweist, daß selbst Griechenland mit Erfolg sich dem Diktat der beiden Verbandsmächte in London und Paris widersetzt.

Wieweit die uns berichtete Ruhe in Nordafrika bzw. in Aegypten den Tatsachen entspricht, bleibe dahingestellt. Sicher aber ist, daß von Tripolis aus Bewegung in die stagnierenden Gewässer gekommen ist. Italien sitzt heute noch dort, wohin es im ersten Kriegsjahre aus dem Inneren zurückgeworfen worden ist, nämlich in den paar Küstenstädten, und da, wie italienische

Blätter selbst zugeben, an eine Wiederbesetzung nicht zu denken ist, hat man von Rom aus die Politik geändert, indem man einerseits die Rivalität der Eingeborenenstämme sich zunutze macht und diese gegeneinander ausspielt, anderseits sie durch Gewährung weiterer politischer Freiheiten, die geradezu an vollkommene Autonomie grenzen, an sich zu locken sucht. Die Wirkung dieser Freiheit äußert sich bereits im benachbarten Tunis, wo der nationale Gedanke, aufgebaut auf dem islamitisch-religiösen, sich nicht mehr in fruchtlosen Demonstrationen erschöpft, sondern die viel gefährlichere Form einer Verdrängung des Franzosentums auf allen Gebieten angenommen hat. Der Krieg hat viel Reichtum ins Land gebracht, der in weitestem Maße zum Rückkaufe des Bodens aus französischem Besitze verwendet wurde; der Krieg hat aber auch Frankreichs Schwächen geoffenbart und den Glauben an seine Allmacht untergraben.

Ich begnüge mich, dieses feindlichen Quellen entnommene Material zusammenzustellen. Um zutreffende Schlüsse zu gestatten, dazu ist es lange nicht vollständig genug; es kann aber dazu dienen, unsere Uebersicht gegenüber jenen Ereignissen zu erleichtern, die das neue Jahr allem Anscheine nach zu bringen verspricht.

Die soziale Versicherung im deutschen Bergbau.

Von P. Leistenschneider, Gew.-Sekr., Berlin.

Die Träger der sozialen Versicherung im deutschen Bergbau sind die Knappschaftsvereine. Ihre Einrichtungen umfassen: Krankenversicherung, Invaliden-, Pensions- und Hinterbliebenenversicherung. Dazu kommt noch ein Zuschuß zu den Begräbniskosten für ein versichertes Mitglied. Die Knappschaftsvereine sind Zwangskassen im Sinne des Versicherungsgesetzes. Der größte der bestehenden 62 Knappschaftsvereine ist der Allgemeine Knappschaftsverein zu Bochum. Er zählte im Jahre 1913 insgesamt 336 535 Mitglieder, von denen 321 132 der Arbeiter- und 15 403 der Beamtenabteilung angehörten. Das Vermögen betrug im Jahre 1917 insgesamt 242'687,514.27 ℳ. Hieraus ergibt sich kurz die Bedeutung von nur einem der 62 Vereine.

Die Geschichte der Knappschaftsvereine ist sehr alt. Einer der ältesten war der Märkische Knappschaftsverein, der unter der Regierung Friedrich des Großen gegründet wurde und der sich im Jahre 1890 mit dem Essener und dem Mülheimer Knappschaftsverein zum Allgemeinen Knappschaftsverein Bochum verschmolz.

Unter der Regierung Friedrich des Großen, als der erste Knappschaftsverein gegründet wurde, war der Bergbau in der Mark schon mehrere Jahrhunderte alt. Schon um den Anfang des 14. Jahrhunderts finden sich einwandfreie Nachrichten über die Gewinnung von Steinkohlen in der Gegend. Allerdings war der Bergbau damals noch sehr primitiv und verdiente kaum seinen Namen. Er wurde fast ausschließlich von sog. Eigenlöhnern neben ihrem Hauptberuf betrieben, welche in den zu Tage tretenden Flötzen die Kohlen gewannen, soweit sie bequem erreichbar waren. Dann ließen sie den „Pütt" (heutige bergmännische Bezeichnung für Schacht) ersaufen und begannen an anderer Stelle von neuem. Erst der Anregung Friedrich Wilhelms I. ist es zu verdanken, wenn im Bergbau Wandel geschaffen wurde. Auf seine Veranlassung bereiste ein sächsischer Bergmeister die Mark (1734), der den hier getriebenen Raubbau scharf geißelte. Das Ergebnis war die Neuordnung der staatlichen Aufsicht, die ihren Ausdruck fand in der „Revidierten Bergordnung" vom 18. Juli 1737 und die Errichtung des Bergamts zu Bochum am 31. Januar 1738.

Diese Maßnahmen brachten zwar Ordnung in den bisher planlos betriebenen Bergbau, hatten aber nicht die erhoffte Belebung zur Folge. Es ist ein Verdienst Friedrichs des Großen, der sich überhaupt des preußischen Bergbaues mit großem Interesse annahm, erkannt zu haben, daß eine dauernde Hebung des Bergbaues nur möglich sei, wenn es gelang, einen tüchtigen Bergmannsstand heranzubilden. Hier sei hingewiesen auf das im Jahre 1767 erschienene berühmte „Generalprivilegium für die Bergleute im Herzogtum Cleve, Fürstentum Moers und Grafschaft Mark" und die Instruktion zur „Errichtung und Führung der Knappschaftskasse" für die Bergleute, die wenige Jahre später zur Gründung der Märkischen Knappschaftskasse führten.

Innerhalb der preußischen Monarchie hatten zu Beginn der Regierung Friedrich II. nur wenige Bergwerksreviere einen Arbeiterstand zur Verfügung, der von den Eltern und Voreltern her dem berg- und hüttenmännischen Gewerbe angehörte. Fast nur Mansfeld und Siegen und ein geringer Teil von Niederschlesien kamen in Betracht. Man suchte daher durch Uebersiedelung von Bergleuten aus diesen alten Montangebieten brauchbare Kräfte für die neuen Bergbaugegenden zu gewinnen. Es war selbstverständlich, daß man diesen angeworbenen fremdländischen Bergleuten, um sie zu bekommen und zu behalten, knappschaftliche Rechte einräumen mußte, die dann auch den einheimischen Bergleuten zugute kamen. Dadurch nahm das Knappschaftswesen hier seinen eigentlichen Anfang.

Die knappschaftlichen Verbände an sich haben, soweit sich feststellen läßt, anscheinend böhmischen Ursprung. Hier sind sie schon um das Jahr 1300 herum zu finden, während sie in anderen deutschen Landen vor dem 15. Jahrhundert nicht anzutreffen sind, da vor dieser Zeit von einem nennenswerten Bergbau noch nicht die Rede sein kann.

Die Gründe zur Entstehung der organisierten Knappschaften sind zu suchen in der Eigenart des bergmännischen Berufes, der damit verbundenen Gefahren für Leben und Gesundheit und der isolierten Lage vieler ehemaliger Bergwerke. Ihr Zweck war, gleich den mittelalterlichen Zünften beim Handwerk, gegenseitige Unterstützung und Förderung im allgemeinen Sinne. Sie sind daher nicht direkt zu vergleichen mit den heutigen modernen Knappschaftsvereinen, die nur mehr Versicherungen für die Bergleute und deren Angehörige bieten. Bei den ersten Knappschaftsvereinen war die Unterstützung der Kranken, Invaliden, Witwen und Waisen nur eine von den vielen Aufgaben. Diese Vereine hatten auch meist religiösen Charakter und nannten sich daher teilweise Bruderschaften, Altarbruderschaften usw. An der Spitze standen die „Aeltesten" oder „Brudermeister", die periodisch aus der Mitte der älteren, erfahrenen und angesehenen Knappen gewählt wurden. Sie vertraten die Knappschaften — als solche bezeichnete man die Gesamtheit der ein Bergwerk umfassenden Bergleute — nach außen und hielten Zucht und Ordnung. Als teilweise Nachfolger dieser Knappschaften kann man die heutigen, gut organisierten und leistungsfähigen katholischen Knappenvereine ansehen.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Knappschaften (auch der heutigen katholischen Knappenvereine) war die Unterstützung kranker und invalider Bergleute und deren Angehörigen durch Geldleistungen aus den Kassen oder Bruderladen. In der ersten Zeit, als der Bergbau noch jung und fast nur Eigenlöhnerbau war, sammelten die Knappen bei Notfällen unter sich zur Unterstützung des Verunglückten oder seiner Hinterbliebenen. Später, als die eigentlichen Lohnarbeiter aufkamen und die Unternehmer sich von den Knappen schieden, wurden die Unterstützungskassen ausgebaut und von den Bergherren durch feste Bestimmungen geregelt. Um im Falle der Not sofort Hilfe leisten zu können, wurden an den Lohntagen Büchsen aufgestellt, in die freiwillige Einlagen gemacht wurden. Da aber diese Beträge mit der Zeit nicht mehr ausreichten, wurden sämtliche Bergleute zur Leistung eines bestimmten Beitrages verpflichtet. Auch die Bergherren gaben ansehnliche feste Zuschüsse.

In der weiteren gewaltigen Entwicklung des deutschen Bergbaues im 18. und 19. Jahrhundert nahm dann auch die Entwicklung der Knappschaftsvereine und -kassen erheblich zu. Die Regierungen der einzelnen deutschen Länder nahmen sich der Knappschaftskassen entsprechend ihrer großen Bedeutung an, so daß heute die Knappschaftskassen in unserer gesamten sozialen Versicherung mit an erster Stelle stehen. Sie haben selbstverständlich noch Mängel, doch ist man gerade augenblicklich bestrebt, diese Mängel zu beseitigen und zwar durch ein Reichsknappschaftsgesetz und einen Reichsknappschaftsverein. Bisher unterliegen die Knappschaften noch den landesgesetzlichen Bestimmungen. Für Preußen, das ja den meisten Bergbau hat, gilt das Gesetz vom 17. Juni 1912. Dadurch, daß die Knappschaften noch den Landesgesetzen unterworfen sind, ergeben sich insofern viele Unzuträglichkeiten, als die Knappschaften nicht nach einheitlichen Richtlinien arbeiten können. Die Beiträge und Leistungen der bestehenden 62 Knappschaftskassen sind durchaus nicht einheitlich. Viele Kassen sind, weil sie nur wenige Werke und infolgedessen nur wenige Mitglieder haben, nicht leistungsfähig genug und schon bei der Stillegung eines Werkes sehr bedroht. Diesem Uebelstand soll durch das Reichsgesetz und durch die Zusammenfassung aller Vereine zu einem Reichsknappschaftsverein abgeholfen werden. Schon seit einigen Monaten ist ein Ausschuß bei der Ausarbeitung eines Reichsgesetzentwurfes.

Zunahme der Ehescheidungen in den deutschen Großstädten.

Von Dr. Jos. Ehrler in Freiburg i. Br.

Das Statistische Amt der Stadt Köln hat vor einiger Zeit eine Ehescheidungsstatistik für die Jahre 1885—1917 veröffentlicht (Kölner Statistik, 2. Jahrg., Heft 2, 1919. Verlag von Paul Neubner in Köln), welche eine Musterarbeit darstellt und daher in weiteren Kreisen Beachtung verdient. Eine besondere Bedeutung kommt der Ehescheidungsstatistik für die Beurteilung der sittlichen Zustände der Bevölkerung zu. In dieser Hinsicht bieten die für Köln festgestellten Ergebnisse ein geradezu erschreckendes Bild, das aber in den anderen deutschen Großstädten kaum günstiger sein dürfte.

Während im Jahre 1885 bei einer Bevölkerung von 161401 Seelen 9 Ehescheidungen zu verzeichnen waren, betrug deren Zahl 1917 bei einer Bevölkerung von 548830 genau 316. Demnach steht einer annähernden Vervierfachung der Bevölkerung innerhalb eines Zeitabschnitts von 32 Jahren die 35fache Zahl der Ehescheidungen gegenüber. Wie in der Darstellung (Verfasser Dr. Schoelkens) aber ausdrücklich hervorgehoben wird, ist diese gewaltige Zunahme der Ehescheidungen nicht etwa eine Eigentümlichkeit der Stadt Köln, die steigende Gefährdung der Ehe ist vielmehr eine allgemeine Krankheitserscheinung an unserem Gesellschaftskörper. Ganz besonders ausgeprägt tritt sie in den modernen Großstädten zutage. Um die Bedeutung dieser Entwicklung richtig zu erkennen, muß man die Zahl der Ehescheidungen in Beziehung setzen zu den entsprechenden Zahlen der Ehen und Eheschließungen. Es entfielen im Jahr 1885 auf 10000 stehende Ehen 3,64 und auf 100 Eheschließungen 0,58 Scheidungen, im Jahre 1917 dagegen 25,34 und 7,05.

Die durch Krieg und Revolution auf allen Gebieten des menschlichen Lebens hervorgerufene Demoralisierung und die in den letzten 3 Jahren gewaltig gesteigerte Heiratshäufigkeit hatte eine weitere beträchtliche Zunahme der Ehescheidungen zur Folge, wie einem Bericht des Statistischen Amts der Stadt Kiel für das Jahr 1919 zu entnehmen ist. Die Zahl der Scheidungen stieg hier von 89 im Jahre 1916 auf 128 und 141 in den beiden folgenden Jahren. Für 1920 ist eine noch größere Zahl zu erwarten. Die Ehe ist in den Städten mit dem zunehmenden Wachstum der Bevölkerung und dem damit verbundenen Zusammendrängen großer Massen auf einer gegebenen Fläche weit mehr gefährdet als auf dem Lande. Außer den Mißständen im Wohnungswesen übt das Uebermaß großstädtischer, zum Teil sehr zweifelhafter Vergnügungen auf die sittlichen Anschauungen leichter veranlagter Ehegatten einen überaus ungünstigen Einfluß aus. Hierzu kommen die in der Natur der Großstadt liegende Ungebundenheit des Verkehrs der Geschlechter und die Leichtigkeit, diesen der Beobachtung zu entziehen. Die Unterschiede in der Ehescheidungshäufigkeit sind daher auch zwischen Stadt und Land, wie aus der nachstehenden Uebersicht hervorgeht, außerordentlich groß.

Auf je 1000 Eheschließungen entfallen Ehescheidungen:

im Jahre	in Preußen				im Regierungsbezirke Köln			
	überhaupt	in den Städten	davon insbesondere in den Großstädten	auf dem Lande	überhaupt	in den Städten	davon insbesondere in den Großstädten	auf dem Lande
1912	32 9	51,2	70,0	13,3	37,0	51,3	58,4	7,2
1913	34 5	53,9	74,5	13,8	37,4	52,7	63,6	7,4
1915	39,1	54,4	72,3	19,0	35,7	44 0	46,1	9,7
1916	36,2	49,3	64,1	17,2	44,2	55,8	63,0	12,0

Wenn auch die vorstehenden Verhältniszahlen für die Kriegsjahre wegen des starken Ausfalls an Eheschließungen kein zutreffendes Bild geben, so lassen die Zahlen für 1912 und 1913 doch erkennen, daß die Ehe in den Städten in Preußen etwa dreibis vierfach, in den Großstädten sogar fünf- bis sechsfach stärker gefährdet ist als auf dem Lande. Im Regierungsbezirk Köln insbesondere ist die Ehescheidungshäufigkeit in den Städten etwa siebenmal größer als auf dem Lande. In der Darstellung wird weiter hervorgehoben, daß im Rheinland die Scheidungshäufigkeit für die ländlichen Bezirke ganz erheblich niedriger ist als im Gesamtstaate, eine Tatsache, die in der konfessionellen Zusammensetzung der Bevölkerung vorwiegend ihre Erklärung findet.

In einer interessanten Tabelle sind sodann für 33 preußische Großstädte, für welche die erforderlichen Angaben erhältlich waren, die Zahlen der Ehescheidungen und Eheschließungen im Jahre 1917 nebst den auf 100 Eheschließungen berechneten Verhältniszahlen zusammengestellt. Die höchsten Ziffern haben danach aufzuweisen Altona (11,4), Neukölln (10,41) und Berlin-Schöneberg (10,8), in absteigender Linie folgen Berlin (9,03), Düsseldorf (8,57) Halle a. S. (8,43), Frankfurt a. M. (8,14) Magdeburg (7,89), Hannover (7,75), Elberfeld und Erfurt (7,70) sowie Köln (7,05); mit den niedrigsten Ziffern sind vertreten Hamborn (2,24), Mülheim a. Ruhr (2,33), Krefeld (3,18), Gelsenkirchen (3,22), Cassel (3,65), Duisburg (3,69), Essen (4,21), Aachen (4,28) und Breslau (4,39). Eine neuere Statistik wird aber durchgehends eine wesentlich höhere Scheidungshäufigkeit für die Nachkriegszeit ergeben.

Vom Standpunkt der Moralstatistik ist am wichtigsten die Frage nach dem Scheidungsgrund, wie er jeweils im Urteil angegeben wird. „Wenn auch naturgemäß die Statistik niemals einen Einblick in die eigentlichen Beweggründe, um derentwillen die Scheidungsklage angestrengt wird, sowie in die sittlichen Defekte der gelösten Ehen und anderen Ursachen ehelich zerrütteter Familienverhältnisse gewähren kann, so müssen doch die Hauptscheidungsgründe, wie sie der Statistik in § 1565 BGB (Ehebruch), § 1567 (Böswilliges Verlassen) und § 1568 (Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten, ehrloses und unsittliches Verhalten) vorliegen, als symptomatisch bedeutungsvoll angesprochen werden.“ (Kieler Bericht) In weitaus der Mehrzahl der Fälle kommt Ehebruch als Scheidungsgrund in Betracht, und zwar wurden in den Jahren 1900 bis 1917 von 100 geschiedenen Ehen 42 bis 60 infolge Ehebruchs als alleinigen Grundes geschieden. Nimmt man dazu die Fälle, bei denen außer Ehebruch noch andere Scheidungsgründe im Urteil bezeichnet waren, so erhöht sich dieser Prozentsatz wesentlich Im allgemeinen ist eine erhebliche Steigerung der Zahl der infolge Ehebruchs ausgesprochenen Scheidungen festzustellen. Das gleiche wurde auch in Kiel beobachtet, wo im Jahre 1919 65,9% aller Urteile (gegenüber 53,3% in der Friedensperiode und 51,9% in der Kriegszeit) auf Ehebruch lauteten. Die anderen Scheidungsgründe (böswillige Verlassung und Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten usw.) treten diesem gegenüber stark zurück.

Gliedert man nun die Schuldfrage in bezug auf Mann und Frau, so zeigt sich, daß in der Vorkriegsperiode die Schuld des Mannes bei weitem die Schuld der Frau überwiegt, wie es bei der verschiedenen Stellung, welche die Gesellschaft den beiden Geschlechtern zuweist, leicht erklärlich erscheint. In der Kriegs- und Nachkriegszeit hat sich aber das Verhältnis zu Ungunsten der Frau verschoben. In Kiel wurden im Jahre 1919 doppelt so viel Frauen wie Männer wegen Ehebruchs verurteilt; die gleiche Erscheinung wurde für 1917 in Köln festgestellt. In diesem Zusammenhange ist auch die Frage von Interesse, von welcher Seite vorwiegend die Scheidungsklage angestrengt wird. Bis zum Kriege traten als Kläger bzw. erste Kläger in etwa drei Fünftel der Fälle die Frauen auf. Wie bei der Schuldfrage, so ist auch hier in den Kriegsjahren eine Verschiebung eingetreten. Die Zahl der Scheidungsfälle mit dem Mann als Kläger ist seit 1915 ständig gestiegen. Nach der Kieler Statistik, die sich auf das Jahr 1919 erstreckt, wurde in 91 Fällen (64,5%) der Klageweg vom Mann, in 50 Fällen (35,5%) von der Frau beschritten; 20mal (14,2%) erhob der Mann, 46mal (32,5%) die Frau Widerklage.

Eine Betrachtung der Scheidungen nach dem Alter der Ehegatten zur Zeit ihrer Eheschließung zeigt, daß die von jugendlichen Personen geschlossenen Ehen in erheblich stärkerem Maße der Scheidungsgefahr unterliegen als die im reiferen Alter zustande gekommenen. Besonders auffallend ist der große Anteil der geschiedenen Frauen, welche im Alter bis zu 20 Jahren in den Ehestand getreten sind. Aber auch bei den Männern stellen die Geschiedenen, die im Alter von 20 bis 25 Jahren geheiratet haben, einen auffallend hohen Prozentsatz dar. Im allgemeinen nehmen die Statistiker auch eine mit dem größeren Altersabstand der Ehegatten steigende Ehegefährdung an, die sich namentlich bei Verheiratung junger Männer mit älteren Frauen bemerkbar machen soll; für Köln konnte eine höhere Scheidungsgefahr in diesen Fällen nicht nachgewiesen werden.

Was die Ehedauer anbetrifft, so wurden die meisten Ehen nach einer Dauer von 5—10 Jahren geschieden, Verhältnismäßig selten ist natürlich die Scheidung im ersten Jahr; bemerkenswert häufig sind dagegen die Scheidungen nach längerer Ehe-

dauer. So bestanden etwa 11% aller geschiedenen Ehen schon über 20 Jahre.

Eine große Bedeutung kommt ferner der Frage des **Kinderbesitzes** bei den Ehescheidungen zu. Das Vorhandensein von Kindern und das dadurch bedingte gemeinsame Interesse üben an sich schon auf die Zerrüttung des ehelichen Lebens und namentlich auf die Neigung zur Trennung einen hemmenden Einfluß aus. Dementsprechend sind auch unter den geschiedenen Ehen die kinderlosen besonders stark vertreten. Von den in den Jahren 1908 bis 1917 in Köln geschiedenen 2829 Ehen waren 1116 oder rund 40%, in Kiel nach der Statistik für 1919 sogar 46% ohne lebende Kinder. In 1672 Fällen waren minderjährige Kinder vorhanden, und zwar waren 43,2% (in Kiel 29%) der geschiedenen Ehen solche mit einem Kind, 27,3% (10%) mit 2, 16,2% mit 3, 7,2% mit 4 und 5,9% mit mehr als 4 Kindern.

Nun noch eine kurze Bemerkung über das **Religionsbekenntnis der Geschiedenen**. Daß die Religionszugehörigkeit bei den Ehescheidungen von nicht geringer Bedeutung ist, und zwar einmal mit Rücksicht auf die mehr oder weniger starke Einwirkung religiöser Anschauungen und Grundsätze auf das eheliche Zusammenleben überhaupt, sodann aber besonders auch wegen der verschiedenen Auffassungen der religiösen Gemeinschaften über die Lösbarkeit der Ehe oder die Möglichkeit einer Scheidung, zeigt ein Vergleich der Zahlen von Köln mit Kiel. Von der Gesamtzahl der in Köln in den Jahren 1905 bis 1917 geschiedenen Männer waren rund 72% katholisch, 25% evangelisch und 1,5% israelitisch. Für die Frauen lauten die entsprechenden Zahlen: 74, 24 und 1,9%. Wenn diesen Zahlen die verhältnismäßige Verteilung der Kölner Bevölkerung nach der Religionszugehörigkeit überhaupt gegenübergestellt wird, so ergibt sich nach der Volkszählung vom Jahre 1910 für die Männer ein Prozentsatz von 76,6 Katholiken, 20,1 Evangelischen und 2,4 Israeliten, für die Frauen ein solcher von 80,1, 17,1 und 2,3. Darnach ist der verhältnismäßige Anteil der Katholiken an der Zahl der Geschiedenen niedriger, der der Evangelischen erheblich höher als ihre verhältnismäßige Vertretung in der Gesamtbevölkerung. Einen genaueren Einblick in die Gestaltung der Ehescheidungen nach der konfessionellen Seite gibt die Kombination der Religion des Mannes und der Frau. Wie in einer tabellarischen Uebersicht näher dargetan wird, hat im großen und ganzen der verhältnismäßige Anteil der rein katholischen Ehen sowohl bei den Scheidungen wie bei den Eheschließungen abgenommen, die Mischehen dagegen haben entsprechend zugenommen. Ferner zeigte sich auch hier wieder, daß der verhältnismäßige Anteil der rein katholischen Ehen bei den Scheidungen erheblich niedriger ist als der entsprechende Anteil an den Eheschließungen, während für die rein evangelischen und israelitischen Ehen das Gegenteil zutrifft. Auch bei den Mischehen ist der Prozentsatz an den Scheidungen im allgemeinen wesentlich höher als an den Eheschließungen. Es bestätigt dies die auch anderweitig gemachte Beobachtung, daß die konfessionell gemischten Ehen einer stärkeren Scheidungsgefahr ausgesetzt sind als die Ehen gleicher Religionszugehörigkeit. Eine weitere Zergliederung der Mischehen nach ihren Hauptgruppen zeigt, daß die Mischehen mit katholischem Mann und evangelischer Frau in der Masse der Ehescheidungen erheblich stärker vertreten sind als bei den Eheschließungen, wogegen bei den Ehen mit evangelischem Mann und katholischer Frau die entgegengesetzte Erscheinung festzustellen ist. Die den Verhältnisziffern zugrundeliegenden Zahlen der Stadt Köln sind jedoch zu klein, um Schlüsse allgemeiner Art daraus zu ziehen.

In Kiel waren von 141 geschiedenen Ehen 122 rein evangelisch, in 8 Ehen war der Mann evangelisch und die Frau katholisch und in 7 anderen der Mann katholisch und die Frau evangelisch. 3 andere Ehen waren wiederum rein katholisch und in einer letzten war der Mann Baptist and die Frau bekannte sich zur evangelischen Kirche.

Der gesteigerten Heiratshäufigkeit in der Nachkriegszeit ist allenthalben, insbesondere aber in den Städten, eine beträchtliche Zunahme der Ehescheidungen gefolgt. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der Höhepunkt hier noch nicht erreicht ist. Es wäre daher eine dankenswerte Aufgabe der Statistik, dieser Entwicklung in den nächsten Jahren ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Briefe nicht persönlich adressieren, sondern nur an die Schriftleitung oder Geschäftsstelle.

Der „Reigen" einer entarteten Kunst.

Von W. Thamerus.

Durch die fortschreitende Verarmung des gebildeten Mittelstandes verschlechtert sich das Niveau der Theaterbesucher; die Schicht, die sich nur „amüsieren" will, ist die tonangebende. Theaterleiter, die nicht Bühnen vorstehen, welche ihre gewaltigen Fehlbeträge dem Staat oder einer Gemeinde aufwälzen können, suchen dem ausschlaggebenden Publikum zu dienen. Das ist traurig, aber natürlich. Allein es kann für den Theaterdirektor keinen Freibrief geben, allen schlechten Begierden seiner Kundschaft zu frönen, denn auch der mindere Theaterleiter ist nicht nur Kaufmann und auch einem Kaufmann ist es verboten, feilzubieten, was seine Mitbürger vergiften kann.

In München hat sich wieder einmal das reinliche Gefühl gegen die Verlotterung der Bühne so radikal ausgesprochen, daß die Polizeidirektion kurzen Prozeß machte und das beanstandete Stück verbot. Das Werfen von Stinkbomben und faulen Eiern will ich gewiß nicht verteidigen. Verschiedene Damen und Herren gingen in übel zugerichteter, vielleicht selbst in der chemischen Wäsche nicht wieder zu säubernder Kleidung nach Hause. Das ist häßlich und kulturlos. Ein entrüstetes Gemüt bedarf keines Gestanks von Schwefelwasserstoff, um sein volles Herz zu entladen, aber niemand würde sich im Theater so benehmen, hätte er noch das Bewußtsein, in einem Kunsttempel zu sitzen. Hat die Polizei vor nicht allzulanger Zeit im Kammerspielhaus im Falle des bordellartigen „Schloß Wetterstein" Geduld geübt und mehrere Abende lang die Empörten und die Wedekind-Freunde durch ein starkes Schutzmannsaufgebot gegenseitig zu schützen gesucht, so erklärt die Polizeidirektion diesmal, sie sei „ohne Vernachlässigung wichtiger Aufgaben nicht in der Lage, der geschäftstüchtigen Leitung des Schauspielhauses dauernd ein so großes Polizeiaufgebot zur Verfügung zu stellen, um die ruhige Aufführung eines Stückes zu gewährleisten, das jedem gesunden Volksempfinden Hohn spricht und daher mit Recht in weiten Kreisen der Bevölkerung Anstoß erregt. Um größeres Unheil zu verhüten, mußten daher die weiteren Aufführungen auf Grund Art. 102 Ausführungsgesetz St.-P.-O. verboten werden." (Sperrungen von mir.) Der Theaterberichter hat, so weit es sich andeuten läßt, in Nr. 5 der „A. R." dargelegt, um was es sich in den zehn erotischen Szenen des „Reigen" von Arthur Schnitzler handelt; in der Tat, der frechste Pariser Unsittenschreiber hat diese Dinge immer noch ins Nebenzimmer verlegt. Als Münchener Schauspieler damals um die Jahrhundertwende in dem dann gemaßregelten Akademisch-Dramatischen Verein uns mit dem „Reigen" bekannt zu machen für nötig hielten, hielt sie so etwas wie Schamgefühl davon ab, ihren Namen auf den Zettel zu schreiben. Bei der Erstaufführung im Münchener Schauspielhause hatte ich den Eindruck, als schämten sich viele durch Klatschen zu zeigen, wie gut es ihnen gefiel, und so verhielt sich das Publikum mäuschenstill, bis dann ein Claqueur oder drgl. loslegte, worauf man getrost dem Leithammel folgen konnte. Von verschiedenen Theaterkritikern ist die merkwürdige Tatsache hervorgehoben worden, daß es gerade zwei weibliche Bühnenleiter waren, die ihren männlichen Kollegen in der Aufführung dieser verletzenden Szenen aus Cythere vorangingen. Ein Berichterstatter der Wiener Aufführung (die erste fand — wie sinnig! — zum Besten des Kinderhilfswerkes statt) meint, es sei bezeichnend für die heutige Gesellschaft, daß bei den Aufführungen des „Reigen" die schwächere Hälfte dominierte und, wenn die Damen erröteten, dies nur während der Verdunkelung des Zuschauerraumes der Fall sein konnte ... Der Erfolg sei durchgreifend gewesen. Das Publikum habe so lange in die Hände geklatscht, bis wenigstens diese — rot wurden. Auch in Wien wurde der „Reigen" nun verboten; doch scheint der Bürgermeister sich zu weigern, die Anordnung des Ministeriums des Innern auszuführen. Die Bemerkung des Ministers, daß jeder anständige Mensch sich gegen das Stück wende, rief im Reichsrat einen Tumult hervor. Die Sozialdemokratie fühlte sich betroffen und die Gefahr einer Prügelei war sehr nahe. Auch in deutschen sozialistischen Blättern findet man völlige Verständnislosigkeit für die Proteste. „Deutsche Autoren, deutsche Bühnen, deutsche Theaterbesucher warten auf die deutschen Behörden, die nunmehr endlich das Ausland darüber aufzuklären haben, daß sich das deutsche Volk nicht mit den Ausschreitungen seiner chauvinistischen Rüpel identifizieren läßt", meint die Kunstschau der „Münch. Post".

In München ist es zur Begeisterung nie gediehen, schon bei der ersten Wiederholung wagte sich schüchtern, allzu schüchtern eine Opposition hervor; merkwürdig, daß es zwei oder drei Wochen währte, bis das „gesunde Volksempfinden" unzweideutig zum Ausdruck kam. In einer Ansprache, die Herr Nebelthau anderen Abends im Theater hielt, sagte er, daß das Stück von über 8000 Menschen angesehen wurde, ohne daß jemand ein Zeichen des Mißfallens geäußert hätte. Mit Verlaub, Herr Spielleiter! Halten Sie die Zeitungsschreiber für keine Menschen? Die ganze bürgerliche Presse mit einer Ausnahme, wo der Kritiker Samtpfötchen, der Feuilletonredakteur Krallen zeigte, war über den niederschmetternden, ethischen Eindruck und den geringen künstlerischen Wert dieser Liebesakte einig. Sogar an der Stelle, wo einst ein sehr temperamentvoller und sehr alter Herr: „Das Recht auf Unsittlichkeit" proklamiert hatte, weht ja jetzt ein anderer Wind. Wir freuen uns dieser geschlossenen Front, die die wachsende Besorgnis über die allgemeine Sittenverderbnis gezeitigt hat. Unlängst war ich in

einem Kreise von Männern der Feder, in welchem die sittliche Verrohung des Münchener Karnevals besprochen wurde, man wies darauf hin, daß diese schon längst vor dem Kriege begonnen. So ja schon fast um die Jahrhundertwende die Harmlosigkeit des fröhlichen Karnevals geschwunden und langsam aber stetig von der Freiheit zur Zügellosigkeit gediehen. Man sagte es fast mit den gleichen Worten, mit denen hier immer und immer wieder gewarnt wurde. Das Spaßhafte dabei ist, es sagten dies Leute, die damals für den sittlichen Ernst und überragenden Weitblick des Gründers dieses Blattes kein Verständnis hegten, denn die flachköpfige Tagesmode fand sittliche Forderungen komisch. Heute wächst das Verständnis dafür erfreulich. Herr Nebelthau allerdings behauptet, das Landgericht III in Berlin bezeichne in einem amtlichen Schriftstück die Aufführung des „Reigen" als eine sittliche Tat. Ich möchte dagegen nur erinnern, daß die Berliner Aufführung zuerst unter Androhung von 6 Wochen Haft verboten war und der preußische Kultusminister (bekanntlich ein Sozialdemokrat) dem betr. Theater den Pachtvertrag kündigte. Die Münchener Schauspielhausleitung hatte zur Hauptprobe den — Staatsanwalt eingeladen. Sie scheint also doch nicht ganz sicher gewesen zu sein, ob das Stück nicht doch als unzüchtig bezeichnet werden könnte und hat sich klug gesichert. Und die meisten Herren Stadträte waren da und haben sich „in anerkennender Weise geäußert". Weiß Herr Nebelthau nicht, daß sich die Bürgerschaft über die meisten Herren Stadträte nicht in anerkennender Weise äußert, und daß diese nur durch einen gewissen Wahlterror noch die Ehre haben, Herrn Nebelthau und Frau Körner in Kunstfragen „offiziell" zu „beraten"? Gewiß an dem Wesen von jugendlichen Krakeelmachern wird die deutsche Kunst nicht genesen, aber auch nicht an dem Wesen der meisten Herren Stadträte. Ernstlich gesprochen, es handelt sich nicht um deutsche Kunst, sondern um ein Werk, das auch der bekannte Leipziger Philosoph Johannes Volkelt ungescheut als pornographisch bezeichnet. Als ich vor 20 Jahren den „Reigen" las, hielt ich für ausgeschlossen, daß ein Theaterleiter eine Aufführung dieser Szenen wagen würde. Heute ist — dank der Bemühungen zahlloser Bühnendichter und Bühnenleiter um Ausmerzung des Schamgefühles — die Abstumpfung des sittlichen Empfindens und zugleich — dank vor allem der expressionistischen Kunst — die Verrohung des künstlerischen Geschmackes so weit gediehen, daß ein Theater den traurigen Mut hat, sich am Tage seiner Eröffnung durch diese pornographischen Skizzen die Weihe zu geben. So schreibt Volkelt. An dieser Kunst kann das deutsche Wesen nicht genesen. Es ist unendlich traurig, daß unser Volk in den Tagen des Pariser Diktates Lust hat zu solchen Unzuchtsreigen und zu einem in Frivolität und sinnloser Geldverschwendung ausgearteten Karneval, dem einen vorzeitigen Aschermittwoch zu setzen der Ministerrat Bayerns allem Geschrei zum Trotz den sittlichen Mut gefunden hat. — Ganz wohl scheint sich Herr Arthur Schnitzler bei seinem frisches Grün ansetzenden Dichterruhm nicht zu fühlen. Er hat, als er in Anatolstimmung den „Reigen" schrieb. wie er einem Wiener Theaterkritiker „oft und oft versicherte", ans Theater absolut nicht gedacht. Seit vielen Jahren haben nun die Theater um den Dichter des „Reigen" förmlich einen Reigen aufgeführt, um ihn zu bewegen, das Interdikt aufzuheben. Schließlich hat er sich bewegen lassen, unter gewissen Voraussetzungen die Bedenken zurückzustellen. Ich erinnere mich nicht, damals bei der Münchener akademischen Bemühung um den „Reigen" etwas wie einen Protest Schnitzlers vernommen zu haben, dagegen zeigte sich der Dichter über das Urteil eines damals sehr jungen Kritikers sehr erbost. Wenn ein Dichter zugleich Arzt ist, wie Dr. Schnitzler, dann sollte er doch die vielen Anzeichen sittlichen Niederganges wahrnehmen. Er sollte wirklich wissen, mit welchen Gefühlen die zahllosen blutjungen Liebespärchen, die sich jetzt so oft in einer früher nicht gekannten Haltlosigkeit ganz öffentlich aneinander schmiegen, diese Reigenszenen betrachten. Wie viel feineres Empfinden auch wird mit der Zeit abgestumpft, wie es in der oben erwähnten Stelle Volkelt gesagt hat? Wer sich lange in verpesteter Atmosphäre aufgehalten, merkt es nicht mehr. Verschärfte Schutzvorschriften im Kampfe gegen die Schmutzliteratur sollen erlassen werden. Das Reichsministerium des Innern veranlaßt Besprechungen von Körperschaften, die sich um den Schutz der Jugend bemühen, und die Notwendigkeit zu Maßnahmen wird nirgends bestritten. Warum soll das Theater einen Freibrief haben? Nicht der „Reigen" allein, eine große Anzahl Stücke beleidigt das Empfinden in dieser künstlerisch so armseligen „Saison". In Berlin wird ein Stück „Casanovas Sohn" tagtäglich aufgeführt, gegen dessen Schmutz Kotzebues stoffverwandte „Klingsbergs" eine leicht frivole Harmlosigkeit sind. Das einst in Bühnendingen vorangehende kleine Meiningen brachte als Uraufführung eine „Jüdische Witwe" von Gg. Kaiser, dessen unerledigter Strafprozeß hier ganz außer Erörterung bleiben kann. „Der Dichter zerrt am schmierigen Strang des nie versagenden Sauglöckchens", schreibt ein Kritiker und stellt die nachdenkliche Frage: „Haben wir heute Zeit, Geld, Kräfte und — Lust, um Zersetzungsprodukte aufzuführen, die uns höchstens mit ihrer resonanzlosen, masochistischen, negativ sich skorpionisirenden Satire den Rest unserer moralischen Kraft vergiften können?" — Das führt mich weiter. Unsere Bühnen kosten dem verarmten Lande Unsummen, die besorgniserregend wachsen. Schon aus Selbsterhaltungstrieb müssen die Bühnen dafür sorgen, daß die Allgemeinheit die Ueberzeugung behält, daß die Erhaltung hoher Kulturgüter diese gewaltigen Opfer rechtfertigt. Ueberwuchern einmal die üblen Schlinggewächse und Schmarotzerpflanzen, dann brechen eines Tages die Kunsttempel zusammen.

Vom Büchertisch.

Die heiligen Schriften des Neuen Bundes. Aus dem Urtext übersetzt, mit Erläuterungen und einer Einführung. Von Dr. Nivard Schlögl O. Cist., o. ö. Professor an der Wiener Universität. Burgverlag, Richter & Zöllner, Wien 1920. 428 S. Gr. 8°. Brosch. 25 M, geb. 30 M, Geschenkausg. 40 M. — Eine Uebersetzung des Neuen Testaments! Sollen wir sie begrüßen oder ablehnen? An Uebersetzungen des Neuen Testaments auch aus neuerer Zeit — wir erinnern an die im 20. Jahrhundert erschienenen „Grundl, Das Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus" 1900, 13. Aufl. 1916 und „Rösch, Die vier heiligen Evangelien und die Apostelgeschichte" 1914 — besteht gewiß kein Mangel. Gemeinsam sind allen neueren ebenso die Abweichungen von der wohl gebräuchlichsten von Allioli wie untereinander. Ob die Achtung vor dem Gotteswort dadurch gefördert wird, wenn das Volk hier so, dort anders hört, möchten wir füglich bezweifeln. Doch störte dieses Gebrechen vielleicht noch weniger als ein weit bedeutenderes. Samt und sonders sind es wörtliche, aber nicht sinngemäße Uebersetzungen der Vulgata. Schlögl geht nun auf den griechischen Urtext zurück, um „die erste richtige und erste deutsche Uebersetzung der hl. Schriften des Neuen Bundes" zu bieten (Nachwort S. 425). Eine Mißachtung der Vulgata liegt ihm dabei ganz und gar ferne; sein Tadel gilt vielmehr deren Uebersetzern, die sich nicht darauf besannen, „daß das Christentum viele hebräische Wörter mit neuem Inhalt erfüllt hat, und daß diese christlichen Bedeutungen der hebräischen Wörter auch auf deren griechische und lateinische Wiedergabe übergegangen sind" (Vorwort S. 3). „Man wird nie die Vulgata verstehen, wenn man nicht auf die griechischen und hebräischen Wörter zurückgeht, welche die Vulgata wiedergibt", erklärt Schlögl (S. 424) mit Berufung auf die gleiche Erkenntnis eines der Väter des Konzils von Trient. In der Vernachlässigung des Schrift- und Väterstudiums und der dadurch bedingten mangelhaften Uebersetzung der Vulgata sieht er die Ursache so mancher theologischen Streitigkeiten (z. B. über die Abendmahlslehre) und Gotteslästerungen (Brüder statt Vettern Jesu). Die wörtliche Uebersetzung führt geradezu in die Irre, „wie dies bei den sogenannten Reformatoren der Fall war, die die Vulgata wörtlich nahmen, wenn sie auch den griechischen Urtext zu übersetzen vermeinten oder vorgaben" (Nachw.). — Mit Freude und Dank begrüßen wir Schlögls Arbeit, die reife Frucht eines 36jährigen Schriftstudiums. Sie ist „Dem deutschen Volk gewidmet" und zugleich „als Festgabe zur fünfzehnhundertjährigen Erinnerung an den Todestag und himmlischen Geburtstag des heil. Hieronymus († 420)" gedacht. Soll sie aber zu „allen aufrichtigen Wahrheitssuchern und Gottsuchern unter Katholiken" den Weg wirklich finden, so muß ihr bald eine wesentlich billigere Ausgabe folgen. Die gerade in der Gegenwart mit solchem Erfolg unternommene Verbreitung wohlfeiler häretischer Bibeln in katholischen Kreisen zeugt von deren Sehnen nach dem Gotteswort; wirksam diesem Treiben zu begegnen, dazu scheint uns Schlögls Uebersetzung vor allem geeignet.

Gymnasialprofessor Dr. Karl Guggenberger.

Johannes Aquila, Das Grundproblem der Kultur, II. Band: Die Glaubensfrage. Was uns Lohengrin über den Konflikt des Unglaubens mit dem Glauben sagt. Mit 20 Bildern von Joseph Führich. 4°. 299 S. Wien. (Karl Vogelsang-Verlag) 1919. Geb. Kr. 20, M 11, Fr. 7.50 und 20 Prozent Zuschläge. — Das Thema von Wagners Lohengrin — das tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte als unbewußte dichterische Offenbarung — das geheimnisvolle Wesen des übernatürlichen Glaubens in seiner Erhabenheit über die natürliche Vernunft: Das ist die Quintessenz des II. Bandes über „Das Grundproblem der Kultur" unter dem Pseudonym Johannes Aquila. In seinem Widerwillen gegen den „christlichen Uebernatürlichkeitshang" hat Richard Wagner den urchristlichen Stoff der Lohengrinsage umzuformen gesucht in die Darstellung des eigenen Künstlerschicksales, des Unverstandenseins von der Menge in einsamer Höhe des „Uebermenschentums", aber wider seine ursprüngliche Absicht ist derselbe ihm entglitten aus der trivialen Sphäre des allgemein menschlichen Geschickes und hat sich emporgehoben in die lichten Höhen der katholischen Glaubenswahrheit, für welche die Seele des Menschen nach Tertullians bekanntem Ausspruch von Natur aus unwillkürlich empfänglich ist. Zeile für Zeile weist dies der Verfasser nach in der ganzen Handlung und in sämtlichen Personen der Dichtung: Elsa von Brabant, die Menschenseele, vermählt sich mit dem zu ihrer Rettung aus überirdischer Ferne herangenahten Gralsritter Lohengrin, dem übernatürlichen Heilsglauben, dessen Geheimnis sich nicht ergründen läßt von der stolzen, autonomen Menschenvernunft, verkörpert im brabantischen Grafen Friedrich von Telramund; aber im Kampf mit diesem und seiner Gemahlin Ortrud aus Friesland, dem Typus des Unglaubens, obsiegt der Glaube und läßt sich nicht auf die Stufe natürlichen Wissens herabdrücken. Deshalb muß Elsa den Bruch ihres Schwures, nicht weiter zu fragen nach dem Namen, d. i. Wesen ihres geheimnisvollen Gemahls, des übernatürlichen Glaubens, büßen mit dem Scheiden des letzteren auf Nimmerwiedersehen. Eine analoge Rolle wie die Hauptpersonen spielen die ihnen zugeteilten Nebenpersonen, die brabantischen Ritter auf seiten Telramunds und der Ortrud und die sächsischen und thüringischen Grafen und Edlen im Gefolge des Deutschen Königs Heinrich, des Hortes der christlichen Kultur, und im Anschluß an Lohengrin, dazu die Edelfrauen, Edelknaben und das Volk. Der Hauptwert des Werkes besteht in der scharfen Zeichnung der modernen glaubensfeindlichen Kultur mit ihrer Afterkunst (42), Vergötterung der selbstherrlichen Vernunft (49 ff.), Wiederbelebung des heidnischen Humanitätsideals in der Aufklärungsphilosophie und Freimaurerei (47), mit einem Worte der Diesseitskultur (129 ff), sowie in der Warnung der allzu vertrauensseligen Katholiken vor der Illusion einer Aussöhnung mit den unvereinbaren Grundsätzen entgegengesetzter Weltanschauung (137 ff), dem Zwitterwesen eines gefühlsverschwommenen Modernismus (168) und dem heimtückischen Treiben der Mächte der Finsternis (208). Die tiefsinnige Darlegung des nicht die geringste Verletzung vertragenden übernatürlichen Wesens des Glaubens zieht sich wie ein goldener Faden durch das Ganze hindurch. Gerade durch die Unwillkürlichkeit der Geistesoffenbarung eines erstklassigen künstlerischen Schaffens wirkt eine solche Apologetik des katholischen Glaubens weit ergreifender und unmittelbarer als eine gelehrte theologische Abhandlung.

Univ.-Prof. Dr. Anton Seitz.

Dr. **Alfons Heilmann: „Feuer vom Himmel".** Biblisches Stundenbuch. Freiburg, Herder. Pr. geb. 30 M. — Dem Vordringen „des entsittlichten Weltgeistes" setzt sich dieses Buch zur Linderung menschlicher

Seelennot entgegen. Einen denkbar reichsten Schatz göttlicher Weisheit birgt die Hl. Schrift, die leider, leider noch viel zu wenig bei uns gelesene. Dr. Heilmanns hier vorliegender zweiter Band der Sammlung „Bücher der Einkehr" bahnt den Weg zum Wonnegarten des göttlichen Wortes und seiner Werterkenntnis, indem er in sechs vielfach gegliederten Hauptkapiteln oder „Büchern": von der Schöpfung, der Weisheit, der Liebe, der Nachfolge, dem Reiche und den Psalmen, feinsinnig abgerundete Tagesbetrachtungen mit auf Wortlaut und Wohllaut sorgsamst verdeutschten Bibeltexte darbietet. Und zwar jeden dieser 218 Abschnitte unter einer den Inhalt präzisierenden Aufschrift von vollem, tiefem Klang sowie mit Angabe der geschöpften Bibelquelle. So wird das kostbare Werk nicht nur für sich selbst viele und dankbare Freunde gewinnen, es wird vor allem auch die Sehnsucht wecken nach dem Born, dem es enthoben wurde und wird so Ungezählte dem Lichte, das in Wahrheit die Welt erleuchtet, nahebringen. E. M. Hamann.

Bayerische Hefte für Volkskunde. Herausgegeben vom Bayer. Landesverein für Heimatschutz, Verein für Volkskunst und Volkskunde. Druck und Kommissionsverlag von Karl Aug. Seyfried u. Komp. (Karl Schnell), München. Jahrgang VI, 1919. — In schöner Ausstattung bietet auch dieser Jahrgang der Bayerischen Hefte für Volkskunde den Liebhabern von Art und Sitte, Lied, Sprache und Kunst unseres Volkes seinen reichen Inhalt dar. Der Text ist durch zahlreiche Abbildungen belebt. Von den größeren Beiträgen dürfte das meiste Interesse erregen „Die Lieder vom boarischen Hiasl in Deutschösterreich" von Dr. Zack und Dr. v. Geramb. Sie sind höchst charakteristisch für die naive Heldenverehrung des Volkes. „Volkskundliches aus der Augsburger Gegend" von Dr. J. Ruhfel gibt eine große Anzahl Sagen wieder. Prof. Dr. F. v. d. Leyen, der mit Dr. A. Spamer, seit Oktober 1919 mit Dr. Fr. Seebaß die Schriftleitung besorgte, steuerte einen Aufsatz bei über „Weltanfang und Weltende in der Dichtung der Germanen". Wir können die Beiträge nicht alle einzeln aufführen. Auch ausführliche Buchbesprechungen finden sich am Schluß. Möge es dem Verein und seiner Zeitschrift gelingen, die schlimme Zeit zu überdauern und die Volkskunde weiter zu fördern. Dr. Otto Kunze.

Hausbrot. Sagen, Märchen und Geschichten aus dem Volk und für das Volk. Gesammelt von Ludwig Auer sen. (Onkel Ludwig.) 2. Folge. 1. bis 3. Bändchen. (3 Bändchen erscheinen noch.) Bearbeitet von Johanna Arntzen. Donauwörth, Buchhandlung Ludwig Auer. Preis pro Bändchen 3 M. Die zweite Vorlage dieser Sammlung ist schmucker im Aeußern und im Innern als die frühere. Die Erzählungen sind in schöner Sprache bearbeitet, knapp zusammengefaßt und vielfach von künstlerischer Schönheit. Hübsche Federzeichnungen schmücken die einzelnen Bändchen. Das „Hausbrot" wird im neuen Gewand noch beliebter werden als im früheren.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. Die starken, schon in dem äußeren Geschehen liegenden Wirkungen von „Don Juans letztem Abenteuer" und „Theophano" besitzt Paul Graeners dritte Oper „Schirin und Gertraude" nicht. In der Musik treten jedoch die starken Seiten seiner Begabung, der Sinn für feinabgestufte Farbenwirkungen, reiches technisches Können, Wärme des Gefühles und Sicherheit des Geschmackes wieder hervor. Schon als unlängst Klemens von Franckenstein im Konzertsale die Ouvertüre des neuen Graenerschen Bühnenwerkes dirigierte, mußte man zweifeln, ob diese Musik für eine heitere Oper nicht zu dickflüssig wäre. Die Aufführung zeigte bei aller Würdigung der einzelnen Schönheiten einen Mangel an Temperament. Die musikalische Leitung und die Sänger haben dies sicherlich erkannt und sie suchten aus Eigenem einen Tropfen Sekt der etwas schwerblütigen Partitur einzuspritzen. Mit möglichstem Erfolg; ja, es soll vorweg gesagt werden, daß die Wiedergabe nahezu vollkommen gewesen ist. Das Lustspiel von E. Hardt, welches der Operndichtung zugrunde liegt, gehört zu den besten der Gegenwart. So steht im Programmheft. Ich bezweifle dies und die kleine Anzahl Bühnen, welche sich in sechs oder sieben Jahren um das Stück angenommen, scheinen mir recht zu geben. „Der Graf von Gleichen". Man „weiß", der Kreuzfahrer kehrte mit einer Türkin, die ihm das Leben gerettet hat, heim auf seine thüringische Burg zu seiner Frau, und der Papst gestattete die Doppelehe des Grafen. Auch Leute, die wenig von Geschichte wissen, kennen diese Episode, die vor der historischen Forschung freilich nicht standhält. Man weiß von des Grafen Geschlecht nicht viel. Daß sein Grabstein im Dome zu Erfurt zwei Frauen neben ihm aufweist, beweist nichts, denn es gibt Plastiken dieser Art, bei denen wir wissen, daß die eine der Frauen gestorben war, bevor die zweite geheiratet wurde. Die Sage ist erst spät aufgetaucht. Als die Reformation zur Doppelehe Philipps des Großmütigen von Hessen aus realpolitischen Gründen gute Miene machte, erschien dieser Präzedenzfall von kirchlicher Sanktion angenehm, und der Graf von Gleichen gelangte nach und nach aus theologischen Streitschriften in die Bücher der Geschichte. Unserer älteren Dichtung wie der Neuromantik unserer Tage ist der Stoff nicht fremd; Wilh. Schmidtbonn schrieb ein in unserem Residenztheater vielgegebenes Gleichendrama. Wie sich die Dichter von Goethe in der „Stella" bis heute sittlich auch immer zu dem Stoffe stellen mochten, „heiter" wie bei der Grundlage dieser Oper hat man ihn nicht betrachtet und in der Tat, nur auf ganz unwahrscheinliche Weise gelingt es, dem Stoff komische Seiten abzunötigen. Die beiden Frauen stehen sich nicht als Gegnerinnen gegenüber; sie finden Gefallen aneinander, stehen gemeinsam gegen den Mann, den sie vernachlässigen. Auch ein Flirt des Grafen mit einer jungen Base weckt nicht genügend Eifersucht, um die beiden zu ihrem Manne zu treiben. Schließlich stellt sich der Graf sogar tot, aber auch dieser Operettentrick nützt ihm wenig, und so sinkt er denn am Abend allein in sein Riesenbett, das er sich als für drei Personen reichend, mit aller Umständlichkeit hat ausmessen lassen. Wie es diesem Ehetrick weiter ergeht, erfahren wir nicht, also eine Lösung des „Problem" ist nicht gegeben. Eine Musik von der Beschwingtheit etwa Donizettis würde uns über die Albernheiten weniger nachdenken lassen, aber Graeners in Chrismus schwelgende Musik verlängert noch den Weg, der von einem Scherzchen zum anderen führt. Graener schrieb sehr dankbar für die Singstimmen; er weiß es zu vermeiden, daß sie in den Tonwogen des Orchesters ertrinken. Daß er letzteres sehr klar und durchsichtig zu gestalten weiß, daß er trotz seiner Vorliebe für farbige Wirkungen in der orchestralen Malerei auf ein Pathos verzichtet, das über die Empfindungssphäre der sich in mittleren Zonen haltenden Vorgänge nicht hinausgeht, diese Mäßigung ist zu loben, da sie von den Komponisten unserer Zeit selten gesucht wird. Freilich bleibt auch im Chrismus die Musik mehr angenehm als kraftvoll; so wenn der Graf nach neunjähriger Abwesenheit die teuere Halle wieder grüßt, so möchte man schon mehr inneren Jubel in seiner Stimme vibrieren spüren. Jerger, der auch die Regie führte, sang mit bekannter Tonschönheit und wußte in der Charakteristik des Grafen die komischen Möglichkeiten zu erschöpfen. Kein Sänger wird mehr aus der Rolle herausholen. Sehr stimmschön und anmutig waren die beiden Frauen. Delia Reinhard gelang auch die Puppenspielerei sehr hübsch, fast natürlich. An sich ist es doch mehr als merkwürdig, daß eine Frau, die neun Jahre auf die Heimkehr ihres Mannes gewartet hat, nun nichts Besseres weiß, als wie ein Kind zu spielen, als wären sie und die Türkin kleine Schulmädchen. Erwachsene, die mit Puppen spielen, haben, was hier nicht gemeint sein kann, meist einen pathologischen Klaps. Man denkt an die Frau von Ibsens „Baumeister Solneß". Nicht minder gut als die Gertraude war die Schirin Luise Willers. In feinkomischer Pointierung gaben Geis dem Hofvogt, Lohfing den türkischen Diener, Seydel einen Jungen. Die kokette Base gab Maria Jerabek recht angenehm. Bruno Walter dirigierte mit einer wundervollen Delikatesse; es ist nur billig, daß neben Graener und den Sängern auch er gerufen wurde.

Residenztheater. Es ist schön, daß durch eine Neueinstudierung des „Lumpengesindel" die Intendanz uns doch noch an Ernst von Wolzogen erinnert hat, dessen Lustspiel den meisten der heutigen Theaterbesucher neu gewesen sein und ihnen, von dem Pfiff eines einzigen Mißvergnügten abgesehen, gefallen haben dürfte. Mir geht es mit der Komödie, wie mit vielen Stücken der neunziger Jahre; ich habe beim Wiedersehen die Empfindung, daß wir diese Dinge einst zu wichtig genommen haben. Die unzertrennlichen beiden Dichterbrüder, die äußerlich den damals so berühmten Heinrich und Julius Hart glichen, die drastisch gesehenen Bohèmetypen, das wirkte einst ungemein frisch und neu. Die Farben haben nachgedunkelt, das künstlerisch-literarische „Lumpengesindel", einerlei ob, wie hier, berlinerisch oder münchenschwabingerisch orientiert, ist eben in den fast 30 Jahren reichlich oft benützt worden. Dennoch freut man sich bald wieder an dem freundlichen Humor. Das Stück beherrschen zwei Konflikte, die sich gelegentlich im Wege stehen. Der erste ist der sublimere. Zwischen dem jungen Paare steht der Bruder des Mannes, der so ausschließlich dessen Interessen und Zuneigung absorbiert, daß die Frau als überflüssig daneben steht. Diese brüderliche Liebe, die schuld- und ahnungslos zum Ehestörer wird, ist ein unabgenutztes Lustspielmotiv, das hier durch den zweiten, oft gebrauchten Konflikt, der aus dem Verschweigen eines jugendlichen Fehltrittes der jungen Frau erwächst, ein wenig eingeengt wird. Unter der tüchtigen Spielleitung Basils wurde recht gut gespielt. Schroeder und Henrich gaben die Brüder, die man sich in ihrem weltfremden Idealismus ein paar Jährchen jünger denkt. Sehr individuell wußte Frl. Bierkowski die junge Frau zu gestalten. Basil gab den humorvoll gesehenen alten Wachtmeister mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit. Die drastisch gezeichnete alte Zimmervermieterin bekam durch Frau Conrad-Ramlo die derbe Konturen mildernde Natur.

Schauspielhaus. Schmidtbonns Legendenspiel „Der verlorene Sohn" gefiel; es ist ein brauchbares Theaterstück. Freilich sein Eindruck ist geringer, als solchen das Gleichnis in der Bibel macht. Die lapidaren Sätze der Bibel wirken stärker als die breite Handlung. Der unbedeutende Mensch, der das Vaterhaus verläßt, im zweiten Akte in liederlicher Gesellschaft ein liederliches Leben führt und im dritten reumütig heimkehrt, bekommt zuviel Gewicht, als daß der Nachdruck auf der verzeihenden Vaterliebe läge. Immerhin wirkt das in der Psychologie gradlinig und schlicht gehaltene Stück, wo es an die Ueberlieferung anknüpfen kann; der Mittelakt bleibt trotz aller aufgewendeten Farbe, mit der das sündige Treiben in einem üblen Jerusalemer Hause gemalt wird, matt. Herr Wohlbrück gab die Titelrolle, aber er gestaltete sie nicht, sondern blieb mehr im Rhetorischen. Starken Eindruck machte Granach als Vater. Er war von einer Schlichtheit, die schon deshalb angenehm berührte, als sie zeigte, daß er seine dem Talent hinderliche Neigung zu knalligem Farbenauftrag zu zügeln beginnt. Der ältere Bruder wurde von Riewe recht überzeugend gespielt. Von der Tradition abweichend, gibt Schmidtbonn dem verlorenen Sohne eine Mutter, die in ihrer unmütterlichen Psychologie nicht bedeutend wirkt und von einer Schauspielerin gegeben wurde, deren Stärke weitab vom Kostümstück liegt. Der Beifall war sehr herzlich.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Vorwoche hatte an der Börse mancherlei Missstimmung gebracht. Man sprach von einem Spekulanten, der sich gerade eine Villa gekauft hatte, als er nicht mehr zahlen konnte, von der Dienstenthebung des Devisenhändlers einer grossen Bank, der durch alle Wechselfälle der letzten Zeit hindurch, Riesengeschäfte abgeschlossen, man sprach von neuen Steuern, die auch die Börse berühren sollen. Kaufneigung bestand wenig. Nach norddeutschem Gummi enttäuschte auch die „Schäfer Blech"-Dividende, der Kurs dieses Papieres sollte um 50% niedriger werden, wurde aber gestrichen. Freilich stehen dem auch gute Dividenden gegenüber, allein sie sind schon im voraus kursmässig bewertet. Es wäre schlimm, wenn sich die Kauflust für die vielen für die Betriebsführung nötigen jungen Aktien verringern würde. Die neue Woche zeigte anfangs nicht radikal nach unten gerichtete Kurse, aber die Spekulation verkauft, und da jetzt die Käufer nicht zahlreich, genügen verhältnismässig kleinere Beträge um eine nach unten gerichtete Tendenz hervorzurufen. Die letzte Rede Lloyd Georges verstimmte; auch die neue Belastung der Reichsbank vermochte den Eindruck nicht zu bessern. Der Ausweis vom 31. Januar zeigt eine starke Zunahme der Auslandskonten und der fremden Gelder. Der Zahlungsmittelumlauf hat sich während der vierten Januarwoche wieder vergrössert und zwar um 562,4 Mill., nachdem in den ersten drei Wochen Rückflüsse in Höhe von insgesamt 3439,4 Mill. ausgewiesen worden waren. Ohne dass weitere Gesichtspunkte hinzutraten, gingen auch am zweiten Börsentag die Kurse erheblich zurück. Sie waren teilweise um 200% herabgedrückt und es herrschte die Ansicht, dass eine leise Anregung zur Erholung der Kurse führen müsste, da sich viel bares Geld durch die Verkäufe angesammelt habe. Diese zuversichtlichere Stimmung kam anderen Tages zum Durchbruch. In Neuyork war die Mark wesentlich höher, dennoch sah man entgegen den Erfahrungen der letzten Zeit hierin keinen Grund für sinkende Effektenkurse. Die Besserung der Mark gilt in den um 200% gewichenen Kursen schon bewertet. Die Steigerung der Mark wurde als ein Zeichen dafür angesehen, dass Amerika unsere Verhältnisse nicht für ganz trostlos betrachtet.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank in München beantragt Kapitalserhöhung durch Ausgabe von 46 Millionen Mark Stammaktien und 6 Millionen Vorzugsaktien. Anlass hierzu gab die Durchführung der Kapitalserhöhungen der Bayerischen Versicherungsbank und der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank, deren Aktienkapital sie besitzt. Ausserdem will die Verwaltung vorzeitig Vorsorge für die legitimen Kreditansprüche bei eintretender Geldknappheit treffen. Von den neuen Stammaktien werden 34 Millionen Mark den Aktionären nicht unter 200 % im Verhältnis von 2 : 1 angeboten. Die restlichen neuen Stammaktien werden einem Konsortium nicht unter 100 % überlassen; an dem Gewinn ist das Institut beteiligt. Dem in der Generalversammlung der Badischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation, Waghäusel erstatteten Bericht zufolge nahm das am 30. September abgelaufene Jahr für einen Teil der Betriebe einen befriedigenden Verlauf, auch in diesem Jahre hielten die amtlichen Preise nicht Schritt mit den Aufwandssteigerungen auf allen Gebieten der Fabrikation. Die Gesellschaft verteilt 14 % auf Stammaktien und 7 % auf Vorzugsaktien. Der Tiefpunkt im Niedergang der deutschen Zuckerindustrie sei offenbar überwunden. Die Ackererträgnisse haben mehr befriedigt, als im Vorjahre. Es könne deshalb mit einer etwas besseren Versorgung der Bevölkerung gerechnet werden. Die ferne Zukunft der Zuckerindustrie lasse sich noch nicht übersehen. Der Preisrückgang an den Auslandsmärkten mache Vorsicht zur Pflicht. Die a. o. Generalversammlung von R. Wolf A.-G., Magdeburg, genehmigte das Umtauschangebot an die Aktionäre der Maschinenfabrik Buckau, wonach je 3600 Mark Aktien der letzteren mit Dividende ab 1. Januar 1920 gegen 8000 Mark Wolf-Aktien mit Dividende ab 1. April 1920 eingetauscht werden können. Zur Durchführung wurde die Ausgabe von 20 Millionen neuer Stammaktien beschlossen. Ferner wurde die weitere Erhöhung des Aktienkapitals um 20 Mill. 6 prozentige Vorzugsaktien genehmigt. Die Metallbank und Metallurgische Gesellschaft Frankfurt a. M. berichtet über das sechsmonatige Zwischengeschäftsjahr vom 1. April bis 30. September, dessen Einschaltung durch die Verlegung des Geschäftsjahres nötig geworden ist. Die üblen Folgen des Versailler Vertrages machen sich auch in den Siegerstaaten bemerkbar. Eine Heilung sei nach Ansicht der Verwaltung von ausländischen Krediten nicht zu erwarten. Auch im Berichtsjahr seien durch das fortwährende Schwanken des Marktes grosse Schwierigkeiten erwachsen. Die Valutafrage bringe für langfristige Lieferungsverträge in Rohmaterialien Risiken mit sich, die nicht übernommen werden könnten. Auch die Steigerung der Handlungsunkosten habe sich weiter fortgesetzt. Die Abwicklung des Ausgleichsverkehrs mit den früher feindlichen Staaten gehe sehr langsam vor sich. Die Unklarheit über die damit zusammenhängenden Bilanzposten könne noch jahrelang dauern. Als Dividende schlägt die Gesellschaft 6 % vor.

In der Generalversammlung des Kalisyndikates wurde vom Vorstand berichtet, dass der Mangel an Absatz nach dem Auslande andauere wegen der Krise, die besonders auf den überseeischen Märkten herrscht. Die Bestellungen der deutschen Landwirtschaft sind lebhafter eingegangen. K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Verschiedenes.

Hellmannsche Immobiliengesellschaft (Aktiengesellschaft) München. Der Aufsichtsrat hat sich mit den Vorlagen der Jahresrechnung befaßt und beschlossen, entsprechend den Vorschlägen des Vorstandes in der für den 7. März einzuberufenden Generalversammlung folgende Anträge zu unterbreiten: Aus dem verfügbaren Reingewinn von ℳ 2'150,830.96 soll eine Rückzahlung von ℳ 400.— und eine Sondervergütung von ℳ 200.— auf jede Aktie geleistet werden. Demzufolge wird das derzeit ℳ 6'280,000.— betragende Grundkapital auf ℳ 4'400,000.— und das Nominale der einzelnen Aktie von ℳ 2400.— auf ℳ 2000.— herabgesetzt. Der bisherige Standpunkt, eines praktisch in der Liquidation befindlichen Unternehmens soll verlassen und der Gesellschaftszweck auf eine breitere Grundlage gestellt werden, damit künftig auch eine Beteiligung an industriellen Unternehmungen ermöglicht ist. In dieser Hinsicht werden der Generalversammlung bestimmte Vorschläge gemacht und beantragt werden, das Aktienkapital auf ℳ 6'000,000.— zu erhöhen. Die neuen Aktien sollen unter Ausschluß des Bezugsrechtes der Aktionäre zur tauschweisen Uebernahme von Beteiligungen Verwendung finden.

Die Niederrheinische Frauen-Akademie wurde am 1. Februar von Vertretern der zuständigen Ministerien besucht, welche sich durch Teilnahme am Unterricht, sowie durch Aussprache in einer Konferenz über die Anstalt und ihre Ziele unterrichten wollten. Es waren erschienen vom Ministerium für Volkswohlfahrt, Berlin, Herr Ministerialrat Geh. Obermedizinalrat Dr. Krohne und Frau Ministerialrat Weber, ferner vom Provinzialschulkollegium Herr Geh. Reg.-Rat Jecker, als Vertreter des Herrn Regierungs-Präsidenten Herr Oberregierungsrat Lutterbeck und Herr Regierungsassessor Meister, der Vorsitzende des Prüfungsausschusses der Niederrheinischen Frauen-Akademie Herr Geh. Medizinalrat Bornträger. Die Kommission drückte sich am Schlusse der Besichtigung, die den Vor- und Nachmittag in Anspruch nahm, dahin aus, daß sowohl Aufbau und Leistungen, wie Unterbringung der Anstalt in gleicher Weise als vortrefflich zu bezeichnen seien.

Das Bischöfl. Gymnasialkonvikt „Georgianum" Duderstadt a. Harz (Strecke Leinefelde-Wulften) kann bestens empfohlen werden. Es besitzt moderne Einrichtung, gesunde schöne Lage, anerkannt gute Verpflegung, Pensionspreis (einschließlich Heizung und Licht) 2800.— Mk., Schulgeld 500 Mk. Zu Ostern werden einige Plätze frei. Nur Schüler mit guten Schulzeugnissen und tadelloser sittlicher Führung finden Aufnahme. Anmeldung für sämtliche Klassen des Gymnasiums und für die ab U III bis U II laufenden Realgymnasial-Kurse werden auf Wunsch durch das Haus vermittelt. Näheres durch Prospekt

Haushaltungsschule St. Ursula, Ober-Schreiberhau i. Rsgb. Zweck der Anstalt ist die christliche Erziehung der ihr anvertrauten Töchter und deren Unterweisung in den ihrem Stande angemessenen notwendigen und nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten. Die Anstalt, sehr schön und sonnig, in nächster Nähe der katholischen Kirche, etwa 8 Minuten vom Bahnhof entfernt gelegen, entspricht in praktischer wie hygienischer Hinsicht voll und ganz den Anforderungen der Neuzeit: großer Wohn- und Speisesaal, luftige Schlafzimmer, Glasveranda, Balkon mit herrlicher Aussicht auf das Gebirge, Zentralheizung, elektrisches Licht, Bäder. Tägliche Spaziergänge, sowie öftere Gebirgsausflüge nach dem herrlichen „Schlesischen Kamm", der alle Schönheiten und Gebirgseigenheiten in sich vereinigt, bieten den Schülerinnen eine angenehme Abwechslung und wirken gleichzeitig äußerst stärkend auf die Gesundheit ein. Auf gewissenhafteste Verpflegung und geregelte Arbeitseinteilung, mit Rücksicht auf das körperliche Wohl der einzelnen Schülerinnen, wird die größte Aufmerksamkeit gelenkt.

„Du hast uns, o Gott, für dich geschaffen, und voll Unruhe ist unser Herz, bis es ruhet in Gott."
St. Augustinus.

✝

Der Herr über Leben und Tod hat in der letzten Nacht meinen lieben Bruder

Dr. Peter Heß
Gerichtsreferendar a. D.

versehen mit den hl. Sterbesakramenten, geläutert durch langjährige, geduldig ertragene Krankheit, in die Ewigkeit abberufen. Er starb im Beisein seiner Geschwister im Kloster der Alexianerbrüder zu Ensen bei Köln, wo er Heilung suchte von einem schweren Nervenleiden, das ihm der Krieg gebracht. Durch körperliche Leiden und seelische Kämpfe hat er sich durchgerungen auf den Weg zum echten Frieden, den Gott ihm geben möge in der Ewigkeit.
Beerdigung und Seelenamt fanden in aller Stille statt in der Heimatgemeinde Fankel bei Cochem a. d. Mosel.
Freunde und Bekannte mögen seiner gedenken im Gebete und bei der hl. Messe.

Ensen b. Köln, 8. Februar 1921

Namens der Angehörigen:
J. Heß
Pfarrer zu Püttlingen-Saar.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.

Redaktion und Verlag
München,
Galeriestraße 35a. Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M 12.60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif. im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses. einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 9 München, 26. Februar 1921. XVIII. Jahrgang.

Hirtenworte.

Von Dr. Mich. Eberhard.

Hirtenworte haben einen eigenen Klang; es sind nicht bloß Predigerworte oder Rednerworte. Prediger und Redner wollen überzeugen, bewegen, bestimmen; sie stehen fremden Persönlichkeiten gegenüber, die sie zu ihren Ueberzeugungen herüberziehen, für ihre Ideale entflammen, auf ihre Ziele hinlenken wollen; ein Freier spricht zu Freien. Hirtenworte sind Worte eines Berechtigten zu den Seinen, Worte eines Gebundenen zu Gebundenen, Worte eines Verantwortlichen zu Pflichtigen, Worte eines Regierenden, um zu regieren, Worte eines, der die Zucht innehat an solche, die seiner Zucht unterworfen sind. Das Hirtenamt der Kirche setzt Lehre und Gnade voraus; der Stab reicht weiter als das Wort; er verpflichtet über das Dogma hinaus. Der Schäfleingehorsam ist umfassender als der Glaubensgehorsam. Unerschöpflich wie die Aufgaben, die an die Kirchenleitung herantreten, sind auch die Proben für den kirchlichen Gehorsam der Gläubigen. Der Strom des Lebens und der Wechsel der irdischen Dinge, zumal die Veränderungen und Verschiebungen der wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse der Jetztzeit stellen die größten Anforderungen an den Weitblick, die Wachsamkeit und die Anpassungsfähigkeit der kirchlichen Vorgesetzten. Niemand wird leugnen, daß unsere Bischöfe nicht bloß von einem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl durchdrungen sind, sondern auch auf der Höhe der Zeit stehen. So hoch die Wogen gehen, die Steuerung liegt in erfahrenen Händen; die im Schifflein können sich sicher fühlen. Es ist Ehrensache der Katholiken, daß sie nicht selber durch unzeitige Eigenbewegungen das Schifflein in Gefahr bringen. Wir sind ein Reich der Disziplin. Sie allein ist's, die uns die Freiheit der Kinder Gottes gewährleistet. Sie allein ist's, die die Liebe hütet und nährt. Sie allein ist's, die das Leben Christi bewahrt. Je größere Gefahr dem Reiche droht, desto straffer muß die Disziplin sein. Weder religiöse, noch politische Freiheitstheorien dürfen unsere Kirchlichkeit zermürben.

Wer hierin Schwierigkeiten hat, sehe sich einmal die bischöflichen Fastenhirtenbriefe eines Jahres an. Ein Reich umfassender Liebe tut sich ihm auf, imponierender Einsicht. Eine Fülle praktischer Anregungen tritt ihm entgegen. Freilich sprechen alle diese Männer mit dem Stab in der Hand, aber ist diese Erscheinung nicht eine wahre Erquickung in einer Zeit, wo von allen Rednerpulten die Volksleidenschaften entweder schimpflich umschmeichelt oder gefährlich aufgehetzt werden? Da ist noch Würde, da ist noch Frieden; da wird der Erde noch Himmelsbotschaft verkündet, ein autoritatives Wort, in dem gleichwohl die Seele ihr Innerstes berührt und gehoben findet. Es sind wahre Hirtenworte, die das Beste in uns hüten, leiten, reinigen, heilen, fördern, vertiefen, stärken, nähren, aufbauen, vollenden.

Das Amt des Bischofs bringt es mit sich, daß in dem Hirtenbriefe nicht bloß die priesterliche Beziehung zur Einzelseele gepflegt wird, sondern das Gesamtbedürfnis der christlichen Gemeinde berücksichtigt wird. So rückt der Erzbischof von München und Freising, Dr. v. Faulhaber, in seinem Fastenwort: „Wahr sein und nicht lügen", nicht bloß der privaten, sondern auch der öffentlichen Unwahrhaftigkeit zu Leibe. „Lügengeister kämpften hinter den Heereskörpern des Weltkriegs mit, und ihre Zahl war Legion. Lügengeister sind es, die unserem Volke heute noch den Luzifertraum des Hochmuts weiterträumen, als wären wir das Uebervolk der Menschheit, statt daß wir in Demut unseren Kreuzweg gehen und in der Schule des Leidens unsere Seele läutern. Lügengeister sind es, die unserem Volke vorreden: Wir führen euch zu den Pforten des Paradieses, und statt dessen haben sie uns alle die Tore der Hölle aufgemacht. Lügengeister sind es, die täglich unwahre Nachrichten über das Ausland in das Volk werfen, von der einen Seite, um es für einige Zeit zu beruhigen, von der anderen Seite, um die Leidenschaften immer wieder zu inneren Unruhen aufzupeitschen." Man sieht, die Bischöfe fühlen sich als das öffentliche Gewissen. Wie dankbar müßte das Volk auf die Stimme dieser wahren Propheten hören, die die Zeichen der Zeit in einem höheren Lichte deuten, wie müßte das Volk sich aufrichten an solch aufrechten Männern, die, während alle Israeliten hingegangen sind, um sich vor dem neuen Götzen niederzuwerfen, mutig und unerschrocken dem alten Gott die Treue bewahrt haben und um sich sammeln, was noch an Resten alter Gediegenheit übrig ist. Wahr ist's, der Erzbischof von München fährt in seinen Hirtenbriefen gewöhnlich schwere Artillerie auf. Verläßige Beobachtung, sichere Zielung, solides Material reißen in die Stellung des Gegners gewaltige Breschen. Aber überschütten uns etwa die Gegner nur mit Papierschlangen und Konfetti? Plutarch erzählt von den Redeschlachten zwischen dem Volkstribunen Tiberius Gracchus und seinem Amtsgenossen Markus Oktavius, den die Senatoren gegen ihn eingenommen hatten: „Von jetzt an fielen alle Tage heiße Wortwechsel zwischen ihnen vor, wobei jedoch, ob sie gleich mit der größten Hartnäckigkeit gegeneinander stritten, keiner gegen den anderen sich irgendeine Schmähung erlaubt haben, keinem in der Hitze ein ungeziemender Ausdruck entfallen sein soll; so wahr ist es, daß ein edler Charakter nebst einer weisen Erziehung nicht nur bei Bacchanalien, sondern auch in den hitzigsten Streitigkeiten das Gemüt zügeln und in den Schranken des Wohlanstandes halten kann." Daß nach dieser Seite hin unsere Bischöfe sehr gut, die Gegner häufig sehr schlecht abschneiden, beweist die jüngste Angelegenheit mit dem Hirtenbriefe der österreichischen Erzbischöfe und Bischöfe.

„Die Wahrheit gebiert Haß." Der Drache ist ins Herz getroffen; er bäumt und windet sich, schießt giftige Blicke, spritzt schäumenden Gischt aus, stürzt wütend auf den Feind, um ohnmächtig niederzufallen vor der — Wahrheit. Die österreichischen Hirtenworte sind ebenso gesättigt mit Pathos wie mit Ethos; geisterhaft heben sich diese bischöflichen Gestalten ab von den lodernden Flammen des Weltbrandes, sie vergleichen sich selbst den Bußpredigern der Weltkatastrophen Noe, Moses, Johannes und schlagen eine Titanenschlacht mit den Weltlastern der Fleischeslust, der Hoffart, der Hab- und Gewinnsucht. „Die ganze Welt liegt im argen." Das Volk sagt selbst: „So geht es nicht mehr weiter". Die Bischöfe ergänzen: „von Gott weg". Die Wege der Menschen sind Abwege geworden, sie müssen Rückwege werden zu Gott. Wie auf einem Film rollen nun die religiös-sittlichen Bilder der Gegenwart vor den Augen vorüber: Kino und Theater, Auslandstänze und Kleidermoden, Kunst und Literatur, Familienleben und Mutterschoß, Glaube und äußere religiöse Pflicht, Buch und Presse, Gesellschaft und Politik, Unterricht und Erziehung, Kapitalismus und Proletariat, der Wucher oben und unten, Bauernstand und Schiebertum, Klassenkampf und Lohnstreit; Verhältnisse wie sie sind und wie sie, nach den Forderungen des christlichen Geistes sein sollten. Der österreichische Hirtenbrief ist Bußpredigt, groß und herb im Stil, wuchtig und einschlagend.

Zwar kein Schäferidyll, aber ein Pastorale voll Feinbildung des Geistes und gewinnendster Hirtenliebe, gleich unbeugsam in

der inhaltlichen Forderung, aber taktisch mehr auf dem Wege persönlichen Nähertretens in schlichter und doch vornehmer Ueberredungskunst, so gibt sich der Hirtenbrief des Kardinalfürstbischofs von Breslau, Dr. Adolf Bertram, über das „Laienapostolat, ein königliches Priestertum“. Er reiht an diesen Faden fast alle Bilder des österreichischen Hirtenbriefes; aber die Farben sind lichter, die Grundstimmung ist hoffnungsvoller, das Ganze ist von Tönen bischöflicher Freude und bischöflichen Dankes durchzogen. Man merkt der Stimme, die von jenem Bischofsstuhl erschallt, nicht im geringsten den politischen Lärm an von dem er umgellt ist, nur die Sorge, und die Sorge aus Liebe. „Auf den Zusammenschluß der Laien mit der kirchlichen Autorität kommt es an.“ Zum Laienapostolat drängt die Pflicht und die Liebe, besonders der Firmgeist. „Das ist das Erfreuliche in unseren Tagen: neben vielen Zaghaften und Schlafenden doch auch ein freudiges Helfenwollen, ein tieferes Erfassen des Christenberufes, ein ehrliches und selbstloses Streben, der Gemeinschaft zu nützen. Das sehen wir bei den Vorkämpfern für die katholische Sache im öffentlichen Leben, die, unbekümmert um Angriffe und häßliche Kritik, treu bleiben dem Gelübde, stets das für Kirche und Volk beste Erreichbare zu erkämpfen im engsten Anschluß an die Grundsätze und Autorität der katholischen Kirche.“ Und wie den katholischen Politikern, so dankt der Kardinal den caritativen Orden, den Vätern und Müttern, Lehrern und Lehrerinnen, den Standes- und Jugendvereinen, den Müttervereinen und Akademiker- und Studentenvereinen, dem Apostolat der Presse und des guten Buches. Das ist warmer Frühlingshauch, der viele Keime zum Sprossen bringen wird. „Sage niemand: ich habe keinen Einfluß. Mag sein, daß du nicht für die Rednerbühne nicht zum Führer im öffentlichen Leben dich eignest. Aber Einfluß hast du doch . . . Sind nicht oft aus ärmsten Familien Männer und Frauen voll segensreichster Wirksamkeit hervorgegangen? Einfluß hat selbst das Kind durch sein ganzes Gebaren, Einfluß hat jeder in seinem Lebenskreise und ganz unversehens wächst dieser Einfluß über den engeren Lebenskreis hinaus und geht auf andere Kreise über.“ „Sage niemand: ich fühle keinen Beruf zum Laienapostel.“ Wirklich nicht? Aber du hast doch Liebe zu deinem Nächsten . . . doch vielleicht sagst du mir: ich wirke lieber still im häuslichen Kreise. Ja, tue das nur. Es ist das ein edler Zug. Aber gerade die Heiligkeit deines Hauses und deiner Familie wird angegriffen. Drum gilt gerade dir der Kampfesruf: Auf zum Schutze der heiligsten heimischen Güter!“ Der zweite Teil des Hirtenbriefes behandelt die Tugenden des Laienapostolates, lichter Glaube, soziales Empfinden, starkmütige Ausdauer, freudiger Sinn. „Wo dem Laienapostolate der freudige Zug fehlen würde, da fehlte die Liebe, da fehlte der Sonnenglanz dem Auge. Da hätte die Stimme keinen versöhnenden, keinen gewinnenden Klang. Die Liebe aber macht froh und nimmt dem Auge und Worte alles Herbe.“

Hugo van der Goes.

Ich ritt voll Stolze, die Welt war mein —
Nun zieh' ich geschlagen ins Kloster ein.

Als ich unter der Pforte stand,
Hat mich der Pförtner kaum wieder erkannt.

Abt und Brüder schütteln die Köpf',
Bringen mir Malbrett und Farbentöpf',

Wollen mich trösten — mein Ruhm erglänz'
Bis Hispanien und bis Florenz . . .

Toren, die ihr mich preist — ihr kennt
Nicht das Wunder im Dom von Gent.

Wie schien mein Feuerlein arm und kalt
Vor der Sonne, die in Sankt Bavo strahlt!

Maior quo nemo reperius — nein,
Nimmer wird einer grösser sein!

Alfred Willy Kunze.

Anmerkung der Schriftleitung: Hugo van der Goes, niederländischer Maler, † 1482, war ein Nachfolger der Brüder Hubert und Jan van Eyck, die den berühmten Genter Altar schufen. Teile davon, die sich im Berliner Museum befanden, musste Deutschland nach dem Frieden von Versailles an Belgien abgeben.

Nochmals Kirchenpolitisches aus Lothringen.

Von Catholicus, Metz.

Unser erster so betitelter Artikel (siehe „A. R.“ 1920, Nr. 48) hat, wie vorauszusehen war und auch gewünscht wurde, in Lothringen große Beachtung und vielfache Beurteilung erfahren. Gute Dienste in der Hinsicht leistete das in Metz erscheinende Blatt „Le Lorrain“, das durch seine Kritik unsere Ausführungen in noch weitere Kreise brachte. Die gefundene Aufnahme gibt mir Anlaß, heute wieder einige Zeilen zu schreiben.

Zunächst ist zu betonen, daß niemand, selbst nicht der „Lorrain“ die angeführten Tatsachen leugnete. Ich hatte Gelegenheit, eine ganze Reihe Geistlicher bis in den höheren Klerus sich äußern und das Urteil anderer Geistlicher aussprechen zu hören. Auch die Ansicht hochstehender Laien ist mir bekannt, ich erhielt sogar — indirekt natürlich — Zuschriften (letztere zumeist in französischer Sprache). Ueberall dasselbe Urteil, das ich hier aus einer längeren französischen Zuschrift ins Deutsche übersetzen will. Es heißt da: „Allgemein erkennt man an, daß diese Ausführungen richtig, ernst und auch gemäßigt sind, daß sie eine Lebensfrage unserer religiösen Verteidigung berühren. Obwohl man bedauerte, daß die Person des Metzer Bischofs berührt werden mußte, erkennen alle den Catholicus-Metz an als einen Mann, der völlig auf dem laufenden ist betreffs der religiösen Lage der Metzer Diözese, der meisterhaft in besonders delikater Lage, das sagt, was nötig ist zur Rettung unserer gefährdeten religiösen Lage . . . Ich sage es ohne Angst, daß mir widersprochen werde: der Klerus der Metzer Diözese in seiner Gesamtheit (einige wenige Chauvinisten mit kurzem Blick „à vue bornée“ ausgenommen) betrachtet die Lage, vor allem der konfessionellen Schule, als äußerst gefährdet, als schon fast verloren.“

Mein Alarmruf — denn ein Alarmruf sollte es sein —, ist also gehört worden und wurde als höchst angebracht gebilligt. Die eine Stimme dagegen, die des „Lorrain“ will nicht viel besagen. Sein Einfluß auf die Masse ist übrigens kaum nennenswert. Um so mehr bemüht er sich, auf die führenden Personen einzuwirken, was ihm nicht ganz mißlungen zu sein scheint. Seine Art Politik zu treiben, ist trefflich geschildert in folgenden Worten einer mir übermittelten französischen Zuschrift: „Der „Lorrain“, der vor 35 Jahren durch den lothringischen Klerus (großenteils den deutscher Zunge) gegründet wurde zur Verteidigung unserer religiösen Interessen, ist seit dem Waffenstillstand ein völlig zahmes Blatt geworden (une feuille de tout repos), ein gutes Blatt für die Siesta nach dem Essen, das niemand aufregt durch seine Verwegenheit. Er wagt es nicht, irgendeine Frage, sei es Arbeiter- oder religiöse Frage ernstlich anzuschneiden, schaut hingegen mit einem fast heiligen Optimismus hin zur Regierung, „zu der es genügt Vertrauen zu haben“ (auquel il suffit d'avoir confiance), bei der, wie es in einem typischen Satze heißt, „die Partie in der Schulfrage gewonnen ist, bevor sie begonnen wird“ (auprès duquel la partie scolaire est gagnée avant d'être engagée).“

Die hier geschilderte Geistesart des „Lorrain“, an dessen Spitze zwei Priester stehen, gibt mir Anlaß hinzuweisen auf eine recht ernste Gefahr für unsere konfessionelle Schule. Leider finden wir diesen blinden Optimismus und diese unbedingte Vertrauensseligkeit nicht nur beim „Lorrain“, sondern auch bei manchen Katholiken, nicht zuletzt — und dies ist gerade das gefährliche — bei einigen Führern. Ich weiß, daß ich mit einer solchen Behauptung nicht allen gefalle, und gewiß wird man diesmal wieder gegen mich den Vorwurf erheben, ich treibe eine schmutzige Politik der Trennung und mache Stimmung gegen Frankreich. Doch soll mich dieser Vorwurf nicht schrecken. Den Herren Patentfranzosen, und gerade denen des „Lorrain“ gegenüber, darf ich mich berufen auf meine A-Karte, die sich stützt auf eine ansehnliche Ahnenreihe guter Franzosen und jedenfalls einen besseren Schein hat als die mancher dem „Lorrain“ nahestehender Leute.

Vielverheißend waren hierzulande die Anfänge zur Verteidigung unserer religiösen Interessen. Ueber 80 Prozent sämtlicher Familienvorstände setzten den Namen unter eine Denkschrift, die für die Beibehaltung unserer bestehenden konfessionellen Schule eintrat. Auch von unseren Zeitungen und politischen Führern wurde die Verteidigung energisch geübt, und das katholische Volk stand bereit und entschlossen hinter ihnen. Einen schöneren und verheißungsvolleren Anfang hätte man kaum wünschen können. Wohl selten war ein Kampf besser vorbereitet und die Gewißheit des Endsieges stärker als bei uns. Wie war es aber möglich,

daß dennoch unser konfessionelles Schulsystem in einer Weise „sabotiert“ werden konnte, wie wir es heute mit Trauer im Herzen feststellen müssen?

Wir sagen nur die Wahrheit, wenn wir die Schuld den Führern geben, die ein geradezu ungerechtfertigtes Vertrauen und einen unbegreiflichen Optimismus pflegten. Die Angst auch, als schlechte Patrioten gescholten zu werden, im Falle man Kritik sich erlaube oder gar Front mache gegen Mißstände, verschloß manchem den Mund und machte ihn schweigen, wo ein offenes und entschiedenes Wort am Platze gewesen wäre. Die Redensart, daß die geistigen Führer „den Interessen Frankreichs und der Kirche“ dienen sollten, das Lob „ihres Patriotismus und ihres Glaubensgeistes“ verfehlte ihre Wirkung nicht, so daß manche es tatsächlich als Hauptaufgabe betrachten, zu verhindern, „daß die französische Verwaltung in Lothringen ein Fiasko“ erleide. Daraus folgte dann eine Politik des unbedingten „faire confiance“ und weiter, daß ein Stück nach dem andern von dem konfessionellen Schulsystem abgebaut wird.

Heute sind über ein Drittel aller Lehrpersonen aus den religionslosen Normalschulen Innerfrankreichs hervorgegangen. Wir sind seit Dezember 1918 geradezu mit Laienlehrbüchern überschwemmt worden, d. h. mit Schulbüchern, in denen zum mindesten der Name Gottes nicht vorkommt. Ein weiteres sehr bedenkliches Zeichen ist, daß die religiöse Unterweisung in der Schule ausschließlich den Geistlichen zufällt, die Erklärung des Katechismus, die bisher die Laienlehrpersonen erteilten, braucht sich nur noch zu beschränken auf grammatikalische Bemerkungen. Also ist nicht mehr nötig, daß der Lehrer kirchlich gläubig ist (man begnügt sich damit, daß er kein äußeres Aergernis gibt), auch ein ungläubiger Lehrer kann obiger Verpflichtung nachkommen; der Katechismus wird ja nur mehr als grammatikalisches Uebungsbuch angesehen und behandelt. Wo bleibt da die Wirkung seiner Lehren auf das Gemüt der Kinder? Wenn gar von indifferenten, oder sogar innerlich feindlich gesinnten Lehrpersonen ohne Wärme, sogar mit auffallender Kälte diese Uebung betrieben wird? Auch wird kaum eine Lehrperson von der Behörde einen ernsten Vorwurf zu fürchten haben, wenn sie diese Sprechübung — denn im Grunde ist es nichts anderes — zugunsten anderer Dinge, z. B. patriotischer Stücke, abkürzt. Da hätte man sich fürwahr nicht so sehr wehren brauchen, als infolge einer Verfügung der Religionsunterricht rein zum Erlernen der deutschen Sprache verwendet werden sollte. Daß unter solchen Umständen die missio canonica an die weltlichen Lehrpersonen gegenstandslos wird und als „Invention Allemande“ abgetan werden kann, liegt klar zutage. Ich frage mich indes nur, warum dann die belgischen Bischöfe in einer Instruktion an den Klerus vom 1. September 1879 so sehr die Notwendigkeit dieser missio zur Erteilung des Katechismusunterrichtes betonen. Auch ist die Notwendigkeit der missio canonica bezeugt durch Moralisten, ich nenne nur den als Autorität anerkannten Lehmkuhl. Wenn sie also tatsächlich heute bei uns nicht mehr notwendig ist, dann doch nur, so scheint mir, weil das konfessionelle Schulsystem durchbrochen ist. Auch können wir heute nicht mehr sagen, daß „der ganze Schulunterricht vom religiösen Geiste durchdrungen“ ist, wie es doch auch müßte der Fall sein bei dem konfessionellen Schulsystem. In Wirklichkeit ist also, ich glaube damit nicht zu übertreiben, unsere konfessionelle Schule beseitigt. Was wir haben, ist eine im Grunde neutrale Schule mit einigen drangeklebten Religionsstunden (auch letzteres ist nicht mal ganz richtig). Bei gläubigen einheimischen Lehrpersonen kann die Schule noch konfessionell sein, bei indifferenten oder gar feindlichen Lehrern aus dem Innern ist sie es nicht mehr. Ich verstehe darum ganz gut, wie ein radikales Blatt, der „Est républicain“ von Nancy, mit einer solchen „konfessionellen Schule“ sich befreunden kann. Die Lehrer aus dem Innern jubeln und rufen Sieg, unsere gläubige Lehrerschaft aber trauert und nimmt Stellung dagegen, wie eine Abordnung katholischer Lehrer an den Metzer Bischof es tun wird.

Wir sehen, daß die Sorge gewisser Leute, die französische Verwaltung im Lande könnte ein Fiasko erleben, ganz unangebracht ist. Der radikal-sozialistische Geist hat einen Triumph errungen, und wenn er weiter die Lehrpersonen von dem letzten Reste des „klerikalen Joches“ befreien will, so wird ihm auch dies gelingen. So weit brachte es die Politik des beständigen „faire confiance“. Wir geben zu und wissen es zu genau, die Lage für unsere geistigen Führer war eine äußerst schwierige, wir erheben uns auch nicht dagegen, daß man in Einzelfällen die Augen zudrückte, jedoch das Prinzip der konfessionellen Schule mußte von Anfang an deutlich und klar ausgesprochen, unbedingt aber nicht fallen gelassen werden.

Wir betonen zum Schluß nur noch kurz die Frage der Muttersprache, der deutschen natürlich, die von fast dem ganzen Elsaß und dreiviertel Lothringens gesprochen wird. Wieviele Klagen wären auch da vorzubringen, Klagen, die sich hier weniger gegen die Regierung richten als gegen gewisse Leute aus dem eigenen Lande. Fast sollte man meinen, daß wir, im Unterschied von jedem anderen Volk und Stamm, kein Recht auf die Muttersprache haben sollten. Mit welcher délicatesse läßt man es uns stets fühlen, daß wir eigentlich nur eine Sorge haben sollten, möglichst schnell diese Sprache uns abzugewöhnen. Auch da sind wir so weit, daß man in starken Verdacht kommt, wenn man z. B. in Entschließungen das Recht der deutschen Muttersprache betonen will. Muß aber dennoch unbedingt davon geredet werden, dann setzt man lieber Ausdrücke wie „Idiom“ an die Stelle. Die Geistlichen besonders sollen es sorgfältig vermeiden, auch nur indirekt am Kampfe um die Muttersprache sich zu beteiligen. Auch da Mangel an Entschiedenheit und ängstliches Verstecken hinter Personen „von unverdächtigem Patriotismus“, wenn diese auch in ganz anderen Zeiten und Umständen gelebt haben. O armes katholisches Lothringen, so manches kostbare Gut ist verloren, was doch so leicht zu retten gewesen wäre! Deinen Schrei um heiliges Recht nennt man Ungezogenheit und Mangel an Patriotismus, deine geistlichen Führer will man zuerst zu Agenten der weltlichen Macht und dann erst der Kirche machen. Und die solches tun, sind von denen, die unter den ersten für dich kämpfen müßten.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wie gehen wir nach London? Am 1. März beginnt dort die Beratung über die Forderungen und Vorschläge von Paris. Die Männer, denen unsere Abgesandten gegenübertreten, haben ihre Tatkraft und ihr diplomatisches Geschick schon oft erprobt. Hinter ihnen drohen zudem Machtmittel, welchen Deutschland so gut wie nichts entgegenzusetzen hat. Es ist nötig, daß in diesen Tagen das ganze deutsche Volk hinter seinen Unterhändlern steht, und daß sie fühlen, wie es hinter ihnen steht. Eine Welle der Kraft muß aus Deutschland aufsteigen und über den Kanal schlagen. Im St. James-Palast zu London, wo die Staatsmänner sich zusammensetzen, muß man sie spüren. Die Einigkeit unseres ganzen Volkes, das Diktat von Paris abzulehnen, braucht nicht wieder betont zu werden. Aber es fehlt noch viel, daß ein elektrischer Strom politischer Aktivität im deutschen Volk kreise und nach außen wirke. Von oben könnte mehr getan sein, ihn anzuregen. Ministerreden und Zeitungsaufsätze helfen im Volk nicht viel. Wo bleibt die Aufklärung durch Plakate und Bilder? Wo bleiben die Fünfminutenredner, mit denen Amerika in den Kriegsjahren so viel erreicht hat? Bei aller einmütigen Ablehnung geht doch in den Volksmassen, geschürt von der USP., das Geflüster um, der Streit um die Milliarden sei ein Schacher des englischen und französischen mit dem deutschen Großkapital, die Ansprüche drüben und die Entrüstung hüben seien Händlerkniffe. Wir müssen gestehen, daß solche Ansichten nur so groß werden konnten, nachdem in den Zeitungen der demokratischen Hochfinanz und nur zu bald auch von der Reichsregierung die Entschädigungsfrage von der Entwaffnungsfrage getrennt wurde. Die Macht, Freiheit und Würde Deutschlands schien dem Geschäft gegenüber fast ohne Belang.

Unseren Unterhändlern wollen wir vertrauen, daß sie nach bestem Wissen und Können, aufrecht und entschlossen unser Recht in London vertreten. Dr. Simons, auf den es in erster Linie ankommt, hat die süddeutschen Hauptstädte, München ausgenommen, bereist und in Stuttgart, Karlsruhe und Darmstadt seinen Standpunkt ausführlich umschrieben. Er kann danach gar nicht anders und ist auch gewillt, die bisher bekannten Ansprüche unserer Gegner abzulehnen. Die Gerechtigkeit kommt ihm dabei zu Hilfe. Der Boden von Versailles ist, wie Simons feststellte, von den Gegnern selbst verlassen. Die Entschädigungsartikel des Versailler Vertrages sind als ungeeignet erwiesen,

die ungeheuere Aufgabe des europäischen Wiederaufbaues zu lösen. Sie müssen durch neue Bestimmungen ersetzt werden. Die aber können nicht diktiert, sondern nur vereinbart werden. Die Hauptlast wird Deutschland tragen, darum muß es freiwillig zustimmen. Die Pariser Vorschläge aber kann Deutschland nicht erfüllen. Der Minister erinnerte auch daran, daß alles, was in London beschlossen wird, vom Deutschen Reichstag zu genehmigen sei. Denn es ist eine Aenderung des Friedensvertrages, und dieser gehört zur Gesetzgebung des Deutschen Reiches.

Unsere Gegenvorschläge werden nach Dr. Simons den wahren Bedürfnissen Frankreichs und Englands angepaßt sein. In Karlsruhe erinnerte der Minister noch daran, daß Deutschland auch erst Gewißheit haben muß, ob es in Zukunft mit den natürlichen Reichtümern Oberschlesiens rechnen kann. Trotzdem wir den besten Willen zur Verständigung haben, sieht Dr. Simons, wie er erklärte, der Londoner Konferenz wenig optimistisch entgegen. In Frankreich und England werde man wider unsere Gegenvorschläge genau so aufbegehren, wie wir gegen die Pariser Beschlüsse.

In der Tat hat die französische Presse die Reden von Stuttgart und Karlsruhe sehr unfreundlich besprochen. Wir hören von neuem, daß die deutschen Vertreter in London nicht über die Entschädigung verhandeln, sondern nur Vorschläge über deren Zahlungsweise machen sollen. „Petit Parisien" schreibt: Verminderung der Schuldsumme sei das einzige, was die Verbündeten nicht gewähren könnten. Ueber die Ausfuhrabgabe wollen jedoch Frankreich und England anscheinend mit sich reden lassen. Um die deutsche Entwaffnung wird in London voraussichtlich überhaupt nicht verhandelt. Es hätte sich erzwingen lassen, trotz des Befehlstons der Pariser Note. Aber das Reich nimmt einmal den Standpunkt ein, daß Entschädigung und Entwaffnung voneinander zu trennen sind. Will es dadurch die Lösung der Entschädigungsfrage erleichtern, so wird anderseits die Entente keine Schwierigkeiten machen können durch einen Hinweis auf die Stellung **Bayerns** zur Einwohnerwehr. Die bayerische Note an die Reichsregierung konnte zwar aus wichtigen außenpolitischen Gründen nicht im Wortlaut bekanntgegeben werden. Sie spricht aber klar aus, daß der Entscheid und die Zuständigkeit in dieser Frage beim Reiche liegt. Sache des Reiches ist es, ein Entwaffnungsgesetz zu erlassen, wie die Entente verlangt. Beim Reiche liegt auch die Verantwortung. Danach haben unsere Unterhändler in London völlig freie Hand. Der bayerische Standpunkt ist nochmals ausführlich begründet in einer Landtagsrede des Ministerpräsidenten Dr. von **Kahr**. Er beantwortete mit ihr eine Frage der sozialistischen Fraktionen. Auf die frühere Frage der USP. konnte der Ministerpräsident nicht eingehen, da sie sich auf die vertraulichen Besprechungen der Regierungshäupter aller deutschen Länder in Berlin erstreckte. Die neue Frage bezog sich einfach auf die Haltung des bayerischen Ministeriums. Dr. v. Kahr darf Glauben verlangen, wenn er Bayerns Reichstreue betont, ebenso, wenn er erklärt, daß Regierungs- und Koalitionsparteien nur im Gefühl höchster Verantwortung zu dem Entschluß gekommen sind, auf ihrem Standpunkt zu verharren. Meinungsverschiedenheit bedeutet keinen Bruch mit der Reichsregierung. Soweit es auf Bayern ankommt, kann es trotz Diktat nicht auf die Einwohnerwehr verzichten. Wirkungsvoll wies Dr. v. Kahr auf die Gefahren von außen und innen hin. Ueber neue Umsturzpläne der Kommunisten sind ernste Dinge ans Licht gekommen. An der Grenze droht der Bolschewismus. Der Ministerpräsident sagte es nicht, aber das ganze Land weiß, daß er an Bayerns eigener Grenze droht. Die Tschechoslowakei ist bolschewistisch unterhöhlt, in Prag befindet sich die bolschewistische Hauptwerbestelle für den Westen. Auch in Deutsch-Oesterreich ist die wirtschaftliche und deshalb die politische Lage ernst. — Die Rede hatte den besten Erfolg. Die Koalitionsparteien stimmten ihr in einer Erklärung durchaus zu und sprachen die Hoffnung aus, daß ein Weg gefunden werde, der die erforderliche Rücksicht auf die Lebensnotwendigkeiten des Reiches und Bayerns mit einer ehrlichen Ausführung übernommener Verpflichtungen vereinbare. Der Redner der Sozialdemokratie sprach nicht ganz unversöhnlich. In seiner Partei regt sich der Wunsch, wieder mitzuregieren. Wir würden darin keinen Gewinn sehen, solange die Sozialdemokratie nicht lernt, das Staatswohl über ihre Parteibelange zu stellen. Und zum Staatswohl gehören doch ausreichende Machtmittel der Obrigkeit. Im ganzen hat der 17. Februar die Stellung des Kabinetts Kahr stark gefestigt.

Die **preußische Landtagswahl** am 20. Februar brachte, wie zu erwarten, eine starke Zunahme der Flügelparteien rechts und links. Die Wahlbeteiligung war ziemlich flau, sie betrug in Berlin rund 70%, sonst meist 80%. Im einzelnen hat erheblich gewonnen die Deutschnationale Volkspartei, auch auf Kosten der Deutschen Volkspartei. Soweit bisher gezählt, erhielten die Deutschnationalen 57 Sitze, Deutsche Volkspartei 46. Das **Zentrum** hat sich im allgemeinen behauptet, es errang 67 Mandate. Sehr geschwächt sind die Demokraten: 17 Sitze. Die Sozialdemokratie schneidet besser ab als die Unabhängigen. 95 MSP, 20 USP. Stark zugenommen haben die Kommunisten, sie senden mindestens 23 Vertreter in den Landtag. — Der vorausgesagte Ruck nach rechts ist also eingetreten.

Lenkte in der vergangenen Woche die französische Kammer die Aufmerksamkeit auf sich, so war es dieses Mal das **englische** Parlament. Es wurde von König Georg V. mit althergebrachtem Prunk eröffnet. Die Thronrede sprach nur wenig von der kommenden Beratung in London. Sie begnügte sich, feste Zuversicht auf einen guten Erfolg auszudrücken. Die eigene Politik Englands ist voller Sorgen. Im wirtschaftlichen Leben zeigt sich Erschlaffung und steigende Arbeitslosigkeit. Der Staatshaushalt ist schwer belastet. Eine große Sorge bildet **Irland**. Die Lage dort versetzt den König in tiefe Bestürzung. **Indien** soll durch Reformen der Verwaltung zufriedengestellt werden. Die Vertreter von Kanada, Australien und den übrigen Kronherrschaften sollen zu den Beratungen des Kabinetts hinzugezogen werden, um die Außen- und Innenpolitik des Reiches zu vereinheitlichen. — In der Aussprache über die Thronrede äußerte Asquith, er vermisse Erklärungen über die Pariser Konferenz. Das Unterhaus aber möchte über die Haltung der Regierung auf der nahen Londoner Beratung unterrichtet werden. **Lloyd George** erwiderte, er halte es nicht für richtig und zweckmäßig, hierüber bereits Auskunft zu geben. Zur Londoner Konferenz habe das Kabinett noch nicht Stellung genommen, wisse auch noch nicht, wie die deutschen Gegenvorschläge beschaffen seien. In einer zweiten Rede äußerte sich Lloyd George sehr bemerkenswert über die Leiden Mitteleuropas, die auch auf England zurückwirken. Die Völker, die früher von England kauften, beziehen ihre Waren jetzt anderswoher, da das englische Geld zu hochwertig ist. Die englische Regierung plant deshalb einen großen Kredit, der den Handel mit Mitteleuropa neu ermöglichen soll. Die traurige Lage im Herzen Europas führt Lloyd George darauf zurück, daß neuen Völkern die Freiheit gewährt sei. Er meint die Tschechen, Polen, Südslawen usw. Dies habe die Maschine der Industrie und des Handels zerbrochen. In einigen der neuen Staaten herrsche ein angriffslüsterner und gieriger **Nationalismus**. Sie machten Anspruch auf Gebiete, die vielleicht vor 500 Jahren zu ihnen gehörten. Wollte er auf Oberschlesien anspielen? Auch in England, Frankreich und Amerika findet Lloyd George diesen Nationalismus. Er nennt ihn eine Empfindung, als ob jedes Volk hohe Mauern um sich bauen müsse und nie seinem Nachbar den Becher reichen dürfe. Liebe deinen Nächsten! Das sei nicht nur echtes Christentum, sondern auch ein gutes Geschäft. Möchte Lloyd George nach seinen eigenen Worten handeln. Was er sagt, kann man vorbehaltlos unterschreiben. Dann freilich erging sich Lloyd George wieder in Betrachtungen über Deutschlands Zahlungskraft, die trotz einiger vernünftiger Gedanken weit entfernt sind von dem, was Deutschland als Grundlage der Verhandlungen betrachten muß.

Das englische Parlament hat zuviel politische Zucht, um seinem Ministerpräsidenten vor einer wichtigen Aufgabe das Leben schwer zu machen. Auf die Dauer wird ja Lloyd George Mühe haben, sich eine Mehrheit zu erhalten. Die Arbeiterpartei wächst zusehends an Macht und Einfluß. Ihr Vollzugsausschuß und der Parlamentsausschuß des Gewerkschaftskongresses haben schon jetzt einen gemeinsamen Erlaß veröffentlicht, der sich offen gegen die Festsetzungen von Paris ausspricht. In den Bedingungen des Friedensvertrages sieht er die Hauptursache der gegenwärtigen Erwerbslosigkeit in England. Die geforderten Milliarden würden Deutschlands Fähigkeit, englische Waren zu verbrauchen, noch weiter verhindern. Deutschland, so sagt der Erlaß, kann und soll den Schaden, den es wirklich angerichtet hat, wieder gutmachen. Zum Schluß wird eine Aenderung des ganzen Verhaltens der Verbündeten gegen Mitteleuropa und Rußland verlangt. — Auch die katholischen Gewerkschaften **Italiens** wenden sich sehr scharf gegen das Diktat von Paris.

Zwischen **Frankreich** und **Polen** ist, wie gemeldet wird, ein Militärabkommen nunmehr abgeschlossen worden. Der Kulturkampf im **Tschechenstaat** nähert sich seinem Höhe-

punkt. In Rom verhandelte der Außenminister Dr. Benesch im Vatikan über die Trennung von Kirche und Staat. Was er dabei versprach, wird eigenartig beleuchtet durch die Kirchenverfolgung in Böhmen und namentlich in der Slowakei. Katholische Kirchen werden gewaltsam von den Hussiten besetzt, die Pfarrer von abgefallenen Priestern der neuen Nationalkirche verdrängt. Die radikalen Parteien hetzen wüst zum Kirchenaustritt. In Prag sollen 100000 Menschen die katholische Kirche verlassen haben. Wenn der Kulturkampf schon das starke Preußen und das Deutsche Reich so untergrub, daß die Umsturzmächte und ein Krieg es fällten, wie leicht wird da der neue tschechische Koloß, bei dem mehr als die Füße von Ton sind, fallen und in Stücke springen.

Der Heilige Vater wird am 7. März zwei deutsche Kirchenfürsten mit dem Kardinalspurpur schmücken, Erzbischof Dr. v. Faulhaber von München und Freising und Erzbischof Dr. Schulte von Köln. Bei den Diözesanen der hohen Erwählten und im ganzen katholischen Deutschland herrscht darüber große Freude. Ad multos annos.

Das Recht auf Privateigentum.

Von Dr. theol. Heinr. Weertz, Ründeroth.

In den letzten Jahren sind seitens des Staates Eingriffe in das Privateigentum erfolgt, wie wir sie bisher nicht gewohnt waren. Man denke an die Beschlagnahme des Getreides, der Glocken, an die hohen Abgaben, die freilich bis heute mehr vorgesehen als bezahlt worden sind. Geschehen solche Eingriffe des Staates mit Recht oder begeht der Staat jetzt eine fortgesetzte Reihe von Vergewaltigungen? Diese Frage führt von selbst zu der allgemeineren Frage nach dem Recht des Privateigentums und nach seinen Grenzen.

Bei Herder in Freiburg ist vor kurzem eine kleine Schrift erschienen von Prof. Dr. Otto Schilling über den kirchlichen Eigentumsbegriff, die uns bei Lösung der Frage gute Dienste tun kann. Sie enthält nämlich eine gedrängte Darstellung der alt- und neutestamentlichen Lehre vom Eigentum, bespricht die Ansichten der Väter und entwickelt dann die Lehre des heil. Thomas von Aquin und des Papstes Leo XIII. Es ergibt sich, daß die großen Väter und Theologen in einigen Grundprinzipien einig waren, in der Anwendung derselben freilich je nach Charakter und den wirtschaftlichen Verhältnissen, unter denen sie lebten, verschieden urteilten. Da wird es auch wohl erlaubt sein, heute die ewigen Prinzipien über die Güter der Erde und ihre Zugehörigkeit festhaltend, den Nöten der Zeit Rechnung zu tragen, d. h. dem Staate größere Eingriffe in das Privateigentum zu gestatten als in normalen Zeiten geschehen dürfte. Wir wollen denn zunächst die christlichen Grundsätze über die Berechtigung des Privateigentums betrachten. In einem zweiten Aufsatz sollen dann die Grenzen des Verfügungsrechtes über das Eigentum besprochen werden.

Nach dem christlichen Glauben gehört die Erde und alles, was darauf ist, Gott dem Herrn (Ps. 23, 1). Gott gab die Erde den Menschenkindern (Ps. 113, 14). Und zwar sollten die Menschen sich die Erde unterwerfen (Gen. I, 28), wozu sie durch ihre Gottebenbildlichkeit befähigt waren. Nun steht weiter fest, daß Gott die Erde und ihre Schätze nicht aufgeteilt und unter die Menschen verteilt hat. Die Einteilung des Bodens in Felder z. B. ist nicht ursprünglich, sondern durch Menschenhand erfolgt. Die Erde gehörte den Menschen insgesamt als Wohnstätte und als Quelle des Lebensunterhaltes. Am Anfang hat man sich die Felder, Wiesen und Wälder als Gemeingut der Menschen zu denken. Erst bei größerer Bevölkerungszahl wird die Teilung erfolgt sein, indem die eine Familie dieses, die andere jenes Stück in Besitz nahm.

Ob der Kommunismus geblieben wäre, wenn die Menschheit im Urstande der Unschuld verharrt wäre? Gregor von Nazianz (Orat. 14, 15) erklärt, Reichtum und Armut seien, ähnlich wie Freiheit und Sklaverei, Unterscheidungen, die sich zugleich mit der sündhaften Verderbnis eingeschlichen hätten, seien sie doch deren Erfindung. Auch der berühmte und rücksichtslose Bekennerbischof St. Chrysostomus scheint ähnlich gedacht zu haben. Aber die Paradiesesunschuld der Menschen ist unwiederbringlich dahin, darum ist der Kommunismus auch verschwunden.

Die Verteilung der Güter dieser Erde, das Privateigentum, ist also geschichtlich geworden. Für die Menschen, wie sie sind, paßt es und ist besser als der Kommunismus. Das ist die Ansicht des heil. Kirchenlehrers Thomas von Aquin, die Leo XIII. in seiner Enzyklika Rerum Novarum (1891) übernommen und weiter begründet hat. Summa theol. II 29, 66 a 2 gibt Thomas drei Gründe an, weshalb es gut war, daß das Privateigentum eingeführt wurde. Zunächst dient es als Ansporn des Fleißes, denn jeder ist mehr besorgt um die Dinge, die ihm zu eigen gehören als um die, die Gemeingut und vielen gemeinsam sind. Zweitens, die menschlichen Angelegenheiten werden besser besorgt, wenn den einzelnen die Sorge um bestimmte Sachen obliegt und nicht alle für alles verantwortlich sind. Das gäbe Verwirrung. Hier freilich werden unsere Kommunisten einwenden, daß sie in der kommunistischen Ordnung jedem sein Pensum nach seinen Fähigkeiten anweisen würden. Das wäre aber, würde Leo XIII. sagen, eine unerträgliche Beschränkung der menschlichen Freiheit. Drittens meint Thomas, der Friede unter den Menschen würde besser gewahrt, wenn jeder seine Sache habe und damit zufrieden sei. Auch hier läßt sich Widerspruch erheben und sagen: Das trifft nur zu, wenn die Güter gleichmäßig verteilt sind, und auch dann wird es noch Gierige geben, die sich über das Gut des anderen hermachen möchten. Aber Papst Leo XIII. macht mit Recht weiter darauf aufmerksam, wie natürlich es dem Menschen sei, daß das, was er sich mit seinem Fleiße schafft, auch ihm gehöre. Ein Stück Land, das ein Mann sich gerodet hat, enthält einen Teil von seiner Kraft und seinem Fleiß; es wäre unrecht, wenn der andere, der sich keine Mühe gegeben, von dem Ertrage in gleicher Weise mithaben wollte. Zudem entspricht es der Bedeutung der Familie, daß man dem Familienvater das Recht zubilligt, etwas zu erarbeiten und zu ersparen, was gerade nur seinen Kindern zugute kommt und ihnen noch nützt, wenn er vielleicht nicht mehr da ist. Das alles sind Gründe, die es rechtfertigen, daß die Güterteilung stattfand und das Privateigentum, besonders auch an Grund und Boden, beibehalten wird. An mehreren Stellen der Enzyklika besteht Leo XIII. darauf, daß das Privateigentum der Natur gemäß ist (Ausgabe Herder, S. 15) durch die Natur gegeben (S. 65), daß dasselbe also unverletzt zu erhalten sei (S. 23, 53). Wobei wohl immer hinzuzudenken ist: wegen der menschlichen Armseligkeit, mit der wir rechnen müssen. Wären die Menschen edel und selbstlos, bereit, einer für alle zu arbeiten wie eine opferfreudige Krankenschwester, wäre eine andere Ordnung vorzuziehen. Die bestehende Ordnung ist voller Ungerechtigkeiten, weil sie zur Unterdrückung von Schwachen Anlaß gibt; aber eine kommunistische Ordnung wäre noch ungerechter, weil sie bei der Veranlagung der Menschen den Fleiß und die Strebsamkeit hemmen, noch größere Unzufriedenheit erzeugen würde. „Es ist das beste, daß die Besitztümer verteilt sind", sagt Thomas mit Berufung auf seinen großen Gewährsmann Aristoteles (1, 2 q. 105, a 2). Das sagt er freilich, indem er gleichzeitig eine Verwendung des Privateigentums vorschreibt, die den Heutigen sehr streng erscheinen mag, obwohl sie an die Schärfe gewisser Väter nicht heranreicht.

Es ist kaum nötig zu bemerken, daß der Dekalog die Berechtigung des Privateigentums, und zwar nicht bloß an beweglichen, sondern auch an unbeweglichen Sachen zur Voraussetzung hat; denn es heißt im 7. Gebot: Du sollst nicht stehlen, und im 10.: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker usw. Damit ist ganz klar gesagt, daß der nächste mit Recht etwas besitzen kann, was ich nicht besitze, und daß ich nicht das Recht habe, es ihm abzunehmen.

Wenn nun aber im Laufe der Zeit große Ungerechtigkeiten in der Verteilung der Güter entstanden sind, so zwar, daß einzelne ungeheuer viel an Land und Geld besitzen, während die anderen wenig oder gar nichts davon haben? Die gesunde Vernunft sagt einem, daß in diesem Falle ein Ausgleich gesucht werden muß, daß aber dem einzelnen nicht das Recht zugebilligt werden kann, sich beim Reichen das zu nehmen, was dieser nach seiner Ansicht zu viel und er zu wenig hat. Das gäbe Verwirrung und Unsicherheit im Leben und würde uns in die unselige Zeit des Raubrittertums zurückversetzen. In heutiger Zeit, wo die Moral so zerrüttet ist, besonders auch im Punkte der Ehrlichkeit, muß dies mit besonderem Nachdruck betont werden. Nur in der äußersten Not dürfte sich der Hungernde oder Dürstende oder Nackte, wenn alle anderen Versuche erschöpft und fruchtlos geblieben wären, das zur Erhaltung des Lebens Notwendige nehmen. Andere Eingriffe in das Privateigentum können nur der staatlichen Gewalt aus wichtigen Gründen gestattet werden, wie in einem folgenden Aufsatz des näheren gezeigt werden soll.

Das Deutschtum in Galizien.

Von Oberstleutnant Hugo Piffl.

Galizien stand rund anderthalb Jahrhunderte unter österreichischer Herrschaft, also war die Möglichkeit vorhanden, dem deutschen Wesen zu einer dominierenden Stellung zu verhelfen, um so mehr als sich die zahlreiche jüdische Bevölkerung, die sich der deutschen Sprache bediente, im Laufe der Zeit auf mehr als eine halbe Million vermehrte. Dazu kamen die vielen Polen und Ruthenen, die im Amte oder in Schulen die deutsche Sprache redeten, so daß in Galizien mindestens jeder zehnte Einwohner deutsch verstand.

Schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts gab es in Galizien deutsche Ansiedlungen, denn die polnischen Herrscher förderten klugerweise die Einwanderung aus dem westlichen Nachbarlande und gewährten den Ankömmlingen ganz bedeutende Begünstigungen, was diese durch eine fruchtbringende zivilisatorische Einwirkung reich vergalten. Die Stadt Krakau hatte bereits 1225 eine starke Kolonie, welcher ein Schulze vorstand. Der Einbruch der Tataren im Jahre 1241 war mit Ursache, daß man in dem arg heimgesuchten Lande Kolonisten brauchte und deshalb berief die Regierung neuerdings zahlreiche Deutsche ins polnische Reich, so daß es bald keine Stadt in Galizien gab, in der nicht deutsche Bürger saßen. Viele Orte konnte man mit vollem Rechte deutsche nennen und selbst in abgelegenen Dörfern schufen sich die Ansiedler eine neue Heimat, gründeten wohl auch rein deutsche Gemeinden. Leider ging die deutsche Einwanderung seit dem Jahre 1500 auffallend zurück, da sie sich nach der Neuen Welt richtete, auch im Lande infolge der steten Türkengefahr und der Lotterwirtschaft des zahlreichen Adels keine rechte Ruhe herrschte. Zum Teile waren die Deutschen selbst schuld, daß man ihnen dort das Leben sauer machte, was viele derselben zur Auswanderung oder zur Annahme polnischen Volkstums bewog. Heute gibt es viele eingefleischte Polen, die urschwäbische Namen tragen, oder deren slawische Familiennamen die deutsche Wurzel zeigen; gar viele Deutsche änderten die ihren vollständig. Ihre steigende Wohlhabenheit und Bildung war den Polen stets ein Dorn im Auge gewesen; dazu kam, daß die Deutschen nur zu oft zu bewußt auftraten, ja sich oft herausfordernd benahmen, so daß ihnen namentlich im Adel ein grimmiger Feind erwuchs und ein Rückschlag unvermeidlich ward, freilich sehr zum Schaden des Landes, doch auch nicht ohne böse Rückwirkung auf das Deutsche Reich, dem durch den Verfall der polnischen Kolonien ein großer handelspolitischer Vorteil für immer verloren ging. Im Mittelalter war der Handel Deutschlands mit Galizien und weiterhinaus mit Rußland und Asien ein außerordentlich lebhafter und ganz in christlich deutschen Händen; später bemächtigten sich desselben die Juden.

Unter den einst deutschen Städten Galiziens sind vornehmlich zu nennen: Lemberg samt seinen Vororten Klopperhof, Sonnenstein und Goldberghof, Sandec, Rosenberg, Jaslo, Wadowice (Frauenstadt), Schönwald, Krosno, Neumarkt, Wieliczka, Kety (Liebenwerda), Lipnik (Kunzendorf), Biala, Sanok, Przemysl, Lancut (Landshut) u. a. Diese Gemeinden organisierten sich ganz nach deutschem Muster, richteten sich nach dem berühmten Magdeburger Stadtrecht und alsbald blühten nicht nur Handel und Gewerbe, sondern auch Künste und Wissenschaften. Im polnischen wie auch im ruthenischen Sprachschatze verblieben zahlreiche deutsche Ausdrücke, die oft ganz unverändert übernommen wurden. Die Amtssprache der Deutschen fand auch Eingang in Aemter und Schulen der Slawen.

Die Regierungsmänner des in allen Fugen krachenden Polenstaates bemerkten bald, daß mit dem Niedergang des Deutschtums auch das Gefüge des Reiches leide und trachteten wieder gut zu machen, was durch die Unterdrückung der Deutschen schlecht gemacht worden war; doch war es bereits zu spät und es war für Galizien ein Glück, daß es im Jahre 1772 unter die Fittige des österreichischen Adlers kam.

Das Land befand sich in einem elenden Zustande, aber es setzte bald die deutsche Einwanderung ein und zahlreiche deutsche Beamte nahmen das Werk der Regenerierung in die Hand. Vor allem waren es Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute, die am Aufschwunge Galiziens kräftig arbeiteten, und schon im Jahre 1809 bildeten die letztgenannten ein Drittel der in Krakau ansässigen Jünger Merkurs. Kaiser Joseph II. veranlaßte auch zahlreiche Bauern, ihr Glück in Galizien zu versuchen, das in dem fruchtbaren Lande für fleißige Leute nicht schwer zu finden war. Leider begingen die Beamten so manchen Fehler bei der Anweisung von Land; so wurden einzelne Kolonien, um fruchtbares Land für die Bebauung zu sparen, auf steinigem Gelände angelegt, so daß dort Wassermangel herrscht. Trotz aller Hindernisse blühten fast alle deutschen Niederlassungen auf und es würde zu weit führen, alles aufzuzählen, was deutsche Arbeit im Lande geleistet hat. Deutsche Volks- und Mittelschulen entstanden, Zeitungen und Theater wurden gegründet und es gab bald keinen gebildeten Polen, der nicht deutsch verstanden hätte. Selbst Straßentafeln und die Aufschriften auf Geschäftslokalen waren polnisch und deutsch.

Mit dem Jahre 1848 beginnt aber neuerdings ein Rückschritt einzutreten und nach 1867, als Galizien fast selbständig wurde und einen förmlichen Staat im Staate bildete, da ging es mit dem dortigen Deutschtum stark bergab. Man hörte immer weniger deutsch, die Universität in Lemberg, die früher eine deutsche genannt werden konnte, wurde polonisiert. Dasselbe geschah in Krakau, wo die deutschen Vorlesungen aufhörten. Das Deutsche verschwand aus den Aemtern, und bei Beginn des Weltkrieges erregte der Uebelstand, daß sogar Eisenbahnbeamte des Deutschen nicht mächtig waren, die berechtigte Entrüstung der reichsdeutschen Offiziere. Der deutschen Schulen wurden immer weniger und jene Polen, die sich notdürftig deutsch ausquatschen konnten, sprachen es mit schauderhaftem Akzent. Das Militär allein hielt noch die Fahne des Deutschtums hoch, doch die nationale Hetze hatte es dazu gebracht, daß sich die galizischen Offiziere immer mehr der slawischen Sprache untereinander bedienten. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts gab es im Lande an 200000 Deutsche, die außer in vielen Städten noch in etwa zweihundert Dörfern wohnten. Die Not zwang sie zu festerem Anschlusse. Es wurden wieder deutsche Zeitungen und Vereine ins Leben gerufen, worunter der „Verein der Karpathendeutschen" vor allen zu nennen ist. In dem Bande „Galizien" des Werkes „Oesterreich-ungarische Monarchie in Wort und Bild", der ausschließlich von Polen redigiert wurde, erwähnte man wohl der Deutschen, doch ist nur von wenigen Dörfern die Rede, auch heißt es darin, daß deren Bewohner infolge steter Inzucht degenerieren und durch Abwanderung der Jugend in die Städte an Zahl abnehmen, weil die Ausgewanderten polonisiert werden; es wird also dem deutschen Wesen in Galizien ein baldiges Ende prophezeit. Als vor etwa zwei Dezennien eine Abordnung der Deutschen beim damaligen Landmarschall von Galizien, Grafen Badeni (italienischer Abkömmling) erschien und sie um das Recht baten, daß ein Abgeordneter aus ihrer Mitte die Rechte der Deutschen im Landtage vertrete, da wurden sie kurz abgewiesen.

Die galizischen Deutschen haben sich so manche Gebräuche bewahrt, worunter ihnen das Kirchweihfest der liebste ist. Es ist begreiflich, wenn diese unsere Volksgenossen, so weit vom deutschen Volksstamm entfernt, mitten unter ihnen feindlich gesinnter Slawen lebend, selten freudenvolle Tage haben, deshalb geben sie sich am Tage der „Kirbe" oder „Kerb" rückhaltlos dem Vergnügen hin und bringen sehr viel Geld an. Schon tags vorher wird auf dem Dorfplatze der Kranichbaum aufgestellt, wobei die Dorfmusik lustig drauflos spielt. Die Kirbe dauert drei Tage und Nächte hindurch.

Ein eigenartiger Brauch ist das sogenannte „Borschen" der Dorfbuben, wenn sie das 16. Lebensjahr erreichen, also Burschen, d. i. Jünglinge werden. Die jungen Leute werden hierbei emporgehoben und mit dem Kopfe an die Zimmerdecke gestoßen; sie müssen sich verpflichten, die älteren Kameraden zu grüßen und dürfen im Gotteshause in den vorderen Bankreihen sitzen. Die Dörfler haben sich ihre deutsche Art besser bewahrt als ihre städtischen Volksgenossen und gehören alle dem „Bund der christlichen Deutschen in Galizien" an, der sich hoffentlich auch im neuerstandenen Polenreiche seiner Haut kräftig wehren wird. Durch Einheiraten in andere deutsche Gemeinden werden zwischen denselben Familienbande gesponnen und die gegenseitigen Besuche der Verwandten, die stets zu einem Festtage werden, tragen mit dazu bei, daß der Zusammenhalt der Deutschen untereinander ein festerer wird.

Das Deutschtum in Galizien geht einer ungewissen Zukunft entgegen, doch die germanische Zähigkeit wird unsere dortigen Volksgenossen befähigen ebenso auszuharren, wie ihre Brüder, die sich an der Wolga, im Kaukasus oder an den Ufern der Donau und im bosnischen Gebirge eine neue Heimat ausgesucht haben. Die Slawen konnten die deutschen Kulturträger nie recht entbehren.

Zur Auswanderung der Akademiker.

Von Univ.-Prof. Dr. Aufhauser, München.

Eine der betrübendsten Erscheinungen der Gegenwart ist die schwierige wirtschaftliche Lage der geistigen Arbeiter. Schon heute sieht sich eine große Anzahl von Mitgliedern der sog. freien Berufe genötigt, Erwerbslosenunterstützung zu beanspruchen. Nach den Darlegungen von B. Rauecker (Soziale Praxis 1920, Heft 49) beziehen zurzeit in München 1/10 bis 1/8 aller Aerzte diese Unterstützung; ähnlich stehe es bei den Rechtsanwälten. Innerhalb der nächsten Jahre wird sich die Lage noch wesentlich verschärfen, wenn die Unmenge der Studierenden, welche gegenwärtig die akademischen Bildungsstätten besuchen, ins praktische Leben treten. Betrug doch die Gesamtzahl der Studierenden an den Universitäten des Reiches im letzten Sommersemester 89000, an den technischen Hochschulen 19000, an den landwirtschaftlichen, tierärztlichen, Handelshochschulen, Akademien usw. 12000. Infolge der allgemeinen Berufsüberfüllung und der Zersetzung unseres wirtschaftlichen Lebens werden diese Studierenden einmal bei Antritt ihres Berufes die größten Schwierigkeiten vor sich sehen. Der Uebergang in die mittlere Beamtenlaufbahn oder in Privatdienst ist bei dem auch dort herrschenden Ueberangebot an Kräften auch kaum lohnend.

Manch junger Studierender, der gesund, tüchtig, praktisch veranlagt, anspruchslos, anpassungsfähig, willensstark, arbeitsfroh, unternehmungslustig ist und einen weltweiten Blick besitzt, wird beim Gedanken an das drohende Proletariat der Geistesarbeiter sein Auge auf das Ausland richten mit der Frage: Welche Aussichten bieten sich dort für gebildete Berufe?

Während der tüchtige Handarbeiter (in Landwirtschaft oder Industrie) dank vorzüglicher Fachausbildung, ebenso der Gewerbetreibende in den meisten Staaten, besonders auch Südamerikas, die gegenwärtig für die Auswanderung zunächst in Betracht kämen, günstige Aussichten für ein gesichertes Auskommen findet, sind für viele akademische Berufe dort fast gar keine Aussichten vorhanden: Gelehrte, deren Wissensgebiet speziell für unser europäisches Kulturleben bestimmt ist (wie Altphilologen u. ä.), scheiden von vornherein aus. Juristen und Rechtsanwälte, deren es bei der seit einem Jahrhundert drüben herrschenden republikanischen Staatsform mit ihren Aussichten in der Staats- und Anwaltslaufbahn genügend einheimische Kräfte gibt, haben schon wegen der Ueberfüllung dieser Berufe, abgesehen von den Verschiedenheiten in der Rechtspflege, keine Aussichten, sie auszuüben. In Argentinien bedürften zudem Rechtsanwälte der vorherigen Erlaubnis einer juristischen Landesfakultät. Auch für Künstler und Offiziere dürfte bei den Pseudokunstinteressen dieser Staaten sowie ihrer Abneigung gegen den Militarismus wenig Hoffnung bestehen. Selbst für Architekten möchte ein Fortkommen schwierig sein; vor Kriegszeit waren meist Italiener in diesem Berufe tätig. Verhältnismäßig günstig und leicht dürften hingegen praktisch vorgebildete und erfahrene tüchtige **Ingenieure, Techniker, Elektrotechniker,** Maschinenbauer, Mechaniker, Chemiker u. ä. ein Auskommen finden. Für sie bietet sich schon in manchen europäischen Ländern (Griechenland, Spanien) auf Grund von Verträgen eine günstige Zukunft. Noch mehr, wenn einmal in Rußland die politischen Verhältnisse geklärt, unsere politischen und wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Osten wieder aufgenommen sind und das Land dem Wiederaufbau entgegengehen kann. Mitglieder dieser Berufe werden selbst in Ostasien (China und Japan), solange dort einheimische Kräfte nicht zur Verfügung stehen, als Qualitäts- und Kopfarbeiter gerne Aufnahme finden, vor allem in Japan, das sich mit Hilfe gut durchgebildeter europäischer Kräfte die Hegemonie im fernen Osten sichern will. Bieten sich in den südamerikanischen Staaten, freilich im Wettbewerb mit italienischen Kräften, für diese technischen Berufe gleichfalls günstige Aussichten, wenn auch selten in leitender Stellung, so dürften in Mexiko infolge des steigenden Einflusses Englands und besonders Nordamerikas in Industrie und Bergbau die Möglichkeiten bedeutend geringer sein.

Aerzten, Zahnärzten, Apothekern wird sich bei fortschreitender Kulturentwicklung und damit erhöhter Sorge für die Gesundheit des einzelnen wie des Volkes in vielen fremden Ländern günstige Aussicht bieten, zumal im Vergleich zu den Schwierigkeiten infolge des Rückganges unserer Privatpraxis gegen die Kassenpraxis. Noch mehr als für die übrigen geistigen Berufe ist hier die Beherrschung der betreffenden Landessprachen (spanisch, bzw. für Brasilien portugiesisch) unbedingte Voraussetzung, ebenso Kenntnis exotischer Krankheiten und ihrer Behandlung (Malaria, Typhus). Weiterhin ist staatliche Konzession (mit Ausnahme von Parana, S. Catharina, Mexiko) ebenso nötig wie für fremdländische Aerzte in unserem eigenen Lande. In außereuropäischen Ländern sind die Aussichten günstig, zumal für tüchtige Spezialisten (für Chirurgie, Gynäkologie, Geburtshilfe, venerische Erkrankungen, Augenleiden usw.), aber auch für Universalmediziner, wenn sie sich in den Kolonistensiedlungen, kleineren Städten und abgelegenen Gebieten mit ihren großen Schwierigkeiten und Entbehrungen niederlassen.

Bisweilen finden sich noch heute sogar deutsche Kolonien wie in Ekuador und Peru ohne deutsche Aerzte.

In den Großstädten von Argentinien, Brasilien, Chile, Peru, Paraguay ist der ärztliche Beruf überfüllt. In diesen Staaten muß auch vorerst ein bisweilen recht strenges, kostspieliges Examen über die gesamte Medizin und ihre naturwissenschaftlichen Vorfächer an einer dortigen Universität in der Landessprache erfolgreich abgelegt werden. Die brasilianischen Staaten Rio Grande do Sul und Goyaz scheinen kein brasilianisches Examen zu fordern.

In manchen Staaten Mexikos, das ohne nochmaliges Examen die ärztliche Praxis gestattet, wie in Guatemala, San Salvador und vor allem in China, das gleichfalls kein weiteres chinesisches Examen fordert, wo auch die Beherrschung der Landessprache nicht unbedingt nötig ist, wären die Aussichten für deutsche Aerzte wohl am günstigsten.

Auch in den **Niederlanden** und ihren Kolonien muß der deutsche Arzt die ärztliche Prüfung noch einmal in niederländischer Sprache vor der medizinischen Fakultät in Amsterdam, Leiden, Utrecht oder Gröningen ablegen. Auch muß er theoretische und praktische Kenntnisse im Apothekerwesen nachweisen. Ein Besuch der Universität ist jedoch nicht nötig. In Holland und seinen Kolonialgebieten scheint freilich der ärztliche Beruf selbst überfüllt zu sein. Von den europäischen Ländern verlangt **Schweden** nach dem Gesetz vom 21. Sept. 1905 ein in Schweden bestandenes ärztliches Examen, sowie die Legitimation durch die königliche Medizinalverwaltung. **Norwegen** läßt ausländische, moralisch einwandfreie Aerzte nur zu nach Ablegung des norwegischen medizinischen Staatsexamens. Die Zulassung wird hier höchstens auf sieben Jahre gegeben. In Asylen, Krankenhäusern finden ausländische Aerzte, jedoch nur in untergeordneter Stellung, auch für kürzere Zeit ohne Prüfung Zulassung. Die **Schweiz** verlangt gleichfalls die erfolgreiche medizinische Staatsprüfung an einer Schweizer Hochschule, für Nichtschweizer daneben sogar die Nachholung des Schweizer Maturitäts-Examens. Nur die Kantone Glarus und Appenzell lassen auch Inhaber nichtschweizerischer Diplome zu. Für Apotheker sind die Aussichten besonders günstig, wenn sie zugleich Kommissäre sind und dabei ein Depot für pharmazeutische Artikel führen, die sie an die Apotheker weiterverkaufen. Bedarf an weiblichen Aerzten scheint zurzeit in Uebersee noch gering zu sein.

Deutsche **Tierärzte** dürften speziell bei der Großviehzucht **Südamerikas** (Argentinien und Brasilien) mit ihren Fleischverwertungsgesellschaften (Fleischkonserven-, Gefrierfleischfabriken) günstige Aussichten finden. Doch müssen auch sie in Buenos Aires oder La Plata ihr Examen nochmals in spanischer Sprache bestehen. Freilich kennen die südamerikanischen Staaten noch kaum Vorschriften über Fleischbeschauung usw. Doch dürfte das Gebiet der Seuchenbekämpfung und die wohl baldige Einführung ähnlicher Vorschriften wie in Europa auch hier viele Kräfte erfordern. **Norwegen** fordert für die Zulassung deutscher Tierärzte die Erwerbung der norwegischen Staatsangehörigkeit.

Für deutsche **Lehrer, Oberlehrer und Lehrerinnen,** denen bei den früheren großen Auswanderungsperioden infolge der damaligen geringen Entwicklung der Volksbildung in amerikanischen Staaten ein günstiges Fortkommen beschieden war, sind heute die Aussichten deshalb geringer, weil viele Staaten den bisher bei deutschem Einschlag der Bevölkerung wahlfrei erteilten Unterricht in deutscher Sprache vielleicht völlig eingehen lassen werden. Den dort bestehenden deutschen Privatschulen wird durch die gegenwärtige Schulpolitik mancher dieser Staaten (z. B. S. Catharina, St. Paulo, Parana), welche durch Verpflichtung zur portugiesischen Unterrichtssprache die Nationalisierung verlangen, ihre Existenzmöglichkeit fast genommen. Es bleibt nur zu hoffen, daß diese deutschfeindlichen Gesetze in der Praxis gemildert werden, will man nicht dem Deutschtum und damit seinem kulturellen Einfluß schwersten Schaden zufügen. Peru sucht nach jüngsten Mitteilungen 250 katholische Lehrer für die dortigen Schulen; es ist zu wünschen, daß es unserem Auswärtigen Amt gelingt, den in Aussicht gestellten ungenügenden Monats-

gehalt von 15 peruanischen Pfunden zu erhöhen; die vertragliche Verpflichtung erstreckt sich auf drei Jahre bei freier Hin- und Rückfahrt. Deutsche Privatlehrer werden in der Regel schlecht bezahlt. Nach jüngsten Pressemitteilungen will auch Holland für seine Kolonien 200 deutsche Lehrer anstellen.

Wieweit für Deutsche Aussichten an Hochschulen als Dozenten für Naturwissenschaft, Geographie, Mathematik, Philosophie usw. bestehen, läßt sich schwer sagen. Brasilien suchte im vorigen Frühjahr einige Dozenten für das Fach der Staatswissenschaften. Wie mir kürzlich ein Freund aus Nordamerika mitteilte, sind indessen die Aussichten gerade dort für den deutschen Hochschullehrer äußerst ungünstig, zumal die wissenschaftlichen Anstalten unter den Folgen des Krieges mehr als wir glauben möchten zu leiden haben. Es sei nur erwähnt, daß auch dort Doktordissertationen infolge der hohen Druckkostenpreise und des Mangels an Papier nicht gedruckt werden können. Günstiger sind vielleicht die Aussichten für Berufung an japanische Universitäten und an Hochschulen des nahen Ostens und seiner staatlichen Neubildungen (Kowno, Tiflis usw.)

Der deutsche **Forstwirt** dürfte als Fachmann für Holzbewirtschaftung bei der Durchforstung der Urwälder Südamerikas im Dienste der dortigen Länder wie privater Kolonisationsgesellschaften günstige Aussichten finden; ebenso auch der akademisch gebildete **Landwirt** als Lehrer oder Assistent an dortigen landwirtschaftlichen Versuchsschulen, Forschungsanstalten, Stationen, als Sachverständiger bei den großen Plantagen usw. Auch für den deutschen **Geometer** wird durch die Landvermessung der Regierungen und Privatsiedlungsgesellschaften manch günstige Existenzmöglichkeit gegeben sein. Bisher waren die Landmesser, ähnlich wie die Architekten, in Südamerika meist von Italienern gestellt, die wohl auch heute bei der starken Einwanderung der Italiener, speziell nach Brasilien, mit in Wettbewerb treten dürften. Akademisch gebildete **Kaufleute** möchten wohl im Bankfach wie im Exportwesen manche Aussicht finden. Von besonderer Bedeutung wäre es, würden akademisch gut durchgebildete Mitarbeiter der **Presse** in ausländischen Redaktionen Eintritt finden, um in fremden Ländern wieder Vertrauen zu unserem Wesen und Zerstreuung der feindlichen Gegenwirkung zu erwecken.

Ein weites Arbeitsfeld dürfte sich für **Geistliche** eröffnen, zumal wenn einmal der zweifellos einsetzende Auswandererstrom großer Massen beginnt. Neben den verschiedenen Orden, die bereits in den deutschen Kolonien in Uebersee wirken (Franziskaner, Kapuziner, Benediktiner, Jesuiten, Salvatorianer, Väter des göttlichen Wortes, Redemptoristen, Pallotiner, Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu u. a.), wäre es sehr begrüßenswert, wenn auch Weltgeistliche mitfolgen würden, zumal bei geschlossenen Kolonien (mit Arzt, Richter, Lehrer usw.), mögen diese in Uebersee oder Ueberlandsiedlung (Rußland und naher Orient) sich ihr Gebiet wählen. Dank ihrer Vertrautheit mit dem Volke wären die Vertreter der Kirche auch die berufensten Männer, um deutschen Glauben, deutsche Sitte und deutsche Art in der Fremde schützen und pflegen zu helfen.

Die heimatlichen Diözesen, vor allem jene Süddeutschlands, könnten wohl, ohne deshalb einen Priestermangel stärker zu fühlen, für diese ungemein wichtige Aufgabe Kräfte zur Verfügung stellen. Ist es doch kaum nötig, daß bei uns in vielen Pfarreien neben Pfarrer und Hilfspriester auch noch ein oder mehrere Benefiziaten tätig sind. Vielleicht wird ohnehin infolge Abnahme des theologischen Studiums künftig manche dieser Stiftungen nicht mehr besetzt werden können. Ein Vergleich mit den Verhältnissen der norddeutschen Diasporagemeinden ergibt auch in diesem Falle noch ein weit günstigeres Wirkungsfeld für die Geistlichen im Süden. Wird weiterhin manche Belastung durch Vereins- und Schreibarbeiten von den Schultern der Geistlichen auf jene der Laien übertragen, wird vor allem durch bessere gesundheitliche Fürsorge der bisher manchmal hohe Prozentsatz kranker junger Geistlicher, die das Seminar verlassen, herabgemindert, so würden diese gesunden Geistlichen in ihrem ureigenen Wirkungskreis der Seelsorge und Katechese mehr leisten können, selbst wenn ihre Zahl geringer wäre.

Allen Angehörigen geistiger Berufe, die ans Auswandern denken, ist vor allem eines vonnöten, Anpassungsfähigkeit an völlig neue Verhältnisse. In den Auswanderungsstaaten gilt nicht Standesherkommen, Standesdünkel, Standeshochmut. Entsprechend dem Geiste jener Länder wird nur positive Arbeitsleistung wirklich anerkannt. Es verdienen sich dort seit langem viele Studierende der Hochschule ihre Existenzmöglichkeit für die Studienzeit durch Arbeit in Industrie und Gewerbe, ja sogar als Kellner, Laufburschen, Gehilfen usw., Verhältnisse, wie sie bei der derzeitigen materiellen Notlage der Studierenden sich auch bei uns mehr und mehr entwickeln. In der neuen Heimat heißt es verzichten auf so vieles, was in der alten an Berufsvorrechten und Standesüberlieferungen gang und gäbe ist; da heißt es bisweilen auch als Kopfarbeiter umlernen, vor Handarbeit sich nicht scheuen, bei Anlegung von Haus und Feld selbst tüchtig mitzuarbeiten. Anpassungsfähigkeit, heller Blick, gesunder Menschenverstand und allgemein sympathische Charaktereigenschaften gelten dort oft mehr als Fachkenntnisse, besonders gelehrter Natur. Nur wer gesund, opferwillig, gut zu Pferd ist, vermag sich drüben vor dem Zusammenbruch unberechtigter Illusionen zu bewahren. Für die ersten Monate bedarf es Geld zum Zusetzen, solange Beruf oder Landwirtschaft usw. keinen Ertrag liefern. Zudem wird auch drüben die Konkurrenz der einheimischen Berufsvertreter, nicht zum geringsten auch der dort schon lange wirkenden deutschen Kollegen sich fühlbar machen.

Sind die Aussichten einer Anstellung im staatlichen Dienste drüben meist nur gering, so dürfte eine Verwendung im Privatdienst oder im Auftrage von Gesellschaften sich leichter ermöglichen lassen. Inwieweit für einzelne der erwähnten Berufe (besonders für Aerzte, Lehrer, Vertreter der Presse usw.) ein **Anschluß an Missionsgesellschaften**, die drüben bereits ihre festen Stätten haben, sich ermöglichen läßt, kann nur von den betreffenden Missionsgesellschaften im Einzelfall entschieden werden. Legen diese auch begreiflicherweise besonderen Wert darauf, daß derartige Berufsangehörige durch vollen Eintritt in den Orden und Uebernahme der Verpflichtungen sich ganz in den Dienst ihrer Sache stellen, so wäre es immerhin möglich, besonders für Aerzte, Aerztinnen, Lehrerinnen, die auf positiv gläubigem Standpunkte stehen und ihr Leben entsprechend dem christlichen Sittengesetz auch drüben gestalten wollen, bei Missionären wie Missionsschwestern Anschluß zu finden. Für die Missionierung des Frauengeschlechtes mancher Länder, speziell in Indien und Ostasien, wird sich ja ohne starke Mithilfe christlich gesinnter Frauen kaum Erfolg erhoffen lassen, da der Zutritt dem Berufsmissionär durch die heimischen Sitten und Gebräuche (Haremswesen) unmöglich ist.

Als unentgeltliche **Beratungsstellen für Akademiker**, die an Auswanderung denken, kämen in Betracht: Das Reichsauswanderungsamt in Berlin, Wilhelmstraße 71, das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart, Neues Schloß, das Ibero-Amerikanische Institut in Hamburg, Rote Baumchaussee 36, der Deutsche wirtschaftliche Verband für Süd- und Mittelamerika, Berlin. Für **Aerzte** speziell das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg, Bernhardstraße 74, der Verband Deutscher Kolonial- und Auslandsärzte, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 13/IV, der Leipziger ärztliche Verband, das Institut für ärztliche Mission in Tübingen. Für **Lehrer**: das Auswärtige Amt in Berlin, der Verein für Deutsche im Ausland, Berlin, Kurfürstenstraße 105, der Allgemeine Deutsche Schulverein, Ortsgruppe Hamburg. Außerdem von katholischer Seite noch die allgemeinen Auswanderungsberatungsstellen wie der Raphaels-Verein in Limburg a. L., der Karitas-Verein in Freiburg i. B.; für Protestanten der Evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedlung und Auswanderer in Witzenhausen a. d. W., für Techniker, Ingenieure usw. ihre Berufsberatungsstellen: wie der Technische Zweckverband in Auslands- und Auswandererfragen, Berlin-Charlottenburg, Fasanenstraße 13, der Verein deutscher Ingenieure in Berlin, Sommerstraße 4 a.

Zum Schlusse sei noch hingewiesen auf die beiden brauchbaren Heftchen der vom rührigen Verlag „Ausland und Heimat" in Stuttgart herausgegebenen recht empfehlenswerten Schriften zur Auswanderung Nr. 30, Lutz, „Auswanderer und Akademiker", Heft 4, P. Mühlens, „Arzt und Auswanderung". Weiterhin H. v. Freeden: „Zur Auswanderungsfrage der Offiziere" in „Zeit- und Streitfragen des deutschen Offiziers-Bundes". Das „Handbuch des Deutschtums im Auslande", Berlin 1906[2] (herausgegeben vom „Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande") und W. Sievers, „Süd- und Mittelamerika", Leipzig 1903 vermögen trotz der Ueberholung durch die seitherige Entwicklung auch heute noch die beste Orientierung zu geben. H. Fehlinger, „Deutsche in der Fremde", Leipzig 1920, bietet nicht, wie der Untertitel verspricht, eine Uebersicht nach Abschluß des Weltkrieges, wozu eben noch das Material fehlt, die statistischen Angaben reichen meist nur bis 1913.

Erklärung.

In Nr. 45 S. 581 der „Allg. Rundschau" von 1920 habe ich auch den Maierlaß des Herrn Postministers Giesberts besprochen. In einer Zuschrift weist der Herr Minister auf seine damals abgegebene Erklärung hin, die ich bei den Lesern der „Allg. Rundschau" als bekannt voraussetze. Diese Erklärung ist s. Z. sehr verschieden aufgenommen worden. Auch ich kann leider mein Bedauern über den Erlaß nicht zurücknehmen. Nicht über Absichten und Meinungen wird öffentlich abgeurteilt, sondern über tatsächlich vorliegende Erlasse, deren Wirkungen und sonstige Ereignisse. Gern sei festgestellt, daß der Herr Minister beim Maierlaß keine **gesetzliche** Regelung treffen wollte und konnte, sondern nur eine einfache Verfügung herausgab. Ob der Karfreitag bloß Sonntagsdienst hat oder gesetzlicher Festtag ist, wie ich das ausdrückte, hat im Zusammenhang weniger Bedeutung, da ich ja sagte, er hätte das Vorhandene bestehen lassen. Für den Fronleichnamstag hat der Herr Minister eine Verfügung, selbstredend nur für die Postverwaltung, erlassen, durch die er glaubt, den kath. Beamten die Feier dieses Tages ermöglicht zu haben. Das sei dankend anerkannt, und ich nehme deshalb meine Bemerkung, daß er den Fronleichnamstag beschnitten habe, zurück.

P. D. Henniges.

Anmerkung der Schriftleitung: Auf Bitten von P. D. Henniges bringen wir diese Erklärung. Das in dem Begleitbrief mitgeteilte Ersuchen von dritter Seite, die Sache vor den preußischen Wahlen zu regeln, konnten wir leider nicht befriedigen, da die Erklärung uns erst am 16. Februar zuging, als die Nr. 8 der „A. R." vom 19. Februar bereits abgeschlossen und ein Teil der Auflage schon gedruckt war.

Der Fall Georg Kaiser.

Von W. Thamerus.

Der Strafprozeß gegen den Dramatiker Georg **Kaiser**, der sich in der vorigen Woche in München abspielte, wird den Juristen wenig interessieren. Die Straftaten, die Georg Kaiser und seine Frau begangen haben, liegen klar zutage. Was den „Fall Kaiser" aber zu einem „sensationellen" gemacht hat, das ist die Person des Angeklagten und mehr noch der Künstler selbst, der sich allen Ernstes für frei vom Gesetz hält. Hat er diese Meinung wirklich gehegt, als er anderer Leute Teppiche und Wertsachen nahm oder hat er sich dies erst zurecht gelegt zu seiner Verteidigung, nachdem eine ganze Reihe von links stehenden Blättern, vorwiegend Berlins, schon in das gleiche Horn geblasen? Das Verhalten dieser Zeitungen war sehr betrüblich; nicht nur, daß man in einer noch nicht abgeurteilten Sache Partei nahm, man erklärte den Dichter als außerhalb des Gesetzes stehend und an die enge Norm bürgerlicher Moral nicht gebunden. Irgendwo habe ich gelesen, Georg Kaiser habe ganz recht, wenn er dem Bürgertum, das ihm durch seinen Unverstand nicht genügend Tantiemen zubringe, das Geld auf eine andere Weise abnehme. Solche Meinungeen mögen zu allen Zeiten moralschwache Menschen in ihrem schlechten Innern gehegt haben. Wenn sie heute aber sich nicht schämen, sie öffentlich auszusprechen, so zeigt dies, daß sie sicher sind in der Oeffentlichkeit Widerhall zu finden. Hier liegt das Tiefbetrübende, das schlimmer ist als die Schwindeleien eines Bohemiens im Salonrock, der Mangel an Achtung vor Recht, Sitte und Gesetz, der als eine „Errungenschaft" der Revolution sich als Krebsschaden tief in den Körper des deutschen Volkes eingefressen hat. Man hat sich nicht gescheut, als eine Depesche von „Intellektuellen" bei dem bayerischen Justizminister ohne Erfolg blieb, die politische Hetze gegen Bayern mit diesem Fall zu verquicken. Als letztes Hilfsmittel kam dann noch die Stimmungsmache für eine geistige Unzurechnungsfähigkeit. Es scheint fast, als plaidierte der Dichter selbst für eine solche, als er ausrief: „Ich bin namenlos groß, deshalb gilt für mich kein Gesetz und kein Recht. Ich muß meine Kinder für mich schlachten können, wenn ich an mich glaube. Meine Verhaftung ist ein **nationales Unglück**, man hätte auf Halbmast flaggen sollen". Einer seiner Verteidiger rief einmal dazwischen, Kaiser werfe solch groteske Behauptungen hin, wie in seinen Schriften. Er hat damit die Meinung erschüttert, daß Kaiser von diesem Glauben an sich selbst überzeugt sei. Vielleicht spielt er nur die Rolle, die ihm behagt. Ich möchte glauben, Echtes und Falsches mischen sich hier. Das starke Selbstbewußtsein ist fraglos vorhanden. Das sah man schon aus dem Lichtbild, das lange das Programmheft der Kammerspiele „zierte" und den autobiographischen Zeilen, die, wenn ich mich recht erinnere, uns sogar den Namen seiner argentinischen Zimmervermieterin mitteilten. Dort in Buenos Aires war er kaufmännisch tätig. Ganz so hilflos und fremd gegenüber den **Wirklichkeiten des Lebens**, wie er sich hinstellen möchte, kann er also doch nicht gewesen sein, und daß eine Stadtwohnung für 6000 M Miete und eine Villa am Starnberger See für 16000 M Miete die Schulden nicht mindern, weiß jedes Kind. Aber Kaiser erklärt: „Ich brauche den Luxus, um frei schaffen zu können". Goethe, der doch schließlich „auch" ein Genie war, hat einmal Eckermann gegenüber gemeint, daß eine luxuriöse Umgebung die geistige Tätigkeit einlulle. Das mag individuell sein. Gegenüber dem Heim eines Possendichters von heute sind die Wohnungen Schillers und selbst des finanziell glücklich gestellten Goethe von einer Strenge und Anspruchslosigkeit, die man fast proletarisch nennen könnte. Im 19. Jahrhundert haben sich die Bedürfnisse gesteigert, schon Richard Wagner brauchte in all seinen Jahren der Not, das was man „Komfort" nennt, und die kleineren Geister sind noch viel verwöhnter. Man könnte einmal die neuere Literaturgeschichte aus dem Gesichtswinkel schreiben, wie viel erfolgreiche Bühnenautoren schnellfertig halb ausgedachte Stücke auf den Markt bringen, weil ihre Lebenshaltung einmal auf die großen Tantiemen eingestellt war und deshalb unter allen Umständen das „Saisonstück" fertig werden muß. Georg Kaiser ist in der Verwertung seiner dichterischen Erzeugnisse in seinen Anfängen vielfach behindert worden, weil die Zensur seine Stücke mit Recht scharf ablehnte. Er hat sich dann an einem kaufmännischen Unternehmen beteiligt und verlor dabei die Mitgift seiner Frau. Eine Börsenspekulation schlug fehl, und so war er tief in Schulden, als er im Februar 1919 mit dem Verkauf der Bilder aus der von einem Kommerzienrat möbliert übernommenen Villa begann. Aber damals hatte er bereits große Einkünfte. Sein Verleger hat ihm 1919 und 1920 nahezu 200000 M bezahlt. Es wäre also immerhin möglich gewesen, zwischen Einnahmen und Ausgaben einen Ausgleich zu finden. Doch scheint die Haushaltsführung keine ordnungsgemäße gewesen zu sein. Darüber, daß die Absicht und der Glaube bestand, es wieder gutzumachen, besteht für den Vorsitzenden des Gerichtes kein Zweifel. „Das weiß ich nicht", sagt skeptisch der Staatsanwalt. Die Ansicht, daß seine Zeit kommen müsse, konnte Kaiser in der Hoffnung bestärken, daß er alles ersetzen könne. Er war in Mode gekommen. Die ethisch hochwertigen „Bürger von Calais" hatten ihn berühmt gemacht und den von der Zensur verbotenen Stücken hatte die Revolution freie Bahn geschafft. Für die **Verfilmung** hat man ihm große Summen geboten, sagt sein Verteidiger. Im Gerichtssaal meint Kaiser, „wenn ich mich heute entschließe, Filme zu schreiben, schreibe ich 500000 M heraus. Der Staatsanwalt bezweifelt dies mit Recht, denn wäre es so leicht gegangen, dann hätte Kaiser nicht zu solchen Handlungen greifen müssen. Seine Not muß oft sehr dringend gewesen sein. Seine Frau hat der Handlungsweise ihres Mannes anfänglich Widerstand entgegengesetzt, später stahl sie eine Vorstecknadel, die sie für 6000 M versetzte. Sie bestahl eine Freundin, deren Gastfreundschaft sie genossen. Sie verteidigt sich fast mit den gleichen naiven Worten, mit denen Ibsens „**Nora**" ihre Unterschriftsfälschung zu rechtfertigen sucht: „Ich wollte meinem Mann helfen. Drei hungernde Kinder und der Mann zermüht sich, da könnte ich noch etwas ganz anderes tun". Bleiben wir bei dem Manne: Er hält sich für solch exorbitanten Fall, daß weder die Gesetzgebung noch die Psychiatrie ein entscheidendes Urteil fällen können. **Auch vor dem Gesetze sind alle Menschen ungleich**: die Pflicht gegen sich selbst sei das Primäre, wenn er den **wahnsinnigen Größenwahn** habe, die Menschen irgendetwas „lehren" zu wollen, dann sei es die erste Bedingung, daß er sich selbst opfere. — Der psychiatrische Sachverständige nennt Kaiser einen ungewöhnlich begabten, geistvollen, phantasiereichen Menschen, einen Künstler, der bei aller Schärfe und energischen Einstellung auf die unmittelbaren Dinge seiner Berufung einen recht schwachen Willen für die Anforderungen des Alltages habe. Diese psychopathische Willensschwäche sei nicht strafausschließende Unzurechnungsfähigkeit, aber strafmildernd. Schließlich hielt Kaiser noch eine pathetische Rede, in der er Heinrich **von Kleist** und Georg **Büchner** als seine „Brüder im Leid" bezeichnet. Außerhalb der Gesetze haben diese sich jedoch nicht gestellt. Die Hälfte der Anerkennung, die Georg Kaiser gefunden, hätte Kleist allen Schwierigkeiten enthoben und Büchner stand gerade im Begriff, sich gutbürgerlich zu konsolidieren, als ein früher Tod ihn hinwegrief. Auch mit **Rembrandt**, der allerdings ein schlechter Haushalter war, und mit **Luther** soll nach einigen Berichten Kaiser sich verglichen haben. Das Gericht, das Kaiser apostrophiert hatte: „Tut dem Geist nicht zu weh, denn Geist ist schon eine unheilbare Wunde," verurteilte Kaiser wegen fortgesetzter Unterschlagung zu 1 Jahr Gefängnis, ab 4 Monate Untersuchungshaft, Frau Kaiser wegen Diebstahl zu 4 Monaten, ab 1 Monat. Durch zuerkannte Bewährungsfrist hat Georg Kaiser nur noch zwei Monate zu verbüßen.

Ich möchte in diesem Zusammenhange nicht auf eine ästhetische Würdigung Georg Kaisers eingehen. Er **mußte** bestraft werden, selbst wenn er ein Klassiker wäre. In seinem Stück „Von Morgens bis Mitternachts" stellt er uns einen Mann dar, der sich am Eigentume anderer vergreift und dem es nicht gelingt, sich mit dem Gelde auch nur **eine** glückliche Stunde zu erkaufen. Auch der Opfertod des „Bürger von Calais" steht auf einem anderen Boden als der ein Sonderrecht des Künstlers fordernde Dichter. Ich hebe diese beiden Fälle hervor, um vorzuschlagen, wir trennen den Dichter und sein Werk. Bietet Georg Kaiser uns ein neues Stück, so werden wir prüfen, was echt und unecht ist. Ob es in seinen „Lehren" aufbauend oder niederreißend ist, die Sitte hebt oder sie herabzieht. Aber von den Teppichen des Kommerzienrates werden wir dann ebenso wenig sprechen, als wir, wenn wir etwa von einem Drama Friedrich Hebbels reden, dazu bemerken, der Dichter habe sich gegen die Geliebte seiner Jugend schlimmer als häßlich benommen.

Hedwig Dransfeld.

Zu ihrem 50. Geburtstag am 24. Februar 1921.

Von Ina Neundörfer, München.

Die Schicksale großer Organisationen, ihr Aufstieg oder das Versickern ihrer Ideenkraft, ist allzeit eng mit der Entwicklung ihrer Führerpersönlichkeiten verknüpft. Rückwirkend erzieht und beeinflußt aber auch eine Idee diejenigen, die ihr dienen. Die Fäden von Organisation und Führer sind so sehr miteinander verschlungen, die seelischen Einwirkungen und äußeren Impulse an ihren Ergebnissen so sehr eine Einheit, daß man sie auch nur in ihrer Gesamtheit betrachten und würdigen kann.

So hängt auch der Lebensaufstieg Hedwig Dransfelds, der Führerin und Organisatorin der katholischen Frauenbewegung im Katholischen Frauenbund Deutschlands, aufs innigste mit dem Werden und Aufblühen des letzteren zusammen. Anläßlich ihres 50. Geburtstages am 24. Februar ergibt sich Gelegenheit, auch einmal im weiteren Kreise auf diese in öffentlichem Wirken groß und bedeutungsvoll gewordene Frauenpersönlichkeit des katholischen Deutschlands hinzuweisen. Zu Hacheney bei Dortmund geboren, begann Hedwig Dransfeld als schlichte Lehrerin, später als weltliche Vorsteherin eines westfälischen klösterlichen Institutes ihre erste Tätigkeit, in der sich aber bereits ihre dichterische und schriftstellerische Begabung zu entfalten begann. Einige Bände Gedichte sowie eine Reihe trefflicher Jugenderzählungen stammen aus dieser Zeit; sie ließen auf eine entwicklungsfähige Fruchtbarkeit ihrer Feder hoffen. Die von ihr mit E. M. Hamann begründete Zeitschrift „Haus und Welt" ging leider schon nach einem Jahre ein. Um so mehr zeigte sie ihr Talent als Schriftleiterin in der seit 1902 erscheinenden „Christl. Frau", die als vornehmste katholische Frauenzeitschrift allen Fragen höherer weiblicher Bildung und christlicher Frauentätigkeit in Familie und Gesellschaft diente, erst in den letzten Jahren vorwiegend sozialen Charakter angenommen hat und seit den Ereignissen von 1918 auch den politischen Fragen eingehende Erörterung schenkt.

Aber auf dem Gebiete pädagogischen Wirkens und schriftstellerischer Leistungen lag nicht Hedwig Dransfelds eigentlicher Beruf. Erst mit der Uebernahme des 1. Vorsitzes in dem 1903 gegründeten Katholischen Frauenbund Deutschlands wurde sie auf ein Arbeitsfeld gestellt, wo nach einer anderen Richtung hin ihre Eigenart und ihre Befähigung sich Bahn brachen. Sie übernahm damit ein Apostolat für ihr Geschlecht. Hier war Ackerfeld für ihr ausgezeichnetes Organisationstalent, dem der Kath. Frauenbund Deutschlands seinen heutigen Aufbau und das lebendige Ineinandergreifen seiner, ebenso für sein demokratisches Ideal wie für die Vielgestalt seiner Aufgaben, zweckmäßigen Gliederung verdankt. Auf Werbe- und Gründungsreisen, bei Sitzungen, Tagungen und Kongressen entwickelte sich ihre Rednergabe, die bei der 6. Generalversammlung des Kath. Frauenbundes Deutschlands im Reichstagsgebäude zu Berlin im Januar 1916 mit den Ausführungen über „Die Frau als Mitgestalterin am neuen Deutschland" bei Anwesenheit kaiserlicher Hoheiten wohl ihren glänzendsten Triumph feierte. Ihr selbstloses Hintanstellen persönlicher Wünsche zum Besten der Interessen des Bundes, ihre erstaunliche Arbeits- und Opferkraft sind nicht leicht zu übertreffen.

Die Frauenbewegung machte alle Phasen der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Wandlungen Deutschlands mit, die ja auch Frauenrechte und Frauenschicksale aufs tiefste mitbetrafen. Hedwig Dransfelds Weg führte immer mitten durch, sie blieb nirgendwo abseits stehen, wo sie Frauenarbeiten vermutete und Frauenpflichten erkannte. Mit dem Drucke größter Verantwortlichkeit übernahm sie die Mitgliedschaft der verfassunggebenden Nationalversammlung in Weimar im Winter 1918 und später die politische Vertretung des Wahlkreises 23, Düsseldorf II, im Reichstag. Außerdem ist sie als einzige Frau im engeren Fraktionsausschuß der Zentrumspartei.

Ein reiches, vielbewegtes Frauenleben, dem wir, nachdem es die goldene Halbhundertzahl erreicht, noch weitere fruchtbare und gesegnete Jahre wünschen.

Vom Büchertisch.

Ordensrecht. Kurze Zusammenstellung der kirchenrechtlichen Bestimmungen für die Orden und religiösen Kongregationen auf Grund des neuen kirchlichen Gesetzbuches. Von P. Joseph Jansen O. M. J. Mit Genehmigung der Ordensoberen und kirchlicher Druckerlaubnis. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Paderborn 1920. Ferd. Schöningh. XVIII u. 314 S. Kl. 8° geb. 9.— M. — Jansens Ordensrecht erschien erstmals vor knapp zehn Jahren. Das neue kirchliche Gesetzbuch machte eine gründliche Durchsicht notwendig und völlig umgearbeitet tritt es nun wieder an die Oeffentlichkeit. Es wird vor allem jenen Ordensleuten, die der lateinischen Sprache unkundig, den Codex nicht benützen können, ein willkommener Berater und Führer sein. Doch ist sein Wert damit keineswegs erschöpft. Wir möchten ihm vielmehr auch in der Allgemeinheit weite Verbreitung wünschen um ihr Einblick ins Ordensleben unserer Tage zu gewähren. Manches noch bestehende Vorurteil wird dann zerstört, manch irrige Ansicht berichtigt werden. Gymnasialprof. Dr. Karl Guggenberger.

Credo. Darstellungen aus dem Gebiet der christlichen Glaubenslehre. Von Peter Lippert S. J. 5. Bändchen: Die Gnaden Gottes. Buchschmuck von A. Kunst. 1. u. 2. Aufl. 12° (VI u. 154 S.) Freiburg i. Br. 1921, Herder. M 9.60, geb. M 13.—. — Vor dem, der sich in stiller Betrachtung in die wundervollen Essays des Wegbereiters einer neuen Blüte der christlichen Mystik versenkt, beginnen die unerschütterlichen Quadern unseres Glaubensgebäudes wie Alabaster zu schimmern und zu leuchten in der Wärme und Kraft göttlichen Lichtes. Nach den bisherigen Bändchen über Gott, den dreipersönlichen Gott, Gott und die Welt, den Erlöser will uns P. Lippert das Wirken der allerbarmenden Gottheit in der Seele zeigen, ein Gebiet also, das immer zu den größten Rätseln des menschlichen Geistes gehören wird. Aus den neun Kapiteln erscheint besonders zeitgemäß das vorletzte über „Gemeinschaftsgnaden". Man möchte wünschen, daß der Verfasser im nächsten Bändchen über die Kirche das Organisationsgesetz im Bereich der gemeinschaftsbildenden Gnade, den gemeinsamen Gnadenstrom, der von Christus aus sich über die Gläubigen ergießt, noch ausführlicher beleuchte.
Ludwig Heilmaier, Kurat.

Das Himmelreich ist nahe! Vorbereitung auf die Erstkommunion im engen Anschluß an die Bibl. Geschichte. Von O. Hilker, Rektor und Religionsoberlehrer. F. 8°. XIII u. 140 Seiten. Preis brosch. 12.80 M. Mergentheim 1921, Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger. — Das ist eine freudig zu begrüßende Gabe, die O. Hilker, Religionsoberlehrer in Erfurt, mit diesem Buche allen Katecheten darbietet, denen die Vorbereitung der Kinder auf die erste heilige Kommunion obliegt. Was diesen Erstkommunionunterricht ganz besonders empfiehlt, ist der enge Anschluß an das Leben Jesu, das, immer mit Bezug auf die Eucharistie, am Auge der Kinder vorüberzieht. Der Unterricht gewinnt dadurch an Anschaulichkeit. Es ist manchmal ganz überraschend, wie der Verfasser aus den biblischen Geschichten die dogmatischen Wahrheiten ableitet. Zum Verständnis und zur geistigen Erfassung der Glaubenslehren über die Eucharistie dürfte diese Methode nicht wenig beitragen, zumal Hilker in der Art der Darstellung seines Verständnis für die Psyche des Kindes bekundet. Ungesucht ergibt sich aus den zur Besprechung gelangenden biblischen Perikopen auch die Anwendung auf das religiös-sittliche Leben der Kinder. Die aszetischen Forderungen, die der Verfasser an die Erstkommunikanten stellt, sind praktisch gewählt nach dem Grundsatz: Non multa, sed multum. Der eigentliche Kommunionunterricht, 21 Lehrstunden umfassend, wird noch ergänzt durch eine kurze Vorbereitung auf die Beicht (4 Lehrstunden) und einen Anhang (Feier des Weißen Sonntags, Weihe an Maria). Katecheten, die auf die Intentionen Hilkers eingehen und seine Art, zu den Kindern zu reden, zu der ihrigen machen, werden reiche Frucht aus ihrer Sämannsarbeit erwarten dürfen. Schmid.

Leiden Jesu Christi. Nach Zeichnungen von Peter Würth. Im Patmos-Verlag zu Würzburg. 4°. 1920. — Vor mir liegt ein unlängst erschienenes Werk, das in Schwarzweißzeichnungen 20 Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Erlösers enthält. Die Not der Zeit hat leider dazu gezwungen, bei der Herausgabe mehrere von den ersten Szenen des Kreuzweges fortzulassen. Was übrig ist, muß Ersatz dafür leisten und tut es auch. Der Beschauer muß vorweg bereit sein, auf typische Bilder zu verzichten, das Verhältnis zur Religion nicht in der äußerlichen Erscheinung, sondern in der geistigen Auffassung zu suchen. Erst wenn das innere Auge die Festigkeit dieses Verhältnisses erkannt hat, wird der Blick imstande sein, es auch äußerlich wahrzunehmen. Die Zeichnung ist streng, die Darstellung teilweise stark realistisch, vom Schönheitsideal der Nazarener und ihrer Nachfolger keine Spur. Dafür finden wir Verwandtschaft mit der Stilisierung des Mittelalters, der volkstümlichen äußeren Härte und Herbigkeit, dem in tiefster Erregung zitternden Empfinden der späten Gotik. Natur und Uebernatur sind in großzügiger Stilisierung miteinander vereinigt, nicht kirchlich in dem Sinne, den typische Kunst damit verbindet, aber in demjenigen großer Vorzeit, über deren Glaubenstiefe und Kirchentreue kein Streit herrscht. Wir sehen Einfachheit von erschütternder Wirkung: der Heiland am Kreuze, wie der Schwamm ihm gereicht wird; Jesus zu dem Schächer sprechend; die Kreuze auf Golgatha, von der Last der Körper schief geneigt — welch eine Wirkung, gerade in der Wildheit dieser schrägen Linien! — Auferstehung und Sieg über Tod und Teufel. Eine gewaltige Dramatik der Sprache der Gebärden, Mienen, Hände. Tiefgefühlte Charakteristik. Man sieht es, der diese Bilder schuf, ist nicht nur ein Grübler und Theoretiker gleich anderen Modernsten, er ist überhaupt kein Expressionist. Aber er ist ein Verkünder verinnerlichten Ausdruckes, und er meistert die Form nach seiner Art. Würth ist 1873 in Würzburg geboren, hat sich mühsam emporkämpfen müssen und verdankt seine künstlerische Ausbildung fast nur sich selbst. Dr. O. Doering.

Offenes Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation. Von Ernst Freiherrn von Wolzogen. Leipzig, Hammer-Verlag (Theod. Fritsch) 1920. Ausgehend von dem Schandfleck bayerischer Geschichte, der sich an die intendierte Abschaffung des Adels knüpft, sucht der Verfasser den Adelsstand als „einfaches Naturgesetz" und „gottgewollt" hinzustellen. Seine Beweisführung verdient Beachtung. Wolzogen meint mit seiner Begriffsbestimmung „Adel" nicht die Geld-Aristokratie, auch nicht den durch willkürliche Ernennung regierender Fürsten geschaffenen Parvenu-Adel, sondern die „rassige Auslese alter Familien, in denen durch eine längere Geschlechtserbfolge hindurch alter Kulturbesitz, führendes Herrentum, geistige, wie sittliche Hochstrebigkeit und vornehme Gesinnung sich vererbten." Sympathisch berührt der Willkommengruß des Verfassers an die Vertreter alten Blutes und geistigen Führertums aus den bürgerlichen und großbäuerlichen Kreisen. Er apostrophiert sie sogar als „vollberechtigte Angehörige unseres Standes". Die geflissentliche Ausschaltung dieser erweiterten Aristokratie von der Führerschaft im republikanischen Deutschland rächt sich im Fehlen eines geeigneten Staatsmannes seit Herbst 1918. — Im zweiten Teil sieht Wolzogen die einzige Rettung des Adelsschiffes im Ueberbordwerfen überlebter Vorurteile: Konfession und Jenseitsreligion. Damit fördert er den verhängnisvollen, das Deutschtum seit dem 16. Jahrhundert zersetzenden Subjektivismus, und raubt manchem nur oberflächlichen Kenner des Adels den letzten Rest von Hochachtung vor diesem Stande. Eine gewisse Derbheit in der Umgangssprache ist man ja beim deutschen Adel gewöhnt. Wolzogen hätte gut daran getan, sie wenigstens nicht zu Papier zu bringen. — Wenn der Verfasser im dritten Teile seinen Standesgenossen mehr führendes Interesse in Literatur und Aesthetik wünscht, und zur Vermeidung von Rassemischung (Geldheiraten mit jüdischen Parvenütöchtern) auffordert, kann man ihm nur Erfolg wünschen. — Schließlich stellt Wolzogen dem deutschen Adel den englischen als Muster vor Augen: in Fragen des Ein- und Mitlebens mit der Volksseele wohl mit Recht. Wenn er aber der semitischen

Selbstsucht mit völkischem Egoismus begegnen will, kämpft er mit untauglichen Waffen. — Das Schlußwort zeigt, wie wenig es dem Verfasser selbst gelungen ist, frei zu werden von den „verhängnisvollen Vorurteilen“ mancher Vertreter seines Standes. Die Ehre deutschen Adels besteht bei ihm in der Pflege von Selbstgefühl und Eigensucht. „Unsere Regel sei: Erst komme ich, dann meine Sippe, dann mein Stand, dann mein Volk und Land — und da mache ich Halt. Ich will mich beschränken, um mich nicht zu verlieren . . .“ Die 21-Seiten-Broschüre liefert zwar manch interessanten Ein- und Ausblick, doch diskreditiert und desorientiert sie den Adel, erreicht somit ihren Zweck nicht. P. Bonifaz Schaefer.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. „Schluck und Jau“ sind einst durchgefallen, weil man von einem Possenspiel, auch wenn es von Gerh. Hauptmann ist, einen originellen Einfall erwartete; später, als es im Residenztheater wieder einmal erschien, revidierte man das harte Kunsturteil, freute sich an dem leichten Spiel als solchem und siehe da, man fand auch manch stilleren, poetischen Reiz. Dieser günstige Eindruck erneuerte sich, als man das Stück nunmehr im Prinzregententheater in neuer Einstudierung bot, bei der man sich vor allem freute, daß der köstliche „Jau“ des Herrn Höfer geblieben ist. Es war zu befürchten, daß diese etwas weitschweifigen Variationen über ein Thema Shakespeares in den großen Dimensionen unseres Festspielhauses an intimen Schönheiten Schaden erlitten, aber die Spielleitung Lützenkirchens wußte diesen Fährnissen klug zu steuern. Das Rahmenstück zu „Der Widerspenstigen Zähmung“ von dem Kesselflicker, der, betrunken auf der Straße aufgelesen, im Bette eines Lords erwacht, wo man ihm zu eines hohen Herrn Belustigung vortäuscht, ein hoher Herr zu sein, hat Hauptmann zu einem Fünfakter ausgebaut. Er gab seinen Landstreichern die dialektische Färbung seiner schlesischen Heimat, gewann der Idee manche neue Seite ab, indem er sie ausspann und der derben Konturierung manche weichere, zartere Linie einzeichnete, so daß das Ganze doch für Hauptmann charakteristischer ist, als für die Idee Shakespeares. Es ist das derb Zugreifende, Temperamentvolle oft abhanden gekommen; von den Schauspielern haben da Höfer, und mit Abstand zu nennen, Keller, Hauptmann geholfen. Die Sidselill, die Frau Rischer besonders gut liegt, die Damen Dandler und Krüger waren von einer stilistisch fein schattierten Spielfreude. Der Beifall war sehr herzlich.

Schauspielhaus. Der Konflikt zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater ist oft dramatisiert. Wir sahen vor Zeiten die theatralisch geschickte Formung des Stoffes durch Ferdinand Bonn, wobei dieser früher den jungen Fritz und späterhin den rauhen Soldatenkönig spielt. Das Schauspielhaus hat uns nun mit einem Schauspiel von Hermann Burte, einem jungen badischen Dichter, der manchem eine Hoffnung gilt, bekannt gemacht. Sein „Katte“ meistert den auf den ersten Blick dankbaren, aber doch erhebliche Schwierigkeiten in sich tragenden Stoff mit starkem Können. Die Aufnahme war einhellig, ja geradezu begeistert. Der Beifall ging nicht, wie so oft, von einem Grüppchen aus und die anderen standen teilnahmslos dabei, sondern das ganze Haus schien unter einem Eindruck. Diese Geschlossenheit ist ebenso selten, als erfreulich. Die Gründe der starken Wirkung sind mancherlei. Burte ist ein Dichter, und er kennt die Bühne. Viele kennen zwar die Bühne, sind aber keine Dichter, und manche Dichter sind auf der Bühne heimatlos. In beiden Fällen bleibt ein peinlich zu tragender Erdenrest; aber das Reinästhetische ist nicht der einzige Faktor des Erfolges. Unser Publikum ist der überspitzten Erotik müde, müde auch all dieser unmännlichen Jammerhelden Strindbergs und seiner expressionistischen Epigonen. Vielleicht auch der Umwertung und Auflösung aller Normen. Der starre Buchstabe des Gesetzes, dem der König zu seinem Rechte verhilft, fand bei den Zuschauern Widerhall. „Fiat justitia et pereat mundus“. Der Staat als der absolute, unbewegte Endzweck Hegels ist die Idee dieses Stückes. Ihr wird in Burtes Schauspiel der Kapitänleutnant von Katte geopfert, wie die „Agnes Bernauer“ in Friedrich Hebbels gleichnamigem Drama der Staatsraison. Burte folgt ziemlich treu der Geschichte. Es handelt sich um den bekannten Fluchtversuch aus der Kronprinzenzeit Friedrichs des Großen, der mißlingt, dem Prinzen selbst beinahe, seinem Freunde Katte tatsächlich das Leben kostet. Einen Mangel hat das Stück, den es mit anderen Friedrichsdramen teilt. Wir wissen, daß aus diesem unter der väterlichen Zucht seufzenden, flötenspielenden Schöngeist ein Friedrich der Große wurde, allein mit dieser Kenntnis kommen wir bereits ins Theater. Da müßten wir irgendwie das Flügelrauschen des werdenden Genius vernehmen, doch es bleibt nur bei einer Prophezeiung des Freundes, der für ihn in den Tod geht. Von ihm, der nicht geflohen ist, um dem König das Opfer liefern zu können, das nötig sei. Auf Befehl des Königs muß der Sohn der Hinrichtung des Freundes beiwohnen, die schrecklichste pädagogische Kur, die die Geschichte kennt. Es ist Burte gelungen, den Soldatenkönig vor dem Eindruck des finsteren Tyrannen zu bewahren. Mehrmals bricht das Gefühl der Vaterliebe hervor, aber er mißtraut dem Gefühl und verbirgt es hinter eiserner Strenge. Er liebt den Sohn, deshalb züchtigt er ihn. Riewe gab den König mit großer äußerer Wirkung, ohne deshalb der Innerlichkeit zu entbehren; eine schauspielerische Leistung von dieser Stärke hat man lange nicht im Schauspielhause gesehen. Wohlbrück gab den Katte, der anfänglich nicht ohne egmonthaften Leichtsinn in der Aufopferung der Freundestreue zum Helden wird, mit wachsender Innerlichkeit. Die romantische Liebe zur Prinzessin Wilhelmine, von Else Tiedemann mit Anmut, Wärme und Geist ausgestattet, gab ihm einen elegischen Unterton und die Wandlung vom Spötter zum Christen gelang, ohne dem forschen Reiteroffizier etwas wesensfremd Pastorales beizumengen. Götz gab den Kronprinzen ganz wie er von Burte gezeichnet wurde. Das Leid der königlichen Mutter fand bei Margarete Tondeur ergreifenden Ausdruck. Hermine Körner hatte das Stück mit viel Geschmack in historischem Kolorit in Szene gesetzt. Man denkt im Schauspielhaus bei geschichtlichen Stücken leicht an Kostümierung, was ernüchtert. Hier gab sich alles natürlich; bis zu dem Riesengrenadier Friedrich Wilhelms. Mit den Schauspielern wurde Frau Körner immer und immer wieder gerufen, und so vereinigte sich an der Stätte, an der unlängst so häßliche Kämpfe um Schnitzlers „Reigen“ stattgefunden, Theater und Publikum in Wohlgefallen.

Lustspielhaus. Eine Uraufführung: „Die doppelte Adele“, ein Schwank von Max Real und Max Ferner hatte Lacherfolg. Die komischen Situationen werden durch allerhand Unmöglichkeiten hervorgerufen; die Charakterisierungskunst bleibt im Typischen. Die richtige Adele reist angeblich ins Bad, kehrt unter der Maske einer verschollenen Schwester zurück und sieht nun, wie es ihr lockerer Gatte treibt. Ein Zwischenspiel ist auf der Bühne eines Variétés. Die richtige Adele sitzt vertretungsweise im Souffleurkasten, der Mann spielt vertretungsweise einen Türken. Welch ein Schrecken, als er seine Frau entdeckt. Zu diesem Zwischenspiel hatte sich das Lustspielhaus eine Akrobatin als Gast geleistet. Die Varieténummer war recht hübsch, aber es ist undiplomatisch für eine Bühne, mit dem Finger darauf hinzuweisen, daß gutes Variété besser ist, als ein schlechter Schwank. Gespielt wurde recht munter. Frau Anlinger gab die richtige Adele recht unnatürlich, die Doppelgängerin aber natürlich und liebenswürdig. Durch frisches, gewinnendes Spiel fiel Herr Mogens auf. Es handelte sich bei ihm, wie man hört, um einen ersten theatralischen Versuch.

Volkstheater. Das vormals im Residenztheater gespielte Lustspiel „Die selige Exzellenz“ von Rudolf Presber und Leo W. Stein ist etwa fünf Jahre alt. Damals gab es noch die kleinen Residenzen und Höfe, wie diesen, an dem das muntere Stück spielt. Es schadet aber dem Lustspiel nichts in seiner Wirkung, daß es aus verklungenen Tagen ist. Presbers Humor ist zu echt und zu liebenswürdig, als daß man nicht von seiner Charakteristik und seinem graziösen Dialog gefesselt würde. Durch den Tod der mächtigen Exzellenz werden dessen Privatsekretär und eine Dame, der man zu Unrecht sittlich etwas anhängen möchte, gewissermaßen vogelfrei. Man möchte die beiden, die man beneidet und als Eindringlinge betrachtet hat, vertreiben. Da verbreiten die beiden die Nachricht, daß Seine Exzellenz Memoiren hinterlassen, und daß sie allein berechtigt seien, ihr Erscheinen zu bestimmen. Da wendet sich das Blatt; gar zu viele haben in der Residenz die scharfe Feder der seligen Exzellenz zu fürchten und bald sind die beiden die umschmeichelsten Persönlichkeiten. Es ist viel Feines, Kluges und Liebenswürdiges aus dem Stoffe herausgeholt, nie derb, nie verletzend werden allerhand kleine Schwächen an den Pranger gestellt. Man spielte am Volkstheater sehr fein und diskret und schien sichtlich befriedigt, wieder einmal nicht mit dickem Pinsel faustdicke Albernheiten auftragen zu müssen.

Theater am Gärtnerplatz. „Dorfmusikanten“, Operette von Leopold Jacobson und Rob. Bodanzky, Musik von Oskar Straus. Hübsche Lieder und flotte Tänze, melodiös, gefällig, liebenswürdig. Der Komponist weiß, was gefällt, aber er wahrt die Linie eines besseren Geschmackes. Der Bauernbursch, der Unglück in der Liebe hat, als Glücksersatz aber ein großer Künstler wird, ist keine ganz neue Operettenfigur, aber das Ganze ist recht nett gemacht und Graf und Seibold, die Damen Menari und Oesterreicher geben sanglich und darstellerisch sehr Hübsches.

Friedrich Reisch †. Dr. Friedr. Reisch, seit eineinhalb Jahren Kapellmeister am Nationaltheater, woselbst er schon früher als Solorepetitor tätig gewesen war, ist im Alter von nur 40 Jahren gestorben. Ein Musiker von großem Können und Geschmack, der robuste Theatereffekte mied, ist in Reisch dahingegangen. Er hat einige Stücke vornehmer Kammermusik geschrieben. Von der Philologie ist Dr. Reisch zur Kunst gekommen und noch als Kapellmeister ist er Mitarbeiter am Thesaurus linguae latinae geblieben.

Musik. Sigmund von Hausegger hat im 9. Abonementskonzert des Konzertvereins uns zwei fesselnde Neuheiten geboten; eine phantastische Ouvertüre „E. T. A. Hoffmann“ von Otto Besch und eine Ballade: „Liebeszauber“ von Rudi Stephan, dem im Felde gefallenen jungen Tondichter, von dem manche sich sehr viel versprochen haben, was seine einzige, in Frankfurt uraufgeführte Oper, kaum gehalten hat. Es liegt viel Dämonisches in Hebbels „Liebeszauber“, das den Musiker zur Vertonung reizen muß und R. Stephan hat seine künstlerische Aufgabe mit dem Klangzauber des modernen Orchesters bestechend gelöst. Paul Bender hat hier wie als Liedersänger durch die Schönheit seiner Stimme und seinen plastischen Vortrag wieder seine Hörer zu packen gewußt. Die Hoffmann-Ouvertüre bietet lose zusammengehaltene Impressionen eines Musikers von Geist und Geschmack. Hausegger dirigierte die Neuheiten mit suggestiver Wirkung und feinstem Klangreiz. Die Ouvertüre zu „Christelflein“ gibt Hausegger leichter, als sie der Tondichter Pfitzner selbst interpretiert. Schuberts B-dur-Symphonie erhält bei Hausegger eine stark persönliche Prägung. Hausegger, der sein Publikum wieder hinzureißen verstand, ward stürmisch gefeiert. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Man hat an der Börse bei der letzten grossen Hausse gewitzelt, dass die Kurse um so höher gehen müssten, je trostloser die Lage Deutschlands ist. Das Publikum scheint sich jedoch in seinem Spielrausch allmählich zu besinnen. Die Nervosität, die die Erwartung der Londoner Zusammenkunft überall gezeitigt hat, und die Zurückhaltung, welche sich als Folge dieser Schicksalswochen überall in unserem Wirtschaftsleben ausprägt, hat jetzt auch die Börse nicht unberührt gelassen. Recht empfindliche Kursrückgänge, die schon bei geringem Angebot mehrmals eingetreten sind, haben doch auch bei den Spielwütigen Bedenken erweckt. Da durch die Besserung der Mark die Lust an Valutapapieren und ausländischen Zahlungsmitteln geringer geworden ist, fliessen nach einigen Tagen der Verkäufe die flüssigen Gelder infolge der Abneigung gegen die Staatspapiere doch wieder den Industriepapieren zu. Daher erklärt sich das Auf und Ab. Das ändert nichts daran, dass die allgemeine Börsenlage unklar ist. Dass die Krise im Weltabsatz noch stärker uns berühren wird, davon ist man bei Industrie und Handel immer mehr überzeugt. Die Börse kann von dieser Meinung nicht unberührt bleiben. Auch gewinnt die Ansicht Raum, dass der bestimmt vordringende Preisabbau auf allen Weltmärkten auch vor den Wertpapieren nicht haltmachen werde. Auch die Ankündigung von Tarif- und Steuermassnahmen, die die Börse einschneidend treffen werden, lähmt die Unternehmungslust. Die neue Woche eröffnete in schwacher Haltung, noch etwas schwächer als die alte geschlossen. Schantung zogen stark an. Man glaubte zu wissen, dass seitens der Entente Anfragen eingetroffen, was Deutschland für die Bahn verlange. Man spricht davon, dass jede Aktie mit 10000 Mk. Kriegsanleihe abgekauft werde. Fest waren Argo, Guano und einzelne Montanpapiere, wie Bismarckhütte, von der eine französische Aktienbeteiligung gemeldet wird. Im ganzen aber war das Geschäft still; kleine Aufträge machen den Kurs. Der nächste Tag brachte bereits eine Aufwärtsbewegung, obwohl man über die neue Börsensteuer, die, wie man jetzt hört, das Fünffache der heutigen Sätze betragen soll, schlecht gelaunt ist. Die neue Begeisterung war kurzlebig. Die Tendenz war schon anderen Tages wieder auf allen Linien schwach. Der Schantungkurs fiel um 37 Prozent. Das Dementi über das oben erwähnte Gerücht ist nicht ausgeblieben; wird aber von manchen angezweifelt, die behaupten, die Wiederherstellungskommission wolle tatsächlich wissen, was Deutschland für die Bahn mit der Kohlenzeche verlange. Der Preis solle auf Reparationskonto gutgeschrieben werden. Die Geschäftsstille blieb, das Wochenende zeigte eine ein wenig freundlichere Haltung. Die Mark fiel zuletzt.

Die Generalversammlung der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. setzte die Dividende auf 9 % fest. Die Ergebnisse im laufenden Jahre werden als befriedigend bezeichnet, es sei aber allmählich ein Rückgang eingetreten, da die Verkaufspreise nicht erhöht wurden, die Selbstkosten aber weiter wuchsen. — Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft und die Linke & Hofmann-Werke schlagen ihren Aktionären vor, die seit längerer Zeit angestrebte Annäherung durch Aktienaustausch zu bekräftigen. Jede der beiden Firmen soll 30 Millionen junge Aktien der anderen mit Dividendenanspruch vom 1. Januar 1921 zu dauerndem Besitz erwerben. Das Bewertungsverhältnis von den A. E. G. und den Linke-Hoffmannaktien wird zu 2 : 3 bemessen und die Differenz seitens der A. E. G. in bar ausgeglichen. Die Norddeutsche Jute-Spinnerei u. -Weberei Hamburg, die 15 (9) % auf die Vorzugsaktien und 12 (6) % auf die Stammaktien vorschlägt, berichtet, dass das Geschäftsjahr sehr unregelmässig verlaufen sei. Bedeutende Geschäfte konnten mit dem Auslande abgeschlossen werden, während der deutsche Verbrauch zeitweilig sehr zurückhielt. Ungeklärt seien die Aussichten für das neue Jahr. — Verhandlungen zwischen einer französischen und einer englischen Gruppe bezwecken gemeinsame Ausbeutung der elsässischen Kalilager behufs vorteilhafterer Bekämpfung der deutschen Konkurrenz. — Zum 1. März wird eine Preisermässigung auf deutsches Roheisen erwartet, die jedoch geringer sein wird, als angenommen wurde. — Gegen Ermässigung sprach sich der Stahlbund aus, als Gründe wurden angeführt, unsere Valuta stehe zurzeit auf dem gleichen Stande, wie im Oktober; die Löhne hätten sich nicht verringert, sondern teilweise erhöht; auch ständen Erhöhungen von Fracht- und Kohlenpreisen bevor.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Verschiedenes.

Die Hygiene-Messe Leipzig Frühjahr 1921. Die Hygiene-Sonder-Messe, die bei ihrer erstmaligen Veranstaltung im Herbst 1920 viel Anklang gefunden hat, findet auch dieses Jahr als Qualitätsmesse im „Eldorado", Leipzig, Pfaffendorferstraße 4, während der Allgemeinen Mustermesse vom 6.—12. März statt. Die Hygiene-Messe stellt eine Verkörperung des Gedankens dar, zur Hebung der Qualität die Spezialindustrien zu angespanntestem Wettbewerb in Güte und Preis zusammenzufassen. Die Beteiligung ist überaus zahlreich und legt Zeugnis ab, daß man gerade ihre hohe Bedeutung für Individuum und Nation erkannt hat. Firmen aus allen Teilen Deutschlands stellen wieder in den Abteilungen und Sondergruppen aus, die schon das letztemal vertreten gewesen sind. Dem Besucher wird vor Augen geführt, daß es die Hygiene einmal mit der Gesundheit des einzelnen Individuums zu tun hat und in diesem Sinne in der Hauptsache identisch ist mit der Diätik oder der Lehre von der gewohnheitsmäßigen Lebensweise. Die Hygiene umfaßt aber noch ein anderes Gebiet, nämlich das der öffentlichen Gesundheitspflege. Durch die Beteiligung des Lingner-Konzern, Dresden, eröffnet sich für die Hygiene-Meß-Ausstellung die Aussicht, auch dieses Gebiet zu erobern. Der Charakter der Vielseitigkeit wird den zu erwartenden regen Besuch lohnen.

4% Sparkassen-Verbandsanleihe. In heutiger Nummer ist neuerlich ein Inserat über die Bayerische Sparkassen-Verbandsanleihe enthalten. Kapitalsanlagen der bayerischen Gemeinden und Ortschaften, der gemeindlich oder ortschaftlich verwalteten und der sonstigen örtlichen Stiftungen, sowie der bayerischen Pfründestiftungen, Kirchen und sonstigen, der Fürsorge der Kirchenverwaltungen anvertrauten Kultusstiftungen, endlich die bayerischen Kirchengemeinden, können inhaltlich der Verordnung vom 5. Mai 1905 durch Erwerbung von Schuldverschreibungen aus dieser Anleihe erfolgen. Diese Schuldverschreibungen sind auch auf Grund § 1807 Ziffer 3 BGB im Gebiete des Deutschen Reiches zur Anlegung von Mündelgeld geeignet. Für die Sicherheit der Anleihe haften neben dem Landesverband alle Mitgliedersparkassen, die Gemeinden und Bezirke, die diese Sparkassen betreiben, die beliehenen Bezirke und Gemeinden, endlich auch das Reich gemäß § 59 des Landessteuergesetzes. Die Erwerbung solcher Schuldverschreibungen ist sonach die beste Kapitalsanlage.

Das kath. Knaben-Internat zu Breslau nimmt für Ostern 1921 oder auch früher Knaben aus guten Familien auf, die Gymnasium, Realgymnasium oder andere höhere Schulen besuchen wollen. Geistliche Leitung, gute Verpflegung, mäßiger Pensionspreis. Das Internat ist bekannt durch die wirklich gute Verpflegung und den zur heutigen Zeit sehr mäßigen Pensionspreis. Besonders sei hingewiesen auf die gründliche, häusliche Beaufsichtigung der Schularbeiten und auf die kostenlose Erteilung von evtl. Nachhilfestunden.

Nordsee-Schule Wangeroog (Priv. höh. Knaben- und Mädchenschule — Landerziehungsheim). In heutiger Zeit suchen Eltern und Erzieher Orte, wo die Kinder frei von politischer Unruhe und störender Beeinflussung zu innerer Reife und Kraft herangebildet werden. Nirgendwo besser als auf meerumbrauster Insel ist diese Stille. Der Unterricht in der Nordseeschule umfaßt zunächst die Klassen von Sexta bis Prima. Auch in ihm ist der größte Wert auf die Berücksichtigung des einzelnen gelegt. Auf je 6 Schüler kommt ein vollakademisch gebildeter Erzieher und Lehrer. Die Lebensweise ist einfach und gesund, die Verpflegung sehr reichlich und kräftig. Sie ist den besonderen Anforderungen angemessen, die das Nordseeklima an den Körper stellt. In Berücksichtigung der schwierigen Stoffbeschaffung sieht die Schule von Einzelforderungen an Kleidung und Ausrüstung zunächst ab. Angehörige können ev. während der Sommerferien in den schönen Internatsräumen wohnen und von der Anstalt verpflegt werden. Nähere Einzelheiten siehe Inserat und Prospekt, den die Schulleitung verschickt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 10 — München, 5. März 1921. — XVIII. Jahrgang.

Die Landtagswahlen in Preußen.

Von Prof. Grebe, M. d. pr. L.

Als nach dem Kapp-Putsch die Reichsregierung sich zu sofortiger Ausschreibung von Neuwahlen im Reiche entschloß, konnte Preußen diesem Beispiele nicht folgen. Die verfassunggebende Landesversammlung hatte ihre Hauptaufgabe noch nicht vollendet, oder richtiger ausgedrückt, kaum in Angriff genommen. Der Verfassungsentwurf war eben erst dem Hause vorgelegt, aber noch nicht einmal in erster Lesung durchberaten. Trotzdem wurde vielfach nachdrücklichst betont, daß im größten Bundesstaate, dessen Hauptstadt zudem Sitz der Reichsregierung sei, keine andere Parteigruppierung die Führung übernehmen könne als im Reiche. Deshalb müßten gleichzeitig mit den Reichstagswahlen auch Neuwahlen zum preußischen Landtage stattfinden. Es war aber doch zu einleuchtend, daß die Parteien nicht vor ihre Wähler treten konnten, ohne daß sie die Aufgabe vollendet hatten, für die sie eigens gewählt waren. Eine verfassunggebende Versammlung, die darauf verzichtet, eine Verfassung zu schaffen, würde der Lächerlichkeit anheimfallen. Man gab deshalb den Gedanken an Neuwahlen auf, und die Landesversammlung setzte ihre Arbeiten fort. Nach ihren Erfolgen bei der Reichstagswahl drängten die Rechtsparteien aufs neue auf schnellsten Abschluß der Arbeiten der Landesversammlung. Die Mehrheit einigte sich demgegenüber dahin, daß die Neuwahlen innerhalb dreier Monate nach Verabschiedung der Verfassung stattfinden sollten. Dieser Termin wurde innegehalten. Am 20. Februar hatte Preußen einen Großwahltag, denn es wurde gleichzeitig zum preußischen Landtage, zu den Provinziallandtagen und zu den Kreistagen gewählt. In den Provinzen Ostpreußen und Schlesweg-Holstein, in denen am 6. Juni 1920 wegen der Abstimmungen in den Grenzbezirken nicht hatte gewählt werden können, wurde an demselben Tage die Reichstagswahl nachgeholt. Oberschlesien, das erst am 20. März über seine Zugehörigkeit zu Deutschland entscheiden soll, konnte auch jetzt noch nicht an der Wahl teilnehmen.

Man rechnete nach dem Vorbilde der sächsischen Wahlen auch in Preußen mit einer starken Wahlmüdigkeit. Diese Befürchtung ist nicht eingetreten. Die Wahlbeteiligung war im ganzen wohl etwas geringer, stellenweise aber sogar lebhafter als bei der Reichstagswahl. Diese Erscheinung ist wohl zum Teil eine Folge der Häufung der Wahlen. Im ganzen wurden für den Landtag abgegeben rund 16¼ Millionen Stimmen gegen 15231427 Stimmen bei der Reichstagswahl. Doch muß man hierbei beachten, daß diesmal auch Schleswig-Holstein und Ostpreußen mitwählten. Dort wurden rund 1½ Millionen Stimmen abgegeben. Zieht man diese ab, so war die Wahlbeteiligung um rund eine halbe Million Wähler schwächer als bei der Reichstagswahl. Damals betrug die Wahlbeteiligung in Preußen 80,4%, am 20. Februar 77,5%.

Welche Verschiebungen in der Parteistärke lassen nun die Preußenwahlen erkennen? Am wichtigsten ist das Verhältnis zwischen den sozialistischen und den bürgerlichen Parteien. In ihm prägt sich am deutlichsten aus, wie sich das deutsche Volk allmählich innerlich zu der Revolution stellt. Bei den Wahlen zur Landesversammlung hatten die sozialistischen Parteien 43,9% sämtlicher Stimmen erhalten; bei den Reichstagswahlen am 6. Juni 1920 erzielten sie in Preußen noch 42% der abgegebenen Stimmen, bei der Landtagswahl ging ihr Anteil auf 40% zurück. Es ist gewiß höchst erfreulich, daß der Sozialismus seinen Höhepunkt anscheinend endgültig überschritten hat. Ein langsames Abwenden vom Geiste der Revolution ist nicht zu verkennen. Der sozialdemokratische Prozentsatz ist aber immer noch erschrecklich hoch. Es wird noch langer, zäher Arbeit bedürfen, ehe man beruhigt erklären kann, daß das deutsche Volk den Sozialismus innerlich überwunden habe.

Bemerkenswert ist die Verteilung der sozialistischen Stimmen unter die drei beteiligten Parteien. Bei der Reichstagswahl hatten in Preußen erhalten: die Mehrheitssozialdemokraten 3262617 Stimmen, die Unabhängigen 2992922, die Kommunisten 187577. Bei der Landtagswahl entfielen auf die Mehrheitssozialdemokraten 4170000, auf die Unabhängigen 1050000 und auf die Kommunisten 1200000. Die Mehrheitssozialisten haben einen Teil der Stimmen, die sie an die Unabhängigen verloren hatten, zurückgewonnen. Diesen Erfolg verdanken sie nicht so sehr der besseren Einsicht der Wähler als vielmehr der Spaltung der Unabhängigen. Seit dem Streit um Moskau haben diese jede Werbekraft verloren. Der Gewinn der Mehrheitssozialdemokraten ist aber nicht so bedeutend, daß sie daraus irgendwelche weitergehenden Schlüsse ziehen könnten. Gegenüber den Wahlen zur Landesversammlung haben sie immer noch 2 Millionen Stimmen eingebüßt, die Unabhängigen sind auf den damaligen Stand zurückgesunken, dafür haben die Kommunisten um 1100000 Stimmen zugenommen. Will man die Wahl vom 20. Februar mit der Reichstagswahl im vorigen Jahre vergleichen, so muß man Schleswig-Holstein und Ostpreußen, die damals nicht mitwählten, außer Betracht lassen. Dann aber schmilzt der Gewinn der Mehrheitssozialisten auf rund 450000 Stimmen zusammen, die Sozialdemokratie im ganzen aber hat rund 700000 Stimmen eingebüßt. Die Schwächung ihres radikalen Flügels ist natürlich an sich erfreulich. Die innere Gesundung unseres Volkes ist aber erst dann gesichert, wenn es sich vom Sozialismus überhaupt entschieden abwendet. An Mandaten erhielten die Mehrheitssozialdemokraten 107, die Unabhängigen 27 und die Kommunisten 30.

Diesen 164 sozialdemokratischen Mandaten stehen 242 Mandate der bürgerlichen Parteien gegenüber. Auch eine sozialistisch-demokratische Mehrheit ist im künftigen Landtage nicht mehr vorhanden. Eine solche Gruppierung würde nur über 189 Mandate gegenüber 217 der übrigen Parteien verfügen. Zu diesen 406 neu verteilten Mandaten kommen vorläufig noch 22 alte Mandate in Oberschlesien, die das Verhältnis aber noch etwas zuungunsten der Sozialdemokratie verschieben, denn 11 von diesen Mandaten sind im Besitz des Zentrums, 1 der Deutschnationalen, 1 der Demokraten, 7 der Mehrheitssozialisten und 2 der Unabhängigen. Der Anspruch der Sozialdemokratie auf Vorherrschaft läßt sich auch in Preußen in Zukunft in keiner Weise mehr begründen.

Die Verschiebungen unter den bürgerlichen Parteien verliefen in der gleichen Richtung wie bei den Reichstagswahlen vom 6. Juni 1920. Läßt man Schleswig-Holstein und Ostpreußen außer Betracht, so hat das Zentrum rund 200000 Stimmen gewonnen; die Demokraten haben wiederum rund 180000 Stimmen eingebüßt, obgleich ihr Sturz im vorigen Sommer so katastrophal war, daß ein weiterer Rückgang unmöglich schien. Die Deutschnationalen haben einen Gewinn von rund 350000 Stimmen zu verzeichnen, die Deutsche Volkspartei einen Rückgang von über 200000 Stimmen. Diese Verschiebungen weisen darauf hin, daß die Wähler allmählich zu ihren früheren politischen Anschauungen zurückkehren. Die Revolution brachte zunächst eine gewisse parteipolitische Unsicherheit in die Wählermassen. Die Firmenänderung der meisten bürgerlichen Parteien verstärkte diesen Eindruck. Der Deutsche ist aber als Parteimann konservativ und wechselt nicht leicht die Flagge. Die Parteien sind

fast schon nach Wesen und Bedeutung wieder auf dem Stande vor der Revolution angelangt. Die Demokraten sind wieder die alten Freisinnigen: Offiziere ohne Mannschaften. Die Deutsche Volkspartei hatte im vorigen Sommer als Partei des Wiederaufbaues gute Wahlgeschäfte gemacht; manche hatten ihr auch ihre Stimme gegeben, weil die Deutschnationalen durch den Kapp-Putsch noch zu stark belastet waren. Auch zwischen diesen beiden Parteien bahnt sich der Ausgleich an. Als Rechtsnachfolgerin der alten Nationalliberalen, die im Osten nie großen Einfluß hatten, hat die Deutsche Volkspartei im Osten zahlreiche Stimmen an die Deutschnationalen zurückgeben müssen. Die Deutschnationalen aber, die sich in nichts von den früheren ostelbischen Konservativen unterscheiden, haben im Westen trotz umfassendster Agitation nur geringe Fortschritte gemacht; ihr Erfolg beschränkt sich im wesentlichen auf den Osten. Diese beginnende Scheidung des Besitzstandes ist erfreulich. Sie wird die Klärung der Parteiverhältnisse erleichtern.

Wie steht es nun mit der Möglichkeit der Mehrheitsbildung? Die bisherigen Regierungsparteien Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten haben eine ziffernmäßige Mehrheit gerettet. Diese Mehrheit ist aber zu klein, um auf sie die Regierung gründen zu können. Die einfachste Lösung wäre die Aufnahme der Deutschen Volkspartei in die Regierung. Dieser Vorgang müßte durch eine Erweiterung der Reichsregierung durch Wiedereintritt der Sozialdemokratie ergänzt werden. Dann wäre die Gleichmäßigkeit zwischen Preußen und dem Reiche wiederhergestellt. Wenn Herr Scheidemann erklärt, diese Gleichmäßigkeit könnte durch Neuwahlen im Reiche erreicht werden, so verkennt er die Lage vollständig. Im Reichstage wäre auch eine kleine Mehrheit der alten Koalitionsparteien vorhanden gewesen (246 gegen 220 Mandate), wenn nicht die Bayerische Volkspartei sich vom Zentrum getrennt hätte. Diese Mehrheit wäre aber ebenfalls nicht ausreichend; immerhin bestände wenigstens eine schwache Hoffnung, sie durch Neuwahlen zu verstärken. Die Preußenwahlen haben die Auflösung der Demokratischen Partei bestätigt. Die Sozialdemokratie aber ist weit davon entfernt, ihre frühere Bedeutung zurückzugewinnen. In Ostpreußen und Schleswig-Holstein haben Reichstagswahlen stattgefunden. Nach ihrem Ausfall besteht keine Hoffnung, durch Neuwahlen im Reiche ein wesentlich anderes Verhältnis in der Stärke der Parteien zu erzielen als bisher. Auch Herr Scheidemann wird in seinem demokratischen Herzen sich vor dem Willen des Volkes beugen müssen. Kann er sich nicht dazu verstehen, so muß er bedenken, daß seine Partei sowohl in Preußen wie im Reiche nur über ein Viertel der Abgeordneten verfügt. Insofern haben die Preußenwahlen das Ergebnis der Reichstagswahlen bestätigt: Mit der Sozialdemokratie geht es weiter bergab, die Demokraten sind fast vernichtet.

Frau Sage.

Sie wohnt im blühenden Rosenhain
Am klingenden Rieselborn,
Doch keiner findet zu ihr hinein,
Zu dicht sind Distel und Dorn.

Wenn silbern schimmert des Mondes Pracht,
Klingt in den Lüften ihr Lied,
Das auf den Schwingen der Sommernacht
Wohl über die Lande zieht.

Sie singt von trotzigem Reckenstreit,
Von Siegfried, dem jungen Held,
Sie singt von seliger Minnezeit,
Vom Zauber der Nordlandswelt.

Der Hirte hört es im Thymian,
Und blässt das Lied auf dem Rohr,
Der junge Ferge singt es im Kahn
Der lauschenden Liebsten vor.

Die Wellen tragen es an den Strand,
Melodisch und wundersam,
So wandert's weiter von Land zu Land,
Weiss keiner, woher es kam.

Josefine Moos.

Wir gehen zugrunde!

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

In jedem Blättlein kann mans lesen, daß wir heute „zugrunde gehen", daß dem „großartigen Aufstieg" der letzten fünfzig Jahre ein jäher Absturz in die Tiefe gefolgt ist. Ihr lieben Leute, es bleibt ewig wahr: „Nichts geschieht von ungefähr, von Gottes Hand kommt alles her". Und verlieren kann man nur, was man nie besessen hat. Dem „großartigen Anfstieg" von einst fehlte die geistige Grundlage: es war ein Koloß auf tönernen Füßen. Und darum müssen wir „zugrunde gehen". Der Absturz in die Tiefe erfolgte nicht erst in den letzten Jahren, er begann in dem Augenblick, als die verantwortlichen Führer des deutschen Volkes vor gutding 50 Jahren, nach dem Kriege 1870/71, die schiefe Ebene betraten und die Dinge ins Rollen brachten, die heute so hart aufstoßen. Nicht umsonst hat sich das Schicksal zuerst an den Fürsten und ihren berufenen oder erwählten Ratgebern erfüllt. Aber auch dem Volke bleibt nichts geschenkt, was es verschuldet hat, einem Volke, das gleich den Fürsten jedem Lügner geglaubt hat, der die deutsche Seele, das deutsche Wesen mit dem Truggespinst des „Aufstiegs" und des „Fortschritts" zu umgarnen verstand.

Und darum gehen wir jetzt „zugrunde".

Ach, wenn wirs doch täten! Wenn wir doch wirklich im wahren Sinne des Wortes zu Grunde, das heißt auf den Grund der Dinge gingen! Wir müssen „zugrunde gehen", damit wir den Dingen „auf den Grund kommen". Erst dann haben wir die Möglichkeit, die Not zu wenden. Wir müssen notwendig — wieder im wahren Wortsinn — „zugrunde gehen", wenn wir im Irrtum und in der Lüge nicht verderben wollen.

Nicht um einen „Wiederaufbau", sondern um einen gänzlichen Neubau des deutschen Volkshauses handelt es sich. Ein „Wiederaufbau", selbst wenn er gelänge, würde aus gleicher Ursache zusammenbrechen wie der Bau der falsch geführten und trügerisch beratenen Väter vor fünfzig Jahren. Die Umstürze hätten kein Ende, wir kämen nie aus dem Elend heraus. Je tiefer wir jetzt zugrunde gehen, desto besser für uns und die Kommenden, für die wir verantwortlich sind. Wir müssen den Urgrund des deutschen Wesens aus dem Schutt des seelenlosen Zeitalters des „großartigen Aufstiegs" erlösen, dann werden wir selbst Erlöste sein.

Was heißt denn Grund? Grund ist das Wesen eines Dinges, sein innerstes Sein, das sich nicht selbst widersprechen kann, in dem es keine Irrtums- und Anstoßmöglichkeiten gibt. Dieses Wesen ist die Wahrheit, ist von Gott, dessen Wesen ja die Wahrheit ist. Eine Sache ist nur insofern „begründet", als sie wahr ist. Was innerlich unwahr oder unbegründet ist, muß notwendig „zugrunde gehen", bis der Grund, die Wahrheit erkannt, gewollt und betätigt wird. Erst dann hat das „Zugrundegehen" ein Ende; von hier aus darf der Aufstieg zu den wahren Höhen des Lebens beginnen. Denn im Wesen der Wahrheit liegt auch die wahre Freiheit und die wahre Liebe, die das Leben erst lebenswert machen.

Die Welt wird nur insoweit am deutschen Wesen genesen, als dieses wahr ist. Hier wurzelt die deutsche Weltsendung.

Die Art der Strafe entspricht der Art der Schuld. Ueberdenken wir alles, was uns in Auswirkung des Weltgesetzes der Gerechtigkeit, der anderen Seite der Wahrheit, in dieser Notwende geschieht und geschehen ist, dann werden wir erkennen, daß uns nichts Unrechtes geschehen ist, daß alles in der Art unserer Schuld „wohlbegründet" ist. Damit sollen unsere Gegner keineswegs „entschuldigt" werden; denn auch sie haben ihr vollgerüttelt Maß an größter Schuld, und auch an ihnen wird sich die vergewaltigte Wahrheit in einem furchtbaren „Zugrundegehen" auswirken. Denn Gott, die Wahrheit, läßt seiner nicht spotten. Wir haben keine Ursache, pharisäisch über die Feinde herzufallen, bevor wir nicht selbst „zugrunde" gegangen sind und dem Urgrund der Wahrheit den neuen Lebenshort abgerungen haben. Wir dürfen auch Gott, die Wahrheit, nicht anklagen, daß sich unsere Sünden wider den Heiligen Geist der Wahrheit so verderblich an uns auswirken. Schuld an allem sind wir selbst. Und der Sinn unseres „Zugrundegehens" ist ja nur der, daß wir der Wahrheit, die sich im Gewissen von selbst aufdrängt, auf den Grund kommen und im Leben nach dieser Wahrheit alle üblen Folgen vermeiden, die uns bislang aus dem Gegenteil erwachsen sind. Nicht Gott

hat uns gestraft, wir selbst strafen uns. Gott ist immer gerecht. Seine Gerechtigkeit ist immer nur Wirkung seines inneren Wesens, der Wahrheit, die der eine als Lohn, der andere als Strafe empfindet, je nachdem er der Wahrheit lebt oder der Lüge dient.

Die Früchte am Baum der Erkenntnis und des Lebens wollen heute für ein ganzes Volk reifen, wenn es den Willen hat, ehrlich und ernsthaft „zugrunde zu gehen", nämlich dem Wahne abzusterben und der Wahrheit zu leben, die uns nach dem Worte des Meisters der Menschen frei machen wird.

„Und solang' du das nicht hast
Dieses: Stirb und werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde".

Anmerkung der Schriftleitung: Wir veröffentlichen diese Betrachtung besonders gern im Hinblick auf den Fastenhirtenbrief des Hochw. Kardinal-Erzbischofs von München und Freising Dr. Michael v. Faulhaber. Der Hirtenbrief behandelt im Anschluß an das 8. Gebot die Wahrheit im privaten und im öffentlichen Leben: Wahrheit reden! Wahrheit sein! Wahrheit fordern! — Die Krankheit unserer Zeit ist der Subjektivismus, der uns die Welt im trügerischen Schein unserer Wünsche und Begierden zeigt. Wahrheit, Gründlichkeit und objektives Verhalten zu allen Dingen kann uns allein dagegen helfen.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Ein Ereignis der Innenpolitik beanspruchte diese Woche den größten Teil der Aufmerksamkeit: Die Wahlen zum preußischen Landtag am 20. Februar. Das vollständige Ergebnis, wie es amtlich vorliegt, ist folgendes:

	aus den Wahlvorschl.	aus den Reststimm.	a. Oberschlesien		Gesamt-Mand.-Zahl.
Sozialdem.	97	10	7	=	114
Zentrum	64	6	11	=	81
Deutschnation.	62	12	1	=	75
Dtsch. Volksp.	48	10	—	=	58
Kommunisten	20	10	—	=	30
Unabh. Soz.	18	9	2	=	29
Demokraten	14	11	1	=	26
Dtsch.-Hannov.	9	2	—	=	11
Wirtschaftsp.	1	3	—	=	4

Zum Vergleich seien die Zahlen der nun aufgelösten Landesversammlung gegenübergestellt. Sie enthielt 145 Sozialdemokraten, 94 Zentrum, 65 Demokraten. Die Regierungskoalition verfügte demnach über 304 Stimmen, während die Landesversammlung im ganzen 396 Abgeordnete zählte. In der Opposition standen 45 Deutschnationale, 23 Deutsche Volkspartei, 24 USP. Der neue Landtag hat 428 Abgeordnete. Die alte Regierungskoalition gebietet noch immer über eine schwache Mehrheit, nämlich 232 Stimmen. Hierbei sind die Deutsch-Hanoveraner dem Zentrum zugezählt.

Unmittelbar nach der Wahl sah es aus, als wäre die Mehrheit der alten Regierungsparteien gebrochen. Die Frage der Regierungsbildung wurde deshalb sehr lebhaft erörtert. Gegenwärtig herrscht bei den Demokraten und Sozialdemokraten die Neigung, alles beim alten zu lassen. Besonders die „Frankfurter Zeitung" spricht sich dafür aus. Im Zentrum dagegen wird stark befürwortet, die Regierung durch die Deutsche Volkspartei zu verbreitern. Das gäbe einen Block von 290 Stimmen. Ohne Zweifel würde er dem Ausfall der Wahl besser entsprechen als die bisherige Gruppierung. Eine rein bürgerliche Front gegen links ist in Preußen ziemlich ausgeschlossen. Zahlenmäßig wäre es möglich: 255 Stimmen. Die Demokraten aber wären keinesfalls dafür zu haben. Es ginge mit 229 Stimmen auch noch ohne sie. Große bürgerliche Kreise, namentlich in Bayern, wo man sich für die Preußenwahlen bei ihrer Bedeutung für ganz Deutschland mit Recht interessiert, würden es an sich gern sehen, wenn einmal der Versuch einer rein bürgerlichen Regierung gemacht würde. Wenn auch nicht gegen die Sozialdemokratie regiert werden kann, so zeigen doch das Reich und Bayern, daß es allenfalls ohne sie geht. Man verschließt sich aber den Gründen nicht, die besonders im preußischen Zentrum den Ausschlag geben, von diesem Versuch abzusehen. Die Deutschnationalen und die Deutsche Volkspartei würden nach allem, was man in Preußen und selbst in Bayern von ihnen sah und hörte, den bürgerlichen Kurs ganz ins Fahrwasser des alten Preußens steuern, aber nicht des guten alten Preußens. Was das für die innere und äußere Politik zu bedeuten hätte, brauchen wir nicht auszumalen. Ob die Bereitschaft der Deutschnationalen, unter Umständen mit der Sozialdemokratie zusammen zu regieren, mehr als theoretisch ist, bleibt leider ein ungelöstes Rätsel, solange die Sozialdemokraten ihrerseits nicht mit der äußersten Rechten an einem Tisch sitzen wollen.

Die deutsche Außenpolitik und die Zusammenkunft in London werden von der Regierungsfrage in Preußen nicht berührt. Die Parteien sind entschlossen, erst nach dem 10. März, wo der neue Landtag zusammentritt, darüber zu entscheiden. Dann wird sich auch zeigen, ob das Bestreben, im Reich wie in Preußen die gleiche Politik zu machen, dazu führt, die Sozialdemokraten ins Reichskabinett aufzunehmen.

Die ganze Rechte hat übergroße Hoffnungen auf die Preußenwahl gesetzt. Manche träumten, mit ihr das zu erreichen, was sie mit dem Kapp-Putsch vor Jahresfrist vergeblich erstrebten. Suchen sie ihr Heil vielleicht wieder in der Gewalt? Merkwürdige Anzeichen in den letzten Tagen des Februar deuteten darauf hin. Befürchtete — oder erhoffte — Schwäche der Reichsregierung in London sollte den Anlaß bringen, einen Staatsstreich zu vollführen. Stinnes, an den sich diese Elemente wohl heranmachten, ließ in der „Deutschen Allgem. Zeitung" scharf davor warnen. Auch Escherich mahnt die bayerische Einwohnerwehr, sich nicht mißbrauchen zu lassen.

Am gleichen Tage wie die Preußenwahl, vollzog sich die Reichstagsnachwahl in Ostpreußen und Schleswig-Holstein. Bekanntlich konnten diese Gebiete am 6. Juni 1920 nicht mitwählen, da die Abstimmungen über den Anfall an Polen, bez. Dänemark noch ausstanden. Auch diese Wahlen zeigten einen gewissen Ruck nach rechts. Nach ihrem Abschluß ergibt sich für das Stärkeverhältnis der Parteien im Reichstag folgendes Bild:

	bisher	künftig
Deutschnationale Volkspartei	66	71
Deutsche Volkspartei	62	65
Welfen	5	5
Zentrum	67	68
Bayerische Volkspartei	21	21
Bayerischer Bauernbund	4	4
Demokraten	45	40
Sozialdemokraten	113	108
Unabhängige Sozialisten	59	61
Kommunisten	24	26

Gesamtzahl: bisher 466, künftig 469 Abgeordnete.

Die jetzige Regierungskoalition im Reich wird hiernach um eine Stimme schwächer. Eine weitere Schwächung ergibt sich daraus, daß sie jetzt 173 Stimmen von 469 hat; bisher verfügte sie über 174 unter 466. — Schließlich erhielt die Freie und Hansastadt Bremen am 20. Februar eine bürgerliche Mehrheit in ihren Bürgerschaftswahlen. Sie beträgt 6 Stimmen, 63 gegen 57 Sozialdemokraten. Der Reichsrat genehmigte die Vorlage, das Entwaffnungsgesetz in seiner Geltungsdauer bis zum 1. Juli auszudehnen. Auch Bayern erklärte sich damit einverstanden, unbeschadet seiner Stellung zum Entwaffnungsgesetz und zur Frage der Entwaffnung überhaupt. Der Reichstag beschäftigte sich mit dem Haushalt des Arbeitsministeriums.

In einer denkwürdigen Sitzung nahm der Reichswirtschaftsrat Stellung zum Pariser Diktat und zur Londoner Konferenz. Der Vorsitzende Edler v. Braun erklärte zu Beginn, das ganze deutsche Volk sei einig und wolle lieber zugrunde gehen, als das Urteil ewiger Sklaverei unterschreiben. Ebenso einig sei es in dem Entschluß, seine Verbindlichkeiten bis an die Grenze seiner Leistungskraft zu erfüllen. Dann erstattete Minister Dr. Simons eingehend Bericht. Es war sein letztes Wort vor der Abreise nach London. Das Reich will die Entwaffnung, wie sie in Versailles und Spa ihm auferlegt ist, ehrlich im Rahmen des Friedensvertrags erfüllen. Widerstand muß es aber leisten, wenn unterm Deckmantel der Abrüstung wirtschaftliche und industrielle Werte, wie Dieselmotoren und Luftfahrzeuge zerstört werden. Simons hofft, sich in London über diese Frage verständig mit den Gegnern auseinanderzusetzen. Dann legte er nochmals seinen bekannten Standpunkt zur Entschädigungsfrage dar. Worauf es der deutschen Regierung ankommt, ist, daß das Volk in geschlossener Mehrheit ihr zuruft: Bleib fest! Wir vertrauen, daß du fest bleibst! Dann erklärte Simons: „Wir werden fest bleiben, davon können Sie überzeugt sein." Wir wollen uns nicht vor den Sanktionen (ein prachtvolles Wort!) fürchten, vor der Besetzung des Ruhrgebiets, der Zollgrenze am Rhein un-

anderem, womit die Feinde uns drohen. Es ist gegen den Friedensvertrag und gegen alles Recht, wenn eine Ablehnung der Pariser Vorschläge uns solche Sanktionen zuzieht. Mit erhebender Einmütigkeit stellte sich der Reichswirtschaftsrat dem Pariser Diktat entgegen. Wirkungsvoll rief der Vertreter der Unternehmer v. Siemens dem Minister zu, er habe nicht das Recht, in London Wechsel auszustellen, um unsere Kinder und Kindeskinder der Sklaverei zu überliefern. Dann erhoben sich Wissell, der Sozialdemokrat, und Baltrusch, der christliche Gewerkschaftsführer, im Namen der Arbeiter. Die Sprecher der Verbraucher und der Hausfrauen verstärkten das einhellige Nein. Eine Entschließung in diesem Sinne wurde einstimmig angenommen. Der Reichswirtschaftsrat hat in dieser Stunde die Notwendigkeit und den Segen einer Ständekammer glänzend bewiesen. Hier hörte man keinen Mißton von Unabhängigen und Kommunisten. Nicht Parteipolitik, sondern sachliche Gründe wurden ins Treffen geführt. So war dies vielleicht die stärkste Kundgebung, die das deutsche Volk vor den entscheidenden Tagen veranstalten konnte.

Nach langem Harren ist endlich der Entscheid über die Abstimmung in Oberschlesien gefallen. Sie findet am 20. März statt. Alle, Landesbewohner wie Ausheimische, stimmen zugleich ab. Das hat England gegen Frankreich und Polen durchgesetzt. Lloyd George soll eine sehr ernste Unterredung mit Briand gehabt haben. Inzwischen hören die polnischen Quertreibereien nicht auf. Deutsche Abstimmungsberechtigte, die in Posen und Westpreußen wohnen, erhalten von den polnischen Behörden ihre Papiere nicht. Schlimmer ist, daß die Besatzungsmächte selbst das Recht nicht achten. Es eröffnet schlechte Aussichten, wenn der im Mordprozeß Kupka angeklagte Schlosser Myrczik von französischen Soldaten aus dem Gefängnis geholt und dem deutschen Gericht entzogen wurde.

Ehe in London über die deutschen Fragen beraten wird, bemühen sich die Staatsmänner der Entente, das türkische Rätsel zu lösen. Bekanntlich will England den Vertrag von Sevres, das Todesurteil der Türkei, nach Möglichkeit aufrechterhalten. Frankreich und Italien dagegen sind geneigt, zugunsten der Türken ein gut Stück nachzugeben. Schon mehrmals ist hier darauf hingewiesen worden, was Kemal Pascha und die türkischen Nationalisten bei den Großmächten durchsetzen. Sie geben uns wirklich ein Beispiel. In London sind jetzt zwei türkische Abordnungen angetreten, eine aus Konstantinopel, die andere von Kemal aus Angora. Wenn Stambul z. B. nur Selbstverwaltung für Thrazien verlangt, wünscht Angora, daß Thrazien und selbst Adrianopel wieder türkisch werden. Desgleichen fordert es Freiheit der Meerengen (Bosporus und Dardanellen). Kleinasien soll natürlich so gut wie ganz wieder unter türkische Herrschaft kommen. Der Vertreter Kemal Paschas wurde im St. James-Palast achtungsvoll angehört. Auf Englands Seite steht eigentlich nur Griechenland. Seine Truppen marschieren jetzt zu einem großen Zusammenstoß mit den Kemal-Türken. Das Urteil über die Aussichten beider Parteien in diesem Kampfe ist zwischen Lloyd George auf der einen, Briand und Sforza auf der anderen Seite, geteilt. Hinter Kleinasien liegen Syrien und Mesopotamien. In diesen Ländern möchte England ein großes arabisches Reich unter seinem Schutz mit Emir Feissal als König errichten. Frankreich würde dort lieber die türkische Herrschaft erhalten.

In Persien soll ein einheimischer General an der Spitze von Kosaken die Hauptstadt Teheran eingenommen und die Regierung gestürzt haben. Ob hinter ihm die Macht des roten Rußland steht, ist zunächst nicht zu erkennen.

In Nordamerika tritt diese Woche der Präsidentenwechsel ein. Wilson legt sein Amt in die Hände Hardings. Noch nie ist wohl ein Nachfolger von Georg Washington so vollkommen erledigt vom Schauplatz abgetreten wie Wilson. Ueber Hardings Politik schon jetzt Genaueres zu vermuten, wäre voreilig. Sein Ministerium hat er bereits zusammengestellt. An der Spitze steht Hughes, der republikanische Gegenkandidat Wilsons von 1916. Auch die anderen Minister sind selbstverständlich Republikaner. Unter ihnen befindet sich Herbert Hoover, der vielgenannte Ernährungsrat für Mitteleuropa. Die Vereinigten Staaten haben jetzt amtlich mitgeteilt, daß sie ihre Truppen aus Deutschland zurückziehen. Frankreich hat sein Besatzungsheer wieder um mehrere Tausend Schwarze verstärkt. Der Kongreß in Washington nahm den Antrag des Senators Knox für die Erklärung des Friedenszustands mit Deutschland in erster Lesung an.

Sozialistische Steuerpraxis zum Nachteil der kinderreichen Familien.

Von Peter Leistenschneider, Berlin.

In Berlin und auch in anderen Städten mit sozialistischer Mehrheit geht man neuerdings dazu über, von dem sogenannten steuerfreien Existenzminimum, das von der Reichssteuer befreit ist, eine Gemeindesteuer zu erheben. In Berlin z. B. soll die Steuer rückwirkend ab 1. April 1920 von allen Steuerpflichtigen mit einem Einkommen von 10000 M aufwärts unter Zugrundelegung des höchsten Prozentsatzes erhoben werden, mit dem der Steuerpflichtige veranlagt worden ist, mit der Maßgabe, daß bei alleinstehenden Steuerpflichtigen die Gemeindesteuer vom gesamten Betrage, in allen übrigen Fällen nur von der Hälfte erhoben werden soll. Ein alleinstehender Steuerpflichtiger mit einem steuerpflichtigen Einkommen von 15000 M würde hiernach etwa 360 M, mit einem Einkommen von 20000 M etwa 435 M nachzuzahlen haben. Der gleiche Betrag würde von einem verheirateten Steuerpflichtigen mit 2 Kindern aufzubringen sein, während bei jedem weiteren Kind im ersteren Falle eine Erhöhung um 60 M, im letzteren um etwa 75 M eintreten würde. Diese Beträge würde der Steuerpflichtige bei der bevorstehenden Veranlagung, die wohl keineswegs vor April zu erwarten ist, in einer Summe nachzuzahlen haben. Berücksichtigt man, daß der Steuerpflichtige bei der endgültigen Veranlagung an Reichseinkommensteuer in der Regel ebenfalls Beträge von 1000 bis 1500 M und nicht selten mehr nachzuentrichten haben wird, ohne daß die laufenden Verpflichtungen, insbesondere der Steuerabzug vom Gehalt oder Lohn, dadurch eine Minderung erführe, so dürfte kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß dem Steuerpflichtigen, insbesondere den Angestellten und Arbeitern, hier eine Last aufgebürdet werden soll, die einfach unerträglich erscheint, zumal die Teuerung unvermindert anhält und die Preise der notwendigsten Lebensmittel und Bedarfsgegenstände nach einwandfreien statistischen Ermittlungen eine Steigerung auf den 15—20fachen Betrag erfahren haben, während die Gehälter und Löhne günstigstenfalls auf das 5—6fache des Friedensstandes gestiegen sein dürften. Dieses Mißverhältnis in der Anpassung der Einnahmen an die Ausgaben hat bereits zu einem Tiefstande in der Lebenshaltung geführt, der ohne ernste Gefahren für die Gesundheit des einzelnen und des ganzen Volkes nicht weiter herabgedrückt werden kann.

Abgesehen von dieser rein finanziellen Unmöglichkeit erscheint die Steuer aber auch noch aus einer anderen Erwägung ungerechtfertigt. Bei der Schaffung des Reichseinkommensteuergesetzes hat sich der Gesetzgeber mit vollem Recht von dem Gedanken leiten lassen, auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des einzelnen Steuerzahlers weitgehende Rücksicht zu nehmen. Aus diesem Grunde haben auch die Vorschriften über die steuerfreien Einkommensteile Aufnahme gefunden, die zwar an sich weit davon entfernt sind, ein wirklich steuerfreies Existenzminimum zu schaffen, die aber immerhin eine willkommene Erleichterung bedeuten, die praktisch um so mehr ins Gewicht fällt, je geringer das Einkommen und je größer die Zahl der Angehörigen ist. Es muß geradezu als widersinnig bezeichnet werden, auf der einen Seite derartige, als notwendig anerkannte Vergünstigungen einzuräumen, sie auf der anderen Seite aber wieder durch Beschlüsse der Gemeinden gegenstandslos zu machen, und zwar in einer Weise, wie sie sich unsozialer gar nicht denken läßt. Je größer nämlich die Zahl der Unterhaltsberechtigten ist, um so höher ist der Betrag des steuerfreien Mindesteinkommens und um so größer ist — und daran wird auch durch die Heranziehung nur der Hälfte des steuerfreien Betrages nichts geändert — auch der Gemeindesteuerbetrag. Allen sozialen Steuergrundsätzen zum Trotz wirkt die Gemeindesteuer also tatsächlich als eine Besteuerung der kinderreichen Familien, was nicht scharf genug verurteilt werden kann und deren Zulassung sich überhaupt wohl nur auf die überhastete Art zurückführen läßt, mit der neuerdings derart einschneidende Steuerfragen erledigt zu werden pflegen. Der ganze Widersinn einer solchen Gemeindesteuer tritt vollends zutage, wenn man den inzwischen veröffentlichten Entwurf einer Reichseinkommensteuergesetznovelle in Betracht zieht und feststellt, daß hier eine Erhöhung der Beträge des steuerfreien Existenzminimums vorgeschlagen wird, um der inzwischen eingetretenen weiteren

Geldentwertung einigermaßen gerecht zu werden, während auf der anderen Seite alle diese Vergünstigungen durch die Gemeinden illusorisch gemacht werden können. Nachdem nun der Gesetzgeber die Entscheidung über die Erhebung der Steuer in die Hände der Gemeinden gelegt hat, sollte man meinen, daß gerade die Stadtverwaltung der Reichshauptstadt nicht zögern würde, durch Verzicht auf diese Steuer dem Gesetzgeber gegenüber ihre größere soziale Einsicht zu bekunden und damit den übrigen Gemeinden im Reiche ein Vorbild zu geben.

Man darf selbstverständlich die Notwendigkeit, der Gemeinde neue Einnahmequellen zu erschließen, keineswegs verkennen, aber man darf wohl der Meinung sein, daß diesem Bedürfnis bei einigem guten Willen auch anders, insbesondere durch eine entsprechende Ausgestaltung der weiterhin vorgesehenen Steuerformen unter Schonung der reinen Arbeitseinkommen Rechnung getragen werden kann. Der Nachdruck ist bei der Besteuerung auf die Heranziehung der Sachwerte zu legen, deren Geldwert durch die Preisrevolution beständig steigt, während die Belastung der Arbeitseinkommen mit Notwendigkeit zu einer Abwälzung auf den Arbeitgeber und damit zu weiteren Preissteigerungen führen muß.

In den Kreisen der Arbeitnehmer gibt man sich nach alledem der Hoffnung hin, daß die Stadtverordneten diesem Teile der Steuervorlage ihre Zustimmung versagen und in anderer geeigneter Weise für die Herbeischaffung der erforderlichen Mittel Sorge tragen werden.

Sollte sich das Stadtverordnetenkollegium zu diesem Schritte nicht entschließen können, so erscheint unter allen Umständen die Herausnahme sämtlicher gegen Gehalt oder Lohn beschäftigten Angestellten und Arbeiter und damit die Beschränkung auf denjenigen Kreis der Steuerpflichtigen vonnöten, deren Einkommen — im Gegensatz zu dem der Arbeitnehmer im engeren Sinne des Wortes — aus Gewerbe, Handel, Landwirtschaft oder freier Berufstätigkeit einerseits Schwankungen unterworfen ist und daher nicht annähernd mit der Genauigkeit zur Steuer herangezogen werden kann, wie die feststehenden Einnahmen der Arbeitnehmer, oder anderseits aus Kapital oder sonstigem Besitz fließt, und infolgedessen nicht diejenige Rücksichtnahme beanspruchen kann, die dem Arbeitseinkommen der abhängigen Hand- und Kopfarbeiter gebührt. Es ist ein offenes Geheimnis, das durch die immer wieder bekanntwerdenden Fälle von Steuerhinterziehungen sowie durch die bei der Durchführung jedes neuen Steuergesetzes geübte Steuernachsicht bestätigt wird, daß diese Kreise der selbständigen Steuerpflichtigen infolge der Unmöglichkeit einer genauen Kontrolle ihr Einkommen keineswegs derart restlos versteuern wie die in Arbeits-, Anstellungs- oder Beamtenverhältnis stehenden Steuerpflichtigen, deren Bezüge auf Heller und Pfennig zur Steuer herangezogen werden, und die neuerdings sogar verpflichtet sind, in der Form des Gehaltsabzuges Steuervorschüsse zu leisten. Um für diese unterschiedliche Heranziehung zugunsten der Arbeitnehmer einen gewissen Ausgleich zu schaffen, ist schon wiederholt die Forderung erhoben worden, einen angemessenen Teil des Einkommens (20 oder 25%) bei der Veranlagung von vornherein unberücksichtigt zu lassen und nur den verbleibenden Betrag der Steuer zu unterwerfen, eine Anregung, die vereinzelt auch bereits in der Praxis Verwirklichung gefunden hat. So gewährt z. B. das sächsische Gemeindeeinkommensteuergesetz vor dem Inkrafttreten des Reichseinkommensteuergesetzes den Festbesoldeten eine derartige Steuerfreiheit bezüglich eines Fünftels des Einkommens.

Sollten die Stadtverordneten wider Erwarten an dem Entwurf festhalten, so müßte unter allen Umständen eine ganz wesentliche Erhöhung der vorgesehenen Grenze des steuerfreien Mindesteinkommens von 10000 ℳ, die in keinem Verhältnis zum gegenwärtigen Stande des Geldwertes und des Einkommensniveaus steht, Platz greifen. Diese Grenze erscheint mit 30000 ℳ keineswegs zu hoch gegriffen, nachdem diese Grenze auch in die doch ebenfalls nur dem Schutze der wirtschaftlich Schwachen dienenden sozialen Schutzbestimmungen (Kaufmannsgerichtsgesetz, Gewerbegerichtsgesetz) Eingang gefunden hat und ihre weitere Einführung (Angestelltenversicherung, Unfallversicherung usw.) bevorsteht. Auch der in anderen größeren Gemeinden festgelegte steuerfreie Betrag nähert sich erheblich dieser Grenze. So ist z. B. in Karlsruhe und Mannheim der steuerfreie Betrag wenigstens für die verheirateten Steuerpflichtigen mit Kindern übereinstimmend mit 25000 ℳ festgesetzt worden.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Von einer kirchlichen Rundschau an dieser Stelle wird natürlich nichts anderes erwartet, als daß wir uns mit der Kirche beschäftigen, die für uns nur eine ist, mit allem, was zu ihrem Innenleben gehört, wie auch mit ihren äußeren Beziehungen. Erst in zweiter Linie kommt dann das, was sich noch den Namen Kirche entlehnt hat, was Absplitterung oder Nachbildung ist und weder Anspruch auf Zugehörigkeit zu der Kirche, d. h. der katholischen erhebt, noch auch zu erheben berechtigt ist. Von diesem Gesichtspunkte aus will ich an meine Arbeit herantreten.

Papst Benedikt XV. hat uns am 24. Januar ein Dokument geschenkt, das in der Hast und Aufregung unserer Tage ungenügend gewürdigt worden ist und in dem uns der Papst mit der ganzen Fülle seiner übermenschlichen Autorität entgegentritt: sein Hilferuf für Oesterreich. Es zittert zwischen den Zeilen dieses Schriftstückes die gerechte Empörung und das vernichtende Urteil über diese Leistung der Friedenskonferenz, die da eine Spottgeburt geschaffen, die sie gerne Staat nennen möchte. „Wir können nicht länger im Schweigen verharren ... Oesterreichs Hauptstadt — ein vom Körper getrennter Kopf — ringt mit den Schrecken des Elendes und der Verzweiflung ... Hilfe, selbst wenn schleunigst geboten, vermöchte nicht mehr wirksam zu werden, da es die Lebenselemente sind, die Oesterreich fehlen. Vollkommen unhaltbar ist seine Lage, weil sie einer ganzen Nation die Möglichkeit benimmt, sich die Mittel zum Unterhalte zu beschaffen, die der Schöpfer für alle zur Verfügung gestellt hat.“ Benedikt XV. lehnt es ab, eine praktische Lösung vorzuschlagen, das obliege jenen, „die ihre Unterschrift unter den Friedensvertrag gesetzt“. Als diplomatische Note wurde dies Schriftstück allen beim Vatikan beglaubigten Mächten zugestellt, so daß sie sich dazu äußern müssen. Der Zweck ist, den Verbandsmächten das Gewissen zu schärfen, soweit bei ihnen von einem solchen gesprochen werden kann, denn daß nun der Forderung des Papstes, dieses „Verbrechen an der Zivilisation“, wie es der „Osservatore Romano“ nennt, wieder gutzumachen, entsprochen würde, läßt schon der Artikel 15 des Londoner Abkommens, die bekannte Papstklausel, sowie ihr immer noch uneingeschränkt herrschender Geist nicht zu.

Zwei Herrscher katholischer Staaten schicken sich zu einer Romfahrt an, der König der Belgier und der König von Spanien, und nicht nur dem Papste, sondern auch dem italienischen Hofe gilt ihr Besuch. Es ist also an dem, daß der Papst „die Strenge jener Bedingungen einigermaßen gemildert hat, die nach Beseitigung der weltlichen Macht des Heiligen Stuhles von Unseren Vorgängern gerechterweise festgesetzt wurden, um zu verhindern, daß katholische Fürsten amtlich nach Rom kommen“. (Rundschreiben über die christliche Völkerversöhnung von Pfingsten 1920.) Der Papst begründete diese Milderung damit, daß solche Besuche „nicht wenig dazu beitragen, die Eintracht unter den Völkern zu erhalten“, betont aber sofort, daß darin nicht ein Verzicht auf unveräußerliche Rechte des Heiligen Stuhles erblickt werden darf. In der Tat, die römische Frage wird durch diese Maßnahme nicht berührt. „Wir verlangen neuerdings und mit größerem Nachdruck, daß für die Kirche dieser abnorme Zustand endlich aufhöre.“

Für die Kirche Deutschlands wird der 3. März von besonderer Bedeutung sein: an jenem Tage wird Benedikt XV. im geheimen Konsistorium die Ernennung der beiden deutschen Erzbischöfe Dr. v. Faulhaber von München-Freising und Dr. Schulte von Köln zu Kardinälen vollziehen und ihnen im öffentlichen Konsistorium am 10. März den Kardinals-Purpur verleihen. Es sei angesichts dieses hocherfreulichen Ereignisses, für das wir Deutsche dem Papste zu tiefem Danke verpflichtet sind, wiederholt, was ich schon an anderer Stelle geschrieben habe, daß nämlich die Pflicht der Gerechtigkeit erfordert, öffentlich anzuerkennen, daß die bisherige Beschränkung unserer Vertretung auf einen einzigen Kardinal in keiner Weise die Haltung des Heiligen Stuhles in jenen Fällen zu unserem Nachteile beeinflußt hat, wo vielleicht die Gefahr einer Parteinahme gegeben war. Knapp vor diesem bevorstehenden Ereignisse noch hat der Tod zwei weitere Lücken in das Kardinals-Kollegium gerissen: Kardinal Camassei und Kardinal Ferrari, der Erzbischof von Mailand, wurden in die Ewigkeit abberufen. Die wochenlange, schmerzvolle Agonie des letzteren war überaus reich an geistlichen Früchten, sie hat zahllose, schlummernde religiöse Kräfte in der lombar-

dischen Hauptstadt geweckt und ausgetrocknetes Land neu befruchtet. Eine halbe Million Menschen folgten dem Sarge des Kirchenfürsten, von dessen Wirken ein paar Zahlen nur eine schwache Ahnung vermitteln: er hat in seiner Diözese 243 Kirchen konsekriert, 25 Bischöfe geweiht und in 282 Amtshandlungen 1935 Welt- und 512 Ordensgeistlichen die Priesterweihe erteilt, dreimal jeden Ort seiner 800 Pfarreien umfassenden Diözesen persönlich besucht. — Leider trifft im letzten Augenblicke aus Rio de Janeiro die Nachricht ein, daß auch Kardinal Arcoverde schwer erkrankt ist.

Während der Papst mit vollen Händen gibt, um, wo die Not sich meldet, ihr zu wehren, hat die katholische Welt ihm vom 20. Dezember bis heute für die armen Kinder, die Opfer des Krieges, 5'403,267 Lire zur freien Verfügung gestellt.

Der internationale Zusammenschluß der Katholiken hat in diesen Tagen einen weiteren Schritt nach vorwärts gemacht. Unter dem Vorsitze des deutschamerikanischen Bischofes Schrembs von Toledo (Vereinigte Staaten) trafen sich in Paris 30 Vertreter von 9 Nationen und entwarfen in dreitägigen Sitzungen das Aktionsprogramm. Dabei wurde bestimmt, daß das Kriterium für die Aufgabe unabhängig von dem zu sein hat, nach dem der Völkerbund handelte: Vorbedingung der Zulassung ist also nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten politischen Mächtegruppe. Wir haben es hier mit einem Projekte zu tun, das unter der Führung der kirchlichen Autorität, des Episkopates, seiner Verwirklichung entgegengeführt wird.

Allenthalben erblicken wir auch auf kirchlichem Gebiete die Wirkungen der Revolutionierung der Völker, die am auffallendsten in der Beseitigung des Zäsaropapismus im zaristischen Rußland wie im kaiserlichen, protestantischen Deutschland in Erscheinung treten. Wir erblicken darin — im Gegensatze zu George Goyau in seinem Buche „Freie Kirche im freien Europa“ — nicht eine Schwächung des akatholisch kirchlichen Gedankens, sondern insofern, als eine Befreiung aus staatlichen Fesseln vorliegt, eine Stärkung, allerdings aber auch einen Schritt in der Richtung unserer eigenen katholischen Auffassung vom Wesen der Kirche.

Wir sehen zurzeit in der Pfalz und in der nahen Tschechoslowakei den Sozialismus eine Abfallpropaganda großen Stiles entfalten, der sich noch ein erbitterter Kampf des italienischen Sozialismus um die Beseitigung des Kruzifixes aus den Schulräumen hinzugesellt. Es zeigt sich hier, daß, wo die Kirche selbst nicht sich dazu entschließt, die Trennungslinie zu ziehen und jene, die sich zu dem Christentume widersprechenden Lehren bekennen, unnachsichtlich aus ihren Reihen auszuschließen, der Sozialismus, der ja in seinem innersten Kerne unchristlich ist, selbst eines Tages diese Linie zieht, aber natürlich dort, wo es ihm paßt. Rußland, das heute zum klassischen Lande der Kirchenverfolgung geworden ist, zeigt, daß der religiöse Gedanke an wesentlich andere Lebensbedingungen geknüpft ist, als menschliche Kurzsichtigkeit wähnt. Ich habe in der „Salzburger Kirchenzeitung“ wiederholt auf Zeugnisse unverdächtiger, nämlich sozialistischer Gewährsmänner hingewiesen, die Rußland besucht haben und wider ihren Willen das Erstarken des religiösen Gedankens feststellen mußten. Während der eine berichtet, daß jede Fabrik ihren von der Arbeiterschaft errichteten und gepflegten Hausaltar besitzt, erzählt der andere, daß in Petersburg vorigen Winter 40,000 Holzhäuser als Brennmaterial Verwendung fanden; unberührt blieben allein die Kirchen mit ihren Schätzen. In Moskau waren an den drei letzten Tagen der Karwoche sogar die Kanzleien der Internationale geschlossen und in der ganzen Stadt ruhte die Arbeit. Infolge der Verfolgung ist das Ansehen des Klerus gestiegen, wozu sicherlich nicht wenig der Umstand beiträgt, daß er nun von dem Odium des Staatsbeamtentums befreit ist. Für die jüngst ausgesprochene Annahme, daß sich mancherorts eine katholisierende Strömung bemerkbar mache, liegen zuverlässige Zeugnisse nicht vor. Bedeutsam aber und sicher nicht ganz wirkungslos war der Hilferuf des russisch-orthodoxen Erzbischofs Sylvester von Omsk vom April 1919, der sich an den Papst wandte. „Kraft menschlicher Solidarität, aus christlicher Brüderlichkeit hoffen wir, verehrter Vater, auf Sie zählen zu können, auf ihr Mitleid in Ihrer Eigenschaft als Vertreter der christlichen Kirche . . .“ schrieb der Prälat an das Oberhaupt der katholischen Kirche, und das wenn auch erfoglose Eingreifen desselben bei Lenin mag nicht ohne Wirkung gewesen sein. Inzwischen hat der Papst den aus der Krim vor den Bolschewisten geflüchteten russischen Bischöfen seine Hilfe geboten, und in Bukarest besuchte der apostolische Nuntius die beiden beim Bombenattentate im Senat verwundeten schismatischen Bischöfe, was tiefen Eindruck machte. Wenn nun, wie man soeben erfährt, der griechische Patriarch von Konstantinopel damit droht, gegen König Konstantin seinen Bannstrahl zu schleudern, falls dieser nicht Venizelos in Amt und Würden wiedereinsetzt, so wird eine solche Verwendung kirchlicher Mittel zu rein politischen Zwecken im Orient dazu beitragen, die Augen zu öffnen. Leider ist auch in Polen Religion und Politik, Kirche und Nationalismus so sehr miteinander verschmolzen, daß eine die Union fördernde Beeinflussung gerade von dort, wo man sie am ersten erwarten müßte, nicht zu erhoffen ist. Hat doch die polnische Regierung sogar die unierten Priesterseminare zu Lemberg, Przemysl und Stanislau in Kasernen umgewandelt, um die Heranbildung des Nachwuchses der Geistlichkeit des nichtlateinischen Ritus zu verhindern. Benedikt XV. sah sich daher gezwungen, in Rom ein ruthenisches Zentralseminar zu errichten und hat dafür den Betrag von 1 Million Lire bestimmt. Es ist demnach nicht zu verwundern, wenn unter solchen Umständen selbst Fürstbischof Sapieha von Krakau in diesen Tagen erklärte, ein Konkordat zwischen Polen und dem Heiligen Stuhle sei noch in weitem Felde.

In Tschechien scheint die Ansprache des Papstes im Dezember-Konsistorium ihre Wirkung getan zu haben, denn die Reste der berüchtigten „Jednota“, des Priesterverbandes, der der Ausgangspunkt der schismatischen Ideen war, haben sich mit 100 gegen 83 Stimmen dem Verlangen der Bischöfe unterworfen und die Auflösung des Verbandes beschlossen. Aus dem Reiche ihrer südlichen Stammesbrüder wird gemeldet, daß die Bischöfe von Agram, Laibach und Diakovar sich nach Belgrad begeben haben, um persönlich bei der Regierung und beim Prinzen Alexander gegen die Verfolgung und Unterdrückung der katholischen Kirche Einspruch zu erheben.

Aus England und Schottland liegt nunmehr die Statistik über die konfessionelle Bewegung vor, die der katholischen Kirche einen Zuwachs von 53,686 Konvertiten gebracht hat; davon entfallen auf die Diözese Glasgow allein mehr als auf das ganze eigentliche England, nämlich rund elftausend. In Irland richtet sich die blutige Verfolgung gegen alles Irische, auch gegen die irischen Katholiken und Priester. Man versteht die ganze Erbitterung vielleicht besser, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die letzte, von der britischen Regierung eingebrachte Autonomievorlage, die als Höchstmaß der Zugeständnisse bezeichnet wurde, die Bestimmung aufweist: die Freimaurerei erhält in Irland volle Freiheit und staatlichen Schutz, kein irisches Gesetz darf ihre Tätigkeit beschränken.

Der Generalrat des Pariser St. Vinzenzvereins hielt in diesen Tagen unter dem Ehrenvorsitze des Marschalls Foch seine Hauptversammlung. Ob dieser Mann für eine Vereinigung, welche ganz allein die Betätigung der Nächstenliebe zum Zwecke hat, die geeignete Persönlichkeit war, bezweifeln wir. Als Renommierstück kann man ihn allenfalls gelten lassen. Im April tagt zu Rom der Dritte Italienische Antisklavereikongreß: wir würden vorschlagen, auf das Programm auch das Thema zu setzen: die Londoner Konferenz und die Versklavung des deutschen Volkes.

Umfassende Berichte über das katholische kirchliche Leben jenseits der Meere im Osten wie im Westen müssen einstweilen zurückgestellt werden. Nordamerika weist alle Anzeichen des beginnenden Kampfes um die konfessionelle Schule auf; als Gegner der Kirche finden wir auch in diesem Falle wieder das Freimaurertum. Daß jedoch die dortigen Verhältnisse nicht mit dem europäischen Durchschnittsmaße gemessen sein wollen, zeigt folgender Fall: die Großloge von Kansas City spricht öffentlich ihre Weigerung aus, die Großloge von Paris und den dortigen Großorient anzuerkennen; Grund: ihre atheistische Tendenz. Nordamerikas ungekrönter König Charles Schwab, das Oberhaupt und der Leiter des Verbandes der Stahlwerke, wurde am 16. Februar vom Papste empfangen. Wir möchten dem Manne wünschen, daß es religiöse Beweggründe waren, die ihn dorthin führten, ein Gedanke, auf den uns der Umstand bringt, daß er in Begleitung des Rektors des nordamerikanischen Kollegs, Msgr. O'Hern erschien.

So hat unser Rundgang wieder nach dem Ausgangspunkte zurückgeführt, nach Rom und dem Vatikan, dem irdischen Mittelpunkte des über die ganze Erde sich erstreckenden geistigen Baues, der „Stadt, auf dem Berge“, der ebenso verkannten wie nie genug besungenen und gepriesenen Kirche des Welterlösers.

Die Dreigliederung des sozialen Organismus.

Eine Würdigung der Steiner'schen Ideen vom nationalen und katholischen Standpunkt aus.

Von Jos. Mosler, Breslau.

Im April 1919 wurde auf Grund des öffentlichen Aufrufs Dr. Rudolf Steiners — eines Deutsch-Oesterreichers — „An das deutsche Volk und an die Kulturwelt" der „Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus" ins Leben gerufen, der eine außerordentlich rege Tätigkeit in allen deutschen Gauen entfaltet und zu dessen Ideen auch wir Katholiken unbedingt Stellung nehmen müssen, um so mehr, als er gerade in katholischen Gegenden (Süddeutschland und Schlesien) sich einzunisten beginnt.

Die Gedanken, welche durch diese Vereinigung propagiert werden, sind in Steiners grundlegendem Buche „Die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft", Stuttgart 1919, niedergelegt. Auf dieses Werk werden sich daher auch die folgenden Ausführungen aufbauen. Zunächst eine kurze Darstellung der Steinerschen Ideen:

Steiner führt das gesamte menschliche Leben auf mehrere immanente Impulse zurück. Ein solcher Impuls ist das Klassenbewußtsein, welches das Proletariertum erzeugte und in ihm stark ausgeprägt ist. Der Angehörige dieser Klasse wurde nun durch die bürgerliche moderne Wissenschaft aus allen alten Zusammenhängen, aus dem staatlichen, kulturellen wie religiösen Leben herausgerissen, wurde durch sie aus der geistigen und religiösen Sphäre herab auf die Erde, in die Materie gezogen. Daher die antireligiöse Gesinnung des Proletariers, daher das Eingestelltsein nur auf das Materielle, daher seine Hoffnung auf Rettung nur durch völlige Umgestaltung des Wirtschaftslebens, daher auch das Unbefriedigte in der Seele des Proletariers, weil man nur das Materielle in den Vordergrund rückte, den Geist aber verkümmern ließ. Das Geistesleben war zusammengebrochen, die Welt konnte nichts Gehaltvolles mehr geben. Und deshalb muß es als aktuellste Forderung gelten: Schaffung eines neuen Geisteslebens — und zwar durch die anthroposophische Gesellschaft (D. Verf.). — Dieses neue Geistesleben muß sich aber aufbauen auf dem Prinzip der Menschenwürde. Der Mensch und seine Arbeit dürfen nicht mehr als Ware gelten, und um sie des Warencharakters zu entkleiden, muß die Arbeitskraft des Menschen aus dem Wirtschaftsprozeß herausgenommen werden. Dieses Ziel wird aber nur durch die Dreigliederung des sozialen Organismus erreicht.

Steiner geht nun vom menschlichen Organismus aus, der auch einer Dreigliederung unterworfen sei. (Kopfsystem, rhythmisches oder Zirkulationssystem und Stoffwechselsystem). Dieser Dreigliederung entspricht auch die des sozialen Organismus: 1. Das Wirtschaftsleben, d. h. das, was der Mensch aus der Natur und seiner eigenen Produktion braucht; 2. das Leben des öffentlichen Rechts (Politik, Staatsleben), welches das Verhältnis von Mensch zu Mensch regelt und 3. das geistige Leben, das auf der natürlichen Begabung des Menschen beruht. Diese drei Gebiete sollen nun getrennt voneinander völlig selbständig bestehen. Ihr gegenseitiger Verkehr soll sich in einer Form gestalten, wie etwa drei Souveräne von gleicher Veranlagung und gleichem Interesse miteinander verkehren. Geistesleben wie die Wirtschaft müssen von den beengenden Fesseln des Staates befreit werden. Schule und Wissenschaft sollen sich unabhängig vom Staate gestalten. Im Wirtschaftsleben muß eine Wertregulierung der Güter vorgenommen werden; es dürfe nur so viel produziert werden als konsumiert wird. Auf diese Weise werde der Kapitalismus beseitigt werden, an Stelle des Lohnverhältnisses würde ein freies Gesellschaftsverhältnis treten; zwischen Arbeit und Kapital würde also kein Gegensatz mehr bestehen.

Zur Charakteristik des Systems sei hervorgehoben, daß es über den Parteien steht, daß es nach Steiner („Kernfragen" S. 99) keine soziale Einteilung in Stände oder Klassen bedeutet, daß diese Ideen auch keine Weiterzerstörung des Gegenwärtigen bezwecken, sondern nur ein Weiterbauen auf dem Bestehenden unter Abbau des Ungesunden anstreben. Im übrigen will Steiner kein Programm aufstellen, nach dem unbedingt verfahren werden muß — wie mehrere seiner Jünger und Schüler es zu glauben scheinen —, sondern er will nur eine allgemeine Richtung angeben, in deren Folge gearbeitet werden muß, um den sozialen Organismus zu retten und zu festigen. Da es diesem System infolgedessen an innerer Festigkeit mangelt, stellt es eine ziemlich lose, weiche Masse dar, die der Formgebung noch bedarf. Mit Recht sagt daher H. Wilson Harris in der „The Daily News" vom 16. September 1920:

„Sein (Steiners) System ist keinesfalls ganz klar dargestellt, in verschiedenen Punkten ist es durchaus dunkel. Seine Art und Weise zu trennen und zu verbinden ist oft verblüffend und unvollständig."

Wir wollen nun nicht leugnen, daß in den Steinerschen Gedanken recht viele Goldkörner zu finden sind, die zur Lösung der sozialen Frage manches beizutragen vermögen. Wir wollen nur auf eines hinweisen: auf das versöhnliche Moment, das alle Klassen und Stände zu einen sucht und gegen jeden Radikalismus, insbesondere den von links, energisch Front macht. Aber die Art und Weise, wie man diese Einigung erzielen will, muß doch auf ihren praktischen Wert hin angezweifelt werden. Der eben genannte Wilson Harris meint, Steiners „Botschaft ist Freiheit, freies Spiel der Kräfte und Fähigkeiten". Also ein aufgewärmtes laisser faire, laisser passer des Manchestertums eines Adam Smith? Völliger Individualismus und unbegrenztes „Sichausleben" der Individualität auch auf ökonomischem Gebiete? Meint Steiner diese Ideen, dann bringt er uns nichts Neues, dann sind seine Gedanken die gleichen wie die des wirtschaftlichen Liberalismus, der den Kapitalismus und mit ihm Sozialismus, Not und Elend gebar. Glaubt Steiner durch eine bloße Isolierung des Wirtschaftslebens vom Staatsganzen wirklich die soziale Frage lösen zu können? Freies Spiel der Kräfte fordert er, aber auf welcher Basis? Soll dieser Liberalismus wiederum den Grundsatz aufstellen: Recht dem Stärkeren, Untergang dem Schwachen? Nichts von gegenseitigem „sich lieben" im Geiste einer höheren als materiellen Forderung wird uns gesagt, der wiederum im Wirtschaftsleben der Völker obwalten muß, ohne den wir trotz aller neuzeitlichen doktrinären Versuche todsicher zugrunde gehen. Ohne diesen Geist der Liebe kommt uns die ganze Dreigliederung vor wie ein lose zusammenhängendes Knochengerüst ohne belebende Seele.

Und kann der Staat wirklich ganz aus dem Wirtschaftsleben verbannt werden? Ich weiß nicht, ob Wilson Harris im Sinne Steiners gesprochen hat, aber das Organ des Bundes hat es abgedruckt, und so mag es wohl stimmen. Nach Harris ist in der Volksgemeinschaft Steiners das Kapital nicht ausgeschlossen. „Der Mensch", sagt er, „der fähig ist, Kapital im Sinne der Volksgemeinschaft verwalten zu können, muß zu Kapital kommen können." Und nun weiter: „Der Staat aber wird darauf sehen, daß niemand Kapital zurückbehält, von dem nicht der rechte Gebrauch gemacht wird". Also hier haben wir deutlich ausgesprochen, daß das politische Leben, das Rechtsleben ohne weiteres ins Wirtschaftsleben doch eingreifen muß.

Die Existenz des Kapitals wird also zugegeben. Steiner führt dazu aus: „Wenn einer scheinbar (!) mehr Einkommen haben wird als ein anderer, so wird dies nur deshalb sein, weil das „Mehr" wegen seiner individuellen Fähigkeiten der Allgemeinheit zugute kommt. Ob nun der Proletarier von heute die Berechtigung, Geld zu besitzen, aus dem gleichen Grunde der individuellen Fähigkeiten des Besitzenden wegen, dem Kapitalisten zugestehen würde, dürfte mehr als zweifelhaft sein."

Auch dieser Punkt ist also recht undeutlich ausgedrückt. Eine ziemliche Ungewißheit über die grundlegendsten Probleme ist auch unter der Anhängerschrift Steiners selbst zu konstatieren. Nur ein Beispiel hierfür: Steiner lehnt schroff jede Sozialisierung ab (vgl. „Kernpunkte" S. 44, 85 ff). Dagegen tritt das rote Flugblatt Nr. 8 „Der Weg des dreigliedrigen sozialen Organismus" mit verblüffender Offenheit für „völlige Sozialisierung des Wirtschaftslebens" ein.

Als Propagandataktik fasse ich die Rezeption der drei sattsam bekannten Schlagwörter auf: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Was versteht man denn unter „Gleichheit aller"? Scheinbar „gleiches Recht für alle". Demnach müßte der notleidende, hungernde Mann, der ein Stück Brot entwendet, die gleiche Strafe erhalten wie der an Kleptomanie leidende Millionär! Oder anders ausgedrückt: es gibt keinen unlogischeren Satz als den, der da lautet: Gleiches Recht für alle! Selbst Steiner ist mit sich noch nicht ganz im reinen über den Begriff „Gleichheit" und seine praktische Durchführung. Seite 54 seiner „Kernpunkte" gesteht er ein:

„Scharfsinnig ist nachgewiesen worden z. B., wie unmöglich es ist, wenn der Impuls der Gleichheit sich verwirklicht, daß dann die in jedem Menschenwesen notwendig begründete Freiheit auch zur Geltung komme. Und man kann gar nicht anders als zustimmen denen, die diesen Widerspruch finden . . ."

Und nun drückt sich Steiner weiter recht vorsichtig aus:

„Und doch muß man zugleich aus einem allgemein menschlichen Empfinden heraus mit jedem dieser drei Ideale Sympathie (?!) haben."

Aber abgesehen von dem vielen Verworrenen und Unklaren im Steinerschen Gedankensystem, auch in allgemein-ökonomischen Fragen, müssen wir diese Ideen als Deutsche und als Katholiken vollständig ablehnen. Wenn man zu den letzten Kapiteln des

genannten Werkes Steiners gelangt, dann wird dem aufmerksamen Leser mit Schrecken klar, daß diese neuen „14 Punkte" eines nicht fremdländischen, sondern deutschen Wilson geeignet sind, den letzten Rest von Nationalitätsbewußtsein unserem Volke zu nehmen, daß hier eine neue ernsthafte Gefahr auftaucht, welche nicht nur zur Katastrophe der äußeren Kraft, sondern, was noch viel schlimmer ist, zum Zusammenbruch des Willens zur Existenz führen kann. In einer anderen, geschmackvolleren Form tritt uns der Internationalismus hier entgegen, aber er bleibt doch der Internationalismus, der uns den Weg zum Verderben geebnet hat. Wie lächerlich hört es sich an, wenn Steiner behauptet, Deutschland hätte nur auf ihn während des Weltkrieges zu hören und seine Ideen zu propagieren brauchen, die Entente hätte sich schon umstimmen lassen und wir hätten einen guten Frieden schließen können. Und von welch kindhaftem Optimismus jener Mann beseelt ist, der vorgibt, nur „praktisch" zu denken, beweist seine im Ernst vertretene Behauptung, ein Staat könnte ganz getrost sich nach Steinerschen Schablonen reformieren, könnte ganz ruhig sein Volkstum allgemein-menschlichen Interessen preisgeben, könnte unbesorgt sich der Welt und Herrn Dr. Rudolf Steiner opfern, wenn auch alle anderen Staaten nichts von der neuen Weltbeglückung hören wollten. Unbeirrt tritt er ferner für den Völkerbund ein, der „aus wirklichkeitsgemäßen Grundimpulsen heraus" (!!) entstehe und „nicht aus einseitigen Rechtsanschauungen „eingesetzt" werden müsse", und mißt, soweit wenigstens aus den „Kernpunkten" hervorgeht, Oesterreich und Deutschland die gesamte Schuld am Kriege zu, während er in dieser Frage die gesamte Entente nicht mit einem einzigen Sterbenswörtchen erwähnt.

Das charakterisiert zur Genüge den Wert seiner Gesellschaftstheorien, die nur Menschen, Menschen mit ganz allgemeinen Gesichtspunkten erziehen wollen, die zu diesem Zwecke die Schule von der Kirche und vom Staate losreißen wollen, die Volk und Staat, jene beiden Faktoren, die so eng zusammengehören, wie das Dach zum Hause, voneinander zu trennen gedenken; die eine neue, noch viel gefährlichere Wilsonfalle dem deutschen Volke stellen. Eine neue Woge nationaler Besinnung und vaterländischer Begeisterung geht heute wieder durch unser Land, und gottlob, besonders unsere Jugend ist es, die mit heiligem Eifer deutschen Geist in sich aufnehmen will. Diese Woge wird alle undeutschen, internationalen Schwärmereien hinwegschwemmen.

Wie stellt sich nun Steiner und die Dreigliederung zur Religion? Diese Frage dürfte uns Katholiken am meisten interessieren. Steiner macht auf Seite 67 seiner „Kernpunkte" dem „ethisch-religiösen Leben" den Vorwurf, daß „es sich ferne hält von der alltäglichen, von der unmittelbaren Lebenspraxis" und so, „ohne daß man es merkt, zu einer innerlichen Lebenslüge des Menschen sich gestaltet". Schon klarer drückt sich ein Schreiben aus, das mir Ende vorigen Jahres vom „Bunde für anthroposophische Hochschularbeit" aus Stuttgart zugesandt wurde und in dem es heißt:

„Theologie ist vom erstarrten Dogmatismus und am Aeußerlichen haftenden Philologengeist gelähmt. Eine naturalistische Jesusauffassung hat alles geistige Christentum zerstört. Und wo dies nicht ganz zerstört ist, ist es zum orthodoxen Wortglauben geworden. Volksfremd ist das eine wie das andere. Zum Herzen der breiten Menschenschichten haben beide keinen Zugang mehr."

Das wahre Angesicht der „Dreigliederung" offenbart sich aber erst in dem Organ des „Bundes" (2. Jahrgang Nr. 10). In einer einzigen Nummer waren wir in der Lage, nicht weniger als drei — daher „Dreigliederung! — Angriffe gegen die katholische Kirche und insbesondere gegen die Jesuiten festzustellen. Da heißt es:

„Aber noch mit einer dritten geistigen Macht ist zu rechnen, welche der individuellen menschlichen Freiheit den Untergang droht. Sie wirkt von Rom her . . . Als . . von Rom aus das Christentum als Kirche mit römischen Rechtsbegriffen durchsetzt wurde, ging von da ein von starken geistigen Kräften getragener Weltherrschaftsanspruch aus, der trotz aller Kompromisse . . . niemals aufgegeben wurde. In völlig bewußter Weise arbeiten auf dem Boden der römischen Kirche die Jesuiten mit geistigen Mitteln, worüber in dieser Zeitung schon wiederholt berichtet wurde. Sie wollen der Menschheit die Verbindung mit dem Christentum vorenthalten und statt dessen unter Mißbrauch des Jesusnamens ein diesseitiges neues Jerusalem (der Verfasser meint wohl die Zionisten?!) aufrichten, womit unter der Herrschaft der Kirche alle individuelle Freiheit vernichtet würde.

Ferner glaubt sich Dr. Boos für Dr. Steiner gegen dessen „alldeutsche und jesuitische Angreifer" einsetzen zu müssen, und E. Umlauff spricht von einer „korrupten Politik" der katholischen Kirche.

Und das alles in einer nur vier Seiten starken Nummer des Bundesorgans. Freilich, so schlau ist man auch, in Werbevorträgen kein Wort gegen Religion und Kirche verlauten zu lassen, um im trüben um so besser fischen zu können. Leider ist es dem Bunde öfters gelungen, Unwissende seinen Diensten nutzbar zu machen. Deshalb tut Aufklärung recht dringend not. Wir Katholiken werden uns stets gegen Strömungen stemmen, die unserer Kirche und somit dem gesamten positiven Christentum die Grube graben wollen. Wir halten treu zu ihr, nicht aus blindem Fanatismus oder unter „jesuitischem" Zwange, sondern weil wir fest überzeugt sind, daß unsere hl. Religion allein berufen ist, die sozialen Probleme zu lösen und die Völker zu neuem Leben zu führen, daß sie auch unserem deutschen Volke Rettung und Frieden nach langer Trübsal zu bringen imstande ist.

Verkaufen wir unter Preis?

Gedanken zur Frage des deutschen Dumpings im Auslande.

Von Ingenieur Heinrich Müller, Offenbach a. M.

Im ehemals feindlichen wie auch im neutralen Auslande haben sich in neuerer Zeit wiederum in größerer Zahl Stimmen erhoben, die über ein bewußtes deutsches Unterpreisverkaufen (Dumping) klagen; in einzelnen Staaten haben sich diese Klagen zu Forderungen nach Antidumpinggesetzen verdichtet. In England z. B. ist in den letzten Wochen von der Regierung wieder verhältnismäßig lebhaft die Vorlage einer Antidumpingbill gefordert worden. In Argentinien befindet sich ein Antidumpinggesetz in Vorbereitung. Japan beabsichtigt durch ein besonderes Gesetz, das sich gegen das sogenannte Valuta-Dumping richtet, alle Einfuhrwaren mit einem besonderen Zuschlagzoll zu belegen. Auch dem kanadischen Zolltarif ist eine Dumpingklausel eingefügt worden. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika beabsichtigt man die heimische Industrie durch eine erhebliche Erhöhung der Schutzzölle vor dem deutschen Wettbewerb zu schützen. In den nordischen Ländern macht sich ebenfalls immer mehr die Forderung nach einem vermehrten Schutz der heimischen Industrie gegenüber der deutschen Ausfuhr geltend. In Schweden hat der Industrieverband eine Denkschrift erscheinen lassen, die sich in erster Linie gegen den deutschen Wettbewerb richtet. Auch in Holland glaubt man in der wachsenden deutschen Einfuhr eine ernste Gefahr erblicken zu müssen, wenngleich es auf der anderen Seite nicht an Stimmen fehlt, die streng sachlich und wohlbegründet auf die Vorteile hinweisen, die die Pflege und Förderung der deutsch-holländischen Wirtschaftsbeziehungen mit sich bringt. Der Vollständigkeit halber sei schließlich noch auf die Schweiz hingewiesen, wo die Forderung nach Antidumpingmaßnahmen gerade in den letzten Wochen des vergangenen Jahres ebenfalls ungleich stärker als früher hervorgetreten ist.

Diesen Bestrebungen des Auslandes gegenüber, die die Bekämpfung des deutschen Wettbewerbs mit der scharfen und meist folgenschweren Waffe der Zollgesetzgebung zum Ziele haben, unterliegt es für uns keinem Zweifel, daß das deutsche Wirtschaftsleben und insbesondere die deutsche Ausfuhr darunter um so mehr leiden würden, mit je höheren Einfuhrzöllen die deutschen Erzeugnisse in den einzelnen Staaten belegt werden. Fragt man sich, inwieweit die Klagen des Auslandes über ein angebliches Verschleudern deutscher Waren auf den Auslandsmärkten berechtigt sind, so kann die Antwort nur lauten, daß dies nicht der Fall ist und die deutsche Industrie keinerlei Dumping treibt. Unter Dumping im eigentlichen Sinne ist das Verschleudern von Waren auf den Auslandsmärkten zu Preisen zu verstehen, die unter den Inlandspreisen des Herstellungslandes liegen. Diese Voraussetzung trifft für den deutschen Ausfuhrhandel nicht zu. Gewiß werden deutsche Erzeugnisse im Auslande gegenwärtig noch vielfach unter den Weltmarktpreisen angeboten, aber zu diesem Verfahren wird der deutsche Ausfuhrhandel durch das Verhalten sowohl der ehemals feindlichen wie auch zahlreicher neutralen Staaten gezwungen. Die Importeure dieser Staaten vertreten den an sich vielleicht berechtigten Standpunkt, die deutschen Erzeugnisse nur dann vorzuziehen, wenn sie unter den Weltmarktpreisen angeboten werden. Wollen die deutschen Exporteure auf Auslandsmärkten, die ihnen unter

diesen Verhältnissen nur bedingt offenstehen, überhaupt ins Geschäft kommen, so sind sie genötigt, dem Standpunkte der ausländischen Importeure Rechnung und dafür Sorge zu tragen, daß die Preise der deutschen Erzeugnisse die Weltmarktpreise nach Möglichkeit nicht erreichen. Von einer Schleuderkonkurrenz kann unter solchen Umständen schlechterdings nicht gesprochen werden.

Schon daraus ist zu ersehen, daß die in den verschiedenen Staaten erhobenen Forderungen nach Antidumpingmaßnahmen der deutschen Einfuhr gegenüber unmöglich in der angeblichen Tatsache allein begründet sein können, daß die deutschen Ausfuhrhändler zu billig verkaufen. Eine eingehende Untersuchung der Dumping-Frage lehrt vielmehr, daß daneben als wichtigste Ursachen der Dumping-Befürchtungen des Auslandes die Wiedererstarkung der deutschen Industrie und vor allem die wachsende Ausfuhr deutscher Qualitätserzeugnisse anzusehen sind. Es ist freimütig zuzugeben, daß wir gegenwärtig die Qualität unserer Friedenserzeugnisse noch nicht wieder erreicht haben, aber wir können anderseits doch auch wieder mit berechtigtem Stolze feststellen, daß die Bestrebungen, die Qualität unserer Erzeugnisse nach Möglichkeit zu verbessern, gerade im abgelaufenen Jahre von Erfolg gekrönt waren. Die Leistungen der Arbeiterschaft haben sich, wenn auch vorderhand noch verhältnismäßig wenig in quantitativer, so doch immerhin in qualitativer Beziehung recht erfreulich gebessert. Die Schaulinie der Güte der deutschen Erzeugnisse ist seit Beginn des vergangenen Jahres in scharf ansteigender Krümmung begriffen. Gerade dieser erste und vielleicht wichtigste Erfolg der deutschen Wiederaufbauarbeit ist es aber, der dem Auslande Anlaß zu Klagen über ein bewußtes deutsches Unterpreis-Verschleudern gegeben hat. Der Versuch, die in den verschiedenen Staaten geplanten Antidumping-Maßnahmen gegen die deutsche Einfuhr durch irgendwelche Mittel hintanzuhalten oder ihren Erfolg in der einen oder anderen Weise abzuschwächen, erscheint angesichts der Haltung der in dieser Frage bis zu einem gewissen Grade maßgebenden ausländischen Importeure nahezu aussichtslos. Um so mehr sollte die deutsche Industrie darauf bedacht sein, die weltwirtschaftliche Geltung und Wertschätzung der deutschen Qualitätsarbeit durch methodische und alle Fortschritte der Technik klug ausnutzende Steigerung ihrer Güte zu erhöhen.

Zur Erfüllung dieser für die Förderung der deutschen Ausfuhr besonders wichtigen Aufgabe ist zweierlei notwendig: einmal die Schaffung von Werterzeugnissen, die vom technischen und geschmacklichen Standpunkte aus in jeder Beziehung einwandfrei sind, und sodann der allmähliche Aufbau einer großzügigen Propaganda im Auslande einerseits mit Hilfe der Exportpresse und anderseits vermittels gut ausgestatteter Werbeschriften, Kataloge, Preislisten usw. Letztere sind möglichst nicht in deutscher, sondern jeweils in der Sprache des Landes abzufassen, an dessen Interessentenkreise sie vorzugsweise gerichtet sind. Oberster Grundsatz aber sollte sein, allen ins Ausland gehenden technischen Neuerungen außer den üblichen Montagevorschriften eine knappe Beschreibung mit auf den Weg zu geben, aus der ihre jeweiligen besonderen Vorteile ersichtlich sind.

Verbreiten wir unsere Werterzeugnisse in dieser Weise, dann wird es uns in absehbarer Zeit auch gelingen, das Ausland davon zu überzeugen, daß weder die deutsche Industrie noch der deutsche Ausfuhrhandel irgendwelche Dumpingabsichten hegen. Solange es aber noch Firmen gibt, die den früher vielfach angewandten Grundsatz „Billig und schlecht“ in „Massenartikel unter Weltmarktpreisen verkaufen“, abwandeln, solange wird das Ausland einen Anlaß sehen, uns Dumping vorzuwerfen. Nicht darauf kommt es an, halbwegs mittelmäßige Erzeugnisse möglichst unter Weltmarktpreisen zu verkaufen, nur um „ins Geschäft zu kommen“, sondern darauf, den häufig genug minderwertigen ausländischen Erzeugnissen die deutsche Wertarbeit gegenüberzustellen. Zum mindesten aber sollte es sich unsere Industrie in Zukunft mehr als bisher angelegen sein lassen, die ausländischen Importeure über die Güte und vor allem, wie dies gerade bei technischen und insbesondere z. B. bei elektro-, installations- und beleuchtungstechnischen Neuerungen der Fall ist, über die wirtschaftlichen und betriebstechnischen Vorteile der deutschen Erzeugnisse so zu unterrichten, wie es den besten Erfolg verspricht. Gehen wir den Klagen des Auslandes über ein angebliches deutsches Dumping auf diese Art zu Leibe, dann werden sie bald verstummen.

Anmerkung der Schriftleitung: Zum Beginn der Leipziger Frühjahrsmesse am 6. März dürften diese Ausführungen besonders wertvoll sein.

Adolf Hildebrand †.

Von Dr. J. M. Ritz.

Am 18. Januar ist Adolf Hildebrand gestorben. Mit ihm ging der letzte und der glücklichste von den dreien dahin, die in einem Atemzug genannt werden müssen: Hans v. Marées, der schwer ringend mit sich und der Menschheit in einer Welt voll Andersheit zuerst den Weg der Dreie ging und dann mitten aus künstlerischen Großtaten und aus „einem Arbeitssturm wie noch nie“ 1887 weggerafft wurde; und Konrad Fiedler, der Philosoph und Förderer, eben daran ein Hauptwerk zu schreiben. Er mußte die Feder noch nicht 10 Jahre nachher aus der Hand legen. Hildebrand allein durfte in einem siebzigjährigen Leben das ganze Werk gestalten, das eine nahezu allgemeine Anerkennung und Verehrung gefunden hat. Doch die Grenzen dieses äußeren Ruhmes fallen mit denen eines wahren Verständnisses des bildhauerischen Schaffens Hildebrands kaum zusammen. Er kam der Masse durch inhaltlich novellistische Züge nicht entgegen. Die reine körperliche Form von den plastischen Gesetzen durchdrungen und mit Wohllaut gesättigt, bedeutete ihm das Kunstwerk. Das quälende des dreidimensionalen Naturdinges muß in reine Schaubarkeit übergeführt werden und das ist dann erreicht, wenn die kubische Statue so angeordnet ist, daß sie sich unserem Erfassen als ein Flächenbild darbietet, dem die Tiefen klar und mühelos faßbar eingearbeitet sind. Diese künstlerische Ueberzeugung bedeutete ein Zurückgehen auf Renaissance und Antike. Deswegen ist aber Hildebrand kein Klassizist. Er zog aus den alten Werken nur die Gesetze der Darstellung; im übrigen trat er frei der Natur selbst gegenüber und es gelang ihm, das Leben einzufangen und in den Stein zu bannen, wozu er aber die starke Bewegung und die Lebendigkeit der Oberfläche nicht braucht wie sein großer Gegenpol Rodin. Daß eine tote Abstraktion zu stande käme, verhinderte schon die Uebereinstimmung von „Gesinnung und Stil“. Es ist kein Zweifel, so mußte der Mann schaffen, von dem Isolde Kurz in ihren „Florentinischen Erinnerungen“ sagt: „Die Luft wurde leicht und frei, wo er hereintrat, und einem jeden war es wohl in seiner Nähe. Man meinte den ersten Menschen vor sich zu sehen in einer noch unbewußten Welt.“ Die verzehrende Glut, der Sturm und das Dämonische haben da keinen Platz.

Im Leben Hildebrands war viel glückliche Fügung und Folgerichtigkeit. Das war es, als der Zwanzigjährige, der vorher die Nürnberger Kunstschule und die Münchener Akademie besucht hatte, in Rom 1867 Marées Freundschaft gewann. Hier fand er Kunstanschauungen, die unausgesprochen in ihm lebten, bereits in Schaffen und Reflexion zu einer gewissen Klarheit gebracht. Die Gemeinschaft mit Marées und Fiedler, die mit Unterbrechungen bis 1875 dauerte, reifte seine Welt und sein Wollen. Mit ihrem Ende war sein Stil fertig und er mußte nur nach Tiefe und Breite wachsen. Das geschah in einer fast elfjährigen Zurückgezogenheit in Florenz. Der nackte Mann der Berliner Nationalgalerie, ein Programmstück entstand. Ausstellungen in Berlin 1884 und in München 1891 zeigten das Erreichte. 1893 erschien seine sehr bedeutende Schrift „Das Problem der Form in der bildenden Kunst“, wo über Erlebnis und Schaffen theoretische Rechenschaft abgelegt ist. Zwei Jahre später wurde der Wittelsbacher Brunnen in München enthüllt, jene prachtvolle Anlage, mit der er zum ersten Male seinem baumeisterlichen Sinn gemäß Monumental-Plastik mit dem Raum vermählen konnte, eine Aufgabe, die er später noch öfter lösen durfte: in München selbst mit dem Hubertusbrunnen vor dem Nationalmuseum, dem Reinhardsbrunnen in Straßburg, dem Bismarckstandbild in Bremen u. a. m. So wuchs der Meister ins Leben und in die Zeit hinein, alle Arten bildhauerischer Tätigkeit erschöpfend und immer im Anstieg bleibend. In dem Alter, das man sonst das beginnende Greisenalter nennt, bildete er den wunderbar edel beruhigten und doch von blühendem Leben prangenden Kopf der Bavaria, der im Marées saale der Neuen Staatsgalerie in München aufgestellt ist. — Ein glückliches und glückspendendes Leben ist vollendet.

Vom Büchertisch.

Caritashandbuch. Ein Leitfaden für die Caritasarbeit. Auf Beschluß des Zentralrates des Deutschen Caritasverbandes und unter Mitarbeit zahlreicher Caritasfachleute herausgegeben von Cuno Joerger, Zentralsekretär des Deutschen Caritasverbandes. Freiburg i. Br., 1920. Caritas-Verlag (VII u. 318). Kart. 16 *M*, in Calico 20 *M*; für Mitglieder 12 *M*, brg. 15 *M*. — Das Caritashandbuch entspricht einem langgefühlten Bedürfnis. Es galt, neben dem großen „Liese“, der auch heute noch seinen vollen Wert behält, ein kleines, handliches Buch zu schaffen. Die einzelnen Gebiete des weiten Arbeitsfeldes sind durchweg von praktischen Caritasleuten oder Führern caritativer Arbeit verfaßt und führen vielfach ganz ausgezeichnet in das betreffende Gebiet ein. Insbesondere ist der Frage: Wie fangen wir es nun praktisch an? stets Rechnung getragen. Dadurch erhält das Buch neben seinem vollen Wert als Nachschlagewerk voll und ganz das Recht, sich einen Leitfaden zu nennen. Auch die Literaturnachweise sind sorgfältig gearbeitet. Wir müssen es uns hier versagen, auf die einzelnen Abschnitte einzugehen. Wir erachten es aber für eine Pflicht jeden Caritasjüngers und jeder Caritasjüngerin, das Büchlein nicht nur zu besitzen, sondern es vor allem durchzuarbeiten und ständig zu benützen.

C. Noppel S. J.

Bühnen- und Musikrundschau.

Gedenkfeier der Münchener Künstlerschaft. In Freude und in Trauer weiß Münchens Künstlerschaft, fußend auf einer langen, glücklichen Tradition, eindrucksvolle Feste zu begehen, die fern aller hohlen Phrase und leerem Pomp Wirkungen hinterlassen, die zum Herzen sprechen, weil sie von Herzen kommen. Dem Gedächtnis Adolf von Hildebrands, dem großen Bildhauer, hat nun die Künstlerschaft — die vielen Gruppen und Richtungen hatten sich zu gemeinschaftlichem Tun vereinigt —, im Künstlerhause eine Totenfeier bereitet. Da waren alle erschienen, die den Ruhm unserer Kunststadt ausmachen und wo es galt, einen großen Künstler zu ehren, da konnten auch die Wittelsbacher nicht fehlen, die der Münchener Kunst jahrhundertelang Schirmherren und Freunde gewesen. Mit den Prinzessinnen Therese und Pilar war unser Kronprinz Rupprecht erschienen. Der Erzbischof Dr. von Faulhaber, Vertreter des Kultusministeriums und der Hochschule bezeugten durch ihre Anwesenheit ihre Teilnahme an dem großen Künstler, der uns so viel Schönheit als unverlierbaren Besitz hinterlassen hat. Während Posaunentöne erklangen, sank die für eine Totenfeier doch zu funkelnde Lenbach-Seidlsche Renaissancepracht in tiefes Dunkel. Der Vorhang öffnete sich, inmitten einer gärtnerischen Anlage stand Hildebrands letztes Werk, der Genius des Todes, eine Schöpfung, die noch die ungeschwächte Kraft des Meisters zeigt. (Es ist das Modell für das Grabmal des Herzogs Georg von Meiningen, eines der frühesten Bewunderer Hildebrands, das des Künstlers Schwiegersohn Prof. Georgii ausgeführt hat.) Die Posaunentöne verschweben, da beginnt die Gesellschaft für Chorgesang (unter Prof. Schwickeraths Führung) ein Madrigal von Palestrina. Die akustische Wirkung der unsichtbar bleibenden Sänger war eine sehr glückliche. Dann betrat Prof. Dr. Jachmann das Rednerpult. Aus den sich oft zu dichterischem Schwung erhebenden Ausführungen des Göttinger Kunsthistorikers seien einige Leitsätze hervorgehoben. Bildhauer, wie Hildebrand war, sah nicht sein Jahrhundert, nicht das Jahrhundert vor ihm. Jachmann untersuchte Hildebrands Verhältnis zur Antike, bekämpfte die oberflächliche Klassifizierung als eines Formalisten und Klassizisten, wies auch die geistige Verwandtschaft mit den Meistern des Quattrocento nach, rühmte die Gezügeltheit seines Temperamentes und die Beherrschtheit künstlerischer Kraft. Nicht nur mit dem Meißel, auch mit der Feder hat Hildebrand das Problem der Form gelöst, aber die Form war ihm nicht Endzweck, sondern das allen Künsten gemeinsame Element, das Poetische. Hildebrand wagte es wieder, die Plastik neben die Architektur zu stellen, wie im Bremer „Bismarck“ und vereinigte so die gewaltig lapidare Sprache der beiden Künste zu jenen geheimnisvoll mächtigen Akkorden, wie sie uns aus den Komplexen alter Städte entgegentönen. Hildebrands Fähigkeit, in seinen Büsten die menschlichen Züge zum Träger jeden Gefühlsausdruckes zu machen, verglich der Redner mit der Kunst Rembrandts. Der große Künstler war auch ein großer Mensch. Schon seine strahlenden Augen zeigten die ungewöhnliche Persönlichkeit und die hohe Stirne kündete den Denker, dem jeder Gedanke zur Anschauung wurde. Dem richtigen Alltagsgetriebe stand er verständnislos, wie ein naives Kind gegenüber. Vornehm und hilfsbereit war er zu Rat und Tat, seine eigenen Interessen hintanzusetzen allzeit gewillt. Nach dem Gelehrten sprach als ältester Münchener Bildhauer Ferd. v. Miller liebe Freundesworte, schlicht und herzlich, dann stieg die greise Kunstexzellenz die Stufen empor, um einen Kranz an dem Werke des Meisters niederzulegen, der, als er es vor vier Jahren schuf, immer wieder die Ahnung geäußert hatte, daß es sein letztes Wort werde. Nachdem Schützendorf vom Nationaltheater ein geistlich Lied von Beethoven, das Hildebrand besonders geliebt hat, gesungen, bot die Chorgesellschaft die alte Weise vom „Schnitter Tod“, die ein Unbekannter erdacht hat.

Schauspielhaus. „Ein idealer Gatte“, Gesellschaftskomödie von Oskar Wilde. Wir haben das Stück vor ein paar Jahren im Lustspielhaus, das damals noch „Neues Theater“ hieß, gesehen; es hat auch im Schauspielhause, wo die Vorbedingungen für einen glänzenden äußeren Rahmen mehr gegeben waren, einem ausverkauften Hause gefallen. Der Dichter dachte nicht hoch von diesen Stücken, die er nach dem Geschmacke seines englischen Publikums einrichten mußte. Wilde mußte dessen Diener sein, weil er äußerlich das Leben eines Lords führen wollte. Seine Technik ist ganz französisch, die mit alten Briefen arbeitende Intrige bringt Spannung, die „Gesellschaft“ wird ein wenig ins satirische Licht gestellt, aber nur so, daß sie selbst mitlächeln kann, ohne dabei böse zu werden. Das Persönliche ist der geschliffene, von klugen oder doch mindestens überraschenden Einfällen glitzernde Dialog. Scharwenka gibt den „idealen Gatten“ sehr vornehm, elegant, das unabsichtliche, weil in sich natürliche einer großen Lebensform, gelingt ihm besser als den meisten Schauspielern. Minder unmittelbar klingen die Töne hoher Erregung, hier vermag er die Wildesche „Rolle“ nicht voll zur blutvollen Persönlichkeit hinaufzuheben. Die beleidigte Gattin spielte Maja Reuble a. G. Wir kannten sie vor Jahren als liebliche Naive unserer Hofbühne, sie hat ihre natürliche Anmut bewahrt. Die Salonschlange spielte mit viel Erfolg Hildegard Rudl-Bertram „auf Anstellung“. Man sah viel gutes Theater, aber Urteile über darstellerische Talente stellt man besser bis auf Rollen zurück, die menschlich tiefer greifen. Dyfing eröffnete in der Figur des bekehrten Hagestolzen einen Ausblick in echten Humor wozu ihm bisher weniger Gelegenheit geboten war. **L. G. Oberlaender, München.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Im neuesten Monatsbericht des Reichsarbeitsblattes für Januar liest man folgende pessimistische Ausführungen: Von Monat zu Monat tritt es deutlicher zutage, dass der Weg der deutschen Wirtschaft bergab führt. Entscheidender noch als die künstliche Kohlennot und die Einwirkungen der Weltkrise auf den allgemeinen verminderten Absatz und Auftragseingang ist die Erschöpfung der Kaufkraft des deutschen Volkes. Lange Zeit war eine starke Kaufkraft vorgetäuscht worden, eines Teils dadurch, dass neue durch Krieg und Revolution an die Oberfläche gekommene Schichten kaufkräftig geworden waren, wie andererseits dadurch, dass die wiederauflebende Tauschkraft in starkem Masse dazu führte, Geldkapital in Sachgüterbesitz umzutauschen. In den letzten Monaten ist es immer deutlicher geworden, dass diese Züge nur eine zeitweilige Verzerrung des Gesamtbildes der Wirtschaft bedeuteten. Unter den Einwirkungen der Weltkrisis hat die deutsche Volkswirtschaft im letzten Monat bereits empfindlich zu leiden gehabt. Die deutsche Ausfuhr ist zurückgegangen. Wir haben mehrmals dargelegt, wie lange es gewährt hat, bis die Börse sich diesen Einsichten erschloss. Die politische Hochspannung, welche die Nähe der Londoner Entscheidungen verursacht, wirkt auch lähmend auf die Börse. Das Schwanken der Reichsmark, das sich schwer begründen lässt, das Auf und Ab der fremden Wechselkurse, muss die Neigung zu grösseren Börsengeschäften sehr herabmindern. Die Transaktionen der A.E.G. mit den Linke-Hoffmannswerken und die Neuerwerbungen von Krupp scheinen die letzten Unternehmungen gewesen zu sein, die grosse Konzentrationskäufe bedingt haben. Die grossen Ankäufe durch ausländisches Kapital haben nachgelassen. Durch die Schaffung von Schutzaktien haben sich viele Gesellschaften sichergestellt. Es wird für sie nicht nötig sein, ausser diesen noch gewöhnliche Aktien zu thesaurieren. Ihre gelegentliche Herausgabe dürfte da und dort kursschwächer wirken. Diesen Schutz durch Ausgabe von Namensvorzugsaktien beschritt trotz des Widerspruches einer Oppositionsgruppe dieser Tage das Brauhaus Würzburg. Begründet wurde die Massnahme damit, dass die Aktien von einer bestimmten Seite zu steigenden Kursen aufgekauft würden. Während die Notierung am 1. Oktober noch 199 betrug, habe sie sich bis zu 400 gesteigert, wozu ein innerer Grund nicht gegeben sei. Die Ankäufe seien auf Bestrebungen zurückzuführen, deren Bedeutung und Tragweite sich der Kenntnis der Verwaltung noch entziehe. Die 500 Vorzugsaktien erhalten zehnfaches Stimmrecht und können nur mit Zustimmung der Gesellschaft übertragen werden. —

Mit ähnlicher Begründung erhöhte auch das Bürgerliche Brauhaus München (Münchener Bürgerbräu), sein Kapital durch Ausgabe von 600 amortisablen Namensvorzugsaktien zu je 200 ℳ mit 10fachem Stimmwert und 6% Vorzugsdividende.

Die Börsenwoche begann schwächer, als die vorige geschlossen. Es herrschte wenig Neigung zu kaufen, aber auch keine zu verkaufen. Anderen Tages waren auf die Steigerung der Mark in Neuyork die Devisen und der Dollar schwächer, die Effekten waren fest. Günstige Beurteilungen für die Abstimmung liessen Oberschlesier hinaufgehen. Die Spekulation scheint sich mehr und mehr mit raschen Gewinnen zu begnügen und dann sich zurückzuziehen. Sehr lustlos ist die Kapitalistenwelt, die vor den Ergebnissen der Londoner Konferenz kaum sich zu grossen Geschäften entschliessen wird. Optimisten sprechen schon von einer März-Hausse. Trotz den Meldungen über grosse Arbeitslosigkeit rechnen diese mit starker Beschäftigung der Industrie. Grosse Wahrscheinlichkeit aber hat die Meinung, dass die ersten Schwierigkeiten, welche die deutschen Gegenvorschläge hervorrufen werden, einige schwache Börsentage bringen werden. Einige Spezialpapiere zogen in der Wochenmitte an infolge von Kombinationsgerüchten. Am Ende der Woche kam es wieder zur Abschwächung bei geringen Umsätzen und geringen Kursveränderungen. Die a.o. Generalversammlung der Münchener Rückversicherungsgesellschaft beschloss die Erhöhung des Aktienkapitals um 30 Millionen Mark. Der Geschäftsumfang hat, damit wird die Massnahme begründet, namentlich in den letzten drei Jahren eine ausserordentliche Zunahme erfahren und ist deshalb notwendig, um die Garantiemittel mit den vermehrten Verpflichtungen in Einklang zu bringen. Ein weiterer Beschluss gestattet das Anlegen eines Teiles des Gesellschaftsvermögens in Grundbesitz, wodurch das Ansehen im Auslande vorteilhaft beeinflusst und die grossen Abschreibungen auf Staatspapiere vermieden werden. — Um 100 Millionen Mark erhöht die Daimler Motoren-Gesellschaft ihr Grundkapital. Die neuen Stammaktien, die mit den alten gleichberechtigt sind, werden unter Ausschluss des gesetzlichen Bezugsrechtes zu mindestens 115% begeben. Angesichts der stark gestiegenen Bankzinsen und Spesen und der Unwirtschaftlichkeit der Bankkredite und auch in Anbetracht der Entwertung der Mark, des Preisrückganges der Materialien, der Steigerung der Löhne, gewähre die Kapitalserhöhung für absehbare Zeit die finanzielle Unabhängigkeit der Gesellschaft. Der Aufsichtsrat der A. E. G. beantragt nunmehr die Erhöhung des Grundkapitals um 300 Millionen Mark, mit welcher sich die Generalversammlung am 15. März beschäftigen wird. Solche Riesenemissionen machen heute kaum mehr besonderen Eindruck. **K. Werner, München.**

Schluß des redaktionellen Teiles.

Verschiedenes.

Ein Buch für die Gegenwart. Im Verlage der Bonifacius-Druckerei, Paderborn, ist soeben ein für die weitesten Kreise der kath. Geistlichkeit und Laienwelt wertvolles Buch erschienen: „Des Christen Gnadenleben“, biblisch, dogmatisch, aszetisch dargestellt in 40 Vorträgen von Univ.-Prof. Dr. Bernhard Bartmann, Preis geb. M 24.—. Das Buch kann nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Näheren Aufschluß über dieses Werk und einige andere äußerst zeitgemäße Bücher gibt ein Prospekt des Verlags, welcher der vorliegenden Nummer der „Allgemeinen Rundschau“ beigelegt ist.

Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft. Es wurde die Erhöhung des Grundkapitals um M 30 Millionen durch Ausgabe weiterer 18,750 auf den Namen lautenden Aktien (Interimsscheine) zum Nominalbetrage von je M 1600.— mit 25% Einzahlung einstimmig beschlossen. Unter Ausschluß des gesetzlichen Bezugsrechts der Aktionäre werden die neuen M 30 Millionen nominal Aktien von einem unter Führung des Bankhauses Merck, Finck & Co. in München stehenden Bankenkonsortium übernommen und zwar 12500 Stück zum Preise von M 1600.— per Stück (M 400.— als 25% Einzahlung und M 1200.— als Agio) zuzüglich 5% Zins hieraus ab 1. Januar 1921 bis zum Zahltag und 6250 Stück zum Preise von M 2400.— per Stück (M 400.— als 25% Einzahlung und M 2000.— als Agio) zuzüglich 5% Zins hieraus ab 1. Januar 1921 bis zum Zahltag. Das Konsortium verpflichtet sich, 12500 Stück der neuen Aktien zum Uebernahmepreis von M 1600.— den alten Aktionären durch die Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft derart anzubieten, daß auf je drei alte zwei neue Aktien entfallen und weitere 1875 Stück ebenfalls zum Uebernahmepreis von M 2400 — per Stück zuzüglich Zinsen bis längstens 31. Dezember 1921 zur Verfügung der Gesellschaft zu halten.

Kursverlustversicherung. Die deutschen Lebensversicherungs-Gesellschaften haben seinerzeit aus vaterländischem Interesse ihre ganze Organisation in den Dienst der Kriegsanleihen gestellt und große Beträge ihres Vermögens nicht nur selbst in Kriegsanleihe angelegt, sondern auch Millionenwerte dieses Vermögens durch die Form der Kriegsanleiheversicherung in den Dienst der Allgemeinheit gestellt. Der verlorene Krieg hat leider die auf diese Anleihe gestellten Hoffnungen wenn nicht zunichte gemacht, so doch bitter enttäuscht. Heute sind die in Kriegsanleihe angelegten Vermögensbestände bis zu 70% entwertet und es ist in Ansehung unserer wirtschaftlichen Not und politischen Bedrängnis kaum fraglich, daß sie sich in absehbarer Zeit wieder erholen. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß der Wunsch allgemein geworden ist, auf möglichst billige Art und Weise entweder der durch die Kriegsanleihe-Versicherung übernommenen Darlehensschuld an die Versicherungs-Gesellschaften enthoben zu werden, oder die Kriegsanleihe-Versicherung in vollwertige Barversicherung umzuwandeln. Diesem Wunsch hat der Phönix in Wien, Direktion für das Deutsche Reich, München, **bisher schon soweit als nur irgend möglich durch die Einführung einer Kursverlustversicherung und durch das Zugeständnis der** Umwandlung der Kriegsanleihe-Versicherungen in Bargeld-Versicherungen unter voller Anrechnung der bisher für die erstere geleisteten Prämien Rechnung getragen. Nun bietet ihm die neue Steuergesetzgebung, nach der das Reichsnotopfer mit selbstgezeichneter Kriegsanleihe zum Nominalwert gezahlt werden kann, Gelegenheit, seinen Kriegsanleiheversicherten ein Angebot zu machen, das ein noch viel weitergehendes Entgegenkommen bedeutet. Er bietet ihnen die Hand dazu, wesentliche Vermögensvorteile zu erreichen. Genaue Aufschlüsse erteilt der Phönix in Wien, Direktion für das Deutsche Reich, München, Max Josephstr. 1.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif. Im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 6 X gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 85 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gb.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 11 — München, 12. März 1921. — XVIII. Jahrgang.

Die neuen deutschen Kardinäle.

Von Generalvikar Dr. M. Buchberger.

Während die derzeitigen Machthaber der Erde bald da, bald dort ihren Richterstuhl aufschlagen, um über das deutsche Volk stets von neuem das Schuld- und Verdammungsurteil zu fällen, gab Papst Benedikt XV. demselben nun beinahe überall verfemten Volke einen Beweis seiner durch keinen „Völkerbund" und „Völkervertrag" beirrbaren väterlichen Liebe und Huld, indem er am 10. März die Erzbischöfe von Köln und München in den obersten Senat der Kirche berief. Er erhöht damit die herkömmliche Zweizahl der deutschen Kardinäle auf die Dreizahl, was unter den derzeitigen Verhältnissen gewiß eine Tat bedeutet. Benedikt XV. erweist sich auch hier wieder, wie so oft im Laufe seiner segensreichen Regierung, als gerechter und gütiger Vater aller seiner Kinder, nicht bloß als Protektor oder gar als Werkzeug irgendeiner vom Glücke begünstigten Nation. Weit entfernt, diesen Gnadenakt national oder politisch zu werten und auszumünzen, müssen wir ihn doch zusammenhalten mit der zurzeit beliebten Einschätzung und Behandlung des deutschen Volkes durch die „Sieger im Weltkriege" und alle Anbeter des Erfolges, um ihn recht zu würdigen und gebührend dafür zu danken. Je mehr das so schmählich getäuschte und betrogene deutsche Volk sich als Schädling und Auswurf des Menschengeschlechtes behandeln lassen muß, desto wohltuender wird es jedes deutsche Herz berühren, wenn in die Nacht unserer Not und Schmach von höchster kirchlicher Warte ein freundlich milder Lichtstrahl des Wohlwollens und Vertrauens fällt. Aufrichtig und hocherfreut legen wir dafür dem Hl. Vater unseren ehrerbietigsten und innigsten Dank zu Füßen. Ganz besonderen Grund zur Freude und Dankbarkeit haben die Katholiken Bayerns. Was uns der edle Pius X. seinerzeit sicherlich in erster Linie zur anerkennenden Auszeichnung unseres guten, glaubigfrommen Königs Ludwig III. gewährt hat, das hat uns sein Nachfolger auch unter ganz veränderten Verhältnissen nicht entziehen wollen. Er hat uns damit auch für die Zukunft zwar keinerlei Anwartschaft, aber doch gute Hoffnung auf einen bayerischen Kardinal gegeben, auf jeden Fall aber einen besonderen Beweis seiner wohlwollenden Liebe zum Bayernvolke und einen Ausdruck seines Vertrauens, daß die katholischen Bayern auch in den Stürmen der Gegenwart und Zukunft ihre alte treue Anhänglichkeit an den Nachfolger Petri bewähren werden. Wir geloben ihm, daß wir sein Vertrauen nicht täuschen wollen.

Mit edlem und berechtigtem Stolze blicken wir auf zu den beiden deutschen Kirchenfürsten, die am 10. März mit der Würde des Purpurs geschmückt wurden. Kardinal Schulte und Kardinal Faulhaber, das sind Namen, die einen Klang haben in der ganzen Welt, Gestalten, die durch die Würde ihrer Person, die Hoheit ihres Charakters, den Glanz ihres Geistes und den Segen ihres Wirkens weit über Deutschlands Grenzen hinausragen; das sind Persönlichkeiten, die auch dem höchsten kirchlichen Kollegium zur Ehre und zur Zierde gereichen.

Nur in ein paar Strichen kann Person und Wirken der beiden hier gezeichnet werden.

Kardinal Karl Joseph Schulte ist ein Sohn des charakterstarken, glaubens- und grundsatztreuen Westfalenvolkes. Auf Haus Valbert im Kreise Meschede stand seine Wiege. An den Universitäten Bonn und Münster hat er seine Studien gemacht. 1895 wurde er zum Priester geweiht. Abgesehen von einer kurzen Tätigkeit als Vikar in Witten an der Ruhr, hat er die ersten drei Lustren seines Priestertums ausschließlich in der stillen, altehrwürdigen Bischofsstadt am „Paderbörnle" gelebt und gewirkt, zuerst als Repetent im Seminar, dann als Professor für Kirchenrecht und Apologie an der theologischen Hochschule. Bereits im Jahre 1909, als er erst 14 Priester- und 38 Lebensjahre zählte, hat ihn das Vertrauen des bischöflichen Domkapitels als Oberhirten der Diözese Paderborn auserlesen, die an Ausdehnung der größte und wegen ihrer Industrie- und Diasporaverhältnisse einer der schwierigsten unter den Kirchensprengeln Deutschlands ist. Mit der Frische und dem Feuer der Jugend, doch auch mit der Ruhe und Reife des abgeklärten, zielbewußten Mannes ist er an die große Aufgabe herangetreten „im Gehorsam gegen Christus" (in obsequium Christi, 2. Kor. 10, 5), wie sein Wahlspruch lautet. Mit dem Ernst und der Würde seines Amtes hat er stets die Milde und Güte seines Charakters harmonisch vereinigt und dadurch alle Herzen sich leicht erobert. Er ist ein guter Hirt und Vater der Seinen. Groß sind seine Verdienste um die philosophisch-theologische Hochschule in Paderborn, die ihm zum guten Teil ihre jetzige Blüte und ihr hohes Ansehen verdankt. Er ist Mitbegründer und Mitherausgeber der Zeitschrift „Theologie und Glaube", die unter seinen Auspizien für die theologische Wissenschaft und praktische Seelsorge zu einem führenden Organ sich aufschwang.

Auf seine Anregung und mit seiner Unterstützung erschien 1913 der „Real-Schematismus" der Diözese Paderborn, ein mustergültiges geschichtlich-statistisches Handbuch. Vieles verdankt seiner hochsinnigen Förderung und weitschauenden Fürsorge der St. Bonifatiusverein mit seinen Einrichtungen in Paderborn. Mit klarem Blick erkannte Bischof Karl Joseph zur rechten Zeit die mannigfaltigen materiellen und seelischen Notstände unseres Volkes; mit sicherer Hand hat er der Seelsorge und Karitas die Wege vorgezeichnet und geebnet, die sie zur Linderung und Heilung der Schäden einschlagen sollten. Als der Weltkrieg ausbrach und in seinem Gefolge tausendfaches Weh sich allenthalben einstellte, da war es das edle Herz und das organisatorische Talent des Paderborner Oberhirten, die ein Hilfswerk für die Not der Krieger, der Kriegsgefangenen und ihrer Angehörigen schufen, wie es großzügiger und großartiger wohl keines je gegeben hat. Diese Kriegshilfsstelle und Kriegsgefangenenhilfe Paderborn hat ihr segensvolles Wirken auf allen Kriegsschauplätzen und insbesondere in allen Gefangenenlagern entfaltet, sie hat die helfende Hand ausgestreckt nicht bloß nach den deutschen Söhnen, die in der Fremde schmachteten, sondern in echt christlicher Weise auch nach den Kriegsgefangenen der uns feindlichen Länder. Im Rahmen des Möglichen blieb hochherzige Liebe und Fürsorge

keinem versagt. Ewig wird dieses Wirken im Geiste edler Menschlichkeit und echten Christentums mit goldenen Lettern eingetragen bleiben in die Geschichte des Weltkrieges und in die Annalen der christlichen Karitas. Kein Deutschenhaß kann es auslöschen. Immer wird Bischof Karl Joseph als großer Apologet des deutschen Volkes erstehen, wenn man demselben Lieblosigkeit oder gar Grausamkeit gegen seine Feinde vorwerfen wollte. Immer auch wird sein Wirken im Geiste Christi eine gewaltige Sprache reden gegen gewissenlose Agitatoren und gedankenlose Schwätzer, die dem deutschen Volke stets im Ohre liegen mit dem törichten Vorwurf: Die Kirche hat im Weltkrieg versagt. Der Heilige Vater, der große Apostel eines wahren Völkerfriedens, hat diese Tätigkeit im Dienste der Liebe und Versöhnung so hoch angeschlagen, daß er nach dem Tode des Kardinals v. Hartmann den Bischof Karl Joseph auf den ersten und angesehensten Bischofsstuhl Deutschlands erhob.

Vielleicht kein Oberhirte der altehrwürdigen Metropole Köln hat sein Hirtenamt in so schwerer Zeit und unter so gewaltigen Hemmungen und Gegenwirkungen angetreten wie Erzbischof Schulte. Eine Riesenaufgabe ist auf seine Schultern gelegt; aber wenn irgend jemand, dann wird Kardinal Karl Joseph mit Gottes Gnade auch diese Verhältnisse meistern und dem „heiligen“ Köln seinen alten Ruf und seine führende Rolle im katholischen Leben Deutschlands wahren und zurückerobern. Gott erhalte ihm Kraft und Gesundheit, daß er seine Jahre voll und ganz auswirken kann „in obsequium Christi“ und „in aedificationem corporis Christi“ (zur Erbauung des Leibes Christi Ephes. 4, 12).

Kardinal Michael von Faulhaber ist ein Kind des sonnigen Frankenlandes, am 5. März 1869 in Klosterheidenfeld geboren. Er ist durch sein weitreichendes und überragendes Wirken als Verteidiger der göttlichen Offenbarung und des christlichen Glaubens, als Vertreter der Wissenschaft, die noch glaubt und betet, als Gelehrter wie als Seelenhirt, als Professor vor Akademikern, als Prediger auf der Kanzel, als begeisternder Redner vor großen Volksscharen, als Feldpropst und Vater der Soldaten im Kriege, als Pionier für die vordringlichen Aufgaben der Zeit, kurz als großer Führer der deutschen Katholiken so bekannt, daß eine gedrängte Darstellung sein Wirken eher verdunkeln als beleuchten kann. Wenn irgendwo, so darf man hier das Wort anwenden: „Zu seinem Lobe etwas hinzufügen, heißt von demselben etwas wegnehmen.“ 1892 zum Priester geweiht, hatte er sich als Lebensberuf den des akademischen Lehrers erkoren, zu dem er, wie kaum ein zweiter, mit der Neigung auch außergewöhnliche Veranlagung mitbrachte. Nach seiner Promotion ging er zur Vollendung seiner Studien nach Rom und war drei Jahre Kaplan an der Anima. 1899 wurde er Privatdozent in Würzburg und 1903 erhielt er einen Ruf als Professor der alttestamentlichen Exegese in Straßburg. 1910 bestieg er den bischöflichen Stuhl von Speyer und 1917 berief ihn das Vertrauen der höchsten geistlichen und weltlichen Stelle als Nachfolger des guten Kardinals von Bettinger nach München. Das ist in kurzem sein Lebensgang.

Seine theoretischen Studien und Forschungen hat er bereits als junger Priester und akademischer Lehrer bereichert und vertieft durch Studienreisen nach Palästina, England, Spanien, Südfrankreich, Nordafrika, Italien und Holland. Seine gelehrten Werke aus jener Zeit zeigen die ihm eigenen Vorzüge der Klarheit, Gründlichkeit und Sachlichkeit; sie erfreuen sich daher auch in der Fachwelt noch heute des besten Ansehens. Schon als Professor der Theologie hat er mit der akademischen Lehrtätigkeit stets und gern ein ausgedehntes und fruchtbares Wirken in der Seelsorge verbunden und seine Akademiker nicht bloß vor dem Katheder der Universität, sondern auch vor der Kanzel des Straßburger Domes um sich versammelt. Zur ehrenden Anerkennung dieser seelsorglichen Wirksamkeit hat ihn das Domkapitel Straßburg zum Ehrenkanonikus ernannt. Bereits damals trat Professor Faulhaber über den engeren Wirkungskreis hinaus und hat für brennende Fragen und dringliche Aufgaben der Zeit, z. B. für die Frauenfrage und Schulfrage ein klares Programm entworfen und in seinen Vorträgen dafür begeistert. So war er den deutschen Katholiken längst kein Unbekannter mehr, als er, mit der Bischofswürde bekleidet, in die ehrwürdigen Hallen des Speyerer Domes einzog. Nun begann sein Wirken erst recht ins Große und Weite zu wachsen. Vor allem gehörte es den Soldaten im Felde, die er am liebsten im Schützengraben und an der Front aufsuchte, um Gefahren und Opfer mit ihnen zu teilen. Tausende von Paketen gingen aus seinem Hause und aus seiner Hand ins Feld, um die leiblichen und seelischen Bedürfnisse der Krieger zu befriedigen. Er übersah aber auch nicht die großen Sorgen und Nöten der Heimat. Getreu seinem Wahlspruch „Vox temporis, vox Dei“ (die Stimme der Zeit ist die Stimme Gottes) hat er in alle dringlichen Aufgaben und brennenden Fragen der Gegenwart anregend und anspornend, klärend und richtungweisend eingegriffen. Dabei kam ihm vorzüglich zustatten seine hervorragende Rednergabe und seine Meisterschaft in der Beherrschung der Sprache. Ob ihn sein Amt auf die Kanzel eines Domes oder einer Dorfkirche, vor das Forum der Gebildeten oder vor die großen Massen des katholischen Volkes rief, ob er Gottes Wort in einem Schützengraben der Westfront oder in einem zerschossenen Kirchlein des fernen Mazedoniens oder in der gewaltigen Russenkathedrale zu Warschau verkündete, er wußte überall, für alle Lagen und jedes Auditorium das rechte Wort und den rechten Ton zu finden; überall hingen die Blicke an ihm und stand alles in seinem Banne, denn er redete, gleich seinem göttlichen Vorbild, „wie einer, der Gewalt hat“. Als begeisternder und hinreißender Redner, als Meister der Sprache und des Stiles, unerschöpflich im Reichtum und der Tiefe der Gedanken, originell, treffend und packend in der Darstellung und Beleuchtung, so steht er vor dem katholischen Volke als einer seiner großen Führer, so steht er auch vor seinen Gegnern in Ehren und Achtung da.

Nicht weniger bedeutungsvoll war der Einfluß seiner geist- und gehaltvollen Schriften. Es seien genannt: „Zeitfragen und Zeitaufgaben“, „Das Schwert des Geistes“ und „Waffen des Lichtes“, Werke, die auch auf nichtkatholischer Seite ungeteilte Anerkennung und Bewunderung erfuhren, nicht bloß wegen der durchsichtigen Klarheit, der fesselnden Schönheit und überzeugenden Kraft der Darstellung, sondern auch wegen der tiefsinnigen Begründung auf Bibel und Tradition, der Sicherheit und Entschiedenheit der Führung, der Gründlichkeit der Schürfung und Prüfung, der moralischen Gesundheit und Unanfechtbarkeit in den Grundsätzen und Zielen. Wie sich Erzbischof Michael von Faulhaber stets als unerschrockener, entschiedener und ganzer Mann und Charakter gezeigt und bewährt hat, so stand er insbesondere auch wie eine Säule und Stütze der Ordnung mutig und aufrecht auf seinem Posten, als die Fluten der Revolution über unserem Vaterlande zusammenschlugen und München selbst ein Opfer der Anarchie zu werden drohte. Ja in dieser Zeit der höchsten Gefahr und Not, wo so viele Fassung und Mut und Vertrauen verloren, da ist er erst recht der Mann des Volkes geworden, zu dem es mit Bewunderung und Stolz aufblickte. Ohne zu zagen und zu zögern, rief er in einer Zeit, wo die Wogen noch hoch gingen, die Katholiken Münchens zur großen Volksmission und zum eindrucksvollen Katholikentag des Jahres 1919. Als die damalige Staatsregierung tief in die Rechte der Kirche und der Eltern eingreifen wollte, als sie ausholte um der christlichen Bekenntnisschule den Todesstoß zu versetzen, da trat er mit apostolischer Kraft und Autorität, mit der Entschiedenheit und dem Mut eines hl. Johannes vor das gläubige Volk und rief es auf zur Wahrung seiner heiligsten Rechte und Erfüllung seiner heiligsten Pflichten. Mit Begeisterung scharten sich die katholischen Elternvereinigungen um ihn, bildeten eine machtvolle „Einwohnerwehr zum Schutz der christlichen Schule“ und errichteten einen Wall gegen die „Freiheit“, wie die Männer der Revolution sie verstanden. In unseren Tagen endlich hat Erzbischof Michael auch das Lebenswerk des großen Bischofs Ketteler im Geiste Leos XIII. wieder aufgenommen und in seinen sozialen Vorträgen in der Michaelskirche zu München dichte Männerscharen aus allen Kreisen hingewiesen auf die soziale Befähigung, Aufgabe und Wirksamkeit der Kirche.

Er hat aber auch auf diesem Gebiete neben der Theorie die Praxis nicht vernachlässigt. Das könnten nicht bloß die sozialen und karitativen Vereine bezeugen, denen er stets ein großer Gönner war, sondern auch Tausende von armen Kindern und Familien, denen er in aller Stille und Verborgenheit eigene Gaben, die reichen Sammlungen seiner Diözesanen und große Spenden des Heiligen Vaters wie der Katholiken des Auslandes zukommen ließ.

Das Brevier enthält ein Gebet für den Bischof, gefaßt in die kurzen Worte: „Er stehe und weide die Herde, o Herr, in Deiner Kraft und in der Erhabenheit Deines Namens!“ Daß er aufrecht dastehe und in Gottes Kraft seine Herde weide, das sind wir gewöhnt von unserem verehrten Oberhirten. Daß er noch viele, viele Jahre in Gesundheit und Rüstigkeit der heiligen Kirche eine Säule und Leuchte sei, das wollen wir treulich erbeten für unseren Kardinal Michael von Faulhaber.

Die Opferung.

In der Kapelle, wo anbetend kniet
Vor Gott die Nacht, und wo hinunter sieht
Zur Stille nur ein frommes Kerzenpaar,
Der Priester opfernd steht am Frühaltar.
Es malt ein leises Gold der Flammenschein
Ins dunkle Haar ihm und ins Aug hinein,
Aufs Messgewand, aufs Buch, aufs schneeige Linnen,
Und auf den Kelch, von dem die Gnaden rinnen.
In all dies Sprüh'n und überird'sche Blitzen,
Wachsen zur Höh' aus duftigweissen Spitzen
Die Priesterhände mit dem gold'nen Teller.
Der Atem vor dem Mund wird heiss und schneller,
Denn mit der Hostie will dem Schöpfer geben
Noch andere Opfer sein entsagend Leben.

Auf die Patene an dem heil'gen Morgen
Legt er die tausend leisen düstern Sorgen,
Die wehe Angst um alle seine Lieben,
Das Wünschen, das ihm unerfüllt geblieben,
Das viele Nein, das schon sein Mund gesprochen,
Die Tränen, die ihm aus dem Aug' gebrochen.

Was ist's? Was zitterst, Priester, du so sehr?
— die goldene Patene wird zu schwer . . .

Martin Mayr.

Die Katholiken und ihre Bischöfe.

Von Dr. Michael Eberhard.

Dem echten Katholiken ist sein Bischof mehr als der Leiter der glanzvollen Liturgie in der Kathedrale, mehr als der weihende und salbende Oberpriester; er ist ihm der Vollinhaber der kirchlichen Gewalt in der Diözese. Und diese ist nicht bloß eine Weihegewalt, sondern eine wahre Jurisdiktionsgewalt, eine Regierungsgewalt nach der lehramtlichen und hirtenamtlichen Seite hin. Der Stab ist des Bischofs eigentliches Symbol.

Es wäre nun zu verwundern, wenn die der Autorität so gefahrdrohende Epidemie, von der die Geisterwelt längst angesteckt und die jetzt zur Massenepidemie geworden ist, vor den kirchlichen Kreisen Halt gemacht hätte. Die Atmosphäre der Zeit ist nicht eine andere für die Kirchlichen, eine andere für die Außenstehenden; und nicht alle Organismen sind gesund genug, um die Auswirkung unkirchlicher Keime von sich abzuwehren. Die Kirche baut gewaltige Abwehrdämme; allein die Hochfluten suchen und finden immer wieder Einbruchstellen. Dank der Wachsamkeit Roms haben wir in unserm Schiff die richtige Steuerung; aber vielen gefällt der Kurs nicht; sie machen die Fahrt nicht mit, wenn sie nicht gar in andere Schiffe steigen. Es wäre weit über das Ziel geschossen, wenn wir klagten, wir hätten Führer ohne Massen; aber in einzelnen Schichten und Kreisen müssen die kirchlichen Zusammenhänge doch sehr lose sein, und alle schönen Empfänge und Ständchen bei Firmungs- und anderen Dienstreisen können den Bischof nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die kirchliche Führung von vielen und in vielem abgelehnt wird. Bauern, Arbeiter, Lehrer, Beamte stehen dem Oberhirten in kühler Reserve oder gar in Kampfesstellung gegenüber.

Ob es wohl solche unter diesen Katholiken gibt, welche die kirchliche Gewalt überhaupt leugnen? Man sollte es nicht für möglich halten; aber es ist auch unglaublich, welcher geistige Gehalt, welche religiöse Auffassung, welches religiöse Fühlen oft als Deckung herhalten muß für den katholischen Taufschein, den man in der Hand hält. „Sind nicht wir Laien auch Priester?“ Diese alte Frage Tertullians führt auch heute in manchen Herzen ein verfessenes und verträumtes Dasein, bis sie durch die Umtriebe von Sekten zum frischen lebendigen Zweifel wird. Das politische und soziale Dogma von der wesentlichen Gleichheit aller Menschen wird in seiner Anwendung auf das Kirchliche wenigstens nicht bewußt zurückgewiesen; entweder verflacht sich das katholische Bewußtsein oder die katholischen Grundsätze von der kirchlichen Gewalt stehen wohl noch in mehr oder minder scharfen Umrissen da, aber die Kirche erscheint dann als reaktionär. Denn nach katholischer Anschauung haben nicht alle gleiche Gewalt in geistlichen Dingen. Nicht alles, „was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es schon zum Priester, Bischof und Papst geweiht sei“, sondern der Herr hat die geistliche Gewalt nur auserwählten Jüngern verliehen, den Aposteln und ihrem Haupte, Petrus; und diese haben nach Christi Auftrag ihre geistliche Gewalt nicht allen Gläubigen, sondern nur bestimmten Männern übertragen, die sie durch Weihe und Sendung dazu bevollmächtigten. Das katholische Volk ist von vorneherein, zeitlich und philosophisch, organisiert nach dem tiefgreifenden Standesunterschied von Klerus und Laien.

Doch vielleicht sind der Katholiken, die das Gottesgnadentum der kirchlichen Gewalt leugnen und sie volksgeboren wähnen, nicht sehr viele; eine bedeutend größere Zahl beugt sich vor der Weihegewalt, steht aber der Regierungsgewalt mißtrauisch gegenüber. Vielleicht ist das protestantische Prinzip in sie hineingefahren, daß die Kirche wesentlich keine Rechtsbildung sein dürfe, sondern eine Freistätte des Auslebens des heiligen Geistes und eine Liebesvereinigung bleiben müsse. In anderen Herzen mögen es Ableger von Polizeistaat und Staatskirchentum sein, in wieder anderen Herzen mögen Reminiszenzen aus Romanen und Geschichtsfälschungen nachspuken von Willkür und Geistestyrannei, lodernden Scheiterhaufen und Zwangsbekehrungen. Die Kirche ist jetzt vom Staate getrennt; wird das Mißtrauen gegen ihre Herrschsucht sich verlieren? Nein, dieser Erfolg der kirchenfeindlichen Partei schärft nur ihren Appetit nach weiteren Erfolgen. Die Tyrannei der Bischöfe ist zumeist nichts als eine Tyrannei der Prinzipien; sie werden neuzeitlichen Menschen in einem neuzeitlichen Staatswesen gegenüber eine andere Form in der Ausübung ihrer Gewalt suchen, aber sie können und dürfen auf ihre Regierungsgewalt nicht verzichten. Kein Katholik kann seines Glaubens froh werden, wenn er sich nicht entschließt, rückhaltlos und demütig sich dem Stabe zu unterwerfen, wenn er schon sich nicht entschließen kann, des Bischofs Ring zu küssen. Rechtlicher Gehorsam, wenn nicht liebender Gehorsam!

Weitaus die meisten Katholiken aber, die an Kirchenfrost leiden, sind bös verschnupft, weil die Bischöfe ihre Jurisdiktionsgewalt auf das Zeitliche ausdehnen. Sie bestreiten ihnen die Gewalt nicht auf dem geistlichen Gebiete; aber ein Ritt in die Domäne des Weltlichen dünkt ihnen eine offenbare Grenzverletzung. Mir dünkt, der tiefste Grund ihres Grolles sei nicht ein rechtlicher, sondern ein psychologischer. Sie sind wie meine Bauern; ich darf über alles kräftig vom Leder ziehen, nur nicht über ihr Wuchern und über ihre Liebschaften; das ist eben der Herzkäfer. Das Zeitliche steht im Vordergrund des Interesses jener Katholiken, ihre Politik, ihre Sozialpolitik, ihre Schule und Standespolitik, oder auch ihre wissenschaftlichen und literarisch-künstlerischen Anschauungen und Bestrebungen. Das ist der Herzkäfer; der soll ungestört krabbeln dürfen. Aber wenn die Politik Sünden begeht? Wenn sie den Glauben und die Wesensrechte der Kirche gefährdet? Wenn dem Seelenheil Verlust droht? Ist es dann Kompetenzüberschreitung der Bischöfe, wenn sie befehlen, verbieten, mahnen, drohen? Ist es nicht vielmehr Kompetenzüberschreitung des katholischen Gewissens, das der rechtmäßigen Obrigkeit auf rechtmäßigem Gebiete den Gehorsam verweigert? Oder begeht die Politik keine Sünden? Soto sagte einst zu Karl V.: Dixisti peccata Caroli, dic modo peccata Caesaris. Du bekanntest die Sünden Karls, bekenne jetzt die Sünden des Kaisers.

Unsere Bischöfe tun nichts, was ihre Vorfahren bis zu den Aposteln zurück nicht auch getan haben. Als die Kirche im 4. Jahrhundert ihr Haupt aus dem Dunkel erhob, standen schon überall Bischöfe an der Spitze der einzelnen Diözesen. Der Bischof stand aber nicht bloß dem Gottesdienst vor, sondern er hatte auch die Verwaltung des Kirchengutes, übte selbst in bürgerlichen Sachen eine umfassende schiedsrichterliche Tätigkeit aus, und auf Synoden vereint, gaben die Bischöfe Gesetze über die Ehe und ehelichen Verhältnisse. Unsere Bischöfe handeln genau nach den Grundsätzen, die schon vom kirchlichen Altertum an in der kirchlichen Gemeinschaft gang und gäbe waren. „Nichts soll ohne den Bischof in der Kirche geschehen, sonst würde das Gewissen befleckt.“ „Aus göttlichem Gesetz stammt die Einrichtung der Kirche, daß die Kirche auf die Bischöfe gegründet ist, und jeder Akt der Kirche durch dieselben Vorsteher regiert wird.“ „Es ist schimpflich, überaus schimpflich und des christlichen Lebens unwürdig, daß man hört, die auf das festeste begründete und

uralte Kirche von Korinth habe sich um eines oder des andern Menschen willen gegen ihre Presbyter aufgelehnt." „Man muß den Presbytern gehorchen, welche in der Kirche sind und mit der Nachfolge im bischöflichen Amte die Gnadengabe der Wahrheit empfingen." „Bei diesen sind die Gnadengaben des Herrn, von ihnen muß man die Wahrheit lernen." Und die ganze Kirchengeschichte ist nach katholischer Anschauung nur ein Echo auf die Worte des Herrn und der Apostel, nur die Entwicklung eines gottgesäten Kernes.

Wäre die Kirche Menschenwerk, so hätte sie, wenn sie überhaupt noch bestünde, sicher schon öfter ihre Verfassung gewechselt; es hätte Zeiten gegeben, wo die Mitren der Bischöfe wie jüngst die Kronen der Könige in den Staub gerollt wären. Der Stolz, welcher in aller Herzen wurzelt, will nun einmal lieber befehlen als gehorchen. So sehen wir in der Geschichte einen fortwährenden Kampf zwischen den Menschen. Die einen wollen die andern sich unterjochen und immer größere Gewalt über sie erwerben, diese andern hingegen suchen sich deren Herrschaft immer mehr oder gänzlich zu entziehen. Da nun die Kräfte auf beiden Seiten unendlich verschieden sich gestalten, so glückt das Unternehmen bald den einen, bald den andern. Diese Tatsache ist in der Verderbtheit der menschlichen Natur begründet, die weder durch den Eintritt in die Kirche noch durch eine priesterliche oder bischöfliche Weihe abgelegt wird. Wäre darum die Kirche in ihren einzelnen Teilen und zahllosen Gliedern sich selbst, ihrem menschlichen Elemente, überlassen gewesen, so wären an der kirchlichen Gesellschaft dieselben Symptome wie an anderen Gesellschaften hervorgetreten. Wie mannigfaltig gestaltete sich die Verfassung der von der Kirche abgefallenen Sekten: Histoire des variations des Eglises, muß man ihre Kirchengeschichte betiteln. In der katholischen Kirche aber sehen wir das Gegenteil. Ueberall und allezeit eine und dieselbe Form der Regierung. An der Spitze der einzelnen Kirchen steht der Bischof, ihm zur Seite als Gehilfen die Priester, als Diener die Diakonen. Diese Form ist mithin nicht aus der freien Entwicklung der einzelnen Kirchen hervorgegangen, sondern sie hatte, da keine anderweitigen, weitreichenden, die ganze Kirche bestimmenden Tatsachen, wie etwa Konzilsbeschlüsse schöpferisch tätig waren, ihren Ursprung im Wesen des Christentums, und da dieses nicht eine notwendige oder zufällige Entwickelung, sondern die freie Tat Christi ist, in der Anordnung dessen, der die Kirche durch die Apostel gestiftet.

Darum weg mit allem Mißtrauen gegen die Bischöfe. Verschreiben wir unser Herz nicht dem modernen Gedanken, sondern der Kirche und damit Christus. Er bürgt dafür, daß das, was gut und berechtigt ist, an modernem Wesen nicht zu Schaden komme. Christus gestern und heute, Christus auch in der Zukunftsgestaltung des Vaterlandes und der Welt!

Weltrundschau.

Von Dr. Otto **Kunze**, München.

Zu Beginn der Reichstagssitzung am 2. März führte der Präsident Löbe aus: „In einer **anderen** Stadt Europas fallen heute und morgen Entscheidungen, die von unabsehbaren Folgen für unser Land und unseren Erdteil sein können. Unter dem Druck der ganzen Ereignisse, die auf uns lasten, treten wir vorläufig in die Erledigung der festgesetzten Tagesordnung ein, immer in der Hoffnung, daß die heutigen Ereignisse unsere Arbeiten nicht zunichte machen." Herr Löbe sagt manchmal Selbstverständlichkeiten, bei denen wirklich die Stimme des Volkes aus ihm spricht. Unser Schicksal ward ja dieser Tage überm Meer in **London** entschieden. Genau am 1. März begann die Verhandlung. Unsere Abgesandten wurden etwas höflicher empfangen als in Spa. Lloyd George fragte Simons, ob er einverstanden sei, daß zuerst die Wiedergutmachung besprochen würde. Simons bejahte. In seiner Rede erklärte er gleich, Deutschland sei nicht in der Lage, die Pariser Beschlüsse in der Form anzunehmen, wie sie übermittelt wurden. Dann überreichte er zwei Denkschriften, eine über den deutschen Reichshaushalt, die andere über die Wirkung der Pariser Beschlüsse. Die erste legt die Schwierigkeiten dar, die Deutschland schon jetzt hat, um seine Ausgaben zu bestreiten. Die zweite beweist die Unmöglichkeit, das durchzuführen, was die Pariser Zahlungsnote fordert. Sie beweist auch, daß es für die siegreichen Mächte ganz unberechenbar schwere Folgen nach sich ziehen müßte. So verlangt Paris von Deutschland 31 Jahre lang je 6 Milliarden Goldmark. Um das aufzubringen, müßte die deutsche Ausfuhr einen so großen Ueberschuß über die Einfuhr ergeben, daß Werte von 24 Milliarden Goldmark jährlich ausgeführt werden müßten. Deutschland würde also die ganze Welt mit seinen Waren überschwemmen und den Handel aller anderen Völker erdrücken. Dann legte Dr. Simons die deutschen Gegenvorschläge in ihren Grundzügen dar. Lloyd George erwiderte im Namen der Verbündeten, diese Gegenvorschläge beruhten seiner Meinung nach auf einer gänzlichen Verkennung der Lage und der Bedürfnisse. Die Antwort darauf stellte er für den 2. März in Aussicht.

So war der Beginn der Verhandlungen nicht eben verheißungsvoll. Die Lage schien in den ersten Stunden sehr ernst. Doch wurde sie, namentlich an der Börse, schon am Abend des 1. März ruhiger beurteilt. Die Antwort der Verbündeten ward sogar bis zum 3. März verschoben.

Wie waren denn die deutschen Gegenvorschläge, die Lloyd George aus dem Handgelenk glaubte abweisen zu dürfen? Der Jetztwert der in der Pariser Note verlangten 42 Jahresraten beträgt bei der angebotenen Rückdiskontierung mit 8% 53 Milliarden Goldmark. Auf diese Summe sind unsere gesamten bisherigen Leistungen auf Grund des Friedensvertrages, soweit sie auf die Wiedergutmachung zu schreiben sind, anzurechnen. Deutschland schätzt diese Leistungen auf 20 Milliarden Goldmark. Es bleiben also einige 30 Milliarden. Sie sollen durch eine internationale Anleihe aufgebracht werden, für deren Verzinsung und Tilgung Deutschland bürgt. Die Anleihe soll überall von sämtlichen Steuern befreit sein. Ihr Zinsfuß soll niedrig gehalten werden, die Tilgung nach 5 Jahren einsetzen. Weiterhin bietet Deutschland für die nächsten 5 Jahre, also bis 1926, eine feste Jahreszahlung von je 1 Milliarde Goldmark an. Sie wäre in erster Linie durch Sachleistungen abzutragen. Durch die Anleihe könnten nach unseren Sachverständigen 8 Milliarden untergebracht werden. Es bleiben also reichlich 22 Milliarden. Zu ihrer Verzinsung dient die feste Rate von jährlich 1 Milliarde. Nach 1926 könnte über die Zahlung und Verzinsung der 22 Milliarden ein neuer Plan aufgestellt werden. Deutschland will seine ganze Schuld in 30 Jahren abtragen. — Diese gewiß nicht leichten Angebote sind nun wohl gegenstandslos. Am 3. März teilte Lloyd George die Antwort der Verbündeten mit. Er nennt unsere Gegenvorschläge eine Herausforderung und Beleidigung. Sie zeigten ebenso wie die Reden von Dr. Simons in Deutschland, ebenso wie die Haltung des Reichstags und der Presse, wie Deutschland dem Versailler Friedensvertrag gegenüber gesinnt sei. Es streitet seine **Schuld am Kriege** ab. Für die Verbündeten aber, betonte Lloyd George, ist die deutsche Verantwortlichkeit für den Krieg grundlegend. Auf ihr ist das Gebäude des Friedensvertrages errichtet. Und wenn dieses Anerkenntnis verweigert oder aufgegeben wird, ist der Vertrag hinfällig! — Ganz unsere Ansicht! Deutschlands größte Schuld ist eben, das Schuldbekenntnis von Versailles unterschrieben zu haben. Wie reimt sich übrigens Lloyd Georges neueste Rede auf seine kürzlich erwähnten Worte (vgl. Nr. 6, Seite 63): Am 1. August 1914 habe kein leitender Politiker geradezu Krieg gewollt? In den Krieg seien alle hineingetaumelt? In England lief früher ein kleines Spottlied um über den Lügner aus Wales, dem Ananias in der Hölle einmal seinen Platz abtreten werde. Vielleicht weil er kürzlich anders gesprochen, erklärte Lloyd George sehr energisch: Die deutsche Verantwortlichkeit am Kriege müsse hier als entschiedene Sache (cause jugée) behandelt werden. Dann gab er bekannt, Deutschland habe bis Montag, den 7. März, zu erklären, daß es die Pariser Beschlüsse annimmt. Es kann auch andere Vorschläge unterbreiten, die ebensoviel anbieten müssen, wie die Pariser Beschlüsse. Im Weigerungsfall werden die Verbündeten: 1. Die Rheinhäfen Duisburg, Ruhrort und Düsseldorf besetzen, 2. von allen Zahlungen, die ihre Staatsangehörigen Deutschland schulden, einen bestimmten Teil zurückbehalten für Rechnung der Wiedergutmachung, 3. die deutschen Zölle im besetzten Gebiete auf Rechnung der Wiedergutmachung einheben, und 4. eine Zollgrenze am Rhein errichten und dort nach eigenen Sätzen Zoll erheben. — Aus Dr. Simons Antwort, die den Satz enthielt, es werde wohl nicht notwendig sein, die angedrohten Druckmittel zu gebrauchen, lasen viele die Aussicht auf weitere Verhandlungen.

Alle guten Erwartungen aber wurden enttäuscht. Trotz unseres besten Willens, den noch eine sehr abgewogene Erklärung des Reichskanzlers Fehrenbach am 5. März im Reichstag

bekundete, haben sich die Verhandlungen zerschlagen. Wohl versuchten beide Parteien in der Zwischenzeit nach der Sitzung vom 3. März durch private Besprechungen einander näher zu kommen. Es half nichts. Der 7. März, mit größter Spannung hüben und drüben erwartet, endete mit dem Abbruch der Sitzung. — Unsere Abordnung hatte neue Gegenvorschläge überreicht. Sie bezweckten eine vorläufige Regelung auf 5 Jahre. Für diesen Zeitraum sollten die Pariser Beschlüsse anerkannt und jährlich 3 Milliarden Goldmark gezahlt werden. Nach den 5 Jahren wäre Deutschlands Leistungsfähigkeit neu zu prüfen. Außerdem sollte die deutsche Ausfuhr belastet und eine Anleihe von 8 Milliarden Goldmark ohne Hilfe der Verbündeten aufgenommen werden. Voraussetzung war, daß Oberschlesien bei Deutschland verbliebe. Diese Gegenvorschläge wurden abgelehnt. Die Zwangsmaßregeln einschließlich der Besetzung deutscher Rheinhäfen sind sofort in Kraft getreten. — Was uns allein jetzt helfen kann, ist Einigkeit. Geschlossen hinter Dr. Simons und der Reichsregierung! Nur mit einem entschlossenen Volk im Rücken kann sie schließlich das erreichen, wozu sie nach London ging. Auch die Gegner werden dann mit sich reden lassen. Zum zweiten ist nötig, daß die Frage der Schuld am Krieg wieder aufgerollt wird vor der ganzen Welt. Lloyd George hat es uns deutlich bewiesen. Das Recht ist eine scharfe Waffe in der Hand der Entwaffneten und Bedrückten.

In solchen Tagen wie jetzt tritt die innere Politik zurück. Der Reichstag genehmigte den Haushalt des Reichspräsidenten, dessen Gehalt und Aufwandsgeld um je 50000 Mark erhöht wurde. Etwas lebhaft wurde es beim Entwaffnungsgesetz. Die USP. beantragte schleunige Entwaffnung und Auflösung der bayerischen Einwohnerwehr. Ihr Antrag wurde abgelehnt. Der Reichsminister Koch führte aus, er halte sich an die Erklärung der bayerischen Regierung, daß der letzte Entscheid bei der Entwaffnung Sache des Reiches sei. Auch Mehrheitssozialisten, bayerische voran, taten das ihre, um diese längst zur Zufriedenheit entschiedene Sache wieder zu verwirren. Rücksicht auf die auswärtige Politik nehmen ja die Sozialdemokraten nie. Dr. Heim aber gab ihnen gehörig hinaus. Zuletzt wurde der Gesetzentwurf betreffs verlängerter Geltung des Entwaffnungsgesetzes gegen die äußerste Linke angenommen. Beim Haushalt des Reichsfinanzministeriums teilte der Minister Dr. Wirth wiederum sehr Trauriges über die deutschen Finanzen mit. Der Haushalt für 1921 wird zurzeit beraten. Die ordentlichen Ausgaben sind auf 44,3 Milliarden veranschlagt, die außerordentlichen sind noch nicht festzustellen. Bisher betrugen sie 28 Milliarden. Dazu kommen noch 26 Milliarden für die feindliche Besatzung, endlich Tilgungskosten für die Anleihen usw. Mit einem Gesamtfehlbetrag von 46,8 Milliarden ist zu rechnen. Die Gesamtschuld des Reiches hat jetzt 300 Milliarden erreicht. Neue Steuergesetze und Veränderungen der geltenden sind zu erwarten.

In Bayern begehen wir am 12. März den 100. Geburtstag des † Prinzregenten Luitpold. Seine segensreiche Regierung hat großen Anteil am Aufstieg Deutschlands zwischen 1871 und 1914. Prinzregent Luitpold starb am 12. Dezember 1912, als auf dem Balkan bereits das Vorspiel des Weltkrieges zu Ende ging. Wir erinnern uns noch an den fürstlichen Leichenzug in München. In ihm zog eine große Zahl der Persönlichkeiten vorüber, die bald darauf im gewaltigen Drama des Weltkrieges mitwirken sollten. Dem neuen Prinzregenten Ludwig folgten Kaiser Wilhelm II. und Franz Ferdinand von Oesterreich. Wir sahen die Könige von Sachsen und Württemberg, Prinz Max von Baden, Albert von Belgien, den späteren Feind, Bethmann und Hertling. Zur Einsegnung der hohen Leiche erschien der verstorbene Kardinal-Erzbischof v. Bettinger.

Was sich im Ausland ereignete, hat außer dem Präsidentenwechsel in Nordamerika politisch nicht viel zu bedeuten. In Italien gab es kommunistische Unruhen, gegen die nicht nur das Militär einschritt, sondern auch die sogenannten Faszisten. Das ist die italienische Einwohnerwehr. Auch jenseits der Alpen hat das Ueberhandnehmen von Diebstählen, Raub und Plünderung einen Selbstschutz notwendig gemacht.

Starke Unruhen werden auch aus Rußland, namentlich St. Petersburg gemeldet. Die Räteregierung scheint ihrer jedoch Herr geworden zu sein. Um Gewalt und Grausamkeit ist sie bekanntlich nicht verlegen.

Eine vielgenannte Persönlichkeit, König Nikolaus von Montenegro, ist gestorben. Er regierte seit 1860 und hat sein Land vom kleinen Fürstentum unter türkischer Oberhoheit zum freien Königreich gemacht. Neben der Tapferkeit seiner Untertanen wußte er die Hilfe Rußlands klug auszunützen. Er selbst gab Schlauheit und ein weites Gewissen dazu. Man hat ihn als Operettenfigur belacht. In Wirklichkeit stand er als echte Balkangestalt fest auf seinem Boden und hat sich auf diese Art durchgesetzt. Jetzt freilich wirft sich die Frage auf, ob Montenegro neben dem jugoslawischen Reich weiterhin selbständig bleibt.

Harding, der neue Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat sein Amt mit einer Botschaft angetreten, die überall lebhaft besprochen wird. Sucht doch jeder die künftige Politik des großen Staatswesens über dem Ozean daraus zu lesen. Die Botschaft bedeutet eine entschiedene Rückkehr zur alten Ueberlieferung, sich nicht in die Händel Europas zu mischen. Aber damit ist nicht gesagt, daß Amerika alles gleich ist, was anderswo geschieht. Harding faßt Fälle ins Auge, wo das Gewissen Amerika bestimmen könnte, einzugreifen. „Wir werden dem Ruf der Zivilisation gegenüber nicht taub bleiben." Es ist nur zu wünschen, daß die Amerikaner sich künftig jeden genau ansehen, der im Namen der Zivilisation hinüberruft. Wilson ließ es daran fehlen. — Den Völkerbund erwähnt Harding nicht. Er ruft statt dessen nach einem Weltschiedsgericht. Jede internationale Verpflichtung aber muß die Herrschaft der nationalen Souveränität wahren. — Der Präsident beklagt, daß sein Land hineingezogen sei in die wirtschaftlichen Nöte, die dem Krieg gefolgt sind. Er erinnert daran, daß die wirtschaftlichen Beziehungen ein enges Band zwischen den Völkern bilden, daß jedes Volk Geber und Empfänger ist. Amerika selbst soll eine starke Handelsflotte schaffen, um seine Waren auf eigenen Schiffen zu befördern. Die Schulden und Verbindlichkeiten aus dem Krieg müssen ins reine gebracht werden. In Deutschland begleitet man den Amtsantritt Hardings mit dem aufrichtigen Wunsch, daß seine Regierung den Vereinigten Staaten und der Welt Gutes bringe.

Das höchste Gesetz in der Politik der Despoten, Völker und Staaten.

Von Emil Groetschel.

Welches waren die Veranlassungen zu den Raubkriegen so mancher Despoten alter und neuer Zeit? — Etwa die Einigung widerstrebender, gleichstämmiger, aber sich gegenseitig zerfleischender Völker? — Die notwendige strategische Sicherung der Landesgrenzen gegen böse Nachbarn? — Gerechte Notwehr? — Das Ziel höchsten Wohlstandes und Glückes der vor den Allgewaltigen im Staube sich krümmenden, ergebenen Untertanen? Grauen und Abscheu berührt den rückblickenden Kenner der Geschichte ob der Ströme vergossenen Menschenblutes, um die Herrschgier und Unersättlichkeit früherer Potentaten zu befriedigen.

Der furchtbare Wille, das gewaltige Genie, das cholerische Temperament eines Alexander, eines Napoleon, verlangten außergewöhnliche Betätigung nach außen und gereichten den Völkern ganzer Kontinente zu blutigem Schaden, indem die Völker all ihre Freiheit und Kraft aufbieten mußten, den auf ihnen lastenden Druck der Despoten zu bezwingen.

Wie war es bei Ludwig XIV.? — Verschlagenheit, Habgier und Kriegslust mußten gar manche Nachbarn fühlen. Zwecks Verwirklichung seiner Pläne errichtete er die auf nichtige Gründe sich stützenden Reunionskammern, juristische Kommissionen (sagen wir doch kurz und gut: Länderraubkammern), die untersuchen sollten, welche Städte, Grafschaften und sonstigen fremden Landesteile (und wäre es auch nur ganz kurz und vorübergehend gewesen), in selbst entferntesten Zeiten früher zu den in den Raubkriegen erbeuteten Ländern in Verbindung gestanden waren. Verhängnisvoll wurden diese „Länderraubkammern" auch dem nach dem Westfälischen Frieden beim Reich verbliebenen Teil des Elsaß. O Straßburg, o Straßburg!

Wie turmhoch heben sich dagegen die großen, weltumspannenden, völkereinigenden Ideen von solchen Raubkriegen früherer Despoten ab: die Rettung des Abendlandes gegen Hunnen, Mongolen und Türken; weiter die vielen Kreuzzüge, unternommen aus edlen Motiven! Den Sachsenkriegen Karls d. Gr. mag wohl nächst Bestrafung für Einfälle ins Frankenreich Eifer für das Christentum oder sonst eine gute Idee zugrunde liegen;

aber es liegen eben doch auch Gewaltmaßnahmen in religiösen Dingen vor, und altem, eingewurzeltem Heidentume, in übersinnlichen Anschauungen liegend, sollte nicht mit Feuer und Schwert, sondern mit den Waffen des Geistes, dem Geiste der Liebe Christi entgegengetreten werden. Die Lehre Christi, welche sich von innen in das Weltgebäude einfügte, verwirft jegliche gewaltsame Aufdrängung. Möge man aber einen Karl d. Gr. und andere als Kinder ihrer Zeit bewerten! Auch kann man Karl d. Gr. und anderen nicht die Erkenntnis und die Ergebnisse späterer Jahrtausende als schon damals notwendig gültige Wissenschaft zumuten.

Im 30jährigen Kriege spielt die Habgier der nach Klostergut schmachtenden weltlichen Fürsten eine ziemlich große Rolle, doch ist dieser Krieg nächst der Reformation mehr eine Explosion des damals in Mitteleuropa aufgehäuften Zündstoffes, ähnlich wie im Weltkriege 1914. Ein Dominikus, ein Bernhard, ein Vinzenz Ferrer hätten ganz gewiß die damals gärenden Leidenschaften gedämpft; aber solche Männer erstanden nicht, und das ist die Tragik jener Zeit. Statt dessen erstand dem damaligen Mitteleuropa, diesem Pulverfaß, ein Pulverkopf: Martin Luther, ein Mann von unbändigem Willen und verderbenbringendem Zorne, und riß das ohnehin in tausend politische Atome zerstückelte Mitteleuropa in zwei konfessionelle Teile. (Dies zum Verständnis der gegen Ende des Aufsatzes stehenden Ausführungen.)

Von der Expansionslust Rußlands unter Katharina II. ging die Idee der Teilung Polens aus. Was gilt das Gesetz über „Mein und Dein" für die Großen dieser Welt! Das „suum cuique" ist ja nur für die Geringen und Einzel-Individuen! Mag die aus der Expansionslust Rußlands hervorgegangene Teilung Polens als Verirrung früherer Jahrhunderte gewertet werden, ein Unrecht fremdem Volke gegenüber war sie eben doch. Bei aller Verurteilung fremden Irrtums früherer Jahrhunderte lassen sich übrigens die Polen von heutzutage eigentlich gar nicht hindern, selbst, und zwar vor den Augen aller Welt, die schreiendsten Gewalttätigkeiten an ihren Nachbarn und eigenen, fremdstämmigen Völkern zu begehen. Nach der Revolution 1918 forderten die Polen von der Entente: fast ganz Schlesien, den östlichen Teil von Brandenburg und halb Pommern. Ich las damals in einer großen Schweizer Zeitung: der „Manchester Guardian", ein angesehenes Blatt Englands, habe allen Ernstes bei den alliierten Kabinetten den Antrag gestellt, den polnischen Säugling infolge seiner grenzenlosen Habgier und Unersättlichkeit unter Korrektion der Alliierten zu stellen. — Wenn sich schließlich Friedrich d. Gr. und Maria Theresia doch noch von Rußland bezüglich der Teilung Polens ins Schlepptau nehmen ließen, so kann bei diesen von einer sogen. Selbstbehaftung im oben angedeuteten Sinne und in einem solchen Maße wie bei Katharina II. entschieden nicht gesprochen werden, weil die Motive hier ganz anders lagen, wenn auch zugegeben werden mag, daß Friedrich II. nebenbei eine Abrundung Preußens nicht ganz ungern vollzogen habe. Bei Friedrich II. muß eben die peinliche Erkenntnis gewürdigt werden, welche das Vorschieben des nach Aufnahme ganz Polens sich erhebenden russischen Kolosses bis vor die Tore Berlins befürchten ließ. Und darin ist der Grund für den Schritt Friedrichs d. Gr. zu suchen.

Ja, ich gehe noch weiter! Selbst bei Katharina II. wird die Initiative zur Teilung Polens trotz all ihrer Ländergier verständlich, wenn man bedenkt, mit welcher unverzeihlichen Leichtfertigkeit gegen das Schicksal ihres Vaterlandes die sich auf Tod und Leben zerfleischenden polnischen Großen die „gute" Katharina ins Land gerufen haben. Denn der in der Minderheit stehende Teil des Adels, ich meine: die in der Konföderation von Targowicz 1792 sich scharenden Großen knüpften längst vor der ersten Teilung Intrigen mit ihrer „Schutzheiligen" an, und wenn das schließlich auch nur zum Zweck der Durchsetzung des Willens im eigenen Polenlager geschah, so ist dies doch die Ebnung der in petto liegenden imperialistischen Pläne Katharinas. — Erinnert uns das nicht an etwas Aehnliches nach Beendigung des Weltkrieges? Tat das nicht auch eine Hand voll Abtrünniger im Rheinlande und in der Pfalz? — Sicher konnten sich die Polen nach Aufnahme in das preußische Staatswesen über Friedrich d. Gr. nicht beklagen. Im Gegenteil! Und weiter, wie es wohl den armen Polen ergangen wäre, wenn Katharina II. das gesamte Polenreich verschluckt hätte, dafür spricht das Schicksal Kongreß-Polens unter russischer Knute. Vor der Gutmütigkeit Friedrich d. Gr. mögen sich die Polen von heute lieber neigen, wie es ihre Ahnen taten, die froh waren, der russischen Knute entgangen zu sein. 100 Jahre verkosteten sie die Wohltaten eines geordneten, arbeitsamen, nach Wohlhabenheit strebenden Staates, konnten ihre Eigenart pflegen, bis die vom größten Teil des deutschen Volkes verurteilte Bülowsche ungerechte Polenpolitik ins Rollen kam. In der Reichstagsdebatte über die preußische Polenpolitik im Jahre 1907 sprach der Reichstagsabgeordnete Seyda (Pole) folgendes aus: „Ich stelle hiermit fest, daß fast das gesamte deutsche Volk die Polenpolitik der preußischen Regierung verurteilt." Keinesfalls aber hat Friedrich d. Gr. die Aufnahme des polnischen Volksteiles ins preußische Staatswesen aus Schikane und ausgesprochener Ländergier vorgenommen. Aber mag sein! Jener Schritt sollte eben nicht erfolgen. Mochte man doch das Polentum sich selbst verzehren lassen, wie es heute die Engländer als beste Methode für den Bolschewismus vorschlagen! In der großen Politik ist auf Dank nicht zu hoffen. Schließlich sollte doch die Teilung Polens schon vom christlichen Standpunkte aus betrachtet, nicht geschehen. — Suum cuique! hieß der Wahlspruch des ersten Königs von Preußen.

Wieviel aber blieb vom höchsten Gesetz im politischen Leben der Völker und Staaten im sogen. Bismarckschen Zeitalter, also vor und nach dem Jahre 1866, übrig? Darüber schweige ich, erteile aber das Wort dem großen Mainzer Bischof, Freiherrn von Ketteler. (Siehe Bischof v. Kettelers Schrift: „Deutschland nach dem Kriege 1866." Ferner: „Das Neue Reich" vom 2. und 7. Januar 1921, Herausgeber: Dr. Eberle, Verlag Tyrolia, Innsbruck, Wien, München, Bozen.) Genau wie Bischof Freiherr von Ketteler vor 50 Jahren, urteilten große Schweizer Zeitungen im November 1918. Ich las damals also ungefähr folgendes:

„Die Nichtachtung des höchsten Sittengesetzes in der Bismarckschen Politik, weiter dieser sich dünkelhaft überhebende, engherzige und kurzsichtige Borussianismus in dieser Politik, die schließliche Ausschaltung Oesterreichs aus Deutschland und die Ueberantwortung Deutsch-Oesterreichs an die viel zahlreicheren slawischen Völker im Kaiserstaate haben also zu dieser furchtbaren Katastrophe geführt." — Der Unterschied ist bloß der, daß sich der große Bischof schon 50 Jahre früher, allerdings etwas milder, so geäußert hat. Die schweizerischen Zeitungen „weissagten" zudem erst nach der Katastrophe. Jawohl, dieser engherzige Protestantismus und Borussianismus Bismarcks haben den Zusammenbruch Mitteleuropas mit herbeigeführt — unbewußt natürlich, aber nach selten klar vorausschauender Logik jenes Zeitgenossen, über den man zur Tagesordnung glaubte übergehen zu müssen. Ja, ich sage: Die Wurzel für den Untergang Mitteleuropas liegt nach meinem eigenen persönlichen Dafürhalten in dem einzigen Worte „Luther."

Nun zum Selbstbestimmungsrecht der Völker! — Wirklich berauschende Melodien! — über das blaue Band des Ozeans kamen sie herüber. Nun ist die Hoffnung begraben! Aber die Tatsache lebt, daß jene Despoten früherer Jahrhunderte und Jahrtausende, welch letztere Gewaltigen doch nur Kinder ihrer rückständigen Zeit waren — im Völkerschacher trotz des „Selbstbestimmungsrechts" der Völker nur noch im Punkt der „Wahrnehmung eigener Interessen" übertroffen worden sind. Welches oberste Gesetz bestimmt das Zusammenleben aller Völker und Staaten? fragte vor dem Kriege ein liberaler Professor einen mit mir befreundeten Studenten. Hier die Antwort des Studenten: „Als höchstes Gesetz in der Politik der Völker und Staaten gilt eben auch das höchste, göttliche Gesetz." — Falsch, meinte der Herr Professor: „Als höchstes Gesetz gilt in diesem Falle das Interesse des Staates." — Beim Examen wiederholte sich dasselbe Fragenspiel, offenbar natürlich, um dem allzu mutigen Kandidaten ein Bein zu stellen. Wie antwortete aber der Examinand? — „Darüber sind die Meinungen geteilt, die einen berufen sich auf das Interesse des Staates und die andern auf das höchste, göttliche Gesetz!"

Mein lieber Freund, der mir dies auf den Höhen von Davos erzählt hat, ruht bereits in kühler Erde. Am 8. Dez. 1918 starb er an der Grippe im St. Josephshause in Davos. Ruhe friedlich, guter, schlagfertiger Freund! — Lange ist's schon wieder her, wo wir in mutigem Disputieren die Weltprobleme zu erfassen uns erkühnten. Möge sich in unserem geliebten Deutschland, überhaupt überall wo Deutsche sind, die Wahrheit des „Selbstbestimmungsrechts" einst in gerechter Weise vollziehen, von dem wir dort oben in Davos träumten und wie es die stolzen Sieger lange vor Beendigung des Krieges der aufhorchenden Welt verkündeten, dann wäre dem höchsten, göttlichen Willen Genüge getan!

Planlosigkeit in der Reichssteuerveranlagung.

Ein Mahnruf in letzter Stunde an die Berufenen.

Von Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen.

Der deutsche Steuerzahler verfolgt seit geraumer Zeit mit Spannung die Abänderungspläne bezüglich der Reichseinkommensteuer. Es ist aus Reichstagskreisen angeregt, den Steuerabzug in eine Lohnsteuer umzuwandeln; d. h. Lohn- und Gehaltsempfänger bis zu einem gewissen Einkommensbetrag sollen nicht mehr der Einkommensteuerveranlagung unterliegen. Ihr Einkommen soll durch eine am Lohn oder Gehalt abzuziehende Steuer an der Quelle restlos erfaßt werden. Der Reichsfinanzminister soll sich mit dieser Regelung bereits grundsätzlich einverstanden erklärt haben. In der Steuerausschußberatung des Reichstags vom 4. März ist es sogar schon zu einer Einigung der Parteien über folgende Einzelheiten gekommen: bis zu 24 000 M Jahreseinkommen soll die Lohnsteuer 10 Prozent betragen, für weitere 6000 M 20 Prozent, für weitere angefangene oder volle 5000 M 25 Prozent und so fort bis zu 60 vom Hundert.

Es wird ferner ernsthaft und mit wahrscheinlicher Aussicht auf Durchführung erwogen, die Steuerrückstände der Lohn- und Gehaltsempfänger mit einem Einkommen unter 20 000 M für 1920 niederzuschlagen. Es soll also auf Einziehung der Differenz zwischen Steuerabzug vom Lohn oder Gehalt und Steuerschuld nach den bisherigen Sätzen des Reichseinkommensteuergesetzes verzichtet werden. Da diese Lohn- und Gehaltsempfänger nach zuverlässigen Schätzungen mindestens 3/4 aller Steuerpflichtigen ausmachen, würde den an sich schon überbürdeten Finanzämtern eine erhebliche Arbeitslast erspart. Wenn die Tätigkeit und die Zeit von Tausenden von Beamten für andere vordringliche Arbeiten verwendet werden kann, wenn sich der Druck von Abermillionen von Steuererklärungsformularen erübrigt, so ist dies um so mehr eine zweckmäßige Maßnahme, als wohl in den meisten Fällen die Beitreibung der Steuerrückstände der oben genannten Kategorien höchst problematischer Natur sein und noch dazu mit umständlichen und kostspieligen Vollstreckungshandlungen verbunden sein dürfte. Die vorgesehene, der Billigkeit und den praktischen Erfordernissen entsprechende Vereinfachung der Steuerveranlagung und Steuererhebung würde also trotz scheinbaren Verzichtes auf gewisse Einnahmen in Wirklichkeit eine wesentliche finanzielle Ersparnis für den Steuerfiskus bedeuten. Dieser würde Zeit gewinnen, endlich die Veranlagungsbescheide für die Kriegsabgabe von 1919, für das Reichsnotopfer usw. herauszubringen.

Außerdem mehren sich die Stimmen, welche befürworten, der Einkommensteuerveranlagung für 1920 das Einkommen des Jahres 1919 zugrunde zu legen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Bestrebungen im Reichstag eine Mehrheit haben. Ueberhaupt findet schon seit Wochen zwischen dem Reichsfinanzministerium und dem Hauptausschuß des Reichstages ein reger Gedankenaustausch über die Handhabung der Einkommensteuerveranlagung statt, wie denn auch dem Reichstag bereits vor vielen Wochen eine vom Reichsfinanzministerium ausgearbeitete Gesetzesvorlage zugegangen ist, welche ganz wesentliche Abänderungen des Reichseinkommensteuergesetzes vorsieht.

Bei dieser Sachlage muß es in weitesten Kreisen höchstes Befremden hervorrufen, daß eine Reihe von Landesfinanzämtern in Vollzug einer Verordnung des Reichsfinanzministers vom 1. Februar ds. Js. eine allgemeine Aufforderung zur Abgabe der Steuererklärung für die Reichseinkommensteuer bei Einkommen über 10,000 M ausschreiben, mit der Wirkung also, daß auch Lohn- und Gehaltsempfänger der oben bezeichneten Kategorien ohne Unterschied eine Einkommensteuererklärung bis spätestens 31. März ds. Js. abzugeben haben. Ueber das neue Formular zur Einkommensteuererklärung schreibt die „Frankfurter Zeitung" Nr. 157 vom 1. März ds. Js. folgende vernichtende Kritik: „Auf sechs Folioseiten wird der Steuerzahler einem inquisitorischen Verfahren unterworfen, gegen das selbst das zeitraubende Frage- und Antwortspiel bei der Reichsnotopfererklärung als harmlos bezeichnet werden kann. Wer alle diese Fragen gewissenhaft beantworten will — und die Steuererklärung ist nach bestem Wissen und Gewissen abzugeben —, dessen Tätigkeit wird auf Tage und Wochen durch die Ausfüllung des Formulars in Anspruch genommen sein." Die „Frankfurter Zeitung" führt als Beispiel folgendes an: „Obwohl die Kapitalertragssteuer meist direkt von den Banken abgeführt wird, der Steuerpflichtige seine Zinsen bereits um diese Beträge gekürzt erhält und in der Regel deshalb gar nicht weiß, wieviel er insgesamt an Kapitalertragssteuer entrichtet hat, soll er in der Einkommensteuererklärung eine genaue Aufstellung dieser Beträge geben, gleichgültig, ob er einen Anspruch auf deren Anrechnung auf die Einkommensteuer hat oder nicht."

Das Formular, welches beim Landesfinanzamt München noch nicht erhältlich ist, wird als so unübersichtlich und unzweckmäßig geschildert, daß selbst der tüchtigste Steuerbeamte sich nur schwer darin zurechtzufinden vermöge. Nebensächliche Dinge seien in aller Ausführlichkeit erörtert, während wichtige, für die Veranlagung entscheidende Punkte nur ungenügend geklärt würden. Regierungsrat Peyer-Köslin spricht in der „Deutschen Steuerzeitung" einer Aenderung des Vordrucks das Wort, da zu befürchten sei, daß die Steuererklärung in ihrer heutigen Form Ursache zahlloser Beanstandungen und Rückfragen werden würde.

Obwohl also die grundlegendsten Vorbedingungen für die Einkommensteuerveranlagung noch in der Schwebe sind, werden von der Reichssteuerbehörde schon heute Abermillionen kostspieliger Papierbögen bedruckt; welche demnächst vielleicht nichts als Makulatur sind, werden Unsummen für Ausschreibungen verausgabt, welche jedenfalls demnächst mit ebenso hohen Kosten richtiggestellt werden müssen, werden Tausende von Beamten eingearbeitet, deren Tätigkeit voraussichtlich gegenstandslos ist. Dies geschieht von der neugeschaffenen Reichsbehörde, deren zentralistische Gestaltung von ihren Stiftern gefordert wurde zwecks organisatorischer Zusammenfassung und Vereinfachung. Aus den oben geschilderten Vorgängen gewinnt man aber den Eindruck, daß hier sehr vieles im argen liegt, daß es sogar am einfachsten Zusammenarbeiten innerhalb einer und derselben Behörde in einer Weise fehlt, die dem Außenstehenden geradezu unbegreiflich erscheint, und die nicht einmal mehr mit der bureaukratischen Umständlichkeit und Schwerfälligkeit erklärt zu werden vermag.

Gibt es denn im Reichswirtschaftsrat und im Reichstag keine Berufenen, die noch in zwölfter Stunde nach dem Rechten sehen und dieser Vergeudung von Arbeitskraft und deutschem Volksvermögen ein schnelles Ende setzen? Hat nicht vielleicht der Steuerzahler gerade in einem Staate, dessen Souverän das Volk selbst ist, ein Recht darauf, nicht mit unerfüllbaren, unrichtigen und unzweckmäßigen Anforderungen drangsaliert zu werden? Der bisher eingeschlagene Weg ist nicht der richtige, um die so bitter notwendige Steuerfreudigkeit und Steuermoral zu heben. Wenn man den Bogen überspannt, darf man sich nicht wundern, wenn da und dort vom Streik der Steuerzahler gesprochen wird. Solchen bedauerlichen Krankheitserscheinungen der Massenseele kann man nur mit vernünftigem, überzeugendem, planmäßigem Vorgehen wirksam entgegentreten. In dieses Kapitel einschlägig sind u. a. auch die Angaben, die durch eine neuerliche Verordnung des Reichsfinanzministers betr. Abgabe einer Steuererklärung zur Kapitalertragssteuer von den Hypothekengläubigern, Darlehensgläubigern usw. verlangt werden. Weder die Einkommenssteuererklärung noch die Kapitalertragssteuererklärung werden sich durchführen lassen. Sie verfehlen daher ihren Zweck, der dahin gehen mag, dem Finanzamt möglichst genauen Einblick in alle steuerlichen Möglichkeiten zu verschaffen. Kein vernünftiger Mensch wird zu glauben vermögen, daß ein noch so großes Heer von Beamten ausreichen würde, um nachzuprüfen, ob alle die Kapitalertragssteuern aus Zinsen von Hypotheken und Grundschulden, Renten von Rentenschulden, Zinsen von Forderungen, die auf Grund einer Vereinbarung entrichtet werden, insbesondere aus Darlehen, Kautionen, Hinterlegungsgeldern, Abrechnungsgeldern, Kontokorrent- und sonstigen Guthaben, Zinsen von Warenforderungen, gesetzlichen Zinsen, vererblichen Rentenbezügen, Diskontbeträgen von Wechseln und Anweisungen, welche von den Gläubigern in endlos langen, zeitraubenden und mühsamen Kapitalertragssteuererklärungen dem Finanzamt nachgewiesen werden sollen, von den jeweiligen Schuldnern wirklich abgeführt worden sind. Geschäftliche Betriebe müßten übrigens eigene Buchhalter einstellen, Großbetriebe eigene Abteilungen einrichten, um die Erklärung zur Kapitalertragssteuer mit der nötigen Genauigkeit auszufüllen. Und das alles für eine unproduktive Arbeit. Weil eine planmäßige Nachprüfung unmöglich ist, ist auch das Verlangen des Reichsfinanzministeriums nach Abgabe solcher im Gesetz nicht vorgesehenen Kapitalertragssteuererklärungen unzweckmäßig. Es macht den willigsten Steuerzahler stumpf. Steuerfreudigkeit und Steuermoral leiden darunter. Videant consules!

Die Wandlungen der Roten Internationale.

Von Dr. Otto Sachse.

Der Strom des Sozialismus und Kommunismus, der sich durch das 19. und 20. Jahrhundert über Europa wälzt, ist im Laufe der Zeit immer breiter geworden. Er hat das Land überschwemmt, doch er hat sich dabei in verschiedene Arme geteilt, Buchten, Seen und vertrocknende Lachen gebildet. Es ist heute schwer, ihn mit einem Blick zu umfassen. In allen Ländern gibt es mehrere sozialistische und kommunistische Parteien. Der internationale Zusammenhalt ist gleichfalls nicht mehr einheitlich. Wir hören von der 2., der 3. und 2½-Internationale, die jüngst in Wien zusammentrat. Da ist ein Ueberblick über die Wandlungen der Roten Internationale besonders willkommen. Er wird uns ermöglicht durch eine neuerschienene Schrift, die wir hier hauptsächlich zugrunde legen: Von Marx bis Lenin, der Roten Internationale Vergangenheit und Zukunft, von Dr. Otto Färber, Politische Zeitfragen 1921, Heft 1, Preis 2 Mk., Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., München, Maffeistraße 4/4.

Die Geschichte der Roten Internationale reicht natürlich weiter zurück als bis zum 28. September 1864, wo die 1. Internationale unter Karl Marx in London zusammentrat. Schon 1848 hatten Marx und Engels in ihrem kommunistischen Manifest zum internationalen Zusammenschluß aller Arbeiter aufgefordert. Verschiedene Versuche waren bereits vorangegangen. Vorgänger der Londoner Internationale waren der „Bund der Gerechten" und der 1850 entstandene „Bund der Kommunisten". Färber weist mit Recht darauf hin, daß von vornherein wurzellose jüdische und russische Elemente die Hauptrolle in der Internationale spielten. Sie hetzten als treibende Kräfte die Arbeiter der einzelnen Länder auf.

Der erste allgemeine Kongreß der Roten Internationale fand 1866 in Genf statt. Dort wurden das Programm und die Satzung von Karl Marx angenommen. Sie spricht u. a. aus, daß die Emanzipation der Arbeiter weder ein örtliches, noch ein nationales, sondern ein soziales Problem ist, das alle Länder umfaßt, in denen eine moderne Gesellschaft besteht, und dessen Lösung von der praktischen und theoretischen Mitwirkung der vorgeschrittensten Länder abhängt.

Bald zeigte sich eine radikale und eine gemäßigte Richtung in der Internationale. Der Russe Bakunin hatte 1868 in Bern die internationale Allianz der sozialistischen Demokratie gegründet. Sie schlug die schärfere Tonart an. Im weiteren Verlauf führte das zur Spaltung der Internationale auf einem Kongreß in Haag 1872. Ein Versuch zur Einigung 1873 in Genf schlug fehl, alle späteren Versuche desgleichen. Die 1. Internationale verschwand im Dunkel.

Zur Jahrhundertfeier der französischen Revolution 1889 fand jedoch wieder eine internationale Tagung statt. Die 2. Internationale trat hier ins Leben. Sie schloß von vornherein die schärfere anarchistische Richtung aus und setzte sich eine den jeweiligen Umständen anzupassende Kampfesweise vor. Vielleicht war deshalb ihr Einfluß nicht übermäßig groß. Den Krieg von 1914 konnte sie jedenfalls nicht verhindern. Ihre Anhänger in Westeuropa waren jederzeit vaterlandstreu. Die deutschen Sozialisten nahmen zwar die Internationale ernst, haben aber trotzdem 1914 zum allergrößten Teil ihre Pflicht als Deutsche getan.

So sprengte der Weltkrieg die 2. Internationale. Wiederbelebungsversuche scheiterten. Der geplante Parteitag in Stockholm 1917 kam nicht zustande. Eine Tagung in Bern Januar/Februar 1919 erreichte auch nicht das Ziel. Endlich gelang eine neue Zusammenkunft der 2. Internationale im Sommer 1920 in Genf. Von den deutschen Sozialisten, die sich ja während des Weltkrieges spalteten, erschienen nur die Scheidemänner. Sie wurden unter arg demütigenden Bedingungen in die Internationale wieder aufgenommen. Kaum vermochten sie sich einem Bekenntnis zu entziehen, daß Deutschland allein am Kriege schuld sei. Sie mußten erklären, die deutsche Revolution sei zum Unglück für Deutschland und für die Welt 5 Jahre zu spät ausgebrochen. — Die 2. Internationale blieb der gemäßigten Richtung treu und verwarf die dauernde Diktatur des Proletariats.

Eine ganz andere Entwicklung nahmen starke Teile des Sozialismus in Deutschland, seit sich die Radikalen im Weltkrieg von der Sozialdemokratischen Partei trennten. 1915/16 traten die Gegner der Kriegskredite, geführt von Haase, Kautsky und Bernstein, aus und gründeten die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands (USPD.). Sie trat Ostern 1917 zu Gotha ins Leben. Nach der Revolution 1918 spaltete sich ihr linker Flügel als Spartakusbund unter Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg ab. Immer deutlicher wies der Weg der USP. und erst recht der Spartakusleute nach Moskau. Dort wurde vom 2.—6. März 1919 die 3. Internationale gegründet. Die Frage entstand, ob die USP. sich ihr anschließen sollte. Der rechte Flügel unter Kautsky war dagegen. Kautsky hatte sich schon nach der Revolution in einer vielbeachteten Schrift gegen die dauernde Diktatur des Proletariats gewendet. Er blieb damit dem klassischen Marxismus treu. Trotzdem näherte sich seine Partei auf ihrer Tagung zu Leipzig Winter 1919 der 3. Internationale schon beträchtlich. Der Parteitag beschloß ausdrücklich die Absage an die 2. Internationale. Eine Abordnung wurde nach Moskau entsandt. Diese brachte Sommer 1920 die berühmten Aufnahmebedingungen mit, die 21 Moskauer Punkte. Sie verlangten völlige Unterwerfung, wenn die USP. auf russische Hilfe rechnen wollte. Es ist sehr lehrreich, diese Punkte bei Färber nachzulesen. Parteien, die der 2. Internationale angehören wollen, müssen darnach ihren Namen ändern. Sie heißen fortan Kommunistische Partei des betreffenden Landes (Sektion der 3. Internationale). Sie müssen sofort mit der Politik des gemäßigten Sozialismus brechen und ihr Programm kommunistisch ändern. Da der Klassenkampf die Form des Bürgerkrieges annimmt, sind die Kommunisten verpflichtet, neben dem öffentlich anerkannten, einen sogenannten illegalen Organisationsapparat zu schaffen, der im entscheidenden Moment der Partei behilflich sein wird, ihre Pflichten gegenüber der Revolution zu erfüllen. Die weitere Entwicklung ist bekannt. Auf dem Parteitag in Halle (12.—17. Oktober 1920) unterwarf sich der größte Teil der USP. dem Diktat von Moskau. 237 stimmten dafür, 156 dagegen. Die Minderheit besteht jetzt weiter als USPD. Die Mehrheit vereinigte sich am 4. Dezember 1920 in Berlin mit den Kommunisten zur Vereinigten kommunistischen Partei Deutschlands (VKPD.) als Sektion der 3. Internationale. Die neue Partei hängt ganz von der russischen Räteregierung ab. Was man früher den deutschen Katholiken und dem Zentrum fälschlich vorwarf, die Abhängigkeit von einer auswärtigen Macht, als welche ebenfalls fälschlich das Papsttum bezeichnet wurde, das gilt mit vollem Recht von der Sektion der 3. Internationale. In unseren kommunistischen Blättern erscheinen die Nachrichten aus Sowjetrußland vor denen aus Deutschland. Der Kommunist fühlt sich nicht mehr als Deutscher, sondern als Bürger eines neuen Reiches. Wie dies neue Reich beschaffen ist, welche Politik es treibt, das sollten recht viele in den Satzungen der 3. Internationale nachlesen, die Färber (Seite 15—17) vollständig abdruckt. Diese Macht ist wirklich eine ungeheure Gefahr für Europas Freiheit und Kultur.

Seit Färbers Büchlein erschienen ist, hat noch eine neue Internationale von sich reden gemacht. Sie wird von ihren Gegnern die 2½-Internationale genannt. In ihr finden sich die Parteien zusammen, die zwischen der 2. Internationale von Genf und der 3. von Moskau stehen. Es sind: die deutsche USP, die österreichische Sozialdemokratische Arbeiterpartei, die Unabhängige Arbeiterpartei Englands, die Schweizer und die Deutsch-böhmische Sozialdemokratie, endlich die russischen Menschewiki und Rechtsrevolutionäre. Alle diese Gruppen faßten am 7. Dezember 1920 zu Bern den Plan einer neuen Gemeinschaft. Weitere Vorbereitungen traf eine Zusammenkunft im Januar zu Innsbruck. Sie gab schon ein „Provisorisches Statut der internationalen Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Parteien" heraus. Dann trat im Februar 1921 die neue Internationale selbst in Wien zusammen. Aus Oesterreich erschienen vor allen Friedrich Adler und Bauer, aus Frankreich Longuet und Renaudel, aus England u. a. Wallhead. Ausgeschlossen waren die Parteien der 2. Internationale sowie die Kommunisten. Alle Redner predigten den Kampf gegen Imperialismus, Militarismus und Gegenrevolution. Der Engländer Wallhead sprach sich bemerkenswert scharf gegen den Versailler Frieden aus. Seine Bekämpfung sei die wichtigste Aufgabe der Arbeiter aller Länder. Die Unabhängige Arbeiterpartei Englands sei entschlossen, den Kampf gegen diesen Friedensvertrag fortzusetzen, bis den Völkern Mitteleuropas die Freiheit zurückgegeben sei, ihr Wirtschaftsleben wieder aufzubauen. Eine Hauptaufgabe sieht die Wiener Internationale im Kampf gegen den sogenannten Sozialpatriotismus, das heißt gegen die Richtung in der Sozialdemokratie, die unter Umständen das Vaterland über die Partei und die internationalen Belange der Arbeiterklasse stellt. Der Sozialpatriotismus gilt dort als die größte

Sünde der 2. Internationale. Die 2. Internationale ist, wie Friedrich Adler an Ramsay Macdonald schreibt, „immer eindeutiger die Auslese jener verstockten Sünder geworden, die die entsetzlichen Fehler, die sie im Weltkrieg an der Arbeiterklasse begangen, auch heute noch nicht einsehen oder gar einbekennen wollen." („Der Kampf", München, Nr. 48, 1921.) Die Franzosen bliesen in Wien nicht ohne weiteres in dasselbe Horn. Renaudel erklärte, die französischen Genossen dürften das Nationale nicht vergessen. Es könne ein deutscher Angriff kommen. In der Frage Demokratie oder Diktatur erklärte Adler auf der Tagung, beide seien kein Allheilmittel. Die Taktik würde durch die Verhältnisse bestimmt. Im ganzen wollte die Wiener Tagung noch nicht selbst eine neue Internationale gründen, sondern nur eine Arbeitsgemeinschaft, um eine neue Internationale zu schaffen. Die Zeit wird lehren, ob diese Richtung, die zwischen Ost und West, Moskau und Genf, Diktatur und Demokratie schwankt, sich behauptet. Doch schwächliche Mittelwesen haben bei der Schwäche der Menschen, die sich nicht gern entscheiden, oft eine längere Dauer, als der reine Gedanke ihnen gönnt, der folgerichtig bis ans Ende vordringt.

Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika.

Von Missions-Bischof Thomas Spreiter O. S. B.

Die letzten Benediktiner-Missionäre von St. Ottilien kehrten erst am 24. November 1920 ins Mutterhaus zurück. Ihr Missionsgebiet ist ihnen versperrt und sie haben auch noch keine Hoffnung, wieder dorthin zurückzukehren. Ihre Nachfolger sind Schweizer Kapuziner und Franziskanerinnen. Vor kurzem habe ich sie in der Schweiz mit ihrem neuen Arbeitsgebiet bekanntgemacht.

Die Aufgabe des Missionärs ist, Seelen zu retten. Aber man kann nicht die Seele allein retten, man muß den ganzen Menschen emporheben. Alter benediktinischer Grundsatz ist: Ora et labora, bete und arbeite. Wir Benediktiner waren stets bemüht, auch das äußere und soziale Leben der Christen zu heben. Besonders kulturarme Völker wie die Neger gewinnt man vorzüglich durch Werke der leiblichen Barmherzigkeit. Die Leute in Afrika erkennen den Missionär gleich, auch wenn er im Busch in Zivil reisen muß. Ihre erste Frage bei der Ankunft in einem Dörflein ist oft: „Hast du eine Medizin bei dir?" Dann kommen sie und zeigen ihre vielen Gebrechen. Auf jeder Missionsstation ist eine stark besuchte Poliklinik, meist auch ein kleines Krankenhaus. Der Missionär muß ordinieren, verbinden, Zähne ziehen. Trotz ihres blendend weißen Gebisses leiden ja die Neger fast so stark an Zahnschmerzen wie wir. Ein trauriges Kapitel sind die Aussätzigen. In Kwiro, im Bezirke Mahenge, hatten wir 700, hunderte noch bei anderen Missionen. Die meisten waren Heiden, ließen sich aber fast alle vor ihrem Tode taufen und starben als Christen. Selbst aussätzige Kinder hatten wir in Kwiro 80—90. Sie wurden von einem aussätzigen Lehrer unterrichtet, damit sie ihr Gebetbuch, die biblische Geschichte und den Katechismus, endlich auch unsere kleine vierseitige Monatsschrift für die Eingeborenen lesen konnten. So wurden sie beschäftigt und vergaßen auf Stunden ihr trauriges Los. Auf Krankenbesuchen in den Dörfern werden manche Seelen gewonnen. Da streut der Missionär den göttlichen Samen aus. Zwar ist es wie im Gleichnis vom Säemann, vieles fällt daneben, aber hie und da wächst doch ein Korn in den Halm und trägt Frucht.

Ein zweites Mittel der Mission ist die Schule. Ihr wandten wir unsere Aufmerksamkeit zu, seit wir 1888 zum erstenmal von St. Ottilien nach Ostafrika zogen. Unter unseren Schülern waren viele Sklavenkinder, die wir unterrichteten und befreiten. Später wurde die Sklaverei abgeschafft. Seit 1906 waren die Sklavenkinder frei. 1920 sollten auch die erwachsenen Sklaven frei werden. Die jetzige englische Regierung hat gleichfalls die Sklaverei aufgehoben. Tatsächlich besteht sie noch hie und da im geheimen, ein Zustand, der auch unter deutscher Herrschaft zu erwarten gewesen wäre. In der ersten Periode unserer Missionsarbeit bis 1894 konnten wir wenig zum Ausbau der Schule tun. In der zweiten Hälfte bis zum Aufstand 1905/06 wurden zahlreiche Schulen gegründet. Der Aufstand vernichtete manches. 1906 bis zum Kriege blühte das Schulwesen reich auf. Es gab 1900 26 Schulen mit 761 Kindern, 1913 549 Schulen mit 25 191 Kindern. Noch während des Krieges vermehrten sich die Schulen auf 676 mit 30 372 Kindern. Die wenigsten der Schüler waren bereits Christen, aber Tausende wurden in der Schule bekehrt. Unsere Schulhäuser sind sehr einfach. Es sind Negerhütten aus Stangen und Lehm mit Grasdach. Eine große Schultafel ist meist vorhanden. Die Schüler sitzen auf ganz einfachen Bänken oder auf dem Erdboden und schreiben auf Schiefertafeln, nur in den Hauptschulen auch in Hefte. Der Lehrplan umfaßt Lesen und Schreiben in der Landessprache Kisuahili, Religion und etwas Rechnen. Letzteres ist des Negers schwache Seite. Seine Sprache kennt einfache Zahlen nur bis fünf. Dann hilft er sich mit 5 + 1 usw., oder benutzt arabische Fremdwörter. Wir lehren unsere Schulkinder rechnen, damit sie von den indischen und arabischen Händlern nicht zu arg betrogen werden. Die Lehrer sind Eingeborene. Sie werden aus den begabtesten Knaben gewählt und auf den Stationen gründlich unterrichtet und dann angestellt; auch einige Lehrerinnen hatten wir.

Der Schulbesuch ist freiwillig. Die Regierung kannte keinen Schulzwang. Einzelne Beamte sagten dies sogar den Leuten. Wir aber drangen darauf, daß wenigstens die christlichen Eltern ihre Kinder zur Schule schickten. Und die Kinder kamen auch fleißig, trotz der stundenweiten beschwerlichen Wege.

Ein drittes Mittel der Mission ist die Arbeitsgelegenheit. Der Neger hat oft kein Bargeld, verdient sich aber gerne etwas. Wo der Missionär hinkommt und sein Zelt aufschlägt, gibt es gleich Arbeit. Der Pater läßt sich ein Haus bauen, zunächst eine Negerhütte, später ein besseres Haus aus Luftziegeln. Dabei wird ein Feld angelegt, um die nötige Nahrung zu gewinnen. Vor allem aber gibt es Trägerarbeit. Die meisten Stationen liegen ja fern von der Küste oder von der Eisenbahn. Ein schwarzer Träger befördert durchschnittlich 30 Kilo. Es ist die bestbezahlte Arbeit. Auch reist der Neger gern und erzählt dann, wenn er heimgekehrt ist, reich ausgeschmückt am Lagerfeuer, was er gesehen, gehört und gegessen hat. Mit der Bauarbeit entstehen auch verschiedene Werkstätten, von den Brüdern geleitet.

Bei der Arbeit hat der Missionär Gelegenheit, den Leuten von dem Einen Gott und vom Heiland Jesus Christus zu erzählen. Vielfach wird zu Beginn oder zum Schlusse der Arbeit Religionsstunde gehalten. Das wird in die Arbeit eingerechnet. Mit den paar Christen, die er mitbringt, seinem Koch und Diener und einigen Trägern hält der Missionär Gottesdienst und lädt die Umwohner dazu ein. Viele kommen, wenn auch bloß aus Neugier. Sie hören die Predigt an und sagen dann wohl: „Deine Lehre ist gut, aber sie ist zu hart." Das bezieht sich besonders auf die Vielweiberei. Es ist für den Neger nicht leicht, seine Frauen bis auf eine zu entlassen. Bei Häuptlingen gehört es sogar zu ihrer Würde, recht viele Frauen zu haben. Aber wir haben selbst solche bekehrt und sie sind treu geblieben.

Die Bekehrung ist ein mühevolles Werk. Es gibt drei Jahre Unterricht, darnach Abschlußprüfung und, wenn der Katechumene sich bewährt, schließt sich Empfang der Taufe daran. Bei manchen dauert der Unterricht noch länger. Verkürzt wird er nur bei besonders begabten Schülern, aber nicht leicht unter zwei Jahren. Selten und schwer ist die Bekehrung eines Mohammedaners, doch auch solche Fälle waren mit Gottes Hilfe zu verzeichnen.

Im Jahre 1916/17, als unsere beiden Missionsgebiete, das Apost. Vikariat Daressalam und die Apost. Präfektur Lindi, durch die Engländer besetzt wurden, hatten wir über 18 000 lebende Katholiken. Sie haben sich im allgemeinen als treue Christen bewährt, auch in den Jahren, in denen die Missionen von den Missionären entblößt waren, weil man sie als Kriegsgefangene — auch die Schwestern — weggeführt hatte. Wiederholt sind Christen wochenlang nach Daressalam unterwegs gewesen, um dort wieder den Gottesdienst zu besuchen und die hl. Sakramente empfangen zu können. Daressalam war die einzige Mission von allen 24, die nie verlassen war. Aber auch von da wurden wir am 14. September 1920 ausgewiesen und aufs Schiff gebracht. Französische und italienische Missionäre haben nun neun Stationen besetzt und auf einer zehnten Station sind noch drei von uns Benediktinern als „zeitweise Aushelfer" geduldet, weil sie Schweizer sind.

Die 30 000 Schulkinder waren während der Besetzung alle verloren; Ende 1919 waren aber durch die zu Hilfe gekommenen Missionäre wieder 788 in rund 78 Schulen gesammelt worden, ein Verlust von 97% gegen früher. Das ist die traurige Folge des schrecklichen Krieges. Möchten doch bald bessere Zeiten wieder folgen!

Die Ausgestaltung der Angestelltenversicherung in Oesterreich.

Von Abgeordneten Christian Fischer, Graz.

In dem sozialpolitischen Programm der österreichischen Regierung nimmt die Ausgestaltung der Angestelltenversicherung einen wichtigen Platz ein. Im Jahre 1909 wurde die Privatbeamtenpensionsversicherung geschaffen und zwar, was man betonen muß, unter Opposition der Sozialdemokraten. Diese wollten erreichen, daß die Angestellten in die allgemeine soziale Versicherung einbezogen werden sollten, was nicht gelang. Bekanntlich scheiterten alle Projekte, die sich auf die Sozialversicherung bezogen. Die österreichische Privatbeamtenversicherung ist kein Ideal. Sie hat eine große Reihe von Wünschen der Privatbeamten unerledigt gelassen. Erst im Vorjahre konnte eine weitgehende Verbesserung der Privatbeamtenversicherung durchgeführt werden und zwar durch die Novelle zum Pensionsversicherungsgesetze, die im Sommer 1920 verabschiedet wurde und über die ich in der österreichischen Nationalversammlung berichtete. Die Novelle hat weitgehende Verbesserungen gebracht, die Gehaltsklassen erhöht, die Renten verbessert, die Heilfürsorge neu organisiert und durch einen besonderen Abschnitt allen pensionsversicherungspflichtigen Kriegsteilnehmern die Einrechnung von 5 Jahren der Kriegszeit ohne Beitragsleistung in die Versicherung gebracht. Die Kosten für die letztere sozialpolitische Errungenschaft betragen rund 35'000,000 Kronen, die auf 20 Jahre aufgeteilt werden.

Mittlerweile ist die wirtschaftliche Entwicklung nicht stillegestanden. Die Teuerung hat zugenommen und die Renten, die im Sommer 1920 kaum ausgereicht haben, sind mittlerweile vollständig unzulänglich geworden. Es muß eine neue Novelle zum Pensionsversicherungsgesetze geschaffen werden und diese will man benützen, um eine Vereinheitlichung der Angestelltenversicherung durchzuführen. Dieser Tage hat in Graz eine Konferenz der Angestelltenkrankenkassen stattgefunden. Die Angestelltenkrankenkassen sind aus einer Spaltung unter den sozialdemokratischen Krankenkassen entstanden. Die Sozialdemokraten in Oesterreich beabsichtigen die Schaffung von Einheitskassen, in denen sie begreiflicherweise nicht nur eine Mehrheit, sondern fast ausschließlich ein Monopol besitzen würden. Sogar die sozialistischen Gewerkschaften der Angestellten sehen ein, daß in diesen Einheitskassen die Rechte der Privatangestellten zu kurz kommen würden und sind deshalb mit der Forderung nach Gründung von obligatorischen Angestelltenkrankenkassen hervorgetreten. Diejenigen Kassen, welche vorwiegend Angestellte in Privatberufen zu Mitgliedern haben, sind aus der Zentralkommission der Krankenkassen ausgeschieden und haben einen eigenen Verband der Angestelltenkassen geschaffen. Innerhalb der 3 Parteien des Nationalrates besteht Uebereinstimmung, daß in dem zu schaffenden Sozialversicherungswerke die Angestelltenkassen Platz finden müssen. Diese Angestelltenkassen sollen aber nicht nur die Versicherung für den Krankheitsfall durchführen, sondern es soll bei diesen Kassen auch Arbeitslosenversicherung ermöglicht werden und diese Kassen sollen auch den Unterbau für die Ausgestaltung der Pensionsversicherung abgeben.

Damit wäre allerdings ein bedeutender Fortschritt in sozialpolitischer Hinsicht getan. Gelingt es, die Angestelltenversicherung wie geschildert zu gestalten, dann würden alle jene Privatangestellten, die heute noch außerhalb der Pensionsversicherung sich befinden, obligatorisch in die Versicherung einbezogen werden. Zehntausende von Privatangestellten würden dieser Wohltat teilhaft werden. Wenn sich die Verhältnisse in Oesterreich beruhigen und eine gesunde Sozialpolitik einsetzt, dürfte es gelingen, die geschilderten Pläne bezüglich der Angestelltenversicherung durchzuführen. Besonders auch die Heilfürsorge und die Familienversicherung würden in größerem Umfange wie bisher durchgeführt werden können. Da gegenwärtig im österreichischen Nationalrat auch ein neues Angestelltenschutzgesetz beraten wird und durch die Schaffung der Angestelltensektionen in der Arbeiterkammer auch eine gesetzliche Vertretung der österreichischen Privatangestellten geschaffen wurde, wäre ein eigenes Angestelltenrecht zuerst in Oesterreich praktisch durchgeführt, das nach seiner Fertigstellung ein schönes Stück sozialpolitischen Fortschrittes darstellen würde. Voraussetzung zu allen diesen Dingen ist eine ruhige Entwicklung der österreichischen Verhältnisse. An der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung sind gegenwärtig die Privatangestellten in erster Linie mitinteressiert.

Der Lenz ist nah.

Weisse Winterlitzen
Säumen die Felder am Rain,
Brechende Knospenspitzen
Lugen ins Licht hinein.

Frostig-steinerne Erde
Wird so mütterlich weich,
Und ein lösendes Werde
Weckt die Wellen im Teich.

Und in deinem Herzen
— Weisst nicht, wie dir geschah? —
Jubeln und Drängen und Schmerzen?
Liebste, der Lenz ist nah!

Komm, wir wollen ihn suchen,
Ihm entgegengeh'n —
Drüben zwischen den Buchen
Hab' ich ihn lachen seh'n!

Konrad Auerfaber.

Theologennachwuchs.[1]

Von cand. theol. L. Claßen, Bonn, Vorsitzer der katholischen theologischen Fachgruppe der Deutschen Studentenschaft.

Zu dem Aufsatz „Theologennachwuchs" in Nr. 52 der „A. R." vom 25. Dezember v. J. sei mir gestattet, auf eine Tatsache ergänzend hinzuweisen, die im Zusammenhang mit der Frage des Nachwuchses unserer katholischen Theologen wohl keineswegs übersehen werden darf. Es ist die wirtschaftliche Notlage, die heute, wie jedem Studierenden, so auch dem der katholischen Theologie, wie ein Alp auf der Seele lastet.

Man hört sehr oft die Meinung, das katholische Theologiestudium erfordere an finanziellen Mitteln und an Zeit die geringsten Opfer, da durch Stiftungen und Stipendien jedem von Hause aus Minderbemittelten das nötige Geld auf bequeme Weise zur Verfügung gestellt würde, und für Unterkunft und Verpflegung ja die bischöflichen Kollegien offenständen. Ferner dauere das Studium ja nur 8 Semester. So schreibt noch Anton Heinen in seinem Aufsatz „Der katholische Geistliche in seinem Berufsleben" („Die Hochschule", Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit, 9. Heft, Dezember 1920. Druck der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, Berlin SW 61).

Zwar ist durch Konvikte für die Theologiestudierenden „vorgesorgt". Nicht alle Theologiestudierenden brauchen sich bei Beginn des Semesters nach einem „Bau" umzusehen und zu sorgen, daß sie zum Heizen die nötigen Kohlen bekommen, aber heute ist doch ein Drittel aller Theologiestudierenden in dieser mit den Kommilitonen anderer Fakultäten gemeinsamen Lage, denn die Kollegien können die große Zahl der durch den Krieg zurückgehaltenen und jetzt wieder zusammengeströmten Studierenden nicht fassen. Der Pensionspreis in den Kollegien, der dem Durchschnittspreis für Unterkunft und Verpflegung bei Privaten unter Benutzung der mensa academica gleichkommt, ist für etwa 55% trotz größter Sparsamkeit so hoch, daß ihnen durch Ermäßigungen Erleichterung verschafft werden muß, Geldmittel, die aus Kollekten in der Diözese aufgebracht worden sind. Im Genusse von Stiftungen und Stipendien, die jährlich durchschnittlich 250 M für den Besitzer auswerfen, stehen nur 25% aller Theologiestudierenden. Diese Summe steht zu den Ausgaben für Bücher, Kleider und Universitätsgebühren in keinem Verhältnis.

Erhält man nun Antwort auf die Frage: „Aus welchen sozialen Schichten stammen die Theologiestudierenden?" so erhellt, daß es bald nur mehr sehr wenigen möglich sein wird, sich dem Studium der Theologie zu widmen, da sie den an sie gestellten finanziellen Anforderungen nicht nachkommen können, selbst dann nicht, wenn ihnen Hilfe aus den vorhandenen Mitteln — die ja nur klein sein kann — zur Verfügung gestellt wird. Das Studium ist zudem seit Ostern 1919 auf 10 Semester (7 Hochschul- und 3 Seminarsemester) erhöht und wird in kürzester Zeit auf 12 Semester (10 Hochschul- und 2 Seminarsemester) erhöht werden.

Für Bonn[2] ist statistisch festgestellt worden, daß aus den Reihen der unteren und mittleren Beamten 40%, der Arbeiter, Handwerker und Angestellten 25%, der kleinen Landwirte 15% und mittleren Kaufleute 10% der Theologen stammen. Der Rest von 10% verteilt sich auf obere Beamte, freie Berufe und größere Landwirte.

Diese Zahlen reden für sich und ermöglichen jedem, der die Notlage in den drei zuerst genannten sozialen Schichten selbst kennt, einen Schluß auf die Bedrängnis, in der sich die Theologiestudierenden befinden und dem Mangel an Anwärtern, der sich daraus ergibt.

Wer hilft? Wer macht Vorschläge zur Hilfe?

[1] Im folgenden wird vorzugsweise nach den Verhältnissen in Bonn geurteilt.

[2] Für die Fakultät in Braunsberg sind die Zahlen folgende: 12% Handwerker, 20% Kleingrundbesitzer, 40% untere und 20% mittlere Beamte, 8% Großgrundbesitzer.

Konvertitenliteratur.

Von Pfarrer Dr. Doergens, Traar-Krefeld.

Es ist etwas Ergreifendes um das Ringen und Streben einer Menschenseele nach Wahrheit. Seit dem Tage, an dem St. Augustin seine „Bekenntnisse" schrieb und in ihnen das heiße Suchen und Sehnen nach Gott als der lautersten Quelle der Wahrheit — „O Wahrheit, Wahrheit, wie innig seufzte das Mark meiner Seele nach dir!" (Conf. III) —, hat die Welt immer wieder Ergüsse ähnlicher Art, wenn auch nicht so hohen Fluges und so mächtiger Gestaltungskraft entstehen sehen. Und heutzutage, angesichts des Zusammenbruches einer kranken Zeit, scheint die Sehnsucht nach der Wahrheit und mit ihr die Hinneigung zum Katholizismus stärker denn je erwacht zu sein.

Magda Alberti (Scharlau), die evangelische Pfarrfrau und Romanschriftstellerin aus dem Holsteinschen erzählt in „Kämpfe, Erinnerungen und Bekenntnisse" (Herder, Freiburg i. B., 9.—13. Tausend) geistvoll und anregend die Geschichte ihrer Konversion. „Es ist hart für mich, immer im Schatten zu sitzen, und das, was ich ersehne, niemals zu erhalten. Warum bin ich nicht auch für die Sonne geboren?" (S. 207) Und doch, wenn ich ein Motto über ihre Selbstbiographie setzen sollte, würde es werden: „Und hätte die Liebe nicht" (1. Kor. 13,2) —, denn die Sonne erbarmender großherziger Liebe leuchtet über dem Buche. Viel Lebensernst und Lebensleid hat die Verfasserin geschaut und gezeichnet, aber sie hat auch viel gottvertrauende schaffende Arbeit geleistet im Dienste dessen, der das Licht und die Liebe zugleich ist (1. Joh. 4,5).

Was hat den Lebensaufzeichnungen eines jungen Mädchens: Helene Most O.S.D. „Gehe hin und künde! Eine Geschichte von Menschenwegen und von Gotteswegen" (Herder, Freiburg, 26. bis 35. Tausend) so großen Erfolg verschafft? Wie die Sonnenstrahlen über ein buntes Glasgemälde huschen, um gleich darauf den Schatten der Finsternis zu weichen, so zittert das Gute und Böse auf und ab über ein Seelenbild, dessen Grundzug ein ruheloses Verlangen nach der Wahrheit bildet angesichts einer lebenstrunkenen Zeit, der, wie der Baseler Philosoph Karl Joel sagt, „nichts feststeht als der unendliche Wechsel, nichts absolut gilt als die Relativität." Da ist der Italiener Illemo Camelli „Vom Sozialismus zum Priestertum" (Herder, Freiburg), ehemals Schüler der Mailänder Kunstakademie und eifriger Agitator der lombardischen Sozialistenvereinigung. Am Weihnachtsmorgen 1905 stieg er im Alter von 29 Jahren zum Altar des Herrn empor und wirkt zurzeit als Professor am Priesterseminar zu Cremona. Auf dem Wege scharfer Beobachtung und praktischer Lebenserfahrung ist ihm die Erkenntnis geworden, daß kein Naturalismus und kein Sozialismus den Geist der Selbstverleugnung und Selbstüberwindung schaffen und die innerste Seele des Menschen erfassen kann. „In den öffentlichen Parteireden sprachen meine Genossen immer von neuer sittlicher Erfahrung, die der Sozialismus der Welt brächte, aber ihr Privatleben stand in schroffem Gegensatz zu jeder erhabenen Auffassung, und sie zeigten mir nie den Willen, sich emporzuheben. . . . . Als ich sicher war, daß es dem Freunde A., scheinbar so streng in seinem methodischen Tagwerk, zur Notwendigkeit geworden war, einen Teil der Nächte auf den Wegen der Unzucht zu wandeln, als ich erkannte, wie erbärmlich sich Freund B. wegwarf: Da sagte ich zu mir selbst, daß solche Leute nicht die heldenmütigen Erlöser der Gesellschaft werden können. . . . Es ist darum eine sichere und beständige Moral — ich behaupte es mit der tiefen Ueberzeugung, die ich aus dem Studium der Menschen in allen Lagern gezogen habe —, ohne Religion, d. h. ohne das ins Herz geschriebene Gesetz Gottes, nicht möglich" (S. 59).

Dem sanften milden Zuge der Gnade, die ihn fast ergreift, ohne daß er es merkt, folgt auf seine Weise der Maler-Mönch P. W. Verkade O. S. B. „Die Unruhe zu Gott" (Herder, Freiburg). Der Sohn eines holländischen Kaufmannes, erst Handelsschüler, dann Kunstakademiker in Amsterdam, kommt er 23jährig über Paris in die urkatholische Bretagne. Hier wird der bisher ungetauft aufgewachsene Mennonit katholisch. „Dachten Sie nie daran, Kalvinist zu werden oder Mennonit wie Ihre Familie?" „Nein, nie und nimmer! Ich hatte außerhalb der katholischen Kirche eine zu große Zerrissenheit gefunden, um dort mein Heil suchen zu wollen . . . Und ich sagte mir: „Wenn ich Christ werden will, so will ich es ganz werden. Und das hieß für mich katholisch" (S. 130). Merkwürdig, als er zum erstenmal das katholische Glaubensbekenntnis las, billigte und bejahte er jedes Wort und sagte sich: Das ist der einzig wahre Glaube; so muß es sein. „Niemand kommt zu mir, wenn mein Vater ihn nicht zieht" (Joh. 6, 44). Bei den Franziskanern in Fiesole wird der Holländer mit dem Ordensleben bekannt und nimmt übers Jahr in Beuron das Gewand des hl. Benedikt. Die Unruhe blieb draußen!

Und wiederum ist es der ungeheure Vorteil des festen über die geistige Anarchie der Zeiten erhabenen Standpunktes der katholischen Kirche — die Berufung auf K. Rieber, „Zur innerkirchlichen Krisis des heutigen Protestantismus" (Herder, Freiburg 1910) ist nicht von ungefähr! —, der eine ganze Familie: F. Maurer, „Im Rettungsschiff, Erlebnisse einer Konvertitenfamilie" (Herder, Freiburg) angezogen hat. „Fast dünkte es uns, die Wogen könnten nimmer höher gehen als in unseren Tagen. Selig, die sich zum Rettungsschiff gefunden!" (Vorw.). Wie ein Kämpfer aus dem Siebenbürger Sachsenvolke, ein reichbegabter Theologe, Pädagoge und Historiker, sein eigen Schifflein tollkühn dem Kurs des Rettungsschiffes entgegenwarf, wie er mit einem Male als dessen Kapitän den Weltheiland erkannt und sich ihm gefangen gab, wie auch sein Weib und seine Kinder an Bord des Rettungsschiffes sich fanden: das künden jene Blätter. Heißhunger nach Wahrheit!

„Ist nicht dort", fragt Freifrau von Oer („Das Tagebuch meiner Mutter" von P. Seb. von Oer O.S.B., Herder, Freiburg), „ist nicht dort mehr Frieden, wo unbestritten fest der Glaube steht, während in unserer (prot.) Kirche so viel Kampf ist, und wie oft habe ich mich tief verletzt gefühlt, wenn der Prediger mit schönen Worten vielleicht aber doch dem Zweifel Raum ließ!" (S. 13). „Gott und die Wahrheit" heißt darum auch die Ueberschrift des Lebensbildes einer anderen adeligen Konvertitin, der Freifrau Agnes von Hermann, das Maria Stanisla Steven O. S. B. geschrieben hat (Herder, Freiburg), ein Lebensbild, dessen gesegnete karitative Tätigkeit gar oft drängende Sorge um die Armen und Verlassenen erkennen läßt. Und Gott ist doch die Liebe! Immer wieder mußt' ich angesichts dieser Art Literatur an Lessings Wort denken: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm in Demut in seine Linke und sagte: Vater gib: Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Nein, sie ist einfach nicht wahr, diese Lebensphilosophie, so geistreich sie auch auf den ersten Blick scheint. Wir wollen nicht stets auf der Straße vagabundieren ohne Rast und ohne Ruh, wir wollen nicht jenem armen, tauben und blinden, jungen Manne gleichen, der, wie uns K. Bröger, der Arbeiterlyriker, so erschütternd geschildert hat, durch die Welt geht, indem er mit allen Fibern des Herzens die Heimat sucht. Er findet sie nie, weil ihm durch ein außerordentliches Schicksal alle geistigen Fähigkeiten abhanden gekommen sind. Und mit dieser Feststellung ist auch der Kantische Agnostizismus und Skeptizismus, ist die Schleiermachersche Lehre von der Religion als dem schlechthinnigen Gefühl der Abhängigkeit von dem Unendlichen ins Herz getroffen. Das gilt auch von Harnacks liberaler Theologie, von der ein anderer Konvertit, Prof. Ernst M. Roloff feststellt: „Ich sah mich einem Nichts gegenüber, das mich erschauern ließ." („In zwei Welten", S. 100. Verlag Dümmler, Berlin.)

Eine Papstbüste und ein Kardinalsdenkmal von August Weckbecker.

Von Dr. J. M. Ritz.

Bildhauer August Weckbecker (geboren 1888 zu Münstermaifeld im Rheinland, seit 1909 in München) bewährte sich frühzeitig als befähigter Porträtist. 1916 trat er im Glaspalast mit der sehr bemerkenswerten Büste des verewigten Kardinalerzbischofs Bettinger zum ersten Male vor die breite Oeffentlichkeit. Im gleichen Jahre entstand die Bildnisbüste des damaligen Nuntius Kardinals Frühwirth (ausgestellt im Glaspalast 1917), ein Werk, mit dem der Künstler in raschem Anstieg Meisterschaft erreicht hatte. Es offenbarte sich eine bedeutende Fähigkeit, geistiges Wesen zu erfassen und durch Vermählung mit den plastischen Gesetzen in ausdrucksvolle Formen zu gießen.

So war Weckbecker kein unwürdiger Vertreter der deutschen Künstlerschaft, als ihm zu Beginn des eben abgelaufenen Jahres, die Ehre wurde, daß Papst Benedikt ihm einige Sitzungen zu einer Büste gewährte. Und das Bewußtsein dieser Stunde erfüllte den Meister und stärkte ihn zu einer Leistung, die die deutsche Oeffentlichkeit und besonders die deutschen Katholiken mit freudiger Genugtuung begrüßen dürfen. Die Aufgabe war nicht leicht, doch dankbar. Reiche Bewegung kam im Antlitz entgegen: vielformiger Bau, kräftige Unterschiede in Höhen und Senkungen, tiefe, großumrandete Augen werden beschattet von der wölbenden Stirn, die sich gliedert und ihre Oberfläche wellig belebt. Die Nase biegt sich kühn aus dem Wurzelknick heraus; Schläfen und Wangen haben flache Gruben: Freude genug für einen Künstler, all diese Gegebenheiten mit Wahrheitsliebe zu bilden, sie aber aus naturalistischer Vereinsamung zu lösen und in eine plastische Oberflächeneinheit zu verweben, die zugleich Träger geistigen Ausdruckes ist. Und da war Reichtum und gegensätzliche Spannung in die Form zu bannen. Eine außerordentliche Vatergüte spricht aus den Augen, namentlich dem rechten. Der Blick, von merkwürdig gebildeten Lidern bedingt, ist eigenartig vielfältig, fast müde und doch voll Fähigkeit, durchdringend aufzuleuchten. Und so lagern die Eigenschaften einer weisen Seele nebeneinander: neben der Milde des guten Hirten die Gemessenheit und feste Entschlossenheit, ja Strenge des obersten Lenkers der großen Kirche. Lippen, Mundwinkel und Kinn wissen davon, vielleicht am meisten aber das Profil. Es ist ganz das eines Regierers. In geschlossener willenskräftiger Bewegungslinie zieht es von der Stirn zum Kinn. Und dazu stimmt die Kopfhaltung; sie ist voll Würde. —

Das wohlgelungene Werk ist bei verschiedenartigem Brustbau in farbigen Gipsen durchgeführt. Dem Bronzeguß, als der angemessensten Technik, geht es eben entgegen.

Das Jahr gönnte dem Künstler das Glück, eine zweite bedeutende Leistung zu vollenden. Im Oktober konnte er das Grabdenkmal für Kardinal

Bettinger im Dom zu München aufstellen. Der Ehre des Auftrags wurde Weckbecker auch hier gerecht. Das verlangte Anspannung; denn gegeben war ein mächtiger, verzehrender Raum ausgesprochenen Stils. Mit ihm das Grabdenkmal zu vermählen, war das Schwierige, weniger der Wettbewerb mit anderer Plastik. Und der Meister machte eine richtige Rechnung, wenn er im festen Glauben, daß wertvolle Kunst aus verschiedensten Zeiten sich immer nebeneinander verträgt, mit zusammengenommener Kraft und mit Verehrung für den Heimgegangenen, einfach auf die gute Leistung hinarbeitete. Den Formencharakter selbst flüsterte der Geist der Oertlichkeit ein: klare schlichte Körper und Linien; nichts Kleinliches, nichts Zierliches. Eine langrechteckige Rotmarmorplatte mit dem Pfeiler halb verwachsen; aus ihr springt oben eine rechtwinklige Bekrönung mit bischöflichen Abzeichen, springt unten eine rechtwinkliche Fußbank vor. Darauf steht der Kirchenfürst mit dem Kardinalshut angetan segenspendend in der Monumentalität und Selbstverständlichkeit, wie er zu Lebzeiten die Hallen des Domes durchschritt. So nur und nicht anders konnte er verewigt werden. Die Selbstverständlichkeit aber ist die Kraft und Auszeichnung dieses Bildwerkes, die Selbstverständlichkeit der Idee und die Notwendigkeit der Form. Die Verhältnisse, Breiten, Höhen, Tiefen stimmen unter sich und mit dem großen Raume zusammen. Der Block im ganzen wie die Figur allein ist plastisch geschlossen und löst sich angemessen vom Grunde los. Die Quasten beleben die schwere Fläche des fallenden Gewandes, ohne dekorativ aufdringlich zu sein. Und ohne Naturalistik hat das Ganze kräftiges Leben. — Vielleicht ist das Denkmal nicht so, daß es jedermann auf den ersten Blick einnimmt; aber dann zwingt es wenigstens zur Auseinandersetzung, und damit wird in vielen Fällen sein Sieg schon angebahnt sein.

Vom Büchertisch.

Siehe, ich stehe vor der Türe! Ein Büchlein für Erstkommunikanten. Von Dr. Anton Anwander und Dr. Friedrich Zoepfl. Mit 4 Bildern nach Schumacher, Vogel v. Vogelstein und Overbeck. Freiburg i. Br., Herder. Geb. ℳ 11.—. — Ein anmutig-wertvolles, schmuckes Büchlein, sehr willkommen in seiner durch die Verlagsanzeige mit Recht unterstrichenen Eigenart: der stark biblischen Färbung und der Anleitung zu tätiger Nachfolge des von den Kindern erwarteten Heilandes. Dem 1. Teile: „Meister, ich will Dir folgen, wohin Du gehst", 15 Lesungen über das Leben Jesu, steht Dr. Zoepfl vor, der hier immer den die kindliche Anteilnahme unmittelbar aufschließenden Erzählton wahrt, immer die klare, überzeugende Parallele zieht zwischen Heiland und Kind, immer des Gottessohnes Vorbildlichkeit in helles, warmes, schönes Licht des „Mir nach!" stellt. — In einer diesem 1. Teile völlig entsprechenden Weise reiht Dr. Anwander den 2. Teil an: „Kommet und kostet, wie süß der Herr ist!", 20 Lesungen über das allerheiligste Altarsakrament, abermals mit dem Hauptthema der Heilandsverähnlichung. Im Du und Du, von Seele zu Seele fließt den Kleinen eindringlich-traulich-ehrfürchtige Erklärung des Heiligen und Heiligsten zu. In einem 3. Teile: „Lobet ihr Kinder, den Herrn!" stellt Dr. Anwander häusliche und gottesdienstliche Gebete und Andachten mit „Motiven aus älterer inniger Gottesliteratur" zusammen. Das ganze köstliche Büchlein bildet eine Art „natürlicher Ergänzung des Kommunionunterrichtes nach seiner praktischen", sagen wir: nach seiner idealrealen Seite. Die glücklichen kleinen Eigentümer dieses ihres vielleicht kostbarsten „Kommunionangedenkens" werden vielfach die Gabe mit hinübernehmen in das neue, immer reicher sich entfaltende Leben. E. M. Hamann.

Der Ordensstand und seine Gegner. Gedanken und Tatsachen zu einer Apologie des Ordenslebens. Von P. Erhard Schlund, O. F. M., mit 11 statistischen Tafeln (gr. 8° VIII, 160 S.) in steifem Umschlag geheftet. ℳ 6.—. Regensburg 1920. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. — Eine ebenso verdienstliche wie aktuelle Arbeit! Der Verfasser gibt sehr beachtenswerte Richtlinien und Waffen für den Kampf zwischen Kirche und modernem Staat, zwischen Religion und Diesseitskultur, welche in der Hand von Geistlichen und Lehrern, Politikern und allen, die in den Kampf für die katholische Kirche verwickelt werden, nicht zu unterschätzen sind. Elf, mit großem Fleiß und vielen Mühen zusammengestellte statistische Tafeln kommen dabei zu Hilfe. — P. Schlund zeigt Bedeutung und Nutzen der Klöster und Ordensleute in wirtschaftlicher und volksbildender Hinsicht, sowie in religiöser Beziehung. Er gibt Klarheit über Wesen und Ziele, Aufgaben und Verdienste des Ordensstandes. Der Verfasser räumt gründlich auf mit den Vorurteilen, die sich bei Andersgläubigen und auch bei manchen oberflächlichen Katholiken eingenistet haben, als ob die Klosterinsassen sich der Faulheit und dem Müßiggang hingäben und ein Schlemmerleben führten. Er widerlegt beweiskräftig die gegnerischen Schlagworte von großen, angesammelten Reichtümern der heutigen Klöster, von Volksaussaugung durch Bettel und von Volksverdummung, Friedensstörung usw. — Wer sich aufklären lassen will über Idee und Ideal des Ordensstandes, über die Unhaltbarkeit der Vorwürfe gegen Orden und Klöster, wer sich unterrichten will über die Angriffe, die der Staat, besonders in den Kulturkampfjahren in Deutschland und Frankreich gegen die Klöster geführt hat, greife zu diesem Buche. M. Heide.

Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik von Joseph Kreitmaier S. J. 115 S. 37 Tafeln. 3. Auflage. Freiburg i. B. Herder 1921. — Im vielstimmigen Konzert der Kunst des 19. Jahrhunderts spielt die Beuroner Kunst eine bedeutende Melodie. Kein Geschichtsschreiber, kein Kunstfreund, kein kunstliebender Katholik kann an ihr achtlos vorübergehen, die in einer Zeit der Unsicherheit und Zerfahrenheit den kühnen Versuch machte, die ewigen Gesetze der großen Kunst und die Form der kirchlichen Kunst im besonderen wiederzufinden. Die Seele dieser Bewegung, Pater Lenz (geb. 1832, nach seinem Eintritt ins Kloster P. Desiderius genannt), ist ein Sucher mit durstigem Herzen. Ihn ließ die Akademie unbefriedigt, die in jener Zeit aus einem Scheinidealismus zum Naturalismus überzugehen sich anschickte; Lenz aber schlug den umgekehrten Weg ein und kam unerhörter Weise damals schon zur frühgriechischen und ägyptischen Plastik. Er zog aus ihr das Geheimnis, das er suchte und gelangte zu Anschauungsformen, die sich in profaner Kunst sonst ähnlich mit den Namen Marees und Hildebrand verknüpfen. Freilich wuchs er auch in eine gewisse Starrheit des Doktrinären hinein, die vielleicht weniger ihm als seinen Mitarbeitern und Nachfolgern verhängnisvoll werden konnte oder kann. — Von Lenz als dem „Gründer" ist im vorliegenden Buch zuerst die Rede, dann vom „Urtyp", wie er sich in der Mauruskapelle verkörpert, jener bedeutenden Tat, die die notwendige Einheit zwischen Architektur und monumentaler Malerei entschieden verkündet. Im folgenden Abschnitt wird die „Beuroner Kunstform" näher erläutert: ihr Antinaturalismus, ihre Linearität, Flächenhaftigkeit und Ruhe, ihre Farbigkeit, die Typik, die herrscht an Stelle hervorgekehrter Persönlichkeit. Das uralte Suchen nach dem „Kanon", nach dem Urmaß des menschlichen Körpers, feiert hier eine Auferstehung. Die „ästhetische Geometrie" soll den einzelnen befähigen, „als vernünftig erkennender und unterscheidender Geist der Natur gegenüberzutreten". Und die Kunst bestünde dann in der „charakteristischen Anwendung der geometrischen, arithmetischen, symbolischen Grundform und der Natur im Dienste großer Ideen". Das Kapitel „Die hieratische Kunstabsicht" führt von einer anderen Seite her zum Wesen der Beuroner Kunst. Wertvolles wird hier wie bei der Besprechung der „Zukunft" der Beuroner Schule über Aufgabe und Leben der religiösen Kunst überhaupt ausgesagt. — Mit warmer Begeisterung schreibt der Verfasser, was jedoch die kritische Stellungnahme nicht verhindert, die allerdings da und dort vielleicht noch ein wenig schärfer hätte erfolgen dürfen. Der Wert dieser kritischen Aesthetik der Beuroner Kunst wird jedoch durch eine solche Aussetzung nicht gemindert. Dr. Joseph Maria Ritz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Volkstheater. Pepi Glöckner, lange ein alljährlicher Gast unseres Volkstheaters, ist ein paar Jahre nicht hier gewesen. Das hat dem Interesse an der liebenswürdigen, feschen Wiener Soubrette keinen Eintrag getan, im Gegenteil, die Anziehungskraft ist nur verstärkt worden und so darf man in den nächsten Wochen in der Josephspitalstraße auf volle Häuser rechnen. Die Glöckner ist die alte geblieben, d. h. ich soll wohl sagen, die junge. Der frische Humor, das Resolute, Volkstümliche, bisweilen etwas Derbe, aber nie Freche ihres Auftretens, der glücklich pointierende Vortrag ihres Coupletgesanges, geben immer liebenswürdige, erfrischende Eindrücke. Bei der Glöckner kommt ja immer weniger in Betracht, was, als wie sie spielt, und so fällt einem erst hinterdrein ein, daß man auch über das Stück zu berichten hat. Es war diesmal sogar eine Uraufführung. „Die ewige Braut", Schwank von Alexander Engl und Ernst Gettke, Musik von Hugo Hirsch, ist von einer behaglichen Komik, die sich mehr dem Volksstück nähert. Das sind natürlich Situationen, die man da und dort schon ähnlich gesehen, aber es ist alles sehr nett zusammengestellt und so konnte der durchschlagende Erfolg nicht ausbleiben, zumal die Glöckner auch von ihren Mitspielern auf das angenehmste unterstützt wurde. Die Couplets sind recht nett, auch musikalisch mit Klangsinn gemacht, nur einmal wird der Geschmack etwas derb.

Aus den Konzertsälen. Ferdinand Löwe ist so lange eine führende Persönlichkeit in unserem Musikleben gewesen, daß wir die Vorzüge dieses Orchesterleiters schon so oft dargelegt haben, daß wir Neues nicht zu sagen wissen. Nun stand er als Gast wieder an der Spitze unseres Konzertvereinsorchesters und man freute sich des Wiedersehens. Wenn Löwe dirigiert, dann darf in der Vortragsreihe Bruckner nicht fehlen, als dessen berufenster Dolmetsch der Wiener Kapellmeister immer noch gelten muß. Sehr gute Eindrücke boten uns Ernst Riemann und Valentin Härtl an ihrem Sonatenabend. Der Pianist und der Geiger passen in Auffassung und Empfindung sehr gut zueinander. Außer Brahms hörte man die Sonate in C-moll von Thuille, welche für die Vorzüge dieses Meisters so charakteristisch ist. Die technische Bravour Riemanns kam zu voller Geltung. — Etwas herb ist das Spiel von Elsa Rau, aber die Auffassung zeigt Geist und reifen Kunstgeschmack der Pianistin.

Neues Operettentheater. Da ein Komponist während der Proben wegen künstlerischer Unzulänglichkeit der Darstellung sein Werk zurückzog, hat die Geschäftsleitung die Bühne einstweilen geschlossen. Das Theaterchen hat manche hübsche Leistung geboten. Als es einige gute Kräfte der Oiferschen Truppe, als diese wegen Herrn Freytags Schauspielplänen das Lustspielhaus hatte verlassen müssen, übernommen hatte, schienen die Aussichten der Bühne gute zu werden, allein die Unterstützung seitens des Publikums war nicht groß genug, als daß man gute Kräfte in genügender Zahl hätte halten können.

Verschiedenes aus aller Welt. Schnitzlers „Reigen" ist noch nicht abgetan. In Berlin beobachtete die Polizei eine andere Taktik, als in München. Sie beschützte die „Kunst" und ließ die Demonstranten zur Wache bringen und über Nacht in Polizeigewahrsam halten. Die Polizei entrüstete sich besonders über die Zusammensetzung derselben, über die Beteilung von Studenten, Hochschullehrern und Frauen, statt daraus zu schließen, daß diese Leute um eine ethische Idee kämpfen. Man hat jetzt Schnitzlersche Briefe veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß der Dichter sich jahrelang gegen jede Aufführung verwahrte, bis dann Max Reinhardt, der übrigens selbst die Finger von der Sache ließ und sie der Eysoldt abtrat, ihn „überzeugte". In Wien mußte der „Reigen" täglich zweimal hintereinander aufgeführt werden, um dem Andrang zu genügen. Man spricht von einer Tageseinnahme

von 100 000 Kronen. Diese geschäftliche Ausbeutung der Pikanterie wirkt bei der Notlage der Wiener noch besonders abstoßend. Im württembergischen Staatsrat erklärte Konrad Haußmann, daß dem „Reigen" das Landestheater verschlossen bleiben müßte, da die darin enthaltene Spekulation auf die Lüsternheit eine grobe Verletzung des Anstandsgefühles darstelle. — Zur Bekämpfung der Mißstände im Theaterschulwesen hat der Deutsche Bühnenverein gemeinsam mit der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger die Gründung von zehn Theaterschulen beschlossen. Die deutschen Theater sind verpflichtet, in Zukunft ausschließlich Anfänger, welche von diesen Bühnen ausgebildet sind, anzustellen. Der Unterricht soll kostenlos sein, in besonderen Fällen sollen sogar Beihilfen zum Lebensunterhalt gegeben werden und die besten Schauspieler werden als Lehrer berufen. Ganz besonders streng soll aber die Aufnahmeprüfung sein, damit die vielen talentlosen jungen Leute, die heute von gewissenlosen Lehrern ausgebildet werden, von den Brettern ferngehalten werden. — Ein expressionistisches Schauspiel: „Die Schlacht der Heilande" von Alfred Brust wurde in Halle uraufgeführt. Das Stück versucht die Berührungspunkte und Streitigkeiten der Ideale und Idealbestrebungen der verschiedenartigsten Menschen künstlerisch zu gestalten; Kontrastfiguren agieren, wobei Zeit, Ort und sogar Handlung vollkommen in den Hintergrund treten. Der Dichter verliert nach Berichten jede Disziplin und streift an das — Dadaistische. — „Wahnschaffe", ein Drama von R. Loucker, hatte in Leipzig Erfolg. Die Tragik des Helden liegt in der Unvereinbarkeit des Phantasiemenschen, der er ist, mit dem Tatmenschen, der er sein möchte. — Mörikes Puppenspiel „Der letzte König von Orplid", das eine Einlage in des Dichters Roman „Maler Nolten" bildet, wurde in Berlin aufgeführt. Max Trapp hat eine sehr feine Musik für ein kleines Kammerorchester dazu geschrieben, die sehr gerühmt wird. — „Nicht weiter, o Herr!", ein Schrei von A. Talhoff, weckte in Meiningen Interesse. Das Stück behandelt den Glaubenskonflikt eines Vaters, dessen beide Söhne im Kriege gefallen. — Karl Hauptmann, der ältere Bruder Gerh. Hauptmanns, ist im Alter von 63 Jahren gestorben. Er kam von der Wissenschaft zur Literatur. Seine Bühnenwerke sind trotz dichterischer Feinheiten nicht plastisch genug für dauerndes Bühnenleben. In der Umweltschilderung seinem Bruder oft ähnelnd, war er doch alles andere, als Naturalist. Seine Romane sind stille, feine Bücher. Seinem „Tagebuch" hat er das für sein Dichten bezeichnende Wort als Motto vorangesetzt: „Ich fahnde allenthalben nach Seele."

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nur politische Kinder, die freilich bei uns auch graue Haare haben können, erwarteten von der Botschaft des Mannes, der an Stelle des auch von seinem eigenen Volke mehr und mehr der Verachtung anheimfallenden Wilson in das weisse Haus einzieht, irgendwelche deutschfreundliche Worte. Genug, dass auch die Entente nichts findet, was ihr lieblich in den Ohren klingen mag. „Wir möchten uns klar werden", sagt Harding, „dass die wirtschaftlichen Bande die engste Verbindung zwischen den Völkern bilden und dass niemand nehmen kann, der nicht auch gibt." — Wir dürfen annehmen, dass die Haltung Amerikas nicht ohne Vorteil für uns sein wird, weil eine Haltung dieser Art eben den Interessen Amerikas entspricht. — Die Wiederherstellung der Kaufkraft Europas ist für die Wiedergesundung der Welt, insbesondere für die Ueberwindung der Weltkrisis, von der auch Amerika sehr leidet, Bedingung. Aus dieser in den Vereinigten Staaten allgemein gewordenen Ueberzeugung erfolgten die schon oft hier besprochenen Versuche zur Hebung des Markkurses und die von Amerikanern gewährten Rohstoffkredite. Ob Amerika zur Mithilfe an der von Deutschland vorgeschlagenen internationalen Anleihe geneigt sein wird, lässt sich noch nicht sagen, aber man weiss ja auch noch nicht, wie sich Amerika gegenüber der Rückzahlung der grossen Schulden verhalten wird, die Frankreich und England in Amerika gemacht haben. Da die Verelendung Deutschlands auch diejenige ganz Europas zur Folge haben muss, was nur Hass und hysterische Angst in Frankreich und der nur an Augenblickserfolge denkende englische Konkurrenzneid nicht einsehen wollen, so ist es nicht unmöglich, dass ein vielleicht sich hinter den Kulissen vollziehender Druck des amerikanischen Gläubigers die Wahnsinnspolitik der Entente einmal eindämmt. Freilich, die Opfer, welche wir bringen müssen, werden ungeheuer sein. Wir haben uns in unseren ersten Gegenvorschlägen bereiterklärt, in den nächsten fünf Jahren hauptsächlich durch Sachleistungen je eine Milliarde Goldmark zu zahlen (also ungefähr 10 Milliarden Papiermark im Jahr), die Verzinsung der internationalen Anleihe von zunächst 8 Milliarden Goldmark würde bei 5% 4 Milliarden Papiermark jährlich ausmachen. Industrie und Handel werden die allerschwersten Opfer bringen müssen, aber auch der einzelne wird — die Zahl derer, die sich dies noch nicht recht klar machen, ist Legion —, unter den grossen Steuereinziehungen schwer leiden. Gewiss ist es nicht unerfreulich, wenn das aufdringliche Protzentum eines traditionslosen neuen Reichtums eingedämmt wird, aber nicht nur der Luxusverbrauch, der ganze Verbrauch wird zweifellos zurückgehen, die Schwierigkeiten, die sich seit einiger Zeit im Warenhandel zeigen, an Schärfe sehr zunehmen. Als Folge dürfte eine Verteuerung des Kredits und mithin eine Steigerung der Erzeugungskosten eintreten. Die Ausführungen des bayerischen Finanzministers in dieser Woche zeigen in ganz erschreckendem Masse die Not, die selbst die Zurückstellung notwendigster Ausgaben fordert; sie illustrieren die Lage richtiger, wie die Börse, die teilweise noch sehr hohen Dividenden und die Steigerung der Spareinlagen, welche in dem Fachblatt „Die Sparkasse" im Januar auf 1600 Millionen geschätzt werden. Diese gewaltige Summe zeigt doch nicht etwa nur Sparsamkeit, sondern der überwiegende Teil des Riesenbetrages besteht aus Geldern, die im Handel und Gewerbe nicht nutzbringend arbeiten können. Der Monat Februar ging an der Börse in recht lustloser Haltung zu Ende. Man entschloss sich zu nichts von Belang. Die Kursrückgänge waren mässig und das Geld flüssig. So begann der März recht schwach. Der Kassenmarkt sah eine Abschwächung von nahezu 50%. In Neuyork hatte sich der Markkurs gebessert, der Dollar ging zeitweise bis auf 60 Mk. zurück. Die Devisen waren aber bereits anderen Tages wieder fester. Auf dem Effektenmarkt blieb es still. Es ist nur eine kleine Spekulation, die Augenblickschancen und Gefälligkeiten ausnützt. Das grosse Kapital hat sich ganz zurückgezogen. Die Grundstimmung besserte sich jedoch. Das Interesse für Industriepapiere ward ziemlich rege. Die Meinung gewann die Oberhand, dass auch bei ungünstigen Ergebnissen in London kein Grund sei, die sehr teuer gekauften Papiere zu niedrigeren Kursen wegzugeben, und so blieb es am Wochenende in abwartender Haltung, aber ziemlich fest.

Nur kurz zu erwähnen, da durch die Parlamentsberichte schon bekannt, ist:

Im Finanzausschuss des Bayerischen Landtages teilte der Staatssekretär Dr. Schweyer mit, das Zeichnungsergebnis der zur Finanzierung des Walchenseewerk- und Mittleren Isar-Ausbaues aufgelegten Obligationenanleihe beläuft sich auf 500 Mill. Mark, wovon 300 Mill. auf Bayern treffen. Die Regierung schlägt vor, das Bayernwerk ebenso wie das Walchenseewerk und die Mittlere Isar in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln.

Der Staat will zunächst die Aktien allein übernehmen; er beabsichtigt später besonders an Städte und Ueberlandwerke Aktien abzugeben. Die Regierung sei aber entgegen der Stellungnahme des Bayer. Städtetages der Anschauung, dass die staatliche Beteiligung mindestens 51% betragen muss.

Der Geschäftsbericht der Süddeutschen Hypothekenbank, München, verweist auf die grossen Schwierigkeiten, die besonders den reinen Hypothekenbanken durch die so ungemein gestiegenen Lasten entstanden sind, da sie nicht, wie die anderen Bankinstitute, aus der noch nicht dagewesenen Ausdehnung des Kredit- und Effektengeschäftes Nutzen ziehen konnten. Nur der Umstand, dass Abschreibungen auf Effekten entfielen und aus den Anlagen entsprechender Nutzen gezogen werden konnte, ermöglichte ein befriedigendes Ergebnis (von 8% wie i. V.). Das abgelaufene Berichtsjahr war das 50. der Bank. — Die a. o. Generalversammlung der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank (München) beschloss die Erhöhung des Aktienkapitals durch Ausgabe von 46 Millionen Stamm- und 6 Millionen Vorzugsaktien. Infolge des recht günstigen Verlaufes des letzten Geschäftsjahres wird eine Erhöhung der Dividende von 2 auf 12% in Aussicht gestellt.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Von Versailles bis London

Der Mann des Schicksals

DER „TIGER“

Die Kriegsreden Georges Clemenceaus

Herausgegeben von Bernhard Schwertfeger

Die Kriegsreden Clemenceaus werden hier zum erstenmal in Deutschland bekannt. Clemenceau war Deutschlands Schicksal, weil er dazu berufen wurde, die Grundpfeiler des Friedensvertrages von Versailles zu legen. Er hat sich diesem Werke mit einer skrupellosen Nichtachtung des historisch Gewordenen und der völkerrechtlichen Moral unterzogen, die das deutsche Volk aus seinem eigenen Munde kennen lernen muss, um den eigentlichen Sinn des Friedensvertrages von Versailles zu begreifen. **Die Kenntnis der Kriegsreden Clemenceaus ist für jeden Deutschen, dem es um die Erkenntnis der wahren Gründe unseres heutigen Elends zu tun ist, unentbehrlich.**

Ladenpreis: 15 Mark

Die nutzlose Beschwörung zur Vernunft

Graf Brockdorff-Rantzau:

DOKUMENTE

In diesem Buche hat der Führer der Deutschen Friedensdelegation in Versailles alle jene Kundgebungen vereinigt, in denen er während seiner Amtsdauer bis zur Niederlegung seines Amtes zu den Fragen der auswärtigen Politik, insbesondere des Friedensschlusses, Stellung genommen hat. Neben den im Laufe jener Monate in der Presse veröffentlichten Reden, Erklärungen und Unterredungen, die hier zum erstenmal in einwandfrei authentischer Form festgelegt sind, enthält das Buch des Grafen Brockdorff-Rantzau **eine Reihe von vorher der Oeffentlichkeit noch nicht bekannt gewordenen Kundgebungen, die mit zu den wichtigsten geschichtlichen und politischen Dokumenten des neuen Deutschlands nach dem Kriege gehören.**

Ladenpreis 18 Mark*)

Das Trümmerfeld

Der Friedensvertrag und das wirtschaftliche Chaos in Europa

Von Norman Angell / Aus dem Englischen übertragen von A. du Bois-Reymond

Norman Angell hat sich im Jahre 1909 durch sein Buch **„Die falsche Rechnung“ in der ganzen Welt bekanntgemacht.** Seine These lautete: „Der Krieg ist kein Geschäft; die kriegerische Beraubung eines Staates muss notwendig eine nahezu ebenso grosse wirtschaftliche Schädigung des Siegers wie des Besiegten zur Folge haben.“ **Nun hat der Weltkrieg und der ihn beschliessende Friede die Voraussagen dieses Propheten, der tauben Ohren gepredigt hat, vollauf bestätigt.** Aber dennoch ist die Vernunftlosigkeit der Gegner nicht an ihrem Ende angelangt. Deshalb unternimmt es Norman Angell nunmehr, aus dem Vorgehen der Entente die Folgerungen zu ziehen. Sein gegenwärtiges Buch ist ein mit furchtlosem Eintreten gegen Lüge, Heuchelei und Verleumdung vorgetragener Apell an den Verstand seiner Landsleute, **mit dem widersinnigen Vertrag von Versailles so schnell als möglich aufzuräumen.**

Ladenpreis: 15 Mark

Und die Rettung?

Die Wirkungen von Versailles heute und morgen

Wo stehen wir? — Wie helfen wir uns?

Herausgegeben von Wirkl. Legationsrat **Oskar Trautmann** und Dipl.-Ing. **zur Nedden**

Die Wirkungen des Friedens sind den meisten Deutschen noch immer nicht im vollen Umfange klar geworden. **Darum ist es eine der wichtigsten Aufgaben des Tages, sie ihnen vor Augen zu führen.** Es gibt kein anderes Mittel, die Wirkungen des Friedens abzuwehren und zu mildern. Um auch denjenigen, denen mangelnde Kenntnis der Materie volles Eindringen in das Paragraphendickicht des Friedensvertrages verwehrt, eine solche Einwirkung auf die ihnen nahestehenden Kreise zu ermöglichen, ist das vorliegende Buch verfasst worden. Es ist so abgefasst, dass es, zugleich mit einer Uebersicht über die wichtigsten Fragen, das Material für fünf verschiedene Vorträge enthält, die vor jedem Hörerkreis gehalten werden können. **Ein Buch wie dieses fehlte bisher in der gesamten Literatur über den Friedensvertrag von Versailles.**

Ladenpreis: 8 Mark

Der Januskopf des Völkerbundes

Vom Wesen des Völkerbundes

Von **Dr. Herbert Kraus** / Prof. des öffentl. Rechts an der Universität Königsberg i. Pr.

Der Verfasser dieser Schrift, der zum Stabe der Deutschen Friedensdelegation in Versailles gehörte, unternimmt zum ersten Male den Versuch einer Beantwortung der Frage: „Was der Völkerbund eigentlich ist.“ Er gelangt zu einer vernichtenden Kritik der Pariser Missgeburt, dieses Wesens mit dem Januskopf, aus dessen einem Gesicht uns der Friede anlächelt, während die verzerrten Züge der anderen Siegerhochmut und Kriegsschrecken grinsen, und zeigt, wie mit dieser Schöpfung frivol die grösste Gelegenheit verspielt wurde, die je der Menschheit zur Erlösung von ihren alten Uebeln geboten wurde. **Das starkste Interesse beansprucht die Behandlung der Frage nach der Stellung Deutschlands zum Völkerbunde, der ein besonderes Kapitel gewidmet ist.**

Ladenpreis: 12 Mark

Ein Stoss gegen das Fundament

Der Fehlspruch von Versailles

Deutschlands Freispruch aus belgischen Dokumenten 1871—1914. Abschliessende Prüfung der Brüsseler Aktenstücke

Von **Bernhard Schwertfeger.**

Der durch seine objektiven Darlegungen über das belgische Problem und vor allem durch seine fünfbändige Publikation „Zur europäischen Politik“ aus belgischen Staatsarchiven bekannte Verfasser unternimmt es hier, in gewissenhafter historischer Verarbeitung des gesamten belgischen Materials ein Bild der deutschen Politik von 1871 bis zum Ausbruch des Weltkrieges zu zeichnen. Die belgischen Dokumente sind zum erstenmal verdeutscht, jedes Urteil ist durch Hinweis auf die Originaltexte belegt. So entsteht ein zuverlässiger Führer durch die Wirrnisse der europäischen Politik an der Hand der ausführlichen Berichterstattung der belgischen Diplomatie. **Schwertfegers Buch besitzt unwiderlegliche Beweiskraft, da es sich auf die neutrale Berichterstattung der belgischen Diplomaten stützt. Es verdient die ernsthafteste Beachtung aller derjenigen, denen an einem neuen Aufstiege unseres Volkes gelegen ist.**

Ladenpreis: 20 Mark

*) Nur zu diesem Buche tritt der ortsübliche Teuerungszuschlag des Sortiments!

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W 8

---

gegr. 1817

Paramente, Fahnen

in gediegener Ausführung sowie

Materialien

zur Selbstanfertigung

Heinrich Beisig

Breslau

Junkernstr. 7

Fernspr. 636

Holzblasinstrumente aller Systeme in anerkannt erstklassiger Ausführung. — Prämiiert auf allen beschickten Ausstellungen, zuletzt Goldene Medaille St. Louis 1904. J. Mollenhauer & Söhne, Fulda. Gegründet 1822.

Sitz-Auflagen aus Filz

Filztuche

Cölner Filzwarenfabrik
Ferd. Müller, Köln a. Rh.
Friesenwall 67.

Ueberall zu haben:

„Margophon“ D. R. G. M. für Schwerhörige

nat. Grösse

wirkt verblüffd. Beseit. Ohrger., nervöse Ohrenschm. Unsichtb. bequem zu trag.

Preis 12.50 M.

Margophonstäbchen 1 Dtz. 5.— M.

Margonal 275, Berlin SW 29

Schöner wird jeder Damen-Hut durch einen modern, echten Kronenreiher 25 M., 50 M., 100—500 M., Paradiesreiher 30—600 M., echt Atama Edelstrausfed. 6—95 M., Strausboas 10—150 M., Vers. g. Nachn. Auswhl. geg. Standang. **Hermann Hesse**

Dresden, Scheffelstr. 10—12 p., I—IV.

Künstliche Augen

fertigen nach Natur und eingesandtem Muster naturgetreu.

Gebrüder Müller-Welt,
Stuttgart, Hohenheimerstrasse 40.
Inhaber Ad. M.-W. war 32 Jahre in Wiesb. Firma tätig.

Ein Kloster (Männergenossenschaft)

sucht passendes Objekt für Niederlassung. Uebernähme ev. Schule, Waisenhaus oder Fürsorgeanstalt. Schloß, altes Kloster oder Landgut mit Oekonomie wären geeignet.

Offerten unter Nr. 21128 an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München, erbeten.

Alle Gummi- u. Metall-Stempel

Jos. Unterberger

Telef. 21921

Stempel-Fabrik

München Gärtnerplatz

Schilder, Gravierungen, Klischees

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand Ende 1920:
1 Milliarde 340 Millionen Mark.
Zugang 1920: **411 Millionen Mark.**
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Rein-Alpaka-Tafelbestecke
Alpaka-versilb. Tafelbestecke
Solinger-Tafelbestecke

in reicher Auswahl, bei billigen Preisen.
Versand direkt an Private.
Postversand nach allen Ländern der Welt.

Hoppe & Schlu, Metallwaren, Düsseldorf-Obercassel.

Mechanisch und elektrisch betriebene

Turmuhren

für Kirchen, Schulen, öffentliche Gebäude usw.
liefert in bester Qualität
B. Vortmann, Turmuhren-Fabrik, **Recklinghausen i. W.**
(Gegründet 1851) (Prima Referenzen)
Musterbuch, Kostenanschläge, persönlicher Besuch kostenfrei und unverbindlich.

Neuerscheinungen

des Verlages Jos. Kösel & Friedrich Pustet,
Verlagsabteilung Regensburg.

Der Dorflump

Eine Volkserzählung aus dem Leben von Msgr. J. B. Haindl. 12°. Gebunden Mk. 12.—. Die Erzählung ist spannend, aber frei von jeder Überhitzung der Phantasie, unterhaltend für jede Altersstufe und jeden Bildungskreis.

Bilda, die Hexe

Roman aus der Zeit der Hexenprozesse in der Schweiz von Isabelle Kaiser. 12°. Geb. Mk. 14.—.

Der Mutter Vermächtnis

Eine Novelle von Joh. Mayrhofer. 4—6. Tausend. Geb. Mk. 12.—. Nur ein Mann, der sich lange der Leitung von Gymnasiasten hingegeben, der um sie gebangt und geweint, konnte diese Novelle schreiben. In ihr ist alles erlebt, und sie ist vom drängenden Herzen diktiert worden. . . . Wir sind nicht überreich an derartigen Erzählungen.

Peter Jason und sein Widersacher

Novellen und Skizzen von Hans Steiger. 12°. Gebunden Mk. 8.50. Novellen, deren jede ein Meisterwerk für sich ist. Die Wahl des Stoffes, die prachtvollen Schilderungen beweisen, daß Steiger ein Schriftsteller ist, wie es nicht viele gibt.

Das macht mutig!
Wer froh sein will, kauft es!
Wer Freude säen und ernten will, schenkt es!
Jedermann liest es mit Hochgenuß!

Alles was Freude heißt, tritt in den Gesichtskreis, wenn wir Otto Hartmanns **Friedensfreudenquelle** — 4 verbesserte Auflage. (11 u 12. Tausend.) gr. 8 (XXVIII, 364 Seiten.) Broschiert M. 7.50 in modernem Pappband mit hübschem Titelbild M 12 50. 5 Auflage (13. u. 14 Tausend.) Prachtausgabe auf feinstem blütenweißen Papier mit 9 herrlichen Kunstbeilagen gebunden M. 40.— Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg — lesen.

Österreichs größte Romandichterin: Nach der großen Unruhe der letzten Wochen habe ich endlich Muße für Ihr Werk gefunden, das mit gesammelter Seele genossen werden will. Die herzigen Worte des Neuklassikers Bischof Wilhelm von Keppler charakterisieren wohl Ihr Buch am besten, und ich möchte sie mir zu eigen machen: „Beide Brüder gehen verschiedene Wege, aber sie begegnen sich immer wieder, weil sie dasselbe Ziel im Auge haben. Der ältere Bruder hat bei allem Ernst ein frohes Gemüt; der jüngere bei allem Frohsinn einen ernsten Grundzug." Und ich füge von mir aus bei: möge der jüngere Bruder dem deutschen Volk, das in seiner tiefen Not Höhenkunst, sonnige Kunst für seine Seele nötiger braucht fast als Brot für den Leib, ebensosehr zum Segen werden, als der ältere, aus dessen Herzen ein Strom heiliger Freude reinen Glückes sich über alle Lande ergossen hat. In hoher Verehrung:
Linz a. d. Donau. **Enrica Baronin von Handel-Mazzetti.**

Bayerische Vereinsbank

in

München und Nürnberg.

Am 28. Februar 1921 hat die

70. Verlosung

von 3½%igen und 4%igen Pfandbriefen und 3½%igen und 4%igen Kommunalobligationen der Bayerischen Vereinsbank

stattgefunden.

Das Nummernverzeichnis über die heute gezogenen sowie über die aus früheren Verlosungen und Kündigungen rückständigen Stücke ist bei allen Einlösungsstellen (s. unten) unentgeltlich erhältlich.

Am 30 April 1921 treten die verlosten Pfandbriefe und Kommunalobligationen ausser kuponsmässige Verzinsung. Bei verspäteter Einlösung wird ein Depositalzins von 1 % vergütet.

Die Einlösung erfolgt zum Nennwert zuzüglich der Stückzinsen kostenfrei bei der Bayerischen Vereinsbank in München und Nürnberg und ihren Filialen, bei der Bayerischen Handelsbank und ihren Filialen, bei der Vereinsbank in Nürnberg, bei den Niederlassungen der Bayerischen Staatsbank, bei der Direction der Discontogesellschaft in Berlin und Frankfurt a. M., dann bei den Bankgeschäften Josef Egner in Weissenhorn, Heinrich & Co. in Au bei Freising, Roth & Co, in Kitzingen, sowie J. Weiskopf in Krumbach und allen übrigen Pfandbriefvertriebsstellen.

Anstelle der verlosten Stücke können sofort 4%ige Pfandbriefe und 4%ige Kommunalobligationen bezogen werden, welche auf unsere Kosten versandt werden.

München, den 28. Februar 1921.

Die Direktion.

Bei allen Anfragen beziehe man sich stets auf die „Allgem. Rundschau".

Sanatorium Villa Hildegard
Bad Homburg v. d. Höhe b Frankfurt a. M.

Kuranstalt für Nerven- und innere Kranke, sowie Erholungsbedürftige.

Beschränkte Frequenz, familiärer Charakter, strenge Individualisierung. Das ganze Jahr geöffnet. Mässige Preise.

Leitender Arzt: **Dr. med. Rhaban Liertz.**

Dresdner Bank Filiale München
Dresdner Bank Filiale Augsburg

Hauptsitze: Dresden – Berlin

Aktienkapital und Reserven: 340 Millionen Mark.

Ausführung aller bankgeschäftl. Maßnahmen.

Besondere Pflege des Auslandsgeschäftes, namentlich

Devisenverkehr, Kreditbriefe, Dokumenten-Akkreditive.

Geschäftsbedingungen sind an unseren Schaltern erhältlich oder werden auf Wunsch zugesandt.

AR

Importierende und exportierende Firmen.

Bergwerksmaschinen, Förderanlagen, Fördermaschinen, Förderhaspel: Emil Wolff, Essen-Ruhr, Maschinenfabrik.

Bücher religiösen, wissenschaftl. und belletristischen Inhalts, liturgische u. theolog. Werke liefert einschliessl. Besorgung der Ausfuhrbewilligung Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet Kommanditgesellschaft Verlagsabteilung Regensburg.

Etuis und Kartonnagen für Uhren und Bijouterie. Paul Stierle, Pforzheim.

Falzmaschinen für Werkdruck und Zeitung. A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik, Leipzig.

Gas-Selbstentzünder! Deutsche Gasindustrie Giessen.

Goldene Uhrketten, Armbänder etc. Jos. Kast, Pforzheim, Kettenfabrik, Exportgenre.

Harmoniums für alle Klimate. Alois Maier, Kgl. und päpstl. Hofl., Fulda.

Für Export: Holzbearbeitungsmaschinen aller Art in erstklassiger Ausführung. S. Lang-Stoll, München, Karlsplatz 24.

Kunstseidene Strickkrawatten für Inland u. Export Walter Paarmann, Chemnitz i. Sa. 30.

Masse aller Art wie Zollstöcke, Bandmasse, Wasserwagen, Schieblehren, Mikrometer usw. C. A. Schietrumpf Co. Komm.-Ges. a. A Jena, Masswerkzeugfabrik

Musikinstrumente siehe Anzeige J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Paraffine: Wachse, Harze: Schellack. Leim: chem. Rohstoffe Theodor Mangelsdorf, G.m.b.H., Hamburg 36

Qualitäts-Werkzeuge Otto Ritzschke & Co., Frankfurt a. M., Lützowstrasse 9.

Uhrketten u. Bijouterie, Spezialität **Doubléketten** in allen Qual. für alle Länder. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure Stockert & Co., Uhrketten- u. Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

Für Export: **„Unos" Familien-Motorboote, „Unos" Motor-Kreissägen. Dauer-Durchschreibfeder A.M.15,** F. A. Müller, München, Goethestrasse 12

Waffen aller Konstruktionen Deutsche Waffenfabr. G. Knaak, Berlin SW48

Zahnstocher in Holz- u. Federkiel Zahnstocherfabrik J. Platz Nachfg., Marbach Post Herbertingen (Württ.).

Zigarren-Import: Max Zechbauer München.

Speditions-Tafel.

Aachen: C. Clermont, internat. Transporte.

Frankfurt a. M.: Halm, Schrepfer & Co., Ecke Blücherplatz. Spezialverkehr: direkte Dampferfahrten nach London.

Hagen i. Westf.: Allgemeine Transport-Ges. m. b. H. vorm. Gondrand & Mangili m. b. H.

Kehl a. Rh.: Oscar Rehmann & Co. Internationale Transporte, Zollagentur.

Lübeck-Hamburg. Franz Heinrich.

Ludwigshafen a. Rh. Carl Ruppenthal & Co., Spedition.

München: Johann Fischer Erben, Möbeltransport, Spedition, Verpackg., Lagerung, Rollfuhrwerk, Sammelladungen nach dem In- u. Auslande, München-Ost, Berg am Laimstrasse 22. Telephon 41686, 40989.

Magdeburg: Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung, Internationale- und Uebersectransporte, Sammelladungsverkehr.

Mainz: J. F. Hillebrand G. m. b. H. Spedition, Schiffahrt, Lagerung, Sammelwagenverkehr, Internation Transporte, Versicherg.

Mannheim: Halm, Schrepfer & Co., Bahnhofsplatz 9. Spezialverkehr: direkte Dampferfahrten nach London.

Offenburg i. Baden: Becht & Gehringer, Spedition.

Perl a. d. Mosel, deutsch-französ. Grenze: Lénard & Cie., internat. Transporte.

Saarbrücken: Phil. Creutzer, Internat. Transporte.

Saargebiet: Saarbrücker Speditions- u. Lagerhaus-Gesellschaft m. b. H.
Stammhaus: Saarbrücken 3.
Grenzfilialen: Homburg (Saar), Merzig (Saar), St. Wendel (Saar).

Bochumer Gußstahl-Glocken.

Höchste Auszeichnungen auf sämtlichen beschickten Ausstellungen.

Erfinder des Stahlformgusses und der Gußstahlglocken im Jahre 1851. Seit dieser Zeit wurden über 15000 Kirchen- und 25000 Signal-Glocken geliefert. Bis 1915 alleiniger Hersteller der Gußstahlglocken in Europa, daher grösste Erfahrungen. Schöner, reiner Ton. — Wesentlich billiger als Bronceglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von grosser Höhe und bei Feuersbrünsten. — 20jährige Gewährleistung. — Die Bochumer Gußstahl-Glocken sind bester Ersatz für gute Bronceglocken, da sie bis zu einem Meter im Durchmesser etwa gleichschwer, bei grösseren Abmessungen aber bis zu 25% leichter sind als gute Bronceglocken mit den gleichen Tönen. Daher geringe Beanspruchung des Zubehörs, Stuhles und Turmes und geringere Kraftaufwendung beim Läuten.

Ausführliche Drucksachen mit Zeichnungen u. vorzügl. Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau u. Gußstahlfabrikation zu Bochum.

Sonderdrucke

der vorliegenden Nummer 11 der ‚Allgemeinen Rundschau' auf Kunstdruckpapier sind zum Preise von Mk. 3.00 zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom

Verlag der „Allgemeinen Rundschau"
München, Galeriestrasse 35a, Gh.

Das 1. deutsche Meßbuch

nach der neuesten Umarbeitung des kirchlichen Missale ist das im liturgischen Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg erschienene

Meßbuch der katholischen Kirche

Lateinisch und deutsch. Nach dem neuen römischen Missale des Papstes Benedikt XV. bearbeitet von Chr. Kunz. 18°. Auf Dünndruckpapier.

In Leinwandband mit Rotschnitt Mk. 38.—.
„ Halblederband „ Rotschnitt „ 47.—.
„ Halblederband „ Goldschnitt „ 54.—.
„ Lederband „ Rotschnitt „ 59.—.
„ Lederband „ Goldschnitt „ 68.—.

Dieses neue Meßbuch, welches das römische Missale in deutscher und lateinischer Sprache vollständig wiedergibt, das auch alle Messen der Fastenzeit enthält, ist gegenwärtig

das einzige liturgische Werk für Laien

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Gall.
Verlag von Dr. [illegible] Kausen, G. m. b. H.

Redaktion und Verlag.
München,
Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M. 12.60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 13 | München, 26. März 1921. | XVIII. Jahrgang.

Osterabend.

Nun mögt ihr rasten;
Der Leidensring
Mit Klagen, Fasten
Zu Ende ging.

Und tröstend, labend
Ist er schon da:
Der Osterabend,
Alleluja!

Alfred Tepe.

Ostern im Makrokosmos.

Von Prof. Dr. Johannes Chr. Gspann, St. Florian (O.-Oe.).

„Das Unsichtbare an Gott wird seit der Schöpfung durch das, was geschaffen ist, erkannt und geschaut" (Rm. 1, 20). Die Welt ist ja mit ihren Milliarden von Geschöpfen genau so geschaffen worden in und mit der Zeit, wie sie von Ewigkeit her in der Idee Gottes war. Und weil diese göttliche Weltidee, das ewige Wort, dem alles entstammt, mit dem Wesen Gottes zusammenfällt, so ist die ganze Welt in ihrer *Fülle* und *Harmonie* zugleich eine sinnenfällige Nachahmung des unendlich *vollkommenen* und höchst *einfachen* göttlichen Wesens und jedes Geschöpf spiegelt in irgendeiner Weise eine Seite des göttlichen Wesens wider.

Diese Spiegelung ist eine durchaus universale. Die Natur ist bis in die feinsten Züge ein Abbild des Göttlichen, der Uebernatur. Sogar unser geistiges Erkennen ist nichts anderes, als Gottes Gedanken nachdenken, die Geschichte der Wissenschaft ist auch ein Spiegelbild der Wirklichkeit und ein geistiger Nachhall des göttlichen Schöpfungsgedankens.

Asaph entwirft im Psalm Attendite eine Geschichte der Großtaten Gottes in Führung des Judenvolkes und bezeichnet dieselben als „Gleichnisse und Rätsel von Anbeginn" (77, 2). So sind auch die Führungen Gottes in der Welt- und Menschheitsgeschichte Verhüllungen hoher, erhabener Wahrheiten im Gottesreiche. Dasselbe gilt für die ethische Seite des Universums. Die ganze sichtbare Welt ist so eingerichtet, daß die Wahrheiten und Gesetze der übersinnlichen sittlichen Welt bildlich darin dargestellt und symbolisiert sind. Sogar die alltäglichen und gewöhnlichen Naturerscheinungen sind eine Bildersprache der Glaubens- und Sittenwahrheiten.

„Herr! Du bist groß in jeglichem Erscheinen,
In keinem größer, stets der Größte nur;
Du *führst im Staunen, Lächeln, Graun und Weinen,*
In jeder Regung uns auf deine Spur!"

Joh. G. Seidl, Gott ist groß!

Die vier Jahreszeiten z. B. versinnbilden die wichtigsten Wahrheiten über Ende und Auferstehung des Menschen.

„Herbst ist, holde Todesmahnung,
Winter kündet Grabesstille
Frühling Auferstehungsahnung,
Sommer ewigen Lebens Fülle.
Und so stehen alle vier
Vor dem unsichtbaren Thron,
Weben, deutsam Stückwerk, hier
Bild des heiligen Ganzen schon "

Friedrich de la Motte Fouqué.

In diesen überaus reich kolorierten Riesenrahmen der vollendeten Harmonie zwischen Natur und Uebernatur ist durch Jesu Christi Weisheit und seiner Braut, der heiligen Kirche, Klugheit das katholische Kirchenjahr wundersam eingefügt. Immer neue Schönheiten und Zusammenhänge tun sich auf, je tiefer man betrachtend eindringt. Besonders gewährt ein Vergleich zwischen dem Kirchenjahr und dem Jahr in der Natur geistige Freuden ohne Zahl. Die Feste des Kirchenjahres haben ihren Abglanz in der Natur, und um so reicher ist die Symbolik und um so reiner das natürliche Abbild, je höher das Fest ist.

Zu *Ostern* erreicht die Harmonie zwischen den beiden Jahren ihre vollendete Schönheit. Die ganze vernunftlose Natur, Gottes wunderschöne Welt, ist zu Ostern ein farbenprächtiges Bild der Auferstehung. Was im Herbst gesät wurde, das mußte zuerst absterben und im Schoß der Wintererde ruhen, bis es auferstehen kann. Der Heiland selber hat einmal auf diesen Vergleich angespielt: „Die Zeit ist gekommen, daß der Menschensohn verherrlicht werde. Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bleibt es allein, wenn es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht" (Jo. 12, 24 f.). Wie das Samenkorn erst reiche Frucht bringt, wenn es erstorben war, so hat der tote Jesus erst Frucht bringen können als der Erstererstandene unter vielen Brüdern.

Lautlose Einsamkeit im Winter, wenn die Mutter Erde mit einer Schneedecke zugehüllt ist wie eine liebe Tote mit einer seidenen, weißen Leichendecke. Alles Leben in den Wiesen und Feldern und Aeckern, auf Sträuchern und Bäumen scheint erloschen, erstorben zu sein. Und doch *schläft* die Erde nur, sie ist nicht gestorben, sie schläft süß, sommermüde, „träumend von dem Auferstehungsmorgen, wo der Lenz sie aus dem Schlummer weckt." Die Bäume bergen Lebenssaft unter täuschender Dürre, sagt *Minucius Felix* im Oktavius. Und *Anastasius Grün* singt:

„Der Winter steigt, ein Riesenschwan, hernieder,
Die weite Welt bedeckt sein Schneegefieder.
Er singt kein Lied, so sterbensmatt er liegt
Und brütend auf die junge Saat sich schmiegt;
Der junge Lenz doch schläft in seinem Schoß
Und saugt an seiner kalten Brust sich groß
Und blühet einst in tausend Blumen auf
Und jubelt einst in tausend Liedern auf.

So steigt, ein bleicher Schwan, der Tod hernieder,
Senkt auf die Saat der Gräber sein Gefieder
Und breitet weithin über stilles Land,
Selbst still und stumm, das starre Eisgewand.
Manch frischen Hügel, manch verweht Gebein,
Wohl teure Saaten, hüllt sein Busen ein. — —
Wir aber steh'n und blicken harrend hin,
Ob bald die Frühlingskeime auferblüh'n?"

So blieb auch die Gottheit des ewigen Wortes mit dem Körper verbunden, der im Felsengrabe des Joseph von Arimatäa begraben ward und mit der Seele, die in die Vorhölle stieg. Und am dritten Tag hat das Wort, die Quelle des Lebens, Leib und Seele wieder zur Persönlichkeit Jesu Christi vereinigt.

• • •

Welch ein frohes Leben zur Frühlingszeit! Da könnte ein Mensch tausend Jahre alt werden, das Buch der Natur, das jedes Jahr neu herauskommt, liest er nimmer aus und immer wieder werden ihn die Wunder der Auferstehung entzücken. Wer mit Verständnis und Liebe durch die Natur geht, der sieht lauter Osterbilder. Das feine, zarte, grüne Gräschen

arbeitet sich stetig und unverdrossen durch das harte Erdreich durch und freut sich am Sonnenlicht, die braune Knospe sprengt ihre beengende Hülle, das Schneeglöckchen öffnet seinen engen Schrein, das Würmlein ringt sich aus der Gruft, rote Lindenschoßen bersten, „Veilchen an den Wiesenbächen lösen ihrer Schale Band“, die Bäume schlagen aus, der gelbe Krokus sticht durch den Sand . . . tausend Osterbilder!

Diese Bilder haben eine doppelte symbolische Bedeutung, fließend aus dem Verhältnisse des Makrokosmos einerseits zu Gott, anderseits dem Mikrokosmus gegenüber.

Der Makrokosmus spiegelt in der Auferstehung vom Grabe des starren, toten Winters die Auferstehung des Lebensfürsten, „durch den alles ist gemacht worden“ (Jo. 1, 3) und spiegelt zugleich das eigentliche übernatürliche, ewige Leben, das uns die Auferstehung gewährleistet. Sehr schön besingt diese Symbolik Fr. Munter in seinem „Frühlingsgesang“:

„Glänzend und im Feierkleide
Prangt die blütenreiche Flur,
Jede Blume lächelt Freude,
Preist den Schöpfer der Natur.
— — — — — — — — — — — —
Diese Herrlichkeit der Erde
Ist ein Schatten von dem Licht,
Das ich ewig schauen werde
Dort vor Gottes Angesicht!
Auch das freudenreichste Leben
Hier auf Erden ist nur Tod
Gegen jenes, das dort Gott
Uns verheißen hat, zu geben.
Bring' ihm fröhlich deinen Dank,
Preis' ihn ewig, mein Gesang!“

Für uns Menschen aber ist die Natur im Auferstehungskleid eine sehr eindringliche Predigt. Wie gerne hat Christus für seine hohen, erhabenen Wahrheiten die Symbole aus der ihn umgebenden Natur genommen. Die Lilie, die Senfstaude, das Getreidefeld, der Weinstock . . . . sind Naturbilder, um das Hohe und Heilige lebendig zu veranschaulichen.

Der Baum verliert seine Blätter im Herbste und erstarrt im Winter, um im Frühling neu aufzublühen. Die Blumen verwelken und treiben immer wieder frische Triebe, um neuerdings zu blühen, die ganze Erde bringt wieder Blüten und Früchte hervor. Und die Blumen der sinnlich-geistigen Schöpfung: das Kind, der Mensch? Soll das schönste Gebilde der sichtbaren Schöpfung für immer untergehen und die vernunftlose Dienerin der Menschheit durch alle Jahrtausende sich erneuern? Welch ein greller Widerspruch, welch eine schrille Disharmonie in der Gesamtschöpfung wäre das! So muß die Natur in ihrer stummen, aber buchstäblich lebendigen Predigt verstanden werden!

„Sprießt, ihr Keimchen aus den Zweigen,
Sprießt aus Moos, das Gräber deckt,
Hoher Hoffnung Bild und Zeugen,
Daß auch wir der Erd' entsteigen,
Wenn des ewigen Frühlings Odem
Uns zur Auferstehung weckt!“

J. G. von Salis-Seewis, Märzlied.

* * *

Diese doppelte Symbolik, die abbildliche und vorbildliche, ist auch die Grundidee der Auferstehung in Gottes wunderschöner Welt. Für das gläubige Gemüt ist die Großwelt im Frühling ein herzerfreuender Anblick. Ob die Sinnbildlichkeit eine vorbildliche ist oder eine abbildliche, dem gläubigen Christen dient sie nur als Illustration zu dem, was die göttliche Offenbarung über die Auferstehung Jesu Christi von den Toten und über unsere einstige Auferstehung sagt. Gott hat ja für uns Menschen zwei Bücher geschrieben, das Buch der Offenbarung und das Buch der Natur. Das zweite enthält die Bilder und Beispiele.

Wie es aber nur eine Großwelt gibt im Schmuck der Auferstehung, und dem sinnenden Geist die beiden symbolischen Klänge sich in einen harmonischen Gleichklang verschmelzen, so hat auch St. Paulus die beiden Auferstehungen in einen Gedanken gegossen. Er sagt: „Wenn es keine Auferstehung von den Toten gibt, so ist auch Christus nicht auferstanden.“ (1. Kor. 15, 13). „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt eitel, eitel auch euer Glaube.“ (1. Kor. 15, 14).

Für den Ungläubigen, der von der Offenbarung nichts wissen will, hat also die Großwelt eine hohe Mission zu erfüllen. Mit diesem Gedanken schließen wir ab, der Dichter mag ihm Kraft und Schönheit leihen:

„Kommt her zum Frühlingswald, ihr Glaubenslosen,
Das ist ein Dom, drin predigen tausend Zungen,
Seht diese blühenden Säulen, diese Rosen,
Die lichte Wölbung, Grün in Grün verschlungen!

Wie Weihrauchwolken steigt der Blumen Düften,
Gleich goldnen Kerzen flammt das Licht der Sonnen,
Als Jubelhymnen fluten in den Lüften
Die Stimmen all von Vöglein, Laub und Bronnen!

Der Himmel selbst ist tief herabgesunken,
Daß liebend er der Erde sich vermähle,
Es schauern alle Wesen gottestrunken,
Und, wie verstockt auch, schauert eure Seele!

Und dann sprecht: ‚Nein! Es ist ein hohl Getriebe,
Ein Uhrwerk ist's, wir kennen jeden Faden!‘
Sprecht: ‚Nein!‘ zu diesem Uebermaß der Liebe,
Und von der Lippe weist den Kelch der Gnaden!

Ihr könnt es nicht! Und tätet ihrs: Verwehen
In Nichts wird eure Lästerung sonder Spuren,
Von keinem Ohr vernommen untergehen
Im tausendfält'gen ‚Ja!‘ der Kreaturen.“

Emanuel Geibel.

Die Regierungsbildung in Preußen.

Von Prof. Grebe, M. d. p. L.

Der erste preußische Landtag ist am 10. März zusammengetreten, hat aber seine Beratungen nach wenigen Tagen unterbrochen, ohne seine nächste Aufgabe, eine neue Regierung zu bilden, erledigt zu haben. Die Vorstandswahl ging glatt vonstatten, da man sich an die Stärke der Parteien hielt. So fiel das Präsidium dem Sozialdemokraten Leinert zu. Als ersten Vizepräsidenten stellte das Zentrum seinen allverehrten Vorsitzenden Dr. Porsch, der dieses Amt schon fast zwei Jahrzehnte bekleidet hat. Zweiter Vizepräsident wurde der deutschnationale Abg. Dr. von Kries und dritter der Abg. Garnich von der Volkspartei. Damit hatte die Einmütigkeit ihr Ende erreicht. Ueber die Regierungsbildung konnte noch keine Verständigung erzielt werden.

Das alte Ministerium hatte dem Landtage in seiner Gesamtheit seinen Rücktritt mitgeteilt. Es trug durch diesen Schritt einmal den veränderten Mehrheitsverhältnissen Rechnung, die durch die Wahlen geschaffen sind. Dann aber war der Schritt auch notwendig, weil verfassungsgemäß in Zukunft die Regierungsbildung auf anderer Grundlage vor sich geht. Auch Preußen hat keinen Staatspräsidenten. Nach der vorläufigen Verfassung war dem Präsidenten der Landesversammlung die Befugnis übertragen, das Ministerium zu berufen. Die endgültige Verfassung bestimmt, daß der Landtag ohne Aussprache den Ministerpräsidenten wählt und dieser die übrigen Minister ernennt. Bei der parlamentarischen Regierungsform ist es selbstverständlich, daß man vorher wissen muß, welche Parteien die Regierung tragen werden, ehe man an die Wahl des Ministerpräsidenten herantreten kann. Dieser ist doch in der Auswahl seiner Mitarbeiter an die Zustimmung der sogenannten Regierungsparteien gebunden, denn das Ministerium muß sofort zurücktreten, wenn ihm die Mehrheit das Vertrauen versagt. Für sich allein hat keine Partei die Mehrheit. Wir stehen also vor der Notwendigkeit einer Koalitionsbildung. Ihr stellen sich aber zunächst unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Nach dem Wahlergebnis bestehen mehrere Möglichkeiten zu einer Mehrheitsbildung. Bei 428 Abgeordneten beträgt die Mehrheit 215 Stimmen. Die alte Koalition aus Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten zählt 224 Abgeordnete, also 9 Stimmen über die absolute Mehrheit. Eine Erweiterung der Koalition durch die Deutsche Volkspartei würde eine starke Mehrheit von 282 Stimmen, also 67 über die absolute Mehrheit ergeben. Nicht ganz so stark wäre eine rein bürgerliche Mehrheit; sie würde über 255 Stimmen verfügen. Eine bürgerliche Mehrheit bliebe auch noch, wenn die Demokraten sich zurückhielten; dann ständen rechts 229, links 199 Abgeordnete.

Nach demokratischen Grundsätzen müßte bei Neubildung der Regierung in erster Linie die Wandlung in der Stimmung

der Wähler zum Ausdruck kommen. Zwei Merkmale aber, die schon bei der Reichstagswahl hervortraten, kennzeichnen auch die Preußenwahlen: Schwächung der Sozialdemokratie, katastrophale Niederlage der Demokraten. In der Landesversammlung verfügten die drei sozialistischen Parteien über 169 von 402 Mandaten = 42%, im Landtage über 173 von 428 = 40,4%; die Mehrheitssozialdemokraten allein gingen zurück von 145 = 36% auf 114 = 26,6%. Ein genauer Vergleich mit den Landeswahlen ist nicht möglich, weil damals noch die inzwischen abgetretenen Gebiete und Oberschlesien mitwählten. Nimmt man zum Vergleich nur die Wahlkreise, die von keinem Gebietsverluste betroffen sind, so ging der sozialistische Gesamtanteil an der Stimmenzahl zurück von 45,6 auf 41,18%, der Anteil der Mehrheitssozialisten allein von 36,10 auf 26,14%. Die Sozialdemokratie hat also wohl noch starke Massen hinter sich, befindet sich jedoch im Rückgange. Diese Tatsache kann man nicht außer acht lassen. Da wir uns immer noch in der Zeit des Ueberganges von den Ideen der Revolution zur staatlichen Neuordnung befinden, ist die Mitarbeit der Sozialdemokratie wohl höchst wünschenswert, auf Vorherrschaft hat sie aber keinen Anspruch mehr. Ebensowenig kann man das zweite Moment, die Auflösung der demokratischen Partei, unberücksichtigt lassen. Die Demokraten hatten in der Landesversammlung 66 Mandate, im Landtage nur noch 26. Ihr Anteil an der Gesamtstimmenzahl in den nicht von Gebietsabtretungen berührten Wahlkreisen ist von 15,58 auf 6,21% zurückgegangen. Es widerspräche jedem demokratischen Empfinden, wenn dieser augenfällige Umschwung in der Stimmung der Wählerschaft gar nicht beachtet würde. Mindestens muß neben den Demokraten eine andere, ihnen nahestehende bürgerliche Partei in die Regierung eintreten.

Die Sozialdemokratie zeigt nun trotz ihrer unentwegt demokratischen Grundsätze gar keine Neigung, sich dem Urteil des Volkes zu beugen. Sie faßte in ihrer Fraktionssitzung folgenden Beschluß:

Die sozialdemokratische Fraktion des preußischen Landtages ist bereit, die alte Regierungskoalition fortzusetzen und lehnt einmütig die Einbeziehung der Deutschen Volkspartei in die Regierung ab. Ebenso einmütig lehnt die sozialdemokratische Fraktion ab, irgendeine bürgerliche Minderheitsregierung zu unterstützen; sie würde vielmehr eine solche mit aller gebotenen sachlichen Schärfe bekämpfen.

Die Sozialdemokratie will also so tun, als ob durch die Wahlen gar nichts geändert wäre. Neun Stimmen Mehrheit sind ja noch da, und damit gibt sie sich zufrieden. Der Wandel in der Volksstimmung kümmert sie nicht. Sie scheint sich auch noch ganz in der Herrscherrolle zu fühlen. Das Verfahren in London hat sie anscheinend mit Nutzen verfolgt und hält es auch auf die innere Politik für anwendbar. Der erwähnte Beschluß wurde nämlich sofort veröffentlicht und die sozialdemokratische Presse erklärte außerdem, daß die Fraktion an einzelnen Ministern, so dem heißumstrittenen Landwirtschaftsminister Braun und dem Minister des Innern Severing unbedingt festhalte. Dem Zentrum und den Demokraten wurde also zugemutet, sich dem sozialdemokratischen Machtspruch einfach zu fügen. So kann man natürlich keine Politik machen. Die Pflicht, durch positive Mitarbeit die Staatsgeschäfte zu fördern, gilt für alle Parteien gleichmäßig. Keine kann verlangen, daß ihr diese Aufgabe besonders erleichtert wird. Man kann verstehen, wenn sich die Sozialdemokratie nur schwer mit dem Gedanken zu befreunden vermag, mit der Deutschen Volkspartei in derselben Regierung zu sitzen. Wirtschaftlich trennen sie von dieser Partei vielleicht noch größere Gegensätze als von der Deutschnationalen Volkspartei, zu der politisch freilich wohl kaum eine Brücke zu schlagen ist. Daß da manche ihrer Anhänger verstimmt würden, ist anzunehmen. Die bürgerlichen Koalitionsparteien stehen aber vor gleichen Schwierigkeiten. Für das Zentrum wenigstens bedeutete das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie eine schwere Belastungsprobe. Leicht war es ihm nicht, seine Wähler von der Notwendigkeit zu überzeugen. Und doch glaubte es wegen der Not der Zeit und des Vaterlandes nicht anders handeln zu dürfen. Die Erwägung, ob eine Partei einen leichteren oder schwereren Stand in der Agitation hat, darf die Entscheidung nicht bestimmen. Wenn die Sozialdemokratie fürchtet, Unabhängige und Kommunisten könnten eine stärkere Anziehungskraft entwickeln, wenn sie sich mit der Deutschen Volkspartei verständigt, so muß sie auch bedenken, daß diese äußerste Linke nur 59 Mandate zählt, während rechts vom Zentrum noch 137 Abgeordnete stehen. Soll die Regierung wirklich auf die Mitte sich stützen, so muß die Deutsche Volkspartei miteinbezogen werden. Dann sitzen rechts von den Regierungsparteien noch 79, links 59 Abgeordnete. Kritik und parteipolitische Ausnutzung der Lage droht also auch dann noch den bürgerlichen Teilhabern der Koalition nicht weniger als der Sozialdemokratie.

Das Zentrum hat sich in den Fraktionsverhandlungen von rein sachlichen Erwägungen leiten lassen. Nach eingehender Aussprache, in der vor allem die Rückwirkung auf das Reich und die auswärtige Lage in den Vordergrund gerückt wurde, fand folgende Entschließung einmütige Zustimmung:

An Stelle der alten, nunmehr zu schwachen Koalition verlangt die Zentrumsfraktion aus vaterländischen Rücksichten eine neue, der alle drei Parteien unter Hinzuziehung der Deutschen Volkspartei angehören.

Die Deutsche Demokratische Partei nahm eine ähnliche Haltung ein. Die Sozialdemokratie aber hielt an ihrem Beschluß fest. So steht die Sache auf dem toten Punkte, den zu überwinden vorläufig noch keine Möglichkeit zu erkennen ist. Da die Abstimmung in Oberschlesien vor der Tür stand, die Entwicklung im Reiche noch nicht klar zu übersehen war, außerdem manche Abgeordnete, die zugleich Mitglieder eines Provinziallandtages sind, wegen der Wahl des Staatsrates an den Sitzungen dieser Körperschaften teilzunehmen wünschten, so kam der Aeltestenausschuß dahin überein, daß der Landtag bis zum 7. April seine Sitzungen unterbrechen sollte. Die Deutschnationalen konnten es sich allerdings nicht versagen, die Lage agitatorisch auszunutzen. Sie stellten den Antrag, auf die Tagesordnung des folgenden Tages die Wahl des Ministerpräsidenten zu setzen, weil aus vaterländischen Gründen möglichst bald eine starke Regierung gebildet werden müßte. Den kindlichen Glauben, daß eine Wahl aufs Geradewohl den starken Mann ans Licht bringen könnte, der alles in seinen Bann zwingen würde, hegten die Antragsteller wohl selbst nicht. Ueberraschenderweise erhielten sie auch die Unterstützung der Deutschen Volkspartei. In der zweiten Sitzung stellte diese Partei sogar noch den Antrag, das Schreiben des Ministerpräsidenten, in dem dieser den Rücktritt des Ministeriums ankündigte, zur Aussprache auf die Tagesordnung zu setzen. In der dritten Sitzung hatte sie der besseren Einsicht wieder Gehör geschenkt und erklärte sich mit der Vertagung einverstanden.

Der Landtag bot in seinen ersten Sitzungen schon wieder das gleiche unerbauliche Schauspiel, das die Landesversammlung so oft gesehen: Aeußerste Rechte und äußerste Linke stimmten zusammen. Hierin liegt eine bedeutsame Erschwerung des parlamentarischen Regierens. Eine reine Scheidung in zwei Gruppen, die sich in der Regierung ablösen können, ist nicht möglich. Kommunisten und Deutschnationale können wohl zusammen der Mehrheit Schwierigkeiten bereiten; zu gemeinsamer positiver Arbeit sind sie unfähig. Kommunisten und Unabhängige erhoffen alles Heil von einer zukünftigen Ordnung nach ihrem Sinne. Sie sehen die Rettung in der Rätediktatur, in Sowjetrußland. Die Deutschnationalen leben in der Vergangenheit. Vor der Wahl zeigten sie auf Bilderbogen, wie einst alles so herrlich war und wie es jetzt so traurig ist, mit der Nutzanwendung: Willst du das „Einst“ wieder haben, so mußt du „jetzt“ deutschnational wählen. Keine Partei vermag im Augenblick verschwundene Herrlichkeit emporzuzaubern. Nur lange, mühsame Arbeit auf dem Boden der Wirklichkeit führt uns aus unserer Not allmählich heraus. Die Parteien allein, die entschlossen der Gegenwart leben, kommen für praktische Arbeit in Frage. Die Sozialdemokratie hat ihr Zukunftsprogramm etwas zurückgestellt; nur schrittweise will sie ihrem Endziele zusteuern, inzwischen aber der Wirklichkeit Rechnung tragen. Die Folge war, daß die Radikalsten sich von ihr trennten. Die Deutschnationale Volkspartei ist noch immer das Sammelbecken aller mit der Gegenwart Unzufriedenen, die sich nach der Vergangenheit zurücksehnen. Ihrer Entstehung nach ist sie eine Sammelpartei, denn in ihr fand sich alles zusammen, was rechts stand: Christlichsoziale, Reformpartei, Antisemiten, Konservative, Freikonservative, Alldeutsche usw. Ihre Agitation in den letzten zwei Jahren war nur auf die Heranziehung Unzufriedener eingestellt. Es würde wesentlich zur Klärung beitragen, wenn auch rechts eine Absonderung des radikalen Flügels einträte. Daraus könnte sich eine kleine Erweiterung der Bewegungsfreiheit bei der Regierungsbildung entwickeln. Wie die Dinge heute liegen, ist an ein Zusammenwirken mit der Deutschnationalen Volkspartei noch nicht zu denken.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Es steht wohl einzig in der Geschichte da, daß ein Volk sich eben erst mit übelwollenden Vertragsgegnern überworfen hat und doch nichts Eiligeres zu tun weiß, als nicht nur selbst den Vertrag auszuführen, den die Gegner gebrochen haben, sondern darüber hinaus ihre unbilligen, neuen Forderungen zur einen Hälfte zu erfüllen, die es zur anderen Hälfte eben verwarf. In Deutschland ist das Wirklichkeit geworden. Das Reich hat ein neues Entwaffnungsgesetz erlassen und damit dem Nein von London sofort ein Ja von Berlin angefügt. Denn es ist entschlossen, das Diktat von Paris über die Auflösung des Selbstschutzes auszuführen. Die Reichsregierung wußte, daß sie damit die innere Einheit des deutschen Volkes, die jetzt kostbarer ist als je, aufs Spiel setzte, denn nicht nur in Bayern ist der Widerspruch gegen die völlige Entwaffnung, die Paris über den Friedensvertrag hinaus von uns verlangte, stark verbreitet. Aber daß in Bayern der Volkswille ordnungs- und vaterlandsliebender Schichten auch in der Regierung herrscht, das rückt den Kampf um die Einwohnerwehr aus dem parlamentarischen in den innerdeutsch-diplomatischen Bereich. In diesem Bereich ist die Eintracht nun besonders kostbar und empfindlich. Das Reich hätte daher unserer Ansicht nach vermeiden müssen, sie zu gefährden. Wenn es dies tat, so muß es die außenpolitischen Gründe für sehr schwer gehalten haben. Es scheint, man bangte um die Abstimmung in Oberschlesien. Sehr kundige Leute meinen jedoch, daß die außenpolitischen Gründe für das neue Entwaffnungsgesetz nicht so schwer wogen. Innerpolitische Gründe sollen stark beteiligt gewesen sein. Das Gesetz wurde am Palmsonntag, vor der Osterpause noch angenommen. Deutschnationale und Bayerische Volkspartei stimmten dagegen.

Die Art, wie das Gesetz eingebracht wurde, war nicht dazu angetan, diese schwierige Sache zu erleichtern. Die bayerische Regierung, die es besonders anging, wurde vollkommen überrascht. Am 10. März kam der Gesetzentwurf. Er sollte schon am 11. im Reichsrat erledigt und am 12. dem Reichstag vorgelegt werden. Der Einspruch Bayerns hat, wie bereits in Nr. 12, Seite 124 gemeldet, eine überstürzte Behandlung vereitelt. Es gelang auch, die Form des Gesetzes wesentlich annehmbarer zu machen. Aus einem Gesetz zur Auflösung der Selbstschutzorganisationen wurde ein Gesetz zur Durchführung der Art. 177 u. 178 des Friedensvertrages. Es verbietet bei schweren Strafen Vereinigungen aller Art, die ihre Mitglieder im Kriegshandwerk oder im Gebrauch von Militärwaffen ausbilden oder üben, oder dies tun lassen, sowie solche Vereinigungen, die sich irgendwie mit Mobilmachung befassen. Zur Ausführung des Gesetzes kann das Reich auch die Behörden der Länder in Anspruch nehmen. Das geht über den Friedensvertrag hinaus. Art. 177 u. 178 wissen nichts von einem Verbot der erwähnten Vereine. Dies verlangt erst das Diktat von Paris. Die bayerische Regierung, deren Standpunkt Dr. v. Kahr im Landtag ausführlich darlegte, lehnte auch die neue Fassung des Gesetzes ab und blieb auf ihrer Note vom 8. Februar bestehen. Diese Note ist jetzt veröffentlicht worden. Sie spricht besonders deutlich aus, daß alles, was über den Friedensvertrag hinausgehe, abzulehnen sei. Sie hebt neben der äußeren Notwendigkeit den großen Wert der Einwohnerwehr für den sittlichen und vaterländischen Aufbau hervor. Dr. v. Kahr vertrat diese Gedanken mit besonderer Wärme. Aus ihnen heraus setzte er sich von jeher persönlich so stark für die Einwohnerwehr ein. Sie legten ihm die Frage auf die Zunge, ob die Geschichte die aufrechten Männer mehr verurteilen würde, die sich ihre Mannhaftigkeit nicht nehmen ließen, oder die Regierung, die sich zum Schergen eines feindlichen Willens machen wollte. Er schloß mit dem Satz: „Allein um diese Fragen handelt es sich, und deswegen kann ich bei den gegenwärtigen Verhältnissen die Auflösung und Entwaffnung unserer Einwohnerwehr weder billigen noch jene verurteilen, die sich nicht entwaffnen lassen wollen." Daß hierin keine Auflehnung gegen das Reich liege, bestätigte eine spätere Erklärung des Ministerpräsidenten, daß die Möglichkeit, für die Sache zu kämpfen, allerdings eine beschränkte sei. Auch die Haltung der Koalitionsparteien und der Bayerischen Volkspartei im Reichstag läßt keinen Zweifel, daß der Streit um die Einwohnerwehr an der deutschen Einheit und der Not des Reiches seine Grenzen habe.

Daß die bayerische Einwohnerwehr ein solcher Zankapfel wurde und dem feindlichen Ausland soviel Anlaß gab, auf Deutschland zu drücken, haben wir uns in der Hauptsache selbst zuzuschreiben. In Frankreich und England hatte man, freilich aus sehr verschiedenen Gründen, gegen die Einwohnerwehr ursprünglich nicht viel einzuwenden. Das Mißtrauen sprang hauptsächlich von Deutschland über die Grenzen. Die Sünden unserer Sozialdemokratie in diesem Zusammenhang reihen sich würdig ihrer großen Mitschuld an Deutschlands Niederbruch an. Doch nicht viel weniger haben gewisse rechtsstehende, vor allem deutschnationale Kreise auf dem Gewissen. Aus Berichten von Deutschen, die im neutralen Ausland mit dortigen Politikern sprechen konnten, welche über die Ansichten maßgeblicher Leute in Paris Bescheid wußten, erfuhren wir etwa folgendes: Man hält in Frankreich das deutsche Volk in seiner Mehrheit für friedlich; unsere regierenden Männer desgleichen. Aber die Franzosen weisen darauf hin, daß das friedliebende deutsche Volk sich schon oft von einer kriegerischen Minderheit fortreißen ließ, wie z. B. 1813. Diese kriegslustige Gruppe verkörpert sich für das Ausland in unseren Deutschnationalen, Nationalsozialisten, Alldeutschen und, mit wie viel Recht mag dahingestellt sein, in Persönlichkeiten wie Ludendorff und Stinnes. „Je mehr Stinnes, desto mehr Foch" wurde unseren Gewährsleuten als französisches Schlagwort gesagt. Wer bürge dafür, daß solche Leute sich einmal die Arme und die Waffen der Einwohnerwehr zunutze machen würden? Leider müssen wir zugestehen, daß unsere Rechtsparteien an solchem Verdacht nicht unschuldig sind. Und maßgebende Stellen der Einwohnerwehr, ja selbst der Regierung konnten ihm vielleicht stärker entgegenwirken. Je mehr Stinnes, desto mehr Foch! Das Spiel unserer Deutschnationalen mit dem Rachegedanken gibt der Entente immer wieder Anlaß zu betonen, sie könne Deutschland nicht besser behandeln, solange es nicht eine neue Gesinnung zeige. Mag noch soviel Heuchelei dabei sein, wir dürfen unsere Ohren nicht verstopfen. Der alldeutsch-heidnische Nationalismus bringt uns weder den Frieden, noch den Aufstieg. Freilich zieht ihn gerade die Handlungsweise unserer Gegner wieder groß. Aber wir sollten nicht alle Stimmen von drüben überhören und nicht bloß mit dem Kopf schütteln, sondern auch zur Gewissenserforschung manches aufnehmen, was z. B. Briand in seiner letzten Kammerrede über London gesagt hat. Er entfesselte einen Beifallssturm, als er von deutscher Anmaßung sprach, die behaupte, Deutschland sei nicht besiegt. Erst stellte er der Kammer ein verstocktes, auftrumpfendes, trotziges Deutschland vor, dann das deutsche Zurückweichen vom äußersten aufs alleräußerste Angebot in London. Leider hat er Recht. Das Ausland, das stets nach oberflächlichen Eindrücken urteilt, sieht uns fast nie in ruhiger Stärke und Würde, sondern bald als wilden Mann, bald als jammernden Sklaven. Briand wußte seine parlamentarischen Gegner rechts und links, denen er in London zu wenig oder zu viel verlangte, so ausgiebig mit scharfer Kritik an den Boches zu unterhalten, daß er ein Vertrauensvotum mit 491 gegen 66 Stimmen erreichte. Auch die 50%-Einfuhrabgabe, wohl die folgenschwerste Sanktion für die Ententeländer selbst, wurde in der Pariser Kammer angenommen. Auch das englische Parlament hat sie genehmigt, doch ist einer von Lloyd Georges Getreuesten, Bonar Law, aus dem Kabinett ausgeschieden. Er konnte die Politik der wirtschaftlichen Sanktionen nicht verantworten.

Der Wiedergutmachungsausschuß verlangt in einer Note die Restzahlung der 20 Milliarden, die von Deutschland bis 1. Mai zu entrichten sind. Das Reich glaubt sie mit den Lieferungen an Schiffen, Eisenbahn- und Kriegsgerät bereits bezahlt zu haben. Die Gegner aber schätzen den Wert dieser Leistungen nur auf 8 Milliarden und verlangen noch 12 Milliarden (Goldmark!). 1 Milliarde, also 12 Milliarden Papiermark, soll sofort auf den Tisch gelegt werden. Für die übrigen wird eine ausländische Anleihe vorgeschlagen. Dasselbe Mittel, von dem unsere Gegner in London nichts hören wollten, wird uns hier von ihnen selbst nahegelegt.

Die Abstimmung in Oberschlesien fand am Sonntag, den 20. März statt. Ihr Ergebnis ist ein deutscher Sieg, unbezweifelbar in seiner Größe. Nach den Zählungen der ersten zwei Tage wurden 749 000 Stimmen für Deutschland, 553 000 für Polen abgegeben. Die Abstimmung verlief im allgemeinen ruhig. Den letzten Entscheid hat sich freilich die Entente vorbehalten, unabhängig vom Ergebnis der Abstimmung. Wird sie ihren feierlich verkündeten Grundsatz von der Selbstbestimmung der Völker achten?

Am 16. März feierte Dr. Franz Hitze, der Altmeister der Sozialpolitik im Zentrum, seinen 70. Geburtstag. Seine großen Verdienste um die Wohlfahrt des arbeitenden Volkes, wie um die Sozialwissenschaft, sind rühmlichst bekannt. Das ganze katholische Deutschland wünscht dem hochverehrten Mann noch lange Jahre gesegneter Wirksamkeit.

Der Aufstand in Rußland scheint niedergeschlagen. Tittscherin läßt melden, daß Kronstadt sich den roten Truppen ergeben hat und daß im Innern Rußlands alles ruhig sei. Am 18. März wurde der russisch-polnische Friede in Riga endgültig unterzeichnet.

Wenig beachtet, ist in London die griechische und türkische Frage der Lösung nahegebracht worden. Die Türkei, vielmehr Kemal Pascha, hat viel erreicht. Die Verbündeten nahmen Lloyd Georges Vorschläge an. Der Sultan bleibt souverän in Konstantinopel. Im Ausschuß für die Meerengen wird die Türkei den anderen Großmächten gleichberechtigt. Sie kann sogar den Vorsitz übernehmen. Smyrna mit Umgegend bleibt unter türkischer Hoheit; desgleichen Kurdistan. Armenien dagegen wird selbständig. Sobald die Türkei bereit ist, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, erblüht ihr das hohe Glück, zum Völkerbund zugelassen zu werden. Briand stellt sogar ein französisch-türkisches Bündnis in Aussicht. Konstantinopel soll dann die Schranke schließen, die Frankreich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer gegen den Bolschewismus zieht. Griechenland ist mit dieser Lösung der Orientfrage sehr unzufrieden.

Zum Stand der Schulfrage in Hessen.

Von A. v. Chrismar, Darmstadt.

Die traurigen, dem Radikalismus, Sozialismus und Unglauben in die Hände arbeitenden Simultanschulverhältnisse in Hessen, die wir seit 1874 als Bescherung des kirchenfeindlichen Kulturkampfliberalismus tragen mußten, konnten durch die von Kiel und der roten Partei aus in Szene gesetzte Revolution kaum noch verschlechtert werden. Es hätte denn zu der von Schulrat Scherer, Offenbach und von einigen Dutzend sozialdemokratischen Volksschullehrern gewünschten weltlichen Schule kommen müssen, die jedoch die große Mehrheit der Eltern und Lehrer nicht haben wollen. Nun hat man zur Leitung des Schulwesens die Demokraten — allerdings eine jetzt in starkem Rückgang befindliche Partei! — ausersehen; zuerst fungierte als Präsident des neugebildeten „Landesamts für das Bildungswesen" der demokratische Oberlehrer Professor Urstadt, nach dessen Rücktritt sein politischer Freund Dr. Strecker, dessen Urteil über den katholischen Katechismus seinerzeit bei den Katholiken starkes Befremden erregt hatte.

Dr. Strecker hat sein Steckenpferd im neuen deutschen Kant-Fichteschen Idealismus, den er, für viele zum Ueberdruß, lange Zeit in Reden als Alpha und Omega der modernen Bildung anrief und über den Schellenkönig lobte, bis der Witz der Zuhörer einsetzte.

Dr. Strecker arbeitet nun schon über ein Jahr. Man muß sagen: Er ist unverdrossen an die Arbeit gegangen, und trotz aller Anfeindungen von katholischer, besonders aber von rechtsliberaler Seite, welch letztere früher in Hessen herrschte und nunmehr als bedeutungslos ausgeschaltet ist, hat er auf seinem Posten ausgehalten. Ein Erlaß nach dem andern, eine Geheimratsausschaltung nach der andern zeigt, daß er das Schulwesen Hessens sachlich und formell nach den Ideen der Linken umgestalten will. Die Schulbestimmungen der Reichsverfassung gefallen Dr. Strecker nicht; jedenfalls ist er an der Abänderung des Schulparagraphen der Reichsverfassung vor der dritten Lesung stark beteiligt gewesen. Damit sahen die Katholiken Hessens, was sie — obschon das Zentrum mit den Demokraten und Sozialdemokraten in der Koalition ist, und zwar unserer Ansicht nach mit Recht —, von Dr. Strecker zu erwarten haben. Gedrängt von der linksliberalen und radikalen hessischen Lehrerschaft, berief Dr. Strecker sofort einen demokratischen Hilfsarbeiter, den Lehrer Jung, in die obere Schulabteilung und ließ, ohne das Reichsschulgesetz abzuwarten, eine Schulgesetznovelle ausarbeiten, um das Schulgesetz von 1874 zu „verbessern". In dem ersten Entwurf hatte Jung die Verwandlung der noch übrigen rund 30 Konfessionsschulen in Simultanschulen, die Möglichkeit des weltlichen Sittenunterrichts, die „Reinigung", des Schulvorstands von der Geistlichkeit der einzelnen Bekenntnisse, die teilweise Beseitigung der Aufsicht über den kirchlichen Religionsunterricht durch die kirchlichen Organe und die indirekte Erdrosselung der Privatschulen aufgenommen. Doch der Sperrparagraph der Reichsverfassung machte ihm einen Strich durch die Rechnung, im zweiten Entwurf mußte er die noch bestehenden Konfessionsschulen noch unangetastet lassen, während die anderen genannten Bestimmungen auch im zweiten Entwurf verblieben. Natürlich gab es einen Sturm im katholischen Volke; das Zentrum arbeitete in der Koalition gegen die Vorlegung des Entwurfs — bis jetzt mit Erfolg. Aber Dr. Strecker scheint sich vor der radikalen Lehrerschaft nicht mehr halten zu können; es wird in den nächsten Monaten einen Schulkampf absetzen um den Entwurf. Ob die Katholiken die gegen sie gerichteten Bestimmungen verhindern können? Jedenfalls hätte man das katholische Volk mehr darüber aufklären müssen, was ihm droht. Auf das protestantische Volk und die rechtsstehenden Parteien, Deutsche Volkspartei und Hessische Volkspartei, ist kein Verlaß. Wie im Jahr 1874, so stehen auch heute die Katholiken, die nur 31 Prozent der Bevölkerung bilden, auf dem Kampfplatz für die christliche Volksschule ziemlich allein und im Kampf um die Konfessionsschule ganz allein. Auch die katholische Schulorganisation hat in Hessen noch wenig geleistet. Darum ist bei dem kommenden Schulkampf für die Katholiken Hessens die größte Gefahr im Anzug. Möge das Zentrum der Volkskammer die Augen offen halten, damit man die Katholiken wie im Jahre 1874 nicht ganz überrennt.

Um die radikale Lehrerschaft etwas zufriedenzustellen, hat Dr. Strecker dem Landtag ein einstweiliges Notgesetz unterbreitet, in welchem den Lehrern der Vorsitz des Schulvorstandes und die Kreisschulkommission zugänglich gemacht, der Zwang zum Orgelspiel und zur Erteilung des konfessionellen Religionsunterrichts, für die Eltern der Zwang zur Teilnahme ihrer Kinder an einem solchen Religionsunterricht, beseitigt wurde. Hoffentlich haben bei den katholischen Lehrern und Eltern diese Bestimmungen nicht den vom Radikalismus erhofften Erfolg. Da die Abmeldung der Lehrer am Ende des vorhergehenden, die Abmeldung der Kinder vom konfessionellen Religionsunterricht am Anfang des neuen Halbjahrs zu erfolgen hat, so kann man die Wirkung dieser Bestimmung erst Ostern 1921 beurteilen.

Auch auf dem inneren Schulgebiet hat Dr. Strecker schon manches verändert. So hatten wir z. B. die „Schülerräte" bekommen; sie sind jedoch schon wieder eingeschlafen. Wichtiger ist Dr. Streckers neuester Erlaß, der eine sog. „philosophische Propädeutik" in den höheren Schulen einführen will — von Ostern 1921 ab, — aber nicht philosophische Propädeutik, wie man sie seither verstand, also Logik und Psychologie, sondern die Besprechung von Weltanschauungsfragen, wenn es auch der Erlaß nicht so klar ausdrückt. Streckers Plan wird man später auf mancher Seite dahin weiterführen, daß der Religionsunterricht der Bekenntnisse überflüssig wird. Leider hat die Opposition von katholischer Seite nichts genützt, während der Protestantismus auch hierbei völlig versagt hat. So kommt die Sache „ad triarios" an die katholischen Eltern, sie müssen wachen, besonders in der katholischen Schulorganisation. — Daneben hat es wenig zu bedeuten, wenn in Einzelheiten die Katholiken und das Zentrum jetzt in der Leitung des Schulwesens besser vertreten sind als in der liberalen Schulära 1874—1918. In diesen 44 Jahren war nur der Liberale geeignet für höhere Stellen im Schulamt, sonst niemand. Strecker und die Linke ist darin gerechter. Die Sozialdemokraten haben jetzt in der Schulabteilung den dissidentischen Lehrer Diehl-Offenbach, während die Demokraten als bedeutend kleinere Partei neben Strecker noch den Oberschulrat Jung als Vertreter haben. Durch die energische Arbeit des Zentrums hat man dieser Partei als Vertreter den Bensheimer Seminardirektor Glückert zugestanden, der in die obere Schulbehörde berufen ist, obwohl der Vorstand des zum großen Teil aus rechtsstehenden Parteianhängern bestehenden hessischen Oberlehrervereins, der übrigens keinen einzigen Katholiken im Vorstand zählt, aus merkwürdigen Gründen dagegen Sturm lief. Merkwürdigerweise hat der Oberlehrerverein nie einen Protest losgelassen, als liberale Herren und Vorsitzende des Oberlehrervereins in die Schulabteilung berufen wurden, obwohl doch auch da nicht nur „sachliche" Gründe entschieden. Man muß es Dr. Strecker nachsagen, daß in diesen Dingen er und die Sozialdemokratie gerechter denken als der Liberalismus.

„Die Mütter" in Goethes Faust. II.

Eine Frage nach Ursprung und Verwandtschaft.

Von Dr. Eberhard Rademacher.

Eine Erscheinung, die sich in allen Faustkommentaren und sonstigen Goethebüchern wiederfindet, ist die Tatsache, daß die im II. Teil des Faust, 1. Akt, so geheimnisvoll erwähnten „Mütter" nirgends eine ausreichende Erklärung ihres historischen Ursprungs finden. Das mag seine Ursache darin haben, daß Goethe selbst sich über diese Szene nur ganz lakonisch geäußert und damit seinen Biographen und Auslegern scheinbar die Möglichkeit oder den Mut genommen hat, mehr zu sagen, als er selbst zu sagen für nötig befand.

Seine einzige Aeußerung aber über diesen Gegenstand war auf eine diesbezügliche Frage Eckermanns folgende:

„Ich kann Ihnen weiter nichts verraten, als daß ich beim Plutarch gefunden, daß im griechischen Altertume von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen. Dies ist alles, was ich der Ueberlieferung verdanke, das übrige ist meine eigene Erfindung."

Der treue Eckermann legt sich die Fabel von den Müttern nun ganz verständig aus, indem er sie als das schaffende und erhaltende Prinzip betrachtet, von dem alles ausgeht, was auf der Oberfläche der Erde Gestalt und Leben hat. „Was zu atmen aufhört, geht als geistige Natur zu ihnen zurück, und sie bewahren es, bis es wieder Gelegenheit findet, in ein neues Dasein zu treten."

Aehnlich verfahren später alle Goetheforscher, so, wenn Goedecke die Mütter eine Verkörperung der Ewigkeit, die unfaßbaren Schöpferinnen des idealen Lebens, Boyesen in seinem Faustkommentar sie nach dem Vorgang Düntzers die Vertreterinnen der Urkräfte der Natur, die Urbilder aller Dinge, die ruhenden Ideen nennt, von welchen alle ins Leben tretenden Erscheinungen ausgehen.

In dieser letzteren Erklärung aber klingt schon an, was ich für den Ursprung des Goetheschen Müttermythos halte, nämlich die Lehre von den Ideen, ohne daß dann aber folgerichtig auf die sich daraus ergebenden Weiterungen eingegangen würde.

Blicken wir vorerst noch einmal auf Goethes eigene Bemerkung zurück: es ist gewiß nicht daran zu zweifeln, daß Plutarch ihm die Anregung zu seiner poetischen Schöpfung der Mütter gegeben. Bei den Alten nämlich führten Cybele, Rhea und Diana den Beinamen magna mater, die große Mutter, und nach dem Leben des Marcellus von Plutarch hielt man für ihre Heimat Engyium, eine uralte Stadt in Sizilien, berühmt wegen der Erscheinung der Göttinnen, welche die „Mütter" hießen.

Diese Tatsache genügt wohl zur Erklärung des Ursprungs der poetischen, nicht aber der transzendental-philosophischen Schöpfung Goethes, für die unbedingt Belege in der Geschichte der wissenschaftlichen Metaphysik vorhanden sein müssen.

Ein solch unnaives Werk, eine solche Nur-Problemdichtung wie Faust II kann ihrem innersten Wesen nach nichts Ungewolltes und Zufälliges enthalten, und wenn in diesem Falle Goethe von einer einfachen Naturvorstellung, von einer Volksmythe ausgegangen zu sein glaubt, so stehen wir vor der ebenso seltenen wie interessanten Tatsache, daß er ausnahmsweise einmal selbst der verschiedenen Einflüsse sich nicht mehr bewußt ist, die auf ihn eingewirkt haben.

Ich komme auf den Kernpunkt der Sache. Er bringt keine welterschütternde Entdeckung, aber doch eine Feststellung, die, soweit ich sehe, bisher noch nicht schriftlich fixiert worden ist. Es erscheint nämlich unzweifelhaft, daß Goethes „Mütter", auf sokratischer Grundlage beruhend, auf dem Wege über Platos Ideenlehre eine sehr enge Verwandtschaft mit Spinozas „essentiae" aufweisen. Der idealistische Pantheismus Platos erfuhr eine Modifikation durch den Rationalismus Spinozas und fand mit diesem eine synthetische Verarbeitung in Goethes poetisch-metaphysischer Darstellung der „Mütter". Wohlgemerkt können wir uns diesen Sachverhalt, wenn auch entschieden mit Recht, nur konstruieren, Goethe selbst ist er gewiß nicht bewußt gewesen.

Aber man bedenke doch den dauernden Einfluß, den die spinozistische Philosophie nachgewiesenermaßen auf Goethe ausgeübt hat! Unter allen Vorstellungsarten von der Natur, die er kenne, komme die des Spinoza am meisten mit der seinigen überein, und zwar so, wie sie in der „Ethik" dargestellt sei, schreibt er einmal an F. H. Jakobi.

Daß bei solchem ununterbrochenen geistigen Konnex Goethe auch einmal unbewußt verwendete, was jene alten Eichmeister der klassischen bzw. modernen Philosophie ihm vermittelt hatten, ist demnach wohl verständlich.

Bemerkenswert ist nun, daß aus der betreffenden Fauststelle Spinoza selber spricht und daß Fausts Beziehung zu den Müttern eine Absicht in rein platonisch-spinozistischem Sinne enthält.

Goethe-Fausts Drang nach Erlösung äußerte sich nämlich, wie Gundolf sehr fein gesagt hat, als Drang des Ichs nach Weltwerdung, nach Erweiterung seiner raumzeitlichen Menschenkraft zu der ihn spannenden und sprengenden Allkraft. Der Tragödie II. Teil stellt nun das kosmische Werden des Helden, sein Streben nach Erlösung, d. h. in Anlehnung an Plato-Spinoza nach Erkenntnis der letzten Dinge dar. Die poetische Verkörperung der metaphysisch gedachten letzten Dinge sind bei Goethe die „Mütter", die gedanklichen Urbilder alles Seienden, die kosmosbildenden Ideen, die nach Plato zugleich das einzig Wirkliche sind. Wenn nun Faust zu ihnen gelangt, so gelangt er damit zum Wirklichen überhaupt. Sein Streben nach diesem Ziele ist aber in der spinozistischen Auffassung schon die höchste Tugend, die ja auch Goethe bekanntlich in Fausts Drange nach Erkenntnis als solche betonen wollte.

Wir müssen hier einen Augenblick bei Spinozas essentiae verweilen, da sie für unsere Betrachtung am wichtigsten sind. Die essentiae sind Allgemeinbegriffe, welche das Bleibende in den Dingen und Ereignissen bezeichnen, also die Gattungen (formae) und die Gesetze (leges). Sie sind demnach dasselbe wie die Ideen Platos, nur mit dem Unterschied, daß Spinoza ihnen kein transzendentes, sondern ein immanentes Dasein zuschreibt, was natürlich der einheitlich gerichteten Natur Goethes gemäßer ist. Die essentiae wirken als tätige Kräfte, ohne sie würde die Welt ein Chaos sein, sie rufen also die Erscheinungen hervor. Goethe drückt es aus mit den Worten: „Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, umschwebt von Bildern aller Kreatur." Historisch könnten wir, wie ich bei dieser Gelegenheit kurz erwähnen möchte, demnach wohl bis auf Heraklits „panta rei" zurückgehen, die „Mütter" als das Urfeuer gedacht — sie bewegen sich übrigens im Schein eines glühenden Dreifußes — und als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Die essentiae sind bei Spinoza zwar zeitlos, räumlich aber begrenzt, da ja nur die Substanz, aus der sie hervorgehen, das Unbegrenzte ist. In diesem Sinne stellt Goethe sie als Persönlichkeiten, als etwas Begrenztes dar, doch „um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit", also gleichsam freischwebend wie der Gedanke.

Da die Ideen oder essentiae als etwas Gedankliches nicht sinnlich, sondern nur geistig erfaßbar sind, gelten sie dem an der Materie haftenden Durchschnittsmenschen natürlich als etwas Unwirkliches, als ein Nichts, und nur eine sich mehr und mehr vergeistigende Faustnatur kann die stolze Erwartung aussprechen, daß sie in diesem „Nichts das All zu finden" hofft.

Soweit der konsequente Verfolg spinozistischer Gedankengänge! Aus dem weiteren Verlauf der Handlung ergibt sich nun aber, daß Faust die Gestalten, die er aus dem Kreise der „Mütter" zu kurzem Aufenthalt der Welt zurückgegeben, nicht festzuhalten vermag. Ob hierin nicht, von allen poetischen Erwägungen, sowie den allgemein bekannten symbolischen Intentionen einmal ganz abgesehen, etwa die unbewußte Projektion einer leisen inneren Skepsis, die Goethe in reifem Greisenalter an der Erkenntnis der letzten Dinge durch metaphysische Spekulationen zweifeln ließ, zu erblicken ist? Goethe hat ja niemals ein philosophisches System oder sonstige menschliche Gedanken, Ansichten und Meinungen kritiklos hingenommen, sondern als Dichter in glücklichem Eklektizismus aus alten Gedankenschätzen nur das seiner Natur Gemäße herausdestilliert und neuverarbeitet. Wenn Spinoza ihm auch immer wertvoll gewesen und ihm große Richtlinien vorgezeichnet, so wich er doch in vielen Punkten von ihm ab und teilte, wie ebenfalls aus dem vorerwähnten Brief an Jakobi hervorgeht, schon damals (1785) die spinozistische Vorstellungsart von Natur in mancher Hinsicht nicht mehr. Bewundern mußte er sie aber immer noch, und wenn sie ihn selbst einst beeinflußt hatte, so mußte er auch sein poetisches Ebenbild, Faust, auf dessen geistigem Entwicklungsgange mit ihr sich auseinandersetzen lassen. Und ob nicht gar der sogenannte „katholische" Schluß der Tragödie nichts anders ist als eine verschleierte Resignation in bezug auf die heidnische Erkenntnislehre Platos und Spinozas, ob der ganze Mystizismus dieser Szene vielleicht nur sagen will: unsere schwache Menschenkraft reicht nicht aus, um die Erlösung unseres Geschlechts, die in der Anschauung und

Erkenntnis der ewigen Wahrheit beruht, durch metaphysisch-philosophische Grübeleien zu erzielen, wir können das Unfaßbare daher auch nur in einer sinnlich faßbaren Weise darstellen, wenn wir es unserm begrenzten Erkenntnisvermögen anschaulich machen wollen? Denn wenn auch Fausts Gang zu den „Müttern" ein schwer verständliches Symbol ist, so läßt es sich doch als eine begrenzte Spekulation menschlicher Philosophie erklären; die Schlußszene der Tragödie aber deutet darauf hin, daß die letzte Wahrheit, daß die Transzendenz eben ihrer selbst wegen das menschlich schlechthin Unbegreifliche ist.

Diese Vermutungen ergaben sich aus meiner sonstigen, oben geschilderten Auffassung. Letztere und erstere sollen keine objektive Belehrung darstellen, sondern eine subjektive Anregung. Sie sind ein geringer Ausschnitt aus einem umfangreicheren Gedankenkreise, den ich in dem beschränkten Raume eines kurzen Aufsatzes nur andeuten, nicht durchmessen konnte.

Das eine aber erhellt auch aus diesen Ausführungen: der große Mensch Goethe war selbst auf dem Gipfel seiner geistigen Vollendung immer noch das willig bescheidene Geschöpf einer höheren Wesenheit, er suchte auf verschiedenen Wegen, oftmals irrend, wie jeder Sterbliche zu irren pflegt, das, was der wahrhaft innerlich religiöse Mensch zu finden trachtet: Die Harmonie mit dem Unendlichen!

Der Kirchenlehrer der Neuzeit.

Zum goldenen Jubiläum der Erhebung des hl. Alfons Maria von Liguori zum Kirchenlehrer.

Von P. Clem. M. Henze C. SS. R., Bonn.

Am 23. März d. J. war gerade ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Papst Pius IX. dem hl. Alfons die Würde eines Kirchenlehrers zuerkannt hat. Eine gar hohe Auszeichnung. Der Heilige ist durch das maßgebende Urteil des Statthalters Christi eingereiht in die erlauchte Schar jener bevorzugten Organe des Geistes der Wahrheit.

Von ihm gilt fürderhin nicht der Satz: Tantum valet eius doctrina, quantum valent eius argumenta (Sein Wort gilt nur soviel als seine Gründe beweisen), sondern jeder seiner Aussprüche hat in sich eine höhere Autorität zu beanspruchen, und alle seine Werke haben die Bedeutung von öffentlich anerkannten kirchlichen Quellen.

Aber nicht nur eine hohe, sondern auch eine gar seltene Auszeichnung ist es. Insgesamt zählt man nur 24 Kirchenlehrer, und der hl. Alfons ist bisher der einzige Heilige des 18. Jahrhunderts, dem diese Ehre zuteil wurde, und zwar so bald schon, nachdem noch nicht 100 Jahre nach seinem 1787 erfolgten Tode verflossen waren. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert ist der hl. Franz von Sales († 1622) der einzige Kirchenlehrer, und dann muß man schon bis ins 13. Jahrhundert hinaufgehen, um auf die beiden heiligen Lehrer Bonaventura und Thomas von Aquin († 1274) zu stoßen, die ungefähr 300 Jahre nach ihrem Hinscheiden (1588 bzw. 1576) dieser Ehre gewürdigt wurden.

Daß gerade der hl. Alfons von der Kirche mit dieser leuchtenden Ehrenkrone geziert worden, ist gewiß providentiell. Durch die Erhebung des hl. Alfons zum Doctor Ecclesiae wollte Gottes Vorsehung ein Gegenmittel bieten gegen verschiedene Uebel, an denen die Neuzeit krankt.

1. Dahin gehört zunächst die Ueberschätzung der bloßen literarischen Form, die Herrschaft der Phrase. Wie viele Schriftsteller der Neuzeit verdanken ihre Berühmtheit durchaus nicht dem tiefen Gehalt ihrer Schriften, sondern lediglich der berückenden äußeren Form! Wie vielen Menschen unserer Tage ersetzt das hochmoderne Schlagwort, woran man sich förmlich berauscht, jeden Beweis! Dem hl. Alfons fehlte es nicht an künstlerischer Begabung, wie man aus seinen bemerkenswerten Leistungen auf dem Gebiete der Dichtkunst, der Musik, der Malerei und der Baukunst ersehen kann. Er hätte ohne Zweifel auch in der Stilkunst Hervorragendes leisten können, wenn er gewollt hätte. Er ist auch kein grundsätzlicher Gegner eines künstlerisch vollendeten Stils; hat er doch in seinem Abriß der Rhetorik auch einen Abschnitt über Tropen und Figuren. Aber vor allem ist er tief davon durchdrungen, was so vielen seiner schriftstellernden Zeitgenossen gar nicht zum Bewußtsein zu kommen schien, daß nämlich die erste und wichtigste Eigenschaft eines guten Stiles die Klarheit ist. Im übrigen verschmäht er es selber in seiner selbstlosen Demut fast gänzlich, durch die kunstvoll gefeilte Form als solche seine Leser zu fesseln. Der Inhalt ist ihm alles, und er ist nur darauf bedacht, in möglichst wenigen kristallklaren Worten und Sätzen möglichst viel zu sagen, wie er selber einmal als achtzigjähriger Greis an seinen Verleger Remondini in Venedig schreibt: „Ich mache die Sachen gerne kurz und gut, und bin ein Feind der Weitschweifigkeiten, und die Klarheit ist es eben, die, wie ich höre, an meinen Werken allgemein gelobt wird. Ich suche indes nichts anderes, als daß Gott gelobt werde." (Briefe III 564. Gerade diese 3 Bände der Briefe des Heiligen [Regensburg, Manz] sind eine höchst anregende Lesung, wie die Briefe aller großen Männer und Frauen ohne Falsch.)

2. Schon oft ist der hl. Alfons als Doctor zelantissimus charakterisiert worden, und in der Tat, in all seinen literarischen Erzeugnissen gibt sich der seeleneifrige Missionär mit seinen praktischen Zielen kund. Geradewegs erstrebt er immer und überall das eine Notwendige: Gottes Ehre und das Heil seiner Mitmenschen. Wie rührend ist es z. B., wenn er in seinem Abriß geistlicher Beredsamkeit über die damaligen eitlen Modeprediger bittere Klage führt und am Schluß den Leser bittet, mit ihm ein kurzes Gebet zu sprechen um Erleuchtung für solche Kanzelredner, die zum großen Verderben der Seelen sich selber predigen. (Opere, Torino 1887 III 242.)

Es wäre also sehr zu wünschen, wenn jene hochmütige moderne Wissenschaft, die sich Selbstzweck ist und Begriffe wie Gottes Ehre und der Seelen Heil nicht in ihren Wörterbüchern hat, fleißig beim Kirchenlehrer der Neuzeit in die Schule ginge, von dem Kardinal Capecelatro (im ersten Bande seiner Lebensbeschreibung des Heiligen) sagt: „Ich behaupte, und wie ich glaube, täusche ich mich nicht: Alfons als Lehrer ist von keinem anderen übertroffen, ja auch nur erreicht worden in der Anwendung der Prinzipien auf das praktische Leben".

3. Eine andere Gefahr für unsere Zeit besteht in der Verdunklung des unverfälschten Wahrheitslichtes durch Zugeständnisse an die herrschenden Zeitströmungen in Fragen der Glaubens- und Sittenlehre, und da sind wieder die alfonsianischen Schriften ein vorzügliches Gegengift. Die höchste kirchliche Lehrautorität hat bei der Erhebung unseres Heiligen zum Kirchenlehrer erklärt, er habe zwischen den zu milden und den zu strengen Ansichten der Moralisten den sichern Mittelweg gelehrt. War zu seiner Zeit, infolge der jansenistischen Umtriebe, vornehmlich ein Abweichen in der Richtung des Rigorismus zu fürchten, dann dürfte es gegenwärtig mehr der Laxismus sein, vor dem man sich zu hüten hat. Aber man braucht sich nur der Führung unseres Heiligen anzuvertrauen, und man befolgt gewiß den weisen Spruch von der goldenen Mitte.

Interessant ist, wie ein Nichtkatholik, Dr. Viktor Naumann (Pilatus), sich über den großen Lehrer der Moral äußert. In seiner Schrift „Der Jesuitismus" (Regensburg, Manz 1905) kommt er auch auf die Entwicklung jener theologischen Disziplin zu sprechen und schreibt: „Die laxistischen Auswüchse wurden beseitigt und der gereinigte Probabilismus kam wieder zu Ehren, um endlich durch einen sehr frommen Mann eine neue letzte Wandlung zu erfahren, um gestaltet zu werden zum Aequiprobabilismus. Dieser Mann war der hl. Alfons von Liguori, und seine Meinung resp. seine Urteilsmethode ist nach und nach fast von der gesamten Kirche akzeptiert worden. Zwar fand nicht ein völliger definitiver Ausgleich der Gegensätze statt, aber die Gegensätze verloren unendlich an Schärfe, der Streit schlummerte innerhalb der Kirche nach und nach völlig ein, und erst in unseren Tagen ist von protestantischer Seite der Feldzug wieder eröffnet worden" (S. 219).

Aus dem Gebiete der Glaubenslehre greifen wir nur einen Punkt heraus: Wenn wir die Schriften der hl. Väter lesen, dann wundern wir uns vielleicht darüber, daß sie so energisch auch die Mitwirkung der Gottesmutter, der neuen Eva, beim Werke der Erlösung betonen. Spätere Kirchenlehrer, wie ein hl. Bernhard, sprechen auch ungescheut Mariens allgemeine Gnadenvermittlung aus. Aber allmählich wurden die Katholiken unter dem Einflusse der Reformation in mariologischen Fragen sehr zurückhaltend. Um so mehr muß man staunen, daß Alfons, ein Kind des 18. Jahrhunderts, den damaligen nüchternen Anschauungen nicht das geringste Zugeständnis macht, sondern, von seiner außerordentlich innigen Liebe zu Maria geleitet, ihre einzigartige Stellung in Gottes Heilsplan mit sicherem Blicke klar erfaßt. Seine diesbezüglichen Anschauungen, wie er sie u. a. in seinem unsterblichen, ewig jugendfrischen Werke „Die

Herrlichkeiten Mariä" niedergelegt hat, haben seitdem durch zahlreiche Aeußerungen des höchsten kirchlichen Lehramtes überraschende Bestätigung gefunden.

4. Der hl. Alfons war gleich dem hl. Vorläufer Christi eine lucerna ardens et lucens (Jo. 5, 35). Wer daher seine Schriften fleißig liest, in dessen Geist wird die Sonne der Wahrheit ohne Verdunklung hell hineinstrahlen, dessen Herz wird aber auch warm werden und sich erweitern in Vertrauen und Liebe, und eben dadurch bietet der Heilige ein wirksames Gegenmittel gegen ein bedauernswertes viertes Zeitübel, den Mangel an religiöser Wärme. Wenn wir in dem schönen Werke von P. Carl Richstätter S. J. „Die Herz-Jesu-Verehrung des deutschen Mittelalters" lesen, mit welch rührendem Vertrauen und welch inniger Liebe unsere Altvordern sich an die gebenedeite Person Christi angeschlossen haben, dann müssen wir mit Bedauern feststellen: Die Sonnentage jener gläubigen Zeiten sind leider bei uns durch winterliche Kälte abgelöst worden; durch die große religiöse Revolution des 16. Jahrhunderts haben auch wir Katholiken viel eingebüßt.

Für solch weitverbreitete Krankheit ist fleißige Benutzung alfonsischer Schriften, zumal seiner vielen aszetischen, ein vortreffliches Heilmittel. Es gibt begnadete Menschen, die, wie es scheint, nur eine Leidenschaft kennen, eine ganz heilige Leidenschaft: Jesus lieben und andere für den König ihres Herzens begeistern. Unter diesen glücklichen Seelen nimmt der hl. Alfons zweifelsohne einen Ehrenplatz ein. Die drei Worte: Krippe, Kreuz, Eucharistie hatten sein Herz in Liebe verwundet, und dies veranlaßte ihn, seine glühende Jesusliebe in seinen Schriften in immer neuen Wendungen auszusprechen.

Nach all dem Gesagten sind wir wohl berechtigt, den hl. Alfons mit Vorzug den Kirchenlehrer der Neuzeit zu nennen, und wir fügen den Wunsch bei, er möge als solcher auch bei uns im katholischen Deutschland noch immer mehr erkannt und immer besser ausgenützt werden, wenngleich der Name des Schriftstellers Alfons von Liguori schon seit anderthalb Jahrhunderten bei den deutschen Katholiken einen guten Klang hat.

P. Tannoja, der Zeitgenosse und geistliche Sohn des Heiligen, hebt in seinen Denkwürdigkeiten mehrfach hervor, wie sehr Alfonsens Werke alsbald nach ihrem Erscheinen gerade im deutschen Norden mit besonderem Beifalle aufgenommen wurden. (Della vita ed istituto del Servo di Dio Alfonso M. de Liguori 1.4 c. 16, 17, 43.) Nach demselben Gewährsmann war es vornehmlich das hohe Ansehen der Schriften des Bischofs Liguori im katholischen Deutschland, das den hl. Klemens Maria Hofbauer veranlaßte, im Jahre 1784, also noch zu Lebzeiten des Stifters, in Rom in seine Kongregation einzutreten. (Vgl. die neueste ausgezeichnete Hofbauerbiographie von P. Dr. Joh. Hofer C. Ss. R., S. 36, bei Herder). Seit jener Zeit ist die Zahl der deutschen Leser und Freunde alfonsianischer Schriften fast ins ungemessene gestiegen.

Wohl hat es gerade unter den Gebildeten immer auch solche gegeben, die den Geistesprodukten unseres Heiligen keinen Geschmack abgewinnen konnten. Sie glaubten vielfach, es fehle ihm an Originalität, und sie bedachten nicht, daß seine Originalität nach der treffenden Bemerkung des P. Weiß O. P. (Apologie V 855) eben darin besteht, der eitlen Originalitätshascherei mancher modernen Schriftsteller sein selbstloses Zurücktreten hinter andere Zeugen christlicher Ueberlieferung gegenüberzustellen.

Als nun St. Alfons 1871, nach mehrmaliger genauer Untersuchung all seiner Schriften und auf die Bittgesuche von nicht weniger als 800 Kirchenfürsten aus allen Ländern und etwa 50 kirchlichen Körperschaften von Pius IX. unter die Zahl der Kirchenlehrer aufgenommen wurde, da sprachen hochmütige altkatholische Professoren es offen aus: Es sei ein Beweis für den Tiefstand der römischen Kirche, daß jene hohe Auszeichnung jetzt einem Alfons von Liguori verliehen worden, der doch bekanntlich mit seinen unkritischen Elaboraten vor dem Forum moderner Wissenschaft nicht bestehen könne. Doch die großen Professorenworte verwehten wie der Wind, während die Schriften des neuen Kirchenlehrers einen neuen Siegeslauf über die weite Welt antraten. — Einige Jahrzehnte später erlebten wir in Deutschland den traurigen Grafsmannskandal. Aber es erhoben sich alsbald wackere Streiter, die die Ehre unseres Heiligen erfolgreich verteidigten und sein reines Bild in neuem Glanze erstrahlen ließen. — Auch Apostaten wie Hoensbroech und Müller konnten Alfonsens Ansehen nicht erschüttern.

Es liegt uns freilich ferne, für jede einzelne Behauptung unseres Heiligen unfehlbare Richtigkeit und für jede Aeußerung seiner glühenden Andacht allgemeine Gültigkeit und für jedes von ihm angeführte erbauliche Beispiel geschichtliche Wahrheit und für jedes der zahllosen Zitate kritische Genauigkeit zu beanspruchen. Aber wer den Blick auf das große Ganze richtet, der bewundert den Heiligen, der nur infolge höheren Beistandes neben all seinen anderen Arbeiten noch eine solche Menge von gehaltvollen, köstlichen Schriften verfassen konnte, und getrost vertraut er sich seiner Führung an. Auf jeden Fall ist zu beachten, was das Oberhaupt der Kirche einige Monate nach der Erhebung des hl. Alfons zum Kirchenlehrer verordnete: „Wir wollen und bestimmen, daß die Bücher, Kommentare und kleineren Schriften dieses hl. Lehrers, kurz alle seine Werke, nicht nur privatim, sondern auch öffentlich an den Schulen und Lehranstalten, bei Vorlesungen, Disputationen und Predigten und bei allen anderen kirchlichen Veranstaltungen gerade so wie die Schriften der anderen Kirchenlehrer (ut aliorum Ecclesiae Doctorum) angeführt, verwertet und zum Beweise herangezogen werden." (Litt. Apost. Pii P. IX. 7. Jul. 1871.)

Möge denn das goldene Jubiläum der Erhebung des hl. Alfons zur Würde eines Doctor Ecclesiae die Hochschätzung und Verbreitung seiner Schriften in der ganzen Welt und unter Deutschlands Katholiken im besonderen wirksam fördern!

Passionsspiele.

Von Seb. Wieser.

Während die eigentlichen Passionsspielorte wie Oberammergau, Waal, Erl, Brixlegg, Thiersee usw. seit sechs und mehr Jahren „den Passion" nicht mehr in den ad hoc errichteten Gebäuden zur Aufführung brachten, standen München und Augsburg sowie noch einige andere Städte im Zeichen der Passion. Vor dem Kriege war es herkömmlich, daß die Passion alle zehn Jahre gespielt wurde, und dazu war die Erlaubnis der geistlichen und weltlichen Behörde notwendig. Gerade letztere zeigte sich dabei oft schwerhörig und kleinlich, und anstatt das Volksschauspiel zu pflegen, mit allen möglichen Mitteln zu unterstützen, beliebte sie unter allerhand Vorwänden (Oesterreich voran) zu bremsen und zu verhindern. In den letzten Jahrzehnten ist es in dieser Beziehung freilich besser gewesen, aber immerhin kann der damaligen weltlichen Obrigkeit nicht der Vorwurf gemacht werden, daß sie den Staatssäckel beschwert hätte mit Ausgaben für das religiöse Volksschauspiel. Man hatte ja das Hoftheater! Dafür übte sie weise Kontrolle über die Verwendung der Einnahmen und sorgte also mittelbar dafür, daß der Fonds der Spielgemeinden nicht allzu groß wurde.

Heute werden die Spielleitungen, die in den Städten die Passion zur Aufführung bringen, lediglich zu hohen Steuern herangezogen. So erzählte mir ein Direktor, er hätte in einer Stadt ungefähr 17 000 M Steuern bezahlen müssen. Der Krieg ist für die Passionsspielorte verhängnisvoll genug geworden. Am besten hat wohl der schwäbische Markt Waal abgeschnitten, obwohl 1914 das Passionsspiel jäh abgebrochen werden mußte und kein kleiner Fehlbetrag die Kasse belastete. Während des Krieges wagte die Theatergesellschaft die Aufführung meiner biblischen Spiele (1918 Judith, 1919 Paradies und Brudermord, 1920 Elias) und ein glänzender Erfolg ward ihr beschert in jeder Beziehung, auch 1920.

In Oberammergau, in Waal, Erl, Brixlegg — überall besinnt man sich auf den nächsten Passion und überlegt man reiflich. Ein Gelingen des teuren Unternehmens hängt eben von zu vielen Faktoren ab, wie Verkehrsmöglichkeit, Verpflegung, Kostümierung, Valuta und nicht zuletzt — Ausland. Was will z. B. Oberammergau, wenn die Herren Engländer und Amerikaner nicht kommen?

Aber das Künstlertheater in München hat es gewagt, 1920 Schmidtbonns Passion zu spielen. Dr. Dimmler hat es gewagt, im Herzogpark eine Freilichtbühne zu errichten zur Aufführung der Passion, und Direktor Faßnacht hat in Regensburg, Landshut, Augsburg, Breslau und Frankfurt seine Passion gespielt. Und da das Metropoltheater in Augsburg geschlossen, läuft im „Thalia-Theater" vom 9. bis 15. Oktober der Film einer weiteren Passion.

Immerhin ist diese Erscheinung merkwürdig, auch dann, wenn dieses „Passions-Spielen" ein bloß vorübergehender Rummel wäre. Aber es hat den Anschein, als sollte es auf einige Zeit bei den religiösen Volksschauspielen verbleiben. Direktor Faßnacht läßt drei Gruppen wandern in ganz Deutschland, und er wird in Verbindung mit dem Bühnenvolksbund Frankfurt auch nach den biblischen Spielen greifen. Er ist daran, bei Freiburg i. Br. eine Riesen-Freilichtbühne zu errichten, und dort soll dann eine alte Freiburger Passion in neuer Bearbeitung in Szene gehen. Biblische und ähnliche Spiele fanden und finden Eingang in vielen Städten Deutschlands; in Köln wird z. B. im November „Paradies und Brudermord" gegeben, in Landau (Pfalz) bereitet man eine „Elias"-Aufführung vor. Die Stadt- und Berufs-

bühnen blieben allerdings bisher für diese Bewegung hermetisch verschlossen. Man hat sich da festgelegt auf eine gewisse Tradition und läßt nicht ab von den modernen Stücken nach Schema ff. Die „Volksschauspiele" sind nicht zugeschnitten nach professoralem Muster und gelten infolgedessen nicht als Bühnenwerke, die geeignet wären für Berufsbühnen. Schmidtbonn hat wohl eine Passion geschrieben und eingezwängt in den Rahmen der Berufsbühne. Aber gerade daran, glaube ich, scheitert der volle Erfolg. Die Sprache ist, literarisch beurteilt, sehr schön, aber nicht dem Stoffe angepaßt und nicht mund- und herzgerecht für jenes Publikum, das eine Darstellung des leidenden Christus sehen will. Hier ist höchste Einfachheit die reifste und — dankbarste Kunst. Christus darf nicht über die Bühne gehen als moderner Held, den Mund voll unbiblischer Phrasen, und wären diese noch so geistreich! Und wenn ein Dichter „mit Engelszungen redete", hätte er aber — die gläubige Liebe, die gläubige Naivität nicht, so wäre er nichts. Diesen Ton hat Dr. Dimmler besser getroffen, wenn auch sein Passionstext mit dramatischer Kunst nicht viel gemein hat. Manche Stellen und Szenen sind gar zu naiv, gar zu prosaisch, ohne jeglichen dramatischen Puls. Der Dialog manchmal ohne jede Spannung. So mußte, um ein Beispiel zu nennen, die Oelbergszene in ein Nichts zerrinnen. Und wie ein Fremdkörper im Passionstext mußte die Rolle der Claudia empfunden werden. Pilatus gelang ihm, Maria Magdalena mißlang. Judas war — leider wie auch in den Passionstexten von Oberammergau, Waal usw., der Galgenstrick, ganz äußerlich aufgefaßt. Ich glaube es nicht, daß Judas problematisch nicht größer dargestellt werden kann und soll. Nicht die 30 Silberlinge allein dürfen Veranlassung sein zum Verrat, sondern innere Abneigung, Enttäuschung, Durchkreuzung eigener hoher Pläne durch den Meister von Nazareth. In Judas läßt sich die rein irdische Auffassung vom Messiasreiche verkörpern. Was diesem Freilichtspiel den Erfolg brachte, war vor allem — das Freilichtspiel mit den Massenszenen. Hier lag die Größe. Und dazu die einfache Stilbühne, diese gelungene Skizze Jerusalems. Allerdings, Joseph Saier, der Leiter der Oetigheimer Naturbühne, hätte anders inszeniert, hätte es bei der glücklicheren Anlage seiner Bühne anders, besser können. Daß das Abendmahl, die Oelbergszene und die Kreuzigung am selben Ort, gleichsam in einer Innenbühne stattfinden mußten, war ein Mangel, der freilich nicht zu beheben war, außer es wurde ein eigener Hügel errichtet. So war Dimmlers Freilichtbühne im Grunde genommen nichts anderes als eine Innenbühne ohne Dach. Aber es war ein Versuch, der anreizen mußte zur Erweiterung und Vervollständigung. Es wäre schade, wenn man auf halbem Wege stehen bleiben müßte. Die Musik entsprach nicht ganz. Das Wimmern von Geigen veranschaulicht z. B. die Naturwunder bei der Kreuzigung niemals. Da müßten etwa Posaunen ertönen. Auch das „Bauernbenediktus", das auf jedem Dorfkirchhof gesungen wird, wenn ein altes Weiblein beerdigt wird, paßte schlecht zur Abendmahlszene. Daß Christus mit seinem Kreuze aus einem kleinen Türchen herausgezwängt wurde, war wiederum wenig wirksam.

Wohltuend wirkte, im Gegensatz zu der breiten, nimmer endenden Passion von Oberammergau, die kurze, gedrängte Darstellung, obgleich gerade dadurch manche zu breit geratene Nebensächlichkeit zu sehr den Gang der Handlung auseinander zu schneiden schien.

Der Zuschauerraum war groß, faßte etwa 4000 Personen, aber unschön; die Dachung primitiv. Bei den heutigen Preisen konnte aber wirklich nichts Besseres geboten werden. Immerhin bedeutete die Aufführung der Passion im Herzogpark einen schönen Anfang, der einen Aufstieg verheißt, wenn mit unerbittlicher Selbstkritik weitergearbeitet wird. Auf der Höhe echter, wahrer Volkskunst muß sich das Unternehmen halten können, wenn es Anspruch machen will auf ehrliche Würdigung und allgemeines Interesse. Dazu sollte unsere Kritik beitragen können.

Direktor Faßnacht hat in Augsburg, wie ich höre, 86mal seine Passion gespielt; die ersten Aufführungen waren sehr mittelmäßig besucht, dann aber war das Haus immer ausverkauft. Das Passionsspiel ist mit der Familie Faßnacht enge verknüpft, es ist Tradition. Faßnacht arbeitet zusammen mit dem Bühnenvolksbund (Frankfurt) und wird neben der Passion auch noch andere Schauspiele biblischen Inhalts aufführen. Der Text seiner Passion ähnelt dem von Waal und Oberammergau, hat aber den Vorzug der Kürze.

Es wäre zu begrüßen, wenn in der Zeit der Umwälzung und teilweisen Neugeburt der Zeitverhältnisse das **religiöse Volksschauspiel** wieder feste Wurzeln fassen könnte. Wir brauchen ein Gegengewicht gegen die heutige wahnsinnige Vergnügungssucht, die auch das Landvolk in seine Wirbel hineingerissen hat. Und wenn diejenigen, die für diese Sache arbeiten, ein Wort der Kritik sprechen, so geschieht es aus wärmster Teilnahme und in der Ueberzeugung, daß eine große Sache eine wohlmeinende Kritik nicht nur vertragen kann, sondern daran emporwächst.

Oster-Aurikeln.

In meiner Grossmutter Garten
Wehte so eigen der Wind,
Dufteten süsser die Blumen
Als anderswo — mein' ich als Kind.

In meiner Grossmutter Garten
Standen Aurikeln im Rund,
Mit lichtem goldgelbem Auge
Auf dunkelm samtweichem Grund.
Sie blühten zu Osterzeiten,
Wenn rings der Glocken Geläut
Den harrenden Seelen verkündet:
Der Herr ist erstanden heut!
Sie blühten vor Buchsbaumhecken,
In all ihrer lenzlichen Pracht,
Dort fand ich die bunten Eier,
Vom Osterhasen gebracht.
Ich wagte sie kaum zu nehmen,
Nur schüchtern ergriff meine Hand
Die lockenden köstlichen Schätze
In Grossmutters Wunderland.
Es war ja dies Fleckchen Erde
Mein kindliches Paradies,
Aus dem mich des Lebens Führung
Gar bald in die Fremde verwies.

Doch denk' ich seiner noch immer,
Und seh' ich Aurikeln steh'n,
So ist mir's, als müsse ich wieder
In Grossmutters Garten geh'n.
Als wäre die Zeit nicht vergangen,
Als sei ich noch immer ein Kind,
Und es blühten für mich die Aurikeln,
Und es wehte so eigen der Wind.

Anna Freiin von Krane.

Vom Büchertisch.

Die Götter der Edda. Von Leopold Weber, München 1919. Musarionverlag. Gr. 8°. 195 S. Preis 18 M. — Wir besitzen mehr als eine Uebersetzung der Edda, der altnordischen Götter- und Heldenlieder. Volkstümlich aber ist keine von ihnen geworden. Es ist eben nicht damit getan, daß man die alten Texte ins Deutsche überträgt, denn die Edda, die wir besitzen, ist eine Ruinenstadt. Nur der Kenner altnordischen Lebens findet sich in ihr zurecht. Die Sagen sind oft bloß in Bruchstücken erhalten. Leopold Weber, ein ausgezeichneter Kenner germanischen Altertums und zugleich ein echter Dichter, löst die Aufgabe auf eine ganz neue Art. Er baut aus den Trümmern ein neues Walhall. Aus der poetischen Edda wie aus der jüngeren Prosa-Edda des Snorri Sturluson hat er die schönsten Stücke ausgewählt und sie frei nach- oder umgedichtet. Die Form des nordischen Stabreimverses ist beibehalten. Zu rühmen ist, daß die Stabreime nicht nur auf dem Papier stehen, sondern ins Ohr fallen. Das gelang bisher nur wenigen Uebersetzern altgermanischer Dichtungen. In kraftvollen Strophen ziehen die Abenteuer von Thor und Odin an uns vorüber, hören wir mit klopfendem Herzen vom Weltuntergang und der letzten Schlacht der Götter und ihrer übermenschlichen Feinde. Wenn wir auch die Bedeutung und den sittlichen und völkischen Wert dieser Sagen nicht so hoch einschätzen wie der Nachdichter in seiner Einleitung, so sind sie doch ein kostbares Gut der Vorzeit und bereichern jeden, der sich in sie versenkt. Das Zurechtfinden hat uns Weber in einer schönen klaren Einführung wesentlich erleichtert.

Dr. Otto Kunze.

Peter Jason und sein Widersacher. Novellen und Skizzen von Hans Steiger. Regensburg, Friedrich Pustet. Br. geb. 8.50 M. — Glänzende Technik, schärfste Anschaulichkeit und ebensolche Psychologie, dies alles nicht immer erquicklicher Art, beherrscht das eigenartige Bändchen, vor allem die Haupterzählung: ein von dämonischem Licht gestreiftes Seelengemälde aus dem Weltkriege mit zwei einander innerlich völlig ungleichartigen, äußerlich in enge Verbindung gesetzten Trägern der Handlung, die sich im Gebirge, einem Betätigungsschauplatze des Kaiserschützenregiments, abspielt. — Ein grell beleuchteter Ausschnitt aus dem Zerstörungsbilde des Krieges ist die Skizze „Trommelndes Verderben", während sich über der vorhergehenden: „Und in der Stille stehen zwei Engel", einer Vernichtungswiderspiegelung des Alltagslebens, der Friedensbogen der Heilandsliebe und deren durch uns am Nächsten, auch am Feinde, zu vollziehender Nachfolge wölbt. — In Einzelheiten reichlich unwahrscheinlich erscheint mir die an sich interessante kleine Schlußnovelle: „Die Tänzerin und die klingende Nacht", mit erfreulicherweise befreiendem Ausblick.

E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Lustspielhaus. „Moische Brakeles", Lustspiel von Robert Laurency, hatte in einer ansprechenden Aufführung Erfolg. Man unterhielt sich gut, immerhin wird in Milieustücken dieser Art der Mangel einer energisch vorwärts drängenden Handlung mit der Zeit fühlbar. Das Stück spielt in einer Provinzstadt im Osten in einem jüdischen Kulturbereich, das um mehr als eine Stufe tiefer steht, als etwa das berühmte „Jettchen Gebert" und Hirschfelds „Agnes Jordan". Der Verfasser ist, wie wir hören, ein Deutsch-Elsässer, man gewinnt jedoch den Eindruck, daß er seine Studien an Ort und Stelle gemacht hat. Die Witwe Esther Blumenthal, Besitzerin eines Modesalons, steht vor dem Konkurs. Ramses Lebrecht und Moritz Rabb umkreisen sie wie Aasgeier. Sie raten zu einer „gesunden Pleite", bei der sie natürlich glänzend zu verdienen hoffen, aber schließlich führt die Witwe der Geschäftsreisende Moische Brakeles als Braut heim; zuvor legt er einen aus Mangel an Handelsgeist zur Wissenschaft übergetretenen Juden hinein, in dem er diesen Entarteten zu einer Geschäftseinlage von 400,000 M. bestimmt, die dieser macht, weil er glaubt, daß er selbst die schöne Esther bekäme. Zweimal schon stand Herr Brakeles vor der Verlobung, und als nichts daraus wurde, lief er zur Konkurrenz in der unsentimentalen Erwägung, daß es bei der anderen Firma auch eine schöne Tochter gibt. Die Typen sind recht drollig gesehen; auf dem jour fixe der sehr vornehm gewordenen Frau Sarah, im Tuchladen Rabbs und im Blumenthalschen Modesalon wird sehr charakteristisch gemauschelt. Weydner vom Schauspielhause als Gast gab den Brakeles sehr gut. Der Verfasser freilich mag mehr geplant haben, als ihm gelang, auszuführen. Er hat allerhand gut beobachtete Einzelzüge zusammengetragen, aber überlegener Humor hätte noch mehr aus diesem Teufelskerl herausgeholt. Ganz echt war der Moritz Rabb des Herrn Lichtenauer, gut die Frau Sarah der Frau Scholz, die einen Kommerzienrätinnentyp der Fliegenden Blätter mit schönem Gelingen hinstellte. Die jungen Mädchen entbehrten zu sehr der orientalischen Nuance. Die schwierige Rolle des alten Ramses Lebrecht war nicht zureichend besetzt.

Musik. An der Münchener Akademie der Tonkunst wird mit Beginn des Studienjahres 1921/22 Unterricht in alter Kammermusik eingerichtet. Verbunden werden damit Sonderkurse in den alten Instrumenten Viola da Gamba, Cembalo, Oboe d'amore, Oboe da Caccia und Viola d'amore. Zum Unterricht in Viola da Gamba wurde Christian Döbereiner berufen. — Mit einem Jubel, wie er sonst nur die bewährtesten Lieblinge des Publikums umbraust, wurde eine junge Geigerin Olli Olinda von Kap-herr bei ihrem ersten Schritt in die Oeffentlichkeit begrüßt. Eine Künstlerin von feinem musikalischem Empfinden, frisch und gewinnend im Vortrag und von einer trefflichen, soliden Technik. Es war ein Abend von sehr angenehmen Eindrücken. Dr. Waldemar Staegemann bot Volkslieder, die ein jeder kennt, und gerade sie einmal von solch schöner Stimme zu hören, war eine Freude. Von dem feinen, zarten Gesang Irma M. Petars, deren Vortrag intimen Stimmungen gerecht wird, haben wir erst vor kurzem gesprochen. Karl Roesger ist ein berufener Brahmsspieler. Er weiß den intimen Schönheiten nachzugehen; sein Anschlag ist fein, wenn auch ein wenig herb.

Verschiedenes aus aller Welt. Wilhelm Schmidtbonns „Passionsspiel" ist im Großen Schauspielhaus in Berlin gegeben worden. War es im Münchener Künstlertheater gelungen, den Gedanken an eine theatralische Profanierung des heiligen Stoffes gar nicht aufkommen zu lassen, so scheinen in Berlin die Empfindungen geteilt gewesen zu sein. Gerühmt werden die bildhaften Wirkungen. — „Die deutsche Seele", eine Legende von B. Rehse, eine Symboldichtung von großem Gedankenreichtum, hatte in Kattowitz großen Erfolg. Eine freundliche Aufnahme hatte in Wiesbaden das Drama „Die Brüder" von H. Kesser. Die ideenhafte Gegenüberstellung von einem kapitalistischen Feind des Geistes und seinem Bruder, einem Erneuerer der Welt, blieb schattenhaft. „Der Uebergang", eine Tragödie von H. Eulenberg, fand in Altenburg eine kühle Aufnahme. Drei Generationen, die einander hassen. Krankhafte Menschen, die uns quälen. Große Gedanken neben spielerischen Witzchen, Lyrik neben trivialer Realistik, Logik neben Absurditäten, Phrasen neben quälerischen Selbstergüssen; was man immer an Eulenberg auszusetzen hatte, häuft sich nach Berichten in diesem neuen Stück im besonderen Maße. — Knut Hamsun spricht in der in Frankfurt a. M. uraufgeführten Tragikomödie „Abendröte" viel von den Vorzügen, die die Jugend vor dem Alter voraus hat, und in einer in die Mitte des Ganzen gerückten Rede sucht er letzteres vom Throne angemaßter Vorherrschaft und Vormundschaft herunterzustoßen. Die in dem Stücke geschilderten alten Leute haben sich alle um gemeinen Vorteils willen von den Idealen ihrer Jugend abgewendet. — „Die Familie Sykow", ein in Meiningen gegebenes Drama von Maxim Gorki ist ein Sittenstück aus der Sphäre des russischen Provinzbürgertums. Eine idealistisch gesehene Frauengestalt verkörpert das wahre Menschentum in seinem vom Dichter erhofften „neuen Rußland". Die Figur eines moralisch wertlosen Deutschen ist mit nationalistischer Ueberhebung, wenn nicht mit Haß gezeichnet. — Rudolf Lothars Komödie, „Casanovas Sohn", soll in Paris aufgeführt werden. Man kann es für eine Revanche nehmen für so viele unsaubere Stücke, die den umgekehrten Weg machten.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsenwoche begann in fester Haltung, bevorzugt waren in erster Linie wieder Industriepapiere. Am zweiten Tage brachte die Meldung, dass die Alliierten die Forderung aufgestellt haben, die 20 Milliarden bis 1. Mai abzurechnen, Trübung der Lage. Auch wurde die Verflauung der Otavi-Anteile Ursache weiterer Verstimmung. Diese Kolonialwerte sanken um 40%. Die Auslassungen in der Generalversammlung in bezug auf die Besitzverhältnisse waren nicht gerade schlecht, aber die Mitteilung über die grosse Bankschuld verstimmte. Schantung gingen um 14% zurück. Allein die allgemeine Abschwächung hatte doch wohl ihren tieferen Grund darin, dass die Kurse zu rasch hinaufgeschnellt waren und die erwarteten Käufer nicht in dem erhofften Masse gekommen waren, worauf die Spekulation ihre Gewinne in Sicherheit gebracht hat. Mit dieser Haltung am Effektenmarkt ging ein leichtes Anziehen des Dollars bei etwas steigenden Devisenkursen Hand in Hand. Die Neigung zu Realisationen blieb einige Tage wach. Als aber das Verkaufsangebot nachliess, regte sich wieder einige Kauflust und eine ziemlich gute Widerstandskraft wurde fühlbar, aus der besonders oberschlesische Montanwerke Nutzen zogen. Bankaktien zeigten feste Haltung infolge der demnächst beginnenden Veröffentlichung der Abschlüsse, die glänzende Zahlen aufweisen werden. So gewann die Börse am Wochenende wieder ein freundlicheres Aussehen, wenn auch das Geschäft nicht umfangreich war. Die zuversichtliche Stimmung, die einen guten Ausgang der oberschlesischen Abstimmung erwartete, fand in einer Steigerung der oberschlesischen Montanwerke Ausdruck. Dass die Massnahmen der Entente, die unsere Ausfuhr nach dem Westen schwächen und unsere Kohlensorgen mehren, die Börsen nicht tiefer verstimmen, nimmt wunder; allein man muss bedenken, das der Stillstand vieler Industrien, Gewerbe und Handelszweige dazu führt, dass flüssige Gelder irgendwie der Börse zugeführt werden. Die niedrigen Zinsen der Sparkassen und Banken geben wenig Anreiz.

Die Berliner Handelsgesellschaft schlägt eine um 2 1/2 % höhere Dividende mit 12 1/2 vor. Die Bekanntgabe der Geschäftsberichte schiebt sich immer mehr in das Jahr hinein. Die grosse Ausdehnung der Betriebe mit ihrem weitausgedehnten Filialennetz machen eine Uebersicht immer schwerer. Dazu hat auch hier die moderne Arbeitsweise Eingang gefunden, die den Arbeitstag wie früher in die halbe Nacht auszudehnen, kühl ablehnt. Die Handelsgesellschaft ist straff zentralisiert, aus diesem Grunde konnte sie mit ihrem Abschluss als erste der Grossbanken erscheinen. Der Reingewinn ist 36,960'924 M gegen 20,128'074 im Vorjahre. 15,5 Mill. (i. V. 0) sollen der Reserve zugewiesen werden, die hierdurch auf 50 Mill. anwächst. Die Zahl der Angestellten beläuft sich auf 1142 gegen 578 vor dem Kriege. Das Akzept der Bank wurde entsprechend dem lebhaften Warenumschlag in vermehrtem Masse in Anspruch genommen, da die Gesellschaft ihre früheren Beziehungen zum Auslande zum Teil wieder anknüpfen konnte. — Die Württembergische Notenbank, Stuttgart, hatte einen ausserordentlichen Gewinn von 1,87 Mill. M. aus dem Verkauf ihres Silberbestandes. Der Reingewinn ist 1,041'844 M (i. V. 560,141); als Dividende sollen 5 (i. V. 4) % verteilt werden. Die ausserordentliche Generalversammlung der A. E. G. genehmigt ohne Widerspruch die Erhöhung des Aktienkapitals um 50 Mill. Stamm- und 250 Mill. 5 %ige Vorzugsaktien mit 3/5 % zusätzlichem Gewinnanteil der Stammaktionäre über 10%. Bekanntlich dienen von den neuen Stammaktien 30 Mill. der Verbindung mit den Linke-Hoffmann-Werken in Breslau. Ueber die Lage der Gesellschaft wurde mitgeteilt, dass die Aufträge zahlenmässig befriedigend seien, wenn auch nicht so gleichmässig verteilt, wie in früheren Jahren. — Einer auf den 7. April einberufenen ausserordentlichen Generalversammlung der Maxhütte liegt der Antrag vor, mindestens 81% der Kurse der Gewerkschaft Steinkohlenzeche Mont Cenis zu erwerben und den Beschluss über Wiederaufnahme der Arbeiten auf der Zeche Maximilian in Hamm vom Februar 1920 aufzuheben, bzw. sofortige Einstellung dieser Arbeiten. Da die Zeche Maximilian als aussichtsreich galt, überrascht der Antrag der Grossaktionäre Heinr. u. Herm. Röchling, die Besitzer von Mont Cenis bei Herne sind. Erst die in der Generalversammlung zu erwartenden Darlegungen können ein Urteil in dieser Angelegenheit ermöglichen.

Die Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union hat neuerdings einen bedeutenden Machtzuwachs erfahren durch die Einflussnahme auf die Oesterreichisch Alpine Montangesellschaft in Wien. Die Alpine Gesellschaft hat 6 riesige Hochöfen, von denen aber gegenwärtig nur ein einziger im Betriebe ist. Von den deutschen Kokslieferungen erhofft man eine rasche Inbetriebsetzung der Werke.

Der neue ungarische Finanzminister plant eine Herabsetzung der Zinsen der Staatsanleihen, bei den Kriegsanleihen von 6 auf 3%. Dieser verschleierte Staatsbankerott würde jedoch der ungarischen Volkswirtschaft schwere Erschütterungen bringen, die so schlimm wären, dass ihnen gegenüber die Zinsersparnis geringfügig erscheinen möchte. Der vom Minister einberufene „Finanzrat" hat mit allen gegen eine Stimme diese Massnahme abgelehnt. Auch deutsche Interessen stehen hier auf dem Spiel.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Pension
Schloss Hohenwart

bei Berchtesgaden (ca. 10 Min. v. Königssee entfernt) Vornehm eingerichtete Pension. Sämtliche Räume heizbar. Telefon und Bäder im Hause. Vorzügliche Küche. — Wintersport aller Art. Rodelbahn ca. 3—4 km, desgleichen Skigelände vor dem Hause. Günstige Verbindungen von u. nach München u. Salzburg.

Ministranten-Tuche

liefert preiswert
St. Josephsweberei Tirschenreuth.
Muster franko!

Nordseeschule Wangeroog (Insel)

(Priv. höh. Knaben- und Mädchenschule — Landerziehungsheim) für Schüler und Schülerinnen aller Schularten, bes. f. schwächl. Kinder. Tücht. Lehrkr., beste Verpflegung, heilbr. Seebad.
Anmeldungen für Ostern jetzt schon erbeten.

Das Bischöfl. Konvikt Dieburg (Hessen)

bei der staatl. Realschule und Progymn. nimmt unbescholtene, kath. Knaben vom 9. Jahre auf. Gesunde Lage, kräftige Verpflegung, eigene Badeanstalt, gewissenhafte Erziehung. Für talentierte Knaben oder Spätberufene Vorbereitung im Hause fürs Gymnasium.
Auskunft und Prospekt durch den geistlichen Rektor.

Sutanen Römer u. Mantelstuche f. Geistliche und Klöster in bester Qualität. Reelle Bedienung. Muster zu Diensten.
J. Pütz, Boppard a. Rh., Tuchgroßhandlung.

St. Marienschule (Bischöfliche Realschule) Mainz

(Berechtigt zur Obersekunda der Oberrealschule).
Sechsklassige Realanstalt mit wahlfreiem Latein und Vorschule. Abgangszeugnis berechtigt zum Eintritt in die Obersekunda der Oberrealschule. Anschluß an die Obersekunda des Realgymnasiums. **Schuljahrbeginn: 5. April.** Bedingungen des Schülerheims (Willigispl. 2) und jegliche Auskunft durch den geistlichen Rektor.

Jüng. Geistlicher

sucht wegen Krankheit (Nervenleiden) leichtere
Stellung in Kloster, Sanatorium, Schloß etc.
bei Konvenienz auch für längere Zeit. Zuschriften unter Nr. 21159 an die Geschäftsstelle der Allg. Rundschau, München, erbeten.

Geistlicher

erholungsbedürftig sucht Stellung auf Schloß, Sanatorium; nimmt auch leichten Seelsorgsposten an. Gütige Angebote unt. 21189 an die Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau", München.

Gärtnerinnen

bildet zu Gehilfinnen, Dipl.-G. und Lehrerinnen für Kleingartenbau aus.
Staatl. anerk. Rhein. Gärtnerinnenschule Haus Sandersheim zu Kaiserswerth.
Eintritt sofort.

Es wird gesucht für sofort nach dem südlichen Schwarzwald von prachtvoll gelegenem Erholungsheim unter Schwesternleitung unverheirateter, kath.
Chauffeur
der zugleich die 30 Morgen große Oekonomie versehen kann und Kenntnisse im Gartenbau hat. Angebot mit Gehaltsansprüchen u. Zeugnissen unter I. S. 21186 an die Geschäftsstelle d. Allgemeinen Rundschau, München, erbeten.

Briefmarken

Ankauf, Verkauf, Tausch. Preisliste kostenlos.
Arns & Schrott, Wörishofen i/B.

Soeben erschienen in neuer Auflage

Gerhard Esser und Josef Mausbach

Religion / Christentum / Kirche

Eine Apologetik für wissenschaftlich Gebildete

Preise:
Bd. I geh. Mk. 40.—, geb. Mk. 50.— / Bd. II geh. Mk. 20.—, geb. Mk. 28.—
Bd. III geh. Mk. 20.—, geb. Mk. 28.—

„Der Tag", Berlin: Eine treffliche Grundlegung der christlichen Religion, bei der Psychologie, Naturwissenschaft und Geschichte gleichmässig zu ihrem Rechte kommen und in der auch das Unzureichende der Gefühlsreligion dargelegt wird, bietet das Werk. Auf Grundlage der Entwicklung des Geisteslebens seit dem Mittelalter erhalten wir einen Einblick in die philosophische und religiöse Lage der Gegenwart. Es wird die Ausgestaltung und Vollendung der Religion im Christentum geschildert und die Stellung aufgewiesen, welche dem Willen in der Oekonomie der Seelenkräfte, also auch im Verhältnis zu Vernunft und Glaube zukommt. Sehr wertvoll sind die Abschnitte über die voluntaristische Auffassung der Ethik und Metaphysik, sowie die modernistische Betrachtungsweise des sogenannten „religiösen Erlebnisses". Materialismus, Pantheismus und Monismus werden in ihren verschiedenen Erscheinungsformen festgelegt und einer Prüfung unterworfen. Nach ausführlicher Erörterung der Begriffe und des Wesens der Offenbarung, wobei besonders auch die Theorie vom Unterbewusstsein und dem immanentistischen Offenbarungsbegriff des Modernismus eingehende Berücksichtigung finden, wird die Vereinbarkeit der Offenbarung mit der Natur des menschlichen Geistes und den Entwicklungsgesetzen der Menschheit dargetan. Der zweite und dritte Band des ausgezeichneten Werkes behandelt die christliche Religion im besonderen.

*

Das Werk ist in allen besseren Buchhandlungen auf Lager. Ausführliche Prospekte stehen kostenlos zur Verfügung.

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet
Kommandit-Gesellschaft
Verlagsabteilung Kempten

Oberammergauer Kruzifixe

in allen Größen, in einfacher bis feinst künstlerischer Ausführung, für Kirchen, Klöster, Schulen und Haus empfiehlt
Hans Bauer
Holzbildhauerei
Oberammergau (Bayern)
Ludwigstraße 121 b.
Preisliste gratis.

Maier-Harmoniums

über die ganze Welt verbreitet!
Kleinste bis größte Werke, auch von jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4stimmig spielbare Instrumente.
Kataloge gratis.
Tropenharmoniums für Kirchen, Kapellen u. Reise
Alois Maier, Fulda
gegr. 1846
Päpstlicher Hoflieferant.

Verlangen Sie MUSTER
WÄSCHE-: Stickereien :
Billigste Bezugsquelle
Franziska Hertsching, Falkenstein i. Vgtl., Elsässerstr. 1.

Sitz-Auflagen aus Filz Filztuche

Cölner Filzwarenfabrik Ferd. Müller, Köln a. Rh. Friesenwall 67.

Privat-Pädagogium Karlsruhe, B. ::

mit Famil.-Pension. Führt bis Abitur. jeder Schule, auch Damen-Fam.-Anschluss, religiöse Erziehung. Gewinn an Zeit. Beste Refer. im Prosp. B. Wiehl, Bes.

Für Priesterberufe!

Das Knabenseminar St. Joseph der Salesianer Don Boscos in Burghausen, Obb., nimmt Knaben unter dem 15. Lebensjahr auf, die den Wunsch haben, Welt- od. Ordenspriester zu werden. Nur Schüler mit guten Zeugnissen finden Berücksichtigung. Nähere Auskunft und Prospekte durch die Direktion.

Institut St. Maria Bensheim a. d. Bergstr.

a) 10 kl. höhere Mädchenschule (Lyceum), b) einjähr. Frauenschule mit prakt. Anleitung zur Führung des Haushaltes. (Schlusszeugnis der 10 kl. höh. Mädchenschule, des Lyceums od. gleichwertiger Anstalt erforderlich.)
Prospekte durch die Oberin.

Kenner bevorzugen meinen
Rauchtabak
das Pfd. zu Mk. 15.—, 20.— und 25.— versteuert, bei Abnahme von 8 Pfd. frei Haus und Nachnahme.
Alfred Breining, Tabakfabrik, Bruchsal.
Viele Anerkennungen u. große Nachbestellungen, z. B.: Senden Sie mir gfl. wieder für den hies. Lehrerverein 32 Pfd. Tabak, Marke: „Landmanns-Freude" à 15.— Mk. N... Lehrer H....

Schloss Lobeda bei Jena

Landerziehungsheim für Knaben u. Mädchen (Lehrplan höh. Schulen), verbund. mit Kindergärtnerinnen-Seminar und Haushaltungs-Pensionat.
Prof. Dr. Cordsen.
Frau Hanna Miethe.

Wichtig für Politiker, Sozialpolitiker, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler usw.

Das älteste Zeitungsnachrichten-Bureau Argus, G. m. b. H.
(Redakteur P. Schmidt)
Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 118, (Lützow 6797)
liest ausser ca. 800 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material. Infolge meiner langjährigen Tätigkeit an der Zentrumspresse wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation in München.

Die Aktionäre unserer Gesellschaft werden hiermit zu der am

Dienstag, den 19. April 1921 vormittags 11½ Uhr

im Sitzungssale des Notariats München II hier, Neuhauserstraße 6/2, stattfindenden

einundsechzigsten ordentl. Generalversammlung

eingeladen.

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes und des Aufsichtsrates unter Vorlage des Jahresabschlusses mit Gewinn- und Verlustrechnung; Beratung und Beschlußfassung hierüber, sowie Erteilung der Entlastung.
2. Verwendung des Reingewinnes.
3. Aufsichtsratswahlen.

München, 15. März 1921.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation.

Der Vorstand:
Kullen. Kaula.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.

Redaktion und Verlag:
München,
Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M 12.60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gb.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 14 München, 2. April 1921. XVIII. Jahrgang.

Krisenluft in Bayern?

Von Dr. F. Wetzel, München.

Die Anteilnahme der deutschen Oeffentlichkeit an der Abstimmung in Oberschlesien und an den blutigen Racheakten der enttäuschten Polen und in den letztvergangenen Tagen die großangelegten Kommunistenputsche in Hamburg und in Mitteldeutschland haben beinahe vergessen lassen, daß zwischen Bayern und dem Reiche eine neue schwere Krise sich entwickelt hat, eine Krise, deren erste Wellen in Bayern selbst Erschütterungen nicht unbedenklicher Art hervorzurufen anhuben. Und wiederum ist es die leidige Einwohnerwehrfrage, die als scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen der Münchener und der Berliner Auffassung klafft, die neuerdings aber auch in Bayern tiefere Gegensätze auszulösen sich anschickt. Es mag uns hier erlassen bleiben, den ganzen Werdegang der Streitfrage vom Tage des Pariser Diktats bis zur Stunde noch einmal aufzuzeigen; es genüge der Hinweis auf die Erregung, um nicht zu sagen Erbitterung, die sich der maßgeblichen Kreise Bayerns bemächtigt hat, als nach dem Scheitern der Londoner Konferenz und im Augenblick des Einsetzens der „Sanktionen" die Reichsregierung gerade mit dem Regierungsakt hervortrat, der nach Maßgabe der vorausgegangenen Verhandlungen mit Bayern am allerwenigsten erwartet werden konnte: mit der Vorlage eines ungemein scharfen und offensichtlich gegen Bayern zugespitzten Entwurfs des Gesetzes über die Entwaffnung der Selbstschutzorganisationen. Dieser Gesetzentwurf und seine große Schärfe wurde von leitenden Reichsministern mit geheimnisvollen außenpolitischen Erwägungen begründet; niemand aber zweifelte daran, daß innerpolitische Einflüsse in erster Linie den Ausschlag gaben.

Diese innerpolitischen Einflüsse kamen von demokratischer und sozialdemokratischer Seite her. Ihnen ist es auch zuzuschreiben, daß die gesamte Oeffentlichkeit einschließlich der bayerischen Regierung durch den Gesetzesvorschlag der Reichsregierung glatt überrumpelt worden ist. Der Zweck dieser Uebung aber war kein geringerer als der, die Regierung Kahr durch einen kühnen Handstreich zu stürzen. Den offenkundigen Beweis dafür — er erläßt uns den Nachweis weniger offen zutage liegender Machenschaften — lieferte das wundervolle Zusammenspiel der Berlin-Frankfurter Freisinnspresse und des Organs der bayerischen Freisinnigen, der „Süddeutschen Presse", ein Zusammenspiel, das ein durch leidenschaftlichere Sprache verstärktes Echo in der Berliner und Münchener mehrheitssozialistischen Presse fand. Der Kehrreim jedes Leitartikels der genannten Zeitungen während der kritischen Tage hieß: „Kahr ist unmöglich geworden, er hat sich in der Einwohnerwehrfrage verrannt, er muß gehen!"

Die erwähnten demokratischen und mehrheitssozialistischen Ministerstürzer gaben sich um so siegesgewisser, als sie glaubten, herausgetüftelt zu haben, daß die Stellung v. Kahrs innerhalb der bayerischen Regierungskoalition, nicht zuletzt bei der Bayer. Volkspartei, zu wanken beginne. Man sei dort etwas verstimmt über die starken Worte, die Herr v. Kahr da und dort gebrauche, man fürchte, er könne von den Deutschnationalen, deren Demonstrationen nicht überall Wohlgefallen erwecken, zu sehr ins Schlepptau genommen werden. Einige besorgte Aeußerungen führender Abgeordneter der Bayerischen Volkspartei wurden in dem erwünschten Sinne gedeutet — kurzum, vor acht Tagen wähnten die bayerischen Mehrheitssozialisten und Parteigänger der „Frankf. Zeitung" ihrem lang und heiß erstrebten Ziele nahe zu sein. Ja, es wird behauptet, die Sozialdemokraten hätten bereits ihre Kandidaten für die beiden Ministersessel, die ihnen am meisten am Herzen liegen, ausgesucht gehabt, nämlich für das Ministerium des Innern und das Justizministerium.

Daß die Lage offenbar nicht so ganz harmlos war, zeigt der Umstand, daß man auch in bürgerlichen Kreisen eine Regierungskrise nicht für unmöglich hielt. Es ist das aber nicht so zu verstehen, als ob die Regierungsparteien, vorab die Bayerische Volkspartei, Herrn v. Kahr just am ersten Jahrestage seiner Ministerpräsidentschaft etwa hätten fallen lassen wollen! Dafür weiß man in diesen Kreisen nur zu gut, wie schwer ein Mann wie Kahr gegenwärtig zu ersetzen wäre und man weiß ferner, daß eine wirklich ernsthafte Regierungskrise in Bayern heute zwangsläufig in jene verhängnisvollen Bahnen der Linkspolitik zurückmünden würde, aus denen das Land mit Mühe und Not eben erst herausgerissen worden ist. Nein, wenn die Möglichkeit des Rücktritts v. Kahrs da und dort erörtert wurde, so geschah das aus der Auffassung heraus, daß möglicherweise der bayerische Ministerpräsident einerseits den Vorwurf, er lasse sich von den Deutschnationalen beeinflussen, radikal entkräften und anderseits das augenblickliche gespannte Verhältnis zwischen Bayern und dem Reiche durch seine Person nicht noch mehr belasten wollte.

Doch alle diese Ueberlegungen gehören heute der Vergangenheit an. Die Stellung des bayerischen Ministerpräsidenten ist gegenwärtig gefestigt und gesichert wie nur je. Sein unbeugsames Festhalten an der bayerischen Einwohnerwehr ist durch die blutigen Vorgänge in Mitteldeutschland, deren Vorzeichen von der Reichsregierung nicht nach Gebühr beachtet worden waren, aufs neue glänzend gerechtfertigt worden. Außerdem hat die sehr merkwürdige Art, wie der Reichsminister Koch die bayerische Erklärung an die Reichsregierung vom 8. Februar 1921 behandelte, es dem bayerischen Ministerpräsidenten außerordentlich leicht gemacht, einen moralischen Sieg über die Reichsregierung zu erringen, was ebenfalls seine Stellung in Bayern festigen mußte.

Unter solchen Umständen mußte das Entwaffnungsgesetz der Reichsregierung, auch in der etwas abgeschwächten Formulierung, die ihm der Reichstag gab, zu einem Lufthieb werden, soweit es gegen Bayern gerichtet ist. Noch ist zwar eine amtliche Erklärung der bayerischen Regierung zum Entwaffnungsgesetz nicht bekannt geworden; anderslautende Zeitungsmeldungen entsprechen nicht den Tatsachen. Wohl aber darf jetzt schon als ziemlich sicher angenommen werden, daß die bayerische Regierung wie die Mehrheit des bayerischen Landtags sich dahin entscheiden wird, daß das Entwaffnungsgesetz auf die bayerische Einwohnerwehr nicht angewendet werden könne. Dieser Standpunkt ist materiell sehr wohl zu rechtfertigen. Denn der erste Paragraph des Gesetzes sieht in der Formulierung des Reichstags — entgegen dem Vorschlag der Reichsregierung — nur die Auflösung jener Vereinigungen vor, die im Widerspruch zu Art. 177 und 178 des Versailler Friedensvertrags stehen, also lediglich Organisationen militärischen Charakters, nicht aber zivile Selbstschutzverbände.

Man verkennt nun in Bayern allerdings nicht, daß man mit dieser Auslegung in Berlin auf scharfen Widerspruch stoßen wird. Man weiß außerdem, daß der neuerdings sich mit besonderer Heftigkeit gegen Bayern richtende Zorn Frankreichs dadurch noch mehr genährt wird. Allein über all diesen Schwierigkeiten und Bedenken steht das eiserne Gebot, das jede Regierung

von Charakter im Gewissen verpflichtet: Salus publica summa lex esto! Des Volkes Wohl muß höchstes Gesetz sein! Für das ordnungsliebende bayerische Volk aber ist sein Selbstschutz noch immer eine Lebensnotwendigkeit. Denn wäre die bayerische Einwohnerwehr nicht da, so wäre die kommunistische Brandfackel in der vergangenen Woche auch nach Bayern hineingeworfen worden; die Vorbereitungen dazu waren getroffen.

Wie sich aber die zwischen Bayern und dem Reiche bestehende Spannung wohl lösen wird? Wir hoffen, daß der Reichstag wachsendes Verständnis für die bayerischen Notwendigkeiten zeigen und die Ausführungsbestimmungen zum Entwaffnungsgesetz dementsprechend fassen wird. Ein anderer Weg ist nicht erkennbar; denn die überwiegende Mehrheit des bayerischen Volkes wird nur eine Regierung Kahr dulden, das besagt alles. Das besagt aber auch, daß die Franzosen mit ihrem Plane, Bayern mit Gewalt zu einer französischen Orientierung zu zwingen (Kohlensperre!), auf Granit beißen werden.

Akademiker und Zentrum.

Von Professor Dr. Hans Pfeiffer, Meßkirch (Baden).

Die Deutschnationale Volkspartei wirbt kräftig um katholischen Zuwachs, sie hat sogar einen eigenen katholischen Ausschuß zu diesem Zweck. Vornehmlich aus den Kreisen der katholischen Intelligenz sind seit der Revolution Abschwenkungen zu den Deutschnationalen zu verzeichnen. In unserer katholischen akademischen Jugend besteht geradezu ein offensichtlicher Zug dahin.

Es wäre verkehrt, vor dieser Tatsache die Augen zu verschließen und eine Vogelstraußpolitik zu treiben, ebenso verkehrt wäre es aber auch, die ins deutschnationale Lager Abgeschwenkten lediglich von oben herunter zu verurteilen oder sie als politisch unreif zu bezeichnen. Hier heißt es, den Ursachen dieser Abschwenkung nachzuforschen, aufzuklären. Denn die bestehende Erscheinung kann und darf nicht auf die leichte Schulter genommen werden. Stehen wir auch heute in der Zeit der Wertung der Masse und bloßen Zahl, keine Partei wird ungestraft sich ihrer Intelligenz entledigen. Der Wert einer Partei liegt nicht lediglich in der Zahl ihrer Anhänger, sondern wird wesentlich beeinflußt von der geistigen Fähigkeit der Führer an den verschiedensten Stellen. Es ist ja eine nicht zu verschleiernde Tatsache, daß das deutsche Parteiwesen furchtbar leidet an dem Mangel wirklich geistig befähigter Köpfe.

Was führt nun so manche heute ins deutschnationale Lager, die in der Vorkriegszeit nirgends anders als im Zentrum ihren Platz gesehen hätten? Der Grund liegt, allgemein gesprochen, in nationalen Belangen im Sommer 1917. Dann kam der November 1918 und mit ihm der völlige Zusammenbruch unseres Heeres und die Revolution der Kurt Eisner (Salomon Koschinski) und Genossen.

Weitesten Kreisen unserer Intelligenz war es nicht beschieden, von einem auf den anderen Tag „umzulernen". Und ich sage, Gott sei Dank nicht. Sie ließen sich nicht erschüttern durch die Hochflut der Revolution, ja fluchten ihr und fluchen ihr heute noch mehr. Ist angesichts der Geschehnisse bis zur Stunde nicht die Revolution als das größte Verbrechen am deutschen Volke zu verurteilen? Wer will es weiten Kreisen verargen, daß sie in vielem ablehnend unserer Zeit gegenüberstehen, daß sie treu an gar manchem Vergangenen festhalten und dessen Wiedererstehen ersehnen? All diese Kreise sehen nun in der deutschnationalen Partei die Partei, die ihrem nationalen Gedankenkreis am nächsten steht, zu der sie sich daher bis zu einem gewissen Grade hingezogen fühlen. Auf der Fahne der Deutschnationalen steht ja auch das Wort Monarchie. Ja, die monarchische Frage spielt im Herzen vieler unseres Volkes — und es sind nicht die schlechtesten —, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Hier nun kommt aus den Reihen der katholischen Intelligenz der Vorwurf, das Zentrum habe die Monarchie treulos verlassen und sich der Republik offen in die Arme geworfen. Das ist ein tatsächlich ungerechter und ungerechtfertigter Vorwurf gegenüber der Partei. Das Zentrum hat die Revolution nicht gemacht, hat keine Throne gestürzt; konnte allerdings ebensowenig wie die Deutschnationalen die Republik verhindern. Aber man kann ruhig sagen, daß in jener Hochflut der Revolution das Zentrum tatsächlich Größeres und Besseres geleistet hat zum Nutzen des Vaterlandes als die damaligen Deutschnationalen. Der kraftvollen Politik des Zentrums inmitten der bräuenden roten Wogen ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß wir vor dem völligen Chaos bewahrt, daß wir aber auch vor einer sozialistischen Reichstagsmehrheit verschont geblieben sind. Wäre das Zentrum damals mit der Losung für die Monarchie in den Wahlkampf gezogen, die Partei wäre angesichts des unglaublichen Revolutionstaumels im deutschen Volk unter die Räder gekommen; sie hätte die Monarchie nicht gerettet, sondern die sozialistische Alleinherrschaft heraufbeschworen.

Ich glaube, wenn sich unsere katholischen Akademikerkreise diese Tatsachen und klaren Ueberlegungen unvoreingenommen vor Augen halten und prüfen, dann müssen die Vorwürfe gegen die Haltung der Partei in der Jahreswende 1918/19 verstummen, und ein Vergleich mit dem Verhalten der Deutschnationalen jener Zeit muß zugunsten des Zentrums ausfallen.

Eine Frage für sich ist nun die Stellung zur Monarchie überhaupt. Mag man die Monarchie oder die Republik für die bessere Staatsform halten — ich persönlich halte die Monarchie als die einzig geeignete Staatsform für Deutschland —, so dürfte es doch realpolitisch klüger sein, heute diese Frage der Staatsform aus der Erörterung in der Partei herauszulassen, und ihre Beantwortung der Zukunft anheimzustellen. Das Zentrum gibt es ja jedem Mitgliede frei, in seinem Herzen Monarchist oder Republikaner zu sein. Es ist kein Ewigkeitsgesetz, daß wir in Deutschland Republik bleiben müssen. Sollte in späterer Zeit der monarchische Gedanke wieder stärker Fuß fassen im Volke, und sollte die weit überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes sich für die Monarchie aussprechen und auf verfassungsmäßigem Wege ihre Wiederherstellung versuchen, dann, dessen bin ich überzeugt, wird das Zentrum diesem Mehrheitswillen keinerlei Hindernisse in den Weg legen. Eines muß aber heute, von jedem, auch von den Deutschnationalen verlangt werden, daß sie die bestehende Verfassung als Tatsache hinnehmen, gleichgültig, wie man sich auch zu einzelnen Artikeln stellen mag.

Zu unterscheiden von der Stellung und Haltung der Partei um die Jahreswende 1918/19 ist das Verhalten einzelner Parteiführer in jener Zeit. Diese Unterscheidung wird leider in den deutschnational gesinnten katholischen Kreisen nicht genügend gemacht und daher als Verfehlung oder Unterlassung der Partei bezeichnet, was auf das Konto einzelner gehört.

Tatsache ist nun, daß von einzelnen Parteivertretern, auch solchen in führender Stellung, in Versammlungen und in Artikeln damals über den monarchischen Gedanken und über die Monarchie überhaupt fast wegwerfend und verletzend geurteilt und dafür die Republik geradezu in den Himmel gehoben wurde. In dieser stellenweise radikalen Verurteilung der Monarchie, deren Verteidigung mit eine der vornehmsten Aufgaben des Zentrums bis dahin war, und in der Verhimmelung der Republik haben wir, darüber müssen wir uns klar sein, weite Kreise, die sonst dem Zentrum angehörten oder sonst Zentrum geworden wären, heftig vor den Kopf gestoßen und dadurch — wohl ungewollt — ins deutschnationale Lager getrieben. Derartige Dinge wirken nachteilig auf solche, die es nicht über sich bringen können, ihre Gesinnung zu wechseln wie ein Hemd. Sie sind aber auch recht wenig angebracht angesichts der bis heute zutage getretenen „Errungenschaften" der Revolution. Den Nutzen haben allein die Deutschnationalen, denen solche Dinge Wasser auf die Mühlen sind, die nicht versäumen laut zu betonen: seht die Gesinnung der Zentrumspartei; und damit die Stellung einzelner der Gesamtpartei an die Rockschöße hängen. Mehr Zurückhaltung auf unserer Seite in der Lobpreisung der heutigen Republik wäre meines Erachtens nicht unangebracht.

In diesem Zusammenhang auch ein kurzes Wort zur Flaggenfrage. Hier spielen Herz, Gemüt, Tradition eine große Rolle. Gar vielen, die für schwarz-weiß-rot gekämpft und geblutet, ist es schmerzlich, die Fahne von Deutschlands äußerem Aufstieg nun in den Tagen bitterster Not weggeworfen und durch eine neue ersetzt zu sehen. Man verübelt es in katholischen akademischen Kreisen dem Zentrum, daß es die Hand zu diesem Farbenwechsel hergegeben hat.

Seien wir uns auch darüber klar, daß so manches viel zu harte und unberechtigte Urteil, das von unserer Seite über Offiziere, Heer, Heerführer gefällt worden ist und noch heute bisweilen gefällt wird, wohl agitatorisch bei den Wahlen gewirkt haben mag, aber auf weite Kreise unserer katholischen Intelligenz, besonders auf die vielen, die draußen gestanden und restlos ihre Pflicht erfüllt haben, sehr verstimmend ja abstoßend wirken mußte. Es trug nicht unwesentlich dazu bei, daß gerade

aus diesen Kreisen so manche zu den Deutschnationalen sich gezogen fühlten, die ihnen als die einzige Partei erschienen, die rückhaltlos für Offiziere, für Heer und Heeresleitung eintrat und eintritt. Man wende nicht ein, das sind Gefühlssachen, die nicht ausschlaggebend sein dürfen bei politisch reifen Menschen. Parteipolitische Einstellung ist Gesinnungssache, bei der nicht allein der kalte Verstand, sondern auch das warme Gefühl mitzusprechen haben.

Als die Revolutionswogen Deutschland zu verschlingen drohten, da gab es für das Zentrum kein anderes Mittel als eine taktische Linksschwenkung, wenn nicht alles verloren gehen sollte. Ich kann es nicht verstehen, weshalb man sich in unseren Reihen aufregt, wenn man von einer Linksschwenkung redet. Denn einmal ist es Tatsache, und zum zweiten war es meines Erachtens damals eine politische, ja vaterländische Notwendigkeit.

In dem Maße aber, da die politisch-staatlichen Verhältnisse sich wieder verfestigten, war auch der Zielpunkt gegeben, aus dieser taktischen Linksschwenkung allmählich wieder zurückzukehren zu der altbewährten Mitte, zur Partei aller Stände. Diese Rückkehr ist noch nicht allenthalben vollzogen, und Schuld daran trägt wesentlich das als fremdes Reis dem deutschen Volke aufgepfropfte parlamentarische System. Es zwingt zu Koalitionspolitik und damit zu steten Kompromissen besonders mit der Sozialdemokratie. Darunter aber leidet die ehedem sehr scharfe Trennungslinie zwischen Zentrum und Sozialdemokratie. Manches muß geschluckt, manches muß mit verteidigt werden, wo bei voller Bewegungsfreiheit das Zentrum sonst in schärfster Opposition zur Sozialdemokratie stünde, ja stehen müßte. Das wirkt lähmend besonders auf grundsätzlich gerichtete Kreise.

Wie oft kann man heute bei uns hören, ohne oder gar gegen die Sozialdemokratie kann nicht regiert werden, also ausgesprochen die Partei, die vom Zentrum ehedem, und zwar mit vollem Recht, als die Partei der Verneinung und Zersetzung, der fanatischen Christentumsfeindlichkeit auf schärfste bekämpft wurde. Es wird doch im Ernste niemand behaupten wollen, daß die Sozialdemokratie von heute grundsätzlich von der von ehedem verschieden ist. Was sich geändert hat, ist höchstens die Taktik. Es wäre durchaus zu fordern, daß mit mehr Wucht unsere christlichen Ideen in die Wagschale geworfen würden, gegenüber den heute allenthalben wuchernden sozialistischen Ideen. Ich weise hier nur auf die Frage der Sozialisierung, auf den Staatssozialismus hin, dessen Gedankengänge auch bei uns schon Fuß gefaßt haben. Bedenkt man nun die Stellung der Sozialdemokratie zu einer ganzen Reihe wirtschaftlicher und nationaler Fragen, ebenso zu den Akademikern, so wird es verständlich, wenn weite katholische Kreise des Mittelstandes und der Akademiker sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegen, in Gewissenskonflikte kommen und sich tatsächlich fragen: kann ich noch Zentrum wählen?

Und noch eines. In unserer heutigen Zeit, da man nicht genug vom souveränen Volk reden hören kann — auch bei uns hat dieses Wort leider Eingang gefunden —, dünkt sich bald jeder als der Allweise, als der Berufene, wenn nur die Lunge stark und der Mund groß. „Wir brauchen keine Akademiker", kann man gar oft aus gewissen Kreisen heraus vernehmen; was die leisten, können wir genau so gut, wenn nicht gar besser. Nun will ich nicht bestreiten, daß wir sehr tüchtige Nichtakademiker haben, vor deren Leistungen ich alle Achtung hege. Aber man höre führende Parlamentarier, wie sie klagen über den Mangel an Geistestüchtigen, die man an jeden Platz hinstellen kann. Es ist ein krankhafter Zug in unserer Zeit, der sich äußert in einer bedauernswerten Mißachtung und Geringschätzung der Geistesarbeit, ein Zug, der genährt wird durch die offenkundige Tatsache, daß heute Mitgliedbuch und Lungenkraft allein schon genügen, um hohe Beamtenposten ausfüllen und verwalten zu können.

Wie oft schon wurde mir in Gesprächen mit Akademikern entgegengehalten: „Man will uns ja gar nicht." In diesem Ausmaß trifft dieser Spruch nicht zu. Ja, so weit die wirklichen Führer der Partei in Frage kommen, hat man dort sehr großes Interesse daran, daß unsere katholischen Akademiker möglichst zahlreich sich im Zentrum politisch betätigen. Diese „man" sind in erster Linie ein paar Heißsporne aus den Kreisen der Arbeiter, an und für sich recht tüchtige und fleißige Menschen, die aber anscheinend etwas autokratisch veranlagt sind trotz Demokratie!

An solchen absprechenden Urteilen einzelner sollten aber unsere Akademiker keinen Anstoß nehmen, sondern unentwegt ihre Kräfte in den Dienst der Partei stellen. Je mehr wir Akademiker wirkliche, positive Arbeit leisten im Parteileben, um so eher werden wir wieder Einfluß und Anerkennung erringen.

Ich halte den letzteren Weg für richtig aus mehreren Gründen. Einmal droht der Zentrumspartei die Gefahr, ihren Grundcharakter zu verlieren und zu einer Klassenpartei der Arbeiter und Städter zu werden. Ich weise hier nur auf den Stegerwaldschen Vorstoß hin. Stegerwalds Pläne bergen sehr viel Sprengpulver in sich. Darüber müssen wir uns klar sein. Hier erwächst für uns Akademiker die große Aufgabe, mit allen Kräften für den alten Zentrumstandpunkt: Ausgleich und Versöhnung aller Stände, einzutreten.

Wenn vielen katholischen Akademikern die Zentrumspolitik der Gegenwart, ihre Stellung zur Sozialdemokratie nicht gefällt und nicht in allem zusagt, so kann ich das verstehen, halte aber auch hier das Grollen für verkehrt. Denn durch Beiseitestehen und Lamentieren wird nichts geändert oder gebessert. Nein, aktiv mitarbeiten, sich in die Vorgänge vertiefen und dann den Hebel ansetzen, wo man glaubt, daß der Kurs nicht richtig! Seien wir uns auch darüber klar, daß die Deutschnationalen heute als Oppositionspartei dastehen und so viel freier ihre Forderungen aufstellen können. Wenn heute die Deutschnationalen in die Regierung eintreten, müssen sie auch auf gar manches verzichten, manches zurückstellen. Wir erleben es ja an der Deutschen Volkspartei, seitdem diese Partei in der Reichsregierung sitzt. Kritik üben ist nicht schwer, aber besser machen um so mehr!

Zum Schlusse noch eine Wesensfrage! Vergessen in unseren katholischen akademischen Kreisen nicht gar viele über den nationalen Belangen die religiösen? Ist man in diesen Kreisen sich allenthalben klar, daß im Grunde alle politischen Kämpfe Weltanschauungskämpfe sind, daß die einzelnen Parteien eine bestimmte Weltanschauung vertreten und auf dieser ihre ganze Politik für Staats-, Wirtschafts- und Kulturleben aufbauen? Gibt die Deutschnationale Partei Gewähr für eine auf positiv christlicher Grundlage aufgebaute Politik? Wird diese Partei, wenn es in religiösen Fragen einmal hart auf hart geht — und das kommt sehr bald —, auch den katholischen Forderungen gerecht werden? Die Taten der Deutschnationalen in der Berliner Nuntiusfrage, der preußischen Konkordatsfrage, in Sachsen usw. haben bis jetzt eines gezeigt: Ueberprotestantismus, Scheuklappen gegen den Katholizismus, feindselige Stellung zum Papste. Sollen unsere katholischen Akademiker diese Richtung stärken durch ihren Stimmzettel? Das wäre ein Armutszeugnis für ihren katholischen Geist.

Der Wurzelboden des Zentrums ist positiv christlich, und in jahrzehntelangen hartem und härtestem Ringen hat das Zentrum die Zwingburgen gegen den Katholizismus niedergerissen. Seien wir dessen eingedenk. Und wenn heute in unseren katholischen akademischen Kreisen gesagt wird, das Zentrum trete nicht mehr mit dem Bekennermut wie ehedem für die christlichen Ideale ein und bekämpfe nicht mehr mit der Grundsätzlichkeit wie ehedem die Todfeinde des Christentums, nun denn, herein in die Reihen des Zentrums, und gefochten für die Durchsetzung der christlichen Ideale und katholischen Erfordernisse! Das ist Arbeit im Sinn unserer großen, heimgegangenen Führer. Seien wir uns stets klar, daß alles Ringen der Parteien letzten Endes nicht ein Ringen ums Brot ist, sondern ein Ringen um die Seele.

Kurzsprüche.

Ueberall in der Welt wird mit Wasser gekocht; nur an der Börse kocht man mit allerhand Spiritus.

Wer Klassenbewusstsein predigt, reisst nieder; wer Klassendünkel und Klassenhass niederreisst, baut auf.

Je höher die Nase, umso niedriger der Geistesspiegel.

Am liebevollen Gemeinschaftsgeist wird das deutsche Wesen genesen.

Dem satten Sieger genügt der Genuss; der Aufstieg winkt dem Besiegten.

Dr. Jos. Kausen.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wir hatten fast vergessen, daß vor kaum einem Jahre in der Osterzeit wilder Aufruhr ganz Deutschland durchraste. Wir dachten auch nur wenig mehr an die blutigen Augustwochen in Oberschlesien. Jetzt ist beides wiedergekehrt. In Nord- und Mitteldeutschland, vor allem im Kohlengebiet der Provinz Sachsen, hat ohne erkennbaren Anlaß an mehreren Stellen zugleich eine kommunistische „Aktion" eingesetzt. Sie begann mit wilden Streiks und Bombenanschlägen. Und ein altbekannter Name von 1920 tauchte wieder auf: Max Hölz. Seit Monaten schon war sein Einfluß im Vogtland zu spüren. Kleine Putsche und Ueberfälle zeugten davon. Jetzt ist Hölz weiter nördlich wieder aufgetaucht, freilich nur als Unterzeichner von Aufrufen und Gestellungsbefehlen der Roten Armee. Ob er selbst dahintersteckt, war nicht zu erkennen. Vielleicht fühlten die Aufwiegler nur das Bedürfnis, ihrer Sache das Ansehen eines weitbeleumdeten Führers zu geben. Denn bis auf den echten oder unechten Hölz ist der neue Aufstand ganz und gar unpersönlich. Seine Drahtzieher mögen im russischen Ghetto von Berlin sitzen. Uns scheint das nicht unbeachtlich. Im Winter 1918, in der Münchner und Budapester Räterepublik waren die Führer in aller Mund. Und jetzt kein Name als der des längst abgefilmten Kinohelden von Falkenstein. Schon hieraus konnte ein tieferer Blick erkennen, daß es keine große Bewegung mehr war, mochten die Nachrichten aus Eisleben, Halle, Hamburg auch vieles Schlimme melden. Die USP. ging diesmal von vornherein nicht mit den Kommunisten, die Mehrheitssozialdemokratie befand sich sogar in der Rolle der für Ordnung verantwortlichen Staatsgewalt. Der Oberpräsident Hörsing in der Provinz, sämtliche Minister im Freistaat Sachsen, der verantwortliche Senator in Hamburg sind Sozialisten.

Merkwürdig paßt zu diesen Unruhen das Entwaffnungsgesetz, um das so viel gestritten ward. Hätten die heimgesuchten Landstriche einen Selbstschutz besessen, so wäre nicht gesengt und geplündert worden, bis die Sicherheitswehr von auswärts kam.

Schwerer für unser Schicksal wiegt Oberschlesien. Deutschland konnte seines Sieges bei der Abstimmung noch nicht froh werden. Wohl darf es stolz sein auf die Mehrheit von fast 1/4 Million Stimmen. Das Endergebnis ist 716 600 für Deutschland, 471 406 für Polen. Der Friedensvertrag aber bestimmt, daß die Grenzlinie mit Rücksicht auf die Willenskundgebung der Einwohner, sowie die wirtschaftliche und geographische Lage der Ortschaften zu ziehen sei. Dabei muß das Stimmenverhältnis in jeder Gemeinde den verbündeten Mächten mitgeteilt werden. Die Kreise Pleß und Rybnik, anscheinend auch Tarnowitz, haben eine polnische Mehrheit. Daß sie nur durch unerhörten Druck bewaffneter Polen erzielt oder wenigstens stark geworden ist, weiß jedermann. Doch bei unsern Gegnern wird man wenig danach fragen. Nicht nur in Frankreich, sondern auch in der englischen Northcliffe-Presse wird auch schon die Teilung Oberschlesiens befürwortet. Davon darf natürlich keine Rede sein. Polen ließe sich im umgekehrten Fall gewiß nicht darauf ein. Und der Friedensvertrag selbst verlangt ja Rücksicht auf die geographische und wirtschaftliche Lage. Diese verbietet aber ein Zerreißen des Industriebezirks durchaus. In Bayern soll man noch beachten, daß die bayerische Staatsbahn, sowie die Industrie des Landes vor allem von der Rybniker Kohle lebt.

Die Wut der Polen, die sich schon während der Abstimmung in mannigfachen Gewalttaten Luft gemacht, kannte nach ihrer Niederlage keine Grenzen. In Rybnik und Pleß hatten sie über Nacht eine vollkommene Schreckensherrschaft errichtet. Die Deutschgesinnten wurden vertrieben oder mißhandelt und getötet; ihre Häuser und Geschäfte in Brand gesteckt. Auch in Beuthen und Kattowitz wurden zahlreiche Deutsche überfallen. Die Ententebesatzung griff nur zögernd ein, am raschesten die Italiener. Die Franzosen machten am liebsten gemeinsame Sache mit den Polen. Erst als eine deutsche Notwehrerhebung drohte, verhängte der Interalliierte Ausschuß den Belagerungszustand.

Ob der polnische Staat selbst eingreift, ist noch zweifelhaft und braucht auch nicht so leicht angenommen zu werden. Wohl wurde gemeldet, polnische Truppen hätten die Grenze überschritten. Solche Nachrichten sind aber in aufgeregten Zeitläuften mit größter Vorsicht aufzunehmen. Ziemlich gewiß hält sich aber Polen bereit, bei weiteren militärischen Sanktionen seine großen Verbündeteu zu unterstützen. Schon hat es einige Jahrgänge seiner Reserven einberufen. Es läßt sich zweifellos gern ein „Mandat" für den Einmarsch in Oberschlesien erteilen und erreicht dann, was ihm die Abstimmung vorenthielt. Zunächst wagt die polnische Regierung nicht, ihr Volk das wahre Ergebnis wissen zu lassen. Sie läßt nur die Zahlen der Gemeinden mit polnischer Mehrheit verbreiten und überall Siegesfeste und Dankgottesdienste abhalten.

Das Verlangen des Wiedergutmachungsausschusses, bis 23. März 1 Milliarde Goldmark zu zahlen, hat das Reich abgelehnt. Die bisherige Haltung der Entente läßt den Schluß zu, daß sie dies wie auch ein festes Auftreten Deutschlands gegen die Teilung Oberschlesiens zum Anlaß neuer „Sanktionen" nehmen werde. Hingegen ist aus zahlreichen Einzelheiten zu entnehmen, daß man drüben recht gern die abgerissenen Fäden von London wieder anknüpfen möchte. Briand versucht hie und da, die Draufgänger in Kammer und Presse vorsichtig zu bremsen. Anderseits dehnt man unter militärischen Vorwänden die Besatzungszone rechts des Rheins Schritt für Schritt aus. Wir müssen uns auf alles gefaßt machen, sollen aber nicht auf jede Drohgebärde eines Pariser oder Londoner Hetzblattes zeichnen. Es scheint uns nicht zweckmäßig, daß die allermeisten deutschen Zeitungen diese Phantasien vom Einmarsch nach Berlin oder nach Bayern, von Beschlagnahme der Steuern, Zölle und Vermögen regelmäßig wiedergeben. Das fördert nur den Zweck unserer Feinde, das deutsche Volk zu verwirren und mürb zu machen.

Die Verhandlungen des österreichischen Staatskanzlers Dr. Mayr in London haben ergeben, daß die Hauptmächte der Entente ihr Pfandrecht auf Oesterreichs Staatseigentum für eine Reihe von Jahren zurückstellen. Damit ist es Oesterreich ermöglicht, ausländischen Kredit aufzunehmen. Wie Dr. Mayr im Nationalrat erklärte, soll dies in Form einer Anleihe durch den Finanzausschuß des Völkerbundes geschehen. Kommt das Land damit auch unter eine gewisse Aufsicht des Völkerbundes, so zieht man das in Wien einer Aufsicht privater fremder Geldleute vor. Die österreichische Abordnung glaubt in London ein aufrichtiges Interesse der Entente an der Erhaltung und dem Wiederaufbau ihres Staatswesens bemerkt zu haben.

Montenegro verschwindet nach dem Tod des Königs Nikolaus als selbständiger Staat. Erbprinz Danilo hat seinen Thronanspruch gegen 360 000 Frank Jahrgeld an Jugoslawien abgetreten. — Griechenland geht bei Smyrna zum Angriff auf die türkischen Nationalisten vor. Nach anfänglichem Erfolg sollen sich die Griechen vor dem Gegenangriff der Türken zurückgezogen haben. Vom Ausgang dieses Feldzugs hängt die endgültige Lösung der türkischen Frage ab.

Durch eine Reihe sozialistischer Anschläge wurde auch Italien beunruhigt. Wie in Deutschland geschehen sie an verschiedenen Orten zugleich. Es liegt nahe, für ganz Europa eine einheitliche Losung von Moskau anzunehmen. Arnold Rechberg, der bekannte Vorkämpfer eines Kreuzzuges gegen den Bolschewismus, sucht in der „Bayer. Staatszeitung" (Nr. 70) die Pläne Moskaus zu enträtseln, das sich neuerdings wieder äußerst merkwürdig verhält. Den Aufstand in Kronstadt hat es danach vorzeitig ausbrechen lassen, um ihn leichter niederzuschlagen. Die Gerüchte, daß die Räteregierung wanke, wurden aber absichtlich genährt durch die Komödie, daß Lenin mit den Sozialrevolutionären über eine Koalitionsregierung verhandelte. Tat er's, so waren seine Partner jene wenigen Gegner des Bolschewismus, die Moskau eigens für solche Manöver geschont hat. Rechberg glaubt eher, das rote Rußland plane einen neuen Angriff auf den Westen.

Als Gegenwirkung auf den Bolschewismus macht sich jetzt überall eine immer stärkere Feindschaft gegen den Sozialismus, als seinen Schrittmacher, geltend. Bei den Unruhen in Italien werden die roten Aufrührer von den Fascisten, der Einwohnerwehr, arg in die Enge getrieben. In England hielt Lloyd George, der stets eine feine Witterung für die nächste Zukunft hat, eine scharfe Rede gegen die Arbeiterpartei. Er nannte sie eine große Gefahr und rief auf zu einer Koalition wider den Sozialismus. Auch Deutschland wird Nutzen daraus ziehen, wenn es den Anstrich des Staats- und Parteisozialismus, der ihm seit der Revolution von 1918 anhaftet, sobald als möglich abtut. Er trägt das Seine dazu bei, uns in der ganzen Welt verhaßt zu machen. Daß er gar Deutschlands Sendung in der Kulturmenschheit bedeute, ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner Traum.

Die Kirchliche Rundschau kann diesmal erst in Nr. 15 erscheinen.

Rußland, Asien und das Christentum.

Von Dr. Otto Färber.

Auf dem Hochplateau von Pamir steht ein rotes Bataillon. Inmitten der weltfremden Bergriesen, am Treffpunkt von vier Reichen, wirkt sich ein Stück russischer Geschichte, ein Stückchen Weltgeschichte aus. Ein stolzes Bewußtsein schlummert in der Brust der russischen Rotgardisten im Pamir. Sie glauben auf dem „Dach der Erde" zu stehen, jeden Augenblick gewärtig, in siegreichem Zuge in die indischen Fruchtgelände hinabzusteigen.

Das rote Bataillon im Pamir versinnbildet Rußland und sein Volk. Ueberschwengliche Phantasie, Begeisterungsfähigkeit, eine gewisse Tatkraft wohnt in ihnen. Aber vorherrschend ist der Mangel an Wirklichkeitssinn. Geführt von grausameren Tyrannen als je, glauben diese Rotgardisten noch, die Befreier der Welt zu sein, sie glauben für Ideale zu kämpfen — auch dann noch, wenn Blut, Feuer und Tränen ihren Weg bezeichnen. Ungebetene Befreier. Auf dem Sowjetgeld steht in allen asiatischen Sprachen das Wort: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch", der Aufruf zum Abschütteln der Fremdherrschaft! Das berühmte Institut Lasarew in Moskau, das ehedem hervorragende russische Gelehrte, Beamte und Offiziere für große Aufgaben im fernen Osten heranbildete, ist heute Propagandaschule für die Revolutionäre Asiens. Ungeheure Pläne und Perspektiven erfüllen Trotzki und Lenin und mit ihnen viele Russen. Was soll da werden? Wie wird sich das Problem Asien und Bolschewismus entwickeln, wie wird der Bolschewismus sich mit Asien auseinandersetzen? Wird er Asien in Brand stecken? Wird er das englische Weltreich erschüttern? Das sind mächtig bewegende, hochwichtige Fragen. Wir wollen ihre Lösung versuchen, indem wir uns scharf das Wesen des Bolschewismus vergegenwärtigen und seine natürlichen Tendenzen betrachten.

Ein Problem wäre garnicht vorhanden, wenn der Bolschewismus, wie so viele immer wieder behaupten, eine barbarisch asiatische Erscheinung wäre. Dann müßte es ja klar sein, was aus Asien würde. Aber Asien ist nicht das Mutterland des Bolschewismus, sondern Rußland. Rußland und Asien aber sind zweierlei.

Rußland ist die Heimat des Bolschewismus. Der Bolschewismus ist nur russisch, d. h. der Bolschewismus, der in blutrünstiger Wut die Kultur von Jahrhunderten zerstörte, der aus einer Großmacht ein Nichts machte, der schonungslos seine Brüder mordete, die Großgrundbesitzer nicht nur tötete, sondern auch das „Eigentum des Volkes" blind zerstörte, unschuldige Tiere marterte, nur weil sie dem „Herrn" gehörten. Ich erinnere mich dabei an einen dieser unzähligen Vorfälle auf dem Gute Margerittowka, an der Grenze zwischen Don und Kuban, östlich vom Schwarzen Meer, wo hunderten von Pferden die Zungen herausgeschnitten wurden, wo die Alleen zum Gut des kadettischen Abgeordneten Lebedew einfach deshalb umgehauen wurden, weil sie zum Gut des Abgeordneten Lebedew führten. Es ist der Bolschewismus, der von Gerechtigkeit träumt und Ungerechtigkeit bringt, der Bolschewismus, der Wahrheit will und die Unwahrheit zum Gesetz erhebt, indem er gegen Gott und Kirche mit Verboten vorgeht. Dieser Bolschewismus ist russisch. Auch anderswo gibt es solche Naturen und Tendenzen, aber nur in Rußland war es möglich, daß ein ganzes Volk, ein großes Reich ihnen zum Opfer fiel und hilflos in den Maschen des eigenen Netzes sich krümmte.

Rußland war ein großes Reich, das größte der Erde. Es war ein Hauptfaktor in der Weltpolitik und im Welthandel, es brachte große Gelehrte, Künstler hervor. Und heute? Man staunt über das, was das Tagebuch W. Remenys (Petersburg 1920, Verlag der politischen Zeitfragen, München Maffeistr. 4/IV) uns berichtet und wer das alte „neue" Rußland (besser neue und alte Rußland) wie der Schreiber dieser Zeilen kennt, ist tief erschüttert.

Der Bolschewismus ist nichts anderes als der Durchbruch der russischen Urnatur, das Zeugnis der Tatsache, daß Rußland nie die formgebende Herrschaft westlicher oder asiatischer Kulturbringer genoß. Die alte Natur ist die Skytennatur, die ungestüm, negativ, zentrifugal ist, die nur zerstört und die Wahrheit fürchtet wie die Ordnung, die aber — und das ist das Wunderbare — positiv, geduldig, heldenmütig, aufbauend wird, sobald der Fremde im russischen Gewand, der Waräger ihr die Zügel anlegt und mit starker Hand dem verborgenen Guten in ihrer Brust die Möglichkeit siegreicher Entwicklung schafft. (Vgl. Nr. 8, S. 86/87.)

Der Bolschewismus eines Lenin und Trotzky wäre Rußland nie gefährlich geworden ohne den Bolschewismus in der russischen Brust. Die Weltgeschichte kennt keine geschicktere, aber auch keine gewissenlosere Ausnützung eines Volkes als die des russischen durch die bolschewistischen Führer. Sie kannten ihr Volk und errichteten auf wogendem und brandendem Grund ihre Herrschaft der Gewalt, die sich halten kann, weil die Russen noch glauben, daß jene ihre Männer sind, weil sie noch berauscht sind von all dem Entgegenkommen gegen ihre ursprünglichen Instinkte. Die fremdländischen Söldner allein hätten die bolschewistische Herrschaft nie und nimmer stützen können ohne die bolschewistische Natur im Russen. Im Gegenteil: die Gewalttätigkeit der Führer wird einst die Russenherzen einer anderen Gewalt zutreiben, unter der sie es besser hatten, dem Zarentum.

Die Herrschaft der Bolschewisten ist Selbstzweck; ein fremder Zweck. Die bolschewistische Regierung, Unterhandlungen, Krieg und Frieden Mittel zum Zweck. Die Anklänge an panslawistische nationalistische Gedankengänge ebenfalls. Soweit als möglich nützt die Zentralregierung Volkslaunen, -neigungen und -bewegungen aus, um sich hindurchzufristen zu einem ungewissen Ende, an das sie höchstens halb glaubt.

Sie dringt ja nicht überall durch. Sie beherrscht die stockenden Verkehrsadern, sie beherrscht größere Ortschaften und Städte. Aber beherrscht sie das flache Land? Beherrscht sie die Bauern? Beherrscht sie ihre „Untergebenen?" Nein!

Das Chaos ist das Vorherrschende. An den meisten Orten herrscht die russische Urnatur, die sich da und dort schon ausgetobt. Die Anarchie ist das Wesentliche im gegenwärtigen Rußland. Und diese Anarchie, überall gleich, hat überall ein anderes Gesicht. Dort sind es Bauernrevolten, dort ein Bandenführer Machnow, hier ein Ataman, ein Ukrainer, tausend verschiedene Namen und Parteien, bolschewistisch und antibolschewistisch, alles aber die gleiche russische Anarchie. Zu ihr kann man selbst die Strecken Landes rechnen, die in verhältnismäßiger Ordnung liegen, abgeschlossen von Moskau und nur auf Lebensfristung gerichtet.

Die Wogen der Anarchie schlagen nun auch noch nach dem nichtrussischen Asien. Aber es sind vielfach künstlich erregte Wellen, nicht die Natur. Die Bolschewiken brauchen eine Deckung, sie brauchen eine Anfachung und Reklame im Lande und dazu revoltieren sie den Osten. Zwar trafen sich in Baku auf dem bolschewistischen Weltkongreß neben Russen vorwiegend Asiaten. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß der Bolschewismus in Rußland zu Hause ist. Wohl sind Berührungspunkte mit dem Osten da; aber welcher Natur sind sie? Die Völker Asiens, besonders die kleineren Stämme, glauben vielfach im Bolschewismus Morgenluft zu wittern. Sie glauben in Gemeinschaft mit Sowjetrußland ihre nationalen Sonderziele besser erreichen zu können. Ein bolschewistischer Charakter aber fehlt diesen Bewegungen wesentlich, mit Ausnahme vielleicht bei den staat- und kulturlosen Kirgisen, Kalmüken und einigen anderen.

Wohl träumen bolschewistische Führer von einer Revolution in Asien. In ihrer russischen reflektiven Denkweise übersehen sie aber völlig, daß anderen Völkern andere Gesetze innewohnen. Darum sind auch nur verschwindende Erfolge der Propaganda beschieden, die Milliarden russischen Volksvermögens verschlingt. Man spielt den Bolschewismus da und dort aus, aber eine grobe Täuschung wäre die Annahme, als ob der Bolschewismus ein Machtfaktor wäre, vor dem Asien bezw. seine europäischen Herrscher zittern. Die chinesischen und anderen Fremdtruppen der Sowjets sind Söldner, die mit dem Bolschewismus nur die Raub- und Zerstörungswut gemeinsam haben.

So groß der russische Koloß auch ist und so mächtig im Innern in zentrifugaler, zerstörender Kraft, so schnell zersplittert seine Kraft im Kampfe mit Völkern, die ihm gegenüber innerlich kräftiger sind — und das sind alle Nichtrussen. Unter der Fahne des Bolschewismus ist Rußland null und nichtig, ein nach innen fressender, nach außen nur züngelnder Brand. Ringsum sind Feuermauern, die stehen bleiben, bis der Brand ausgebrannt ist. Dann erst wird das russisch-asiatische Problem wieder aktuell: Rußland, zurückgekehrt fast bis zur Formlosigkeit des Urzustandes, wird Form und Gestalt annehmen, sein Volk wird wieder aufsteigen, sobald ein neues Lebensprinzip kommt, sobald ein starkes waragisches Zentrum

die latenten Kräfte im russischen Volke weckt und vereint. Dann wird durch die in Moskau zusammenlaufenden Verkehrsadern des Reiches neues Leben pulsieren, kurz, Rußland wird wieder ein Staat sein. Doch wird das kommende Rußland ebensowenig über seine bisherigen Grenzen hinaus angriffsweise vorgehen wollen, wie das bolschewistische Rußland es gekonnt hat. Das Ziel jeder kommenden Regierung kann und wird nur die Erhaltung und Wiederherstellung sein. Die panslavistische Idee ist ebenso tot wie die imperialistische. Zu grausam war die Lehre der Geschichte. Der Sieg gehört der warägischen Idee.

Möglich wäre es dem kommenden Rußland, z. B. Indien zu erobern. Aber es hat daran kein Interesse. Danielewsky schreibt in seinem „Rußland und Europa“:

Wir sind überzeugt, daß der Feldzug nach Indien eine durchaus mögliche Sache ist. . . . . . Anderseits ist es aber offenbar, daß Rußland nicht das geringste Interesse daran hat, Indien oder irgendeinen Teil von ihm in Besitz zu nehmen. . . . . . Das englische Indien ist vor einem Einfall der Russen nicht so sehr durch die physische wie durch die moralische Unmöglichkeit des indischen Feldzuges bewahrt — eine Unmöglichkeit, von der nur eine einzige Ausnahme besteht: der Feldzug nach Indien ist das einzige Verteidigungsmittel Rußlands im Kriege mit England.

Nach dem Gesagten sehen wir aufs neue ein gewaltiges Problem aufsteigen, das säkularer ist als der Bolschewismus: die Christianisierung Asiens und die Gewinnung Rußlands für die Kirche. Rußland muß diesesmal, da es, wie schon öfters, in seiner Geschichte dem Bolschewismus anheimgefallen ist (so z. B. nach Iwans des Schrecklichen Tod, besonders 1607—13) das warägische Christentum zu Hilfe kommen. Das russische Christentum ist kein Lebensprinzip, es ist der Tod für das chaotische, passiv-zentrifugale Russentum. Katholisches Christentum dagegen vereint mit russischer Natur wird noch größere Wunder wirken, als sie schon die warägische Monarchie im Laufe der Geschichte gewirkt hat. Es kann eine gewaltige Rolle spielen bei Wiederaufbau des bankrotten Landes. Möchten doch alle Katholiken den Schlag der Stunde hören und ihre gewaltige Zeitaufgabe erfassen und auffassen.

Viele sehen die gegenwärtigen Erscheinungen für ein bolschewistisch-asiatisches Problem an. Wir sahen, daß es ernsthaft ein solches Problem nicht gibt. Was wir beobachten, ist zufällige Erscheinung im Zusammenhang mit dem bolschewistischen Prozeß in Rußland. Später wird es deutlicher werden, daß große Probleme, die man in Weltkrieg und Revolution übersehen, in den Vordergrund treten. In Ostasien wird zu dem Wettkampf zwischen Japan und Amerika der Drang des wiedererwachenden Rußland nach Wiedererlangung des verlorenen Prestige und Gebietes treten. In diesem Zusammenhang wird ohne Zweifel Japan und Rußland eine Verständigung suchen, die Rußland vielleicht mit Kamtschatka erkauft. China aber wird mehr als je durch England und Amerika in den Strudel der Ereignisse hineingezogen werden und einen schweren Stand haben. Was soll hierbei das Christentum? Dem erstarkenden Christentum fällt die Rolle zu, den asiatischen Völkern den Weg einer christlich-nationalen Orientierung zu weisen. So klein es prozentual ist, so stark ist es jetzt schon intellektuell und moralisch. Und gerade die katholische Kirche, die frei ist vom fremdländischen Mammonismus, die den Völkern wirklich ein Programm bieten kann, wird eine ungeheuer wichtige segensreiche Rolle spielen. Sie ist das Salz der Erde.

Weiterhin sehen wir das indische und persische Problem. Wiedererwachender Nationalismus wird stärker auftreten denn je. Die Länder, nicht der Bolschewismus, sind Englands Feinde. Es ist noch fraglich, ob die Nationalisten und Autonomisten Aussicht auf Erfolg haben. Tatsache aber ist, daß in Indien kräftiger als je die Arbeit der Mission gefördert werden muß und daß es Not tut, diesen Völkern, den Getauften und zu Tausenden christlich-nationales Bewußtsein einzuflößen und einzuprägen, damit alle sehen, daß die katholische Kirche wirklich übernational, d. h. jedem Volke gleich zugetan ist. Die nationalen Hoffnungen auf sich zu ziehen, das ist die Pflicht der Mission, die dadurch allein verhüten kann, daß sich erwachender Nationalismus und Heidentum vereinen zum Schaden des Christentums.

In Persien und weiter nach Westen taucht das mohammedanische Problem wieder auf. Der Mohammedanismus als begeisterungsfähige Religion ist tief gesunken. Der Nationalismus wird an seine Stelle treten. Darum gilt auch dort die gleiche Losung: Neuentwicklung des National- und Staatsgedankens durch die Mission, lebhafteste Föderung der Mission zum Segen der Völker. Heute schon gilt es, die Grundrisse zur künftigen Weltpolitik zu ziehen. — Das kommende Rußland wird — das ist meine feste Ueberzeugung — die kleinen Randstaaten wieder aufnehmen — zu deren Nutzen. Da die unduldsame Orthodoxie nie mehr wie ehedem ans Ruder kommen kann, ist es auch von unserem Standpunkt aus keine schlechte Lösung. Der Kaukasus wird dann jedenfalls ein hervorragendes Missionsgebiet werden, voll Aussicht auf Erfolg. Die Arbeit wird sich dort naturgemäß teilen in die Gewinnung der Schismatiker und Bekehrung der Mohammedaner.

Gottes Wege sind unerforschlich, aber immer gut. Rußland mußte den Bolschewismus durchmachen. Ein ungepflügtes Feld trägt keine gute Frucht. Jetzt ist es gepflügt und wartet des Sämanns; darum ans Werk!

Nord-China vor dem Hungertod!

Von P. Albert Klaus, Apost. Missionar, Schantung.

Eine Gottesgeißel ganz unerhörter Art liegt über fünf blühenden Provinzen Nord-Chinas: der Hungertod! Seit gut einem halben Jahrhundert ist in Chinas Geschichte solch unglaubliche Trockenheit nicht mehr eingetreten, wie in diesem Jahr; Schantung, Chili, Honan, Schansi und Schensi stehen zum großen Teil vor dem Verhungern infolge fast vollständiger Mißernten. Die Weizenernte zu Beginn Juni war ein völliger Fehlschlag, etwa handhoch standen die Aehren zur Zeit des Schnittes, ein Morgen Land brachte knapp einige Pfund Weizenkörner, kaum ausreichend für die nächste Aussaat im Herbst! Sonst ist die Zeit der Weizenernte ein Volksfest für alt und jung, eine Zeit heller Freude, reichlichen Schmausens; diesmal stand die Erntezeit unter dem Zeichen tiefster Niedergeschlagenheit, banger Herzensstimmung, magerster Hirsekost! Ein gut Stück Hoffnung blieb allerdings noch in der Aussicht auf die Herbsternte und die Maisaussaat gegen Mitte Juli. Sollte denn dieses Jahr wirklich kein Regen fallen? Das erschien unmöglich! Und doch, dies furchtbare Mißgeschick traf sehr viele Gegenden! Ein Anblick von schreckenerregender Seltenheit stellte sich dem Wanderer vor Augen: Unübersehbare graue Felder breiteten sich weithin aus im Hochsommer, wo sonst allenthalben kaum ein grasleeres Fleckchen Erde sich zeigt; erschüttert und verzagt schaute der getäuschte Landmann auf seine wertlosen, nichts tragenden Aecker! Die Bauernbevölkerung steht jetzt tatsächlich vor dem Verhungern! Der durchschnittlich sehr sparsame und arme chinesische Bauer lebt jahraus, jahrein von der Hand in den Mund; sparen und zurücklegen für knappe Zeiten sind ihm unbekannte Dinge, er besitzt ein unbedingtes Vertrauen auf den regelrechten Gang der Naturkräfte und sieht sich nun einem völligen Nichts gegenüber. Irgendwelche sonstigen Verdienstmöglichkeiten sind ihm nicht geboten, Industrieanlagen fehlen völlig in diesem riesengroßen Ackerbaustaat, zum Handeltreiben, auch zum Kleinhandel mangelt ihm jedes Kapital, niemand mag einem bettelarmen und kinderreichen Mann etwas leihen. Es kommt dem Bürger eines geordneten Staatswesens unfaßlich vor, daß Tausende, ja Millionen Menschen tatsächlich kein Getreidekorn, kein Gemüse, kein Fleisch, kein Heizmaterial besitzen sollten, um sich doch wenigstens notdürftig durchs Leben zu schlagen. Und doch steht es heute hier in diesem patriarchalischen Agrarstaat derart, daß ein Verbleiben der Bevölkerung an Ort und Stelle einem buchstäblichen Verhungern gleichkäme! Angesichts dieses entsetzlichen Elends ziehen sehr viele Familien den Tod vor, voll Verzweiflung an der Möglichkeit einer Besserung. Kürzlich brachte eine weinende Mutter ihre vier Kinder hierher, zur Mission, der Vater und Großvater hatten durch Erhängen ihrem Leben ein Ende gemacht. Hunderte solcher Fälle ereignen sich, ganze Familien stürzen sich in die Flüsse oder setzen durch Selbstvergiftung ihrem Leben ein Ziel! Die letzten paar Kupferstücke, die sich daheim finden, werden zum Kauf von etwas Fleisch verwendet, man bereitet ein spärliches Mahl, mischt eine gute Portion scharfen Giftes hinein, setzt sich gemeinsam zu Tisch, ißt zusammen und stirbt zusammen! Gar zahlreiche, früher gutgestellte Familien

greifen so zum Selbstmord! Wieder andere versuchen erst alles Erdenkbare; man verkauft sein Vieh, etwaige Baumbestände, man reißt einige Nebenhäuser nieder, um die wertvollen Balken in Geld umzusetzen, ja nur zu oft treibt die schreckliche Not, sogar die eigenen Kinder für einige Dollars zu verkaufen! Die unglücklichen Eltern, die meist mit innerlich tiefer Liebe an ihren Kindern hängen, geben sie jetzt jedem Käufer hin, ja ergehen sich in lauten Worten des Dankes für die erhaltenen paar Dollar! Der mutigere Teil der Bevölkerung, besonders Männer und rüstige Frauen, suchen ihr Heil in der Auswanderung nach gesegneteren Landstrichen oder in die Großstädte, wo sie vielleicht irgend ein Unterkommen finden oder doch wenigstens durch Betteln sich am Leben zu erhalten hoffen. So groß war und ist zeitweise der Zudrang von Bettlern zu den Städten, daß man sich gezwungen sieht, die Stadttore zu schließen, um ein Ueberhandnehmen solch unruhiger Bevölkerung zu vermeiden. Schätzungsweise trifft die entsetzliche Hungersnot gegen 30—35 Millionen Chinesen.

Zur Abhilfe des unermeßlichen Elends erschien zuerst vor allen übrigen ein Aufruf der Pekinger katholischen Mission, die sich an alle Ausländer daselbst wandte mit der Bitte, eine Summe aufzubringen für die Hungerleidenden! Diesem Mahnruf gaben sehr bald auch chinesische städtische Genossenschaften Gehör und erließen in verschiedenen Blättern Aufrufe, Sammlungen zu veranstalten. Allmählich bildeten sich in verschiedenen großen Städten Zentralen, die sich der Notleidenden annehmen wollen. Es ist natürlich keine kleine Arbeit, mit Umsicht und Genauigkeit eine wirksame Hilfeleistung für viele Millionen Hungernder zu organisieren, zumal hier in China, wo das Durcheinander die Regel ist und uneigennütziges Handeln für andere gar zu den Wunderdingen zählt. Was in Europa selbstverständlich, ist es noch lange nicht in China. Bei einem solch unermeßlichen nationalen Unglück, wie es die Hungersnot darstellt, sollte man meinen, die staatlichen Organe täten zuerst die nötigen Schritte zur Hilfeleistung. Jedoch vergingen hier Wochen, ja Monate, bis sich die Zentralregierung äußerte, und noch gibt es eine Menge Kreisbeamter, die geradezu abwartend zusehen, wie sich das Land entvölkert oder zahlreiche kleinere Räuberscharen ihr Unwesen treiben. Man kann in den Zeitungen die verschiedensten, aber auch unreifsten Vorschläge zur Abhilfe der Not und zur Beschäftigung der Hungernden lesen, aber zu einer greifbaren, praktischen Politik ist man bis Ende November, obwohl der scharfe Winter vor der Türe steht, noch nicht gekommen. Da werden großzügige Pläne von Flußregulierungen angeraten, Arbeiten zu Wegebauten und Eisenbahnlinien auf dem Papier angeregt, aber zur Durchführung solch großzügiger und an sich gewiß recht nützlicher Anlagen fehlen alle Vorarbeiten und damit die Gewähr eines Gelingens. Im großen Ganzen wird nicht viel anderes übrig bleiben als durch unmittelbare Unterstützungen mit Getreide und Kleidung die Aermsten vor dem Hungertod zu retten.

Daß die katholische Mission Nord-Chinas ebenfalls bitter getroffen wird, ist eine nur zu herbe Tatsache! Zahlreiche christliche Familien wandern aus, andere übergeben ihre Kinder wohlhabenden Heiden, verheiraten, richtiger verkaufen ihre Mädchen an Heiden, da ihnen kaum eine Hilfe zuteil wird. Ein Nachbarmissionar aus Chili sagte dem Schreiber dieser Zeilen, daß von seinen 3000 Christen keine 1000 mehr daheim seien! Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den übrigen Missionaren. Die große Notlage der Missionen, herrührend besonders von dem mangelnden Zuschuß aus Europa, hemmt den noch so guten Willen der Missionare, etwas von Belang für die Hungerleidenden zu tun. Zwar mildern die verschiedenen Hilfsaktionen hie und da ein wenig das Elend, indes da jede großzügige Politik der Regierung fehlt, da Einheitlichkeit und Unparteilichkeit ungekannte Dinge sind, bleibt die Mehrzahl der Armen ohne Unterstützung. Mit Bangen sieht man der Zukunft entgegen; denn in zahllosen Gegenden, wo für die ersten Wintermonate auch genügend Getreide sein mag — die Ernte war dort kein völliger Fehlschlag, blieb aber weit unter normalem Verhältnis zurück — wird zu Beginn des Frühlings sich ebenfalls größte Not breit machen. Dann ist es zum Auswandern zu spät, dann bedeutet Hungersnot soviel wie allgemeinen Aufruhr! Von der bitteren Not getrieben, scharen sich dann die Armen zusammen, beginnen zu plündern und zu rauben, ohne daß ihnen Halt geboten werden könnte! Schon jetzt durchziehen Räuberbanden einige Bezirke, schon jetzt kommen von verschiedenen Missionaren alarmierende Nachrichten, und doch stehen wir erst am Beginn des Winters!

Ein wichtiger Punkt für das Reichsschulgesetz.

Von Dr. Wilh. Timmen, Eutin.

Das Reichsschulgesetz liegt in seinen Grundzügen durch die neue Verfassung fest. Nach Artikel 146 werden wir in Zukunft drei Schularten nebeneinander haben, simultane, konfessionelle und bekenntnisfreie Schulen. Für die Wahl dieser Schulen ist der Wille der Eltern maßgebend, soweit dadurch ein geordneter Schulbetrieb nicht beeinträchtigt wird.

Auch der Grundplan der Schulaufsicht ist durch die Reichsverfassung gerichtet. Der Religionsunterricht ist ordentliches Lehrfach der Schulen mit Ausnahme der bekenntnisfreien Schulen. Seine Erteilung wird im Rahmen der Schulgesetzgebung geregelt. Der Religionsunterricht wird in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft unbeschadet des Aufsichtsrechts des Staates erteilt. (Artikel 149.) Das Urteil, ob der Religionsunterricht mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgesellschaft übereinstimmt, muß füglich den kirchlichen Organen überlassen bleiben, und damit ist deshalb auch die grundsätzliche Anerkennung der kirchlichen Schulaufsicht durch den Staat erfolgt, wenn auch genug Unklarheiten über die Grenzen im Rechte dieser Schulaufgaben bestehen bleiben. (Vergl. meinen Aufsatz: Die religiös-sittliche Schulaufsicht der Kirche. „Allg. Rundschau" Nr. 36 vom 4. September 1920.)

Im übrigen steht das gesamte Schulwesen unter der Aufsicht des Staates; er kann die Gemeinden daran beteiligen. Die Schulaufsicht wird durch hauptamtlich tätige, fachmännisch vorgebildete Beamte ausgeübt. Man kann diesem Artikel unbedenklich zustimmen, wenn die Beamten von dem Vertrauen der Elternschaft getragen werden. Es kann aber auch zu Unzuträglichkeiten führen, wenn die ganze Art der Schulaufsichtsbeamten auf starken Widerstand und Widerwillen stößt. Am bekanntesten ist in letzter Zeit die Besetzung der Oberschulratstelle in Berlin geworden. Weiteste Kreise waren mit der getätigten Wahl des Sozialdemokraten Löwenstein nicht zufrieden und legten dagegen Verwahrung ein. Die Regierung hat dem Streite ein Ende gemacht, da sie die Wahl nicht bestätigte. Als dann wieder ein Sozialdemokrat, Wilhelm Paulsen aus Hamburg, berufen wurde, wehrten sich die Bürgerlichen von neuem kräftig. Diese Fälle, die in ganz Deutschland Aufsehen erregt haben, geben doch zu denken.

Wir haben in Zukunft mit konfessionellen, simultanen und bekenntnisfreien Schulsystemen zu rechnen. Wie soll nun die Schulaufsicht über diese verschiedenen Schularten ausgeübt werden? Bislang war sie in Deutschland nicht einheitlich geregelt, man unterstellte bisweilen wohl katholische Schulen evangelischen Schulräten oder stellte auch wohl besondere Stadtschulräte an. Aber in den meisten Bundesstaaten blieb es doch die Regel, daß auch den Schulaufsichtsbeamten nach ihrer Konfession katholische oder evangelische Schulsysteme zugewiesen wurden. Wie soll das in Zukunft werden? Kann man damit rechnen, daß wir nunmehr auch nach der neuen Dreiteilung Schulaufsichtsbeamte für simultane, konfessionelle und bekenntnisfreie Schulen erhalten? Oder wird man alle Schulen ihres Bezirkes, gleichgültig, ob es sich um eine Bekenntnisschule oder um eine bekenntnisfreie handelt, einfach einem Schulrate anvertrauen, ohne sich um dessen Stellung zu Religion und Kirche zu kümmern?

Bei der Neubesetzung von Aufsichtsstellen haben die Eltern in der letzten Zeit schon mehrere Male gezeigt, daß ihnen die Person des Schulrats nicht gleichgültig ist, und sie haben auch an einzelnen Orten bereits zum Streik gegriffen, um die mißliebige Berufung eines Schulrates rückgängig zu machen.

Wir dürfen uns ruhig auf den Boden des Artikels 149 der Reichsverfassung stellen, nach welchem die Erteilung religiösen Unterrichts und die Vornahme kirchlicher Verrichtungen der Willenserklärung der Lehrer, die Teilnahme an religiösen Unterrichtsfächern und an kirchlichen Feiern und Handlungen der Willenserklärung desjenigen überlassen bleibt, der über die religiöse Erziehung des Kindes zu bestimmen hat. Aber man wird doch auch verlangen müssen, daß, wie jeder Lehrer an einer Bekenntnisschule, so vor allem jeder Schulaufsichtsbeamte in seiner ganzen Persönlichkeit die volle Gewähr bietet, daß derselbe sich nicht nur von jeder Animosität gegen das Glaubensleben der Kinder freihält, sondern

als Schulaufsichtsbeamter einer Bekenntnisschule auch der betreffenden Konfession genügendes Verständnis und Wohlwollen entgegenbringt.

Für das neue Reichsschulgesetz sind simultane, konfessionelle und bekenntnisfreie Schulen vorgesehen, am besten wird es sein, auch die Schulaufsicht entsprechend dieser Dreiteilung aufzubauen. Unter Führung der Düsseldorfer Schulorganisation ist das katholische Volk auf seinem Posten, Eingriffe in seine Erziehungsrechte abzuwehren, möge es auch genügende Aufmerksamkeit der Schulaufsichtsfrage zuwenden.

Die Leipziger Frühjahrsmesse.

Von Ingenieur Heinrich Müller, Offenbach a. M.

Fand schon die Eröffnung der Leipziger Frühjahrsmesse unter wenig günstigen Auspizien statt, so stand ihr Verlauf unter dem überwältigenden Eindruck des Scheiterns der Verhandlungen in London und der drohenden Anwendung der Sanktionen, die naturgemäß das Ausfuhrgeschäft aufs äußerste erschweren, wenn nicht gänzlich unterbinden müssen. Mit dieser Art des Verlaufs der Leipziger Frühjahrsmusterschau haben die erfahrenen Aussteller von vornherein gerechnet. Trotz alledem verdient hervorgehoben zu werden, daß der Abbruch der Londoner Konferenz und der Gewaltakt der Entente weder bei den 15000 Ausstellern, noch bei den mehr als 100000 Einkäufern die Panik auslöste, die man in Paris und London anscheinend erwartet hatte. Gewiß ging die an sich bereits gedrückte Kaufstimmung am Messedienstag noch weiter zurück, als bekannt wurde, daß die Verhandlungen in London gescheitert seien und Dr. Simons die Abreise vorbereite, aber sie wuchs sich dennoch nicht zu offenkundiger Kaufunlust aus. Die Hoffnung der in London versammelten Vertreter der Feindbundstaaten, das Leipziger Messegeschäft mit einem Schlage lahmlegen zu können, hat sich als trügerisch erwiesen, eine Tatsache, an der auch die rheinischen Siege Fochs nichts zu ändern vermochten.

Die Zahl der in Leipzig anwesenden Einkäufer hatte diesmal eine recht beachtenswerte Ziffer erreicht. Neben dem Inlande war auch das Ausland sehr zahlreich vertreten. Namentlich aus der Schweiz, aus Dänemark und Italien waren zahlreiche Einkäufer erschienen. Außerdem waren die Tschechoslowakei, Bulgarien, Schweden, England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika gut vertreten. Sogar aus Indien waren diesmal eine ganze Reihe von Einkäufern in Leipzig anwesend. Zu dieser großen Einkäuferschar stand das Messegeschäft in keinem richtigen Verhältnis. Gewiß sind in einzelnen Messezweigen wie z. B. in der Textil- und Spielwarenindustrie) recht ansehnliche Umsätze erzielt worden, aber diesen Messezweigen stehen doch auch wieder Branchen gegenüber, die wenig günstig abgeschnitten haben. Dies ist z. B. besonders der Fall bei der Papierverarbeitungsindustrie sowie beim Buch- und Kunstgewerbe. In den technischen Messezweigen war das Geschäft im allgemeinen mittelmäßig, obgleich auch hier zahlreiche Aussteller Leipzig verlassen haben, ohne mit den erzielten Umsätzen zufrieden zu sein. Das geschäftliche Ergebnis der Leipziger Frühjahrsmesse ist eben nicht nur durch das Scheitern der Verhandlungen in London beeinflußt worden, sondern es waren ihm auch von vornherein dadurch bestimmte Grenzen gezogen, daß die Messe unter den Auswirkungen der Weltabsatzkrisis stattfand, deren Schaulinie gegenwärtig zwar noch in langsam ansteigender Krümmung begriffen ist, mit deren Abflauen jedoch in absehbarer Zeit zu rechnen sein wird.

Die Bemühungen des Leipziger Meßamts, die Messe diesmal wenigstens teilweise nach Branchen zu gliedern und dadurch übersichtlicher zu gestalten, waren überall unverkennbar. Die Wiedervereinigung der Technischen und Baumesse mit der Allgemeinen Mustermesse wurde sowohl von den Ausstellern wie auch insbesondere von den Einkäufern als äußeres Merkmal einer strafferen Organisation gewertet. Der Raumnot konnte diesmal zwar bis zu einem gewissen Grade gesteuert werden, aber sie stellt nichtsdestoweniger für die Entwicklung der Leipziger Messeorganisation ein Problem dar, dessen Lösung unendlich schwierig ist und daher ernste Beachtung verdient. Neu entstanden sind diesmal die Textilhalle am Königsplatz, das Concentra-Meßhaus und das Porzellan-Palais; außerdem war es dem Meßamt gelungen, die verschiedenen Ausstellungsgebäude und Meßhallen zum Teil nicht unerheblich zu vergrößern.

Gleich den Meßhäusern in der inneren Stadt wurden auch die Hallen und Stände der Technischen und Baumesse auf dem Ausstellungsgelände in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals von in- und ausländischen Einkäufern stark besucht. Zum Lobe des Meßamts soll hier gesagt sein, daß es den mit der Reorganisation der Technischen und Baumesse betrauten Persönlichkeiten schon diesmal gelang, die technischen Messezweige wesentlich übersichtlicher als früher zu gruppieren. Gewiß stellen zahlreiche technische Messeaussteller noch immer auf ihren angestammten Ständen in den Meßhäusern der inneren Stadt aus, aber es mehrt sich die Einsicht, daß die Messe durch eine strenge, branchenmäßige Gruppierung der Aussteller nur gewinnt. Es wird freilich noch mancher Bemühungen des Meßamtes bedürfen, um die bisher in den einzelnen Meßhäusern der inneren Stadt ausstellenden Firmen der verschiedenen technischen Messezweige zur Aufgabe ihrer angestammten Stände und zur Einfügung in die im Aufbau begriffene neue Gliederung der Leipziger Mustermessen zu bewegen. Die Durchführung der vom Meßamt ins Auge gefaßten großzügigen Organisation wird sich als unmöglich erweisen, wenn seitens der Aussteller nicht die unbedingt erforderliche Messedisziplin geübt wird.

Die Vorteile der organischen Gliederung der Messe traten diesmal am sinnfälligsten und eindringlichsten auf der Technischen und Baumesse in die Erscheinung. Hier waren nicht nur Zurechtfinden und Uebersicht wesentlich erleichtert, sondern die verschiedenen Zweige der technischen Industrie waren auch so untergebracht, daß die Besichtigung der Stände gewissermaßen nach zwangläufigen Gesichtspunkten erfolgen konnte. Den Mittelpunkt der Technischen Messe bildete auch diesmal wieder die vom Verein deutscher Werkzeugmaschinenfabriken zusammen mit seinen Unterverbänden veranstaltete Ausstellung in der großen Kuppelhalle, die seinerzeit für die Internationale Baufachausstellung und die Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik errichtet worden war, und die nicht nur die Bewunderung aller Fachleute, sondern insbesondere auch der Ausländer hervorrief. Die Organisation dieser Ausstellung kann sowohl ausstellungs- wie messetechnisch als vorbildlich bezeichnet werden. Die Beteiligung der Industrie an den Leipziger Mustermessen hat eine so umfassende Bedeutung erlangt, daß der gewissenhafte Einkäufer, der sein Einkaufsgebiet restlos durchzuarbeiten beabsichtigt, mit einer Meßwoche nicht mehr auskommt. Schon die eingehende Besichtigung der Ausstellung des Vereins deutscher Werkzeugmaschinenfabriken erfordert, um nur ein Beispiel anzuführen, mehrere Tage. Dasselbe ist der Fall bei der ausgedehnten Musterschau elektrotechnischer Erzeugnisse. Auch die Baumesse entwickelt sich immer mehr zum geschäftlichen Mittelpunkte des deutschen Bauwesens und es wird bald keinen Architekten mehr geben, der nicht gezwungen ist, jedes Jahr wenigstens einmal die Baumesse in Leipzig zu besuchen.

Die Großindustrie ist in Leipzig noch immer nicht geschlossen vertreten. Die Friedrich Krupp-A.-G. in Essen trägt sich zwar mit dem Gedanken, auf der diesjährigen Leipziger Herbstmesse mit einer größeren Sonderausstellung vertreten zu sein und zu diesem Zwecke ein eigenes Meßgebäude zu errichten, indessen hatte die Firma auf der Frühjahrsmesse noch nicht ausgestellt. Hand in Hand damit geht der Plan der Essener Großfirma, in Zukunft auch die Frankfurter internationalen Messen zu beschicken. Gewiß waren diesmal die Großfirmen der Elektroindustrie in Leipzig fast vollzählig vertreten und auch die meisten größeren Firmen der Werkzeugmaschinenindustrie und verwandter technischer Zweige hatten die Messe beschickt, aber von einem geschlossenen Auftreten der deutschen Großindustrie auf den Leipziger Mustermessen kann vorderhand noch nicht gesprochen werden. Als erfreuliches Zeichen konnte diesmal das Erscheinen der Deutschen Werke, der früheren Werkstätten des Deutschen Reiches, auf der Messe gewertet werden, deren zahlreiche Stände von einer außerordentlichen Vielseitigkeit der Fabrikation und vor allem von dem Bestreben zeugten, die ehemaligen Militärwerkstätten der friedlichen Produktion dienstbar zu machen und für den Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft auszunutzen.

Bemerkenswert ist schließlich noch der Typ des Concentra-Meßhauses, das der Bing-Konzern in Nürnberg erstellt hat. Beherrschte bisher der Fabrikant fast ausschließlich die Messe, so tritt mit dem Concentra-Meßhaus der Meß-Palast der Händler zum ersten Male ganz deutlich in die Erscheinung. Es kann damit gerechnet werden, daß das Concentra-Meßhaus in Bälde nachgeahmt wird, denn schließlich haben auch andere Konzerne ein Interesse daran, sich der internationalen Einkäuferschar auf der Weltmesse in Leipzig im vorteilhaftesten Lichte zu zeigen. Wie die Friedrich Krupp-A.-G. demnächst darangehen wird, sich in Leipzig und Frankfurt a. M. eigene Ausstellungsheime zu schaffen, so werden auch die maßgebenden Konzerne der Elektroindustrie und anderer technischer Messezweige nicht zögern, ihrerseits neue Ausstellungsmöglichkeiten zu entwickeln.

Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, zeigt sich uns die künftige Entwicklung der Leipziger Mustermessen in einem besonderen Lichte. Auf der einen Seite ist das Meßamt bestrebt, die ins Ungeheure gewachsene Messeorganisation in Gruppen zu unterteilen und diese wieder nach Branchen zu gliedern, während auf der anderen Seite Trusts und Konzerne sich mit der Absicht tragen, sich eigene wirkungsvolle und erfolgsichere Ausstellungsmöglichkeiten zu schaffen. Inwieweit sich die Einkäufer mit dieser Entwicklung der Leipziger Messeorganisation abfinden werden, ist eine Frage, die zu entscheiden in erster Linie Sache des Handels ist.

Die Internationalisierung der Leipziger Mustermessen macht ebenfalls erfreuliche Fortschritte. Gewiß ist der Ausländer in den letzten Jahrzehnten auf den Leipziger Messen fast ausschließlich als Einkäufer vertreten gewesen, aber das Ausland beginnt allmählich einzusehen, daß die Leipziger Messen als Jahrhunderte alte internationale Absatzorganisation nicht nur den Absatz deutscher Erzeugnisse, sondern auch den internationalen Waren- und Güteraustausch zu fördern berufen sind. Dem bereits bestehenden Oesterreichischen Meßhaus hatten sich diesmal die neuen nationalen Meßhäuser der Tschechoslowakei und der Schweiz angereiht. War der Leipziger Brennpunkt des Weltmarktes in den letzten Jahrzehnten mehr eine nationale Messeorganisation, so tritt heute schärfer als je zuvor das Bestreben hervor, diesen gegenwärtig wichtigsten Zentralmarkt der Welt zu internationalisieren.

Wettbewerb für ein bayerisches Armeedenkmal.

Von Dr. O. Doering.

Wie anders hatten wir es uns gedacht! In allen Städten, in jedem Dorfe sahen wir im Geiste schon herrliche Denkmäler sich erheben, Ehrungen für den Sieg unserer Helden und ihrer Führer, in edler Gestaltung Kunde gebend auch von dem Hochstande unserer durch die begeisternden Ereignisse gewaltig gehobenen Monumentalkunst. Nun ist es anders gekommen. Aber ist auch der Siegestraum zerronnen, so soll die Dankbarkeit für jene, die um unsertwillen ihr Leben dahingaben, doch in bleibenden Zeichen weiterleben. Viele solche sind bereits entstanden, eine große Zahl von ihnen in und an Gotteshäusern. Das gereicht unserer Zeit zur Ehre und auch unserer christlichen Kunst, die damit neuen, schöne Hoffnungen erweckenden Beweis ihres inneren und äußeren Aufschwunges gibt. Haben diese Kriegsgedächtniszeichen mehr örtliche Bedeutung, so soll nun auch dem gesamten bayerischen Heere ein Denkmal errichtet werden. Nicht eines hoher Freude, sondern stolzer Trauer. Nicht auf öffentlichem Platze, sondern sinngemäß im Innern des dafür am meisten geeigneten Bauwerkes, in der großen Halle des Armeemuseums zu München. Ein Wettbewerb wurde dafür ausgeschrieben. Er hat den äußerlichen Erfolg gehabt, daß nicht weniger als 171 Entwürfe eingeliefert worden sind. — Die Halle bietet für die Lösung einer solchen Aufgabe besondere Schwierigkeiten. Sie besitzt keine feste Geschlossenheit, keine wahre innerliche Größe; sie entbehrt einer ruhigen Raumwirkung; die Beleuchtung kommt von verschiedenen Seiten zugleich. So verhindert die Eigenart dieser Architektur von vornherein jene Lösung, welche die einzig wahre sein müßte, nämlich eine solche in wuchtiger, großarchitektonisch gedachter Form. Ein gewaltiger Sarkophag, wie ihn mehrere Entwürfe zeigen, würde mit dem Ernst und der Wucht seiner einfachen Linien in dieses Bild nicht passen, würde als drückender, stilistisch widerspruchsvoller Fremdkörper darin stehen. Die Einzelfigur ist es, die an diese Stelle gehört. Das haben auch die meisten Bewerber empfunden. Was nun geleistet worden, sucht seine geistige Wirkung fast ausnahmslos fernab von den Gedanken christlicher Kunst. So weit als von Gedanken überhaupt gesprochen werden kann. Das Meiste ist völlig inhaltleer, abgebrauchte Allegorien, Löwen, Bavarien, Säulen oder andere Sockel mit lebenden, sterbenden, toten Männern darauf, unter denen auch expressionistisch aufgefaßte nicht fehlen. Man stelle sich dergleichen vor für ein Denkmal, das Volkstümlichkeit besitzen muß! Auch Germanisches, dabei als fast einzig Sinnreiches mehrfach der von rückwärts erschlagene Siegfried. Von weitem klingt gelegentlich wirkungslos eine Erinnerung an christliche Motive hindurch, etwa in Engeln mit gefallenen Kriegern, verweltlichten Gestaltungen der Pietà und dergleichen. Nur eine ganz kleine Zahl von Entwürfen konnte mit Preisen oder Ankäufen bedacht werden: darunter eine in stark gebrochener Linie gezeichnete Figur eines Gefallenen von W. S. Resch, ein von vier Kriegern getragener Sarkophag von K. Killer, eine gut gedachte, schön stilisierte nackte Mannsfigur von H. und B. Miller, ein sterbender Krieger von O. Straub. Keine selbst von den verhältnismäßig besten Lösungen eignet sich für den zu erreichenden Zweck. Das hat auch das Preisgericht festgestellt, das den Beschluß gefaßt hat, einen zweiten Wettbewerb auszuschreiben. Das Ganze ein betrübendes Ergebnis, der Beweis, daß auch wahrhaft große Ideen nichts an der Versunkenheit der Profankunst unserer Tage zu ändern vermögen. Sie hat ihre Ohnmacht schon während des Krieges bewiesen. Jetzt wird offenbar, daß es damals nicht nur der Lärm der Waffen war, der sie an bedeutenden Leistungen gehindert hat.

Vom Büchertisch.

Der Mann nach dem Herzen Gottes. Von Fr. X. Brors S. J. Verlag von Butzon und Bercker, G. m. b. H., Kevelaer (Rheinland). — Dieses „Gebetbuch für die katholische Männerwelt" hat Anspruch auf besondere Beachtung. Sein Verfasser ist rund zweihunderttausend Lesern zweier aufklärenden Volksschriften vorteilhaft bekannt. Alle Vorzüge, die den großen buchhändlerischen Erfolg seines „Modernen ABC" und seines „Klipp und klar" begründeten, kommen auch diesem Gebetbuch zustatten. Ein scharfer Kopf, gepaart mit einem tieffrommen Herzen, hat hier der katholischen Männerwelt ein ungemein wertvolles Geschenk gemacht. Die stoffliche Anlage ist durchaus neuartig: vorherrschend ist die Anleitung zum betrachtenden Gebet. Diese geistliche Lesung, verbunden mit der Belehrung, wie sich der Mann nach dem Herzen Gottes zu bilden hat, kann viel Segen stiften. Dem reichen Inhalt entspricht eine vollendete Form, jedes Wort ist wie hingemeißelt. Die Sprache bereitet dem Gebildeten Genuß und packt daneben durch ihre Schlichtheit den Mann aus dem Volke. Mit Recht hat der Verlag außer der allgemeinen Ausgabe eine auf Dünnpapier in Leder hergestellt, die allen Ansprüchen genügt. Beide verdienen wärmste Empfehlung. Dr. R.

„Die sozialpolitische Gesetzgebung" von Dr. Kaskel und **„Die Aufgaben der Kommunalpolitik"** von Staatssekretär P. Hirsch, beide vom Zentralverlag, G. m. b. H., Berlin. Preis je 2.50 ℳ. — Zwei populäre Einzeldarstellungen aus der Reihenfolge von Grundrissen aus: Staat und Wirtschaft, die natürlich für den Fachmann vollständig belanglos sind. Für den Laien haben sie einen gewissen Orientierungswert in staatswirtschaftlichen Begriffen, aber es kann dies nie zu einem tieferen Verständnis der Sache führen. A. Hackl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Die Schauspielhausleitung hat einen Prozeß um Herabsetzung der Pachtsumme verloren. Dieser Ausgang schien uns kaum anders möglich zu sein. Zuzugeben ist freilich, daß die finanzielle Bilanzierung unter den heutigen Umständen ganz außerordentlich schwer ist. Im Spielplan zeigt sich dies durch ein ständiges Tasten und Experimentieren. Für die Feiertage hat man uns vier Einakter geboten, „Lustige Uebungen" nennt sie bescheiden Curt Götz, unter dem Gesamttitel Menagerie. Man lachte besonders beim dritten, aber im ganzen wurde man nicht warm dabei. Nr. 1 ist eine theologische Disputation zwischen einem Sträfling und dem Anstaltsgeistlichen. Wenn ohne Gottes Willen kein „Spatz vom Dache" fallen kann, warum ließ er zu, daß der junge Mann ein Mädel verführte, just in dem Moment, da ein Staatsanwalt vorbeikam? Der Herr Pastor weiß nichts gescheidtes zu erwidern und so flickt die Unterhaltung auf bescheidenem liberalisierendem Stammtischniveau munter dahin, bis dann ein Rechtsanwalt kommt, der das Mädchen als Dirne entlarvt und nun das Wiederaufnahmeverfahren aussichtsvoll betreibt. Ueber die Geschmacklosigkeit, eine Frage der Theodizee komisch zu behandeln, ist nicht zu streiten. Die „Taube in der Hand" zeigt zwei Freundinnen, die gegenseitig ihre Männer auf die Probe stellen und dies sehr ausgiebig tun, wobei sich ein Streik der Elektrizitätsarbeiter durch Verdunkelung des Zimmers als förderlich erweist. Die Gesinnung ist reichlich frivol und nicht übermäßig witzig. „Der Hund im Hirn" ist sehr komisch, aber roh. Der Hund des Herrn Professors hat den Liebhaber seiner Frau gebissen und nun erzählt der Professor harmlos, er habe das Tier wegen Tollwut erschießen lassen. Der Kavalier gerät in Todesangst und beträgt sich feige und erbärmlich. Nachdem er sich auf diese Weise gerächt hat, weist der Professor dem Windbeutel die Türe und söhnt sich mit seiner Frau aus. In „Minna Magdalena" hat die sittenstrenge Frau Professor entdeckt, daß ihre Dienstmagd sich mit einem Manne vergangen. Die dumme Minna aber weiß nicht, was man eigentlich von ihr will. Ihre Ohnmacht kommt laut Zeugnis des Sanitätsrates von Bleichsucht. Die voreilige Diagnose der Frau Professor ist falsch. Um der paar komischen Wirkungen willen so viel Konstruktion und Unmöglichkeiten!! Die Typen sind etwas Ludwig Thoma nachempfunden. Gespielt wurde besonders im letzten Stücke sehr gut, aber die Schlußpointe ernüchterte und man schied von diesen „petits riens" mit ziemlich flauen Gefühlen.

Lustspielhaus. Die Direktion des Lustspielhauses hat im vorigen Jahre die Operette vertrieben, um für ihre Schauspielaufführungen Raum zu gewinnen. Jetzt ruft sie sie so halb und halb zurück, indem sie sich dem Singspiel zuwendet, und der Erfolg scheint ihr recht zu geben. Dieses Alt-Münchener Singspiel von Max Ferner und Philipp Weichand, Musik von Theo Rupprecht, „Salvator", haben wir seiner Zeit im Volkstheater gesehen. Damals gab es noch Salvator zu trinken. Heuer allerdings gab es ja wieder einen, wenn auch nur eine zweitägige Kostprobe, und so liegt wohl für viele in dem Worte schon ein Stimmungselement, das ja viel wichtiger ist, als der höherprozentige Biergehalt, die Poesie der Gemütlichkeit, des frohen Behagens. „So lang der alte Peter", das alte Lied hat Theo Rupprecht mit Geschick und Anmut in seine Musik verwoben. Das launige Stück schildert die Erfindung des Salvatorbieres durch die Paulanermönche. Die Verfasser verbinden damit eine gut geführte Handlung mit der volkstümlichen Mischung von Gemüt und Scherz. Das mehr „Grütznerisch", aber mit Dezenz gezeichnete Klosterleben, das Rokoko des kurfürstlichen Hofes und das urwüchsig tüchtige Bürgertum der Gustl Fellerer geben Ansätze zu einem bodenständigen Volksstück. Die Musik des Kammermusikers Rupprecht ist liebenswürdig, einschmeichelnd, volkstümlich und meidet das Banale. Die musikalische Leitung des Tonsetzers und die Regie des Mitverfassers Ferner sind sehr zu loben. Der andere Autor Weichand war in der Rolle des den Salvator erfindenden Laienbruders vorzüglich; sehr anmutig war die Gustl der Frau Aulinger, dann sind Ziegler, Medy Schulte und Schwartze vorteilhaft zu nennen. Schöne Bühnenbilder und gute Kostüme gaben der sehr herzlich aufgenommenen Neuheit einen reizvollen Rahmen.

Gärtnerplatztheater. „Das Hollandweibchen", Operette von Leo Stein und Bela Jenbach, Musik von Emmerich Kálmán, hat sehr gut gefallen. Der Beifall war außerordentlich stark und Blumen und materiellere Ostergeschenke gab es in Menge. Zwischen dem Höfchen einer kleinen deutschen Residenz — die Republik scheint die Phantasie der Librettisten nicht befruchten zu können — und „Wyk am Zee" in Holland spielt das Stück. Die Fabel von den Fürstenkindern, die anfänglich nicht zu einander kommen können, weil sie einer Konvenienzehe widerstreben, bis sie sich dann incognito kennen und lieben lernen, ist schon öfters behandelt, aber die drei Akte sind geschickt gemacht und die Musik des Ungarn, den wir vom „Herbstmanöver" und einigen anderen Operetten kennen, ist wieder rhythmisch sehr wirksam und gefällig. Um die Neuheit waren die ersten Kräfte, wie Graf und Seibold, die Damen Hellina und Weißmann mit Erfolg bemüht.

Aus den Konzertsälen. Im elften Abonnementskonzert des Konzertvereins bot Hausegger uns einige Neuheiten, dennoch ward Richard Straußens, von dem Dirigenten mit überschäumendem Tempera-

ment interpretirter „Don Juan“ zum stärksten Eindruck des Abends. Die Symphonie von Eduard Erdmann, einem jungen baltischen Tonsetzer, zeigt geniale Ansätze; Erfindung und Gefühl sind von mitreißender Stärke. Es wogt alles noch wild durcheinander, aber man gewinnt den Eindruck von Echtem, Werdenden. Hauseggers Wiedergabe wirkte überzeugend. Die andere Neuheit war ein Violinkonzert von Busoni op. 35a. Wer etwas besonders Neutönerisches erwartet hatte, sah sich enttäuscht; es ist eine ganz schön und wirksam instrumentierte Arbeit, die nicht gerade durch Erfindung besticht. Josef Szigeti spielte sie mit einer weichen, üppigen Tonschönheit, die werbend wirkt. Auch ein Violonkonzert von Hermann Goetz, dem Komponisten der gezähmten Widerspänstigen, fand durch Szigeti eine reizvolle Wiedergabe. Hausegger bot noch Schumanns Ouvertüre zu „Manfred“ zu den reichen Eindrücken des Abends. — Rita Bergas hatte auf ihrem Liederabend wieder starken Erfolg. In Liedern von Schumann und Hugo Wolf zeigte sie ihre schöne Stimme, die an Umfang und Fülle noch zu gewinnen scheint.

Verschiedenes aus aller Welt. In Hamburg machte die Uraufführung eines Mysteriums „Ostern“ von E. K. Ludhard starken Eindruck. Ludhard ist der Dichtername des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen. Der Mutter, die um den im Kampfe gefallenen Sohn weint, wird vergönnt, aus tiefstem inneren Erleben heraus, mit dem Abgeschiedenen eins zu werden. Der Sinn der mystischen Dichtung wird darin gefunden, daß in uns die Kraft läge, die Dinge umzuändern und sie ihres schwarzen Schleiers zu entkleiden, die Dinge und uns selbst. Wenn diese dem reintheatralischen ferne Gedankendichtung nach dem Zeugnis so vieler Pressestimmen so ungewöhnlichen Eindruck machte, so muß sie mit nicht alltäglicher dichterischer Kraft gestaltet sein. — „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen“, ein Drama von Fritz von Unruh, hatte in Darmstadt großen Erfolg. Das lange vor dem Krieg entstandene und verboten gewesene Stück war nicht geschaffen als Paralelle zu unseren Tagen, aber heute weht in vielem der Hauch unserer eigenen Zeit uns entgegen. Es führt uns mitten hinein in die Geschehnisse, die wir uns gewöhnt haben als Preußens Schicksalsstunde zu sehen. Geschehnisse, die in ihrer schweren Eindringlichkeit erst durch die furchtbaren Ereignisse der letzten Jahre abgelöst und überboten worden sind. Die Dichtung überragt hoch die späteren Werke, in denen Unruh, von den Schrecken des Krieges seelisch aus dem Geleise geworfen, in der höchsten Not des Volkes sich in Pazifismus verträumte. — „Der Schwan“, eine Komödie von Franz Molnár, die in Wien in Szene ging, wird als Schlüsselstück bezeichnet, das im Hause Parma spielt und die Werbung des späteren Kaisers Karl um die Prinzessin Zita zum Gegenstand hat.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das schöne Ergebnis der Abstimmung in Oberschlesien hat sich in den Börsenkursen nicht widergespiegelt. Die Werte waren ja in optimistischer Zuversicht in der Woche vorher sehr hinaufgegangen, und so kam es, da man die Industriebezirke von Rybnik und Pless für gefährdet betrachtet, zu Rückschlägen. Die fremden Devisen lagen matt, zogen aber später wieder an. Auch die nächsten Tage fand die rückläufige Bewegung der oberschlesischen Werte ihre Fortsetzung, dagegen warf sich das Interesse auf westliche Montanpapiere, ganz besonders auf Phönix. Bei riesigen Umsätzen stieg dies Papier gewaltig. Gerüchte von der Ausgabe junger Pari-Aktien und von Transaktionen, bei denen das holländische Konzern und die Firma Otto Wolf als die treibenden Kräfte genannt werden, haben diese Kurssteigerungen mitbewirkt. Die Behauptungen von der Verdoppelung des Phönix-Kapitals und von gewaltigen Bestellungen für die Kolonien Hollands haben sich jedoch noch nicht bestätigt und so gingen die Kurse wieder herunter, während die oberschlesischen Werte auf erhöhtem Stande sich schliesslich etwas erholen konnten. Im übrigen war das Geschäft ziemlich gering; wie dies ganz abgesehen von den politischen Schwierigkeiten durch die Nähe einer viertägigen Feiertagsruhe schon genugsam begründet war; eine Ausnahme bildeten nur polnische Noten. Es war ein peinliches Schauspiel zu sehen, dass gerade in Noten eines Landes, dass sich gegen Deutschland so niedrig versündigt, eine so grosse Aufwärtsbewegung eintreten konnte. Ausländische Interessen haben den Anstoss dazu gegeben. Namentlich Frankreich — und aus einem schwer erklärlichen Grunde Dänemark — kaufen die Noten tonnenweise. Die allzuheftige Aufwärtsbewegung fand schon am zweiten Tage eine Ermässigung, infolge von Exekutionen, die wie es hiess, von Hamburg ausgingen. Auch drängte eine gewaltige Menge auf den Markt, die natürlich auf den Kurs drücken musste. Man erzählte sich, dass in Berlin ein ganzer Waggon polnischer Noten eingetroffen sei. Man nimmt auch an, dass unsere Geschäftswelt Interesse daran hat, durch Stärkung der polnischen Kaufkraft den Absatz im Osten zu heben. Eine Politik, die zwar rechnerisch nicht falsch, doch nicht ohne Bedenken ist. Der letzte Börsentag vor Ostern, der Gründonnerstag, zeigte sehr grosse Geschäftsstille, aber doch auch eine imponierende Widerstandskraft gegenüber all den schweren Wirren, die uns von innen und aussen bedrängen. Dann bleiben noch die unsinnigen Forderungen der Reparationskommission. Sie verlangt bekanntlich 12 Milliarden in Gold oder fremden Devisen bis zum 1. Mai. Deutschland hat die Zahlung der bis zum 23. März geforderten ersten Milliarde abgelehnt. Französische Blätter verlangen nun, dass Frankreich sich selbst bezahlt mache, indem es den Goldbestand der Reichsbank wegnehme. Ein solches Vorgehen würde einen Rechtsbruch darstellen, da das Privateigentum auch im Kriege unverletzlich ist. Die Reichsbank ist, wie die „Deutsche Allg. Ztg.“ schreibt, ein reines Privatunternehmen, das nur unter Staatsaufsicht steht. Wir haben bei unserem Eindringen in Frankreich die Bestände der Filialen der Banque de France stets unberührt gelassen und Frankreich hat bei der zeitweisen Besetzung sich der Mülhauser Reichsbankstelle gegenüber ebenso verhalten. Würde man den bei 63 Milliarden Notenumlauf ohnehin schon geringen Goldbestand von 1,09 Milliarden wegnehmen, so würde dies für die Entwertung der Mark von katastrophalen Folgen sein. Nicht nur für Deutschland allein, denn das wäre ja unseren Feinden nur angenehm, sondern auch für sie. Es war darum zweckmässig, dass der Vizepräsident der Reichsbank v. Glasenapp diese Seite der Angelegenheit beleuchtete. Glasenapp, der selbstverständlich die rechtliche Befugnis zur Wegnahme des Reichsbankgoldes auf das entschiedenste verneint, macht namentlich darauf aufmerksam, dass in fremden Ländern, besonders in Nordamerika, gewaltige Beträge deutscher Noten untergebracht sind. Man schätzt sie auf mindestens 20 Milliarden. Zu diesen kommen noch etwa 30 Milliarden Bankguthaben im Ausland, die auf Mark lauten und weiter deutsche Wertpapiere mindestens mit 25 Milliarden sowie Kredite, die von deutscher Seite nach dem Kriege aufgenommen sind. Derartige Forderungen des Auslandes, die alles in allem auf 95 Milliarden Mark veranschlagt werden dürfen, sind natürlich von der Bewertung der Reichsmark in ihrer Güte abhängig. Wenn der Reichsbank mit Gewalt ihr Goldvorrat entrissen wird, müssen sämtliche Ausländer, die Markguthaben in irgendeiner Form besitzen, in Mitleidenschaft gezogen werden.

Die Dividende der Bayerischen Notenbank wurde auf 8 Prozent festgesetzt. In der Aussprache wurde von einer Gruppe angeregt, dass die Bank auf ihr Notenprivileg verzichten solle, um sich im grossen Masstabe dem reinen Bankgeschäft widmen zu können. Die Verwaltung erklärte unter Zustimmung des Staatskommissars, dass die bayerische Regierung zurzeit an eine Aufgabe dieses Hohheitsrechtes nicht denke. Es sei begründete Aussicht vorhanden, in Bälde für die Bank die Erhöhung des steuerfreien Notenkontingents und des Notenumlaufes zu erreichen. Die enttäuschten Hoffnungen eines Teiles der Aktionäre kam dadurch zum Ausdruck, dass die Aktien anderen Tages von dem hohen Kurs von 430 auf 349 (— 81 Prozent) sanken, was nicht dem Unternehmen, sondern nur der Spekulation Eintrag tut. Die Nationalbank für Deutschland, die sich 1920 mit der Deutschen Nationalbank, Bremen, vereinigte, hat nach ihrem Geschäftsberichte schon im ersten neuen Geschäftsjahr die weitestgehende Erfüllung aller an diese Fusion geknüpften Erwartungen erreicht. Ende 1920 übernahm sie die Holstenbank durch Aktienumtausch und hat hierdurch ihr Filialnetz vorteilhaft ausgebaut. Dazu kommt die Uebernahme des alten Hannoverschen Bankhauses Casper und die bevorstehende Eröffnung von Filialen in Hamburg und Köln. Die Dividende wird von 7 auf 10 Prozent erhöht. Der Jahresbericht weist eine grosse Zahl von Geschäften auf, an denen die Nationalbank teils führend, teils mitwirkend beteiligt ist. Der jähe Abstieg des Jahres 1914 ist völlig überwunden.

England hat mit Russland ein Handelsabkommen getroffen, und hiermit den auf der Pariser Konferenz aufgestellten Grundsätzen, widersprochen, nach welchen die Anbahnung wirtschaftlicher Beziehungen erst angängig sein sollte, wenn sich eine russische Regierung gefunden hätte, die die Anleihen der Ententegläubiger anerkennen wollte.

K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Handelshochschule München. Die Vorlesungen für das Sommersemester beginnen am 2. Mai d. Js. Die Einschreibungen nehmen am 14. April ihren Anfang und dauern bis 7. Mai. Anmeldungen der Studierenden, Hospitanten und Hörer werden täglich in der Zeit von 10—1 Uhr und 4—6 Uhr (mit Ausnahme von Samstag nachmittag) in der Kanzlei der Handelshochschule (1. Stock Zimmer 1) entgegengenommen.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation München. In der heutigen Aufsichtsratssitzung wurde die Bilanz für das Jahr 1920 vorgelegt. Die im Sommer 1920 erheblich herabgesetzten Papierpreise ließen trotz der durch die Aktienkapitalerhöhung dem Betriebe zugeflossenen Mittel nur ein entsprechend niederes Ergebnis gegenüber dem Vorjahre erwarten; reichliche Auslandsaufträge mit guten Preisen trugen jedoch zur Besserung des Gewinnes bei, so daß wir in der Lage sind, 18% (im Vorjahre 20%) zu verteilen. Der Abschluß ergibt nach satzungsgemäßer Abschreibung von M 642,950.92 (M 290,154.02) einschließlich des Gewinnvortrages von M 42,407.81 (M 44,552.06) einen Jahresgewinn von M 1'914,343.73 (M 1'014,582.22). Der Aufsichtsrat wird der für Dienstag, den 19. April 1921, anberaumten Generalversammlung vorschlagen, die Dividende auf 18% (20%) festzusetzen, wonach Dividendenabschnitte Nr. 105 mit M 180.— pro Aktie zur Einlösung kommen. Ferner sollen zu weiteren Abschreibungen M 317,425.46 (M 170,000.—) und zur Rückstellung für unerläßliche Erneuerungen M 500,000.— (M 800,000.—) verwendet werden. M 30,000.— (M 20,000.—) wurden dem Erneuerungskonto für Aufforstung, M 60,000.— (M 30,000.—) dem Spezialreservekonto, M 128,696.64 (M 86,574.91) den Wohlfahrtseinrichtungen zugeführt, M 50,000.— (M 20,000.—) zur Dotierung des Delkrederekonto reserviert und nach Vergütung von M 56,000.— (M 25,600.—) für Tantiemen nach § 38 der Satzungen die restigen M 52,224.63 (M 42,407.81) auf neue Rechnung vorgetragen.

Friedrich & Hermann Schäler, Ahrweiler (Rhld.)
Weingutsbesitzer und Weingroßhandlung
empfehlen bei eintretendem Bedarf feine Rotweine, Weissweine und selbstgebr. Edelbranntweine.
— Man verlange Preisliste. —

Bad Godesberg a. Rh., Töchterheim Marienburg
(Gegründet 1892)
Katholisches Töchterheim für Haushaltung fremdsprachl. Unterricht und gesellschaftl. Ausbildung.
Prospekt und Referenzen durch die Vorsteherin
Frau M. Pahlke.

Maier-Harmoniums
über die ganze Welt verbreitet!
Kleinste bis größte Werke, auch von jedermann ohne Notenkenntnisse sofort 4 stimmig spielbare Instrumente.
Kataloge gratis.
Tropenharmoniums für Kirchen, Kapellen u. Reise
Aloys Maier, Fulda
gegr. 1846
Päpstlicher Hoflieferant.

St. Marienschule (Bischöfliche Realschule) **Mainz**
(Berechtigt zur Obersekunda der Oberrealschule).
Sechsklassige Realanstalt mit wahlfreiem Latein und Vorschule. Abgangszeugniß berechtigt zum Eintritt in die Obersekunda der Oberrealschule. Anschluß an die Obersekunda des Realgymnasiums. **Schuljahrbeginn: 5. April.** Bedingungen des Schülerheims (Willigispl. 2) und jegliche Auskunft durch den geistlichen Rektor.

Institut St. Mariä
Bensheim a. d. Bergstr.
a) 10 kl. höhere Mädchenschule (Lyceum), b) einjähr. Frauenschule mit prakt. Anleitung zur Führung des Haushaltes. (Schlusszeugnis der 10 kl. höh. Mädchenschule, des Lyceums od. gleichwertiger Anstalt erforderlich.)
Prospekte durch die Oberin.

Kruzifixe
Kreuzwege, Heiligenstatuen, Gedenktafeln u.-Kreuze usw.
empfiehlt
Fr. Schmidt,
Bildhauer
Zittau / Sachsen.
Anerkannt künstlerische Ausführung.

Das Buch der Wahr- und Weissagungen

Eine Zusammenstellung der wichtigsten Prophezeiungen und prophetischen Gesichte aus alter und neuer Zeit, sowie verschiedener vielfach als Prophezeiungen geltender Voraussagungen über die Schicksale der Kirche und der Völker, über die Ankunft des Antichrists und das Ende der Welt. Mit kritischen und erläuternden Bemerkungen. **Sechste verbesserte Auflage. (11. und 12. Tausend.)** Durchgesehen von **Wilhelm Clericus.** Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 8. (XVI, 304 Seiten.) Broschiert M. 12.—. In modernem Pappband mit auffallendem Deckelbild M. 16.—. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.)

Mit verblüffender Genauigkeit sind die Schicksale der europäischen Länder vorhergesagt.

Neue
Abend-Ausgabe Nr. 319 — Mit Gott für König und Vaterland — Nr. 319 Abend-Ausgabe
Preußische Zeitung
(Kreuz-Zeitung)

Es sind Offenbarungen st[illegible]rkreligiös empfindender Menschen, deren Glaubwürdigkeit nachgewiesen ist. Tröstliche Aussichten eröffnen sich uns, wenn auch das noch eintrifft, was für die Zukunft prophezeit ist.

Das Buch dürfte einen starken Erfolg haben.

St.

Alle Gummi- u. Metall-Stempel
Jos. Unterberger
Telef. 21921
Stempel-Fabrik
München Gärtnerplatz
Schilder, Gravierungen, Klischees

Sitz-Auflagen aus Filz
Filztuche
Cölner Filzwarenfabrik
Ferd. Müller, Köln a. Rh.
Friesenwall 67.

Mess- Kommunion-Hostien
in bekannter Qualität empfiehlt
Franz Hoch
Kgl. bayer. Hoflieferant.
Hostienbäckerei
Miltenberg a. Main
Bischöfl. genehmigt und beeidigt, pfarramtlich überwacht.

Zuckerkranke
erh. Gratis-Broschüre n. Dr. med. Stein-Callenfels Jean v. Werth-Apotheke, Köln 25, Altermarkt.

Jeder Politiker der Gegenwart muss lesen:
Dr. Josef Eberle,
Grossmacht-Presse.
Enthüllungen f. Zeitungsgläubige. Forderungen für Männer, 5.—10. Tausend, brosch. 21.60, geb. 30.—.
Liguori-Buchhdlg. Bad Mergentheim 3
Postfach 4.

Geprüfte jüngere
Kindergärtnerin
oder besseres
Kinderfräulein
zum 1. April gesucht. Familienanschluß. Angebote mit Lebenslauf evtl. Bild und Gehaltsansprüchen. Frau Zahnarzt **Gertrud Paradies** in Rottach a. Tegernsee, Oberbayern.

Holzblasinstrumente aller Systeme in anerkannt erstklassiger Ausführung. — Prämiiert auf allen beschickten Ausstellungen, zuletzt Goldene Medaille St. Louis 1904. J. Mollenhauer & Söhne, Fulda. Gegründet 1822.

Ueberall elektrisches
Ewiglicht
mit pat. elektr. Sparlämpchen.
Bei Anfragen ist Spannung und Stromarts-Angabe erforderlich.
Alois Nagel, elektrotechn. Erzeugnisse,
Stuttgart, Friedensstr. 14

Soeben erschienen:
Soengen S. J. Meß- u. Vesperbuch
Vollständiges, deutsch-lateinisches, liturgisches Gebetbuch (Laienbrevier). In **Friedensausführung** bezgl. Papier, Druck u. Einband. 3. verm. Auflage. 1126 Seiten, nur 2½ cm dick.

Gebunden in Glanzleinen mit Rotschnitt	25.— M	Durch alle
In Kunstleder mit Rotschnitt	35.30 M	Buchhandlungen zu
Mit Goldschnitt	39.20 M	
Echt Bockleder mit Goldschnitt	71.— M	beziehen

Butzon & Bercker G. m. b. H., Kevelaer (Rheinl.)
Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.

Bei Anfragen beziehe man sich stets auf die **Allg. Rundschau.**

Echte Tölzer
Bauernmöbel
Gebr. **Buchner,**
Bad **Tölz**
Farbenprächtiges Kunst-Vorlagenwerk auf Wunsch.

Ia Buchweizen- u. Heide-
Schleuderhonig
eig. Ernte z. Tagespr. i. 9 Pfd.-Postdos. od. i. Ztr.-Fäss. v. Borries, Lübeck.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6
übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen u. s. w. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei Akt.-Ges., sämtliche in München

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 15 München, 9. April 1921. XVIII. Jahrgang.

APOSTOLISCHE NUNTIATUR
BAYERN

№ 19958

München, den 16. März 1921.

Titl.

Verlag und Redaktion der "Allgemeinen Rundschau"

MUENCHEN.

Für die Aufmerksamkeit, mit der mir Ihr Prachtexemplar der Nr. 11 Ihrer rühmlichst bekannten Wochenschrift mit dem Kardinalsartikel an der Spitze zugeeignet wurde, danke ich titl. Verlag und Redaktion bestens. Aufrichtig wünsche ich zu gleicher Zeit der bewährten Vorkämpferin für die gute katholische Sache siegreichen Erfolg, zu welchem Ende ich allen dabei Mitwirkenden von Herzen den Bischöflichen Segen als Unterpfand reichster Himmelsgnade spende.

Hochachtungsvollst!

+ Eugen Pacelli Erzbischof von Sardes
Apostolischer Nuntius

Der Pariser „Friede" im Lichte der Geschichte und Kultur.

Von Dr. Joseph Eberle, Wien.

Sind die Pariser Festsetzungen Friedensbestimmungen, Friedenserzeuger — sind es nicht vielmehr Todesurteile, Hinrichtungen? Nach viereinhalb Jahren grausen Krieges hätte es wie ein Aufwachen und Weinen über die Völker kommen müssen, wie eine gewaltige Katharsis, in der Haß und Zorn und Habsucht schmelzen, in der Heimweh nach Versöhnung und Verbrüderung, nach neuer Kulturarbeit auf edlerer Basis über die Menschen kommt. So feiert der Haß Triumphe; toller Siegesrausch schickt sich an, Unterlegene, die die Weltgeschichte als Edelvölker bei allen Schwächen anerkennen muß, mit Länderraub, Kontributionen, Gesetzesparagraphen in herbste Sklaverei, in blutigsten Frondienst, in Not und Hunger zu stoßen. Man kennt aus Wagners „Rheingold" die Szene, wo im Nibelheim unter Alberichs — der Verkörperung des Goldhungers, des Weltherrschaftsstrebens — Kommando die Nibelungen für Alberichs Habsucht schuften, das Gold in Haufen schichten müssen. Solche Nibelungennot scheint Mitteleuropa zugedacht.

Man kennt aus Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig" den Juden Shylock, der einem Christen Geld leiht und sich bei Verfall des Rückzahlungstermins ein Pfund Fleisch aus dem Leibe des Borgers ausbedingt, in der stillen Hoffnung, dieserart den lästigen Konkurrenten endgültig zu erledigen. Die Pariser Friedensdiktate drohen und bedingen nicht erst — sie schneiden bereits mit Shylockschem Hasse lebendige Stücke aus dem Organismus Mitteleuropas.

Man kennt aus der Geschichte Englands Sünden an Irland: den fünfhundertjährigen Vernichtungskrieg mit Raub, Religionsbedrückung, niederhaltenden Wahl-, Zoll-, Besitz-, Erbschaftsgesetzen. Aus Mitteleuropa ein Irland großen Stils zu machen, ein Irland mit riesigen Abgaben, fremden Ausbeutern, unfreien Pächtern, quälerischen Oberherren, mit natürlichen Revolten, gelegentlichen Hungersnöten und verzweifelten Auswandererzügen — scheint Ziel des Gewaltfriedens der Entente. „Es leben 20 Millionen Deutsche zu viel", sagte Clemenceau.

Es ist unter zivilisierten Völkern kaum einmal ein so furchtbarer Friede geschlossen worden wie der in Paris im Jahre 1919. Am Schlusse des Peloponnesischen Krieges, der im alten Griechenland bis auf weiteres Sparta die Hegemonie bringt, wurde Athen (404 v. Chr.) vom Sieger höchst glimpflich behandelt. Athen hatte seine Schiffe bis auf zwölf abzuliefern; es wurden seine Festungsmauern unter Flötenspiel und Gesang der Sieger niedergerissen. Im übrigen aber war die Auffassung der Spartaner, das athenische Volk, das so viele Verdienste um Griechenland und die griechische Kultur habe, dürfe nicht in Sklaverei gebracht werden. — Der entscheidende Sieg von Chäronea, 338 v. Chr., verschafft dem König Philipp von Makedonien die Oberherrschaft über Griechenland; der König gewährt den geschlagenen Athenern äußerst günstige Bedingungen; er begnügt sich mit Spottreden über ihre erbärmliche Haltung und überläßt sie im übrigen ihrer Freiheit. Nur die Thebaner, deren besonderer Patriotismus ihm für die Zukunft gefährlich scheint, müssen ihm die besten Patrioten ausliefern, eine makedonische Besatzung aufnehmen und sich eine neue Verfassung mit ihm genehmen Kreaturen gefallen lassen. Aber von wirtschaftlicher Versklavung des Volkes ist keine Rede. Der Sohn Philipps, Alexander, wurde zum großen Eroberer Vorderasiens, ja zum Vordringer bis nach Indien. In zahlreichen Schlachten, bei Issus, Gaugamela, Persepolis, Ekbatana schlägt er seinen Gegner, den Perserkönig Darius und seine Feldherren. Nirgends aber tritt er als Wüterich, als Ausbeuter, als Tyrann auf. Im Gegenteil; er besticht durch außerordentliche Milde, er läßt den Persern ihre Sitten und Gebräuche, auch ihre bisherige Verwaltung. Ja, von seiner indischen Abenteuerfahrt nach Susa zurückgekehrt, ist er auf eine volle Verschmelzung der Perser mit den Makedoniern und Griechen bedacht, auf eine Verschmelzung der Sieger mit den Besiegten, auf eine Gleichstellung letzterer mit den ersteren. Zum Symbol der Versöhnung und Verschmelzung vermählt er sich selbst mit Statira, der älteren Tochter des Darius; seine ersten Feldherren: Perdikkas, Kraterus, Ptolemäus, Eumenes, Seleukos, Nearch, vermählen sich mit den Töchtern führender Asiaten; weitere zehntausend der tapfersten makedonischen Krieger heiraten andere Töchter vermögender und angesehener Perser. — Die alten Römer waren gegenüber Besiegten wahrhaftig nicht sentimental; aber selbst in den herben Fällen begnügten sie sich mit dem dritten Teile des eroberten Landes. Heute wird den Mitteleuropäern und zumal den Oesterreichern mehr genommen.

Die Friedensschlüsse der Neuzeit, der Westfälische 1648 nach dem Dreißigjährigen Kriege, der von Utrecht 1713 nach dem spanischen Erbfolgekriege, der Aachener Friede 1748 nach dem österreichischen Erbfolgekriege, die Friedensschlüsse der Napoleonischen Aera: Preßburg, Tilsit, Wien, der erste und zweite Pariser Friede und der Wiener Kongreß, schieben zwar Völker wie Brettsteine von einer Souveränität unter die andere — aber sie bringen nicht Völker um Hab und Gut, sie erniedrigen nicht Menschen zu vollkommenen Sklaven. — Was hatten die Völker Europas unter Napoleons ersten Feldzügen zu leiden! Wie jagte dieser mit seinen Heeren durch die Welt, wie requirierten, verwüsteten seine Heere! Welche Blutbäder schufen sie! Wie stürzte Napoleon Fürsten von Thronen und setzte er andere darauf, wie verrückte er willkürlich und gewaltsam die Grenzen der Länder, wie sprang er frivol um mit heiligsten Rechten, mit ehrwürdigsten Souveränitäten, selbst mit dem Papsttum! Und wie sehr tat er das alles doch nur als Exponent des nachrevolutionären Frankreich, als vom Franzosentum vergötterter Imperator! Wie glimpflich aber wird der Kaiser und seine Franzosen nach seinen Niederlagen bei Leipzig, bei Laon behandelt! Vor dem Einzuge in Paris im März 1814 erklärte der Kaiser von Rußland, er sehe keinen Franzosen als Feind an, außer Napoleon allein. Nur die bestbekleideten der alliierten Truppen durften in Paris einziehen; sie waren zu strengster Manneszucht verhalten, hatten alles bar zu bezahlen, durften nicht in den Häusern einquartiert werden, hatten vielmehr auf den öffentlichen Plätzen zu kampieren. Der erste Pariser Friede sicherte Frankreich den Territorialbestand des alten französischen Königreiches zur Zeit von 1792, beließ ihm innerhalb dieser Grenzen allen Besitz, alle Festungen, sogar die geraubten Kunstschätze, verzichtete auf jedwede Kontribution. Nur die von Napoleon eroberten Länder wurden wieder von Frankreich abgetrennt; die von ihm eingesetzten Fürsten teilweise durch andere ersetzt. Ein Teil der Alliierten war darüber erbittert, daß Frankreich nach aller Not, die es über Deutschland gebracht, so übermilde behandelt werde. Aber der größere Teil: Oesterreicher, Russen, Engländer, erklärten, das Gleichgewicht Europas verlange ein starkes Frankreich; es müsse Frankreich auch im Interesse der Festigung der neuen Regierung geschont werden. Die Verpflegung der Truppen, die die Alliierten zur Beobachtung Frankreichs am Oberrhein, Niederrhein und in den Niederlanden aufstellten, ging nicht etwa auf Kosten Frankreichs, sondern auf Kosten der Grenzländer. Der niedergerungene Imperator selbst wurde mit aller Ritterlichkeit behandelt: er behielt volle Freiheit und den souveränen Besitz der Insel Elba. Er behielt, ebenso wie seine Gemahlin, den Kaisertitel; diese wurde zudem zur Großherzogin von Parma und Piacenza ernannt. Erst als Napoleon neuerdings die Herrschaft an sich riß, neuerdings die Ruhe Europas störte und neuerdings bei Waterloo geschlagen werden mußte, kommt für ihn St. Helena, werden auch Frankreich gewisse mäßige Kontributionen und der Unterhalt von 150000 Mann Besatzungstruppen bis zur Bezahlung der Kontributionen auferlegt. — Beim Frieden von Nikolsburg 1866 zeigt sich Bismarck Oesterreich gegenüber als ein Meister der Entsagung; und selbst Bismarcks Versailler Frieden von 1871 ist vollendete Harmlosigkeit gegenüber dem Versailler Frieden 48 Jahre später.

Der Pariser Friede ist ein Friede von Gottlosen, die sich weder um das Naturrecht noch um das göttliche Gesetz kümmern; die weder von kulturellen noch wahrhaft politischen Gedanken geleitet werden: weder von Gedanken der Religion noch von solchen der Legitimität, des politischen Ausgleiches und Gleichgewichtes, der Interessensolidarität der Völker, der Notwendigkeit der Erhaltung der Suprematie Europas und dergleichen. Es scheint ein Friede von Händlern und Spekulanten, mit dem einzigen Ziele der Auffaugung der Konkurrenz — und wenn darob Völker, Kulturen, die ganze Suprematie Europas zugrunde gehen.

Ein Kirchenfürst der Entente selbst, Kardinal Bourne von Westminster, mußte es in der Zentralhalle von Liverpool bedauernd feststellen:

„Jetzt sehen wir in Paris jene wunderbare Konferenz, wie die Welt sie noch nie gesehen. Große Staatsmänner sind versammelt, und die beste menschenmögliche Gelegenheit bietet sich ihnen, zu einem gesunden Urteile zu kommen in all den vielen und verwickelten Fragen, die da aufgetaucht sind. Was diese Konferenz, so weit sie sich amtlich

betätigt, anbelangt — viele Teilnehmer derselben sind christliche Männer — so ist sie, von dem Tage ab, an dem sie begann, bis jetzt — eine gottlose Konferenz gewesen! Der Gottesname ist nie angerufen worden. Die Weisheit Gottes ist nie angefleht worden um Erleuchtung, und amtlich geht die Konferenz voran, als ob es kein Gewissen, keine zehn Gebote, keine christliche Ueberlieferung gäbe und als ob diese ganz vom Angesichte der Erde verschwunden seien."

Das Christentum befiehlt selbst dem gerechten Sieger gegenüber dem ungerechten Besiegten Mäßigung in der Ausnützung des Sieges. Der hl. Augustinus mahnt einen Feldherrn: „Sei auch als Kriegführender auf den Frieden bedacht; dem angreifenden und Widerstand leistenden Feind magst du mit Gewalt begegnen; dem Besiegten und Gefangenen schuldest du Barmherzigkeit, namentlich wenn eine Störung des Friedens nicht mehr zu befürchten ist!" Eine über die moralisch gerechtfertigte Genugtuung, Entschädigung, Sicherung des Friedens hinausgehende Forderung gilt als Verletzung des Naturrechtes. Das Völkerrecht kennt im schwersten Falle: bei der Unmöglichkeit, mit dem Besiegten einen dem gerechten Staatsinteresse des Siegers entsprechenden Frieden abzuschließen, die „debellatio", das heißt, eine Kriegsbeendigung durch vollständige und unbedingte Unterwerfung des Besiegten unter den Sieger. Aber „debellatio" bedeutet nur die Vernichtung der politischen Existenz des Gegners, Gewinnung der politischen Staatsgewalt über ihn, nicht aber Unterjochung von Personen, Eroberung von Privatrechten; es bedeutet Aenderung von Souveränitäten, aber nicht Ausbeutung von Untertanen. Der Pariser Friede behandelt die Mitteleuropäer, als wären sie Verbrecher, beutet sie aus, als wären sie eine Barbarenkolonie der alten Welt, eine Satrapie irgend orientalischer Despoten.

Viele Jahrhunderte lang hat sich das Christentum erst um die Milderung des Sklavenloses und dann um die Abschaffung der Sklaverei bemüht; es hat, im Zeichen eines Gregor und Benedikt von Aniane, eines Sandoval und Peter Claver, im Zeichen heroischer Leistungen von Trinitariern, Jesuiten und Dominikanern, im Zeichen unzähliger kirchlicher Synodalbeschlüsse die Abschaffung der Sklaverei auch wirklich erreicht. Der Pariser Frieden führt im Bereich alter Kulturvölker unter neuen Formen wiederum alte, brutale Sklaverei ein.

Die Kriege starben in Europa nie aus; aber seit Abschluß der Völkerwanderung steht man doch auf dem Standpunkte des Leben und Lebenlassen. Die Eigentalente und Eigenrechte der verschiedenen Völker werden anerkannt; eine gewisse Gleichberechtigung, eine moralisch-rechtliche Koordination scheint selbstverständlich. Paris schafft wiederum die Unterscheidung von Herren- und Helotenvölkern.

Nach natürlicher und christlicher Auffassung hat das Kulturelle den Vorrang vor dem Wirtschaftlichen, steht das Religiös-Kirchliche über dem Politischen. Für die Pariser Friedensmacher sind Kulturtraditionen, kirchliche Missionsaufgaben einzelner Länder und Völker nichts, Wirtschaftsinteressen alles. Für die Pariser Friedensmacher sind Staaten und Völker nicht lebendige Kulturorganismen mit dem natürlichen Lebensrecht solcher, sondern bloße, leicht teilbare Erdmassen, bloße Interessengebiete fürs Großkapital; so wird Oesterreich zerschlagen, trotz seiner idealistischen Staatsidee, seiner großen politischen Ueberlieferung und seiner erhabenen katholischen Kulturmission nach dem Süden und Osten; so wird Tirol zerschlagen, trotz vielhundertjähriger geographischer und geistiger Einheit Tirols, trotz der an Namen wie Hofer, Mair, Haspinger und das Mädchen von Spinges sich knüpfenden Tiroler Volksideale; so wird Osteuropa einfachhin in drei bloße Wirtschaftszonen zerlegt, von denen die nördliche England, die mittlere Frankreich, die südliche Amerika zur wirtschaftlichen Abgrasung zugedacht ist.

Nach natürlicher und christlicher Auffassung sind die europäischen Völker Europa verpflichtet; sind sie verantwortlich für die Erhaltung der abendländischen Kultur und Suprematie. Diese wird heute von den Siegern zynisch aufs Spiel gesetzt. Die Riesenmaße des Krieges haben Riesenleidenschaften geboren. Aus den Zusammenbrüchen wuchs die Revolution, der Bolschewismus. Er tobt wie eine Bestie, züngelt an allen Weltecken und Weltenden, bedroht Mitteleuropa, bedroht die ganze Welt. Die ganze abendländische Kultur steht auf dem Spiele, wenn er nicht durch Mächte der Ordnung, der Bekenntnisse und Gewalten der Liebe und Gerechtigkeit in Schach gehalten wird. Der Pariser Geist züchtet geradezu den Bolschewismus, ruft geradezu den Teufel, als ob die Losung wäre: Après nous le déluge.

Nachwort der Schriftleitung: Dieser Tage erscheint aus der Feder von Dr. Joseph Eberle (Verfasser der Bücher „Großmacht Presse", „Schönere Zukunft", „Zertrümmert die Götzen!" „Die Ueberwindung der Plutokratie") das Buch „De Profundis". (Verlag „Tyrolia"; 8°, 215 Seiten), das erste, das vom katholischen Standpunkt systematisch und eingehend zum Pariser Frieden vom Jahre 1919 Stellung nimmt. Der Inhalt des Buches ist kurz folgender: In den ersten zwei Kapiteln wird eine Uebersicht über die wichtigsten Friedensbestimmungen für Deutschland und Oesterreich-Ungarn und ihre bisherige Wirkung gegeben. Im dritten Kapitel wird der Pariser Friede nach seinen Hauptmerkmalen verglichen mit den bedeutendsten Friedensschlüssen der Weltgeschichte und im Spiegel der letzteren seine besondere Härte und Grausamkeit aufgezeigt. In den Kapiteln 4, 5, 6, 7, 8 wird neuerdings und systematisch die Frage der kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Kriegsschuld aufgerollt und neben der Mitschuld Mitteleuropas die übergroße Schuld der Entente, nicht zuletzt an der Hand von Ententedokumenten selbst, dargetan. Im Kapitel 9 wird dargetan, daß nach zwei Jahren Wirksamkeit des Pariser Friedens, nach zwei Jahren Auspressung und Versklavung Mitteleuropas — dieses angesichts der Gesamtschuldverhältnisse mehr Anspruch auf Wiedergutmachung hätte als die Entente. Das 10. Kapitel ist ein eingehend begründeter Appell an die Auslandschristen, im Zeichen der christlichen Wahrheits- und Gerechtigkeitsidee gegen die Entartungen des Pariser Cäsarismus und Plutokratismus Front zu machen und für eine Revision des Pariser Friedens einzutreten. Der Hauptnachdruck des Buches liegt in den religiös-kulturellen und kulturpolitischen Erwägungen. An rein politischem Material ist nur das Wichtigste herangezogen. Wir sind in der Lage, obigen Abschnitt gekürzt aus dem Buche noch vor dessen Erscheinen abzudrucken.

Das Kulturprogramm der deutschen Katholiken.

Von Dr. Otto Sachse.

Das Kulturprogramm der deutschen Katholiken kann nicht von einer politischen Partei vertreten werden. Parteien stellen mit ihren Programmen Forderungen an den Staat. Unsere Kulturbelange jedoch kann kein Staat erfüllen. Es ist in diesem Sinn noch kein Kulturprogramm, wenn wir den Volksvertretern, die wir wählen, aufgeben, sich für Freiheit der Kirche, Bekenntnisschule, Erhaltung der Familie, öffentliche Sittlichkeit einzusetzen. Das sind erst Voraussetzungen für Dasein und Wachstum einer Kultur, und zwar negative Voraussetzungen. Hat doch der Staat überhaupt wesentlich negative Aufgaben. Er soll das Böse verhindern, aber nicht das Gute erzwingen.

Indes auch die Kirche kann unser katholisch-deutsches Kulturprogramm nicht von sich aus verwirklichen. Denn ihr Gebiet, die Religion, ist wieder nur Voraussetzung der Kultur. Freilich eine positive Voraussetzung. Jede Kultur wächst aus einem Glauben, einer bestimmten Anschauung von Ursache, Wesen und Ziel aller Dinge und einer bestimmten Wertung der Dinge, die sich daraus ergibt. Hiernach gestalten die Menschen ihre Tätigkeit im Haus und auf dem Feld, ihre Arbeit und Erholung, ihr Leben in Familie, Staat und Gesellschaft, ihre Festlichkeiten und Künste. Soweit es auf die Religion ankommt, muß überall, wo der wahre Glaube herrscht und mit ihm die richtige Wertung der Dinge, die wahre Kultur erblühen oder die objektive Kultur unter der Sonne der objektiven Wahrheit. In der Tat können wir diese Kultur verfolgen von der Uroffenbarung über die Erzväter und durch den ganzen alten Bund. Von ihr befruchtet, erwuchsen die großen Volkskulturen in Vorderasien und Aegypten; selbst von Persien, Indien und China laufen noch uralte Fäden zu ihr zurück. Mit dem Erscheinen des Gottmenschen Jesus Christus und seiner Stiftung der katholischen Kirche tritt die wahre Kultur ihren Siegeslauf als Weltkultur an. Das römische Reich hat ihr die Wege bereitet, die Hügel eingeebnet und die Täler ausgefüllt.

Soweit es jedoch auf die Menschen ankommt, wird die wahre, objektive Kultur subjektiv von ihnen verwirklicht und nach der Eigenart der Völker und Stämme ausgestaltet. Solch eine Schöpfung ist in Mittel- und Westeuropa die christlich-abendländische Kultur, die wir seinerzeit als das Vermächtnis Karls des Großen bezeichnet haben (Nr 48, 1920). Auf ihr ist wieder der geistige und künstlerische Bau unseres deutschen Mittelalters errichtet, desgleichen die uns eng verwandten Volkskulturen der Romanen und Angelsachsen.

Das Kulturprogramm der deutschen Katholiken kann also kein anderes sein, als aus dem katholischen wahren Glauben

durch die Eigenart des deutschen Volkstums eine deutsche Kultur schaffen und pflegen, die als wahre Kultur gesund und lebenskräftig ist. Das ist eine schwere Aufgabe, denn was seit der Neuzeit sich deutsche Kultur nennt, ist zum großen Teil kein Zweig der wahren, objektiven Kultur mehr. Die Reformation führte eine neue Wertung der Dinge ein. Sie lehrte den schlechtsinnigen Unwert alles Geschaffenen gegen Gott. In der Folge wurde daraus ein selbständiger Wert der weltlichen Dinge ohne Bezug auf Gott. Mit dem Fortschritt der Aufklärung konnte dann die Natur, der Mensch oder, wie bei Hegel, der Staat als das Maß aller Dinge und der höchste Wert erscheinen. So ist heute die deutsche Kultur zerfahren, das deutsche Volk ist geistig zerrissen. Sein Mangel an Nationalgefühl leitet sich wesentlich daraus her.

Manche wollen unser Volk wieder einen auf einem Boden, wo sich alle zusammenfinden könnten. Politisch mag das angehen, wenn es sich wie heut gegen die Entente um Güter der nackten völkischen Notdurft handelt, um Nahrung, Erwerb, Freiheit, Ehre. Oder um die gesellschaftliche Ordnung wider inneren und äußeren Bolschewismus. Kultureinheit aber ist nicht möglich ohne Einheit im Glauben. Man kann keinen deutschen Dom erbauen, dessen Pfeiler teils auf Granit, teils im Sand, teils im Sumpf stehen. Solange es in Deutschland getrennte Heerlager verschiedener Glaubensformen gibt, wird es einen Kulturkampf geben, mag er gleich fern vom politischen Schlachtfeld geführt werden.

Unsere Gegner weichen diesem Kulturkampf nicht aus. Der Protestantismus fühlt sich in seinem Bildungsstolz noch sehr stark und langt durchaus nicht überall nach unserer Bruderhilfe fur die christlichen Kulturgüter. Der moderne Pantheismus hat in Rudolf Steiner einen geistigen Diktator gefunden, der über eine unheimliche Macht verfügt. Die Sozialdemokratie ist sich sehr wohl bewußt, daß sie nicht nur politische Partei, sondern Weltanschauung ist, also ein Kulturprogramm hat. Sie hielt eben jüngst zu Ostern in Dresden ihren ersten Kulturtag ab. Dort wurden ganz streng aus Materialismus und Marxismus die kulturpolitischen Folgerungen gezogen. Ueber Religion als Privatsache ist man längst hinaus. Die Schule soll als staatliche Zwangsanstalt den Sozialismus verbreiten, der Lehrer als neuer Seelsorger wirken.

Wir deutschen Katholiken können uns dawider nur behaupten, wenn wir uns ein eigenes, festes Kulturprogramm mit positivem Inhalt schaffen. Prüfen wir zuerst mit dem Maßstab des Glaubens, was aus unserem überlieferten Kulturbesitz als wahre Kultur im strengsten Sinne bestehen kann. Wir müssen da vieles ausscheiden, was uns fast in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die moderne Philosophie mit Cartesius und Kant, die deutsche Klassik von Weimar, den größeren Teil der Romantik, das meiste aus der Wissenschaft und dem Schrifttum des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Dann sammeln wir, was übrig bleibt. Es ist aus der Neuzeit erschreckend wenig, vielleicht aber doch mehr, als wir bisher wußten. Wir müssen es nur einmal zusammenstellen. 19. Jahrhundert, Philosophen: Balmes und Newman. Staatslehrer: De Maistre, Görres, Ketteler, Donoso Cortes. Deutsche Dichter: Brentano, Eichendorff, Annette von Droste, Stifter, Weber. Aus der älteren Neuzeit nur ein paar Beispiele: Thomas Morus, Fenelon, Suarez, Calderon und Lope, Cervantes, in Deutschland Angelus Silesius, Friedrich v. Spee, Abraham a St. Clara.

Das Mittelalter kann fast im ganzen als wahrer Kulturbesitz begriffen werden. Endlich sind unter den Heiligen aller Jahrhunderte zahlreiche Kulturträger aller Art. — Es ist nicht engherzig, wenn wir einmal aufs schärfste das Erbe unserer Bildung scheiden und sondern. Wir tun nur dasselbe, was die alten Christen mit dem Kulturbesitz der Antike vorgenommen haben. Sie trennten sich von ihm; nachdem sie aber Abstand gewonnen, nahmen sie von den geistigen Schätzen aus Hellas und Rom, womit sie ihre eigene wahre christliche Kultur ausschmücken konnten. Auch wir deutschen Katholiken können zur modernen Kultur, soweit sie nicht selbst katholisch ist, erst ein unbefangenes Verhältnis finden, wenn wir uns völlig auf unsern Katholizismus zurückgezogen haben. Dann bewerten wir das mannigfache Gute in ihr erst richtig. Wir erkennen, wo mehr und wo weniger Echtes und Wahres enthalten ist. Unser Urteil wird sich da zum Teil stark wandeln. So gewahren wir vielleicht bei Lessing und unseren deutschen Klassikern in ihrer Ehrfurcht vor der Wirklichkeit und vor allen gegebenen Grenzen und in ihrer Pflege der strengen Form mehr Verwandtschaft mit unserer Weltanschauung als bei Romantikern, deren subjektiver Ueberschwang sich oft in katholische Gewänder zu hüllen beliebte. Gegen Kants formalen Pflichtbegriff, gegen das preußische Ethos der Arbeit um ihrer selbst, nicht um Gottes und des Menschen willen werden wir vom katholischen Kulturstandpunkt aus Front machen müssen. Zwar haben Scheler, Platz und andere hier bereits scharfe Kritik geübt, doch ist sie noch keineswegs zu allen gebildeten Katholiken gedrungen.

So lernen wir die Kulturgüter der Vorzeit und der Gegenwart richtig bewerten. Dann wissen wir sie als Bausteine zu verwenden an einer deutschen Kultur, die den Namen wahrer Kultur verdient. Wir ehren als Katholiken die Ueberlieferung. Alles Wahre, Gute und Schöne, was unsere gläubigen Vorfahren ihrem Geistesbesitz einverleibten, ist uns teuer und sorgsamster Pflege wert. Gleichwie die Kirche die Offenbarungen des Alten Bundes und die Früchte des Geistessamens aus dem Heidentum in ihre Theologie und ihren Gottesdienst aufnahm, so hat sich die wahre Weltkultur von der Urzeit herauf an den Bildungsschätzen aller Völker bereichert. So müssen wir das Erbe des klassischen Altertums, die humanistische Bildung erhalten. Zum Mittelalter müssen wir ein sachliches, nicht mehr romantisches Verhältnis gewinnen und besonders unserer Jugend vermitteln. Hier hat uns die Romantik mit ihrem Kult der naiven, schöpferischen Volksseele verführt, die Erzeugnisse der Volksdichtung: Märchen, Heldenlied, Volksepos zu überschätzen, die Reste germanischen Heidentums mehr zu beachten als den formenden Einfluß des Katholizismus. Daß das Mittelalter gewaltige Dichter und Philosophen besaß, überhaupt eine Zeit der großen Persönlichkeiten war, vielleicht mehr als die Antike, wurde zu wenig deutlich gemacht. Das hochwichtige lateinische Schrifttum des Mittelalters fängt man jetzt erst an, für die Schule herzurichten.

Das katholische Kulturprogramm weist uns überhaupt den richtigen Standpunkt an zu dem Deutschen und Völkischen in unserer Kultur. Dies ist als unsere subjektive Eigenart etwas Notwendiges an ihr, die Form, in welcher wir die objektive Kultur zu verwirklichen haben. Besonders stark trägt dies völkische Gepräge natürlich aller Kulturbesitz, der auch dem Stoff oder Inhalt nach deutsch ist. Schillers „Tell“ kommt uns deutscher vor als seine „Braut von Messina“, obgleich auch sie eine deutsche Dichtung ist. Und wir haben das Recht, den „Tell“ vorzuziehen, weil er im übrigen mit dem Maßstab der objektiven Kultur gemessen, der „Braut von Messina“ nicht nachsteht. Diesen Maßstab aber müssen wir an alle Erzeugnisse unseres Volkstums anlegen. Ihr starker deutscher Gehalt allein darf uns nie bestechen. Sonst fallen wir in den bezeichneten Fehler der Romantiker und ihrer Geisteskinder, der heutigen Alldeutschen. Sie glauben, mit dem rein Volkstümlichen, Ursprünglichen könnte sich das Deutschtum in der Welt durchsetzen. Antike und Christentum sehen sie vielfach als Fremdkörper an, die unsere Kraft geschwächt hätten. Ein verhängnisvoller Irrtum. Was sie als urdeutsch ansehen, ist nur das Sinnliche und Triebhafte, das in jedem Volk zuerst wirksam ist und sein Jugendalter formt. Selbstverständlich stammen unsere Götter- und Heldensagen, Märchen und Weistümer aus diesem Zustand. Doch mit dem Christentum sind wir ins Mannesalter eingetreten, wo der freie, vernünftige Geist herrschen soll. So hoch, wie der Glaube an den überweltlichen, persönlichen Gott über dem heidnischen Pantheismus, so hoch steht die wahre, christliche Weltkultur über der Vorkultur der jungen Einzelvölker. Die fremden geistigen Mächte, die uns bedrängen, überwinden wir nur, wenn unsere Kultur besser ist. Diese Mächte sind die Zivilisation des Westens, das Judentum und der Bolschewismus. Die westliche Zivilisation ist die christlich-abendländische Kultur mit verblaßtem Gottesbegriff. Das Judentum kennt den wahren Gott, wenn auch unvollkommen, und ist damit jedem Pantheismus überlegen. Fällt es vom Glauben ab, so wirkt es ähnlich zersetzend wie der dritte geistige Gegner, der Bolschewismus. Der Bolschewismus leugnet Gott bewußt und will eine gottlose Weltordnung aufrichten. Vor der Leugnung aber muß er den Gottesbegriff erfaßt haben. Er steht also hoch über dem naiven Pantheismus. Wer das einsieht, dem graust vor dem plumpen Fastnachtspiel, wo unsere Deutschvölkischen dem Juden und dem Teufel mit Kinderwaffen auf den Leib rücken. Wir aber wollen die Waffen Gottes anlegen, das Wehrgehenk der Wahrheit, den Schild des Glaubens und das Schwert des Geistes (Eph. 6). Das ist unser Kulturprogramm.

David Lloyd George.

Von Albert Dettling, Jena.

Der Name Lloyd blitzt auf der Gedächtnistafel eines jeden Germanen, allerdings meist in Verbindung mit dem Flaggengewimpel der alten Weserstadt Bremen oder des Adriahafens Triest. Auf den ersten Blick ausländisches Sprachgewächs. Nur im Spanischen begegnet man dem Doppelschmelzlaut „Ll" im Anfang eines Wortes, und vor allem in der keltischen Ursprache von Wales, der buchtenzerklüfteten britischen Halbinsel, so reich an Bardenliteratur und schwermütigen Sängen. Einige hundert Ortsnamen beginnen dort mit der Keltenvorsilbe „Llan" (= Einfriedigung) so z. B. Llandaff bei Cardiff, die kleinste Stadt Großbritanniens (800 Einw.) und sein ältester Bischofssitz. Die Abstammung Lloyd Georges ist also untrüglich an seinen Namen geheftet. Die beiden „Ll" künden, daß keltisches Blut in seinen Adern rollt. Sehr wesentlich zum seelischen Erfassen. Der Politiker, von dem zurzeit die ganze Welt spricht, hatte zu Ende des 17. Jahrhunderts einen keltischen Vorgänger, der seinen Namen zum erstenmal in die Oeffentlichkeit pflanzte. Es war der Besitzer eines Kaffeehauses in London. Neben dem Füllen der Tassen mit Idealgetränken oblag er dem rentableren Geschäft der Seeversicherung. Er hat den Grund gelegt zur weltberühmten Londoner Lloyd-Gesellschaft, die den Mittelpunkt des englischen Seeversicherungswesens bildet.

Leute, die nicht wissen, daß ein Menschenleben mitunter romanhafter ist als der blendendste Roman, den die Phantasie eines Schriftstellers zu Papier bringt, möchten vielleicht zu einem abenteuerlichen Buche greifen, um eine so seltsam geformte Lebenskurve zu entdecken, wie sie der in den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsene Waliser Schullehrerssohn verzeichnen kann.

Wer hätte je geahnt, daß der barfüßige und dürftig gekleidete Junge, dem jeder Groschen zum Besuch einer höheren Schule fehlte, zwei Jahrzehnte später nach London kommen und dort in den historisch geheiligten Hallen des Westminster seinen Einzug halten könnte? Und wer hätte zu ahnen gewagt, daß dieser Neuling, dem weder ein literarischer Ruf, noch ein gesellschaftlicher Einfluß, noch das akademische Rüstzeug zur Verfügung stand, kurze Zeit darauf den Kampf gegen Riesenmächte begann, gegen die Gloriole alter Parlamentarier, gegen festgewurzelte Herzöge, Brauereimagnaten und monokeltragende, kaltschnäuzige Junker? Lloyd George aber heißt mit dem Vornamen David und war wie sein alttestamentlicher Namensvetter im Besitze einer gegen Goliathe wirksamen Schleuder und konnte des Panzers aus der Rumpelkammer „Schema F" entbehren.

Lloyd George ist 1863 geboren. Sein Vater war also Schullehrer. In Wales war das gleichbedeutend mit Hunger. Zudem wollte das Schicksal, daß der Vater früh starb. Der Onkel Richard George, Schuster in einem Weiler am Fuße des Snowdon, nahm sich der Witwe und der unversorgten Kinder an. Snowdon, der schneebedeckte Kulminationspunkt des Kambrischen Gebirges, heißt in der Keltensprache Creigian Eryri, zu deutsch: Adlerfels. Und von da unternahm Lloyd George seinen Hochflug. Die Mutter besorgte den Haushalt des Onkels mit und konnte dem talentvollen jungen David schließlich six pence (= 50 Pfg.) wöchentlich zu „Studienzwecken" beisteuern. Der Schuhmacher leitete den Elementarunterricht. Onkel Richard war Puritaner schärfster Prägung. Er gehörte den Campbell-Baptisten, d. h. der zähesten Nonkonformistensekte an. Bezahlte Priester gibt es da nicht. Die Prediger müssen einen bürgerlichen Beruf, ein Handwerk ausüben, das sie ernährt. Der Schuhmacher war also seit einigen Jahrzehnten Sonntagsprediger in der Zwergkirche des Weilers und auch an Wochentagen der Berater der kleinen Gemeinde in weltlichen und religiösen Dingen. Bei diesen Erörterungen erhielt David schon frühzeitig Einblick in alle Sorgen der Kleinen und Gedrückten und verstand, daß sich die Gesetze fast ausschließlich um das Wohlbefinden der Reichen beflissen und um die Bedürftigen kaum kümmerten. So wurden die demokratischen Gedanken geboren, deren Verwirklichung er nachher anstrebte und teilweise erzielte. Mehr als einmal wies er später darauf hin, was er von den sozialen Einrichtungen Deutschlands gelernt habe. Die englischen Altersrenten, die den bedürftigen 70jährigen Männern und Frauen 5 Schilling wöchentlich gewähren, die staatlichen Arbeitsvermittlungsämter, Mutterschutzbeiträge, Armensanatorien, Tuberkulosenheime und verbesserte Schul- und Wohnungsgesetze sind u. a. sein Werk.

Der sehnlichste Wunsch der Mutter war, den geweckten und schon Ehrgeiz verratenden Knaben zum Geistlichen aufrücken zu sehen. Das ließ sich aber schon deshalb nicht gut durchführen, da die eigene Religionsgemeinde das Wort Gottes als Gratisgabe auffaßte. Der 16jährige David übersiedelte also in die Kanzlei eines Rechtsanwalts der kleinen Hafenstadt Portmadoc. Fünf Jahre später war er selbst Advokat. Als er in seinem ersten Fall vor dem Gericht auftrat, setzte er die Zuhörer durch seine Schlagfertigkeit und Kühnheit in Staunen. Um jene Zeit begannen in Wales, wo, wie in Irland, unruhiges Keltenblut fließt, die Kämpfe gegen den Zehnten, der den Geistlichen entrichtet wurde. Die Waliser, ähnlich wie die Iren vielfach im Kampfe mit London, sträubten sich, als Dissidenten der Staatskirche tributpflichtig zu sein und gründeten eine Kampfliga. Lloyd George ward ihr Sekretär. Er fand noch Zeit, sich als Puritaner für eine Temperenzreform mit keltischer Leidenschaft einzusetzen. Schon damals wob sich jenes enge Band zwischen ihm und seiner Heimat, von dessen Festigkeit die vor einigen Wochen im Wahlkreis Cardigan stattgehabte Parlamentsnachwahl Zeugnis gab. Der Koalitionsliberale Evans, also Lloyd Georges Kandidat, trug über den Mann der unabhängigen Liberalen mit 15000 gegen 10000 Stimmen den Sieg davon. Die Lage schien höchst unsicher, so daß selbst die Frau des Premierministers mit über 20 Wahlreden einsprang. In England ist es keine Seltenheit, daß Ministerfrauen die Politik ihrer Männer in öffentlicher Rede verteidigen.

Im Jahre 1890 wurde durch Todesfall in Wales ein Parlamentssitz frei. Lloyd George wurde von seinen Freunden als Kandidat aufgestellt. Der erst 27jährige siegte, wenn auch nur mit mageren 18 Stimmen, konnte ins Unterhaus eintreten und seinen politischen Aufstieg beginnen. Anfänglich allerdings ein Weg voller Dornen. Es gelang ihm nicht, sich als Anwalt die nötigen Nebeneinkünfte zu erzielen, da ihm die 3 Pfund (60 ℳ) fehlten zur Beschaffung der in England üblichen Amtsrobe. Ja, als das junge Parlamentsmitglied in die Millionenstadt an der Themse übersiedelte, teilte er nicht nur den Raum, sondern auch das einzige Bett einer Dachstube mit einem Landsmann, der später der Privatsekretär eines seiner Nebenbuhler wurde. Beide Giebelbewohner waren unerträglich arm. Der Aermere aber war Lloyd George, da er als Abgeordneter die größeren Auslagen hatte. Um so reicher aber war das Pathos und die Gewalt der Reden, die er auf dem Bettrand sitzend oder durch die Mansarde schreitend, hielt. Keine seiner öffentlichen Reden hat je die leidenschaftliche Glut jener Ansprachen aus den Hungerleidertagen erreicht, die alle auf das große Gerechtigkeitsgefühl der Befreiung aller unterdrückten Menschen und Völker gerichtet waren. So erzählt sein ehemaliger Stubengenosse.

Als Lloyd George seinen Platz in Westminster einnahm neben den korrekten und wohlgekleideten Gentlemen, während er nachts über ein halbes Bett verfügte, verhielt er sich zunächst höchst zurückgezogen. Die Ruhe vor dem Sturm. Er bedurfte einiger Wochen, um das Abgeordnetenhaus, seine Gepflogenheiten und seine Gesetze zu studieren. Nach zwei Monaten war es mit der Artigkeit vorbei. Der brodelnde Vulkan des Kelten mußte sich entladen. Und geradezu unerhört für einen Anfänger! Er wagte es, ohne heilige Scheu den strahlenden Nimbus eines Lords Randolph Churchill und eines Joseph Chamberlain, zweier alter parlamentarischen Autoritäten zu zerknittern. Man erzählt, daß Chamberlain mit seiner bewährten Taktik, Angriffe und Beleidigungen mit jener unbeweglich gleichgültigen Miene abzutun, von der man nie weiß, ob sie mehr Phlegma oder mehr Verachtung bedeutet, zum erstenmal außer Fassung geriet und bleich vor Erregung aufgesprungen sei. Zwei damalige Kammerberichterstatter erfaßten die Lage und prophezeiten am andern Tage in ihren Blättern dem Parlamentsbenjamin eine glänzende Zukunft. In der Tat war er in den letzten Jahren mit Winston Churchill oratorisch und psychologisch die bemerkenswerteste Figur im Halbmondsaal an der Themse.

Lloyd George verkündete nun zunächst vor der erstaunten Kammer das neue Evangelium des Waliser Nationalismus und verlangte mit der Zähigkeit seiner Sekte die Entstaatlichung der Kirche in Wales. Er sprach ohne Unterlaß, forderte und drohte und brachte schließlich einen Aufruhr zustande. — Der Abgeordnetensitz Lloyd Georges geriet mehr als einmal in Gefahr, besonders zur Zeit des Burenkrieges, gegen den sein Inhaber als Ungerechtigkeit mit äußerster Schärfe zu Felde zog. Er war damals der mutigste und zäheste

Gegner der vom wildesten Nationalismus gepackten Jingos im Parlament. Wer in England war, weiß, was das bedeutet. Sein Leben schien gefährdet. Der Knüppel eines Fanatikers schlug ihn zu Boden. Als er sich einmal anschickte, in öffentlicher Rede gegen den Krieg zu donnern, konnte er der Wut des Pöbels nur dadurch entzogen werden, daß man ihn in eine Polizistenuniform steckte und durch eine Hintertür entweichen ließ. — Lloyd George verkörperte für viele den Typus des Kleinengländers, des Verräters an seiner Nation, des vaterlandslosen Gesellen. In begüterten Kreisen warf man ihm ganz unberechtigt das um jene Zeit unflätigste Schimpfwort „Sozialist" an den Kopf. Gleichzeitig aber sammelte sich um ihn ein treuer Freundeskreis. Meinungen werden in England mit seinem individualistischen Grundzug schließlich geachtet.

Es ist nutzlos, ja schädlich und kein Zeichen hohen Verstandes, feindliche Staatsmänner mit dem Pinsel des Hasses zu malen. Sie müssen menschlich verstanden sein. Man muß ihre Geschichte und Entwicklungsgänge kennen. Man müßte auch gewisse Methoden vergleichen, die in England und Deutschland verschieden sind. Hat man den Landrichter Gröber von Heilbronn seinerzeit nicht in die Politik getrieben, weil seine Konfession der Beförderung im Wege stand? Ist der glänzende Dialektiker Eugen Richter nicht in die Opposition gejagt worden und dauernd dort geblieben, weil ihn die hocherhabene Weisheit des grünen Tisches für einen Bürgermeisterposten nicht geeignet hielt? Anders in England. Lloyd George, dieser unbequeme, lästige Vertreter des unbedeutenden Marktfleckens Carnarvon in Nordwales mußte nach dem Muster bewährter englischer Diplomatenlogik ein Portefeuille erhalten. Damit ging er automatisch der Waliser Homerule-Bewegung verloren, und seine unbestreitbaren Fähigkeiten konnten in erwünschtere Bahnen gelenkt werden. Die liberale Partei bot ihm das Handelsministerium an. Allgemeines Achselzucken im gegnerischen Lager. Seine Freunde aber wußten, daß er Herr der Schwierigkeiten aller Lagen sei. In der Tat führte er bald darauf das äußerst nützliche Patentgesetz ein, bewältigte die gefährliche Eisenbahnkrise gütlich und unternahm die gesetzliche Regelung der äußerst verworrenen Londoner Hafenverhältnisse, an deren Verwirklichung sich schon verschiedene Ministerien vergeblich gemüht hatten. Bevor er aber zur Lösung dieses verzwickten Problems schritt, fuhr er nach Hamburg, Holland, Belgien und Spanien, machte Studien, verglich und nahm das Beste. Seine Arbeitsmethode ist nicht die des ministeriellen Alltags. Ihn beschwert keine philosophische Bildung, die nach den Wolken Ausguck hält, keine graue Theorie und kein System irgendeiner Schule, das an Formeln und Hypothesen verblutet. Das Geheimnis seines Erfolges besteht wie bei Napoleon darin, daß er den Regelkram zerschlägt.

Als Asquith zum Ministerpräsidenten aufrückte, übernahm Lloyd George das freigewordene Schatzkanzleramt. Die Presse war ihm wohlgesonnen. Er genoß bereits den Ruf eines gesetzgeberischen Genies. Der Ton schlug jedoch jäh um, als sein Erstlingsbudget erschien. Er wurde von Blättern der Großindustrie, der Hochfinanz und des Großgrundbesitzes als das Unglück seines Landes bezeichnet, als politischer Räuber, der die Güter plündere und als Dieb, der die Taschen der Lords ausräume. Was schadete es? Er hatte, bevor er zu der aufsehenerregenden Finanzreform ausholte, Studienkommissionen nach Amerika, Frankreich und Deutschland geschickt und selbst einige große deutsche Städte besucht, um deren Finanzverwaltungen und Besteuerungen eingehend zu prüfen. Sein Budget, das den Luxus unter die Schraube nahm, die englischen Junker, den ausgedehnten mißliebigen Boden- und Hausbesitz, d. h. alle Hurraschreier nach Riesenschlachtschiffen, hatte die Gunst des großen Publikums erobert und die wankende Stellung des liberalen Kabinetts wieder befestigt. Die Invasionsfurcht war abgetan und der kühne Reformer auf allen öffentlichen Plätzen gefeiert. Wie seinerzeit über Clemenceaus Laufbahn die Panamaverdächtigung, so ballte sich eine Wolke über seinen Weg, die Gefahr kündete. Er hatte Aktien der Marconi-Gesellschaft erworben, deren Kurse dortmals den Einfluß der Politik erleiden konnten. Das war mindestens unvorsichtig. Das Wutgeheul der Feinde ließ nicht lange auf sich warten, und die Sympathien seiner Freunde begannen sich zu lockern. Es kam zu ungemein scharfen Polemiken und, wenn ich mich recht entsinne, zu einem Prozeß. Die Ehrenhaftigkeit Lloyd Georges blieb unangetastet und die Sache geriet in Vergessenheit. (Schluß folgt.)

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Von der Wiedergutmachungsfrage und den Sanktionen unserer Gegner ist es um Ostern etwas stiller geworden. Deutschlands Weigerung, die 12 Milliarden Goldmark bis 1. Mai oder die 1 Milliarde zum 31. März zu zahlen, hat keine neuen Zwangsmaßnahmen ausgelöst. Damit wir uns des Druckes nicht entwöhnen, kam am 18. März noch eine Entwaffnungsnote. Sie verlangt Abrüstung der angeblich zu stark bewaffneten Reichswehr auf das vereinbarte Maß und Auslieferung eines großen Teils der Deutschland noch belassenen Festungsgeschütze. Die Reichsregierung entkräftete in ihrer Antwort die Vorwürfe der Note und schlug vor, ein unparteiisches Schiedsgericht urteilen zu lassen. — Allem Anschein nach befolgt die Entente jetzt eine neue Taktik gegenüber Deutschland. Sie behelligt uns nicht mehr mit Nadelstichen. Besser ist sie uns deshalb nicht gesinnt. Halbamtliche Pressestimmen aus Frankreich und England lassen vielmehr vermuten, daß man drüben alle angeblichen deutschen Pflichtverletzungen sammelt, um sie uns demnächst in einer großen Anklageschrift vorzuhalten. Daneben wird, wie es heißt, ein vollständiger Plan entworfen, zur Durchführung des Friedens von Versailles. Beides soll am 1. Mai zum Vollzug kommen. Sind dies wirklich die Absichten unserer Gegner, so müssen wir darauf gefaßt sein, völlig in ihre Gewalt, das heißt für absehbare Zeit unter Fremdherrschaft zu geraten, wenn wir nicht ganz hart und einig Widerstand leisten. Eine Reichsregierung, die durch Nachgiebigkeit, wie wir sie vor London kannten und nach London leider noch nicht ganz abgetan sehen, diese Fremdherrschaft sich einbürgern ließe, müßte sich selbst überflüssig machen. Ruhige, aber starke Abwehr der neuen Anschläge kann dagegen die Freunde Deutschlands in Nordamerika und den neutralen Ländern auf den Plan rufen. Ganz gleichgültig wird es der Welt doch nicht sein, ob Mitteleuropa nördlich vom Main englisch und südlich davon französisch wird.

Wie stark unsere Gegner mit Nordamerika rechnen, beweist der Besuch des französischen Staatsmannes Viviani in Washington. Viviani überbrachte dem Präsidenten Harding Frankreichs Glückwünsche zum Regierungsantritt. Der wahre Zweck seiner Reise ist, die Vereinigten Staaten vom Abschluß eines Sonderfriedens mit Deutschland abzuhalten und sie für den Völkerbund zu gewinnen, sei es auch unter großen Zugeständnissen und Aenderungen der Verfassung des Völkerbundes. Die Londoner „Morningpost", aus der diese Nachrichten stammen, meldet noch, Viviani würde, falls Amerika keine Lust zum Völkerbund zeige, die Frage eines englisch-französisch-amerikanischen Vertrags aufwerfen. Der widerspräche aber Hardings Grundsatz, sich nicht in Europas Händel zu mischen. — Wollen wir Deutsche auf Amerika rechnen, so müssen wir, wie gesagt, mutig für unser Recht eintreten. Zahlreiche Stimmen von drüben ermuntern uns dazu.

Der Aufruhr in Mitteldeutschland wurde in schweren Kämpfen niedergerungen. Die Einnahme der Leunawerke bei Halle, in denen sich Tausende von Kommunisten verschanzt hatten, bildete den Höhepunkt der Kämpfe in der Provinz Sachsen. Zu gleicher Zeit wurde in Halle ein Hauptquartier der roten Truppen ausgehoben. Sein Archiv an Karten, Plänen und Operationsbefehlen hätte jedem Generalkommando im Weltkrieg Ehre gemacht. Es zeigt, wie gut der Aufruhr vorbereitet und wie groß er angelegt war. Davon zeugen auch die zahlreichen, zum Teil gelungenen Sprengungen von Brücken und Bahnhöfen, womit man Truppenverschiebungen verhindern wollte. Selbst nach der Eroberung ihrer Hauptstützpunkte suchten die Kommunisten durch Putsche an den verschiedensten Orten die Kräfte der Sicherheitswehr zu zersplittern. Von Mitteldeutschland sprang der Funke auch nach Westen ins Ruhrgebiet. Teilweise gab es dort schwere Kämpfe, zu einem großen Aufstand kam es jedoch nicht. — Nach langem Zögern sah sich die Regierung gezwungen, in die Provinz Sachsen Reichswehr zu entsenden. Zur schnelleren Aburteilung der Verbrechen wurden Sondergerichte bestellt. Niemand zweifelt daran, daß sie strenge Gerechtigkeit üben werden. Nicht so fest steht leider, daß man die Urteile auch vollstreckt. Die Linksparteien arbeiten schon für einen neuen Straferlaß. Wir wollen aber nicht glauben, daß das Reich oder Preußen ihrem Drängen weichen. Sonst gäbe es einen Freibrief für Mord, Raub und Brandstiftung, sobald sie sich nur den Namen einer verrückten

politischen Aktion borgen. Die sozialdemokratischen Regierungsstellen gingen nicht so scharf vor, wie man verlangen mußte. Hörsing z. B. ließ sich in unwürdige Verhandlungen mit den roten Banden ein. Unter andern wollte er jeden freilassen, der nur Waffen abgäbe.

In Süddeutschland machten sich Anläufe zu Unruhen in den Großstädten von Baden und Württemberg bemerkbar. Bayern blieb verschont. Es dankt dies aber nur der Einwohnerwehr. Pläne zu Generalstreiks und Ausständen wurden auch in Bayern, besonders in München, festgestellt. Sein Selbstschutz ermöglichte es Bayern, auch den dritten Teil seiner Reichswehr auf Ansuchen der Reichsregierung ins mitteldeutsche Aufruhrgebiet zu entsenden. Um so mehr befremdet es da, daß das Reich gerade in diesen Tagen einen neuen Vorstoß in München unternahm, um die völlige Entwaffnung der Einwohnerwehr zu erreichen. Mit dem Entwaffnungskommissar Dr. Peters kam der Vizekanzler Dr. Heinze persönlich, um mit dem bayerischen Ministerpräsidenten zu verhandeln. Die Regierung lehnte, angesichts der Ereignisse in Mitteldeutschland und der Abgabe bayerischer Reichswehr dorthin, selbstverständlich ab, die Einwohnerwehr jetzt aufzulösen oder zu entwaffnen. Das Verhalten des Reiches erklärt sich zum Teil aus dem Einfallen des 31. März, an dem die erste Frist für die Entwaffnung nach dem Pariser Diktat ablief. Eine Berliner Note des WTB läßt das deutlich erkennen. Sie beleuchtet damit nur die Tatsache, daß man in Berlin die Sicherheit und Ordnung in Deutschland gegen unberechenbare Launen der Entente aufs Spiel setzt.

In Oberschlesien scheint etwas Ruhe eingetreten zu sein. Der Entscheid über das Schicksal des Landes soll nun am 20. April fallen. Leider spricht sehr viel dafür, daß er im Sinne einer Teilung erfolgt. Der interalliierte Ausschuß selbst will in seinem Bericht eine deutsche, eine polnische und eine gemischte Zone abgrenzen.

Ende März fand in Nürnberg der Parteitag der Bayerischen Mittelpartei (Deutschnationale Volkspartei in Bayern) statt. Er wandte sich besonders scharf gegen die Entwaffnung der Reichswehr und gegen die schwächliche Vertretung der deutschen Belange in London. Dr. Simons wurde als ungeeignet bezeichnet, weitere Verhandlungen zu führen. In Bayern will die Mittelpartei die Regierung Kahr mit aller Kraft stützen. An der Einwohnerwehr hält sie unbedingt fest. Sie ist auch bereit, an der Seite der Sozialdemokratie zu regieren, wenn diese den Klassenkampf aufgibt und sich zum nationalen Einheitsgedanken bekennt. Aber es wurde festgestellt, daß die Sozialdemokratie nicht dafür zu haben ist.

Das wichtigste Ereignis in der Außenpolitik war das plötzliche Erscheinen König Karls IV., des vormaligen Kaisers von Oesterreich, in Ungarn. Der König traf am Karsamstag in Steinamanger ein und fuhr zu Ostern nach Budapest. Dort verlangte er vom Reichsverweser Horthy die Uebergabe der Regierungsgewalt. Horthy weigerte sich und berief sich auf seinen Verfassungseid. König Karl mußte wieder nach Steinamanger zurück. Mehrere Tage lang kamen aus Ungarn ganz widersprechende Meldungen. Teils hieß es, Karl rüste sich schon zur Rückreise nach der Schweiz, teils, er sammle eine große Truppenmacht und überall stehe das Volk für ihn auf. Jedenfalls blieb das Ausland ganz im unklaren. Die Großmächte der Entente erklärten sich einhellig gegen das Abenteuer und gegen die Rückkehr Karls auf den ungarischen Thron. König Karl selbst berief sich auf das Einverständnis Briands. Höchst wahrscheinlich mit Recht, denn Frankreich unterstützt nicht nur im geheimen Habsburg und dessen Pläne eines Donaubundes. Die kleine Entente, besonders die Tschechen, drohten schon mit dem Einmarsch nach Ungarn. Am 1. April trat in Budapest die Nationalversammlung zusammen. Sie mißbilligte einstimmig die Handlungsweise des Königs und sprach dem Reichsverweser Horthy ihr Vertrauen aus. Zugleich betrieb die Regierung die Rückreise König Karls nach der Schweiz. Eine Erkrankung oder auch andere Umstände verhinderten dies aber und der König blieb zunächst in Steinamanger.

Ueberall in den europäischen Arbeiterparteien vollzieht sich die Entscheidung für oder gegen Moskau. Die englische Unabhängige Arbeiterpartei lehnte mit 521 gegen 97 Stimmen den Antrag auf Anschluß an die III. Internationale ab. Die Linkssozialisten in Schweden haben um Ostern die Moskauer Bedingungen angenommen. 173 stimmten dafür, 34 dagegen. In Norwegen stimmten auf dem Parteitag der Arbeiterpartei 281 für Moskau, 20 dagegen. Der größte Teil der Opposition war vorher schon ausgetreten. — Der Internationale Gewerkschaftsbund in Amsterdam erließ eine Kundgebung an die Arbeiterschaft der ganzen Welt, den 1. Mai dieses Jahr mit größeren Kundgebungen als je zu feiern. Der 1. Mai solle werben für Sozialisierung und Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

In England ist ein allgemeiner Streik der Bergleute ausgebrochen. Die Verhandlungen zwischen Unternehmern und Arbeitern, die seit Beilegung des Streiks von Oktober 1920 im Gang waren, haben sich festgelaufen. Außerdem schafft das gesetzlich beschlossene Aufhören der Bergbaukontrolle eine neue Lage. Man rechnet mit einem langwierigen Streik. Die Regierung hat den Ausnahmezustand verhängt und das Parlament dringlich einberufen.

Flucht vor dem Kinde oder Flucht zum Kinde?

Von Joseph Bolten, Gimborn.

Der Materialismus, der Todfeind alles Wahren, Guten und Schönen schickt sich an, seine letzten Folgerungen zu ziehen. Schon zu vieles hat er den Menschen geraubt, was erhebt und tröstet: Gott, Seele, Unsterblichkeit, Ewigkeit, Gerechtigkeit. Er läßt den Himmel den Engeln und den Spatzen. Dafür gibt er die Erde und die Materie, den Stoff und nur den Stoff. „Laßt uns das Leben genießen", so lautet seine Parole; und wenn das nicht friedlich zu erreichen ist, dann gebraucht er Gewalt: den „feineren" Terror im Kapitalismus und den „groben" Terror des Bolschewismus.

Jetzt ist nun der Materialismus so weit gekommen, daß er den Menschen das letzte nehmen will, was vor allem ein armes Volk noch beglücken und aufrichten kann: Er vergreift sich am Kinde. Ein gottseliger Ordensmann, der Kapuziner Franz Borgias, der wegen seines düsteren Kleides als Freudenfeind angesehen werden könnte, es beileibe aber nicht war, pflegte zu sagen: „Drei Dinge hat Gott aus dem Paradiese uns noch gelassen, nämlich die Sterne, die Blumen und das Auge eines Kindes." Die Sterne und die Hoffnung und Zuversicht, die darin liegen, wird der Materialismus niemals rauben können; sie sind und bleiben ihm zu hoch. Die Blumen, die Freuden der Erde, mag er bis zum Ueberdruß genießen und dabei doch bedenken, daß Genießen ohne Arbeit auf die Dauer nicht möglich ist. Das Kind, das Unterpfand der reinen Liebe von Mann und Weib, darf und soll er unserem armen Volke nicht nehmen.

Die „Flucht vor dem Kinde" hat in der Gefolgschaft des Materialismus schon lange eingesetzt. Zuerst waren es die Vertreter des Kapitalismus, die sich des Kindes entledigten. „In den oberen Ständen, in reichen und wohlhabenden Kreisen hat es seinen Anfang genommen und ist mit den Lastern dieser Stände allmählich auch ins Volk eingedrungen." (Hirtenbrief der deutschen Bischöfe 1914). Daß das alles dann beim Volke gröber, abstoßender wurde, ist nicht zu verwundern. Denjenigen, die ehedem und jetzt so gern abrücken möchten von der misera plebs mit ihren groben Manieren im Punkte der Geburtenbeschränkung, ist es zu verdanken, daß jetzt auch noch eine der letzten Schranken des äußeren Anstandes auf diesem Gebiete beseitigt werden soll: die §§ 218—220 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich. Die jetzt die Macht haben im Land, die USP und MSPD haben es so beschlossen: Straffreiheit für die Mörder der Leibesfrucht.

Da gibt es nach meiner Meinung kein anderes Mittel, als dasjenige, das ein Völkerapostel den ersten Christen inmitten einer ebenso verrotteten Griechen- und Römerwelt zugerufen hat: „Tretet heraus aus ihrer Mitte und sondert euch ab von ihnen!" (2. Kor. 6, 17.) Hoffentlich ist das gottesgläubige Deutschland, gleichviel ob Jude, Protestant oder Katholik, sich einig in der Abwehr dieser Schmach, wenn demnächst die diesbezüglichen Anträge der Unabhängigen und Mehrheitssozialisten zur Besprechung und Verhandlung kommen.

Soll aber die Mahnung des Apostels Erfolg haben, so darf es nicht bleiben beim bloßen Einspruch, beim negativen Kampf gegen „die Flucht vor dem Kinde". Der Kampf gegen diesen Todfeind unseres Volkes muß endlich einmal wirklich positiv geführt werden, sonst bleibt das „Tretet heraus aus ihrer Mitte . . ." nur Worte, Worte, die der Gegner nicht fürchtet und denen der Freund nicht traut. Was bis jetzt an positiver Hilfe, auch von uns Katholiken, geleistet worden ist, ist, offen

gesagt, blutwenig. Es steht gar nicht im Verhältnis zu der großen Not, der auf diesem Gebiete begegnet werden müßte. Dazu kommt noch, daß das, was geschehen ist, viel zu spät kam, daß die geleistete Hilfe nur tropfenweise gereicht wurde, und daß sie dazu noch fast abgerungen werden mußte und dadurch ein gut Teil ihrer heilenden Kraft verlor. Es steht um unsere Hilfe für die Kinderreichen unseres Volkes ähnlich wie mit der ganzen deutschen sozialen Gesetzgebung. 40—50 Jahre hat es gebraucht, bis die deutsche Volksgemeinschaft für ihre soviel schwächeren Mitglieder eine halbwegs ausreichende Hilfe bereitstellte. Um jeden Pfennig wurde gefeilscht. Diejenigen, für die solche Hilfe bereitet wurde, sahen mit Ingrimm zu, wie sie gemacht wurde. Wie anders hätte sie gewirkt, wenn bei ihrem Entstehen das schöne Wort der Hl. Schrift beachtet worden wäre: Den fröhlichen Geber liebt der Herr.

Oeffentliche und private Fürsorge für kinderreiche Familien sind bis jetzt durchaus unzureichend. Erst die Jahre 1919 und 1920 haben uns eine erweiterte Wochenhilfe und Wochenfürsorge gebracht. Sie sind aber in ihren Leistungen teilweise schon fast gegenstandslos geworden, da die Teuerung die Paragraphen schneller über den Haufen geworfen hat, als sie entstanden sind. Auch die übrigen Erleichterungen, die das Gesetz in bezug auf Lohn, Gehalt und Steuern gewährt, entsprechen nicht den Anforderungen, die von Kinderreichen an die Allgemeinheit gestellt werden können. Die ausgleichende Gerechtigkeit, die gerechte Verteilung der Vorteile und Lasten in der Schicksalsgemeinschaft des Volkes läßt hier noch viel zu wünschen übrig. Dasselbe gilt von der privaten Wohlfahrtspflege. Wieviel Gaben der Barmherzigkeit möchte und müßte nicht der Geistliche im Auftrage seiner Glaubensgenossen diesen doppelt Armen spenden, wenn der zweite Teil des Hauptgebotes: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" praktisch gehandhabt würde.

Die ganze Frage der Volksvermehrung ist bis jetzt viel zu wenig vom Standpunkt der Zusammengehörigkeit des Volksganzen und unter dem Gesichtswinkel der christlichen Nächstenliebe zu lösen versucht worden. Kinder gebären, galt eben nur als Sache der einzelnen Familien. Die Allgemeinheit brauchte daran kein Interesse zu nehmen. Sie brauchte nicht helfend einzugreifen, wenn die größere Zahl der Kinder den Eltern fast unerträgliche Lasten auferlegte. Auf der anderen Seite aber waren diese unter vielen Sorgen groß gewordenen Kinder — das galt auch wieder als ganz selbstverständlich — willkommene Arbeitskräfte für private Unternehmen und das Volksganze. Es sei nur erinnert an die Ausnutzung der kinderreichen Eifel, der Polen und Tschechen durch Teile der Großindustrie. So ist es gekommen, daß in den breitesten Volksmassen sich bezüglich dieses Punktes die bittersten Empfindungen aufhäuften, die sich in Worten wie „Hochöfen- und Kanonenfutter" Luft machten und schließlich den Gebärstreik als letztes Mittel der Rettung in dieser sozialen Not empfahlen. Bis zur Aufhebung der §§ 218—220 ist dann im Zeitalter des Bolschewismus nur noch ein Schritt.

Und doch wäre gerade eine großzügige und großmütige Obsorge für das Kind nach meiner Meinung ein nicht geringes Mittel, um unser Volk gerade vom Radikalismus zu heilen. Die Zeit des Krieges hat es mit sich gebracht, daß gerade der Mann ungemein verarmt ist an all den Werten und Freuden, die allein ein geordnetes Familienleben bieten kann, die aber der Mann vor allem nötig hat, um ein zufriedenes, häusliches, arbeitsames, glückliches Leben führen zu können. Auch jetzt noch nach dem Kriege, oder vielmehr gerade wegen des Krieges hat der normale und gesunde Mann, der während der monate- und sogar jahrelangen Trennung von seinen Kindern nur zu oft die Kinder des Feindes geliebkost hat, um es nur auszuhalten, eine außerordentliche Sehnsucht nach dem Kind. Dagegen hat leider — auch eine traurige Kriegsfolge — die Frau vielfach diese Sehnsucht eingebüßt. Auf so vielen Frauen hat während des Krieges ein gar zu starkes Maß von Männerarbeit gelastet. Sie haben in ihrem Pflichtbewußtsein diese Last getragen und abgetragen, dabei aber neben der Einbuße an körperlicher Kraft und Gesundheit viel von ihrer Weiblichkeit und darum auch Mütterlichkeit verloren. Im allgemeinen jedoch gilt: Wenn das Kind versagt bleibt oder schuldbar gemieden wird, dann kann das auf die Dauer nur zum Schaden des einzelnen, der Familie und der Allgemeinheit ausschlagen. Das Kind, das geliebte eigene Fleisch und Blut, vermag selbst einen Rohling zu einem ruhigen Familienvater zu machen.

Tatsache ist, daß viele in der immer mehr allgemein werdenden Flucht vor dem Kinde einhalten möchten, wenn es nur nicht so schwer wäre. Große Teile unseres Volkes denken auch jetzt noch in diesem Punkte natürlich und christlich. Sie wünschen, es möchte anders sein; aber es fehlt ihnen an Energie und Willensstärke, es durchzusetzen. „Schaffen Sie uns Windeln", „helfen Sie uns zu einer Wohnung", Worte, die vor allem der Seelsorger so oft zu hören bekommt, sind wahrhaftig Notschreie geängstigter, bedauernswerter Menschen.

„Tretet heraus aus ihrer Mitte und sondert euch ab von ihnen!" Dieses Wort sei zuerst gerichtet an die Männer und Frauen, die im öffentlichen Leben auch unsere christlich-katholische Auffassung von Familie und Kind zu vertreten haben. Sondert euch ab von allen denen, die in diesem Punkte unchristliche, neuheidnische Anschauungen vertreten. Macht den Riß recht scharf und deutlich, damit das christliche Volk weiß, wer die Freunde seiner Kinder sind. Und dann: Bewährt euch als Freunde! Helft den kinderreichen Familien! Leider ist es ja fast ausgeschlossen, daß die große Volksgemeinschaft in Reich und Land die Pflicht gegen das Kind erfüllen wird. Unsere Volksvertreter sind in zu großer Zahl Feinde der Religion und darum auch Feinde des Kindes. Freunde des Kindes können eben Materialisten, sowohl die feineren als die gröberen, nicht sein. Das Kind, als der Inbegriff so vieler Sorgen und Opfer, widerspricht ihrer diesseits gerichteten Lebensauffassung.

Diese tatkräftige Hilfe ist m. E. möglich in der Gemeinschaft der Provinz, der Stadt, des Kreises und der Gemeinde. Die Autonomie der preußischen Provinzen, die bald kommen soll, gibt auch nach dieser Richtung Hoffnung und Mut. Unter die der Provinz zur Selbstverwaltung zu überweisenden Angelegenheiten sollen ja vor allem Kulturfragen fallen. Möge die Kultur, die Pflege des Kindes mit eine der ersten Selbstverwaltungsangelegenheiten der Provinzen werden, von der dann die kleineren Gemeinschaften in Stadt, Kreis und Gemeinde Hilfe und Richtung erhalten. Darum baldiger Ausbau der staatlichen Wochenhilfe durch die übrige öffentliche Wohlfahrtspflege, Gewährung von Wohnungs- und Erziehungsbeihilfen, Befreiung von Steuern und Lasten, soweit als nur immer möglich. Das katholische Volk erwartet von seinen Vertretern, daß endlich einmal ernst gemacht wird mit positiver Hilfe für kinderreiche Familien. Aehnlich wie diese Männer und Frauen bei ihrer Wahl zu den öffentlichen Körperschaften verpflichtet werden, zum Beispiel allüberall für die Bekenntnisschule einzutreten, so sollten sie auch gehalten sein, dafür zu sorgen, daß den kinderreichen Familien seitens der Volksgemeinschaft Gerechtigkeit widerfährt.

Die Not der Kinderreichen ist aber so groß, daß die Gerechtigkeit allein nicht ausreichende Hilfe leisten kann; diese muß ergänzt und erweitert werden durch die Liebeswerke der christlichen Karitas. Das Gebiet dieser Fürsorge ist der Karitas auch nicht neu. Ehe die staatliche und öffentliche Wohlfahrtspflege an diese Aufgaben dachte, war die christliche Liebestätigkeit schon längst an der Arbeit, so daß sie reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt hat. Sie läßt sich aber auch gerade auf diesem Gebiete gar nicht entbehren. Immer wieder werden Fälle eintreten, die so eigenartig und verwickelt sind, daß die öffentliche Wohlfahrtspflege ihnen gegenüber versagt oder nicht ausreicht. Da kann nur die Karitas, das persönliche Mitempfinden, das Wohltun von Person zu Person, helfen und heilen. Ohne Geld, ohne viel Geld aber, ist gerade auf diesem Gebiete wenig zu wollen, besonders nicht für die kommenden schweren Jahre. Wie froh und dankbar wäre zum Beispiel der Geistliche, wenn ihm sein dornenvolles Arbeiten für Eltern und Kind etwas erleichtert würde durch die Gaben der privaten Wohltätigkeit. Man gehe aber nun einmal durch unsere Großstädte und Industriepfarreien und erkundige sich, wieviel Geld zu dem Zwecke den Pfarrämtern zur Verfügung steht. Dann wird man gestehen müssen: Hier ist noch eine klaffende Lücke zwischen christlichem Reden und der christlichen Tat.

Möge sich die private Wohlfahrtspflege, die Menschenliebe und Christenliebe gerade für die kommende schwere Zeit des Kindes doch recht tatkräftig annehmen. Sie verhilft dadurch vielen bedrückten Menschen zu einem ruhigen Gewissen, bringt den Sonnenschein ins Haus und macht das Heilandswort wahr: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret es ihnen nicht." Schreiber hatte das Glück, daß ihm zum letzten Weihnachtsfeste eine adelige Dame seiner Gemeinde eine größere Summe überreichte mit der Bestimmung, daß Kapital und Zinsen in einigen Jahren ausgegossen werden müssen in der Sorge für kinderreiche Familien. Ich wünschte es manchem Mitgeistlichen, daß auch ihm solches Glück zuteil werde in seiner Sorge für Eltern und Kind.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Fortgesetzt vollzieht sich in der katholischen Kirche jene einmal von Wilson bewundernd anerkannte „Erneuerung von unten heraus, die es dem unscheinbaren Manne ermöglicht, Priester und selbst Papst zu werden, jener Zufluß von Lymphe aus der zahlreichen Masse des Volkes, herauf durch die offenen Kanäle des Klerus." Aus dem Volke sind alle jüngst ernannten Kardinäle hervorgegangen. Birettaufsetzung und öffentliches Konsistorium zwingen uns in ihren bedeutungsvollen, manchmal das rein geistliche Gebiet verlassenden Ansprachen, noch einen Augenblick bei dem Ereignisse zu verweilen. Als einziger Nichtkurienkardinal war Erzbischof Bourne von Westminster, wie er äußerte, „allein deswegen erschienen, weil zwei deutsche Kardinäle dabei den Purpur erhalten; er wolle dabei sein, um ihnen gegenüber seinen Brudersinn zu bezeigen". Damit ist der befremdende Eindruck einiger zum Deutschtume gegensätzlicher Aeußerungen beseitigt. Die Tat verdient Anerkennung. — Des deutschen Volkes Dank für amerikanische Bruderhilfe sprach Kardinal Faulhaber vor dem Throne des Stellvertreters Christi aus, den Dank an den zwischen ihm und dem Kölner Oberhirten stehenden amerikanischen Kardinal der Bruderliebe (von „Philadelphia"). Der Hl. Vater selbst betonte die Eigenschaft der Kardinäle als „Priester der römischen Kirche" im allerengsten Sinne. Durch ihre Titelkirchen wurden sie Vorsteher jener uralten Pfarren, die wie ein Kranz den Bischof von Rom umgaben und noch umgeben. Trotz der ausschließlich unter kirchlichem Gesichtspunkte getroffenen Wahl der Kardinäle mißfalle es ihm, dem Papste, nicht, wenn seine Tat auch als Zeugnis des Wohlwollens für jene Länder aufgefaßt werde, denen die neuen Purpurträger angehören. Dennoch sei es aber verfehlt, auf die Volkszugehörigkeit des einzelnen besonderes Gewicht zu legen, gleich als beständen innerhalb des hl. Kollegiums Mehr- und Minderheiten. Diese Erwähnung trifft die Presseäußerungen über das eingetretene numerische Uebergewicht des nichtitalienischen Elementes. Im zweiten Geheimkonsistorium verlieh der Papst die Titelkirchen, und zwar dem Münchener Oberhirten die auf dem blutgetränkten Boden des Zirkus Maximus an die palatinischen Ruinen sich schmiegende Kirche der hl. Anastasia. Kardinal Schulte erhielt die „Vier gekrönten Heiligen" auf dem Caelius und Kardinal Dougherty das nach den Reliquien der hl. Martyrer Nereus und Achilleus benannte Heiligtum an der Appischen Straße. Der Einzug der deutschen Kardinäle in ihre Bischofstädte gestaltete sich zu einem Triumph. In München wurde Kardinal Faulhaber am Palmsonntag feierlich und herzlich empfangen. Am 2. Osterfeiertag fand ein Festakt im Odeon statt, dem der Apostolische Nuntius Msgr. Pacelli, Mitglieder des Königlichen Hauses und Vertreter aller katholischen Körperschaften beiwohnten. Geh. Archivrat Dr. Jos. Weiß hielt eine Festrede voll tiefer Gedanken auf dem Goldgrund reicher geschichtlicher Erinnerungen. Die Kölner Katholiken feierten ihren Kardinal mit einer großen Kundgebung im Saal der Bürgergesellschaft am 30. März. Der Vorsitzende des Kölner Katholikenkomitees, Geheimrat Gilles, sowie Vertreter der Geistlichkeit und der Laienwelt huldigten dem Oberhirten in begeisterten Ansprachen.

Prinz Georg von Bayern, der ältere Sohn des Prinzen Leopold, ist Priester geworden. Er feierte zu Ostern seine Primiz im Benediktinerkloster Ettal.

Der Heilige Vater gab einen neuen Beweis seiner Liebe, indem er wieder 1 Million Lire (2,5 Millionen Mark) für die notleidenden deutschen Kinder an Kardinal Schulte überwies; desgleichen 1/2 Million Lire an Kardinal Faulhaber. Die Gebete der Beschenkten werden dem Statthalter Christi Gottes Lohn erwirken.

Mit 6'786,746 Lire schließt die letzte Sammelliste des Papstes für die armen Kinder ab: sie enthält nicht weniger als 436000 Lire aus dem blutenden, verarmten, gequälten und verfolgten Irland. Eine wahrhaft vorbildliche Nächstenliebe!

Gleichfalls im Konsistorium wurde die Ernennung des P. Benedetti M.S.C. zum Titular-Erzbischof von Tyrus verkündet; als Apostolischer Delegat sendet ihn der Papst nach Mexiko, dessen Kirche sich allmählich wieder erhebt. Das Ergebnis der letzten Bischofskonferenz ist die Beschaffung eines Zentralseminars für die von der Revolution ruinierten Diözesen, die Errichtung eines Herz-Jesu-Heiligtums auf dem Berge Cubilete und endlich die völlige Loslösung der Kirche von allen politischen Parteien. — Vom Heiligen Vater mit der wichtigen Sendung eines Generalvisitators der unierten Ruthenen betraut, zieht auch der griechisch-unierte Metropolit Graf Andreas Szeptyzkyj von Rom aus, wo er seit Wochen weilt, in die neue Welt, nach Nord- und Südamerika: in Brasilien, das soeben den Einzug seines neuen Nuntius beging, soll eine griechisch-unierte Kirchenprovinz erstehen. Der Prälat empfahl den katholischen Orden und Kongregationen des lateinischen Ritus, sich durch Schaffung von Ordensprovinzen mit orientalischem Ritus das russische Brachland zu erschließen, wo, wie der Augenzeuge Hollitscher schreibt, „die Grundveste des alten Glaubens aus allem, was die Bolschewiki vernichten wollen, emporgewachsen und noch felsenstark in den Seelen der Bewohner begründet und unerschüttert geblieben ist." („Die Lage der Geistesarbeiter in Rußland", „Neue Rundschau", Nr. 8.)

Die Tage des Herrn Kowalski als polnischen Gesandten beim Vatikan scheinen gezählt zu sein; die Vorgänge, die zur Ernennung Msgr. Ogno-Serras als kirchlichen Oberkommissärs in Oberschlesien führten, und Warschaus vergeblicher Versuch, durch Poltern und Drohen den Vatikan zugunsten Polens einzuschüchtern, haben seine Stellung so gut wie unhaltbar gemacht. Graf Adam Tarnowski wird als sein Nachfolger genannt. Rückschauend können wir feststellen, daß die Haltung des Heiligen Stuhles zu Oberschlesien vom ersten bis zum letzten Augenblicke unbestreitbar einwandfrei beiden Nationalitäten gegenüber gewesen ist.

Tschechiens Außenminister Benesch hat sich im Vatikan seine zweite Abfuhr geholt und dies in der Kommission für auswärtige Angelegenheiten selbst verblümt eingestanden, indem er, obwohl der Zweck des Besuches in Rom die Ueberreichung eines recht umfangreichen Speisezettels kirchenpolitischer „Reformen" war, nun nur noch von einem „informativen Charakter" seines vatikanischen Besuches redete. Immerhin sei, sagte er, „ein Konkordat nicht in Aussicht genommen", d. h. natürlich, bis sich der Kulturkampf wird totgelaufen haben. — Auch in Rumänien verkündete in diesen Tagen der freimaurerische Kultusminister Goga, so lange er im Amte sei, werde „von einem Konkordate keine Rede" sein. Welchen Zweck dann die seit Monaten in Rom geführten Unterhandlungen haben sollen, gehört zu den Rätseln der Balkandiplomatie. — Hofrat Dr. Ludwig Pastor, nunmehr zum Range eines österreichischen Gesandten beim Vatikan erhoben, hat am 12. März sein Beglaubigungsschreiben überreicht.

Einer der ehrwürdigsten und verdientesten Kirchenfürsten, Kardinal James Gibbons, Erzbischof von Baltimore (U.S.A.), ist, 86 Jahre alt, gestorben. Er war in jeder Hinsicht der Patriarch der nordamerikanischen Kirche. Seit 1877 saß er auf dem Erzstuhl von Baltimore und hat großen Anteil am Aufblühen des Katholizismus in den Vereinigten Staaten. Den Purpur erhielt er 1886 von Leo XIII.

Berichte über frisch pulsierendes kirchliches Leben liegen aus Kanada und dem indischen Wunderlande vor. Zum Wiederaufbau der seinerzeit niedergebrannten katholischen Universität Laval gab allein die Provinz Quebeck in fünf Wochen anderthalb Millionen Dollars; die Vinzenzvereine des gleichen Gebietes verzeichneten eine Jahreseinnahme von 326476 Dollars. Höchst originell und zeitgemäß ist das Apostolat des 600 Mitglieder umfassenden Verbandes katholischer Handlungsreisender Kanadas; dem Chef Kunden und Aufträge, der Kirche Seelen, den katholischen Vereinen Mitglieder, der katholischen Presse Bezieher und katholischen Unternehmungen Mittel zuführen und dabei alles Entgegengesetzte entschieden bekämpfen, damit ist ihre Hauptwirksamkeit gezeichnet. Erste Pflicht: Katholik der Tat sein, auch bei Exerzitien und Sakramenten. — Und in Madras füllten Tausende von indischen Katholiken die Riesenfesthalle des ersten marianischen Kongresses Indiens. Kein Bischof des Landes fehlte, 300 Priester waren herbeigeströmt und mit ihnen Massen christlichen Volkes, manche von ihnen nach einer Reise von fünf Tagen zu Bahn und Schiff. Presse- und Laienorganisation als Hilfsmittel des Missionswerkes standen im Vordergrund der Verhandlungen, an denen gerade das Laientum sich am eifrigsten beteiligte. Nie sah Madras eine so stattliche Prozession, gesteht die Landespresse des bekanntlich nicht wenig prozessionsfreudigen Indien, und 30000 Christen lagen dem eucharistischen Gotte zu Füßen, mit dessen Segen sie der Apostolische Delegat Msgr. Pisani wieder in ihre Heimat entließ.

Jerusalem.

Du Traum der Sehnsucht und der Begeisterung,
Aus ferner Kindheit Tagen, Jerusalem,
Nur einmal, eh' ins Grab ich sinke,
Möcht' ich dich schau'n noch, du Leidverklärte.

Mit deiner Mauern zinnengekröntem Wall,
Den grauen Häusern, Kuppeln und Minarets;
Und schreitend auf dem Schutt der Zeiten
Möcht' ich, was einst mich umschwebte, suchen:

Die Spur des Weges, den der Gerechteste
Gewandelt der Gerechten, der Gottessohn,
Auf seinem letzten leidensvollen
Gang zu Kalvarias Opferhügel.

Die stille, gottverlassene Stätte dann,
Wo Deines Tempels herrliches Wunder stand,
Und Davids Burg, der Hasmonäer
Und der Heroden versunk'ne Baupracht;

Des Kidrons felsig' Bette im Talgesenk
Und jenseits, sanft anschwellend, das Dämmergrün
Des Oelbergs mit den alten Bäumen
Und den noch ält'rer'n Erinnerungen . . .

Wohl nimmer wird auf Erden mein Wunsch erfüllt,
Zu grüssen deine Zinnen, Jerusalem;
Dein Sion nimmermehr, doch hoff' ich
Drüben das Himmlische einst zu schauen! —

Friedrich Lorring.

Eine liturgische Woche in Maria-Laach.

Von Prof. Schwarzmann, Krefeld.

Heller, strahlender Sonnenschein lag auf dem versonnenen See und den breit geschwungenen Hügeln ringsum, als wir am Mittwoch der Karwoche, nachmittags gegen 3 Uhr in Maria-Laach ankamen. Wie schlanke Kirchensäulen, denen noch das Gewölbe fehlt, ragten die laublosen Buchenbäume zum Himmel empor. Fest und scharf zeichneten sich ihre Schatten auf dem goldglänzenden Laubteppich ab, und wie neugierige Kinderaugen schauten die Frühlingsblumen aus dem Moosboden hervor. In monumentaler Größe und ruhiger Majestät lag der herrliche Dom vor unsern Augen, ein ewiges Denkmal für die Kulturkraft katholischen Denkens und Fühlens.

Nachdem man sich eingenistet, alte Bekannte begrüßt und einen kleinen Imbiß genommen hatte, versammelte man sich um 4.30 Uhr im Kapitalsaale des Klosters. Eine stattliche Schar: Jungakademiker von den Universitäten Bonn und Köln und von der Technischen Hochschule in Aachen, Altakademiker aus allen Gauen der Westmark. Ueber 120 Teilnehmer — 40 hatten keine Aufnahme mehr finden können — ein herzerhebender Anblick.

Da erscheint die zarte Gestalt des hochwürdigsten Herrn Abtes Dr. Ildefons Herwegen mit den fein geschnittenen, durchgeistigten Zügen. Die liturgische Tagung des Verbandes akademisch gebildeter Katholiken beginnt. Mit herzlichen Worten heißt der Abt die Erschienenen im Familienzimmer der Abtei willkommen und ladet sie ein, in den bevorstehenden Tagen sich als Glieder der Familie des hl. Benedikt fühlen zu wollen. In klaren, treffenden Worten setzt er dann auseinander, welcher Geist über die Veranstaltung walten und jeden einzelnen Teilnehmer beherrschen muß. Nicht äußeres Schaugepränge darf er erwarten, sondern zu einem tiefen religiösen Erlebnis muß er sich bereiten, zu einem Erlebnis, das Geist, Gemüt und Willen ergreifen und verklären soll. Darin besteht die Eigenart des religiösen Erlebens, daß es nicht in der Sphäre des rein Natürlichen sich abspielt, sondern daß eine übernatürliche Welt in die natürliche sich hinabsenkt, sie innerlich erfaßt, umwandelt und zu sich hinaufzieht. Zum Empfange dieses Gottesgeistes und dieser Gotteskraft in Glauben und Liebe sich zu rüsten, das ist aller Teilnehmer erste Aufgabe. Sich selbst müssen sie in Christo erneuern, um an der Erneuerung unseres armen, todkranken Volkes mitarbeiten zu können. Mit einem kurzen Ueberblick über den Gesamtaufbau der Osterliturgie, d. h. des liturgischen Gesamtgeschehens vom Gründonnerstage bis zum Ostersonntage, schlossen die geistvollen Darlegungen.

Die drei Hauptvorträge, die eine eingehende Einführung in die Liturgie der drei Kartage bieten sollten, hatte Herr P. Dr. Kunibert Mohlberg übernommen. Es kann hier nicht der Ort sein, den Inhalt ausführlich wiederzugeben; es dürfte aber für weitere Kreise lehrreich sein, die Hauptgesichtspunkte kennen zu lernen, die für die Behandlung des Stoffes charakteristisch waren. Zunächst suchte der Redner seine Zuhörer in den psychologischen Aufbau der Liturgie einzuführen und sie anzuleiten, beim Gebrauche des Missale auf die feine Art zu achten, wie die Kirche es versteht, auf einen Festgegenstand in Wort und Symbol vorzubereiten, wie sie durch Spiel und Widerspiel, durch plastisches Herausstellen von Gegensätzen, durch Verschlingung verschiedener Motive, durch lyrische Verarbeitung historischer Berichte religiöse Stimmungen zu erzeugen, Gedanken zu vertiefen und Willensantriebe zu bieten vermag, an denen ein ungeschultes Auge achtlos vorbeisähe. Das wurde — um nur auf einen Punkt hinzudeuten — nachgewiesen an der Art, wie die Kirche vom ersten Tage der Fastenzeit an auf den Gipfel ihrer Feier in der Passion und der Auferstehung des Herrn hinzielt; wie sie zunächst ihre Kinder (Katechumenen und Gläubige) auf die großen Geheimnisse vorbereitet, wie sie dann vom Passionssonntage an den Helden des gewaltigen, welterschütternden und welterneuernden Dramas einführt, indem sie ihn in seiner inneren sittlichen Größe und in seiner königlichen Würde zeigt, wie sie endlich seine Widersacher, die Hohenpriester und Judas, auftreten und uns damit die unausbleibliche Katastrophe voraussehen läßt, die dann in den Kartagen wirklich eintritt.

Ein zweites Moment: Alle Teile der Feier wurden in den religions- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang hineingestellt, in den ihre Entstehung verschlungen ist und der auf ihren Inhalt erst volles Licht wirft. Den Nichtfachleuten wird es außerordentlich interessant gewesen sein, zu hören von der Abhängigkeit unserer Eucharistiefeier vom jüdischen Passahmahle, von den jüdischen Parallelen zum Gedanken der stellvertretenden Sühne (Sündenbock, Aussatzvogel u. a.), von der Herkunft und der ursprünglichen Form der Karfreitagsliturgie in ihren verschiedenen Teilen, von der altchristlichen Initiationsfeier in der Osternacht, von der germanisch-christlichen Feuerweihe usw.

Von höchster praktischer Bedeutung war es, daß Herr P. Mohlberg seine Zuhörer anleitete, die in den liturgischen Gebeten, Symbolen und Handlungen gegebenen objektiven Werte zu einem persönlichen Erlebnisse auszumünzen. Nicht zum wenigsten dadurch, daß die objektiv feststehende Liturgie dem einzelnen einen so weiten Spielraum läßt, sich selbst in ihr wiederzufinden, seine eigenen Gedanken und Zweifel, Gefühle und Stimmungen, Nöte und Anliegen in sie hineinzutragen, ist sie das unerreichte Gebetsideal. Das zeigte der Redner z. B. an den gewaltigen Gedanken der Kartage: Individualitäts- und Gemeinschaftsgeist (Gründonnerstag), Leidens- und Todesprobleme (Karfreitag), Lebensziel und Menschheitsbestimmung (Karsamstag). Aber auch an scheinbar unbedeutenden Texten wies er dies nach. So zeigte er z. B., was der eine Satz im ersten Traktus des Karfreitags „Dum advenerit tempus, ostenderis" dem Akademiker über die Entwicklung seines Glaubenslebens zu sagen vermag.

Diesen Hauptvorträgen gingen zwei Konferenzen zur Seite, die der Prior der Abtei, Herr P. Dr. Albert Hammenstede, hielt. Er sprach zunächst über das Thema „Privatfrömmigkeit und liturgisches Gebet" und zeigte, welche Förderung das Gebet des einzelnen erfährt, wenn es sich an dem offiziellen Gebete der Kirche orientiert, und inwieweit es dessen Geist in sich tragen muß, um überhaupt katholisch zu sein. In der zweiten Konferenz führte er aus, wie aus dem Charakter des Christentums als Mysterienreligion die Einführung einer besonderen Kultsprache und einer eigenen liturgischen Kleidung geflossen ist. Im Anschlusse daran fand eine praktische Vorführung und Erklärung der einzelnen Gewandstücke, Insignien und Geräte statt.

Auf Grund dieser äußerst lehrreichen und anregenden Vorträge und Konferenzen waren die Teilnehmer imstande, den tiefen Gehalt der Liturgie in den Kartagen zu verstehen und zu verkosten und das Leben der Kirche in sich mitzuleben. Sie haben aber auch mannigfache Anregungen und Anweisungen empfangen, ihr religiöses Leben immer neu zu speisen aus den unerschöpflichen Quellen des offiziellen kirchlichen Kultes. Die

künstlerisch vollendete Art, wie die Liturgie in der herrlichen Abteikirche in Gesang und Handlung vollzogen wurde, wird überdies alle Mitfeiernden in der Ueberzeugung bestärkt haben, daß wir in ihr wirklich das „Gesamtkunstwerk" im Sinne Richard Wagners besitzen.

Mit einer glänzenden, tief zu Herzen gehenden Ansprache des hochwürdigsten Herrn Abtes schloß am Karsamstage gegen 11.30 Uhr die wundervolle Tagung. Anknüpfend an das Wort, das der Engel im Tagesevangelium zu den frommen Frauen spricht: „Gehet jetzt schnell hin und saget seinen Jüngern: Er ist auferstanden" (Mt. 28,7), verbreitete er sich über das hochwichtige, so viel verhandelte Führerproblem. Nicht jeder kann Führer werden, neue Programme aufstellen oder alte in neue Bahnen lenken. Aber jeder kann und soll Apostel werden, wie die Frauen des Evangeliums. Dazu ist nur nötig, daß er voll und ganz erfüllt ist vom Glauben und von der Liebe; von einem Glauben, der tief im Herzen wurzelt und vor aller Welt sich offenbart, und von einer Liebe, die in jedem Nächsten Christus selbst erblickt und sich glücklich schätzt, ihm dienen zu können. Dieses Apostolat ist vor allem die erhabene Sendung der katholischen Akademiker. Je vollkommener sie diese Aufgabe begreifen und erfüllen, desto mehr werden sie zur Erneuerung unseres Volkes beitragen. Gefunden wird der Apostelgeist in dem nie versiegenden Lebensstrom der Liturgie.

Nachdem Herr Stadtrat Dr. med. Hecker aus Düsseldorf dem hochwürdigsten Herrn, den Rednern und dem ganzen Kloster in herzlichen Worten den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, nahm man Abschied voneinander, von dem herrlichen Fleckchen Erde und von dem liebgewordenen Orte katholischen Geistes- und Frömmigkeitslebens — Sonnenschein in der Natur und Sonnenschein im Herzen. Manche konnten sich freilich noch nicht losreißen von der Stätte stillen Seelenglückes und himmlischen Herzensfriedens, sie wollten auch noch die Liturgie der Ostertage mitfeiern. Alle — des bin ich gewiß — waren innerlich reich geworden an religiösen Werten, sind gewachsen im katholischen Glaubens- und Gnadenleben. Diese Zeilen aber wollen werben für die nächste Veranstaltung. Cito euntes dicite — Geht schnell hin und kündet!

Gußstahlglocken.

Von H. J.

Wir haben, durch die Not der Zeit gezwungen, mit Ersatzstoffen arbeiten lernen, und so hat auch die heute so knappe und für viele Kirchengemeinden unerschwinglich teure Glockenbronze in dem leichter zu beschaffenden und daher erheblich billigeren Gußstahl einen gefährlichen Rivalen erhalten. Wo bis zu dem für unsere Kirchenglocken so verhängnisvollen Kriegsjahr 1917 Bronzeglocken ihre zart anlautende, langsam verhallende, gefühlvoll weiche und doch so volltönend mächtige Stimme erschallen ließen, wo die Glocken so innig mit dem kirchlichen und persönlichen Leben der Gemeinde verknüpft waren, da lassen jetzt vielfach moderne Stahlkolosse ihren ehernen Schall ertönen. Wir mögen diese Tatsache bedauern, es bleibt uns aber nichts anderes übrig, als uns damit abzufinden, wie mit so vielem anderen.

Zwar, wenn die Finanzlage einer Kirchengemeinde nur irgendwie die Frage zuläßt: Gußstahl- oder Bronzeglocken? — dann lautet trotz des sehr erheblichen Preisunterschiedes auch heute noch unsere Antwort ganz entschieden und uneingeschränkt zugunsten der Bronzeglocken. Es wäre unverzeihlich kurzsichtig, wollte man sich aus unangebrachter Sparsamkeit für ein Stahlgeläute entscheiden. Denn es gibt trotz vielfacher Versuche kein Metall, dessen Klangcharakter so der menschlichen Stimme angenähert ist, und das daher so vieldeutig und gleichpassend zu Lust und Leid, zu stillem Ernst und feierlichem Festesglanz zu klingen vermag, als die schon seit vielen Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden bewährte Glockenbronze.

Leider aber scheidet für die weitaus größte Zahl der Kirchengemeinden diese eben behandelte Frage: Gußstahl- oder Bronzeglocken? aus finanziellen Gründen von vornherein aus. Es kann sich meist nur um eine Entscheidung darüber handeln, ob das besonders an den Festtagen in seiner ganzen Schwere empfundene niederdrückend dumpfe Schweigen der Kirchtürme, die 1917 von der Kriegsfurie ihrer beredten Zungen beraubt wurden, weiter dauern oder ob durch Stahlglocken ein zwar nicht vollwertiger, aber doch einigermaßen befriedigender Ersatz geschaffen werden soll.

Eine Entscheidung in dieser Frage fällt den meisten Kirchengemeinden recht schwer. Denn so gerne sie auch ein neues Geläute beschaffen möchten, ist doch das Mißtrauen gegen Stahlglocken fast unüberwindlich groß. Dies ist durchaus zu verstehen. Denn von manchen Kirchtürmen lärmen („klingen" wäre ein sehr schönfärberischer Ausdruck) Stahlkolosse mit solch widerlich mißtönendem und heiserem, schrillem und dumpfblechernem Getöse, daß eigentlich der bekannte Polizeiparagraph vom „ruhestörenden Lärm" oder von der „Verunstaltung der Landschaft" auf sie Anwendung finden müßte. Aber wir müssen bedenken: solch widerliche Geläute stammen meist aus den Friedensjahren oder aus der Kriegszeit, und selbst damals gehörten sie zu den allerdings verhältnismäßig zahlreichen Ausnahmen. Inzwischen aber sind im Stahlglockenguß recht beachtenswerte Fortschritte gemacht worden. In dieser Hinsicht verweise ich auf die äußerst begrüßenswerte und erfolgversprechende Tatsache, daß sich der weithin rühmlichst bekannte und rege Inhaber der Bronzeglockengießerei Humpert, Brilon, Westfalen in der Nachkriegszeit in Verbindung mit einem großen führenden deutschen Stahlwerk auch dem Stahlglockenguß zugewandt hat. Denn die bisherigen unbefriedigenden Erfolge mit Stahlglocken sind m. E. durchaus nicht allein, ja nicht einmal wesentlich in der geringeren Güte des Metalles, sondern hauptsächlich darin zu erblicken, daß beim Stahlglockenguß, der seit etwa 60 Jahren in Deutschland betrieben wird, die notwendige Erfahrung fehlte, während die Bronzeglockengießer für ihre Kunst über eine mehrere Jahrhunderte alte als strenges Geheimnis bewahrte Familientradition verfügen.

Gußstahlglocken werden wegen der Sprödigkeit des Materials zwar stets in klanglicher Beziehung hinter Glocken aus der weicheren und elastischeren Bronze zurückstehen. Aber dieser Unterschied ist in Wirklichkeit nicht so groß, als man nach den zahlreichen mißglückten Gußstahlglocken anzunehmen geneigt ist. Wie oben angedeutet, ist die Hauptsache beim Glockenguß ja nicht eine Material-, sondern eine Fabrikations- und Konstruktionsfrage. Wenn der Gußstahl mit größter Sorgfalt im Siemens-Martin- und Elektro-Ofen gereinigt und dann — das ist die Hauptsache —, nach den oben erwähnten Anweisungen eines erfahrenen Glockengießers geformt wird, dann werden Gußstahlglocken von solch überraschend angenehmem Klangcharakter erzielt, daß sie von einem Bronzegeläute kaum zu unterscheiden sind. Besonders in mittleren und tiefen Tonlagen dürfen sie mit Bronzeglocken erfolgreich in Wettbewerb treten. Weniger haben sich Gußstahlglocken bisher in höheren Tonlagen etwa vom Tone a^1 ab bewährt. Es ist aber zu erwarten, daß es den mit größtem Eifer fortgesetzten Versuchen gelingt, auch mit kleineren Gußstahlglocken zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Nicht ich allein beurteile gut bearbeitete Gußstahlglocken so günstig, sondern ein anerkannt tüchtiger deutscher Glockenbauer, der Professor an der Technischen Hochschule und Universität in Berlin Joh. Biehle, faßt seine sicher beachtenswerte Ueberzeugung zu dem noch anerkennenderen Ergebnis zusammen, daß die Gußstahlglocken den Bronzeglocken in den tiefen Tonlagen überlegen, in den mittleren Tonlagen gleichwertig und nur in den höheren Lagen unterlegen wären.

Auf die übrigen Bedenken, die gegen Gußstahlglocken sprechen, will ich nur kurz eingehen. Sie sind zum Teil unbegründet, zum Teil nur unbedeutend. So wird z. B. auf das unscheinbare Aussehen der Stahlglocken mit ihren meist wenig deutlichen Ornamenten gegenüber den blanken Bronzeglocken mit ihren klaren Inschriften und ihrem angenehmen Metallglanz hingewiesen. Aber so auffällig dieser Unterschied auch dem Auge erscheinen mag, so besagt er doch außerordentlich wenig über den wirklichen Wert. Denn die Glocken, die dazu bestimmt sind, einige Jahrhunderte in der Abgeschiedenheit des Turmes zu verbringen, und von dort aus ihre Stimme in die Lande hinauszuschicken, sind nicht als Schaustücke, sondern nach ihrem Werte als Musikinstrumente zu beurteilen. Auch der Einwand, daß Gußstahlglocken viel schwerer seien als Bronzegeläute in gleicher Tonhöhe und so eine zu große Belastung für viele Glockenstühle bedeuteten, trifft für die Konstruktionsweise, auf die oben empfehlend hingewiesen wurde, nicht zu. Wohl ist bei diesen Gußstahlglocken der Durchmesser größer als bei tongleichen Bronzeglocken; in ihrem Gewichte aber stimmen sie annähernd überein, ja in mittleren und tieferen Tonlagen sind sogar die Gußstahlglocken noch leichter. Als eine wenig belangreiche Frage sehe ich es an, die Lebensdauer von Bronze- und Gußstahlglocken gegeneinander auszuspielen und beispielsweise zu behaupten, daß Gußstahlglocken eher der Gefahr des Zerspringens sowie der leichteren Abnutzung durch Verrosten ausgesetzt seien. In der bisherigen, immerhin schon über 60jährigen Erfahrung findet dieser Einwand, dessen Berechtigung ich nicht ganz abstreite, keine hinreichende Bestätigung.

Meine Ausführungen möchte ich zu dem Ergebnis zusammenfassen, daß die Gußstahlglocken zwar keinen vollwertigen, aber einen doch annähernd befriedigenden Ersatz darstellen und allen Kirchengemeinden zu empfehlen sind, deren finanzielle Lage es nicht gestattet, sich für die altbewährten Bronzeglocken zu entscheiden.

Jeder Empfänger des vorliegenden Werbeheftes wird dringend gebeten, mittels beiliegenden Postbestellzettels die „Allgemeine Rundschau" zu abonnieren, oder das Heft empfehlend weiterzugeben, wenn er bereits Bezieher der Zeitschrift ist. Die katholische Presse ist nur dann befähigt, ihren gegenwärtigen schweren Existenzkampf siegreich durchzuführen, wenn sie von allen, deren gemeinsame Sache sie vertritt, gehalten wird und so den erforderlichen moralischen und materiellen Rückhalt findet.

Vom Büchertisch.

„Geistesschulung.“ Von Dr. Paul Engelen (Düsseldorf). Verlag der „Aerztlichen Rundschau“, Otto Gmelin, München, 1921. 56 Seiten. Preis kart. 7.50 M. — Das Buch bietet weit mehr, als sein Titel verspricht. Durch seine allseitige und ungemein verständnisvolle Behandlung des „Leib-Seele“-Problems ist es geeignet, vom Gesamtwesen des Menschen umfassende und wertvolle Erkenntnisse für das praktische Leben zu vermitteln. Dem Verfasser ist es wirklich gelungen, nicht nur eine „Geistesschulung“, sondern auch eine vollständige Lebensschulung zu geben. In klarer und stark fesselnder Form sind die ungeheuer verwickelten Zusammenhänge zwischen dem leiblichen und seelischen Leben einfach und leicht verständlich behandelt. Den besten Teil des Buches stellen wohl die drei Abschnitte über das Wollen (Seite 20—35), Fühlen (Seite 36—47), und Denken (Seite 48—56) dar. Hier hat der Verfasser meisterhaft die geistige Brücke vom Naturwesen des Menschen zu dessen geistigem und seelischem Wesen geschlagen. Diese Abschnitte über das Wollen, Fühlen und Denken sind nicht langatmige und ermüdende Begriffserklärungen, sondern sind durchpulst vom frischen Geiste eines rechten Arztes, von dem frisches Leben in jedes seiner Worte einströmt, weil sein eigenes, innerstes Wesen durch das tiefe Verstehen alles Lebens unendlich gewonnen hat. Das Buch ist dringend jedem zu empfehlen, dem an der Stärkung und Schulung seines geistigen Lebens etwas gelegen ist. Richard Oettl.

Kommunionkinder-Literatur aus dem Verlage Jos. Thum-Kevelaer: I. **F. Riesen: „Der Heiland naht.** Erzählungen und Gedichte für die kleinen Kommunionkinder“. 96 S. II. **Henriette Brey: „Weißer Kranz und Hostienglanz.** Erzählungen für Schul- und Kommunionkinder.“ 96 S. III. P. **Hub. Scheufens**, O. S. B.: **„Das brave Kommunionkind** nach dem Beispiel der Heiligen. Eine Erinnerungsgabe an den schönsten Tag des Lebens“. 192 S. IV. † **Emmy Giehrl** (Tante Emmy): **„Am großen Ehrentag!** Festgabe zur ersten heil. Kommunion. Fromme Belehrungen und Erzählungen“. 191 S. — Sämtliche Bände für Knaben und Mädchen. Buch I wendet sich unterstrichen an die „kleinen“ Kommunionkinder, tut es in kindlichster Erzähl- und Sangesweise und wird den Empfängern gewiß viele und segnende Freude bereiten. Schon die kindlich liebenswürdige Art der äußeren Aufmachung mit dem durchlaufenden Bildschmuck trägt dazu bei. — Buch II faßt eine bereits weiter vorgeschrittene Altersklasse ins Auge und greift demgemäß tiefer und höher, wie das überhaupt in der Art dieser durchseelten Dichterin liegt. Einem lieblich-anschaulichen Einführungskapitel: „Weiße Kränze“, reihen sich schlichte, eindruckskräftige Erzählungen an, alle einzeln und insgesamt danach angetan, den auf den Heiland sich rüstenden jungen Seelen das zu erreichende hohe Ziel und die eigene Fehlbarkeit in unmittelbar gewinnender Weise zu zeigen, zugleich den Weg der ständigen und zunehmenden Läuterung. — Buch III schließt sich hier aufs günstigste an. Es ist eine Umarbeitung und Ergänzung des früher erschienenen Bändchens gleichen Verfassers: „Heilige Vorbilder“, und gibt sich nicht als „Vorbereitung“, sondern als eigentliches Kommuniongeschenk für den hl. Tag selbst. damit es dem Kinde helfe, die empfangene erste heilige Kommunion fürs Leben zu bewahren. Dazu ist es in der Tat sehr geeignet, was auch die bereits starke Verbreitung dieser Fassung des wertvollen Werkchens bestätigt. — Die Nennung von Buch IV erweckt das Andenken an eine große Kinderfreundin und edle Dulderin neu, deren zahlreiche, immer willkommene Botschaften an die Kinderwelt hier eine Krönung erfuhren. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Schauspielhaus. Peladans Romanzyklus La décadence latine ist ungefähr gleichzeitig mit den Büchern Emile Zolas erschienen, ohne indes in seiner Heimat, wie im Auslande die breite Wirkung zu haben, wie jener, obwohl sich in den künstlerischen Absichten zwischen dem Mystiker Peladan und dem Naturalisten Zola genug Berührungspunkte finden. Er war auch ein idealistischer Kämpfer für die Würde und Schönheit der Kunst. Als solcher hat er den Rosenkreuzerorden erneuert, Kunstausstellungen und Theateraufführungen veranstaltet. Ein glühender Verehrer von Bayreuth, war Josephin Peladan ein begeisterter Anhänger Wagnerscher Kunst. Aber auch sonst ist ihm die germanische Kultur nähergetreten, als dies sonst den Franzosen vergönnt ist. Seine Bühnenwerke sind von der Antike beeinflußt, zum Prometheus des Aeschylos hat er die verlorengegangenen Teile nachgedichtet. Diese nun maßlos zu überschätzen, weil der grenzenlos subjektiv empfindende Strindberg dies getan hat und sein Uebersetzer Schering Peladan nun in sein von uns nicht sehr geliebtes „Deutsch“ übertragen hat, liegt kein Anlaß vor. Der Theaterzettel nennt den Dichter „Sar Peladan“; so nannte man ihn in Paris mit einer leisen Ironie. Er selbst hatte sich den Titel eines „Sar Merodach“ zugelegt, denn der in Lyon geborene Poet hielt sich für einen Abkömmling babylonischer Könige und ein schauspielerhaftes Auftreten war ihm Lebensbedürfnis. In Deutschland ist Peladan (1859—1918), soviel ich weiß, bis jetzt nie gespielt worden. Wenn das Schauspielhaus nun das Bedürfnis fühlte, uns mit seiner „Semiramis“ bekannt zu machen, so denke ich mir, daß ein Verleger oder ein Dramaturg Hermine Körner überzeugt hat, daß diese Titelrolle eine für sie besonders geeignete sei. Frau Körner ist eine Heroine von Rang und wir bedauern immer, daß sie sich auf der von ihr geleiteten Bühne als Darstellerin großen Stiles so selten macht. Sie hatte denn auch ihren großen Erfolg, ich sage, ihren Erfolg. Das Drama ließ kühl, aber die Darstellerin hatte sehr schöne Augenblicke; insbesondere die Uebergänge von der heldenhaften Königin zur liebenden Frau, die alle Vernunft gering achtend, mit ihrem Geliebten fliehen will, gelangen ihr überzeugend. Sie sah glänzend aus, schön und bedeutend, als Abgott ihres Heeres in Rüstung und Majestät und als Weib, das um der Liebe Willen ihrer geschichtlichen Sendung abtrünnig wird. Aber eines gelang ihr nicht: die Rhetorik Peladans mit solch glühender Empfindung zu durchsetzen, daß wir eben das — Rhetorische daran vergäßen. Man konnte einmal als ruhiger Beobachter sehen, welche Gefühlsregister die virtuose Künstlerin beherrscht, in welchen Tönen die Musik des Herzens und in welchen lediglich die Musik der Sprache mitklingt. Die Pathetik Peladans hält sich für antik; nun ja, sie kommt von dem Wege der französischen Klassiker her. Sie ist durchaus französisch. Es ist nicht ohne tiefere Gründe, wenn trotz aller Ausländerei die Großen des französischen Dramas auf unseren Bühnen seltene Gäste sind. Wir können sie hochschätzen, aber kaum lieben. Diese langen Tiraden über große Gefühle lassen uns kühl. Auch die Königin von Ninive trägt geistig Reifrock und Perücke. Die anderen erzählen uns lang und breit, wie groß sie ist und sie sagt es uns selber. Ach sähen wir es auch. Wenn es Hermine Körner gelüstete, die Frau im gefährlichen Alter großen Stiles zu spielen, hätte sie besser Grillparzers „Sappho“ gewählt. Da konnte sie die gleichen Register ziehen und hätte uns stärker gerührt. In dem pathetischen Redestrom schwimmen gelegentlich banale Wendungen, die einem aus dem französisch parfümierten Assyrien in den Alltag zurückführen. Strindberg ist leichter zu übersetzen. Die Ausstattung hatte genugsam exotischen Reiz. Unter den Mitspielern der Körner herrschte babylonische Verwirrung der Stile. Frau Körner wurde sehr gefeiert, was eine kleine Minderheit ihr nicht zu gönnen schien.

Residenztheater. Mit der „Jugend“ hat Max Halbe vor einem Vierteljahrhundert seinen „Ruhm“ gewonnen, den er später mit zahlreichen Stücken nur schwer zu behaupten vermochte. Die Staatsbühne gibt uns nun Gelegenheit, die Eindrücke nachzuprüfen, die das Sturm- und Drangstück des Naturalismus einst auf die literarische Jugend ausgeübt hat. Das Theater war für einen Samstagabend nicht gerade voll, und hätte der Dichter sich nicht auf die ersten Rufe persönlich eingestellt, der Gesamterfolg wäre nicht so laut gewesen. Der Frühling, der in das ländliche Pfarrhaus hineinlacht und der Gefühlsüberschwang der jungen, unfertigen Menschen haben an Echtheit nichts verloren. Man hatte freilich schon früher Bedenken, ob denn zu diesem Einreißen der sittlichen Dämme eine tragische Notwendigkeit fühlbar werde. Man sieht, wie der Autor im Sinne der naturalistischen Schule alles tut, den Fall psychologisch zu erklären, das flammende Blut der Mutter als tragische Erbschaft, der Versuch, dieses Weltkind für das Kloster zu gewinnen u. dergl. m. Den Kaplan spielte man früher gerne als finsteren Fanatiker, um ihn um so greller von der heiteren „Vernunft“ des gemütlichen Pfarrers Hoppe abzuheben. Herr Faber verzichtete auf alle tendenziösen, populären Wirkungen. Seine Strenge hatte niemals etwas Selbstgefälliges; sie zeigte sich als Deckmantel weicheren Gefühles und das Gesicht durchzuckten ständig innere Kämpfe. Die Tanzszene, in der das mühsam eingedämmte polnische Blut einmal überschäumt, hat die Regie ins Nebenzimmer verlegt, wie man überhaupt den groben Wirkungen aus dem Wege ging. Die große Abrechnung zwischen dem alten und dem jungen Geistlichen, die sonst immer stürmischen Applaus fand, verpuffte trotz des heute brennenden Gegensatzes von deutsch und polnisch, weil man den Kaplan als tragische, nicht als schuldige Gestalt empfand. Siegfried Raabe hat im Schauspielhaus ein Vierteljahrhundert den alten Pfarrer Hoppe gespielt. Herr Basil ist äußerlich nicht so gewinnend und herzlich, aber er betonte stärker die Enttäuschung aus seiner Jugendzeit, die ihn bestimmt hatte, die Medizin mit der Theologie zu vertauschen. So fand das grenzenlose Vertrauen, mit dem er dem Sohne seiner einstigen Jugendfreundin entgegenkommt, eine verstärkte, gefühlsmäßige Erklärung. Frl. Klitschat spielte das Annchen warm, innig, aber nicht ganz so ländlich naiv, wie sie gedacht ist. Benofsky gab den Studenten glaublich jung. Kellerhals überzeugte in der Rolle des Idioten und tat damit das möglichste, um die Aeußerlichkeit der Konfliktslösung, die in dem Knalleffekt liegt, zu bemänteln.

Margarete Swoboda †. Ueber zwanzig Jahre ist Frau Swoboda Mitglied unserer Hofbühne gewesen. Sie hatte nicht nur Talent, was häufiger ist, sie hatte Theaterblut, was heute in der Zeit so vieler „denkenden Künstler“ selten ist, und so spielte sie die Wirtin im weißen Rößl so gut, wie Ibsen und die Klassiker. Ihr Gefühl traf immer das Richtige, großes technisches Können und eine gewinnende Erscheinung unterstützten sie auf das glücklichste. Vor ein paar Jahren wollten sie Spielleiter in das ältere Fach drängen. Die Künstlerin und das Publikum meinten, daß es damit noch Zeit habe und die Kritik wohl auch, aber sie waren nicht die ausschlaggebenden. Frau Swoboda verließ München und auch in Frankfurt a. M. fand sie einen befriedigenden künstlerischen Wirkungskreis. Das währte jedoch nur bis zu dem Weggange des Generalintendanten Dr. Zeiß. Die letzte Zeit lebte Frau Swoboda wieder in München. Ihre Hoffnung auf ein neues Engagement hat sich nicht mehr erfüllt.

Volkstheater. „Flamme“ heißt das neue Stück des vielgewandten Hans Müller, den Sudermann seinen „Kronprinzen“ genannt hat. Darin steckt genug Kritik und man kann sich damit begnügen, den Inhalt anzudeuten. Eine Dirne verliebt sich in einen unerfahrenen, jungen Mann, der sie für ein reines Mädchen hält. Auch als er die Wahrheit erfährt, ist seine Liebe groß genug, um sie retten zu wollen, aber schließlich erwacht das leichtfertige Blut wieder und sie kehrt auf die Gasse zurück. Von Ekel vor sich selbst erfaßt und um keinem Kinde das Leben zu geben, das auch in ihren Schmutz

versänke, stürzt sie sich dann zum Fenster hinaus. Ida Roland a. G. spielt die Dirne. Sie durchpulst die geschickt theatralisch angelegte Rolle mit so starkem Gefühl, daß man innerlich gepackt wird, auch wenn man Müllers grelle Theaterei durchschaut. Wie sie halb schluchzend, halb ein leichtfertiges Liedchen trällernd in den Tod geht, das wird man so leicht nicht vergessen, ganz gleichgültig, wie man sich ästhetisch dazu stellt. Das Dirnenheim malt Müller mit viel überflüssigem Kleinwerk. Der Schmutz verursacht uns fast körperliches Unbehagen und im Mittelakt ist eine Verführungsszene, die die Grenze des Darstellbaren wieder einmal hinausrückt. Der Erfolg war stark. Ida Roland wurde sehr gefeiert. Die Spielleitung ist im Volkstheater oft besser als an anspruchsvollen Bühnen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Frühere Unruhen haben den Kurs der Mark immer im Auslande stark beeinträchtigt; diesmal waren die Einbussen gering. Das hat natürlich die ruhige Haltung unserer Börsen bestärkt. Nach den Festtagen war die Börse zwar ziemlich schwach, denn die kommunistischen Unruhen verschwanden nicht so rasch, wie es zu wünschen und bei einem Plus an „Zivilcourage“ bei den sozialistischen Regierungen auch möglich gewesen wäre. Die vernünftige Haltung der überwiegenden Mehrzahl in der Arbeiterschaft, die einen Generalstreik ablehnte, wusste die Zuversicht der Börse zu festigen. Auch die durch die Sanktionen und die hinüberzüngelnde Putschbewegung bedrohten Industriepapiere waren sehr gefragt und Verkaufsangebote gering. Man muss freilich auch in Rechnung stellen, dass industrielle Absatzstockungen zur Ansammlung von Geldern führen, die an der Börse Beschäftigung suchen, auch brachte der erste April stattliche Zinsscheineingänge, die nicht zinslos bleiben sollen. So schloss die Woche wieder in fester Haltung bei lebhaftem Geschäft. Die Reise des sich nach der Krone sehnenden Habsburgers hat die Pester Devise wesentlich matter gemacht.

Der Reingewinn der Reichsbank stellt sich nach Vorwegüberweisung von 68 (35,5) Mill. Mark an das Reich auf 53,1 (115,5) Mill. Mark, woraus vorbehaltlich der Genehmigung durch den Reichstag 8,7 Prozent verteilt werden sollen.

Die ausserordentlichen Generalversammlungen der Vereinsbank in Nürnberg, der Bayerischen Handelsbank und der Bayerischen Vereinsbank München, genehmigten den bekannten Interessengemeinschaftsvertrag. In der Hauptversammlung der Vereinsbank in Nürnberg wurde erklärt, falls die politischen Verhältnisse im allgemeinen ruhig blieben und wir wieder einer aufsteigenden Wirtschaft entgegengingen, könne nach Rücksprache mit den übrigen beteiligten Banken für jetzt und die künftigen Jahre eine Dividende von 10 Prozent in Aussicht gestellt werden.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank sagt in ihrem Bericht, dass in der Hypothekenabteilung der Nutzen trotz intensivster Arbeitstätigkeit nur verhältnismässig bescheiden sein konnte. Das kaufmännische Geschäft war beherrscht von der steigenden Vermehrung der umlaufenden Zahlungsmittel, der damit zeitweise wildschwankenden, im grossen Zuge aber sich stets verschlechternden Verhältnisse unserer Währung zu den Währungen des Auslandes. Die mit der Aufhebung des Bankgeheimnisses zusammenhängenden Verordnungen haben den Banken und den Rentämtern eine unbeschreibliche Fülle von Arbeit und Kosten gebracht. „Dass die positiven Ergebnisse dazu im Verhältnis stünden, lässt sich nicht denken. Dass aber die Aufhebung des Bankgeheimnisses zu Notenhamsterei, Kapitalflucht. Schwächung der deutschen Banken in ihrer Konkurrenzfähigkeit mit den ausländischen Banken, weiterer Herabdrückung der Steuermoral führte und damit grosse Schädigungen brachte, unterliegt keinem Zweifel.“ Der flüssige Geldstand hat die Einlagen stark vermehrt; sie sind um rund 300 Millionen gewachsen und befruchteten das Diskont- und Kreditgeschäft. Das Effektengeschäft bot die Möglichkeit guter Gewinne. — Der Bruttogewinn mit 46,245,449 ℳ erhöhte sich um 19,615,289 ℳ gegen 1919. Dagegen erforderten die Lasten um 18,038,300 ℳ mehr, darunter ein Mehraufwand von 11,244,324 ℳ für Gehälter. Schliesslich bleibt bei 816,592 (1,080,276) ℳ Vortrag ein Reingewinn von 9,479,235 ℳ (gegen 7,902,246 ℳ im Vorjahr). Die Dividende hatte seit 1912 14 % betragen, war im Vorjahre auf 10 % gekürzt worden und jetzt wird 12 % beantragt.

Der deutsche Landwirtschaftsbund stellt in seinem ersten in diesem Jahre herausgegebenen Saatenbericht fest, dass die Aussichten im grossen und ganzen etwas günstiger sind, als im Vorjahre um dieselbe Zeit. Der Geldwert der deutschen Weinernte 1920 wird auf 2,349,274,480 ℳ geschätzt, das Doppelte des vorjährigen Erträgnisses.

Rückwirkend ab 1. Januar werden die in Deutschland befindlichen ungarischen Kriegsanleihen von den deutschen Zahlstellen wieder eingelöst. Neben dem Nachweis der deutschen Staatsbürgerschaft muss der Effektenbesitzer beweisen, dass die Papiere am 20. Juni 1920 in seinem Besitze waren. K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Meßliturgie und Gottesreich. Darlegung und Erklärung der kirchlichen Meßformulare. Von Joseph Kramp S. J. 3 Teile. 12°. Erster Teil: **Vom ersten Adventsonntag bis sechsten Sonntag nach Epiphanie.** (XII u. 178 S.) Zweiter Teil: **Von Septuagesima bis Ostersonntag.** (Ecclesia orans. Zur Einführung in den Geist der Liturgie. Herausgegeben von Dr. Ildefons Herwegen, Abt von Maria Laach. VI. u. VII. Bändchen.) 12°. (VI u. 262 S.) ℳ 9.– u. ℳ 11.— und Zuschläge. — **Stiftspropst** Dr. **Franz Kaufmann 1862—1920.** Ein Lebensbild vornehmlich nach seinen Briefen entworfen von Ludwig Freiherrn von Pastor. 8°. (IV u. 78 S.) ℳ 12.— und Zuschläge. — **Das Kennzeichen seiner Jünger.** Ein Büchlein von der christlichen Caritas. Von Professor Dr. Engelbert Krebs. (Bücher für Seelenkultur.) 12°. (VIII u. 176 S.) ℳ 10.50, geb. ℳ 14.— und Zuschläge. — **Grundfragen der kirchlichen Mystik,** dogmatisch erörtert und für das Leben gewertet. Von Professor Dr. Engelbert Krebs. 12°. (VIII u. 266 S.) ℳ 14 20, geb. ℳ 17.80 und Zuschläge. — **Der hl. Klemens Maria Hofbauer.** Ein Lebensbild. Von Joh. Hofer. Geb. ℳ 42.—. — **Der ewige Jude.** Episches Gedicht von Joseph Seeber. ℳ 13.20. (Freiburg i. Br., Herder.)

Des Christen Gnadenleben. Biblisch, dogmatisch, aszetisch dargestellt in 40 Vorträgen. Von Prof. Dr. Bernhard Bartmann. Geb. ℳ 24.—. — **Der Seelsorger und die Mischehe.** Ratschläge für die Bekämpfung und Behandlung der gemischten Ehen mit besonderer Berücksichtigung der Diaspora. Von Pfr. Aug. Dinkloh u. Anstaltspfarrer Dr. Heinr. Merschmann. Kart. ℳ 13.—. (Paderborn i. W., Bonifatius-Druckerei.)

Fastenpredigten. Von Domkapitular Paul Stiegele. Herausgegeben von Msgr. B. Rieg. 5. Aufl., brosch. ℳ 21.—, geb. ℳ 26.—. — **Tröste mein Volk!** 7 Fastenpredigten von Kaplan J. Vogt. 2. Aufl., brosch. ℳ 7.50, geb. ℳ 10 20. — **Weltanschauungsfragen.** Vorträge gehalten im Winter 1920/21 auf dem Volkshochschulkurs in Rottenburg. Von Dompräbendar Dr. R. Storr. Brosch. ℳ 6.80, kart. ℳ 7.60. (Rottenburg a. N., Wilh. Bader.)

Religion und Leben. Die Religion Christi in ihren vielfachen Segenswirkungen auf das Menschenleben. 7 Fastenpredigten von P. H. Balgo, O. M. I. 8°. (63 S.) Kart. ℳ 4.—. (A. Laumannsche Buchhandlung, Dülmen i. W.)

Handbuch des katholischen Kirchenrechts auf Grund des neuen Kodex vom 28. Juni 1917. Herausgegeben von Prälat Prof. Dr. Martin Leitner. 4. Lieferung: **Sakramente.** ℳ 25.—. — **Synopsis.** Additionum et variationum in editione typica Missalis romani faktarum. Von Franz Brehm. ℳ 16.—. — **Die Neuerungen im Missale.** Zusammengestellt und erläutert von Geistl. Rat Franz Brehm. Brosch. ℳ 40.—, geb. ℳ 53.—. — **Ein glaubensstarker Christ.** Katechesen für Jugendliche. Von Dr. Heinrich Stieglitz. Geh. ℳ 14.—, geb. ℳ 17.—. (Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet, Kommanditgesellschaft, Regensburg.)

Jedermann Selbstversorger — ein Zukunftsproblem? Diese Frage erörtern L. Mohr und Direktor E. Abigt von der „Heimkultur“, Wiesbaden, in ihrer neuesten Schrift „Der Heimatscholle Nährkraft ist Deutschlands Zukunft, Unabhängigkeit und Wehrkraft“. Wie die Förderung der ländlichen Kleinbetriebe, des Heimstätten- und Gartenbaues unsere Volkswohlfahrt und Ernährung wieder sichern können, um der schweren Zeit der Erniedrigung jetzt und künftig zu begegnen. Das billigste Bauen auf dem Lande. Erfolgreiche ländliche Heimstättenwirtschaft. Mit 100 Abbildungen usw. Mk. 7.60, geb. 10.50, Heimkultur, Wiesbaden. Dieses Buch ist wieder eine warmherzige Tat der „Heimkultur“, die schon seit 1903 für die Heimstättensache erfolgreich wirkt, auch den Lehmbau durch ihre Anleitungen wieder neu eingeführt und damit das billigste Bauen ermöglicht hat.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A.-G., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Tel.-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: in Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif. im allgemeinen frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 16 München, 16. April 1921. XVIII. Jahrgang.

Ein deutscher Psalm.

(Aus hebräischen Psalmen.)

Ps. 18. Hasser überfielen uns an unserem Unglückstage.

Ps. 69. Rettung schaffe uns, o Gott, denn es geht
Das Wasser uns bis an die Seele,
Untergehen wir in Wassertiefen,
Es überströmt uns die Flut.

Ps. 88. Als Begrabene schon gelten wir
Und wurden zu Schatten ohne Kraft.

Ps. 69. Mehr als der Haare unserer Häupter
Sind, die ohne Grund uns hassen,
Zahlreicher als unsere Gebeine unsere falschen Feinde.
Was wir nicht geraubt, das sollen wir erstatten.

Ps. 89. Du hast, o Herr, uns verschmäht.
Entweiht zu Boden liegen die Kronen,
Eingerissen sind unsere Schutzwehren,
Zu Trümmern gemacht unsere Festen;
Es plündern uns alle, die des Weges ziehen,
Unserer Nachbarn Spott wurden wir.

Lam. Jer. Vergabt an Fremde ist unser Erbe,
Entehrt sind unsere Frauen
Und Jungfrauen in den Städten.

Ps. 31. Zusammen ratschlagen die Feinde wider uns,
Sinnen darauf, das Leben uns zu nehmen.

Ps. 13. Wie lange, Herr, willst du uns vergessen,
Wie lange sollen wir Angst hegen in unserer Seele,
Kummer in unserem Herzen Tag für Tag?
Wie lange sollen die Feinde über uns frohlocken?

Ps. 94. Sie geifern, reden vermessen,
Unser Volk, Herr, zertreten sie,
Und wähnen, du sehest es nicht.
Der die Völker gründet,
Er, der den Menschen Erkenntnis lehrt,
Sollte der nicht strafen?

Ps. 94. Gott der Rache, erscheine denn,
Erhebe dich, Erdenrichter,
Den Uebermütigen vergilt ihr Treiben.

Ps. 7. Ob der Wut unserer Bedränger erwache,
Stehe auf, Herr, in Deinem Zorne!
Herr unser Gott, stellst Du das Recht fest,
So wendet der Völker Versammlung Dir sich zu.
Schaffe uns Recht nach Gerechtigkeit,
Und nach unserer Redlichkeit vergilt uns!

Ps. 80. Herr, Gott der Heerscharen, stell' uns wieder her,
Lass Dein Antlitz leuchten, auf dass uns werde Heil.

Ps. 33. Denn, was Du befiehlst, das geschieht,
Was Du gebietest, das wird Tat.
Zunichte machst Du der Heiden Plan,
Vereitelst der Völker Sinnen.

Ps. 77. Wolltest Du, Herr, auf ewig uns verstossen
Und nie mehr wieder gnädig sein?
Wär's zu Ende denn mit Deiner Gnade,
Hättest Du verlernt, Huld zu erzeigen?

Ps. 94. Nein, nicht verstösst Gott unser Volk,
Und nicht verlassen wird es der Herr.
Nein, noch wird das Recht wieder als Recht gelten,
Und werden es umfassen, die geraden Sinnes sind.

Ps. 70. Sind elend wir auch und schmerzerfüllt,
Erhöhen wird uns Deine Hilfe, o Gott;
Noch werden wir Dich in Psalmen preisen,
Und verherrlichen Dich mit Lobgesang.

Zusammengestellt von Ludwig Bonvin S. J., Buffalo, U. S. A.

Stegerwald preußischer Ministerpräsident.

Von Prof. Grebe, M. d. Pr. L., Berlin.

Das unerquickliche Schauspiel, das die Volksvertretung Preußens seit Wochen bietet, hat mit der Wahl Adam Stegerwalds zum Ministerpräsidenten einen vorläufigen Abschluß gefunden. Die Parteien des Landtags haben es nicht fertiggebracht, zu einer Verständigung über die erste staatliche Notwendigkeit zu gelangen und der Regierung eine feste parlamentarische Grundlage zu geben. Für sie war es damit unmöglich geworden, die Regierungsbildung weiter durchzuführen. Jetzt soll ein einzelner Mann die Aufgabe lösen, an der die Parteien bislang gescheitert sind.

Viel Freude erleben wir an unserem jungen Parlamentarismus in Deutschland nicht. Mit banger Sorge muß es jeden Freund einer ruhigen staatlichen Entwicklung erfüllen, wenn er das mangelhafte nationale Pflichtgefühl und die geringe Einsicht in staatliche Notwendigkeiten bei großen Parteien beobachtet. Am 20. Februar wurde der preußische Landtag gewählt, am 9. April, also nach sieben Wochen, vermag er dem von ihm gewählten Ministerpräsidenten noch kein Ministerium zu gewährleisten, dem die Gefolgschaft einer starken Mehrheit sicher ist. Die Sorge um das Gesamtwohl drängt sich jedem Deutschen so fühlbar und beängstigend auf, daß für andere Erwägungen gar kein Raum bleiben sollte als nur für die eine: Wie bannen wir das Unheil, das uns bedroht? In einem Augenblicke, wo der unversöhnliche Lenker der französischen Politik aller Welt zuruft, daß eine starke Faust auf Deutschland herniedersausen solle, vermag sich das Parlament des größten deutschen Einzellandes in sieben Wochen nicht über die Regierungsbildung zu verständigen. Wir befinden uns schutz- und wehrlos in den Händen erbarmungsloser Gläubiger; ohne Hilfe des Auslandes lassen sich die Wunden unseres kranken Staats- und Wirtschaftskörpers nicht heilen.

Die Wirkung auf unser Verhältnis zum Auslande sollte darum bei allen politischen Entschlüssen in erster Linie entscheidend sein. Wir sind abhängig vom Auslande, politisch und wirtschaftlich. Trotzdem hängt unser Schicksal von uns selbst ab. Wenn wir nicht aus eigner Kraft die Grundlagen unseres staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, Ruhe und Ordnung, Autorität und Stetigkeit der Regierung zu sichern verstehen, wird das Ausland kein Vertrauen in die Dauerhaftigkeit unserer Verhältnisse gewinnen. Die Vorgänge in Preußen haben gewiß nicht dazu beigetragen, die wirtschaftliche Verständigung mit dem Auslande, die doch einmal kommen muß, zu erleichtern. Deshalb darf aber auch kein Zweifel darüber bleiben, welchen Parteien die Verantwortung für das beschämende Schauspiel zufällt, das der preußische Landtag seit Wochen der Welt bietet. Wir haben es hier nicht mit einer rein preußischen Angelegenheit zu tun. Der Schaden trifft das ganze deutsche Volk. Von den Parteien des Reichstages wurde Einfluß auf die Entscheidung in Preußen genommen, und die Verhältnisse in Preußen können nicht ohne Rückwirkung aufs Reich bleiben. Deshalb ist es verständlich, daß auch der Reichspräsident in die Verhandlungen eingriff und seine Parteigenossen zur Nachgiebigkeit zu bewegen suchte.

Die Hauptschuld trifft die Sozialdemokratie. In ihrer Erklärung, daß sie mit der deutschen Volkspartei in keine Koalition eintreten würde, ist die Wurzel alles Uebels zu erblicken. Dieser Beschluß spricht allem demokratischen Empfinden Hohn. Nach der Verfassung ist das Volk in seiner Gesamtheit

Träger der Staatsgewalt. Es hatte durch die Wahl seinem Willen unzweideutig Ausdruck gegeben. Nur eine Regierung der Mittelparteien besitzt genügende Tragfähigkeit. In der deutschen Nationalversammlung und in der preußischen Landesversammlung hatten die Mehrheitssozialisten und Demokraten zusammen 27 bzw. 10 Mandate über die absolute Mehrheit. Damals erkannte die Sozialdemokratie an, daß eine solche Mehrheit die notwendige Stetigkeit in der Geschäftsführung nicht verbürge. Jetzt soll auf einmal eine Mehrheit von 9 Stimmen genügen, und der unleugbare Stimmungswandel in der Wählerschaft, der sich nicht bloß in dem Rückgang der Sozialdemokratie, sondern vor allem in der katastrophalen Niederlage der Demokraten ausprägt, gar keine Bedeutung haben. Mit Demokratie hat diese Haltung nichts zu tun; sie erklärt sich nur aus Herrschsucht und Eigennutz. Dr. August Müller, der frühere sozialdemokratische Staatssekretär, kennzeichnet in einem Artikel des 8 Uhr-Abendblattes „Sabotage des Parlamentarismus" das Verhalten seiner Parteigenossen treffend also:

„Eine Regierung, die dem Votum vom 20. Februar Rechnung tragen will, muß eine Regierung der Mittelparteien sein, wozu die Mehrheitssozialdemokraten und die Deutsche Volkspartei zu rechnen sind. Ist man wirklich Demokrat, dann zieht man hieraus die Konsequenzen. Man kann sich natürlich auch auf den Standpunkt stellen, die Wähler hätten falsch abgestimmt und man dürfe ihnen daher nicht folgen. Dann soll man aber nicht mehr von Demokratie reden. Es entsteht dann auch sofort die weitere Frage, wie man überhaupt zu einer Regierung gelangen will, die Dauer verspricht und eine gewisse Stetigkeit der politischen Entwicklung verbürgt. Wer den Willen der Wähler nicht respektiert, gehört an die Seite der Katastrophenpolitiker, deren wesentliches Charakteristikum in staatsrechtlichem Sinne doch gerade die Neigung ist, sich nicht als Beauftragter des Volkes zu fühlen, sondern der Mehrheit die politischen Vorstellungen einer Minderheit aufzuzwingen."

Der Beschluß der Sozialdemokratie auf Ausschluß der Deutschen Volkspartei von der Koalition, an dem sie starr festhielt, war das sachliche Hindernis für eine Verständigung. Völlig in eine Sackgasse aber gerieten die Sozialdemokraten durch ihre merkwürdige Taktik. Die Veröffentlichung ihres Beschlusses nebst bestimmten Forderungen, welche Ministerien ihnen unbedingt verbleiben und mit welchen Personen sie besetzt werden müßten, machte ihnen jedes Einlenken fast unmöglich und bedeutete für die beiden anderen Koalitionsparteien ein kaudinisches Joch. Nicht viel geschickter war der Schritt eingeleitet, den man als einen Einlenkungsversuch ansehen könnte. Nach einer Besprechung mit dem Reichspräsidenten richtete ihr Fraktionsführer Siering einen Brief an den Abg. Herold, in dem er Auskunft über die Stellung der Deutschen Volkspartei zu folgenden vier Punkten wünscht:

1. Alle Koalitionsparteien stellen sich in ihrer parlamentarischen und agitatorischen Tätigkeit klar und unzweideutig auf den Boden der demokratischen, republikanischen Verfassung des Reiches und Preußens.

2. Die Demokratisierung der preußischen Verwaltungsgesetze und des preußischen Verwaltungskörpers wird in republikanischem Geiste in der bisherigen Weise fortgeführt.

3. In den letzten Monaten ist es der Arbeit des Finanzministeriums gelungen, entgegen früheren Auffassungen die Unrechtmäßigkeit umfangreicher Ansprüche des ehemals regierenden Hauses Hohenzollern nachzuweisen. Diese Arbeit muß in gleichem Geiste fortgesetzt werden.

4. Beim Eintritt der Deutschen Volkspartei in die Regierung müssen unter den Ministerien, die mit sozialdemokratischen Ministern besetzt werden, unbedingt sein: das Ministerpräsidium, das Ministerium des Innern, das Ministerium für Landwirtschaft.

Diese vier Punkte wurden als das Mindeste bezeichnet, was die Sozialdemokratie im Falle des Eintritts der Deutschen Volkspartei in die Regierung fordern müßte. Wenn man eine Verständigung ernstlich sucht, wird man vorsichtig sein in der Forderung grundsätzlicher Erklärungen. Es kommt in der Politik auf das Programm an, das gemeinschaftlich verwirklicht werden soll. Dr. August Müller bemerkt zu solchem Vorgehen folgendes:

„Koalitionen sind zeitlich begrenzt. Parteigrundsätze werden immer auf längere Sicht formuliert; kein vernünftiger Politiker denkt daran, daß in ein paar Jahren, die bestenfalls dem Dasein einer Koalition beschieden sind, die Grundsätze einer Partei verwirklicht werden könnten. Es ist daher ein Kennzeichen von Dogmatismus, Rechthaberei und politischem Schulmeistertum, wenn man das Zusammenwirken in einer Koalition von dem Bekenntnis zu irgendwelchen politischen Grundsätzen abhängig macht, aber nicht von Verständnis für die Anforderungen einer politischen Situation."

Die Sozialdemokratie beklagt sich noch gelegentlich, daß sie von der früheren Regierung von der praktischen Mitarbeit ausgeschlossen sei. Heute handelt sie genau so. Ihr ganzes Verhalten war nur darauf eingestellt, auf die Wähler zu wirken. Unter diesem Gesichtspunkte war es recht geschickt. Wenn sie eine Verständigung verhindern wollte, konnte es gar nicht geschickter sein. Von vaterländischem Standpunkte betrachtet, war es unverantwortlich.

Die Deutsche Volkspartei erklärte sich von vornherein bereit, mit der Sozialdemokratie in eine Koalition einzutreten. Taktisch ist aber auch ihr Verhalten nicht ganz einwandfrei: Zunächst wurden auch in ihrer Presse überflüssige Forderungen aufgestellt. Wenn man von Herrn Braun und Severing als von gefallenen Größen spricht, so macht man es für die Sozialdemokratie tatsächlich zur Ehrensache, an diesen Personen festzuhalten. Ein schwerer Fehler aber war es, daß sie die Beantwortung der sozialdemokratischen Fragen glatt ablehnte und obendrein noch das Schreiben des Abg. Siering an den Abg. Herold durch ihre Korrespondenz veröffentlichen ließ. Dadurch gab sie der Sozialdemokratie Gelegenheit, über Bruch der Vertraulichkeit, „Verstoß gegen alles verkehrsübliche Verhalten" zu klagen und es so darzustellen, als ob die Deutsche Volkspartei es als eine schwere Beleidigung auffasse, „daß man ihr zumutet, auf den Boden der demokratischen Republik zu treten." Durch diesen Schritt war jedenfalls die letzte leise Möglichkeit eines Einlenkens der Sozialdemokratie vereitelt.

Das Zentrum hat sich eifrig bemüht, eine Verständigung herbeizuführen. Es hat sich wieder als die Partei erwiesen, die frei von taktischen Erwägungen nur das Ziel kennt, ihre Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Es ist eine wahrhaft staatserhaltende Partei. In höchster Not erkennen auch die anderen Parteien diese Tatsache an und geben durch ihr Verhalten kund, daß sie nur dem Zentrum die Fähigkeit zutrauen, eine völlig verfahrene Lage zu retten. Das Zentrum hat sich nicht zu der Ehre gedrängt, den Ministerpräsidenten zu stellen. Am wenigsten hat sich Herr Stegerwald leichten Herzens nach diesem Amte gesehnt. Erst eine Stunde vor Beginn der Landtagssitzung gab er der Fraktion nach langem Sträuben seine Zustimmung, ihn als Kandidaten für den Ministerpräsidentenposten benennen zu dürfen. Stegerwald, der geborene Bayer, soll Preußen ein Ministerium geben. Gelingt ihm die Aufgabe, so hat er nicht bloß Preußen, sondern dem ganzen deutschen Vaterlande einen großen Dienst erwiesen. Nur in dieser Absicht, unter dem Druck der äußeren und inneren Not hat er den Auftrag angenommen. Verlockend ist die Aussicht gewiß nicht. Der außenpolitische Himmel ist so dunkel und gewitterdrohend wie kaum je zuvor. Im Innern liegt die staatliche Autorität heillos darnieder. Wenn man dann sieht, wie große Parteien am Parteidogma kleben, ängstlich erwägen, ob ihr Entschluß den Gewinn oder Verlust von ein paar Wählern bedeuten könne, statt daß sie die Not des Vaterlandes voranstellen und entschlossen danach handeln, dann kann wohl ein Gefühl des Ekels sich einstellen, und wir verstehen es, wenn Herr Stegerwald lieber in seine Gewerkschaftsbewegung sich zurückziehen und dort seinem Volke das bringen möchte, was anscheinend unter der Parteieifersucht verkümmern muß. Aber die Zeit drängt zum Handeln. Wir haben keine Muße, um von unten herauf das Volk allmählich zu politischem Denken zu erziehen. Von oben muß begonnen werden. Erst ist eine Regierung zu bilden, die durch ihr Programm eine Mehrheit unter den Parteien gewinnen muß. Der Zwang der Lage wird hoffentlich erzieherisch auf die Parteien einwirken. Dann wird allmählich auch die Wählerschaft lernen, daß sie nur solchen Parteien ihre Stimme geben darf, die zu positiver Arbeit bereit sind.

Die Wahl zum Ministerpräsidenten erfolgte in einer Form, die für Herrn Stegerwald höchst ehrenvoll ist. Obgleich das Zentrum keinerlei Bindung einging für die Tätigkeit des Ministerpräsidenten, so stimmten doch alle Parteien außer den Unabhängigen und Kommunisten für Herrn Stegerwald. Er erhielt 332 von 388 Stimmen. In dieser Wahl prägt sich die Sehnsucht nach einem Manne aus, der in seiner Person ein Programm bedeutet. Stegerwald besitzt nicht nur Einfluß und Ansehen bei den Arbeitern, er erfreut sich des Vertrauens aller Parteien. Sie alle sehen in ihm eine Persönlichkeit. Naturgemäß kann es sich zunächst nur darum handeln, ein Geschäfts- und Uebergangsministerium zusammenzubringen, das dann später zu einem parlamentarischen umgebildet werden kann. Wie weit dies Ziel erreicht wird, hängt davon ab, ob die Einsicht bei den Parteien schon so stark geworden ist, daß sie sich den Erfordernissen der Wirklichkeit nicht mehr verschließen.

David Lloyd George.

Von Albert Dettling, Jena.

(Schluß.)

Am äußeren Bilde dieses merkwürdigen Mannes fesselt sofort der ungemein große, sympathische Intelligenzkopf, in dem Augensterne lustig tanzen und glänzen, in dessen Mundwinkeln oft ein gemütlich verschmitztes Lächeln nistet und auf dessen Oberlippe ein buschiger Schnauzer hängt. Dieser Kopf mit Priestersträhnen und seinem mitunter dämonischen Zug könnte ebenso gut der Kopf eines Schauspielers der Shakespeare-Zeit sein. Die breiten Schultern und Brust bilden einen soliden Unterbau des noblen, schweren Hauptes, aber die schmächtigen Beine scheinen unter der Last des Körpers zusammenzubrechen, so daß der Gang etwas watschelnd ist, wie der eines alten Seemanns. Ein Riese auf Zwergbeinen. Wenn der Politiker im Parlamente sitzt und die gegnerischen Kritikpfeile hageldicht auf die Ministerbank lossausen, scheint ihn das nicht im mindesten zu stören. Er hält die Hand hinters Ohr, um besser zu hören und macht selten Notizen. Er lernt nicht wie weiland Bethmann Hollweg Manuskripte auswendig. Sein rascher Intellekt, sein natürlicher Witz und seine scharfe Dialektik sind jedem gewachsen. Er entzündet sich am Augenblick wie die beiden anderen Kelten Clemenceau und Briand. Flugs springt er vom Sitze auf und läßt seiner Beredsamkeit ungehemmten Lauf. „Die Worte quellen ihm wie der Strahl eines Springbrunnens und steigen zu beträchtlicher Höhe und funkeln im Glanz seines keltischen Humors. Sie können auch schwere Wunden schlagen wie Rapiere und durchbohren wie spitze, stählerne Klingen."

So führte dieser Mann seine hartnäckigen Kämpfe mit Parlamentsgegnern. Gar manchen halben Tag saß er an seinem Platz in der schwülsten Atmosphäre und unter dem Kreuzfeuer seiner zahlreichen Kritiker. Frisch und kampfbereit, wenn die andern erlahmten. Innerpolitisch war er der erfolgreichste Kämpfer für die Bedrückten und der gefährlichste Angreifer des Geldprotzentums und des engbehorizonteten Nationalismus. Man muß in London, der Stadt der Existenzgegensätze, mit scharfen Beobachteraugen gelebt und die tierisch stumpfen Gesichter der vom Schicksal Verprügelten in Whitechapel und den strotzenden Luxus der Reichen im Hydepark und hinter den Türen der Westendpaläste gesehen haben, um den Sinn des einen Satzes aus einer seiner früheren Reden zu fassen: „... Ich möchte die Parlamente zu so vielen Leuchtfeuern machen, um in all die dunklen Stellen hinab zu leuchten, um jedes Unrecht und jedes Elend aus seinen Positionen zu drängen. Ein System, das die Straße des Luxus für die wenigen mit dem Herzen der Massen pflastert, ist dem Untergang geweiht."

Das war Lloyd George vor dem Krieg. Er gefiel sich nicht, wie Clemenceau, in ständiger Opposition aus heller Freude am Verneinen, Würgen, Niederreißen und im Kitzel persönlicher Ueberlegenheit. Er schuf im Regierungsamt, und er schuf viel. Aber gemein hat er mit dem bretonischen Kelten Clemenceau die staunenswerte Zähigkeit, seine Nation mit dämonischem Bann zum Siege zu führen und endlich jenen politischen Impressionismus, der in der letzten Zeit rätselhafte Widersprüche zeitigte. Vor kurzem schrieb mir auf meine Bitte eine geistig hochstehende Dame der besten Londoner Gesellschaft ihr Urteil über den englischen Staatsmann: He may not be a really great man, but there was no other of this time, who could take the lead as he has done. „Er mag im eigentlichen Sinne kein großer Mann sein, aber niemand seiner Zeit hätte so wie er die Führung übernehmen können." Seit 1914 steht er in der Tat in jeder Bresche. Es galt, den preußischen Militarismus niederzuwerfen. Leider wurde dabei der französische gezüchtet. Aber das steht hier ja nicht zur Erörterung. Er hat ohne Schwatzerei die Riesenmenge von Rohstoff herangeschafft, das ungeheure, von French geforderte und von Kitchener für unerlangbar gehaltene Kriegsgerät als Munitionsminister gesichert, die Tilgung gewaltiger Kosten durch Kriegsgewinnsteuern erreicht (vgl. Deutschland!), gegen nationale und höfische Widerstände die Einheit des Befehles über die Verbündeten-Heere und die Schonung der Flotte durchgesetzt, die verderblichen Northcliffe-, Reuter- und Preßpropaganda-Bataillone mobilisiert, Italien und Rumänien auf die Wahlstatt gezwungen, Indien und die Dominions in Stimmung gehalten, den Tiger in Versailles zwar nicht an Gepfauch, doch an tödlichem Biß gehindert, den von Theorieträumen umnebelten und von der Kenntnis europäischer Geographie und Staatswesen nicht überspickten Schulmeister Wilson matt gesetzt und für Britannien, zum Aerger Poincares und Genossen alles Erreichbare herausgeholt.

Wie ist eine solch überragende Stellung dieses Politikers möglich? Zähigkeit allein tut's nicht. Auch das, was wir unter Talent verstehen, wird nicht ausreichen. Psychologisches Erfassen von Menschen wird dabei eine große Rolle spielen. Ein hochinteressantes Buch „The Mirrors of Downing Street", das 1920 in London erschien (Mills & Boon, Limited) berichtet von einem nach dieser Richtung typischen Vorfall, von dem die Oeffentlichkeit nichts weiß:

Zu der Zeit, als die militärische Lage in England wegen ungenügender Munition kritisch war, wurde eine Versammlung aller bedeutenden Rüstungsfabrikanten in Whitehall abgehalten, in der diese überredet werden sollten, ihre Geschäftsgeheimnisse gegenseitig auszutauschen. Die Argumente der Offiziere und Regierungsbeamten scheiterten ganz aussichtslos an der kaufmännischen Logik, daß diese Geheimnisse den Wohlstand der Firmen bedeuten, ihre Preisgabe der Konkurrenz die Wege bahne und daher durchaus verkehrt sei. Im Augenblick, da der Regierungsvorschlag verloren zu sein schien, neigte sich Lloyd George auf seinem Stuhl nach vorn, ruhig, ernst und bleich. „Meine Herrn", sagte er mit einer Stimme, die zu außergewöhnlicher Stille zwang, „haben Sie vergessen, daß in diesem Augenblick Ihre Söhne in den Tod gehen, zu Hunderten, zu Tausenden? Sie sterben durch deutsche Geschütze, weil sie keine britischen haben. Ihre Söhne, Ihre Brüder — Knaben an der Schwelle der Mannheit. Meine Herrn, geben Sie mir Geschütze. Denken Sie nicht an Ihre Geschäftsgeheimnisse, denken Sie an Ihre Kinder! Geben Sie mir Geschütze." Das war kein Theater. Seine Stimme brach. Seine Augen füllten sich mit Tränen, seine Hand, die ein Stück Briefpapier hielt, zitterte wie ein Blatt. Da war kein Herz, das ungerührt blieb. Die Geheimnisse wurden preisgegeben und die Munitionslieferungen beschleunigt. Wo ist der Mann, der mit so zwingender Einfachheit an das Gewissen zu appellieren vermag?

Aus Lloyd Georges früheren Reden glüht der Drang, den Militarismus zu vernichten und die Zivilisation auf der Grundlage von Sittlichkeit und Religion zu erbauen. Kaum aber hatte der Krieg begonnen, da änderte sich die Tonart. Haß gegen Deutschland und die Sorge um die Standhaftigkeit der Verbündeten nahmen sein Denken ganz in Anspruch. Sieg war das Ziel. Die bessere Welt hatte zu warten. Seine Rücksichtslosigkeit gegen Lord Kitchener war zügellos und selbst Asquith, der ihn zum erstenmal in einen Ministersessel gehoben, mußte abgehen. Das Ende war die Erniedrigung der Khakiwahlen 1918. Die Edelsten blieben auf der Strecke und Leute wie Bottomley, ein Northcliffe kleineren Formats und u. a. der Herausgeber der tendenziös deutschgehässigen und von niederen Instinkten lebenden Wochenschrift „John Bull" erschienen auf der parlamentarischen Bildfläche. Die frühere Leidenschaft für Gerechtigkeit war verrauscht und die Befreiung der Völker vergessen. Der Premierminister hatte eine gewaltige Mehrheit in Westminster, die allerdings jetzt Risse zeigt, nachdem die beiden Charaktergestalten und Brüder Lord Robert Cecil und Lord Hugh Cecil auf der Oppositionsseite, d. h. neben den unabhängigen Liberalen und der Arbeiterpartei, Platz genommen haben. Wo aber war die neue, angestrebte Idealwelt für Lloyd George? Gab es je eine bessere Gelegenheit, das Gewissen der Menschheit anzurufen und die Staatskunst auf den Gipfel zu heben? Aber er schien vom Peitschengeknall der Northcliffe-Presse betäubt. Der Kaiser muß abgeurteilt werden, kündete er, und er wußte, daß er niemals abgeurteilt würde. Deutschland muß bezahlen, und er wußte, daß es diesen Betrag mit astronomischen Ziffern niemals entrichten könnte. Die Widersprüche des impulsiven walisischen Sprosses sind in letzter Zeit so zahlreich und einschneidend aufgetaucht, daß sie wie ein Hohnlied auf die Vernunft und den vielgerühmten englischen common sense (Gemeinsinn) klingen und störende Schatten auf das Leben dieses ragenden Staatsmannes werfen. Als auf der Pariser Konferenz der Finanzmann Doumer seine Phantasietürme baute, fing der Waliser Kelte zu fauchen an und Foch, der seinen Bericht zur Entwaffnungsfrage mit Sanktionsvorschlägen verquickte, bekam einen derben Rüffel. Heute ist das Versailler Diktat Verhandlungsbasis und drei blühende deutsche Industrieplätze sind besetzt. Der Krieg galt als Idealkampf zur Vernichtung der deutschen Autokratie, heute führt man die Waffen gegen das ganze deutsche Volk, das sich weigert, in 42jähriger Sklavenarbeit für jedes Haar der Schwiegermutter, das in die Suppe fiel, eine Perücke zu bezahlen.

Wie kommt es, daß dieser einst gewaltige Rufer nach Gerechtigkeit, dieser Schöpfer sozial heilender Gesetze, dieser Abgott der vom Schicksal Bedrückten und Besiegten, dieser Würger der Autokratien und des Militarismus im eigenen Lande den Säbel Fochs auf dem Konferenztisch duldet? Wie kommt es, daß er zu Beginn einer Verhandlung aufbraust und nachher umfällt? — Man spricht entschuldigend von innerpolitischen Gründen. Tatsache ist, daß Herr Briand ein ungemein geschickter Unterhändler ist, Davids persönliche Sympathien in hohem Maße besitzt, und daß seine Führerexistenz dem unbändigen Willen der französischen „Siegerkammer" jeden Augenblick preisgegeben ist. Aber höchst bedauerlich bleibt dabei, daß Schicksale großer Völker an Kabinettswechsel gekettet sein sollen. Zum erstenmal ist ferner in Spa deutlich geworden, daß die Stabilisierung des Verhältnisses Englands zu Frankreich für die britische Außenpolitik zurzeit entscheidend ist. Eine Trennung von Frankreich — so macht eine weit verbreitete englische Meinung geltend —, öffnet dem heute noch führenden französischen Nationalismus Tür und Tor und bedeutet Chaos in Europa. England kann dosierend wirken. Auf dem eingeschlagenen Weg kann es nicht wieder zurück. Und aus den elegischen Tönen, die Lloyd George nach der Birminghamer Propagandarede in Wales, der Heimat der Mollgesänge, anschlug, verstanden akustisch gebildete Ohren sehr wohl, daß ihn auf diesem Wege fast Schwindel erfaßt. Die dauernde Teilung Europas in Herren und Tributpflichtige ist ein gefährliches Experiment von unerhörtem Umfang. Er spürt's sehr wohl und wagt es doch. — In neutralen Hauptstädten flüstert man sehr vernehmlich, daß England auch unter dem Eindruck der Konkurrenz stehe, die ihm vom amerikanischen Handel und dem Sternenbanner der Flotte drohe.

Ein anderes Bild, frei von politischer Umrahmung, entwirft der Gentleman with a duster (Herr mit dem Staubwischer), der Verfasser von „The Mirrors of Downing Street" (die Spiegel der Downing-Straße), der die Spiegel des englischen Auswärtigen Amts von ihrer Staubschichte (natürlich bildlich) befreit, damit die Politiker, die in dieser Straße Verkehr pflegen, ihr von Eitelkeit verdunkeltes Bild um so deutlicher sehen können. Ich möchte daraus zum Schluß folgende Stellen ins Deutsche übertragen:

„Die Wahrheit ist, daß Lloyd George in der Welt des politischen Flickwerks allmählich seine ursprüngliche Begeisterung für die Rechtschaffenheit verlor. Er ist kein schlechter Mensch, der das Gute ausschließt. Er ist auch kein guter Mensch, der das Böse ausschließt. Ich bin sicher, daß er vollkommen aufrichtig ist, wenn er von hohen Zielen und lauterem Ehrgeiz spricht. Aber ich bin ebenso sicher, daß es eine angenehme Unterbrechung für ihn ist, mit Behagen von Betrügerei, Verschlagenheit und zynischer Duldsamkeit gegenüber dem Eigennutz zu sprechen. — Ich entdecke in ihm eine wachsende körperliche und geistige Schlaffheit. Seine Leidenschaft für die Rednertribüne, die einst mehr für ihn bedeutete als alles andere, ist beinahe dahin. Seine Kampflust ist nicht gering, wenn er mitten im Kampf steht, aber ihn zum Kämpfen zu bringen, ist nicht so leicht, wie es seine Anhänger wünschen möchten. Der große Mann ist müde.... Auf die Dauer gefällt ihm nichts besser, als oberflächliche Unterhaltung mit einem Menschen, der gerne zuhört. Seine Ermüdung ist nicht nur körperlicher Art. Wenn er imstande gewesen wäre, sich die Schwingen seiner Jugend zu erhalten, so hätte er wohl der größte Staatsmann der britischen Geschichte sein können. Aber Bequemlichkeit und Zynismus haben Gewalt über ihn gewonnen. Eine Zigarre rauchen, zurückgelehnt in die Tiefen seines Lehnstuhls, Fräulein Megan Lloyd George auf der einen, auf der anderen Seite einen geistreichen Politiker — das dünkt ihm heute angenehmer als alle poetischen Grillen um das 1000jährige Reich. Wenn er sich nur von diesem zerstörenden Lehnstuhl erheben könnte! Man fragt, ob die Engel im Himmel es ihm jemals vergeben werden, daß er damals schwieg, als die ausgehungerten Kinder Oesterreichs, von denen viele ohne Knochen zur Welt kamen, wie Fliegen an den welkenden Brüsten ihrer Mütter starben. Man fragt sich, ob der Historiker nach sechzig Jahren ihm vergeben wird, daß er die erste wirklich demokratische Bewegung in Deutschland während des Krieges zurückstieß. Er ist ein treffendes Beispiel für den Wert und die Gefahren des Gefühlsüberschwanges. Er nahm eine Verantwortung auf seine Schultern, die nichts Geringeres war als die Zukunft der Zivilisation. Er vertraute aber nicht seinen Visionen und seinem Gewissen, sondern dem Kompromiß, dem Flickwerk und dem Notbehelf . . ."

Dieses Bild eines persönlichen Kenners und scharfen Beobachters der Downing Street ist düster genug gezeichnet. Können wir nun da noch hoffen: Singe uns, David, statt der Pfundnoten — und Säbellitaneien ein den Himmelsohren wohlgefälliges Lied?

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Es ist kein Geheimnis, daß während der ganzen letzten Woche hüben und drüben geschäftige Hände am Werk waren, die in London abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Wenn dabei Amerikas Hilfe beansprucht ward, so entspricht das nur den großen Hoffnungen und Erwartungen, die ganz Europa an den Regierungsantritt des neuen Präsidenten Harding knüpfte. In den letzten Tagen wurde bekannt, daß Dr. Simons mit dem Vertreter der Vereinigten Staaten in Berlin, Herrn Dresel, Besprechungen pflog und ihm am 21. März eine Denkschrift über die Wiedergutmachung einhändigte. Das Begleitschreiben dazu bekundet das tiefe Bedauern der deutschen Regierung, daß in London keine Vereinbarung zustande kam. Deutschland sei sich vollkommen klar, daß es bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit die Kriegsschäden ersetzen müsse und daß keine Verschiebung der politischen Lage hierin etwas ändern könne. Das Schreiben nennt zwei große Ziele der Wiedergutmachung: Aufbau der zerstörten Gebiete und sofort verfügbare Mittel in fremden Devisen. Der Wiederaufbau stößt auf das Mißwollen Frankreichs, das keine deutschen Arbeitskräfte wünscht und in den verwüsteten Landstrichen ein höchst wirksames Agitationsmittel erblickt. Fremde Devisen, mit denen es zahlen könnte, erhält Deutschland nur, wenn es seine Ausfuhr steigern kann. Eine Steigerung ist aber praktisch unmöglich. Anderseits schreit die Geldnot von England, Frankreich und Italien nach Abhilfe. Soll Deutschland zahlen, so braucht es also ausländischen Kredit. Er wird ihm nicht gewährt, solange die Ententemächte ihr Pfandrecht auf sämtliche deutsche Güter und Einnahmen aufrechterhalten. Es wird vorgeschlagen, dies Pfandrecht zugunsten einer internationalen Anleihe zurückzustellen. Deutschland würde gern die Sicherheiten für den Dienst solcher Anleihe gewähren. Es nimmt aber auch jeden anderen Vorschlag an, der eine Lösung der europäischen Wirtschaftskrise verspricht. Seine eigene Leistungsfähigkeit wird es bereitwillig von unparteiischen Sachverständigen prüfen lassen.

Die Antwort der Vereinigten Staaten wurde am 29. März überreicht. Sie erkennt in der deutschen Denkschrift den aufrichtigen Wunsch, Verhandlungen mit der Entente auf einer neuen Grundlage zu eröffnen. Sie ist erfreut über den guten Willen Deutschlands, nach besten Kräften Wiedergutmachung zu leisten. Dann folgt der Satz, der bei uns wie im Lager der Gegner so großes Aufsehen erregt hat: Die amerikanische Regierung hält ebenso wie die alliierten Regierungen Deutschland für den Krieg verantwortlich und daher moralisch verpflichtet, die Reparation zu leisten, soweit dies möglich sein mag. Die Anerkennung dieser Verpflichtung, wie sie das Memorandum in sich schließt, scheint der Regierung der Vereinigten Staaten als einzige gesunde Basis, auf der ein gesicherter und gerechter Friede hergestellt werden kann, unter dem die verschiedenen europäischen Nationen wieder zu wirtschaftlicher Stabilität gelangen können. Beim ersten Bekanntwerden löste dieser Satz in Deutschland große Niedergeschlagenheit und besonders in rechtsstehenden Kreisen Entrüstung aus. Leute, die in der bei uns nicht seltenen Mischung von Hochmut und Selbstbedauern nur zufrieden sind, wenn sie ihr Vaterland von aller Welt gehaßt glauben können, stellten laut fest, daß der deutsche Michel sich wieder einmal getäuscht habe. Harding sei nicht besser als Wilson. Bald aber lernte man das Verhalten Amerikas gerechter beurteilen. Wesentlich trug dazu bei die Geschichte der Sendung Vivianis nach Washington. Der Sondergesandte Frankreichs ward selbstverständlich mit allen Ehren empfangen. Die französischen Blätter verzeichnen es selbstgefällig Zug um Zug. Aber nach all den Banketten und Besuchen erweist sich, daß Viviani herzlich wenig erreicht hat. Vielmehr hat er vielleicht gerade die amerikanische Regierung veranlaßt, sich mit aller Bestimmtheit gegen die Ratifizierung des Vertrags von Versailles und gegen den Beitritt zum Völkerbund zu erklären. Auch gab man ihm zu verstehen, daß weder Frankreich noch seine Verbündeten hoffen dürften, Amerika würde ihnen ihre Schulden erlassen. Höchstens scheint im Zusammenhang mit dem vorerwähnten deutsch-amerikanischen Austausch erwogen zu werden, ob nicht Deutschland die Schulden der Entente in Amerika übernehmen könnte. Gerade als Viviani in Washington war, sprach man dort wieder von der Entschließung des Senators Knox, einen Sonderfrieden mit Deutschland zu machen. Frankreich zuliebe soll eine Erklä-

rung hinzugefügt werden, die besagt, daß Amerika mit den hauptsächlichsten ehemaligen kriegführenden Ländern zum Zwecke einer gegenseitigen Verständigung zusammenarbeiten wird, falls der Friede Europas durch eine Macht oder durch eine Vereinigung von Mächten bedroht werde. Statt „einer Macht" Deutschland ausdrücklich zu nennen, soll in Washington offen verweigert worden sein. In Deutschland nehmen einzelne an, auch der Satz in der Note vom 29. März, wo Amerika sich die Ansicht der Entente von Deutschlands Urheberschaft am Weltkrieg zu eigen macht, stehe nur zur weiteren Befriedigung Frankreichs darin. Damit gehen sie zweifellos zu weit und tun auch Amerika keine Ehre an. Wir dürfen uns nicht täuschen, daß die Ueberzeugung von unserer Verantwortlichkeit, selbst von unserer moralischen Schuld am Krieg drüben weithin herrscht. Ob die Note eine eigentliche Schuld meint oder nur unsere Urheberschaft in dem Sinne, daß wir zuerst den Krieg erklärt haben, läßt sich natürlich nicht entscheiden. Es braucht noch viel Aufklärung, bis wir diese Grundlage des Friedensvertrages werden abgebaut haben. Zunächst ist am wichtigsten, daß sich ohne Zweifel von Amerika her eine neue Aussicht eröffnet, die Wiedergutmachungsfrage zu lösen.

Der Aufstand in Mitteldeutschland ist erloschen. Sehr seltsam ist aber, wie sich Vertreter der ganz oder halb sozialdemokratischen Regierungen darüber äußern. Severing, preußischer Minister des Innern, sagte in einer sozialdemokratischen Versammlung, durch die Verwendung von Polizei (d. h. ohne Reichswehr) sei ein neuer Bürgerkrieg verhindert worden. Man stehe im Kampf mit rechts und links. Mit Kommunisten, die an den Sieg der Idee glaubten, könne man zusammenarbeiten, mit Verbrechern aber nicht. — Hält Severing die Aufrührer für Verbrecher, so ist er gewiß gegen einen Straferlaß zu ihren Gunsten. Wir werden sehen. — Severing sprach noch den auffälligen Satz, in der nächsten Zeit werde man vielleicht eine Aktion machen müssen, die den Endkampf um die politische Macht darstelle. — Im sächsischen Landtag führte der sozialdemokratische Ministerpräsident Buck einen wahren Eiertanz auf. Seine Regierung hängt bekanntlich von der wohlwollenden Neutralität der Kommunisten ab. In Sachsen hatte der Landtag auch zuerst über einen Straferlaß für die Mordbuben aus politischen Gründen zu entscheiden, den die Regierung vorgeschlagen. Er wurde mit allen bürgerlichen Stimmen gegen die drei sozialistischen Parteien abgelehnt. — Nach dem Aufstand und der letzten Antwort der bayrischen Regierung hat das Reich sich veranlaßt gesehen, neue Verhandlungen über den Aufschub der Entwaffnung des Selbstschutzes bei der Entente anzuregen.

Die Regierungsbildung in Preußen ist endlich in Gang gekommen. Der Landtag wählte am 9. April zum Ministerpräsidenten den Zentrumsabgeordneten und bisherigen Wohlfahrtsminister Stegerwald, den bekannten Führer der christlichen Gewerkschaften. Von 388 Stimmen fielen 332 auf ihn. Stegerwald ist eine hervorragende Persönlichkeit. Das politische Programm, das er 1920 in Essen entwickelte und jetzt in seiner Tageszeitung „Der Deutsche" vertritt, wird auch in unsern Reihen mit manchen Punkten bestritten, erhebt ihn aber unbedingt hoch über den Rang des bloßen politischen Taktikers oder des durchschnittlichen Beamten. Von Geburt bayrischer Franke, gilt er als einer der besten Preußen im Zentrum. Nach der preußischen Verfassung ernennt der Ministerpräsident die übrigen Minister unter Rücksicht auf die Parteiverhältnisse im Landtag.

Kaiserin Auguste Viktoria ist nach langem Leiden am 11. April auf Schloß Doorn in Holland gestorben. — Kronprinz Rupprecht von Bayern vermählte sich am 7. April mit Prinzessin Antonia von Luxemburg. Bei der Hochzeitstafel sprach König Ludwig III. seinem Sohn zum erstenmal öffentlich den Dank aus für dessen Taten als Heerführer und seine treue Pflichterfüllung gegen den König, das Vaterland und die Truppen, die unter ihm fochten.

Das Unternehmen Königs Karls IV. in Ungarn ist zu Ende. Der König ist am 5. April von Steinamanger nach der Schweiz zurückgereist. Er erließ eine Botschaft an das ungarische Volk, worin er seinen Thronanspruch aufrecht erhält, zugleich aber auffordert, dem Reichsverweser Horthy zu gehorchen. Ein Urteil über Karls Tat und ihre Folgen möchten wir zunächst nicht fällen. Ob sie dem monarchischen Gedanken geschadet hat, ist mindestens für Ungarn ungewiß. Vom monarchischen Standpunkt aus ist Karl IV. ohne Zweifel König von Ungarn. Im deutschen Interesse aber muß verlangt werden, daß der Inhaber des ungarischen Throns sich mit der Stephanskrone begnügt und das Streben Deutsch-Oesterreichs wie der anderen Völker der ehemaligen Donaumonarchie nach nationaler Einheit nicht durch Ansprüche stört, die nur neuen Umsturz und endlosen Streit heraufbeschwören könnten. Die Botschaft aus Steinamanger spricht vom Erlöschen des Ausgleichs von 1867 wie der pragmatischen Sanktion über das untrennbare Besitzrecht. Die hieraus folgende volle Unabhängigkeit Ungarns zu wahren, erklärte König Karl als sein Hauptstreben. Vielleicht deutet er hier einen Verzicht auf die andern Würden seines Hauses um Ungarns willen an. In Oesterreich hat die ungarische Königskrise die Geister geschieden. Der Nationalrat erklärte sich einhellig für die Republik und die Regierung des Staatskanzlers Dr. Mayr.

In Italien ist die Kammer der Abgeordneten aufgelöst worden. Neuwahlen sollen am 15. Mai stattfinden.

Die Streiklage in England hatte sich verschärft. Nachdem alle Verhandlungen gescheitert waren, schlossen sich die Eisenbahner und Transportarbeiter dem Streik der Bergleute an. Damit stand England vor dem Generalstreik. Mehrfach ist es zu blutigen Ausschreitungen gekommen. Die Regierung ist zu einem Entscheidungskampf entschlossen. Sie trifft große militärische Maßnahmen und hat die freiwillige Polizei (Selbstschutz) einberufen. Man erinnert sich an die Kampfansage, die Lloyd George kürzlich der Arbeiterpartei machte. (Vgl. Nr. 14 S. 168.) Vielleicht ist es ihm nicht unwillkommen, den Kampf mit dem Sozialismus noch unter günstigen Bedingungen auszufechten. Das englische Volk will nichts wissen von der Diktatur einer Minderheit. Es wird unter der Losung: Ordnung und Freiheit sich mit Begeisterung hinter Lloyd George scharen. Sollten in kurzer Zeit Neuwahlen eintreten, so kann Lloyd George wiederum auf Sieg rechnen. Die Arbeiter fingen auch schon wieder an, zu verhandeln.

Frankreich scheint Lust zu haben, die Zeit auszunützen, wo England durch innere Schwierigkeiten gebunden ist. Nicht nur die Presse ruft wieder nach Besetzung des Ruhrgebietes und Zwangsverwaltung der Rheinlande, sondern Briand selbst, noch deutlicher aber sein Kriegsminister ließen derartiges in der Kammer verlauten.

Die griechische Niederlage in Kleinasien ist vollständig geworden. Eine Vermittlung der Großmächte steht nicht zu erwarten. Griechen und türkische Nationalisten messen also ihre Kräfte weiter.

Die Abstimmung in Oberschlesien.

Von Parochus Silesius.

Vor rund ¾ Jahren veröffentlichte der Verfasser dieses in Nr. 23 1920 der „Allgemeinen Rundschau" einen Aufsatz über Oberschlesien und seine Bedeutung für das Deutsche Reich und schilderte die Entwicklung der oberschlesischen Frage bis Mitte 1920. Er schrieb damals am Schlusse seiner Ausführungen, daß, wenn nicht alle Zeichen täuschen, Oberschlesien sich abermals am Vorabend eines blutigen Polenputsches befinde. Diese Annahme hat nicht getäuscht. Sattsam bekannt sind ja die Vorgänge, die im letzten Drittel des August 1920 sich in Oberschlesien abgespielt haben. Raub, Mord, Plünderung und die noch anklagend zum Himmel starrenden, rauchgeschwärzten Brandruinen des Dorfes Anhalt im Kreise Pleß, sind beredte Zeugen jener schweren Tage der Heimsuchung. Was sich damals abspielte und die Haltung der Entente sind aber so wichtige Faktoren bei der Beurteilung des Ergebnisses der Volksabstimmung, daß ein kurzer Rückblick durchaus gerechtfertigt erscheint.

Wie verhielt sich damals die interalliierte Kommission in Oppeln? Mit hochtrabenden Worten hatte sie bei der Uebernahme der Verwaltung des Landes es als ihre vornehmste Aufgabe bezeichnet, Ruhe und Ordnung zu erhalten. Ueberall, wo Franzosen das Regiment hatten, sahen sie entweder dem Treiben teilnahmslos zu, oder machten zum Teil gar gemeinsame Sache mit den Banditen. Ueberall dort, wo die kleinen Kontingente der Italiener und Engländer die Ruhe wiederherstellen wollten, wurden durchgreifende Maßnahmen durch den Allgewaltigen in Oppeln, General Le Rond, lahmgelegt. Die Sicherheitspolizei des Abstimmungsgebietes, die schon vorher durch Entziehung der Gewehre fast schutzlos den polnischen Banden ausgeliefert war, wurde entwaffnet und entfernt. An ihre Stelle trat die sogenannte Abstimmungspolizei, die paritätisch aus Deutschen und polnischen Oberschlesiern zusammengesetzt sein sollte, aber doch allenthalben überwiegend polnisch wurde. Diese Gelegenheit

benutzte die polnische Organisation, um sich gewissermaßen einen behördlich sanktionierten politischen Stoßtrupp zu schaffen. Zahllos und fast alltäglich waren die Fälle, wo polnische Beamte der Abstimmungspolizei wegen kürzlich begangener Vergehen und Verbrechen gegen Leben und Eigentum sich vor Gericht verantworten mußten. Es ging so weit, daß behördlich verboten wurde, Nachforschungen nach dem Vorleben der Beamten anzustellen, damit sie nicht vor aller Welt als das hingestellt wurden, was sie in Wirklichkeit waren. Nur so ist es zu erklären, daß in vielen Fällen die polnischen Beamten mit der Waffe in der Hand sich an wüsten Exzessen gegen wehrlose Deutsche beteiligten.

So sah der neue Schutz aus, den uns die Augustwende bescherte. Irgendeine durchgreifende Aktion gegen das in Waffen starrende Banditentum wurde nirgends durchgeführt. Die wenigen, zum Schein des Gerechten getroffenen Maßnahmen, wie z. B. die angeordnete Entwaffnung, standen lediglich auf dem Papier. Vergebens blättert man in den Akten des Obersten Gerichtshofes in Oppeln; es ist nicht einmal der Versuch zu finden, Sühne für die scheußlichen Verbrechen der polnischen Mordbrenner zu schaffen.

So ging das alte Jahr zur Neige und das neue brachte in den ersten Januartagen die wunderbaren Plebiszitbestimmungen, die ihresgleichen wohl werden in der Welt zu suchen haben. Sie tragen den Willen zur Entrechtung der Deutschen offensichtlich an der Stirn. Nach dem Versailler Friedenstraktat war allen geborenen Oberschlesiern das Wahlrecht gesichert. Daran ließ sich nun nicht mehr rütteln und deuteln, obgleich durch die bekannten Noten doch ein dahingehender Versuch gemacht wurde. Also galt es, nach weiteren Maßnahmen suchen, um möglichst viele Deutsche von der Wahl auszuschließen. Durch den polnischen Einfluß wurde das Ziel in weitestgehendem Maße erreicht. Die Rücklegung des Termins für den erforderlichen ununterbrochenen Wohnsitz der nicht hier geborenen auf den 1. Oktober 1904 sonderte von vornherein tausende der gebildeteren, dem Arbeiter- und Beamtenstande angehörenden Personen aus der Klasse der Wahlberechtigten aus. Wer je von diesen, um seinen Gesichtskreis zu erweitern, auch nur einen Monat nach außerhalb in Stellung gegangen war, verlor sofort sein Stimmrecht. Und noch eine weitere Schikane. Durch den Versailler Frieden war ein Teil Oberschlesiens, das **Hultschiner Ländchen**, willkürlich losgerissen und der Tschecho-Slowakei einverleibt worden. Die Segnungen der tschecho-slowakischen, der polnischen nahe verwandten Kultur, ließen befürchten, daß die dortigen Einwohner geschlossen für Deutschland stimmen würden, falls man sie als gebürtige Oberschlesier betrachtete. Wurde doch die letzte Volkszählung von der Bevölkerung selbst zu einer Art Volksabstimmung gestempelt und ergab trotz stärksten slawischen Terrors über 96% Zugehörigkeit zum Deutschtum. Also mußte auch dieser Teil, dessen Bewohner in überwiegender Zahl in Oberschlesien ihrem Erwerb nachgehen, als Ausland behandelt und so von der Abstimmung ausgeschlossen werden. Dazu die unzulänglichen Fristen für Einreichung und Einsprüche, die Komödie mit den geforderten Identitätszeugen an Stelle amtlicher Dokumente, die Behandlung durch die sog. paritätischen Ausschüsse, die einseitig orientierten Entscheidungen so mancher Kreisbureaus, kurz und gut, alles war darauf zugeschnitten, die Deutschen zu entrechten und ins Hintertreffen zu bringen.

So nahte der Tag der Abstimmung. Der große Demagoge in Beuthen, der polnische Plebiszitkommissar **Korfanty** gebietet über ein Heer geistlicher und weltlicher Agitatoren und weiter über eine Anzahl vor keinem Verbrechen zurückschreckender Elemente, denen hinterlistiger Mord und Sprengungen von Versammlungen mit Handgranaten und Gummiknüppeln alltägliche Waffen sind. Und wo es einmal strafender Gerechtigkeit gelingen will, die Fäden bloßzulegen, da greift, wie in dem Falle **Kupka**, die Interalliierte Kommission in Oppeln hindernd ein. Ein ehemaliger Mitarbeiter Korfantys namens Kupka hatte sich von ihm losgesagt und drohte in einer deutsch und polnisch geschriebenen Zeitung „Wola ludu — der Wille des Volkes" mit Enthüllungen. Am hellichten Tage wird er in seiner Wohnung niedergeschossen und der Mörder, ein Mitarbeiter des polnischen Plebiszitkommissariates verhaftet. 48 Stunden vor der eingesetzten Schwurgerichtsverhandlung werden die Akten gewaltsam beschlagnahmt, der Verbrecher dem zuständigen Gericht entzogen und nach Oppeln überführt.

Auf dem Lande wird eine Werbetätigkeit entfaltet, die einen sich an den Kopf fassen läßt, wie dergleichen von einer blind vertrauenden Menge geglaubt werden kann. Trotz der Nähe der Grenze und der drüben offen zutage tretenden unglaublich trüben Lohn-, Erwerbs- und Lebensverhältnisse, bildet Polen doch noch das Land der Sehnsucht, wo Milch und Honig fließt. Agenten verteilen fleißig Großgrundbesitz und jeder kann sich auf der Karte der Gemarkung wählen, was ihm am besten zur Abrundung seines Besitztums paßt. Das Märchen von dem Staat ohne Steuern und Abgaben findet willige Ohren. Die Beamtenstellen werden freigebig verteilt, natürlich nur unter die Anhänger der eigenen Partei, und jeder Widerspruch gegen diesen hirnverbrannten Blödsinn wird mit Gummiknüppeln unterdrückt. Grenzenlose Dummheit einerseits und der schärfste Terror anderseits lassen in Hunderten von Gemeinden keine Aufklärung zu. Die polnische Propaganda hat auch im kleinsten Orte ihre Vereinigungen gegründet. Es vergeht keine Woche, ja kaum ein Tag, an dem die Menge nicht in Versammlungen bearbeitet wird. Und die deutsche Propaganda? Sie ist naturgemäß beschränkt auf größere Orte. Wo sie Aufklärung und ruhige Aussprache bringen will in polnisch orientierte Gemeinden, muß sie unter dem Terror flüchten und oft blutige Opfer zurücklassen. Das Schlagwort, mit dem sie wirbt: „**Heimattreu**" ist denkbarst schlecht gewählt, wenigstens für einen großen Teil des Abstimmungsgebietes. Es mag seine Zugkraft haben im Reiche, in Städten mit überwiegend deutscher Bevölkerung; auf dem Lande versagt es völlig. Wie hier die Bewegung hätte einsetzen müssen, nämlich durch reines Betonen der wirtschaftlichen Interessen, wie man hier hätte die Menge, ohne sich vorher auf den deutschen Standpunkt festzulegen, von selbst zur Erkenntnis kommen lassen müssen, daß ihr Heil nur in der Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche liege, darüber sich des weiteren zu ergehen, dazu ist es jetzt zu spät; geschehene Dinge lassen sich nicht ändern.

Je näher der Tag des Entscheids herannahte, desto frecher und furchtloser erhob der polnische Terror sein Haupt. Lawinenhaft wuchsen die Klagen der Deutschen. Die Interalliierte Kommission ward um energischen Schutz bestürmt und sie — schwieg und ließ die Dinge ihren Gang gehen. Jedem, der für Deutschland stimmen wollte, ward mit dem Tode gedroht.. Vor den Wahllokalen auf den Dörfern faßten entlassene Hallersoldaten Posto und kontrollierten die Teilnahme an der Abstimmung. Trotzdem ergab sich eine überwältigende Mehrheit von beinahe 1/4 Millionen Stimmen für Deutschland.

Zieht man das Vorhergesagte mit in Rechnung, zieht man hinzu die gewaltige Zahl der deutschen Stimmentrechteten, berücksichtigt man weiter die durch den polnischen Terror erpreßten polnischen Wahlzettel — in vielen Orten wurden entgegen den gesetzlichen Bestimmungen deutsche Wahlzettel überhaupt nicht durch den Wahlvorstand verabreicht —, dann ist das deutsche Uebergewicht noch bedeutend größer, als wie es jetzt zahlenmäßig auf dem Papiere erscheint.

Schon am 21. März mittags übersah man deutlich den deutschen Sieg. Doch die polnischen Zeitungen machen wieder einmal aus Schwarz Weiß, stimmen Siegesfanfaren an und reizen die Menge, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wird, während die größte Anzahl der führenden deutschen Blätter im Abstimmungsbezirk einem vieltägigen Erscheinungsverbot verfallen.

Der durch jahrelange systematische Verhetzung bis zur Siedehitze aufgepeitschte Mob fällt mordend und plündernd über die Deutschen her, über alle, von denen anzunehmen ist, daß sie für Deutschland gestimmt, oder in der deutschen Sache tätig gewesen sind. Ein Blick in die spaltenlangen Artikel der Zeitungen zeigt, was Oberschlesien blüht, wenn es auf Gnade und Ungnade dieser rückständigen Kultur ausgeliefert wird.

Die Zukunft Oberschlesiens steht unmittelbar vor der Entscheidung. Zwei Wege sind es, die das Land durch den Machtspruch des Obersten Rates geführt werden kann. Hin zu Polen: der Weg führt für den kulturell höherstehenden Teil der Bewohner durch Blut, Schmach und Schande und läßt die hohe Kultur des Industriebezirkes, einen der wichtigsten Faktoren für die weitere Gesundung Europas, in Bälde zusammensinken, in einen Schutt- und Trümmerhaufen, unter dessen Oberfläche der Funke späterer kriegerischer Verwicklungen ständig schwelt und glimmt. Der zweite Weg aber führt zum Fortbestehen unter geregelten Verhältnissen als **Bundesstaat des Deutschen Reiches**, als Bollwerk der geregelten Arbeit und einer Quelle der Kraft, die mit ewig hämmerndem Puls uns hinwegbringt über die Gefahren, die allen Staaten Mitteleuropas drohen. — Zwei Wege gibt es, aber nur einen des Rechtes und der Vernunft. Die Note der Reichsregierung an die Entente weist und rechtfertigt ihn: **Ein ungeteiltes Oberschlesien als Bundesstaat beim Deutschen Reiche.**

Grundsätzliches zu den Reichskulturfragen.

Von Dr. B. Deermann, M. d. R., Köln.

In der Rede zu seinem Etat hat der demokratische Reichsminister des Innern ein Programm starker politischer Führung und Zentralisierung durch das Reich auf dem Gebiete der Sicherheits-, Wohlfahrts- und Kulturpflege des Reiches entwickelt. Er hat dabei zwei Sätze ausgesprochen, die nicht viel Hoffnung für eine gesunde und klare Erneuerung der zerrütteten Sittlichkeit, der gesunkenen Kulturleistungen und der ehemals straffen, einfachen Lebensführung unseres Volkes versprechen. Er sagte: „Unitarist bin ich in allen notwendigen Dingen, aber für Dezentralisation überall da, wo kein unmittelbares politisches Interesse eine Mitwirkung des Reiches verlangt." Das ist eine so dehnbare und deutbare Phrase, daß mit ihr der schärfste Vertreter des Einheitsstaates alles machen kann. Und ferner äußerte er sich zum Sparen: „Innerhalb meines Etats kann an Einrichtungen und Ausgaben außerordentlich wenig gespart werden." Das sind wenig rosige Aussichten, wenn man bedenkt, daß wir über 300 Milliarden Schulden haben, daß Reichsminister Koch eine wesentliche Ursache für das schnelle Verschwinden des Reichssparkommissars Carl war und er nun eine starke zentrale Führung unserer ganzen deutschen Innenpolitik anbahnen will.

Es lassen sich immer schöne Worte für die Erweiterung bestehender oder die Uebernahme neuer Aufgaben des Reiches finden und danach neue Beamtenstellen anfordern, wie z. B. im laufenden Etatsjahr über 26000, so daß wir schon fast 700000 Reichsbeamte haben. Es ist sehr bedauerlich, daß nicht der Grundsatz zur Annahme kam, daß für neue oder erledigte Posten nur bereits vorhandene Beamte verwandt werden dürfen. Wir haben überflüssige genug an anderen Stellen. Sonst kommen wir niemals wieder zu einer wirklich sparsamen, gut geordneten und rentabel arbeitenden Staatsverwaltung. Die seit dem Kriege angenommenen Privatangestellten oder auf Vertrag beschäftigten Kräfte müssen wieder verschwinden. Der Reichstag sollte sich endlich dazu aufraffen, zu beschließen, daß jährlich mindestens 33 1/3 Proz. von ihnen entlassen werden müssen und niemand, der nicht regelrechter Diätar war, als Beamter Unterschlupf finden darf, politische höhere Beamtenstellen ausgenommen. Das mag hart sein, aber es ist notwendig, wenn die Staatsverwaltung nicht versumpfen und versinken soll. Es ist immer noch besser, regelrechte Arbeitslosenunterstützung zu zahlen, als überflüssige Arbeitskräfte im Betriebe zu haben und ihnen auf diesem Umwege die Unterstützung zu geben. Leider wirkt bei vielen Abgeordneten die Rücksicht auf die Betroffenen und ihre Freunde als Wähler mehr als gesunde Einsicht und schnelle Tatkraft. Reichskulturarbeit ist es wirklich nicht, wenn auf diese Weise öffentlich viele Beispiele halber Arbeitsleistung und überflüssiger Geldausgaben geboten werden. So treiben wir einer immer größeren Ausdehnung der Reichszentralbehörden zu.

Damit unser *Schulwesen* im Reich nicht bald sehr bunt und verschieden aussieht unter der (unheilvollen) Wirkung des Parlamentarismus in den Einzelstaaten, muß nach Minister Koch das Reich nun auch die Schul- und Kulturfragen umfassend in die Hand nehmen. „Dabei kann", wie er gütig gestattet, „natürlich einzelnes, ich erinnere z. B. an die Frage des Religionsunterrichtes, den Ländern überlassen bleiben." Bisher hatte Deutschland die von allen bewunderte Höhe seiner Wissenschaft und Kunst gerade durch die vielseitige, wetteifernde Fürsorge der Bundesstaaten erreichen können, ganz im Gegensatz zum zentralisierten Frankreich. Daß in einem zentralisierten Deutschland die Entwickelung anders laufen wird als dort, hat uns die bisherige Probezeit gerade nicht bewiesen.

Nur in der Frage des Religionsunterrichts soll vielleicht den Ländern freie Hand gelassen werden, nämlich wohl dann, wenn dadurch der Ausbreitung der simultanen oder religionslosen Volks-, Fortbildungs- und höheren Schulen mehr Möglichkeiten gegeben sind. Das würde dann mit einer kräftigen Einschränkung der Befugnisse des Reichsrats parallel gehen. Aber gerade in der Schulfrage müssen die gläubigen Katholiken und Protestanten mehr als je auf der Hut sein und sich entschlossen gegen jede Einschränkung oder Verwässerung der sittlich-religiösen Wiedererstarkung unseres Volkes, die nur durch eine tiefgehende und anhaltende konfessionelle Schulbildung möglich ist, wehren. Für sehr viele katholische und protestantische Eltern sind dabei und insbesondere für die Beurteilung des zukünftigen Reichsschulgesetzes der Sinn und der Geist der Verfassung von Weimar nicht maßgebend. Im Gegenteil ist die Verfassung von Weimar bezüglich der Schulparagraphen bestenfalls ein äußerster Notbehelf, wenn er eine günstige Auslegung erfährt. Wie verschieden die Auslegungen ausfallen, zeigen gerade die Vorgänge in Sachsen und Hamburg. Dort versuchte die parlamentarische Regierung den Religionsunterricht ganz abzuschaffen. Als das infolge Einspruchs des Reichs nicht gelang, wurde für die Teilnahme der Volksschüler am Religionsunterricht eine besondere Willenserklärung der Eltern verlangt. Diese Mitteilung und die gesetzte Frist für die Erklärung waren so gehalten, daß sie vielfach nicht rechtzeitig erfolgen konnte, womit der religionsfeindliche Zweck erreicht war. Nach § 149 der R.-V. ist der Religionsunterricht ordentliches Lehrfach. Dem Sinne dieser Worte und der bisher geübten Praxis bei allen ordentlichen Lehrfächern entspricht es, daß die Teilnahme an einem ordentlichen Lehrfach selbstverständlich, daß nur für die *Befreiung* davon ein Antrag notwendig ist. Leider muß Minister Koch auf Grund der Entstehung und Fassung des § 149 der R.-V. erklären: „In der Frage der Erteilung des Religionsunterrichts habe ich niemals einen Zweifel darüber gelassen, daß ich es mit dem Sinn und Willen der Verfassung für besser vereinbar halte, wenn die Erklärung negativ, als wenn sie positiv verlangt wird, *bin aber nicht in der Lage, das Verfahren eines Landes, das die positive Erklärung verlangt, als verfassungswidrig anzusehen.*" Abgeordneter D. Everling (Deutsche Volkspartei) wandte sich mit aller Schärfe gegen diese hamburgische und sächsische Auslegung und trat warm für die konfessionelle religiöse Erziehung der Kinder ein. Ebenso hatte der Redner der Bayerischen Volkspartei Leicht den Auftrag von seiner Fraktion, mit aller Schärfe gegen den Sinn und Geist, der in Schulfragen aus der Weimarer Verfassung spricht, sich zu wenden und nachdrücklich die konfessionelle Lehrerbildung und die Ablehnung jeder Gemeinschafts-, Aufbau- und Oberschule zu vertreten, welche die konfessionelle Volksschule und den konfessionellen Religionsunterricht als ordentliches Hauptfach an den höheren Schulen gefährden. Wohin die Reise der Sozialisten geht, zeigt eine Entschließung der Unabhängigen, die die Zustimmung aller Sozialisten fand, in der es u. a. heißt: „Für die Aufstellung dieser Grundsätze (für die Erteilung von Religionsunterricht an öffentlichen Schulen) muß die Bestimmung des Artikels 146_1 der R.-V. entscheidend sein, nach der für den Aufbau des Schulwesens nur die Mannigfaltigkeit der Lebensberufe und für die Aufnahme eines Kindes in eine Schule *nicht* das Religionsbekenntnis der Eltern maßgebend sein darf. *Dementsprechend ist im allgemeinen kein Religionsunterricht an den Schulen zu erteilen.* . . . . . Die Willenserklärung hat *positiv* zu erfolgen. . . . . Ferner sind die Kriterien festzulegen, nach denen die Nichtbeeinträchtigung eines geordneten Schulbetriebes zum Zwecke der Zulassung von Konfessions- und sonstigen Weltanschauungsschulen gemäß Artikel 146_2 der R.-V. zu beurteilen ist. . . ."

Wir müssen daher mit allem Nachdruck immer wieder betonen, daß wir die konfessionelle Volksschule, den konfessionellen Religionsunterricht als Hauptfach und die der Kirche über die sittliche und religiöse Erziehung der Kinder zustehenden Aufsichtsrechte in keiner Weise uns schmälern lassen wollen. Wir müssen so handeln, weil unser gläubiges Gewissen uns dies befiehlt. Gerade bei der Neuregelung der Lehrerbildung in einer höheren Schule und einer pädagogischen Hochschule, wird es angesichts des § 143, Absatz 2 aller Anstrengung bedürfen, um entgegenstehende liberale, sozialistische und atheistische Weltanschauungen und außerdem auch Lehrerstandesinteressen zu überwinden, um die konfessionelle Lehrerbildung, die Bedingung sine qua non für die konfessionelle Volksschule, zu erhalten. Ebenso müssen wir bei aller Schulvereinheitlichung uns von vornherein immer wieder in dieser Richtung festlegen. Nicht das geringste Kompromiß ist zu dulden. Und bei Techtelmechteln hinter den Kulissen kommen der gläubige Protestantismus und der Katholizismus gegenüber dem zähen, fanatischen Sozialismus und Liberalismus in der Regel auf die Dauer zu kurz. Mehr gemeinsame Offensive statt Defensive und statt Beargwöhnung der Konfessionen untereinander! *Links* steht der große Feind!

Durch eine gesteigerte *Volksbildung* ist die Achtung vor der Ansicht des Gegners noch nicht gestiegen. Das lehrt die Entwickelung der letzten hundert Jahre. Wir brauchen die echte Toleranz. Diese ist aber ein Erzeugnis der Erziehung. Es ist die wissende, sich selbst zunächst achtende Liebe. Die irrige Meinung als solche kann man nicht achten, wohl aber den Irrenden und seinen guten Willen, sein ehrliches Streben.

Im konfessionell und religiös gespaltenen Deutschland kann und muß für den Staat, die Gesellschaft und den Einzelnen der Grundsatz herrschen: Die Eltern und die Kirchen haben das alleinige Recht und die Pflicht, nach ihrer Ueberzeugung die religiöse und sittliche Erziehungsart der Kinder zu bestimmen und zu leiten. Der Staat hat ihnen dabei jede notwendige Unterstützung zu leihen, ohne sich näher bestimmend einzumischen. Die Regierung, das Parlament und die Gesellschaft dürfen zum mindesten keinen Zwang, keine Behinderung und keine Benachteiligung gegen die religiöse und konfessionelle Kindererziehung ausüben.

Dagegen hat das Reichsministerium des Innern große Aufgaben in der Erhaltung, Förderung und Ausbreitung der deutschen Kultur, Wissenschaft und Kunst im Auslande noch zu lösen. Auf diesem Gebiete können uns die Franzosen zum Vorbilde dienen. Nicht umsonst und von ungefähr ist die französische Sprache eine Weltkultursprache geworden und in weitem Umfange geblieben. Aber auch hier sollte das Ministerium mehr vorhandene Anstalten und Unternehmungen unterstützen und Neugründungen fördern, statt eigene Institute zu schaffen. Sonst würde die notwendige Vielseitigkeit und örtliche Zweckmäßigkeit in der Regel wohl nicht erreicht werden. Besser als die bestehenden Missions- und Schulvereine und die katholischen deutschen Ordensgesellschaften macht es das Reich selbst nicht. Vielmehr müßte es diese hinreichend unterstützen. Eine gewisse einheitliche Leitung und kräftige Förderung der Arbeit zur Erhaltung und Verbreitung deutscher Kultur im Ausland ist natürlich notwendig.

Für all diese Kulturaufgaben brauchen wir neben der bestehenden Abteilung III im Reichsministerium des Innern keine neue Behörde und auch keine Vergrößerung der vorhandenen, außer einer dringend benötigten wissenschaftlichen, statistischen Auskunftsstelle des Reiches für das Schulwesen, ähnlich dem Bureau of Education in Washington. Eine solche Stelle braucht nur wenige Beamte und Schreibkräfte und kostet höchstens 600,000 M jährlich. Jeder Gesinnungsarbeit und schulreformerischen Tätigkeit muß sie sich natürlich enthalten.

Eine katholische Heilsarmee.

Von Dr. Max Josef Metzger, Graz.

Zurück zum apostolischen Christentum! Rückkehr zum Geist der ersten Christen! Unbedingte Anwendung dieses Geistes auf alle Lebensgebiete und Lebensfragen! Das ist der Sinn der starken Bewegung, die sich an den Namen des Weißen Kreuzes (Internationale Zentrale: Graz, Karmeliterplatz 4/5) knüpft. Urchristlicher Glaubensgeist, der an die jenseitige Bestimmung des Lebens glaubt und daher das Schwergewicht des Lebens auf das Reich Gottes verlegt, alles übrige in erster Linie erwartend von der väterlich sorgenden Vorsehung. Urchristlicher Gemeinschaftsgeist, der im Nächsten, auch im Fremdstaatlichen und Fremdsprachlichen, in erster Linie seinen Bruder sieht und ihm Herz und Türe freudig öffnet; der das Brudertum aller Menschen tapfer bekennt in der Lösung der wirtschaftlichen und sozialen Frage, in der Ueberwindung des heutigen Kapitalismus wie in der Lösung der internationalen sozialen Frage, der Frage von Völkerbund und Völkerfrieden. Urchristlicher Opfergeist, der freudig mit dem Bruder teilt, dem das Reich Gottes ein Reich gegenseitig dienender Liebe ist, der darunter mitleidet, wenn es dem nächsten schlecht geht und der nach Kräften die Hände regt, das Los des einzelnen Nebenmenschen und der Gesamtheit zu bessern. Urchristlicher Geist der Anspruchslosigkeit, der Luxus und Wohlleben als heidnischer Genußsucht entsprungen verschmäht, der die Genußgüter der heutigen raffinierten Kultur zugunsten der gesunden und natürlichen Einfachheit der Altvordern opfert. Urchristlicher Missionsgeist, der etwas fühlt von des Völkerapostels „Caritas Christi urget!" („Die Liebe Christi drängt!") „Weh mir, wenn ich kein Bote der frohen Botschaft wäre!" Der sich persönlich mit seiner heiligen katholischen und apostolischen Kirche mitverantwortlich fühlt für die Verwirklichung der täglichen Bitte des Vaterunser „Adveniat regnum tuum!" („Zukomme uns dein Reich"). Urchristlicher Eroberungsgeist, der alle Verhältnisse für Christus und sein Königtum der Liebe in der Welt zu gewinnen sucht und dafür Leib und Leben ebenso freudig opfert wie Kraft und Gesundheit, Zeit und Geld.

Fühlst du mit bei dieser Bewegung? Schließ dich auch äußerlich ihr an! Die Armee der vom Christentum zu innerst erfaßten Katholiken muß sich endlich organisieren als wahrhafte „streitende Kirche" zum Unterschied von der „schlafenden Kirche", der ungeordneten Masse der Taufscheinkatholiken. Die katholische Heilsarmee muß sich sammeln für die Eroberung der Welt: Cor Jesu Eucharisticum, oportet Te regnare! O Jesuherz im Sakrament, Du mußt der Welten König sein!

Das Weiße Kreuz ist in erster Linie Bewegung. „Feuer zu bringen bin ich in die Welt gekommen. Was will ich anders als daß es brenne!" Aber eine organisierte Bewegung. Es will alle Personen und alle Mittel in den Dienst dieser großen, umfassenden Erneuerungsbewegung stellen. Es will Mitarbeiter gewinnen und begeistern, schulen und erziehen und ihnen alle dienlichen Hilfsmittel der Inneren Mission an die Hand geben. Es will das Christentum der Liebe lebendig und fruchtbar gestalten durch religiöse und soziale Nothilfe aller Art, durch Schaffung von Einrichtungen, Anstalten, Organisationen, die auf irgend einem Teilgebiet an dem Hochziel der Bewegung mitwirken. Alle einzelnen Katholiken ruft es auf zum „Diakonat", zum Hilfsdienst wenigstens bei einer Aufgabe, einer Einrichtung oder Organisation der katholischen Inneren Mission. Diakonate heißt es die einzelnen Arten von Hilfsdiensten der Inneren Mission und deren Organisationen, ob diese letzteren nun innerhalb oder außerhalb der Organisation des Weißen Kreuzes stehen und arbeiten. Alle Diakonate sind nach seiner Auffassung im letzten Grund nur Hilfseinrichtungen des großen Diakonates der Seelen, einer erleuchteten, zielstrebigen Seelsorge, deren Endziel eben das Ziel der Inneren Mission ist: Cor Jesu Eucharisticum, oportet Te regnare!

Die Organisation des Weißen Kreuzes ist ein Abbild der von außen nach innen sich vertiefenden und von innen nach außen wirkenden Bewegung: Konzentrische Kreise von solchen, die durch materielle Unterstützung an der Bewegung teilnehmen (Missionsteilnehmer), die innerlich bereits erwärmt sind für die Missionsarbeit und als Missionsfreunde sich anschließen, die tatkräftig Hand anlegen durch praktische Mitarbeit bei einem Missionsdiakonat oder durch Sammlung eines kleinen Freundeskreises (Missionsförderer), die schließlich zu Führern der Bewegung und der Arbeit heranwachsen und bei einer kleineren oder größeren Organisation oder Einrichtung leitend mitarbeiten (Missionsführer). Daneben eine engere Gesellschaft von solchen, die radikal, doch nach ihren Verhältnissen und Möglichkeiten, das Idealbild in ihrem Leben zu verwirklichen trachten, das als Ziel der Bewegung allen vorschwebt, eine „Gesellschaft von Heiligen" im Sinne des hl. Paulus, eine Missionsgesellschaft von solchen, die wie eine Ordensfamilie in moderner, freierer Form, sei es frei in der Welt oder in Gemeinschaft lebend, nach der persönlichen Vervollkommnung streben und der Arbeit für Gottes Reich ihre ganze Kraft zu weihen entschlossen sind. (Missionsgesellschaft vom Weißen Kreuz.)

„Der soziale Orden, auf den wir schon lange warten", nannte vor kurzem ein kirchlicher Würdenträger das Weiße Kreuz, nachdem er in die Sache eingedrungen. „Die katholische Heilsarmee" haben andere das Weiße Kreuz geheißen in Hinsicht auf die universale religiös-soziale Missionsarbeit, bezüglich deren unstreitig Aehnlichkeiten zwischen dem Weißen Kreuz und der „Heilsarmee" bestehen, wenn auch das Weiße Kreuz die etwas aufdringliche und aufsehenerregende Methode der Heilsarmee sich natürlich nicht zu eigen macht. Vielleicht ist mit solchen Bezeichnungen zu viel gesagt, vielleicht auch in anderer Hinsicht nicht alles. Aber vielleicht fühlst du etwas in dir wie einen Drang, in diesem Orden mitzukämpfen als Ritter des hl. Geistes, der ein neues Pfingstfest für die Kirche Gottes auf Erden vorbereitet. Dann folge dem Ruf: „Gott will's."

Die Schriftleitung ist in der Lage, in den nächsten Nummern zwei Beiträge über die politischen Ansichten und Strömungen in den katholischen Kreisen Frankreichs zu bringen mit zahlreichen Tatsachen, die in Deutschland noch ganz unbekannt oder unbeachtet sind. Für die Verständigung der Völker und der katholischen Volksteile enthalten sie höchst wichtigen Stoff.

Zwei Gedichte.

Nächtlicher Frühling.

Ich ritt hinaus ins hoffende Land,
Dunkel und klar war die Nacht —
Das weisse Feuer der Sterne stand
In tausendfältiger Pracht.
Und die Bäche sangen so lenzgeschwellt,
Und die Knospen sprangen am Baum,
Und es ging durch die ganze lebendige Welt
Ein einziger Liebestraum . . .

Stille.

Die Kühe sind gemolken,
Im Hof erstarb der Kinder Schrei'n,
Aus den Abendwolken
Fliesst lauter Gold in mich hinein.

Das ist die grosse Ruhe,
Die mich mit meinem Glück verband.
Ich löse meine Schuhe
Und schreite leis in heiliges Land.

Konrad Auerfaber.

Possart †.

Von L. G. Oberlaender.

Vier Wochen vor der Vollendung seines 80. Lebensjahres ist Ernst Possart gestorben, der gefeierte Schauspieler und bedeutende Bühnenleiter. Krankheit hat die allerletzten Lebensjahre des Ewigjungen, der noch mit seiner Kunst die Gemüter der Frontkrieger aufzufrischen vermocht hatte, mit herbstlichen Nebeln umzogen, aber im ganzen darf man sagen, dieses Leben ist ein selten glückliches gewesen. All die bedeutenden Fähigkeiten, die die Persönlichkeit dieses Mannes besaß, sie fanden eine so restlose Auswirkung, wie es wenigen Menschen vergönnt ist. Gewiß nicht ohne Kampf und in rastloser Arbeit, aber was er gesät, war ihm zu ernten beschieden. So gedenken die vielen Freunde des Künstlers und des Menschen des Toten, mit Wehmut zwar, aber ohne Schmerz. Ernst von Possart hatte seine künstlerische Sendung vollendet; sein Lebenswerk lag bereits abgeschlossen. Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze und bald wird es eine künstlerische Jugend geben, die von Possart nichts weiß, als was in Büchern steht. Wir, die wir in langen Jahren so oft und in so vielfacher Art uns mit der künstlerischen Erscheinung eines Possart kritisch beschäftigten, wir wissen, wenn wir uns nicht bescheiden mit der Aufzählung von Lorbeerkränzen beschränken, wie unendlich schwer es ist, die Kunst des Schauspielers mit dürren Worten zu erfassen. Daß er ein wundersam klingendes Organ hatte, auf dem eine in unendlicher Arbeit errungene Technik virtuos jede Nuance spielend beherrschte, daß er seine Gestalten scharf zu charakterisieren wußte, auf daß sie in voller Plastik vor uns hintraten, daß sein scharfer Verstand die künstlerischen Absichten des Dichters voll erfaßte, daß eine umfassende Bildung ihm einen geläuterten Geschmack gab, daß er ein nicht minder guter Spielleiter war, all diese Bemerkungen wird jeder Kenner Possartschen Wesens als richtig zugestehen, aber das eine und das andere läßt sich von manchem sagen, der vor, neben und nach Possart die Bühne betrat, aber es sagt unendlich wenig von der überragenden Stellung, die Possart im Reiche seiner Kunst eingenommen hat; und die ihm alle Zeitgenossen, die gebildeten, wie die einfachen Kunstgenießer zuerkannten. Seine Begabung und die künstlerischen Ziele seiner Zeit — diejenigen seiner ausschlaggebenden Schaffensjahre — lagen auf einer Linie. Der naturwissenschaftlich gerichtete Zeitgeist suchte auch in der Kunst die Echtheit der Umwelt und die Schärfe der Beobachtung. Richard Wagners Gesamtkunstwerk liegt in dieser Richtung. Der Meininger Herzog, Adolf Menzel sind Possarts Zeitgenossen. Freilich, wo die Entwicklung in der wahllosen Photographie der Wirklichkeit einerseits, im überladenen Prunk anderseits ausartete, da war Possart ihr Gegner. Dem Naturalismus stand er verständnislos gegenüber. Er, der 1864 bei seinem ersten Münchener Auftreten als Realist gepriesen wurde, galt später den jungen Leuten des Sturmes und Dranges als wahrheitsfremder Pathetiker. Das war er nie. Ja, er wußte sich dem Zeitgeschmacke bis an eine gewisse Schönheitsgrenze anzupassen. Es kam die Zeit, daß Schauspieler selbst in den Gestaltungen Schillers Ruhm gewinnen konnten, die krächzten wie heisere Raben; dem mußte notwendigerweise die Herabwertung eines meisterhaft gebildeten Organes vorausgehen. Die Früchte dieser Kunstlehre genießen wir noch heute . . .

1841 wurde Possart in Berlin geboren. Die elterlichen Widerstände gegen die Schauspielerlaufbahn durch den glänzenden Erfolg einer Liebhaberaufführung besiegend, hatte der bisherige Buchhändlerslehrling 1861 in Breslau als „Sekretär Wurm“ den ersten entscheidenden Erfolg. Im nächsten Jahre spielt er in Bern sich durch alle Fächer; ist 1868 in Hamburg schon ein anerkannter Schauspieler, der die Wahl hat, welchem Rufe er Folge leisten will. Er wählt München; spielt dort den „Franz Moor“ mit großem Erfolge, der ihn zu seinem und der Hofbühne Glück für immer an München bindet. Es ist eine glückliche Theaterzeit für die bayerische Hauptstadt. Intendant ist Perfall, als schaffender Musiker einer früheren Zeit angehörend, als derjenigen, die mit dem endgültigen Siege Richard Wagners heraufzieht, ist er doch großen Geistes genug, um diesen mit vollen Kräften zu fördern. Ein Ensemble außerordentlicher Kräfte weiß er in Oper und Schauspiel sich zu suchen und an München zu fesseln. Ein junger, schönheitstrunkener Monarch fördert die Bühne durch seine enthusiastische Teilnahme und durch große Mittel, wenn auch seine Separataufführungen den Spielplan gelegentlich über den Haufen warfen. In dieser glücklichen Umwelt wuchs Possart von Rolle zu Rolle. Carlos in „Clavigo“, Friedrich der Große, Antonio („Tasso“), Geßler, Muley Hassan, Richard III., Nathan, Marinelli, Mephisto, Shylock, Jago — Rollen, die über ein halbes Jahrhundert Possart zu spielen vergönnt war. „Genie ist Fleiß“, dieses Wort ist paradox, aber für Possart ist es in manchem bezeichnend. Dieser ständige Arbeitswille hat es bewirkt, daß die Gestaltungen Possarts in all diesen Jahrzehnten nicht Schablone, in steter Erneuerung den nachfolgenden Geschlechtern nicht fremd wurden. Seit 1872 ist er Spielleiter, einige Jahre später Oberregisseur, 1887 scheint Possarts Münchener Wirken ein Ende zu finden. Die Gründe seines Wegganges liegen nicht auf künstlerischem Gebiet. Nachdem er Deutschland, Amerika, Rußland, Holland als gefeierter Virtuose durchwandert, wurde er 1892 nach München zurückberufen. Er wird auch Professor an der Akademie und nach dem Rücktritte des Freiherrn v. Perfall dessen Nachfolger 1893 als Generaldirektor, 1895 als Intendant. Mit Hermann Levi, dem großen Dirigenten, reorganisierte er die Aufführungen der Mozartopern, Text, Musik und Darbietung von den Zutaten eines mozartfremden Stiles der großen Oper befreiend. Seine Inszenierungen in dem entzückenden Rokokobau des Residenztheaters, in dem einst Mozart die Uraufführung seines Idomeneus dirigiert hatte, wurden Vorbild und unerreichtes Muster für alle Opernbühnen von künstlerischem Ehrgeiz. Mit nicht geringerer Liebe widmete sich Possart der Pflege Wagners. Auch den geringsten der Mitwirkenden aus schablonenhafter Kunstübung aufzurütteln, war es dem Intendanten nicht zu gering, sich im „Lohengrin“ unter die Edeln von Brabant zu mischen. Gelang es ihm nicht, den jungen Strauß in seiner Vaterstadt festzuhalten, so hat er durch die Berufung des arbeitsfrohen Hermann Zumpe und des genialen Felix Mottl sich bedeutende musikalische Führer zur Seite zu stellen gewußt. Der große Künstlertraum Wagners, Sempers und Ludwig II. fand im Prinzregententheater seine späte Verwirklichung, soweit dies nach Bayreuth noch möglich war. Man hat es Possart verübelt, daß er zur Verwirklichung des Baues seiner Festspielbühne sich mit Leuten verbinden mußte, denen eine glückliche Verwertung des Geländes nicht minder am Herzen lag, als die Kunst. Die Hauptsache ist, daß die Spekulation auf das künstlerische „Baugelände“ nicht übergreifen durfte, daß der Festspielgedanke, die vom Alltagsgetriebe befreite Weihe der Kunst, wie in Bayreuth oberstes Gesetz blieb und bis hinab zu bescheidenen Provinzbühnen das künstlerische Gewissen schärfendes Vorbild wurde. Freilich war nicht jede Ernte allsommerlich gleich groß. Die Oper bekam unter der Intendanz des Schauspielers Possart Uebergewicht. Die Neigung der Zeit war hier übermächtig. Immerhin wahrte der Intendant ein treffliches Schauspielensemble, freilich ward es immer schwerer, Künstler von Ansehen dauernd zu fesseln. Andere Theaterleiter hatten einen weit größeren Geldbeutel. Bedeutende Klassikeraufführungen gab es stets; wenn irgendwo sich Mängel zeigen wollten, so hatte der Intendant von Possart, wie er nun hieß, ein trefflich Mittel: er stellte den Schauspieler Possart auf die Bühne und wo so viel Licht ist, sieht man die Schatten weniger. Possarts Reiselätigkeit als gastierender Virtuose und Rezitator hat gelegentlich seine Kräfte etwas zersplittert, aber den Ruhm des Münchener Künstlers gewaltig vermehrt. Er hat im Prinzregententheater die Klassiker den breiten Volksschichten erschließen wollen und stieß dabei auf die Ungunst des Raumes, ein Problem, das heute noch nicht bewältigt ist, nachdem die Versuche, von den geschäftigen Kunstmachern der Revolution angeblich als etwas ganz Neues wieder aufgenommen wurden. Obwohl Possarts Sinnen und Trachten sich auf der Bühne erschöpfte, so gehörte er dank seiner überragenden Persönlichkeit doch zu den führenden Männern der Kunststadt. Kein Fest ohne seinen Rat und seine Mitwirkung; als Festdichter, Redner, Organisator hat er in langen Jahren seine unermüdliche Frische erwiesen. Seine Mitwirkung sicherte jeder Unternehmung ihren künstlerischen Reiz. 1905 trat er von der Leitung der Hofbühnen zurück. Zu unserer Freude ist er noch gar manchesmal zum letzten, zum allerletzten Male aufgetreten und als Rezitator haben wir ihn noch vor zwei Jahren gehört. Das erstaunliche Gedächtnis und seine glänzende Technik schienen dem Alter zu trotzen. Possart war ein Herrscher im Bühnenreiche, nur Toren konnten es ihm verargen, daß er im Leben auch ein wenig Schauspieler war, daß ihm der Beifall Lebensbedürfnis und er Schmeichlern gegenüber zu wenig kritisch war. Es gibt heute allerdings viele Schauspieler, die gar nichts mehr vom „Komödianten“ haben, freilich auch nicht die Phantasie des gestaltenden Künstlers. — In Charlottenburg bei seiner Tochter ist Ernst v. Possart gestorben, nachdem das Münchener Heim des Verwitweten verödet war. Sein Name wird nicht erlöschen. Er hat als Künstler seiner Zeit künstlerischen Ausdruck gegeben, den Besten seiner Zeit genug getan.

Vom Büchertisch.

Konfessionelle Zwangsschule und Christentum. Eine kritische Auseinandersetzung von B. Lathon. 41 S. G. Pillmeyers Buchhandlung (Julius Jonscher), Osnabrück. Ladenpreis 6 M nebst Sortimentszuschlag. Die Broschüre ist für Agitationszwecke geschrieben und erfüllt ihren Zweck ausgezeichnet. Kein Austreten ausgefahrener Geleise; selbständige Durcharbeitung der christlichen Grundsätze. Gut und ausführlich ist die Gefahr beleuchtet, die von den weltlichen Unterrichtsfächern der religionslosen Zwangsschule für Religion des Lehrers und Kindes und ihre Gewissensfreiheit heraufsteigt. Klar sind auch die Unstimmigkeiten des religionslosen Moralunterrichtes herausgehoben. Nicht ohne weiteres richtig ist der Satz S. 31: „nach seinem Austritt aus der betr. Kirche erlischt die Jurisdiktion derselben über ihn". Die gegenwärtige Lage der Schulfrage, besonders in Preußen, ist anschaulich dargelegt. Die Simultanschule ist kurz aber treffend gewürdigt. Versammlungsredner finden stichhaltiges, in einigen Partien reichhaltiges Material. Dr. M. Eberhard.

Ursula Bittgang. Die Chronik eines Lebens von Heinrich Zerkaulen. Warendorf i. Westf. Heimatverlag der J. Schnellschen Buchhandlung. Pr. geb. 5.70 M. — Wiederum ein kleines, schmales Bändchen des begabten jungen Dichters, dieses Sängers einer stillen, stetig sich vertiefenden Anschauung, mit dem hier mehr ernsten als heiteren Lächeln eines zunehmend sich klärenden echten Humors darüber. „Die Chronik eines Lebens": beides von denkbarster Schlichtheit, beides auch von verborgener Größe. Das Ganze die dichterisch reife Darstellung des Entwicklungsganges einer Werdenden und Gewordenen: eines ganz in Mutterliebe eingeschlossenen Kindes; dann einer Halbwaise voll Sehnsucht nach der Verlorenen, voll ungestillten Verlangens auch nach dem Vater; einer Jungfrau, die ein Glück gefunden zu haben glaubte und es preisgeben muß; einer jungen Gattin, die in nüchterner Ehe dennoch sich selber treu bleibt, ihre Pflichten mit allen Kräften erfüllt; einer noch jungen Witwe, die aus Liebe zu den Kindern auf ein ihr sich darbietendes wirkliches Eheglück verzichtet, still an ihrem Daheim weiter arbeitet, ihren Töchtern eine herrliche Mutter und Lebenskameradin ist in Liebe, Wahrheit, Klarheit und Geradheit. „Ein Leben voll Güte und Verstehen", voll schweigender Selbstentäußerung und froher Beispielskraft. Also: genau besehen, ein unmodernes Leben. Und auch ein unmodernes Buch? Ja, aber geformt von der Künstlerhand eines Sohnes unserer Zeit, für die er Tief-, Hoch- und Weitblick hat und deren technische Mittel er, auf seinem Schaffenswege, meistert. Nirgends bei ihm ein Ueberschwang, überall aber Reichtum aus einer Fülle. So zeigt sich auch hier Heinrich Zerkaulen als das, wozu er von Anfang an berufen erscheint: ein Sonnenmensch, der, ob er oder vielmehr weil er den Sinn, den Ernst und die Traurigkeiten des Lebens kennt, mehr und mehr Sonnengut zu verschenken hat. E. M. Hamann.

Die Werke Johannes Mayrhofers verdienen als eine anregende, sittenreine Lektüre eine weite Verbreitung in allen Kreisen. Das gilt besonders von seinen frisch und anschaulich geschriebenen Reisebüchern, die bis auf das Werk über „Spanien", das im Verlag Herder & Co., Freiburg verlegt wird, alle im Verlag von Jos. Kösel und Friedrich Pustet, Regensburg, erschienen sind. In diesen Büchern „Nordische Wanderfahrt" (5.50 M, geb. 9.50 M), „Zauber des Südens" (3.30 M, geb. 7.— M), „Durch Länder und Meere" (6.— M, geb. 10.— M), „Türkische Lenzestage" (geh. 1.80 M) und besonders auch in dem prächtigen Buch über „Spanien" (7.— M, geb. 10.60 M) läßt uns der Verfasser ein schönes Stück Gotteserde schauen. Vom hohen Norden bis zum sonnigen Süden gehen die Fahrten. Immer schöpft er aus dem Selbsterleben dabei und bringt uns nahe, was Natur und Kunst der einzelnen Länder bieten. Sämtliche Reisebücher Mayrhofers sind reich und schön illustriert. — An die Jugend wendet sich M. mit den Büchern „Gebr. Plaswich" (6.—, 9.50 M) und „Der kleine Abenteurer" (4.20, 7.20 M). Man merkt diesen Büchern den ehemaligen Jugenderzieher an, der die Kindesseelen kennt und versteht. Flott geschriebene Skizzen und Novelletten vereinigen die Bände „In der Jasminlaube" (9.—, 13.— M) und „Was die Alster rauscht" (5.—, 9.— M). Der Roman „Dilettanten der Liebe" (3.—, 6.— M) ist eine gute Unterhaltungslektüre und gewinnt an Reiz durch die phantasievolle Schilderung einer Polarfahrt. In den „Tagebüchern eines Weltenbummlers" (8.—, 12.50 M) lernen wir so recht den Menschen Mayrhofer kennen mit seiner für alles Edle und Gute begeisterten Seele. Auch diese Bücher sind sämtlich im Verlag Kösel-Pustet, Regensburg, erschienen. Viele Freunde hat auch Mayrhofers Jesuitenroman „S. J." (3.50, 6.25 M), sowie der historische Roman aus der Zeit Julians des Abtrünnigen „Der Kaiser des Sonnengottes" gefunden. Beide Bücher sind auch eine spannend geschriebene Volkslektüre. A. G.

Meggendorfer Blätter. Zeitschrift für Humor und Kunst. 2. Halbjahrsband 1920, gebunden M 33.—. Der 2. Halbjahrband des Jahres 1920 liegt jetzt vor. Er reiht sich würdig seinen Vorgängern an. Ein Vergleich der Beiträge, die vor Jahren erschienen sind, mit dem jetzigen Inhalt ergibt, daß die Meggendorfer-Blätter heute im guten Sinne modern sind, indem sie nicht nur Zeichnern der neuesten Richtung ihre Seiten öffnen, sondern auch im textlichen Teile ebensoviel Wert wie auf die Pointe an sich, auf gepflegte und elegante Prosa sowie stimmungsvolle und künstlerisch geformte Gedichte legen. Sie bringen Satire neben Humor, die Groteske neben der Humoreske, zeitlos fröhliche Beiträge neben Glossen zur Zeitgeschichte. Die Tragikomik unserer schweren Gegenwart, mit ihren neuen Typen, dem Schieber, Kriegsgewinnler, Hamsterer usw. wird reichlich ausgenutzt, könnte hie und da aber etwas schärfer gepackt werden. Dem literarischen Teile ebenbürtig und in der Reproduktion wie immer hervorragend sind die Illustrationen. Karikaturenzeichner wie Nunes, Kelen und Mauder gehören heute zu den anerkannt Besten ihres Faches und moderne Zeichner wie Frank und J. B. Maier verdienen künstlerische Beachtung weit über den Rahmen eines humoristischen Blattes hinaus. Eigenartig und stets reizvoll in Technik und Stoff sind die Zeichnungen von Martin Claus, sei es, daß er in minutiöser Kleinarbeit fröhliche Gesellschaftsszenen darstellt, oder skizzenhafte Entwürfe bringt, die gerade in ihrer flüchtig angedeuteten Ausführung oft genial wirken. Es darf hervorgehoben werden, daß Texte und Bilder sittlich und religiös ohne Anstoß sind. O. K.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Schauspielhaus. Der auf den Stelzen französischer Pathetik dahinschreitenden „Semiramis" ließ das Theater der Hermine Körner ein Lustspiel folgen, das an unbekümmerter Verwegenheit sich fast als ein echtes Kind der Pariser Komödienmuse darbietet. Die besonders im dritten Akte hervortretende schleppende Technik allerdings zeigt, daß „Casanovas Sohn" keinen Pariser Vater hat. Es ist der vielgewandte Rudolf Lothar, der hier mit stark pikantem Gewürz den Gaumen des Publikums zu reizen sucht. Ich kann mich dem Eindrucke nicht entziehen, daß sehr viele die zahlreichen Eindeutigkeiten mit sattem Behagen entgegennahmen, aber, sich durch lauten Beifall zu dem „Dichter" zu bekennen, das schien mancher doch für undiplomatisch zu halten, und so war die äußere Aufnahme mittelmäßig. Der Herr Graf, den wir als Nachfahren Casanovas kennen lernen, besitzt trotz seiner weißen Haare noch eine große Gewalt über die Frauen. In sein Heim, den Ort so vieler Abenteuer, kommt eine junge Frau. Nicht weil sie den Grafen liebt, sondern weil sie — welch feine Seelendeutung — Ablenkung vom Alltag sucht, der ihr von einem nichtgeschiedenen, aber getrennten verlumpten Gatten, dem sie nach dreitägiger Ehe davongelaufen ist, verleidet ward. Die Dame hat nicht sittliche Bedenken, sondern, sagen wir einmal, ästhetische; sie möchte doch nicht in diesen vielbenutzten Räumen die Geliebte des Grafen werden, sie händigt ihm lieber einen Schlüssel zu ihrer Villa aus. Kaum ist die Baronin gegangen, kommt des Grafen Sohn, um dem Papa von einer Frau vorzuschwärmen, in die er sich verliebt hat. Es ist natürlich dieselbe und der Graf, der sich vorher so aufdringlich seiner Diskretion gerühmt hat, scheut sich nicht, dem Sohne den Namen zu nennen. Nach langem Hin und Her tritt der Vater dem Sohne den Schlüssel zu dem nächtlichen Besuche ab und da die Baronin verboten hat, Licht zu machen, gelingt die Täuschung vollkommen. Als am anderen Vormittage der alte Graf Besuch macht, sieht er sich verlobt, denn sein Doppelgänger hat in jugendlicher Begeisterung seine Vollmachten weit überschritten. Eine peinliche Lage für den alten Don Juan, für den die Ehe eine „Heiligsprechung der Stagnation ist." (Ach, er plaudert so „geistreich" dieser Herzensbetörer!) Also er muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Der Gatte der Baronin, der den nächtlichen Besuch beobachtete, läßt sich sein Schweigen und die Zustimmung zur Scheidung durch Geld abkaufen. Eine Erpresserszene, die zu den übrigen Unreinlichkeiten paßt, weil der Verfasser nur das Komische sieht und mit einem Lächeln darüber hinweggeht. Dann wird noch dem Sohne seine Geliebte als Stiefmutter vorgestellt und als auch die Komik dieser Lage ausgekostet ist, bringt der junge Graf die Wahrheit ans Licht. Die Dame meint, eigentlich muß sie sich schämen, aber sie tut es nicht, dazu ist sie zu „glücklich". Vorhang. Wir haben mit und ohne Verdunklung der Bühne manches gesehen, was in dem, was es vor Augen führte, noch weiterging, aber solch eine lächelnd vorgetragene und geduldete Unsauberkeit der Gesinnung findet man selbst heute nicht alle Tage. Wie harmlos sind „die beiden Klingsberg" des „Sittenverderbers" Kotzebue gegen die beiden Grafen, Rud. Lothars! Hamlet hat recht. Die Bühne ist die abgekürzte Chronik unserer Zeit. Solch kaltlächelnder Herabwürdigung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn hätte man sich vor ein paar Jahren noch geschämt. Man spielte die Komödie in den Kleidern und den Formen der großen Welt und der Zuschauer befand sich doch in sehr schlechter Gesellschaft.

Aus den Konzertsälen. Das letzte Abonnementskonzert des Konzertvereins widmete Sig. von Hausegger Franz Liszt. Der nächtliche Zug aus Nikolaus Lenaus Faust fand eine orchestral pompöse Wiedergabe. Dann spielte Joseph Pembaur das A-dur-Klavierkonzert mit voller Hingabe seines flammenden Temperamentes und seiner eminenten Technik. Die Krönung des Abends bildete die Faustsymphonie, die Hausegger in gewaltiger Steigerung zu einer klangschönen Wirkung brachte. Das Tenorsolo sang Kammersänger Erb mit großer Innigkeit des Gefühles. Den Schlußchor bot die Bürgersängerzunft in guter Haltung. So schloß der erste von Hausegger durchgeführte Zyklus mit schönstem Erfolg. Man hält die verflossenen zwölf Abende in guter Erinnerung. — Gute Eindrücke hinterließ der Liederabend von Gertrud Math. Riemann-Bucherer. Das stimmliche Material ist sehr ansprechend, der Vortrag warm und beseelt, aber die technische Ausbildung weist noch Möglichkeiten der Entwicklung auf. Neben Liedern von Schubert, Wolf, Mauke hörte man Neuheiten von F. Dannehl und Joh. Pfeifer, die durch schlichtes, warmes Empfinden sehr ansprachen.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Rudolstädter Landestheater, an dessen Dirigentenpult in seiner Jugend Rich. Wagner gestanden, gelangte eine Oper zur Aufführung, die auf einer von Wagner hinterlassenen Idee fußt. Auch bei der Fassung Loslys ward der Mangel an dramatischer Steigerung fühlbar, der Rich. Wagner veranlaßt hat, „die Hochzeit" nicht zu vollenden. Die Musik von F. A. Köhler ist nach Berichten wirkungsvoll instrumentiert und oft von Wagner beeinflußt. — Sudermann hatte mit vier Einaktern unter dem Gemeinschaftstitel „Rosen" in Berlin Erfolg. „Margot", die Geschichte eines jungen Mädchens aus guter Familie mit Vergangenheit, „der letzte Besuch" und „Hüter der Schwelle" sind unverhüllte Pikanterien mit sogenannten anständigen Frauen der Gesellschaft, die

„Ferne Prinzessin" eine romantische Harmlosigkeit. — „Die echten Sedemunds", ein expressionistisches Drama von E. Barlach, zeigte sich als wirres Durcheinander. Man schüttelte nach Berichten den Kopf und ward doch wieder gepackt. — In Wien wurde Romain Rollands in Frankreich verbotenes Drama: „Die Zeit wird kommen" uraufgeführt. Das Stück, das lange vor dem Kriege geschrieben, wendet sich gegen den Krieg im allgemeinen, und verurteilt besonders den brutalen Feldzug der Engländer gegen die Buren. Das sich mehr an das Gemüt wendende, als dramatische Wirkungen auslösende Stück schließt mit der Prophezeiung: „Die Zeit wird kommen, da alle Menschen Pflugscharen schmieden werden aus den Schwertern und Sicheln aus den Lanzen und der Löwe weiden wird neben dem Lamm."

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsenwoche schloss wieder in fester Haltung, aber die Stimmung wechselt. Die Bändigung der kommunistischen Aufruhrbewegung und die Hoffnungen auf eine amerikanische Vermittlung in der Reparationsfrage wirkten anfeuernd auf die Kauflust, die besonders den Kursen von Industriepapieren zugute kam. Die Drohnote Briands freilich führte zu Verkäufen mit gutem Nutzen, aber die Neulinge an der Börse lassen sich in ihrem unbegründeten Optimismus nicht stören. In immer grösseren Massen drängt das Publikum zur Börse. Die vielfachen glänzenden Dividendenerträgnisse blenden; ob ihre Wiederkehr wahrscheinlich ist, wird weniger überlegt. Dass die grosse Geldflüssigkeit eine Folge der Geschäftsstille in Handel und Industrie ist, nicht etwa ein Ueberfluss, ist eine Binsenwahrheit, die man nicht oft genug wiederholen kann. Die Wirkung auf die Börse ist von trügerischer Wirkung. Es zeigt sich, dass trotz der Ausfuhrabgabe das Ausland für deutsche Spezialfabrikate grosse Nachfrage hegt. Bei den Anilinwerken steht eine grosse Kapitalserhöhung bevor. Kombinationsgerüchte hatten der Phönixaktie eine erhebliche Steigerung gebracht, die wieder verloren ging. Munitionsfabriken, Pulverkonzern, Papier- und Mühlenindustrie profitierten von allerhand Kombinationsplänen, die noch nicht feststehen. Auch verschiedene Schiffahrtswerte stiegen. Grosse Kabelkäufe der Post, die bevorstehen sollen, kamen den Elektrizitätsaktien zugute. — Der Reichsrat hat einen Gesetzentwurf über eine vorübergehende Ausserkraftsetzung des § 17 des Bankgesetzes angenommen, der wohl als eine der ersten Angelegenheiten vom Reichstage nach seinem neuen Zusammentritt erledigt werden wird. Der Paragraph bestimmte, dass die Reichsbank verpflichtet ist, für den Betrag ihrer im Umlauf befindlichen Banknoten jederzeit mindestens ein Drittel in kursfähigem deutschem Gelde, in Reichskassenscheinen, in Barrengold oder ausländischen Münzen als Deckung bereitzuhalten. Diese Bestimmung soll nun bis zum 31. Dezember 1923 ausser Kraft gesetzt werden, weil die Darlehen an die Darlehenskasse mehr und mehr zurückgezahlt werden, so dass die Darlehenskassenscheine nicht mehr in erforderlichem Masse zur Verfügung stehen, während der Banknotenumlauf immer mehr zunimmt und gegenwärtig rund 70 Milliarden beträgt. Die Notendeckung der Reichsbank ist übrigens weit besser, als bei einer flüchtigen Betrachtung der Zahlen erscheint. Sie besteht aus Auslandsdevisen, ungefähr einer Million Kilogramm Silber und einem Goldbestand von einer Milliarde und einigem mehr. Diese Milliarde ist der Nennwert und als solcher erscheint er in den Ausweisen, während der heutige Wert etwa 14 Milliarden Papiermark ausmacht. Frankreich hat im Kriege die Bestimmung der Notendeckung ganz aufgehoben, um sich mit der Festsetzung eines Höchstbetrages des Notenumlaufes zu begnügen, sah sich aber genötigt, diese Notengrenze immer mehr hinauszurücken. —

Aus dem besetzten Gebiete dringen lebhafte Klagen über die Schwierigkeiten, die ihm von deutschen Firmen erwachsen. Das besetzte Gebiet, schreibt die Kölner Handelskammer, gehört glücklicherweise noch zum Deutschen Reiche und wird auch bei ihm bleiben, sodass es geradezu sinnlos ist, anzunehmen, dass die 50prozentige Einfuhrabgabe auch im besetzten Gebiete erhoben werden würde. Ebenso sinnlos seien die Gerüchte über Beschlagnahme von Guthaben und Bankdepots. Im unbesetzten Deutschland täte man gut, die Rheinlande in ihrem schweren Kampfe zu unterstützen, statt sie durch Forderungen der Vorausbezahlung und Zurückhaltung von Waren zu schädigen und zu beunruhigen. Der Reichsverband der deutschen Industrie, der an das Verkehrsministerium die Forderung stellte, den Zugverkehr im besetzten Gebiete eher zu vermehren, als zu mindern, und die Handelskammer in Trier richten ähnliche Mahnungen gegen den Geist kleinlicher Aengstlichkeit.

Die Münchener Handelskammer hat sich zu der geplanten Kulturabgabe gutachtlich geäussert: Die geplante Kulturabgabe auf geschützte wie auf freie Werke ist abzulehnen, 1. weil sie eine Verteuerung der Bücher und Kunstwerke zur Folge haben und dadurch kulturfeindlich wirken würde, 2. weil es nicht angängig ist, dass ein einzelner Berufsstand der wirtschaftlichen Not eines Teiles seiner Mitglieder durch eine staatliche Sonderbesteuerung der Käufer von Büchern und Kunstwerken abzuhelfen sucht, 3. weil sie die Errichtung eines neuen Zwangswirtschaftskörpers bedingt, der zu einer Futtergrippe für zahllose neue Beamte werden würde, was vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann, 4. weil sie eine Wohltätigkeitsanstalt für das geistige Proletariat schaffen würde, 5. weil über dem Ganzen eine fast unbeschränkte Urheberbürokratie stehen würde, die mit ihren Werturteilen zu einem gefährlichen Vormund des geistigen Lebens werden kann. Das Gewicht dieser Gründe ist gross, dennoch scheint das Gutachten die ganze Wucht der geistigen Not zu unterschätzen. Es handelt sich nicht um die wirtschaftliche Not „eines Berufsstandes", sondern um die Nöte, die der Kultur der Allgemeinheit aus ihr erwachsen.

K. Werner, München.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Studententum und Studentenrecht. Von cand. rer. pol. Franz Effer. 8°. (91) M 6.—. — **Religion, Wissenschaft, Freundschaft.** Der Kartellverband der katholischen Studentenvereine Deutschlands (K. V.) Werden und Wachsen, Wesen und Bedeutung, Aufgaben und Ziele. Von Dr. Karl Hoeber. kl. 8°. (95) M 6.—. — **Weltgrund und Menschheitsziel.** Zwei Vorträge von Dompropst Prälat Professor Dr. Joseph Mausbach. (Apologetische Tagesfragen. 4. Heft.) 8°. (56) M 6.—. — **Zeitgeist und Liturgie.** Von Dr. Hermann Platz. 8°. (118) Geb. M 12.—. — **Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neuern Völkerkunde.** Von Professor Dr. phil. Wilhelm Koppers S. V. D. „Anthropos"-Redakteur. 8°. (187) M 7.—. — **Daniel, Klagelieder, Baruch. Ezechiel. Jeremias.** Jeder der 3 Bände übersetzt, eingeleitet und erklärt von E. Dimmler. 8°. (222, 270 u. 278 S.) Geb. je M 7.20 (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)

Das Liebesmahl des Herrn. Unterweisungen über den Empfang des Buß- und Altarssakramentes nebst sechzig den Festen und kirchlichen Zeiten angepaßten Kommunionandachten für Welt- und Ordensleute. Von P. Goengen S. J. 25. Aufl. (832 S.) 83:128 mm. Solides, dünnes Papier, feine Bilder und Kopfleisten. Feindruck-Ausgabe. Halbleinenband-Rotschnitt, runde Ecken. M 17.25. Bessere Einbände M 21.—, 23.25, 27.—, 50.85, 54.—. (Kevelaer (Rhld.), Butzon & Bercker G. m. b. H.)

Der Missionar als Forscher. Anleitung für Missionare zum Beobachten und zum Sammeln von Material auf dem Gebiete der Missions- und Völkerkunde und deren Grenzgebieten. Von P. Ludwig Wolff S. J. 8°. (VI u. 180 S.) Geb. M 36.— u. M 33.—. (Aachen, Verlag des Xaverius-Vereins.)

Die Stellung der Geistlichen in der oberschlesischen Frage. Im Auftrage der theologischen Sektion des „slaski Zwiazek akademicki", von einem oberschlesischen Seelsorgsgeistlichen. (Verlagsgesellschaft Karl Miarka, Nikolai O.-Schl.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Verschiedenes.

Hochschulführer, Lebens- und Studienverhältnisse in den deutschen Hochschulstädten. Als dritte Ausgabe der „Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse" ist soeben eine Zusammenstellung der Lebens- und Studienverhältnisse erschienen. Neben statistischem Material über die Besucherzahlen der einzelnen Hochschulen gibt die Zusammenstellung Aufklärung über die Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse, insbesondere über die Stellen, die sich mit der Vermittlung von Studentenwohnungen in den einzelnen Städten befassen, über die Lage ihrer Geschäftsstelle und die regelmäßigen Geschäftsstunden, über etwaige Zuzugsbeschränkungen usw. Weiterhin enthält die Uebersicht Angaben über den Preis für ein einfaches Zimmer, für ein besseres Zimmer und für eine Wohnung aus Wohn- und Schlafzimmer bestehend; dabei ist auch angegeben, was in dem Preis an Nebenabgaben (Morgenkaffee, Bedienung usw.) eingeschlossen ist und was ein Zimmer mit voller Verpflegung im Durchschnitt kostet. In einem folgenden Abschnitt wird aufgeführt, welche studentischen Speiseanstalten bestehen, und welche Vergünstigungen diese gewähren. Eingehend wird angeführt, was der Student aufwenden muß, wenn er in der Volksküche, in der Studentenküche, in Privatspeisehäusern oder im Gasthaus zu Mittag bzw. zu Abend ißt. Besondere Beachtung wird ferner der Frage der zu zahlenden Honorare für Vorlesungen und Uebungen und der Gebühren (Einschreibegebühr, Abgangszeugnis, Hörerschein, ferner Bibliotheksgebühr, Krankenkasse, Unfallversicherung, Beitrag für die Studentenschaft usw.) gewidmet. Angaben über Semester- und Vorlesungsbeginn, über Preis und Versendung des Vorlesungsverzeichnisses ergänzen die Zusammenstellung, die sich nicht wie bisher nur auf die reichsdeutschen Hochschulen beschränkt, sondern gleichzeitig die Hochschulen in Deutsch-Oesterreich und den Sudetenländern berücksichtigt. Die Schrift, die im Selbstverlage der Deutschen Studentenschaft erscheint und vom Leiter des Wohnungsamtes bearbeitet ist, liegt auf den studentischen Wohnungsämtern sämtlicher Hochschulen zur Einsicht auf. Sie wird auch gegen Einsendung von 1.20 M. an das Wohnungsamt der Deutschen Studentenschaft, Münster, Universität, oder bei Einzahlung des Betrages auf das Postscheckkonto des Wohnungsamtes der Deutschen Studentenschaft, Münster, (Postschecknummer 55205 beim Postscheckamt Hannover) zugesandt.

Münchener Kunstausstellung Glaspalast 1921. Die Münchener Kunstausstellung 1921 wird am 15. Juni eröffnet. Die Einlieferung der Werke hat vom 1. bis 14. Mai zu erfolgen. Die Ausstellerpapiere sind ab 10. April im Sekretariat des Glaspalastes gegen Erlag von M. 2.— erhältlich. Zusendung auf Wunsch gegen Nachnahme.

Von der neuen Mode. Es ist ja noch früh im Jahr, aber doch gibt es besonders Bevorzugte, die schon jetzt Neues von Frühjahrs- und Sommermode zu erzählen wissen. Man hört von berufenster Seite vom neuen Cape-Mantel und von der Cape-Jacke sprechen, die, neben der ganz einfachen Sacco-Jacke die eigenartigsten Neuerscheinungen der kommenden Saison sein werden. Man erzählt weiter vom Glockenrock, der wieder auftauchen soll, allerdings in ganz veränderter Form und mit ungleichmäßiger Faltenverteilung, mithin ganz verschieden von der bisherigen Linie. Die Röcke, sagt man, sollen weiter und länger werden, lose und schlupfenartige Seitenbahnen werden über den Rocksaum hinaushängen; die Schlupfkleider sollen, der Schönheit wegen, an der Seite geschlossen werden. Das mittelalterliche Leibchen, die wamsartige Bluse (jumper), der Pagodenärmel, und der auch zurückgeschlagen zu tragende hohe Stehkragen werden das Modebild beherrschen. Wir verdanken diese interessanten Mitteilungen den soeben erschienenen Frühjahrs-Heften von Beyers Modeführern (Preis M. 2.50 in allen Buchhandlungen). Diese praktischen Modealben bieten im Verein mit den bewährten Beyer-Schnitten die besten Hilfsmittel für die moderne Hausschneiderei.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Bekanntmachung.

Montag, den 2. Mai 1921,

vormittags 8 Uhr, findet im Bankgebäude, Promenadestrasse Nr. 10, Zimmer 37, in Gegenwart des Herrn Notars Justizrats Oscar Schmidt in München die

113. öffentliche Verlosung

unserer Pfandbriefe statt.

Die Verlosungsliste wird im Deutschen Reichsanzeiger veröffentlicht, ausserdem bei allen unseren Zahlstellen an Interessenten unentgeltlich abgegeben.

MÜNCHEN, im April 1921.

Die Bank-Direktion.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif. Im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 17 München, 23. April 1921. XVIII. Jahrgang.

Der Staatsstreich König Karls.

Von Hans Freiherr von Reitzenstein.

Der plötzliche, aber in der politischen Welt wohl nicht ganz unerwartete Staatsstreich König Karls hat das Interesse deutscher Politiker neuerlich jenem Land zugewendet, das bei uns so oft nicht der Bedeutung entsprechend gewürdigt wurde, die es angesichts seiner stolzen Geschichte und der engen Verknüpfung mit den wirtschaftlichen Belangen Deutschlands wohl in Anspruch nehmen darf — dem gleich uns schwer geprüften und hart heimgesuchten Königreich Ungarn.

Die Verknüpfung Ungarns mit der deutschen und speziell bayerischen Geschichte reicht weit bis in das Mittelalter zurück und war öfter, als man sich dessen in der breiten Oeffentlichkeit bewußt ist, von entscheidendem Einfluß auf unsere eigene geschichtliche Entwicklung. Besonders unser Bayerland, in dessen Gauen der gewaltige, für das wirtschaftliche Leben beider Länder gleich bedeutsame Donaustrom schiffbar wird, hat von jeher enge Beziehungen zu dem Lande der Stephanskrone unterhalten. Es darf wohl daran erinnert werden, daß der erste Anlaß zur Beschränkung der landesfürstlichen Macht und Herbeiführung der landständischen Verfassung mit der Geschichte Ungarns in engem Zusammenhang steht.

Aber trotz vielfacher, hier natürlich nur gestreifter Wechselbeziehungen, ist man bei uns über die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns recht wenig unterrichtet. Den Hauptgrund hierfür glauben wir darin erblicken zu sollen, daß wir uns über die Verfassung Ungarns und sein staatsrechtliches Verhältnis zu Oesterreich ausschließlich durch österreichische, oder was noch bedenklicher erscheint, durch Wiener Quellen unterrichten lassen mußten.

Der zwischen der österreichischen und der ungarischen Staatsauffassung bestehende prinzipielle Gegensatz beeinflußt naturgemäß die uns von österreichischer Seite zukommende Orientierung über ungarische staatsrechtliche Verhältnisse.

In den der Habsburger Monarchie unterworfenen Ländern herrschte das Prinzip der streng monarchischen, im Mannesstamm erblichen Thronfolge, in Ungarn dagegen, das unter dem Namen der Lehre von der heiligen Krone bekannte, auf welchem auch heute noch die ungarische Verfassung beruht.

„Die heilige Krone ist dasjenige Königsjuwel, das das Symbol der ungarischen Staatsgewalt darstellt. Dieses Symbol ist aber zugleich ein staatsrechtlicher Begriff, denn nach der ungarischen Auffassung birgt sich in der Krone, die dem Reiche gehört, die Stärke des Königtums und die Staatsgewalt. Die Lehre der heiligen Krone änderte sich im Jahre 1848 nur insofern, daß heute nicht nur die Adeligen, sondern jeder Staatsbürger Mitglied der heiligen Krone des Reiches, also auch Teilhaber an der Gewalt der heiligen Krone ist, daß er daher auch an der Ausübung der Staatsgewalt und der Einschränkung der königlichen Gewalt teilnehmen kann." (Staats- und Verwaltungsrecht des Königreiches Ungarn und seiner Nebenländer von Professor Dr. Géza von Ferdinandy. S. 25.) Mit der Stephanskrone müssen die ungarischen Könige gekrönt sein, wenn sie als legitime Herrscher Ungarns anerkannt sein wollen; sie ist „radix omnium possessionum".

Nach der blutigen Schlacht von Mohács 1526, in welcher der König Ludwig II. sein Leben verlor, erfolgte die Erwerbung der ungarischen Königskrone durch seinen Schwager Ferdinand I.; dieser konnte sich nur nach schweren Kämpfen mit Ungarn durchsetzen. Ihren Abschluß fanden sie erstmals nach dem sog. Kuruzenaufstand unter Franz Rakóczi II. im Frieden von Szatmár 1711, in dem die Aufständischen die Erbfolge nach der Primogenitur anerkannten, Leopold I. in seiner Eigenschaft als König von Ungarn aber die Unabhängigkeit, die Verfassung und die Rechte des Reiches, wie vor allem, falls der Mannesstamm aussterben sollte, das Recht der freien Königswahl. Eine Bekräftigung erfuhr der Friedensschluß von Szatmár in der sog. pragmatischen Sanktion von 1723. In dieser wählte, nachdem das Aussterben des habsburgischen Mannesstammes zu erwarten war, der ungarische Reichstag die drei weiblichen Zweige des Hauses Oesterreich, nämlich die Nachkommen der Töchter Karls VI., Josephs I. und Leopolds I. nach der Primogenitur zu Königen von Ungarn. Diese Erben mußten sich nach dem Gesetze verpflichten, sich krönen zu lassen, vor ihrer Krönung das sog. Inauguraldiplom zur Sicherung der Verfassung, sowie zur Einhaltung der Gesetze zu erlassen und bei ihrer Krönung den Eid hierauf abzulegen. Das Inauguraldiplom bedingte aber im Punkte 4, daß, wenn die vom Gesetze bestimmten weiblichen Stämme aussterben sollten, Ungarn wieder das alte Recht der freien Königswahl zukommen sollte. Trotz dieses formalen Abschlusses zog sich der Widerstreit der staatsrechtlichen Auffassungen bis in die letzten Jahrzehnte der Doppelmonarchie hin. Schon die formelle Bezeichnung des Kampfes zwischen den divergierenden staatsrechtlichen Anschauungen läßt die grundsätzliche Verschiedenheit der beiderseitigen Auffassungen erkennen. So bezeichnet die österreichische Geschichtsschreibung den letzten großen Kampf um die Herrschaft über Ungarn vom Jahre 1848 hartnäckig als Revolution (forradalom), während die ungarische diese Bezeichnung entschieden zurückweist und den Ausdruck Freiheitskampf (szabadságharc) hierfür in Anspruch nimmt.

Die ungarische Auffassung hat sich in den letzten Jahrzehnten dank der zielbewußten, klugen Politik der hervorragenden Staatsmänner Stefan Széchenyi, Franz Deák, Julius Andrássy und anderer Führer der Nation mehr und mehr durchgerungen und die staatliche Selbständigkeit Ungarns innerhalb des Rahmens der Doppelmonarchie im wesentlichen festgelegt. Ihre staatsrechtliche Bekräftigung fand diese Politik bekanntlich in dem Ausgleich vom Jahre 1867, der bis zum Weltkrieg für die staatsrechtlichen Beziehungen Oesterreichs und Ungarns maßgebend war.

In der Proklamation von Eckartsau, das, wie nicht allgemein bekannt ist, König Karl nach offizieller Verabschiedung von den Ortsbehörden in voller österreichischer Generalsuniform verließ, hat er einen Verzicht auf seine Herrscherrechte in Ungarn in keiner Weise ausgesprochen.

Diese von ihm vertretene Auffassung wurde jedoch in Ungarn nicht allgemein geteilt. Allerdings hatte König Karl einen großen Teil der Bevölkerung auf seiner Seite. Auf dieser stehen die die Regierung stützenden Christlichnationalen unter Teleki, die Christlichsozialen unter Apponyi und die sogenannten Dissidenten unter Julius Andrássy und Sterenyi. In Opposition befindet sich die Partei der sogenannten kleinen Landwirte, die unter der Führung von Gaston Gaal und Szabó von Nagyatád steht. Diese Gruppe unterscheidet sich erstens dadurch, daß sie den Antisemitismus, welcher in den Kreisen der Christlichnationalen teilweise, in jenen der Christlichsozialen durchweg herrscht, nicht teilt. Sie vertritt energisch das Programm der Agrarreform, bekämpft die Zensur und die Organisation der Offiziere und Beamten. Der Hauptpunkt aber, worin sich die kleinen Landwirte von den drei Regierungsparteien unterscheiden, ist folgender: Nach ihrer Auffassung sind durch die Proklamation König Karls

von Eckartsau die Rechte der Habsburger auf die Stephanskrone nicht aufrechterhalten, sondern es ist eine völlig neue Lage geschaffen worden, die es Ungarn ermöglicht, das Recht der freien Königswahl wieder auszuüben.

Ob König Karl auf die Sympathien dieser Gruppe rechnen kann, dünkt uns zweifelhaft. Es möchte fast scheinen, als ob sein Unternehmen an ihrem Widerstand gescheitert sei. Die Partei der kleinen Landwirte — kis gazda párt — scheint eine ähnliche Entwicklung wie der bayerische Bauernbund durchgemacht zu haben, der anfangs nur agrarische Interessen verfocht, dann aber mehr und mehr ins demokratische Fahrwasser geriet. Ursprünglich unter der Führung Georg Szmrecsányis, eines ausgesprochenen Legitimisten stehend, haben die kleinen Landwirte die Schwenkung in das Lager der Anhänger der freien Königswahl vollzogen und hierbei sich demokratischen Anschauungen in erheblichem Maße zugeneigt gezeigt.

Einem aufmerksamen Beobachter hätte die ablehnende Haltung der Partei der kleinen Landwirte gegenüber dem legitimistischen Standpunkt nicht entgehen dürfen. Auch einen weiteren für die Stimmung breiter Volkskreise wesentlichen Umstand, daß nämlich die sozialdemokratische Partei zurzeit im ungarischen Reichstag nicht vertreten ist, haben die Berater König Karls außerhalb des Kreises ihrer Betrachtungen gelassen. Die Sozialdemokraten Ungarns haben bei den letzten Wahlen im Jahre 1919 erklärt, daß sie unter dem sogenannten weißen Terror eine entsprechende Wahlpropaganda nicht entfalten könnten und infolgedessen auf die Aufstellung eigener Kandidaten verzichteten.

Bei dieser Sachlage erhellt, daß die Stimme der heutzutage so mächtigen und einflußreichen Arbeiterschaft in der Frage der Rückkehr der Habsburger sich keine öffentliche Geltung verschaffen kann.

Auch von seiten der Entente — denn es ist wohl klar, daß König Karl seinen Schritt nicht ohne jegliche Fühlung mit dieser unternahm — scheint König Karl nicht richtig beraten und im letzten Augenblick im Stiche gelassen worden zu sein. Ein Teil der französischen Presse ließ in den ersten Tagen des Staatsstreiches demselben eine zum mindesten nicht übelwollende Beurteilung zuteil werden, der Figaro gewährte sogar dem fast sagenhaften Worte vom Selbstbestimmungsrecht der Völker wieder Raum. Im letzten Moment scheinen aber tschechische Einflüsse die französische Regierung von ihrem Standpunkt abgebracht zu haben, eine Politik, welche die gewiß seltene Erscheinung zeitigte, daß die tschechische Regierung seit dem Umsturz zum erstenmal wieder in einer wichtigen Frage mit Deutsch-Oesterreich und den übrigen Nachfolgestaaten einig ging.

Dies dürfte ein Beweis dafür sein, daß dem habsburgischen Königsgedanken immer noch eine gewaltige Werbekraft zugetraut wird, denn gegen einen gering eingeschätzten und ungefährlich erachteten Gegner findet sich eine aus so divergierenden Faktoren zusammengesetzte Koalition nicht so rasch zusammen.

Diesem entschiedenen Widerstand der kleinen Entente und Italiens weichend und bei dem nicht oder, vielleicht besser gesagt, noch nicht geschlossen hinter ihm stehenden Willen Ungarns mußte König Karl von seinem Unternehmen abstehen und am 5. April das Land verlassen.

Bei diesem Anlaß übergab er dem Ministerpräsidenten Grafen Paul Teleki eine von diesem veröffentlichte Proklamation, die von jener von Eckartsau wesentlich abweicht und seine Lage unserer Ansicht nach entschieden verbessert. Es heißt im dritten Abschnitt:

Infolge der mit elementarer Gewalt über uns gekommenen Ereignisse erlosch sowohl der Ausgleich vom Jahre 1867 wie auch jener Teil der pragmatischen Sanktion, welcher sich auf das untrennbare und unauflösbare Besitzrecht bezieht, was folglich auch die vollständige Unabhängigkeit Ungarns mit sich brachte, die zu wahren auch mein Hauptbestreben ist. Dadurch wurde dem Leben und der Entwicklung der Nation eine neue Grundlage gegeben.

Mit dieser Erklärung hat sich König Karl nunmehr auf den Boden der freien Königswahl begeben und dem Widerstand, den er bei der Partei der kleinen Landwirte bisher fand, die Spitze abgebrochen. Diese Proklamation und die würdige und entschiedene Erklärung, welche der Außenminister Dr. Gratz in der Sitzung der Nationalversammlung vom 7. April abgab, haben die Lage geklärt. Die Nation hat durch Dr. Gratz, der in der Nationalversammlung allgemeinen Beifall fand, auf das energischste jede fremde Einmischung in die als innerungarische in Anspruch genommene Angelegenheit der Königsfrage zurückgewiesen, anderseits ist die Nation durch die Proklamation König Karls vom 2. April in die Lage versetzt, ihren Willen frei zum Ausdruck zu bringen. Darin ruht die Bedeutung des Unternehmens König Karls.

Das Urteil eines großen Teiles der deutschen Presse, welches über den Staatsstreich König Karls den Stab bricht, scheint mir nicht gerechtfertigt. Schon die mehr als kurzhändige Bezeichnung des entthronten Habsburgers als „Karl", als ob es sich um irgendeinen Oberkellner handeln würde, entspricht weder monarchischen Grundsätzen, noch der Achtung vor einem Monarchen, der, obwohl vom Unglück und Haß verfolgt, den Kampf um sein Recht aufgenommen hat. Dieser Ton ist ein neuerlicher Beweis dafür, daß wir immer noch nicht gelernt haben, uns in die Seele fremder Völker einzufühlen.

Vor allem darf auch der persönliche Mut König Karls nicht gering angeschlagen werden. Es war kein geringes Unterfangen, das Asylrecht in der Schweiz aufs Spiel zu setzen, durch das, wie die Vorgänge in Bruck an der Muhr bei der Rückfahrt durch Steiermark zeigten, gegen ihn verhetzte Deutsch-Oesterreich zu fahren und seinen Gegnern, die er auch in Ungarn besitzt, persönlich entgegenzutreten.

Die Klärung der politischen Lage, die König Karl durch seinen Schritt erreicht, wird durch eine in den jüngsten Tagen aus Wien eintreffende Sensationsnachricht unseres Ermessens nicht bedroht. Bei dem ruhigen und entschiedenen Verhalten des Reichsverwesers, das er während der kritischen Zeiten an den Tag legte, ist kaum anzunehmen, daß er die nach der Nachricht des „Jövö" ihm von den Offiziersorganisationen angebotene Krone annehmen und die Ruhe des geprüften Landes aufs neue stören würde. Es erscheint auch mehr als zweifelhaft, ob Offiziersorganisationen ein derartiges Angebot gemacht haben. Die monarchische Gesinnung wiegt in den Kreisen des ungarischen Offizierskorps, wie es sich unter dem Haus Habsburg entwickelt hat, zu sehr vor, als daß ein solches Angebot aus seinen Reihen kommen könnte. Die unglückselige Epoche, die der politische Außenseiter Karolyi, der nach dem kürzlich von seiner Gattin Kathinka veröffentlichten Tagebuch Bolschewist reinster Färbung war, einleitete, ist nunmehr überwunden. Ungarn hat sich gegen die Republik entschieden und sich unter bestimmter Zurückweisung jeder ausländischen Einmischung das Recht gewahrt, einen König zu wählen. Mag er nun Karl heißen oder einen anderen Namen tragen, ein bedeutender Schritt zur Wiedererrichtung des Königtums ist in klaren Umrissen vorgezeichnet.

Wir haben uns während der langen Kriegsdauer das Voraussagen abgewöhnt und wollen daher Abstand nehmen, die Entwicklung der inneren Verhältnisse Ungarns voraussagen zu wollen. Dem Wunsche aber dürfen wir wohl heute schon Ausdruck verleihen, daß das Land der Stephanskrone bald wieder seine innere Ruhe und wenigstens einen Teil seiner äußeren Machtstellung wiederfinde, zu der es der ritterliche, vornehme Sinn seines Volkes und seine stolze Geschichte berechtigt. Möge Ungarn die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht aufgeben, in Erinnerung eingedenk des stolzen Wortes seines großen Patrioten, des Stifters der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Grafen Stephan Széchenyi: Magyar ország nem volt, hanem lesz. (Ungarn gehört nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft an.)

Aphorismen.

Von Richard Oettl.

Viele Lügen sind die Ausgeburt eines ohnmächtigen Willens zur Macht über unliebsame Dinge und Ereignisse im Leben.

Lebensüberdruss ist oft der sichere Beweis gänzlicher Ahnungslosigkeit von den unendlichen Tiefen des Lebens.

Durch Abschütteln mancherlei toten und unnützen Ballastes von ihrer Seele könnten viele Menschen eine ihnen unerklärliche Schwermut bannen und fröhlicher werden.

Der Kampf halber Wahrheiten und halber Falschheiten untereinander verewigt die Zerrüttung und Entzweiung der Geister.

Ordnung ist das sichtbare Zeichen der Bemeisterung des Stoffes durch den Geist.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Von allen Seiten wird jetzt bestätigt, daß der 1. Mai der Verfalltag sein soll für Deutschlands Wiedergutmachung der Kriegsschäden. Der Gerichtsvollzieher ist abgeschickt, sagt Briand, und wenn der Schuldner sich widerspenstig zeigt, muß ein Gendarm mitgehen. Die französische Presse schwelgt in Drohungen und mehr oder weniger phantastischen Plänen, wovon die Besetzung des Ruhrgebietes noch verhältnismäßig bescheiden ist. Wir brauchen den Einzelheiten kein großes Gewicht beizulegen. Im ganzen aber ist vollkommen sicher, daß am 1. Mai die Zwangsvollstreckung beginnt, wenn es nicht gelingt, vorher neue Verhandlungen anzuknüpfen. Davon ist ja auch seit längerem die Rede. Der Gedankenaustausch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten ward überall hoffnungsvoll vermerkt. Noch schärfer wurde die Aufmerksamkeit erregt durch Veröffentlichung einer Unterredung, die Minister Dr. Simons in Bern dem Vertreter des „Matin" gewährte. Ganz offen sprach dabei Dr. Simons aus, daß neue Verhandlungen nötig seien und daß Deutschland wirklich alles bieten müsse, was es zu leisten vermöge. Dr. Simons selbst will in keinem anderen Kabinett sitzen, als in einem, das den Versailler Vertrag bis zur Grenze des Möglichen zu erfüllen entschlossen ist. Wir wissen nicht, ob die Reichsregierung über diese weitgehende Erklärung ihres Außenministers völlig entzückt war. In der Sache hat sie sich auf seinen Standpunkt gestellt. Es wird ihr wohl dadurch erleichtert, daß eine neutrale Macht sich beim Präsidenten Harding verwendet hatte, er möchte die Anbahnung neuer Verhandlungen zwischen Deutschland und der Entente fördern. Deutschland reicht also neue Vorschläge zur Wiedergutmachung ein. Auf der Gegenseite wird ein solcher Schritt erwartet. Die Staatsmänner drüben wissen, wie zweischneidig die sogenannten Sanktionen sind. Daneben wird auch sie das moralische Gewicht der erwähnten neutralen Vermittlung bewogen haben, Deutschland auf halbem Weg entgegenzukommen. Eine Reutermeldung aus London ließ wissen, ein vernünftiges neues Angebot, das Deutschland aufrichtig in der Absicht machen würde, die berechtigten Ansprüche der Alliierten zu befriedigen, würde von der britischen Regierung mit sorgfältiger Aufmerksamkeit aufgenommen werden.

Auf welcher Grundlage man verhandeln wird, steht noch nicht fest. Der Wiedergutmachungsausschuß hat angeblich eine Schuldsumme von rund 150 Milliarden Goldmark ausgerechnet. Deutschland schlägt vielleicht ein gemischtes System von Warenlieferungen, Geldzahlungen und Stellung von Arbeitskräften zum Wiederaufbau vor. Besonders glänzend wirken wir natürlich nicht damit, daß wir jetzt wohl oder übel so viel oder noch mehr anbieten, als das Pariser Diktat verlangte. Inzwischen ist es sogar offenbar geworden, daß Dr. Simons' letztes Angebot in London die Forderung von Paris noch ein Stück übertrumpfte.

Wie verhält sich Amerika in den kommenden Verhandlungen? Diese Frage wird in Frankreich und England nicht minder neugierig und bang gestellt als bei uns. Präsident Harding hat seine gespannt erwartete Botschaft an den Kongreß erlassen. Sie legt sehr klug und vorsichtig, zugleich aber sehr bestimmt die Grundsätze der Vereinigten Staaten in der auswärtigen Politik dar. Den bestehenden Völkerbund lehnt sie durchaus ab. Sein höchstes Ziel sei dadurch vereitelt, daß er mit dem Friedensvertrag verkettet sei. Dadurch ist er ein Zwangsmittel der Sieger geworden. Amerika kann sich nicht verpflichten, durch Mitgliedschaft am Völkerbund in europäische Verwicklungen hineingezogen zu werden. Die brennende Frage des Sonderfriedens mit Deutschland entscheidet Harding dahin: Die abnorme Lage des technischen Kriegszustandes mit Deutschland darf nicht fortdauern. Der Kongreß wird um eine Entschließung ersucht, die den technischen Friedenszustand mit Deutschland erklärt, aber die Einschränkungen macht, die wesentlich sind, um Amerikas Rechte zu schützen. Denn Amerika tritt zwar nicht dem Frieden von Versailles bei, will aber auf die Früchte dieses Friedens keineswegs verzichten. Die Entschließung des Senators Knox, die im Einverständnis mit der Botschaft des Präsidenten inzwischen eingebracht wurde, sieht demgemäß vor, alles deutsche Eigentum in Amerika weiter unter Beschlag zu halten, um die Ansprüche amerikanischer Bürger gegen Deutschland zu befriedigen. Darin liegt eine Anpassung an den englisch-französischen Standpunkt. Man versteht sie zur Not, denn eine offene Ablehnung des Versailler Friedens wäre für Amerikas Bundesgenossen im Weltkrieg eine Katastrophe. Auch spielen hier sehr wichtige Belange Amerikas mit. Es will bei Verteilung der ehemals deutschen Ueberseegebiete nicht vergessen werden. Besonders ist es ihm um die Südseeinsel Yap zu tun, einen Knotenpunkt wichtiger Kabel, auf den Japan Anspruch macht. In einer neuen Note, der sog. Mandatsnote, betont Amerika scharf sein Recht: keine Verfügung über deutschen Besitz ohne amerikanische Einwilligung. Anderseits tut Harding seinen Verbündeten nicht den Gefallen, sich für die künftige Politik der Vereinigten Staaten bei europäischen Verwicklungen irgendwie festzulegen. Mit einem deutlichen Hieb auf Wilson, der in Versailles seine Befugnisse überschritt, lehnt er das ab. Auch die Entschließung Knox enthält nichts darüber.

Große Schwierigkeiten bereitet die Regierungsbildung in Preußen. Stegerwald glückte es lange nicht, ein Kabinett zusammenzubringen. Die Sozialdemokratie verlangte drei der wichtigsten Ministerposten für sich. Die deutsche Volkspartei lehnte unter diesen Umständen die Teilnahme ab. Das Zentrum hält daran fest, nur mit der deutschen Volkspartei zu regieren. Stegerwald selbst hatte völlig freie Hand bei der Kabinettsbildung. Am allerwenigsten war er oder das Zentrum der Sozialdemokratie gegenüber gebunden, nur ein ihr genehmes Ministerium zu berufen, trotzdem es vom „Vorwärts" behauptet wurde. Die unsichere Lage in Preußen macht auch der Reichspolitik, besonders der auswärtigen, große Schwierigkeiten. — In Bayern ward erneut die Frage der Einwohnerwehr erörtert. Ministerpräsident Dr. von Kahr rechtfertigte im Staatshaushalt-Ausschuß des Landtags das Verhalten seiner Regierung beim Besuch des Vizekanzlers Dr. Heinze. Nach eingehender Aussprache wurden die Mittel für die Einwohnerwehr auf 1920 gegen die sozialistischen Stimmen bewilligt. Nach wie vor stehen sämtliche Koalitionsparteien entschlossen hinter der Regierung Kahr.

Am 24. April soll in Tirol und Salzburg eine Volksabstimmung über den Anschluß dieser Länder an das deutsche Reich stattfinden. Daraufhin erklärte der französische Gesandte in Wien, falls die österreichische Regierung nicht imstande sein sollte, die auf den Anschluß an das Deutsche Reich hinzielenden Umtriebe wirkungslos zu machen, würde Frankreich die Hilfsaktion für Oesterreich einstellen. Die Reparationskommission würde in ihren Befugnissen vollständig wiederhergestellt werden. England und Italien schlossen sich diesem Schritt mit einer gewissen Zurückhaltung an. Regierung und Nationalrat in Oesterreich stellten sich dem gegenüber auf den Standpunkt, daß Oesterreich das Recht habe, beim Völkerbund um seinen Anschluß an das Deutsche Reich nachzusuchen. Die darauf hinzielenden Bewegungen in den Ländern könnten nicht als Umtriebe bezeichnet werden. Auch die Tiroler Landesregierung versicherte, sie werde nicht zurückweichen. Die Lage Oesterreichs und seiner Länder ist außerordentlich schwierig. Sie brauchen den Kredit der Siegermächte. Anderseits wird ein Zurückweichen in der Anschlußfrage von den Feinden des Anschlusses natürlich nach Kräften ausgebeutet werden.

Ungarn ist durch den Besuch und die erzwungene Abreise König Karls IV. nicht wesentlich erschüttert worden. Nur eine Umbildung des Kabinetts machte sich nötig, da die Partei der kleinen Landwirte mit dem Verhalten Telekis in den kritischen Tagen unzufrieden war. An Telekis Stelle trat Graf Bethlen. König Karl ist wieder in der Schweiz. Es hat bei uns keinen günstigen Eindruck erweckt, daß er dort einem Berichterstatter des „Matin" seiner großen Liebe für Frankreich versicherte. Interessant ist aber, daß er auch hier durchblicken ließ, er werde sich mit der Krone Ungarns begnügen. Merkwürdigerweise empfiehlt sich im „Echo de Paris" Erzherzog Joseph einem Berichterstatter gleichfalls als warmer Freund Frankreichs und eingesessener Ungar. Er erklärt offen, Ungarn müsse sich durchaus von Oesterreich trennen. Viele sagen dem Erzherzog nach, er strebe nach der Stephanskrone. Er selbst scheint nichts dagegen zu haben, wenn man das glaubt.

Dem Streik in England machten die Verhandlungen der letzten Woche noch kein Ende. Jedoch wurde der für Freitag, den 15. April angekündigte Generalstreik widerrufen. Eisenbahner und Transportarbeiter lehnten den Sympathiestreik ab.

Zum Gedächtnis der Kaiserin Auguste Viktoria †.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Im Exil geboren und im Exil gestorben — das war das tragische Los der dritten deutschen Kaiserin. Das Ende der Dulderin auf dem Hohenzollernthrone nach dem erloschenen Glanze des deutschen Kaisertums, der ihre Gestalt verklärt hatte, war grausam: Kaiserin Auguste Viktoria starb an gebrochenem Herzen; die erschütternden Ereignisse der Katastrophe von 1918 haben das alte Herzleiden der Kaiserin jäh verschlimmert und ihr den Lebensfaden abgerissen.

Auguste Viktoria war am 22. Oktober 1858 geboren, auf dem Gute Dolzig im Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder. Ihr Vater, Prinz Friedrich Christian August war am 6. Juli 1829 im Schloß Augustenburg auf der Insel Alsen geboren. Als im Jahre 1848 bei der Erhebung Schleswig-Holsteins der dreijährige Krieg gegen Dänemark ausbrach, beteiligte sich der Augustenburger als Offizier im Generalstab an den Kämpfen, er wurde dann nach Besiegung Schleswig-Holsteins verbannt. Und in der Verbannung aus ihrem engeren Vaterland wurde Prinzessin Auguste Viktoria geboren. Am 27. Februar 1881 vermählte sie sich mit Prinz Wilhelm von Preußen, dem nachmaligen deutschen Kaiser.

Der „Berliner Lokalanzeiger" (Nr. 168) rühmt beim Tode der Kaiserin ihre Schlichtheit, ihr deutschhäusliches Empfinden, ihre vorbildliche mütterliche Sorgfalt im Tun und Lassen, worüber in den weitesten Kreisen Deutschlands sicherlich Uebereinstimmung herrscht. Das genannte Organ sagt ferner, daß diese Eigenschaften „die „Landesmutter" dem Herzen der Deutschen und insbesondere der Berliner Bevölkerung immer näherrückten". Die Berliner „Vossische Zeitung" (Nr. 167) dagegen schreibt: „Kaiserin Auguste Viktoria ist niemals im eigentlichen Sinne eine volkstümliche Gestalt gewesen, weder in Berlin selbst, noch im Lande draußen." Die Objektivität gebietet, beide sich widersprechenden Anschauungen zu registrieren.

Ungleich ihren beiden Vorgängerinnen, der Kaiserin Augusta, der Gemahlin des Kaisers Wilhelm I., und der Kaiserin Friedrich, hat Kaiserin Auguste Viktoria keinen bemerkbaren Einfluß auf die politischen Geschäfte genommen. Der geistig hochstehenden und feingebildeten Kaiserin Augusta sagte Fürst Bismarck nach, daß sie auf ihren Gemahl, solange er Prinz und Regent war und in den ersten Jahren seiner Königszeit, einen beherrschenden Einfluß ausgeübt habe. Die gleiche Meinung hatte Bismarck bekanntlich auch von der Kaiserin Friedrich. Darüber liegen häufigere Aeußerungen des Fürsten vor, aus denen jene über die berühmte Konseilssitzung vom Dezember 1863 hier vermerkt sei, in welcher Fürst Bismarck seine Politik über Schleswig-Holstein vortrug: Es war „die Vergegenwärtigung der Mißbilligung wirksam, die der König, wenn er den Augustenburger aufgab, bei seiner Gemahlin, bei dem kronprinzlichen Paare, bei verschiedenen Dynastien zu erwarten hatte." Eine ähnliche Rolle war bei dem weniger hohen Gedankenflug der Kaiserin Auguste Viktoria ausgeschlossen. Wenn jetzt (Voss. Ztg.) behauptet wird, sie habe „gewiß vielfachen Einfluß ausgeübt und durch ihre persönlichen Neigungen und Abneigungen, namentlich in Personalfragen, auf Entscheidungen eingewirkt", so war wohl dieser Kreis des Einflusses nicht weit gespannt und umfaßte anscheinend mehr die Personalien der protestantischen Landeskirche in Preußen. Ob sie in der Lage war, eine Abneigung gegen den Katholizismus bei der Besetzung von Staatsstellen praktisch zu betätigen, ist nicht bekannt, wäre auch nicht von Belang gewesen, da die preußische Staatspolitik von jeher in der Fernhaltung der Katholiken von den höheren und hohen Aemtern einen Grundsatz für Preußen erblickte. In religiösen Dingen dagegen hat die Kaiserin nach den ersten Jahren ihrer Ehe, die erst nach und nach den harmonischen Verlauf nahm, indem sie wahrhaft als ein Vorbild deutschen Familienlebens erschien, den Kaiser Wilhelm zweifellos beeinflußt, und dadurch eine tiefe Herzensgemeinschaft begründet. Der Ausspruch des Kaisers: „Ein Edelstein ist an meiner Seite", war bezeichnend dafür.

Die Deutschnationalen beuten ersichtlich den Tod der Kaiserin Auguste Viktoria politisch aus. Das ist nicht recht getan, ist auch geschichtlich mit Unwahrheit behaftet, denn Preußens Politik ist in ihrem realistischen Streben die Ursache der endgültigen Depossedierung der Augustenburger gewesen. Daß diese Politik gegenüber Schleswig-Holstein letzten Endes zur Errichtung des Deutschen Reiches mitgeholfen hat, steht allerdings ebenso fest.

Eine schulstatistische und schulwissenschaftliche Auskunftsstelle des Reiches.

Von Dr. B. Deermann, M. d. R., Köln.

Anläßlich der Reichsschulkonferenz und der Vorbereitung des Reichsschulgesetzes hat es sich als einen schweren Mangel herausgestellt, daß wir in Deutschland keine das ganze Reichsgebiet vollständig erfassende Auskunftsstelle für Schulwissenschaft und Schulstatistik besitzen. Ja, nicht einmal die vorbildlich arbeitende, aber ziemlich stiefmütterlich behandelte preußische „Staatliche Auskunftsstelle für Schulwesen" in Berlin war allen Reichs- und Landesbehörden sowie Schulmännern bekannt. Infolgedessen wurde viel mühselige Vorbereitungsarbeit für die Reichsschulkonferenz geleistet, die trotzdem unvollständig bleiben mußte, weil es einzelnen ganz unmöglich ist, ohne Inanspruchnahme zentraler wissenschaftlich-statistischer Auskunftsstellen die nötige Ueberſicht und Einsicht in das deutsche Schulwesen, seine vielgestaltigen Arten und Lebensbedingungen zu gewinnen. Diesem Umstande ist es nicht zuletzt zuzuschreiben, daß die Reichsschulkonferenz zu schlüssigen Ergebnissen nicht kam.

Wie notwendig eine wissenschaftliche, schulstatistische Auskunftsstelle des Reiches ist, sei nur an ein paar Beispielen gezeigt. Ein Geheimrat der Abteilung III des Reichsministeriums des Innern fragte monatelang nach Erlaß des Reichsgrundschulgesetzes, das die Vorschulen abschaffte, bei einer Auskunftsstelle an, in wieviel Ländern bzw. Provinzen es Vorschulen gäbe und wie groß ihre Zahl sei. Auf die gegebene Auskunft antwortete derselbe, daß es nur so wenige gäbe, hätte man in der (zuständigen) Abteilung III gar nicht geglaubt (!). Der betreffende Geheimrat ist ja auch erst infolge der Revolution in die Schulabteilung gekommen, nachdem er früher Privatdozent für pädagogische Medizin war. — Auf Grund der neuen Reichsverfassung wird jedem Schulkinde bei der Entlassung ein Exemplar der Verfassung auf Reichskosten überreicht. Die Abteilung III des Reichsministeriums des Innern nimmt $1^1/_2$ Million jährlich abgehender Schulkinder an. Tatsächlich ist es aber höchstens 1 Million. Genau kennt ihre Zahl niemand im Deutschen Reiche. Infolge der neuen Reichsschulbestimmungen wird den Privatschulen eine erhöhte Aufmerksamkeit von staatlicher Seite zuzuwenden sein. Das ist aber unmöglich, solange diese dem Staate nicht alle bekannt sind. In Preußen gibt es nach Angabe des Kultusministeriums nur rund 720 Privatschulen. Die Auskunftsstelle für Schulwesen teilt aber mit, daß es über 2000 in Preußen gäbe. Diese Beispiele ließen sich noch vermehren.

Um diesem Mangel auf dem Gebiete des Schulwesens abzuhelfen, hat der Abgeordnete Dr. Schreiber (Z) im Reichstag einen Antrag eingebracht, „im Haushalt 1921 einen Betrag von 200 000 M. als fortdauernde Ausgabe für die Schaffung einer die Abteilung III in ihren schulpolitischen Aufgaben unterstützenden pädagogischen Auskunftsstelle einzusetzen". Gegen die Schaffung einer solchen neuen Reichsbehörde auf dem Schulgebiete sind vom föderalistischen Standpunkte aus zunächst schwere Bedenken gewiß natürlich und nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Bei näherer Betrachtung läßt sich aber die Wichtigkeit und Notwendigkeit einer rein informatorisch-statistischen Stelle nicht bestreiten. Wir brauchen, wie schon oben dargetan wurde, eine Reichsauskunftsstelle, die zuverlässige und regelmäßige, von Fachleuten bearbeitete schulwissenschaftliche Statistiken für das ganze Reichsgebiet und das Deutschtum im Auslande liefert. Sie müßte gleichzeitig die Informationsstelle für die schultechnischen Verhältnisse in allen Bundesstaaten bilden, ähnlich dem Bureau of Education der Vereinigten Staaten in Washington.

Jetzt, wo das Reichsschulgesetz den Reichstag bald eingehend beschäftigt, müssen die notwendigen Unterlagen und Belege rasch zur Hand sein, um die Notwendigkeit, Nützlichkeit und Tragweite der einzelnen Bestimmungen wie des ganzen Gesetzes rechtzeitig erkennen und abschätzen zu können. Wir brauchen aber auch jetzt schon eine solche Auskunftsstelle des Reiches, um die Durchführung der Reichsverfassung auf dem Schulgebiet und die Stellungnahme der einzelnen Bundesstaaten dazu genau verfolgen zu können und nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß die Schulparagraphen der Reichsverfassung im guten Sinne ausgelegt und angewandt werden. Mit Hilfe einer Reichsschulstatistik werden auch dem gläubigen katholischen und protestantischen Volke die Augen geöffnet werden können über die

verderblichen Wirkungen gewisser lautschukartiger Kompromißbestimmungen der Reichsverfassung.

Sehr wichtige Arbeit könnte die Reichsauskunftsstelle auch auf dem Gebiete der Kulturstatistik leisten. Wir haben heute z. B. noch gar kein genaues Bild davon, welche Bildungsmöglichkeiten den verschiedenen Schichten und Berufsständen des Volkes sowie den Anhängern der einzelnen Bekenntnisse zur Verfügung stehen. Es ist uns heute noch nicht möglich, genau festzustellen, ob die Kulturpolitik des Reiches und der Länder ideell und materiell den berechtigten Ansprüchen der einzelnen Stände und Konfessionen gerecht wird.

Trotz der Notwendigkeit und Dringlichkeit der Sache dürfen bei der Einrichtung einer statistischen und schulwissenschaftlichen Auskunftsstelle des Reiches schwere Bedenken und Gefahren nicht übersehen werden. Die neue Stelle dürfte in keiner Weise jurisdiktionelle oder administrative Befugnisse erhalten. Mit Gesinnungs- und Fortbildungsarbeit irgendwelcher Art und schulreformerischer Tätigkeit darf sie sich weder direkt noch indirekt, weder amtlich noch nichtamtlich beschäftigen! Nach Lage der Dinge ist ein persönliches Einvernehmen zwischen dem sozialistischen Kultusminister Preußens, einem Referenten dieses Ministers, der gleichzeitig Leiter des privat firmierenden preußischen Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht ist, und dem sozialistischen Staatssekretär Schulz im Reichsministerium des Innern zur Verwirklichung solcher Pläne nicht von der Hand zu weisen. Glaubt der Staatssekretär Schulz nicht, durch finanzielle Fundierung und Betrauung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht mit den Aufgaben einer pädagogischen Auskunftsstelle für das Reichsgebiet eine gute Handhabe zu bekommen, um die Schulreform mit Hilfe dieses Instituts in seinem sozialistischen Sinne durchzuführen? Dies Zentralinstitut wird jetzt schon sehr geschickt vom preußischen Kultusminister Hänisch für schulreformerische Zwecke benutzt. Das Institut ist nach außen hin privat, aber sein Leiter und einziger hauptamtlicher Beamter ist gleichzeitig Ministerialrat im preußischen Kultusministerium. Konferenzen, zu denen der Minister nur bestimmte Personen einladen und an deren Beschlüsse er nicht gebunden sein will, werden im „privaten“ Zentralinstitut abgehalten. Die Finanzgebarung des Zentralinstituts unterliegt, seiner privaten Aufmachung zufolge, weder der Aufsicht der Regierung noch des Landtags oder Reichstags. Die Unmöglichkeit, das Zentralinstitut als eine die Abteilung III in ihren schulpolitischen Aufgaben unterstützende pädagogische Auskunftsstelle zu übernehmen bzw. vom Reiche zu unterhalten, liegt auf der Hand. Die Fassung des Antrages Dr. Schreiber ist nicht eindeutig genug. Die Auskunftsstelle muß als Reichsbehörde bezw. als Teil einer solchen der vollen Kontrolle der Regierung und des Reichstags unterstehen; sie muß in unabhängig wissenschaftlichem Sinne der statistischen und schulwissenschaftlichen Auskunft dienen und sich jeder schultechnischen Tätigkeit enthalten ähnlich wie das Bureau of Education in Washington und die entsprechenden Institute in London, Paris usw. Jedenfalls darf sie durchaus nicht ein Apparat zur Durchsetzung politischer Ziele von beamteten Parteiführern im Reichsministerium des Innern werden. Denn das Schul- und Erziehungswesen muß nach wie vor in seiner Durchführung vollständig Sache der Länder bleiben. Wir wollen der Heranbildung eines Reichskultusministeriums auch nicht den geringsten Vorschub leisten.

Anderseits können weder staatliche Schulauskunftsstellen der Länder noch private Institute die notwendige, umfassende schulstatistische Arbeit leisten. Ein privates Institut hat nicht das Recht und die Macht, fortlaufende amtliche Auskunft von den Behörden zu verlangen. Die Länder benötigen zwar u. E. alle durchaus eine eigene Auskunftsstelle für Schulwesen, aber die notwendige Zusammenfassung der Ergebnisse 15 solcher Stellen und die Durchführung der besten und einheitlichen Gesichtspunkte bei der schulstatistischen Arbeit kann nur von einer Hauptauskunftsstelle des Reiches ausgehen. Auch die ganze Arbeit für das Gebiet der Auslandsschulen usw. könnte nur eine solche Hauptstelle fruchtbringend leisten.

Vor einem Fehler sei schließlich noch gewarnt. Die letzte Erhebung über die Schulverhältnisse im Reiche von 1911 hat viele Mängel. Sie wurde von Juristen verfaßt. Eine statistische und schulwissenschaftliche Auskunftsstelle des Reiches kann nur dann erfolgreich arbeiten, wenn sie von Fachmännern eingerichtet wird, die bereits als Leiter staatlicher Auskunftsstellen für Schulwesen ausgezeichnete Erfahrung besitzen, und wenn praktische Pädagogen, nicht Liebhaber und Dilettanten oder Theoretiker als Beamte an sie berufen werden.

Leider ist im Etat für 1921 noch kein Posten für die Auskunftsstelle enthalten. Da aber im Laufe des Etatsjahres sicher noch Nachtragsetats vorgelegt werden, wird dann noch Gelegenheit sein, auf die Sache zurückzukommen. Es wäre ein großes Verdienst, wenn noch im Laufe dieses oder wenigstens im nächsten Jahre „ein Betrag von 400,000 ℳ als fortdauernde Ausgabe und die Summe von 200,000 ℳ als einmalige Ausgabe — 200,000 ℳ sind viel zu wenig, die preußische kleine Auskunftsstelle erfordert schon 250,000 ℳ jährlich —, für die Einrichtung einer statistischen und schulwissenschaftlichen Auskunftsstelle des Reiches eingesetzt wird.“

Ein katholischer Friedensapostel in Frankreich.

Von Joseph Probst, Bruchsal.

Während düstere Wolken am außenpolitischen Horizont sich immer mehr lichten Ausblicken in eine bessere Zukunft entgegenstellen, und stündlich neue Komplikationen und Krisen im Befinden des aus tausend Wunden an Leib und Seele blutenden europäischen Patienten eintreten, während selbst die Katholiken der verschiedenen Länder trotz eindringlichster väterlicher Mahnungen von allerhöchster Stelle gegenseitig unverständlich aneinander vorbeizusprechen scheinen, — siehe, da dringen an unser erwartendes Ohr — allerdings noch als schwacher Unterton im großen Orchester der siegestrunkenen Nachbarn im Westen wenigstens einige Stimmen der Einsicht, der Vernunft, Stimmen, die zur Hoffnung auf eine Verständigung und Versöhnung berechtigen. Zwar haben diese Männer noch keinen entscheidenden Einfluß auf die Beschlüsse der nächsten Tage, aber ihre Rührigkeit und ihr Talent, ihr Apostelgeist und ihre Begeisterung befähigen sie, an der Gestaltung der nächsten und ferneren Zukunft bestimmend mitzuwirken. Es sind die Anhänger jener christlich-demokratischen Bewegung, die sich um den Abgeordneten Marc Sangnier, eine wahre Führernatur, und seine „Ligue Nationale de la Démocratie“ (Demokratischer Nationalverband), um die Zeitschriften „La Démocratie“ und „La Jeune République“ (Jung-Republik) gruppiert.

Obwohl erst seit ungefähr Jahresfrist im Palais Bourbon, ist Marc Sangnier kein unbeschriebenes Blatt. Sein unermüdliches Eintreten mit angeborener hinreißender Beredsamkeit für alle Belange der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hat ihm schon seit langem Freunde in allen Ländern erworben. Konnte er doch beispielsweise kürzlich bei seiner Rückkehr aus Kowno, wo er unter dem Vorsitz des Bischofs am 3. Februar den ersten litauischen Katholikentag mit einer Rede über „Christentum und Völkerbund“ eröffnet hatte, mit Humor feststellen, daß man im fernen Nordosten über verschiedene Einzelheiten seiner Tätigkeit besser orientiert war, als selbst im Kreise der ihn umgebenden Gesinnungsgenossen.

„Marc Sangnier!“ schrieb kürzlich eine Zentrumskorrespondenz, „es ist Zeit, daß wir deutsche Katholiken uns diesen Mann merken! Denn mit dem Einzuge dieses Mannes in die Deputiertenkammer beginnt eine neue Aera der politischen Betätigung des französischen Katholizismus. Zweifellos europäische Bedeutung kommt Sangniers Eintreten für den Völkerbund zu . . .“

Die vorkriegszeitlichen Reden des jetzt 45jährigen Abgeordneten füllen drei schmucke Bände, (Bloud & Gay, Paris. Marc Sangnier: Discours, 3 volumes), angefangen von dem die Reiseeindrücke aus Lappland und Tunis, aus Spanien und Türkei, aus Griechenland und Rom wiedergebenden Vortrag des kaum 16jährigen Pennälers, von der Ansprache des Mathematik und Militärwissenschaft studierenden Jünglings bei der Enthüllung des Denkmals seines berühmten Großvaters Lachaud in der auvergnatischen Heimat, bis zu den vor vieltausendköpfigen verschiedenartigsten Zuhörerschaften in Riesensälen oder unter freiem Himmel gehaltenen Volksreden, von denen zahlreiche mir selber zum unvergeßlichen Erlebnis geworden sind. Den Katholiken kennzeichnen am besten eine Rede auf dem Kongreß 1904 in Limoges über „Eucharistie und soziale Frage“ sowie jener einzigartige Gruß „An die Unbefleckte“, den der junge Demokrat am 8. Dezember 1904 auf dem Marianischen Weltkongreß im Vatikan als einzig zugelassener Laie vor Kardinälen und Bischöfen der ganzen Welt darbringen durfte.

Die Schrecknisse des Weltkrieges hat Marc Sangnier

durch jahrelangen Aufenthalt in der vordersten Kampfzone als Pionieroffizier (Major) selbst miterlebt; vorübergehend wurde ihm der für ihn als Katholiken besonders ehrenvolle Auftrag einer offiziösen Mission beim Hl. Stuhle übertragen. Später besuchte er in Vortragsreisen die verschiedenen Kampffronten.

Dem Gedanken, den er bei jener Gelegenheit mit seiner ganzen Beredsamkeit immer wieder Ausdruck verlieh, daß der Kampf nicht allein dem Gegner gelten dürfe, sondern daß der Krieg in erster Linie dem Zerschmettern des Militarismus und dem Kriege überhaupt gelten müsse, blieb er nach Aufhören der Feindseligkeiten zum nicht geringen Aergernis vieler seiner Volksgenossen unentwegt treu.

Kaum waren die in Frankreich noch weit in die Friedenszeit hineinragenden Zensurschranken gefallen, da sammelte er unter der dreifachen Losung: „Religiöser, sozialer und internationaler Friede" seine zerstreuten Freunde. Die Zeitschriften „La Démocratie" und „La Jeune République" wurden neu belebt, eine rege Propaganda organisiert, so daß bereits bei den Kammerwahlen 7 Abgeordnete der vorher nicht vertretenen Bewegung ins Parlament einziehen konnten. Ostern 1920 wurde der erste achttägige Nationalkongreß ermöglicht, auf dem ein ganzer Tag mit einem abschließenden großen Völkerbundsmeeting der internationalen Frage gewidmet war. Durchs ganze Land, ab und zu auch im Ausland wurde in Vorträgen und Versammlungen mit Wechselrede die Idee von der Notwendigkeit der Verständigung und eines wahren, alle Nationen umfassenden Völkerbundes getragen. Der von der katholischen Kirche der Fürbitte für die Verstorbenen gewidmete 2. November sah im letzten Jahre in Paris erstmals ein „Friedensfest", das mit dem Beschluß endigte, alljährlich mit dem Gedenken an die Toten deren friedenverkündigenden Lehre durch große feierliche Kundgebungen in möglichst vielen Ländern der Erde Ausdruck zu verleihen.

„Zahlreich", rief Marc Sangnier aus, „sind wir in Frankreich und in der Welt, die wir von einem Friedensfeste träumen. Aber welcher Tag bietet uns eine genügende Abgeklärtheit des Herzens, um uns zu erlauben, über den Haß und die Verbrechen des großen Krieges hinweg, unseren Blick auf den Oelzweig der Friedenstaube zu richten? Ich sehe nur einen, Kameraden; jenen, an dem wir nicht nur die Toten des großen Krieges, sondern alle Toten feiern, alle jene, die unsere Erde verlassen haben und endlich an jenen unendlichen Gestaden angelangt sind, von denen sie die Dinge ganz anders beurteilen können als wir, wo sie nicht mehr gehemmt sein werden durch die oft grausamen Rückerinnerungen an das, was sie gelitten, wo sie so hoch die menschlichen Geschehnisse überragen, daß sie in einem uns unmöglichen Rundblick alles zusammenfassen können.

Totenfest — Friedensfest! das ist der Gedanke, den wir in alle Winde streuen wollen, durch Versammlungen, durch die Presse, durch Gespräche auf jede Art und Weise. Wir hoffen, daß das nächste Jahr und die folgenden Jahre wahre Friedensfeiern schauen werden, bei denen ganze Völker ihre flehenden Hände zum Himmel strecken, um Gnade für die schon durch zu viel unschuldiges Blut getränkte Erde zu erbitten . . ."

Eine großzügige Rundfrage über die Bildung einer von christlichem Geiste durchglühten demokratischen Internationale gegenüber der immer mehr ins Fahrwasser des Materialismus und des Klassenkampfes geratenden sozialistischen Internationale ergab eine fruchtbare Fühlungnahme mit Friedensfreunden der Alten und Neuen Welt; auch aus Deutschland konnte eine Anzahl von Antworten in der „Démocratie" veröffentlicht werden, u. a. vom Vorsitzenden des Friedensbundes Deutscher Katholiken, von Dr. Hotzelt, Nürnberg, Rechtsanwalt Thormann, Frankfurt, vom Schreiber dieses, aus Oesterreich von Dr. Metzger, Graz, aus Ungarn von den Abgeordneten Prälat Dr. A. Gießwein und De Wolff usw. Allgemein kam der Gedanke zum Ausdruck, daß nur ein auf Verständigung und Gerechtigkeit gegründetes Zusammenarbeiten aller Völker den geistigen und materiellen Wiederaufbau Europas gewährleiste und daß ferner das Problem des Weltfriedens nur im Geiste des Christentums, wie er u. a. aus den päpstlichen Kundgebungen spricht, gelöst werden kann. Ein für dieses Spätjahr geplanter internationaler Kongreß wird die Richtlinien für eine praktische Betätigung dieser demokratischen Internationale festlegen.

Die nächste Zeit wird uns wohl noch des öfteren Gelegenheit bieten, der friedensfördernden Tätigkeit der Sangnierschen Gruppe Erwähnung zu tun. Vom katholischen wie vom deutschen Standpunkte können wir sie nur begrüßen und wünschen, daß sie immer mehr an Einfluß und Ausdehnung gewinnen und baldigst praktische Auswirkungen im Gefolge haben möge.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Eine Geschichtsironie: Im Augenblicke, da der protestantische „Reichsbote" sich gegen das Eindringen des Katholizismus in seine Reihen wehrt, zwingt ihn die Uebermacht der Umstände, des Katholiken Stegerwald Wahl zum Ministerpräsidenten der „Vormacht des Protestantismus" zu unterstützen und gutzuheißen. Die neue Zeit schafft neue Bindungen, legt Schranken nieder, und ein aufmerksamer Beobachter sieht unschwer Anzeichen dafür, wie allmählich Bewegung in die bisherige religiöse und konfessionelle Erstarrung kommt; die hochkirchliche Bewegung, neben Albanis Uebertritt nun auch des Pastors Bredow sind ein paar Beispiele davon. Der Mittelpunkt der Bewegung aber ist immer wieder Christus und seine Kirche, in der er selbst lebt und die daher eine Vielheit der Kirchen ausschließt. Andere Einheit führt zu grotesken Verirrungen, wie neulich ein „Gottesdienst" in der Neuyorker St. Johns-Kathedrale der Episkopalen dartut, bei dem auch Geistliche anderer protestantischer Sekten und ein Rabbiner liturgisch amtierten. Alle, selbst der „Bischof" der Kathedrale trugen die freimaurerischen Abzeichen und den Höhepunkt stellte das gemeinsame Absingen der Nationalhymne dar, wobei vom Altare aus das Sternenbanner geschwungen wurde. Die Antwort auf die Frage: Woher die Kirchenflucht? ergibt sich von selbst und man begreift, wenn dann der Baptistenprediger Neukirch die katholische Kirche um ihre „Festigkeit und Einheit der Lehre, ihre Hingabe an den Kult, ihre offene Hand für alles Gute und ihre unzweideutige Stellung in der Ehescheidungsfrage" beneidet. Gegenüber dem gehaltvollen Bilde von der Kirche und ihren Aufgaben und Kräften, wie es dieser Mann entwirft, nimmt Aristide Briands erneute Begründung der Notwendigkeit, nach Canossa-Rom zu gehen, sich doppelt ärmlich aus. Es gibt Länder, wo der Katholizismus stark wurzelt und wo Frankreich Interessen besitzt, z. B. im Elsaß, im Rheinlande, in Bayern, im Orient. Dort bedürfen wir, sagt Briand, für unsere politischen Zwecke der Nutzbarmachung des Einflusses der katholischen Kirche; wir benötigen Rom als eines politischen Werkzeuges, daher müssen wir dort eine Vertretung schaffen. Das war der langen Rede kurzer Sinn, dem als Würze noch die niedliche, unbewiesene Verdächtigung beigegeben war, es spännen sich in Mitteleuropa allerhand Ränke an, deren Fäden in Rom zusammenliefen. Und das Ergebnis der Rede? Eine neue Vertagung der Beratung und Beschlußfassung. Wer seit 30 Jahren an Pfaffenfressen gewöhnt sei, wie dieser Senat, der glaubt, ohne diese Diät nicht mehr auskommen zu können, meint „Tablet" dazu. Neue Aengste dürfte in Paris die sich anbahnende Annäherung zwischen Japan und dem Hl. Stuhle auslösen, da man dort, wie die Errichtung der Nuntiatur in Peking vor drei Jahren bewiesen hat, an der Fiktion des christlichen Orientschutzrechtes (Vertrag von Tientsin) festhält; ein Einspruch wie damals in Peking wäre in diesem Falle allerdings zwecklos, denn Japan ist nicht China. Der apostolische Delegat in Tokio, Msgr. Fumasoni-Biondi, den die japanische Regierung jüngst noch mit einer hohen Auszeichnung bedacht hat, befindet sich zwecks Einholung von Instruktionen unterwegs nach Rom. Uebrigens böte die in Nordchina, auf einem von 80 Millionen Menschen bewohnten Gebiete wütende Hungersnot der französischen „Schutzmacht" glänzende Gelegenheit zur Ausübung ihres unter diesen Umständen zur Schutzpflicht gewandelten Schutzrechtes. Angesichts der Habgier und Gewissenlosigkeit der Mandarine hat die chinesische Regierung die Verteilung der Lebensmittel und sonstigen Unterstützungen vielfach in die Hand der katholischen Missionäre gelegt. Inzwischen gab Rom zur Eröffnung einer öffentlichen Sammlung 300,000 Lire.

Frankreichs kirchenpolitische Entwicklung der letzten Jahrzehnte und die Politik Leos XIII. erfahren eine begrüßenswerte authentische Beleuchtung durch die Lebenserinnerungen des Kardinals Ferrata († 10. Okt. 1915), die dessen Bruder jüngst herausgab. Ferrata bekennt sich als politischer Inspirator Leos, der ihn dann zur Durchführung jener Politik des ralliément als Nuntius an die Seine sandte. Daß man übrigens heute im Vatikan selbst nicht mit einer baldigen Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen mit Paris rechnet, beweist die Ernennung Msgr. Tedeschinis zum Nuntius in Madrid als Nachfolger des Kardinals Ragonesi. Da Msgr. Cerretti für Paris bestimmt wäre, würde der Kardinal-Staatssekretär sich seiner beiden intimsten, hervorragendsten, fähigsten Mit-

arbeiter und obersten Beamten beraubt sehen, woran nicht zu denken ist.

Der Vereinigten Staaten augenblickliche ungeheure politische Bedeutung für Frankreich und das daraus erwachsende Bestreben, sich drüben Stützpunkte des Einflusses zu schaffen, veranlaßten Briand, in jener Rede auch der Bedeutung des Katholizismus in Amerika zu gedenken, die Marschall Foch demnächst durch einen Besuch bei den „unpolitischen" Columbusrittern politisch ummünzen soll. Ob er dabei auch über die auf seinen Befehl im Rheinlande errichteten 50 Bordelle Bericht erstatten wird, ist bisher noch nicht bekannt. Die von diesen Kolumbusrittern errichteten Sonderschulen gewerblichen Charakters für Demobilisierte wiesen im Vorjahre über 100,000 Besucher auf; für das neue Schuljahr liegen bereits über 75,000 Anmeldungen vor. — Kardinal Gibbons, den Präsident Harding in einer Sonderbotschaft an das amerikanische Volk den „höchsten geistlichen Führer der Vereinigten Staaten" und seinen „aufrichtigsten Freund", den „höchsten und vollkommensten Typ des Menschen und Geistlichen" nennt, verdient neben Kardinal Manning besondere Erinnerung als entschiedener Vertreter der Arbeiterrechte innerhalb der Kirche. Geradezu dramatisch sind seine Erinnerungen darüber. In seiner originellen Art unterbreitete er dem Hl. Stuhle die Frage: Soll die Arbeiterschaft Amerikas künftig von Anarchisten oder Erzbischöfen geleitet werden? Erzbischof Ireland stand hinter ihm, indessen der amerikanische Episkopat geteilter Meinung war. Rom entschied für Gibbons. (Soeben wurde der katholische Erzbischof Hanna von San Franzisko als Vorsitzender des Arbeiterschiedsgerichtes für Kalifornien bestellt.) Gibbons' entschiedenes Eintreten für Irlands Freiheit zeigt uns in ihm auch den Politiker, der sein ganzes Ansehen in die Wagschale der von ihm verfochtenen Sache wirft.

Für Irland, wo soeben Dublins Erzbischof Walsh das Zeitliche gesegnet hat, erheben die englischen Bischöfe und Kardinal Bourne ihre Stimme, da „in jenem Lande Dinge geschehen, die sich nicht erklären noch rechtfertigen lassen". Sie fordern die sofortige Zurückziehung der englischen Truppen. Die inzwischen erfolgte Ernennung des katholischen Lords Talbot, des jüngeren Bruders des Herzogs von Norfolk zum Vizekönig von Irland besitzt nur britisch-politische Bedeutung.

Während einst die Vereinigten Staaten einen Beweis von Weitherzigkeit gaben, indem sie nach der Besetzung der Philippinen keinen spanischen Missionär auswiesen (soeben wurde der spanische Jesuit P. Clos unter amtlicher Beteiligung der amerikanischen Behörden feierlich zum Bischofe von Zamboanga konsekriert und eingesetzt), hält England an seinem engherzigen Standpunkte gegenüber den deutschen Missionären fest: die Verhandlungen mit Rom haben sich zerschlagen und Msgr. Kelley, einer der Unterhändler, ist nach Amerika zurückgekehrt. „Angelsächsischer Zivilisation müssen in Wirklichkeit auch die Opfer der Lusitania zugeschrieben werden, die man bisher deutscher Grausamkeit zuschrieb" bemerkt die Civiltà Cattolica (Nr. 1695) angesichts der Erklärungen des ehemaligen Zolldirektors Dudley Field Malone, daß die Lusitania eine Ladung Munition und Geschütze an Bord hatte. Die damalige Haltung des Papstes, der man „Mangel an sittlichem Verantwortlichkeitssinn" zum Vorwurf gemacht hat, findet also wieder einmal ihre glänzende Rechtfertigung.

Die schweren Kämpfe, die die Kirche in Tschechien zu bestehen hat, weisen manches tröstliche Moment auf. So gestaltete sich die Konsekration Msgr. Stojans zum Erzbischofe von Olmütz und seine feierliche Einsetzung zu einer Riesenkundgebung katholischen Glaubenslebens, an der sich an 100,000 Menschen beteiligten, die damit offen gegen die Prager Freimaurerpolitik und die sozialistische Abfallhetze protestierten.

Aus dem kirchlichen Leben der Heimat ist zu verzeichnen die Bischofsweihe des neuen Koadjutors von Mainz, Dr. Ludwig Hugo durch den Bischof Dr. Ludwig Sebastian von Speyer. Inzwischen ist Dr. Hugo Diözesanbischof geworden. Bischof Dr. Georg Kirstein von Mainz starb nach langem Leiden am 15. April. — Der Katholische Preßverein München hielt am 4. April seine Jahresversammlung ab, der der apostolische Nuntius Msgr. Pacelli beiwohnte. Kardinal Faulhaber war leider durch Krankheit verhindert. Der Bericht des Generaldirektors Prälat Dr. Ludwig Müller gab ein erhebendes Bild von den Fortschritten des Preßvereins in Bayern und München, die die Aufmerksamkeit von Freunden und Gegnern im In- und Ausland auf ihn lenken. Er umfaßt 800 Zweigvereine und ist an 15 Zeitungen beteiligt. Ein Hauptereignis ist das täglich zweimalige Erscheinen des „Bayerischer Kurier" seit 1. Januar 1921. Auch durch Volksbüchereien stiftet der Preßverein viel Gutes. — Am 11. April starb in Freiburg i. Br. der hochverdiente Gründer und Präsident des deutschen Karitasverbandes, Prälat Dr. Lorenz Werthmann im Alter von 63 Jahren. Sein Karitasverband, 1897 gegründet, faßt die ganze kirchliche Liebestätigkeit im katholischen Deutschland zusammen und zählt heute mehr als 600 000 Mitglieder.

„Ab- und Aufbau" in den katholischen Vereinen.

Von F. Torbeck, Pfarrer, Duisburg-Wanheim.

Was wird da viel geschrieben über geistiges „Aufbauen" und noch mehr geredet über den Wiederaufbau! Gleichwohl dürften nachstehende Gedanken, aus der Industrie-Seelsorge geboren, dennoch Beachtung finden. Es scheint mir, daß nicht überall erkannt wird, wo in den katholischen Vereinen, als da sind Arbeiter-Vereine und Jugendvereine, der Hebel angesetzt werden muß. Wie haben sich in den letzten Jahren die Vereine entwickelt! Nach außen hin glänzend, stellen sie eine Elitetruppe dar, so könnte man versucht sein zu sagen. Glänzende Versammlungen mit tüchtigen Rednern, gut besuchte Familienabende, eifrige Sportabteilungen usw. Und dabei, bei all dem Leben im Verein eine Abnahme im Empfang der hl. Kommunion, immer größer die Zahl derer, die dem sonntäglichen Gottesdienste fernbleiben! Wo ist die tiefere Ursache hierfür zu finden, wo müssen wir den Hebel der religiösen Erneuerung ansetzen? In den Versammlungen erfasse ich nur die Mitglieder äußerlich, oberflächlich. Die Seele des Volkes, die Seele des einzelnen wird nicht erfaßt. „Wir sind großzügig in unseren Vereinen", so sagte mir vor einiger Zeit ein Konfrater. Gut, wo ist aber die Kleinarbeit, die aus dem einzelnen das herausholt und ihn zu dem bildet, was er sein soll und muß: ein zweiter Christus? An den einzelnen muß man herantreten, an die einzelne Familie. Lassen wir uns doch nicht blenden durch den guten Besuch der Versammlungen. Diese helfen einem Volke, das auf Jahre hinaus mit dem Leidensdiadem geschmückt ist, in seiner religiösen Erneuerung nicht, oder doch sehr wenig. Sie bereiten ihm schon einige Stunden der Erholung, wo der einzelne in etwa der Sorgen enthoben ist. Und weiter — — —? Wollen wir das Volk retten, so muß der Priester in erster Linie das sein, was er zuerst sein will und muß: Seelsorger, und zwar für den einzelnen Menschen; und dann Vereinstätigkeit, welche die Vereine langsam auf das zurückschraubt, was sie ursprünglich waren und sein sollen: religiös-kirchliche Vereine. Ich möchte dem „Abbauen" der übermäßig weltlichen Tätigkeit in den Vereinen das Wort reden. Wir kommen an der Tatsache nicht vorbei, daß diese Vereinstätigkeit das religiöse Leben in den Gemeinden nicht so gefördert hat, wie es eigentlich ihr Zweck war. Freilich, manche sind durch diese Arbeit in den Vereinen noch gehalten, würden aber auch jetzt so leicht nicht abspringen, wenn die Arbeit anders eingestellt würde. „Zurück zu Christus!" „Wir haben apologetische Vorträge", mögen viele sich daran beteiligen; man lernt schon in etwa diskutieren, Rede und Antwort stehen, aber das Innenleben des Menschen, die Seele — — —? Seelsorge, und dann Vereinssorge im religiösen Verein. Ein Arbeitsfeld, diese Seelsorge im kleinen, zu groß, als daß die von Gott bestellten Seelsorger es allein beackern könnten. Helfer und Helferinnen in der neuen und doch so alten Apostelarbeit tun not. Wer könnte besser dafür angesprochen werden und sie besser leisten als die Erzieher der Jugend oder unsere Akademiker! Gott sei Dank, ein frischer religiöser Zug geht durch diese Reihen, ein Streben nach Innerlichkeit bei denen, die zu lange dem Volke ferngestanden und es darum zu wenig verstanden haben. Als seine berufenen Führer mögen sie noch mehr aus der Reserve heraustreten und im Verein mit den Seelsorgern im Laienapostolat durch Wort und Beispiel dem Volke die Wege zeigen, die allein im Stande sind, es durch die hohe Schule der Leiden zu führen: Innerlichkeit und tiefes Pflichtbewußtsein. Vielleicht ist die jetzige Generation von der Vorsehung berufen, auf diese Weise dem kommenden Geschlechte den religiösen Aufstieg zu ermöglichen. Denn nur so ist es möglich. Die Kirche am Leidensbette des deutschen Volkes will helfen, die Seele des einzelnen ruft nach Hilfe; möchten viele den Ruf hören und ihm folgen: Nächstenliebe am deutschen Volke!

Papierbewirtschaftung und Allgemeinwohl.

Von Rechtsanwalt Dr. Joseph Kausen, München.

Die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Presse war eine der gefährlichsten Waffen, deren überlegenere und ausgiebigere Handhabung den Feinden Deutschlands mit zum Siege verholfen hat. Sie ist nach dem Kriege die wichtigste Verteidigung in der Hand unseres technisch wehrlos gemachten Volkes, um gegen Entrechtung und falsche Urteile in der Welt und im Innern aufzutreten. War es vor und während des Krieges eine schwere Unterlassungssünde der deutschen Politik, von diesem unentbehrlichen Aufklärungsmittel den gebotenen umfassenden Gebrauch nicht immer gemacht zu haben, so ist es um so viel mehr heute eine der vornehmsten Aufgaben aller Zuständigen, eine Heilung der tiefen Wunden, welche uns die oft mißbräuchliche Anwendung der feindlichen Presse im Ansehen der Welt geschlagen hat, durch Erhaltung und Förderung der Presse zu ermöglichen. Gewisse Vorgänge der letzten Zeit geben Anlaß zu untersuchen, ob in dieser Richtung von den Beteiligten alles geschehen ist, was vom Standpunkt des Allgemeinwohles aus verlangt werden muß.

Seit Juni 1916 wurden im Hinblick auf die im öffentlichen und nationalen Interesse erforderliche Sicherstellung des Forterscheinens der Presse nicht nur die Preise des Zeitungspapiers durch das Reichswirtschaftsministerium geprüft und festgestellt, sondern es erfolgte auch eine Zuteilung des Zeitungspapiers an die Verlage. Ferner wurde für vorzugsweise Versorgung der Zeitungspapierfabriken mit Kohle, Papierholz, Zellulose usw. Sorge getragen.

Am 16. März 1921 hatte sich nun der durch Gesetz v. 3. Juni 1916 vorgeschriebene Beirat der Wirtschaftsstelle für das Deutsche Zeitungsgewerbe amtlich mit der Frage der Beibehaltung der Bewirtschaftung des Zeitungspapiers zu befassen. Er stimmte der Beibehaltung der Bewirtschaftung bis zum 1. Juli 1921 einstimmig gegen eine Stimme zu. Entsprechend den geltenden Vorschriften über die Bewirtschaftung des Zeitungspapiers wurde sodann am 21. März 1921, auf Veranlassung des Reichswirtschaftsministeriums in dessen Räumen unter dem Vorsitz des Ministerialrats Pfundtner eine Versammlung zur Verhandlung über den Papierpreis für die letzten fünf Monate und über den zukünftigen Preis vom 1. April ab einberufen. Diese Versammlung mußte vorzeitig abgebrochen werden, weil das Verhalten des Generaldirektors des Großindustriellen Stinnes, des früheren Gasanstaltsdirektors Minnoux von Essen, der zwar in Verlegereigenschaft erschienen war, aber in der unsachlichsten Weise gegen die vom Großkapital unabhängige Presse ausfällig wurde, die Verleger zum Verlassen des Saales unter Protest veranlaßte. Die Vertreter des Deutschen Zeitungsverleger-Verbands sprachen daraufhin am 22. März 1921 beim Reichswirtschaftsminister Scholz vor, bemängelten die Verhandlungsleitung des Geheimrats Pfundtner und brachten zur Sprache, daß mitgeteilt worden sei, der Ministerialrat Pfundtner habe eine hochdotierte Stellung bei der Papierindustrie in Aussicht. Ministerialrat Pfundtner gab zu, daß ihm ein Angebot gemacht worden sei, er habe darauf erklärt, er nehme es in Erwägung und wolle darüber mit seinem Minister sprechen. Ministerialrat Pfundtner hatte dies aber laut Mitteilung des „Zeitungsverlag" bis zu diesem Tage noch nicht getan.

Am 23. März fand abermals eine Sitzung statt, in der die Papierfabrikanten einen Papierpreis von 4 M pro kg gegenüber bisher 2.60 M (Friedenspreis M 0,20) forderten, d. i. 40 000 M für einen Waggon Zeitungspapier statt bisher 26 000 M. (Die Preise des Zeitschriftendruckpapieres sind um ein Vielfaches höher und auch in noch höherem Verhältnis gegenüber dem Friedenspreis gestiegen, wie denn überhaupt die Zeitschriften einen noch ungleich schärferen Existenzkampf zu führen haben.) Sie begründeten diese Forderung mit der Steigerung der Zellstoffpreise und der Frachten. Seitens der Verleger wurde demgegenüber unter Vorlage gedruckten amtlichen Materials festgestellt, daß der Preis für das Papierholz seit dem Vorjahre um etwa ein Drittel gesunken sei und noch weiter für die Monate Februar und März ein Rückgang festzustellen wäre. Des weiteren sei der Preis für das Kupfer um etwa ein Drittel gesunken, ebenso die Harz- und Schwefelpreise und schließlich auch die Preise für Wolle. Die Filzfabrikanten hätten allerdings, da sie ein festgeschlossenes Syndikat bilden, den Filzpreis nur um 20 Prozent herabgesetzt, obwohl der Wollpreis wesentlich mehr gefallen sei. Es wurde dann eine Senkung der Papierpreise durch die völlige Freigabe des Exportes, nachdem der Inlandsbedarf stets sicher zu stellen sei, zur Sprache gebracht. Die Fabrikanten erklärten sich bereit, für die Freigabe des Exportes eine Ermäßigung um 20 Pfg. für das innerhalb des gesetzlichen Kontingents bezogene Kilo Papier zu zahlen, so daß die endgültige Forderung der Fabrikanten 3.80 M für das Kilo Papier ab 1. April betrug. Am Zeitungspapierexport verdienen die Papierfabriken infolge der Valutadifferenz ungeheure Summen. Sie erzielen im Ausland bis zu 80 000 M pro Waggon und unterbieten mit diesem Preis die ausländische Konkurrenz noch um ein Beträchtliches.

Zu einem endgültigen Ergebnis über den Papierpreis führte auch diese Versammlung nicht, da Herr Minnoux, der diesmal als Vertreter der Stinnesschen Zellstoffinteressen hätte gehört werden müssen, nicht zugegen war. Bekanntlich kontrolliert Stinnes u. a. einen namhaften Teil der deutschen Zellstoffindustrie und ist so in der Lage, unrentierliche Zeitungen zu subventionieren, weil er auf der anderen Seite an den hohen Zellstoffgewinnen die Unterbilanz seiner Zeitungen, welche in einem Falle 8—9 Millionen Mark betragen soll, wieder hereinbringt.

Das Reichskabinett entschied sich nun am 26. März für Beibehaltung der Bewirtschaftung des Zeitungsdruckpapiers bis zum 1. Juli 1921, und zwar laut W. T. B. mit folgender Begründung: „Maßgebend für diese Entschließung war der Umstand, daß die künftige Entwicklung des Druckpapiermarktes infolge der durch die Sanktionen geschaffenen unklaren Verhältnisse sich nicht genau übersehen läßt. Im übrigen sprach sich auch die Mehrheit der deutschen Zeitungsverleger und der Beirat der Wirtschaftsstelle entschieden für die Fortsetzung der Kontingentierung aus."

Am 31. März versammelte sich der deutsche Zeitungsverleger-Verband in Hannover, um zu der neuen Papierpreisforderung Stellung zu nehmen. In einer wuchtigen Protestkundgebung gegen die geplante ungeheure Papierpreiserhöhung machten „die verantwortlichen Herausgeber der deutschen Zeitungen Regierung und Reichstag weiterhin feierlich verantwortlich für erzwungene Betriebseinstellung von Zeitungen und alle Akte der Selbsthilfe, zu denen die deutsche Presse greifen muß, wenn die deutsche Regierung auch hier versagt". Zu der Frage der Bewirtschaftung des Zeitungspapiers hatte die Versammlung keine Stellung genommen, da sie nur zur Behandlung der Papierpreisfrage einberufen war.

Nichtsdestoweniger überraschte das W. T. B. am 2. April, also nur 6 Tage nach dem oben erwähnten Kabinettsbeschluß für Beibehaltung der Bewirtschaftung bis 1. Juli mit folgender amtlichen Meldung: „Das Reichskabinett hat nach Prüfung der durch die Entschließung der Zeitungsverleger vom 31. März geschaffenen Sachlage beschlossen, die Bewirtschaftung des Zeitungsdruckpapiers mit Wirkung ab 1. April aufzuheben. Damit entfällt zukünftig auch die amtliche Preisfestsetzung. Die Reichsregierung wird aber auch weiterhin durch äußerste Förderung der Produktion und durch straffe Handhabung der Ausfuhrkontrolle für Zeitungsdruckpapier dafür sorgen, daß der Inlandsbedarf der deutschen Presse sichergestellt bleibt." Dieser als Brüskierung der Presse für ihre Kritik an der Regierung wirkende und bei der gegenwärtig höchst unsicheren Lage der Kohlenverhältnisse im Ruhrgebiet und in Oberschlesien geradezu unverständliche Beschluß wurde entgegen den Vorschriften des Gesetzes vom 3. Juni 1916 ohne Anhörung des Beirats der Wirtschaftsstelle und ohne jede Vorbereitung gefaßt. Gleichzeitig verlautete, daß in der jüngsten Sitzung der Außenhandelsstelle für das Papierfach der derzeitige Reichsbevollmächtigte Rechtsanwalt Lammers mitgeteilt habe, Ministerialrat Pfundtner werde zum 15. April die Stellung des Reichsbevollmächtigten übernehmen und er werde natürlich später in die Privatindustrie übernommen werden.

So der historische Hergang mit seinen grellen Schlaglichtern. Um die Tragweite des Beschlusses ermessen zu können, ist es wichtig zu wissen, daß die gesamte Produktion des Zeitungspapiers in Deutschland in nur zwei Verbänden syndiziert ist, die einen beherrschenden Einfluß auch auf die letzte Papierfabrik ausüben. Die Preisfestsetzungen sind so, daß auch die am unrentierlichsten arbeitende Fabrik noch ansehnliche Gewinne erzielen kann. Durch außerordentlich hohe Konventionalstrafen sind alle Papierfabriken an die von den Berliner Syndikaten diktierten hohen Preise gebunden, auch wenn sie auf Grund Auswirkung der freien Wirtschaft zu billigerer Lieferung in der Lage wären. Ein solcher Zustand wäre soeben angesichts des vorhandenen Papierüberflusses in Deutschland zu erhoffen gewesen. Französische Handelsfachzeitungen melden, daß der französische Papiergroßhandel augenblicklich lieber aus Deutschland beziehe, weil er dort billiger einkauft. Aehnlich liegen die Verhältnisse auf dem Papiermarkt in der Schweiz, so daß auf wiederholte Vorstellungen der schweizerischen Papierindustrie der Bundesrat mit Wirkung vom 18. März d. J. eine Einfuhrbeschränkung für alle Erzeugnisse der Papier- und Pappenindustrie, mit Ausnahme des Zeitungsdruckpapiers, durchführen mußte. In Holland mußte eine ganze Anzahl von Papierfabriken in der letzten Zeit ihren Betrieb still legen. Auch dort ist deutsches Papier reichlich auf dem Markt vertreten. Gleich günstig sind die Exportmöglichkeiten für die deutschen Papierfabriken nach Spanien, Südamerika und Argentinien.

Um nun der folgerichtig zu erwartenden Senkung der Preise auf dem Papiermarkt zu begegnen, bemühen sich jetzt die Papierlieferanten, durch eine systematische Einschränkung der Erzeugung, d. h. Verringerung des Angebots, die Preise in die Höhe zu treiben. So heißt es in einem gegenwärtig durch die Zeitungen gehenden Schreiben, das die Wides-Papierfabrik in Rosenthal-Reuß am 31. März 1921 an den Verein Deutscher Papierfabrikanten in Charlottenburg gerichtet hat: „Die Verhältnisse in der Papiermacherei lassen es dringend notwendig erscheinen, daß sofort Verhandlungen aufgenommen werden, die eine Verminderung der Erzeugung zum Zwecke haben; nur dann wird es möglich sein, daß die Papierherstellung über die durch die Marktlage entstandenen mißlichen Verhältnisse einigermaßen hinwegkommt. Die Verminderung muß aber durch die gesamte Papiererzeugung gehen, also nicht etwa einzelne Hauptsorten einschließen, weil in diesem Falle die von der Verminderung betroffenen Fabriken einfach andere Papiersorten aufnehmen würden, so daß also nicht das geringste gewonnen wäre. Wir sind der Meinung, daß es zwei Wege

gibt, dieses Ziel zu erreichen, indem entweder jeder Fabrik vorgeschrieben wird, entsprechend der Friedenserzeugung soundsoviel vom Hundert weniger in jedem Monat herzustellen oder für jede Fabrik in der Woche bestimmte Stillstandstage vorzuschreiben." Angesichts dieser volkswirtschaftlich äußerst bedenklichen Bestrebungen darf man gespannt sein, mit welchen Mitteln die Reichsregierung die versprochene Förderung der Produktion durchführen wird, nachdem sie gleichzeitig mit diesem Versprechen die Presse der Willkür der Papiersyndikate ausgeliefert hat.

Der jährliche Papierbedarf der deutschen Presse beträgt jetzt etwa 20000 Wagen. Die Mehrforderung der Papierfabriken, welche durch ihre ungeheuren Dividenden und Abschreibungen sowie die fürstlichen Gehälter in letzter Zeit geradezu berüchtigt geworden sind, beträgt nicht weniger als 240 Millionen Mark. Die Papieraufwendung der mittleren und großen Zeitungen beträgt etwa 200 bis zu 1000 Eisenbahnwagen, die Mehrbelastung beträgt also für größere Betriebe Dutzende von Millionen. Ist es denkbar, daß solche Beträge durch abermalige Erhöhung von Bezugs- und Anzeigenpreisen nochmals wieder wettgemacht werden können? Hat nicht im Gegenteil erst vor kurzem dasselbe Reichswirtschaftsministerium das Ersuchen an die Zeitungen gerichtet, allgemein die Anzeigen- und Bezugspreise zu ermäßigen, weil das notwendig sei aus innerpolitischen und außenpolitischen Gründen, und weil man der Volkswirtschaft die Vermittlung durch die Zeitungsanzeige verbilligen müsse? Haben nicht bereits bei den letzten Erhöhungen sämtliche Zeitungen in Deutschland einen noch nie dagewesenen Abonnentenrückgang zu verzeichnen gehabt? Sind nicht eben erst wieder trotz Sonderbelastung der Presse mit der Inseratensteuer die Postgebühren und Frachten auch für die Presse wieder ganz erheblich verteuert worden? Muß nicht eine Zeitung nach der andern, eine Zeitschrift nach der andern ihr Erscheinen einstellen?

Durch die Art der Kriegs- und Revolutionswirtschaft ist das Großunternehmertum wesentlich gestärkt. Wenn man verfolgt, wie bestimmte Interessentengruppen unausgesetzt Zeitungen und Zeitschriften, auch Witzblätter aufkaufen und ihren Interessen dienstbar machen, so erhebt sich doch die schwerwiegende Frage, ob es sich noch mit dem Gemeinwohl verträgt, wenn die Reichsregierung in der geschehenen Weise jeden Damm gegen die Profitgier und Interessenpolitik einreißt und die Presse schutzlos dem geschlossenen Ring der Papier- und Zellstoffabrikanten ausliefert. Schon heute besteht im Saargebiet eine eigentlich deutsche Presse nicht mehr. Eine ähnliche Entwicklung steht im Rheinland zu befürchten, wenn die Reichsregierung in ihrer Verständnislosigkeit für die Presse verharrt. Wie wäre es ohne die Presse mit Oberschlesien gegangen? Welche Kampfmittel hätte die Reichsregierung zur Aufklärung gegen unberechtigte „Sanktionen" und Verleumdungsfeldzüge des Auslands, wenn die Zeitung zu einem unerschwinglichen Luxusartikel wird? Wer bezahlt die Arbeitslosen bei den drohenden umfassenden Stillegungen selbst größerer Zeitungsbetriebe?

Für die katholische Presse ist die derzeitige Entwicklung besonders gefahrvoll, da diese von jeher am wenigsten leistungsfähig war und am meisten ihre Unabhängigkeit zu wahren bestrebt sein muß. Es wäre viel gewonnen, wenn es der katholischen Presse im Laufe der Zeit gelingen würde, eine eigene Zellstoff- und Papierfabrik in Besitz zu bekommen.

Sache des Reichstags wird es sein, durch Einwirkung auf die Preisregulierung des Zeitungspapiers, Beseitigung der Inseratensteuer und Ermäßigung der Porto- und Frachtsätze für die Presse beizutragen zu der Erhaltung und Förderung der Presse, damit diese wie bisher eine Trägerin deutscher Kultur und unabhängig von bestimmten Interessentengruppen sein kann. Nur eine leistungsfähige Presse vermag neben den gefärbten Berichten von Reuter, Havas und Stefani die Berichte eigener Auslandsvertreter zu bezahlen. Denn bei der heutigen Valuta kosten eigene auswärtige Vertreter jährlich viele Hunderttausende von Mark.

Gott, unser Ziel.

An manchem Tag, wenn meiner Sonne Licht
im grauen Erdendämmer schien zu blassen,
ging meine Seele fort aus Gottes Sicht
ziellos ins All hinaus auf dunklen Gassen.

Und schritt von Einsamkeit zu Einsamkeit,
in sich versunken, bis zum letzten Ende
und suchte schweigend, ob vom Erdenleid
sie ganz allein im All Genesung fände.

Und wenn sie von der tiefsten Nacht umfangen,
dann fasst sie jäh die Sehnsucht nach dem Licht.
Sie flieht zu Gott und birgt voll Glückverlangen
in seinem Schosse weinend ihr Gesicht — —

Franz Wetzel.

Vom Büchertisch.

Homiletisches Handbuch für Missionen, Missionserneuerungen, Exerzitien, Oktaven, Triduen und für Religionsvorträge in Standesvereinen von P. Max Kassiepe O. M. J. 1. u. 2. Aufl. 8° 474 S. ℳ 16.— und 40 Prozent Teuerungszuschlag. Paderborn, Schöningh, 1920. — Im Geleitwort dieses zweiten Bandes seines wegen der Stoffülle nunmehr auf drei Bände berechneten Gesamtwerkes stellt der Verfasser erneut die Ziele klar, die ihm dabei vor Augen schweben, durch Darbietung gut gegliederter, inhaltsreicher Entwürfe dem Seelsorger inmitten seiner vielgestaltigen Arbeit zur fruchtbaren Erfüllung des wichtigen Predigtamtes zu verhelfen. In diesem zweiten Band sind im Abschnitt 3 des Gesamtwerkes „Die Christuspredigt in der Mission", im Abschnitt 4 „Predigten über die Gebote" dargeboten. Er enthält insgesamt 471 Entwürfe zu Predigten gerade über diejenigen Gebiete, welche auch in der Pfarr- und Vereinsseelsorge sehr oft behandelt werden müssen, dazu zahlreiche Quellen- und Stoffnachweise." (Vorbemerkungen III.) Die Fülle des Stoffes nötigte zu Kleindruck, doch bleibt die Uebersichtlichkeit gut gewahrt. Homiletische Winke, die aus reicher Erfahrung geschöpft, den Teilabschnitten vorausgehen, machen dieses Werk zu einem verlässigen Ratgeber des Homileten.
O. Heinz.

Der Kreuzfahrer. Ein Spiel in vier Aufzügen von Georg Mönius, Bamberg, Görres-Verlag (Dr. J. Kirsch). Pr. 6 ℳ. — Hier haben wir den dritten dichterischen Aufstieg eines stark Begabten. Auf Mariensang („Madonnenbüchlein") ließ er Gotik-Jubelpreis („Gotik") folgen, um nun, nach einem sein eigenes Wesen kennzeichnenden Schritt ins Literarhistorisch-Kritische („Hölderlin"), die Bühne zu besteigen, sie hoffentlich demnächst zu erobern mit diesem klar und meisterhaft fest geformten Werk, das mehr auf Mysterien- und Weihe- als auf „Schauspiel" deutet. Des Stückes Widmung bekundet die eingeschlagene Richtung: „Dem Meister Paul Claudel", dem universalen Lyriker und Dramatiker, Schöpfer der berühmten Mysteriendichtung „L'annonce faite à Marie", 1912, schon nach einem Jahre als „Verkündigung" in Deutschland (Hellerau) aufgeführt. Bei Lesung des „Kreuzfahrers" überkam mich das frohe Gefühl, daß hier der Deutsche dem Franzosen an Tiefblick und Tiefschürfung bei Gestaltung des innerlich Erlebten sicher in keiner Weise nachstehe. Der erste Eindruck war und blieb: Packende Größe der Selbstdisziplin und Oekonomie bei Anwendung der einer reichen Fülle enthobenen Mittel zur Erzielung einer in ihrer kraftvollen Klarheit, Folgerichtigkeit und Uebersichtlichkeit zwingend überzeugenden Handlung und, nicht zuletzt, einer bis ins feinste begründeten und prachtvoll kontrastierenden Personenzeichnung. Das Stück ist interessant durch Stoff, Thema, Bühne, Charakteristik, Zeit- und Kulturprägung, vor allem außerordentlich anziehend durch die leuchtende Schönheit seiner an sich einfachen Sprache. Es spielt zu Brügge und Florenz, in den Tagen eines Memling und eines Savonarola. Der durch Wesen und Wesensauswirkung negative Held, ein reicher, vornehmer Kaufherr, hat neben sich eine Heldin von stiller, lauterster Größe: seine in reiner Liebe, Güte, Gottinnigkeit hoheitsvolle Gattin, die er nach acht ihn mählich mit Ueberdruß erfüllenden Ehejahren „auf ein Jahr" verläßt: als Pilger ins Heilige Land, mit der Hoffnung auf einen dadurch zu erweckenden „Herbstfrühling" in Gefühl und Leben. Zu Florenz schon macht er Halt, ergibt sich dort einem sinnenburstigen Welttreiben, einer unheiligen Minne, mit deren Gegenstand als der „neuen Herrin seines Hauses" er, gedrängt von Heimweh, nach fünf Jahren zurückkehrt. Zum Lügner und Heuchler geworden, kommt er in der Vaterstadt neu zu Ehren. Doch von der frommen Gattin, für die nun in einem auf sein ursprüngliches Geheiß von ihr erbauten Kloster „der verkümmerte Frühling ihrer Jugend späte Blüten treiben wird", wird er durchschaut; durchschaut auch von der ihm gleichfalls seelisch überlegenen Florentinerin, die, mehr und mehr gezogen durch der Verratenen lichte Vorbildlichkeit, dem Heilsquell, zunächst noch unbewußt, zuzustreben beginnt. Aber auch auf den Mann, den bisher schmählich Unbeständigen, wirkt jenes herrliche Beispiel. Mit dem Segen der Gattin tritt er, jetzt reuig und sühnebereit, zum zweitenmal die Pilgerfahrt, aber diesmal als Bußfahrt, an. — Eine Uraufführung des bedeutenden „Spieles" soll bevorstehen: durch Vermittlung der BVB-Vertriebsstelle, Bühnenvolksbund, Frankfurt a. M., Eiserne Hand 35.
E. M. Hamann.

Blüten, die der Sturm verwehte. Gedichte von Elisabeth Petermann. Herausgegeben und eingeleitet von Johannes Mayrhofer. Mit dem Bildnis der Verfasserin. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. Preis (in steifem Umschlag) 2.50 ℳ. — Diese lyrische Hinterlassenschaft einer am 19. März 1919 abgerufenen 15jährigen Begabten übermittelt ein treuer Freund der Verstorbenen und deren Familie, indem er zugleich mit warmherzigem Verständnis in Wesen, Werk und Leben der Dahingeschiedenen leuchtet. Im ganzen bietet er ein reichliches Hundert Gedichte mannigfacher Themen aus den letzten Jahren dieser lauteren jungen Kraft. Sie sind sämtlich, als Talentproben, existenzberechtigt, wenn auch selbstverständlich der Sichtung offenstehend. Ungefähr die Hälfte bezeichnete ich mir als an sich bemerkenswert, etwa ein Dutzend als in Anschauung, Empfindung und Ausdruck anziehend, zum Teil ausgesprochen schön — gewiß ein ansehnliches Prüfungsergebnis. Mayrhofers Einführung ist geeignet, dem (sehr preiswerten) Bändchen den Weg in weitere Familien- und zumal Jungmädchenkreise zu bahnen; ein Gewinn für die zu Gewinnenden.
E. M. Hamann.

Schneewittchen, ein Märchenspiel von Erika Ebert, mit teilweiser Benützung einer Märchenszene von Theodor Storm, Musik von Hugo Zuschneid. — **Musikalischer Kindergarten.** Spiel- und Tanzliedchen für die kleine Welt, komponiert von Hugo Zuschneid. — Warendorf, Verlag Franz Wulf. — Der kindliche Ton ist mit einer seltenen Sicherheit getroffen, er quillt aus echtem Gefühl und spricht deshalb unmittelbar zu jung und alt. Schneewittchen kann ohne große Schwierigkeit von Kindern einstudiert und gespielt werden und die anspruchslosen Verslein des Kindergartens werden in ihrer schlichten Eindringlichkeit von den Kindern rasch erfaßt und spielend bewältigt. Zuschneids Melodien sind von einer schlichten Natürlichkeit, wie sie heute selten ist. So einfach sich diese Musik gibt, so viel Erfindung, Frische und Liebenswürdigkeit steckt in ihr. Das ist alles kinderleicht und wirkt doch nie banal, sondern recht volkstümlich, innig und deutsch.
L. G. L.

Bühnen- und Musikrundschau.

Possarts Leichenfeier. Eine sehr stattliche Trauerversammlung hatte sich auf dem Münchener Ostfriedhof zur letzten Ehrung Ernst von Possarts eingefunden. Gekommen waren zahlreiche Bühnenkünstler, dennoch vielleicht nicht so zahlreich, wie sie Possarts fördernde Hand verspürt. Viele Bühnenleute meiden lieber den Ort der Trauer; auch aus allen Ständen drängten sich Trauergäste an die Bahre des großen Künstlers. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, der zur Possartzeit durch seine violinistische Mitwirkung im Prinzregententheaterorchester seine Teilnahme an der großen Sache bekundet, war erschienen. Das Kultusministerium vertrat der Referent für Theaterwesen, Ministerialrat Korn, auch mehrere Minister der alten Zeit waren anwesend, Oberbürgermeister von Borscht und Vertreter des heute amtierenden Stadtrates. In dem hochragenden Kuppelbau der Halle, die die alten Architekturformen Ravennas so glücklich erneuert, ist leider das akustische Problem ungenügend gelöst. Nur der Hofschauspieler Ulmer vermochte der die Worte teils verschlingenden, teils doppelt nachhallenden Ueberakustik einigermaßen Herr zu werden. Der protestantische Geistliche beschränkte sich darauf, die liebenswürdige, gütige und dankbare Persönlichkeit Possarts zu rühmen, der ein treuer Kirchgänger gewesen, die künstlerische Würdigung den anderen Rednern überlassend. Geh. Rat Zeiß, der Generalintendant der Staatstheater, zog eine Parallele zwischen Frz. v. Dingelstedt und dem allerdings weiter ausgreifenden Lebenswerke Possarts, der einer ganzen Epoche der Bühne das Gepräge seines klugen und weitschauenden Geistes gegeben habe. Er repräsentierte eine Zeit, die nach Entfaltung einer prunkvollen und doch geistig bewegten Bühnenkunst drängte. Für das Gesamtpersonal des Nationaltheaters sprach Ulmer. Er zeichnete Possart als einen von den Selbstüberwindern, die durch klaren Kopf, zäheste Willenskraft, planvoll diszipliniertes Menschentum sich das Höchste und Letzte abgerungen. Auch Raabe vom Schauspielhaus, Volkstheaterdirektor Beck, der namens des Deutschen Bühnenvereins den Kranz brachte, Oberregisseur a. D. Dr. Kilian, der für die Gesellschaft für Theatergeschichte sprach, wußten durch einzelne Züge das Bild des großen Künstlers zu ergänzen. Namens der Jüngsten sprach H. C. Müller von den Kammerspielen, der an Possart besonders den Fleiß zu schätzen weiß Auch das württembergische Landestheater und der Witwen- und Waisenunterstützungsverein des technischen Theaterpersonals ließen Kränze niederlegen. Die Maurische Musik Mozarts von Kapellmeister Heger dirigiert und ein vom Opernchor des Nationaltheaters gesungener Choral umschlossen die würdevolle Feier.

Den 70. Geburtstag feierte Frau Hartl-Mitius, die 27 Jahre in des Gärtnerplatztheaters künstlerischen Zeiten in den bayerischen und österreichischen Volksstücken die frischen Deandln verkörpert und auf den langen Gastspielreisen mit der Schönchen, Neuert und Hofpaur den Ruhm dieser bodenständigen Volkskunst in alle Welt getragen hat. Als Dichterin humorvoller Volksstücke ist Frau Hartl noch heute für die Bühne tätig; daß sie sich auch im hohen Drama versucht und auf des Königs Befehl ein Stück aus den Tagen Ludwigs XV. geschrieben hat, das unter ihrer Mitwirkung als Separatvorstellung unter dem lebhaften Beifall König Ludwigs II. in Szene ging, dürfte weniger bekannt sein. Zahlreich sind auch die Novellen und Romane aus der Feder der künstlerisch vielseitigen Frau.

Aus den Konzertsälen. Erwin Schulhoff brachte uns allerhand futuristische Werke von Schönberg u. a, für die wir eine Einfühlung nicht zustande brachten. Nur die Sachen des Franzosen Ravel vermochten uns einigermaßen näherzutreten. Gute und angenehme Eindrücke vermittelte uns der Klavier- und Violinabend von Mich. Schmid und Fritz Seiler, auch derjenige von Katharina und Paul Otto Möckel verlief reizvoll. Die Geigerin verfügt über einen schönen, vollen Ton. Ein sehr guter Geiger von nicht gewöhnlicher Technik ist Philipp Braun-Plendl; an musikalischer Persönlichkeit überragt ihn freilich Prof. Schwartz am Flügel. — Schmid-Lindner vermittelte zum ersten Male pianistische Impressionen des bekannten Malers Paul Thiem im Odeon einer breiteren Oeffentlichkeit; während gleichzeitig in Lichtbildern die Gemälde dieses Meisters sichtbar wurden und dadurch die Einheitlichkeit in der Vielseitigkeit des Schaffens dieses Romantikers offenbar wurde. Der von Dr. G. Schott geleitete Abend war außer Paul Thiem Ludwig Richter und Hans Thoma gewidmet und bot so ein Jahrhundert echtester deutscher Kunst.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Wiener Staatsoper brachte die neueste Oper von Julius Bittner. Der Text der „Kohlhaymerin" hat eine sehr naive Handlung in Biedermeierrahmen. Die Musik zeigt manch reizvolle Melodie, irrt aber von der Einfachheit der Wiener Note zu Debussy und weist Einflüsse italienischen und tschechischen Charakters auf. So zeigt das neue Werk nach Berichten den Tonsetzer nicht auf aufwärts führenden Pfaden. — Ein starkes Talent für die komische Oper beweist Albert Ziegler-Stroheker, ein Schweizer Komponist, in der in Heidelberg uraufgeführten „schelmischen Gräfin" die auf einem Verslustspiel von Immermann fußt. — „Ehezauber", ein Lustspiel von Karl Mathorn, das durch fünf Stockwerke einen lustigen Einblick gewährt, hatte in Frankfurt a. M. einen hübschen Augenblickserfolg.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Erst in den letzten Tagen zeigte der Wert der Mark einen kleinen Rückgang, da man im Auslande vielfach die Ansicht hegt, dass die kommenden deutschen Vorschläge die Aussicht auf schwere, neue Lasten zur Voraussetzung haben; aber zuvor blieb die Mark fest trotz der französischen Drohreden und allen anderen drohenden Gewittern. In der Antwort Amerikas auf das deutsche Memorandum wird den Reparationsleistungen Deutschlands die Grenze gesetzt, die Deutschland erlaube, hoffnungsvoll seine produktive Tätigkeit wieder zu beginnen. Hierauf stützt man im Auslande vielfach die Ansicht, dass Amerika doch auf irgendeine Weise vermitteln werde. Dass nach Wiederherstellung des Friedensverhältnisses amerikanische Kredite von längerer Frist in Aussicht stehen, dürfte mit einiger Sicherheit zu erwarten sein, wiewohl sich in dieser Frage die Neuyorker Bankwelt zurückhaltend äusserte und Sicherheiten zur conditio sine qua non machte. — Die Börsenwoche schloss von politischen Stimmungen gestört, aber doch mit Widerstandskraft gegen Rückgänge. Der Wochenbeginn war schon zurückhaltend gewesen, wobei neben den ausländischen Befürchtungen auch die Möglichkeit einer Kabinettskrise in Rechnung gezogen wurde. Eine Neigung zur Realisation trat auf der ganzen Börse hervor; doch fand die Ware zum grossen Teil wieder Aufnahme, sodass die Kursrückgänge zumeist gering blieben, auch gaben die erheblichen Steigerungen der fremden Valuten eine Stütze. Ganz besonders stiegen die italienische und östliche Devisen. Man glaubt, dass die Entente neuerdings sich besonders für den Balkanhandel interessiere.

Das Bayernwerk, welches in diesem Monat in eine Aktiengesellschaft mit 100 Mill. Kapital, wovon die Hälfte eingezahlt ist, umgewandelt wurde, gibt 300 Millionen 4½% Schuldverschreibungen aus, die von 1926 an zum Nennwert zurückgezahlt werden. Die Schuldverschreibungen sind durch den jetzigen und zukünftigen Besitz der Gesellschaft und durch die Bürgschaft des bayerischen Staates sichergestellt, mithin mündelsicher. Der Zeichnungspreis beträgt 98 Prozent unter Verrechnung der Stückzinsen zuzüglich Schlussnotenstempel. Die Zeichnung, die bei sämtlichen deutschen Banken, Bankgeschäften, Bankgeschäfte betreibenden Genossenschaften, den Girozentralen und Sparkassen erfolgen kann, findet vom 18. April bis 12. Mai statt; ein früherer Schluss bleibt vorbehalten. Die hohe, wirtschaftliche Bedeutung des Bayernwerkes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Es ist kaum nötig daran zu erinnern, dass es die vom Walchenseewerk und der Mittleren Isar erzeugten Energiemengen an das ganze rechtsrheinische Bayern verteilen wird. Auch für die Pfalz wird das Bayernwerk diese Aufgabe durch Vermittlung der dazwischen liegenden Länder erfüllen.

Von Bankabschlüssen liegt nun auch derjenige der Mitteldeutschen Kreditbank vor. Die riesige Steigerung der Zahlen und der Drang nach Erweiterung sind heute im Bankgewerbe typisch. Leipzig und Hamburg boten neue Stützpunkte. Mannheim wird folgen. Die Bank wies am Jahresschluss an Aktienkapital und Reserven 103,75 Mill. Mark auf gegen 69,25 Mill. vor einem Jahre. Die Gewinne auf Zinsen- und Provisionskonto, auf Effekten- und Konsortialkonto sind sehr ansehnlich gestiegen, denen die Unkosten, Gehälter und Steuern sind gewaltig angeschwollen, doch verbleibt ein Reingewinn von 16,684,460 ℳ, der den des Vorjahres um 10,9 Mill. übertrifft. Nach reichlicher Zuteilung für die Reserven wird eine Dividende von 10% vorgeschlagen. Die Aussichten des laufenden Jahres lauten weniger günstig. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank errichtet am 1. Mai eine Filiale in Ludwigshafen a. Rh. Auch hier tritt die unlängst durch die Uebernahme von Anteilen der Berliner Firma Hardy & Co. und durch die Beteiligung bei der Dresdener Handelsbank beobachtete Ausdehnungstendenz hervor.

In sensationeller Form ist von einem Gerücht die Rede, Dr. Simons habe der Entente eine Beteiligung an der deutschen Industrie vorgeschlagen, wobei die Entente Vorzugsaktien erhielte, die etwa 30% des Industriekapitals ausmachen. Es handelt sich hier um einen von französischen Blättern mit Vorliebe behandelten Plan, der nun auf einmal als angeblich deutscher Vorschlag auftaucht und für den sich zu erwärmen für uns wahrlich kein Grund vorliegt.

In Aschaffenburg fand die Eröffnung der Hafenanlagen durch die bayerische Schiffahrtsgruppe des Rhenania-Konzerns statt. Die Bavaria-Schiffahrts- und Speditions-A.-G. Bamberg—Frankfurt a. M. begann mit einem ihrer Eilmotorschiffe mit Kohlenladung für bayerische Städte den Verkehr. Damit ist der Maingroßschiffahrtsweg eröffnet. Man wird in diesen Tagen auch der vieljährigen energievollen Arbeit gedenken, mit welcher König Ludwig III. der Verwirklichung dieser grossen Binnenschiffahrtsprobleme zugestrebt hat.

Die Hamburg—Amerika-Linie nimmt nach siebenjähriger Unterbrechung die Dividendenzahlung wieder auf. Für 1919 und 1920 kommen je 8 Proz. zur Verteilung. — Die Oesterreichisch-Ungarische Bank hat den Wechselzinsfuss von 5 auf 6 Proz., den Lombardzinsfuss von 6 auf 7 Proz. erhöht. Der begünstigte Zinsfuss für Kriegsanleihe bleibt bestehen. Die Massnahme wird mit wachsender Geldknappheit begründet.

München. K. Werner.

Der Ausbau der bayerischen Wasserkraftwerke. Im Mittelpunkt des Interesses steht noch immer der Ausbau und die Verwertung der bayerischen Wasserkräfte. Die Frage des Zeitpunkts des Ausbaues ist von einschneidendster Bedeutung für das gesamte Wirtschaftsleben, für Kraft-, Wärme- und Lichtversorgung und wird dies um so mehr, je schwerer unsere Feinde ihre Hände auf die Kohlenbecken am Rhein und in Schlesien legen. In welch verständnisvoller Weise die breitesten Kreise des deutschen Volkes die Lebensnotwendigkeit einer tatkräftigen Verwertung der heute zum größten Teil noch ungenützten bayerischen Alpenflüsse erkennen, beweist die Beteiligung aus allen Schichten der Bevölkerung an der im Januar aufgelegten Anleihe der Walchenseekraftwerke A.-G. und der Mittleren Isar A.-G. Die damals zur Zeichnung aufgelegte 500-Millionenanleihe wurde in kürzester Zeit gezeichnet. Zur Krönung des Ausbaues der bayerischen Wasserkräfte wurde die Bayernwerk-Aktiengesellschaft gegründet, zu deren Finanzierung neuerdings 300 000 000 Mark zur Zeichnung aufgelegt werden. Die Anleihestücke werden wiederum zu 98% vergeben und zu 4½% verzinst. — Die Schuldverschreibungen genießen in dem Werte der Anlagen des Bayernwerkes und in der Bürgerschaftsleistung des Bayerischen Staates doppelte Sicherheit. — Durch ministerielle Verfügung wurden die hochwertigen Papiere für das ganze Reich als mündelsicher erklärt. Der Zweck des Bayernwerkes ist die Versorgung des rechtsrheinischen Bayerns und der anschließenden Gebiete mit Elektrizität. Im wesentlichen hat das Bayernwerk die Aufgabe, die großen Stromerzeugungsanlagen unter sich und mit den Hauptverbrauchsgebieten zu verbinden und die vom „Walchenseewerk" und der „Mittleren Isar" erzeugten Energiemengen an die Verbraucher zu verteilen. Die Ausdehnung des Bayernwerkes ist am besten durch die obenstehende Skizze ersichtlich. Eine eingehendere Darstellung des Werkes und seiner Aufgaben, sowie die Einzelheiten der Anleihevergebung veröffentlicht die Bayerische Staatsbank im Anzeigenteil der heutigen Nummer. Es ist erfreulich, mit welcher rastlosen Energie von seiten der Bayerischen Staatsregierung der Ausbau der Bayerischen Wasserkräfte betrieben wird und es steht zu hoffen, daß die neue Anleihe der „Bayernwerk-Aktiengesellschaft" das gleiche günstige Ergebnis der vorhergegangenen Anleihe zeitigen wird.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bilderbuch der deutschen Sprache. Von Dr. E. Wasserzieher. Kart. M. 20.—, geb. M. 24.—. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag.)

Der Fehlspruch von Versailles. Deutschlands Freispruch aus belgischen Dokumenten 1871—1914. Abschließende Prüfung der Brüsseler Aktenstücke von Oberst Bernhard Schwertfeger. M. 20.—. (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H.)

Die Diktatur. Von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf. Von Carl Schmitt-Dorotic. M. 30.—. (München 12 u. Leipzig, Duncker & Humblot.)

Petersburg 1920. Tagebuchblätter aus Sowjet-Rußland. Von Wilhelm Nemény. M. 5—. (München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co.)

Deutschlands Zukunft im Urteil führender Männer. Mit Beiträgen von Präsident des Deutschen Reiches Friedrich Ebert, Reichskanzler Konstantin Fehrenbach, Botschafter z. D. Graf Johann Heinrich Bernstorff, Präsident des Reichswirtschaftsrates Friedrich Edler von Braun, Reichsminister a. D. Bernhard Dernburg, Pfarrer Kurt Engelbrecht, Prof. Dr. Richard Fester, Obermedizinalrat Dr. Graßl, Minister a. D. Dr. Ludwig Haas, Prof. Dr Fritz Kern, Staatssekretär a. D. Dr. August Müller, Generalsekretär Dr. Karl Müller, Prof. Dr. Johannes Plenge, Prof. D. Martin Rade, Dr. Paul Rohrbach, herausgegeben von Prof Dr. Kl. Löffler. Kart. M. 15.—, geb. M. 20.—. (Verlag Heinrich Diekmann, Halle, Saale.)

Adam Müller, Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur. Mit einem Vorwort herausgegeben von Arthur Salz. — **Joseph Görres, Deutschland und die Revolution.** Mit Auszügen aus den übrigen Staatsschriften. Neu herausgegeben von Arno Duch. Mit einem Porträt. — **Aus Oesterreichs Höhe und Niedergang.** Eine Lebensschilderung. Von Auffenberg-Komarów. — **Gesammelte politische Schriften.** Von Max Weber. — **Romantischer Sozialismus.** Ein Versuch über die Idee der deutschen Revolution. Von Dr. Sigmund Rubinstein. (München, Drei Masken-Verlag.)

Der neue Portotarif ist in handlicher und übersichtlicher Form für den Geschäftsgebrauch wieder von der Ala, Vereinigte Anzeigengesellschaften Haasenstein & Vogler A.-G., Daube & Co., m. b. H., Annoncenexpedition, Karlspl. 8, herausgegeben worden und ist dort zum Preise von 50 Pfennig erhältlich.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München

Redaktion und Verlag München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 18 — München, 1. Mai 1921. — XVIII. Jahrgang.

Der Wonnemonat als Gerichtsvollzieher.

Von Albert Dettling, Jena.

Die Natur scheint sich um Geschichte und Politik nicht viel zu kümmern, sonst müßte in diesen Tagen gerade Jena, dessen Name demnächst in Paris alle Chauvinistenohren, und selbst die längsten, entzücken wird, ein trauriges Gesicht machen. Vor 115 Jahren hat ja die Schlacht bei Jena 1806 Preußen entzwei geschlagen. Aber die Saale rauscht wie zuvor gesprächig zwischen den Weiden des Erlkönigs, Burgen grüßen leuchtend von den Bergen, Blütenschnee schimmert fröhlich aus lieblichen Gärten und Hängen und die gefiederten Sänger jubeln in Lenzesluft und scheren sich um den von Briand auf den Mai angekündigten Gerichtsvollzieher in Gendarmenbegleitung einen Deut. Der Zufall will, daß ich diese Zeilen im trauten Schillergärtchen hier zu Papier bringe, da, wo der große Schwabe und Weltbürger den „Wallenstein" schrieb, und daß ich an dem alten Steintisch sitze, an dem Goethe und Schiller „so oft manches große und gute Wort gewechselt". Ah, wenn diese beiden jetzo über die Geschicke Europas verfügen könnten, der Marbacher, den der französische Nationalkonvent zum Ehrenmitglied erhob, und der Frankfurter, dem Napoleon I. die größte Schmeichelei mit dem kurzen Wort sagte: Vous êtes un homme! Sie wären jedoch mit ihrem tiefen Menschlichkeitsgefühl den modernen Napoleoniden und der Siegerkammer an der Seine nicht sonderlich genehm. Man zieht dort das patriotische Gebelfer des Exkriegsministers Lefèvre vor, der zwar weder die „Iphigenie auf Tauris" noch seine Landsmännin, „Die Jungfrau von Orleans", besungen und seine politisch-literarischen Kenntnisse im Bourbonenpalast unlängst nur damit bewiesen hat, daß er gegen die „Kreuzzeitung" als das größte katholische Blatt Deutschlands gewettert. Abbé Lemire mußte ihn daran erinnern, daß dieses Preßorgan eigentlich ein bißchen protestantisch sei.

Ein anderes Zeichen der Zeit. Am 5. Mai begeht die französische Republik den 100. Todestag des korsischen Eroberers feierlich, nachdem die Republik, die das zweite Kaiserreich geboren, es lange vermieden hat, den Namen *Napoleon* überhaupt auszusprechen. Die pompöse, in mysteriöses Blaulicht gehüllte Ruhestätte des Verbannten von St. Helena wurde zwar im Invalidendom auf Staatskosten unterhalten. Das republikanische Frankreich hielt es jedoch für weise, seinen Abstand vom Imperialismus durch beachtenswerte Zurückhaltung zu kennzeichnen. Ein Festausschuß unter Millerand hat sich gebildet. Am Kaisergrab werden der Erzbischof von Paris, Kardinal Dubois, sprechen und Marschall Foch. Vorträge finden statt, einer über das Thema: *Napoleon und der Rhein*. Und es ist durchaus logisch, daß die dritte Republik, die jetzt politisch und militärisch in die Fußtapfen der Gewalt tritt, sich amtlich am Napoleonkult beteiligt.

Die Zeit der „historischen Rückblick", in denen sich hierzulande kindlich-naive Gelehrte und selbst Parlamentarier in Weimar so häufig gefielen, ist vorbei, und vorbei ist die Zeit langer Diskussionen. Es gilt, der Lage kühl ins Gesicht zu schauen und rasch zu handeln. Die politische Atmosphäre ist mit Zündstoffen geschwängert, ernst drohend und birgt alle *Möglichkeiten katastrophaler Entladungen* in sich. An Stelle der Vernunft ist die Gewalt proklamiert. Es ist zweifellos, daß sich Frankreich, dessen Staatsschuld 300 Milliarden Francs überschritten hat, in finanzieller Notlage befindet. Es braucht Geld. Nützt es angesichts dieser Tatsache viel, auf die Lage des innen überschuldeten Deutschland hinzuweisen, das, wertvoller Provinzen, der Kolonien, des ausländischen Besitzes, der Handelsflotte und seiner Märkte beraubt, mit entwertetem Gelde arbeitet? *Gewaltsame Eintreibungen stehen bevor*, wenn nicht irgendein Mittel gefunden wird, sie abzuwenden. Und es gibt denkende Menschen, die behaupten, daß der *Fortbestand des Deutschen Reiches in seiner jetzigen Gestalt dabei gefährdet sei.*

Als der französische Ministerpräsident im Senat über die Orientfrage interpelliert wurde, fiel der bedeutsame und leider wenig beachtete Satz aus offiziellem Munde: Die früheren Vereinbarungen seien *zugunsten Englands geändert worden, weil kompensatorisches Interesse vorlag.* Jeder politisch Geschulte mußte sofort verstehen, was das bedeutet. Wenn nun auf eine offiziöse Reutermeldung und im Westminster Lloyd George selbst den Geheimvertrag, von dem die „Vossische Zeitung" sprach, zurückwies, so ist es für jeden Eingeweihten klar, daß Besprechungen mit gegenseitigen Zusagen stattgefunden hatten. Am 5. April hat sich der anpassungsfähige *Briand*, dessen melodischer Bariton schon so manche Perle streute und dessen anfängliche Versöhnungstaktik vor der „Siegerkammer" und den wilden Drängern wie Poincaré und den noch wilderen wie Daudet die Segel strich, zum Staunen aller als wilder Militarist entpuppt. Er will seine Hand auf das entwaffnete Deutschland niedersausen lassen und den deutschen Michel am Kragen fassen. Weiß nicht jeder Vernünftige auf dem Erdenrund, daß wir die bis 1. Mai verlangten 12 Milliarden in Gold einfach nicht haben und sich auch kein Staat findet, der sie leiht. Ganz abgesehen von der technischen Unmöglichkeit, eine Finanzoperation solchen Umfangs in dieser kurzen Frist durchzuführen. Das Briandsche Wortbild erinnert an Wendungen wie „zerschmettern", an das „trockene Pulver", das „geschliffene Schwert" und die „eisengepanzerte Faust", die in Europa seinerzeit kein besonderes Wohlwollen auslösten. Woher diese Empörung? In dem deutschen Memorandum an die amerikanische Regiernng stand ein Satz, der die Lunte ans Pulverfaß setzte und wonach Frankreich den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete nur langsam zu betreiben scheine und an dem schnellen Verschwinden der Ruinenwüste kein reges Interesse zeige. Manche finden diesen Hinweis ausgezeichnet, andere aber sind der Meinung, daß die Berliner Wilhelmstraße den bekannten Sinn für Völkerpsychologie wieder einmal gründlich vermissen ließ. Ich selbst glaube, daß es weit bessere Taktik gewesen wäre, das (wie noch vieles andere) auf dem Wege einer intelligent geleiteten Propaganda zu sagen. Natürlich, man müßte sie zuerst haben. Es ist für den, der mit der Denkweise des Auslandes vertraut ist, klar, daß Washington selbst bei gleicher Auffassung eine derartige Anschuldigung eines der Verbündeten mit gemischten Gefühlen aufnahm. Die Blätter des französischen Großunternehmertums (*Loucheur*, der gallische Stinnes hat allein schon 2 Pariser Zeitungen unter seinen Einfluß gebracht) und des französischen Militarismus spien Feuer und Flamme. Der „*Temps*", das Organ der Hochfinanz, in dem der früher so ruhig wägende Publizist Jean Herbette die Nachfolge des bekannten Exdiplomaten Tardieu antrat, und der jetzt mehr denn je im Nationalismus wühlt, nannte diesen amtlichen Zweifel am Aufbaufleiß den „Gipfel der Unverschämtheit". Ob zwar auch beim Vertrauensvotum trotz der vorausgegangenen Beifallsstürme 100 Senatoren (= 1/3 des Senats) sich der Abstimmung enthielten, erzielte der französische Kabinettschef die fast ungeteilte Zustimmung der Presse. Der „*Figaro*" hält den Augenblick bereits für gekommen, da der

Gewinn der deutschen Großindustrie für Frankreich abfließe. Man sieht aufs neue, daß diese Zeitung von einem weltfremden Mitglied der Academie française zurzeit geleitet wird, wenn es glaubt, daß die Arbeiterschaft des Ruhrgebiets den Wechsel in der Betriebsleitung eher mit Wohlwollen entgegennehmen werde. Der Herausgeber des sonst sehr gemäßigten „Eclair", Herr Buré, Briands Freund, kündet: „Deutschland muß jetzt bezahlen oder es wird exekutiert". Selbst das vorsichtige und Sprüngen ins Dunkle stets abgeneigte „Journal des Débats" stellt in Aussicht, daß Deutschland der Drohung für den 1. Mai nicht entgehen wird. Ich habe hier nur eine kurze Auswahl von Blättern verschiedener Richtung und verschiedenen politischen Temperaments wiedergegeben als typisch für die Gesamtstimmung jener gewaltigen Macht, die sich in der Presse verkörpert. Die Albernheiten der vom Hetzapostel Daudet geleiteten „Action Française", die sich in heftigen Angriffen auf Briand ergeht, da er zu schonend mit Deutschland verfahre, kann man übergehen. Nur zwei Preßorgane haben ihre Stimme warnend erhoben: die demokratische „Ere Nouvelle" (eine junge Zeitung von nicht sehr großem Einfluß) und das Gewerkschaftsblatt „Le Peuple", das etwa 1 1/2 Millionen Arbeiter vertritt. Es bezeichnet die Senatsrede als Kriegserklärung. Briand habe den Säbel geschwungen und ein Kampflied hinausgeschmettert. Er habe den Wiederaufbau als innere Angelegenheit betrachtet, obgleich Simons nicht ohne Recht bemerkt habe, es handle sich um ein internationales Problem, von dem der Weltfriede abhänge. Merkwürdig: „Le Populaire", das Blatt der Mehrheitssozialisten, und „L'Humanité", das Kommunistenorgan, hatten sich in Schweigen gehüllt.

Die unlängst in Amsterdam abgehaltenen Arbeiterkongresse haben in einer Erklärung gegen die Pariser Beschlüsse mit staatsmännischer Klugheit Stellung genommen. Und da dort zum guten Glück keine geschulten Diplomaten das Wort hatten, wurde „die Basis gegenseitiger Hilfe" als einzige Rettung aus dem Chaos festgelegt. Das System der Sanktionen wird verworfen, das schiedsrichterliche Verfahren gefordert und vor allem deutsch-französisches Zusammenarbeiten am Wiederaufbau. Am 1. Dezember 1920 gehörten etwa 24 Millionen Arbeiter dem internationalen Gewerkschaftsbund an (8 1/2 Mill. Deutsche, 6 1/2 Mill. Engländer, 2,3 Mill. Italiener, 1 1/2 Mill. Franzosen, 700 000 Belgier usw.). Diese Ziffer mag inzwischen auf rund 28 Millionen gestiegen sein. Die gewaltige Stimme solcher Massen wird man auf die Dauer nicht überhören können. Die einhellig gefaßten Amsterdamer Beschlüsse klangen daher wie ein verheißendes Friedenswort. Zur Stunde sind sie aber weiter nichts als eitel Illusion. Selbst in England erregte die Rede des Arbeiterführers und Abgeordneten Thomas Aufsehen, als er in der Zweiten Lesung die Annahme der Sanktionen empfahl. Diese Haltung ist um so rätselhafter, als sich in der Unterhausdebatte als einziger Optimist nur Lloyd George erwies. Auch die englische Völkerbundsliga, an deren Spitze der bekannte Lord Robert Cecil steht, wird vorläufig nichts vermögen. Sie hat zwar in ihrer Denkschrift bemerkenswerte Gedankengänge entwickelt. „Niemand", heißt es da, „auch der Sieger nicht, darf in der eigenen Sache Richter sein. Geht es denn über den Menschenwitz, Schiedsgerichte einzusetzen, die uns geben, was wir brauchen?" Optimistisch mußte auch neulich ein Telegramm des in Paris erscheinenden „New-York-Herald" stimmen. Dieses einflußreiche und oft in die Beziehungen zwischen Amerika und Frankreich eingreifende Blatt des verstorbenen Gordon Benett, das ein eigenes Kabel nach Neuyork besitzt und nun dem amtlichen Washington nahesteht, hat ebenfalls die Festsetzung des Schadenersatzes durch ein unparteiisches Schiedsgericht befürwortet. Ich erfahre von gut unterrichteter Seite, daß auch der Staatssekretär Hughes diese Ansicht vertreten soll. Aber ich vermute, daß das Maß von Energie, das diese Ansicht stützt, nicht sehr stark ist. Amerika ist nicht nur allen Verwicklungen mit Europa abgeneigt, es pflegt auch die Verbindung mit den Verbündeten weiter.

Briand fühlt sich also vorläufig Herr der Lage, macht ausgiebigen Gebrauch davon und weist jedwede Vermittlung mit einer bei ihm völlig verblüffenden Schroffheit zurück. Und sein Kriegsminister, der schnaubende Nationalist Barthou erklärt im Luxemburgpalast mit einiger Eitelkeit, daß er die gefährliche Ehre habe, die Hand zu führen, die Deutschland am Kragen fasse. Ist es ein Zufall, daß der 80jährige Clemenceau, der inzwischen in Indien so ganz unkollegialisch 2 Tiger erlegt hat, wieder auf dem Plan erscheint und seinen ersten Artikel mit: „In die Politik zurück" bezeichnet? Er paßt in den Rahmen. Tardieu aber, sein bester Versailler Gehilfe, ließ vor kurzem ein Buch über den Friedensvertrag erscheinen, das allen Chauvinisten einen Willkomm bedeutet. Der Vertrag, heißt es da, sei der Alliierten Vorrecht auf allen Besitz und auf alle Hilfsquellen des Deutschen Reichs. Bisher sei nichts getan worden, diesen Vorzug zu verwerten. Der Vertrag bestimme weiter, daß der deutsche Besitz in Rußland, Oesterreich, China, Bulgarien, Ungarn und in der Türkei (also 12—15 Milliarden) liquidiert werden solle. Diese Liquidation sei nicht erfolgt. Der Vertrag sehe ferner das Recht vor (Art. 241), alle gesetzlichen Bestimmungen zu verlangen, die notwendig seien, all das durchzuführen. Der Handelsredakteur des „Manchester Guardian", Herr Karr, der wie kaum ein anderer die Psyche der englischen Kaufmannschaft kennt, glaubt zwar, daß die Sanktionen in spätestens 6 Monaten zusammenbrechen. Aber er fügt vorsichtig hinzu: „Europa steht am Scheideweg. Handel und Industrie auf der einen Seite, Politik auf der anderen. Siegt die Politik, dann sind wir verloren."

Preußen und das Reich.

Von Prof. Grebe, Osnabrück, M. d. Pr. L.

Der Ausschuß der deutsch-hannoverschen Partei nahm in seiner Sitzung vom 10. April d. J. einstimmig folgende Entschließung an: „Die deutsch-hannoversche Partei wird die Abstimmung nach §§ 18 und 167 der Reichsverfassung zum erstmöglichen Termin unter selbstverständlicher Berücksichtigung der außenpolitischen Lage des deutschen Vaterlandes erstreben. Auch bei dieser Gelegenheit erklärt die Partei, daß die unverbrüchliche Liebe und Treue zum deutschen Vaterlande wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft die oberste Richtschnur ihres Handelns sein und bleiben wird." Zu gleicher Zeit wußte das „Berliner Tageblatt" von „gutinformierter Seite" zu melden, daß der Reichsminister des Innern einen Gesetzentwurf vorlegen werde. der das Verfahren bei der Ausführung des Artikels 18 der Reichsverfassung regele. Diese beiden Nachrichten erinnern daran, daß die innere Gliederung des Deutschen Reiches noch nicht unbedingt abgeschlossen, daß den Ländern ihr Gebietsumfang durch die Reichsverfassung nicht gewährleistet ist. Nach Ablauf einer zweijährigen Sperrfrist, die mit dem 11. August d. J. zu Ende geht, können Gebietsänderungen oder Neubildung von Ländern auch ohne die Zustimmung der beteiligten Länder vorgenommen werden. Diese Bestimmung der Reichsverfassung bedeutet zweifellos den stärksten Eingriff in die Selbständigkeit der Länder. Nicht einmal ihres Gebietes sind sie unbedingt sicher; das Reich behält sich vor, unter bestimmten Bedingungen eigenmächtig die Grenzen eines Landes zu ändern. Begreiflich wird die Aufnahme einer solchen einschneidenden Bestimmung in die Reichsverfassung nur durch die eigenartige Stellung, die Preußen im neuen Reiche einnimmt, denn tatsächlich wird nur Preußen von ihr berührt, mag sie auch rechtlich für alle Länder gelten. Der Gedanke einer Neugliederung des Reiches entsprang der veränderten staatsrechtlichen Grundlage des neuen Reiches. Der Bismarcksche Reichsbau beruhte auf einem Vertrage der Regierungen der Einzelstaaten. Es war deshalb undenkbar, daß an dem Gebietsumfange eines Staates gegen seinen Willen durch das Reich etwas geändert werden konnte. Diese rechtliche Grundlage des Reiches wurde durch die Revolution beseitigt. Die Dynastien, deren Schöpfung die Einzelstaaten waren und die durch Vertrag der mächtigsten unter ihnen mit der Kaiserwürde die Reichsleitung übertragen hatten, waren ebenfalls verschwunden. Es blieb nur das Volk mit seinen Stämmen. Das Gefühl der Volkseinheit verlangte die Erhaltung der Reichseinheit. „Das deutsche Volk einig in seinen Stämmen" gab sich daher selbst die neue Verfassung. Der Idee nach hatten die Länder im Rahmen des Reiches nur Raum als Stammesländer. Die geschichtlich gewordenen Länder aber waren meist als Schöpfungen ihrer Herrscherhäuser durch Sprengung der alten Stammeseinheit entstanden. Es lag nahe, daß die Nationalversammlung nach einem Wege suchte, um Stämmen, die in einem andern Lande aufgegangen waren, die Bewegungsfreiheit als Land im Rahmen des Reiches zurückzugeben. So entstand der Artikel 18 der Reichsverfassung. Selbstverständlich kann man

eine mehrhundertjährige Entwicklung nicht einfach rückgängig machen. Länder, deren Bewohner sich als Einheit fühlen, wird man nicht teilen, auch wenn sie verschiedenen Stämmen angehören. In Bayern wohnen neben Bayern noch Schwaben, Franken, Pfälzer, aber sie fühlen sich alle als Bayern. Von einer Neugliederung kann hier keine Rede sein, denn es fehlt die eine Voraussetzung: der Wille der Bevölkerung. Bei der Zusammenlegung von Ländern kommt der Artikel 18 nicht in Frage. Der Wille der Bevölkerung führt hier allein zum Ziel wie die Vereinigung Koburgs mit Bayern und der Zusammenschluß der thüringischen Kleinstaaten beweist. Anders steht es mit der Aufteilung eines Landes. Dieser Fall kann nur für Preußen praktisch werden, denn in Preußen allein sind die Vorbedingungen des Artikels 18 gegeben: „ein überragendes Reichsinteresse" und der Wille der Bevölkerung.

Preußen hat auch nach der Revolution noch eine besondere Stellung im Reiche. Das zeigte sich auch bei der Bildung der preußischen Regierung. Der Reichspräsident griff wiederholt in die Verhandlungen ein, und die Reichstagsfraktionen, namentlich die sozialdemokratische, wirkten offensichtlich auf die Haltung ihrer Parteifreunde in Preußen ein. In Bayern besteht eine bürgerliche Regierung, in Sachsen eine rein sozialistische. Die Reichsleitung fühlt sich dadurch nicht beengt. Allgemein ist man jedoch überzeugt, daß zwischen den Regierungen im Reich und in Preußen möglichste Uebereinstimmung wünschenswert ist. Preußen umfaßt trotz der schweren Einbuße, die ihm der Friede gebracht hat, immer noch mehr als Viersiebentel der Gesamteinwohnerzahl Deutschlands. In seiner Hauptstadt hat die Reichsregierung ihren Sitz, es verfügt in der Verwaltung über den gewaltigen Beamtenapparat, der dem Reiche fehlt. Seine Sicherheitswehr ist nicht geringer an Zahl als die ganze Reichswehr. Im Bismarckschen Reiche war Preußen als anerkannte Vormacht der Träger der Reichsgewalt. Ein Gegensatz zwischen den beiden Großmächten war ziemlich ausgeschlossen, die Reichsregierung konnte sich stützen auf die Macht Preußens. Insofern war ein starkes Preußen notwendig für ein starkes Reich. Heute ist die Lage ganz anders. Rechtlich ist Preußen ein Land wie alle andern. Es hat keinerlei Vorrechte mehr. Nun zeigt sich aber bereits, daß die Existenz eines zweiten Großstaates neben und in dem Reiche zu mancherlei Reibungen und Unzuträglichkeiten führt. Reichsminister des Innern Koch legt in einem beachtenswerten Aufsatz der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" (Nr. 158, Beiblatt vom 6. April ds. Js.) in längeren Ausführungen die Schwierigkeiten dar, die sich bislang schon aus dem Nebeneinander von Preußen und Reich herausgestellt haben. Als Behelfsvorkehrungen, „die geeignet sind, der endgültigen Lösung die Wege zu ebnen und die sich aus dem Dualismus ergebenden Schwierigkeiten abzumildern" schlägt er zunächst eine weitgehende Dezentralisation Preußens vor. Die Bestimmung der Reichsverfassung, daß die Hälfte der preußischen Stimmen im Reichsrat auf die Provinzen übertragen werden soll, weist schon auf den Weg einer solchen Dezentralisation. Weiter empfiehlt der Reichsinnenminister wieder eine engere Verbindung zwischen dem Reich und Preußen.

„Am erwünschtesten würde es mir erscheinen, wenn das Amt des Reichskanzlers wiederum mit dem Amte des Ministerpräsidenten verbunden würde oder wenn wenigstens das Amt des preußischen Ministerpräsidenten mit dem des Vizekanzlers vereint würde. Ist das nicht erreichbar, so sollte das Ministerium des Innern als das politisch am meisten interessierte Ministerium gemeinschaftlich sein. Beides erscheint aber zurzeit unerreichbar. Alsdann sollte wenigstens dadurch, daß ein Minister ohne Portefeuille beiden Kabinetten angehört, für eine engere Fühlung Sorge getragen werden."

Ferner empfiehlt er, daß Preußen sich im Reichsrat und in den wichtigen Reichsratsausschüssen durch einen eigenen Minister vertreten läßt, und daß ebenso ein eigener Reichsminister gegenüber dem Reichsrat die Stellung der Reichsregierung wahrt.

„Setzt sich mein Vorschlag wegen der Personalunion von Reichs- und preußischen Ministern durch, so würde diese Personalunion sich in erster Linie auf die obengenannten Ministerposten des Reichs und Preußens beim Reichsrat zu beziehen haben. Vereinigen sich diese beiden Aemter in einer Person, so ist diese ein Verbindungsmann ersten Ranges zwischen Preußen und dem Reich, der einen großen Teil der Schwierigkeiten schon im Keime ersticken kann."

Dr. Koch gibt selbst zu, daß seine Vorschläge keine großzügige Lösung bedeuten. Er mag aber auch recht haben, wenn er sagt, daß man „einem durch Krieg und Revolution betroffenen, zum Spielball feindlicher Willkür gemachten und gegen jede große Reform mißtrauisch gewordenen Volke" heute keine großzügige Lösung empfehlen könne. Die Ausführungen des Reichsinnenministers zeigen aber doch, daß Preußen durch die Weimarer Verfassung dem Reiche noch nicht organisch eingefügt ist. Angesichts der demnächst ablaufenden Sperrfrist für eine Neugliederung des Reiches ist darum ein sachliches Eindringen in diese Frage notwendig. Mit Schlagwörtern wie: „Rückfall in die Kleinstaaterei, ein starkes Preußen ist die beste Stütze des Reiches" ist nichts getan. Bei einer Neugliederung würden auch eine Reihe von Kleinstaaten in den neuen Gebilden aufgehen. Die Gesamtzahl der Länder würde verringert, eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Größe der einzelnen Länder erreicht, der Großstaat verschwinden. Gerade die Stärkung der Reichseinheit muß das Ziel bei der Lösung dieser Frage sein. Theoretisch zeichnet Dr. Koch das Problem Preußen sehr treffend also:

„Preußen ist kein deutscher Stamm, es ist auch kein so begrenztes Land wie die andern, es ist ein Großstaat, zusammengehalten weniger durch Gründe geographischer Art oder der Stammesgleichheit, als durch eine ruhmvolle Ueberlieferung und eine auch heute noch machtvolle Organisation. Friedrich der Große hat mit Recht gesagt, er habe die „nation prussienne" geschaffen. An der Fiktion, als ob Preußen ein Land sei wie die andern, krankt die ganze Reichsverfassung. Die radikale Lösung hätte nur in der Zerschlagung Preußens in mehrere Länder und der Eingliederung dieser Länder in das föderalistisch aufgebaute Reich oder in der Zusammenfassung des Reichs zu einem Einheitsstaate liegen können. Diese beiden Lösungen sind nicht so weit voneinander entfernt, wie es der Schlagwörter-Politiker glaubt, namentlich, wenn er Unitarismus mit Zentralisation verwechselt. Beide Lösungen aber waren bei Erlaß der Reichsverfassung undenkbar; die eine mußte an den preußischen Gefühlen, die andere an süddeutschen Stimmungen scheitern. Es blieb also keine Möglichkeit, als die Reichsverfassung mit dieser Fiktion aufzubauen."

Die Verquickung der Neugliederung mit der Frage des Einheitsstaates ist willkürlich und schädlich. Sie entspringt dem Bestreben, eine solche Regelung Preußen schmackhafter zu machen. Einheitsstaat ist ein Schlagwort, das nur Mißstimmung weckt. Man sollte sich deshalb darauf beschränken, das Ziel sachlich zu zeigen. Die Reichseinheit wollen alle Stämme, auch eine starke Reichsgewalt. Da kein Land mehr als Vormacht Träger und Stütze der Reichsgewalt ist, muß diese in sich gefestigt sein. In diesem Rahmen aber soll den Stämmen ihre Bewegungsfreiheit bleiben. Die Weimarer Verfassung ist vielleicht in der Zentralisation schon zu weit gegangen. Das scheint auch Dr. Koch anzunehmen, denn er schreibt:

„Wenn die Reichsleitung nicht ersticken soll in der Fülle ihrer Aufgaben, wenn die Verantwortlichkeit des Reichsministeriums nicht zum Schein werden soll, wenn in allen Teilen des Reiches gesunde Entwicklung einsetzen und freudiges Verständnis für den Reichsgedanken wachbleiben soll, so muß das Reich seine gesetzgeberischen und verwaltungstechnischen Aufgaben auf ganz andere Weise dezentralisieren wie bisher."

Er sieht aber in Preußen in seiner jetzigen Gestalt ein Hindernis für diese notwendige Dezentralisation:

„Es bedeutet aber heute keine wahre Dezentralisation, wenn das Reich die Regelung und Handhabung an die Länder abgibt; denn Preußen fängt diese Aufgabe seinerseits ab und regelt sie für den größeren Teil des Reichs doch wieder in zentralem Sinne."

Preußen umfaßt eben mehrere Stämme, die sich das Gefühl ihrer Eigenart bewahrt haben. Diesen wird ihr Recht auf Eigenleben genommen, wenn Preußen als Stammesland behandelt wird.

Bei Erlaß der Weimarer Verfassung waren die Schwierigkeiten, die sich einer endgültigen Regelung des Problems „Preußen und das Reich" entgegenstellten, noch unüberwindlich. Man begnügte sich, im Artikel 18 die Möglichkeit einer Lösung festzulegen und schob die Erledigung um zwei Jahre hinaus. Heute sind die Zeitumstände vielleicht noch ungünstiger als damals. Die Stimmung für eine Neugliederung ist am stärksten in Hannover und im Rheinlande. In der Rheinprovinz stehen aber noch fremde Truppen. Die Besetzung weiteren deutschen Gebietes ist in drohende Nähe gerückt. Unter solchen Verhältnissen eine Abstimmung durchzuführen, ist äußerst bedenklich. Die Frage kann aber nur als Ganzes in Angriff genommen werden. Auch eine Einwendung, die Dr. Koch erhebt, ist nicht von der Hand zu weisen:

„Die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands bringen eine so gewaltige Umorganisation mit sich, daß es verhängnisvoll wäre, gleichzeitig noch eine neue politische Reform größten Stiles durchzuführen."

Man wird sich deshalb vorläufig wohl darauf beschränken müssen, Verständnis für diese Frage zu wecken und einer endgültigen Lösung den Boden zu bereiten.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

War es nicht wie Anfang Oktober 1918? Damals überraschte Prinz Max von Baden Volk und Volksvertreter mit dem Waffenstillstandsgesuch, das in Form einer Bitte um Vermittlung an den Präsidenten Wilson gerichtet war. Es war ein letzter Ausweg vor dem Untergang. Viel später stellte sich heraus, daß die Lage nicht ganz so hoffnungslos gewesen, wie man sie damals erscheinen ließ. In der vergangenen Woche hat sich Deutschland wieder an Amerika gewandt, daß es zwischen ihm und seinen Partnern von Versailles bis London vermittle. Es war wieder ein letzter Versuch nach langen, fruchtlosen Bemühungen. Die Reichsregierung gab sich gar nicht sonderlich Mühe, das zu verschleiern. Dr. Simons legte dem Reichstag am 22. April grausam nüchtern vor, was uns seit London mißlungen ist, um wieder zu Verhandlungen zu kommen. Vielleicht nahm uns aber die Entente gerade übel, daß wir dabei „auch, und sogar in erster Linie", an eine Vermittlung Amerikas dachten. Sie sah darin einen Versuch, als wollten wir uns nochmals unseren Verbindlichkeiten entziehen. Denn die Angst drüben war nicht gering, Harding könne für den deutschen Standpunkt Verständnis haben. Der 1. Mai, der Verfalltag, rückt näher. Auf dem gewöhnlichen diplomatischen Weg ist, wie Simons sagt, nicht an Amerika heranzukommen. Wir befinden uns ja noch im förmlichen Kriegszustand mit ihm. So entschloß sich das Reich, die am 21. April veröffentlichte Note abzusenden. Sie sucht Vermittlung nach, um die Summe festzustellen, die Deutschland den verbündeten Mächten schuldet. Harding soll die Zustimmung der Verbündeten herbeiführen. Deutschland erklärt feierlich und vorbehaltlos, die Summe zahlen zu wollen, die der Präsident der Vereinigten Staaten nach eingehender Prüfung als recht und billig befinden sollte. Es verpflichtet sich, seinen Schiedsspruch, wie immer er laute, buchstäblich und dem Geist nach zu erfüllen. Die Note ist von Fehrenbach und Simons gezeichnet. — Die Presse hatte nur wenige Stunden, der Reichstag gar keine Gelegenheit, diesen Schritt für sich zu besprechen. Dr. Simons konnte in der gleichen Rede, in der er von ihm berichtete, die amerikanische Antwort mitteilen. Die Regierung der Vereinigten Staaten lehnt das Amt als Schiedsrichter ab. Sie wünscht aber, durchdrungen von dem Ernst der Frage und selbst stark an ihrer gerechten Lösung interessiert, eine sofortige Wiederaufnahme der Verhandlungen und hofft ernstlich, die deutsche Regierung werde schnell solche Vorschläge formulieren, die eine geeignete Grundlage zu Verhandlungen bieten. Dann will Amerika in Erwägung ziehen, die Sache der Aufmerksamkeit der verbündeten Regierungen in einer für diese annehmbaren Weise zu empfehlen. — Die deutsche Regierung war nun nach Dr. Simons überzeugt, daß sie Vorschläge machen mußte bis an die Grenze dessen, was das deutsche Volk für Zwecke der Wiedergutmachung leisten kann. Um so mehr, als wir fast das ganze Ausland (also auch die Neutralen) gegen uns haben. — Die Rede des Außenministers wurde nicht sehr günstig aufgenommen. Die Hast in der ganzen Sache — nicht einmal die Parteiführer sollen von dem Gesuch an Amerika rechtzeitig vorher unterrichtet worden sein — hat natürlich geschadet. Doch es war wohl tatsächlich keine Zeit mehr, den Boden zu bereiten.

Auf die Antwort von Washington gingen am Montag, den 25. April deutsche Vorschläge zur Wiedergutmachung an Amerika ab. Ein großzügiger Plan zum Wiederaufbau Nordfrankreichs war schon vorher dem Wiedergutmachungsausschuß der Entente eingereicht worden. Er wurde veröffentlicht, die Vorschläge an Amerika dagegen blieben auf Wunsch der Regierung der Vereinigten Staaten zunächst geheim. Deshalb konnte Dr. Simons am Montag dem Reichstag nicht, wie eigentlich vorgesehen, darüber berichten. Dagegen beschäftigte sich das Haus mit zwei Interpellationen zur Außenpolitik, die von der USP und den Deutschnationalen eingebracht waren. Letztere hatten ihren besten Außenpolitiker vorgeschickt, Dr. Hoetzsch. Er übte scharfe Kritik an der Handlungsweise der Regierung. Das Telegramm an Amerika nannte er würdelos. Warum habe Dr. Simons keine Verbindung mit den Volksvertretern gehalten und den Auswärtigen Ausschuß nicht einberufen? — Es ist bekannt, daß auch die Deutsche Volkspartei mit Dr. Simons sehr unzufrieden war. Gegen Ende der Woche sprach man von seinem Rücktritt. — Am Montag wurde die Gesamtlage nicht ohne Hoffnung betrachtet. Harding scheint allen Anzeichen nach ernstlich bemüht, zur Wiederaufnahme der Verhandlungen zu helfen und brauchbare deutsche Vorschläge zu erwirken. Die Zusammenkunft von Lloyd George und Briand in Lympne an der englischen Küste am 23. und 24. April zeitigte keine festen Beschlüsse. Lloyd George setzte dem französischen Drängen nach Gewalt einen mindestens passiven Widerstand entgegen. Man kam überein, den Obersten Rat auf den 30. April einzuberufen. An der Sitzung soll auch Amerika teilnehmen. Es tritt also wieder in die europäische Politik ein, was als sehr bemerkenswert zu verzeichnen ist. So wird vielleicht ein Ausweg gefunden und die Katastrophenpolitik der französischen Militärpartei verhindert. Ihre Gier nach dem Ruhrgebiet — „Wer la Ruhr hält, hält Deutschland" schreibt General Castelnau im „Echo de Paris" — erregt in England und Amerika manchen Anstoß.

Preußen hat nun, da es Stegerwald nicht gelang, ein parlamentarisches Kabinett zu bilden, ein Geschäftsministerium bürgerlicher Prägung erhalten. Das Gerede von „Bindungen" veranlaßte Stegerwald, sein Amt in die Hände des Landtages zurückzugeben und sich nochmals wählen zu lassen. Dabei erhielt er 227 von 371 Stimmen. — Am 22. April stellte sich das neue Kabinett dem Landtag vor. Der Ministerpräsident behält das Wohlfahrtsministerium bei. Inneres hat Dr. Dominicus, Finanzen Saemisch, Handel und öffentliche Arbeiten Fischbeck. Dr. am Zehnhoff bleibt Justizminister. Unterricht und Kultus übernimmt Dr. Becker, Landwirtschaft Warmbold. Die Programmrede Stegerwalds zeigte ihn als Politiker des positiven Aufbaues auf breitester Grundlage. Manches erinnert an seine Rede von Essen 1920. Uns will bedünken, Stegerwalds Essener Programm paßt in der Tat besser für einen Staat als für eine Partei oder Volksbewegung. Für letztere ist es nicht tief genug begründet, der Staatsmann aber muß eine möglichst breite Front hinter sich schaffen, um das zu erringen, was der Augenblick erheischt. Natürlich sprach Stegerwald noch viel allgemeiner als in Essen. Er erntete auch den Beifall fast des ganzen Hauses, nicht nur als er die äußere Politik in den knappen Satz faßte: ein einmütig Zusammensteh'n mit dem festen Entschluß, den Friedensvertrag zwar nach Möglichkeit zu erfüllen, sich aber als Nation nicht vernichten noch versklaven zu lassen. In der Aussprache bekämpften die Sozialdemokraten den Ministerpräsidenten scharf. Er blieb ihnen jedoch die Antwort nicht schuldig: Wie soll ein Parlament von 428 Köpfen sich unter den Willen von 114 beugen? Auch der Eindruck nach außen muß in Rechnung gestellt werden. Es gibt für uns nur zweierlei, Zusammengehen mit Sowjetrußland oder mit den kapitalistischen Kräften anderer Länder. — Für Stegerwald und für jeden vernünftigen Menschen ist hier die Wahl nicht schwer. Das neue Kabinett erhielt schließlich ein Vertrauensvotum mit 216 gegen 130 Stimmen.

Der Aufruhr in Mitteldeutschland kam nochmals zur Sprache, als der Reichstag einen Antrag der radikalen Linken auf Aufhebung der Ausnahmeverordnungen und Sondergerichte zu besprechen hatte. Die Mehrheitssozialisten wollten sich mit Abänderung der Sondergerichte begnügen. Auch ihr Redner, der Abg. Fischer, bestätigte die Wahrheit der Berichte, die von den Brandstiftungen, Mordtaten und Leichenschändungen der Banden des inzwischen verhafteten Hölz vorliegen. Der Schutzpolizei wurde von fast allen Parteien Dank und Anerkennung gezollt, zugleich vermerkt, daß ihre Bewaffnung, in die uns die Entente beständig hineinredet, ganz ungenügend sei. — Im Sächsischen Landtag verweigerten die bürgerlichen Parteien den sozialistischen Ministern die Gehaltsbewilligung, da die Regierung, vom Wohlwollen der Kommunistischen Partei abhängend, sich als reine Klassenregierung erweise. Die Sozialdemokraten verhinderten einen Beschluß durch Verlassen des Saales.

Es ist in Tagen, wie heute, peinlicher als je, alte Schuld wieder zu erörtern. Wir müssen jedoch hinweisen auf einen neuen Federstreit über das Scheitern der päpstlichen Friedensvermittlung 1917. Der „Tag" brachte unlängst einen Auszug aus einem Aufsatz von P. Leiber S. J. in den „Stimmen der Zeit" (Januar 1921) mit der deutlichen Absicht, „Erzbergers Friedensentschließung" für das Mißlingen der Versuche Papst Benedikts XV. verantwortlich zu machen. P. Leiber nahm selbst in der „Germania" vom 16. April (Nr. 188) Stellung gegen den „Tag". Jetzt ergreift auch Erzberger das Wort: „Neues zur päpstlichen Friedensvermittlung im Jahre 1917; „Das Ende einer deutschnationalen Fälschung" („Germania" vom 22. April, Nr. 203). Er führt aus, daß besonders die von Deutschland bis zuletzt ver-

säumte, vom Papst dringend und deutlich gewünschte Erklärung, Belgien wiederherzustellen, lange nach der Friedensentschließung den päpstlichen Friedensversuch habe scheitern lassen. Der Aufsatz bringt manches Neue, wie er verspricht, und bestätigt im wesentlichen, was für jeden Einsichtigen feststand, die schwere Schuld des Kabinetts Michaelis durch des Reichskanzlers „Wie ich es auffasse“ und sein Ausweichen in der belgischen Frage. Die Friedensentschließung für sich wird und bleibt wohl auch in Zukunft selbst in Zentrumskreisen verschieden bewertet. Wenn P. Leiber auch seinen Satz: „Die inneren politischen Vorgänge im Deutschen Reich vom 9.—20. Juli 1917 verschoben vollständig die Grundlage, auf der Benedikts XV. Vermittlung aufgebaut war“, nicht restlos beweisen kann, so ist es Erzberger wohl auch nicht gelungen, ihn ganz zu widerlegen. Selbst die Eingeweihtesten vermögen heute noch nicht alles zu übersehen, was damals zu unserem Unheil zusammenwirkte.

Die Volksabstimmung in Tirol am 24. April über den Anschluß ans Deutsche Reich ergab bei über 90 Prozent Stimmbeteiligung 130 000 Stimmen (98 vom Hundert) für den Anschluß.

Das katholische Frankreich von heute.

(Nach einer Unterredung mit Herrn Jacques Rocafort, Professor der Sorbonne.)

Von Dr. Max Uebelhoer.

Falls man nicht einer gewissen Völkerpsychologie bar ist, wird man nach einigen Wochen des Aufenthaltes in Paris rasch gewahr, daß das nachkriegerische Frankreich nicht mehr ganz das gleiche ist, wie jenes vor der Weltkatastrophe. Dieser Wechsel kann auf vielen Gebieten festgestellt werden, und gewiß nicht zuletzt auf dem der Teilnahme des französischen Katholizismus oder besser des katholischen Frankreich am politischen Leben des Staates. Immerhin ist es für einen Fremden, und wäre er auch vor dem Kriege jahrelang in Frankreich gewesen, wohl besser, wenn er sich bei der Betrachtung eines derart vielseitigen Problems lieber auf das Urteil von beteiligter französischer Seite, als auf sein eigenes verläßt. Wir haben in dieser Hinsicht so viele Fehler begangen, und diese sind uns so teuer zu stehen gekommen, daß man auch auf diesem Gebiet am besten diejenigen sprechen läßt, die es wirklich wissen.

Ich habe mich deshalb an einen meiner vorkriegerischen Bekannten gewendet, an Herrn Professor Jacques Rocafort. Wer sich für die Geschichte des Katholizismus im zeitgenössischen Frankreich interessiert, wird ohne jeden Zweifel auch diese Persönlichkeit kennen. Herr Rocafort nimmt zwar heute an den aktiven Strömungen im französischen Katholizismus nicht mehr teil, aber er hat eine große Rolle im Streit der Gläubigen um die von Pius X. dem französischen Klerus gegebenen Richtlinien gespielt, Richtlinien, die, wie man weiß, nicht immer mit allzu großer Bereitwilligkeit aufgenommen und befolgt wurden. Dauernde Zeugen für diese Rolle sind mehrere geschichtliche und gut belegte Werke über diese Epoche, deren letztes übrigens soeben erschienen ist und den Titel „Les Résistances à la Politique religieuse de Pie X.“ führt. Andere hervorragende Arbeiten des gleichen Verfassers behandeln pädagogische und moralische Probleme, ich nenne hier nur noch die beiden von der französischen Akademie preisgekrönten Werke „L'Education morale au Lycée“ und „La Morale de l'Ordre“. Herr Rocafort empfing mich mit der alten Höflichkeit, wir hatten über unser Thema eine lange Unterredung, und ich glaube, es ist das beste, so getreu als möglich das Wesentliche dieser Aussprache hier wiederzugeben:

Im Ausland sollte man nie vergessen, daß Frankreich ein durch und durch katholisches Volk ist. Frankreich ist katholisch infolge seines Temperamentes, seiner Vergangenheit, seiner Sitten, seiner Erziehung, seiner Art, zu leben und zu sehen, es ist katholisch durch seine Geschichte und durch seine Kunst, es hat den Katholizismus im Blut. Und man darf wohl sagen, daß es in diesem Sinne immer katholisch bleiben wird. Die Tatsache, daß Frankreich auch die Heimat der Voltaire und Anatole France ist, ändert nichts an dieser Wahrheit. Selbst diejenigen, die sich als Atheisten bekennen und also nicht mehr glauben, können sich nicht davon lossagen, Kinder eines durch und durch katholischen Volkes zu sein. Die Zahl der zivilen Heiraten und Begräbnisse ist ganz unbedeutend. Der Fremde zweifelt oft an dieser Tatsache deshalb, weil die politische Vertretung dieses Volkes in der Kammer während der letzten vierzig Jahre oft eine nicht-katholische Mehrheit gehabt hat. Hierauf ist zu antworten, daß die Kammern nicht immer ein genauer Spiegel eines Volkes sind, sondern oft ein Leben neben dem Volke führen. Und dann improvisiert man nie ein Volk, sehr oft aber die Wahlen, und dies ist auch ein Unterschied.

Wie muß man aber erklären, daß der französische Katholizismus nicht jene Rolle gespielt hat, die ihm wirklich zukommt? Nun wohl, das ist hauptsächlich der Fehler derjenigen, die die Führer sind, es ist der Fehler der katholischen Generalstäbe aller Art, die der feindlichen, kräftigen und wohlgeleiteten Organisation der Freigeister und der Freimaurerei keine gleichwertige Verteidigung und Organisation entgegenzustellen wagten. Diese Führer ließen es an der Freude am Kampf fehlen, sie waren nicht gerne aktiv, sondern in der Hauptsache nur oratorisch, sie fürchteten nichts mehr, als der regierenden Macht unbequem zu werden. Dies verursachte die Unterschätzung der Kraft des katholischen Frankreich. Der Katholizismus ist eine Schule des Gehorsams, der Gläubige ist fügsam, er verlangt geführt zu werden. Aber wenn die Losungen nicht gegeben werden oder sich widersprechen, dann bleiben eben die Truppen bewegungslos.

Die gegenwärtige Kammer scheint zunächst zu beweisen, daß sich die Zeiten geändert haben. Es ist eine Kammer der Linken, aber sie ist zugleich unzweifelhaft konservativ, und das will in Frankreich auch katholisch heißen — erwähnen wir hier nur die Tatsache, die so beredt ist, daß mehr als sechzig französische Parlamentarier die Reise nach Rom unternommen hatten, um an den Feiern für die Heiligsprechung der Jungfrau von Orleans teilzunehmen.

Woher kommt dieser Wechsel? Es wäre falsch, ihn als Folge jener religiösen Bewegung der Jahre 1914 und 15 zu erklären, die man ein wenig schnell als „katholische Wiedergeburt“ getauft hat. Nein, diese Bewegung war vorübergehend und oberflächlich. Sie wurde hervorgerufen durch das religiöse Bedürfnis des nach der Front eilenden Soldaten, durch das der Verwandten, die für ihn beteten. Ferner gibt es in Frankreich heute nicht mehr Katholiken wie früher, und auch nicht weniger, da die Elsaß-Lothringer die vom Krieg gerissenen Lücken ausfüllen. Immerhin sind viele Katholiken besser geworden, unter ihnen herrscht eine stärkere Einigkeit vor, ein christlicheres Leben denn früher.

Der Wandel, wie er sich durch die Kammer ausdrückt, ist also unabhängig von der Zahl der Katholiken und auch unabhängig von der Führung der französischen Katholiken, die ebenso schwächlich und gleich anarchisch wie früher geblieben ist. Dieser Wandel ist verursacht durch die heute vorherrschenden Umstände. Während des Krieges herrschte in Frankreich die „Union sacrée“, deren einziges Ziel der Sieg war. Diese Union wurde seit der Beendigung des Krieges von einer intelligenten Regierung aufrechterhalten, aber sie bekam naturgemäß ein anderes Ziel, nämlich dasjenige, das erschöpfte Land wieder zu kräftigen und wiederherzustellen, eine gewaltige Aufgabe, zu deren Bewältigung alle Kräfte notwendig sind, und vor allen anderen diejenigen, die man früher daran verhindert hatte, an dem politischen Leben Frankreichs teilzunehmen. Anderseits haben viele Katholiken wieder Mut gefaßt, da sie sich durch diesen neuen Geist beschützt und gestützt fühlen und da sie ferner wissen, daß die Regierung unsrer Tage besseres zu tun hat, als die alten antiklerikalen und kleinlichen Streitereien wieder auszugraben. Aus diesen Ursachen also ist der Wechsel zu erklären. Und so sehen wir auch, wie die früher verjagten Kongregationen aus ihrer Verbannung in Belgien, England, Spanien und Italien ruhig wieder zurückkehren. Die patriotische Regierung drückt beide Augen zu.

Eine Folge dieses Wandels ist die Wiederaufnahme der Beziehungen mit dem Vatikan, die von der neuen Kammer gewollt und von dem Senat wahrscheinlich auch genehmigt wird, obgleich diese politische Körperschaft nicht die gleiche Erneuerung erfahren hat, wie das Palais Bourbon. Diese Wiederaufnahme wird sich allerdings auf Fragen der äußeren Politik beschränken (Syrien, Marokko, die neu erworbenen Kolonien), und nichts mit denjenigen der inneren Politik in Frankreich zu tun haben, so zum Beispiel nichts mit den Schulgesetzen und den anderen „Eroberungen“ antiklerikaler

Natur. Die besten unter den Katholiken werden dies nur bedauern. Denn sie hätten die Wiederherstellung des religiösen Gedankens im Inneren Frankreichs, in der Schule und im Staat mindestens ebensosehr gewünscht, wie das, was man in Marokko und Syrien zu tun die Absicht hat. Sie hätten für den Heiligen Stuhl etwas mehr gewollt, als nur die Rolle für die geistige Ausfuhr. Aber schließlich muß man eben damit zufrieden sein, da der Liberalismus sich daran genügen läßt, und dann ist unläugbar immerhin ein Fortschritt gegenüber früher festzustellen.

Die Wiederaufnahme der Beziehungen mit dem Vatikan kommt aber auch für Elsaß-Lothringen in Betracht. Die französische Regierung hat den Vatikan nötig, um die religiöse Organisation dieser beiden Provinzen derjenigen des übrigen Frankreichs anzupassen. Das kaiserliche Deutschland hatte die alte religiöse Organisation ziemlich intakt gelassen, diejenige, die vor 1870 in Kraft gewesen war, und nun heißt es, diese umzuwandeln, damit sie in den Rahmen der Organisation des Frankreich von heute eingegliedert werden kann. Schon anläßlich der Ersetzung der beiden Bischöfe von Straßburg und von Metz mußte sich die französische Regierung an den Vatikan wenden, wobei hier erwähnt sein mag, daß die Lothringer die Abberufung des deutschen Bischofs von Metz, des Msgr. Benzler, mit achtungsvollsten Kundgebungen der Sympathie für diesen Kirchenfürsten begleitet haben.

Der Schluß also ist, daß Frankreich fortfahren wird, eine gut katholische Nation zu sein, und daß ferner seit Kriegsende die katholische Religion von den öffentlichen Gewalten verhältnismäßig viel besser behandelt wird, denn zuvor. Warum soll hier nicht zugefügt werden, daß hierin vielleicht ein Hinweis auf die künftigen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland liegt? Sobald der Friedensvertrag einmal ausgeführt ist, wäre es wünschenswert, daß die beiden Völker nicht mehr einen ewigen Krieg miteinander führen. Haben die Natur und die Geschichte zwischen die beiden Völker nicht ein Gebiet geschoben, das ja ohne Zweifel ein deutsches ist, in dem man aber für Frankreich Sympathien und Verständnis findet, nämlich die Ufer des Rheins? Die Rheinlande sind nicht nur eine Schranke, sondern auch ein Bindeglied, und dies ist die Auffassung der meisten kultivierten und vernünftigen Elemente in Frankreich. Und wenn man in Deutschland neben dem wirtschaftlichen Interesse auch die geistigen Mittel berücksichtigen würde, um aus den Rheinlanden ein Gebiet der Vermittlung und der gegenseitigen und so notwendigen Bürgschaft zu schaffen, so wäre unter diesen geistigen Mitteln der Katholizismus, der den Rheinländern und Frankreich gemeinsam ist, sicherlich das beste. Es gibt keine geeigneteren Stätten, um sich wieder zu treffen, als die Kathedralen, die Dome.

Nachwort der Schriftleitung: Wir geben unseren Lesern gern diese Ansichten eines gelehrten französischen Katholiken bekannt. Was er über Elsaß-Lothringen und die Rheinlande sagt, entspricht natürlich nicht ganz unserer Art, die Dinge zu betrachten. Wir würden darüber gern einem Rheinländer das Wort erteilen. Die innerpolitischen Wünsche der französischen Katholiken, besonders für die Schule: „schließlich muß man eben damit zufrieden sein", dünken uns mehr als bescheiden. — Wenn es von der Ausführung des Friedensvertrags abhängen soll, daß Deutschland und Frankreich keinen ewigen Krieg mehr miteinander führen, so steht diese Sache sehr schlecht. Denn der Friede von Versailles ist unausführbar. Leider sind gerade katholische Franzosen, z. B. im „Echo de Paris", vielfach seine härtesten Anwälte.

Findling.

Wir fordern reine Wahrheit von der öffentlichen Presse. Die Presse hat die herrliche Aufgabe, als Fackelträgerin des Lichtes dem Geistesleben der Menschheit zu dienen und über den Lauf der Welt zu unterrichten. Die Presse ist in dem Maße eine Grossmacht des Segens, als sie unbestechlich in der Wahrheit ihr oberstes Gesetz erkennt, in dem Maße eine Grossmacht des Fluches, als sie den Leidenschaften der Leser und den Stimmungen der Gasse dient, dem Brot zuliebe die Wahrheit opfert und das Wahrheitsempfinden des Volkes vergiftet. Eine Pressezensur wird trotz aller Pressefreiheit für alle Zeiten bestehen bleiben müssen, die Pressezensur des 8. Gebotes.

Kardinal-Erzbischof Dr. Mich. v. Faulhaber, Fastenhirtenbrief 1921.

Fünfte Karitas-Rede für die Deutschen.

Gehalten von Rev. G. Sellinger, Pfarrer der St. Matthäuskirche in Buffalo, N. Y., in der Hamgari-Halle.

Vorwort der Schriftleitung: Unvergänglicher Dank gebührt den Katholiken der Vereinigten Staaten von Nordamerika für die materielle und moralische Hilfe, die sie dem schwer leidenden Deutschland und übrigen Mitteleuropa leisten. Vor kurzem brachte die Presse wieder folgende Nachricht: Prälat Rempe, Generalvikar der Erzdiözese Chicago, bereist als Vertreter der Bischöfe Amerikas zurzeit Deutschland und Oesterreich. Bei seinem Aufenthalt in Freiburg besuchte er die Zentrale des deutschen Karitas-Verbandes und hielt dort eine Rede, aus der die „Germania" folgendes mitteilt: In der Ueberzeugung, daß die deutschen Katholiken noch einer besonderen Hilfeleistung durch ihre amerikanischen Glaubensbrüder bedürfen, haben bereits zahlreiche amerikanische Bischöfe große Sammlungen veranlaßt. In der Diözese Chicago beläuft sich der Ertrag auf 100 000 Dollar, in St. Louis auf 70 000 Dollar. Mehrere der größeren Diözesen Amerikas haben die Unterstützung dem European Relief-Committee überwiesen, an dessen Spitze Herbert Hoover steht. Man höre meist nur von Quäkerhilfe sprechen. Diese einseitige Betonung, als ob die Hilfe hauptsächlich von den Quäkern käme, ist für die Katholiken und für alle, die nicht Quäker sind, eine große Ungerechtigkeit. Die Verteilung der gesammelten Gelder wird von Wien aus stattfinden. Die bisherige Sammeltätigkeit wird nicht genügen. Wir werden wahrscheinlich in den Vereinigten Staaten einen Verein zur Unterstützung der notleidenden deutschen Katholiken gründen. (Eigener Drahtbericht des „Bayer. Kurier" vom 8. April 1921.) Heute bieten wir den Text einer Rede, die ein amerikanischer Priester für die deutsche Not gehalten hat. Unsere Leser kennen ihn aus dem tiefempfundenen Gedicht: Das deutsche Lied in Buffalo (Nr. 8 S. 86). Rev. G. Sellinger wirkt auch in der deutschen und englischen Presse Nordamerikas in Vers und Prosa als feuriger Anwalt des leidenden und bedrängten Deutschland. Die gegenseitige Liebe der ersten Christen, die das Erstaunen der heidnischen Welt war, möchte er erneuern. „Lieben wir einer den andern?" fragt eins seiner Gedichte In der folgenden Rede tritt er auch mannhaft gegen die Schuldlüge und die „Schwarze Schmach" auf.

Eine edle Gestalt streckt immerfort ihre weißen Hände aus; mit feuchtem Auge mahnt sie uns an unserer Lieben Leid in der unvergeßlichen Heimat. „Mitleid" ist ihr Name und „Wohltun" der Name ihres Kindes.

Heute darf ich zum fünften Male öffentlich reden vor treuem Volke. Ich will das alte Banner „Schwarz-Weiß-Rot" vor euren Augen entfalten; von dem neuen Banner kann ich nicht sprechen, weil ich es nicht kenne.

Hier auf der Bühne sehe ich das Banner des deutschen Liedes, umsäumt mit Eichenlaub, und beginne deswegen mit dem Motto:

„Dem Land der Eichen,
Was es auch schied,
Blieb Einheitszeichen
Das deutsche Lied."

Ich will aber das Motto steigern:

„Dem Land der heiligen Eichen,
Was immer es mag scheiden,
Bleibt innig Einheitszeichen
Das unnennbare Leiden."

Schwarz. Im Buche Sirach lesen wir die Frage über die Größe des Weltalls: „Wer hat sie ausgemessen, die Höhe des Himmels, die Breite der Erde, die Tiefe des Abgrundes? Die Antwort bleiben wir schuldig. Und ebenso bleiben wir die Antwort schuldig auf die Frage: „Wer hat sie ausgemessen die Tiefe des Abgrundes der dämonischen Bosheit von Versailles? Wer kann ausmessen die Breite des Leidens im deutschen Vaterlande?" Niemand vermag es. Dennoch will ich mit schlichten Worten, die freilich wie Hammerschläge auf einen hohlen Sarg darniedersausen, vom Leid unserer Lieben reden.

Vor einigen Wochen kam meine Haushälterin weinend von einem Kaufladen heim; als ich nach der Ursache ihrer Tränen fragte, gab sie mir zur Antwort: Eine Frau habe dort einen Brief von ihrer Schwester in Deutschland vorgelesen; unter anderem las sie: „Glaube mir, liebe Schwester, ich gehe am Abend zu Bette mit dem sehnlichsten Wunsche, daß ich am Morgen nicht mehr erwache. Denn Hunger und Fieber stieren mich an immer von neuem."

Ich habe von dem Elende des Hungers im „Volksfreund" einiges veröffentlicht; der Hunger machte einen Studenten, der neben meinem Neffen in einem Hörsal der Universität Heidelberg saß, wahnsinnig; man mußte ihn mit Gewalt ins Irren-

haus bringen. Auf dem Kirchhofe derselben Stadt wollte der Hunger hervorwühlen, was ein Grab verschloß.

Durch Hunger geht nicht allein der Leib zugrunde, sondern auch der Geist. Das ist's ja, was das Geldnarrenvolk der Engländer und die Raubtierpolitik der Franzosen mit diesem Hungerelende bezwecken wollen — den deutschen Geist zu zermalmen. Das kommende Geschlecht der Deutschen soll entarten, minderwertig werden.

In Germersheim hat ein französischer Geistlicher den schwarzen Soldaten verboten, den hungernden Kindern Brot zu geben — weil nur der tote „Boche" ein Vorteil für Frankreich sei — unglaublich, aber wahr. Kann es noch schwärzer werden für die Bevölkerung auf dem linken Rheinufer?

Ich habe meinem ehemaligen Kaplan, Rev. P. Huesges, zurzeit Pfarrer in seiner Heimatdiözese Köln, gebeten, er sollte, wenn er in der Heimat glücklich angekommen, meine Lieben in der Rheinpfalz besuchen. Im Februar 1920 wollte er meine Bitte erfüllen. Er kam aber nur bis zur hessischen Stadt Alzey, von wo er schleunigst wieder umkehrte. Er fand Alzey ohne Licht, ohne Kohle und man bedeutete ihm, in der Rheinpfalz sei es noch schlimmer.

Noch dunkler! Mädchen und Frauen werden für angebotenes Brot zu Falle gebracht. Brechen Verhungernde auf der Straße zusammen, zieht der Tod engere Kreise um sie, dann stehen schwarze Bestien herum und — lachen. Das haben die Schwarzen, die wilden Naturvölker, nicht aus sich, das haben sie sicherlich von Paris gelernt.

Am schwärzesten: Wenn Fieber und Hunger ihre Umarmungen nicht lockern, kommt die Verzweiflung. Ein Freund von draußen, bisher trotz allen Leidens ein Optimist, schrieb mir, gepackt von der Verzweiflung: „Sollen wir wirklich durch die Engländer und Franzosen ausgerottet werden, dann helft uns beten, daß es bald geschehe!" — Wohin wir unser Auge richten, überall Herzeleid. Dennoch finden wir etwas Lichtes, Liebes.

Weiß. Die Unschuld leidet. Man hat Deutschland alle Schuld am Weltkriege aufhalsen wollen; man hat Prozesse angekündigt, um die Schuldigen zu strafen. Umsonst! Die Welt weiß es heute, daß die dunklen Mächte, die an Deutschlands Ruin arbeiteten und noch arbeiten, diese drei sind: Der Neid des Geldnarrenvolkes, der Haß der Raubtiere und der Geldsack der Kapitalisten aller Länder. Mit diesen drei im engsten Bunde stand und steht Lüge und Verleumdung.

Unschuldig leiden deswegen Kinder und Eltern; unschuldig leiden die noblen Kämpfer, die über vier Jahre sich edel gegen eine Welt von Feinden gewehrt haben; unschuldig leiden auch die Führer, die weiter nichts als ihre Pflicht erfüllt haben.

Und nun zu einem andern Punkt, den die Welt bislang kaum beachtet hat. Die deutsche Nation kennt keine Franktireurs, nie wollte sie etwas vom feigen Meuchelmorde wissen. Die düsteren Schandtaten des Meuchelmordes suchen und finden wir bei den anderen, deren Namen ich nicht anzuführen brauche. Groß, wahrhaft groß steht die deutsche Nation da in diesem Punkte, ja einzigartig groß. Die schwarzen Wächter der Deutschen können ruhig schlafen, der deutsche Zivilist tut ihnen hinterrücks nichts zuleide. Diesem edlen Duldervolk müssen deshalb alle Herzen entgegenschlagen. Die unschuldigen Dulder verdienen es tausendmal, daß die erbarmende Liebe ihnen hilft. Um die Abgründe des menschlischen Leidens zu füllen, hat uns Gott die Liebe gegeben.

Rot. Draußen herrscht der harte Winter des Leidens; hier bei uns der Frühling der Liebe:

„Kein Zweiglein gibt's, es hat ein Blatt,
Und jedes Blatt ist grün;
Und zwischen Blatt und Zweiglein hat
Ein Blümlein auch zu blüh'n.
Ist wo ein Menschenherz so arm,
Daß sich's nicht freuen kann,
Geh', Frühling, lind're seinen Harm,
Und lächl' es selig an!"

Eine Frühlingshand könnte nicht viel leisten; aber wenn Millionen Frühlingshände sich rühren, kann Gewaltiges geleistet werden.

Als kleiner Range bin ich einmal an einem Sonntag nachmittag in den Fichtenwald gegangen mit anderen bösen Buben. Wir fanden einen großen Ameisenbau. Lustig sprangen wir über den Hügel der geschäftigen Kleinen und am Ende unserer Kurzweile zerstörten wir ihn; wir rissen ihn mit Aesten auseinander, um das Innere zu sehen, ohne unsere Untat zu bedenken. In der darauffolgenden Nacht konnte ich nicht schlafen; ich sah sie, die Armen, die wir gequält, ich hörte sie klagen, daß ich ihr Haus zerstört. Mit einem Rechen schlich ich mich am frühen Morgen aus dem Hause, um den Ameisen das Haus wieder aufbauen zu helfen. Zu meinem großen Erstaunen fand ich den Hügel, wie er vor unserem Zerstörungswerk gewesen. Eine Ameise hat das nimmer vermocht, auch nicht tausend, wohl aber Hunderttausende. Und so wollen wir zusammenarbeiten wie Millionen geschäftiger Ameisen. Noch befinden wir uns im Unterholz der christlichen Liebe; wir müssen höher hinauf in den Hochwald der Karitas.

„Nur eine Liebe gibt's, die kann nicht fehlen,
Nur eine Liebe, aller Liebe Kern;
Das einzig mächt'ge Band für alle Seelen,
Die stille, treue Liebe für den Herrn."

Der Meister hat es gesagt: „Was ihr dem Geringsten der Meinigen getan, das habt ihr mir selbst getan."

Der selige Petrus Canisius und unsere getrennten Glaubensbrüder.

Von Hermann Huber, S. J.

Auf den 8. Mai d. J. fällt der 400jährige Geburtstag eines Mannes, der in die Geschicke der katholischen Kirche Deutschlands ebenso tief als segensreich eingegriffen hat, des seligen Petrus Canisius. Wie von selbst drängt sich die Frage auf: Wie werden sich die Protestanten zu diesem Feste stellen? Wird der klingende Name begrabenen Groll nicht von neuem aufdecken? Werden sie nicht mit dem Gefühl der Bitterkeit und Verachtung eines Mannes gedenken, der ihnen nur als ein maßloser Fanatiker seiner Idee, als ein rücksichtsloser Verfechter seiner Ueberzeugung bekannt ist? Und doch hat der edle Glaubensheld nichts mit jenem unbesonnenen Hetzer gemein, als welcher er in der Gedankenwelt des Protestantismus fortlebt. Mögen die folgenden Zeilen dartun, daß der heldenmütige Vorkämpfer der deutschen Katholiken nicht mit dem scharfgeschliffenen Schwert der Schmähsucht und Gewalt, sondern mit den leuchtenden Waffen der Liebe stritt.

Canisius war wohl ein Priester, der mit unerschrockener Offenheit und echt apostolischem Freimut seine heilige Kirche verteidigte, und deshalb nimmt es nicht Wunder, daß sich sein Bild in den Reihen seiner Gegner im Laufe der Zeiten zu seinen Ungunsten verschob. Aber was er als treuer Sohn seiner Kirche für Pflicht und Schuldigkeit hielt, das war nicht von eigenmächtigen, unedlen Absichten getragen. Freimut und Festigkeit standen im Dienste der Königin, im Dienste der Liebe. Wohlwollen, Mitleid und Herzensgüte, das waren die gottgezeugten Waffen, zu denen er am liebsten griff. Wir dürfen unsere getrennten Brüder nicht hassen und verfolgen, wir müssen für sie beten, leiden, opfern, ihnen Gutes tun, diese Gesinnung spiegelt sich in Wort und Schrift wider.

Im heißen Gebete erfleht Canisius selbst die Bekehrung der Protestanten, in Predigten, Unterweisungen und Privatgesprächen will er auch anderen die Wichtigkeit des Gebetes recht ins Herz hineinschreiben. Diesem seinen Eifer setzt er die Krone auf, indem er den heiligen Ignatius v. Loyola, seinen ersten Ordensgeneral, dazu bestimmt, für alle von der katholischen Kirche abgetrennten Brüder in der ganzen Gesellschaft Jesu heilige Messen und Gebete vorzuschreiben.

Ein aufsehenerregendes Ereignis tut die zarte Rücksichtnahme des Seligen gegen die Anhänger der Lehre Luthers dar. Eines Tages wird er nach Straubing gerufen. Er soll dort durch eine zündende Predigt dem Vordringen der neuen Lehre Einhalt tun und so den durch einige abgefallene Priester entstandenen Schaden wieder gutmachen. Alle erwarten von dem gewandten Kanzelredner eine Brandrede gegen die Abtrünnigen. Aber welches Erstaunen! Canisius tut des vorgefallenen Aergernisses kaum eine Erwähnung. Er spricht vom Leiden Christi und will, des Erlösers Liebe schildernd, die ersterbende Glut der Liebe in den Herzen der Gläubigen zu neuem Leben erwecken. Der Eindruck seiner Predigt übersteigt alle Erwartung. Der herzogliche Berichterstatter glaubt seinem erlauchten Herrn von der „hervorragenden, hochlöblichen Bescheidenheit" des gefeierten Apostels Mitteilung machen zu müssen; die ehrwürdige Donau-

stadt aber sieht noch heute in ihm ihren Retter in der Not (Riß: Der sel. Petrus Canisius. Freiburg 1865, S. 242—244).

Eine höchst ehrenvolle Ausnahmsstellung nimmt Canisius unter den Schriftstellern der damaligen Zeit ein. Es gehörte zum Geist jener Tage, in apologetischen Werken einen polternden Ton anzuschlagen und auch mit „Formen der Höflichkeit“ nicht zu geizen. Und doch, wie fremd stand der edle Ordensmann einem solchen Treiben gegenüber! Unter seinen ungezählten Werken, angefangen von seinen kleinen Erbauungs- und Unterweisungsbüchlein bis zu seinem weltberühmten Katechismus und der bedeutenden, umfassenden Verteidigungsschrift: „Erörterungen über die Fälschung des Wortes Gottes“ (2 Bände) findet sich kaum ein Wort, durch das sich die Gegner mit Fug und Recht verletzt fühlen könnten. „Wenn ich die Feder zur Hand nehme“, so teilt er in einem Briefe vom 22. April 1559 dem Jesuitengeneral Laynez mit, „so hoffe ich wenigstens an Liebe und Güte die meisten zu übertreffen, die, ich weiß nicht welch ungestüme Herzensergüsse in ihre Werke hineintragen, durch dieses Heilverfahren aber eher verletzen als heilen.“ Auf eine maßvolle, wohlwollende Sprache dringt er mit derselben Entschiedenheit auch anderen gegenüber, mögen auch die Protestanten immerhin von ihrer herausfordernden und kränkenden Redeweise und von böswilligen Verleumdungen nicht ablassen.

Ein junger Theologe, Wilh. Lindan mit Namen, späterer Bischof von Roermond, sendet ihm einige Schriften zur Durchsicht ein. Canisius schickt sie mit folgenden Ausführungen zurück: „Gelehrte Männer sind mit mir der Ansicht, daß hier manches milder ausgedrückt werden könnte. Sie bringen allerlei unzutreffende Anspielungen auf die Namen Melanchthons, Kalvins und anderer Männer. Das mag für Schönredner passen, aber Gottesgelehrte unserer Tage sollten sich nicht an solchen Redensarten ergötzen. Mit derartigen Arzneien heilen wir die Kranken nicht, sondern schlagen nur um so tiefere Wunden. Beherzt, würdevoll und nüchtern muß man die Wahrheit verteidigen; dann wird uns soweit möglich auch von Außenstehenden ein gutes Leumundszeugnis ausgestellt werden.“ (De Ram: „Sammlungen zum Zwecke der Geschichte der Universität Löwen“ 1852 Nr. 15, S. 144—152). Noch schärfer tadelt er das Verhalten seiner eigenen Mitbrüder, wenn ein liebloser Ton in Schriften angeschlagen wird. In heiliger Entrüstung meldet er dem Pater General Merkurian: „Pater Gregor überschreitet in der Tat die Grenzen der Bescheidenheit in seiner Fehde mit dem Lutheraner Hoerbrand. Er hat schon zwei Schriften gegen ihn herausgegeben, jetzt soll eine dritte folgen. Ich verstehe nicht recht, welchen Vorteil solche Zänkereien bringen.“ Ueber einen anderen Ordensgenossen, Pater Torres, den er selbst zur Abfassung eines Werkes über die Beschlüsse des Konzils von Trient veranlaßt hatte, berichtet er nach Rom: „Wäre P. Torres in Deutschland, so würde er die von uns Getrennten nicht so beißen und verdammen.“ Er fügt hinzu, daß er auf eigene Faust sich erlaubt habe, verschiedene Stellen milder zu fassen. Das sind Zeugnisse, die eine deutliche Sprache reden und eines edlen Mannes würdig sind.

Als hervorragender Redner und scharfsinniger Theologe war Canisius bei Religionsgesprächen und Reichstagen sowie bei den hochbedeutenden Versammlungen des Konzils von Trient eine tonangebende Persönlichkeit. Wer aber glaubt, Canisius habe diese Gelegenheit benutzt, um über seine religiösen Gegner herzufallen, sieht sich getäuscht. Wohl scheute sich der mutige Verteidiger seiner Kirche nicht, mit klarer, unanfechtbarer Beweisführung auf die offensichtlichen Widersprüche der gegnerischen Behauptungen hinzuweisen, wohl legte er mit Freimut und packender Schärfe die Feinheit und Schönheit des katholischen Lehrgebäudes dar, aber immer und überall blickte das goldene Herz der Liebe hindurch. Unter den bedeutenderen Rednern war keiner, der so eindringlich auf die Bahnen der Liebe hingewiesen hatte wie Canisius. Das Wiener Staatsarchiv weist noch wichtige Schriftstücke aus der Zeit des Wormser Religionsgespräches (1557) auf, die ganz von der Hand unseres Seligen stammen. „Canisius gab zu, daß Mißbräuche (auf Seiten der Katholiken) herrschten. Die Katholiken seien nicht gewillt sie zu entschuldigen. Aber man möge doch nicht schelten, sondern Liebe walten lassen, einer wissenschaftlichen Ausdrucksweise sich befleißigen und eine freundschaftliche Sprache führen“ (Braunsberger: Petrus Canisius, Freiburg 1917, S. 85). Im übrigen zählte er nicht zu denjenigen, die in öffentlichen Disputationen mit den Andersgläubigen das Heil und das Mittel zur Versöhnung erblickten. Hatte er doch noch kurz vor dem Wormser Religionsgespräch eine Denkschrift gegen derartige Unterredungen verfaßt. Da er dennoch deren Zustandekommen nicht hindern konnte, gab er in einem Brief an den damaligen Generalvikar der Gesellschaft, P. Laynez, seinen Schmerz zu erkennen: „Ich würde lieber in Indien betteln gehen, als die Rolle eines Wortführers übernehmen“ (Braunsberger S. 81).

Noch haben wir der schönsten Blüte nicht gedacht, die einem so fruchtbaren Erdreich entsprossen ist. Ergreifend und herzerhebend ist es zu lesen, wie Canisius von denen spricht, die sich zu seinen persönlichen Feinden aufspielen. Es ist nicht im Geiste dieser Zeilen gelegen, verwitterte Farben wieder aufzufrischen. Wer sich von der Tatsache der zahllosen gehässigsten Angriffe auf die Person eines durchaus edlen und selbstlosen Mannes überzeugen will, dem stehen andere Quellen zu Gebote. Wie lautet des heiligen Apostels Antwort auf solche Lästerungen? „Mir dichten die Lutheraner allerlei Verbrechen an . . . . Möchten doch wir sie um so inniger lieben . . . Sie verdienen es, auch wenn sie uns heruntersetzen, von uns geliebt zu werden“ (Sachius: Leben des sel. Petr. Canisius, S. 157). „Könnte ich ihnen doch das Heil der Seele bringen und müßte ich es auch um den Preis meines Blutes erkaufen, das würde ihnen wohl die Aufrichtigkeit meiner Liebe beweisen“ (Testament des Canisius); und im Vorwort zum Katechismus leuchtet einem wie eine kostbare Perle der schöne Satz entgegen: „Wollen sie mich auch lästern und schänden, ich habe nur um so mehr Ursache, die Feinde und Spötter zu lieben.“ Das sind goldene Worte. Doppelt hell erstrahlen sie auf dem dunklen Hintergrund gegnerischer Schmähungen. Wer denkt nicht an das Gleichnis vom guten Hirten, der bereit ist, „sein Leben hinzugeben für seine Schafe?“ (Joh. 10, 11). Von solcher Liebe will er auch andere beseelt wissen. „Beschränkt euch nicht, mahnt er die Prager Ordensgenossen, „in eurer Liebestätigkeit auf die Katholiken allein; laßt auch die Gegner der Kirche die Früchte eurer Liebe kosten“ (Braunsberger S. 294). Auch damit noch nicht genug, sendet er an den General P. Aquaviva eine lange Abhandlung über die Frage: Wie sollen die Söhne der Gesellschaft den Andersgläubigen, besonders den deutschen Protestanten, Gutes erweisen? (Braunsberger, S. 294). Es versteht sich von selbst, daß ein Mann von solcher Gesinnung nichts wissen will von Glaubensboten, denen es nicht um die Rettung der unsterblichen Seelen, sondern um ein geistvolles Abtun der Gegner zu tun ist. Solche Arbeiter im Weinberg des Herrn erbittet er sich von seinen Ordensobern, die „von heiliger Geduld beseelt sind und von Eifer glühen, nicht zu streiten, sondern zu ertragen, die mehr durch Taten als durch Worte erbauen, damit sie nach einer Aussaat in Tränen auch in Frohlocken ernten“ (Brief an den hl. Ignatius vom 14. Okt. 1554). Scheinen solche Worte nicht wie für unsere Zeit gesprochen? Canisius weist die rechte Bahn. Sanftmut, Liebe und Geduld, das ist sein strahlendes Rüstzeug, womit er in den Kampf zieht. Liebe steht auf seinem Banner in goldenen Lettern geschrieben.

So steht Canisius da nicht nur als ein Apostel des Bekennermutes, sondern auch als ein Apostel der Liebe, ja der Liebe zu seinen religiösen Gegnern. Solche Männer stellt die katholische Kirche den Gläubigen zur Nachahmung vor. Möge das katholische Deutschland durch das bevorstehende Fest sich von neuem angeregt fühlen, im Geiste des großen Apostels mitzuarbeiten an der Rückgewinnung unserer getrennten Brüder. Die Liebe im Verein mit dem freimütigen Bekenntnis wird den rechten Weg finden. Noch sind, um mit dem guten Hirten zu reden, „ihrer viele, die nicht aus diesem Schafstalle sind“; möchten auch sie des guten Hirten Stimme hören und zurückkehren zur gemeinsamen Wohnstätte, damit in deutschen Landen wieder „ein Hirt und eine Herde sei“ (Joh. 10, 16. 17).

Menschenglück.

Das wonnetraumverklärte Menschenglück,
So heiss ersehnt, so hehr besungen,
Entgleitend lässt's ein Lächeln nur zurück
In unseren Erinnerungen.

Und wenn du dich auch trotzig-stolz ermannst;
Vergessend hold-betrüglich Wähnen —
Das höchste Glück, das du erreichen kannst,
Ein Lächeln ist es unter Tränen . . .

Franz Josef Zlatnik.

Wyneken und seine Erziehungsziele.

Von Geistl. Rat Dr. J. Hoffmann, Oberstudienrat, München.

Unser bisheriges Unterrichts- und Erziehungswesen hatte und hat zeitgeschichtliche Schwächen. Diese hat man nicht rechtzeitig erkannt und abgestellt. Von Männern, die auf den Umsturz auch auf geistigem Gebiete hinarbeiteten, wurden sie nun weidlich ausgenützt, um die eigenen radikalen Ideen zu empfehlen und ihnen zum Durchbruch zu verhelfen. Zu diesen Männern gehörte an erster Stelle Dr. Gustav Wyneken. Von ihm meldete vor einigen Wochen die Tagespresse, daß er sich vor einem Verfahren, das gegen ihn infolge eines Vergehens gegen § 175 des Strafgesetzbuches eingeleitet war, durch Flucht ins Ausland schützte. Wohl ist damit die persönliche Tätigkeit dieses Mannes in unserem Vaterlande — wenigstens für einige Zeit — abgeschlossen; doch seine Ideen, die er in zahlreichen Schriften niedergelegt (am allseitigsten orientiert „Der Kampf für die Jugend", Jena 1919), und zum geistigen Eigentum seiner Anhänger gemacht hat, wirken fort. Darum sei hier auf einige Seiten seines Wesens und auf die Ziele seiner Pädagogik hingewiesen.

Wynekens Persönlichkeit dürfte am kürzesten mit den beiden Worten Fanatiker und Despot bezeichnet werden. Er ist fest überzeugt von der Ueberlegenheit seiner Person und der Vorzüglichkeit seiner Ideen, und es war gewiß keine theatralische Pose, als er auf der Marburger Tagung der Freideutschen in die Versammlung, die ihn zum Austritte nötigte, rief, sie stehe im Begriff einen Schritt zu tun, dessen sie sich einmal schämen müsse, der — die Freideutsche Jugend geistig verarmen lasse dadurch, daß man die Träger und Vertreter wirklicher Gedanken zur Jugendkultur — — von sich ausschließe. Mit allen Mitteln sucht er darum den Einfluß zu wahren und ihn durchzusetzen. Bald umschmeichelt er, „fast möchte man sagen, auf raffinierte Weise die Jugend", bald will er ihr mit Gewalt auch einmal die Freiheit aufzwingen. Die Polemik Wynekens findet der freisinnige Pädagoge Reisinger empörend, doppelt empörend bei einem Manne, der sich bei jeder Gelegenheit vornehmer Kampfesweise rühmt. Wehe aber, wenn der Gegner auf einem grundsätzlich verschiedenen Standpunkt steht. Indes auch ehemalige Freunde finden keine Gnade, wenn sie sich nicht seinen Ideen und Plänen unterordnen. Dies erfuhr auch Dr. Lietz, dessen Landerziehungsheime das Vorbild für Wynekens freie Schulgemeinde wurden. Dabei ist er aalglatt und sophistisch in der Deutung seiner Worte, denen er nach Bedarf verschiedenen Sinn unterlegt. So konnte, als der Streit über Wynekens Stellung zu der bekannten Jugendzeitschrift „Der Anfang" einsetzte, niemand aus all seinen Erklärungen diese unwidersprochen erkennen. Besonders abgeneigt ist er allem Flickwerk jeglicher „Reformphilisterei" auf dem Erziehungsgebiete; er will eine Umgestaltung im ganzen Wesen.

Die deutsche Revolution im November 1918 traf Wyneken, von dem Meiningenschen Ministerium von der Leitung der Freien Schulgemeinde in Wickersdorf vertrieben, in München. Hier arbeitete er eifrigst für seine Pläne in den Kreisen der Hochschulstudierenden und der Mittelschüler; dafür hatte er auch bereits eine Reihe von Einrichtungen geschaffen, z. B. das „Akademische Komitee für Schulreform", „Sprechsäle für Mittelschüler", „Das Archiv", „Der Anfang". Nunmehr schien sein Tag gekommen. Es gelang ihm in München unter dem Unterrichtsminister Joh. Hoffmann und in Berlin bei Hänisch eine einflußreiche Stellung zu erlangen. Auf seine Ratschläge gehen sicherlich viele Erlasse dieser beiden Minister zurück. Er konnte sich jedoch weder hier noch dort halten. In Preußen mußte er weichen, weil das Ministerium dem Ansturm namentlich katholischer Eltern wegen der Reformen nicht zu trotzen sich getraute. In Bayern hat der offene tapfere Widerstand der Münchener Mittelschüler, auch als Wyneken, gestützt durch die Gewalt der Räterepublik auf dem Höhepunkt seines Einflusses stand, ihm seinen Aufenthalt und seine Tätigkeit weniger angenehm gemacht; auch bereitete sich hier der politische Umschwung vor. So kehrte Wyneken nach Wickersdorf zurück und übernahm aufs neue die Leitung der Freien Schulgemeinde. Fortgesetzt erhob er nun persönlich und durch seine Anhänger die Forderung, daß das Reich oder die Länder weitere solche Anstalten gründeten, deren Einrichtung ihm zu übertragen wäre. Eine nicht geringe Rolle spielte er auch auf der Reichsschulkonferenz in Berlin, November 1919.

Wozu will Wyneken die Jugend erziehen? Bei aller Erziehungstätigkeit steht im Vordergrunde die Vermittlung einer Weltanschauung. Zu welcher bekennt sich Wyneken selbst? Er steht außerhalb der geoffenbarten Religion. Schwieriger ist die Frage nach der positiven Seite zu beantworten. In seiner pädagogischen Hauptschrift „Schule und Jugendkultur" (Jena 1913) sagt er: Kampf und Freiheit des Geistes seien der eigentliche Sinn der Welt, unsere Beteiligung daran aber sei die Aufgabe unseres Daseins (S. 126). „Alles menschliche Leben, alle menschliche Berufsarbeit empfängt ihren Wert je nach dem Grade, in dem sie den Gesamtgeist der Menschheit fördert" (S. 45). Bei dieser überragenden Bedeutung, die der „Geist" bei Wyneken hat, wäre es erwünscht, wenn er eine klare Antwort gäbe, was derselbe eigentlich ist. Er geht aber um eine solche herum wie Faust um die Frage Gretchens: „Glaubst du an Gott?" „Es bedarf noch keiner metaphysischen Wertung; eine einfache naturwissenschaftliche Betrachtungsweise lehrt es schon, daß alles darauf ankommen muß, den Geist, diese letzte und edelste Naturkraft (mag man ihn einmal so auffassen) zu erhalten und zu fördern" (S. 7). Dienst, Schutz und Steigerung des Geistes ist eine Mitarbeit an der Erlösung, die letzte, religiöse Weihe des Weltbildes. Dieser Geist habe sich noch nicht genügend in der Welt geoffenbart, am meisten sei dieses wohl im Staate geschehen, indes auch er ist noch nicht vom Geiste der Zukunft, von der Liebe zum Fernsten erfüllt (S. 56). Die höchste Offenbarung des Geistes ist die Kunst, die „Blumen aus dem Paradiese" darstellt. „Gewiß kann das Kunsterlebnis das Leben nicht ausfüllen, aber es gewährt eine Bürgschaft dafür, daß der Heilige Geist wirklich in der Welt waltet und unser harrt" (S. 153 ff). Im übrigen ergibt sich, daß die philosophischen Gedanken von Fichte und Nietzsche das Weltanschauungsbild Wynekens stark beeinflussen.

Wyneken will nun — und wer möchte sich hierüber wundern? — seine Weltanschauungsideen bei der Jugend verwirklicht sehen; er geht ja nach Ellen Key nicht darauf aus, Menschen zu erziehen, sondern Jünger. Man könnte aber meinen, daß der Mann, der das Streben der Jugend nach Befreiung von den Vorschriften der Alten und den herkömmlichen gesellschaftlichen Gepflogenheiten in die Formel brachte: die Jugend will sich aus eigener Bestimmung und vor eigener Verantwortung das Leben gestalten, der Jugend auch seinerseits volle Freiheit gewährt. Dieses ist indes nicht der Fall. Er hat vielmehr die Meinung, man müsse der Jugend auch einmal die Freiheit aufoktroyieren, selbst wenn bei ihr kein ausgesprochenes Bedürfnis darnach vorhanden sei. Freiheit kommt nach ihm nur denjenigen zu, die seine Wege gehen und hierauf für andere Führer werden wollen. Im Geiste Nietzsches erklärt er: „Selbständigkeit ist das Vorrecht und die schwere Pflicht des Schaffenden; Selbständigkeit den Menschen gegenüber, weil er sich gebunden weiß an eine höhere Instanz. Der unproduktive, der mittelmäßige Mensch ist zum Gehorchen und zum Zuhören bestimmt — — —. Soweit ein Mensch Organ des Geistes ist oder sich als Organ des Geistes fühlt, kann und darf er keine Autorität über sich anerkennen. Aber es hieße diese Selbständigkeit fälschen, wenn man sie der Einzelpersönlichkeit zuerkennt" („Schule und Jugendkultur", S. 27, 30). Damit aber die von ihm geforderten Freien Schulgemeinden entsprechenden Einfluß auszuüben vermögen, müßten die Kinder in dem Alter, in dem die eigentliche Erziehung einsetzen soll, von „Rechts wegen" an diese ausgeliefert werden.

Bei verschiedenen Anlässen bezeichnet Wyneken diese Weltanschauungserziehung mehr im einzelnen. Negativ bestimmt er: „Es darf keinen Religionsunterricht (in der Schule) mehr geben, er hat keine Berechtigung mehr" (f. a. a. O. S. 165). Auf einer Versammlung im „Bayerischen Hof" in München am 16. Nov. 1918 lautete eine Erklärung: Wir wollen aufheben die Verpflichtung der Jugend zu religiösen Betätigungen und zum Religionsunterricht. Die positive Seite jener Erziehung bezeichnet er kurz: „Diene dem Geiste!" Diese Mahnung wird zum Grundsatz alles menschlichen Handelns und zur stehenden Formel der Moral erhoben. Es ist darum die heiligste Pflicht der Erziehung, die Augen der Jugend für dieses höhere, absolute Ziel, die Förderung und Steigerung des Geistes zu öffnen. Die Kunst aber ist, wie wir bereits hörten, die schönste Blüte des Geistes. Auf diese ist nun auch die ganze Erziehungstätigkeit Wynekens eingestellt. In der sozialen Erziehung und Bildung, um nur einige Hinweise zu geben, meint er, sei als letztes Ziel alles geistigen Fortschrittes nicht etwa das Glück der gesamten Menschheit zu proklamieren, dieses stelle vielmehr Atavismus, und wo es den einzelnen beherrscht, Entartung oder Krankheit dar. Der soziale Einschlag seiner Jugendkultur soll die Arbeit zur Förderung der Schönheit sein, aber nicht so fast Einschlag, als vielmehr oberstes Ziel und Wesen. Die Anhänger Wynekens haben diese Gedanken bis zum Zerrbilde ausgebildet (vgl. „Der Aufbruch", Monatsblätter aus der Jugendbewegung, 1915, 1. Heft).

Jene Ideen beherrschen insbesondere die leibliche und sexuelle Erziehungslehre des Wickersdorfer Pädagogen. Er wünscht ein System, „das neben den selbstverständlichen Voraussetzungen von Gesundheit und Kraft die Erziehung körperlicher Schönheit und schöne Haltung und Bewegung vorschreibt"; die Nacktheit solle nicht nur nicht gescheut, sondern wo immer sich Gelegenheit bietet, zur Selbstverständlichkeit werden, damit wir zu einem feinen Gefühle für körperliche Werte kommen „Schule und Jugendkultur" (S. 52). Darum spricht er auch einer uneingeschränkten sexuellen Aufklärung das Wort. Gerade wegen dieser Seite seiner erzieherischen Tätigkeit ist er ehedem mit der Meiningenschen Regierung in Konflikt gekommen, die ihn zunächst mahnte, „alles zu vermeiden, was geeignet erscheint, die Schüler zur Frühreife zu erziehen und in ihnen den Geist einer absprechenden Kritik zu nähren". Betreffs seiner endgültigen Entlassung schreibt ein Hauptankläger, diese Maßnahme sei erfolgt „lediglich wegen vielfacher frivoler und unmoralischer Handlungen Wynekens".

Die Wynekensche Sozialpädagogik steht im Banne der modernsten Wahngebilde auf diesem Gebiete. Es will nämlich eine Richtung, angelehnt an die Freudsche Psychanalyse, die mit brutaler Offenheit und Konsequenz von Hans Blüher vertreten wird, annehmen, daß ein Teil des männlichen Geschlechtes „invertiert" sei, d. h. sexuelle Neigungen zum eigenen Geschlecht empfinde. Diese seien aber nicht nur nicht zu tadeln und zu unterdrücken, sondern sie stellen vielmehr das Vorzüglichere dar und machen ihren Träger zu einem

„Kraftzentrum", der zu den „Herrenmenschen" gehöre, von denen alles Große, das bisher in der Welt geschaffen worden sei, herrühre; insbesondere seien die Männerbünde staatenbildend. Die Verbindung des Mannes mit der Frau als Gattin drücke ihn herab, der Verkehr mit der Hetäre aber hebe ihn. Und hieraus leitet man die satanische Folgerung ab, die männlichen Jugendverbände hätten den „Herrenmenschen" zur Verfügung zu stehen, um diese zum Schaffen anzuregen und damit die Menschheit vorwärts zu bringen. Durch diesen Dienst würde den Jugendlichen indes keineswegs geschadet, sondern sie vermöchten damit selbst einmal zu Kraftzentren zu werden. Diese Forderungen fänden namentlich nach der Behauptung Blühers u. a. im Wandervogel Verwirklichung, der als ein erotisches Problem verstanden werden müsse. Mit dieser ungeheuerlichen Anschuldigung geschieht sicherlich dem Wandervogel Unrecht, sicher ist indes anderseits auch, daß Individuen mit dergleichen Anschauungen und Neigungen als Führer und Freunde in manchen seiner Gauen Ansehen und Einfluß erlangten; auch rückt man nicht allgemein von der Publikation Blühers ab. Wir schreiben diese unerquicklichen Zeilen, um Eltern und Jugendpräsides auf eine ungemein große Gefahr hinzuweisen, die der Jugend gegenwärtig droht; denn die Propaganda für die bezeichnete Verführung ist bereits in weite Kreise unserer Jugend eingedrungen und wird ganz raffiniert durchgeführt. In Bayern, namentlich München, haben sich maßgebende Stellen im Erziehungswesen gegen das verbrecherische Treiben gewendet, sie werden jedoch nichts erreichen, wenn Eltern und Erzieher die Attentate auf ihre Kinder und Zöglinge nicht kennen und bei der Bekämpfung nicht mithelfen. Wohl tritt Wyneken für diese neue Sozialpädagogik, soweit mir bekannt ist, nicht ungeteilt und offen ein; doch auch er wünscht eine Umgestaltung des bisherigen geschlechtlichen Empfindens und Handelns, auch er betrachtet für die erste Jugendzeit „ein erotisches Bedürfnis nach Genossen des eigenen Geschlechtes" als den biologisch fortgeschrittenen Typus („Schule und Jugendkultur", S. 50 ff., „Die neue Jugend", München 1914, S. 45). Dabei meint er allerdings auch: „Es darf der Typus des anderen Geschlechtes nicht einfach aus der Gesichtsweite entrückt sein, es darf keinem die Möglichkeit einer ihm gemäßen erotischen Entscheidung unterbunden werden, einer Entscheidung, die nicht einmal unbedingt eine bewußte zu sein braucht". In den von Wyneken oder unter seinem Einflusse herausgegebenen Jugendzeitschriften, die allerdings der Reihe nach eingingen, waren die Blüherschen Schriften fortlaufend empfohlen.

Wir konnten nur einige Schlaglichter auf die Person und die unermüdliche Tätigkeit Wynekens werfen; sie möchten aber die Größe der Gefahr ahnen lassen, die von da für die christliche Weltanschauung und die auf ihr beruhenden Güter droht. Wir dürfen uns nicht in dem Gedanken beruhigen, daß dieser Mann sich für den Augenblick persönlich selbst unmöglich gemacht hat. Es ist vielmehr darauf hinzuarbeiten, daß die innerpolitischen Verhältnisse unseres Vaterlandes ihm auch später einen Einfluß auf das Erziehungswesen nicht mehr gestatten, auch ist die Jugend gegen seine Anschauungen und Strebungen noch mehr unempfänglich zu machen, als sie sich bisher in ihrem überwiegenden Teile bereits gezeigt hat.

Bronze- oder Gußstahlglocken?

Von Pfarrer F. Benz, Darshofen bei Parsberg (Oberpfalz).

Zu dem Artikel in Nr. 15 sei folgende Ergänzung angefügt, die vielleicht vielen Stiftungen erwünscht ist: Gegenwärtig steht die Technik des Glockengusses in Stahl auf solcher Höhe, daß vom praktischen Standpunkte aus zu widerraten ist, Bronzegeläute anzuschaffen, nicht nur der ungeheuren Kosten wegen, sondern auch, weil ihr Besitztum ein sehr unsicheres ist. Wenn Glocken Musikinstrumente sind, soll man vor allem auf den Ton achten. Da sind „aber in den tieferen Lagen die Stahlglocken den Bronzeglocken überlegen, in den mittleren Tonlagen ihnen gleichwertig", wie der Herr Verfasser schreibt. Neuestens, das kann ich bestätigen, hat eine andere Firma auch das Geheimnis für Kleingeläute entdeckt und Glocken gegossen, die an Reinheit und Tonfülle die Bronzeglocken übertreffen. Ich meine hier Bronzeglocken bester Qualität, insbesondere nicht solche neueren Gusses. Gerade neue Bronzegeläute haben nicht nur äußerlich ein ganz schäbiges, unordentliches Gewand, sondern, was noch mehr zu beklagen ist, einen schwachen, unmusikalischen Ton mit ganz wenig Nachklang. Auf meinem engen Turme hängen vier Gußstahlglocken, ais¹—cis¹—c¹—fis¹, 10—6—4—2,80 Ztr. schwer, die an Klang, Kraft des Tones, Entfaltung der Nebentöne, insbesondere der Oktaven mit den besten Bronzegeläuten in Wettbewerb treten können. Viele Geistliche ließen sich gerade dieses Kleingeläute vorführen, waren entzückt und bestellten sofort Gußstahlglocken. Dieses Geläute würde in Bronze mit moderner Armatur mindestens 50,000 M. kosten, während es in Stahl nur auf 6900 M. einschl. Armatur zu stehen kam. Bei entsprechender Witterung wurde das Gesamtgeläute, so milde und angenehm es in der Nähe erscheint, auf eine Entfernung von zwei Stunden vernommen. Wer sich von der Schönheit und Vollkommenheit auch kleiner Stahlglocken überzeugen will, der komme und höre. Bin Kollegen gegenüber gerne zur Beratung bereit.

Ludwig v. Pastors Geschichte der Päpste.[1]

Von Archivrat Dr. Knöpfler, Trausnitz-Landshut.

Seit Jahren rechnet nicht nur der deutsche, sondern auch der Büchermarkt der übrigen Kulturstaaten mit dem Erscheinen eines neuen Bandes von Pastors Geschichte der Päpste als einem Ereignis. Und wohl selten mehr wird einem geschichtlichen Werke eine solche Stellung in der Litteratur zufallen, die einmal begründet ist in der hervorragenden wissenschaftlichen Qualitätsarbeit eines deutschen Gelehrten, anderseits in dem Gegenstand der Darstellung, dem Stuhle Petri. In diesen traurigen Tagen tiefster deutscher Erniedrigung, in denen uns blinder Haß und Unverstand der Feinde alles zu rauben sucht, ist es ein erhebender Gedanke, daß die stolze Größe deutschen Geistes, deutscher Gelehrten- und Künstlerarbeit uns geblieben ist und es stets in alle Welt hinausrufen wird, daß ein Volk von 60 Millionen von dieser Vergangenheit nicht stirbt, sondern nach wie vor seine gewaltige Kultursendung im Rate der Völker zu erfüllen hat. Bisher trägt auch v. Pastors Werk mit seinen vielen Uebersetzungen in fremde Sprachen ein gut Teil zu dieser Aufgabe bei.

In dem zu Ende 1920 erschienenen 8. Bande der Geschichte der Päpste legt uns v. Pastor bereits den 2. Band des Werkes für das verflossene Jahr vor und führt uns mit dem Pontifikate Pius V. 1566—72 in die Zeit der fortschreitenden katholischen Reformation und Restauration und Verwirklichung der für die Kirche grundlegenden Bestimmungen des Konzils von Trient. Als ganz unerwartetes Ergebnis ging aus dem 18tägigen Konklave am 7. Januar der Kardinal Ghislieri als Papst hervor und nannte sich Pius V. Ihm fiel die Aufgabe zu, das große Werk seines Vorgängers Pius IV. und seines Beraters Carlo Borromeo fortzusetzen. Ghislieri, dessen Wahl in letzter Stunde gerade Borromeo entschieden hatte, war ein Savoyarde aus Bosco bei Alessandria (geb. 1504) und stammte aus ganz ärmlichen Verhältnissen. Er wurde Dominikaner und lenkte die Aufmerksamkeit der Oberen durch seinen großen persönlichen Mut und Eifer als Inquisitor auf sich. 1556 wurde er Bischof und bereits 1557 ernannte ihn Papst Paul IV. zum Kardinal und Großinquisitor der Kirche. Unter Pius IV., der mehr weltlicher Richtung huldigte, hatte der strenge Kardinal Ghislieri einen schweren Stand und fiel endlich sogar in Ungnade. Aber nicht durch verwandtschaftliche Beziehungen oder Fürstengunst, sondern durch seinen Eifer für die Glaubensreinheit der Kirche hatte es Pius zu so hohen Würden, die er nur unwillig übernahm, gebracht. Pius V. war ein ausgesprochener Asket, der auch als Papst stets den Priester vor den Herrscher oder Diplomaten stellte, ein Mann von rücksichtsloser Strenge gegen sich selbst und andere. Nur einen einzigen Nepoten, den Dominikaner Bonelli, nahm er in das Kardinalskollegium auf. Mit unerbittlicher Strenge wachte der Papst über die gute Sitte am Hofe, war von großer Mildtätigkeit und, obwohl selbst für Kunst und Wissenschaft weniger interessiert, ein Förderer der baulichen Ausgestaltung des Vatikans und der Stadt Rom. Sein Lebenswerk erblickte Pius V. in der Durchführung der Reform der Kirche nach den Bestimmungen des Trientiner Konzils. 1567 ernannte er Thomas von Aquino zum Kirchenlehrer. Aufs eifrigste war der Papst besorgt für die Heranbildung eines tüchtigen Klerus und die strengste Kontrolle des Ordenswesens. Obwohl kein besonderer Freund der Jesuiten, übertraf Pius V. an Vielseitigkeit und Eifer doch alle Reformpäpste des 16. Jahrhunderts. „Dank seinem unermüdlichen Eifer begann der tote Buchstabe des Konzils allmählich Leben zu werden und das Angesicht der ganzen Kirche zu erneuern." Als ehemaliger Großinquisitor widmete der Papst natürlich besonderes Interesse der Inquisition, mit deren Hilfe er den italienischen Protestantismus bezwang. Der bedeutendste Prozeß vor der Inquisition war jener des Erzbischofs von Toledo, Barthol. Carranza, mit dem der Kampf des Papstes gegen König Philipp II. und seine Bestrebungen auf Gründung einer spanischen Staatskirche zusammenhängt. Nur dem Bemühen des päpstlichen Nuntius in Madrid, Castagna war es zu danken, daß damals ein völliger Bruch zwischen Madrid und Rom vermieden wurde.

In das Pontifikat Pius V. fallen auch die politisch-kirchliche Revolution in den Niederlanden und die Bürger- und Revolutionskriege in Frankreich (Hugenotten). Dazu kam die große Kirchenumwälzung in England (Königin Elisabeth), Schottland (Maria Stuart) und Irland. In Deutschland mußte Pius V. der den Protestanten gegenüber nachgebenden Haltung Kaiser Maximilians II., ohne direkt eingreifen zu können, zusehen, bereitete aber dem Kaiser durch die Erhebung Cosimo I. zum Großherzog von Toskana erhebliche Schwierigkeiten. In Bayern und Tirol begann unter dem Einflusse der Jesuiten die katholische Restauration festen Fuß zu fassen. Die außereuropäische katholische Mission machte unter Pius V. bedeutende Fortschritte. Eine besondere Herzensangelegenheit des Papstes war der Kampf des Christentums gegen die Türken. Seinen fortgesetzten Bestrebungen war der Abschluß der heiligen Liga zwischen Spanien, Venedig und dem Heiligen Stuhl (1571) zuzuschreiben und als deren Frucht der glänzende Seesieg Don

[1] Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benützung des Päpstl. Geheimarchives und vieler anderer Archive bearbeitet von Ludwig Freiherrn von Pastor. Achter Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration. Pius V. (1566—72). Erste bis vierte Auflage. gr. 8⁰. (XXXVI u. 676 S.): Freiburg i. Br., Herder, 1920. M 62.—, geb. M 74.—.

Juans über die türkische Flotte bei Lepanto am 7. Oktober 1571. Die ungeheure Gefahr aus dem Orient für das christliche Abendland und seine Kultur damit abgewendet zu haben, war die Krönung von Pius V. Lebenswerk, dessen von Pastor glänzend geschilderte Charaktergröße ihn als einen der würdigsten Träger der Tiara erscheinen läßt. Der 676 Seiten umfassende, Papst Benedikt XV. gewidmete Band mit einem Anhang von 99 Aktenstücken aus den verschiedensten Archiven Europas bildet für 7 Jahre Geschichte Roms und Europas eine Quelle allerersten Ranges. v. Pastors große Belesenheit, Beherrschung des Stoffes, große archivalische Quellensammlung, sein maßvolles Urteil und seine glänzende Charakteristik und Darstellungsweise konnte ich bereits bei Besprechung der Bände IV, 2, V und VI in diesen Blättern (Bd. 4 u. 5 (1909), S. 927; Bd. 6 (1913), S. 546/7) rühmend hervorheben. Wer die katholische Kirche verstehen will und die Kulturmission, die sie im Laufe von Jahrhunderten in der ganzen Welt zu erfüllen hatte, der muß die Geschichte des Papsttums kennen, ehe er urteilt. Darum wünsche ich gerade v. Pastors Werk eine möglichst weite Verbreitung.

Der Verlag Herder hat den vorliegenden Band, der auch einzeln käuflich ist, trotz der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten sehr gut ausgestattet.

Vom Büchertisch.

Lehrbuch der Kirchengeschichte von Dr. F. X. Funk. 7. stark vermehrte und teilweise neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. Karl Bihlmeyer, Professor der Kirchengeschichte und Patrologie an der Universität Tübingen. Paderborn, Schöningh 1921. 1080 Seiten. Preis inkl. 50 Prozent Teuerungszuschlag 69 *M*. — 1886 widmete Funk sein Lehrbuch der akademischen Jugend und nennt selbst als dessen Vorzüge die kurze, leichtfaßliche Form und möglichstes Zurückdrängen der Reflexion. Ein Beweis für die wachsende Anerkennung der Güte des Werkes ist die durch eine Vorrede von L. Duchesne ausgezeichnete französische Uebersetzung, der eine italienische und zwei englische Auflagen folgten. Bihlmeyer hat das Werk seines verehrten Lehrers in 6. und nun in 7. Auflage weitergeführt. Das Werk ist fast zu doppeltem Umfang angeschwollen, obwohl man, besonders der Raumersparnis halber zum Frakturdruck zurückkehrte, doch ist der Rahmen eines Lehrbuches keineswegs gesprengt. Es ist bedauerlich, daß die Karte der 6. Auflage wegen der hohen Kosten wegfallen mußte. Das Papier ist gut, der Druck sehr klar. — Wesentliche Fortschritte machte das Werk durch Bihlmeyer insofern, als das 19. Jahrh. und die neueste Zeit — dem Protestantismus ist am Schlusse eine größere Abhandlung gewidmet — eine Erweiterung erfuhr. Immerhin liegt, im Gegensatz zu Knöpflers Lehrbuch, der Hauptnachdruck auch heute noch auf Altertum und Mittelalter. Weiterhin wollte Bihlmeyer mit Recht, bei der synthetischen Richtung unserer Geschichtswissenschaft, allgemeine Gesichtspunkte und innere Zusammenhänge, überhaupt Reflexion und Werturteil stärker zur Geltung bringen. Einer späteren Auflage bleibt es vorbehalten, das Schematische in der Disposition zurückzudrängen und der geschichtlichen Entwicklung mehr Rechnung zu tragen. Eine ungeheure Mühe verwendete Bihlmeyer auf sorgfältigste Literaturangaben, wobei er besonders wichtige Werke, die der Theologe kennen sollte (ohne inhaltliche Empfehlung), mit einem Stern versah. Mag man sich über was nur immer unterrichten wollen, sei es über altchristliche Kunst oder deutsche Mystiker oder über brennende Streitfragen und noch ungelöste Probleme, überall findet man knappe, leicht verständliche Aufklärung mit reicher Literatur, die zu weiterem Studium anregt. Weitere Literatur, die während des lang sich hinziehenden Druckes erschien, bzw. bekannt wurde, steht Seite XXII bis XXVII. Allenthalben sieht man das Streben des Bearbeiters, unter Einfügung neuer Forschungsschlüssel und selbstgewonnener Anschauungen das Werk nach Inhalt und Form auf die Höhe kirchengeschichtlichen Wissens zu heben und ihm für viele Jahre einen Platz in der Fachliteratur zu sichern. „Strengwissenschaftliche Haltung mit Pietät gegen die Kirche in ihrer großartigen Erscheinung im Wandel der Zeiten schwebte dem Verfasser als leuchtendes Ideal vor". (Vorwort.) Das Werk ist gewiß geeignet, um, was heute nötiger ist als je, den historischen Sinn und Takt bei unseren Theologiestudierenden, durch sie sodann bei unserem katholischen Volke, zu wecken und zu stärken. Möchten recht viele den ihnen verwandten oder befreundeten Studierenden, die etwa durch den Preis abschrecken lassen, Funks Lehrbuch der Kirchengeschichte als zeitgemäßes, prächtiges Geschenk widmen. Ludwig Heilmaier.

Aus dem römischen Kulturleben. Ein Hilfsbuch für den Unterricht am Realgymnasium. Umarbeitung der Henseschen griech.-römischen Altertumskunde unter Mitarbeit von Th. Grobbel, W. Kotthoff, H. Leppermann, E. Schunk, A. Wirmer. Herausgegeben von Dr. W. Hack. gr. 8°. VIII u. 248 S. 1921 Mit 2 Karten. Aschendorff-Münster. Gbd. 12 *M*. — Der große Wert des Buches liegt nicht in dem vom Herausgeber einleitungsweise betonten Sozial-Erzieherischen. Denn gerade das römische Volk hat uns Menschen „der neuzeitlichen Aenderungen auf staatlichem Gebiete nach den Stürmen des Weltkrieges" herzlich wenig zu sagen. Sein Hauptvorzug ist vielmehr der Stoff und zwar dessen Fülle, Klarheit der Anordnung und Darstellung. Es gibt kaum irgendeine Stätte des römischen Lebens, angefangen vom Senat bis zur Lichterstube, in welche der Schüler nicht geführt würde. Diese wohltuende frische Vielseitigkeit ist dadurch möglich, daß das Werkchen nicht ausschließlich als Lernbuch gedacht ist, sondern teilweise als Lesebuch für im Unterricht nur flüchtig oder gar nicht Berührtes. So rollt sich bereits beim Durchblättern ein lebensvolles erschöpfendes Bild der römischen Kultur von der Republik bis zur Kaiserzeit ab. Sehr hoch wird den Verfassern wohl die Bezugnahme zur Gegenwart auf einzelnen Gebieten wie römischer Philosophie, römischer Weltanschauung, antiker Tragik, antiker Geschichtsschreibung und antiker Kunstanschauung angerechnet, weil durch diese Verfädelungen von einst und jetzt Verständnis und Interesse des Schülers außerordentlich gehoben wird. Der Wert dieser Uebersichten wird durch eine leichte Einseitigkeit im Sinne altphilologischer Liebe zum klassischen Altertum nicht erheblich gemindert. Martin Mayr.

Jugendziele. Monatsblätter einer Jugendgemeinschaft, herausgegeben vom Jugendsekretariat des Kath. Frauenbundes Deutschlands. Schriftl. M. Buczkowska. 7. Jahrg. (ab 1. April 1920). — Man klagt viel über den tiefen Stand der modernen Jugendschriften, namentlich der Jugendzeitschriften; diese Unzufriedenheit hat besondere Berechtigung, wenn man die geistige Nahrung beachtet, die den heranwachsenden Mädchen vorgesetzt wird. Der uns vorliegende Band der „Jugendziele" bietet nun dem entgegen eine geradezu vorzügliche Leistung. Kurze, größtenteils prachtvolle Aufsätze und Abhandlungen über wichtige Tatsachen der Geschichte, die indes Beziehungen zur Jetztzeit haben, solche über vordringliche Probleme unserer Tage, namentlich sozialer und caritativer Natur, wechseln ab mit frohem, lebensbejahendem Geplauder und Mitteilungen der Mädchen selbst, sowie mit schönen Gedichten, bereits gedruckten sowie neuen. Das religiöse Moment, in klaren und festen Formen, durchlebt den Band. Romane und Novellen fanden keine Aufnahme, und das ist gut. Eltern von heranwachsenden Mädchen mit einiger wissenschaftlicher Vorbildung empfehlen wir die „Jugendziele" auf das allerbeste. Dr. J. Hoffmann.

Das Walzerdörfchen. Von Nikolaus Schwarzkopf. Büchersammlung Fredebeul und Koenen, Essen-Ruhr. Pr. geb. 3 *M*. — Der Verfasser der vielbesprochenen, seltsam legendär gehaltenen Erzählung „Maria vom Rhein", der entzückenden „Geschichte eines kleinen Pferdes: Niesele", und des bedeutenden „Büchleins für Kinder Gottes: Matthias Grünewald", gibt sich hier ganz als der Volkskenner und -freund, zu dem ihm Veranlagung, Wille und Beruf machten. Vier Erzählungen aus dem Volksleben umschließt das inhaltlich schwerwiegende Bändchen, das, wie der Verfasser gleich selbst hervorhebt, seinen Namen orthographisch und auch sonst nicht zu Recht trägt, sondern ihn als in den ältesten Kern einer alten Stadt eingepferchter Häuserblock nach seinem „weit draußen prunkvoll wohnenden" reichen Besitzer, dem Herrn Walzel, erhielt. Die Liebe zum Volk und vor allem zur Volksjugend, die große Liebe zum Menschentum überhaupt und zur reinen Wahrheit hat diesem wirksamen Erzähler und echten Dichter das Büchlein eingegeben. Klar und tief beobachtend beleuchtet es, im tiefsten Grunde befreiend, Kinderelend, Menschenleid und -schuld aus den Erfahrungen des wahrhaft berufenen Volkslehrers heraus, der, kennzeichnend genug, hier den Leitspruch voranstellte: „Wir Schulmeister wollen die Menschen nach unserem Bilde formen, als wären wir Götter!" Das Bedeutendste, zugleich Erschütterndste der Reihe ist die dritte Erzählung: „Eines Hühnchens wegen". Für den Pädagogen, Erzieher, praktischen Menschenfreund ist das ganze Buch eine Fundgrube. Im übrigen hat es jedem empfänglichen, sagen wir: zugänglichen Leser etwas zu sagen, und zwar für den, der Ohren hat zu hören, viel: nicht nur für den Tag, sondern fürs Leben, zählt doch Nikolaus Schwarzkopf zu den Ewigkeitssamen-Säern. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Die Neueinstudierung des „Tell" zeigte ein recht günstiges Gesamtbild. Die Rhythmisierung der Volksszenen war von ungezwungener Natürlichkeit und die Hauptgestalten hoben sich in scharfer Profilierung aus der Masse. Den Tell spielte Ulmer in einer glücklichen Mischung von Heldentum und Schlichtheit, den Höhepunkten der Handlung ihre volle Wirkung sichernd, und doch sich nie lediglich dem Glanz der Rhetorik hingebend. Kurt Stieler gab den Geßler hart, unerbittlich, jeder Zoll ein Tyrann, in der Maske mit einem Zug zum Fanatischen. Den Attinghausen gestaltete Jacobi in edler Linienführung. Faber gab dem Melchthal einen etwas weichen Persönlichkeitszug. Nadlers Stauffacher, Kunaths Walter Fürst entsprachen durchaus, Benofsky (Rudenz) und die Bertha v. Bruneck der Emmy Pregler hielten sich auf der Linie guter Tradition. Tells Frau fand durch Hilde Herterich eine frischnatürliche Verkörperung, der Bub gab sich ungewöhnlich ungezwungen und sicher, ohne Hölzernheit und ohne kindliche Theaterei. Pöschko gibt den flüchtigen Herzog von Schwaben. Man gab diese meist gestrichene Szene. Ich würde sie gerne vermissen, denn das harte Urteil über den anderen und das Brüsten mit der eigenen Tat schädigt den Charakter des Tell. Wir wissen, daß die Stelle ein Einschiebsel. „Es ist kaum begreiflich", meint Goethe, „allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch und wenn er in diesem Falle so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen, als aus seiner eigenen guten Natur". Die Spielleitung des Herrn Neubauer, der mit dieser Tellaufführung sich uns vorstellte, durfte nach Vorstehendem vollen Beifall finden und man wird gerne seine weiteren Taten erwarten. Die Bühnenbilder hatte Pasetti entworfen; sie verzichteten besonders in den Interieurs auf Einzelheiten und gaben doch meist sehr Schönes und großzügig Gesehenes. Wir freuten uns, daß wir von modischen Fexereien verschont blieben und nicht einen schwarzen Vorhang für die hohle Gasse hinnehmen mußten wie unlängst in Berlin. Der Beifall war sehr stark und herzlich.

Nationaltheater. Unsere Oper bringt in einigen Tagen die Uraufführung von: „Die Krähen", Lustspiel in einem Aufzuge von Alois Wohlmuth, Musik von Walter Courvoisier. Es hat sich immer mehr gezeigt, daß der Theaterbesucher sich leichter dem Genusse der Musik hinzugeben weiß, wenn er über die Handlung des Stückes einigermaßen unterrichtet ist, und so möchte auch ich, einem Beispiel anderer Opernreferenten folgend, in ganz kurzen Strichen die Fabel des Librettos umreißen, ohne auf die Musik, deren für die heutige Zeit sich sehr schmuck präsentierender Klavierauszug im Drei Masken-Verlag, Berlin-München, erschienen ist, einzugehen

und ohne an meine Darlegung eine Kritik zu knüpfen, die erst nach der Uraufführung erfolgen soll. Unser altverdienter Hofschauspieler Wohlmuth, den in diesen Tagen die Bühnengenossenschaft durch die Ernennung zum Ehrenmitglied ehrte, hatte auch mit der Feder schon manchen freundlichen Erfolg. Als Motto seiner „Krähen" schrieb er: „Haben uns denn wohl Poesie und Prosa viele so reizende Situationen dargestellt, als wir an dem Gastmahl finden, wo die Künstler sich mit ihren Mädchen vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?". Goethe, im Anhang zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini. — Krähe? ja, das ist der Name, den die Künstler für die oben von Goethe genannten Mädchen erfanden. Der tiefere Sinn dieses Scherznamens ist mir noch nicht aufgegangen. Cellini hat sich mit Antäa überworfen, das junge Fräulein ist eifersüchtig auf eine Gräfin, die Cellini porträtiert hat, und so mußte Cellini, das anerkannte Haupt der Künstlergilde, an dem Festabend als einziger ohne Dame erscheinen. Er kleidet einen Buben in Frauengewänder und der Scherz ist nun, daß nicht nur Antäas Eifersucht geschürt wird, sondern sich auch alle Ballgäste von dem Reiz der schönen Unbekannten angezogen fühlen. Im Laufe des Abends stellt sich die Schöne unpäßlich, läßt sich von den Damen in ein Nebenzimmer führen, um die Schnürung zu lockern. Hierbei kommt nicht gerade zart die Wahrheit ans Licht. Cellini und Antäa versöhnen sich. Mit einem allgemeinen Tanz schließt das Stückchen. Wie sich Courvoisier nach seinem Musikdrama großen Stiles „Lanzelot und Elaine" mit den zierlicheren Maßen dieses musikalischen Lustspieles abgefunden, darüber wird erst nach der Aufführung zu sprechen sein.

Aus den Konzertsälen. Der Liederabend Erika von Detten-Lenbachs war, wie dies bei der Trägerin eines so berühmten Namens natürlich, ein gesellschaftliches Ereignis: doch wußte die Sopranistin auch durch ihre künstlerische Leistung zu fesseln. Ihre Stimme ist nicht sehr groß, aber wohlgebildet, und die Höhe weist Töne von edlem Klangreiz auf. Ganz besonders günstig lagen ihr einige Lieder von Pfitzner. Auch Wolf, Reger und Rich. Würz brachte die von Annie Dümler ansprechend am Klavier begleitete Sängerin zur besten Geltung. Der Beifall war sehr herzlich. Sehr günstige Eindrücke einer gepflegten musikalischen Kultur hinterließ uns eine neue Triovereinigung Frey-Schaichet-Stutschewsky, die das E-moll-Trio von Max Reger, Beethovens Es-dur-Trio und Brahms C-dur-Trio in wirklich vollendeter Weise darbot. Frey ist ein ausgezeichneter Pianist, vielleicht verfügt der Cellist über größere Tonschönheit als der Geiger, aber die musikalische Feinheit und Einfühlung ist bei jedem der Drei hohen Lobes würdig.

Verschiedenes aus aller Welt. In Frankfurt a. M. wurde das goldene Jubiläum der Deutschen Bühnengenossenschaft in Anwesenheit ihres Gründers Ludwig Barnay gefeiert. — Starken Erfolg hatte L. Böttchers „Gottes-Minnelied" bei der Aufführung durch den Barmen-Elberfelder Oratorienchor. Den Tonsetzer beeinflußten vornehmlich Wagner, Bruckner und Liszt, doch fließt nach Berichten der Strom der eigenen melodischen Erfindung reich und mühelos. Den Text bildet eines der wenigen geistlichen Lieder Walters von der Vogelweide. — „Kräfte", das Drama eines im Kriege gefallenen jungen Dichters A. Stramm, wußte sich in Berlin trotz Reinhardts geschickter Regie nicht durchzusetzen. Der Dialog besteht zu 80 Prozent aus Pausen, zu 19 Prozent aus tierischen Urlauten und nur ein Hundertstel bilden menschliche Worte. — „Vom Teufel geholt", Schauspiel von Knud Hamsun, hatte in Leipzig Erfolg. Eine Frau, die, ihren Trieben erliegend, von Stufe zu Stufe sinkt, wird zum Symbol einer pessimistischen Lebensauffassung. L. G. Oberlaender, München.

Kammerspiele. Der Sturz des Apostels Paulus, ein Drama von Rolf Lauckner, behandelt in etwa 10 Bildern nicht das Damaskuserlebnis des Weltapostels, sondern das tragikomische Schicksal eines Friseurgehilfen Paul Schumann, der sich getrieben fühlt, als Prophet und Gesundbeter aufzutreten. Als Pal Schou aus Indien macht er sein Glück und gewinnt das Herz einer schwärmerischen jungen Frau. Sie verläßt ihren Gatten und folgt ihm, obwohl er ihr krankes Kind zu Tod gebetet hat. Dann folgt der Abstieg. Gefängnis, Beobachtung im Irrenhaus, Kampf ums tägliche Brot, Schluß in der Dachkammer, die Paul im ersten Bild mit dem Hundefänger teilte. Es ist ein guter Gedanke, so charakteristische Züge unserer Zeit wie Aberglauben und neues Sektenwesen auf die Bühne zu bringen. Der Dichter steht seinen Gestalten mit verstehendem Mitleid und satirischer Kritik gegenüber. Daraus folgt ein etwas trüber, gemischter Eindruck beim Zuschauer. Vom Standpunkt des gläubigen Christentums, der in die Höhen und Tiefen schauen läßt, und den etwas unsicher (vom Dichter her) der Kaplan vertritt, wäre der Stoff noch ganz anders zu bewältigen. Inszenierung, Spiel und Spielleitung unter Kalser, der den Helden sehr fein verkörperte, waren ausgezeichnet.

Dr. Otto Sachse.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Beginn der Börsenwoche zeigte keinen Hoffnungsschimmer, der eine freundliche Stimmung hätte aufkommen lassen können. Die Forderung der Entente, die **Goldbestände der Reichsbank** auf besetztes Gebiet zu bringen unter Ignorierung des Charakters derselben als Privatbank, die sich wiederholenden Gerüchte, dass nach den deutschen Vorschlägen die Entente an der deutschen Industrie durch Gewährung von Vorzugsobligationen beteiligt werden solle, musste natürlich die Lust an grösseren Unternehmungen herabstimmen. Auch die preussische Ministerkrise mochte die pessimistische Stimmung verstärken, ohne dass freilich später deren Ueberwindung eindrucksvoll genug gewesen wäre, die Börsenlage zu bessern. Immerhin kam nach rückläufigen Kursen schon in den ersten Tagen eine festere Haltung zum Durchbruch. Der freie Markt zeigte eine bemerkenswerte Widerstandskraft. Die Geldflüssigkeit ist nach wie vor gross. Schiffahrts- und Schiffbauaktien fanden in der zweiten Wochenhälfte besonderes Interesse. Diese Gesellschaften kommen jetzt nach und nach mit ihren Abschlüssen aus der Kriegszeit und den letzten Friedensjahren heraus. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffgesellschaft-Aktien zogen um 22 Prozent an. Fest lagen Kali-Aktien, da man von einer ansehnlichen Preiserhöhung glaubt sprechen zu sollen. Die Bankaktien notierten durchwegs schwächer; auch Deutsche Bank standen um 1 1/2 v. H. niedriger, obwohl der Prospekt über die neuen Aktien meldete, dass das Geschäftsjahr 1920 bei stark gewachsenem Umsatz eine erhebliche Gewinnsteigerung gebracht habe. Durch die völlige Uebernahme der ihr schon seit über einem Jahrzehnte befreundeten **Siegener Bank**, die sich glänzend entwickelte und jetzt 10 v. H. Dividende gibt, wird die Deutsche Bank wieder eine günstige und weiterhin aussichtsreiche Erwerbung machen. (Auf 2000 M. Deutsche Bankaktien sollen 3000 M. Siegener

Bankaktien hergegeben werden.) Das Bekanntwerden der Nachricht, dass Herr Harding trotz der flehenden Bitte der deutschen Regierung die Annahme eines Schiedsrichteramtes ablehnte, musste anfangs die Zurückhaltung der Börse verstärken, aber bald trat wieder die Hoffnung auf neue Vermittlungsmöglichkeiten Amerikas in den Vordergrund. Der ausserbörslich eingetretene scharfe Preissturz der Mark fand keine Bestätigung. Da die Neuyorker Markmeldung von einer ansehnlichen Erholung sprach, gaben die Kurse der ausländischen Devisen nach, die tags zuvor sehr in die Höhe geschnellt waren. Der Beschluss des Eisenwirtschaftsbundes, die bisher bestehenden Höchstpreise für Stahl und Walzwerkerzeugnisse ausser Kraft zu setzen, da sie schon längere Zeit durch die tatsächlichen Verhältnisse überholt seien, wirkte befestigend auf den Montanmarkt.

Das Statut über die Rheinzollgrenze, das nunmehr in Kraft getreten ist, trennt das rheinische Wirtschaftsleben vom unbesetzten Deutschland ab. Die Einfuhr aus dem unbesetzten Deutschland nach dem Rheinland ist mit einem Goldzoll belegt, der zunächst 25 Prozent unseres deutschen Ausfuhrtarifes darstellt. Die Ausfuhr aus dem besetzten Rheinland nach Deutschland erfolgt in Papiermark, entsprechend den bisherigen deutschen Tarifsätzen. Unberücksichtigt ist in dem Statut eine sehr wichtige Frage für die Industrie. Wenn für Halbfabrikate, die nach dem inneren Deutschland versandt werden und für die Fertigfabrikate, die nach dem Veredelungsprozess in das besetzte Gebiet zurückgesandt werden, Einfuhr- und Ausfuhrzölle zu zahlen sind, dann sind solche Waren überhaupt nicht mehr exportfähig, zumal ja auch noch in Frankreich und England beim Weiterverkauf die 50prozentige Abgabe zu zahlen ist. Die Rheinlandkommission hat auch das Recht, die Bestimmungen über die an den Grenzen des besetzten Gebietes für Einfuhr, Ausfuhr oder Durchgangsverkehr zu erhebenden Zölle zu ändern. Hier liegt die Befürchtung nahe, dass die deutsche Westgrenze einmal fallen gelassen wird und nur die Ostgrenze, welche das besetzte Gebiet von dem Vaterlande trennt, aufrechterhalten bliebe. Die Gefahr eines neuen Loches im Westen, durch das, wie Anno 1919, unsere Valuta schädigende ausländische Luxuswaren einströmen, liegt nahe, und Vorbeugungsmassregeln werden unbedingt in Angriff genommen werden müssen. Dass es eine vaterländische Pflicht ist, alles zu tun, um den Verkehr zwischen unseren abgetrennten Volksgenossen und uns geschäftlich zu erleichtern, kann nicht oft, nicht scharf genug betont werden. Es ist, so schreibt der Reichsverband der deutschen Industrie, unerlässlich, dass für die Firmen des besetzten Gebietes keine ungünstigeren Versorgungsmöglichkeiten eintreten, als für die Firmen des unbesetzten Gebietes. Die Firmen des unbesetzten Gebietes müssen im Wettbewerb alle Massnahmen unterlassen, die als Ausnützung der Notlage des besetzten Gebietes gedeutet werden können. In welcher Weise ein Ausgleich der Interessen herbeigeführt werden kann, muss von Fall zu Fall geprüft werden. Die Geschäftsführung des Reichsverbandes hält sich für Mitarbeit zur Verfügung. Da die Gefahr besteht, dass unter dem Schutze der Sanktionen Weine in das besetzte Gebiet eingeführt und später zollfrei in das unbesetzte Gebiet weitergelangen können, hat die Reichsregierung angeordnet, dass alle Bestände an ausländischem Weine im besetzten Gebiete angemeldet werden müssen. Die Beförderung nicht angemeldeter, falsch gemeldeter oder zur Einfuhr nicht genehmigter Weine wird nicht zugelassen.

Als erste der österreichischen Grossbanken legt die Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft ihren Geschäftsbericht vor. Glänzende Ergebnisse, wie bei den deutschen Instituten, aber da wie dort muss man bei den Riesenziffern die ungeheuere Geldentwertung in Berücksichtigung ziehen. Nach Ausscheidung von 20 Millionen zur Errichtung eines Pensionsinstitutes bleibt ein Reingewinn von 85,872'258 Kr. Die Verwaltung schlägt eine Erhöhung der Dividende von 12 % auf 14 %, und eine Dotierung der Reserven mit 11,79 Mill. Kr. gegen 2,79 Mill. im Vorjahre, sowie Erhöhung des Aktienkapitals von 150 auf 250 Mill. Kr. vor.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 19 | München, 7. Mai 1921. | XVIII. Jahrgang.

Oberschlesien und Zentrum.

Von Dr. Herschel, M. d. R.

Das goldene Jubelfest des Zentrums gibt uns den erwünschten Anlaß, seine grundsätzliche Stellung zu deutschen Lebensfragen zu beleuchten. Die Geschichte erbringt den besten Beweis, daß es stets eine nationale (nicht nationalistische), eine soziale (nicht sozialistische), vor allem aber eine Partei des Rechts war. Ein guter Prüfstein für diese Zentrumspolitik ist Oberschlesien mit seinen schwierigen Verhältnissen. Auch wegen der Abstimmung und der ungewissen Zukunft des Landes lohnt ein Rückblick und Ausblick darauf gerade jetzt.

Der Verfasser darf als Sohn und Vertreter des Landes von Kohle und Eisen aus langer Erfahrung das Urteil wagen: Es stände heute besser um Oberschlesien, wenn man dort immer nach Zentrumsheften Politik getrieben hätte, nicht aber unter dem alten System die des Ostmarkenvereins und unter dem neuen die Politik Hörsings, des späteren Oberpräsidenten von Sachsen und vormaligen sozialdemokratischen Staatskommissars von Oberschlesien.

Bis Anfang der 90er Jahre gab es eigentlich überhaupt keine oberschlesische Frage. Man sprach in den Städten deutsch, auf dem Lande einen polnischen Dialekt. Die meisten Ansässigen verstanden in den Dörfern beide Sprachen. Trotz dieser Verschiedenheit vertrug man sich ganz gut. Der Bauer und Arbeiter polnischer Zunge fühlte durchweg reichstreu. An die Möglichkeit einer Gefahr von Polen her dachte niemand, wohl aber an eine solche von Rußland. Die Vergangenheit lehrte, daß Schlesien nur kurze Zeit — vor 700 Jahren nämlich — einmal zu Polen gehört hatte. Dann hatten die Polen wiederholt feierlich darauf verzichtet. Oberschlesien war nicht etwa, wie Posen, erst bei den drei Teilungen Polens zu Preußen gekommen. Deshalb erkannten auch gerechte Männer, wie der Erzbischof von Stablewski schon 1892, die sonst national-polnisch waren, öffentlich an, daß Polen keinerlei moralische Ansprüche auf unsere Heimat erheben könne und diese deshalb kein Feld für großpolnische Agitation werden dürfe.

In den ersten zwei Jahrzehnten seines Bestehens hatte also das Zentrum gar keinen Anlaß, zur oberschlesischen Frage als solcher Stellung zu nehmen. Wohl aber zeigte es sich auch gegenüber den Polnischsprechenden dort als die Rechtspartei, die gegen jedes Ausnahmegesetz und gegen jede Ausnahmebehandlung Anderssprechender oder -denkender auftrat. Glaube und Heimat einten damals die Oberschlesier deutscher und polnischer Zunge. Der Kulturkampf schmiedete sie im Feuer gemeinsamer Prüfung zusammen. Das Zentrum trat für beide in gleicher Weise ein, weil das nach seinen Grundsätzen selbstverständlich war. Die Bevölkerung wußte ihm Dank dafür.

Das Nationalitätenproblem begann sich erst Anfang der 90er Jahre in Oberschlesien zu zeigen. Die großpolnische Agitation kam dorthin von Posen. Dort unterstützte der Marcinkowskiverein, nach seinem Stifter, einem Posener Arzt benannt, die polnische lernende Jugend und erzog sie zu Sendboten nationalistischer Ziele für die Ostprovinzen Preußens. Hier bildete sich allmählich ein polnischer Mittelstand, während es früher eigentlich nur Herren und Knechte bei den Polen gab. Vertreter der freien Berufe, Rechtsanwälte, Aerzte, Apotheker, Techniker und Kaufleute kamen zunächst von Posen nach Oberschlesien. Andere folgten. Die Propaganda von Krakau her, die nationale Wallfahrten nach dem alten Königschloß Wawel einrichtete, kam erst viel später, als der Boden schon vorbereitet war.

Bald tobte in Oberschlesien der Kampf ebenso scharf wie in der übrigen Ostmark. Das Zentrum hielt gegenüber dem Hakatismus auf der einen und dem Großpolentum auf der anderen Seite eine Politik der Versöhnung und des Ausgleichs für die einzig richtige. Der Erfolg gab ihm recht. Es fand aber damals taube Ohren auf beiden Seiten. Den deutschen Ostmärkern behagte nicht, daß das Zentrum streng rechtlich auch gegenüber den Polnischsprechenden dachte und handelte, daß es mit den Polen im Reichs- und Landtag gelegentlich zusammenging, z. B. wenn es galt, Kirche und Schule zu verteidigen oder Ausnahmegesetze gegen irgendwen zu verhindern. Umgekehrt waren die Großpolen seine Feinde, weil es als nationale Partei die Unversehrbarkeit des Landes betonte und von ihnen loyales Verhalten gegen den Staat forderte. Allmählich wurde der Gegensatz durch die Pressefehden immer schärfer. Die Polen bekämpften nun die Partei am meisten, die sie einst vor Unbill geschützt hatte. Sie gingen Wahlbündnisse mit der Sozialdemokratie gegen das Zentrum ein, sie beschimpften seine Anhänger und Führer, namentlich bei Wahlen. Kurz, das Verhältnis wurde sehr schlecht, trotzdem auch auf der anderen Seite vernünftigere Männer zu mäßigen suchten.

Unter der polnischen Presse taten das lange die weitverbreiteten „Katolik"-Blätter. Ihr Verleger Adam Napieralski, der Vielgewandte, wurde von seinem früheren Freunde, dem Nationaldemokraten Korfanty, bald unterstützt, bald auf das schwerste angegriffen, der radikalere Zeitungen leitete und gegen uns hetzte. Leider fehlte und fehlt dem Zentrum in Oberschlesien ein polnisch geschriebenes Blatt mit Massenauflage. Selbst vor der Abstimmung gelang es auf deutscher Seite nicht, ein solches zu gründen. „Der Dzwon" („Die Glocke") hatte nicht die vielen Bezieher, die nötig gewesen wären, um unsere Sache in die weitesten Volkskreise zu tragen. Doch haben Hunderttausende Polnischsprechender für Deutschland gestimmt.

Neben der Presse machten Theaterstücke und Wanderredner polnische Propaganda. Man redete dem Volke ein, daß es rassenmäßig gar nicht zu Deutschland gehöre, daß es slawisch und nicht, wie in Wahrheit, ein Mischvolk eigener Art sei. Man sagte den Leuten, daß sie Mütterchen Polen verrieten, wenn sie ihren Namen am Ende nicht mehr mit „ki" sondern mit „ky" schrieben. Vor allem begann man schon damals mit der Religion zu sehr durchsichtigen weltlichen Zwecken Mißbrauch zu treiben. Man schuf die falsche Gleichung: polnisch-katholisch, deutsch-evangelisch. Ein freilich nur geringer Teil des katholischen Klerus orientierte sich schon damals offen großpolnisch und agitierte stark gegen Preußen und gegen das Zentrum.

In noch höherem Maße aber als die sprachlichen beuteten die Großpolen die sozialen Unterschiede in Oberschlesien für ihre nationalistischen Zwecke aus. Hierin liegt der Schlüssel zum Verständnis für das rapide Anwachsen der polnischen Stimmen auf Kosten des Zentrums bei den Reichstagswahlen kurz nach der Jahrhundertwende.

Das Land von Kohle und Eisen birgt in sich schwere Gegensätze, großen Reichtum einzelner und Armut vieler. Der Oberschlesier neigt zu derbem Lebensgenusse neben aller Frömmigkeit, die früher dort war und auch jetzt noch in weitem Umfange besteht. Auf die Unzufriedenheit mit dem irdischen Lose warfen sich die polnischen Agitatoren, schon damals allen voran Korfanty. Sie arbeiteten mit den übelsten Mitteln, über die man anderwärts nur gelächelt haben würde, so mit Ver-

sprechungen von Land und Vieh. Sie wußten die oberschlesische Volksseele auch sonst richtig zu nehmen. Sie weinten vor und mit den Leuten, „den Brüderchen", über die „preußische Unterdrückung" und säten Haß in die leicht lenkbaren Gemüter. Auf der anderen Seite begann die Sozialdemokratie in ähnlicher Richtung gegen das Zentrum zu arbeiten. Aber bis zum Kriege kam sie an werbender Kraft da oben dem radikalen Polentum nicht entfernt gleich. Dieses griff beispiellos schnell um sich. Der Sturm auf das Pfarrhaus in Laurahütte (1903) war ein Zeichen der Verwirrung der Gemüter und der schwindenden Autorität der Geistlichkeit, deren Einfluß einst in Oberschlesien sehr groß war, aber von Korfanty untergraben wurde, obgleich er sich, wie später vor der Abstimmung, ein katholisches Mäntelchen umhing.

Parteipolitisch war bis Ende der 90er Jahre Oberschlesien eine Hochburg des Zentrums. Das hatte so gut wie alle Sitze im Reichstage, und so gut wie alle im Landtage. Nun stand es in hartem Kampfe gegen die Polen, die dabei ab und zu von den Genossen unterstützt wurden. Die Wahlschlachten tobten mit verschiedenem Ausgange, nicht nur im Industriebezirk, sondern z. B. auch im Kreise Oppeln, dessen Mandat der verewigte Reichstagspräsident Graf Ballestrem jahrzehntelang unangefochten innegehabt. Einzelne Sitze gingen dem Zentrum verloren, aber es gewann sie auch wieder in Stichwahlen. Immerhin waren noch 1912 von den 12 Mandaten im Regierungsbezirke Oppeln nur 4 in den Händen der Polen. Im Landtage blieb es viel besser, aber dort herrschte noch das Dreiklassenwahlrecht, das kein wahres Bild der Volksmeinung gab. In den Städten hatte das Zentrum zumeist die dritte Klasse, in der ersten herrschte der „Mischmasch", die Gruben- und Hüttenpartei, eine Art Kommunalliberalismus. Die Mehrheit in der zweiten Klasse gab gewöhnlich den Ausschlag. Immerhin zeigten sich auch schon vor dem Kriege polnische Stadtverordnete. Sie waren aber noch ziemlich seltene Erscheinungen. Heute ist es anders in einzelnen Orten.

Es sah vor dem Kriege fast so aus, als ob die nationalpolnische Welle in Oberschlesien sich bereits überschlagen hätte und zu verlaufen beginne. In den ersten Kriegsjahren schienen auch die großpolnischen Kreise loyale deutsche Staatsbürger geworden zu sein. Sie taten wenigstens nach außen so. Korfanty schrieb scharfe Artikel gegen die Entente für Deutschland. Dieses errichtete 1916 Polen ohne staatliche Spitze und feste Grenzen, ein von Militärs herbeigeführter schwerer politischer Fehler, der sich an uns bitter gerächt hat. Als die deutsche Offensive im Sommer 1918 in Frankreich nicht vorwärts kam, merkte man schon deutlich die Freude der Großpolen an unserem Mißerfolge in ihrer Presse, trotz der Zensur.

Die Wahl in Gleiwitz im Frühjahr 1918 deutete auf Sturm. Dort wurde Korfanty mit 14 000 gegen 8000 deutsche Stimmen in den Reichstag entsandt, die sich auf den Zentrumsmann vereinigten. Es war wohl weniger der Nationalpole als der Radikale, der Gegner der bestehenden Staatsordnung in ihm gewählt worden. Der Verdruß über den langen Krieg, über den Hilfsdienst in den Städten, über die Zwangswirtschaft auf dem Lande, führte Verbraucher und Erzeuger, die sich sonst oft und bitter befehdeten, diesmal einträchtig zusammen. Der kleine Besitzer war ebenso unzufrieden, weil ihm Vieh beschlagnahmt wurde, wie der Arbeiter, dem der Gendarm an der Bahnsteigsperre die auf dem Lande mühsam gehamsterten paar Eier wegnahm. Dazu kam eine unerhörte Agitation Korfantys, der sich schon damals als derselbe große Demagoge erwies wie später als polnischer Abstimmungskommissar.

Dem Unglück der Niederlage durch feindliche Uebermacht folgte die Schmach der Revolution in Deutschland selbst. Sie ermöglichte den Polen, uns Posen zu nehmen. Auch in Oberschlesien wollten sie die berüchtigten „fertigen Verhältnisse" schaffen. Ihre Sendboten gingen zur Entente und unterrichteten sie ganz falsch, indem sie dort glauben machten, Oberschlesien sei ein unter preußischer schwerer Knechtschaft schmachtendes, rein polnisches Land. Sie erreichten zwar nicht die Demarkationslinie an der Oder, wohl aber zunächst den ersten gegnerischen Friedensvorschlag, wonach Oberschlesien ohne Volksbefragung zu Polen fallen sollte. Gewaltige Volksdemonstrationen dagegen im Mai 1919 zeigten der Entente, daß sie unrichtig informiert worden war. Es kam zur Abstimmung in Oberschlesien am 20. März 1921 nach über einjähriger Besetzung des Landes. Diese führte trotz aller Schwierigkeiten zu einer deutschen Dreifünftelmehrheit. Ohne vorbereitenden Terror und solchen am Abstimmungstage auf dem platten Lande wäre sie viel größer geworden.

Parallel mit den polnischen Bestrebungen gingen die des „Bundes der Oberschlesier", welcher den neutralen Freistaat, das sogenannte „Belgien des Ostens", anstrebte. Auch sie scheiterten vorläufig. Der Friedensvertrag wenigstens kennt nur einen Anfall Oberschlesiens an Polen oder an Deutschland, aber nichts Drittes.

Das Zentrum bewahrte in allen diesen schweren Zeiten vor und während der Besatzung seine treue nationale Haltung. Es lehnte den Abfall ebenso ab wie den Freistaat. Seine Lage war dabei nicht leicht zwischen Sozialdemokraten und Polen. Die Taten Adolf Hoffmanns hatten nicht der Kirche, wohl aber der deutschen Sache in Oberschlesien unendlich geschadet. Wir waren in Weimar in die Koalition gegangen. Das wurde von den Polen sehr gegen die Partei ausgebeutet. Man sagte dem Zentrum nach, daß es die konfessionelle Schule preisgebe, daß es mit deutschen Juden und Freimaurern gegen die Katholiken gehe. Anderseits führten die Genossen, die bei der Nationalversammlungswahl infolge der Revolution vorübergehend überraschend stark geworden waren, einen scharfen Kampf gegen uns, indem sie dem Zentrum die Freistaatler an die Rockschöße hängten und ihnen die Haltung des polnisch gesinnten Teiles der Geistlichkeit zum Vorwurfe machen zu dürfen glaubten.

Man hatte in Berlin bald eingesehen, welche Gefahr Adolf Hoffmanns Person und seine Erlasse heraufbeschworen hatten. Das Zentrum betrieb deren Außerkraftsetzung in Oberschlesien mit aller Macht. So ergingen die Breslauer Beschlüsse vom 30. Dezember 1918, wonach die Regierung sich verpflichtete, an Kirche und Schule nichts ohne vorheriges Benehmen mit der kirchlichen Behörde zu ändern, die Gleichberechtigung der polnischen Sprache vor Gericht und in der Verwaltung durchzuführen, endlich katholische höhere Beamte anzustellen, die auch des Polnischen kundig wären.

Gerade darin hatte das alte System versagt. Der Hakatismus begünstigte die Verpflanzung protestantischer Regierungsräte aus dem Westen nach Oberschlesien, die das zu 90 v. H. katholische Land und die Eigenart der Leute nicht verstanden. Oppeln war nur eine Art Sprungbrettstellung zu höheren Staatsämtern. Wir brauchten aber seßhafte kundige Kräfte. Der Ruf: „Oberschlesien den Oberschlesiern!" war deshalb verständlich und wurde vom Zentrum lebhaft unterstützt. Aber manche Schwierigkeiten entstanden dabei.

Die Ausführung der Breslauer Beschlüsse fiel in die Zeit vor der Besetzung des Abstimmungsgebietes durch die Entente. Die Oberschlesier erklärten, soweit sie nicht Sozialdemokraten waren, bald, daß das Dreiblatt Hirsch-Heine-Hörsing (Ministerpräsident, Innenminister und Staatskommissar) teils Genossen bevorzuge, teils alles beim Alten belasse. Von Katholiken wurden nur angestellt der Präsident Bitta, der Leiter der Schulabteilung und einige Assessoren bei der Regierung in Oppeln, im Lande einige Kreisschulräte, hie und da auch ein Landrat. Sonst aber blieb alles in der Verwaltung so ziemlich, wie es früher war. Der Präsident flüchtete wiederholt in die Oeffentlichkeit mit der Behauptung, daß seine Maßnahmen auch von den Zentralinstanzen Preußens durchkreuzt würden, wo unter den Geheimräten so manche Vertreter des alten Systems saßen, denen man in Oberschlesien kein gutes Andenken bewahrte.

Der Unwille des Volkes wandte sich dort besonders gegen Herrn Hörsing, der sein Staatskommissariat in Kattowitz mit Hilfe von Berlin bald größer und einflußreicher zu gestalten versuchte, als die Regierung in Oppeln war. Er legte sich eine Kriminalabteilung bei, die in die Justiz eingriff, eine solche für Ernährung und ein Pressedezernat. Das kostete alles viel Geld. Anerkannt werden muß, daß er bei Niederwerfung von Unruhen 1919 in Oberschlesien stärker zugriff als jetzt in Sachsen beim Kommunistenaufstand als Oberpräsident. Manche seiner Schritte und Berichte nach Berlin aber führten zu schweren Mißerfolgen. So vor allem die Anberaumung der Gemeindewahlen im November 1919, die das Zentrum dringend widerraten hatte. Die Polen, die sich an der Wahl zur Nationalversammlung nicht beteiligt hatten (weil sie hofften, eine Art negatives Plebiszit, also geringere Beteiligung als die Hälfte der Wähler durchzusetzen, was mißlang), errangen jetzt starke Erfolge. Das Zentrum behauptete sich im wesentlichen. Die Genossen aber erlitten nun sehr starke Verluste. Herr Hörsing wurde deshalb zum Oberpräsidenten in Magdeburg befördert. Promoveatur ut amoveatur.

In dieser schweren Uebergangszeit hat der oberschlesische Zentrumsflügel seine ganze Kraft für die Heimat eingesetzt und die Grundsätze der Partei im Lande und in den Parlamenten von Weimar und Berlin allgemein und namentlich für das Schicksal des Landes zur Geltung gebracht. Er nannte sich in Oberschlesien „Katholische Volkspartei", um der polnischen Agitation wirksam zu begegnen, die ihn als ein bloßes Anhängsel von deutschen Juden und Freimaurern zu schildern versuchte. Unentwegt betonte das Zentrum für und in Oberschlesien die Treue zum Reiche, lehnte nachdrücklich den Freistaat ab und versuchte positiv für das Wohl des Landes sozial zu arbeiten. Die Besserstellung der breiten Massen ländlicher und industrieller Arbeiter, die Förderung des Kleinwohnungsbaues und des ländlichen Siedlungswesens lagen ihm besonders am Herzen. Alles das kam vorzugsweise den Polnischsprechenden zugute, denn in Oberschlesien waren Kapital und leitende Arbeit stets deutsch, nur die ausführende Handarbeit polnisch. Freilich konnte das Zentrum nicht mit so wahnwitzigen Versprechungen aufwarten wie die Polen, die Land verteilen wollten, das ihnen nicht gehörte, aber es drängte die Regierung unausgesetzt gerade in der Siedlungsfrage zu Taten. Vieles ist darin geleistet worden, wenn auch allerlei, z. B. hinsichtlich der Domänen, zu wünschen übrig blieb.

Ebenso hat das Zentrum das Hauptverdienst daran, daß nun Oberschlesien die bundesstaatliche Selbständigkeit bei einem späteren Volksentscheide dafür gesetzlich zugesichert ist. Sie war eine Versicherung gegen den Abfall zu Polen und gegen die neutralen Freistaatsgelüste. Die Polen hatten auch eine Autonomie versprochen, die freilich nur Schein war, weil sie im wichtigsten Punkte, dem der obersten Beamtenernennungen, Warschau alle Gewalt gab. So aber hatte man in Oberschlesien den Ruf: „Los von Berlin!" nicht gemeint, sondern man wollte das selbständige Recht der Beamtenwahl für das eigene Land. Selbst die Sozialdemokraten und die Unabhängigen gaben schließlich ihren langen und zähen Widerstand gegen die vom Zentrum immer wieder geforderte Autonomie auf. Als solche der Provinz besteht sie längst. Als die des Bundesstaats wird sie kommen. Mag Preußen ein Land verlieren, wofern nur Deutschland ein solches gewinnt. Andernfalls verlöre es Preußen ja doch auch. Das war der zugleich realpolitische wie wahrhaft nationale Standpunkt des Zentrums, den nur Deutschnationale und Kommunisten nicht anerkennen wollten.

Die Zeit der Besatzung und des polnischen Aufstands 1920 brachte Oberschlesien noch schwerere Tage als vorher. Das Zentrum trat gegen den Terror ein, wo und wie es nur konnte. Es litt darunter ja auch selbst schwer. Noch immer betrachteten es die Polen als ihren Hauptfeind. Sie wußten, daß die maßvolle Politik der „Katholischen Volkspartei" am besten geeignet war, die Herzen für Deutschland zu gewinnen. Vor der Abstimmung kam es glücklicherweise noch zur reichstreuen Einheitsfront in Oberschlesien. Aber die Hunderttausende polnischer Zunge, die für Deutschland gestimmt haben, verdankt dieses doch zunächst der Versöhnungspolitik des Zentrums. Unter einem Mischvolke mit überwiegend anderer Mundart darf man sich nicht nationalistisch gebärden. Das ist weder recht noch klug. Letzteres schon deshalb nicht, weil die anderen ähnliche Methoden aufgreifen könnten und eben schließlich in der Mehrheit sind. Ausgleichende Gerechtigkeit, das muß unsere Parole weiter bleiben, wie sie es war, als Preußen noch in der Fülle seiner Macht über Oberschlesien herrschte. Sie ist der oberste Zentrumsgrundsatz und darf nicht irgendwelcher Konjunktur unterworfen werden.

Dunkel ist das Schicksal der Heimat. Nach der Wahrheit haben wir eine Dreifünftelmehrheit der Stimmen für Deutschland dort erhalten. Nach dem Recht muß das Land von Kohle und Eisen deshalb ungeteilt beim Reiche bleiben. Nur so behalten seine Bewohner auch die Freiheit zu weiterer erfolgreicher Tätigkeit für die gesamte Weltwirtschaft und zur Entfaltung ihrer Eigenart unter der bundesstaatlichen Autonomie. Keine Zerreißung des Landes, keine Heranziehung zu Sanktionen, kein „Provisorium" in Fortdauer der Besetzung entspricht dem Abstimmungsergebnisse, dem Wortlaut und Sinn des Friedensvertrags, der sittlichen Gerechtigkeit und dem Fortschritt der Menschheit.

Mag, da wir zwar das Recht, die anderen aber die Macht haben, die Entscheidung fallen wie sie will, auch in Oberschlesien hat das Zentrum ein halbes Jahrhundert gestritten und streitet es weiter für Wahrheit, Recht und Freiheit.

Zentrumsjubiläum. — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Am 24. April beging die Reichstagsfraktion des Zentrums das Gedächtnis ihres 50jährigen Bestehens. Es war am 21. März 1871, als sich 67 Abgeordnete des ersten Reichstags, der im jungen Deutschen Reich gewählt worden war, zur Zentrumsfraktion vereinigten. Die Partei selbst hatte sich im Winter 1870 gebildet mit dem Soester Programm, das die Freiheit der Kirche, die Bekenntnisschule, Selbstverwaltung und sozialen Ausgleich forderte. Dazu „für das ganze deutsche Vaterland einen Bundesstaat, der im Notwendigen die Einheit schafft, in allem übrigen aber die Unabhängigkeit und freie Selbstbestimmung der Bundesländer sowie deren verfassungsmäßige Rechte unangetastet läßt". Heute blickt die Zentrumspartei auf ein halbes Jahrhundert mannhafter Kämpfe und harter Arbeit zurück. Zu Riesenstärke wuchs sie im Kulturkampf, den sie gegen die Großmächte des ungläubigen Zeitgeistes und des allmachttrunkenen Staates nur gewann, weil sie ihr Programm auf dem Felsengrund der christlichen Weltanschauung im katholischen Sinn gegründet hatte. Wiederum sicherte ihr diese Grundlage dieselbe Fähigkeit der Anpassung an alle wechselnden Verhältnisse, die Freunde wie Gegner an der katholischen Kirche bewundern. Nicht von subjektiven, sentimentalen Gefühlen hat sich das Zentrum leiten lassen, wie viele reaktionäre, fortschrittliche oder sozialistische Romantiker, nicht vom Eigennutz einzelner Stände oder Kreise, sondern von der klaren, objektiven Erkenntnis christlicher und deutscher Pflicht und des allgemeinen Besten. Darnach handelte es auch in den schweren Zeiten des Zusammenbruchs und des Umsturzes, unbekümmert um die Vorwürfe, die ihm gerade da der Eigensinn des Gefühls oder des Interesses machte. Wenn viele selbst aus der Gefolgschaft des Zentrums mit seiner Politik seit 1918 oder schon seit der Friedensentschließung von 1917 nicht oder nur zum Teil einverstanden waren, so soll das vom Einzelnen unbeschadet der Parteitreue und von der Partei mit Bereitschaft zur Selbsterkenntnis ertragen werden. Man zeige uns die Partei, die in dieser verwirrten Zeit immer das Rechte gefunden hat. Auch das Zentrum von heute ist fest entschlossen, seinen christlichen Grundsätzen im Sinn der großen Führer Windthorst und Mallinckrodt treu zu bleiben. In ihrer Anwendung im einzelnen ist es so wenig unfehlbar wie seine Kritiker. Bleibt man nur den altbewährten Grundsätzen treu, so wird der Geist des Soester Programms auch das neue Programm erfüllen, das jetzt im Schoße der Partei ausgearbeitet wird und dem Parteitag im Sommer ds. Jrs. vorzulegen ist.

Wertvolle Hinweise auf die künftige Zentrumspolitik konnte man der Rede entnehmen, die Geheimrat Trimborn, der Vorsitzende der Reichstagsfraktion, beim Festakt hielt. Er erinnerte daran, daß das Zentrum in erster Linie zur Verteidigung der Freiheit der katholischen Kirche gegründet worden sei und mahnte mit Leo XIII.: „Die Aufgabe der Katholiken, die religiösen Interessen zu schützen, kann keineswegs als erschöpft angesehen werden." Nichts würde uns lieber sein, als eine einheitliche Front aller christlichen Elemente. Gelingt es, sie zu bilden, so wird das Zentrum in ihr stets ein geschlossenes Armeekorps darstellen und es würde unser Stolz sein, wenn wir in ihr das stärkste und bestgefügte Armeekorps sein könnten. — Geheimrat Trimborn spricht hier aus, was wir stets vertreten. Nie können neue Bildungen, die mit weniger bestimmten Losungen große Massen hinter sich vereinigen wollen, eine Partei wie das Zentrum ersetzen, das auf festem Grund erbaut ist und den deutschen Katholiken sicheren Schutz ihrer Rechte und Freiheiten verbürgt. — Gegen die Vorwürfe nach der Revolution nahm der Redner das Zentrum kräftig in Schutz: Wir haben die Revolution nie gebilligt und werden sie niemals billigen. War es jedoch überhaupt notwendig, die neuen Verhältnisse, nachdem sie Bestand gewonnen, anzunehmen, um das Vaterland zu retten, dann kann dieser Schritt nicht getadelt werden, weil er zu rasch geschehen sei. Heute besteht die Verfassung vom 11. August 1919 zu Recht und jeder Versuch, sie umzustürzen, wird ein Unrecht sein, das unser Vaterland in neue, unabsehbare Wirren stürzen müßte. Das föderalistische Prinzip konnte nach Trimborn in der Form, die es nach den Ereignissen von 1871 angenommen hatte, nicht aufrechterhalten werden. Das Zentrum ist aber nicht schuld daran. Doch der Kerngedanke des Föderalismus, der Schutz des kulturellen Eigenlebens der deutschen Stämme,

die Hochachtung vor ihrer geschichtlichen Entwicklung wird vom Zentrum so warm vertreten wie vorher. — Die Worte über den Föderalismus lenken die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß ein Teil des früheren Zentrums, die Bayerische Volkspartei, sich von der Gesamtpartei getrennt hat. Sie ist mit der neuen Auslegung dieses Programmpunktes nicht zufrieden. Man wird in ihren Kreisen verstehen, daß eine Bindung an den Föderalismus von 1871 für das norddeutsche Zentrum leicht eine Fessel werden könnte, die es an das alte Preußen schmiedet. Anderseits muß man im Norden beachten, daß für die Bayern in in ihrem katholisch gewachsenen Staat Werte liegen, die sie nicht aufgeben wollen. Am Festakt im Reichstag nahmen Abgeordnete der Bayerischen Volkspartei teil. Abg. Gerstenberger überbrachte ihre Glückwünsche, die herzlich aufgenommen wurden. — Die Hoffnung, daß die politischen Vertretungen der deutschen Katholiken sich wieder zusammenfinden, soll man nicht fallen lassen. In Bayern hat die christlichsoziale Partei, eine kleine Schar von Mißvergnügten, ihren Anschluß ans Zentrum ausgesprochen und sich den Zunamen „Bayerisches Zentrum" gegeben. Dem großen Zentrum wird es mehr wert sein, die alte geschlossene Kampfkraft der bayerischen Katholiken, die Bayerische Volkspartei, sich befreundet zu wissen. Es kann nicht die beiderseits hoch zu erwünschende Wiedervereinigung zugunsten einer macht- und hoffnungslosen kleinen Gruppe aufs Spiel setzen. Die „Bayer. Volkspartei-Korrespondenz" gab dieser Erwartung deutlichen Ausdruck. Erfreulicherweise sprach sich die „Köln. Volkszeitung" in einem Aufsatz aus München „Bayern und das Zentrum" (Nr. 306) in gleichem Sinn aus. Ueberhaupt ist in norddeutschen Zentrumskreisen ein wachsendes Verständnis für bayerische Verhältnisse zu verzeichnen. Das erweckt gute Aussichten, daß in Zukunft wieder eine nicht nur geistige, sondern auch förmliche Einheitsfront der deutschen Katholiken kämpfe für Wahrheit, Recht und Freiheit.

* * *

In der äußeren Politik zogen sich die ganze Woche über schwere Gewitter zusammen. Wieviele sich davon entladen, muß die erste und zweite Maiwoche lehren. Die Vorschläge zur Wiedergutmachung, die Deutschland in Washington überreichte, wurden von der Entente für ungenügend befunden. Es half nichts, daß wir 200 Milliarden Goldmark in Jahresraten anboten und eine Milliarde Goldmark (12 Milliarden Papiermark) zur sofortigen Bezahlung. Frankreich war zweifellos von vornherein entschlossen, jeden deutschen Vorschlag abzulehnen unter dem Vorwand, er gewähre keine Sicherheit, wirklich erfüllt zu werden. Briand hat offen ausgesprochen, er halte die deutsche Regierung für unzuverlässig und für abhängig von der imperialistischen Großindustrie. Wie eine deutsche Regierung nach Frankreichs Geschmack aussehen müßte, lassen französische Zeitungen der nationalistischen Militärpartei erkennen. Sie setzen ihre Hoffnung auf Sozialdemokratie und USP. Von Noske und Scheidemann, der sich jetzt in Deutschland durch Neuigkeiten aus der Zeit der Friedensversuche von 1917 in empfehlende Erinnerung bringt, wollen die Franzosen allerdings nichts wissen. Daß die Sozialisten ohne bürgerliche Kreise aus der früheren Koalition keine Mehrheit zustande brächten, wird eingeräumt. Doch die Möglichkeit einer Annäherung scheine heute sehr gering. — Trotz Frankreichs Eigensinn liefen die ganze Woche hindurch Versuche von verschiedenen Seiten, das Schlimmste zu vermeiden und neue Verhandlungen möglich zu machen. Von Washington erhielt Berlin mehrere Winke und von London kam noch am 29. April eine inspirierte englische Zeitungsnachricht, Deutschland müsse schnell einen neuen Vorschlag unmittelbar an die Westmächte richten. Lloyd Georges Erklärung im Unterhaus über die Stellung Englands zu den französischen Absichten auf das Ruhrgebiet können sowohl wir als die Franzosen zu ihren Gunsten auslegen. Im ganzen war ziemlich sicher, daß am 1. Mai selbst noch nichts entschieden werde. Am 30. April trat der Oberste Rat in London zusammen. Er gab nach langen Verhandlungen Deutschland am 2. Mai eine Frist von 12 Tagen, damit es die Rechnung glatt annehme, die ihm der Wiedergutmachungsausschuß vorlegen werde. Frankreich darf inzwischen für einen Einmarsch mobil machen. Der mäßigende Einfluß Amerikas war in London deutlich zu spüren.

In Deutschland selbst haben die Ereignisse das Kabinett Fehrenbach-Simons erschüttert. Die Rede, die Dr. Simons am 28. April im Reichstag hielt, wobei er nochmals seine ganze Politik rechtfertigte und sich mit wirklich guten Worten zum Rechtsgedanken bekannte, wurde von manchen als sein Schwanengesang betrachtet. In der Aussprache kam die Regierung im allgemeinen nicht schlecht weg. Selbst die Deutsche Volkspartei billigte durch Stresemann unter einigem Vorbehalt unsern Schritt bei Amerika. Dr. Simons hatte seinen Rücktritt eingereicht, war aber zum Bleiben bestimmt worden. Eine Ministerkrise in diesen Tagen hätte die Entente als Verschleppungsversuch ausgelegt.

Das genaue Ergebnis der Tiroler Abstimmung über den Anschluß an das Deutsche Reich ist: 129838 ja, 1576 nein. 98,6 v. H. der abgegebenen Stimmen lauten also für den Anschluß. Dies ist ein Trost in den trüben Tagen, die wir durchleben. Mag Deutschlands Zukunft noch so düster scheinen, die getrennten Deutschen wanken nicht in ihrer Treue zur Mutter Germania. Am selben Tag, wo in Nordtirol abgestimmt wurde, floß in Südtirol, in Bozen, deutsches Blut. Italienische Fascisten überfielen ein ganz unpolitisches Volkstrachtenfest und verwundeten 43 Deutsche, von denen einzelne ihren Verletzungen erlagen. Nachträglich griff die italienische Staatsgewalt mit einer Untersuchung ein. Solche Orgien des rüden Nationalismus offenbaren im kleinen den bösen Geist, der in Paris, Warschau und Prag und nur zu oft auch in Rom und London herrscht und ein Zusammenleben der Völker in Frieden und Gerechtigkeit hintertreibt.

Das Ministerium Stegerwald.

Von Prof. Grebe, M. d. Pr. L.

Die Irrungen und Wirrungen der preußischen Regierungsbildung sind endlich zum Abschluß gekommen. In der Vollsitzung des preußischen Landtags vom 22. April stellte Ministerpräsident Stegerwald sein Ministerium dem Hause vor. Nach der preußischen Verfassung wählt der Landtag den Ministerpräsidenten und dieser ernennt die übrigen Minister. Die Ernennung der Minister durch den Leiter des Ministeriums war gedacht als eine bloße Form, weil kein Staatsoberhaupt, dem naturgemäß diese Aufgabe zufiele, vorhanden ist. Gleich das erstemal aber, wo die Regierung nach dieser Bestimmung gebildet wird, hat sie eine tiefere Bedeutung erhalten. Wir haben es nicht bloß mit einem Ministerium zu tun, in dem Stegerwald den Vorsitz führt, sondern es ist wirklich ein Ministerium Stegerwald zustandegekommen einzig durch seine Zähigkeit und Tatkraft, gestützt in erster Linie durch das Vertrauen, das er persönlich weit über den Kreis seiner Partei hinaus genießt.

Am 9. April hatte der ganze Landtag mit Ausnahme der äußersten Linken Stegerwald als den Mann seines Vertrauens bezeichnet. Die Wahl hatte nur dann Sinn, wenn der Ministerpräsident völlig freie Hand haben sollte, einen Ausweg aus der verfahrenen Lage zu finden. Gelang es ihm nicht, ein Ministerium zusammenzubringen, so mußte er selbstverständlich seinen Auftrag an den Landtag zurückgeben. Kaum aber nahm der neue Ministerpräsident die Verhandlungen mit den Parteien auf, um eine Regierung nach den Grundsätzen des Parlamentarismus zu bilden, da begann das alte Spiel von neuem. Namentlich die Sozialdemokratie konnte sich von ihren engen Parteivorstellungen nicht frei machen, sie konnte sich nicht überwinden, der kritischen Gesamtlage und dem durch die Wahlen bekundeten Volkswillen Rechnung zu tragen. Sie wollte nur einem Ministerium zustimmen, das aus der alten Koalition gebildet wurde. Diese Lösung war aber bereits durch die früheren Verhandlungen als unmöglich erwiesen. Als die Sozialdemokratie mit ihrer Forderung nicht durchdrang, trat sie mit der Behauptung hervor, ihren Unterhändlern sei vor der Wahl die bündige Zusicherung gegeben, der Ministerpräsident würde zurücktreten, wenn er kein Ministerium zustande bringe, dem die Sozialdemokratie ihre Zustimmung gebe. Die Führer des Zentrums, die an den interfraktionellen Besprechungen teilgenommen hatten, stellen diese Behauptung entschieden in Abrede. Es hätte auch gar keinen Sinn gehabt, eine solche Bindung einzugehen. Dann hätte Stegerwald nur die Aufgabe gehabt, zwischen den alten Koalitionsparteien den Vermittler zu spielen. Für eine solche Rolle ist der Mann wirklich zu schade. Sein Entschluß, sich aus der Regierung ganz zurückzuziehen, stand längst fest. Nur auf das Drängen der ganzen Fraktion hatte er angesichts der zwingenden Not des

Vaterlandes in letzter Stunde sich bereit erklärt, einen Versuch zu machen, die Staatsnotwendigkeiten aus dem Parteihader zu retten. Er ist keinerlei Bindung eingegangen; selbst seiner eigenen Partei gegenüber hatte er bezüglich der Auswahl seiner Mitarbeiter völlig freie Hand. Die Fraktion hatte einmütig beschlossen, wohl einen Kandidaten zu stellen, aber keinerlei Bedingungen einzugehen. Es sollte den andern Parteien überlassen bleiben, wie sie sich verhalten wollten. Wie sollten nun die Unterhändler des Zentrums dazu kommen, bei den interfraktionellen Besprechungen etwas anderes in Aussicht zu stellen? Nur um die Stimmen der Sozialdemokratie für Stegerwald zu gewinnen? Die Täuschung mußte doch nach wenigen Tagen offenkundig werden! Wenn die sozialdemokratischen Führer ein solches Vorgehen für möglich halten, so stellt das ihrer staatsmännischen Einsicht ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Den erprobten Führern des Zentrums eine solche zwecklose Dummheit zuzutrauen, ist schon ziemlich beleidigend. Unerhört ist aber, daß die Sozialdemokraten zu unterstellen wagten, die Herrn Dr. Porsch und Gronowski hätten ihrer Fraktion die gemachten Zugeständnisse verschwiegen und sie hinterher abgeleugnet. Dr. Porsch gehört dem Parlament 40 Jahre lang an. Niemand wird ihm in dieser langen Zeit, in der er stets im Vordergrunde des politischen Kampfes stand, auch nur einer Zweideutigkeit zeihen. Abg. Gronowski ist als Ehrenmann geschätzt von allen, die ihn kennen. Den heutigen Führern der preußischen Sozialdemokratie blieb es vorbehalten, gegen solche Männer den Vorwurf der Täuschung zu erheben. Ihr Führer Heilmann hatte außerdem noch die Geschmacklosigkeit, eine Privatunterhaltung zwischen dem Zentrumsabgeordneten Dr. Heß und dem demokratischen Abg. Dominicus, die ein über weitreichende Ohren verfügender Genosse erlauscht hatte, zu veröffentlichen. Wenn solche Manieren allgemein üblich werden, sind natürlich in Zukunft interfraktionelle Besprechungen mit der Sozialdemokratie kaum möglich. Wer will sich denn hinterher solchen Anwürfen aussetzen? Wir nehmen an, daß die Sozialdemokratie den Eindruck gehabt hat, ihr seien solche Zusicherungen gegeben. Aber dieser Eindruck beruhte eben auf einem Irrtum. Sie hatten vielleicht ihre Wünsche so oft wiederholt, daß sie schließlich glaubten, sie seien erfüllt. Tatsache ist, daß weder Herr Stegerwald, noch das Zentrum irgendwelche Bindungen eingegangen sind.

Da aber der Vorwurf des Wortbruches erhoben wurde, legte Stegerwald sein Amt nieder. Am folgenden Tage wurde er mit 227 Stimmen wiedergewählt; 100 Stimmen entfielen auf den Sozialdemokraten Braun, 21 auf den Unabhängigen Ludwig, die Kommunisten gaben weiße Zettel ab. Die große Mehrheit, die diesmal trotz des Abspringens der Sozialdemokraten wieder auf Stegerwald sich vereinigte, gab damit unzweideutig zu erkennen, daß sie auch dem Ministerium, das er zu bilden im Begriff stand, ihr Vertrauen aussprechen würde. In zweiwöchiger, aufreibender Arbeit hatte Stegerwald endlich die Hindernisse beseitigt, die dem Zustandekommen einer verfassungsmäßigen Regierung im Wege standen. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß aus innerpolitischen Gründen eine Regierung ohne die Sozialdemokratie höchst unerwünscht sei. In Preußen wurden für den Sozialismus immerhin noch 40 % der gültigen Stimmen abgegeben gegen 31 % in Bayern. Die Vorgänge in Mitteldeutschland zeigen erneut, daß die Ruhe im Innern noch nicht unter allen Umständen gesichert ist. Ebenso entschieden aber betonte er, daß auch die Teilnahme der Deutschen Volkspartei nicht zuletzt aus außenpolitischen Gründen unerläßlich sei. Nachdem aber alle Möglichkeiten einer solchen Lösung erschöpft waren, zog er entschlossen die Folgerung. Eine Regierung mußte gebildet werden, weil wir im Innern aus dem Zustande des Ueberganges heraus mußten; die Geschäfte mußten wieder ordnungsmäßig erledigt werden. Es durfte nicht der letzte Rest der Staatsautorität vernichtet werden. Zwingend waren aber die Entscheidungen, die im Reiche vor sich gingen. In einem Augenblicke, in dem um das Schicksal des deutschen Volkes gerungen wurde, durfte der größte Einzelstaat nicht ohne Regierung sein. Warmes nationales Empfinden bestimmte in erster Linie das Verhalten Stegerwalds. Deutschlands Not gab ihm den festen Willen durchzuhalten, bis die Aufgabe gelöst war.

Noch unter einem zweiten Gesichtspunkte haben wir es mit einem Ministerium Stegerwald zu tun. Das Zustandekommen des Ministeriums ist nicht bloß allein sein Werk; ihm persönlich war auch in erster Linie das Vertrauensvotum zugedacht, ohne das ein Ministerium verfassungsmäßig nicht regieren kann. Der Ministerpräsident machte gar kein Hehl daraus, daß seine Lösung weit davon entfernt ist, ihn selbst zu befriedigen. Das neue Ministerium ist kein rein parlamentarisches, und auch kein reines Beamtenministerium. Ein Ministerium nur aus Beamten zu bilden, hielt Stegerwald für untunlich, da ohne enge Fühlung und Vertrautheit mit dem Parlament und seinen Gepflogenheiten eine ersprießliche Tätigkeit der Regierung nicht möglich ist. Die parlamentarischen Minister konnte er nur den beiden Parteien entnehmen, die von vornherein und mit Nachdruck für die verbreiterte Koalition eingetreten waren, dem Zentrum und der Deutschen Demokratischen Partei. Aber auch die drei Parteiminister, die außer dem Ministerpräsidenten selbst, der das Ministerium für Volkswohlfahrt weiter leitet, dem Kabinett angehören, können zugleich als wirkliche Fachminister gelten. Vom Zentrum ist es der Abg. am Zehnhoff, dem in dem früheren Ministerium bereits die Justizverwaltung anvertraut war, ein langjähriger, erfahrener Parlamentarier, aber auch ein scharfsinniger, ausgezeichneter Jurist. Von der Demokratischen Partei ist aus dem alten Kabinett der Handelsminister Fischbeck übernommen. Neu eingetreten ist der Abg. Dominicus als Minister des Innern. Nach Dr. Friedbergs Tode wurde er zum ersten Vorsitzenden der demokratischen Landtagsfraktion gewählt. Als Oberbürgermeister von Lichtenberg, nach der Schaffung von Großberlin als unbesoldeter Stadtrat von Berlin, ist er auch mit der inneren Verwaltung vertraut. Zu diesen vier parlamentarischen Ministern kommen noch drei Beamte. Das Kultusministerium hat Dr. Becker erhalten. Dieser frühere Dozent für orientalische Sprachen in Heidelberg ist unbestrittener Fachmann. Seine Gedanken zur Reform der Hochschulen haben allgemeine Beachtung gefunden. Unter Hänisch war er Staatssekretär im Kultusministerium, so daß man vermuten könnte, es möchte der alte Faden weitergesponnen werden. Man muß aber bedenken, daß der Druck der sozialdemokratischen Fraktion, gegen den Hänisch ohnmächtig war, jetzt fortfällt und daß wenigstens die Mißwirtschaft in Personalfragen aufhören dürfte. Das Ministerium für Landwirtschaft hat der Ministerialrat in diesem Ministerium Warmbold erhalten. Er ist ebenfalls Fachmann, wenn auch nicht praktischer Landwirt, so doch aus dem landwirtschaftlichen Unterrichtswesen hervorgegangen. Es wird seine Aufgabe sein, das Vertrauen der Landwirtschaft, das der Sozialdemokrat Braun vollständig verwirtschaftet hatte, wiederzugewinnen. Finanzminister wurde Saemisch. Er war mit Dr. Roeder aus der elsaß-lothringischen Verwaltung in das Reichsschatzamt gekommen. Nach Uebernahme der direkten Steuern auf das Reich wurde er Präsident des Finanzamtes in Kassel. Er gilt als ausgezeichneter Kenner der Finanzen, von dem gute Arbeit zu erwarten ist. Die Aufgabe freilich, in die früher so glänzenden preußischen Finanzen wieder Ordnung zu bringen, ist recht dornenvoll.

Die neue preußische Regierung hat keine feste Mehrheit hinter sich. Die Parteien haben sich nicht fähig gezeigt, diese erste Forderung des Parlamentarismus zu erfüllen. Die beiden Parteien, die durch Parteimitglieder im Kabinett vertreten sind, verfügen nur über 110 Mandate. Das Ministerium wird deshalb sachliche Arbeit zu leisten suchen, und solange es dabei das Vertrauen einer Mehrheit findet, wird es im Amte bleiben. Das Programm der neuen Regierung zählte klar und bestimmt die Aufgaben auf, die sie zu lösen gedenkt. Noch mehr Beifall fand die Rede des Ministerpräsidenten, die er in der Aussprache hielt. Solche Töne hatte man lange nicht mehr von der Ministerbank vernommen. Man fühlte, hier sprach ein Mann von festem Willen, von warmem nationalem Empfinden, ein Mann, der weiß, was er will, von ausgesprochenem vaterländischem Pflichtgefühl, der nicht der Beauftragte, sondern der Führer seines Ministeriums sein wird.

Die äußerste Linke versagte ihm natürlich ihr Vertrauen; sie hat ja zu niemand Vertrauen, auch zu sich selbst nicht, sondern nur zu Sowjetrußland. Die Sozialdemokraten in ihrem Aerger, daß sie sich aus der Regierung hinausmanöveriert haben, sagten scharfen Kampf an. Das Vertrauensvotum für das Ministerium Stegerwald wurde aber mit 216 gegen 130 Stimmen angenommen.

Das Zentrum hat auch in Preußen den Mann gestellt, der die Regierungskrise endlich beseitigt hat. Diese Tatsache veranlaßte ein Berliner demokratisches Blatt, von der Sitzung, in der sich das neue Ministerium vorstellte, zu schreiben: „Die einzige zufriedene Partei war das Zentrum, das glücklich lächelte. Im Reich, in Preußen, in Bayern hält es nunmehr die Zügel in der Hand . . . Das Zentrum stand auf seines Daches Zinnen und schaute mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Deutsch-

land hin." Diese Worte erinnern an üble Gewohnheiten von früher. Will man vielleicht wieder den furor protestanticus wecken? Das Zentrum ist weit von solchem Glücks- und Herrschgefühl entfernt. Unsere Lage ist wahrhaftig nicht so verlockend, daß sich eine Partei darnach drängen könnte, die Verantwortung zu übernehmen. Nur vaterländisches Pflichtgefühl bestimmt die Haltung des Zentrums. Wenn einmal diese Zeiten hinter uns liegen und eine ruhige Beurteilung möglich ist, wird man zugeben, daß keine Partei so unentwegt wie das Zentrum den Grundsatz befolgt hat: Das Vaterland über die Partei!

Das Reichsschulgesetz.

Von Hochschulprofessor Dr. Anton Scharnagl, Freising. Mitglied des Bayerischen Landtags.

Dem Reichstag ist soeben der Entwurf eines Reichsschulgesetzes zugegangen, genauer gesagt, der „Entwurf eines Gesetzes zur Ausführung des Art. 146 Abs. 2 der Reichsverfassung". Der angeführte Absatz behandelt die Frage, unter welchen Voraussetzungen neben den Schulen, welche für Kinder ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses bestimmt sind, auf Antrag der Erziehungsberechtigten Bekenntnisschulen oder bekenntnisfreie (weltliche) Schulen eingerichtet werden sollen. Das ist vom Standpunkte der Weltanschauung aus der Kern der Schulfrage und deshalb ist das vorliegende Gesetz das weitaus wichtigste und bedeutungsvollste aller Reichsschulgesetze, sowohl der bereits erlassenen wie derer, die noch folgen werden. Das Gesetz soll die Reichsverfassung ausführen, wie es ihrem Wortlaut und der Absicht der verfassunggebenden Nationalversammlung, insbesondere der am Schulkompromiß beteiligten Parteien entspricht, will also die Verfassung in keiner Weise ändern, und soll sich ferner nach der ausdrücklichen Bestimmung des Art. 146 Abs. 2 auf die Aufstellung von Grundsätzen beschränken, nach denen die näheren Einzelheiten dann durch die Landesgesetzgebung zu regeln sind: diese beiden Gesichtspunkte müssen bei der Beurteilung des Entwurfs im Auge behalten werden.

Die Bestimmungen der Reichsverfassung, welche die Grundlage des Entwurfs bilden, haben erst im letzten Augenblick nach langen und schwierigen Verhandlungen ihre endgültige Fassung bekommen. Nach der ersten Fassung wäre die Errichtung bzw. Beibehaltung von Bekenntnisschulen vollständig ausgeschlossen gewesen, nach der zweiten von den Demokraten ausgehenden Fassung sollte es der künftigen Reichs- oder Landesgesetzgebung überlassen sein, ob und wieweit Kinder gleichen Bekenntnisses auf Antrag der Erziehungsberechtigten vereinigt werden können. Die dritte Fassung, das zwischen Zentrum und Mehrheitssozialisten abgeschlossene sog. erste Schulkompromiß, hat die für alle Bekenntnisse gemeinsame Schule, die Bekenntnisschule und die bekenntnisfreie (weltliche) Schule einander völlig gleichgestellt und die Entscheidung, welche Schulart eingerichtet werden soll, dem Willen der Erziehungsberechtigten überlassen, „soweit dies mit einem geordneten Schulbetrieb zu vereinigen ist". Demgegenüber bedeutet die endgültige vierte Fassung, das unter Zuziehung der Demokraten abgeschlossene zweite Schulkompromiß, eine wesentliche Verschlechterung; jetzt ist nach Art. 146 Abs. 1 die für alle Bekenntnisse gemeinsame Schule die gesetzliche Regel. Bekenntnisschulen und weltliche Schulen sollen nur errichtet werden: 1. wenn die Erziehungsberechtigten es beantragen und 2. soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb nicht beeinträchtigt wird. Ihre Errichtung bzw. Beibehaltung ist also an einschränkende Voraussetzungen geknüpft, wodurch diese Schulen rechtlich zu Sonderschulen oder Ausnahmeschulen herabgedrückt werden. Der jetzt vorliegende Gesetzentwurf war in seiner ersten Fassung ebenfalls sehr radikal gehalten; er ist nunmehr in verschiedenen Punkten wesentlich gemildert, gibt aber auch so noch denjenigen Recht, welche von Anfang an aus den Schulbestimmungen der Reichsverfassung die schwersten Gefahren für die künftige Erziehung befürchteten.

Nach dem Entwurfe besteht das Gesetz in der Hauptsache aus zwei Teilen: im ersten (§§ 1—4) werden die in Betracht kommenden Schularten näher bestimmt, im zweiten (§§ 5—13) die Voraussetzungen geregelt, unter welchen Bekenntnisschulen und bekenntnisfreie Schulen eingerichtet werden können; die letzten Paragraphen 14—16 enthalten Uebergangs- und Schlußbestimmungen. Der Entwurf berücksichtigt, wenn wir von der Uebergangsbestimmung des § 15 zunächst absehen, drei Hauptarten der Volksschule: nach § 1 sind die Volksschulen Gemeinschaftsschulen, soweit sie nicht nach näherer Bestimmung dieses Gesetzes Bekenntnisschulen oder bekenntnisfreie Schulen bleiben oder werden. Damit ist auch schon das rechtliche Verhältnis angegeben, in dem die drei Schularten zueinander stehen sollen. Die Gemeinschaftsschule ist entsprechend der Reichsverfassung die gesetzliche Regel, die beiden anderen Typen sind, wie die Begründung zu § 1 sagt, „besondere Schularten"; daß im Gesetz selbst die Bezeichnung Sonderschulen für sie vermieden wird, geschieht nur deshalb, weil tatsächlich in manchen Ländern die Bekenntnisschulen, in einzelnen vielleicht auch die bekenntnisfreien Schulen zahlenmäßig überwiegen werden. Das Wesen der Gemeinschaftsschule (§ 2) ist in erster Linie dadurch bestimmt, daß sie grundsätzlich allen Schülern ohne Unterschied des Bekenntnisses offen steht und daß an ihr auch grundsätzlich Lehrkräfte ohne Unterschied des Bekenntnisses, katholische, protestantische, jüdische und religionslose, getaufte und ungetaufte angestellt werden können. Hinsichtlich der Lehrkräfte soll allerdings „nach Möglichkeit" auf die religiöse Gliederung der Schüler Rücksicht genommen werden, d. h. sie sollen im allgemeinen bekenntnismäßig in einem ähnlichen Verhältnis gemischt sein, wie die Schüler (§ 2 Abs. 3); die Begründung sagt aber ausdrücklich, daß eine strenge Bindung an diese Verhältniszahl nicht erforderlich ist. Aus der unbeschränkten konfessionellen Mischung bei Schülern und Lehrern ergibt sich von selbst, und die Begründung zum Entwurf hebt dies auch hervor, daß der Unterricht in einer solchen Schule nicht vom Geiste eines religiösen Bekenntnisses erfüllt sein kann. Vielmehr muß der gesamte Unterricht, mit einziger Ausnahme des Religionsunterrichts, wie die Begründung sagt, ausschließlich auf der Grundlage des „gemeinsamen nationalen Bildungsguts" erteilt werden. Das weist das innerste Wesen der neuen Gemeinschaftsschule aus. Das zweite begriffsbestimmende Moment ist, daß an ihr bekenntnismäßiger Religionsunterricht im Sinne des Art. 149 Abs. 1 der Reichsverfassung als ordentliches Lehrfach erteilt wird, aber nach Art. 149 Abs. 2 nicht als Pflichtfach, sondern nur für jene Kinder, die von den Erziehungsberechtigten nicht vom Religionsunterricht abgemeldet werden; es ist gerade bei den Gemeinschaftsschulen damit zu rechnen, daß sie zu einem großen Teile von Kindern besucht werden, die keinen Religionsunterricht erhalten. Aus dem Gesagten ergibt sich, wie berechtigt es ist, daß der Entwurf für die neue Gemeinschaftsschule die Bezeichnung Simultanschule vermeidet, und wie notwendig es ist, den Unterschied zwischen diesen beiden Schularten zu betonen. Die bisherige Simultanschule trug dadurch einen christlichen Charakter, daß an ihr nur christliche Lehrkräfte, katholische oder protestantische, angestellt werden konnten. Für die neue Gemeinschaftsschule ist diese Beschränkung beseitigt, sie hat keinen christlichen Charakter mehr, ihr ganzer Unterricht — mit Ausnahme des Religionsunterrichtes — muß auf jede religiöse Färbung und jede religiöse Einwirkung verzichten; für jene Kinder der Gemeinschaftsschule, welche keinen Religionsunterricht erhalten, haben wir also eine völlig religionslose Erziehung, für jene, welche Religionsunterricht erhalten, eine in der Hauptsache religiös gleichgültige Schularbeit in Erziehung und Unterricht, die mit dem Religionsunterricht in keinerlei innerem Zusammenhange steht.

Der Begriff der Bekenntnisschule (§ 3) ist von vornherein gegeben: sie dient grundsätzlich nur zur Aufnahme von Schülern des betreffenden Bekenntnisses und die Lehrkräfte müssen dem gleichen Bekenntnisse angehören. Die notwendige Folgerung, daß der ganze Unterricht, namentlich der Gesinnungsunterricht, und die gesamte Erziehung im Geiste dieses Bekenntnisses zu erfolgen hat, ist in der letzten Fassung des Entwurfs nicht ausdrücklich enthalten, aber in der Begründung anerkannt; es besteht kein Hindernis, sie in der Landesgesetzgebung ausdrücklich auszusprechen. Die Begründung wirft die wichtige Frage auf, ob die bloße Zugehörigkeit eines Lehrers zum Bekenntnis der Schule auch schon die Erteilung eines dem Geiste des betreffenden Bekenntnisses entsprechenden Unterrichtes genügend sichere und bemerkt dazu, daß in mehreren deutschen Ländern die öffentliche Meinung zur Verneinung der Frage neige. Die Regelung soll der Landesgesetzgebung überlassen werden. Gastweiser Besuch durch Schüler eines anderen Bekenntnisses, denen

eine Schule des eigenen Bekenntnisses nicht oder nicht in erreichbarer Nähe zur Verfügung steht, ist wie bisher statthaft, ohne daß dadurch die Eigenschaft als Bekenntnisschule beeinträchtigt wird. Von der Vorschrift, daß die Lehrer dem Bekenntnis der Schule angehören müssen, sollen aus besonderen Gründen Ausnahmen zulässig sein, was wiederum das Landesrecht im näheren zu regeln hätte: eine Ausnahmebestimmung, die jedenfalls in sehr engen Grenzen gehalten werden muß, wenn sie die Bekenntnisschule nicht verwässern soll. Als Lehrbücher sind die allgemein gebräuchlichen zugrunde zu legen, die aber der Eigenart des Bekenntnisses angepaßt werden können. Die Landesgesetzgebung kann aus letzterer Bestimmung eine zwingende Vorschrift machen. Nicht jede Religionsgesellschaft kann Schulen ihres Bekenntnisses verlangen, sondern nur jene, welche als Körperschaft des öffentlichen Rechts bestehen (Art. 137 Abs. 4 der Reichsverfassung).

Bekenntnisfreie Schulen sind alle jene, an denen bekenntnismäßiger Religionsunterricht als ordentliches Lehrfach nicht gegeben wird. Sie sind nach dem Entwurf entweder weltliche oder Weltanschauungsschulen. Das Wesen der letzteren ist klar: die Reichsverfassung kennt neben den Religionsgesellschaften „Vereinigungen zur gemeinsamen Pflege einer Weltanschauung", worunter monistische, freireligiöse, freidenkerische Vereinigungen u. dgl. zu verstehen sind. Diese können nach Art. 137 Abs. 7 unter den gleichen Voraussetzungen wie die Religionsgesellschaften öffentlich-rechtliche Körperschaften werden und nach dem Entwurfe können sie dann auch Schulen ihrer Weltanschauung verlangen. Solche sind das volle Gegenstück zu den Bekenntnisschulen; sie stehen nur Schülern der betreffenden Weltanschauung offen. Die Lehrer müssen der gleichen Weltanschauung angehören, der ganze Unterricht ist im Geiste dieser Weltanschauung zu erteilen. Nicht so klar ist, was der Entwurf hinsichtlich der weltlichen Schule vorsieht. Fest steht, daß sie allen Schülern offen ist und daß an ihr Angehörige jedes Bekenntnisses und jeder Weltanschauung als Lehrer angestellt werden können. Die Begründung bemerkt dazu, daß der Unterricht nicht im Geiste irgendeines Bekenntnisses oder einer bestimmten Weltanschauung erteilt werden soll, er soll also ebenso „neutral" sein wie der Unterricht in der Gemeinschaftsschule. Nimmt man dazu, daß einerseits in der weltlichen Schule für private Erteilung eines bekenntnismäßigen Religionsunterrichts Räume nebst Heizung und Beleuchtung bereitzustellen sind und anderseits auch in der Gemeinschaftsschule das Kind durch den Erziehungsberechtigten dem lehrplanmäßigen Religionsunterricht entzogen werden kann, so muß man dem sozialdemokratischen Abgeordneten Professor Dr. Radbruch Recht geben, daß Gemeinschaftsschule und weltliche Schule einander zum Verwechseln ähnlich werden können und daß für den Schüler, der am Religionsunterricht nicht teilnimmt, überhaupt jeder Unterschied zwischen beiden Schularten entfalle („Glocke" Nr. 1 vom 4. April 1921, S. 14). Radbruch ist allerdings damit nicht zufrieden, er wünscht für die weltliche Schule auch eine positive Eigenart, einen besonderen Geist, der sie auch zu einer Weltanschauungsschule mache. Und der Entwurf kommt diesem Wunsche dadurch entgegen, daß er — in Widerspruch zu dem in der Begründung Gesagten — bestimmt, daß die allgemein gebrauchten Lehrmittel der Art der weltlichen Schule angepaßt werden können (§ 4 Abs. 2 Ziff. 3). Das ist doch nur möglich, wenn die weltliche Schule nicht neutral ist, sondern einen ausgesprochenen besonderen Geist haben soll. Sie wird auch tatsächlich ihren besonderen Geist haben, den Geist, den die Sozialdemokratie will; die weltliche Schule wäre ja, wie Radbruch bemerkt, für seine Partei völlig wertlos, wenn sie nicht auch Weltanschauungsschule wäre, und um ihr diesen Geist zu sichern, verlangt er Berufung der Lehrer unter Mitwirkung der Erziehungsberechtigten, vertreten durch die Elternbeiräte (a. a. O. S. 12).

Zu den genannten drei Hauptarten kommt für eine Uebergangszeit als vierte Volksschulart noch die bisherige christliche Simultanschule, aber nicht allgemein, sondern nur für bestimmte Länder, bzw. Landesteile. Nach § 15 bleibt sie in Baden, Hessen und im ehemaligen Herzogtum Nassau, wo sie zurzeit gesetzlich besteht, bis auf weiteres erhalten; es kann aber die dortige Landesgesetzgebung jederzeit die Durchführung des neuen Gesetzes anordnen und es hat das Reich es in der Hand, dieses Ausnahmerecht jederzeit aufzuheben.

(Schluß folgt.)

Das Schifflein Gottes.

Ein Lied aus der altdeutschen Mystik.

Es kommt ein Schiff, geladen
Wohl bis zum höchsten Bord.
Es bringt uns den Sohn des Vaters,
Das ewig wahre Wort.

Auf stillen Fluten, klaren,
Das Schifflein fährt dahin,
Es bringt uns reiche Gabe,
Die hehre Königin.

Maria, du edle Rose,
Aller Wonnen Mai,
Du schöne Zeitenlose,
Mach uns von Sünden frei.

Das Schifflein zieht gar stille
Und bringt uns reiche Last.
Das Segel ist die Minne,
Der Heilige Geist der Mast.

Uebersetzt von Dr. Otto Sachse.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Hardings Antrittsbotschaft hat dem Völkerbund, „dessen höherer Zweck zerstört wurde, als er mit dem Friedensvertrag verbunden und so zum Ausführungsorgane der Sieger im Kriege gemacht wurde", den Todesstoß versetzt. Durch seine Abkunft mit dem Versailler Hassesgeist beseelt, stand er wie die Nacht dem Tage jenen Grundgeboten gegenüber, die durch der Päpste Mund über die Jahrhunderte hin der Menschensohn verkündet. Schreiend und dem Einfältigsten faßbar, trat dieser Gegensatz im Fernbleiben und Fernhalten des Papstes hervor, der zu wiederholten Malen erklären ließ, er habe sich um die Zulassung nie beworben. Den Einspruch des Hl. Stuhles gegen die Vergewaltigung kirchlicher Rechte durch die §§ 122 und 438 des Friedensdiktates hatten die Pariser Mächte mit amtlichen Noten dahin beantwortet, Sache des Völkerbundes werde sein, die gewünschten Gegenbürgschaften zu geben. Bis heute sind sie nicht gegeben und so wird auch dies Unrecht bestehen, dies Versprechen uneingelöst bleiben, bis der „Vertrag" selbst in Brüche geht.

Zur Abwendung der furchtbaren Bedrohung Deutschlands hat der Vatikan sich freiwillig erboten, Deutschlands neues Angebot dem formell noch feindlichen Washington zuzuleiten und vermittelnd zu wirken. Schon beim Eintreffen der Note in Rom, gesteht die „Germania" selbst, haben sie und andere deutsche Blätter in reiner, politischen Sinnes barer Geschäftigkeit durch Andeuten der Vorgänge „die nicht genug anzuerkennende Absicht" des Hl. Stuhles durchkreuzt und Uebelwollenden die Möglichkeit geboten, hindernd einzugreifen. Das ist auch dem offiziösen „Temps" zufolge geschehen. Paris ließ wissen, es würde in der Vermittlung einen unfreundlichen Akt erblicken und daraus die Folgerungen ziehen. Roms Absicht, in amtliche Beziehungen zu Washington zu treten, wurde dadurch auch vereitelt, aber — man kann in Berlin darauf pochen, eine Meldung zuerst gebracht zu haben: das ist die Hauptsache!

Ein erfreulicheres Bild bietet, was über Bayerns Verhältnis zum Papste jüngst offenbar wurde. Die in den Konkordatsverhandlungen bekundete, der Kirche wohlwollende Gesinnung hat Benedikt XV. veranlaßt, dem Ministerpräsidenten von Kahr sein Bild in Form einer kunstvollen Silberplakette zukommen zu lassen, und auf dessen Dankschreiben für die Berufung Erzbischof von Faulhabers ins Hl. Kollegium erwiderte der Papst, er wollte „durch diese Ehrung ... den Katholiken Bayerns einen Beweis väterlichen Wohlwollens geben, indem er ihrer inmitten ihrer Prüfungen nicht vergesse". Trotz alledem Papsthetze rechts und links, im „Reichsboten" wie im „Völkischen Beobachter".

Erzbischof Benzler ist gestorben. Was dem Lebenden einst seine Diözese Metz schuldig blieb, hat sie dem Toten wenigstens

nicht versagt. Lemire zufolge war es Clemenceau, der Benzlers „freiwilligen" Rücktritt forderte. Daß der Bischof Rom ohne Bitterkeit gehorchte und daß auch der ausbleibende Einspruch seiner Diözesanen seine Hirtenliebe nicht beeinträchtigte, beweist eines seiner letzten Worte: „Ich segne jetzt noch einmal meine ehemalige Diözese, alle Priester, alle Ordensleute und meinen Nachfolger." Beuron — Prag (Emaus) — Seckau — Maria Laach und Dormitio, die ganze Geschichte der Beuroner Kongregation verläuft über diese Haltepunkte in Benzlers Leben und es ehrt ihn und seinen kaiserlichen Gönner, daß nicht Abbruch an Kirchlichkeit, sondern eben strengste Kirchlichkeit selbst diese Gunst vermittelte und erhielt. Die Metzer Bischofswürde war eine Last und ein Opfer, dessen volle Schwere wenige ahnen. Daß es gebracht wurde, war ein Beweis, daß bei Benzler Gottes Sache alle eigenen menschlichen Rücksichten überwog. Eine kurze Rast hat ihm der Herr noch in seinem lieben Maria Laach gegönnt, dann bereitete ihm seit Dezember 1920 die Wiederkehr des alten Leidens den Weg zu Friede und Freude in der Ewigkeit.

Für Elsaß-Lothringen steht die Einführung des Trennungsgesetzes bevor. Es soll, „sobald der französische Gesandte in Rom und in Paris der Nuntius bestellt ist", ein Statut gemeinsam für ganz Frankreich die kirchenrechtlichen Fragen regeln und „die bisherigen gesetzlichen Zustände sanktionieren". Das „Sanktionieren" vergewaltigter Rechte ist ja jetzt jenseits des Rheins Mode! Ueber die traurige Wirklichkeit wird auch das Begehen der Jeanne d'Arc-Feier als Nationalfest nicht hinwegtäuschen, bei dem sich Benedikt XV. durch Kardinal Granito di Belmonte vertreten läßt.

Das französische Orient-Schutzrecht, das in San Remo begraben wurde, aber in französischen Köpfen noch ein Scheindasein führt, ist in Wirklichkeit tot. Im Anschlusse an die Audienz Bekir Samy Beys gab der Vatikan von einem direkten Depeschenwechsel mit der türkischen Regierung in Angora Kenntnis. Kardinal Gasparri hatte namens des Papstes Mustafa Kemal Pascha beschworen, „so rasch als möglich die zweckdienlichen Befehle zu erteilen, um die Achtung für das Leben und die Güter der Christen des Kaukasus, Kleinasiens und Anatoliens zu sichern". Angora erwiderte, daß bereits überall dort, wo nicht fremde Heere Zerstörung und Tod verbreiten und wohin sich die Autorität der Regierung erstrecke, Friede und Sicherheit herrschen. Dabei wird gleichzeitig auf frühere Versicherungen verwiesen. Smyrna, der Mittelpunkt des umstrittenen Gebietes in Kleinasien, erhielt in Msgr. Vallega, einst Auditor der Brüsseler Nuntiatur, einen neuen Erzbischof. — Siebenbürgens Bischöfe haben nun dem neuen Landesherrn den Treueid geleistet.

Polen errichtet zum Dank für gewährten Schutz in Erfüllung eines 130jährigen Gelöbnisses der göttlichen Vorsehung auf Staatskosten eine Kirche. Hätte Deutschland keinen Grund zu Gelöbnissen?

Ein kleiner Lichtblick im Getobe des Hasses ist der Beschluß des Kownoer litauischen Katholikentages, durch die gemeinsame katholische Landesorganisation „mit den Katholiken aller Länder in einer katholischen Internationale in Beziehung zu treten. Diese hat dann die internationale Aktion der Katholiken zu einer christlichen Politik zu führen". In ähnlichen Gedankengängen bewegte sich der in Rom tagende 3. Nationale Antisklavereikongreß, der Beschlüsse für die unbeschränkte Zulassung der deutschen Missionäre und gegen Verwendung farbiger Truppen außerhalb ihres Heimatgebietes faßte.

„Einen der gefährlichsten Feinde der kommunistischen Herrschaft" nannte Krasikow auf einer Konferenz in Moskau jüngst „die erstaunliche Entwicklung der religiösen Propaganda". In der Ukraine ist die antibolschewistische Bewegung ausgesprochen antidämonisch-religiöser Natur.

Zweier Jubiläen Stimmen drangen in diesen Tagen zu uns. Zehn Jahre sind es, daß des Wundermannes Don Boscos Söhne, auf deutschem Boden Fuß fassend, sich in Wien niederließen, um den Segen ihres Stifters unter der Jugend zu verbreiten, wovon eine hübsche Festschrift uns erzählt. Kampfcharakter aber weist das andere auf, das in Worms gefeiert wurde. Aber Kampfesfreude und Siegeszuversicht vermögen kaum bei dem Anblicke aufzukommen, den Luthers Werk heute nach 400 Jahren darbietet. „In welch schneidendem Kontrast steht die Wirklichkeit der evangelischen Kirche zum hehren Einheitsideal! Ein unübersehbares Chaos von Landeskirchen, Freikirchen und Sekten tritt uns entgegen, die sich alle evangelisch bezeichnen und doch miteinander in keinem oder nur in einem ganz losen Verhältnisse stehen. Dieser ungeheuren Zersplitterung tritt stolz und machtvoll gegenüber die Einheit der römischen Kirche. Ecclesia una, so kann nur sie von sich sagen. Ueber Länder und Zeiten erstreckt sich die grandiose Einheit; die katholische Christenheit des Erdballes weiß sich eins und dieses ihr Einheitsbewußtsein offenbart sich nach außen in imponierender Weise: ein und derselbe Glaube, ein und derselbe Kult, ein und dieselbe Kultsprache, ein und dieselbe Verfassung, ein und dasselbe sichtbare Oberhaupt, — und die ganze Religionsgeschichte weist keine Parallele zu diesem einzigartigen Phänomen der una sancta catholica auf." So Heiler in einem seiner Vorträge in Upsala, derselbe, der sich jüngst vom — Katholizismus abgewendet hat. Luthers Lebenswerk, die Papstkirche zu zerstören, ist mißlungen, dafür ist auch Worms heute ein Wahrzeichen.

Uebernationale Akademikerzusammenschlüsse.

Von Hans Grundei, Berlin.

I.

Der Gedanke der Völkerversöhnung und Völkergemeinschaft hat sich trotz des furchtbarsten aller Kriege als lebensfähig erwiesen. Bei den meisten Völkern, in allen Ständen und Gemeinschaften, in allen Weltanschauungsgruppen gewinnt er an Boden. In dem Siege dieser Idee liegt vielleicht der tiefe Sinn des Weltkrieges. Wer bei allen Interessenkämpfen, in denen die Menschen heute schier unlösbar verstrickt zu sein scheinen, sich den Blick gewahrt hat für die Ideen, welche die Völker bewegen, für die tiefen, inneren Zusammenhänge, der wird sich der Erkenntnis unmöglich verschließen können, daß wir uns langsam nach einer Menschheitsgruppierung hin entwickeln, wie sie der englische Konvertit Hugh Benson in seinem Roman „Der Herr der Welt" mit gleichsam prophetischem Blick schon vollzogen sieht, eine Menschheitsgruppierung nach Weltanschauungsparolen: hie Christ, hie Antichrist.

Der jetzige Völkerbund ist weiter nichts als ins Riesengroße organisierter Materialismus, ein neuer Babelturmbau, der eines Tages mit furchtbarem Getöse zusammenkrachen wird, wenn nicht der Geist sich seiner annimmt und ihn von Grund auf umbaut. Nie ist es mir klarer geworden, wie furchtbar die Welt an dem modernen europäischen, materialistischen Organisationsgedanken leidet, als in den letzten Wochen, da ich die Schrift „Nationalismus" des indischen Weltweisen Rabindranath Tagore las. (Der Neue Geist-Verlag, Leipzig.) Es ist erschütternd und beschämend zugleich, in den Spiegel zu schauen, den uns Europäern dieser Inder vors Gesicht hält.

„Weder die farblose Unbestimmtheit des Kosmopolitismus noch die leidenschaftliche Selbstvergötterung des Nationalitätskults ist das Ziel der menschlichen Geschichte." (S. 7.) „Im Westen wird durch den nationalen Mechanismus von Handel und Politik die Menschheit schön ordentlich in Ballen zusammengepreßt, die ihren Nutzen und hohen Marktwert haben; sie sind mit eisernen Reifen umspannt, mit Aufschrift versehen und mit wissenschaftlicher Sorgfalt und Genauigkeit sortiert. Gott schuf doch wahrlich den Menschen, daß er menschlich sei; aber dies moderne Produkt ist so wunderbar regelmäßig zugeschnitten und poliert, hat so sehr den Charakter der Fabrikware, daß der Schöpfer Mühe haben wird, es als ein geistiges Wesen zu erkennen, als das Geschöpf, das er nach seinem göttlichen Bilde schuf." (S. 9—10.) „In Wahrheit ist nämlich der westliche Nationalismus nicht auf soziales Zusammenwirken gegründet, sondern von Anfang an und bis in seinen innersten Kern vom Geist des Kampfes und der Eroberungssucht beherrscht. Er hat die Organisation der Macht bis zur Vollkommenheit entwickelt, aber keinen geistigen Idealismus. Er hat den Geist des Raubtiers, das seine Beute haben muß. Um keinen Preis will er dulden, daß seine Jagdgründe in Kulturland umgeschaffen werden. Ja, im Grunde kämpfen diese Nationen miteinander nur um größere Ausdehnung ihres Jagdgebietes." (S. 30.) „Bloße Verwaltung ist unfruchtbar, ist nicht schöpferisch, da sie etwas Lebloses ist. Sie ist eine Dampfwalze, die furchtbar an Gewicht und Kraft ist, auch ihren Nutzen hat, aber nichts dazu kann, den Boden fruchtbar zu machen." (S. 32.) „Wir können nicht umhin, den Widerspruch zu sehen, daß, während der Geist des Westens unter dem Banner der Freiheit dahinschreitet, die Nation des Westens ihre eisernen Ketten der Organisation schmiedet, die härtesten und unzerbrechlichsten, die je in der Menschheitsgeschichte geschmiedet wurden." (S. 33.) „Dieser beständige, ungeheure, mechanische Druck des Leblosen auf das Lebendige ist es, worunter die heutige Welt stöhnt. Nicht nur die unterworfenen Rassen, sondern ihr selbst, die ihr glaubt, frei zu sein, opfert täglich eure Freiheit und Menschheit und lebt in der dumpfen, vergifteten Atmosphäre von Mißtrauen, Gier und Angst, die sich über die ganze Welt erstreckt." (S. 35.)

„Habt ihr diese Wahrheit nicht schon jetzt erkannt, wo dieser grausame Krieg seine Klauen in die Eingeweide Europas geschlagen hat? Wo seine aufgehäuften Schätze in Rauch aufgehen und seine Menschheit auf den Schlachtfeldern in Stücke zerrissen wird? Ihr fragt erstaunt: Was hat Europa getan, daß es dies verdient hatte? Die Antwort ist, daß der Westen systematisch seine sittliche Natur versteinert hat, um eine solide Grundlage zu haben, auf der diese abstrakten Ungetüme die größte Wirksamkeit entfalten können. Er hat die ganze Zeit den persönlichen Menschen darben lassen, damit der Berufsmensch gedeihe. Der einfache und natürliche Mensch des mittelalterlichen Europa mit all seinen heftigen Leidenschaften und Begierden versuchte eine Versöhnung zu finden in dem Kampfe zwischen Fleisch und Geist. In der ganzen stürmischen Zeit seiner kraftvollen Jugend haben die weltlichen und geistlichen Mächte gleichzeitig auf den europäischen Menschen eingewirkt und ihn zu einer vollen sittlichen Persönlichkeit gebildet. Europa verdankt all seine menschliche Größe jener Zeit der Zucht des noch unverkümmerten Menschen." (S. 44/45.)

Mit einem solchen Maß von Skepsis gegenüber diesem rein mechanischen Organisierungstrieb, dieser Sucht, sich in rein wirtschaftlichen Interessentengruppen, unter Ausschluß aller höheren Motive, zusammenzuschließen, muß man auch herantreten an die Beurteilung all der vielen internationalen Gemeinschaften und Organisationen, die sich gebildet haben. Und deren gibt es bereits eine große Zahl. Hier soll nur von jenen Zusammenschlüssen der Geistigen und zwar hauptsächlich der Jugend unter diesen Geistigen, den Studenten und Jungakademikern gesprochen werden.

Es ist von vornherein klar, daß der Sozialismus, der nach Weltherrschaft strebt, auch den Gedanken des Internationalismus mit aller Leidenschaftlichkeit erfaßt hat und für ihn wirkt, obwohl gerade bei ihm mit seiner materialistischen Geschichts- und Kulturauffassung die Gefahr am größten ist, daß dem Gedanken der Völkergemeinschaft Gewalt angetan wird und daß er stirbt an der europäischen Krankheit. Die neuste Bewegung innerhalb des Sozialismus läßt deutlich erkennen, daß mit seinen Mitteln die Idee nicht zu verwirklichen ist. Aus dieser internationalen Einstellung des Sozialismus ergab sich naturgemäß auch ein internationaler Zusammenschluß der sozialistischen Studenten und Jungakademiker.

Vom 20.—25. November 1919 tagte in Straßburg der Kongreß der französischen Studenten. Anläßlich dieser Tagung, bei der Delegierte von 17 Nationen, Alliierte und Neutrale, aber kein Vertreter der besiegten Völker anwesend waren, erfolgte die Gründung einer internationalen Studentenföderation (Confédération internationale des Etudiants). Der Zeitpunkt sowohl als auch die Veranstalter selbst bürgten dafür, daß diese Organisation ein Zusammenschluß der gebildeten Jugend der Ententevölker und der Neutralen wurde. Sie trug also schon im status nascendi den Krankheitskeim in sich, sie war ein Produkt jener Organisationstechnik und jenes materialistischen Nationalismus, von dem der indische Weise in der angeführten Schrift in erschütternder Weise spricht. Das beweist der Bericht eines Schweizer Delegierten über den Verlauf der Beratungen, welche zu diesem Zusammenschluß führten. (Vgl. „Der Studentenkongreß in Straßburg und die neue internationale Studentenföderation"; „Niedersächsische Hochschulzeitung", 25. Juni 1920.)

„Als wir Schweizer nach Straßburg gingen, wußten wir wohl, daß ein Projekt einer internationalen Studentenkonföderation in Vorbereitung lag und zur Beratung kommen sollte. Einzelheiten jedoch oder gar der Entwurf waren uns nicht zugekommen. Offenbar herrschte in den Kreisen der Alliierten die Auffassung, daß, gleich der Ausarbeitung des Völkerbundpaktes, auch die Vorbereitungen zu diesem Statut der internationalen Konföderation durch die Alliierten erfolgen sollten, die dann erst nach erfolgtem Abschluß der Beratungen das fertig vorliegende Statut den Neutralen vorlegen und sie zum Beitritt einladen würden . . . Gleich die erste Sitzung rollte dann die Frage auf, die in der Folge immer mehr in den Mittelpunkt der ganzen Beratungen trat: die Frage der Zulassung der deutschen Studenten sowie derjenigen der übrigen Zentralmächte. Der Entwurf zum Statut selbst enthielt keine Bestimmung dieser Art; dies hatte wohl den Sinn eines vorläufigen, stillschweigenden Ausschlusses, der dann später durch die Konföderation selbst aufgehoben würde."

Der Schweizer berichtet dann weiter, wie ein französischer Kammerdeputierter in pathetischer Rede nicht nur den stillschweigenden, sondern den ausdrücklichen Ausschluß der deutschen Studenten forderte. „Es war ein ungemein schmerzlicher Moment für uns (die Neutralen), als wir erleben mußten, wie eine ganze junge Generation, im ganzen hoffnungsvoll, versöhnlich, vom besten Willen zu neuer Gemeinschaft beseelt, ein Opfer werden sollte althergebrachter Schlagworte einer politischen Atmosphäre der Kriegs- und Vorkriegszeit."

In dem Verlaufe dieser konstituierenden Versammlung zwecks Gründung eines internationalen Studentenbundes berührt eigentlich nur eines sympathisch, nämlich das ehrliche Bemühen der Neutralen, insbesondere der **Holländer und Schweizer**, den Verhandlungen das Gehässige und Unduldsame, Unversöhnliche zu nehmen. Aber sie erreichten doch schließlich nur, daß die Formel in das Statut aufgenommen wurde: „La question de l'admission des étudiants des Empires Centraux et de leurs Alliés dans la Confédération Internationale ne pourra être posée que lorsque ces puissances auront été déja admises dans la Société des Nations." Man hatte also in dieser vom Geiste der Entente stark beeinflußten Jugend nicht den Mut, sich über den Formalismus und Mechanismus einer unerbittlichen Diplomatie hinwegzusetzen, sondern mit der Aufnahme der Deutschen zu warten, bis Deutschland und seine ehemaligen Verbündeten in den Völkerbund aufgenommen wären.

Die Neutralen haben sich jedoch mit dieser Entscheidung nicht zufriedengegeben. Die Vertreter der nordischen Staaten, sowie die Holländer, Spanier und Amerikaner erklärten, solange in dieser Organisation nicht mitzumachen, bis diese Formel beseitigt sei. Die Folge davon war, daß in Brüssel im September 1920 seitens des Exekutivkomitees beschlossen wurde (mit allen gegen die rumänischen Stimmen), daß auf dem Kongreß in Prag 1921 der Antrag gestellt werden sollte, diesen Passus zu streichen. Das ist denn auch im April nach heftigen Debatten in Prag geschehen und zwar in der Form, daß man sich entschied, nur unpolitische nationale Studentengruppen dürften Zutritt haben zur Confédération Internationale, und die Aufnahme neuer Mitglieder sei abhängig von einer Dreiviertelmehrheit des Kongreßplenums. Die heißumstrittene Aufnahmebedingung für die Zentralmächte ist also in Wegfall gekommen.

Dieser Erfolg der Neutralen ist hocherfreulich und von den Deutschen dankbar zu begrüßen. Trotzdem dürfen auf diese Internationale nicht allzuviele übertriebene Hoffnungen gesetzt werden. Der chauvinistische Geist wird darin noch lange Zeit nach der Herrschaft streben, der materialistische Nationalismus wird darin sein Unwesen treiben, so lange wie man sich „neutral" nennt und die Grundsätze des Christentums nicht zu den obersten Prinzipien macht. (Schluß folgt.)

Ein Markstein in der katholischen Jugendbewegung.

Von Richard **Oettl**, München.

Der Bericht über den zweiten deutschen Quickborntag (**Der zweite deutsche Quickborntag.** Herausgeg. von Professor **Hermann Hoffmann.** Verlag: Deutsches Quickbornhaus Burg Rothenfels a. M. 8°. 120 Seiten. Kart. ℳ 8.60) verdient ebenso wie der erste die größte Beachtung und beste Aufnahme. Die Quickbornbewegung läßt sich schon jetzt zuversichtlich als Beginn der Erneuerung unseres Volkes von der Jugend aus begrüßen. Die Leiter dieser Bewegung erkennen und vertreten vorbildlich die Grundforderungen echter und fruchtbringender Pädagogik: vertrauensvoll die guten Seiten der Zöglinge zu suchen und zu finden und sie machtvoll an diesen guten Seiten zu packen und die Pädagogik überhaupt mehr als Gärtnerarbeit, denn als Bildhauerarbeit an der Seele des Zöglings aufzufassen. Recht erziehen und bilden heißt eben keineswegs wie der Bildhauer nur mit Meißel und Hammer wirken wollen, sondern ganz nach dem Willen Gottes und der besseren Natur die anvertrauten Menschenkinder wachsen und reifen lassen. Darum ist die Erziehungsarbeit im Quickborn ganz vom gegenseitigen Vertrauen getragen. Dieses Büchlein idealer Erziehungskunst wirkt nicht zuletzt deswegen so ansprechend, weil dort das schöne Zauberwort „Vertrauen" so oft und klar ausgesprochen ist.

Das Leben im Quickborn ist voll Idealismus, wie es bei einer frischen Jugend nun einmal nicht anders sein kann. Und dieser Idealismus hat das besondere Gute an sich, daß er seine Ideale teils in unserer katholischen Religion selbst sucht, teils von der Religion erst ganz vertiefen und stärken läßt. Zudem ist der Idealismus im Quickbornleben und Quickbornwirken voll Tatendranges und lebendiger Tatkraft. Darum steckt im Quickbornidealismus auch echter Realismus, der Quickborns Leben gewiß immer stärken und erhalten wird.

Es ist auch pädagogisch ganz richtig, daß man die Jugend ganz frei sich selber alles aussprechen lassen will, was sie zu tiefst bewegt. Die Jugend, die hier zu Worte kommt, verleugnet nirgends ihren Edelsinn und Charakter, die in ihrem Quickborngeist eingeschlossen sind, doch stören gelegentlich unschöne Ausdrücke, wie „Strohsackprofessor", „verkohldampfen" u. a. m. ganz leise die weihevolle Stimmung, die der Quickborngeist in uns wachruft.

In den „Beschlüssen" und „Entschließungen" Quickborns braust viel „Sturm und Drang", aber das kann bei einer so mächtigen Jugend

bewegung, die ihre Ideale verficht wie Quickborn, nur recht und gut sein, wenn kein Uebermaß und kein blinder Eifer dabei am Werke sind.

In dem Abschnitt „Rückblick und Ausblick" (Seite 115—119) sind die Eigenart und das Programm Quickborns klar und schön zusammengefaßt. Das Programm Quickborns ist ebenso durch seine Vollständigkeit, wie durch seinen hohen und edlen Geist hervorragend. Wem überhaupt noch etwas an unserer Jugend liegt, muß dieses Programm kennen lernen und mit Freuden begrüßen. Jedem empfiehlt sich dazu bestens vorliegendes Schriftchen.

Ein sehr guter Gedanke war es, darin auch Leute außerhalb Quickborns, wie einen Arzt, eine Klosterfrau und einen Domkapitular in ihren Briefen ihre Meinungen und Urteile über Quickborn aussprechen zu lassen. Vielleicht könnte auch ein Richter an einem Jugendgericht sich über diese Jugendbewegung unterrichten lassen und seine Ansichten und Hoffnungen im Bericht über den nächsten Quickborntag öffentlich kundgeben. Manches Interessante und Anregende bekäme man auch von solcher Seite zu erfahren.

Läßt man den Quickborngeist nochmals ganz auf sich wirken, dann erinnert er sehr an den Geist, der in Ludwig Uhlands Gedicht ‚Ver sacrum' (Der Weihefrühling) so schönen Ausdruck gefunden hat. Hier wie dort frische Jugend, aber statt alles Heidnischen herrschen im Quickborn die christlichen, katholischen Lebenswerte und ewigen Heilsgedanken. Statt der Opferung der Jugend für den Kriegsgott im Weihefrühling vollzieht sich im Quickbornleben die freiwillige Hingabe der Jugend an den einzig wahren und großen Gott zum Besten unseres schwerkranken Volkes. Allen Quickbornern und Quickbornerinnen gilt aber das gleiche Wort: „Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt!" Gebe Gott, einer besseren!

Vom Büchertisch.

Die Katholische Internationale. Von Dr. Max Joseph Metzger, Hauptleiter der internationalen katholischen Aktionszentrale, Generalsekretär der Katholischen Internationale. 80 Pfg. (Graz, Paulusverlag.) — Die Katholische Internationale ist eigentlich die Kirche selbst, aber der Weltkrieg hat gezeigt, daß die internationalen Beziehungen der Katholiken ziemlich schwach waren. Auch gegenüber der roten Internationale von Moskau, die ihre Sektionen in allen Ländern straff zusammenfaßt, müssen die Bande verstärkt werden, die die Katholiken aller Länder verknüpfen. Zu diesem Zweck wurde 1920 im Haag die Katholische Internationale gegründet. Sie entstand aus der internationalen katholischen Esperanto-Vereinigung, Internacia Katolika Unuigo Esperantista (IKUE) und dem Weltfriedensbund vom Weißen Kreuz. Ihr Zweck ist aus dem Aufruf zu ersehen, der in dem vorliegenden Buch abgedruckt ist. Als hervorragendes Hilfsmittel der Verständigung benutzt die katholische Internationale das Esperanto. Sehr zu begrüßen ist ihr Plan einer katholischen Telegraphen-Agentur. Damit soll die katholische Presse von den unchristlichen Nachrichtenstellen unabhängig gemacht werden. Die Aktionszentrale der Katholischen Internationale befindet sich in Graz. Generalsekretär ist der Verfasser unseres Büchleins. Im August 1921 soll in Graz der erste Kongreß stattfinden. Wer Genaueres erfahren will, sei auf den Inhalt der vorliegenden, sehr gewinnend abgefaßten Schrift hingewiesen. Dr. Otto Kunze.

Unter dem Hammer der Zeit. Gedichte von Anna Hilaria v. Eckhel. Breslau. Bergstadtverlag. Preis geb. 10 M. Die Verfasserin des außerordentlich rasch beliebt gewordenen gemütsinnigen Wiener Romans „Nanni Gschaftlhuber" tritt uns hier als Lyrikerin von auffälliger Kraft des Ausdrucks, des Gefühls, des Gedankens, der inneren Anschauung entgegen. Was wir an dem Roman vermißten: religiöse Verinnerlichung, spricht hier mit das erste Wort neben der hinreißend sich vordrängenden Liebe zur Heimat, zu Oesterreich, zu Deutschland, zum Deutschtum überhaupt. Schönheit der Sprache, Tiefe der Inbrunst, nicht zuletzt des Schmerzes, der Trauer, der Sehnsucht, des Glaubens, ein erschütterndes Bewußtsein der Gottesnähe, der Gottzugehörigkeit und eben darum auch einer tapferen Unverzagtheit, einer glühenden Zuversicht auf das beste in uns, die wir die deutsche Zunge reden und uns eins fühlen in völkischem Zusammenhang, in gottverhängtem und selbstverschuldetem Unglück, dann wieder, neben tiefschauender Sachlichkeit des Urteils und eisenfester Erkenntnisklarheit, fraulich-mütterliche Zartheit, Anmut, Innigkeit, Opferglut: all' das findet sich in diesen oft mächtigen, fast immer unmittelbar wirkenden Rhythmen, unter deren bemerkenswerten Zyklen einige sich geradezu als groß geben. Hier und da ein an die Grenzen dichterischer Freiheit pochender, doch nie unnatürlicher Aufstrom des Gefühls und der bildhaften Anschaulichkeit. Das Ganze aber ist von seltener Einheitlichkeit, und zwar auch in fast jeder seiner Einzelheiten von weckender, aufrüttelnder, aufrichtender Eindringlichkeit: die dichterisch-künstlerische Ausströmung eigenpersönlichsten edlen Menschentums unter dem Hammer der Zeit, dem Hammer gewaltigen völkischen und individuellen Geschickes. — Vielen kann das Büchlein zum Trost, zur Erquickung, zur Aufrichtung, zur Stählung werden. E. M. Hamann.

Sehnsucht und Erfüllung. Zwei Liedfolgen für Gesang und Klavier von Joseph Meßner. Gedichte von Edgar Lintold. Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla. Preis 4.50 M (und die Zuschläge). — Die Lieder Meßners, über welchen wir bei Besprechung seiner Missa in D so Erfreuliches berichten konnten, haben bereits im Konzertsaal die Feuerprobe bestens bestanden. Nicht zu verwundern; denn in ihnen verbinden sich sehr schöne Texte mit ausdrucksvollster Musik. Die schwermütige, oft tragische Stimmung der „Amsellieder" (erste Liedfolge) hellt sich in den „Freundschaftsliedern" (zweite Liedfolge) auf zu leuchtendem Kolorit. Diese Lieder müssen doch aus jedem, der sie singt oder hört, alles herauslocken, was er an musikalischem Empfinden in seinem Innern trägt. Was ich auch an ihnen wieder am meisten bewundere, ist ihre formale Geschlossenheit und ihr prächtiger dramatischer Aufbau, hinter welchem aber jene Kunst der Prägung und Ausdeutung der Motive steckt, die eben den geborenen Tondichter verraten. Von den vielen Schönheiten seien zwei besonders hervorgehoben: in Nr. 5 der „Amsellieder" wächst aus schüchternen, stammelnden Einsätzen das Thema heraus. Und in Nr. 4 derselben Liedfolge dient ein mildes Thema zur Stimmungsmalerei des Friedens; dann erhebt sich ein anderes Thema, gigantisch, von „der Welt urewig Sehnen" nach diesem Frieden kündend. Dieses zweite Thema ist indes zu unserer Ueberraschung lediglich die Umkehrung des Friedensthemas; das Geheimnis solcher Ausdrucksfähigkeit liegt aber zumeist in dem darin vorkommenden Septimen- und nachfolgenden Quintenschritt. Dr. O. Ursprung.

Ein Werk, das allgemeiner Beachtung wert ist und in jedes Haus gehört, wird soeben unter Mitarbeit des Reichsarchivs im Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., hergestellt. Es nennt sich „Schlachten des Weltkrieges" und enthält Einzeldarstellungen des Krieges 1914—1918, die alle nach amtlichen Quellen bearbeitet sind. Als erste Hefte gelangen zur Ausgabe: Heft 1: **Antwerpen 1914** von Oberst v. Tschischwitz, seinerzeit Generalstabsoffizier der Angriffsarmee. Mit einem Vorwort des Generalobersten v. Beseler. Mit 7 Kartenbeilagen, 3 Anlagen und 16 Tiefdruckbildern. 124 S. M 14.50. Heft 2: **Baranowitschi 1916** von Major Walther Vogel, seinerzeit beim Stabe Oberbefehlshaber Ost. Mit einem Vorwort des kürzlich verstorbenen Feldmarschalls von Woyrsch. Mit 6 Kartenbeilagen, 2 Anlagen und 12 Tiefdruckbildern. 83 S. M 13.—. Es sind fesselnde Schilderungen all der Großtaten unserer herrlichen Armee und der braven Soldaten. Deutsche Tugend, deutscher Mannesmut, deutsche Tapferkeit und deutsche Kraft leuchten aus ihnen hervor. An ihnen können wir uns wieder aufrichten. Aus diesen Schlachten des Weltkrieges kann und muß unsere Jugend die Kraft und den Mut für die Zukunft schöpfen. Herrliches ist von unseren Armeen vollbracht worden, die vier Jahre lang einer Welt von Feinden widerstanden haben. Die ganze Welt bewundert und beneidet uns um die Großtaten unserer braven Soldaten und ihrer Offiziere, zu Wasser und zu Land. Lassen wir uns dieses erhabene große Erbe nicht durch Revolutionsgewinnler und Revolutionshelden verekeln und verwischen. Die ganze Revolution und alles, was nach ihr gekommen ist, wird aufgewogen durch eine einzige dieser Schlachten an Vaterlandsliebe, an Mannesmut, an deutscher Tugend. Darum mögen diese „Schlachten des Weltkrieges" Gemeineigentum des ganzen deutschen Volkes werden. Fast jedes Haus hat dem Vaterland einen Helden, einen Verteidiger gestellt. In jedem Hause wird darum das großangelegte Werk tausend schöne Erinnerungen wecken.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. Den Scherz, den Benvenuto Cellini uns im 5. Kapitel seiner uns von Goethe übersetzten Selbstbiographie schildert, habe ich in der vorigen Nummer in der leichten Umwandlung, die ihm Wohlmuth in seiner Bühnenfassung gegeben, erzählt. Der Eindruck, den man beim Lesen des Textbuches gewonnen, fand bei der Aufführung seine Bestätigung. Der dichtende Hofschauspieler hat den dünnen Stoff mit Bühnengeschick verarbeitet. Er war bestrebt, der Handlung den Charakter einer aus sprühendem Künstlerübermut herauswachsenden Improvisation zu wahren und seinen mehr zu Bedächtigkeit neigenden Humor zu beflügeln. Walter Courvoisier, welcher die Musik zu dem musikalischen Lustspiel: „Die Krähen" schrieb, zeigt in richtiger Stilerkenntnis das Streben nach tunlichster Leichtigkeit; nur scheint mir, daß diese Musik mehr das Ergebnis einer überschauenden künstlerischen Erwägung, als einer sprudelnden Erfindung ist. Die Partitur hat sehr viel schöne Einzelheiten, ich nenne z. B. das Lied des als Mädchen verkleideten Diego, dessen Verse aus Paul Heyses italienischem Liederbuch stammen, aber gelegentlich würde man die Höhe des technisch Vollendeten und die Sicherheit eines gewählten Geschmackes darangeben, gegen einen aufleuchtenden Funken von Temperament und übermütiger Laune. Auch der Humor, der aus den Situationen entspringt, findet durch die Musik nicht immer die erwartete Verstärkung. Die Folge ist, daß manches in dem Operchen trotz aller Kürze als Länge wirkt. Ich glaube aber, daß letzterer Einwand leicht zu beseitigen wäre. Die Szenen des vielgliedrigen Chors, die sich allzusehr in Einzelheiten auflösen, vertrügen m. E. eine stärkere Zusammenfassung und rhythmische Bindung. Im übrigen war die szenische Wiedergabe unter Wirks Spielleitung von großem Reiz. Auch war es dem Stücke von Vorteil, daß auch Rollen, die nur in Augenblicken die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, sehr gut besetzt waren; man betrachte die einzelnen Paare bei ihrem Eintritt in den Festsaal in ihrer reich nuancierten Charakteristik. Jerger schuf als Cellini die Vollnatur eines Renaissancemenschen, schade, daß Courvoisier ihm nicht Gelegenheit gibt, diesen Ueberschuß an Temperament musikalisch ausströmen zu lassen. Die Szenen mit der eifersüchtigen und endlich versöhnten Geliebten gelangen ihm überzeugend; während die Antäa zwar von Frl. Leander stimmlich gut bewältigt wurde, aber mehr die herben Seiten der Eifersucht, als die einer in ihrem Stolze gekränkten großen Liebe hervorhob. Auch schien uns diese „Krähe" mehr in einem modernen Teeraum als in der Künstlerwerkstatt üppiger italienischer Renaissance am richtigen Orte. Allerliebst als Bub und sehr reizvoll als Mädchen war Frl. Betz, die auch das schon erwähnte Lied, den

lyrischen Glanzpunkt der Oper, mit viel Klangschönheit sang. So schön sie rein bildhaft wirkte, so erschien das Mädchen doch zu sehr Kind, um die Eifersucht Antäas glaubhaft zu machen. Bauberger (in der Barttracht mehr Kanzleirat, als Künstler) erfreute wieder durch seine deutliche Textaussprache, worin es die anderen weniger genau nahmen. Robert Heger, der musikalische Leiter, wußte allen Schönheiten in rhythmischer Nuancierung und temperamentvoller Durchdringung volle Geltung zu verschaffen. So entstand ein sehr liebenswürdiger Gesamteindruck, für den das Publikum sich dankbar erwies. Courvoisier, die Sänger, Kapellmeister, Spielleiter wurden oftmals hervorgerufen. Im Kreise der Geehrten fehlte nur Hofschauspieler Wohlmuth, der Textdichter. Den „Krähen" folgte als weitere Uraufführung „Der Zaubergeiger", Märchenpantomime nach einer Idee aus Gebr. Grimms Märchenschatz von Hanns Grimm. Eine echte, blutvolle Ballettmusik, angenehm klingend, nie ängstlich nach Originalität suchend, aber auch mit sicherem Künstlertakt das Banale meidend. Auch ihr war Heger ein ausgezeichneter musikalischer Führer. Der fremde Geiger soll gehenkt werden, derweil er die schöne Königstochter geküßt hat. Da läßt er sich noch einmal seine Geige reichen und entlockt ihr so bezaubernde Töne, daß alle, der König und sein Hof, der Kanzler, die Henker und Wächter von einer Tanzwut ergriffen werden, sie müssen tanzen und tanzen, bis sie erschöpft zu Boden sinken. Da aber der König harten Sinnes bleibt, beginnt das Spiel von neuem. Am Ende findet sich noch ein Krönlein für den fremden Geiger, denn die Märchen lieben keine Mesalliancen. Was Kröller, der die Titelrolle spielte, in der Inszenierung geleistet hat, ist außerordentlich. Wieviel Schönheit in Farbe, Tönung, Rhythmus und Form. Wieviel Phantasie sprach aus den Gruppen, insbesondere in der leicht grotesken Untermalung des Königs und seiner Hofschranzen, und um die Königstochter (Elise Boshardt) und den Geiger wehte ein romantischer Hauch; der seltene Fall, daß Märchenfiguren auf den Brettern nicht der Banalisierung anheimfallen, ist hier eingetreten. Außerordentlich gut, auch mimisch, war der Narr des Herrn Ornelli. Es ist ein besonderer Vorzug des Buches, der Musik und der Darstellung, daß sie sich auf gradlinige Charakteristik beschränken und auf psychologische Tifteleien verzichten, die einer des Wortes entbehrenden Kunstart nicht gemäß sind. Die schöne Gabe fand ein sehr beifallsfreudiges Publikum. Die Temperatur der Aufnahme läßt annehmen, daß das Interesse an dem reizvollen Ballett so bald nicht erkalten wird.

Residenztheater. „Ernst", eine triviale Komödie für seriöse Leute von Oskar Wilde sahen wir unter dem bekannten Namen „Bunbury" bereits in den Kammerspielen. Unser Generalintendant Dr. Zeiß hat das Stück bearbeitet. Bei der heutigen Schwierigkeit der Bühnenbeschaffung ist es mir nicht möglich gewesen, beide Fassungen zu vergleichen. Wenn ich aus der Erinnerung die Komödie in den Kammerspielen mit der heute gesehenen abwäge, so scheint mir das Stück an Abrundung und Geschlossenheit durch Dr. Zeiß sehr gewonnen zu haben. Die triviale Komödie hält, was sie verspricht. Sie baut sich auf den törichsten Voraussetzungen auf, und ihre Entwicklung bietet auch reichlich Unmögliches. Solche Stücke sind in England beliebt. Für Wilde ist die Handlung freilich nur das leichte Gerüst, das seine Ornamente von guten Witzen, funkelnden Aphorismen und bissigem Spott tragen muß. Seine Pfeile richtet Oskar Wilde wie immer auf seine Landsleute, insbesondere auf jenen Ausschnitt, der sich die „Gesellschaft" nennt. Wir Deutsche sind nun einmal so, daß wir uns in fremde Narrheiten so gut einleben können, daß wir all ihre Nuancen mit einem Sachverständnis belächeln, als wären es unsere eigenen. Wenn nun gar ein Waldau die Hauptrolle spielt, Künstler, wie die Damen Hagen, Ritscher, Bierkowski und Hohorst, die Herren F. W. Schroeder, Höfer, Stettner u. a. gerade die Lichtseiten ihres Talentes uns zuwenden können, so kann es an Erfolg nicht fehlen. Das ausverkaufte Haus spendete der von Liebscher geleiteten Aufführung starken Beifall.

Schauspielhaus. Rößlers neue Komödie: „Der pathetische Hut", die in einem königlichen Schlosse nach der Revolution spielt, fand eine freundliche Aufnahme. Wenn der Eindruck gegen Ende etwas blässer wurde, so lag dies an der etwas zwiespältigen Haltung des Dichters. Gewiß soll er nicht auf der Zinne der Partei stehen, aber wenn er einmal einen Pfeil abgeschossen hat, soll er nicht nachspringen und dem Getroffenen rasch ein Bonbon in den Mund stecken, damit er nicht böse ist. Der „pathetische Hut" ist die Krone. Der König hat sie vergessen, als er in den Novembertagen fliehen mußte. Er möchte sie doch für seinen Sohn haben, obwohl er persönlich auf das pathetische Kleidungsstück wenig Wert legt. So kehrt er inkognito mit seiner „Pompadour" zurück. In das Schloß zu gelangen ist schwierig, denn dort hat sich eine Parteileuchte eingenistet. Ein skrupelloser Mensch, der hinter seiner sozialistischen Phraseologie nur seinen Neid und seinen Hunger nach Geld verbirgt. Jetzt macht er unter Mißbrauch der Amtsgewalt Schiebergeschäfte, hält einen Hofmarschall zum Tanzmeister seiner Tochter, einen Major als Pförtner. Dem Minister Moritz Stern ist es zwar nicht ganz angenehm, aber einem Genossen gegenüber drückt man schon ein paar Augen zu. Der König und seine Pompadour werden entdeckt, aber die letztere weiß die Sache schon zu ordnen. Der allmächtige Schieber schickt den König unter fremdem Paß mit dem pathetischen Hut und seinem Vermögen als sozialistischen Kurier über die Grenze. Die Königsmaitresse zahlt dafür eine Millionenprovision und — Hurenlohn, wie sie in rüdem Gassenton mehrmals ausruft. Um die Provision wird der Schieber übrigens geprellt. Sie zeigt über das andere vorher nicht so viel Abscheu, wie nachher. Der Autor hat sich kaum bemüht, dies Abenteuer als Verzweiflungstat hinzustellen, so vermögen wir später ihren moralischen Katzenjammer nicht ganz so pathetisch zu nehmen. Der König, dem nicht Gutes schwante, kehrt zurück, nachdem er seinen pathetischen Hut in der Schweiz in Sicherheit gebracht. Sie erklärt seiner nicht mehr würdig zu sein, allein er vermag die Wahrheit mit Würde zu tragen. Der Minister, Herr Stern, faselt von einem noch besseren Zukunftsstaat, indem es ausgeschlossen wäre, daß eine Frau sich verkaufen müsse, weil sie für ihren Liebhaber einen falschen Paß brauche. Der König und der Herr Stern, der ihn vom Throne gestoßen, müssen sich die Hand reichen, denn sie sind, wie uns versichert wird, beide Männer von ritterlichem Empfinden. Der Schieber ist nur vorübergehend blamiert, aber er findet ein Engagement zu einem „Revolutionsfilm". Riewe spielte ihn in der Art, wie Wedekind seine Abenteuerer auf die Bühne stellte. Den Minister Stern, den man in Wien mit einer Kurt Eisner-Maske gegeben, zeichnete Gerhard kultivierter, aber auch ziemlich farblos. Die „Pompadour" war recht steif, die Würdenträger der alten Zeit waren nicht so komisch, wie sie gedacht sind; ausgenommen der alte Geheimrat des Herrn Raabe, der sich schon bei dem alten Regime angewöhnt hatte, sich verrückt zu stellen, wenn er den Machthabern seine boshaften Wahrheiten gefahrlos vor Augen halten wollte. Das mit den Bildern Bebels und Lassalles verunzierte Königsschloß glich mehr dem Auktionssaal eines renommierten Kunsthändlers.

Volkstheater. Lisa Weise ist wieder als lieber Gast im Volkstheater eingezogen. Sie bot uns wieder eine Uraufführung. „Die Nadelprinzeß" heißt das neue Stück, oder, besser gesagt, die neue Rolle. Den Text des Singspieles schrieben F. W. van Oesteren und Adolf Viktor von Koerber. Der eine Autor ist der Gatte der Frau Weise und so scheint es vielleicht sonderbar, wenn ein Kritiker besser wissen will, welche Rollen ihr liegen. Ihre Stärke liegt in den feschen Backfischen; es ist schade, daß sie jetzt das Rollenfach um ein paar Jährchen hinaufrückt. Nicht, als ob sie nicht auch als reiche Schneiderstochter, die einen Prinzen heiratet, allerliebst spielt, singt und tanzt, aber ihr Persönliches kommt nicht in dem gleichen Maße zur Geltung. Das Stück spielt auf dem Schlosse eines verarmten Fürsten, der sich, da keine Diener mehr da sind, als sein eigener Kastellan verkleidet und Kaufliebhabern und Neugierigen die Schönheiten seines Schlosses als Fremdenführer zeigt. Habit (aus Leipzig a. G.), ein sehr wirksamer Komiker, spielt den Fürsten. Die Verwicklungen des Stückes erwachsen aus dem Umstande, daß sowohl der Fürst wie der Erbprinz, den Koutensky in seiner gewinnenden Weise spielt, unabhängig voneinander das Schloß verkaufen. Als dritter Gast ist Medy Schulte, der einstige Stern des erledigten „Neuen Operettentheaters" gewonnen. Das Stück ist im ganzen mehr Operette als Singspiel. Daß die meisten nicht eben viel Stimme mehr haben, nimmt man bei temperamentvollem, flottem Spiel ja gewohnterweise gerne in Kauf. Die Musik schrieb Martin Knopf, von dem wir schon früher elektrisierende Tanzweisen gehört. Für die saubere Regie zeichnete Herr Habit. Lisa Weise und ihr Publikum waren sichtlich sehr miteinander zufrieden und so darf man auf längere Zeit mit vollen Häusern rechnen.

Kammerspiele. Goldonis „Mirandolina" wurde beifällig aufgenommen. Da unsere Bühnen ihre Erstaufführungen wieder einmal auf einen Tag häuften, statt gegenseitig Rücksicht zu nehmen, muß ich den Besuch des Stückes auf die nächste Woche verschieben.

Verschiedenes aus aller Welt. Johannes Mayrhofers „Christ oder Antichrist!", das fünfaktige Schauspiel, welches von Mumbauer, Dr. Sprengler u. a. so glänzend als das Werk eines wirklichen Dichters anerkannt worden ist, wurde in Würzburg mit großem Erfolg aufgeführt. Der anwesende Autor wurde nach dem Bericht des „Fränkischen Volksblattes" wiederholt „unter brausendem Beifall" gerufen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Unsere Zukunft liegt im Dunkel. Auch die Börse, die lange in einem grundlosen Optimismus verharrte, hat wenig Neigung zu grösseren Geschäften. Die Woche schloss in starker Geschäftsunlust, sie äusserte sich in einem Nachgeben der Kurse, wobei die Senkung 5, bei einzelnen Papieren 8 bis 10 Proz. betrug. Die Woche hatte abwartend, aber in etwas freundlicherer Haltung begonnen, die sich zwar schwankend einige Tage hielt, da die Befürchtung einer Beschlagnahme ausländischer Werte nach der Regierungserklärung ein wenig milder beurteilt wurde. Das Bekanntwerden des Wortlautes der deutschen Note an Amerika verstimmte. Man fürchtete, dass Abänderungen eintreten könnten, die unsere Lage noch weiter verschlechtern würden. In Neuyork ging die Mark von 1.68 auf 1.44 zurück, als man erfuhr, dass wir bedingungslos unsere Geschicke in die Hände des amerikanischen Präsidenten legen. Als Gegenwirkung sprang bei uns der Dollar von etwa 56 auf 70 Mark. Es scheint sich aber hüben und drüben um Spekulationsgeschäfte gehandelt zu haben. Das Bild änderte sich rasch, weil man sah, dass die Regierung Hardings wenigstens die Möglichkeit einer Verhandlung im Auge zu haben schien. Der ausländische Markkurs erholte sich rasch. Die Devisen gingen bei uns zurück und das Geschäft wurde sehr still. Gleichzeitig mit der Mark sank der französische Frank; eine Erscheinung, die sich nicht das erstemal zeigt und gegen welche sich blind zu stellen, sich an Frankreich rächen wird. Der Stand der Reichsbank zeigte sich relativ nicht ungünstig. Auf den Effektenmärkten war Interesse für Mannesmann und Konsolidation wegen Fusionsbestrebungen. Einen Kursrückgang von 51 Proz. auf 270 erlitt Danubia A.-G. für Mineralölindustrie in Regensburg. Zu Beginn des Geschäftsjahres musste man den Betrieb infolge Kohlenmangels stark einschränken, vom März an war bei steigenden Preisen die Beschäftigung gut. Erst im Dezember trat in Verbindung mit einer stetigen Preissenkung ein Rückschlag mit merkbarer Zurückhaltung der Käufer ein. Die Zurückhaltung hat sich 1921 verstärkt und ist noch heute fühlbar. Die durch Preissteigerungen in Verbindung mit Valutadifferenzen erzielten ungewöhnlichen Geschäftsgewinne im Betriebsjahr mussten zum grössten Teil verwendet werden zu einer nach vorsichtigen Grundsätzen gebotenen Wiedereroberung der Vorräte an Rohstoffen und Waren, die der veränderten Marktlage am Jahresschlusse Rechnung trägt und wurden 15 (20) Proz. Dividende für 6 (i. V. 3) Millionen Mark, sowie Bildung eines Delkrederefonds für Abschreibungen auf Vorräte zu 1 Million vorgeschlagen. Die Generalversammlung verlief allerdings sehr stürmisch. Ein Teil der Aktionäre erhob gegen den bisherigen Aufsichtsratvorsitzer Kommerzienrat Bucktäschel wegen gewisser Finanztransaktionen schwere Vorwürfe, die möglicherweise noch ein gerichtliches Nachspiel haben. Der Antrag auf Ausschüttung von Dividenden und Tantiemen wurde abgelehnt. Die so verfügbar werdenden Summen wurden zur Stärkung der Betriebsmittel abgeschrieben.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank e. G. m. b. H. gibt 4 Proz. (im Vorjahre 0) Dividende. Die Gewährung von Kommunalkredit trat mehr und mehr an Stelle des weichenden Realkreditgeschäftes und bietet einen Ausgleich für die Minderung des Hypothekdarlehensgeschäftes. Der Aufsichtsratsvorsitzende vertrat die Ansicht, dass Anzeichen bestünden, die auf eine neue Belebung des landwirtschaftlichen Kreditgeschäftes hinzielen. Die Aussichten auf das laufende Jahr seien zwar keineswegs günstig. — Die a. o. Generalversammlung der Deutschen Effekten- und Wechselbank in Frankfurt a. M. genehmigte einstimmig eine Kapitalserhöhung von 30 Millionen Mark auf mindestens 45 Millionen Mark und höchstens 60 Millionen Mark. Der Geschäftsgang sei, wie allgemein bei den Banken, recht günstig gewesen. Die Verwaltung glaubt eine Dividende von 9 (i. V. 7) Proz. vorschlagen zu können. — Die Farbwerke vorm. Meister, Lucius und Brüning (Höchst a. M.) haben die Umstellung auf Friedensproduktion im wesentlichen zum Abschluss gebracht. Ein Teil der Betriebe war gut, in vielen anderen dagegen erreichte die Erzeugung kaum die Hälfte der Friedensleistung. Die Dividende beträgt 20 (14) Proz. auf das erhöhte Stammaktienkapital von 180 Millionen Mark mit 36 (12,6) Millionen Mark und von $3^1/_2$ Proz. auf die Vorzugsaktien. Ueber die Aussichten für das laufende Geschäftsjahr lasse sich nichts Bestimmtes sagen. Die zu Ende 1920 einsetzende allgemeine wirtschaftliche Depression, die sich inzwischen noch verschärft hat, mache sich auch bei der Gesellschaft fühlbar. Die Farbwerke beteiligten sich an der Gründung der Ammoniakwerke Merseburg-Oppnau und an der Dr. Alex. Wacker-Gesellschaft für elektrochemische Industrie (München). Letztere baut zurzeit zusammen mit dem Reich die 40000 PS. ergebende Wasserkraft der unteren Alz bei Burghausen aus, deren Fertigstellung 1922 zu erwarten ist.

München. K. Werner.

Internationale Katholische Tagung, Graz, 10.—14. August 1921.

Vom 10.—14. August d. J. veranstaltet die „Katholische Internationale“ eine internationale katholische Tagung in Form von internationalen Arbeitskonferenzen. Die wichtigsten Fragen der internationalen Zusammenarbeit, insbesondere der Ausbau der internationalen katholischen Organisation werden dabei von Vertretern der verschiedensten Länder besprochen. Einzelne Fachgebiete, wie die katholische Jugend- und Friedensbewegung, religiös-soziale Erneuerung usw. werden in besonderen Fachkonferenzen behandelt. Hervorragende Kirchenfürsten verschiedener Länder, wie S. E. Kard. H. Almaraz y Santos von Sevilla, S. E. Ernest Picard, Erzbischof von Auch, Frankreich, S. E. Razzoli, Bischof von Potenza usw. unterstützen die Bewegung. Auskünfte erteilt das vorbereitende Komitee Graz, Karmeliterplatz 5.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Schriftleitung verantwortlich: i. V.: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. [illegible] Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

Anzeigenpreis: Die 5X gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

№ 20 München, 14. Mai 1921. XVIII. Jahrgang.

Pfingsten im Makrokosmos.

Von Prof. Dr. Johannes Chr. Gspann, St. Florian (O.-Oe.).

Thomas von Aquin leitet das Weihnachtskapitel seines relativ ideenreichsten Buches, der Summa contra gentiles, mit folgenden Worten ein: Wenn jemand fleißig und fromm die Geheimnisse der Fleischwerdung Gottes in Christus betrachtet, findet er eine solche Fülle von Weisheit, daß sie alle menschliche Erkenntnis übersteigt" (IV, 54).

Es geht dem nicht anders, der sich eingehend mit dem katholischen Kirchenjahr beschäftigt. Immer neue Schönheiten und Zusammenhänge tun sich auf, je tiefer man in diesen Wunderbau eindringt. Besonders die Vergleiche zwischen Kirchenjahr und Jahr in der Natur gewähren geistige Freuden ohne Zahl.

In einer Nacht wurde das Christkind geboren. In eine grauenhafte sittliche Nacht hatte das Licht der Welt geleuchtet. „Wen es gelüftet, zu erfahren, wie tief der Mensch sinken kann, der möge eine Schilderung der damaligen römischen Zustände lesen", als Jesus geboren wurde, sagt ein neuerer apologetischer Schriftsteller: Nacht ist es zu Weihnachten in Gottes weiter Natur, die kürzesten Tage und die längsten Nächte. Und wie nach der Wintersonnenwende die Sonne langsam dem Zenit entgegensteigt, dem Frühling und Sommer entgegen, so ging das Licht von Bethlehem langsam über der geistigen Welt auf und brachte den wahren übernatürlichen Lebensfrühling.

Wenn die Christenheit fröhlich ruft: „Der Heiland ist erstanden!" steht auch die schöne Gottesnatur vom Tode auf aus dem Grab des Winters. Wieder hört das gläubige Ohr das wundersame Ineinanderklingen von Natur und Uebernatur, wieder sieht das glaubensvolle Auge die Vermählung des geistigen göttlichen Frühlings mit der blumigen Welt:

„Wir schauen froh ein selig Leben,
Da Erd' und Himmel sich durchglüh'n;
Wir schau'n ein herrlich Frühlingsweben,
Da Tod und Leben sich durchblüh'n;
Wir schau'n in Osterhochzeitskränzen
Die Zeit und Ewigkeit vermählt;
Wir schau'n ein ewig Frühlicht glänzen,
Von Tag und Nacht so sehr beseelt." Rudolf Müller.

Was nun so grünt und blüht zur Frühlingszeit, das reift langsam heran. Was die Ostern in ihrer liturgischen Pracht und in ihrem sittlichen Gehalt bergen, das drängt zur Entfaltung und zur Vollreife in der Siebenwochenzeit. Evangelien und Episteln in der heiligen Messe sind das heilige Echo dieses himmlischen Wachsens.

Da läuten die Glocken Pfingsten, das liebliche Fest, ein und läuten es über Berge und Täler, daß der Geist Gottes die junge Kirche Christi erfüllt hat.

Die Pfingsten sind das Werk der Vollendung des Erlösers und in diesem Sinne das höchste Fest der Christenheit. Ganz wunderbar und voll göttlicher Weisheit verweben sich in diesem höchsten Feste Vorbild und Erfüllung. Im Alten Testament waren die Pfingsten Erntedankfest und Erinnerungsfeier an die denkwürdige Gesetzgebung auf Sinai. Ernte und Gesetzgebung deuten auf Vollendung.

Gottes wunderschöne Welt steht im Zeichen der Reife, wenn die katholische Kirche die hohe Gedenkfeier an die Beseelung ihres Körpers durch den heiligen Geist begeht. Rote und blaue Blumen beten im heißen Korn, die Wachtel schlägt, die Drossel im Wald singt ihre süßesten Lieder — um den Pfingstsegen für die saatfrohen Wogen.

Irdische und himmlische Pfingsten verschmelzen in einen hohen Akkord, der Geist der Liebe zwischen dem Vater und dem Worte, dem „Abglanz seiner Herrlichkeit und dem Ebenbild seines Wesens" (Hbr. 1, 3), wird an Pfingsten die Seele der Kirche und bleibt als Geist der Liebe für die Großwelt allezeit der Allbefruchtende und Allbelebende.

„Liebend sinkt er jetzt hernieder
Auf die bräutlich schöne Flur;
Seinem Hauche schlagen wider
Alle Pulse der Natur". Nach Henriette Gottschalk.

Das Fest des Heiligen Geistes muß das Fest der Reife sein. Er ist der Geist der Heiligung, der Heiligung unserer Seele. Das offene Grab im Garten des Joseph von Arimathäa zeigt uns nur die Vollendung der Erlösung nach ihrer objektiven Seite: Alle Menschen können nun selig werden! Damit aber in jedem einzelnen Falle dieses Können zur Wirklichkeit werde, braucht es den Heiligen Geist, den Belebenden, auch im Reiche der Uebernatur, im Reiche der Gnade. Wie das Kindlein aus dem Schoße der Mutter geboren wird als Frucht der Liebesvereinigung, wie die Kirche aus der Herzenswunde des verblutenden Erlösers geboren wurde, der die Seinen liebte bis ans Ende (Jo. 13, 1), so vergleicht die Offenbarung jede Belebung auf dem Gebiete der Uebernatur mit einer Geburt (Jo. 1, 13) und zwar aus dem Schoße des Geistes der Liebe (Jo. 3, 5).

Welch hellen Widerschein strahlt die schöne Natur für diese Pfingstgnade! Die liebe Mutter Erde ist junge Mutter, Milliarden Blumenkinder liegen ihr am Herzen. Jetzt ist sie am allerfröhlichsten:

„Sie lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen!"

Die Pfingstgnade erst macht unsere übernatürliche Fröhlichkeit aus. Was hülfe es denn, wenn Christus tausendmal gestorben wäre, aber die köstliche Frucht der Erlösung für uns nicht erreichbar wäre? Der Geist der Liebe kehrt im Herzen ein, er schenkt sich selber uns, darum wird er von der Offenbarung donum, das Geschenk, von der Liturgie pater pauperum und dator munerum, Vater der Armen und Gabenspender genannt.

Ja, ein fröhliches Fest ist Pfingsten! In der Natur ist alles voll Blumen, Sonnenschein und Farbenpracht, im Herzen des Menschen wirkt der Geist der Liebe den Erlösungssegen, die Uebernatur, das Unterpfand ewiger unnennbarer Seligkeit.

Ein Strom von Liebe ergoß sich über die Welt, seitdem der Geist in Flammen auf unsere Erde kam. Die Liebe ist das Gesetz geworden im Christentum, das Neue Testament ist das Testament der Liebe. Wer Gott liebt aus ganzer Seele und seinen Nächsten wie sich selber, kann und wird niemals sündigen. Wie hat der Geist der Liebe die Welt erwärmt, alles ist neu geworden!

Und draußen in der grünen Welt? Da ist auch aus Liebe tausendfältiges neues Leben geworden. Und wie aus der Gnade, die der Geist gibt als den Himmel auf Erden, die Hoffnung auf die ewigen Pfingsten erst lebendig wird, so steht die Natur zu Pfingsten in froher Hoffnung auf gesegnete Ernte. Diesen Gedanken hat Geibel dichterisch verklärt, er möge einen würdigen Abschluß machen:

„Nach langem, bangem Winterschweigen
Willkommen, heller Frühlingsklang!
Nun rührt der Saft sich in den Zweigen
Und in der Seele der Gesang.
Es wandelt unter Blütenbäumen
Die Hoffnung übers grüne Feld,
Ein wundersames Zukunftsträumen
Fließt wie ein Segen durch die Welt."

Moralische Eroberungen.

Von Dr. Ernst Schwering, Köln.

Seitdem der Weltkrieg fast alle Völker der Erde in Waffen gegen Deutschland sah, ist man viel und eingehend der Untersuchung des Problems nachgegangen, warum der Deutsche in der Welt so verhaßt war und ist. Sicherlich war einer der wesentlichsten Gründe hierfür die wirtschaftliche Entwickelung Deutschlands, wie sie nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 einsetzte. Die Konkurrenz, die von den deutschen Waren allen andern Industrien der Welt bereitet wurde, war sicher nicht die geringste Quelle des Hasses. Aber erstaunlich ist und bleibt doch, daß im Zeitalter des Nationalitätsprinzips, wo alles auf innigsten Zusammenschluß der Nation auch in Staatsgrenzen dringt, bei dem deutschen Volke allein dieser Zug sich zum Teil noch gar nicht, zum Teil nur unerheblich bemerkbar gemacht hat. Mächtige Reiche, wie Italien, Südslawien, Rumänien, sind Kinder des Nationalitätsprinzips, andern Großstaaten wurde es zum Totengräber. Nun ist ja nicht zu verkennen, daß die edelste Frucht des neuen deutschen Kaiserreiches, die Einigung Deutschlands, auch unser nationales Unglück überdauert hat. Aber schon hier darf nicht vergessen werden, daß die nationale Einigung für uns Deutsche eine beschränkte geblieben ist. Eine Reihe deutscher oder doch rein germanischer Stämme neigte bis zum Kriege sogar zu den verschiedensten rassenfremden Völkern hin, während nicht die geringste Sympathie für das stammverwandte deutsche Volk zu finden war. Es braucht nur an Luxemburg, die Niederlande, Dänemark und Norwegen erinnert zu werden. Das hatte seinen Hauptgrund, so paradox das klingen mag, in der Macht des deutschen Kaiserreiches. Die kleinen Staaten fürchteten, früher oder später gegen ihren Willen von dem großen „Ungeheuer Deutschland" gewissermaßen verschlungen zu werden. Die allgemeine Wehrpflicht, der deutsche Militarismus und die damit drohenden hohen Steuern, der angeblich so unfreie Polizeistaat wurden dabei besonders von der unserm Vaterland übel gesinnten Presse im Ausland mit Absicht den kleinen Neutralen als Schreckgespenst vorgestellt. Leider trugen auch die Vielrederei einflußreicher Stellen in Deutschland und gelegentliche Entgleisungen auch der höchsten Stelle viel dazu bei, dieser Furcht immer neue Nahrung zu geben. Und so paradox das wiederum klingen mag, unser furchtbarer Zusammenbruch nach heldenmütigem Kampfe, unsere Schwäche und unsere Not nach dem Kriege haben mehr und mehr freundliche Neigungen bei allen angrenzenden deutschen oder rein germanischen Stämmen geweckt. Das steht gewiß in ursächlichem Zusammenhange. Ist die Furcht geschwunden, so ist der Boden für die aufkeimende Liebe bereitet. Schon während des Krieges begann zunächst in der deutschen Schweiz immer mehr die Sympathie für Deutschland zu erwachen, es folgten Holland und Schweden, ja Finnland hing mit rührender Dankbarkeit an seinem Befreier und selbst in Dänemark und Norwegen wurden angesichts des brutalen Verhaltens der Entente immer mehr Stimmen zugunsten Deutschlands laut. Branting warnte noch kürzlich angesichts der Londoner Verhandlungen seine Freunde von der Entente auf das dringlichste vor weiteren Zwangsmaßnahmen. Aus seinen Worten spricht eine lebhafte Teilnahme am Geschicke Deutschlands. Er schließt mit den Worten: „Mit welchen Gefühlen ein großes Volk nach mehr als sechs Jahren grausamer Leiden den Einmarsch dieser Exekutionstruppen in sein Land ansehen wird, das sollte jeder verstehen, der nicht ganz verblendet ist, und die Nemesis der Geschichte hat während des Weltkrieges und nachher sich gegenüber Unterdrückern früherer Zeiten so stark geltend gemacht, daß ihre Spuren wahrhaftig abschrecken dürften." Auch das Blatt „Politiken" in Kopenhagen tritt als Warner auf. Bei dem norwegischen Blatt „Nationen" kommt schon eine Aeußerung der Zusammengehörigkeit der germanischen Völker, wenn auch nur schwach, zum Ausdruck. Das Blatt schließt seine Darlegungen wie folgt: „Das Hauptvolk der germanischen Rasse soll jetzt unter das Joch der Machthaber gebracht werden, die natürlich verlangen, daß die drei kleinen germanischen skandinavischen Völker bei der Exekution applaudieren sollen."

So bedauerlich es sein mag, daß erst so spät Sympathien aufkeimten, die noch weit von dem Gefühl innigster Zusammengehörigkeit entfernt sind, so erfreulich ist doch der Umschwung, der allmählich eingetreten ist. Freilich, ein klares Stammesbewußtsein findet sich selbst innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes nicht. Wenigstens wird es vielfach vom wilden Chauvinismus überwuchert, von innerpolitischen Gegensätzen erstickt oder aber es verkümmert in dumpfer Gleichgültigkeit. Eine rühmliche Ausnahme bildet nur Deutschösterreich. Dort hat man, von ungerechtem Chauvinismus frei, volle Achtung vor dem Stammesbewußtsein jedes anderen Volkes. Aber man besitzt dort auch den rechten Stolz auf die eigene Nation, man kämpft für ihren Fortbestand und ihre Ausdehnung, und ist bereit, Opfer dafür zu bringen. Auch hier liegen die Gründe klar zutage. Nur Kampf macht stark! Der Deutschösterreicher ist seit Jahrzehnten gewohnt, jeden Fußbreit nationalen Bodens im Kampf der Geister zu verteidigen. Hineingesprengt in ein Gewirr von Völkerschaften mußte die deutsche Art sich unter schweren Nöten behaupten. Dadurch wurde der rechte Stammesstolz geweckt und das Stammesbewußtsein stark gehalten. Es darf ohne weiteres als gewiß angenommen werden, daß der Deutschösterreicher, der aus seiner Heimat auswandert, nicht gleich die eigene Haut ablegt, um sie mit einer fremden zu vertauschen, eine Erscheinung, die schon Bismarck zu der Bemerkung Anlaß bot, daß der Deutsche nicht nur sehr leicht aus der Haut fahre, sondern ebenso leicht in eine andere hineinschlüpfe. Hier gilt es gerade jetzt, wo die politischen Machtmittel fortgefallen, ehe die letzte Möglichkeit entflieht, bessernd die Hand anzulegen.

Unser Volk hat nach seinem äußeren Zusammenbruch zwei besonders wichtige Aufgaben, die allerdings im engsten Zusammenhang miteinander stehen, nämlich einmal im eigenen Volk, soweit es heute von den Grenzen unseres Vaterlandes eingeschlossen wird, echtes deutsches Stammesbewußtsein zu wecken, und wo es vorhanden ist, zu vertiefen und zu pflegen und darüber hinaus endlich die Deutschen, die außerhalb unserer Grenzen wohnen, und die uns umschließenden rein germanischen Völker innerlich zu gewinnen. Die erste Aufgabe wird uns durch die Taten der Entente seit dem 1. August 1914 ungeheuer erleichtert. Die Zurückhaltung der deutschen Gefangenen durch Frankreich oder auch Reden, wie sie noch kürzlich Lloyd George gehalten hat, haben im deutschen Volke das Stammesbewußtsein mehr geweckt und das deutsche Volk inniger zusammengeschlossen, als die ganzen herzlich ungeschickten 44jährigen Versuche des Kaiserreiches auf diesem Gebiet.

Die zweite Aufgabe dagegen erfordert Geschick und größte Vorsicht von denjenigen, die sich ihr widmen. Selbstverständlich muß zunächst jeder chauvinistische oder militaristische Anstrich auf das strengste vermieden werden. Es kann sich nicht darum handeln, etwa Träumen über einen Revanchekrieg aller germanischen Stämme unter Deutschlands Führung nachzuhängen. Es kann nur danach gestrebt werden, alles was deutschen Stammes ist, in der Welt zusammenzuschließen zur Pflege deutscher Kultur und Wissenschaft, deutscher Sitte und Art, unserer Sprache und unseres Stammesgefühls. Selbstverständlich bedingen moralische Eroberungen, daß der größte und stärkste weitherzig den anderen gegenüber nachzugeben weiß. Die Liebe aller slawischen Völker zum „Mütterchen Rußland" gründete sich nicht zuletzt auf Opfer, die von dem größten slawischen Volke gern gebracht wurden. Auch auf dem Gebiete des Handels und Gewerbes, der Kunst und Wissenschaft muß die Politik des großen Bruders gegenüber dem kleinen diejenige weitesten Entgegenkommens sein. Wenn wir nur einen Teil der Mühe und des Geldes, die wir vor 1914 so überreich zu Annäherungsversuchen an England, Frankreich oder Nordamerika verwendet haben, für die Gewinnung der Niederländer, Dänen oder Schweden bereitstellen, so kann schon manches erreicht werden. Waren, die wir aus Dänemark oder Holland beziehen können, sollen wir nicht unnötigerweise von unseren früheren Feinden erwerben. Deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, die schon früher in den nordischen Ländern so überaus lebhafte Aufnahme fanden, sollen wir unseren germanischen Nachbarn, auch unter Opfern, tunlichst näherbringen. Wer etwa kurz vor dem Kriege in der schwedischen Universitätsstadt Lund die Auslagen der Buchhandlungen besichtigte, fand dort überwiegend deutsche Werke, die den Studierenden feilgeboten wurden. Ueberaus lohnend wird es sein, diese Beziehungen zu allen deutschen und germanischen Nachbarn, wo sie bestehen, zu vertiefen und zu pflegen und wo sie fehlen, baldigst anzuknüpfen. Heute ist der Boden für moralische Eroberungen in den angrenzenden Ländern bereiter denn je. Es gilt diesen Boden mit Sorgfalt und Liebe zu bestellen, ehe die günstige Stunde verrinnt.

Sendet die „Allgemeine Rundschau" zur Aufklärung an Verwandte und Freunde im Ausland!

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Pfingsten, das Fest der Ankunft des Heiligen Geistes, läßt in unsern Tagen, wo wieder ein großer Abschnitt der Weltgeschichte unter furchtbaren Katastrophen und abstoßenden Anzeichen der Zersetzung seinem Ende zueilt, daran denken, wie unter ganz ähnlichen Umständen die Hoffnung auf ein Zeitalter des Heiligen Geistes, auf ein drittes Reich nach dem Alten Bunde des Vaters und dem Neuen Bunde des Sohnes erwuchs. Montanus in der alten Kirche, Abt Joachim von Floris auf der Wende vom romanischen zum gotischen Mittelalter waren seine Propheten. Auch damals schien vielen Frommen die Kirche zu versagen gegen die Sünden der Menschheit, wie heute angeblich vor Weltkrieg und Umsturz. Aber das dritte Reich brach nicht an, nur die alte Kirche verjüngte sich und führte die Menschen zwar nicht in ein irdisches Paradies, aber ein Stück weiter zu dem Ziel, das ihr göttlicher Stifter als seine Wiederkunft bezeichnet hat. Auch die Verkünder eines neuen Reiches in unseren Tagen, Adventisten, Kommunisten, Anthroposophen werden ihre Gläubigen nur in eine dürre Wüste führen. Der Heilige Geist braucht nicht neu zu kommen, er ist bei der katholischen Kirche und läßt sich von jedem finden, der ihn dort sucht. Wären die Völker und ihre Führer während des Krieges zur Kirche gekommen, so hätten sie einen gerechten Frieden haben können. Das ist jetzt sonnenklar, seitdem letzthin neue Tatsachen aus der Zeit der päpstlichen Friedensversuche von 1917 bekannt geworden sind. Auch in Versailles wurde der Heilige Geist nicht angerufen und unter den Folgen seufzt die ganze Welt. Wir haben demnach auch nichts Gutes zu hoffen von dem letzten Versuch, den Frieden von Versailles in die Tat umzusetzen, dem neuen Ultimatum unserer Kriegsgegner aus London. Am 5. Mai wurde es überreicht. Es stellt zunächst fest, daß Deutschland im Rückstand sei mit der Entwaffnung, mit der Zahlung von 12 Milliarden Goldmark, die am 1. Mai fällig gewesen, und mit der Aburteilung der Kriegsverbrecher. Der Wiedergutmachungsausschuß sollte Deutschland dann am 6. Mai die Fristen, Sicherheiten und Bedingungen zur Begleichung der Kriegsschulden mitteilen, die das Reich binnen sechs Tagen vorbehaltlos anzunehmen hat. Desgleichen muß die rückständige Abrüstung und die Aburteilung der Kriegsverbrecher unverzüglich eingeleitet werden. Andernfalls wollten die Verbündeten am 12. Mai das Ruhrgebiet besetzen und alle sonst tunlichen militärischen Maßnahmen zu Lande und zu Wasser ergreifen und aufrechterhalten, bis Deutschland seine Verbindlichkeiten erfüllt hat.

Schon ehe das Ultimatum überreicht war, trat das Kabinett Fehrenbach zurück. Es begründete dies mit der Antwortnote der Vereinigten Staaten, welche die durch die Londoner Beschlüsse ohnehin erledigten deutschen Vorschläge für ungenügend befand. Auf Wunsch des Reichspräsidenten führten die Minister ihre Geschäfte weiter, bis das neue Kabinett berufen war. Aus den diesbezüglichen Besprechungen in Berlin drangen zuerst die Namen Stresemann, Schiffer und Mayer (Kaufbeuren) für den Reichskanzlerposten.

Im allgemeinen wollte man die bisherige Koalition beibehalten und nur die Personen wechseln. Falls das Ultimatum angenommen werde, wünschten viele die Mitregierung der Sozialdemokratie. Die Entscheidung verzögerte sich bis Dienstag, den 10. Mai, da die Wahl des Reichskanzlers von der Frage abhing: Unterzeichnen oder nicht? Diese Frage hat die bisherige Koalition gesprengt. Für Unterzeichnung sind Zentrum, Demokraten, SPD und USP. Reichskanzler wurde endlich Dr. Wirth, zuletzt Reichsfinanzminister. Sein Kabinett besteht aus Zentrum, Demokraten und Sozialdemokraten. Vizekanzler ist Bauer. Der Reichstag nahm am 10. Mai, abends, nach einer Rede Dr. Wirths das Ultimatum mit 221 gegen 175 Stimmen an.

Das Kabinett Fehrenbach hatte außer dem Ultimatum auch noch die darin angekündigte Rechnung des Wiedergutmachungsausschusses entgegenzunehmen. Sie bestimmt eine Gesamtschuld von 132 Milliarden Goldmark, abzüglich des bereits bezahlten Betrags von 8 Milliarden, jedoch zuzüglich der Schuld Belgiens an die Verbündeten (Art. 232 des Friedensvertrags). Deutschland hatte bekanntlich als Schuldzahlung 50 Milliarden Gegenwartswert angeboten. — Die 132 Milliarden sollen in 5prozentigen Schuldverschreibungen ausgegeben werden, die von allen deutschen Steuern und Lasten frei sind. Gesichert werden sie durch sämtliche Besitztümer und Einnahmen des Reichs und der Länder. Zur Verzinsung und Tilgung zahlt Deutschland jährlich 2 Milliarden Goldmark, eine Summe von 25% des Wertes seiner Ausfuhr und einen weiteren Betrag von gleich 1% des Wertes seiner Ausfuhr. Zunächst ist innerhalb 25 Tagen 1 Milliarde Goldmark in Gold, ausländischen Devisen oder dreimonatigen Schatzanweisungen zu entrichten. — Der Wiedergutmachungsausschuß setzt das sog. Garantiekomitee ein, das die Ausführung der Zahlungen in Deutschland überwacht. Es darf sich nicht in die deutsche Verwaltung einmischen.

Es sind furchtbar schwere Lasten, die unserer geschwächten Wirtschaft hier auferlegt werden. Während aber zur Zeit von Spa und Paris zunächst ein einhelliges Nein aus allen deutschen Gauen und Ständen scholl und erst nachher die Einigkeit Sprünge bekam, zeigte sich diesmal die Stimmung auch in den national, selbst den nationalistisch gesinnten Kreisen geteilt. Ja im Anfang überwog augenscheinlich die Ansicht, das Diktat sei besser anzunehmen. Ende der Woche kam aus der Industrie starker Widerspruch. Das Ausland riet dringend zur Unterwerfung: die amerikanische Presse, Graf Sforza in einer Unterredung mit dem deutschen Botschafter in London, am deutlichsten Lloyd George im britischen Unterhaus. Geradezu freundschaftlich redete er zu den deutschen Staatsmännern herüber und erkannte die Schwierigkeiten an, die sie ihrem Volk gegenüber haben. Lord Robert Cecil unterstrich dann, was der Ministerpräsident nicht gut selbst konnte, daß es England sehr unangenehm sei, wenn Frankreich das Ruhrgebiet besetze.

Das Ende ist nun, daß Deutschland unterzeichnet. Das ist ebenso tragisch wie folgerecht, nachdem es den Frieden von Versailles samt dem Schuldbekenntnis unterschrieben hat. Auch hielte unser Volk, das innerlich noch zerrissen ist, verschärfte „Sanktionen", gar eine neue Hungersperre, nicht lange aus.

Zu den großen außenpolitischen Sorgen kommt noch der Aufstand in Oberschlesien. Wohl nicht ganz ohne Wissen der Regierung in Warschau hat der berüchtigte Korfanty ihn entfesselt durch Nachrichten seiner Presse: die interalliierte Kommission wolle nur Pleß und Rybnik samt einem Grenzstreifen östlich Kattowitz an Polen geben, ferner wollten die deutschen Industriellen die Gruben zerstören, falls das Land polnisch würde. Darauf entstand zunächst ein Streik der Bergleute, und am 3. Mai, dem polnischen Nationalfeiertag, brach der Aufstand los. In wenigen Tagen war das Kohlengebiet, endlich das ganze Land bis zur Oder oder zur sog. Korfantylinie in den Händen der polnischen Banden. Die Interalliierte Kommission, an deren Spitze in Vertretung des abwesenden Generals Le Rond der italienische General Marini stand, verhängte den Belagerungszustand, vermochte aber nicht viel auszurichten. Die italienischen und auch die englischen Truppen gingen zwar mit anerkennenswerter Schärfe vor und hatten starke Verluste, die Franzosen aber verhielten sich mindestens zweideutig. Die deutsche Reichsregierung vertrat durch Fehrenbach im Reichstag den Standpunkt, daß die Ordnung in Oberschlesien zunächst Sache der fremden Besatzungstruppen sei und daß vor dem Eingreifen deutscher Reichswehr jedenfalls der Reichstag befragt werden solle. In Oberschlesien selbst sind unter dem Druck der Gefahr zahlreiche Deutsche in die Abstimmungspolizei eingereiht worden. Außerdem haben die Deutschen vielerorts einen Selbstschutz gegründet und manchen Erfolg damit erzielt. — Polen, dessen Regierung die Unschuldige spielt und zugleich das Heer mobil macht, möchte anscheinend Deutschland in der Stunde seiner größten Bedrängnis in den Rücken fallen. Es weiß, daß es damit einen geheimen Wunsch Frankreichs erfüllt. Denn einflußreiche Kreise in Paris haben Angst, Deutschland könne das Ultimatum annehmen. Dann bliebe das Ruhrgebiet unbesetzt und über Oberschlesien würde nicht eben nach französisch-polnischem Wunsch entschieden. Würde dagegen das Deutsche Reich in einen östlichen Krieg verwickelt, so könnte es auf das Ultimatum überhaupt nicht antworten, die Entwaffnung im Osten nicht durchführen und Frankreich bekäme freie Hand. Dann dürfte es gemeinsam mit Polen den deutschen Kuchen zerschneiden. Auch die Tschechen wollen sich ihr Stück sichern. Sie ziehen vor den sächsischen Lausitz, der unerlösten Wendei, Truppen zusammen.

Was bedeutet es uns in dieser Lage, daß der Reichstag in Erzbergers Steuersache die Strafverfolgung bewilligt hat, daß im nordamerikanischen Senat die Entschließung Knox angenommen wurde und daß der englische Kohlenstreik und der griechisch-türkische Krieg in Kleinasien weitergeht? Vor Pfingsten ist ja die Entscheidung gefallen, die Deutschlands Schicksal für das 20. Jahrhundert besiegelt.

Pfingstmorgen.

Mit schwarzem Aug' und schwerer Brust die Nacht
In jeder Strasse noch und Kammer wacht.
Noch hält der Schlaf die Lider ohne Zahl.
Ein düstres Träumen geht durchs fernste Tal.
Nur oben auf dem höchsten Bergesknauf
Der Alpen glimmt das erste Tagen auf
„Schick heut", im Himmel fleht's, „den Geist zur Erden,
Den ich verhiess und lass es Pfingsten werden!"

Da nimmt Gott Vater eine güld'ne Schale,
An Glanz und Prachten gleich dem heiligen Grale.
Haucht lang hinein. Die Prismenwand erblinkt
Vom Odem, der aus Gottes Herzen dringt.
Es füllen sich des Weihgefässes Tiefen,
Dass strömend seine Ränder überliefen.
Dann schüttet Gott mit weckendem Gebraus
Das Wunder über alle Welten aus.

Sieh! Drunten an den Sträuchern Rosen sprossen
Von schmelzenden Rubinen übergossen.
In dunklen, dämmernden Kapellen drinnen
Von allen Wänden rote Zauber rinnen.
Vom gotischen Fenster, das der Morgen küsst,
Dies unnennbare warme Bluten fliesst.
Vom Docht der Kerzen strahlt der Flammenschein,
Als wären sie berauscht von rotem Wein.
Die Blumen, denen hoch die Herzen klopfen
Am Hochaltar, von heissen Röten tropfen.
Das Messgewand der kleinsten Bergkapelle
Ist trunken von dem lodernden Gewelle.
Vom Saum der Kasel im Sankt-Petersdom
Rieselt der scharlachfarb'ne, dunkle Strom
Von so unendlich abgrundtiefem Blinken,
Als müsst' im Purpurquell das Aug' ertrinken.

Wacht auf von Traum und Hass! — Kommt her und seht!
Der Pfingsten Liebe durch die Erde geht.

Martin Mayr.

Das Reichsschulgesetz.

Von Hochschulprofessor Dr. Anton Scharnagl, Freising. Mitglied des Bayerischen Landtags.

(Schluß.)

Der zweite Teil des Gesetzes beschäftigt sich mit den Voraussetzungen für Einrichtung von Bekenntnisschulen oder bekenntnisfreien Schulen. Erste Voraussetzung ist nach der Reichsverfassung ein entsprechender Antrag der Erziehungsberechtigten. Der Entwurf unterscheidet Antrag auf Einrichtung einer solchen Schule und Anmeldung der einzelnen Kinder für sie. Das Recht der Antragstellung steht allen Erziehungsberechtigten zu, deren Kinder die Volksschule besuchen, sofern sie im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte und der deutschen Staatsangehörigkeit sind. Neben dem Vater hat auch die Mutter das Antragsrecht und sie können es allenfalls in entgegengesetztem Sinne ausüben. Die Landesgesetzgebung kann Bestimmungen treffen über die Uebertragung des Antragsrechtes auf die Vorstände von Erziehungsanstalten und solche Personen, die fremde Kinder in Pflege haben. Eine bestimmte Zahl von Erziehungsberechtigten ist zur Einbringung eines rechtswirksamen Antrages nicht vorgeschrieben. Die Frist, innerhalb welcher Anträge wiederholt werden können, wird durch die Landesgesetzgebung bestimmt. Für die Anmeldung des Kindes zu einer bestimmten Schulart gelten die einschlägigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches; darnach steht die Sorge für die Person des Kindes und damit das Erziehungsrecht beiden Eltern gemeinsam zu, bei Meinungsverschiedenheit geht der Wille des Vaters vor, der demgemäß entscheidend ist. Für das erste Antragsverfahren gelten nach § 13 Abs. 1 bereits bestehende Bekenntnisschulen ohne weiteres als beantragt. Beim Anmeldungsverfahren gelten Kinder, die nicht angemeldet werden, als für die Schulart angemeldet, die sie besuchen bzw. zuletzt besucht haben. (§ 13, Abs. 2).

Die zweite Voraussetzung ist nach der Reichsverfassung, daß durch die Einrichtung von Bekenntnis- oder bekenntnisfreien Schulen ein geordneter Schulbetrieb nicht beeinträchtigt wird. An diese Bestimmung haben sich von Anfang an alle Gegner der Bekenntnisschulen angeklammert, um die Errichtung solcher möglichst zu erschweren. Am weitesten gingen in dieser Hinsicht die Leitsätze der damaligen süddeutschen Kultusminister vom August 1919, wonach in allen konfessionell gemischten Gemeinden eine Gemeinschaftsschule bestehen muß und daneben eine Bekenntnisschule nur errichtet werden darf, wenn für jede Schulart Schulkörper mit mindestens acht aufsteigenden Klassen gesichert sind. Das hätte nur für die größeren Städte die Errichtung von Bekenntnisschulen ermöglicht, in allen übrigen Gemeinden sie unmöglich gemacht („Bayer. Kurier" Nr. 41 vom 10. Februar 1920). Der Ausschuß des Deutschen Lehrervereins verlangte, daß die Errichtung von Bekenntnisschulen nur erfolgen dürfe, wenn dadurch weder die Bekenntnisschule noch die neben ihr bestehende Gemeinschaftsschule eine geringere Zahl von aufsteigenden Klassen erhalte, als sich bei einer von allen Kindern besuchten Gemeinschaftsschule ergeben würden. Andere Stimmen aus Lehrerkreisen forderten, daß jedenfalls eine ungeteilte, alle Jahrgänge in einer Abteilung umfassende Bekenntnisschule nicht als geordneter Schulbetrieb anerkannt werde. Der § 9, der diese Frage regelt, ist der wichtigste des ganzen Entwurfes. Er bestimmt zunächst im ersten Satz des Absatzes 1, daß die Errichtung oder Beibehaltung einer beantragten Schule einen geordneten Schulbetrieb nicht schon dann beeinträchtigt, wenn sie wegen ihrer Schülerzahl nicht die in der betreffenden Gemeinde übliche Klassenzahl erhalten kann. Die Sicherung, die dieser erste Satz gibt, wird aber durch den zweiten zum guten Teil wieder aufgehoben, der besagt: „Dagegen ist eine solche Beeinträchtigung dann als vorliegend anzusehen, wenn durch die Einrichtung oder Beibehaltung der beantragten Schule die in der Gemeinde erreichte Höhe der Gesamtschulorganisation erheblich herabgesetzt oder die Verwirklichung der in Gemeinden der betreffenden Art an die Gliederung des Schulwesens billigerweise zu stellenden Anforderungen verhindert würde." Besondere Klarheit und Bestimmtheit wird man diesem Satze nicht nachsagen können. Wann liegt eine erhebliche Herabsetzung der Höhe der Gesamtschulorganisation vor? Wenn wir z. B. in einer kleineren Stadt bisher nur eine Simultanschule hatten, die mit acht aufsteigenden Klassen ausgestattet war, und nun etwa 40% der Kinder für die katholische Bekenntnisschule, 30% für die protestantische Bekenntnisschule und 30% für die neue Gemeinschaftsschule angemeldet werden, so wird keine der drei Schularten acht Klassen erhalten, sondern jede nur vier oder drei. Ist damit eine erhebliche Herabsetzung der Höhe der Gesamtschulorganisationen gegeben? Wenn ja, dann könnte in dieser Stadt weder eine katholische noch eine protestantische Bekenntnisschule entstehen, sondern es dürfte nach obiger Bestimmung nur die Gemeinschaftsschule bestehen, obwohl sich die Mehrzahl der Erziehungsberechtigten für die Bekenntnisschule ausgesprochen hat. Solche Fälle könnten sich, wenn die Bestimmung des Entwurfs nicht geändert wird, zahlreich ergeben. Damit ist aber auch schon festgestellt, daß diese Bestimmung nicht der Zusicherung der Reichsverfassung gerecht wird, wonach der Wille der Erziehungsberechtigten möglichst zu berücksichtigen ist. Im übrigen sollen die Voraussetzungen, unter denen die Einrichtung einer Bekenntnisschule mit einem geordneten Schulbetrieb vereinbar ist, durch das Landesrecht bestimmt werden und ebenso die Stellen, die darüber entscheiden, ob im einzelnen Falle die Errichtung mit einem geordneten Schulbetrieb vereinbar ist.

Die erste Wirkung der beabsichtigten Neuregelung wird eine große Zersplitterung unseres Schulwesens sein. Wir hatten bisher nur zwei Schulformen, die Bekenntnisschule und die christliche Simultanschule; in Zukunft werden zu den verschiedenen Bekenntnisschulen und den teilweise verbleibenden Simultanschulen noch hinzukommen die Gemeinschaftsschule, die weltliche Schule und Weltanschauungsschulen für die verschiedenen Weltanschauungen, denen eine Vereinigung mit Recht einer öffentlichen Körperschaft zur Verfügung steht. Das sind so viele Formen mit teilweise so geringen Unterschieden, daß dadurch die größte Verwirrung eintreten muß. Vom Erziehungsstandpunkte aus haben nur zwei Schularten eine innere Berech-

tigung, die Bekenntnisschule auf der einen Seite und die weltliche auf der anderen; beide haben ihr eigenes Erziehungsziel: religiöse Erziehung oder nur weltliche Erziehung. Steht man, wie z. B. die Sozialdemokratie, auf dem Standpunkt der letzteren, wie Heinrich Schulz sagt, daß „die Kinder nicht für die Zwecke des Himmels und für übernatürliche Dinge, sondern für ihre irdischen Aufgaben und als Mitglieder der menschlichen Gesellschaft erzogen werden sollen" („Schulprogramm der Sozialdemokratie", 2. Aufl. 1919, S. 89), so ist für eine solche rein weltliche Erziehung das Folgerichtige die weltliche Schule. Steht man umgekehrt auf dem Standpunkt des Christentums, daß das Kind nicht nur für das Diesseits, sondern auch für das Jenseits zu erziehen ist, so muß man auch in der Schule eine religiös-sittliche Erziehung verlangen und zwar, da es keine allgemeine Religion gibt, auf dem Boden des Bekenntnisses, dem das Kind angehört, also folgerichtig die Bekenntnisschule. Keine innere Berechtigung hat die Gemeinschaftsschule; sie hat kein eigenes Erziehungsziel, ihrer Schularbeit fehlt die Eigenschaft, die nach dem übereinstimmenden Urteil der Pädagogik für einen dauernden Erfolg der Erziehung unentbehrlich, die Einheitlichkeit; sie ist auch abzulehnen vom Standpunkte des Lehrers aus, der, wenn er selbst eine feste religiöse Ueberzeugung oder Weltanschauung hat, den Unterricht niemals so farblos erteilen kann, daß die Angehörigen der anderen Bekenntnisse und Weltanschauungen sich dadurch nicht betroffen fühlen. Sie ist, wie Heinrich Schulz (S. 106) sagt, die Schule der Halbheitspolitiker. Wenn die Sozialdemokratie trotzdem so sehr für diese Schulart eintritt, so geschieht es deshalb, weil sie — mit Recht — in der Gemeinschaftsschule eine Zwischenstufe zu ihrem endgültigen Ziel, der weltlichen Schule, erblickte. Der Unterschied zwischen beiden Arten ist nach dem Entwurf ohnehin nicht mehr groß. Da nun eben diese Gemeinschaftsschule durch den Entwurf zur gesetzlichen Regel werden soll und in jeder Beziehung begünstigt wird, so ergibt sich als zweite Wirkung: während bisher die herrschenden Schularten christlichen Charakter trugen und unserem Volke eine christlich-nationale Erziehung vermittelten, werden diese Schularten jetzt zurückgesetzt zugunsten einer unchristlichen Schule. Das ist der Punkt, wegen dessen wir den Entwurf grundsätzlich bekämpfen müssen. Wir wollen niemand zwingen, seine Kinder in die Bekenntnisschule zu schicken. Wenn Eltern es vor ihrem Gewissen verantworten können, daß sie ihre Kinder religionslos erziehen, so sollen sie die Möglichkeit haben, sie z. B. in eine weltliche Schule zu schicken, und wenn andere die Gemeinschaftsschule wollen, so mag auch diese eingerichtet werden, obwohl sie keine innere Berechtigung hat. Was wir aber unter allen Umständen verlangen müssen ist, daß die Bekenntnisschule nicht schlechter gestellt wird als die anderen Schularten. Das ist die erste Forderung der deutschen Bischöfe in ihrer Denkschrift vom 20. November 1920, hinter der einmütig und geschlossen das ganze katholische Volk steht. Die rechtliche Gleichstellung der Schularten wird auch durch die Grundsätze wahrer Freiheit und wahrer Demokratie gefordert. Der Widerspruch, den wir aus diesem Grunde gegen den vorliegenden Entwurf erheben, richtet sich naturgemäß auch gegen die Schulbestimmungen der Reichsverfassung, in denen eben diese Zurücksetzung der Bekenntnisschule ausgesprochen ist. Durch den Entwurf wird nicht nur die Bekenntnisschule grundsätzlich zurückgesetzt, sie wird auch in vielen Fällen tatsächlich unmöglich gemacht. Das bedeutet für die betreffenden Eltern den Zwang, ihre Kinder gegen ihre religiöse Ueberzeugung in die zum mindesten religionsgleichgültige Gemeinschaftsschule zu schicken, sie unter Umständen einem atheistischen, einem religionsfeindlichen Lehrer zur Erziehung anzuvertrauen. Das ist, wie bereits erwähnt, das Gegenteil von der in der Verfassung garantierten Berücksichtigung des Elternwillens, die wirksam nur dadurch durchgeführt werden kann, daß die Schularten einander eben gleichgestellt werden. Endlich fehlt in dem Entwurf jede Sicherung dafür, daß in den Bekenntnisschulen wirklich im Geiste des Bekenntnisses unterrichtet wird. Der Entwurf überläßt das der Landesgesetzgebung und da besteht die Gefahr, daß diese oft genug versagen wird. Es unterliegt der Entwurf also gerade in den wichtigsten grundsätzlichen Punkten vom Standpunkte des christlichen Volkes aus den schwersten Bedenken und es muß alles getan werden, hierin eine gründliche Aenderung herbeizuführen.

Die ganze Entwicklung der Schulfrage hängt von drei Faktoren ab: den Parlamenten, den Eltern, den Lehrern. Die Parlamente schaffen die gesetzlichen Grundlagen; hoffen wir, daß es unseren Vertretern gelingt, sie so zu gestalten, daß der Bekenntnisschule Gleichberechtigung und freie Entwicklungsmöglichkeit gewährleistet ist. Die Eltern haben die Entscheidung darüber, in welche Schulart sie ihre Kinder schicken wollen, ein heiliges Recht und eine verantwortungsvolle Pflicht; hier haben unsere katholischen Elternvereinigungen eine große Aufgabe und deshalb muß alles geschehen, um sie zu stärken und weiter zu verbreiten, es darf keine Gemeinde ohne katholische Elternvereinigung geben. Notwendig sind aber auch treukatholische Lehrer und Lehrerinnen, die aus innerster Ueberzeugung, im Geiste des katholischen Bekenntnisses unterrichten und erziehen. „Der Geist des Lehrers ist der Geist der Schule." Dann werden Eltern und Lehrer, Familie und Schule einträchtig zusammenwirken können zum Segen der Kinder und unseres ganzen Volkes.

Das Saargebiet, ein Opfer der Unwahrhaftigkeit und Willkür.

Von einem Saarländer.

Als im November 1918 Deutschland die Waffen niederlegte, da hegte im Saargebiet auch nicht ein einziger die geringste Furcht, daß für dieses Gebiet Gefahr bestehe, vom Mutterlande abgetrennt zu werden. Deutschland hatte sich bereit erklärt, mit der Entente auf Grund der bekannten 14 Wilsonschen Punkte in Friedensverhandlungen einzutreten, und diese schlossen eine solche Vergewaltigung des Saarvolkes direkt aus; denn das von Wilson feierlichst und wiederholt proklamierte „Selbstbestimmungsrecht der Völker" hätte, ehrlich angewandt, niemals dazu geführt, das Saargebiet der Verbindung mit Deutschland, seinem Stammlande, zu berauben: denn kerndeutsch ist das Volk der Saar, es spricht deutsch, denkt deutsch, handelt deutsch, und kerndeutsch hätte es auch sein Selbstbestimmungsrecht betätigt. Und trotz alledem nun diese Entscheidung über das Geschick des Saargebietes! Wie erklärt sich dies?

Die Antwort auf diese Frage gab uns kürzlich André Tardieu in der „Illustration". Nach ihm vertrat Frankreich in Versailles ganz offen den Plan, das Saargebiet einzuverleiben, da es „in demselben zu viele Franzosen von Geburt und Neigung gibt, als daß Frankreich sich damit einverstanden erklären könnte, sie unter dem preußischen Stiefel zu belassen". Und Clemenceau verstieg sich gar zu der grotesken Behauptung: „Es gibt dort (im Saargebiet d. Einf.) mindestens 150000 Menschen, die Franzosen sind." Eine Unwahrheit, wie sie wohl selten größer in die Welt gesetzt wurde, um einem Volke Gewalt anzutun! Die letzte Volkszählung hier im Saargebiete vor dem Kriege ergab bei weit über 600000 Einwohnern noch nicht ganz 1% Ausländer, und unter diesen Ausländern überwog der französische Einschlag noch nicht einmal. Wenn nun diese, jedem Freund der Wahrheit und jedem Kenner der saarländischen Verhältnisse die Zornesröte ins Gesicht treibende französische Beweisführung auch nicht ganz zum erhofften Ziele führte, so hatte sie dennoch den Erfolg, daß das Saargebiet ein Opfer dieser welschen Unwahrhaftigkeit ward. Es wurde für 15 Jahre dem Hoheitsrechte des deutschen Staates entzogen und dem Völkerbunde (lies Frankreich) unterstellt.

Laut Bestimmung des Friedensvertrages wird das Saargebiet von einer fünfgliedrigen Regierungskommission verwaltet. Deren Berufung und Zusammensetzung ist nun derart erfolgt, daß dies dem von der Entente während des Krieges wiederholt so bombastisch betonten Grundsatze der Demokratie mitten ins Gesicht schlägt. Das Saarvolk hatte weder auf die Zusammensetzung der Regierungkommission noch auf die Berufung ihrer Mitglieder den geringsten Einfluß. Nur ein einziger Einheimischer wurde hineinberufen und dessen Einfluß ist — sagen wir einmal wegen der Harmlosigkeit der ihm übertragenen Aufgabe außerordentlich gering; nur „die öffentliche Wohlfahrt" wurde ihm anvertraut. Die wichtigsten und einflußreichsten Aemter befinden sich ausnahmslos in Händen landfremder Elemente. So wurde die Justiz einem Dänen übergeben und die Bevölkerung hatte schon wiederholt Gelegenheit, Proben seiner zum Haß gesteigerten Abneigung gegen das Deutschtum hinzunehmen. Eine beherrschende Stellung innerhalb der Regierungskommission aber nimmt der Franzose Rault ein. Ist sein Einfluß

schon durch seine Präsidentenwürde ein vorherrschender, so wird er noch wesentlich dadurch gesteigert, daß er die meisten und wichtigsten Aemter an sich gerissen hat: Aeußeres, Inneres, Handel und Industrie, Polizei.

Wer wollte behaupten, daß bei einer solchen Zusammensetzung der Regierung sich das gut deutsch gesinnte Saarvolk wohl fühlte unter ihrer Herrschaft?

Doch fragen wir einmal: Was hat die Regierungskommission des Saargebietes in der Zeit ihrer bisherigen sechsmonatigen Wirksamkeit geleistet?

Unsere unparteiische, aber aus lauterer Liebe zur Wahrheit diktierte Antwort kann da nur lauten: Sie hat von den im Friedensvertrage im Interesse der Saarbevölkerung festgelegten Bestimmungen schon gar manche umgangen, doch sei es auch zur Ehre des saarländischen Mitgliedes gleich bemerkt, immer gegen seine Stimme; sie hat wiederholt feierlichst gegebene Versprechungen nicht gehalten und so in der Bevölkerung den Eindruck reiner Willkür erzeugt.

Nach ausdrücklicher Bestimmung des Friedensvertrages sollen die Einwohner des Saargebietes ihre deutsche Sprache behalten. Doch diese Bestimmung hindert die Regierung nicht, von den Gemeinden das Anbringen französischer Straßenschilder zu fordern. Jene Bestimmung störte auch das Sekretariat des Wohnungszentralamtes nicht, zu verfügen: „Zukünftig sind die in der Wohnungsverordnung vorgesehenen Mietsverträge in deutscher und französischer Sprache abzufassen."

Die Regierungskommission soll „keine anderen Obliegenheiten und Interessen als das Wohlergehen der Bevölkerung des Saarbeckengebiets kennen"; doch statt dessen muß den Franzosen im Wohnungsausschuß die Stimmenmehrheit eingeräumt werden und nach des Herrn Präsidenten Rault ausdrücklicher Erklärung hat dieser Ausschuß an erster Stelle für das Unterkommen seiner französischen Landsleute zu sorgen.

Die Regierungskommission versprach feierlichst, „die persönliche Sicherheit der Einwohner zu gewährleisten und ihren Rechten Achtung zu verschaffen"; aber sie hat bisher es nicht verhindern können, daß farbige Franzosen fortgesetzt die scheußlichsten Greuel an der Bevölkerung verüben und sich dieser daher die Auffassung aufgedrängt hat, gegenüber den von dieser Seite drohenden Gefahren recht- und schutzlos zu sein.

Die Regierungskommission versprach, zur Sicherheit der Bevölkerung eine örtliche Gendarmerie einzurichten; doch noch bis heute harrt diese Einrichtung ihrer Verwirklichung. Statt ihrer läßt die Regierungskommission den Sicherheitsdienst von französischen Truppen ausüben, wiewohl deren Aufenthalt im Saargebiet vertragswidrig ist.

Laut vertraglicher Bestimmung sollen deutsche Gesetze (und deutsche Gerichte) — soweit sie vor dem 11. Nov. 1918 bestanden — im Saargebiet ihre Gültigkeit behalten. Trotzdem läßt die Regierungskommission es noch heute, nach Beseitigung der Militärgewalt geschehen, daß Einheimische von französischen Kriegsgerichten, füglich nach französischen Kriegsgesetzen im „Namen des französischen Volkes" abgeurteilt werden, und ihnen Zuchthausstrafe, Geldbuße und — entgegen der ausdrücklichen Erklärung des Herrn Präsidenten — Landesverweisung zudiktiert werden. Die Regierungskommission gelobte, im Saargebiet „den Geist der Ordnung und der Gerechtigkeit walten zu lassen"; aber sie selbst verletzt die gesetzliche Ordnung, indem sie zugunsten des Franzosen Hirsch in ein schwebendes Gerichtsverfahren eingreift und dadurch den bei uns schon zu Zeiten des Müllers von Sanssouci hochgeachteten Grundsatz von der Unabhängigkeit der Gerichte schwer verletzt. Die Regierungskommission verstößt gegen den Geist der Ordnung", indem sie an die Spitze des hier neu zu gründenden Berufungsgerichtes einen Ausländer beruft, der zur Bekleidung eines Richteramtes nach den hier geltenden Bestimmungen nicht berechtigt ist, da er die erforderlichen Vorbedingungen nicht erfüllt, nämlich kein Assessorexamen hat. Die Regierungskommission treibt ein geradezu fluchwürdiges Spiel mit dem Volk, indem sie auf den höchsten richterlichen Posten diesen Mann beruft, der während des Krieges im Dienste der französischen Propaganda das Deutschtum und somit auch das Saarvolk mit Schmutz und Kot bewarf.

Die Regierungskommission erklärte, „die Beamten im Saargebiet sollen sich jederzeit ebenso gut stehen, wie die Beamten im übrigen Deutschland"; sie aber straft sich selbst Lügen, indem sie ein Beamtenstatut ausarbeitet, das noch gegenüber den vornovemberlichen Beamtenrechten in gar vielen Punkten einen gar merklichen Rückschritt bedeutet, geschweige denn mit den Rechten der Beamten im freiheitlichen rechtsrheinischen Deutschland auch nur den Vergleich aushalten könnte. Das saarländische Regierungskommissionsmitglied Herr v. Boch ist inzwischen wegen seiner abweichenden Auffassung der Beamtenfrage aus der Regierungskommission ausgeschieden.

Die Regierungskommission soll Vertreter des Volkes berufen; doch statt dessen regiert sie nach dem Muster des krassesten Staatsabsolutismus: ändert Gesetze, führt neue ein, schraubt Abgaben und Gebühren in die Höhe, alles nach Willkür.

Die Regierungskommission versprach, „im Namen des Völkerbundes das Saargebiet zu verwalten"; aber sie stärkt den französischen Einfluß immer mehr und bringt ganze Verwaltungszweige restlos in französische Hände. So neuerdings die Bergpolizei, und die Regierung lehnt es strikte ab, mit den interessierten Kreisen über die rechtliche Zulässigkeit dieser Maßnahme zu unterhandeln.

So stellt sich die Tätigkeit der Regierungskommission des Saargebietes in gar vielen Stücken als von reiner Willkür diktiert hin. Mit verhaltenem Zorn, aber gutem Gedächtnis nimmt die Bevölkerung alle ihre Maßnahmen auf. Die Stunde wird kommen, in der die Saarländer die Opfer, die sie der französischen Unwahrhaftigkeit und der Willkür der Regierungskommission bringen mußten, quittieren werden: ein deutscher Stimmzettel am Tage der Abstimmung! Das ist des Saarländers Trost und Hoffnung!

Uebernationale Akademikerzusammenschlüsse.

Von Hans Grundei, Berlin.

II.

(Schluß.)

„An den Portalen des Hl. Vaters in Rom hält die Schweiz, Schweizer Jugend treue Wacht! Wir andern wollen im Verein mit der katholischen Jugend der Welt die geistige Ehrenwache bilden. Wir wollen sie bilden, indem wir den Willen des Hl. Vaters hochhalten in unserem sozialen, religiösen und politischen Wirken. Dieser Ehrenkordon mache die Runde um die Welt und sammle die gebildete Jugend des Erdenrundes zu einer fest entschlossenen Schar mit einem einheitlichen, bewußt grundsätzlichen katholischen Wollen und mit klaren Zielen. Zur Abwehr gegen die verbündete internationale, sozialistische gebildete Jugend, gegen die Freimaurer und den vom Judentum geführten Sozialismus wollen wir die weißgelbe Internationale, die Union der katholischen Studenten, aus der wie aus einem Quell die Lebenskräfte für eine geschlossene Phalanx der katholischen Welt immer wieder neu hervorgehen.

„Wir wollen eine Jugendinternationale, aber eine ideale. Materielle Ziele dürfen uns nicht führen. Sie würden auch nie die Kraft haben, uns international zu einen. Was uns eint, das sind gemeinsame Prinzipien, gemeinsames Denken und Wollen. Lebensfreundschaften gründen sich auf der Gemeinsamkeit derselben höchsten Lebensgüter . . . Keineswegs verschmähen wir die Arbeit jener, die auf die Gründung einer praktischen Internationale mit mehr materiellen Zielen hinarbeiten, aber wir wissen, daß eine solche nicht bestehen kann ohne vorherige Einigung der Prinzipien . . . Die unzerreißbare Einheit der Katholiken des Erdenrundes, das ist unser Traum und unser Ziel! Jugend ist nicht Selbstzweck."

Diese Sätze finde ich in einem mir vorliegenden Entwurf des Zentralpräsidenten des schweizerischen Studentenvereins vom August 1920 zwecks Gründung einer katholischen internationalen Studentenunion. Wer von uns deutschen, katholischen Akademikern ist noch jung genug, ist noch nicht belastet mit all der Voreingenommenheit, mit all dem Mißtrauen und Pessimismus eines mechanisch-materialistischen Nationalismus, wer von uns ist noch katholisch genug, um die Größe dieses Planes, die Tiefe jener Gedanken und den Idealismus jener Jugend zu erfassen? Soll das christliche Europa sterben, ohne daß junger, gebildeter deutscher Katholizismus sich der Größe seiner Weltmission bewußt wird? Seit langem verfolge ich die unausgesetzten und angestrengten Bemühungen Papst Benedikts XV. in seinen Friedenskundgebungen zur Ueberwindung der heidnisch-machiavellistischen und Schaffung einer christlichen Völkerpolitik. Benedikt XV. steht an der Schwelle eines neuen Zeitalters, einer neuen Kulturepoche,

und sein providentielles Wirken für den wahren christlichen Völkerfrieden ist von welthistorischer Bedeutung. Ich weiß es nicht, ob der deutsche gebildete Katholizismus heute bereits diese überragende Größe des päpstlichen Propheten einer künftigen christlichen Völkergemeinschaft erkannt hat. Unsere Presse und unser katholisches Schrifttum bringen wohl die einzelnen Kundgebungen Benedikts XV., aber sehr häufig doch nur registrierend oder mit zurückhaltenden Kommentaren. Ich vermisse beim deutschen gebildeten Katholizismus gegenüber diesen päpstlichen Enzykliken jene Begeisterung, jene Schwungkraft, jenes tief innere Erfassen, wie wir es beim Erscheinen der bedeutenden Kundgebungen eines gleich großen Papstes, Leos XIII., beobachten konnten.

Diese Haltung des deutschen gebildeten Katholizismus ist psychologisch begreiflich. Deutschland blutet aus tausend Wunden, und der deutsche Katholik sieht mit allen übrigen deutschen Volksgenossen, wie jene große Friedensbotschaft, die einst durch die Welt ging, eine große Lügenbotschaft geworden ist, daß hinter dieser Lügenbotschaft sich europäische Kulturbarberei rüstete, um mittels der hydraulischen Presse eines brutal materialistischen Nationalismus einem 60 Millionenvolk die letzte Lebenskraft herauszupressen. Der deutsche Katholik hört mit einem Gefühl tiefster Erbitterung, wie man immer und immer wieder bußfertige Gesinnung und Schuldbekenntnis von ihm fordert, während er die Grundgesetze der christlichen Liebe und Großmut von einem katholischen Siegervolk unaufhörlich mit Füßen getreten sieht. Friedrich Wilhelm Foerster mag versichert sein, daß in einem sehr großen Teil des katholischen Volkes die von ihm geforderte christliche Friedensgesinnung vorhanden ist, daß er sich durch seine Schriften ein großes Verdienst darum erworben hat, diese christliche Neuorientierung herbeizuführen. Er möge nun aber auch endlich einmal zu den christlichen Siegervölkern gehen und dort den Boden bereiten für ersprießliche Friedensarbeit. Ich habe triftige Gründe zu behaupten, daß der französische Katholizismus in seiner Gesamtheit heute noch nicht im Entferntesten daran denkt, universal und nicht nach den brutalen Gesetzen eines mechanisch-materialistischen Nationalismus zu handeln, auch die gebildete katholische Jugend Frankreichs nicht. Das geht hervor aus einer mir vorliegenden Begleitschrift eines Mitgliedes des oben genannten schweizerischen Studentenvereins zu dem erwähnten Entwurf, worin es heißt: „Mit Frankreich haben die Holländer eher Verbindung, aber auch sie sehen dem Beitritt Frankreichs — vorläufig — wie auch dem Belgiens mit wenig Hoffnung entgegen, d. h., sie glauben nicht, sie zum Eintritt bewegen zu können."

Wenn wir jungen deutschen Katholiken daher von einer Erneuerung der christlichen Gesinnung bei der katholischen Jugend Frankreichs allem Anschein nach in absehbarer Zeit nicht viel erwarten dürfen, so wäre es anderseits doch unrecht von uns und sicherlich nicht im Sinne der großen neuen Friedensbotschaft, wenn wir uns in unserem Katholizismus nationalistisch-chauvinistisch abschließen würden und der Arbeit an einer christlichen Völkergemeinschaft innerlich völlig ablehnend und verständnislos gegenüberstünden. Es gibt, wenn auch nur kleine katholische Kreise in Deutschland, die bewußt oder unbewußt mit dem Gedanken eines deutschen Nationalkatholizismus im Sinne Frankreichs spielen. Wenn deutscher Katholizismus in seiner Gesamtheit bisher das unnatürliche, allzulaute und auch nicht aus den Tiefen innerster Wahrhaftigkeit kommende Schuldbekenntnis mancher deutscher Pazifisten nicht mitmachte und auch fernerhin nicht mitzumachen gewillt ist, so ist das psychologisch gerechtfertigt und begründet. Der Jesuit St. v. Dunin-Borkowski hat recht, wenn er sagt: „Außerdem ist es eine psychologische Tatsache, daß ein erstaunlich bereitwilliges Geständnis im Leben des einzelnen und der Völker die Versöhnung nicht erleichtert, sondern erschwert. Die Reue muß immer vornehm sein und Ehrfurcht haben vor der eigenen Ehre, sonst erregt sie beim Gegner Verachtung. Man versöhnt sich nie gern mit einem Menschen, der zu wenig auf sich hält. Bei Völkern und Staaten gilt das in noch höherem Maße. Eine sich übersteigende, eine sich zerfleischende Anklage erzeugt leicht Ekel, den Todfeind jeder Annäherung." („Stimmen der Zeit", 50. Jahrgang, August 1920; „Völkerversöhnung".)

Nicht begründet aber wäre es, wenn junger, gebildeter, deutscher Katholizismus die Bruderhände ausschlagen würde, die sich ihm entgegenstrecken von jungen, begeisterten, katholischen Vertretern neutraler germanischer Völker, welche durch ihre not- und leidenlindernde Arbeit während des Krieges geradezu die innere Berufung haben, vermittelnd und ausgleichend zwischen den feindlichen Völkern zu wirken. Der Wert der von der Schweiz propagierten katholischen internationalen Studentenunion liegt einmal in ihrer ideellen, weltanschaulichen Struktur und in ihrem Programm. In dem mir vorliegenden Entwurf sind fünf Programmpunkte aufgezählt:

1. Erziehung zu einer furchtlosen und grundsätzlich katholischen Politik.
2. Schulung in den Grundprinzipien der katholischen Staatsauffassung, Geschichtsphilosophie und Sozialpolitik.
3. Hinarbeit zu engerem Zusammenschlusse zwischen Akademikern und Volk durch möglichste Teilnahme und Mithilfe an allen geistigen, religiösen und sozialen Bestrebungen des katholischen Volkes.
4. Sammlung der katholischen Studentenschaft aller Länder in katholischen Organisationen und Anschluß an eine internationale Union katholischer Studenten.
5. Einigung der katholischen Welt unter der Autorität des Papsttums, das in seinen letzten drei hervorragenden Vertretern die Richtlinien gewiesen hat für die soziale (Leo XIII.), religiöse (Pius X.) und politische (Benedikt XV.) Wirksamkeit der Katholiken.

Zum erstenmal seit langer Zeit findet in diesem Programme das Bewußtsein vom Universalismus des Papsttums, von seiner geistigen Macht, von seiner Kulturkraft ungewöhnlich beredten Ausdruck. Wir jungen deutschen Katholiken sollten diesen fünften Programmpunkt ganz besonders beachten und uns in fortwährender Gewissenserforschung darüber klar werden, ob wir bis zur Stunde unseren Katholizismus so bis ins einzelne konsequent gelebt haben, ja, ob er uns überhaupt jemals in den letzten Jahrzehnten so klar vor die Seele gerückt ist, wie ihn uns die drei letzten großen Päpste gezeigt haben, oder ob wir nicht vielmehr insbesondere in unserer Wirksamkeit in Staat und Gesellschaft nur ein halbes, ein Opportunitätschristentum gelebt haben. Gerade heute rufen weiteste Kreise unserer gebildeten Katholiken nach Verinnerlichung, nach Konsequenz.

Auf eines möchte ich an dieser Stelle nicht verfehlen hinzuweisen. Ich hätte als sechsten Punkt in dem Programm gern die Forderung ausgesprochen gesehen: Geschlossenes Zusammengehen mit allen positiv christlichen, d. h. auf dem Boden des Glaubens an die Gottessohnschaft Jesu Christi und an sein göttliches Erlösungswerk stehenden Studentengruppen bei der Abwehr aller Angriffe gegen die Grundwahrheiten des Christentums. Das bewußte Hervorkehren und Betonen des Katholizismus in dem Programm geschah zweifellos aus der Erkenntnis heraus, daß infolge des unaufhörlichen Sturmbrausens des neuen Heidentums die Konsequenz, die Klarheit, die Glaubensfestigkeit der katholischen Christenheit aller Länder mehr oder minder stark abgenommen haben, und daß es daher unbedingt nötig ist, daß namentlich die gebildete Jugend wieder den Weg bahnt zu den kristallklaren Quellen unserer Weltanschauung. Wir erinnern nur an das Kapitel „Katholizismus und Politik" und wir müssen erkennen, daß hier eine Erneuerung und eine Neuorientierung in fast allen Ländern der Welt unbedingt nötig ist. Aber junger, im guten Sinn, im Sinne Pius X. fortschrittlicher Katholizismus hat noch eine andere Mission zu erfüllen. Wir müssen heute in unserem Wirken in Staat und Gesellschaft allen unseren Brüdern und Schwestern helfen, die sich mit uns zur Nachfolge Jesu Christi, des göttlichen Erlösers bekennen. Nicht die Zeiten der Selbstbesinnung, der tiefen Einkehr sind für den Katholizismus vorbei, wohl aber die Zeiten, da er sein Wirken auf die eigenen Glaubensgenossen beschränkte. Wir gebildeten jungen Katholiken aller Länder haben heute die Weltmission, das Christentum tiefer, fester in den Herzen der Völker verankern zu helfen, wir haben heute die Pflicht, zu geben, mit vollen Händen auszustreuen von dem Reichtum und den Schätzen, die in unserem religiösen Glauben und Bekenntnis ruhen. Viele unserer protestantischen Brüder und Schwestern werden aus diesem Reichtum schöpfen, viele werden sich innerlich sperren dagegen, werden uns mit Mißtrauen und Neid begegnen. Wir wollen nicht darüber richten, ob solches Mißtrauen wahrhafte Nachfolge Christi in der Liebe ist, wir wollen unsere Truhen weit offen halten und unsere Hände weit ausgestreckt, wir wollen nicht herrschen, weder über die Reichtümer dieser Welt, noch über die Seelen der Menschen, sondern in Demut dienen. Allen Feinden und Verleugnern Christi sei unser Katholizismus ein klares Bekenntnis zum siegentschlossenen geistigen Kampf, unsern im Bekenntnis getrennten christusgläubigen Brüdern und Schwestern aber sei das Wort Katholizismus kein trennender Kampfruf, sondern eine stille aber eindringliche Mahnung zur Einigkeit, zur Klarheit, zur Festigkeit, zur Nachfolge in der Christusliebe.

Ein Stück Völkerpsychologie.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann, München.

Ein nur flüchtiger Blick auf die deutsche Volksseele läßt erkennen, daß sie in der Gegenwart zusammengebrochen ist. Die physische Voraussetzung eines gesunden geistigen Lebens auch eines Volkes ist das körperliche Wohlbefinden seiner einzelnen Angehörigen, insbesondere die Frische und Kraft der Nerven. Hier ist aber infolge der Strapazen und Entbehrungen der langen Kriegsjahre und auch noch der folgenden Zeit eine nicht geringe Schwächung eingetreten. Eine Hochflut der stärksten Affekte wurde aus der Volksseele gleichsam mit Gewalt herausgepreßt und ein Großteil des Volkes zu den höchsten körperlichen und intellektuellen Leistungen veranlaßt. Nur die günstigsten äußeren Verhältnisse hätten die in diesen Umständen gelegenen Gefahren bannen können; solche traten indes, wie wir wissen, leider nicht ein, im Gegenteil die denkbar mißlichsten. So mußte es zu einer schweren Krisis kommen.

Der im Krankheitsbilde vorherrschende Zug ist die Verzweiflung eines großen Teiles unseres Volkes an dem bisherigen öffentlichen Leben, in politischer, sozialer und teilweise auch religiöser Hinsicht, sowie die Preisgabe der früheren Grundsätze und der Kampf gegen diese, der namentlich anfangs die Art eines um den Gebrauch seiner Ueberlegung Gekommenen annahm. Dieser Zustand ist in langem psychologischem Prozesse entstanden und hat seine Anfänge und Wurzeln in der Zeit vor dem Kriege. Dieser schien die Vorherbestimmung zu haben, eine Besserung zu bringen und eine Ueberbrückung der Kluft zwischen den Angehörigen des ganzen Volkes zu schaffen; so stand es in den ersten Monaten des Kampfes. Sehr bald aber wurden immer mehr Mißstände und Aergernisse bekannt. Solche werden ja gewiß bei jedem Kriege, namentlich in einem solch langandauernden, kaum zu vermeiden sein, aber die jetzt auftretenden hielt man für übernormal. Erbitternd mußte auf den gewöhnlichen Mann im Felde und zu Hause der Umstand wirken, daß jene Ausschreitungen fast ausnahmslos seitens der Höheren vorkamen oder wenigstens von ihnen bekannt wurden. Es sei nur erinnert an das Drückebergertum in bestimmten Kreisen, an die Zustände in der Etappe, die ungeeignete Behandlung der Mannschaft durch einzelne Vorgesetzte, unbefugte Wegnahme der für jene und für Kranke bestimmten Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände durch militärische Beamte und Chargen. Am schlimmsten wirkte die Meinung, die sich immer mehr zur Ueberzeugung ausbildete, daß der Krieg von der Regierung und den Kapitalisten einzig in ihrem selbstsüchtigen Interesse verlängert werde, um uferlose Annexionen zu machen und weite Absatzgebiete für bestimmte Handelsobjekte zu gewinnen. Darum sah man in dem Vaterlande nur mehr eine Gesellschaft von Menschen, die ihre Mitbürger auszubeuten suchten und auch hinzuopfern bereit seien. Damit wurden viele an dem Vaterlande irre.

Dieser Seelenzustand unseres Volkes wurde nun von doppelter Seite her bearbeitet. Es setzte im eigenen Hause eine Agitation für den „Frieden um jeden Preis“ ein, die mit jedem Tage stärker wurde und welche die Front im Felde von rückwärts zermürbte. Zugleich zeigte jetzt unser Feind, namentlich aus der anglikanischen Rasse, daß bei ihm die Psychologie nicht umsonst betrieben worden war, und auf diesem Wege hat er uns mit größerem Erfolge angegriffen als mit der Uebermacht der Mannschaft und des Kriegsmaterials. Man ließ das deutsche Volk wissen, daß man nicht mit ihm Krieg führe, sondern einzig mit den Fürsten und den Regierenden; es sollten nur der Militarismus und Absolutismus vernichtet werden; mit einer neuen, demokratischen Regierung könne leicht Frieden geschlossen werden, in einem Völkerbunde solle fortan das Glück aller Nationen gleichmäßig seine Begründung finden. Wilson machte uns mit seinen 14 Punkten bekannt. Das Vertrauen des größten Teiles des deutschen Volkes auf solche Verheißungen siegte — und damit siegte der Feind über uns. Lange dauerte es, bis viele unserer Landsleute erkannten, daß all jenes nur auf die Rute gestrichener Leim war, auf den wir guten Mutes gegangen waren. Diese Einsicht hinderte auch später viele nicht, immer wieder die Hoffnung auf gute Freunde im Ausland oder auf ein glückliches Ereignis zu setzen; auch unter den trübsten Aussichten kann man sich nicht zu einer geschlossenen nationalen Einheit aufraffen um auf die hierin liegende moralische Macht Vertrauen zu haben.

Es kam zur Revolution. Das Volk, das in der vergangenen Zeit ein Schulbeispiel von straffer Disziplin und Unterordnung unter die Behörden gegeben hatte, gelangte zu einer allgemeinen Disziplin- und Autoritätslosigkeit. Dieser Umschwung zeigte sich als eine heftige Reaktion gegen den bisherigen Zwang und war ausgelöst durch die Erfahrungen, die man während des Krieges im Felde und zu Hause gemacht hatte, durch die Meinung, in seiner Gutmütigkeit zum Gehorsam mißbraucht worden zu sein; geschürt wurde dieser Groll und die Erbitterung durch gewissenlose Aufwiegler. Es ist so weit gekommen, daß man es gleichsam als ein Recht betrachtet, nirgendsmehr eine Obrigkeit anzuerkennen. Damit verband sich eine Absage an die Arbeit. Das ehedem so fleißige deutsche Volk wollte in einem Großteile nicht mehr arbeiten, obgleich es den Untergang, auch wenn er ihm nicht allenthalben auf Plakaten angekündigt würde, bereits in unheimlicher Nähe hätte sehen können. Noch sind viele dem Wahne verfallen, gerade auf diese Weise das Ende des kapitalistischen Deutschlands herbeizuführen, ohne glauben zu wollen, so einem förmlichen Sklaventum, dem des Auslandes ausgeliefert zu werden.

Man will ein anderes, neugeartetes Deutschland schaffen. Das Proletariat fühlt den Willen zur Herrschaft in sich. Phantastische Ideen von Völkerbeglückung wurden vom Auslande, namentlich von Rußland, herübergenommen und mit allen Mitteln zu verwirklichen gesucht, obgleich von dort nur Verderben und Tod herübergrinst. Man greift mit höchster Begeisterung zu den Waffen, ohne Scheu vor dem eigenen Tode oder dem Untergange anderer und ohne Beben vor den schlimmsten Gewalttätigkeiten. Im Krieg hatte man gelernt, ein Ziel mit allen Maßregeln, und wären sie noch so grausig, zu erreichen trachten. Diejenigen, welche solche Methoden der Heerführer im Feindesland getadelt hatten, wenden sie nun selbst in der Heimat gegen die eigenen Volksgenossen an.

Zur Verwirklichung seiner Pläne braucht man Führer. Doch es stellte sich ein starkes Mißtrauen gegen diejenigen ein, welche bisher in der Umsturzbewegung an der Spitze standen; von diesen wurde gefürchtet, sie möchten auf dem erwählten Wege nicht bis zum Ende mitgehen. Darum wurden die alten Führer verlassen und „die Masse läuft Phrasenhelden nach“, wie sich Noske einmal ausdrückte. Je mehr diese aber versprechen und je mehr sie in Reden wüten, desto höher werden sie eingeschätzt; es wird nicht geprüft, ob das Zugesagte auch durchzuführen sei. Auch als ein Teil von diesen neuen Vertrauensmännern als selbstsüchtige und feige Mordbuben erfunden worden war, konnte man sich nicht entschließen, ihnen die Gefolgschaft aufzusagen. Nicht mit Unrecht ist man darüber erstaunt, daß derartige Mengen des deutschen Volkes land-, volks- und kulturfremden Menschen mit höchster Hingebung sich anschließen. Dieses psychologische Rätsel findet seine Lösung nur in der gesamten Situation. Auch in Kreisen, die ehedem durchaus patriotisch gesinnt waren, waren viele an der früheren Leitung unseres Gemeinwesens irre geworden. Es hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß es keinen Menschen und nichts Menschliches gibt, worauf man ein unbedingtes Vertrauen setzen könnte. Darum schlug das reine Vertrauen von ehedem um in ein krankhaftes, scheues und zorniges Mißtrauen („Stimmen der Zeit“, Dezemberheft 1919).

Das deutsche Volk hatte in den vergangenen Zeiten Ideale, die zu verwirklichen man sich auch Mühe gab. Seit ungefähr dem ersten Viertel des Krieges geht durch dasselbe ein kalter, selbstsüchtiger und materialistischer Zug. Zu der Zerrüttung der Nerven ist der noch schlimmere Zusammenbruch von Gewissen und moralischer Gesinnung gekommen. Erwerben und genießen! lautet die verbreitete Lebensphilosophie. Es hat sich in unserem Vaterlande ein Typ von Menschen gebildet, der früher hier nicht heimisch war, wenigstens nicht in der Ausprägung, wie er sich jetzt präsentiert: der Typ der berufsmäßigen und gewissenlosen Schieber, Schleichhändler und Lebensmittelwucherer, der jegliche Gelegenheit zum Verdienen auszunützen entschlossen ist, mag sie auch noch so schmutzig sein. Das Erwerben soll den Genuß sichern. Da wird solcher bevorzugt, der am meisten sinnliche Befriedigung zu bieten verspricht. Was der hl. Paulus einmal als Lebensnorm ungläubiger und lasterhafter Heiden anführt: Lasset uns essen und trinken; denn morgen werden wir tot sein! genügt vielen unserer Landsleute nicht mehr; sie wollen den Becher der Freude reichlicher und

mannigfacher. Der höhere geistige Genuß ist unmodern; wenn die Kunst gesucht wird, dann treten das ästhetische Moment und die hieraus hervorgehende Freude zurück, grobe Sinnlichkeit gibt den Ausschlag. Um das „Recht auf Erotik" wird gekämpft. Auch das Eintreten für das „Schloß Wetterstein" und Schnitzlers „Reigen" hat dieses bekundet; charakteristisch ist es nun, daß gerade die sozialistische Presse sich z. T. mit aller Kraft für derartige Kunsterzeugnisse einsetzt, nachdem sie dieselben früher, wenn sich die Bourgeoisie ihnen hingab, mit tiefster sittlicher Entrüstung, und gewiß mit Recht bekämpfte. Welch eine unübersehbare Menge der allergröbsten sinnlichen Kost reichen täglich in einer einzigen Stadt die Kinos! Die Tanzwut, die auch in den kritischsten Augenblicken unseres Volkes ungescheut Befriedigung sucht, wurde schon oft mit größter Beschämung von ruhigen und vernünftigen Kreisen verurteilt.

Derartige Zustände treten meistens bei der völligen Degeneration eines Volkes und bei seinem Untergange auf. In unserer Lage muß diese Beziehung indes nicht so entschieden hergestellt werden, da wirken außergewöhnliche Zustände unheilvoll mit. Lange Zeit ertrug unser Volk höchste Entbehrungen und Anstrengungen, zuerst teilweise in heldenmütiger Gesinnung, später mit immer größerem Widerwillen und steigendem Verlangen nach den ausfallenden Genüssen. Zudem zeigte es sich, daß die Opfer umsonst gebracht seien; so bemächtigte sich derer, die ohne innere Zustimmung, vielmehr nur unter dem Zwange die Mühen und Entsagungen erduldet hatten, das Verlangen nach den früheren Fleischtöpfen und nach Entschädigung für die entgangenen Annehmlichkeiten und Freuden. Damit entstand ein förmliches Jagen nach denselben. Dazu kommt noch ein weiteres Moment; man sagt es uns täglich und jeder empfindet es selbst, daß ein Zusammenbruch unserer wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse droht. Da wollen die einen von dem ihnen liebgewordenen Mammon möglichst viel retten, um für die Tage der befürchteten Not zu sorgen, die anderen möchten in der Ueberzeugung, die irdischen Güter doch verlieren zu müssen, die Zeit ausnützen, um zu genießen, soviel eben möglich ist. Solche Erscheinungen drängen sich bei herannahenden Katastrophen immer vor; so mag es bei der Sintflut gewesen sein, daß einzelne, als schon die Fluten über ihnen zusammenschlugen, noch die Hand emporreckten mit den Schätzen, die sie festhielten, andere mit dem Becher voll Wein. Als für das Jahr 1000 unserer Zeitrechnung der Untergang der Welt angekündigt war, da trachteten viele darnach, noch zuvor in Lustbarkeiten ihren Besitz aufzuzehren, um nichts ungenossen zurückzulassen.

Unter den der Nation verlorengegangenen Idealen steht bei nicht wenigen auch die Religion. Die Volksseele ist hier zwiespältig. Die einen unserer Landsleute erkannten in dem Unheile des Krieges die strafende Hand Gottes und vertieften sich im Glauben oder kehrten zu demselben zurück, den andern wurde dasselbe die Veranlassung, daß sie im Unglauben verstockt wurden, indem sie zur Verzweiflung an der göttlichen Güte und Vorsehung kamen. Es brachte die Zeit des Krieges allerdings nur den weiteren Verlauf dessen, was bereits lange vorher eingesetzt hatte. Eine ungläubige, materialistische Wissenschaft hatte mit der Religion bei einem nicht geringen Teile unseres Volkes aufgeräumt, so zuerst unter den Gebildeten oder vielmehr Halbgebildeten. Die Sozialdemokratie nahm bei ihrer Geburt diese gottentfremdenden Vorstellungen in ihre Weltanschauung auf und ließ sie auch in ihren wirtschaftlichen Theorien und Kämpfen ausreifen. In den Ideen des Sozialismus, speziell in dem Marxismus, glaubt man einen Ersatz für diese gefunden zu haben. Es herrscht der Glaube an die neue menschenbeglückende Gesellschaftsordnung, das kommende, erlösende Reich, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit unzähligen gleichstrebenden und mitkämpfenden, zudem organisatorisch engverbundenen Genossen. Darin liege eine Quelle sittlicher Belebung und Erhebung, eine mächtige Stärkung des sozialen Pflichtbewußtseins, so meinte und hoffte man. Denjenigen, welche in dieser Idee befangen sind, wollen jedoch beim Anblicke dessen, was solcher Religionsersatz schafft, nicht die Augen aufgehen; man will die Trümmer nicht sehen, die entstehen, nicht die allem Höheren abgewandte Gesinnung der Massen, nicht den drohenden Untergang des Gemeinwesens.

So bietet die Gegenwartsgeschichte des deutschen Volkes dem Völkerpsychologen ein interessantes, dem Vaterlandsfreunde aber ein betrübendes Bild.

25 Jahre Verband der katholischen Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands.

Von Bezirkssekretär Johannes Maier, Hultschin, z. Zt. München.

In diesem Jahre blicken wir auf das 25jährige Bestehen des Verbandes der katholischen Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands zurück. Es war im Jahre 1896, als auf der ersten Generalversammlung der Präsides in Mainz die Gründung des Verbandes beschlossen und als erster Vorsitzender der jetzige Oberpfarrer an St. Peter in Aachen, Dr. Drammer gewählt wurde. Der neugegründete Verband sollte nicht etwa den Grundstock einer neuen Vereinsorganisation der katholischen Jugend bilden, sondern wurde nur deshalb gegründet, um eine gewisse Einheitlichkeit, eine Zentralisation der bereits bestehenden Vereine katholischer Jugendlicher herbeizuführen. Der Gedanke, daß dadurch die katholische Jugendorganisation an Umfang zunehmen werde, wurde auch dabei verfolgt. Und wir können heute feststellen, es ist auch gelungen, was die Gründer vor 25 Jahren in Mainz verfolgt haben. Etwa 600 Vereine bestanden bei der Gründung des Verbandes; heute zählt der Verband der katholischen Jugend- und Jungmännervereine rund 3600 Vereine mit ungefähr 350 000 Mitgliedern innerhalb des heutigen Reichsgebietes. Noch eine zeitlang nach der Gründung des Verbandes gab dieser eine einzige kleine Zeitschrift, das „Korrespondenzblatt für Präsides" heraus; während heute 7 Zeitschriften den Präsides, Vorständen und Mitgliedern Ratgeber und Wegweiser bilden. Und wo noch vor 15 Jahren der Verbandsvorsitzende die Geschäfte des Verbandes allein zu führen imstande war, steht heute eine Verbandszentrale mit insgesamt 45 Verbandsbeamten und Angestellten, die für ihre Vereine und Mitglieder tätig sind. Der vor 25 Jahren ins Leben getretene Verband steht heute als eine der größten katholischen Organisationen Deutschlands da und ist der größte Jugendverband der ganzen Welt. Nach der neuesten Statistik zählen: Arbeiterjugend SPD. 60 000 Mitglieder, Proletarierjugend USPD. rechts 5 000, Kommunistische Jugend 8000, Revolutionäre Proletarierjugend, vereinigte KPD. 30 000 Mitglieder. Ihren gewaltigen Aufschwung konnte die katholische Jugendbewegung in Deutschland — und von einer solchen können wir heute sprechen — nur annehmen durch eine gewisse Zentralisation der Verbandsorganisation einerseits und weitgehende Dezentralisation des Verbandes anderseits, durch die große Opferwilligkeit der Präsides und eifrige Mitarbeit der Mitglieder und nicht zuletzt durch die unermüdliche Arbeit der Düsseldorfer Verbandszentrale, die ganz besonders in den 15 Jahren ihres Bestehens unter dem zweiten Vorsitzenden des Verbandes, Prälaten Mosterts, den Verband auf den heutigen Stand gebracht hat.

Wir möchten aber nicht an dem Jubiläum des Verbandes vorübergehen, ohne seine Bedeutung für den katholischen Volksteil und für das deutsche Volk zu werten. Das Hauptziel der katholischen Jugendbewegung ist die Erziehung der Mitglieder zur religiös-sittlichen Lebensauffassung und weitgehende sozial-staatsbürgerliche Bildung. Nicht Schulung, sondern Erziehung und Bildung. Und der Unterschied zwischen der katholischen Jugendbewegung und anderen Jugendorganisationen, auch der protestantischen bezüglich der Bildungs- und Erziehungsmethode ist erheblich. Stehen uns doch Erziehungsmittel zur Verfügung, die den anderen fehlen. Und auch das Ergebnis ist reicher. Waren es doch unsere katholischen Jünglinge, die in Düsseldorf und anderen Städten gegen unsittliche Filmvorführungen protestierten und demonstrierten und ein polizeiliches Verbot derartiger Filmvorstellungen erzwangen. Dieses Vorgehen zeugt unleugbar von einem gewissen Grad von Selbstbewußtsein unserer katholischen Jugend, zumal die Anregung aus den Kreisen der Jugendlichen selbst kam. Dies wäre aber ohne eine straffe Organisation glattweg unmöglich. So arbeitet unsere katholische Jugend mit an der Gesundung der deutschen Volksseele, und gerade dadurch müßte der katholischen Jugendbewegung mehr Interesse weitester katholischer Volkskreise, wie auch des Staates entgegengebracht werden.

Trachtet doch die katholische Jugendbewegung aus Jünglingen Männer zu bilden, deren wir gerade heute so sehr bedürfen. Daß die Verwirklichung dieser Aufgaben in unserer heutigen materialistischen Zeit ihre besonderen Schwierigkeiten hat, steht außer Zweifel. In Wort und Schrift werden die Mitglieder von jung auf an ihre Pflichten gegenüber dem Mitmenschen und der Gesamtheit erinnert. Daß auch die soziale und staatsbürgerliche Erziehung im Verband ihre Aufgabe erfüllt hat, wird uns erst in der nächsten Zukunft zum Bewußtsein kommen. Schon die Zusammensetzung der Vereine aus Mitgliedern der verschiedensten Schichten muß ausgleichend wirken. Letzteres macht sich jetzt schon auf dem platten Lande bemerkbar, wo außer dem Jugendverein kein anderer Verein z. B. für die studierende katholische Jugend besteht. Durch weitgehende praktische Mitarbeit an der Vereinsorganisation wird unsere Jugend zur Selbständigkeit erzogen. Und daß die Jugendlichen auch vor Opfern nicht zurückschrecken, beweist der gute Stand des Gesamtverbandes und die reiche Sammlung für die Errichtung einer eigenen Verbandszentrale. Dies ist aber nicht das größte Opfer, das der Jüngling bringt. Viel schwerer ist für einen Großteil der Mitglieder das Opfer, im katholischen Jugendverein zu sein. Ja, es ist ein Opfer! Denn sie sind dauernd den Angriffen

der nicht katholisch organisierten Jugendlichen ausgesetzt, aber nicht nur denen von links, sondern noch mehr denen von rechts. Daß gerade dies auf die Seelenverfassung eines Jünglings wirkt, steht außer Zweifel. Wir haben aber festgestellt, daß unsere Jugendlichen davor nicht zurückschrecken. Im Gegenteil! Aus ihnen werden Apostel. Daß es der Fall ist, beweisen die hohen Mitgliederzahlen des Verbandes, der zum weitaus größten Teile aus Jungarbeitern besteht.

Heute, wo eine jede Partei, jeder Stand, jede Bewegung sich um die Jugend bewirbt, könnten wir Katholiken diese Organisation nicht entbehren. Sie ist notwendig für uns, notwendiger denn je. Wir können aber zuversichtlich in die Zukunft blicken, denn wir haben eine Organisation, in der unsere Nachkommen für die Aufgaben unserer nächsten Zeit gebildet und erzogen werden. Der riesige Aufschwung der katholischen Jugendbewegung gibt uns die Gewähr dafür. Trotzdem die katholische Jugendbewegung heute schon eine Macht unter der deutschen Jugend darstellt, müssen wir weiter an ihr arbeiten, sie im Innern und nach außenhin stärken, damit sie in der Zukunft eine Macht der deutschen Katholiken bilde. Möge aber der 1. Verbandstag, der im Anschluß an die Jubiläumsfeier in der Pfingstwoche am Sitze der Verbandszentrale in Düsseldorf stattfinden wird, den Jugendlichen, die aus dem ganzen Reich dort zusammenströmen werden, neuen Geist und frischen Mut geben, damit sie das Ideal des Verbandes weiterhin zu verwirklichen suchen; so wird die katholische Jugendbewegung in Deutschland der Kirche reiche Früchte tragen und das Wohl des Vaterlandes befördern.

Vom Büchertisch.

Sibirien und seine wirtschaftliche Zukunft. Von Prof. B. W. Dankwortt, Leipzig 1921. B. G. Teubner. — Das Osteuropa-Institut in Breslau ist uns Deutschen noch viel zu wenig bekannt. Es wäre in der Tat ein Ausdruck wahrhafter Vaterlandsliebe, wenn wir alle die Unternehmen fördern würden, die in so vorzüglicher Weise deutsche Zukunftsinteressen — und sie sind Gegenwartspflichten — wahrnehmen wie das Osteuropa-Institut. Wer einmal kennen gelernt hat, wie vorbildlich uns das Osteuropa-Institut den gesamten Osten erschließt, wird sicherlich mit Dankbarkeit der Männer gedenken, die an ihm wirken. Das vorliegende Buch ist eine reife Frucht und es ist für die Kenntnis der sibirischen Wirtschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einfach grundlegend. Unsere Augen werden für die tiefgründigen Ausführungen und sorgfältigen Angaben erfrischt. Hinter dem Dunkel der russischen und deutschen Gegenwart steigen neue Möglichkeiten einer Zukunft auf, die deutsche Intelligenz und deutsche Volkskraft vereint sehen werden mit dem unendlich reichen Rußland, dessen Reichtum von dem Tag an zur Geltung kommen wird, da an Stelle des Wahnsinns und des triumphierenden Atheismus die tätige Kraft froher Ueberzeugung systematisch Rußlands Schicksal in die Hand nimmt. Die reiche Fundgrube und unentbehrliche Zusammenstellung meist neuer Daten über sibirische Wirtschaft und Natur empfehlen wir dringend dem deutschen Volke.

Dr. C. Färber.

Bode, Goethes Leben: I. Lehrjahre 1749—1771 (Berlin, Mittler, 1920). Eine neue Goethebiographie wird durch besondere Eigenschaften ihre Daseinsberechtigung zu erweisen haben. Die vorliegende kann diese für sich in Anspruch nehmen. Sie erhält ihren Charakter einmal durch die ausgedehnte Berücksichtigung des kulturgeschichtlichen Elementes, die mit gründlicher Sachkenntnis gegebene Schilderung der äußeren Verhältnisse, in denen der junge Goethe jeweils gelebt hat. Sodann und vor allem ist die ausgesprochene Absicht des Verfassers anzuerkennen, „in dem Werke keinen Halbgott zu zeichnen; es wird," so sagt er, „schon dem Leser dieses ersten Bandes auffallen, daß kein Herrlicher vor ihm erscheint, kein genialer Dichterjüngling; . . . ich kann über meine Urkunden nicht hinaus." Dieser Ankündigung entspricht die Ausführung; und mancher Leser wird es als eine Wohltat empfinden, daß ihm einmal nur das Tatsächliche geboten wird, auf das er dann sein eigenes Urteil gründen kann. Noch ein Drittes wird dem Buche eine besondere Stellung in der Goetheliteratur geben: Bode hat „sich vorgenommen, Goethes Leben in einer Ausführlichkeit zu erzählen, die in den bisherigen Biographien auch nicht annähernd erstrebt wurde." Man wird also in ihm vielleicht einmal die umfassendste Materialsammlung zu Goethes Leben haben, — keine eigentliche Biographie, die über die Tatsachen des äußeren Lebens wesentlich hinausginge, wohl aber die unentbehrliche Grundlage und Ergänzung einer solchen. — Es trifft sich gut, daß gleichzeitig eine Bildersammlung erscheint, die nur authentische Bilder, also keine Phantasiedarstellungen enthält:

Goethe und sein Kreis, erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen von Franz Neubert (Leipzig, Weber, o. J.). Porträts des Dichters aus jedem Lebensalter, Bilder seiner Verwandten und vielen Freunde, der Frauen, die ihm nahestanden, seiner Dichtergenossen und wissenschaftlichen Vertrauten, Städtebilder und Häuseransichten, auch Handschriften — das alles vereinigt sich zu einem lebendigen Bilde von Goethes menschlicher Existenz. Im einzelnen ist die Veranschaulichung oft sehr reichlich: so werden vom Weimarer Goethehaus allein 17 Bilder und zwei Grundrisse gegeben. Eine — von Uebertreibungen nicht freie — Einleitung des Herausgebers will in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit einführen. — Eine sehr ansprechende Neuerscheinung der Goetheliteratur stellt auch dar

Tornquist: Auf Goethes Pfaden in Weimar (Berlin, Furche-Verlag), ein schmuckes Heft mit 20 Bleistiftzeichnungen. Schlicht und anspruchslos geben sich diese mit breitem Stift entworfenen Bilder; um so größer ist ihr innerer Wert. Mit verständnisvollem Nachfühlen sind hier malerische Winkel und Eckchen aufgenommen in den wechselnden Stimmungen der Tages- und Jahreszeit — und je kleiner zuweilen der Bildausschnitt (Tor zu Goethes Gartenhaus, Motiv aus der Seifengasse), um so intimer die Wirkung. Das Geleitwort hat Friedrich Lienhard geschrieben.

Gymn.-Dir. Ley.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Das Residenztheater hat es neulich mit noch nachwirkendem Erfolge versucht, Carlo Goldonis „Impresario von Smyrna" der Bühne neu zu gewinnen, aber im ganzen ist es doch nur die „Mirandolina" von den 120 Stücken des großen italienischen Lustspieldichters, die immer wieder einmal auf unseren Brettern auftaucht und neue Freunde findet. Ich bekenne, nicht diese große Zahl Komödien sämtlich zu kennen, aber man darf annehmen, daß diese Vorliebe nicht ohne Grund ist. Gibt es doch Bühnenbearbeiter genug, die alles Mögliche und Unmögliche in der Weltliteratur auf seinen heutigen Spielwert durchforschen. Vergleicht man die „Mirandolina" mit dem „Impresario", so tritt der Vorzug einer größeren Verdichtung und Konzentration bei der ersteren zutage. Die Charakterisierungskunst des Dichters verleitet ihn nicht zu allzu breit ausladenden Episoden, Mirandolina bleibt der Mittelpunkt, von dem alle Fäden ausgehen. Vielleicht wird sie ein wenig weit ausgesponnen? Ich möchte fast glauben, der Dichter des 18. Jahrhunderts ist ästhetisch im Recht, wir zappeligen Zuschauer vom 20. im Unrecht, denn mit einer unerschöpflichen Phantasie weiß Goldoni seiner einfachen Fabel immer neue komische Situationen abzugewinnen. Was geschieht schließlich Besonderes? Die schöne Wirtin ist umworben von ihrem braven Kellner, den schon der sterbende Vater sich als Schwiegersohn ausgesucht, einem jungen, schwärmerischen Edelmann, der sie durch üppige Geschenke zu gewinnen sucht, und einem alten, geizigen Marquis, der glaubt, sein Name allein müsse gar gewaltig imponieren. Mirandolina hält sie alle am Narrenseil, ohne je mehr für ihre Verehrer übrig zu haben, als spielerischen Scherz; aber da ist noch ein Gast in ihrem Hause, ein rauher Weiberfeind. Das ist eine Menschensorte, die ihr bisher unbekannt war, und es reizt ihre Eitelkeit, den grimmigen Polterer umzustimmen. Natürlich gelingt es ihr. Mit wieviel Anmut, Liebenswürdigkeit und Geist ist dies gemacht! (Ein Lustspieldichter von heute käme leider ohne Dreistigkeiten nicht aus.) Ihr Sieg hat ihren Ehrgeiz befriedigt und sie erlöst ihren Kellner von den Qualen seiner unnötigen Eifersucht. La Locandiera, die einst die Duse über die Bretter geführt, gab Frl. Bergner mit viel Liebenswürdigkeit, Anmut und Geist. Eine fein abwägende Spielleitung hatte die Gestalten sehr wirksam abgetönt. Ganz glänzend war der Weiberfeind Schrecks in seinem feinen, derbdrastische Wirkungen meidenden Humor. Der junge Anbeter Müllers und der alte Martinis waren auch sehr kennzeichnend; die Inszenierung streng stilisiert, in den Farben etwas unruhig. Die wechselnden Kulissen wurden von Harlekins bei offener Szene hereingetragen. Die Stilisierung erstreckte sich auch auf die aus Holz geschnittenen, bunt bemalten Gläser, Flaschen und Gerichte. Das wirkte ganz nett und apart, aber das Nachahmenswerte des schönen Abends lag in der Leitung Kamnitzers und dem Spiel, während diese Scherze bei öfterer Anwendung an Reiz verlieren würden. Die Uebertragung ins Deutsche in gewandten Reimen von Haarhaus ist fast 30 Jahre alt. Ob die in „Fuldaischer" Leichtigkeit dahinfließenden Verse schon früher auf ihre Bühnenfähigkeit erprobt wurden, weiß ich nicht. Sie haben die Probe jedenfalls in den Kammerspielen bestanden.

Lustspielhaus. „Die verschränkten Verhältnisse theatralischer Beziehungen rauben den Vorstehern der Bühnen fast allen freien Willen", schrieb einst ein bekannter Theaterleiter — Goethe. Auch der „Vorsteher", Herr Dr. Freytag, zeigte einst ganz andere Ziele. Mit dem „Mädchenhändler", musikalischem Schwank von M. Neal und F. Lunzer, Gesangstexte von Willy Effka, Musik von Pepl-Basny, ist er aber auf einem Niveau angelangt, das sich künstlerisch nicht mehr rechtfertigen läßt. Auf grob unwahrscheinliche Art werden allerhand Pärchen in einem Absteigequartier zusammengeführt. Da ist nichts, was nicht schon dutzende Male als Operettenmotiv verwendet worden wäre und die Verfasser sind sich dessen wohl auch ganz klar, sie versuchen deshalb ihr schales Gericht mit reichlich viel Paprika zu würzen, wodurch ja die armseligsten Bettelsuppen einem gewissen Publikum schmackhaft werden. Es tun einem die Darsteller leid, die nun allabendlich die schmutzigen Witze reproduzieren müssen, denn der „Erfolg" ist da. Unter den Applaudierenden befanden sich auch solche, die durch einen oft sehr ungeschickten Uebereifer irgendwelche freundschaftliche Interessen nicht verbergen konnten. Der Tonsetzer schreibt eine flotte, belebende Musik.

Theaterfragen. Gegen die in der Kunst nur zum Schaden führende Uebertreibung des gewerkschaftlichen Prinzipes machen sich unter den Schauspielern und Musikern starke Bewegungen geltend. Bei der Tagung der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger kam es zwischen den radikalen Gewerkschaftlern und den von Paul Wegner geführten „Prominenten" (Vereinigung deutscher Bühnenkünstler) zu scharfen Auseinandersetzungen, die allem Anscheine nach erst den Anfang zu Schwierigkeiten bilden. Zu dieser Angelegenheit nimmt auch eine Gruppe von Theaterkritikern Stellung, deren Erklärung im wesentlichen besagt: In der an sich notwendigen und heilsamen Bewegung der Schauspieler zu wirtschaftlich sozialem Selbstschutz machen sich in letzter Zeit Bestrebungen geltend, die die künstlerische Natur des Theaters an ihrer Wurzel bedrohen. In Sonderheit scheint es uns unerträglich, der verantwortlichen Theaterleitung die Möglichkeit, ein Ensemble nach künstlerisch zwingenden Gründen zu erneuern, aus Erwägungen sozialer Fürsorge heraus nehmen zu wollen. Ganz abgesehen davon, daß diese

Maßnahme die Schauspieler auch in ihrem wirtschaftlichen Fortkommen schwer enttäuschen würde, müssen wir betonen, daß das heute ohnedies in seinen künstlerischen Möglichkeiten schwer gefährdete Theater ohne ein Mindestmaß von Gefahr, Freiheit, Beweglichkeit für alle Beteiligten nicht künstlerisch zu führen ist. Das von einigen Kreisen der Genossenschaft angestrebte System starrer Versicherungsmaßnahmen für alle Angestellten müßte alle Schwachen — und das sind hier wesentlich die Minderbegabten — in einem solchen Grade bevorzugen, daß die von jedem wahren sozialen Gesichtspunkt geforderte höchste Produktivität des Berufes völlig in Frage gestellt würde. — Auch im Deutschen Musikerverbande zeigt sich eine Neigung zur Absprengung größerer Gruppen, weil die freigewerkschaftliche Einstellung und seine Durchsetzung mit sogenannten Pfuschern den Interessen der wirklichen Fachmusiker hinderlich seien. Unter dem Namen Nationaler Musikerbund (Bund deutscher Fachmusiker E. V.) hat sich ein neuer Verband zusammengeschlossen. — Im Haushaltungsausschusse des bayerischen Landtages kam die Ueberzeugung zu unbestrittenem Ausdruck, daß die hohen Kosten, welche bei dem ins Ungemessene gestiegenen Aufwand für Sach- und Personalbedürfnisse aus der Führung der staatlichen Bühnen erwachsen, vom Staate getragen werden müssen. Ueber die Leistungen der ehemaligen Hoftheater herrschte volle Anerkennung. Der von seiten der USP. erhobene Einwand, daß die Bühnen nicht genügend die modernste Literatur berücksichtigen würden, blieb ohne Widerhall. Sehr schlimm ist die Lage der Provinzbühnen. Die Regierung hat deshalb im Sinne einer früheren Willensäußerung des Landtages in den Haushalt 500000 M eingesetzt, der auf Beschluß des Ausschusses auf 800000 M erhöht wurde. Es wird die Gründung eines gemeinnützigen Städtebund- und Wandertheaters für mittlere und kleine Städte vorbereitet. Die Städte müssen sich durch Geschäftsanteile an dem Unternehmen, das die Form einer G. m. b. H. haben soll, beteiligen. Das rechtsrheinische Bayern soll in eine Anzahl Spielkreise geteilt werden. Für die Pfalz ist an eine Verbindung des Theaters in Kaiserslautern mit einer Wanderbühne gedacht. Eine Berücksichtigung der minderbemittelten Theaterbesucher und wertvoller Bühnenwerke ist natürlich Bedingung dieser staatlichen Kunstpflege.

Verschiedenes aus aller Welt. Goethes Geburtshaus ist gefährdet, da an dem Fachwerkbau von 1592 bedenkliche Schäden bestehen, so daß ein Einsturz nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Vor dem Kriege waren die Mittel bewilligt, jetzt fehlen sie. Das Frankfurter Goethemuseum hofft zuversichtlich, daß sein Hilferuf, den es an alle Deutschen im In- und Auslande richtet, nicht unerhört verhallen wird. — Ein erstes skandinavisches Bachfest gestaltete sich trotz der feindseligen Stimmungsmache der mit allen Mitteln arbeitenden Ententepropaganda zu einem Triumph der deutschen Kunst und der deutschen Künstler. — In Weimar fand die Tagung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft statt. In der Festrede untersuchte Prof. Förster (Leipzig) die äußeren und inneren Gründe, weshalb Deutschland dem großen Briten seit langer Zeit ein größeres Interesse darbringt, als sein Vaterland. Zunächst bilde Deutschland mit seinem hohen Bildungsniveau einen dankbareren Boden für alle Theaterfragen, als das ausschließlich vom praktischen Geschäftssinn beeinflußte England. Vor allem stehe Shakespeare uns im Denken und Fühlen näher, als dem Gesamtcharakter des schon seit den religiösen und politischen Kämpfen des 17. Jahrhunderts veränderten Albion. Shakespeare ist Idealist und Individualist, seine Ethik weiß nichts von Engherzigkeit und Utilitarismus. Als Festvorstellung wurde „Was ihr wollt" gegeben. — Außerhalb der künstlerischen Verantwortung des Direktors Kayßler gab die Berliner Volksbühne Kurt Eisners „Götterprüfung". Die politische Posse behandelt die durch die Revolution im Volkstum untergehende Monarchie. Die dünne Satire bewies unbarmherzig, daß Eisner, wie als „Staatsmann", als Dichter nur ein redseliger Dilettant gewesen ist. — W. v. Molo hatte in Leipzig mit einem Schauspiel: „Die helle Nacht" geringen Erfolg. Ein Kritiker meint, diese erotische Harlekinade mache einem Wedekind Ehre. — In Krefeld ging „Der Tänzer unserer lieben Frau", ein Legendenspiel von Franz Johannes Weinrich, am dortigen Stadttheater als Uraufführung in Szene. Die Aufführung war ein großer Erfolg. Ein Vortrag über die Mystik wurde vorausgeschickt. Der Dichter gehört zum Kreis des „Weißen Reiters". — In Brünn wurde durch einen Theaterskandal die Absetzung von Wedekinds pornographischem „Schloß Wetterstein" erzwungen. — W. Speyers Lustspiel: „Rugby" hatte in Berlin Beifall. Der Titel stammt vom Ballsport. Wie der Spieler den Ball dem nächsten zuwirft, will da einer seine Frau einem anderen zubilligen und glaubt dadurch seiner Zeit an erotisch-sportlicher Großzügigkeit vorauszueilen. Die Aphorismen sind Shaw und Wilde nachgebildet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die schweren Schicksalsfragen, die mit den Worten Ultimatum, polnischer Aufruhr und Kanzlerkrise zu umschreiben sind, finden an der Börse immer nur schwachen Widerhall. Am Wochenende betrachtete sie die allgemeine Lage in Politik und Wirtschaft bereits wieder wesentlich ruhiger. Es herrschte eine festere Grundstimmung, wenn das Geschäft auch in engen Grenzen blieb. In Erwartung einer Kapitalserhöhung stiegen Phönix 20 Proz., Bochumer stiegen 13 Proz., Elektrowerke und Höchster Farbwerke waren fester, auch Kaliwerke, Deutsche Waffen, Hirsch Kupfer.

Ungarische Renten zogen auf die geplante Valutareform 2—3 Proz. an. Die Meldung, dass Harding die Vermittlung abgelehnt habe und uns an die Entente direkt verweise, befestigte die Devisen und machte die allgemeine Haltung schwächer. Das Ultimatum kam der Börse nicht unerwartet, aber doch zeigte sich am 6. Mai wieder grössere Unsicherheit bei etwas weichenden Kursen, die am Wochenende, wie eingangs bemerkt, sich erholten. — Der Reichsbankausweis lässt eine ungewöhnlich starke Inanspruchnahme erkennen. Der Banknotenumlauf stieg in der letzten Aprilwoche um 2,460.6 Millionen Mk. Die gesamte Kapitalsanlage ist infolge der Beanspruchung erheblicher Kredite durch Reich und Private um 6,849.9 Millionen auf 61,128.9 Millionen gestiegen.

Das schon länger geplante deutsch-russische Handelsabkommen (England und Amerika sind zuvorgekommen) ist abgeschlossen worden. Man wird bei den gegenwärtigen Verhältnissen Russlands, das allerdings die Unmöglichkeit einer dauernden Isolierung einzusehen scheint, noch keine besonderen Erwartungen an den Vertrag knüpfen. Wichtig ist, dass für auf deutschem Boden abgeschlossene Geschäfte deutsches Recht gültig ist und deutschen Geschäftsreisenden für ihre Person, ihr Eigentum und ihren Gewinn Sicherheit gewährt werden soll.

Der Reichswirtschaftsminister hat einer Erhöhung der Kalipreise von 50—55 Proz. zugestimmt, die vom Reichskalirat beschlossene Preiserhöhung von 65—75 Proz. wegen Gefährdung des öffentlichen Wohles abgelehnt. Die Münchener Baufirma Heilmann & Littmann erhielt die Erlaubnis zur Aufsuchung und Gewinnung von Braunkohlen und zur Aufsuchung von Eisen- und Manganerzen, Graphit und Bitumen in den Bezirksämtern Wunsiedel und Tirschenreuth auf einem Flächeninhalt von 3082 Hektar auf die Dauer von 25 Jahren. — Die Konzession zum Bau und der Verwertung der Wasserkräfte auf 100 Jahre soll einer neu zu gründenden Neckar-Donau-Kanal-A.-G. erteilt werden. Die Gesellschaft wird verpflichtet, gleichzeitig mit den Kraftstufen die Wasserstrasse von Mannheim bis Plochingen auszubauen. 600 Millionen Aktienkapital soll innerhalb 3 Jahren vom Reiche, Württemberg, Baden und Hessen, von Gemeinden, Elektrizitätswerken, Privaten, Banken und Industrie aufgebracht werden. — Nach französischen Blättern ist ein umfangreicher Trust gebildet worden, an welchem die drei hauptsächlichsten metallurgischen Gesellschaften von Frankreich interessiert sind, zu einer geregelten Ausbeutung der durch Elsass-Lothringen so sehr vermehrten Bodenschätze. Die französische metallurgische Industrie wird 5 Millionen Tonnen über die eigenen Bedürfnisse produzieren können, wodurch von der Ausfuhr ein jährlicher Gewinn von 2'500'000,000 Frs. errechnet wird. Der Konkurs der Banque Française pour le Brésil wird als schwerer Schaden für das französische Ansehen in Südamerika eingeschätzt.

Dividenden sind vorgeschlagen von der Deutschen Vereinsbank Frankfurt a. M. 8%, von der Böhmischen Unionsbank 12%, von der Gewerbebank Ulm 6%, Köln-Rottweil A.-G. 16%, A.-G. für Zellstoff- und Papierfabrikation 25% (gegen Verwaltungsmitglieder des Aschaffenburger Unternehmens schwebt ein Verfahren wegen Steuerhinterziehung, Bilanzverschleierung und Kapitalverschiebung). Die Allianz, Versicherungsgesellschaft Berlin, wird ihrer ausserordentlichen Generalversammlung Kapitalserhöhung von 12,5 auf 80 Millionen vorschlagen. Die Interessengemeinschaft mit der Münchener Rückversicherungsgesellschaft wurde neu festgelegt und vertieft. Die Allianz übernimmt die im Besitze der Münchener Rückversicherungsgesellschaft befindlichen Aktien des Globus (Hamburg), den übrigen Besitzern von Globusaktien soll der Umtausch ihrer Aktien in Allianzaktien im Verhältnis von 2 : 1 angeboten werden. Ferner wird der Badischen Feuerversicherungsbank (Karlsruhe) und der Sekuritas Feuer-Versich.-Ges. (Berlin) eine Uebernahme im Fusionswege angeboten. Interessengemeinschaft wurde eingegangen mit der Hermes Kreditvers. A.-G. (Berlin) und für die Lebensversicherung eine Arbeitsgemeinschaft mit der Friedr. Wilhelm Lebens-Versicherungs A.-G. (Berlin). Die Allianzorganisation umfasst nun alle Sparten.

Karl Werner, München.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtlich in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 96 mm breite Millimeterzeile M 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 21 München, 21. Mai 1921. XVIII. Jahrgang.

Kleinösterreich-Ungarn?

Von Dr. Otto Sachse.

Die politischen Parteien Deutschösterreichs wollen zunächst in der Anschlußfrage eine gewisse Zurückhaltung üben, um die Beschaffung der dringend notwendigen Auslandskredite nicht zu erschweren. Daß Deutschösterreich aber nicht leben kann trotz aller Kredite sondern sich irgendwo anlehnen muß, wird auf allen Seiten zugestanden. Die Heimkehr ins Deutsche Reich ist verboten. Letzten Winter sprach man hie und da von einem lockeren Anschluß an Italien. Damit würde das Reich Theodorichs des Großen neu erstehen. Nord- und Südtirol wären wieder vereint. Daneben verschwand der Plan eines Donaubundes, ja selbst einer Wiederherstellung der alten Donaumonarchie nie von der Tagesordnung. Bekannt ist, wie er in Frankreich gehegt wird. Dort möchte man ein Gegengewicht schaffen gegen Deutschland und Italien. Deshalb war und ist Italien dem Gedanken Altösterreichs und des Donaubundes feindlich und hätte den Anschluß Deutschösterreichs an Deutschland nicht ungern gesehen. Freilich mußten italienische Aeußerungen zum Ergebnis der Abstimmung in Tirol etwas verwundern. Es wurde nämlich jenseits der Alpen gar nicht freundlich besprochen. Man fürchtete, die Südtiroler Frage könne jetzt neu aufgerollt werden. Der „Corriere della Sera" verzeichnete die Abkehr Italiens vom Anschlußgedanken Oesterreichs an Deutschland (Bayerische Staatszeitung Nr. 97 vom 28. 4. 21). Ob die Art der Werbetätigkeit zur Tiroler Abstimmung den Italienern Grund gab, für ihre Brennergrenze zu fürchten, können wir nicht entscheiden. Hat Berliner Einfluß so stark dabei mitgespielt, wie österreichische Anschlußgegner behaupten, so wäre das eigentlich nicht anzunehmen. Denn gerade Berlin war bis jetzt mehr auf eine gute Miene von Italien als auf Deutschsüdtirol bedacht.

Kehrt sich Italien wirklich vom Anschlußgedanken ab, so mag es doch keineswegs das alte Oesterreich-Ungarn wieder neben sich sehen. Aber wenn das jetzige Kleinösterreich nicht für sich bestehen kann, will man ihm anscheinend gestatten, sich zusammenzuschließen mit dem ebenfalls verstümmelten Ungarn. Also Kleinösterreich-Ungarn. Die „Idea Nazionale", das Blatt der Fascisten, also der scharf nationalen Richtung, schrieb, daß weder Italien noch Frankreich ein größeres Deutschland wünschen noch leiden könnten, einen Donaubund oder ein Bayern-Oesterreich jedoch ebensowenig. Hingegen wäre zu erwägen, ob die Vereinigung Oesterreichs und Ungarns unter habsburgischer Personalunion die Lebensbedingungen dieser zwei unglücklichsten Schöpfungen der Weltdiplomatie nicht wesentlich bessern würde, ohne den Frieden zu gefährden. („Münchener Post" Nr. 105 vom 7. 5. 21). — Eine Reihe wirtschaftlicher Gründe lassen sich wohl dafür anführen. Die Donau läuft als natürliche Hauptader durch beide Länder, Oesterreichs Industrie und Ungarns Landwirtschaft könnten in bequemen Austausch treten usw. Politisch wäre die westungarische Frage aus der Welt geschafft.

Für Italien bedeutet natürlich Deutschösterreich mit Rumpfungarn das äußerste Entgegenkommen an den Gedanken des Donaubundes. Für die Freunde dieses Gedankens in Oesterreich ist es nur der Anfang. Sie nennen hinter Ungarn gleich Kroatien. So Dr. Jos. Eberle in seiner Wochenschrift „Das Neue Reich" (Nr. 32, S. 630) gelegentlich der Volksabstimmung in Tirol. — Wir wissen in Deutschland wenig von denen, die an der Donau selbst, vor allem in Wien, auf ein neues kleines oder großes Oesterreich-Ungarn hinarbeiten. Aber auch wenn wir sie bekämpfen, wäre es arg verfehlt, sie zu unterschätzen oder totzuschweigen. In der genannten Zeitschrift „Das Neue Reich" erschien vor kurzem (Nr. 31 vom 1. Mai) ein Aufruf zur Gründung eines Reichsbundes der Oesterreicher. Er will unpolitisch sein, aber aus dem Elend von heute den Weg weisen, der ihm der einzig rechte scheint: Die Wiedervereinigung dessen, was gegen Natur und Recht voneinander getrennt worden sei:

Aber Oesterreich ist nicht gestorben, es schläft nur seinem Erwachen entgegen. Seine Seele, der alte Reichsgedanke, der es begründet und durch all die Jahrhunderte erhalten hat, ist vermöge seiner inneren Notwendigkeit unsterblich. Sie hat sich nicht für immer von dem Körper getrennt, der, wenn auch heute zerstückelt und zerfleischt, aus Tausenden von Wunden blutend, noch fortlebt und fortleben wird. Die einzelnen Teile haben den Zusammenhang nicht gänzlich verloren; unter dem Zwange eines Naturgesetzes, dessen Gewalt in seiner Notwendigkeit begründet ist, streben sie immer wieder einander zu, und keine Macht der Erde vermag sie an der Erreichung ihres Zieles zu hindern. Zu lange Zeit hatte man sich in Oesterreich dem Wahne hingegeben, als ob es nur dynastische Interessen wären, die dieses Reich begründet und zusammengehalten haben. Sie allein hätten einer mehr als hundertjährigen gegenteiligen Entwicklung nicht standzuhalten vermocht. Die Völker des alten Oesterreich — das deutsch-österreichische Volk allen anderen voran —, haben jetzt täglich und stündlich Gelegenheit, unter den schwersten Leiden zu erfahren, daß es ihre eigenen, daß es eminent völkische Interessen waren, denen dieses Reich seine Entstehung verdankte und in deren Dienst eine kluge dynastische Politik sich stellte, indem sie die Interessen der Dynastie mit jenen des Volkes auf das engste verknüpfte.

Der Reichsbund will die ruhmvolle Geschichte Altösterreichs pflegen und die Vorurteile gegen es zerstreuen. Sein Verhältnis zum Deutschtum umschreibt er so:

Selbst Angehörige der großen deutschen Nation, wollen wir über der Pflege der in vielhundertjähriger Gemeinschaft mit anderssprachigen Völkern entstandenen spezifisch österreichischen Kultur stets des engen kulturellen und geistigen Zusammenhanges eingedenk bleiben, der uns mit unseren Stammesgenossen im Deutschen Reiche seit jeher auf das engste verbindet und der durch den gemeinsamen Heldenkampf der verbündeten Reiche im Weltkriege seine höchste Weihe empfing. Von der Ueberzeugung geleitet, daß den Deutschen der alten Ostmark vermöge der geschichtlichen Entwicklung und der geographischen Lage ihrer Siedlungsgebiete auf absehbare Zeit wesentlich andere politische Ziele gesteckt sind als den Deutschen im Reiche, glauben wir deren Interessen auf dem Boden der gegebenen Tatsachen nicht besser fördern zu können, als indem wir eine möglichst enge Vereinigung mit den heute unter fremder Herrschaft lebenden deutschen Oesterreichern anstreben und in unserer kulturellen Betätigung die Brücke bilden, die die große, im Unglück vereinsamte deutsche Nation in ihrem eigenen Interesse, aber auch im Interesse des Friedens Europas zu wechselseitigem Verständnisse mit anderen Volksstämmen führen soll.

Ganz besonders wird auf die Belange von Wien hingewiesen, das als Mittelpunkt eines großen Reiches ganz anders dastand als heute. Unter dem Aufruf stehen die glänzendsten Namen Oesterreichs aus dem Geburtsadel wie dem Geistesadel: Hermann Bahr, Generaloberst Dankl, Dr. J. Eberle, Dr. Funder (Reichspost), Enrica v. Handel-Mazzetti, Ministerpräsident Dr. Hussarek, Richard v. Kralik, Richard Schaukal, Prof. Ude, Bruder Willram. Es ist eine ähnliche Erscheinung wie in Preußen. Auch dort hängen viele der Besten an der Staatsidee der nordöstlichen deutschen Großmacht unter den Hohenzollern. Gerade Dichter und Denker haben sich zu ihr bekannt, die früher zum Teil andere Wege gingen: Thomas Mann, Traub, Maurenbrecher, Spengler.

Der österreichische Aufruf erklärt sich nicht ausdrücklich für Habsburg. Doch die meisten seiner Anhänger kennen kein anderes

Oesterreich. Ging der Gedanke doch öffentlich zuerst aus von Graf Alfred Johannes Rességuier-Miremont, Präsidenten des Kath. Schulvereins für Oesterreich: „Aufruf zu einem Reichsbunde der Oesterreicher“ („Das Neue Reich“, Nr. 19 vom 6. Febr. 1921). Der Graf ist durchaus Legitimist und schließt seinen Aufsatz mit: „Gott erhalte — Karl den Kaiser!“ Unter dem endgiltigen Aufruf steht aber der Name Rességuier mit.

Ehrlich gestanden: Auch wir kennen kein Oesterreich-Ungarn als unter Habsburg. Es wäre ein Körper ohne Seele. Die Frage ist aber: Kann es wieder ein Oesterreich-Ungarn, selbst ein Kleinösterreich-Ungarn geben? — Nochmals warnen wir, die Anhänger Habsburgs zu unterschätzen. Anschlußbegeisterte Oesterreicher sagen uns, es seien Führer ohne Volk, Offiziere ohne Soldaten. Wir wissen aus dem Krieg, daß tüchtige Offiziere immer Soldaten finden. Sind im Gefecht die Verbände gelöst, so sammelt ein entschlossener Führer bald eine Schar und stürmt mit ihr die feindliche Stellung. Und die Namen unter dem Aufruf verbürgen sehr tüchtige Offiziere mit goldener oder geistiger Distinktion.

Anderseits scheinen uns die Großösterreicher ihre Aussichten zu überschätzen. Viele von ihnen, besonders Adelige, stehen unter dem Banne der Vergangenheit. Dann hat diese Richtung ihren Hauptsitz in Wien. Wien empfindet den Umsturz des Reiches besonders stark. Früher strömte Pracht und Reichtum von zwölf Völkern hier zusammen, heute wandern die Schätze nach Nord und Süd auseinander. Was fragen aber Tirol, Salzburg und Steiermark, vielleicht sogar Oberösterreich, nach Wien? Es ist ihnen eine Last, ein Polyp und Schmarotzer, der ihre Kraft aufsaugt und nichts wiedergibt. Man hört ähnlich darüber reden wie im Reich über Berlin. Die Tiroler Abstimmung, die bundesstaatliche Entwicklung Oesterreichs sind deutliche Zeichen. Schon in der Kaiserzeit ärgerten sich ja die Kronländer, besonders Tirol, am Wiener Zentralismus, an den landfremden Beamten, und die Treue zu Habsburg hing zum guten Teil an der ehrwürdigen Person des Kaisers Franz Joseph. Heute aber werden sich mindestens Tirol und Salzburg nicht wieder für eine Lösung ihrer Lebensfrage gewinnen lassen, die sie endgültig an Wien kettet.

Wird aber Wien überhaupt der Mittelpunkt eines neuen Oesterreich-Ungarn sein? Das Mittelland des Donaubeckens ist Ungarn, der Mittelpunkt Budapest. Ungarn hat sich wunderbar schnell neu gefestigt und im nationalen Königtum des angestammten Herrscherhauses, zu dem sich Karl IV. in der Botschaft von Steinamanger vom 5. April bekannt hat (vgl. Nr. 17, S. 206), wird sich Legitimität und ungarisches Staatsrecht harmonisch vereinen. Keine Auslegungskünste von Wien können diese Botschaft abschwächen. Die Magyaren fühlen sich und werden ihren König nicht mehr fern von der Ofener Burg Hof halten lassen. Muß Oesterreich sich an Ungarn anlehnen, so gibt es höchstens ein Ungarn-Oesterreich. Kroatien käme natürlich unter die Stefanskrone, ebenso die Slowakei, die früher oder später gewiß zu Ungarn heimfindet, mag dort ein Habsburger herrschen oder nicht. Bekanntlich hat schon Bismarck prophezeit, Ungarn werde einst der Schwerpunkt des Donaureiches sein. Auch ein sehr kluger Aufsatz der „Augsburger Postzeitung“ „Die Zukunft Deutschösterreichs“ (Nr. 204 vom 5. Mai 1921) nimmt diese Entwicklung an. Kleinösterreich, unter Habsburg an Ungarn angeschlossen, verlöre wohl sofort Tirol und Salzburg. Sie würden sich von Budapest noch weniger beherrschen lassen, als von Wien. Daran könnte wohl selbst die Entente nichts ändern, und die Alpenländer würden sich, wenn nicht an Deutschland, so doch an Italien anschließen. Daß die Länder der böhmischen Krone oder Galizien je wieder zu Habsburg-Oesterreich heimkehren, können aber nur ganz befangene Feudalaristokraten oder k. k. Hofräte glauben. Wirtschaftsgeographisch weisen Weichsel und Elbe diese Länder nach Norden.

Daß mit Ungarn als Mittelpunkt einmal ein größerer Donaustaat entsteht, zu dem außer Kroatien etwa Niederösterreich und ein Teil von Steiermark gehören würden, dazu das Land der Slowenen, denen von ihren serbischen Brüdern durch Pasic schon der Hinauswurf aus dem SHS-Staat angedroht wurde, dünkt uns durchaus wahrscheinlich angesichts der tatsächlichen Machtverteilung in Europa. Nur wäre dieser kleine Donaubund das Gegenteil von dem, was der Reichsbund der Oesterreicher anstrebt. Wien sänke herab auf die Stufe von Linz. Schließt es sich dagegen mit den anderen Ländern Deutschösterreichs an Deutschland an, so wird es dessen südöstlicher Stapelplatz und Donauhafen. Seinen Beruf, deutsche Kultur nach Südosten zu vermitteln, erfüllt es dann segensreich weiter.

Bonar Law, Joe und Austen Chamberlain.

Von Albert Dettling, Jena.

Um den englischen Ministerpräsidenten wird es einsam. Nachdem ihn der von ihm unzertrennlich scheinende Privatsekretär Kerr verlassen hatte, verschwand auch Bonar Law, der ergebene Unionistenführer. Plötzlicher gesundheitlicher Zusammenbruch. Kein Vorwand — wie manche Klüglinge witterten —, Wirklichkeit. Und durchaus echt war auch die Gefühlsbewegung, die Lloyd George packte, als er dem Unterhaus den Abschiedsbrief verlas, und echt die Träne, die an der Wimper hing. Der Waliser Kelte besitzt für politische Strömungen äußerste Feinfühligkeit. Der scheidende Kollege war ihm mit seinem Einfluß auf die früher gegnerischen und jetzt durch die Not verbündeten Konservativen unentbehrlich. Seine Mäßigung und sein Takt hielt die Koalition zusammen und bildete ein starkes Gewicht gegen die unstäte, impulsive und von vielen rechtsstehenden Politikern mit Mißtrauen betrachtete Persönlichkeit des Kabinettschefs. Ohne Zurückstellung seiner Person wäre z. B. die neulich erfolgte Unterzeichnung des englisch-russischen Handelsabkommens, die Oppositionsstürme und Wutausbrüche in den unionistischen Blättern („Times“, „Daily Telegraph“, „Morning Post“ usw.) aufwirbelte, nicht möglich gewesen. Dieser Vertrag hat Britannien zwar den Alpdruck des bolschewistischen Vordringens nach Indien von der Brust gehoben, aber die Sowjetregierung, die im englisch-konservativen Wörterbuch „Verbrechergesindel“ heißt, ist nun amtlich anerkannt und ermächtigt, mit diplomatischen Rechten ausgestattete Vertreter in britische Gebiete zu schicken.

Bonar Law, das Haupt der Unionistenpartei, der Großsiegelverwahrer und Leader of the House (= Führer des Unterhauses) hat also auf diese drei schwellenden Titel verzichtet, das einfache Abgeordnetenmandat jedoch behalten und sich aus dem Großstadtwirbel und dem Inselnebel in die französische Riviera geflüchtet, das Land des Frohsinns, des Lichts und des Mimosendufts. Vielleicht wird er von da schon das Koalitionsgebäude im Westminster, dessen Hauptpfeiler er mit Lloyd George war, bedenklich wanken sehen. Vor 10 Jahren wurde der einfache 53jährige Eisenhändler aus Glasgow von den englischen Junkern zum Führer der Konservativen erhoben. Für die Politiker damals Staunen, für die Masse Verblüffung und Sensation. Sollten die feudalen Monokelträger plötzlich demokratische Anwandlungen bekommen haben? Wie kam es, daß ein Mann, der weder in politischer Atmosphäre aufgewachsen, noch irgendeine bekannte höhere Schule, geschweige denn die Universität besucht, dem keine adelige Verwandtschaft die Wege geebnet und der selbst dem Parlament erst ein Jahrzehnt angehört hatte, 1911 der Nachfolger Balfours wurde? Mit diesem aristokratischen Vorgänger hatte er nur das gemein, daß er Schotte war. Seine Wiege schaukelte zwar in Neu-Braunschweig (Kanada). Die Eltern aber waren Schotten und seine Erziehung genoß er in Schottland, dessen Bergromantik mit jener der Schweiz wetteifert, und dessen Bewohner mit einer Zähigkeit des Willens ausgestattet sind, die staunenswert und in England sprichwörtlich ist. Es wurde einmal gesagt: die Engländer können nur durch Ausländer regiert werden, wenn man die Schotten, Waliser und Iren zu den Ausländern rechnet. In der Tat waren die Ministerpräsidenten Balfour (konservativ) und Rosebery (liberal), Schotten. Herr Law ist ein Schotte und der gegenwärtige Oberregisseur der politischen Bühne, Lloyd George, ist aus Wales. Irland aber, das unter dem Knutenregiment englischer Staatsmänner litt, nahm Rache, indem es von jeher der Lieferant der geistreichsten Journalisten und Schriftsteller (vergl. Bernhard Shaw) für London war.

Ein Witzbold meinte: Bonar Law verdankt seinen parlamentarischen Aufstieg dem Golfspiel. Es mag ein Körnchen Wahrheit dahinterstecken. Sportfertigkeit hat schon manchem in England große Aussichten auch in Berufen eröffnet, die mit dem Sport gar nichts zu tun haben. Alle hervorragenden englischen Staatsmänner sind übrigens zurzeit Golfer. Das schottische Wiesenbillardspiel, das eine Eselsgeduld und ein Lammtemperament voraussetzt, ist zweifelsohne eine vorzügliche Schulung für einen Parlamentarier. Ein alter Golfer vermag die endlosen Strudel, Launen, Rückstöße und Niederlagen der Debatte und des Intrigenspiels der Kulisse mit Gleichmut zu ertragen. — Als aber die Unionisten 1911 zur Wahl ihres Führers schritten, lagen die Dinge so, daß ein ragender Mann fehlte und die beiden Rivalen Long und Chamberlain, d. h. der rechte

und linke Parteiflügel, nach der Führerschaft geizten. Um die Spaltung der Partei zu vermeiden, wurde der Außenseiter Bonar Law an die Spitze geschoben, von dem man bisher nur wußte, daß er dem Parlament seit 1900 angehörte und 4 Jahre Sekretär des Handelsamts war, ohne in bemerkenswerter Weise hervorzutreten, die ihn zur Lösung großer politischer Fragen empfohlen hätte. In seinen Debatten verfolgte er eigentlich nur ein Ziel: die Tarifreform, d. h. die Einführung des Schutzzolls. Bei den Wahlen 1906 fiel er diesem Programm zum Opfer, aber mit der bekannten schottischen Zähigkeit erzwang er sich den Eintritt in die Kammer in einer Nachwahl aufs neue. Seine Reden spiegeln den Verkehr mit Metall wider, die Regelmäßigkeit und Monotonie des Eisenhammers, aber auch seine Präzision und Unbarmherzigkeit, die plattdrückt. Diese Art der gefühllos berechnenden Schärfe, die auch an den Schachspieler erinnert (Herr Law galt als der beste Schachspieler im Westminster), erwarb ihm die Sympathien der jüngeren Parteikräfte. Vielleicht hat sich daran auch die Phantasie des irischen Journalisten und sprühenden Leitartiklers Londons James Garvin entzündet, als sie vor 10 Jahren ihre keltische Glut lodern ließ, um die Aufmerksamkeit auf die äußerlich wenig fesselnde Gestalt zu lenken. Wer würde in dem mittelgroßen Mann mit der Trauer im Auge, der unsäglichen Melancholie im langen Gesicht und dem ungepflegten überbuschigen Schnauzer auf der Oberlippe einen geheimen Seelenfänger und hartköpfigen Gegner vermuten? So unromantisch wie die Außenseite, ist auch die Laufbahn. Er ist nicht barfüßig und hungrig wie Lloyd George in seinem Heimatdorf herumgelaufen, ist nicht wie John Burns als Dockagitator im Gefängnis gesessen, um nachher mit König Eduard VII. im Luxuspalast Sandringham zu speisen; er hat nicht wie Winston Churchill als Freiwilliger die Gefahren der Schlachtfelder aufgesucht, um zu guter Letzt als Kriegsgefangener aus dem Burenlager zu entweichen. „Er gab noch kein Feuerwerk zum Besten“, schrieb die „Times“, als er unerwartet zum Oppositionsführer der Konservativen erkoren wurde. Aber vielleicht hat er sich selbst am besten gezeichnet, als er unlängst beim Antritt der Lordrektor-Würde zu den Studenten in Glasgow sagte: „Große Männer waren in der Regel nicht diejenigen, die große Ereignisse voraussahen, sondern jene, die die Gelegenheiten verstanden.“

Zu Beginn des Krieges stand der Liberale Asquith am Staatsruder. Es kam notgedrungen die Koalition mit den Konservativen. Als im Dezember 1916 der stürmische Lloyd George den Parteigenossen und Ministerpräsidenten zum Abschied zwang, um sich selbst an seine Stelle zu setzen, rückte der Eisenhändler von Glasgow zum Schatzkanzler auf und in die altangesehene Stellung der Führung der Kammer ein, die sonst dem Premier zusteht. Sehr schlau. Der sprühende Waliser mußte sich mit dem spröden Schotten vertragen. Der Bund zwischen Wasser und Feuer gelang, und als ihn die elementare Gewalt zerriß, glänzte die bekannte Träne im Auge des Welshmanns.

Wer Lebensgeschichte verfolgt, entdeckt mitunter wundersame Reize von Gegensätzen und Parallelen. Mister Law, seit Jahren vielleicht der trockenste aller englischen Parlamentarier — und an wie vielen von ihnen könnte man Wäsche trocknen! — hat in seiner Laufbahn einige Aehnlichkeit mit jenem Joe Chamberlain, der das nüchterne Inselvolk in noch nie gesehene Erregungen versetzte, das stoische Westminster zu Brandungen aufpeitschte, vom roten Republikaner sich zum unappetitlichsten Imperialisten wandelte, vom Schusterlehrling zum Schraubenkönig von Birmingham, zum Organisator dieser Stadt und seines Landes wuchs und im verblüffendsten Zickzackkurs in einer 30 Jahre dauernden Temperatur von Sturm, Gewitter und Fieber bis zu den Gipfeln drang. Dabei nach außen von der Ruhe und Kälte eines Kiesels. Aus Bildern kennt jeder das glattrasierte, lange Gesicht mit der mächtigen Erkernase, dem herausfordernden Blick, das wie ein Hahnenkamm auf dem Kopfe sitzende Haar, den Spott auf der Lippe, das Monokel im Auge und die täglich erneuerte Orchidee im Knopfloch. Mit 60 Jahren sah er aus wie ein Dreißiger. Die Runzeln liegen in der Seele. Verstockt. Wie Bonar Law stammte er von einfachen, fleißigen Eltern, kannte den Hunger nicht, gelangte schon früh zu Wohlhabenheit, trat erst im Schwabenalter ins Parlament, holte sich sein Vermögen aus Eisenwaren, kämpfte zäh für den Schutzzoll und wurde schließlich ebenfalls Ehrenrektor an der Universität in der größten und staubigsten Stadt Schottlands.

Die feudale Vereinigung der Torias hat nun im Londoner Carlton-Klub Austen Chamberlain, Joes Sprößling, zum Unionistenführer erwählt. Die Aussichten lagen günstig. Mangel an Persönlichkeiten. Carson, der Dubliner Anwalt mit Rauferinstinkten, der gefürchtete englische Garibaldi und Ulsterdiktator war zu alt und der noch in Frage kommende Hornr mit seiner erst zweijährigen Parlamentszeit zu jung. Austen aber ist bereits 29 Jahre im Westminster tätig und immer noch vom Nimbus seines Vaters bestrahlt. Er hat also das Ziel erreicht, das ihn 1911 schon lockte, als er sich führend an Balfours Sturz beteiligte. Als ersten größeren ministeriellen Posten bekleidete er 1903—1905 das Schatzkanzleramt. Im Kriege Staatssekretär für Indien. Wegen der mangelhaften Organisation des Feldzugs in Mesopotamien erfuhr er heftige Angriffe, und als Lloyd George die Kriegsgewinnler mit derbem Steuergriff faßte, war er erfolglos unter den Protestlern. 1917 trat er zurück und rückte nach dem Kriege als Nachfolger Bonar Laws wieder in das Schatzkanzleramt ein. Es begleitet ihn der Ruf eines guten Verwaltungsbeamten und Finanztechnikers. Von seinem berühmten Vater, dem er äußerlich zwar ähnelt, hat er die staatsmännischen Eigenschaften, die herrschende Stellungen heischen, nicht ererbt, wohl aber einen Teil jener Unabhängigkeit, die ein reibungsloses Zusammenarbeiten mit dem Kabinettschef stark in Frage stellt. Die letzte Konferenz des Obersten Rates der Alliierten in London, auf der die Würfel um Deutschlands Schicksal rollten, ergab dem feinen Beobachter nach dieser Richtung allerliebste Andeutungen. Zum erstenmal zog Lloyd George gegen seinen keltischen Stammesgenossen Briand von ähnlichem Lebensgange mit Schärfe ins Feld. Und warum diese plötzliche Abneigung des Walisers, Beschlüsse allein zu fassen, ohne das britische Kabinett zu befragen? Des Rätsels Lösung ist einfach: Bonar Law, der Gezähmte, war gegangen und Austen Chamberlain, der Selbstbewußte, an seine Stelle getreten.

Zur Rebenblüte am Rhein.

Und manchmal fasst es wie ein Rausch mich an,
Und hält mich nicht in enger Räume Grenzen —
Vor meinem Blick, in Schönheit aufgetan,
Seh' ich den Rhein im Sonnenschein erglänzen.
Das weite Tal ein blühend Paradies,
Die Ufer rings umsäumt von Silberwogen
Und mit dem Winde wundersam und süss,
Kommt von den Höhen Rebenduft gezogen.

Es blüht der Wein! O zauberhafte Zeit,
Im Dufthauch steh'n die Rosen und die Reben,
Nie ist das Herz so seligfroh bereit,
Den Wonnen dieses Seins sich hinzugeben.
Berauschend steigt der würzig feine Duft
In weichen Wogen aus den Blütentrauben,
Und füllt mit süssem Wohlgeruch die Luft,
Ambrosisch weht es aus den Uferlauben.

Das sind die Blütengeisterchen des Weins,
Die schmeichlerisch um Sinn und Seele wehen,
Im lichten Glanz des gold'nen Sonnenscheins,
Sich leicht und lustbeschwingt im Reigen drehen.
Da wird die Erde zum Elysium,
Auf allen Pfaden klingen frohe Lieder,
Des Jahres Hochzeit naht! Das Glück geht um,
Es hallt der Strom von hellem Jauchzen wider.

Bekränzte Nachen schaukeln auf der Flut,
Beim Lautenklang zieh'n wandernde Gesellen,
Der Himmel blüht in rosenfarb'ner Glut
Und spiegelt sich in den smaragd'nen Wellen.
Das sind die Tage reinster Götterhuld,
Die uns der Himmel zum Geschenk gegeben,
Und dass man feiern muss — der Rhein ist schuld,
Mit seinem süssen Blütenhauch der Reben.

Josefine Moos.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Die Unterzeichnung des Ultimatums hat einen neuen Riß in unser schon so arg zerklüftetes deutsches Volk gesprengt. Er ist um so schmerzlicher, als er nicht solche trennt, die schon vorher in verschiedenen Lagern standen, sondern mitten hindurchgeht zwischen sonst Gleichgesinnten. Geschlossen für die Annahme war nur der Sozialismus, wenn man die widersprechenden Kommunisten als russische Sekte von vornherein ausscheidet. Im Bürgertum aber ging der Bruch mitten durch die Deutsche Volkspartei und die Demokraten. Und, was uns am nächsten angeht, das katholische Volk Deutschlands sagte im Zentrum Ja, in der Bayerischen Volkspartei Nein. Wir müssen uns aber daran halten, daß die Frage der Unterzeichnung an sich nichts mit einem Parteibekenntnis oder gar einer Weltanschauung zu tun hat. Sie war einfach aus Kenntnis der politischen und wirtschaftlichen Tatsachen nach Verstand und Gewissen zu entscheiden. Wir sind überzeugt, daß sie so entschieden worden ist bei denen, die Ja, wie bei denen, die Nein sagten. Auf beiden Seiten stehen Männer, denen man das zutrauen darf. Und wer will sich vermessen, diese Schicksalsfrage nicht nur zu entscheiden, sondern die Unterzeichner sittlich zu richten? Etwa die „Deutsche Zeitung", die unter dem nicht sehr diplomatischen, freigeistigen Kulturprediger Maurenbrecher wieder die schwarze Internationale aufmarschieren läßt und vor den Augen des Auslandes das Ultimatum einen Fetzen Papier nennt? Könnte die „Rote Fahne" unsere deutsche Redlichkeit ärger beschimpfen? Wenn solche Berserker im Laden ihrer Deutschnationalen Partei Porzellan zerschlagen, kann es uns gleich sein. Aber man lasse sie nicht auf die Straße.

Es kommt jetzt wirklich nicht darauf an, den Parteikampf zu erhitzen und zu vergiften, sondern ihn abzukühlen und zu reinigen. So nur lassen sich die schwierigen Aufgaben lösen, die uns aus dem einmal unterschriebenen Diktat erwachsen. Dahin gehört auch die Entwaffnung. Nach dem Ultimatum muß die bayerische Einwohnerwehr bis zum 30. Juni ds. Js. aufgelöst sein. Das Ausland hat aber weniger davon gesprochen als die deutsche Sozialdemokratie. Nach der Entscheidung richteten sich dann mehr aufmerksam als klug aller Blicke nach München. Bleibt die Einwohnerwehr? Muß Dr. v. Kahr gehen? Dr. Heim hatte im Reichstag die Ablehnung des Ultimatums für die Bayerische Volkspartei erklärt, die Entwaffnung aber nicht als Hauptbeweggrund genannt. Er erinnerte daran, daß die bayerische Regierung die Einwohnerwehr nur als vorübergehende Einrichtung bezeichnet habe. Erfreuliche Anzeichen der Wiedergesundung im Land ermutigten zu der Hoffnung, es könne an Abbau des Selbstschutzes gedacht werden. Die Entente solle nur die notwendige Sicherheitspolizei gestatten, dann sei dieser Zeitpunkt nahe. Die Bayerische Volkspartei hat sich damit weder „für die Entwaffnung der Einwohnerwehr" noch für die Auflehnung dagegen erklärt. Die Bayerische Regierung wartet (nach der Bayer. Staatszeitung Nr. 108 v. 12. 5. 21) bis die Reichsregierung an sie herantritt und wird dann ihre Entschlüsse so fassen, wie sie der Lage entsprechen und für Land und Reich dienlich sind. Sie wird auch nicht mit der Entente auf Kosten des Reichs verhandeln, ist aber wie immer bereit, deren Vertretern auf Anfragen sachdienliche Aufschlüsse zu geben. — Im ganzen ist ja die Angelegenheit bei Dr. v. Kahr in den besten Händen. Das Vertrauen aller Koalitionsparteien und des Volkes zu ihm ist so groß wie nur je. Er wird zur Wohlfahrt Bayerns wie des Reiches den rechten Entschluß fassen.

Das neue Reichskabinett ist entschlossen, die Verpflichtungen, die uns aus dem unterzeichneten Ultimatum erwachsen, ehrlich und eifrig zu erfüllen. Es will damit, wie Dr. Wirth dem Leiter der Germania erklärte, nicht bis zum jeweils letzten Tag zögern. — Nach unserer Ansicht darf Deutschland nun vor allem erwarten, daß die nach dem Nein von London verhängten Sanktionen, besonders die Zollgrenze am Rhein, alsbald fallen. Frankreich sperrt sich jedoch dagegen und steht auch noch schwer gerüstet an den Pforten des Ruhrgebiets. England soll dem Abbau der Sanktionen geneigt sein.

Die Lage in Oberschlesien blieb sehr ernst und entwickelte sich noch zum Schlimmeren, als General Le Rond wieder auf seinen Posten an der Spitze des Interalliierten Ausschusses zurückgekehrt war. Wenn er auch keinen förmlichen Waffenstillstand mit Korfanty schloß, so scheint er sich doch mündlich mit ihm sehr weit vertragen zu haben. Die polnischen Aufrührer richteten in dem von ihnen besetzten Gebiet eine Schreckensherrschaft auf. Dabei steht zu befürchten, daß Korfanty die Zügel entgleiten, da er seine Scharen bald nicht mehr besolden kann. Wird die Entente endlich mit Verstärkungen eingreifen oder Deutschland freie Hand geben, ehe völlige Anarchie und allgemeines Plündern einreißt? Die Entente hat deutsche Hoffnung auf ihr Billigkeitsempfinden nicht verwöhnt. Diesmal aber haben England und Italien so deutlich gezeigt, daß sie die französisch-polnischen Anschläge nicht hinnehmen wollen, daß wir mit einiger Zuversicht annehmen können, beim endgiltigen Entscheid über Oberschlesien werde das Recht nicht ganz außer Betracht bleiben. Was Lloyd George im Unterhaus am 13. Mai ausführte, hätte vor kurzem kein Mensch für möglich gehalten. Dieser Rede muß die Tat folgen oder der Redner ist moralisch erledigt und nicht mehr ernst zu nehmen.. Nachdem Deutschland das Ultimatum unterzeichnet hat, ist es nach Lloyd George eine Ehrenpflicht der Verbündeten, ihrerseits den Vertrag zu halten und nicht die Gewalt der Polen triumphieren zu lassen. Oberschlesien sei 600 Jahre lang nicht mehr polnisch gewesen, Polen habe geschichtlich kein Recht darauf. Unfair sei die Behauptung, solche Truppen, wie Deutschland sie habe, dürften zur Teilnahme an der Wiederherstellung der Ordnung nicht zugelassen werden. Den Polen sagte Lloyd George Wahrheiten, die wie Ohrfeigen ins Gesicht dieses eitlen und verzogenen Volkes klatschten. Sie haben ihre Freiheit nicht selbst erkämpft, den Vertrag von Versailles nicht erringen helfen. Wollen sie jetzt für ein polnisches Oberschlesien bis zum Tode fechten, warum haben sie es im Krieg nicht getan? Dann hätten weniger Engländer, Franzosen und Italiener zu fallen brauchen. Die zweideutige polnische Regierung erinnerte der englische Ministerpräsident sehr unsanft an Litauen und Wilna. — In Paris schlug die Rede wie eine Bombe ein. Die Presse erging sich in schweren Vorwürfen gegen England und die Aeußerungen Briands wie seiner Regierung bekunden arge Verstimmung und Verlegenheit. Zeitungen der französischen Militärpartei drohen bereits, Frankreich könne eine reine Interessenpolitik gegen Deutschland treiben, ohne auf die Bundesgenossen Rücksicht zu nehmen. Ein Eingreifen deutscher Truppen in Oberschlesien will Briand einer Note an Lloyd George zufolge als Kriegsfall betrachten.

Nehmen wir hinzu, daß Italien über die Verluste seiner braven Truppen in Oberschlesien äußerst erzürnt ist und in Warschau ungesäumte Genugtuung und Entschädigung verlangt hat, so erkennen wir eine Lage, die geradezu nach tüchtigen deutschen Diplomaten schreit. Hier ist mancherlei zu erreichen. Trotzdem hatte das Reich am 18. Mai noch keinen neuen Außenminister.

Die ausländische Hilfe für Deutschösterreich nimmt endlich etwas festere Gestalt an. Dem Völkerbund in Genf wird ein Rettungsplan überreicht, der einen Kredit von 500 Mill. Goldfrank vorsieht. Damit soll eine österreichische Notenbank errichtet werden, die eine Umwandlung der zusammengebrochenen Kronenwährung einleitet. Zugleich muß Oesterreich eine innere Anleihe ausschreiben und seinen Staatshaushalt gründlich ordnen. So gut das alles für Oesterreich ist, wird es doch mit dem tatsächlichen vorläufigen Verzicht auf den Anschluß an Deutschland erkauft. Wir wünschen herzlich, daß Deutschösterreich mit der Hilfe des Völkerbundes keine Enttäuschung erlebt. Könnten wir ihm doch selber jetzt nichts besseres bieten. Aber eine Politik auf weite Sicht wird hüben und drüben die Anschlußidee nicht außer acht lassen. Im Wiener Nationalrat wurde der Antrag des Verfassungsausschusses genehmigt, an einem durch den Nationalrat noch zu bestimmenden Sonntag die österreichischen Bundesbürger zu befragen, ob sie wünschen, daß die Bundesregierung im Sinne des § 88 des Staatsvertrages von St. Germain beim Rate des Völkerbundes um die Zustimmung zum Anschlusse der Republik Oesterreich an das Deutsche Reich ansuchen soll. Alle Parteien stimmten dafür. Abgelehnt ward aber der großdeutsche Zusatzantrag, die Frist der Ausführung festzulegen. Auch das Bundesgesetz über Volksabstimmungen ging durch. Es soll Abstimmungen in den einzelnen Ländern verhindern und erleichtert damit zweifellos die Stellung der Bundesregierung in der Kreditfrage. Auch besonnenen Anschlußpolitikern wird es jetzt nicht unwillkommen sein. — Kommunistische Ausschreitungen, wie der Fenstersturz und die bestialische ungestrafte Mißhandlung des Landeshauptmanns Dr. Rintelen von Steiermark werfen freilich ein sehr schlechtes

Licht auf die Zustände in der österreichischen Republik. Es ist übertrieben, wenn die „Pester Zeitung“ dazu schreibt: In Oesterreich herrscht Anarchie! doch ihre Mahnung an die Bevölkerung von Westungarn, sich diesem Staat nicht anzuschließen, kann bei solchen Beispielen kaum ganz erfolglos bleiben.

Ausgerechnet am Pfingsttag wählte man in Italien zur Abgeordnetenkammer. Gewählt wurden 280 Liberalradikale, 100 Sozialisten, 100 kath. Volkspartei, 15 Kommunisten, 15 Republikaner, 30 Fascisten, 10 Kombattanti, 11 Slawen und Deutsche. In Deutschsüdtirol war die Beteiligung sehr stark. Der deutsche Verband erhielt 4 Sitze. Die Sozialisten verloren etwa 30 Mandate, die kath. Volkspartei angeblich 20. Leider bekämpften die bürgerlichen Parteien einander stark. Die Wahlen geben kein getreues Bild der Volksstimmung, da die Beteiligung vielerorts sehr schwach war und besonders die Sozialisten sich aus Furcht vor den Fascisten häufig der Wahl enthielten. Hie und da kam es zu blutigen Zusammenstößen der feindlichen Parteigänger. Giolittis Block der Verfassungsparteien weist starke Risse auf und sein Rücktritt liegt im Bereich der Möglichkeit. Ein Wechsel in der äußeren Politik steht nicht zu erwarten.

Der internationale christliche Genossenschaftsbund.

Von der Utopie zur Wirklichkeit.

Von Abgeordneten Christian Fischer, Graz.

Die am 29. und 30. April abgehaltene Innsbrucker Tagung der christlichsozialen Genossenschafter verschiedener Länder hat wie mit einem Scheinwerfer die Notwendigkeit intensiverer Arbeit in unseren Genossenschaften beleuchtet. Die Gegner unserer Weltanschauung sind uns auch auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens weit überlegen, und vielfach dienen Katholiken, selbst Parlamentarier in Genossenschaftsorganisationen mit, die ihre Einrichtungen und ihre Geldmittel dem Gegner zur Verfügung stellen. Es kommt vor, daß man im katholischen Lager der verschiedenen Staaten der Meinung ist, eine eigene christliche Genossenschaftsbewegung sei überflüssig, es genüge eine neutrale Organisation. Der berühmte Jesuitenpater Heinrich Abel hat sich einmal bei der Männerwallfahrt in Maria-Zell sehr scharf über diese Art Neutralität ausgelassen und gesagt: „Neutral ist nur der Teufel; er packt alle zusammen, die nicht zu unserem Herrgott stehen.“ Wenn es möglich ist, christliche Genossenschaften zu gründen und zu erhalten — die Erfahrung und die Tatsachen beweisen es —, dann hat jeder Katholik die Aufgabe, in der eigenen Genossenschaftsbewegung seinen Mann zu stellen. Die Genossenschaftssache ist in erster Linie eine herrliche Frucht christlicher Ueberzeugung. Der Herr sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. In der Genossenschaft überwindet sich der Einzelne, er bezwingt seinen Egoismus, er muß seine Kräfte in den Dienst der Gesamtheit stellen. All unser Sinnen und Trachten muß deshalb auf das Blühen der christlichen Genossenschaften gerichtet sein.

Das gilt besonders auch für die Geldbeschaffung. Voraussetzung des Gedeihens unserer Genossenschaften ist eigenes Kapital. In jenen Ländern, wo die Genossenschaften noch nicht über eigene Banken verfügen, wie z. B. in der Schweiz, in Italien und jetzt in Deutschland, geraten unsere Genossenschaften nur allzu leicht in die Abhängigkeit von Banken. Ganz abgesehen von der Gefahr, infolge der hohen Kosten des Bankgeldes wettbewerbsunfähig zu werden, kann die Abhängigkeit im entscheidenden Augenblicke eine Gefahr werden. Wir müssen daher trachten, das Sparwesen in allen unseren Organisationen aufzubauen. Das Kapital für die christlichen Genossenschaften muß aus unseren Reihen, von den Kampfformationen des christlichen Volkes aufgebracht werden. Der Reiche gibt mehr, der Arme weniger.

Der Innsbrucker Tagung ist leider eine Statistik der christlichen Genossenschaftsbewegung in den einzelnen Ländern nicht vorgelegen, weil sie vorderhand nicht zu beschaffen war. Wohl aber wissen wir, daß in einzelnen Staaten geschlossene Organisationen christlicher Genossenschaften bestehen. Die größte christliche Genossenschaftsorganisation besitzt jedenfalls Italien, wo der „conferenza corporativa italiana“ rund 7500 Genossenschaften in 72 Distriktsverbänden angeschlossen sind. Am besten organisiert ist aber die Schweiz mit dem Genossenschaftsverbande „Concordia“, dem Musterbeispiel einer geschlossenen Bewegung, mit der Schweizer Genossenschaftsbank, den genossenschaftlichen Versicherungsinstituten, Buchdruckereien, Buchhandlungen usw. In Deutschland zählen die dem Reichsverband deutscher Konsumvereine, Sitz Düsseldorf, Reisholz, angeschlossenen Verbände fast 3 000 000 Mitglieder. Daneben bestehen in den einzelnen deutschen Bundesstaaten starke Verbände von Genossenschaften auf ausgesprochen christlicher Basis, die meines Wissens keine einheitliche Zentralstelle besitzen. Auf jeden Fall hat besonders das Genossenschaftswesen der christlichen Arbeiterschaft eine sehr schöne Entwicklung genommen, besonders wenn man bedenkt, daß z. B. 1902 am christlichen Gewerkschaftskongreß in München starkes Bedenken gegen die Gründung von Konsumvereinen, sogar gegen die Beteiligung an solchen war. In Belgien und Holland bestehen starke Verbände von katholischen Genossenschaften. In Frankreich zählt die katholische Genossenschaftsbewegung nach einer Mitteilung von de Las Cases mehr als 800 000 Mitglieder. In Jugoslawien war der leider viel zu früh verstorbene christliche Arbeiterführer Dr. Johannes Krek der Vater der dort über 500 christlichen Genossenschaften. In Oesterreich bestehen viele Tausende von Genossenschaften, von überzeugungstreuen Christlichsozialen gegründet und geleitet. Lange Zeit hat man die Vorkämpfer des christlichsozialen Gedankens in der Genossenschaftsbewegung verkannt und sie nicht unterstützt. Mit welchen Schwierigkeiten hatte Pfarrer Bauchinger zu kämpfen, wie wurde unser Voralberger Luger mit seiner idealen Hingabe an den Genossenschaftsgedanken verlacht. Immerhin hat sich doch das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen durchgesetzt. Dem Konsumvereinswesen hat man aber viel zu wenig Beachtung geschenkt. 1869 hatte der Präses des katholischen Arbeitervereines Bad Aussee in Steiermark, Johann Wöhr, den ersten Arbeiterkonsumverein gegründet. Diesem folgte in den siebziger Jahren der Arbeiterkonsumverein in Gußwerk. Doch nach dem Kriege erst setzte die Gründung von christlichen Arbeiterwirtschaftsvereinen ein, die in Innsbruck die Gründung eines Verbandes beschlossen.

Es lag nahe, einen internationalen Zusammenschluß aller dieser Verbände herbeizuführen. Voraussetzung für das Gelingen des internationalen christlichen Genossenschaftsbundes ist der Zusammenschluß der christlichen Genossenschaften in den einzelnen Staaten. Mit Recht hat Abgeordneter Schlittenbauer aus München darauf verwiesen, daß ein Haus gründlich gebaut werden muß. Soll das Werk des internationalen Genossenschaftsbundes gelingen, muß in den Staaten, wo dies bis jetzt noch nicht geschehen ist, eine Zentralstelle für die christliche Genossenschaftsbewegung geschaffen werden. Ich stelle mir den ganzen Aufbau der internationalen Genossenschaftsbewegung ähnlich vor, wie den christlichen Gewerkschaftsbund, der ebenfalls auf den Landeszentralen aufgebaut ist. Bei dieser Genossenschaftszentralstelle müssen alle Fäden zusammenlaufen, dort muß vor allem das Genossenschaftskapital zusammenfließen, der Warenaustausch zwischen Produktions- und Konsumgenossenschaften erfolgen. Das wird um so eher geschehen müssen, als auch in den vom Kriege betroffenen Staaten zum freien Handel und Einkauf wird übergegangen werden müssen. Aufgabe dieser genossenschaftlichen Zentralstelle wird es auch sein, die jetzt nach dem Kriege wie Pilze aus dem Erdboden schießenden Genossenschaftsgründungen in Reih und Glied und zu gemeinsamer Arbeit zu bringen. In den meisten Staaten wird es Jahre dauern, ehe wir den festen Zusammenschluß all der einzelnen Zweige des christlichen Genossenschaftswesens werden zustande gebracht haben.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Genossenschaftsbewegung in den einzelnen Staaten die buntesten Formen hat. Freilich verbindet uns alle das Ideal des christlichen Gedankens. Der internationale christliche Genossenschaftsbund wird um so stärker sein, je gefestigter und nach innen und außen geschlossener seine Landesorganisationen sind. Der Gedanke des internationalen Zusammenschlusses der christlichen Genossenschaften, im Schatten des Vatikans geboren, ist ein Ideal, dessen Verwirklichung wir dann zu erstreben haben. Vorerst hat die am 29. und 30. April in Innsbruck abgehaltene Konferenz ein vorbereitendes Komitee in Rom eingesetzt, weil von den italienischen katholischen Genossenschaftern, besonders dem Präsidenten Dr. Lanzerotti (Rom) und Generalsekretär Pius Mayer (Görz) die Anregung zur Innsbrucker Konferenz und zur

Gründung des internationalen Genossenschaftsbundes ausging. Diesem vorbereitenden Komitee wurde die Aufgabe zugewiesen, alles auf die christliche Genossenschaftsbewegung Bezug habende Material zu sammeln, die einzelnen Landesorganisationen miteinander in Fühlung zu bringen, als Auskunftsstelle zu dienen und so die Zwecke der Gesamtbewegung zu fördern. Als eine der allerwichtigsten Aufgaben wurde jedoch dem internationalen Bureau in Rom aufgegeben, notleidenden Organisationen Arbeitsgelegenheit zu schaffen, eine Frage, um die sich besonders die unermüdliche Vorkämpferin der katholischen Frauensache Oesterreichs, Frau Abgeordnete Olga Rudel-Zeynek, bemüht hat, dann Kredite zu vermitteln und den Warenaustausch in die Wege zu leiten. Das Letztere erscheint mir nicht so leicht, wie man es sich gemeinhin vorstellt. Es ist bekannt, daß die Schweizer Genossenschaften gerne an die österreichischen Genossenschaften liefern würden. Der Präsident der Schweizer Concordia-Genossenschaften, Herr Braun, war deshalb sogar nach Wien gereist. Wer kann aber bei dem hohen Frankenkurs in der Schweiz einkaufen, wer kann bei den jetzigen Geldverhältnissen überhaupt auf langfristigen Kredit einkaufen? Es kann doch bei bestem Willen niemand in die Zukunft unserer Geldwirtschaft sehen. Aber es steht fest, daß das Problem des genossenschaftlichen Warenaustausches von Volk zu Volk, von Verband zu Verband nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden darf, bis es gelöst ist. Denn der auf dem Spekulationstrieb des Einzelnen beruhende Kapitalismus kann nur von der Genossenschaft überwunden werden. Deshalb wird und muß der internationale christliche Genossenschaftsbund lebendige Tatsache werden.

Mit Begeisterung hat die Innsbrucker Genossenschaftstagung den Beitritt zum internationalen christlichen Genossenschaftsbund beschlossen. Es ist nur noch die Frage zu beantworten, warum ein derartiger Zusammenschluß gerade jetzt notwendig ist. Die Frage muß aus internationalen Gründen bejaht werden. Wir Katholiken dürfen uns von den großen internationalen Aktionen nicht länger abseits stellen, sonst werden wir von den Sozialisten und Freimaurern rücksichtslos verdrängt. Zersplittert bedeuten wir nichts, nur in einheitlichen Kampfesformationen sind wir eine Macht. Als vor etwa 20 Jahren die christlichen Textilarbeiter Deutschlands um Zulassung zum internationalen Textilarbeiterkongreß ersuchten, wurde dies zwar bewilligt, am Kongreß wurden aber den Vertretern der christlichen Gewerkschaftssache derartige Grobheiten an den Kopf geworfen, daß sie den Kongreß verlassen mußten. So ähnlich erging es den Bergarbeitern usw. Diese Kämpfe haben der christlichen Arbeitersache nur genützt und jetzt stehen im christlichen Gewerkschaftsbund bereits 5 Millionen christlicher Arbeiter organisiert.

In der internationalen Genossenschaftsbewegung ergibt sich ein ähnliches Bild. Der Allgemeine Genossenschaftsverband in London umfaßt Genossenschaftsorganisationen aller Länder und aller nur denkbaren politischen Richtungen. Auch einzelne christliche Genossenschaftsverbände, darunter der Schweizer Verband „Concordia" sind in London angeschlossen. Nun arbeiten Sozialisten aller Länder daraufhin, den Londoner Verband in ihre Hände zu bekommen. Der allgemeine Verband in London wird seine Neutralität nur aufrechterhalten können, wenn gegenüber dem starken sozialistischen Druck ein Block aller christlichen Genossenschaften der Welt entsteht, der nicht wegzuschieben und nicht zu ignorieren ist. Das ist eine der Hauptaufgaben des internationalen christlichen Genossenschaftsbundes.

Dazu kommt, daß beim Arbeitsamte des Völkerbundes in Genf, das der ehemalige französische Munitionsminister Thomas leitet, eine allgemeine Informationsstelle für das Genossenschaftswesen geschaffen werden soll. Wir brauchen dort eine Vertretung, damit auch unsere christlichen Genossenschaftsinteressen gewahrt werden.

Aus diesen und zahlreichen anderen Gründen haben die in Innsbruck vertretenen christlichen Genossenschaften Italiens, der Schweiz, Jugoslawiens, Deutschlands, Oesterreichs gerne der Gründung des internationalen Genossenschaftsbundes zugestimmt. Der mutige Schritt von der Utopie, dem sehnsüchtig erstrebten Ideal einzelner Schwärmer ist getan, zugleich ein neuer Schritt zur Verständigung der Katholiken untereinander. Der internationale christliche Gewerkschaftsbund hat im Genossenschaftsbund einen Bruder und Mitkämpfer erhalten, der neben ihm und mit ihm für die Sache des christlichen Volkes streiten will.

Die Predigt unter der Herrschaft der deutschen Besatzung in Frankreich.

Von Dr. Kaupenstráter.

Unter dem Titel: „La parole sacrée sous l'occupation allemande" bespricht „La Croix" vom 9. April d. J. zwei Bände Fastenpredigten eines bekannten französischen Kanzelredners, die derselbe 1915 und 1917 in der Kathedrale zu Lille gehalten hat. Die Zeitung benützt diese Gelegenheit, um allerlei Schauergeschichten über die Fesselung des Wortes Gottes durch die bösen Deutschen wieder aufzuwärmen. Es liegt uns deutschen Katholiken, die wir den Kulturkampf und den Kanzelparagraphen erlebt haben, nichts ferner, als die Mißgriffe, Taktlosigkeiten und Ungerechtigkeiten deutscher Militär- und Zivilbehörden auf diesem oder auf irgendeinem anderen Gebiete zu entschuldigen. Ich möchte die französischen Katholiken nur auf folgende drei Tatsachen aufmerksam machen:

1. „La Croix" gibt selbst zu, daß häufig genug zu den Abgesandten der deutschen Kommandanturen die Spione der französischen Landesbehörde das traurige Gegenstück gebildet hätten. Anstatt, daß das gemeinsame Unglück die Franzosen wenigstens zu einer „Union sacrée" zusammengeschmiedet hätte, wären diese Sendlinge der französischen Präfekturen während des Krieges noch beauftragt worden, die sog. „klerikalen Machenschaften" zu überwachen. Warum also: „Made in Germany" schreien und auf die „boches" schimpfen, wenn es die eigenen Behörden ihnen gegenüber ebenso machen?

2. Es ist leider im besetzten Gebiet viel zu viel Politik auf die Kanzel gebracht worden, oft in einer geradezu unwürdigen Weise, wie ja auch die religiöse Literatur in Frankreich während des Krieges recht betrübende Erscheinungen gezeitigt hat. Wir haben es erlebt, daß nach solchen Predigten die Leute in der Kirche „Vive la France!" schrien oder die Marseillaise anstimmten. Hat die deutsche Besatzungsbehörde einzelne Entgleisungen vielleicht zu hart bestraft, so steht anderseits fest, daß sie in manchen Städten und Gegenden derartiges lange Zeit absichtlich ignorierte.

3. Tatsache: Die französischen Besatzungsbehörden im Rheinland machen es um keinen Deut besser, als die unsrigen es bei ihnen gemacht haben sollen. Nur sind zwei wesentliche Unterschiede hervorzuheben. Zunächst war damals Krieg, und der Krieg hat nun einmal harte Gesetze. Im Rheinland aber befinden sich die Truppen im tiefsten Frieden unter einer durchaus ruhigen und friedliebenden Bevölkerung. Ferner ist der rheinische Geistliche sehr wenig geneigt, Politik, zumal äußere Politik, auf die Kanzel zu bringen. Wohl aber konnte es manchmal eine seelsorgliche Notwendigkeit sein, das weibliche Geschlecht vor gewissen Gefahren zu warnen, die der Verkehr mit den fremden, oft monatelang in engen Räumen mit den Familien zusammenwohnenden Soldaten mit sich brachte. Das geschah vor dem Kriege ebenso und wahrscheinlich noch deutlicher, wenn es sich um die Einquartierung der eigenen Truppen z. B. beim Manöver handelte. Es gehört wahrhaftig nationale Ueberhebung oder weltfremde Unkenntnis des Soldatenlebens dazu, wenn man sich einbildet, bei französischem Militär sei in dieser Beziehung weniger zu befürchten, als bei den Truppen anderer Nationen. Die französischen Militärbehörden legten das aber gewöhnlich als Beleidigung der französischen Ehre aus und verhängten demnach ihre Strafen. Manchen Pfarrern wurde sogar vom französischen Ortskommandanten befohlen, jede Predigt vorher in Handschrift zur Prüfung einzureichen, was die deutschen Behörden m. W. in Belgien und Frankreich nie verlangt haben. Das heißt wirklich „das Wort Gottes in Ketten legen", wie „La Croix" schreibt.

„La Croix" hat in einer früheren Nummer mit Bedauern feststellen müssen, daß man in das gut katholische Rheinland viele Offiziere und Beamte sendet, die von antiklerikalem Geist erfüllt seien und ein schlechtes Beispiel gäben. Dabei möchte man aber doch die Rheinländer für Frankreich gewinnen, wie gewisse Vortragsreisen und Werbeschriften deutlich erkennen lassen. Wie würde man die Rheinländer behandeln und wie würde es den deutschen Verkündigern des Wortes Gottes ergehen, wenn man Krieg führen müßte, wie Deutschland ihn in Frankreich zu führen gezwungen war? Die katholische Presse Frankreichs möge doch endlich einmal aufhören, über Boches zu schimpfen; sie hat genug Feinde des Wortes Gottes im eigenen Lande.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

„Unter den vielen und berühmten großen Geistern, deren sich der katholische Glaube rühmt und welche außer auf den Gebieten der Wissenschaft insbesondere auf dem der Literatur und Kunst unsterbliche Früchte ihrer Arbeit hinterließen, indem sie sich um Religion und Gesittung hochverdient machten, erhebt sich als höchster Dante Alighieri, dessen Todestag sich in kurzem das sechshundertstemal jährt. Nie vielleicht so wie heute wurde seine einzigartige Größe so stark ins Licht gerückt, während nicht nur Italien, mit Recht darauf stolz, ihn geboren zu haben, sondern alle Nationen durch besondere Ausschüsse gelehrter Männer sich anschicken, sein Andenken zu feiern, damit diese überragende Gestalt, der Ruhm und die Zier der Menschheit, von der ganzen Welt geehrt werde." Mit diesen Worten leitet Benedikt XV. das Rundschreiben ein, das er unterm 30. April „an seine geliebten Söhne, die Professoren und Studierenden aller katholischen Hochschulen" richtet, um, wie er sagt, bei diesem Anlasse nicht nur nicht zu fehlen, sondern sogar an der Spitze zu stehen und von sich aus anzuerkennen, wie Dante trotz der politischen Wirnisse seiner Zeit die Autorität des Stuhles Petri hochhielt und verteidigte und aus den Tiefen tiefsten Christentumes jene Schätze heraufholte, die in jeder Zeile seiner Werke, insbesondere aber seiner „Komödie", die mit nur allzu gutem Rechte die „göttliche" genannt werde, blitzen und leuchten, sodaß das dem Dichter dargebrachte Lob nicht weniger der Kirche selbst zur Ehre gereicht. Was uns Dante hinterlassen habe, bedeute nicht nur literarischen Genuß und reiche Ausbeute für den Gelehrten, sondern auch Nahrung in eminent religiösem Sinne, die schon manchen der katholischen Wahrheit zugeführt habe. Papst Benedikt läßt es sich aber bei dieser schriftlichen Kundgebung allein nicht genügen, sondern um des Ravennaten Grabmal in der Kirche San Francesco durch eine würdige Zier zu ehren, hat er dem Komitee zur Restaurierung des Gotteshauses den Betrag von 100,000 Lire überwiesen.

Während vom Vatikan aus immer wieder nach neuen Ländern sich Beziehungen knüpfen und Nuntien, Delegaten und Visitatoren hinausziehen, um alten Besitz zu erhalten, verlorenen wiederzugewinnen und neuen zu erschließen, strömen immer zahlreicher die Pilgerscharen der Gläubigen zum Mittelpunkte der Kirche, um am Grabe dessen, dem einst der Erlöser seine junge Kirche zur Führung anvertraute, ein Bekenntnis abzulegen, neue Kraft und Begeisterung zu schöpfen und in die Welt hinauszutragen. Vierhundert Pilger aus Spanien wohnten am Himmelfahrtstage der Bischofsweihe „ihres" Nuntius, Monsignore Tedeschini, bei, die der Heilige Vater in der Sixtinischen Kapelle selbst vornahm. Da der Prälat zum Titular-Erzbischof von Lepanto ernannt ist, welchen Titel bisher Msgr. Ratti, der Nuntius in Warschau, führte, steht fest, daß dessen Abberufung nur mehr eine Frage der Zeit ist, was ihm selbst kaum allzu unangenehm sein dürfte. „Eine traurige, schmachvolle Episode" nennt der „Osservatore Romano" „die neue Geste dieses verrotteten, zu neuer Freiheit erwachten Volkes" der Polen in Oberschlesien.

In Deutschland ist bemerkenswert der nordbayerische Katholikentag in Nürnberg, den der Herr Erzbischof von Bamberg, Dr. von Hauck, mit seinem Besuch auszeichnete. Unter Teilnahme von Tausenden wurden hochbedeutsame Vorträge gehalten. Wir heben hervor Dr. Brem (München), „Der Katholizismus und das Gemeinschaftsleben unserer Zeit", Geheimrat Dr. Beyerle, M. d. R., „Der Katholik und das moderne Staatsleben", Dr. Hermann, Studienprofessor (Bamberg), „Der Katholik und das moderne Familienleben", Stadtschulrat Weigl (Amberg), „Der Katholik und die moderne Schulfrage". Letztere zwei Themata wurden in Parallelversammlungen von Frau Stadtrat Ullrich (Nürnberg) und Freiherr von Franckenstein (Schloß Ullstadt) behandelt. So gaben die Vorträge ein Bild von der Stellung des Katholiken zur Gegenwart. Der Katholikentag nahm u. a. eine Entschließung für die christliche Bekenntnisschule an. Bischof Dr. Antonius v. Henle von Regensburg vollendet am 22. Mai sein 70. Lebensjahr. Ad multos annos!

Holland, das kürzlich seine Gesandtschaft beim Hl. Stuhle zu einer ständigen, ordentlichen umwandelte, hat jetzt in Tausch seine eigene, künftig von Brüssel unabhängige Internuntiatur im Haag erhalten, deren Führung Msgr. Vicentini anvertraut wurde.

Finnland, durch die Bulle „Inter alias" vom 8. Juni 1920 zum Apost. Vikariat erhoben und damit aus dem Diözesanverbande von Mohilew losgetrennt, ist kirchlich den Sittarder Priestern vom hl. Herzen übergeben, deren Provinzial P. Bouckx zum Apost. Administrator mit bischöflicher Jurisdiktionsgewalt ernannt wurde.

Auch Georgien, wo früher nur allzu viel vernachlässigt worden ist, wendet sich jetzt die Sorge der Kirche von neuem zu. Als apostolischer Vikar der neuen Republik Georgien und apostolischer Administrator des Kaukasus und der Krim befindet sich der Dominikanerbischof M. Gabriel Moriondo in Begleitung des Dominikaneroberen von Smyrna zu Tiflis.

Frankreich hat mit patriotischer Hingabe seine Nationalheilige gefeiert. In der Hauptstadt gipfelte das Fest in der Uebergabe der während des Krieges von Reims nach Paris überführten Jeanne d'Arc-Statue an die Gemeindebehörden der alten Krönungsstadt. In Orleans hielt unter gewaltigen Kundgebungen religiöser Begeisterung der Abgesandte des Papstes Kardinal Granito di Belmonte seinen Einzug; er sollte zum Feste selbst in der Kathedrale, assistiert von den Kardinälen von Bordeaux, Lyon und Reims, ein Pontifikalamt zelebrieren. Indessen ist in der Wiederherstellung der Regierungsbeziehungen zum Papste Stillstand eingetreten; der Karren sitzt fest. Der halbamtliche „Temps" hatte auf der mehr als zweifelhaften Grundlage eines Artikels im Berliner „Tag" heftige Angriffe gegen den Vatikan gerichtet, um wieder einmal (trotz des Säemanns-„Deutschen") des Papstes Ententefeindlichkeit während des Weltkrieges zu beweisen. Dem „Temps" sekundierte die übrige antiklerikale Preßmeute, doch warf der „Osservatore Romano" vom 24. April in einer mustergiltigen Erwiderung den ganzen künstlichen Lügenbau über den Haufen und stigmatisierte ihn zugleich als einen Versuch, die Senatskommission für Auswärtiges zu beeinflussen. Diese verschob zwei Tage später die Weiterberatung über die Vorlage betreffend die vatikanische Botschaft auf unbestimmte Zeit. Die „Liberté" will nun wissen, die Regierung werde jetzt von ihrer Befugnis Gebrauch machen, den Botschafter, angeblich den Exminister Jonnart, ernennen und ohne weiteres nach Rom schicken; möge sich dann der Senat zu der ihm vorgelegten Kostenrechnung stellen, wie er wolle.

Etwas eigentümlich beginnt das Verhalten des Präsidenten Harding anzumuten. Während er vor seiner Wahl sich zu Tampico öffentlich dahin ausgesprochen hatte, die amerikanischen Katholiken bräuchten nur ihren Wunsch zu äußern und die Regierung werde diplomatische Beziehungen zum Vatikan herstellen, besagt jetzt eine Washingtoner Meldung, er habe erklärt, daß davon gar keine Rede sein werde.

Nennt man heute das jetzige Land Palästina, so verbinden sich damit leider nur zu zeitgemäß auch die Begriffe Streit, Bolschewismus, Semitismus. Obwohl auf je 15 Einwohner nur ein Jude kommt, verfügt doch Sir Herbert Samuel, der jüdisch-britische Statthalter absolutistisch die allmähliche Beseitigung christlicher oder mohammedanischer Elemente aus allen höheren Stellen, selbst in der Justiz, und besetzt diese mit Juden. „Von den 40 000 zugewanderten Juden", schreibt Lambelin in der „Revue Nouvelle", „bekennen sich die meisten zur Moskauer 3. Internationale und streben ein kommunistisch-jüdisches Gemeinwesen an. All die zahllosen Schikanen und Verkehrsbeschränkungen, unter denen die einheimische Bevölkerung in Handel und Gewerbe leidet, gelten für die Juden als aufgehoben. Uebrigens tritt bereits ein scharfer Gegensatz zwischen amerikanischen und englischen Juden hervor." Lord Churchills Besuch hat nur dazu beigetragen, die Lage zu verschärfen. Das zahlreichste, nämlich das arabische Element, hat erklärt, jede andere Herrschaft über sich zu dulden, nur nicht die jüdische. Die bei den Zusammenstößen umgekommenen Christen und Mohammedaner wurden in gemeinsamen Prozessionen und unter Teilnahme der Geistlichkeit beider Bekenntnisse zum Begräbnisse getragen, ein in der Geschichte nie erlebtes Geschehnis. Zu Tausenden begleiteten die Anhänger des Phropheten das christliche Begräbnis und am folgenden Tage zogen Tausende von Christen öffentlich mit Kreuzen und brennenden Kerzen, wie ein Teilnehmer in der „Church Times" schreibt, nach dem mohammedanischen Friedhof.

Der Charakter des Ringens um Selbstbehauptung und Ausbreitung tritt in unserer heutigen Rundschau besonders scharf hervor; tröstlich ist uns dabei der Gedanke, daß ja dies der Beruf der Kirche hier auf Erden ist und daß es keinen Sieg oder Triumph ohne Kampf gibt.

Wege zur bildenden Kunst.

Von Dr. J. M. Ritz.

Die nicht mehr neue Losung „Kunst dem Volke" gewinnt in unseren Zeiten der nationalen und vielfachen anderen Not eine besondere Eindringlichkeit. Denn die Kunst gehört in hervorragender Weise zu den Kräften, die Wiedergeburt und Aufschwung herbeiführen können, (vgl. Nr. 5, „Von Kunst und Leben"). Allerdings nur dann, wenn sie in vielen Herzen segenspendend lebendig wird, wenn sie als seelische Massenbewegung um sich greift. Dazu sind freilich die Vorbedingungen im Augenblick nicht günstig. Denn wie wohl viel Lärm um die Kunst gemacht wird, Einrichtungen der Kunstpflege getroffen sind, niemals auch mehr Bücher über Kunst geschrieben worden sind, so lebt die Allgemeinheit doch nicht mit ihr, weiß mit ihr nicht viel anzufangen und läßt ihre Kräfte ungenutzt. Aber man muß unterscheiden. Die Musik z. B. ist verhältnismäßig günstig daran. Die alten und die neuen Meister leben in vorzüglichen Aufführungen und finden Verständnis und Begeisterung in erheblichem Umfang. Der Dilettantismus ist hier in Form der Hausmusik wertvoll, und wenn auch Operettenschlager und Gassenhauer große Verwüstungen angerichtet haben, so ist das Volkslied im Volke noch nicht gestorben. Da geht's den Dichtern schon schlechter. Ihre Darbietung in der Oeffentlichkeit ist nur in viel geringerem Umfange möglich. Dafür wollen sie aber und könnten sie so leicht in der Beschaulichkeit der Studierstube auferstehen oder in abendlichem Familienverein und im Kreise gleichgesinnter Freunde. Da werden Schiller oder Goethe, der goldene Mörike, Eichendorff und Brentano vorgelesen und adeln die Stunde. Seine Dichter können dem Deutschen ein Vaterland sein, das immer rein und groß bleibt und das seine Schätze allen und allen bietet, die nur davon kosten wollen. So viel Gold ruht hier ungehoben im Schachte! — Noch weniger aber wird jenes ausgemünzt, das die bildende Kunst in sich birgt. Ihr gegenüber herrscht erschreckend viel Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit, und die Unsicherheit des Werturteiles ist nahezu allgemein. Verehrung des Seichten, Süßlichen auf der einen Seite, Abgötterei des Verstiegenen, Abstrusen auf der anderen. Da ist es bitter nötig, die wahren Wege, die zur bildenden Kunst führen, zu beschreiten. Freilich ist das allererste, daß man überhaupt Sehnsucht nach ihr trägt, die auf die Wege hinaustreibt. Es gilt die Erschließung der Seelen, es gilt den Menschen überhaupt vor das Kunstwerk zu bringen und ihm die Geduld zu lehren, daß er dort ausharre, bis das Bild, wie Schopenhauer sagt, zu sprechen beginnt. Und hiefür ist eigentlich kein Mensch verloren, zumal wenn man ihm zu Hilfe kommt mit dem, was lehrbar oder erlernbar ist in der Kunstbetrachtung. Damit sollte schon in der Schule begonnen werden. Doch müßte das mit Begeisterung und Zartheit geschehen, sonst würde mehr verdorben als genützt. Mit nackten Begriffen, Zahlen und Namen ist es nicht getan, der Lehrer muß selbst ein inneres Verhältnis zur Kunst haben, um ihr die Seele des Kindes öffnen zu können. Beim Lehrenden müßte also eingesetzt werden. Das aber führt erst die Welt von morgen der Kunst zu; doch die Menschen von heute, das heißt die Erwachsenen, dürfen nicht vernachlässigt werden. Da hat man schon vor dem Kriege, namentlich in Mannheim, erfolgreiche Wege mit einer großzügigen Organisation beschritten, und nichts ungenutzt gelassen, wodurch die Kunst dem Volke gegeben werden kann. Vorträge sind das nächste Mittel, Bau und Leben der bildenden Kunst zu erläutern. Sie handeln von den Darstellungsmitteln, den Körpern, Flächen, Farben, Linien und den seelischen Werten, die daraus reifen. Führungen in den Museen vor den Bildwerken selbst müssen die Theorie unterstützen und — das gehört nicht zu den leichten Dingen —, mit volkstümlicher und doch inhaltsreicher Sprache die Bilder und Statuen zum Erlebnis erwecken. Auf diese Weise wird das Museum eine weihevolle Stätte geistiger Sammlung und künstlerischer Anregung werden. Dies in lebendiger Weise zu sein, gehört ebenso sehr in sein Aufgabenbereich wie die Bewahrung der Schätze und der Dienst der Wissenschaft. Das galt freilich bisher fast ausschließlich als sein Zweck.

Bis zu einem gewissen Grade sind Sammlungen ein Notbehelf. Die bildende Kunst sollte mit dem Leben selbst innig verbunden sein. Das ist sie namentlich als Baukunst, als Stadtbaukunst und als kirchliche Kunst. Diese Gelegenheiten verdienen sorgfältigste Betreuung auf der einen Seite und seelische Ausnutzung auf der anderen. So viele Menschen leben in schönen Städten mit Plätzen, Straßen und köstlichen Häusern, die eine immerwährende Erquickung sein könnten, die so gerne einen Strahl ihrer Sonne in die von Geschäften umdunkelten Gemüter senden würden. Doch die Menschen sind oft taub geworden vom Alltag, merken und sehen nichts von der stillen Umwerbung der für sie leblosen Dinge. Und sie treten auch nicht in die Kirchen ein, die erwartungsvoll am Wege stehen und so viel Beglückung für den gehetzten Menschen bereithalten. Der architektonische Raum als solcher vermittelt schon tiefste Erlebnisse: Die in sich ruhende hehre Welt des romanischen Domes, der herrlich sich entfaltende spätgotische Chor von St. Lorenz in Nürnberg, der Leib und Seele mit Befreiung durchrieselt, der hinreißende ekstatische Jubel einer Barockkirche. Für den Gläubigen wächst dies zusammen mit den Schauern der Liturgie, und das wahre Gesamtkunstwerk ist ein Opfer für den letzten Urheber aller Künste. Die Kirche als das Gotteshaus ist an sich der höchsten Kunstform würdig, sie ist aber auch die Stätte, wo große Scharen von Menschen, namentlich auf dem weiten Lande, fast ausschließlich ihre künstlerischen Eindrücke holen und es ist nicht gleichgültig, ob die von guten oder schlechten Gegenständen ausgehen. Der große Einfluß auf die Kunstgesinnung des Volkes ist deutlich, ebenso wie die Verantwortlichkeit der Geistlichen, in deren Studiengang ästhetische Bildung einen wichtigen Platz einnehmen sollte.

Wer die Kunst in der Oeffentlichkeit schätzen und aufsuchen gelernt hat, wird sie auch in seinem Heim nicht entbehren wollen, dort, wo seine Seele am stärksten an allen Dingen hängt. Das ist der beste Weg zur Kunst, der Besitz. Er schafft Liebe und Verständnis. In solch ständigem Verkehr teilt das Gemälde, die Figur ihren ganzen Inhalt restlos mit, ist alle Tage eine Quelle neuer Freude. Das Originalkunstwerk fehlt so sehr in unseren Familien. Keine Nachbildung kann es ersetzen. Es gab Zeiten, wo es das einfache Haus viel mehr aufsuchte als heute. Selbst jetzt noch bei allen wirtschaftlichen Nöten ist der Erwerb nicht unmöglich. Die graphischen Künste stehen ziemlich hoch und eine Radierung, ein Holzschnitt, ein Steindruck ist wirklich nicht unerschwinglich. So ein Blatt kostet oft nicht viel mehr als ein Meter lumpigen Stoffes. Die graphische Kunst ist die gegebene Hauskunst. Aber selbst der Wunsch nach einem Gemälde, einer Bildhauerarbeit sollte nicht unerfüllbar sein. Die künstlerische Erzeugung ist eine so umfangreiche und es kommt nur darauf an, diesen Kulturstrom in die Häuser zu leiten. Die Möglichkeit hat man in Mannheim gezeigt, wo das Vermittlungssystem zugleich erzieherische Zwecke verfolgt. Es gibt ja schon seit längerer Zeit und an vielen Orten Vereine oder Anstalten, die ähnliche Absichten verfolgen.

Die Wohnung, unsere engste und eigentlichste Heimat, die Stätte der Familie und aller guten Geister, muß durch die Kunst eine besondere Weihe erhalten. Kunstgewerbe und Kunsthandwerk müssen da noch ihr Teil beitragen. Nicht so, als ob jedes freie Plätzchen im Hause mit irgendeinem zierlichen Dinglein besetzt sein müßte, nein, das Notwendigste, der Schrank und der Tisch, soll auch bei einfachsten Verhältnissen eine gute Form haben. Das hat mit der Schwere des Geldbeutels nichts zu tun, denn es kostet gleich viel, ob die gute oder die schlechte Form gemacht wird. Und die gute Form ist lediglich eine Frage des Hochstandes des Handwerks und seiner Erziehung hierzu. Das ist früheren Zeiten gelungen, sollen wir es nicht vermögen? Die Form muß wieder den Zweck adeln und den Möbeln eine Seele geben. Das ist ein Teil jener Bemühungen, der Familie eine wahre, innerliche und starke Kultur zu vermitteln, die nicht auf Aeußerlichkeit und Schein, sondern auf Schlichtheit und Tiefe aufgebaut ist, und die Herz und Gemüt den notwendigen Teil im Leben einräumt.

Findling.

Die Revolutionen sind die Flammenzeichen der göttlichen Vorsehung und der Geschichte. Von denjenigen, die das Glück oder das Unglück gehabt haben, in friedlichen und ruhigen Zeiten zu leben und zu sterben, kann man wohl behaupten, dass sie durch das Leben gegangen und beim Tode angelangt sind, ohne aus der Kindheit herausgetreten zu sein. Nur diejenigen, die wie wir mitten in die Stürme hineingestellt sind, dürfen sich mit der toga virilis bekleiden und können von sich behaupten, dass sie Männer sind.

Donoso Cortés.

Anmerkung der Schriftleitung: Aus „Die Kirche und die Zivilisation". In: Briefen von Donoso Cortés. Aus dem Französischen von Dr. Hans Abel. Schriften der Vereinigung „Glaube und Treue". 3. Heft. Kommissionsverlag J. J. Lentnersche Buchhandlung (E. Stahl), München 1920.

2. Kongreß der kath. Arbeiterschaft Deutschlands in Würzburg vom 5.—8. Mai 1921.

Von Bezirkspräses Lohr, München.

Just in den Tagen, da infolge des Ultimatums der Entente Deutschlands wirtschaftliche und staatspolitische Existenz wieder einmal aufs Spiel gesetzt war und jeder Vaterlandsfreund mit banger Sorge der nächsten Stunde entgegensah, kamen die Vertreter der katholischen Arbeiterschaft in Würzburg zusammen zum 2. Kongreß des Kartellverbandes der kath. Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine Deutschlands. Der 1. Kongreß hatte um dieselbe Zeit 1912 in Frankfurt a. M. getagt, um den Grund zu legen zu einer geschlossenen, machtvollen Organisation der katholischen Arbeiterschaft.

Der 2. Kongreß in Würzburg war von 211 Delegierten aus allen Gauen Deutschlands besucht. Unter den 30 Gästen wurden die 6 Vertreter der katholischen Arbeiterschaft Hollands und die Vertreter von Salzburg und Tirol mit besonderer Wärme begrüßt. Schon beim Begrüßungsabend, der ausgezeichnet war durch die Anwesenheit und die herzlich gehaltenen Ansprachen der Vertreter der kirchlichen, staatlichen und städtischen Behörden, wurden die Ziele und Leitmotive der Tagung und der katholischen Arbeiterbewegung überhaupt verkündet, indem H. Abg. Joos, München-Gladbach, in erhebenden formvollendeten Ausführungen forderte: Retten wir die Seele des Arbeiters, die trotz des schwindelnden materiellen und nationalen Aufstieges und des wachsenden Wohlstandes in den letzten 50 Jahren schwer gelitten hat; dann wird trotz aller äußeren Armut der innere Reichtum sich dem Volke erschließen. Auf die himmlischen Ziele müssen die Augen des Arbeiters wieder gerichtet werden, dann läßt sich trotz des jetzigen Elends wieder leben auf Erden. Alle staatlichen Verfassungen nützen nichts, wenn ihnen die Autorität zur Durchführung mangelt. Diese Autorität muß der Katholizismus schaffen, der den Menschen wieder zum wahren Menschen und ihm das Leben lebenswert macht. Diese Seelenstimmung wird dann auch hinübergreifen zu den Arbeitern der anderen Völker und die heute geschlossene Einheit der deutschen katholischen Arbeiter wird ihren Widerhall finden in der internationalen Einheit der katholischen Arbeiterschaft." Diesen Gedanken griff der Vorsitzende der kath. Arbeiterschaft Hollands, Abg. Hermanns, auf und entbot seine herzlichen Wünsche der Einigkeit der katholischen Arbeiter und der entstehenden starken katholischen Internationale. Zu Beginn der eigentlichen Tagung betonte der zum 1. Präsidenten des Kongresses gewählte Abg. Königbauer, München, wieder die Wichtigkeit der vollzogenen Einigung der katholischen Arbeiterschaft für die nationale Einheit Deutschlands gerade in seiner schwersten Stunde, und gedachte darüber hinaus der Aufgabe, welche der katholischen Arbeiterschaft als Trägerin der internationalen Verständigung harrt. Gleichsam als Unterpfand der Verwirklichung dieser frohen Hoffnung nahm der Kongreß den telegraphisch übermittelten Segen des Hl. Vaters entgegen und bedankte die herrliche Ansprache des Hochw. H. Erzbischofes von Bamberg, der die katholischen Arbeiter als Bannerträger der Ideale in der Arbeiterbewegung bezeichnete.

Nach diesem prächtigen Auftakt trat der Kongreß in die eigentlichen Verhandlungen ein, wozu vier Referate die Unterlage boten. Es sprachen: Reichstagsabgeordneter Schwarzer, München: Unser deutsches Vaterland; Arbeitersekretär Ifenrath, Hamm: Unsere Gesellschaftsideale; Verbandspräses Dr. Müller, München-Gladbach: Unsere Kulturarbeit und Redakteur Elfes, München-Gladbach: Unsere Arbeit in Wirtschaft und Staat. Diese Vorträge waren ebenso ausgezeichnet durch feine Ausarbeitung und große Sachkunde, wie durch den hohen Ernst der Auffassung dieser wichtigen Probleme und das felsenfeste Vertrauen auf die Sieghaftigkeit des katholischen Gedankens. An die Vorträge reihte sich jeweils eine sehr rege Aussprache. Als Folgerung daraus schloß der Kongreß ab mit der Verkündigung des Programms der katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine Deutschlands. Es war ein geschichtlicher Augenblick, als nach Verlesung desselben durch den Abg. Andre, Stuttgart, der Kongreß einmütig und feierlich das Treugelöbnis auf das Programm der katholischen Arbeiterschaft ablegte.

Der schöne harmonische Verlauf des 2. Kongresses, der am 8. Mai mit einer großen Prozession auf das Käppele und einer zahlreich besuchten Versammlung der Würzburger Arbeiterschaft abschloß, bürgt für vollen Erfolg und segensreiche Auswirkung dieser bedeutsamen Tagung. Als Hauptergebnisse hat der Würzburger Kongreß zunächst gezeitigt: Die Einigung und Zusammenschließung aller katholischen Arbeitervereine Deutschlands im Kartellverband, dessen Satzungen nach Vorschlag des H. Verbandspräses Msgr. Walterbach einstimmige Annahme fanden; die Einfügung der katholischen Arbeiterinnenvereine als gleichberechtigtes Mitglied in den Kartellverband; die Verkündigung des Programmes und die Aufstellung von Arbeitszielen für die praktische Vereinsarbeit. Möge der 2. Kongreß der katholischen Arbeiterschaft in Würzburg einen Schritt weiter bedeuten zur Verwirklichung der Erkenntnis: Die Zukunft in der deutschen Arbeiterschaft gehört der christlichnationalen Arbeiterbewegung.

Vom Büchertisch.

Zeitgeist und Liturgie. Von Dr. Hermann Platz. Volksvereinsverlag M.-Gladbach. 12 M. — Ein kostbares Buch, das mit großer Kunst und sorgfältigster Abwägung jedes Satzes und Wortes geschrieben ist. Man möchte den Leser bitten, besonders dem dritten Teil eine ganz ruhige Sonntagsstunde in ungestörter Einsamkeit zu widmen. Das Buch beginnt mit einer gewaltigen Kritik unserer Zeit. Erschüttert folgen wir wie einer Tragödie dem fast persönlichen Schicksal unserer eigenen Kultur, die sich nach dem tragischen Gesetz ihrer Hybris aus der alten gottverbundenen Einheitswelt und Heimatswelt des katholischen Mittelalters loslöst und dem Chaos zueilt, um unter die neuen Gesetze ihrer eigenen Schöpfungen: Versachlichung, Mechanismus, Maschinismus, Mammonsgewalt und Zivilisationstaumel zu geraten, unter denen die Seele erstickt wird. Aber mit wahrhaft universalem christlichen Geiste wird diese Entwicklung als providentiell notwendig begriffen, und so entsteht die Hoffnung, daß aus dem schweren Druck das Heimweh des Sünders nach einer neuen christlichen Gemeinschaft aufsteigt, ja daß gerade in der Katastrophe jener Tragödie, dem Weltkrieg, ein neues völkisches Gemeinschaftsgefühl und in der Todesnähe ein neuer Gebetsgeist geboren wurde. Mit erstaunlicher Feinhörigkeit sind alle Sehnsuchtsrufe der Seele im Kriege vernommen und als Sehnsucht nach dem Organischen gedeutet, der die wunderbarste Erfüllung im liturgischen Leben der Kirche versprochen wird. Den Reichtum dieses dritten Teiles kann man nicht zusammenfassend andeuten, er ist eine Religionsphilosophie des Kreuzes in nuce, aus der mancher andere ein unverdauliches dreibändiges Werk gemacht hätte. Hier aber bleibt alle Fülle lebendig und greift unmittelbar an die Seele.

A. Dempf, Altomünster.

Das Christen Gnadenleben. Biblisch, dogmatisch, aszetisch dargestellt in 40 Vorträgen von Dr. Bernhard Bartmann, Professor der Theologie. Paderborn, 1921. Bonifazius-Druckerei. 350 S., Preis 24 M. — Das sehr preiswerte, geschmackvoll gebundene und auf gutes Papier sauber gedruckte Werk will die Botschaft von der Gnade als Kerninhalt der Evangelien populärwissenschaftlich darlegen. Da die göttliche Gnade leider nicht so gekannt wird, wie es notwendig wäre, ist es immer ein ebenso dankenswertes als schwieriges Unternehmen, diese Lehre in den Mittelpunkt der christlichen Lehrverkündigung zu stellen, dem katholischen Volke — diesem soll das Buch eigentlich gewidmet sein — zu zeigen, was es an seiner Religion hat, und was Gott mit ihm vorhatte, als er es mit ewiger Liebe geliebt und zum Christentum berufen hat. Durch köstliche Zeichnungen eingeleitet, führen uns die Hauptkapitel aus der Nacht des Sündenelends mit seiner Ohnmacht und Betaubung zur Erkenntnis von Gottes Hilfe. Durch deren Benützung sprießt neues Leben, persönliche und völkische reiche Frucht, unendlicher Fortschritt, heilige Einheit. „Wir haben somit ein christliches Recht, auf jene Gnadenmacht Gottes ein großes Vertrauen zu setzen, jeden Kleinmut und jede Düsterheit betreffs des Glaubens an unsere ewige Seligkeit auf uns zu verbannen und uns voller Hoffnungsfreudigkeit persönlich einzurechnen in die große Zahl der Gläubigen, die niemand zählen kann". Das Werk ist auch jenen zu empfehlen, die außerhalb unserer Kirche nach religiöser Vergeistigung streben und das pneumatische Christentum, die echte Gnadenmystik des Katholizismus, kennen zu lernen wünschen.

L. Heilmaier.

Tiroler Novellen der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Dörrer. Mit biographischen Notizen. Leipzig, Philipp Reclam jun. Pr. 6 M. — Diese an sich schon recht reichhaltige Sammlung bildet einen Teil der vom Herausgeber geplanten, aber durch die Zeitverhältnisse noch zurückgehaltenen „Tiroler Dichterbücher", in dem das „ganze schöngeistige Schaffen der Gegenwart in Tirol" vorgeführt werden soll. Die hier gebotene Reihe berücksichtigt mit ihren 23 Autoren erfreulicherweise auch zwei bereits verstorbene Dichter: Karl Domanig und Hans v. Hoffensthal. Das Buch hat selbstverständlich auch für uns Bedeutung, da, wie Dr. Dorrer im Vorwort betont, die Tiroler Dichter innerhalb der deutschen Dichtung stehen, in Deutschland mit ihren Schöpfungen erlebt sein und zur Bereicherung des deutschen Kunst- und Geisteslebens beitragen wollen. „Ihre Leistungen sollen in ihrer bodenständigen Entwicklung und Geschlossenheit als kräftige Sonderart des bayerischen Stammes in der Nationalliteratur berücksichtigt werden". Die vorliegende Sammlung läßt, außer Domanig und Hoffensthal, an weiterhin bekannten Erzählern folgende zu Worte kommen: Buol, R. Greinz, Huldschiner, Menghin, Pölt-Nordheim, Reimmichl, Schönherr, Schrott-Fiechtl, Schrott-Pelzel, Weingartner. Aber auch unter den übrigen zehn entdecken wir freundliche und scharf ausgeprägte Talente. So möge denn das Werkchen als Vorläufer eines bedeutenderen seinen Weg machen.

E. M. Hamann.

Terborch und das holländische Gesellschaftsbild. Von Dr. W. Rothes. Die Kunst dem Volke. Nr. 41/42. Verlag Gesellschaft für Christliche Kunst, München. — Das umfängliche malerische Schaffen des holländischen 17. Jahrhunderts sieht neben der alles umfassenden Kunst Rembrandts das Wirken von Spezialisten, die gewisse Einzelgebiete bebauen. Besonders reizvoll ist darunter das des Gesellschaftsbildes. Die neueste Doppelnummer der „Kunst dem Volke" nimmt sich dieses dankbaren Stoffes an. Terborch, der weitgereiste, feinbürgerliche Mann, erscheint mit seiner vornehmen Kunst. Gerard Dou im Gegensatz dazu war kaum viel über seine Vaterstadt Leiden hinausgekommen und wurde der Schilderer des mehr philiströsen Hollands. Seine Bildchen waren aber sehr gesucht und machten für ihren Erzeuger die Reisen in die Welt. Der wurde dafür ein wohlhabender Mann, während sein Lehrer Rembrandt in bitterer Armut starb. Das Schaffen der Familie van Mieris ist wieder ein Spiegel holländischen Bürgerlebens, das es nun dem Adel gleichtun will. Ueber diesen Malern allen steht Jan Vermeer van Delft, ein ganz ausgezeichneter Meister der Farbe, der über die Bannmeile des Gesellschaftsbildes hinausgreift. Denn er ist auch ein vorzüglicher Landschafter. Pieter de Hooch beschließt die Reihe, der Maler der durchsonnten holländischen Stuben und Höfe. — Der Verfasser weiß diese Künstler gegen einander abzuwägen, sie in die holländische Zeitkultur zu verflechten und weiß auch das aufzuzeigen, was sie zu Barockmalern macht. H. Wölfflins Erkenntnisse werden zu letzterem nutzbar gemacht, an dessen „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe" sich der Verfasser gelegentlich etwas sehr eng anschließt.

Dr. Ritz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Shaws „Fannys erstes Stück" hat man hier vor manchem Jahre bereits gesehen. Dem heutigen Publikum war es neu. Shaw und kein Ende! Das Bedürfnis für Shaw, das nur bei wenigen bestand, als man ihn bei uns vor anderthalb Jahrzehnten etwa einführte, besteht heute wirklich bei vielen. Die leichte Form, die zu keiner Sammlung nötigt; die Ironie, die alles belächelt, das Ausstreuen von allerhand hübsch pointierten Wahrheiten ohne tiefere Wahrheit; all dies gefällt. Fanny, die Tochter eines vornehmen Engländers, hat ein Stück geschrieben, das ihr Vater auf seinem Schlosse aufführen läßt. Er ist ein Mann, der sich von der Prosa des heutigen Englands abgestoßen fühlt und meist in Venedig in einer Byronschen Schönheitswelt lebt. In diesem Romantismus hat er seine Tochter erzogen, dann ist das Mädchen ein Jahr lang nach Cambridge auf die Universität gegangen und nun, da Vater und Tochter sich wiedersehen, soll das Stück gewissermaßen über die geistige Richtung Aufschluß geben, die Fanny inzwischen eingeschlagen. Der Vater ist überzeugt, eine schönheitstrunkene Komödie im Rokoko zu sehen und ist entsetzt, eine derbe Satire aus poesielosester Gegenwart zu finden. Dieses nachdenkliche Rahmenwerk über die Früchte der Erziehung, das auch eine drollige, freilich auf die immerhin gehobeneren deutschen Zustände nur von fern anklingende Satire über Theaterkritiker enthält, umschließt die Aufführung von „Fannys Stück" selbst. Das gibt Gelegenheit für Shaw, sich selbst zu veralken. Die unsinnige Fabel von dem jungen Brautpaar, das unabhängig voneinander zu gleicher Zeit wegen Ruhestörung und Beleidigung der Polizei eingelocht wird, der Bruder eines Herzogs, der sich aus unerklärtem Grunde als Diener verdingt hat, soll wohl eine marktgängige englische Theaterware verspotten, aber das wichtigste ist doch wieder die Gesellschaftssatire über Ruppigkeit und äußerem Wahren des Scheins. Freilich, man hat meist die Empfindung, als unterhalte sich der Sittenrichter selbst ganz ausgezeichnet. Da unsere Bühnen sich so sehr mit Shaw und Wilde beschäftigen, gibt es bei uns entweder gar keinen Anlaß zur Satire oder wir haben keine Dichter, die sie zu schreiben vermögen. Ich kann mir beides nicht gut denken. In grotesker Zeichnung sah man manches schauspielerisch ergötzliche. Fanny, die Schriftstellerin, blieb uninteressant, aber das kommt vor, daß Autoren bei persönlicher Bekanntschaft enttäuschen.

Theater am Gärtnerplatz. „Die Herrin von Mitrova", Singspiel von Jg. Brantl, Musik von Franz Werther. Der Tonsetzer ist der Kapellmeister unserer Bühne, der eine gutklingende flotte Tanzmusik zu schreiben versteht, die auch wirksam bleiben würde, wenn man die Beine minder hochwürfe. Der Text hält eine pikante Nuance immerhin in Grenzen und setzt die üblichen Typen mit leidlichem Geschick in Bewegung. Wiener Aristokratie im Reifrock, kroatisches Landvolk, tanzende Kinder, Reitpferde geben Farbe und Leben. Die Besetzung war „erste Garnitur", das Publikum zufrieden.

Wiedereröffnung des Theatermuseums. Das Theatermuseum der Clara Zieglerstiftung, welches über die Wintermonate geschlossen war, ist zu Pfingsten wieder eröffnet worden. Der Vorplatz ist mit Bildern und Büsten großer Künstler geschmückt, im oberen Stockwerk ist die Entwicklung der Bühne von Antike, Mysterien-Shakespearebühne bis zum Münchener Künstlertheater in sehr lehrreichem Anschauungsunterricht zu sehen. Ein eigener Saal ist Rich. Wagner gewidmet. Auf viele Einzelheiten und Dinge, welche an dieser Stelle schon öfters Erwähnung fanden, kann nicht eingegangen werden. Die Neuordnung des Konservators Dr. Rapp ist recht günstig. Die Zielrichtung, Theatergeschichte zu geben und den Personenkultus einzudämmen, wird eingehalten.

Verschiedenes aus aller Welt. In Mannheim hat der Verband der deutschen gemeinnützigen Theater seine erste Jahresversammlung abgehalten. Der Verband erachtet es als seine Aufgabe, auf die Theatergesetzgebung Einfluß zu gewinnen. Sorgfältig gelte es darüber zu wachen, daß sich in Theaterfragen nicht Einflüsse geltend machen, die nicht künstlerischen Rücksichten entspringen. Es wurde der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß der gesamte künstlerische Betrieb einem Willen folgen müsse. Die Erweiterung des Kreises der Theaterbesucher (durch Theatergemeinden und ähnliche Organisationen) behandelte Dr. Restriepke (Berliner Volksbühne) und Generalsekretär Gerst vom Bühnenvolksbund. In den öffentlichen Vorträgen besprach Generalintendant Dr. Zeiß (München), ausgehend vom Hamburger Nationaltheater, das unter Lessings Einfluß höherer Literatur zustrebte, die gemeinnützigen Theaterbestrebungen im Laufe des 19. Jahrhunderts. So furchtbar ernst auch unsere Zeit sei, das deutsche Theater und seine Schauspieler werde sie nicht unterkriegen. Dr. Stahl (Theaterkulturverband) gab von den Aussichten der künstlerischen Wanderbühne ein künstlerisches Bild. Luise Dumont-Lindemann (Düsseldorf) rückte das gesprochene Wort gegenüber dem Bühnenbild in den Vordergrund und trat für die Wiedererweckung des Rhythmus gegenüber der naturalistischen und der antikromanischen Silbenbetonung ein. In den Liturgien der katholischen Kirche sei mehr vom Rhythmus unserer Sprache enthalten, als auf den Universitäten gelehrt werde. — In Frankfurt a. M. ist zwischen den Künstlern und dem Leiter der Oper ein Konflikt ausgebrochen. Der Betriebsrat bestreitet die Fähigkeiten des Direktors. Wenn die Vertretung der Angestellten bestimmen möchte, ob z. B. eine Neuinszenierung der Zauberflöte nötig ist und daß man keinen Verwaltungsdirektor brauche, so ist dadurch eine einheitliche Leitung der Bühne unmöglich gemacht.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

In den bangen Tagen vor der Entscheidung über das Ultimatum hat die Börse bei aller Zurückhaltung ihre Festigkeit und Widerstandskraft bewahrt. Auch die schlimmen Nachrichten aus Oberschlesien änderten daran nichts. Die Möglichkeit weiterer Beschlagnahmemassregeln hat die Neigung zu dem Erwerb von Valutapapieren gering gemacht und so hält die Börsenkundschaft an den Industriepapieren sehr fest, um so mehr als man von der Ablehnung des Ultimatums eine weitere Entwertung des Papiergeldes erwarten konnte. Es war auch damit zu rechnen, dass das Ausland für seinen Besitz an deutschen Noten auch den Ankauf von deutschen Industriewerten anstreben werde, wenn der Kurs weiter sänke. Die Annahme des Ultimatums brachte eine Erholung des Markkurses. Obwohl man sich doch sagen musste, dass die gewaltigen Steuerlasten, die wir bereits haben, sowie die neuen, deren Umrisse man noch kaum erkennen kann, und die Ausfuhrabgabe Erzeugungskosten und Wettbewerb der deutschen Industrie ungeheuer erschweren, sah man sich doch lieber nach günstigeren Momenten um. Die Börse hält sich gerne nur an das nächstliegende. Man hofft, dass jetzt nach Annahme des Ultimatums die Entente Polen gegenüber stärkere Energie aufwenden werde, und man rechnet mit bedeutenden industriellen Aufträgen für die Wiederaufbau Nordfrankreichs. Hierdurch kam es, dass Maschinenaktien, Glas-, Tiefbau-, Zementwerte in grossen Posten gekauft wurden. Dagegen waren die Kurse in Devisen und fremden Noten niedriger. Die amtlichen Notierungen der Devisen lagen am 12. Mai bis um 45 ℳ niedriger, als am Vortage. Auch in fremden Noten waren überwiegend neue Kursverluste. Dieses Bild blieb noch am letzten Tage vor der dreitägigen Pfingstfestruhe.

Der A. Schaafhausensche Bankverein A.-G. Köln, dessen Aktienkapital von 100 Millionen Mark sich vollständig im Besitz der Diskontogesellschaft befindet, hat im verflossenen Jahre den Bruttogewinn verdreifacht. Der Gesamtertrag stellte sich auf 90,65 Millionen Mark; andererseits sind die Unkosten von 19,66 Mill. auf 57,71 Millionen Mark gestiegen. Der Reingewinn beträgt 33,57 (i. V. 13,95) Millionen Mark. Als Dividende wird 12 Prozent gegen 8 Prozent im Vorjahre vorgeschlagen.

Die Allgemeine Deutsche Kredit-Anstalt will 12 (i. V. 9) Prozent Dividende ausschütten; die Norddeutsche Bank

Hamburg 14 (i. V. 10) Prozent Die Generalversammlung der **Aktien-Gesellschaft für Zellstoff- und Papierfabrikation** in Aschaffenburg bewilligte 25 % Dividende. Ueber die gegen Vorstand smitglieder erhobenen Anschuldigungen, die Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung sind, wurden beruhigende Erklärungen abgegeben. Die Vorwürfe seien von völliger Unkenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge diktiert. — Die **Sächsische Bank** zu Dresden setzte die Dividende auf 7 % fest. Der Plan der Anlehnung an eine grössere Kreditbank wurde aufgegeben, nachdem die sächsische Regierung erklärt hatte, unter keinen Umständen der Aufgabe des Notenprivileges zuzustimmen.

Die Kohlenpreiserhöhungen in Verbindung mit den stark erhöhten Eisenbahnfrachten haben bewirkt, dass die **Eisenwerke**, selbst die bestorganisiertesten, wie Phönix, zu Preisen anbieten müssen, die unter den Herstellungskosten liegen. Infolge dessen befürchtet man, dass in der rheinisch-westfälischen Montanindustrie Betriebseinschränkungen notwendig werden. — Der **Holzhandel** steht unter dem niederschmetternden Eindruck der Bedingungen und Preise, zu denen an die Entente Holz geliefert werden soll. Diese Umstände, die als ruinös bezeichnet werden, haben, auf die Gesamtstimmung abschwächend gewirkt. Durch die Sanktionen ist die Ausfuhr von Schnittholz und fertigen Erzeugnissen der Möbelindustrie zum Stillstand gekommen. Als notwendige Folge trat Stillegung von Betrieben ein. Neuerdings verlautet, dass **England** für Aufhebung der Zollinie am Rhein eintreten wolle. Es ist zu hoffen, dass es nicht wieder „umfällt".

Der April-Aussenhandel der **Vereinigten Staaten** weist einen ausserordentlich grossen Rückgang auf. Der Export ist fast um die Hälfte zurückgegangen, der Import bleibt um 241 Millionen Dollar hinter der Aprilziffer 192 0 zurück. Die Politik gegen Mitteleuropa rächt sich.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Bei allen Anfragen beziehe man sich auf die „Allgem. Rundschau".

Die Kleinen Anzeigen sind in der „Allgemeinen Rundschau" sehr wirksam.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 96 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 22 München, 28. Mai 1921. XVIII. Jahrgang.

Umschichtung in Bayern.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Die Revolution hat es fertig gebracht, in Bayern zwei parteipolitische Gebilde entstehen zu lassen, welche das Gesicht der bürgerlichen Parteigruppierung stark veränderten, obwohl sie nichts weniger denn bodenbeständig sind. Ihr Fortbestehen in der jetzigen Gestaltung ist fragwürdig. Es handelt sich um die Mittelpartei und die Demokratie; in beide ist der Nationalliberalismus eingeschichtet.

Schon lange vor Ausbruch der Revolution konnte man die tiefe Gährung im Volke wahrnehmen, die durch den jahrelangen Krieg und seine, wie es schien, unabsehbare Dauer verursacht war. Im Februar 1918 fand in München eine Beratung von Abgeordneten und Pressevertretern des Zentrums statt, in welcher von journalistischer Seite, unter Angabe von Beweismomenten aus dem Volksleben in Stadt und Land, auf die große Unpopularität des Krieges und seiner Führer Hindenburg und Ludendorff hingewiesen wurde, die sich auch auf König Ludwig übertragen habe, von dem das Volk, völlig der Wirklichkeit widersprechend, behaupte, er sei ein „Kriegstreiber“, am Ausbruch und für die Hinschleppung des Krieges mit verantwortlich. Der betreffende Redner stellte die These auf, daß eine große Revolution unmittelbar bevorstehe, die absolut sicher ausbreche, wenn der Krieg, womit zu rechnen sei, verloren gehe. Die Revolution ist gekommen und hat in Bayern das Oberste zu unterst und das Untere zu oberst gekehrt. Allein ebenso sicher, wie dies alles eingetreten ist, war auch die rückläufige Bewegung. Die Revolution um der Freiheit willen war in Bayern eine Lüge, denn freier als das bayerische Volk unter der Monarchie war, ist es durch den Umsturz nicht geworden. Er brachte im Gegenteil erst die Unfreiheit in unser ganzes öffentliches Leben, indem eine kleinere Minderheit von Aktivisten der großen Mehrheit den Willen aufzwang, was zuletzt in die Scheußlichkeiten der Räterepublik einmündete. Die Umkehr in Bayern ist rascher und gründlicher als anderswo in Deutschland erfolgt. Davon wird auch jenes Parteiwesen mit ergriffen, das ein Produkt der Revolution war.

Die Revolution hatte den Liberalismus und die Konservativen in Bayern obdachlos gemacht. Ein Teil der links gerichteten Liberalen glaubte einem „Zug der Zeit“ zu entsprechen, wenn er eine republikanische demokratische Partei gründe. Dadurch wurde der rechte Flügel der Liberalen zum Anschluß nach rechts getrieben, an die dünn gesäten Konservatven, welche sich in Bayern den Anschein einer gewissen Linksorientierung zum Nationalliberalismus geben mußten, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, unterzugehen. Denn die preußisch-konservative Richtung ist in Bayern verpönt. Die Konservativen wandten einen Kunstgriff an und nannten sich Mittelpartei. So hatte früher der Liberalismus bei uns in Bayern geheißen. Es gaben also die Preußisch-Konservativen in Bayern sich den Anschein, die Funktionen des gemäßigten Liberalismus übernommen zu haben. Auf diese Weise ist der nationalliberale Gegner der Konservativen Dr. Casselmann in die Reihen der Mittelpartei geraten. Anderseits kam der rechtsliberale Abg. Dr. Hammerschmidt in die demokratische Partei hinein, der wenige Wochen vor Ausbruch der Revolution im Landtag geäußert hatte, die Monarchie gehe befestigt aus dem Kriege hervor, weil die Söhne der Fürstenhäuser in gleicher Weise wie jene des Volkes die schwersten Blutopfer fürs Vaterland dargebracht hätten. Der frühere liberale Abgeordnete und Kampfgenosse des Fortschrittführers Eugen Richter, Dr. Günther hat sich anscheinend keiner Partei fest angeschlossen; er ist, das weiß man, Monarchist geblieben, und so wenig er mit der Mittelpartei zu tun haben will, so wenig ist er mit der Politik der Demokraten einverstanden. Der demokratische Abgeordnete Dr. Ernst Müller, früher weit links, ist infolge der Zeiten Bedrängnis rechtsliberal geworden.

Die ganze Lage des Liberalismus spiegelt sich in der Umformung seiner Presse wieder. Es gibt eigentlich keine demokratische Presse mehr in Bayern. Der demokratische Handelsminister Hamm hat den Rat, in die Presse zu gehen, zurückgewiesen mit dem Hinweis darauf, daß die Demokraten kein einziges großes Organ in Bayern mehr besäßen. Der „Fränkische Kurier“ in Nürnberg, das einflußreiche Blatt Nordbayerns, früher ganz links stehend, ist noch demokratisch, jedoch so verdünnt, daß er von einem nationalliberalen Organ nicht mehr zu unterscheiden ist. Das Gleiche gilt in Südbayern von den ehedem so stürmisch linksliberalen „Münch. Neuest. Nachrichten“, die ganz weit rechts Platz genommen haben und in ihrer höchst respektablen Umsicht und Zurückhaltung für die Parteipolitik überhaupt wenig mehr in Betracht kommen. Die demokratische Provinzpresse ist vor und bei den letzten Wahlen wieder zu den Rechtsliberalen zurückgekehrt, von wo sie ausgegangen war. Mehrere demokratische Provinzblätter haben das Erscheinen eingestellt. Es gibt nur ganz vereinzelt da und dort ein in kleinem Kreise wirkendes demokratisches Provinzblatt in Reinkultur; zusammen höchstens fünf. Unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheint in München die zur Reichstagsdemokratie gravitierende „Süddeutsche demokratische Korrespondenz“, welche selten abgedruckt wird. Diese Lage der Preßverhältnisse in der Demokratie Bayerns ist ein Wegweiser: Man hält in diesen Kreisen die bayerische Demokratie für einen verlorenen Posten.

Vor den letzten Preußenwahlen eröffnete der „Fränkische Kurier“ einen Meinungsaustausch demokratischer Führer, in welchem Dr. Günther und Dr. Ernst Müller zum Wort kommen. Dr. Günther äußerte sich nur ganz kurz. Er schlägt die Bedeutung der Preußenwahlen sehr hoch an und stellt als Erfordernis ein „unbedingtes Zusammengehen der drei Koalitionsparteien“ hin. Dr. Günther sagte nicht, welche Parteien er meine; aus dem Nachfolgenden mußte man jedoch schließen, daß er Zentrum, Demokraten und Deutsche Volkspartei im Auge hatte. Dabei spezialisierte er, je eher die innerlich falsche, nach außen höchst schädliche Gegnerschaft zwischen Demokratischer Partei und nationalliberaler Deutscher Volkspartei einem verständnisvollen Zusammengehen Platz mache, um so besser sei es für das Reich und die Sache eines vaterländischen Liberalismus. Dr. Ernst Müller sprach in längeren Ausführungen dieselben Gedanken aus. Er hält eine „heilige Notgemeinschaft aller Parteien“ für gegeben. Dr. Müller fragte: „Was trennt heute sachlich die Deutsche Demokratische Partei und die Deutsche Volkspartei? Zumal in Bayern!“ Dr. Müller schrieb den Satz nieder: „Welche Partei huldigt heute nicht formell der Demokratie? Aber die Gegensätze in der Auffassung gehen über die Parteigrenzen längst hinaus.“ Diese Kundgebung beider Demokratenführer fand nicht einmal in Bayern ein Echo, viel weniger in Preußen, wo die nationalliberale Deutsche Volkspartei den Wahlkampf gerade gegen die Demokraten zuspitzte, um ihnen dieselbe Niederlage zu bereiten, die sie am 6. Juni in Preußen bei den Reichstagswahlen und in Bayern auch bei den Landtagswahlen erlitten hatten.

Es ist für unsere bayerischen Verhältnisse von Interesse, die beiden linksliberalen Führer Dr. Günther und Dr. Müller immer wieder die Notwendigkeit der Einigung der liberalen Gruppen in Bayern betonen zu hören, deren Divergenz die Rechtsliberalen in das Gehege der Mittelpartei trieb, wo sie nur vorläufig und notdürftig Unterkunft gefunden haben, während der Linksliberalismus, ohnehin eine politische Mischart, zerrieben und auf seine frühere einflußlose Stellung zurückgeführt wird.

Die letzte Position der Demokraten nimmt Handelsminister Hamm ein, ein Politiker ohne originale Denkweise und Auffassung des praktischen Lebens, jedoch von einer ganz außerordentlichen Geschäftigkeit. Es scheint, daß er verstanden hat, die Besetzung des bayerischen Staatssekretariats im Reichsverkehrsministerium hintanzuhalten und so Frauendorfer zum Bleiben zu veranlassen, der sich hüten sollte, in die Stellung des bekannten ehemaligen Hofschauspielers in München einzurücken, welcher recht häufig „zum letzten Male auftrat“ und doch immer erneut Vorstellungen gab — eine Rolle, für die uns Frauendorfer bei aller politischen Gegensätzlichkeit zu gut ist. Die Präsentation von drei Kandidaten ist offenbar geschehen, um die Kandidatur eines der Bayerischen Volkspartei nahestehenden Eisenbahnfachmannes zu verflüchtigen. Man vermutet, daß Hamm merkbar oder unmerkbar bei dieser Konstellation nicht bloß im bayerischen Ministerrat, sondern auch bei seinen Parteifreunden Reichsverkehrsminister Gröner, Reichswehrminister Dr. Geßler und Reichsminister des Innern a. D. Koch mitgewirkt hat, wie überhaupt sein Einfluß auf diesem Wege nach Berlin und von dort nach München nicht unterschätzt werden darf. Diese letzte Position der Demokraten geht verloren durch die beabsichtigte Aenderung der Ministerialformation in Bayern, bei welcher das Handelsministerium eingezogen werden wird. Sie bleibt für immer verloren, wenn die rückläufige Bewegung der Demokratie in Bayern fortdauert. Diese Entwicklung fürchten die demokratischen Führer.

Es ist sehr bemerkenswert, daß Abg. Dr. Ernst Müller die Notwendigkeit der Wiedervereinigung von Links- und Rechtsliberalismus mit Gründen belegt, die sonst nicht ausgesprochen werden. Sein Ausspruch, daß die Demokratie formell von allen Parteien anerkannt ist und daß die Gegensätze über die Auffassung der Demokratie über die Parteigrenzen hinausgehen, ist eine verbindende Formel für die bürgerlichen Parteien. Während gewisse demokratische Organe in Preußen („Frankf. Ztg.“ und „Berliner Tageblatt“) und die „Süddeutsche Demokratische Korrespondenz“ in München die Demokratie den anderen bürgerlichen Parteien erst noch vermitteln zu müssen glauben, sagt Dr. Ernst Müller, daß alle Parteien demokratisch sind, daß jedoch über das Wesen der Demokratie Meinungsverschiedenheiten überall herrschen, auch bei der Demokratischen Partei. Das ist eine geistige Disposition, welche das Zusammenarbeiten der bürgerlichen Parteien erleichtern, die liberalen Gruppen nahe aneinanderführen könnte, die Stellung der Demokratischen Partei als selbständiger Faktor jedoch erschweren müßte, wenn sie außer der formellen Demokratie sonst keinen geeigneten Inhalt besäße, um die Volksgenossen anzuziehen.

In Bayern hat von jeher die auf den Konstitutionalismus gegründete bürgerliche Freiheit geherrscht, es saßen keine bevorzugten Klassen am Staatsruder und in den Aemtern, sondern die Söhne des Volkes waren so gut wie die historischen Stände von einem volkstümlichen Fürstenhaus berufen, die Geschäfte des Landes zu führen. Diese Vereinigung aller Kräfte bedingte eine freiheitliche, demokratische Regierungsweise. Zu Zeiten wurde sie überschattet von jenen politischen Gruppen, die sich heute Demokraten nennen und früher dem Lande eine einseitige Parteiwirtschaft aufdrängen wollten. 1882 wehrten sie sich heftig gegen die Einführung der geheimen Wahl und 1887 gegen die gesetzliche Wahlkreiseinteilung. Im Uebrigen waren sie Kulturkämpfer. Das war das Gegenteil von Demokratie, es war die Leugnung demokratischer Grundgesetze. Das bayerische Volk kennt sie durch und durch. Es gibt keine Stimmung für die Demokraten im bayerischen Volk. Man traut ihnen nach wie vor nicht. Und dann ist entscheidend, daß „demokratisch“ kein besonderes Merkmal ist. Demokratisch ist das ganze bayerische Volk von jeher, insofern es alle konstitutionellen Freiheiten in Anspruch nahm, besaß und benützte. Auch König Ludwig III. war Demokrat in gutem Sinn, ein wahrer Volksfreund, der noch durch seine Verordnung vom 2. November 1918 die Ministerernennung an die Auswahl durch den Landtag knüpfte und das Verbleiben der Minister vom Vertrauen des Landtags abhängig machte. Es war dadurch die Demokratie bis zur letzten Konsequenz, dem parlamentarischen Regierungssystem durchgeführt. Wenn sich eine Partei bei uns in Bayern „Demokratie“ nennt, so macht das keinen Eindruck, weil alle Parteien Demokratien sind und Demokratie etwas Selbstverständliches ist.

Mit dieser Sachlage muß gerechnet werden. Den Demokraten in Bayern dringt die Sehnsucht zur Vereinigung mit den Nationalliberalen aus allen Poren, weil sie einsehen, daß sie auf sich selbst gestellt, zugrunde gehen müssen. Indes gerade diese Vereinigung hat der vorletzte demokratische Parteitag in Nürnberg im Herbst vorigen Jahres verboten. Die bayerische Demokratie drängt zur Wiedervereinigung mit dem Rechtsliberalismus, wenngleich sie die Erweiterung der Regierungskoalition durch Einbeziehung der Sozialdemokratie gerne sähe, während die norddeutsche, von Dr. Petersen geführte Demokratie nach wie vor nach links geht, wenngleich sie Fühlung mit der Deutschen Volkspartei bekommen möchte. Der „Fränkische Kurier“ (Nr. 48 vom 29. Januar 1921) klagte, „schon versuche man „das freiheitliche Bürgertum mit an den Karren der Sozialdemokratie zum Sturmlauf gegen die bayerische Regierung zu spannen.“ Er lehnte „solche Schergendienste für das freiheitliche Bürgertum“ ab und erklärte: „Heute ist es klar — der Feind steht links!“

Fraglich geworden ist, ob die bayerische Demokratie nicht schneller untergeht, als sie ihren Willen zur Wiedervereinigung mit dem Nationalliberalismus verwirklichen kann. Das Versinken der Demokratischen Partei würde jedoch dieselbe Auslösung jener in der Mittelpartei gefesselten Liberalen und das Neuerstehen einer einheitlichen liberalen Partei in Bayern bewirken. Sonst würde der gesamte bayerische Liberalismus verschwinden. Anderseits ist garnicht daran zu denken, daß die mit allen Belastungen preußisch-konservativer Politik beschwerte Mittelpartei, die mit dem Liberalismus aller Richtungen im Widerspruch steht, in der heutigen Form aufrecht erhalten werden kann. Wenn einmal die Probleme des Friedensschlusses den Parteien wieder mehr Luft zur innerpolitischen Selbstbetätigung lassen, löst sich das konservativ-nationalliberale Band von selber. Die konservativen Deutschnationalen sind im Lande garnicht und in München nur in der Studentenschaft, in Offizierskreisen und in einer nicht zahlreichen Beamtenschicht gehalten, die Massen des werktätigen Volkes stehen ihnen fern. Für diese Partei wird wieder die Zeit kommen, wo sie auf einige mittelfränkische Domänen eingeschränkt ist. Ihr jetziger Bestand ist Treibhauserzeugnis, dessen Fülle mit der Umschichtung des Liberalismus in Bayern vorübergeht.

Zeitgedanken.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Heutzutage lebt sich die Jugend erst aus, bevor sie sich einlebt.

*

Den meisten Hafer fressen die Steckenpferde, namentlich die politischen.

*

Bei manchem Stein, der uns vom Herzen fällt, erkennen wir zu spät, dass es ein Edelstein war.

*

Das grösste Lebensgut haben wir alle gemeinsam: die Zeit.

*

Vorher weiss
Man den Preis,
Hernach erfährt
Man den Wert.

*

Ein Volk, das auf seinen Lorbeeren ausruht, zerdrückt sie.

*

Wir sitzen heute so sehr im Trockenen, dass uns das Wasser bis an den Hals geht.

*

Je ernster wir das Leben nehmen, desto heiterer lässt es sich an.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Kurz vor und nach Pfingsten tagten an verschiedenen Orten unseres Vaterlandes eine ganze Reihe von Bünden der deutschen Jugend. Uns gehen zunächst an das 25jährige Jubelfest der Kath. Jugend- und Jungmännervereine in Düsseldorf und der Zentrumsjugendtag in Fulda. Einige Wochen vorher hatten sich in Frankfurt a. M. Jugendverbände der verschiedensten Geistesrichtung zu gemeinsamen Zwecken vereint. Der neue Lebensstil von Quickborn und Wandervogel bestimmte überall das äußere Bild, aus den Reden und Aussprachen aber stieg der ernste, leidenschaftliche Wille zur sittlichen Neugeburt des Einzelnen wie des Volkes, zu Menschenwürde und Seelenkultur und zum Kampf wider die Zeitsünde des Materialismus, die unser Elend verschuldet hat. Dieser Wille der Jugend ist beschwingt von der Zuversicht, daß unser deutsches Volk nicht untergeht, wenn es sich nur von innen her erneuert. Umsturz, Schuldknechtschaft, Entwaffnung lassen die deutsche Jugend nicht verzagen. Mögen die Aelteren von ihr lernen, die oft nicht mehr hoffen wollen. Es gehört furchtbar wenig Scharfsinn dazu, immer schwarz zu sehen. Viele drücken sich damit nur um eine wirklich genaue Beurteilung der Dinge.

Und hat etwa die letzte Woche den Schwarzsehern in der deutschen Politik recht gegeben? Lloyd George, heute wirklich die Sphinx von Europa, ist nicht umgefallen. Er hat seiner Unterhausrede vielmehr eine Erklärung nachgeschickt, worin er sich bitter über den Ton der französischen Presse beklagt. Ausdrücklich nimmt er die Volksabstimmung als Zeugnis des Willens der Oberschlesier an. Lloyd George darf also nicht den französischen Anschlägen weichen, Oberschlesien wie das Saargebiet zu behandeln und eine zweite Abstimmung in ungewisser Ferne vorzutäuschen. — Der englische Staatsmann hat sich überdies noch Deckung bei den Vereinigten Staaten verschafft. Auf einem Bankett zu Ehren des neuen amerikanischen Botschafters Harvey in London führte er aus, die künftige Wohlfahrt der Welt hänge mehr als von irgend etwas ab von dem guten Einvernehmen zwischen England und Amerika. Ueberschwänglich feierte er Amerikas Beschluß, wieder am Obersten Rat teilzunehmen. Harvey erwiderte, er sei angewiesen, alsbald eine Sitzung des Obersten Rates zu beantragen, um die oberschlesische Frage zu erörtern. — Tatsächlich wurden Versuche gemacht, eine Zusammenkunft der leitenden Staatsmänner der Entente oder wenigstens eine zwischen Lloyd George und Briand zustandezubringen. Frankreich aber zeigte sich spröde. Es will erst kommen, wenn über Oberschlesien ein grundsätzliches Einverständnis erzielt ist, „wie es dies auffaßt." Auch will Briand nicht handeln, ohne sein Parlament gefragt zu haben. Und die französische Kammer ist darauf eingegangen. Sie zog die Besprechung über das von Deutschland angenommene Ultimatum in die Länge und vertagte sich, ehe Briand zu Wort kam, auf Dienstag, 24. Mai. Damit war das in der Weltpolitik so beliebte englische Wochenende für eine Sitzung des Obersten Rates ausgeschaltet. Wenn diese Zeilen gelesen werden, weiß man vielleicht, wie es dem Fabius Cunctator Briand im Palais Bourbon ergangen ist. Die Verhandlungen vor Wochenschluß verhießen ihm nicht viel Gutes. Die Redner der Kammer, voran Tardieu, sind sehr unzufrieden mit dem Ultimatum. Das Pariser Diktat gefiel ihnen besser. Der Minister Loucheur hatte einen schweren Stand. Er fand das Gute heraus, daß mit den Schuldverschreibungen die ganze Welt zum Gläubiger Deutschlands werde. Frankreich bekomme damit eine gewisse Sicherheit. Wir fügen hinzu, nicht nur Frankreich, sondern Deutschland selbst. Hinfort ist die ganze Welt, und zwar nicht die Staaten, sondern die privaten Personen und Körperschaften an Deutschlands Bestand, Einheit und Gedeihen interessiert. Vielleicht darf man davon träumen, daß hieraus eine völkerrechtliche Neutralisierung des deutschen Reiches mit Gewährleistung seiner Grenzen erwachsen könnte. Deutschland eine große Schweiz, das hat schon vor Monaten der bekannte Kulturphilosoph Ernst Troeltsch im „Kunstwart" (März 1921) als ein Ziel aufgerichtet.

Angesichts der Haltung von England, Nordamerika und Italien darf man hoffen, daß über Oberschlesien wenigstens nicht Korfanty entscheidet. Doch wird es sehr schwer sein, wieder Ordnung zu schaffen und es ist wirklich viel verlangt, daß Deutschland untätig zusehen muß, wie seine Bürger im Machtbereich der Großstaaten, die ganz Europa neu und besser einrichten wollen, ermordet, beraubt und entehrt werden. Ohne Zutun des Reiches hat oberschlesischer Selbstschutz unter Führung englischer Offiziere den Kampf aufgenommen und außer einigen Ortschaften den St. Annaberg gestürmt. Die Zustände im Aufruhrgebiet sind grauenhaft. Ein angebotener Rückzug Korfantys hat sich bald als Finte erwiesen. — In Polen selbst mußte der Außenminister Fürst Sapieha, der das Gesicht des Unbeteiligten zu wahren und die Grobheiten von Italien und England einzustecken hatte, abgehen.

Die inneren politischen Schwierigkeiten machten uns weiterhin manche Not. Das Reichskabinett blieb immer noch unvollständig, erst am 23. Mai wurde der Gesandte im Haag, Dr. Rosen, zum Außenminister ernannt. Um eine sichere Mehrheit im Reichstag zu geben, wird die Verbreiterung der Koalition versucht; nach rechts, aber auch nach links. Das Zentrum wünscht dringend die Mitarbeit der Deutschen Volkspartei. Zu einem großen Wiederaufbauprogramm auf lange Sicht müssen sich die Mittelparteien zusammenfinden, schreibt die „Zentrums-Parlaments-Korrespondenz" vom 19. Mai. Daß sie womöglich die USP. in diese Front einbeziehen will, geht uns aber zu weit. Hat die USP nicht der neuen Regierung ein Aktionsprogramm entgegengeschleudert, das durch und durch revolutionär ist? Sie müßte sich gründlich ändern, um uns regierungsreif zu erscheinen. — Leider hat die Deutsche Volkspartei in der „Nationalliberalen Korrespondenz" erklärt, Teilnahme an einer Regierung Wirth oder einem ähnlich gearteten Kabinett sei für sie ausgeschlossen. Diese unnötige persönliche Zuspitzung macht der Deutschen Volkspartei keine Ehre.

Die heikelste Frage der inneren Politik ist die der Entwaffnung in Bayern. Das Reich hätte sie auch in Angriff nehmen müssen, wenn General Nollet nicht eine neue Note überreicht hätte, die peinlich alle Seiten der deutschen Abrüstung nach dem Diktat von London aufzählt. U. a. muß die Reichsregierung bis 31. Mai eine Liste der Selbstschutzverbände einreichen, die bis 30. Juni aufzulösen sind. Von Berlin erging darauf eine Mitteilung an die Regierungen aller Einzelländer, also nicht nur Bayerns, ihrerseits solche Listen abzuliefern. Daß die Einwohnerwehr entwaffnet und aufgelöst werden muß, ließ die Reichsregierung unzweideutig erkennen. Es ist nicht zu leugnen, daß infolgedessen in Bayern eine starke Mißstimmung platzgriff und sich süddeutsch kräftig äußerte. Doch sind es unverantwortliche Aufschneidereien, die als Nachrichten aus München in einzelnen norddeutschen Blättern erschienen: es sei ernstlich eine Trennung Bayerns vom Reich geplant. Das Kabinett Kahr faßte bis zum 23. Mai keinen Beschluß. Die Bayerische Volkspartei, auf die es, parlamentarisch betrachtet, in erster Linie ankommt, bereitet in ihrer Presse langsam und deutlich darauf vor, daß Bayern sich der Notwendigkeit fügen werde. Die Entwaffnung ist jedoch nicht das leichteste Stück der Verantwortung, welche das Reich, die Koalition im Reichstag und das neue Reichskabinett auf sich nahmen, als sie sich dem Diktat von London beugten. Nach Auflösung des Selbstschutzes hat das Reich umsomehr die Pflicht, den Feinden der Ordnung unerbittlich zu widerstehen und nicht mehr in die Methode des Bielefelder Abkommens zu verfallen oder der Unfähigkeit eines Severing und Hörsing zuzusehen. Die Einheit des Reiches ist ein kostbares Gut. Die Länder wie die einzelnen Staatsbürger sind bereit, ihr viel zu opfern. Doch das Reich muß wiederum sein Daseinsrecht erweisen, indem es Ländern und Einwohnern Sicherheit, Freiheit und ruhiges Gedeihen gewährleistet.

Am 22. Mai beging seinen 75. Geburtstag Dr. Peter Spahn, Wirkl. Geheimer Justizrat, ein Veteran der Zentrumspartei und des Reichstags. Seit 1882 steht er im parlamentarischen Leben. So hat er im Vordergrund an allen Ereignissen teilgenommen, welche die deutsche Geschichte der letzten vier Jahrzehnte bestimmten. 1912 wurde er in der Nachfolge Hertlings Vorsitzender der Reichstagsfraktion des Zentrums. Mit Hertlings ehrwürdiger Gestalt gehört Peter Spahn in der Tat zusammen als ein Zeuge der besten Ueberlieferungen der Partei. Gott erhalte ihn noch lange in voller Kraft unserm Vaterland.

Man hörte in letzter Zeit, daß Kaiser Karl sein Asyl in der Schweiz verlassen werde. Es soll auf einen Druck der Schweizer Bundesregierung geschehen. Die „Neuen Züricher Nachrichten" vermuten neben außenpolitischen Einflüssen solche der Loge und der Sozialdemokratie. Eigentümlich berührt es jedenfalls, daß die Schweiz, die bisher jedem politisch Verfolgten Schutz gewährte, ihn einem vertriebenen Monarchen versagt.

Die tieferen Gründe des monarchischen Empfindens in Bayern und Ungarn.

Von G. Stezenbach, Freiburg i. B.

Mancher wird sich schon darüber seine Gedanken gemacht haben, woher es kommen mag, daß gerade in Bayern und Ungarn, den beiden Ländern, in denen die Revolution von 1918 hier in Deutschland, dort in der Habsburgermonarchie zuerst ausbrach, sich die stärksten Ansätze zu einer Restauration der Monarchie zeigen. Ungarn ist dem Namen nach jetzt schon wieder Königreich, Bayern ist zwar „Freistaat", aber die Wiedererrichtung der Monarchie wäre dort jederzeit möglich, wenn nicht auf das übrige Deutschland Rücksicht genommen werden müßte. Die beiden Länder haben freilich den Radikalismus der äußersten Linken durchgemacht, und es bewahrheitet sich hier das geschichtliche Gesetz vom Pendelschlag nach rechts und zwar desto stärker, je mehr der Pendelschlag zuerst nach links gegangen war. Aber es sind das nicht die einzigen Gründe zu dieser „Reaktion", die durchaus nicht von außen hereingetragen wurde, sondern im Geiste des Volkes von innen heraus entstanden ist. Bemerkenswert ist auch die Schnelligkeit, mit der man in Bayern und Ungarn die „Errungenschaften" der Revolution in ihrer ganzen Hohlheit erkannt hat.

Woher also diese schnelle Abkehr vom Geiste der Revolution? Das läßt sich nur erklären durch die Tatsache, daß wir es in Bayern, wie in Ungarn, noch mit einer meist ländlichen, urwüchsigen Bevölkerung zu tun haben, bei der die Tradition der Väter noch eine große Rolle spielt, im Gegensatze zu den übrigen Ländern des ehemaligen deutschen und österreichischen Kaiserreiches, deren Bevölkerung vielfach der Industrialisierung zum Opfer fiel. Monarchische und traditionelle Ansätze finden sich auch beim kroatischen Volke; auch in Tirol ist sicher die alte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus nicht ausgestorben.

Urwüchsige, unverdorbene Völker sind stets monarchistisch, wir sehen dies am spanischen Volke, wo der Republikanismus seinen Sitz nur in Industriezentren hat.

Die Monarchie ist eben das organische, aus dem Volke herausgewachsene Führertum. Der Vater ist Monarch in der Familie, das Volk ist die Familie der Familien. Der König ist der Vater des Volkes. Königtum ist wahrhaft sozial, es lebt vom Volke und stirbt mit ihm. Volk und König gehören zusammen, sind eines Blutes und Stammes — aufgepfropfte Dynastien haben selten festen Fuß gefaßt im Volke. — Geht es dem Volke schlecht, so leidet der König mit. Der republikanische Präsident ist nur Beamter, auf einige Jahre gewählt, von einer Partei, deren Interessen er selbst dann unbewußt wahren wird, wo er glaubt, für das ganze Volk zu handeln. Das naive Volk schätzt ihn auch gar nicht anders ein. Was ist dem Volke ein Loubet, ein Ebert usw. An ihm nimmt es keinen Anteil; es kennt ihn fast nicht oder überhaupt nicht, dagegen kennt es die tausendjährige Dynastie seiner Könige. Und selbst, wo die Republik besteht, nimmt das Volk mehr Anteil am ehemaligen Herrscherhause, als an dem vorübergehenden Staatsoberhaupte, Herrn Müller, Mayer oder Schulze. Das beweist tagtäglich die Presse; auch in Frankreich, dem Geburtslande der Revolution. Die Oeffentlichkeit beschäftigt sich immer wieder mit der Dynastie und ihren Mitgliedern und sei es nur im Feuilleton. Diese Beschäftigung mit der Dynastie kann für oder wider sein, aber sie geschieht. Es ist ähnlich, wie beim lieben Gott. Entweder befaßt man sich mit ihm für oder wider. Aber ignoriert wird er nicht. Wer befaßt sich mit Wilson, mit Fallières, wenn sie einmal abgetreten sind von ihren Aemtern? Verschollen und vergessen, noch bei Lebzeiten. Und nach ihrem Tode? Da muß es schon ein ganz großer, bedeutender Geist oder der Gründer der Republik sein — z. B. Washington.

Welcher Franzose kennt heute noch die Namen seiner ehemaligen Präsidenten? Von seinen Fürsten spricht das Volk noch lange nach ihrem Tode. Sie leben viele Jahrhunderte in Geschichte und Poesie fort, von Karl dem Großen, Otto dem Großen, Friedrich Barbarossa, Ludwig dem Bayern, Rudolf von Habsburg bis herab zu Kaiser Wilhelm I., Prinzregent Luitpold, König Albert von Sachsen, Großherzog Friedrich I. von Baden, König Karl von Württemberg und vielen anderen. Das gesunde Volk ist naiv und kindlich. Es empfindet noch natürlich und wahr. Es freut sich auch gern an seinem Oberhaupte. Es will seine Obrigkeit genießen; sie muß für ein gesund empfindendes Volk mit Prunk, Pracht und Herrlichkeit angetan sein. Wer darüber lächelt, der empfindet nicht mehr kindlich. Und Kindlichkeit ist, wie schon der Rembrandt-Deutsche sagt, das Kriterium der Natürlichkeit und Gesundheit eines Volkes. Je urwüchsiger, je bäuerlicher ein Volk, desto gesunder und unverdorbener sein Empfinden. Dieses, wenn man so sagen darf, organische Empfinden führt auch zum monarchischen Empfinden. Denn jeder Bauer ist ja, wie wieder der Rembrandt-Deutsche sagt, ein König auf seiner Scholle, seinem Hof, und der König ist gleichsam der Höchste der Bauern. Sein Hof ist der vornehmste. Die andern umgeben ihn wie ein Kranz. Der „Königshof" ist bäuerlicher Herkunft. Darin liegt das Geheimnis der monarchischen Gesinnung eines Bauernvolkes, das in Wirklichkeit auch echt demokratisch ist, um dieses Schlagwort zu gebrauchen. Volkskönigtum will der Bauer, nicht bureaukratisiertes Beamtenkönigtum. Friedrich der Große, als erster Diener des Staates, fühlte nicht bäuerlich königlich, sondern bureaukratisch. Andere taten dies zwar auch, er aber sprach es aus und erhob es zum Prinzip ohne zu wissen, daß er dadurch dem monarchischen Gedanken den Todesstoß versetzte. Nicht dem Beamtenkönigtum, dem Volkskönigtum gehört die Zukunft. Ein Königtum, das sich nur an den Verstand wendet, entbehrt des festesten Zusammenhangs zwischen Dynastie und Volk, des Zusammengehörigkeitsgefühls in Glück und Unglück, in Not und Tod. Das Königtum muß eben im Gefühle des ganzen Volkes verankert sein, wie es in Bayern und Ungarn war und trotz allem ist und bleibt.

Was hier von Bayern und Ungarn gesagt wurde, das läßt sich auch auf Griechenland und Spanien, und ebenso auf die Balkanvölker übertragen. Das vorübergehende Gelingen von Revolutionen beweist gar nichts. Denn Revolutionen werden stets, wie Kriege, nur von einer Minderheit gemacht, welche die wehrlose Mehrheit mit Waffengewalt überrumpelt.

Jeanne d'Arcs und Napoleons Geist als Schrittmacher Frankreichs im besetzten Rheingebiet.

Von Hans Freiherr von Reitzenstein.

In der Nummer des „Echo de Paris" vom 5. Mai widmet Maurice Barrès von der französischen Akademie einen zwei Spalten langen Artikel dem Gedächtnis Jeanne d'Arcs und Napoleons, deren Jahrtage Frankreich kürzlich feierte. Mit der bei einem „Causeur" der französischen Akademie nicht anders zu erwartenden Gewandtheit findet er die Möglichkeit, diese diametral entgegengesetzten geschichtlichen Gestalten, von denen er selbst sagt, sie seien „génies qui couvrent notre nation d'une gloire inégale", in eine Parallele zu bringen. Sie haben beide für den Ruhm Frankreichs gearbeitet. Die Erinnerung an diese beiden nationalen Heldenfiguren soll die auf der Welt vorhandenen Elemente (matériaux) des Blühens Frankreichs einigen, der errungene Sieg müsse noch ausgebeutet werden.

Die Tage, an welchen das dankbare Vaterland ihr Gedenken feiert, sollen für Frankreich eine Lehre und ein Anlaß sein, sich nach vorwärts in Bewegung zu setzen, des occasions de mise en train. Dieses löbliche Bestreben müsse Frankreich auf dem Boden des besetzten Rheinlandes in die Tat umsetzen. Es soll dort das vollenden, was die führenden nationalen Geister zu Zeiten Napoleons „nicht für unmöglich gehalten haben." Die Franzosen müßten am Rhein das zu Ende führen, was Napoleon als Gründer der rheinischen Handelskammern und Beschützer der Industrie-Etablissements der Departements der Ruhr und des Großherzogtums Berg begonnen habe.

Barrès behauptet in seinem Artikel, das sagenhafte Mädchen von Domrémy habe von Anfang ihrer Sendung an begeisterte Verehrer in den jetzt besetzten Gebieten des Rheinlandes gefunden (dès l'aube Jeanne d'Arc fut aimée avec ardeur des Rhénans). Diese Behauptung mag er den Historikern gegenüber rechtfertigen, für die Politiker ist jedenfalls seine weitere Angabe interessant, er habe unmittelbar nach dem Waffenstillstand in einer zur Ehre der Jungfrau von Orleans veranstalteten Prozession eine Abordnung aus dem Saargebiet angeführt. Alle Mitglieder derselben wären, obwohl deutscher Geburt und zum großen Teil der französischen Sprache nicht mächtig, entzückt davon gewesen, daß sie bestimmt seien, Franzosen zu werden (joyeux de leur destinée française). Ein Kommentar erübrigt sich wohl.

Nach Ansicht von Barrès kommt die Volkstümlichkeit der Retterin des Thrones Karls des VII. in den Rheinlanden nun jener gleich, deren sich Napoleon erfreut. Dieses zeige sich darin, daß die französischen Offiziere und Soldaten allerorten am Rhein von Projekten sprechen hörten, die Napoleon gefaßt, aber nicht habe ausführen können. Die Verwaltungsorgane Napoleons hätten zuerst die hervorragenden Arbeitsqualitäten der rheinischen Bevölkerung entdeckt, sie harmonisch gruppiert und ihnen einen nützlichen und humanitären Wert verliehen, auf den von Napoleon vorgezeichneten Bahnen müsse Frankreich weiter schreiten. Die sich selbst gestellte Frage, wie Frankreich dieses Ziel erreichen könne, beantwortet Barrès folgendermaßen:

„Eine neue Gesellschaft organisierte sich damals, eine rheinische Gesellschaft à la française. Napoleon und seine Verwaltungsbeamten haben nichts gespart, um die Industrie des unteren Rheintales zu entwickeln, um aus der Fruchtbarkeit des rheinischen Bodens Nutzen zu ziehen, aber sie wollten, daß die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens auch zur Entwicklung aller Menschheitswerte des Landes werde. Eine auffallende Erscheinung, welche das Werk Frankreichs im Rheinland in wirksames Licht setzt, ist die, daß durch unsere Arbeit eine neue Art Menschen geschaffen wurde, eine neue Klasse in die Erscheinung trat. Eine führende Klasse und doch kein Patriziat, oder doch zum mindesten ein Patriziat, welches der ständigen Erneuerung fähig ist. Wir haben in diesen Departements des Rheinlandes eine Kategorie geschaffen, (weniger unbeweglich wie eine Kaste und mehr ihrer Verantwortung bewußt als eine einfache Klasse von Berufsständen) eine Kategorie von Notabeln, welche Mitglieder der Stadträte, der Handelskammern waren, einen Menschentypus nach Art der Franzosen (à la française), ganz entgegengesetzt den wirtschaftlichen Feudalen, welche wir auf dem Boden des alten Heiligen Reiches sich wiederaufrichten sehen in dem, was Rathenau mit bemerkenswertem Scharfblick die Herzogtümer der Stinnes, Haniel und Sturm nennt."

Nachdem Barrès sich so in nicht mißzuverstehender Weise darüber geäußert hat, welche Rolle er den führenden wirtschaftlichen Handels- und Industriekreisen zumutet, läßt er sich in dem nachstehenden übersetzten Schluß seines Artikels über die Absichten aus, die Frankreich am Rhein verfolgt.

„Wir wollen selbstverständlich keine Annexion. Jeder wiederholt es ... Aber unwiderstehlich weist eine ständige Anziehungskraft unsere Vernunft und unsere Interessen an den Rhein. Wir sind kraft unseres prachtvollen Hafens von Straßburg und unserer mächtigen Flußflotte eine rheinische Macht geworden. Unser Geist ist bestrebt, mit diesem rheinischen Geiste wieder in Fühlung zu treten, welcher im Laufe der Jahrhunderte mit uns so oft so schöne Verbindungen einging. (Denkt Barrès vielleicht an Heine, Offenbach, Albert Wolff und andere unserer deutschen Mitbürger jüdischen Bekenntnisses? Anmerk. des Uebersetzers.) Wir können am Rhein eine für den Schutz der Welt gegen die Aspirationen von jenseits des Rheines günstige Atmosphäre schaffen. Die Ostbefestigungen, welche wir bis 1914 nur als militärische, mit Kanonen bewaffnete auffassen konnten, sieht man jetzt auf Grund einer Art allgemeiner Uebereinstimmung auf diesem linken Ufer durch eine ganze Zone der Beruhigung und französisch-rheinischer Zusammenarbeit fortgesetzt, so daß man jetzt von geistigen Befestigungen des Rheines sprechen kann. Unter verschiedenen Gesichtspunkten sind die edle katholische Figur Jeanne d'Arcs und die gewaltige revolutionäre und organisatorische Kraft Napoleons vorbildliche Kräfte, deren Anziehungsfähigkeit am Rheine sich zugunsten Frankreichs auswirkt. Es ist angezeigt an die Begründung ihres Ruhmes zu erinnern. Hauptsächlich muß man die Ursachen ihrer dortigen Volkstümlichkeit studieren. Was wollen wir am Rhein tun? Ich werde dieser Tage dieses Problem eingehend wieder aufnehmen und das verwerten, was uns Clemenceau und André Tardieu von den Widerständen erzählen, die unsere Verbündeten unserem gerechten Wunsch entgegensetzten und ebenso den ergreifenden Briefwechsel, welcher beginnt, mir nach der Lektüre meines Buches (Le génie du Rhin) von diesem linken Ufer selbst zuzukommen."

Man sieht, der Artikel ist beachtenswert. Die Kreise der Industrie und Intelligenz des Rheinlandes können aus demselben entnehmen, was ihnen Frankreich zumutet, er ruft ihnen ein nicht mißzuverstehendes „discite moniti" zu.

Auf die am Schlusse des besprochenen Artikels in Aussicht gestellte Verwertung der Briefe, welche Barrès aus dem Rheinlande anläßlich der Veröffentlichung seines Buches „Le génie du Rhin" zugekommen sein sollen, darf der Politiker mit Recht gespannt sein, hauptsächlich angesichts des in den nächsten Wochen in Würzburg beginnenden Prozesses Bothmer-Meyer-Koy gegen Vitus Heller.

Was die Jugend will.

Festrede für die Frankfurter Jugendfeier am Christi-Himmelfahrtstage 1921.

Von Dr. **Burgbacher**, Frankfurt a. M.

Die „Allgemeine Rundschau" bringt sonst keine Reden als solche, macht aber hier gerne eine Ausnahme, denn diese Rede ist als Zeugnis für den Geist unserer Jugend, auf die wir alle Hoffnung in Deutschlands Not setzen müssen, von zeitgeschichtlichem Werte. Die Schriftleitung.

Als der römische Kaiser Konstantin der Große mit seinen Truppen in Saxa Ruba unweit Roms stand (28. Oktober 312), erschien ihm ein leuchtendes Kreuz am Himmel, umschrieben mit den Worten: „In hoc signo vinces." In diesem Zeichen wirst du siegen. — Und er siegte. — Auch wir haben uns hier zusammengefunden, um uns zu diesem Zeichen zu bekennen, um damit auf dem politischen Schlachtfeld anzutreten und zu siegen. Die Jugend hat sich zusammengefunden, um sich zu bekennen zu den Grundsätzen christlicher Politik. Sie tut das, indem sie sich, praktisch gesprochen, zur deutschen Zentrumspartei rechnet, der christlichsten Volkspartei, die wir heute haben. Wir wenden uns bewußt gegen rechts und links, gegen Nationalegoismus und Machtpolitik, gegen Materialismus und Religionslosigkeit.

Gegen links: Die Welt von heute soll materialistisch werden, wenn sie es nicht schon ist. Es ist vergessen, daß der Mensch nicht lebt vom Brote allein; vergessen ist, daß der Mensch nicht lebt um zu wirtschaften, sondern wirtschaftet, um zu leben.

Gegen rechts: Weil wir als Christen den Nationalegoismus, d. h. die Sucht, das Vaterland größer zu machen auf Kosten anderer, ablehnen müssen, wie jeden Egoismus, der nicht darin besteht, möglichst viel Gutes zu tun. Folgerichtig kommen wir dann zur Ablehnung der Machtpolitik, die den Erfolg mit dem Schwerte in der Hand zu erzwingen glaubt, der ihr auf Grund ihrer geistigen Einstellung nicht zuteil werden kann.

Um allen den rechten Weg zu zeigen, ist die politische Schulung unserer Jugend erforderlich. Dazu brauchen auch wir die Macht, aber eine andere als die des Schwertes. Wir müssen die Wahrheit im Auge behalten, daß wirkliche Macht über Menschen, d. h., bestimmender Einfluß auf ihr innerstes Wollen, nur dem gelingen kann, der sich durch hohe Ideen anziehend macht, der reich und stark genug ist, fremden Lebensmöglichkeiten zu dienen und der zugleich selbstlos und demütig genug ist, fremde Traditionen zu verstehen und aufrichtig zu achten. (Förster.) Diese hohen Ideen müssen unsere christlichen Grundsätze sein. Für uns gilt das Wort: Zuerst gehörst du deinem Gotte, ihm zunächst der Heimaterde. Deshalb ist auch das Wort falsch: „Recht oder Unrecht, mein Vaterland!", wie der Engländer sagt. Für uns muß sich das Vaterland nach dem Rechte richten und nicht das Recht nach den jeweiligen Interessen auch des Vaterlandes. Es gilt sich dem Rechte zu beugen, aber nicht das Recht zu beugen.

Was moralisch falsch ist, kann niemals politisch recht sein. Charakterisierend für das unchristliche in der Politik der Rechten ist das Wort des Bismarckphilosophen Treitschke: daß die Moral politischer werden muß, wenn die Politik moralischer sein soll. Gefährlich ist es, die Politik der Lage anzupassen, um den jeweiligen Interessen zu dienen und dabei das Unrecht nicht zu scheuen. Denn ihr kennt den Fluch der bösen Tat. Wehe, wenn sogar der Erfolg mit dem Unrecht ist, und das ist gar nicht selten der Fall, dann kommt die tiefe allgemeine Zerrüttung des Selbstbewußtseins vieler Menschen.

Die Politik bedarf nicht besonderer Grundsätze. Wir dürfen nicht fein säuberlich den Trennungsstrich ziehen zwischen christlichen und politischen Grundsätzen, sondern sie sind identisch für uns, sie sind die absoluten Werte, nach denen wir uns richten müssen. Wir dürfen nicht wegen des Erfolges unsere Grundsätze beugen, wir dürfen uns nicht erst den Erfolg vornehmen und darnach handeln, sondern erst christlich handeln und den Erfolg abwarten, gleich ob er für oder gegen uns entscheidet. Klar und hell müssen wir auch pflanzen ein neues Zeichen der Zeit: **Gerechtigkeit**.

Siegt die Politik der Rechten oder der Linken, so oder so, dann können wir als Motto über die neue Zeit schreiben:

Heilige Satzung wird zur Fabel,
Recht zum Aberwitz,
Aus Trümmern baut der Wahn ein neues Babel.

Wie man bei dem Turmbau zu Babel aneinander vorbeiredete, sich nicht verstand, so ist es heute.

Es wird gebaut am deutschen Haus, aber ohne System. Jeder möchte gern alles tun und dem andern nichts überlassen. Wir würden unsere Grundsätze schlecht beachten, wenn wir es ebenso machten. Für uns als christliche Volkspartei ist die beste Parteipolitik keine „Politik". Wir müssen an die Lösung aller Probleme herangehen mit dem Metermaß christlicher Grundsätze, darnach unser Handeln einrichten. Das ist das beste Programm.

Es wäre Wahnsinn, zu glauben, daß in dem rein auf praktische Alltags- und Wirtschaftspolitik eingestellten Programm der andern Parteien nicht Körner von Wahrheit sind, wenn man die Spreu vom Weizen sondert. Aber hilflos stehen die Maurer vor der Ruine des deutschen Hauses. Sie haben die Teile in der Hand, es fehlt ihnen aber das geistige Band. Das zu geben ist unsere hohe Mission, die zu erfüllen Sache der Jugend sein wird. Diese dafür zu schulen ist Sache der Aelteren. Auf diesem Wege des Verständnisses für jeden, des Gerechtwerdens für jeden das Gute nehmen, woher es auch kommt: auf diesem Wege kommen wir zur Volksgemeinschaft, die wir dringend brauchen. Und wenn dann die Politik eine christliche in den verschiedenen Ländern wurde, stehen wir am Ende unserer schweren Pilgerfahrt, bei der wir nicht vergessen dürfen, daß Gott vor den Erfolg den Schweiß gesetzt hat. Dann treten wir ein in den Tempel des Grals, in dem der Anblick des Kelches christlicher Nächstenliebe alle Wunden schließt.

Das war Zukunftsmusik. Nichts für die reale Alltagspolitik. Es ist aber das Ziel, das letzte Ziel, das wir erreichen wollen, das wir uns klar vorstellen müssen, um zu wissen wonach wir letzten Endes streben. Rücksichtslos vorwärtsschreiten, lieber Unrecht leiden als Unrecht tun. Dann leisten wir Arbeit, die auch andern nutzt, denn Arbeit, die nicht andern frommt, ist Arbeit ohne Segen. Und dieses hohe Ziel stellen wir der Jugend vor Augen, damit sie sich Begeisterung und Feuer holt, was Recht und Pflicht der Jugend ist.

Wir wollen bei unserer politischen Schulung uns möglichst abseits jeder Tagespolitik bewegen, weil die Schwierigkeiten des täglichen Lebens meist unsere Grundsätze nicht rein sich durchsetzen lassen, sondern nach Lage der Dinge kompromisselt werden muß. Vorläufig müssen wir die gerade Linie unserer Politik nahe bringen, Idealpolitik treiben, damit die Jugend mit fester und klarer Marschroute auf dem politischen Kampfplatz antritt, und nicht von vorneherein sich fatalistisch zu Kompromissen bereit erklärt, sondern versucht alles zu erreichen. Und wenn zum Schlusse der Kompromiß eingegangen wird, dann ist das vielleicht praktische Notwendigkeit, aber ein notwendiges Uebel.

Es ist ein Unterschied zwischen Kompromiß und Kompromiß. Wir können uns nur in einen schicken und das ist der, der dann kommt, wenn alle Mittel ausgeschöpft sind, wenn kein Kampf unversucht geblieben, und dazu müssen wir die Truppen stählen, indem wir sie einführen in das Reich christlicher Politik, um sie mit den Schönheiten dieses Reiches vertraut zu machen.

Wir müssen aus der Geschichte der Geistesbewegung, nicht aus den Ereignissen lernen und lehren. Es muß uns darauf ankommen, nicht was für ein Kind, sondern weß Geistes Kind wir vor uns haben. Nicht die Schale sondern der Kern macht es, nicht die Form, sondern der Geist. — Nicht die Form sondern der Geist. Das ist ein Satz der stets gilt, ein Satz, der uns die Stellung zur Staatsform vorschreibt. Ob Republik oder Monarchie, darauf kommt es in erster Linie nicht an. Wesentlich ist nur, ob wir einen Staat mit christlichem Sittengesetz haben und daß wir einen Staat haben, dessen Bürger gleich behandelt werden und daß sich die Staatsgewalt mit besonderer Liebe der sogenannten unteren Schichten annimmt. Wir dienen deshalb in jeder Staatsform, die diesen Geist in sich trägt. Denn der Staat ist nicht des Staates wegen, sondern des Volkes wegen da. Wir dürfen auch nicht davor zurückschrecken, wenn unser Vaterland unrecht tut, nach reiflicher Prüfung mannhaft dagegen aufzustehen.

Das politische Gewissen des Einzelnen muß so sein, die Einzelgewissen müssen zum Volksgewissen zusammenwachsen und dies dann zum Menschheitsgewissen, daß dieses bei jedem Unrecht zum Himmel schreit, dann haben wir einen echten Völkerbund. Deshalb muß jeder an sich selbst bilden, mit sich selbst kämpfen. Je schärfer der Kampf, desto größer der Sieg. So sehr wir wünschen und hoffen, daß sich möglichst viele zu uns bekennen, so sollen sie das nur unserer Grundsätze wegen und nicht aus irgend welchen Zweckmäßigkeitsgründen tun. Nicht von der Masse hängt die Tatkraft ab, sondern von dem Grad der Ueberzeugung des Einzelnen. Der Sache zu lieb gilt es, nicht persönlichen Ehrgeiz in den Vordergrund stellen. Ich weiß nichts besseres, als Ihnen Rückerts Wort ins Gedächtnis zu rufen;

> Stell' dich in Reih und Glied, das Ganze zu verstärken,
> Tut auch, wer's Ganze sieht, dich nicht darin bemerken,
> Das Ganze wirkt und du bist drin mit deinen Werken.

Es gehört zu uns, daß wir nicht Haß predigen, sondern in Liebe (was nicht heißen soll in Energielosigkeit) auf den rechten Weg führen. Es kommt ganz von selbst, daß sich die politischen Sitten der Ueberzeugung anpassen. Es kommt nicht darauf an, daß wir politisches Wissen vermitteln, sondern politische Bildung, christlich politischen Geist. Wer ankommt mit dem Wort: Politik verdirbt den Charakter, dem setze ich das mindestens genau so richtige Wort: die Charaktere verderben die Politik, entgegen. Es kommt aber darauf an, ob wir erst an die Politik denken und danach den Charakter einrichten, oder ob wir erst die Charaktere bilden. Wir fangen damit an, indem wir uns selbst bilden und durch Beispiel begeistern.

Das ist der Zweck der heutigen Tagung, daß wir uns zu diesen Grundsätzen bekennen, daß wir uns von diesen hohen Idealen unsere Kraft holen, und daß wir einsehen, daß es wert ist, sich zu diesen zu bekennen. Die älteren unter uns werden erkennen, daß sie nicht besser für ihre und ihres Volkes Zukunft sorgen können, als daß sie unter Hintanstellung aller kleinlichen Bedenken in diesem Sinn die Jugend bilden. Daß wir Enttäuschungen erleben, wird nicht ausbleiben. Dann ja nicht müde werden! Nichts ist getan, so lange noch etwas zu tun ist. Sich nicht in den Schmollwinkel stellen wie der kleine Junge, der sagte: „Es geschieht meinem Vater ganz recht, daß ich mir die Hände erfroren habe. Er hätte mir ja Handschuhe kaufen können." So dürfen wir nicht handeln, denn Pflicht geht vor Neigung. Den andern aber wollen wir zeigen, daß wir eine Macht sind. Und hat die ganze Welt sich gegen uns verschworen, so geben wir unserer Willenskraft die Sporen.

Grenzen des Privateigentums.

Von Dr. theol. Heinr. Weertz, Ründeroth.

Die Einrichtung des Privateigentums ist in der Natur des Menschen begründet, wie wir im früheren Aufsatz dargelegt haben. Aber das Recht des einzelnen über sein Privateigentum kann kein unbeschränktes sein. Das ergibt sich klar aus der christlichen Auffassung, daß alle Güter der Erde von Gott kommen, der sie bestimmt hat zum Wohle der Menschheit. Es kann nach Gottes Willen nicht recht sein, daß einzelne klügere oder rücksichtslose Menschen die Güter an sich reißen auf Kosten anderer, die darben müssen. Das Recht auf Privateigentum muß also Grenzen haben. Die staatliche Gewalt, die dazu da ist, das Allgemeinwohl zu schützen und zu fördern, muß unter Umständen regelnd eingreifen, um den Mißbrauch des Privateigentums zu verhindern. Wo der christliche Geist herrscht, brauchten solche Eingriffe weniger häufig zu erfolgen. Oefters dagegen wird es nötig sein, wo die Selbstsucht die Nächstenliebe erstickt hat.

Eigentum ist das, worüber man verfügen kann unter Ausschluß eines anderen. Privateigentum ist, worüber der einzelne, der Privatmann, verfügen kann. Was heißt verfügen über etwas? Nach Thomas v. A. (II 2 q. 66 a. 2) kann man unterscheiden die Verfügung über die Früchte und über die Sache selbst. Ich kann die Früchte des Feldes oder des Gartens oder den Ertrag der Fabrik verschenken, verkaufen, vertauschen, verzehren. Ich kann auch über das Feld und den Garten und die Fabrik verfügen, indem ich sie verkaufe, verschenke, vertausche. Aber in beidem ist der Eigentümer nicht unbeschränkt.

I.

Zunächst kann der Eigentümer nicht unter allen Umständen ganz und gar nach Belieben mit dem Ertrag seines Eigentums verfahren. Nach dem Evangelium, das hier mit dem Naturrecht geht, ist der Besitzende, wenn er Ueberfluß hat, verpflichtet, dem Dürftigen mitzuteilen (Luk. 11, 41). Das ist eine Liebespflicht, die die Kirche nie aufgehört hat aufs eindringlichste zu empfehlen.

Der hl. Augustinus äußert sich über diese Pflicht u. a. sermo 85, wo er an die bekannte Geschichte vom reichen Jüngling

anknüpft, dem der Herr riet, alles zu verkaufen und es den Armen zu geben. Augustinus fragt dann:

„Wie, sollen denn die Reichen ihre Sachen verlieren? Nein, sondern, wie der Apostel sagt (2 Cor. 6, 18), sie sollen sich bewähren in guten Werken, sie sollen leicht anderen mitteilen. Er sagt, sie sollen mitteilen, nicht, sie sollen alles hingeben. Sie mögen behalten, soviel sie nötig haben, ja mehr als sie nötig haben. Geben wir wenigstens einen gewissen Teil. Welchen Teil? Den Zehnten Teil? Den Zehnten gaben die Schriftgelehrten und Pharisäer. Schämen wir uns, Brüder, den Zehnten gaben die, für die Christus noch nicht sein Blut vergossen hatte. Den Zehnten gaben die Schriftgelehrten und Pharisäer; da mußt du also nicht meinen, daß du etwas Großes tätest, wenn du Brot dem Armen brichst, vielleicht ist es kaum der tausendste Teil von deinem Vermögen. Und dennoch tadle ich es nicht, tu wenigstens dies. So hungere, so durste ich, daß ich mich schon dieser Brosamen erfreue. Aber dennoch (er will sagen, wenn ich jetzt auf einmal so milde bin) will ich nicht verschweigen, was der gesagt hat, der für uns gestorben ist: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen."

So spricht der hl. Augustinus, und der ist noch milde in seinen Anforderungen im Vergleich mit Ambrosius und anderen. Thomas faßt die hier geforderte Pflicht in die Worte zusammen, die zugleich auf seine Auffassung vom Eigentum ein klares Licht werfen: „Der Mensch muß die äußeren Dinge nicht wie ein Eigentum, sondern wie gemeinsames Gut betrachten, insofern nämlich, als er sich zur Mitteilung derselben an Notleidende leicht versteht" (II, 2, q. 66, a. 2). „Diese Pflicht ist jedoch", fügt Leo XIII. hinzu, „keine Pflicht der Gerechtigkeit, sondern der Nächstenliebe, außer im Falle der äußersten Not, und darum kann sie nicht auf gerichtlichem Wege erzwungen werden." (Rerum nov. S. 35.) Der Arme kann nicht durch Klage beim Richter erwirken, daß ihm in der Not gerade dieser Privatmann hilft. Auch Augustinus gesteht dem Reichen zu, daß er selbst bestimmt, wem er seine Wohltaten zuwenden will.

Die Bemerkung von der äußersten Not führt uns zu der zweiten Möglichkeit, daß das Verfügungsrecht des Eigentümers gekürzt wird. Befindet sich ein Mensch in der äußersten Not, also namentlich in Lebensgefahr, so darf er sich auf Kosten eines anderen, auch gegen dessen Willen, das zur Abwendung dieser Not Erforderliche nehmen (Thomas II, 2, q. 66, a.7). Im Kriege ist der Fall oft praktisch geworden. Hier tritt das erste Prinzip in Geltung, daß von Natur alles gemeinsam ist. Die Teilung ist erst aus menschlichem Recht hervorgegangen, wie Thomas sagt (I, 29 94, a.5 ad 3). Dies muß zurücktreten, wenn das erste Grundgesetz anders nicht gewahrt werden kann, daß alle Menschen von den Erdengütern leben sollen. Thomas führt a. a. O. ein Wort des heil. Ambrosius zur Bekräftigung seiner Aufstellung an, das wir dem Leser nicht vorenthalten möchten: „Es ist das Brot der Hungernden, das du zurückhältst; das Kleid der Nackten, das du einschließest; der Loskaufpreis für die armen Gefangenen ist das Geld, das du in die Erde vergräbst." Bei der Betonung des Rechtes auf Privateigentum darf man also, will man im Geiste der großen Kirchenlehrer bleiben, nicht vergessen das noch größere Recht des Armen auf einen Teil an den irdischen Gütern.

Die Nächstenliebe ist unter den Menschen oft sehr gering. Freiwillig geben manche Reiche nicht den zehnten, ja nicht einmal den hundertsten oder tausendsten Teil ihrer Einkünfte an die notleidenden Mitmenschen. Ich vergesse nie, wie einmal in einer Großstadtpfarrei der erste Steuerzahler für die Hauskollekte des Vinzenzvereines, sage und schreibe, drei Mark gab, und dies nur nach langem Hin- und Herreden. Es darauf ankommen zu lassen, daß der Arme in der äußersten Not sich nimmt, was er braucht, um am Leben zu bleiben, geht auch nicht an. Da hat dann in einer Zeit, wo die Liebe erkaltet war, das Gesetz eingegriffen und die Unterstützung der Armen den Gemeinden oder Provinzen zur Pflicht gemacht. Natürlich werden die Mittel dazu aus den Steuern, vornehmlich der Wohlhabenderen, aufgebracht. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß dieser Eingriff des Staates in das Privateigentum berechtigt ist. Unter den heutigen Verhältnissen, bei der großen Zahl der Unterstützungsbedürftigen (Kriegshinterbliebene, Beschädigte usw.), würde auch bei größerer Wohltätigkeit der Reichen durch freiwillige Spenden allein der Not nicht zu wehren sein.

Aus derselben Erwägung heraus kann und soll bei einer Hungersnot die Staatsgewalt die Hand auf die geringen Vorräte legen, um sie gerecht zu verteilen, wie es bei uns während der Kriegsnot geschah und noch teilweise geschieht. Die Besitzer der Waren sind natürlich gerecht zu entschädigen, wobei indessen die allgemeine Not zu berücksichtigen ist und der Betroffene mit einem mäßigen Entgelt zufrieden sein muß.

Jede Steuer ist eine Verkürzung der Einkünfte des Steuerzahlers. Aber Christus verlangte, daß man die Steuer zahle, er erkennt also dem Staate das Recht zu, sie zu erheben. Nur soll die Steuer gerecht verteilt sein und darf nach einem Wort Leo XIII. (a. a. O. S. 65—67) nicht die Wohlhabenden erdrücken oder aufzehren, indem ihnen der Staat einen übergroßen Teil des Vermögens als Steuer entzieht. Freilich kann man hier einwenden, daß außergewöhnliche Zeiten, wie wir sie jetzt haben, auch außergewöhnlich hohe Steuern rechtfertigen. Zumal, wenn man erwägt, wie gerade in notvollen Zeiten sich große Reichtümer in den Händen einiger wenigen gesammelt haben, was nur durch Ausnutzung der Not des Nächsten geschehen konnte. Hätten jene, der Lage ihrer Mitmenschen Rechnung tragend, die doch die Waren nötig hatten, die Preise niedrig gehalten, so wären sie nicht reich geworden. Es ist also unrechtes Gut, was sie besitzen, und es ist recht, wenn der Staat, namentlich durch die Kriegsgewinnsteuer, ihnen hilft, ihr Gewissen zu entlasten. Nach der Moral muß nämlich unrechtmäßig erworbenes Gut immer herausgegeben werden, und wenn man nicht weiß, wem man es vorenthalten hat, dann soll man den Gegenstand oder den Wert desselben für die Armen oder andere gute Zwecke verwenden. Auch die Vermögenssteuer läßt sich leicht rechtfertigen. Der Staat hat große Schulden; um sie zu verzinsen und die laufenden Ausgaben bestreiten zu können für Zwecke, die dem einzelnen Staatsbürger zugute kommen, muß er Geld haben. Und daß da die mit Glücksgütern Gesegneten zuerst herangeholt werden, ist recht und billig. Schwierig ist freilich, den richtigen Maßstab der Steuerumlage zu finden. Das ist Sache der Gesetzgeber, die sie nach ihrem Gewissen lösen müssen.

Ferner hat der Staat, da er für die Hilfsbedürftigen eintreten muß, das Recht, von den Arbeitgebern zu verlangen, daß sie gerechte Löhne zahlen. Er könnte unter Umständen Mindestlöhne festsetzen. Aber Papst Leo hält es für besser, daß durch Vereinbarungen beider Teile die Lohnfrage geregelt würde. Er möchte den Staat nicht zu viel in das Wirtschaftsleben hineinreglementieren lassen. Das sieht man besonders, wenn es sich um Eingriffe in die Substanz der Vermögen, also um den Boden und die Bodenschätze, Häuser und Fabriken, handelt. Und damit wollen wir uns zum Schluß beschäftigen.

II.

„Das Recht auf Privateigentum kann der Staat nicht aufheben, da es nicht durch Menschengesetz, sondern von Natur gegeben ist; er kann nur seinen Gebrauch regeln und mit dem Gemeinwohl in Einklang bringen." (Leo XIII. a. a. O.) Auch die Verteilung des Bodens muß unter gewissen Umständen neu geregelt werden. Gesetzt den Fall, in einem Lande haben einige wenige kluge und selbstsüchtige Familien im Laufe einiger Jahrzehnte oder Jahrhunderte durch erlaubte und unerlaubte Mittel sämtlichen Grund und Boden in Besitz genommen. Die früheren Besitzer sind den neuen Herren auf Gnade und Ungnade überantwortet, und diese führen eine strenge Herrschaft. Soll das in alle Ewigkeit so bleiben? Soll der Staat nicht das Recht haben, wenn die Verhältnisse zu ungesund geworden sind, den kleinen Leuten wieder zu einem Eigentum zu verhelfen, etwa durch Neuaufteilung des Ackers und Verteilung an die armen Leute gegen eine kleine, nach und nach zu entrichtende Abfindungssumme? Leo XIII. hält es doch auch für eine Aufgabe des Staates, dahin zu wirken, „daß möglichst viele aus dem Volke Eigentum besitzen" (S. 65). Wie soll das aber möglich sein in einem Lande wie etwa Ungarn, wo der Großgrundbesitz vorherrscht, wenn das Privateigentum der Großen unangetastet bleiben soll? Und wenn, wie bei uns, es den vielen Menschen in den bestehenden Städten und Dörfern zu eng geworden ist; sie müssen Wohnungen haben, aber der Boden ringsum gehört Güterspekulanten, die unerschwingliche Preise verlangen? Selbstverständlich kann da die Enteignung gegen eine mäßige Entschädigung angewandt werden, wie überhaupt die Grundsätze einer gemäßigten Bodenreform mit der christlichen Eigentumslehre sehr wohl zu vereinbaren sind. Die deutschen Bodenreformer haben auf der letzten großen Tagung in Hamburg, September 1920, ihre diesbezüglichen Ziele kurz so formuliert:

„Der Bund deutscher Bodenreformer tritt dafür ein, daß der Boden, die Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt wird, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte fördert, das jeden Mißbrauch mit ihm aus-

schließt und das die Wertsteigerung, die er ohne Arbeit des einzelnen erhält, dem Volksganzen nutzbar macht."

Diese Sätze können wir ohne Vorbehalt unterschreiben. Die Deutsche Reichsverfassung hat die Bodenreformgedanken bereits gutgeheißen. Denn in Art. 155 heißt es:

„Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Mißbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jedem Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern."

Die D. R.-V. gibt auch Raum für Enteignung „zum Wohle der Allgemeinheit" (Art. 153), und diese kann geschehen nach Art. 155 „zur Befriedigung des Wohnbedürfnisses, zur Förderung der Siedelung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft". — „Die Wertsteigerung des Bodens, die ohne eine Arbeits- oder Kapitalaufwendung auf das Grundstück entsteht, ist für die Gesamtheit nutzbar zu machen." Von der Ausführung dieser Grundsätze sind wir freilich noch sehr weit entfernt.

Mit der Enteignung des Bodens können sich viele Leute nicht gut abfinden. Sie wirkt aber, maßvoll ausgeübt im Sinne der Verfassung, hauptsächlich um den kleinen Leuten wieder zu einem Stück Boden zu verhelfen, ähnlich ausgleichend wie im Alten Testamente bei der jüdischen Gesetzgebung die Bestimmung über das sog. Jobeljahr. War schon das Sabbatjahr eine vorzügliche soziale Einrichtung, weil in ihm alle Schulden wieder erlassen werden mußten, so sollte nach 7 Sabbatjahren ein Jahr, das Jobeljahr, noch gründlicheren Ausgleich schaffen. Das Gesetz bestimmte, daß dann die inzwischen etwa entstandene Knechtschaft aufhören und das von einer Familie verkaufte Ackerland wieder an sie zurückfallen mußte. Damit man dieses Gesetz nicht als eine Ungerechtigkeit gegen den Käufer betrachtet, möge bemerkt sein, daß der Käufer im voraus wußte, daß er nach und soundsoviel Jahren das Grundstück wieder verlieren würde, und darum auch entsprechend weniger zahlte, je näher man dem Jobeljahr war. Man kaufte eigentlich nur die bestimmte Zahl Ernten bis zum Jobeljahr, fühlte sich also nicht wie beim angestammten Gut als Herr des Gekauften. Thomas v. A. lobt mit Recht das Jobeljahr als ein Heilmittel zur Behebung der mit dem Privateigentum verbundenen Mängel (12, q. 105, a. 2). Heute heißt das Heilmittel Bodenreform nach oben genannten Grundsätzen.

Die Gegner der Bodenrechtsreformlehre versuchen gern die Enzyklika Leos XIII., die wir oft zitiert haben, gegen diese Lehre auszuspielen. Aber ohne Erfolg. Als der Freund des amerikanischen Bodenreformers Henry George, der katholische Pfarrer Dr. Mac Glynn, mit seinem Bischof Schwierigkeiten bekam und seiner Stelle enthoben wurde, appellierte er mit Erfolg an Papst Leo XIII. Dieser beauftragte den Erzbischof Satolli, den er als Legaten nach Amerika schickte, mit einer Untersuchung. Dieser forderte von vier Professoren der katholischen Universität in Washington ein Gutachten. Es ging einstimmig dahin, daß die Bodenreform nichts enthalte, was den Glaubenslehren oder den Grundsätzen der Kirche widerstreite (Damaschke, „Geschichte der Nationalökonomie", 10. Aufl., Bd. 2, S. 295). Das war 1884, als der Kampf um Henry George und seine Ideen die Geister erregte. In Nr. 45 (1920) der „Westdeutschen Arbeiterzeitung" steht ein gediegener Aufsatz von A. P. (Aug. Pieper?) über Bodenreform. Darin wird nachgewiesen, daß wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo wir nötig haben, möglichst viel Land zu bebauen und daher möglichst viele Leute auf dem Lande anzusiedeln, neue Siedelungen gründen müssen und dabei auch nicht Haltmachen dürfen vor dem Großgrundbesitz. Er sagt:

„Im Gemeininteresse wird eine verstärkte Besiedelung ins Werk gesetzt werden müssen. Dazu wird billiges Land gebraucht. Soweit Gemeindeland oder öffentlicher Landbesitz vorhanden ist, muß vorerst dieser der Besiedelung erschlossen werden. Bedarf darüber hinaus wird durch Enteignung gegen angemessene Entschädigung gedeckt werden müssen. Den Lebensinteressen der vielen darf nicht Rücksichtnahme auf unzeitgemäß gewordene Vorrechte des einzelnen entgegenstehen."

Sehr versöhnend würde diese Enteignung wirken, wenn sie in erster Linie das durch Kriegsgewinner erworbene Gut träfe. Niemand hat in wenigen Worten schöner geschildert, wie segensreich es für die Familie, wie auch für die Allgemeinheit ist, wenn möglichst viele Leute auf eigener Scholle sitzen, mit emsigem Fleiße arbeiten und sich wohl fühlen, als Leo XIII. (S. 65). Dies Ziel ist aber, noch einmal sei es gesagt, nicht anders zu erreichen als durch Enteignung.

Daß das Versäumnis einer rechtzeitigen Neuregelung des Besitzes an Grund und Boden ungeheure Folgen haben kann, hat die Geschichte des untergehenden Römischen Reiches gezeigt, in neuerer Zeit die französische Revolution und zu allerletzt die Entwicklung in Rußland, die nur möglich war, weil die neuen Machthaber den Bauern gaben, was sie von der Zarenregierung nicht erhielten, nämlich Land.

Was wir vom Boden ausgeführt haben, gilt auch von den Schätzen, die unter dem Boden gefunden werden, wie Kohlen, Erze, ebenso von den Werken, die von Menschen oberhalb der Erde geschaffen worden sind. Auch diese Güter sind letzthin für das Wohl der Menschen bestimmt. Auch von ihnen gilt, was in der Reichsverfassung steht: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich Dienst sein für das gemeine Beste" (Art. 153). Also ist von den Leitern des Staates zu prüfen, ob diese Güter zum Wohle der Gesamtheit benutzt werden. Wenn erwiesen wäre, daß die Bodenschätze von einigen habgierigen Menschen nur für sich, zum Schaden der Allgemeinheit ausgebeutet würden, so müßte man ihnen von Staats wegen das Handwerk legen. Wäre die Ueberführung der Bergwerke in Gemeineigentum der einzige gangbare Weg, um dies Ziel zu erreichen, so müßte man ihn gehen. Es scheint aber, daß nur die politisch ganz links stehenden Kohlensachverständigen diesen Weg für notwendig und aussichtsreich halten. Noch weniger notwendig und ertragreich wird man die Sozialisierung sonstiger Betriebe erachten, zumal heute, wo die Menschen so wenig Gemeinschaftssinn haben. Dagegen wird mit allen anderen Mitteln dahin zu streben sein, daß die „Enterbten" einen größeren Anteil an dem Ertrage der Werke, in denen sie ihre Kraft einsetzen, erhalten. Das kann u. a. durch eine gerechte Lohnpolitik, durch Beteiligung der Arbeiter am Gewinn, ferner durch eine dem Gemeinwohl dienende Besteuerung, durch Konsumgenossenschaften und dergleichen Mittel geschehen. Vollzieht sich das langsam und gut, so braucht es nicht gewaltsam und schlecht gemacht zu werden.

Großmacht Kino.

Von Studienrat Anselm Leineweber.

Es hieße mit verbundenen Augen durchs Leben gehen, wollte man die große Bedeutung des Lichtspiels leugnen. Vor rund 20 Jahren bildeten Zelt- oder Wanderkinos auf Jahrmärkten und Kirmessen noch eine Neuheit. Heute zählen die Lichtspieltheater nach tausenden, vom verschwenderisch ausgestatteten Kinopalast im feinsten Geschäftsviertel bis zum geschmacklosen Vorstadtkientopp, den man durch Umbau eines Schuppens oder Stalles hergestellt hat. Von der Vorführung natürlicher Bewegungsbilder, wie Aufnahmen von Festzügen, Pferderennen, Sportfesten, belebten Straßen und Landschaften u. a. ging man bald über zum Kinodrama. Darunter verstehen wir solche Filme, die nach dem Muster der Bühne eine nur zur kinomatographischen Aufnahme gespielte Handlung auf der Leinwand vorführen. Aus bescheidenen Anfängen hat sich das Kinodrama zu dem Laufbild entwickelt, das heute das Lichtspiel fast ganz beherrscht, mag es sich nun Tragödie nennen oder Lustspiel, Volksstück, Detektivdrama, Gesellschaftsdrama, literarischer oder historischer Film. Nach amerikanischem Muster sind auch in Deutschland ganze Filmstädte entstanden mit groß angelegten, stilgerechten Schauplätzen der verschiedensten Zeiten und Zonen. (Z. B. in Woltersdorf und Neubabelsberg bei Berlin und im Stellinger Tierpark bei Hamburg). Hand in Hand damit ging die Vervollkommnung der Apparate, überhaupt sämtlicher Mittel zur besseren Aufnahme und Wiedergabe der Bilder. Aus der letzten Zeit wäre hierbei zu erwähnen die Zeitlupe, jene Vorrichtung, die es ermöglicht, außerordentlich schnelle Bewegungen zu zerdehnen, so daß das menschliche Auge in Ruhe folgen kann; außerdem ist hervorzuheben der vervollkommnete Stillstandsapparat, mit dessen Hilfe wir das Laufbild jederzeit in ein Stehbild verwandeln können. Alle Versuche jedoch, dem stummen Film die Sprache einzuhauchen, also gleichsam eine sprechende und singende Leinwand herzustellen, haben bis jetzt kein günstiges Ergebnis gehabt.

Mit der technischen Verbesserung hat aber die geistige und künstlerische Steigerung des Lichtspiels nicht gleichen Schritt gehalten. Zugenommen dagegen, ja riesenhaft zugenommen hat trotz Steuer, Konkurrenz und Wohnungsnot die Zahl der Kinos sowie ihr Besuch und damit die Bedeutung des Kinos für das öffentliche Leben. Das Kinogewerbe ist zu einer gewaltigen Industrie geworden, zu einem börsenfähigen Großunternehmen mit Organisation und Fachpresse. Unsere Zeitungen und Zeitschriften bringen Besprechungen von Filmen und Erörterungen von Kinofragen, und der Anzeigenteil öffnet weitherzig seine Spalten zu großen Reklameanzeigen. In den Parlamenten und in den Stadtverwaltungen befaßt man sich mit dem Kino. Auf der Kanzel, in Vereinen, auf Elternabenden erklärt man dem Schundfilm den Krieg. Die Wissenschaft hat sich des Bildstreifens angenommen,

und die Schulen gehen dazu über, sich Vorführungsapparate anzuschaffen, um den Film im Unterricht zu verwerten. Manche Vorträge sind heutzutage ohne Lichtbilder undenkbar. Die Theaterdirektoren sehen mit Schrecken die Entweihung ihres Musentempels durch Nachmittagskinovorstellungen im Theater. Auf der Straße, im Laden, im Kaffee, auf der Elektrischen, überall hört man vom Kino reden. Kurz: Kino ringsum! Im Volksleben unserer Städte spielt es eine so große Rolle, daß man sagen kann: Zur Großmacht Presse ist die neue Großmacht Kino getreten. Das Außerordentliche aber in der Entwicklung des Lichtspiels ist, wie Julius Bab („Bildungspflege", 1. Jahrgang Heft 7) hervorhebt, der Umstand, daß es Volksschichten anlockt und festhält, die für jede Art künstlerischer Unternehmungen, vor allem für das gute Theater, unerreichbar waren.

Bei dem großartigen Aufschwung des Kinos haben sich jedoch noch Reste aus seiner Kinderzeit, dem Jahrmarkts- und Varietébetrieb, erhalten. Die ganze Art nämlich, wie das Kino für seine Sache wirbt. Schon von weitem sehen wir die grellen Lichter vor dem Kino; aufdringlich sucht man uns durch auffallende Beleuchtung in den Kientopp zu locken. Der Ausrufer, der früher vor dem Zeltkino seine Sehenswürdigkeiten anpries, ist noch nicht überall verschwunden. Wo er nicht mehr in Person erscheint, hat er anderswo ein Unterkommen gefunden: sein Platz ist jetzt der Anzeigenteil der Zeitung und das Plakat. Ungeheuerlich sind die Summen, die die Lichtspieltheater für Anzeigen ausgeben. Ist doch, wie Prels sagt, „beim Film alles zur Reklame geworden, einer Reklame, die schon kein Schreien mehr ist, sondern ein Ueberschreien des Konkurrenten." Dabei leistet sich das Kino für Werbezwecke einen besonderen Stil. Es ist eine Ausdrucksweise, wie man sie sich nicht schwulstiger und hochtrabender denken kann. Man nehme irgendeine Zeitung mit Kinoanzeigen; da wimmelt es von Worten wie: Kolossalfilm, Riesendrama, Prunkfilm, Beispiellos! Unerreicht! Das Tagesgespräch von X! Nervenpeitschender Fünfakter! u. ä. In der tollsten Weise werden uns die Vorzüge eines Films angepriesen. Fortwährend stoßen wir auf die Ausdrücke: Schlager! Erschütternd! Detektiv! Sensation! Sensation! Wenn es nach den Anzeigen ginge, müßte man sich beinahe schämen, daß man es versäumt hat, das Meisterstück „Des reifen Könnens" dieser oder jener Filmdiva sich anzusehen. Nerven von Stahl, sollte man meinen, müßten die Leute haben, die all die furchtbaren Begebenheiten sich abrollen sehen, die „sich mit zwingender Gewalt von Akt zu Akt steigern." Das ist nicht die Sprache des gediegenen und gebildeten Kaufmanns, der seine Ware vornehm in gutem Deutsch anzeigt; nein, es ist regelrechtes Marktschreierdeutsch, das sich hier breitmacht. Das wirkt um so schlimmer, weil man das widerliche, schwulstige Zeug immer gedruckt sieht, während man früher eine solche Ausdrucksweise nur gelegentlich einmal im Kirmestrubel hörte und wieder vergaß. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre. Der Kinomann kann den Mund nicht voll genug nehmen, kann sich nicht übertrieben und geschraubt genug ausdrücken. Dabei wird mit unheimlichen Trauerrändern, mit vielen Ausrufe- und Fragezeichen, mit anreizenden Abbildungen und geheimnisvollen Voranzeigen gearbeitet. Häufig sucht die Kinoanzeige durch die Länge des Bildstreifens in Metern ausgedrückt oder durch die Anzahl der Serien, Teile, Abenteuer, Akte, Episoden auf harmlose Gemüter Eindruck zu machen. Der Name der Stücke hat vielfach etwas Gesuchtes, Kitschiges an sich. Es wäre ein Leichtes, aus den Ueberschriften der Filme einen Artikel zusammenzustellen, der einem Witzblatt alle Ehre machte. Belustigend wirkt es, wenn auf derselben Seite mehrere Kinos sich durch gepfefferte Anpreisung ihrer Filme zu überbieten suchen. Wirklich vornehme Lichtspielbühnen haben denn auch diese Unsitte erkannt und begnügen sich mit der einfachen Mitteilung des Spielplans.

Zu der prahlerischen Anzeige in der Zeitung kommt das Werbebild, das Plakat. An Straßenecken, Anschlagsäulen, in den Wirtschaften, im Friseurladen, überall grinsen uns die Kinoplakate entgegen. Auffallende Zeichnung und schreiende Farben sollen dafür sorgen, daß dieser oder jener Film ja nicht unbeachtet bleibt. Man muß allerdings zugeben, daß mitunter gefällige und künstlerische Bilder vorkommen. Häufig kann man erleben, daß im Reklameeifer Privathäuser und öffentliche Gebäude, die gewiß nicht als Anschlagflächen gedacht sind, von Kinoplakaten verschandelt werden. Für besondere Stücke wirbt das Kino auch noch durch außerordentliche Mittel und Mätzchen.

Schließlich bringt die Kinoindustrie die Reklame in den Film selbst hinein. Ehe der eigentliche Film beginnt, werden uns nämlich im sogenannten „Vorspann" oder der „Repräsentation" Nahaufnahmen des Spielleiters und der Hauptdarsteller vorgeführt. Zum großen Teil aber werben für das Lichtspiel die Besucher selbst durch lächerliche Verhimmelung der männlichen und weiblichen „Kinostars". Bei vielen jungen Leuten kann man von einem Kinofieber oder Kinorausch reden; sie sind nicht nur ständige, begeisterte Besucher einer Lichtspielbühne, sondern sie möchten auch zu gern selbst „filmen"; sie drängen sich deshalb zur Ausbildung als Kinoschauspieler(in) und hoffen, dabei viel Geld zu verdienen und auch einmal so berühmt zu werden, wie die gefeierten Kinogrößen. Die Kunst einer berühmten Filmdiva und noch mehr der Luxus, den sie sich leistet, machen auf oberflächliche Menschen einen gewaltigen Eindruck. Hie und da hat denn auch die Schwärmerei sonderbare Blüten gezeitigt.

Zur Reklame gehören auch noch die Filmbeschreibungen. Sie waren anfangs nur für den Käufer bestimmt, wurden dann aber auch ins Programm übernommen. Im Stil der Hintertreppenromane und Indianergeschichten wird uns der Inhalt des Stückes erzählt. Ein barbarisches Deutsch reden sehr oft auch die sog. „Titel" (Zwischentitel), d. h. die auf die weiße Wand geworfenen Textstellen, die die Bilderfolge erklärend ergänzen. Häufig ist der Film nicht übel, aber sein Titel plump und albern.

Ganz abgesehen von dem vielfach geistlosen und anstößigen Inhalt so vieler Filme zeigen sich auch äußerlich oft häßliche Züge im Lichtspielbetrieb. Das ist um so beklagenswerter, da sich die Mißstände in der Oeffentlichkeit so breitmachen und bei der Beliebtheit der Kinos Tag für Tag auf einen großen Teil unseres Volkes wirken. Bei den lobenswerten Bestrebungen, das Kino in künstlerischer und sittlicher Beziehung zu heben, möge man nicht vergessen, die angeführten Schönheitsfehler zu beseitigen.

Vom Büchertisch.

Hermann von Mallinckrodt. Von Dr. Franz Schmidt. Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Preis kart. 6 M. — Den Politiker und Parlamentarier sowie die Gesamtpersönlichkeit des für den Kulturkampf und dessen nachfolgende Zeiten so hochwichtigen katholischen Kämpen Hermann von Mallinckrodts (geb. 2. Febr. 1821) stellt dies Bändchen der „Führer des Volkes" in hochinteressanter, überzeugender Klarheit vor uns hin. Ein Meister weitdringender Rede, hinter deren jedem Wort ein Vollcharakter steht: das war Mallinckrodt. Mit scharfen Strichen zeichnete niemand sicherer als er das eigentliche Wesen des Kulturkampfes als eines Vernichtungskrieges gegen die Kirche. Er war es ja auch, der jene berühmte „Alternative" zusammenfaßte und aufstellte: „Entweder ist die Kirche heute selbständig berechtigt, und der Staat ist nicht omnipotent, oder der Staat ist auch vor 1800 Jahren omnipotent gewesen, und Christus hat die Kirche zu Unrecht gestiftet, und die Blutzeugen sind nicht Heilige, sondern Verbrecher gewesen". Die wunderbare Wirkung seiner bis ins kleinste katholische Dorf dringenden Reden aber beruhte vor allem in der Macht seiner Persönlichkeit, der seltenen Makellosigkeit und Hochsinnigkeit seines Charakters, dessen Klarheit und Kraft wiederum in der Ruhe und Sicherheit seiner religiösen Ueberzeugung wurzelten. Dabei war er selbst ein Vorbild christlicher Demut: „Durch Gnade bin ich, was ich bin." Er war zugleich ein Held der völlig selbstlosen Einsetzung und Hinopferung des ganzen Ich für eine als heilig erkannte Sache. Das alles und vieles mehr wolle man in Dr. Fr. Schmidts kernigem Büchlein nachlesen, um „wieder einmal" zu wissen, was uns auch heute nottut und wie ein jeder von uns, durch Nachfolge, zu dessen Verwirklichung beitragen kann und soll.

E. M. Hamann.

Die Kirche als Keimzelle der Weltvergöttlichung. Von Dr. Hans André. Vier Quellenverlag Leipzig. 12 M. — Ein außerordentlich gut geschriebenes und trotz des schwierigen Stoffes flüssig lesbares Buch, das in feinsinniger Auswahl kostbarstes katholisches Gedankengut zusammenträgt, um die Kirche als einen überpersönlichen geistigen Organismus nach dem Bilde des vitalistisch gefaßten natürlichen darzustellen. Diese Auffassung hat den sehr berechtigten Kern, daß jeder Gläubige und das Ganze der christlichen Kultur unlöslich verflochten ist in den geistigen, mystischen Zusammenhang der Gemeinschaft der Heiligen. Aber die communio sanctorum und das corpus mysticum sind keine Entelechie, die sich lebend entwickelt, sondern eine lebendige Gemeinschaft, organisch im höheren geistigen Sinn der Stellvertretung, unbedingten gegenseitigen Verantwortung, Begnadigung und Gnadenteilnahme. Vollends der Hinweis auf Spenglers Auffassung der Kulturen als Organismen setzt das nur poetisch als Vergleich, aber nicht philosophisch berechtigte Bild in ein ganz schiefes Licht. Denn gegen die Spenglerschen naturalistischen Kulturorganismen kann gar nicht scharf genug Front gemacht werden, da sie alle sittliche und geistige Verantwortung und Würde im Keime vernichten, so genial auch die Aufteilung der Geschichte in Kulturkreise ist, die eben als Geistes- und Verantwortungsgemeinschaften in providentiellem Zusammenhang miteinander gedeutet werden müssen. A. Dempf, Altomünster.

Mütter. Ein Erziehungsbüchlein von Wilhelm Wiesebach, S. J. Oktav-Format (60 S.) Kart. 4.35 M, dazu die im Buchhandel üblichen Zuschläge. (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München-Bozen). — Als ich eine junge Mutter war — es sind schon fast 40 Jahre darüber verflossen — fahndete ich sehnsüchtig auf Erziehungsbücher, die den katholischen Standpunkt vertraten. Aber unsere katholische Erziehungsliteratur lag zu damaliger Zeit noch in den Windeln, man mußte sich mit kärglichen Lehren begnügen, die hin und wieder in Gebetbüchern eingestreut waren. Die diesbezügliche Literatur ist seitdem in dem Maße gewachsen, wie die jungen Mütter von damals alt geworden sind. Erziehungsbücher gibt es jetzt hinreichend, fast zu hinreichend: aber nicht alle sind als vorzüglich zu bezeichnen. Diese Eigenschaft der Vorzüglichkeit kann man jedoch mit Fug und Recht dem obgenannten Büchlein von P. Wiesebach zubilligen. „Mütter" befaßt sich hauptsächlich mit Erziehung der Kinderseele für Gott. Der Verfasser teilt diese Seelenerziehung in die vier Kapitel: Die Zeit vor der Geburt des Kindes, das Kind bis zum siebenten Lebensjahr, das Kind vom siebenten bis vierzehnten Lebensjahr, die erwachsene Jugend. In knapper, übersichtlicher, allgemein verständlicher Form und anziehender Sprache wird der Verfasser seinem Thema gerecht. Absichtlich faßt er sich kurz. Also können auch Mütter, die über wenig freie Zeit verfügen, das Büchlein zu ihrem und ihrer Kinder Nutzen lesen. Aber auch jungen Mädchen, welche daran denken, einmal Gattin und Mutter zu werden — „und fast alle denken daran", sagt P. Wiesebach auf S. 7, sollten dieses Schriftchen zur Hand nehmen, denn der Verfasser läßt die Erziehung des Kindes schon bei der Selbsterziehung des jungen Mädchens beginnen. M. Heide.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. Glucks lange vermißte „Iphigenie in Aulis“ erschien in voller neuer Einstudierung in der Wagnerschen Bearbeitung. Vollendete Gluckaufführungen sind heute auch an den größten Bühnen selten. Dem Musiker und dem Sänger gelingt hier die stilistische Einfühlung weit schwerer, als in Kunstwerken späterer Epochen. Gewaltsames Modernisieren, wie rein verstandesgemäßes Archaisieren, das herbe Kühle nie überwindet, sind im gleichen Maße von Uebel. Bruno Walter wußte die hohen Schönheiten des Werkes zu voller Geltung zu bringen und die Hauptrollen, mit Delia Reinhardt (als Iphigenie), Schipper, Erb und Luise Willer waren nicht nur sanglich glänzend, sondern entsprachen auch solistisch dem Geist der klassischen Oper. Die dunkelroten Vorhänge mit einem zeitweise sichtbar werdenden landschaftlichen Mittelprospekt erinnerten an die Shakespearebühne, von ihnen hoben sich die farbig ungemein fein abgestimmten Gruppierungen wirksam ab, deren rhythmische Schönheiten Heinrich Kröller wieder abseits aller Ballettbanalitäten zu halten wußte. Auch hier wurden Wirkungen erreicht, die durchaus den Stempel des Außergewöhnlichen trugen. Die Entwürfe für die Gesamtausstattung hatte Emil Preetorius geschaffen. Die Shakespearebühne wirkte nicht als etwas Wesensfremdes, man empfand das Ganze als schöne Stileinheit. Die Aufnahme war eine über die bei Gluck oft zu bemerkende Hochschätzung hinausgehende, begeisterte.

Kammerspiele. Ein etwas bunter Abend, von indischer Ekstase zum Alkohol als russischen Schicksalslenker und endlich zum barbarischen Gebrüll russischer Querköpfe, die über Lächerlichkeiten in Streit geraten. „Das Postamt“, ein Bühnenspiel von Rabindranath Tagore. Szenen von einem kranken, sterbenden Knaben. Man denkt von ungefähr an „Hanneles Himmelfahrt“, nur fehlt dem von liebendem Menschentum umhegten Amal all das Böse, Traurige, Schreckende, das noch in den Fieberphantasien Hanneles seine düsteren Schatten wirft. Dem indischen Stück mangelt eine Handlung in unserem Sinne; zarte Lyrismen und milde Weisheit sind kein Ersatz. Das Publikum zeigte sich denn auch bald ziemlich unruhig. Man empfand, daß der Kontakt zwischen Schauspieler und Publikum nur locker war, doch ließ sich die Hörerschaft später in immer mehr wachsenden Beifall hineinziehen, denn zweifellos stärker, als dies Stück, wirkt die Suggestion dieses plötzlich zur Tagesmode gewordenen Dichters, der bei uns kaum dem Namen nach bekannt war, als ihm im Weltkrieg der Nobelpreis zufiel. Unstreitig stärker als das Reindichterische wirkt in Tagore, dem feingeistigen Nachfahren der großen indischen Literaturtradition, die ethisch gerichtete Persönlichkeit und ihre Lehre. Letztere fußt auf den Lehrmeinungen der Brahmo Samadsch, einer indischen Sekte, der schon Tagores Vater und Großvater Führer gewesen. Sie predigen den sich selbst offenbarenden, jeden Mittler ausschließenden Gott, die Ablehnung des Anspruches einer Religion als der einzig wahren, denn die volle Wahrheit oder wenigstens ein Teil derselben ergäbe sich erst aus dem Zusammenschluß der großen Religionen. Hieraus erwächst der Gedanke einer Bruderschaft der Menschheit. Aus letzteren entwickelt der Dichter die Ideen, um derenwillen er heute uns von gewissen Seiten mit so viel Nachdruck gepriesen wird: Pazifismus und Internationalität. Um den Weg zu seinem Traume von der „Solidarität aller Rassen“ freizumachen, wird ihm das Vaterland zum „Götzenbild“! Was die Aufführung des „Postamtes“ anbetrifft, so war sie ansprechend, ohne die letzten Möglichkeiten zu erreichen. Die Uebersetzung hat wohl mancherlei im Ausdruck vergröbert. Die Uebertragungen der Werke Tagores erfolgen eben nicht aus der Ursprache des Dichters, sondern aus jenem sachlich nüchternen Idiom, das schon lange nicht mehr die Sprache Shakespeares ist. Auf den zarten Kammerspielton Rabindranath Tagores paßt schlecht die derbere Art Tolstois, der uns in seiner Komödie „Er ist an allem schuld“ belehrt, daß es nur der Alkohol sei, der erstens bewirkt, daß der Bauer seine Frau prügelt, und zweitens, daß der Wanderbursche seine Gastgeber bestiehlt. Am Schlusse verzeiht der kurz vorher so brutale Bauer dem Dieb und schenkt ihm noch dazu das Gestohlene. Wir müssen dies mehr als Weichlichkeit wie als Größe bewerten. In der Figur des politisch verwirrten Wanderburschen, der seine Diebstähle als Expropriationen erklärt, stecken schwache Ansätze zu Humor, der Darsteller bemühte sich diese zu verstärken. Das Publikum betrachtete dies als Aufforderung, die Gestalt schwankartig zu belachen. „Der Heiratsantrag“ zeigt nichts von Tschechows psychologischer Pastellmalerei problematischer russischer Seelen. Bevor Iwan Wassiljewitsch dazukommt, seine Bewerbung vorzubringen, gerät er mit seiner Angebetenen in Streit, der mit einem Hinauswurf endigt. Als die Dame hört, daß sie sich einen Brautwerber verscherzt, läßt sie ihn zurückrufen; zwischen Herzkrämpfen, die für westlichen Geschmack als Scherzmotiv etwas Barbarisches haben, und neuem Streit kommt dann schließlich doch eine Verlobung zustande, worauf unter neuem Geschimpfe der Vorhang fällt. Die keifende Natalia Stepanowna war eine gute schauspielerische Leistung, der sterbende Knabe Tagores auch. Wer zwei so äußerlich, wie innerlich verschiedene Menschen hinstellen kann, wie Frl. Bergner, zeigt mehr als alltägliches Talent.

Verschiedenes aus aller Welt. Im äußeren Westen von Berlin wurde ein neues Theater eröffnet, das in einer Aufführung von Shakespeare, Timon von Athen, künstlerische Ziele zeigte. — Die Prinzessin Girnara, Weltspiel und Legende von J. Wassermann, Musik von Egon Wellesz wurde in Frankfurt a. M. uraufgeführt. Ein buddhistisches Erlösungsdrama, das nach Berichten weit mehr merkwürdig als klar und packend ist. Leidenschaften gibt es in dieser bei aller seelischen Anspannung wohltemperierten Welt im dramatischen Sinne nicht. Der Komponist erscheint nicht als der Neutöner, als der er sich als literarischer Vorkämpfer für Schönberg gezeigt hat. Die Partitur ist nicht besonders modernistisch, denn der häufige Harmoniewechsel und gelegentliche Kühnheiten der Akkordbildung und Modulation wiegen leicht gegenüber der Freude am alten Klangbilde, die noch deutlicher würde, wenn es nach Berichten Wellesz gegeben wäre, den musikalischen Gedanken in eine konkrete Melodie zu kleiden. — „Der abtrünnige Zar“, eine sechsaktige Legende, die in Gera uraufgeführt wurde, wird als das dramatisch wirksamste Werk des verstorbenen Karl Hauptmann bezeichnet. Realistik und Romantik wirken nebeneinander. Das Drama ist das hohe Lied der Demut. Nur wer sich rückhaltlos beugt, nur wer freudig Leiden auf sich zu nehmen vermag, der ist frei. — Die in München tagende Generalversammlung des Bühnenvereins brachte zur Sprache, daß das friedlich-schiedliche Verhältnis zwischen Bühnenverein und Genossenschaft schwer bedroht sei. Man schießt aufeinander mit scharfer Munition und die Kunst bleibt auf der Strecke. Der Bühnenverein gedenkt Direktoren, deren Beseitigung durch ein Mißtrauensvotum der Bühnenmitglieder erzwungen werden soll, mit allen Mitteln zu schützen. — Das Naturtheater des Dorfes Oetigheim (Baden) wiederholt heuer seine mit so großem Beifall aufgenommenen Tellaufführungen. Die Volksspiele der einfachen Bürger, Bauern und Handwerker unter Leitung ihres kunstsinnigen Pfarrers Saier haben sich mit kurzer Unterbrechung durch den Weltkrieg schon über ein Jahrzehnt eingebürgert. — Auf dem Hohentwiel, in Heidelberg und Karlsruhe fanden zum ersten Male nach dem Kriege wieder Viktor v. Scheffel-Feiern statt. — „Joannes“, ein Drama von Fritz Reck-Malleczewen, hatte in Leipzig Erfolg. Der Held des Stückes revolutioniert aus Mitleid die Masse, um den Kapitalismus zu bekämpfen, allein in Bedrängnis geraten, fallen die Anhänger wieder von ihm ab und steinigen den falschen Propheten. Das Stück ist theatralisch wirksam, überzeugt aber nach Berichten nicht völlig. — Romantische Einakter „Drei Nächte“ von Trude Volkner mit Musik von Hans Avril gefielen durch lyrischen Stimmungszauber in Elberfeld. — Im Wiesbadener Kurhaus wurde das aus sechs Konzerten bestehende 1. Gustav Mahler-Fest abgehalten. — Ein amerikanisches Judenstück von Glas und C. Klein „Potasch und Perlmutter“ macht in Berlin volle Häuser. Die Uebergeschäftigkeit zweier scharfer jüdischer Händler, die am Rand der Pleite stehen, gibt den Inhalt, wesentlicher erscheint nach Berichten der Wirbel jüdischer Typen, am wesentlichsten der prasselnde Judenwitz. — Mascagnis neue Oper „Der kleine Marat“ fand in Rom eine begeisterte Aufnahme, die ins Maßlose ging. Es soll sich hierbei um kunstchauvinistische Bemühungen handeln, um die Aufnahme von Rich. Wagners Parsifal an Beifall zu übertrumpfen. Die lyrischen Szenen sind musikalisch die eindrucksvollsten.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach der dreitägigen Feiertagsruhe begann die Börsenwoche bei ziemlich mässigem Geschäft in fester Stimmung. Die Kurse wiesen zumeist nur geringfügige Aenderungen auf. Eine Besserung zeigten die deutschen Anleihen. Von Auslandswerten stiegen auf Londoner Käufe hin mexikanische Anleihen nicht unbedeutend. Zurückhaltung zeigte der Markt in Devisen und fremden Noten. Die starke Kurssteigerung der alten Reichsanleihen, preussischen Konsols und Bayern setzte sich anderentags fort. Die grossen Aufträge sollen von englischer und holländischer Seite erfolgt sein. Korfantys Erklärung, dass die Polen zur Räumung Oberschlesiens bereit seien, machte mehr Eindruck, als man nach so vielen schlechten Erfahrungen denken sollte. Die schlesischen Werte wurden zu höheren Kursen notiert, andere Montanpapiere mit Ausnahme von Phönix und Rombacher lagen schwach. Von der Steigerung der Reichsanleihe profitierte auch die Kriegsanleihe 1/8 Proz. Das scheint nicht viel, ist aber bei den Riesenbeträgen derselben nicht gegenstandslos. (Ein Gesetzentwurf sieht eine Devalvation der ungarischen Kriegsanleihe um 20 Proz. vor. Die im Besitze von religiösen Stiftungen, Waisenkassen und Aktiengesellschaften befindlichen selbstgezeichneten Anleihen werden nicht devalviert, letztere deshalb nicht, weil die Aktiengesellschaften schon die allgemeine Vermögenssteuer zu bezahlen haben.) Die neue Börsenumsatzsteuervorlage soll nur den Bankenverkehr, nicht die Kundschaft betreffen, dieses Gerücht und Lloyd Georges neues Eintreten für Oberschlesien gaben sehr anregende Momente. Die Aufwärtsbewegung der Reichsanleihen und Bundesstaaten setzte sich fort, auch die Sparprämienanleihe war höher gefragt. Den Käufen des Auslandes ist die heimische Spekulation gefolgt. Am vorletzten Wochentage war die Stimmung weniger optimistisch auf Gerüchte von Steuererhöhungen, die nicht ausbleiben können. Bei der grossen Geldflüssigkeit sind bedeutende Kursstürze nicht wahrscheinlich. Die Mark blieb, gestützt auf die Haltung der

Auslandsbörsen, fest. Der letzte Tag brachte eine Abschwächung. Eine Nachricht, dass die Ausfuhrabgabe, die von der Entente erhoben wird, in Papiermark vergütet werden soll, wirkte befestigend, so dass bei nicht starkem Geschäft die Woche doch mit gut behaupteten Kursen schloss.

Eine der dringendsten Fragen ist, ob nach der vorbehaltlosen Annahme des Ultimatums die Aufhebung der Rheinzollinie und die Räumung von Duisburg, Düsseldorf und Ruhrort erfolgen wird. England und Italien scheinen hierzu bereit, Frankreich jedoch nicht. Der hysterische Hass der ritterlichen Nation wünscht gar nicht, dass es uns gelingt, das Unmögliche möglich zu machen. Die erwähnte Steigerung der deutschen Anleihen wird zwar vielfach als ein Zeichen des wachsenden Vertrauens zur deutschen Wirtschaft angesehen, doch war zweifellos auch reine Spekulation im Spiele, die von Neuyork ausging. Allerhand private Informationen bestärken uns in der Annahme, dass das Interesse am deutschen Schicksal in weiten amerikanischen Kreisen gering ist, wenn es nicht klingenden Gewinn bringt. Auch ist das Lügengewebe noch lange nicht durchstossen. Eine geschickte Auslandspropaganda fehlt noch immer; es geschieht nichts oder nichts Kluges und dies ist schlimmer, als nichts.

Die Lokomotivfabrik Krauss & Comp., A.-G., München zahlt 15 % Dividende. Die Generalversammlung genehmigte eine Kapitalserhöhung um 7,5 auf 20 Millionen Mark. Ueber den Geschäftsgang wurde mitgeteilt, dass für das Inland genügend Aufträge vorliegen, das Auslandsgeschäft aber durch die politische Lage ungünstig beeinflusst wurde. — Eine Zusammenstellung des Statistischen Landesamts weist eine Verschlechterung der Wirtschaftslage in Bayern (im April) nach. Nach dem Reichsbank-Ausweis vom 14. Mai hat die zweite Maiwoche einen nennenswerten Rückfluss an Zahlungsmitteln gebracht. Der Umlauf an Banknoten und Darlehenskassenscheinen zusammen hat sich um 455,7 Mill. Mark vermindert. Die gesamte Kapitalanlage stieg um 1961,2 Mill. Mark auf 58 922,5 Mill. Mark.

Kapitalserhöhungen beantragen Bayerische Braunkohlen-A.-G. in München von 300 000 M auf 4 Mill. Mark; Basalt-Akt.-Ges. in Linz a. Rh. von 20 auf 50 Mill. Adler-Kaliwerke-Akt.-Ges. in Oberröblingen um 4 064 000 M Stamm- und 2 Mill. Mark Vorzugsaktien auf 16 064 000 M.

Die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, Leipzig, beantragt 12 (9) Prozent Dividende. Für die im abgelaufenen Jahre durchgeführte Kapitalserhöhung war nach dem Geschäftsbericht u. a. der Gesichtspunkt massgebend, dass das Fortbestehen grosser Banken, die ihre Zentrale nicht in Berlin haben, gegenüber der starken Ausdehnung der Berliner Grossbanken wünschenswert sei.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35 a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 23 | München, 4. Juni 1921. | XVIII. Jahrgang.

Ein offenes Wort.

Von Professor Dr. Hans Pfeiffer, Meßkirch (Baden).

Das Versailler Diktat und neuerdings das Ultimatum haben uns in eine nahezu vollständige Abhängigkeit vom führenden Auslande gebracht. Ganz naturgemäß wird unsere Reichspolitik hierdurch wesentlich beeinflußt, sie muß sich weitgehendst außenpolitisch orientieren. Aber es darf dabei nicht der Fehler begangen werden, daß vor lauter Außenpolitik die innerpolitischen Verhältnisse vernachlässigt, mindestens nicht genügend beachtet werden. Ja, ich gehe noch weiter und sage, eine richtige Außenpolitik hat auch heute zur Voraussetzung einen gesunden, lebensfähigen inneren Aufbau. Was hilft alle Außenpolitik, wenn der Staat innerlich faul und morsch ist, wenn der Innenbau gröbste Konstruktionsfehler aufweist!

Es wird vieler und dornenreicher Arbeit bedürfen, bis wir außenpolitisch wieder an Ansehen und Achtung gewinnen. Werden wir diese Arbeit leisten können? Ja, wenn unsere innenpolitischen Verhältnisse gesunden; wenn es gelingt, die besten und fähigsten Männer ans Ruder zu bringen. Gleichen wir aber auch weiterhin dauernd einem schwankenden Rohr, von der Parteien Haß und Gunst und von der Börsenpresse Willkür hin- und hergezerrt, dann kommen wir nie mehr außenpolitisch hoch, können draußen nie mehr Achtung erringen.

Haben nun unsere Reichsregierungen seit der Revolution sich ihrer doppelten Aufgabe nach innen und außen gewachsen gezeigt, oder nicht vielmehr, insbesondere nach außen, immer wieder den Eindruck der Zerfahrenheit und inneren Schwäche erweckt?

Das letztere überwiegt leider in hohem Maße. Worin liegt mit die tiefste Ursache? Ist die Art, wie bei uns seit den letzten Jahren die Regierungen gebildet werden, vielleicht daran schuld? Oder fragen wir deutlicher, kann Deutschland auf dem Boden des parlamentarischen Systems seine Riesenaufgabe der Zukunft bemeistern, oder ist dieses System geradezu ein Hemmschuh für unseres Vaterlandes Wiedergesundung?

Betrachten wir zuerst das äußere Bild, so entrollen sich vor dem objektiven Beobachter häßliche Szenen von kleinlichstem Parteiegoismus, übelstem Kuhhandel, anmaßendem Fordern bestimmter Ministerposten, gleichgültig, ob die betreffende Partei auch einen brauchbaren Mann dazu hat; wir sehen Geltendmachung von Parteirücksicht kleinlichster Sorte; grollendes Beiseitestehen, wenn die Parteiwünsche nicht erfüllt sind, oder gar rücksichtsloseste Bekämpfung der Regierung, oder aber ein Auskneifen vor der offiziellen Verantwortung, um dann inoffiziell der Regierung doch den Willen aufzudrücken mit der stillen aber steten Drohung, das Kabinett sonst zu stürzen. Sind diese Bilder ermutigend, oder sind es nicht vielmehr schlechte Trauerspiele? Ich erinnere nur an die Minderheitsregierung Fehrenbach, an das Trauerspiel der letzten preußischen Regierungsbildung, an das unvollständige Kabinett Wirth und den anschließenden Streit über die Besetzung der noch offenen Ministerposten. Ich erinnere an die traurige Tatsache, daß in den schwersten Stunden des Vaterlandes: Versailles — Ultimatum, das Reich plötzlich in Regierungskrisen lag und jedesmal erst in letzter Minute ein neues Ministerium geschwind zusammengestellt wurde. Endlich weise ich noch darauf hin, daß das Ministerium Stegerwald lediglich, weil im Reich eine stark sozialistische Regierung augenblicklich am Ruder ist, nun mechanisch neu umgebildet, d. h. auch mit Sozialisten durchsetzt werden soll. Heute so, morgen so, im kritischen Augenblick führerlos, das ist das Kennzeichen unseres Parlamentarismus.

In allen Parteien ist man unzufrieden, denn man erkennt, daß das Volk diese stete Regierungsumbildung satt hat und sehr wenig erbaut ist ob der Art, wie jedesmal in Berlin dabei geschafft wird hinter den Kulissen. Aber die Unzufriedenheit richtet sich nicht gegen das System an sich. Das wird vielmehr von allen Parteien mit Ausnahme der Deutschnationalen verteidigt. Man sucht die Schuld an den verschiedenen Mißgeburten auf die jeweiligen anderen Parteien oder auf die Wähler abzuschieben. Hochtönend wird auch gefordert, die Regierungsumbildung „aus der Sphäre der Fraktionen herauszuheben und mehr auf das Gebiet der Persönlichkeiten hinüberzuleiten". Diese Forderung bleibt Phrase, solange eben die Fraktionen die Regierungsumbildung bestimmen.

Die verschiedenen Parteien ernten eben jetzt, was sie einst gesät haben, und heute schaudert ihnen vor ihren eigenen Früchten. Wie hat man in vollen Tönen den Parlamentarismus gepriesen, als das einzige eines politisch reifen, „souveränen" Volkes würdige System. Man hat nicht geruht, bis dieses fremde Reis unserem Volke aufgepfropft war. Die Not des Krieges wurde benutzt, um diesem System die Wege zu ebnen, und als die Revolution kam, da lag das System wohl vorbereitet da und konnte, da nun alle Schranken dagegen niedergerissen, in Wirksamkeit treten.

Unter allen Parteien sind heute nur die Deutschnationalen ausgesprochene Gegner des parlamentarischen Systems. Ehedem gehörte das Zentrum zu den schärfsten Bekämpfern des Parlamentarismus. Die Gegnerschaft der Deutschnationalen trifft aber keineswegs den Wesenskern der Sache, sondern entspringt meines Erachtens weit mehr der Verärgerung über Verlorenes.

Es ist richtig, daß das parlamentarische System die Mittelmäßigkeit großzieht, Geistesgrößen nicht verträgt, daß daher wirklich fähige Köpfe kaum mehr ans Ruder kommen können und auch nicht kommen möchten, da sie nicht den Büttel machen wollen, um nach irgend einer Laune des Parlaments wieder auf die Seite geworfen zu werden. Man wird einwenden, Briand und Lloyd George seien ja Regierungsmänner des parlamentarischen Systems. Ja, sind das selbständige Führer, oder sind die Beiden nicht lediglich die Handlanger der Plutokratie, der Hochfinanz? Sind das „Demokraten" oder nicht ausgesprochene Diktatoren, aber lediglich nur soweit Diktatoren, als sie diktieren, was die Hochfinanz ihnen vorschreibt und das in Händen der Hochfinanz befindliche Parlament quittiert?

Doch, wie gesagt, die deutsch-nationale Kritik am parlamentarischen System trifft nicht den Wesenskern. Wären die Deutschnationalen zahlenmäßig stark genug, um allein oder mit der deutschen Volkspartei eine Regierung bilden zu können, sie würden das System nicht verwerfen, denn es gäbe ihnen dann ja fast alle Macht in die Hände.

Das parlamentarische System ist zu verwerfen aus prinzipiellen Gründen, aus der grundsätzlich christlichen Auffassung über Staat und Staatswesen. Der Parlamentarismus verträgt sich nicht mit dem organischen Charakter des Staates, sondern baut sich auf der Vertragstheorie des Staates auf, ihm liegt der Staat als Summe der Individuen zugrunde. Diese Staatsauffassung ist aber unchristlich, sie verzerrt den Staat zu einem Konglomerat, zerreißt seine innere Einheit, mechanisiert und atomisiert den Staat und höhlt ihn damit als Organismus aus.

Ich habe in einem Aufsatz in den „Historisch-politischen

Blättern" (166[9]) gezeigt, daß der Parlamentarismus ein Eckstein im Ideengebäude der modernen Demokratie, daß aber die moderne Demokratie eine Irrlehre ist und schrieb dort über den Parlamentarismus: „Er ist eine notwendige Folgerung aus der ganzen Irrlehre und verkörpert nach außen ihre gesamte falsche, unchristliche Staatsauffassung. In seiner praktischen Betätigung ist das parlamentarische Regierungssystem die Stätte ewiger Kompromisse und der Halbheiten, der Tagesarbeit ohne weitsteckende Ziele, ist es Gebundenheit an die vorherrschende kapitalistische Presse, Herrschaft der jeweiligen Mehrheit über die zahlenmäßige Minderheit in buntem Wechsel; verdunkelt die Gegensätze der Parteien und leistet der Oberflächlichkeit und Halbheit Vorschub, ist endlich der Tummelplatz der Schlauen und Rücksichtslosen und läßt keine wahren Geistesgrößen obenankommen."

Dieses Urteil halte ich auch heute aufrecht, ja der Gang der Dinge hat meine Anschauung nur bekräftigt. Und die Folgewirkung des Parlamentarismus auf das Parteileben? Sie ergibt sich schon rein gedanklich, wenn man sich vor Augen hält, wer den Parlamentarismus erstrebt und erkämpft hat. Keine Partei, keine Richtung, die auf positiv-christlichem Boden steht; sondern die Parteien und Geistesrichtungen, die offen oder minder offen Gegner des Christentums sind, die Demokratie, die Sozialdemokratie, die Börse und ihre Presse, die Freimaurer u. a. mehr. Liegt hiermit nicht schon für einen christlich orientierten Politiker klar vor Augen, daß dieses System nie im Interesse der christlichen Grundsätze fürs Staatsleben gelegen sein kann? Folgert aber hieraus nicht notwendig auch, daß der Parlamentarismus für eine Partei, die auf positiv-christlichem Boden steht, bezw. für die Ziele dieser Partei nie von Segen sein kann?

Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß heute z. B. in Preußen und Baden Zentrumsmänner an der Spitze stehen. Dies verdankt das Zentrum seiner durch Jahrzehnte hindurch errungenen Machtstellung. Aber sehen wir nicht schon, wie es heute bröckelt, wie durch die Teilnahme von Zentrumsleuten in den Regierungen und die dadurch notwendig gewordene Zurückhaltung auf manchen Gebieten, wo sonst eine scharfe Opposition oder mindestens kräftige Worte am Platze wären, in den Kreisen der Wählerschaft Differenzen auftraten? Ich wäre herzlich froh, wenn es nicht Wahrheit werden sollte, aber ich befürchte, daß das Zentrum seinen Höchstpunkt bereits überschritten hat und auf der absteigenden Linie sich bewegen wird. Eine Hauptschuld hieran träfe den Parlamentarismus.

Man wendet mir wohl ein: ja ein anderes System ist doch gar nicht möglich. Das ist richtig für die Gegenwart, braucht es aber nicht zu sein für die Zukunft. Man sagt auch, das alte System sei unmöglich geworden. Richtiger muß es heißen, das alte System ist durch revolutionäre Kräfte und den herrschenden Geist der Irrlehre moderner Demokratie unmöglich gemacht worden. In seinem Kern war das alte System gut. Was nicht gut war, war die vielfach fehlerhafte Anwendung des Systems, wie z. B. die einseitige Ausschließung der katholischen Elemente und anderseits im Reiche und Preußen insbesondere die einseitige Bevorzugung des Protestantismus bezw. des protestantischen Adels. Das sind Fehler, die sich gerächt haben, aber es waren nur Fehler, also verbesserungsmöglich. Der Parlamentarismus ist aber als System schon verfehlt, ist im Kern falsch. Fehler an ihm potenzieren lediglich die falsche Konstruktion, während positiv Gutes nicht auf die Dauer aus dem Parlamentarismus erwachsen kann.

Uebrigens zeigt ja gerade Deutschland die ganze Verkehrtheit des uns aufgepreßten fremden Reises. Der Parlamentarismus erfordert folgerichtig höchsten Zentralismus, paßt aber in einen Föderativstaat wie eine Kuh in den Ballsaal. Wir erleben daher auch heute dauernde Konflikte auf innerpolitischem Gebiet, man denke an das knallrote sächsische Ministerium, an das bis vor Stegerwald gut rote Preußen, an das von der Sozialdemokratie stark abhängig gewesene Kabinett Fehrenbach, und dann einmal an das bayerische Kabinett von Kahr. Man denke daran, daß z. B. neue Reichstagswahlen in irgendeinem Bundesstaat — Verzeihung Land — eine derartige Verschiebung bringen, daß die dortige Regierung nicht mehr dem sogenannten Volkswillen entspricht. Welche Unstätheit, welche Unsicherheit! Wie können die Regierungsmänner große Ziele verfolgen, wenn sie dauernd auf dem Stengele sitzen, wie kann eine Regierung nach bestem Wissen und Können arbeiten, wenn sie dauernd Gefahr läuft, in Ungnade beim Parlament und damit selbst zu fallen? Was täte aber unserem Vaterlande mehr not als große weitsichtige Arbeit, als Ruhe und Stetigkeit der Führung, als eine starke Hand, die unbeirrt von Gefahren, unbeirrt von den Angriffen einer geschäftigen Presse sicher und fest das Steuer in Händen hält?

Wohl wäre es verkehrt, heute auf den Plan zu treten und die sofortige Abschaffung des Parlamentarismus zu fordern. Es wäre verkehrt aus innerpolitischen Gründen. Aber das darf uns nicht abhalten, in zäher, unentwegter Arbeit daran zu gehen, die verderbliche Revolutionserrungenschaft „Parlamentarismus" langsam abzubauen und den Platz frei zu machen für ein Regierungssystem, das für unsere christliche Orientierung Ziel sein muß, nämlich für den christlichen Volksstaat. Hierzu ist allerdings nötig, daß die Partei, da wo das Gift der modernen Demokratie sich eingefressen, wieder die alten Traditionen und Grundsätze schärfer denn je herausmeißelt und in den Vordergrund stellt. Es spukt an und für sich schon reichlich von den modernen demokratischen und staatssozialistischen Ideen in unseren Reihen. Hier kann nicht oft genug der Warnruf ertönen, sich nicht verführen zu lassen durch Modegötzen und die modernen, aber im Grunde antichristlichen Staatsideen. In unserer heutigen Zeit schwersten Ringens auf dem Gebiete der Weltanschauungen, da geht an alle christlichen Elemente, insbesondere auch an die den christlichen Parteien angehörenden Abgeordneten die mahnende Pflicht, sich zu vertiefen in die christlichen Ideen über Staatswirtschaft und Kulturleben, hier die Kraft und die Ideale zu holen, mit denen einmal der Kampf gegen die nicht, oder deutlicher gesagt, antichristlichen Parteien aufgenommen und durchgefochten werden muß. Zugleich aber sind unsere Ideen in das Volk hineinzuwerfen. Ideen lenken die Welt! Sollen die christlichen Ideen und Ideale in Zukunft uns lenken, oder soll der Börsen- und Händlergeist, getragen und vertreten durch Demokratie und Sozialdemokratie, die Zukunft erobern? Das sind die großen Fragen, und vergessen wir dabei nicht, daß der Börsen- und Händlergeist sich als scharfe Waffe zu diesem Wettkampf den Parlamentarismus erkoren hat! Er soll Mittel zum Zweck sein! Seien wir dessen eingedenk und lassen wir uns nicht in opportunistischer Politik schließlich überrumpeln. Nicht lediglich dem Augenblick, der Zukunft hat unsere Arbeit in erster Linie zu gelten.

Die Heide.

Ich habe die Heide so gern!
Ich habe sie lieb in des Morgens Schein,
Wenn leise erwachen die Blumen am Rain,
Ob im Nebel sie träumt oder schlummert im Schnee,
Ob stille sie seufzt in des Sturmes Weh —
So einsam ist sie, so weit, so fern —
Ich habe die Heide so gern!

Ich habe die Heide so gern!
Ich habe sie lieb in der Sonne Glanz
Mit Bienengesumm und Mückentanz,
Wenn weit und breit ihre Schönheit lacht
In Blumendüften und Blütenpracht,
Sie mir enthüllt ihres Wesens Kern —
Ich habe die Heide so gern!

Ich habe die Heide so gern!
Ich habe sie lieb, wenn im Abendrot
Wie glühendes Feuer die Heide loht,
Wenn sie leise verblühend im Dämmergrau
Sich hüllt in den Schleier der Nebelfrau,
Wenn drüber schwirrt der „Engel des Herrn" —
Ich habe die Heide so gern!

Ich habe die Heide so gern!
Ich habe sie lieb in der schweigenden Nacht,
Die arme Heide ohn' Schmuck und Pracht,
Wenn keiner sie liebt, die einsame Maid,
Verlassen sie dunkelt in ihrem Leid,
Nur tröstend sie kost ein einsamer Stern —
Ich habe die Heide so gern!

Heinrich Heimanns.

Außenpolitische Streiflichter.

Von Albert Dettling, Jena.

Die (mit innerpolitischen Strömungen vielfach gemischten) außenpolitischen Vorgänge sind in den letzten Wochen von so selten interessanter Mannigfaltigkeit gewesen, daß es sich wohl lohnt, bei einigen von ihnen etwas zu verweilen. Aus Gründen der Klarheit. Wie soll sich einer in dem auf ihn losstürmenden und oft tendenziös auf ihn eindringenden Depeschenwirbel noch zurechtfinden, wenn er die Quellen nicht prüfen kann und die Zusammenhänge nicht versteht?

Die Schärfe, womit der englische Premier auf der Londoner Konferenz zum erstenmal gegen Briand und seine These der Ruhrbesetzung auftrat und die in offenen Konflikt auszuarten drohte, hat ihre Ursachen. Im englischen Koalitionsministerium war die Herrennatur Austen Chamberlain als Unionistenführer an Stelle des nachgiebigen Bonar Law getreten. Churchill und noch andere Kabinettsmitglieder erhoben Widerspruch, vor allem Sir Alfred Mond, ein reicher, jüdischer Industrieller, der mit Nachdruck zum Sprachrohr der britischen Geschäftswelt wurde. Sehr gewichtig: Amerika ließ trotz seiner reservierten Haltung durch den englischen und französischen Botschafter in Washington zu verstehen geben, daß es militärischen Maßnahmen abgeneigt sei. Asquith, der Exministerpräsident und jetzige Führer der unabhängigen Liberalen, der vor einiger Zeit schon in die parlamentarische Opposition übergetretene und der englischen Versöhnungsliga präsidierende Lord Robert Cecil, der Arbeiterführer Clynes und der ministerielle Arbeitervertreter Barnes protestierten gemeinsam, und selbst führende City-Bankiers wurden bei der Regierung im selben Sinne vorstellig, bevor die Würfel rollten. Lloyd George aber versteht sich wie kein zweiter auf Strömungen und schreckt vor elastischen Wandlungen nicht zurück. So kam es, daß die äußerst geschickte und rührige Propaganda Loucheurs — des zuzeiten stärksten Mannes im französischen Kabinett — nur in Belgien Erfolg hatte, im Londoner Nebel aber zerflatterte. Die Folgen des Gesamtergebnisses für Frankreich waren unschwer vorauszusehen. Die Chauvinisten — und ihre Zahl ist nicht gering —, denen ihr längst angestrebtes Idealbeutestück, das Ruhrgebiet, vorläufig weggeschwommen war, tobten. Briand hatte von der Themse, wie sie sagten, Versprechungen mit Aufschub und ohne Garantien mitgebracht und war vom schlauen Waliser übers Ohr gehauen worden. Eugen Lautier drückte das im clemencistischen „Homme Libre" noch typischer so aus: „Am 1. Mai, als wir Deutschland am Kragen fassen wollten, hat uns Lloyd George einen Fußtritt auf einen gewissen Körperteil versetzt." Es war also ausgemacht: Briand ist unfähig und muß geköpft werden. Gallische Leidenschaft hat ihre Kühlung stets noch im Drama gesucht. Die schreienden Nationalisten und die stets nach Aufstieg lauernde Tardieugruppe schickten sich an, in der am 19. Mai von den Ferien zurückkehrenden Kammer das Schaffot zu errichten. Die Aeußerungen des französischen Ministerpräsidenten waren in letzter Zeit zweifellos auf diese Gegnerschaft eingestellt, wie sehr auch halbamtliche Mitteilungen diese Auffassung ins Wanken zu bringen versuchten. Sie berücksichtigten allerdings die Wirkungen nicht, die sie in Deutschland und selbst anderwärts auslösen mußten.

Als nun der nationalistische Gischt an der Seine am schärfsten spritzte und zischte, schickte sich die äußerste Linke zu Gegenkundgebungen an. Die Kommunisten, die in Frankreich die Mehrheit der Arbeiter umfassen und durchaus nicht so sklavisch im Moskauer Schlepptau sitzen wie ihre Parteigenossen in Deutschland, brachten etwa 80000 Kriegsprotestler auf die Beine. Tatsächlich schien der Zustand dem vom Monat Juli 1914 theoretisch wenigstens zu gleichen. Ein Sozialistenblatt wies mit Recht auf die Faktoren hin, die in einen neuen Krieg hineintreiben, und die es als erste Pflicht zu überwachen gelte. Das liest sich sehr angenehm. Aber man weiß, daß hinter diesen Worten viel gute Absicht, jedoch keine ausreichende Organisationsenergie steckt. Der Umschwung der Pariser Presse ist heute derart, daß (vom stets deutschfeindlichen „Matin" abgesehen) die 5—6 sonst gemäßigten Zeitungen mit den Höchstauflagen in nationalistischen Tiraden schwelgen. Vor allem tritt der am weitesten und selbst in der Provinz stark verbreitete „Petit Parisien" hervor, seitdem sein Besitzer Senator Jean Dupuy tot ist und der außenpolitische Teil in den Händen des früher ebenfalls liberalen Millet liegt. Dieser Herr wird zurzeit sehr oft genannt, allerdings meistens als diplomatischer Mitarbeiter des unter Loucheurs Einfluß stehenden Paris-Midi. Beruhigend mußte indes wirken, daß die eigentliche Provinzpresse (von der „La Dépêche de Toulouse" die Höchstauflage — rund 700000 erreicht) mit der Lösung, die in London erzielt wurde, fast durchweg zufrieden war. Das Gewerksblatt „Le Peuple" schrieb den Chauvinisten nach der Annahme der Aufstellung durch den Reichstag u. a. Folgendes ins Stammbuch: „... Dieses dumme Geschrei der enttäuschten Profitmacher über die entgangene Beute zeigt, welche Gefahr des Friedens durch diese Spekulanten droht. Welche Wirkung muß dieses Auftreten im Ausland haben, wo die Leute, die im Namen des Landes sprechen wollen, uns schon als Imperialisten verdächtig machen. Aber diese Menschen suchen nur über ihre Enttäuschung wegzukommen, die ihnen die vernünftige Haltung Deutschlands gebracht hat". Das sind sehr wahre, auf die Drahtzieher des gegenwärtigen Marionettentheaters gemünzte Worte, deren anschauliche Erörterung in einer späteren Abhandlung wir uns vorbehalten.

Treffliche Gradmesser des gespannten politischen Nervenstranges waren die am 5. Mai stattgehabte Napoleonsfeier und das einige Tage darauf erfolgte Fest der Jungfrau von Orleans. Vor der aristokratischen Augustinerkirche in Paris und auf dem Pyramidenplatz der glänzenden Rivolistraße erheben sich in bescheidenem Ausmaß zwei reizende Jeanne d'Arc-Statuen. Früher bildeten sie im Wonnemonat das patriotische Wallfahrtsziel der Camelots du Roi (= jugendliche royalistische Propagandisten) und, wie die Statue de Strasbourg auf dem Eintrachtsplatz, der kleinen Patriotenliga. Es war allemal sehr lustig, den Ueberpatrioten Déroulède mit seinen wallenden Rockschößen, sein feierlich gefurchtes Gesicht und den Immortellenkranz zu sehen, den er unter den Augen der Polizei mit heißer Geste niederlegte und dabei seine stets beredte Zunge ins „goldene Schweigen" hüllen mußte. Im Jahre des nationalistischen Heils 1921 aber war's anders. Der Feier der Jungfrau von Orleans waren die Flügel amtlich nicht mehr gestutzt. Sie waren amtlich sogar vergoldet (wenn man hier von vergolden sprechen kann). Gerade wie die 100jährige Gedenkfeier des großen Korsen. Der linksradikale Bürgermeister Lyons und Abgeordnete Herriot begann zwar einen Pressefeldzug gegen eine derartige Festlichkeit zur Verherrlichung des unersättlichen napoleonischen Ehrgeizes. Sie hatte vielleicht den Erfolg, daß einige Städte der Provinz (darunter Straßburg) die amtliche Beteiligung abgelehnt haben. In Paris hielt u. a. der bekannte Kriegsminister am Triumphbogen eine Ansprache, von der wir eine Schlußstelle wiedergeben, da sie einen völligen Einblick in die jetzige Geistesverfassung vieler Franzosen gewährt und von außerordentlich propagandistischer Zugkraft auf das französische Publikum ist:

„.. Napoleon, der die Kraft der preußischen Armeen gelähmt glaubte, hatte nicht mit der preußischen Heuchelei gerechnet und der Fähigkeit eines Volkes, das sich niemals als besiegt erklärt. Obgleich die preußische Armee auf 42000 Mann beschränkt war, hatte sie im August 1813 plötzlich 280000 Mann. Durch welche Mittel? Wir brauchen nicht in der Geschichte zu suchen. Die Gegenwart lehrt es uns. Das besiegte Preußen bereitet unter Ludendorffs Befehl die Revanche vor, deren Stunde er bestimmen wird und dessen Drohung und Hoffnung das Volk in Potsdam begrüßte. Wir werden ihn aber nicht von neuem beginnen lassen. Der Irrtum Napoleons wird uns eine Lehre sein..."

Die Furcht stützt die französische Zertrümmerungstheorie des deutschen Ostens und Westens: Die Kohlen- und Metallager Oberschlesiens den Polen und das Ruhrgebiet den Spekulanten wie Loucheur. Wunderbar einfache Logik! Zwei mächtige Strömungen kommen dabei auf ihre Rechnung: die Furcht und die Spekulation. Wie mächtig gerade die Furcht vor dem besiegten Deutschland immer noch in den Gemütern sitzt, geht daraus hervor, daß bei den Forderungen der Alliierten die Entwaffnung immer an erster Stelle stand. Auch in der französischen Presse tritt diese Erscheinung ganz auffällig zutage. Der größte Teil der Zeitungen (der „Temps" mitinbegriffen) mißt der Abrüstungsfrage eine größere Bedeutung bei als den wirtschaftlichen Problemen. Der vielschreibende Poincaré bringt in seiner letzten Abhandlung, die in der angesehenen und auch im Ausland gelesenen Zeitschrift „Revue des Deux Mondes" erschienen ist, denselben Gedanken zum Ausdruck, wenn er sagt: Frankreich muß die Augen offen halten, damit ihm nicht eines Tages ein wieder gekräftigtes Deutschland gegenüber stehe und sage: Du hast den Augenblick verpaßt.

Als Lloyd George seine bekannte Rede über Oberschlesien im Unterhause hielt und Worte sprach, wie man sie seit langem im englischen Parlamente nicht mehr gehört hatte,

brach im Pariser Blätterwald ein Sturm von seltener Wucht los. Die Imperialisten an der Seine sind nicht mehr gewöhnt, daß man ihren weitschweifenden Plänen entgegentritt und sie auf die Gebote des Rechts aufmerksam macht. Dem oberflächlichen Beobachter schienen die französisch-englischen Beziehungen schlechter als in den schwärzesten Faschodatagen. Man täusche sich aber nicht. Die Krise war vorläufig eine Geschäftskrisis und ihre weitere Entwicklung bleibt abzuwarten. Sie ist zur Stunde noch nicht beseitigt. Die Haßpfeile flogen dicht über den Aermelkanal. Typisch sind in solchen Fällen stets die Aeußerungen des „Echo de Paris", das schon vor dem Kriege das Lieblingsblatt der Militärpartei war. „Lloyd George", hieß es da, „hat eine gute Gelegenheit versäumt, den Mund zu halten. Er hat bewiesen, daß er zurzeit nicht genügend Kaltblütigkeit besitzt. — Es ist gut, daß er sich in einer Golfpartie auf grünem Rasen unter friedfertigen Hammeln wieder etwas erholt." — Die seither oft wiedergekehrte Auffassung, daß die von den gallischen Chauvinisten verhöhnte Rede die Geburt einer augenblicklichen Mißstimmung sei, entspricht den Tatsachen nicht. Sie verfolgte den sehr wohlbedachten Zweck, eine von der englischen Regierung an den Quai d'Orsay zuvor abgesandte Note zur raschesten Regelung der oberschlesischen Frage mit Nachdruck zu unterstützen. Dieses Schriftstück ist der Pariser Presse absichtlich verschwiegen worden. —

Nicht allein die Unterhausrede war eine verblüffende Neuerscheinung, auch die Haltung der englischen Presse. In welchen der Tausende englischer Publikationsorgane bekamen wir denn eigentlich in den letzten Jahren fast durchweg leidenschaftslose und sachliche Aeußerungen zu lesen? Im angesehenen und unbestechbaren demokratischen Provinzblatt „Manchester Guardian", in der Zeitschrift „Nation", in der linksstehenden Wochenschrift „New Statesman", die in wirtschaftlichen Fragen als Autorität gilt und vor allem in der Londoner „Daily News", die vor dem Krieg mehrmals in Finanzschwierigkeiten geriet, mehrmals den Besitzer wechselte und von Herrn Gardiner jetzt vortrefflich geleitet ist. In der Weimarer Nationalversammlung traf ich den Berichterstatter dieses Blattes und erfuhr, daß sich die Auflagenziffer während der Kriegszeit verdoppelt habe. Auf diese wenigen Organe, von denen nur zwei eine größere Verbreitung haben, beschränkte sich also das „objektive" Urteil, wenn man von der „Westminster Gazette" (Parteiblatt der unabhängigen Liberalen), dem mitunter vorzüglich unterrichteten „Observer" und der einzigen sozialistischen Tageszeitung „Daily Herald" absieht. Nachdem jedoch Lloyd George seine denkwürdige Rede gehalten, die eine schärfere Warnung an Frankreich als an Polen war, stand die gesamte englische Presse hinter ihm, die giftgeschwollene Northcliffe-Presse mit ihrem ungeheuren Einfluß mitinbegriffen. Nur das stockkonservative Lady-Blatt „Morning Post" erhob ein einsam Gezeter. Bedeutungslos. Ein wunderbares Bild von Gedankendisziplin! Und merkwürdig genug, gerade der oberschlesische „Times"-Berichterstatter hatte ein Bild entworfen, das wenig schmeichelhaft für die Franzosen war, und er hatte den schärfsten Angriff auf die französische Regierung damit unternommen, daß er die französische Besatzungsarmee des Einvernehmens mit den Polen zieh. Es liegt nicht im deutschen Interesse, die Unstimmigkeiten zwischen den Alliierten freudvoll zu betonen. Es darf aber festgestellt werden, daß — wie ich aus guter Quelle erfahre — die fast allgemeine Anschauung in Großbritannien diese ist: „Die Franzosen überspannen den Bogen." Der dem englischen Premier nahestehende „Daily Expreß" drückt das mit den Worten aus: „Frankreich wird Europa ohne Englands Zustimmung nicht beherrschen können." „Daily Herald" liebt eine kräftige Sprache: „Lloyd George, der bisher an den Rockschößen der französischen Räuber gehangen, steht jetzt endlich auf eigenen Füßen." Und die vielgelesene „Sunday Times" macht manchem britischen Diplomatenherzen Luft mit dem schwerwiegenden Sätzchen: „Die Haltung des französischen Auswärtigen Amtes gegen England in Syrien und Oberschlesien ist skandalös."

Während ich diese Zeilen schreibe, soll Briand also geköpft werden. Seine Kammerhenker schienen es indes nicht sehr eilig zu haben, sonst hätten sie die Interpellationsdebatte, als sie gerade auf ihrem Höhepunkt stand, nicht auf vier Tage unterbrochen. In der französischen Parlamentsgeschichte der letzten 20 Jahre noch nie dagewesen. Schon darin liegt die Möglichkeit, daß der Geköpfte am Ende gar wieder auf den Boulevards spazieren geht, den Siegerkranz auf dem Haupt.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Ein paar besonnenen Franzosen beginnt es vor der Vereinzelung, in welche Frankreich mit seiner eigensinnigen Politik Oberschlesiens wegen gerät, schwül zu werden. Was soll ihr Land machen, wenn es von Großbritannien und Italien im Stich gelassen wird? Eben hat es erst feierlich des großen Napoleon gedacht, liegt es nicht nahe, in der Not sein politisches Vermächtnis hervorzuholen? So fragte denn der „Temps" vom 19. Mai: ob man der Politik Lloyd Georges keine französische Politik entgegenstellen könne? Er spiele die Völker Europas gegeneinander aus, sollte Frankreich sie nicht einigen? Es ist unseres Wissens das erstemal, daß seit dem Friedensschluß von Frankreich her die sogenannte Kontinentalpolitik verkündet wird. In Deutschland hat sie manchen Anhänger, gerade unter selbständigen, vorurteilsfreien Leuten. Zwar nicht für den oberflächlichen, wohl aber für den tieferen Blick gibt es eine Schicksals-, Kultur- und Interessengemeinschaft von Deutschland und Frankreich. Den Franzosen jedoch bedeutete Kontinentalpolitik stets nur ihre eigene Vorherrschaft in Europa. Wie Scheler sehr gut beobachtet hat, ist ihr politisches Evangelium der Nationalstaat. Es läuft mit der Idee der abendländischen Völkergemeinschaft, die das alte deutsche Kaisertum der Karolinger, Ottonen und Hohenstaufen vertrat, vielleicht im geschichtlichen Sternenraum der Zukunft zusammen, nicht aber auf dem Erdboden der Gegenwart. Der hallt vom Schritt der horizontblauen Bataillone am Rhein. — Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" antwortet sehr gut auf den Lockruf des „Temps": Frankreich hat nicht die geringsten Vorbedingungen für die Zusammenarbeit der Festlandvölker geschaffen. Es arbeitet zunächst nur an der weiteren Veruneinigung Mitteleuropas, indem es Ringe gegen Deutschland und um Deutschland schmiedet. Aufbauende Politik wird dauernd gefährdet durch die imperialistische Abenteuersucht der französischen Kriegsgewinnlerkliquen.

Hätte es eines Beweises bedurft, daß Frankreich noch weit ist von ehrlicher Kontinentalpolitik, so hat Briand ihn geliefert. In seinen letzten Kammerreden macht er sich betreffs Oberschlesiens nach wie vor zum Anwalt der Polen. Die reichste Grubengegend, wo die polnischen Arbeiter die Mehrheit hätten, will er Polen zusprechen. Was hilft es, daß er gleichzeitig versichert, die Bergwerke müßten zur deutschen Wiedergutmachung beitragen und Deutschland 15 Jahre lang Kohlen zu den jetzigen Bedingungen liefern? Müssen sie es auch, wenn Polen ihre Bewirtschaftung den Franzosen überträgt, wie dem „Berliner Lokalanzeiger" zufolge unwiderlegte Gerüchte wissen wollen? — Im übrigen hatte es Briand nicht so schwer, wie man erst gedacht, seine notgedrungen gemäßigte Politik gegen Deutschland zu rechtfertigen. Daß Lloyd George nicht Komödie gespielt hat, sehen langsam alle Franzosen ein. Das Verhalten des Kabinetts Wirth hat dann den Pariser Scharfmachern manchen Trumpf aus der Hand gezogen. Frankreich verlangte in einer Note vom 19. Mai, daß die Reichsregierung die Bildung von Freikorps für Oberschlesien unterdrücke, Lebensmittel ins Aufruhrgebiet gehen lasse und die Reichsbank anweise, Notenbestände für die Lohnauszahlung ebendahin zu senden. Die deutsche Antwort sagte den ersten Punkt zu und führte den Beweis, daß der zweite und dritte unerfüllbar sei. Weder Geld noch Lebensmittel kämen in die rechten Hände. Die Bildung von Freikorps wurde bei schwerer Strafe dorch besonderen Reichserlaß verboten und die Grenze am 24. Mai noch strenger als vorher gesperrt. — Erst schien es, als sollte der gefürchtete französische Einmarsch ins Ruhrgebiet trotzdem kommen, bald aber zeigte sich Frankreich zufrieden und Briand hatte sogar recht anerkennende Worte für die neue deutsche Regierung. Ihr Wille, alles zu erfüllen, dient ihm dazu, seine Politik zu verteidigen. Das ist mindestens nicht ungünstig für uns, denn gegenwärtig könnte Briand höchstens von einem schärferen Mann, etwa Poincaré, abgelöst werden. Zurzeit ist dies wieder in die Ferne gerückt, denn der Ministerpräsident errang das Vertrauen der Kammer mit 419 gegen 171 Stimmen.

Was aus Oberschlesien wird, bleibt leider noch ganz ungewiß. Die Kämpfe dauern an. Korfanty hat sich zwar plötzlich erboten, die Waffen niederzulegen und die Gewalt dem interalliierten Ausschuß zurückzugeben. Das glaubt man ihm aber natürlich ebensowenig wie seinen berühmten Rückzug.

Nach langen Beratungen in München und Verhandlungen

mit Berlin ist über die bayerische Entwaffnung nun eine gewisse Klarheit geschaffen. Leider konnte Ministerpräsident Dr. von Kahr erst am 31. Mai im Finanzausschuß des Landtags die gespannt erwartete Erklärung abgeben: Nachdem das Ja zum Ultimatum gesprochen ist, führte Dr. von Kahr aus, muß es wahr gemacht werden. Die bayerische Regierung will deshalb in der Entwaffnung der EW das Möglichste tun. Doch gibt sie ihre Ansicht, daß die EW nicht unter §§ 177 und 178 des Friedensvertrages, noch unter das Gesetz vom 22. März 1921 fällt, nicht auf und hat, die Reichsregierung gebeten, dies der Entente vorzustellen. Dem Entscheid steht Bayern in loyaler Haltung entgegen. Dieser Standpunkt wird geteilt von dem in der EW vereinigten Volksteil. — Möge nun die Spannung, die zwar die Ruhe im Land nicht gestört, jedoch besonders außerhalb Bayerns ganz unsinnige Gerüchte gezeitigt hat, sich lösen. Erzwingt die Entente restlose Entwaffnung, so bricht sie, um mit Dr. von Kahr zu reden, aus dem Bau der Werkstätte für die Wiedergutmachung die letzte Stütze.

Der Reichskanzler Dr. Wirth hat im Kreis der badischen Regierung sein Programm entwickelt. Deutschland muß ehrlich aufbringen, was es versprochen hat, durch Arbeit muß es sich frei machen und frei erhalten. Denn um der Freiheit willen nahmen wir das Ultimatum an. Ablehnung hätte uns die Fremdherrschaft gebracht. Wie die neuen Lasten und Steuern beschaffen sein werden, die das Volk nun auf sich nehmen muß, sagte der Kanzler noch nicht. Man hört von Erhöhung der Kohlensteuer, Umsatz- und Körperschaftssteuer. Auch die Ernennung Walter Rathenaus zum Wiederaufbauminister bedeutet ein Programm, das freilich nicht in jeder Hinsicht zu begrüßen ist. Vor allem muß wohl verlangt werden, daß endlich im Reichshaushalt ernsthaft gespart wird und alle unnötigen Ausgaben wegfallen. Wird so der wuchernde Staatssozialismus beschnitten, so ist es ein Glück. Zu Kulturaufgaben wird nichts übrig bleiben. Auch das ist ein Glück — für die Kultur selbst. Denn unser Staatswesen, das nicht mehr auf dem festen und fruchtbaren Kulturboden des Christentums steht, fördert höchstens die Scheinkultur der radikalen Volksschullehrer. Die Gesellschaft, besonders der private Reichtum muß sich jetzt aufraffen, das Erbe der deutschen Kultur zu wahren und zu mehren.

Beim Reichsgericht in Leipzig haben gemäß dem Ultimatum die Prozesse gegen die Kriegsbeschuldigten begonnen. Bisher wurden Fälle von Mißhandlungen in deutschen Gefangenenlagern abgeurteilt. Es wäre gut gewesen, diese Prozesse eher zu beginnen und zugleich die deutsche Gegenrechnung aufzustellen.

Oesterreich steht im Zeichen der Volksabstimmungen über den Anschluß seiner Länder an das Deutsche Reich. Die Regierung in Wien kann die Abstimmungen gegenwärtig nicht fördern, um den Ententekredit nicht aufs Spiel zu setzen, hat aber auch nicht die Macht, sie zu verhindern. Am 29. Mai stimmte Salzburg ab. Aehnlich wie in Tirol erklärte sich die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung für den Anschluß. Bei 90 Prozent Beteiligung stimmten 103000 mit Ja, 800 mit Nein. Auch in Steiermark hat sich der Landtag bereits grundsätzlich für eine Abstimmung entschieden. Auf Vorstellungen des Bundeskanzlers beantragten jedoch Christlichsoziale wie Sozialdemokraten, sie erst am 30. Oktober abzuhalten, wenn die Entente bis dahin Oesterreich nicht geholfen habe. Der Entscheid über den Antrag wurde bis 31. Mai vertagt, was stürmische Entrüstung auslöste.

Der Streik der Bergleute in England ist still zu Ende gegangen. Er hatte die Arbeitslosigkeit, welche der Ausfall des deutschen Marktes groß gezogen, durch Kohlenmangel bedrohlich vergrößert. — Von Monarchenbesuchen zu sprechen, haben wir uns fast abgewöhnt. Doch die Ankunft des Kronprinzen Hirohito von Japan in England darf nicht unerwähnt bleiben. Seit ein paar Wochen weilt der Erbe des ältesten Thrones der Welt in London und wird überschwänglich gefeiert. Großbritannien legt auf das Bündnis mit Japan großen Wert. Nach Washington geht der hohe Gast aus dem Osten bezeichnenderweise nicht. — Das wächserne Lächeln des zarten jungen Fürsten soll nicht erkennen lassen, wie ihm europäische Zivilisation gefällt. Aber man denkt an König Kandaules in Hebbels „Gyges und sein Ring“. Dessen Bewußtsein, von Herakles und den Göttern abzustammen, war schwach geworden und er griff nach den Flittern des aufgeklärten Griechentums. Es wurde sein Verderben. Doch vielleicht führt den heidnischen Kaiserspross seine Weltreise auch nach Rom.

Die Erziehung zur Rechtsfriedensgesinnung.

Von Wirkl. Rat und Direktor Otto Hartmann, Regensburg.

Neue Ideale, neue politische und wirtschaftliche Verhältnisse, eine neue Schichtung der Gesellschaft und noch allerhand derlei Dinge stellen sich ein. Die neuen Aufgaben, welche sich der Wissenschaft wie der Technik bieten, die neuen Probleme, die vom Diplomaten, vom Kaufmann, vom Parlamentarier, von der Frau gelöst werden müssen, die Rechts- und Finanzfragen schaffen eine neue Gedankenwelt, von der sich heute die meisten kaum eine richtige Vorstellung zu machen vermögen. Eine Frage, die mir vor allem ungemein wichtig erscheint, findet aber noch fast gar keine Beachtung, obwohl sie zu keiner Zeit vordringlicher war als gerade jetzt in der Periode der Friedenslosigkeit. Es ist die Erziehung zur Rechtsfriedensgesinnung durch die Volksschule.

Wo eine die Ziele der Menschheit fördernde Entwicklung gedeihen soll, da muß ein gesunder Sinn ausgestreut und die Wurzel planmäßig gepflegt werden. Ohne eine solche planmäßige Pflege erhalten wir kein Edelgewächs, sondern einen verwilderten Stamm, der sich nach keiner Seite hin richten und leiten läßt. Unsere Jugend bedarf heute mehr denn je der Unterweisung nicht nur in den Elementen des Lesens, Rechnens und Schreibens, sondern auch in den menschlichen Tugenden getreuer Pflichterfüllung, in den Tugenden, die dem Menschen wahre Bildung und Gesittung verleihen und ihn seinem höheren übernatürlichen Ziele der Vereinigung mit Gott zuführen. Der Mensch vollendet seine Tätigkeit nicht im Diesseits, sondern er ist für ein höheres Leben im Jenseits bestimmt. Er ist auch kein Einzel-, sondern ein geselliges Wesen, das im Verein mit anderen sein Leben auswirkt, und dieses Wesen muß in all seinen Regungen und Bewegungen als Gemeinschaftsglied herangebildet und erzogen werden, soll es in friedlichem Rechtsverkehr seine menschliche Aufgabe zu erfüllen in den Stand gesetzt werden. Denkende, einsichtige Männer, Pädagogen und Rechtskundige haben, dem höchsten Ideale der Weltgeschichte nachgehend, erkannt, daß nur bei Befolgung der unumstößlichen Lehren des Friedensfürsten eine fruchtbringende Erziehung zum Rechtsfrieden wesentlich auf der Erneuerung des deutschen von den Lehren des Christentums durchdrungenen Familienlebens beruht. Auch christliche, menschliebende Volkserzieher folgen nun den Wegen, die ihnen ein verdienter Vorkämpfer der deutschen Rechtsfriedensbewegung, der Bonner Rechtsanwalt Felix Josef Klein und Lehrer Hopes in Bonn wies und erklären, daß nur durch eine auf christlicher Grundlage beruhende Erziehung eine zielbewußte von den Idealen friedlich-rechtlicher Lebenstätigkeit geleitete Jugend herangebildet werden kann. Sie nehmen erfreulicherweise keinen Anstand, in Wort und Schrift ihre Meinung dahin zum Ausdruck zu bringen, daß der Religionsunterricht in Hinsicht auf die Erziehung der vaterländischen Jugend von der größten Bedeutung sei, daß den Mittelpunkt des Religionsunterrichts Gott, der Urgrund alles Rechts und der ewige Richter jedweden Unrechts bilden müsse. So kommen sie zu dem Schlusse, den Kampf um den Rechtsfrieden im tiefsten Grunde als eine religiöse Angelegenheit zu erklären. In seiner sehr beachtenswerten, soeben erschienenen Schrift „Die Erziehung zur Rechtsfriedensgesinnung durch die Volksschule“ hat der Bonner Lehrer Josef Schülter den Höhenflug ins Reich der größten Ideale unternommen, die Bergpredigt als die große Programmrede für des Erlösers rechtsfriedliche Menschenführung und den Kreuzestod als Wiederherstellung des Rechtsfriedens mit Gott, dem Nächsten und dem eigenen Gewissen gepriesen und der göttlichen Stiftung der Kirche entsprechend die Fortsetzung der Friedensmission des Erlösers durch diese, das Reich Christi auf Erden, erklärt. Es muß der unumstößlichen Glaubensüberzeugung des Verfassers, der als echter Jugendbildner ohne Furcht und Tadel die vielfach mißkannten christlichen Grundsätze im Erziehungswerke öffentlich zum Ausdruck bringt, alle Anerkennung gezollt und ihm in seinen weiteren stichhaltigen Aufstellungen beigepflichtet werden. Wo die Lehren der Kirche in der Gesetzgebung der Völker Beachtung finden, werden diese auch wahrhafte Stützen für den Rechtsfrieden unter den Bürgern sein, während antireligiöse Gesetze äußeren Gehorsam nur durch Macht erzwingen, niemals aber auf die innere Zustimmung guter Menschen rechnen können und so auch nie vollständig einen Rechtsfrieden zu begründen vermögen. Wollen wir zu einem wahren, weil innerlich begründeten Rechtsfrieden gelangen,

dann müssen wir zur christlichen Religion und zur konfessionellen Schule als den geeignetsten Mitteln greifen. Hieran wird niemand mit Grund zweifeln können.

In hochtönenden Worten hat uns Expräsident Wilson einen Rechtsfrieden verkündet. Der Versailler Friede ist aber ein Schandmal in der Rechtsgeschichte der Welt. Da schrieb mir erst vor wenigen Tagen meine Schwester aus Amerika wörtlich: „Auch in unserem Lande der Freiheit herrscht große Arbeitslosigkeit und Unruhe, der Heuchler und Schuft Wilson hat das ganze Land auf den Kopf gestellt und betrogen, er war ein Werkzeug Englands, krank an Leib und Geist ist er aus dem Weißen Haus gezogen, gehaßt und verflucht von allen, nur Kriegsprofitierer ausgenommen, aber auch die wird die Strafe erreichen". Statt Rechtsfrieden zu säen, hat man in Versailles, in Spa, in Paris und neuestens in London den krassesten Rechtsbruch begangen. Deshalb sage ich nicht nur Rechtsfriedenserziehung bei Kindern, sondern Belehrung über einen wirklichen Frieden des Rechts in allen Schichten der Bevölkerung mit schärfsten Protesten.

Im Zwiegespräch mit Vertretern aller Berufs- und Bevölkerungsschichten, vom Gelehrten bis zum einfachen Handarbeiter, mit der sorgenden Mutter und der Jugend selbst sollte immer wieder der Rechtsfriedensgedanke behandelt werden. Dazu bietet die oben schon erwähnte Schrift Josef Schülters ein gutes Hilfsmittel für alle, die sich und andere über den Rechtsfriedensgedanken belehren wollen. Er hat die Kernpunkte ausgewählt und sie klar und anschaulich nach einfachen Gesichtspunkten zusammengestellt. Auch die Vorgeschichte ist zurückgehend bis zum alten Rom und den frühesten germanischen Volksstämmen kurz behandelt, und mit Schülter bin ich der Meinung, wie verwunderlich es ist, daß die urdeutsche Einrichtung des Güteverfahrens im neuen Deutschen Reich so vernachlässigt wurde.

Das Original der Einheitsschule.

Von Dr. Mich. Eberhard.

Das Original der Einheitsschule hängt in Paris; was das schulpolitische und schulpätagogische Deutschland „schöpferisch" gestalten wird, wird eine mehr oder weniger unglückliche Kopie jenes Originales werden. Das Original ist die „Universität", wie sie das französische Schulleben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beherrschte. Diese „Universität" hat nichts mit dem Hochschulcharakter zu tun; sie war der auf den Gesamtschulbetrieb übertragene Einheitsgedanke, kraft dessen die verschiedenen Schulgattungen ein ästhetisch bestechendes und durch die Zieleinheit anscheinend kraftvoll wirkendes Schuluniversum bildeten. Ein Blick auf die Entstehung, auf das Wesen und die Auswirkung, auf die Bekämpfung und den Fall dieser alten Einheitsschule muß angesichts der bevorstehenden Kämpfe für uns deutsche Katholiken sehr lehrreich sein.

Schon bei der Entstehung der Universität rangen starre Prinzipien mit geschmeidigen politischen Einflüssen; sie ist ein Kompromiß von beiden. „Die Kinder", erklärte Danton im Konvent, „gehören der Republik, bevor sie den Eltern gehören." So muß der Gleichheitsfanatiker dekretieren. Soll absolute Gleichheit vor dem Staate bestehen, so muß der Staat die Kinder den ungleich situierten Familien entreißen und nach einer staatlichen Gleichheitsschablone erziehen. Das „Vaterland" besaß mittelst des Terrors die oberste Verfügung über die Gesinnung der Bürger; es ist klar, daß ein solches Vaterland die Hand legt auf alle Werkstätten, in denen Gesinnung geschmiedet wird, auf die Presse wie auf die Schule. Zwar hatte die sozialistische Despotie schon unter Robespierre die „liberale" Gegenforderung der Lehr- und Erziehungsfreiheit hervorgerufen; die Errungenschaften der Revolution wollte man gleichwohl schützen durch das Certificat de civisme, d. h. wer immer von der Lehrfreiheit Gebrauch machen wollte, mußte den Nachweis liefern, daß er ein Feind des Königtums, des Adels und der Priester sei. Von Freiheit der Religion war erst recht keine Rede; an die Stelle des Katechismus trat die Erklärung der Menschenrechte; erst seit 1798 war es wieder erlaubt eine Religion zu haben. Es folgte nun eine zehnjährige Periode des Schaffens und Organisierens, des Kreißens und Gebärens, auch auf dem Gebiete der Schule und Erziehung. Das Ergebnis war gleich null. Napoleon und die Familienväter waren gleich unzufrieden, wenn auch aus ungleichen Gesichtspunkten; man sah ein, daß die Wiederanknüpfung mit der Kirche und die religiöse Grundlage für die Erziehung vonnöten sei. Bei der Einführung des napoleonischen Planes legte Minister Portalis vor der gesetzgebenden Versammlung das denkwürdige Geständnis ab: „Es ist Zeit, daß die Theorien vor den Tatsachen schweigen: kein Unterricht ohne Erziehung, keine Erziehung ohne Religion ... der Unterricht ist gleich null seit 10 Jahren; man muß die Religion zur Grundlage der Erziehung machen." Napoleon griff mit derber Faust durch; den Bischöfen gab er für die Kandidaten des geistlichen Standes die Seminarien frei, während er sich für seine Offiziere und Beamten die Staatsschule mit Erziehungsanstalten vorbehielt; leider war es aber nicht die kirchliche, sondern die enzyklopädistische und freimaurerische Ansicht von der Religion, von der er sich und die Schule inspirieren ließ. In der Philosophie blieben Lehrbücher mit den Grundsätzen der Aufklärungsphilosophie in Kurs, die Religion sollte auf die allgemeinen, allen Bekenntnissen gemeinsamen Wahrheiten beschränkt und jeder kirchliche Einfluß auf die Leitung der staatlichen Unterrichtsanstalten abgeschnitten werden. Napoleon hatte sich den „Philosophen", die ihm so oft lästig waren, nicht entwinden können, ja sie auf das gefährlichste Gebiet, die Schule, abgeladen. Die Revolution war jetzt verewigt.

Die Universität war durch die napoleonische Regierung ins Leben gesetzt. Welches war ihr Zweck? Welches ihr Wesen? „Polypenartig wußte diese Einrichtung im Dienste und zu den Zwecken der Staatsallmacht die gesamte öffentliche und private Erziehung und Bildung in sich zu absorbieren, also nachträglich die kühnsten Ideale selbst der Sozialisten zu verwirklichen." Sie ist die eigentümliche Ausgeburt des absolutistisch-revolutionären Geistes der Neuzeit auf dem Gebiete des Schulwesens. „Die Universität", wie Salvandy, einer ihrer Großmeister, sie nach ihrer Ausbildung durch die Liberalen schilderte, „nimmt den Menschen schon an der Wiege in Empfang durch ihre Kinderbewahranstalten; durch den Elementarunterricht aber und seine vielfältige Verzweigung, durch die öffentlichen und Privatanstalten, durch die Schulen für die Erwachsenen, die Gewerbe- und Handelsschulen, verteilt sie unter dem gesamten Volke die Kenntnisse, welche seinen Reichtum und seine Moralität verbürgen. Endlich geleitet sie durch den höheren Unterricht und die fünf Reihen von Fakultäten, die in ihm zusammenwirken, die Jugend bis zu einer Stufe, auf welcher alle höheren Berufsarten ihren Ausgangspunkt nehmen." Es gab also fortan neben dem gesetzgebenden, verwaltenden und richtenden auch einen „lehrenden Staat". Die Lehrkörperschaft war fortan ein öffentlicher Dienst mit staatlichem Ansehen, der gesamte Unterricht war das Monopol, das sie ausbeutete. Nicht nur war ihr die öffentliche Lehrtätigkeit anvertraut, auch keine Privatschule konnte ohne ihre Genehmigung eröffnet werden, und außerdem mußten die Unternehmer von ihr die Lehrbefähigung erhalten haben. Als die Liberalen unter der Restauration sich die Charte von 1814 sicherten, und noch mehr, als sie durch die Julirevolution zur Herrschaft gelangten, ließen sie neuerlich den Grundsatz der Lehrfreiheit und die noch schärfere Zuschnürung der napoleonischen Zwangsjacke der Universität nebeneinander hergehen; ihnen zufolge ist ja alle Freiheit ein Geschenk des allmächtigen Staates, kann also nach Belieben gemaßregelt werden — diese freiheitsfeindliche Schärfung trat nach drei Seiten hervor. Schon unter der Restauration hatte die Universität das Privilegium erlangt, daß mit ihren akademischen Graden politische Rechte verknüpft wurden; daraus entwickelten die Liberalen ein System von Staatsprüfungen, wodurch der öffentliche Dienst ganz von der Universität abhängig wurde. Die besondere Wirkung hiervon war, daß katholische Eltern, wollten sie ihre Söhne im Staatsdienste unterbringen, sich genötigt sahen, sie der Universität oder dem unkirchlichen Erziehungssystem zu überantworten. Zweitens wurde die Volksschule, die bisher bis zu einem gewissen Grade freigeblieben war, durch Gesetz der Julieregierung vom 28. Juni 1833 mit einer straffen staatlichen Organisation beglückt, nicht weniger als 20000 Gemeinden sollten auf einmal Schulen einrichten; in aller Schnelligkeit mußte ein Lehrstand aus dem Boden gestampft werden, dessen Mitglieder zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel hatten. Durch geschraubte Instruktionen wurden die Mitglieder dieses Standes über ihren erhabenen Beruf, dem Volke im Namen des Staates die Moral beizubringen, zu einer künstlichen Rivalität mit dem Klerus hinaufgeschwindelt. Die Folgen ließen sich voraussehen: Unabhängig von den Geistlichen wie von den Gemeindebehörden, einzig unter die Aufsicht ferner Inspektoren gestellt,

dazu jung und unerfahren, wurden diese Lehrer leicht eine Beute des Unglaubens und politisch-revolutionärer Verführung, zumal wenn ihre Vorgesetzten selber ihr Ansehen zur Propaganda der Frivolität mißbrauchten. Was aber den nächsten Anstoß zum Ausbruche des Kampfes um die Lehrfreiheit zwischen Kirche und Staat gab, war drittens der Uebergriff der Universität aufs Gebiet der bischöflichen Seminarien durch die Ordonnanzen vom Juli 1828 und in steigendem Maß durch den Gesetzentwurf von Villemain 1839.

Um die volle Bedeutung dieses ruhmreichen Kampfes zu würdigen, darf nicht übersehen werden, daß die Julirevolution das Prinzip der Trennung zwischen Staat und Kirche ohne alle Beimischung zum Verfassungsgrundsatz erhoben hatte. Dieses Prinzip, auf die vom Staate beherrschte Schule übertragen, hieß aber nichts anderes als offizielle Anerkennung des Rationalismus in der öffentlichen Erziehung und folgerichtig Verdrängung der positiven christlichen Religion nicht allein aus der Politik, sondern auch aus dem sozialen Leben, aus dem Kreise der Familien, aus der Gesinnung insbesondere der Gebildeten. Das Bewußtsein über die Tragweite des Kampfes war auf beiden Seiten vorhanden, der Schulkampf wurde mit dem ganzen Ernste eines Weltanschauungskampfes geführt; hatte sich der Staat säkularisiert, so hatten sich doch nicht die Familien säkularisiert, aus denen der Staat bestand; auch die Kirche kämpfte für ihre gottverliehene Freiheit und Unabhängigkeit. Als Kampfziel proklamierte Kardinal Bonald, Erzbischof von Lyon, die Lehr- und Unterrichtsfreiheit. Die verfassungsmäßige Gewissens- und Lehrfreiheit sollte auf die christliche Familie, auf die Katholiken, Laien und Priester ausgedehnt werden. Die Liberalen hielten mit den Jakobinern trotz der Verfassung, trotz völlig veränderter Zeitverhältnisse am Ausschluß der Katholiken von der Lehrfreiheit fest. Das katholische Programm stützte sich erstens auf die Verfassung, zweitens auf die offenbaren religiös-sittlichen Mißstände der Staatsschule. Die Verfassung verhieß Lehrfreiheit; warum also die Prävention dieser Freiheit durch das System der Staatsprüfungen, mit dem die Universität allen Unterricht von sich abhängig macht? Die Verfassung von 1830 verhieß ferner im Art. 7 die Freiheit, seine Meinung zu äußern; lehren aber ist nichts anderes als Aeußerung seiner Meinungen, seiner Ideen, seines Glaubens. Die Verfassung verbürgte im Art. 5 vor allem Gewissensfreiheit. Bin ich frei in der Ausübung meiner Religion, so darf ich nicht gezwungen sein, das zu tun, was sie verbietet, noch auch gehindert zu tun, was sie gebietet. Nun ist es aber durch die Religion den Eltern verboten, ihr Kind von einem dieser Religion gefährlichen Lehrer unterrichten zu lassen; die Eltern, bzw. der Schüler müssen also den Lehrer in aller Freiheit wählen können, und der, den sie wählen, muß das Recht haben, den Schüler zu unterrichten. Ein zweites, das die Katholiken in ihrem Kampfe gewaltig unterstützte, war die notorische, religiöse und sittliche Verderbtheit der Staatsanstalten. Graf von Montalembert konnte in der Pairskammer unwiderlegt ausrufen: „Es gibt unter den Früchten der Universitätserziehung eine Tatsache, die alle anderen überbietet und so klar ist wie die Sonne: Die Jünglinge, welche mit dem Keime des Glaubens im Herzen ihre Familien verlassen, um in die Universität einzutreten, kommen als Ungläubige zurück."

Die Liberalen setzten vorläufig ihre Absichten in den parlamentarischen Kämpfen von 1844 durch, aber dem ungeachtet war der moralische Sieg auf seiten der Katholiken. Der Berichterstatter der siegenden Mehrheit, Thiers, gab die Hauptstellung der Liberalen auf: „Wenn sich der Staat in den Unterricht einmischt, so tut er das nicht kraft seiner Hoheit, sondern als Patron, einzig in Ermangelung der Familien, um für ihre manchmal unzureichenden Hilfsmittel einzutreten." Ferner gestand er offen zu, daß die väterliche Gewalt freie Wahl habe und daß dem katholischen Gewissen in Ansehung der Religion Genüge geschehen müsse. Aber erst die Ereignisse des Jahres 1848 öffneten Thiers vollkommen die Augen, „angesichts alles dessen, was wir seit zwei Jahren gesehen, bekenne ich ohne Scheu, daß ich mich modifiziert habe." Nun konnte Montalembert unter dem Beifall einer weit überwiegenden Mehrheit auseinandersetzen: „Alles was wir gegen den Sozialismus (vom Jahre 1848, also Kommunismus) aufgeboten haben, sind Palliativmittel, wollen nicht verfangen, es sei denn, daß ihnen ein Mittel höherer Ordnung zur Grundlage gegeben werde, ein Mittel, das dem Uebel auf die Wurzel geht, das bis auf den Grund der Dinge vordringt. Dieses Mittel besteht darin, daß wir dem Lande die religiöse Erziehung zurückgeben, daß wir die Religion der Erziehung durch die Freiheit geben. Der Versuch, welchen der Staat auf dem Felde der Erziehung gemacht, ist schlecht ausgefallen. Es läßt sich nicht leugnen, die Jugend ist gegen die Gesellschaft, gegen uns erzogen worden ... Jede der Regierungen, die wir gehabt haben, hat sich ein Geschlecht erzogen, das seinen Erzieher stürzte, sobald es in die Reife schoß." Das Gesetz vom 15. März 1850 brach den liberalen Schulabsolutismus in Frankreich; es ist keine einfache Rückkehr zur ausschließlichen Herrschaft des christlichen Schulsystems, wie es vor der Revolution von 1789 blühte, sondern eine Transaktion zwischen den Forderungen der Kirche und der christlichen Familie einerseits, und den tatsächlichen Verhältnissen, dem Besitzstand der Staatsschule anderseits. Der Grundgedanke des Gesetzes spiegelt sich in der den freien oder Privatschulen eingeräumten Unabhängigkeit, und in der neuen Regierungsform an der Universität selber. Während diese nach der alten Organisation ganz in den Händen der Staatsregierung oder des lehrenden Beamtentums lag, wurde nunmehr eine gemischte oberste Verwaltung, in welcher der Episkopat neben den akatholischen Bekenntnissen, dem Lehrerstand und der Magistratur vertreten ist, eingesetzt. Die Volksschule war angesichts der beklagenswerten sozialistischen Verführung durch Mitglieder der Universität aus dem ihr Verderben bringenden Verbande abgelöst und unter die Aufsicht der Präfekten gestellt worden. Den religiösen Kongregationen wurde die Lehrfreiheit zurückgegeben. Das Studienzertifikat wurde abgeschafft. Die Geistlichen waren fortan befugt, als solche Volksschulen zu halten. Die bischöflichen Anstalten waren in Ansehung der Zahl der Zöglinge sowie der Zulassung von Laien frei. Die Lehrfreiheit wurde zwar nicht aller staatlichen Beschränkungen ledig, doch richteten sich diese gegen den Umsturz, nicht gegen Religion und Kirche.

Das Memelgebiet.

Von H. Mankowski, Danzig.

Das kleine Memelgebiet mit 2452 Quadratkilometern und 140 000 Einwohnern wurde neulich von dem englischen Blatte „Manchester Guardian" behandelt und es verlohnt sich, folgende Sätze wiederzugeben: „Warum wird dem traurigen Zustande des Memellandes kein Ende gemacht? ... Erinnert sich der Oberste Rat und der Botschafterrat überhaupt noch des Vorhandenseins dieses Gebietes? Wenn sie Zeit erübrigen, sich den Artikel 99 des Friedensvertrages von Versailles anzusehen, so werden sie entdecken, daß sie den Memellandkreisen als Kriegsbeutestück neben anderem gefordert haben. Deutschland mußte wohl oder übel sein Einverständnis zu ihrer Entscheidung erklären, und seitdem ist die Memelfrage völlig in der Versenkung verschwunden. In dieser „Vergeßlichkeit" liegt mehr Sinn, als in vielen anderen Handlungen des Obersten Rates."

Dann sagt das Blatt dem Obersten Rat auf den Kopf zu, daß Memel gegebenenfalls als Basis für einen Angriff auf Rußland bestimmt war und noch ist, und daß es in solchem Falle dazu dienen solle, die Verbindung zwischen Deutschland und Rußland unmöglich zu machen ... Das Blatt trifft den Nagel auf den Kopf; das Memelland ist und bleibt „vergessen", und alle Klagen der Bewohner des Memeler Gebietes nützen nichts. Es ist von einer französischen Militärabteilung besetzt, und der französische General Odry und der Zivilkommissar Petisné sind Herren der Lage.

Da bei der langen Dauer noch keine endgültige Entscheidung über das künftige Schicksal gefallen und die Befürchtung begründet ist, daß das kleine Gebiet wirtschaftlich nicht bestehen könne, so entstand eine lebhafte Bewegung für die Verschmelzung des Memelgebietes mit Litauen. Die beiden französischen Machthaber nahmen mit dem Präsidenten der neuen Memeler Handelskammer im März d. Js. Fühlung, und als auch die Handelskammer unter den obwaltenden Verhältnissen einer Verschmelzung mit Litauen nicht abgeneigt war, wurden mit der litauischen Regierung erneute Verhandlungen aufgenommen, über deren gegenwärtigen Stand nichts Näheres verlautet.

Wo bliebe im Falle des Anschlusses das Selbstbestimmungsrecht der Bewohner des Memelgebietes? Bei der Abtrennung vom preußischen Staate hatten 69 642 Bewohner die deutsche und 69 563 die litauische Muttersprache. Bei einer Volksabstimmung hätte sich aber zweifellos eine überwältigende Mehr

zahl für das Verbleiben bei Deutschland ergeben; denn die Litauer sind durch und durch deutsch gesinnt.

Bei der noch immer herrschenden Ungewißheit über ihre Zukunft suchen sich nun die Bewohner des Memellandes wirtschaftlich zu helfen, so gut oder schlecht es eben geht. Die rührige Memeler Handelskammer fördert nach Kräften Handel und Verkehr. Im Memeler Landesdirektorium wurde zu Beginn des Jahres 1921 über den Ausbau des Handelshafens beraten. Alle Erschienenen waren sich darüber einig, daß der zeitgemäße Ausbau des Hafens mit Rücksicht auf den Wettbewerb in Königsberg und Libau unbedingt nötig wäre.

Ein Blick auf die Länderkarte lehrt ohne weiteres, daß Handel und Verkehr im Memellande eine sehr große Rolle spielen. Holzhandel und Holzindustrie allein haben einen Umfang, den kaum eine andere ostdeutsche Stadt besitzt. Das Memelgebiet bildet eine Zolleinheit, die natürlich den freien Verkehr lähmt. Die Memeler sind indessen vorsichtig genug gewesen, in der Gestaltung des Zolltarifes den Grundsatz zu beachten: „Leben und leben lassen".

Das benachbarte ehemalige russische Litauen ist vielfach auf das Memelgebiet angewiesen und anscheinend nicht wenig eifersüchtig. Litauische Schiffe dürfen auf dem Memelstrom auch in Preußen ungehindert verkehren; preußische Schiffe aber in Litauen nicht. Die Kownoer haben die ersten Schiffe zu einer Memelflotte gekauft und wollen anscheinend den Handel zu Wasser ganz in ihre Hand bekommen. Da werden die Memeler und Tilsiter auf der Hut sein müssen, sich nicht aus dem Sattel werfen zu lassen.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Mit Spannung harrt man allgemein des abschließenden Ergebnisses der Verhandlungen, die zwischen der bayerischen Regierung und dem Hl. Stuhle zwecks Anpassung des Konkordates an die Verfassung geführt werden und über die sich Se. Eminenz Kardinal von Faulhaber am 17. Mai auf dem ihm vom Ministerpräsidenten von Kahr gegebenen Empfange dahin aussprach, daß sich die neuen Vereinbarungen organisch an die gegebenen Verhältnisse, wie sie zwischen Kirche und Staat und Kirche und Schule sich als Tradition herausgebildet haben, anschließen werden. Es sei zu erwarten, daß das Konkordat rechtliche Klarheit und kirchliche Freiheit schaffen werde.

Pfingsten, die Zeit der Kongresse, sah zu Paderborn unter gewaltigem Zudrange einen Diözesankatholikentag. In vier Parallelversammlungen sprachen die Bischöfe Dr. Klein und Dr. Hähling von Lanzenauer und behandelten die Festredner das Thema: Katholizismus und Gegenwartsfragen. Zwei Frauenversammlungen und eine von Mallinckrodt-Feier mit P. Cohausz, S. J. als Redner beschlossen die Kundgebung.

Die Feier ihres 800 jährigen Bestehens beging am 26. Mai die aufgehobene Benediktinerabtei Ensdorf in der Oberpfalz, die heute als Noviziat der deutschen Provinz der Salesianer Don Boscos erfreulicherweise wieder kirchlichen Zwecken dient. Auch die fürstbischöfliche Delegatur Berlin kann am 14. Juni ihre erste Jahrhundertfeier begehen und wird dies mit einer Bonifaziustagung tun.

Die traurigen Ereignisse in Oberschlesien beginnen sich auch auf international-kirchlichem Gebiete fühlbar zu machen. Denkt man an die Ukraine, an Litauen und an Ermland, so kann man mit Recht von einer perfiden Kirchenpolitik Polens sprechen. Persönliche Erinnerungen an kirchlich bewegte Zeiten klingen wieder an angesichts der Meldung, der polnisch-armenische Erzbischof Theodorowicz habe bei seinem jüngsten Besuche in Rom über die religionsfeindliche Politik der Witosregierung Beschwerde geführt und dem Vatikan Abschriften von streng vertraulichen Berichten des polnischen Gesandten Kowalski übergeben, in denen die Umgebung des Papstes und die Kardinäle als ausgesprochen deutschfreundlich denunziert werden. Man müßte, wenn dies zuträfe, fragen: woher hat man in Warschau von diesem Tun des Erzbischofes Kenntnis? Sitzt etwa wieder einmal ein „Benigni" im Vatikan? — Die verunreinigende Wirkung der Vorgänge in Oberschlesien ließ nun die Pariser Regierung sich über die Hemmungen im Senate hinwegsetzen; sie hat plötzlich auf eigene Faust und mit sofortiger Wirkung die diplomatischen Beziehungen zum Hl. Stuhle wieder aufgenommen. Schon ist der ernannte Botschafter beim Vatikan, Exminister Jonnart in Rom eingetroffen, und Paris hat nicht nur seine Zustimmung zur Ernennung Msgr. Cerrettis als beglaubigten Nuntius in der Seinestadt gegeben, sondern diesen auch ein für allemal als Dekan des diplomatischen Korps anerkannt. Am Tage der Feier der Jeanne d'Arc reichten sich zu Füßen des Denkmals der Heldenjungfrau der Ablegat des Papstes, Kardinal Granito di Belmonte und der französische Justizminister in Vertretung der Regierung der Republik öffentlich zu herzlichem Drucke die Hand der Versöhnung, und von Orleans weg ist der Kardinal nach Paris geeilt, wo in persönlicher Aussprache mit Briand das, was sich heute vor unseren Augen abspielt, vereinbart wurde. Die Regierung hat damit von einem Rechte Gebrauch gemacht, auf das sie schon wiederholt hingewiesen worden ist. Ebenso hat sie wiederholt ausgesprochen, daß nur ihre nationalen Interessen den Schritt bestimmten. Rom herrscht über 300 Millionen Katholiken in allen Ländern, es ist daher für Paris der Hebel, an dem es einsetzt, um anderwärts seine eigenen Geschäfte zu besorgen. Erinnern wir uns, daß am 25. Juli 1920 Colrat in der Kommission für Auswärtiges namens der Regierung erklärt hatte, die Verhandlungen mit dem Vatikan hätten zu einem Einvernehmen geführt und Frankreichs Forderungen auf dem Gebiete der Außenpolitik seien zugestanden worden. Welche sind diese? Wir werden es bald sehen. Die Katholiken des Saargebietes, restlos Deutsche, befürchten, daß man sie am Ende kirchlich an Frankreich ausgeliefert habe, da bedenkliche Aeußerungen dieses Sinnes von französischer Seite vorliegen. — Emile Combes ist am 24. Mai gestorben. Gott hat den Vater des Trennungsgesetzes, ihn, der im Jahre 1904 den Bruch mit Rom vollzogen hat, noch die Aussöhnung erleben lassen: vor seinen Augen ist sein Lebenswerk zusammengestürzt, dann durfte der Mann von der Weltbühne abtreten.

Daß auch für den Vatikan bei der gegenwärtigen Bedeutung Frankreichs die diplomatische Verbindung eine dringende Notwendigkeit war, beweist das von Havas veröffentlichte Schreiben des Kardinals Dubois von Paris an Kardinal Schulte. Es ist ein Dokument unerträglicher Anmaßung, das mit der Zensurierung einer Handlung des Papstes beginnt und diesem die Entscheidung wegnimmt, die ihm allein zusteht. Der eigene national-politische Standpunkt des Franzosen wird zum allein christlich-sittlichen für alle Katholiken erklärt und dem Kardinal Schulte vorgeschrieben, was demnach seine Gewissenspflicht sei, wenn anders er Wert darauf lege, der katholischen Gemeinschaft anzugehören. Um der verwirrenden Wirkung willen, die dieses Schriftstück auf das gläubige Volk auszuüben imstande ist, wäre dringend zu wünschen, daß die Antwort ehestens veröffentlicht würde oder wenigstens Rom ein Wort spräche. Bedenkt man, daß der Vatikan bisher sich auf solche Vermittler angewiesen sah, die keine Spur von des Heiligen Vaters versöhnendem Geiste besitzen, so können auch wir die neue Wendung nur begrüßen. Zweifellos wird das für den 13. bezw. 16. Juni angekündigte Konsistorium in seiner Allokution einen bemerkenswerten Hinweis aufs Frankreichs Umkehr bringen. Bei dieser Gelegenheit werden der nunmehr tatsächlich zum Erzbischof von Mailand ernannte Warschauer Nuntius Msgr. Ratti, ferner der Majordomus Sr. Heiligkeit, Msgr. Tacci und der Sekretär der Kongregation der Propaganda, Msgr. Laurenti, den Purpur erhalten. Zum Nuntius in Warschau ist bereits Msgr. Lauri, bisher Nuntius in Lima, und zum Internuntius in La Paz der Apost. Delegat für Cuba-Portorico, Msgr. Trocchi ernannt worden.

Besondere Beachtung verdient die mehr und mehr sich ausbreitende Unionsbewegung unter der Orthodoxie in der Ukraine. Bedeutsam ist, daß sich an ihr auch die schismatische Geistlichkeit beteiligt. Die aus dem Volke hervorgehenden Bestrebungen zielen dahin, die Hauptleitung der neureformierten (d. h. vom schismatischen Patriarchate losgelösten) ukrainischen Kirche in die Hände des galizisch-ukrainischen Metropoliten Grafen Szeptyczky zu legen, wodurch bereits der Zusammenschluß mit der ruthenischen unierten Kirche gegeben wäre. Die Uebersetzung der Heiligen Schrift und der kirchlichen Bücher, die zwecks Reinigung vom moskowitisch-schismatischen Glauben vorgenommen werden soll, sei dem unierten Basilianerorden anzuvertrauen, der auch unbedingt zur Durchführung der Reform des ukrainischen Ordenswesens eingeladen werden müsse. Uebrigens klagt auch Moskau von neuem über

die zunehmenden religiösen Demonstrationen, an denen sogar Sowjetangestellte teilnehmen.

Mit einem Begleitschreiben an Kardinal Logue von Armagh hat der Papst dem irischen weißen Kreuze die Summe von 200000 Lire (nicht 2 Millionen!) überwiesen. Jüngst von der Presse kolportierte Aeußerungen des Prälaten Cerretti über die Irenpolitik Englands stellt der Osservatore Romano vom 23./24. Mai in Abrede.

Das kirchliche Personalregister zeigt folgende Veränderungen: Das Generalkapitel des Franziskanerordens wählte den Holländer P. Bernhard Klumper zum Generalobern. Msgr. Mac Intyre, s. Z. Rektor des englischen Kollegs in Rom und Tit.-Erzbischof von Oxyrinchus wurde zum Erzbischof von Birmingham, Msgr. Keating von Northampton zum Erzbischofe von Liverpool, Bischof Schrembs von Toledo (Amerika) zum Bischofe von Cleveland und Msgr. O'Leary, Gen.-Vikar von Manchester (Boston) zum Bischofe von Springfield ernannt.

Die Wiederbelebung des missionswissenschaftlichen Instituts.

Von Universitätsprofessor Dr. Aufhauser, München.

Am 2. und 3. März fand in Münster i. W., als dem amtsgerichtlich eingetragenen Sitze des „Internat. Instituts für missionswissenschaftliche Forschung" eine Tagung der wissenschaftlichen Kommission des Institutes statt. Das Institut wurde mit den beiden Kommissionen (einer wissenschaftlichen und finanziellen) 1911 begründet. Infolge des Krieges hatte seit 1914 keine Kommissionssitzung mehr stattgefunden. Die jüngste Tagung galt zunächst der Klärung und bestimmteren Fassung verschiedener Paragraphen der Geschäftsordnung, sowie der Ergänzung der Kommissionsmitglieder. Der wissenschaftlichen Kommission gehören nunmehr folgende Herren an: die Prof. Schmidlin, Meinertz, Meister und Pieper (Münster), Aufhauser (München), Pastor (Rom), Knöpfler (München), Biglmeier (Dillingen), Seppelt (Breslau); ferner die Patres Huondler S. J., Gonsalvus O. M. C., Otto Maas O. F. M., Hoffmann P. S. M., Bram M. S. C., Galm O. S. B., Streit O. M. J., Schwager S. V. D., Schmidt S. V. D.; an Stelle von P. Galm wird künftig P. Laurenz Kilger O. S. B. treten. Der geschäftsführende Ausschuß, der nunmehr jeweils auf drei Jahre gewählt wird, setzt sich gegenwärtig zusammen: Schmidlin (Vorsitzender), Pieper (stellv. Vors.), P. Hoffmann (Schriftführer), Meinertz, Meister und Aufhauser.

Die fruchtbaren weiteren Beratungen befaßten sich mit der Durchforschung der Propaganda- und anderer Missionsarchive, der Registrierung und Publikation ausgewählter Missionsberichte, der baldigen Herausgabe des 2. Bandes der Bibliotheca Missionum von Streit, wie einzelner Monographien. Allerdings muß eine zielbewußte Propaganda erst die nötigen Mittel beschaffen. In diesem Zusammenhang wurde eine Erhöhung der Mitgliederbeiträge von 25 auf 50 M beim geschäftsführenden Ausschuß des Instituts beantragt.

Der „internationale" Charakter des Instituts wie der Kommission, der bisher nur dem Programm nach bestand, soll allmählich angebahnt und ausgebaut werden. Zunächst wurden als Mitglieder der wissenschaftlichen Kommission zugewählt: Prof. Kirsch-Freiburg i. Schw., Prof. P. Tragella-Rom, Dr. Hollensteiner, regul. Chorherr zu St. Florian (Oesterreich). Auch die Wahl von korrespondierenden Mitgliedern, speziell aus fremden Ländern, wurde ins Auge gefaßt. Im Laufe der Zeit bleibt zu hoffen, daß neben dem bisher einzigen deutschen Zweig des Instituts auch in anderen Ländern Zweig-Organisationen erstehen, die dann im Internationalen Institut (mit dem Sitz in Rom?) ihre Vereinigung und Leitung erhalten könnten. Bis dort sind freilich noch weite Wege. Erfolg versprechende Anknüpfungsmöglichkeiten bieten indes schon heute die alten Missionsorden der Franziskaner, Dominikaner, Jesuiten, die teilweise über einen großen Stab von wissenschaftlichen Forschern auf dem Gebiete der Ordensmissionsgeschichte verfügen. Nächste Aufgabe wird es bleiben, diese Kräfte für das Institut zu gewinnen, um so einen Gesamtüberblick über bereits in Angriff genommene oder geplante archivalische Studien (in Spanien, Südamerika, Mexiko, Ostasien usw.) und Quellen-Publikationen zu erhalten. Zu diesem Zwecke wurde die Herausgabe von kurzen „Mitteilungen der Kommission" beschlossen, die 3—4 mal im Jahre über den Stand der wissenschaftlichen Arbeiten unterrichten sollen.

Dieser zweckentsprechende Zusammenschluß der Fachgelehrten und Forscher aller Kulturländer im internationalen Institut liegt nicht nur im Interesse der Vermeidung von Doppelarbeiten, der Ersparnis von Zeit und Geld. Durch persönliche Fühlungnahme wird auch die wissenschaftliche Missions-Forscherarbeit, wie die Erörterung der Probleme eine anregende Förderung erfahren, ähnlich wie die Missionspraxis aus dem gegenseitigen Meinungsaustausch der Glaubensboten nur gewinnen kann. Der Weltkrieg hat freilich gar viele ähnlicher internationaler wissenschaftlicher Vereinigungen, selbst die internationale Vereinigung der Akademien der Wissenschaften leider vernichtet. Und selbst heute ist nach jüngsten Pressenachrichten sogar der 2. internationale Pathologen- und Ophthalmologenkongreß noch unmöglich infolge des gegenseitigen Völkerhasses. Wir dürfen uns gewiß der Hoffnung hingeben, daß die Theologen als die berufenen Hüter des Geistes der christlichen Liebe am frühesten den Weg wieder zu einander finden werden, zumal in Erörterung von wissenschaftlichen Aufgaben.

Möge zur finanziellen Sicherung all der weitreichenden Pläne der rege Missionseifer der deutschen Katholiken wie auch die Laienwelt und der Klerus der valutastarken Länder seine Gabe opferwillig beisteuern.

Passionsspiele in Waal.

Von E. S. Hermann.

Am Sonntag, den 22. Mai mittags 1 Uhr krachte ein Kanonenschuß und die Passionsspiele in Waal für 1921 begannen. Der Zuschauerraum war gefüllt, sauber und freundlich, fast blendend weiß gemalt, schlossen Decke und Wände die Gäste ein. Sauber und freundlich ist Waal überhaupt. Gegenwärtig stehen blühende Kastanienbäume zu beiden Seiten der Singold Spalier wie zum Empfang der Theaterbesucher, die, von Staubwolken umgeben, auf Kraftwagen und Rädern heransausen. Man sieht von der Hochstraße her zuerst nichts als Kirchtum und Schloß, wie in einem grünblättrigen Korb; plötzlich aber wird man aufgenommen von einem idyllischen schwäbischen Marktbilde. Gleich am ersten Spieltag haben sich viele Gäste eingefunden. Und so wird es nun sein, 24 Spieltage hindurch. Waal hat einen Ruf; die biblischen Spiele in den drei letzten Jahren haben den Namen des Marktes und den ihres Dichters-Pfarrers immer wieder in Erinnerung gebracht. Heuer verkündet nun ein wunderschönes, vom Kunstmaler Albert Figel (München) ausgeführtes Plakat, daß die Passion wieder gespielt wird. Neben Oberammergau besitzt Waal in Süddeutschland, wenn nicht in Deutschland überhaupt, die älteste Passion. Ein Text aus dem Jahre 1791 ist noch vorhanden und mit großer Wahrscheinlichkeit darf man schließen, daß in Waal die Passion schon früher gespielt worden ist.

Freilich ist im heutigen Passionstext nicht mehr viel von den alten Texten zu finden. Schon 1914 wurden allerlei Verbesserungen versucht und für die Aufführung von 1921 soll, wie wir hören, H. Pfarrer Seb. Wieser neuerdings Aenderungen vorgenommen haben. Leider war ein Textbuch mit vollständigem Texte noch nicht zu haben. Es ist unter der Presse.

Von 1—6 Uhr saßen wir in den Bänken und folgten mit Staunen dem Spiele, das, abgesehen von einigen Szenen vor Pilatus, in fortwährender Steigerung den Zuschauer im Banne hält. Man möchte meinen, der Einzug sei der Glanzpunkt des Spieles; oder dann sicher die Szene in Bethanien. Wer könnte das mit gleichen Mitteln noch besser inszenieren? Da kommt aber ein Abendmahl, wie wir es noch in keiner Passion gesehen haben: erst ein lebendes Bild nach Leonardo da Vinci — leise tönt wie aus ferner Höhe der Männerchor „O Christ, hier merk" — dann fließt Bewegung durch das Bild, es wird lebendig. Christus weist hin auf den Verräter und reicht ihm den Bissen, worauf Judas den Abendmahlsaal verläßt. Hierauf setzt neuerdings der Chor ein und ein anderes lebendes Bild zeigt sich den Blicken. Auch dieses Bild löst sich wieder auf, — Jesus segnet Brot und reicht es dem Johannes — ein drittes lebendes Bild beschließt das Abendmahl. Man fühlt die Ergriffenheit und Andacht der ganzen Umgebung; solche Weihe! solche Erhabenheit! solche künstlerische Reife der Inszenierung! Aber schon fiel der Vorhang. Während die Schutzgeister einen Chor sangen, schwebte das Abendmahlbild noch vor meiner Seele . . .

Im Programm stand als nächstes: Oelberg. Wiederum erlebte ich Neues. Als Christus in Todesängsten dalag, umkreisten ihn Teufelsgestalten und zeigten ihm höhnend die Leidenswerkzeuge. Aber der Himmel schickte Trost und Kraft — plötzlich war der ganze Garten Gethsemani gefüllt mit Engeln, helles Licht erstrahlte über dem wunderbar schönen lebenden Bilde. Jeder Engel war wie gemeißelt. Dann senkte sich die Nacht hernieder und im Scheine einer Fackel küßte Judas den Herrn. Wenig für die Ohren — alles für Aug und Herz. Und weil wir schon daran sind, die schönsten Szenen aufzuzählen, verweisen wir sogleich auf die Geißelung und Dornenkrönung. Man sieht zuerst keinen Christus, und dennoch sieht man, wie er gegeißelt wird. Mit feinstem Takt und raffinierter Einfachheit ist die Geißelung dargestellt; Maria ist Zeugin des grausamen Aktes. Endlich wird Christus auf die Bühne geführt, verspottet und mit Dornen gekrönt; auch dieser Akt erstarrt schließlich zum lebenden Bild. Ueberhaupt: diese Art, eine Handlung zum lebenden Bild überzuleiten, scheint das Eigene des Waaler Spielleiters zu sein, das seinesgleichen sucht. Wie zart, geradezu vorbildlich war die Kreuzigung! Nur einige Augenblicke — nur ein paar Hammerschläge — und doch solche Wirkung! Und daß wir in Waal die Kreuzabnahme von Rubens als lebendes Bild fanden und darauf diese künstlerische Pietà-Gruppe, das beweist, daß die Spielweise Waals hoch hinausragt über das herkömmliche „Volksschauspiel". Die „Verklärung des Auferstandenen" beschließt die Aufführung, nachdem als lebende Bilder noch gestellt waren „Die eherne

Schlange" und „Kreuzanbetung", gleichsam mit einem gewaltig triumphierenden Schlußakkord.

Die genannten Szenen hinterlassen den allerstärksten Eindruck. Ihnen reihen sich die Massenszenen an, die bis ins kleinste ausgearbeitet sind. Ich erwähne nochmals den Einzug in Jerusalem und dann besonders den Kreuzweg und die Kreuzigung. Recht lebhaft sind auch die Szenen vor Pilatus; nur wiederholen sie sich zu oft. Da fehlt etwas am Texte, nicht an den Spielern. Denn diese tun ihr Möglichstes. Der Haß des Hohen Rates gegen Jesus belebt diese Szenen; aber man vermißt die Steigerung. Es sind immer dieselben Vorwürfe, die der Hohe Rat gegen Christus erhebt. Da hätte der Spielleiter noch ändern und streichen sollen.

Unter den Spielern leisten manche Hervorragendes. Der Christusdarsteller — zwar etwas zart gebaut — hat einen herrlichen Typ und spielt ergreifend schön. Maria, eine prächtige Figur, spielt ihm ebenbürtig. Nur sollte sie nicht gleich von Anfang an ihre Klagen fortissime äußern. Johannes ist mild und weich und fügt sich wie eine zarte Linie in das ganze Spiel. Pilatus, eine schöne Erscheinung, spricht und spielt recht frisch. Kaiphas ist ein guter Spieler, dürfte aber manchmal seinem Ingrimm und seiner Leidenschaft als Christushasser die Zügel noch mehr schießen lassen. Herodes wäre mir lieber als Zyniker, denn als wilder Mann. Magdalena spielt gut, desgleichen Simon von Cyrene. Judas findet sich ziemlich gut in seine Rolle, die wohl die schwierigste der ganzen Passion ist.

Was der Sängerchor leistet, ist sehr beachtenswert. Er trägt die großen Chöre wie die heiklen Chorallieder von Bach und Händel frei vor.

Das ist der Eindruck, den ich am vergangenen Sonntag in Waal empfangen. Ich habe mir — das will ich ja gestehen — einige kritische Notizen gemacht. So wurde offenbar die Szene am Grabe nicht mehr mit der anfänglichen Begeisterung gespielt. Ferner stört das Reden nach der Kreuzigung den Eindruck, den man zuerst bekam. Warum schließt die Szene nicht unter Blitz und Donner nach dem Rufe „es ist vollbracht?"

Die Beleuchtung ist durchwegs dezent und wirkungsvoll, die Szenerie reich. So hat Waal am letzten Sonntag den Auftakt gegeben zu einer künstlerischen Darstellung des Leidens Christi, die unbedingt an der Spitze steht von allen Passionsspielen, die ich während der letzten Jahre gesehen habe.

Vom Büchertisch.

Handbuch der Politik. 3. gänzlich umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Anschütz, Heidelberg, Dr. Berolzheimer, Berlin, Prof. Jellinek †, Heidelberg, Prof. Lenz, Hamburg, Prof. von Liszt †, Berlin, Prof. v. Schanz, Würzburg, Justizminister Schiffer, Berlin, Prof. Wach, Leipzig. Verlag Dr. Walther Rothschild, Berlin. 4 Bände, Großlexikonoktav. In Halbleinen 32 M, in Ganzleinen 36 M, in Halbleder 50 M pro Band und 60 Proz. Teuerungszuschlag. Zweiter Band: **Der Weltkrieg.** Mit 2 Karten. — Dem ersten Band der neuen 3. Auflage von Dr. Walther Rothschilds Handbuch der Politik (Vgl. Nr 48, S. 626, Jahrgang 1920) ist im Laufe desselben Jahres der zweite gefolgt. Das schon äußerlich sehr ansehnliche Werk ward bisher mit jeder neuen Auflage umfangreicher: 1. Auflage 2, 2. Auflage 3 Bände. Die gegenwärtige 3. Auflage ist auf 4 Bände berechnet, die bis Anfang 1922 fertig vorliegen sollen. Während der 1. Band die Grundlagen der Politik legte, behandelt der zweite den Weltkrieg. Er erweckt deshalb ein ganz besonderes Interesse. Wir kennen kein Buch und haben auf längere Zeit kaum eines zu erwarten, welches das politische, militärische und wirtschaftliche Ergebnis des Weltkrieges so vollständig, knapp und übersichtlich darböte. Die berufensten Federn haben zusammengeholfen, ein klares und wohl abgerundetes Bild dieses gewaltigen Schauspiels unserer Zeit zu geben. Das 1. Hauptstück bringt die Vorgeschichte: Deutschlands Machtstellung vor dem Kriege (Prof. Dietrich Schaefer), seine wirtschaftliche Expansion (Dr. Albrecht Wirth), dann die Politik Oesterreichs, Englands, Frankreichs, Rußlands, Mittelmeerfragen, Balkan und Panslawismus, die deutschamerikanischen Beziehungen vor dem Kriege, letzteres Kapitel von Botschafter Graf Bernstorff. Eine ausgezeichnete Uebersicht über die eigentliche diplomatische Vorgeschichte des Krieges gibt Dr. Felix Rachfahl: „Vom Dreikaiserbündnis bis zum Zweibund. — Die Entente und die Einkreisung Deutschlands." Den unmittelbaren Kriegsanlaß behandelt Professor Dr Friedrich Luckwaldt mit unerbittlicher, für die diplomatische Geschicklichkeit der ehemaligen Regierungen von Deutschland und Oesterreich wenig günstiges bezeugender Wahrhaftigkeit. — Im 2. Hauptstück wird die Kriegführung dargestellt. Hier kommen General Freiherr von Freytag-Loringhoven (der Landkrieg im Westen bis zum Eingreifen Amerikas), wiederum Graf Bernstorff (der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg), v. Scheller-Steinwartz (Unsere Diplomatie im Weltkrieg) und verschiedene Militär- und Marinefachleute zu Worte. Der Wirtschaftskrieg und die wirtschaftliche Abwehr bildet das 3. Hauptstück. Mitarbeiter sind v. Batocki, Koeth, u. a. Gespannt schlägt man das 4. Hauptstück auf: Die Revolution in Deutschland. Die Darstellung ist gediegen und anerkennenswert sachlich, aber immerhin dadurch beeinflußt, daß die eigentliche Geschichte des Umsturzes von Sozialdemokraten: Haenisch, Kuttner, Cohen bearbeitet ist. Im 5. Hauptstück: Die Friedensbedingungen, findet der Politiker und Journalist vor allem das Rüstzeug für die Kämpfe unserer Tage. Mit Recht sind die 14 Punkte Wilsons, auf denen uns eigentlich der Friede zugesagt war, von Prof. Dr. Christian Meurer ausführlich behandelt. Hier muß der Wortbruch der Entente immer von neuem festgestellt werden. Vom Friedensvertrag mit Deutschösterreich schreibt Minister a. D. Franz Klein (Wien), auch die staatlichen Neubildungen in Mitteleuropa sind herangezogen. Den Schluß macht das 6. Hauptstück: Weltherrschaftsfragen nach dem Frieden. Es beschäftigt sich vor allem mit der künftigen Politik von England, Nordamerika und Japan, u. a. mit der indischen und irischen Frage. Den Band beschließt ein alphabetisches Register. Die Schriftleitung besorgte wie beim 1. Band Dr. Fritz Berolzheimer-Berlin. Das Werk gehört neben unserem Staatslexikon der Görresgesellschaft, zu dem es in mancher Hinsicht auf ganz anderem Unterbau ein Gegenstück ist, in jede politische Bücherei.

Dr. Otto Kunze.

Einführung in das Studium der kath. Theologie. Herausgegeben von der Theolog. Fakultät der Universität München. Verlag Kösel-Pustet, Abteilung Kempten 1921. 10 M, geb. 12.50 M. 183 S. und 4 Tabellen (Studienpläne für Philosophie und Theologie, Promotions- und Habilitationsordnung.) Titelbild: Prof. Dr. Bardenhewer, welchem laut Vorwort, gez. Prof. Dr. Göttsberger, das Buch als Ehrengabe der Fakultät zum 70. Geburtstage gewidmet ist. — Den Hauptteil S. 44—155 bilden die von den einzelnen Professoren behandelten Fächer der historischen, systematischen und praktischen Theologie, also eine theologische Enzyklopädie in gedrängtester Fassung mit Angabe der wichtigsten Literatur. Sehr wertvoll sind auch die Eingangskapitel über den geistlichen Beruf, der so viel und so lang andauernde Arbeit am eigenen Innern erfordert wie kaum ein anderer, über die Humaniora, welche der Theolog vertiefen und ergänzen muß, über die Notwendigkeit philosophischen Wissens und Könnens, sowie über die theologischen Studien in Vergangenheit und Gegenwart. Am Schluß folgen Ausführungen über das Studium und Leben auf der Hochschule und über das Doktorat, welches den Abschluß der theologischen Studien bilden sollte. Ein gut durchgebildeter Klerus ist auch ein unermüdlich sich fortbildender Klerus, und sollte der Priester der Zukunft auch mit hölzernem Kelch zum Altare schreiten müssen, seine wissenschaftliche, asketische Bildung darf niemals verkümmern. Dazu wird das vorliegende, in Deutschland einzig dastehende Werk beitragen. Wir älteren Priester müssen die Theologie-Studierenden beneiden um diese handliche und doch alles erschöpfende Einführung in ihr Studium. Warum, so fragen wir, ist uns ein solches Buch, das wirklich eine schmerzlich gefühlte Lücke ausfüllt, nicht schon längst gegeben worden? Doch wird das Buch ein Freund für den Geistlichen in jeder Alters- und Berufsstufe werden, auch für manchen religiös-interessierten Laien.

Ludwig Heilmaier, Kurat.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Für den Kammerdiener gibt es keinen Helden, aber nicht deshalb, weil der Held kein Held, sondern weil der Kammerdiener ein Kammerdiener ist, heißt es in Goethes „Wahlverwandtschaften". Es läßt sich nicht leugnen, daß Stücke, welche sich auf das Gesichtsfeld des Kammerdieners einstellen, in unserer Zeit sich erfolgreich erweisen und so haben die Kammerspiele, indem sie Shaws „Schlachtenlenker" hervorholten, der vor anderthalb Jahrzehnten schon an anderer Stelle hier gegeben wurde, sicherlich keine unglückliche Hand erwiesen. Ein Abenteuer des General Buonaparte mit einer Spionin vor der Schlacht von Lodi, ganz witzig, keck, verwegen. Von Napoleon selbst bleibt freilich nicht viel mehr, als schlechte Manieren und Grobheit. Der Schauspieler ließ die wenigen Augenblicke, in denen er die Möglichkeit hat, den überlegenen Geist durchschimmern zu lassen, ungenützt und beschränkte sich auf die Tischsitten einer Proletarierkneipe. Anmutig und gewinnend war die Spionin der Sibylle Binder, sowohl als Dame, wie in der Verkleidung eines jungen Offiziers. Warum der geistig hervorragend beschränkte Leutnant wienerisch spricht, ist Geheimnis der Regie. Im anderen Lager ist doch Oesterreich! Der Beifall war stark. Der Respekt vor Bernard Shaw steigt, wenn man ihn mit Alfred Rottauscher vergleicht, dessen „Kaiserreich Guyana" nach dem „Schlachtenlenker" uraufgeführt wurde. Im Programmheft reitet der Verfasser eine Attacke gegen die intellektuelle Richtung in der Literatur zugunsten der wahren Komödie, deren Wesen ganz zu erfassen nur der Einfältige oder der Weise fähig sei, nie aber der Kluge. Ist das „Kaiserreich" eine wahre Komödie, so ist das energisch pfeifende Publikum sehr „klug". Nach einigem Zögern ordnete sich ein Häuflein „Weiser" zu energischem Gegenvorstoß, so daß der Vorhang zu den üblichen Dankesabstattungen wieder in die Höhe gehen konnte. Das Schwänklein spielt in Ajaccio während der bourbonischen Restauration; ein hanswurstmäßiger Regimentsarzt, ein gemütlicher Privatier und ein Abbate aus der Verwandtschaft Napoleons sind die Spieler. Das boshaft verbreitete Gerücht, daß der Kaiser St. Helena verlassen und bereits ein Kaiserreich Guyana aufgerichtet, dessen geographische Lage den Leuten schleierhaft bleibt, ändert sofort die Ansichten und Zielrichtungen der Beteiligten. Hieraus entstehen die, wie mich dünkt, etwas spärlichen komischen Wirkungen, die durch maßlose Uebertreibung der Darstellung nicht gehoben wurden. Rottauschers programmatische Forderung, mit jenem Tage neu zu beginnen, da der Hanswurst verbannt wurde, dünkt mich Abbau, nicht Aufbau der deutschen Bühne.

Schauspielhaus. „Kyritz-Pyritz", eine alte Posse, hatte auf die Premierenfreunde keine große Anziehungskraft ausgeübt, aber die Erschienenen unterhielten sich famos, so daß wohl das Gerücht eines recht lustigen Abends bald reichlich Besucher anlocken wird. Die Posse ist 1887 geschrieben von H. Wilken, einem Tenorbuffo, der als Komiker und später als Direktor des Wallner- und des Zentraltheaters in Berlin wirkte und Oskar Justinus (Cohn). Beide haben viele Stücke geschrieben, die einst viel gespielt, heute völlig vergessen sind. „Kyritz-Pyritz" ist von einer harmlosen Fröhlichkeit, die bei aller Anspruchslosigkeit gut unterhält. Man kann nicht sagen, daß wir in solchen Unterhaltungsstücken während der letzten Jahrzehnte Fortschritte gemacht haben. Die Direktorin hatte die Posse sehr flott einstudiert. Nette Musik von Michaelis in behaglicher Altmodischkeit und ein

Straußwalzer, die ulkig stilisierten Dekorationen und die biedermeierlichen Kostüme zieren das Ganze. Die Schauspieler „sangen" auch recht nett. Sie alle standen ja außerhalb ihres „Faches", so sah man auch keine „Schablone"; es schien allen Spaß zu machen und diese Stimmung teilte sich dem Publikum mit.

Lustspielhaus. Das Lustspielhaus will sich nach platten Schwänken und einer gepfefferten Operette wieder ernsthafterer Kunst zuwenden. Es hat gleichzeitig einen Modus gefunden, der (bei Abnahme von 6 Karten) die Preise wesentlich ermäßigt. Der erste Abend brachte „Die Bildschnitzer" von Karl Schönherr, die sehr freundlich aufgenommen wurden, und „Die Bäuerin", Drama von Clara Viebig, das heftigen Widerspruch hervorrief. Die „Tragödie braver Leute" ist Schönherrs dramatischer Erstling. Lange vor „Glaube und Heimat" und „Weibsteufel" geschrieben, hat er bereits die knappe Technik und die bildschnitzmäßige Schärfe der Charakteristik, die hier keiner Tendenz dienstbar gemacht ist. Ein schweres Schicksal hat den Schnitzer betroffen. Eine Handwunde hat zu Blutvergiftung geführt, soll er am Leben bleiben, muß die Hand abgenommen werden. Schwer hat er sich zu dem Entschluß durchgerungen, in die Operation zu willigen. Da erlangt er die Gewißheit, daß seine Frau einen anderen liebt. Es ist nicht Schlechtigkeit, es ist die gemeinsame Sorge und das Mitleid um ihn, das die beiden ihre Gefühle verraten läßt. Da verweigert er die Operation und stirbt. Auch an ein Sterbebett führt Klara Viebig. Brutalität kann den letzten Seufzer nicht erwarten. Auch hier verrät die Sterbestunde Geheimnisse. Der junge Bauer, der eine ältere Frau geheiratet hat, liebt eine junge, die sich über den Sterbenden wirft. Peinlich wirkt die naturalistische Ausmalung der Einzelheiten. Das eine oder andere, was in den Romanen der Viebig noch sein mag, macht hier einen teils quälenden, teils abstoßenden Eindruck. In der Schilderung der Rosenkranzjungfern geht die naturalistische Malerei in Tendenz über, denn mehr Schlechtigkeit, Heuchelei und Herzensrohheit läßt sich in der Charakteristik kaum häufen. Dies war es denn auch vor allem, was die Mißstimmung des Publikums zur Entladung brachte. Die Aufführung wies manche charakteristische Schauspielerleistung im Sinne der naturalistischen Schule auf.

Verschiedenes aus aller Welt. Es wird geplant, die Bayreuther Festspiele 1923 wieder aufzunehmen. Der Bayreuther Bund, der in allen bedeutenderen Plätzen Ortsgruppen gründet, gedenkt eine große Stiftung aufzubringen. Der Bund erstrebt nicht nur die Pflege des Verständnisses für die Werke unserer großen Vergangenheit, sondern ebenso die Förderung alles dessen, was in ihrem Sinne emporstrebt und auf ihren Bahnen neu geschaffen wird. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börse übte am ersten Wochentage eine weitgehende Zurückhaltung aus, wobei die Meinungsunterschiede zwischen Paris—London und Oberschlesien den Anlass gaben. Die oberschlesischen Werte waren denn auch abgeschwächt, dagegen zeigte sich für andere grosse Montanwerke starkes Interesse. Hösch stiegen um 10, Mannesmann um 20, Rhein. Braunkohle um 24 Proz. Mannesmann kommt für die ersten Reparationslieferungen in Frage, auch der sonstige Geschäftsgang wird günstig beurteilt. Das Hauptinteresse wandte sich den führenden Grossbanken zu. Ueber die Deutsche Bank, deren Bilanzsitzung am 9. Juni stattfindet, spricht die Börse von Riesengewinnen, was man nach der Analogie kleinerer Institute sicher als wahr annehmen muss. Ob die Dividendenschätzung das richtige mit 16 Proz. trifft, ist nicht so einfach zu sagen, denn man kennt die sehr zurückhaltende und nüchterne Dividendenpolitik der Bank, die niemals den Ehrgeiz hatte, zu blenden. Bei der Dresdener Bank spricht man von einer Kapitalserhöhung, die in der zweiten Juniwoche spruchreif werde. Das Geschäft in deutschen Anleihen lässt nach. Die Kurse waren etwas niedriger, nur 4proz. Reichsanleihen zogen an. Die oberschlesische Frage und die Steigerung der Devisen bewirkten am zweiten Börsentag eine gewisse Lustlosigkeit und schwächere Kurse. Einzelne Papiere wie Hoech stiegen 30 Proz., Bochumer Guss 12 Proz., Mannesmann 10 Proz. In den nächsten Tagen häufen sich allerhand Bezugsrechte, die die Arbeitskraft der Börsenbesucher belasten. Briands Rede, in der man etwas wie Mässigung sehen will, hat in der Wochenmitte die Stimmung befestigt, zumal sich der auswärtige Kurs der Mark gebessert hat; aber im ganzen handelt es sich bei steigenden Effekten um Spezialwerte. Verdient wird von denjenigen, die irgendwie unterrichtet sind. Der Nachläufer kommt zu spät, da das Interesse der Informierten nur kurz währt. Es ist nicht die Aufgabe dieser Berichte, Ratschläge zu geben, aber auch der Bankier wird heute seiner Kundschaft in wenigen Fällen zu etwas raten wollen. Zur Besserung der deutschen Mark war von grosser Bedeutung, dass unsere erste Barzahlung von 150 Millionen Goldmark an die Reparationskommission ohne Verzögerung erfolgte, nur etwa 10 Millionen mussten aus den Goldbeständen der Reichsbank genommen werden, 140 Millionen konnten in ausländischen Devisen geleistet werden. Wir wollen uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Aufbringung der gewaltigen Summen — die zweite Zahlung ist Mitte November zu leisten — uns vor ganz gewaltige Aufgaben stellt, zumal die Hebung unserer Ausfuhr durch die internationale Krisis und die zollpolitischen Massregeln erschwert wird. — Buderus stiegen, Hoech und Mannesmann liessen nach. — Chinesische Werte stiegen. Der Freitag brachte wieder eine teilweise Abschwächung. Die Rückgänge waren jedoch gering, da sie zumeist wieder die Kauflust förderten. Verschiedene Spezialwerte zeigten sogar wieder aufsteigende Tendenz. Der letzte Börsentag zeigte feste Haltung. Der Reichsbankausweis, nach welchem der Notenumlauf um 1109,7 Mill. auf 69,724,4 Mill. zurückgegangen ist und günstige Ernteberichte förderten die gute Stimmung; aber die Steigerung der Devisen mahnte zu Zurückhaltung. — — Die Commerz- und Privatbank ist mit glänzenden Resultaten in das zweite halbe Jahrhundert ihres Bestehens getreten. Dadurch, dass das Kapital von 85 Mill. auf 200 Millionen erhöht wurde, gelangte die Bank in die Reihe der Grossbanken. Diese Erhöhung erfolgte im Anschlusse an die Uebernahme der Mitteldeutschen Privatbank. 7 kleinere Banken und Bankgeschäfte wurden übernommen und 6 neue Niederlassungen gegründet. Als Dividende wird 12 Proz. (9 Proz. i. V.) vorgeschlagen. 9 Proz. (gegen 7 Proz. i. V.) schlägt die Deutsche Effekten- und Wechselbank vor. Auch hier in allen Abteilungen erhöhte Umsätze und Gewinne. — Die Bayer. Vereinsbank (München) wird sich an der Kapitalserhöhung der Bank für Oberösterreich und Salzburg mit erheblichem Betrage beteiligen. Es wurde eine Annäherung der beiderseitigen Arbeitsgebiete vereinbart. Dies erfolgt in Fortsetzung der Ausdehnungspolitik, welche vor kurzem unter Mitwirkung der Bayer. Vereinsbank zur Gründung der Donauländischen Kreditgesellschaft A.-G. geführt hat. — Die a. o. Generalversammlung der Farbwerke vorm. Meister, Lucius & Brüning, Höchst, hat die Ausgabe von 178 Mill. M. neuer Stammaktien und die Umwandlung von 42 Mill. Vorzugsaktien beschlossen. Auf jede alte Aktie wird eine neue Aktie den Besitzern zu 107 Proz. angeboten. Die Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., Leverkusen, schlagen 20 (i. V. 18) Proz. Dividende vor, die Bingwerke (Nürnberg) verteilen wieder 18 Proz. Dividende, an der diesmal 40 Mill. M. voll und 20 Mill M. zur Hälfte teilnehmen. Die Gesellschaft hat im Berichtsjahre eine dreimalige Kapitalserhöhung durchgeführt und dadurch ihr Kapital von rund 15 Mill. auf 60 Mil. gebracht. — — Die rückgängige Konjunktur am rheinisch westfäl. Eisenmarkt ist trotz Annahme des Ultimatums weitergeschritten. Es fehlt ebensosehr an Kohlen als an Aufträgen und die Werkleiter befürchten, nicht ohne Arbeiterentlassungen auskommen zu können. Man betrachtet deshalb stärkere Kursbewegungen nach oben nicht für gerechtfertigt. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Im ewigen Rom. Rombilder für die Jugend von Joseph Liensberger, Kanonikus. 2. u. 3. Auflage. Mit 59 Bildern. 12°. (XII u. 186 S.) Geb. ℳ 14.— und Zuschläge. (Freiburg i. Br., Herder.)

Am kristallenen Strom. Heiligenlegenden. Von Anna Freiin von Krane. Geb. ℳ 44.—. — **Buchwahl für unsere weibliche Jugend**, Ein Führer durch die gute deutsche Literatur. Bearbeitet und herausgegeben vom Lehrkollegium der Studienanstalt und des Lyzeums der Ursulinen in Köln. ℳ 10.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Unsere Bücherei. Literarischer Ratgeber für kath. Jugend- und Jungmännervereine. I. Teil: Schöne Literatur. ℳ 7.—. (Düsseldorf, Jugendführungsverlag G.m.b.H.)

Israel und der alte Orient. Apologetische Vorträge. III. Band. Von Dr. Franz Meffert. 2. Auflage. 8° (282). ℳ 13.—. — **Ausgewählte Schriften und Gedichte von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg.** Herausgegeben von Prof. Dr. O. Hellinghaus, Geb. Studienrat. (Führer des Volkes 26 Bd.) 8° (116). ℳ 12.—. — **Die Entwicklung der Volkswirtschaft.** Von Dr. Otto Müller. 8° (104). ℳ 7.—. — **Das Handwerk.** Ein Unterrichts- und Lesebuch für Kurse und für das Selbststudium. ℳ 10.—. — **Hausfrauenkonferenzen als Zweig der Familien- und Volkspflege.** Von M. Mauß. 2. Aufl. 8° (85). ℳ 6.—. — **Lebensführung.** Eine Anleitung zur Selbsterziehung für die weibliche Jugend. Von A. Heinen. 8° (192). ℳ 6.—. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)

Die deutschen Jugendhefte, eine reichhaltige Ergänzung für jede Schul-, Vereins- und Volksbibliothek, eine schöne Bereicherung für jede Familienbibliothek, die beste Lektüre für die Jugend, kosten 60 ₰ pro Heft. — **Aufsatzfreuden.** Winke und Wege, beim Aufsatzschreiben Freuden zu erleben. Von P. Willibrord Beßler. 3. Aufl. ℳ 18.—. — **Um die Seele des Waisenkindes.** Beiträge zur psychologischen Beurteilung und pädagogischen Behandlung des Waisenkindes. Von Karl Gustav Peters. ℳ 6.—. (Donauwörth, Buchhandlung Ludwig Auer.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München

Redaktion und Verlag München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 24 München, 11. Juni 1921. XVIII. Jahrgang.

Der neue Kurs. — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wenn die Annahme des Ultimatums uns einen Fortschritt brachte, so ist es der, daß wir jetzt ein klar bestimmtes Ziel sehen, auf das wir zusteuern müssen. „Durch Arbeit zur Freiheit", sagte der Reichskanzler. Nüchterner: wir müssen 132 Milliarden verzinsen und tilgen, sonst gibt es kein Deutschland mehr. Ein Ziel zu besitzen, ist viel wert. Freilich sollte es ein selbstgewähltes Ziel sein, das der inneren Anlage eines Menschen oder Volkes entspricht. Deutschland aber hat sich kein festes, gemeinsames Ziel gewählt. Nicht nach 1871, als es das Ziel seiner Einheit erreicht, besser von Bismarcks Zügelfaust dahin gelenkt worden war; nicht nach 1914, wo es einen Krieg zu gewinnen und einen Frieden zu erstreben galt; nicht einmal nach 1918 oder 1919, als das zusammengestürzte Haus neu gebaut werden sollte. Da hatte jede Gruppe ein anderes Ziel. Ja, niemals ist das deutsche Volk so ziellos gewesen, wie in den letzten zwei Jahren, wo es eigentlich nichts in der Hand und alles vor sich hatte. Ohne festen Kurs trieb unser Schiff in fortwährendem Lavieren. Schließlich wurde uns ein Ziel aufgezwungen und mit ächzenden Planken schlägt das Fahrzeug Deutschland seinen neuen Kurs ein. Jetzt gilt nicht mehr der Streit um Republik oder Monarchie, Unitarismus oder Föderalismus, Privatwirtschaft oder Sozialisierung, Demokratie oder Diktatur. Das alles muß erwogen und ausgetragen werden, aber nicht im Vordergrund. Hier muß eine Einheitsfront der Leistenden antreten, um mit dem bayerischen Ministerpräsidenten zu reden. Dr. von Kahr und Dr. Wirth sind persönlich und politisch recht verschieden, doch in dieser Ueberzeugung sind sie sich gleich.

Der neue Notkurs auf die Erfüllung des Ultimatums trägt eine gewisse Einheitlichkeit in unser Leben und Schaffen, ähnlich wie vor kurzem der Krieg. Dessen Erfahrungen sollen uns lehren, daß keiner im Volk eigensüchtige Wege gehen darf, sollen nicht Neid, Zwietracht und neuer Umsturz aufschießen. Nach dem Kriegs- und Revolutionsgewinnler darf nicht der Reparationsgewinnler erscheinen. Gerade dies Wort aus der Antrittsrede des neuen Kanzlers sollte überall hinfliegen und Fuß fassen. — Im übrigen ergab sich sein Programm aus der Lage und aus seinem Charakter als ehrlicher Mann. Dr. Wirth ist sichtbar durchdrungen von dem Willen, Deutschlands Verbindlichkeiten einzuhalten. Manchem gefiel es nicht, wie er aufzählte, was wir schon alles pünktlich erfüllt haben. Aber es bleibt uns nichts anderes übrig. Dann die Leitworte: Verständigung, Wiederaufbau, Versöhnung. Adolf Hoffmann, zurzeit kommunistisch, immer komisch, rief gleich dazwischen: Amnestie! Das blieb der einzige Gedanke, den die Moskowiter zum Aufbauprogramm beisteuerten: ein Freibrief fürs Niederreißen. Der Reichskanzler erteilte dem Zwischenrufer Narren-Amnestie und setzte seinen Plan auseinander. Die Goldmilliarden aufzubringen, müssen neue Quellen erschlossen werden. Der Reichswirtschaftsrat kann jetzt seine große Stunde haben. Steuerlich belasten läßt sich noch die Kohle, ferner Zucker, Bier, Branntwein und Tabak. Die Besitzsteuer, Körperschafts- und Börsensteuern sind ausbaufähig. Etwas unbestimmt war, was Dr. Wirth sagte über eine moderne Steuerform, welche die Erträge von Grund und Boden erfassen soll. Gerade hierüber sind schwer aufregende Gerüchte umgegangen von Zwangshypotheken und noch Schlimmerem. Ueberhaupt kann man nicht sagen, daß dieser Teil der Rede feste Ziele gewiesen hätte. Vielleicht konnte Dr. Wirth die Regierungsplattform noch nicht damit belasten. Bei all seinem ehrlichen Willen, den er als höchst wertvolle Mitgift unserer Außenpolitik zubringt, hat er sich bisher nicht als eine so überragende Persönlichkeit gezeigt, daß er die widerstreitenden Belange und Absichten einer Koalition in eine von ihm gewählte, nicht durch das mühsam konstruierte Parallelogramm der Fraktionskräfte gezogene Linie zwingen könnte. Das ist kein Vorwurf gegen den Kanzler, sondern gegen das parlamentarische System in Deutschland, wo man weder wahrhaft große, umfassende Parteien, noch diktatorisch geniale Staatslenker will. Doch vielleicht ist Walter Rathenau aus diesem Holz? Die ihn berufen haben als „Fachminister" für Wiederaufbau, haben sich wohl mehr einen Zauberkünstler und Goldmacher gewünscht, als einen Wirtschaftsdiktator. Oder sie dachten an sein Wort von den Dreihundert, die die Welt regieren und einander alle kennen. Er mußte doch einer von diesen Dreihundert sein und etwas für uns erreichen. Immerhin, Rathenau ist ein Mann, der nicht nach Fraktionsverhandlungen und Regierungsprogrammen fragt, sondern selbst ein Programm hat. Er erklärte gleich im Reichstag, sein Arbeitsgebiet sei kein politisches. Im übrigen sprach er klug von seinem Programm fast gar nicht, sondern entkräftete nur die Vorurteile, die ihm gegenüber saßen: Er hätte das Ultimatum für unerfüllbar gehalten, es bekämpft? Nur den Index! Er ist Kaufmann; die Unterschrift seiner Firma, seines Landes, löst er ein. Er hält sie für erfüllbar, wenn wir wollen. Ein großes Wort! Auf seine Wirkung im Ausland sind wir gespannt. Auch auf das Echo von Rathenaus Erklärung, daß er an Frankreichs ernsten Willen zum Wiederaufbau glaube. Mit und in Frankreich hat Walter Rathenau zuerst zu tun. Aber zu seiner Arbeit braucht er ganz Deutschland, und so wird sein Wille weit in unsere Gesetzgebung und Wirtschaft hineinwirken. Er wird als ein Bannerträger des Weltkapitalismus bekämpft. Der ist gewiß nicht nach unserem Geschmack, jedoch er ist der einzig unerschütterte Sieger aus den weltumgestaltenden Kämpfen des Jahrzehnts. Der Sozialismus bückt sich vor ihm, die USP küßt ihm die Stiefel. Deutschland ist durch die notwendige Annahme des Londoner Diktats — es trägt selbst schwere Schuld, daß sie notwendig ist — auf jede absehbare Zeit unters Joch des Weltkapitalismus gebeugt. Wir haben keine wirksame Waffe gegen ihn. Nur das Schwert des gläubigen Christentums kann ihn besiegen. Das aber hat Deutschland zuerst von allen Waffen abgeliefert. Mit Dorf- oder Kleinstadtromantik oder engem Nationalismus schlagen wir das Weltkapital so wenig wie das Judentum. Mit dem Sozialismus erst recht nicht, der die Wirtschaft nur für seinen Zugriff mürbe macht, und zu geistigem Widerstand aus seinem flachen Materialismus ganz unfähig ist.

Es verstand sich von selbst, daß die neue Regierung durch des Kanzlers Mund auch zu den übrigen politischen Fragen Stellung nahm. Für Oberschlesiens Not und Deutschlands Recht auf diese Provinz fand Dr. Wirth sehr gute kräftige Worte. Der Pariser „Temps" hat sie ihm denn auch schwer verübelt. Sonst hat unser neues Kabinett in Frankreich und England eine gute Presse.

Die Aussprache im Reichstag förderte wenig neue Gedanken, spiegelte aber deutlich die Bemühungen, dem Kabinett eine breitere Grundlage zu verschaffen. Leider ist es nicht gelungen, die deutsche Volkspartei zur Mitarbeit zu bewegen. Wels, der Sprecher der Sozialdemokraten, zeigte sich unversöhnlich, Stresemann antwortete mit der Ankündigung sachlicher Opposition. Dem Ungeschick

des Demokratenführers Petersen gelang es, die Kluft noch zu vertiefen. Er nannte den Sozialismus der Scheidemänner und den Monarchismus der deutschen Volkspartei Schaufensterpuppen. Seine Drohung, die Demokraten würden ohne die Deutsche Volkspartei nicht länger mitregieren, verfing nicht. Die Lage war kurz vor Wochenschluß so, daß es schien, als erreiche die Regierung kein Vertrauensvotum. Das Gespenst der Reichstagsauflösung schlich durchs Haus. Das wollte man doch bannen, und so errang Dr. Wirth am 4. Juni, ehe sich der Reichstag bis zum 14. Juni vertagte, das Vertrauen der Volksvertreter mit 213 gegen 77 Stimmen bei 48 Enthaltungen der Deutschen Volkspartei. In der Opposition fanden sich Deutschnationale und Kommunisten zusammen. Sie allein verfochten sogar ein Mißtrauensvotum. Ein Antrag für Aufhebung der Sondergerichte wurde gegen die drei sozialistischen Parteien abgelehnt.

Die Einzelstaaten werden dem neuen Kurs keine Schwierigkeiten machen. Die meisten hatten bisher so wenig einen festen Kurs wie das Reich. Nur Bayern bildete eine Ausnahme mit seinem klaren Ziel der inneren Ordnung mittels des notwendigen Selbstschutzes. Es muß sich jetzt in besonderer Weise auf den Reichskurs einstellen, denn gefährden darf und will es ihn nicht. Welches Opfer es bedeutet, wenn die heimat- und vaterlandstreuen Bayern jetzt auf ihre Einwohnerwehr und deren sittlichen Grundgedanken verzichten, das sollte im übrigen Deutschland recht hoch gewürdigt werden. Für die Regierung Kahr war die Schwierigkeit nicht gering. Es galt, Widerstände in der EW. selbst zu überwinden, wobei der Fraktionsführer der Bayerischen Volkspartei, der eben von schwerer Krankheit genesende Geheimrat Held, ein geschichtliches Verdienst hat. Auch die Frage der Auflösung ist jetzt entschieden. Ehe das Reich Bescheid erholen konnte, haben die Vertreter von England und Frankreich in München selbst auf das bestimmteste erklärt, daß die EW. bis 30. Juni aufgelöst sein müsse, wenn man Sanktionen vermeiden wolle. Den Akt der Auflösung selbst hält die Bayer. Volkspartei für Sache des Reichs, es sei denn, daß die bayer. Einwohnerwehr sich freiwillig auflöst. — Unter eine gute, ehrliche und hoffnungsvolle Politik ist damit der Schlußpunkt gesetzt. Für den traurigen Ausgang haften bei uns die Sozialisten und Linksdemokraten, die den Selbstschutz stets von neuem beim feindlichen Ausland anschwärzten. Vielleicht nicht weniger haften indes die Rechtsradikalen, die ihn vor ihren Wagen spannen wollten und Bayern aufschneiderisch und zu Unrecht als ihre Burg berüchtigt machten. Was in der „Deutschen Zeitung“ fast allwöchentlich stand, was Leute wie Xylander herumsprachen, ja vereinzelte antisemitische und nationalbolschewistische Ausschreitungen unreifer Leute im sonst so ordentlichen München, das hat furchtbar geschadet. Das amtliche Bayern und die EW. haben seit mehr als Jahresfrist einiges versäumt, jeden Schein der Gemeinschaft zwischen sich und solchen Bestrebungen auszulöschen.

* * *

Zur Politik außerhalb Deutschlands gehört z. T. die oberschlesische Frage. England dringt auf ihre Lösung, Frankreich sucht sie zu verzögern. Es will den Entscheid des Obersten Rates durch einen Sachverständigenausschuß möglichst binden. In London selbst wagen sich die englischen Franzosenfreunde wieder stärker hervor. Die Urteile des Reichsgerichts in Leipzig gegen die Kriegsbeschuldigten geben ihnen Stoff zur Hetze wider Deutschland. Der britische Cant findet sie zu mild, während die englischen Zeugen und Anwälte an Ort und Stelle Verhandlung und Urteilsfindung loben. Allerdings können „sachverständige“ Reden wie die des Generals von Fransecky uns draußen keine Freunde erwerben. Der Eid vor Gericht läßt doch der Form von Aussagen noch einigen Spielraum. — Die „Times“ sprechen wieder von einer Vertiefung des englisch-französischen Bündnisses, das Frankreich wirkliche Sicherheit vor Deutschland bieten müsse. — In Oberschlesien selbst sind jetzt starke englische Truppen ausgeladen und eingesetzt worden. Wenn die Entscheidung naht, muß die deutsche Diplomatie auf dem Plan sein. Unser Recht stützt sich auf Abstimmung, Friedensvertrag, wirtschaftliche Bedingungen und Geschichte. Ganz ungangbar ist der anscheinend italienische Ausweg einer Dreiteilung des Landes. Wir haben schon zu viel an einem Saargebiet verloren.

Im ganzen Deutschen Reich ist das Ergebnis der Anschlußabstimmung in Salzburg freudig begrüßt worden. Von zwei Ländern Deutschösterreichs wissen wir nun, daß sie einhellig wünschen, zu uns zu kommen. Jetzt hat Steiermark für den 3. Juli ebenfalls eine Abstimmung beschlossen, und die Landesregierung will sie selbst durchführen. Das hat den Bundeskanzler Dr. Mayr und sein Kabinett veranlaßt, zurückzutreten. Der Druck der großen und der kleinen Entente — besonders Italien und Jugoslawien unternahmen sehr energische Schritte — wird stärker mitgesprochen haben als der Selbstbehauptungstrieb Wiens und der Bundesgewalt. Denn nicht nur für den Anschluß, sondern auch gegen den Wasserkopf Wien geht es in den Ländern. Der Zerfall eines unorganisch gebauten Scheinbundesstaates spielt sich da ab, ein Schauspiel, an dem wir im Reich lernen können. Schon wurde in Wien den Landeshauptleuten der Vorschlag gemacht, in die neue Regierung einzutreten oder sie selbst zu bilden. Ein ganz plumpes Manöver der Wiener Hilflosen war es aber, sich hinter den deutschen Reichskanzler zu stecken, als hätte er Oesterreich ersucht, mit Rücksicht auf Deutschland weitere Anschlußabstimmungen möglichst zu verhindern. Das amtliche Deutschland mischt sich in keiner Form in Oesterreichs Politik. Auch die Entente scheint das nicht anzunehmen, mindestens ist uns nichts davon oder gar von Einwirkungen auf die deutsche Regierung bekannt. Was Dr. Wirth dem österreichischen Geschäftsträger bei dessen Besuch gesagt hat, war vertraulich und sicher nicht dazu angetan, den Gegnern Großdeutschlands Waffen in die Hände zu geben.

Italien, von dem unsere Leser aus anderer Feder mehr erfahren, leidet unter einem weitgreifenden Streik der schlechtbezahlten Staatsbeamten. Giolitti kann hier wieder eine Probe seiner Tatkraft und Klugheit ablegen.

Deutschtum an der Adria.

Von Hugo Piffl.

Vor dem Weltkriege gab es an der herrlichen österreichischen Adriaküste wohl kaum einen Hafenplatz, in welchem der deutsche Reisende sich nicht hätte verständigen können. Von Jahr zu Jahr hob sich der Fremdenverkehr, die Küsten Istriens, Kroatiens und Dalmatiens gingen einer glänzenden Zukunft entgegen, denn deutsche Reiseluft, gefördert durch die Wiener Regierung und eine immer lebhafter einsetzende Propaganda verschiedener Vereine und patriotischer Oesterreicher, brachte es mit sich, daß die deutsche Sprache eine stets größere Ausbreitung gewann. Nicht wenig trug die Entstehung verschiedenster Industrieanlagen bei, daß sich deutsche Unternehmer und Arbeiter in jenen Kronländern niederließen.

An der Isonzomündung war es die Schiffswerft bei Monfalcone, an welcher zahlreiche deutsche Arbeitskräfte beschäftigt waren, im nahen Seebad Grado stärkten tausende Deutscher ihre Gesundheit. Weiter gegen Osten begrüßten den Reisenden auf dem Bahnhofe in Nabresina die deutschen Rufe der Bahnbediensteten und Kellner, sowie die Gespräche der zumeist deutschen Passagiere. In der aufblühenden Handelsstadt Triest, in der es sogar deutsche Mittelschulen gab, benützten Tausende die deutsche Sprache als gegenseitiges Verständigungsmittel. Wäre der Deutsche nicht gar so gleichgültig gegen die Entnationalisierung, würde er sich nicht gar so prahlerisch mit der Fertigkeit in fremden Zungen brüsten, so wäre Triest im Laufe der 540 Jahre habsburgischer Herrschaft eine deutsche Stadt geworden. So aber vermehrten die Deutschen die Triester romanische Bevölkerung nach Kräften, denn schon die Kinder der in die Stadt versetzten Beamten sprachen untereinander nur mehr italienisch, die Enkel aber waren in der Regel bereits deutschfeindlich gesinnt. Daher konnte es kommen, daß der Attentäter vom Jahre 1882 — Oberdank hieß. Der bedeutendste Triester Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, gleichzeitig Geschichtsschreiber und Altertumsforscher, war Herr Peter Kandler. Ein Glück, daß die Dienstsprache des Militärs und der Eisenbahnbeamten die deutsche blieb. Bei der Kriegsmarine ward sie erst in den letzten Jahrzehnten eingeführt, bis dahin war italienisch die Dienstsprache, doch hörte man das Deutsche auf den Kriegsschiffen selten, auf den Handelsschiffen gar nicht. Als einst der berühmte antisemitische Wiener Bürgermeister Lueger eine Adriareise machte, gab er auf dem Schiffe seiner Entrüstung über die Unkenntnis der deutschen Sprache sehr beredten Ausdruck. Tatsächlich mußte die Direktion des österreichischen Lloyd bald darauf ihren Sitz nach Wien verlegen.

Von Triest südwärts berührt der Dampfer zahlreiche Hafenorte, in deren Nähe moderne Kur- und Badeanstalten im

Laufe der letzten Jahre entstanden waren. Ihre Gäste waren wohl zu 75 Prozent und mehr Deutsche. Pola, der Hauptkriegshafen Oesterreichs, beherbergte selbstverständlich sehr viele Deutsche und deutschsprechende Personen. Wie in Triest, so erschienen auch hier deutsche Zeitungen, die selbstredend längst eingegangen sein dürften. Massenhaft wanderten nach dem Zerfall der Monarchie nicht nur die Deutschen aus den verlorengegangenen Gebieten ab, sondern auch Ungarn, Böhmen, Polen und sonstige, die dort gezwungen waren, wegen des gegenseitigen Verkehrs sich des Deutschen zu bedienen.

Abbazia, der herrlich gelegene Kurort unweit Fiume, konnte eine deutsche Stadt genannt werden, denn selbst Russen, Rumänen und andere Ausländer bedienten sich hier der deutschen Sprache, zumindest im Verkehre mit den Hotelangestellten. Die Unternehmer im Orte waren zum größten Teile Deutsche. Auch in Fiume, wo sich die Marineakademie befand und eine starke Garnison lag, hörte man auf Schritt und Tritt deutsch, und die benachbarten kroatischen Seebäder Cirkwenitza, Buccari und andere an der kroatischen Steilküste liegende Ortschaften bemühten sich, Sommergäste heranzuziehen. Wie begreiflich, waren es zumeist unsere Landsleute, die dem Rufe, an die Adriaküste zu kommen, bereitwillig Gehör schenkten.

Weniger stark war die Zuwanderung nach Dalmatien, das nur wenig über hundert Jahre zur österreichischen Monarchie gehörte. Waren auch in allen größeren Städtchen Deutsche als Beamte oder Soldaten tätig, so konnten nur die bedeutenderen Küstenplätze eine ansehnlichere Zahl Deutscher aufweisen, vor allem die Hauptstadt Zara, wo sich das Landes-Militärkommando und die Landesregierungsbehörden sowie einige deutsche Schulen befanden. Die Intelligenz Dalmatiens studierte mit Vorliebe an deutschen Hochschulen, und es gab zahlreiche Dalmatiner, die gut, wenn auch bald mit italienischem, bald kroatischem Anklang, deutsch sprachen. Auch hier konnte man die betrübende Tatsache beobachten, daß die Deutschen ihre eigene Entnationalisierung selbst förderten. Stammte z. B. das Elternpaar aus Steiermark, so nannte sich der in Dalmatien geborene Sohn stolz Dalmatiner und ließ es schlechterdings nicht gelten, daß er seine Heimatzuständigkeit nach seinem Vater zu richten habe. In einem Kaffeehause zu Spalato rief ein Reisender in deutscher Sprache nach dem Kellner, der vollkommen deutsch verstand. Ein junger Wiener, der nebenan saß, beeilte sich zu zeigen, daß er bereits italienisch parliere und rief laut: „pagare cameriere!“ In Spalato selbst wurden einmal deutsche Touristen bei der Landung mit Steinen beworfen, denn die deutschfeindliche Agitation hatte in keinem Lande so gewütet als in Dalmatien. Eine Kellnerin in Metkowitsch (am Endpunkte der Bahn Serajewo—Metkowitsch gelegen) erzählte, daß ihr ein dalmatinischer Herr dringend geraten habe, den Hotelgästen ausschließlich slawisch zu antworten und so zu tun, als ob sie nicht deutsch verstehe. In selbem Sinne wurde überall an der Adria gewühlt. Gar viele schwache Charaktere haben nach dem Zerfall des Habsburgerreiches sich nicht nur zur slawischen Nationalität bekannt, sondern sogar die Namen geändert. In einem Briefe pries ein bis dahin erzdeutscher in Dalmatien ansässiger Beamter die serbischen Offiziere als äußerst nette Leute, nannte dagegen die österreichischen Offiziere Zyniker, sprach verächtlich vom Habsburgerreiche, das nie recht leben noch sterben konnte und beschuldigte die Habsburger, daß sie dem Deutschtum nie Nutzen gebracht hätten. Der Mann war aber bis kurz vor dem Zusammenbruche ein Optimist gewesen, der auf Grund seiner Studien prophezeit hatte, daß die Mittelmächte siegen müssen. Solcher Elemente gibt es ungezählte. Schreiber dieses kennt deutsche Männer, die eine ganze Anzahl Heimatszuständigkeiten erwarben, um sich je nach Bedarf zu dieser oder jener Nation zu bekennen.

Selbst in Montenegro trifft man Leute, die sich sehr gut deutsch ausdrücken können, weil sie an deutschen Hochschulen studiert haben. Es ist gewiß, daß sich die Zahl solcher südslawischer Hörer mit der Zeit vermindert, da außer für jene Leute, die sich dem Handelsstande widmen, kein besonderes Bedürfnis bestehen wird, deutsch zu erlernen, während es früher für den österreichischen Beamten oder Offizier eine Notwendigkeit war.

Die zahlreichen Kurorte und Seebäder der ehemaligen österreichischen Küste dürften für lange Jahre verödet bleiben, denn auch der Südslawe hat kein Bedürfnis Vergnügungsreisen zu machen, und die Deutschen sind teils verarmt, teils werden sie wenig Lust haben, die von Deutschenfressern bewohnten Länder aufzusuchen.

Was die italienischen Neuwahlen ergaben.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Es war in Rom, am Morgen nach einem Wahltage. Ich saß im Cafe Aragno beim Frühstück, da stürmt ein Zeitungsverkäufer herein: Grande Vittoria di tutti partiti! Großer Wahlsieg — aller Parteien! Das gleiche Geschrei tönt einem heute aus der italienischen Presse der ersten Tage nach den jüngsten Wahlen entgegen: alle sind mit dem Ergebnisse zufrieden. Alle Kommentare aber, die mir bisher in deutschen Blättern zu Gesicht gekommen sind, kranken an Unsachlichkeit, die meisten jedoch daran, daß sie das Ergebnis hinnehmen, wie es ihnen durch die halbamtliche „Agenzia Stefani“ dargeboten wird. Da heißt es: Verfassungsparteien 275, Katholiken 109, Sozialisten 122, Kommunisten 16, Republikaner 7, Deutsche 4, Slawen 6 usw. Da ist es doch klar, daß ein glänzender Sieg der Verfassungsparteien vorliegt! Ehe wir diese Zahl unter die Lupe nehmen, wollen wir, weil da die Dinge klar liegen, kurz der Volkspartei und den Sozialisten uns zuwenden. Beide Parteien sind mit einem klaren Programm und mit eigener Kandidatenliste aufgetreten, bei ihnen scheidet der Zweifel aus. Die Zahl ihrer Mandate steht einwandfrei fest. Die Volkspartei — ich weiß nicht, weshalb man bei uns die orthographisch noch dazu unrichtige Bezeichnung „Populari“ mit Gewalt einführen will —, steht mit 109 Mandaten (gegenüber 100 in der letzten Kammer) unerschüttert da. Einige Namen haben sich geändert, u. a. hat der Marchese Crispolti nicht mehr kandidiert, sonst hat sich nichts gewandelt; ihr eigentlicher Gewinn beläuft sich auf 4 Sitze, die anderen 5 stammen aus Welschtirol, das im November 1919 noch nicht mitgewählt hat. Immer wieder muß aber betont werden, daß sie keine katholische Partei ist. Sie ist „einfach eine politische Partei, die vom Hl. Stuhle weder gutgeheißen noch mißbilligt wird und sich daher nicht katholisch nennen kann noch darf, gleich als wäre sie der Exponent oder autorisierte Vertreter des Katholizismus in der Nation oder der Kammer“, stellt am 22. Mai noch einmal der „Osservatore Romano“ fest.

Die Sozialisten weisen gegen früher (154) 125 Abgeordnete auf, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß nunmehr die Kommunisten (seit dem Parteitag von Livorno) getrennt marschieren. Sie haben also in Wirklichkeit nahezu keine Verluste gehabt, sind dafür jedoch das bolschewistische Bleigewicht, den ganzen Troß der hohlen, zu praktischer Arbeit unfähigen Schwätzer losgeworden, ihr Wagen wird nicht mehr von zwei Rossen gezogen, von denen eines immer wist und das andere hott zerrt. Dabei ist bezeichnend, daß durchwegs die gemäßigten Elemente die größte Stimmenzahl aufweisen. Wenn nun bezüglich dieser Partei von einer Rechtsschwenkung die Rede ist, so darf dies nur so aufgefaßt werden, daß eine Abwendung vom Extremismus, vom Bolschewismus vorliegt; von einem Anschluß aber oder einer Koalition mit der eigentlichen Rechten ist heute noch keine Rede. Was den Sozialisten genützt hat, war die gewalttätige Bekämpfung durch die Faszisten, die ihnen zur Märtyrergloriole verhalfen.

Die Verfassungsparteien: ja, da liegt der Hund dieser Wahlen begraben. Mit ganz geringen, nebensächlichen Ausnahmen haben nämlich alle anderen Parteien mitsammen gemeinsame Kandidatenlisten aufgestellt, also Monarchisten und Republikaner, Faszisten und Agrarier, Unabhängige Sozialisten und Konservative, Anhänger Giolittis und Anhänger Nittis, Demokraten und Liberale usw. Hätte eine jede von ihnen sich mit ihrem „Programm“ — manche besitzen nämlich überhaupt keines! — und eigener Kandidatenliste hervorgewagt, sie wären in Fetzen gehauen worden. Ist ihnen auch so schlecht genug gegangen, denn vor zwei Jahren noch bildeten sie vier Fünftel der Kammer! Daß man unter solchen Umständen nicht genau weiß, welchen Parteien man die einzelnen Gewählten zuschreiben soll, versteht sich. So schreibt sich jede Partei natürlich selbst eine möglichst große Zahl zu, was uns die vorerwähnte „allgemeine Zufriedenheit“ verständlich macht. In Wirklichkeit ist aber z. B. von den Reformsozialisten, der einstigen Sezession Bissolatis, nichts übrig geblieben; ein paar Männlein finden wir nur noch unter fremder Flagge, bei den Demokraten z. B., wie Bonomi, andere noch führen als „unabhängige Sozialisten“ fieben Mann hoch ein „Partei“-Dasein. Die Radikalen, die schon das letztemal von rund 90 Vertretern auf 55 herabgesunken waren, haben mit Mühe und Not und viel fremder Hilfe 25 Mandate

gerettet. Sie sind die freimaurerische Kerntruppe von jeher gewesen, was auch nicht ohne Bedeutung ist. „Nationalisten und Faszisten" sollen es 42 sein. Weshalb man diese beiden Gruppen zusammenfaßt? Wohl, weil es Nationalfaszisten und Faszisten Mussolinischer Richtung gibt, die sich aber gegenseitig in den Haaren liegen und sich z. B. für oder gegen die Monarchie herumbalgen; darüber sind sich jetzt sogar schon die Anhänger Mussolinis, des Herausgebers des blutrünstigen „Popolo d'Italia" in die Haare geraten. Die „Stefani" aber zählt auch sie zu den Verfassungsparteien, obwohl soeben Mussolini erklärt, so wie den Bolschewiken wolle er auch dem verrotteten Bürgertum „mit Blei und Petroleum" zu Leibe gehen. Dann haben wir — immer innerhalb der „Verfassungsparteien" — die Gruppe der rund 20 „antiministeriellen Kriegsteilnehmer" und endlich die kleine Leibgarde Nittis zu nennen. Endlich erscheint auch noch zum erstenmal im italienischen Parteileben eine Agrarierpartei mit 22 Mann. Wenn man also die Gesamtzahl der Mandate dieser „Verfassungsparteien" durch die Zahl der in ihr vertretenen, obgenannten Gruppen teilt, so kann man sich ein Bild von der Stärke dieser einzelnen Parteien machen; es treffen auf jede ungefähr zwei Dutzend Abgeordnete. Und ohne gegenseitige Hilfe wären einige von ihnen heute gänzlich verschwunden.

Das ist also die Kammer, mit der Signor Giolitti regieren soll und von der er gehofft hatte, daß ausgerechnet Volkspartei und Sozialisten geschwächt würden. Der Draht hat uns bereits am Tage nach der Wahl gemeldet, Giolitti sei mit dem Ergebnisse zufrieden. Wir können ihm diese Zufriedenheit lebhaft nachfühlen, insbesondere wenn wir folgendes uns vor Augen halten: In der letzten Kammer war eine Mehrheitsbildung nur mit der Volkspartei möglich, aber mit ihr und gegen ihr Programm zu regieren, das ließ die Volkspartei denn doch nicht zu. Für eine christliche Parteipolitik aber war wieder ein Teil der „Verfassungsparteien" nicht zu haben, und so wurde am Ende im konkreten Falle immer wieder aus der Mehrheit eine Minderheit. Daß sich an diesem Verhältnisse jetzt etwas geändert habe, wird wohl niemand behaupten wollen. „Popolo Romano", heute ein strammes Logenblatt, versucht bereits mit antiklerikaler Einstellung der Kammer Stimmung für eine liberalsozialistische Koalition zu machen; ein naives Plänchen, denn gerade der Antiklerikalismus war es ja, der die Rechtsparteien zugrunde gerichtet hat. Dies Rezept also wird sicher ausscheiden. Die Situation ist heute schon so verfahren, daß bereits der Ruf nach Revision der Verhältniswahl ertönt und zwar ausgerechnet in jener Presse, die soeben noch den „erdrückenden Sieg des Blockes", den „Triumph der liberalen Parteien", die „glänzende Selbstbehauptung der Konstitutionellen" gefeiert hat; aber auch dafür besteht keine Aussicht. Eine sichere Mehrheit wäre nur unter Zusammenfassung der — Volkspartei und der Sozialisten möglich unter Heranziehung einiger gemäßigt-liberaler Reste. Gewiß, Giolitti würde unbedenklich auch mit einer solchen Mehrheit regieren, die Frage wäre nur, ob diese Parteien sich dazu hergäben.

„Abgesehen von den üblichen kleinen Zwischenfällen ist der Wahltag überall in vollkommener Ruhe verlaufen" ergänzt die „Stefani" das Bild. Stimmt! Abgesehen von über hundert Toten und einigen Hundert Verwundeten hat sich nichts ereignet. Wer legt auch heutigen Tages noch Bomben und Handgranaten und ähnlichen modernen Beweisgründen übertriebene Bedeutung bei.

Zum Schlusse sei noch ein vielverbreiteter Irrtum berichtigt. Es heißt immer, der Faszismus sei nur eine Reaktion gegen sozialistischen Terror, ihm verdanke er sein Entstehen. Nichts entspricht weniger der Wahrheit als dies. Er ist geheimen Ursprunges und geht in die Tage zurück, da d'Annunzio zusammen mit Mussolini einen Staatsstreich plante, um der Herrschaft des Bolschewismus zuvorzukommen. Die wahren Hintermänner der Bewegung verbergen sich noch immer. Unter dem Drucke des kommunistischen Terrors ist die Bewegung nur erstarkt, hat sich ausgebreitet und ist in die Oeffentlichkeit getreten. Von den Faszisten darf man sich Schlimmstes erwarten, zum mindesten aber das eine, daß sie die Kammer zum Schauplatze von Szenen machen, wie sie selbst auf dem Montecitorio, der schon vieles erlebt hat, nicht gesehen wurden. Die Arbeitsfähigkeit des Parlamentes, das ohnehin auf dem toten Punkte angelangt war, hat nicht nur nichts gewonnen, sondern ist noch mehr als bisher in Frage gestellt.

Ein Bedürfnis unserer Schulen auf dem Lande.

Von P. Redemptus Weninger, Carm. Disc.

Eine Hauptversammlung des Münchener Bezirkslehrervereins entschied sich laut „Zeit und Schule" Nr. 10/11 mit 400 gegen 150 Stimmen für die Unabhängigkeit von Norddeutschland und dafür, daß die Simultanschulfrage dem Volke überlassen bleibe.

Das ist klug und gerecht; gerecht, denn wie sie ihre Kinder erziehen lassen wollen, muß man wohl oder übel den Eltern anheimstellen. Und es ist klug, weil die Eltern sich etwas anderes einfach nicht gefallen lassen, wie der Entrüstungssturm beweist, der zu Minister Hoffmanns Zeiten durch das Land brauste und der laut bekundete, daß für Lehrer, die sich gegen die Bekenntnisschule sträuben, wenig Platz bei uns ist.

Nach dem „Bayer. Kurier" (11. März 1921) soll zurzeit der Entwurf einem Landtagsausschuß vorliegen, welcher sich mit Volksschulfragen befaßt. Darin „soll sehr Wesentliches aus der Hoffmannschen Verordnung übernommen werden".

Vermutlich ist hier die Fachschulaufsicht gemeint. Es ist gut, ja notwendig, daß Fachleute die Qualifikation der Lehrer vornehmen. Zwar hätten wir gemeint, das Beste wäre gewesen, Geistliche also auszubilden, wie man in manchen Diözesen bereits begann, und diese als Distriktsschulinspektoren zu bestellen, doch gönnen wir den Lehrern von Herzen die Freude, von Männern aus ihren eigenen Reihen qualifiziert zu werden. In einem Punkte aber hat man gewiß über das Ziel hinausgeschossen und der Schule geschadet, indem man nämlich dem Geistlichen auch die Ortsschulaufsicht abnahm. Das war über das Ziel hinausgeschossen, weil sich dagegen die Lehrerschaft nicht so gesträubt hätte, wie gegen die Prüfungsabnahme durch Geistliche. Aber es ist auch geradezu ein Schaden für die Schule und deren Ziele. Bereits machen sich die Folgen wahrnehmbar. Der gewiß unverdächtige, sozialistische „Föhn" sah sich genötigt zu schreiben: „Unsere schlimmsten Feinde sind diejenigen Kollegen, die die jüngst erfolgte Befreiung aus dem Joche der geistlichen Schulaufsicht nicht verstanden haben und nicht zu würdigen wissen. Es sind solche, die nicht wissen, daß Freiheit nur Segen bringt bei gesteigertem Verantwortlichkeitsgefühl, Selbstzucht und Selbstbeherrschung im Berufe und im gesellschaftlichen Leben. So unglaublich es klingt, so wahr ist es: Wir haben Leute in unseren Reihen — natürlich sind ähnliche in jedem Stande zu finden —, die glauben, nach Beseitigung der geistlichen Lokalschulaufsicht könnten sie nun tun und treiben, was sie wollen, die sich nichts oder nur wenig mehr kümmern um einen Lehrplan und eine Unterrichtszeit. Sie beginnen, schließen den Unterricht nach ihrem Gutdünken und während der Unterrichtszeit faulenzen sie oder beleidigen die religiöse Ueberzeugung weiter Volkskreise durch taktlose Bemerkungen nichtchristlicher Tendenz. Gegen die alten, geistlichen Gewaltherrscher bekunden sie zuweilen ihren Unwillen in einer Weise, die auf alles eher als auf eine edle Gesinnung schließen läßt. Mit einem Worte: sie lassen in ihrem Gesamtauftreten jede männliche Reife, Vornehmheit und jeden Takt vermissen."

Das ist ein hartes Wort, das jedoch ausgesprochen werden mußte und um so mehr zu beachten ist, da ein solcher Mund es ausgesprochen hat.

Daß es so nicht weitergehen darf, liegt auf der Hand. Aber wie soll Wandel geschaffen werden?

Durch die Uebergabe der Ortsschulaufsicht in andere Hände. Auf dem Lande ist da und dort wohl ein Bürgermeister, der sich seiner Aufgabe gewachsen zeigt und seine Pflicht erfüllt; aber sehr vielfach ist es nicht der Fall. Da ist an einem Orte der Bürgermeister von dem Lehrer wegen der Gemeindeschreiberei so abhängig, daß er keine Beanstandung wagt, an dem anderen hat er kein Interesse und kein Verständnis für die Schule und deren Ziele, wieder an einem anderen zeigt er sich von den Eltern der Kinder so abhängig, daß er um keinen Preis einschreiten will, wo es doch unbedingt geschehen müßte. Darum können sich Zustände, wie die geschilderten wohl herausbilden und werden es je länger desto mehr tun.

Dem soll vorgebeugt werden. Die Frage ist nur: wie? In einem kleineren Kreise Interessierter ward vorgeschlagen, die Erziehungsberechtigten sollten den Ortsschulinspektor wählen. Wir hielten es aber lieber mit Herrn Hauptlehrer Lohrer, der in seinem Aufsatz: „Zur Neuordnung der Schulpflege, Schulleitung und Schulaufsicht an den Volksschulen" („Bayer. Kurier", 11. März 1921) schreibt: „Wenn es sich um Wahrung von Ordnung und

Autorität handelt, muß eine mit entsprechenden Befugnissen ausgestattete, tüchtige, unabhängige und charaktervolle Persönlichkeit als Schulleiter und Schulaufsichtsbeamter fungieren."

Diese Erklärung ist zweifellos richtig. Aber ebenso die folgende: „Eine solche Auslese wird nicht durch den Terror einer Wahl, sondern nur durch die behördliche Ernennung des Tüchtigsten mit einem Einspruchsrecht der Lehrer, das begründet sein muß, erreicht."

In unserer Zeit sind der Wahlen so viele, daß man dem armen Volke weitere wahrhaftig ersparen sollte, um es nicht ganz zu Tode zu hetzen. Deshalb bleibe es bei der behördlichen Ernennung!

In jenem Kreise ward gesagt; falls die Erziehungsberechtigten den Ortsschulinspektor wählen dürften, würden auf dem Lande in 99 von 100 Fällen Geistliche gewählt werden. Das glauben wir ebenfalls. Und das wäre noch die beste Wahl, da der Geistliche an Bildung dem Landbürgermeister in der Regel zum mindesten nicht nachsteht, da er die nötige Selbständigkeit und Unabhängigkeit besitzt und wie Verständnis, so Interesse für die Schule hat. Möge deshalb die neue Schulordnung die geistliche Ortsschulaufsicht wieder vorsehen! Sie ist im Interesse der Kinder und Eltern die beste und von zahlreichen Lehrern, die an dem Bürgermeister nicht die notwendige Stütze finden, ersehnt.

Da wir nicht wissen, ob die Regierung daran denkt, und da wir fürchten müssen, daß sie auch fernerhin den Bürgermeister zum Ortsschulinspektor zu machen gewillt ist, soll darauf aufmerksam gemacht werden. Hier wären die Elternvereinigungen, der Katholische Frauenbund und ähnliche Vereine an der Reihe. Würden diese bei ihren Versammlungen die geistliche Ortsschulaufsicht auf dem Lande fordern und entsprechende Entschließungen einsenden, so zweifeln wir nicht, daß die Regierung ihren Wunsch berücksichtigt.

Kulturkrise im Deutschtum.

Abbau des Materialismus in Kunst und Wirtschaft.

Von Dr. Eugen Lanske, Wien.

Die Menschheit läuft Gefahr, ihre Seele zu verlieren; und damit sich selbst. Menschheitsdämmerung, Kulturtod scheinen in unmittelbare Nähe gerückt. Dies ist das Ergebnis einer Gewaltfriedenspolitik, die auf der einen Seite Hochmut, auf der andern Verzweiflung schuf, beides Feinde einer idealistischen Weltauffassung. Der Weltkrieg hat die Menschheit in ihren Tiefen aufgewühlt, ihren Entwicklungsgang beschleunigt; sie ist in den letzten sechs Jahren um Jahrzehnte, vielleicht um Jahrhunderte gealtert. Das Gefühl scheint ganz allgemein zu erkalten und die tiefere Kultur in eine glattere Zivilisation überzugehen. Wieder einmal in der Weltgeschichte steht der Kampf zwischen Glaube und Unglaube, zwischen Geist und Materie auf des Messers Schneide. Und doch scheint es fast schon, als fühlte der Materialismus, der in den letzten Jahren sich auf allen Kulturgebieten auswirken konnte, bereits seine bevorstehende Niederlage voraus, sein Auslaufen in das Nichts. Ob das Menschentum als Gesamtheit in dieses Nichts hineinsteuern oder ob es sich wieder zu einer idealen Weltbetrachtung emporheben will, dies ist die große Frage, die mitzulösen wir alle berufen sind.

In der Psychologie, in der Wirtschaft und in der Politik fühlt der Materialismus sein Reifen vor dem Falle. In der künstlerischen Betätigung der deutschen Seele kleidet sich der Materialismus in das Gewand des Expressionismus. Dieser ist und bleibt materialistisch selbst dann, wenn er lyrisch oder mystisch wird. Mystik ist ja für jede Epoche, die schwer mit dem Leben ringen muß, die gegen die Vernichtung ankämpft, die geistige Ausdrucksform. Die materialistische Mystik ist pessimistisch; sie stellt statt Gott den Menschen in den Mittelpunkt der Weltbetrachtung, was natürlich, wie schon die Geschichtserfahrung der letzten Zeit zeigt, immer tragisch ausgeht. Ihr Grundton ist die enttäuschte Hoffnung, die gesteigerte Verzweiflung, die Wut gegen das Unabwendbare, die Verneinung ethischer Bindungen. Ein verschwommenes, durch und durch anorganisches Weltbrüdertum, das über sich keinen Gott anerkennt, ist ihr Sehnsuchtsziel. Georg Kaiser, der im Gerichtssaal seine eigene Ethik verteidigte, ist ihr Symbol.

Die christliche Mystik begreift das Leben, die Autorität das Göttliche. Ihr Grundton ist die hoffnungsvolle Zuversicht. „Berauschet euch nicht mit Wein, wobei Ausschweifung ist, sondern werdet voll vom Heiligen Geiste zueinander, redend in Psalmen und Hymnen und geistlichen Liedern, singet und jubelt in eurem Herzen dem Herrn!" Diese idealistische Ausdrucksform der Volksseele weist, wie in allen Zeiten starker gesellschaftlicher Zersetzungen, einen hohen prophetischen Zug auf. Auch hier bildet der Gedanke der Menschheitsdämmerung das Leitmotiv. Aber nicht die Nacht, das Nichts steht hinter diesem Kulturabend, sondern ein Reich Gottes. Etwas wie eine chiliastische Angst durchzittert diese Gefühlsbildungen; die Apokalypse wird zum Untergrund des religiös-mystischen Denkens. Wir stehen ja heute ebenso in einer Zeitenwende, wie vor etwa 700 Jahren, als man für 1260 den Anbruch eines neuen messianischen Zeitalters erwartete. Damals begann die Auflösung in der bis dahin durch die zwei Gewalten des römisch-deutschen Kaisertums und des Papsttums äußerlich und innerlich geeinigten abendländischen Kulturmenschheit. Die theokratische Universalmonarchie wurde durch kirchliche und nationale Zersetzungserscheinungen gefährdet und die Spiritualen, die kirchliche Reformpartei, erstrebten deshalb die Umwandlung der Priesterkirche in die Mönchskirche des Heiligen Geistes. Der geistige und körperliche Zusammenbruch der Menschheit, zu dem damals jener Keim gelegt wurde, der sich im abgelaufenen Weltkrieg vielleicht am furchtbarsten entfaltete, findet heute ähnliche Weltstimmungen vor. Sie bewegen sich zum Teile streng auf dem Boden der Kirche; gestützt auf die Voraussagungen von La Salette, von Bernhard Rembort und insbesondere von Malachias, erhoffen sie das Erscheinen des „pastor angelicus", des großen Papstes, der im Verein mit einem großen Monarchen eine neue tausendjährige Theokratie aufrichten soll. Stärker setzt sich die apokalyptische Idee im russischen Gedankentum durch, das ja durch den Bolschewismus ganz besonders tief erschüttert wurde. Ihr Hauptvertreter ist Mereschkowsky, der die Zeit ersehnt, da es weder Priester noch Könige mehr gibt, sondern nur ein „Königliches Priestertum", ein Drittes Testament: eine Kirche des Heiligen Geistes. Die Verbreitung dieser Auffassung in Rußland erklärt sich aus der Passivität der Orthodoxie, wie der russischen Seele überhaupt. Mereschkowsky selbst mußte zugeben, daß der Katholizismus aktiver, männlicher geartet ist und dadurch Europa ebenso vor der Autokratie wie vor der Demagogie bewahren konnte.

Die katholische Kirche hielt denn auch von ihrer Lehre alle apokalyptischen Inflationen ab, stellt sich auf den Boden der Tatsachen und sucht das Weltelend durch Karitas zu lindern. Das praktische Christentum hält dem mystischen die Wage; das Gleichgewicht menschlicher Seelenverfassung ruht in der besten Hand.

* * *

Auch im Wirtschaftsleben wendet sich die Zeit. Der materialistische Sozialismus mit seiner versuchten ethischen Verbrämung kann nicht mehr weiter. Er lief in Ethik und in der Wirtschaftsform auf den Abbau der Autorität und auf eine völlige Gleichmacherei hinaus. Gesellschaft und Wirtschaft sollten anorganisch konstruiert, durch Zwang zusammengehalten werden; die Leugnung der Autorität fordert die Ersetzung der vertikalen Wirtschaftskonstruktionen durch horizontale; ein geistiges China, ein menschlicher Ameisenhaufen wäre sein vielleicht ungewolltes Ziel gewesen. Nicht das Gute oder das Schöne sollte verwirklicht werden, nur das Zweckmäßige. Diese Ausschaltung der Gegensätzlichkeit zwischen Ethik und Zweckmäßigkeit, der Abbau der Spannung zwischen Wahrheit und Gemeinnutzen, sie schaufelten dem wirtschaftlichen Materialismus das Grab. Werden die Gegenkräfte zwischen Gefühl und Verstand erschöpft, wird die Intensität sittlichen Erlebens verflacht, dann erlischt allmählich die geistig-sittliche Lebenskraft der Menschheit überhaupt. L'homme machine. Der Zukunftsmensch. An Stelle des „Du sollst!" das „Du mußt!" Und das ethische Chaos zieht das wirtschaftliche nach sich. Dessen waren wir Zeugen und Zeitgenossen. Kulturelle Krisen entstehen immer dann, wenn eines der beiden vorerwähnten Grundprinzipien einseitig verstärkt wird. Wenn also entweder der Gegensatz zwischen den einzelnen Volksschichten übergroß wird und Klassenkampf entsteht, wie es etwa in den Jahren vor der großen französischen Revolution der Fall war; oder wenn das Prinzip der Ausgleichung alles einebnet, die Ungleichheit verschwindet, die Bewegung erstarrt, wie im chinesischen Kulturkreise oder heute im bolschewistisch verseuchten Slawentum,

das mit ersterem nicht nur äußerliche Berührungspunkte hat. Heute ist das Gefahrenmoment der letzteren Richtung das ungleich größere. Noch in den letzten Jahren vor dem Weltkriege bestand die Möglichkeit eines Kulturzerfalles infolge einer Ueberkapitalisierung. Der Krieg brachte den zwangsweisen Klassenausgleich, ja mehr: eine Ueberspannung des Aufstieges der unteren Klassen, infolgedessen die Gefahr des Abstoßens der naturgegebenen Führer der Nation und damit die Lahmlegung des Kulturfortschrittes. „Denn die Geschichte kennt kein anderes Fortschreiten der Kultur in intensiver wie expansiver Beziehung, als daß auf Grundlage ungleicher Existenzbedingungen erst in wenigen Bevorzugten ein Fortschritt, oft selbst bis zu übertrieben scheinender Verfeinerung, stattfindet und dann das so in wenigen Erzielte allmählich in immer tiefere und breitere Schichten durchsickert." (Brentano.)

Ethik kann nicht zu einem Bestandteil der Wirtschaft gemacht werden, wie es der Materialismus verlangte; Ethik muß das Wirtschaftsleben durchleuchten, beherrschen. Ethik, Nächstenliebe muß das Ferment der Wirtschaftsorganisation sein. Das Ineinandergreifen der Organismen, die Organisierung, kann richtigerweise nur organisch, von unten her, freiwillig erfolgen; nicht zwangsweise, von oben her, durch Gewalt, wie es der materialistische Sozialismus vorschreibt, sondern nur insoweit sich das wirtschaftliche Eigeninteresse unter den gegebenen Verhältnissen gerade noch auswirken kann, soweit sich die Beteiligten solidarisch fühlen. Das Solidaritätsgefühl läßt sich ebensowenig wie jedes andere Gefühl reglementieren, es muß aus sich selbst heraus ungezwungen wirken. Natürlich erscheint es, das wirtschaftliche Solidaritätsgefühl auf den Wirtschaftsbetrieb als solchen zu begründen. Für das Wohlergehen seines Betriebes, mag er noch so groß sein, wird der letzte Hilfsarbeiter wirtschaftlich leichter zu interessieren sein, als für das Wohlergehen des ganzen Industriezweiges oder gar der gesamten Industrie. Hier liegt der Kernpunkt des ganzen Problems der Vergesellschaftung. Es handelt sich um die Mitbestimmung in der Wirtschaft — analog der politischen Demokratie — unter dem Gesichtspunkte der Produktionssteigerung. Das Gegenstück zur Mitbestimmung ist die technische und kaufmännische Verantwortung. Ein gemeinschaftlicher Betrieb wird nur dann lebensfähig sein, wenn die Mitbestimmenden fähig sind, schnelle und schwerwiegende Entschlüsse zu fassen. Das Fehlschlagen der Sozialisierungen jüngsten Datums beweist ebenso wie die Mißerfolge der seinerzeitigen Produktivgenossenschaften, daß hier ein Schablonisieren nur zum Unheil ausschlägt. Wie in der politischen Verfassung schreitet uns England auch in der wirtschaftlichen Verfassung voraus. Seit jeher blieb das Wirtschaftsleben in diesem Lande von der Politik ziemlich unberührt. Die wirtschaftliche Gestaltung erfolgte nach rein ökonomischen Erwägungen. Die Trade Unions, die Vorläufer unserer Gewerkschaften, blieben neutrale Gebilde. Der französische Syndikalismus fand gerade wegen seines politischen Einschlags keinen fruchtbaren Boden; ebensowenig vermochte sich die Marxistische Theorie als staatswirtschaftliche Sozialisierung durchzusetzen. Auch in England hat der Krieg den Druck der Arbeitnehmer nach oben verstärkt; dazu kam noch jene wirtschaftspolitische Beunruhigung, die sich aus dem Abbaue der Kriegswirtschaft und dem notwendig gewordenen Aufbaue einer neuen Friedenswirtschaft ergab. Aber all diese Bewegungen sind charakterisiert durch ein großes Mißtrauen gegen den Staat und gegen jede Form des Staatssozialismus. Nicht durch einen staatlichen Befehl oder durch eine staatliche Verleihung, sondern aus sich selbst heraus entstanden in jüngster Zeit in England genossenschaftliche Gruppen als Träger einer Neuorganisierung des Wirtschaftslebens. In England ist der „Gilden-Sozialismus" zuerst in Erscheinung getreten, vielleicht vorbildlich für ganz Europa. In ihm spricht sich die Auffassung vom genossenschaftlichen Ausbau der Gesellschaft und des Staates aus, ein Begriff von Demokratie, der über das Politische weit hinausgreift und so ziemlich alle Gebiete des menschlichen Lebens erfaßt. Den harmonischen Ausgleich zwischen Geist und Materie auch im Wirtschaftlichen zu finden, ist der Leitgedanke der christlich-sozialen Idee, wie er von Vogelsang theoretisch erfaßt, von Lueger in Oesterreich praktisch betätigt wurde. Nur die durch den Genossenschaftsgedanken bedingte Föderalisierung des Wirtschaftslebens ist imstande, jede Zerrissenheit unseres Gesellschaftsbaues zu überbrücken, die eine stete Bedrohung unseres inneren Friedens darstellt. Dann erst ist die Verheißung „Friede den Menschen auf Erden" in Erfüllung gegangen.

Der Chef des französischen Generalstabs über die deutsche Armee im Weltkrieg.

Von Dr. Otto Sachse.

Ob und wie weit Deutschland im Weltkrieg militärisch besiegt worden ist, wird zurzeit noch sehr verschieden beurteilt. Die Frage ist auch etwas unbestimmt. Eher läßt sich wohl feststellen, ob es militärisch notwendig war, am 5. Oktober 1918 um den Waffenstillstand zu bitten und am 11. November ihn unter den bekannten entsetzlichen Bedingungen abzuschließen. Die deutsche Kriegsliteratur gibt keine klare Antwort. Ihre Verfasser sind mit dem, was sie begutachten sollen, zu eng verflochten, oder sie haben sich zu verteidigen. Ein scharfer Beobachter aber ist der Feind, der militärische natürlich, nicht der haßverblendete Heimkrieger. So läßt uns kaum ein deutsches Feldzugsbuch ohne erdrückende Einzelheiten so tief in das rein militärische Leben der deutschen Armee im Weltkrieg hineinschauen wie eine Schrift des französischen Generals Buat: Die deutsche Armee im Weltkriege, herausgegeben und übersetzt von Hauptmann a. D. H. Krause. Wieland-Verlag, München. Geheftet ℳ 10.—, gebunden ℳ 14.— (1921).

General Buat war im Feldzug französischer Generalstabschef. In Deutschland kennt man ihn schon durch sein Buch über Ludendorff (Lausanne 1920). Was er jetzt über die deutsche Armee schreibt, beruht auf den Akten des französischen Generalstabs, vor allem des „2e bureau". Dort hatte jede deutsche Division, die für die vergleichende Kriegsbetrachtung wichtigste Einheit, ihre Stammrolle. Ihr erstes Auftauchen, ihre Bewegungen, Kämpfe, Verluste, Umformungen standen darin. Gleich nach dem Waffenstillstand wurden diese Berichte gedruckt und zu einem Atlas „Zusammensetzung und Geschichte der deutschen Divisionen" vereinigt. Die deutsche Front im Osten, Westen und Süden, nach außen geschlossen, innen durch das vorteilhafte Operieren auf der inneren Linie in beständigem Kräftewechsel, stellt so einen abgesonderten, gleichsam lebendigen Körper dar, gelenkt von einem zielbewußten Willen. Seinen Blutkreislauf, das Hin und Her der Divisionen von einem Kampfplatz zum andern, beschreibt General Buat nach dem Atlas seines 2e bureau sehr klar und anschaulich. Wir gewinnen da ein Bild vom Werden und Wachsen unseres Feldheeres, von seinen Leistungen und seinem Verfall. Denn als der Zerfall eines Organismus, dessen Kräfte überspannt und verbraucht werden, während die Nahrung immer kärglicher wird, stellt sich hier das Schicksal der deutschen Armee im Weltkrieg dar.

Der Verfasser beginnt mit der deutschen Armee bei Beginn des Krieges (I. Abschnitt). Er bekämpft eine anscheinend in Frankreich weit verbreitete Ansicht, als sei Deutschland bei seinem ersten Angriff 1914 viel stärker gewesen als Frankreich und als habe es seine Volkskräfte tiefer ausgeschöpft. Das Deutsche Reich hatte im Gegenteil verhältnismäßig viel weniger aktive Truppen und Reserven als sein westlicher Nachbar. Die deutschen Kampfdivisionen rückten mit Leuten bis zu 28 Jahren aus, die französischen mit vielen über 30 Jahre. Während in Frankreich ziemlich jeder taugliche Mann drei Jahre diente, bei einer Friedensstärke von 910 000 (allerdings einschließlich Kolonialtruppen) gab es in Deutschland neben 870 000 Mann Friedensstärke jährlich weit über 100 000 Ersatzreservisten. Sie genossen selbst nicht die mögliche kurze Ausbildung, weil keine Mittel dafür bewilligt wurden. Hätten wir bei Kriegsausbruch diese Mannschaften ausgebildet zur Stelle gehabt oder, wie nach Buat S. 20 die Franzosen, alle Ausgebildeten bis zu 32 Jahren in die Kampfdivisionen gesteckt, so konnten wir mit einem Feldheer von 600 000 Mann mehr den großen Angriff im Westen unternehmen. Nur dann war der rechte Flügel so stark zu machen, wie Schlieffen ihn verlangte, um bis an den Aermelkanal vorzustoßen und nach Süden herumzuschwenken. Im August 1914 trat Deutschland an der Westfront mit 77 Kampf- (Aktiven-, Reserve- und Ersatz-) und 20 Landwehrdivisionen an, zusammen 97 Divisionen. Im Osten standen 17 Kampf- und 9 Landwehrdivisionen. Die Hauptarbeit sollte dort den 40 österreichisch-ungarischen Divisionen zufallen. Frankreich stellte uns im Westen 79 Kampfdivisionen und 13 mobile Territorial-Divisionen gegenüber. Dazu kamen 4 englische Divisionen und die belgische Armee.

Im II. und III. Abschnitt verfolgen wir nun die Entwicklung der deutschen Armee, ihr Manövrieren auf der inneren Linie und ihren Verfall. Die ersten Schwierigkeiten an der Ost-

front leiten das Pendelsystem ein, den Verschub von Divisionen von einem Kriegsschauplatz zum anderen.

„Während des ganzen Krieges lief durch Deutschland und durch das Gebiet seiner Verbündeten eine unendliche Zahl von Militärzügen, bald in der einen, bald in der anderen Richtung, mit dem Zwecke, den Schwerpunkt der Streitkräfte zu verschieben, um so — gemäß den Absichten der Obersten Heeresleitung — an einer Stelle besonders stark zu sein, sei es zum Angriff, sei es zur Verteidigung." (S. 26).

Auf übersichtlichen Tafeln stellt nun General Buat dies Hin und Her der Kampfeinheiten dar. Jeder deutsche Krieger, dessen Division so glücklich war, nicht auf einem und demselben Kriegsschauplatz alt zu werden — 102 Divisionen blieben durch den ganzen Krieg im Westen —, kann hier ihre Fahrten ablesen. Bewundernswert einfach ist das auf Tabellen gezogen. Was für eine Verkehrsleistung aber steckt dahinter! Niemand, sagt der Verfasser am Schluß, hatte vor dem Weltkrieg eine Ahnung von dieser Ausnutzungsfähigkeit der Eisenbahn. Hier wird uns erst klar, betont der geschickte Uebersetzer Hauptmann Krause, was die deutsche Armee geleistet hat. Wir erhalten einen ganz neuen Einblick in die Kriegführung.

Noch ein Zweites lesen wir aus den Tafeln und dem knappen Text dazwischen: das Wachsen der deutschen Streitkräfte bis zur äußersten Erschöpfung der Hilfsquellen und dann ihr allmählich immer schnelleres Hinschwinden. In der Marneschlacht hatte Deutschland gespürt, was ihm fehlte, und schon im Oktober 1914 stellte es 13 neue Divisionen auf. 11 kamen nach Westen, die berühmten Himmelfahrtsdivisionen in Flandern. Die großen Offensiven 1915 in Rußland brauchten neue Verstärkungen. Bis August 1915 stieg die Zahl unserer Divisionen auf 172. Das genügte für lange Zeit. Erst seit Sommer 1916 wurden wieder zahlreiche neue Einheiten aufgestellt. Dezember 1916 hatte Deutschland 209 Divisionen, April 1917 zur Doppelschlacht an der Aisne 231. Das letzte Kriegsjahr brachte noch eine geringe Vermehrung bis auf 240 Divisionen.

Doch schon seit dem Jahre 1915 ist es nicht mehr eine reine Vermehrung der Mannschaft. Es wurden auch zerstreute Ersatz-, Landwehr- und Festungsformationen zu Divisionen zusammengestellt. Dann setzte man die Zahl der Infanterie-Regimenter von 4 auf 3 je Division herab und faßte die ausgeschiedenen Regimenter neu zusammen. Ob General Buats Tafeln allen Veränderungen des deutschen Feldheeres nachgekommen sind, vermögen wir nicht zu beurteilen, Stichproben für einzelne uns bekannte Truppenkörper stimmen.

Das Bild des letzten Kriegsjahres bei General Buat liefert Stoff zur Antwort auf die Frage: Ist Deutschland militärisch besiegt worden? Wieweit und warum? Was hat es durch den Waffenstillstand rein militärisch verhütet oder verscherzt? Der Beginn des großen Angriffs im Westen am 21. März 1918 sah dort 197 deutsche Divisionen versammelt. Bis zum Mai wurden es 208. Aber schon die glücklichen Kämpfe bis zum Juni kosteten gewaltige Verluste. Die Jahresklasse 1920, die Achtzehnjährigen wagte man nicht einzuziehen. So wurden von unten auf die Gefechtseinheiten verringert. Die vierte Kompagnie jedes Bataillons verschwand. Bald aber wurden ganze Regimenter gestrichen und infolge davon ganze Divisionen. Die letzte Tafel (Juni—November 1918) spricht in ihren trockenen Vermerken eine erschütternde Sprache: aufgelöst — aufgelöst — aufgelöst steht nach und nach hinter 27 deutschen Divisionen. 213 waren es bei Kriegsende, davon 186 im Westen. Dort aber standen jetzt 205 Divisionen der verbündeten Feinde. Nimmt man hinzu, daß von den deutschen Einheiten zuletzt nur 17 in Reserve 2 ausgeruht waren — der Feind hatte eine Reserve von 103 Divisionen —, daß endlich die Gefechtsstärke mancher deutschen Division unter 1000 Mann betrug, so kann man sich ein Bild vom gegenseitigen Kräfteverhältnis machen. General Buat spricht nicht von dem Unterschied in Ernährung und Ausrüstung, von dem schrecklichen Ausfall an Pferden auf deutscher Seite, desgleichen kaum von der inneren Zermürbung, die sich seit dem schwarzen Tag des 8. August 1918 deutlicher kundgab.

Hätte das deutsche Heer in diesem Zustand noch länger Widerstand leisten können? Wir erfahren bei Buat, daß am 14. November eine große Offensive südöstlich von Metz beginnen sollte, deren erste Welle allein 30 Divisionen betragen hätte.

Die Deutschen waren hierüber nicht im Unklaren. Sie gaben ihrem ganzen linken Flügel den Befehl, seine Stellungen zu räumen einschließlich Metz und Thionville und sich auf den Rhein zu zurückzuziehen. Dieses Rückzugsmanöver hätte sie keineswegs vor dem Zusammenbruch gerettet, denn ihr Zentrum und ihr rechter Flügel, d. h. drei Viertel ihrer gesamten Streitkräfte hätten in dem engen Raume zwischen der Mosel nördlich von Thionville und dem holländischen Gebiet zurückgehen müssen unter dem direkten Drucke ihrer Verfolger und der Flankenbedrohung durch unseren auf dem rechten Moselufer gegen den Rhein zu siegreich fortschreitenden Angriff. Dies fühlten die Deutschen so deutlich, daß sie vorzogen, zu kapitulieren. (S. 73.)

Dieser Katastrophe kam der Waffenstillstand zuvor. Militärisch war er also vernünftig und ohne einen Dolchstoß von hinten erklärlich. Frevelhaft unvernünftig aber war, daß zur selben Zeit die Revolution in der Heimat einsetzte. Sie hat uns nicht den Waffenstillstand selbst, aber seine zerschmetternden Bedingungen gebracht, die neben der inneren Uneinigkeit uns den Frieden von Versailles erpreßten.

Von einem, dem es ums Höchste geht.

Hinweis von E. M. Hamann, Scheinfeld i. Mfr.

„Ir sult sprechen willekomen", heißt es in des Vogelweiders Spielmannslied. Ein anderer, Neuer, einer, den unlängst ein berühmter Literarhistoriker den bedeutendsten unter den lebenden deutschen Dichtern genannt hat, sang zu Walters Vers:

„. . . Wir waren da, von je! Doch nie habt ihr
Der Bruderseelen Werbeton vernommen.
Ihr Deutschen, ihr sollt sprechen Willekommen.
Glaubt, die euch Mären bringen, das sind Wir!"

Wer sind diese Wir? Bewußte, aber unanerkannte Dichterkünder und -träger deutscher und gesamtmenschlicher Ideale: der Entselbstung, der Reinheit, der Kraft, der Wahrheit, der Liebe, der Treue, der „heiligen Not" erhabener Höhensehnsucht, des durch Kampf und Sieg ums Gute führenden Erlösungsweges läuternden Leides; Söhne und Sänger vor allem auch des Vaterlandes, auf dessen „heilige deutsche Stunde" sie harren: nicht in abwartender Untätigkeit, sondern in leistendem Erkennen und Tun, in Willensstärke des Schaffens und — Opferns.

Einem unter ihnen gelten meine Zeilen: ihm, der jene herben, aufrüttelnden Worte sprechen durfte, weil ihn Deutschland ein Vierteljahrhundert fast unbekannt ließ, durch eine unwissende oder böswillige Presse so viel wie totgeschwiegen, wenn nicht geschmäht: Eberhard König.

Erst sein 50. Geburtstag (18. Januar 1921) ließ seinen Namen weiter dringen, heller klingen. Nun aber beginnt sich ihm, unberechtigt genug, ein Mißlaut anzudrängen: Weil aus den Kreisen einer großen, später wiederholt sich übersteigernden politischen Partei dem Idealdichter Eberhard König die erste, auch fortgesetzte fördernde Würdigung widerfuhr, neigt man jetzt, dort und hier, verschiedentlich dazu, den endlich mehr ins Licht Gestellten als Parteidichter zu „mißkreditieren". Ach ja, wir Deutschen lernen noch immer nicht aus. Was geht uns eines echten Künstlers parteipolitische Ueberzeugung oder gar Tagesmeinung an, so lange er sie nicht in sein Schaffen überträgt? In Eberhard Königs Gesamtdichtung aber findet sich kein Satz, den nicht ein grundsätzlich Vaterlandsliebender zu billigen vermöchte. Hoch über aller Partei steht Eberhard Königs stolzes Lebenswerk. —

Eberhard König ist Schlesier, Philologe und Archäologe. 1897 dichtete er das Renaissancedrama „Filippo Lippi", worauf ihn Bielschowsky als „berufen" erklärte. So angefeuert, schrieb der junge Dichter während der Weihnachtstage 1898 in stürmischem Schaffensdrang sein hochpoetisches romantisch-dramatisches „Märchen" von der Menschheit: „Gevatter Tod", das in dem Tode nur eine gewaltige Erscheinungsform des in alle Ewigkeit dauernden Lebens sieht. Im Berliner kgl. Schauspielhaus jauchzte ein empfängliches Publikum dem neuen Stück hingerissen zu, dessen Verfasser es immer wieder vor die Rampe rief. Der Gipfel des Erfolges, des Ruhmes leuchtete scheinbar greifbar nahe, um — am nächsten Morgen schon wie für immer zu entschwinden. Die damalige „allmächtige" naturalistisch-realistische Kritik konnte einen Ideendichter wie diesen nicht brauchen — und so „vernichtete" sie ihn.

Er aber hatte seinen Lebensberuf klar genug erkannt, um ihn ausschließlich auf sich zu nehmen. Er hatte auch den Mut, eine Familie zu gründen und von diesem beglückenden Heim aus für Volk, Vaterland und Menschheit sein Bestes einzusetzen. Ein hartes Ringen galt es, ein ununterbrochen schaffendes Heldentum. So entstand, außer den beiden Erstlingen, eine Reihe

bedeutsamer Dramen, die, nur zum kleineren Teile schon aufgeführt, noch einer zureichend auswertenden Bühnenverwirklichung warten: 1903 zwei Trauerspiele, das gedanklich tiefe „Klytaimnestra" und das biblisch wuchtige „König Saul"; 1905 das in seinem sonnig sprühenden Humor unwiderstehliche Schelmenspiel „Frühlingsregen"; 1906 das kraß lebenswirklich, zugleich ethisch gesehene soziale Schauspiel „Meister Josef" und, gleichzeitig, das gewaltige „dramatische Heldengedicht: Wieland der Schmied", eine symbolische Erlösungsdichtung großen Stils, wie sie Richard Wagner bei seinem gleichnamigen Versuch vorgeschwebt haben mochte und wie sie Friedrich Lienhard in seinem wiederholt dargestellten „Wieland der Schmied" an Einwirkungskraft nicht annähernd erreichte; 1907 das später Gerhard Hauptmanns vielberufenem Machwerk so ungerecht hintangesetzte vaterländische Festspiel in sieben Bildern: „Stein (1806—1813)"; 1910 das packend geistvolle mythologische Schelmenspiel „Alkestis" und das zweite Renaissancedrama „Don Ferrante"; 1911 das Deutschtum und Slawentum tiefgründig kontrastierende brandenburgische Festspiel „Albrecht der Bär"; 1905 das inzwischen an höheren Studienanstalten mit reichem Erfolge aufgeführte Schauspiel altgriechischen Stoffes „Teukros"; 1919 und 1920, in abermaliger Wiedererweckung unseres unvergleichlich kostbaren Nationalschatzes alter Heldensagen, die beiden ersten „Abende" der mitten in unsere weltenbewegte Zeit natürlichst beziehungsreich hereingeborenen Trilogie „Dieterich von Bern": „Sibich" und „Herrat"; der dritte Abend: „Die Rabenschlacht", begonnen, aber nicht beendet, steht noch aus.

Alle diese Dichtungen, soweit sie dem tiefernsten Zusammenschluß der Ideendichtung Eberhard Königs, dem Lebenswerk seines Schaffens unter dem Zeichen „Näher, Gott, zu Dir!" angehören, liegen auf der großen, leuchtenden Linie der inneren Befreiung durch Kreuz zur Krone: zur Hebung und Heilung des wirklichen Lebens, des Einzel- und des Gesamtmenschentums. Sie alle stellen sich in den Ewigkeitsring der Erlösung durch Ichbesiegung auf dem Wege des „ewigen Kampfes" zwischen Gut und Böse, Treue und Untreue, Seele und Sinnen, Licht und Finsternis, Christus und Baal, Gottbekenntnis und Gottabsage, „Hüben und Drüben". Und in allen bewährt sich ihr Schöpfer als ein „wissendes" Gotteskind, als ein nicht minder wissender Menschenbruder, bewährt sich zugleich — trotz des nicht wegzuleugnenden, gelegentlich nach „Straffung" rufenden Hanges zur lyrisch-epischen Darstellung und schweren Gedankenbefrachtung — als ein wahrhaft berufener Bühnendichter von überzeugender Veranschaulichungskraft und hochedler, klangschöner Sprachgewalt sowie von stets richtig eingreifendem, befreiendem Humor; bewährt sich als ein — für Empfängliche — mitreißender Verlebendiger hoher und höchster Ideale, tiefen und tiefsten Lebens und Erlebens, schweren und schwersten Ringens und Erringens.

Eberhard König hat sich auch als künstlerischer Erzähler für jung und alt erprobt: in Märchen- und Jugenddichtung; als Verfasser der Geschichte einer Jugend: „Fridolin Einsam", mit einem Kinde der Tyroler Berge als Helden; als Dichter der wundervoll vertieften „Legende: Ritter Eisenfaust", mit Oswald von Wolkenstein im Mittelpunkte; als Gestalter der einzigartig romantisch-autobiographischen „Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise". Diese findet sich eingereiht in die Sammlung „Von dieser und jener Welt", die auch die meisterhafte epische Dichtung „Hermoders Ritt" umschließt, mit dem Eddastoff des Odinsohnes, der den erschlagenen lichten Bruder Balder aus dem Totenreiche lösen will.

Das Nürnberger Stadttheater, das Ende des Jahres 1919 Eberhard Königs Jugendwerk „Gevatter Tod" mit schönem Erfolge aufführte, wird in diesem Monat (14. Juni?) sein reifes Manneswerk „Wieland der Schmied" zur Darstellung bringen. Ich persönlich hätte, angesichts des Heute, lieber den zeitmächtigen „Dietrich" angesetzt gesehen. Möge er denn bald, vollendet, folgen!

Der Dichtungsborn dieses Reinen und Starken quillt stark und rein. Und immer wird dieser echte Deutsche, Mann und Christ als Künstler zeugen von dem, was er seinen Dietrich zur liebend rettenden Herrat sagen läßt:

„Du, ich weiß gewiß:
Und wenn der letzte Schleier mir zerriß',
In Licht zerging' die letzte Finsternis —
Es kann kein Schauen geben, kein Erkennen,
Kein Wissen um die tiefsten Daseinsgründe,
Daß Er nicht höher, heiliger erstünde,
Anbetungswürdiger!"

Erster Verbandstag der kath. Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands.

Von Johannes Maier, Hultschin-München.

Das echte Neue keimt nur aus am Alten;
Vergangenheit muß unsere Zukunft gründen

Diese Worte Wilhelm Schlegels klangen einem in der Seele an in den Pfingsttagen zu Düsseldorf, wo der Verband der kath. Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands sein 25jähriges Jubiläum, verbunden mit dem 1. Verbandstag, begehen konnte. Wer das große Heer der Vertreter aus allen deutschen Gauen und darüber hinaus gesehen, wer den radikal-katholischen Geist unserer Jugend gespürt und wer den Ausdruck des nationalen Bewußtseins der katholischen Jugend Deutschlands in den Pfingsttagen wahrgenommen, der kann mit dem H. H. Kardinal und Erzbischof von Köln Dr. Schulte die Worte sprechen, die der Oberhirte den nichtauseinanderzubringenden Volksmassen vor dem Verbandshause nach Abschluß des Festzuges zurief: „Frohen Mutes können wir deutsche Katholiken in die Zukunft blicken; denn die katholische deutsche Jugend, die wir eben an uns vorüberziehen sahen, hat kundgetan, daß sie willens ist, am deutschen Wiederaufbau tatkräftig mitzuwirken, auf dem Fundament einer katholischen, einer echt christlichen und treudeutschen Gesinnung."

Ja, es war ein machtvolles Bekenntnis zur katholischen Sache und zum deutschen Vaterlande. Trotz der politischen Schwierigkeiten, die sich aus der Besetzung Düsseldorfs ergaben, haben sich Vertreter der katholischen organisierten Jugend aus allen deutschen Gauen und von allen Ländern, wo noch ein deutsches Herz schlägt, eingefunden. Sie sind herbeigeeilt aus Schleswig und Danzig, dem schwerbedrängten Oberschlesien und dem nie vergessenden Elsaß, dem abgetretenen Hultschiner Ländchen und aus dem bedrängten Tirol, aus dem Saargebiet und dem neutralen Ausland. War schon die Begrüßungsfeier für alle, die daran teilnahmen, eine unvergeßliche Stunde katholischer und vaterländischer Begeisterung, so mehr noch der Festakt am Pfingstmontag morgen. Se. Eminenz der H. H. Kardinal und Erzbischof Dr. Schulte, der Protektor des Verbandes, nahm an allen Feierlichkeiten des Pfingstmontags teil. Am Morgen hielt er ein feierliches Pontifikalamt, um der Tagung des Himmels Segen zu erflehen. Beim Festakt entbot der Oberhirte Glückwünsche des gesamten Episkopats und wies in seiner Ansprache nach, wie die katholischen Jungmännervereine eine Etappe für Deutschlands Aufstieg sind. Der Hl. Vater, der dem katholischen Jugendverband Deutschlands ganz besonderes Interesse entgegengebracht hat, indem er vor kurzem den verdienten Generalpräses Mosterts zum Prälaten ernannte, sandte ein Glückwunschtelegramm folgenden Inhalts:

Der Heilige Vater hat mit Freuden den herrlichen Ausdruck kindlicher Ergebenheit und Dankbarkeit entgegengenommen, welchen die zum Doppeljubiläum in Düsseldorf sich versammelnden katholischen Jünglinge Deutschlands ihm entgegengebracht haben. Er erteilt ihnen voll Liebe den apostolischen Segen und bittet Gott, daß ihnen durch das hohe Fest des Heiligen Geistes neuer Eifer erwachse und sie fortfahren in ihrem verheißungsvollen Streben zum Wohle von Kirche und Vaterland. Kardinal Gasparri.

Es war ein zweifaches Band, das sich um diese herrliche Festversammlung schlang, das der gemeinsamen katholischen Ziele und der einigenden Liebe zum Vaterlande. Den äußeren Glanzpunkt der Jubelfeier bildete der abwechslungsreiche Festzug am Nachmittag. Vor dem Verbandshause war für den H. H. Kardinal-Erzbischof und die Ehrengäste eine Tribüne errichtet. Zwei Stunden lang zogen die Jungmänner, den Oberhirten mit lebhaften Hochrufen begrüßend, dort vorbei. Nach mehrfacher Schätzung waren am Festzug über 30000 junge Männer beteiligt, die eine bewundernswerte Marschzucht hielten. 600 Fahnen aus dem ganzen Deutschen Reich gaben dem Zuge, in dem 130 Tambourkorps mit Musikkapellen unserer Jünglinge abwechselnd spielten, ein reiches, buntes Gepräge. Dieser Einheit der Kundgebung in urdeutschem Sinn fehlte nicht die begeisterte Anteilnahme der Bevölkerung. Als die Vertreter aus Oberschlesien, dem Ermland und dem Hultschiner Ländchen vorbeizogen, wurden ihnen lebhafte Beifallskundgebungen zuteil, die sich in stürmische Zurufe auswuchsen, als die Danziger, die Saarbrückner und besonders die treuen Tiroler in ihrer bunten heimatlichen Tracht dem Oberhirten huldigten.

Nach dem Vorbeimarsch zogen die Teilnehmer zum Marienplatz, wo vor der Mariensäule der 2. Vorsitzende des Verbandes, Dr. Schiela, München, den Treueschwur abnahm. Mit dem Gesang des „Großer Gott, wir loben dich" löste sich der Festzug auf.

Den Abend des großen Tages, der als Abschluß der Jubiläumsfeier galt, verschönte die Erstaufführung des von Ilse von Stach, Münster, eigens dafür gedichteten Festspiels: „Tharsicius." Das Stück führt uns in die Zeit der Christenverfolgung unter dem schlaffen Valerian (253—260) und seinem frönenden Sohne Gallienus. Es behandelt den Tod des aus dem Geschlechte der Flavier stammenden Jünglings Tharsicius, der im Begriffe, gefangenen Christen das Viatikum zu bringen, von Heiden überfallen wird und das kostbare Gut mit seinem Herzblut verteidigt. Der Schwur des Heldenjünglings Tharsicius:

O Feldherr Jesus, nun vertrau Dich an
Des sehr geringen Söldners Kampf und Leiden;
Bis ich den letzten Atemzug getan,
Soll mich kein Feind von meinem Auftrag scheiden,

muß einen kraftvollen Widerhall finden in der Brust unserer katholischen Jünglinge, die berufen sind als Tatchristen des Heilandes wahres Bild durch die Straßen unserer neuheidnischen Welt zu tragen.

Dieser künstlerisch wahrhaft hochwertigen Aufführung folgte eine Woche ernster Beratungen, geist- und körperanstrengender Wettspiele und turnerischer Vorführungen. Ein feierliches Hochamt für die verstorbenen Mitglieder leitete den Vertretertag ein. Nachdem als zweiter Vorsitzender des Verbandstages das Verbandsmitglied Frischholz-München gewählt wurde, trat man in die Verhandlungen ein. In zehn Arbeitsgruppen wurde über die verschiedenen Punkte verhandelt, deren Erörterung hier unmöglich ist. So z. B. über religiöse Fragen, katholische Jugendkultur, über Jungmännerbewegung, über Kulturpflege in unseren Vereinen, über wirtschaftliche und soziale Fragen, Wohlfahrtseinrichtungen, Organisation sowie Körperpflege. In der Arbeitsgruppe für wirtschaftliche und soziale Fragen sind Beschlüsse gefaßt worden, die an die Gesetzgebung einzureichen sind und berücksichtigt werden sollen bei dem in nächster Zeit zur Beratung kommenden Jugendwohlfahrtsgesetz. Es ist gefordert worden, daß die Jugendpflegearbeit nicht fallen darf unter das Wohlfahrtsgesetz. Weiter wurde verlangt relative Vertretung in den zu errichtenden Jugendämtern. Beschlossen wurde die Forderung eines Urlaubs von mindestens 14 Tagen für alle Lehrlinge bis zu 18 Jahren. Erörtert wurde die Stellung zu den Windthorstbünden und den christlichen Gewerkschaften. Hier wurde beschlossen, daß für sämtliche Mitglieder, die einer wirtschaftlichen Organisation angehören müssen, nur die christlichen Gewerkschaften in Frage kommen. Die Arbeitsgruppe für Körperpflege hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß für alle katholischen Vereine und Verbände nur die deutsche Jugendkraft in Betracht kommt. Den Hauptvortrag am Dienstag hielt das Verbandsmitglied Wagner aus Nürnberg über: „Das Wollen der katholischen Jugend", dem sich eine rege Aussprache anschloß, in der die bewundernswerte Sicherheit des Auftretens unserer Jungmannen gekennzeichnet war. Keine Kompromisse, dagegen straffe Durchführung unserer katholischen Grundsätze wurde gefordert. Beim Aufrollen der Frage: „Die Stellung zum Präses" wurde einstimmig erklärt, den Präses nicht als geistlichen Beirat, sondern als geistlichen Führer stets zu betrachten. Prof. Dr. Hoffmann, Breslau, sprach in einer zweiten Vollversammlung über: „Das Können der katholischen Jugend". Die Vertreterversammlung beschloß, den nächsten Verbandstag Pfingsten 1922 in Nürnberg abzuhalten.

Mehr seelisch-geistiger Art, die Jungmänner selbst anregend, waren die Vorträge am folgenden Tag, der Präsidestagung, die ebenfalls eingeleitet wurde durch ein feierliches Hochamt. Die feingeistigen Vorträge von Lehrer Kautz, Hamborn, über: „Die Seele des jungen Industriemenschen", haben so manchem Präses das Leben seiner Jünglinge zu erklären vermocht. Ein weiterer Vortrag vom Verfasser der bekannten Werke „Das Dorf entlang", sowie „Landmann, ich rate dir gut", Pfarrer Weigert, behandelte: „Umwelt und Innenleben des jungen Mannes auf dem Lande". Und einen würdigen Abschluß der Präsidestagung bildete der Vortrag des bekannten Prof. Dr. Klug, Passau: „Ethik des Führertums." Das öfter schon aufgerollte Führerproblem wird hier behandelt von einem, der selbst Führer im rechten Sinne dieser Frage ist. Sie hat hier ganz gewiß eine Lösung erfahren. Ausgehend von den Führereigenschaften, die Kenntnis der Gefolgschaft behandelnd, kam Dr. Klug auf die Bildung der künftigen Führer zu sprechen, die außer persönlichen Eigenschaften und sachlichem Können, die Mutprobe, die Demutprobe, die Probe der sittlichen Reife, in der bedingungslosen Hingabe an das Ideal, bestanden haben müssen.

Den Jungmannen und Präsides geistig anstrengenden Tagen folgten solche mehr körperlicher Betätigung. Aus Anlaß des Jubiläums und des Verbandstages hatte die „Deutsche Jugendkraft" eine Reichstagung anberaumt. Leider war es den tausenden Spielern und Sportlern nicht erlaubt, geschlossen durch die Straßen der Stadt zu ziehen. Die französische Besatzungsbehörde hatte in Ansehung der großen Massen der katholischen Jungmännerwelt am Pfingstmontag die bereits erteilte Erlaubnis zu einem Festzug zurückgezogen. Während aber der erste Festzug am Pfingstmontag die Straßen der Stadt passierte, ließ sie eigentümlicherweise 30—40 Tanks von einer Kaserne zur andern schaffen, und zwar bewegten sich die Tanks auf den Straßen, wo zugleich der Festzug stattfand. Trotzdem und trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die seitens der Besatzungsbehörde gemacht wurden, hat die katholische deutsche Jugend im besetzten Rheinlande ein Bekenntnis abgelegt zu unserer katholischen Sache und zum deutschen Vaterlande, wie es machtvoller nicht sein konnte. Sie hat bewiesen, daß sie sich gewillt fühlt, zum Wohle unseres darniederliegenden Vaterlandes zu arbeiten, daß sie sich zugleich berufen fühlt als Kämpfer an der Seite Christi.

Sendet die „Allgemeine Rundschau" zur Aufklärung an Verwandte und Freunde im Ausland!

Herz-Jesu-Lied.

Wie die Erde im Kreis sich wendet
Nach der Sonne Scheinen hin,
Zielt das Sehnen meiner Seele
Einzig auf den Einen hin.

Auf den Gott, den einzig Einen,
Der nicht Seinesgleichen hat,
Der allein zu dem ersehnten
Ziele führt die Seinen hin.

Meiner Seele eingeschrieben
Ist Sein Bild, das leuchtend mir
Vorschwebt durch der Nächte Dunkel,
Zu dem Licht, dem reinen, hin.

Dieses Herz, das Du mir schenktest,
Was vermag's, o Sonne mein,
Als empor, empor zu streben
Flammend zu dem Deinen hin?!

Leo van Heemstede.

Nochmals Bronze- oder Gußstahlglocken.

Eine Erwiderung.

Von H. J.

Jetzt erst kommt mir der Artikel des Herrn Pfarrers F. Benz in Nr. 18 der „Allgemeinen Rundschau" zu Gesicht, in dem der Herr Verfasser gegenüber meiner Ansicht in dem Aufsatz über Gußstahlglocken in Nr. 15 darauf hinweist, daß es „einer anderen Firma" als der von mir empfohlenen gelungen sei, auch in höherer Tonlage als g^1 Gußstahlgeläute herzustellen, die in bezug auf Wohlklang, Kraft und Fülle des Tones, sowie Reinheit der Nebentöne nicht nur einwandfrei seien, sondern sogar Bronzegeläute überträfen. Um vielen Gemeinden und Pfarrern recht unangenehme Enttäuschungen zu ersparen, sei hier mit allem Nachdruck festgestellt, daß ich diese Ansicht des Herrn Pfarrers Benz durchaus nicht zu teilen vermag. Sämtliche Glockensachverständige und sämtliche Stahlglockengießer — einschließlich wohl auch der von Herrn Pfarrer Benz empfohlenen Firma — stimmen sicher mit mir darin überein, daß Gußstahlglocken in höherer Tonlage in der Regel — es mag Ausnahmen geben — durchaus nicht dem entsprechen, was Herr Pfarrer Benz von ihnen behauptet. Schon Bronzeglocken in höheren Tonlagen klingen etwas schrill, aber in viel höherem Maße trifft dies noch für Stahlglocken zu. Daher muß ich voll und ganz meine Meinung in meinem Aufsatz in Nr. 15 aufrechterhalten, wonach es allen Kirchengemeinden dringend zu empfehlen ist, sich für Bronze zu entscheiden, falls es ihre finanzielle Leistungsfähigkeit irgendwie zuläßt. Ja, da mein Aufsatz in bezug auf Stahlgeläute wohl gar zu optimistisch aufgefaßt wurde, möchte ich die eben geäußerte Ansicht noch unterstreichen.

Insbesondere seien hier auf Grund meiner vielfachen persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen, sowie auf Grund von Rücksprachen mit vielen amtlichen Glockenrevisoren, die Fälle aufgezählt, in denen sich die Beschaffung eines Stahlgeläutes durchaus nicht empfiehlt. 1. Wie schon verschiedene Male bemerkt, klingen Stahlglocken an und für sich in höheren Tonlagen als ungefähr g^1 recht unvorteilhaft. 2. Dies macht sich noch besonders auffallend bemerkbar, wenn vorher ein Bronzegeläute in gleicher Tonhöhe oder gar noch in tieferer Tonlage vorhanden war, und wenn man nun ein gleich hohes oder höheres Stahlgeläute zu beschaffen gezwungen ist, weil die größeren Ausmessungen und Gewichte dieser Glockenart es wegen des beschränkten Turm- und Glockenstubenraumes nicht gestatteten, ein Geläute in tieferer Tonlage zu wählen. 3. Entschieden muß auch vor sogenannten „Gemischt-Geläuten" gewarnt werden, also solchen Geläuten, in denen gleichzeitig Bronze- und Stahlglocken verwendet werden, denn der Klangcharakter beider Glockenarten ist zu verschieden. Weniger ungünstig tritt er für die Stahlglocken zutage, wenn diese tiefer tönen als die vorhandenen Bronzeglocken. Außerordentlich ungünstig aber wirkt der Klangunterschied, wenn zu tieferen Bronzeglocken höhere Stahlglocken genommen werden. 4. Auch die Rücksicht auf Nachbarkirchen, die mit Bronzegeläuten versehen sind, verbietet es, zu Stahlglocken zu greifen. Es ergibt sich beim Zusammenläuten mitunter eine unerträgliche Disharmonie. Ueberhaupt wird m. E. beim Bezug neuer Geläute viel zu wenig die Frage erörtert, inwiefern mit der Nachbarkirche, ja, nach Möglichkeit mit sämtlichen Kirchen des betr. Ortes ein klanglich einheitlich wirkendes Gesamtgeläute geschaffen werden könnte.

Vom Büchertisch.

Erinnerungen aus meinem Leben, von Georg v. Hertling. Zweiter Band. Herausgegeben von Karl Graf von Hertling, Verlag Dr. Jos. Köselsche Buchhandlung. 1920. — Dem ersten Band von Hertlings Lebenserinnerungen ist nunmehr der zweite nachgefolgt, inhaltlich noch bedeutsamer als der erste, weil er Hertling auf der Mittagshöhe seiner vielseitigen Lebenstätigkeit zeigt. Der Band umfaßt die Jahre 1882 bis 1902, seit Beginn von Hertlings Lehrtätigkeit an der Universität München bis zum erfolgreichen Abschluß seiner Sendung am Vatikan zwecks Errichtung einer theologischen Fakultät an der Universität Straßburg und behandelt seine ganze wissenschaftliche, publizistische und politische Tätigkeit, berührt dabei alle wichtigen wissenschaftlichen und politischen Ereignisse und Tagesfragen und seine Beziehungen zu den führenden Persönlichkeiten des Staates und der Kirche. Besonderen Reiz gewinnt die Darstellung dadurch, daß Hertling Ausschnitte aus seinem Familienleben und seinem Verhältnis zu seinen zahlreichen Bekannten eingeflochten hat. Ein bedeutsames Stück Geistes-, Kultur- und politischer Geschichte zieht an dem geistigen Auge des Lesers vorüber, geschrieben von einer Persönlichkeit, die selbst aktivsten Anteil daran genommen, und geschrieben in der feinsinnigen Art und in dem flüssigen Stil, der Hertling eigen war. Nicht bloß die Freunde und Verehrer Hertlings, sondern weiteste Kreise werden aus dem Buch Genuß und Befriedigung schöpfen.

München. Prof. Dr. H. Meyer.

Bilda, die Hexe. Von Isabella Kaiser. Verlag Joseph Kösel und Friedrich Pustet, Regensburg. Ein seltsames Buch, eines der seltsamsten, die ich seit langem in der belletristischen Literatur gelesen habe. Voll von Poesie und Romantik, sprachschön und bilderreich, umschlossen von Szenen kräftiger, oft wilder Dramatik, so baut die Dichterin eine aus leisen, historischen Erinnerungen schöpfende Erzählung auf, die sich zur Geschichte verhält wie Wirklichkeit zum Traum. Der alte Kampf der edlen, jungfräulich reinen Liebe mit der triebhaften Sinnlichkeit ist Leitmotiv: Elisabeth und Venus, Bilda und Krischona. Bilda, die Hexe, das wie eine Wunderblume erblühende junge Mädchen mit der unergründlich tiefen, engelhaften Seele, zu der die eigene, tragisch geendete Schwester der Dichterin Modell gestanden haben mag, und Krischona, das zur verzweifelten Raserei getriebene, von allen bösen Geistern der Rache gehetzte, hemmungslose Naturkind, ringen im Gegenspiel. Im Hintergrund aber steht von der ersten Szene an die seltsame, romantische Figur Lokis, des Gefangenen, der, im unsagbar schweren Leid der Gefangenschaft zum Tier geworden, durch Bildas reine Seelengüte und Herzensliebe wieder zum edlen Menschen und Nachkommen der altadeligen Lantwigs wird. Viel Leid schreitet durch das Buch, aber immer verklärt im hoffnungsfrohen Sonnenschein. Man denkt an Handel-Mazzettis Bücher von Schmerz und Leid und zieht Vergleiche. Dem Leid ein Preislied zu singen, war der Dichterin Streben. Sie hat es in reiner Harmonie gesungen, obwohl der Roman ein Jugendwerk der 23jährigen Dichterin ist. Man fühlt dies, wenn man sich an den zu hoch geschraubten Charakteren und der bisweilen unvermittelten, sprunghaften Entwicklung der Handlung stößt. Krischona ist und spricht nicht wie eine Bauernmagd, sie spricht, wie Isabella Kaiser spricht, in vollendeter Sprachschönheit, in Poesie und Geistesflug. Doch trotz dieser Jugendmängel wird jung und alt das Buch mit großem Genuß lesen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch auf der Dichterin Erstlingswerk hinweisen, „Rahels Liebe“, neu verlegt bei J. P. Bachem, Köln. Isabella Kaiser hat einst in jungen Jahren die Novelle als Selbstbeichte sich vom blutenden Herzen geschrieben. Sie erschien erst in französischer Ausgabe: „Coeur de femme“ und wurde preisgekrönt. Sie ist wirklich ein kleines Meisterwerk, das junge Herzen rührt und alte in verklärter Erinnerung an die erste Liebe zurückdenken läßt. Auch sprachlich ist „Rahels Liebe“ von entzückender Feinheit. Dr. Hans Eisele.

Paradiesischer Geistesflug. Vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch, 4. Auflage, umgearbeitet und neu herausgegeben von Joh. Phil. Dickerscheid, Priester der Diözese Mainz. 496 Seiten, gebd. in ½ Lwd. m. Rotschn. Mk. 16.80, gebd. in ½ Lwd. mit Goldschn. Mk. 20.—, gebd. in Kunstleder mit Rotschn. Mk. 22.—, gebd. in Kunstleder mit Goldschnitt Mk. 26.—. — Die Beliebtheit dieses Gebetbuchs erweist schon seine vierte Auflage. Es ist in der Tat sehr reichhaltig, dabei übersichtlich und leicht zu benutzen. Ein schöner und guter Gedanke, das Gebetsleben unter dem Begriff eines Geistesfluges ins Paradies zusammenzufassen. Wäre dieser Gedanke in der Einteilung und Auswahl noch schärfer durchgeführt, so würde das Buch an Eigenart gewinnen. Wir begrüßen, daß Andachten zum Heiligen Geist einen großen Abschnitt einnehmen. Das Gebet zu ihm tut unserm Geschlecht ja besonders not. O. K.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Die Festspiele beginnen heuer am 31. Juli im Prinzregententheater mit „Parsifal“, das Bühnenweihespiel wird fünfmal gegeben. „Der Ring des Nibelungen“ erscheint (zweimal), „Tristan“ (dreimal). Viermal gehen die „Meistersinger“ in Szene. Im Festspielhaus werden ferner Glucks „Iphigenie in Aulis“ (dreimal), Pfitzners „Palestrina“ (fünfmal), des nämlichen Tondichters „Armer Heinrich“ (einmal) gegeben. Das Residenztheater gibt: „Figaros Hochzeit“ (viermal), „Die Entführung aus dem Serail“ (dreimal), „Don Giovanni“ nur einmal. Zum ersten Male in München erscheint im Nationaltheater die „Josephs-Legende“ von Richard Strauß, musikalisch von Walter, choreographisch von Kröller geleitet (zweimal). Auf dieser Bühne wird die „Zauberflöte“ (einmal), „Oberon“ (viermal), nur einmal Hugo Wolfs „Corregidor“ und Braunfels' „Vögel“, dreimal dagegen Schrekers „Spielwerk“ gegeben. Die Festspielzeit, die heuer verlängert ist, währt bis zum 30. September. In die musikalische Leitung teilen sich Bruno Walter, Dr. Karl Muck, Rob. Heger und H. Röhr. Die Preise sind „zeitgemäß“ erhöht worden; eine Maßnahme, die ich gerne bekämpfen würde, wenn ich einen besseren Ausweg wüßte. Reichsdeutsche und Deutschösterreicher zahlen nur ein Drittel. Sie müssen sich durch amtlichen Lichtbildausweis legitimieren. Deutsche bedürfen als Festspielbesucher keiner Einreiseerlaubnis, den Ausländern besorgt die Einreisegenehmigung bei der Kartenbestellung das Amtliche Bayer. Reisebureau.

Schauspielhaus. Der Besitzer des Münchener Schauspielhauses hat von der Direktion die Absetzung der Posse „Kyritz-Pyritz“ verlangt, weil die Aufnahme des Stückes der Würde des Hauses nicht entspräche. Ich kann nach wie vor die Aufführung als eine lustig harmlose Unterhaltung bezeichnen, so daß es nicht unverständlich erscheint, daß Frau Körner der Forderung des Hausherrn gegenüber sich ablehnend verhält. Wenn durch Schnitzlers „Reigen“ durch zahllose Wedekindaufführungen und in früherer Zeit durch die dreistesten Zoten Pariser Schwänke die Würde des Hauses nicht verletzt worden ist, so ist sie sicher robust genug, auch ein paar Vorstellungen von „Kyritz-Pyritz“ zu überdauern. Theaterleiter von historischer Bedeutung — selbst Goethe — verbannten nicht ganz die Posse von ihren Brettern, die bei mäßigem Gebrauche für Darsteller und Zuschauer ein kraftspendendes Ausruhen bedeuten kann vor neuem künstlerischem Beginnen.

Gesellschaft für Chorgesang. Die Konzertgesellschaft für Chorgesang bot einen Abend, der wegen der Seltenheit des Gebotenen sowohl, als auch durch die Vollkommenheit der Wiedergabe besonderen Dank verdient. Eberhard Schwickerath hat die Chöre wundervoll abgestimmt; was er in der Heranbildung und Disziplinierung der Stimmkräfte im Laufe einer nicht allzu langen Zeit geleistet hat, verdient Bewunderung. Daß dem a cappella-Stil die Stärke seiner Begabung zuneigt, noch mehr als der Führung eines Orchesters, darüber kann kein Zweifel herrschen. Daß man die von J. S. Bach komponierten Motetten selten hört, liegt auch an der großen Schwierigkeit der Aufführung, die an die Reinheit und Exaktheit der Stimmführung, wie auch an die Kraft der Einfühlung hohe Anforderungen stellt, um den musikalischen Schönheiten und der religiösen Tiefe des in der Hauptsache auf Joh. Franks im Anfangsjahre des Dreißigjährigen Krieges geborenem Lied: „Jesu meine Freude“ aufgebauten Werkes gerecht zu werden. Den „Seligkeiten“ aus Liszts Oratorium „Christus“ liegen die Worte der Bergpredigt zugrunde. Sie entsprechen stilistisch dem alten gregorianen Choral. Ein Vorsänger singt die einzelnen Sätze, die der achtstimmige Chor wiederholt. Schützendorf (vom Nationaltheater) sang weich und schön. Die Chöre klangen berückend, oft von mystischer Wirkung. — Obwohl die der Hl. Schrift entnommenen Worte, die Johannes Brahms in seinen „Deutschen Fest- und Gedenksprüchen“ ausgewählt hat, in der Not des Vaterlandes eindringlich, fast auf das Heute eingestellt, zu uns reden, so schien uns (bei gleich trefflicher Wiedergabe) doch die Wirkung um einiges minder stark, da nach Liszt die herberen Seiten des Brahmsschen Werkes stärker hervortreten, was schon wegen des edlen nationalen und ethischen Wertes bedauert werden muß. Einen ganz großen Erfolg hatte auch die Solistin des Abends, Eva Bernstein, die Bach vielleicht in einzelnem bestreitbar und Reger geigerisch in vollendeter Tonschönheit interpretierte. Ueber die Vorteile, die aus einem teilweise völlig verdunkelten Saale erwachsen, sind die Meinungen geteilt; sie werden illusorisch, wenn ein schlecht unterrichteter Teil des Publikums Defekte der elektrischen Stromzufuhr befürchtet.

Balalaika-Orchester. Ein russisches Balalaika-Orchester, das aus etwa zwanzig gitarre- und mandolinenähnlichen Instrumenten besteht, weiß in Verbindung mit russischen Tänzen künstlerisch stark zu interessieren. Die weichen träumerischen Volkslieder haben in dieser Wiedergabe, die technisch sehr glanzvoll ist, einen besonderen Reiz. Von tändelnder Anmut bis zu wilder Leidenschaftlichkeit sind die Tänze, die durch die Urwüchsigkeit des Fühlens und durch eine erstaunliche Gelenkigkeit fesseln. Die Charakteristik neigt gelegentlich zum Grotesken. Ob hier Einflüsse westlicher Tanzmoden mitspielen, vermag ich nicht zu entscheiden. Das Publikum zeigte sich sehr dankbar für das Gebotene.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Gewerbemuseum in Stuttgart veranstaltet eine Bühnenkunst-Ausstellung neuzeitiger Inszenierungen. — In München feierte die Schriftstellerin Emma Klingenfeld, die als erste die Werke Björnsons und Ibsens verdeutscht hat, den 75. Geburtstag. — In einem Konzert zum Besten der Vollendung von Klingers Richard-Wagner-Denkmal verabschiedete sich in Leipzig der nach München berufene Joseph Pembaur, der gefeierte Pianist. — In Elberfeld wurde „Herrat“ von Eberh. König uraufgeführt. Es ist das Mittelstück einer Triologie: „Dietrich von Bern“. Es liegt nach Berichten etwas Grüblerisches, stark Reflektierendes im Charakter dieses Dietrich, den der Dichter als das typische Bild des germanischen Menschen zeichnen wollte. Ein starkes Ethos spricht aus dem Werke. — Ein Lustspiel des Puccinilibrettisten Forzano „Frühlingsfest in Florenz“ wurde im Wiener Burgtheater aufgeführt. Das Publikum fand die derbe Schwankspruche für diese Bühne ungeeignet und lehnte nach Berichten die anrüchige Importware immer deutlicher ab. — Der „Ueberwinder“, ein Revolutionsdrama von F. Sebrecht, hatte in Stuttgart einen äußeren Erfolg. Trotz großer Worte und krasser Geschehnisse packt das Stück dramatisch wenig. — Die „Sankt Jakobsfahrt“ von Dietzenschmid machte in Frankfurt a. M. starken Eindruck. Der Dichter hat die Handlung der Reimerzählung des Kunz Kistener aus Straßburg entnommen und den alten einfachen Legendenstil in seiner Naivität und Treuherzigkeit getroffen. Reinsein ist alles und wenn die Reinheit doch verloren ist, bringt aufrichtige Reue die Befreiung, ist

der Grundgedanke der Dichtung. — Das vormals Kgl. Schauspielhaus in Berlin, in dem sich heute der Expressionismus anstobt, beging seine Hundertjahrfeier (der Bau ist von K. F. Schinkel entworfen) mit Schillers „Fiesco". — In Oldenburg hatte die Uraufführung von Eulenbergs „Irrgärten" wenig Erfolg. Das Schauspiel bietet ein schwach verbundenes Nebeneinander von Bildern, in denen sich der Seele Irrungen und Wirrungen spiegeln. — „Scirocco", E. g. d'Alberts neue Oper, hatte in Darmstadt einen äußeren Erfolg. Die Musik illustriert nach Berichten die „Kinohandlungen" sehr absichtsvoll und effekthaschend. Die künstlerisch höher stehenden Lieder und ein Terzett können den derben Verismus nicht mildern. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börse begann die Woche bei geringer Geschäftslust. Die Besorgnisse vor den kommenden Steuerlasten dämpften den Spekulationseifer. Eine sehr scharfe Besteuerung der Aktiengesellschaften müsste natürlich die Rentabilitätsberechnung bei den Industriepapieren von Grund auf ändern. Gerüchte, die unbegründet von einer Zwangsanleihe und einer Wiederholung des Reichsnotopfers wissen wollen, erhöhten, ganz abgesehen von der grossen Politik, die Befürchtungen. Mitteilungen über die Besitzsteuer und über Betriebseinschränkungen in der Montanindustrie bestimmten auch die zurückhaltende Tendenz, mit welcher der zweite Tag begann, aber im späteren Verlaufe belebte sich das Geschäft etwas mehr. Das Privatkapital zeigt, angeregt durch die hohen Papiermarkdividenden, immer noch Kauflust, aber die grossen Finanzkreise haben sich fast ganz zurückgezogen. Vereinzelte Hochbewegungen hängen mit Konzentrationsplänen zusammen, wie solche, wie schon unlängst erwähnt, beim Mannesmannkonzern, bei Hoesch, bei Buderus erwartet werden. Die Reichsmark hat von Mitte Mai ab sich relativ nicht so günstig gehalten, wie man hätte hoffen können. Die Erwerbung des Auslandes von deutschen Anleihen hätte dies erwarten lassen; auch die Tatsache, dass wir mit einer guten Ernte rechnen dürfen und die Lebensmitteleinfuhr bis dahin durchgeführt ist, auch die ausreichende Versorgung an Rohstoffen hätten anregend wirken können. Umstände, die auf den Markkurs drücken, weil sie inflatorisch wirken, sind die von Vierteljahr zu Vierteljahr sich wiederholenden Reparationsleistungen, die Erfordernisse der 26 proz. Ausfuhrabgabe, die das Reich in Papiermark den Exporteuren zurückvergüten wird, die Besatzungskosten, die Verpflichtungen zu Sachlieferungen, die Passivsalden im Ausgleichverfahren, die Entschädigung für deutsches Eigentum im Auslande. — Die Programmrede des Reichskanzlers brachte über Steuerpläne etwas weniger, als man erwartet hatte, aber dies liegt daran, dass im Reichswirtschaftsministerium noch manche Frage nicht zu einer einheitlichen Meinung gediehen und ziffermässige Angaben noch nicht gebracht werden. Die Erklärung des Reichskanzlers, dass sich die Regierung von der ungesunden Arbeit der Notenpresse so bald als möglich befreien will, erscheint der Börse als eine sympathische, aber unerfüllbare Absicht. Die Differenz zwischen In- und Auslandspreisen soll, soweit sie bei unseren Erzeugnissen noch besteht, ausgeglichen und der Preisstand der heimischen Erzeugung auf das Niveau des Weltmarktpreises gehoben, die stille Reserve, die in diesem Preisunterschied bisher eingeschlossen war, für Reparationsleistungen freigemacht werden. Dies bezieht sich in erster Linie auf die Kohle, von der man bedeutende Mehrerträgnisse erwartet. Dass Erhöhungen der Körperschaftssteuer und der Börsensteuer kommen, konnte man bei den fabelhaften Umsätzen und den äusserlich so glanzvollen Riesenziffern vieler Aktiengesellschaften erwarten. Die neuen Steuerquellen aus Grund und Boden werden einen Eingriff von ungeheuerer Schärfe bedeuten. Die indirekten Steuern werden in ganz bedeutendem Ausmasse Branntwein, Bier, Tabak und Zucker treffen. — Ueber die Wirkungen der Sanktionen liegen sehr traurige Nachrichten vor. Der Zoll am Rhein hat die Nöte gewaltig gesteigert. Zusammenstellungen des Mittelrheinischen Fabrikantenvereins geben ein trostloses Bild. Die Meinung geht dahin, dass ein wirtschaftlicher Zusammenbruch nicht zu vermeiden ist, wenn die Zollinie weiter aufrechterhalten wird.

Der neue Monat begann an der Börse in unfreundlicher Haltung, die in den letzten zwei Wochentagen einem regeren Geschäfte Platz machte. Dass die D-Banken jetzt ihre Unterschrift unter die für die Entente bestimmten Schatzwechsel gesetzt haben, hat die Bankenkurse meist abgeschwächt. Nur Deutsche Bank stieg. Das unlängst schon hervorgetretene Gerücht einer Dividende, die einen „Rekord" darstellen soll, hat sich erneut. Im Mittelpunkte des Interesses stehen wieder Industriepapiere. Montanwerke waren schwankend, aber fest. Phönix stiegen auf 704. Das Kapital der Phönix-A.-G., soll von 139 Millionen auf 275 Mill. Mk. erhöht werden. In Berlin und Hamburg sind jetzt Samstags die Börsen geschlossen, was auch auf die anderen einwirkte. Der Grundton war fest.

Wegen der Wirren in Oberschlesien hat der Aufsichtsrat der schlesischen A.-G. für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb, Lipine, den Dividendenvorschlag um 5 Proz. auf 15 Proz. ermässigt.

Absatzkrise veranlasste die tschechische Maschinenindustrie zu Arbeiterentlassungen, Kürzung der Arbeitsstunden und der Erklärung, die hohen Löhne nicht mehr zahlen zu können. Die Arbeiter antworteten mit einem noch nicht erledigten Streik. Die Industrie leidet unter der deutschen Konkurrenz. Auch Deutschösterreich ist infolge seiner schlechten Valuta überlegen. K. Werner, München.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.00 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 25 München, 18. Juni 1921. XVIII. Jahrgang.

Die Not des Zeitschriftengewerbes

hat einen solchen Umfang erreicht, dass wieder eine Reihe wertvoller Zeitschriften das Erscheinen einstellen und verschiedene der angesehensten Wochenschriften zum vierzehntägigen Erscheinen übergehen mussten. Die „Allgemeine Rundschau" hat es sich zum Ziel gesetzt, im Interesse der katholischen Sache unverändert im bisherigen Umfang und in bisheriger Zeitfolge, ohne Bezugspreiserhöhung, zu erscheinen. Um dies Ziel zu erreichen, bedarf sie der tatkräftigen Hilfe aller ihrer Freunde und Leser. Jeder Einzelne wird hiermit herzlichst und dringend gebeten, den Bezug rechtzeitig zu erneuern und wo irgend möglich, neue Bezieher für die „Allgemeine Rundschau" zu gewinnen. Hierzu bietet sich gerade in der soeben begonnenen Reisezeit vorzüglich Gelegenheit. Keiner möge es versäumen, sich die „Allgemeine Rundschau" von der Stelle, bei welcher er sie bestellt hat, in den Ferienaufenthalt nachsenden zu lassen und die „A. R." überall auf der Reise zu empfehlen. Die Nachsendung wird nicht nur vom Verlage der „A. R." selbst und von den Buchhandlungen bereitwilligst übernommen, sondern auch von den Postanstalten. Für die verehrlichen Postbezieher ist der **Postbestellzettel** für das 3. Vierteljahr 1921 auf der 3. und 4. Umschlagseite dieses Heftes eingedruckt. Es wird gebeten, denselben auszuschneiden und zur umgehenden Bezugserneuerung zu verwenden.

Zentrum und Koalitionen. — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Fünf Jahrzehnte hat das Zentrum zum Wohl des deutschen Volkes und für das Recht des vielfach unterdrückten katholischen Volksteiles gearbeitet. Dabei hat es nicht nach rechts oder links geblickt, nicht nach Koalitionen ausgeschaut. Sie spielten auch im Kaiserreich und in Preußen, welche beide nicht parlamentarisch regiert wurden, keine große Rolle. Nur eine Koalition *gegen* das Zentrum machte einmal von sich reden: der Bülowblock von 1907. Im neuen Reich der Verfassung von Weimar war das Zentrum jedoch von Anbeginn in Regierungskoalitionen und Koalitionsregierungen vertreten. Desgleichen in Preußen, sobald die eigentliche Revolution vorbei war, ebenso in Bayern und manchen kleineren Bundesstaaten. Es hat viel Undank und Feindschaft dafür geerntet, selbst aus den Reihen seiner Anhänger. Sie begriffen nicht, daß das Zentrum, früher eine Stütze der Monarchie, mit Demokraten und Sozialisten zusammenarbeitete. Andere kommen nicht mehr mit, wenn sie das Zentrum an ganz verschiedenen Koalitionen beteiligt sehen. Im Reich und in Preußen bald mit Deutscher Volkspartei und Demokraten, bald mit Demokraten und Sozialisten, in Bayern seine Tochter, die Bayerische Volkspartei, mit den vereinigten Rechtsparteien, außerdem mit Demokraten und Bauernbund. Viel Unzufriedenheit im Zentrumsjubiläumsjahr!

Das Zentrum hat sich nirgends in die Koalitionen gedrängt, es ist vielmehr gebeten worden, mitzutun. Ohne das Zentrum kann nicht regiert werden. Das ist eine Bürgschaft gegen alle extreme Politik in Deutschland, mag sie nach rechts oder nach links ausschlagen. Wiederum ist es gut, daß auch das Zentrum in der Lage ist, sich nach rechts oder nach links zu neigen, damit überhaupt eine Regierung zustande kommt. Das ist ihm nur möglich, weil seine Grundsätze so tief verankert sind, daß sie von den Schlagworten des Tages gar nicht berührt werden. Sein christliches Staats-, Gesellschafts- und Kulturprogramm empfing es von jahrtausendelanger, erleuchteter katholischer Geistesarbeit. Es ist nicht auf Groß- oder Kleindeutschland, Agrar-, Industrie- oder Arbeiterstaat zugeschnitten, sondern hält nur an den gottgewollten Grundbedingungen staatlichen Lebens fest. Der weltanschauliche Unterbau des Zentrums ist so tief, daß es seine eigenen formulierten Beschlüsse und Richtlinien leichter ändern kann als andere Parteien. Also kann es nach allen Seiten Bündnisse und Arbeitsgemeinschaften eingehen, ohne sich untreu zu werden. Die schnellen Segeljachten, die flink das Meer kreuzen und im Wind oft tief auf der Seite liegen, halten sich nur, weil sie einen tiefen, mit vielen Zentnern Blei beschwerten Kiel haben. So ruht die Stärke des Zentrums in einer tiefen, nicht in einer breiten Grundlage. Es wird nicht von Massen getragen, sondern es trägt Massen. Würde es anders, müßte sich das Zentrum auf bestimmte Gruppen, Stände, Landschaften stützen, so verlöre es seine Freiheit, in wechselnden Koalitionen als gesuchter Teilhaber mitzuregieren. Es wäre auch nicht mehr so anpassungsfähig und lebenskräftig. Denn das geistige Weltbild großer Menschengruppen, des liberalen Bürgertums, des sozialistischen Proletariats, der preußischen Beamten- und Offizierskreise ist vergänglich. Keines wird unser Jahrhundert überleben.

Wenn sich das Zentrum heute selbst bemüht, die Koalition im Reich zu verbreitern, so ist eben eine Regierung etwas anderes als eine Partei. Eine Partei ist Zukunft — manchmal freilich Vergangenheit —, eine Regierung ist Gegenwart. Was das Heute gestalten will, muß in vielen sein. — Der Wunsch des Zentrums richtet sich auf die Deutsche Volkspartei, während die Sozialdemokratie die USP umwirbt. Das Hindernis für Mitregierung der Deutschen Volkspartei ist wieder die Sozialdemokratie, doch wagte Gradnauer sich entgegenkommend zu äußern. In der Deutschen Volkspartei selbst neigt Stresemann zur Koalition, vermochte aber seinen Einfluß nicht rechtzeitig einzusetzen, was in der „Germania" (Nr. 317) auffällig deutlich gesagt wird. Wir können uns nicht denken, daß die Deutsche Volkspartei in unfruchtbarer Opposition welken will, zumal den besseren Platz auf dieser Seite schon längst die Deutschnationalen besetzt halten.

Die Regierungsgestaltung im Reich wirkt hinüber auf *Preußen*. Dort steht das Zentrum jetzt in einer Koalition mit den Demokraten. Verbreiterung scheint noch nötiger als im Reich. Doch ist in Preußen die Frage vom Boden der Parteien fast ganz auf das persönliche Gebiet verschoben. Es handelt sich um die Ministerpräsidentschaft von *Stegerwald*. Unsanft erinnert ihn die rote und die bürgerliche Linke, daß er Neubildung des Kabinetts „kurz nach Pfingsten" versprochen habe. Stegerwald erkannte deren Notwendigkeit an, erklärte aber im Landtag, persönlich nicht viel tun zu können. Gegen die Sozialdemokratie gewählt, könne er sie nicht heranziehen und die anderen Parteien vor den Kopf stoßen. Man solle sich erst über den künftigen Ministerpräsidenten einigen. Jeder ver-

nünftige Mensch pflichtet Stegerwald bei, daß er nicht noch einmal der Welt das Schauspiel eines wochenlangen Zanks um die Regierungsbildung bieten will. Stegerwald selbst hat sich vom Parteikampf ziemlich losgelöst: „Erst bin ich Deutscher, dann Parteimann, erst Deutscher, dann Arbeiter", ruft er den Parteien im Landtag zu. Ich bin Minister, Verwalter, Regent, hätte er hinzusetzen können. Stegerwald fragt nicht nach rechts oder links. Eine breite Grundlage will er für seine Staatsführung. Aber nicht, um sich auf eine parlamentarische Mehrheit zu stützen, sondern um in die Breite zu wirken, um durchzusetzen, was er für recht und heilsam erkannt hat. Als Stegerwald noch im Parteileben stand und seine Rede von Essen hielt („Deutsche Lebensfragen" Berlin 1921), rief er bereits nach einer großen Mittelpartei und schien das Zentrum dazu ausweiten zu wollen. Er hat damals schon staatsmännisch, nicht parteipolitisch gedacht. Eine Partei nach Stegerwalds Sinn müßte auf manchen Vorzug und Vorteil verzichten, den wir dem Zentrum freudig zuerkannten. Breite Grundlage auf Kosten der Tiefe und Beweglichkeit. Will Stegerwald wieder Arbeiterführer werden? Er hat manchmal dergleichen geäußert. Der bestrickend häßliche Mann besitzt einen rätselhaften Einfluß auf die Massen. Hält er die Rede von Essen für sein positives Programm? Seine letzten Reden im Preußenhaus, scheinbar nur Verneinung und Abwehr, waren viel positiver für Stegerwald. Nicht der Gedanke, sondern die Tat, nicht das System, sondern die Person ist seine Stärke. Als leitender Staatsmann, als Gestalter des Tages, hat er seinen Platz gefunden.

* * *

Die deutsche Politik scheint mit der allmählichen Einstellung auf die Aufgaben des Ultimatums nach und nach in eine ruhige Bahn einzulenken. Der Kanzler entwickelte sein Programm auch im Reichswirtschaftsrat. Rathenau hatte in Wiesbaden eine Begegnung mit Loucheur, dem französischen Aufbauminister. Das wird von der Pariser Presse beifällig besprochen. — In München wurde am 10. Juni der Landtagsabgeordnete Gareis (USP) von einem Unbekannten ermordet. Die sozialistischen Parteien nahmen daraus den Anlaß zu einem dreitägigen Generalstreik in ganz Bayern. Er ging ruhig vorüber. Post, Eisenbahn, in München auch die Straßenbahn, verkehrten. In Wirklichkeit feierten nur die Großbetriebe und, worauf es den Hetzern am meisten ankam, die bürgerlichen Zeitungsdruckereien. Die ruhige Festigkeit der Regierung hat Ausschreitungen verhindert. Aber auch das Volk ist aller Revolution überdrüssig und äußerte sich zum Teil sehr deutlich gegen den sinnlosen und schädlichen Streik.

Oberschlesien. Immer stärker drängt sich auf, daß dort nicht nur Deutsche und Polen einander gegenüberstehen, sondern daß zwei Richtungen in der Ententepolitik miteinander um Ausgleich ringen. Frankreich wollte ein Schachbrett von kleinen Nationen in Mitteleuropa aufbauen und darauf spielen. Aus diesem Geist hat die Pariser Kammer jetzt noch den Frieden von Trianon mit seiner Verstümmelung Ungarns ratifiziert. Auch Deutschland soll Oberschlesien an Polen verlieren, damit Polen ihm die Wage halte. — England verfolgt immer deutlicher ein anderes Ziel. Es wünscht Ruhe und ein gewisses Gleichgewicht in Europa. In einer vielbemerkten Rede in Manchester frug der Minister Churchill: Wohin gehen wir in Europa? Brachte der Weltkrieg die Sicherheit dauerhaften Friedens? Es gibt nur einen Weg dazu, aufrichtigen Frieden zwischen Großbritannien, Frankreich und Deutschland. Frankreich braucht Sicherheit gegen sein stärkeres Nachbarvolk, weil (nach Churchill) in Deutschland noch mächtige Friedensstörer lauern. Deutschland wieder muß spüren, daß es fair behandelt wird, damit es diese Friedensstörer niederhalten kann. Interessant ist, was Churchill von den Folgen des Ultimatums sagt. Er fürchtet, Deutschland könne mit der Erfüllung desselben die größte Ausfuhrnation werden und die Industrie der Siegerstaaten niederdrücken. — Denkt England, wie Churchill spricht, so kann es nicht wünschen, daß Frankreich allein auf dem Festland schaltet und Oberschlesien polnisch wird. Dort ist durch den Vormarsch der Engländer die Lage etwas gebessert, doch die Franzosen legen der nachdrücklichen Säuberung alles nur Mögliche in den Weg. Der Bericht des Kommissars Sir Harald Stuart nach London soll die „Zurückhaltung" der französischen Truppen recht deutlich zeichnen. Der Interalliierte Ausschuß unter Le Rond wollte am 4. Juni General Hoefer noch zum Rückzug zwingen, widrigenfalls die Industriestädte den Polen preisgegeben werden sollten. General Hoefer weigerte sich, die deutsche Regierung klärte in London auf und die Sache scheint still begraben zu sein. Leider liegt ein Entscheid über Oberschlesien im weiten Feld, da es nicht gelingen will, Frankreich zu einer Zusammenkunft des Obersten Rates zu bewegen.

Nicht ohne Sorge betrachtet England die Dinge in Kleinasien. Dort ist sein griechischer Verbündeter hart bedrängt von den Nationaltürken aus Angora. Ein Eingreifen der britischen Flotte wird erwogen. Für König Konstantin ist das Abenteuer in Kleinasien nicht ungefährlich. Sein Verlauf gibt den Anhängern von Venizelos Waffen in die Hand. Der heimtückische Kreter ist bereits in London und verhandelt über ein griechisch-englisches Bündnis unter dem Beding seiner Rückkehr zur Macht in Athen. Auch dort im östlichen Mittelmeer sind die Belange von England und Frankreich schwer vereinbar.

Parlamentarisches System — oder was sonst?

Von Geh. Hofrat Professor Dr. K. Beyerle, München, M. d. R.

Die Opposition der Rechten, geführt von der Deutschnationalen Partei, ist der Kampf einer durch die Ereignisse entthronten Herrenschicht um die Zurückgewinnung ihrer alten Machtstellung. Bar jeder Verantwortung, stets in der angenehmen Lage, all das Schwere unserer Tage anderen Parteien in die Schuhe zu schieben und sich selbst einer gläubigen Anhängerschaft als die berufenen Hüter großer Traditionen und als die allein wahren Patrioten darzubieten, hat sie dem heutigen Staat Kampf bis zum äußersten angesagt. Sie ist in der Wahl ihrer Mittel nicht immer wählerisch. Wo es wirklich darauf angekommen wäre, die Führung zu übernehmen und aus der Neinsagepolitik die Folgerung zu ziehen, schreckt sie jedesmal davor zurück: bei der Friedensfrage so gut wie beim Finanzultimatum der Gegner. Mit lautem Getue weiß sie in ihrer einflußreichen Presse und von der Parlamentstribüne ihr Gesicht zu wahren. Besonders der Parlamentsherrschaft hat sie Fehde angesagt, unerbittliche Fehde. Denn die Einführung des parlamentarischen Prinzips bedeutet für die Herrenkaste des alten Preußen-Deutschland den empfindlichsten Schlag. Daß Volksmänner aus Süddeutschland, daß Zentrumsleute als Minister und gar Ministerpräsidenten heute das Staatsruder mit in Händen haben, ist für sie ein unerträglicher Gedanke.

Die deutschnationale Opposition hat viele, allzuviele Anbeter und Mitläufer in unseren Reihen gefunden. Auch jetzt noch, wo die Unfruchtbarkeit und objektive Unwahrhaftigkeit ihrer Ideenwelt sich doch immer mehr offenbart. Wir werden es verstehen müssen, daß gerade die Gebildeten, vor allem die Studenten und jüngeren Akademiker der praktisch wissenschaftlichen Berufe, aber auch fast alle, die als Offiziere ihrem König und Vaterland im Feld treu gedient, sich in ihrer Anhängerschaft befinden. Stimmungsmomente überwiegen in diesen Reihen oft genug die kühle Ueberlegung. Und leider ist es ja gerade in akademischen Schichten mit wirklicher politischer Schulung oftmals nicht weit her. Die Sünden der Revolution und des Sozialismus stehen vor ihren Augen, so wird auch das ganze verfassungspolitische System verworfen, das aus den Trümmern des Zusammenbruchs inzwischen in der Weimarer Verfassungsurkunde hochgestiegen ist. Rückkehr der Monarchie und Beseitigung des Parlamentarismus gelten als die Heilmittel für unsere kranke Zeit. Der geschickten Ausnutzung des Falles Erzberger sind sie allzumal erlegen, ohne auch hier immer auf den Grund zu sehen.

Wir können das Edelgut der katholischen Intelligenz in unseren Reihen nicht entbehren. Nicht, als ob jedes Abiturienten- oder Referendarexamen ein Zeugnis zur politischen Führerrolle bedeutete; sondern um deswillen, weil die Einheit der katholischen Sache empfindliche Einbuße erleidet, wenn die Gebildeten den christlichen Volksparteien im Reich und in den Ländern den Rücken drehen. Darum darf die Auseinandersetzung mit all denen, die von baldigster Beseitigung des heutigen Verfassungsrechts das Heil der Zukunft erwarten, nicht verstummen. Auch in dieser gehaltvollen Wochenzeitschrift nicht, nachdem die „Allg. Rundschau" gerade jüngst solchen Stimmen ihre Spalten, sehr mit Recht, geöffnet hat.

Mit Schlagwörtern sich abzuquälen, ist zwecklos; wo der gute Wille fehlt, reden Engelszungen vergebens; wo gar das

Vorgetragene nur Deckmantel verhüllter Machtziele ist, kann nur die rechte Kennzeichnung solcher Vergiftung des öffentlichen Meinungsstreites in Frage kommen. Wo dagegen eine ehrliche Ueberzeugung sich auf ernstes Nachdenken und warme Liebe zu Volk und Vaterland gründet, da ist jede vom Geiste der Versöhnung getragene Auseinandersetzung recht und am Platze. Da mag „Ein offenes Wort“ offene Antwort finden. Den Prüfstein einer echten und darum ehrlichen Ueberzeugung wird man auch hier darin erblicken, daß die verfassungspolitische Kritik nicht im Interesse einer Klasse, sondern im Dienste des Gesamtwohls unseres armen deutschen Volkes geübt wird.

Was also steht zur Erörterung? Nichts anderes als die Frage: Dient derjenige in der Gegenwart dem rechtverstandenen Wohl des größeren und des engeren Vaterlandes, der das Parlament als zentralen Gewaltenträger im Staat beseitigt wissen will? Ist die Geltung des parlamentarischen Prinzips, bei der die Entwicklung des deutschen Verfassungslebens bekanntlich schon vor der Revolution angelangt war, wirklich das Uebel, von dem alles Schlimme und Häßliche unserer öffentlichen Zustände herkommt? Wobei immer eines nicht übersehen werden darf: Nicht eine theoretische Erörterung über den für deutschen Volkscharakter bestmöglichen Staat steht in Frage, sondern das rein praktische Problem: was frommt uns jetzt nach allem Erlebten, wo verläuft jetzt der beste und deutscheste Weg in die dunkle Zukunft? Das sollte in der Ueberschrift dieses Aufsatzes zum Ausdruck kommen.

Wer, auf christkatholischem Boden stehend, ein gerüttelt Maß Verantwortung an der Gestaltung des heute geltenden Verfassungsrechtes trägt, wird gern aus ehrlicher Kritik lernen. Nichts liegt mir ferner, als die Weimarer Verfassung in allen ihren Sätzen zu verteidigen. Die schwierigen Länderprobleme, die Zuständigkeitsverschiebungen zugunsten des Unitarismus stehen ja hier nicht in Frage. Hier handelt es sich ausschließlich um Zweck und Bewährung jenes obersten Verfassungsgrundsatzes, wonach das demokratische Prinzip sich durch das Mittel des Parlamentswillens den entscheidenden Einfluß auf die Bildung der Regierung und ihres Programmes sichert. Aus den Ausführungen von Herrn Prof. Dr. H. Pfeiffer drängt ein lebhafter Geist und ein warm katholisches Herz nach gerechter Kritik des Gewordenen und nach Erkenntnis der politischen Zusammenhänge. Hier ist daher der gute Grund gelegt, auf dem sich über Trennungspunkte auseinanderzusetzen wohl der Mühe lohnt. Wir werden diese Auseinandersetzung realpolitisch einstellen, um einen praktischen Nutzen davon zu haben und für andere zu erhoffen. Wir wollen den Stoff so gliedern, daß der Erörterung einiger grundsätzlicher Punkte eine Betrachtung der gegnerischen Kritik des Parlamentarismus folgt und alsdann eine Klarstellung der positiv für Beibehaltung des parlamentarischen Verfassungsgrundsatzes sprechenden Momente den Schluß bildet.

Die Erschütterungen der letzten sieben Jahre und die Unzufriedenheit vieler über unsere Lage hat eine Menge von Ideologien ausgelöst. Jede Revolution zeugt Weltverbesserer. Viele fühlen sich als Aerzte berufen, unser krankes Volk zu heilen, viele flüchten sich vor den Begleiterscheinungen des Zusammenbruchs und Umsturzes in das Reich der Abstraktion. Tüchtige Kräfte werden zur Entfaltung gebracht, aber auch Phantasten treiben ihr Unwesen auf dem schicksaldurchpflügten deutschen Boden. Der Staat ist berufen, unserem zerrütteten Deutschtum die äußere Ordnung aller Dinge zurückzuführen. Seine Form soll deutschen Geist atmen, sein Wiederaufbau soll eine deutsche Kulturtat sein. Daher ist das Streben nach einem Staat, der deutschem Wesen entspricht, so gerechtfertigt wie nur etwas. Gewisse Staatsformen scheinen gewissen Völkern auf den Leib geschnitten, andere als wertlose Auslandsware.

Neben den Vorbildern aus Geschichte und Gegenwart, die sich der deutschen Verfassungspolitik an die Hand geben, steht der tiefgreifende Gegensatz zwischen idealer Staatsform und lebendiger Staatswirklichkeit. Daß letztere immer nur ein unvollkommener Ausdruck einer Staatsidee ist, wird leicht übersehen. So wird das Bessere der Feind des Guten oder wenigstens des Brauchbaren. Man bedenkt nicht, daß alle Ideen im Leben nur bis zu einem gewissen Grade Verwirklichung finden, daß sie vor der Macht der tatsächlichen Verhältnisse Halt machen müssen. Zumal dann, wenn ein Volk so sehr nach Weltanschauung und politischem Denken gespalten ist wie das deutsche. Jede der großen politischen Gruppen bringt ihr Weltbild und ihre Staatstheorie zur praktisch-politischen Arbeit mit. Was dabei herauskommt, liegt beim freien Spiel der politischen Kräfte, wie sie der demokratische Staat an sich eröffnet, immer auf einer mittleren Linie. Es verrät Mangel an politischem Wirklichkeitssinn, jede Kompromißarbeit um des Kompromisses willen zu verurteilen. Diese Alles- oder -Nichtspolitiker vergessen in ihrer Grundsatztreue die Pflicht der Versöhnlichkeit und des gerechten Ausgleiches, die uns heute in Deutschland obliegt, soll unser Staat nicht zugrunde gehen.

Man findet manchmal in Zeitschriften und Zeitungen gedanklich ausgezeichnete Aufsätze über die letzten Staatsgrundsätze. Nur sind sie so ins Abstrakte gezogen, daß sich mit ihnen im Leben nicht viel anfangen läßt. Hier kommt es schließlich auf pragmatische Normgebung an, die oft eine verschiedene theoretische Ausdeutung zuläßt. Da wir weder Bürgerkrieg noch Gewaltpolitik wollen, ist das erreichbar Beste eine solche Ausgestaltung des Staates, daß die Mehrheit darin sich wohlfühlt, weil sie ihr Staatsideal mit dem vorhandenen Staatsrecht recht und schlecht in Einklang zu bringen vermag. Gewiß, Ideen sind eine Macht und vermögen Gewaltiges. Aber auch die Verhältnisse sind stark und setzen der Verwirklichung der besten Ideen Dämme entgegen.

Eine Verfassung ist zunächst immer der Ausdruck tatsächlicher politischer Machtverteilung. Aendert sich die politische Kräfteverteilung, so muß auch das Staatsrecht nachgeben. Weil dieses Gebot bei uns im alten System nicht genügend beachtet wurde, häufte sich all jener Zündstoff auf, ohne den eine Revolution in Deutschland unmöglich gewesen wäre. In der parlamentarischen Demokratie haben wir den sozialistischen Klassenstaat der Revolution überwunden. Zum mindesten die besonnenen Führer der Mehrheitssozialdemokratie, die keinen Bürgerkrieg wollen, unterwerfen sich dem Gesamtwillen

der Nation und fügen sich der Demokratie ein, von der ihre Väter ausgegangen sind. Wie weit ihr Staatsideal sich damit von der Staatswirklichkeit entfernt, fühlen sie täglich und stündlich. Und doch ziehen sie aktive Mitarbeit in der Demokratie heute wieder unfruchtbarer Abstinenz- und Oppositionspolitik vor. Sollte für die christliche Wählerschaft ein anderes Gesetz gelten? Hat nicht Dr. Pfeiffer selbst unlängst (Nr. 14) unserer ins deutschnationale Lager abgeschwenkten akademischen, katholischen Jugend ins Gewissen geredet und ihr das Verdienst vor Augen gestellt, das den Führern des Zentrums um deswillen gebührt, weil sie in der Stunde der Not das Staatsschiff nicht den Wogen des revolutionären Sozialismus überließen und sich beim Wiederaufbau des Staats und der Verfassung als Machtfaktor einsetzten, während die im Genuß des Staates befindliche Herrenschicht des alten Staates ihre Fürsten im Stiche ließ und dann im Sturm der Revolution zur Ohnmacht verurteilt war?

All das muß sich der vor Augen halten, der heute über den deutschen Staat der Weimarer Verfassung zu Gericht sitzt, weil er seinem persönlichen Staatsideal nicht entspricht. Die Kritik muß von der rechten Staatsgesinnung getragen sein, welche Achtung vor der Autorität mit Freimut des eigenen Urteils verbindet. Wenn wir die Revolution und den blutigen Bürgerkrieg ablehnen, so dürfen wir den darnach lüsternen Volksgruppen kein schlechtes Beispiel geben. Wir sind im Gewissen verpflichtet, dem bestehenden Staat in den Grenzen der Gebote der Religion und des christlichen Sittengesetzes Achtung zu erweisen. Wir werden, weder Dr. Wirth mit deutschnationalen Organen, einen „sogenannten Reichskanzler" nennen oder von einer „Berliner Ueberbrettlregierung" reden, noch Steuersabotage mit der Ausflucht verschleiern, daß man „diesem Staat keinen Groschen" schulde. Wie die christlichen Parteien in den Parlamenten ihr Programm auf dem gegebenen Verfassungsboden vertreten, so ist jeder einzelne Christ dem Staat, der nicht die Revolution noch ihr Erbe ist, in erlaubten Dingen Gehorsam schuldig. Wie wollen wir den Kampf gegen den Umsturz führen, wie die Umsturzelemente verurteilen, wenn wir selbst dem Staat den Rücken kehren, weil uns seine Form in diesem oder jenem Punkt mißfällt.

Durch Leugnung aller autoritativen Beharrungsmomente im gegenwärtigen Staatszustande helfen wir mit, den Kristallisationsprozeß der Ordnungselemente zu stören. Es ist in diesem Punkte inner- und außerhalb der Mauern viel gesündigt worden. Es geht nicht an, die jetzt geltende Verfassung als Gewaltakt hinzustellen, durch ihre beständige Verwerfung die Rückkehr gesünderer innerpolitischer Zustände zu hemmen und alles Verpflichtende am geltenden Verfassungsrecht im Stimmungsunmut verschwinden zu lassen. Es liefe auf innere Unwahrheit hinaus, wenn der christliche Politiker im Parlament im Zeichen der geltenden Verfassungsgrundsätze sein Programm verficht, während er gleichzeitig sich dem Staat unter keinerlei Hinsicht verpflichtet fühlen würde. Das gilt aber auch für die Allgemeinheit. Erst von hier aus ist eine Kritik des Gegebenen gerechtfertigt, nur so allein wirkt sie versöhnend und verschafft sich Gehör. Sicherlich sind die Ueberzeugungen, mit denen wir uns hier auseinandersetzen, von solchem Geiste getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Findlinge.

† Dr. Armin Kausen.

Es gibt nur mehr zwei grosse kompakte politische Parteien in Deutschland, das Zentrum und die Sozialdemokratie. Beide sind zum Teil aus dem gleichen Fehler des Regierungssystems zu ihrer heutigen Machtstellung hervorgewachsen. Man wollte dem Volke die treue Anhänglichkeit an die kirchliche Autorität aus dem Herzen reissen und hat dadurch auf der einen Seite Sozialdemokraten gesät, auf der anderen Seite die Kämpfer für die Rechte der Kirche wider Willen aus dem Boden gestampft. [1898].

Die Geschichte lehrt uns, dass die katholische Kirche aus allen Stürmen und Verfolgungen stets neu gestärkt, an äusserem Zusammenhalt und innerer Glaubenskraft gewachsen, hervorgegangen ist. [1899].

Auch im 20. Jahrhundert wird es der Kirche nicht an Verfolgungen fehlen. Wohl uns, wenn wir und unsere Kinder und Kindeskinder dann aufrichtigen Herzens bekennen können: Wir haben keine Schuld! [1900].

Der oberschlesische Aufstand.

Von Dr. Herschel, M. d. R.

Es ist schwer, den flüchtigen Geist der Zeit zu bannen, während er vorübereilt. Jedenfalls ist es schwerer, als ihn nachträglich heraufzubeschwören. Die Vergangenheit liegt still, aber das Bild der Gegenwart wechselt beständig, besonders bei großen Volksbewegungen. Manche Quelle der Erkenntnis, oft gerade die wichtigste, bleibt dem zeitgenössischen Beobachter verschlossen. Wer politisch verantwortlich denkt, muß manche Bemerkung unterdrücken, die seinem Lande schaden könnte. Vor allem aber bewegt leidenschaftliche Teilnahme am Gegenstande den, der von seiner Zeit für seine Zeit schreibt, während beim Späteren nur noch der kühl wägende Geist die Feder führt.

Wenn hier versucht werden soll, die Ursachen, den bisherigen Verlauf und die voraussichtlichen Folgen des dritten Polenaufstandes in Oberschlesien in gedrängter Kürze darzulegen, so ist der Verfasser natürlich Partei, weil es sich um seine Heimat handelt. Gleichwohl will er versuchen, nüchtern und möglichst unparteiisch die treibenden Kräfte dieser Bewegung zu schildern. Ein Ausblick auf ihre politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Auswirkungen wird gerade jetzt am Platze sein, wo sie zwar noch nicht abgeschlossen ist, aber ihr Ende wegen militärischer Maßnahmen oder wegen ihres inneren Zusammenbruches nicht mehr in weiter Ferne stehen dürfte.

Der Aufruhr entsprang zwei Wurzeln, einer nationalistischen und einer bolschewistischen. Der letztere Zug in der Bewegung tritt immer stärker hervor und wird, wenn nicht alles täuscht, die andere Seite des Aufstandes völlig überwuchern.

Dieser war keine spontane Erhebung der polnischsprechenden Mehrheit des oberschlesischen Volkes. Das behaupten zwar die Polen und die französische Presse schreibt es ihnen nach, aber das beständige Betonen dieses Umstandes erregt von vornherein Verdacht. Der Aufruhr war eine sorgfältig vorbereitete künstliche Mache. Eine gutorganisierte und noch besser bewaffnete Minderheit begann und führte ihn durch. Wir sehen ja in unserem angeblich demokratischen Zeitalter auch anderswo häufig den maßgeblichen und verderblichen Einfluß von rücksichtslosen bewaffneten Minderheiten auf das Volksganze. Durch den Anfangserfolg, durch Gewalt und durch Versprechungen gewann der Aufruhr zunächst starken Zulauf. Er verlor aber bald auch Anhänger. Gegenwärtig wenden sich weite Kreise der Insurgenten wieder von ihm ab. Teils kehren sie zur Arbeit zurück, teils plündern sie auf eigene Faust. Die Tatsache, daß er immer noch ein weites Gebiet beherrschen kann, verdankt er dem Umstande, daß eine entwaffnete friedliche Bevölkerung überfallen wurde, zu deren Schutz die nichts taten, welche nach dem geschriebenen Rechte des Friedensvertrages und dem ungeschriebenen der Menschlichkeit dazu zunächst berufen waren, während das deutsche Volk, höherer Gewalt weichend, zähneknirschend zur Vermeidung eines Zweifrontenkrieges davon Abstand nehmen mußte, den bedrängten Volksgenossen in Oberschlesien durch Einmarsch von Reichswehr zu helfen.

Nur bei wenigen Aufrührern waren die treibenden Kräfte irregeleiteter Idealismus, nämlich nationaler oder — durch den Mißbrauch der Religion von polnischer Seite — entflammter religiöser Fanatismus. Bei den meisten anderen wirkten rein materielle Beweggründe. Schon vor dem Kriege war die Kriminalität in Oberschlesien in bezug auf Verbrechen gegen Leben und Eigentum größer als anderswo. Das lag an der geringeren Bildung breiter Massen, der tiefen sozialen Zerklüftung und der schweren Arbeit der Bevölkerung unter ständiger Gefahr. Den Einfluß solcher auf das Wachsen der Straftaten sehen wir ja häufig in Industriebezirken, Hafenstädten usw. Im Kriege wuchs die Verrohung des Volkes noch. Der Waffenstillstand brachte Oberschlesien keine Ruhe, sondern noch mehr Aufregung als selbst der Krieg. Denn nun setzte hier der viel zu lange Abstimmungskampf ein, in dem die Polen gar bald die Losung zur Gewalt anstimmten. Junge Leute wurden für die berüchtigten Bojowken geworben, deren einziger Zweck darin bestand, deutsche Versammlungen zu sprengen, Heimattreue auf alle Weise zu drangsalieren oder gar zu beseitigen und gelegentlich selbst gegen Pfarrhäuser Dynamitattentate auszuüben. Für solchen organisierten Müßiggang bekamen solche Halbstarke 100 Mark und mehr auf den Tag. Mit Waffen in der Hand führten sie ein freies Leben voller Wonne, d. h. für sich, nicht für die deutschgesinnte Bevölkerung.

Bekannt ist ja der vorbereitende Terror vor der Abstimmung und sein Einfluß auf ihr Ergebnis, abgesehen von den größeren Städten. Alle Autorität mußte unter solchen Zuständen schwinden. Die nämlichen Organisationen, die damals wüteten, veranstalteten nun den dritten Aufruhr, unter dem das Land von Kohle und Eisen heute noch furchtbarer leidet als unter dem ersten 1919 und dem zweiten 1920.

Die Wühlarbeit von Korfanty und Genossen und seine planmäßige Unterstützung von Polen her wirkten mit Bestechung durch Geld oder Lebensmittel, durch die Hoffnung auf Zuteilung von Land oder auf Beute an beweglicher Habe der deutschen Mitbürger. Die ganze Einstellung der Gemüter auf Gewalt, die Lust am Bandenleben und Verbrechertum, sie konnten sich nun ungehindert auswirken. Ist es da ein Wunder, daß nach anfänglicher militärischer Scheindisziplin bald alle Ordnung abhanden kam? Bald hatten die Führer die Massen nicht mehr in der Hand. Der militärische Oberbefehlshaber Graf Mielczynski trat zurück. Korfanty selbst erklärte, machtlos zu sein und bei etwaigem Vorrücken des deutschen Selbstschutzes die Sprengung der Gruben und Hüttenwerke durch seine Banden nicht hindern zu können. Vielleicht möchten sie gern die Geister los werden, die sie gerufen haben. Aber die sind ihnen längst über den Kopf gewachsen.

Daß es sich nicht um nationale Beweggründe handeln kann, zeigen die gemeinen Verbrechen und Vergehen, die auch gegen Polnischsprechende verübt werden. Erpressungen sind an der Tages- oder besser Nachtordnung. Haussuchungen werden nach Waffen veranstaltet, aber Schreibmaschinen, Geld und Lebensmittel mitgehen geheißen. Falsche Passierscheine und andere Urkunden können gegen hohe Summen erzielt werden. Andere Bandenführer beachten sie aber nicht und fordern neue Gelder, selbst die Unterschrift Korfantys wird verlacht. Anfangs erfolgten die Verschleppungen von sogenannten deutschen Geiseln noch nach politischen Gesichtspunkten, jetzt geschehen sie wohl nur noch zur Erlangung von hohen Lösegeldern. Daher sucht man sich meist finanziell besser gestellte Persönlichkeiten oder solche, die man dafür hält, dazu aus. Nicht umsonst war während der ganzen Abstimmungsvorbereitungen der Neid der arbeitenden polnischsprechenden Massen gegen die besitzende deutsche Oberschicht erregt und ihre böse Begierlichkeit nach deren Hab und Gut von den polnischen Drahtziehern angestachelt worden. Nun zeigen sich die Früchte davon.

Die Beteiligung der Kommunisten an der Bewegung auf seiten der Aufrührer kann diesen Eindruck nur noch verstärken. Freilich haben viele sich doch auf die deutsche Seite geschlagen, wie ja auch ein großer Teil von ihnen der Parteiparole bei der Abstimmung nicht folgte, die Wahlenthaltung empfohlen hatte. Man will die Landgüter aufteilen und die Gruben durch Zentralarbeiterräte ausbeuten lassen. Vorläufig ist es dazu noch nicht gekommen. Die Polen arbeiten mit gewohnter Doppelzüngigkeit. Während sie den kleinen Leuten Land versprachen, ließ die Warschauer Regierung den Großgrundbesitzern, die sie gern für sich gewinnen wollte, unter der Hand mitteilen, daß ihre Güter nicht angetastet werden würden.

Die Ursachen des Aufstandes liegen also in der Eigenart einzelner Teile des oberschlesischen Volkes und in den schlimmen Erlebnissen der letzten Zeit. Die unmittelbare Veranlassung zu seinem Ausbruch aber war folgende:

Die Polen hatten auf ungefähr 80 v. H. der Stimmen gerechnet, aber nur 39 v. H. erreicht. Man sah Oberschlesien als verloren oder doch als stark gefährdet an, wenn die Zuteilung nach der Dreifünftel-Mehrheit der Deutschen an diese beim Obersten Rat der Hauptmächte in Frage kam. Deshalb wollte man fertige Verhältnisse schaffen, wie solche anderwärts geschaffen worden waren, z. B. im Winter der Umwälzung in Posen.

Augenscheinlich war man auch der Ansicht, daß die Hauptmächte eine Gefährdung der Industrie befürchten und deshalb Oberschlesien den Polen aushändigen würden, wenn erst einmal die Banden im Besitze der Hütten und Gruben wären. Eine Zeit hat man wohl nur mit der Vernichtung der wesentlichen wirtschaftlichen Werte Oberschlesiens geblufft. So lange Führer an der Spitze des Aufruhrs standen, war es klar, daß sie nicht das vernichten würden, was allein der Preis des Aufruhrs hätte werden können. Seitdem aber die Horden auf freier Spur einhertreten, ist die Gefahr der Sprengung von Anlagen erheblich größer geworden. Privateigentum ist so wenig von den Insur-

genten geschont worden wie öffentliches, wo die Kämpfe an der Front stattfanden.

Endlich sollte der Aufruhr offenbar den Abstimmungsterror vergessen machen, der den Bericht der Hohen Kommission zu Oppeln an die Hauptmächte und deren Entscheidung zugunsten der Deutschen beeinflussen müßte. Demgegenüber gebieten deutsche Ehre und deutsches Interesse gerade diesen Umstand immer wieder hervorzuheben und ihn namentlich im Auslande immer wieder in die rechte Beleuchtung zu setzen. Es läßt sich nicht leugnen, daß ein gewisses Vergessen früherer Geschehnisse bereits eingetreten ist, da die Gegenwart noch viel schaudervoller ist als die Vergangenheit und der Mensch nur an das Nächstliegende in solchen Zeiten denkt, wie wir sie jetzt durchleben.

Der Aufstand konnte nur ausbrechen, weil er von Polen her in seiner Vorbereitung unterstützt und von der Hohen Kommission zu Oppeln in Pflichtvergessenheit, von ihren französischen Mitgliedern durch bösen Willen unterstützt worden war. Alles Ableugnen nach dieser Richtung ist vergeblich. Die Versuche von Herrn Briand gar, deutschen Blättern das Signal zum Aufruhr zuzuschieben, scheiterten kläglich an der Tatsache, daß die „Grenzzeitung" zwar deutsch geschrieben, aber von Korfanty gekauft ist. Sie brachte am 1. Mai die Nachricht, daß die Kreise Pleß und Rybnik allein zu Polen kommen sollten, das übrige Oberschlesien aber mit dem Industriebezirk zu Deutschland. Damit war das verabredete Signal zu einem Streik der polnischen Grubenarbeiter und zum Aufruhr selbst gegeben. Daß dieser fast zur selben Stunde an allen Ecken und Enden des Abstimmungsgebietes jenseits der von den Polen geforderten Korfantylinie aufloderte, daß überall sofort bewaffnete Haufen mit Fahrzeugen bereitstanden, widerlegt schlagend, daß es sich hier um eine spontane Volkserhebung handelt, die bei aller etwa vorhandenen Begeisterung eine gewisse Zeit zu ihrer Auswirkung gebraucht hätte.

Die polnische Regierung hat den Aufstand durch Geld, Waffen und Menschen unterstützt. (Woher kamen die Hallersoldaten, die Geschütze, die ungeheuren Bestechungssummen denn sonst?) Natürlich handelte sie nach dem Grundsatz: Si fecisti, nega! Man setzte Korfanty als Abstimmungskommissar ab. Man ordnete die Schließung der Grenze an, während nach wie vor Banden herüber- und hinüberwechselten. Man verbot amtlich die Beteiligung von polnischen Soldaten, während in Posen durch Anschläge Freiwillige zur Meldung für Oberschlesien aufgefordert wurden. Anderseits verlangte man in stürmischen Sitzungen des polnischen Landtags die Zuteilung von ganz Oberschlesien, mindestens aber das gesamte Industrierevier. Die ständigen Vertreter Polens im Auslande arbeiteten für dasselbe Ziel. Sondergesandtschaften aus Oberschlesien wurden in alle Hauptstädte der Entente geschickt, um den angeblichen Schrei des Volkes nach Erlösung und Vereinigung mit dem „Mutterlande" Polen wirksam vorzutragen. Man suchte kleine Leute dazu aus, denen man bewährte Führer zugesellte. Auch Freiwillige fanden sich für solche diplomatische Aufgaben. So fuhr der vielgenannte Graf Oppersdorf, der einstige Freund und Bewirter des Deutschen Kaisers im Schlosse Oberglogau, nach Paris, um dort — freilich vergeblich — sogar für die Abtrennung des linken Oberufers von Deutschland Stimmung zu machen.

Die Hohe Kommission in Oppeln war seit Februar 1920 immer wieder auf das Bestehen einer militärischen Geheimorganisation der Polen in Oberschlesien aufmerksam gemacht worden. Sie ging aber keiner Warnung nach. Sie drückte beide Augen mit Gewalt zu, d. h. nur den Polen gegenüber. Wenigstens ihre französischen Mitglieder taten das. Die Engländer und Italiener kamen gegen den Präsidenten Le Rond nicht auf. Die lange Liste der Ungerechtigkeiten gegen die Deutschen und Bevorzugungen der Polen soll hier nicht vorgetragen werden. Sicher ist, daß die 13000 Franzosen im Abstimmungsgebiete bei sofortigem rücksichtslosem Eingreifen die Insurgenten hätten auseinanderjagen können. Die wenigen Bataillone Italiener versuchten es, wo sie waren, und erlitten schwere Verluste. Die Engländer waren, als der Aufstand ausbrach, aus Oberschlesien völlig zurückgezogen, sind aber nun wieder eingetroffen. Ihr Eingreifen wird täglich erwartet. Gingen die Franzosen wirklich mit ihnen zusammen oder stellten sich beide an die Seite des deutschen Selbstschutzes, so wäre es eine Kleinigkeit, alsbald mit den desorganisierten Horden der Aufrührer fertig zu werden. Der Selbstschutz würde es schließlich allein schaffen, wenn man ihn nicht hinderte. Statt dessen bietet sich dasselbe Bild wie während des zweiten Aufstandes. Ueberall die beste Harmonie zwischen den Insurgenten und den Franzosen. Die ersteren erhalten sogar die Muniton von diesen zugesteckt. Wer deutscher Darstellung nicht glaubt, möge die angelsächsische oder italienische Presse darüber nachlesen. Er braucht auch nur daran zu denken, daß das Verhältnis der Engländer und Franzosen in Oberschlesien trotz aller amtlichen Versicherungen von Einigkeit zwischen den Alliierten sowohl in der Hohen Kommission wie im Kampfgebiet selbst höchst gespannt ist.

Wir stehen augenblicklich vor den schwersten Entscheidungen in Oberschlesien sowohl wie im Rate der Hauptmächte. Angeblich soll das Aufruhrgebiet bis zum 20. Juni von den Aufständischen geräumt sein und die Entscheidung in Boulogne noch bis Ende des Monats fallen. Irgendwelcher Verlaß ist auf solche Meldungen natürlich nicht. Die Stimmung wechselt fast täglich nach dem jeweiligen Stande der Mächte zueinander.

England sucht die Entscheidung hier wie dort zu beschleunigen, Frankreich aber verschleppt sie mit allen Mitteln. Es besteht sogar die Gefahr, daß England durch Kompensationen (auf dem Landwege nach Indien oder durch das Anerbieten eines französisch-englischen Bündnisses) von der Bahn abgelenkt wird, die ihm der Friedensvertrag und die militärische Ehre vorschreiben. Auch seinem wirtschaftlichen Interesse läuft ein Kohlenmonopol Frankreichs und dem politischen das immer größere Erstarken dieser gegenwärtig ersten Kontinentalmacht durchaus zuwider. Was aber die leitenden Staatsmänner schließlich als den größten Vorteil für England betrachten, steht dahin. Für uns wird es nie streiten, sondern nur für seine eigenen Interessen. Wir können nur wünschen, daß Oberschlesien nicht ein Austausch- oder gar Schacherobjekt innerhalb der Entente wird.

Bisher haben Recht und Menschlichkeit auf die Hauptmächte nicht den Eindruck gemacht, den man nach der feierlichen Ankündigung einer „Aera der Freiheit und Gerechtigkeit" beim Amtsantritt der Hohen Kommission im Februar 1920 erwartet hätte. Die Presse des Auslands nimmt von den Dingen, die sich da oben abspielen, nicht genügend Notiz. Die Franzosen sind interessiert und halten natürlich mit der Wahrheit zurück. Die angelsächsischen Blätter aber müßten, wenn sie die Wahrheit verkünden wollten, zeigen, daß dort gegenwärtig aller Menschlichkeit Hohn gesprochen wird. Man nehme doch nun dasselbe Interesse an Oberschlesien, das man seinerzeit Belgien entgegengebracht hat. Hier ist ein friedliches Volk überfallen, das die Welt schützen müßte. Statt dessen macht man sogar dem deutschen Selbstschutz, einer in Notstand und Notwehr geschaffenen, rein oberschlesischen Organisation von seiten der Hohen Kommission fortwährend Schwierigkeiten. Nachdem man selbst nicht in der Lage oder gewillt war, seit ungefähr sechs Wochen Raub, Mord, Brandstiftung, Verschleppung und Erpressung zu verhindern, lähmt man erfolgreiche, militärische Bewegungen. Was soll eine unglückliche Bevölkerung tun, die durch den erzwungenen Frieden von Versailles, durch die Unfähigkeit der Hohen Kommission und durch die brutale Gewalt der Aufständischen in eine solche verzweifelte Lage gebracht worden ist? Selbsthilfe muß überall erlaubt sein. Hier wird sie unterbunden, trotzdem dies nicht nur im Hinblick auf die eigenen Unterlassungen der Kommission unmoralisch ist, sondern auch die weitere Zerstörung unendlich wichtiger wirtschaftlicher und Kulturwerte zur Folge haben kann.

Bereits jetzt sind die Verwüstungen, die sich in Geld ausdrücken lassen, ungeheuer. Sprengungen von Brücken und Häusern, von Anlagen anderer Art, das Ersaufen von Gruben, die Verluste durch alle Art von Einschüchterung und Bedrohung, Wegnahme von Sachen und von Geld, Arbeitslohnausfälle und Konjunkturverluste, Stockung von Handel und Wandel, alle diese unmittelbaren Folgen im Aufruhrgebiet gehen schon in die Milliarden. Durch Kampfhandlungen an der Front und durch die üblen Geschehnisse auf der polnischen Seite hinter ihr wächst der Schaden täglich. Wer soll ihn schließlich bezahlen? Von Rechts wegen die Aufrührer, die Polen und die Hauptmächte als Urheber, Anstifter und Nichtverhinderer der strafbaren Handlungen. Aber welches Gericht kann die Mächte dazu zwingen? Sollen die Gemeinden etwa nach dem alten Aufruhrgesetz noch zu dem übrigen Schaden, den sie schon tragen, etwa den geschädigten Bewohnern noch in Geld alles das ersetzen, was die von auswärts her angestifteten Banden in ihnen angerichtet haben? Sollen die unglücklichen Geschädigten gar nichts bekommen? Oder gar das Reich einspringen? Man sieht, wie

weit man mit dem Recht kommt, hinter dem keine Macht steht, wenn man bösem Willen gegenübersteht.

Noch viel größer als der materielle Schaden ist der moralische. Die Mißachtung jedes göttlichen und menschlichen Rechtes, der gesteigerte Hang zum Verbrechen, die völlige Verwilderung der Jugend, die absolute Unsicherheit und Undurchsichtigkeit aller Verhältnisse schreien zum Himmel. Erschütternde Notrufe von Städten, politischen Parteien, großen Verbänden und Privaten gehen jeden Tag durch Funkspruch oder durch die Presse in die Welt, ohne daß irgendwelche Abhilfe bisher erfolgte.

Wenn nicht bald durchgegriffen wird, dürfte Oberschlesien eine starke Etappe des **Bolschewismus** auf dem Wege nach Westen zu werden. Das zu verhindern haben doch alle Mächte ein Interesse. Aber Frankreich hält Oberschlesien für die zukünftige Waffenkammer Deutschlands. Entweder muß dies Land eine bessere Einsicht bekommen, oder England muß diesmal fest genug sein, seinen Willen durchzusetzen. Dann, aber nur dann, kann es in Oberschlesien noch einmal besser werden. Augenblicklich ist der Himmel dort so umwölkt wie nie zuvor. Die Mächte haben dem deutschen Selbstschutz Befehle gegeben, die dieser kaum wird befolgen können. Die sogenannte neutrale Zone, eine verschleierte Demarkationslinie droht Wirklichkeit, zu werden, dann würde der Terror sich konsolidieren.

Angesichts dieser furchtbaren Geschehnisse ist der Ruf nach einer deutschen Einheitsfront für Oberschlesien das Gebot der Stunde. Im Abstimmungsgebiet selbst ist sie bereits erreicht. Hoffen wir nach den klaren und festen Worten des Reichskanzlers Dr. **Wirth** zu dieser Frage, daß in ganz Deutschland ohne Unterschied der Partei alles zusammensteht, was noch ein Gefühl für Lebensfragen deutscher Nation aufzubringen vermag. Dann wird man Eindruck auf die Hauptmächte machen. Gelingt das nicht, so ist Oberschlesien verloren und mit ihm, wie man ohne Uebertreibung sagen kann, auch die deutsche Zukunft.

Denkwürdige Sitzungen.

Von Albert **Dettling**, Jena.

Man hat der deutschen Diplomatie im In- und Ausland mehr als einmal vorgeworfen, daß sie in der Unkenntnis der Völkerpsychologie Meisterin sei. Das war schon längst unsere Ansicht, bevor die Katastrophe kam, und wir haben sie auch ausgedrückt. Niemand aber wird bestreiten wollen, daß genaue Kenntnis gerade auf diesem Gebiet mit die besten Schlüssel zum Erfolge liefert. In dieser Gedankenfolge sind auch die Debatten, die sich neulich im **französischen Parlament** (Kammer und Senat) über die Außenpolitik der Regierung abwickelten, so belehrend, daß es wertvoll erscheint, ihr Bild festzuhalten.

Als sich der Gewittersturm einer mißtrauisch und feindselig gesinnten Kammer, in dem ein Dutzend Redner ihre Blitze schleuderten, über **Briand** entlud, **geschah etwas Unerhörtes**: Die Interpellationsdebatte wurde plötzlich, als sie gerade ihren Höhepunkt erreicht hatte, auf eine halbe Woche vertagt. Kann man sich ein Gewitter vorstellen, das man durch den mechanischen Druck auf einen Knopf abbricht? Höchst unfranzösisch auch, die Leidenschaft in Pausen zu zwingen. In den letzten 20 Jahren der Parlamentsgeschichte ist so ein Ding noch nie dagewesen. Der Kabinettschef ist — wie wir schon früher gesagt — ein ganz **überlegener Taktiker**. Er spielte die Rolle der spröden Schönen, die das Boulogner Konferenz-Stelldichein des aufdringlichen, britischen Freiers ablehnte, der gallischen Eitelkeit damit ungeheuer schmeichelte und gleichzeitig die Verschleppungspolitik im oberschlesischen Problem förderte. Und wieder kühne und geschickte Taktik, dem Ministerium des Dr. Wirth süß klingendes Lob zu spenden, um gegen den Strom schwimmen und den wilden Skalpjägern des Bourbonenpalastes in einer zweistündigen Rede Vernunft beibringen zu können, Versöhnlichkeit zu predigen, die Freundschaft mit den Engländern in den Vordergrund zu rücken und als vorläufig notwendiges Zugeständnis den oberschlesischen Standpunkt fast in der alten Form aufrechtzuerhalten. Die Aussicht auf den Erfolg eines so verzweifelten Beginnens lag auch darin, daß **Tardieu** (der eifrigste Versailler Gehilfe des Tigers) und **Klotz** (Clemenceaus Finanzminister) die Hauptstürmer waren. Der Versailler Vertrag, ihre geistige Geburt, ist ihnen ans Herz gewachsen, wie den Müttern selbst ungezogene Kinder. Die Khaki-Mehrheit der Kammer aber ist der Meinung, daß der Vertrag ein Schwächling ist, der die französischen Ansprüche nicht genügend wahrt. Wir erlebten also einfach das Kampfschauspiel örtlicher Natur zwischen zwei Konkurrenzgruppen. Herr Tardieu, der Exdiplomat und Tempsredakteur, bevor Jean Herbette an seine Stelle trat, ein Mann von reichlich geschäftlicher Vergangenheit und dunklem Ehrgeiz, der zu viel Lobgesänge auf seine eigene Person anstimmt, macht wenig Eindruck und wird das Kabinett niemals stürzen. Der gefährlichste Gegner ist der parlamentarische Neuling **Forgeot**, ein Rechtsanwalt von entschiedener Intelligenz und ungewöhnlicher rednerischer Befähigung. Es winken ihm Ministerstühle, und man tut gut, seinen Namen zu behalten. Er machte den Vorschlag, dem Londoner Abkommen die parlamentarische Bestätigung einfach zu versagen und ihm so den Todesstoß zu versetzen. Dieses Wagnis schien aber selbst manchem Nationalisten zu kühn. So gelang es Briand mit fast 250 Stimmen Mehrheit aus dem gefahrdrohenden Kampfe hervorzugehen. Die Presse ist ihm, von wenigen extrem nationalistischen Organen abgesehen, günstig. Es schien plötzlich eine Gefühlsänderung in Paris eingezogen zu sein. Ist es Täuschung oder wird sich das Wort des Abgeordneten Moutet bestätigen: Auf die Entwaffnung der Armee muß die Entwaffnung des Hasses folgen? Jedenfalls ist diese denkwürdige Kammerverhandlung an der Seine **seit Jahren die erste, in der man keine Aeußerungen des Hasses vernahm**. — Rein psychologisch betrachtet und ganz abgesehen vom praktischen Dauererfolg ist dies Ereignis ein bedeutendes. Ein französischer Journalist gibt die Stimmung der außenpolitisch gemäßigten Kreise wieder, wenn er schreibt: „Briand hat sich rehabilitiert und den Forderungen widerstanden, die das Ministerium bedrohten. Uns trennt ein weiter Abgrund von ihm. Aber wir können nicht anders, als ihn auf seinem Wege ermutigen.“ Auch die radikale Linke, die der nationalistische Block vom Throne gehoben und in die Ecke gedrückt, ergreift in ihrem bedeutendsten Führer, dem Lyoner Bürgermeister Herriot, das Wort: „Briand hat sehen können, daß es noch eine Linke gibt, die ihn unterstützt. Er hat sich oft widersprochen, aber er hat immer den Mut seiner Meinung gehabt. Die Linke hat Briand unterstützt, weil sie Sorge vor Schlimmerem hat.“

Im **Senat** entrollte sich dasselbe Bild wie in der Kammer. Wie der bekannte Lefèvre im Bourbonenpalast, so versuchte ein heißsporniger Senator im Luxemburgpalast vergeblich, das Londoner Abkommen von dem Finanzausschuß prüfen zu lassen. Poincaré hüllte sich merkwürdigerweise in Schweigen. Typisch aber ist, daß der lothringische **General Hirschauer** die völlige Entwaffnung Deutschlands am Ende der Sitzung forderte. Briand ist die Zugkraft dieses Themas nicht unbekannt. Er nahm ein zweitesmal das Wort und führte dabei aus: „Die Frage der Sicherheit Frankreichs ist diejenige, die uns und alle anderen Regierungen nach dem Kriege am meisten beschäftigt hat. Wir sind entschlossen, den deutschen Imperialismus in allen seinen Schlupfwinkeln zu verfolgen. Alle diese Fragen sind Marschall Foch, General Weygand und Marschall Wilson in London unterbreitet worden. Diese drei Generale haben einen Abrüstungsplan aufgestellt, der von Deutschland angenommen worden ist. General Nollet hält diesen Plan für genügend. Die französische Regierung stellt die Sorge um die Sicherheit Frankreichs in den Vordergrund, und wir haben den Verbündeten mitgeteilt, daß darüber ein Handeln ausgeschlossen ist. Wenn Deutschland wirklich nicht abrüsten wollte, würden wir allein vorgehen.“ Da zu diesen Worten ein gewaltiger Beifall donnerte, hielt es der geschmeidige Kelte für angezeigt, mit dem Schlußsatz etwas zu bremsen: „Wir müssen suchen, mit Deutschland wieder gute Beziehungen anzuknüpfen. Deutschland ist ein großes Volk, aber es ist vom Militarismus vergiftet worden. Wenn das deutsche Volk sich Rechenschaft ablegen will über seine Verbindlichkeiten, so können wieder normale Verhältnisse zwischen uns gedeihen. Aber wenn der militärische Geist die Oberhand behalten sollte, so kann sich ein demokratisches Deutschland nicht entwickeln.“

Da wir uns hier darauf beschränken, eine Skizze der französischen Auffassung zu zeichnen, ist der Hinweis auf die Knüppel, die gerade der französische Imperialismus der gesunden demokratischen Entwicklung hier zu Lande in den Weg geworfen hat, zwecklos. Nicht minder unverständlich aber bleiben die Aeußerungen gewisser deutscher Preßorgane, die aus parteipolitischen Gründen das Lob Briands auf das Kabinett Wirth als deutsche Erniedrigung, Schmach usw. bezeichnen. Es gibt Leute, die noch nicht einmal die Bedeutung des Wortes „Taktik“ verstanden haben und dabei führende Rollen (wozu ich die Feder rechne) beanspruchen.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die Teilnahme am politischen Leben entbindet den Katholiken durchaus nicht von der Verpflichtung, tätig an der auf religiöser und konfessioneller Grundlage sich vollziehenden Aktion seiner Glaubensgenossen mitzuwirken, sagt Benedikt XV. in einem kürzlich an den Präsidenten des italienischen Volksvereins, den Conte Pietromarchi gerichteten Schreiben, das gleichzeitig den Gedanken der Propaganda- und Inspektionsreisen durch alle Sektionen des ganzen Landes gutheißt. Die Schaffung einer solchen Aktion leitete vor anderthalb Jahren auch für Argentinien der dortige Episkopat eben durch Einführung eines katholischen Volksvereines ein. In Propaganda, Organisierung und soziale Tat gliederte sich die großzügig angebahnte Bewegung und, befruchtet vom Segen des Papstes, setzte sie vielverheißend ein. Selbst auf Straßen und Plätzen entwickelten und verteidigten die Propagandisten das Programm, man schloß die Lücken im katholischen Vereinswesen, in organischer Gliederung wuchs ein Körper, landauf, landab erstanden zu wirtschaftlicher Selbsthilfe Genossenschaften und Kassen, Pläne zum Bau ganzer Arbeiterviertel nahmen Gestaltung an und die Gaben schwollen zu einem Grundkapital von 14'581,184 Pesetas. Da erwachten Ehrgeiz und Eifersucht beiseitestehender Gesinnungsgenossen, eine Seuche des Mißtrauens und niedrigster persönlicher Verdächtigung griff hochflutartig um sich, lähmte in kurzem alle Kräfte, die Desertion begann, als erster zog sich der Vertrauensmann der Bischöfe zurück und der Zusammenbruch des so herrlich begonnenen Unternehmens schien unvermeidlich. In diesem Augenblicke griffen die Bischöfe selbst ein. Eine streng und rasch durchgeführte Untersuchung deckte die Grundlosigkeit der Verleumdungen auf und stellte das Vertrauen wieder her, der Bann wich, das Blut begann von neuem seinen Kreislauf wieder und heute ist die Krise überwunden: es geht entschlossen voran. U. a. erstehen auf großherzig von Privaten geschenktem Grunde 635 Häuser mit einem Kostenaufwand von 8½ Millionen Pesetas für Arbeiterfamilien, ausgestattet mit modernen sozialen Hilfsmitteln für Kinder-, Frauen-, Kranken-, Körper- und Geistespflege.

Das Vermittlungsangebot Papst Benedikts an Deutschland vom März hat durch eine Erklärung des vorigen Reichskanzlers Fehrenbach eine Beleuchtung erfahren, welche die Behauptungen des Abg. Erzberger rechtfertigt, wie freilich nur eine sehr genaue Prüfung ergibt. Wer die Praxis vatikanischer Diplomatie kennt, weiß übrigens, daß diese nicht willkürlich Vorschläge ins Blaue hineinmacht, sondern erst, nachdem sie sich durch Fühlungnahme gesichert hat; man denke an den August 1917! Der Gedanke, daß der unvermittelte Umschwung Washingtons (Zurückziehung der Entschließung Knox usw.) uns gegenüber der nicht zu rechtfertigenden Behandlung des durch den Vatikan uns gemachten Vorschlages zuzuschreiben ist, liegt mehr als nahe. Jedenfalls ist nochmals eine glänzende Gelegenheit, den der Völkerversöhnung dienenden Einfluß des Vatikans gewaltig zu stärken, vernichtet worden (leider durch die Mitwirkung von Katholiken selbst).

Der französische Botschafter Jonnart hat am 28. Mai unter dem üblichen Zeremoniell dem Papste seinen Kredenzbrief überreicht und am nächsten Abende dem Kardinal-Staatssekretär ein Festmahl gegeben, zu dem die Gesandten Belgiens, Polens, Tschechiens und Jugoslaviens zugezogen wurden. In dieser Auswahl dürfte sich bereits der diplomatisch-strategische Aufmarschplan Frankreichs beim Vatikan kennzeichnen. Ergänzend sei erinnert, daß tatsächlich schon im Oktober 1919 dieses in Rom die Forderung erhoben hat, das Saargebiet von der Diözese Trier zu trennen und einem den Franzosen genehmen Bischofe zu unterstellen. Auch daran sei erinnert, daß Briand im Wahlfeldzug in durchaus nicht hypothetischen Wendungen von einem neuen Kirchengesetze gesprochen hat, das allerdings verschieden von dem Kirchentrennungsgesetze der Vergangenheit, welches Pius X. verworfen hat, sein werde. Dieses hat seine traurigen Wirkungen gründlichst getan. Trostlos sind die religiösen Zustände in der französischen Kirche; man kann beinahe von einem allmählichen Aussterben des Klerus sprechen. Raummangel verbietet, Einzelheiten aufzuführen. In England, das an Berufen Ueberfluß hat, äußert sich der Gedanke, Hilfskräfte an Frankreich abzugeben. Dort auch (im „Tablet") wird der Vorschlag gemacht, den zahlreichen geistlichen Konvertenden aus der anglikanischen Kirche, denen Familiensorgen den Uebertritt verbieten, eine Existenzmöglichkeit zu eröffnen, indem man sie als Laienhelfer dem Seelsorgeklerus angliedert. Es ist traurig, wenn, wie jüngst, ein 60jähriger verheirateter Domherr der Hochkirche nach seiner Konversion erklärt, er wäre schon um eine Stelle als Unterkellermeister froh, um nur leben zu können. Benson zeichnet übrigens in seinem „Durchschnittsmensch" die ganze Tragik eines solchen Konvertitenhelden.

Frankreichs Aussöhnung mit dem Hl. Stuhle, mehr aber noch deren wiederholt mit Nachdruck betonte Begründung, hat in der römischen Presse Eindruck gemacht. „Messagero" (und nach ihm auch das Nationalistenorgan „Idea Nazionale"), hinter dem jene Kreise stehen, die am entschiedensten jeden Gedanken einer Aussöhnung zwischen Quirinal und Vatikan ablehnten, begreift plötzlich, daß Frankreich nicht länger „einem so überaus wichtigen Mittelpunkte internationaler Einflüsse" fern bleiben konnte. Heute besäßen alle großen und kleinen Nationen ihre Vertreter beim Papste. Nur Italien, das auch keine geringeren Interessen dort wahrzunehmen habe, stehe noch ferne. Das Problem, das vor 50 Jahren abgeschlossen erschien (die Römische Frage), sei wieder in Bewegung geraten. Heute könne man darüber sprechen, ohne befürchten zu müssen, das Ansehen des italienischen Staates könne darunter leiden. Der „Osservatore Romano" hebt inzwischen die grundsätzliche Verschiedenheit der Vergleichsobjekte (Frankreichs und Italiens Verhältnis zum Hl. Stuhle) hervor. In der Tat ist die römische Frage nicht die der Herstellung unterbrochener diplomatischer Beziehungen, sondern die der vergewaltigten Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes. Immerhin, die Wertung des Papsttums klärt und mehrt sich. Eben hat auch Belgien seine Gesandtschaft beim Vatikan in eine Botschaft umzuwandeln beschlossen und Japans Kronprinz, die Ententehauptstädte besuchend, hat seinen Besuch im Vatikan angesagt.

Ein in England wie in Irland freudig begrüßtes Papstschreiben an Kardinal Logue von Armagh schlägt vor, ausgewählte Männer beider Nationen mögen zusammenkommen und in gemeinsamer Aussprache die Grundlage zu einer Verständigung suchen, da von dem gegenwärtigen Kampfe nur beide Teile den Schaden haben.

In den Tagen vom 28.—30. August werden die Katholiken Deutschlands in Frankfurt a. M. wieder ihren ersten gemeinsamen Katholikentag abhalten. Die veränderte Stellung der Katholiken im heutigen Deutschland wird dieser Veranstaltung eine gegen früher stark erhöhte Bedeutung verleihen. Eine geschlossene Willenskundgebung des katholischen Volksteiles ist heute eine unbedingte Notwendigkeit. — In Aachen wurde Stiftspropst Bornewasser als zweiter Weihbischof der Erzdiözese Köln inthronisiert. — Die apostolische Delegatur Berlin beging vom 12.—14. Juni ihr hundertjähriges Bestehen. Zur Feier erschien Kardinal-Fürstbischof Dr. Bertram von Breslau. Die Delegatur ist heute, der „Germania" zufolge, auf 550000 Katholiken angewachsen, umfaßt 9 Archipresbyterate und 134 Seelsorgsbezirke. An der Spitze steht jetzt Prälat Deitmer, Propst von St. Hedwig.

Stolz auf das bereits Errungene, nämlich ihr Tagblatt „De Standaart" und den Landbund mit 300000 Mitgliedern, hielten an Pfingsten zu Hasselt die Vlamen ihren Katholikentag ab. Auch in Belgien ist die Schulfrage die brennende Frage der Gegenwart.

Deutsche Missionäre des Kapuzinerordens sehen heute auf ein 25jähriges Apostolat unter Chiles Araukaniern zurück. In 22 Stationen erhielten 51000 Indianer die hl. Taufe und 34 Schulen sorgen für den Unterricht der Eingeborenen.

Das Problem des eingeborenen Klerus tritt seit dem Rundschreiben des Papstes vom Dezember 1919 mehr und mehr in den Vordergrund. Vom Kongo sagt ein Bericht, „die Eingeborenen betrachten die schwarzen Priester als ihre Priester. Wenn ihr Priester gesprochen hat, ist eine Sache für sie erledigt." So dürfte es aus selbstverständlichen Gründen wohl so ziemlich überall sein. Demgemäß rühren sich jetzt auch Indiens Katholiken und ein Beschluß des allindischen, marianischen Kongresses zu Madras fordert bereits einen einheimischen Episkopat, eine Forderung, deren Erfüllung der Apostolische Delegat in Aussicht stellte. Der Papst hat bereits auch in den letzten Tagen den indischen Priester Franz Vazapilly zum Bischof von Trichur ernannt.

Was Tatkraft, Klugheit und Hingabe vermögen, dafür noch folgendes Beispiel: Sämtliche 286 Diözesen Italiens lieferten

noch vor zwei Jahren einen Gesamtbeitrag von ca. 200000 Lire zum Werke der Glaubensverbreitung, bei 30 Millionen Katholiken. Dank dem Eifer P. Mannas entstand endlich der Klerus-Missions-Verband. Heute legen die Sektionen Mailand und Bergamo ihre Jahresberichte vor. Mailand brachte im Jahre 1920 allein für Missionszwecke 233000 Lire auf, während Bergamo, das früher im Durchschnitte 10000 Lire beisteuerte, im Jahre 1920 290856 Lire, also mehr als ganz Italien vor zwei Jahren aufbrachte. Die Frage, woran es früher gefehlt hat, beantwortet sich damit von selbst. Neue große Hoffnungen tun sich auf, der neu geweckte Geist wird neue Apostel erwecken und die Mittel bieten, um neue Länder für Christi Reich zu gewinnen.

Ein zu wenig beachtetes Papstwort über christliche Politik.

Von P. Klemens M. Henze, C. SS. R., Bonn.

Am 25. Mai 1899 veröffentlichte Papst Leo XIII. seine Enzyklika „Annum sacrum", worin er für den 11. Juni die Weltweihe an das heiligste Herz ansagte. (Die Anregung dazu war bekanntlich von einer heiligmäßigen deutschen Ordensfrau ausgegangen, der Oberin des Klosters vom Guten Hirten zu Oporto in Portugal, Schwester Maria vom Göttlichen Herzen, geb. Gräfin Droste zu Vischering.) Am Schlusse jener Enzyklika kommt Leo XIII. auch auf die Beziehungen der Religion zur Politik zu sprechen. Damals sind allem Anscheine nach seine Worte von den maßgebenden Persönlichkeiten wenig beachtet worden, aber infolgedessen müssen wir auch in der Gegenwart Zustände erleben, gewiß noch viel schrecklicher, als der weitblickende Steuermann in Petri Schiff sie ehedem vorausgesehen und vorausgesagt hat. Vernehmen wir denn die weisheitsvollen Worte, die der Völkerlehrer Leo vor 22 Jahren von der höchsten Warte aus gesprochen hat, und die auch jetzt noch durchaus zeitgemäß sind:

„In der letzten Zeit war man bemüht, gleichsam eine Mauer zu errichten zwischen Kirche und Staat. In der Politik nimmt man weiter keine Rücksicht auf göttliches und kirchliches Recht, und man sucht vom öffentlichen Leben jeden Einfluß der Religion fernzuhalten. Das läuft fast darauf hinaus, den christlichen Glauben vom Erdboden zu vertilgen, und, wenn es möglich wäre, Gott selber aus der Welt zu verbannen. Ist es da ein Wunder, wenn bei diesem stolzen Uebermute die Menschheit größtenteils einem solchen Chaos und solchen Sturmfluten überantwortet ist, daß jeder nur mit Bangen an die gefahrvolle Zukunft denken kann? Das ist doch gewiß: Wo die Religion nicht mehr geachtet wird, da müssen die Grundfesten der staatlichen Ordnung ins Wanken geraten. Gott aber hat zur gerechten und wohlverdienten Strafe seine Feinde den eigenen Leidenschaften preisgegeben, so daß sie den niedrigen Begierden frönen und im Mißbrauche zügelloser Freiheit sich selber umbringen. — Daher all das viele Unheil, das schon lange auf der Menschheit lastet und das dringend nach Abhilfe verlangt durch den Einen, dessen Macht allein hier helfen kann. Wer anders ist das aber, als Jesus Christus, der eingeborene Sohn Gottes? ‚Denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden sollten.' (Apg. 4, 12). Zu ihm also muß man fliehen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist (Joh. 14, 6). Man ist in die Irre gegangen, man muß also auf den rechten Weg zurückkehren; Finsternis umnachtet die Geister, also muß das Licht der Wahrheit die Finsternis verscheuchen; man ist dem Tode anheimgefallen, also gilt es, das Leben zu ergreifen. Dann endlich werden die vielen Wunden Heilung finden können, dann wird für jedes Recht die Hoffnung auf Geltung wie ehedem wieder erblühen. Der schöne Friede wird wiederkehren, die Schwerter werden hinsinken und die Waffen den Händen entfallen, wenn alle willig Christi Königtum anerkennen und ihm gehorchen und alle Zungen bekennen, daß der Herr Jesus Christus in der Herrlichkeit Gottes des Vaters ist. (Phil. 2, 11)."

Soweit diese leider viel zu wenig beachteten mutigen Papstworte über echt christliche Politik. Leo XIII. hatte damals gemeint, die von ihm angeordnete Weltweihe lasse im besonderen für die Staaten bessere Zeiten erhoffen; sie sei ja dazu angetan, das Band neu zu knüpfen oder fester zu schlingen, das die Staaten naturgemäß mit Gott verbinde; die gleiche Hoffnung äußert er in dem großartigen lateinischen Gedichte, das er bald darauf, am Vorabende des 1. Januar 1900 niedergeschrieben hat. Anspielend auf die vorausgehende Feier des Jubiläumsjahres singt der greise Dichter: (Wir zitieren in der Uebersetzung des Grafen Kaspar von Preysing.)

„Sieh, es erschallte der Ruf des Herrn über Meere und Länder:
Völker, zur heiligen Stadt pilgert in gläubigem Sinn!
Und sie kamen gezogen fern her von den Grenzen der Erde:
Neu ist der Glaube erwacht, Hoffnung erfüllt mir das Herz!
Jesu! König der Zeit! An der Wende des alten Jahrhunderts
Flehen wir bittend zu Dir: Hör uns, o Herrscher der Welt!
Lenke mit gütiger Hand die kommenden Jahre und Zeiten!
Beuge den irdischen Trotz unter Dein himmlisches Joch!
Schenke, o schenke den Frieden der Welt! Des Krieges Entsetzen,
Leidenschaft, Aufruhr und Zwist banne ins finstere Reich!
Einen Willen verleihe den Fürsten der Erde: In Treue
Um Dein Banner geschart dienen sie Deinem Gebot!
Und es werde ein Hirt und eine Herde, ein Glaube
Halte in ew'gem Bund Menschen und Völker vereint!"

Aber wenn auch für die ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts die Hoffnung des großen Leo nicht in Erfüllung gegangen ist, es bleibt doch wahr das Schriftwort, daß Gott die Völker heilbar geschaffen hat (Weish. 1, 14), und ein Geschlecht, das zuerst den Weltkrieg und dann die nachfolgenden Friedensschlüsse erlebt hat und ihre furchtbaren Folgen weitererlebt, ist wahrlich vorbereitet für die heilsame Erkenntnis, daß Christus das einzige Fundament des Völkerglückes ist. So zeigen sich denn auch vielerorts Ansätze einer Wiedergeburt der Staaten im christlichen Geiste, und man spricht es immer offener aus: Die Grundsätze des Evangeliums, wie die Kirche sie verkündet, müssen auch in der Politik befolgt werden; das ist der einzige Weg, um aus dem Chaos wieder zu geordneten Zuständen zu kommen.

Vor allem aber leuchtet uns gläubigen Christen auch weiterhin jener Hoffnungsstern: das Herz voll unerschöpflichen Erbarmens in der Brust des höchsten Königs aller Völker und aller Zeiten. Von diesem Hoffnungsstern schreibt Leo XIII. am Schlusse jenes Rundschreibens so einzig schön:

„Als die junge Kirche unter dem Joche der Cäsaren schmachtete erschien dem jugendlichen Kaiser Konstantin am Himmel das Kreuz als Vorzeichen und Unterpfand baldigen herrlichen Sieges. Ein anderes glückverheißendes und ganz göttliches Zeichen steht heute vor unseren Augen: das hochhl. Herz Jesu vom Kreuze überragt, hellstrahlend mitten in Liebesflammen. Auf dieses Herz müssen wir alle unsere Hoffnung setzen, von ihm das Heil der Menschheit erbitten und erwarten."

Schließen wir mit den tröstlichen Worten, die Schwester Benigna Consolata Ferrero (gestorben im Kloster der Heimsuchung zu Como am ersten Freitag im September 1916) von Christus selbst gehört haben will: „Ich bin daran, das Werk meiner Barmherzigkeit vorzubereiten. Ich will, daß die menschliche Gesellschaft neu erstehe, und diese Auferstehung soll das Werk der Liebe sein."

Die Seelenleiden der Nervösen.

Von Dr. med. Rhaban Liertz, leitender Arzt des Sanatoriums Villa Hildegard für Nerven- und innere Kranke in Bad Homburg v. d. Höhe bei Frankfurt a. M.

Unter der Aufschrift: „Die Seelenleiden der Nervösen" hat der bekannte Nervenarzt Sanitätsrat Dr. Bergmann in Cleve im Verlag von Herder eine Studie zur ethischen Beurteilung und zur Behandlung kranker Seelen herausgegeben, welche zum ersten Male das große Gebiet der Psychoneurosen auch dem Nichtarzte bekannt macht. Die Variationen der Seelenleiden sind sehr zahlreich, faßt man doch darunter alle Störungen im Erkenntnisleben, Gefühlsleben und Strebevermögen zusammen. Durch die exakten Untersuchungen der Experimentalpsychologie der letzten Jahrzehnte wissen wir jetzt, daß die Seelenstörungen eine viel größere Verbreitung gefunden haben, als der Uneingeweihte auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Die peinlichsten Zustände befinden sich auf dem Gebiete der sogenannten „Obsessionen", unter denen alle Erscheinungen des Zwangs, der Angst und des Zweifels zusammengefaßt werden können. Durch Obsessionen veranlaßte Denkstörungen sind z. B. Grübelsucht, Zwangsskrupel und Zwangsvorwürfe, durch Obsessionen veranlaßte psychomotorische Störungen sind Zwangshandlungen, Zwangshemmungen. Diese funktionellen Nervenleiden schonen weder Geschlecht noch Alter, weder Reiche noch Arme, weder Gebildete noch Ungebildete. Sie gehören vielfach, wie z. B. die Skrupulosität, zu dem sogenannten Grenzgebiet, auf welchem die Arbeit des Arztes mit der des Erziehers und Seelsorgers sich trifft. Ist doch die Skrupulosität nichts anderes, als ein funktionelles Nervenleiden auf dem Gebiete des religiösen Lebens. Diese Kranken zeigen auch auf anderen Gebieten mehr oder weniger schwere Störungen des seelischen Gleichgewichtes. Infolge des Weltkrieges

hat sich die Zahl der an Obsessionen Leidenden ganz außerordentlich vermehrt, wozu nicht zum wenigsten die überstandenen Kriegsstrapazen bei Männern und Frauen beigetragen haben. Denn jede Seelenkrankheit beruht auf einem Mitleiden der Seele mit dem kranken Körper.

Zur Behandlung dieser Psychoneurosen hat Professor Freud in Wien eine Heilmethode angegeben, die er Psychoanalyse nennt. Sie geht von der Voraussetzung aus, welche durch tiefgründige Arbeiten bewiesen ist, daß alle Seelenleiden durch innere affektive Zustände bestimmte Reaktionen auf von außen kommende Reize sind. Das ganze Krankheitsbild bezeichnet er als einen Komplex, eine gefühlsbetonte Vorstellungsmasse von seelischer Erkrankung bewirkenden Ereignissen; in der Reaktion auf einen äußeren Reiz kommt der Komplex zum Vorschein, z. B. in Form einer Zwangsbewegung oder einer Zwangshemmung (Unfähigkeit zu gehen, Ohnmacht). Die Technik der Psychoanalyse ist eine überaus mühsame, eine wissenschaftlich-methodische Erforschung eines Seelenzustandes, die nicht ohne Mithilfe des Kranken durchgeführt werden kann. Der Kranke macht unter Leitung des Arztes die eigenen Seelenzustände zum Objekt wissenschaftlicher Betrachtungen, wie z. B. der Chemiker aus einem Gemisch verschiedener Stoffe die einzelnen Komponenten herausanalysiert. Unter methodischer Führung des analysierenden Arztes forscht der Kranke nach der kausalen Bedingtheit seiner Erkrankung. Durch diese intellektuelle Leistung des Kranken wird ein Teil der Energie der krankhaft wirkenden Affekte absorbiert. Kommen Arzt und Kranker nach langem tiefschürfenden Forschen — in einem Fall habe ich 150 Stunden hierfür benötigt — schließlich an die Wurzel der Krankheit, irgendein schwer erschütterndes Ereignis im Leben des Kranken, sei es auf dem Gebiete des Geschlechtslebens oder des sozialen Lebens, eine „schwere Sünde“ usw., dann tritt die Heilung der im seelischen Leiden ruhenden seelischen Gebrechen auf diesem Wege der Erkenntnis, der Analyse des seelischen Lebens des Kranken, d. h. durch Aufdeckung der krankmachenden ersten Ursache ein. Ein das seelische Gleichgewicht schwer erschütterndes Ereignis war aus irgendeinem Grunde aus dem Gedächtnis des Kranken von ihm selbst mit Gewalt „verdrängt“, der dabei erzeugte Affekt „eingeklemmt“ worden, es blieb nur mehr der kranke Affekt, z. B. Verlust des Gehvermögens, die Neigung zu Ohnmachten. Durch die Psychoanalyse im Wachzustande, oder im Halbschlafe wird das Bild des krankmachenden Ereignisses wieder in den Rahmen des Affektes zurückgebracht und so geordnet in das Gedächtnis eingereiht. Diese psychische „Operation“ hat dann die Heilung von oft jahrelangen Beschwerden zur Folge, die Kranken fühlen sich nach langen Seelenqualen zum ersten Male wieder glücklich.

Bei der Bedeutung dieser Behandlungsmethode für die Heilung der Seelenleiden nimmt es zunächst Wunder, warum die Psychoanalyse bisher so wenig von Nervenärzten angewandt worden ist. Der Grund liegt zum Teil darin, daß die Technik der Psychoanalyse nicht durch Vorlesungen, sondern nur durch persönliche opfervolle Uebungen erlernt werden kann, und daß die Ausübung dieser Heilbehandlung das Einsetzen der ganzen Persönlichkeit des Arztes und auch sonstige Opfer verlangt und erst die jahrelange Erfahrung durch Uebung eine gewisse Fertigkeit verschafft. Bisher haben sich durchweg Aerzte, die nicht auf der christlichen Weltanschauung fußten, mit dieser Art Behandlung befaßt. Da aber während der Behandlung alle Gebiete des kranken Seelenlebens in den Kreis der psychoanalytischen Untersuchungen einbezogen werden, liegt doch viel daran, auf welchem Standpunkte der Arzt dem religiösen und besonders auch dem Sexualleben gegenüber steht. Hierzu kommt noch, daß die Behandlung langdauernd ist und täglich mindestens 1 Stunde in Anspruch nimmt, wozu nicht jedem Arzt die Zeit zur Verfügung steht. Während der Behandlung bedarf der Kranke außerdem einer den Körper kräftigenden hygienisch-diätetischen Kur, nicht allein deshalb, weil die Psychoanalyse anstrengt, sondern weil bei all diesen funktionellen Nervenleiden auch der Körper infolge Störungen des Blutkreislaufes, der Blutzusammensetzung usw. krank ist. Die Behandlung wird deshalb am besten in einem Sanatorium durchgeführt.

Um diese beiden Heilfaktoren, psychoanalytische Behandlung und körperliche Kräftigungskur zu verbinden, wurde das der ersten großen Aerztin Deutschlands, der heiligen Hildegard geweihte Sanatorium Villa Hildegard in Bad Homburg vor der Höhe bei Frankfurt a. M. gegründet. Es wird stets nur eine beschränkte Zahl von Kranken, ungefähr 20, aufgenommen, wodurch eine strenge Individualisierung, Behaglichkeit im kleinen Kreis und der besonders bei Nervösen so wichtige Kontakt zwischen Arzt und Kranken ermöglicht ist. Neben der im Hause streng aufrechterhaltenen Ordnung und der herrschenden wohltuenden Ruhe entsprechend dem möglichst familiär gehaltenen Charakter des Sanatoriums wird der Hauptwert auf die psychische Behandlung gelegt, die sich dem Bedürfnis eines jeden Falles anpaßt und eine individuell zweckmäßige Tageseinteilung in heilsamem Wechsel zwischen Ruhe und Beschäftigung für jeden Patienten anstrebt. Außer einer besonders sorgfältig ausgewählten Büchersammlung, die den Patienten zur Verfügung steht, wird das abwechslungsreiche Leben des Badeortes nach individueller Anweisung des Arztes für die Kranken nutzbar gemacht, um dadurch diese nicht ganz in die Einsamkeit zu versetzen und ihnen die Möglichkeit zu geben, an Hand der ärztlichen Hilfe den Zusammenhang mit dem Leben zu bewahren, den auch der kranke Mensch für sein Wohlbefinden und Erwerbsleben bedarf.

Charon.

Auf des Stromes schwarzen Bahnen
Langsam eine Barke zieht,
Und aus schwermutsvollem Ahnen
Hallt ein dumpfes Trauerlied.

Streng und finster, Blick hernieder,
Führt der Fährmann seine Last,
Hebt die Fäuste, senkt sie wieder,
Stoss um Stoss, und sonder Hast.

Knaben, Männer, Mädchen, Frauen
Sitzen drinnen — Schleier weh'n —
Hohle Augen sprechen Grauen,
Hohle Augen angstvoll späh'n.

Spähen rückwärts nach Gestaden,
Wo das Leben grünt und blüht,
Wo der Bäume Früchte laden
Und ein weicher Zephir zieht.

„Nicht — lasst ab! Ihr späht vergebens,
Nichts bringt Euch nach dort zurück.
Glaubt Ihr noch an Glück des Lebens?
In der Stille nur wohnt Glück!“

Aus des greisen Fährmanns Munde
Klingt es ernst und herb hervor,
Seufzend hören sie die Kunde,
Dumpfer klagt der Trauerchor.

Sieh, des Lebens Küsten schwanden,
Nacht, nur Nacht ist rings zu seh'n — —
Und sie steuern nach den Landen,
Wo Zypressen düster steh'n . . . .

Eberhard Rademacher.

Theosophische Astrologie.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

Im Verlag von Peter Hofmann zu Freiburg i. Br. hat im Jahre 1920 „Hermann Leo“ veröffentlicht die spannende Neuerscheinung: „Berechnung des kommenden Weltkrieges zwischen Amerika und Japan. Deutschlands Zusammenbruch (der hätte verhütet werden können) und Deutschlands Aufstieg im astrologischen Lichte“. Darin stellt er die völlig unbewiesenen und nichts weniger als allgemein verständlich ausgedrückten Grundsätze voran: „Der an der Spitze eines jeden Landes stehende Fürst oder Präsident verkörpert auch gleichzeitig mit seinem Lebensspiegel (Horoskop) die allgemeine Eigenart seiner Untertanen und deren geistige und körperliche Entwicklungsmöglichkeit. Die Sonne repräsentiert den Geist, das Göttliche im Menschen, während der Mond die Seele, das Vergängliche, widerspiegelt. Der physische Körper wird durch den Grad des Tierkreises bestimmt, der im Moment der Geburt am östlichen Horizont aufstieg. Je mehr wir die zu unserer Entwicklung auf uns einwirkenden Einflüsse kennen lernen, um so mehr — bringen wir allmählich den geistigen Menschen — gefangen in uns — zur Entfaltung. Die Größe der einzelnen Häuser wird durch den Breitegrad des Geburtsplatzes bestimmt. Das Kardinal- oder Hauptkreuz, das feste und das bewegliche Kreuz korrespondieren mit der Sonne und repräsentieren den Geistmenschen, sie sind das Rad, auf das der Geist bei der Inkarnation gebunden wurde (5/6). Je nachdem das Licht-, Feuer-, Wasser-, Erd-Dreieck bei der Geburt an der Spitze des ersten Hauses stand, war dasselbe nach der anfänglichen indischen Kasteneinteilung bestimmend für den Beruf der Lehr- oder Priester-, Regenten und Krieger-, Handel- und Handwerker-, Erdberuf- und Arbeiterkaste (7). Die Planeten selbst vertreten den Geistmenschen, gesondert von der veränderlichen Persönlichkeit, welche durch die Tierkreiszeichen dargestellt wird. Die Häuser geben über den Körper und seine Funktionen Auskunft (8). Der aufsteigende Mondknoten zeigt uns den zu gehenden Entwicklungsgang, der absteigende den Widerstand (9). Die Konjunktion (= Zusammenkunft zweier Planeten) ist günstig oder ungünstig je nach der Natur der Planeten, die diesen Aspekt bilden (11). Ueber die Berechnungsart kann sich jedermann, der die Volksschule besucht hat, in kurzer Zeit die nötigen Kenntnisse aneignen aus der Astrologischen Bibliothek (Band I: Astrologisches Lehrbuch zur Einführung in die astrologische Wissenschaft von Otto Pöllner).“

Aus den Lebensspiegeln des Präsidenten Wilson, des Mikado von Japan, des Zaren Nikolaus II., des Königs Georg V.,

des Präsidenten Poincaré, des Königs Viktor Emanuel III., des Exkaisers Wilhelm II. und des jetzigen Präsidenten des Deutschen Reiches Friedrich Ebert entwickelt der Verfasser (19 ff.) sodann konkret die Schicksale ihrer Länder, um nach Deutschlands Zusammenbruch die Zukunftsperspektive (49 ff.) zu eröffnen für Deutschlands Aufstieg und Größe. — Was aus jenen Lebensspiegeln herausgelesen wird im Jahr 1920, also nach dem allgemeinen Bekanntwerden der Charaktere und der welterschütternden Ereignisse, sind nicht nur keine Wahrsagungen, sondern teils geradezu falsche Verkündigungen, wie: „Der Mikado unterzeichnet Ende Februar 1921 die Kriegserklärung“ an Amerika, teils Wahrscheinlichkeitsberechnungen wie: „Japan wird anfänglich Erfolge erzielen, bis es der Uebermacht weichen und klug genug sein wird, den Krieg nicht bis zur gänzlichen Niederlage durchzuführen, und wird sich rascher als Amerika erholen“ (26) oder: Rußland „reift von 1925 an seinem allmählichen Aufstieg und seiner Blütezeit entgegen“ (31), teils fromme Wünsche, wie, die übermütigen Ententestaaten möge auch noch ihr „Schicksal erreichen“ (34, vgl. 37, 40), teils maßlos überspannte Zukunftshoffnungen für das eigene, deutsche Volk nach dem Ideal des Freidenkertums: „Die Konstellation verbürgt uns auch ‚den Endsieg im Geistigen‘ — von aller in- und ausländischen Hörigkeit, den veralteten Dogmen, Riten und Satzungen frei“ im „deutschen Dom“ der „Einheitsreligion: Wo ‚Philosophie‘ und ‚Wissenschaft‘ sich die Hand reichen, da gibt es den harmonischen Dreiklang, die wahre Religion“ eines Chr. Louis Herre und Magnum Opus-Verlag zu Freiburg i. Br., welche in der „jedem Kinde schon in der Schule“ beigebrachten „Lebensweisheit“ der Astrologie den Höhepunkt der Menschheitsentwicklung erreicht. An der Hand des Lebensspiegels werden dann „die Priester die richtigen Ehen verbinden, die Aerzte sofort die richtige Diagnose feststellen, dem Richter wird kein Justizmord mehr unterlaufen, denn alles Geschehen läßt sich auf die Minute nachprüfen. Der einzelne wird der geistigen Wiedergeburt rascher entgegenreifen“ (45 ff.) — ein Optimismus, welcher die kühnsten Träume sozialistischer Utopien im „Zukunftsstaat“ noch überbietet, weil er nicht nur das Paradies auf diese Erde verlegt, sondern auch die göttliche Allwissenheit und noch dazu „die beiden extremen Parteien versöhnt“ durch die Bruderhand und das „Einheitsblut“ einer neuen Partei, der „sozial-aristokratischen Klasse“ mit der tröstlichen Verheißung: „Alle Preise werden auf den Vorkriegsstand 1914 zurückgeführt. Das Höchstvermögen ist ℳ 100 000; alles übrige Geld fällt dem Staate anheim. — Die vom Staate beliehenen Grundstücke, Gebäude und Felder unterliegen einer weiteren Versteuerung als der Zinszahlung nicht. Wir bestimmen unsere Valuta. — Jeder verheiratete deutsche Bürger hat Anrecht auf eine Staatswohnung. Wer dem Staate große Dienste leistet, wird geadelt. Der Pioniergeist der deutschen Kaufmannschaft wird bahnbrechend für den Welthandel, alles ist dann in Fülle vorhanden . . . Das allgemeine Staatsdienstjahr ist obligatorisch — vom 19. bis 20. Lebensjahr: Einen halben Tag praktische Arbeit für den Staat, der andere halbe Tag ist der Körperpflege, Sexualaufklärung, Musik und dem Spiel gewidmet. Mit 60 Jahren hat jeder deutsche Staatsbürger Anrecht auf einen Sitz im Altersheim. — Jeder redliche und strebsame deutsche Bürger erhält zur Gründung und zu seinem Betriebe den erforderlichen Staatskredit. Der Verkehr der Geschlechter darf nur zur Erzeugung des Kindes stattfinden. Mäßigkeit, gewürz- und reizlose Kost, Beten und Arbeiten, führen zur Ueberwindung der niederen sinnlichen Triebe. Im Mutterheim werden die Jungfrauen für ihren hohen Beruf vorbereitet. Diejenigen, welche nicht zu heiraten wünschen und weniger dazu berufen sind, finden in Haushaltungsschulen, Krankenheimen und Gewerbeschulen entsprechende Belehrung. — In weniger als zehn Jahren ist der wahre Völkerbund errichtet. Alle stehenden Heere sind abgeschafft. Mordwaffen — betrachten wir wie die Folterwerkzeuge der Inquisitionszeit kopfschüttelnd. Unser Vaterland wird in kurzer Zeit ein Volk von mehr als 100 Millionen sein. Aus spontaner Entschließung werden sich uns Elsaß-Lothringen, Tirol, Oesterreich, Polen, Litauen, Kurland, Livland und Estland anschließen. Unser Kolonialbesitz wird größer werden als er war. Die deutsche Flagge flattert wieder lustig auf allen Meeren“ (49—55).

Nach dem Rezept: „Was man wünscht, das glaubt man gerne“, drängt sich so die durch ihre Anknüpfung an indische Weltweisheit und ihre Effekthascherei nach dem Nimbus ehrwürdiger Altertümlichkeit und Wissenschaftlichkeit sowie einer dogmenfreien Menschheitsreligion ihren Pferdefuß verratende Theosophie auf als Allheilmittel für die aus tausend Wunden des Weltkrieges und der Revolution blutende Menschheit und insbesondere deutsche Volksgemeinschaft. Gerade letztere stürzt sich ja mit neurasthenischer Gier auf alles Mystisch-Okkultistische, welches eine bessere Zukunft vorgaukelt. — Die moderne Circe „Theosophie“ spielt hier das alte Lied — nur auf eine neue Melodie gesetzt, unter Ausscheidung der endgültig zuschanden gewordenen Siegesfanfaren, das Lied, welches schon zu Anfang des Weltkrieges und in dessen Vorbereitungsstadien erklungen ist, mit demselben astrologischen Hokuspokus. Man vergleiche nur die mit Beginn des Jahres 1915 erschienene Kriegsnummer der „Neuen metaphysischen Rundschau“, der von Paul Zillmann herausgegebenen „Monatsschrift für philosophische, psychologische und okkulte Forschung in Wissenschaft, Kunst und Religion“ mit ihren Ausführungen über „Astrologisches zum Weltkrieg“ (216—232). (S. eingehender Ant. Seitz, Kriegsprophezeiungen, Sonderabdruck aus dem „Fels“, Frankfurt a. M., Niedenau 24 1916 [vergriffen], S. 2 ff.) — Da wird unverhüllt Propaganda gemacht für die „Geheimlehre“ der Stifterin der „Theosophie“, die südrussische Abenteurerin Helena Petrowna Blavatzky mit ihrer modernen Ausgestaltung der Astrologie. „Einfache Kenntnis und mathematische Berechnungen befähigen die Weisen des Ostens, vorauszusagen, z. B. daß Europa im allgemeinen von einer verheerenden Umwälzung bedroht ist, zu welcher sein eigener Zyklus von Rassenkarma es geführt hat.“ Es handelt sich bloß um die Kunst des richtigen Ablesens der „durch den Tierkreis seit unberechenbaren Zeitaltern aufbewahrten Aufzeichnungen“. Der buddhistische Begriff des „Karma“ bedeutet Geschick der Wiedervergeltung eigener Tat.

Da wird verwegen behauptet, aber nicht „ausführlich bewiesen, daß sogar Horoskop und Astrologie nicht ganz auf Einbildung beruhen; und daß folglich Sterne und Konstellationen einen geheimnisvollen Einfluß auf und Zusammenhang mit Individuen haben und — mit Völkern, Rassen und Menschheit im ganzen“ (232). Und doch muß der Artikelschreiber selbst gestehen: „Die Identifizierung der Horoskopeinflüsse der Herrscher mit dem Schicksal des beherrschten Volkes — ist entschieden zu weit gegangen und ließe sich durch historische Parallelen leicht ad absurdum führen“ (221). Die Vernunft vermag in der Tat nicht einzusehen, warum gerade die Gestirnkonstellation bei der Geburt eines einzelnen maßgebend sein soll für Millionen Untergebener, und warum die mannigfachen Horoskope letzterer insgesamt ausgeschaltet werden sollen durch den „Aspekt“ eines einzigen. Eine solche absolutistische Willkür wäre höchstens denkbar als Ausfluß eines bewußten und selbstmächtigen Willens, wovon jedoch gerade in der Seele des prädestinierten Herrschers keine Spur zu entdecken ist, weil ihm selbst die Zukunft dunkel bleibt; sie ließe sich nicht denken als Ausdruck einer unbewußten Schicksalsmacht, die mit naturhafter Notwendigkeit und Gleichförmigkeit in den ungezählten Untertanen nicht minder sich auswirken müßte wie in dem einen Herrscher. Die Erfahrung aber hilft den logischen Widersinn bestätigen. Sie lehrt, daß oft sogar das gerade Gegenteil richtig, oder schon der astrologische Tatbestand entgegengesetzt ausgelegt wird. „1910 hatte Alan Leo geschrieben, daß das Schicksal der europäischen Nationen aufs engste mit der Nativität (= Geburtsstunde) des Kaisers von Oesterreich verknüpft sei. — Unrichtig ist die Annahme, als sei der Kaiser von Oesterreich schuld an diesem Weltkrieg,“ wie die „Metaphysische Rundschau“ (226) selbst eingeräumt hat; zudem ist allgemein bekannt, wie Kaiser Franz Josef nur allzu friedfertig mehr von den Ereignissen sich hat schieben lassen, ohne zu einer tatkräftigen Initiative sich aufraffen zu können. Wenn aber „viele Schüler der Astrologie alle Schuld für den großen Krieg dem Deutschen Kaiser zuschreiben“ wegen „der starken Marsstellung seiner Nativität“ (223), so hält dem die „Metaphysische Rundschau“ selbst entgegen: Der deutsche Astrologe lenkt die Aufmerksamkeit auf den ausschlaggebenden konkreten Umstand: „Wir finden Mars in dem Zeichen der Fische, dem friedfertigsten aller zwölf Tierkreiszeichen. Das beweist folgerichtig, daß der einzige Grund für die militärische Bereitschaft Deutschlands — die Wahrung des Friedens ist . . . Der Krieg mußte ihm aufgezwungen werden“ (224). Während jener englische Astrologe Leo aus Wilhelms II. Horoskop „Zerstörung des modernen Deutschlands“ herauslesen will, bemerkt sein deutscher Kollege in Berlin, Wilhelm Becker, darin weit stärkere „aufbauende Einflüsse“ (227), und ein anderer Engländer: Old, hat dasselbe Horoskop desselben Kaisers sogar offenbar falsch gestellt, weil darnach Deutschland 1915 den größten Teil seines Landbesitzes an seine Feinde hätte verlieren müssen (228).

Ein anderer deutscher Astrologe, Ernst Thiede, veröffentlichte am 30. August 1914 seine „astrologischen Mutmaßungen“, wie sie auch ohne Astrologie mindestens jedem Deutschen, wenn nicht überhaupt Geschichtskenner, am nächsten lagen, 1. für Kaiser Wilhelm: „Ein großer Herrscher und berühmter Sieger; er führt seine Kriege mit Vorsicht, Ueberlegung und Kenntnis des Kriegshandwerkes; er besitzt einen guten Charakter und ordnet seine Verhältnisse lange vor seinem Tode“; 2. für Kaiser Franz Joseph: „Schon in seiner Jugend Machthaber, hochgestellten Männern oder Imperatoren in treuer Freundschaft verbunden, bis zum Tode ein glückliches Greisenalter; seine Macht wird vergrößert, er wird weise und glücklich im Kriege sein, die Wahrheit lieben und großes Lob ernten“; 3. für Zar Nikolaus II.: Seine Konstellationen schaffen „Herren über Reiche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, geldgierige Leute, Wächter über Gold und Silber, Leute mit hinterlistigen Eigenschaften, die häufig eine seelisch unkluge Heftigkeit an den Tag legen bis zur Raserei“, was im Gefolge hat „sehr große persönliche Feinde und Volksaufstände“, schließlich „Verbannte“ mit „gewaltsamem Tode“. Gemäß ursprünglich allgemeiner Erwartung auf deutscher Seite fand derselbe Astrologe die Kräfteverhältnisse der beiderseitigen Mächtegruppen auf astrologischem Wege dahin bestimmt: Am Anfang des Krieges haben Deutschland und Oesterreich zusammen 4 Stärken, die sie auch bis zum Schluß behalten, dagegen Frankreich, Belgien, England und Rußland zusammen 4 Schwächen, um am Schlusse des Krieges mit 0 Stärke dazustehen. „Die Macht des französischen und russischen Volkes wird für Jahrhunderte hinaus — was Rußland betrifft, total, für immer — von den deutschen Völkern verdunkelt sein. Es finden sich Andeutungen, daß Frankreich mit Deutschland in ein sehr enges Bündnis treten und dadurch seine spätere Kraft erhalten wird.“

Ganz abgesehen von den Herrschern, besteht auch für die Schicksalsbestimmungen ihrer Länder, wie wiederum jene theosophische Zeit-

schrift (216 ff.) selbst eingesteht, der offenkundige Widerspruch in sich selbst: „Jeder (Astrolog) schaut die Weltlage durch sein national gefärbtes Glas, und so sprudeln in buntem Widerspruch die Urteile durcheinander. — Der Engländer fand, daß sein Land siegreich bestrahlt werde, der Deutsche jubelte den deutschen Glückssternen zu u. s. f., die Objektivität der astrologischen Wissenschaft ging vollständig in die Brüche — in diesem einseitigen Gesichtswinkel des Nationalismus.“ Ja, die Astrologie spottet förmlich ihrer selbst, indem „Deutschland und England unter dem gleichen Tierkreiszeichen, dem des Widders stehen“, und doch können nicht beide zugleich als Sieger aus dem Weltkrieg hervorgehen. Aus dieser Klemme hat eine „hervorragende Astrologin“ mit Weiberlist sich herauszuziehen versucht durch die spitzfindige Unterscheidung zwischen einem „weißen“ und einem „schwarzen“ Widder. Allein das steht nicht in den Sternen geschrieben. Jede Partei wird sich naturgemäß verwahren gegen die ihr willkürlich zugeschobene Deutung des „schwarzen“ Widders. Es geht den Astrologen bei ihren menschlichen Auslegungen mit ihrem heiligen Buch der Sternenwelt schließlich auch nicht besser als den Irrlehrern mit der Heiligen Schrift. Aus dem nämlichen Buch läßt sich nach Belieben das Entgegengesetzte zugleich herauslesen, nach dem es zuvor hineingelegt worden ist, so daß der hl. Chrysostomus den drastischen Ausspruch getan hat: Selbst der Teufel beruft sich auf die Hl. Schrift.

Wenn Hermann Leo, wie eingangs erwähnt, neben der Sonne auch noch seine drei Kreuze und die Planeten das geistige Wesen des Menschen zum Unterschied vom körperlichen widerspiegeln läßt und in seine „Häuser“ die von ihm bestimmte Charakteristik einträgt, mit welchem Rechte will er es dann einem anderen verwehren, daß er eine ganz andere Anordnung trifft mit der gleichen subjektiven Willkür? Hat er überhaupt ein Recht, zwischen Geistigem und Körperlichem einen scharfen Schnitt zu machen vom Standpunkt seiner Theosophie, welche den Wesensunterschied zwischen beiden monistisch vermengt in der Einleitung zu dem als „christlich“ ausgegebenen Katechismus von Amandus Liebchrist: „Was ist der Mensch? Ein Fünkchen aus dem Weltenfeuer. Ein Atom aus dem ewigen Geist, gehüllt in einen Weltstoffschleier“ (S. 47). Darnach berühren sich die Extreme von Geist und Stoff im verschwommenen Mittelbegriff einer vergeistigten Materie (= Feuer) oder eines materialisierten Geistes (= Atom, Weltstoff).

Auch über den Widerspruch ist sich Hermann Leo nicht klar: „Zu unserer Entwicklung“ führen entweder „auf uns einwirkende Einflüsse“ oder „wir“ (516) — unabhängig von jenen, aber nicht beides zugleich. Genau derselbe unvereinbare Gegensatz zwischen astrologischen Einflüssen und freier, sittlicher Selbstbestimmung begegnet uns schon in der „Theosophie“ der „Metaphysischen Rundschau“ (216/7). Einesteils spricht dort der Okkultist von „astrologischen Strömungen“, für welche es „kein Halten mehr gibt“, wenigstens nachdem der „eine Moment“ verpaßt ist, in dem es den einzelnen Menschen oder Völkern freisteht, „das Aufbauende zu ergreifen, das Vernichtende fallen zu lassen“, und anderenteils erklärt er doch: „Jeden Augenblick müssen wir unser Schicksal zu gestalten suchen“, und in den Sternen liegt „kein übermächtiger Zwang“. Das Weltgeschehen „ist nicht einem unabänderlichen Fatum unterworfen, sondern es wird durch die Intensität, mit der die einzelnen Völker die vorhandenen Strömungen im Weltall in sich aufnehmen und sich nutzbar machen.“

Die ganze Astrologie hat überhaupt keinen Sinn ohne wahrhaft beherrschenden Einfluß der Gestirnkonstellationen. Ihre Verwässerung durch die moderne Theosophie ist ein fauler Kompromiß zwischen dem folgerichtigen antiken Astralfatum und der modernen sittlichen Autonomie eines Kant. In ihrer ursprünglichen strengen und reinen Auffassung aber ist die Abhängigkeit des Geschickes von den Sternzeichen ein widersinniger Aberglaube. Im christlichen Altertum hat bereits u. a. ein Origenes (bei Eusebius, Praeparatio evangelica VI, 11: Migne, Patres Graeci, tom. 21, pag. 500/1, 504 ff.) denselben ad absurdum geführt durch die ungereimte Forderung, demnach müßte das Geschick eines einzigen Menschen, z. B. seine Ermordung durch Räuber, ausgeprägt sein in der Gestirnkonstellation nicht nur bei seiner eigenen Geburt, sondern auch bei der Geburt aller dabei in Mitleidenschaft gezogenen Menschen, seiner ganzen Verwandtschaft und Bekanntschaft, ja sogar seiner Mörder mit Rückwirkung in die Vergangenheit. Warum sollten übrigens jene Konstellationen nicht auch ausgeglichen werden durch entgegengesetzte Einflüsse von anderen Sternen, die so kompliziert sind, daß sie jeder Berechnung spotten? Gregor von Nyssa (Contra fatum: Migne, P. Gr., t. 45, p. 160 sq., 165) hat den Fatalisten das Gewissen geschärft durch die besonnene Reflexion: „Wenn das Geschick weder eine Seele noch einen Willen hat, noch als eigene Substanz in Betracht kommt, wie sollte sich euerseits eine solche Macht desselben beweisen lassen, daß es die mit freiem Willen begabten Geschöpfe beherrscht? — Es ist kein lebendiges Wesen, man sieht es nicht im Tierkreis, man glaubt nicht an seine Gottheit.“ Den schlagenden Gegenbeweis gegen die Bedeutung der Horoskope bilden die Massenunglücke, weil dabei vom gleichen Geschick betroffen werden Menschen, die unter den ungleichmäßigsten Konstellationen zur Welt gekommen sind. — Freilich, mit Vernunftgründen ist nicht beizukommen den von krankhaftem Mystizismus bis zum Fanatismus verblendeten Gefühlsmenschen, die nun einmal auf den Fatalismus eingeschworen sind. Mundus vult decipi. Habeat sibi!

Vom Büchertisch.

Die feierliche Familienweihe an das heiligste Herz Jesu. Aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben von der Marianischen Studentenkongregation zu Ettal (Obbay.), 2. Aufl. Verlag der Katholischen Volkskunstanstalten, A.-G., München, Franziskanerstr. 13. — Der Verfasser dieser Schrift (P. Matheo Crawley Boevey, geboren 1873 in Peru, Südamerika) ist ein Mitglied des Trappistenklosters Septfons (Dompierre, Allier) in Frankreich. Die vorliegende Uebersetzung ins Deutsche ist der Marianischen Studentenkongregation (Präses P. Stephan Kainz, O. S. B.) zur „lieblichen Mutter“ im Benediktinerkloster Ettal bei Oberammergau in Oberbayern zu verdanken. Durch die Uebersetzung sollten den Katholiken deutscher Zunge die großartigen und ungemein segensvollen Gedanken der Weihe der Familien an das heiligste Herz Jesu allgemein zugänglich gemacht werden. Daß dieser Zweck bestens erfüllt werden kann, beweist die Tatsache, daß bereits die 2. Auflage dieser Uebersetzung vorliegt. Unterhaltend und zugleich tief belehrend führt uns diese Schrift die ganzen Kämpfe, Prüfungen und die schönsten Siege der heiligen Sache der Familienweihe, während sie P. Mattheo Crawley Boevey zu leiten und zu verbreiten hatte, vor Augen. Immer wieder verstärkt sich der Eindruck, daß dieses Werk der Familienweihe göttlich ist und darum durch keine irdischen Hindernisse aufgehalten und keine irdischen Gewalten vernichtet werden kann. Wir können, wenn auch nicht im Original, so doch in einer getreuen und guten Uebersetzung, auch die glänzenden Reden dieses ersten und größten Apostels der Familienweihe auf uns wirken lassen. Der gedankliche Inhalt, wie auch das gediegene Aeußere des Büchleins, das ihm die Katholischen Volkskunstanstalten zu geben wußten, lassen es wertvoll für jedes katholische Haus erscheinen und nicht warm genug empfehlen. Richard Oettl.

P. **Martin Cochem**, der Apostel Deutschlands im Zeitalter des großen Krieges. Von Prof. Wilhelm Kosch. Führer des Volkes. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. Preis kart. 4 M. — Die Wesensart unserer Zeit gestattet ein etwas näheres Eingehen auch auf die 2. Auflage des Bändchens. Professor Koschs Würdigung des großen Volkspriesters wird diesem sehr schön gerecht, gilt aber nicht zuletzt, seitens des Literaturhistorikers, dem Volksschriftsteller P. Martin. Eine seltene Persönlichkeit, diese „Leuchte der gesamten Kirche“ als Dichterpriester, dessen Andenken nie erlosch, sondern sich immer wieder frisch belebte in literaturgeschichtlicher Darstellung und in fortgesetzter Neuauflegung seiner hervorragendsten Werke. Kosch schildert ihn zunächst als Mönch und zumal als Volksmissionar von kühner Unerschrockenheit und tiefeingreifendem seelsorgerischem Wirken, sowie als „Apostel der vernünftigen Lebensweise“, der dem „uralten Glaubensschatz seiner Kirche bisher übersehene oder geringgeschätzte neue Seiten abzugewinnen wußte“. Darauf wendet er sich den großen dichterisch-religiösen, „echt sozialen“ Volksbüchern P. Martins zu, vor allem dem Hauptwerke: „Das Leben Christi“, in dem, nach einem von Kosch angeführten Ausspruche Wilhelm Scherers, der biblische Erzähler Martin von Cochem „soviel höher steht“ als Klopstock in seiner Messiade. Das Schlußkapitel des Bändchens bringt Merkenswertes über des deutschen Volksapostels „Nachwirkungen in der Folgezeit“.
E. M. Hamann.

Ludwig Anzengruber, Ausgewählte Werke in 5 Bänden, Verlag J. G. Cotta Nachf., Stuttgart 1920, gbd. M 33.—. Der Wiener Dichter Ludwig Anzengruber (geb. 29. November 1839, gest. 10. Dezember 1889) wird mit Recht der Klassiker des Volksstückes genannt, trotzdem nicht nur seine kraft- und wirkungsvollsten Bühnendichtungen „Der Pfarrer von Kirchfeld“, „Der Meineidbauer“, „Der G'wissenswurm“, sondern auch die meisten anderen Stücke vielfach Einseitigkeiten aufweisen, die darin bestehen, daß das katholische Volk, darunter wieder am meisten die Bauern und die „Pfaffen“, als die Bösen, Dummköpfe, Rückständler gezeichnet werden, während es den Freisinnigen und Liberalen vorbehalten ist, nur gute, edle und tüchtige Menschen aufzuweisen. Nach manchen Mißerfolgen auf der Bühne schrieb Anzengruber eine große Zahl von Dorfgeschichten. Auf diesem Gebiete leistete er ganz Bedeutendes. Sein reifstes Werk ist denn auch ein Roman „Der Sternsteinhof“, der den ersten Band der vorliegenden Auswahl bildet. Der zweite Band enthält den Roman „Der Schandfleck“, dann folgen im dritten die „Dorfgänge“, im vierten die Bühnenstücke „Der Pfarrer von Kirchfeld“, „Der Meineidbauer“, „Die Kreuzelschreiber“ und „Der G'wissenswurm“ und im fünften gleichfalls Dramen „Der ledige Hof“, „Der Doppelselbstmord“, „Das vierte Gebot“ und „Der Fleck auf der Ehr'“. Schade, daß die eigentlichen, jeder kulturkämpferischen Tendenz freien Volksstücke „Alte Wiener“ und „Heimg'funden“, die von echter bodenständiger Poesie getragen sind, in dieser Ausgabe fehlen. Hiezu bemerke ich, daß gerade die letztgenannten Dichtungen ganz zu Unrecht viel weniger bekannt sind, als die vorangeführten. — Die Auswahl dieser sehr gefällig ausgestatteten Ausgabe besorgte Karl Rosner, der Sohn des ersten Verlegers Anzengruberscher Werke. Er schrieb auch die Einleitung, die aber jene Objektivität, die man in literarischen Würdigungen zu finden wünscht, vermissen läßt. Hans Wogme.

Deutschlands Wiedergeburt, von Medizinalrat Grassl, Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag 1920, 276 S., geh. 16 M. — Nach Art des Arztes behandelt der Verfasser den erkrankten Organismus unseres Volkes. Mit geschultem Blicke spürt er den Krankheitserscheinungen nach und benennt die gefundenen mit rücksichtsloser Offenheit. Er findet zwar ein recht unerfreuliches klinisches Bild, doch kein verzweifeltes. Optimismus beherrscht ihn bei seinen Ratschlägen. Er erstrebt keine symptomatische Bekämpfung des Leidens, vielmehr eine kausale Behandlung. Den mannigfachsten Gebieten im Einzel- und im Gemeinschaftsleben wendet sich Gr. zu, dem wirtschaftlichen, sozialpolitischen, kulturellen, caritativen, religiösen. Sein Hauptgebiet, auf das er immer wieder zurückkommt, ist indes das biologische. Hier führt er den Leser in die Ergebnisse der neuesten Forschungen und der Statistik ein, von hier erwartet er die Gesundung unseres Volkes in seiner Wurzel. Vorbereitung zur Elternschaft, Entstehung des Individuums, Aufzucht, Stillung des Neugeborenen durch die Mutterbrust sind hervorstechende Themata. Bisweilen möchte man fürchten, der Verfasser bleibe im Physiologischen hängen, ja glaube nicht an eine wirksame Kraft anderer höherer Mittel (vgl. S. 174), doch an weiteren Stellen, namentlich an zusammenfassenden, hebt er auch die große Bedeutung der geistigen

Faktoren, namentlich der Religion mit voller Ueberzeugung hervor (vgl. S. 227 ff.). Jedem, der an Deutschlands Wiedergeburt mitarbeiten will, sei die Schrift bestens empfohlen. Dr. Jak. Hoffmann.

System der Pädagogik in Leitsätzen für Vorlesungen. Von Dr. Joseph Göttler, o.ö. Professor der Pädagogik an der Universität in München. Zweite, vermehrte Auflage. 8°. VIII u. 224 Seiten und 4 Beilagen. Kempten und München, Kösel. 1920. Der in den Kreisen der katholischen Pädagogik bestbekannte Münchener Universitätsprofessor Dr. Göttler gibt hiermit sein „System der Pädagogik", das 1915 erstmals erschienen ist, in zweiter vermehrter Auflage heraus. Die Erweiterung um rund 80 Seiten ist zum nicht geringen Teile veranlaßt durch die Literaturangaben, welche nunmehr in überaus dankenswerter Weise den meisten Kapiteln beigegeben sind. Der Zusatz „in Leitsätzen für Vorlesungen" weist auf den unmittelbaren praktischen Anlaß der Herausgabe des Buches hin; es wäre aber eine falsche Vorstellung, dächte man sich die Verwertbarkeit in die damit angedeuteten engen Grenzen gebannt. Wer immer einen Ueberblick über den Stand der katholischen Pädagogik und ihre Stellungnahme zu den aktuellen Problemen gewinnen will, wird in Göttler einen zuverlässigen Führer finden. Freilich muß jeder Benützer des Buches sich bewußt bleiben, daß er „Leitsätze" vor sich hat, in denen jedes Wort abgewogen ist und erwogen sein will. Solche, welche in Elternvereinigungen oder sonst in Vereinen pädagogische Fragen zu besprechen haben, können bei Göttler schon die Disposition für den Vortrag und sichere Wegweisung finden — keineswegs der letzte Vorzug des Buches! Dr. H. Ostler.

Wissen und Glauben. Magazin für volkstümliche Apologetik. Monatsschrift zur Pflege der katholischen Weltanschauung. Begründet von Ernst H. Kley. Herausgegeben von Karl Schmid. 18. Jahrgang. 320 S. Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger, Mergentheim a. d. Tauber. — Vorliegende Zeitschrift hat vor wenigen Wochen mit dem zwölften Heft den achtzehnten Jahrgang abgeschlossen. Ein Ueberblick über einen ganzen Jahrgang zeigt erst so recht, wie reichhaltig und aktuell diese Zeitschrift ist. Wir greifen nur einige wenige behandelte Stoffe heraus, um dem Interessenten einen Einblick zu gewähren: „Der Bolschewismus als religiöse Gefahr"; „Freiheit und Innerlichkeit"; „Propheten des Zusammenbruchs"; „Leiden, Schmerzen, Krankheiten und göttliche Vorsehung"; „Der Kampf um die Schule"; die hochinteressanten „Bekenntnisse" der Konvertitin Rose Stolle-Unterwegen; dazu kommen eine ganze Reihe Artikel naturwissenschaftlicher Art, welche die Grenzgebiete zwischen Religion und Naturwissenschaften behandeln u. v. a. Unter den Verfassern heben wir nur hervor. Dr. Vögele, Dr. Jmle, Theologieprofessor Dr. Gspann, Dr. theol. Adrian, Univ.-Prof. Dr. Pohle, Hochschulprof. Dr. Fischer, Domkapitular Fr. Laun mit seinem klar geschriebenen Artikel über Theosophie u. a. Der Ton der Zeitschrift ist in keiner Weise polemisch, sondern positiv, sie verteidigt, indem sie die leuchtende Klarheit der christlichen Wahrheit darlegt. Besonders wohltuend berührt es auch, daß die verschiedenen Verfasser sich aufrichtig bestreben, den Bedürfnissen der modernen Seele gerecht zu werden, die weniger intellektualistisch belehrend, als psychologisch-pädagogisch behandelt sein will. Eine ehrliche Kritik kann diese Zeitschrift nur bestens empfehlen. Wir möchten wünschen, daß sie nicht nur in jedem Pfarrhaus Eingang finde, sondern daß sie auch ganz besonders in den Kreisen unserer Gebildeten heimisch werde. Ein Bedürfnis dazu liegt zweifellos vor, und der niedrige Preis ermöglicht es jedem, sie zu halten. Stoeckle S. J.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. Calderon zu spielen bleibt immer ein Verdienst, denn so groß der Reichtum an Schönheit und gedanklicher Tiefe ist, die uns der spanische Klassiker in seinen Stücken von fast unübersehbarer Zahl hinterlassen hat, so schwer ist es, ihn auf unserer heutigen Bühne lebendig zu erhalten. Es bedarf seitens der Schauspieler, wie seitens des Publikums eine historische Einstellung, sonst verwirrt die überquellende Fülle der Barockformen den Blick vor den Ewigkeitswerten der Dichtung. Die Aufführung im Residenztheater war in vielem eine recht gelungene. Man wählte die Uebertragung von Schreyvogel (West), die sich seit langem auf unseren Bühnen eingebürgert hat. Freilich der Blankvers ist nicht durchaus der Barocksprache Calderons gemäß, schon Grillparzer veröffentlichte eine Uebersetzungsprobe „ganz anders, wie diejenige dieses Schauspieles, dessen Aufführung gestern im Theater an der Wien erfolgt ist"; aber er ließ es bei der Probe bewenden. Nun haben wir trochäische Uebertragungen, die im Stil echter sind, aber diese Metren sind eben dem Genius unserer Sprache weit weniger gemäß, als der jambische Fünffüßer Shakespeares und unseres klassischen Dramas. Vorteil genug, der die Beibehaltung von Schreyvogels Fassung empfiehlt. — Ein König hat in den Sternen gelesen, daß sein Sohn von maßlosem Charakter sein werde; er läßt deshalb den Jüngling in der Einöde aufwachsen, in der Uebermut kein fruchtbares Feld findet. Zur Probe wird der Schlafende ins Königsschloß gebracht und beim Erwachen als Herrscher behandelt. Sofort bricht sein wildes Temperament hervor. Sich später in der Einöde wiederfindend, erscheint ihm das Erlebnis ein Traum. Langsam erwächst ihm die Erkenntnis, daß unser ganzes Leben ein Traum ist, hinter dem eine höhere Wirklichkeit steht, die uns die Pflicht auferlegt, auch in dem Traume unseres Lebens recht zu handeln. So vermag Sigismund die Anlagen seiner Natur zu zügeln, so daß er Herr seiner selbst und auch seinem Lande ein guter Herrscher wird. Calderon geht darüber hinaus, ein dramatisiertes Traktat über Kronprinzenerziehung zu schreiben, er kündet den Sieg des sittlichen Willens, über die Schicksalsmächte, die in des Menschen eigener Brust liegen. Die Geschehnisse weiten sich bei Calderon zum Gleichnis. „Der Blick über die Welt hinaus ist der einzige, der die Welt versteht. So blickte Calderon: und wer hat das Leben, die Schönheit, die Blüte wundervoller nachgedichtet, als er." Es war Richard Wagner, der mit diesen Worten mehr von dem Wesen Calderons aufllichtet, als dickbändige literarhistorische Bemühungen. Den Prinzen gab Faber. Gelegentlich mochte seine slawische Weichheit zu stark hervortreten, aber er war von sprühendem Temperament und reich an Farbe und Beseeltheit des Ausdruckes. Sicherlich der Schauspieler unseres Nationaltheaters, der die meisten Aussichten hat, wenn er sich nicht verleiten läßt, in einiger Zeit als Virtuose herumzureisen. Neubauers Regie hielt die Aufführung, in der noch Jakobis majestätischer König, Frl. Bierkowskys etwas herbe Rosaura, Waldaus drolliger Diener hervortraten, gut zusammen. Vielleicht überwog manchmal mehr die Staatsaktion das „Gleichnis", aber im ganzen war die Wiedergabe bedeutend. Leo Pasettis Bühnenbilder begnügten sich mit einem Anklingen der Barockmotive. Die Darbietung fand sehr starken Beifall. Es wäre zu wünschen, daß die Pflege Calderons nicht wieder ein Theaterereignis von vorübergehender Bedeutung bliebe. Die zeitgenössische expressionistische Richtung strebt ja auch darnach, dem geschauten Einzelgeschick einen symbolischen Charakter unterzulegen. Diese Tendenz, die bei den Heutigen nur lallend und stammelnd sich ausdrückt, zum Vorteile eines wahren Dichters zu nützen, ist für eine künstlerisch weitblickende Bühnenleitung eine Aufgabe, die heute leichter zu lösen ist, als zu Zeiten einer ganz anders gerichteten Literaturströmung.

Naturtheater in Hellabrunn. Der Tierpark Hellabrunn ist unter den Zoologischen Gärten der jüngste. Wie die älteren, die meist näher an die Städte gerückt oder bereits von ihnen umschlossen werden, ringt dies Unternehmen hart um seine Existenz. Wie eben die Zeiten heute sind, aber man darf sagen, daß er durch die Hungerjahre noch einen recht sehenswerten Tierbestand hinübergerettet hat, und die Landschaft mit ihren uralten Bäumen und malerischen Durchblicken, Bächlein und Wassertümpeln, in die Emanuel Seidl mit feinfühliger Meisterhand die Heimstätten der Tiere aller Zonen hineinkomponiert hat, bietet an sich schon einen so reizvollen Aufenthalt, daß die Aufgabe dieses Tierparkes ein großer Verlust wäre. Man hat beschlossen, durch allerhand Veranstaltungen den Besuch zu heben, und hat in dem noch weniger benützten Teile des ausgedehnten Geländes eine Freilichtbühne eingerichtet. Der laubwaldbesetzte Isarhang bildet einen natürlichen Hintergrund, oben blickt das Harlachinger Kirchlein, neben welchem Ludwig I. dem Landschaftsmaler Claude Lorrain ein Denkmal errichtet, durch die wehenden Baumkronen. Ein mit den Hörnern des Widders geschmücktes Blockhaus, ein Opferstein bildet den Schauplatz der Handlung, der breit und groß genug ist, einer rhythmisch bewegten Volksmasse Raum zu bieten. Man gibt die „Maibraut", ein altgermanisches Spiel von Wolzogen, das bereits in Wiesbaden sich erfolgreich bewies und in seinem Verlaufe dem Freskostil einer Freilichtbühne, bei der intimere Seelenmalerei von Uebel ist, gut angepaßt ist. Naturtheater sind abhängig von der — Natur; wenn es regnet, kann man nicht proben und so verzögerten sich die Vorbereitungen. Man hat die Erstaufführung um acht Tage hinausschieben müssen; unerwartet traf ich erst eine Probe an und so will ich auf Einzelheiten heute nicht eingehen. Der Truppe, zu der sich Künstler verschiedener Münchener Theater zusammengefunden, gelingt, uns in Stimmung zu versetzen und der blaue Himmel mit seinen duftigen Cirruswolken, die von sanftem Winde gekräuselten Baumkronen des Isarhanges sind ihr willkommene Helfer.

Gärtnerplatztheater. Das Geschick, das Schubert neunzig Jahre nach seinem Tode erreichte, als Komponist des „Dreimäderlhauses" auf dem Zettel zu stehen, hat nun auch Mendelssohn-Bartholdy betroffen. „Dichterliebe" heißt die Operette. Professor Stern hat die Musik angepaßt, die Herren Jul. Brammer und Alf. Grünwald haben das Leben Heinrich Heines ihren Singspielbedürfnissen angepaßt. Erster Akt: Junge Leiden. „Harry" liebt die Tochter seines gestrengen Hamburger Onkels, der den jungen Mann, der nicht zum Kaufmann taugt, natürlich nicht zum Schwiegersohn mag. Ihm aber ist's, als ob er die Hände aufs Haupt ihr legen sollt ..... Auf die historische Ameli folgt eine unhistorische Erbprinzessin, die sich in einer Rheingegend bewegt, in welcher nach Ansicht des Herrn Dekorationsmalers unsere Reben im Schatten hoher Bäume wachsen. Es gibt hier Studenten und Postillone zu romantischer Stimmung, und der verehrte Dichter kann sein „Buch der Lieder" mit schönem Tenor ausnützen. Dritter Akt: Paris. Madame geht aus und läßt den kranken Dichter allein. Die Mouche kommt und tröstet ihn, wie sie später biographisch bezeugt hat. Die komische Figur eines Juden, der durch die drei Bilder läuft, hat die Aufgabe, immer Geld herbeizuschaffen. Es ist sehr hübsch von ihm, daß er es für Rechnung des Onkels Salomon bei Rothschild holt und nicht von der französischen Regierung, denn diese Geldquelle war nicht fein und würde nicht zu dem schöngeschmückten Theater-Heine passen. Und die Musik? Herr Stern kennt seinen Mendelssohn und er wird ihn wieder „populär" machen. Die hübsche Wiedergabe zeitigte die übliche Verschwendung von Blumen und Begeisterung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Woche begann mit einer lebhaften und festen Tendenz. Wieder spricht man von allerhand Angliederungsabsichten des Phönix. Er erzielte einen Kursgewinn von 19 Proz., das Bezugsrecht, das mit der neuen Aktienausgabe verbunden ist, wird auf 300 Proz. berechnet. Für Lokomotivaktien zeigte sich grosses Interesse; man glaubt, dass in dieser Industrie sich eine grosse Konzentration vorbereite. Die Kurssteigerungen am Kassenmarkt waren zum Teil bedeutend. Auf dem Markt der Anilinwerte vollzog sich ein wildes Treiben. Das Bezugsrecht für Griesheim-Elektron notierte mit 164 am zweiten Börsentage 17½ Proz. höher, wobei nur 50 Proz. des verlangten Materials zugestellt werden konnte. Vermehrt war die Anfrage nach Aktien von Industrieunternehmungen. Die Wochenmitte brachte etwas Zurückhaltung wegen der angeblichen Forderung der Alliierten, sich an den Deutschen Werken zu beteiligen. Zu neuer Belebung trug dann die Mitteilung Dr. Wirths im Reichswirtschaftsrat über die Steuervorlagen bei, dass man sich von Experimenten fernhalten werde. Im Vordergrund standen Schantungaktien, die auf das Gerücht eines günstigen japanischen Angebotes 41 Proz. höher eröffneten. Der Freitag zeigte eine feste Grundstimmung, aber doch einige Neigung zu Realisierungen. Lebhafte Umsätze zeigten sich in Sparprämie und 3½ und 4 Proz. Anleihen bei wenig veränderten Kursen. Bayer. Notenbankaktien fielen um 35 Proz. Da die Reichsbank im Einvernehmen mit dem Reichswirtschaftsministerium den Ankauf von Gold zum Kurswert nunmehr aufgenommen hat, glaubten viele, dass auch die Bestände der Privatnotenbanken hierbei in Betracht kämen. Nach ausdrücklicher Erklärung der Reichsbank bezieht sich die Genehmigung zum Goldverkauf nicht auf diese Noteninstitute. Da auch nicht verschwiegen wurde, dass in den laufenden Geschäftserträgnissen ein Grund für die Steigerung der Kurse nicht gefunden werden könnte, so war es selbstverständlich, dass die Aktien diesen hohen Stand nicht halten konnten. Da Samstags in Berlin keine Börse ist, ist in dem Augenblicke, in welchem wir unseren Bericht abschliessen, noch nicht zu übersehen, ob die Finanzwelt auf den Streik, welcher wegen der Ermordung des U. S. P.-Führers Gareis in München mit nur teilweisem Erfolge vom Zaun gebrochen wurde, sonderlich reagieren wird. — Besondere Beachtung verdienen die drei Bankenabschlüsse, die in unsere Berichtsperiode fallen: Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank), Dresdner Bank und Deutsche Bank. Nach sorgfältiger Bewertung aller Risiken und Abbuchung der Unkosten der Kapitalserhöhung verbleibt bei der Darmstädter ein Erträgnis, das die Verteilung einer gegen das Vorjahr wiederum um 2 Proz. erhöhten Dividende (neben bedeutenden Rückstellungen) gestattet. Das Programm, die Geschäfte der Bank durch Ausbau ihres Filialnetzes auf eine breitere Grundlage zu stellen, ist weiter verfolgt worden. Der Bruttogewinn beläuft sich (einschliesslich von ℳ 628,805.64 Vortrag) auf ℳ 263'674,036.18. Der Bericht stellt fest, dass die Arbeitslust und Arbeitsleistung der Beamten sich wieder gehoben hat. Er schöpft daraus die Hoffnung, dass die Aufwärtsbewegung der Unkosten, welche durch Abschluss des Reichstarifes eine neue Steigerung erfahren haben und deren Umfang für minder ertragsreiche Jahre mit schwerer Sorge erfüllen muss, ihren Höhepunkt erreicht hat, zumal die Indexziffern der Kosten der wichtigsten Lebensbedürfnisse seit einigen Monaten eine Neigung zum Herabgehen zeigen. Diese Sorgen erscheinen durchaus verständlich, so sehr auch die Riesenziffern blenden mögen. Nach den neueren Tarifbewegungen vermögen wir jedoch den Glauben, dass ein Höhepunkt erreicht sei, nicht zu teilen. — Der Gesamtumsatz bei der Dresdner Bank auf einer Seite des Hauptbuches beläuft sich auf ℳ 1,089,647'748,714.55 gegen ℳ 399,809'415,001.80 im Vorjahre. Nach besonders vorsichtiger Bilanzierung verbleibt ein Rohgewinn von ℳ 423'495,091.95. Als Dividende wird 12½% (gegen 9% i. V.) vorgeschlagen. Auch bei der Dresdner Bank wurde das Filialnetz erweitert und soll noch weiterhin ausgedehnt werden. Aus den volkswirtschaftlichen Ausführungen der Bank sei zitiert: Die infolge der aus Krieg und Versailler Vertrag herrührenden Wirtschaftsschädigungen mehr denn je in Deutschland nötige Spartätigkeit wird durch die hohe Einkommensteuerbelastung in verhängnisvoller Weise gehemmt. Dies wird dann deutlich zutage treten, wenn nicht mehr wie bisher die steigende Inflation über den Mangel an Kapitalneubildung hinwegtäuscht. Ein Ausgleich des Reichshaushaltes darf daher ebensowenig durch weitere Eingriffe in die Vermögenssubstanz wie durch Erhöhung der Einkommensteuer gesucht werden, und es bleibt, abgesehen von den unbedingt notwendigen Ersparnissen in der Verwaltung, im wesentlichen — trotz innerpolitischen Bedenken — nur ein Ausbau der indirekten Steuern möglich.

Auch die Dresdner Bank erwähnt den Tarif, der eine gewisse Beruhigung in die Beamtenschaft gebracht, aber den bei Kopfarbeitern besonders schwerwiegenden Nachteil habe, dass er die Tendenz zur Nivellierung in sich trägt. Die Bank kann aus diesem Grunde einen Fortschritt hierin nicht erblicken. Die Gesamtumsätze der Deutschen Bank haben sich gegen das letzte Jahr verdreifacht; diese Riesenzahl von einer Billion, 281 Milliarden überragt diejenige der bei der Dresdner Bank Genannten nicht übermässig; aber die Ergebnisse sind günstiger. Dem verdreifachten Umsatz steht ein reichlich verdreifachter Rohgewinn von 713 Millionen Mark gegenüber. Es verbleibt zur Verteilung ein Reingewinn von 173,742,241 Mark, woraus 18% Dividende (gegen 12% im Vorjahre) vorgeschlagen wird. Mit der im Betriebsjahre durchgeführten Kapitalserhöhung auf 400 Millionen Mark ist die finanzielle Ausdehnung der Deutschen Bank zunächst als abgeschlossen anzusehen. Die Ausdehnung des Filialnetzes nimmt jedoch ihren weiteren Fortgang. Die Bank hat im abgelaufenen Jahre erstmals wieder die Grenzen des Reiches überschritten und zusammen mit der Banca Commerciale die Tiroler Landesbank in Innsbruck gegründet, um das zunächst noch bescheidene deutsch-italienische Geschäft zu schlagen. Der ausführliche Jahresbericht, der stündlich zu erwarten ist, behandelt auch die allgemeine politische und wirtschaftliche Lage. Es wird hierüber in unserem nächsten Berichte einiges zu sagen sein.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Die vorliegende Nummer

gelangt infolge des Generalstreiks anläßlich der Ermordung des Unabhängigen sozialistischen Abgeordneten Gareis erst 1 Tag später in die Hände der verehrl. Leser. :::

Verschiedenes.

Obstschaumweine. Die außerordentlich hohen Traubenseltpreise machen es vielen unmöglich, sich diesen Genuß zu leisten. Mehr als je kommt daher ein dem Traubenselt wirklich ebenbürtiger, qualitativ einwandfreier Obstschaumwein als Ersatz in Frage. Das Erzeugnis der Firma Josef Finck & Co., Mainz-Biebrich, die bekannte führende Obstschaumweinmarke Finck Kabinet, befriedigt jeden Anspruch, selbst den des Kenners. Finck Kabinet, ist wie Traubenselt durch eigene Gärung auf der Flasche während langem Lager durch Zucker hergestellt ohne künstlichen Kohlensäure- und Sacharinzusatz. Infolge des relativ niederen Alkoholgehalts wird Finck Kabinet auch Nervösen und Herzleidenden vom Arzte für den verbotenen Traubenseltgenuß empfohlen. Der um die Hälfte billigere Preis läßt Finck Kabinet in besonderer Weise zu Bowlen und als Erfrischungsgetränk im Glase Verwendung finden. Vielfach wird aber auch Finck Kabinet sowohl im Familien- wie auch Gesellschaftskreise gleichpreisigen Stillweinen vorgezogen. Die einzig dastehenden Auszeichnungen der Firma Josef Finck & Co., sowie der langjährige Ruf bürgen dafür, daß ein Versuch zu dauernden Nachbestellungen führt.

Bad Nauheim. Unser herrlich am Taunuswalde gelegenes Bad hat für dieses Jahr schon Besuchsziffern aufzuweisen, die die Zahlen aus der gleichen Zeit der Vorjahre schon um ein Beträchtliches übersteigen. Der Ruf der vielseitigen, gesundheitspendenden Kurmittel, die herrliche Umgebung, deren ausgedehnte Anlagen unmittelbar hinführen zu den großen Taunuswäldern, und nicht zuletzt das eifrige Bemühen der rührigen Kurverwaltung, den tausenden der Kurgäste aus allen Bevölkerungskreisen abwechslungsweise, jedem Geschmack Rechnung tragende Unterhaltung zu bieten, bestimmen unser Bad Nauheim nicht nur zu einem Aufenthaltsort für Kranke. Immer mehr wird Bad Nauheim vielmehr auch von Erholungsbedürftigen jeder Art aufgesucht, für die durch das glückliche Zusammentreffen der verschiedensten Faktoren unser Bad zu einem geradezu idealen Aufenthalt wird. Auf dem Gebiete der Musik sucht Bad Nauheim seinen alten Ruf zu erhalten. Das Kurorchester wird trotz mancherlei Schwierigkeiten auf seine alte Höhe gebracht, und wenn man die Art der Kunst kennzeichnen will, die in besonderen Veranstaltungen neben den täglichen Konzerten im Konzerthause geboten wird, so sagt beispielsweise ein Name alles: Claire Dux, deren Liederabend tausend Zuhörer zu geradezu huldigenden Kundgebungen für die unübertroffene Künstlerin hinriß.

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München. Unterm Heutigen fand die diesjährige ordentliche Generalversammlung der Bank im Anstaltsgebäude, Ludwigstr. 12, statt, zu welcher als Vertreter der Aktionärin, der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, die Herren Direktoren dieser Bank, Hofrat Dr. Eugen Zeitlmann und Direktor Michael Kopplstätter erschienen waren. Der Geschäftsbericht der Direktion und des Aufsichtsrates wie auch die Jahresbilanz wurden genehmigt und der Direktion wie dem Aufsichtsrate Entlastung erteilt. Die Verteilung des Gewinnes von M 2'227,518.13 wurde in der vorgeschlagenen Weise wie folgt genehmigt: 1. Dividende M. 1'400,000.—, 2. Gewinnanteile des Aufsichtsrates und Vorstands M. 155,000.—, 3. an die Feuerversicherung zum Fonds für außergewöhnliche Brandschäden M. 500,000.—, 4. Vortrag auf neue Rechnung M. 172,518.13. Die beiden statutengemäß aus dem Aufsichtsrate ausscheidenden Herren, Geheimer Justizrat Albert Gänßler und Exzellenz Staatsminister a. D. Dr. von Landmann wurden wieder gewählt; an Stelle des verstorbenen Mitgliedes Exzellenz Dr. ing. h. c. Hugo von Maffei wurde Exzellenz Dr. Eugen von Knilling, Staatsminister a. D. und Mitglied des bayerischen Landtages, sowie weiter Herr Alfons Ritter und Edler von Maffei, Guts- und Fabrikbesitzer in München, neu in den Aufsichtsrat gewählt.

DEUTSCHE BANK.

Geschäftsbericht für das Jahr 1920.

Für das einundfünfzigste Geschäftsjahr unserer Bank ist eine in keinem der Vorjahre auch nur annähernd erreichte Steigerung der Umsätze zu verzeichnen. Sie beliefen sich auf 1281,5 Milliarden Mark gegen 428,9 Milliarden Mark im Jahre 1919. Die Ursache liegt darin, dass durch das Schwanken in der Bewertung der Reichsmark tiefgreifende wirtschaftliche Bewegungen ausgelöst wurden. Es sei daran erinnert, dass, am Werte des Dollars gemessen, gegen Mitte Februar die Reichsmark bis auf 4 % ihres Pari-Wertes gesunken war (1 Dollar = M. 103.75), dass sich nach dieser niedrigsten Notierung ihre Bewertung im Monat Mai bis auf 12 % erhöhte und bis zum Jahresende wieder auf 8 % zurückging. Diese Schwankungen bieten einen Massstab für den weitgehenden Einfluss, den das Ausland als Besitzer von Milliarden an Noten und Guthaben unserer Währung auf unsere Wirtschaft gewonnen hat. Deutschland war in den ersten Monaten des Jahres 1920 der grosse Messplatz für die Käufe aller Länder, bis die überall eintretende Absatzstockung auch bei uns die Produktion hemmte. Die Wirkungen dieser Krisis sind noch nicht überwunden.

Die durch die Valuta-Verhältnisse vermehrten Zusammenhänge ausländischer Interessen mit dem deutschen Wirtschaftsleben haben das Mass der Verantwortung, die den Leitern unserer Unternehmungen obliegt, ausserordentlich gesteigert. Der Kampf gegen die Ueberfremdung ist nicht nur nötig zur Wahrung unserer wirtschaftlichen Unabhängigkeit, sondern auch zum Schutz der Lebenshaltung aller derjenigen, die als Angestellte und Arbeiter in unseren Bergwerken und Fabriken tätig sind. Eine Anzahl Unternehmer hat ihre Stellung durch völligen Zusammenschluss ihrer Werke oder im Wege der Interessengemeinschaft zu stärken gesucht und Organisationen geschaffen, die unsere wirtschaftliche Grundlage festigen sollen; zum Teil sind Zusammenschlüsse durch Aufkauf von Aktienmehrheiten bewirkt worden. Diese Vorgänge sind von Neugründungen und umfangreichen Erhöhungen des Aktienkapitals der in Betracht kommenden Unternehmungen begleitet gewesen. Neben ihnen haben die Verteuerung aller Anschaffungen, die Erhöhung der Löhne, die Notwendigkeit, die Betriebsmittel zu verstärken, in solchem Umfange zu Kapitalvermehrungen beigetragen, dass das Aktienkapital aller deutschen Gesellschaften, das Ende 1913 rund 17,000 Millionen Mark betrug, bis zum Schluss des Jahres 1920 auf rund 30,000 Millionen Mark gestiegen war und zurzeit auf mehr als 35,000 Millionen Mark zu schätzen ist.

Die geschilderte Entwicklung hat in hohem Grade zu der ausserordentlichen, von sehr erheblichen Kurserhöhungen begleiteten Lebhaftigkeit des Marktes der Industrieaktien beigetragen. In erster Linie jedoch ist diese Bewegung durch die fortschreitende Umstellung unserer Wirtschaft auf die neuen Verhältnisse verursacht worden. Die Inflation mit ihrer Begleiterscheinung, der Entwertung unseres Geldes, hat unseren alten Wertmesser zerstört. Die Papiermark aber, die an ihre Stelle getreten ist, kann, solange ihre Stabilität nicht erreicht ist, die Goldmark als zuverlässigen Wertmesser nicht ersetzen. Sie bleibt vorerst auf der einen Seite notwendiges Geldbeschaffungsmittel für den Staat, solange die Steuereingänge nicht ausreichen und die Verhältnisse die Aufnahme einer Anleihe nicht gestatten, auf der anderen Seite Spekulationsobjekt für die ganze Welt. Die Folge ist eine Unstetigkeit unserer Währung, unter der Handel und Verkehr ausserordentlich leiden. Die Preisbildung aller Waren ist ganz unregelmässig, soweit nicht behördliche Einwirkungen, wie bei der Festsetzung der Getreidepreise, beim Niederhalten der Mieten, eine künstliche Stetigkeit erzwingen. Es sind daher alle Vergleiche der Umsätze, Gewinnergebnisse und Dividenden unserer Aktiengesellschaften mit den Ziffern der Vorkriegszeit verwirrend. Die zunehmenden Ziffern von Umsatz und Gewinn erwecken den Eindruck von Prosperität, während in Wirklichkeit der Umsatz, in Warenmengen ausgedrückt, sehr erheblich gesunken ist, und die Kaufkraft der verteilten höheren Gewinne nur einen geringen Bruchteil der Kaufkraft der früheren Erträgnisse darstellt. Es wird ferner nicht scharf genug beachtet, dass die zu Goldmarkpreisen einstehenden Anlagen industrieller Unternehmungen nach und nach aufgebraucht werden, und dass es Raubbau an unserer Wirtschaft treiben heisst, wenn der Absatz nicht Ueberschüsse lässt, die die Instandhaltung der alten Anlagen und den Aufwand für die zur Sicherung der Leistungsfähigkeit unentbehrlichen neuen Einrichtungen zu den heutigen in Papiermark ausgedrückten Preisen gestatten. Darüber hinaus muss aber auch eine angemessene Kapitalrente bleiben; ohne eine solche würde die Bereitwilligkeit des Publikums, seine verfügbaren Mittel weiter in Aktien anzulegen, gehemmt und die jetzt mehr als je notwendige Fortentwicklung unserer Industrie unterbunden werden. Die Dividendenpolitik der Unternehmungen wird diesen Gesichtspunkt zu berücksichtigen haben. Der Aktienbesitz ist in Deutschland in der Hauptsache nicht in den Händen des Grosskapitals, er verteilt sich vielmehr auf sehr breite Schichten der Bevölkerung, die daran nur festhalten können, wenn er ihnen einen auskömmlichen Ertrag bringt. Nach unseren Feststellungen über die Verteilung der Aktien unserer Bank kann auf den einzelnen Aktionär durchschnittlich ein Besitz von nicht mehr als M. 9000 Nennwert angenommen werden. Der den Aktionären zukommende Gewinnanteil spielt im übrigen gegenüber den durch Steuern, Verteuerung aller Anschaffungen, hohe Löhne, Gehälter usw. ausserordentlich gestiegenen Handlungsunkosten eine viel untergeordnetere Rolle, als gewöhnlich angenommen wird. Bei uns betrugen die gesamten Handlungsunkosten

1913	125 %	der als Dividende verteilten Summen,
1914	140 %	
1915	118 %	
1916	136 %	
1917	156 %	
1918	252 %	
1919	432 %	
1920	725 %	der vorgeschlagenen Dividende.

Gemäss Beschluss der Generalversammlung vom 29. November vorigen Jahres ist das Grundkapital unserer Bank durch die Ausgabe von M 125,000,000 Aktien auf M 400,000,000 erhöht worden. Die neuen Aktien sind bis auf einen verhältnismässig kleinen Betrag von M 14,666,000 bereits für das Jahr 1920 voll dividendenberechtigt. Im Zusammenhang mit dieser Kapitalerhöhung hat dieselbe Generalversammlung die Fusion mit drei uns nahestehenden Instituten, der Hannoverschen Bank, der Braunschweiger Privatbank A.-G. und der Privatbank zu Gotha, beschlossen, sowie ferner Vorschläge der Verwaltung genehmigt, durch die die Beziehungen zu zwei weiteren uns eng befreundeten Banken, nämlich der Württembergischen Vereinsbank und der Hildesheimer Bank, noch inniger gestaltet worden sind. Sämtliche Beschlüsse sind in der Zwischenzeit vollständig durchgeführt worden.

Der Ertrag der „Dauernden Beteiligungen" und Kommanditen enthält die für 1919 vereinnahmten Dividenden auf unseren Besitz an Aktien

der Deutschen Treuhand-Gesellschaft (15 %)	(für 1920 15 %)
der Deutschen Ueberseeischen Bank (6 % für 1918)	(„ 30 % vorgeschl.)
der Deutschen Vereinsbank (6 %)	(„ 8 %)
der Essener Credit-Anstalt (9 %)	(„ 11 %)
der Hannoverschen Bank (8 %)	
der Hildesheimer Bank (9 %)	(„ 10 %)
der Mecklenburg. Hypotheken- u. Wechselbank (15 %)	„ $16^2/_3$ %)
der Niederlausitzer Bank (9 %)	(„ 10 %)
der Oldenburgischen Spar- u. Leih-Bank (10 %)	(„ 10 %)
der Osnabrücker Bank (8 %)	(„ 8 %)
der Pfälzischen Bank (7 %)	(„ noch nicht bekannt)
der Privatbank zu Gotha ($7^1/_2$ %)	
der Rheinischen Creditbank (7 %)	(„ noch nicht bekannt)
der Württembergischen Vereinsbank (7 %)	(„ 8 %)

Die Dividende der Deutschen Ueberseeischen Bank für das Jahr 1919 in Höhe von 30 % ist erst in 1921 verrechnet worden. Die Bank hat auch im abgelaufenen Jahre recht befriedigend gearbeitet und dürfte voraussichtlich wiederum 30 % verteilen.

Obwohl der Besitz an Aktien der Hannoverschen Bank und der Privatbank zu Gotha weggefallen ist, hat sich der Betrag der „Dauernden Beteiligungen" im Vergleich zum Stand dieses Kontos am Ende des Jahres 1919 um ungefähr 23 Millionen Mark dadurch erhöht, dass fast alle Banken, an denen wir durch Aktienbesitz beteiligt sind, Kapitalvermehrungen vorgenommen haben, und die auf unseren Anteil entfallenden jungen Aktien von uns bezogen worden sind. Eine Erhöhung ist ferner dadurch eingetreten, dass auf unseren Besitz an Aktien der „Reichsanleihe-Aktiengesellschaft", die bisher mit nur $37^1/_2$ % eingezahlt waren, die Vollzahlung geleistet worden ist, und dass wir Kommanditisten der Bankfirma Hermann Paderstein in Bielefeld geworden sind. Schliesslich sind 6 Millionen Mark Aktien des Elberfelder Bankvereins als dauernder Besitz übernommen worden.

Unsere Niederlassungen haben durchweg mit gutem Erfolg gearbeitet. Die Bilanzzahlen unserer ausländischen Filialen in Brüssel, Konstantinopel, London und Sofia haben wir diesmal nach deren Ausweisen vom 31. Dezember 1920 in unseren Abschluss eingestellt.

Die Bank hat gegenwärtig 133 Niederlassungen ausserhalb Berlins. Die Eröffnung der Filialen in Magdeburg, Regensburg und Amsterdam steht unmittelbar bevor.

Die Zahl der bei der Deutschen Bank geführten Kundenrechnungen ist von 601 921 auf 738 869 am Ende des Berichtsjahres gestiegen.

Die persönlichen Aufwendungen für unsere Angestellten haben gegenüber unserer im letzten Geschäftsbericht angeführten Schätzung durch den am 5. Oktober 1920 nach langwierigen Verhandlungen zum Abschluss gelangten ersten Reichstarifvertrag für das deutsche Bankgewerbe eine unerwartete Erhöhung erfahren. Wenn wir unter Berücksichtigung der im Frühjahr 1920 freiwillig erfolgten Neuregelung der Bezüge und der im Anschluss daran gewährten besonderen Teuerungszulagen mit einer Belastung in etwa doppelter Höhe gegen das Vorjahr rechneten, so stellt sich der Aufwand infolge Einführung des Tarifs, eines darüber hinaus noch freiwillig gewährten Zuschlags zur Weihnachtsgratifikation und der Mehreinstellung von Arbeitskräften auf einen Betrag, welcher unsere Annahme bei weitem übertrifft und gegen die Belastung von 1919 in Wirklichkeit ein Mehrfaches darstellt. Auch die Verlängerung des Tarifvertrages über den 31. Dezember 1920 hinaus brachte den Banken neue Lasten in Höhe von mindestens 20% des tariflichen Einkommens. Die weiteren Einkommens-Erhöhungen, die den Banken durch den Schiedsspruch vom 28. April d. J. für den Fall der Verlängerung des Tarifs über den 31. März 1921 hinaus auferlegt werden sollten, haben sie abgelehnt.

Die Zahl der Angestellten der Bank hat gegenüber dem Stand von 1919 eine wesentliche Erhöhung erfahren und beläuft sich Ende 1920 auf 17 808.

Wegen der Ausdehnung des Geschäfts, vornehmlich aber wegen der ständig zunehmenden Belastung des Bankbetriebes mit verwaltungstechnischen Arbeiten infolge der Gesetzgebung ist eine durch die Vermehrung des Personals bedingte Vergrösserung der Räumlichkeiten erforderlich geworden. Es mussten in Berlin und an den Filialplätzen Ankäufe von Gebäuden und Neubauten zu wesentlich gesteigerten Preisen vorgenommen werden. Zu diesem Zuwachs sind die Gebäude der Hannoverschen Bank, der Braunschweiger Privatbank und der Privatbank zu Gotha hinzugekommen. Die für das Konto „Gebäude" gemachten Aufwendungen sind zum überwiegenden Teil abgeschrieben worden. Unser Vorschlag, aus dem Reingewinn des Jahres 1920 weitere M. 7,640,000 für Abschreibungen zu verwenden, geschieht in der Absicht, den Buchwert der Gebäude in der bisherigen Höhe zu belassen.

Für Steuern und Abgaben hatten wir einschliesslich der Rücklage für Zinsbogensteuer M. 67,357,966.76 zu erlegen gegen M. 25,059,847.20 im Vorjahre.

Die von uns für Rechnung des Deutschen Reiches und der Reichsbank im Ausland übernommenen Verpflichtungen haben sich erheblich vermindert. Sie beliefen sich Ende des Jahres 1920 auf M. 178,284,000 und sind im laufenden Jahre weiter zurückgegangen.

Unsere Unternehmungen in der Petroleumindustrie haben im vergangenen Jahre grundlegende Umgestaltungen erfahren. Die Kontrolle über die rumänische Aktiengesellschaft Steaua-Romana ist an ein rumänisch-englisch-französisches Konsortium übergegangen. Damit ist die Deutsche Petroleum-Aktien-Gesellschaft endgültig aus einem Unternehmen ausgeschieden, das unter deutscher Führung zu hoher Blüte gelangt ist und sowohl der rumänischen wie der deutschen Wirtschaft grosse Dienste geleistet hat. Die Deutsche Petroleum-Aktien-Gesellschaft ist entschlossen, soweit die Verhältnisse es gestatten, die für ein grosses Land unerlässliche Beteiligung an der Petroleumindustrie in angemessenem Umfange wiederzugewinnen, hat aber angesichts der schon im Vorjahre auch in der Petroleumindustrie der Welt bemerkbar gewordenen Ueberproduktion vorgezogen, mit neuen Investitionen nur langsam vorzugehen. Inzwischen hat die Gesellschaft sich durch die Erhöhung ihres Aktienkapitals von 35 auf 100 Millionen Mark eine breitere Basis geschaffen. Die im Auslande erzielten Gewinne ermöglichen es, für das Geschäftsjahr 1919/20 sowie für ein kurzes Zwischengeschäftsjahr, für welches bereits das erhöhte Aktienkapital dividendenberechtigt war, eine Dividende von je 30% auszuschütten.

Der Bayerische Lloyd Schiffahrts-Aktiengesellschaft hat während des abgelaufenen Jahres wieder belangreiche Transporte durchführen können, obwohl die Verhältnisse auf der Donau im ganzen noch wenig geklärt sind. Es ist zu hoffen, dass die von dem Bayerischen Lloyd auf deutschen Werften lediglich für Bedürfnisse der heimischen Wirtschaft gebauten Schiffe ihm auch weiter belassen werden. Die Gesellschaft hat neuerdings ihr Kapital von 16 auf 32 Millionen Mark erhöht.

Ueber das Schicksal mancher uns nahestehender Auslandsunternehmungen ist noch nicht entschieden.

Die Tempelhofer Feld Aktiengesellschaft für Grundstücksverwertung in Berlin musste den grösseren Teil ihres Baugeländes für Siedelungszwecke zugunsten von Kriegsteilnehmern zur Verfügung stellen. Dadurch hat der Vertrag der Gesellschaft mit dem Fiskus eine grundlegende Veränderung erfahren. Das Aktienkapital wurde, da die Aufgaben der Gesellschaft nunmehr stark eingeschränkt sind, von 20 auf 12½ Millionen Mark herabgesetzt.

Unsere Gemeinschaftsgeschäfte sind in dem bei unseren Stellen erhältlichen Berichte namentlich aufgeführt.

Unsere Konsortialrechnung enthielt am Jahresschlusse

Beteiligungen	an festverzinslichen Werten	M.	5,985,045.38
„	an Aktien von Banken, sowie Eisenbahnen und anderen Transportunternehmungen .	„	3,729,530.66
„	an Grundstücksgeschäften .	„	586,201.25
„	an industriellen und verschiedenen anderen Unternehmungen	„	26,435,258.95
„	an Kriegskreditbanken und Kriegsgesellschaften . . .	„	1,616,649.37
	im Buchwerte von	M.	38,352,685 61

Zu dem Reingewinn des Jahres von .	M.	173,742,241 55
tritt der Vortrag aus 1919 mit	„	11,326,380.90
zusammen	M.	185,068,622.45

Wir beantragen, diesen Betrag wie folgt zu verwenden:

1. Ueberweisung an die freie Rücklage	M.	71,914,346 87
2. Restzuwendung an den „Jubiläums-fond"	„	5,000,000.—
3. Ueberweisung an den „Dr. Georg von Siemens-Fond" zur Auffüllung auf M. 20,000,000.—	„	11,041,958.05
4. Sonderabschreibung auf Bankgebäude zur Herabminderung des Buchwertes auf den Stand vom 31. Dez. 1919 von M. 40,000,000.—	„	7,640,000.—
5. 18% Dividende auf M. 400.000,000.— (davon M. 14,666,000.— dreiviertel dividendenberechtigt)	„	71,340,030.—
6. satzungsgemässer Gewinnanteil des Aufsichtsrats	„	4,176,417.53
7. Vortrag auf neue Rechnung . . .	„	13,955,870.—
zusammen	M.	185,068,622 45

Unter Einschluss der aus der Kapitalerhöhung in die Rücklagen geflossenen M. 143,085,653.13 sowie unter Berücksichtigung der vorgeschlagenen Zuweisung von M. 71,914,346.87 stellen sich die Rücklagen nunmehr auf M. 450,000,000.—, so dass das eigene Vermögen der Bank (Kapital und Rücklagen) insgesamt M. 850,000,000.— beträgt.

Berlin, im Juni 1921.

Der Vorstand der Deutschen Bank

A. Blinzig E. Heinemann P. M. Herrmann P. Mankiewitz
C. Michalowsky O. Schlitter G. Schröter Dr. E. G. v. Stauß
O. Wassermann

Schnellpressen und Rotationsmaschinen

für Buch-, Stein- und Blechdruck

ebenso Maschinen für

Buchbinderei — Düten und Papierwaren

Kartonagefabrikation.

Telefon 4609 **Bezner & Moll, Düsseldorf** Tel.-Adresse: Schnellpresse

Gebrauchte Maschinen.

Ein gesunder Bettler ist reicher als ein kranker König!

Schon Viele haben die ganze Apotheke durchgekostet und blieben krank, wurden von Monat zu Monat immer kränker. Kehren Sie deshalb zurück zur Natur! Die Mutter Natur allein mit ihren reichen natürlichen Heilschätzen kann und **wird Ihnen helfen.** Sie hat schon Wunder gewirkt. Die **sichersten** natürlichen Heilmittel und die **einzig richtigen Wege**, um die hartnäckigsten Leiden an der Wurzel zu erfassen, ersehen Sie aus dem konkurrenzlos dastehenden Buche

„Wieder jung“

von J. Rupp. Preis nur Mk. 12.—. **Es** ist für alle Kranke das **Tausendfache** wert. **Es** lehrt Ihnen mit wenigen Worten die **Kunst**, sich und Andere auf sicheren Wegen der Gesundheit und Daseinsfreude zuzuführen.

Leiden Sie an **Magen, Darm, Nerven,** an **Gicht, Rheuma, Ischias, Zuckerkrankheit, Wassersucht, Hämorrhoiden, Schwäche, Blutarmut, Regelstörungen,** an **Syphilis, Geschwüren, Flechten** oder an irgend einem **anderen** Uebel, dann gibt Ihnen das Werk Aufschluß, wie solche **Leiden entstehen,** und wie sie sicher zu bekämpfen und **zu heilen** sind. Das Buch „Wieder jung“ allein ist dasjenige **Volksheilbuch**, das sich auch aus ärztlichen und anderen **wissenschaftlichen** Kreisen begeisterte Anerkennungen errungen hat und verdient mit Recht Eingang in jede Familie.

Pfarrer Schneider in Untermachingen (Württ.) schreibt: „Ihr Buch werde ich in Freundeskreisen empfehlen. Die Grundsätze sind so klar, wahr und folgerichtig, daß man **beistimmen muß** Die fleißige Lektüre Ihres Werkes wäre Theologiestudierenden und Seminaristen entschieden heilsamer, als das Studium gewisser vielgepriesener pastoralmedizin. Bücher.“ Kulturhistoriker Dr. Bayer in München-G. schreibt: „Verblüffend einfach und klar ist des Verfassers Darstellung von Krankheit und Heilung. — Direkt pädagogisch anzusprechen sind die Ratschläge. — Der außergewöhnlich klare, vernünftige Standpunkt des Verfassers, frei von aller Ueberhebung läßt von vornherein Sympathie gewinnen. — Besonders wünsche ich das Buch angelegentlich **nervösen** und **ängstlichen Kranken,** die schon mehrere Aerzte konsultiert; Müttern und Pflegerinnen, Geistlichen und Lehrern. Stabsarzt Dr. Netto in Potsdam schreibt: „Das prächtige Werkchen lehrt, wie man mit Ausnutzung der von der Natur gewährten Gaben **das Gut der Lebenskraft** erhält und ausbaut. Es muß **ein Erfolg für jeden** erzielt werden. Gerade die für Geschlechtskrankheiten einschlägigen Kapitel hat Rupp in „Wieder jung“ vortrefflich bearbeitet. Möge das Buch reiche Verbreituug finden und **reichsten Segen** stiften!“ Bezirksarzt Dr. Kühner in Eisenach schreibt: „daß durch das Buch „Wieder jung“ Heilungen von Krankheiten, besonders von chronischen, selbst **hartnäckigen Leiden** am **sichersten** erreicht werden können.“ Eine Münchener Tageszeitung schreibt: „Solange der Mensch atmet, lebt er und kein Kranker soll daher die Hoffnung auf seine Wiederherstellung verlieren Das Buch „Wieder jung“ gibt auch **Schwerkranken** Winke, wie sie **wieder gesund** werden.“ Die Neuest. Nachr. in Zella-Mehlis schreibt: „Diese Schrift ist das **beste Volksbuch der Heilkunst.** Sie verdient Eingang zu finden in jedem Hause und von den Kranken und Krankenpflegern gelesen zu werden.“ Pater O Staudinger bei St. Bonifaz in München schreibt: „Deutlich lehrt der Verfasser: Zurück zur Natur und zu jenen Heilmitteln, die uns die Natur selbst in die Hand gibt. Die Ratschläge und Rezepte werden besonders auch Nerven- und Lungenleidende **mit Erfolg** sich zunutze machen.“

Nach diesen und vielen anderen Zeugnissen ist es kein Wunder, daß das Buch wieder jung, der aufrichtige Freund und wirkliche Helfer aller Kranken von allen Kreisen stark begehrt wird und überall reißenden Absatz findet. Bestellen deshalb auch Sie möglichst heute noch, um sich in den Besitz dieses kostbaren Werkes zu setzen, bevor diese Auflage vergriffen ist. Zu beziehen vom **Verlag Rupp in Gauting 19 bei München.** Postcheckkonto München 11220.

Bochumer Gußstahl-Glocken.

Höchste Auszeichnungen auf sämtlichen beschickten Ausstellungen.

Erfinder des Stahlformgusses und der Gußstahlglocken im Jahre 1851. Seit dieser Zeit wurden über 15000 Kirchen- und 25000 Signal-Glocken geliefert. Bis 1915 alleiniger Hersteller der Gußstahlglocken in Europa, daher grösste Erfahrungen. Schöner, reiner Ton. — Wesentlich billiger als Bronceglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von grosser Höhe und bei Feuersbrünsten. — 20jährige Gewährleistung. — Die Bochumer Gußstahl-Glocken sind bester Ersatz für gute Bronceglocken, da sie bis zu einem Meter im Durchmesser etwa gleichschwer, bei grösseren Abmessungen aber bis zu 25% leichter sind als gute Bronceglocken mit den gleichen Tönen. Daher geringe Beanspruchung des Zubehörs, Stuhles und Turmes und geringere Kraftaufwendung beim Läuten.

Ausführliche Drucksachen mit Zeichnungen u. vorzügl. Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau u. Gußstahlfabrikation zu Bochum.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen u. s. w. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Preisgekrönt: Internationale Ausstellung Aachen 1912

Finck Cabinet

Preisgekrönt: Weltausstellung Gent 1913

Deutschlands führender Qualitäts-Obstschaumwein

Mit Zucker durch Flaschengärung auf langem Lager hergestellt. Ohne künstlichen Kohlensäure- oder Sacharinzusatz — Dem Traubensekt ebenbürtig — Mehr als die Hälfte billiger — Weinähnliche Qualität, ausserordentliche Bekömmlichkeit, unbegrenzte Haltbarkeit — Nervösen u. Herzleidenden als Ersatz für verbotenen Traubensektgenuss ärztlich empfohlen.

Josef Finck & Co., Hoflieferanten, Mainz-Biebrich M 22

Telegr.-Adr.: Sektkellerei Finck, Biebrich. Telefon: Biebrich Nr. 459.

Vertretungen und Verkaufsstellen werden errichtet.

Maier-Harmoniums

über die ganze Welt verbreitet!

Kleinste bis größte Werke, auch von **jedermann ohne Notenkenntnisse** sofort 4stimmig spielbare Instrumente.

Kataloge gratis.

Tropenharmoniums für Kirchen, Kapellen u. Reise

Aloys Maier, Fulda

gegr. 1846

Päpstlicher Hoflieferant.

W Verlangen Sie MUSTER **ÄSCHE- : Stickereien :**

Billigste Bezugsquelle Franziska Mertsching, Falkenstein i. Vgtl., Elsässerstr. 1.

Sutanen Römer u. Manteltuche f. Geistliche und Klöster in bester Qualität. Reelle Bedienung. Muster zu Diensten. **J. Pütz, Boppard a. Rh.,** Tuchgroßhandlung.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die [illegible] und den Reklameteil: H. Fell

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gb. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

№ 26 | München, 25. Juni 1921. | XVIII. Jahrgang.

Parlamentarisches System — oder was sonst?

Von Geh. Hofrat Professor Dr. K. Beyerle, München, M. d. R.

(Fortsetzung.)

Wer die realpolitische Bedeutung des Parlaments im heutigen Deutschland gerecht abwägen will, muß sich vor allem vor Uebertreibungen und Verallgemeinerungen hüten. Er darf nicht vergessen, daß zwischen der allbeliebten Schablone, die nur Gutes und Schlechtes sieht und Licht wie Schatten schroff verteilt, vieles in der Mitte liegt. Es gibt auch im Staatsleben *neutrale Dinge, die ihren Wert erst von dem Geist empfangen, welcher sie beseelt.* Kein Zweifel: weil es uns früher gut ging und heute schlecht geht, deshalb ist für viele das alte System die Quelle des Guten, das neue der Urgrund alles Bösen. Und doch ist das Neue aus einer Aktion geboren, die uns vor Schlimmerem gerettet hat. Auch das muß sich der Kritiker des heutigen deutschen Staates und seiner Verfassung sagen: es ist jetzt nicht möglich und wird auf lange hin *nicht möglich sein, eine Politik in Großstaaten zu führen.* Das Schicksal hat uns in bescheidene Niederungen einer schwer um ihre Existenz ringenden Nation geworfen. Die kühnsten Konzeptionen größter Begabungen scheitern ganz einfach an ihrer Undurchführbarkeit. Wer nach einer große Geste verlangt, darf nicht vergessen, daß sie außenpolitisch wirkungslos verpufft, innenpolitisch aber nur die Klassengegensätze vertieft. Wenn unsere akademische Jugend in kraftbewußtem Idealismus sich heraussehnt aus dieser Zwangsjacke, wer will es ihr verdenken? Und doch frevelt an ihr, wer ihr die Vergangenheit nur in Rosalicht zeigt und die gegenwärtige Staatsform für alles verantwortlich macht, was ein allgewaltiger Militärabsolutismus, was die Uebermacht unserer Feinde, was die Revolution gesündigt haben. Nur ernster und gewissenhafter Prüfung enthüllt sich heute die Wahrheit; nur wer sich über Schlagwortgebilde erhebt, macht sich zu einem tauglichen Glied unseres als Volk lebendigen Staatsorganismus.

Eine *Scheindemokratie* wird unser parlamentarisch regiertes Deutschland gescholten, weil in ihm nicht wahre Freiheit des Volkes, auch nicht einmal im Sinn freier Wahl seiner Vertrauensträger verwirklicht sei: in Wirklichkeit seien *gerissene und verschlagene Parteiführer die Herrscher Deutschlands;* sie bestimmten die Kandidatur für das Parlament, zumal im Rahmen der Listenwahl, welche den Einfluß der Wählerschaft über Gebühr ausschalte. Das Parlament selbst aber sei nicht eine Gesamtvertretung der Nation, sondern der Tummelplatz wildester Parteienkämpfe, bei deren Ausfechtung persönliche Interessen und Parteitaktik über das Gemeinwohl den Sieg davontrügen. Das trifft doch alles nur sehr mit Einschränkungen zu. In Deutschland ist die politische Bildung in unbestreitbar raschem Fortschreiten begriffen; die Erfahrungen der letzten sieben Jahre zwingen jeden Denkenden dazu. Die Wählerschaft steht, auch wenn nicht ein Wahlkampf die Massen aufruft, dem Parlament und ihren Abgeordneten heute viel näher und verfolgt alle Wandlungen des stürmischen politischen Lebens der Gegenwart mit gesteigerter Hellhörigkeit. Die starken Verschiebungen in den Gefolgschaftsziffern der einzelnen Parteien seit der Revolution sind der beste Beweis dafür. Die Wählermassen lassen sich auf die Dauer auch vor einer noch so fest gesattelten Parteileitung keine Kandidaturen aufdrängen, welche kein Vertrauen in der Partei finden. Daß die Politik heute nur von großen Parteien, d. h. möglichst geschlossenen Gesinnungsverbänden geführt werden kann, steht außer Zweifel. Parteien sind nicht zu entbehren. Notwendig ist nur, daß der Parteiegoismus sich die Schranken auferlegt, die ihm durch das Gesamtwohl der Nation gezogen sind. In dieser Richtung muß die sich täglich vollziehende Selbsterziehung des Parlaments verlaufen. Diesem Ziele diente der Weckruf *Stegerwalds.* Hier hat aber gerade das Zentrum in vielen Fällen eine vorbildliche Selbstdisziplin und opferwillige Selbstbeschränkung an den Tag gelegt, wie man überall auch im gegnerischen Lager hören kann. Alle größeren Parteien haben in den letzten Jahren ihre Organisation ins einzelne durch- und ausgebaut und damit organische Verbindungsglieder zwischen Parteileitung und Wählerschaft entstehen lassen, welche die Bedeutung der letzteren gegenüber früher mächtig gehoben haben. So fehlt es schon in dieser Entwicklung des Parteilebens im demokratischen Staat nicht an Korrektiven, welche eine Fälschung oder Ausschaltung des Volkswillens durch Parteiklüngelei und Parteibonzentum zu verhüten geeignet sind. Dies wird um so besser werden, je zahlreicher sich begabte und mit dem Volke fühlende Persönlichkeiten in den Parteien zum Sprecher und Vertreter des Volkes wählen lassen. Einen gewaltigen politischen Gesinnungsverband, wie ihn die christliche und die katholische Wählerschaft aufbringt, wird es an solchen niemals fehlen. Das volle Licht der Oeffentlichkeit, vor dem sich das Parlamentsleben abspielt, wird außerdem, im Zusammenwirken mit den Bürgschaften der Verfassung selbst, das Seinige dazu beitragen, daß dieser Einwand gegen den parlamentarischen Staatsgedanken immer mehr verschwindet.

Es heißt ferner, das parlamentarische System auf demokratischer Grundlage bringe ins Parlament keine Köpfe; *es ziehe die Mittelmäßigkeit groß,* von seinem Parteienhader wende sich der wahrhaft Gebildete, der ernste Vaterlandsfreund angewidert ab und überlasse die Politik den Berufsdemagogen. So werde das Wort: „Freie Bahn dem Tüchtigen" gerade hier, im Brennpunkt des neuen Staats, zur hohlen Phrase. Daran ist gewiß manches richtig, das Werturteil im ganzen und in seiner Verallgemeinerung dennoch falsch. Vor allem ist die Idee und ihre Auswirkungsmöglichkeit nicht genügend auseinandergehalten. Es ist zunächst völlig *unrichtig, daß das parlamentarische System das Angebot tüchtiger Kräfte zur Parlamentslaufbahn verringert habe.* Genau das Gegenteil ist der Fall. Mit der außerordentlich gesteigerten Bedeutung des Mandats ist gerade aus den Reihen der Intelligenz der Andrang zum Parlament sehr stark gewachsen. Alle Parteien wissen davon zu erzählen und keine Partei ist heute völlig ohne Vertreter der akademisch gebildeten Intelligenz. So groß ist der Andrang, daß ihm nicht entfernt entsprochen werden kann; daß davon manche Verärgerung kommt, sich mancher zurückgesetzt fühlt, ist klar. Das Reichstagshandbuch z. B. mit seinen biographischen Angaben über jeden Parlamentarier lehrt im ganzen gewertet sicherlich nicht nur, daß sich die akademischen Berufe aller Art im Reichstag die Hand reichen, sondern daß auch nicht wenige Begabtete aus dem Volk sich zum Mandatsträger emporgearbeitet haben. Eine gewisse Auslese tüchtiger Köpfe und gewiegter Kenner des Lebens und Volkes ist schon jetzt vorhanden, mag auch das Ideal noch lange nicht erreicht sein. Wenn vor allem wirtschaftliche Fach- und Lebenskenntnis für die Auswahl der Kandidaten entscheidend ins Gewicht fällt, so liegt das an der schweren wirtschaftlichen Not unserer Zeit, der unmittelbarsten Folge des verlorenen Krieges. Doch sitzen auch heute schon anerkannte geistige Führer auf dem Gebiete der Weltanschauungsfragen und des allgemeinen Bildungswesens

im Parlament. Daß anderseits Kenner der außenpolitischen Zusammenhänge sehr viel dünner gesät sind, liegt an den schweren Unterlassungssünden des alten Systems, das die Außenpolitik und damit die höchsten Schicksalsfragen der Nation in absolutistischer Ueberhebung vor der Oeffentlichkeit verbarg und dessen zeitig erfolgte Entfernung oder wenigstens Umbildung uns von unermeßlichem Unheil verschont hätte. Immerhin, so ganz wertlos muß der Parlamentarismus nicht sein; denn selbst Minister, Botschafter und Legationsräte des alten Systems halten es nicht unter ihrer Würde, als Parlamentarier heute dem Vaterland zu dienen.

Die Größe und Stärke des Zentrums besteht darin, *eine Partei der Vermittlung und Klassenversöhnung* zu sein, um so als eine Gesamtvertretung des christlichen und insonderheit des katholischen Deutschland gelten zu können. Neben anderen bürgerlichen Parteien ist daher das Zentrum ganz besonders berufen, bei der Auswahl seiner Abgeordneten *eine Auslese der Besten aus allen Ständen* zu treffen. Die Entwicklung des Parlamentslebens seit der Revolution zeigt klar, daß dabei *die Intelligenz nicht zu kurz gekommen* ist. Besonders bewährt sich nach dieser Richtung die Reichsliste unseres Verhältniswahlrechts, die bekanntlich gestattet, verdiente und tüchtige Führer auch außerhalb der Einzelwahlkreise und ohne die Mühen eines heftigen Wahlkampfes auf den Schild zu erheben. Wie weit liegt doch schon der Terror der Arbeiter- und Soldatenräte hinter uns; was anderes aber bot den Rückweg zur Ordnung, als das aus freiestem Wahlrecht hervorgehende demokratische Parlament? Gewiß, *ein Parlament, das nur aus geistigen Größen besteht, wird aus diesem auf Gleichstimmwert aller Staatsbürger aufgebauten Wahlrecht niemals hervorgehen können.* Eine Paulskirche wird der Reichstag nicht mehr werden. Dazwischen liegt aber eben der gewaltige politische *Freiheitskampf des vierten Standes* in Deutschland, an dessen Erfolgen keine Politik und Verfassung vorübergehen kann. Ist damit ein so großes Unglück angerichtet? Will heute jemand im Ernst zum preußischen Dreiklassenwahlrecht zurückkehren? Ist uns nicht allen die unerbittliche Logik der jüngsten deutschen Geschichte zum unveräußerlichen Bewußtsein geworden, daß man einem mündigen Volke nicht von Staats wegen die unerhörtesten Opfer an Gut und Blut zumuten und ihm gleichzeitig die solchen Opfern entsprechenden politischen Rechte vorenthalten kann? Gleiche Opfer, gleiche Rechte! Plutokratische Reaktion liegt jedenfalls weitab von der Politik einer christlichen Volkspartei. Schließlich aber die eine Frage: *bringt uns etwa die Beseitigung des Parlaments und seines verfassungsmäßigen Einflusses dem Ideal eines wahren Volksstaates mit Vertretung aller Stände bei der Bildung des Staatswillens näher?* Wo ist ein anderer, besserer, ausführbarerer Vorschlag gemacht worden? Darauf pflegen alle Flöten zu verstummen. Gerade die Aufgabe einer sozialen, christlichen, volkstümlichen Politik muß es sein, errungene Ansätze zur Besserung nicht ohne Not preiszugeben. Wer im praktischen Getriebe des politischen Lebens steht, weiß, wie schwer einmal Dahingegebenes zurückgewonnen wird.

Unter den Anwürfen auf das Parlament und die Parteien fehlt nicht die Behauptung unwürdigen Gebarens, öden Gezänks und noch schlimmerer Zeichen einer *fortschreitenden Verrohung der Verhandlungen.* Gewiß, an unerfreulichen Vorkommnissen in dieser Richtung ist kein Mangel. Doch muß hierbei verschiedenes in Rechnung gestellt werden. Die Verbreiterung des demokratischen Wahlrechts hat auch den kleineren Wählergruppen radikalster Färbung eine Parlamentsvertretung gesichert. Die allgemeine Verwilderung der Zeit, die Ausbrüche eines leidenschaftlich aufgepeitschten Klassenhasses, sie sind auch am Parlament nicht spurlos vorübergegangen und drängen gerade hier, namentlich in Augenblicken politischer Hochspannung, zu Entladungen, die oft genug in bedauerlichen Formen erfolgen. Für alle um das Gesamtwohl besorgten Parlamentsmitglieder, besonders für die Koalitionsparteien, fließt hieraus die *Pflicht zur Mäßigung und Zurückhaltung.* Sie wird auch in viel höherem Grade geübt, als das den tatsächlichen Hergängen fernestehende Publikum annimmt. Im wesentlichen sind es die der Regierungsverantwortung enthobenen Gruppen der äußersten Linken und Rechten, deren spontane Gefühlsausbrüche zu Lärmszenen führen; mögen auch die Formen auf der Rechten urbaner sein, ihre aufreizenden Zwischenrufe wirken darum nicht weniger gefährlich. Das haben jetzt wieder die häßlichen *Zwischenfälle aus Anlaß der Interpellation der U. S. P. über die Ermordung des Abg. Gareis* klar erwiesen. Eine sensationslüsterne Presse hat dieselben zudem, wie bei jeder ähnlichen Gelegenheit, maßlos aufgebauscht. Man kann weder von „Prügelszenen im Reichstag“, noch von „Handgemenge“ unter Abgeordneten sprechen, wie in marktschreierisch aufgemachten Zeitungsartikeln zu lesen stand. Ueber den Versuch eines tätlichen Angriffes des Kommunisten Remmele auf den Abg. Mittelmann, der sich einen provozierenden Zwischenruf geleistet hatte, ist die Sache nicht hinausgekommen, mögen dann auch freilich die Führer der USP. und der KPD. in lärmende Rufe ausgebrochen sein. Es war zudem das erste-, hoffentlich aber auch das letztemal, daß sich etwas Derartiges im Reichstag ereignete. Also auch hier kein Verallgemeinern und vor dem leichtfertigen Stabbruch über das Parlament eine kurze besinnliche Rückfrage darüber, ob die Presse den Vorgang richtig wiedergegeben und wie sich die Mehrheit des Parlaments dabei verhalten hat. Endlich, so bedauerlich all diese Entgleisungen auch sein mögen, *mit dem parlamentarischen Prinzip als solchen haben sie nichts zu tun.* Sie würden auch mit Abschaffung dieses Prinzips an sich nicht verschwinden, da niemand im Ernste weder an die Beseitigung des Parlaments noch an eine erhebliche Zurückschraubung des allgemeinen Wahlrechts denkt, die etwa ungeeignete Elemente aus der Volksvertretung fernhalten würde. Auch der monarchische Staat müßte mit dem Parlament, so wie es aus den allgemeinen Wahlen hervorgeht, fertig zu werden versuchen. Die Zeiten aber, da ein Leutnant mit zehn Mann als Deus ex machina Ordnung schaffen sollte, dürften für immer vorbei sein. Und schließlich bewegt sich in unseren Tagen die Kritik am Parlamentsleben durchaus nicht nur in den Formen des Takts. (Fortsetzung folgt.)

Zur Beurteilung jüngster amerikanischer Politik.

Von Dr. jur. Gallus Thomann.

Die Vereinigten Staaten haben beschlossen, offiziell dem Obersten Rat, inoffiziell der Wiedergutmachungskommission und als Zuschauer dem Botschafterrat wieder beizutreten.

Die schiedsrichterliche oder vermittelnde Tätigkeit zwischen Deutschland und der Entente ist in mehreren Dokumenten von dem Memorandum am 29. März bis zu der Note am 2. Mai in einer Ausdrucksform abgelehnt worden, die zu Zweifeln über die zugrunde liegende Absicht Anlaß gegeben hat.

Nicht nur die mit Schwierigkeiten des Nachrichtendienstes kämpfende deutsche Presse, auch die des Auslandes und der Union selbst, gibt, wenn sie ehrlich ist, zu, daß sie kein klares Bild der neuen Richtung in Washington gewinnen kann. Die starke Zurückhaltung der Regierung in den Nachrichten, die sie der Presse zukommen läßt, verstärkt den Eindruck des Schleierhaften und gewollt Unverständlichen.

Pessimisten gehen so weit, in dem neuen Kurs lediglich eine Fortsetzung des alten Wilsonschen zu sehen. Demokraten geben ihre unverhohlene, wenn auch ironische Freude kund, daß Harding auf dem Boden der Tatsachen gar nicht anders könne, als die großen Wilsonschen Ideen fortzuführen.[1])

Die liberale Presse[2]) spricht schon ganz offen und sehr scharf von Harding als dem Mann, der seinem verpfändeten Wort nicht nachkommt[3]).

Die Deutschamerikaner sind ihrem Deutschtum insofern treu geblieben, als die Meinungen weit auseinandergehen.

Zum großen Teil zählen sie zu den Pessimisten, den enttäuschten Pessimisten, die sich aus „dem Wilsonschen Regen in die Hardingsche Traufe“[4]) versetzt fühlen. Zum anderen Teil beschränken sie sich auf die negative, aber immerhin erfreuliche Feststellung, daß die Entente mindestens ebensoviel Grund zur Enttäuschung habe, wie Deutschland.[5]) Und George Sylvester

[1]) Vgl. z. B. N. Y. Times v. 12. März 1921.
[2]) Ueber die Bedeutung von „liberal“ und „radikal“ im politischen Leben der Union vergl. meinen Art. in dieser Zeitschrift. Jahrg. 17, Heft 29, S. 383 v. 17. Juli 1920.
[3]) „The greatest maker of pledges he does not live up to“. (The Nation v. 18. Mai 1921. Jahrg. 112, Heft 2915).
[4]) „Die Neue Zeit“ v. 30. April 1921. Bd. 3, Nr. 18.
[5]) In dem Sinne die N. Y. Staatszeitung und Herold.

Viereck endlich stellt sich in der Mainummer seines „American Monthly“[6]) auf den Standpunkt „non liquet“: So far, so good!

Eine Vereinigung der beiden letzten Auffassungen kommt der Wahrheit sicherlich näher als der unbedingte Pessimismus, der in den bisherigen Ereignissen tatsächlich keine genügende Stütze findet.

Zunächst muß man fragen: Wozu hat sich die neue Regierung verpflichtet? Daß Harding die Richtlinien seiner vorgesehenen Politik während des Wahlfeldzugs des Jahres 1920 weitgehend im Unklaren ließ und seine positiven Verpflichtungen und Versprechungen auf ein Mindestmaß beschränkte, fiel damals schon auf und wurde verschieden gewertet, teils im unfreundlich kritischen Sinne entweder als Unbestimmtheit der politischen und ökonomischen Anschauungen oder als taktischer Schachzug gegenüber Wilsonscher Selbstherrlichkeit, teils als weise Beschränkung im Hinblick auf eine täglich wechselnde Weltlage. Das Empfinden, stärkere Garantien fordern zu sollen, als sie der Kandidat zu geben bereit war, machte sich damals geltend und wurde verschiedentlich ausgesprochen.[7]) Diesem guten Rat, der sich vielleicht als berechtigt erweisen wird, steht in seiner Durchführung jedoch die verfassungsmäßige Schwierigkeit einer nicht parlamentarischen Regierungsform im Wege, die das Versprochene gegenüber dem einmal Erwählten in keiner Weise erzwingbar macht.[8])

Schon im Versprechen aber war Harding, wie gesagt, vorsichtig. Eine Verpflichtung nur steht unbedingt fest; auf ihr war die ganze Wahl aufgebaut und sie ist der Grund, auf dem Hardings überwältigender Sieg mit 7 Millionen Stimmen beruht: Kein Eintritt in den Völkerbund Wilsonscher Herkunft. Sie kehrt in allen Wahlreden[9]) und in allen offiziellen Aeußerungen seit dem Amtsantritt[10]) mit voller Bestimmtheit und Deutlichkeit wieder. Jedoch bereits die Alternative, ob Sonderfriede oder Friedensresolution, bleibt und blieb im Dunkel.

Wenn also neuerdings gerüchtweise die Möglichkeit auftauchte, man könne zur Wahrung der amerikanischen Ansprüche und Interessen allenfalls dem Versailler Frieden unter Ausscheidung des Völkerbundes beitreten, so widerspricht das zwar diametral dem Geiste, nicht aber dem Buchstaben der übernommenen Verpflichtung.

Th. W. Wilson hat seinerzeit gedroht, es würden „die Herren (Senatoren) auf dieser Seite (des Ozeans) den Friedensvertrag mit der Völkerbundssatzung durch so viele Fäden verknüpft finden, daß sie Vertrag und Satzung nicht trennen können, ohne den wesentlichen Aufbau des Ganzen zu zerstören“[11]). Diese Drohung hat, wie bekannt, den gewünschten Erfolg nicht gehabt, die Drohung an sich aber ist ausgeführt und wenn es jetzt zutreffen sollte, daß die Sekretäre Hughes und Hoover versucht haben, diese Trennung vorzunehmen, so ist mit noch größerer Bestimmtheit die zweite Meldung richtig, daß sie es als unmöglich aufgegeben haben.[12])

Daß ein solcher Versuch, sich dem Versailler Vertrag anzupassen, erst in letzter Linie in Frage käme, geht auch daraus hervor, daß der Gedanke der Friedensresolution nicht nur alsbald nach Zusammentritt des Kongresses zur ersten außerordentlichen Sitzung praktisch in Angriff genommen wurde und bereits am 30. April im Senat mit 49 gegen 23 Stimmen unter 24 Stimmenthaltungen angenommen wurde[13]), sondern auch daraus, daß diese sofortige Aufnahme mit der ausgesprochenen Billigung des exekutiven Teils geschah.[14])

An das Haus der Repräsentanten gelangt, wurde die Resolution Knox zunächst durch Einbringung einer Reihe ergänzender und abändernder Vorschläge aufgehalten. Von diesen verdient der Antrag Mason auf eine einfache Friedenserklärung ohne Einschränkungen und Klauseln besondere Beachtung, wird aber kaum zur Annahme gelangen, da die große Mehrheit in Senat und Haus eine ausdrückliche Sicherung der amerikanischen Rechte aus dem Kriege, zum Teil auch eine programmatische Erklärung zur zukünftigen Politik verlangt. Erstere Klausel wird wohl gewiß[15]), letztere kaum zur Annahme gelangen. Die jüngsten Meldungen der Einbringung (am 5. Juni) und der Annahme (am 14.) einer Resolution Porter im Repräsentantenhaus lassen einen weiteren Fortschritt der Häuser in der eingeschlagenen Richtung erkennen. Die Portersche Fassung ging nun zunächst natürlich wieder an den Senat. Im wesentlichen scheint sie der Senatserklärung zu entsprechen, sieht aber von der ausdrücklichen Kraftloserklärung der gemeinsamen Resolutionen beider Häuser vom 6. April bzw. 7. Dezember 1917, die den Kriegszustand mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn erklärten, ab. Schon im Senat war solche ausdrückliche[16]) Kraftloserklärung auf rechtliche Bedenken gestoßen und es ist anzunehmen, daß die Knox-Porter-Resolution nunmehr in diesem Sinne zur gemeinsamen Annahme gelangen wird. Ob die Resolution in der Porterschen Fassung eine Erklärung zukünftiger Politik enthalten wird, ist aus den bisherigen Informationen nicht ersichtlich. Die Sicherungsklausel wird sie zweifellos bringen

Es ist daher sachlich nicht berechtigt, der Exekutive die alleinige Schuld an der Verzögerung des Friedenszustandes aufzubürden und jetzt schon von nicht erfüllten Versprechungen zu schreiben, obwohl unter den Umständen die Verzögerung derselben vielleicht nicht unangenehm ist.

Für die Exekutive, die — in die wechselvollen Ereignisse der Weltpolitik gestellt —, für die äußere Politik letzten Endes verantwortlich ist und es auf vier Jahre bleibt, handelt es sich um mehr und anderes als um die bloße Beseitigung des lästigen Kriegszustandes mit den Mittelmächten.

Es handelt sich vor allem um Wahrung der eigenen Interessen nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt, wie sie nun einmal durch Versailles gestaltet ist. Man denke nur an die Mandate, Yap und Mesopotamisches und Batavisches Oel.

Es handelt sich aber auch um erträgliche und dauernde Beziehungen zu den früheren Feinden und den früheren Verbündeten. Wie sehr das „Früher“ nach beiden Richtungen zu betonen ist, darüber ist man sich in Deutschland vielfach noch nicht klar. Deutlicher als in dem unzweideutigen Mißerfolg der außerordentlichen Mission René Vivianis konnte diese Tatsache gar nicht dokumentiert werden, es sei denn durch die unmittelbar im Zusammenhang damit stehende Note vom 6. April an sämtliche Staaten der Entente gleichlautend mit der an Japan gerichteten.

Was wollte Viviani? Auf den Beitritt der Vereinigten Staaten zum Völkerbund hatte ein so weitblickender Mann wie auch seine politischen Freunde längst verzichtet.[17]) Bereits im Jahre 1919 war es klar, daß Frankreich keinen allzu großen Wert auf die Bürgschaften des Völkerbundes lege, sehr großen aber auf besondere Garantieverträge mit der Union und England.[18])

Dahin, die Aussichten Frankreichs in dieser Richtung endgültig zu klären, ging die eigentliche Mission Vivianis, abgesehen von einigen auf die unmittelbare Gegenwart bezüglichen Fragen. Wie gänzlich ihm die Annäherung an ein solches Bündnis mißlungen, bedarf keines Beweises. Ja, wollte man den Maßstab üblicher diplomatischer Sprache auf die Note vom 6. April anwenden, so müßte man die Schärfe als geradezu unfreundlich bezeichnen. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, was auch bei den Noten an Deutschland Beachtung verdient, daß Hughes Sprache tatsächlich nicht die des Diplomaten ist oder je war, sondern die klare, scharfe des Juristen nach Anlage und Beruf.[19]) Um so sonderbarer berührt es daher von einem gemeinhin nach Recht und Gerechtigkeit denkenden

---

6) Bd. 13, Nr. 3.

7) Vgl. auch meinen Aufsatz in den Hist. Pol. Bl. für das kath. Deutschland, 1920 B. 166 Nr. 9.

8) Die Beamtenanklage des Impeachment setzt Rechtsverletzung, nicht politischen Vertrauensbruch voraus.

9) Mit Trompetenton wird dieser Leitsatz noch einmal zwei Tage vor der Wahl in der Rede zu Marion am 31. Okt. 1920 verkündet. Vgl. die Zeitungen v. 1. Nov. 1920.

10) Inauguraladresse v. 4. März 1921; Botschaft an den 67. Kongreß vom 12. April 1921 (Congressional-Record, Bd. 61, Nr. 2, S. 91 ff).

11) Rede v. 4. März 1919 zu N. Y. im Metropolitan Opernhaus. Dazu E. J. Dillon „The Inside Story of the peace Conference (Harpers 1919) und G. Harvey, der jetzige Gesandte in London, in North American Review, April 1919, Bd. 209, Nr. 4.

12) Meldung aus Paris v. 1. Juni 1921. Vgl. Bayer. Kurier und andere Zeitungen. — S. aber unten. —

13) Congr. Rec. v. 30. April 1921, Bd. 61, Nr. 17, S. 829 ff.

14) Vgl. Botschaft v. 12. April 1921: To establish the state of technical peace without further delay, I should approve a declaratory resolution by Congress to that effect ... (Congr. Rec. v. 12. April 1921, S. 95).

15) Entsprechend der diesbezüglichen Empfehlung des Präsidenten (Loc. cit.).

16) Diese rechtlichen Bedenken wurden bereits am ersten Tage der Debatte im Senat von Senator Underwood ausführlich erörtert (Congr. Rec. v. 28. April pag. 709); am zweiten (29.) von Hitchcock (pag. 744), Robinson und anderen (pag. 759 und passim); am dritten und letzten (30.) von Pomerene (pag. 805), Walsh (pag. 810 f.) und von anderen passim.

17) Vgl. das Interview Stefan Lauzannes, des Chefredakteurs des „Matin“ und frz. Propagandisten in Amerika, mit R. Viviani vom 18. Januar 1921 (N. Y. American v. 23. Januar 1921), also 2 Monate vor der Mission.

18) Vgl. David Jayne Hill, jetzt wieder Gesandter in Berlin, in North American Review f. April 1919, Bd. 209, Nr. 4, S. 461 ff.

19) Von 1910–16 am Oberbundesgericht.

Manne, jetzt, da beinahe jeder Tag neue Enthüllungen zum Beweise der mindestens gleich geteilten Schuld am Kriege bringt, die Schuld Deutschlands in einer offiziellen Kundgebung neuerlich behauptet zu finden.[20]) Das zeigt, wie erschrecklich tief die Lüge sich in Völker und Führer eingefressen hat und es müssen diese Imponderabilien bei jeder Beurteilung der Lage seitens Deutschlands als die Sachlichkeit störende Momente eher zu stark als zu schwach in Rechnung gesetzt werden. Vorläufig noch, aber vielleicht nicht mehr allzulange!

Obwohl Hardings Ausgangspunkt, wie gezeigt, ein wesentlich negativer ist, soweit seine moralische Verpflichtung in Frage steht, so läßt doch die heutige Sachlage erkennen, daß er sich keineswegs auf solche Negierung zu beschränken gedenkt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Harding und sein Staatssekretär ganz bestimmte Absichten auf die Errichtung eines Völkerbundes hin hegen. Daß in demselben das Recht, unter Rückgriff auf die Haager Anfänge, eine bestimmende Rolle zu spielen berufen sein soll, ergibt sich jedenfalls aus dem bisher Bekanntgewordenen.

Soviel steht ohne Einzelheiten fest. Behält man diese Tatsache im Auge, so wird man sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß man in bezug auf den gesamten zusammenhängenden Komplex völkerrechtlicher Fragen, die Harding ungelöst übernommen hat, nicht allzu ungeduldig sein darf, denn werden sie, wie es scheint, aus einem einheitlichen Gesichtspunkt behandelt, so liegt am Tage, daß in der Wechselwirkung der grundlegenden wie der Tagesfragen zu- und aufeinander nicht die eine oder andere vorweggenommen und isoliert werden kann. — Das bezieht sich auf das Problem der Rüstungsbeschränkungen[21]), auf die rechtliche Neuregelung der Mandate und anderes mehr.

Daß ein Völkerbund unter Beteiligung aller Nationen und auf einer Rechtsgrundlage[22]) der Zentralpunkt sei, um den sich die äußere Politik Hardings bewegt, wird auch durch einen Umstand der Personalauswahl bekräftigt. Die zwei schärfsten Gegner eines Bundes als Zwangsmittel der Sieger und mit überstaatlich utopischer Souveränität, die beide aber den Ausbau der völkerrechtlichen Staatenfamilie weitgehend befürworten, sind auf die wichtigen Botschafterposten von Berlin und London berufen, George Harvey und David Jayne Hill, welch letzterer in diesen Tagen in Berlin eintrifft und E. L. Dresel ersetzt[23]).

Bedauerlich kann also bis jetzt höchstens die Zurückhaltung der neuen Regierung erscheinen, die die Welt raten läßt, statt sie zu informieren. Doch kann man die Furcht vor alles verderbenden Indiskretionen nach den jüngsten Erfahrungen wiederum verstehen[24]).

Im großen ganzen scheint uns, man könne sich dem „So far, so good" Viereds anschließen, ohne in den alten Fehler naiver Hoffnungen zu verfallen.

Offenbar ist das, was von Anfang hätte geschehen sollen: Trennung der Kriegsliquidierung vom Völkerbund, beabsichtigt. Bezüglich der Liquidation fühlen sich die Vereinigten Staaten im wesentlichen als frühere Kriegführende und wollen ihre Rechte den Alliierten wie den Gegnern gegenüber gewahrt wissen. Und was den Wiederaufbau der Welt angeht, so muß die deutsche Frage lauten: nicht, was wird Amerika für uns tun, sondern, wo braucht uns Amerika.[25]) Diese Frage ist umfassend nur auf Grund einer Betrachtung der gesamten außenpolitischen Lage vom Standpunkt der Union aus zu beantworten. Eine solche Betrachtung muß sich unter den widerspruchsvollen Meldungen des Tages an den grundlegenden Tatsachen, wie sie die Jahre geschaffen haben und wie sie kein einzelner Akt menschlicher Willkür wesentlich verändern kann, orientieren[26]). Nachdem alles in den letzten Monaten auf eine Isolierung der Union gegenüber England und Japan hinwies, die in Uebereinstimmung mit der englisch-japanischen Bündnistradition und auch mit der Entwicklung des Verhältnisses Japans zu den Vereinigten Staaten seit 1883 steht, kann die allerjüngste Nachricht der „Times" vom 15. ds. Mts. von der angestrebten englisch-amerikanischen Verständigung überraschen, aber nicht überzeugen.

England wird sein japanisches Bündnis nicht aufgeben. Japan wird alles daransetzen, diesen seinen stärksten Rückhalt nicht zu verlieren, während sein Verhältnis zur Union gleichsam festgelegt ist, man müßte denn den Erwerb der Philippinen und den Bau des Panamakanals durch die Union und den seit einer Generation systematisch großgezogenen Haß Japans rückgängig machen können und wollen.

Das Verhältnis zwischen der Union und England aber ist heute ganz ähnlich dem zwischen Deutschland und England im Jahre 1914 herrschenden, nur daß an Stelle der 5 Millionen deutscher Handelstonnage 12 amerikanischer gegen die 18 Millionen, die England jetzt wieder, wie im Juni 1914, besitzt, getreten sind. Diese absolute Vergrößerung der Welttonnage bei verhältnismäßiger Schwächung des englischen Anteils und bei stark verringertem Welthandel sagt genug hinsichtlich der Möglichkeit, die unausbleibliche Konkurrenz bis aufs Messer durch Verständigung aus der Welt zu schaffen. Eine Isolierung der Union liegt bedeutend näher als eine solche Japans.

Bezüglich des Friedensvertrages aber gibt der erwähnte letzte Timesartikel den Eindruck, als ob ein Beitritt der Union nach Ausschneiden der Völkerbundssatzung und Zufügung zahlreicher Klauseln im Bereich der Wahrscheinlichkeit stehe. Nach dem oben Gesagten darf man hieran vorläufig zweifeln. —

Die Friedensresolution der Häuser scheint auf alle Fälle gesichert. Ob eine Ratifizierung des amputierten Versailler Vertrags gleichsam im Gewand exekutiver Ausführung der legislativen Erklärung stattfinden, ob sich das Ganze zu einer Kraftprobe der zwei Regierungszweige auswachsen wird, steht dahin[27]).

[20]) Der Versuch, das eindeutige Wort „responsible" als „haftbar" statt „Schuldig" auszulegen (in einem mir zurzeit leider nicht auffindbaren Zeitungsartikel) beruht auf der Verwechslung eines zivilrechtlichen Tatbestandes mit dem hier allein in Frage kommenden völkerrechtlichen.

[21]) In bezug auf das man sich keinen großen Hoffnungen hingeben sollte.

[22]) Man geht kaum fehl, wenn man das plötzliche Auftauchen des Schiedsgerichtsgedankens bei der Reparationskommission dem mittelbaren und unmittelbaren amerikanischen Einfluß gutschreibt.

[23]) Ueber ihn und seine Tätigkeit gegen den Wilsonbund vergl. auch meinen Aufsatz in Hist. Pol. Bl. 1920, Bd. 166, Heft 9.

[24]) Ich denke vor allem an die beabsichtigte Aktion des Hl. Stuhles zur Herbeiführung einer Vermittlung der Union.

[25]) Auf diese Fragestellung legt auch Graf Bernstorff in einer Ansprache an eine geschlossene Gesellschaft der Hamburger Handelskammer das Hauptgewicht. Den vollen Text finde ich im N. Y. American vom 24. April 1921. Er ist mir in keiner Deutschen Zeitung aufgestoßen und verdiente gerade hier weiteste Verbreitung.

[26]) Der Versuch einer zusammenfassenden Schilderung der weltpolitischen Lage der Union wird demnächst von mir in den „Politischen Zeitfragen" erscheinen und zwar unter Berücksichtigung der Rückwirkungen auf den europäischen Kontinent. —

[27]) Auf letztere Möglichkeit weist die starke rechtliche Diskussion im Senat, ob der Kongreß zum Friedensschluß überhaupt zuständig sei, hin. Der Wortlaut der Verfassung gibt nur das Recht Krieg zu erklären. (Art. I sect. 8.) Dagegen spricht, daß Harding diese Befugnis implicite anerkannt hat (vgl. oben).

Die Domglocke von Berlin.

Es sang eine Glocke in Deutschlands Herz,
Gar mächtig schallte ihr reines Erz.
Wie schwang sich ihr Ton zum Himmel empor,
Lud sie die Mönche zum nächtlichen Chor.
Ernst läutete sie den Toten zur Gruft
Und bannte die Blitze in heisser Luft;
Wie drang ihr Ruf in die Seele tief,
Wenn sie die Frommen zur Messe rief!
In einem Lieben und Glauben gleich
War damals geeint das Heilige Reich.
Dann zog ein Riss durch die deutsche Welt,
Nach aussen gross, nach innen zerspellt.
Der alte Glaube, er ward verdrängt,
Die Glocke im Dom ward aufgehängt.
Wie vorher zur Predigt ihr Ton jetzt schwoll,
Doch selten mehr ward die Kirche voll,
Wie einmal, als vor dem blutigen Krieg
Der Kaiser flehte um Kraft und Sieg. —
Und heute welch schmerzlichen Klang sie gab,
Als sie der Herrscherin sang ins Grab.
Das war ihr zuviel, als der Klöppel schwang,
Dass Ton und Mantel zugleich zersprang.
Nun hängt sie im Turm, einer Toten gleich,
Stumm trauernd um Glück und Kaiser und Reich.

W. Scherer.

Anmerkung der Schriftleitung. Die grosse Glocke im Berliner Dom, die kurze Zeit, nachdem sie der Kaiserin zu Grabe geläutet, zersprang, trägt die Jahreszahl 1471 und stammt aus einem Dominikanerkloster. Seit 1561 ist sie in Berlin.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wie wir schon früher feststellen konnten, genießt das Kabinett Wirth-Rathenau im Ausland mehr Sympathie als je eine deutsche Regierung seit dem Umsturz. Die Annahme des Ultimatums enttäuschte wohl die französische Militärpartei, die herrschende Strömung in der Entente jedoch und die große Mehrheit bei ihren Völkern war ehrlich zufrieden. Es lag ebenso im Sinn der Hochfinanz wie der bürgerlichen Gesittung, daß die Kriegsentschädigung endlich vom politischen aufs geschäftliche Gebiet hinüberrückte. Würden erst die Schuldverschreibungen des Wiedergutmachungsausschusses in aller Händen sein, so war diese Wandlung gesichert. Selbst in Frankreich wächst die Einsicht, daß es vorteilhafter ist, mit Deutschland geschäftsmäßig zu verhandeln, als sich in Besetzung und gewaltsamer Ausbeutung des Ruhrgebiets zu übernehmen. Eine Begegnung wie zwischen Rathenau und Loucheur in Wiesbaden wäre vor kurzem noch unmöglich gewesen. Beide sprachen miteinander wie zwei Techniker und Kaufleute und konnten gegenseitig ehrlichen Willen zu Verständigung und Aufbau feststellen. Allerdings stoßen Rathenaus weitgreifende Vertrustungspläne auf den in Frankreich herrschenden Individualismus des kleinen und mittleren Unternehmers. Doch die Aussicht auf festländische Zusammenarbeit lockt die Franzosen nach ihren letzten Erfahrungen mit England. Jedenfalls geht Staatssekretär Bergmann nach Paris, um weiter zu verhandeln. Rathenau sprach sich im Reichswirtschaftsrat über die Begegnung mit Loucheur und über den ganzen Wiedergutmachungsplan aus: Vor allem müssen Sachleistungen an Stelle der Geldleistungen treten. Der Ausfuhrindex von 26% ist verfehlt und muß durch Besseres ersetzt werden.

Dem ehemals feindlichen und nicht minder dem neutralen Ausland, dem daran liegt, daß der neue Kurs in der deutschen Politik die Wunden Europas heilen hilft — ein Kurs, der bis jetzt in die Kreise der Rechten Beifall findet, z. B. von der bayerischen Regierung Kahr erklärtermaßen eingehalten wird —, muß aber klar sein, unter welchen Umständen allein Deutschland ihn weitersteuern kann. Das Volk will schnelle Erfolge sehen. Die inneren Gegner der Regierung Wirth weisen auf die Fortdauer der Sanktionen im Rheinland, die Versuche, es französisch zu durchdringen und wirtschaftlich an Frankreich zu binden. Die Besatzungsbehörden im Rheinland errichten ja schon ein eigenes Spiritusmonopol. Ein neues Flugzeugdiktat, das selbst die deutsche Verkehrsluftfahrt lahm legt, reiht sich würdig dem Kapitel Dieselmotoren an. Geradezu das Schicksal der Regierung Wirth und der Erfüllung des Ultimatums selbst hängt jedoch an Oberschlesien. Lloyd George hat es erkannt, als er seine berühmte Parlamentsrede vom fair play hielt. Inzwischen ist General Heniker ins Land gekommen, hat sich aber von Napolerond, wie ein guter Witz der „Schlesischen Volkszeitung“ den französischen Allgewaltigen nennt, kaltstellen lassen. Ja, der Interalliierte Ausschuß stellte General Hoefer, dem tapferen Führer des deutschen Selbstschutzes, ein neues Ultimatum: der Selbstschutz sollte den St. Annaberg räumen (vgl. Nr. 22 S. 271). Die Säuberung des Aufruhrgebietes wurde bis dahin unterbrochen. Frankreich und England erhoben Vorstellungen in Berlin. Das Reich beantwortete sie mit einer Note, in der es gegen die Zustände in Oberschlesien schärfste Verwahrung einlegte. Sechs Wochen dauert bereits der Aufstand. Die Anzeichen mehren sich, daß er ins bolschewistische Fahrwasser gerät. Rote Truppen haben sich von Korfantys Banden losgelöst. Der deutsche Zwölferausschuß unter dem Abg. Ulitzka wendet sich mit einem dringenden Hilferuf an die leitenden Staatsmänner der Entente. — Inzwischen wird der diplomatische Kampf oder Handel um Oberschlesien in Paris ausgetragen. Dort ist Lord Curzon erschienen, um über die — kleinasiatische Frage zu verhandeln. Nicht ohne Grund fürchtet England die Machenschaften der Abgesandten Kemal Paschas in Paris. Man einigte sich auf einen Schritt bei Griechenland, die Großmächte zwischen ihm und der Türkei vermitteln zu lassen. Auch England scheint jetzt bereit, Smyrna bei der Türkei zu belassen, unter dem Beding von Sicherheiten für die dort wohnenden Griechen. Leider ist es nicht ausgeschlossen, daß England um asiatischer Vorteile willen den Franzosen bei Oberschlesien weit nachgibt. Es käme dann zu einer Teilung des Landes, wobei Polen das Beste erhielte. Was das für die oberschlesische Industrie und die ganze deutsche Wirtschaft bedeutet, sollte Deutschlands Gläubiger mehr interessieren. Wir verweisen hier auf eine Denkschrift der Handelskammer Breslau: „Die oberschlesische Frage und der Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft“ (Breslau, Anfang Juni 1921). Eine französisch-polnische Lösung wäre auch das Gegenteil von fair play und, wie amtliche Stellen selbst zu erkennen gaben, eine Belastung des Kabinetts Wirth und der Koalition im Reichstag, die beide kaum zu ertragen vermöchten.

Bei uns selber gibt es ja Leute genug, die der jetzigen Reichsregierung Mißerfolge gönnen und den Zusammenbruch des neuen Systems herbeisehnen. Etwas Besseres aber wissen sie uns nicht zu bringen. Fielen bürgerliche Gruppen von der Koalition ab, so käme eine ganz vorwiegend oder rein sozialistische Regierung. Einigte sich unter dem Eindruck der Enttäuschungen ein Rechtsblock zum Widerstand gegen Ultimatum und Entente, so wäre der heiße Wunsch der französischen Militärpartei erfüllt. Das Ruhrgebiet würde besetzt, vielleicht auch die Mainlinie, englische Schiffe würden die Nordsee absperren. Dann käme die Kriegsnot wieder, nur stärker und plötzlicher. Arbeitslosigkeit, Hunger, Bolschewismus, die gesünderen Reichsteile würden sich losreißen. — Viel schneller noch und ärger bräche das alles herein, wenn gewisse rechtsradikale Kreise in außerparlamentarischer Form die Reichsregierung beseitigten. Jeder außenpolitische Mißerfolg, jede Schwierigkeit im Inneren bereitet ihnen ein Stück Boden. Selbst mit der bayerischen Regierung Kahr sind ja diese Herrschaften nicht mehr zufrieden, wenigstens wenn die nicht ganz entkräfteten Gerüchte über Absichten des Obersten v. Xylander einen tatsächlichen Kern haben. Dann ist es ein Verdienst des „Regensburger Anzeigers“, daß er diesen Namen festgenagelt hat. Eine Diktatur von rechts wäre das Todesurteil Deutschlands bei der ganzen Kulturwelt. Alle Feindschaft, die das Kaiserreich Wilhelms II. und das alte Preußen sich zugezogen samt den ungerechten Vorurteilen, die Northcliffes Lügenpresse im Krieg gegen uns gesät hat, all das, was jetzt trotz Leugnens unserer Nationalisten in hoffnungsvollem Verglimmen ist, würde neu auflodern. Deutschlands Ende wäre da, denn durch unser Volk selbst ginge dann der Riß, der zwei grundverschiedene Arten des politischen Ethos scheidet. Auch in Bayern hat man die Katastrophenpolitiker der Rechten erkannt. Wir sagen das allen, die von einer gewissen Presse einseitig unterrichtet, den Anstoß zu gewaltsamer Rechtsdrehung aus Bayern erwarten. Die Bayerische Volkspartei, die den Kurs hier bestimmt, ist sich ihrer Ueberlieferungen aus dem Zentrum und der alten Patriotenpartei bewußt. Ihre Rechtspolitik kommt in Wahrheit von Recht = jus. Sie steht damit z. B. den Deutschhannoveranern viel näher als den Deutschnationalen, die von den christlichen Grundsätzen der alten Konservativen allenfalls noch die Schalen bewahren. Wir sehen doch, wie für die geistigen Bedürfnisse der Deutschnationalen in München hauptsächlich Dr. Traub sorgt.

Kaum neu versammelt, beschäftigte sich der Reichstag mit Bayern. Die USP brachte eine Interpellation über den Mord an Gareis ein. Ihre Begründung durch Unterleitner führte zu einem höchst beschämenden Auftritt, an dem ein Abgeordneter der Deutschen Volkspartei und ein Kommunist geteilte Schuld tragen. Die Antwort des Reichskanzlers auf die Interpellation war vorsichtig, um den Schein der Einmischung in bayerische Dinge zu vermeiden. Den Fortschritt der Entwaffnung stellte Dr. Wirth als günstig fest. Die Aussprache war unerquicklich, man führte nur die bekannten Parteisteckenpferde vor und verschwendete kostbare Zeit an Dinge, die großenteils gar nicht in die Zuständigkeit des Reichstags fallen.

Soweit die auswärtige Politik Deutschland nicht unmittelbar berührt, ist eine Annäherung zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika festzustellen. Man will kein förmliches Bündnis schließen, aber sich gegenseitig gewisse Sicherungen geben. Dann kann Amerika seine Flotte im Stillen Ozean zusammenziehen und den Atlantischen Ozean der britischen Seemacht überlassen. Hierin steckt eine sichtbare Spitze gegen Japan. England müßte allerdings auf Erneuerung seines Bündnisses mit Japan verzichten, was es nicht so leicht tun wird. Die Annäherung der angelsächsischen Weltmächte wird anderseits von den britischen Kolonien, besonders auf der eben eröffneten Reichskonferenz in London, warm befürwortet. Sie alle, besonders Kanada und Australien, sind Gegner Japans und haben ein lebhafteres Gefühl für die Gemeinbürgschaft der weißen Rasse, als ihr Mutterland und dessen Verbündete in Europa.

Bevölkerungspolitischer Kongreß in Köln.

Von Dr. Ernst Schwering, Köln.

Wenn irgend jemand, so hat das deutsche Volk nach den furchtbaren Verlusten und Schäden, die ihm der Weltkrieg an Volkskraft und Volksgesundheit gebracht hat, Anlaß, den bevölkerungspolitischen Fragen erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Es verdient daher das Unternehmen der Stadt **Köln**, eine Aussprache über diese Fragen auf einer besonderen Tagung herbeizuführen, hohe Anerkennung. Vor dem Kriege pflegten sich in Deutschland mit der Bevölkerungspolitik im Grunde genommen nur enge Kreise der Wissenschaft zu beschäftigen. Die Allgemeinheit ließ sich hie und da durch besonders krasse Fälle, die in den Zeitungen breitgetreten wurden, aus ihrer Gemütsruhe ein wenig aufschrecken, beruhigte sich aber im übrigen dabei, daß die von Jahrfünft zu Jahrfünft stattfindenden Volkszählungen eine Vermehrung von annähernd 4 Millionen Menschen für unser Vaterland ergaben. Wer tiefer zu blicken wußte, sah auch damals schon, mit welchem Ernst die bevölkerungspolitischen Fragen der Beantwortung harrten. Erschreckend ging seit 1900 die Geburtenziffer von Jahr zu Jahr zurück. Nur die aufs feinste ausgebildete ärztliche Kunst und die ausgezeichneten Vorbeugungsmaßnahmen, insbesondere wider die Säuglingssterblichkeit, ließen den **Geburtenüberschuß** in der alten Höhe bestehen, indem die Sterbeziffer von Jahr zu Jahr fast im gleichen Umfange herabgedrückt wurde, wie die Geburtenhäufigkeit zurückging. Wer sich aber nur oberflächlich mit bevölkerungspolitischen Fragen beschäftigte, den konnte das nicht beruhigen. Erst im Kriege erkannte man allgemein die hohe Bedeutung der quantitativen Bevölkerungspolitik. Unter der Wucht der Ereignisse vermochte man auch in den Kreisen, die aus Gründen der Weltanschauung den Gedanken von Malthus nahestehen, die Bedeutung der einfachen Zahl nicht zu verkennen. Nach dem Kriege lebten die alten Streitfragen, die aus der Weltanschauung hervorquellen, mächtig wieder auf. Der verdienstvolle Leiter des bevölkerungspolitischen Kongresses in Köln, dessen zäher Energie wesentlich das Zustandekommen der Tagung zu verdanken ist, Herr Beigeordneter Prof. Dr. **Krautwig**, hat auf diese Unterschiede in seiner Eröffnungsansprache mit Recht aufmerksam gemacht.

In den Fragen der quantitativen Bevölkerungspolitik, insbesondere in der Behandlung der Frage des Geburtenrückganges gehen die Meinungen weit auseinander. Dagegen besteht volle Einigkeit in der Feststellung, daß überall die Pflicht vorliegt, für eine qualitativ hohe Bevölkerung, für ein gesundes Volk zu sorgen.

So sind denn auch in Köln die Meinungen bei dem Hauptproblem der Bevölkerungspolitik, das schließlich doch die Weltanschauungsfrage bildet, scharf auseinander **geplatzt**, wobei freilich, wie dies der Vorsitzende in seinem Schlußwort mit Befriedigung feststellen konnte, der Kampf durchweg in sachlichen Formen stattfand. Als erfreulich darf gebucht werden, daß auch die Staatsregierung die hohe Bedeutung dieser Tagung voll zu würdigen gewußt hat, indem der preußische Ministerpräsident und Wohlfahrtsminister **Stegerwald** in eigener Person den Kongreß lichtvoll über die Absichten und Aussichten der Regierung auf bevölkerungspolitischem Gebiete unterrichtete. Die auf 8 Tage bemessene Aussprache beschäftigte sich mit allen Fragen, die das ausgedehnte Gebiet der Bevölkerungspolitik überhaupt umfaßt. Einen breiten Raum nahm die Behandlung der Prophylaxe, insbesondere die Bekämpfung der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten, die Beschaffung von Wohnungen und Siedlungen, besonders für die kinderreichen Familien, die Jugend- und Gefährdetenfürsorge und der Schutz des keimenden Lebens ein. Auch die bisher noch recht umstrittene Frage der Erblichkeitsforschung und ihre Auswirkung im sozialen Leben wurde von den Professoren Dr. v. **Gruber**, München und **Muckermann** S. J., Bonn, eingehend behandelt. Die Hoffnung, daß jemals dem Intellekt bei der Eheschließung die ausschlaggebende Entscheidung zugebilligt werden wird, dürfte allerdings recht gering anzuschlagen sein. Dr. v. Gruber bezeichnete denn auch die Erfüllung aller Forderungen der Rassenhygiene und der Förderung des Anlagenbestandes mit Recht als Zukunftsmusik. Eine hervorragende Ergänzung zu seinen Ausführungen auf dem Kongreß gab Prof. Muckermann in einer gleichzeitig stattfindenden Versammlung des Bundes der Kinderreichen, wobei er wesentlich auf seine schon früher in den „Stimmen der Zeit“ und in seinem Werkchen „Kind und Volk“ niedergelegten lichtvollen Ausführungen zurückgreifen konnte.

Die Beurteilung der Bevölkerungspolitik in den Blättern der verschiedenen Parteien bildet eine anschauliche Parallele ihrer Stellung zur Religion. Das eigentlich aktuelle Thema war Herrn Prof. Dr. **Scheler** zugefallen, der sich seiner Aufgabe in einer mehrstündigen Rede entledigte. Mit Recht hob er hervor, daß heute die Bevölkerungspolitik einer völlig neuen Lage gegenübersteht. Aber wer etwa glaubt, daß die Bedeutung der Weltanschauung und ihre Einwirkung auf alle bevölkerungspolitischen Fragen nachgelassen habe, würde sich in einem verhängnisvollen Irrtum befinden. Ein Blick in das öffentliche politische Leben Deutschlands zeigt, daß hier die Weltanschauungsfragen noch mit der gleichen Leidenschaft behandelt werden, wie vor einigen hundert Jahren, als Deutsche um ihretwillen gegen Deutsche fochten. Auch auf dem Kongreß vermochten die Teilnehmer sich von dieser alten deutschen Leidenschaft nicht frei zu halten. Die abweichenden Auffassungen kamen stellenweise in scharfen Zwischenrufen zum Ausdruck. Im wesentlichen stellte der Redner die Einwirkungen, die von den drei großen Weltanschauungsgruppen, der christlichen, der liberalen und der sozialistischen, ausgehen, einander gegenüber. Während grundsätzlich die christliche Weltanschauung und besonders der katholische Glaube, nicht nur theoretisch die Ursachen des Geburtenrückganges bekämpft, sondern auch eine sehr günstige Wirkung auf die Geburtenziffer ausübt, steht die sozialistische Weltanschauung heute durchaus auf malthusianischem Boden. Der Sozialismus wirkt bewußt und ausdrücklich auf Geburtenbeschränkung hin. Man ist hie und da soweit gegangen, in der Einschränkung der Kinderzahl den Beweis für den Aufstieg der Arbeiterklasse zu sehen. Dabei muß man freilich betonen, daß dies nicht die ursprüngliche Auffassung der Väter des Sozialismus ist. Marx war keineswegs Malthusianer. Wie verheerend aber praktisch die Auffassung der Epigonen in der sozialistischen Partei bereits gewirkt hat, darüber hat vor Jahren schon der verdiente Breslauer Professor Julius Wolff in seinem großen Werk über den Geburtenrückgang in Deutschland hochinteressantes Material beigebracht, indem er die Geburtenziffer der einzelnen Reichstagswahlkreise untersuchte und dabei solche mit überwiegenden Zentrumsstimmen andern gegenüberstellte, in denen der Sozialismus unbestritten dominierte. Daß der Liberalismus, der auch politisch nicht mit Unrecht als der Vater des Sozialismus bezeichnet worden ist, im wesentlichen auf dem gleichen Boden steht, wie jener, nimmt nicht weiter wunder. Im übrigen verbreitete Scheler sich über die bekannten Gründe für das starke Auftreten der Geburtenbeschränkung, wobei er freilich die Genußsucht, die Furcht um die wirtschaftliche Sicherstellung der Kinder, die Angst um die Zersplitterung des Vermögens, die Not der Teuerung und die Furcht der Frauen vor den Beschwerden der Schwangerschaft und Geburt erst in die zweite Linie verwies, während er in erster Linie den kapitalistischen Geist, ein Ergebnis des Protestantismus und besonders des Kalvinismus verantwortlich machen will. Diese Auffassung Schelers weicht von der bisher in der Wissenschaft fast überall vertretenen nicht unerheblich ab und es dürfte doch wohl eher denjenigen beizustimmen sein, die nicht einen einzelnen Grund, sondern das Zusammenwirken von einer Reihe bedeutsamer Umstände als die Ursache des Rückganges der Geburten ansehen wollen. Wie die übrigen Redner, so warnte auch Scheler vor der im Kriege allzusehr betonten „nationalistischen Quantitätspolitik“. Aber auch hier ist es immerhin gefährlich, die Qualität auf Kosten der Quantität gar zu sehr in den Vordergrund zu rücken. Vielmehr wird man sagen dürfen, daß die Abnahme der Quantität ein höchst gefährliches Symptom bedeutet, das der Qualität kaum zugute kommt, jedenfalls aber nur selten auf den von Scheler für die Neuorientierung in der Zukunft hervorgehobenen Gründen beruhen wird. Im ganzen wird man freilich den von Scheler aufgestellten Grundsätzen zustimmen können und seinen drei Gesichtspunkten für die Orientierung vollen Beifall geben dürfen, nämlich eine tiefere Einordnung der bevölkerungspolitischen Lehren in die Praxis der christlichen Weltanschauung, eine weit stärkere Betonung der asketischen Momente und eine gesteigerte erzieherische Einwirkung auf das junge Geschlecht im Sinne des christlichen Keuschheitsbegriffs.

Gesunde Bevölkerungspolitik ist jedenfalls für Deutschland die erste Grundlage des Wiederaufbaues. Aber wahrhaft gesunde Bevölkerungspolitik ist unmöglich, wenn sie nicht durchdrungen ist von den Grundsätzen echten Christentums.

Der Unitas-Verband in der neuen Zeit.

Von Dr. Wilh. Timmen, Eutin.

Als nach dem Kulturkampfe wieder theologische Konvikte eröffnet wurden, verpaßten die drei Unitasvereine in Bonn (gegründet 1847), Münster (1859) und Würzburg (1875) den Anschluß, und so beschränkten sie sich jahrzehntelang auf diese drei Universitätsstädte.

Erst im Jahre 1895 setzte eine große Aufwärtsbewegung ein. Nacheinander wurden gegründet Unitas-Freiburg 1895, Straßburg 1898, Marburg und Münster (2) 1899, Heidelberg und München 1900, Münster (3) 1902, Münster (4) 1904, Göttingen und Berlin 1905, Kiel 1908, Breslau 1909, Bonn (2) 1910, Münster (5) 1911, Freiburg (Schweiz) und Aachen 1912, München (2) 1913. Mit der äußeren Ausdehnung vollzog sich auch der innere Ausbau des Verbandes.

Das Vereinsorgan, die „Unitas" wurde zu einer vollwertigen studentischen Zeitschrift ausgestaltet, die Verbandskasse großzügig ausgebaut und gestärkt. Der U.-V. kann zwar auch heute nicht mit jenen stattlichen Zahlen aufwarten, wie der C.-V. und K.-V., aber trotzdem wiegen seine Zahlen doch für das katholische öffentliche Leben. Denn die Unitas tritt uns nicht nur in einer geschlossenen Einheit, über ganz Deutschland verzweigt, entgegen, sondern auch mit einer besonderen Eigenart in der katholischen Studentenbewegung.

Die Unitas nennt sich Verband der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine Unitas (U.-V.); jede Woche wird ein wissenschaftlicher Vortrag mit anschließender Aussprache abgehalten, und wenn sie auch mit einer Kneipe schließt, so bleibt trotzdem der Sinn und der Ernst des Abends gewahrt.

Vor allem aber ist es das Kommunionprinzip, das den U.-V. von allen anderen Studentenverbänden unterscheidet. Dreimal im Jahre gehen die Studenten gemeinsam zum Tische des Herrn und verehren dann noch in einer feierlichen Morgensitzung ihre besonderen Patrone, den hl. Aloisius, den hl. Thomas v. Aquin und die Unbefleckte Empfängnis.

Wenn auch so ernstes Studium und aufbauende Verinnerlichung das Korporationsleben durchdringen, so ist damit doch nicht der studentische Frohsinn daraus verbannt. An jede wissenschaftliche Sitzung schließt sich eine gemütliche Kneipe an, und außerdem werden auch bei besonderen Gelegenheiten Kommerse veranstaltet, die den ganzen Abend ausfüllen. Maßgebend für die Ordnung blieben hierbei auch für die Unitas-Vereine die studentischen Trinksitten, der Komment.

Es ist bekannt, wie sich vor dem Kriege der Widerstand immer mehr gegen die studentischen Trinksitten richtete, wie er sich in den katholischen Hochlandverbindungen einen eigenen abstinenten Verband schuf, aber auch innerhalb der nicht grundsätzlich abstinenten katholischen Studenten machte sich eine Gegenbewegung geltend, welche eine Reform des studentischen Korporationswesens anstrebte. Man klagte vor dem Kriege vielfach, daß es immer mehr verflache und sich in Aeußerlichkeiten erschöpfe.

Der Krieg tat ein übriges, er erfüllte die jungen Studenten mit einem Lebensernst und Lebenswissen, daß ihnen das übliche Studentenleben vielfach fade und abgeschmackt vorkam.

Zu gleicher Zeit setzte im deutschen Volke eine Natur- und Sportbewegung ein, die beim Staate große Förderung und vor allem auch bei den Studenten starken Anklang fand.

Aus diesen Strömungen heraus erwuchs das Neustudententum, das sich zwar von Extremen fernhielt, aber doch den ganzen studentischen Unterhaltungsbetrieb umformte, ohne damit den Korporationsgedanken zu verleugnen.

In der Kölner Universitätszeitung vom 24. Juli 1920 umschreibt A. H. Berning das Neustudententum folgendermaßen:

„Das Neustudententum, unter welchem Namen man die Bestrebungen der studentischen freideutschen Jugend und der übrigen neuen Korporationen — allerdings schematisch und unbefriedigend — zusammenfassen kann, erstrebt die Neuprägung der studentischen Gesellschaftsform entsprechend der Entwicklung der Zeit und der veränderten Menschenpsyche, die unter dem Eindruck des erschütternden Kriegserlebens steht, der inneren Umwälzungen und der furchtbaren, sozialen Not auf allen Seiten. Das Neustudententum steht aber nicht unter dem Zeichen des inneren seelischen Zusammenbruches, es sammelt Kraft und Begeisterung zum Neuaufbau — nicht etwa zum Wiederaufbau einer auf den tönernen Füßen des Materialismus zusammengebrochenen, innerlich hohlen Kultur —, nein, zum Neuaufbau einer reinen, echten, aus Volkstiefen aufsteigenden sittlichen Lebenskultur. Das Neustudententum holt sich den Mut und die Kraft hierzu aus dem aufrüttelnden, schöpferischen Erlebnis, das die alltäglichen Dinge, die uns sonst im Gewohnheitstrotte entgehen, mit ganz besonderen Stimmungsreflexen umstrahlt, die sie uns lebendig, beseelt und darum innerlich wertvoll und unvergeßlich erscheinen lassen. Das eigenpersönliche Erlebnis der Dichtung, der Musik, der Natur, der Landschaft, der Persönlichkeit, der Kulturgemeinschaft öffnet die Sinne vor der Eigenart der Erscheinungen, steigert das Geistesleben zu innerer Erhebung, zu freudiger Spannung, zu einer heitern, seelenklaren Festlichkeit, zu schöpferischer Kraft und geistiger Erfülltheit unserer Handlungen. Aus diesem Erlebnis heraus bildet sich jene Kulturgesinnung, jene innere Geschlossenheit, die nicht aus Zwang, sondern aus harmonischer Gleichstimmung heraus zur Gemeinschaft führt, die nicht anarchisch zerrissen, nicht individuell zersplittert, sondern fest, klar nach einheitlicher Struktur gegliedert dasteht. Aber diese Gemeinschaft stagniert nicht; sie ist der lebensvolle Ausdruck einer Summe von Persönlichkeiten, deren Eigenart nicht unterdrückt wird, die sich auswirken können in Wort, Tat, schöpferischer Handlung. An Stelle der mechanisierten Organisation ist die Gesinnungs-, die Erlebnis-, die Tatgemeinschaft getreten, die aber viel fester, viel organischer, viel seelenvoller zusammengewachsen ist. Eine solche Gemeinschaft kann sich ohne weiteres der Korporationsgemeinschaft einfügen; denn sie steht mit ihr nicht im Widerspruch, ist höchstens ihre Bejahung und veredelte Form, die von eigenbeweglichem Geiste erfüllt ist. Aber gerade, weil sie von eigenbeweglichem Geiste ist, steht sie in vieler Hinsicht innerlich anderes geartet da."

Diese Ideen finden wir in den neustudentischen Unitaskorporationen vereinigt. Bislang zählen wir deren sechs: Unitas-Hruodlandia und U.-Carolingia in Berlin, U.-Eckhardia in Freiburg i. B., U.-Rolandia in Münster, U.-Norika in Innsbruck und die Deutschritter-Unitas in Köln; andere Vereine sind im Entstehen. Zudem ging manche Welle dieser neuen Strömungen auch auf die alten Vereine über.

Der Vereinsbetrieb ist bei den Neustudenten natürlich ganz anders geartet, als bei den alten Korporationen, anstatt der Kommersabende Gesellschaftsabende. Doch die Grundlagen sind gleich, wissenschaftliche Vorträge und pflichtmäßige gemeinschaftliche hl. Kommunionen, welche die Neustudenten sogar alle Monate halten.

Gerade weil in diesen grundlegenden Fragen Einigkeit besteht, braucht man auch nicht zu befürchten, daß die bisherige straffe Organisation der Unitas Gefahr laufen könnte; es wird sich vielmehr ein edler Wettstreit ergeben, der beide Gruppen mehr und mehr eint und zusammenhält.

Auch die altstudentischen Unitasvereine haben nach dem Kriege eine weitere Stärkung erfahren. Neugründungen sind erfolgt in Köln (3), Hamburg, Breslau, Gießen, Hannover, Würzburg, Bonn, Frankfurt, manche von ihnen mit mehr oder weniger starkem neustudentischem Einschlag.

Zusammenfassend sei noch besonders vermerkt, daß der Unitasgedanke in der Schweiz in Freiburg wieder neu aufblüht, daß er aber auch in der Unitas-Norika zum ersten Male in Oesterreich festen Fuß gefaßt hat.

Nach innen und außen gerüstet tritt der Unitas-Verband in die neue Zeit ein, es ist deshalb auch zu hoffen, daß er gemeinsam mit K.-V. und C.-V. seinen Mann stellen wird, Staat und Kirche im Deutschen Reiche neu aufzubauen.

Abend.

Am Himmel welkt ein Rosenflor,
Die Wiesen duften süss und satt —
Es öffnet langsam Tor um Tor
Die weiche Dunkelstadt.

Von ihren Mauern brückt der Traum
Die bunten Bögen leis ins Land;
Es fasst dich an wie Mutterhand —
Du spürst es kaum.

Konrad Auerfaber.

Der Einsame von Arabien.

Von Martin Mayr.

In den Winkeln und Straßen von Damaskus zischeln sich die Juden Zorniges ins Ohr. Dieser Paulus! Der Schwärmer und Phantast, der Narr, der Schurke! Seit dem Anfall vor dem Stadttor, seit dem ersten Taufwassertropfen, der seinen kahlen Scheitel berührte, ist auch er vom Nazarener behext. Paulus, auch du! Großgeammt im warmen, jüdischen Nest, großgenährt mit dem stolzen Pharisäerhaß, gepriesen als der feuersprühende junge Anwalt der alten Väter; Paulus, der vor ein paar Tagen noch in Jerusalem den Mund so voll genommen, daß Kaiphas deine Taschen mit Vollmachtsbriefen stopfte und dich als Missionär Jehovas auf den Weltstraßen selbst in die Fremde schickte; Paulus, auch du ein Abtrünniger! Setzt ihn hinters feste Schloß! Ketten her! Holt Steine!

Zunächst verpufft der jüdische Grimm wirkungslos in der kühleren Uebermacht des heidnischen Volksteils von Damaskus. Knirschend müssen sie schweigen, während Pauli Stimme immer mächtiger über den Marktplatz hinauswächst.

Eines Morgens, da die ersten frühen Sonnenstrahlen durch die Straßen von Damaskus zittern, ist etwas anders geworden. Ein Rätsel beginnt. Die goldenen Sucher finden heute ihren Paulus nicht mehr, dem sie gestern noch bei seiner Rede vom Nazarener, ihrem wunderbaren Erschaffer, so andachtshell und beifallglühend auf den Wangen gesessen. Pauli Kammer ist leer. Bald entdeckt es der Hausherr Ananias. Bald erfährt es die „Gerade Straße". Die Juden kichern. Die anderen rätseln. Ganz Damaskus spricht davon. Paulus ist fort.

Paulus selbst trägt schon dicken Straßenstaub an den Sandalen.

Auf der Höhe, ein paar Stunden von der umgürtenden Mauer weg, wendet er sich eben zum letztenmal nach dem untergehenden Osttor zurück. Mit vieldeutendem Blick umzeichnet er den Schattenriß der morgendämmernden Gnadenstadt. Lang hält's ihn nicht. Der große Geist redet immer lauter ins Ohr: Paulus, fort! Du hast einen Riesenweg vor dir. Und Paulus nimmt den letzten dankbaren Abschied, setzt den einen Fuß noch weiter vor den andern und mit dem Schritt, mit dem man in Ewigkeiten wandert, tritt er in die Wüste.

Der Lärm der Straßen da draußen, das Rauschen und Erzählen der Flüsse aus dem Libanon, die Musik der Städte ist längst verstummt. Um ihn herum wird es am hellen Tag von Stunde zu Stunde stiller wie in der sternlosesten Nacht. Die Einsamkeit kommt ihm entgegen mit großem Aug' und versiegeltem Mund. Er sieht ihr gewaltiges Herz schier unter dem kahlen Gewande schlagen. Dann und wann ein fernes schläfriges Blöken von verirrten Schafen, ein letzter Hirtenpfiff oder der leere Schrei eines Waldesels. Bald nichts mehr als das Einerlei des immer kürzer und dürrer raschelnden Grases unter den schlürfenden Sohlen und das Rauschen des Oberkleides, das an die hurtigen Füße schlägt. Den Burnus und das Oberkleid hat Paulus abgelegt. Sein kunstvoll gewirktes Kopftuch schützt ihn gegen die sengende Glut der sandigen Sonne, die wie ein Roß immer steiler zum Himmelsscheitel jagt.

Diese Sonne da oben in der heißblauen Ewigkeit ist schneller als der schnelle Paulus, der den Kopf nach vorne neigt, als horche er dem Rufen eines Führers; der des Landes um sich nicht mehr achtet und nicht des Waldgestrüpps, das gleich dem Gras immer mehr in den Boden hineinwächst und schließlich ganz den Kampf mit der übermächtigen Unabsehbarkeit der arabischen Wüste aufgibt. Dreimal schon hat diese Sonne den flachen, gelben Sandhorizont erreicht, dreimal ihr blutflammendes Feuerrad da draußen hinabgerollt und drüben im Osten in staubloser frischer Pracht den Erdenrücken heraufgeführt.

Endlich hält der israelitische Pilger an. Er fühlt die Hitze aus dem Körper strömen. Der Puls klopft in den Schläfen lauter. Im Bart versickern die kochenden Tropfen, die von der rotgebrannten Stirne fallen. Am Herzen dieser neuen Erde will er horchen. Wie dieses Stummsein tausendstimmig redet! Die Gewaltigkeit der Wüstenfiedler des Alten Testamentes überschauert ihn ...

„Laß den Moses, Abraham und Elias, Paulus!"

„Bist du es, Herr?" Paulus fragt jemanden, den er nicht sieht.

„Paulus, nimm und lies!"

An einer Oase läßt er sich nieder. Die Wünsche seines Leibes sind still. In diesen großen Wochen müssen sie schweigen. Nur Wasser und wilden Honig nimmt er dann und wann in sein gewaltiges Fasten. Der Reisesack wird entschnürt. Paulus bläst den Staub von den Prophetenrollen und schlägt sie auf. Im Sande kniend oder sitzend denkt er die unerschöpflichen Sätze nach. Der Geist steigt in ihre abgrundlosen Tiefen. Unbeweglich wie die Sphinxen und Obelisken drüben am Nil ist der gehorsame Körper. Ein wundersames Versinken taucht aus der Seele. Die Blätter der Propheten werden zum Bilderbuch. Von Tag zu Tag und von Mund zu Mund fügen sich die Schriften und Zeichen klarer zum namenlos sprechenden Bild, zum Prophetengemälde des Messias, nach dem die Urväter so sehnsüchtig ausgeblickt, geweint und bis zu den Wolken die Arme ausgestreckt haben. Was sind ihm heut die Dichter, Redner und Philosophen von Hellas und vom Tiber, was sind ihm alle Bücher Roms, Athens, Alexandriens und Babylons gegen diese köstlichen Gottesmaler! Jedem einzelnen von ihnen möchte er den Saum der prophetischen Künstlermäntel küssen. Die allerheiligste Gnade, am Gottesbild schaffen und formen wie diese Seher, aus einsamen Gesichten und erdenfernen Erleuchtungen schöpfen und diese Bilder den Völkern der Erde, den weinenden, den wartenden zeigen und verkünden dürfen ...!

Wie von solchen kühnsten Wünschen brennt es auf dem verzückten Gesicht.

Endlich gräbt Paulus sein Haupt aus den Büchern und betrachtenden Händen heraus. Die Augen aber starren wie gelähmt. Das kommt nicht bloß vom Geblendetsein durch die plötzliche weiße arabische Sonne, das kommt von der Gestalt vor ihm. Ja, Er ist's, der Davidssohn von Nazareth. Ihn trügt kein Spiegeln der Luft und kein spielender Sand der Wüste. Er ist es, Jesus, der Erlöser aus Nazareth. Genau so, wie er ihn auch vor Damaskus schaute, genau so, wie ihn der unsterbliche Isaias und Daniel da drinnen in den sonnenheißen Rollen gezeichnet. Das Konterfei und das Urbild! Er ist der Erlöser und die andern haben ihn ans Holz genagelt, und ... er, er selbst, Paulus selbst hat ihn mit Feuer und Schwert verfolgt und ihn so lange nicht erkannt!

Paulus zittert, daß der Sand unterm Knie erbebt.

Jesus schweigt in gnadender, verzeihender Stille.

„Herr, ich versteh's ... Buße ... eine große Tat ... was soll ich tun?"

Aus seiner Erschütterung stürzt eine funkelnde Träne auf den offenen 21. Psalm. Paulus liest die Wehe durch die nassen Wimpern in schimmernder Vergrößerung: ... Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt und alle meine Gebeine gezählt ... meine Kleider haben sie unter sich geteilt und über mein Obergewand das Los geworfen ...

Gleich einer Frage auf Leben und Tod steht Christus in der leeren Wüste da, wie Paulus aus den Klageliedern aufblickt.

„Paulus, willst du?"

„Göttlicher, wie kannst Du fragen?"

„Wirklich Paulus, auch Du willst geben und opfern?"

„Gerne! Für Dich Heimat, und Erbe und alles!"

„Alles?"

„Alles Herr, auch mein Leben ... nichts mehr soll mich trennen von Dir, keine Trübsal der Fremde und kein Spruch vom Hohen Rat daheim."

„Auch nicht das römische Schwert?"

Das Gesicht des Knienden verfärbt sich. Eine solche Antwort und so allein! Kurz wie ein Pulsschlag wartet das Wort hinter den Lippen wie vor einem schweren Eid.

„Kein Schwert der Erde!"

Dann ist es still. Nur der geschworene Satz hallt noch weit und lang über den lauschenden, staunenden Sand. Schulter an Schulter schreiten die beiden durch die Wüste weiter. Wie das Mal einer Bluttaufe glüht es auf der Stirne des Christuszeugen. Dieser wird mit jedem Tage wie das endlose Arabien, in dessen Herzen er steht. Das leere Nichts und doch so überwältigende Etwas der Sandwüste umbrandet ihn wie ein erstarrter Ozean. Das Brüten des Bodens bei Tag, die doppelt großen und nahen Sterne bei Nacht, die ewig gelben Wogen, der rieselnde Triebsand sind sein Heim, Christus neben ihm seine Welt. Gott und die Wüste! In diesem himmelnahen Schweigen wird Pauli Seele öfter überfichtig. Dann schaut sie über die Grenze des Leibes und der Erde hinaus. Einmal pausten sich in die Lüfte die Umrisse des Sinai da drunten. Den Staunenden durchschauern die Posaunentöne jenes grauen Gesetzestages. Ueber den Sinai brennt sich ein Blitz in den Himmel wie ein goldener bleibender Riß. Paulus reißt es

Kinn und Augen in die Höhe. Der ganze Mensch ist entrückte Versteinerung. In den radgroßen Pupillen geht es endlos hinunter. Da drinnen spiegelt sich der siebente Himmel. Die Arme hängen matt und kalt. Die Glieder sind fahl und tot. Nur im Antlitz staut sich flammende Glut. So loht es durch ganze Stunden. Allmählich erst ist's, als ob die Seele vom weltenweiten Wandern wiederkehre und zurück in die leeren Kammern des starren Leibes komme . . . .

„Paulus, nimm Stab und die Sandalen, und verlaß die Wüste und predige mich!"

Der Erwachende erhebt gewaltig den Arm, als stünde er schon auf der Burg von Athen.

„Ja, Meister, ich will zu meinen Brüdern gehen, nach Jerusalem und Tarsus und Damaskus."

„Paulus, das genügt noch nicht!"

„. . . Und zu den Männern Samarias!" Der Jude würgt am Namen der Todfeinde.

„Und übers Meer!"

„Bist Du nicht der Erlöser Israels?"

„Nein, der Gott aller Welt. Drum gehe hinaus in alle Welt . . .!"

In Pauli Herz schmilzt die letzte pharisäische Enge. Seele und Zunge empfangen die Weihe der Völkersendung.

Christus ist fort.

Paulus nimmt Sack und Tasche. Nach Tagen und Nächten erreicht er die letzten Grenzen der Menschenlosigkeit. Am Fuß des Zalmangebirges trifft er den ersten Mann. Der ist ein Hirt und blickt scheu auf den verwitterten Wanderer. Alles an ihm verstaubt und verlottert. Nur die Stirne leuchtet, als hätte sie am Himmel oder sonst etwas Göttlichem gelehnt und gehorcht.

„Wie heißt der Berg hier, Bruder?"

„Zalman sagen wir zu ihm und zum Dorf da drüben Basra." Der Schäfer redet kurz und leise. Die Stimme des Fremden tut, als ob sie sich in Menschensprachen erst übte.

„Wie lang ist der Nazarener tot?„

„Ihr meint den Jesus, den man an einem Rüsttag auf Golgatha gekreuzigt?"

„Ja, Freund!"

Der Hirt sucht an dem Stecken auf und ab, als ob an seinen Schrunden die Antwort stünde.

„Vier oder fünf Osterfeste, Mann!

„Der Herr sei mit dir!" dankt Paulus und geht geraden Wegs nach Damaskus.

Mit der Hand fährt er über Stirn und Auge. Er wischt den zeitlosen Traum der Wüste von den versponnenen Lidern ab. Ihm ist es wie bei einem großen Erwachen . . . . Vier oder fünf Osterfeste, sagte der Nomade . . .; nach dem zweiten Osterfeste hatte er Damaskus verlassen.

Ein heiliges Erschauern durchrieselt ihn bis ins Herz.

. . . Drei Jahre lang dauerte die Gottversunkenheit der arabischen Wüste und ihm war es nur ein einziges gnadenglühendes Gestern.

Gibt es eine katholische Jugendbewegung?

Gedanken zum bayer. Jugendsonntag am 26. Juni von Dr. Schiela, München.

Die Frage scheint überflüssig für jeden, welcher Jugendpflege und Jugendbewegung unterschiedslos gebraucht. Die Jugend selbst behauptet, daß die beiden Worte heute in der Welt die denkbar schärfsten Gegensätze ausdrücken; sie redet im wegwerfendsten Ton von der Jugendpflege und denkt dabei an Krankenpflege, Blumenpflege, Säuglingspflege. In höchsten Tönen aber wird die Jugendbewegung gepriesen, welche der Inbegriff aller Freiheit und allen Rechtes für sie ist; von Pflichten spricht sie nicht.

Als Ausgangspunkt und Wesen der Jugendbewegung gilt immer noch und überall die sogenannte Meißner-Formel von 1913: „Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten." Aehnlich sprach sich gelegentlich einer Tagung in Berlin ein Vertreter der Jugendbewegung aus, indem er den Grundsatz aufstellte: „Zur Jugendbewegung gehört, was sich von innen bewegt, nicht was von außen bewegt wird." Von außen bewegt — von innen bewegt, in diesen Worten liegt der Gegensatz von Jugendpflege und Jugendbewegung ausgedrückt. Wer hat nun die Jugend von außen bewegen wollen? Familie, Schule, Kirche, Staat. Gegen diese also wendet sich die Jugendbewegung; in diesem Sinne ist demnach Jugendbewegung Auflehnung, Opposition. Diese Jugend will sich selbst nach eigenen Grundsätzen, nein, nicht Grundsätzen, schwankenden Ideen, Stimmungen, Gefühlen, ihr Leben gestalten. So trat die Jugend aus dem Kulturleben der Zeit und der Vergangenheit heraus, stellte sich in Gegensatz zur Tradition, zu den Erwachsenen, suchte eine neue Kultur, die Jugendkultur, zu schaffen und — mußte auf halbem Wege stehen bleiben. „Das Hervorbrechen der Jugendbewegung war nichts wie Sehnsucht nach dem Erlöstsein von einer müden Welt und die beginnende Frage nach dem wirklichen Dasein . . . ein ungebrochener Instinkt, ein starkes Plus an Vitalität und ein sichtbares Gerichtetsein auf das bloße, ungegebene und sichtlose Innere der Seele . . . hob die Jugend ab von der bürgerlichen, gelehrten oder dumpferen Welt . . . Wer aber die Jugendbewegung prüfend sieht, der weiß, daß sie nichts gelebt hat wie ihr dumpfes Selbst, daß sie nichts tat, wie ein unbezogenes Natursein als Leib eben zu leben, wie organische Wesen leben, daß ihr Dasein nichts war als ein schönes Aufhorchen der Natur in sich selbst." So charakterisiert ein Moderner die Jugendbewegung („Der Bund" 1920 Seite 129) und spricht dabei das Urteil, das Guardini also formuliert und den rechten Schluß daraus gezogen: „Die Eigenwertigkeit und Eigenständigkeit des jungen Lebens hat die bisherige Jugendbewegung dargetan. Das ist ihre Bedeutung. Jetzt aber tritt sie in einen geschichtlich bedeutungsvollen Augenblick. Etwas Neues ist nun zu leisten. Das bisher nur aufgerissene, aber nicht gelöste Problem muß zu Ende gedacht werden. Das aber kann die freideutsche Jugend nicht. So empfängt die katholische das Problem aus deren Hand. Sie wird es lösen." („Die Tat" 1921 Seite 13.) Daß die Meißner-Formel unkatholisch und sogar unnatürlich war, braucht für einen logisch und christlich denkenden Menschen kaum bewiesen zu werden. Jungsein heißt doch werden, wachsen, heißt unfertig, unreif sein. Ebenso ist Jugendkultur eigentlich ein Widerspruch in sich, da Kultur innere Reife bedeutet. Die Jugend ist unreif und strebt zum Alter, zur Reife. So sind auch eigene Bestimmung, eigene Verantwortung, innere Wahrhaftigkeit eben in relativem Sinn zu verstehen und können göttliche Bestimmung, Verantwortung vor Gott und den Menschen, Wahrhaftigkeit als Ausdruck ewiger Wahrheit nicht aus der Welt schaffen. Die Jugendbewegung entfernt sich damit nur von den wesentlichsten Lebensbedingungen, von der mächtigen Kultur der katholischen Kirche und den übrigen Kulturmächten der Vergangenheit und Gegenwart. Das bedeutet keinen Gewinn, sondern ist schrecklicher, unersetzbarer Verlust. — Deshalb sind Jugendbewegung und Katholizismus nicht Gegensätze, wie die Meißner-Formel es erfordert, sondern der katholische Geist wird der Jugendbewegung erst die Kraft vermitteln, um ihrerseits am Kulturbau der neuen Menschheit mitzuhelfen, so daß man sagen könnte, es gibt überhaupt nur eine katholische Jugendbewegung, oder mit anderen Worten: Die Jugendbewegung wird entweder katholisch sein oder sie wird nicht sein. Wer möchte zweifeln, daß im katholischen Leben so viel Jugendliches, Frisches und Freudiges sich findet, so viel Kraft, Zuversicht und Hoffnung, daß an sich schon Jugend und Katholizismus theoretisch unzählige Anknüpfungspunkte aufweisen? Wer kann bezweifeln, daß in einer echt katholischen Jugendgemeinschaft so viel Nächstenliebe, Verantwortungsbewußtsein, Wahrhaftigkeit, Reinheit und Glück sich finden, daß Jugend und Volk daran heute gesunden müßte? Kann es solche junge Menschen, solche junge Mädchen geben? Wir zweifeln nicht daran, daß heute schon diese katholischen Jugendlichen unter uns und mit uns leben. Wohlan denn, wenn es möglich und schon wirklich ist, dann sorget und schaffet, damit diese katholische Jugendbewegung sich ausbreitet und sich auswirkt im Leben des Volkes, daß alle katholischen Kreise diese Jugendbewegung fördern und das Gute und echt Katholische von ihr auch in die gesame Volksbewegung, Männerbewegung, Frauenbewegung hinübernehmen und so eine katholische Kultur der Menschheit schenken.

Zu bedauern ist dabei nur eines, daß es nämlich heute noch mehr als eine katholische Jugendbewegung gibt. Nicht daß sich die Jugend verschiedene Formen ihres Jugendlebens gesucht hat nicht daß die Wanderer, Abstinenzler, Standesangehörigen, Berufskreise, unter der Jugend ihre eigenen Organisationen sich geschaffen haben, ist ein Unglück. Jugend wird immer Eigenart und Mannigfaltigkeit lieben; die Interessen der einen wie der andern werden immer verschieden sein — aber katholisch sollten alle einig und einheitlich empfinden und deshalb auch zu einer Einheitsfront in irgendeiner Form sich zusammenfinden. Der deutsche Süden hat damit den Anfang gemacht in einer Arbeitsgemeinschaft der Jugendverbände, dessen Vorsitzender Schreiber dieses ist. Von einer Uniformierung oder Zentralisierung kann dabei keine Rede sein — jede Bewegung mag ihr Programm und ihren Willen bewahren und ausbauen. Das wird die Verbände gegenseitig berühren und befruchten.

So lasset diese Freudenfeuer aufleuchten wie eine Sonnwendfeier an diesem Johannistag, an dem wir bang fragen: was wird aus diesem Kinde werden? Der Jugendsonntag zum viertenmal im Bayernland möge das Interesse und die Opferfreude für die Jugend allenthalben wachwecken und die Hoffnung stärken, daß die größte Jugendbewegung heute in Deutschland die katholische ist und bleibt, daß sie die Aufgaben und Pflichten der Jugend bestimmt zu lösen gesonnen ist und daß sie eins wird, einig in einem, wenn auch verschieden in manchem, einig und eins als katholische Jugendbewegung und junge Kirche Gottes in schwerer Zeit.

Vom Büchertisch.

Der Mönch, Roman von M. Hammerschmidt. 1. bis 9. Tausend. 8°. 500 S. Paderborn, Ferdinand Schöningh. Pr. gebd. 27 *M* (einschl. Teuerungszuschlag). — Ein Buch lyrischster Ethik. Für mein Empfinden, meinen Geschmack verschiedene Oktaven zu hoch gespielt auf der Lyra jugendlich überflutenden Gefühles und Gefühlsaufschwungs sowie mehr noch selbstleidender als selbstbetätigter Seelenanalyse (das deutsche Begriffswort Zergliederung = Analyse) reicht hier nicht zu. In seiner Art fraglos ein interessantes Buch, vermutlich der „Erstling“ eines begabten vorgeschrittenen noch Jungen; eines — Gott Dank — Begeisterungsfähigen, dem das Ideal noch immer vor die Wirklichkeit tritt, ohne jedoch diese zu verdecken; eines geborenen Lyrikers, wie das die den Band zum größeren Teil als Begleitung der Handlung durchsetzende rhythmische Dichtung beweist: unmittelbare Ausströmungen eines aufs „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“ eingestellten Stimmungswechsels, wie er eben der gefühlsglutenden Jugend zu eignen pflegt und auch noch ein reiferes, ja reifes Alter zu berühren, rühren vermag. In erster Linie aber wird die Jugend hier zugreifen wollen. Sie mag es tun, wenn ihr ein unaufdringlich führendes Urteil, das zu selbstwägend vorsichtiger Entgegennahme rät, zur Seite steht. Doch auch die beratenden Freunde der Jugend sollten das Werk kennen lernen, um Wichtiges daraus zur Kenntnis der Kinder-, Knaben-, Jünglings- und Jungmannesseele zu schöpfen. — Inhalt? Der Sohn eines lebenspraktischen alternden Bergbauern und einer idealistisch veranlagten jungen Mutter nimmt die aus solch zwiespältigem Boden emportauchenden Eindrücke mit schicksalbestimmender Empfänglichkeit in sich auf, sieht sie verstärkt und erweitert durch Lust und Leid, äußere und innere Vereinsamung während der Knabenseminar- und Gymnasialjahre. Ein unaufhörlich sehnender, „viel zu weicher“ Träumer, der sich selbst nicht versteht! Er bleibt das auch, als die furchtbare Realistik des Krieges ihm die Seele mit Grauen füllt, als im Anschluß an seine Kriegsverwundung eine junge Liebe ihn überkommt und unausbleibliche Enttäuschung nach sich zieht, als Glaubenszweifel und -verzweiflung ihn packt und zu vernichten droht, bis der tastende Gottsucher eine priesterliche Führerhand ergreift, an der er den Klosterfrieden aufsucht, Novize und Mönch wird, aber auch dann noch schwere innere Krisen zu bestehen hat, ehe im Priestertum sich Gnadenwunder an ihm vollziehen. Das alles ruft die sehr genaue, bisweilen reichlich breit wirkende Darstellung vor uns auf, in einer Sprache, die sich oft innerhalb der Grenzen dichterischer Schönheit bewegt, aber zum mindesten ebensooft die Linie des Erträglichen an Ueberschwang hinter sich zu lassen droht. Im ganzen hat man den Eindruck: Selbstbekenntnisse einer im Affekt allzu leicht hinschmelzenden Feuerseele, die sich innerlich noch sehr zusammenschließen muß, um gemäß der ihr zuteilgewordenen reichen Kräfte der dreifachen hohen Berufung gerecht zu werden: Mensch, Christ, Dichterpriester. E. M. Hamann.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Buch I—X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Grafen v. Hertling. 16.—18. Auflage (32.—37. Tsd.). Mit einem Titelbild. Kl. 12° (X und 519 Seiten). Freiburg im Breisgau, 1921. Verlag von Herder. *M* 11.—; gebunden *M* 16.— und Zuschläge. — Aufrichtige Bekenntnisse großer Männer haben immer hohen Wert für die Erkenntnis des Lebens und der Menschen. Wir sind so glücklich, in den Bekenntnissen des heiligen Augustinus die tiefsten Wahrheiten über das zeitliche Leben und seine Bedeutung für die Ewigkeit klar ausgesprochen zu besitzen. Georg Graf v. Hertling hat durch seine in jeder Hinsicht vollendete, hier wieder neu aufgelegte Uebersetzung die Gedankenwelt dieses großen Werkes den weitesten Kreisen in überaus dankenswerter Arbeit erschlossen. Seine Uebersetzung wahrt die ganze Frische und Eigenart des lateinischen Originals und trägt doch auch ihre eigenen, wesentlichen Züge. Sie ist stilistisch klar und anschaulich und erleichtert jedem einigermaßen Gebildeten ein tieferes Eindringen in die herrliche Augustinische Gedankenwelt ganz bedeutend. Diese Uebersetzung der Bekenntnisse des heiligen Augustinus in das Deutsche ist und bleibt darum eine Wohltat Hertlings am ganzen katholischen Volk Deutschlands, die es ihm nie vergessen darf. Richard Oettl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Ferienbeginn in den Staatstheatern. Die drei staatlichen Bühnen Münchens sind in die Ferien gegangen, bis die Festspielzeit die Künstler wieder zu neuen Taten vereinigt. Die Hundertjahrfeier des „Freischütz“, die man in diesen Tagen in vielen Städten durch Neueinstudierungen begangen hatte, fand hier keine besondere Hervorhebung. Man gab Webers Meisterschöpfung, die fest im Spielplan steht und nicht erst aus Jubiläumsgründen hervorgeholt werden mußte, unter allerstärkster Beteiligung des Publikums. Kaum ein anderes Werk hat seine Wertung im Kulturbesitze der Nation so sicher und schwankungslos behauptet, wie Webers „Freischütz“. Die Ferien bilden den ersten Abschnitt in dem Wirken des neuen Führers unseres Nationaltheaters Dr. Zeiß. Es war seine große Aufgabe, was in der Revolutionszeit an dem Gefüge der Organisation Einbuße erlitten hatte, wieder aufzubauen; die durch den Vollbetrieb des Prinzregententheaters notwendig gewordene Mehrung und Eingliederung des Schauspielpersonals ist beendet und die Aufführung des „Tell“ zeigte unlängst am glücklichsten das Erreichte. Die Entwicklung vollzieht sich ohne kunstfremde Hast, all die Sensation, das Um-jeden-Preis-anders-machen-wollen, das parvenühaft Laute, das heutzutage an den meisten früheren Hofbühnen hervortritt, hat die Leitung Dr. Zeiß dem Nationaltheater ferngehalten. Man darf somit zu der organischen Weiterentwicklung der Stätten alter Theaterkultur die besten Hoffnungen hegen.

Allerhand Schwänke. Sommertheater! Die ferienlos durchspielenden Privattheater — auch das „literarischste“, die Kammerspiele — suchen für Sommerszeit leicht zu unterhalten. Nur Kunstphilister können dagegen ernstlich etwas einwenden, wenn es mit Geschmack und Anstand geschieht. Die Kammerspiele geben Nestroys freundliches altes Stück: „Einen Jux will er sich machen“. Vor zehn Jahren haben sie schon einmal die Posse gegeben, so viel ich mich erinnere, etwas literarisch intellektuell von mehr norddeutscher Prägung, diesmal wurde der Lokalton der Wiener Posse, vielleicht mit einer kleinen Transponierung ins verwandte Münchnerische, weit besser getroffen. Es war eine sehr liebenswürdige Aufführung. Framer hat das Stück bearbeitet, inszeniert und spielte ihn, der sich den Jux macht. Der mehrjährige Theaterbesucher freut sich über die Entwicklung, die Framers anfänglich so herbes Talent nahm. Es sollen, wie wir hören, wieder einige sehr gute Kräfte diese Bühne verlassen, die immer ein Sprungbrett war. Sie weiß Talente zu wecken und zu fördern, wir haben andere Privatbühnen, wo schöne Begabungen über das Problematische des „zu großen Hoffnungen Berechtigen“ nicht hinauskommen, weil es an der Führung fehlt. Es wurde mit einer Frische gespielt, die an den Bühnen, die auf das eine „Genre“ eingestellt und die Künstler dadurch in den komischen Wirkungen ihres „Faches“ gewissermaßen mechanisiert sind, selten erreicht werden. Der Schritt vom alten Wien Nestroys zu dem neuen des Herrn Robert Stolz ist schmerzlich. Das Publikum war freilich sehr zufrieden, und die Erstaufführung vom „Tanz ins Glück“ gestaltete sich im Volkstheater zum „Ereignis“, was sich äußerlich dadurch zeigte, daß eine Unzahl Automobile, wie man sie vor dem ehemaligen Hoftheater niemals sieht, vorfuhren und ein ganzer Wagen voll Blumen abgeladen wurde. Drinnen wuchs die Begeisterung von Lied zu Lied, von Tanz zu Tanz und die Wiederholungen nahmen kein Ende. Dennoch hat die Musik wenig Ursprüngliches und ein netter musikalischer Einfall wird durch überreiche Verwendung abgenützt. Die Handlung des Operettenschwankes von R. Bodanzky und Br. Hardt-Warden arbeitet mit bekannten Typen und die Witze fanden dankbare Lacher; am meisten Interesse fanden immer die Tänze, die flott, elegant, aber gelegentlich etwas verwegen getanzt werden. Die Hauptrollen sind von Mitgliedern erster Operettentheater Wiens besetzt, Gäste, die man gewiß in einer künstlerisch ergiebigeren Operette noch lieber sehen würde. — In der 5. Aufführung der unlängst besprochenen „Dichterliebe“ gab es am Gärtnerplatz einen Skandal, wobei faule Eier geworfen wurden, das Publikum teilweise floh und einige Verhaftungen erfolgten. Es handelt sich nicht, wie bei Wedekind und Schnitzler seinerzeit um sittliche Proteste. Die Schönfärbung Heinrich Heines, umwoben von Mendelssohnscher Musik, scheint antisemitische Gemüter gereizt zu haben. Das Recht zu solch radikaler „Kritik“ kann natürlich niemandem zugestanden werden.

Lustspielhaus. Neulich wurde zu Wohltätigkeitszwecken im Künstlertheater „die Perle“ uraufgeführt. Bei solchen Veranstaltungen stellt man sich nicht kritisch ein. Ich will diesen Standpunkt nicht ändern, nachdem man nun das Schwänklein der Herren F. Partnach und J. Schwarz in den Spielplan des Lustspielhauses aufgenommen hat. Die Scherze sind nicht neu, aber die Leute unterhalten sich.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin fand die „St. Jakobsfahrt“ von Dietzenschmidt starkes Interesse. Die mittelalterliche Legende in der Gefühlsinnigkeit ihres frommen Empfindens hat in diesem Dichter einen begabten Erneuerer. — „Der Tulpenfrevel“, von Ed. Jacob, der in Mannheim uraufgeführt wurde, spielt zur Zeit der holländischen Tulpenspekulation im 17. Jahrhundert und behandelt den Frevel, der durch die Jagd nach Geld an der menschlichen Seele verübt wird. Das Stück wirkte nach Berichten mehr durch Klugheit, Ethik und Kultur der Sprache, als durch dramatische Kraft. — Rud. Presber und Leo W. Stein haben ein Lustspiel geschrieben, das in Berlin ein Zugstück geworden ist. Die „Ballerina des Königs“ ist die Tänzerin Barbarini, die das Herz Friedrichs des Großen, des Weiberfeindes, gerührt haben soll. Zwischen dem ersten und dem letzten Akte liegt der Siebenjährige Krieg. Also Liebe und Resignation. Die italienische Diva ist zu einer Virtuosenrolle glänzend geeignet. — „Donna Diana“, die unverwüstliche Komödie des Spaniers Moretto, zeigt in Berlin trotz mäßiger Wiedergabe erneute Zugkraft. — „Stroh“, eine Satire auf schiebende Bauern, die am Ende von Landstreichern übertölpelt werden, von Hanns Johst, hatte im Berliner Staatstheater freundlichen Erfolg. — In Stuttgart wurden zwei Opern von P. Hindemith gegeben, einem sehr modernen, dissonanzenreichen Musiker, der von den einen so sehr gelobt, wie er von den anderen geschmäht wird. Die Bühnendichtung von Kokoschka mit dem merkwürdigen Titel: „Mörder, Hoffnung der Frauen“, beschäftigt sich höchst verworren mit dem Trieb der Geschlechter. Nur mit einer schon mehr als freisinnigen Theaterleitung konnte sich nach Berichten das Marionettenspiel „Das Nusch-Nischi“ (Buch von Frz. Bley“) an die Oeffentlichkeit wagen. Ein musikalisches Zitat aus Tristan wirkte an dieser Stelle verletzend. In der Wiederholung der Aufführung gab es einen Theaterskandal. — Am 14. ds. Mts. fand im Nürnberger Stadttheater die Uraufführung von Eberhard Königs „Wielant der Schmied“ vor überfülltem Hause statt und errang einen großen, jubelnden Erfolg, trotz der durch ungünstige Umstände („Gareis“-Streik!) veranlaßten mangelhaften Vorbereitungen und der auch dadurch bewirkten „unerhörten“ Länge der Darstellung: 6 Stunden! Die Kritik verschiedener Richtung ist sich einig über die Bedeutung des Riesenwerkes. Die erstmalige Wiederaufführung ist auf Mittwoch, 22. Juni angesetzt. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Hausse nahm am Wochenbeginn ihren Fortgang. Auch wenig günstige Erklärungen der Gesellschaften, wie sie bei Humboldtmaschinen abgegeben wurden, bringen kaum wesentliche Kursrückgänge. Es sind eben viel flüssige Gelder vorhanden. Der Julitermin naht. In den nächsten Tagen beginnen schon die Einlösungen von Koupons aller Art. Dazu kommen demnächst die grossen Bankdividenden. Man bedenke, dass dies allein bei der Deutschen Bank 71 Millionen sind. Bei Banken und Bankiers häuft sich wieder eine kaum zu bewältigende Fülle von Aufträgen. Die Auseinandersetzungen über die Reparationen im Reichswirtschaftsrat werden von der anders beschäftigten Börse nicht sehr beachtet. Die fortschreitende Dollarhausse ist freilich kein erfreuliches Zeichen. Da wir in absehbarer Zeit wohl schwerlich genügend Golddevisen für Reparationszwecke haben werden, dürfte die Notenfrage wieder stärker in Bewegung gesetzt werden, was eine weitere Entwertung der Mark zeitigen muss, wenn eine bedeutende Ausfuhr nicht möglich ist. Der Dollar war anderen Tags schwächer. Man bringt dies in Zusammenhang mit der im Repräsentantenhaus in Washington angenommenen Resolution, wonach der Friede zwischen Deutschland und Amerika hergestellt wird. Die Meldung, dass am 1. Juli Mexiko den Zinsendienst wieder aufnehmen werde, liess die mexikanischen Werte steigen. Auf dem Effektenmarkte fanden Realisierungen statt, die Abschreibungen der Kurse zufolge hatten. Hösch verloren 23 %. Gerüchte von neuen, gewinnbringenden Patenten liessen chemische Werte im Vordergrunde stehen, von denen Th. Goldschmidt-Aktien ungefährt 60 % stiegen. Der Kaufandrang blieb bestehen, aber es wurde in der Monatsmitte auch viel verkauft. Die Kursgestaltung war sehr unterschiedlich, Rückgänge bis 220 % auf der einen, Steigerung bis 110 % auf der anderen Seite. Aus der Industrie kamen wieder anregende Auslassungen, Rathenaus diplomatischer Erfolg lässt manchen optimistisch denken, andere stimmt das Lob bedenklich, das er aus Feindesmund erhält. Günstige Ernteberichte könnten uns erfreuen, wäre nicht Oberschlesien unsere stets wachsende Sorge. Diese Frage wurde an der Börse ruhiger beurteilt. Das Geschäft wurde im weiteren Verlaufe der Woche ruhiger, ohne an Festigkeit nachzulassen. Auf den Ultimomärkten ist nur Teilbetrieb, auf dem Kassamarkt ist der Betrieb noch nicht gross. Die meisten bereuen ihre Verkäufe, manche kaufen zu erhöhtem Kurse wieder. Bis jetzt scheint der Optimismus der Kundschaft vor dem vorsichtigeren Verhalten der Finanzleute recht zu behalten; es fragt sich nur wie lange. Der Wochenschluss brachte die gewohnte Einschränkung des Geschäftes. — Der Geschäftsbericht der **Deutschen Bank** ist in der vorigen Nummer ds. Bl. erschienen. Ich möchte nochmals folgende Sätze unterstreichen, die weite Kreise, von Riesenziffern geblendet, in der Betrachtung unseres Wirtschaftslebens nicht genug beachten: „Die zunehmenden Ziffern von Umsatz und Gewinn erwecken den Eindruck von Prosperität, während in Wirklichkeit der Umsatz, in Warenmengen ausgedrückt, sehr erheblich gesunken ist und die Kaufkraft der verteilten höheren Gewinne nur einen geringen Bruchteil der Kaufkraft der früheren Erträgnisse darstellt. Es wird ferner nicht scharf genug beachtet, dass die zu Goldmarkpreisen einstehenden Anlagen industrieller Unternehmungen nach und nach aufgebraucht werden, und dass es Raubbau an unserer Wirtschaft treiben heisst, wenn der Absatz nicht Ueberschüsse lässt, die die Instandhaltung der alten Anlagen und den Aufwand für die zur Sicherung der Leistungsfähigkeit unentbehrlichen neuen Einrichtungen zu den heutigen in Papiermark ausgedrückten Preisen gestatten. Darüber hinaus muss aber auch eine angemessene Kapitalrente bleiben; ohne eine solche würde die Bereitwilligkeit des Publikums, seine verfügbaren Mittel weiter in Aktien anzulegen, gehemmt und die jetzt mehr als je notwendige Fortentwicklung unserer Industrie unterbunden werden."

Nach dem Geschäftsbericht der **Bayerischen Zentraldarlehenskasse** nahm das Jahr 1920 bei voller Beschäftigung aller Abteilungen einen nicht ungünstigen Verlauf. Die Zahl der Mitglieder stieg um 72 auf 2781. Der Gesamtumsatz erfuhr eine Mehrung von 19,4 auf 33,3 Milliarden Mk. Es entfällt wiederum eine Dividende von 5 %. Nach einer Mitteilung des **Kalisyndikates** bleibt die Lage nach wie vor ungünstig. Das Inlandsgeschäft liegt gegenwärtig fast vollkommen still. Die Inlandspreise liegen noch 30—40 % unter den

Produktionskosten. Grosse Auslandsgeschäfte stehen nicht in Aussicht. Die amerikanischen Lager sind mit Kali überfüllt. — Die Münchener Handelskammer beschäftigte sich mit der von der Regierung geplanten Erhöhung der Umsatzsteuer auf 3—5 %. Sie weist mit allem Nachdruck auf die Unannehmbarkeit und Unerträglichkeit einer weiteren Erhöhung der Umsatzsteuer hin und erblickt in ihr eine gewaltige Gefahr für unsere Volkswirtschaft. Unausbleibliche Erschütterungen des gesamten Wirtschaftslebens müssten befürchtet werden. Diese würden einerseits hervorgerufen durch die Beraubung der Existenzmöglichkeit für eine grosse Reihe von Betrieben und anderseits durch die notwendig werdenden Forderungen aller Beamten, Angestellten und Arbeiter, die zu neuen Lohnkämpfen führen müssen. Durch die Umsatzsteuererhöhung würden dem Fiskus auf anderen Gebieten Steuerausfälle und neue Kosten entstehen, die keineswegs im Verhältnis zu dem Erträgnis stehen würden. Auch eine Erhöhung der Luxussteuer wird nicht als gegeben erachtet.

K. Werner, München.

Ausstellung für Wasserstraßen- und Energiewirtschaft München 1921.

Bayerns Volkswirtschaft hat unter der verkehrsgeographischen Lage sowie unter der Kohlenarmut des Landes zu leiden. Die Folgen des Krieges haben diese Nachteile wesentlich verschärft. Mit wachsendem Nachdruck wird daher auf die nationale und internationale Bedeutung des Großschiffahrtsweges Rhein-Main-Donau hingewiesen und dessen baldiger Ausbau nach den Plänen des Main-Donau-Stromverbandes im bayerischen, deutschen und europäischen Interesse gefordert. Die Verwirklichung dieser Pläne rückt Bayern in den Mittelpunkt des europäischen Wasserstraßenverkehrs und beseitigt die Transportnot. Bayern wird eine Brücke nach dem südöstlichen Europa, insbesondere nach dem Balkan. Eine Wiederaufrichtung des bayerischen Wirtschaftslebens erfordert ferner dringend die restlose Ausnützung der vorhandenen Naturkräfte. Angesichts der Kohlenkrise müssen die wirtschaftlichen Kräfte des Landes durch eine großangelegte Energiewirtschaft zusammengefaßt und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden. Ausbau der Wasserstraßen und Wasserkräfte, Verteilung der elektrischen Arbeit über das ganze Land und Einführung einer rationellen Wärmewirtschaft sind Forderungen des Tages. Der Main-Donau-Stromverband führt in Verbindung mit dem Bayerischen Energiewirtschaftsverband, der Bayerischen Landeskohlenstelle und einer Reihe mit der Wasserstraßen- und Energiewirtschaft in unmittelbarem und mittelbarem Zusammenhang stehender Behörden und Verbände die vorstehend angedeuteten Probleme und deren umfassende Lösung dem ganzen Volk durch eine z. Zt. in München stattfindende Ausstellung vor Augen. Unter Beteiligung der wirtschaftlichen Organisationen der Donauländer wird ferner die verkehrswirtschaftliche Bedeutung der Donauwasserstraße von Ulm bis Sulina durch die Ausstellung veranschaulicht. Belehrende Vorträge ergänzen das Geschaute; tägliche Führungen von Vereinen, Gewerkschaften, Schulen durch die Ausstellung, Filmaufnahmen und Lichtbilder aus den Gebieten der Technik und Schiffahrt machen alle diese weitschauenden Pläne zum geistigen Eigentum der Allgemeinheit. Durch die Angliederung einer besonderen Abteilung ist Industrien, die mit den Grundlinien der Ausstellung in unmittelbarem sachlichen Zusammenhang stehen, Gelegenheit gegeben, ihre Erzeugnisse den Fachleuten und der Allgemeinheit vorzuführen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau
Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 27 München, 2. Juli 1921. XVIII. Jahrgang.

Japan und England,

vom Standpunkt amerikanischer Interessen.

Von Dr. Gallus Thomann.

Der Washingtoner Berichterstatter der Associated Press in seiner Meldung vom 22. Juni glaubt gerne, was er und alle Amerikaner wünschen, nämlich, daß in der jetzt bevorstehenden Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses dieses seiner wesentlichen Bedeutung, der militärischen, entkleidet werde. England hört gerne, wenn Amerika dieser Nachricht Glauben schenkt, und Japan, dessen bezeichnende kleine Warnungen wie z. B. am Tage unmittelbar nach der amerikanischen Kriegserklärung an Deutschland[1]) man so leicht vergißt, fragt sich staunend und lächelnd, ob solcher Glaube denn möglich sei. — Denn die Hauptperson in diesem Spiel zwischen England und Japan sind eigentlich die Vereinigten Staaten. Sie stehen unter allen durch Eifersucht und Mißtrauen getrennten Völkern — eine unausbleibliche Frucht der bösen Kriegstat — am unmittelbarsten in der Gefahr völliger Isolierung.

Seit Ende letzten Jahres läßt sich ein immer lebhafteres Tasten und Suchen der Völker nach einer Neugruppierung erkennen. Sie ist schwieriger als vor dem Krieg. Das Gleichgewicht einer organisch gewachsenen und ausgeglichenen Völkerfamilie ist gründlicher verloren gegangen als jemals, seit es eine Völkerfamilie in diesem Sinne gibt. Ist sie aber auch unausgeglichen und gegenwärtig in sich zerrissen, ihr Bestehen an sich ist in der Kontinuität der Zeit eher fester verankert, nachdem ihre Kultur, teils durch Kolonisation, teils durch Aufnahme den ganzen Erdball umfaßt hat.

Nichts ist unmöglicher, als daß irgendeine der heutigen Weltmächte jemals in Analogie der römischen Mittelmeerwelt, die alle individuelle Selbständigkeit des einzelnen und der Nationen unterdrückende „Herrschaft" gewinnen könne. Das zu glauben, heißt den Sinn der Geschichte der Ideen zu verkennen, die seit Jahrhunderten ihren unaufhaltsamen Schritt auf eine höhere Art von größerer Mannigfaltigkeit im einzelnen gehen. Hierbei wird ganz in Uebereinstimmung mit der angedeuteten Ideenrichtung „Einheit bei Mannigfaltigkeit" der bundesstaatliche Gedanke ein weites Anwendungsfeld finden. Die mittelamerikanische Föderation hat sich am 19. Januar 1921 konstituiert und die gegenwärtige Konferenz mitteleuropäischer Staatsmänner soll, wie glaubhaft gemeldet wird, ein ähnliches Ziel verfolgen. (Vgl. Schlußnote.)

Die letzte noch nicht ganz ausgereifte Frucht dieser auf freien Spielraum der Kräfte zielenden Entwicklung ist die moderne Demokratie und diese auf das wirtschaftliche Gebiet auszudehnen, ist die nächste Etappe noch verworrenen Strebens in diesem Zusammenhang. Nicht diese oder jene „Weltherrschaft", sondern die Neugruppierung in jedem Sinne bildet die Signatur der Gegenwart in staatspolitischer Hinsicht.[2])

Daß England die Aufrechterhaltung seiner Beziehungen zu Japan als Gerüst einer solchen Gruppierung in seinem eigenen Lebenskreise auffaßt, kann nicht zweifelhaft sein. Zu derselben Zeit als der neue amerikanische Botschafter in London, George Harvey, dessen Feindschaft gegen den Völkerbund und Wilson ebenso erfreulich ist, wie sein Haß gegen den „Hunnen" borniert, in englisch-amerikanischer Blutsbrüderschaft machte[3]), richtete der englische König an seinen Gast, den Kronprinzen von Japan, der nicht nach Amerika geht, folgende Worte: „Dem Volk dieses Landes bedeutet Ihr Besuch ein Symbol der Freundschaft, die unsere zwei Inselreiche, einander so ähnlich in geographischer Lage, politischer Tradition und nationalen Idealen so lange verbindet." — Ob das deutlich ist? — Aber dem Bündnis mit Japan werden ja die Zähne gezogen! Oder? Sollte das nicht am Ende mehr für Amerika und die zurzeit gerade tagende Reichskonferenz gesagt sein?

Natürlich wird England nie so dumm sein, ohne Notwendigkeit, wie das nachbismarcksche Deutschland, seine „zwei Eisen im Feuer" aufzugeben, aber wo England heute, wenn es heißen sollte „Entweder—Oder", steht, sollte jedem Sehenden bewußt sein.

Die englischen Dominions ihrerseits sind auch kaum weniger „smart" als das „Mutter"-Land und sich allerdings ihrer diesen unter Umständen diametral entgegengesetzten Interessen wohl bewußt. Australien und Kanada in erster Linie, die in ihren Ausschlußbestrebungen gegen die gelbe Rasse fast noch extremer sind als Kalifornien selbst, kommen hier in Betracht und die Gerüchte, die Anfang des Jahres über starke kanadisch-amerikanische Anlehnung umliefen (z. B. die gemeinsame Flottenübung) sind nicht so unbegründet, wie sie die Dementis darstellen. — Aber können Kanada oder Australien in absehbarer Zeit als Stütze gelten? Die englische Reichskonferenz wird wahrscheinlich in eitel Friede und Wohlgefallen auseinandergehen, Harvey wird weiter verkünden, daß Blut dicker als Wasser sei und die Ereignisse werden ihren Gang gehen.

„Nur in Amerika lebt die Legende fort, als sei die Weltpolitik Romantik oder Melodrama! Nur in Amerika bildet man sich noch Heldennationen und Schurkennationen ein, die ihre sentimentalen Rollen spielen" (so übersetzt von mir nach dem N. Y. American vom 5. Juni).

Das stimmt leider und wir haben es im Kriege am eigenen Leibe erfahren müssen, wie rasch und völlig dieses Volk hysterischer Sentimentalität anheimfällt. Es hat sich heute noch nicht ganz davon erholt oder wie Viereck sich treffend ausdrückt: „Das amerikanische Volk ist noch nicht in der Lage, seine Teilnahme am englischen Krieg gegen den deutschen Handel zu verleugnen ... zuzugeben, daß wir betrogen, hereingelegt, in die Falle gelockt worden sind, dazu gehört ein höheres Maß sittlichen Mutes, als wir ihn zurzeit noch aufbringen können" (übersetzt nach dem Am. Monthly für Juni[4]). Das Beste, das man den Vereinigten Staaten heute wünschen kann, ist, daß sie sich nicht noch einmal, und vielleicht mit weniger günstigem Erfolg hineinlegen lassen. Sie scheinen auf dem geraden Weg dazu.

Anderseits muß man sehen, daß, solange der oben gekennzeichnete Geisteszustand vorherrscht, den Vereinigten Staaten, selbst wenn sie wollten, kaum eine andere Wahl bleibt, als isoliert zu stehen.

Die neue Regierung lehnt trotz englischen Vorgangs jede Verbindung mit Rußland noch schärfer ab als seinerzeit Wilson (vgl. die Rußlandnote Hughes vom 25. März 1921). Frankreich aber kommt als selbständiger Bundesgenosse nicht in Betracht.

[1]) Daß die Stimmung in Tokio infolge der gegenüber der jetzigen noch sanften Californischen Gesetzgebung des Jahres 1913 unkontrollierbar sei. Das war am 7. April 1917.

[2]) Auf diesem Wege ist ein heiliges „römisches" Reich anderer Bedeutung der wichtigste Markstein.

[3]) Besonders auf dem sog. Pilgrims Dinner.

[4]) Die Studie F. Wemders „Der unvermeidliche Krieg zwischen Japan und Amerika" (Neuer St. Verlag) hat zwar das Material gut verarbeitet, geht aber in ihren Voraussagen über das Maß des durch die Tatsachen gerechtfertigten hinaus.

Zwar dürfte es feststehen, daß Clemenceau nicht Präsident wurde, weil er engste Verbindung mit England auch gegen Amerika anstrebte, aber Frankreich würde gegen Englands Willen tatsächlich so wenig handeln können wie Italien im Weltkriege es konnte.

Anmerkung: Da der Zusammenhang es erlaubte, fühlte ich mich zu obigem kleinen Exkurs, vor allem in Beziehung auf U. Kahrstedts „Pax Americana" veranlaßt. Das Buch ist mir seit seinem Erscheinen bekannt (1920 „Drei Masken"-Verlag), aber lediglich die jüngste Besprechung im „Hochland" für Juni, Jahrgang 18, Nr. 9, läßt mich darauf zurückkommen. Es erschien mir damals schon in den Voraussetzungen irrig, und daß der Referent Dr. O. Gründler es durch die Ereignisse bestätigt findet, muß Protest auslösen, der vorbehaltlich demnächstiger näherer Ausführung, hiermit eingelegt sein soll. — Lediglich mit seinen Schlußworten im Referat muß man unbedingt übereinstimmen, daß wir „mit dieser willenlosen Resignation" (man könnte hinzufügen, die seit Spengler Mode scheint) „nichts zu schaffen haben".

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Vergossenes Blut schreit nicht bloß zum Himmel, es schreit auch in die Welt. Der Mord an Gareis hat aller Ohren und Augen auf Bayern gezogen und Bayern zum Gespräch der Woche gemacht, zuvörderst in den Sprechsälen an sich, den Parlamenten. Auf die Redeschlacht im Reichstag folgte eine nicht minder heftige im Münchener Landtag. Eine Frage der sozialistischen Parteien zum Fall Gareis gab dem Ministerpräsidenten Dr. v. Kahr Gelegenheit, eine seiner grundsätzlichen, tiefdurchdachten Reden zu halten, auf die stets das ganze politische Deutschland lauscht. Diesmal besonders gespannt, denn nach der Bluttat und dem Generalstreik und erst recht, nachdem die Sache Gareis im Reichstag und in der Presse behandelt worden war, schien die Regierung Kahr von allen Seiten umstellt und die Begründer der Frage im Landtag nutzten dies weidlich aus. Einem Mann wie Kahr wird es aber nicht allzu schwer, politische Fangnetze zu zertrennen. In solchen bleibt immer nur das Aeußere und Vergängliche hängen, Worte, Schriftsätze, Einzelhandlungen. Den freien Geist, aus dem sie kommen, kann jedoch kein Netz verstricken. Und Geist besitzt Dr. v. Kahr im Gegensatz zu manchem Politiker unserer Oeffentlichkeit. Oder was das gleiche bedeutet wie Geist, Kahr hat selbsterarbeitete feste Grundsätze, darum ist er frei. Religiös- und politisch-konservativer Protestant, gehört er in die gute Gesellschaft der Stahl, Gerlach, Adam Röder. Seine christliche Staatsauffassung hat ihn zur Bayerischen Volkspartei geführt. Nur ein so tiefgegründeter Staatsmann konnte das rechte Wort finden in dem Augenblick, wo Bayerns Schiff zwischen den Klippen rechts und links zitterte. Denn auf beiden Seiten lauerten Machtgelüste. Die der Linken sind durch den kläglich mißlungenen Generalstreik bloßgestellt und schwer getroffen. Daß die Absichten der sogen. Rechten keine gute Politik verbürgen, war nicht so deutlich. Die schreckliche Rätezeit 1919 hat in Bayern eine sehr verständliche „Reaktion" erzeugt. Dazu war die alte Obrigkeit und das Königtum hier viel volkstümlicher und weniger belastet als im Norden. Die Rückbildung blieb denn auch sehr gesund und segensreich, soweit sie nicht Einflüsse und Vertreter der alldeutsch-preußischen Reaktion anzog. Wir haben diese schon mehrmals gekennzeichnet. Es war hohe Zeit, daß der Ministerpräsident Gelegenheit erhielt, zwischen ihnen und seiner Regierung einen scharfen Strich zu ziehen. Wenn Dr. v. Kahrs Landtagsrede nationalistischen Chauvinismus deutlich ablehnt, so vermeint dies X. keine unbekannte Größe. Der Radikalismus von rechts wird ebenso verurteilt wie der von links. Der Standpunkt der Regierung ist ein solcher der Mitte. Wohl nicht ohne Absicht näherte sich hiermit Kahr der Sprache Stegerwalds, den er auch mit dessen Wort: Erst Deutscher, dann Parteimann, erst Deutscher, dann Arbeiter, anführte. Einen Tag später sprach der bayerische Staatsmann bei den christlichen Arbeitern und entwickelte hier noch positiver seine Politik des Rechts und der Versöhnung. Von ihr aus kann es nicht schwer sein, den Einklang mit der Reichspolitik zu erzielen. Die verschiedene wirtschaftliche und soziale Struktur in Bayern und im Norden bedingt nach Kahr, daß in Bayern stets eine im Grunde stärker nach rechts gerichtete Politik getrieben werden wird, als im Reich. Hätte aber die Rechte, fügen wir hinzu, nördlich vom Main solche Führer wie Kahr, waltete dort der Geist der alten, streng-christlichen Konservativen, so wäre im Reich leichter die gesunde Mitte nach rechts hin zu verstärken und könnte die vielbeklagte Neigung nach links behoben werden. Bequemer ist es freilich für die Deutschnationalen, mit Hergt die Protestler von Europa zu sein. Nur verfallen sie dann langsam der Lächerlichkeit, besonders wenn sie sich immer wieder mit den Kommunisten zusammenfinden. Kürzlich war es das zweite Mal nach dem Ultimatum, daß die Protestler von rechts und links ein Mißtrauensvotum gegen den Reichskanzler verfochten. Eine Beratung über Beamtengesetze im Reichstag mußte dazu herhalten. Solange die äußerste Rechte in dieser Stellung verharrt, ist sie nicht befugt, über Linksdrall der Regierung zu klagen. Die scharfen Worte des Reichskanzlers nach dieser Seite waren begreiflich, wenngleich er sich etwas weit vorwagte und in Gefahr kam, von der Linken auf ihre Pläne festgelegt zu werden. Besonders nach seiner Rede vor den christlichen Gewerkschaften in Essen wurde das versucht. Voreilig, denn ein paar Tage später wies Dr. Wirth im Reichstag die törichten Besitzsteuerideen der Sozialdemokraten recht energisch ab. Der Kampf um die neuen Steuern droht äußerst heftig zu werden und dürfte sich durch den ganzen Sommer hinziehen.

Wie eine Wolke steht noch immer das Schicksal Oberschlesiens über uns. Ein glatter Umfall Englands vor Frankreich scheint nicht eingetreten zu sein. Ueber die Räumung des Aufruhrgebiets hat sich General Hoefer mit dem englischen Befehlshaber verständigt. Der Plan ist vom Interalliierten Ausschuß angenommen. Nach dem Bericht der parlamentarischen Kommission ans deutsche Auswärtige Amt ist eine wirkliche Räumung des ganzen besetzten Gebiets, nicht nur Bildung einer neutralen Zone vorgesehen.

Die Kriegsprozesse vor dem Reichsgerichte in Leipzig, deren Urteile mit Unrecht in den Ententeländern vielfach gescholten werden, gaben Anlaß, nach der deutschen Gegenrechnung zu fragen. Im bayerischen Landtag wurde eine Interpellation behandelt, welche daraufdrang, daß die Reichsregierung von ihrem Beweismaterial Gebrauch mache. In Frankreich schmachten noch Hunderte von deutschen Kriegsgefangenen, die wegen zum Teil geringer Vergehen mit jahrelangem Zuchthaus bestraft sind. Und was die vormals in Deutschland Gefangenen vor den Leipziger Schranken aussagen, verschwindet hinter dem, was aus feindlichen Sammellagern belegt ist. Die „Gegenrechnung" der Süddeutschen Monatshefte (München, Juni 1921, herausgegeben von Dr. August Gallinger) bringt entsetzliche Einzelheiten. Nicht wenige verwundete Deutsche sind an falscher Behandlung gestorben oder fürs Leben verpfuscht. Im Lager Sipote in Rumänien blieben von 17,000 Gefangenen nur 4000 am Leben. Mit Recht steht am Schluß dieses Kapitels „Rumänien" der Satz: „Sie sind es, die sich hinsichtlich der Kriegsgefangenen eine Behandlung erlaubt haben, vor welcher die Völker niedrigster Kulturstufe zurückgeschreckt wären." Er stammt aus der — Mantelnote zum Frieden von Versailles und sollte uns Deutsche treffen.

Die Regierungskrise in Deutschösterreich ist endlich beigelegt. Christlichsoziale und Großdeutsche einigten sich auf ein Geschäftskabinett unter dem bisherigen Wiener Polizeipräsidenten Dr. Schober als Bundeskanzler. Die Sozialdemokraten stehen in Opposition. Der christlichsoziale Kurs der Regierung Mayr dürfte im allgemeinen weitergesteuert werden. Auf die Abstimmung in Steiermark wird im Hinblick auf die Kreditverhandlungen verzichtet.

Im fernen und fernsten Osten türmen sich schwere Kriegswolken. Bei den Türken scheint eine Vereinigung der Regierungen von Konstantinopel und Angora bevorzustehen. Ausgleich mit den Griechen ist nur möglich, wenn diese auf Smyrna und Thrazien verzichten. Griechenland aber hat das Vermittlungsangebot der Großmächte höflichst abgelehnt.

Eine wie immer unsichere Nachricht aus Moskau besagt, Sowjetrußland betrachte sich im Kriegszustand mit Japan befindlich aus Anlaß von Gegensätzen in Sibirien. Es ist vielleicht zu gewagt, an heimliche Zusammenarbeit von Moskau und Washington zu denken. Niemand hat sich gegen den Rätestaat so abweisend gezeigt wie Nordamerika. Das hinderte Yankeemilliardäre nicht, sich mächtige Ausbeuterechte in Sibirien zu verschaffen. Und daß die Geheimdiplomatie noch nicht tot ist, wissen wir doch. Die Kriegsgefahr in Ostasien erweist sich auch darin, daß die Schiffsversicherung im Stillen Ozean die Prämien gesteigert hat. Vielleicht weicht der Druck auf Mitteleuropa eher als gedacht vor neuen Unwettern in fernen Erdteilen.

Parlamentarisches System — oder was sonst?

Von Geh. Hofrat Professor Dr. K. Beyerle, München, M. d. R.

(Fortsetzung.)

Ein häufiger Vorwurf ist der, die Weimarer Verfassung habe uns die schlechte Kopie einer undeutschen fremden Demokratie der romanischen Länder, insbesondere Frankreichs gebracht. Der Vorwurf klebt an Aeußerlichkeiten, er greift nicht durch. Die äußere Bezeichnung ist Nebensache, das von auswärts entliehene Wort sagt nichts über Eignung oder Ungeeignetheit der Sache für unser deutsches Staatswesen aus. Von vornherein muß zugegeben werden, daß es in der Welt romanische und germanische Demokratien gibt, in denen das parlamentarische Prinzip herrscht. Nicht minder ist es eine geschichtliche Erfahrungstatsache, daß zwar Republiken sich wieder in Monarchien verwandelt haben, daß dabei aber das einmal mit dem Parlamentarismus erreichte Maß politischer Freiheit freiwillig nirgendwo preisgegeben wurde. Wer in der politischen Ideengeschichte der germanischen Völker zu Hause ist, weiß, daß sie gerade in Blütezeiten demokratischer Staatsformen sich erfreuten; ja, daß an der Wiege der deutschen Stämme freie Demokratien standen. Dem Deutschen eignet der Zug zur demokratischen Genossenschaft Gleichberechtigter; Absolutismus ist seinem innersten Wesen fremd. Die Demokratie der Weimarer Verfassung ist aber auch keineswegs eine schlechte Kopie fremder Vorbilder. Sie ist nicht eine Irreführung des Volkes, ist nicht in Wahrheit ein Instrument kapitalistischer Mächte. Sie ist im Gegenteil in großer Folgerichtigkeit als Volksdemokratie durchgeführt. Und allein auf die politische Regsamkeit unseres Volkes kommt es an, daß sie ihre Grundsätze ungebrochen zur Entfaltung bringt. Sie ist auf dem freiheitlichsten Wahlrecht aufgebaut, dem jede plutokratische Beimengung abgeht. Je mehr die von der Verfassung geforderte und in der Volkserziehung sichergestellte staatsbürgerliche Erziehung sich verwirklicht, um so geringer wird die Gefahr einer undeutschen Parlamentsherrschaft. Die Zeit wird daher lehren, daß die deutsche Parlamentsgeschichte ihren eigenen, im deutschen Wesen begründeten Weg geht. Daher ist auch aus diesem Grund eines angeblich welschen Imports ein Staatsgrundsatz nicht zu verwerfen, der fast zwangsläufig sich in der neuzeitlichen Geschichte der Volksvertretungen aller fortgeschrittenen Staaten durchgesetzt hat.

Zweifellos der ernsthafteste Einwand gegen das parlamentarische Prinzip ist die durch dasselbe ausgelöste Schwächung der Regierung, die sich auf allen Gebieten der Gesetzgebung und des Vollzugs zeige. Weil von der Laune des Parlaments und Augenblicks abhängig, könne unter der Herrschaft dieses Grundsatzes keine Politik auf weite Sicht getrieben werden; die Minister seien daher in ihrer Entschlußkraft gelähmt; Gesetzgebungswerke, die nur in jahrelanger Arbeit reifen könnten, seien da unmöglich gemacht; unaufhörliche Regierungskrisen beraubten die leitenden Staatsmänner jeder Initiative; von durchgreifendem Handeln, wie es unsere Lage jetzt besonders erfordere, könne keine Rede sein. So oder ähnlich wird räsonniert. Theoretisch in vieler Beziehung richtig, und auch die tägliche praktische Erfahrung scheint dieser Argumentation Recht zu geben. Sehen wir von der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen ab, so reichen gleichwohl all diese so überzeugend klingenden Einwände nicht aus, um das parlamentarische Prinzip als solches zu beseitigen. Einzig das ist die Frage, ob und welche Gegengewichte im Verfassungsrechte anzustreben sind, durch welche die angedeuteten Umstände ausgeglichen werden könnten. Zweifellos liegt hier die politisch stärkste Stütze des monarchischen Staatsgedankens. Ein von der Parteien Gunst unabhängiger Monarch vermag sich auch in einem parlamentarisch regierten Staate als Machtfaktor zu entfalten und im Ausgleich der politischen Gegensätze ein lohnendes Ziel seines Wirkens zu sehen. Die monarchische Staatsform kommt jedoch, wie allseits zugegeben wird, wo man nicht mit dem Gedanken des Bürgerkriegs spielt, gegenwärtig als politische Realität in Deutschland nicht in Betracht. Auch von hier aus gesehen, erscheint darum das Bessere als Feind des Vorhandenen. Wir müssen sehen, mit dem parlamentarisch regierten Freistaat auszukommen. Bei näherem Zusehen ergibt sich dann aber auch sehr bald, daß das parlamentarische Prinzip weder an all jenen Zeichen der Schwäche und Unstetigkeit der Regierung schuldig ist, noch daß es im Rahmen desselben an Besserungsmöglichkeiten fehlen würde. Wo ist eine deutsche Regierungsform denkbar, die nach diesem Zusammenbruch Zeichen der Stärke von sich geben könnte, ohne dem Fluch der Lächerlichkeit und Ohnmacht zu verfallen? Hat denn das Parlament in Wahrheit nicht die Staatszügel ergriffen, die den Trägern des alten Systems im Angesicht des unabwendbaren Schicksals entfallen waren? Und bestehen etwa die Erschütterungen der Staatsautorität, welche der Zusammenbruch des gewaltigsten militärischen Machtstaats notwendig auslösen mußte, für eine andere Staatsform weniger als für eine parlamentarische Demokratie? Gibt man nicht in allen rechtsstehenden Kreisen unumwunden zu, daß daran auch kein Monarch, ebensowenig aber auch der vielberufene „starke Mann" allzuviel ändern könnte? Anderseits liegt in jener Kritik in ihrer Verallgemeinerung viel Undank für die Männer, die ihre Kraft und ihren guten Namen in die Schanze geschlagen haben. Es ist kein Vergnügen und bietet geringen Anreiz, heute in Deutschland Minister zu werden. Nur vaterlandsliebende und verantwortungsfreudige Männer werden sich im allgemeinen dazu bereitfinden. Je mehr die augenblickliche Schwäche der aller äußeren Machtmittel beraubten Staatsgewalt in die Erscheinung tritt, um so größere Hingebungsfreudigkeit und Opfermut erfordert heute der Eintritt in eine leitende Staatsstellung. Wer sich als Christ und Patriot dazu entschließt, tut es, unbekümmert um die Zeitdauer seiner fragwürdigen Ministerherrlichkeit. Er wird aber auch trotz dieser Ungewißheit sich an die Aufgaben seines Ressorts mit demselben Ernst und mit derselben Energie machen, als ob er für lange Zeit sicher auf seinem Ministersessel säße. Hier gilt es, sub specie aeternitatis zu handeln. Noch zweierlei muß hierzu gesagt werden. Rascher Ministerverbrauch ist die Begleiterscheinung jedes Umsturzes und Zusammenbruchs; die Staatsform spielt dabei nicht die letztlich entscheidende Rolle. Eine spätere Zukunft aber wird erst gerecht zu beurteilen vermögen, wie viel sachliche aufbauende Arbeit, neben all den Mißerfolgen im einzelnen, seit der Revolution doch geleistet worden ist. Man wird, sind nur erst einmal einigermaßen normale Zustände zurückgekehrt, sehen, daß es nicht deutsche Art ist, die Minister alle Tage zu stürzen. Jedenfalls ist es völlig verfrüht, ein staatsrechtliches Grundprinzip heute um deswillen zu verwerfen, weil es unter den jetzigen Umständen eines in die Tiefen aufgewühlten Volkes heftige Ausschläge und darum häufigeren Kabinettswechsel zeigt, als dem Ganzen zuträglich ist. Immerhin bieten schon heute die politischen Verhältnisse mehrerer Länder das Bild relativer Ausgeglichenheit, zweifellos gerade dank dem parlamentarischen Prinzip.

Man sagt, Föderalismus der Reichsglieder und parlamentarisches Prinzip paßten nicht zueinander. Gewiß ist es richtig, daß bedauerliche innerpolitische Konflikte daraus entstehen können, daß Länderregierungen und Landtage einen anderen politischen Aufbau aufweisen, als Reichsregierung und Reichstag. In der Hauptsache handelt es sich da um die Schwierigkeiten, welche durch die gewaltige Uebergewichtsstellung Preußens über alle anderen Länder und selbst über die hinsichtlich ihres Verwaltungsorganismus weit schwächere Reichsmaschine geschaffen und immer wieder ausgelöst werden. Eine gesunde Lösung der föderalistischen Reichsfrage ist darum viel weniger durch das parlamentarische Prinzip, als durch die auf absehbare Zeit ungelöste preußische Frage bedingt und gehemmt. Es gibt republikanische Bundesstaaten, die in langer Geschichte den Beweis erbracht haben, daß die Freiheit der Bundesglieder keineswegs durch das Parlament des Gesamtstaates unterdrückt wurde. Allerdings ist die fortschreitende Stärkung der Zentralgewalt, in der sich doch immer die Zweckmäßigkeit des Zusammenschlusses der Glieder erprobt und erproben muß, eine überall zu beobachtende Linie der geschichtlichen Entwicklung zusammengesetzter Staatsgebilde. Gleichwohl haben lebenskräftige föderalistische Parteien in unserer parlamentarisch-demokratischen Staatsform vielleicht noch mehr Gelegenheit, sich zur Geltung zu bringen, auch gegenüber den Zentralisierungstendenzen des Gesamtparlamentes, als im alten Staat. Denn unser freies Verhältniswahlrecht verbürgt eben unbestreitbar jedem Programm, das über entsprechende Wählermassen verfügt, die nötige Beachtung in der Oeffentlichkeit und gibt ihm soviel politische Stoßkraft, als lebendige Wählerenergien für dasselbe aufgebracht werden. Daß dagegen das kaiserliche

Deutschland durch seine Ausgestaltung unter Wilhelm II. in seinem Reichsabsolutismus sich über die föderalistischen Rechte der Einzelstaaten hinweggesetzt hat, steht in unserer frischen Erinnerung. Und selbst der vielberufene Föderalismus Bismarcks war im wesentlichen doch nur ein solcher im Dienste der Vormacht Preußen. Man löse die preußische Frage und man wird sehen, daß der Föderalismus reichsfreudiger Glieder sich überall regen wird zum Wohle des Ganzen.

Für befangene und unbefangene Gemüter am schwersten wiegt endlich der Vorwurf, die parlamentarisch regierte Demokratie sei von antichristlichen, mindestens antikirchlichen Parteien hochgebracht und sei selbst ein Staatsprinzip, welches den Grundsätzen des Christentums widerstrebe, insbesondere dadurch, daß es das nackte Gesetz der Zahl proklamiere, einer widerchristlichen Gleichmacherei huldige. Es bedeute Maschine statt Organismus und stehe namentlich zu allen guten Traditionen des Zentrums im Widerspruch. Um hier überall zu einer gerechten Würdigung der Dinge zu gelangen, ist immer davon auszugehen, daß gegenüber dem staatsrechtlichen Wildwuchs der Revolutionsmonate die republikanische Demokratie und der Parlamentarismus die einzig mögliche Staatsform war, sollte sich Deutschland nicht zu dem verlorenen Krieg noch im Innern selbst zerfleischen. Es ist aber auch nicht außer Acht zu lassen, daß wir schon vor der Revolution bei der Anerkennung des parlamentarischen Prinzips durch Kaiser und Fürsten angelangt waren. Es steht mithin gar nicht die Geltung des parlamentarischen Regierungsgrundsatzes als solchen in Frage, sondern vielmehr, welche Gegengewichte die Staatsverfassung den Auswüchsen einer dem Gemeinwohl abträglichen Parlaments- und Parteienherrschaft entgegenzusetzen hat. Daß die Figur eines jeder Willkür entrückten Monarchen ein solches Gegengewicht bedeutet, auch bei Anerkennung des parlamentarischen Regierungsgrundsatzes durch den Monarchen selbst, wurde schon betont. Unbestreitbar hat auch die Weimarer Verfassung darnach getrachtet, dem politischen Uebergewicht des Parlaments im Dienste einer stetigeren Staatsentwicklung Gegengewichte zur Seite zu geben. Es sei hier an die Rechte des Reichspräsidenten, an Volksbegehren und Volksentscheid erinnert. Ist aber etwa schon darum, weil neben dem Parlament nicht ein Monarch steht, der parlamentarisch regierte Staat ein gottloser, antichristlicher Staat? Es wird allerdings behauptet. Die dies tun, scheinen völlig vergessen zu haben, daß gerade unter den letzten Päpsten vor allem Leo XIII. den Satz verworfen hat, als ob die Kirche eine bestimmte Staatsform vorschreibe und die Republik als solche verurteile. Damit eine parlamentarisch regierte Demokratie Christen gefallen könne, ist nur zu fordern, daß sie die Kirche in Freiheit ihrem hohen Beruf nachgehen lasse, die Gewissen nicht bedrücke und eine organische Entfaltung der Anlagen aller Individuen und Lebensberufe ermögliche. Man wird den Beweis nicht führen können, daß der parlamentarisch regierte deutsche Staat der Gegenwart dies unmöglich mache. Setzt den nach Ständen so herrlich durchgebauten deutschen Katholizismus nur mit vollen Kräften im öffentlichen Leben ein! Es kann denn nicht ausbleiben, daß im deutschen Gemeinwesen christliches Kulturgut sich auswirke zum gemeinen Besten allüberall. Wer in der Demokratie nur das mechanische Mehrheitsprinzip walten sieht und damit zugleich die Vorstellung einer gewaltsamen Unterdrückung der Minderheiten verbindet, der vergesse nicht, daß es gerade kirchliche Rechtsordnungen waren, die seit dem Mittelalter in Deutschland dem Gedanken des Mehrheitsprinzips im öffentlichen Leben die Bahn gebrochen und damit Ordnung an die Stelle unseligen Zwiespalts gesetzt haben. In dieser kirchlichen Auffassung fand die Mehrheit ihre innere Rechtfertigung in der Vermutung, daß die Pars maior auch die Pars sanior sei und daher die triftigeren Gründe für sich habe. Darin liegt ein ethisches Postulat für die Handhabung des Mehrheitswillens, das auch für unser weltliches Staatsrecht Geltung beanspruchen kann. Angesichts der gewaltigen Erlebnisse ist aber auch gegen die politische Billigung des parlamentarischen Grundsatzes durch das heutige Zentrum daraus kein Vorwurf herzuleiten, daß das Zentrum in seinen früheren Programmen antiparlamentarisch eingestellt war. Die Mängel des alten Systems, sein unerträglicher Militärabsolutismus obenan, lagen damals noch nicht vor aller Welt offen wie heute. Uns Jüngeren sollte die in jahrzehntelanger politischer Erfahrung gereifte Ueberzeugung der unantastbarsten und unangetasteten Führer des Zentrums, wie eines Gröber, Spahn, Hitze genügen, daß den Entgleisungen und Fehlern des alten Regimes nur durch die stärkere Beteiligung des Parlaments an der Regierung, wie sie eben im parlamentarischen Grundsatz zum Ausdruck kommt, abgeholfen werden könne. Da ein religiöses Dogma nicht in Frage steht, hätte ein starres Festhalten an jener älteren Auffassung Torheit und Rückständigkeit bedeutet. Dadurch hätte sich das Zentrum nur vom Wiederaufbau des zusammengebrochenen Vaterlandes ausgeschlossen, während es jetzt eine Kulturarbeit zum Wohl von Kirche und Staat verrichtet hat, die sich weitester Anerkennung erfreut. (Fortsetzung folgt.)

Ueber Strafvollzug.

Von J. Konrad, Leipzig.

Mit dem Strafvollzug, d. h. mit der Vollstreckung der gerichtlich erkannten Zuchthaus-, Gefängnis- und Haftstrafen beschäftigte sich in Vorkriegszeiten die gebildete Welt nicht gerne. Diese Dinge, die man lieber den Strafvollzugsbeamten und den wenigen sich dafür interessierenden Juristen überließ, gaben gar zu sehr die Nachtseiten des Menschenlebens wieder und hatten einen Beigeschmack von Mittelalter, Inquisition und ähnlichen unverstandenen Begriffen an sich, der unangenehm war. Auch heute noch ist die Gefängniskunde gering und auf einen kleinen Kreis von Menschenfreunden beschränkt. Ihn zu erweitern ist des Schweißes der Edlen wert. Gerade in unserer Zeit mit ihrer über alle Befürchtungen angewachsenen Kriminalität. Daß an dieser beklagenswerten Tatsache der Umsturz mit all seinen demoralisierenden Begleiterscheinungen die Hauptschuld trägt, nicht der Krieg, wie die Sozialisten zu behaupten pflegen, sei hier ausdrücklich festgestellt. Dem Kriege zuzuschreiben ist die erschreckende Anzahl jugendlicher Straffälliger, die nicht im Heere dienten, sondern ohne Vater und Lehrer gerade in den gefährlichen Entwicklungsjahren sich ans Schwerverdienen gewöhnen durften. Es besteht aber kein Zweifel, daß die meisten dieser jungen Leute nicht ins verbrecherische Fahrwasser geraten wären, wenn der Umsturz nicht mit der Macht des Staates zugleich Zucht und Ordnung vernichtet hätte. Auch hier hat die Sozialdemokratie in planmäßiger Zerstörungsarbeit eine Trümmerstätte geschaffen, auf der nur dem christlichen Bürger ein Neubau glücken wird. Im Jahre 1919 tat ein sozialistischer Minister vor einem Kreise von Fachmännern des Strafvollzuges den merkwürdigen Ausspruch: „Früher, unter dem „alten Regime“, rächte man sich an den Gefangenen; jetzt ist das anders geworden, jetzt sucht man sie zu bessern.“ Hätte der Minister, wie so mancher seiner Amtsgenossen, selbst den Sträflingskittel getragen, so hätte er anders gesprochen oder, um Philosoph zu bleiben, geschwiegen. Ganz unbewußt hat er aber, vergleichbar jenem berühmten blinden Huhn, die beiden Kernpunkte des Strafvollzuges berührt, die sich scheinbar widerstreitenden und in Wahrheit ergänzenden Theorien von der Vergeltung und von der Besserung.

Nie hat eine von beiden unumschränkt geherrscht im Strafvollzuge. Die wechselnden Zeitströmungen bestimmten ihren Einfluß. In der Aufwärtsentwicklung der Kultur, wovon man trotz aller Entartungen der Zivilisation wohl doch noch sprechen darf, lag es beschlossen, daß der Gedanke der Vergeltung wesentlich Boden verlor an den der Besserung. Verschwunden ist ersterer nie und zurzeit gewinnt er an Raum.

Für den Strafvollzugsbeamten jeden Grades (nur überzeugte Christen sind, gerade in unserer bolschewisierenden Zeit, als solche denkbar) erheben sich da zwei schwere Fragen.

Die erste lautet: Ist ein Mensch imstande, einen anderen zu „bessern“? Sie ist mit „ja“ zu beantworten, wenn — der Wille dazu nicht einseitig ist. Gar wohl ist es einer zwar menschlich schwachen, aber christlichen, von wahrer Nächstenliebe erfüllten Persönlichkeit möglich, eine sittlich schwächere zu heben und mit guten Vorsätzen nicht nur zu erfüllen, sondern diese Vorsätze sogar zu Taten werden zu lassen. Die schwächere Person muß aber nicht nur gewillt sein, sich zu bessern — das sind viele —, sie muß auch befähigt sein, ihre Absicht zu verwirklichen. Mit andern Worten: Sie darf nicht willensschwach sein. Wir sind damit am Kernpunkte der Kriminalität überhaupt angelangt. Nicht verbrecherischer Wille treibt die Mehrheit der

Straffälligen zu üblem Tun, nein, es ist der Mangel jeglichen Wollens, der sie der Versuchung oder Verführung erliegen und sündigen läßt. Es gilt, in ihnen überhaupt erst einen Willen zu wecken und dann, wenn er sich regt, ihn hinzuwenden zum Guten.

Kein Mensch gleicht dem andern, jeder will und muß nach seiner Eigenart angefaßt werden, das empfindet sonderlich der Helfer im Strafhause. Bei diesen schwachwilligen Gefangenen heißt es üble Angewohnheiten bekämpfen, bei jenen allerhand Uebungen in Selbstbeherrschung anstellen, andere zur Arbeit, zur Reinlichkeit, zur Wahrheit anhalten, sie hinführen zu Gott, den gar so viele verloren haben. Gott bleibt es anheimgestellt, den Samen zur Reife aufgehen zu lassen, den schwache Menschen angesäet. Hier ist das Hauptarbeitsfeld des Gefängnisgeistlichen, den bezeichnenderweise die sozialdemokratischen Gottesfeinde lieber heute als morgen, trotz aller lobenden Gutachten der Fachleute, aus den Strafanstalten verbannen möchten.

Nun zur zweiten Frage: Darf der Mensch vergelten? Gott selbst gibt uns darauf die Antwort: „Die Rache ist mein. Ich will vergelten" (5. Mos. 32, 35). Wir dürfen es also nicht. Nur die Obrigkeit hat das Schwert von Gott zur Bestrafung der Uebeltäter (Röm. 13,4). Zwar ist es sehr schwer, das Maß der Schuld eines Menschen im einzelnen Fall zu beurteilen und einen gerechten Maßstab der Sühne zu fordern.

Aber so viel ist erlaubt: Wer bösen Willens gefehlt hat, wer durch Wort und Tat die Absicht kund tut, ein böser Mensch zu bleiben und sich nicht zu bessern, dem soll man es im Strafhause so ungemütlich als nur möglich machen, ohne trotz alledem die Versuche aufzugeben, ein solches Zerrbild zum Menschen zurückzubilden. Christliche Nächstenliebe und Gottes Gnade vermögen ja alles.

Es ist tiefbedauerlich, daß der alte Staat mit seiner geordneten Geldwirtschaft nicht dazu gekommen ist, den deutschen Strafvollzug mit Verwahranstalten und Zwischenanstalten auszustatten. Der Republik mit ihren Bergen von Papier und Schulden ist solche Kulturtat nicht mehr möglich.

In die Verwahranstalten gehören alle Verurteilten, die sich durch ihr Vorleben als asozial erwiesen haben, in erster Linie die „großen Kinder" der Landstraße. Willenlos, als Sklaven des Schnapses, zumeist ohne Angehörige, lassen sie sich vom Leben dahintreiben und werden immer wieder zu Gelegenheitsdieben oder Sittlichkeitsverbrechern. Sie sind es, die die Strafanstalten füllen und trotz häufiger guter Vorsätze in immer kürzeren Zwischenräumen zurückkehren. So sonderbar es klingen mag: sie erwarben Heimatrecht im Strafhause, sie fühlen sich darin wohl. Wer gibt ihnen draußen Obdach, Nahrung, Heizung? Sogar an geregelter Arbeit finden diese Parias Geschmack, sobald sie dazu angehalten werden. Ohne einen gewissen Zwang raffen sie sich nicht mehr auf. Ihnen und der gesamten Menschheit täte man zweifellos den größten Gefallen, wenn man sich nicht mehr damit begnügte, sie zu ein paar Wochen Haft oder Gefängnis zu verurteilen (wozu und zu welchem Ende?!), sondern es dahin brächte, sie in einer Verwahranstalt „bis auf weiteres" unterzubringen. Dort sollten die Asozialen unter einer milden Hausordnung veranlaßt werden, sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren. Der Ausbau einer solchen Anstalt würde hier zu weit führen; nur sei ausdrücklich bemerkt, daß eine Verwahranstalt kein Grab für Lebendige sein soll. Wer zu sozialem Gebaren zurückgekehrt ist, darf nach absehbarer Zeit der Gesellschaft wiedergegeben und aus der Anstalt entlassen werden.

Etwas ganz anderes sind die sog. Zwischenanstalten, die z. B. England schon seit über 100 Jahren kennt und mit gutem Erfolge anwendet. Mit ihm die Vereinigten Staaten, deren Strafvollzug in echt amerikanischer Reklamestimmung manches Gute überwuchern läßt.

Wie in einer gutgeleiteten Strafanstalt der besserungsfähige Gefangene den Weg von der Zelle durch die Gemeinschaftshaft zu Außenarbeit nimmt, um so nach und nach an ein freieres Dasein ohne Verlust der Selbstbeherrschung gewöhnt zu werden, so ist es unbedingt erforderlich, Anstalten zu schaffen, die dem Uebergange des Bestraften in die völlige Freiheit die Plötzlichkeit nehmen. Diese Plötzlichkeit ist überaus häufig schuld an Rückfällen und an der Erzeugung asozialer Persönlichkeiten. Von der Ausgestaltung einer Zwischenanstalt zu reden, fehlt's hier an Raum, indes sei dem Wunsche Ausdruck verliehen, es möchten wenigstens die beiden im Strafvollzuge Deutschlands an der Spitze marschierenden Staaten, Bayern und Sachsen, trotz allen Finanzjammers die Förderung des Strafvollzuges zum Wohle des Volkes nicht vergessen.

Um Oesterreichs Zukunft.

Von Abgeordneten Christian **Fischer**, Graz.

Das deutschösterreichische Problem verschwindet nicht von der Tagesordnung der europäischen Politik. Es wird nicht zur Ruhe kommen, bevor nicht die Ungerechtigkeiten des Friedensvertrages von St. Germain aus diesem entfernt sind. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, nochmals den Vertrag von St. Germain zu beleuchten. Es sei mir nur gestattet, darauf hinzuweisen, daß die langwierigen Verhandlungen zur **Sanierung der österreichischen Finanzen** nicht notwendig geworden wären, wenn nicht der Friedensvertrag Oesterreich aller seiner natürlichen Hilfsquellen beraubt hätte. Die Sieger sehen es bereits ein, daß dieses Diktat undurchführbar ist und sind bereit, Zugeständnisse zu machen, die Generalpfandrechte zurückzustellen, Kredite einzuräumen, Oesterreich auf die Füße zu helfen. In der ausländischen Presse wird aber ständig übersehen, daß diese Kredite von Oesterreich mit schweren Opfern erkauft werden müssen. Das schwerste aller Opfer ist **die Aufgabe der politischen Selbständigkeit**. Der Friedensvertrag fordert von Oesterreich, daß es selbständig bleibe. Diese sogenannte Selbständigkeit ist jedoch ein sehr böses Geschenk. Das haben in den letzten Wochen die politischen Vorsprachen der Auslandsmächte deutlich gezeigt. Eine verhältnismäßig unbedeutende Sache, die Anschlußabstimmung in Salzburg und Steiermark, hat den ganzen politischen und militärischen Apparat der Entente auf die Beine gebracht. Die große und die kleine Entente haben Einwendungen gegen diese Abstimmungen erhoben und besonders Jugoslavien glaubte den Anlaß benützen zu sollen, um trotz des Ergebnisses der Volksabstimmung in Südkärnten, das sich mit großer Mehrheit für Oesterreich entschieden hat, seine Ansprüche auf das Gebiet jenseits der Draugrenze geltend zu machen. Pasic hat in offizieller Form dieses Gebiet verlangt und hat als vorsichtiger Mensch aufgezeigt, daß es ihm mit mit seiner Forderung ernst sei. An der Kärntner und Steirer Grenze stehen kriegsstarke serbische Bataillone. Auch die Bildung serbischer Banden hat begonnen. Sie nennen sich „Sabotagi", ein Gegenstück zu den „Komitadschi". Es ist bekannt, daß diese Konzentrierung nur den Zweck hat, der Pasic-Note beim Wiener Auswärtigen Amte den notwendigen Nachdruck zu geben. Rückt aber Jugoslavien, was zu befürchten ist, in Kärnten oder Mittelsteiermark ein, so ist nicht nur alles Verhandlungsergebnis hinsichtlich der Verkehrserleichterungen, Paßschikanen, verloren, sondern ein solches Vorgehen hätte zur Folge, daß auch Italien sich nicht mit der Brennergrenze begnügen würde. Der Besetzung der Draugrenze durch Jugoslavien wurde der Vormarsch Italiens in das Pustertal und nach Innsbruck folgen. Wenn man das alles weiß, findet es der Politiker begreiflich, daß unser Bundeskanzler Dr. **Mayr** sich bemühte, alle Reibungsflächen zwischen Oesterreich und den Völkerbundsstaaten zu vermeiden und deshalb auch gegen die länderweisen Volksabstimmungen Stellung nahm, selbst seine Demission gegeben hat. Aber nicht nur die politische Selbständigkeit müssen wir opfern, sondern die Voraussetzungen der Kreditaktion, die Erhöhung aller Steuern und Gebühren, der Monopolsverträge und Tarife, der Abbau der Lebensmittelzuschüsse usw. werden vorerst eine solche Teuerungswelle hervorrufen, daß Tausende von Familien unter den neuen Belastungen zusammenbrechen werden müssen. Das werden besonders die intellektuellen Kreise sein, die Pensionisten des alten Staates usw. Die Sanierung erfordert wirklich schwere Opfer, doch Oesterreich ist bereit, diese zu bringen.

Das zweite große Problem der Zukunft, die **Anschlußsache**, wird nicht zur Ruhe kommen. Jeder österreichische Politiker wird bezeugen, daß der Anschluß an Deutschland wirklich Herzenssache vieler Tausender ist. Aus den verschiedensten Gründen heraus sind die österreichischen Parteien zur Anschlußbegeisterung gekommen; die österreichischen Katholiken nicht zuletzt deshalb, weil ihnen die mustergültige Organisation des deutschen katholischen Volkes vor Augen schwebt. Die christliche Arbeiter- und Angestelltenbewegung Oesterreichs wird erst im Anschlusse an den großen deutschen Gewerkschaftsbund den sozialistischen Terror niederringen können. Die nationalen Gründe, wirtschaftliche Momente usw., sind bei allen politischen Gruppen gleich. Der Nationalrat hat das Abstimmungsgesetz einstimmig beschlossen und hat, lediglich den Termin zu bestimmen, einem neuerlichen Beschlusse des Parlaments vorbehalten. In diesem Zusammenhange muß ich aber, obwohl Anschlußmann aus

innerster Ueberzeugung, feststellen, daß die großdeutsche Agitation der Anschlußbewegung sehr schädlich ist. Ich konnte das in Graz persönlich beobachten. In Steiermark bewegte sich die Anschlußbewegung in streng objektiven Bahnen. Die steierischen Großdeutschen hatten in schlauer Ausnützung der Spannung zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen im steierischen Landtage den Beschluß durchgepreßt, die Abstimmung über den Anschluß an Deutschland am 29. Mai durchzuführen. Der Termin erwies sich als unhaltbar und der steierische Landtag sollte in einer kurzen Tagung den neuen Abstimmungstag beschließen. Da griff der Innsbrucker großdeutsche Führer Gilbert in der Mauer in die steierische Abstimmungsbewegung ein und nun kam „Schwung in die Kompagnie". Für eine Volksversammlung am Grazer Freiheitsplatz wurde eine Reklame gemacht, wie für das Münchener Oktoberfest. Musikkapellen zogen gegen gutes Entgelt durch die Stadt, begleitet von Expreßdienstmännern, die auf Stangen die Anschlußplakate trugen. Auch Möbelwagen wurden herumgefahren und etwa 500 Zettelträger trugen Flugschriften aus. Der Tag hat den Grazer Großdeutschen sicher nicht weniger als 250,000 Kronen gekostet. Da die Geldnöte der steierischen Großdeutschen kein Geheimnis sind, muß angenommen werden, daß die rollende Goldmark des Alldeutschen Verbandes die Sache bezahlt, zumal Stinnes, seit er österreichischer Großindustrieller geworden ist, sich von der Anschlußsache stark zurückgezogen hat. Daß der steierische Landtag vorerst die Bestimmung des Abstimmungstages verschoben hatte, ist nicht zuletzt auf die Verstimmung über die Art der Propaganda zurückzuführen. Mittlerweile hat der Landtag den 3. Juli als Abstimmungstag festgesetzt. Die Folge ist die österreichische Regierungskrise, die dieses Datum sehr zweifelhaft erscheinen läßt. Weite Kreise der österreichischen christlichsozialen Partei verhalten sich stark abwartend, auch besonders mit Rücksicht auf Deutschland und meinen, damit der deutschen Sache am meisten zu nützen. Diese Kreise sind der Ansicht und haben damit Recht behalten, daß die Entente, die den Anschluß verhindern will, bei einer Durchführung desselben gegen den Willen der Hauptmächte gegen Deutschland noch schärfere Bedingungen wie bisher diktieren würde. Das verträgt aber unser Volk gewiß nicht. Deshalb sind diese gemäßigten Anschlußfreunde der Meinung, man müsse die 6½ Millionen Deutschen auf dem Boden der alten Ostmark stark, kräftig und widerstandsfähig machen und zu diesem Zwecke jede Hilfe nehmen, die sich bietet. Die Zukunft wird lehren, daß man auf die Dauer das deutsche Volk nicht trennen und spalten kann. Es gibt doch schon jetzt tausende Fragen kultureller und wirtschaftlicher Art, die Oesterreich und Deutschland gemeinsam lösen können. Wer will das hindern?

Gegenüber den angedeuteten Fragen, Kredite und Anschluß an Deutschland, treten alle anderen Probleme in den Hintergrund, bzw. werden zwar in politischen Zirkeln erörtert, dringen aber nicht in die breiten Massen der Bevölkerung. Eine dieser Diskussionsfragen ist die Staatsform. Trotz aller gegenteiligen Behauptungen steht fest, daß die große Masse der Bevölkerung Oesterreichs, auch die katholischen Kreise, sich mit der Republik als Staatsform abgefunden haben. Die Republik hat dank der starken, geschlossenen christlichsozialen Partei die Einrichtungen der katholischen Kirche unangetastet gelassen. Selbst zur Zeit, als Dr. Renner Staatskanzler war, haben die Sozialdemokraten in der konstituierenden Nationalversammlung die Gehaltserhöhung für den österreichischen Klerus, selbst für den Episkopat, glatt passieren lassen und sich mit einer Verwahrung begnügt, die dem Protokoll einverleibt wurde. Billiger kann man es doch nicht machen. Wo aber die Sozialdemokraten, wie im Landtage für die Stadt Wien, den Versuch machten, Kulturkampfgesetze zu beschließen, wie es die Schulreform für Wien war, die alle Vertreter der Religionsgenossenschaften aus der Schulaufsicht entfernen wollte, hat der Nationalrat eingegriffen und das betreffende Gesetz mit einer Stimme Mehrheit verworfen. Obwohl Sozialdemokraten und Großdeutsche gemeinsam vorgegangen sind, können die Christlichsozialen im Nationalrate jederzeit Kulturkampfgesetze verhindern. In Betracht kämen jetzt wohl nur die Initiativanträge der Sozialdemokraten, die gegenwärtig im Justizausschusse zur Beratung stehen, z. B. auf obligatorische Einführung der Zivilehe, Aufhebung des Verbotes auf Wiederverheiratung geschiedener Katholiken. Aber auch sonst haben sich die Verhältnisse in der Republik bedeutend gebessert. Die Fronleichnamsprozessionen haben in diesem Jahre unter größter Prachtentfaltung stattgefunden. Alle staatlichen Körperschaften, aber auch die Gemeinden usw. nahmen hervorragenden Anteil. In einzelnen Städten, wie z. B. Graz, rückten die Garnisonsmusikkapellen zur Prozession aus. Die Gendarmerie richtete an das Landeskommando in Graz die Bitte, ausrücken zu dürfen, und mit dem gesamten Offizierskorps, an der Spitze der Landesbefehlshaber, begleitete eine Abteilung Gendarmerie in strammster Haltung das Allerheiligste. Die Bevölkerung erwies dem hochwürdigsten Gute zu Zehntausenden die größten Huldigungen. Es war zu Zeiten der Monarchie nicht besser. Die Spitzen der staatlichen Aemter nahmen vollzählig an der Prozession teil. In Wien schritten hinter dem Heilande in Brotgestalt der Kanzler und die Minister der Republik. Wer das gesehen und miterlebt hat, der weiß, daß diese Dinge keine Formalität, keine Aeußerlichkeit sind. Hier auf dem Boden der alten Ostmark ringt ein wieder gläubig gewordenes Volk in seiner tiefsten Masse um seine Wiedergeburt. In diesen Prozeß sollen jene Kreise nicht eingreifen, die aus vollem Herzen die Habsburgerfrage zur Lösung bringen wollen. Ich achte jede Ueberzeugung, betone aber aus Kenntnis der Verhältnisse, daß die breiten Schichten der österreichischen Katholiken von der Rückberufung der Habsburger nichts wissen wollen. Die Osterfahrt Kaiser Karls nach Budapest und Steinamanger hat viel zur Verschärfung dieser Stimmung beigetragen. Auch der Donaubund, ein Anschluß Oesterreichs an Ungarn, schon gar aber ein Ungarn-Oesterreich kommen für den österreichischen Politiker ernsthaft nicht mehr in Betracht. Das waren Kombinationen, die sich in Nichts aufgelöst haben. Wenn Oesterreich auf die Dauer sich nicht halten kann, liegt seine Zukunft bei Deutschland. Wann das sein wird, weiß Gott allein.

Und nun noch kurz die Lage der Parteien, die sich in den Dienst des Wiederaufbaues Oesterreichs gestellt haben. Am unbedingtesten ist dies bei der christlichsozialen Partei der Fall, die im Grunde genommen die eigentliche österreichische Staatspartei ist. Sie ist die größte der österreichischen Parteien. Fast 1 200 000 Stimmen sind bei den letzten Wahlen zum Nationalrate auf ihre Kandidatenlisten vereinigt worden. Sie zählt 82 Mitglieder im Nationalrate, würde bei Angliederung des Burgenlandes von den zu schaffenden 10 Nationalratssitzen sicher 7 erhalten und mit den unabhängigen Bauernbündlern allein die Hälfte des Nationalrates besitzen. Im Bundesrate hat die Partei die Hälfte aller Sitze. Die bevorstehenden Wahlen des Kärntner Landtages werden ihr sicher ein zweites Mandat aus Kärnten im Bundesrate erobern helfen. So stolz war die Stellung der Partei in der Vergangenheit noch nie wie jetzt. Die Landtage von Steiermark, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol und Vorarlberg besitzen christlichsoziale Mehrheiten und haben die Landeshauptleute, Namen vom besten Klange, wie Dr. Rintelen, Hauser, Ender, Schraffl, der christlichsozialen Partei entnommen. Der Bundeskanzler Dr. Mayr, eine Reihe Minister gehören dem christlichsozialen Verbande an. Dieser trägt die Riesenverantwortung für den Wiederaufbau. Die politische Situation fordert es dringend, daß die Organisation der Partei viel einheitlicher werde, als dies bisher der Fall ist. Solche Dinge, daß einzelne Landesparteileitungen Dinge unternehmen, die sich gegen die Politik des Nationalratklubs wenden, müssen in Zukunft unterbleiben, sonst geraten die Christlichsozialen auf das Niveau der Großdeutschen, wo jeder Abgeordnete eine andere Politik auf eigene Faust macht. Der Rücktritt des Bundeskanzlers Dr. Mayr, der eine ausgezeichnete Politik gemacht hat, wäre nicht notwendig geworden, wenn eine wirklich entscheidende Stelle mit allgemein anerkannter Autorität vorhanden wäre. Die Organisation der Partei muß auch in dieser Richtung besser werden, daß die großen christlichsozialen Organisationen, Reichsbauernbund mit 250 000 Mitgliedern, Reichsfrauenorganisation mit 400 000 Mitgliedern, Gewerbebund mit 30 000 Mitgliedern, Reichsverband der Arbeitervereine mit 40 000 Mitgliedern in ein strafferes Zusammenmarschieren gebracht werden. Sehr erfreulich ist das Entstehen und Aufblühen der christlichsozialen Militärorganisationen, die besonders den Mittelpunkt des ehemaligen Offizierskorps bilden. Die christlichsoziale Partei Oesterreichs ist eine Macht, mit der gerechnet werden muß. Es fehlt bisher nur an der notwendigen inneren Organisation.

Ganz anders steht die zweite bürgerliche Gruppe des Nationalrates da, die großdeutsche Volkspartei. Erst in allerletzter Zeit ist infolge der kulturkämpferischen Anschauungen der Mehrheit der Großdeutschen im parlamentarischen Verbande derselben eine Spaltung eingetreten, indem sich die freiheitlichen Bauernbündler selbständig gemacht haben. Sie haben ihre selbstständige Stellungnahme, insbesondere bei den Kulturkampfgesetzen

des Landtages für die Stadt Wien, die zur Genehmigung dem Nationalrate vorgelegt worden waren, gezeigt, da sie gemeinsam mit den Christlichsozialen diese Kulturkampfgesetze abgelehnt haben.

Die österreichische Sozialdemokratie hat sich in den letzten Wochen ebenfalls freiwillig und mit einer gewissen Loyalität auf den Boden des Wiederaufbaues Oesterreichs gestellt. Die Verhandlungen mit dem Völkerbunde wurden auch von den Sozialdemokraten sehr ernst geführt und es hat sich herausgestellt, daß die sozialdemokratischen Finanzpolitiker in ihren radikalen Wein viel Wasser gießen mußten. Der sozialdemokratische Führer Dr. Otto Bauer mußte bei den Verhandlungen mit den Völkerbunddelegierten ersehen, daß es ohne ein Zusammenarbeiten aller drei Gruppen des Nationalrates weder Kredite noch eine sonstige Zukunftspolitik für Oesterreich gibt. Die Sozialdemokraten sind sich allerdings noch nicht klar, ob sie in Zukunft eine den bürgerlichen Rechtsverhältnissen angepaßte oder eine radikal-sozialistische Steuerpolitik machen sollen. Machen die Sozialdemokraten eine radikal-sozialistische Steuerpolitik, so bedeutet das das Ende unserer Industrie, aber auch unserer sonstigen Erwerbszweige. Schon die geringere Kursfestigung der österreichischen Krone in Zürich, die durch einige Wochen zu verzeichnen war, wobei es gelang, den Kurs auf bestenfalls 1.5 für die gestempelte Krone zu bringen, hatte zur Folge, daß die Ausfuhrmöglichkeiten unserer Industrie fast vernichtet wurden. Unsere Industrieprodukte haben einen Preis erreicht, der uns auf dem Weltmarkt nicht mehr konkurrenzfähig erscheinen läßt. Mit einer radikal-sozialistischen Steuerpolitik wird daher in Oesterreich nicht viel anzufangen sein. Letzthin hat man allerdings davon gesprochen, daß ein Konzentrationskabinett aus allen drei Parteien oder wenigstens ein Drei-Männerkollegium, von Sozialdemokraten, Christlichsozialen und Großdeutschen gestellt, das österreichische Staatsschiff flottmachen wollte. Es mag sein, daß später einmal die Sozialdemokraten einem derartigen Plan zustimmen und ihre Vertrauensmänner in das Kabinett entsenden. Auf die Dauer wird dies nicht möglich sein. Das ergibt sich aus der internationalen Stellung der österreichischen Sozialdemokratie. Die Führer dieser Gruppe Dr. Friedrich Adler, Dr. Otto Bauer, Dr. Karl Renner, Dr. Ellenbogen, Dr. Eisler haben sich eine besondere Aufgabe gestellt, die vorerst in der sozialistischen Arbeitsgemeinschaft ihre Lösung fand. Sie haben alle diejenigen sozialistischen Parteien gesammelt, die weder der zweiten, noch der dritten Internationale angehören. Die internationale sozialistische Arbeitsgemeinschaft, deren Generalsekretär Dr. Friedrich Adler ist, soll eine Versöhnung zwischen den Bolschewiken einerseits und den Gruppen um die deutschen Mehrheitssozialisten anderseits zustandebringen. Diese Versöhnung durchzusetzen, ist das Lebenswerk Friedrich Adlers, der bereits im Jahre 1914 der Generalsekretär des damals für Wien einberufenen internationalen Sozialistenkongresses war, der durch den Krieg vereitelt wurde. In dem Momente aber, wo sich die Sozialdemokraten an einem von bürgerlichen Parteien gebildeten Kabinett beteiligen, haben die Adlers ihre Rolle in der internationalen sozialistischen Welt ausgespielt. Die nach den Wahlen vom Jänner 1919 geschaffene schwarzrote Koalition der konstituierenden Nationalversammlung ist hauptsächlich deswegen in die Brüche gegangen, weil die Sozialisten diese Belastung auf internationalem Gebiete nicht zu ertragen vermochten. Ich halte also sehr wenig auf diese Rekonstruktionsplänchen und glaube vielmehr, daß dem gegenwärtigen Nationalrat der Republik Oesterreich eine lange Lebensdauer nicht beschieden sein wird. Gewiß wird der Nationalrat den Finanzplan, soweit er mit den Delegierten des Völkerbundes vereinbart ist, zur Durchführung bringen. Er wird verschiedene einschneidende Gesetze noch verabschieden. Ich erwähne hier das gegenwärtig in Beratung stehende Preßgesetz, das Gesetz über die Journalistenkammer, die Alters- und Invaliditätsversicherung der österreichischen Arbeiterschaft und verschiedene sonstige sozialpolitische Gesetze, dann aber wird die Lebenskraft des Nationalrates erloschen sein und werden Neuwahlen den Willen des österreichischen Volkes zu bekunden haben. Soweit man die Verhältnisse überblicken kann, werden mittlerweile die bürgerlichen Bevölkerungsschichten einsehen gelernt haben, daß Oesterreichs Zukunft nur durch Oesterreichs Volk wirklich und endgültig gesichert werden kann. Es geht nicht anders, es kann nicht anders sein. Gerade wir Anschlußfreunde stellen uns auf den Standpunkt, daß wir österreichische Deutsche dem deutschen Volke nicht wie eine Bleikugel uns an die Füße hängen dürfen.

Anmerkung der Schriftleitung: Dieser Aufsatz ist vor Bildung des österreichischen Kabinetts Schober geschrieben.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Nimmt man heute ein römisches Blatt zur Hand, so könnte man meinen, wir stehen am Vorabende der Lösung der Römischen Frage. Wie ein warmer Regen die Pilze, so lockte Frankreichs Rückkehr zum Papste die Artikel über jenes scheinbar in Versteinerung erstarrte Problem der „Wiederherstellung der Freiheit und sichtbaren Unabhängigkeit des römischen Papstes“ hervor, deren gesonderte Behandlung zeigen wird, daß die liberale Presse Italiens heute den Standpunkt des Vatikans in allen Einzelheiten als berechtigt anerkennt. Leider sind es, wie „Osservatore Romano“ feststellt, lediglich private Gedankengänge.

Am 13. Juni hielt Papst Benedikt XV. das angekündigte Geheim-Konsistorium ab, das unsere Erwartung bezüglich einer bedeutsamen Ansprache politischen Inhaltes bestätigte. Der Heilige Vater beklagte sich bitter über die britische und jüdische antichristliche Politik in Palästina sowie über den Seelenschacher, den die protestantischen, mit reichen Mitteln ausgestatteten Sekten dort unter Ausnützung der Not und Arbeitslosigkeit betreiben, während sich Jerusalem in eine Stätte moderner Vergnügungssucht verwandle. In Europa, wo noch immer der Kriegsgeist regiere, mögen endlich die Regierungen sorgen, daß die noch schwebenden Streitfragen im Geiste christlicher Gerechtigkeit und Liebe gelöst würden. Erfreulich sei Frankreichs Rückkehr zum Statthalter Christi, sowie daß, „wo nicht eine nicht gutzuheißende, die Freiheit des römischen Papsttums hindernde Sachlage obwaltet“, fast alle zivilisierten Staaten nunmehr mit dem Hl. Stuhle offizielle diplomatische Beziehungen besitzen. Hinsichtlich Palästinas fordert der Papst die Regierungen christlicher Staaten auf, im Völkerbunde in eine Nachprüfung des britischen „Mandates“ einzutreten. Aus der Liste der veröffentlichten Ernennungen seien genannt die der drei Kardinäle Ratti, Tacci und Laurenti (vgl. Nr. 23, S. 288), die des Fürstbischofs Raffl von Brixen, der wenige Tage darauf zu St. Prassede von Kardinal Merry del Val die bischöfliche Weihe empfing; des Msr. Tymieniecki für die neuerrichtete Diözese Lodz; des Erzabtes Bardos von Martinsberg, des Abtes Michael Ott von St. Peter bei Münster, des Bischofes Döring von Poona zum Tit.-Erzbischofe von Maghdbus und des Weihbischofes Sr. Eminenz Kardinals von Faulhaber, Msgr. Hartl zum Tit.-Bischofe von Germaniciana. Birettaufsetzung und öffentliches Konsistorium boten nichts des Ungewöhnlichen. Die Ursulinen vom hl. Herzen erhielten in Kardinal Ranuzzi de Bianchi einen neuen Protektor, und am 7. Juni empfing der Papst Baron Cramer-Klett in Privataudienz. Kommenden September soll die Leiche Leos XIII. nach ihrer endgültigen Grabstätte in St. Johann im Lateran überführt werden, was hoffentlich diesmal ohne Wiederholung der häßlichen Vorkommnisse von 1880 abgeht; Papst Leos einstigem Staatssekretär Kardinal Rampolla errichtet dessen Vaterstadt Polizzi ein öffentliches Denkmal.

Hochbedeutsam für den ganzen deutschen Katholizismus ist die Wiedererrichtung des Bistums Meißen an Stelle des Apostolischen Vikariats Sachsen. Sie wurde am 25. Juni feierlich verkündet. Se. Exzellenz, der apostol. Nuntius Msgr. Pacelli, der ja bereits bei der deutschen Reichsregierung beglaubigt ist, weilte zu diesem Zweck und zur 700-Jahrfeier des Domstiftes Bautzen in Sachsen und bereiste die Lausitz, Dresden und Leipzig. — Der katholische Burschenverein Bayerns wurde in diesen Tagen von ihm durch ein anerkennendes und ermunterndes Schreiben ausgezeichnet.

Kardinal Schulte weihte in Aachen das Xaveriushaus, die Zentrale der deutschen Heidenmissions-Organisation ein und protestierte dabei neuerdings gegen die Beschränkungen des Missionswerkes in den Heidenländern. Se. Eminenz betonte jedoch auch, die Hauptpflicht des katholischen Deutschland sei die Unterstützung des Bonifatiusvereins. Dieser legt soeben seinen Bericht über das Geschäftsjahr 1919 vor. Einnahmen: 8'376,263 ℳ (gegen 1918 mehr: 3'517,033 ℳ). An der Spitze der Geber steht Köln mit ℳ 1'407,107. Prozentual gerechnet geben die Katholiken der Diözese Hildesheim am meisten, nämlich ℳ 0.75 auf den Kopf. — In Berlin sprach anläßlich des Delegaturjubiläums Kardinal Bertram im akademischen Bonifatiusvereine, indem er den Studenten für die Errichtung der Kirche in Greifswald dankte, das Gebet für die Diaspora erbat, zu innigster Verbindung zwischen Akademiker und Volk, zur Einflußnahme auf

immer weitere Kreise mahnte und mit der Bitte schloß, immer auf die Stimme der Kirche zu hören. — Die Katholiken des Emslandes (in Meppen) und Thüringens (in Fulda) hielten prächtig verlaufene Landeskatholikentage ab.

Maria Laach beherbergte vom 30. Mai bis 3. Juni zum erstenmal ein Schar Kunstjünger, Studierende wie ausübende Künstler, zu einem Kurs der Einführung in den Geist der Liturgie und deren Zusammenhang mit der religiösen Kunst. Dieser erste Versuch bedeutete einen vollen Erfolg. Kunst und Religion haben sich bei der Wiederherstellung eines uralten deutschen Gotteshauses, des Domes zu Fritzlar, die Hand gereicht, den Bischof Dr. Damian Schmidt von Fulda einweihte. Die mehrjährigen Arbeiten ermöglichten die Aufdeckung der Reste jener ältesten Klosterkirche, einer dreischiffigen Basilika, die der vom hl. Bonifatius eingesetzte erste Abt Wigbert hier, zu „Frideslare“, um 732 erbaut hatte. Heiligenstadt auf dem Eichsfelde beging die feierliche Einweihung einer neuen, klösterlichen Niederlassung (der PP. Redemptoristen), indes die Diözese Trier der Kirche eine neue religiöse Genossenschaft, die Johanneskongregation schenkte, die der Hochw. Herr Direktor Haw in Leutesdorf, bekannt durch seine Förderung der Nüchternheitsbewegung, ins Leben rief.

Als Glied in der Kette konfessioneller Hetze, die der deutschnationale Berliner „Reichsbote“ gegen alles Katholische wieder so eifrig betreibt, sind gefälschte Briefe der verstorbenen Kardinäle von Hartmann und von Bettinger zu buchen, die näherhin der Diskreditierung des Abg. Erzberger dienen sollen; sie werden von zuständiger Seite im „Bayer. Kurier“, Nr. 267, für unecht erklärt. Blinder Eifer schadet — nicht.

Blutige konfessionelle Kämpfe hat die Hochburg orangistischer Unduldsamkeit, Belfast in Nordirland, wiederum gesehen; die Zahl der katholischen Todesopfer wird nicht angegeben, es wird nur eine „große Zahl“ gemeldet. Den englischen Behörden ist ein Vertragsentwurf der Moskauer Sowjetregierung mit der irischen Republik in die Hände gefallen, dessen Art. 5 vorsieht, daß alle in Irland vertretenen Sekten dieselbe religiöse Freiheit genießen sollten, welche solchen die russische Verfassung einräumt, und „dem beglaubigten Vertreter der Republik Irland in Rußland die Interessen der römisch-katholischen Kirche anvertraut.“ Die Abmachung erscheint des Widerstandes des Hl. Stuhles gewiß.

Die Religion unter bolschewistischer Herrschaft ist eines der interessantesten Probleme; es zeigt sich da die Erscheinung: je härter der Druck, desto größer das Wachstum und die Vertiefung. Am 8. Mai erlebte Petersburg eine Riesenprozession, an der sich hauptsächlich die Intelligenz, das Bürgertum beteiligte, das damit demonstrativ bewies, daß es noch existierte; „ungeheuer die Beteiligung des Volkes, insbesondere aus den Vorstädten und vom Lande“. Die bolschewistische "Krasnaja Gazeta" tobt und „Rul“ gibt zu, daß die Regierung äußerst beunruhigt ist über den zunehmenden Einfluß der Kirche in Rußland; alle Feinde des Bolschewismus vereinigen sich unter dem Banner der Kirche.“ Der kürzlich in Reichenhall tagende national-russische Kongreß anerkannte, „daß die sittlich-religiöse Wiedergeburt Rußlands nur auf Grund des altüberlieferten griechisch-katholischen Glaubens möglich ist“ (d. h. des katholischen Glaubens unter Beibehaltung des griechischen Ritus?).

Eine wichtige Anklage gegen das herrschende Regime in Polen und seine wirkliche Haltung gegenüber der katholischen Kirche, sowie gegen all das, was sich katholisch nennt, ohne damit noch etwas zu tun zu haben, stellt der sehr umfangreiche Hirtenbrief des greisen polnischen Bischofes Pelczar von Przemysl dar. Inzwischen erscheint Fürstbischof Sapieha von Krakau innerhalb weniger Monate zum zweitenmal als politischer Sendling dieser Regierung im Vatikan, um ihn für Polens Ansprüche auf Oberschlesien zu gewinnen, welchem Zwecke auch der jüngste Besuch des polnischen Außenministers Skirmunt beim Papste galt. Es lassen sich daraus sichere Schlüsse über dessen bisher unentwegt festgehaltenen Standpunkt in genannter Frage ziehen. — Eine sechstägige polnische Bischofskonferenz in Krakau beriet über die dringend notwendige Abwehr der kirchenfeindlichen Propaganda in Polen und der Lockerung der öffentlichen Moral, über die Reorganisation der Priesterseminare zwecks geistiger Hebung des polnischen Klerus, sowie über den Religionsunterricht an Mittelschulen.

Raummangel verbietet heute, noch einen Blick über Europa hinaus und in andere kirchliche Lager zu werfen; darüber dann ein andermal.

Consolatrix Afflictorum.

Zum Fest „Mariä Heimsuchung“.

Das sind die düst'ren, nächtlich bangen Stunden,
Da Einsamkeit die grauen Netze spinnt
Und kaum vernarbter, schmerzlich tiefer Wunden
Erneute Qual in breiten Furchen rinnt.

Die Stunden sind's, da ich, von dir verlassen
Den Frieden suche, der mir nicht vergönnt.
Als ob dein Bild, du Reinste, in mir blassen
Und deine Liebe ich verleugnen könnt'!

Doch wie's in diesen Schläfen glüht und hämmert
Und pocht und wühlt und siedet Tag um Tag,
Bis es ganz leis und sterbensmatt verdämmert
Erst mit dem allerletzten Herzensschlag,

Weisst du allein. In deine Hut für immer
Ist all mein Lebensglück und Kampf gestellt,
Und jede Nacht ertrag' ich, wenn dein Schimmer
Den Pfad erhellt ...

Heribert Schneider.

Zum Begriff der Diktatur.

Von Hans Freiherr von Reitzenstein, Oberregierungsrat a. D.

Carl Schmitt-Dorotic „Die Diktatur von den Anfängen des modernen Souveränitätsgedankens bis zum proletarischen Klassenkampf“. Verlag von Duncker und Humblot, München und Leipzig 1921. Preis geheftet 30 ℳ mit dem üblichen Zuschlag.

Das im heurigen Jahre im Verlage von Duncker und Humblot unter vorstehendem Titel erschienene Werk unternimmt die undankbare Aufgabe, das besonders in unseren bewegten Tagen so oft gebrauchte, fast anrüchige Wort Diktatur begrifflich zu erfassen, in dasselbe „eine vorläufige, nicht nur rein terminologische Orientierung zu bringen und einen Hinweis auf den Zusammenhang mit weiteren Begriffen der allgemeinen Rechts- und Staatslehre möglich zu machen.

In seiner Vorrede sagt der hochgelehrte Verfasser selbst, daß dem Schlagwort Diktatur eine betäubende Vieldeutigkeit innewohnt. Dieser Betäubung wird der nicht juristisch und staatsrechtlich geschulte Leser, wenn er sich überhaupt an die Lektüre dieses von einem äußerst umfassenden staatsrechtlichen Wissen zeugenden, aber schwer zu lesenden Werkes wagt, wohl noch weniger zu erwehren wissen, als der staatsrechtlich geschulte Politiker. Wer sich aber durch die Fülle des gebotenen historischen Materiales durchgearbeitet hat, wird die disjecta membra seines rechtshistorischen Wissens zu einem wesentlich geschlosseneren Gebilde gestaltet haben, als es vorher der Fall war.

Besonders der im praktischen Leben stehende Jurist wird, wenn er nach des Tages Last und Mühen die Zeit und Energie aufbringt, das schwierige Werk durchzuarbeiten, den Theorien von Rousseau, Hobbes, Bodin und anderen berühmten Rechtsphilosophen, deren Stellungnahme zur Diktatur der Verfasser tiefschürfend nachgeht, geistig näherstehen, als er es seit der langen Zeit war, wo er an der Universität mit heißem Bemühen Staatsrecht studierte.

Den Kernpunkt des Werkes enthält das IV. Kapitel, das die Voraussetzungen liefert, um für den Begriff der Diktatur eine rechtswissenschaftliche Erörterung überhaupt möglich zu machen: Die Unterscheidung zwischen kommissarischer und souveräner Diktatur. Erstere definiert Schmitt-Dorotic auf Grund einer kritischen Erörterung der Begriffe, wie sie Bodin im 2. Kapitel des 3. Buches der „Republik“ als einen Fall der kommissarischen Erledigung öffentlicher Angelegenheiten behandelt. In einem Schema, welches die mit historischen Beispielen vielfach vermengten Ausführungen Bodins auf ein übersichtliches Ganzes zurückführt, stellt der Verfasser vorher — in littera b des 1. Kapitels — die Merkmale der ordentlichen amtlichen Tätigkeit eines Beamten und eines Kommissärs einander gegenüber.

Wir müssen mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum uns eine eingehende Würdigung des Werkes versagen, möchten aber das genaue Studium dieses Schemas als Vorbereitung für das wichtige 4. Kapitel, in welchem der Autor die souveräne und die kommissarische Diktatur einander gegenüberstellt, aufs lebhafteste empfehlen.

Wenn auch die Unterscheidung zwischen kommissarischer und souveräner Diktatur eine wesentliche Klärung dieses Begriffes zu bringen geeignet ist, so genügt sie doch nicht, um ihn auf festen rechtlichen Boden zu bringen, denn auch der souveräne Diktator muß seine Gewalt von einem über ihm Stehenden ableiten. Wir glauben, daß auch der Verfasser dieses fühlt und deshalb sich veranlaßt sieht, daran zu erinnern, daß der in der allgemeinen Ansicht als Urbild eines Diktators angesehene Cromwell in seiner großen Rede vor dem neuernannten Parlament am 12. Sept. 1657 sein Protektorat als von Gott eingesetzt bezeichnet.

Der Verfasser weist ferner darauf hin, daß der bekannte katholische Philosoph Donoso Cortes in seiner großen Rede vor der spanischen Abgeordnetenkammer vom 4. Januar 1849 die Diktatur als eine Suspendierung der staatlichen Gesetze mit der Suspendierung der Naturgesetze beim Wunder verglich. Es ist dieses nur ein Vergleich und — jeder Vergleich hinkt. Allein trotz der Autorität eines Donoso Cortes wagen wir zu behaupten, daß das Heranziehen des Wunderbegriffes zur Klärung des Wesens der Diktatur für unser katholisches Empfinden etwas Unsympathisches hat.[1] Wir möchten eher geneigt sein, die Diktatur bloß als eine göttliche Zulassung zu erachten. Die Diktatur strebt immer, ob berechtigt oder nicht, die gewaltsame Beseitigung eines bestehenden Zustandes an und trägt zu sehr den Charakter des Menschlichen in seiner brutalsten Erscheinungsform in sich, als daß sie zur höchsten Manifestation göttlicher Allgewalt in Beziehung gesetzt werden könnte, ohne religiöse Gefühle empfindlich zu berühren.

Uns dünkt, als wäre in dem besprochenen Werke ein reiches rechtliches und historisches Wissen nicht mit vollem Erfolg aufgewendet worden, um das Wort „Diktatur" rechtshistorisch zu fixieren. Diktatur ist, wie der gelehrte Verfasser in seiner Vorrede sagt, ein Mittel, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, ihr Inhalt ist stets nach der Lage zu bestimmen, schwankt also ebenso wie das Recht, das sie aufhebt. Es ist also nur zu begreiflich, daß es fast unmöglich ist, einen Begriff rechtlich oder auch nur rechtshistorisch zu umschreiben, wenn jener andere, zu dem er im Gegensatz steht, ein schwankender und wechselnder ist. „Sei im Besitze und du wohnst im Recht" sagt Wallenstein.

Noch nie haben wir so oft wie beim Studium des in Frage stehenden Werkes an das Wort gedacht, das Ratzenhofer in seinem Werk „Wesen und Zweck der Politik" ausspricht: „Es ist ein Mangel unserer Sprachentwicklung, daß man die Vorstellung des Billigen und sittlich Notwendigen mit demselben Worte bezeichnet, wie das praktisch wirkungsvolle Recht".

[1] Der Verfasser des Buches ist selbst Katholik. Hier ist also das katholische Empfinden des Besprechers gemeint. D. Schr.

Vom Büchertisch.

Die Frau auf den Fürstenthronen der Kreuzfahrerstaaten. Von Dr. Annie Herzog. Berlin, Emil Ebering. Gr. 8° XI u. 149 S. — Eine katholische Schweizerin, auch als dichterisch begabte Erzählerin seit kurzem vorteilhaft bekannt, schenkt uns diesen mit kluger, nicht zuletzt psychologischer Tüchtigkeit eingegründeten Erstversuch zur Lösung des Problems: Beziehungen der christlichen Fürstinnen im Orient zur allgemeinen Sache der Kreuzzüge, zugleich in ihm einen interessanten Beitrag zur Stellung dieser hohen Frauen im Orient und zur Geschichte der Frau im Mittelalter. Die fesselnde Vortragsweise beschäftigt sich im ganzen mit 10, eingehender mit 8 als vielbegehrte Erbinnen wichtiger Feudalterritorien in der Geschichte bekanntgewordenen Herrscherinnen: Melisendis, Agnes, Sybilla und Isabella von Jerusalem, Alice und Constantia von Antiochien, Alice und Plaisance von Cypern. Und zwar griff Dr. A. Herzog diese Gestalten heraus nicht etwa wegen deren hervorragender Geistes- und Charakterbildung, oder gar großer Taten, sondern zur Beleuchtung ihres zwiespältigen Lebens als „Versuchsobjekte" der Politik und „Märtyrerinnen" einer historischen Sendung: „Gerade ihre Bestimmung zum Spielball des Staates, ihre Mißhandlung durch die eigene Macht und das Leben", dessen Tatkraftforderung sie eben nicht zu genügen vermochten, „gibt ihnen unser Verstehen". An der Hand des schwer zu beschaffenden, noch dazu spärlichen Quellenmaterials ist also die Verfasserin zu folgendem, und zwar gemischt negativ-positivem, Ergebnis gelangt: Daß die auf den ersten Blick so günstige Stellung der christlichen Fürstinnen im Orient der Politik und der Frau selbst geschadet, daß sie dagegen wohl die Kolonisationsversuche jener jungen Staaten sowie bestimmte Kreuzzugsideale und die Anbahnung sozialer Fürsorge gefördert habe. So wurden auch diese Frauen, schlußfolgert die Verfasserin zutreffend, Glieder jener Kette, in deren Ring wir alle einer geschichtlichen Sendung dienen, ob bewußt oder unbewußt, je nach dem Maße unserer Kräfte. Schuld der Mißerfolge jener weiblichen Herrschgewalt aber trug vor allem der Gesamtmißerfolg der „wunderbaren Züge", der Kreuzzüge selbst. Denn nur auf dem Boden sittlicher und sozialer Ordnung gedeihen Persönlichkeiten wie z. B. die jener „westlichen" Fürstinnen und Ausüberinnen eines weithin ersichtlichen Segens: Blankas von Castilien und Isabellas von Aragonien.

E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Das Schauspielhaus kredenzt den „Liebestrank", der an anderen Bühnen (sogar der früheren Hofbühne) schon dargereicht und schließlich als schal empfunden worden war. Die sommerliche Possenstimmung, die in diesen Wochen alle unsere Bühnen beherrscht, macht es uns leichter, uns auf diesen Wedekindschen Schwank einzustellen. Wir sehen klar, daß ein Schwank von Wedekind auch nur ein Schwank ist und können denen nicht beistimmen, die irgendwelche literarische Reize von tieferer Bedeutung herausklügeln wollen. Auch andere schreiben Possen mit der Auswertung eines grotesken Einfalles ohne eine Spur wirklichen Humors. Der „Liebestrank" wirkt nur, wenn man dabei nicht an einen Bären denkt. Natürlich denkt man an dasjenige, was einem zu denken mit besonderem Nachdruck verboten ist. Gegen diese psychologische Erkenntnis ist nichts einzuwenden und sie kann den liebestollen russischen Fürsten in komische Verzweiflung bringen. Derjenige, der ihm den Trank verabreicht, ist ein Zirkusmensch, der in das fürstliche Haus als Erzieher berufen worden ist. Die Frau Fürstin entpuppt sich als dessen erste Frau und ehemalige Trapezkünstlerin, der Diener als vormals tragischer Schauspieler. Da haben wir die zwischen Bohème und Hochstaplertum anmutig pendelnde Muse Wedekinds, die uns diesmal angenehmerweise damit verschont, durch Narrensprünge uns eine neue Moral zu künden. Gespielt wurde recht hübsch. Der talentvolle Herr Granach hat noch immer nicht den Regisseur gefunden, der seine Grellheit abzutönen vermag.

Verschiedenes aus aller Welt. Wenig günstig wurde „Frau Berthes Vespergang", eine Oper von Max Wolff, aufgenommen, die aus Anlaß der Tagung des Allgemeinen deutschen Musikervereins in Nürnberg aufgeführt wurde. Die musikalische Erfindung ist nach Berichten gering. Die Handlung bringt das verbotene Liebesspiel einer an einen alten Mann vermählten jungen Herzogin nach einer altfranzösischen Quelle. Von den im Konzertsaale gebotenen Neuheiten dieser Tagung sind eine Symphonie von O. Taubmann und eine Ouvertüre zu einem heiteren Spiel von Joseph Rosenstock zu nennen, die sich durch sehr achtbare Qualitäten freundlichste Aufnahme sicherten. Gezischt wurde bei einem Streichquartett von Ernst Krenek, dennoch sehen manche in diesem zwanzigjährigen Komponisten ein starkes Talent. Männerchöre von Erwin Lendvai mit Worten des Arbeiterdichters Karl Bröger wurden mit sehr starkem Beifall bedacht. — Eine Oper „Walpurgisnacht" von Max Steidel, einem von der Schule Wagners und der älteren Italiener herkommenden Talent, wurde bei der Uraufführung in Karlsruhe günstig aufgenommen. Das vom Tondichter verfaßte Textbuch ist zu wenig klar, um auf der Bühne für die Unvorbereiteten voll verständlich zu sein. Das künstlich erzeugte weibliche Homunculuswesen bringt allen Gold und den Tod. — In Berlin versuchte Hans Müller-Schlösser in dem Lustspiel der „Rangierbahnhof" mit der traurigen Erscheinung des Schiebertums satirisch abzurechnen. Es gelang ihm aber nach Berichten nur eine Benedixkomödie, das Neue lag lediglich in der Symphonie der Bahnhofsgeräusche, dem Pfeifen, Pfauchen und Rattern der Lokomotive. Gerh. Hauptmanns „Weber" wurden im großen Schauspielhause in einer expressionistischen Aufmachung gegeben, die dem Stücke mehr Aufwühlendes, Revolutionäres gab, als es im Sinne der naturalistischen Schule gelegen war. — Die Rheinische Landesbühne in Düren hat den „Kreuzfahrer" von Georg Mönius zur Uraufführung erworben. Das Drama wird auch in das Holländische übersetzt. Es ist als Buch im Görres-Verlag (Dr. J. Kirsch) in Bamberg erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen. (Preis ℳ 6.—.) Der Dichter ist katholischer Geistlicher. — In Darmstadt fand die Uraufführung von Kasimir Edschmids Schauspiel „Kean" statt. Edschmid hat nach dem Urteil der literarischen Fachpresse das Seelengemälde des genialen Kraftmenschen nicht vertieft dadurch, daß er es mit ordinären Zirkusszenen, Faustkämpfen und Revolverschüssen belebte. Es ist eine unverdauliche Mischung von hohlem Theaterpathos, expressionistischem Salonstück und widerlicher Apachenromantik. — In Zürich hatten zwei ziemlich kinohafte Einakter von C. F. Wiegand Erfolg. In „Kain" wird der vernünftige durch seinen durch ein „künstlerisch-idealistisches" Leben verrückt gewordenen Bruder ermordet, nachdem er sich vierzig Minuten lang gegen den Wahnsinnigen gewehrt hat. In „Corleone" büßt ein Soldat es mit dem Tode, daß er gegen Napoleons Befehl dem gefangenen Papst den Durchgang zur Meßkirche nicht verwehrt hat. Papst und Kaiser sprechen nach Berichten sehr banal, aber da beide mit Gefolge erscheinen, wurde die Schaulust befriedigt. An der gleichen Bühne versuchte M. Geilinger in „Hagen" einseitigen Nationalismus und nach allgemeiner Beglückung sich sehnendes Menschentum mit dem Sieg des letzteren gegeneinander auszuspielen. Die Gestalten blieben schattenhaft. — Bei der Tagung des Allgemeinen deutschen Musikervereins in Nürnberg wurde noch die c-moll-Symphonie von Wilh. Petersen, einem an Bruckner anknüpfenden jungen Musiker mit Erfolg uraufgeführt, dagegen wurde in „Liedern" Karl Salomons die Kluft zwischen der Musik und den Gedichten Michel Angelos sehr fühlbar. Hch. Sthamers „Symphonisches Märchen" wird als das technisch geschickte, aber wenig ursprüngliche Werk eines in der Sprache von R. Strauß und Schreker schreibenden Komponisten bezeichnet.

München. L. G. Oberlaender.

Die geschmackliche Ausstattung der Ausstellung für Wasserstrassen- und Energiewirtschaft München 1921.

Von Direktor Rat Wilhelm Gradmann, München.

Seit einer Reihe von Jahren sind Ausstellungstechniker bestrebt, Ausstellungen im allgemeinen einheitlich auszubauen. Nachdem in früheren Jahren in der Buntheit einer Ausstellung ein Vorzug erblickt wurde, die Ansicht dahin ging, dass, je schillernder und vielfarbiger eine Ausstellung sei, desto wirksamer sei sie auf den Beschauer, hat sich allmählich die dem natürlichen Empfinden entsprechende Ueberzeugung durchgerungen, dass gerade die gegenteilige Auffassung die richtige ist. Je einfacher und gleichheitlicher in Farbe und Beschriftung eine Ausstellung ist, desto schärfer treten die einzelnen Ausstellungsgegenstände und Plätze hervor. Dies trifft nicht allein zu für allgemeine Industrie- und Gewerbe-Ausstellungen, sondern auch für Fachausstellungen und insbesondere auch für technische Fachausstellungen jeder Art. — Wird eine Ausstellungshalle für eine bestimmte Fachgruppe eingerichtet und ist es möglich, eine solche Halle in möglichst gleich grosse und räumlich gleich beschaffene Anzahl Abteilungen (Kojen) zu zerteilen, so wird dadurch ein klares übersichtliches Bild von vornherein schon geschaffen. Diese räumliche Einheitlichkeit wird sich aber nicht unter allen Umständen streng durchführen lassen, weil ja nicht für alle Aussteller der gleiche Platzbedarf besteht, also mit räumlich verschiedener Grössenverteilung gerechnet werden muss. Für Aussteller mit grosser Platzausdehnung ist die Uebersicht von vornherein leichter zu schaffen, weil bei diesen lediglich das Mehrfache eines gewissen Normalraumes in Betracht gezogen werden kann. Die Ausstattung durch Bespannung und allenfallsige Bemalung einer Halle muss unter allen Umständen ein einheitliches Bild ergeben.

Wenn einzelne Kojen, die durch vorgesetzte Wände das Kennzeichen eines Innenraumes haben, verschiedenartig mit Stoffbespannung oder Tapete versehen werden, so ist das keine Beeinträchtigung des Gesamtbildes der ganzen Halle. Dagegen sollte in jeder Ausstellung streng darauf gesehen werden, dass die Firmenbezeichnungen in einer vollständig einheitlichen Schriftgattung, in gleicher Farbe der Schildertafeln selber, in gleicher Farbe auf einheitlichem Grund angefertigt werden. Ebenso sollen die Nummern der einzelnen Plätze streng gleichheitlich sein. In früheren Jahren wurde einem solchen Bestreben Abneigung entgegengesetzt; es wurde eingewendet, derartige Vereinheitlichung führe zur Eintönigkeit, zur Langeweile. Die Praxis hat aber erwiesen, dass dieser Grundsatz der einzig richtige ist, um eine Ausstellung tatsächlich wirksam zu gestalten.

Er wurde bei den verschiedensten Gelegenheiten seit Erbauung der Ausstellungshallen in München im Jahre 1908 durchgeführt und hat sich von Ausstellung zu Ausstellung besser bewährt. Die Aussteller haben gelernt zu erkennen, dass gerade durch diese strenge Einheitlichkeit die an sich voneinander verschiedenen Ausstellungsgegenstände scharf abgehoben werden. Ausserdem gewöhnt sich das Auge des Besuchers recht bald an den Anblick der gleichen Firmenbezeichnungen und Nummern und der Beschauer erhält, ohne zu wollen, den Eindruck, dass unter dieser oder jener bestimmten Schriftgattung und Farbe, unter einem bestimmten gleichheitlichen Aussehen der Firmentafeln nichts anderes zu suchen ist, als die ausstellende Firma. Dies ist für Auge und Eindruck wesentlich. Das Suchen, Beobachten und Studieren der einzelnen Ausstellungsplätze und -gegenstände wird dadurch günstig beeinflusst.

Die Technik der Einheitlichkeit lässt sich keineswegs nur auf Warenausstellungen anwenden, sondern hat sich namentlich auch für rein technische Fachausstellungen wiederholt bewährt. Auf Grund der gemachten Erfahrungen wurde diese Praxis auch bei der Ausstellung für Wasserstrassen und Energiewirtschaft München 1921 ausgeübt. Jede Halle für sich hat einen einheitlichen Typ für die Beschriftung und eine Bespannung der Wände und der Gestelle in der gleichen stumpfen grauen Farbe. Die von verschiedenen Ausstellern ausgedrückten Bedenken wegen der Wirksamkeit, wegen der deutlichen Abhebung ihrer Ausstellungsgegenstände vom Hintergrund sind durch diese Tatsache behoben worden. Nicht nur die Hallen bieten in der Hauptsache ein einheitliches Bild in dem Rahmen der Ausstattung, sondern es ist der gewollte Zweck vollständig erreicht worden. Ein Bild der Abwechslung ist gegeben durch die verschiedenen und verschiedenartigen Ausstellungsgegenstände an den einzelnen Plätzen; deutlich heben sich die Sachen aus dem Hintergrund hervor und sind klar erkennbar und gerade in der grossen Verschiedenartigkeit der Ausstellungsgegenstände hat sich das Festhalten an diesem Grundsatz bewährt.

Mag auch bei den Verhandlungen für den Aufbau der Ausstellungsgegenstände von manchem Aussteller die von den Ausstellungsleitern erhobene Kritik als einseitige oder kleinliche Nörgelei aufgefasst worden sein, jetzt, da die Ausstellung fertig ist, sind gerade diejenigen Aussteller, welche sich diesen Anordnungen gefügt haben, mit dem Endergebnis zufrieden, während diejenigen, die sich nicht belehren lassen wollten, nachträglich ihren Irrtum einsahen. Eine weitblickende Ausstellungsleitung darf sich nicht von persönlichen oder einseitigen Erwägungen bei dem Aufbau leiten lassen, sondern muss in erster Linie an den Zweck denken, den die Industriefirmen mit ihrer Beteiligung an einer Ausstellung im Auge haben, nämlich die Besucher auf die Ausstellungsgegenstände aufmerksam zu machen. Das ist überhaupt der wirtschaftliche Zweck von Ausstellungen. Das Ausstellungswesen hat im Laufe der Jahrzehnte manche Wandlung erfahren. In den sechziger und siebziger Jahren, als noch in idyllischer Form in Provinzialstädten kleine Ausstellungen veranstaltet wurden, um den engeren Bevölkerungskreisen die Leistungen von Gewerbe und Handel zu zeigen, waren solche Ausstellungen hauptsächlich Anlässe zu festlicher Stimmung. Man opferte gerne eine kleine oder grössere Summe, weil man es für eine Ehrensache hielt, sich bei einer solchen lokalpatriotischen Veranstaltung zu zeigen; — an die Hebung des Absatzes nach weiter hinaus wurde bei solchen kleinen Ausstellungen weniger gedacht als heute. Deshalb war das Bestreben nach möglichst buntem vielgestaltetem Aufputz vorherrschend. Es waren die heute als überwunden anzusehenden eigenartigen Figuren aus Waren zu sehen, wie z. B. Kreise, Sterne und dergl. aus Briefumschlägen, menschlische Figuren aus Seife, Fett, Schokolade usw. Solche Dinge wurden damals als schön und wirkungsvoll angesehen. Es wurde aber nicht bedacht, dass das Augenmerk weniger auf die Waren, aus denen solche Figuren zusammengesetzt waren, als auf die Figuren selbst gelegt wurde. — Der Zweck mit solcher Art von Aufbauten war also ein ganz verfehlter. Allerdings schreibt Max Eyth in seinen Briefen schon 1862 von der schillernden Buntheit der Londoner Weltausstellung und von der Schwierigkeit, daraus das Einzelne herauszufinden.

Heute wird von vernünftigen Ausstellern nicht mehr auf derartige Kunststücklein hingezielt, sondern auf eindrucksvolle Vorführung von Aussehen, Beschaffenheit, Brauchbarkeitszweck der Ausstellungsgegenstände an sich. In dieser Beziehung ist eine technische Fachausstellung der geeignetste Boden, um nicht nur streng sachgemäss, sondern auch gleichzeitig geschmackvoll aufzubauen. Die Verhältnisse sind heute viel zu ernst, um Geld und Zeit an luxuriöse, kitschige Aufbauten zu wenden. Die Ausstellung für Wasserstrassen und Energiewirtschaft München 1921 an sich aber ist ein Unternehmen von wirtschaftlich so grosser Wichtigkeit, dass einzig und allein der Zweck, den das Unternehmen verfolgt, im Auge behalten werden musste.

Die Art nun, wie diese Ausstellung selbst entstand, und wie sie zusammengesetzt ist, musste von selber dazu führen, ihr wichtiges Ziel unverrückbar zu beobachten, und das ist der Hinweis auf die ungeheuren Werte, welche in unseren einheimischen Wasserkräften und sonstigen Energiequellen liegen, und auf deren möglichst restlose Erfassung. Das soll aber nicht dem Fachmann gegenüber allein geschehen, sondern die Ausstellung hat den Zweck, die gesamte Bevölkerung, gross und klein, arm und reich, Städter und Landwirte eindringlichst auf die Möglichkeiten zu lenken, mit Hilfe der Technik Werte zu schaffen und auszunutzen, welche uns zur Verfügung stehen und zugleich das Mittel bieten, um uns in der Heimat selbst weitgehend zu versorgen und uns dadurch vom Ausland möglichst unabhängig zu machen. Hier galt es, rein zweckmässig, augenfällig durch eine klare übersichtliche Ausstellung zu wirken, hier musste jeder überflüssige Aufputz weggelassen, es musste auf die Sache in jedem einzelnen Fall streng hingewiesen werden. Das konnte und musste gleichzeitig unter Beobachtung der Regeln des guten Geschmackes geschehen. Und so wie die Ausstellung sich jetzt im Gesamtbild zeigt, darf ohne Uebertreibung behauptet werden, dass es gelungen ist. — Die Aufmerksamkeit, welche die zahlreichen Besucher dieser vielgestaltigen Ausstellung schenken, und die an allen Ausstellerplätzen sich entwickelnden Verhandlungen über Beschaffenheit, Zweck, Preise der ausgestellten Gegenstände in der Industrieabteilung sowohl wie die Lehrbeispiele im wissenschaftlichen Teil lassen erkennen, wie stark die Ausstellung wirkt. Es wird füglich nicht behauptet werden können, dass die Ausstellung etwa nüchtern oder gesehmacklos anmutet, sondern es wird zugegeben werden müssen, dass selbst trotz der strengsten Beobachtung sachlicher Einfachheit gerade durch diese Eigenschaft die Gesamtausstellung einen würdigen, ja selbst festlichen Eindruck nicht vermissen lässt.

Dass dies unter den heutigen so schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen, wo jede Anschaffung, jede Aufmachung mit unverhältnismässig grossen Kosten verbunden ist, nicht leicht zu ermöglichen war und grosse Opfer, aber auch starke Ueberlegung erforderte, muss selbst ein die Ausstellung mit Vorurteil Besuchender zugeben.

Der Grundsatz, eine Ausstellung geschmacklich gut auszustatten, ist also trotz vieler Schwierigkeiten und Hindernisse auf der Ausstellung für Wasserstrassen und Energiewirtschaft 1921 durchgeführt worden. Möge ihr der Erfolg nach allen Seiten hin beschieden sein, und möge sie in dem Sinne wirken, dass geschmacklich vorbildlich weitergearbeitet wird, und dass die deutsche Wirtschaft durch sie eine neuerliche Förderung erfährt!

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen begannen die Woche in fester Haltung und die Aufwärtsbewegung nahm ihren Fortgang. Das Interesse zeigte sich besonders für Industriepapiere und man will wahrnehmen, dass der Börsenoptimismus jetzt von einer zuversichtlichen Stimmung in der Industrie gestützt wird. Diese Zuversicht fusst auf den Absatzmöglichkeiten im Osten, auch die organisatorischen Fortschritte in der Industrie, die grossen Mittel, welche ein grosser Teil der Industrie auf Verbesserungen und Erneuerung der maschinellen Einrichtungen verwendet hat, all dies wird in Rechnung gestellt. Auch Schiffahrtsaktien traten seit längerer Zeit wieder in den Vordergrund. Trotz der wegen der traurigen Lage geringen Dividendenaussichten hielten sich die oberschlesischen Werte recht gut. Eine neue Anregung für chemische Werte bedeutete es, dass die Bezugsrechte der Badischen Anilin-Aktien auf volle Parität umgesetzt wurden. Am zweiten Tage zeigte sich zwar bei der Spekulation Neigung zu Verkäufen, allein bei den Privatkapitalisten blieb die Kauflust ungeschwächt, so dass die auf den Markt gekommenen Werte glatt wieder aufgenommen wurden. Die Aufnahmefähigkeit ist gross. Die Banken und Makler haben Arbeitsfülle. Die nachdrückliche Versicherung Dr. Wirths, dass Deutschland die Goldmilliarden bezahlen werde, hat auf dem Devisenmarkt eine neue Hausse angebahnt. Polnische Noten gehen weiter zurück. In Dollar und Rumänen war grosses Geschäft. Der gute Stand der Rumänen wird mit ausserordentlich guten Ernteaussichten begründet. Der Mittwoch brachte eine Verstärkung der Realisationsneigungen, worunter besonders die in den letzten Tagen so übermässig begehrten Industriepapiere litten, im Laufe des Tages trat wieder eine Befestigung ein. Phönixaktien setzten auf das in Aussicht stehende hohe Bezugsrecht gleich um 11 Proz. höher ein und stiegen noch weitere 23 Proz. Die Festigung nahm andern Tags noch mehr zu. Die Spekulation hat sich zu Rückkäufen entschlossen. Phönix stiegen weiter, Hoesch folgten, auch Gelsenkirchner, selbst einige Oberschlesier waren höher. Es kam wiederum zu einer Mässigung, in der Lust zu kaufen und in der Lust zu verkaufen, die aber nur kurz währte, dann traten ganz bedeutende Kurssteigerungen in den führenden Montanwerten ein. Für den Samstag kommt das börsenlose Berlin nicht in Betracht, Frankfurt und München zeigten etwas Zurückhaltung bei fester Lage.

Die Elektrizität A.-G. vormals W. Lahmeyer & Co. (Frankfurt) verteilt 10 (i. V. 8) % Dividende. Der Bericht stellt für die meisten Unternehmungen der Elektrischen Versorgungsindustrie eine befriedigende Entwicklung fest, nachdem zwischen den Einnahmen und den ungeahnt gestiegenen Ausgaben einigermassen Einklang hergestellt werden konnte. Im Hinblick auf die Geldentwertung und die ausserordentlichen Aufwendungen für Unterhaltung und Erneuerung der Anlagen können die Gewinne der meisten Unternehmungen nicht als besonders hoch bezeichnet werden. Ungünstiger haben sich die Verhältnisse bei den Strassenbahnen gestaltet, bei denen im letzten Jahre die rückläufige Bewegung stark eingesetzt hat. Die meisten Strassenbahn-Unternehmungen konnten keinen Ueberschuss erzielen, und ob hier die Zukunft etwas ändert, muss vorläufig zweifelhaft bleiben. — Die Vereinigung Bayer. Handelsbank — Bayer. Vereinsbank — Vereinsbank in Nürnberg legt ihre Geschäftsberichte vor. Die Gründe, die zu dieser „Zusammenballung" geführt haben, haben wir seinerzeit vor den Generalversammlungen besprochen. Die Berichte legen sie nochmals in sehr lesenswerten Ausführungen dar. Der Abschluss der Interessengemeinschaft und die Vereinigung der Bankabteilungen der Bayer. Handelsbank und der Vereinsbank in Nürnberg mit der Bayer. Vereinsbank erfolgte rechnerisch mit Rückwirkung vom 1. Januar 1920. Die Umsätze haben sich verfünffacht, der Bruttogewinn stieg auf 93,157,000.— M, Reingewinn 22'042,542.— M, beantragte Dividende 10% (i. V. 8). Der Geschäftsbericht der Bayer. Handelsbank beschränkt sich nach obigem auf das Hypothekengeschäft. Die Bank nahm regen Anteil an der Finanzierung von Kleinwohnungsbauten. Die Dividende soll (i. V. 8) auf 10% erhöht werden, die gleiche Dividende ist wie im Vorjahre bei der Vereinsbank in Nürnberg beantragt. Der Bericht erwähnt, dass im Betrieb des Hypothekengeschäftes sich die Aussichten infolge der durch den Krieg völlig veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse besonders ungünstig gestaltet, da die Einnahmen kaum auf der bisherigen Höhe gehalten werden können, während die Verwaltungskosten auf ein Vielfaches der Vorkriegszeit gestiegen sind. — Die Rheinische Creditbank schlägt eine von 7 auf 10% erhöhte Dividende vor. Sie hat ihren Geschäftsbereich weiter ausgedehnt und ihr Kapital erhöht; über das Schicksal der elsässischen Niederlassungen wird im Geschäftsbericht nichts mitgeteilt.

München. K. Werner.

Logaferrol.

Eine epochemachende Erfindung im Rechnen. Vielstellige Multiplikationen und Divisionen mühelos am Rechenschieber oder sonst log.-graphisch ausführen zu können, selbst wenn es sich um Produkte von drei und auch mehr Faktoren handelt, das ist etwas, was sich jeder Techniker, Kaufmann und Handwerker von jeher wünschte, zumal wenn wie bei dem neuerfundenen Logaferrol keinerlei Vorkenntnisse nötig sind. Bei diesem sind nämlich höchst einfach sowohl die Numeri als die Logarithmen graphisch ausgeführt, beide Skalen laufen also parallel nebeneinander her, sodaß vier Stellen ohne weiteres gedruckt ablesbar werden, während die fünfte und sechste mit dem Auge zu interpolieren sind. Ein wirkliches Meisterstück ist die Gebrauchsanweisung, die es fertig bringt, ohne irgendwelche Formeln die Gesetze der Logarithmen verständlich zu machen, sodaß selbst ein Volksschüler sie verstehen muß und so das friedensmäßig ausgestattete kleine Tascheninstrument von nur 21 cm Länge und 5 cm Breite auch für jeden Kaufmann und Handwerker, der von Algebra nichts versteht, sofort brauchbar ist; natürlich wird der Ingenieur die technischen Neuerungen, z. B. die logische Lösung kubischer Gleichungen umso höher anschlagen, der Bankbeamte die Zinseszinsrechnungen usw. Der Preis ist für Ausländer 30 Frs., also normal; dadurch wurde es aber möglich, den Preis für eine beschränkte Anzahl von Inlandsexemplaren auf 30 ℳ (also weniger als den 10. Teil) herabzusetzen, wobei außerdem die Verlagsbuchhandlung F. J. Huthmacher in Bonn nichtgefallende Exemplare im Umtausch gegen beliebige Bücher zurücknimmt. Da die Kataloge dieser bekanntrührigen Firma zirka 200 000 Titel aus allen Gebieten aufweisen, ist ein Risiko auch aus diesem Grunde nicht vorhanden. Der anonyme Verfasser der Anweisung zeichnet bescheiden „Ein alter Praktikus". Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir in ihm den berühmten Rechenmeister Dr. Ferrol vermuten, dessen Gastvorlesungen an deutschen und ausländischen Hochschulen seinerzeit so außerordentliches Aufsehen erregten und den damals ein Anschlag am schwarzen Brett der Charlottenburger Hochschule als „König der Rechenmeister" feierte, dessen geradezu märchenhafte Fertigkeit aber nicht auf angeborener Begabung, sondern auf einem verblüffend einfachen, die Gedächtnisarbeit ausschaltenden neuen Rechnungsverfahren beruhe. Ob im Logaferrol des Rätsels Lösung liegt? Wie dem auch sei, wir möchten nicht unterlassen, zu betonen, daß die Ferrolgesellschaft in Bonn (E. V. z. Ausbau u. z. Verbr. d. F'schen Verfahrens) unsern Lesern auf Wunsch ausführliche Druckschriften postfrei zusendet und empfehlen dringend, auch solche zu verlangen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Tel.-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5X gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 28 | München, 9. Juli 1921. | XVIII. Jahrgang.

Vom Willen zu neuer Größe Deutschlands.

Von Alois Dempf, Altomünster.

Was sollen wir tun? Sollen wir versuchen, die uns durch den sogenannten Frieden auferlegten Lasten abzuarbeiten, oder sollen wir weiter reden und streiten über ihre Unerfüllbarkeit? Eine Kraft gibt es, die alle Redlichgesinnten einigen müßte, der Wille zu neuer Größe Deutschlands. Wir unterschätzen sie nur allzu leicht in unserer jetzigen Erniedrigung, weil manche vergessen haben, wie sie in wahrhaft heldenmütigem Ansturm 4 Jahre lang die erdrückenden Massen weit überlegener Feinde niederwarf. Und nicht die grauenhafte Unfähigkeit unserer politischen Leitung, nicht die einseitig taktische, aber nicht strategische Einstellung unserer Heeresführung, nicht die Zerklüftung des Volkes durch den versteckten Klassenkampf im Kriege, nicht die immer mehr anschwellenden Massen der Feinde und ihrer Kriegsmittel und die vergleichsweise Abnahme der unsern führte die Niederlage herbei, sondern entscheidend war, daß der heroische Glaube des Anfangs, durch den begeisterten und zähen Willen die Massen der Feinde besiegen zu können, immer mehr abnahm und zuletzt sich ganz verlor.

Und genau so ist die Lage heute. Auch heute ist eine scheinbar unerfüllbare Leistung von uns verlangt. Wenigstens dem Massengläubigen scheint dies so, dem zähen Willen aber erscheint sie allenfalls erfüllbar. Damit aber dieser Wille wirksam werden kann, muß die Einsicht durchdringen, daß die Erfüllung des Friedensvertrages, sei dieser nun gerecht oder ungerecht, wirklich unserm Vaterland und Volkswohl dient. Und es ist doch wohl nicht schwer einzusehen, daß die wirtschaftliche Zerrüttung Europas, die sonst unheilbar ist, die gefährlichsten Feinde von Vaterland und Volkswohl im Gefolge hat, Kommunismus und Bolschewismus, daß die so geschwächte wirtschaftliche Lage gar keine andere politische Neuordnungsfrage zum Austrag kommen lassen kann; denn zuerst kommt das nackte Leben.

Die weitere Frage ist, ob nicht der Versuch der Erfüllung unser Volk zunächst noch mehr schwächt, als es ohnehin schon geschwächt ist, und diese, glaube ich, unter gewissen Bedingungen verneinen zu können.

Die hervorstechendste Folge des Krieges in allen Ländern ist eine weitgehende Verarmung aller, die sich besonders im Rückgang der Kaufkraft verrät, bedingt durch die großen Staatslasten, wie Kriegsschulden und Pensionen, durch die Geldentwertung und die Umschichtung der Einkommensverhältnisse. Der Ziffer nach hat sich das Einkommen der meisten, außer den Rentnern, ums Mehrfache gesteigert. Es läßt sich aber lange nicht soviel als vor dem Kriege dafür kaufen, und eine Menge Neuanschaffungen und Ausbesserungen unterbleiben deswegen. So erklärt sich die Arbeitslosigkeit, trotzdem während des Krieges so wenig für die allgemeinen Bedürfnisse erzeugt wurde und die statt des erwarteten Warenhungers allgemein verbreitete Absatzschwierigkeit.

Darnach ist es ein Glück für uns, wenn wir Arbeitsgelegenheiten erhalten und die schmerzlichste Lücke der europäischen Wirtschaftsordnung ausfüllen können, die der zerstörten Gebiete. Hier sind Riesenaufträge zu erfüllen, die Millionen Arme und Räder in Bewegung setzen können. Rathenaus größte Sorge ist es mit Recht, daß bei diesem „Geschäft" nicht der Reparationsgewinnler den Rahm abschöpft, sondern eine gleichmäßige Befruchtung unseres Wirtschaftslebens erfolgt. Dies ist freilich nur ein Geschäft, das wir sozusagen selber uns selbst zu verdienen geben, das also die Gesamtheit zu bezahlen hat, aber es bringt den wichtigen Gewinn einer Neubelebung unserer Wirtschaft mit sich und sonst nutzlos für Arbeitslose ausgegebene Milliarden werden von unserer Reichsschuld abgezogen werden. Rathenau sieht bereits die fast erfreuliche Schwierigkeit, daß durch solche sachliche Jahresleistungen unsere jährliche Verpflichtung an Frankreich von 1,6 Milliarden Goldmark = etwa 16 Milliarden Papier, übertroffen und also Frankreich unser Schuldner werden könnte.

Das schwierigste Problem der Reparation bleibt die Devisenbeschaffung von außerdem noch etwa 20 Milliarden jährlich, die immer weiter auf den Stand unserer Valuta drücken wird. Glücklicherweise, kann man sagen, wurden dadurch aber auch die Valuten anderer Länder dem Dollar gegenüber geschädigt, und so könnte endlich einmal Luft geschaffen werden für eine neue, vernünftige Regelung des bisher ganz unsinnigen internationalen Geldverkehrs. Unsere Sorge aber muß sein: die unerläßliche Beschränkung der Luxuseinfuhr, die immer noch einen sehr beträchtlichen Teil unserer 70 Milliarden-Einfuhr ausmacht. Nur so kann die Devisenbeschaffung aufs bisherige Maß beschränkt und der vorläufig unvermeidliche Sturz der Valuta ausgeglichen werden.

Der Zwang der Not, weitere 34 Milliarden zu den 45 unseres jetzigen Haushaltes hiezu aufzubringen, könnte uns endlich dazu führen, Ordnung in unsere Finanzen zu schaffen. Wir haben 1920 17 Milliarden — die Hälfte der Reparationslast — für Eisenbahn und Post aufgewendet. Es wäre vielleicht ungerecht, zu sagen, ein geringer Bruchteil unseres eigenen Volkes verbraucht die Hälfte dessen, was unsere Feinde fordern, denn ein Ausgleich der Einkommen mußte geschaffen werden und die Beamten sollen nicht die am schlechtesten bezahlten sein. Aber die unbedingte Forderung bleibt, die Einnahmen der Staatsbetriebe so zu steigern, daß ihre Einrichtungen von den Nutznießern und nicht von der Gesamtheit bezahlt werden müssen.

Was bliebe uns also nach der ernsthaften Durchführung dieser Maßnahmen, die freilich den aufrichtigen guten Willen des ganzen Volkes erfordern, noch für eine Last? Etwa 70 bis 80 Milliarden jährlich, das ist heute rund eine Milliarde Dollars. Frankreich hat allein für die Verzinsung seiner 300 Milliarden Francs Kriegsschulden 15 Milliarden Francs = 80 Milliarden Mark, also mehr als 1 Milliarde Dollars aufzuwenden. Die Wahrscheinlichkeit, daß Frankreich vor uns zusammenbricht, ist erheblich größer als umgekehrt. Bolschewismus dort ist aber sicher Bolschewismus bei uns.

Wir haben, dank der unsinnigen internationalen Geldverhältnisse, infolge deren unsere 300 Milliarden Mark Kriegs- und Revolutionsschulden nur etwa 1/4 Milliarde Dollars Verzinsung erfordern, immer noch Freiheit zu handeln: Wir können weiter in unüberlegter falscher Vaterlandsliebe chauvinistische Prestigepolitik treiben, uns für unbesiegt und die Reparationskosten für unbezahlbar erklären und müssen dann weitere Gewaltmaßnahmen über uns ergehen lassen. Selbstverständlich müssen wir immerfort einmütig gegen die versuchte Aufbürdung der alleinigen Kriegsschuld und gegen den klaffenden Widerspruch zwischen dem Versailler Vertrag und den 14 Punkten Wilsons, auf Grund deren der Krieg beendigt wurde, protestieren. Der Erfolg auch der einmütigsten Tat in diesem Sinne liegt in weiter Ferne. Selbst wenn sich ein übernationaler Richter finden sollte, der mit gültiger richterlicher Gewalt ausgestattet ist und der doch nur der Papst sein kann.

Wir können aber auch den Versuch machen, die auferlegten Lasten zu erfüllen, um eine Atmosphäre des Vertrauens zwischen den Völkern zu schaffen. Der Versuch kann gelingen, wenn wir den Mut und den ehrlichen Willen haben, bei uns selber Ordnung zu schaffen und die wahre Vaterlandsliebe besitzen, unserem Volk seinen schweren Weg, wenn auch unter ernsten Forderungen, gangbar zu machen, statt ihm immer neue Schwierigkeiten um innerer Macht- oder Prestigefragen willen aufzuladen.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Es war gut, daß gegen Ende der Woche die Aufmerksamkeit Deutschlands auf die auswärtige Politik gelenkt wurde durch die Besprechung der rheinischen Sanktionen im Reichstag. Viel zu sehr hatte man sich schon wieder nach dem großen Entscheid über das Ultimatum in die innere Politik und Zwietracht eingewühlt. Gareis, Entwaffnung, Auflösung der Einwohnerwehr in Bayern, die Ende Juni von Reichs wegen verfügt wurde, Steuerkämpfe, zuletzt der unglückliche Flaggenstreit. Die Seeleute wollten nicht unter der schwarz-rot-goldenen Gösch in ihrer schwarz-weiß-roten Handelsflagge fahren. Daher im Reichstag der Antrag, die Gültigkeit der Flagge ohne Gösch über den 1. Juli zu verlängern. Er wurde von Abgeordneten aller bürgerlichen Parteien unterstützt. Da aber kein Fraktionszwang geübt wurde und etwa 200 Abgeordnete fehlten, wurde der Antrag mit 1 Stimme Mehrheit abgelehnt. Hanseatische Kreise und die deutsche Volkspartei wollen jetzt einen Volksentscheid herbeiführen. In dieser scheinbaren Formfrage spricht auf beiden Seiten so viel Unwägbares mit, daß sie besser ruhte als fortwährend neu aufgerührt würde.

Am 30. Juni beantwortete der Außenminister Dr. Rosen die schon längst angekündigte Frage über die ungerechte und unheilvolle Fortdauer der Sanktionen, nämlich der Besetzung rechtsrheinischer Städte und der Zollgrenze vor dem besetzten Gebiet. Nach Ansicht der Reichsregierung, u. a. in einer Beschwerde an den Rat des Völkerbundes, stehen diese Maßregeln mit dem Völkerrecht, insonderheit mit dem Vertrag von Versailles (vgl. Teil VIII, 1, Anlage 2, § 18 und Teil XIV, 1, Artikel 428—432) und dem Rheinlandabkommen in Widerspruch. Nachdem wir nun das Ultimatum angenommen, fällt selbst jeder Scheingrund fort, die Sanktionen aufrechtzuerhalten. Dr. Rosen sprach es offen aus, daß zu seinem Bedauern die französische Regierung hier einen Standpunkt einnehme, der mit Recht und Billigkeit schlechthin unvereinbar sei. Noch in den letzten Tagen gab der französische Kammerausschuß für Auswärtiges Richtlinien an Briand, während der Parlamentsferien keine der wirtschaftlichen und militärischen Zwangsmaßnahmen aufzuheben, ehe die Verbindlichkeiten, derentwegen sie verhängt sind, vollkommen ausgeführt seien. Der deutsche Botschafter in Paris, Dr. Mayer, wurde daraufhin angewiesen, nachdrücklich bei Briand vorstellig zu werden: In Deutschland müsse, falls Frankreichs Absicht nicht bald im Sinne der Aufhebung geklärt werde, der Zweifel an Boden gewinnen, ob es Frankreich ernst sei, die für das Fortbestehen der deutschen Regierung und damit für die Möglichkeit der Erfüllung deutscher Verpflichtungen erforderlichen Voraussetzungen zu berücksichtigen. Briand hat abgelehnt. Er muß wissen, daß er damit im Gegensatz zu Frankreich und England steht. Beide würden im Obersten Rat für das Aufhören der Sanktionen stimmen, aber Frankreich hat, wie Lord Curzon dem deutschen Botschafter in London eröffnete, dem Wunsch nach baldigem Zusammentritt des Obersten Rates nicht beigestimmt. Jetzt ist für Mitte Juli eine Sitzung in Aussicht. Wird Briand es dabei wohl auf einen Mehrheitsbeschluß in der Sanktionsfrage ankommen lassen? Deutschland kann ihm mit gutem Gewissen entgegensehen, denn es hat seine Verbindlichkeiten vollkommen, ja wir dürfen sagen bis zur Selbstgefährdung erfüllt. In der Aussprache, wo vom Zentrum Dr. Bell, für die Bayer. Volkspartei Dr. Deermann auftraten, zeigte sich der Reichstag einmütig in der Ablehnung der französischen Gewaltpolitik. Nur die Kommunisten schlossen sich selbstverständlich aus.

Im Rat der Großmächte stimmt demnächst auch Nordamerika wieder mit ab. Denn der Friedenszustand mit dem Deutschen Reich kann endlich eintreten. Senat und Repräsentantenhaus in Washington haben sich auf ein Kompromiß zwischen den Entschließungen Knox und Porter geeinigt. Am 4. Juli hörte ohne weiteres der Kriegszustand auf, jedoch unbeschadet der Vorteile, die den USA aus dem Vertrag von Versailles erwachsen.

Im Reichsausschuß der Zentrumspartei wurde am Peter-Paulstage die Sache Erzberger erörtert. Dieser war selbst zugegen und vertrat seinen Standpunkt in längerer Rede. Zum Schluß wurde folgende Entschließung mit 57 gegen eine Stimme bei vier Stimmen Enthaltung angenommen:

1. Der Reichsausschuß nimmt mit Genugtuung davon Kenntnis, daß das Verfahren wegen Verletzung der Eidespflicht zugunsten des Herrn Erzberger entschieden ist.

2. Herr Erzberger erklärt, daß die Wiederaufnahme seiner parlamentarischen Tätigkeit von der gesamten politischen Lage abhängt. Er legt dabei Wert auf die Feststellung, daß er bei seiner politischen Wirksamkeit stets bestrebt sein wird, die Einigkeit in der Partei und in der Fraktion zu pflegen.

Auch Kundgebungen gegen die Sanktionen und gegen eine Teilung Oberschlesiens nahm der Reichsausschuß an. Er ermächtigte den Parteivorstand, den nächsten Reichsparteitag Mitte November zu berufen.

Es steht zu erwarten, daß Mitte Juli auch über Oberschlesien entschieden wird. Ob wir dabei viel hoffen dürfen, ist unsicher. Der Pessimismus, den die Presse der Rechten sät, ist verdächtig. Vieles aber, was in Oberschlesien selbst zu beobachten ist, bleibt in der Tat sehr unerfreulich. Dr. Urbanek, der deutsche Abstimmungskommissar, unternimmt im „Berliner Tageblatt“ eine Flucht in die Oeffentlichkeit und schildert, wie Korfantys Scharen Räumung und Rückzug auffassen. Die polnischen Angriffe auf Beuthen und Gleiwitz stellen auch der englischen Taktik kein Ruhmeszeugnis aus, von den Platzpatronen der Franzosen wider die Polen ganz zu schweigen. Der deutsche Selbstschutz hat sich auf die Räumungsberichte des Generals Heniker hin zurückgezogen. In einem Aufruf dankt General Hoefer seinen Getreuen und erklärt, der Selbstschutz werde sich auflösen, wenn die Alliierten das Land gesäubert hätten. Das ist noch nicht ganz geschehen und schon verkündet der Interalliierte Ausschuß eine Amnestie für alle ungesetzlichen Handlungen während des Aufstandes, die tatsächlich nur den polnischen Plünderern und Mördern zugute kommt. Die Ausnahme gewinn- und rachsüchtiger oder grausamer Taten besagt praktisch gar nichts. Die deutsche Bevölkerung des Landes ist über die Amnestie ungeheuer erregt und sieht darin eine glatte Waffenstreckung des Ausschusses vor Korfanty.

Daß Oberschlesien eine weltpolitische Frage geworden ist, hat schon seine Verquickung mit dem kleinasiatischen Problem erwiesen (vgl. Nr. 26, S. 329). Es spielt aber auch mit bei der Kabinettskrise in Italien. Das Ministerium Giolitti trat zurück, weil es für seine auswärtige Politik das Vertrauen der Kammer nur mit 234 gegen 200 Stimmen erhielt. Graf Sforza mußte für seine Nachgiebigkeit gegen Jugoslawien schwere Angriffe aushalten. Wider ihn, nicht wider den Ministerpräsidenten, richtet sich die scharfe Opposition. Sforza gilt als Französling. Noch kürzlich bescheinigte Pertinax im „Echo de Paris“ vom 25. Juni Italien die Zufriedenheit der französischen Imperialisten mit dessen Donaupolitik. Italien habe sich den Nachfolgestaaten und ihrer kleinen Entente (dem von Frankreich liebevoll gehegten Keim eines Donaubundes) merklich genähert und bekämpfe jetzt den Anschluß Oesterreichs an Deutschland. Die Minister in Rom hätten nach den Abstimmungen in Tirol und Salzburg, durch die Wahl von Südtiroler Protestlern nach Montecitorio, erkannt, daß das Deutschtum der furchtbarste Feind ihres vergrößerten Vaterlandes sei und daß die jungen befreiten Völker an seine Seite gehörten. Bei Zeichnung des Vertrags von Rapallo im November soll Sforza den Jugoslawen zugerufen haben: „In zehn Jahren verteidigen wir zusammen Triest gegen die Deutschen!“ Da begreift man leichter die Haltung dieses Enkels von Renaissancetyrannen aus den Zeiten Macchiavellis in London und seinen Plan zur Teilung Oberschlesiens. Jetzt zeigt sich aber, daß Italien mit dieser französelnden Politik sehr wenig einverstanden ist. Die toten Soldaten in Oberschlesien vergißt das italienische Volk weder den Polen, noch den Franzosen. Sforza selbst fand bei keiner Partei mehr Gnade. Die geringe Mehrheit für das Vertrauen fand sich um Giolittis willen. Dieser lehnte zunächst ab, ein neues Kabinett zu bilden und blieb auch wider Erwarten bei seinem Entschluß. Der König beauftragte, nachdem der Kammerpräsident

de Nicola abgelehnt, schließlich den bisherigen Schatzminister Bonomi mit der Bildung des neuen Kabinetts. Bonomi ist Reformsozialist.

Von anderer Seite wird in dieser Nummer Neues über die römische Frage berichtet. Zuverlässigen Angaben zufolge sind bereits Verhandlungen zwischen dem Vatikan und Italien angebahnt, um die diplomatischen Beziehungen wieder aufzunehmen. Das bedingt Anerkennung der Souveränität des Papstes. Auch in der römischen Kammer wurde die Frage ausführlich, sachlich und sympathisch besprochen. Der alte Antiklerikalismus ist sehr kleinlaut geworden. Von allen Seiten wird die Bedeutung und Macht des Heiligen Stuhles anerkannt. Welcher Fortschritt in 50 Jahren! Vor uns liegt heute das Jubiläumsheft der „Stimmen der Zeit“ (10. Heft, Juli 1921), in denen die deutschen Jesuiten seit 1871 ihre wissenschaftliche Arbeit für die breitere Oeffentlichkeit ausmünzen und Stellung zu den brennenden Tagesfragen nehmen. Die Gründung dieser berühmten Monatsschrift, zuerst „Stimmen aus Maria Laach“ genannt, fällt in die schwerste Bedrängnis des Papsttums durch die Wegnahme des Kirchenstaats, durch die altkatholische Bewegung und den im jungen Deutschen Reich entfesselten Kulturkampf. Die deutschen Jesuiten selbst mußten ihr Vaterland, auch ihr Haus in Maria Laach verlassen. Anziehend schildert der Herausgeber der Stimmen, P. H. Sierp. S. J., ihr Schicksal, in dem sich so treu das Schicksal des Ordens und der geistige Kampf der Neuzeit, eine Verfolgung und ein neuer Sieg der Kirche spiegelt. „Vom Vatikan bis zur Weltrevolution“ betrachtet P. Lippert S. J. den Gang der letzten 50 Jahre, während andere wohlbekannte Federn die einzelnen Gebiete des geistigen Lebens umschreiben und P. M. Reichmann S. J. das Gedächtnis der heimgegangenen deutschen Jesuiten erneuert. Mit der Welteinheit der gebildeten Katholiken nimmt die „Allgem. Rundschau“ freudigen Anteil an der Jubelfeier der „Stimmen der Zeit“ und wünscht ihnen ein weiteres segensreiches Wirken und Wachsen in künftigen Jahrzehnten.

Die türkisch-griechischen Kämpfe in Kleinasien müssen im Auge behalten werden. Ismid, keine 100 km vom Bosporus, blieb nach wechselvollen Gefechten in Händen der Türken. Einen Angriff der Truppen Kemals auf Konstantinopel selbst würde England zweifellos als Kriegsfall betrachten. Freilich hat das Britische Reich im eigenen Hause Arbeit genug. Zwar der große Bergarbeiterstreik ist beigelegt. Der Versuch Lloyd Georges aber, eine Versöhnung mit Sinn-Fein in Irland herbeizuführen, begegnet großen Schwierigkeiten. Der Irenführer De Valera wollte zwar zur Aussprache nach London kommen, desgleichen, wenn auch widerwillig, der Vertreter des protestantischen Ulster, Craig. De Valera verlangte jedoch vorher mit Craig in Dublin zu verhandeln. Dieser lehnte ab. Aus London werden natürlich Nachrichten verbreitet, welche die von England gewünschte Verständigung mit den Iren in Aussicht stellen. Das britische Bündnis mit Japan soll vorläufig verlängert werden, die Kronherrschaften Kanada, Australien usw. aber Gelegenheit erhalten, ihre Völker darüber zu befragen. Die Hindernisse für eine einheitliche Politik in dem ungeheuren Reich treten immer schärfer hervor.

Aphorismen.

Von Richard Oettl.

Die Dankbarkeit muss überraschen, um ganz wohl zu tun.

Alles Berechnen veräusserlicht.

Das Gerücht kennt keine Selbstkritik.

Wer mit anderen Menschen im Groll immer gleich „fertig ist“, läuft leicht Gefahr, oft mit Lebenslagen nicht fertig zu werden, in denen er die Hilfe anderer braucht.

In das Wesen der Menschen und Dinge blickt am tiefsten die sinnende Liebe.

Ein schlechtes Wort wird am besten durch eine gute Tat widerlegt.

Parlamentarisches System — oder was sonst?

Von Geh. Hofrat Professor Dr. K. Beyerle, München, M. d. R.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Die positive Auseinandersetzung über Wert oder Unwert des parlamentarischen Prinzips hat da einzusetzen, wo sich seine Kritik dem Tatsächlichen zuwendet. Der besonnene Kritiker scheidet die Programme von der Welt der Tatsachen. Er wirft nicht Steine auf diejenigen, welche zur gegebenen Zeit nicht mehr für ihre Programmforderungen durchsetzten, als möglich war. Ist er Katholik, so würdigt er das, was im Parlament durch sofortige aufbauende Mitarbeit für das Christentum erreicht, wie viel für dasselbe gerettet wurde. Er will aber auch jetzt nicht einen neuen Staat um den Preis eines Bürgerkrieges, erhofft vielmehr die bessere Zukunft von tatkräftiger Vertretung des christlichen Staatsprogramms.

Fordert diese letztere wirklich die Beseitigung des Parlamentarismus? Was soll an seine Stelle treten? Hier versagt die Kritik regelmäßig. Die Heilmittel, die sie empfiehlt, kommen über einige allgemeine Schemata nicht hinaus. Es sind nicht unbekannte Dinge: Christlicher Solidarismus in verstärkter Abwehrstellung gegen die abgewirtschaftete sozialistische Theorie, deutsches Ständeprinzip gegenüber dem welschen Parlamentarismus mit seinem unwürdigen Parteienhader, echter Föderalismus im Gegensatz zu dem von einer parlamentarisch-demokratischen Republik untrennbaren mechanischen Unitarismus, organisches Staatsleben statt eines atomistisch-individualistischen Betriebes der öffentlichen Dinge, endlich im Hintergrund die Rückkehr zur Monarchie.

Wer wollte leugnen, daß aus diesen Gedanken eine Fülle edler Antriebe zum politischen Weiterbauen kommen könne? Aber steht wirklich nur der parlamentarische Gedanke der Anstrebung dieser Ziele im politischen Meinungskampf im Wege? Wenn nicht, warum doch immerhin als brauchbar Erwiesenes abreißen, ehe man weiß, was an Stelle des Abbruchs treten soll! Alle jene Zielpunkte lassen die staatsrechtlichen Formen des auf den Trümmern des Parlamentarismus aufzurichtenden Staatswesens kaum in den Umrissen erkennen. Da aber im politischen Leben ein Sprung ins Nichts unmöglich ist und jedem vorhandenen Staatsgebäude ein starkes Beharrungsvermögen innewohnt, bleibt für die Gegner einer neuen blutigen Revolution nur der Ausweg, auf dem beschrittenen Weg weiterzugehen und durch Einsatz aller guten Kräfte unserer christkatholischen Weltanschauung überall die bessernde Hand anzulegen. Wer so vorgeht, wird mit Erstaunen gewahr, wie wertvoll sich ihm dabei die heutige staatsrechtliche Stellung des Parlaments erweist, wie sie Kräfte entbunden und früher unüberwindliche Hemmungen beseitigt hat. Er wird mit wachsender praktisch-politischer Erfahrung immer nachdenklicher, wenn er sich die Frage vorlegt, inwiefern von der Beseitigung des parlamentarischen Grundsatzes das Heil kommen soll.

Den meisten Bekämpfern des Parlamentarismus unterläuft die Verwechslung zwischen der augenblicklichen Zusammensetzung und Haltung der deutschen Parlamente und dem parlamentarischen Verfassungsrecht selbst. Weil ihnen einzelne Persönlichkeiten und laut auftretende Parteien nicht gefallen, weil an vielen die Schuld der Revolution klebt, weil sie über jenen vereinzelten, abstoßend wirkenden und durch die Presse noch abstoßender aufgemachten Plenarverhandlungen die sachliche Arbeit der Kommissionen, die geräuschlose Arbeit des einzelnen pflichtbewußten Parlamentariers überhören, darum bekämpfen sie zu Unrecht als Mängel des Systems, was nur Mängel des augenblicklichen Zustandes sind. Hat etwa das von vielen zurückersehnte alte System sich so glänzend bewährt, daß die neue Form des parlamentarischen Staatslebens gar keine Frist zum Einleben und Einspielen verdient? Schon jetzt zeigt sich in Schicksalsstunden der Nation ein Zusammengehen aller pflichtbewußten, vaterländisch empfindenden Gruppen. Die Erziehung zum solidarischen verantwortlichen Handeln macht auch im Parlament ersichtlich Fortschritte, weil das Gegenteil sich über kurz oder lang durch die Logik der Tatsachen und Staatsnotwendigkeiten von selbst widerlegt. Gewiß, es braucht noch geraume Zeit, bis das deutsche Volk nach diesem schweren Zusammenbruch einigermaßen bei einer politischen Gleichgewichtslage angekommen ist, die dann eine dauerhafte Regierungsbildung und Parlamentsmehrheit gewährleistet. Wer sollte aber deswegen an unserer

politischen Zukunft verzweifeln und von der Beseitigung des Parlamentarismus alles Heil just in dem Augenblick erhoffen, wo sich die ersten Linien des Gesundungsprozesses am politischen Horizonte abzeichnen?

Besonders nachdenklich müßte in unseren Reihen die Tatsache stimmen, daß nach Sturz des Parlamentarismus heute außer den sozialrevolutionären Parteien am lautesten diejenigen Machtgruppen rufen, welche durch ihn eine Einbuße an Einfluß erlitten haben. Es sind das diejenigen Gruppen, welche die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Katholiken in der Praxis niemals unumwunden anerkannten, welche im Volk nur eine zu beherrschende Masse sehen, in dem trotz allem so herrlichen deutschen Volke nach diesen Opfern! Sie nennen sich eine Volkspartei, dieselben, die so schwer am deutschen Volke gesündigt haben. Die Kampfstellung dieser Gruppen gegen das Parlament allein beweist, daß die parlamentarische Demokratie nicht so schlecht sein kann, wie immer gesagt wird. Schon der alte Reichstag der bismarckischen Verfassung wurde von diesen Mächtegruppen verachtet, in ihrer Presse verhöhnt. Es lag System in der Sache. Warum durfte die Inschrift „dem deutschen Volke“ das Reichstagsgebäude nicht zieren, bis endlich der Krieg gewissen Herren die Augen aufriß? Jener alte Reichstag war aber doch nur eine harmlose Gesetzgebungs- und Steuerbewilligungsmaschine, erfüllt von Loyalität. Ein angesehener adeliger Parteifreund in München, der Gelegenheit hatte, die politische Entwicklung der Vorkriegszeit in Berlin aus nächster Nähe zu verfolgen, sagte zu mir dieser Tage: Nicht die Anmaßlichkeit des Reichstags trägt eine Mitschuld an unserem Unglück, sondern die wiederholt verpaßte Gelegenheit zur Durchführung des parlamentarischen Prinzips vor 1914, das uns vor vielem hätte bewahren helfen, belastet die Reichsboten des alten Reichstags. Sind das absolute Regiment des Kaisers, seine Interviews und Zarenbriefe schon vergessen?

Die Beseitigung des parlamentarischen Regierungsgrundsatzes bedeutet darum, mag seine augenblickliche Auswirkung auch noch so viele unerfreuliche Außenseiten darbieten, die Preisgabe eines überaus wichtigen Volksrechts. Gewiß, das Volk selbst kann sich nicht regieren, dafür müssen die Organe der organisierten Volksgemeinschaft eintreten. Das deutsche Parlament ist, wie schon ausgeführt, in viel höherem Grade Volksvertretung, als irgendein anderes. Die Hebung der staatsrechtlichen Stellung des Parlaments muß darum den im Volke liegenden politischen Kräftegruppen eine ungleich höhere Geltung sichern, als bei einem auf Mitwirkung an der Gesetzgebung beschränkten Reichstag oder Landtag. Dank dem parlamentarischen Prinzip kann sich heute jede Partei und jeder einzelne Parlamentarier im Dienste des Gemeinwohls nnd seiner Wählerschaft viel freier bewegen, als früher. Sachlich vorgetragene Wünsche, die er aus aus den Reihen seiner Anhänger an die Regierungsstellen heranbringt, sind zu beachten. Er ist nicht mehr ein Bittsteller, sondern ein lebendig mitwirkendes Glied im Staatsleben. Bedarf es näherer Ausführung, was dies gegenüber einer Bureaukratie bedeutet, die sich im Bewußtsein ihrer Machtbefugnisse abschloß und unkontrolliert nach eigenen Rezepten regierte? Darum ist dieses Zusammenwirken von Beamten und Volksvertretern auch nur denjenigen Beamtengruppen ein Dorn im Auge, die sich das bequeme Leben der alten Verhältnisse zurückwünschen. Aber mit Recht ist auch die Ausübung eines Parlamentsmandats heute keine Annehmlichkeit mehr, da sie sich, wie schon bemerkt, im verstärkten Licht der öffentlichen Kontrolle abspielt. Zwischen dem berechtigten Verlangen nach sachlicher Eignung der Beamten und der Exklusivität einer letzten Endes doch herrschsüchtigen Bureaukratie besteht ein großer Unterschied.

Jede Volkspartei, darum auch die christlichen Volksparteien, sind am Parlamentarismus positiv interessiert. Gewiß, Demokratie und Parlament verkörpern das Gesetz der Zahl. Geballte politische Kraftmengen entfalten sich darin; um so reibungsloser, je freiheitlicher die Verfassung, je entwickelter der Gemeinsinn und das Nationalbewußtsein sind. Zur Herrschaft des Alleinwillens, auch nur zu einem tatsächlichen Absolutismus, wie wir ihn vor und während des Krieges hatten, will niemand zurückkehren. Ohne irgendwelche Geltung demokratisch erfaßter politischer Triebkräfte, ohne Anerkennung der Autorität der Mehrheit geht es nicht. Das erwachte politische Selbstbewußtsein wird nur dafür sorgen müssen, daß die Mehrheit nicht brutale Willkür werde und die Rechte der Minderheiten achte. Ehe es eine Verfassung und ein Parlament gab, konnten einzelne Herrscher und Minister den Willen ganzer großer Volksschichten mit Füßen treten, konnte unkontrollierte Staatsallmacht die katholische Kirche auspowern. Es gab doch einmal in Deutschland eine Säkularisation und einen Kulturkampf! Sollen wir Kränze flechten dem Andenken eines Montgelas, Lutz, Jolly, aber auch des kulturkämpferischen Fürsten Bismarck! Was war es doch, was das katholische Bewußtsein so sehr früher ins Tiefste erregte, als die Einschnürung und Unterdrückung seiner Kräfte? Wie viel Plackereien und Hemmungen hat die Staatsintrige früher unseren Besten bereitet? Wie viel systematische Zurücksetzung? Waren wir nicht Staatsbürger zweiter Klasse? Sind die eindrucksvollen Reden v. Hertlings über die Inferiorität der Katholiken verhallt? Ist da heute im freien parlamentarischen Staat nicht unendlich vieles besser für uns geworden? Wodurch? Einzig und allein durch das Gesetz der Zahl, das unseren breiten gläubigen katholischen Volksschichten eine Einwirkung auf das öffentliche Leben sichert in einem früher ungeahnten Maße. Jede echte Volkspartei muß das, was ihr gegenüber Kapital und Presse im Dienste volksfeindlicher Tendenzen an Stoßkraft abgeht, durch die Macht der Zahl ersetzen. Wir Katholiken brauchen darum die Demokratie. In ihr bringen wir den staatsaufbauenden Wert unserer Grundsätze zur Geltung. In ihr führen wir im Licht der Oeffentlichkeit mit viel besserem Erfolg den Abwehrkampf gegen die Kulturkampfgelüste unserer Gegner, als wo wir uns einem schwer kontrollierbaren Bündnis mächtiger Parteien mit katholikenfeindlichen Regierungen und Fürsten preisgegeben wußten. Die Weimarer Verfassung, man mag im übrigen von ihr halten, was man will, wird dafür unvergängliches Zeugnis ablegen.

Wenn es ein Hauptziel der deutschen Innenpolitik in der Gegenwart sein muß, Klassenversöhnung anzubahnen und zu fördern, so bietet sich hier wiederum unser freies Wahlrecht und der verfassungsrechtliche Einfluß des Parlaments auf den Staat als ein höchst wertvolles Mittel an die Hand. Versöhnung betreiben, heißt Vertrauen gewinnen, Gewalt ausschalten, Reibungsflächen vermindern. Abseits der Gewalt soll das deutsche Reich in Freiheit und Gerechtigkeit erneuert werden. Gelingt es, im Innern durch das freie Spiel der politischen Kräfte Beruhigung zu schaffen, so ist die Gesundung Deutschlands mächtig vorangebracht. Ein solches Mittel der inneren Beruhigung liegt nun aber zweifellos im Parlamentarismus. Er zwingt die großen Parteien und ihre Führer zu verantwortlichem Handeln. Er wird auch die für jede Staatsform erschütterte Staatsautorität sich langsam erholen lassen. Man übersehe dies doch nicht über all den Unvollkommenheiten, die allen menschlichen Einrichtungen ankleben.

Denen aber, die nach dem Ständeprinzip verlangen und durch dieses den parlamentarischen Grundsatz überwinden wollen, sei folgendes entgegengehalten. Mit Staatsromantik kommen wir heute in der harten Wirklichkeit nicht weiter. Es scheint, als ob den Vertretern des Ständegedankens die Schwierigkeiten seiner Durchführung nicht klar vor Augen stehen. Ihnen schweben Bilder aus der deutschen Vergangenheit vor, in denen sie das Ideal des Zusammenwirkens aller, auch der geistigen Berufe und aller sozialen Schichten zur Synthese eines christlich-deutschen Staates erfüllt sehen. Heute ist aber ein Ständeprinzip nur in wirtschaftlichen Gruppen denkbar, da auf langehin wirtschaftliche Kämpfe und Gegensätze unser öffentliches Leben beherrschen werden. Daß bei dieser Sachlage für das Gemeinwohl mehr gewonnen ist, wenn in einem politischen Parlament innerhalb großer Parteiverbände eine Ständeüberbrückung angebahnt wird, ist ein oft ausgesprochener, sicherlich richtiger Gedanke. Die Geschichte des deutschen Zentrums ist der beste Beweis dafür. Sein vorbildlicher staatserzieherischer Wert wird denn auch heute in anderen Lagern unumwunden anerkannt. Womit nicht geleugnet werden soll, daß sich ständische Gegengewichte in und neben dem politischen Hauptparlament einhängen lassen, besonders auch in der Verfassung der Länder, denen die Kulturpolitik auch in Zukunft in der Hauptsache überlassen bleiben muß. Es war darum sicher eine Ueberspannung des Parlamentarismus, daß die Reichsverfassung für die Länder das Einkammersystem vorschreibt. Entstehen doch innerhalb der Verfassung des Gesamtstaats im Ausbau des Reichswirtschaftsrats höchst beachtliche Möglichkeiten zur Verwirklichung des Ständegedankens. Ein zweites Beharrungsmoment gegenüber dem

künftigen Wechsel der Parlamentsmehrheit liegt aber auch im Reichsrat, der geordneten Vertretung der Länder beim Reiche. Hier ist zunächst weiterzubauen.

Schließlich und nicht zuletzt sei daran erinnert, daß das parlamentarische Prinzip noch lange nicht die Allmacht des Parlamentswillens bedeutet. In unserem gelockerten Staatsgefüge setzen sich daneben gar mannigfache Kräfte im Leben durch, die, zusammengenommen, die starke Macht der tatsächlichen Verhältnisse darstellen. Die Macht des Beamtentums ist sehr groß, seine verfassungsmäßig garantierten Grundrechte sind sehr weit und liberal. Der Einfluß der Presse ist durch eine fast schrankenlose Pressefreiheit mächtig gestiegen. Es wäre nur zu wünschen, daß sie sich ihrer staatserzieherischen Aufgaben, ihrer gestiegenen Verantwortung für das Wohl und Wehe des Vaterlandes immer bewußt wäre. Die Stellung der Hochfinanz und Großindustrie repräsentiert einen bedeutsamen Faktor im öffentlichen Leben. Nicht geringer ist die Macht der Weltanschauungsverbände, insonderheit der Einfluß freier Kirchen im freien demokratischen Staate. Aber während die Finanzaristokratie und ihre einflußreichen Verbände eine geringe Minderheit im Volksganzen umfassen, wirkt sich die Kraft der Kirche Christi im Staatsleben nur aus, wenn sie, wie schon angedeutet, das demokratische Gesetz der Zahl in die Wagschale werfen kann. Der Kampf zwischen Sozialismus und christlichem Solidarismus, soweit er auf dem Boden der staatlichen Kulturgesetzgebung und -gesetzesanwendung ausgetragen wird, kann erfolgreich für die Kirche nur auf dem Boden des Parlaments im Zeichen der verfassungsmäßig verbrieften staatsbürgerlichen Freiheitsrechte ausgefochten werden. Auch alle sozialen Probleme, soweit ihrer das Gesetz Herr werden kann, sind nur hier in Freiheit zu lösen. Hier wirtschaftet sich die sozialistische Theorie in einer allgemeinverständlichen Sprache zugrunde. Hier eröffnen sich Wege der Gesundung grollender Volksschichten; hier zeigt sich eine Aussicht, dieselben für fruchtbarere Arbeit im Staatsinteresse zurückzugewinnen. Nicht kleinliche Nörgelei, sondern kraftbewußtes Vorwärtsschreiten hinter der Fahne des christlichsozialen Programms muß die Losung sein, nachdem ein Schicksal das Tor der Demokratie weit aufgestoßen hat.

So steht denn der Gewinn völlig in Frage, den uns die Beseitigung der parlamentarischen Demokratie bringen soll. Auf der einen Seite wird der Parlamentarismus bekämpft, auf der anderen ergeben die kritischen Gegenvorschläge kein brauchbares Gesamtbild, nach dem ein anderer Staat aufgebaut werden könnte. Jedenfalls auf absehbare Zeit dürfte es darum geratener sein, im vorhandenen Staatsbau sich so häuslich als möglich einzurichten, was nicht hindert, allzeit auf seine Verbesserung hinzuarbeiten und dabei die christlichen Staatsgrundsätze zur Richtschnur zu nehmen. Dies dürfte praktische Staatspolitik sein, nicht dagegen jenes Abseitsstehen, mag es nun im Dienste einer Wiederbringung der früheren Staatszustände oder im Dienst einer neu zurechtgelegten Staatstheorie geschehen. Vergangenes kehrt nie so, wie es war, zurück. Neues Gedankengut läßt sich aber nur auf dem Wege allmählicher Anpassung an die bestehende Staatsform verwirklichen. Wer nur die Idee als Realität gelten lassen will, dem sei gesagt, daß eine lebendige Form in ihrer realen Existenz schon etwas wert ist. Daß aber unsere Verfassung ein geordnetes Staatsleben ermöglicht und Wege der Entwicklung nicht versperrt, wer wollte das bestreiten? Seit es ein staatspolitisches Denken gibt, sind seine Gedanken aus der Staatswirklichkeit abgelesen, aus Vorzügen oder Mängeln des eigenen, aus vergleichsweiser Betrachtung fremder Staaten gewonnen. Wir werden dem demokratischen Parlamentarismus unserer Verfassungen nicht absprechen können, daß er ein ersprießliches Auswirken des christlichen Staatsprogramms, der Forderung nach Freiheit und Achtung von Religion und Kirche, des sozialen Ausgleichs der Stände, des christlichen Gemeingeistes ermöglicht. Das ist durch die Geschichte dieser letzten Jahre, ist durch die Verfassungsarbeit selbst erwiesen. Wo wäre im alten System ein katholischer Priester um seiner sozialen und volkswirtschaftlichen Kenntnisse willen zum Reichsarbeitsminister aufgestiegen? Und warum ist bis jetzt in Deutschland ein ernsterer Kulturkampf vermieden worden, zu dem die Revolutionsparteien so viel Lust mitbrachten? Sich die Antwort darauf geben, heißt die Fähigkeit des parlamentarischen Systems zur Geltendmachung christlicher Staatsgrundsätze bejahen.

Neues von der römischen Frage.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

An der römischen Frage an und für sich hat sich nichts geändert, sie steht noch auf demselben Flecke, auf dem sie seit 50 Jahren steht; das Neue, von dem hier die Rede sein soll, ist die überraschende Gesinnungswandlung der italienischen liberalen Presse, die bisher unentwegt an der Fiktion festhielt, es gebe überhaupt keine römische Frage mehr, weil diese bereits durch das Garantiegesetz ihre Lösung gefunden habe; wenn schon, so sei sie höchstens eine innerpolitische, aber keine internationale Frage, an deren Lösung Italien jedoch kein Interesse habe, weil es sich beim gegenwärtigen Zustande ganz wohl befinde. Das Garantiegesetz sei ein juristisches Meisterwerk, das alle Schwierigkeiten löse und an dem unter allen Umständen festgehalten werden müsse. Ueberdies sei die römische Frage gar keine Gebietsfrage, da die Souveränität des Papstes eine geistliche und daher an kein Gebiet gebunden sei, während italienische Gebietsabtretungen an den Vatikan eine Verletzung der italienischen Staatsrechte darstellen würden.

Wer in den letzten vier Wochen ein römisches Blatt zur Hand nahm, der hätte meinen mögen, wir stehen am Vorabende der Lösung dieses Petrefaktes. Frankreichs Rückkehr zum Papste und noch mehr die Begründung, die es in die Oeffentlichkeit warf, hat eine Flut von Artikeln über jenes Problem gezeitigt. Sie ist bis heute schon derart angeschwollen, daß ich mich darauf beschränken muß, nur die am meisten charakteristischen Sätze herauszuheben, aus denen sich der Beweis ergibt, daß man heute und für den Augenblick wenigstens den Standpunkt, den Papst und Katholiken seit jeher vertreten haben, anerkennt und gutheißt.

Am 27. Mai eröffnete der freimaurerische „Messaggero" die Aussprache, indem er anläßlich der Antrittsaudienz Jonnarts schrieb, daß „sich nachgerade in allen Ländern die Politik, beim Vatikan vertreten zu sein, durchgesetzt hat", während nur ein Land noch fernstehe, Italien, „obwohl es im Auslande und vor allem im Oriente keine geringeren Interessen zu verteidigen, wahrzunehmen und zu ergänzen hat" und „nicht gewahrt, welch schwere Unzuträglichkeiten daraus entstehen können, weil es sich fürchtet, die Aussprache über ein Problem wieder aufzunehmen, das bereits geschlossen schien". Das Land sei aber „vielleicht aus diesem Kriege und diesem Siege reif dafür hervorgegangen, um sie wieder aufzunehmen".

Daran knüpfte am 31. Mai „Idea Nazionale" an. Italien besitze im Orient „ein Interesse und eine Stellung, welche beide abwehrender Fürsorge bedürftig sind", während es „diplomatisch am Sitze der größten geistlichen Macht nicht existiert". Nun, „nachdem der Botschafter Frankreichs im Vatikan erschienen ist, ist Italiens Platz doppelt leer". Die gleiche „Idea" fand am 1. Juni in einer Erwiderung auf den „Corriere d'Italia" „das folgerichtige Interesse der öffentlichen Meinung an dem Fehlen der Beziehungen zwischen Italien und dem Hl. Stuhle evident" und begründete am folgenden Tage noch durch Aufzählung von Tatsachen, daß „ein Zweifel an den einem herzlichen und aufrichtigen Einvernehmen mit Italien günstigen Gesinnungen des Vatikans nicht gehegt werden kann". („Messaggero" hatte vorher noch das Gegenteil festzuhalten gesucht.) Am gleichen Tage schrieb der „Tempo", daß „Journalisten, Polemiker und Fachleute der entgegengesetztesten Strömungen nachgerade offen zugeben: wenn man in blindem Eigensinn die römische Frage als erledigt und begraben ansehen und daran festhalten wolle, daß dadurch Italien anderen Ländern gegenüber sich nicht in einer nachteiligen Lage befinde, dies soviel bedeutet, wie die heikelsten Interessen der Nation im Innern und noch viel mehr im Auslande in nicht unerheblicher Weise zu gefährden". — „Haben nicht auch wir Interessen im Vatikan wahrzunehmen?" fragt am gleichen Tage „Epoca": „Nun denn, weshalb tun dann nicht auch wir solch einen Schritt, wie ihn sogar Frankreich zu tun nicht gezögert hat?" „Tribuna" aber gab am 4. Juni zu, daß „die italienischen Interessen immer größere Aufmerksamkeit und Beachtung bezüglich aller Wechselverbindungen der vatikanischen mit der internationalen Politik fordern", während „mit wenigen Ausnahmen die verschiedenen, einander ablösenden italienischen Regierungen der Rechten" durch „ihre Inkompetenz in Sachen der vatikanischen Politik" glänzten. Selbst „Giornale del Popolo" vom gleichen Tage konnte nicht umhin, „alle politischen Zweckmäßigkeitsgründe" anzuerkennen, welche „eine Regelung der diplomatischen Beziehungen zwischen Italien und dem Vatikan ratsam erscheinen lassen" und selbst der antiklerikale „Resto

del Carlino" von Bologna bemerkte am 7. Juni, daß schon (der dem Papste durchaus nicht wohlwollend gegenüberstehende Schriftsteller) Quadrotta, der kirchenpolitische Mitarbeiter des radikalen „Secolo" in einem seiner letzten Bücher bezüglich der Lage, wie sie sich nach 1870 zwischen Kirche und Staat entwickelt hatte, meinte, ob es nicht an der Zeit wäre, „die Frage neuerdings einer Prüfung zu unterziehen und einen Ausweg zu suchen". Also die römische Frage existiert und ihre Lösung liegt im Interesse Italiens.

Am 3. Juni bemerkte der „Osservatore Romano", als er sah, daß man sein Schweigen als „beredt" zu deuten suchte — während es tatsächlich nichts besagte, noch bewies, daß bei Italien die Dinge so besonders geartet seien —, daß sich ein Einvernehmen auf jenem Wege, den Frankreich gegangen war, nämlich dem der Ernennung eines diplomatischen Vertreters, nicht herstellen lasse, ohne daß vorher eine Anzahl Vorfragen ihre Lösung gefunden haben. (Die Uebersetzung, die die „Köln. Volkszeitung" davon gegeben hat, entspricht nicht dem Originale.)

Schon tags vorher hatte „Tempo" eingestanden, jene „vorherrschende Besorgnis" der Unversöhnlichkeit, unter der „das Garantiegesetz verfaßt und stilisiert" worden sei, lasse sich heute nicht mehr begreifen. Am 4. Juni ging er einen Schritt weiter, nämlich zu sagen, „wenn man die landläufige Banalität wiederholt, das Garantiegesetz sei ein juristisches Meisterwerk, dies so viel bedeutet wie, sich selbst vom diplomatischen Wettkampfe auszusperren". Das Garantiegesetz habe „sich nur geschmeichelt, die heute wiederauflebende römische Frage zu begraben", die „während des Krieges eine Achillesferse der Nation, eine gewaltige Waffe in den Händen der deutschen und österreichischen Politik gewesen ist". Am gleichen Tage schrieb das „Giornale del Popolo": „Die Frage ‚Kirche und Staat' mit jenem Gesetze lösen zu wollen, heißt soviel, wie sie überhaupt nicht lösen zu wollen ... das Garantiegesetz ist tot geboren ... ist tot". Auch „Messaggero" fand, daß es ohne weiteres klar sei, „daß ein italienisch-vatikanisches Einvernehmen die Revision des Garantiegesetzes zur Voraussetzung haben muß, an dessen Stelle ein doppelseitiger Vertrag zu setzen ist, bei dem einer der Vertragschließenden der Papst ist". Also das Garantiegesetz ist unzulänglich und hinfällig. Die Territorialfrage schneidet sodann der „Tempo" an, indem er am 4. Juni schrieb: „Und wäre es auch nur ein Quadratzentimeter, dessen die oberste Autorität des Katholizismus zur Ausübung ihrer Gewalt bedarf, so ist es nötig, daß dieser Quadratzentimeter ihr nicht von fremder Macht anvertraut werde; die italienische Politik muß sich der Ueberzeugung erschließen, daß es keine Beschneidung der Rechte des Staates ist, wenn dieser dem Papsttume jene Gebietszone überläßt, deren dieses unbedingt bedarf, damit es im Angesichte der ganzen gläubigen Welt vor jedem Eingriffe und vor jeder Unterwerfung unter eine besondere Nationalität sicher erscheint". Am gleichen Tage schrieb „Messaggero": „Wenn die Hypothese der Umwandlung (des Garantiegesetzes) in ein Konkordat sich auf die ‚Anerkennung de jure' der Souveränität des Hl. Stuhles durch Italien begründen könnte, so ließe sich das Gebiet, dessen man zur Ergänzung der Auffassung dieser Souveränität bedarf, im vatikanischen Palaste selbst finden, von dem heute — nach dem Garantiegesetze — der Papst nur die Nutznießung hat". „Idea Nazionale" erachtete am 10. Juni, daß dieser Vorschlag, über den sich „Corriere d'Italia" ausführlich verbreitete, „ohne vorgefaßte Feindseligkeit, aber mit großer Anteilnahme zu erwägen wäre". Und in „Vita Italiana" schrieb am 15. Juni Crispolto im Anschlusse an die bereits im „Messaggero" ausgesprochene Auffassung über „die Notwendigkeit, die römische Frage zu lösen", indem er zugab, daß „die Diskussion sich bereits um eine Souveränität de jure des Papstes drehe, die durch einen doppelseitigen Vertrag anerkannt werden müßte und sich aus dem wirklichen und souveränen Besitze eines Gebietes ableite, das innerhalb des italienischen Staates als außernational zu erachten wäre". Also, auch die Lösung der Gebietsfrage ist möglich und notwendig.

Inzwischen hat diese Presseerörterung bereits eine Aussprache in der italienischen Kammer ausgelöst und auch dort haben bisher sich nur der Lösung günstig gesinnte Stimmen vernehmen lassen. Se sono rose, fioriranno.

Das Recht der religiösen Kindererziehung.

Von Hochschulprofessor Dr. A. Scharnagl, Freising, M. d. B. L.

Während der „Entwurf eines Gesetzes zur Ausführung des Art. 146 Abs. 2 der Reichsverfassung" die Aufmerksamkeit aller an der Erziehung interessierten Kreise in hohem Maße in Anspruch nimmt, wird ein anderer Entwurf, der für die Regelung der Erziehung ebenfalls von weittragender Bedeutung ist und zurzeit im Reichsausschuß des Reichstages behandelt wird, sehr wenig beachtet: Der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die religiöse Kindererziehung. Am 4. Februar 1921 haben ihn die damaligen Regierungsparteien im Reichstag eingebracht und zur Begründung war in erster Linie auf die Rechtsungleichheit und Rechtsunsicherheit hingewiesen, die auf diesem Gebiete zurzeit in Deutschland besteht. Diese Rechtszersplitterung ist Tatsache: nicht nur, daß die einzelnen Länder verschiedenes Recht aufweisen, auch innerhalb des Landes haben manchmal einzelne Bezirke wieder ihr Sonderrecht. Auf diese Weise bestehen in Deutschland mehr als dreißig verschiedene Rechtsgebiete, in der Stadt Frankfurt a. Main allein vier! Verlegt nun eine Familie ihren Wohnsitz in ein anderes Rechtsgebiet, so ist die Frage vielfach sehr bestritten, welches Recht nunmehr anzuwenden sei: Das Recht des Eheschließungortes oder das des neuen Aufenthaltsortes; einzelne Länder, wie Sachsen und Braunschweig, verlangen die Anwendung ihres Rechtes auch auf die auswärts geborenen Kinder der Zuziehenden, so daß unter Umständen der Wohnsitzwechsel gegen den Willen der Eltern einen Konfessionswechsel der Kinder nach sich zieht. Die zahlreichen Schwierigkeiten, die sich daraus ergaben, haben schon mehrmals den Wunsch nach Herstellung einer Rechtseinheit laut werden lassen. So bei der Vorbereitung des bürgerlichen Gesetzbuchs, doch hat man damals durch Art. 134 des Einführungsgesetzes die Regelung dieser Fragen weiterhin der Landesgesetzgebung überlassen. Im Jahre 1900 hat die Zentrumsfraktion des Reichstags in dem Gesetzentwurf über die Freiheit der Religionsübung, dem sogenannten Toleranzantrag, den Versuch gemacht, eine einheitliche Regelung herbeizuführen. Aber der Antrag ist nicht Gesetz geworden. Nunmehr wird aller Voraussicht nach die Rechtseinheit Tatsache, aber sie ist leider so gedacht, daß dagegen schwere Bedenken erhoben werden müssen.

Die Regelungen, die bisher in Deutschland bestanden, lassen sich in vier Gruppen einteilen: 1. die absolute gesetzliche Bindung, wonach alle Kinder aus einer Mischehe unbedingt der Konfession des Vaters folgen müssen (Nassau). 2. Gesetzliche Regel, wonach alle Kinder der Konfession des Vaters folgen, wenn nicht eine Einigung der Eltern in anderer Richtung besteht. Die Einigung kann aber durch jeden Teil jederzeit widerrufen werden, worauf die gesetzliche Regel eintritt; Bindung durch Vertrag ist ausgeschlossen (Preußen soweit die Deklaration vom 21. November 1803 gilt). 3. Freie Konfessionsbestimmung bei ehelichen Kindern durch den Vater, bei unehelichen durch die Mutter, Verträge ebenfalls unzulässig (Hannover, Baden, Hessen und die meisten anderen Länder). 4. Vertragsfreiheit mit subsidiärer gesetzlicher Regelung, falls kein Vertrag geschlossen wird (Bayern, Sachsen, Württemberg, Mecklenburg-Schwerin, Lippe-Detmold, Waldeck und einzelne Teile Preußens).[1]

In den Beschlüssen des Reichstages zum Toleranzantrag war vorgesehen gewesen, daß zunächst die Vereinbarung der Eltern maßgebend sein solle und diese Vereinbarung auch nach dem Tode eines oder beider Elternteile zu befolgen sei. Eine bestimmte Form der Vereinbarung war nicht vorgeschrieben, ein förmlicher Vertrag deshalb nicht ausgeschlossen. In Ermangelung einer Vereinbarung sollten die Vorschriften des BGB über die Sorge für die Person des Kindes gelten mit der Einschränkung, daß weder Vormund noch Pfleger ein Konfessionsbestimmungsrecht haben sollen. Nach vollendetem 14. Lebensjahr sollte dem Kinde selbst die Entscheidung über sein religiöses Bekenntnis zustehen.[2] Maßgebend für diese Lösung war das Bestreben, soweit als möglich beiden Elternteilen gleiches Recht und gleiche Sicherheit zu geben; der Antrag Schrader, ohne weiteres die Bestimmungen des BGB gelten zu lassen, wurde abgelehnt, weil er während des Bestandes der Ehe den Mann,

[1]) Vgl. Schmidt Karl, Die Konfession der Kinder nach den Landesrechten im Deutschen Reiche (Freiburg 1890), S. 460 ff.

[2]) Heiner Franz, Der sog. Toleranzantrag II (Archiv für katholisches Kirchenrecht, 84. Band, 3. Heft, 1904) S. 840 f.

nach dem Ableben des einen Teiles den überlebenden Gatten bevorzugte.[3])

Durch die jetzt geplante Regelung sollen nun die Grundsätze, zu denen sich der Reichstag damals bekannt hat, zum Teil aufgegeben werden. Der Antrag der Regierungsparteien vom 4. Februar 1921 stellte sich im wesentlichen auf den Boden des damals abgelehnten Antrages Schrader: Geltung der Vorschriften des BGB mit der Einschränkung, daß Vormund und Pfleger das religiöse Bekenntnis des Kindes nicht ändern können. In den Ausschußberatungen stand in erster Linie die Frage der Zulässigkeit der Verträge zur Diskussion; der Antrag Leicht (BVP), der diese Möglichkeit wahren wollte, wurde abgelehnt und ein § 2a eingefügt, wonach solche Verträge ohne bürgerliche Wirkungen sein sollen. Ueber die religiöse Erziehung soll vielmehr in erster Linie die freie, jederzeit widerrufliche, auch durch den Tod eines Ehegatten von Rechts wegen gelöste Einigung der Eltern, soweit ihnen die Sorge für die Person des Kindes zusteht, maßgebend sein. Besteht eine Einigung nicht oder nicht mehr, so gelten die Vorschriften des BGB jedoch mit den Einschränkungen, a) daß während des Bestandes der Ehe von keinem Eheteil ohne Zustimmung des anderen bestimmt werden kann, daß das Kind in einem anderen als dem zur Zeit der Eheschließung gemeinsamen Bekenntnis erzogen, daß das Bekenntnis des Kindes geändert oder daß ein Kind vom Religionsunterricht abgemeldet werden soll, b) daß Vormund und Pfleger kein Bestimmungs- bzw. Mitbestimmungsrecht über das religiöse Bekenntnis des Kindes haben sollen. Nach vollendetem 14. Lebensjahr steht dem Kinde die Entscheidung über sein religiöses Bekenntnis zu, wenn es das 12. Lebensjahr vollendet hat, kann das Bekenntnis gegen seinen Willen nicht mehr geändert werden.

Diese Regelung bedeutet für Kinder aus ungemischten Ehen in mancher Hinsicht eine Besserung der Rechtslage: für sie galten bisher die Bestimmungen des BGB ohne Einschränkung, so daß sie z. B. durch den Vater gegen den Willen der Mutter einem anderen als dem Bekenntnisse der Eltern zugeführt werden konnten und der Vater allein das Bekenntnis eines Kindes ändern konnte. Eine Besserung für Kinder aus ungemischten und gemischten Ehen bedeutet es, daß nicht mehr der Vater allein das Kind vom Religionsunterricht abmelden kann.

Hinsichtlich der Kinder aus gemischten Ehen ist zunächst zu bemerken, daß Verträge, die vor dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes abgeschlossen wurden, an sich in Kraft bleiben, aber auf Antrag beider Teile oder nach dem Ableben eines Gatten auf Antrag des überlebenden Teils vom Vormundschaftsgericht aufgehoben werden können. Nach Aufhebung des Vertrages bzw. bei den künftig ohne Vertrag eingegangenen Mischehen ergibt sich dann durch das neue Recht folgende Lage: a) während des Bestandes der Ehe kann der Vater jederzeit von einer etwa getroffenen Vereinbarung zurücktreten und das Konfessionsbestimmungsrecht für sich allein in Anspruch nehmen, soweit es sich um Kinder handelt, die noch keinem Bekenntnisse zugeführt waren; gehört das Kind dagegen bereits einem Bekenntnisse an, so kann er das Bekenntnis des Kindes nur mit Zustimmung der Mutter ändern, b) nach dem Ableben des einen Elternteils hat, wie bei ungemischten Ehen, der überlebende Teil das freie Konfessionsbestimmungsrecht; dieses Recht steht auch der überlebenden Mutter zu, da bei Meinungsverschiedenheiten, die hierüber zwischen Mutter und Vormund bestehen, die Meinung der Mutter vorgeht (§ 2 Abs. 1). Von der bisher aus dem Vertrag, wie er nach § 17 Abs. 2 der bayerischen Verfassung abgeschlossen werden konnte, sich ergebenden Rechtslage bleibt also bei gemischten Ehen nur das eine, daß der Vater ohne die Zustimmung der Mutter das einmal gewählte Bekenntnis eines Kindes nicht ändern kann; im übrigen aber fallen die beiden Momente, auf die noch im Toleranzantrag das Hauptgewicht gelegt worden war: die grundsätzliche Gleichberechtigung beider Elternteile und die Sicherung nach dem Tode des einen Teiles. Man hat gegen die vertragliche Bindung von jeher zwei Einwände geltend gemacht: daß sie der Rechtsordnung und der in Deutschland geltenden Gewissensfreiheit widerstreite; ersteres deshalb, weil es sich bei den Erziehungsrechten um höchst persönliche Rechte handle, bei denen auch ein teilweiser Verzicht nicht möglich sei und der Vater selbst der Mutter gegenüber nicht verzichten könne, letzteres deshalb, weil es jedem freistehen müsse, in Glaubenssachen einer später erlangten besseren Ueberzeugung zu folgen, weshalb es unstatthaft sei, eine Verpflichtung einzugehen, die mit späteren religiösen Ueberzeugungen in Widerspruch treten könne.[4]) Aus dem ersten Grunde hat insbesondere das Reichsgericht mehrfach Erziehungsverträge für ungültig erklärt.[5]) Diese Gründe sind jedoch meines Erachtens nicht durchschlagend. Gewiß sind die Erziehungsrechte unveräußerliche Rechte, aber für beide Elternteile, sowohl für den Vater wie für die Mutter, beide haben in gleicher Weise die Erziehungspflicht: „Die Pflicht der Erziehung und daher auch deren Rechte sind von der Natur beiden Eltern gleichmäßig auferlegt. Nur in der Zusammenwirkung von Vater und Mutter ruht die vollständige Erziehung." So einer unserer bedeutendsten Vertreter des Naturrechts, Ferdinand Walter.[6]) Jede Mischehe bringt nun notwendig den Nachteil mit sich, daß ein Elternteil hinsichtlich der religiösen Erziehung sein Recht nicht entsprechend ausüben, seine Pflicht nicht erfüllen kann. Daran vermag keine Regelung etwas zu ändern, es handelt sich letzten Endes immer nur darum, welcher Elternteil sein Recht aufgeben soll. Dabei macht es nun keinen großen Unterschied, ob er sein Recht durch Vertrag oder Vereinbarung aufgibt oder ob es ihm durch die gesetzliche Regelung genommen wird: er gibt es auch in letzterem Falle insofern selbst auf, als er eben durch Eingehung der Mischehe sich dieser Regelung unterwirft. Die vertragliche Regelung sei aber, so wird weiter gesagt, mit der Gewissensfreiheit nicht vereinbar. Es läßt sich nicht leugnen, daß es zu großen Gewissensnöten führt, wenn ein Teil, Vater oder Mutter, infolge späterer Sinnesänderung den abgeschlossenen Vertrag bereut, ihn aber nicht mehr ändern kann. Das gilt aber von jeder Bindung, auch von der durch das Gesetz auferlegten, wie sie z. B. der Entwurf in der Richtung vorsieht, daß der Vater während des Bestandes der Ehe die Konfession eines Kindes nur mit Zustimmung der Mutter ändern kann. Und liegt etwa dann keine Härte und keine Gewissensbedrückung vor, wenn eine Frau die Ehe mit der Vereinbarung einer bestimmten Kindererziehung geschlossen hat, der Mann nachher von der Vereinbarung zurücktritt und die Kinder einem anderen Bekenntnisse zuführt? Der Unterschied ist nur der, daß dann die Gewissensbedrückung stets die Frau trifft, und sie muß besonders hart empfunden werden, wenn der Mann die Kinder nicht einem anderen christlichen Bekenntnisse zuführt, sondern sie religionslos erziehen läßt. Die Frage der religiösen Erziehung, die sich bisher fast ausschließlich zwischen den zwei christlichen Hauptbekenntnissen abgespielt hat, wird sich in Zukunft immer häufiger zu der Alternative gestalten, ob christlichkonfessionelle oder religionslose Erziehung. Das ist ein Umstand, der bei der Beurteilung des neuen Gesetzes nicht außer Acht gelassen werden darf und erst recht veranlassen müßte, es auf den Grundsatz der Gleichberechtigung beider Elternteile aufzubauen. In der vorliegenden Gestalt ist das Gesetz hierin durchaus nicht konsequent: es stellt die „Vereinbarung" der Eltern in die erste Linie, macht sie aber jederzeit einseitig widerruflich; es bindet, wenn keine Vereinbarung (mehr) vorliegt, den Vater in bestimmter Weise an die Zustimmung der Mutter, wobei aber die Bindung bei einer zur Zeit der Eheschließung ungemischten Ehe weitergeht als bei einer von Angehörigen verschiedener Bekenntnisse geschlossenen Ehe. Die einzig richtige Lösung liegt in dem Grundsatz, zu dem sich der Reichstag seinerzeit bei der Beratung des Toleranzantrages bekannt hat, wonach in erster Linie die Vereinbarung der Eltern maßgebend sein soll, die nicht von einem Teile einseitig aufgehoben werden kann und auch nach dem Tode eines oder beider Teile zu befolgen ist. Gröber hat sie in der Reichstagssitzung vom 3. Mai 1902 mit den Worten empfohlen: „Es ist ein hoher und idealer Standpunkt, wenn man den Eltern überläßt, nach ihrer Gewissensüberzeugung eine solche Vereinbarung zu treffen, die sie denn auch unter gegenseitiger Verständigung wieder aufheben können; denn wenn eine Ordnung sein soll, muß es bei einer Vereinbarung solange bleiben, bis beide Teile von der Vereinbarung abgehen. Damit allein wird dem elterlichen Erziehungsrecht und der Gewissensfreiheit Rechnung getragen."[7]) Ich füge hinzu: soweit es bei einer Mischehe über-

[3]) Heiner, Toleranzantrag I (Archiv 82. Band, 2. Heft 1902) S. 150 (Dr. Bachem).

[4]) Vgl. Schmitt a. a. O. S. 70 ff.; Drache R., Die religiöse Erziehung der Kinder (Halle 1889), S. 27 ff.

[5]) Vgl. Entscheidungen des Reichsgerichts Band 60, S. 266.

[6]) Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart (Bonn 1863), S. 136.

[7]) Heiner, Toleranzantrag II, S. 661 f.

haupt möglich ist, denn die erwähnten Nachteile, die mit jeder Mischehe in diesem Punkte notwendig sind, lassen sich niemals ganz beseitigen. Darin beruhen die großen Schwierigkeiten, die auch bei den gegenwärtigen Verhandlungen wieder deutlich zutage getreten sind. Wenn das neue Gesetz mit seiner vielfach ungünstigeren Lösung diejenigen, die eine Mischehe schließen wollen, zu ernstlichem Nachdenken veranlassen und die Zahl der Mischehen verringern würde, so wäre das vom Standpunkte eines jeden christlichen Bekenntnisses aus nur zu begrüßen. Vollkommene Erfüllung der elterlichen Pflicht hinsichtlich der religiösen Erziehung ist nur möglich, wenn die beiden Gatten selbst in ihrer religiösen Ueberzeugung einig sind.

Die russische Tagung in Reichenhall.

Gedanken, Vergleiche und Perspektiven.

Von Dr. Otto Färber, München.

Der Bolschewismus konnte bis jetzt aller seiner bewaffneten Feinde Herr werden. Ja es hatte oft den Anschein, als ob jeder militärische Angriff seine Kraft vermehrte. Die Ursachen der Niederlagen aller „weißen" Unternehmungen wurden vom Schreiber dieser Zeilen vielerorts eingehend behandelt. Strategische Fehler, politische und wirtschaftliche Mängel in der Leitung wirkten zusammen mit Verrat „gemäßigter" Sozialisten, die das russische Volk im Unterschied zu den Bolschewisten nur verführen und verwirren, aber nicht einmal tyrannisieren können. Mangel an Konsequenz und politischem Charakter auf seiten verschiedener Ententestaaten traten dazu. Alle Niederlagen der Gegenrevolution können aber nichts an den folgenden Tatsachen ändern: 1. das russische Volk ist, was es ist, d. h. als Regierungsobjekt ist es nicht anders einzuschätzen als vordem, 2. der Bolschewismus ist nichts anderes als Raubbau, Schmarotzertum, Ausnützung schlechter Instinkte und Eigenschaften des Volkes, vorwiegend durch Fremdstämmige, weniger durch Russen, 3. die bolschewistischen Methoden müssen auch ohne äußere Einwirkung und trotz aller Bremsversuche (Zugeständnisse an den inneren und äußeren Kapitalismus, Wiedereinführung des Freihandels in beschränktem Maße usw.) zum Nullpunkt, d. i. zum Bankrott des „Systems" führen, 4. die Heilmittel für das russische Volk können keine anderen sein als die universellen, d. i. die christlichen und die von der menschlichen Vernunft und Erfahrung gewonnenen und auch anderwärts mit Erfolg angewendeten.

Es ist bezeichnend, aber für den Gang der Dinge völlig belanglos, wenn die Zeitung „Rul", das Organ der Berliner Kadetten, getreu ihrer wirklichkeitsfremden, freimaurerischen Doktrin die Reichenhaller Tagung herabzusetzen versucht. Begreiflich und bezeichnend! Jahrzehntelang hat man den Kampf gegen die russische Monarchie geführt und es verstanden, fast ganz Westeuropa falsch einzustellen auf das russische Problem und die Augen für die wirklichen Lebensnotwendigkeiten des russischen Volkes zu verdunkeln. Die Monarchie schwieg, arbeitete und machte keine Reklame. Die Gegner wetterten, wühlten und verleumdeten, umgaben sich mit falscher Gloriole und — taten gar nichts als ein Durcheinander zu stiften und aschgraue Theorien aufzustellen. Namentlich wirkliche Erziehungs- und Ertüchtigungsarbeit am russischen Volk leisteten sie nie und werden sie infolge ihrer Weltanschauung nie leisten. Sie wollen es auch gar nicht. Aus diesem letzten Grunde heraus verstehen wir, daß diese Elemente, die nicht ein Prozent des russischen Volkes mehr ausmachen, eifersüchtig, böswillig und künstlich ironisch werden, wenn die Männer der alten legitimen Regierung mit vielen „Konvertiten" anderer Lager zusammenkommen und ohne Phrase feststellen, was nach Lage der Dinge, nicht auf Grund theoretischer Anmaßung, Rußland nottut. Man begreift es, daß der lächerliche russische Liberalismus über das „Schwarzbrot" der Sprache von Reichenhall lächelt, welche die dortige Entschließung redet.

Der kürzlich abgehaltene Kongreß von Reichenhall ist die erste ernsthafte Stellungnahme zum russischen Problem überhaupt. Die Rumpfsduma in Paris hatte so etwas nicht aufzuweisen, so wenig wie die jetzt tagende „nationale" Tagung dortselbst. Hier streitet man sich um das, was schön und einem revolutionären Herzen angenehm wäre, dort spricht man offen aus, was dem russischen Volke gut ist. Darin liegt der Hauptunterschied. In Reichenhall waren die Männer der Erfahrung, in Paris die Schwätzer ohne Boden: dort die, welche lügen, ein Volk zu repräsentieren, das mit ihnen nichts gemein hat, hier die, welche das russische Volk lieben und leiten können.

Das russische Volk fühlt menschlich und war infolge einer historischen Neigung zum Zentrifugalen von jeher einer gleichmäßigen Verführung leicht zugänglich. Heute können wir dieses Volk, das nur von Gefühl und Instinkt sich leiten ließ und den Verführern ein rasches Opfer war, in Massen bekehrt sehen, (aber nicht wesentlich geändert). Noch nie so durchgängig im Laufe der Geschichte hat es solche materielle und seelische Not ausgestanden. Es ist zermürbt. In diesem Zustande finden wir es begreiflich, daß es sich nach der Zeit der Zarenherrschaft gerne zurückerinnert. Die sagenhafte Knute des Zaren wurde ein Kinderspiel gegen das Wüten der Bolschewiken.

Der Augenblick, da die Bolschewiken mit ihrer Kunst zu Ende sind, wird das russische Volk hilflos, entnervt antreffen. Die physische Beschaffenheit der Russen litt ungeheuer unter dem Bolschewismus. Die Lebenshaltung ist kläglich herabgesunken, die Ernährung durchaus ungenügend, die Bekleidung sogar lumpig. Noch nicht genug! Die vierjährige Zeit hat es fertig gebracht, ein ganzes Geschlecht sittlich und intellektuell so weit zurückzubringen, daß eine Besserung als eine Herkulesarbeit erscheinen muß. Die Vernichtung des höheren Schulwesens, die Unfähigkeit ein Volksschulwesen zu organisieren, mußte Folgen zeitigen, die man sich doch überall sollte vergegenwärtigen können.

Der Bolschewismus hat das russische Volk noch mehr als schon vorher zum Objekt für eine Politik der Stärke, Klugheit und Liebe gemacht. Die Betrachtungsweise der in Westeuropa hausierenden „russischen" Parteien, die ihre Rezepte in Berlin, Paris, an der Riviera oder sonstwo ausdenken, hat für die Gestaltung der russischen Verhältnisse nicht die geringste Bedeutung. Will man dem russischen Volk, zudem im gegenwärtigen Zustand, ein parlamentarisches Regime aufzwingen, eine utopische Agrarverfassung, nur weil es das Parteidogma erfordert?

In der sachlichsten Weise trat die Reichenhaller Tagung an die Behandlung „dessen, was nottut" heran. Es wurden in Reichenhall nur die Grundprobleme behandelt, die aus dem Vorhergehenden erhellen. Sehr wichtig war die Ausgangsthese: Wirtschaftlicher Aufbau, Wirtschaftsbeziehungen sind nicht möglich, ehe die Ordnung durch die historisch begründete Regierungsform wiederhergestellt ist. In der Frage der Herrschaftsform kam man auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse zum Schlusse, daß nur die legitime Monarchie (Dynastie Romanow) in Frage kommen kann. Die analphabetische Bauernbevölkerung mit ihrer natürlichen, nur in einem festen Pol ruhenden, zentrifugalen Tendenz und mit den tiefen Wirkungen bolschewistischer Schand- und Gewaltregierungen kommt für eine westeuropäische Regierungsform nicht in Frage (Punkt 1). Gleichwohl soll das historische enge Verhältnis zum Zaren einen besonderen Ausdruck durch eine besondere Vertretung finden, deren Bestimmung späterer Zeit in Rußland vorbehalten ist (Punkt 2). Die Wiedervereinigung Rußlands mit den lebensunfähigen, historisch verbundenen Randstaaten ist ein notwendiges Ziel. Eine neue Stellungnahme in der Nationalitätenfrage und der einer entsprechenden Selbstverwaltung wird vorgesehen (Punkt 3). Das Christentum wird als Grundlage der sittlich-religiösen Wiedergeburt angesehen. Der Bolschewismus war ja nichts anderes als die logische Durchführung des atheistischen Gedankens. Die herrschende Kirche soll die griechisch-katholische sein. Hier herrscht Unklarheit. Ob das Wort katholisch eine Offenlassung der Unionsfrage bedeuten soll, sprach der Kongreß nicht aus. Die Forderung des Patriarchates durch die kommenden Männer ist jedenfalls eine günstige Perspektive. Denn bei der alten staatskirchlichen Verfassung war auch jede Verhandlungsmöglichkeit ausgeschlossen. Die Begrüßung des Prinzips der Konzile läßt die Erkenntnis vermissen, daß ein Konzil ohne unfehlbare Entscheidung für die Kirchenfrage, die nötige Reformation und die Belebung des religiösen Lebens deshalb noch keine Gewähr bietet, weil das Konzil ein russisches ist. Das wird sich schon in der Frage der vorgeschlagenen Einigung mit den russischen Altgläubigen zeigen. Ein großes Dazulernen bedeutet der ausdrückliche Hinweis auf die Glaubensfreiheit. Der einschränkende Zusatz: „Die schon durch frühere Gesetzgebung bestimmte" erscheint uns als eine

captatio benevolentiae an überschismatische Elemente; denn tatsächlich war die Praxis früher gegen die Katholiken von wahrer Gewissensfreiheit mehr als entfernt (Punkt 4—6).

Das wichtigste, schwierigste Problem ist in Rußland immer die Landfrage gewesen. Wichtig, weil Rußland Agrarstaat gewesen ist, schwierig, weil der Begriff des ländlichen Eigentums noch sehr der Entwicklung bedarf infolge der ehemaligen Leibeigenschaft und der Mirverfassung (Gemeindeeigentum). Ferner weil die landwirtschaftliche Schulung der Bauern sehr gering ist, weil die Revolution und jede Art von Eigenwillen heillose Verwirrung gestiftet und einen großen Gegensatz zwischen rechtmäßigen Eigentümern und Usurpatoren geschaffen haben. Der Kongreß geht aus von dem Fiasko grauer sozialistischer Theorie in der Wirklichkeit und von der Unmöglichkeit, ohne das strikte Festhalten am Eigentum zur Lösung der Frage zu gelangen. Er sieht die Notwendigkeit einer gesetzlichen Regelung ein, wie sie übrigens schon Stolypin eingeleitet, will sich aber auf Einzelheiten nicht festlegen. Gerechtigkeit und wirkliches Volkswohl sollen die Leitsterne sein (Punkt 7). Für den wirtschaftlichen Wiederaufbau soll das Eigentumsrecht als unerschütterliche Grundlage dienen. Also Handelsfreiheit und Entnationalisierung. Dieser Punkt (8) ist sehr knapp und läßt den Wunsch entstehen, daß die Leiter des kommenden Rußlands dem praktischen Christentum, wirklicher christlicher Sozialpolitik einen breiten Raum gönnen möchten. Das christliche Deutschland kann ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Zum Schluß wird den tapferen Kämpfern in Rußland herzlicher Gruß entboten und die Bereitschaft der Versammelten mitgeteilt, sobald als möglich wieder in ihre Reihen zu treten. Dadurch, daß Vertreter der Wrangelarmee anwesend waren und solche des Atamans Semenow („weißer" General in Ostasien) gewinnt diese Bereitschaftserklärung an Bedeutung.

Fern von der Heimat einigten sich die russischen Anhänger der historischen, legitimen Regierung. Ein bedeutungsvolles Ereignis. Am Vorabend des großen Bankrotts einigen sie sich in den wichtigsten Punkten. Zu rechter Zeit; denn heute oder morgen wird der Tag kommen, da das Staatsruder den Roten entgleitet und wo eine starke Hand bereit sein muß es zu erfassen, damit das nachbolschewistische Elend nicht größer werde als das bolschewistische.

Das Theater der Zukunft.

Von L. G. Oberlaender.

Wie rettet das verarmte Deutschland seine Bühnen vor dem Untergang in den schweren Nöten der Zeit? Diese Frage bewegt mit wachsender Sorge nicht nur einzelne Kreise. Sie bewegt, wie verschieden auch ist, was der einzelne von dem Theater erwartet, die Gesamtheit des Volkes. Wie weit wir auch immer von dem Ideale eines Nationaltheaters, wie es Lessing und Schiller erhofften, entfernt bleiben mochten, die Bühne ist für uns doch immer mehr gewesen als ein schöner Luxus, der eben wie die materielleren Güter einer gesteigerten Lebensführung in den mageren Zeiten der Not sich ethisch nicht mehr rechtfertigen läßt. Ist die Schaubühne anderer Völker im besten Falle reizvoller Zierat, so hat sie bei uns nicht aufgehört der künstlerischen Sehnsucht des Volkes Sprachrohr zu sein, was immer Häßliches, Schlechtes und Verwerfliches sich zwischen Ideal und Wirklichkeit geschoben haben mag. Daß das Theater nicht das bevorrechtete Vergnügen der Besitzenden bleiben dürfe, dieser Gedanke ist viel älter als die Revolution, die ihn mit hohlen Schlagworten ausschrie und mit täppischen Händen alles über Bord zu werfen sich anschickte, was die Erfahrung von Menschenaltern gelehrt. Das Bestreben, der Allgemeinheit die Bühne zu erschließen, liegt viele Jahrzehnte zurück. Wenig genannt werden heute Bestrebungen der Münchener Hofbühne in der Aera Perfall. Auch Rich. Wagner wünschte sein ‚Bayreuth' nicht als Tummelplatz einer internationalen Plutokratie. Es lag nicht in seinem Willen, daß die Stipendiaten eine belanglose Minderheit der Festspielbesucher bleiben mußten. Dann kam erst die von sozialistischer Seite ausgehende Volksbühnenbewegung, der die christliche folgte, für die Dr. P. Exp. Schmidt O.F.M. seit mehr als zwei Jahrzehnten mit anfänglich nur geringem Widerhall eingetreten ist. Die machtvollen Organisationen, wie sie sich in den letzten Jahren gebildet, sind nicht, wie viele meinen, erst Kinder von Krieg und Revolution. Der Boden, in dem die neue Saat aufschießen sollte, war längst gepflügt. Es war ein sehr glücklicher Gedanke des Bühnenvolksbundes in Heft 1/2 seiner Vierteljahrshefte (Augsburg-Stuttgart, Dr. Benno Filser-Verlag) einer stattlichen Reihe theaterkundiger Männer über die Zukunftsfrage der Schaubühne das Wort zu erteilen, ohne sich hierbei auf die Vorkämpfer der Erneuerung des christlichen Dramas zu beschränken. Der Herausgeber der Hefte, Dr. Joh. Eckardt, legt vor allem dar, daß es nicht genügt, Organisationen zu schaffen, die den Massen das Theater erschließen, denn Organisation ist noch lange keine innere Einheit, die schöpferische Kräfte auslösen könnte. Bei der Mannigfaltigkeit unseres Kulturlebens ist das Theater als der Ausdruck eines weltanschaulich klaren Willens nicht möglich; im Gegenteil, nichts dürfte nach Eckardts Ansicht die Erneuerung besser fördern, als die möglichst bestimmte Herausarbeitung und Zusammenfassung all der verschiedenen geistigen Kräfte, die am Bild einer neuen Zukunft bauen. — „Das wahre Theater ist nur denkbar als Ausdruck einer wahren Gemeinde", sagt auch H. Kranz, der vom antiken Theater ausgeht und betont, daß die Sonne, die über diesen Tragödien und ihren erschütterten Zuhörern auf- und niederging, auch auf deutschem Boden leuchtete, wenn der mittelalterliche Christ auf dem Marktplatz der Stadt, vor dem Dome das Leiden und Sterben des Erlösers oder das Spiel vom Antichrist sah. Daß die Nachahmung alter Formen durch Künstler, die von anderem Geiste beseelt sind, für ein seelisch verändertes Publikum wertlos ist, ist überzeugend. Kranz kommt zu dem Schlusse: „Das Theater kann nicht vom Theater aus gerettet werden, sondern nur aus dem Mittelpunkt geistigen Lebens überhaupt." — Trotz aller finanziellen Gefahren, meint E. Legal, ein Mann der Bühnenpraxis, sei die Idee des Theaters nie so weit vom Untergange entfernt gewesen, wie heute, denn die deutsche Seele habe seit absehbarer Zeit nicht einen so starken Drang nach Höherem empfunden als in der klassischen Zeit des — Schiebertums. Ohne sich menschlich aufgeben zu müssen, kann sich der Zuschauer im Theater zum Gott erhöht träumen, dies mache das Bedürfnis nach der Theaterkunst unsterblich. Von den Schauspielern glaubt Legal, daß sie, wenn es nicht anders geht, ungeheuer genügsam sein und sich die Anhänglichkeit an den Geist ihrer Kunst nicht rauben lassen werden. — R. Benz, der von der Erneuerung des Theaters aus dem Erlebnis der Gemeinschaft spricht, hebt das christliche Drama des Mittelalters über das bisher gültige griechische Muster. Das Theater sei bis heute nicht von dem Fluche erlöst worden, der seit der Renaissance auf ihm ruhte: Vergnügungsstätte einer kleinen, gebildeten Schicht zu sein. Selbst das klassische deutsche Drama kam von der Renaissancekonvention in Stil und Stoff nirgends los: alle Versuche, eine neue Weltanschauung im Drama zu gestalten, scheitern nach Benz daran, daß das Theater unmittelbaren dichterischen Ausdruck in mythischen Bildgestalten nicht zuließ, sondern den Dichter zwang, lebenswahre Charaktere und psychologisch richtige Konflikte darzustellen und seine Figuren in das antiquarisch einwandfreie Kostüm historischen und mythologischen Stoffes zu kleiden. So ward der Dichter zum Schneider und Souffleur des Schauspielers degradiert. Ich kann diesen Darlegungen, mit denen Benz die gewiß schädliche Entwicklung eines Kunstkennertums erklären will, nicht durchaus folgen. Wann hat die Bühne den Dichter gehindert, eine Weltanschauung zu gestalten? Von Faust zu Parsifal? Lebenswahre Charaktere und Konflikte? Über erhöhtes Menschentum, über Gefühle, die in unserm Innern Widerhall finden, vermag kein Dichter hinauszugehen, auch das Theater der Griechen nicht. Und wie steht es mit dem antiquarisch einwandfreien Kostüm? Auch eine Erneuerung des mittelalterlichen Dramas wird darauf weder verzichten können, noch wollen. Im letzteren nur lebt nach Benz der echte christliche Stil (und Calderon?). An Stelle des Charakters steht die Gestalt, deren Phantasiebild der Maler in langer Überlieferung dem religiösen Dichter nachgebildet, nicht nach Schönheits- und Illusionsgesetzen des menschlichen Körpers, sondern nach Gesetzen unmittelbaren geistigen Ausdruckes in Linie, Form und Attribut. Nicht wirklichkeitsgetreues Spiel, sondern Rede des feierlichen Sprechers . . . . Gesang, der aus den verschiedenen Personen gleich stark, nur in verschiedenem Farbklange, wie aus verschiedenen Instrumenten tönt. Was hier Benz vorschwebt, scheint mir noch mehr von Wagners Parsifal erfüllt zu sein. — „Harmonie zwischen Dichter und Publikum ist die selbstverständliche Bedingung eines Kulturtheaters". Von diesem Satze ausgehend, untersucht B. Diebold das Verhältnis zwischen Christentum und Tragödie und kommt zu dem Schlusse, daß beide in unlösbarem Widerspruch ständen, hie Passion, hie Aktion. Eine christliche Kulturgemeinde müßte die echte Tragödie als die idealste Rechthaberei des Ichs aus dem Spielplan streichen. Wie mich dünkt mit Recht, wendet sich O. Katann gegen die These, daß das christliche Drama nur Märtyrerdrama sein müsse: Wir sind Kämpfer auf Erden und tragen nach Paulus zwei einander widerstreitende Gesetze in unseren Leibern. Das ganze große Reich der Sünde, das Riesengebiet der christlichen Ethik und eine schier unendliche Problematik mit unermeßlichem Reichtum feinster, ethischer Schattierungen tut sich auf. Die Tragödie bedarf objektiver Gesetze von ewiger Geltung, während sie auf dem Boden des sittlichen Relativismus der Neuzeit unmöglich ist.— Gemeinschaft als Kraft betitelt E. Heilborn seine Untersuchung über die Theaterwirkung, die die einzelnen Zuschauer zu einer Gemeinschaft bindet, die adeln und auch hinabziehen kann. Die neue Gemeinschaft, die sich anbahnt, nachdem uns Macht und Besitz genommen wurde, ist eine religiöse. Es fragt sich nun, ob sie geeignet und befähigt sein wird, eine neue Bühnenkunst zu gestalten, ja, ob sie solcher bedarf. Es scheint ihm verheißungsvoll, daß der Ruf aus dem Süden Deutschlands und aus katholischen Kreisen ergeht. — R. Grosches schwungvolle Schrift von der Wiedergeburt des Dramas sagt: Das Ethos der neuen Jugend ist uns Born und Quelle, mütterlicher Boden auch des Dramas. Nur weil

wir an den neuen Geist des Dramas glauben, hoffen wir. Sorges reichlich überschätzter „Bettler" ist ihm der erste „Fanfarenstoß" des neuen Geistes; Ilse von Stachs „Genesius", Dietzenschmidts „Christofer" und „Jakobsfahrt", Weismantels „Wächter unter dem Galgen" sind ihm „früheste Schwalben" eines alles esoterische Literatentum überwindenden Dramas. Lesenswert ist die Schilderung, die Grosche von den geistigen Nöten der Jugend gibt. Ein Denkfehler freilich ist die Hinneigung dieser Jugend, die die schärfste Negation des „irreligiösen Geistes" war, zum Marxismus! Die mit fast religiöser Inbrunst an den Sozialismus glaubte und an ihn glauben wird (!!), bis sie die dégradation de la mystique en politique erleben wird. — A. Paquet meint, das heutige Theater ginge noch mehr an seiner Unnotwendigkeit, als an den finanziellen Schwierigkeiten zugrunde. Wäre nicht jeden Augenblick ein Theater denkbar, dessen Urtrieb Freiwilligkeit, Unmittelbarkeit des Ausdruckes ist, wie bei einer Volksversammlung unter freiem Himmel? Einen Wedekind zu den Wegbereitern einer wiederkehrenden Tragödie zu rechnen, vermag ich nicht. Der Gedanke, daß die Organisationen Mäzene werden könnten, ist denkbar. Paquet meint, sie wüßten nichts von ihrer Bedeutung für die Zukunft: „Sie gleichen noch den Arbeitergruppen, die um höhere Löhne kämpfen, statt um vollkommene Erneuerung und Kontrolle ihres Gewerbezweiges." Soll jeder organisierte Theaterbesucher den Schaffenden hineinreden dürfen oder am Ende Mehrheitsbeschlüsse Dichter und Spieler zu Marionetten machen? — Daß das Theater einen Führer von Selbstverantwortlichkeit braucht, betont F. Budde, der auch über den Bau der Bühnenhäuser Anregendes zu sagen weiß. — St. Zweig will das Alltagstheater nicht zerstören, er fordert neben ihm etwas, was sich mit Wagners Festspielgedanken berührt. H. Frank untersucht das Verhältnis des Dichters zu seiner Zeit. W. E. Thormanns Preislied auf Fritz von Unruh vermag mich in der Schilderung der Frühwerke mehr zu überzeugen, als in der Hochpreisung der Trilogie, über deren Schlußteil wir ja noch nichts wissen. Was Ad. Kraetzer vom neuen Theater fordert, haben erste Bühnen in glücklichen Zeitspannen, die freilich nicht immer lange währten, geleistet. Marterstein, der bekannte Bühnenleiter, bespricht Fragen der Organisation. H. Sinsheimer tritt der Volksbühnenbewegung skeptisch gegenüber. Ihm ist das Theater ein Kunststaat für sich, Symbol des realen und politischen Staates. Gelinge es aber, dem Volk in seiner Entwicklung weiterzuhelfen, so sei damit auch automatisch dem Theater geholfen. Zeiß, dem Münchener Generalintendanten, dagegen sind die Versuche, die Bühne wieder in den Dienst allgemeiner Volksbildung stellen zu wollen, eines der wenigen erfreulichen Anzeichen für das Wiedererwachen kulturellen Gewissens. E. L. Stahl berichtet über die Theaterkulturbewegung, der wir in diesen Blättern stets unsere Aufmerksamkeit gewidmet haben. Exz. Schmidt legt, wie eingangs schon gestreift, ausgehend von dem Worte des hl. Thomas von Aquin: Ludus est necessarius ad conversationem humanae vitae, seine Erinnerungen und Erwartungen dar. Ueber die erfreuliche Entwicklung der Wanderbühnen berichtet Nießen. Der Leipziger Aesthetiker Volkelt bringt Gedanken über die Bühne der Gegenwart. Er beklagt, daß die modernen Dramatiker so selten etwas innerlich wahrhaft Aufbauendes geschaffen haben. Wenn er u. a. sagt: Mehr als sonst muß sich in unseren Tagen der Theaterkritiker vor Augen halten, daß auch er an der Wiederaufrichtung der geistigen und sittlichen Welt mitzuwirken habe, daß es zu seinem Berufe gehöre, nicht das künstlerische Chaos und die sittliche Zermürbung noch zu steigern, so stellt er Forderungen auf, die sich mit den Richtlinien dieser Zeitschrift immer gedeckt haben. Das Heft gibt u. a. noch ein wertvolles Fragment aus Dietzenschmidts „Nächten des Bruders Vitalis" und Bühnenbilder expressionistischen Charakters dieses Dramas von Siebert. Es ist nicht möglich, alles auch nur zu streifen und selbst flüchtig eine Ueberschau zu geben. Es genügt, wenn alle die, welche den hier beregten Kunstfragen näherstehen, die Anregung empfangen haben, diese Veröffentlichung des Bühnenvolksbundes eingehend zu studieren. Alle aber, die in fruchtlosem Pessimismus beiseite stehen, mögen die Ueberzeugung gewinnen, daß so viel selbstlose Arbeit für das Volksganze nicht ohne Früchte bleiben kann.

Sommerfeld.

Läuft ein launiger Wind durchs Feld,
Der die Halme wie Wogen wellt,
Blinkt es auf wie Blut so rot.
Feld, hast du so hohe Not,
Dass du solchen Blutmohn trägst,
Der dir aus dem Herzen wächst?
Dass deine Halme vor Hochgewittern
Zagen und zittern?
Dass dir in Angst vor schlagenden Schlossen
Mohn wie Blut aus dem Herzen geschossen?
Sieh', wie die gütigen Kornblumen blauen:
Habe Vertrauen . . .

F. Schrönghamer-Heimdal.

Vom Büchertisch.

Klosterleben im deutschen Mittelalter. Nach zeitgenössischen Aufzeichnungen herausgegeben von Johannes Bühler (Insel-Verlag, Leipzig, 525 S., 16 Bildtafeln, Preis 36.— M). Ein schönes Unternehmen nimmt der Insel-Verlag in Angriff. Unter dem Gesamttitel „Memoiren und Chroniken" sucht er eine quellenmäßige Einführung in die verschiedensten Kulturgebiete zu geben. Der vorliegende erste Band behandelt das Klosterleben im deutschen Mittelalter unter Zugrundelegung zeitgenössischer Aufzeichnungen mittelalterlicher Mönche und Nonnen. Behandelt werden die Benediktiner und Zisterzienser, die regulierten Augustiner-Chorherren und die Prämonstratenser, die Franziskaner und die Dominikaner. Zur Sprache kommen Teile aus den Regeln der betreffenden Orden, Leben und Lebensgeschichte bedeutender Mönche, Gebräuche, Chroniken, Reformen der Klöster usw. Das Buch ist so angelegt, daß der Herausgeber jedem Abschnitt eine sehr dankenswerte erklärende Einführung vorausschickt. Wie aus dem Verzeichnis der benützten Handschriften, Quellen und Literatur hervorgeht, ist das Buch quellenmäßig, wissenschaftlich und sachlich gearbeitet, sodaß es nicht bloß weitesten Kreisen Belehrung vermittelt, sondern auch wissenschaftlichen Zwecken dienstbar gemacht werden kann. Die Ausstattung des Buches mit den 16 schönen Tafeln ist trefflich, der Preis nicht hoch. Prof. Dr. H. Meyer.

Das Strafrecht des Codex Juris Canonici. Von Dr. Eduard Eichmann. (Verlag Schöningh, Paderborn 1920.) — Das umfangreiche Gebiet des kanonischen Strafrechtes ist in der Arbeit, die sich im allgemeinen an die Form eines Lehrbuches hält, sehr übersichtlich und systematisch hervorragend dargestellt. Daß das vorliegende Werk jedem Theologen unentbehrlich wird, darf wohl als selbstverständlich angenommen werden; ich möchte aber gerade das Augenmerk der Juristen und Politiker auf dieses Buch lenken. Denn das kirchliche Strafrecht ist auch in unserer Zeit, wie der bekannte Rechtslehrer v. Frank mit Nachdruck schon 1917 betont hat, „mehr als eine bloße theoretische Kundgebung der ältesten Kulturmacht über das, was sie für Recht hält, sondern ein Gesetzbuch, das sich auch auf strafrechtlichem Gebiete in weitem Umfange durchsetzen wird." Dazu kommt, daß vor allem der Jurist eine ungeahnte Fülle von Anregungen aus dieser Darstellung des kirchlichen Strafrechtes schöpfen und zu der Ueberzeugung gelangen wird, daß das Strafrecht des corpus juris canonici in sehr vielen Beziehungen fortschrittlicher ist und modernen Ideen der weltlichen Rechtsschulen mehr Rechnung trägt als die meisten unserer derzeitigen staatlichen Strafgesetzbücher. In dieser Beziehung hätte ich es begrüßt, wenn der allgemeine Teil über die Grundfragen des Strafrechtes noch erheblich ausführlicher behandelt worden wäre, als es geschehen ist; vielleicht gibt eine baldige Neuauflage hiezu Gelegenheit. Den dolus eventualis als eine Unterart der culpa ansehen (S. 37), ist irrtümlich; der dolus eventualis ist ein echter dolus und besteht darin, daß der Täter unter allen Umständen zu handeln entschlossen ist, ohne Rücksicht darauf, ob ein primär nicht gewollter, jedoch als möglich vorgestellter Tatbestand eintritt oder nicht. Alles in allem genommen: Kein wissenschaftlich interessierter Jurist sollte sich den Genuß entgehen lassen, an der Hand dieses Buches sich einen Einblick in das geltende kirchliche Strafrecht zu verschaffen.

Dr. Hipp, rechtsk. 1. Bürgermeister, Regensburg.

Die Christlichen Gewerkschaften. In Heft 4 der „Politischen Zeitfragen" (Verlag Dr. A. Pfeiffer, München, Maffeistraße 4/IV) gibt Gewerkschaftssekretär, M. d. L. Funke, ein zusammenhängendes Bild über die Christlichen Gewerkschaften, ihre Grundsätze und Ziele. Klar und übersichtlich werden in den einzelnen Abschnitten Geschichte und Entwicklung der Gewerkschaften und die praktische Tätigkeit derselben behandelt. Das Heftchen trägt dazu bei, das vielfach mangelhafte Verständnis für die den Christlichen Gewerkschaften zukommende Bedeutung zu fördern und verdient besonders von den Angehörigen der übrigen Stände gelesen zu werden. Dann wird an die Stelle des bisher auch in den eigenen Reihen „oft geübten Aneinander-Vorbeigehens die soziale Versöhnung und gegenseitige Förderung treten", dem Volk und Vaterland zum Segen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Die Akademische Wanderbühne München gastierte an zwei Nachmittagen zugunsten der oberschlesischen Flüchtlinge in den Kammerspielen. Ich will hoffen, daß der Besuch am Sonntag dem vaterländischen Zwecke besser entsprach, an freundlicher Anerkennung hat es auch am ersten Tage nicht gefehlt. Man gab „Ulysses von Ithaka" von Ludwig Holberg (1684—1754), dem großen dänischen Lustspieldichter, der auch unsere Literatur nicht gering beeinflußt hat. Ob freilich diese schöne Helena uns Heutigen sehr viel zu sagen hat, möchte ich fast bezweifeln. Unsere Lustspiele sind gewiß nicht geistreicher, aber kürzer; ein Vorspiel und fünf Akte sind lang, entsprechend der langen Zeit vom Urteil des Paris über den Trojanischen Krieg bis zur Heimkehr des Odysseus. Da, als Ulysses sich anschickt, gegen die Freier Penelopes vorzugehen, deren sprichwörtliche Tugend übrigens Holberg gerade so in Zweifel setzt, wie ein und dreiviertel Jahrhunderte später Gerh. Hauptmann, springt aus dem Publikum ein Professor auf die Bühne, der die Verulkung klassischer Ideale nicht länger ertragen kann, und so fällt über hochkomischem Streit und Verwirrung der Vorhang. Das ist sehr drollig, wie vieles in dem Stück, aber dazwischen ist doch manche Strecke, die einen, wenn man ehrlich sein will, langweilt, auch wenn man die satirischen Absichten nicht verkennt. Diese richten sich kaum gegen die Antike; es ist Zeitsatire. Die Göttinnen im Reifrock und die Helden mit der Allongeperücke entsprechen durchaus dem barschen, gespreizten, unwahren Wesen, wie es sich bei uns etwa in der zweiten Schlesischen Dichterschule verkörpert. Gespielt wurde sehr munter und frisch und man

freut sich an dieser Spielfreudigkeit. Otto C. Crusius hat eine recht geistreiche Begleitmusik geschrieben, die sich fast scheut vor drastischeren Wirkungen, denen auszuweichen dem Lustspieldichter ganz und gar nicht beikommt.

Verschiedenes aus aller Welt. Mit zwei Symphoniekonzerten deutscher Meister, die Nikisch dirigierte und dem von Br. Walter geleiteten Parsifal begannen in Zürich die internationalen Festspiele. — Der Universitätsbund von Göttingen veranstaltet Händel-Opern-Festspiele; unter Heranziehung erster deutscher Gesangskräfte gelangen „Rodelinde" und „Otto und Theophano" zur Durchführung. Wir kennen von G. F. Händel meist nur die Oratorien. Der Anreger der künstlerischen Unternehmung, Privatdozent Dr. Hagen, flieht in diesen seit 200 Jahren vergessenen Opern die fruchtbarsten Anregungen zu einem musikdramatischen Stil, der nicht auf dem Orchester, sondern auf der menschlichen Stimme beruht. — Seitdem die Pfalz infolge der Besetzung vom übrigen Deutschland abgeschlossen ist, hat das Pfälzische Landes-Symphonie-Orchester unter der Leitung Ernst Boches in allen größeren und mittleren Städten der Rheinpfalz durch die Pflege deutscher Meister das deutsche Empfinden gestärkt. — Der Bühnenvolksbund ließ in Frankfurt a. M. „Den Wächter unter dem Galgen", die Tragödie eines Volkes von Leo Weismantel aufführen. Der Dichter hat seinem Stücke eine Beziehung auf das Geschehen der letzten Jahre zugesprochen, von dem er sich auf solche Weise befreien wollte, um weiterleben zu können. Der Dichter will sich und uns helfen, den Glauben an Liebe und Güte wiederzugewinnen. Das Werk ist nach Berichten hoher Achtung wert, aber die Häufung der Symbole verhindert die volle Klarheit des vielverzweigten Handlungsverlaufes. — Ein Privattheater in Frankfurt a. M. will die Aufführungen von Schnitzlers „Reigen" wieder aufnehmen. Es trägt den Namen jedes Theaterbesuchers in eine Liste ein und jeder muß unterschreiben, daß er aus künstlerischen Gründen die Aufführung wünsche und auf laute Aeußerungen des Mißfallens verzichte. Hierdurch glaubt man sittliche Proteste, wie sie anderenorts das Vergnügen störten, fernhalten zu können. Man muß zugeben, daß dies ein Weg ist, auf dem sich die letzten Hemmnisse gegen die Entsittlichung der Schaubühne „überwinden" lassen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die steigenden Kurse des vorigen Wochenendes haben die Kundschaft bestimmt, weiterzukaufen. Die Spekulation geht mit bedeutenden Rückkäufen von neuem ins Geschäft. Jnflationshausse! Devisen und Dollar steigen, damit geht die Mark ständig zurück; eine klare Folge der Reparationsmassnahmen. Es ist wieder die Flucht vor der Mark, die unsere Kapitalisten zu den Effekten treibt. Man flieht vor der Mark, um möglichst viel Mark zu bekommen, lautet ein hübsches Paradoxon. Die Bezugsrechte bieten starken Anreiz und für neue Aktien ist eine gute Zeit. Es werden immer wieder Papiere entdeckt, die noch „billig" sind, aber die Nachläufer, die sich auf das steigende Papier stürzen, mussten meist inne werden, dass das Interesse selten noch einmal auf dieses zurückgreift. In chemischen Werten ist es ziemlich ruhig geworden. Für Kaliaktien bestand seit Wochen wenig Meinung, obwohl z. B. in der Generalversammlung der Halleschen Kaliwerke trotz des Berichtes des Syndikates die Geschäftslage nicht als ungünstig erklärt wurde. Die Frachtermässigung habe gut gewirkt, ob freilich dieser Einfluss von durchschlagender Bedeutung sein werde, bleibe abzuwarten. Auch Schiffahrtsaktien geniessen bei fester Lage wegen der Frachtendepression keine Vorliebe bei der Börse, dagegen herrschte lebhaftes Interesse für die Werke des Elektro-Montan-Trusts. Man spricht hier von Kapitalerhöhungen. Die Spekulation hat grosse Posten auf den Markt gebracht, die jedoch glatt Käufer fanden. Höher wurden Bochumer 30%, Gelsenkirchner 13%, Luxemburger 18%, Schuckert 9%, Siemens 12%, Mannesmann 9%; ferner stiegen Stettiner Vulkan 60%. Autowerke, Papier- und Zellstoff — Zementaktien waren wesentlich höher. Rheinische Braunkohle stieg 40% und verlor sofort wieder 20%. Schon der zweite Wochentag brachte jähe Kursänderungen gerade in den zuvor so beliebten Werten; Rheinische Braunkohle verlor 23%, Stettiner Vulkan 26%, dagegen war das Interesse für den Elektro-Montan-Trust wieder sehr stark; man spricht von geplanten russischen Geschäften von grossem Umfang. Im ganzen schränkte der Rückgang der Devisen die Kauflust ein; aber die Aufwärtsbewegung einzelner Werte, u. a. auch der Kohlenaktien in Hinsicht auf die bevorstehende Kohlenpreiserhöhung, wirkte wieder befestigend. Am Mittwoch war das Geschäft etwas ruhiger, aber es fehlte nicht an Anregungen, so Abschluss und Kapitalserhöhung der Diskontogesellschaft. Sensationell wirkte die Kurssteigerung bei Adler und Oppenheimer, die fast 220 Proz. über gestern im freien Verkehr gehandelt wurden, dann noch 130 Proz. stiegen. Das grosse Bezugsrecht bewirkte diese ausserordentliche Steigerung. Bei allen fünf Gesellschaften im Konzern des Elektro-Montan-Trusts werden, wie man wissen will, Kapitalserhöhungen zu niedrigen Kursen erwartet. Die Kursgestaltung war hier nicht gleichmässig, ebenso wie bei oberschlesischen Werten. Auch für Kaliwerte trat nach längerer Pause wieder Interesse zutage. Grosse Steigerung hatten Schantungaktien. Die Abmachungen über die Abfindung der Aktionäre seien abgeschlossen und recht günstig, besagt ein Gerücht, dem geglaubt wurde. Von der bevorstehenden Herbeiführung des Friedenszustandes zwischen uns und den Vereinigten Staaten hatte man vergebens eine beträchtlichere Besserung des Neuyorker Markkurses erwartet. Der letzte Junitag brachte im Devisengeschäft Abschwächung, der aber nach wenigen Stunden wieder eine steigende Tendenz folgte. Kali-Oberschlesische Montan-Elektrizitätswerte zogen an. Die Aufwärtsbewegung war am 1. Juli stürmisch. Phönix stiegen um 20 Proz. bis auf 781, hiervon profitierte der ganze Montanmarkt. In Berlin waren am börsenlosen Samstag im Verkehr von Bureau zu Bureau auf Grund des höheren Markkurses in Neuyork Devisen stärker angeboten. Auf der Frankfurter Börse belebte die Aufhebung des Kriegszustandes mit Amerika das Geschäft. —

Als letzte der Grossbanken gab die Diskonto-Gesellschaft ihren Bericht heraus. Auch hier das sich in Riesenziffern darstellende äussere glanzvolle Bild einer scheinbaren wirtschaftlichen Hochkonjunktur. Auch die Diskontogesellschhft hat ihr Geschäft durch neue Filialen und Verbindungen erweitert. Der Bruttogewinn hat sich verdreifacht. Trotz der bedeutend erhöhten Unkosten kann der Reingewinn mit 160,133,410 ℳ gegen 53,513,229 in Vorjahre ausgewiesen und daraus die Erhöhung der Dividende von 10 Proz. auf 16 Proz. vorgeschlagen werden. Die Rückstellungen sind mit vollem Rechte sehr verstärkt worden. Um die eigenen Mittel den gewaltig gesteigerten Ansprüchen anzupassen, beschloss der Aufsichtsrat dem Vorschlage der Geschäftsinhaber entsprechend, die Erhöhung des Kommanditkapitals um 90 auf 400 Millionen ℳ vorzuschlagen. — Die Generalversammlungen grosser Banken, die in diese Woche fielen, boten keine besonders neuen Momente. Bei so erfreulichen Ergebnissen haben die Abstimmungen fast nur formellen Charakter. Die Dresdner Bank wählte einen ehemaligen Souverän, den Fürsten Adolf von Schaumburg-Lippe in den Aufsichtsrat, also immerhin ein Personalnovum. In einigen Generalversammlungen wurde die Forderung nach aussertariflichen Gratifikationen an die Beamtenschaft gestellt. Die Verwaltung und die Mehrheit blieb jedoch ein rocher de bronze. Es scheint wenig Neigung vorhanden, sich weiter zu binden und man sucht sich gegenüber einer Schematisierung gewisse Freiwilligkeit zu wahren. Diese Einblicke gewinnt man aus den Tarifverhandlungen, soweit aus der immerhin nervösen Flugblättersprache der Gegenseite sich ein objektives Bild gewinnen lässt. Die Streikgefahr im Bankgewerbe scheint vermindert zu sein, dennoch wäre es auf beiden Seiten falsch, Imponderabilien zu gering einzuschätzen.

Bei der Generalversammlung der Deutschen Bank besprach Direktor Mankiewitz die von der Entente geforderte Indossierung der 800 Millionen Mark Goldbonds durch die vier D-Banken. Er betonte u. a. die erhebliche Steigerung der Devisen, durch die dem Finanzministerium die Einlösung der durch das Ultimatum übernommenen Verpflichtungen aus den Schatzwechseln sehr verteuert werde. Die Ausfuhr sei stark zurückgegangen, hauptsächlich wegen der noch immer nicht aufgehobenen Sanktionen. Wenn von England aus gefordert werde, dass Deutschland nur Rohstoffe ausführe, so wäre die Stillegung vieler Fabriken die Folge dieser Massnahmen.

Die a. o. Generalversammlung der Phönix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb in Hoerde beschloss die Erhöhung des Aktienkapitals um 139 auf 275 Millionen Mark, mit welcher sie Vorsorge für die Zukunft treffen will. Bauliche Verbesserungen und Erweiterungen sind in grossem Umfange in Angriff genommen und geplant. Da Frankreich den Bezug von dortigen Erzen nachgerade unmöglich mache, werde die Phönix nach anderen Erzbezugsquellen Umschau halten. Nach grossem Stillstande habe in den letzten 14 Tagen eine lebhafte Nachfrage eingesetzt. Für das am 30. Juni abgela fene Geschäftsjahr dürfe man unter üblichem Vorbehalt 20 Proz. Dividende erwarten. K. Werner, München.

Pfälzische Bank. In der heurigen Generalversammlung waren 36 Aktionäre mit ℳ 23'644,200.— Aktienkapital vertreten. Die Regularien wurden nach den Anträgen der Verwaltung genehmigt. Die satzungsgemäss ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder Herren Geheimer Kommerzienrat Dr. R. Brosien in Mannheim, Geheimer Justizrat Dr. Carl Stephan, Rechtsanwalt in Worms und Geheimer Hofrat Franz von Wagner, Präsident der Handelskammer in Ludwigshafen a. Rh. wurden wieder gewählt. Die Dividende kommt mit 10% vom 30. Juni 1921 ab zur Auszahlung.

Die **München Dachauer Aktiengesellschaft** für Maschinenpapierfabrikation in München beruft laut Ausschreibung für den 28. Juli 1921 eine ausserordentliche Generalversammlung ein, die über die Erhöhung des Aktienkapitals von ℳ 4,000,000 auf ℳ 8,160,000 beschliessen soll. Die riesige Geldentwertung und die dadurch entstandene Ueberteuerung aller maschinellen und baulichen Anschaffungen erfordert unerlässlich weitere Kapitalien. Die neuen Mittel sollen dem weiteren, beschleunigten Ausbau der vorhandenen Wasserkräfte, der Anlage einer Kraftübertragungsstation, sowie der Modernisierung der Fabrikationsanlagen dienen. Die neuen 4000 Aktien zu ℳ 1000 sollen den alten Aktionären zur Verfügung gestellt werden. Für je eine alte Aktie soll eine neue Aktie zum Kurse von 110% bezogen werden können. Neben den neuen Stammaktien soll eine kleine Anzahl Vorzugsaktien und zwar 800 Stück zu ℳ 200 mit zehnfachem Stimmrecht geschaffen werden, die nur in besonderen Fällen stimmberechtigt sein und dem Bankhause der Gesellschaft als Treuhänder übergeben werden sollen. Die neuen Aktien sollen ab 1. Januar 1921 am Gewinn beteiligt werden.

Ausstellung für Wasserstrassen und Energiewirtschaft München 18. Juni – 17. Juli 1921

Ausstellung für Wasserstrassen und Energiewirtschaft München 1921.

Entgegen den anfänglich aufgetretenen Befürchtungen, dass der Besuch der Ausstellung bald abflauen würde, ist eine von Tag zu Tag fühlbarere Steigerung festzustellen, eine Erscheinung, die für niemanden, der das Wesen und die Zusammensetzung der Ausstellung kannte, zweifelhaft war.

Die Ausstellung ist nicht nur rein wissenschaftlich belehrend gestaltet, sondern in allen Teilen vom ersten Anfang bis zum letzten Raum anregend, unterhaltend, und für jeden deutschen Volksgenossen, der mit wirtschaftlichen Sorgen für seinen Haushalt arbeitet, wie für jeden Gewerbetreibenden, Industriellen, Landwirt, Lehrer, Theoretiker und Praktiker in ausgebreitetster Weise so mit unmittelbar fassbaren Anregungen durchdrängt, dass für jeden einzelnen etwas zu schauen, zu erfahren und zu profitieren vorhanden ist.

Es ist nun auch seit einigen Tagen, zahlreichen Anregungen entsprechend, die tägliche Dauer der Ausstellung von 6 auf 6½ Uhr abends ausgedehnt worden. Es sind verschiedene neue Eingänge geschaffen worden und durch die Einrichtung der täglich ununterbrochenen Führungen ein wertvolles Mittel für jeden Besucher entstanden, die Ausstellung ohne jeden Zwang zu überblicken und zu verstehen.

Die Konditorei-Ausstellung hat der Ausstellung für Wasserstrassen und Energiewirtschaft keinerlei Eintrag getan. In den Grundbedingungen sind sich beide Ausstellungen nahe verwandt. Es kann immer wieder nur jedermann auf das dringendste empfohlen werden, die Ausstellung, die bis 17. Juli verlängert wurde, zu besuchen und gründlich zu studieren, denn es gibt dort tatsächlich viel Wertvolles zu lernen.

Bauunternehmung Edwards & Hummel-Alfred Kunz.

In der Ausstellung für Wasserstrassen- und Energiewirtschaft gibt die Bauunternehmung Edwards & Hummel-Alfred Kunz, München, an Hand von Lichtbildern und Plänen fertiggestellter Bauwerke und verschiedener in Ausführung begriffener Bauten einen Ueberblick über ihr Arbeitsgebiet. Aus dem Ausstellungsmaterial ist ersichtlich, dass es vornehmlich das Gebiet des Wasserbaues ist, auf dem sich die Firma bis in ihre frühesten Anfänge betätigt hat und noch betätigt. Siebzig grosse, mittlere und kleinere Kraftwerke und Wehrbauten wurden durch das Unternehmen bis jetzt an zahlreichen süddeutschen Fluss- und Wasserläufen errichtet, so unter anderen am Neckar die Wehranlage der Köln—Rottweiler Pulverfabriken in Rottweil und die grossen Wasserkraftanlagen der Kraftwerke Altwürttemberg Aktiengesellschaft bei Ludwigsburg, an der Iller die Wasserkraftanlagen der Spinnerei und Weberei Kottern, am Lech die Wehrbauten bei Füssen, der Seilerwarenfabrik Füssen, die Wasserkraftanlage des Karbidwerkes Lechbruck, das Hochablasswehr der Stadt Augsburg und die Wehranlage der Lechelektrizitätswerke bei Gersthofen, an der Amper die Wasserkraftanlagen der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft Amperwerke bei Unterbruck und Kranzberg, an der Isar die Wehranlage bei Höllriegelskreuth, der Isarwerke und das Stauwehr des Uppenbornkraftwerkes bei Moosburg.

Auch beim derzeitigen Ausbau der Wasserkräfte ist die Firma in hervorragendem Masse beteiligt. Während des Krieges begonnen und vor kurzem fertiggestellt wurde das Kraftwerk Margarethenberg der Bayerischen Stickstoffwerke A.-G. bei Hirten a. d. Alz. In Ausführung begriffen sind an der Iller bei Kempten eine Wasserkraftanlage der Spinnerei und Weberei Kottern, am Lech bei Gersthofen ein neues grosses Einlaufbauwerk der Lech-Elektrizitätswerke. Von den umfangreichen Bauarbeiten des Walchenseekraftwerkes Los III, umfassend die Kraftwerksanlage mit Unterwasserkanal, seitens des Staates in Auftrag gegeben; seitens der Alzwerke München die gesamten Bauarbeiten der Wasserkraftanlage Hirten-Holzfeld, welche zu den grössten im Bau befindlichen Kraftwerksanlagen zählt. Im Zuge des ca. 17 km langen Kanals kommen hier grosse Tunnelbauten zur Ausführung, wobei eine eigene patentierte Bauweise angewendet wird. Bei diesen Bauausführungen sind mehrere Millionen Kubikmeter Erdbewegung zu bewältigen und mehrere hunderttausend Kubikmeter Beton zu verbauen.

Auch auf dem Gebiete der städtischen Kanalisation weist die Firma namhafte Ausführungen auf, ebenso über solche auf dem Gebiete des Betonbaues. Die von ihr ausgeführten grossen Brücken, unter anderem die viergleisige Eisenbahnbrücke über die Iller bei Kempten (60 m Spannweite), die Wallstrassenbrücke in Ulm (65 m Spannweite), die Isarbrücke bei Unterföhring, der Eisenbahnviadukt über das Wertachtal bei Nesselwang sind als Ingenieurbauwerke erster Klasse anzusprechen.

Wamsler Werke Münchener Kochherd- u. Ofenfabrik.

Deutschland leidet Mangel an Brennstoffen. Solange die Wasserstraßen noch nicht in dem geplanten Umfange ausgebaut sind und die Kohle durch Elektrizität ersetzt werden kann, ist es eine der wichtigsten Aufgaben, die Brennstoffe restlos auszunützen und ein ungenütztes Verfliegen derselben in unzeitgemässen Heiz- und Kochanlagen zu vermeiden.

Die bekannten Münchener Wamsler Werke zeigen auf der Ausstellung eine Reihe auf den neuesten Erfindungen beruhender Konstruktionen. Der Spezial-Torfofen dient vermöge eines verstellbaren Rostes den verschiedensten Brennstoffen. Insbesondere Torf wird restlos ausgenützt. Der „Alles-Brenner“ besitzt einen Planrost und verheizt alles Brennmaterial ohne Unterschied. Für Kleinküchen, Wohnküchen, Notstandsbauten, Barackenbauten, Schutzhütten, Packwagen, Heimgartenhäuser und dergl. eignen sich in direkt idealer Weise die sogenannten Kleinkochöfen, sowie der Normal-Sparherd, deren Nutzeffekt ein hoher und deren Materialaufwand ein sehr niedriger ist. Besonders hervorzuheben ist Wamslers Doppelzugkonstruktion, welche die Heizgase durch sinnreiche Vorrichtung um das Bratrohr herumführt, also restlos ausnützt und ein einseitiges Anbrennen der Speisen ausschliesst. Wamslers Kochherde, Heiz-, Brat- und Backöfen, Kesselfeuerungen, Dampfkochanlagen bis zu den größten Dimensionen sind wohlbekannt. Keine Haushaltung, keine Anstalt, kein Krankenhaus usw. sollte vor Neuanschaffungen versäumen, von der Firma Wamsler sich beraten zu lassen. Auch für ausländische Interessenten empfiehlt es sich besonders, von dieser anerkannt leistungsfähigen Firma Kostenvoranschläge einzuholen, denn die Wamsler-Werke liefern nur Qualitätsarbeit.

Ein internationales Ausstattungshaus für Wohnbedarf.

Im Rosipalhaus, einem früheren Adelspalast, in München ist seit Jahresfrist ein Unternehmen als „Münchner Möbel- nnd Raumkunst" eingerichtet, dem internationale Bedeutung zukommt; in besonderer Art wurde hier eine ständige Verkaufsausstellung und eine frei zugängliche Musterschau „Das behagliche Heim" geschaffen. Diese zeigt in verblüffender Vielseitigkeit, wie sich auch in der jetzigen schweren Zeit, die ein gutes Wohnen erst recht nötig macht, in Haus und Heim, in Villa, Landhaus oder Mietwohnung in Stadt und Land ein behagliches Heim schaffen, mit gediegenem Raumschmuck und gutem Hausrat ausstatten lässt.

Die anspruchsvollere Wohnungskultur, die bürgerliche Wohnung bis herab zur Heimstätte sind im Rahmen gediegener Möbel so dargestellt, dass jedermann Nutzen daraus ziehen kann. Der von der Rosenstrasse bis zum Rindermarkt sich er-streckende Gebäudekomplex, der die Münchner Möbel- und Raumkunst, das Rosipalhaus umschliesst, erscheint den Besuchern wie ein einziger grosser Raum, um dessen Lichthöfe und Galerien in drei Stockwerken sich rund 200 vollständig ausgestattete Wohnungseinrichtungen (Schlaf-, Speise-, Damen- und Herren-Zimmer, Bauernstuben, Wohnküchen, Bureaus usw.) als offene Musterräume gruppieren; er bietet auch als Bildersaal eine sehr beachtenswerte Kunst- und kunstgewerbliche Schau: gerahmte Gemälde, Aquarelle, Graphiken, Zeichnungen, Kunstdrucke in Farben, Schwarz-Weissblätter, Silhouetten. Glasbilder, grosse Plastiken, Bronzen, künstlerische Metallarbeiten, Hausschmuck in Bildern und Figuren, Keramiken, Ziergläser, Vasen, Kissen, Teppiche, Decken usw. gibt es hier in reichster Auswahl. In allem aber ist der Grundgedanke festgehalten, dass im Rosipalhaus jede Kunstart, jedes Qualitätsstück Platz haben und nur die Geschmacklosigkeit ausgeschlossen bleiben soll.

Als internationales Haus für Wohnungsausstattung und Kunstgewerbe legt die Münchner Möbel- und Raumkunst, Rosipalhaus, besonders Gewicht auf gute Auslandsbeziehung und ist bestrebt, allerorts gute Vertreter zu gewinnen.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Providentia, Frankfurter Versicherungs-Gesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1920.

A. Aktiva.	M	Pf
1. Einlageverpflichtung der Aktionäre	15,428,571	43
2. Grundbesitz	2,264,000	—
3. Hypotheken	42,272,700	—
4. Wertpapiere	39,433,274	60
5. Vorauszahlungen und Darlehen auf Policen	4,705,990	—
6. Guthaben bei Bankhäusern und Versicherungsunternehmungen	325,556	73
7. Gestundete Prämien	1,926,650	18
8. Rückständige Zinsen und Mieten	106,442	94
9. Ausstände bei Generalagenten und Agenten	4,992,908	04
10. Barer Kassenbestand	168,146	82
11. Sonstige Aktiva	730,256	17
	112,354,496	91

B. Passiva.	M	Pf
1. Aktien- oder Garantiekapital	17,142,857	14
2. Reservefonds	1,714,285	71
3. Prämienreserven und Prämienüberträge	66,703,322	25
4. Reserven für schwebende Versicherungsfälle	3,197,942	32
5. Gewinnreserven der mit Gewinnanteil Versicherten der Lebensversicherung	2,958,806	41
6. Sonstige Reserven	3,213,333	46
7. Guthaben anderer Versicherungsunternehmungen	7,507,118	87
8. Barkautionen	231,059	05
9. Sonstige Passiva	8,771,545	63
10. Gewinn	914,226	07
	112,354,496	91

Pfälzische Bank.

Bilanz per 31. Dezember 1920.

Aktiva.		M	Pf
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken		28,073,383	20
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		291,402,094	19
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		159,734,454	43
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		47,997,665	54
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		69,394,671	67
Eigene Wertpapiere		19,416,045	22
Konsortialbeteiligungen		7,465,685	82
Debitoren in laufender Rechnung:			
a) gedeckte	Mk. 362,915,167.07		
b) ungedeckte	Mk. 318,996,245.44	681,911,412	51
Aval- und Bürgschaftsdebitoren	Mk. 67,842,634.64		
Bankgebäude		5,652,544	56
Sonstige Immobilien		444,414	68
Mobilien		15,362	—
Hypotheken, Zessionen und Restkaufschillinge		2,412,352	85
Kommanditarische Beteiligungen		668,500	—
		1 294,588,586	67

Passiva.		M	Pf
Aktienkapital		75,000,000	—
Gesetzlicher Reservefonds		12,500,000	—
Spezial-Reservefonds		200,000	—
Delkrederefonds		600,000	—
Kreditoren		1,105,953,948	19
Akzepte und Schecks		61,337,095	59
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen	Mk. 67,842,634.64		
Uebergangs-Saldi der Zentrale und Filialen untereinander		9,829,478	96
Passiv-Hypotheken		1,934,308	18
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds		2,452,658	98
Talonsteuer-Reserve		300,000	—
Dividenden unerhobener früherer Jahrgänge		105,834	—
Reingewinn		24,375,267	77
		1,294,588,586	67

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1920.

Soll.	M	Pf
Geschäftsunkosten einschl. Tantiėmen der Filialvorstände	31,975,990	44
Gewinn-Saldo	24,375,267	77
	56,351,258	21

Haben.	M	Pf
Gewinn-Vortrag v. J. 1919	1,000,000	—
Ueberschuss auf Zinsen-, Diskont- und Devisen-Konto	28,884,905	45
„ „ Provisions-Konto	17,108,743	25
„ aus Wertpapieren, einschl. Zins- und Gewinn-Anteilscheinen, Gemeinschaftsgeschäften und Beteiligungen	9,357,609	51
	56,351,258	21

Der Gewinnanteil für das Geschäftsjahr 1920 wurde in der heutigen Generalversammlung auf 10% festgesetzt und es gelangen demnach die Gewinnanteilscheine Nr. 25 für das Jahr 1920 mit

M. 60.— für die Aktien à M. 600.— { unter Abzug von 10%
„ 120.— „ „ „ „ „ 1200.— { Kapital-Ertrags-Steuer

vom 30. Juni a. c. ab zur Auszahlung bei:
unserer Bank und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, ferner bei der **Rheinischen Creditbank Mannheim** und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, bei der **Deutschen Bank Berlin** und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, bei der **Deutschen Vereinsbank Frankfurt a. M.,** bei der **Bayerischen Staatsbank München** und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, bei der **Bayerischen Handelsbank München** und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, bei der **Württemberg. Hofbank G. m. b. H., Stuttgart.**

Bei der Einlieferung sind die Gewinnanteilscheine mit dem Firmenstempel oder Namen der Einreicher zu versehen.

Ludwigshafen a. Rh., den 28. Juni 1921.

Pfälzische Bank.

Deutsche Bank.

Abschluss am 31. Dezember 1920.

Besitz.

Kasse	M	1,183,373,311.01
Guthaben bei Banken	„	1,185,081,410.04
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	„	16,025,821,696.77
Verzinsliche Deutsche Schatzanweisungen	„	85.285 240.51
Report und Lombard	„	217,350,389.80
Vorschüsse auf Waren	„	535,705,583.82
Deutsche Staatsanleihen	„	6,747,730.17
	M	19,239,365,362.12
Sonstige Wertpapiere	„	62,837,637.29
Beteiligung an Gemeinschafts-Unternehmungen	„	38,352,685.61
Dauernde Beteiligung bei anderen Banken und Firmen	„	76,717,012.80
Schuldner in laufender Rechnung	„	3,285,979,507.61
Forderungen an das Reich und die Reichsbank aus für Rechnung derselben übernommenen Verbindlichkeiten	„	178,284,410.30
Bankgebäude	„	47,640,000.—
Sonstiger Besitz	„	2.—
	M	22,929,176,617.73

Verbindlichkeiten.

Grundvermögen	M	400,000,000.—
Rücklagen	„	378,085,653.13
	M	778,085,653.13
Gläubiger in laufender Rechnung	„	21,580.004,280.15
Akzepte	„	154,071,251.22
Für Rechnung des Reichs und der Reichsbank übernommene Verbindlichkeiten	„	178,284,410.30
Dr. Georg von Siemens-Fond	„	8,958,041.95
Sonstige Verbindlichkeiten	„	44,704,358.53
Reingewinn	„	185,068,622.45
	M	22.929,176,617.73

DRESDNER BANK

Bilanz per 31. Dezember 1920.

Aktiva.

	ℳ	ℳ
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine u. Guthaben bei Noten u. Abrechnungsbanken		665 017 849.60
Wechsel u. unverzinsl. Schatzanweisungen		6 767 932 223.95
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen d. Reichs u. d. Bundesstaaten	6 767 932 223.95	
b) eigene Akzepte	—	
c) eigene Ziehungen	—	
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—	
Nostroguthaben bei Banken u. Bankfirmen		894 573 333.85
Reports u. Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		235 061 336.85
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		456 789 660.05
davon am Bilanztage gedeckt		
a) durch Waren, Fracht od. Lagerscheine	288 389 634.10	
b) durch andere Sicherheiten	93 227 351.55	
Verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten		53 789 477.65
		9 073 163 881.95
Eigene Wertpapiere		121 205 391.80
a) Anleihen des Reichs u. d. Bundesstaaten	11 918 267.05	
b) sonstige bei der Reichsbank u. anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	9 450 343 20	
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	93 500 785.70	
d) sonstige Wertpapiere	6 335 995.85	
Konsortialbeteiligungen		71 577 149.30
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		77 211 035.85
Schuldner in laufender Rechnung		2 741 231 530.70
a) gedeckte	1 671 739 030.60	
b) ungedeckte	1 069 492 500.10	
außerdem Aval- und Bürgschaftsschuldner ℳ 1 847 187 090.—		
hierunter Avalforderungen an Reich und Reichsbank ℳ 257 721 450.—		
Bankgebäude		61 585 415.95
Sonstige Immobilien		4 192 324.95
Mobilien-Konto		11 140 475.35
Pensions-Fonds-Effekten-Konto		9 220 473.25
Effekten-Konto der König-Friedrich-August-Stiftung		95 205.—
Effekten-Konto d. Georg-Arnstaedt-Stiftung		122 250.—
Saldo der Zentrale u. auswärt. Abteilungen mit unserer Niederlassung in London		20 030 784.60
		12 190 775 918.70

Passiva.

	ℳ	ℳ
Aktien-Kapital-Konto		260 000 000.—
Rücklage A		51 000 000.—
Rücklage B		29 000 000.—
Talonsteuer-Rücklage-Konto		1 444 536.—
Gläubiger		11 582 010 352.95
a) Nostroverpflichtungen	22 674 190.30	
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite einschliessl. der für Reich und Reichsbank übernommenen	140 702 666.70	
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	640 044 966.—	
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung:		
1. innerhalb 7 Tagen fällig	1 467 041 095.75	
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	542 737 322 25	
3. nach 3 Monaten fällig	431 343 648.60	
e) sonstige Gläubiger:		
1. innerhalb 7 Tagen fällig	6 973 031 349.15	
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	971 747 215.30	
3. nach 3 Monaten fällig	392 687 398.90	
Akzepte		108 928 259.65
Ausserdem		
Aval- u. Bürgschaftsverpflichtungen (einschl. der für Reich u. Reichsbank übernommenen) M. 1 847 187 090.—		
Eigene Ziehungen —		
davon für Rechnung Dritter —		
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank —		
Dividenden-Konto		1 292 988.—
Pensions-Fonds-Konto		9 747 841.05
König-Friedrich-August-Stiftung		107 294.85
Georg-Arnstaedt-Stiftung		153 362.35
Eugen-Gutmann-Fonds		2 065 377.10
Uebergangsposten der Zentrale und Filialen untereinander		799 780.75
Reingewinn		144 226 126.—
		12 190 775 918.70

Dresden, den 31. Dezember 1920.

DRESDNER BANK

Nathan. Jüdell. Herbert M. Gutmann. Hrdina. Kleemann. Ritscher. Frisch.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 29 München, 16. Juli 1921. XVIII. Jahrgang.

Erst Deutscher, dann Parteimann.

Von Professor Grebe, M. d. Pr. L.

In einer eindrucksvollen Rede bei der ersten Lesung des Staatshaushaltsplans am 7. Juni ds. Js. betonte Ministerpräsident Stegerwald die Notwendigkeit, die einigenden, staatspolitisch notwendigen Gesichtspunkte voranzustellen. „Was ich unter „national" verstehe, ist, daß ich persönlich erst Deutscher bin, bevor ich Parteimann bin, daß ich persönlich erst Deutscher bin, bevor ich Arbeiter bin, daß ich erst Staatsbürger, dann Parteimann und Arbeiter bin." Diese von warmem vaterländischen Empfinden getragenen Worte machten sichtlich tiefen Eindruck auf die Parteien, um so mehr, als jeder fühlte, daß eine Persönlichkeit hinter diesen Worten stand. Die Sozialdemokratie, die sich krampfhaft bemüht, in dem Ministerium Stegerwald etwas wie ein Ministerium der Reaktion zu sehen, ist natürlich für solche versöhnlichen Töne noch wenig empfänglich. Wie könnte sie dem heftig befehdeten Ministerpräsidenten zugestehen, daß er recht hat mit seinem Versuch, die Parteigegensätze durch Voranstellen der nationalen Notwendigkeiten zu überbrücken? Sie würden damit ja ihr eigenes Verhalten bloßstellen. Deshalb versuchten ihre Redner bei der Beratung des Haushalts des Ministeriums des Innern im Hauptausschuß den Eindruck der Worte Stegerwalds abzuschwächen, indem sie seine Bemerkung als banal, zu viel und darum gar nichts besagend, als überflüssig hinstellten. Die Mahnung, das Vaterland über die Partei zu stellen, sollte allerdings überflüssig sein, leider ist sie es in Deutschland noch lange nicht, wie jeder zugeben wird, der das Verhalten der Parteien in diesen Jahren tiefster deutscher Not beobachtet hat.

Der römische Geschichtsschreiber Tacitus bricht einmal bei der Schilderung eines Kampfes deutscher Stämme gegeneinander in den bezeichnenden Ruf aus: „Bleiben möge und weiterbestehen bei jenen Stämmen, wenn auch nicht die Liebe zu uns, so doch der Haß gegeneinander, denn bei den hereinbrechenden Geschicken des Reiches kann uns das Schicksal nichts Besseres mehr gewähren als die Zwietracht der Feinde". Die entarteten Herren der Welt waren nicht mehr imstande, aus eigener Kraft ihre Stellung zu behaupten. Nur die Uneinigkeit der deutschen Stämme gewährte ihnen noch eine Gnadenfrist. In ganz ähnlicher Lage fühlen sich heute die Franzosen. Zäh halten sie an ihrem Ziel fest, die Vormacht des europäischen Festlandes zu werden. Die Wirklichkeit widerspricht diesem Anspruch. Ihre Volkskraft ist gegenüber einem geschlossenen Deutschtum unzulänglich. Deshalb möchten sie die deutsche Zerrissenheit mit Gewalt verewigen. Bis heute ist die Einheit des Reiches gerettet, wenn es auch an den Grenzen verstümmelt ist und Millionen seiner Kinder unter fremdem Joche weiß. Immerhin haben die Franzosen ihr eigentliches Kriegsziel, die Zerstückelung Deutschlands, eingestandenermaßen nicht erreicht. Sie geben es aber noch nicht verloren und rechnen immer noch mit der deutschen Uneinigkeit.

Nichts zeigt besser, daß das deutsche Volk bis heute noch nicht in gleicher Weise als geschlossene Nation sich fühlt wie die anderen Völker, als die Tatsache, daß Fremde hoffen können, Teile vom Reiche abzusprengen oder es gar zur Auflösung zu treiben. Wir müssen warnen vor französischer Propaganda im besetzten Gebiet. In Frankreich, auch in Italien, das doch nicht früher als wir seine staatliche Einigung erreichte, wäre in ähnlicher Lage jeder solche Versuch von vornherein aussichtslos. Das französische Volk fühlt sich auch staatlich als untrennbare Einheit. Es ist durch keine Propaganda mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß irgendein Teil vom Staatsganzen getrennt werden könnte. Sein Verhalten gegenüber dem Verluste Elsaß-Lothringens, das völkisch nicht einmal zu ihm gehörte, hat die Welt überzeugt, daß es keine Ruhe gibt, wenn Frankreichs Nationalgefühl verletzt wird. Italien hat bei seiner Einigung das Glück gehabt, fast sämtliche Volksgenossen in seinem Einheitsstaate zusammenzufassen. Die Tatsache aber, daß einige tausend Italiener unter Habsburgs Zepter verblieben, genügte, um eine Irredenta ins Leben zu rufen, die nicht ruhte, bis der Kampf um das Trentino aufgenommen wurde. Seelenruhig verleibte dann der Sieger eine weit größere Anzahl Deutscher, ja rein deutsche Gebiete, seinem Nationalstaate ein. Das Nationalitätsprinzip ist, soweit Deutschland in Frage kommt, zur Karikatur geworden. Die Nachbarstaaten Deutschlands glauben ein Recht auf deutsches Gebiet zu haben, wenn dort auch nur eine Minderheit ihrer Volksgenossen wohnt. Schon zu Beginn des Krieges schrieb der Schwede Kjellen: „Wenn irgendein Land eine Irredenta hat, so ist es Deutschland". Durch den Frieden ist das Verhältnis noch viel ungünstiger geworden. Den Polen hat man rein deutsches Gebiet ausgeliefert, ja einen Keil in das deutsche Staatsgebiet getrieben, nur damit Polen einen Zugang zum Meere erhielt. Trotzdem zögert man, Oberschlesien, das seit Jahrhunderten zu Deutschland gehörte und für Deutschlands wirtschaftliche Lebensfähigkeit unentbehrlich ist, dem Abstimmungsergebnis entsprechend zu belassen, weil dort eine polnische Minderheit vorhanden ist. Würde man eine solche Willkür wohl gewagt haben, wenn das deutsche Volk ein ebenso starkes Gefühl für nationale Einheit bislang bewiesen hätte wie andere Völker? Das Ausland muß bei uns einen einheitlichen nationalen Willen sehen. Die frühere staatliche Zerrissenheit hat aufgehört, die Reichseinheit haben wir aus Krieg und Zusammenbruch gerettet. Aber der Streit der Parteien droht für Deutschland gleich verhängnisvoll zu werden wie früher die Uneinigkeit seiner Stämme. Die Mahnung, das Vaterland über die Partei zu stellen, ist darum nicht bloß zeitgemäß, sondern Pflicht für einen Staatsmann.

Die freiheitliche Verfassung, die sich das deutsche Volk gegeben hat, setzt ein politisch reifes Volk und Parteien mit hohem Verantwortungsgefühl voraus. Der Parlamentarismus ist uns nun im kritischsten Augenblick unserer Geschichte so plötzlich beschert, daß weder die Parteien noch die Wählerschaft hinreichend auf ihn eingeschult sind. Fremdes Vorbild läßt sich nicht einfach auf deutsche Verhältnisse übertragen. Für das englische Zweiparteisystem fehlt der deutschen Wählerschaft die Gewöhnung. Selbst in England ist das alte System ernstlich bedroht, die Parteizersplitterung beginnt auch dort und nur das Wahlrecht, das in Einzelwahlkreisen die einfache (relative) Mehrheit entscheiden läßt, hemmt diese Entwicklung und mahnt zur Sammlung. Bei unserem Wahlrecht ist an eine Scheidung der Wählerschaft nach zwei großen Gruppen gar nicht zu denken. Im Augenblick wäre ein parlamentarisches System nach englischem Muster auch gar nicht wünschenswert. Ob die Rechte oder die Linke die Mehrheit hätte, die Regierung müßte in jedem Fall die Verantwortung tragen für die Zustände und zwangsläufigen Erscheinungen, an denen sie nichts ändern kann. Was aber geschieht, um den schwankenden Boden, auf dem Deutschlands Staatsgebäude gegenwärtig ruht, wieder zu festigen, kann erst ganz allmählich fühlbar werden.

Die Revolution hat die Staatsautorität überhaupt schwer erschüttert. Ihre Wiederherstellung ist Vorbedingung, daß wir

allmählich den Geist der Revolution überwinden, ohne neue Erschütterungen in geordnete friedliche Bahnen hinüberlenken. Eine Aenderung der Staatsform ist für absehbare Zeit unmöglich. Niemand braucht seine Ueberzeugung, daß für deutsche Verhältnisse die Monarchie die beste Staatsform ist, aufzugeben. Er muß aber wissen, daß eine unfruchtbare Kritik nur das Autoritätsgefühl für jede Art Regierung weiter untergräbt, statt es wiederherzustellen. Vom Standpunkt der Kommunisten ist es verständlich, wenn sie alles tun, um Parlament und Regierung in Mißachtung zu bringen. Wer aber eine Festigung der Staatsordnung wünscht, muß in erster Linie Selbstzucht üben und alles vermeiden, was die Stetigkeit und ruhige Entwicklung stört. Weder der Zukunftstraum einer kommunistischen Weltverbrüderung, noch die Herstellung des gestürzten Alten wird Deutschland retten. Nur entsagungsvolle, mühselige, aber doch zukunftssichere Arbeit kann die Zeit wirtschaftlicher Armut und politischer Ohnmacht abkürzen. Die Regierung muß auf mindestens ein Jahrzehnt Bürgschaft bieten für eine stetige Politik. Dann können wir hoffen, daß wir der Schwierigkeiten im Innern Herr werden. Durch die Selbstsucht der Parteien ist bislang die Bildung einer tragfähigen Grundlage für eine solche dauerversprechende Regierung verhindert. Die äußerste Linke bekämpft grundsätzlich jede Regierung. Sie scheidet für jede praktische Arbeit aus. Die Sozialdemokratie kann sich aber noch nicht dazu entschließen, ohne Rücksicht auf links die Folgerungen aus der wirklichen Lage zu ziehen aus Furcht, daß ihr die Massen untreu werden. Die Deutschnationalen nutzen die Leiden und Lasten des Volkes agitatorisch aus: Nicht der verlorene Krieg hat uns in Armut und Ohnmacht gebracht. Die Regierung und die Parteien, die sie stützten, sind an allem schuld. Die Regierungsform verhindert unsern Aufstieg. Sie wird mit allen Mitteln verächtlich gemacht, die führenden Männer mit Schmutz beworfen. Die deutschnationale Presse ist rein agitatorisch abgestimmt. „Der Tag" schrieb z. B. in seiner Nr. 299 vom 28. Juni d. J.:

„Diese Jammerrepublik steht uns allen bis an den Hals. Der Staat ist Macht. Ohne Staat können wir nicht leben. Sie ist aber Ohnmacht, Schande, Schiebung, Futterkrippe, erträglich nur für die Muftis, auf deren Order hie und da amtliche Gebäude die schwarzrot-gelbe Flagge hissen."

Da ist die Rede von dem Mann, „der zurzeit den Titel eines deutschen Reichskanzlers trägt", von der inneren „Zersetzung in der Erzberger-Epoche des armen deutschen Landes", von dem „Jammerlappen über den Ministerialgebäuden", und wörtlich heißt es: „Welche Ehre hat denn Schwarzrotgelb bisher eingeheimst? Tritt nicht jeder Senegalneger, jeder Korfanty auf dem Lappen herum? Aber wo Schwarzweißrot sich bauscht, da weiß der ganze Erdball: unter dieser Flagge stritt Deutschland unbesiegt in großen Kriegen, errang es seiner Arbeit Weltruf, gingen freiwillig seine Kriegsschiffe vor Scapa Flow in die Tiefe, hielt ein Häuflein Unerschütterlicher im fernen Afrika stand bis zum Ende." Das ist eine Probe der milderen Tonart. Die Schwäche der Republik ist allein schuld an unserem Unglück. Nicht positive Arbeit ist das erste Erfordernis unserer Lage; nein, es gibt ein bequemeres Mittel; man braucht nur die Regierung zu wechseln. Starke Männer stehen bereit. „Aufrecht vom ersten bis zum letzten Mann bleibt nur die Rechte". Den sozialistischen Parteien tut man mit solchen Phrasen keinen Abbruch; im Gegenteil, man liefert ihnen nur willkommenen Agitationsstoff. Wohl aber besteht die Gefahr, daß die bürgerlichen Parteien, die in unserer unerquicklichen Lage positive Arbeit leisten, durch diese unwahre Agitation Wähler verlieren. Deshalb muß die Deutsche Volkspartei ängstlich darauf sehen, ob durch ihre Stellungnahme nicht die deutschnationale Anziehungskraft in ihren Reihen wächst, und die Demokraten nehmen wieder Rücksicht auf die Deutsche Volkspartei. So sehen die Parteien mehr auf die Erhaltung ihres eigenen Bestandes als auf die Staatsnotwendigkeiten. Sie scheuen sich zum Teil sogar nicht, statt ihre ganze Kraft einzusetzen, um die parlamentarischen Geschäfte zu fördern, durch die Spekulation auf Neuwahlen erhöhte Unruhe unter die Parteien zu bringen. Zuerst waren es die Sozialdemokraten, die mit diesem Gedanken spielten. Jetzt verfolgen die Deutschnationalen dieselbe Taktik. In dem oben erwähnten Artikel des „Tag" heißt es z. B. am Schluß:

„Aber man sieht doch wenigstens schon das Ende. Wenn im Herbst die Tributleistung für den Feindbund auf die sechzig Millionen Schultern in Deutschland, der Greisin ebenso wie des Säuglings, verteilt werden muß, bricht die Herrlichkeit dieser Jammerrepublik zusammen. In Neuwahlen wird die Nation sich neue Führer suchen. Und nachher verschwindet Wirth vom Kanzlerstuhl und der Novemberflecken aus der alten schwarzweißroten Flagge, für deren Bestand und Ehre zwei Millionen Deutsche in den Tod gegangen sind. Sie werden wie die Geister der Erschlagenen auf den Katalaunischen Gefilden, den Endkampf entscheiden."

Also mit einer Steuerhetze glaubt man einen Wahlsieg erringen zu können. Was wäre gewonnen, wenn diese Hoffnung sich erfüllte? Die Notwendigkeit neuer Steuern bliebe im vollen Umfange bestehen. Die Unterlegenen würden dann die gleiche Hetze erheben und in Neuwahlen die eben gefundenen Führer wieder beseitigen. Es ist aber ganz ausgeschlossen, daß Neuwahlen eine wesentliche Verschiebung der Gesamtlage bringen. Vielleicht würden die Mehrheitssozialisten und auch die Deutschnationalen ein paar Mandate gewinnen; im großen und ganzen aber würde an der parlamentarischen Lage nichts geändert.

In der auswärtigen Politik scheidet an sich jedes Parteiinteresse aus. Die Entscheidungen treffen hier immer das ganze Volk in gleicher Weise. Erfolge sind in der auswärtigen Politik nur möglich, wenn ihre Stetigkeit verbürgt ist, gleichgültig, wie sich die Mehrheitsverhältnisse gestalten. Das Ausland schließt keinen Vertrag mit einer Parlamentsmehrheit, sondern nur mit dem ganzen Volke. Die Parteien müssen lernen, daß sie dem Auslande gegenüber für die Durchführung eines Beschlusses verantwortlich sind, wenn sie auch gegen ihn gestimmt haben. Die Deutschnationalen betonen immer wieder, daß nur sie die Träger der deutschen Zukunft sein können, weil sie keinen Anteil haben an der Revolution, dem Frieden von Versailles, dem Ultimatum usw. Wer unsere Ohnmacht verschuldet hat, ist zwecklos zu untersuchen. Für die Folgen haften wir alle. Eine deutschnationale Mehrheit würde unsere Last nicht erleichtern; höchst wahrscheinlich würde der äußere Zwang dann noch verschärft werden. Auch Kapp unseligen Angedenkens begann seine kurze Herrschaft mit der Anerkennung des Vertrages von Versailles. Die Taktik der Deutschnationalen liefert den Franzosen nur einen willkommenen Vorwand, unter Hinweis auf die Unsicherheit der deutschen Mehrheitsverhältnisse an ihrem Zwangssystem festzuhalten. Wir kommen aus der Luft des Krieges nur heraus auf den Boden sachlicher Verhandlung, wenn die Ausführung der auswärtigen Verpflichtungen ausscheidet aus dem Kampfe der Parteien. Hier muß es heißen: Nur Deutscher, nicht Parteimann.

Das deutsche Volk ist auf sich selbst angewiesen. Es darf keine Hilfe erwarten von irgendeinem plötzlichen Systemwechsel oder äußeren Ereignissen, auch nicht von fremder Hilfe. Erst wenn es durch gemeinsame Anspannung aller Kräfte den Tiefstand überwunden hat und sich langsam wieder emporarbeitet, wird es auch von anderen Mächten wieder als aktiver Faktor beachtet werden. Nach einem verlorenen Weltkriege mit nachfolgendem Umsturz im Innern ist nichts leichter als Kritik. Sie ist aber auch niemals unfruchtbarer. Die schweren Lasten, die das deutsche Volk tragen muß, bleiben. Seine Ohnmacht nach außen ist auch nicht von heute auf morgen zu beheben. Agitation, Parteipolitik müssen deshalb zurücktreten, eine breite Arbeitsgemeinschaft ist notwendig. Für diese Wahrheit ist Verständnis im Volke vorhanden. Stegerwald hat sie in Essen ausgesprochen und dadurch weit über die Reihen seiner Partei hinaus Ansehen und Vertrauen gewonnen. Eine geschlossene große Partei der Mitte ist für absehbare Zeit unerreichbar. Möglich aber und unbedingt notwendig ist eine breite Koalition der Mitte, die ebenso weit reicht nach rechts wie nach links. Nur sie kann die Verantwortung tragen für die einschneidenden Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung, die sich nicht umgehen lassen; nur sie verbürgt der Politik die unentbehrliche Stetigkeit. Die Sammlung würde sich leichter vollziehen, wenn der Reichspräsident, der nach amerikanischem Vorbilde in Zukunft vom Volke gewählt wird, auch nach amerikanischem Muster nicht bloß formell, sondern tatsächlich die Zusammensetzung der Regierung zu bestimmen hätte. Einzelne führende Männer aus den betreffenden Parteien würden sich gewiß der Verantwortung nicht entziehen und sich eine feste Mehrheit sichern. Heute haben wir im Reich sowohl wie in Preußen die normale Erscheinung, daß das Ministerium sich aus Parteien zusammensetzt, die nur eine Minderheit der Volksvertretung umfassen. Auf diese Weise kann natürlich das Gefühl der Stärke und Stetigkeit nicht aufkommen. Helfen kann nur die Schärfung des vaterländischen Pflichtgefühls der Parteien. „Erst Deutscher, dann Parteimann" darf nicht Schlagwort bleiben, sondern muß Wirklichkeit werden.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Der Reichstag ist in die Sommerferien gegangen bis zum 6. September. Vorher hat er noch eine große Anzahl Gesetze verabschiedet: über den Volksentscheid, die Lohnsteuer, die Angestelltenversicherung bis zur Einkommensgrenze von 30,000 M, die Entschädigung der Auslandsdeutschen, den Uebergang der Wasserstraßen auf das Reich. Das Gesetz über die religiöse Kindererziehung wurde in der Fassung des Rechtsausschusses angenommen gegen Bayerische Volkspartei und Bayerischen Bauernbund. Eine angeregte Sitzung gab es über den Fall des einst vielgenannten früheren Berliner Polizeipräsidenten Traugott v. Jagow. Er war als Mitschuldiger Kapps wegen Hochverrats verfolgt. Der Haftbefehl aber wurde nicht vollstreckt, weil Jagow ärztliche Zeugnisse beibrachte, daß Untersuchungshaft für ihn gesundheits-, ja lebensgefährlich sei: Tuberkulose, Gallenleiden und — Leberanschoppung. Ein Jahr verging. Das Reichsgericht hob den Haftbefehl am 26. März 1921 gegen Sicherheitsleistung auf, da weder Fluchtverdacht noch Kollusionsgefahr vorliege. Die Sache wäre ruhig weitergegangen, hätte nicht Herr v. Jagow kürzlich in der „Kreuzzeitung" erklärt, seit März 1920 sei er nie krank gewesen. Das veranlaßte die Koalitionsparteien und gesondert die USP., Anfragen an den Reichsjustizminister zu richten. Die erste Anfrage begründete Dr. Spahn, selbst ein Veteran des Reichsgerichts. Rosenfeld von der USP. begab sich selbst auf den Boden der Kappisten, als er rief, der Fall Jagow müsse außerhalb des Parlaments im proletarischen Kampf entschieden werden. Die Antwort des Reichsjustizministers Schiffer befriedigte nicht ganz. Auch der Beschluß des Reichsgerichts, an der Aufhebung des Haftbefehls gegen Sicherheitsleistung festzuhalten, da dies nicht aus Gesundheitsrücksichten angeordnet war, wirkt etwas formalistisch. Ein Jagow, der durch zynischen Widerruf seiner eigenen Krankheitszeugnisse die Rechtspflege verhöhnt, lacht über solches Feingefühl. Und dieser Mann mit dem Herzen und der Leber eines Raubritters aus Kurfürst Joachims Zeit war jahrelang Königlich Preußischer Polizeipräsident! Daß er bei der äußersten Rechten in und außer dem Reichstag moralische Unterstützung genießt, ist kein Wunder. Zur Partei des Rechts gehörten diese Gewaltmenschen ja nie. Wir erinnern nicht an den Eindruck im Ausland, diese Beleidigung des Rechts in Deutschland zwingt allein zu schärfster Verwahrung.

Der heutige Staat kann uns nicht viel bieten, so muß er wenigstens ein Rechtsstaat sein. Niemand vermochte in Deutschland, wo man wahrlich die eigenen Zustände scharf kritisiert, etwas auszusetzen an der Praxis des Reichsgerichts in den Kriegsprozessen. Die neutrale Presse, selbst der deutschfeindliche „Telegraaf" in Holland, fand Worte der Anerkennung, die Ententepresse war zwiespältig. Der englische Generalstaatsanwalt, der selbst in Leipzig zuhörte, warnte das britische Parlament, auf Grund von Zeitungsberichten abzuurteilen. Ein offenes starkes Vorurteil herrschte dagegen in Belgien und Frankreich. Und als der General Stenger von der Schuld, Gefangene habe erschießen zu lassen, freigesprochen und der Major Crusius im Zusammenhang damit unter stark mildernden Umständen zu zwei Jahren Gefängnis und Verlust der Uniform verurteilt worden war, berief die französische Regierung ihre Vollmachtträger und Zeugen telegraphisch ab. Gleichzeitig beantragen Belgien und Frankreich nach Pariser Meldungen zur nächsten Sitzung des Obersten Rats, die Prozesse in den verbündeten Ländern selbst oder vor einem gemeinsamen Gericht der Verbündeten fortzuführen. Das ist alles sehr durchsichtig. Von Deutschland war höchst wirkungsvoll auf das schreiende Unrecht der Sanktionen hingewiesen. Zuletzt tat es der Reichskanzler in seiner Steuerrede, nannte sie Pressionen und zu einem Zeitungsvertreter Sabotage von außen her. Darauf suchte man in Paris eifrig nach neuen Vorwänden, die Sanktionen zu halten. Ein Zwischenfall in Oberschlesien, wo beim Einmarsch der englischen Truppen in Beuthen aus der Zuschauermenge Schüsse fielen und ein französischer Major tödlich getroffen wurde, veranlaßte die Hetzpresse zu Wutausbrüchen. Da ward bekannt, daß ein junger polnischer Aufrührer geschossen hatte. Wie auf einen Pfiff bemächtigten sich nun die Hetzer der Kriegsprozesse in Leipzig. Briand gab nach mit dem Abreisebefehl. Wir möchten glauben, daß sich die Franzosen in dieser großen Geste übernommen haben. Wollen Amerika, England, Italien, die vernünftigen Geschäftsleute in Frankreich und Belgien selbst mit Dauersanktionen oder gar mit einem neuen Ansinnen auf Auslieferung der Kriegsbeschuldigten die Beruhigung der Welt weiter stören, die sich mit der deutschen Erfüllungspolitik angebahnt hat? — Beim Reichsverband der deutschen Presse in Hamburg sprach am 5. Juli Walter Rathenau von der Schicksalseinheit eines ganzen Erdteils, von seinem Wiederaufbau und den Aufgaben, die uns wie unseren Vertragspartnern damit gestellt sind. Er berichtete günstig über die deutsch-französischen Verhandlungen in Wiesbaden. Sie sollen ein Leistungsprogramm vereinbaren anstatt eines Zahlungsprogrammes. Wir alle müssen mit Rathenau fordern, daß die Gegner unserem ehrlichen Willen und unseren Leistungen die Wege ebnen. Der unglückliche Ausfuhrindex vor allem muß durch Geschickteres ersetzt werden. Aber den Wall der Vorurteile gegen Deutschland müssen wir zuvörderst selbst abbrechen. Der feindliche Nachrichtendienst im Krieg hat die Welt so gegen uns eingenommen, unser Einfall in Belgien und die Trümmer, die unser ganz rechtmäßig im Feindesland Nordfrankreich geführter Feldzug hinterließ, haben uns so verhaßt gemacht, daß alle Völker, mit wie wenig Recht auch immer, die ersten Anzeichen einer neuen Gesinnung von Deutschland verlangen. Mindestens in Frankreich können die versöhnlichen Stimmen sonst gar nicht laut werden. Ohne Versöhnlichkeit aber kein Wiederaufbau. Wir dürfen uns nicht schämen, voranzugehen. Das meint Rathenau, wenn er sagt: „Wenn aber Deutschland diese Atlaslast getragen, sich ihr gewachsen gezeigt hat, dann kann es sein Haupt erheben unter den Völkern, denn es hat den Wiederaufbau der Welt geschaffen."

Die Atlaslast der Erfüllung zeigte das Steuerprogramm, das Dr. Wirth als Kanzler und Reichsfinanzminister im Reichstag entwickelte. Steuern werden nie beifällig aufgenommen. Der Regierungsvorschlag zeigt sich als ein Werk der Not: der großen Not unserer Lage und der kleineren Not, daß eine Koalition uns regiert, die noch dazu nach rechts und links Rücksicht nehmen muß. Nach links mehr im Reichstag, nach rechts mehr im Reich. Annähernd gleichmäßig sollen die direkten und die indirekten Steuern ausgebaut werden. Das Reichsnotopfer wird zu einer jährlichen höheren Vermögensabgabe veredelt, um der Entwertung der Mark und der Wertsteigerung des Sachbesitzes Rechnung zu tragen. Auch der Vermögenszuwachs der Revolution soll besteuert werden. Kapitalertrags- und Umsatzsteuer wird erhöht, dazu kommen Versicherungs-, Kraftfahrzeug- und Wettrennsteuern. Von Verbrauchsabgaben werden die Kohlen-, Zucker-, Tabak- und Biersteuern erhöht, Branntwein- und Zündstoffmonopol sowie höhere Zölle sollen nachhelfen. Dr. Wirth rechnet darnach mit 80 Milliarden jährlicher Gesamtsteuereinnahme. — In der Besprechung beschränkte sich das Zentrum durch Trimborn auf eine kurze Erklärung, daß es zu den Plänen noch keine Stellung nehmen könne. Dann trat Helfferich auf. Kaum begann er, so unterbrach ihn die Linke durch wüsten Lärm, dessen Grund und Zweck jedenfalls nicht parlamentarisch genannt werden kann. Helfferich überwand ihn. Er berechnete an jährlichen Ausgaben rund 155 Milliarden Papiermark, während Dr. Wirth nur 110 Milliarden angesetzt hatte. Unser Volkseinkommen beträgt 230 Milliarden. Da kann man nicht 155 Milliarden wegsteuern. Nachdem das Ultimatum angenommen, möchte auch Helfferich den guten Willen gezeigt wissen, es zu erfüllen. Vorschläge aber will er nicht machen. Es sei eben unerfüllbar. — Alle anderen Redner verlangten praktische Maßnahmen. Am schärfsten betonte der Demokrat Keinath, daß es mit Steuern nicht getan sei, sondern mit gesteigerter Werterzeugung. Es hätte nahegelegen hier von einer Steuer zu sprechen, die auch der Besitzlose leisten kann: mehr Arbeit, längere Arbeitszeit. Wir werden sie nicht vermeiden können. Und wenn Dr. Wirth durch bessere Erhebungsmethoden neue Milliarden ersteuern will, so läßt sich durch verbesserte Arbeitsmethoden noch viel mehr gewinnen. Vielleicht zwingt uns die große Not zu ungeahnten Erfindungen und zu Organisationen, die unsere Kriegsindustrie tief in den Schatten stellen. Neue Wege in der Wirtschaft, die positive Seite unserer Zwangsauflage sollte man mehr ins Auge fassen.

Ende der Woche fuhr Dr. Wirth nach Breslau und empfing dort die Vertreter von Oberschlesien. Vertreter der Rechtsparteien sicherten dabei zu, der Selbstschutz und dessen Auflösung werde keinesfalls zu Putschen gegen die jetzige Reichsregierung mißbraucht werden.

Im deutschen Parteiwesen ist bemerkenswert eine starke Annäherung zwischen Sozialdemokratie und USP. Scheidemann betreibt sie mit Feuereifer. In Sachsen, wo beide Parteien gemeinsam regieren, wurde in Chemnitz erfolgversprechend verhandelt und der Landesparteitag der MSP. in Leipzig sprach sich im Sinne der Einigung aus. Kommt sie zustande, so dürfte ein schärferer Linkskurs des Gesamtsozialismus die Folge sein. — Die Bayr. Volkspartei-Korrespondenz brachte Ausführungen „Um die Zukunft des deutschen Zentrums". Es wurde darin offen erörtert, was zurzeit einer Wiedervereinigung im Wege steht. Als Aufgabe des Zentrums wird bezeichnet, die deutschen Katholiken auf ein festbegründetes Staats-, Wirtschafts- und Kulturprogramm zu sammeln. Die Schlagworte von Rechts- und Linksneigung werden zurückgewiesen. Dem Zentrum schreibe sein Programm eine mittlere Linie vor: „Diese Politik der mittleren Linie soll aber nicht das Ergebnis eines rationalen Erwägungen entsprungenen Kompromisses sein, sondern vielmehr der Ausdruck einer Idee... des christlichen Gesellschaftsgedankens." Die Koalition mit der Sozialdemokratie könne niemand, der etwas vom politischen Leben versteht, dem Zentrum zum Vorwurf machen. Doch es überschätze deren Bedeutung, komme im Zusammenarbeiten mit ihr auf die Bahn rein parlamentarischer Konjunktur- und Opportunitätspolitik. Ihr Meister sei Erzberger. Sein System der „genialen" Oberflächlichkeit habe im jetzigen Reichskanzler Dr. Wirth einen ausgezeichneten Vertreter gefunden. Zum Schluß wird die reinliche Lösung der Erzbergerfrage gewünscht. Wichtiger aber noch sei die Ueberwindung seines Geistes in der Zentrumspolitik. — Ueberall wird man begrüßen, daß Anstöße unter Freunden hier freimütig ausgesprochen werden. Nach Lösung der Erzbergerkrise drängen nicht nur die Bayern. Dr. Wirth hat sich mit seiner Rede zum Fall Gareis in Bayern sehr geschadet. Den Mann indes hier öffentlich zu nennen, den das Vertrauen des Zentrums an die Spitze der Reichsregierung berufen hat und den es nach Vernunft und Anstand möglichst decken muß, halten wir für keine Ebnung des Verständigungspfades. Wertvoll aber ist das Bekenntnis zu den Ueberlieferungen und den alten tiefen Grundlagen der Zentrumspartei. Diese Schätze kann auch das Zentrum selbst nicht sorgfältig genug hüten. Es darf ebensowenig eine breite und flache Mittel- oder Gewerkschaftspartei werden wie die Bayerische Volkspartei bloß ein mittelständisch-bürgerliches oder landesparteiliches Sammelbecken.

In der großen Welt sucht England die Spannung zwischen seinem Bündnis mit Japan einerseits und seiner Reichskonferenz und dem Verhältnis zu Nordamerika andererseits dadurch zu lösen, daß es eine Interessengemeinschaft zwischen den beiden angelsächsischen Reichen und Japan vorschlägt. Vorschläge dazu, besonders betr. die Vereinigung im Stillen Ozean, hat es bereits diplomatisch in Washington gemacht. Auch in Irland scheint der Burengeneral Smuts als Lloyd Georges Beauftragter Frieden gestiftet zu haben. Zwischen den englischen Truppen und Sinn-Fein gelang ein Waffenstillstand, der Montag, den 12. Juli nachts begann. Der Valera leistet der Einladung zu Verhandlungen Folge. So hoffen wir, daß die grüne Insel mit ihrem katholischen Märtyrervolk nach unendlichen Leiden und blutigen Kämpfen als vollberechtigtes Glied des Britischen Reiches endlich sich frei entwickeln und gedeihen kann.

Nach dem Regierungswechsel in Oesterreich.

Von Abgeordneten Christian Fischer, Graz.

Die Regierung des früheren Bundeskanzlers Dr. Mayr hatte einen seltsamen Abgang. Sie erzielte den beispiellosen Erfolg, daß ihr politisches Programm auch von ihren radikalsten Gegnern anerkannt wurde und mußte trotzdem vom Schauplatz ihrer Tätigkeit abtreten. Bundeskanzler Dr. Mayr wurde ein Opfer der Verhältnisse in den Ländern. Viel hat zum Sturze des verdienten Staatsmannes auch die allzu zögernde Haltung der Entente in der Frage der Hilfsaktion für Oesterreich beigetragen. Das muß, um Legendenbildungen vorzubeugen, von vornhinein festgestellt werden. Es sei gerne anerkannt, daß einzelne Staatsmänner der Entente das Hilfswerk für Oesterreich offen und ehrlich gefördert haben. Zu diesen Männern zählt vor allem der englische Gesandte in Wien, Sir Lindley, der ein warmer Freund der österreichischen Sache ist, objektiv unsere zerfahrenen Verhältnisse beurteilt und richtig erkannt hat, daß Oesterreich ohne fremde Hilfe sich nicht aufarbeiten kann. Es sei gerne anerkannt, daß Sir Lindley nicht nur die Reise Sir Williams Goode nach Wien vorbereitet und eingeleitet, sondern auch dessen Arbeit in Wien bereitwilligst gefördert und die Berufung der österreichischen Regierungsmänner nach London in die Wege geleitet hat, bei welchem Anlasse die wichtigsten Entscheidungen vorbereitet wurden. Die Londoner Reise des Bundeskanzlers Dr. Mayr und der österreichischen Minister für Finanzen und Volksernährung waren der Höhepunkt des Wirkens der abgetretenen christlichsozialen Regierung. Die Schwierigkeiten ergaben sich lediglich durch die Anschlußpropaganda in Oesterreich, die auch an dieser Stelle wiederholt beleuchtet wurde und die anläßlich des Abstimmungsbeschlusses des steirischen Landtages ihren Höhepunkt erreichte. Dieser Abstimmungsbeschluß des steirischen Landtages hat eine Krise in der christlichsozialen Partei hervorgerufen, jedoch in seinen Endwirkungen eine Verstärkung des Parteigefüges herbeigeführt, und was besonders wichtig ist, ein klares Arbeitsprogramm für die nächsten Monate geschaffen. Die Christlichsozialen, die nicht mehr dem Kabinette Dr. Mayr die Unterstützung der großdeutschen Partei sichern konnten, erklärten sich nach langen Verhandlungen bereit, ein Kabinett zu unterstützen, das die Kreditaktion des Völkerbundes sich zum Programm setzt und weitere Abstimmungen verhindert. Auf dieser Plattform trafen sich alle bürgerlichen Gruppen des österreichischen Nationalrates zur Wahl eines neutralen Beamtenkabinettes, dessen Oberhaupt der frühere Polizeipräsident von Wien, Dr. Schober, ist.

Bundeskanzler Dr. Schober hat in seinen ersten Ausführungen im Nationalrate das Programm des früheren Bundeskanzlers Dr. Mayr in allen Punkten rückhaltlos zu dem seinigen gemacht und es wirft sich jetzt die Frage auf, ob es Dr. Schober gelingen werde, das Mayrsche Programm zu verwirklichen. Einen Erfolg hat das Kabinett Schober bereits aufzuweisen: Die Abstimmungspolitik in Oesterreich ist zum Stillstand gekommen. Auch die radikalsten Großdeutschen mußten sich sagen, daß Oesterreich eine derartige Politik auf die Dauer nicht verträgt und daß sie selbst zum Schaden des Deutschen Reiches werden müsse. Es wird heute nicht mehr geleugnet, daß man in Berlin vor der Anschlußpropaganda ernstlich gewarnt hat. Man mußte in Berlin vor der Abstimmungspropaganda nicht nur deshalb warnen, weil man die Ententemächte, besonders aber Italien, in der oberschlesischen Frage sich warm halten mußte, sondern auch deshalb, weil die Anschlußpropaganda in Oesterreich seitens der Ententemächte mit immer neuem Druck auf Deutschland beantwortet wurde. Berlin hatte also gewarnt, und wenn man auch in österreichischen großdeutschen Kreisen einen Heidenlärm schlug und so tat, als ob man entrüstet wäre, mußte man sich doch sagen, daß eine solche Warnung der maßgebenden Berliner Kreise nicht unbeachtet bleiben kann. Es war deshalb der politische Krawall der Großdeutschen ein Theaterdonner und ihr Reichsparteitag hat sich nach einigem Grollen in die gegebene Situation gefunden. Es ist somit zu rechnen, daß, wenn die Kreditaktion des Völkerbundes nicht allzulange mehr ausbleibt, wir von weiteren Anschlußdemonstrationen verschont bleiben. Damit ist schon für die innere Konsolidierung der Verhältnisse sehr viel getan. Es darf nicht vergessen werden, daß das Kabinett Schober zur inneren Ordnung der Verhältnisse auch noch andere Schwierigkeiten überwinden muß. Bundeskanzler Dr. Schober hat als Wiener Polizeipräsident es ausgezeichnet verstanden, die kommunistische Propaganda in Oesterreich an die Kette zu legen. In den Umsturztagen des Jahres 1918, selbst aber im Sommer 1919, hatte die kommunistische Propaganda ihren Höhepunkt erreicht. Es war das jene Zeit, wo die Wiener Kommunisten ganze Volkswehrbataillone in ihren Reihen stehen hatten und das berüchtigte Volkswehrbataillon Nr. 42 den Versuch machte, das Wiener Parlament in Brand zu stecken. Bekanntlich ist das Präsidium der vorläufigen Nationalversammlung gelegentlich der Proklamierung der Republik am 12. November 1918 von kommunistischen Soldaten beschossen worden und maßgebende Regierungsfunktionäre wurden verletzt. Polizeipräsident Schober hat die kommunistische Propaganda fast überwunden. Seither haben die Kommunisten aber eine andere Art Tätigkeit entfaltet. Wien ist heute die Metropole der kommunistischen Literaten. Aus der ganzen Welt strömen solche in Wien zusammen, arbeiten emsig und es gelingt nicht immer, diese Nester auszuheben, die von Wien aus ihre in geheimen

Druckereien erzeugten Machwerke in die Welt versenden. Ueber diese Tätigkeit wird in der europäischen Oeffentlichkeit noch sehr gründlich gesprochen werden müssen. Es dürfte z. B. gänzlich unbekannt sein, daß in Wien eine ganze Reihe für die Weltpropaganda der Kommunisten bestimmte Zeitschriften erscheinen und auch ein Wochenblatt mit jüdischen Lettern für die jüdischen Kommunisten aller Länder in Wien redigiert, gedruckt und versandt wird. Diese kommunistische Organisation hat zur Folge, daß in der österreichischen Sozialdemokratie ein immer schärferer Ton anklingt, weil man begreiflicherweise den kommunistischen Wettbewerb durch Radikalismus niederzwingen will. Diese kommunistische Gefahr ist nicht unbeträchtlich und der neue Minister des Innern, der großdeutsche Abgeordnete Dr. Waber, wird sich der energischen Unterstützung seines Kabinettschefs versichern müssen, um dieser unangenehmen Dinge Herr zu werden.

Vor allem aber wird Bundeskanzler Dr. Schober sich versichern müssen, daß ihm nicht von jenen Parteien, die ihn gewählt haben, die Brandfackel ins Haus geworfen wird. Die Großdeutschen haben nämlich in den letzten Tagen wieder eine sehr bedenkliche Schwenkung unternommen. Die Großdeutschen und die freiheitlichen Bauernbündler haben zwar zusammen mit den Christlichsozialen die Regierung gebildet und ein gemeinsames Programm anerkannt. Das alles hinderte sie aber nicht, in kulturellen Fragen mit den Sozialdemokraten gemeinsame Sache zu machen. Das österreichische Parlament wird in allerkürzester Zeit wieder einige sehr kritische Kampfabstimmungen vorzunehmen haben und es ist fraglich, ob das neue Kabinett diesen Belastungen gewachsen sein wird. Der Landtag der Stadt Wien, der bekanntlich eine starke sozialdemokratische Mehrheit besitzt, hatte vor einiger Zeit eine Aenderung des Schulaufsichtsgesetzes beschlossen. Das besagt, daß die Vertreter der religiösen Bekenntnisse, die bisher im Bezirksschulrate Sitz und Stimme hatten, aus dem Bezirksschulrate entfernt werden müssen. Zur Gesetzwerdung eines derartigen Beschlusses sind übereinstimmende Beschlüsse eines Landtages und des Nationalrates und Bundesrates notwendig. Im Schul- und Unterrichtsausschuß gingen Sozialdemokraten und Großdeutsche gegen die Christlichsozialen vor. Im Nationalrate wurden die Beschlüsse des Unterrichtsausschusses in den entscheidenden Bestimmungen mit 85 gegen 84 Stimmen abgelehnt und der alte gesetzliche Zustand wieder hergestellt. Der Bundesrat hatte an dem Tage der Beratung des Gegenstandes eine unglückliche Zusammensetzung, denn es waren zwei christlichsoziale Bundesräte erkrankt und Sozialdemokraten und Großdeutsche konnten daher gemeinsam den Beschluß des Nationalrates stürzen und das Gesetz zur neuerlichen Beratung an den Nationalrat zurückweisen. Mittlerweile hatte sich diese Lage verschärft. Der Landtag von Niederösterreich hatte nämlich eine Aenderung des Schulaufsichtsgesetzes im entgegengesetzten Sinne beschlossen. Es sollte den beiden Diözesen von Niederösterreich, Wien und St. Pölten im Landesschulrate je ein Vertreter eingeräumt werden, desgleichen dem protestantischen und jüdischen Bekenntnisse. Die Sozialdemokraten beantragten die Streichung dieser Bestimmung und nun liegen beide Gesetze zur Vorberatung im Unterrichtsausschusse des Nationalrates. Dortselbst bildete sich aus Sozialdemokraten und Großdeutschen bei der Abstimmung am 1. Juli eine Mehrheit gegen die Christlichsozialen und diese müssen nun ihre Anträge als Minderheitsvotum vor das Plenum des Nationalrates bringen, und in der Woche nach dem 12. Juli sollen die bezüglichen Abstimmungen dort stattfinden. Es weht also Kulturkampfluft in Oesterreich und es muß schon festgestellt werden, daß es den österreichischen Katholiken nicht einfällt, von ihrem bisherigen Besitzstand auch nur ein I-Tipfelchen sich nehmen zu lassen. Sollte aber ob dieser Verhältnisse das Kabinett Schober in Schwierigkeiten kommen, so ergibt sich die ganz selbstverständliche Folge, daß sich die Christlichsozialen die Politik der freien Hand nicht nur gegenüber den übrigen Parteien, sondern auch gegenüber dem Kabinette Schober vorbehalten müssen.

Vorerst hat diese Kulturkampfkrise eine Spaltung im Lager der Freisinnigen hervorgerufen. Die freiheitlichen Bauernbündler, die im Nationalrate über sechs Mandate verfügen (zwei aus Steiermark, zwei aus Kärnten, eines aus Niederösterreich und ein Reststimmenmandat) waren bisher mit der großdeutschen Partei auf das innigste verbunden. Dies ging schon aus der Tatsache hervor, daß sie zwar in der Oeffentlichkeit als zwei selbständige Verbände auftraten, in Wirklichkeit aber einen gemeinsamen Klub bildeten. Die Wahl am 17. Oktober 1920 brachte jedoch in den Reihen der Großdeutschen eine Reihe von sehr radikalen Elementen in das Parlament. Zu diesen zählt ganz besonders der Wiener Flügel der Großdeutschen. Dessen Führer sind die Abgeordneten Dr. Waneck, Dr. Ursin, Dr. Zeidler, Bürgerschuldirektor Hampl usw. Diese können sich auf die Wiener großdeutschen Organisationen und ganz besonders auf die Wiener deutschfreiheitliche Studentenschaft stützen und üben bei jeder Gelegenheit eine Art Diktatur über die übrigen Klubgenossen aus. Diesen Terror ertrugen die freiheitlichen Bauernbündler nicht länger und haben mit den Großdeutschen das Tischtuch zerschnitten. Diese kleine Gruppe bildete nunmehr bei wichtigen Abstimmungen das Zünglein an der Wage. Die Bauernbündler spielen ungefähr dieselbe Rolle wie im alten österreichischen Abgeordnetenhause die deutsche Mittelpartei, die, obwohl sie nur drei Mann stark war, in zwei Perioden hintereinander den Präsidenten des Hauses gestellt hat. So sind die Schwierigkeiten im österreichischen Nationalrate mit der Kabinettswahl und der Berufung des Polizeipräsidenten Schober zum Bundeskanzler keineswegs behoben.

Es liegt außerordentlich viel an der Entente, die Hilfsmaßnahmen für Oesterreich zu beschleunigen. Darauf habe ich auch an dieser Stelle wiederholt verwiesen. Oesterreich will arbeiten, Oesterreich kann arbeiten, man muß ihm aber die Mittel zum Wiederaufbau in die Hand geben. Das ewige Hinhalten ruft viele bittere Enttäuschungen hervor. Die Verschiebung der Konferenz von Porto Rose hat nicht nur einen Sturz der Krone in Zürich auf den Tiefstand seit dem Umsturz hervorgerufen, sondern auch in Oesterreich geradezu Erbitterung ausgelöst. Die westungarische Frage scheint ja im Sinne der österreichischen Bestrebungen entschieden zu werden. Ob es nicht besser gewesen wäre, einen restlosen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn zu schaffen, ist eine Frage, die in diesem Augenblick noch nicht spruchreif ist. Sicherlich will die Entente durch die Lösung der westungarischen Frage zugunsten der österreichischen Republik die beiden Völker auseinanderhalten, die doch auf gegenseitiges Vertrauen und Zusammenarbeiten angewiesen sind. Bundeskanzler Dr. Schober hat somit für sein Staatsschiff noch keineswegs klare und sichere Fahrt vor sich. Die Christlichsozialen werden das Kabinett Schober unterstützen, soweit sie es mit ihrer politischen Ehre werden vereinbaren können. Das Kabinett ist auf die christlichsozialen Abgeordneten, die einen festgeschlossenen Block bilden, unter allen Umständen angewiesen. In der Kulturkampffrage werden die österreichischen Christlichsozialen als die Vertreter des katholischen Volkes auf dem Boden der alten Ostmark nichts sich abhandeln lassen können. Das wird Dr. Schober einsehen müssen. Im übrigen dürften die Arbeiten des österreichischen Nationalrates einen ziemlich glatten Verlauf nehmen und Ende Juli wird die Regierung beginnen können, die großen finanziellen Gesetze zum Wiederaufbau Oesterreichs vorzubereiten, die dann die Herbsttagung des Parlaments beschäftigen werden.

Findling.

O heiligstes Herz Jesu, ich bete Dich an in der unteilbaren Vereinigung mit der zweiten Person der Gottheit. Alles was zur Person Jesu gehörte, gehörte auch ihm als Gott und muss darum in derselben Weise verehrt und angebetet werden, wie Jesus selbst. Er nahm die menschliche Natur nicht an wie etwas, das von ihm verschieden war und getrennt werden konnte, sondern einfachhin und absolut als seine Natur, so dass sie auf ewig in der Idee des Gottessohnes für uns eingeschlossen ist. Ich bete Dich an, göttliches Herz Jesu, wie Jesus selbst, wie das ewige Wort in der menschlichen Natur, die es ganz mit sich vereinigt hat und in der es für immer auch in Dir lebt. Du bist das Herz des Allerhöchsten in menschlicher Gestalt. In Dir bete ich den fleischgewordenen Emanuel an. Ich verehre Dich in Deinem Seelenleiden zu Gethsemane, in der Todesangst, als Dein Blut aus allen Poren drang und zur Erde floss. Du bist erschöpft worden, bis dass Du am Kreuze fast ausgetrocknet wurdest; nach dem Tode öffnete man Dich mit einer Lanze, um uns die letzten Reste des unaussprechlichen Schatzes Deiner Erlösung zufliessen zu lassen. . . O heiliges Symbol und Sakrament der gottmenschlichen Liebe, Du hast mich durch Deine göttliche Kraft und Dein menschliches Mitgefühl gerettet und Dein wunderbares Blut über mich ergossen.

Aus: „Gott und die Seele", Gebete und Betrachtungen von Kardinal Newman. Mit einer Einführung von Dr. M. Laros. Zweite Auflage. [Religiöse Geister.] Mainz 1921, Matthias Grünewald-Verlag. Auslieferung: Hermann Rauch, Wiesbaden.

Zur Jahrhundertfeier der Zirkumskriptionsbulle „De salute animarum“

Von Professor Dr. Nikolaus Hilling, Freiburg i. B.

Am 16. Juli 1921 werden hundert Jahre verflossen sein, seitdem der größte deutsche Bundesstaat Preußen mit dem Hl. Stuhle eine Vereinbarung bezüglich der Umgrenzung der Bistümer, der Ausstattung der Domkirchen und Diözesaninstitute und der Besetzung der bischöflichen Stühle und Kapitelsstellen abschloß, durch die die Wiederherstellung der Bistümer und die Wiederaufnahme einer geordneten kirchlichen Verwaltung ermöglicht und in die Wege geleitet wurde. Die Wichtigkeit dieses für das katholische Leben in Deutschland hochbedeutsamen Ereignisses und die augenblickliche kirchenpolitische Lage, die eine Revision der vor hundert Jahren geschlossenen Verträge notwendig macht, rechtfertigen es, wenn ich in diesem Organe der ersten und wichtigsten Zirkumskriptionsbulle für Deutschland, der später die Zirkumskriptionsbullen für die oberrheinische Kirchenprovinz (16. August 1821 und 11. April 1827) und das Königreich Hannover (26. März 1824) nachfolgten, gedenke.

Veranlaßt wurde die Zirkumskriptionsbulle „De salute animarum“ durch die vor einem Jahrhundert in Preußen neugeschaffene politische Lage. Infolge des glücklichen Ausganges der Freiheitskriege waren diesem Staate große Ländergebiete mit einer ganz oder überwiegend katholischen Bevölkerung zugefallen, die aber infolge der Säkularisation einer geordneten Bistumsverfassung entbehrten. Eigentlich wäre es Sache des Deutschen Bundes gewesen, den durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 heraufbeschworenen Untergang der alten Bistümer und Kapitel wiedergutzumachen. Da aber die hierauf bezüglichen Verhandlungen des Wiener Kongresses völlig versagten, blieb den Bundesstaaten nichts anderes übrig, als einzeln Verträge mit dem Hl. Stuhl abzuschließen. Bei den preußischen Verhandlungen wirkte auf staatlicher Seite der berühmte Staatsmann und Historiker Barthold Georg Niebuhr mit, der durch seine große und edle Persönlichkeit nicht wenig zum raschen und erfolgreichen Abschluß derselben beitrug. (Vgl. die vorzügliche Charakteristik von F. von Bezold, „Geschichte der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität“, d. i. Bonn 1920, 260 ff.) Denn obwohl Niebuhr bereits im Juli 1816 zum Zwecke des Abschlusses eines kirchenpolitischen Vertrages als Gesandter nach Rom geschickt wurde, gingen trotzdem die Verhandlungen schnell vonstatten, weil er erst am 15. Juli 1820 die zu deren Anbahnung erforderlichen Instruktionen des preußischen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg empfing. Im März des folgenden Jahres 1821 kamen bereits die endgültigen Vereinbarungen zustande, zu deren Abschluß Fürst Hardenberg persönlich nach Rom gekommen war, um mit dem Staatssekretär Consalvi zu konferieren. Die Zirkumskriptionsbulle selbst wurde von Papst Pius VII. am 16. Juli 1821 publiziert und von König Friedrich Wilhelm III. durch Erlaß vom 23. August 1821 in der Gesetzsammlung für die Königlich Preußischen Staaten sanktioniert.

Der Hauptinhalt der Bulle betrifft die Errichtung bzw. Wiederherstellung der beiden Erzdiözesen Köln (mit den drei Suffraganbistümern Trier, Paderborn und Münster) und Gnesen-Posen (mit dem Suffraganbistum Kulm) sowie der beiden exemten Bistümer Breslau und Ermland, deren Grenzen zugleich mit der Zahl der Pfarreien genau beschrieben wurden. In jeder Diözese wurde außer dem bischöflichen Stuhle ein Domkapitel und zu Aachen auch ein Kollegiatkapitel mit einer Anzahl von Dignitäten und Kanonikaten errichtet, die vom Staate eine angemessene Dotation empfangen sollten. Bezüglich der Bischofswahlen erteilte der Papst den Kapiteln die Anweisung, im Hinblick auf die notwendige Eintracht zwischen Staat und Kirche nur solche Personen zu Bischöfen zu wählen, die sich auch durch Klugheit auszeichnen und dem König nicht minder genehm seien. Hierüber sollten die Domherren sich vor der Wahl Gewißheit verschaffen. Nähere Vorschriften enthält das päpstliche Wahlbreve „Quod de fidelium“, das am selbigen Datum wie die Zirkumskriptionsbulle verkündigt wurde. Endlich erhielt die preußische Krone vom Apostolischen Stuhle das Privileg, für die Propsteien und für die in päpstlichen (geraden) Monaten vakant werdenden Kanonikate der Kathedralkapitel und des Stiftskapitels zu Aachen geeignete Kandidaten vorzuschlagen, denen dann vom Hl. Stuhle die betreffenden Stellen verliehen werden.

Auf die genannten drei Punkte (Umschreibung der Bistümer, Dotation der Bischöflichen Stühle und Kapitelstellen, Ernennung der Bischöfe und Kanoniker) hat sich die zwischen Rom und Berlin beschlossene Vereinbarung beschränkt, weil man staatlicherseits einer grundsätzlichen Auseinandersetzung mittels eines Konkordats absichtlich aus dem Wege ging. Für die Beurteilung der Zirkumskriptionsbulle kommt hauptsächlich die materielle Frage der Dotation in Betracht. Wer die Ausstattung der preußischen Bistümer mit der der französischen unter Napoleon I. vergleicht, kann den großen Vorzug der ersteren nicht in Abrede stellen. Wie der Geschichtsschreiber Heinrich v. Treitschke mitteilt, soll sich der Papst Pius VII. über dies Entgegenkommen der Preußischen Krone sehr günstig ausgesprochen und über Friedrich Wilhelm III. geäußert haben, „daß er an diesem nicht einen protestantischen Fürsten, sondern einen Erben Theodosius d. Gr. gefunden hätte.“ (Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts, III, 1885, S. 204.) Man darf aber hierbei nicht übersehen, daß der preußische Staat vorher einen großen Teil der reichen Kirchengüter eingezogen hatte. Im Vergleich zu der alten Ausstattung der deutschen Bistümer war die neue keineswegs glänzend, sondern eher dürftig zu nennen. Wenn daher der Papst in der Einleitung der Bulle einerseits die Freigebigkeit des Königs lobt, so unterläßt er es doch anderseits nicht, zu bemerken, daß die deutsche Kirche dadurch ihren alten Glanz nicht zurückerlangt habe. Joseph von Görres hat die durch die Bulle „De salute animarum“ in Preußen wiederhergestellte Kirchenverfassung unter Berücksichtigung aller Momente richtig mit den Worten geschildert: „Das ist ein knappanliegender, steifleinener Habit statt des alten reichen Purpurmantels; ein Rohrstengel statt des Szepters verlorener Landesherrlichkeit, dazu die Dornenkrone der Dienstbarkeit: ecce ecclesia germanica“. (Gesammelte Schriften, V, 180, 1859.) Auf dem Gebiete der materiellen Dotation war am meisten zu beanstanden, daß die Diözesaninstitute (Priesterseminare) und die bischöflichen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden nicht hinreichend ausgestattet waren, so daß die Bistümer lange Zeit hierunter zu leiden hatten. Ferner muß es dem preußischen Staate zum Vorwurfe angerechnet werden, daß er dem in der Bulle „De salute animarum“ gegebenen Versprechen, spätestens vom Jahre 1833 an die Gehälter der Bischöfe und Domherren in Grundrenten umzuwandeln, nicht nachgekommen ist, obwohl er von katholischer Seite häufig genug an diese Verpflichtung erinnert worden ist.

Für die Gegenwart ist die Bulle „De salute animarum“ von besonderer Bedeutung, weil Art. 138 der neuen Reichsverfassung vom 11. August 1919 die Ablösung der auf Gesetz, Vertrag oder besonderen Rechtstiteln beruhenden Staatsleistungen an die Religionsgesellschaften vorgeschrieben hat. Hierunter fallen in erster Linie die durch die kirchenpolitische Vereinbarung festgesetzten Leistungen zugunsten der Bistümer und Domkapitel. Mithin hat der preußische Staat eine schöne Gelegenheit, die bislang versäumte Dotation in Grund und Boden endlich nachzuholen. Ferner kommt die dem Staate von dem Apostolischen Stuhl zugestandene Mitwirkung bei der Besetzung der Bistümer und Kanonikate künftig in Wegfall, da Art. 137 der Reichsverfassung jeder Religionsgesellschaft das Recht verliehen hat, ihre Angelegenheiten innerhalb des für alle geltenden Gesetzes selbständig zu ordnen und zu verwalten, insbesondere ihre Aemter ohne Mitwirkung des Staates oder der bürgerlichen Gemeinde zu verleihen. Auch ein bloßes negatives Mitwirkungsrecht, wie es bislang bezüglich der Besetzung der Bistümer seitens des Staates ausgeübt wurde, ist mit dem Geiste und dem Wortlaute dieses Artikels nicht vereinbar. Endlich möge noch bemerkt werden, daß die im Jahre 1821 vollzogene Zirkumskription der preußischen Bistümer bereits in einigen Punkten abgeändert ist, die ich in meiner Ausgabe (Quellensammlung für das geltende Kirchenrecht, Heft 13, 1918) notiert habe. Noch viel größere Veränderungen bezüglich der Diözesangrenzen stehen aber infolge der jüngsten staatlichen Gebietsveränderungen nach dem für Deutschland unglücklichen Kriegsausgang bevor. Vor einigen Monaten sind bereits die Gebiete von Eupen und Malmedy von der Erzdiözese Köln getrennt und der belgischen Diözese Lüttich überwiesen worden. Der Ablauf des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens bedeutet daher im gewissen Sinne zugleich das Ende der Bulle „De salute animarum“. Eine gründliche Revision ist unvermeidlich. Mögen die hierbei mitwirkenden Männer im Geiste eines Consalvi und Niebuhr vertrauensvoll zusammenarbeiten!

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die Erörterungen über die römische Frage haben nunmehr aus den Spalten der italienischen Presse auf die Kammer selbst übergegriffen und dort ein Echo erweckt. Einen schlechten Dienst hat dem Hl. Stuhl der Abg. Mussolini, neben d'Annunzio das Oberhaupt des mit der Waffe des Mordes kämpfenden sog. Faschismus, erwiesen, indem auch er sich für die Forderung des Papstes aussprach. Kein Kenner der Italienischen Volkspartei wird sich von ihrem Vertreter, diesmal dem Abg. Tovini, ein tatkräftiges, entschiedenes Eintreten für des Papstes Rechte erwartet haben; er drückte denn auch nur den „ehrlichen und bescheidenen Wunsch" aus, „einen Gegensatz beigelegt zu sehen, der für Italien sowohl im Innern wie auch im Auslande eine unberechenbare Schwäche bildet". Es ist eben die Partei des Meda, der den venezianischen Palast konfiszierte, des Martire, der die Breschefeier an der Porta Pia mitmacht usw. Als dritter Proredner befürwortete der Nationalist Rocco eine Lösung, doch reichte seine Sachkenntnis über ein paar schlechtverstandene Zeitungsartikel nicht hinaus. Die Meldung, daß die Verhandlungen zwischen Quirinal und Vatikan bereits abgeschlossen seien, ist nicht ernst zu nehmen. Immerhin verursachten bereits die bisherigen „privaten Gedankengänge" über die Möglichkeit eines Friedens zwischen Kirche und Staat in Italien dem Berliner „Reichsboten" (Nr. 302) starke Angstzustände; er sieht schon „die päpstliche Macht auf dem Marsche, ein neuer politischer Siegeszug Roms beginnt" und „kein getreuer Eckart, kein Bismarck schaut heute wachsamen Blickes über die Alpen und keine starke und geschickte deutsche Hand wehrt drohendem Unheil". Dazu sei „die Wiedererrichtung des Bistums Meißen mitten im Herzen des Mutterlandes der Reformation nur ein Anfang und zwar ein systematischer". In Sachsen selbst hat man die Sache objektiver aufgenommen, zumal die vom apostolischen Nuntius verlesene Wiederherstellungs-Urkunde betont, daß der Wunsch vom verst. Bischof Dr. Löbmann selbst ausgegangen sei, auch habe das Domkapitel Bautzen in wiederholten Eingaben im Namen des Klerus und des gläubigen Volkes um die Wiedererrichtung gebeten.

Auch der Besuch des päpstlichen Vertreters in den katholischen Gemeinden und Klöstern der deutschen und wendischen Oberlausitz, das Pontifikalamt in Dresden, der Besuch beim sächsischen Ministerpräsidenten Buck und in der Festversammlung der Katholiken Leipzigs verliefen durchaus harmonisch. Eine prächtige Festnummer der „Sächsischen Volkszeitung" berichtet darüber ausführlichst.

Der Anregung des Papstes folgend, ist nun die auf Einladung Lloyd Georges betriebene Aussprache zwischen den Vertretern Nord- und Südirlands zustandegekommen. Die Antwort des irischen Episkopates betont, daß sich die britischen Methoden bestialischer Kriegführung noch verschlimmert haben; in Belfast dauere die blutige Verfolgung der Katholiken durch die protestantischen Ulsterleute unvermindert an, denen England Irland zum Trotze eine Sonderregierung eingeräumt habe, ohne Bürgschaften für Leben und Eigentum der Katholiken zu bieten. Daher sei der Ausrottungsfeldzug gegen diese heute voll im Gange.

Am 15./16. Juni beschloß eine internationale Karitastagung in Feldkirch die Gründung eines internationalen Karitasverbandes; der Vorsitzende, apostol. Administrator Weihbischof Waitz wurde gemeinsam mit dem Berichterstatter, Karitasdirektor von Tongelen-Wien, beauftragt, durch persönliche Vorsprache beim Vatikan geeignete Persönlichkeiten Roms für die offizielle Gründung dieses Verbandes zu gewinnen zu suchen, als dessen Sitz Rom in Aussicht genommen ist. Mac Kenzie von der Genfer Internationalen Kinderhilfe erklärte sich bereit, auch sein Werk zur Herbeiführung einer versöhnlichen Stimmung unter den Nationen zu leihen.

Zwei deutsche Missionäre haben in diesen Tagen im äußersten Osten die Bischofsweihe empfangen. Die Mission der deutschen Franziskaner in Nordschantung hat in P. Adalbert Schmücker, einem gebürtigen Sauerländer, einen neuen Oberhirten erhalten, der am 29. Juni in der Kathedrale von Hungkialou konsekriert wurde, und im benachbarten Korea empfing der zum apostol. Vikar von Wönsan ernannte Abt Bonifaz Sauer, O. S. B., gemeinsam mit P. Emil Devred aus dem Pariser Missionsseminare die Weihe der priesterlichen Vollgewalt, wobei Bischof Mutel von Seoul, die apostol. Vikare von Nagasaki, Osaka, Mukden und Täku assistierten. Der Generalgouverneur Graf Saito erklärte auf dem Festmahle, die besten Missionäre Koreas seien die katholischen. Er nannte ihren Mut und ihre Bescheidenheit die Eigenschaften, denen die katholische Mission vor allem ihre Erfolge verdanke. Bischof Sauer entstammte der Diözese Fulda und war seit 1909 das Haupt des Benediktinerklosters in Koreas Hauptstadt.

Der nähere christliche Orient wurde durch einen neuen Huldbeweis des Papstes wieder enger mit dem Mittelpunkte der Kirche verbunden, indem den Katholiken des syrischen Ritus bzw. deren Patriarchat die römische Kirche Santa Maria in Campo Marzo überwiesen wurde.

Das (schismatische) sog. ökumenische griechische Patriarchat in Konstantinopel steht im Begriffe, den letzten Rest seines ökumenischen Charakters zu verlieren und zum belanglosen Haupte griechisch-nationalen Staatskirchentumes herabzusinken. Nach der Loslösung der Kirchen Rußlands, Bulgariens, Serbiens, Armeniens usw. unterstanden ihm nur noch die griechische und kleinasiatische Kirche. Seit zwei Jahren hatte das Patriarchat den Umtrieben von Venizelos seinen Arm geliehen und, alle Brücken hinter sich abbrechend, der hellenistischen Politik sich in die Arme geworfen. Die während der Sedisvakanz ernannten Verweser trieben ausschließlich venizelistisch-politische Geschäfte im schärfsten Gegensatze zur Türkei und ihrer Regierung, was jetzt die ihrer Nationalität nach türkischen Kirchen Anatoliens veranlaßte, sich selbständig zu erklären und in Cäsarea ein eigenes Patriarchat zu errichten, dessen neue Kirchenverfassung an Stelle des Griechischen als liturgische Sprache die Volkssprache, das Türkische setzt. Da auch Athen entschiedenste Stellung gegen Konstantinopel wegen dessen Parteinahme für Venizelos ergriffen hat und bereits daran arbeitet, bei der bevorstehenden Wahl des neuen Patriarchen einen der konstantinischen Politik und Regierung gefügigen Kandidaten durchzudrücken, dürfte der ökumenische Charakter des Patriarchates endgültig verschwinden. Damit werden auch gewisse Hoffnungen jenes Protestantismus geknickt, der in Konstantinopel den Krystallisationspunkt seiner Welt-Kirchenvereinigungspläne sah. Freilich zeigt sich auch gerade im englischen Protestantismus, der treibenden Kraft jener Bewegung, die Ohnmacht, die einem äußeren Zusammenschluß notwendigerweise übergeordnete innere Trennung und Spaltung zu beseitigen. Verzweifelnd daran, die drei Teile der englischen Staatskirche wieder zusammenzufügen, befaßte sich im Juni eine nach Cheltenham einberufene Konferenz damit, zu sehen, ob sich nicht wenigstens eine Art Zusammenarbeit herbeiführen ließe. Und der gleichfalls in drei Teile zerfallene Methodismus hat schon vor fünf Jahren einen Ausschuß zwecks Herbeiführung einer Wiedervereinigung eingesetzt, der aber bis heute noch um keinen Schritt vorangekommen ist.

Die jüngste Blüte des amerikanischen Sektenwesens ist die Spaltung der „vegetarischen Kirche" in eine „gekochte" und eine „ungekochte", ausgehend von dem Streite, ob Jesus Christus sich seinerzeit von gekochten oder ungekochten Vegetabilien genährt habe.

Bergkreuz.

Der Mittaghimmel webt um Grat und Schrofen,
Den Goldbrokat aus Gottes Sonnenlicht,
Worein der schillerfrohe Gaukelfalter
Im Zickzack krause Arabesken flicht.

Auf tiefer Alpe läuten helle Schellen,
Durch ferne Waldschlucht irrt ein Menschenruf —
Ich bin allein auf grundentrücktem Gipfel,
Dem nah, der diese Wunderstille schuf.

Sein Zeichen wächst hinauf zum Zug der Wolken:
Unscheinbar dem, der sich in Tälern duckt,
Sieghaft und übergross dem Höhenmenschen,
In dessen Seele Gottes Pulsschlag zuckt.

So grüss' ich dich auf steiler Felsenzinne,
Ersehnter Ruhepol dem Adlerblick,
Du Kreuz, Fanal der Freiheit und der Liebe:
Mein Trachten du, mein Ziel, mein Mittagsglück! Heinz Göttl.

Sexualfragen in der Jugenderziehung.

Von Kirchenrat Schiller.

Revolutionszeiten bringen es mit sich, daß „alle Bande frommer Scheu" sich lockern und lösen, daß das Unterste zu oberst gekehrt wird, daß kaum ein Gebiet von umstürzlerischen Bewegungen verschont wird. Da ist es nicht verwunderlich, wenn auch Erziehungs- und Unterrichtsfragen in den allgemeinen Strudel mit hineingerissen und in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gestellt werden. Dies kann sein Schlechtes, aber auch sein Gutes haben. Die pädagogische Wissenschaft darf sich nie auf das Ruhebett legen, sie darf nie stillestehen. Es war kein Schaden, es war vielmehr nur zu begrüßen, daß man sich neuerdings darauf besann, mit veralteten Vorurteilen zu brechen, die nur dazu dienten, die Jugend einzulullen, in falsche Sicherheit zu wiegen und dadurch auf verkehrte Bahnen zu führen, statt sie rechtzeitig in vernünftiger Weise aufzuklären und sie so vor Fehltritten zu bewahren. Noch vor einem Menschenalter wußte man es gar nicht anders, als daß man allen die sexuellen Fragen berührenden Dingen der Jugend gegenüber mit übertriebener Zurückhaltung und Aengstlichkeit aus dem Wege ging, um nur ja nicht die jugendliche Seele zu beflecken, ohne zu beachten, daß ohne Wissen und hinter dem Rücken von Eltern und Lehrern unlautere, verdorbene Elemente an die bis dahin reine, ahnungslose Jugend sich herandrängten, um zugleich mit der Aufklärung giftigen Unkrautsamen in die unverdorbenen Seelen zu streuen, der nur zu schnell Wurzel faßte und umsichgriff.

Um den Schaden zu heilen, hat man sich bemüht, die verschiedenartigsten Vorschläge zu machen, ohne daß wir den Eindruck hatten, daß man dabei auch immer auf dem rechten Weg war und eine glückliche Hand zeigte. Es genügt eben nicht, nur in Vorschlägen sich zu versuchen. Das erwähnte Gebiet ist so zart, so schwierig, so prekär und empfindlich, daß man nicht vorsichtig genug vorgehen kann und daß man reife Erfahrung, sowie eine genaue Kenntnis der kindlichen Seele besitzen muß, will man nicht mehr zerstören als gut machen.

Ein Dr. Emmel hat dieses Gebiet zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht. Mit Recht wird von ihm getadelt, daß unsere Erziehungssysteme, die sittlich bilden wollen, es vielfach darin versehen, den gewaltigsten Faktor der Menschwerdung, den Geschlechtstrieb, meist gänzlich außer Betracht zu lassen. Man fürchte für den Verlust der kindlichen Reinheit, stecke wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand und betrachte den Geschlechtstrieb als nicht vorhanden. Dadurch erreiche man das Gegenteil von dem, was man beabsichtige, und jage so den Trieb in die Isoliertheit, wodurch das ganze Erziehungswerk stark gefährdet oder gar ganz untergraben würde. Besonders in der Großstadt zeigten sich bald die verderblichen Folgen der „Erziehung der Straße": Lüsterne Freunde, gemeine Zoten und Lieder, schlüpfrige Bücher und Bilder, Triebphantasien, Flirt und Poussagen, verfrühter Geschlechtsverkehr u. a. Zur Abwehr müßte darum in der Schule ein „Pausenjahr" eingefügt werden, in dem man sich auf Wiederholungen des geplanten Stoffes beschränke und dem jungen Menschen einen Lebensinhalt im Reiche der Kunst, Wissenschaft, Natur und Sittlichkeit mitgebe und persönlich erleben lasse. Der Vorschlag mag ganz gut gemeint sein, aber zum Ziel kann er nicht führen. Abgesehen davon, daß seine Durchführbarkeit an dem verschiedenen Einsetzen der Pubertät zwischen dem 14. und 16. Lebensjahr scheitern muß, ist zugleich übersehen, daß Kunst, Natur usw. keinen Ersatz für die religiöse Willensbeeinflussung des Zöglings bieten können, auch die landläufige „Moral" nicht.

Luserke, ein anderer Pädagoge, dessen System von Bertbold Otto in der Lichterfelder Schule eingeführt ist, bekämpft den „falschen Leitbegriff der stetigen Entwicklung", auf dem unsere Schule aufgebaut sei. Bis zum elften Jahre sei lediglich eine Schulung „in den grundlegenden Kulturfertigkeiten" am Platze und von da an erst sei der systematische Unterricht in den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern zu erteilen. Die Schule sei überhaupt von der Pubertätszeit aus zu orientieren. Wir leugnen nicht: in diesem System liegt jedenfalls die eine Wahrheit beschlossen, daß man in der kritischen Zeit die Jugend geistig nicht zu stark belasten soll.

Unter Sexualpädagogik versteht man die Erzieherweisheit, die Jugend in angemessener Weise über geschlechtliche Dinge aufzuklären. Daß auf diesem Gebiet etwas geschah, war auch wirklich notwendig. Falsche Schamhaftigkeit hat darin nicht wenig verdorben und es ist ganz in der Ordnung, daß Konferenzen, Schulkongresse, Lehrkräfte sich darüber aussprechen. Nicht immer war man mit Besserungsversuchen glücklich. Oft schüttete man das Kind mit dem Bade aus oder man verirrte sich in Sackgassen. Da hieß es: nur recht bald mit der Aufklärung beginnen. Als ob die Tage einer frohen, glückseligen Paradieszeit nicht ohnedies nur zu schnell vorübereilten. Als ob nicht schon die natürliche Klugheit es geböte, die Kinder so lange wie möglich in ihrer Kindlichkeit, Unschuld und Harmlosigkeit zu belassen. Nein, die Mythen vom Storch, von dem Brunnen, von den Engeln haben ihr gutes Recht, und es wäre töricht, die holde Traumwelt des Kindes frühzeitig zu zerstören. Gibt es doch außerdem noch hundert andere Dinge, die man dem Kinde auf dieser Altersstufe weder zu erklären noch zu begründen braucht. Warum eilt denn gerade die sexuelle Aufklärung so sehr? Bedarf diese mit ihren zartesten und heikelsten Dingen nicht besonderer Vorsicht und feinsten Taktes?

Anders, wenn das Kind bereits jahrelang in die Schule geht und mit Altersgenossen aus anderer Umgebung verkehrt. Da soll sich der Erzieher fragen: was kann geschehen, damit die erste Aufklärung, die vielleicht gar aus dem Munde verdorbener jugendlicher Geschöpfe erfolgt, keine bösen Früchte trägt? Wie kann ich es verhindern, daß gerade zart besaitete, edlere Gemüter durch gutgemeinte Aufklärung nicht schweren Schaden an kostbaren Seelengütern erleiden?

Hier gilt es zu beachten, daß die erste Unterweisung in diesen Dingen beiden, den Eltern und der Schule, zusteht. Mit dem Stummbleiben und Totschweigen ist gar nichts geholfen. Früher oder später hören die heranwachsenden Kinder doch die Wahrheit, und was wird die Folge sein, wenn durch unsaubere Einflüsterungen von Gespielen die Phantasie erhitzt und vergiftet wird?

Darum, wenn der Lehrplan die Naturkunde aufweist, so mag man die Jugend rückhaltslos über Pflanzen und Tiere belehren. Der Naturwissenschaftler braucht gar nicht die Pubertätszeit abzuwarten, sondern er kann schon viel früher in seinen Stunden das Problem der Begattung und Fortpflanzung in natürlicher, doch taktvoller, zarter Weise besprochen. Die Parallele von Blumen und Tieren einerseits und den Menschen anderseits findet das Kind von selber. Nachsinnende denken nichts Arges dabei, sie ziehen ihre Schlüsse, sie werden die neue Erkenntnis ohne irgendeine Aufregung als etwas Selbstverständliches entgegennehmen und die Keuschheit ihrer Seele wird nicht die mindeste Trübung erfahren. Was die religiösen Unterweisungen anlangt, so wird Kommunion- und Konfirmandenunterricht sein Teil dazu beitragen, die Kinder sittlich zu stärken und zu festigen.

Kein Zeitpunkt aber ist für die notwendige Aufklärung passender und günstiger als der Austritt des Kindes aus der Schule. Mit der Fabriktätigkeit, mit der Lehrzeit öffnet sich eine neue Welt mit Gefahren aller Art. Hier überall ist es angezeigt, daß die erwachsenen Kinder auf so manche Dinge aufmerksam gemacht werden, deren Unkenntnis ihnen leicht verhängnisvoll oder gar verderblich werden könnte. Die Probe für eine richtige, normale, gesunde Erziehung liegt darin, daß unsere Jugend sich ebenso fern hält von obszöner Literatur, wie sie den Gedanken von sich weist, Nacktheit und Unsittlichkeit, Natürlichkeit und Gemeinheit in einen Topf zu werfen. Glücklich jene Kinder, denen es vergönnt ist, in einem Hause aufwachsen zu dürfen, in welchem das Vorbild sittenstrenger Eltern und gewissenhafter Lehrer das Beste für sie wirkt. Söhne und Töchter aus solchen Häusern werden dann, auch wenn sie, aus der Aufsicht entlassen, in der Ferne weilen, den Eltern, den Erziehern und sich selbst Ehre zu machen bestrebt sein und es für eine Sache der Ehre, der Pflicht, der Selbstachtung ansehen, die Reinheit des Herzens und des Wandels obenan zu stellen. Man spricht heute so viel von der notwendigen Erneuerung des Volkslebens und der Volksseele. Soll diese zur Wirklichkeit werden, so muß sie bei der Jugend einsetzen. Es ist bekannt, daß Krieg- und Revolutionszeiten noch immer die Lustseuche in erschreckendem Maß zunehmen lassen. In geradezu beängstigender Weise trifft dieses auf das einst so keusche, sittenstrenge deutsche Volk zu. Dies ist der größte Jammer in der so schweren Zeit. In Shakespeares „Hamlet" gibt Polonius seinem Sohn Laertes den Rat: „Sei treu dir selbst!" Darin liegt tiefe Lebenswahrheit und -weisheit.

Eine Lehre für die deutschen Filmfabrikanten.

Von Dr. Benno Franzsen.

Der Hauptschriftleiter der „Deutschen Zeitung" in Mexiko, H. Weise, gibt in „Lateinamerika" eine recht beachtenswerte Lehre unsern Filmfabrikanten, die Gewicht darauf legen, mit ihren Erzeugnissen auch im Ausland auf Absatz zu rechnen.

Der Verfasser jenes Aufsatzes berichtet, wie gegen das erste Erscheinen eines deutschen Filmes in Mexiko sofort von Interessenten versucht wurde, das Publikum gegen die deutschen Filme aufzubringen, da dieser Film tatsächlich imstande war, das bis dahin unangefochtene Monopol amerikanischer, französischer und italienischer Filme umzustoßen.

Die erfolgten Angriffe (es wurde vornehmlich mit dem Worte „unmoralisch" operiert!) haben aber bewiesen — und das ist für uns das Wichtigste —, „daß wir mit einem sehr energischen Feldzug gegen die deutschen Produkte zu rechnen haben, wenn wir die Unvorsichtigkeit begehen sollten, einmal Stücke dem mexikanischen Publikum vorzusetzen, denen in moralischer oder anderer Hinsicht wirklich ein Vorwurf gemacht werden kann".

„Diese Gefahr besteht heute", führt der Verfasser weiter aus. Jeder Unternehmer bewirbt sich nach den nunmehr vorliegenden deutschen Filmerfolgen um eine deutsche Agentur, wobei ihm schließlich am Ansehen Deutschlands weniger liegen wird als am pekuniären Erfolg. Daß die Befürchtung nicht unangebracht ist, wird in folgender Weise belegt:

„Wir sehen mit leisem Bangen dem ersten sogenannten „Aufklärungsfilm" entgegen und befürchten von ihm schon heute eine recht unangenehme Wirkung auf das Publikum, an dessen Urteil über Deutschland uns etwas gelegen ist."

„Gerade in diesen Tagen wird in der Hauptstadt ein deutsches Filmstück gegeben, das das Treiben eines verderbten Tauentzienstraßen-Backfisches behandelt. Das Machwerk konnte ruhig auf der andern Seite des Atlantischen Ozeans bleiben; vielleicht verspricht man sich von ihm in Berlin eine läuternde Wirkung — die wir übrigens stark bezweifeln — in Mexiko ist es ganz und gar nicht am Platze . . . es werden Auswüchse einer perversen Psyche behandelt, das ganze Milieu zeigt eine widerliche Korruption, die als ein Merkmal gewisser deutscher Bevölkerungskreise dem mexikanischen Publikum durchaus nicht gezeigt zu werden brauchte . . . Der Fremde, der unser Volk nicht kennt, dem für unsere Situation und die sich aus ihr ergebenden Stimmungen und Leidenschaften das Verständnis völlig fehlt . ., wird auf Grund derartiger Zerrbilder einen Begriff von dem Wesen unseres Volkes erhalten, der für uns nichts weniger als schmeichelhaft ist."

Von besonderem Interesse für uns ist, was der Verfasser jenes Artikels nicht nur vom Standpunkt der Moral, des Ansehens unseres Vaterlandes im Ausland, sondern auch als Forderung des Taktes ausspricht. Wörtlich heißt es nämlich darin:

„Für die Aufführung in Mexiko können niemals Stücke in Betracht kommen, die in irgendeiner Weise das religiöse Gefühl der katholischen Bevölkerung verletzen. Würde in dieser Hinsicht gesündigt, so könnte sich die deutsche Filmindustrie darauf gefaßt machen, daß sie Mexiko und wahrscheinlich auch die Mehrzahl der übrigen lateinamerikanischen Staaten als Absatzgebiet verliert."

Es dürfte durchaus nicht überflüssig sein, rechtzeitig vor solchen Verfehlungen zu warnen. In einer Hinsicht kommt der Artikel tatsächlich zeitgemäß. Haben doch schon, wie oben ausgeführt wurde, die berüchtigten Aufklärungsfilme deutscher Manier im Ausland ihr Wirkungsfeld gesucht, nachdem sie in Deutschland meistens gerade das Gegenteil von dem erreichten, was sie angeblich wollten. Es ist aber zweifelhaft, ob einzelne Filmfabrikanten das Ansehen Deutschlands im Ausland höher bewerten als die innere deutsche Moral, die sie so merkwürdig stützen wollen, oder sich nicht viel mehr vom Hauptprinzip der Fabrikation, dem Verdienenwollen leiten lassen.

Dies erkennt auch der Verfasser jenes mahnenden Artikels, indem er nach einem Mittel sucht, um dafür zu sorgen, daß nur die unserm Ansehen im Ausland dienenden Filme auch ihren Weg dahin finden. Er meint, daß die deutschen Filmgesellschaften selbst so viel Interesse an dieser Frage hätten, daß sie dem Filmdramaturg einen Ausfuhrzensor zur Seite stellen. „Dem Auslandsdeutschtum würden sie damit einen wertvollen Dienst erweisen. Wir in Mexiko haben mit Freuden beobachtet, wie der deutsche Film sich den ungeteilten Beifall unserer hiesigen Freunde erobert hat; wir würden es tief bedauern, wenn durch schlechte Erzeugnisse dieser vorzügliche Eindruck verwischt oder etwa in das Gegenteil verwandelt würde."

Der Artikel läßt den Inlandsdeutschen ahnen, welche hohe Mission im vaterländischen Sinne auch die Filmausfuhr Deutschlands draußen in der Welt zu erfüllen hat. Der deutsche Film wird in diesem Sinne niemals neutral sein können. Entweder wird er durch seine Leistungen oder seine Darstellungen das deutsche Ansehen stärken oder untergraben helfen, ganz abgesehen davon, daß es auch einem wirtschaftlich um den Aufstieg schwer ringenden Volke nicht gleichgültig sein darf und kann, ob eine Industrie sich einen Absatzmarkt erobert oder nicht.

Reinhard Johannes Sorge.

(Zu des Dichters fünftem Todestage am 20. Juli).

Von Alexander Baldus, Koblenz.

Unter den vielen deutschen Dichtern, die ein Opfer des Weltkrieges geworden sind, hat unbestreitbar der junge Reinhard Johannes Sorge am meisten Zukunft mit sich ins Grab genommen. Rein äußerlich genommen, mag er zur Klasse der Expressionisten gehören, die in ihm noch heute ihren Vater und geistigen Urheber verehren; und wirklich zeigt er sich auch in seinem Erstlingswerke, dem „Bettler" als ihr Herold und Künder, als „der geschworenste Feind des verseuchten und verseuchenden Impressionismus, der sich bereits im Stadium des Wahnsinns befindet". Hat aber schon dieser Expressionismus nicht das geringste mit der heutigen Modetorheit zu tun, so arbeitete sich doch, wie wir sehen werden, der Dichter zu einer ganz eigenen, selbständigen Stellung empor, die außerhalb jeder Schule liegt. Deshalb hatte auch Friedrich Muckermann vollkommen recht, wenn er einmal in den „Stimmen der Zeit" schrieb: „Dieser Dichter hat mit all jenen Artisten nur so viel und so wenig zu tun wie ein Adler mit einem Krähenschwarm".

Erst 19 Jahre zählte Sorge, als er, dem Drange seines Herzens folgend, seine „dramatische Sendung", den „Bettler", niederschrieb, der auch sogleich in S. Fischer-Berlin einen guten Verleger fand. Das Stück zeigt schon eine ungemein starke persönliche Note, trotzdem es nur ein Jugendwerk ist und die infolgedessen auch unausbleibliche formale Abhängigkeit auf Geister wie Goethe, Nietzsche und Stefan George hindeutet. Der „Bettler" ist der Dichter selbst, der ausschließlich seinem von Gott gesetzten Ziele lebt, der die Welt auf seine Schultern nehmen und mit Lobgesang zur Sonne tragen will, der bereit ist, alles im Interesse dieser seiner Sendung zu leiden, nur nicht Selbstverleugnung, Hingabe, Opfer. Jene titanenhafte, beinahe erschreckende Großartigkeit des Ichgefühls läßt ihn ausrufen:

> Ihr, Ihr bereitet mir die Pfade!
> Seht doch, ich stürme unter Euch, die Fackel
> Rot in geschwungner Hand! Umfangt mich doch!
> Umdrängt mich doch! Ich bin des Segens voll!

Eine leidenschaftliche Sehnsucht ergreift ihn nach immer Höherem und Reinerem, immer weitere Stufen sieht er vor sich im Lichte und so manche Reinheit, die er noch nicht durchwandelt und gekostet hat. Da schwingt er sich ekstatisch ins Ungemessene und verlangt stürmisch:

> Meere! Neu-Meere! Nie betretene Küsten!
> Menschen! Licht-Menschen! Nie geliebte Liebe!
> Stern-Sterben! Tod-Rausch! Nie geschluchztes Lied!

Endlich regt sich in seiner Brust die Ahnung geheimer Tragik, und mit der Steigerung des Persönlichkeitsgefühls wird in ihm auch der Wunsch nach Dauer laut. Schmerzlich ruft er aus: „Der Hunger nach aller Ewigkeit wird mich nie verlassen!" Da aber kommt er, nach langem, hartem und mühevollem Wege zu der Erkenntnis seiner Sendung, seines hohen Berufes: durch Symbole der Ewigkeit zu reden! So findet ganz zum Schlusse noch die dramatisch wildbewegte Handlung einen friedlichen und beglückenden Ausgang.

Dieses Erstlingswerk, das dem jugendlichen Dichter bereits den Kleistpreis eingebracht hatte, dessen Aufführung er aber nicht mehr erleben sollte — sie fand erst im Jahre 1918 auf der Reinhardtbühne statt —, steht noch ganz im Banne jenes Subjektivismus, aus dem später erst, unter seinen Hauptvertretern Hasenclever, Unruh und Werfel, der eigentliche Expressionismus entstanden ist. Dasselbe gilt auch noch von seinem nächsten Werke, dem Drama „Guntwar oder Die Schule eines Propheten" (erschienen 1914 bei Kösel, Kempten). Hierbei zeigt sich uns ein in jeder Beziehung ganz bedeutsamer Fortschritt, und so sehen wir den Dichter diesmal bereits hart an der Grenze zweier Welten, der des Antichrists und Christi. Das Erlebnis der Karwoche und des Osterfestes in der St. Peterkirche zu Rom brachte ihn dann soweit, daß er mitsamt seiner jungen Frau im September 1913 zur katholischen Kirche übertrat. Die geistige Frucht dieses Schrittes ist eine bisher immer noch ungedruckte Absage an Nietzsche in der grandiosen Vision „Gericht über Zarathustra", in welcher er vollständig mit dem Ideal seiner Jugend bricht.

Schon im Frühling dieses Jahres war der ganz im Geiste Dantes gehaltene, doch aus eigenstem Erleben gedichtete Sang „Mutter der Himmel" entstanden, ein in Bildern wie in Sprache gleich großes und kühnes Werk (erschien erst 1917 ebenfalls bei Kösel). Durch die tiefsten Abgründe des Lebensgeheimnisses erhebt uns dieses Gedicht zu einer selig vernichtenden Schau, die uns an das Echteste und Kühnste der Mystik aller Zeiten und Völker zu denken zwingt. Deshalb will es auch nicht flüchtig gelesen, sondern geschaut und erlebt sein, und der Dichter mahnt selber:

> Doch der du dieses liest, vergiß nicht, daß
> Mein Wort noch Raum braucht, Zeit, Gebilde, alles,
> Und werde nicht in der Betrachtung laß,
> Daß ich hinging nur wie der Nu des Halles.

Nach diesem „Hohelied des Mütterlichen", wie Karl Muth einmal treffend das Buch genannt hat, zeigte Sorge in dem Zyklus von Mysterienspielen unter dem Sammeltitel „Metanoeite" (Kösel 1915) zum ersten Male das Bestreben, objektive, rein symbolische Gestalten zu schaffen. Den Stoff hierzu bot ihm die Ankündigung, die Geburt

und die Jugendzeit des göttlichen Heilandes. Wie er ihn aber behandelt, das kann nicht gesagt, das muß gelesen und erlebt sein. Der Dichter mutet uns in dieser rührend innigen Dichtung voll zartester Poesie, wie wir sie seit den Tagen der großen Spanier Calderon und Lope de Vega nicht wieder erlebt haben, an wie ein ernster und doch wieder so glücklicher Benediktinermönch während des Gottesdienstes in der hohen Abteikirche zu Beuron oder Maria-Laach. Jene überaus zarten, abgeklärten Worte, die in tiefster Ehrfurcht von dem Heiligsten künden, konnte nur ein Mund aussprechen, der alle Weltformeln verlernt, der mitten in dem Modedrang einer sogenannten „neuen Kunst" niemals seinen ewigen Meister vergessen hat.

Herrschte aber in diesem Werke noch eine „objektivierte lyrische Empfindung" vor, so beginnt sich diese bereits in dem nächsten und letzten großen Drama, dessen Erscheinen der Dichter noch erleben durfte, seinem so herrlichen „König David" (Fischer 1916) vollkommen dem dramatischen Geschehen ein- und unterzuordnen. Darnach kam das plötzliche Ende des Dichters. Außer diesen schon erwähnten Werken befinden sich in seinem literarischen Nachlasse noch zwei Sammlungen von Gedichten, ein Sang „Franziskus" und „Preis der Unbefleckten" und ein Drama „Luther".

Reinhard Johannes Sorge wurde am 29. Januar 1892 als Sohn des Stadtbauinspektors Max Sorge zu Berlin geboren. Seine ganze und einzige Ausbildung war das Gymnasium, das er aber bereits im Jahre 1910 mit der Reife für Oberprima verließ, um ausschließlich seinen schriftstellerischen Plänen zu leben. Im Februar 1912 heiratete er. Der Ausbruch des Weltkrieges traf ihn in der Schweiz; er stellte sich zwar sofort, wurde jedoch erst Mai 1915 eingezogen und kam schon bald darauf an die Front. Am 20. Juli 1916 traf ihn bei Ablaincourt an der Somme ein Granatsplitter so unglücklich an der Schulter, daß er kurz nach Einbringen auf dem Verbandsplatze verschied. Erst wenige Wochen vorher hatte das Kuratorium der Fastenrathstiftung durch die Verleihung eines Preises seine Bedeutung für die deutsche Literatur anerkannt.

„Ein heiligmäßiger Dichter ist mit Reinhard Johannes Sorge dahingegangen, einer, der in der obdachlosen Welt die Grundsteine gelegt hat zum Bau eines Himmels, eines Himmels voll des Glaubens und der Demut." Sein kurzes, aber so inhaltreiches Leben war eine ununterbrochene Kette von Opfern, und auch sein Sterben hat er als Opfer empfunden nach jenen wundervollen Worten, mit denen der elfte Gesang von „Mutter der Himmel" beginnt:

So ist es, daß man all sein Wesen hingibt,
Sich opfert, um die Reinigung zu vollenden
Und so durch Bluten aus den eigenen Händen
Zu flieh'n zum Schöpfer, der da Opfer liebt
Um seinetwillen, wie er sich gegeben,
Und der sein Blut durch Opfer nur verheißt,
Und gab in Opferung der Welt das Leben!

Vom Büchertisch.

Ein großer Schulmann und echter Studentenvater. Zur 400. Wiederkehr des Geburtstages des seligen Petrus Canisius. Von Otto Braunsberger S. J. (Flugschriften der Stimmen der Zeit, 22. Heft). 8° (22 S.) Freiburg i. Br. 1921, Herder. M 1.80 und Zuschläge. — Das Büchlein entwirft ein herrliches Bild vom Leben und Wirken des seligen Petrus Canisius zum Besten der katholischen studierenden Jugend seiner Zeit. Der Verfasser wird nicht müde, aufzuzählen, was der Selige an hochherzigen Stiftungen, großartigen Anregungen und durch unermüdliches Ausüben der leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit zur Ehre Gottes und zum Wohl und Heil der jungen Studenten, denen sein Herz so liebevoll entgegenschlug, innerhalb und außerhalb Deutschlands geleistet hat. Es ist dem Verfasser trefflich gelungen, ein glänzendes Vorbild für alle Jugendfreunde und Jugendführer zu zeichnen. Heute versucht man im kirchenfeindlichen Lager den Kampf um unsere Jugend auf dem Gebiete der Schulfragen auszutragen und zu entscheiden. Das vorliegende Büchlein zeigt meisterhaft, wie die Gesinnung und die Taten des „großen Schulmannes" Petrus Canisius auch zur Lösung der heutigen Schulfragen nötig wären und wie sehr wir Männer mit dieser Gesinnung und solcher Tatkraft brauchen. Möge dieses Schriftchen noch bewirken, daß viele ganz im Sinne des seligen Petrus Canisius auch die heutige furchtbare materielle und geistige Not eines nicht geringen Teiles unserer studentischen Jugend erkennen und lindern! Richard Oettl.

Ratschläge und Mahnungen zum Volks- und Menschheitswohle. Von Max, Herzog zu Sachsen, Dr. theol. et iur. utr. Dresden 1921. Verlag von Emil Pahl. Preis geh. 6.50 M, geb. 8.50 M. — Die Bedrängnis unserer Zeit läßt unter Propheten aller Art auch die Lebensreformer lauter predigen und mehr Hörer finden als sonst. Wenn sie meist nicht auf unserem Glaubensboden stehen, so mag das daher rühren, daß anderswo sich die geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Uebel weiter ausgewachsen haben als in gut katholisch-christlichem Bereich. Die beste Lebensreform aber entspringt gerade aus unserem Glauben, der den Menschen zum bedürfnisfreien Herrn aller Dinge macht. Im Jahre des Dritten Ordens denken wir an den hl. Franz von Assisi. Von ihm freilich spricht das hier angezeigte Büchlein kaum. Prinz Max geht vielmehr, seinen Studien gemäß, auf die Kirchenlehrer des christlichen Altertums zurück, Paulinus von Nola, Basilius, Chrysostomus. Er zeigt, daß in ihren Schriften ein Schatz christlicher Lebensreform steckt. Doch hat der gelehrte Theolog diesmal kein wissenschaftliches Werk geschrieben, sondern eine praktische Anleitung zu naturgemäßem Leben. Zurück zur Natur, das heißt bei ihm: zurück zu den Erzvätern, zu Johannes dem Täufer und den Urchristen, die Gottes Gesetz aus Offenbarung, Gewissen und Natur erkannten und erfüllten. Ganz heimisch in dieser erhaben einfachen Welt, spricht der Verfasser schlicht, einfach und praktisch zu uns. Weltkluge mögen ihn manchmal als naiv belächeln, besonders wenn er Völkerfrieden predigt und in der Verwerfung des Krieges mit altchristlichen Theologen soweit geht, wie er als katholischer Priester kann. — Der erste Teil der Schrift behandelt die natürliche Lebensweise des einzelnen Menschen: Erziehung, Speise — hier wird Vegetarismus und Abstinenz empfohlen —, Kleidung, körperliche Arbeit. Im zweiten Teil: Natürliche Lebensweise der menschlichen Gesellschaft, werden unsere Umgangsformen kritisiert und beherzigenswerte Worte gegen die konventionellen Lügen gesagt. Ausführlich wird dann die Völkerverständigung behandelt. Heidnischer, überheblicher Nationalismus wird verworfen, der Widersinn des Krieges (und des Zweikampfes) dargetan. Manches berührt sich mit den heute von Graz vertretenen Ideen der katholischen Internationale. Für Lebensreform in christlichem Geist ist das Buch trotz mancher Einseitigkeiten geeignet, eine bedeutende Wirkung zu tun. Dr. Otto Kunze.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Die Neueinstudierung von „Herodes und Mariamne" war ausverkauft. Seit mehreren Wochen hatte man an unseren Bühnen nur Gelegenheit zu lachen, das verträgt nicht jeder. Das Drama Hebbels gab Hermine Körner wieder Gelegenheit aufzutreten und ihren Kunsttempel aus der Zone eines tüchtigen Durchschnitts herauszuheben. Sie hat die Mariamne schon früher gespielt. Es war wiederum eine Leistung hohen Stiles, reifer Kunst. Die Makkabäertochter wird immer ihre Stellung in der deutschen Literatur behaupten als eine der ersten jener Frauengestalten, die um die eigene, vom Manne verkannte Persönlichkeit ringen. Wir bewundern die dichterische Feinheit, mit der Hebbel diesen Stoff gestaltet hat, aber wie bei dem ihm in vielem wesensverwandten Henrik Ibsen empfinden wir des öfteren, daß das Gedachte nicht immer blutvoll Gestalt geworden; hier muß der Schauspieler dem Dichter helfend zur Seite treten. Frau Körners geistvolle Spielweise verstärkt gelegentlich das Intellektuelle der Rolle, die sie bildhaft sehr glücklich verkörpert. Karl Wüstenhagen war ein Herodes von wildschäumendem Temperament, das sprachlich einige Dämpfung in Rücksicht auf die Gegenspielerin vertrüge. Die übrigen Darsteller hielten im ganzen Niveau, die Rolle der Alexandra geriet zu sehr bürgerlich-schwiegermütterlich. Salomes sprachtechnisch-mimische Unzulänglichkeit störte in dem guten Gesamtbilde. Eine vereinfachte Szene mit Riesenwürfeln vor dem Rundhorizont wirkte nicht ungünstig; nur schien der Mangel einer Abgrenzung an den Seiten die Akustik zu verschlechtern. Der Beifall war stark und einmütig.

Lustspielhaus. Das Ferienensemble, das einen Monat lang die „Perle" gab, die keine Perle der Schwankliteratur bedeutete, hat sich verabschiedet und die Truppe Dr. Freytags ist zurückgekehrt. „Das Familienkind", von Friedmann-Frederich, ist ein recht hübscher Schwank, der sich oft sogar der Lustspielgrenze nähert und nicht platten Unsinn für Humor ausgibt. Wir haben ihn vor nicht langer Zeit an dieser Stelle gewürdigt. Er verbreitete wieder eine behaglich angeregte Atmosphäre. Gespielt wurde recht munter, nicht ganz so gut wie vor einem Jahre. Nicht nur einzelne verließen mit einem Ruck ins Kleinbürgerliche ihre auf dem Theaterzettel vermerkte soziale Stellung. Es wurde herzlich gelacht und eifrig Beifall gespendet.

Theater am Gärtnerplatz. „Jungfer Sonnenschein", Operette von Bernh. Buchbinder, Musik von Gg. Jarno. Die rührende Geschichte von der hübschen Wirtstochter, die den Prinzen Eugen, den edlen Ritter, hätte heiraten können, wenn sie nicht gerade etwas voreilig einen ungeliebten Trompeter zum Mann genommen, will ich nicht im einzelnen entwickeln. Buchbinders Bücher vertragen nicht, daß man sie fest anfaßt. Die Handlung ist der bühnengerechte Vorwand, damit Jarno, von dem wir u. a. die „Försterchristl" kennen, seine anmutigen Melodien entwickelt, und die sind gefällig und angenehm dem Ohre. Sie sind nicht sonderlich neu, aber sie machen auch gar keinen Anspruch darauf. Die Titelrolle wurde recht hübsch gesungen, ist jedoch anmutig, leichter, minder derb gedacht. Das Publikum war außerordentlich zufrieden und so wird es an zahlreichen Wiederholungen nicht fehlen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Frankfurt a. M. verlief die Aufführung des „Reigen" ohne Zwischenfall. Nach Zeitungsmeldungen wird jedoch der Bühnenvolksbund keine Beziehungen mehr mit dieser Privatbühne unterhalten. — Die Ankündigung der Aufführung des „Weibsteufels" rief in Paderborn so lebhafte Erregung hervor, daß das Stück verboten wurde. — „Dantes Tod", ein Bühnenspiel von Hero Max, kam in Freiburg i. Br. im Rahmen einer Dante-Feier zur Aufführung. Auch im Berliner Opernhaus fand eine Gedächtnisfeier statt, bei der Ad. von Harnack und Ernst Troeltsch sprachen. In München ist eine Veranstaltung zum 600. Todestag des großen Dichters bis in die Zeit nach den Theaterferien verschoben. — In Dresden plant man den Sänger Scheidemantel, der als Operndirektor seinen Ruhm nicht zu mehren vermochte, gehen zu lassen. Es wird ein Intendant für die beiden Staatsbühnen und ein Generalmusikdirektor gesucht. Die Personalfragen sind noch nicht

gelöst. — Ignaz Schnitzer, der Textdichter des Zigeunerbarons und Verdeutscher Petöfis, ist, 82 Jahre alt, in Wien gestorben. — Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland finden die Bestrebungen des Bühnenvolksbundes großes Interesse. In Holland wird die Gründung einer Parallel-Organisation durch maßgebende Persönlichkeiten der Presse und des Theaters zurzeit vorbereitet, die bis zum kommenden Herbst schon in Tätigkeit treten soll. Verschiedene christliche dramatische Werke werden bereits ins Holländische übersetzt, ebenso die Uebersetzung holländischer Werke ins Deutsche vorbereitet. Auch in Spanien besteht die Absicht, eine ähnliche Bewegung ins Leben zu rufen. Prof. Dr. Dessauer, Mitglied des Direktoriums des BVB, der in den letzten Wochen zu Gastvorlesungen in Spanien weilte, überbrachte den Wunsch führender spanischer Persönlichkeiten, im Herbst den Generalsekretär Gerst in Spanien zu sehen, um mit ihm die Schaffung eines spanischen christlichen Theaterbundes zu beraten und enge geistige Beziehungen herzustellen. Man darf von den Konferenzen eine starke wechselseitige Befruchtung des kulturellen Spanien und des kulturstrebenden Deutschtums erwarten.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Laie versteht sich auf die Börse besser als der Fachmann. Diese Ueberzeugung befestigt sich immer mehr in den Kreisen der vielen, denen vor gar nicht langer Zeit der Kurszettel ein Papier mit geheimnisvollen Runenzeichen war, denn es geht alles, was ihr Optimismus ihnen vorgegaukelt und alle Mahner haben unrecht, einstweilen! Die Leute von den Börsen sind skeptisch und realisieren ihre Gewinne rascher, wie die Kundschaft aus dem Publikum. Die Zahl der Aufträge war oft so gross, dass die Arbeit kaum zu bewältigen war. Der Andrang ist so stark geworden, dass in Berlin die Banken für alle Aufträge, die sie nach zehn Uhr vormittags erhalten, die Ausführung am gleichen Tage nicht mehr zusagen können. Die Makler sind schon mit der Annahme der Aufträge so überlastet, dass die Feststellung der Kurse erst sehr spät erfolgen kann. Das Uebermass der Börsengeschäfte führte zu Erwägungen über die Einführung von neuen Börsenruhetagen. Es ist immerhin ein Glück, dass zumeist bar gezahlt wird; das Kreditgeschäft allzusehr zu mehren, würden die Banken wenig Neigung zeigen und das fieberhafte Tempo verlangsamen. Durch die grossen Barmittel, die aus den flüssig gewordenen Dividenden fliessen, bleiben die Verluste, die nicht ausbleiben, wenigstens im Rahmen des Besitzes und ausser einem Provinzbankgeschäft, das unlängst in Zahlungsschwierigkeiten geriet, werden Börsenschicksale heuer wenig der Oeffentlichkeit bekannt. Die einfach riesigen Käufe des mit so viel flüssigen Mitteln ausgestatteten Publikums haben zu einer grossen Materialknappheit geführt und diese wird noch vermehrt durch grosse Käufe der Konzerne, die planmässig ihre Einflussphäre erweitern sowohl nach der Richtung ihrer Rohstoffsbezugsquellen, wie ihrer Abnehmer. Man blickt nicht nach der Wetterseite, wo die schweren politischen Wolken hangen, sondern nach einigen kümmerlichen Sonnenstrahlen, als da sind die Unterzeichnung der Friedensresolution durch Wilsons Nachfolger, gute Ernteaussichten, Verhandlungen über gemeinsame deutsch-englische Belieferung Russlands durch die Gruppen Stinnes und Vickers-Armstrong.

Der erste Börsentag zeigte besonders Interesse für Phönix Aktien, die den Kurs von etwa 800 erreichten; Höch gewann 50%, Oberkoks 30%, Kattowitzer 15%. Kaliaktien stiegen, obwohl die Auslassungen der führenden Männer nicht günstig sind. Die Bankaktien haben die Dividendenabschläge langsam wieder eingeholt.. Am zweiten Börsentag traten Neigungen auf, sich durch Verkäufe die hohen Gewinne zu sichern. Phönix gingen stark zurück. Sehr fest waren Schiffahrtswerte. Der Markkurs gab weiterhin scharf nach. Auch die neuen Steuerpläne stimmten die gute Laune herab. So erwartete man in der Wochenmitte eine schwache Börse, allein die Kauflust der Kundschaft war unerschüttert. Die Geldflüssigkeit nimmt noch immer zu, das zeigt auch der soeben herausgekommene Reichsbankausweis mit einer Zunahme des Notenumlaufes um 8½ Milliarden. Rückgänge und Besserungen hielten sich an den folgenden Tagen so ziemlich das Gleichgewicht. Grosse Steigerungen durch Interessenkäufe erlangten Phönix und Rheinstahl, vor allem aber die Augsburg-Nürnberger Maschinenfabrik, deren Aktien trotz der Verwaltungserklärung um 80% höher einsetzten und um 85% stiegen bis auf 685.

Das grösste Hüttenunternehmen bayerischen Ursprungs, die Eisenwerkgesellschaft Maximilianshütte, legt den Bericht über das am 31. März abgeschlossene Betriebsjahr vor. Im Anfange desselben hatte sich die Koks- und Kohlenversorgung gebessert, dadurch konnte das seit 1½ Jahren ruhende Martinsstahlwerk wieder teilweise in Betrieb genommen werden. Die Steigerung der Gesamtproduktion und die sprungweise Erhöhung der Verkaufspreise in den ersten Monaten des Betriebsjahres brachten nicht nur einen Ausgleich für die fortwährende Steigerung der Ausgaben. Im zweiten Halbjahr gingen die Preise andauernd zurück. Deshalb musste der Auslandsmarkt aufgesucht werden, solange dort noch Absatz zu besseren Preisen zu erzielen war. Das finanzielle Ergebnis zeigt bedeutend erhöhte Ziffern, Reingewinn 44.060 646 ℳ; neben der 10% Dividende wie im Vorjahr wird die Ausschüttung eines Bonus von 15% beantragt. Die Aussichten des neuen Geschäftsjahres vermag der Vorstand nicht zuverlässig zu beurteilen. Bei der Deutschen Gold- und Silberscheideanstalt vorm. Rössler ist Umsatz und Gewinn bedeutend gewachsen, doch bleibt das Ergebnis, an dem wirklichen Wert des arbeitenden Kapitals gemessen, hinter dem der Friedensjahre zurück. In der zweiten Jahreshälfte machte sich ein Abbröckeln der Preise bemerkbar, verursacht durch das Nachlassen des Bedarfs und durch die im Kriege erstarkte ausländische Konkurrenz. Es wird vorgeschlagen 6% Div. auf die Vorzugsaktien, 25 (17)% auf die Stammaktien.

Dem Geschäftsbericht der Zellstoff-Fabrik Waldhof, Mannheim zufolge mussten 1920 durch Kohlenmangel die Werke vier Monate stillgelegt werden. Erst durch Beschaffung amerikanischer Kohle konnte der Betrieb zum Teil wieder aufgenommen werden. Auch sonst war die Anschaffung der Rohstoffe schwierig und sehr kostspielig. Nach Tilgung des Verlustvortrages ergibt sich ein Reingewinn von 20'862,801 ℳ, woraus eine Dividende von 15% und ein Bonus von 10% auf die 32 Millionen Mark Stammaktien und eine Dividende von 5% auf die mit 25% eingezahlten 8 Millionen Mark Vorzugsaktien verteilt werden soll. Zurzeit sind die Absatzverhältnisse schlecht und unübersichtlich. Da die Absatzstockung grosse Summen festlegt und die Ausdehnung der Beteiligung neue Mittel fordert, wird der Generalversammlung Erhöhung des Stammkapitals um 28 Millionen Mark vorgeschlagen.

Bei den Katholischen Volkskunst Anstalten A.-G. München ist der Umsatz des Geschäftes gestiegen. Rosenkranzindustrie und Buchbinderei haben gute Erfolge gezeitigt. Der Absatz in der Filiale Kevelaer hatte unter den politischen Vorgängen zu leiden. Der Reingewinn von 33 844 ℳ wird nach 5 prozentiger Zuweisung an die gesetzliche Reserve vorgetragen. Die Aussichten werden, falls keine unvorhergesehenen Ereignisse eintreten, zuversichtlich beurteilt, wenn auch die Gesellschaft, die eine Qualitätsrichtung verfolgt, mit der Konkurrenz des Mittelmässigen und der Schundware schwer zu kämpfen habe. — — Dem Ausschuss des Reichswirtschaftsrates ging ein Gesetzentwurf zu, der den Privatnotenbanken verbietet, über ihren Goldbesitz ohne Genehmigung der Reichsregierung zu verfügen und ihnen eine Erhöhung ihres steuerfreien Notenkontingentes auf etwa das 3½fache zugesteht. Der Entwurf fand Zustimmung, doch kamen erhebliche Bedenken gegen die weitgehende Notenerhöhung zum Ausdruck. — Die polnische Valuta ist zur non valeur geworden, wie dies bei der Unwirtschaftlichkeit dieses Staates vorauszusehen gewesen.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland ℳ 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile ℳ 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile ℳ 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35 a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 30 München, 23. Juli 1921. XVIII. Jahrgang.

Dante,
der katholische Dichterfürst.

Zum 600jährigen Gedächtnis seines Todes.

Von Dr. Joh. B. Schauer, Domkapitular in München.

Wir Katholiken leben gegenwärtig in einer Zeit der Jubiläen. Unser Hl. Vater Papst Benedikt XV. hat uns selbst auf diese großen Gedenktage hingewiesen. In einem einläßlichen, programmatischen Rundschreiben vom 15. September vorigen Jahres feierte er das fünfzehnhundertjährige Gedächtnis des Todestages des hl. Hieronymus, des großen Kirchenlehrers und Meisters der Schriftauslegung. In einem Brief an die Bischöfe der Schweiz erinnerte der Papst vor kurzem an das 4. Zentenar seit der Geburt des seligen Petrus Canisius, der um die Erhaltung des katholischen Glaubens in Deutschland und Bayern so große Verdienste sich erworben hat. Fast möchte man in diesen erhebenden Gedächtnisfeiern eine gütige Fügung der Vorsehung erblicken, die inmitten der Trübsal unserer Tage unseren Mut und unsere Schaffensfreudigkeit an großen Vorbildern und hohen Idealen der Vorzeit zu erheben und aufzurichten scheint. Der Rest des Jahres 1921 ist beherrscht von zwei Feiern, die sich an die Namen Franziskus und Dante knüpfen. Im Jahre 1221 hat der hl. Franz von Assisi seinen III. Orden für Weltleute gegründet. Am 14. September 1321 ist Dante Alighieri, der große Florentiner, im stillen Ravenna zur ewigen Ruhe eingegangen. Die beiden Gedächtnisfeiern sind innerlich verwandt. Franz v. Assisis Geist und Sprache hat dem großen Dichter mächtige Impulse gegeben, und Dante, selbst ein Franziskusjünger, hat dem großen Meister im 11. Gesang des Paradiso ein unvergleichliches Denkmal gesetzt, bis er bei den Söhnen des hl. Franz in Ravenna eine dauernde Ruhestatt fand. Die Jubelfeier des III. Ordens ist rein religiös und wird in erhebenden Kirchenfesten begangen werden. Das Dantejubiläum ist eigentlich profaner Natur. Als Gedächtnisfeier eines Dichters von Weltbedeutung wendet es sich an die gesamte gebildete Geisteswelt. Aber merkwürdig! Der oberste Hirte der Kirche hat nicht bloß zur Feier des großen Franziskuswerkes ein Rundschreiben voll des seelsorgerlichen Eifers erlassen (6. Januar 1921). Er hat unterm 30. April 1921 selbst das Dante-Gedächtnis mit einem Rundschreiben an die Professoren und Schüler der schönen Geisteswissenschaften geehrt. Diese Auszeichnung, die wohl selten einem Dichter zuteil geworden ist, kennzeichnet schlagend den Charakter der Dante-Feier und den Dichter selbst.

Bei Dante handelt es sich nicht bloß um einen bekenntnistreuen Sohn der Kirche, der gelegentlich seine Geisteskraft in den Dienst der Wahrheit und der Verherrlichung der katholischen Ideale stellt, wie etwa Calderon in seinen berühmten Autos es in vorzüglicher Weise getan hat, sondern bei Dante ist der katholische Glaubensinhalt, ist katholisches Denken und Fühlen in solchem Umfang und mit einer solchen Virtuosität in den Mittelpunkt seiner unsterblichen Dichtung Divina Commedia gerückt, daß die Dichtung selbst aufhörte zu existieren, wollte man die katholische Glaubens- und Lebensauffassung aus ihr wegdenken oder wegnehmen. Dies hat der Dichter selbst klar erkannt, wenn er seine Schöpfung nennt „il sacro poëma“ (Parad. 25. 1).

„. . . die heilige Dichtung,
An der Hand angelegt haben Erde und Himmel.“

Dieser Sachverhalt wird schon bestätigt von dem Rahmen und Hintergrund, den der Meister für sein imposantes Gedicht gewählt hat; nämlich von der Idee einer Wanderung durch die drei Reiche des Jenseits: Hölle, Fegfeuer und Himmel. Mag Dante hinsichtlich dieser Idee, wie die neue Kritik will, immerhin Vorgänger in der christlichen, mittelalterlichen Literatur gehabt haben, mag er selbst, wie behauptet wird, sogar bei der arabisch-islamitischen Literatur eine kleine Anleihe gemacht haben, bei ihm selbst erscheint die Idee in der Wiedergabe geläutert nach den Gesetzen des guten Geschmackes, und in der Durchführung gereinigt nach der Norm des rechten Glaubens. Die Tragik der Hölle und ihre ewige Dauer sind packend geschildert in den weltberühmten Worten der Inschrift des Höllentores (Hölle 3, 1.):

„Der Eingang bin ich zu der Stadt der Schmerzen,
Der Eingang bin ich zu den ewigen Qualen,
Der Eingang bin ich zum verlorenen Volke. —
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren.“

Die einzelnen Höllenqualen, deren Schilderung das gewaltige Werk schöpferischer Dichterphantasie genannt werden muß und auf dogmatische Geltung selbstverständlich keinen Anspruch macht, sind der Natur der zu büßenden Laster angepaßt, nach dem Wort der Schrift über Babylon (Geh. Offbg. 18, 7) „Soviel sie geschwelgt hat, soviel gebt ihr der Qual und des Leides“.

Nicht weniger treffend ist die Seligkeit des Himmels gezeichnet in dem schönen Worte (Parad. 27, 7):

„O Wonn', o unaussprechliches Entzücken!
O Leben, ganz erfüllt mit Lieb' und Frieden!
O sich'rer Reichtum, frei von jedem Wunsche!“

Und für die katholische Glaubensregel, die für den ganzen Glaubensinhalt der Dichtung maßgebend ist, gilt ein für allemal der Wink aus Beatricens Mund (Parad. 5, 76):

„Ihr habt das Alte und das Neue Testament ja!
Der Kirche Hirten habt ihr, der euch führet!
Daran laßt euch zu eurem Heil genügen!“

Freilich war es Dante nicht zu tun um eine systematische und lückenlose Darstellung des katholischen Glaubensinhaltes; dann wäre seine geniale Schöpfung höchstens ein inhaltvolles Lehrgedicht geworden. Die Dogmen des Glaubens und die Lehrsätze der Kirche sind ihm vielmehr ebensoviele Quadern, die er auftürmt zum mächtigen Bau und die er mit der Titanenkraft seiner gestaltenden Phantasie einfügt dem Riesendom seiner Divina Commedia. Aber mit Recht stellt Papst Benedikt XV. in seinem Rundschreiben Dante das Zeugnis aus: „Aus seiner Dichtung strahlen treffend die großen Glaubenswahrheiten hervor: Das unergründliche Geheimnis der hl. Dreifaltigkeit, die Erlösung der Menschheit durch das fleischgewordene Gotteswort, die Herrlichkeit und Güte der jungfräulichen Gottesmutter Maria, der Königin des Himmels, das himmlische Glück der Engel und Heiligen, im schärfsten Gegensatz dazu die Qualen der Verworfenen in der Hölle, zwischen beiden der Aufenthaltsort der Seelen, denen nach zeitlicher Sühne die Tore des Himmels sich öffnen.“ Hettinger hat in seiner großen Studie über Dante („Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri“ [2], Herder 1889) ein höchst lehrreiches und umfangreiches Kapitel über die Theologie der „Göttlichen Komödie“ geschrieben und kommt dabei zu dem Schluß, daß nahezu keiner der großen Glaubenssätze der Kirche in Dantes Dichtung unerwähnt bleibt, dagegen die überwiegende Mehrzahl derselben, neben dem feierlichen und überzeugten Bekenntnis der Wahrheit, eine oftmals überraschend einläßliche und zutreffende spekulative

Entfaltung findet. Dieser Umstand macht die Lektüre Dantes so genußreich und anziehend, macht sie auch so abgrundtief und nicht selten mühevoll für den Leser, dem die Ideenwelt und Ausdrucksform des tiefgläubigen Mittelalters nicht ohne weiteres geläufig sind. Um diese Eigenart der Danteschen Dichtung zu verstehen, muß man sich erinnern, aus welchem Boden sie entsprossen ist. Das Leben und Wirken Dantes fällt in die Hochblüte der mittelalterlichen Zeit, da die Völker des Abendlandes, völlig durchsättigt von den Gedanken und Idealen des katholischen Glaubens, eine eigene hochstehende und vollwertige Kultur sich geschaffen und namentlich die Geisteswissenschaften der Philosophie und der Theologie unter Anschluß an die Philosophie des durch die Araber vermittelten Aristoteles, und unter Führung des hl. Thomas von Aquin in den Ordensschulen wie an den Universitäten zur höchsten Blüte sich entfaltet hatten. Diese Abgeschlossenheit der Weltanschauung auf der Basis des katholischen Glaubens gibt der Dichtung Dantes das monumentale Gepräge, in welchem sich keine der späteren Dichtungen mit ihr auch nur entfernt vergleichen kann. Was wir bei unseren deutschen Klassikern so schmerzlich vermissen, nämlich den sturm- und wetterfesten Unterbau einer positiv-christlichen Weltanschauung, das finden wir bei Dante geradezu ideal gegeben; und was noch überraschender ist, diese ganze Ideenfülle und Einheit in der Glaubensauffassung hat er geformt zur überwältigenden Menschheitsdichtung voll Feuer und Leidenschaft, voll der Irrungen und Läuterungen bis zur endlichen Festigung in Gott.

Eine Probe dafür, wie unverhüllt und ausdrucksvoll katholische Glaubenssätze Dante seiner Dichtung einverleibt, möge die berühmte Stelle bilden, in der St. Bernhard von Clairvaux sich betend an Maria wendet (Parad. 33, 1) mit den Worten:

„Jungfrau und Mutter, Tochter deines Sohnes,
Demütig und groß, wie kein Geschöpf mehr,
Du festes Ziel im Rate des ewigen Vaters.

O unſ're liebe Frau, so groß und mächtig,
Wer Gnaden sucht und nicht zu dir hineilet,
Dem fehlen Schwingen, die nach oben tragen.

So mild bist du, daß nicht bloß, wenn wir bitten,
Du uns zu helfen eilst, zu tausend Malen
Kommst du in Huld zuvor, noch eh' wir bitten.

Du bist voll Mitleid, bist voll heilger Liebe,
Du strahlst in Herrlichkeit, in dir geeint
Ist, was die Kreatur nur hat an Gutem."

Größeres und Schöneres ist wohl kaum je in der außerreligiösen Literatur über Maria geschrieben worden. Aber Maria ist dem Dichter so sehr Vorbild aller Tugenden, daß er den Büßenden im Fegfeuer die Geheimnisse ihres Lebens als Spiegel vor die Seele führt. So den Hochmütigen ihr demutsvolles „Siehe, ich bin des Herren Magd" (Fegf. 10, 43), den Zornigen ihre schmerzliche Mutterklage „Mein Sohn, warum hast du uns das getan" (15, 90), den Trägen ihren eiligen, freundschaftlichen Besuch bei Elisabeth (18, 100), den Geizigen ihre armselige Unterkunft in der Höhle von Bethlehem (20, 19), den Unzüchtigen ihr jungfräuliches Wort „Ich erkenne keinen Mann" (25, 127). Welch liebende Beschäftigung und welch tiefes Eindringen in die katholische Lehre bedingt doch nicht diese ungezwungene und reiche Auswertung des einen Glaubenssatzes von der jungfräulichen Muttergottesschaft Mariens! — Das gleich tiefe Erfassen schwieriger Lehrpunkte unseres Glaubens zeigt sich auch in Dantes klaren, oft sogar kasuistisch genauen Erörterungen der Lehrpunkte über den Ablaß, über das christliche Fürbittgebet, über die göttlichen und sittlichen Tugenden, über die ganze Lehre von der Rechtfertigung, welche letztere in wundervoller Symbolik das ganze Purgatorio durchzieht.

Dabei ist zu betonen, daß Dantes Dichtung bei aller Schwere der Ideen und aller Tiefe der Spekulation sich fernhält von der Gefahr, einseitig theoretisch oder doktrinär zu werden. Der unerschöpfliche Phantasiequell leiht dem Dichter eine unbegrenzte Fülle von Szenen und Gestalten, die ihm Träger und Vertreter seiner Ideen werden. Und hier ist es ein neuer Beweis seines echt katholischen Denkens und Fühlens, wenn seine Schilderungen, zumal in den Gesängen des Fegfeuers, einen warmen und lichten Reflex jenes kirchlichen Lebens tragen, das jedem Katholiken liebwerte Gewohnheit und Uebung ist. Tatsächlich dringt gerade in diese trostvollen, wenn auch ernsten Szenen des Fegfeuers etwas ein wie von fernem Chorgesang und Glockenklang, von Weihrauchduft und Hymnenschwung der kirchlichen Liturgie. Dante verfügt über die Verwendung der Psalmen wie der bestgeschulte Mönch. Die vom Leibe befreiten Seelen landen am Gestade der Ewigkeit mit dem Freudenruf des Auszugspsalms Israels (Ps. 113) „Da Israel aus Aegypten zog" (2, 46), die im Leben ihre Buße versäumten

„. . . ziehen langsam ihres Wegs dahin,
Vers für Vers das Miserere (Ps. 50) singend" (5. 24.);

die Schlemmer bitten um Sühne ihrer Gaumensünden mit dem Psalmenworte (Ps. 50) Labia mea, „Herr, öffne meine Lippen" und die Geizigen flehen zerknirschten Herzens mit dem Psalm 118 Adhaesit „meine Seele klebt am Boden". Wir hören aber auch die Freudenklänge des Psalms 91 „Du hast mich erfreut, o Herr, in dem, was Du getan" und des Psalms 30 „Auf Dich, o Herr, hab' ich gehofft". — Wie an einem Ort, wo gute Christen weilen, so ertönt auch aus allen Kreisen des Fegfeuers frommes Beten. Wir hören die Hochmütigen (11, 1) mit ergreifender Paraphrase das Vaterunser beten, vernehmen aus dem Mund der Neidischen (13, 50) die Anrufung der Allerheiligen-Litanei

„Da hört' ich: Bitt für uns Maria, hörte
Michael, Petrus, alle Heiligen rufen".

Wir hören die Zornigen (16, 10) zum Lamme Gottes beten Agnus Dei und die Seele nach der letzten Reinigung rufen mit der kirchlichen Formel (31, 98) Asperges me, „Besprenge mich mit Hyssop, Herr". Und andere Male wogen hin über die Gefilde des Fegfeuers die freudigen Akkorde der kirchlichen Gesänge. Beim Sinken der Abendschatten hallt es wider vom süßen Gesang des Salve Regina (7, 82). Die Erlösung einer Seele aus den Läuterungsqualen wird gefeiert mit dem Triumphgesang Gloria in excelsis Deo (20, 136). Und beim begnadigenden Einlaß in den Reinigungsort wird angestimmt der Lobpreis Gottes mit Te Deum (19, 136):

„Da hörte, schien's, von Stimmen ich: Te deum
Laudamus, untermischt mit süßem Klange
Wie wenn Gesang den Orgelton begleitet."

Selbst Hymnen des Breviers ertönen: Te lucis ante terminum (8, 13) „Dich, Schöpfer aller Dinge, flehen wir an" und ein andermal (25, 121) „O Vater höchster Gütigkeit, nimm unſ're Tränen gnädig an". Und dazu vernehmen wir auf den verschiedenen Stufen des Fegfeuers die Ohr und Herz erfreuenden Klänge der acht Seligkeiten: Beati pauperes, „Selig die Armen im Geiste, Selig die Friedfertigen, Selig die reinen Herzens sind", bis hin zur beglückenden Einladung ins Paradies, „Kommt ihr Gesegneten meines Vaters, komm' meine Braut vom Libanon". Wie tief mußte nicht die Seele des Dichters in den Geist kirchlichen Lebens und Betens eingedrungen sein, wenn sie so reiche Empfindungen auf seine Dichtung überströmen konnte!

Doch neben diesen feinen, zarten Zügen katholischen Denkens und kirchlichen Empfindens, die er seiner Dichtung einverwoben hat, bleibt es Dantes unveräußerliches Verdienst, daß er aufgetreten ist als Herold der von Gott gegebenen sittlichen Weltordnung, man möchte fast sagen, aufgetreten ist als die belebte Posaune des jüngsten Gerichts. Seine Dichtung trägt den Namen Commedia nach dem Brauche der Zeit, als die Bezeichnung eines Gedichtes, wie Dante selber einmal erklärt, das ernst anfängt, aber heiter endet, nämlich insofern es anfängt mit den Schrecknissen der Hölle und endet mit der Glückseligkeit des Paradieses. Aber sein Gedicht ist alles eher, denn ein Lustspiel. Es ist eine wahre Welttragödie und das Weltgericht, in welchem Dante selbst als der Engel des Gerichtes einherschreitet, verdammt und beseligt, so wie es ihm recht und billig dünkt. Nicht immer freilich ist sein Blick dabei frei und ungetrübt, die Leidenschaft der Zeit und des eigenen vergrämten Herzens ließ manchmal die Wage der Gerechtigkeit in seiner Hand erzittern. Hierin hat er der Menschlichkeit seinen Tribut gezollt. Aber im Grundsätzlichen ist seine Lehre die Sittenlehre der Kirche, bezeichnet er als Laster, was Laster ist und schont keine Torheit seiner Zeit.

Vielleicht hat der erwähnte leidenschaftliche Zug Anlaß gegeben zu einem Mißverständnis, das sonst unerklärlich ist. Vielleicht weil Dante hohe Kirchenfürsten, selbst Päpste, in die Hölle versetzt und die Verweltlichung der Kirche zu seiner Zeit mit scharfen Worten rügt, hat man ihn als Vorläufer der Reformation, als den Verkündiger des kirchlichen Aufruhrs feiern wollen. Allen die so denken — die Kirche selber denkt nicht so —, möchten wir die Worte P. Gietmanns („Die Göttliche Komödie", Seite 65) zur Erwägung geben: „Wer immer in Dante einen Empörer gegen Kirche und Glauben, einen stolzen Freigeist oder einen häretischen Reformator sehen möchte, schreibe nur ebenso

begeistert über die Schönheit der Braut Christi, über die Macht und Würde der Gottesmutter, über die evangelische Armut eines Franziskus und Dominikus, bringe theoretisch und praktisch die Vernunft und die Wissenschaft in ebenso strenge Abhängigkeit von Autorität und Glauben, präge den ethischen und religiösen Charakter einem großen Dichtwerk ebenso unverkennbar als Daseins- und Lebensform auf, lebe sich mit gleichem Interesse in scholastische Wissenschaft und in die großen Gedanken des Mittelalters ein, richte mit gleicher Objektivität über Freund und Feind — und wir wollen ihm auch nachsehen, wenn er mit ebenso viel Entschuldigungen wie Dante und mit ebenso scharfer Unterscheidung von Person und Amt über einige Päpste, ob auch mit Unrecht, den Stab bricht."

Vor dem Scheine eines Kirchenabtrünnigen müßte übrigens Dante schützen das liebende Gedenken, das er noch am Abend seines Lebens weiht

„... dem Taufstein,
dort, wo ich einst zum Glauben eingegangen,
der uns mit Gott vermählet." (Parad. 25. 10.)

Es müßte ihn vor einem solchen Verdachte schützen die Höhe der Begeisterung, mit der er den Brautzug der Kirche geschildert (Fegf. 30. ff.), und die Tiefe der Mystik, mit der er in die erhabendsten Geheimnisse des Himmels einzudringen scheint. (Parad. 30 ff.)

Es wird vielmehr einem der besten Dantekenner (Wegele, Dante, S. 565) beizustimmen sein, wenn er sagt: „Man wird nicht umhin können, Dante als einen katholischen Dichter zu bezeichnen; fürwahr, er ist der größte und herrlichste, der je aufgestanden ist. Oder als was anderes soll man ihn bezeichnen gegenüber der unbedingten Einheit der Kirche, die er forderte, gegenüber seiner vorbehaltlosen Unterordnung unter das katholische Dogma und seiner Versenkung in die Tiefen der Mystik, und angesichts der Verherrlichung, die er allem diesem durch sein dichterisches Genie zuteil werden ließ?" Und so mag es sein Bewenden haben bei der Feststellung in Dantes erster Grabschrift: Theologus Dantes. Hier ruht Dante, des katholischen Glaubens Kenner und Erklärer!

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Warum soll in der Reisezeit nicht auch die Politik ausfliegen und sich an fernen Küsten niederlassen? Schweift sie heut ins Weite, so begnügt sie sich nicht mit dem Mittelmeer; das ist längst nicht mehr die weltpolitische und weltgeschichtliche See. Auch nicht mit dem Atlantischen Ozean, der eigentlich immer nur ein Graben, nie ein Becken war. Weiter drüben aber liegt der Stille Ozean, gleich dem Mittelmeer wie ein Markt geformt, um den die großen Häuser reicher Völker stehen. Hüben Vereinigte Staaten, Kanada, Mexiko, Chile. Drüben Japan, China, Französisch- und Niederländisch-Indien, Philippinen, Australien. Ueber den Ozean verstreut kleinere Niederlassungen der Umwohner. Sonderbar verknüpft sind sie alle. Das Britische Reich sitzt hüben und drüben, die Vereinigten Staaten greifen über Hawaii und die Philippinen vom Westufer bis nahe an die Ostküste. Frankreich und Holland reichen von Osten weit in die Südsee, Japan und China suchen für ihren Volksüberschuß Land und Arbeit im nahen australischen und im fernen amerikanischen Westen. Dort sammeln sich die Kräfte gewaltiger Reiche wider einander, dort bereitet sich der Kampf um die Weltherrschaft vor zwischen Weißen und Gelben. Weit zurück liegen von dort gesehen Europa und Vorderasien, wo sich gealterte Völker auf engem Raum befehden, und weil sie keinen freien Boden oder kein freies Meer vor sich haben, sozialistische oder sonst welche Luftschlösser türmen. — Die Auswirkungen des ersten Weltkrieges 1914—18 haben auch die Probleme des Stillen Ozeans schneller reifen lassen. Das Nächste wäre ein Zusammenstoß zwischen Nordamerika und Japan. Er würde das Britische Weltreich zerreißen, denn England ist mit Japan im Bündnis, Kanada und Australien dagegen neigen aus bekannten Gründen zu Amerika. So bietet England alle Künste auf, das Gewitter überm Stillen Ozean zu bannen. Und seine Vorschläge nach Washington (vgl. Nr. 29, S. 368) fanden dort ein ausnehmend gutes Echo. Kein politisches Ereignis der vorigen Woche wurde so beachtet und besprochen wie Präsident Hardings Einladung zu einer doppelten Konferenz, wo die Fragen der pazifischen Erdhälfte, sodann eine allgemeine Abrüstung erörtert werden sollen. Zunächst sind nur die Ententemächte und Japan eingeladen und alle haben zugesagt. In Washington aber verhehlt man sich nicht, daß für das umfassende Programm, das womöglich alle internationalen Reibungen beseitigen und die Greuel des Krieges mildern, z. B. die Giftgase als Kampfmittel ausschließen will, auch andere Staaten gehört werden möchten: Holland als Kolonialmacht, ja Deutschland und Rußland. Immerhin wird uns nicht so leicht eine Einladung beglücken, obgleich noch viel geschehen kann bis zum 11. November, dem Jahrestag des Waffenstillstands, der sinnreich für die Eröffnung der Konferenz ausersehen ist. — Die Eingeladenen haben sich trotz allseitiger Annahme ziemlich verschieden zu Hardings Plänen gestellt. Japan scheint zwar mit der Abrüstung, nicht aber mit freier Erörterung der asiatischen Fragen: China, Ostsibirien usw. einverstanden. England will den Vereinigten Staaten entgegenkommen, aber an seinem Bündnis mit Japan festhalten. Lloyd George ließ die Kronjuristen eigens feststellen, daß Bündnis sei nicht gekündigt und bleibe also in Kraft. Doch soll es in Uebereinstimmung gebracht werden mit dem Völkerbundspakt. Am heikelsten stellt sich Frankreich. Briand begrüßte in der Kammer mit der höflichen Wärme, die in solchen Fällen üblich ist, den amerikanischen Vorschlag. Frankreich sei begeistert für die Sache des Friedens, der es schon so viel geopfert. Es wird alle Mittel suchen, die drückenden Rüstungen zu beschränken, aber — unter Wahrung sämtlicher Bedinge für seine Sicherheit. — Am liebsten wäre den Franzosen, wenn in Washington nur die Abrüstung zur See behandelt würde. Zu Lande möchte Frankreich weiter die einzige militärische Großmacht in Europa bleiben, um so mehr als es seine Truppen am Rhein von Deutschland bezahlt kriegt. Amerika jedoch wünscht wenigstens vorläufig auch die Abrüstung der Landheere zu besprechen. Sauersüß erklärt man sich in Paris dazu bereit, wenn sich andere Vorteile dafür eintauschen lassen. Besonders der „Temps" legte nahe, die englisch-amerikanische Hilfe für den Fall eines deutschen Angriffs auf Frankreich, worüber seinerzeit kein Vertrag zustandekam, nunmehr fest zu verbürgen. Andernfalls müsse Frankreich vollkommene militärische und politische Freiheit gegenüber Deutschland behalten.

Da sind wir wieder bei den deutsch-französischen Schwierigkeiten. Sind sie wirklich unüberwindlich oder bleibt eine Hoffnung auf vernünftige Zusammenarbeit, gerade wenn sich die Westmächte im Stillen Ozean verankern? Die Pariser Regierung gab wieder einmal den Scharfmachern nach. Briand verfocht in einer Kammerrede über äußere Politik den alten französisch-polnischen Standpunkt über Oberschlesien und erklärte den Verzicht auf die Sanktionen am Rhein, nach anderen Berichten allerdings nur den auf die Besetzung von Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort für ausgeschlossen. Briand begründete seine Haltung mit dem Verlauf der Kriegsprozesse in Leipzig. Was er da sagte, stellte ihn freilich als Juristen völlig bloß. Die Leipziger Verhandlung sei eine Komödie. — Wir haben uns leider in Deutschland noch nicht zu der ernsten Sachlichkeit der Prozesse Dreyfus und Jaurès emporgearbeitet! — Wenn die Frage der Kriegsbeschuldigten vor die Verbandsregierungen kommt, fährt Briand fort, werden diese die Deutschen fragen: Habt ihr sie verurteilt? — Wozu dann ein Verfahren? Wir können eigentlich nicht glauben, daß der französische Ministerpräsident sich so zynisch über richterliche Unabhängigkeit ausgelassen hat. Wenn es in Frankreich Richter gibt, wie Briand gleich darauf versicherte, müßten sie sich dagegen verwahren. — Der deutsche Reichsjustizminister Schiffer wies den Angriff auf die deutsche Rechtspflege scharf zurück. Ebenso bitter wie seine Worte hat man vielleicht in Paris empfunden, daß England seine Zeugen und Juristen ruhig in Leipzig beließ. Dort ging der höchst lehrreiche Prozeß über die Versenkung des britischen Lazarettschiffes „Llandovery Castle" durch ein deutsches U-Boot zu Ende. Die angeklagten Marineoffiziere Dittmar und Boldt wurden zu je 4 Jahren Gefängnis verurteilt.

Doch man darf das deutsch-französische Verhältnis nicht allein nach Reden und Zeitungsstimmen beurteilen. Ungestört vom Lärm der Oeffentlichkeit schritten die gegenseitigen Wirtschaftsverhandlungen voran. Sie brachten zwar nicht in allen Punkten eine Einigung, klärten aber die Hauptfragen ganz wesentlich, nämlich die Festsetzung der Preise für deutsche Lieferungen an Frankreich und ihre Verrechnung im Rahmen der Kriegsentschädigung. Auch wurden die Uebelstände des neuen Loches im Westen aufgedeckt und der deutschen Regierung die Möglichkeit eröffnet, auf die Ein- und Ausfuhr im Rheinland wieder Einfluß zu nehmen.

In Oberschlesien geht es den Franzosen nicht ganz nach Wunsch. Bezeichnend ist, daß General Le Rond sicheren Nachrichten zufolge abberufen ist. Leider streifen polnische Banden immer noch durchs Land und in Korfantys Hauptquartier, das sich jetzt in Sosnowice jenseits der Grenze befindet, wird zweifellos ein neuer Aufstand vorbereitet. Er wurde erst für den 17. Juli angesagt, dann auf den 18.—22. August „verschoben". Selbstverständlich sollen diese Daten nur irreführen, wenn sie nicht von unverantwortlichen Lügenfabrikanten herkommen. Die deutsche Regierung hat eine Anzahl sicher belegter polnischer Greueltaten in einem Weißbuch zusammengestellt. Es soll der Welt die Augen über den polnischen Schrecken in Oberschlesien öffnen. Ueber die Teilung Oberschlesiens konnte sich der Interalliierte Ausschuß in Oppeln nicht einigen. Ein Beweis, wie unglücklich dieser Gedanke ist. Jetzt sollen Sachverständige das Land bereisen und einen Vorschlag ausarbeiten. Dieses Verfahren ist ganz im Sinn Frankreichs, das die Entscheidung verzögern will. Denn England und nach Sforzas Abgang Italien sind für eine baldige Lösung, die Deutschlands Belange weit berücksichtigt. Gerade deshalb aber hat die französische Regierung eben jetzt einen Vorstoß in Berlin unternommen. Unter dem lächerlichen Vorwand, in Oberschlesien bestehe die Gefahr eines deutschen Putsches, verlangt sie Auflösung des Selbstschutzes und seine Entfernung von der Abstimmungsgrenze. Auch soll eine französische Division nach Oberschlesien entsandt werden. Ganz offen wird erklärt, Frankreich könne keinen sofortigen Entscheid über die neue Grenze zugeben. Unser Reichskabinett kann sich unmöglich mehr auf diese ewige Verzögerung einlassen, wenn es seine Politik vor dem Volke weiter vertreten soll. Der Kanzler würde in diesem Falle sicher seine Aufgabe als erledigt betrachten müssen. Es würde sich dann kaum wieder eine Regierung in Deutschland bilden lassen, die das Ultimatum ausführen wollte und könnte. Auf Frankreich kommt es an, ob wir den Beweis führen sollen, daß es ihm gar nicht um die Erfüllung des Versailler Vertrags durch uns zu tun ist.

Das österreichische Staats- und Reichsproblem 1848—1861.

Von Universitätsprofessor Dr. Gustav Turba, Wien.

Eine begreifliche Einseitigkeit im Geschichtsunterricht hat es mit sich gebracht, daß die großen Verdienste des österreichischen Deutschtums als deutschen und christlichen Bollwerks im Kampfe gegen äußere Feinde in weitesten Kreisen des deutschen Reiches weniger bekannt und gewürdigt wurden. Dies gilt auch für das schwere Ringen der österreichischen Deutschen um das völkische Dasein in den letzten Jahrzehnten gegenüber einer Ueberzahl von Fremdvölkern. Umsomehr ist ein Beitrag zur Geschichte dieses Ringens zu begrüßen, den uns Professor Dr. Joseph Redlich (Das österreichische Staats- und Reichsproblem — geschichtliche Darstellung der inneren Politik der habsburgischen Monarchie von 1848 bis zum Untergang des Reiches, I. Band: Der dynastische Reichsgedanke und die Entfaltung des Problems bis zur Verkündigung der Reichsverfassung von 1861, Leipzig 1920, 816, Exkurse und Anmerkungen 258 Seiten) geschenkt hat. Darin sind zum ersten Male zusammenfassend verwertet die große Literatur und Publizistik, vornehmlich aber reiche archivalische „unmittelbare Zeugnisse" für Franz Josephs Herrschertätigkeit. Ueberdies kommen seiner lehrreichen Darstellung zugute nicht bloß seine früheren Forschungen besonders auf dem Gebiete britischen Verfassungs- und Verwaltungslebens, sondern auch seine Erfahrungen als Landtags- und Reichsratsabgeordneter, schließlich als österreichischer Minister vor dem Zusammenbruche.

Als die in der österreichischen Monarchie lebenden Deutschen und Fremdvölker vor zweihundert Jahren straffer als bisher, darum rechtlich durch die Pragmatische Sanktion, zusammengefaßt wurden, handelte es sich um die Verstärkung eines Bollwerkes deutscher und christlicher Kultur gegen künftigen Ansturm. Nunmehr „unteil- und untrennbar" verbunden, sollten die Kräfte aller Völker der Monarchie gemeinsam „zeitliche Wohlfahrt" schützen. Vornehmlich in richtiger Erkenntnis des alten Ostmarkberufes wurde die Untrennbarkeit der Monarchie auch vom römisch-deutschen Reiche 1732 und später verbürgt. Das Jahrzehnte lang für Ungarns Befreiung vom „Barbarenjoch" vergossene Blut aus allen Gauen Deutschlands sollte nicht umsonst geopfert sein. Man beschloß darum diese neue Garantie der Existenz des deutschen Volkes.

Es war ein planvoll geschaffener, vorwiegend deutscher bureaukratisch-militärischer Machtapparat des Hauses „Oesterreich", der den Schutz und weiteren Ausbau erlangter „zeitlicher Wohlfahrt" als des Hauptzweckes des ganzen Staates besorgte. In diesen Machtapparat kamen willig in steigender Zahl auch die Angehörigen der Fremdvölker in wohlverstandenem Volksinteresse. Der „durchaus deutsche Charakter wurde von den Massen umso weniger als Unrecht empfunden, als die Tätigkeit der neuen Behörden zum größten Teil Erleichterung, Schutz und Förderung der mittleren und unteren Schichten", nämlich „positive Sozialreform im Rahmen der Vorstellungen und Bedürfnisse jener Zeit zur Aufgabe hatte. . . Ueberall, in den Sudetenländern, so gut wie etwa in Krain, Steiermark und Kärnten", überragend aber auch in Ungarn, „ist das Bürgertum, ist Gewerbe und beginnende Großindustrie und Großhandlung ebenso wie der Lehrstand, der Inbegriff der liberalen Berufe überhaupt, deutsch und demgemäß auch das in den zahlreichen Klein- und Mittelstädten herrschende Volkselement." In den dynastischen Wohlfahrts- und Schutzapparat gelangten aber auch aus Deutschland geist- und blutauffrischend beständig neue Kräfte, ausgiebiger in Zeiten von Gefahr. Bis 1866 gilt dies, nämlich bis zur Hinausdrängung Oesterreichs aus Deutschland. Es ist das Schicksalsjahr für das Deutschtum der österreichischen Monarchie und, wie die Entwicklung schließlich bewiesen hat, für das ganze deutsche Volk.

Der Sieg der Idee des magyarischen Nationalstaates, scheinbar gesichert 1867, und die erstarkende Vorrangstellung der Magyaren in der Monarchie ließen den Ehrgeiz der anderen, nichtdeutschen Völker der Monarchie nicht ruhen. Ermuntert durch Beispiel und Erfolg der Magyaren, riefen auch sie historisches Staatsrecht in neuen Konstruktionen, welche Abhängigkeit vom magyarischen Muster verraten, als Bundesgenossen des Nationalismus zu Hilfe, um dessen natürlichen, unzähmbaren Ausbreitungsdrang und Herrschsucht historisch und gelehrt begründen zu können. Es sollte eine geschichtliche Entwicklung

von Jahrhunderten zurückrevidiert, ja ausgelöscht werden, auch auf Grund des „unverlierbaren Rechtes“ der nunmehr allein souveränen Nation. Auch das britische Inselreich und der französische National- und Einheitsstaat wären durch eine Rückkehr zum „historischen Staatsrecht“ zur Ohnmacht im Innern und nach außen gelangt. Recht anschaulich schildert Redlich die oben angeführten Tatsachen und wie das „altehrwürdige Gebilde“ der österreichischen Monarchie plötzlich hilflos und „zum Problem“ Europas wurde, als das historische Staatsrecht und die modernen Ideen 1848 darin einzogen.

In den Ruf nach Gleichberechtigung aller Völker stimmten auch die Kroaten ein. Es war bei ihnen Abwehr- oder Reflexbewegung gegen die Magyaren, wenn sie für ihre eigene, unverlierbare — Unabhängigkeit von Ungarn auch mit historischem Staatsrecht ins Feld rückten, eingedenk der Tatsache, daß das kroatische Volk nach dem Ende seines nationalen Königtums nicht dem magyarischen Volke als solchem untertan geworden sei, sondern 1102 nur einem selbstgewählten, wie einige seiner Nachfolger sogar besonders gekrönten Arpaden, und daß es hierbei seinen Rechtszustand vertragsmäßig gewahrt, sogar verbessert habe. Diese Rechtsüberzeugung hat zuletzt der mit hervorragenden sprachlichen und staatsrechtsgeschichtlichen Kenntnissen ausgestattete Ex-Banus von Kroatien Dr. Nikolaus von Tomašić (Fundamente des Staatsrechtes des Königreiches Kroatien, älteste Zeit: pacta conventa, deutsch von Dr. Ivan Bojničić, Zagreb (-Agram) 1918; aber erst 1920 ausgegeben, über 300 Seiten Großoktav) in einer Weise wissenschaftlich zu erhärten unternommen, die um so beachtenswerter ist, als er als reichstreuer Kroate vor dem Zusammenbruche gestorben ist.

Alle die Völker der österreichischen Monarchie bejahten 1848 und später die Fortexistenz dieses seit 1804 kaiserlich gewordenen „vereinigten österreichischen Staatenkörpers“ von lauter „unabhängigen Staaten“, wie Kaiser Franz 1804 verordnet und gesetzlich verbindlich erklärt hatte. Die österreichische Monarchie bilde, meinte der Tschechenführer Palácky, und die anderen Slawen folgten ihm darin, einen schon aus Gründen der „Humanität notwendigen Völkerverein“. Russischer Zarismus war eben 1848 kein Hort der Freiheit, nach der auch die Slawen der Monarchie riefen. Wie man sich aber die Gleichheit und Brüderlichkeit der Völker, von der Palácky ebenfalls sprach, bei einer Reorganisation dieses „Völkervereins“ dachte, davon gab der Prager Slawenkongreß 1848 ähnliche Proben wie die Weltrichter von Versailles und Saint-Germain. In zweckbewußter Willkür ward die Monarchie von ihm zerteilt, um die slawische Führung der Monarchie, die Majorisierung der Deutschen dauernd zu sichern, die man damals schon als eingedrungene Landfremde, als Kolonisten, Gäste, z. B. der Staatssprache der Tschechen opfern wollte. Obwohl in der Frankfurter Nationalversammlung „zum ersten Male das Prinzip der Gleichberechtigung der Völker im national gemischten Staate feierliche Anerkennung und Formulierung gefunden“ hatte, erklärten sich unter Paláckys geistiger Führung alle Slawen der Monarchie gegen alle Wahlen, auch die der Deutschen, in das Frankfurter Parlament, weil sie „ganz Oesterreich eben“ schon „für ein slawisches Land betrachteten, dies laut aussprachen.“ Wenn auch solche Anmaßung infolge der Niederwerfung des Prager Pfingstaufstandes von 1848 zunächst verstummen mußte und die Fortsetzung des Baues eines neuböhmischen Staates durch kaiserliche Machtsprüche, „Kabinettschreiben“, seit der Berufung des Wiener Reichstages unmöglich geworden war, die Hoffnung auf slawische Führung der Monarchie gaben die Tschechenführer nicht auf. Nur darum kamen sie 1848 in den Reichstag, arbeiteten sie an einem Kompromiß (1849) mit den Deutschen in Kremsier. Wenn sie noch in den Jahren vor dem Weltkriege die Monarchie bejahten und, wie Kramař in seinen Verteidigungsreden während seines Prozesses betonte, z. B. das „schwere Opfer“ der Kriegsleistungsgesetze und anderes bewilligten, so geschah es in derselben Hoffnung, wie auf dem Prager Slawenkongresse 1848 und in Kremsier (1849).

Nur ganz allmählich reifte bei den Deutschen Oesterreichs nach 1848 die Erkenntnis, daß der in Jahrhunderte langer, harter Arbeit erworbene deutsche Boden in der Monarchie und dadurch der Besitzstand des ganzen deutschen Volkes, nur durch möglichste Erhaltung des alten zentralen bureaukratisch-militärischen Wohlfahrts- und Schutzapparates vor fremder Begehrlichkeit im In- wie im Auslande bewahrt werden könne. So begnügten sie sich schließlich 1861 mit der „Scheinkonstitution“ des Februarpatents. In der Tat hat der vorzügliche Machtapparat das Reich bis in die letzten Tage treulich zusammengehalten, obwohl es von einem großen Teile seiner Fremdvölker schon verraten war.

Das Reich der Pragmatischen Sanktion ist zertrümmert. Seine Zertrümmerung ist seit 6. April 1921 auch von Karl IV. als gekröntem König von Ungarn ganz ausdrücklich anerkannt, dadurch die Freiheit der Selbstbestimmung auch für die Deutschen Oesterreichs. Wir müssen es uns wohl überlegen, ob wir mit verräterischen Reichsgenossen von ehedem jemals wieder ein Reich bilden sollen. Denn der Geist der slawischen Unduldsamkeit und Herrschsucht, welcher den österreichischen Deutschen 1848 die Beschickung des Frankfurter Parlaments zu verwehren suchte, später in Friedenszeiten nach der slawischen Führung der Monarchie immer gestrebt hat, würde uns nur an Sklavenketten halten. Die tschechischen Imperialisten würden ja den Traum der Wiedererrichtung des Reiches Przemysl Ottokars II., das sich 1270—1276 bis über Kärnten und einen Teil Friauls (z. B. Pordenone oder „Portenau“) erstreckte, gerne erfüllt sehen.

Oberst Harvey.

Von Albert Dettling, Jena.

Nietzsche hat einmal davon gesprochen, daß ein halbes Dutzend Männer ausreichen könnte, Europa zu beherrschen. Er hat dabei an das rein geistige Gebiet gedacht. Militärisch und politisch haben wir vor einem Jahrhundert erlebt, daß schon einer genügt, das Szepter der Gesamtherrschaft an sich zu reißen. Napoleon. In Versailles, wo der lang- und dürrbeinige Wilson zuweilen über einer Generalstabskarte auf dem Boden lag, um die polnische Grenze mit Nadeln abzustecken und der zynische Witz Clemenceaus die horizontale Arbeit würzte, waren es The big four (die vier Gewaltigen), die im Handumdrehen neue Völker — und damit Kontinentsschicksale schufen. Immer nur ein paar, bis jene elementaren Gewalten durchbrechen und sie wie Puppen davonfegen. Freilich dazu braucht es manchmal geraume Zeit. Vorläufig aber ist es sehr dienlich, die Regisseure der Europa- und Weltbühne ein bischen genauer anzugucken und ihre Fähigkeit und Gewandtheit, womit sie die Kulissenfäden ziehen, abzumessen. Man denkt hier unwillkürlich an Lloyd George, den Ministerpräsidenten der größten Weltmacht, an Briand, den Kabinettschef des Landes mit der größten Militärgewalt.

Neuerdings aber haben sich die Vereinigten Staaten, die nach der Wilsonschen Niederlage schmollend abseits standen und die unversöhnlichen Europäer ihren Zänkereien selbst überließen, entschlossen, ihre Stimme wieder vernehmen zu lassen. Das Hauptsprachrohr dieser bedeutenden Stimme aber ist jener Mann, dem unlängst der wichtigste Botschaftsposten der U.S.A., (London) übertragen wurde und den man in angelsächsischer Kürzung einfach Colonel (Oberst) Harvey nennt. Wir werden diesen Namen noch öfters hören, da er eine persönliche Vertrauensstellung beim Staatspräsidenten Harding genießt, da er mit dem Staatssekretär Hughes des Weißen Hauses in Washington den Beziehungen mit unserem Erdteil den Stempel aufdrücken und nun auch im Obersten Rat auftauchen wird. Georg Harvey ist nicht nach deutschem Muster mit einem Assessorexamen oder sonst einem Wissens- oder Bildungsschein in der Tasche zwischen verstaubten Aktenbündeln im inneren Zuchtdienst aufgewachsen, um fein säuberliche Qualitätsarbeit zu tun und Gunstblicke von einer Reihe von Vorgesetzten zu erhaschen. Er stand, wenn auch höchst privat, im öffentlichen Leben. Sein Talent ist zweifellos und seine Begabung als Polemiker erstrangig wie sein praktischer Sinn, der das Sätzchen verstand: der Weg zur Macht führt durch die Druckerschwärze. Politisch: eine der stärksten Gestalten des neuen Amerika, gründlicher Kenner Englands, leidenschaftlicher Anhänger der Sache der Alliierten, aber ein ebenso entschiedener Gegner des Völkerbunds. An übermäßiger Deutschfreundlichkeit scheint Herr Harvey nicht zu leiden. Der vielgelesene „Milwaukee Herold“ bezeichnet ihn kurzweg als „professionellen Deutschenfresser“. Ob er sich in seiner amtlichen Eigenschaft von persönlichem Gefühl auf Kosten der Sachlichkeit leiten läßt, wird sich bald zeigen müssen.

Stephane Lauzanne, seit Jahren der führende Redakteur des Pariser Matin, schriftstellerisch der ragende Mann dieses Blattes und einer der feinsten Beobachter und Stilisten Frankreichs, entwirft vom amerikanischen Botschafter an der Themse folgendes Bild: „Er sieht auf den ersten Anschein aus wie ein gutmütiger Professor. Er hat jedoch seit 3 Jahren bewiesen, daß er der schärfste Polemiker der Vereinigten Staaten ist. Hinter den großen Brillengläsern verbirgt sich ein durchdringender Blick, und das weiche und bleiche Gesicht ist die Maske für ein ungewöhnliches Kämpfertemperament. Wehe dem Unglücklichen, der ihm unter die Feder gerät! Es bleibt nicht mehr viel von ihm übrig als ein Häufchen Staub. Seine Landsleute vergleichen ihn mit Rochefort. Einige Aehnlichkeiten sind wohl da. Harvey hat Wilson und den Wilsonismus in seiner Wochenschrift „Harvey's Weekly" unerbittlich bekämpft und dieses Preßorgan erinnert direkt an die „Lanterne" während der letzten Tage des Kaiserreichs." Als Lauzanne, der Viviani auf seiner bekannten amtlichen Propagandareise nach Amerika als Journalist begleitete, zu Harvey sagte: „Sie sind ein furchtbarer Gegner", kam die Antwort: „Das dürfen Sie nicht sagen, da Sie Franzose sind. Ich habe viele Männer und viele Länder angegriffen, aber von Frankreich habe ich immer nur mit Achtung und Liebe gesprochen." „Das ist die volle Wahrheit", schreibt Herr Lauzanne, „Harvey hat immer die französische These verteidigt: Deutschland muß unschädlich gemacht werden, ferner die Besetzung des Saargebiets, die Rheingrenze, vollkommene Wiedergutmachung, für alles dies hat er gekämpft. Er war der einzige, der die Besetzung Frankfurts gebilligt hat. Das also ist der Mann, der die Vereinigten Staaten im Obersten Rat vertreten wird."

Die Wochenschrift, von der hier gesprochen wird und die das gewaltige Kampforgan des rücksichtslosen Polemikers war, ist inzwischen vor mehreren Wochen eingegangen. In einer Abhandlung der letzten Nummer „Goodbye. A brief Autobiography" nahm sie von ihren Lesern Abschied. Da darin der Standpunkt und die Persönlichkeit des Verfassers, d. h. Herr Harvey selbst, gekennzeichnet ist, verdient der folgende Auszug politische Aufmerksamkeit.

„Ich kam in der ersten Woche des Januar 1918 ins Leben. Mein Zweck war einfach. Den Alliierten mußte geholfen und der Krieg gewonnen werden. Mein Schöpfer verfolgte keine geschäftlichen Ziele. Ich sollte sein Beitrag sein an die große Sache. Der Ausblick war schwarz. Frankreich, Großbritannien und Italien kämpften verzweifelt mit dem Rücken gegen die Wand. Eine gewaltige Frühlingsoffensive des Feindes drohte. Neun Monate vorher hatte das amerikanische Volk seine Regierung gezwungen, die Republik an die Seite der Kräfte zu stellen, die für die Erhaltung der Kultur kämpften, aber noch war keine Hilfe erfolgt. Am 14. Dezember 1918 kündigte ich meinen Entschluß an, während eines weiteren Jahres zu erscheinen, anstatt, wie beabsichtigt war, mich zurückzuziehen. Die große Schlacht für die amerikanische Unabhängigkeit begann damals gegen eine gewaltige Uebermacht und setzte sich während mehr als zwei Jahren mit beispielloser Bitterkeit und Schärfe fort. Die Schlußprobe kam in der Präsidentenwahl. Amerika hatte mit einer Mehrheit von über sieben Millionen Stimmen seine Unabhängigkeit aufs neue erklärt. Nun blieb dem neuen Präsidenten nichts mehr übrig, als den bereits in den Sarg des erbärmlichen Völkerbundes getriebenen Nagel zu vernieten. Das tat er, seinem Versprechen getreu, in seiner ersten Botschaft an den Kongreß. So ist der Krieg gewonnen, der Bund tot, die Autokratie nicht mehr. Wie unbedeutend mein Teil daran erachtet werden mag, scheint mir gleichgültig, da das Ergebnis vollständig ist."

Auf die Vorwürfe allzu wilder Angriffe antwortete die Wochenschrift:

„Die Anschuldigungen sind wahr. Ich habe alle meine Mittel aufgeboten. Ich habe ohne Zögern manche Streiche ausgeteilt, aber auch freudig in Empfang genommen. Ich halte nur daran fest, daß ich nichts in Böswilligkeit oder Rachsucht geschrieben, und daß ich keinen Groll mehr hege, nachdem ich meine Mission erfüllt sehe".

Ueber diese letzte Stelle gehen die Ansichten so scharf auseinander, daß die Bestätigung Harveys zum Londoner Botschaftsposten ein Nachspiel im amerikanischen Senat zeitigte. 20 Demokraten und 4 Republikaner stimmten dagegen. Der Demokrat Harrison erhob heftige Angriffe gegen Harveys Persönlichkeit, die Art seines Journalismus und seine Politik. Er kritisierte seine schonungslose Feder, deren Sarkasmus grenzenlos sei, seinen Abfall von der demokratischen Partei, der er immer angehört habe, seinen unerbittlichen Feldzug gegen Wilson, den er selbst auf die politische Bühne geschoben und seinen rastlosen Kampf gegen den Völkerbund, in dem sein ganzes Talent ein gesetzt wurde. „Warum sollte er denn nicht wider den Bund sein?", antwortete darauf der demokratische Senator Reed, der trotz seines politischen Bekenntnisses Bund- und Wilsongegner ist. „Warum sollte irgend einer, der dem Idiotentum nicht verfallen, diesen Leichnam liebkosend an seinen Busen ziehen? Wenn die 46 Nationen, die bereits Mitglieder sind, nicht aufrecht stehen können, ohne daß die Vereinigten Staaten die Arme um sie legen und sie heimschaffen wie einen Betrunkenen, dann mögen sie in die Grube fahren." Man wird nicht zu behaupten wagen, daß eine so bilderreiche Sprache die Herzen kalt ließe, selbst wenn sie unter den Kitteln von Viviani und Genossen aus der Genfer Zeit der „Verbrüderung" schlügen.

Inzwischen hat Herr Harvey in London bereits die Gelegenheit wahrgenommen, wesentliche und auf äußerst nüchterne Grundlage gestellte Richtlinien seines außenpolitischen Programms öffentlich anzukündigen und das mit einem Freimut, der bei einem Manne seiner Struktur weiter nicht überrascht. Liegt nicht auch eine bemerkenswerte Unabhängigkeit seiner Regierung darin, daß sie den erbittertsten Gegner des Völkerbunds gerade in die britische Hauptstadt, den kräftigsten Nährboden dieses Bundes, schickt? Die amerikanische Union ist sich ihrer wirtschaftlich, industriell und territorial beherrschenden Lage wohl bewußt und lächelt über die Rücksichten der „Gepflogenheiten". Auf einem zu Ehren des neuen Botschafters von der Pilgrim Society veranstalteten Essen übernahm Lloyd George die Begrüßung, die das Freundschaftsverhältnis zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten und die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens nicht allein der Länder, sondern auch der Kontinente betonte. Harvey schloß sich dieser Auffassung völlig an und brachte die Gesichtspunkte seiner Regierung u. a. mit folgenden gewichtigen Worten zum Ausdruck:

„Washington hat schon in wenig mehr als zwei Monaten einen klaren Vorschlag gemacht, um das unerquickliche Problem der Verbindung über den Stillen Ozean zu lösen. Dann wurde in der Wiedergutmachungsfrage so entschieden Stellung genommen, daß die Deutschen sich von einer weiteren Verschleppung als nutzlos überzeugten. Und jetzt hat der Präsident auf Ansuchen Ihres Ministerpräsidenten Vertreter im Obersten Rat, im Botschafterrat und in der Wiedergutmachungs-Kommission ernannt. Dabei ist man nicht stehen geblieben. Wir müssen, so erklärte der Präsident vor dem Kongreß, unsern vollen Anteil nehmen, um die Völker der Welt zur Herstellung des Friedens zu vereinigen. Daraus darf nicht gefolgert werden, daß er sich in die internationalen Fragen einmischen will. Er denkt nicht daran, zu intervenieren oder sich hineinziehen zu lassen in eine Angelegenheit, die unser Land nichts angeht. Aber niemand ist sich klarer als er bewußt, daß die Vereinigten Staaten ein tiefes Interesse haben an spezifisch wirtschaftlichen Abmachungen und an einer gerechten Ordnung von strittigen Angelegenheiten von Weltbedeutung. — Die Frage der Teilnahme Amerikas kam vor das Volk, und das Volk entschied mit einer Mehrheit von 7 Millionen, bei einer Gesamtstimmenzahl von 25 Millionen, gegen sie. Damit wurde eine Pflicht übernommen, die nicht mißachtet werden konnte. Es ist also unvermeidlich, daß unsere gegenwärtige Regierung, wenn sie die, denen sie ihre Existenz verdankt, nicht verraten will, nichts zu tun haben will mit dem Vökerbund oder einer Kommission oder einem Ausschuß der von ihm ernannt oder ihm verantwortlich ist, mittelbar oder unmittelbar, offen oder versteckt . . ."

Es lebe die Klarheit! In die Aktenberge der Genfer Bureaukraten ist der Blitz gefahren. Der Völkerbund Genfer Formats ist nun endgültig erledigt.

Der du die Wahrheit bist!

Und wär' mein Haupt umstrahlt von Glanz und Ruhm,
Und würden Tausend liebend mein gedenken,
Und sprächen segnend meinen Namen aus,
Ich müsste doch vor dir die Stirne senken!

Herr, meiner Seele Urgrund kennst nur Du —
Die ewig ruhelos und ewig fragend,
Die trüb verstaubt, die matt und schwingenlahm,
Geheimer Wunden tiefe Schmerzen tragend.

Herr, Deiner Wahrheit Fackel flamm' hinein
Tief ins Gewirr der Ungerechtigkeiten,
Dass ich erkenne, wie voll Schuld ich bin —
Herr, löse mich von meinen Dunkelheiten.

Henriette Brey.

Der Sturz der Mittelmächte.

Von Dr. Otto Sachse.

Wir kennen die Geschichte unseres Zusammenbruchs aus vielen Einzeldarstellungen, besonders Erinnerungen führender Persönlichkeiten. Sie haben hohen Wert, oft Quellenwert, sehen aber die Katastrophe doch zu nah und oft unter einem zu eng bestimmten Gesichtswinkel. Das erste zusammenfassende Werk eines sachkundigen Unbeteiligten ist deshalb ein Ereignis, das wir vermerken müssen. Vor wenigen Wochen ist erschienen: Der Sturz der Mittelmächte, von Karl Friedrich Nowak, (Großoktav, 435 Seiten, München, Gg. D. W. Callwey, Verlag für Kulturpolitik, geh. 48 M, geb. 60 M). Es behandelt den Abstieg und Zusammenbruch von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Bulgarien im Weltkrieg, also die Zeit vom Frieden von Brest-Litowsk bis zum November 1918. Im Verfolg der Zusammenhänge greift es oft weiter zurück, z. B. werden der päpstliche Friedensversuch 1917, die Tätigkeit Erzbergers und die Vorgänge im Reichstag, in Oesterreich die Geschichte der Sixtusbriefe und die Politik des Hauses Parma ausführlich behandelt.

Nowak ist Oesterreicher. Der Zusammenbruch der Donaumonarchie steht deshalb im Vordergrund. Doch hat sich der Verfasser so tief in die deutschen Zustände und Triebkräfte eingefühlt, daß auch ein geschlossenes Bild des deutschen Schicksalsweges vor uns abrollt. Der erste Schauplatz, Brest-Litowsk, zeigt die Verbündeten in gemeinsamer Arbeit. Wir sehen, wie Kühlmann und Czernin um eines Versuchs willen zu allgemeinem Frieden die russischen Gedanken vom Verzicht auf Annexionen und vom Selbstbestimmungsrecht der Völker annehmen. Beim Frieden mit Rußland allein aber weichen sie in ihrer baltischen und polnischen Politik davon ab. Sehr interessant ist die Spannung zwischen Ludendorff und General Hoffmann. Der Generalquartiermeister begehrte einen breiten polnischen Landstreifen für Deutschland, Hoffmann wollte nur kleine Grenzverbesserungen. Er gewann damit das Ohr des Kaisers, was ihm Ludendorff lange nicht verzieh. Dieser große Führer der deutschen Armeen wird von Nowak bemerkenswert kritisch gezeichnet. Seine riesige Arbeitskraft wird anerkannt, die alles an sich zog und alle Räder in dem ungeheuren Betrieb des Heeres wie der Kriegsorganisation und Industrie des Hinterlandes selbst treiben wollte. Aber, wie es Seite 124 heißt:

> Unter Einzelheiten, Sonderfragen und frontabgewandten Fragen, zwischen Karten und Tafeln im Rauschen dieses Apparats, der zuletzt alle Soldaten und alle Kanzleien, jede Tat und jeden Gedanken über einen Kontinent umspannen wollte, in einem Kosmos von Details gedieh nur schwer die reine Idee. Gliederung und Fach war alles, doch wurde unerkannt die Gliederung die Hauptsache. Es war nicht die Verzettelung großer Pläne, die um die gleiche Zeit das k. u. k. Oberkommando in Baden übte. Dort sah der Chef des Generalstabs, Arz, mit einer schmiegsam stets nachgiebigen Bereitschaft an jedem Ding zwei Seiten und konnte dennoch zu jedem der beiden Dinge sich entschließen ... Aber in General Ludendorffs Hauptquartier war es das tragische Brachliegen der vollendeten Organisation, aus der sich der Geist nicht rechtzeitig und nicht schöpferisch erhob. Es wurde mit Zahlen, mit Abschnitten, mit Divisionen, mit Geschützziffern gerechnet.... Gleichgültig war Zucht und Geist des Materials. Psychologie wurde weder vom Generalquartiermeister, noch von seinen Ressortchefs getrieben. Alles verlor sich in Teilung und Taktik, in Schablone der Tüchtigkeit und Arithmetik. Bei gründlichster Arbeit. Strategische Möglichkeiten im weitesten Sinn — die Niederwerfung Italiens — waren unbemerkt verstrichen. Und so entsprach es im Grunde durchaus der Struktur des Ersten Generalquartiermeisters, daß er, wie alles um sich, wohlgeordnet und vorsichtig auch den Entscheidungsangriff geteilt hatte. An vorsichtigen Einzelheiten war er zersplittert.

Die letzten Sätze beziehen sich auf den großen Angriff im Frühjahr 1918. Hier wollte Ludendorff nicht alles auf eine Karte setzen, nicht an einem Punkt mit gesammelter Kraft vorbrechen, sondern schwache Stellen des Gegners ausspüren und eindrücken. So hatte der Angriff, mit Teilmitteln unternommen, nur Teilerfolg (S. 116). — Uebrigens kann das geschilderte Aufgehen in der Organisation dem Generalquartiermeister nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es bildete recht eigentlich sein Amt. Die Idee war bei richtiger Arbeitsteilung Sache des Generalstabschefs.

Die Wendung des Kriegsglücks erklärt Nowak militärisch aus der feindlichen Ueberlegenheit in den technischen Mitteln. Die Technik gegen die Menschen spielte Foch aus (S. 118). Besonders die Tanks entschieden den Kampf. Deutschland hatte die Wahl, Tanks oder Kraftwagen für Munitionszufuhr zu bauen. Es entschied sich für Kraftwagen. Der Feind baute Tanks und Kraftwagen. Prachtvoll schildert Nowak den Tankschrecken, wie die eisernen Untiere aus künstlichem Nebel hervorbrachen, scharenweise und unwiderstehlich. Das übermenschliche Grauen des modernen Kriegs teilt sich jedem Leser mit.

Auch die Kriegsnöte der Heimat werden scharf gezeichnet. Sie waren besonders in Oesterreich entsetzlich. Mancher Schleier fällt, der noch von der Zensur des Kriegszustandes her über den Dingen lag. Heute wundert man sich, wie lang der morsche, von Hungersnot, Völkerstreit und Meuterei, besonders slawischer Truppen, erschütterte Körper der Doppelmonarchie immer noch durchgehalten hat. Rettung hätte neben rechtzeitigem Frieden der föderative Umbau gebracht. Er wurde jedoch stets von Ungarn hintertrieben, das die Kroaten nicht freigeben wollte, und als Kaiser Karls Manifest vom 16. Oktober 1918 ihn verkündete, war es zu spät.

Vielleicht die wichtigsten Abschnitte in Nowaks Buch sind die über den Staatssekretär v. Kühlmann und seine Friedensfühler nach England. Kühlmann hatte unmittelbar vor Kriegsausbruch als Botschaftsrat in London ein großes Abkommen mit Sir Edward Grey fertiggestellt, das die deutschen und englischen Belange in Afrika und Vorderasien abgrenzte. Es war ein glänzendes Geschäft für Deutschland und sollte — tragische Ironie — am 4. August 1914 ratifiziert werden. Kühlmann verwand die Enttäuschung nie und gab die Hoffnung nicht auf, gerade mit England zuerst zum Frieden zu gelangen. Die Zuversicht, die britische Weltmacht niederzukämpfen, teilte er nicht. Er kannte England zu gut. In einem diplomatischen Spiel mit dem mächtigsten Gegner schien Herrn v. Kühlmann die wertvollste Karte Belgien. Er wollte dessen Unabhängigkeit zugeben, aber in dem Augenblick, wo es ihm richtig deuchte. Deshalb ließ er sich 1917, beim Kronrat in Schloß Bellevue am 11. September, freie Hand in der belgischen Frage, einen „Blankoscheck", geben.

Hieraus fällt ein Licht auf das merkwürdige deutsche Zaudern, eine bündige Erklärung über Belgien zu geben, bei dem päpstlichen Friedensbemühen 1917. Kühlmann verhinderte sie. Scheidemann erzählt in seiner neuesten Schrift: Papst, Kaiser und Sozialdemokratie in ihren Friedensbemühungen im Sommer 1917 (Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, 1921), die manche beachtliche Einzelheit bringt, wie Kühlmann ihm „auf dem roten Sofa" das offene Wort über Belgien auszureden suchte. Er stellte Verhandlungen mit England darüber in nahe Aussicht. Scheidemann glaubte ihm nicht, aber Kühlmann hatte längst Fäden angesponnen. Was er ankündigte, blieb freilich aus. 1918 aber warf ihm England den Ball zu. Man erkundigte sich vertraulich Belgiens halber und Kühlmann zog, ebenfalls vertraulich, seinen Blankoscheck. Um die Stimmung der Oeffentlichkeit zu erproben, hielt General Smuts eine Rede in Glasgow und spielte auf die Notwendigkeit geheimen Gedankenaustausches für den Frieden an. Die Antwort des deutschen Staatssekretärs v. Kühlmann war jene auffällige Reichstagsrede vom 24. Juni 1918, die in dem Satz gipfelte: „Ohne Gedankenaustausch wird bei der ungeheuren Größe dieses Koalitionskrieges und bei der Zahl der in ihm begriffenen auch überseeischen Mächte durch rein militärische Entscheidungen allein ohne alle diplomatischen Verhandlungen ein absolutes Ende kaum erwartet werden können." Niemand ahnte Kühlmanns heimliches Spiel. Graf Westarp griff ihn im Reichstag heftig an und die Wirkung im Ausland war zerschlagen. Kühlmann zog sich den heftigsten Zorn der Heeresleitung zu und mußte gehen.

Was Nowak über die letzten Monate vor dem Zusammenbruch schreibt, liest sich besonders spannend, enthält aber mindestens für deutsche Vorgänge nicht viel Neues. Daß es die Oberste Heeresleitung war, die Ende September auf Waffenstillstand drängte, wird bestätigt. Der hier erstmals ausführlich geschilderte Zusammenbruch Bulgariens war der Anfang vom Ende.

Der Wert des Buches liegt nicht nur in der zusammenfassenden Darstellung eines Völkerschicksals, sondern auch in der Benutzung neuer Akten und Geheimberichte und in Mitteilungen hervorragender Beteiligter in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Bulgarien. Wichtige Dokumente, Reden, Briefe und Denkschriften sind beigedruckt. Doch ist das Werk kein trockner geschichtlicher Leitfaden, sondern eine anregende, genußreiche Lesung. Wir sitzen wie vor einer echten Tragödie und erleben im aristotelischen Sinn befreiende Furcht und lösendes Mitleid mit dem Entsetzlichen, in das wir selber verstrickt gewesen sind.

Das Bistum Meißen.

Von Dr. Paul Rentschka, Dresden.

Sachsen soll nicht länger Missionsland bleiben. Der Bischofssprengel des hl. Benno, das Bistum Meißen, lebt wieder auf: Der Heilige Vater sandte seinen Nuntius für Deutschland, Erzbischof Pacelli, nach Sachsen — seit 400 Jahren den ersten Vertreter des Apostolischen Stuhls — und der Jubel der sächsischen Katholiken hieß ihn willkommen. „Endlich sind wir für mündig und selbständig erklärt und treten nun ein in die Reihe der stolzen Diözesen Deutschlands!"

Die Mündigkeitserklärung setzt ein Alter der Erziehung voraus und wahrlich die Schule, in der wir herangebildet wurden, war eine harte, schwere, lange. In altersgrauer Vorzeit, am 19. Oktober 967, hatte Otto der Große das Bistum Meißen gegründet hauptsächlich zur Bekehrung der Sorbenwenden. Der heilige Bischof Benno, gest. 1106, führte dies Werk hauptsächlich durch. Unter unsäglichen Mühen setzte sich das Christentum durch, Gesittung und Segen verbreitend. Endlich, am 24. Juni 1221, konnte Bruno II. von Porsendorf, Bischof von Meißen, zur Gründung des Domkapitels in Budissin-Bautzen schreiten, um auch für die Lausitz ein Zentrum christlicher Bildung zu schaffen. Es sollte in der Hand der göttlichen Vorsehung ein Mittel werden, das Erbe der katholischen Kirche in Sachsen bis auf diesen Tag treu zu bewahren.

Die Lutherische Reformation brach an, und leider hielt das Hochstift Meißen dem Ansturm nicht stand. Sein 41. Bischof, Johannes IX. von Haugwitz, übergab 1581 unter dem Drucke des Kurfürsten August das Hochstift zur Säkularisation. Rasch schritt nun die Protestantierung voran, der die Regierung mit aller Gewalt die Wege ebnete. Nur drei Inseln in der Lausitz hielten sich in der Flut, die eine rings um das Domstift Bautzen, die andern um die beiden Klöster Marienstern und Marienthal. Dem Bautzener Dechant Leisentritt kommt dabei das Hauptverdienst zu. Er war noch unmittelbar vor der Säkularisation des Hochstiftes zum „Administrator des Bistums Meißen in der Lausitz" ernannt worden, und diese Würde blieb dem Dechanten bis zum heutigen Tage, so daß das Bistum Meißen eigentlich nie ganz erlosch. Wenn darum die Wiedererrichtung des Bistums Meißen bei der 700jährigen Gründungsfeier des Domstifts in Bautzen vor sich ging, so war dies nur ein Akt der Gerechtigkeit und Dankbarkeit. Ohne dieses Jubiläum wäre Sachsens Erhebung zum Bistum sicher nicht so rasch erfolgt.

Als dann mit der Rückkehr Augusts des Starken zur Mutterkirche auch in den sogenannten Sächsischen Erblanden allmählich wieder katholisches Leben aufsproß, wurden diese Erblande, d. h. die nicht lausitzischen Teile Sachsens, zu einem Apostolischen Vikariat zusammengefaßt. So gab es nun im Kurfürstentum, dann Königreich Sachsen, zwei Kirchenprovinzen mit den Mittelpunkten in Dresden und Bautzen und mit zwei vollständig von einander getrennten Verwaltungen, doch seit langem standen sie unter einem gemeinsamen Oberhaupte, das die Vollmacht und Würde eines Missionsbischofs hatte. Die Zeit von der Reformation bis zum heutigen Tage war ein Ringen der Katholiken um Gewissens- und Kultusfreiheit. Verfolgungen und Bedrückungen waren die Erzieher.

Vor dem Eingreifen Napoleons I. (1807) durfte nicht einmal der katholische Landesfürst die Glocken auf den Turm seiner Hofkirche aufziehen und läuten lassen. Wer sein Kind katholisch taufen ließ, mußte Strafe zahlen. Katholiken konnten sich in den Erblanden überhaupt nicht ansässig machen. Erst durch das Gesetz vom 16. Februar 1807 erhielten die Katholiken Daseinsrecht, aber nur als geduldete Bürger allerletzter Klasse. — — Der Haß gegen die unglaublich verleumdete katholische Kirche trieb schlimme Blüten. Kaum war z. B. in Chemnitz die katholische Pfarrei begründet, da unternahm am 11. September 1830 das protestantische Volk einen regelrechten Sturmangriff gegen das Pfarrhaus, die Kirche und die Häuser der zwei angesehensten katholischen Familien. Fenster und Türen wurden zertrümmert, Keller und Gewölbe erbrochen, Möbel, Waren und Betten zerstört, die Katholiken arg verletzt, die beiden Familien dadurch an den Bettelstab gebracht. Mit Mühe rettete der Pfarrer sein Leben durch die Flucht.

Noch bis 1916 mußten die Katholiken nicht nur ihre Schulen und Kirchen ganz allein erbauen und unterhalten ohne jede Hilfe von Staat oder Stadt, auch dort, wo die katholischen Kinder nach Tausenden zählten, nein, sie mußten auch noch durch Schul- und Kirchensteuern für die protestantischen Schulen und Kirchen große Beiträge leisten.

Bis zur Novemberrevolution 1918 mußten die Katholiken bei der Staatsregierung um Erlaubnis bitten, wenn irgendwo Gottesdienst eingerichtet werden sollte. Sogar noch gegen Ende des Weltkrieges verweigerte die Regierung die Erlaubnis in Coswig, wo das Bedürfnis groß war und Hunderte von Katholiken darum baten. — Mit dem plötzlichen riesenhaften Anwachsen der sächsischen Industrie wurden katholische Arbeiter, besonders aus Böhmen und Schlesien, zu Tausenden und Abertausenden herbeigerufen. Die Katholikenzahl in den Jahren 1880 bis 1895 stieg urplötzlich auf 150 000. Wer sollte und konnte da Schritt halten mit Ausbildung von Priestern und Erbauung von Schulen und Kirchen! Eine furchtbare Zeit aufreibender Sorge. Dabei waren Ordensleute nicht geduldet. Die Geistlichen mußten bei ihrer Anstellung schwören, daß sie weder dem Jesuitenorden angehören, noch Studien bei Jesuiten gemacht hätten. Eine barmherzige Schwester mehr in Sachsen tätig, als die hohe Staatsregierung erlaubt hatte, führte schon zu Interpellationen und Kampfszenen im Landtage.

Die Novemberrevolution brachte in vielen Dingen Erleichterung. Sie brachte aber auch den schweren Schulkampf, in dessen Verlauf sechs katholische Volksschulen in den Gemeinschaftsschulen aufgingen. Das Schicksal der übrigen hängt ganz vom Reichsschulgesetz ab. Möchte uns hier Zentrum und namentlich Bayerische Volkspartei helfen. Ohne die notwendigen Bürgschaften gehen sämtliche katholisch-konfessionellen Schulen in Sachsen zugrunde.

An Schulen überhaupt haben wir ein Lehrerseminar, ein Progymnasium, zwei höhere Mädchenschulen, 52 Volksschulen, an denen etwas über 400 katholische Lehrkräfte wirken. Ueberdies sind etwa 80 katholische Lehrer an nichtkatholischen Schulen oder Gemeinschaftsschulen tätig. An 196 Orten wird meist von katholischen Lehrern an den schulfreien Nachmittagen mit opfervoller Mühe katholischer Religionsunterricht jenen katholischen Kindern erteilt, die in nichtkatholische Schulen gehen müssen. Daraus allein sieht man schon, wieviel katholische Schulen uns noch fehlen.

Das Land ist eingeteilt in 47 Pfarr- und 14 Expositurbezirke, in denen etwa 120 Weltgeistliche und 8 Ordenspriester wirken. In 60 Kirchen und 18 Kapellen ist regelmäßiger Gottesdienst, überdies in 11 katholischen Kapellen und 54 Stationen öfters im Jahre Missionsgottesdienst. Die meisten dieser Stationen sind Wirtshaussäle. Waisenhäuser und Kommunikantenanstalten haben wir 8, dazu etwa 20 Schwesternstationen. Arg gefährdet ist das sogenannte Wendische Seminar in Prag, das für etwa 32 Gymnasiasten und Theologen Kost und Wohnung bietet und wo die Mehrzahl der sächsischen Geistlichen erzogen ist.

So sehr wir nun unsere Selbständigkeit begrüßen, so müssen wir doch laut um Hilfe rufen und bitten. Denn wir bilden nur etwa 5% der Bevölkerung. Bei der letzten Volkszählung wurden unter 4,8 Millionen Einwohnern 233 872 Katholiken gezählt. Das ganze neue Bistum ist Diaspora. Auf einen Priester kommen etwa 2000 Katholiken und diese hat er manchmal in 30 bis 40 Ortschaften zerstreut wohnen. Damals (1910) wurden 16 500 katholische Schulkinder an den katholischen Bekenntnisschulen gezählt, d. h. nur 40% aller katholischen Kinder besuchten katholische Schulen, etwa 40% besuchten nichtkatholische Schulen, genossen aber wenigstens katholischen Religionsunterricht, 20% hatten nicht einmal diesen. Nicht selten kommen Beispiele vor wie dies: Kinder stehen am Sonntag morgens um 4 Uhr auf, gehen eine Stunde zur Bahn, fahren eine Stunde mit der Bahn, besuchen dann die hl. Messe und den Religionsunterricht und kommen nachmittags um 4 oder 5 erst heim. Wir brauchen Priester und Schulen, Kommunikantenanstalten und noch viel Kirchen und Waisenhäuser. Wahrlich der neue Bischof ist nicht auf Rosen gebettet.

Noch einige Worte will ich der Zukunft des neuen Bistums widmen. Es gehen namentlich bei den Protestanten die tollsten Gerüchte um, was wir damit im Schilde führten. Manch biederer Sachse zittert in Sorge über die neueste papistische Machenschaft um seinen Glauben und seiner Seele Heil.

Aber wir haben genug und übergenug mit uns zu tun und können uns um die Andersgläubigen gar nicht kümmern. Wenn der neue Sprengel auch aus Pietät Bistum Meißen genannt wird, so denkt niemand daran, den Bischofssitz nach

Meißen zu verlegen, weil dort geradezu alles fehlt. Es wird wohl Bautzen werden, wo drei residierende Domherrnstellen waren und vielleicht noch eine oder die andere neugegründet wird. Wie in der Lausitz die älteren Pfarrherren von Schirgiswalde, Ostritz, Zittau, Crostwitz oft zu Ehrendomherren mit Wahlrecht zu Dechantswahl ernannt wurden, so wird man wohl auch in den Erblanden die Hauptpfarrer von Dresden, Leipzig, Chemnitz und Zwickau gegebenenfalls dazu machen und ihnen allen das Wahlrecht für die Bischofswahl geben. Damit könnte Hand in Hand eine Einteilung des Landes in Dekanatsbezirke gehen und der Bischof hätte dann immer die rechten Berater in allen Fragen. In der Diaspora wäre dieses System immer auf der Höhe der Erkenntnisse aller so mannigfaltigen rasch wechselnden Bedürfnisse.

Allmählich muß dann die Zweiheit der Verwaltung in die Einheit übergeleitet werden. Das Lehrerseminar oder das Progymnasium — je nachdem die verschiedenen Pläne der Lehrerbildung Wirklichkeit werden — müßte zu einem neunklassigen katholischen Gymnasium ausgebaut werden. Konvikt und Priesterseminar müssen vergrößert und auf sicheren Grund gestellt werden. Auch eine theologische Fakultät ist zu erstreben.

Soweit wir blicken: Arbeit über Arbeit in großer allumfassender Liebe und Begeisterung. Alle sollen reich werden an inneren Gütern und arm an Selbstsucht. Das neue Bistum soll eine sprudelnde Lebens- und Segensquelle werden, die Geister versöhnen, den Schwachen helfen, soll ein Zentrum christlicher Vertiefung sein. Dazu helfe uns Gott und ihr, liebe Glaubensbrüder!

Wie der heilige Franz einen Aussätzigen an Leib und Seele heilte.

Aus den Fioretti neu übersetzt von Dr. Otto Kunze.

Der wahre Jünger Christi, St. Franziskus, befliß sich, solang er in diesem elenden Leben wandelte, mit allem Eifer, Christ, seinem vollkommenen Meister, nachzufolgen. Darum geschah es zu mehreren Malen durch Gottes Fügung, daß, welchem er den Leib heilte, Gott die Seele genesen ließ zur selben Stunde, wie man von Christus liest. Der heilige Franz diente nicht nur gern den Aussätzigen, sondern hatte überdies verordnet, daß die Brüder seines Ordens die Aussätzigen pflegten aus Liebe zu Christ, der für uns als ein Aussätziger geachtet sein wollte. So dienten einst die Brüder eines Klosters nahe bei dem Ort, wo der heilige Franz sich damals aufhielt, den Aussätzigen und Kranken im Spital. Dort lag aber ein Aussätziger, der war so ungeduldig, unleidlich und widerspenstig, wie es niemand glauben sollte. Er war nämlich vom Teufel besessen und beschimpte mit Worten und Schlägen so ungebärdig jeden, der ihn pflegte — noch schlimmer: er lästerte schändlich Christ den Hochgelobten und seine heilige Mutter, die Jungfrau Maria, daß sich gar niemand fand, der ihn pflegen wollte. Denn obgleich die Brüder sich Mühe gaben, die Unbilden und Schimpfworte gegen ihre Person willig auszuhalten, um ihr Verdienst an Geduld zu mehren, so konnten sie doch die Lästerung Christi und seiner Mutter nicht im Gewissen ertragen. Sie beschlossen also, diesen Aussätzigen ganz sich selbst zu überlassen. Doch wollten sie das nicht tun, ehe sie es ordentlich dem heiligen Franz angezeigt, der damals in einer Einsiedelei nahebei wohnte.

Als sie es gemeldet, machte St. Franziskus sich auf zu dem verstörten Aussätzigen. Er trat bei ihm ein, grüßte ihn und sprach: „Gott gebe dir Frieden, liebster Bruder!“ Der Aussätzige erwiderte mürrisch: „Was kann ich für einen Frieden haben von Gott, der mir den Frieden und alles Gute geraubt und mich ganz faulig und stinkend gemacht hat?“ St. Franziskus: „Habe Geduld! Die Krankheiten des Leibes sind uns in dieser Welt von Gott geschickt zum Heil unserer Seele. Darum sind sie sehr verdienstlich, wenn sie friedfertig ertragen werden.“ Der Kranke antwortete: „Wie kann ich friedfertig die stete Pein tragen, die mich Tag und Nacht quält. Und nicht von meiner Krankheit allein bin ich gefoltert, sondern schlimmer noch behandeln mich deine Brüder, die du zu meiner Pflege bestelltest. Sie bedienen mich nicht, wie sie sollen.“ Da erkannte der heilige Franz durch Offenbarung, daß dieser Aussätzige vom bösen Geist besessen war. Er ging hin und hub an zu beten und bat Gott inbrünstig für ihn. Als er gebetet, kehrte er zu dem Aussätzigen zurück und sagte: „Mein Sohn, da du mit den andern nicht zufrieden bist, will ich dir dienen.“ — „Mir ist's recht“, versetzte der Kranke, „doch was wirst du mir mehr tun können als die andern?“ Der heilige Franz antwortete: „Alles, was du willst, werde ich tun.“ Der Aussätzige sagte: „Ich will, daß du mich ganz abwäschst, denn ich stinke so arg, daß ich mich selber nicht aushalten kann.“

Da ließ der heilige Franz allsogleich Wasser warm machen mit vielen wohlriechenden Kräutern darin, entkleidete den Kranken und begann ihn mit seinen Händen zu waschen, und ein anderer Bruder goß das Wasser darüber. Gott aber tat ein Wunder. Wo St. Franziskus mit seinen heiligen Händen hinrührte, verschwand der Aussatz und blieb das völlig heile Fleisch zurück. Wie aber das Fleisch zu heilen anfing, so genas auch nach und nach seine Seele. Denn als der Aussätzige sah, daß er rein wurde, erfaßte ihn tiefe Zerknirschung und Reue über seine Sünden, und er begann bitterlich zu weinen. Während so sein Leib äußerlich rein ward vom Aussatz durch die Waschung mit Wasser, reinigte sich die Seele innen von der Sünde durch seine Zerknirschung und seine Tränen. Völlig geheilt nun an Leib und Seele, bekannte er demütig seine Schuld und sprach schluchzend mit lauter Stimme: „Weh mir, ich bin der Hölle würdig für meine Schimpfworte und Kränkungen, die ich den Brüdern antat, für die Ungeduld und Lästerung, die ich wider Gott beging.“ So verharrte er fünfzehn Tage in bitterem Weinen über seine Sünden und flehte um Gottes Barmherzigkeit. Auch beichtete er alles dem Priester.

Als der heilige Franz dies augenscheinliche Wunder sah, das Gott durch seine Hände gewirkt, dankte er Gott und schied von da, um in ein fernes Land zu ziehen. Denn in seiner Demut wollte er allem weltlichen Ruhm entfliehen und suchte in all seinen Werken allein Gottes Ehre und nicht die seine.

Nachdem es aber Gott gefiel, legte sich unser Aussätziger, der an Leib und Seele genesen war, nach den fünfzehn Tagen seiner Buße mit einer anderen Krankheit, und versehen mit den Sakramenten der Kirche starb er eines heiligen Todes. Auf dem Wege zum Paradies erschien seine Seele in der Luft dem heiligen Franz, der im Wald war und betete, und sprach zu ihm: „Erkennst du mich?“ — „Wer bist du?“ frug St. Franziskus. Die Seele sprach: „Ich bin der Aussätzige, den Christ der Hochgelobte durch deine Verdienste geheilt hat; und jetzt gehe ich ein zum ewigen Leben. Dafür sage ich Gott Dank und dir. Gesegnet sei deine Seele und dein Leib, gesegnet deine Worte und deine Werke. Denn durch dich werden viele Seelen in der Welt gerettet werden. Und wisse, es vergeht kein Tag, an dem nicht die heiligen Engel und Auserwählten Gott danken für die himmlischen Früchte, die du und dein Orden hier und dort in aller Welt bringt. Darum sei stark, danke Gott und bleib in seinem Segen.“ Nach diesen Worten ging er in den Himmel, der heilige Franz aber blieb wohl getröstet zurück.

Anmerkung. Diese Legende ist das 25. Kapitel der Fioretti. Sie erscheinen demnächst unter dem Titel: „Der Blumenstrauß des heiligen Franz von Assisi“, neu übersetzt von Dr. Otto Kunze, mit 8 Vollbildern von Otto Graßl, im Verlag Tyrolia München.

Vom Büchertisch.

Opfergedanke und Meßliturgie. Erklärung der kirchlichen Opfergebete von Joseph Kramp S. J. (Kösel-Pustet, Abteilung Regensburg.) 1921. VII u. 143 S. — M 5.50. — Unaufhaltsam vollzieht sich eine Renaissance des liturgischen Gedankens, als wesentlicher Teil der Erneuerung wenigstens des katholischen Volksteils von innen heraus. Für jeden Katholiken muß die Beteiligung an dem, was sich jeden Sonntag vor seinen Augen abspielt und seinen Ohren sich darbietet, immer unmittelbarer, das Gut der Gemeinschaft mit Christus durch das Opfer immer mehr zum bewußten Erlebnis werden. Das vorliegende billige, schmucke Buch ist sehr geeignet die verständnisvolle Anteilnahme an der Liturgie zu fördern. Es will die Ergebnisse einer im Vorjahr erschienenen Schrift „Die Opferanschauungen der römischen Meßliturgie“ weiten Kreisen unterbreiten. Wir werden eingeweiht in die Gedankenwelt des Opferwesens, in den Aufbau der liturgischen Opferhandlung und in die Kommunion als Opfermahl. Ein schönes Schlußkapitel zeigt das Ziel aller Liturgie, die christliche Heiligkeit, die Eingliederung der christlichen Seele und Gemeinde in den Organismus des mystischen Leibes Christi. Der Verfasser nennt, das er bietet, „Wiederentdeckung alter christlicher Gedanken“. Jeder Freund der Liturgie muß das Buch begrüßen.

Ludwig Hellmaier, Kurat.

Lebensanschauungen moderner Denker. Vorträge über Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Häckel und Eucken von Dr. Franz Sawicki, Domkapitular und Professor in Pelplin. 3. und 4. Aufl. 5.—8. Tausend. 8° VIII u. 264 S. Paderborn (Schöningh) 1921. M 5.— (einschließlich Teuerungszuschlag). — Auf Veranlassung des Vereins katholischer Lehrerinnen hat der modern-positive Apologet des katholischen Christentums, Prof. Sawicki vor Gebildeten aller Stände in Danzig im Winter 1918/19 Vorträge gehalten über die Lebensanschauungen der einflußreichsten Vertreter der neueren deutschen Philosophie, aus denen der Geist unserer Zeit spricht: Des Königsberger Denkers Immanuel Kant, welcher geradezu „die große Wende in der Philosophie der Neuzeit" bedeutet, des lebensmüden Philosophen der Lebensverneinung Arthur Schopenhauer und seines Gegenstückes, des Philosophen der kraftvollsten Lebensbejahung Friedrich Nietzsche, sowie der beiden an derselben Universität Jena wirkenden Hauptvertreter der entgegengesetzten modernen Geistesströmungen des Materialismus und des Idealismus: Ernst Häckel und Rudolf Eucken. In klarer und fließender Darstellung erschließt der Verfasser das Verständnis für die charakteristische Persönlichkeit und Lehre dieser Haupttypen naturalistischer Lebensauffassung der Gegenwart, und in maßvoller Kritik schält er die guten Körner heraus aus der Spreu verhängnisvoller Grundirrtümer, redlich bemüht, auch dem Gegner „gerecht zu werden und sich in seine Geistesart und seinen Gedankengang hineinzuversetzen, ohne die Unterschiede zu vertuschen" (155). Bei Kant vermißt man (19) ein näheres Eingehen auf seine Kritik der Gottesbeweise, nicht bloß die Tragweite des Kausalgesetzes im allgemeinen, um so mehr, als die hierauf bezugnehmenden Bestimmungen des Vatikanums und des Antimodernisteneides Gegenstand lebhafter Kontroversen geworden sind. Desto gründlicher wird (66 ff.) der einseitig überspannte Pessimismus in die gebührenden Schranken gewiesen im Lichte der christlichen Weltanschauung: „Schopenhauer sagt: Es gibt keine positive Lust; Hartmann: Es gibt mehr Unlust als Lust; der Prediger: Es gibt kein befriedigendes Glück auf Erden — übrigens trotz aller Leiden ein relatives Lebensglück, wenn das Herz sich den ewigen Gütern der Gotteswelt zuwendet (87/88). Nietzsche liebt die einseitig zugespitzten Formeln, weil sie geistvoll klingen. Manches ist gar nicht so scharf gemeint. Nietzsches Kraftideal — bewundert die machtvolle ungebrochene Leidenschaft, die wie ein Wildbach hinbraust und alles niederreißt. Darin liegt jedoch zugleich eine große Schwäche, ein Sichgehen- und Sichtragenlassen, das dem reißenden Strome folgt." — Egoismus und Ausbeutung des Nächsten sind auch nicht die Grundvoraussetzungen der Größe des Menschen (128 ff.). Häckel ist zu seicht, zu fanatisch, zu frivol und zu wenig ehrlich im Kampfe (155). Die Ethik ist konservativer als die Metaphysik (176). Eucken wird nicht müde, den Aufbau einer Innenwelt zu predigen (204). Aber der Standpunkt ist so hoch gewählt, daß die meisten nicht einmal annähernd das Ideal erreichen können (211), und vermag sich vom Pantheismus nicht völlig loszulösen (220). Nicht das Christentum Euckens — ohne den Gottmenschen und Erlöser, ohne Dogmen, Sakramente und feste kirchliche Autorität, sondern das echte Christentum Christi selbst hat die große Vergangenheit gehabt, es wird auch die große Zukunft haben" (239). Die zutreffenden Urteile des Verfassers werden gekrönt durch einen Anhang (240 ff.) über den religiösen Zweifel und seine Ueberwindung. Hier bekundet sich in vollstem Maße die unerschütterlich treue und feste Wahrung der katholischen Auffassung inmitten der modernen Geisteskämpfe mit ihren maßlosen Vorurteilen, insbesondere gegen das kirchliche Inderverbot und die kirchlichen Glaubensdogmen. Auf modernem Untergrund hebt sich so um so wirkungsvoller ab die alte, ewige Wahrheit der christlichen Offenbarungsreligion.

München. Univ.-Prof. Dr. Anton Seitz.

Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde. Von Dr. Wilhelm Koppers S. V. D. Volksvereinsverlag München-Gladbach 1921. Preis 7 M. — Das außerordentlich starke Interesse, das gegenwärtig in der ganzen wissenschaftlichen Welt für die geschichtsphilosophische Frage besteht, die letzten Endes auf die Frage nach den Kräften und Formen des menschlichen Gemeinschaftslebens zurückgeht, kann eine bedeutsame Förderung erfahren, wenn die soziologischen Probleme der niederen Völker mit solcher Klarheit dargelegt werden, wie es hier geschieht. Der Verfasser ist Mitarbeiter des bekannten P. Wilhelm Schmidt, der unter den Ethnologen der neueren historischen Richtung im Gegensatz zur veralteten evolutionistischen eine führende Stellung einnimmt. Der Wert des Buches ist ein doppelter, indem einmal gründlich mit den üblen Konstruktionen des Evolutionismus und des mit ihm verbündeten Sozialismus, über Urkommunismus, Eigentumsentstehung, Familie, Staat und Religion der Primitiven aufgeräumt wird und dabei ein recht helles und freundliches Bild gerade der niedrigsten Kulturstufe zutage tritt. Zum andern, indem über die Herausbildung der verschiedenen Kulturkreise und Entwicklungsstufen jetzt schon Theorien von großer Sicherheit und methodischer Sauberkeit ausgesprochen werden können, so daß sie den Kulturhistoriker und Soziologen, der freilich mit erheblich komplizierteren Verhältnissen zu tun hat, fast mit Neid über ihre Klarheit erfüllen. Da heute, wo unsere Kultur in einem ungemein verworrenen Uebergangs- oder gar Untergangsstadium sich befindet, jeder Gebildete klar sehen soll in Fragen des Gemeinschaftslebens, die unser Volk und die gesamte europäische Kultur entscheidend berühren und deren richtige oder falsche Lösung unser Handeln stark beeinflussen muß, ist der Beitrag der Ethnologie hierzu äußerst wertvoll. Namentlich das prächtige 7. Kapitel, das das Verhältnis der Persönlichkeits- und Sachkultur bei den niederen Völkern behandelt und den Einfluß des Christentums auf die Gesundung dieses Verhältnisses hervorhebt, vermag uns für unsere heutige Lage vorzügliche Leitgedanken mitzuteilen. Alois Dempf.

Annita. Von Carlos Aabel. Ein toledanischer Roman. Genehmigte Uebersetzung aus dem Spanischen. Verlag Joseph Habbel, Regensburg, 1921. geh. M 5.—, gbd. M 7.50. — Die Schale des Romans ist die glückliche Liebesgeschichte eines jungen Adeligen und der Tochter eines Gelehrten, der Kern des Buches jedoch die Entwicklungsgeschichte des Grafen Castos vom idealen Sozialisten zum sozialen Katholiken. Die Handlung ist interessant, flott erzählt, der Stil rein, und nie wirkt die Apologetik aufdringlich. Zumal für unsere studierende Jugend ein sehr empfehlenswertes Buch. Hans Wogme.

Bronze oder Gußstahl.

Von Joh. Gg. Pfeifer, Kaiserslautern.

Ich bin zwar nur Bronze-Glockengießer und hatte bereits vor dem Kriege der Regierung meine Dienste als Sachverständiger auf dem Gebiete des gesamten Glockenwesens, unter Aufgabe meiner Gießerei angeboten. Wo wird aber ein Sachverständiger zugezogen, um einer Gemeinde sachkundig bei Ton, Material, Armatur, kurzum in allen zur Glocke gehörigen Teilen, beratend an Hand zu gehen? Ich kann hier sagen „nirgends". Die Gemeinden handeln, d. h. kaufen vielleicht in nächster Nähe, in der Regel jedoch heißt es: Der Billigste erhält den Auftrag, einerlei was für Erzeugnisse erreicht werden. Wenn es nun viele neue Bronzegeläute gibt, die tatsächlich verdienen, nicht gegossen zu sein, dann fragt es sich, wo ist der Schuldige zu suchen? Pfuscher bei Gewerben aller Art, worunter auch Glockengießer, hat es vor dem Kriege gegeben und gibt es heute und später. Wer das Billigste kaufte, hat erfahrungsgemäß niemals das Beste erhalten. Die Schuld liegt am Käufer, der durch Aufträge solche Firmen und solche zweifelhafte Lieferungen unterstützt.

Herr Pfarrer Benz erklärte uns bereits, daß manchem dortigen Glockengießer die Bude geschlossen gehört und ist von der Vollkommenheit der Stahlglocken überzeugt, die jedem Bronzegeläute mindestens gleichkommen.

Ich bin kein Stahlglockengegner, ich verstehe, daß es Stahlglocken geben muß, da nicht jede Gemeinde in der Lage ist, Bronzeglocken zu den heutigen Preisen beschaffen zu können. Ich erkläre aber als Fachmann, daß das beste Stahlgeläute, das heute angefertigt werden kann, ein gutes Bronzegeläute in bezug auf Tonqualität niemals erreicht, an ein Uebertreffen gar nicht zu denken. Ich bin bereit, zu überzeugen, und keiner Stahlglockenfirma wird es einfallen, hiergegen ernstlich Widerspruch zu erheben.

Bronzeglocken von erster Qualität bedingen eine tadellose Rippe, Verwendung einer Bronze aus Kupfer und Zinn in reinster Beschaffenheit und endlich gediegenere Arbeit. Diese Bronze kostet heute M 28.— das Kilo, hieraus erklärt sich von selbst, daß Bronzeglocken von vorgenannter Bronzequalität nicht zu M 32.—, 34.—, 36.— und 38.— das Kilo, wie heute bereits angeboten wird, gegossen bzw. geliefert werden können. Hieraus ergibt sich praktisch folgendes Bild.

Wenn so gut wie keine Mittel vorhanden sind und sollen dennoch schwere Glocken beschafft werden, dann wären, wenn nicht mehr gewartet werden will, Stahlglocken zu beschaffen; wenn dagegen die Mittel einigermaßen zur Verfügung stehen, dann können nur Bronzeglocken, selbst wenn diese etwas kleiner gewählt werden müssen, in Frage kommen. Bei Beschaffung von Bronzeglocken muß musikalische Reinheit, schöne weiche Klangfülle, reinste Metallmischung oberster Grundsatz sein, dann wird billig gekauft. Bei solcher Behandlung tritt der Unterschied Bronze zu Stahl bzw. Eisen klar hervor und jeder Zweifel und jede Reibung ist behoben.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Die „Lysistrata" des Aristophanes in der Fassung, die ihr Leo Greiner mit geschickter Anpassung an ein modernes Publikum gegeben hat, ist erstmals von Reinhardt im Münchener Künstlertheater gespielt worden. Farbe und Glanz dieser Aufführung konnten nicht unsere Bedenken darüber einlullen, daß hier ein Thema angeschlagen werde, welches dem Zartgefühl des weiblichen Publikums doch recht starke Stöße versetze. Schöne Phrasen, daß das Werk doch ein „klassisches" sei, daß die heitere Unbefangenheit der Antike den Stoff adele, können die Einwände nicht zerstreuen. Ich gebe gerne zu, daß Leo Greiner manches in der Unbekümmertheit des Ausdruckes gemildert hat, aber indem er alles wegnahm, was heute nur noch dem Philologen verständlich ist, rückte er uns das Ganze auch näher, die Patina der Jahrhunderte ward hinweggescheuert, es blieb ein Stück im griechischen Kostüm. Das Werk hatte, wie damals im Künstlertheater, einen starken Erfolg. Ich muß sagen, ich möchte keine Dame einladen, mit mir die „Lysistrata" zu besuchen, füge aber als gewissenhafter Chronist hinzu, daß die Mehrheit diese Bedenken nicht teilt und so viel ich sah, haben all diese sehr jungen Damen und Herren, die heute einen so überwiegenden Teil der Besucher bilden, sich in ihrem Vergnügen nicht beeinträchtigt gefühlt. Die Regie des Herrn Falckenberg an sich ist zu loben; wenn man so will, milderte sie das erotische Element, indem sie das grotesk Komische unterstrich. Lysistrata hat einen Plan, den männermordenden Krieg zu enden; sie beredet nicht nur die Athenerinnen, sondern auch die Frauen der Feinde, sich ihren Männern zu versagen, bis aus dem Waffenstillstand ein dauernder Friede geworden. Eine Maßnahme, die nach kurzer Zeit hüben und drüben die Männerwelt zur Verzweiflung bringt. Aber den Frauen fällt es auch schwer, den Schwur zu halten und es bedarf Lysistratas ganzer Klugheit, die Sehnsüchtigen abzuhalten, zu ihren Männern heimzukehren. Bis dann am Ende Männer und Frauen sich zu einem Feste vereinigen, da beide die Trennung nicht länger zu ertragen vermögen. Die „Lysistrata" gab anmutig schalkhaft Sybille Binder, mehr Tanagra, als Attica. Romber spielte den von

Myrrhine gefoppten Liebestollen. Er und Frl. Köppke spielten mit drastischer Komik, die immerhin erträglicher, als die seinerzeitige Hervorhebung des Begehrlichen im Künstlertheater. Der von Pasetti entworfene Tempelbau ist einfach; die Beleuchtungskünste und die rhythmische Bewegtheit der Gruppen waren von Reiz.

Schauspielhaus. Im sommerlichen Repetitorium der Körnerschen Glanzrollen kam diese Woche „Die große Katharina" in der Verzerrung Bernard Shaws an die Reihe. Hermine Körner weiß zwischen den tyrannischen Launen und den allzu asiatischen Manieren immer noch einen Rest von Haltung zu wahren. Den Potemkin gibt jetzt Wüstenhagen mit starker Drastik. Schlecht gespielt möchte ich die „Skizze" nicht sehen. Dem Petersburger Hofleben vom 18. Jahrhundert folgt Shaws einaktischer „Unsinn": Eine musikalische Kur oder Reginalds Traum. Es kann schauspielerisch interessieren, wie die Körner sich so rasch von der Katharina in eine spleenige Engländerin von heute verwandelt; das lediglich vermochte dem Stücklein zu der Ehre einer Neueinstudierung zu verhelfen.

Lustspielhaus. Kann der Dramatiker aus den Nöten seiner Zeit heraus dichten oder sucht er seine Stoffe besser in Gefilden, die der Leidenschaft unserer Tage entrückt sind? Die Versuche, das große Schicksal des Krieges dramatisch zu gestalten, sind sämtlich mißglückt, vielleicht aber, weil sich nur kleinere Talente an die gigantische Aufgabe wagten. Heinrich von Kleists „Hermannschlacht" ist unter dem Drucke des korsischen Eroberers entstanden und der Zorn und Haß eines ohnmächtigen Volkes bebt durch die Szenen, die prophetisch die Befreiung des Vaterlandes vorwegnehmen. Oder denken wir an die berühmte Szene des Kammerdieners in „Kabale und Liebe". Dieser Aufschrei des Schmerzes und der gefesselten Wut über einen Fürsten, der seine Landeskinder einem fremden Staate als Kriegsknechte verkaufte, war, als ihn Schiller schrieb, durchaus „aktuell", und dennoch ist diese Zeitdichtung eine Ewigkeitsdichtung geworden. Es ist also kein ästhetisches Naserümpfen berechtigt, wenn ein Dichter, bekümmert durch all die Schmach, die unsere Volksgenossen im besetzten Gebiete durch die Kolonialtruppen der Franzosen erfahren, bewegte Bilder dieser Leiden auf den Brettern zu gestalten versucht. Ein Dramatiker, der sich den „nom de guerre" Felix Roland zugelegt hat, schrieb „Die schwarze Schmach, ein Stück aus Deutschlands tiefster Erniedrigung". Es ist ein Tendenzstück und will es sein. Literarische Werte besitzt es nicht, wo es uns aufregt, liegt dies am Stoffe: wenn ein Schwarzer mit einem Mädchen ringt, wenn Gewehre schußfertig vorgehalten werden, wenn man weiß, in dem Glase ist Gift und der französische Major greift darnach, so sind wir in Spannung. Das sind Wirkungen, die dem Kino auch gelingen. Ich verkenne nicht das warme Mitgefühl, das den Verfasser durchdringt, aber ich meine, er häuft die Greueltaten der Schwarzen zu sehr und erweckt so den Anschein, als übertreibe er, während es ihm anderseits doch nicht gelingt, den schweren seelischen Druck, der auf den Deutschen der besetzten Gebiete lastet, uns mit voller Wucht fühlbar zu machen. Die Aufführung war recht gut, sie suchte nicht das Grelle hervorzuheben, sondern überall das Seelische hervorzuholen. Mit Gerechtigkeitsgefühl zeichnet der Autor auch auf der Feindesseite einen Mann, dem die Wahrheit höher steht als der nationale Haß; freilich bleibt er machtlos. Das Publikum nahm das Stück mit lautem Beifall auf, auch einige „Wahrheiten" wurden stürmisch beklatscht. Das Werk endigt in tiefer Tragik, doch das Schlußwort spricht von unserer Hoffnung einer besseren Zukunft. Ich bin nicht dafür, daß wir Gedanken aussprechen, die hier nur als Tiraden wirken können, das Tragische durch billige Trostsprüche verzuckern.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Montag brachte wieder riesenhafte Umsätze, die Börsenruhe des Samstags in Berlin scheint die Kräfte immer wieder neu zu stärken. Diese erneute Hausse auf den Effektenmärkten wurde begünstigt durch ein starkes Steigen der Devisen. Besonders gross war wieder die Nachfrage nach Aktien mit Bezugsrechten. Der zweite Tag zeigte einen Rückgang der Neuyorker Devise, der einen Umschlag der Stimmung hervorrief. Phönix verloren 32 Proz., die Rückgänge am übrigen Montanmarkt betrugen 4 bis 10 Proz., dagegen gewannen die Reichsanleihen eine geringe Kurssteigerung. Im ganzen war der Stimmungswechsel nicht sehr durchgreifend, da die Kundschaft in der Provinz noch kauffreudig war. Der Rückgang hielt am Mittwoch an. Unsere Mark hob sich kräftig. Die Nachricht, dass durch ansehnliche holländische Kredite weitere Devisenankäufe zu Reparationszahlungen für 1921 nicht mehr nötig sind, hat im Ausland zu einer Erholung des Markkurses und bei uns zu einem Kurssturz der Devisen geführt. Die Folge war weiteres Sinken der Effektenkurse. Das Angebot kam zumeist aus den Kreisen der Spekulation. Die Rückgänge betrugen ungefähr 5—15 Proz.; einige Montan-, Schiffahrts- und Industriepapiere, die seither ungemein gesucht waren, verloren 20—35 Proz.; Goldschmidt 42 Proz. Die Banken hielten sich gut. — Der Freitag war wieder fester, wenn auch eine gewisse Zurückhaltung sich bemerkbar machte. Die Devisenkurse hielten sich. Gerüchte behaupten, dass die Verhandlungen einer Holland-internationalen Gruppe über eine bedeutende Erhöhung des Kredites in einem günstigen Stadium ständen, ferner soll der Abschluss mit einer amerikanischen Bankengruppe über ein Kreditabkommen von 60 Millionen Dollars = 250 Millionen Goldmark nahe sein. Dass in Berlin und Frankfurt amerikanische Finanzleute mit dortigen führenden Persönlichkeiten in der letzten Woche konferierten, steht fest. Am Samstag war in München die Börse sehr fest. Wie Berlin schon länger, hat nun auch Frankfurt und Augsburg keine Samstagbörse. Es sind Betrebungen im Gange, auch in München für den Sommer den letzten Wochentag börsenlos zu machen. So lange der lebhafte Börsenverkehr herrscht, sollen auch Dienstag und Donnerstag Ruhetage sein. Beim Berliner Börsenvorstand ist dies beantragt, damit insbesondere auch die Banken Zeit gewinnen, die aufgehäufte Arbeit zu erledigen.

Die Oesterreichische Creditanstalt in Wien weist einen Bruttogewinn von 375,17 Mill. Kr. aus, das sind gegenüber dem Vorjahre 265,80 Mill. Kr. mehr. Der Reingewinn beträgt 112,18 Mill. Kr., daraus wird für das von 200 auf 320 Mill. Kr. erhöhte Aktienkapital eine Dividende von 15 5/8 % (11 7/8 % i. V.) beantragt. Nachdem das Kapital im laufenden Geschäftsjahr weiter auf 400 Mill. erhöht wurde, beantragt die Bank eine abermalige Erhöhung auf 600 Mill. Kr., deren Durchführung jedoch in nächster Zeit noch nicht ausgeführt werden soll. — Ueber die Wirtschafts- und Arbeitsmarktverhältnisse im Juni besagt eine Zusammenstellung des Statistischen Landesamtes, dass von einer Besserung der Wirtschaftslage in Bayern noch nicht gesprochen werden kann. Die Sanktionen haben vor allem das gesamte Wirschaftsleben der Pfalz derart getroffen, dass der Kreis, der bisher nahezu die besten wirtschaftlichen Verhältnisse aufzuweisen hatte, nunmehr hinter allen Kreisen des rechtsrheinischen Bayern zurücksteht und die Betriebseinstellungen dort einen Umfang angenommen haben, der die Einschränkungen der übrigen Landesteile erheblich übertrifft. — Im Mai betrug die Abnahme der Spareinlagen bei den gesamten deutschen Sparkassen 200 Mill. ℳ, nachdem im Vormonat noch eine Zunahme von 50 Mill. und im Mai 1920 eine Zunahme von 1100 Mill. ℳ zu verzeichnen war.

An den deutschen Märkten zeigt sich im allgemeinen ein erneutes Steigen der Warenpreise. — Der Rebenstand im Deutschen Reiche wird Anfang Juli im Durchschnitt 2,8 (i. V. 2,1) angegeben. Der Heuwurm tritt überall stark auf und richtet beträchtlichen Schaden an. K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

AR

Importierende und exportierende Firmen.

Bücher
religiösen, wissenschaftl. und belletristischen Inhalts, liturgische u. theolog. Werke liefert einschliessl. Besorgung der Ausfuhrbewilligung
Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet
Kommanditgesellschaft
Verlagsabteilung Regensburg.

Colliers-Ketten für religiöse Anhänger in allen Metallen
echt und unecht
Theodor Wilh. Herbstrith, Bijouterie- und Kettenfabrik, Pforzheim, Badstrasse 12.

Etuis und Kartonnagen für Uhren und Bijouterie. Paul Stierle, Pforzheim.

Falzmaschinen für Werkdruck und Zeitung. A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik, Leipzig.

Harmoniums für alle Klimate.
Alois Maier, Kgl. und päpstl. Hofl., Fulda.

Für Export: Holzbearbeitungsmaschinen aller Art in erstklassiger Ausführung.
S. Lang-Stoll, München, Karlsplatz 24.

Masse aller Art
wie Zollstöcke, Bandmasse, Wasserwagen, Schieblehren, Mikrometer usw.
C. A. Schietrumpf Co. Komm.-Ges. a. A Jena 6, Messwerkzeugfabrik.

Mineralwasser für Export und Industrie
Bellthal-Mosel-Sprudel A.-G., Cobern a. d. Mosel.

Musikinstrumente siehe Anzeige
J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Paraffine: Wachse, Harze: Schellack. Leim: chem. Rohstoffe
Theodor Mangelsdorf, G.m.b.H., Hamburg 36.

Photographiekartons
in allen Formaten mit hochm. Pressung sämtl. Bogenkartons.
Südd. Photograph. Karten und Karton-Industrie Artur Pfau, Kirchheim-Teck 7.

John Heinr. Hauschildt & Co., Hamburg 1.
Export deutscher Erzeugnisse.
Spez. patent. Neuheiten in Reklame-Massen-Artikeln.
Ferner: Eisen-, Stahl-, Aluminium-, Emaille-, Papier-, Lederwaren etc.

Spielwaren aller Art
Metallwaren mittleren Genres ständig Neuheiten.
Fritz Pfeiffer, Fürth i. B. Waldstrasse 9.

Uhrketten u. Bijouterie, Spezialität
Doubléketten in allen Qual. für alle Länder. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure
Stockert & Co., Uhrketten- u. Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

Uhrketten u. alle Bijouterie.
Fabrikation, Export.
Wilhelm Wohlfarth, Oberstein a. Nahe.

Waffen aller Konstruktionen
Deutsche Waffenfabr. G. Knaak, Berlin SW48.

Zahnstocher in Holz- u. Federkiel
Zahnstocherfabrik J. Platz Nachfg., Marbach Post Herbertingen (Württ.).

Speditions-Tafel.

Aachen:
C. Clermont, internat. Transporte.

Frankfurt a. M.:
Halm, Schrepfer & Co., Ecke Blücherplatz.
Spezialverkehr:
direkte Dampferfahrten nach London.

Hamburg.
Hambrock & Taubmann, Lagerhäuser, Ewerführerei- u. Lastkraftfahrbetrieb.

Lübeck-Hamburg.
Franz Heinrich.

Ludwigshafen a. Rh.
Carl Ruppenthal & Co., Spedition.

Magdeburg:
Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung, Internationale- und Uebersectransporte, Sammelladungsverkehr.

Mainz:
J. F. Hillebrand G. m. b. H.
Spedition, Schiffahrt, Lagerung, Sammelwagenverkehr, Internation. Transporte, Versicherg.

Mannheim:
Halm, Schrepfer & Co., Bahnhofsplatz 9.
Spezialverkehr:
direkte Dampferfahrten nach London.

München:
Johann Fischer Erben, Möbeltransport, Spedition, Verpackg., Lagerung, Rollfuhrwerk, Sammelladungen nach dem In- u. Auslande, München-Ost, Berg am Laimstrasse 22.
Telephon 41636, 40989.

Perl a. d. Mosel, deutsch-französ. Grenze:
Lénard & Cie., internat. Transporte.

Saarbrücken:
Phil. Creutzer, Internat. Transporte.

Saargebiet:
Saarbrücker Speditions- u. Lagerhaus-Gesellschaft m. b. H.
Stammhaus: Saarbrücken 3.
Grenzfilialen: Homburg (Saar), Merzig (Saar), St. Wendel (Saar).

Wissen und Glauben.

Magazin für volkstümliche Apologetik.
Monatsschrift zur Pflege der katholischen Weltanschauung.
Begründet von Ernst H. Kley. Herausgegeb. von Karl Schmid.
Aus dem Inhalt: Das Leben und seine Herkunft im Lichte der Naturwissenschaft. Von A. Ruf. Die „neue" Apologetik. Von Dr. J. Adrian. Theater und Urkirche. Von Dr. Doergens. Ueber den Stand der Abstammungsfrage d. Menschen. Von Dr. J. Bumüller. Evangelische Katholizität. Von Dr. J. Adrian. Das Einsteinsche Relativitätsprinzip und die philosophischen Anschauungen der Gegenwart. Von Franz Xav. Fischer. usw. usw.
Preis pro Jahrgang Mark 16.20 am Ort.
Verlagsbuchhandl. K. Ohlinger, Mergentheim a. d. Tauber.

Schlesische Werkstätten für christl. Kunst

Architekt Hanns Schlicht
Breslau XIII. Büro: Opitzstr. 3
Fernruf Amt Ring 5938.
== Einfache und reiche ==
Wohnungseinrichtungen.
Grabdenkmäler. — Kriegerdenkmäler.

Schöner wird jeder Damen-Hut durch einen modern, echten Kronenreiher 25 M., 50 M., 100—500 M., Paradiesreiher 30—600 M., echt Atama Edelstrausfed. 6—95 M., Strausboas 10—150 M., Vers. g. Nachn. Auswhl. geg. Standang. **Hermann Hesse**
Dresden Scheffelstr. 10—12 p., I—IV

Für rund

10000 Mk.

Inserate nicht ganz zweifelsfreien Inhalts hat die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau" wieder in den letzten Monaten

abgelehnt.

Durch diese besondere Pflege des Anzeigenteils ist das Vertrauensverhältnis zwischen den verehrl. Lesern und dem Anzeigenteil der „Allgem. Rundschau" entstanden.

Kandidat der Theologie
sucht, da er Waise ist und auch seinen einzigen Bruder im Krieg verloren hat,
Ferienaufenthalt
von Anfang Sept. bis Mitte Okt. (ev. gegen Bezahlung). Gefl. Ang. unter K. Th. 21414 an die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau" München.

Bei allen Anfragen beziehe man sich auf die „Allgem. Rundschau"

Polykarp Reuss, Fulda
liefert
Priesterkragen
in prima Stärkewäsche u.
in prima Dauerwäsche
in jeder Höhe und Weite

Birett

Cingulum

Rochettkragen
in bester Qualität und Arbeit.
Ferner
Filztuche
in allen Farben für Altardecken usw.
Polykarp Reuss, Fulda.
Bez. Cassel 5.

Briefmarken enorm billig.
Preisl., Auswahl zu Diensten.
J. Reimers, Hamburg, Burstah 54.

Schloss Lobeda bei Jena
Landerziehungsheim für Knaben u. Mädchen
(Lehrplan höh. Schulen), verbund. mit Kindergärtnerinnen-Seminar und Haushaltungs-Pensionat.
Prof. Dr. Cordsen.
Frau Hanna Miethe.

Brust- u. Lungenleiden

Schwindsucht (Tuberkulose), Asthma, Hals- und Kehlkopfleiden, Engbrüstigkeit, veraltete Katarrhe, Husten und Verschleimung der Atmungsorgane wurden seit erdenklichen Zeiten durch den auf vulkanischem Boden wachsenden echten Johannistee besser als durch irgend ein Heilmittel geheilt. Ein großartiges, seit Jahrhunderten bewährtes Naturmittel. Die Tuberkeln verkalken sich bald und die Bazillen verschwinden im Auswurf.
Viele Dankschreiben! Paket 7.50 M. Eine durchgreifende Kur erfordert 6—10 Pakete.

Nerven- u. Gemütsleiden

der verschiedensten Arten, wie Nervosität, Aufgeregtheit, Nervenschwäche, Angstzustände, Schwermut, Hysterie, Hypochondrie, Migräne, Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit usw. werden durch den altbewährten, echten blutstärkenden Herbaria-Nerventee in hervorragender Weise günstig beeinflußt und bekämpft. Erstklassiges Nervenstärkungs- und Beruhigungsmittel. Die schlaflosen Nächte verschwinden in kurzer Zeit und geistige Kraft und Frische kehrt ein. Paket 10 M. Eine durchgreifende Kur erfordert 6—10 Pakete.

Alle Würmer ziehen aus

dem Körper, wenn Sie den echten Herbaria-Wurmtee trinken. Er reinigt Darm und Magen von den jetzt massenhaft auftretenden Darm- (Spul-) u. After- (Maden-) Würmern, welche Kindern und Erwachsenen die besten Säfte und Kräfte aufzehren, Magen u. Därme zernagen u. an der Gesundheit große Schäden verursachen. Wirkung auch dort sicher, wo alle anderen Mittel versagten. Für Spulwurmkur 1—2, für Maden- (After-) Wurmkur 6 Pakete erforderlich. Paket 7.50 M.
Radikal-Bandwurmmittel 20.— M.

Versand gegen Nachnahme direkt durch die Versandapotheke vom Herbaria-Kräuterparadies, Philippsburg 268 (Baden).
Jede andere Teesorte ebenfalls lieferbar. Ausführliches Buch über Heilkräuter und Kräuterkuren gegen 1 M. in Briefmarken.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, [illegible], sämtliche in München.

Redaktion und Verlag:
München,
Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M. 12.60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 31. München, 30. Juli 1921. XVIII. Jahrgang.

Der Kronprinz von Japan beim Papst.

Von Dr. Otto Sachse.

Hirohito Michi n'o Miya, der Thronfolger von Japan und älteste Sohn des Kaisers Yoshihito, hat auf seiner Europareise Deutschland nicht besucht. Wir mußten uns mit dem andern Gast aus Asien, Rabindranath Tagore, begnügen. Der Inder will uns die Lebensweisheit seiner Wälder bringen, schreibt und hält Vorträge. Der Kronprinz von Japan läßt sich herumführen, herumreichen fast und lächelt nur. Trotzdem kann man ihn interessanter finden als Tagore. Erfreulicher, stilvoller, echter ist er auf jeden Fall. Rabindranath Tagore braucht einen seidenen Kaftan (Berliner Damen-Konfektion), um uns indisch zu kommen. Hirohito bleibt im Gehrock oder Waffenrock fernster Osten, fremd und bildhaft. Die haarklein beschreibenden Berichte über seine Besuche in Paris und London, die man nur in ausländischen Zeitungen fand, nötigen Bewunderung ab, wie die japanische Reisegefolgschaft es verstand, den jungen Sonnensohn überallhin zu bringen, mit den verschiedensten Menschen, selbst den neugierigsten Berichterstattern reden zu lassen und doch stets unsichtbare Wandschirme um ihn aufzustellen. Der Kronprinz soll französisch sprechen, tatsächlich trat meist ein Dolmetscher dazwischen. Nie verließ ihn der Prinz Kanin, ein minder hohes Mitglied des weitverzweigten Kaiserhauses, und der in Europa seit langem heimisch ist. So entsprach der Eindruck des seltenen Gastes ganz seiner Zugehörigkeit zur ältesten Dynastie und zur altertümlichsten Monarchie der Welt (vgl. Das japanische Kaisertum, „Allg. Rundschau" 1920, Nr. 6). — Wundersam schnell hat sich Japan in einem halben Jahrhundert die Zivilisation des Westens in Wissenschaft, Technik, Verkehr, Bewaffnung und Lebensweise angeeiguet. Daneben aber bewahrt es Uraltestes, daß Europas romantische Schwärmer für Urgermanen- oder Urkeltentum vor Neid vergehen müssen. Vor der europäischen Kultur nahm Japan die chinesische samt dem Buddhismus an. Es durchlebte darin ein ganzes Mittelalter mit Feudalherrn und Rittern, den Daimios und Samurai. Darunter jedoch blieb der alte Natur- und Heldendienst des Shintoglaubens und gleichsam eingekapselt das Kaiserhaus, dessen Ursprung sich in der Sage verlor. Amaterasu, die Sonnengöttin, soll seine Ahnmutter sein. Sie ließ ihren Söhnen den „göttlichen Schatz", einen Spiegel und ein Schwert, die im Tempel zu Ise, wo der Geist (Mitama) der Göttin geheimnisvoll wohnt, ehrfurchtsvoll behütet werden. Welches abendländische Königsgeschlecht kann sich solcher Kleinode rühmen?

„. . . Sie stammen aus der Zeit,
da Gott und Mensch noch miteinander gingen
und Liebespfänder tauschten".
(Hebbel, Gyges und sein Ring.)

Und wenn Prinz Hirohito die Schatzkammern seiner fürstlichen Gastfreunde sieht, ihre Kronen, Szepter und Waffen, so könnte er, wären sie ihm geläufig, mit Hebbels tiefsinnigen Worten weiter sprechen:

„Nicht an Hephästos brauche ich dabei
zu denken, der dem göttlichen Achill
die Waffen schmiedete und in dem Feuer,
worin er Zeus die Donnerkeile stählt.
Auch nicht an Thetis, die durch ihre Töchter
ihm Perlen und Korallen fischen ließ,
damit es an der Zierde nicht gebreche.
Ich kenn' den Mann ja, der das Schwert gemacht
und jenen, der das Diadem geschmiedet."

Spielzeug von gestern sind unsere Kronen. Aus ihnen starrt nicht das rätselhaft anziehende Grauen uralten Heidentums, wo der Mensch in der stofflichen Natur gefangen unter ihren Kräften das Göttliche anbetet. — Japan selbst war schon halb darüber hinaus. Buddhas und Konfutses Lehre, die den freien persönlichen Menschen wohl kennen, ließen die reiche bunte Kultur des mittleren Japan aufsprießen. Da blühte Waffenspiel und Dichtkunst an den Höfen der Kleinfürsten und ein ritterlicher Ehrenkodex (Buschido) trieb zu aller männlichen Tugend an. Wie Amaterasu in die mythische Felsenhöhle, so zog sich das Kaiserhaus in diesem Jahrtausend zurück. Hausmeier und Feldherrn, die Schogune, herrschten an seiner Statt. In jenen Zeiten faßte auch das Christentum in Japan Fuß. Der hl. Franz Xaver predigte es seit 1549 mit großem Erfolg. Ganze Fürstentümer wurden katholisch. Eine Gesandtschaft aus ihnen stellte sich 1585 dem Papst vor. Leider führten politische Spannungen und englisch-holländische Ränke zu schweren Verfolgungen. Zahlreiche heilige Märtyrer wurden Japan beschert, die Kirche jedoch bis auf einen geringen Rest ausgerottet.

Jetzt nach 3 Jahrhunderten macht der japanische Thronerbe seinen Besuch im Vatikan. Man hat ihm dort die Urkunden über jene erste Zeit des Christentums in Japan gezeigt: den Beglaubigungsbrief der Gesandtschaft von 1585 und die Bittschrift der japanischen Christen um Seligsprechung ihrer Blutzeugen. Hirohito kann sie ruhig betrachten. Er vertritt nicht das Feudalreich der Schogune und Daimios. Seit 1868 hat der Sohn der Sonne selbstherrlich die Zügel in die Hand genommen. Buddhas Glanz ist verblichen vor dem des heiligen Spiegels. Die chinesischen Namen der Kaiser und Prinzen sind gegen japanische vertauscht. Das Land des Sonnenaufgangs ist zu den Anfängen seiner Kultur zurückgekehrt. Dank der ununterbrochenen Ueberlieferung der Tempel und des Hofes war das dort möglich und schien gar nicht unnatürlich. Ebenso war es natürlich, daß gerade ein solches Japan sich der westlichen Zivilisation leicht öffnete. Beide sind naturalistisch, heidnisch, beide unterwerfen die Persönlichkeit dem Staat, vergöttern die Nation, beten die Macht an. Nur geht Japan auf diesem Weg viel freier und unbeschwerter vorwärts als die Völker Europas mit ihrer christlichen Erbschaft. Die geistigen Vorbedinge für den Katholizismus sind im heutigen Japan viel ungünstiger als in dem des 16. Jahrhunderts.

Um so reizvoller ist der Besuch des Kronprinzen Hirohito beim Papst. Die Träger des größten Gegensatzes im religiösen Glauben sprechen miteinander. Früher oder später wird Hirohito als Kaiser das höchste Priestertum der Naturreligion ausüben, das aus grauer Vorzeit noch übrig ist. Und im Vatikan traf er den obersten Priester der Offenbarungsreligion, die nicht auf Gleichnis und Mythus, auf Schicksalseinheit mit Ahnen und Volksgenossen, sondern auf einmaligen Tatsachen und Geschichte, auf geistigem Zusammenschluß in der Kirche beruht. Während der Viertelstunde, die der Prinz im Gespräch mit dem Heiligen Vater in dessen Privatbibliothek verweilte, wird kaum mehr laut geworden sein, als was jeder andere Fürst vom Haupt der katholischen Kirche hören kann. Vielleicht wurden die Rechte der Missionen, diplomatische Beziehungen, Möglichkeiten eines Konkordats unverbindlich gestreift. Aber durch die unsichtbaren Wandschirme hindurch muß es den heidnischen Kaisersohn angeweht haben wie ein neuer Odem. Vor sich sah er den priesterlichen Fürsten, der im Reich des freien Geistes gebietet, dessen Dasein das Heidentum kaum ahnt. — Später wurde der Prinz in die Peterskirche und zur Krypta hinab ans Grab der Apostel

geführt. Ob deren Geschichte, ihre Berufung, ihr Wirken und ihren Martertod ihm einmal jemand erzählt? Ihm den Unterschied aufdeckt zwischen seinem heiligen Schatz im Tempel zu Ise und den Schätzen des christlichen Rom, welche die kostbaren Reliquien der Blutzeugen und Bekenner sind? Drüben Sinnbilder vergotteter Naturkräfte, die der Kultus den Gottheiten annähert und in Geschenke von ihnen umdeutet. Der Mensch mag sich daran erheben, mit dem Göttlichen eins fühlen. Aber dies Göttliche ist bloß die Natur; nicht einmal zu seinem besseren Selbst gelangt der Mensch mit ihm, nicht zum freien vernünftigen Geist. An unseren Reliquien aber verehren wir, wie der wahre wirkliche Gott, hoch erhaben über endlichen Geist und Natur, sich des Geistes und der Natur bemächtigt und sie ins Reich der Gnade erhöht hat. Einmal, als er in hellster Geschichte, nicht in der Sagenwelt von Hephästos, Thetis, Mahadeo und Amaterasu, selbst auf die Erde stieg, nicht als Erscheinung, sondern als Mensch von Fleisch und Blut unter Menschen wandelte und ein neues Menschengeschlecht begründete aus dem Wasser und Geist.

Wir wünschen, der heidnische Osten, der uns den japanischen Fürstensohn sandte, möchte wie dieser nicht nur das materialistische, neuheidnische, sondern auch das christliche Europa besuchen, das zu Rom und im Vatikan für alle Zeit seinen Thron errichtet hat. Dies Europa nur kann ihn vor- und aufwärts führen, nicht die Maschinen und Feuerwaffen der modernen Zivilisation. Japan hat der katholischen Mission freundlich seine Tore geöffnet, die Aufwartung des Kronprinzen Hirohito beim Papst wird drüben die Wißbegier und Teilnahme für das katholische Christentum stärken.

Die Krisis in Irland.

Von Dr. Gallus Thomann.

Geschichtliche Vorbemerkung: Einen bei aller Kürze abgerundeten Ueberblick über die irische Geschichte von dem schicksalschweren Jahr 1171 bis zum letzten Versuch Jakobs, des sog. Pretenders, sich mit französischer und irischer Hilfe des Thrones der Stuarts wieder zu bemächtigen, findet man in dieser Zeitschrift Nr. 32, 1920, von Fritz Hansen.

Vor diesem Jahre, vom Zusammenbruch des römischen Kaiserreiches bis zur Unterjochung durch England entwickelte sich und blühte mitten in den chaotischen Verhältnissen der Völkerwanderung auf der stillen, fruchtbaren Insel eine reiche christliche Kultur, die ihre Glaubensboten herrliches Licht spendend in alle Welt sandte.

Die zwei und ein viertel Jahrhunderte, die seit dem unglücklichen Versuch Jakobs verflossen sind, werden durch die erzwungene Union Irlands mit England in zwei fast gleiche Hälften geteilt (1800), deren erste als Jahrhundert tiefster Erniedrigung mit Schauder übergangen sei. Wir stehen heute mitten im Abschluß der zweiten Hälfte; es ist die der Befreiung. Waren noch Mitte des 19. Jahrhunderts die Fenier z. B. lediglich eine starke „Homerule" (Selbstverwaltungs)-Partei, so ist Sinn-Fein (Wir selbst) das irische Volk in Irland und Amerika! Mit den Millionen von Iren, die um dem Hungertod und der Knechtschaft zu entgehen, sich die modernen Verkehrsmittel zu nutze machten und nach Amerika wanderten, statt in Irland elendiglich zu verenden, ist ein erfolgreicher Aufstand des dezimierten Volkes erst möglich geworden. So hat Englands Niedertracht sich selbst die Drachensaat gesät, die jetzt nicht nur Irland zu befreien droht, sondern dem englischen Imperium zur Gefahr wird.

Die jüngste Phase des irischen Problems mag leicht die letzte sein; sei es, daß die irische Unabhängigkeit in dem großen Strom der Weltpolitik aufgeht und in ihm und zugleich mit ihm ihre Lösung findet, sei es, daß die drohenden Ereignisse auf der Weltbühne im Hintergrunde bleiben und eine Lösung — wenigstens vorläufig — auf dem Boden des britischen Imperiums gefunden wird. Je schneller letzteres geschehen kann, um so besser wird es vom englischen Standpunkt aus sein. Umgekehrt liegt gerade diese Einmündung in die Weltpolitik den Iren am Herzen (vgl. unten). — In diesem Sinne ist die Einladung Lloyd Georges zur Einigungskonferenz ein großer politischer Schritt. Ob es zugleich ein epochemachender Schritt sein wird, hängt von der Einigungsgrundlage ab, mit der jeder der drei Partner zur Konferenz kommt und ferner davon, wie weit der Eine oder Andere von diesen Grundlagen im Kompromiß abzuweichen bereit sein möchte. Zu diesem Zwecke ist eine klare Einsicht in die Sachlage und die auf ihr ruhenden Forderungen und Ziele unumgänglich.

Die gegenwärtigen Verhältnisse in Irland muß man von der großen Rede Lloyd Georges am 9. Oktober vergangenen Jahres datieren. Es war eine Kriegserklärung und wurde in Dublin und in der Welt als solche aufgefaßt. Nicht als ob vorher Friede und Ruhe in Irland geherrscht hätte, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, daß man Irland auf keinen Fall volle Unabhängigkeit gewähren, ja nicht einmal die Rechtsstellung als Dominion zuerkennen könne, flammte der eigentliche Unabhängigkeitskrieg erst recht auf. Der Krieg ist seither mit dem einzigen Erfolg von England geführt worden, daß die Einigungskonferenz, die wiederum einen neuen Abschnitt einleiten soll, das „undenkbare" Dominion zum Ausgangspunkt nehmen muß und daß es dabei noch höchst zweifelhaft ist, ob Devalera und die Dreiviertel Irlands, die hinter ihm stehen, sich damit begnügen werden (vgl. unten).

Das neue Homerulegesetz vom 16. Dezember 1920 hat dagegen gar keine sachändernde Bedeutung für den Gang der Ereignisse gehabt. Ganz Südirland war von Anfang an und schon vor Erlaß entschlossen, es zu ignorieren. Die am 13. Mai trotzdem ordentlich gehaltenen Wahlen sollten lediglich die Einhelligkeit Irlands im Sinn-Fein beweisen. Eingefunden haben sich am 28. Juni zur Parlamentseröffnung in Dublin nur ein paar Imperialisten und von der Krone ernannte Senatoren. Das Unterhaus besteht aus 128 Delegierten, von denen 124 Gewählte Sinn-Feiner sind. Der Senat mit seinen von der Krone ernannten Mitgliedern ist überhaupt eine Mißgeburt, die das englische Haus der Lords noch im letzten Augenblick (14. Dezember 1920) in das Gesetz eingeflickt hat. Die Ulsterleute dagegen — das sind die protestantischen Bewohner der nördlichen Grafschaften meist englischer und schottischer Abkunft —, die ihr eigenes Parlament in Belfast haben sollen, wählten (24. Mai) bei einer Gesamtzahl von 52 Abgeordneten 40 ihrer Partei. Sie haben also im Norden selbst keineswegs ein erdrückendes Uebergewicht, da manche Bezirke ihnen nur mit knapper Mehrheit zufielen. Dieses nördliche Parlament konstituierte sich ordnungsgemäß am 7. Juni 1921, allerdings ohne die 12 Sinn-Feiner; diese fanden sich nicht ein.

Es läßt sich natürlich im einzelnen nicht voraussehen, wie weit jede der Parteien letzten Endes im Wege des Kompromisses von ihren Grundlagen abzuweichen bereit sein wird. Die Grundlagen selbst sind genugsam umrissen. Aus den bisherigen Verhandlungen, die schon wieder zwecks Rücksprache der Verhandlungsführer E. Devalera, Präsident der irischen Republik (Sinn-Fein) und Sir James Craig (Ulster) mit den von ihnen Vertretenen unterbrochen worden sind, ist nicht mehr zu ersehen, als vor Aufnahme derselben bereits feststand. Der unbefriedigende Beginn und die alsbaldigen Stockungen scheinen aber die im Folgenden vorgetragene Auffassung zu bestätigen.

Die Ausgangspunkte der englischen Regierung und Sinn-Feins sind, zunächst einmal ganz allgemein gesagt, grundsätzlich entgegengesetzte; hier möglichst enge Vereinigung der drei Hauptstämme der englischen Inselgruppe (Engländer, Schotten, Iren) im Einheitsstaat, dort möglichst umfassende staatliche Selbstständigkeit. Die Grenzen sind natürlich fließende und es handelt sich praktisch nur darum, ob es gelingt eine Verfassung zu finden, die dem einen Teil die Einheit zu wahren, dem anderen die Selbständigkeit zu gewährleisten scheint. Objektiv gibt es gewiß eine solche oder vielmehr viele solche Verfassungen, wie ja gerade das englische Imperium in seinen mannigfaltigen Formen von der Kronkolonie bis zum Dominion, je nach den Bedürfnissen und Forderungen politisch reif werdender Länder, beweist. Auch denkt heute in England kein verständiger Mensch mehr daran, Irland als integrierenden Bestandteil des englischen Staates im engeren Sinne und doch zugleich wieder wie eine gewaltunterworfene Kolonie zu regieren. Eine Regierungsform, die seit der „freiwilligen" Union des Jahres 1800 bestanden hat und deren wesentliches Merkmal das eine Parlament als oberstes Verwaltungs- und Gesetzgebungsorgan bildete.

Es ist nicht möglich, die verschiedenartige Stellung des englischen Parlamentes gegenüber den Gebilden des britischen Reiches hier auch nur anzudeuten. So viel jedoch muß gesagt sein, daß seine rechtliche Macht, Gesetze für das ganze Reich zu geben, auch für Gebilde, die eigene parlamentarische Körper-

schaften besitzen, unbestritten ist. Seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts (4. Juli 1776 amerikanische Unabhängigkeitserklärung) wurde dieses Recht in der Anwendung seltener, oft wurde die Zustimmung des Betroffenen eingeholt und heute würde der Versuch, etwa über den Kopf Kanadas hinweg diesem Lande Gesetze zu geben, mit Sicherheit zur sofortigen Loslösung führen.

Wenn man heute von einem Status als Dominion für Irland spricht, so ist darunter Parlamentsregierung aus eigenem Recht mit aus ihm hervorgegangenen Kabinett sowie selbständiger Verwaltungs- und Justizorganisation zu verstehen. Hierbei liegt der Ton auf der Steuergesetzgebung und der Finanzverwaltung, denn in der finanziellen Aussaugung Irlands für Reichszwecke muß — abgesehen von der Verschleuderung des Grundes und Bodens an den englischen Adel — der tiefste Grund irischen Elends gesucht werden. Auch völkerrechtliche Handlungsfähigkeit ist mit dem Begriff des Dominions vereinbar (Kanada seit 1920 Vertretungsbefugnis bei den Vereinigten Staaten; wird aber noch nicht ausgeübt).

Da Südirland ein Kompromiß, das ihm geringere Rechte als dominiale gäbe, m. E. niemals berücksichtigen würde, so stellt man diese Form zweckmäßig in den Vordergrund. Unter dem Druck der auf der Reichskonferenz versammelten Dominions, deren geistiges Haupt der Südafrikaner General Smuts ist, wird England sich auch diesem Entgegenkommen trotz der Rede vom 9. Oktober 1920 kaum verschließen. Hat man so zwar einen festen Punkt gewonnen, so häufen sich von hier aus die Schwierigkeiten wiederum in verschiedener Richtung.

Zunächst läßt die irische Bewegung sich nicht mehr vom bloßen Rechtsstandpunkt aus umfassen. Das lebendige Fortschreiten der Völker auf dem Wege zur Unabhängigkeit ist, wie die Geschichte lehrt, nicht in eine Formel mathematischer Progression zu bannen. Sie wächst lawinenartig durch ihre eigene Bewegung und was gestern ein willkommener, kaum erhoffter Erfolg gewesen wäre, ist heute ein verächtlich beiseite geschobenes Geschenk. Devalera nennt sich Präsident. Das heißt in jedem Sinne souveränes Haupt eines souveränen Staates und läßt selbst einem rein repräsentativen Vizekönig, wie er als Vertreter der Souveränität in die Dominions gesandt wird, keinen Raum.

Trotzdem würde an sich Südirland — wiederum unter dem Druck der versammelten Dominions — die Anerkennung als Dominion vorläufig wohl hinnehmen und demnach in die gleiche, etwas vage und umfassend nicht definierte Stellung wie diese eintreten. Das Verhältnis Englands und seines als oberste Rechtsquelle des Reichs anzusehenden Parlamentes würde sich aber tatsächlich in Beziehung auf das benachbarte Irland wesentlich anders, enger gestalten als zu den weit entfernten, großen Dominions wie Kanada oder Australien. Man kann deshalb die sehr starke Strömung in Sinn Fein, daß nur volle Unabhängigkeit Irland vor einem Zurückgleiten in alte Knechtschaft schütze (Bündnisfähigkeit!) begreifen. Anderseits versteht sich leicht, daß, nachdem die Briten nun einmal durch eigene Schuld den unauslöschlichen Haß der Iren auf sich gezogen haben, deren Unabhängigkeit weltpolitisches Unbehagen verursachen muß.

Doch ließe sich vorläufig auf solcher Grundlage zu Streich kommen, wäre Irland ein einheitliches Land. Das ist es, wie schon angedeutet, nicht. Ulster steht zu Südirland in schärferem Gegensatz als dieses zu England. Dieselben Befürchtungen, die Südirland gegenüber England — und mit Recht — hegt, beseelen die Bewohner von Ulster — m. E. ohne Berechtigung — gegenüber einer Herrschaft Südirlands über sich. Den tieferen Grund dieser Tatsache in den religiösen oder wirtschaftlichen Gegenständen zu suchen, zeitigt kein befriedigendes Ergebnis. Denn wie es den sieben angelsächsischen Stämmen Südostenglands gelungen ist, Walliser und Schotten, auch die Schotten Nordirlands zu assimilieren, so müßte zwar nicht die berechtigte Eigenart, wohl aber die diametrale Gegensätzlichkeit Nord- zu Südirland und des Südens zu England sich in dem organisch aufwachsenden Staatsverband längst ausgeglichen haben. Es ist nie zu organischer Ausdehnung gekommen. Die seelische Einstellung der Engländer, einschließlich der Bewohner Nordirlands, zu den Iren zeugt von einer brutalen Verständnislosigkeit, die — in allen geschichtlichen Zeiten verfolgbar — nur aus dem eigenen bösen Gewissen eines Volkes, das über das Maß des dem Eroberer Erlaubten weit hinausging, zu erklären ist. — Die Erklärung aus Rassegegensätzen sagt gar nichts. Einmal sind die Schotten zum großen Teil selbst Kelten, dann leben in anderen Ländern noch viel verschiedenartigere Rassen (Nordamerika) glänzend zusammen. Die Erklärung aus religiösem Widerstreit wird, je mehr die katholische Kirche in England zunimmt, umso haltloser. — Hier genügt es, die Unvereinbarkeit der Temperamente festgestellt zu haben.

Als Lloyd George Ende Juni zur Einigungskonferenz einlud, sagten J. Craig und das Ulsterparlament bedingungslos zu (29. Juni), während Devalera als Vorbedingung dazu eine Einigung zwischen Nord und Süd forderte. Damit ist mittelbar gesagt, daß Irland für Devalera und die Seinen nur als eine Einheit gedacht werden kann. Eine solche Einigung, ohne den Druck Englands auf eine oder beide der Parteien, steht aber ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit. Man fragt sich also, was Devalera mit der Forderung anderes bezweckt haben könne als ein Hinausschieben der Angelegenheit in Erwartung internationaler Verwicklung. Inzwischen sind dann die Verhandlungen in England ohne eine solche vorherige Einigung aufgenommen worden und alsbald unterbrochen worden, was wiederum auf die Verzögerungstaktik hinweist.

Das Natürliche, wenn Devalera tatsächlich einer Einigung und nicht voller Unabhängigkeit zustrebte, wäre, erst die Verbindung mit Lloyd George zu suchen und diesem wiederum die Ulsterleute zu überlassen. Lloyd George seinerseits würde vielleicht unter dem außenpolitischen Druck und dem der eigenen Dominions die Ansprüche und Befürchtungen der Ulsterleute gegen ausreichenden Minderheitsschutz zu „opfern" bereit sein. Da es nicht Engländer sind, denen man sie opfert, so wäre diese Lösung zugleich objektiv die befriedigendste. Ebenso sicher aber ist, daß die Ulsterleute gutwillig sich einem solchen Kompromiß nie fügen würden. Man hätte wieder den Bürgerkrieg in Permanenz. Es bedarf, um diese Tatsache mit Bestimmtheit zu behaupten, nur eines Blickes auf die Haltung Ulsters seit dem ab Montag, den 11. Juli geschlossenen Waffenstillstande. Und aus früherer Zeit etwa nehme man als Beispiel nur den Versuch Asquiths vor jetzt genau 10 Jahren, das erste Homerulegesetz einzubringen. Wie da der Carsonbund öffentlich bewaffnet sich vereinigte „um mit allen Mitteln, die sich als notwendig erweisen sollten, die Verschwörung, ein Selbstverwaltungsparlament in Irland zu errichten, niederzuschlagen".

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist sicherlich ein vornehmer Grundsatz in der Regelung der Beziehungen der Nationen. Im Einzelfall verlangt seine Anwendung den größten Takt in der harmonischen Vereinigung aller gegebenen Faktoren, ethnischen, geographischen usw. — Kein Grundsatz an und für sich kann Tatsachen wie den irischen Bevölkerungsgegensatz aus der Welt schaffen, sondern nur Klugheit mit ehrlichem Willen gepaart. — Den letzteren hat Ulster zweifellos nicht.

Das Homerulegesetz vom 16. Dezember 1920 ist schlechthin das Aeußerste, was die Ulsterleute nach den bisherigen Erfahrungen dulden werden. In diesem Konflikt vermeintlicher und wirklicher Interessen bleibt noch ein Ausweg, der aber keine Lösung, kaum eine vorläufige Regelung gewähren würde, nämlich der, Südirland als Dominion zu konstituieren und den Norden unter dem Homerulegesetz zunächst weiter leben zu lassen. Da Sinn-Fein auch im Norden dauernd wächst und natürlich das Bestreben hat, sich aus der nördlichen Minderheit in die südliche, seiner politischen Ueberzeugung entsprechende Mehrheit zu verschmelzen, so würde dies Provisorium nicht ein Jahr bestehen. Doch entspräche es dem typischen englischen System der zeitweiligen Halbheiten, wenn Lösungen untunlich. Ob Südirland sich mit Halbheiten auch nur vorübergehend abfinden läßt, bleibt wieder eine andere Frage, die oben schon berücksichtigt ist.

Wir sind überzeugt, daß sich die Verhandlungen ohne positiven Ertrag noch eine Weile hinziehen. Das Ergebnis mag dann wohl, wenn inzwischen nicht die oben angedeuteten Faktoren der Weltpolitik wirksam werden, das zuletzt geschilderte Kompromiß des Kompromisses sein.

(Die Betrachtung der irischen Frage in ihrer Beziehung zu den Vereinigten Staaten und ein Blick auf die Stellungnahme der Kirche in England, Irland und in ihrer höchsten Leitung soll in einer der nächsten Nummern das Bild schließen.)

Druckfehler-Berichtigung:

Am Schluß des Aufsatzes von Dr. Gustav Turba: Das österreichische Staats- und Reichsproblem 1848 bis 1861, Nr. 30, Seite 381, 2. Spalte, ist zu lesen: Portenau, nicht Brtenau. Die Schriftleitung.

Vergangenheit.

O Silberschale der Vergangenheit!
Aus deiner Tiefe blitzt so manches Leid,
Schwarze Demanten, deren seltsam Licht
Im Spiegel einer andern Welt sich bricht.

Euch sinnt Erinnerung selten wohl zurück,
Doch liegt daneben auch viel zartes Glück:
Der ersten Kindheit heimlichtrautes Tor,
Da rankt ein buntes Wunderwerk empor

Von allem, was des Lebens schwankes Boot
An Edelwerten unvergänglich bot;
Und Freuden blüh'n, vor deren reinem Glast
Sogar des Todes grasses Bild erblasst.

Du schliesst der Menschen Los und Schicksal ein,
Wie es die Norne spann im heiligen Hain,
Und wechselst, ewig neu, das alte Kleid —
Vergangenheit ruft die Vergänglichkeit. Heribert Schneider.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Schneller als gedacht, ist der amerikanisch-englisch-japanische Vergleich im Stillen Ozean in den Hintergrund getreten. Eine europäische Szene nimmt fast den ganzen Vordergrund der politischen Bühne ein: Oberschlesien. Wären wir Deutsche nicht so stark und in einer recht undankbaren Rolle dabei beteiligt, so könnten wir mit angeregter Spannung zuschauen, wie die mächtigen Sieger vom Weltkrieg mit diesem Stück ihrer Beute nicht fertig werden. Es kommt auf eines hinaus, ob England und Italien Oberschlesien ganz oder zum größten Teil an Deutschland überlassen wollen, weil ihnen das gerecht scheint, oder weil sie es Frankreich-Polen nicht gönnen. Die Tatsache selbst ist erfreulich klar geworden, seit Briand Mitte Juli die geheimen Wünsche Frankreichs gar zu laut werden ließ. Als er sich weigerte, auf eine Sitzung des Obersten Rates zu gehen, die den Spruch über Oberschlesiens Schicksal fällen sollte, als er zugleich eine französische Division hinüber beorderte und vielleicht schon in Marsch setzte, um vollendete Tatsachen vorzubereiten, da heulte ihm zwar der Pariser Chauvinismus Beifall. London aber war so peinlich berührt, daß man an der Seine in die größte Verlegenheit geriet. Ein scharfer Notenwechsel zeigte, daß England nicht davon abging, baldmöglichst, am besten noch im Juli, den Obersten Rat entscheiden zu lassen. Truppen für Oberschlesien hat es nicht frei, kaun aber unmöglich wünschen, daß Frankreich dort allein für den Frieden sorgt, unter dem sich Lloyd George und Curzon doch etwas anderes vorstellen als Briand und Korfanty. Die englische Politik fährt nicht mehr, wie noch vor einem Jahr, ohne eigenes Steuer im Schlepptau Frankreichs. Zwar spielt der Pariser Einfluß noch stark in der Northcliffe-Presse. Der aber hat das auswärtige Amt unsanft die Tür zugeschlagen, nachdem die „Times" einen beleidigenden Aufsatz gegen Lloyd George gebracht. Vor der Oeffentlichkeit des Unterhauses bescheinigte der Ministerpräsident dieser altberühmten Zeitung, daß sie in England nicht mehr maßgebend sei. Lloyd Georges Organ ist „Daily Chronicle", dessen Schriftleitung für Auswärtiges Philipp Kerr übernommen hat. Er war seit 1917 Privatsekretär bei Lloyd George. — Die Franzosen spielen diesmal so plump, daß die öffentliche Meinung der übrigen Ententeländer ihnen offen vorwirft, sie wollten Deutschland durch neue Gewaltakte zur Verzweiflung treiben, um endlich das Ruhrgebiet zu besetzen, die deutsche Einheit zu zerstören und Mitteleuropa unumschränkt zu beherrschen.

Wir Deutsche können diese Lage als einigermaßen günstig ansprechen. Die Hoffnung zwar, England neben Italien, auf der anderen Seite Frankreich, könnten sich Oberschlesiens halber kriegerisch verwickeln, wäre ausschweifend. Aber wenn wir das unsere tun, ist eine baldige und erträgliche Entscheidung zu erwarten. Das unsere zu tun, ist Sache der Reichsregierung. Die deutsche Antwortnote in der oberschlesischen Angelegenheit entkräftet die französischen Beschuldigungen von einem deutschen Putsch u. dergl. Sie verbittet sich die Bezeichnung des Selbstschutzes als Banden, lehnt jedoch im übrigen die Verantwortung für den Selbstschutz ab, da Oberschlesien zurzeit der deutschen Verwaltung entzogen ist. Dann wird ausführlich nachgewiesen, daß die polnische Gefahr keineswegs beseitigt, das Land nur zum Schein von den Aufständischen geräumt und von neuem Einfall polnischer Truppen bedroht ist. Man wird sich durch französische Uebergriffe nicht versuchen lassen, das Ultimatum weiter nach besten Kräften zu erfüllen. Denn darauf halten England, Italien und Nordamerika so streng wie Frankreich. Die Reichsregierung läßt aber das Ausland nicht im Zweifel, daß sie weder physisch, noch vor dem deutschen Volk moralisch länger imstande wäre, die Politik der Erfüllung fortzusetzen, wenn diese keinen Erfolg zeitigt: Oberschlesien und Aufhebung der Sanktionen. Der Reichskanzler erklärte ausländischen Pressevertretern, er empfände Briands oberschlesische Note wie einen Schlag ins Gesicht. Da frage er sich, ob Frankreich überhaupt die Verständigung mit uns wünsche. Mit leeren Händen könne er im Herbst nicht vor den Reichstag treten und dort das große Steuerprogramm einbringen.

Man wäre in Deutschland auch sehr angenehm berührt, wenn der in Washington beschlossene Friedenszustand bald in brauchbare Form gebracht würde. Bis jetzt hört man nur von Besprechungen zwischen dem amerikanischen Geschäftsträger Dresel in Berlin und dem Außenminister Dr. Rosen. Vielfach wird die Ansicht vertreten, die Vereinigten Staaten schlössen sich in ihrem auswärtigen Kurs an Frankreich an, um einen Bundesgenossen gegen England und Japan zu haben. Der Schluß dieses Reigens ist dann die Teilung der Welt in ein Lager England — Japan — Italien — Deutschland — Rußland wider ein Lager Nordamerika — Frankreich — kleine Entente. Neben Oberschlesien kann, wie schon oft bemerkt, Kleinasien ein Zankapfel werden. Zurzeit haben dort die von England und Italien geförderten Griechen Glück. Sie nahmen in Richtung auf Angora Kutahia ein, wo sie 30000 Gefangene gemacht haben wollen, und bald darauf Eskischehir. Brussa ist von den Türken geräumt. Somit ist das westliche Drittel von Kleinasien in griechischer Hand. Oestlich schließt sich das Hochland von Angora an bis zum Halys (Kisil Irmak), dessen Ueberschreiten schon Krösus zum Verhängnis ward.

Vor einigen Tagen veröffentlichte die „Deutsche Telegraphen-Information" eine Denkschrift, die Kronprinz Rupprecht von Bayern im Juli 1917, kurz vor Bethmanns Sturz und der Friedensentschließung des Reichstags an den Grafen Hertling, damals noch bayerischer Ministerpräsident, gerichtet hat. Sie betrachtet die militärische Lage und kommt zu dem Ergebnis, daß Deutschland sich nur defensiv verhalten könne, daß der U-Bootkrieg England nicht aushungern werde und daß besonders die amerikanische Hilfe keineswegs zu unterschätzen sei. Der Prinz wünscht einen Frieden mit Rußland ohne Einverleibungen und Entschädigungen oder, wenn die damals zu erwartende feindliche Offensive im Westen ergebnislos vorüber wäre, Anbahnung eines allgemeinen Friedens durch neutrale Vermittler: Spanien oder Schweden. Als Kriegsziel bezeichnet er den Stand vor dem Krieg, Verzicht auf doch nicht einzutreibende Entschädigungen, selbst an der Rückerstattung der Kolonien dürfe der Friede nicht scheitern. Im zweiten Teil behandelt die Denkschrift innerdeutsche Verhältnisse. Bemerkenswert scharf schreibt Kronprinz Rupprecht: „Die Kreise der Großindustrie sind jetzt in Deutschland die Ausschlaggebenden. Die letzten 20 Jahre schon stand die ganze auswärtige Politik des Reiches im Dienste der Industrie- und Handelsmagnaten, nicht Deutschlands Wohl war maßgebend ... Alles tanzte um das goldene Kalb". Er fürchtet Vertrustung der deutschen Wirtschaft, Verschwinden des Mittelstandes, beklagt Bayerns Zurücksetzung bei Kriegsaufträgen. Die antimonarchische Strömung macht dem Prinzen Sorge: „Der Kaiser ist um alles Ansehen gekommen und die Verstimmung geht soweit, daß ernsthaft denkende Leute bezweifeln, ob die Dynastie der Hohenzollern den Krieg überdauern wird." Die einzelnen Bundesstaaten müssen alles daransetzen, um in die innerpolitische Krise Preußens nicht verwickelt zu werden. Gemeint ist wohl der Kampf um das preußische Wahlrecht. Vom Parlamentarismus, der sich bereits anbahnte, fürchtet Kronprinz Rupprecht letzlich den republikanischen Einheitsstaat. Er möchte die Reichsverfassung mehr einem Staatenbund angenähert wissen. Bitter urteilt er am Schluß über Bethmann: „Die gegenwärtige Krise hat zu einem Sieg der Obersten Heeresleitung über den Reichskanzler geführt, der durch seine Unentschlossenheit in allen Fällen verderblich

wirkte.“ Bekanntlich hat Kronprinz Wilhelm über Bethmann, den Frieden und die inneren Gefahren vielfach ähnlich gedacht. Es muß doch einmal klargestellt werden, woran es eigentlich lag, daß diese Stimmen der Vernunft trotz des Ansehens ihrer Sprecher ganz ohne Einfluß geblieben sind. Anscheinend haben auch die höchsten Frontsoldaten, Männer, welche den Ernst des Krieges erfuhren, nichts zu sagen gehabt. Ebensowenig die deutschen Fürsten, für die doch das meiste auf dem Spiel stand. Weder im Juli 1917 noch im November 1918, wo Deutschland durchaus nicht die wahren Schuldigen davongejagt hat.

Der sozialistische Kulturkampf in Oesterreich.

Von Abgeordneten Christian Fischer, Graz.

In meinem letzten Aufsatz in der „Allgemeinen Rundschau“ habe ich angekündigt, daß die österreichischen Katholiken vor schweren Kämpfen stehen. Die Sozialdemokratie, die während der Zeit der Koalition auch die Verbesserungsgesetze für den katholischen Klerus glatt passieren ließ, hat eine Schwenkung nach links vorgenommen, und hat auf der ganzen Linie einen Kampf gegen die katholische Sache in Oesterreich eingeleitet, der alles bis jetzt Dagewesene übertrifft.

Auf der Tagesordnung der Sitzung des Nationalrates vom 12. Juli stand u. a. die Besoldungsreform für die österreichischen Staatsangestellten und ein Gesetz, dessen Zweck es ist, die Bezüge des katholischen und protestantischen Klerus den Gehältern der Staatsangestellten gleichzustellen. Die sozialistische Presse hat die Behauptung in die Welt hinausgeschickt, daß die Anstellung der katholischen Geistlichen als Staatsbeamte geplant sei, und daß die Sozialdemokratie deswegen gegen das Gesetz eine derartige Opposition erhebt. Diese Behauptung entspricht den Tatsachen nicht. Es handelt sich lediglich darum, die Bezüge der österreichischen Geistlichkeit mit den heutigen Erfordernissen einigermaßen in Einklang zu bringen. Das Finanzielle spielt dabei gar keine Rolle. Die Besoldungsreform für die österreichischen Staatsangestellten bedeutet einen Mehraufwand von 8000 Millionen Kronen. Die Besoldungsreform der Geistlichen kostet nur einen Mehraufwand von 150 Millionen Kronen im Jahr.

Zu Zeiten Kaiser Josefs II. hat der Staat das Kirchenvermögen in Oesterreich großenteils beschlagnahmt. Maria Theresia hatte großmütig die Kirche in Oesterreich mit Stiftungen bedacht. Ihr Sohn hat nicht nur zahlreiche Klöster und Stiftungen aufgehoben, sondern auch dies Kirchenvermögen in den Religionsfond umgewandelt. Der Religionsfond wurde vom Staate verwaltet und ist dank dieses Umstandes heute schwer passiv. Hätte der Staat das Kirchenvermögen freigelassen, bzw. würde die Liquidationsmasse der österreichisch-ungarischen Monarchie das Kirchenvermögen herauszugeben imstande sein, müßten unsere Geistlichen nicht zum Staate um eine Besoldungsreform betteln gehen. Der Mindestbetrag des Kirchenvermögens der alten Monarchie würde heute 6000 Millionen Kronen betragen. Stünde dieses Vermögen der Kirche in Oesterreich zur Verfügung, wären alle die staatlichen Gesetze zur Erhaltung des katholischen Klerus in Oesterreich nicht notwendig. Im Finanzausschusse des österreichischen Nationalrates war die Kongruavorlage glatt angenommen worden. Die Sozialdemokraten hatten zwar ihre berühmten „prinzipiellen Einwendungen“ erhoben, machten jedoch keine Schwierigkeiten. Anders war dies im Plenum. Berichterstatter über die Angelegenheit war der christlichsoziale Abgeordnete Staatssekretär a. D. Dr. Wilhelm Miklas. Der Sozialdemokrat Leuthner trug in einer 2½ stündigen Brandrede so ziemlich alles zusammen, was in der letzten Zeit an Geschichtslügen gegen die katholische Kirche erzeugt worden war. Die Rede zeigte einen fast pathologischen Haß gegen die Kirche und wurde von den Sozialdemokraten mit beispiellosem Jubel aufgenommen. Ihm antwortete Abg. Hofrat Dr. Schöpfer, ein hervorragender Gelehrter von internationalem Ansehen. Während seiner Ausführungen ergab sich ein bemerkenswerter Zwischenfall. Als Dr. Schöpfer von Gott und göttlichen Dingen sprach, rief der frühere sozialdemokratische Unterrichtsminister Glöckel dazwischen: „Wer ist Gott? Der existiert doch nur in Ihrer Phantasie!“ Diese Gotteslästerung rief einen Sturm der Entrüstung auf den christlichsozialen Bänken hervor. Die Sozialdemokraten hatten mit diesen gehässigen Ausfällen aber noch nicht genug. Sie griffen zur Waffe der Obstruktion. Die Sitzung dauerte von 3 Uhr nachmittag bis ¼4 Uhr morgens. Während dieser Zeit sprachen ununterbrochen sozialdemokratische Abgeordnete in der Absicht, die Christlichsozialen zu ermüden. Diese kampierten einstweilen im Lesezimmer und auf den Fußböden der Wandelgänge und machten so alle sozialdemokratischen Ueberrumpelungsversuche zuschanden. Am 13. Juli, um 3 Uhr früh, konnte der Präsident Abg. Dr. Dinghofer zur Abstimmung schreiten. Die christlichsozialen Anträge wurden mit 92 gegen 65 Stimmen zum Beschluß erhoben.

Zwei Tage später hatte der österreichische Nationalrat abermals eine Kulturkampfabstimmung durchzuführen. Es handelte sich um das vielfach besprochene Wiener Schulaufsichtsgesetz, durch welches die Vertreter der katholischen, protestantischen und israelitischen Konfession aus dem Wiener Bezirksschulrate entfernt werden sollten. Der Schul- und Unterrichtsausschuß hatte, wie bereits berichtet, eine Mehrheit gegen die Christlichsozialen aufgewiesen, da die Großdeutschen mit den Sozialdemokraten stimmten. Diesmal hatten die Großdeutschen abermals Sturmstellung gegen die Christlichsozialen bezogen. Es standen sich zwei Lager gegenüber. Die Christlichsozialen hatten 81 Mitglieder im Hause anwesend, von denen eine Stimme, die des geschäftsführenden Präsidenten Dr. Weißkirchner in Wegfall kam. Ein Mitglied war lebensgefährlich erkrankt. Mit den Christlichsozialen gingen die 6 freiheitlichen Bauernbündler und der frühere Außenminister Abg. Graf Czernin. Es ergaben sich somit für die christlichsozialen Minderheitsanträge 87 Stimmen. Für das Kulturkampfgesetz stimmten die 63 Sozialdemokraten und 20 Großdeutsche. Das Kulturkampfgesetz wurde also mit 87 gegen 83 Stimmen verworfen, die christlichsozialen Anträge mit gleicher Stimmenzahl angenommen. Die Vorlage geht jetzt an den Bundesrat. Die Zusammensetzung dieser Körperschaft ist jedoch im gegenwärtigen Augenblicke eine so unglückliche, daß dort eine Niederlage der Katholiken zu befürchten ist. Für diesen Fall würde das ganze Gesetz als für gefallen zu betrachten sein, da Aenderungen an dem Gesetze der Bundesrat nicht beschließen kann. Der Nationalrat müßte für diesen Fall ein neues Gesetz erstellen.

Dem sozialdemokratischen Unterrichtsstürmer, Abg. Glöckel, ist es mit diesen Niederlagen noch nicht genug. Er stürmt ohne jede Unterbrechung gegen den § 48 des Reichsvolksschulgesetzes. Dieser besagt, daß Oberlehrer an einer Schule nur eine Lehrperson werden kann, die nach der Mehrheit der Kinder an der betreffenden Schule den Religionsunterricht zu erteilen imstande ist. Glöckel will die Abschaffung dieses Paragraphen. Auf diese Weise wäre es möglich, daß an einer Schule mit einer katholischen Mehrheit ein Protestant oder Konfessionsloser Oberlehrer werden könnte, und die Eltern müßten es sich gefallen lassen, daß ein solcher Mann Religionsunterricht erteilt. Bis jetzt haben unsere Freunde im Unterrichtsausschusse des österreichischen Nationalrates auch dieses Attentat verhindert. Die Beratung des Gesetzes ist auf den Herbst vertagt, für welche Session die Sozialdemokraten verschiedene Ueberraschungen bereit haben. Die Katholiken müssen auf der Hut sein und sind es auch, wie die parlamentarischen Ereignisse es bezeugen.

Interessant sind diese Vorfälle aber besonders deshalb, weil sie in einem gewissen Zusammenhange stehen mit den kulturkämpferischen Absichten der tschechoslowakischen und auch der jugoslawischen Regierung. In der Tschechoslowakei werden bereits die katholischen Orden ausgewiesen. Bei den Nonnenorden hat man den Anfang gemacht. Die harte Maßregel der Ausweisung betrifft nicht nur die Gebetsorden, sondern auch die Krankenpflegeorden, die Vinzenzschwestern, die Kreuzschwestern und ähnliche Kongregationen. Diese Taten lassen die österreichischen Sozialdemokraten nicht zur Ruhe kommen. Sie wollen ähnliche zu verzeichnen haben, zumal sie den Kulturkampfverein „Freie Schule“ jetzt ganz besitzen und meinen, es sei Zeit, die Kulturkampffahne zu entrollen.

In Wien haben sich mittlerweile auch andere bedauerliche Fälle abgespielt. Fackelzüge, die aus Anlaß von kirchlichen Feierlichkeiten von den katholischen Vereinen veranstaltet wurden, sind von den Sozialdemokraten mit roher Gewalt gestört worden. Dabei ist Blut geflossen. Teilnehmer an den Festzügen, sowie Demonstranten wurden schwer verletzt. Dies alles ist uns ein Beweis, daß die Sozialdemokraten mit einem großen Aktionsprogramm einsetzen wollen, und daß wir kampfesreichen Tagen entgegengehen. In einer Zeit, wo Oesterreich schwer um seine wirtschaftliche Wiederherstellung zu ringen hat, ist ein solches Vorgehen bezeichnend. Erfreulich ist nur, daß die Sommersession des österreichischen Nationalrates Gelegenheit gab, kulturkämpferische Vorstöße zurückzuweisen.

An die katholischen Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands!

Wir wenden uns an die katholischen Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands in einer Angelegenheit von höchster Bedeutung. Zu den gegenwärtigen übergrossen Sorgen gesellt sich noch die Not der Diaspora mit ihren den grössten Teil von Deutschland beherrschenden Riesenbezirken und ihrer nur stellenweise möglichen Versorgung mit katholischen Seelsorgstationen und Schulen. Die Diaspora wird sich bei der bevorstehenden Arbeitslosigkeit vergrössern. Wo immer sich Arbeit findet, werden auch Katholiken zugreifen und zuwandern, um sich und den Ihrigen das irdische Leben zu fristen, auch wenn weit und breit kein ewiges Lichtlein brennt, und kein katholischer Lehrer ihre Kinder den Himmelsweg kennen lehrt. Es wird also an die Errichtung neuer Konfessionsschulen zu denken sein, es sind vielleicht neue Wege zu beschreiten, um Wanderlehrer und Diasporahelferinnen zu den Zerstreuten senden zu können. Dazu kommen die ausserordentlich gesteigerten Ausgaben, auch bei einfachster Lebenshaltung. Die Bedürfnisse der Lehrerbesoldung erfordern ein Mehr von mehreren Millionen Mark, wozu dann noch die ebenfalls zu erhöhenden Gehälter der Geistlichen kommen. Vielleicht handelt es sich um das Bestehen der katholischen Privatschulen überhaupt. Jedenfalls sehen wir, die Bischöfe des Deutschen Reiches, uns ausserstande, der wachsenden Not auch nur einigermassen zu begegnen. Der Bonifatiusverein unterbreitete uns deshalb im vorigen Jahre die dringende Bitte, an eine Steigerung der Einnahmen für die Diaspora zu denken, da auch er an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt sei. Wir haben deshalb, seiner Anregung nachkommend, beschlossen, an die katholischen Lehrer und Lehrerinnen Deutschlands mit der inständigen Bitte heranzutreten, uns in der Sorge für die Diaspora und namentlich für ihre Schulen mit jener Kraft und Einmütigkeit beizustehen, wie sie dem erhabenen Ziele, der Erhaltung der lieben Jugend für den heiligen katholischen Glauben und der Erhaltung der katholischen Schulen, entspricht. Wir kennen den nie versiegenden Opfermut unseres treuen katholischen Volkes; wir wissen auch, welch reicher Schatz von wahrhaft erfreulichem Idealismus und katholischer Glaubensüberzeugung in den Herzen unserer Jugendbildner und Jugendbildnerinnen liegt, an denen uns oft genug zu erbauen wir mannigfache Gelegenheit fanden. Wir möchten deshalb, dass der dem für die Heidenmission arbeitenden Verein der hl. Kindheit angeschlossene Schutzengelverein in allen Schulen Eingang fände und zwar in der Weise, dass überall dort, wo der Kindheit-Jesu-Verein besteht, auch der Schutzengelverein eingeführt werde und umgekehrt, und jedes Kind veranlasst werde, statt der bisher üblichen Spende von monatlich 1 oder 2 Pfennig nunmehr 5 Pfennig zu zahlen, dass also jedes Kind einen monatlichen Beitrag von 10 Pfennig entrichtet, von dem die eine Hälfte dem Kindheit-Jesu-Verein, die andere dem Schutzengelverein zufliesst. Auf solche Weise würde der Kindheit-Jesu-Verein nicht gedrückt, dagegen der für die Diaspora gegründete Schutzengelverein mächtig gefördert werden. Wenn im vorigen Jahre die deutschen Kinder auf diese Weise mehrere Millionen Mark für die Heidenmission aufgebracht haben, lässt sich ohne Schädigung der Heidenmission der gleiche Betrag auch für die Diaspora erwarten. Es wäre das eine ausserordentliche Unterstützung unserer Hirtenaufgabe; und wir bitten die werten katholischen Lehrer und Lehrerinnen diese Angelegenheit mit aller Liebe und allem Eifer im Verein mit der Geistlichkeit in die Hand zu nehmen. Gewiss würden auch der Junglehrerbund und die jungen katholischen Lehrerinnen der Diasporanot in der besprochenen Weise ihre Fürsorge nicht versagen.

Wir lösen deshalb hierdurch die bisherige Verbindung des Schutzengelvereins mit dem Kindheit-Jesu-Verein auf und errichten für den Schutzengelverein eine besondere Zentrale, die wir mit der Zentralstelle des Bonifatius-Sammelvereins zu Paderborn als der bisherigen Vertretung der Sorge für die katholischen Kinder der Diaspora vereinigen. — Wir geben der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, dass es dem begeisternden Wort und Beispiel unserer Lehrer und Lehrerinnen gelingen werde, die zarte Jugend für die Not ihrer kleinen Glaubensbrüder und Glaubensschwestern in der Diaspora zu begeistern, sie zu inständigem Gebet für die Diaspora und ihre Anliegen und zu jenen kleinen, aber so verdienstlichen Opfern anzuregen, die in ihrer Gesamtheit sich zu Wällen und Dämmen zusammenschichten, um den Grundsätzen des Unglaubens und der Sittenlosigkeit die Wege zu verschliessen.

So bitten wir denn unsere geliebten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Weinberge des Herrn an der bildsamen Jugend unserer katholischen Schulen, sich einzusetzen mit allem Eifer; zu bedenken, wie es Grosses ist, dem Heilande beizustehen in der Rettung unsterblicher Seelen. Wir segnen die gesamte katholische Lehrerschaft mit der Fülle unserer sorgenvollen Hirtenliebe.

Breslau, den 19. März 1921.

Namens der Fuldaer Bischofskonferenz

Der Fürstbischof

A. Kardinal Bertram.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Wiederum lenkt ein an den katholischen Erdkreis gerichtetes päpstliches Rundschreiben unseren Blick zuerst nach der Stadt des Papstes und von da nach Bologna, der einstigen Diözese des Erzbischofes Della Chiesa, wo unter seinem makellos weißen Marmoraltare, der seinesgleichen an künstlerischer Vollendung sucht, seit genau siebenhundert Jahren Sankt Dominikus der Auferstehung des Fleisches entgegenharrt. Ihm gilt das jüngste Sendschreiben des Papstes, das des Heiligen Werke und Tugenden aufzählt, seine erfolgreiche Verteidigung des Glaubens, die Gründung seines Ordens zur Verteidigung der christlichen Lehre, ihre Vertiefung durch das Studium der Wissenschaften, die Anhänglichkeit an den Stuhl Petri, die aufrichtige Liebe zu Maria. Das Rundschreiben erzählt uns von den Leuchten, die der Dominikanerorden der Kirche geschenkt, einem hl. Hyazinth, einem hl. Vinzenz Ferrer, einem Albert dem Großen, Raimund von Penaforte und endlich von St. Thomas von Aquin, dem Lehrer der Kirche. Eine hl. Katharina von Siena beherrschte durch ihre Heiligkeit und ihren Eifer ihre Zeit, sie ist es, die den Papst zur Rückkehr nach Rom bewegt, und unter vier Päpsten aus dem Orden des Heiligen ragt ein Paul V. hervor, dem Europas Christenheit die Befreiung von der türkischen Gefahr verdankte. Und im Rosenkranze, dem Geschenke des hl. Dominikus an die Christenheit, erschließen sich der betrachtenden Seele Mariens schönste Vorzüge. Wie bei seiner Gründung, so ist auch heute noch der Predigerorden, sagt der Papst, modern im besten Sinne des Wortes, zeit- und zweckmäßig.

Seltsam bevölkert war am frühen Morgen des 4. Juli der Garten des Vatikans. Dreitausend Arbeitern des Werkes der Arbeiterexerzitien las der Heilige Vater in der Kapelle der Madonna della Guardia die hl. Messe und richtete an sie eine Ansprache. Und nach dem hl. Opfer umringten ihn in aufrichtig herzlicher Huldigung diese Männer der Fabrik und Werkstätte, indessen einige Tage später der Erbe des japanischen Kaiserthrones demselben Papste seinen Huldigungsbesuch machte. Möge sich erfüllen, was in diesen Tagen eine Korrespondenz des „Osservatore Romano" aus Tokio berichtete, daß sich in der öffentlichen Meinung Japans ein erkennbarer Umschwung zugunsten des Katholizismus vollziehe; insbesondere die besseren Kreise begännen ihre Meinung von der Minderwertigkeit jener Religion abzustreifen, die sich dort zu Lande bisher allzusehr an die unteren Schichten der Bevölkerung gewendet habe. Es schwinde das Mißtrauen, die Wolke beginne sich zu lichten. Wenn aber schon diese Wirkung großenteils den Studenten und der katholischen Universität zugeschrieben wird, so bräuchte das Verdienst der deutschen Jesuiten dabei nicht eben verschwiegen zu werden. Auch an Japans Tore poche bedrohlich der Bolschewismus und es erhebe sich allenthalben die bange Frage, ob Shintoismus und Buddhismus ihm gewachsen sein würden.

Die feierliche Verlesung des Dekretes, das den heroischen Tugendgrad des 1834 verstorbenen Pfarrers Andreas Hubert Fournet von Maillé (Diözese Poitiers) anerkennt und damit den Seligsprechungsprozeß zum Abschluß bringt, bot dem Papste gleichfalls Gelegenheit zu ausführlichen Darlegungen über das Verhältnis, wie es zwischen Pfarrer und Pfarrei bestehen sollte.

Die Rückkehr des Kapuzinerpaters Gonzalvo, des Ueberbringers verschiedener Handschreiben und Geschenke vom äthiopischen Hof an den Papst, nach Abessiniens Hauptstadt Addis Abeba wurde insofern zu einem bemerkenswerten kirchlichen Ereignisse, als der Ordensmann in feierlicher, mit afrikanisch-orientalischem Glanze umgebener Audienz der Kaiserin, dem Prinzregenten und dem Thronerben die Antwortschreiben des Hl. Vaters übergab. Hoffen wir davon das Beste für die stets von Verfolgung bedrohte Mission.

Zu versichern, daß Polen seit geraumer Zeit alles aufbietet, um den Hl. Stuhl von der Berechtigung seiner Ansprüche auf Oberschlesien zu überzeugen und zu einer entsprechenden Kundgebung zu veranlassen, erscheint überflüssig. Die Unfähigkeit des soeben abberufenen polnischen Gesandten beim Vatikan war es ja, was Frankreich zur überstürzten Entsendung Jonnarts nach Rom bewog. Aber alles, Bitten, Vorstellungen und selbst Drohungen scheiterten an dem ehernen Gerechtigkeitssinne Roms. Mit Msgr. Ogno-Seras Erscheinen in Oppeln verstummten die deutschen Klagen über mangelhafte Unparteilichkeit des päpstlichen Kommissärs, der nun nach eigenem Augenschein urteilte und zweifellos in jenem Sinne nach Rom berichtete, der aus

seiner Erklärung vom 29. Juni spricht. Er sagt dort u. a.: „Daß wir unter den Insurgenten sogar Männer sehen, die, ohne Scham, uneingedenk ihres heiligen Amtes als Priester der Kirche, den Haß gegen ihre Brüder schüren oder die rechtmäßige kirchliche und staatliche Obrigkeit mißachteten oder sogar mit eigenen Händen, die doch mit dem hl. Oele geweiht sind, die Waffen führten oder Truppenkommandanten spielten und zum Blutvergießen aufforderten . . . Schließlich gingen einige von ihnen soweit, sich die Sendung für das Lehramt unserer hl. Kirche anzumaßen und Irrtümer zu lehren, die den Grundsätzen unserer hl. Kirche zuwiderlaufen . . . Diese „Theologen" haben den Schafstall Christi nicht durch die rechtmäßige Pforte betreten, sondern auf anderen Wegen, sie sind daher ohne Autorität." Die damit getroffenen „Theologen" sind die die sog. „theologische Sektion" bildenden polnischen Geistlichen, die mit Broschüren und Flugschriften die rechtmäßige geistliche Autorität — auch die des päpstlichen Vertreters! — zu untergraben bemüht sind. Angesichts der Haltung des Vatikans in dieser für uns so überaus wichtigen Frage nehmen sich die fortwährenden Angriffe des „Reichsboten" oder Alldeutscher vom Schlage eines Dietrich Eckart um so häßlicher und undankbarer aus.

Der Wiedererrichtung des Bistums **Meißen** hat der Hl. Stuhl rasch die Besetzung folgen lassen, indem er den Fuldaer Seminarregens Dr. phil. et theol. Christian **Schreiber** zum Bischofe ernannte. Der neue Oberhirte ist 1872 zu Somborn geboren und hat seine Studien z. T. in Rom gemacht. Als Herausgeber des philosophischen Jahrbuches der Görres-Gesellschaft ist er weiteren Kreisen bekannt. Ein anderer Priester und Mann der Wissenschaft, der hervorragende Kirchenhistoriker und Begründer des Münchener kirchenhistorischen Seminars, Univ.-Professor Dr. Alois **Knöpfler** ist, 73 Jahre alt, gestorben. Auch der weitberühmte katholische Sozialpolitiker, Prälat Dr. Franz **Hitze**, ist in die Ewigkeit gegangen. Er konnte im März noch seinen 70. Geburtstag feiern. Sein Werk überlebt ihn.

Der Kongreßgedanke rührt sich gewaltig in den katholischen Kreisen des In- und Auslandes. Soeben legt uns die Tagespresse das Programm der 61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands (27./30. August) vor. **Westböhmens** Katholiken hielten am 19. Juni eine von Tausenden besuchte Tagung ab, auf der wir neben einheimischen Rednern wie den Weihbischöfen Glossauer und Frind, Rektor Dr. Mayr-Harting, Senator Professor Hilgenrainer, Gräfin Starhemberg u. a. auch solche aus Bayern finden, nämlich Fürst Löwenstein, Prälat Dr. Müller, Abg. Dr. Schlittenbauer, Frl. Buczkowska. Wenige Tage vorher beteiligten sich weitere Tausende an den Bezirkskatholikentagen zu Georgswalde, Hohenelbe, Bischofteinitz. Vom 23.—25. Juli hielten die **Schweizer** Katholiken zu Freiburg eine Canisiusfeier mit Katholikentag in beiden Landessprachen ab. Aus der Rednerliste nur ein paar Namen: Motta, Dr. Gißler, Professor Beck, Bischof Besson. **Polens** Katholiken bereiten für den 6. September einen Landeskatholikentag in Warschau vor, dem am 23. Juni in Plock ein Diözesankatholikentag vorangegangen ist. **Spanien** huldigte um Peter und Paul in der großartig-glanzvollen Kundgebung eines nationalen eucharistischen Kongresses Jesus Christus im Altarsakramente, ein Schauspiel, wie es selbst das an historischen Erinnerungen reiche Madrid selten gesehen. **Prag**, der Mittelpunkt des freimaurerisch-sozialistischen Christenhasses, sah einen internationalen katholischen Studentenkongreß mit Vertretungen aus Deutschland, Oesterreich, England, Belgien, Portugal, Italien, Frankreich, Jugoslawien, Uruguay, Amerika, und schließlich sei noch der **Landessodalentag** der Marianischen Studenten-Kongregationen **Bayerns** in Eichstätt mit über 600 Teilnehmern erwähnt. Wir stehen bei diesen Veranstaltungen weniger vor einer aufgezwungenen Ab- und Gegenwehr, sondern vor allem vor dem Ausdrucke eines durch die Zeitlage geweckten Bedürfnisses nach gemeinsamem Bekenntnisse und Zusammenschlusse der Kräfte auf dem Boden der Religion, nach entschiedenster Bejahung dessen, was uns aufrecht erhält, wo so vieles wankt und stürzt.

Ein Zwiegespräch.

„Ich will die Menschen verstehen lernen".
— Sei demütig.
„Das kann ich nicht. Dazu bin ich zu stolz."
— Das hindert nicht. Man kann demütig sein wie ein betender König.
„Ich — kann es nicht."
— Du kannst nicht? Lieber, bist du zu wenig ein König?
Fehlt dir zur Demut der Stolz?

Alfred Willy Kunze.

Thomas von Kempen.

Ein Gedenkblatt zu seinem 450jährigen Todestag am 25. Juli.

Von Heinrich **Gleumes**, St. Hubert bei Kempen, Rh.

Am 25. Juli 1471 schloß Thomas von Kempen, der gottinnige Mystiker, im Agnetenkloster bei Zwolle (Holland) die Augen zum ewigen Frieden. In der niederrheinischen Landstadt Kempen erblickte er um das Jahr 1380 das Licht der Welt. Sein Vater Johann Hämmerken betrieb ein Handwerk, vielleicht die Goldschmiedekunst, worauf sein Name hinzudeuten scheint. (Hämmerken bedeutet Hämmerlein, einen kleinen Hammer.) Seine Jugendjahre verlebte Thomas im Kreise seiner Familie und legte hier die Grundlagen zu seiner Frömmigkeit, die er später als Ordensmann zur schönsten Vollendung brachte. Seine Kindheit war voll reinen Glückes, obschon gerade damals über Europa, über Deutschland und auch über seine engere Heimat trübe Zeiten hereingebrochen waren. Das päpstliche Schisma und die Abhängigkeit der Stellvertreter Christi von den französischen Herrschern bilden für die Papstgeschichte eines der dunkelsten Blätter. In Deutschland wüteten unter der kraftlosen Herrschaft eines Wenzeslaus von Böhmen verderbliche Kriege und schreckliche Seuchen. Auch der Niederrhein blieb davon nicht verschont. Aber alle diese Mißstände, Abfall vom Glauben, Sittenlosigkeit, Krankheiten und Kriege geben den düsteren Hintergrund ab, aus dem sich leuchtende Sterne um so klarer herausheben. In Deutschland und besonders in den angrenzenden Niederlanden setzte damals eine große religiöse Bewegung ein, die hauptsächlich mit dem Namen Gerhard **Groot** verknüpft ist. Zu Deventer in Holland von vornehmen Eltern geboren, hatte er in seiner Jugend ein weltliches Leben geführt, wurde dann aber durch den Kartäuserprior Heinrich von Kalkar zu einer ernsteren Lebensführung angeleitet. Opferfreudig verzichtete er auf seine reichen Pfründen und verbrachte längere Zeit in der Zurückgezogenheit mit Gebet und Studium. So vorbereitet, übernahm er das Predigtamt und bekehrte durch seine zündende Beredsamkeit viele Tausende zu einem sittenreinen Wandel. Sein ganzes Vermögen verwandte er zum Unterhalte frommer Priester und zur Erziehung von Knaben, die sich zu einer innigen Gemeinschaft zusammenschlossen, ohne jedoch Gelübde abzulegen. Es war dies die „Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben" (de vita communi), auch „Fraterherren" genannt. Sie beschäftigten sich mit Unterweisung der Gläubigen, Erziehung der Jugend, Werken der Nächstenliebe und Abschreiben der Heiligen Schrift sowie anderer Bücher, was damals vor Erfindung der Buchdruckerkunst eine lohnende Beschäftigung war. Als Groot im Jahre 1384 starb, setzte sein eifrigster Mitarbeiter, der Priester Florentius Radewijns, das Werk im Sinne des Meisters fort. Um der neuen Gemeinschaft einen festen Rückhalt zu geben, schloß er sich den Regular-Kanonikern des hl. Augustinus an. Sein Hauptwerk war die Gründung des Klosters Windesheim (zwischen Deventer und Zwolle), von dem ein segensreicher Einfluß über Holland, Belgien und Deutschland ausging, der sich besonders auf die Klöster der Augustiner in diesen Ländern übertrug, so daß man von einer Windesheimer Klosterreform innerhalb dieses Ordens sprechen kann. Die Mitglieder betrieben eifriges Studium der Hl. Schrift, der Väter und der mittelalterlichen Mystiker, unter denen der hl. Bernhard sich besonderer Schätzung erfreute. Mehrere bedeutende Schriftsteller sind aus der Genossenschaft hervorgegangen; neben Groot und Radewijns seien Johannes Schoonhofen, Wilhelm Vornken und Vos van Huesden erwähnt. Der Hauptvertreter der „Windesheimer Schule" aber ist **Thomas von Kempen**. — Die religiöse Bewegung des Gerhard Groot schlug ihre Wellen bis nach Köln hinauf, und zahlreiche Jünglinge und Knaben reisten den Rhein abwärts nach Holland, um in die Genossenschaft der Fraterherren einzutreten. Unter diesen befand sich ein älterer Bruder unseres Thomas, Johann Hämmerken, der längere Zeit in Deventer und später in Windesheim lebte. Als Thomas noch nicht 14 Jahre alt war, verließ auch er sein Vaterhaus und folgte seinem Bruder, auf dessen Empfehlung hin er von Florentius zu Deventer freundlich aufgenommen wurde. 6 Jahre lebte er hier unter der Leitung des vortrefflichen Mannes und bereitete sich durch Gebet und Studium mit mehreren gleichgesinnten Genossen auf den Eintritt in den Augustinerorden vor. Um die Wende des Jahrhunderts klopfte er an der Pforte des Klosters auf dem Agnetenberge bei Zwolle an, eines der Tochterhäuser von Windesheim. Hier begann er sein Ordensleben, als sein leiblicher Bruder Johann von Kempen Prior dieses Klosters war. Fast 70 Jahre blieb Thomas hier, bis zum Ende seines Lebens. Diese Zeit wurde nur unterbrochen durch einzelne Reisen, wobei er auch seine Vaterstadt wiedersah, und durch eine zeitweilige Aufhebung des Konventes infolge einer Streitigkeit zwischen dem Domkapitel von Utrecht und dem päpstlichen Stuhle. Zweimal bekleidete er das Amt eines Subpriors und hatte als solcher die Novizen vorzubereiten, einmal war er Prokurator; doch widerstrebte ein solcher Posten seiner innerlich freien Natur, die sich ungern mit Verwaltungsgeschäften abgab, und er legte ihn vorzeitig nieder. Am liebsten verkehrte er mit Gott im Gebete. Seine Hauptarbeit bestand im Abschreiben und Verfassen von Büchern. Noch heute finden sich z. B. in den Archiven von Darmstadt und Brüssel Handschriften, die Thomas angefertigt hat. Mit großer Sorgfalt trug er alle für sein Kloster wichtigen Ereignisse in die „Chronik des Agnetenberges" ein, bis der Tod ihm im Jahre 1471 die Feder aus der Hand nahm. Im Kreuzgange des Klosters wurde er bestattet. Einige Jahr-

zehnte später brachen die Stürme der Reformation über Holland herein. Die frommen Mönche wurden vertrieben, das Kloster der hl. Agnes fiel in Trümmer. Lange Zeit geriet die Grabstätte des großen Mystikers in Vergessenheit, bis der Kurfürst von Köln, Maximilian Heinrich, als Verbündeter Ludwigs XIV. im zweiten Raubkriege (1672) nach Zwolle kam. Er ließ den stark beschädigten Sarg öffnen und den Leichnam in einen neuen Sarg hineinlegen, der dann schließlich in der Pfarrkirche von Zwolle beigesetzt wurde. Dort schlummert Thomas von Kempen der Auferstehung entgegen. Vor zwei Jahren hat man in Zwolle als Gedächtnismal an den großen Augustinermönch ein Kreuz errichtet, während die Vaterstadt Kempen schon vor längerer Zeit neben anderen Ehrungen ihrem größten Sohne auf dem Kirchplatz ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Thomas von Kempen hat viele Schriften hinterlassen. In seinen „Reden an die Ordensjünger" hat er die Belehrungen niedergelegt, die er als Subprior den Novizen gegeben hat. Verwandten Inhalts sind seine mystischen Büchlein „Alleingespräch der Seele", „Rosengarten" und „Liliental". In den „Biographien über seine Ordensgenossen" hat er dem heiligmäßigen Gerhard Groot und seinem eigenen Lehrer Florentius Radewijns ein herrliches Erinnerungsblatt gewidmet. Seine „Lebensbeschreibung der Lidwina von Schiedam" enthält die Geschichte dieser niederländischen Heiligen, die an ihrem schwer heimgesuchten Körper die Gebrechen der Kirche trug und erst kurz vor ihrem Tode wieder zur unversehrten Wohlgestalt erblühte. Endlich seien noch erwähnt seine „Betrachtungen über das Leben und Leiden Jesu Christi". Sein berühmtes Werk aber ist das Büchlein von der „Nachfolge Christi", das seit einem halben Jahrtausend schon zahllosen Christen ein Trost in trüben Tagen und ein inniger Freund in Stunden der geistlichen Einkehr geworden ist. Mancherorts hat man unserem Thomas die Urheberschaft dieses Buches abgesprochen. Ein großer literarischer Streit hat deswegen durch mehrere Jahrhunderte gezittert. Aber nach den neueren Forschungen der Kirchenhistoriker Funk, Hirsche und Mooren, sowie des irischen Universitätsprofessors Cruise und des Kempener Gymnasialdirektors Pohl dürfte die Frage doch zugunsten des Regulär-Kanonikers vom Agnetenberge entschieden sein. Thomas von Kempen, der die „Nachfolge Christi" nicht bloß zur Erbauung anderer geschrieben, sondern auch selbst geübt hat, ist bisher noch nicht der Ehre der Altäre gewürdigt worden. Ein Hindernis bildete wohl in erster Linie der Streit um die Urheberschaft der „Imitatio Christi". Doch dürfte das Hindernis jetzt beseitigt sein. Als der große Heilige gleichen Namens, Thomas von Aquin, kanonisiert wurde, gebrauchte Papst Johann XXII. das seltsame Wort: Quot scripsit articulos, tot miracula fecit. (So viele Wunder hat er gewirkt, wie er Artikel geschrieben hat.) Das können wir in gewisser Hinsicht auf Thomas von Kempen anwenden. Bei ihm müssen gerade so wie beim „doctor angelicus" außerordentliche Wundererscheinungen, worauf der Volksglaube solchen Wert legt, mehr in den Hintergrund treten; ihre geistige Bedeutung und ihre Schriften sind das wertvollste. „Die Menschen vergehen, die göttliche Wahrheit aber bleibt ewiglich." (Imit. Chr. I. Buch, Kap. 5.)

Die Jahresausstellung im Münchener Glaspalast.

Von Dr. O. Doering.

Dem wenig befriedigenden Eindrucke, den die Glaspalastausstellungen der letzten Jahre, besonders die von 1920, schufen, steht zum ersten Male wieder ein erfreulicher, anerkennenswerter gegenüber. Der Wertdurchschnitt hat sich gehoben, eine nicht geringe Zahl von Werken überragt ihn. Die Störungen, die der Krieg und die politischen Umwälzungen geschaffen hatten, scheinen durch die Lebenskraft der Kunst nun endlich überwunden, unserer Kunst besseres Wesen will allmählich zu sich selbst zurückkehren. Ob es sich nicht nur um zufälliges Aufflackern handelt? Zwar habe ich besseres Vertrauen. Aber künftige Jahre werden es erst rechtfertigen müssen. Offenbar ist im ganzen ein größerer Ernst, Streben nach geistiger Vertiefung. — Im folgenden betrachten wir zunächst die wie immer quantitativ weit überwiegende Profankunst; auf die religiöse kommen wir in einem besonderen Aufsatz zurück.

Die Beteiligung der wichtigen Künstlergruppen entspricht der früheren Gewohnheit. Die eine Hälfte des Glaspalastes wird durch die „Münchener Künstlergenossenschaft" eingenommen, der sich die „Luitpold-Gruppe", „Der Bund" und der „Künstlerbund Bayern" angeschlossen haben; in der anderen Hälfte trafen sich die „Sezession" und die „Freie Kunstausstellung". Letztere ist die Nachfolgerin der „Juryfreien", von deren unheilvollem Grundsatze, alles Eingelieferte ohne Prüfung anzunehmen, sie sich losgemacht hat. In einigen abgesonderten Räumen endlich hat sich, wie 1920, die „Neue Sezession" eingerichtet, um daselbst erst eine Ausstellung von Graphik und Plastik, alsdann seit Mitte Juli ihre eigentliche Sommerausstellung zu veranstalten.

Die „Münchener Künstlergenossenschaft" interessiert besonders durch mehrere Einzelgruppen. Die bedeutendste von ihnen stellt zum Ehrengedächtnisse Defreggers eine Anzahl von ausgeführten Gemälden, auch Studien des Meisters, zusammen, in denselben Räumen, wo der Lebende bis in die letzten Jahre seines Greisenalters alljährlich von der Unermüdlichkeit seines Schaffens Beweise darbrachte. Mit Absicht hat man jetzt Bekanntes zumeist fern gehalten, auch von der Erzählerkunst Defreggers nur wenige Beispiele gezeigt, dafür die Auswahl aus selten gesehenen Schöpfungen so getroffen, daß sich desto klarer ein Einblick in des Meisters geistige Werkstatt, in sein Können, in die Höhe, von der jetzigen Generation viel zu wenig gewürdigte Kultur seiner technischen Leistung ergibt. Man sieht Entwürfe zu ein paar seiner berühmtesten Hofer-Bilder, Studien- und Bildnisköpfe, tiroler Architekturen, besonders einige Innenräume mit herrlichem Helldunkel. Neben der Defregger-Gruppe vermag eine Sammlung tirolischer Bilder von Matthias Schmid trotz mannigfaltiger Tüchtigkeit nicht im gleichen Maße zu befriedigen. Aus anderem Grunde — wegen ihrer Abhängigkeit von Marées — entbehrt die Sondergruppe von W. Diez tieferen Interesses. Kraft und Zielbewußtsein spricht aus den herben, gewissenhaft gezeichneten Studienköpfen von F. C. Kollet. Ein Münchener Landschafter von besonderem alten Schlage war † Ludwig Hofelich. Ein Künstler, den man bisher nicht eben von vorteilhaften Seiten kannte, der Wiener F. v. Bayros, bringt eine Sammlung außerordentlich schöner, von tiefem Verständnisse zeugender Aquarelle zur Divina Commedia, Werke, die von der gewaltigen Kraft Zeugnis ablegen, mit der, wie von Anfang an, zumal aber seit der Renaissance, so noch jetzt der Genius Dantes auf die bildende Kunst einwirkt. Als bedeutsame Leistungen erwähne ich daneben die Faust-Radierungen von O. Graf und die zarten, tief empfundenen Phantasien und Dichtungsbilder von F. Staeger. — Von vielen, vortrefflichen Einzelwerken aus dem Kreise der Münchener Künstlergenossenschaft können nur wenige genannt werden. So die prachtvoll gemalten, tief poetischen Landschaften von A. Müller-Wischin, die Blumenstücke der Prinzessin Pilar und die von Joseph Albrecht, die packend gezeichneten Szenen aus Kriegen der Vergangenheit von A. Hoffmann, die feinen Landschaftsstudien von L. Bolgiano, altitalienisch beeinflußte heroische Szenen von dem vielseitigen Th. Baierl. Unter den Bildnissen interessieren besonders die lebensechten von H. Eißfeldt (Prinz Leopold von Bayern, General Krafft von Delmensingen) die von W. Thor, von A. Stagura, ein Bildnis Sr. H. des Papstes Benedikt XV. von Th. P. König. — Viel Tüchtiges bringt auch die Graphik. Herausgegriffen seien die farbigen Landschaften von A. Liebmann, die Schwarzweißradierungen von P. Geißler und O. Ubbelohde. — Die Plastik bietet eine größere Anzahl tüchtiger Bildniswerke, von denen eine charakteristische Papstbüste von A. Weckbecker besonders hervorgehoben sei. Idealplastik ist in nur wenigen und nicht besonders bedeutenden Beispielen vorhanden. Nur ein profanes Monumentalwerk ist ausgestellt, das freilich alle Aufmerksamkeit fesselt. Es sind Hochreliefs und eine Freigruppe, die Fritz Behn für ein Denkmal des Weltkrieges geschaffen hat. In gewaltiger Stilisierung und heroischer Auffassung, die an jene des pergamenischen Altares denken läßt, versinnbildlichen die sechs Reliefs den Kampf, das Sterben, die industrielle Schwerarbeit, die Anarchie, den Frieden, die Fruchtbarkeit. Als Mitte der großartigen Komposition, die bestimmt ist, das Innere eines Rundtempels (Entwurf von Architekten Bieler) zu schmücken, bildet eine Riesengruppe der Beweinung eines gefallenen Kriegers. Die meisten Figuren erscheinen in symbolischer Nacktheit, deren überwirkliche Art jeden Anstoß ausschließt. Der Mangel an christlichem Gedankeninhalte beeinträchtigt den Wert des Werkes, nimmt ihm die Möglichkeit tieferer Wirkung, des Aufstieges zu deutscher Volkstümlichkeit.

Bei der Sezession stehen sich die Vertreter älterer und neuerer Richtung gegenüber, ungeeinigt, aber nicht unfriedlich, und nicht, ohne daß gegenseitige förderliche Beeinflussung fühlbar wäre. Großes Wollen, ausgezeichnetes Können befähigt die altbewährten Meister, auf den Bahnen der von ihnen selbst geschaffenen Tradition weiterschreitend, dauernd Wertvolles neu zu gestalten. Die gleiche, in ihrer Bedeutung richtig gewürdigte Tradition schützt den Nachwuchs davor, Wege zu betreten, die nicht zu den wahren Idealen führen, mögen diese gleich andere und neue sein. Der Gesamteindruck der Sezessionsausstellung ist ein unbedingt hoher, erlesener. Kräfte, die in den letzten Jahren glaubten, sich fernhalten zu sollen, machen sich wieder geltend, zeigen, daß sie nichts eingebüßt haben. So Stuck. Weniger ansprechend ist freilich sein „Zentaur", gern verzichten möchte man auf seine „Susanna". Aber köstlich ist seine „Straußenjagd", stark an Wirkung seine „Vision" des über die Lande reitenden Krieges, reich an Interesse seine Aquarellserie zum Don Quichote. Leo Sambergers Bildnisse (dabei das des P. Rupert Jud) bewähren die geniale Charakterisierungskunst dieses Meisters. Vornehme Damenbildnisse bietet auch diesmal wieder F. Rhein, H. von Hayek vortreffliche Tier- und Landschaftsimpressionen, eine größere Anzahl schwermütig poetischer Landschaften B. Becker. Die Landschaften von F. Bürgers, R. Kaiser und R. Pietzsch gehören, jede in ihrer Art, mit ihrer klaren ruhigen Beobachtung und Wiedergabe der Natur zu den wertvollsten Stücken der Ausstellung. Großer Zug waltet in dem von Becker-Gundahl gemalten Porträt des Bildhauers Bruno Miller. Nicht minder zeigt sich Hierl-Deronco als Meister des Porträts. H. v. Zügel rechtfertigt seinen Ruhm mit mehreren in Zeichnung, Farbe, Beleuchtungen, Reflexen, wie in der Charakterschilderung unübertrefflichen großen Tierstudien. Außerordentlich fein ist die Farbentechnik eines Rokokosaales

von E. Wolff. — Modernste Auffassung der Zeichnung und Maltechnik tritt in den Idealgestalten C. Schwalbachs hervor, Werke, die mit Besonnenheit angeschaut und aufgenommen sein wollen, um die Ueberwirklichkeit der dem Künstler gewordenen Eingebungen zur Ueberzeugung zu machen. Gleiches gilt von der Herbheit der Figurenstudien Hüthers, der Farbenfeinheit der Landschaften von O. Weber, dem Lichtflimmer derer von L. Bechstein, der Kraft der ländlichen Szenen von R. Engels. — Was die Plastik betrifft, so tritt bei der Sezession erheblich mehr als bei der Künstlergenossenschaft das Monumentale in den Hintergrund. Nur einige Bildnisswerke u. a. von M. Hoene, U. Janssen, J. P. Steinel können dazu gerechnet werden. Th. v. Gosen bringt eine von bedeutsamer Auffassung zeugende bronzene Statuette eines Rosses. Tüchtiges wie immer zeigen auf dem Gebiete der Medaillen- und Plakettenbildnerei F. Lommel und die unermüdliche L. Eckart.

Die „Freie Kunstausstellung“ bringt eine größere Anzahl übermoderner Leistungen einer Gruppe, die sich unter Führung des Malers P. van Hamme neu gebildet hat. Zeigt sich hier Einheitlichkeit, die freilich nur in fast durchgängiger Negation künstlerischen Wertes besteht, so herrscht im übrigen um so größere Zersplitterung der Auffassungen. Dabei aber viel guter Wille, und, seit sich hier aus den einstigen „Juryfreien“ eine künstlerische „Ordnungspartei“ gebildet hat, im ganzen auch leidliches Gelingen. Ein paar recht tüchtige Kräfte heben sich bemerkenswert hervor. So J. Hastreiter mit einem Mädchenbildnis und einer trefflich charakterisierten Austragbäuerin, E. Winterfeld mit einer technisch interessant gemalten Frau aus dem italienischen Volke, Cl. Seidl mit einer flotten Impression des Münchener Viktualienmarktes, L. v. Senger mit feinsinnig erfaßten Gebirgslandschaften.

Die Abteilung der Baukunst ist wie immer winzig und rechtfertigt die Frage, warum man sich noch immer nicht entschließen kann, ganz auf sie zu verzichten. Weder genügt sie mit der geringen Menge ihrer zufällig zusammengewürfelten Darbietungen dem Fachmann, noch vermag sie kräftig anregend auf den Laien zu wirken, dem sie nicht dazu verhilft, sich von dem Zustande der gegenwärtigen Baukunst ein ausreichendes Bild zu machen; noch viel weniger über die Architektur der Vergangenheit und über die Bedeutung der Denkmalpflege ein Urteil zu gewinnen oder abzuklären. Von interessanten Profanentwürfen erwähne ich einige Fabrikgebäude von J. H. Rosenthal, einen Vorschlag für einen Münchener Wolkenkratzer von O. O. Kurz, vornehm bürgerliche Landhäuser von D. Eberle. — Für die Abteilung des Kunstgewerbes gelten ähnliche Bedenken wie für die der Baukunst. Auch sie ist eine in diesem Zusammenhange durchaus entbehrliche Beigabe, weil sie wegen ihres viel zu geringen Umfanges und bei der fragmentarischen Art ihrer durch Zufall entstandenen Zusammensetzung trotz schöner Einzelheiten keinen wissenschaftlichen Zweck erfüllt. Was gezeigt wird, gehört überwiegend der Edelschmiedekunst, der Feintöpferei und dem künstlerischen Textilgewerbe an und fesselt durch Schönheit der Werkstoffe wie durch Vollendung der handwerklichen Ausführung. Ein Stück von äußerster Feinheit, entstanden unter sichtlichem Einflusse der in alten Heiltumsbüchern dargestellten gotischen Kostbarkeiten, ist ein aus vergoldetem Silber gefertigtes, mit Email und Steinen geschmücktes, kleines Gehäuse, unter dem ein Figürlein des hl. Bischofs und Goldschmiedes Eligius steht (von Düll und Pezold).

Ueber die beiden Ausstellungen der Neuen Sezession läßt sich wesentlich nur sprechen, um Einzeldarbietungen zu erwähnen. Weder die zuerst veranstaltete Graphik- und Plastikausstellung, noch die Mitte Juli folgende Schau von Gemälden und Zeichnungen gibt Möglichkeit zu allgemeinen Betrachtungen anderer, als schon oft ausgesprochener Art. Von irgendwelcher geistigen oder formalen Entwicklung ist keine Rede. Sie leistet nichts, als unaufhörlich sich selbst zu wiederholen. Sie will die Kunst des reinen Begriffes, des freien Gedankens, der von jedem Zwecke unabhängigen Eingebung sein, und offenbart mit der Verwirklichung dieses Programmes doch nur immer wieder ihre innerliche Unklarheit und geistige Oede. Im Widerspruche mit ihrem eigenen Fühlen und Wollen liefert sie den Beweis, daß wie jeder Mensch so auch die Kunst nur um eines vernünftigen und sittlichen Zweckes willen zu existieren ein Recht besitzt, und daß dieser Zweck nur zu erreichen ist in bewußtem, würdigem Streben, für das jegliche Kraft eingesetzt wird. Diese Forderung hat die übermodernste Kunst von Anfang an verkannt, hat ihre Aufgabe in der Verneinung erblickt, in Absicht und Stolz auf überhebliche, umstürzlerische Neuerung gerichtet. Mit diesen Auffassungen, die für die jetzige, zur Auflehnung ohnehin mehr als je bereite Welt stark Verführerisches hatten, ist diese Kunst vor uns getreten, nicht um etwas zu werden, sondern als fertig und entschlossen, zu bleiben, was sie war. Sich ändern hieße für sie, sich selbst aufgeben. Daher ihr Stillstand, ihr Mangel an innerlicher und äußerlicher Entwicklung, es sei denn in dem Sinne, daß ihre Theorien immer mehr dazu beitragen, Köpfe zu verwirren, und auf die Kunst manches ehedem richtig Orientierten schädigend zu wirken. Wer über das Wesen dieser Dinge genau belehrt sein will, sei auf die bekannte, ausgezeichnete Schrift des P. Kreitmaier, S. J., „Vom Expressionismus“ verwiesen. — Anerkannt sei, daß die graphische Ausstellung formal nur vereinzelt in ärgste Uebertreibungen, inhaltlich in völlige Sinnlosigkeiten verfallen ist. Leider fehlte es anderseits nicht an Beispielen, bei denen ein mit den Stilgrundsätzen des Expressionismus nicht vereinbarer Naturalismus Darstellungen von gröbster Unsittlichkeit zur Schau brachte. Daß wir bereit sind, das Tüchtige anzuerkennen, das vereinzelt auch auf dem Gebiete dieser modernsten Kunst zu treffen ist, beweisen wir gerne durch Erwähnung guter Werke. Zu ihnen gehören die groß empfundenen, düstere Lebensauffassung bezeugenden Holzschnitte von E. Barlach, die zeichnerisch hervorragenden Studien von K. Caspar, auch desselben Künstlers tiefernste Lithographien über religiöse Motive, H. R. Lichtenbergers Zeichnungen, unter denen eine „Mutter“ wohl das schönste, stimmungsvollste Stück der ganzen Ausstellung. Genannt seien noch die Zeichnungen und Radierungen von E. Scharff, A. Schinnerer, R. Seewald, J. Eberz. Die erste Ausstellung der „Neuen Sezession“ brachte außerdem eine größere Sammlung von Plastiken — expressionistische Körperstudien — vom verstorbenen W. Lehmbruck, Werke, deren innerliche Größe durch absichtliche Ueberstilisierung der Form um die Wirkung gebracht worden ist, die sie in hohem Sinne hätten ausüben können. — Die zweite Ausstellung der „Neuen Sezession“ bringt (außer der noch beibehaltenen Lehmbruck-Abteilung) eine Zusammenstellung von Malereien, die — wie ja auch nicht anders möglich — das zuvor über den Stillstand dieser übermodernsten Art Gesagte bestätigen. Ich verzichte darauf, durch Erwähnung von gänzlich Verfehltem unseren knappen Raum noch mehr zu beschränken. Religiöses wird der oben angekündigte spätere Einzelbericht besprechen. Von beachtenswerterer Profankunst nennen wir die großzügigen Landschaften und Blumenstücke von M. Caspar-Filser, die zeichnerisch tüchtigen, volltönig gemalten Landschaften und Stilleben von O. Coester, die kräftig stilisierten Landschaften und lebensvollen Köpfe von H. Gött, die Genrestudien von A. Schinnerer, die zeichnerisch herben Stücke von R. Seewald, eine farbig interessante Figur „Erwachen“ von J. Eberz. Den Malereien schließt sich eine kleine Zahl von Plastiken an, unter denen die von E. Scharff zweifellos mehr als gewöhnliche Bedeutung beanspruchen.

Literarischer Brief.

Von M. Herbert.

Wenn wir heutzutage das katholische Geistesleben überschauen, dann ergreift uns eine tiefe Freude an seinem allseitigen Werden, Blühen und Gedeihen. Wir wagen getrost zu sagen, daß zu keiner Zeit katholischer Entwicklung soviel wahrhaft volkstümliche Bücher geschrieben wurden als jetzt.

Seelenfördernde zuerst. Wir begrüßen vor allem die ernsten Bemühungen einzelner Theologen, der Laienwelt die liturgischen Schätze des Kirchenjahres näher zu bringen, die Herrlichkeiten der Psalmen, die aus den Zeiten der Katakomben herübertönenden Hymnen aufleben zu lassen. Wir haben uns immer gefragt, warum die katholische Volksschule nicht das Latein in ihre Fächer einreiht. Judenkinder lernen hebräisch, warum nicht katholische Kinder Latein? Diese Kenntnis würde das Verständnis der Ewigkeitsklänge der Messe und des Amtes vermitteln und die Liebe und Begeisterung der Seele ins Unermeßliche weiten und steigern, sie würde die Teilnahme am Gottesdienst vertiefen und erhöhen. Aber das nur zum Eingang. Der geistige Aufschwung unserer Literatur liegt keineswegs nur auf theologischem Gebiete; zu unserer Freude erfahren Sprichwort und Volkslied große Förderung. Katholisch sein heißt allgemein sein — katholisch sein heißt Himmel und Erde mit gleicher Glut der Liebe umspannen, deshalb ist Dante Alighieri „der katholische Dichter aller Zeiten“ geworden, weil ihm dieses Allumfassen wie kaum einem anderen Sterblichen gelang.

Und deshalb ist unsere Zeit mit ihrer starken Ausbreitung katholischen Geistes auf dem einzig richtigen Weg. Der Preßverein kann nicht in Verlegenheit kommen. Der Reichtum des Guten ist groß. Es gibt keine wichtige und brennende Frage der neueren Kunst und Wissenschaft, welche das katholische Geistesleben nicht in seinen Bereich zöge und zum Allgemeingut zu machen versuchte. Eben lege ich mit großer Befriedigung einen in der „Kölnischen Volkszeitung“ veröffentlichten Artikel von Martin Rockenbach (Bonn) über „Rabindranath Tagore und die deutsche Jugend“ aus der Hand. Wie Rockenbach, bin auch ich weit entfernt, gegen den großen indischen Künstler Tagore Stellung zu nehmen. Seine Naturseligkeit, sein innerliches Einswerden mit der Gottheit kann nur Sache des großen Dichters sein. Aber Tagore ist der Dichter der Lotosesser, der Opiumraucher, der Versinker in den Rausch des Nirwana. Er entfremdet uns jener starken, menschenrettenden Liebe, die ihr Kreuz unter Blut und Tränen nach Calvaria trug, der einzigen Liebe, die in unserer Welt, die auch immer seufzt unter der Qual unversöhnter Gegensätze, zu heiligem Recht besteht. Der aufrüttelnde Artikel der „K. V.“ ist auch deshalb eine erlösende Tat, weil er unsere Jugend zu eigener, selbständiger, sachlicher Prüfung ruft. Blinde Nachbetung könnte in unseren Tagen, in denen alles von unserer innerlichen Entwicklung abhängt, ein schweres Verhängnis werden; könnte unsere Jugend haltlos und unzuverlässig machen. Von großer Bedeutung für die Klärung der Situation sind auch die Kontroversen im „Hochland“: Barock- oder Katakombenchristentum — zwischen Hermann Bahr und M. Laros, oder Bahr und Blaise Pascal. Laros, als der Anwalt des strengen, ernsten Pascal, versteht es, die Tiefe jedes christkatholischen Herzens

zu fassen und zu erleuchten. An diesen Artikeln kann nicht vorübergegangen werden, man muß Stellung dazu nehmen. — Der bekannte Goetheforscher und Biograph des liebenswürdigen Freundes Lord Byrons, des Irendichters Thomas Moore —, Pater Alois Stockmann S. J. schenkte uns im Herderschen Verlag ein Buch über „Deutsche Romantik". Bei aller Kürze und Sachlichkeit ist es ein tiefgründiges und erschöpfendes Werk, das in klaren, scharfumrissenen Kapiteln uns die Zeit der Vorbereitung deutscher Erhebung nahebringt, in der unsere Seele noch immer wurzelt. Wem gingen nicht wie ferne verwehte Heimatklänge Eichendorffs Klagen um sein totes Kind im Herzen nach, wer säße nicht in verschwiegenen Stunden ganz für sich allein über Brentanos „Chronica eines Fahrenden Schülers" gebeugt —, wer hätte noch nicht mit Novalis gebetet: „Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu!" Den Führern und Vertretern der Romantik gilt das Buch des gelehrten Jesuiten, der darin auch ein hervorragendes Verständnis für das viele allzu Menschliche der Romantiker bezeugt. Die Perle des Werkes bedeutet die liebevolle Studie über Novalis-Hardenberg, diesen reinen Idealisten, dessen Kraft freilich nicht hinreichte, die letzten Folgerungen seiner Ueberzeugung zu ziehen. Einer der tiefsten Wahrheitssucher, starb er auf der Schwelle der katholischen Kirche im jugendlichen Alter von 29 Jahren. Die Gestalten Schleiermachers, Wackenroders, Tiecks und der beiden Schlegel erhalten in dem Werk scharfe Schlaglichter. Das reiche Buch schließt mit einer Beurteilung des Konvertiten Friedrich v. Schlegel durch Eichendorff. „Durch Schlegel, den eigentlichen Begründer der Romantik, ist diese in der Tat eine religiöse Macht geworden. Gleichsam das Gefühl und poetische Gewissen des Katholizismus. Jene göttliche Gewalt der Kirche aber in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein einer nach allen Richtungen zerfahrenen Zeit zu bringen, wurde von jetzt ab die Aufgabe seines Lebens!" Eine der größten Offenbarungen katholischen Geistes der letzten Zeit war jedenfalls die Dantewoche der Freiburger Universität (30. Mai bis 5. Juni). Was da an wissenschaftlicher Großzügigkeit und Gründlichkeit, gepaart mit geläutertem Kunstempfinden einer zahlreichen Hörerschaft geboten wurde, bedeutet einen Triumph des Katholizismus auf seinem eigensten Gebiete. Der „Jenseitsdichter" übte seine alte himmlische Macht.

Vom Büchertisch.

Wiens Kirchen und Kapellen in kunst- und kulturgeschichtlicher Darstellung von Alfred Schnerich. (24./25. Band der Amalthea-Bücherei. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.) — Die vorliegende Arbeit des gewiegten Kenners Wiener christlicher Kunst, Regierungsrat Alfred Schnerich, ist im wesentlichen eine Erneuerung seiner im Jahre 1912 (mit Neissenstein) herausgegebenen Monographie „Die Wiener Kirchen" Sie ist berufen, nicht nur Künstlern und Gelehrten als wertvoller kunsthistorischer Behelf zu dienen, sondern allen, die sich für die Kunst der Wiener Kirchen und ihre Geschichte interessieren, eine lehrreiche Führerin zu sein. Eingeleitet wird das Werk mit einer allgemeinen Uebersicht, die in zwei Abschnitte getrennt, ein kurzgefaßtes, aber gründlich gearbeitetes und vollständiges Entwicklungsbild der kirchlichen Künste, Architektur, Bildhauerei und Malerei einerseits und der Musik anderseits, bietet. Jedem Kapitel ist ein reiches Literaturverzeichnis beigegeben, dem zweiten überdies die Angabe der am meisten aufgeführten kirchenmusikalischen Werke. Daran schließt sich die in schöner Sprache gehaltene Besprechung jeder einzelnen Kirche und Kapelle hinsichtlich ihrer Gründung und Entwicklung, ihrer Kunstwerke und Pflege der Musik. Ein alphabetisch geordnetes Register schließt das Buch, das 66 Abbildungen und Textillustrationen, sowie ein Farbendruck nach dem Oelgemälde von Jakob Alt „St. Stephansdom" (unausgebauter Turm, Ostseite) schmücken. Das vornehm ausgestattete Werk wurde zur Gänze in Wien hergestellt und ist ein schönes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit auf graphischem Gebiete. — Für Neuauflagen, die hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen, möchte ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß im Verzeichnis neuerer Wiener Kirchenkomponisten und Dirigenten mancher klangvolle Name fehlt. So u. a. Dr. Otto Müller, der „letzte Meister des klassischen Chorsatzes" und Prof. Ferdinand Habel, der jetzige Domkapellmeister, der sich bereits durch jahrelange Tätigkeit als Chordirigent der Dominikanerkirche einen sehr geachteten Namen erwarb. Hans Wogme.

Evangelium und Arbeit. Eine Apologie der Arbeitslehre des Neuen Testamentes. Von Dr. Simon Weber. 2. verb. Auflage. 8 VIII u. 364 S. 12.80 M, geb. 15.80 M und Zuschlag. Freiburg, Herder. — Ein einleitender Abschnitt unterrichtet uns über Umfang und Tragweite der erörterten Frage: Evangelium und Arbeit, wobei Evangelium als Inbegriff der gesamten Heilsbotschaft an die Menschen zu nehmen ist. Im Ueberblick wird uns die Arbeit in der Geschichte der Menschheit außerhalb der Offenbarung gezeigt; im Kernpunkt der Untersuchung steht die Frage: Jesus als Vorbild und Lehrer der Arbeit mit den Teilabschnitten: Das Alte Testament und die Arbeit, Jesus als Vorbild der Arbeit, Das Evangelium und die religiöse Wertung der Arbeit, Das Evangelium und die materielle Arbeitsfrucht, Das Evangelium und die sozialen Voraussetzungen der Arbeit. Die weiteren Kapitel behandeln: Das Evangelium der Arbeit und die Briefe der Apostel, Jesus und der Reichtum, Reichtum und Arbeit, Arbeit und Armut, Die mittelbaren Arbeitstriebe des Evangeliums. Einläßlich ist die Frage behandelt: Das Evangelium der Arbeit und die katholische Lehre von der Vollkommenheit. Die allseitige gründliche Darlegung der Frage „Evangelium und Arbeit" bringt vor zur vollen Würdigung des Arbeitsgeistes des christlichen Glaubens und wird zugleich zur wirksamen Verteidigung der Arbeitslehre Christi in ihrer schlichten Größe und wirtschaftlichen Segensfülle. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Schauspielhause. „Chanteclair" von Friedrich Freksa ist in den äußeren Formen des Handlungsverlaufes, die geringere Dichter oft geschickter handhaben, ein Schwank, aber die Perspektive ist größer, als diejenige der Spaßmacher, die uns lediglich ein Stündchen unterhalten wollen. Diese Szene in einer — Hotelküche ist Freksa nur ein Sinnbild für größeres, für das alte Schicksal, wie der Franzose den Deutschen übertölpelt. 1872 in einem Hotel in Würzburg. Oben Festmahl zu Ehren des Kaisers, der Bundesfürsten und Bismarcks. Wir sind unten in der Küche, wo umgeben von einem Troß deutscher dienstbarer Geister ein französischer Koch herrscht. Ein impertinenter Mensch, schimpfend auf Deutschland und seine Helden, trotzdem aber umschmeichelt von allen, die seine große „Kunst" bewundern, die dem Feste seinen Glanz gibt, die das Ansehen des renommierten Hauses vor all den hohen Gästen heben soll. Der windige Kerl platzt natürlich im Vollgefühl seiner Wichtigkeit und seiner „culture", die so hoch überlegen ist dem militärischen Drill, der sein Vaterland besiegt hat. Die Sieger lassen sich sein Geschwätz ruhig gefallen; ja die Tante und der Bräutigam eines Kochfräuleins kommen mit Geschenken. Ist es doch eine hohe Ehre, unter diesem Pariser Kochkünstler zu lernen und außerdem, wie vorteilhaft wird es für das Mädchen sein, wenn sie später als Wirtin zum „Goldenen Adler" in Landau ihre erworbenen Kenntnisse verwerten kann. Diese Liebedienerei tut übrigens der Bismarckschwärmerei keinen Abbruch. Als der Kanzler eine Rede hält, stürmt alles auf die Galerie des Festsaales. Der Franzose will es hindern, seines Hasses und des Essens wegen. Margarethe bleibt aus Gutmütigkeit, um ihm zu helfen. Der Koch benützt das Alleinsein zu Frechheiten, aber sie weist ihn zurück. Zuerst erstaunt über das Versagen seiner Unwiderstehlichkeit, greift er dann zu einem satanischen Mittel. Er sagt, daß er sein Vaterland rächen werde, indem er Arsenik auf das Eis streue. Margarethe schreit, aber niemand hört sie und während er immer kämpft, um sie in seine Arme zu ziehen, spielt er seine „Heldenrolle" weiter, wie er sicherlich zum Tode verurteilt, aber dafür als Retter seines Vaterlandes in der Geschichte fortleben werde. Um ihn von dem bereits im Speiseaufzug stehenden Eis abzudrängen, läßt sie sich küssen. In dem Momente geht der Aufzug in die Höhe, die Gefahr ist vorüber, aber zugleich kehren Bräutigam und Tante zurück. Empört löst der Landauer Spießer die Verlobung, die Tante verstößt Margarethe, der Gasthofbesitzer entläßt sie und die allgemeine Verachtung trifft das Mädchen, dem niemand glaubt. Als sie auf das Arsenik hinweist, schüttet sich der Franzose den Zucker lachend in den Mund. Die hohen Herrschaften sind von dem Essen entzückt. Der Koch wird hinaufbefohlen, während das Mädchen verzweifelt allein bleibt. Ein freundliches Geschick ließ gerade heute einen Studenten zurückkehren, der, bevor er in den Krieg zog, Margarethe liebte. Allein sie hatte nicht an seine Treue geglaubt. Als der Franzose mit zwei Orden geschmückt wieder in die Küche kommt, trifft er gerade das neuverlobte Pärchen, das sich zum Fortgehen rüstet. Der Student gibt dem Koch eine schallende Ohrfeige. Ganz geknickt sitzt jetzt der Ordengeschmückte am Küchentisch. Bis ihn eine Köchin zum Tanz abholt, bramarbasiert er, wie er dem Mädchen die Türe gewiesen und ihren Galan verprügelt habe. Der gallische Hahn bläht sich wieder auf und tänzelt als Herr der Situation hinaus. Die Figur des Studenten ist schwach. Diese Schwäche war denen willkommen, die immer noch an Versöhnungspolitik glauben. Es kamen aus diesem Literatenklüngel ein paar höhnische Zwischenrufe, aber sie, sowie einige Pfiffe konnten den starken Beifall nicht niederhalten. Der Dichter leitete selbst das Spiel. Die Küche geriet ganz anschaulich. Unnötig rüde war der die Kleider derangierende Kampf zwischen Margarethe und dem Franzosen, in welcher Rolle im übrigen Wohlbrück wirklich über sich selbst hinauswuchs. Diese Gestalt ist aber auch mit einer Charakterisierungskunst gezeichnet, die alle billige Karikatur meidet und den Schwank oft in die Sphäre der Literatur hineinhebt. Das Publikum rief den Verfasser oft und herzlich.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Internationalen Festspiele in Zürich brachten in ihrem weiteren Verlaufe französische und englische Musik. Der Besuch dieser Abende war etwas schwächer, als an den deutschen. Gabriel Piernè hinterließ mit Berlioz' phantastischer Symphonie den stärksten Eindruck. Die Stimmungsmalerei der jungenglischen Tondichter zeigt wenig Erfindung, so konnte der bedeutende Kapellmeister Sir Henry Wood nur in der Oberonouvertüre und in Tschaikowskys „Franzesca da Rimini" großen Eindruck erzielen. Als Schlußkonzert bot der Schweizer Volkmar Andreae „Fausts Verdammung" von Berlioz. — In Kassel veranstaltete Festspiele brachten „Tristan", „Parsifal" und die „Meistersinger", im Schauspiel „Faust", „Hamlet" und Strindbergs „Scheiterhaufen". Bedeutende Gäste ergänzten das heimische Ensemble. Die Schauspielaufführungen konnten nicht den gleichen geschlossenen Eindruck hinterlassen wie die Musikdramen. Die heimischen Schauspieler fielen nicht nur zum Teil ab, sondern auch der einheitliche Stil der Darstellung wurde oft schwer vermißt. — Die Tagung des Bühnenvolksbundes wird in den ersten Oktobertagen in München stattfinden. Fast sämtliche deutsche Kultusminister entsenden Vertreter. Das Nationaltheater wird als Festvorstellung Schillers „Tell" bieten und als Erstaufführungen „den Ackersmann aus Böhmen" des Mystikers Johann von Saaz und Weinrichs „Tänzer unserer lieben Frau" mit der Musik von Bruno Stürmer. Das Hauptthema der Besprechungen lautet: Das Problem

der Geschlechter im Drama und auf der Bühne. — In Langenbieber, einem Rhöndorfe, wurde Leo Weismantels Heimatspiel: „Fürstbischof Hermannes Rhönfahrt" unter freiem Himmel aufgeführt. Zweihundert Bewohner des kleinen Ortes haben sich unter der Leitung Dr. Thormanns, des Dramaturgen des Bühnenvolksbundes, zusammengetan, um mit Begeisterung sich dem Spiel hinzugeben. Die Dichtung behandelt die Bekehrung vom Weltglauben zur Erkenntnis des Reichtums einer zufriedenen Seele. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Am Ausgang der Woche stand ein Fragezeichen, allein die Optimisten, die an keinen Tendenzumschwung glauben wollten, behielten recht. Es waren nur schwache Elemente, die ihre Gewinne zu realisieren suchten, die Kapitalisten hielten an ihrem Besitze fest und neue Kaufaufträge lagen vor. Immerhin ist die Kundschaft vorsichtiger jetzt und limitiert ihre Ordres. Rheinstahl nahmen die Aufwärtsbewegung wieder auf; Phönix lagen sehr fest. Bei Daimler erwartete man die Bekanntgabe günstigerer Aussichten. Das Geschäft war wieder ungemein rege und es dauerte lange, bis die Makler zur Kursfeststellung kommen konnten. Die Tatsache, dass der Dienstag bereits wieder ein Ruhetag ist, stört manche Käufer. Infolge der kleinen Markkursabschwächung in Amerika erfuhren die Devisen eine wesentliche Erhöhung. Die Tendenz im weiteren Verlaufe der Börsenwoche war anfangs uneinheitlich. Nur, wo besondere Anregungen vorlagen, wie bei Mannesmann, die auf Gerüchte finanzieller Transaktionen 11 % stiegen, später aber wieder etwas nachgaben, zeigte sich lebhaftere Bewegung. Bei Daimler trafen die erwarteten günstigen Meldungen ein. Abschwächungen in mässigem Umfange gab es reichlich, so bei Badische Anilin, Goldschmidt, Rheinmetall, fest dagegen waren die Kaliwerke in Erwartung der Preiserhöhungen. Sehr gesucht waren Elektrowerke, da eine Annäherung von Bergmann und den Siemens-Schuckertwerken an die amerikanischen Trusts sich vorbereiten soll. Im ganzen herrschte am Mittwoch wieder eine sehr grosse Kauflust. Man darf auch annehmen, dass die weiten Kreise, die früher Waren, Gold, Edelsteine oder Teppiche kauften, wegen der Unsicherheit der Preise am Warenmarkt sich mehr und mehr der Industrieaktie zugewandt haben. Die Kunde von Riesengewinnen dringt immer in weitere Kreise, die auch „mitmachen" wollen. Die einen treibt die Lust am Gewinn, andere möchten wenigstens die Summen hereinbekommen, die sie für neue Steuern zahlen müssen. Am letzten Börsentag war jedoch wieder das Geschäft ruhiger. Kaliwerke stiegen wieder, auch Phönix, Guano, Goldschmidt, Augsburg-Nürnberg, dagegen fielen Rheinmetall, die man gerade so überschätzt hatte. — Die Gründung der Rhein-Main-Donau A. G. in München, die den Ausbau der Grossschiffahrtsstrasse zum Zwecke hat, ist nunmehr beschlossen worden. Man rechnet, dass das Aktienkapital in wenigen Tagen vollgezeichnet wird. In der Generalversammlung der Eisenwerks-Gesellschaft Maximilianshütte in Rosenberg, die die vorgeschlagene 10 % Dividende nebst 15 % Bonus genehmigte, äusserte sich der Vorsitzende über die rapid sinkenden Eisenpreise, die auf einzelnen Gebieten unter den Selbstkosten lägen, nicht günstig. Ob eine in der letzten Woche eingetretene kleine Erholung anhalte, lasse sich nicht sagen. Im grossen und ganzen sei er aber der Auffassung, dass die Maxhütte die schwere Zeit überstehen könne.

Nach dem auch politisch blamablen Misserfolg von Frankreichs chinesischer Finanzbank wird bereits ein neuer französischer Bankzusammenbruch gemeldet. Das gesamte Kapital von 100 Millionen Frcs. der Société Centrale de banque de Provence gilt als verloren. — Die Heilmannsche Immobilien-Gesellschaft A. G. München hat im März ds. Js. ihr Kapital auf ℳ 6.000.000.— erhöht. Die neuen 800 Aktien zu je 2000 ℳ wurden bereits ausgehändigt und sollen demnächst an der Münchener und Berliner Börse zur Einführung gelangen. Die alten 2200 Stück Aktien sind durch wiederholte Abstempelungen undeutlich geworden; ausserdem sind seit 2 Jahren die Talonbogen zu erneuern. Die Verwaltung hat sich entschlossen, diese alten Aktien gegen Neudrucke auszutauschen und gleichzeitig neue Gewinnanteilscheinbogen auszufolgen. Der Umtausch wird bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank und Merk, Finck & Co. in München, sowie bei Hardy & Co. in Berlin erfolgen können. — Die Rheinische Pferde- und Viehversicherungs-Gesellschaft in Köln hat mit einem Fehlbetrag von über 3 Millionen abgeschlossen. 2 Millionen müssen die Mitglieder aufbringen. Der Rest wird aus den Reserven genommen. K. Werner, München.

Wege zum Aufbau des deutschen Aussenhandels.

In dem Augenblick, da die deutsche Ware auf dem Weltmarkt sich ihren guten Ruf wiederzuerringen beginnt, den sie beinahe zur Zeit des „Ausverkaufs" Deutschlands zu verlieren schien, ist es nötig, dass wir unseren Exportgütern den Weg durch eine geschickte Werbetätigkeit ebnen. Wir müssen uns aber hierüber klar sein, welche Schwierigkeiten wir auf diesem Wege antreffen. Die in den Ländern unserer früheren Kriegsgegner zum Teil noch herrschende deutschfeindliche Stimmung erschwert nicht nur die Aufgabe des deutschen Auslandsreisenden, sondern sie hemmt auch die Tätigkeit unserer fremdländischen Agenten. Vor allem kommt aber bei den hochvalutarischen Ländern in Betracht, dass sich selbst ein kapitalkräftiges deutsches Haus die Werbung durch Reisende nur in sehr geringem Umfange leisten kann. Es muss deshalb versucht werden, nach Möglichkeit, wenn auch nicht ausschliesslich, die werbende Tätigkeit für unseren Aussenhandel in das eigene Land zu verlegen und zwar in die Hände einer gemeinwirtschaftlich aufgebauten Organisation.

Als das Messamt für die Mustermessen in Leipzig an das Reich wegen der Bewilligung eines jährlichen Zuschusses von 20 Millionen Mark herantrat, hat es mit Recht darauf hingewiesen, dass es diese Summe zum erheblichen Teil als Werbekosten im Ausland für die Leipziger Mustermessen, und also für den deutschen Aussenhandel, aufwenden will. Und es bedarf keines Hinweises, dass auch diese 20 Millionen, in fremde Währung umgerechnet, sehr stark zusammengeschmolzen wären, und dass mit ihnen noch immer nicht diejenige grosszügige Werbearbeit möglich gewesen wäre, die im Interesse der deutschen Wirtschaft liegt. Der Reichstag hat die vom Messamt geforderte Summe auf 12 Millionen herabgesetzt, die 12 Millionen, die die Leipziger Messe für 1921 erhält, verringern natürlich die Werbemöglichkeiten. Immerhin darf man auf den Erfolg hinweisen, den das Leipziger Messamt auch mit bescheidenen Mitteln bei seiner Auslandspropaganda gehabt hat. Die Beteiligung des Auslands an den Leipziger Mustermessen ist von einigen tausend auf über 25000 gestiegen.

Zum Teil ist natürlich diese riesige Beteiligung des Auslands an der Messe auf deren Wachstum zurückzuführen. Man muss sich vorstellen, was die Leipziger Messe mit ihren etwas über 4000 Ausstellern zur letzten Vorkriegsmesse gegenüber der heutigen bedeutet. Die Zahl der Aussteller ist auf 15000 angewachsen, und aus der Mustermesse der Fertigwaren ist die stolze Dreiheit der Allgemeinen Mustermesse, der Technischen Messe und der Baumesse geworden. Neue Messhäuser sind entstanden, nationale Messhäuser sind geschaffen worden, der Ausstellungsraum sich hat vervielfacht, und aus dem Städtischen Ausstellungsgelände am Völkerschlachtdenkmal ist ein gänzlich neues Messviertel geworden, das die Hauptteile der Technischen und Baumesse umfasst.

Am 28. August findet die diesjährige Herbst-Mustermesse statt. Mann kann sie die Reparationsmesse nennen; sie ist die erste nach Annahme der Reparationsbedingungen, und sie wird einen Schluss darüber zulassen, inwieweit uns durch Betätigung unseres Aussenhandels eine Abtragung der übernommenen Lasten möglich ist. Soweit sich bis jetzt übersehen lässt, wird auch die kommende Messe unter ausserordentlich starker Beteiligung seitens des In- und Auslandes stattfinden. Es steht zu erwarten, dass auch sie ein Markstein auf dem Wege sein wird, der zur Wiederherstellung unseres Aussenhandels führt.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Die Auskunftstelle über Sommerfrischen, Badeorte usw., die das Verkehrsamt der Stadt Köln eingerichtet hat, wird vom Publikum lebhaft in Anspruch genommen. Schon in der ersten Zeit ihrer Tätigkeit erteilte sie täglich etwa 200 Auskünfte. Ein Bedürfnis ist besonders hervorgetreten: der Wunsch des erholungssuchenden Publikums, eine Stelle zu haben, die ihm zu bestimmter Zeit in bestimmten Badeorten sicher Unterkunft besorgt. Diese Stelle will das Verkehrsamt für die Stadt Köln und ihre Umgebung schaffen. Die örtlichen Stellen, die auf telegraphische Anfragen der Auskunftstelle unter Benutzung des Codes des Internationalen Hotelbesitzervereins telegraphisch zu antworten bereit sind, ob zur gegebenen Zeit oder wenn später in bestimmten Hotels oder bei Privaten Zimmer in der passenden Preislage zu haben sind, werden gebeten, sich mit dem städtischen Verkehrsamt, Köln, Rheingasse 6, in Verbindung zu setzen. Besonders wichtig wäre es, daß diese Stellen, örtliche Hotelbesitzervereinigungen, Badeverwaltungen, Verkehrsvereine usw. die in der Lage sind, die Angaben zu machen, dem Städtischen Verkehrsamt ihre Telegrammadresse mitteilten. Auch laufende Mitteilungen über freie Zimmer ohne vorherige Anfrage würden bei der starken Inanspruchnahme der Auskunftstelle zweifellos Erfolg haben. Die Hotels würden auf diese Weise gut in der Lage sein, das oft beobachtete jähe Abbrechen der Hochkonjunktur zu vermeiden und, wenn plötzlich die Gäste ausbleiben, sich solche zuzuführen. Der Erholungssuchende, der, durch viele erfolglose Bemühungen entmutigt, vielleicht schon daran dachte, seine Reise aufzugeben, würde von der Möglichkeit der Unterkunft in vollkommener Weise unterrichtet. Städtisches Verkehrsamt, Dr. Wagner.

Caritaslehrgang in Freiburg i. Br.

Vom 17. August bis 16. September 1921 findet in Freiburg i. Br. in den Räumen der Universität ein vom Deutschen Caritasverband veranstalteter allgemeiner Caritaslehrgang statt. Das Programm ist folgendes:

Erste Woche. Mittwoch, 17. August: Prälat Werthmann und sein Werk: Der Deutsche Caritasverband (Direktor Klieber). Die Träger der freien Liebestätigkeit (Generalsekretär Joerger). Caritas und Sozialpolitik (Bibliothekar Auer). Organisationsformen der Caritas (Joerger). Caritas und öffentliche Wohlfahrtspflege (Generalsekretär Beeking). — Donnerstag, 18. August: Säuglingsfürsorge (Schwester Maria Reuß). Kleinkinderfürsorge (Frl. Alexe Hegemann). Schulkinderfürsorge (Caritasdirektor Eckert). Vormundschaftswesen (Beeking). — Freitag, 19. August: Das neue Jugendwohlfahrtsgesetz (Beeking). Caritative Jugendfürsorge (Ders.). Mädchenschutz, Bahnhofmission und caritative Stellenvermittlung (Hofkaplan Helm). Die geschlossene und offene Krankenfürsorge (Generalsekretär P. Fischer). — Samstag 20. August: Die Fürsorge für geistig oder körperlich Gebrechliche (P. Fischer). Landkrankenpflege (Direktor Dr. Lausen, Arenberg). Caritas und Alkoholismus (Generalsekretär B. Wiesen).

Zweite Woche: Montag, 22. August: Das Liebesgebot Jesu (Univ.-Prof. Dr. Krebs). Mitarbeit an der Behebung der Wohnungsnot (Frl. Agnes Bisinger). Trinkerfürsorge (P. Wiesen). Fürsorge für Strafgefangene (Gefängnispfarrer Merta). — Dienstag, 23. August: Der Elisabethenverein und seine Arbeit (Frl. Mathilde Otto). Der Vinzenzverein und seine Arbeit (Auer). Kriegsbeschädigtenfürsorge (Generalsekretär Schmid). Kriegerhinterbliebenenfürsorge (Ders.) — Mittwoch, 24. Aug.: Umfang und Eigenart der Caritasarbeit auf dem Lande (Pfarrer Dieing, Lauterbach, Württbg.). Caritashilfe in der Seelsorge (P. Wiesen). Die Caritasarbeit in meiner ländlichen Pfarrei (Dieing). Die wichtigste Caritasliteratur (Auer). — Donnerstag, 25. August: Wanderarmenfürsorge (Klieber). Auswandererfürsorge (Generalsekretär P. Timpe). Fürsorge für die deutschen Katholiken im Auslande (Ders.). Sozialversicherung (Direktor Dürr). — Freitag, 26. August: Caritative Orden und Genossenschaften (P. Wiesen). Pflege der Caritasgesinnung (Auer). Schlußwort (Klieber).

Dritte Woche: Fällt aus wegen des Katholikentages in Frankfurt a. M.

Vierte Woche: Sonderkurs: Kinder- und Jugendfürsorge. Dienstag, 6. Sept.: Jugendpflege, Jugendbewegung, Jugendfürsorge (Beeking). Das Kind und der Jugendliche im Recht (Constantin Noppel, S. J., München). Das neue Reichsjugendwohlfahrtsgesetz (Domkapitular Msgr. Dr. Müller, München). Quellen der Jugendverwahrlosung (Beeking). — Mittwoch, 7. Sept.: Kleinkinderfürsorge (Hegemann). Die religiöse Erziehung des Kindes (Dies.). Die praktische Verwaltung der Vormundschaft (Frau Agnes Neuhaus, Dortmund). Die Vormundschaftsgesetzgebung (Stadtvikar Riekes, Dortmund). — Donnerstag, 8. Sept.: Schulkinderfürsorge (Hegemann). Aus der Praxis der weiblichen Jugendfürsorge (Neuhaus). Jugendpflege und Caritas (Beeking). Unsere Arbeit in der Jugendgerichtshilfe (Riekes). — Freitag, 9. Sept.: Die Organisationen der Kinderfürsorge (Hegemann). Psychopathenfürsorge (Direktor Schulte-Pelkum, Essen). Sozial-caritative Jugendheime (Noppel). Anstaltserziehung für verwahrloste Jugendliche (Müller). — Samstag, 10. Sept.: Organisationen der Jugendfürsorge (Beeking). Wichtige Literatur der Jugendfürsorge (Noppel). Zeitaufgaben der kath. Jugendwohlfahrtsarbeit (Beeking).

Fünfte Woche: Sonderkurs: Caritashilfe in der Seelsorge. Dienstag, 13. Sept.: Wesen und Aufgaben der Caritashilfe (P. Wiesen). Religiöse Grundlagen des Laienapostolates, 1. Teil (Krebs). Soziale Schulung und Caritashilfe 1. Teil (Frau Direktorin Hübinger). Organe der Caritashilfe (P. Wiesen). — Mittwoch, 14. Sept.: Religiöse Grundlagen des Laienapostolates, 2. Teil (Krebs). Soziale Schulung und Caritashilfe, 2. Teil (Hübinger). Aeußere Hilfsmittel der Seelsorge (Stadtpfarrer Kistner). Seelsorgehilfe und Caritasarbeit (Otto). — Donnerstag, 15. Sept.: Das kirchliche Eherecht unter dem Gesichtspunkt der Caritashilfe (Domkapitular Geistl. Rat Dr. Rösch). Vereinsleitung und Seelsorgehilfe (Bissinger). Behandlung eigentlicher Seelsorgefälle, 1. und 2. Teil (Otto). — Freitag, 16. Sept.: Die Erziehung zum Apostolat (Frl. Gisela Vogelmann). Caritashilfe und Persönlichkeit (Stadtrat Dr. Franz, Würzburg). Das Laienapostolat und katholische Zeitaufgaben (Bischof Dr. Waitz, Feldkirch-Vorarlberg).

Meldungen und Anfragen sind möglichst umgehend an die Zentrale des Deutschen Caritasverbandes, Freiburg i. Br., Belfortstr. 18/20, zu richten. Teilnehmerbeitrag für den ersten Kurs 50.— M, für die beiden folgenden Lehrgänge je 30.— M. Teilnehmer an sämtlichen drei Kursen bezahlen 80.— M. Für Studierende und Ordensleute halbe Preise. Bei frühzeitiger Anmeldung bis spätestens 10. August wird preiswerte Wohnung und Verpflegung vermittelt.

Nachruf:

Nach Gottes Ratschluss entschlief am 11. Juli sanft nach einem arbeitssamen, christlichen Leben, nach mehrjähriger Krankheit und vorbereitet durch die hl. Sterbesakramente 67 Jahre alt, mein treuer Gatte und unser herzensguter Vater

Ignaz Mehler

Tuchfabrik- und Schlossgutbesitzer.

Bei diesem Anlass ist uns aus seinen Freundes-, Bekannten- und Geschäftskreisen so viele wohltuende Teilnahme erwiesen worden, für die wir an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank aussprechen.

Wir bitten um ferneres Gebet für den teueren Verstorbenen.

HAUZENDORF-TIRSCHENREUTH Juli 1921.

In tiefster Trauer:

Gattin: **Katharina Mehler**, geb. Schopper
Kinder: **Johann** Cooperator,
Ludwig, Fabrikant und **Margarete**, geb. Puchner
Rosa,
Josef, Fabrikant und **Babette**, geb. Maurer,
Alois, Fabrikant und **Maria Schwank**,
Anton, Fabrikant,
Ignaz, Hotelbesitzer und **Viktoria**, geb. Jakob,
Alexander — Felix — Luitpold.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. [illegible] Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A.-G., sämtliche in München

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 32 München, 6. August 1921. XVIII. Jahrgang.

Politische Programme — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Das deutsche Parteiwesen seit der Revolution von 1918 hat mindestens schon zwei Phasen durchlaufen. Die erste stand im Zeichen der Neubildung von Parteien. Die alten Konservativen, National- und Linksliberalen verschwanden hinter Deutschnationalen, Deutscher Volkspartei und Demokraten. Auf der äußersten Linken spalteten sich die Kommunisten ab. Vielleicht hätte sich wirklich auf dem Boden des Reiches von Weimar eine neue ihm angepaßte Parteigruppierung festgesetzt, wäre nicht dem unheilvollen Putsch von Kapp und Lüttwitz der Funke zu neuen Unruhen entsprungen, deren letzter Ausläufer der scheußlich-groteske Hölz-Film war. Jetzt hieß es nur noch: Ordnung oder Chaos. Die Block- und Sammlungspolitik blühte. Sie war gut und notwendig, hat vielleicht allein Deutschland vor einer Diktatur der äußersten Rechten bewahrt. Mit dem Verblassen der bolschewistischen Gefahr muß diese Politik sich wandeln. Heute wird kaum jemand leugnen, daß das Gespenst einer deutschen oder norddeutschen Räterepublik uns etwas zu sehr und zu lange erschreckt hat. Namentlich der Glaube an einen baldigen Sieg des Bolschewismus nördlich vom Main hat eine tiefer begründete und aktivere Politik in Bayern hin und wieder geradezu gehemmt. Vielleicht unbewußt nahm man in der Erwartung, im Norden gehe es doch bald los und dann hätte man freie Hand, von Berlin soviel Unliebsames hin. Zwischen Main und Ostsee, Rhein und Oder ist indes noch nie eine revolutionäre Welle frei ausgeströmt. Weder Bauernkrieg noch Reformation, noch 1848. Stets schäumte die Flut zurück, richtete seitwärts einigen Schaden an, stand dann ab oder versumpfte.

Nun wird es seit einiger Zeit immer deutlicher, daß wir glücklicherweise die rein äußerliche Sammlungspolitik überwinden und in eine neue Phase des deutschen Parteilebens eingetreten sind. Sammeln will man zwar immer noch, aber nicht in einen Pferch, sondern hinter einer Fahne, einem Programm. Nicht nur die bekannten Parteien bauen mehr oder weniger heimlich neue Programme, sondern, was vielleicht wichtiger ist, politische Führer oder solche, die es werden wollen, treten mit solchen hervor. Der erste wohl, der es so machte, war Dr. Eduard Stadtler. Er hielt schon 1918 Vorträge, die dann in seinen Büchern „Die Weltkriegsrevolution“ und „Die Diktatur der sozialen Revolution“ (beide bei K. F. Koehler, Leipzig 1920) gesammelt erschienen. Wie bekannt, vertritt Stadtler eine Art von ständischem Staatsaufbau. Ende 1920 trat dann Stegerwald auf mit seinem berühmten Programm von Essen: Deutsch, christlich, demokratisch, sozial. Es ist an dieser Stelle mehrfach behandelt worden. Im Rahmen der Weltrundschau haben wir heute ein paar ganz neue Versuche zu besprechen, innerlich verwandte Kräfte unseres politischen Lebens stoßkräftig zusammenzuschließen. Nicht Taktiker und Praktiker, sondern Theoretiker machen diese Versuche. Wir halten gerade Theoretiker für sehr wertvolle Leute und bekennen uns zu dem Satz: Nichts ist so praktisch wie eine gute Theorie.

Seit einigen Wochen veröffentlicht Dr. Fritz Gerlich, Hauptschriftleiter der „Münchener Neuesten Nachrichten“, eine Aufsatzreihe „Der Weg in die Zukunft“. Er will dem Materialismus und Marxismus der Sozialdemokratie eine starke bürgerliche Front entgegenstellen. Gerlich ist ein Vorkämpfer der Bürgerratsbewegung. Was er aber als Weg in die Zukunft weist, ist nicht ein antimarxistischer Zusammenschluß bedrohter Interessen, sondern eine Gesinnungsgemeinschaft. Die christlich-demokratische Kulturidee soll verwirklicht werden mit einer großen Partei des christlich-demokratischen Fortschrittes. Was ist aber hier Demokratie?

„Demokratie ist die Verwirklichung jenes religiös-sittlichen Prinzips, daß jeder Mensch die ihm von Gott auferlegte sittliche Pflicht und deshalb auch das Recht hat, nach Maßgabe seiner geistigen und körperlichen Kräfte und Anlagen am Aufbau und der Leitung des Gemeinschaftslebens verantwortlich mitzuwirken, und zwar mit dem einen Ziel, daß in diesem Gemeinschaftsleben die sittlichen Gebote verwirklicht werden. Es ist also christlich-nationale Demokratie, nämlich freie Selbstbestimmung nach innen und außen gemäß dem gottgegebenen Sittengesetz.“

Gerlichs Demokratie setzt eine christliche Gesellschaft voraus, wie sie in England und Nordamerika immer bestanden hat. Es ist ein ganz anderer Begriff von Demokratie als der französisch und neudeutsch-liberale, dem der Mensch das Maß aller Dinge bildet. Manches in Gerlichs Gedanken erinnert an Hermann Hefeles „guelfisches“ demokratisches Ideal. Im katholischen Deutschland und in der Zentrumspartei ist diese Demokratie von jeher gegen den Liberalismus wie gegen die Staatsallmacht verteidigt worden.

Hinter der Fahne der herkömmlichen liberalen Demokratie will das vorwärtsstrebende Deutschland scharen Dr. Hugo Preuß, der Schöpfer des ersten Weimarer Verfassungsentwurfs. Er schreibt jetzt „Bergbriefe“ (der Titel ist J. J. Rousseau entlehnt) in die „Frankfurter Zeitung“. Was er gegen die rein äußerliche Sammelpolitik: hie Bürgertum, hie Proletariat! vorbringt, ist z. B. sehr beherzigenswert. Wir stimmen ihm auch zu, daß es besser gewesen wäre, wenn die bürgerlichen Demokraten nicht alle ernsthafte demokratische Opposition im Kaiserreich andern überlassen hätten — der Sozialdemokratie sagt Preuß. Warum vergißt er das Zentrum? Dessen Sieg im Kulturkampf hat die echte Demokratie in Deutschland für alle Zeiten gerettet. Und beim Zusammenbruch hat nicht die erst zu gründende Demokratische Partei, sondern das festgefügte Zentrum verhindert, daß der Sozialismus das Demokratische seines Programms vergaß und die Diktatur der Räte aufrichtete.

Das Widerspiel aller Demokratie zeigen die „Wege zur politischen Macht“, ein Buch des bekannten alldeutschen Publizisten Professor Dr. Hans Freiherr von Liebig (J. F. Lehmanns Verlag, München 1921). Es ist nicht so bedeutungsvoll um seiner selbst, als um des Echos willen, das es in der Deutschnationalen und in der Presse der Bayerischen Volkspartei gefunden hat. Daß ein alldeutscher Professor den reinen Machiavellismus vertritt, die Macht als Grundlage aller Politik bezeichnet, ist nichts Neues. Auch die folgenden Sätze sind höchstens bemerkenswert, weil sie besonders klar und scharf die Gedankengänge vieler Alldeutscher umschreiben:

„Die völkische Wiedergeburt geht entweder von völkisch Gesinnten aus oder sie kommt überhaupt nicht zustande. Der Kreis von Männern, aus dem allein Deutschlands Wiedergeburt hervorgehen kann, kann immer nur der völkisch gesinnte, alldeutsche sein. Völkisch gesinnt, alldeutsch sein heißt, dem Ziel, den deutschen Volkskörper seelisch und leiblich gesund zu erhalten, alle andern Ziele unterzuordnen (S. 22). Die Gegner jeder deutschen Wiedergeburt sind nun einmal Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie, oder, um uns ins Geistige zu begeben, Ultramontanismus oder Jesuitismus und Judentum (S. 15). Das Höchste, was uns politisch nottut, sind nicht die großen Grundgedanken und ewigen Wahrheiten des Christentums, sondern die Erkenntnis der großen Grundgedanken und ewigen Wesenheiten des deutschen Volkstums! Bekenntnis zu Volk und Rasse, nicht Bekenntnis zu irgendeiner Religion erhebt ein Volk zur Größe“ (S. 66).

Das Letzte ist ausdrückliche Polemik gegen Dr. v. Kahr (S. 49). Natürlich ist es auch rein macchiavellistisch, wenn Liebig vorschlägt, die Deutschnationale Volkspartei solle für den Protestantismus das gleiche sein und tun, wie das Zentrum für den Katholizismus (S. 67). Uebrigens läßt der politische Chemiker selbst an den Deutschnationalen nicht gar viel Gutes, ebensowenig an dem deutschen Unternehmertum, das die Rechtsparteien stützt. Er sagt ihm bittere Wahrheiten — und in der Tat Wahrheiten — über mangelnde Förderung der wissenschaftlichen und politischen Intelligenz. Manches davon können sich auch die besitzenden Kreise unserer Richtung zu Herzen nehmen. Trotzdem, die betroffenen Deutschnationalen halten Liebig seine Strafpredigt zugut und bekennen sich offen zu seinem Grundgedanken reiner Macht- und Rassenpolitik. Oberst v. Xylander, der in der „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 300) das Buch an leitender Stelle empfiehlt, muß wissen, was man daraus schließt. Die „Bayerische Volkspartei-Korrespondenz" hat denn alsbald in einem längeren Aufsatz „Geistiger Bankerott" zu Liebigs Ansichten Stellung genommen. Bei einsichtigen Leuten bedurfte es keines Beweises, daß die Bayerische Volkspartei durch eine unausfüllbare Kluft von den Deutschnationalen und Alldeutschen getrennt ist. In weiteren Kreisen der Rechten, besonders in Norddeutschland, aber mußten gewisse Einbildungen zerstört werden. „Der Reichsbote" war erfreulicherweise schon am 23. Juli schwer enttäuscht (Bayern und das Problem Erzberger, Nr. 339). Aus einer Auslassung der BVC vom 7. Juli (vgl. „Allgemeine Rundschau, Nr. 29, S. 368) liest er Annäherung ans Reichszentrum. Der Einsender Alfred Müller (München) findet die Voraussage nicht ungerechtfertigt, „daß der wieder aufgeflammte nationale Gedanke in Bayern langsam zum Verebben gebracht und an seine Stelle der Gedanke der „Kulturmission" des politischen Katholizismus, wie man (wer? R.) das so schön nennt, gesetzt wird, wenn nicht die Größe kommender Drangsale dem nationalen Gedanken in Bayern neuen Impuls gibt". Kommende Drangsale — es geht uns eben noch nicht schlecht genug! Das ist ja die letzte Weisheit gewisser Gemütsmenschen auf der Rechten. — Was für Bundesgenossen Deutschnationale und Deutsche Volkspartei, in Bayern beide vereinigt zur Mittelpartei, bei der Kulturmission sind, erfuhren wir, als sie die Bayerische Volkspartei im Stich ließen bei der Landtagsabstimmung um die Schulaufsichtsverordnung des Ministeriums. Es war ein verfassungsrechtlicher Streit, in dem der Staatsgerichtshof das letzte Wort zu sprechen hat. Doch wurde er von den Demokraten aufs Gebiet der Kulturpolitik verschoben. Ihnen wie der Mittelpartei verschlug es nichts, mit dem volksparteilichen Kultusminister Dr. Matt ihren eigenen Parteiministern einen Mißerfolg zu verschaffen. Ja, der Parlamentarismus will gelernt sein!

Linksum! Das neue Programm der Mehrheitssozialisten. Längst schien das alte Erfurter Programm verbesserungsbedürftig. Der Parteitag, der kommenden September in Görlitz stattfindet, sollte eigentlich ein neues beraten. Ein Entwurf kam kürzlich in die sozialdemokratischen Blätter. Man bemerkt an ihm eine gewisse Abschwächung des Marxismus. Z. B. ist die Verelendungstheorie nur schwach angedeutet. Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist in Einzelforderungen zerlegt, die allerlei Ausnahmen zulassen. Politisch wird der deutsche Einheitsstaat verlangt. Am Kulturprogramm hat sich nichts geändert. — Im roten Heerlager war kein Mensch mit dem Entwurf zufrieden. Jetzt erfährt man, daß es gar nicht der richtige Programmentwurf sei. Der letzte Parteitag hatte verschiedene Ausschüsse beauftragt, die einzelnen Teile eines neuen Programms zu bearbeiten. Plötzlich erhielten sie den jetzt veröffentlichten Entwurf, um sich in drei Tagen dazu zu äußern. Sie lehnten es größtenteils ab, trotzdem aber erschien der Entwurf im „Vorwärts". Hohngelächter von allen Seiten. Die Sozialdemokratie wird Mühe haben, diese Blamage zu verhüllen. Ihren Mitgliedern kann sie allerdings einiges zumuten.

Offenbart das sozialdemokratische Beispiel die Tragik aller politischen Programme, die in Ausschüssen geboren werden und eine mittlere Linie suchen, so ist das Programm der Bayerischen Königspartei, das ebenfalls unlängst erschien („Bayer. Königsbote", Nr. 30) ganz aus einem Guß. Es dürfte gleich den weiter oben behandelten Systemen das Werk eines persönlichen Schöpfers sein. Aus jedem Satz hört man den Grafen Karl v. Bothmer. Grundgedanke ist der Föderalismus. Ein Bundesreich aus souveränen Einzelstaaten. Die Weimarer Verfassung wird glatt abgelehnt:

„Wenn die Revolution die Versailler Verträge aufgehoben hat, dann wurden damit die rechtlichen Verpflichtungen des bayerischen Staates gegenüber dem Reich gelöst und das bayerische Volk hat durch eigene Abstimmung die eigene Staatsform wie das Maß der Abtretung eigener Hoheitsrechte an eine gemeinsame Reichsgewalt als einziger Träger seiner Staatshoheit festzusetzen."

Diese Theorie ist in Bayern tatsächlich weit verbreitet. Schade für den Föderalismus, daß eine entsprechende Anschauung fast nirgends im Reich vertreten wird, es sei denn von den Altpreußen, von denen Bayerns Föderalisten sonst nicht viel wissen wollen. Jenes preußische Staatsbewußtsein aber kennt nur eine Vormacht Preußen, ein Preußen-Deutschland, keinen Bund wie vor 1866. Tragisch wäre es, wenn Bayern dem Altpreußentum in die Hände arbeitete. Graf Bothmer tut es so leicht nicht. Ihm wurden ja ganz andere Dinge vorgeworfen, bis ein Verfahren auf Hochverrat daraus entstand, das jedoch eingestellt wurde. Bothmer und seine Königspartei ziehen jetzt offensichtlich Nutzen aus den Fehlern, denen die bayerische Einwohnerwehr zum Opfer fiel (vgl. Nr. 24, S. 294). Fast sieht es aus, als entwickelte sich hier eine nicht zu unterschätzende Opposition gleichermaßen gegen den Reichskurs wie gegen die bayerische Koalitionsregierung.

* * *

Die auswärtige Politik stand während der ganzen Woche im Zeichen unverminderter Spannung zwischen England und Frankreich wegen Oberschlesiens. London war vom baldigen Zusammentritt des Obersten Rates nicht abzubringen. Mit Mühe gelang es Briand die Termine etwas hinauszuschieben. Man sprach vom 4., dann vom 8. August. Zwischen diesen zwei Daten wird nun die Zusammenkunft zustandekommen und zwar in Paris. Dann wird über Oberschlesien endlich entschieden. Auch über die Verstärkungen der Besatzung haben sich die Mächte geeinigt. Deutschland wird von der Entente gemeinsam aufgefordert, den Durchzug zu gestatten und zu erleichtern. Ob die Truppen abfahren, beschließt der Oberste Rat. Alles spricht dafür, daß dieser „gemeinsame Schritt" der Verbündeten ein Zugeständnis der Briten an Frankreich bildet, das einen Beweis von der Einigkeit der Entente Deutschland gegenüber geführt sehen wollte. Denn daß diese Einigkeit stark abgenutzt ist, haben die letzten Verhandlungen über den Kanal herüber und hinüber genügend erhellt. Bei England hat es den größten Anstoß erregt, daß Frankreich Truppen senden wollte, ohne seine Verbündeten zu fragen. Die englische Note vom 28. Juli nennt dies das erste Anzeichen eines Auseinandergehens der politischen Zusammenarbeit. Sie erinnert recht unzart daran, daß Millerand seinerzeit nach der eigenmächtigen französischen Besetzung von Frankfurt endgültig zusicherte, Frankreich würde keine selbständigen Maßregeln ergreifen, wo gemeinsame Belange der Verbündeten in Frage kämen. Daß es England gerade hierbei voller Ernst ist, legt eine Andeutung des „Manchester Guardian" nahe. Dort wird vermutet, Frankreich sammle in Oberschlesien Truppen an nicht so sehr wider Deutschland, als in Erwartung des nahen Zusammenbruchs von Räterußland. Denn in Rußland hat eine furchtbare Hungersnot die Herrschaft der Moskauer Tyrannen so stark erschüttert, daß mit einem Umsturz fast täglich zu rechnen ist. Hierbei möchte Frankreich in der Nähe sein. Von Oberschlesien kann es mit Kerntruppen das polnische Heer durchsetzen und es unter französischen Führern in Rußland einrücken lassen. Daß England nicht entzückt ist, wenn Frankreich auch noch Osteuropa beherrscht, wird jeder begreifen. Beschränkt doch der französische Imperialismus seine Tätigkeit längst nicht mehr auf Mitteleuropa. Spanien bekam ihn zu fühlen in Marokko. Dort konnte nur durch Zufuhr französischer Waffen der Aufstand der Eingeborenen den Spaniern eine empfindliche Niederlage beibringen. Auch in Kleinasien unterstützen die Franzosen fast ganz offen Kemal Pascha. Nachrichten über türkische Erfolge kommen stets aus Paris. Der Vormarsch der Griechen ist einstweilen zum Stillstand gekommen, ob durch festeren Widerstand der Türken oder durch notwendigen Ausbau der griechischen Etappen, ist von hier aus nicht zu beurteilen. Kemal Pascha versucht natürlich alles. Er erließ einen Aufruf an sein Volk zur Verteidigung des Heimatbodens. — Wir Deutschen können dem Kampf des britischen und des gallischen Weltmachtstrebens eine Weile zusehen. Später werden wir uns zwischen beiden oder noch anderen neu auftretenden Weltmächten zu entscheiden haben. Denn mit unserem eigenen Imperialismus ist es auf lange Zeit oder für immer vorbei.

Karl Trimborn.

Gestorben 25. Juli 1921.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Beyerle, M. d. R.

Mit Blättern am Baume vergleicht der alte Homer das Kommen und Gehen der Menschen. Sterben ist unser Los, Christus unsere Hoffnung. In unseren Tagen, wo Schnitter Tod Hunderttausende in des Lebens Frühling hingemäht, horchen wir beim Ende eines Betagten nur auf, wenn er uns Großes verkörpert hat. Der unerwartete Tod von Karl Trimborn zwingt uns zum Aufhorchen; er nötigt uns Achtung und dankbares Erinnern ab, wir falten die Hände zum Gebet.

Als das Zentrum nach der Revolution seine Scharen um die altbewährte Fahne sammelte und die Männer seines Vertrauens nach Weimar entsandte, da war es kein Geheimnis, daß an erprobten Führern in der Partei kein Ueberfluß war. Und nun sind schon wieder in kurzer Zeitfolge drei von ihnen zur ewigen Heimat eingegangen. Es lebt niemand im politisch reifen Deutschland, der sich nicht zu Ehren von Gröber, Hitze, Trimborn innerlich bewegt erheben würde. Die Traditionen einer großen Zeit des machtvoll organisierten katholischen, deutschen Volkes sind mit diesen Namen für immer verbunden. Gottes Führung wird der guten Sache neue Männer schenken; noch unlängst hat mir gegenüber diesen Gedanken Georg Heim ausgesprochen, ein süddeutscher Führer von rauher Außenseite und einem kindlich frommen Gemüt.

In schwerer Zeit war Trimborn an die Spitze des Zentrums gestellt worden. Im Dienste der Ideale, welche das Zentrumsprogramm ausmachen, hat er sein Leben vollendet. Mitten aus vollstem Wirken ist er fast unbemerkt von uns gegangen. Manchmal mochte es scheinen, als ob die politischen Sorgen, die ihm anvertraut waren, über seine Kraft gingen. Er war in den letzten Jahren ernst im Wort und kurz im Verkehr geworden. Wir Jüngeren haben nur noch selten seinen vielgerühmten Humor aufblitzen sehen. Obwohl ein schweres körperliches Leiden ihm am Marke fraß, tat er seinen Dienst bis an den Rand des Könnens. Als Bekenner und Kämpfer ist er von uns geschieden. Er hat sich die ewige Ruhe verdient, der auf dieser Erde sich in Unrast verzehrte.

Die kurzen biographischen Notizen, die Trimborn zum offiziellen Reichstagshandbuch beigesteuert hat, spiegeln die schlichte Bescheidenheit seines Wesens wieder, die den Lohn ihres Wirkens in sich und bei Gott weiß und keinerlei Reklame bedarf. Seines Wertes und Wirkens wohl bewußt, verschmähte er in christlicher Demut allen äußeren Glanz. Als nimmermüder Arbeiter im Weinberge Gottes ging er seinen Weg. Nicht Emporragen und Herrschen, sondern Dienen und Führen waren seine Ziele.

Aus altrheinländischer Familie ist Karl Trimborn entsprungen. Zu Köln am 2. Dezember 1854 geboren, nahm ihn einst die rheinische Welt auf, der er zeitlebens mit ganzer Seele angehörte. Seine Art verkörperte die besten Eigenschaften des rheinfränkischen Stammes: den religiösen Sinn, den beweglichen Geist, das deutsche Herz, den sonnigen Humor.

Seine äußere Laufbahn verlief zunächst im Gleis des praktischen Juristen. Der Absolvent des Kölner Apostelgymnasiums wurde an der berühmten Leipziger Juristenfakultät zum Rechtsbeflissenen. Von Leipzig führten ihn seine studentischen Lehrjahre nach München und dann nach Straßburg. Er wollte süddeutsche Art kennen lernen und im wiedergewonnenen Straßburg als wissensdurstiger junger Patriot zum Aufbau des deutschen Wesens in der Stadt Erwins von Steinbach beitragen. Als Student war er kein Eingänger. Auch ihm wurde die katholische Korporation zur Schule fürs praktische Leben, lehrte ihn die soziale Einfügung in einen von hehren Idealen getragenen Kreis Gleichgesinnter, machte ihn zum Mitglied des großen Kartellverbandes der Studentenvereine, dem er allezeit die Treue hielt. H. v. Grauert wies noch in diesen Tagen in seinen Erinnerungsworten, die er Trimborn in der Münchener Mittwochsgesellschaft der Bayerischen Volkspartei widmete, mit besonderem Nachdruck auf die stets warm gehaltenen Beziehungen hin, welche Trimborn mit dem Münchener Studentenverein Ottonia verbanden. Dies festzustellen, ist in den heutigen Zeitläufen nicht ohne Belang. Die Examina hat der fleißige Student zeitig und gut abgelegt. Seit 1882 war er Rechtsanwalt in Köln, ein vielbegehrter, kluger Berater für alle Rechtsuchenden hohen und niederen Standes.

Katholisch sein und sozial denken und wirken, ist eins. Diese alte Wahrheit bewährte sich an Trimborn. In praktischer Nächstenliebe sich zu erproben, dazu boten Beruf und karitatives Wirken in der rheinischen Großstadt dem jungen Advokaten reichlich Gelegenheit. Die Fragen des Mittelstandes, insbesondere des christlichen Handwerks wurden ihm an der Arbeitsstätte Kolpings ebenso vertraut, wie die Sorge und das Wohl der christlichen Arbeiterbevölkerung. Schüler und Freund des ihm in die ewige Heimat vorausgegangenen Prälaten Hitze, schuf sich Trimborn erst im stillen, dann in der großen Oeffentlichkeit das Anrecht, unter den christlichen Sozialpolitikern Deutschlands an hervorragender Stelle genannt zu werden. Vinzenzverein, katholische Gesellen- und Arbeitervereine kannten ihn längst als den Ihrigen, ehe die große Oeffentlichkeit von Trimborn etwas wußte. Der Wirkung des Zusammengehörigkeitsgefühls und berechtigten Selbstbewußtseins im katholischen Volke diente die Gründung des Volksvereins für das katholische Deutschland, Windhorsts und Brandts unvergängliches Vermächtnis. Seit seiner Gründung im Jahre 1890 war Trimborn sein zweiter, seit 1915 sein erster Vorsitzender.

Seine eigentliche politische Schulung empfing Trimborn auf dem Kölner Rathaus. Wie so mancher verdiente Parlamentarier, hat auch er sein öffentliches Wirken im Stadtparlament begonnen. Das Stadtverordnetenmandat, das ihm seine Kölner Mitbürger 1882 übertrugen, hat er durch 30 Jahre treu und gewissenhaft ausgeübt. Hier konnte er ebenso an der Verwaltung der mächtig aufblühenden rheinischen Metropole seine politische Begabung reifen lassen und seinen Blick für die praktischen Probleme moderner Selbstverwaltung schulen, wie das Gebiet der sozialen Nöte und Kämpfe kennen lernen. Hier konnte er aber vor allem in seiner unbeugsamen Zähigkeit und Organisationskraft seine Kölner Glaubensgenossen um das Zentrumsbanner scharen, bis der Kölner Rathausliberalismus mit seiner Unduldsamkeit schachmatt gesetzt war und die Zentrumsfraktion im Stadtparlament ihre achtunggebietende Stellung errungen hatte.

Seine Kölner Lehrjahre, in denen sich Trimborn für den parlamentarischen Beruf vorbereitete, ließen ihn aber auch sein Organisationstalent über das Weichbild Kölns hinaus im Ausbau der rheinischen Zentrumspartei üben und auswirken. Seiner zähen Willenskraft, gepaart mit bezwingendem rheinischem Humor, fehlte es auch hier nicht an Erfolgen. Trimborn hat so nicht wenig zum mustergültigen, für die Katholiken des In- und Auslandes vorbildlichen Aufbau der Partei in ihren rheinländischen Stammsitzen beigetragen.

Es war darum nichts als eine ungesuchte aber wohlverdiente Anerkennung seines Wirkens, wenn ihn die rheinische Zentrumswählerschaft 1896 zugleich in den Reichstag und in den preußischen Landtag entsandte. Im Reichstag vertrat Trimborn zunächst seine Vaterstadt Köln, seit 1912 aber, nachdem er in Köln dem vereinigten Ansturm der Liberalen und Sozialdemokraten mit geringem Stimmenunterschied unterlag, den Wahlkreis Sieg-Waldbröhl. Für den preußischen Landtag blieb er bis zur Auflösung 1918 der Vertreter Kölns.

In die 25 Jahre seiner parlamentarischen Tätigkeit fallen die gewaltigen Ereignisse, deren Zeugen wir waren. Als Parlamentarier geleitete Trimborn das Vaterland durch die Zeiten des Glücks und verließ es nicht in den Tagen des Unglücks. Die Zukunft erst wird entscheiden können, wie groß seine Verdienste in beiden Zeitabschnitten zu werten sind. Heute schon gehört sein sozialpolitisches Wirken im Parlamente der Geschichte an. Im preußischen Landtag war Trimborn über 10 Jahre der gewandte und erfolgreiche Führer der wichtigen Kommission für Handel und Gewerbe. Im Reichstag war er neben Hitze der unermüdliche Vorkämpfer einer vom Geist christlicher Nächstenliebe getragenen Sozialgesetzgebung. Hitze selbst hat Trimborn das Zeugnis ausgestellt, daß er in unermüdlicher, selbstloser Arbeit, frei von jeder Einseitigkeit, nur dem gerechten Ausgleich der Interessen und Anschauungen dienend, eine führende Stellung in der Geschichte der deutschen Sozialpolitik eingenommen hat. Seit Prälat Hitze 1902 infolge einer Erkrankung sich Schonung auferlegen mußte, trat Trimborn in Kommissionen und im Plenum des Reichstags als der soziale Redner und Führer der Fraktion in den Vordergrund. Von Hitze stammen die Worte: „Wer die Sozialpolitik der letzten Jahrzehnte studieren will, wird nirgends so gründliche Orientierung finden, wie in den Reden Trimborns." Mit nie erlahmendem Eifer hat er sich allen Fragen des Arbeiterrechts, des Beamtenrechts, der Förderung von Handwerk und Mittelstand gewidmet. Ein Denkmal seines sozial empfindenden Herzens ist die Trimbornsche Klausel zum Zollgesetz von 1902, die vorsah, daß gewisse Zolleinnahmen des Reiches für die Ver-

sorgung von Witwen und Waisen des Arbeiterstandes vorzubehalten seien.

Zur großen Politik, über Fragen des Aeußeren und der Verfassung zu sprechen, dazu bot das alte Regime dem schlichten Abgeordneten wenig Gelegenheit. Hier hat erst der Krieg Wandel geschaffen. Er ließ die Machthaber alle Kräfte, auch die unbequemer Parlamentarier, schätzen. Es war für viele Gesinnungsgenossen wie die Verheißung neuer und gerechterer Behandlung des deutschen Katholizismus, als sie im Herbst 1914, da wir noch an den Sieg unserer guten Sache glaubten, die Nachricht vernahmen: Karl Trimborn, Generalreferent für das Unterrichtswesen im besetzten Belgien! Zuvor war er, schon seit August 1914, mit der Zivilverwaltung in Verviers betraut gewesen. Unter v. Sandt sah sich so Trimborn vor die große und überaus schwierige Aufgabe gestellt, an Stelle der geflüchteten belgischen Regierung gewissermaßen die Leitung des Ministeriums für Kunst und Wissenschaften in Brüssel zu übernehmen.

Mit Recht hebt die „Germania" in ihrem Nachruf hervor, daß das durch Trimborn auf diesem, im zweisprachigen und zweistämmigen Belgien allzeit heiß umstrittenen Verwaltungsgebiet Geschaffene zum Wichtigsten gehört, was überhaupt deutsche Hand in Belgien geschaffen hat. Es ist nicht überall genügend anerkannt worden, die politische Einstellung Trimborns zum belgischen Problem begegnete vielmehr hüben wie drüben d. h. bei Deutschen und Flamen — um die Verwirklichung alter Ziele der flämischen Bewegung handelte es sich dabei! — mancher Mißdeutung. Uebelwollende warfen ihm bewußte Lahmlegung der Flamenpolitik des Generalgouverneurs Frhrn. v. Bissing vor oder schoben gar seine Zurückhaltung auf vermeintlich undeutsche Einflüsse aus Trimborns eigenem Familienkreise. Aus eigenem Miterleben kann ich bezeugen, daß beide Unterstellungen haltlos sind. Richtig ist nur, daß sich Trimborn auch in Belgien als Politiker von Weitblick bewährte. Sein Verhalten war nichts weniger als undeutsch. Seine Intentionen waren lauter und edel. Ihn beseelten Wunsch und Hoffnung, seine Kenntnis des Landes und Volkstums im Dienste christlicher Schonung und Versöhnung des vom Kriegsausbruch schwer heimgesuchten Belgien zu verwerten. Gerechtigkeit und Mäßigung waren auch hier seine Leitsterne. Die Annexionisten haben darum in Trimborn immer instinktiv ihren Gegner gesehen. Die durch das Haager Landkriegsabkommen dem Besetzer gezogenen Rechtsschranken wünschte er getreulich innezuhalten. Für die tiefe Berechtigung der flämischen Bewegung war er keineswegs blind; seine Taten beweisen es. Er war zu jeder Förderung derselben bereit, soweit sie sich in jenem völkerrechtlichen Rahmen, wie er ihn erkannte, bewegte. Daher erfolgte unter seiner umsichtigen Leitung, der auf belgischer Seite die Mitarbeit des flämischfühlenden Generalsekretärs Koremans vom belgischen Unterrichtsministerium zur Seite trat, die Durchführung des unmittelbar vor Kriegsausbruch verabschiedeten belgischen Volksschulgesetzes, das in seinem Artikel 20 den Schulzwang und die Erteilung des Unterrichts in der Muttersprache der Kinder vorschrieb. Dagegen fand allerdings die Forderung des flämischen Aktivismus auf Teilung Belgiens in ein flämisches und in ein wallonisches Verwaltungsgebiet bei Trimborn nur bedingten Beifall. Nicht, als ob er in der Frage der Verwaltungstrennung die Gründe der Flamen mißbilligt, die Erreichung des Zieles ihnen mißgönnt hätte. Dazu wußte Trimborn zu gut, wie eng flämische und katholische Interessen in Belgien zusammengehen. Aber er meinte, daß die deutsche Besetzung damit ihre völkerrechtlichen Zuständigkeiten überschreite, und, was noch mehr besagte, er hielt die Zeit dazu für noch nicht gekommen. Der vorsichtig abwägende Politiker sah klarer als viele andere, daß Deutschlands Macht und Endsieg doch nicht so feststanden, wie wir damals so gern glaubten. Kurzum, er geriet in Gewissenskonflikte, denen er sich im August 1917 durch Niederlegung seines Kriegsamtes in Brüssel entzog. Doch blieb sein ungeteiltes Interesse auch fernerhin der Weiterentwicklung der deutsch-flämischen Politik erhalten.

Trimborn hat in der Hauptsache Recht behalten. Die Gewitter zogen sich unheilschwanger über Deutschland zusammen. Die schweren, innerpolitischen Erschütterungen, welche die Revolution ankündigten, fanden ihn in Berlin auf seinem Posten: im Reichstage. „Das wankende Kaiserreich versuchte in letzter Stunde nachzuholen, was lange Jahre in bezug auf die Beteiligung des Volkes an der Verantwortung für den Staat versäumt worden war. Mit der Reichskanzlerschaft des Prinzen Max von Baden kam über Nacht der demokratische deutsche Volksstaat, und neben dem altbewährten Gröber übernahm auch der rheinische Demokrat Trimborn das Amt eines Staatssekretärs, um durch Einsetzung seiner ganzen Kraft das Vaterland vor dem Letzten zu retten. Es war zu spät."

Trimborn sollte aber seine Laufbahn nicht als eine der letzten Exzellenzen des zusammenbrechenden Kaiserreiches beschließen. Die Revolution hat ihn und die Führung des Zentrums vor noch schwierigere, jedenfalls noch verantwortungsvollere Aufgaben gestellt. Mit den Worten Regierungskoalition, Verfassungsfrage, Versailles, Partei- und Fraktionsleitung sind sie angedeutet: jedes allein für sich eine Zentnerlast für einen Mann von der gottgefestigten Gewissenhaftigkeit und dem Pflichtgefühl Trimborns. An allen hat Trimborn tätigsten Anteil genommen, vielfach als Führer die Haltung des Zentrums maßgeblich beeinflußt und damit sein Handeln tief eingeschrieben in die jüngsten Annalen des republikanischen Deutschland. Noch ist die Zeit nicht gekommen, hier ein abschließendes Urteil zu fällen. Parteileidenschaften und tendenziöse Darstellungen lassen hier namentlich Fernerstehende noch nicht klar genug sehen. Soweit die Haltung des Reichstagszentrums umstritten ist, gilt dies naturgemäß auch vom Handeln Karl Trimborns in dieser letzten überbeschwerlichen Phase seines arbeitsreichen, mühebeladenen Lebens. Mag auch im Augenblick vor seinem offenen Grabe der Hader verstummen und die Makellosigkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters allgemeine Hochachtung abnötigen, so muß doch zugegeben werden, daß Werturteile über die Richtigkeit seiner letzten Handlungen und Ziele heute kaum von allen Seiten auch nur im eigenen katholischen Lager auf Zustimmung rechnen dürfen. Dennoch sollen hier wenigstens einige Bemerkungen Platz finden, damit diese kurze Würdigung eines reichen Lebensinhaltes nicht ohne Abschluß sei.

Nicht leichtsinnig oder gar ehrgeizig hat Trimborn mit seinen kampferprobten Freunde nach dem Steuer des Staatsschiffes in der Stunde der Gefahr gegriffen. Reinen Gewissens tat er seine Pflicht. Nichts hat er für sich erstrebt, auch seitdem wiederholt die Kanzlerschaft abgelehnt. Sein demokratischer Sinn wies ihm die Fahrtrichtung. Es mußte alles versucht werden, durch gespannte Aktivität dem christlichen und dem katholischen Teil der Nation sein Anrecht auf die Mitbestimmung der deutschen Geschicke zu sichern. Heute schon fühlen gar viele Nachläufer der oppositionellen Phrase die Unfruchtbarkeit ihrer Politik. Als parlamentarischer Führer ging Trimborn mitten im Reichstag seinen Gang und war bei allen wichtigen Entscheidungen mittätig dabei.

Vor allem in der Verfassungsfrage. An der Revolution war Trimborn ebenso unschuldig wie an der unverantwortlichen Haltung der Reichsleitung im Krieg und an der alles Maß übersteigenden Ausschöpfung unserer Kraft durch die intransigente Militärgewalt. Noch war Deutschland im Innern nicht verwüstet, Neuland lag vor dem Politiker. Für den katholischen Demokraten aus dem bedrohten Rheinland gab es keine höhere Pflicht, als die Einheit des Vaterlandes durch eine Verfassung zu retten, deren Grundpfeiler Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit sein sollten. Ohne die nachhaltige und geschickte Arbeit in Weimar, die Trimborn als Aktivum vor den Richterstuhl Gottes mitgebracht, sähe die Reichsverfassung in ihren Kapiteln über Religion und Schule anders aus. Je mehr zeitlichen Abstand wir gewinnen, umso größer wird diese Leistung dastehen, an der der Verewigte sein volles Anteil hat.

Umstritten ist Trimborns Haltung in den weltlichen Problemen des Verfassungsrechts. Und doch steht auch hier eines, das Wichtigste, fest: seine lautere deutsche Gesinnung. Trimborn war ein ganzer deutscher Mann, Liebe zu Volk und Vaterland waren ihm Lebenselement. Auf die gegnerischen Anwürfe, die ihm auch hierin nicht erspart blieben, konnte er sich die Erwiderung schenken. Aber vor seinem Geiste sollte aus den Trümmern des Zusammenbruchs und der Revolution ein freieres, einigeres Deutschland hochsteigen. Trimborn war zum warmen Anhänger der Volksstaatsidee geworden. Er hatte Vertrauen genug zum Lenker der Völkergeschicke, daß das deutsche Vaterland, seiner Fürsten beraubt, in pflichtbewußten Vertrauensträgern der Nation die Männer finden werde, deren es zum Wiederaufstieg bedarf. Zu gut kannte er die Mängel des alten Systems, um wegen seines Zusammenbruchs an Deutschlands Zukunft zu verzweifeln. Deutschland war ihm nicht Preußen und Preußen nicht Deutschland. Was preußische Machtpolitik im katholischen Rheinland und anderswo in hundert Jahren nicht fertig brachte, war ihm klar bewußt. Im heiligen Köln aufgewachsen, wo die Kirchenbauten des Mittelalters und jedes Blatt einer reichen Geschichte den Ruhm des alten Deutschen

Reiches und die hohe Kultur der Rheinfranken künden, stand er nach dem Zusammenbruch des Bismarckschen Reiches dem Staatsproblem freier gegenüber. Er wußte, wie schwer die preußische Machtpolitik seit 1848 gerade die besten Patrioten aus dem katholischen Lager enttäuscht hat. Er fühlte sich mit den alten Vorkämpfern für Wahrheit, Freiheit und Recht geistig eins.

Die ernste vaterländische Sorge um das Schicksal der gesegneten Rheinlande waren für Trimborns Stellung zum Verfassungsproblem weithin bestimmend. Um die Rheinprovinz dem Reiche zu erhalten, hielt er ihre Loslösung von Preußen, zum mindesten aber die weitestgehende Autonomie der Provinzen in Fragen der Kulturpolitik, für geboten. Darum war Trimborn einer der konsequentesten Vorkämpfer des Gedankens einer inneren Neugliederung des Reiches. An den schwierigen Beratungen und am endlichen Zustandekommen des bekannten Artikels 18 der Reichsverfassung nahm er den regsten Anteil.

Der Vorwurf, daß er das Zentrum zum Verlassen seiner alten föderalistischen Ziele bewegt, es der Gefolgschaft des übertrieben unitaristischen Erzberger überlassen habe, schmerzte ihn tief. Denn er meinte, gleich Gröber und anderen, dem Unitarismus nicht weiter entgegenzukommen als die Notlage des Reiches und das Lebensinteresse seiner rheinischen Heimat es zu fordern schienen. Er war, wenn man das so nennen will, Unitarist, soweit ihm das Reichsinteresse, die christlichen Kulturbelange und der Wunsch der Rheinländer ein verstärktes Reich und eine Lösung der preußischen Frage zu fordern schienen. Er war aber auch Föderalist in seinem Sinne, soweit nur in der Freiheit der Glieder das Ganze gedeihen kann. Die Staatlichkeit der Länder, wo er sie, wie in der rheinischen Frage, als Machtmißbrauch empfand, hatte er allerdings preisgegeben. Darum geriet er in einen bis zum Ende unheilbaren Gegensatz zur Fraktion der Bayerischen Volkspartei, der nur mit einem klaren Bekenntnis zum staatlichen Föderalismus gedient war und die sich mit irgendwelchen Formen eines dezentralisierten Einheitsstaates nimmermehr zufrieden geben konnte. Er empfand den Riß zwischen Zentrum und Bayerischer Volkspartei als eine beklagenswerte Schwächung der großen christlichen Volkspartei im Reichstag. Er achtete aber den überwiegenden Mehrheitswillen der bayerischen Gesinnungsgenossen hoch und lehnte es grundsätzlich ab, mittels Einzelgruppen, die sich aus Bayern zur Gründung eines bayerischen Zentrumsflügels erboten, einen Einbruch in das Parteigefüge der bayerischen Schwesterpartei vorzunehmen.

Es schien geboten, gerade diese Seiten an Trimborns politischem Porträt etwas ausführlicher in einem von München ausgehenden Nachruf festzuhalten. Ueber vieles andere, so groß und schwerlastend es an sich und für die Lebensbürde des Verewigten gewesen sein mag, kann hier kurz hinweggegangen werden. Seit Januar 1920, wo der erste Reichsparteitag des Zentrums für Trimborn die Krönung langjähriger Organisationsarbeit brachte, bekleidete er nach Gröbers Tode die Stelle des ersten Vorsitzenden der deutschen Zentrumspartei. Der weitere Ausbau der Partei und die zeitgemäße Umgestaltung und Vertiefung das Parteiprogramms beschäftigten ihn auch seitdem unablässig. Ueber allem stand aber die verantwortungsvollste Seite seines großen Pflichtenkreises, die Vertretung der großen Zentrumspartei im Plenum und im Aeltestenausschuß des Reichstags. Die Zukunft wird lehren, ob er objektiv recht oder falsch geraten hat, wenn er die Annahme des Friedens von Versailles und des Finanzultimatums seiner Fraktion empfahl. Daß er subjektiv von den lautersten und selbstlosesten Erwägungen getragen war, wird ihm niemand bestreiten, der ihn kannte. Wenn ihm die Aufgabe zufiel, namens der Koalitionsparteien im Reichstag in Augenblicken politischer Hochspannung eine Erklärung abzugeben, so bewies die bewegte Stimme des ernsten Patrioten, daß auch er mit der Unterwerfung unter feindliches Diktat nur das Beste seines Volkes im Auge hatte. Seine Seele bäumte sich dabei auch gegen das Unrecht, das uns geschah. Den Glauben an Deutschlands Beruf und Gottes Vorsehung hat er dabei keinen Augenblick verloren. In der Leitung der Partei und Fraktion aber ging ihm die Einigkeit über alles. Es war kein geringes Werk, in den schweren Krisen innerhalb der Partei und unter einem Teil ihrer traditionellen Anhängerschaft mit sicherem Kurs durch die Fährlichkeiten hindurchzusteuern.

Nun ist er von uns gegangen. Ein trefflicher Charakter, ein gläubiger Sohn seiner Kirche, ein lauterer Vorkämpfer christlicher Ideale im öffentlichen Leben, ein echtes Kind seiner rheinischen Erde, ein ganzer deutscher Mann und ein liebeglühendes Herz für alle Nöte seines Volkstums, das ist mit ihm aus dieser Zeitlichkeit abgerufen.

Neue außenpolitische Streiflichter.

Von Albert Dettling, Jena.

Da Deutschland in seiner bedenklich hilflosen Lage vorläufig weiter nichts bedeutet als der Spielball der außenpolitischen Strömungen einiger unter sich selbst wieder rivalisierenden Großmächte, so ist es natürlich von einiger Wichtigkeit, die Stärke und Richtung dieser Strömungen zu beobachten. Mit der Ruhe eines Briten und der Zähigkeit eines Schotten. So ein Beobachten von einer höheren Warte ohne Parteizinne ist nicht ohne Reiz. Es sind immer dieselben Kräfte, die in bunter Mannigfaltigkeit ihr Spiel treiben, solange es eine Geschichte gibt: Furcht, Mißtrauen, Selbstsucht, Habsucht, Eitelkeit und zwischenherein irgend ein lächerlicher Zufall. Nur der von je kräftigste Motor des Menschen- und Weltherzens scheint ausgeschaltet zu sein: die Liebe.

Aus England lassen sich zwar hin und wieder Stimmen vernehmen, die deutschen Ohren aus dem Chor der Mißtöne wie Himmelsharmonie klingen. Auf der Jahresversammlung der vom bekannten Parlamentarier Lord Robert Cecil geleiteten League of Nations Union, wurde eine Entschließung für die sofortige Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund mit großer Mehrheit befürwortet. Ah, ganz neu, den Sünder, den man bisher wie einen Aussätzigen in den Absperrungsraum stieß, jetzt auf einmal an den Tisch zu laden. Und wirklich nicht ohne Bedeutung, denn einige Hundert Parlamentarier, darunter die führenden Staatsmänner der jetzigen Regierung, gehören dieser Liga an.

Anders dagegen die Haltung jener französischen Deputierten, die der internationalen Parlamentskonferenz in Stockholm fernbleiben, da nationalistische Eitelkeit den Pesthauch der „Boches" nicht verträgt. Wie kleinlich, wie gehässig und ach, wie rührend! Déroulède, wie er im Buche steht oder leider jetzt im Grabe liegt, denn er hat sehr oft zur Erheiterung seiner Zeitgenossen beigetragen. — Die englische Völkerbundsliga wird nun alles tun, um ihrer Entschließung praktische Geltung zu verschaffen. Wenn die Briten sich einer Sache politisch widmen, so wissen sie genau warum, und sie lassen es an großzügiger Reklame nicht fehlen. Und was die Reklame und Massenbearbeitung betrifft, so machen sie es nicht wie die Deutschen, bei denen langweilige Professoren zuerst dickleibige Bücher mit historischen Rückblicken schreiben, die niemand liest. Sie wenden sich in solchen Fällen an die Presse und an den Hydepark in London. Im Hydepark (= Tiergarten in Berlin oder Boulogner Wäldchen in Paris), der Lunge der 8 Millionenstadt, werden sie also Dutzende von Tribünen errichten, von denen Redner aus verschiedenen Ländern vor Hunderttausenden ihre Lunge und ihren Dialekt erproben und haarscharf beweisen, es wäre von einiger Dringlichkeit, daß Deutschland dem Völkerbunde jetzt angehöre. Nur möge sich der gute, deutsche Michel beileibe nicht einbilden, daß die Werbung seiner blauen Augen willen geschähe. Seitdem Harvey, der Botschafter der Vereinigten Staaten an der Themse, in öffentlicher Rede erklärt hat, daß die Regierung in Washington mit dem sogenannten Völkerbund nichts zu tun haben wolle, ringt die Genfer Bürokratengeburt um den Lebensatem, nachdem früher schon durch die bekannte Haltung Argentiniens leichte Beschwerden eingetreten waren. Klingt der Name „Völkerbund", der die zivilisierte Welt umfassen soll, nicht wie Hohn, wenn ihm so geräumige und an Einfluß auf das Planetenschicksal so gewaltige Gebiete wie die Vereinigten Staaten, Rußland und Deutschland fernstehen? Und ist es nicht klar, daß er in seiner jetzigen Verfassung nichts anderes darstellt als eine Gruppierung nationaler Interessesphären unter lockendem Namen? Lloyd George, der neben einer Menge anderer Talente auch das der Schmiegsamkeit besitzt, und dem die Freundschaft mit Harvey, d. h. mit Washington, außerordentlich wertvoll erscheint, um so mehr als Frankreich mit Geschick über den Atlantischen Ozean konkurriert, hat bereits das Wort gesprochen: Man weiß nicht, was besser ist, die amerikanische These oder die des Völkerbundes. Da meldete der Draht, daß der Exministerpräsident Viviani, der dialektisch gewandte und rührige Propagandist des Völkerbunds gallischen Formats, die bereits für Paris geplante Beratung der Abrüstungskommission abgesagt hätte, da Präsident Harding zur bekannten Abrüstungskonferenz nach Washington einlud. Aus Takt, hieß es. Dem Ehrenbürger von Neuyork wäre diese Verbeugung ja sehr gut angestanden. Es gibt aber Leute, denen das Lächeln so ganz automatisch in die Seele huscht, wenn sie halbamtliche Depeschen

lesen. Die Entwaffnungskommission hat nun doch auf eigene Faust getagt und, der Genfer Schablone getreu, drei Unterkommissionen geboren. Ob Kassandrastimme oder nicht, der Ruf über den Ozean klingt so mächtig, daß das bürokratische Gestammel an der Seine von vorneherein der Lächerlichkeit verfallen war.

Während die gesamte Welt wenigstens an die Vernunft appelliert, wenn das Herz versagt, ist es interessant, die Erscheinungen bei Versuchen nach dieser Richtung zu beobachten. Es ist klar, daß die Zukunft des europäischen Kontinents zunächst von den deutsch-französischen Beziehungen abhängt: daß eine Besserung dieser Beziehungen in erster Linie von der Ausdehnung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit bedingt wird. Die deutsche Regierung betrat den richtigen Weg, als sie durch Vermittlung des französischen Botschafters Laurent in Berlin die Verhandlungen zwischen Rathenau und Loucheur anbahnte. Zwei Namen, an die sich unter besseren Verhältnissen glänzende Leistungen knüpfen könnten. Es wurde indes, trotzdem ein Teil der ausländischen Presse dem Vorgang eine Art welthistorische Bedeutung beilegte, nur ein Saumpfad in bessere Gefilde sichtbar. Gefährliche Felsen türmen sich auf und hindern das Vorwärtsschreiten: Die Märzsanktionen, deren Fortbestehen nach der Annahme des Ultimatums nur noch bornierten Chauvinistengehirnen haltbar erscheint, die oberschlesische Frage, in der unbestreitbares Recht und Brigantentum um die Entscheidung ringen, und schließlich der Versailler Vertrag, über dessen wirtschaftlich verhängnisvolle Folgen die 21. Jahreskonferenz der $4^1/_2$ Million Mitglieder zählenden englischen Arbeiterpartei das entscheidende Wort aus eigener Erfahrung in Brighton gesprochen hat. Es ist daher wohl verständlich, daß die Zentralleitung dieser Partei jetzt beschloß, die Aenderung der Friedensverträge u. a. als Losung bei den noch in diesem Jahr stattfindenden Wahlen für Westminster auszugeben. Dazu kommt, daß die Ergebnisse der deutsch-französischen Verhandlungen mit dem Kabinett Wirth stehen und fallen.

Das alles genügte den Chauvinisten diesseits und jenseits des Kanals noch nicht. Sie waren, wie immer, störend am Werk, wenn irgend ein Weg der Vernunft eingeschlagen wird. Die gehässige „Morning Post" ließ sich aus Paris die tendenziöse Meldung zugehen, um die englische Geschäftswelt zu schrecken: „In Frankreich nimmt die Ansicht zu, daß die Besprechung zwischen Loucheur und Rathenau der Vorläufer zu einem Einvernehmen zwischen den Finanzleuten und Fabrikanten Deutschlands und Frankreichs sei." Der bekannte Außenpolitiker Pertinax vom „Echo de Paris" versuchte im weitverbreiteten deutschfeindlichen Londoner „Daily Telegraph" eine ähnliche Drohung, allerdings mit der Absicht, Lloyd George eins ans Bein zu geben und ihn in der oberschlesischen Frage zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Diese Art von Impertinenz, den Ministerpräsidenten in einem Blatte seines eigenen Landes anzugreifen, entbehrt ja nicht eines gewissen Reizes der Neuheit. Sie ist gleichzeitig ein typisches Beispiel dafür, daß die französischen Nationalisten äußerster Richtung nach langem Zögern jetzt endgültig mit dem Gedanken liebäugeln, auf die eigene Macht zu pochen und die früher gefeierte Freundschaft nicht allein als überflüssig, sondern zur Erreichung ihrer Ziele (Oberschlesien und Ruhrgebiet) sogar als hindernd zu bezeichnen. Tatsächlich hat Lloyd George in einer Reihe von Preßorganen an der Seine Angriffe erfahren, die an die heftigen Polemiken aus der Faschodazeit (1899) erinnern und deren Liebenswürdigkeiten mit jenen wetteifern, mit denen die gallische Phantasie mitunter die „Boches" überschüttet. Man verzeiht dem englischen Ministerpräsidenten in gewissen Kreisen nie, daß er in Versailles den „Tiger" am tötlichen Biß gehindert hat und daß er im Westminster energische Töne fand, als Korfanty sich anschickte, eine vollendete Tatsache im D'Annunzio-Stil zu schaffen. Selbst der „Matin", in dem Poincaré mit Vorliebe seine Chauvinisteneier ausbrütet und der sich sonst in respektvollen Verbeugungen über den Aermelkanal gefiel, macht nicht Halt. Lloyd George habe Herrschergelüste wie Wilhelm II., meint dieses Blatt; das aber hat noch einen anderen Grund, den nur wenige kennen. Der „Matin" steht mit der „Times" schon seit Jahren durch Geldvertrag im Depeschenaustausch. Da aber die Londoner Northcliffepresse den Sturz Lloyd Georges anstrebt, war es dem rein auf Spekulation eingestellten Boulevardblatt nicht schwer, die Melodie seines Liedchens zu wechseln.

(Schluß folgt.)

Aus den slawischen Nachfolgestaaten Oesterreich-Ungarns.

Von Theodor von Sosnosky.

Das den politischen Retorten von Saint-Germain entstiegene monströse Staatengebilde, das sich TSR nennt, was Tschecho-slowakische Republik bedeuten soll, zeigt immer stärkere Symptome der Auflösung, einer Auflösung, die in seiner unnatürlichen, allen Gesetzen der Geographie und Ethnographie hohnsprechenden Zusammensetzung von Anbeginn vorauszusehen gewesen und durch sie bedingt ist. Während die tschechischen Blätter sich einerseits in der Verherrlichung der politischen Erfolge nicht genug tun können, während sie mit einem naiven Parvenustolze die fürstlichen Ehren aufzählen, die man ihrem ungekrönten König Masaryk bei seiner Reise nach Capri erwiesen hat und die er bei seinem Aufenthalte dort genoß — er, der große Demokrat! —, stimmen sie auf der anderen Seite ein lautes Lamento ob der Zeiten Verderbnis in der Slowakei an. So klagt der „Venkov" (vom 19. 6.) über die wachsende Verwegenheit der Magyaren daselbst, die sich die dort herrschende Zerfahrenheit geschickt zunutze machten, wobei der katholische Klerus eine einflußreiche Rolle spiele. Namentlich in Preßburg hätten die Tschechen einen schweren Stand, weil sich dort Magyaren und Deutsche gegen die Tschechen verbündet hätten, um die bevorstehenden Gemeinderatswahlen in ihrem Sinne durchzusetzen. Die slowakische Presse zeige sich noch feindseliger gegen die Tschechen als die magyarische. So wage es der „Slowak", das Organ des bekannten Pfarrers Hlinka, folgendes zu schreiben:

„Die Staatszügel wurden von gewissenlosen Egoisten ergriffen, die nur auf die Füllung ihrer Taschen bedacht waren. Sie rauften untereinander um die einträglichen Aemter, in denen sie dann despotisch und rücksichtslos herrschten. Statt Eintracht säten sie Zwietracht und Haß. Die alten Führer des Volkes wurden beiseite geschoben. Es herrschte Brachialgewalt, die keine Kritik duldete. Dem Volke wurden ohne Befragen die Richtlinien einfach vorgeschrieben. Desgleichen begann die innere Konsolidierung mit dem Niederreißen der Denkmäler, Sperren der Schulen, Verhöhnungen der religiösen Verrichtungen, Erziehung der Jugend zum Heidentum, dem Hus-Kultus der Sokolen, der Verfolgung der slowakischen Arbeiterklasse und der Beseitigung alles aus der Vergangenheit Ererbten."

Ganz im selben Geiste gehalten sei die Rede, die der slowakische Abgeordnete Juriga in einer Versammlung der Katholischen Volkspartei in Zohor (Preßburger Komitat) gehalten und in der er sich also habe vernehmen lassen:

„Die Magyaren waren wohl Tyrannen in der Sprachenfrage, doch respektierten sie sonst den Slowaken, der in jeder Hinsicht den Magyaren gleichberechtigt war. Heute ist es anders. Unsere Sprache wird nicht respektiert, aber auch im übrigen sind wir unterdrückt. Wir begingen einen groben Fehler, als wir seinerzeit das tschechische Brudervolk mit solcher Liebe umfingen. Wir hätten uns nicht übereilen dürfen. Heute würden wir vielleicht gern zurückkehren, woher wir gekommen sind, aber es ist bereits zu spät."

Diese Aeußerungen der slowakischen Unzufriedenheit zitiert der tschechische „Venkov" voll Entrüstung als Beispiele für die magyarisch-slowakischen Umtriebe. Daß sie zugleich auch Beispiele für die heillose tschechische Mißwirtschaft und die fortschreitende Paralyse des aus fünf Nationen zusammengeschweißten tschecho-slowakischen Reiches sind, scheint das tschechische Blatt nicht zu bemerken.

* * *

Von TSR zu SHS. Der „Vidovdan", der serbische Nationalfeiertag, der heuer besonders festlich begangen werden sollte, ist etwas anders ausgefallen, als die Serben gemeint hatten. Ursprünglich war geplant, ihn auf dem historischen Amselfelde mit großem Pompe zu begehen; aber — ach! — die bösen Arnauten haben sich just das Amselfeld zum Tummelplatze ihrer Raubzüge erkoren, und so hielt man es in Belgrad doch für ratsamer, von dieser historischen Oertlichkeit abzusehen und sich auf die Hauptstadt zu beschränken. Aber auch da waltete über dem großen Tag ein böser Unstern. Zwar errang die Regierung einen Erfolg, denn es gelang ihr, die neue Verfassung — es ist die dreizehnte seit dem Jahre 1807 — mit 223 gegen 35 Stimmen durchzupeitschen. Aber es war ein Pyrrhus-Sieg, denn die kroatischen und slowenischen Abgeordneten waren insgesamt der Abstimmung fern geblieben, was nichts anderes bedeutet, als daß über 4 Millionen Einwohner von SHS die Versammlung nicht anerkennen. Was das für die Zukunft dieses Staates bedeutet, braucht nicht erst erläutert zu werden. Wenn man sich im serbischen Lager aber dennoch dieses fragwürdigen Sieges gefreut haben sollte, so sorgte das Schicksal dafür, daß in den Freudenkelch ein sehr bitterer Tropfen hineinfiel, der ihn

völlig verdarb: das **Attentat** auf den serbischen **Kronprinzen**; ein Attentat, das diesem jungen Mann zu denken gegeben haben dürfte, denn es sah einem Strafgerichte des Himmels oder wenigstens einer bedeutsamen Warnung verzweifelt ähnlich. Der Prinz erfuhr, daß Attentate ihre zwei Seiten haben. Der Doppelmord in Serajewo vor sieben Jahren gab den Anstoß zur kriegerischen Vergrößerung seines Reiches, jetzt, wo es ihm selber gegolten, floh er, von tödlicher Angst gepackt, ins Ausland. . . . Wie es in Serbien heute zugeht, läßt sich aus dem regierungsfreundlichen serbischen Blatte „Tribuna" (v. 24. 6.) entnehmen, einer in diesem Falle gewiß nicht übertreibenden und die Regierung bloßstellenden Quelle. Es heißt da:

„In Südserbien mehren sich die Kačaken-Einfälle auf unser Gebiet besorgniserregend. Interessant ist, daß die Morde und Plünderungen, die die Kačaken an der serbischen Bevölkerung begehen, von den Mohammedanern dieser Gegend mit Freude aufgenommen werden. Die Banden, die von der albanesischen Regierung (es gibt also noch immer etwas dergleichen? D. V.) in Tirana bewaffnet, ausgerüstet und fortgesetzt mit Munition versehen werden, vermochten sich jedesmal, nachdem sie unserer Gendarmerie Verluste zugefügt, in Sicherheit zu bringen . . . In der Vojvodina (dem Ungarn weggenommenen Gebiete) macht sich der Einfluß der von den Ungarn und dem römisch-katholischen Klerus geschürten, auf die Untergrabung unseres Staatsansehens gerichteten Hetze, sehr bemerkbar. — In Kroatien folgen die verführten Bauernmassen blind ihrem Führer (Radic) und der seine Lehren verbreitenden römisch-katholischen Geistlichkeit, die darin von den niederen Beamten eifrig unterstützt wird. Die Entlassung dieser Beamten muß gefordert werden."

Ueberhaupt ist das Blatt für strenge Maßnahmen gegen all die bösen Menschen, die das brave Serbien so boshaft verleumden und seine (serbischen) Bewohner „als eine unzivilisierte Horde" schildern. Aber es tröstet sich:

„Unsere verführten Kroaten und Slowenen stellen zum Glücke nur eine mikroskopische Minderheit unseres Volkes dar. Unser Volk, das im ehrlichen Kampfe seine äußeren Feinde zu vernichten verstanden hat, wird es auch verstehen, seine inneren Feinde zu zerschmettern. Niemand auf der Welt ist imstande, unsere Einheit zu verhindern. Sie muß und wird erreicht werden. Dieser Naturprozeß kann von keiner österreichisch-ungarischen Mentalität aufgehalten und durch keine perverse Sehnsucht nach einem schwarz-gelben Sklavenjoch verhindert werden."

Wozu allerdings zu bemerken ist, daß die „mikroskopische Minderheit" der Kroaten und Slowenen ungefähr 4 Millionen beträgt, wenn nicht mehr, daß es also mit dem „Zerschmettern", bei aller Eignung und Neigung der serbischen Nation zu solchem Tun doch seine Schwierigkeiten haben dürfte. Was aber die Einheit betrifft, deren Zustandekommen angeblich „niemand auf der Welt" verhindern wird, so sorgt die „Tribuna" durch ihre Zornausbrüche und Klagen über die bösen Kroaten und Serben ja selber dafür, daß wir an diesen Niemand nicht recht zu glauben vermögen. Dieses Einheitsideal soll natürlich dadurch erreicht werden, daß man alle Einwohner von SHS zu Serben macht, ob sie nun wollen oder nicht, so wie es die Zeitung „Balkan" haben will:

„Nur Serben darf es in unserem Großserbien geben; nur Serben will das Volk in seinem nationalen Staate an der Macht sehen."

So schreibt man in demselben Lande, in dem man sich früher immer darüber entrüstet hat, daß die Magyaren in Ungarn alles magyarisieren wollten!

Ueber den neuen serbischen Regierungsukas „Von Ordnung und Arbeit" läßt sich der slowenische „**Slovenec**", vom 23. Juni, wie folgt, aus:

„Der Gesetzentwurf hat nur den einen Zweck, die jetzigen Regierungsparteien mit Hilfe der Bajonette an der Macht zu erhalten. Solche Verordnungen hat das feudal-militärische Oesterreich nicht einmal in den allerschlimmsten Kriegszeiten erlassen."

Das bezeichnendste Spiegelbild der Zustände in Serbien aber bildet das Memorandum, das die Albanesen jüngst dem Völkerbunde überreicht haben und in dem sie über die Greueltaten, die von den Serben an ihnen verübt worden sind, Buch führen. Diesem Dokumente zufolge wären seit August 1920 von den Serben 140 albanesische Dörfer eingeäschert, überdies 6603 albanesische Wohnhäuser, 28 Klöster, 101 Verkaufsläden und 113 Brunnenanlagen verbrannt oder sonst vernichtet worden. Hingerichtet worden seien durch Pulver und Blei 220 Personen, durch Verbrennen bei lebendigem Leibe 300, darunter 140 Frauen und Kinder. Geraubt worden seien rund 37 000 Stück Kleinvieh, über 6000 Stück Hornvieh, über 1600 Pferde und 11 000 000 Kilo Getreide. Selbst wenn im Hinblick auf die orientalische Einbildungskraft nur die Hälfte dieser furchtbaren Zahlen richtig wäre, würde das vollends genügen, die serbische „Kultur" zu kennzeichnen.

Unruh der Seele.

Flatterndes Vögelein,
Im Schatten irgendwo
Ahnend den Feind:
So bist du, Seele mein.

Sollst höher fliegen,
Wohin kein Fährnis reicht,
Nicht über Blumenkreisen
Mit ängstlichen Weisen
Dich auf und niederwiegen,
Wo das Raubtier schleicht.

Hoch ist des Himmels Baum,
Droben ein Nestlein klein,
Irgend ein Herz,
Das Gott hinaufgestellt.
Dort ruh dich aus
In solch weltfernem Zelt,
In solch liebfrommem Haus
Und träume den Traum,
Du Seele mein,
Flatterndes Vögelein!

S. Wieser.

Lösung der sozialen Frage auf der Grundlage allgemein menschlicher Charakterbildung.

Von Richard Oettl, München.

Edle gibt es, die für and're sterben
Und des eig'nen Vorteils sich begeben,
Und Gemeine, die für niemand sorgen,
Wenn das Ihre sie nicht erst geborgen.
Teufelsmenschen auch, die fremdes Glück
Um des eig'nen Nutzens willen stören.
Doch für solche weiß ich keine Namen,
Welche grundlos and'rer Glück verkehren.

Bhartrihari (Ernst Meier, Morgenländische Anthologie; 102).

Je ohnmächtiger sich alle äußerlichen Mittel zur Lösung der sozialen Frage erweisen, um so klarer muß allen werden, daß ihre Lösungsmöglichkeit von der Erfüllung gewisser Bedingungen im inneren Leben der Menschen abhängt, und daß von dort aus die Wege zur Lösung der sozialen Frage führen. Die heutige Verflachung und Veräußerlichung des Lebens läßt ahnen, daß vielfach die wichtigsten seelischen und sittlichen Grundlagen dafür fehlen. Für alle ist eine Wendung des Blicks nach innen notwendig, um dort die sozialen Anlagen der menschlichen Natur zu entdecken. Der ganz veräußerlichte Mensch vermag jedoch diese ebensowenig zu sehen, wie ein Blinder eine Farbe. Die Entdeckung der sozialen Veranlagung der menschlichen Natur reicht aber für die Anbahnung einer Lösung der sozialen Frage kaum hin, wenn nicht eine allgemeine Charakterbildung und Seelenkultur die Kräfte und Werte dieser sozialen Anlagen der menschlichen Natur für das ganze Zusammenleben aller lebensfähig und nutzbar macht.

Man betrachtet die soziale Frage als Angelegenheit der Wirtschaft, des Rechtes und des Geistes. Man sieht aber ihren wirtschaftlichen Teil heute in weiten Kreisen immer noch für den wichtigsten an, weil er im Vordergrunde steht, und weil der nur äußerlich betrachtende Mensch immer dahin neigt, was im Vordergrunde steht, für gleichwertig zu halten mit dem, was im Schwerpunkt liegt.

Indem man begonnen hat, die soziale Frage nicht nur als Angelegenheit der Wirtschaft, sondern auch des Rechtes und vor allem des Geistes zu betrachten, ist bereits ein großer Schritt zu den im inneren Leben der Menschen selbst liegenden Lösungsmöglichkeiten für die soziale Frage getan. Die soziale Frage verlangt eine gewissermaßen organisch aus dem innersten Wesen der Menschen selbst herauswachsende praktische Lösung. Sie ist nur durch Verinnerlichung des Lebens aller, die sozial leben, wirken und miteinander verkehren sollen, von Grund auf zu lösen. Alle Versuche zur Regelung und Ordnung des sozialen Lebens, die lediglich mit toten, logischen Begriffen arbeiten und auf bloße, äußerliche Programme hinauslaufen, können eine richtige und dauerhafte Lösung der sozialen Frage weder verbürgen noch darstellen. Nur der ganz innerliche Mensch findet in sich das Verbundensein mit allen seinen Mitmenschen. Der Blick des äußerlichen Menschen haftet nur am sinnlich Wahrnehmbaren, in dessen Bereich es keine allgemeine und erkennbare Verbindung der Menschen gibt.

Nur durch Verinnerlichung des Lebens kann auch jeder Mensch dazu gelangen, in sich aus eigener Erkenntniskraft die Gesetze des Zusammenlebens mit seinen Mitmenschen zu entdecken und sie als allgemein verbindlich für das ganze soziale Leben anzuerkennen. So richtet sich der ganze innere Mensch

auf das allgemein Menschliche, das der Träger unserer sozialen Veranlagung ist.

Die Einigung aller auf die sozialen Anlagen der menschlichen Natur im allgemein Menschlichen vollzieht erst den sozialen Zusammenschluß. Vieles, wenn nicht alles kommt darauf an, daß der Mensch einfühlend die große Wahrheit erfasse, daß der Mensch seiner Natur nach ein Gemeinschaftswesen ist. Nicht nur rein verstandesmäßiges Erkennen entscheidet in diesen wichtigen Lebensfragen, sondern vor allem das gemütvolle Erkennen. Nur wer richtig sozial fühlen kann, wird auch richtig sozial denken können. Das Denken und Fühlen auf sozialem Gebiete kommen in Einklang und zum Zusammenwirken erst dann, wenn sie sich nach dem schönen Wort des in seinem Wesen so gütigen Theodor Fontane richten: „O, lerne fühlen mit dem Geist und denken mit dem Herzen!" Wohl hat man die soziale Frage als Angelegenheit der Wirtschaft, des Rechtes und des Geistes zu betrachten begonnen, man muß aber auch lernen, sie als Herzenssache anzusehen. Und gerade dies muß heute als das Wichtigste und Vordringlichste erscheinen. Aus dem Herzen und Gemüt lebt aber die ganze Macht der Liebe. Die Liebe aller zu allen vermag allein eine glückbringende und segensvolle Lösung der sozialen Frage zu bieten. Die echt christliche Liebe, wie Christus sie gelehrt, geboten und durch sein erhabenes Beispiel gezeigt hat, muß das ganze soziale Leben weihen und beherrschen. Und diese Liebe ist stark genug dazu, denn sie hat viele echt soziale Eigenschaften, die mit ihrem Wesen innig verbunden sind.

Diese wahre, christliche Liebe kann nie sich ganz allein glücklich sehen, immer will sie das Glück aller. Leid und Freud mit den Mitmenschen teilen, wo man nur immer kann, ist das soziale Apostolat der Liebe. Die Liebe kennt auch nur Mitmenschen, keine Nebenmenschen. Wer nur den Nebenmenschen kennt, übersieht ihn und geht an ihm vorüber, wer nur Mitmenschen kennt, bleibt immer in ihnen und sie in ihm.

Die Liebe allein vermag auch jeglichen guten Willen jederzeit und in allen Lagen bis zum Ende zu bewahren. Der gute Wille zur richtigen und für alle heilbringenden Lösung der sozialen Frage ist aber die herrlichste Frucht einer auf Verwirklichung der sozialen Ideale gerichteten Charakterbildung und Seelenkultur. Wo er fehlt, ist alles vergebens und verloren, wo er herrscht, ist alles gewonnen und gesichert. Es kann nicht gut sein, wenn die Menschen lediglich durch Erbitterung über die sozialen Uebel sich zur Lösung der sozialen Frage gedrängt fühlen. Ueber vielen heutigen Versuchen zur Lösung der sozialen Frage steht dieser Unstern. Die Erbitterung über wirkliche und vermeintliche soziale Ungerechtigkeit vermag leicht den guten Willen zur Lösung der sozialen Frage, wo er nicht stark genug ist, in einen bösen Willen zu verwandeln, der zum Klassenkampf treibt.

Endlich wird auch das äußerliche Zusammenleben der Menschen durch die lebensvolle Erkenntnis ihrer inneren Verwandtschaft und Verbundenheit am sichersten geregelt und erhalten. So ergibt sich als Vollendung und Krönung des echt sozialen Lebens die völlige Durchgeistigung und Beseelung der Solidarität, des naturnotwendigen Zusammenhangs im Leben, mit sozialem Geist und sozialer Ethik. Da wird eine wahrhaft große Fürsorge, getragen von hohem Verantwortungsbewußtsein, alle Menschen füreinander erfüllen. — Dann wird vielleicht ein besseres Zeitalter nicht mehr ferne sein, in dem es wieder eine rechte Herzenslust ist, zu leben.

Die religiöse Kunst im Münchener Glaspalast.

Von Dr. O. Doering.

Unserem früheren Berichte über die Ausstellung im Glaspalaste möge heute noch ein kurzer Ueberblick über die daselbst gezeigten Werke religiösen Inhaltes folgen. Die „Neue Sezession" kommt hierbei wenig in Betracht. Aber auch die anderen Gruppen — und das ist ja leider alljährlich der Fall — sind bedauerlich arm an dergleichen. Von der tatsächlichen großen Wichtigkeit unserer jetzigen christlichen Kunst erhält der mit ihr nicht näher Vertraute kein ausreichendes Bild. Das wenige Vorhandene findet sich zwischen der Masse des Profanen versprengt. Immer wieder muß die Forderung erhoben werden, für die man an den leitenden Stellen, wenn nicht aus religiösen, so doch aus Gründen des Taktgefühles Verständnis zeigen sollte, daß den Schöpfungen der christlichen Malerei, Graphik, Bildnerei usw. besondere Räume angewiesen werden, in denen die heiligen Gegenstände nach ihrer Eigenart zu wirken imstande sind, ohne durch ungeeignete Nachbarschaft (sie ist übrigens in diesem Jahre nicht so verletzend wie oft früher) herabgewürdigt zu werden.

Das meiste des Erheblichen bietet diesmal die Plastik. Schöne Kriegserinnerungszeichen sieht man (nur in Abbildungen) von W. Böge (Zierbrunnen an einer Friedhofsmauer), ferner von Erb und Wallisch (großes Relief an der Außenwand der Kirche von Mittelberg). H. Hahn bringt ein großzügig edles Relief vom „Blücher"-Denkmal in Kiel (ein Engel, der einen Matrosen zur ewigen Heimat geleitet). Im Sinnzusammenhange mit diesen Werken steht eine Pieta von Straub. Klassische Form zeigt ein herrliches Grabrelief von C. Behrer (Abschied zweier Ehegatten). Eine monumentale Kreuzabnahme von schön geschlossener Komposition schuf A. Negretti. H. Wadere zeigt einen gekreuzigten Heiland zwischen den ihn anbetenden Adam und Eva. Sehr interessant ist von dem gleichen Meister eine Reihe acht schmaler Flachreliefs mit der schlicht stilisierten Darstellung mönchischer Kulturarbeiten.

Die kleine Architekturabteilung enthält eine verhältnismäßig beträchtliche Zahl von Abbildungen und Entwürfen kirchlicher Bauten. Radierungen von Dr. H. Lömpel zeigen kostbare Gotteshäuser älterer Zeit, u. a. das Neumünster in Würzburg. Von H. Schurr sieht man (in Lichtbildern) die schöne Barockgruppe seiner Kirche nebst Pfarrhaus in Bayrisch-Eisenstein. F. Fuchsenberger kommt mit dem Modell eines malerisch behandelten Altarraumes, ferner mit zwei Altarmodellen, zu denen der Maler O. Graßl verkleinerte Wiedergaben eigener Gemälde geliefert hat. Sehr interessant sind zwei von Fuchsenberger in Modellen gezeigte Dorfanlagen, die sich um Kirchen kristallisieren. Die diesen Künstler hervorragend kennzeichnende Fähigkeit, im Sinne der Heimatskunst zu schaffen, ist auch bei anderen zu beobachten. Sie gehört zu den Eigenschaften maßgeblicher neuer Architektur, besonders auch der münchnerischen.

Aus dem Kreise des Kunstgewerbes gehören hierher die von mehreren Anstalten ausgestellten Glasmalereien. Einzelne von ihnen (von W. Rupprecht) bringen die Vorzüge zum Bewußtsein, die den Expressionismus zur Lösung derartiger, vorwiegend dekorativer Aufgaben befähigen.

Verhältnismäßig groß ist die Zahl der religiösen Graphiken, meist vorzüglich, was sie bieten. Stark ins Neuest-Moderne gehen die Holzschnitte von Bauknecht (Kreuzigung) und Thalheimer (Einzug in Jerusalem). Großzügig, kraftvoll und herb, überdies technisch interessant sind die Holzschnitte von A. Kolb. Stille deutsche Frömmigkeit waltet in den biblischen Farbenzeichnungen von A. Untersberger. Voll klarer Schönheit und tiefer Empfindung sind die Federzeichnungen, die Ph. Schumacher zu einem Buche über die hl. Messe, sowie zu Heiligenlegenden geschaffen hat.

Von den Malereien die umfänglichste ist „Die Gekreuzigten" von dem Sezessionisten W. Jaeckel. Sie gehört dabei zu jenen, die infolge gequälter Zeichnung und Farbe, sowie nicht ausreichend hoher Charakterisierung den geringsten seelischen Eindruck machen. Etwas an Greco erinnert die Auffassung einer farbig schwerblütigen Grablegung von P. Thalheimer. Baudrexels Beweinung Christi ist allzu glatt, überdies in der Zeichnung nicht verständlich. — Näher als die wenigen Werke der Sezession kommen der Lösung der religiös-künstlerischen Aufgabe zahlreiche aus dem Kreise der Künstlergenossenschaft und ihrer Verbündeten, auch ein paar aus der „Freien Kunstausstellung". Genannt sei C. Florians hl. Jungfrau mit dem Kinde, eine modern aufgefaßte Halbfigur Christi von A. Büger. Aus den anderen Gruppen erwähne ich die Halbfigur des hl. Franziskus von J. M. Beckert in seiner geistigen Vertiefung und herben inneren Größe eines der wichtigsten Werke der Ausstellung überhaupt. Erfreulich wie immer, echt volkstümlich ist ein (diesmal dreiteiliges) Weihnachtsbild von M. Schiestl. Durch leuchtende Farbe erregt eine Verspottung Christi von J. Exter Aufmerksamkeit. Schlicht und ansprechend ist ein freundlich farbiges Madonnenbildchen, das A. Rausch auch in einer Schwarzweißradierung wiederholt hat. Etwas Gobelinartiges hatte ein hl. Sebastian von W. Weber. Recht deutsch empfunden ist eine Madonna im Rosenhag von Th. Winter. Aus dem Kreise der „Neuen Sezession" kommen (außer einem großformigen „Oelberg", dessen unwürdige Auffassung schärfste Ablehnung erheischt) nur wenige Werke in Betracht. Zu ihnen gehört ein „Christus in Emaus" von R. Schinnerer, ein von M. Lautenburg in schöner, volksmäßiger Empfindung gemalter Oelberg, der sogar als Altarbild zu denken wäre. Dazu gesellen sich mehrere stark skizzenhafte, doch innerlich bedeutende Werke von K. Caspar.

Das alles sind Leistungen kleineren Umfanges und nicht kirchlicher Bestimmung. Arbeiten letzterer Art fehlen so gut wie ganz. Die einzige Ausnahme bilden Malereien von F. Baumhauer. Er zeigt seinen Tiefsinn und die wunderbare Eigenart seines Schaffens bei zwei an altitalienische herbe Großartigkeit mahnenden Kreuzwegstationen und in einer visionär wirkenden Kreuzigungsgruppe, dem einzigen Altarbilde der Ausstellung. Mystisch ist die Färbung, seltsam überirdisch Zeichnung und Charakterisierung der drei Personen, die mit der schier unergründlichen Tiefe ihres Empfindens zur Seele des Beschauers sprechen.

Pauline Herber.

29. Februar 1852 bis 28. Juli 1921.

Ein Nachruf von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Der Tod fährt hart in unsere Reihen: Hitze zuerst, dann Trimborn — und nun sie, die Apostelin der neuzeitlichen katholischen deutschen Lehrerinnenbewegung, zugleich eine hochedle Vorkämpferin der jetzigen katholischen deutschen Frauenbewegung.

Eine vorbildliche Persönlichkeit, wie man sie selten treffen mag, war Pauline Herber; eine geborene Führerin; eine wegebahnende Frau weiblichsten, mütterlichsten Herzens; ein Charakter mildester, willensmächtiger Stete; ein Geist quellklarer Erkenntnis-, Unterscheidungs-, Urteils- und Vermittlungskraft; eine der starken Seelen voll glühender Gottinnigkeit und aufopferndster, weiser Güte; eine Heilandsjüngerin ganz in Demut und Liebe. Ihm hingegeben zu vollbewußter Vereinigung und Nachfolge; ein treuestes Kind unserer hl. Kirche.

In meinem langen, an beglückender Menschenerfahrung überreichen Leben fand ich keinen besseren Menschen als Pauline Herber. Und ich „kannte“ sie: als eine teuerste Freundin, als Mitringende, Mitkämpfende und — zutiefst Mitsiegende im und zum Besten, das wir haben. Bis in die letzte Zeit ihrer qualvoll langen, mit heiligmäßiger Geduld und Verinnerlichung von ihr getragenen Todeskrankheit erreichten mich ihre mühsam geformten Grußzeilen. So einmal, unter Hinweis auf frühere gemeinsam verlebte Tage: „Es war einmal schön, und es wird noch viel, viel schöner.“ Und, auf einem Augustinusbildchen: „Wir kennen — wir wissen — wir lieben.“ — Nun „schaut“ sie. Uns aber, die wir ihr trauend nachblicken, lebt sie unsterblich: Den einzelnen ihr persönlichst Verbundenen im unvergeßlichen Gesamteindruck ihres abgeklärten Wesens; den Tausenden der Zugehörigen ihres großen Lebenswerkes in diesem selbst: dem jetzt über 17 000 Mitglieder zählenden „Verein katholischer deutscher Lehrerinnen.“

Pauline Herber, die Tochter eines Lehrers, wurde geboren zu Idstein in Hessen-Nassau. Ihre Kindheit verlebte sie in Montabaur. Hier die Umrisse ihres Bildungsganges, den sie durch die Erreichung und Wertbarmachung eines ungewöhnlich hohen Zieles krönte: Volksschule und Höhere Mädchenschule der Dienstmägde Christi in Montabaur; zweijährige Pensionserziehung in Flandern; häusliche Betätigung im Elternheim; Erziehungsarbeit in vornehmem westfälischem Hause; Ausbildung zur Lehrerinnenprüfung; Hauslehrerinamt in hochstehenden Familien Frankreichs und Englands; Seminarlehrerin in Montabaur. Damals, 1881, faßte sie schon den Plan zur Sammlung der katholischen deutschen Lehrerinnen. Kulturkämpferische Hemmungen stellten sich entgegen. 1885 forderte sie, mit 4 Kolleginnen, in den Kreisen ihrer Verbindungen zum „Zusammentritt“ auf. Bei der ersten Versammlung im Herbst desselben Jahres übernahmen sie und ihre Freundin, Fräulein Wolter, die Vorstandschaft. Jene trat 1893 zurück. Von da ab blieb Pauline Herber, die 1896 den Staatsdienst aus Gesundheitsrücksichten verließ, die Hauptführerin des bald kraftvoll aufstrebenden Vereins. Erst vor wenigen Jahren zwang sie die Gebrechlichkeit des immer überaus zarten Körpers zur Aufgabe des so lange, so ehrenvoll und so erfolgreich verwalteten Postens, von dem sie, hochverdientermaßen, als Ehrenvorsitzende schied, doch um ihrem Lebenswerke bis zuletzt regste Anteilnahme zu bewahren.

Was Pauline Herber dem Vereine und seiner Gesamtauswirkung für Gegenwart und Zukunft an Leben und Förderung gab, läßt sich kaum überblicken. Ihr dankt er seine zahlreichen, mustergültig ausgebauten Institutionen und Veranstaltungen im In- und Ausland: Verbände äußeren und vor allem auch inneren, intellektuellen und seelischen Vereinslebens, Sammelstellen, Stellenvermittlung, Kranken- und Caritaskassen, Heime usw.

In dem von ihr persönlich geschaffenen schönen Bopparder Lehrerinnenheim „Marienheim“ gab diese große, gute Frau am 28. Juli ds. Js. die bereits verklärte Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. Und hinterließ eine Segensspur, die noch nach Jahrhunderten dankbaren Geschlechtern leuchten wird. — Wer das Glück hatte, Pauline Herber einer der glänzenden, hochinteressanten Haupttagungen ihres Vereins vorstehen zu sehen, wird den Eindruck, den er damals in sich aufgenommen, nie mehr aus dem Gedächtnis verlieren: als Kern-, Sammel- und Ruhepunkt des drängenden Gewoges das Bild der kleinen, schmächtigen Frau mit dem herrlichen Blick des großen Auges, mit der wundervollen Harmonie der Bewegungen, mit dem klaren, festen, immer aber gütigen Entscheidungs- und Bestimmungswort der wohlerwogenen, mild-eindringlichen Reden.

Wer ihr aber persönlichst nahetreten durfte, der dankt Gott dafür sein Leben lang. Tausenden hat sie mütterlich autoritative Leitung gegeben, Ungezählten äußerlich und zumal innerlich aufbauende Hilfe gespendet. Woher aber, auch unter schwerstem Leid und Leiden, diese nie versagende Kraft des sich selber Einsetzens für andere? Aus dem Born vollendeter Treue einer Gotteskindschaft, die ihren Weg „weiß“, von Anfang bis Ende, den Weg nach den Worten der hl. Schrift: „Durch Feuer und Wasser ins Land der Erquickung.“

Bühnen- und Musikrundschau.

Festspielbeginn. Die Theaterferien sind zu Ende und die alljährlichen Festspiele beginnen. Mit dem „Parsifal“ im Prinzregententheater haben sie einen würdigen und glanzvollen Anfang genommen. Man ließ dem jüngsten unserer Kapellmeister, Heger, den Vortritt, der das Orchester zur vollen Entfaltung reicher Klangpoesie führte. Die Titelrolle sang mit berückendem Stimmglanz Otto Wolf, dessen Gestaltung an Reife und Vertiefung gewonnen hat. Darstellerisch bedeutend war wieder die Kundry Berta Morenas. Brodersen (Amfortas), Bender (Gurnemanz) und Bauberger (Klingsor) standen auf alter Höhe. Die Zaubermädchen waren stimmlich sehr glücklich ausgewählt. Die Inszene hat mancherlei Verbesserung erfahren. In der Beleuchtung war manches wesentlich verfeinert. Hier sah man in der Lichtwirkung die Anfänge einer Umgestaltung, von der weiter unten noch zu sprechen sein wird. Das Haus schien ausverkauft. War seit 1914 unter den Besuchern das Ausland fast ganz zurückgetreten, so tritt heuer das internationale Gepräge sehr stark hervor. Es ist durchaus zu billigen, daß für die Ausländer die Preise auf eine sehr stattliche Höhe hinaufgeschnellt sind. Der Reichsdeutsche und Deutschösterreicher zahlt nur ein Drittel, was einen gerechten Ausgleich der Valutaverhältnisse darstellt. Dem Parsifal wird der „Ring“ folgen, den Dr. Karl Muck dirigiert. Die Theaterferien haben dazu gedient, in den Staatsbühnen mit den baulichen und technischen Umbauten und Neueinrichtungen in grundlegender Weise zu beginnen, deren Notwendigkeit der neue Intendant unmittelbar nach seiner Berufung betont hatte. Die Arbeiten werden, wie Dr. Zeiß in einer längeren Darlegung berichtet, erst im Spätherbst 1922 völlig zum Abschluß kommen. Durch die den heutigen Stand der Bühnentechnik berücksichtigenden Einrichtungen soll einer künstlerischen Vereinfachung vorgearbeitet werden. Im Vordergrund steht der Hauptfaktor der heutigen Inszenierung, was die Raumgestaltung anlangt, das Licht. Die neue Ergänzung der Beleuchtungsanlage gestattet alle atmosphärischen Stimmungen in allerfeinster Abschattung darzustellen. Weiterhin ermöglicht das neue System, daß die Darsteller im zerstreuten (diffusen) Licht, wie draußen in der Natur stehen. Ein neuer Bühnenrahmen soll das Bühnenbild strenger und geschlossener fassen und gleichzeitig sollen akustische und feuerpolizeiliche Verbesserungen durch den Rahmen erreicht werden, der nach Bedarf breiter, schmaler, höher oder tiefer gestellt werden kann. Mit gewissen Abweichungen werden diese Reformen wie im Nationaltheater auch in dem über 150 Jahre alten Residenztheater durchgeführt werden. Allmählich werden sich die Neuerungen auch auf das Prinzregententheater erstrecken. Für die Zeit des winterlichen Schauspielbetriebes sollen die Parkettreihen bis an den Bühnenrahmen heranrücken. Gleichzeitig wird der Darsteller durch Benützung der Vorbühne dem Zuschauer näherkommen.

Kammerspiele. Es sind etwa zwei Jahre her, daß P. Kornfelds „Versuchung“ in Frankfurt uraufgeführt wurde. Damals hörte man viel davon, daß hier der wahre große Dichter des Expressionismus erstanden sei; aber die Toten reiten schnell. Heuer liest man allerorts, daß der Expressionismus im Sterben liege, und da ist es auch dem Premierenbesucher erlaubt, sich und anderen einzugestehen, daß diese elf Bilder des Herrn Kornfeld in ihm weder Furcht noch Mitleid erregen. Ja nicht einmal die ganz profane Spannung, daß er etwa in der Mitte sonderliches Interesse hätte zu erfahren, wie die Geschichte „weitergeht“. Dabei war die Spielleitung des Herrn Engel mit großer Hingabe bestrebt, den expressionistischen Stil herauszuarbeiten, und der Hauptdarsteller W. Ghnt zeigte Temperament und Geist. Eine immerhin nicht geringe Zahl junger Leute, die man noch immer mit dem geistigen Schwabing am klarsten bezeichnet, spendeten allerdings starken und begeisterten Beifall, ohne die anderen mitreißen zu können; eine zerstreute Gemeinde zwischen Eisblöcken, wenn dieses Bild bei der Tropentemperatur des Abends nicht allzukühn erscheinen sollte. — „Das Leben ist ein — Dreck“, das ist der Weisheit letzter Schluß des Herrn Bitterlich und so hat er sich einen Strick gekauft und sich aufgehängt. Aber nicht einmal auf Seilermeister kann man sich verlassen, der Strick reißt und Bitterlich muß die Bürde weitertragen. Er hat weite Reisen gemacht und überall waren ihm die Mädchen hold, so unangenehm er sich auch benimmt. Zu Arbeit irgendwelcher Art ist er in den 32 Jahren seines Lebens noch nicht gekommen und der Dichter, der so viel grübelt und alle Umstände des „dreckigen“ Daseins mit dialektischer Lauge zersetzt, kommt auch nicht auf den Gedanken, es bei seinem Helden einmal mit so alltäglichen Mitteln wie Arbeit zu probieren. Ganz überraschend tut Bitterlich doch etwas; er bringt einen Mann um. Dieser hat ihm zwar gar nichts getan, aber Bitterlich kann einmal so materiell aussehende Menschen nicht leiden. Er flieht nicht. Wenn der Staat auf die natürlichen Bedürfnisse des Herrn Bitterlich keine Rücksicht nimmt, soll er ihn eben einsperren. Der Mörder findet es im Gefängnis ganz angenehm. Seine Mutter und einen Staatsanwalt, der ihn befreien möchte, da er für den Mord volles Verständnis hat, verscheucht er. Als aber ein nettes Mädchen kommt, läßt er sich dem Leben zurückgewinnen. Wir finden die Flüchtlinge bei einem ländlichen Schweineschlachtfest, bei dem allerhand Wedekindsche Bohêmegestalten auftreten. Bitterlich betrachtet jetzt die Welt durch die rosigste Brille und glaubt auch an die guten Absichten des Bruders seines Mädchens, der die beiden in ihrer Idylle aufgestöbert hat.

Dieser haßt ihn jedoch und will ihn töten. Bitterlichs Mutter und andere Damen, die ihn lieben, hören diese bösen Absichten. Zwei Fläschchen hat der Giftmischer hingestellt, das eine enthält das Gift, das andere Kamillentee, mit letzterem will der Mörder, wenn seine Tat aufkommt, beweisen, daß er ganz harmlose Tränklein bereitete. Nun geht die arme Mutter Bitterlich hin und schüttet das Gift weg? Nicht doch, sie verwechselt lediglich Gift- und Teefläschchen und dann kommt die andere und verwechselt die Fläschlein nochmals und so muß der Bitterlich doch sterben. Zuvor zwingt er den Bruder seines Mädchens zum Selbstmord, denn wenn Bitterlich mordet, ist es der natürliche Ausfluß seiner interessanten Individualität, wenn aber ein mittelmäßiger Mensch den bedeutenden Bitterlich umbringt, dann ist dies höchst gemein. Das Gift wirkt und Bitterlich stirbt vor der Pforte eines Klosters, von dem wir erfahren, daß darin ein jeder tun könne, was ihm angenehm sei. Dem Verfasser fehlen die Maßstäbe. Er meint, einen tragischen Helden zu zeichnen und gibt nur einen Neurastheniker, der in eine Anstalt gehört. Es fehlt ihm an jedem aufbauenden Gedanken, an jeder Weltanschauung. Oder will man die Erkenntnis, daß das Leben Dreck sei, dafür nehmen? Was soll uns der hysterische Bitterlich? An diesem unmännlichen, undeutschen Wesen können wir nicht genesen.

Verschiedenes aus aller Welt. Ein auf dem Oberammergauer Urtext fußendes Passionsspiel wird in Freiburg auf einer Freilichtbühne von gewaltigen Ausmaßen gespielt. Die Hauptgestalten werden von Mitgliedern der aus Oberammergau stammenden Familie Faßnacht, die übrigen Rollen von Schauspielern gegeben. An den Massenszenen sind 1500 Personen beteiligt. Die Aufführung hinterläßt nach Berichten starke Eindrücke. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach den zweitägigen Ruhepausen begann die Börsenwoche mit verstärkter Hausse. Die Devisen sind wieder sehr fest. Ganz ohne Eindruck bleiben die Nachrichten über Valutakredite. Die Börse betrachtet sie nicht als besonders grosse finanzielle Erfolge. Wer geglaubt hat, dass sich durch solche Nachrichten die Spekulation veranlasst sähe, gehamsterte Devisen herauszugeben, täuschte sich. Die letzten Rückgänge sind bereits wieder ausgeglichen. Selbst wenn der heurige Bedarf für Reparationszwecke gedeckt sein sollte, so gilt es schon für das kommende Jahr vorzusorgen, ein Rückgang der Devisen wird deshalb immer von ephemerer Natur sein. Der dadurch bewirkte schlechte Markkurs kräftigt die Haussestimmung des Effektenmarktes. Das alte Lied! — Schiffahrtsaktien stiegen 17 Proz., Kaliwerte bis zu 60 Proz. In verschiedenen Fällen wurden abgetrennte Bezugsrechte schon wieder im Kurse eingeholt. Einzelne Werte mussten gestrichen werden, weil es trotz der hohen Kurse an Angeboten fehlte. Die Steigerung hielt andern Tages bei einer leichten Abschwächung des Dollars an. Harpener wurden 20½ Proz. höher und verloren wieder zwei Prozent. Luxemburger, Mannesmann, Oberbedarf, Phönix, Rheinstahl zogen an. Auch für Brauereiaktien herrschte Interesse. Die bevorstehende Lösung der oberschlesischen Frage warf keine Schatten auf die Spekulationslust, für die es durch die bei manchen Aktien bestehenden Majoritätskämpfe, durch Bezugsrechte, durch Gerüchte über Gratisaktien an Anregungen nicht fehlt. Textil-, Bau-, Porzellan- und Maschinenfabrikaktien fanden in der Wochenmitte besonderes Interesse. Augsburg-Nürnberger stiegen 60 Prozent. Die Aktienmehrheit soll zu 1200 Proz. in ausländische Hände geraten sein. Es ist nur ein Gerücht, aber viele schenken ihm Glauben. Sicherlich kauft das Ausland viel und es kauft noch immer billig auch die besten Papiere. Die Zurückhaltung, welche der nahende Ultimo sonst hervoruft, zeigte sich nirgends. Der grundlose Optimismus in Kaliaktien wird von den Firmen selbst bekämpft, aber es ist der Erfolg dieser Abschreckung nur ein ganz mässiger. Gingen die Käufe vor ein paar Wochen dank der Zins- und Dividendentermine aus flüssigen Mitteln, so hat man den Eindruck, dass jetzt etwas viel auf Kredit gekauft wird und das sollte immer zu grosser Vorsicht mahnen. Die Daimleraktien hatten schon vorher kräftig angezogen, sodass die Nachricht einer neuen Motorenerfindung den Kurs nur mässig beeinflusste. Berichte über weichende Markkurse im Ausland und Käufe von Auslandsdevisen bei uns in gewaltigem Umfange haben die Kauflust an den Effektenmärkten gegen Ende der Woche weiterhin verstärkt; fast alle Gebiete zogen Nutzen daraus. in besonderem Masse Phönix und andere Montanwerte, selbst Reichsanleihen gewannen ein halbes Prozent. Die fieberhafte Hausse hielt an. Der Berliner Börsenvorstand hat den Antrag wegen des Monatsendes den Ruhetag vom Samstag auf den Montag zu verlegen, abgelehnt. Eine Besserung des Markkurses dürfte erfolgen, wenn in der oberschlesischen Frage eine Lösung zu unseren Gunsten erfolgt. Diese wird dann zweifellos auf dem Effektenmarkte Rückschläge bewirken, aber von Dauer wird dies wohl kaum sein. Dass der Winter uns noch teuere Zeiten bringen wird, ist leider wohl sicher und eine ständige Vermehrung der Papierflut werden sie zur Folge haben. — Vom Eisenmarkt wird eine leise Belebung berichtet. Die Generalversammlung der Deutschen Lebensversicherungsbank Arminia (München) setzte die Dividende auf 18 Proz. fest. Es bestehe, so führte der Vorsitzende aus, die Notwendigkeit, die Versicherungsbestände durch energische Arbeit zu erhöhen, um die wesentlich erhöhte Kostenlast zu tragen. Auf dem Wege hierzu bedeute das abgelaufene Geschäftsjahr einen wesentlichen Fortschritt. — Der Streik in der Rheinschiffahrt ist beendigt. Er hat eine Erhöhung der Schlepplöhne und Frachten gebracht. — In Folge der andauernden Hitze und Trockenheit mehren sich die Besorgnisse wegen der Futterversorgung; sie wirken auf die Produktenbörsen preiserhöhend ein.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, heute früh unsere innigstgeliebte Mutter, Grossmutter, Schwiegermutter, Schwester und Schwägerin

Frau Sophie v. Riedemann

geb. **Bödiker**
Ehrendame vom heiligen Grabe
Inhaberin
des Verdienstkreuzes pro ecclesia et pontifice
wohl vorbereitet durch den Empfang der hl. Sterbesakramente, nach einem frommen, christlichen Leben im hohen Alter von 76 Jahren zu sich in die Ewigkeit zu rufen.

Luzern, den 19. Juli 1921.

Die trauernden Kinder,
Enkelkinder und Anverwandte.

Am Montag, den 25. Juli, abends 8 Uhr, hat Gott der Allmächtige in die Ewigkeit abberufen

Carl Trimborn

Staatssekretär a. D., Geheimen Justizrat,
Mitglied des Reichstages,
Vorsitzender
der Deutschen Zentrumspartei und der
Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstages.

Eben deckt die Erde die sterbliche Hülle unseres unvergesslichen Hitze, und schon wieder öffnet sich ein Grab für Trimborn, den umsichtigen Führer unserer Partei. Er hat das ihm von dem seligen Gröber hinterlassene Erbe treu gehütet und stark erhalten. Nur eineinhalb Jahre liess ihn uns Gott als unseren Führer, doch hat diese Zeit genügt, um zu bekennen: Wir verlieren in ihm unseren Vater, der uns unersetzlich ist. Trimborn war ein Mensch ohne Makel, ein Volksvertreter voll Eifer, nur darauf bedacht, dem Wohle des deutschen Volkes zu dienen.

Mit der Reichstagsfraktion trauert unsere Wählerschaft um ihn. Wir werden unseren Trimborn nie vergessen! Wir bitten Gott, dass er ihm sein Wirken mit ewigen Gütern lohnen möge.

R. i. p.

Die Deutsche Zentrumspartei
Burlage.

Die Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstages
Becker-Arnsberg.

Die Beisetzung fand am Freitag, den 29. Juli, vormittags 10 Uhr in Unkel am Rhein statt.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation in München.

Wir laden hiermit unsere Aktionäre zu der am **Dienstag, den 30. August 1921,** vormittags 11½ Uhr, im Sitzungssaale des Notariats München II, Neuhauserstrasse 6/2, dahier, stattfindenden

außerordentl. Generalversammlung

ein.

Tagesordnung:

1. Erhöhung des Grundkapitals von M. 4000000.— auf M. 8160000.— durch Ausgabe von
   a) 4000 neuen, auf den Namen lautenden Stammaktien zu je M. 1000.—.
   b) von 800 Stück Vorzugsaktien à M. 200.— mit zehnfachem Stimmrecht und 6% bevorzugter, aber beschränkter Dividende.
2. Festsetzung der Begebung der neuen Aktien und Bestimmung über die Einräumung des Bezugsrechtes der Aktionäre auf die neuen Aktien.
3. Aenderung der durch die Kapitalserhöhung betroffenen §§ 3, 5 I, 9 II, 38 I der Statuten.

In der am 28. Juli 1921 stattgefundenen Generalversammlung mit der gleichen Tagesordnung war die Beschlussfassung nicht möglich, da die nach § 15 Abs. III der Satzung erforderliche Vertretung von dreiviertel der emittierten Aktien nicht vorhanden war.

Es wird darauf hingewiesen, dass die neu einberufene Generalversammlung ohne Rücksicht auf die Zahl der vertretenen Aktien in der Art beschlussfähig ist, dass die Beschlüsse durch dreiviertel Mehrheit der vertretenen Aktien gefasst werden können.

München, 29. Juli 1921.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation

Der Vorstand:
Kullen. Kaula.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 33 | München, 13. August 1921. | XVIII. Jahrgang.

Am Sterbebett eines Jugendheiligen.

Johannes Berchmans S. J. 13. August 1621—1921.

Von J. B. Kraus S. J.

Mitten in den stillen Sommermorgen des 13. August 1621 hinein läutet eine Totenglocke. Im Collegium Romanum, zu Rom, ist eben ein junger erst 22 Jahre alter Flamländer verschieden. Wie tiefer Friede des strahlenden Sommermorgens ists über seine jugendlichen Züge ausgegossen und es ist, als ob sich etwas von diesem sommerlichen Frieden auch hinabsenkte ins Herz des stillen Beschauers. Ein kurzes Leben mit einer einfachen Geschichte liegt hinter ihm, einfach gekennzeichnet als „*Schülerleben*". Ja, ein wahres Schülerleben: Im Elternhaus, in Schule und Kirche, im Pensionat, im Noviziat und Scholastikat — das sind die wenigen Ueberschriften in dieser Lebensgeschichte. Und heute, nach drei Jahrhunderten erinnert man sich noch an das Läuten jener Totenglocke, die vor und nach ihm gar manchem geläutet, an den man nicht mehr denkt. Und mit jenem Totenglöcklein vereinigen sich heute nach 300 Jahren übers weite Erdenrund hin die Stimmen der Glocken unserer Kirchen, und Orgelton und Glockenton bringen uns die Kunde vom seligen Scheiden des Jugendheiligen *Johannes Berchmans*.

Da mag sich die Frage auf die Lippen drängen: Was mögen denn die wenigen Blätter aus der Geschichte eines Schülerlebens, die uns ja eher wie die Einleitung zu einem umfassenderen Lebensbuche anmuten, an Werten bergen, daß sie noch heut nach 300 Jahren bei unserer heutigen Jugend mit ihrer großen Jugendbewegung ihre Werbekraft entfalten könnten? — Gewiß, kein tatenreiches und erfolggekröntes äußeres Arbeitsleben, auch kein, wenn auch nur kurze Zeit aufleuchtendes, aber glänzendes Feuer, das unseren Blick fesselte, aber eine stille, tiefe innere Glut, ein reiches Innenleben, eine frühgereifte und darum frühvollendete Persönlichkeit! Nicht die Geschichte seines Lebens, die Geschichte seiner *Seele* ist's, die uns noch heute, ja heute mehr denn je in den Bannkreis dieses jugendlichen Heiligen zieht. Wie eine heilige Symbolik mutet es den Leser seiner wenigen Lebensblätter an, wenn der sterbende junge Scholastiker sein Kruzifix, seinen Rosenkranz und sein Regelbuch in einem goldenen wunderbaren Lichte sieht. Während sein Antlitz wie verklärt erscheint und um seine Lippen ein seliges Lächeln spielt. Will es ja scheinen, als wäre nur die innere Abgeklärtheit und Verklärung, zu der er sich schon in seinen jungen Tagen durchgerungen, nach außen in die Erscheinung getreten. Vielleicht dürfte es sich lohnen, ein wenig diese Lichtwirkungen, diesen Glanz der Gnade, in der Seele unseres Jugendheiligen zu studieren und das schöne Farbenspiel zu beobachten, in dem die ewige Sonne aller Gerechtigkeit, Jesus Christus, wie durch ein Prisma uns hier widerscheint. An der Innenarbeit wollen wir den jungen Heiligen sehen, eindringen ins Geheimnis seiner Charakterreife, in die große leitende Idee seiner inneren Geschichte, sein Jugendideal aufdecken. Vielleicht leuchtet uns dann aus dieser einen großen Leitidee der große Gedanke Gottes entgegen, den er uns damit offenbaren wollte, daß er diesen unscheinbaren Jüngling, der so still seinen Erdenweg ging, gerade für unsere Zeit auf den Leuchter stellte als „ein Licht, das da allen leuchtet, die im Hause sind", in der Kirche Gottes leben — vielleicht eine Lösung einer brennenden Jugendfrage „*Autorität und Freiheit*."

„*Er war untertan*" — das ist die große Ueberschrift, die die Hl. Schrift über das Jugendleben des Gottmenschen setzt, „Er war untertan, er war gehorsam" das ist auch die eine große Ueberschrift, die wir über des Johannes Berchmans Jugendleben setzen dürfen. Der im stillen Nazareth verborgen lebende, gehorchende Christus war das Heilandsbild, das wie ein lebenspendendes Gnadenbildnis vor seiner Seele stand, das durch seinen fortgesetzten inneren Verkehr mit Jesus in Gebet und Betrachtung sich tief in seine Seele einprägte und in ihr sich nachformte. „Gehorchen" hat in unseren Tagen keinen guten Klang bei vielen Jungen. Beim bloßen Wort schon wollen sich vielleicht die Hände ballen und ein Blitzen steigt ins Auge, als gelte es ein heiliges Recht zu wahren gegen ungerechte Ansprüche, als gelte es sich freizumachen von unerträglicher Bevormundung durch Erwachsene. „Gehorchen" erscheint vielfach als ein feiges „Sich-ducken", unverträglich mit dem heiligsten Gut der Jugend, ihrer Freiheit. Zwischen Autorität und Freiheit scheint es nur ein „Entweder-oder" zu geben, kein harmonisches Zusammenwirken beider Kräfte, aus dem eine geschlossene Persönlichkeit geschaffen werden könnte; „Gehorchen" das traurige Erbteil schwacher Charaktere! Ob Johannes ein schwacher Charakter war? Es ist wahr, in seinem Leben finden wir nicht die großen Taten heiliger sühnender Bußgewalt wie bei Aloysius, auch konnte der arme Gerberssohn aus schlichter Bürgersfamilie im Brabantenstädtchen Diast nicht großmütig auf eine Fürstenkrone verzichten wie der Erstgeborene von Castiglione. Der Segen, den ihm sein armer Vater blutenden Herzens gab, weil die Familie auf seine Laufbahn ihre Hoffnung gesetzt, war seine ganze Aussteuer in die Gesellschaft Jesu, an deren Pforte er als Siebzehnjähriger klopfte. Aber gleicht er nicht seinem heiligen Mitbruder Aloysius im Starkmut, in der strengen Folgerichtigkeit, in der Entschiedenheit, mit der er dem ins Auge gefaßten Ziele zustrebt? „Ich will ein Heiliger werden, ein großer Heiliger", ein heiliger Jesuit wollte er werden gleich seinem leuchtenden Ideal und Vorbild Aloysius. — Das war sein Vorsatz beim Eintritt in den Orden, den wir unter seinen ersten Aufzeichnungen finden. Und hat er es nicht durchgesetzt?

Wenn wir die strenge Selbstzucht sehen, die er tagaus tagein geübt in seiner Lebensführung, in seinem Gehen und Stehen, Blicken und Gehaben, dürfen wir ihn einen schwachen Charakter nennen? Welche Selbstmeisterung besagt es, wenn unter seinen Mitnovizen, 100 an der Zahl, — und wie scharf ist nicht das Auge eines eifrigen Anfängers — auch nicht ein einziger einen geringen Verstoß, eine Unvollkommenheit anzugeben weiß und wenn alle einstimmig dafür halten, daß er die „verkörperte Ordensregel" sei.

Und welche Unsumme von Einzelsiegen und Selbstüberwindung enthält nicht das kindliche Geständnis des jungen Sterbenden, das er als sein „Geheimnis" seinem Obern anvertraut: „Hochwürden, es ist mir jetzt mein größter Trost, daß ich *nie*, seit ich das Glück habe in der Gesellschaft zu leben, eine *läßliche* Sünde freiwillig begangen oder eine Regel und Anordnung meines Obern wissentlich übertreten habe." Und wenn sein Oberer, P. Cepari bezeugt: „Berchmans brachte es wirklich durch seinen entschlossenen und standhaften Willen soweit, daß alle seine Werke vollkommen waren. Auch der strengste Kritiker war nicht imstande, weder an seinen Handlungen selber noch an der Art und Weise, wie er sie verrichtete, auch nur das Geringste auszusetzen", so setzt das eine innere Selbstbeherrschung und ein starkes Wollen voraus. Nein, Berchmans war keine bieg- und schmiegsame Natur, in ihm war Stahl. Und auch das Erbe seines Volkes, ein starker Freiheitsdrang, lebte und glühte in ihm. Wenn es eines seiner leuchtenden Zukunftsbilder ist, als

Heidenapostel einmal hinauszuziehen nach dem fernen China und wohl dort als Märtyrer zu sterben, oder als Feldgeistlicher mit in den Kampf zu ziehen gegen die Häretiker — in seinem Vaterland wüteten damals die traurigen Religionskriege — und sein Leben zu opfern für die heilige Sache, so ist das eine Auswirkung seines Freiheits- und Tatendranges. Und wenn ihm das Zusammenleben mit so vielgestaltigen Charakteren, mit seinen vielen Forderungen an Anpassung und mancherlei Verzicht auf Durchsetzung eigener Art „seine größte Buße ist", so kam ihm dies Wort wohl ganz von Herzen.

Wenn er trotzdem mit einer unerbittlichen Folgerichtigkeit und Entschiedenheit „Gehorchen", „Einordnung und Unterordnung" zu seiner grundsätzlichen Lebensrichtung macht, so wußte er, was er wollte. Durch Gehorchen, auch im kleinen und kleinsten, durch freiwillige Bindung an ein festes Programm, das er einmal als richtig für sein Temperament, für seine starken und schwachen Seiten erkannt, durch engen und engsten Anschluß an die Regeln eines apostolischen Ordens wollte er den Weg zur Höhe nehmen. Er geht ihn mit einer Art heiligen Zwangs, heiliger Rücksichtslosigkeit. Wie energisch klingt sein Leitsatz, den er als Zwanzigjähriger in seiner kurzen und bündigen Art niederschreibt: „Wie ein Kind von einem Tag, so will ich mich leiten lassen."

Und in welche entschiedene Formel kleidet er seinen Wahlspruch, den er jeden Morgen beim Aufstehen sich neu ins Gedächtnis ruft: „Eher will ich in Stücke gehen, als daß ich auch nur die geringste Verordnung oder Regel verletze. Eher mag die Gesundheit daraufgehen, und selbst vom Sterben die Rede sein, als daß ich darum eine Vorschrift übertrete." Einen fast herben Zug bringt diese eiserne Folgerichtigkeit in den liebenswürdigen Charakter des jungen Flamen, um dessen Züge stets ein so ruhiges freundliches Lächeln spielt, den man nur den Bruder Immerfroh heißt. Und diese energisch gefaßten Vorsätze sind bei ihm keine bloßen Anwandlungen und Stimmungsausbrüche. Dafür bürgt schon die ernste, Tag für Tag bis ins Kleinste durchgeführte Verwirklichung, die in beständiger Selbstzucht ausgeführte Kleinarbeit, eine Treue im kleinen, die dem Fernstehenden, der den hehren Zwang nicht kennt, mit dem ein Heiliger seine große Idee verfolgt, als kleinlicher Zug erscheinen möchte. Aber wie in der Wissenschaft, so gibt es auch im Heiligenleben eine „Andacht zum kleinen." Nur den wenigsten ist es vergönnt in der Wissenschaft die Bahn des Genies zu laufen, die Regel wird sein, daß der Gelehrte in gewissenhafter Kleinarbeit seinen Schatz des Wissens mühsam erarbeitet. Auch in der praktischen Wissenschaft des Heiligen ist die Regel treue Kleinarbeit, treue Ueberführung, folgerichtiges Hineintragen einer großen Idee in die kleinen und kleinsten Handlungen des Alltags. Und diese Größe im kleinen wird uns mit stiller Ehrfurcht erfüllen, wenn wir die beständige Kraftentfaltung, das tägliche Ringen einer solchen Seele beachten. Tag um Tag das heilige Joch des Gehorsams zu tragen, ohne etwa unter dem Vorwand der „Vernünftigkeit", der „Großzügigkeit", die Spitzen dieses Joches, das auf die Dauer dem Menschen von Fleisch und Blut recht schmerzlich und peinlich werden kann, abzubrechen und unfühlbar zu machen, dazu braucht's heilige Gewalt, starkes Wollen. Auf diese heilige Gewalt verstand sich Berchmans. „Ich will jede Handlung so verrichten als wäre sie die letzte in meinem Leben." Es ist keine Phrase, wenn seine Mitbrüder uns versichern: „Wären auch jene Regeln des Ordensstifters, die das Leben der studierenden Ordensjugend aufs beste ordnen, zu Berchmans Zeiten verloren gewesen, es genügte auf ihn zu schauen, um sie in kurzem Zug für Zug wiederherzustellen." Noch zwei Wochen vor seinem Tode, am Feste des hl. Ordensstifters Ignatius, ist die Gnade, die er sich während des Hochamts von seinem heiligen Vater erbittet: „zu sterben in der Gesellschaft ohne je die Regel verletzt zu haben." Und noch im Tode will er sein Leben durch schönes „Gehorchen" krönen. Wie die Saiten im letzten Akkord, bevor die Hand des Künstlers ruht, noch einmal leise die leitende Melodie nachklingen, so klang auch in der Seele des jungen Berchmans das Leitmotiv des Lebens, das Lied von heiligem Gehorchen, noch im Tode nach. Der Kranke fühlt sein Ende nahe. Forschend blicken die Augen in der Krankenstube umher. „Wen suchen Sie denn, mein lieber Frater" fragt der bei ihm wachende Pater. „Den Pater Rektor" lautet die Antwort. Der Obere hatte sich zur Feier der hl. Messe entfernt, ihm aber beim Verlassen scherzend gesagt: „Aber sterben Sie mir ja nicht während meiner Abwesenheit", was der gute Sohn mit einem kindlichen Lächeln versprach. Ohne den Pater Rektor darf er jetzt nicht sterben; darum sein suchender Blick. Da kommt der Obere zurück, lächelnd begrüßt ihn der Kranke. Jetzt kann er ruhig sterben — nach einem Viertelstündchen schließt er sein kurzes Erdenleben.

„Gehorchen" war ihm aber kein feiges Sichducken, kein schwaches Sichbevormundenlassen, das war ihm ein Dienen mit erhobenem Haupt, eine „Vereinigung seines menschlichen Willens mit dem göttlichen", wie er schreibt. Und es ging nicht hervor aus Sklavengesinnung, aus einem engen Horizont oder mangelndem Weitblick, es war ihm ein hochherziger geistiger Ritterdienst. Liebe zu seinem Jugendideal Jesus Christus, dessen Jugendtat und Jugendfreude Gehorsam war, dessen Lebenswerk und dessen letzter Atemzug war „Gehorsam bis zum Tode des Kreuzes" — das war die hohe Seelenstimmung, aus der und nach der sich diese seine Lebensrichtung gestaltete. „Ich will meinen Jesus lieben über alles. Ihm zuliebe will ich alles mit möglichster Vollkommenheit verrichten. Am Kreuze Jesu, mit Jesus durchbohrt von den Nägeln der beständigen Armut, Keuschheit und des Gehorsams, will ich sterben mit Jesus." Ein freiwilliges Opfern mit Christus, das ist ihm Gehorchen. Und diese freigewollte Bindung aus Gottesliebe verkümmert ihm nicht seine Persönlichkeit, sondern setzt ihn erst in den Vollbesitz seiner inneren Freiheit und macht einen reichen harmonischen Charakter aus ihm. „Sein Charakter" so weiß sein Biograph zu berichten, „war so liebenswürdig und doch so fest, so bescheiden und dennoch so heiter, daß es schien, als ob die Vorsehung aus allen Charakteranlagen das Beste und Vollkommenste ausgewählt und zu einem herrlichen Temperament verbunden habe." Und das Geheimnis seiner Charakterbildung verrät uns der Heilige, wenn er sagt: „Das beste Mittel, die Herrschaft über sich und wahre Seelenruhe zu gewinnen, ist Verzicht auf eigene Ansicht und eigenen Willen, soweit sie nicht mit dem göttlichen harmonieren." Dieser göttliche Wille ward ihm kund durchs Wort seiner Oberen. „Ich will im Obern Christus sehen." Und „wenn er sich selbst verlor", so „hat er sich selbst wiedergewonnen", um mit dem Heilandswort zu sprechen.

Und so steht er vor uns als ein „Reicher", der uns noch heute, nach 300 Jahren, beschenken kann. Ja, hat er nicht gerade für unsere Tage, fürs Zeitalter der Jugendbewegung, in welcher man das Wort „Gehorchen" nur mit einer gewissen Zaghaftigkeit aussprechen möchte, eine besondere ihm von der Vorsehung gewiesene Sendung, unserer Jugend die innere Größe, die männliche persönlichkeitsbildende Kraft freien Gehorchens zu zeigen, die brennende Frage „Entweder Freiheit oder Autorität" aufzulösen in ein harmonisches: „Mit Freiheit zur Autorität stehen" und „durch Autorität zu wahrer innerer Freiheit", zur Höhe wahrer, kerniger Persönlichkeit. „Unsere Jugend will sich selbst führen, Führernaturen brauchen wir". Wo ist eine Führung denkbar ohne Meisterung eigensüchtiger Absonderungsgelüste, ohne Befreiung von den zentrifugalen Kräften alles Organisierens, den Trieben der Ichsucht? Und was will dieses „Führen" anders heißen als ein Organisieren von großen Seelen, die sich in starker Selbstzucht und edler Unterordnung zum großen Ganzen freiwillig zusammenschließen? Aber nur wenn die Losung „Gehorchen", „Frei und freudig sich unterordnen unter die gottgegebene und gottgewollte Autorität" durch die Reihen unserer Jugend geht, wird die herrliche Jugendbewegung eine wahre Kulturträgerin, ein Saatfeld starker Persönlichkeiten, zum Segen der Kirche, des Vaterlandes, der Menschheit.

Anmerkung: Es sei hingewiesen auf die soeben erschienene prächtige Jubiläumsgabe: S. Nachbaur S. J., Der heilige Johannes Berchmans S. J., Herder, Freiburg (Preis broschiert 19.50 M), die dem jugendlichen Leser mit feiner Seelenkenntnis die Idealgestalt des Jugendheiligen in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Lebendigkeit vorzuführen weiß.

Lerchenflug.

Entronnen dem Lebenstrubel,
Der Schmerzen und Knechtschaft bringt,
Die Seele jauchzend sich schwingt
Empor mit dem Lerchenjubel.

Denn sie und die Lerchen wissen,
Lichttrunken aufwärts gewandt:
Das Weh' ist zur Erde gebannt
Mit all seinen Finsternissen . . .

F. J. Zlatnik.

Das Recht der religiösen Kindererziehung.

Von Reichstagsabgeordneten Marx, Limburg a. Lahn.

Ganz mit Recht weist Professor Dr. Scharnagl in seinem Artikel in Nr. 28 der „Allg. Rundschau“ vom 9. Juli 1921 über den gleichen Gegenstand darauf hin, daß der seit Februar d. J. dem Reichstag vorliegende und am 4. Juli 1921 in 3. Lesung vom Reichstag angenommene Gesetzentwurf über die religiöse Kindererziehung, der nun als Reichsgesetz vom 15. Juli 1921 im Reichsgesetzblatt veröffentlicht worden ist, in der Oeffentlichkeit wenig Beachtung gefunden hat. Und doch handelt es sich bei diesem Gesetze um Dinge von außerordentlicher Tragweite. Das Gesetz, das spätestens am 1. Januar 1922 in Kraft tritt, durch Verordnung des Reichspräsidenten aber auch früher für die einzelnen Länder in Geltung gesetzt werden kann, wird Tausende von Müttern von schwerer Gewissensbedrückung befreien. Vielleicht nach Jahren von schwerer Qual werden die Mütter nunmehr in der Lage sein, ihre Kinder so zu erziehen, wie sie sich vor Gott und ihrem Gewissen verpflichtet fühlen!

Es mag recht gut gewesen sein, daß die Beratung des Gesetzes fast gar nicht die Oeffentlichkeit beschäftigt hat: der zu behandelnde Gegenstand birgt viel konfessionellen Sprengstoff in sich! Bei früheren Gelegenheiten, bei denen die Frage zur Verhandlung stand, sind heftige Streitigkeiten der verschiedenen Weltanschauungen entbrannt; bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches hat man schließlich die ganze Frage ausgeschaltet, weil man andernfalls für das Zustandekommen des gesamten Gesetzgebungswerkes fürchtete! Und jetzt ist die ganze Beratung, sowohl im Rechtsausschuß wie im Plenum des Reichstags ohne jede konfessionelle Reibung, ohne jede Parteileidenschaft, völlig sachlich und ruhig vor sich gegangen. Der Erfolg ist reicher Lohn für alle aufgewendete Mühe!

Professor Dr. Scharnagl äußerte gegenüber der schließlichen Gestaltung des Gesetzes schwere Bedenken, insbesondere, weil Verträge über die religiöse Kindererziehung, also die Frage, in welcher Konfession Kinder zu erziehen seien, für bürgerlich wirkungslos erklärt sind.

Es hat sich bei der Beratung des Gesetzes gezeigt, daß über diese Frage in Süddeutschland fast allgemein ganz entgegengesetzte Meinungen bestehen wie in Norddeutschland, und zwar ohne Rücksicht auf die Konfession. In Bayern, Baden, Württemberg legt man großen Wert auf die Anerkennung von bindenden Verträgen zwischen den Eheleuten, die auch noch nach dem Tode eines derselben für den Ueberlebenden verbindlich sind. In Norddeutschand zieht man möglichst weitgehende Freiheit beider Ehegatten vor. So spricht das neue Gesetz nicht von einer „Vereinbarung“ der Ehegatten, sondern von einer „Einigung“, die nach der Absicht des Gesetzes keinerlei rechtliche Bindung der Eheleute bedeutet, sondern einen tatsächlichen Zustand, der jederzeit von einem der Ehegatten aufgehoben werden kann und namentlich nicht über den Tod des einen der Ehegatten hinaus dauert.

Bei einer so ungemein schwierigen und heiklen Frage wie die der religiösen Kindererziehung kann eine allseitig und für alle Fälle des praktischen Lebens vollkommen befriedigende Lösung nicht gefunden werden. Damit muß man sich als mit einer unabänderlichen Tatsache abfinden. Professor Dr. Scharnagl gibt das auch ohne weiteres zu. Er sieht in der Zulassung von Verträgen die zuverlässigste Sicherung und die möglichst weitgehende Gleichberechtigung beider Elternteile, auch der Frau. Das kann man in gewissem Umfange ohne weiteres als richtig zugeben. Es wird aber die Frage zu stellen sein, ob die schweren Bedenken, die seit je gegen die vertragliche Bindung in solchen, das Gewissen des einzelnen so ungemein tief berührenden Fragen erhoben worden sind, deshalb schon zurückgestellt werden dürfen.

Man denke sich nur den Fall, wie er sicher häufig genug vorkommt, daß ein katholisches Mädchen in seinem Brautglück die evangelische Kindererziehung seinem Bräutigam zugesagt hat. Später kommt die Reue. Vielleicht stirbt der evangelische Mann früh. Die Witwe soll nun ihr ganzes Leben lang durch die Gewalt des Gesetzes gezwungen werden, die schwere Gewissensschuld fortzusetzen, die sie leichtsinnig auf sich geladen! Sie wäre nach dem Tode des Mannes in der Lage, alles wieder gut zu machen; der Vormundschaftsrichter ist aber kraft seines Amtes gezwungen, die Mutter dazu anzuhalten, ihre Kinder in einem Bekenntnis zu erziehen, das sie selbst für irrig hält! — Und dann: Was kommt dabei heraus, wenn ein Kind gegen den Willen der Mutter in einer anderen Konfession erzogen wird? Man frage nur erfahrene Erzieher danach!

Professor Dr. Scharnagl hebt als Mängel der jetzigen Regel hervor: das Wegfallen einmal der grundsätzlichen Gleichberechtigung beider Ehegatten, wie er sie durch die Zulassung von Verträgen gewährleistet sieht, und ferner, der „Sicherung nach dem Tode des einen Teils“.

Was das erstere anlangt, so ist dem entgegenzuhalten, daß durch die neue Regelung doch die Gleichberechtigung beider Ehegatten in möglichst weitem Umfang gewahrt ist. Die Zustimmung der Frau ist erforderlich: a) wenn das Kind in einem anderen Bekenntnis erzogen werden soll als in dem beiden Ehegatten bei Eingehung der Ehe gemeinsamen; b) wenn das Bekenntnis des Kindes geändert werden soll; c) wenn das Kind aus dem Religionsunterricht abgemeldet werden soll. — Den letzteren Punkt muß man doch ohne Zweifel als eine ganz außerordentlich wertvolle Errungenschaft betrachten. Sind aber die drei angeführten Fälle nicht so weitgreifend, daß sie eigentlich alle Konfliktsmöglichkeiten darstellen? Ich glaube, das läßt sich kaum leugnen. Nur die eine Lücke besteht: das Recht des Vaters geht vor, wenn die Konfession des Kindes überhaupt noch nicht bestimmt ist! Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß nach der einstimmigen Ansicht des Rechtsausschusses die Erziehung im Sinne des Gesetzes mit der Geburt beginnt. Sobald also das Kind in einer bestimmten Konfession getauft ist, gehört es dieser Konfession an. Die Lücke beschränkt sich also auf folgenden Fall: Sind die Brautleute dahin übereingekommen, die zu erwartenden Kinder katholisch zu erziehen, und weigert sich nun der evangelische Vater nach der Geburt eines Kindes, das Kind katholisch taufen zu lassen, so geht dann allerdings sein Wille vor! — Die Mischehen haben in dieser Beziehung nichts von ihrem gefährlichen Charakter verloren. Die Frau ist in solchen Fällen auf den guten Willen des Mannes angewiesen. Trau, schau, wem? gilt hier ganz besonders.

Wir wollen nicht verfehlen darauf hinzuweisen, daß das Gesetz den Verträgen nur die bürgerliche Wirkung abspricht. Es wird also z. B. nichts entgegenstehen, daß die Kirche das Versprechen der katholischen Kindererziehung seitens des evangelischen Mannes sich in der Form einer von beiden Ehegatten unterschriebenen Erklärung abgeben läßt, ehe sie die kirchliche Trauung zuläßt. Dieser Akt beweist einmal die stattgefundene Einigung, stellt dann aber auch eine moralische Bindung des Mannes in möglichst starker Form vor.

Nahezu ist also auch durch die jetzt erfolgte Regelung die Gleichberechtigung der beiden Eheteile so begründet, wie es bei Anerkennung von Verträgen nur möglich wäre. Dieser Nachteil wird aber doch wohl mehr als reichlich ausgeglichen durch den Ausschluß der überaus schlimmen Folgen, die die Zulassung von Verträgen nach dem oben Dargelegten haben kann und in sehr vielen Fällen haben muß.

Was dann den von Dr. Scharnagl hervorgehobenen zweiten Vorteil der Verträge anlangt, die „Sicherung nach dem Tode des einen Teils“, so kann man über den Wert dieses „Vorteils“ doch sehr geteilter Ansicht sein. Wird nicht gerade hier der Ueberlebende in die schwersten Gewissenskonflikte durch den Zwang unter den früher geschlossenen Vertrag gebracht? Und darf man so weit gehen zur „Sicherung“ eines Menschen, der gar nicht mehr lebt? Man darf doch folgendes nicht vergessen: Es mag für den einen Eheteil eine schwere Gewissensnot sein, wenn er auf dem Sterbebett sich mit dem Gedanken tragen muß: Nach meinem Tode wird mein Gatte doch vielleicht nicht mehr wie bisher die Kinder in meinem Bekenntnis erziehen; er wird sie seinem eigenen Bekenntnis zuzuführen bestrebt sein. Es ist aber doch immer nur eine Gewissensnot, um die es sich handelt. Eine Gewissensbelastung ist es aber nicht. Der Sterbende kann sich ehrlich das Zeugnis ausstellen, daß er alles, was in seinen Kräften stand, daran gesetzt hat, die Kinder in seinem eigenen Bekenntnis zu erziehen; ja, sein Ehegatte hat ihn bis jetzt in diesem Unternehmen unterstützt. Soll man nun, um diese, vielleicht unbegründete Gewissensnot zu beheben, bindende Verträge zulassen, die dann in überaus zahlreichen Fällen den überlebenden Teil in die schwersten Gewissenskonflikte stürzen müssen? Unseres Erachtens wäre die Erleichterung auf der einen Seite durch eine ungeheuere Belastung des Gewissens in zweifellos weit zahlreicheren Fällen auf der anderen Seite doch zu teuer erkauft.

Sind das einige theoretische Erörterungen, die doch wohl den Ausschluß der bindenden Verträge in etwas milderem Lichte erscheinen lassen, als dies der Aufsatz von Dr. Scharnagl zuläßt, so ist doch auch der praktische, tatsächliche Zustand nicht ganz außer acht zu lassen. Für die Zulassung der Verträge hat im Rechtsausschuß des Reichstags **lediglich** das Zentrum und die Bayerische Volkspartei gestimmt: 6 Stimmen gegenüber 22! Es war also schließlich nur die Frage: Sollte auf die ganz ungemein dringende einheitliche Regelung der Frage für ganz Deutschland und auf die außerordentlich weitgehende Verbesserung des Rechtszustandes in den weitaus meisten deutschen Staaten verzichtet werden mit Rücksicht auf den Ausschluß der Verträge, die doch nach dem Dargelegten von recht zweifelhaftem Werte sind? Die Frage stellen heißt doch ohne weiteres sie verneinen. In der Tat stellt die jetzt erfolgte Regelung für den größten Teil Deutschlands eine so erhebliche Besserung des bestehenden gesetzlichen Zustandes dar, daß man vor vier oder fünf Jahren auch nicht im Entferntesten damit rechnen konnte. Davon in einem weiteren Artikel.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto **Kunze**, München.

Während dieser Woche, am 11. August, wird die Verfassung von **Weimar** zwei Jahre alt. Nicht als Gedenktag vermerken wir das, denn die Gedenktage sind zu einer wahren Seuche geworden. Der 11. August ist vielmehr bedeutungsvoll, weil da die Sperrfrist abläuft, die der Ausführungsmöglichkeit des Artikels 18 der Reichsverfassung gesetzt war: Neugestaltung des Reiches in Länder nach dem Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung. Der Weg ist nun frei zu organischer Lösung der deutschen und der preußischen Frage. Auch Norddeutschland winkt damit das Ziel des gesunden, geographisch und stammesmäßig bedingten Föderalismus, dessen sich der Süden längst erfreut. Sobald der Entscheid über Oberschlesien gefallen ist, will **Hannover** auf Grund des Artikels 18 sein Recht geltend machen. Der Entscheid über **Oberschlesien**! Das mahnt uns, wie sehr die Geschicke des neuen Deutschland von der Weltpolitik abhängen, an der es zunächst nur leidend teilnimmt. In der Woche des 11. August, bereits Montag den 8., trat in Paris der **Oberste Rat** zusammen. Was er beschließt über die Zuteilung oder Teilung des zwischen Deutschland und Polen strittigen Abstimmungsgebietes, über Bestehenbleiben oder Abbau der drückenden **Sanktionen** am Rhein, kann dem Reich von Weimar das Urteil sprechen. In Westeuropa hat man schon lange Weimar gegen Potsdam ausgespielt und seine Sympathie für Weimar erklärt. Die Taten seit 1918 stimmten nicht dazu. Frankreich, selbst das Heimatland des Geistes von Potsdam — der ganze Stil und Wortschatz des internationalen Militarismus ist französisch — zieht diesen Geist in Deutschland wieder groß. Anständig behandelt, werden wir Deutschen **nie** einen Revanchekrieg führen. Bloß eine gloire wiederherzustellen, wie es die Art der Franzosen ist, liegt unserem Volksempfinden ganz fern. Nur französischer Sadismus vermöchte die kriegerischen Kräfte Deutschlands zu reizen. Dann würden sie sich aber schließlich trotz aller Entwaffnung einmal als stärker erweisen denn alle schwer gerüsteten weißen und schwarzen Armeekorps der großen Nation, die mit ihrer bewaffneten Macht Europa nach Napoleons Vorbild beherrschen will. Nur wenn Frankreich Deutschlands Rechte anerkennt, behält es selber Glück und Frieden, fördert es zugleich den friedlichen, demokratischen Geist in Deutschland. Oberschlesien sollte der erste neue Bundesstaat auf Grund des freien Willens seiner Bevölkerung werden. Sogar die Sperrfrist war dafür aufgehoben. Frankreich hat die Lösung der oberschlesischen Frage hintangehalten, hat damit auch die organische Entwicklung des deutschen Föderalismus und die Ueberwindung des preußischen Problems gehemmt. Diese Blindheit Frankreichs in deutschen Dingen zu seinem eignen Schaden ist nichts Neues. Man findet sie bei der Politik Napoleons III. bis 1866, und weiter zurück immer wieder bis ins 17. Jahrhundert, wo Ludwig XIV. und der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm einander emporhalfen.

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat bis zur letzten Stunde einmütig Zeugnis abgelegt für unsres Reiches Recht auf das **ungeteilte** Oberschlesien. Die „Schlesische Volkszeitung“, das führende Zentrumsblatt im Osten, gab eine Sondernummer heraus, in der die Frage von allen Seiten behandelt wurde. Auch der Reichskanzler richtete darin einen eindringlichen Ruf an die Staatsmänner der Entente, eine gerechte Entscheidung bald herbeizuführen. Dabei wünsche Deutschland ein gutes nachbarliches Verhältnis zu Polen. Es gewähre den geringen polnischen Minderheiten dieselbe Freiheit, welche es für die großen deutschen Volksteile in Polen beansprucht. — In einer großen Rede zu Bremen legte Dr. **Wirth** dann noch ein letztes Mal den deutschen Standpunkt fest. Er nahm zugleich Anlaß, seine Erfüllungspolitik im ganzen zu rechtfertigen, die nun ihre Probe bestehen soll. So verschieden die Urteile darüber sind, eins steht fest: Dr. Wirth und seine Regierung verdienen faires Spiel von seiten des Obersten Rates. Denn ihre Politik war ehrlich und folgerichtig. Nach jahrelangem Zickzackkurs endlich eine feste Linie, das ist allein schon etwas wert. Dr. Wirth hat aus diesem Grunde einen ganz anderen und viel festeren Rückhalt im Volke als seine sämtlichen Vorgänger seit Errichtung der Republik; mögen die Chauvinisten von Paris es hundertmal ableugnen. Aus seiner Rede in Bremen klang warme Zuversicht in einen guten Ausgang und fester Glaube an den Sieg des Rechts im Völkerleben.

Zurzeit, wo wir dies schreiben, ist es schlechterdings noch nicht möglich, den Spruch des Obersten Rates vorauszusagen. Nachdem Frankreich einmal in die Tagung willigen mußte, hat es sich alle Mühe gegeben, statt der endgültigen eine vorläufige Grenze durchzusetzen: Deutschland und Polen erhalten die weniger umstrittenen Bezirke. Das Industriegebiet soll ausgeschnitten werden und weiter unter Ententeverwaltung bleiben. Also ein Gegenstück zum Saargebiet. Frankreich und Polen würden die „friedliche Durchdringung“ gewiß besorgen. Dieser Plan wurde zwar vom polnischen Reichstag abgelehnt, aber wohl nur, weil Polen solang als möglich ganz Oberschlesien für sich verlangt. England scheint nicht für die vorläufige Dreiteilung. Lloyd George bringt einen fertigen Vorschlag in seiner Mappe mit. Vor der Abreise ließ er sich von der britischen Reichskonferenz, ehe sie feierlich geschlossen wurde, seine Richtlinien bestätigen. Italien dürfte ungefähr mit England übereinstimmen. Aber es wird schwer sein, gegen Frankreich eine einigermaßen befriedigende Lösung durchzudrücken. Sollte Briand selbst zustimmen, so ist es fraglich, ob er sich halten kann. Poincaré wartet schon.

Vielleicht faßt der Oberste Rat auch Entschlüsse über **Rußland** und **Kleinasien**. In allen Kulturländern ist man sich einig, daß dem russischen Volk, das an Hunger und Cholera zugrunde geht, geholfen werden muß. Aber unter Ausschaltung der Machthaber in Moskau. Das hat natürlich auch politische Konsequenzen, über die zu beraten wäre. In Rußland selbst scheint Lenin eine Mitregierung der bisher unterdrückten Parteien zu erstreben, die für das Ausland verhandlungsfähig wäre. Trotzki sieht die Hilfe vielmehr in einem Krieg gegen Polen. — Der **griechisch-türkische** Feldzug geht weiter. Die Erfolge haben den Griechen Appetit gemacht auf **Konstantinopel**. Vorläufig will England nichts davon wissen. Es muß trotz aller Türkenfeindschaft auf seine Mohammedaner Rücksicht nehmen.

Nachdem jetzt der Friede von **Trianon** allseitig ratifiziert ist, muß **Ungarn** das sog. Burgenland (Deutschwestungarn) an Oesterreich abgeben. Ob es gutwillig geschieht, ist noch nicht sicher. Die Einwohner des strittigen Gebiets selber sind nicht befragt worden. Ihre Vertreter haben der „Pester Zeitung“ zufolge in Oedenburg beschlossen, Selbstverwaltung im strengsten Sinne zu fordern: Westungarn den Westungarn! Keine landfremden Beamten und Soldaten! — Der Friede von Trianon legt auch Ungarn eine schwere Kriegsentschädigung auf. Der einzige Vorteil, den er bringt, ist die Räumung des Fünfkirchener Kohlengebiets durch Jugoslawien.

Erstaunlich und bewundernswert ist, wie **Italien** die schweren Erschütterungen des Weltkrieges überwindet. Auch ihm schien eine Revolution zu drohen und nachdem sie gebannt war, ein aufreibender Bürgerkrieg zwischen den annähernd gleichmächtigen Gruppen der Nationalisten oder Faschisten und der Sozialisten. Richtige Schlachten haben diese beiden einander geliefert. Jetzt ist es gelungen, einen förmlichen Frieden zwischen Faschisten und Sozialisten zu schließen. Er wurde in Rom feierlich unterzeichnet. Neben dem gesunden völkischen Gemeingefühl der Italiener hat die moralische Macht des Papsttums ihren Anteil daran (vgl. Kirchliche Rundschau), jene geistige Macht, deren Träger **Benedikt XV.** seit Ausbruch der großen Weltkrisis nie aufhörte, das Gewissen des christlichen Europa wachzurufen.

Neue außenpolitische Streiflichter.

Von Albert Dettling, Jena.

(Schluß.)

Waren es die wiederholten Preßangriffe auf beiden Seiten des Kanals, sah er sein Gebäude auf türkischem Boden wanken, störten ihn die Freundschaftsfäden, die zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten geknüpft werden (zwei ausgesprochene Franzosenfreunde — Harvey und Herrick — als neue Botschafter in London und Paris, schmeichelhafter Glückwunsch Hardings zum französischen Nationalfeiertag usw.), eine Privatnachricht aus sonst zuverlässiger Quelle in London belehrte mich vor kurzem, daß der Widerstand des englischen Premiers in der oberschlesischen Frage zu schmelzen beginne. In Finanz- und Handelskreisen, die den politischen Barometerstand sehr wohl kennen, herrsche eine gedrückte Stimmung. Es ist zweifellos, daß Lloyd George einen Bruch mit Frankreich unter allen Umständen zu vermeiden sucht, bevor die irische Frage und die Orientfragen eine Klärung erfahren haben. Das alles ist den Leitern der französischen Politik sehr wohl bekannt und ihre Haltung dementsprechend. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, scheint sich Lloyd George indes wieder in straffere Haltung gerückt zu haben. Kenner wissen, daß er dabei nicht nur von konservativen, sondern auch von liberalen Ministern der Koalitionsregierung gestützt wird, besonders von Churchill, dessen Einfluß in letzter Zeit ständig wächst. Für jene, die nicht wissen, daß die Furcht des englischen Ministerpräsidenten vor der Presse nicht allzu groß ist, war sein neulicher Angriff auf den mächtigen König der Druckerschwärze, Lord Northcliffe, eine Sensation ersten Ranges. Es mag der „Times" nicht sehr angenehm sein, von der weitreichenden Tribüne des Westminster aus offiziellem Munde zu hören, daß sie einmal ein vornehmes Weltblatt gewesen sei, heute aber keineswegs mehr als das Sprachrohr der Gebildeten Großbritanniens gelten könne. Eingeweihten ist das natürlich nichts Neues. Leider sind selbst in die wichtigsten politischen Dinge fast immer nur wenige eingeweiht. Die Pressefrage aber ist eine Weltfrage von erster Bedeutung. Der Weltkrieg war indirekt ein Pressekrieg. Nun liegt hier der Fall so, daß Lloyd George den Angriff auf den Mann unternahm, der einer seiner besten Helfer zum Siege war. Die von ihm organisierten Northcliffe-Bataillone kämpften stets erfolgreich in erster Linie, wenn es galt, die öffentliche Meinung in gewollte Dienste zu ziehen. Die „Times" also leistete sich einen heftigen Artikel gegen den Außenminister Lord Curzon, der dabei Schmeicheleien wie „hochmütig" und „unfähig" mit auf den Weg bekam. Was ist denn daran in einem Lande der persönlichen Freiheit, in dem jeder das Recht hätte, den König z. B. einen Idioten zu nennen, ohne von einem Majestätsprozeß bedroht zu sein? — Das Erscheinen des Blattes wurde nicht verboten, es wurde auch die „amtliche Sperre" (d. h. die Entziehung der amtlichen Nachrichten) nicht verhängt, wie deutsche Blätter fälschlich berichteten. Es wurden ihm in der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes nur gewisse Vergünstigungen (Sonderbesprechungen) entzogen. Das schon schien im Lande des Individualismus bedenklich. „Nicht die ständigen Angriffe auf die Regierung sind es", sagte der Premier, „die uns zu diesen Maßnahmen zwangen. Wir kennen sie nicht. Es liegt aber im Interesse unseres Landes, den Mann, der eben eine Reihe schwieriger, diplomatischer Verhandlungen zu führen hat, vor der Mißkreditierung im Ausland zu schützen. Glücklicherweise ist dieser Fall von Tiefstand in der englischen Journalistik ganz vereinzelt . . ." Sehr geschickt. Ganz Lloyd George. Die Sympathie der Kammer, in der die Opposition wuchs, war sofort gewonnen — Landesinteresse! — und der Gegner vor dem In- und Ausland stark getroffen. Daß wir bei diesem Falle, über den der Draht schon kurz berichtet hat, etwas erklärend verweilt haben, hat natürlich seine Ursache. Er gewährt treffliche Einblicke in gewisse englische Methoden, von denen eine wenigstens den Deutschen als Beispiel leuchten müßte. Wie ärmlich und erbärmlich hier zu Lande, wo man sich der Organisationskraft und Disziplin rühmt, allemal das Schauspiel, wenn irgend ein Außenminister eine Verhandlung zu führen hat. Parteipolitische Knüppel fliegen ihm nach wuchtiger Teutonenart als Stärkung über den Weg (ob zwar eine andere Stärkung ihm oft nötiger wäre), und der deutsche Michel steht dann zipfelmützig verblüfft, wenn das Ausland mit der Achtung kargt.

Ein beliebiger Zwischenfall genügt allemal, um zu beweisen, daß die Franzosen noch am stärksten an der Kriegspsychose leiden. Kaum waren die Wogen durch die Unterhandlungen Rathenau-Loucheur geglättet, als der tödliche Schuß in Beuthen auf den Major Montalègre fiel und aufs neue Wirbel aufjagte, die sich allerdings auf das nationalistische Lager beschränkten. Der „Quai d'Orsay" erklärte, daß es sich um Vorfälle örtlicher Natur handle und Hervé, dessen Feder zu den besten und einflußreichsten an der Seine zählt, sagte: „Die Verantwortung kann dem Kabinett Wirth unmöglich zugeschoben werden. Wenn es Verantwortliche gibt, dann sind es eher unsere polnischen Freunde, die durch ihr Verhalten das Unbehagen Englands, die Verteidigungsaktion des deutschen Selbstschutzes herausgefordert und bewirkt haben, daß die Festsetzung der Grenze nur durch die Gewalt der Bajonette erfolgen kann." — Wenn es etwas zum Belfern gibt, darf natürlich der Exkriegsminister Lefèvre nicht fehlen. Seine angekündigte Kammerinterpellation ist übrigens wieder zurückgezogen worden. Briands Gegner begriffen sehr bald, daß dieser Vorstoß nicht sehr wirksam sei. Sie versuchten den tödlichen Schlag kurz vor Beginn der Parlamentsferien durch eine Interpellation über den Krach der Banque industrielle de Chine. Diese Finanzkatastrophe ist durchaus nicht gewöhnlicher Art, da ihre Wogen auch in die französische Innen- und Außenpolitik hineinbranden und am Ende weitere Kreise ziehen können, als man vorläufig vermutet. Das Kabinett ist auch diesem Anprall durch die taktische Geschicklichkeit seines Präsidenten entronnen.

Höchst bedenklich wuchs die Stimmung an der Seine über die bekannten Urteile in den Leipziger Prozessen. In der Presse (und nicht allein in der nationalistischen) Reinkultur des Kriegspsychosenbazillus. Selbst Hervé meinte, der Haß habe sich auf zwei Jahrhunderte verlängert. Es ist Tatsache, daß wenn Gefühle vorwiegen, mit Vernunftgründen nur sehr wenig auszurichten ist. Psychologisch und im Interesse des Verständnisses aber ist es wertvoll, diese Gefühlsstimmung der Mehrheit zu kennen. Sie ist am treffendsten in der folgenden Auslassung eines Pariser Blattes wiedergegeben:

„Die Komödie geht weiter. Wie die andern werden die Henker unserer Kinder freigesprochen. Hinter ihrem Bierkrug halten sich Millionen deutscher Spießer ihre Bäuche vor Lachen, wenn sie die Berichte über Leipzig lesen, während in Frankreich Millionen von Witwen und Waisen die Fäuste ballen über die Art, wie ihre Gatten und Väter dahingemordet wurden. Wir werden auch unsere Würde besser wahren, wenn wir fortan auf alle Prozesse gegen Kriegsbeschuldigte verzichten; der Triumph der Straflosigkeit würde bessere Dienste tun als diese Fratze der Justiz, diese beständige Herausforderung unseres Schmerzes, diese Beleidigung der Opfer, deren Sterben ohne Rache bleibt . . ."

Nun hat sogar Herr Briand im Unterhaus das Wort „Komödie" gebraucht, als er von den Leipziger Prozessen sprach. Da er selbst Jurist ist, schien es manchem unglaublich. In wohlunterrichteten politischen Kreisen in Paris ist es jedoch längst ein offenes Geheimnis, daß man die Aeußerungen und selbst gewisse Handlungen des Kabinettschefs, der in der Taktik die einzige Rettung aus den nationalistischen Wirbeln seiner Sieger-Kammer sieht, nicht mehr mit der Goldwage wiegt!

Wenn die Chauvinistenpresse ihre ätzenden Giftbläschen gegen das Reichsgericht lospuffte, so war das nur ein Kinderspiel, wenn man sich der Stinkbomben erinnert, welche die antidreyfusistische (d. h. die nationalistische) französische Presse 1898 gegen die Kriminalabteilung des Pariser Kassationshofes schleuderte. 1899 wurden daher die vereinigten Kammern dieses obersten französischen Gerichtshofes mit der Dreyfus-Affaire betraut. Dreyfus mußte selbstverständlich ein Verbrecher sein, weil er ein Jude war. In derselben Gedankenfolge müßte jeder Offizier von dem Reichsgericht abgeurteilt werden, weil er ein Deutscher ist. Clemenceau, dessen Feder den Prozeß für Dreyfus (d. h. für ein oberstes Rechtsprinzip) gewann, schrieb damals: „Früher forderte man, um jemand zu verurteilen, wenigstens etwas, das als sogenannter Beweis irgendwie verwendbar war. Wir haben das scheint's abgeschafft. Um die Richter zu mißkreditieren, ist allerdings mehr nötig als das Geschrei jener, denen vor der Gerechtigkeit bangt." Ei, wie schade, daß der deutsche Justizminister Schiffer diese Parallele nicht zog und dabei eine gute Dosis Ironie bereit hielt, als er neulich gegen Briand polemisierte und das Reichsgericht unter seine Fittiche nahm. Für geistreiche Ironien sind die Franzosen ebenso empfänglich wie für Liebenswürdigkeiten. Auch die Amerikaner stürzen sich auf solche Leckerbissen. Die Berliner Korrespondenten

z. B. der „Associated Preß“ und der „United Preß“ (mit je zirka 900 Zeitungen) hätten dann Gelegenheit bekommen, die wonderful sensation nach ihrer Zentrale in Neuyork zu kabeln. Zwölf Stunden später hätte man in Nord-, Mittel- und Südamerika und selbst im Lande der Känguruhs gelacht oder gar gelächelt. O Aristide Briand, der du doch einer der echtesten Dreyfusisten warst, du bist einem gar neckischen Geschick entronnen. Und das verdankst du (würde Emerson sagen) der deutschen Schlichtheit.

Druckfehler-Berichtigung. In „Oberst Harvey“, Nr. 30, S. 381, muß es heißen: Quantitätsarbeit (zu tun) statt Qualitätsarbeit.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Haß regiert heute die Welt. In Italien schwingt die Mordwaffe der Parteihaß, dort, „wo christliche Frömmigkeit einst am stärksten blühte, im Lande, das die Wiege aller Artigkeit war“ und nun im Begriffe steht, „zur blutigen Walstatt des Bürgerkrieges zu werden“. Italiens Presse ist sich einig, daß alle vertraglichen Abkommen zwischen den Führern des Fascismus und Kommunismus wirkungslos sind, solange nicht die Massen ihrem gegenseitigen Hasse entsagen. So fordert denn Papst Benedikt XV. das italienische Volk auf, mit ihm Jesus Christus und seine Hl. Mutter anzuflehen, daß Versöhnungsgeist in die Menschenherzen einziehe. Daß aber doch auch noch viel Liebe insbesondere innerhalb der Kirche auf dem weiten Erdenrunde lebt, beweisen die Gaben, die noch immer für die bedürftigen jugendlichen Kriegsopfer beim Hl. Stuhle einlaufen und nahe an die 13. Million Lire heranreichen (genau 12'780,164 Lire). Obwohl nun erwiesenermaßen ein sehr großer Teil dieser Gelder fortwährend nach Deutschland und zwar nicht nur den Katholiken zufließt und obwohl Papst Benedikt soeben wieder die Forderung der polnischen wie der französischen Regierung abgelehnt hat, die Rechte des deutschen Kardinals Bertram zugunsten der Polen zu beschneiden, hetzen deutsche Kreise, die im „Reichsboten“ ihr Sprachrohr besitzen. „Katholizismus und Protestantismus“ beschäftigt auch seit Monaten die römischen Blätter, nämlich seit die Proselyten-Gesellschaft Y. M. C. A. in Italien eine intensive Abfallstätigkeit entfaltet und die amerikanischen Methodisten sich ans Werk machten, auf dem Monte Mario, also in unmittelbarster Nähe von St. Peter und des Vatikans eine gewaltige Trutzkirche mit Abfallsanstalten erstehen zu lassen. Während der katholische „Corriere d'Italia“ das bewußt Herausfordernde dieses Planes, dessen Basis der Dollar ist, bedauerte, da es in schroffstem Widerspruche zu den Einheits- und Einigungsbestrebungen unserer Zeit stehe, greift die liberale Presse das Unternehmen schärfstens an und der antiklerikale „Messaggero“ meint, wenn er schon für katholischen „Klerikalismus“ nichts übrig habe, so sei ihm dieser protestantisch-antinationale noch zehnmal unsympathischer. Wenn wirklich edle Absicht dem Plane zugrunde läge, sagt „Tempo“, und es sich um rein geistliche Erhebung handelte, dann täten diese Leute besser, anstatt Katholiken von ihrer Kirche loszureißen, ihre Zelte im stammes- und gesinnungsverwandten England aufzuschlagen, um dort einen richtigen Kreuzzug für die Wiederherstellung des christlichen Geistes zu veranstalten. Auf Grund des Urteiles des anglikanischen Bischofs von Durham wird dann eine Analyse der geistlichen und sittlichen Mängel des englischen Volkes geboten. „Bekennen wir es“, sagt der protestantische Prälat: „nach 1300 Jahren englischen Christentums sind wir heute zu einer Nation ohne intellektuelle Hilfsmittel geworden.“ Er bedauert, „den vollständigen Mangel an christlichem Geist im englischen Volke ... Kurz, was ist denn der Geist unserer Zeit, wenn nicht der des Antichrist? ... die Teilnahmslosigkeit des Materialismus erstickt uns. Wir leben in einer Zeit, die, bewußt oder nicht, selbst die Grundlagen der Religion verwirft ... Wenn es den Kirchen nicht gelingt, die alte und noch unausgeschöpfte Botschaft wieder zu verkünden, fällt unsere Zivilisation ins Chaos zurück.“

Am Grabe des vom römischen Papste dem deutschen Volke gesandten Apostels Bonifatius hat Sachsens neuer Bischof Dr. Schreiber vor dem Bischof von Fulda seinen Eid abgelegt.

Der internationale Zusammenschluß des katholischen Studententumes, der in Freiburg i. S. als „Pax Romana“ zustande gekommen ist, hat erfreulicherweise durch Einbeziehung der Missionsförderung seinen Wirkungskreis in das rein kirchliche Gebiet hinein erweitert. Das ist um so mehr zu begrüßen, als sich die Kirche vor immer größere Aufgaben gestellt sieht, vor allem im slavischen Osten. Mit ihnen hatte sich auch die jüngste polnische Bischofskonferenz in Krakau befaßt; ob jedoch gerade die Kirche Polens am berufensten ist, hier unmittelbar vor ihren eigenen Toren einzuspringen, erscheint bei dem stark nationalen Einschlag des dortigen Katholizismus zweifelhaft.

Welches wird die geistige und religiöse Verfassung jenes Rußland sein, das uns der Bolschewismus nach seinem Ende hinterlassen wird? Die beiden katholischen Metropoliten Rußlands, der lateinische wie der griechische, also Erzbischof von der Ropp von Mohilew und Erzbischof Szeptyckyi von Lemberg (zugleich Metropolit von Halitsch und Bischof von Kamienetz) haben sich soeben in uns vorliegenden Berichten über das kirchliche Zukunftsproblem Rußlands ausgesprochen. Lateinischer oder griechisch-slawischer Katholizismus? frägt jener. Von der dem Katholizismus an sich zuneigenden Schicht erblicke ein Teil in der griechisch-katholischen Kirche einen ungenügend entwickelten Organismus; diese Schichte finde sich hauptsächlich in den mittleren und höheren Volkskreisen, während das niedere Volk, das gerne dem folge, der es unterrichte und ihm ein gutes Beispiel gebe, den orientalischen Ritus (als Form der Liturgie) vorziehe. Msgr. von der Ropp tritt nun für einen birituellen Episkopat und Klerus ein, der natürlich den Zölibat zur Voraussetzung hätte. Dadurch würde eine Spaltung in zwei Lager vermieden und der Ritus träte zugunsten des Lehrgehaltes der Kirche mehr zurück. Was die Verwendung polnischer Priester betreffe, so meint bezeichnenderweise auch dieser sonst sehr polenfreundliche Prälat, daß jedenfalls selbst untergeordnete politische und nationale Gesichtspunkte vollkommen auszuscheiden hätten, was in diesem Falle schwierig wäre. Msgr. Szeptyckyi äußert sich über seine Erfahrungen und Eindrücke in Kreisen der russischen Intelligenz. Der letzte Generalprokurator des Hl. Synod, Sabler, habe ihn selbst zu der glänzenden Zukunft beglückwünscht, die der katholischen Kirche in Rußland harre. Im orthodoxen Klerus habe sich die Erkenntnis durchgesetzt, die christliche Kirche könne und dürfe nicht national sein, sondern müsse sich auf eine internationale (besser wohl übernationale) Autorität stützen. „Byzanz ist nicht mehr, nach Rom richtet sich jetzt unser Blick.“ Das Haupt der Raskolniki, der Sekte der Altgläubigen, die 30 Mill. Anhänger zählt, ist bereits zur katholischen Kirche übergetreten und hofft, daß es ihm gelingt, die ganze Sekte herüberzuziehen. Vom orthodoxen Klerus haben viele mit dem Verluste des Staatsgehaltes die Soutane abgeworfen und ganze Dörfer, heute ohne Seelsorger, sind zum Uebertritte bereit. Was der Prälat fordert, sind vor allem Priester, Missionäre. Er will sie nicht Afrika oder China entziehen, nein, aber im Namen unvergleichlich zahlreicherer Massen, die bereits Christen sind, und deren Rückkehr nach Rom ungeahnte Wirkungen im Oriente auslösen müßte, bittet er, man möge Rußland nicht vorenthalten, was man Afrika gebe. Er beschwört insbesondere die lateinischen Orden und Kongregationen des Westens, so wie es bereits die Redemptoristen taten, „selbst Orientalen zu werden“, d. h. Provinzen ihres Ordens ins Leben zu rufen, die den orientalischen Ritus annehmen.

Bischof Losinski von Minsk, vor einem Jahre von den Bolschewiki verschleppt und in Mohilew interniert, ist jetzt nach Warschau zurückgekehrt. Im Januar bereits freigegeben und gewaltsam nach Polen abgeschoben, kehrte der Bischof an der Grenze mit dem nächsten Zuge heimlich zurück, um seine mitgefangenen Glaubensgenossen nicht der Seelsorge zu berauben. Unter falschem Namen wirkte er mehrere Monate, bis er, entdeckt, unter Todesandrohung zum zweitenmal ausgewiesen und unter militärischer Bedeckung an die polnische Grenzstelle gebracht wurde. — Der orthodoxe Patriarch Tychon hat einen Aufruf um Hilfe für die Hungernden in Rußland erlassen, aber sich bezeichnenderweise an den protestantischen, englischen und amerikanischen Episkopat gewendet.

Msgr. Lauri, der neuernannte Nuntius in Warschau, ist aus Lima in Rom eingetroffen. Msgr. Cerretti, Nuntius in Paris ist gleichfalls an seinem Bestimmungsorte angelangt; Msgr. Evreinow, der vor Jahren als Sekretär der russischen Botschaft in Rom konvertierte und sich dann dem geistlichen Stande zuwandte, ist ihm als Sekretär beigegeben. Msgr. Benedetti, M. S. C., bereits für Mexiko bestimmt, wurde zum apostolischen Delegaten in Cuba-Portorico ernannt; dafür geht Msgr. Filippi von der Lissaboner Nuntiatur nach Mexiko. Die Republik San Salvator errichtet beim Hl. Stuhle eine Gesandtschaft.

Die hochkirchliche Bewegung in Deutschland.

Von Geistl. Rat Dr. Hoffmann, Oberstudienrat, München.

In Nr. 39 und 40 der „A. R." von 1919 haben wir auf eine Strömung im deutschen Protestantismus hingewiesen, die im Sommer 1918 durch die beiden Pastoren Heinrich Hansen und Heinrich Mosel in der Gründung der Hochkirchlichen Vereinigung zu festen Formen gebracht wurde. Der Name bedeutet „die Kirche hochhaltend". Die Zahl ihrer Mitglieder ist wohl noch nicht groß, dennoch kommt ihr eine besondere Beachtung zu, und sie macht die Gedanken vieler Herzen in der Kirche der Reformation offenbar. Die Bewegung bekundet ein entschiedenes Zurück zu der Urkirche, also ihrem Begriffe, ihrer Verfassung, ihrem Kultus, insbesondere der Messe, sowie dem religiösen Leben und Handeln des Klerus und Volkes; zugleich erkennt sie die Notwendigkeit einer Einigung unter den Christen, die Pflicht, mit dazu beizutragen, daß das hohepriesterliche Gebet Christi sich erfülle, daß „alle eins seien".

Auf dem bezeichneten Wege ist die Hochkirchliche Vereinigung seit ihrem Bestehen unentwegt fortgeschritten; in ihrer Monatsschrift „Die Hochkirche" (Hauptgeschäftsstelle in Heckelberg, Kr. Oberbarnim, Prov. Brandenburg) werden die einschlägigen Fragen mit Offenheit und dem Streben nach Wahrheit behandelt, trotzdem man gar oft hervorheben muß, daß dem Protestantismus vieles Gute und Notwendige abgeht, was die kirchliche Vergangenheit aufweist. Die reformerische Tätigkeit hat einen starken Umfang erreicht, auf einiges sei hingewiesen.

Das religiöse und kirchliche Leben in den protestantischen Kirchen, das so tief niedergegangen ist, soll erneuert werden; hierfür sollen Volksmissionen veranstaltet und geistliche Uebungen, also Exerzitien, abgehalten werden; das Kirchenregiment müsse die Sache in die Hand nehmen und sie für größere Bezirke ordnen. Der ehemalige zweite Vorsitzende der Vereinigung, nunmehr zur katholischen Kirche übergetretene Pfarrer D. Albani, hat zu diesem Behufe sowie auch zum Privatgebrauche das Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius von Loyola für Protestanten bearbeitet mit dem Titel „Vierzig Tage in der Wüste". Um zu einer nach bestimmten Gesichtspunkten geordneten, von vielen gläubigen Christen benutzbaren Gebetsvorlage zu kommen, die zudem durch ihren Gebrauch in der Vergangenheit geheiligt sei, wurde die Herausgabe eines Breviers für Laien und Pfarrer in Aussicht genommen. Das Streben nach sittlicher Vervollkommnung mit verschiedenen Graden gelangt zu Ansehen; es werden die Möglichkeiten für ein evangelisches Ordensleben geprüft; aszetisch-liturgische Vereine sollen ins Dasein treten mit der Aufgabe der Betrachtung, der Abtötung und des opferfreudigen Wirkens nach Außen; so soll ein „apostolisches Leben" begründet werden. Als Vorbild denkt man namentlich an die Stiftung Gerhardt Groots aus Deventer (geb. 1340), nämlich die Bruderschaft vom gemeinsamen Leben, auch Fraterherrn, Kollatienbrüder usw. genannt. Ja, es wird sogar erwogen, ob es nicht ratsam sei, für die erstrebte Gestaltung evangelischen Ordenslebens eine durch Gelübde gebundene Form zu finden: „Wenn es auch in gewissen Grenzen erlaubt sein mag, so ist zu fürchten, daß es nicht frommt", meint ein Referent; ein anderer stellt die Frage: „Ist es unevangelisch, solche Gelübde zu fordern?" Seine Ausführung bekundet, daß er Nein wünscht. Selbst die Gründung einer Bruderschaft „evangelischer Tertiarier" wird vorgeschlagen; sie sollen Gelübde ablegen und Pflichten auf sich nehmen, die vorzüglich in gemeinsamen Gebeten, der Unterstützung der Geistlichen in der Seelsorge und in Liebeswerken für die Allgemeinheit bestehen.

Warme Befürwortung findet die Einführung der Privatbeichte. Ihre psychologische Angemessenheit, ihre Notwendigkeit und Wirksamkeit als Mittel der Seelsorge sind in erhebenden und überzeugenden Worten geschildert, die umso angenehmer berühren, wenn man sich vergegenwärtigt, was alles gegen die Beichte sonst vorgebracht wird. Sie soll indes frei bleiben und nicht geboten werden. Nicht minder bedeutungsvoll ist die Stellungnahme zum Abendmahle. Es werden die Stimmen immer zahlreicher, welche der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß die Eucharistie den Opfercharakter habe. Die Schriftleitung der „Hochkirche" gestattete in hochherziger Weise auch dem Schreiber dieser Zeilen, die katholische Lehre hierüber in ihrer Monatsschrift zum Ausdruck zu bringen und zu begründen. Weiter handelt es sich um die äußere Feier des Abendmahles, die Liturgie. Zahlreiche Darlegungen treten ein für die alte, in den katholischen Kirchen erhaltene Form mit ihren einzelnen Teilen, ihren festgelegten Gebeten; auch das Fürbittgebet, selbst für die Verstorbenen, erhält Zulassung. Man wünscht weiter einen reicheren liturgischen Ornat und Schmuck, verlangt die Erteilung des Segens mit dem Kreuze, söhnt sich aus mit Prozessionen. Den theoretischen Erörterungen folgte die Praxis. Bei den Versammlungen der Vereinigung werden deutsche evangelische Messen gehalten; demnach schreckt auch der Name Messe nicht. Also weitgehende katholische Formen; indes teilweise auch nur Formen. Sie haben gewiß als äußere Gottesverehrung und in guter Gesinnung vollzogene Handlungen einen hohen Wert, aber jenen, deren Verrichtung dem von Christus begründeten Priestertume überwiesen ist, mangelt der objektive, gottgegebene Inhalt. Z. B. bei der heiligen Messe fehlt die Erneuerung des Opfers des Herrn am Kreuze; es werden nur die äußeren Formen vollzogen, unter denen diese in der Kirche vor sich geht.

Ein schwieriges Problem bildet die Kirche nach ihrem Wesen und ihrer Verfassung. Dieses offenbart auch der schöne Aufsatz von Pastor Stoevesandt, Berlin, „Das Wesen der Kirche" (Die Hochkirche 1921 Nr. 3). Er faßt nach einem katholischen Lehrbuche der Dogmatik die katholische Lehre von der Kirche in 6 Sätzen zusammen, von denen der 4. und 5. lauten: „Christus hat in seiner Kirche ein lebendiges Lehramt und eine Regierungsgewalt begründet und den Aposteln übertragen; das kirchliche Lehramt ist in der Verkündigung der göttlichen Wahrheit unfehlbar. Träger der Lehr- und Regierungsgewalt ist der Gesamtepiskopat in Einheit mit dem Papste. (4.) Der römische Bischof besitzt als Nachfolger des Petrus in seiner Eigenschaft als sichtbares Haupt der Kirche die oberste unfehlbare Lehr- und Regierungsgewalt" (5.). Wie mit den übrigen Sätzen will sich Stoevesandt auch mit dem 4. einverstanden erklären, solange man sich an die formale Seite halten könne und er nach Joh. 16, 13 im religiösen Sinne verstanden werden dürfe. „Sogar mit dem 5. Satze könnten wir uns insoweit befreunden, als er von einer obersten Leitung der Kirche redet; gegen eine monarchische Spitze der kirchlichen Amtsträger ist an sich nichts einzuwenden. Freilich wäre es uns unmöglich, ihr vor allem Unfehlbarkeit zuzusprechen." Der Verfasser fürchtet aber die materialen Bestimmungen, d. h. den Inhalt, den die Kirche jenen Sätzen gibt, die Deutung, mit denen sie an sie herantritt. Nun, hierin ist der Gesamtepiskopat sowie der Papst durchaus an die Lehren der hl. Schrift und der Ueberlieferung gebunden und kann in jene Formen nur legen, was hier enthalten ist. Stoevesandt weiß auch, daß die katholische Kirche die Unwissenheit der außer ihr Stehenden, welche sie nicht als die von Christus gestiftete Heilsanstalt erkennen, entschuldigt; wenn er dann aber unmittelbar fortfährt: „Aber denen, die sich mit Absicht abwenden, spricht sie den Besitz der heiligmachenden Gnade ab, ohne die niemand selig werden kann. Also konkret gesprochen, Paul Gerhardt, der Lieder geschaffen hat, wie sie kein katholisches Gesangbuch aufweisen kann, Wichern und Bodelschwingh, die Taten der Liebe verrichteten, die sich denen der großen Caritaspersönlichkeiten der römisch-katholischen Kirche ohne weiteres an die Seite stellen lassen, will die römische Kirche den Himmel verschließen." Wann und wo hat irgend jemand, so fragen wir, einmal die Meinung ausgesprochen, daß die genannten und andere auch von den Katholiken hochgeschätzte protestantische Männer vom Himmel ausgeschlossen wären? Es darf gerade bei solchen Persönlichkeiten mit vollem Rechte angenommen werden, daß sie in Unwissenheit über den Charakter der katholischen Kirche als der von Christus gewollten Heilsanstalt waren; denn sie würden sicherlich die Folgerung gezogen haben, wenn sie zu jener Erkenntnis gelangt wären. Darum sprechen wir ihnen den Besitz der heiligmachenden Gnade nicht ab und deshalb auch nicht die Möglichkeit, den Himmel erreicht zu haben. In den bezeichneten Punkten liegen auch für andere Männer der Hochkirchlichen Vereinigung Bedenken. Hansen z. B. sagt in „Spieße und Nägel", 95 Streitsätze gegen die Irrnisse und Wirrnisse unserer Zeit, die er zum Reformationsjubiläum 1917 hat erscheinen lassen (vgl. „Die Hochkirche" 1921, Nr. 5), und in denen er auch die Schäden, welche die Reformation mit sich brachte, mit offenen Worten ausspricht: „Der Primat des Bischofs zu Rom ist eine Lehre, die nicht mit historischen oder biblischen, sondern nur mit sophistischen Argumenten gestützt werden kann. Ein Primat irgend-

eines Bischofes ehrenhalber und nach menschlichem Rechte kann unter Umständen zugestanden werden, ist aber nicht unbedingt notwendig".

Ein wesentlicher Faktor in der Verfassung der katholischen Kirche ist das Bischofsamt. In der Hochkirchlichen Vereinigung besteht Uebereinstimmung in der Annahme, daß dieses in der Hl. Schrift gegründet sei und bis in die Anfangszeiten der Kirche zurückgehe, so daß wir es mindestens mit demselben Recht wie das Symbolum Apostolicum apostolisch nennen dürfen. Große Hoffnung wurde im Protestantismus auch außerhalb jener Vereinigung auf die Zeit gesetzt, wann einmal die geschichtlichen Verhältnisse den sogenannten Summepiskopat des Landesfürsten zum Wegfall bringen. Die Zeit kam rascher, als man es wohl erwartete, aber sie täuschte diese Hoffnungen, da sie, vielleicht abgesehen von einigen Landschaften, wie Mecklenburg-Schwerin, wo die neue Kirchenverfassung einen auf Lebenszeit gewählten Landesbischof einführt, das erwünschte Amt nicht zu bringen verspricht. Wenn nun die Männer der Hochkirchlichen Vereinigung auf Natur und Bedeutung des Bischofsamtes zu sprechen kommen, so weichen sie jedoch weit ab von der Anschauung, die über dasselbe zu allen Zeiten in der katholischen Kirche herrschte, sowohl in der des Morgen- wie Abendlandes, also auch in der von Rom getrennten. Man will in den Bischöfen „nur leitende geistliche Persönlichkeiten sehen, in deren Händen alle Fäden der kirchlichen Arbeit zusammenlaufen, Männer, die sich für den Zustand ihres größeren Bezirkes verantwortlich wissen, mit allen Berufsarbeitern in naher persönlicher Fühlung stehen und ihnen vermöge ihrer eigenen praktischen Erfahrung und des Weitblickes, den ihre überragende Stellung ihnen ermöglicht, Führer und Berater sein können; also: obere Geistliche, die mehr durch persönlichen Einfluß auf Grund besonderer Sachkenntnis als durch Zwang und Verordnung wirken". Damit sind gewiß Wirkungen des bischöflichen Amtes beschrieben, aber nicht sein innerstes Wesen bezeichnet, wie dieses bereits im Neuen Testament und den nachapostolischen Schriften dargestellt ist. Man verkennt auch, daß der Bischof seine Vollmachten kraft apostolischer Sukzession hat, vermöge derer er in die Reihe jener Männer tritt, die durch rechtmäßige Weihe mit den Aposteln und durch diese mit Christus in Verbindung stehen und welche die Gnade des Priestertums und des Bischofamtes durch die Auflegung der Hände (2. Tim. 1,6) eines Mannes haben, dem sie schon früher gegeben war. So fällt es auch der Hochkirchlichen Vereinigung schwer, den Standpunkt der katholischen Kirche zu würdigen, nach dem sie die Bischöfe der anglikanischen und schwedischen Kirche nicht als wirkliche Bischöfe betrachtet. Namentlich dieses Festhalten an den übernatürlichen, objektiven, gottgegebenen, sakramentalen Ordnungen und die hieraus folgende Ausschließlichkeit bezeichnet man als „Katholizismus"; er wird zurückgewiesen, während die „Katholizität" erstrebt wird. Darin liegt wohl der Hauptwiderspruch zwischen katholischer Kirche und Hochkirchlicher Vereinigung, wie auch zwischen jener und dem Anglikanismus.

Mit anerkennenswertem Eifer strebt die Hochkirchliche Vereinigung nach einem Zusammenschluß aller christlichen Kirchen, die einen positiven Gottes- und Christusglauben haben. Darum herrscht auch die größte Begeisterung für den Weltkongreß über Glauben und Kirchenordnung, der im August 1920 seine vorbereitende Sitzung in Genf hielt; in der gleichen Weise aber besteht ein Widerwille gegen den Papst, der unter den gegebenen Verhältnissen nicht mittun konnte. Protestantische Einstellung des religiösen Denkens vermag auch hier den absoluten Wert der Kirche, die sich im Besitze der vollen Sendung Christi weiß, nicht zu würdigen und darum kann sie nicht verstehen, daß diese auch nicht in eine föderalistische Arbeitsgemeinschaft, wenn wir so sagen dürfen, mit den anderen im Laufe der Zeit entstandenen Kirchengemeinden eintreten kann.

Wir hegen die höchste Hochachtung vor den Bestrebungen der Hochkirchlichen Vereinigung und wünschen von Herzen, daß das Gebet des schönen Hymnus von Pastor Hansen in der Mainummer 1921 der „Hochkirche" „Ut omnes unum" recht bald Erfüllung finde.

In dem Aufruf für die **Akademiker-Gedächtniskirche in Göttingen** ist ein Irrtum unterlaufen. Das Postscheckkonto in Köln ist nicht Nr. 34950, sondern 37950, also statt der vier eine sieben.

Einführung in Geist und Voraussetzungen der christlichen Kunst.

Auf Anregung des Dozenten für christliche Kunst an der Staatl. Kunstakademie in Düsseldorf, Prof. Dr. Andr. Huppertz, fand vom 30. Mai bis 3. Juni in der Abtei Maria-Laach ein Kurs für christliche Künstler statt. Außer etwa 30 Schülern der Düsseldorfer Akademie nahmen noch eine Anzahl anderer Künstler teil. Ein kurzer Hinweis auf die behandelten Themata mag genügen, um die Bedeutung der Veranstaltung darzutun.

In einem einführenden Vortrage sprach Abt Dr. Ildefons Herwegen über die psychologischen Grundlagen der christlichen Kunst in Deutschland, d. i. die ideale Vereinigung des verschiedenen Kunstwillens der Antike und der germanischen Welt in der christlichen Kunst, ferner in drei Vorträgen mit Lichtbildern über das Wesen und Werden der christlichen Katakombenmalerei, die musivische Kunst der christlichen Basilika, den Sinn und die Bedeutung des Beuroner Kunststils, unter besonderem Hinweis darauf, wie in allen Lehre und Kultus der Kirche die tiefen und reichen Quellen waren, aus denen die Künstler fruchtbringend schöpften. — In drei Vorträgen behandelte P. Prior Dr. Albert Hammenstede in erhabener und erhebender Sprache die Themen: „Das Wesen der Liturgie", „Die Aesthetik des Kirchenjahres", „Der künstlerische Aufbau der hl. Messe" unter besonderer Berücksichtigung des Zieles des Kursus. P. Gregor Böckeler fesselte die Zuhörer durch eine ausgezeichnete Einführung in die Aesthetik des Chorals, die durch einen kleinen, geschulten Chor unterstützt wurde. Im Schlußvortrage sprach Abt Herwegen begeisternd über die Innenwelt des christlichen Künstlers.

Der tiefe Eindruck, den die mit höchster Spannung verfolgten Vorträge machten, sprach sich in der begeisterten Anerkennung aller Teilnehmer ohne Unterschied des Bekenntnisses und dem Wunsche nach alljährlicher Wiederholung aus. Auf der Hinreise ging der Veranstaltung eine Führung im Wallraf-Richartz-Museum und im Schnütgen-Museum in Köln durch Huppertz voraus, die ebenfalls auf das Ziel des Kursus besonders eingestellt war; den Abschluß bildete auf der Rückreise eine Besteigung des Kölner Domes unter Führung des Dombaumeisters Geh. Baurat Hertel.

Der hocherfreuliche Erfolg, der von dem Kursus ausgeht, legt den Wunsch nahe, daß überall, wo nur möglich, gleiche Veranstaltungen für christliche Künstler folgen mögen zur Wiedererweckung und -belebung christlichen Kunstschaffens, wahrer christlicher Kunst.

Eine neue katholische Erziehungslehre.

Von Univers.-Prof. Dr. Göttler, München.

Bernberg J. „Zurück zur Erziehungslehre Christi!" Kritik der alten und Umriß der neuen katholischen Pädagogik, Regensburg (Manz) 1921, 226 S. gr. 8° M 20.

Die Schrift hat zum Gegenstand zwei Thesen, eine „wichtigste These" „und eine Hauptthese". Die eine ist sachlicher Natur, die andere formaler Art. Beide haben zur Voraussetzung schwerste Fehler, Irrtümer der alten, d. h. der gesamten bisherigen katholischen Erziehungswissenschaft. — Wichtigste These: „Die Lehre Christi selber ist eine in sich abgeschlossene Erziehungslehre, zwar nicht um zu profanen Künsten, aber durchaus, um zu allen Tugenden zu erziehen". Die alte katholische Erziehungswissenschaft habe diese Erziehungslehre Christi zu drei Vierteln preisgegeben, gerade die höchsten Erziehungswerte und -mittel (hl. Messe, hl. Kommunion, die meisten Sakramente), begnügte sich mit einem Stumpfchristentum, verleugnete insbesondere das einzig mögliche Erziehungsziel, stellte ein ganz unchristliches „Verführungsziel" auf. — Hauptthese: Die bisher einheitliche Pädagogik ist aufzuteilen in zwei vollkommen voneinander unabhängige Erziehungslehren oder „Pädagogiken", in eine Tugendpädagogik und eine Kulturpädagogik. Erstere sei eine rein theologische Disziplin, weil sie auf theologischen Prinzipien, insbesondere auf dem uns nur durch die Offenbarung gewissen Ziel aufbauen müsse, sie habe den Menschen im allgemeinen zum Objekt, verdiene eigentlich allein Erziehungslehre genannt zu werden; letztere habe den Kulturmenschen, den „Leser, Schreiber, Rechner" zum Gegenstand, erstrebe möglichste Vollkommenheit in den Kulturkünsten (in der Regel werden als solche nur Lesen, Schreiben, Rechnen erwähnt); sie sei eine rein philosophische Disziplin, für sie habe die Lehre Jesu nichts übrig außer den Satz „alles übrige wird auch hinzugegeben werden". Kultur habe ja auch mit Tugendhaftigkeit im christlichen Sinn innerlich gar nichts zu tun und darum sei es auch aus sachlichen Gründen unmöglich, Kulturerziehung mit Tugenderziehung in ein und derselben Wissenschaft zu behandeln. „Wer hätte noch Lust, die Quadratur des Zirkels zu versuchen und Erziehungen, fremd, unvereinbar, klaffend wie Gott und Kultur oder wie Gottes Besitz und Verherrlichung einerseits und Kulturtüchtigkeit in ein und derselben

Wissenschaft unterzubringen?" Indes wird der formale Gesichtspunkt (Unzulässigkeit der Verwertung von Vernunft- und Offenbarungswahrheiten in ein und derselben Wissenschaft) mindestens ebenso schwer angekreidet. Eine philosophisch-theologische Disziplin ist für B. die ärgste Sünde gegen wahre Wissenschaftlichkeit. Als „Zwitter" und „Bastard" wird darob aus „psychologischen" Gründen gleich zu Anfang die bisherige katholische Pädagogik hingestellt.

Welches sind wohl die Vertreter dieser so jämmerlich in die Irre gegangenen, ja „objektiv häretischen" katholischen Erziehungswissenschaft und welches deren Werke? Am öftesten wird Otto Willmann genannt, aber nicht etwa mit seinen Hauptwerken, sondern mit einigen Artikeln im Roloffschen Lexikon der Pädagogik. Dann kommt der Herr „Grunewald" (so in der ganzen Schrift; gemeint ist Georg Grunwald, der Verfasser der „Philosophischen Pädagogik", Paderborn 1917, u. a. kleinerer Arbeiten, Herausgeber des „Lehrbuches der Pädagogik" von Cornelius Krieg, Freiburg 1913) aber nicht etwa zitiert nach einem dieser beiden Werke, sondern nach einem Pharusartikel. In einem nebensächlichen Punkte wird einmal Habrich mit einer Stelle aus seiner Pädagogischen Psychologie genannt. Die übrigen je einmal genannten Vertreter gehören der Geschichte an und spielen heute wirklich keine Rolle mehr: Dursch, Milde, Peraldus. Kehrein-Keller mit einer alten Auflage des bekannten Lehrerseminarleitfadens, Alban Stolz mit seiner „Erziehungskunst", Roloff mit seinem Lexikon der Pädagogik (der einzige von B. belobigte Autor), sind keine Vertreter bzw. Verfasser von Pädagogiken, d. i. systematischen Darstellungen der Erziehungswissenschaft. — Ist es noch notwendig, nach dieser Darlegung des Hauptinhaltes eigens die Unhaltbarkeit der Aufstellungen, die Haltlosigkeit der Anklagen gegen die alte katholische Pädagogik darzutun? Das was B. fordert, eine eigene rein theologisch aufgebaute Tugendpädagogik haben wir längst. Werke dieser Art tragen freilich nicht den von B. beliebten Titel; sie nennen sich in der Regel „Katechetik" (vgl. z. B. die so betitelten Werke von Cornelius Krieg, Gatterer-Krus). Und auch die Kulturpädagogik haben wir unter dem Namen Unterrichtslehre oder Methodik, freilich nicht so primitiv, wie sie B. vorschwebt. Aber eben diese getrennte Behandlung ist das Uebel. Die Ursache der Trennung liegt darin, daß die meisten Darstellungen zu sehr abgestimmt sind auf die Berufserzieher: hie Geistliche, hie Lehrer; hie Kirche, hie Schule. Und daraus möchte B. ein Prinzip machen! Meine Hauptthese lautet: Wenigstens in der streng wissenschaftlichen Behandlung Zusammennahme der beiden in der Erziehungspraxis vereinigten und auch innerlich untrennbaren Dinge. Ich kann mir eben keinen „Menschen im allgemeinen" denken, der nicht auch „Kulturmensch" ist, auch keine Kultur, die mit Religion und Sittlichkeit und also auch mit Gott und Christus und Kirche innerlich nichts zu tun hätte. Ist etwa die mittelalterliche Kultur keine Kultur gewesen, muß man unter Kultur nur moderne Hyper- und Mißkultur verstehen? Ich kann mir nicht einmal Leser-, Schreiber- und Rechnererziehung und -Pädagogik denken, die sich auf die reine Technik des elementaren Lesens, Schreibens, Rechnens beschränkt, die also dem Inhalt des Lesebuches, dem Gegenstand des Aufsatzes, der Verwendung dieser Techniken im Leben interesselos gegenüberstände oder für diese Fragen auf die andere Pädagogik, die Tugendpädagogik, verwiese. Hier liegt das Wesen des erziehenden Unterrichtes, nicht in dem „Schwanzstück" Anwendung, wie B. mehr sich selbst als die Idee des erziehenden Unterrichtes lächerlich machend schreibt. — Ich muß aber auch den Punkt als unhaltbar bezeichnen, auf dem B. so sicher zu stehen glaubt. Erziehungsziel und Ziel des Menschen seien vollkommen identisch. Ich sehe ab von den das Buch durchziehenden Schwankungen in Angabe dieses Zieles (Gott, Ehre Gottes, Himmel, Genuß Gottes). Für den Erzieher kommt die irdische Bestimmung des Menschen in Betracht, und die wird vom katholischen Standpunkt aus am besten mit „Erfüllung des Willens Gottes" angegeben. Und dieser Bestimmnng muß der Zögling selbständig und freiwillig gerecht werden. Der Erzieher hat sein Erziehungsziel erreicht, wenn er den Zögling in die rechte seelische Verfassung (Fähigkeit und Geneigtheit) zum Vollzug dieser Bestimmung gebracht hat. Eben diese rechte Verfassung nenne ich Erziehungsziel, alles andere (Ehre Gottes, Seligkeit, aber auch irdisches Glück, Bestand der Gesellschaft: der Familien und Gemeinden, des Staates und der Kirche) nenne ich Zwecke, die als Motive der Erziehungsarbeit neben anderen und in rechter Rangordnung wirken sollen oder doch mitwirken dürfen. Die Frage ist nur noch, und das ist die inhaltliche Bestimmung des Erziehungszieles, ob Kultur, vielleicht auch die Künste des Lesens und Schreibens und Rechnens und ein wenig Körperkultur innerhalb oder außerhalb des Bereiches des göttlichen Willens liegen. Mir scheint dies (in Uebereinstimmung mit Moraltheologen wie Linsenmayer, Anton Koch) der Fall zu sein. Darum ist für mich die in ihrer Kürze freilich mißverständliche Zielangabe (eigentlich Zweckangabe) Willmanns, die auf B. als rotes Tuch wirkte, die treffendste, weil allseitigste: „um Anteil zu geben an den die Lebensgemeinschaften begründenden Gütern". Zu diesen Gemeinschaften gehört eben nach Willmann auch die „Gemeinschaft der Heiligen", deren „Gut" Gott ist, hier auf Erden die Kirche mit Gottesverehrung und Gnadengemeinschaft als ihren wesentlichen „Gütern", aber auch der Staat mit Rechtsordnung als seinem wesentlichsten Gut usw.

Indes, es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, eine Apologie der „alten" katholischen Pädagogik zu bieten. Zwei Punkte seien nur noch gestreift. Unser heutiges Jugendelend ist nach B. auf Konto der falschen Theorie zu setzen; denn „die Praxis hinkt hinter der Theorie drein, bleibt gewöhnlich ein gut Stück noch hinter ihr". Da und dort sei ja auch noch gute katholische Erziehung festzustellen. Aber in diesen Fällen war es nicht die Theorie. Einen Beweis dieser Behauptung sucht man bei B. vergeblich. — Die Simultanschule mit ihrer Isolierung des Religionsunterrichtes vom weltlichen ist nach B. eine logische Konsequenz der alten Pädagogik mit ihrer Verquickung von Kultur- und Jugenderziehung, während natürlich jedem genau das Gegenteil sich aufdrängt.

Zum Schlusse nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen! Es ist jedem erlaubt, seine Entdeckungen den Zeitgenossen in „Aufsehen erregender" Weise nahezubringen und die Beweise, von deren Unwiderleglichkeit man so felsenfest überzeugt ist wie B., mit Sperr- und Fettdruck und allerlei Interjektionen einleuchtender zu machen. Aber wenn diese vermeintliche Entdeckung in Spannung, ja in direktem Widerspruch mit dem steht, was ernste und allseits anerkannte Fachmänner, in unserem Falle mindestens Willmann, nach langen und weit ausholenden Forschungen (Didaktik, Geschichte des Idealismus) formulierten, dann darf man solches nicht mit Ausdrücken wie „Unsinn" und „Kauderwelsch" belegen oder als „Verführung", als „objektive Häresie", als „schlimmste Häresie" hinstellen, sonst muß man es sich gefallen lassen, des „objektiven" Hochmutes geziehen zu werden. — Ueber den Geschmack ist bekanntlich nicht zu disputieren, darum auch nicht über viele der von B. beliebten Bilder und Vergleiche; man kann nur erklären, daß man sie abgeschmackt gefunden. — In das Gebiet des Geschmackes gehört auch der Stil. Ich fand ihn weder „flott" noch „begeisternd", ich empfand so etwas wie Hammer und Knüttel und darum viel seelische Tortur, so viel wie noch bei keinem auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebenden Werk.

Da der Verfasser selbst fast auf jeder Seite erklärt, daß er mit der ganzen bisherigen katholischen Pädagogik im Widerspruch stehe, so wird es hoffentlich auf seiten der akatholischen Pädagogik niemandem einfallen, das Buch mit seinen Ansichten über das Verhältnis von Gott und Kultur, von Erziehung und Staat u. dgl. als typisch katholisch hinzustellen und in der Polemik gegen katholische Schulpolitik und Kirche zu verwerten. Ganz sicher bin ich allerdings dessen nicht.

Vom Büchertisch.

Großmacht Presse. Enthüllungen für Zeitungsgläubige, Forderungen für Männer. Von Dr. Joseph Eberle. Fünftes bis zehntes Tausend. 1920. Verlag Herold (Reichspost) Wien für die Nachfolgestaaten Oesterreich-Ungarns, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg usw. für Deutschland und das übrige Ausland. — Es ist schwer, ein Werk wie „Großmacht Presse" in einer kurzen Bücherbesprechung zu werten. Man könnte ein Dutzend Leitartikel darüber schreiben, ohne es zu erschöpfen. Die christliche Presse müßte ganz periodisch immer wieder auf diese Fundgrube für den christlichen Journalismus zurückgreifen und heute aus diesem, morgen aus jenem Kapitel ganze Seiten abdrucken. Die Kapitel: Presse und Kapitalismus, Presse und Judentum, der Kampf um eine neue Presse sind so reich an Tatsachenmaterial, wie es vorher keine andere Arbeit zusammengetragen hat. In der neuen Bearbeitung sind die Erfahrungen von Krieg und Revolution verwertet. In katholischen Kreisen namentlich ist heute noch die Presse ein Ding, das man unterstützt wie irgendeine andere gute Sache, ein Krüppelheim, ein Mädchenschutz- oder ein Armenhaus. Man gibt mehr oder weniger widerwillig sein Bezugs-Almosen, glaubt seine Pflicht damit getan zu haben und bekommt dafür gedrucktes Papier ins Haus. Daß die Presse eine Großmacht ist für jede Konfession, für jede Partei, und daß insbesondere der Christ, der Katholik alle Mittel zusammenraffen sollte, um sie in seine Hände zu bekommen, seinen Ideen dienstbar zu machen, das leuchtet heute noch vielen nicht ein. Und doch wissen wir, daß die Großmacht Presse den größten Anteil am Sieg der Feinde und an unserem Niederbruch hat. Dr. Eberle war ein guter Prophet, als er in seinem Buche die verheerenden Folgen der Verkennung dieser Großmacht auf unserer Seite voraussagte. Wenn man heute wieder nach den Erfahrungen des Krieges und der Revolution Eberles Darlegungen über Presse und Kapitalismus, Presse und Judentum liest, dann wird rückschauend uns so manches klar, was uns beim Zusammenbruch und in der Revolution wie ein Rätsel anstarrte. Im Schlußkapitel „der Kampf um eine neue Presse", weist Eberle Wege, die beschritten werden sollen, nennt einige Mittel, die uns helfen müßten, auf christlicher Seite eine christliche, starke Presse zu schaffen als Gegengewicht gegen die nicht-christliche Presse. Seite 313 läßt Eberle einen einwandfreien jüdischen Zeugen feststellen: „Jawohl, die Presse ist verjudet, sie ist zum größten Teil das Geschöpf des jüdischen Genies und des modernen Fortschrittes." Ich stimme ihm rückhaltlos zu, wenn er auf die Frage, was zu der Presse nötig ist, zweierlei Dinge nennt: Erstens: Geld, Geld, Geld, zweitens: Verstand, Verstand, Verstand. In der Bemerkung, daß ein halber Bischof und ein halber Magnat oft mehr Geld haben, als sämtliche Juden einer Großstadt (S. 314), lag in der Vergangenheit und vor dem Krieg viel Wahrheit. Auch in dem höhnischen Wort desselben Judenblattes: „die ganze Judenpresse könnte man zerdrücken, wenn dieses schreckliche Heer des Vermögens aus seiner Passivität einmal heraustreten und mit Opfern an den Kampf gehen würde". Aber ich habe den Eindruck, als ob Dr. Eberle bei seinen weiteren Vorschlägen für den Kampf um eine neue Presse sich doch allzusehr vom Schlagwort „Kapitalismus" schrecken ließe. Das Wort Kapitalismus stammt aus dem Sprachschatz derselben Judenpresse, die ganz kapitalistisch organisiert und tätig ist. Es ist von ihr gemünzt als falsche Münze für die törichten Christen und namentlich für die Arbeiterschaft. Kapital ist ein neutrales Ding,

abseits von Gut und Böse, je nach dem Zwecke der Verwendung bekommt es seine Farbe. Wie die Dinge heute liegen, ist eine starke Presse nur leistungs- und existenzfähig, wenn sie auf großen Kapitalien fußt und mit reichen Mitteln arbeiten kann. Ohne die Hilfe des „Kapitalismus" ist eine moderne Presse nicht denkbar, auch eine christliche Presse nicht. Ich habe es darum nicht verstanden, wie christliche Zeitungen in das jäh ausgebrochene Zetergeschrei der jüdischen und sozialistischen Presse miteinstimmten, als kapitalkräftige Industrie- und Finanzkreise nach der Revolution dazu übergingen, große, angesehene Zeitungen, Telegraphenbureaus, Korrespondenzen, Papierfabriken aufzukaufen und damit der jüdisch-sozialistischen Presse die Macht einer nicht-jüdischen, leistungsfähigen, nationalen Presse gegenüber zu stellen. Wir Christen hätten eher davon lernen sollen. Die privatkapitalistisch begründete Zeitung ist erfahrungsgemäß der gesellschaftlich finanzierten stets überlegen. Voraussetzung für eine gut-christliche Presse ist natürlich der wohl vorgebildete charakterfeste Redakteur (S. 316). Langsam werden ja Eberles Vorschläge für eine neue Presse befolgt, bald können sie sich bewähren. Das wird dem Verfasser dann der schönste Lohn sein.

Dr. Hans Eisele.

Parlamentarisches System ... oder was sonst? Von Dr. Konrad Beyerle, Geheimer Hofrat, ord. Professor an der Universität München, M. d. R., München 1921. Dr. Franz A. Pfeiffer und Co. Verlag (Verlag der Politischen Zeitfragen). Druck: Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München. Preis 3 ℳ. — Die in der „Allg. Rundschau" d. J. Nr. 25 bis 28 veröffentlichten Aufsätze von Geheimrat Dr. Beyerle, M. d. R., sind auf mehrfachen Wunsch von Politikern, sowie aus Kreisen der kath. Studentenschaft jetzt als Einzeldruck erschienen. Sie werden als solcher vielen willkommen sein und die wertvollen, anregenden und fruchtbaren Gedanken des Verfassers noch weiter hinaustragen. Das politische Leben Deutschlands leidet nicht zuletzt unter Mißtrauen, Unzufriedenheit und Schwarzseherei. Mag unser Staatswesen, unser Parlamentarismus unvollkommen sein, so wollen wir doch über unerreichbaren Idealen das erreichte und erreichbare Gute nicht übersehen und es uns gern von einem kundigen Berater zeigen lassen.

O. K.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Mochte die erste Vorstellung ein klein wenig unter der entnervenden Hitze gelitten haben, so wurden unter dem Dirigentenstabe Dr. Karl Mucks alle Hemmungen der Erdenschwere überwunden und der „Ring" erschien emporgehoben über den Bühnenalltag in festspielmäßiger Schöne. Schon der Rheingoldabend war wahrhaft bedeutend. Welch herrlicher, wirklich großer Wotan ist Bender, in dem die Schönheit der Stimme und die Vergeistigung des seelischen Ausdruckes zur vollen künstlerischen Einheit gediehen, der Alberich Schützendorfs, der im Fluche noch eine Steigerung in der Intensität des Gefühles vertrüge, ist nicht minder eindringlich, wie Seydels charakteristischer Mime. Die Riesen — Gleß und Gillmann —, Erbs geistreicher Loge und die lichte, lenzliche Freia des Frl. Merz standen auf guter Höhe. Frau Färber-Straßers Erda ist eine bedeutende Leistung, die an die einst so viel gepriesene, später in Deutschfresserei machende Schumann-Heinck heranreicht. Leider verläßt die Sängerin unsere Bühne, um sie mit der Leipziger zu vertauschen. Unter den Rheintöchtern wirkte besonders die Stimme der Bosetti erfreulich. Im Rheingold gab es einige Poltertöne hinter der Szene bei den Verwandlungen, die die Musik etwas beeinträchtigten. Es gelang, diese Störungen für die weiteren Abende auszumerzen. Eine Neuinszenierung des Ringes wird im Winter geplant. Jetzt sieht man die Bilder, die einem vertraut und immerhin lieb sind, wenn ich auch das Problem der Regenbogenbrücke noch nicht gelöst finde und meine, man sei der Lösung schon gelegentlich näher gewesen. In der Walküre wuchs Benders Wotan zur vollen tragischen Höhe und wie erhaben, groß, bedeutend war Berta Morenas Brunhilde. Ich weiß, man beckmessert gern an ihrer Stimme herum. Es können Einwände sachlich berechtigt sein und sie treffen doch nicht den Kern, denn wer das tiefe Empfinden dieses Gesanges, den Adel und die Wahrheit jeder Bewegung nicht höher stellt, ist eben — Beckmesser. Wer die Morena als Sieglinde früher gesehen, wird die der Nelly Merz (nicht nur körperlich) etwas kleiner von Format finden, aber es ist eine poesievolle Gestaltung und im Zwiegesang mit dem neuen „Siegmund" Reinfelds tönte berückender Klangzauber. Gillmanns Hunding, die Fricka Luise Willers boten oft gerühmtes. Wolfs strahlende Stimme macht seinen Siegfried zu einer bedeutenden Leistung, die unterstützt wird durch Gestalt und Gefühlstiefe des echten germanischen Helden. Durch Benders zwingende künstlerische Persönlichkeit bekommt Hagen, Siegfrieds finsterer Gegenspieler, die volle Größe und Bedeutung. Günther und Gutrune werden von Brodersen und Frl. Merz überzeugend verkörpert. In der Waltraute kam der Willer dunkle Stimme zu schönster Geltung. Unter der Spielleitung Wirks vollzog sich das gewaltige Drama reibungslos und Mucks zwingende musikalische Führung ließ uns in jeder Szene das Erlebnis des Außerordentlichen zuteil werden.

Caruso †. In seiner Vaterstadt Neapel ist Enrico Caruso, der große Sänger von internationalem Ruhm, gestorben. Eine glänzende Stimme, vereinigt mit dem Temperament und der Spielfreude des Südländers, ließen ihn als das Ideal des romanischen Bühnenkünstlers erscheinen, als der er das Publikum der Alten und der Neuen Welt hingerissen.

Schauspielhaus. Erstmalig erschien die „Komödie der Irrungen" und neueinstudiert gab man die „Allzufeinen" Molières. Shakespeare und les précieuses ridicules fanden ein sehr dankbares Publikum; ich würde es jedoch bedauern, wenn die Leitung sich damit zufrieden geben wollte. Sonderlich gut kann ich die Vorstellung nicht nennen. Es soll nichts über die einzelnen Schauspieler gesagt sein; daß der einzelne oder andere sich weder im Kostüm, noch im Versgewand der Sprache sonderlich wohl fühlte, das kommt an ganz großen Bühnen vor. Man war auch munter, aber es fehlte die Leichtigkeit, der Reiz des Spielerischen, der über einer Shakespearischen Komödie liegt, der bunte Abglanz, der nur ganz leicht, ohne pedantischen Nachdruck auf die „tiefere Bedeutung" hinweist. Von einer Regie merkt man im Schauspielhause nur, wenn Hermine Körner die Spielleitung hat. Man kann mit ihrer Führung streiten, aber die anderen geben den Schauspielern nicht den Halt überlegener Führung.

Kammerspiele. „Kean", Dumas' große Paraderolle für Schauspieler, ist mit der geringer wertenden Schätzung des reisenden Virtuosen und einer stark literarisch gerichteten Bildung des Spielplanes mehr und mehr von den Bühnen verschwunden. Man darf sich nicht wundern, wenn er wieder erscheint, heute, da grelle Theatralik sich neue Geltung zu verschaffen sucht. Kasimir Edschmid, der Expressionist, hat das alte Stück umgedichtet. Er behauptet von seiner literarischen Bemühung, „daß er Seele in die Tricks hineingeschmettert habe, daß er Menschen dahin stellen wolle, wo Dumas Dramatisches suchte und Effekte fand, daß er Wahrheit setzt, wo jener gaunerte und Glissandi machte. Das ist alles sehr selbstbewußt gesagt; Edschmid hat wohl kaum Keandarsteller, wie Matkowsky, gesehen. Ach, diese wußten schon Seele hineinzuschmettern in die Figur dieses Komödianten und die Wahrheit fehlte auch nicht bei aller Kulissenreißerei des Stückes, denn es handelt sich ja um ein Stück Komödiantenlebens, in dem wahre und gespielte Schmerzen sich kraus vermischen. Von dieser Seele gerade hat Kasimir Edschmid wenig gelassen, in seiner Sprache wirken die Ergüsse des Kean wie leere Tiraden. Die Effekte in und vor der Bühne hat er durch allerhand Tricks gesteigert. Da kommen im Zwischenakt Handwerksleute und rammeln Pflöcke ein, während sie ein Liedlein dazu pfeifen, und später auf offener Szene wird zwischen diesen Pflöcken ein Seil gespannt, denn wir erleben einen richtigen Boxerkampf ganz sportsgemäß. Ueberhaupt nimmt das Zirkusmäßige einen gar breiten Raum ein und geschrieen und getobt wird dazu, daß für die Temperamentsausbrüche Keans kein crescendo übrig bleibt. Der Darmstädter Intendant Hartung, der die Vorstellung inszeniert hat, ist unerschöpflich mit allerhand Tricks, da steigen Gestalten aus dem Orchesterboden heraus, da wird mit Scheinwerfern gearbeitet, die Zirkusszenen atmen eine Leidenschaft, die imponieren mag. Er ist zweifellos ein Spielleiter, der seine Schauspieler aus Darmstadt und verschiedenen Münchener Theatern zu einem Ensemble zu verschmelzen weiß; wollen wir hoffen, auch dann, wenn es um zartere Wirkungen geht, als um den von Edschmid verkinoten Dumas. Die Stimmen, Farben und Lichter „schmettern", nur die Seelen blieben matt. Was bei Kean noch wirksam blieb, obwohl er als Kraftnatur viel brüchiger geworden ist, ist von Dumas, und Rehmer wußte diese dankbaren Wirkungen gut zu geben. Bei den Frauen fand ich aber bei der dialektisch überspitzten Sprache Edschmids so wenig wahres Gefühl, daß es mich kühl anwehte.

Lustspielhaus. Das Lustspielhaus begann einen Zyklus namhafter Komödien mit den „Schmugglern" von Artur Dinter. Diese elsässische Komödie ist lange vor dem Krieg geschrieben und auch hier im Volkstheater, in einer Vorstellung, die ich nicht gesehen habe, aufgeführt worden. Was liegt da alles dazwischen! Es ändert auch unsere Einstellung gegenüber dem Stücke. Man konnte früher die mahnende Stimme des besorgten Patrioten heraushören, der uns da allerhand subalterne Köpfe vorführte, deren dünkelhafte Torheit sie zur „Germanisierung" des Reichslandes ungeeignet machte. Aber jetzt wirkt das Stück fast feindlich, denn wir kommen nicht über den Eindruck hinweg, daß die deutschen Zollbeamten vom berittenen Grenzaufseher bis zum Steuerrat Idioten sind. Der einzig Kluge ist der Schmuggler und Werber der Fremdenlegion François Sperber, der bloß forsch als angeblicher Regierungsrat aufzutreten braucht und gehorsame Marionetten findet, wie der Hauptmann von Köpenik. So muß man auch die Marseillaise anhören, die heimlich also gewissermaßen zum Hohne gesungen wird. Ich weiß, daß dies alles nicht in Dinters Absichten gelegen ist, der 1917 in einem Urlaub aus dem Felde ein geharnischtes Buch gegen die unnationale, undeutsche Haltung der Schaubühne schrieb, in dem man auch heute noch nicht ohne Bewegung blättern kann. Kann man die oben angedeuteten Gefühle beiseite schieben, so sind die Schmuggler trotz einer großen Breite ein sehr fesselndes Stück. Die Charakteristik der Figuren ist glänzend, bis auf wenige, bei denen der Autor zu sehr ins Karikieren geraten ist. Die Aufführung hat hier statt zu mildern, verstärkt, der Held von Gravelotte wird zu einem stumpfsinnigen Russen, der innerlich feige, großsprecherische, alte Franktireur zum Hampelmann und der Mülhäuser Professor kommt aus den ältesten Bänden der „Fliegenden Blätter". Sehr gut gaben Marowski besagten François und Lichtenauer den intriganten Wirt. Dinter schrieb das Stück erst in der Mundart und dann in der gespielten hochdeutschen Fassung, bei der natürlich manche Lokaltöne schwächer wurden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Von politischen Besorgnissen nicht beschwert, begann die Woche wiederum mit einer Aufwärtsbewegung. Die Devisen haben sich kaum verändert. Wieder herrschte grosse Nachfrage nach Industriepapieren. Steigerungen zu 10 und 15 Proz. waren bei den meisten führenden Papieren zu beobachten. Phönix, Bismarckhütte und Deutsche Kali stiegen um 20 Proz., immerhin gab es auch Rückgänge bis zu 20 Proz. bei Augsburg-Nürnberger, Rheinmetall, Otavi, aber dies beeinträchtigte die Grundstimmung nicht. Letztere fand anderen Tages durch neuerliches Anziehen des Dollarkurses eine Stütze, der Effektenmarkt war äusserst lebhaft, besonders die schlesischen Werte, ferner Phönix, Rheinstahl, Rhein-Elbe, Harpener fanden starke Nachfrage, auch Augsburg-Nürnberger, Bayerische Rumplerwerke stiegen erheblich. In unnotierten Werten kam es einige Tage lang zu übertreibenden Kurssteigerungen, hier setzten auch die Rückgänge am ersten ein; allein auch auf anderen Gebieten trat eine Neigung ein, die hohen Gewinne durch Realisationen sicherzustellen. Gerüchte von Plänen zur Eindämmung der Spekulation drückten auf die Unternehmungslust. Auch am Donnerstag hielt die rückgängige Tendenz an. Die Kursbewegung geriet fast überall ins Weichen. Die Spekulation zeigt sich zurückhaltend. Die Berliner Stempelvereinigung, welche sich mit Massnahmen zur Eindämmung der Spekulation beschäftigte, fand, dass die Einsetzung weiterer Ruhetage zwecklos sei und nur zu Arbeitsüberhäufung an den Börsentagen führe. Undurchführbar erscheint ihr die stärkere Belastung der kleineren Aufträge durch erhöhte Provisionen. Die Ansicht kam zur Geltung, dass man von allen neuen Vorschlägen absehen und den Schwerpunkt auf die Besserung der technischen Einrichtungen legen soll. Der letzte Börsentag zeigte wieder eine festere Haltung; die Kaufaufträge stammten allerdings vom Privatpublikum, während die Berufsspekulation sich noch zurückhaltend zeigte, was durch die zweitägige Pause und vor allem wegen der oberschlesischen Schicksalsfrage erklärlich ist. Anlagewerte und Banken finden in letzter Zeit verschwindendes Interesse, bevorzugt waren wieder Phönix, die schlesischen Montanwerke. — Zum Ultimo sind die Mittel der Reichsbank sehr stark in Anspruch genommen worden, die Bestände der Bank an diskontierten Reichsschatzanweisungen haben allein um 9442,6 Millionen auf 79,982 Millionen zugenommen, während das Wechselkonto um 335,3 Millionen auf 1135,5 Millionen zurückging. Die Gegenwerte der neu beanspruchten Kredite sind der Bank zum grösseren Teile bei den fremden Geldern verblieben, die um 5896 Millionen auf 15.824,2 Millionen angewachsen sind. Der Zahlungsmittelumlauf zeigt nach den Rückflüssen der beiden Vorwochen eine ausserordentlich hohe Steigerung. Der Banknotenumlauf hat die Höhe von 77.390,9 Millionen erreicht, der Umlauf an Darlehenskassenscheinen stellte sich auf 8358,3 Millionen. Die Bayerische Staatsbank veröffentlicht ihren Status per 30. Juni 1921. Die Verbindlichkeiten sind von 2865 auf 3275 Millionen gestiegen. Die privaten Depositen betrugen am Halbjahresschluss 85 (Dezember 1920: 30 Millionen Mark), die gerichtlichen Depositen 53 (26) Millionen Mark. Die Gutscheine sind von 5,7 Millionen auf 2,6 Millionen getilgt. — Die Bayerische Diskonto- und Wechselbank, A.-G., Nürnberg, veröffentlicht ihren Geschäftsbericht für 1920, der entsprechend der Verlegung des Geschäftsjahres auf das Kalenderjahr die Zeit vom 1. Juli bis 31. Dez. 1920 umfasst. Die Umsätze sind enorm gestiegen. Das Kontokorrentgeschäft dehnte sich weiter aus und ergab reiche Provisionen; ausserordentlich lebhaft war das Effektengeschäft. Die Unkosten haben sich auch weiterhin ausserordentlich vermehrt. Vorgeschlagen werden wieder 8 Proz. Dividende. — Die Heilmannsche Immobilien-Gesellschaft hat, wie wir im März mitteilten, von einem sich in Liquidation befindlichen Unternehmen sich in ein solches gewandelt, das auch die Beteiligung an industriellen Unternehmungen unter seine Geschäftszwecke aufgenommen hat. In dem Prospekt über die Kapitalserhöhung wird mitgeteilt, dass im laufenden Jahre 430 000 qm Landfläche veräussert wurden. Die Bautätigkeit beginne langsam sich wieder zu beleben und eine günstige Beeinflussung des Grundstücksmarktes sei hiervon zu erwarten.

Vom Saatenbestand in Bayern wird in einem Bericht des Statistischen Landesamtes gesagt, dass infolge der starken Hitze die Getreideernte weit vorgeschritten sei. Winterweizen, -spelz, -roggen und -gerste haben im allgemeinen guten Körnerertrag gebracht, das Stroh ist etwas kurzhalmig. Bezüglich der Sommersaaten lauten die Berichte wenig erfreulich. Auch die Kartoffel- und Rübenbestände sind gefährdet. Die Heuernte entspricht qualitativ, aber nicht quantitativ. Die ausgebrannten Wiesen geben geringe Futtermengen. Der Regenmangel hemmt Hopfen und Wein in der Fortentwicklung. Der Behang ist schwach bis mittelmässig. Bedeutende Schäden richten Mäuseplage und Hagelschläge an. In Baden sind die Aussichten der Hopfenernte so vermindert, dass sie aus den Marktberechnungen ausscheidet. Infolge ungünstiger Ernteaussichten gehen die Tabakpreise hinauf. — Ueber die Lage der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie wird berichtet, dass die Transportfrage eher eine Verschlechterung erfahren hat durch den Streik der Rheinschiffer und den niedrigen Wasserstand. Auch bei den Eisenbahnen bestehen Schwierigkeiten. Ernte- und Kalitransporte entziehen den Zechen immer mehr offene Wagen. Die Kohle bei der Eisenbahn wird durch das Ausbleiben der schlesischen knapp. — Die schwierige Lage, unter der die chemische Industrie, Weinhandel und Schaumweinindustrie unter dem Druck der Sanktionen stehen, wird in einem Berichte der Wiesbadener Handelskammer neuerdings beweglich geschildert. — Der Rückgang im Buchhandel hat stellenweise 50 Proz. des Umsatzes erreicht, wie auf einer Buchhändlertagung in Bochum ausgeführt wurde.

München. K. Werner.

Steuerersparnis durch die Lebensversicherung. Nach dem Reichseinkommensteuergesetz können am steuerbaren Einkommen abgezogen werden: „Versicherungsprämien, welche für Versicherungen des Steuerpflichtigen oder eines seiner nicht selbständig veranlagten Haushaltungsangehörigen auf den Todes- oder Lebensfall gezahlt werden, soweit sie den Betrag von 1000 M. jährlich nicht übersteigen." Wer also eine Lebensversicherung abgeschlossen hat, spart Steuer durch Abzug der Prämie am steuerbaren Einkommen. Die Ersparnis ist bei den heutigen Steuersätzen sehr erheblich. Wenn zum Beispiel ein steuerbares Einkommen von 25000 M. vorhanden ist, beträgt bei einer Jahresprämie von 1000 M. die Steuerersparnis jährlich 200 M. = 20% der Jahresprämie, also in 30 Versicherungsjahren 6000 M. Durch die Steuerersparnis ermäßigen sich die Kosten der Lebensversicherung. Diese wird dadurch eine besonders günstige Geldanlage. Das ist einer der Gründe für den großen Aufschwung, den die Lebensversicherung besonders im Jahre 1920 genommen hat. So wurden z. B. bei der Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit im Jahre 1920: 37342 Anträge über 502 Millionen Mark gestellt. Der Gesamtversicherungsbestand der Anstalt betrug Ende 1920 1 Milliarde 342 Millionen Mark.

Keine ausländischen Meßweine mehr! In rein vaterländischem Interesse ist es unbedingt erforderlich, daß der Verbrauch von Auslandswaren immer mehr und auf das Allernotwendigste beschränkt wird. Für die meist minderwertigen, dafür um so teueren Auslandsprodukte, darunter auch ausländische Meßweine, welch letztere sehr oft zweifelhafter Herkunft sind und mit unzulänglichen Sammelzertifikaten geliefert werden, gibt es guten Ersatz in deutschen Erzeugnissen. Die seit 1806 im Familienbesitz befindliche Meßwein-Großhandlung August Müller, Fulda, liefert schon seit langen Jahren nur deutsche Meßweine zu billigsten Preisen, hauptsächlich in besonders milden Qualitäten, die die teueren ausländischen Meßweine in jeder Beziehung voll ersetzen. Preislisten und Proben versendet die Firma auf Verlangen portofrei und kostenlos.

†

Am 28. Juli starb, voll Sehnsucht nach Gott, im Lehrerinnenheim zu Boppard

die Seminarlehrerin a. D.

Pauline Herber

die Gründerin und Ehrenvorsitzende des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen.

Als eine der ersten Frauen in Deutschland hat sie den Wert der Standesorganisation erkannt, ihre Amtsgenossinnen auf dem Boden des katholischen Glaubens zur gegenseitigen Stärkung, zur Verteidigung der katholischen Jugenderziehung und zur Verfechtung ihrer eigenen Interessen zusammengeschlossen. 36 Jahre lang, bis in ihre letzten Lebenstage war sie uns Führerin und Vorbild in Arbeit, Liebe und Leiden. Ihr Geist lebt weiter in uns, ihre liebe Seele möge ruhen in Gott!

Für den Verein katholischer deutscher Lehrerinnen
Maria Schmitz, I. Vorsitzende.

Statt jeder besonderen Anzeige.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, den Senior unseres Geschlechtes, meinen innigstgeliebten Gatten, unseren treubesorgten Vater, Grossvater und Schwiegervater

Freiherrn Adalbert von Malsen

Kgl. Bayr. Kämmerer und Regierungsrat a. D.
Komtur und Ritter hoher Orden

in seinem 81. Lebensjahre nach kurzer Krankheit zu sich zu rufen.

Mit ihm sinkt einer der treuesten Diener unseres Königshauses ins Grab.

Traunstein, Schloss Osterberg (Schwaben), München, 1. August 1921.

Helene Freifrau von Malsen, geb. von Zwehl

Theobald Freiherr von Malsen-Ponickau
Kgl. Bayr. Kämmerer und Oberst a. D.
Johanna Freiin von Malsen
Hofdame I. K. H. der Prinzessin Therese von Bayern
Helene Freiin von Malsen
Hofdame I. K. H. der Frau Herzogin von Parma
Johanna Olga Freifrau von Malsen-Ponickau
geb. Freiin von Ponickau
Elfriede Freifrau von Malsen,
geb. Mautner von Markhof
Johann Erasmus Freiherr von Malsen-Ponickau,
Kgl. Preussischer Leutnant a. D.
Johann Wolf Freiherr von Malsen-Ponickau,
Kgl. Preussischer Leutnant a. D.
Johann Kurt Freiherr von Malsen-Ponickau,
Leutnant im Bayr. Artillerie-Regiment Nr. 7
Johann Lambert Freiherr von Malsen-Ponickau
Johanna Elisabeth Freiin von Malsen-Ponickau

Die Beerdigung fand am Freitag, den 5. August in Osterberg statt.

Für den Monat August

2. **Hl. Alfons von Liguori — Gebet- und Betrachtungsbüchlein.** 2. Aufl. 24° (388 S.; 1 Bild) Geb. M 7.80

Der hl. Alfons Maria von Liguori und die Gesellschaft Jesu in ihren freundschaftlichen Beziehungen zueinander. Von J. L. Jansen C. SS. R. Nach dem Holländischen bearbeitet von K. M. Hense C. SS. R. 12° (156 Seit.) Geb. M 5 60

Der Portiunkula-Ablaß. Was er ist und wie man ihn gewinnt, nebst Gebeten zur Gewinnung desselben. Von M. Hehn. 4. Aufl. 24° (8 S.) 10 ₰

13. **Der hl. Johannes Berchmans** aus der Gesellschaft Jesu. Von S. Nachbaur S. J. Mit Titelbild und Buchschmuck. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeb. von K. Kempf S. J.) 8° (286 S.) Geb. M 24.—

21. **Die hl. Johanna Franziska von Chantal** und der Ursprung des Ordens von der Heimsuchung. Von E. Bougaud. Deutsch bearbeitete 2. Aufl. Mit Bildnis der Heiligen. 2 Bde. 8° (1088 S.) Geb. M 30.—

28. **Hl. Augustinus — Die Bekenntnisse des hl. Augustinus.** Buch I—X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von G. Grafen v. Hertling. 32.—37. Tausend kl. 12° (530 S.; 1 Bild) Geb. M 16.—

Des hl. Augustinus Betrachtungen, einsame Gespräche und Handbüchlein. Herausg. von F. Ratte C. SS. R. 12° (318 S.) Geb. M 7.50

Die Preise erhöhen sich um die im Ladenbuchhandel üblichen Zuschläge.

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhdlg., Freiburg i. Br.

Sutanen Römer u. Manteltuche f. Geistliche und Klöster in bester Qualität. Reelle Bedienung. Muster zu Diensten.
J. Pütz, Boppard a. Rh., Tuchgroßhandlung.

Zuckerkranke
erh. Gratis-Broschüre n. Dr. med. Stein-Callenfels Jean v. Werth-Apotheke, Köln 25, Altermarkt.

Beim heiligen Dienst.

Ein Büchlein für Meßdiener, besonders für die Mitglieder des Berchmansbundes.

Herausgegeben von Alfred Pohl, S. J.
128 Seiten. 13:8,2 cm. Mit prächtigem Buchschmuck. Hübsch broschiert Mk. 3. , 25 Stück Mk. 2.75, 100 Stück Mk. 2.50. In gefälligem Einband Mk. 5.—, 25 Stück Mk. 4.75, 100 Stück Mk. 4.50 ohne Teuerungszuschlag.

Das Büchlein will die Jugend zur eifrigen Nachahmung und Verehrung ihres heiligen Vorbildes aufs neue begeistern. Es will ihr zeigen, wie sie angemessen und würdig ihr heiliges Amt als Meßdiener ausüben soll und sie einladen zum Eintritt in den Berchmansbund.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder die Verlagshandlung Joseph Bercker, Kevelaer.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6
übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen u. s. w. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Aufsehen erregender Kevelaer-Roman!

Das Ave der Heimat

Roman aus Kevelaer von Franziska Rademaker.
576 Seiten. 8°, broschiert Mk. 22.—, Geschenkband ohne Bild Mk. 27.—. mit Bild Mk. 30.—.

Kein sogenannter frommer Roman. Eine bedeutsame literarische Leistung, die überall berechtigtes Aufsehen erregt. Ein Roman, der turmhoch aus der belletristischen Literatur der Gegenwart aufragt.

Durch alle Buchhandlungen.

Butzon & Bercker G. m. b. H., Kevelaer (Rhld.)

Oberammergauer Kruzifixe
in allen Größen, in einfacher bis feinst künstlerischer Ausführung, für Kirchen, Klöster, Schulen und Haus empfiehlt
Hans Bauer
Holzbildhauerei
Oberammergau (Bayern)
Ludwigstraße 121 b.
Preisliste gratis.

Ueberall elektrisches Ewiglicht
mit pat. elektr. Sparlämpchen.
Bei Anfragen ist Spannung und Stromarts-Angabe erforderlich.
Alois Nagel, elektrotechn. Erzeugnisse, Stuttgart, Friedensstr. 14

Kriegserinnerungen
Gedenk- u. Ehrentafeln in Holz liefert in jeder Ausführung
Aug. Vogt, Kirchenkunst
Hannover-Linden.
Missionskreuze.
= Neu aufgenommen: =
Grabmale u. Grabkreuze in Holz, wetterfest.

Vereinsabzeichen Medaillen, Orden.
AD. SCHWERDT
STUTTGART.

Für rund
10 000 Mk.
Inserate nicht ganz zweifelsfreien Inhalts hat die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau“ wieder in den letzten Monaten
abgelehnt.
Durch diese besondere Pflege des Anzeigenteils ist das Vertrauensverhältnis zwischen den verehrl. Lesern und dem Anzeigenteil der „Allgem. Rundschau“ entstanden.

Kandidat der Theologie
sucht, da er Waise ist und auch seinen einzigen Bruder im Krieg verloren hat,
Ferienaufenthalt
von Anfang Sept. bis Mitte Okt. (ev. gegen Bezahlung). Gefl. Ang. unter K. Th. 21414 an die Geschäftsstelle der „Allg. Rundschau“ München.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

№ 34 — München, 20. August 1921. — XVIII. Jahrgang.

Nach Trimborns Tode.

Von Dr. Herschel, M. d. R.

Unser Trimborn, der am 25. Juli so jäh heimging, war als Mensch und als Politiker eine Persönlichkeit, die nur sehr schwer wird ersetzt werden können. Dem Reichstage, dessen williges Ohr er stets hatte, und darüber hinaus dem Deutschen Volke, das er mit ganzer Seele liebte, und das ihm so viel verdankt, wird er merklich fehlen. Am meisten natürlich dem Zentrum.

Ja, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Doch uns war er mehr —

Sein Grab ist noch frisch. Da könnte es unziemlich scheinen, schon von Nachfolge zu reden. Aber die politische Lage und das Interesse der Partei zwingen leider, sich mit der Frage ernstlich zu beschäftigen.

Aller Voraussicht nach gehen wir schweren Stürmen innerhalb und außerhalb des Parlaments entgegen. Das Zentrumsschiff darf nicht steuerlos auf den empörten Wogen der Zeit hin und her schwanken, oder gar treiben. Deshalb darf seine Kommandobrücke nicht leer bleiben. Sache der maßgebenden Instanzen ist es, rechtzeitig Umschau zu halten nach einem geeigneten Nachfolger unseres großen Toten. Er wird nicht so schnell zu finden sein.

Von den drei wichtigsten Aemtern, die Trimborn bekleidete, wird noch am glattesten der Vorsitz im Volksverein für das katholische Deutschland wieder besetzt werden können. Da gab es treue Mitarbeiter, die, in langer Arbeit geschult, den Heimgegangenen schon zu Lebzeiten erfolgreich vertraten, wenn ihn seine sonstigen Geschäfte hinderten. Hier spielt auch die Tagespolitik mit ihrer Meinungsverschiedenheit und Machtverteilung nicht so hinein wie in der Fraktion und in der Partei. Im Volksverein handelt es sich weniger um taktische als um grundsätzliche Fragen, z. B. konfessionell-apologetische. Man kam auch in sozialen Dingen immer zur schnellen Lösung. So wird man sich auch über den ersten Vorsitzenden bald zu einigen wissen. Der Nachfolger wird hoffentlich die stolze Mitgliederzahl der riesigen Organisation vor dem Kriege nicht nur wieder sehen, sondern noch mehr. Er wird innerlich den Volksverein erhalten und ausbauen im Sinne und Geiste von Windthorst, dessen letzte und Lieblingsschöpfung der Volksverein war. Wir brauchen ihn heute zum nationalen, wirtschaftlichen und sittlichen Wiederaufbau nötiger denn je.

Schwerer wird es sein, dem deutschen Zentrum einen Parteichef zu geben, und am schwersten wohl, seiner wichtigsten politischen Vertretung im Reichstage einen neuen Fraktionsvorsitzenden.

Es ist fraglich, ob die bisherige Personalunion wird aufrechterhalten bleiben können. Dagegen läßt sich sagen, daß Reichsausschuß und Reichsparteitag doch die Fraktion kontrollieren sollen, also eigentlich einen anderen Mann an der Spitze haben müssen. Dafür aber kann man anführen, daß an der Spitze der Partei natürlich ein Mann stehen muß, der mit jeder Phase der politischen Entwicklung aufs genaueste vertraut ist. Das wird immer auf einen Parlamentarier hinweisen. Bei Trimborn erleichterte die Persönlichkeit die Sache ungemein. Sie wird auch jetzt wieder ausschlaggebend mitsprechen.

Der Fraktionsvorsitzende wird vor dem Parteichef gewählt werden müssen. Den Parteichef hat der Reichsparteitag zu ernennen. Vor dem Spätherbst wird der kaum zusammentreten. Die Fertigstellung des Programms wird durch den Tod von Hitze und Trimborn namentlich im sozialen und wirtschaftlichen Teile eine gewisse Verzögerung erfahren. Damit aber hat sich der Parteitag zu beschäftigen. Er muß den fertigen Entwurf abwarten, so daß Zeit vergehen wird, bis er zusammentritt.

Der Reichstag aber versammelt sich wegen Oberschlesien vielleicht noch vor dem September. Der Fraktion steht dann Schweres bevor. Eine ihrer ersten Aufgaben wird die Wahl des Vorsitzenden sein müssen. Der neue Mann kann unter Umständen bald eine Feuerprobe erleben, wie sie selbst Groeber und Trimborn in vielen sorgenvollen Tagen erspart blieb. Von allem anderen abgesehen werden die Steuervorlagen wohl große Kämpfe entfesseln. Das Zentrum stellt den Kanzler und einen starken Teil des Kabinetts. Es wird stehen müssen wie der Fels in der Brandung. Es wird auf der anderen Seite die nötige taktische Beweglichkeit entfalten müssen. Den Hauptteil der Arbeit und Verantwortung wird der Vorsitzende zu tragen haben. Krisen sind nicht ausgeschlossen. Mit einem Worte: zu beneiden ist er nicht.

Freilich findet er erfahrene Helfer in Männern von langjähriger parlamentarischer Arbeit. In der Presse ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß das Zentrum seit Windthorst oder seit Lieber keinen eigentlichen Führer im strengen Sinne des Wortes mehr gehabt hat. Die gleiche Erscheinung finden wir seit Bebel bei der Sozialdemokratie. Auch bei den Demokraten und Rechtsparteien leitet nicht ein Mann, sondern überall eine Gruppe älterer Parlamentarier die Fraktionen. Woran das liegt, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls sehen wir nirgends den einen überragenden Mann, der allein den Kurs bestimmt. Es braucht nicht gerade der Vorsitzende zu sein. Windthorst war es seinerzeit bekanntlich auch nicht.

So wird es wohl auch in Zukunft bleiben. Der neue Vorsitzende kann auch persönlich zufrieden sein, wenn die große Verantwortung, die die Leitung einer oft ausschlaggebenden Fraktion mit sich bringt, nicht von ihm allein getragen zu werden braucht und wenn er sachkundige Berater um sich weiß, die ihm die schwere Bürde erleichtern. Eigentlich entspricht ein solches Verhältnis auch mehr dem parlamentarischen System.

Aus diesem Grunde schon ist die Gewähr gegeben, daß der Kurs des Zentrums im Reichstage der alte bleiben und der richtige sein wird. Nichtsdestoweniger ist die Persönlichkeit des Vorsitzenden von allergrößter Bedeutung für die Fraktion wie für den Volksteil, der ihr seine politischen, wirtschaftlichen und Weltanschauungsinteressen anvertraut hat, und damit auch für die ganze Nation. Denn keinerlei Koalition dürfte das Zentrum entbehren können.

Die Frage, ob der Nachfolger Trimborns Norddeutscher oder Süddeutscher sein soll, wird im Zentrum keine wesentliche Rolle spielen. Gröber war Württemberger, Trimborn Rheinländer. Eine Mainlinie darf und wird es in der Fraktion auch in Personalfragen nicht geben. Maßgeblich wird der Mann sein, nicht die Stammeszugehörigkeit.

Wohl aber wird darauf mit abgestellt werden dürfen, daß die Wiedervereinigung des Zentrums mit der Bayerischen Volkspartei im Auge behalten werden muß. Trimborn hat sie als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet. Manche Anzeichen sprachen dafür, daß seine zielbewußten Bemühungen nicht erfolglos waren. Hoffen wir, daß es seinem Nachfolger gelingt, diejenigen zusammenzuführen, die nach der Natur der Sache zusammengehören. Hier ist nichts zu erzwingen und nichts zu überstürzen. Die Entwicklung wird von selbst das Ihre tun.

Der neue Vorsitzende wird sein ganzes Augenmerk weiter darauf richten müssen, das Zentrum äußerlich und innerlich

stark zu erhalten. In unserer schweren Zeit tut nichts so not als **Einigkeit**. Man bedenke, welche Schwierigkeiten allein das Reichsschulgesetz bringen wird. Gerade solche Dinge müssen jedem Christen zeigen, was auf dem Spiele steht und was durch ein Auseinandergehen des Zentrums in den vielberedeten rechten und linken Flügel an höchsten Gütern gefährdet werden könnte. Was immer an Verschiedenheit sonstiger Auffassungen gegeben sein mag, es muß zurücktreten hinter den Idealen, die vor einem halben Jahrhundert unsere Stifter zusammengeführt haben. Sie waren selbstlos, sie wollten nicht sich, sondern die Sache. Deshalb war ihr Tun gesegnet. Man kann heute wahrlich ohne Ueberhebung sagen, daß das Zentrum seit 1871 zum Besten von Volk und Vaterland gearbeitet hat, obwohl das früher leidenschaftlich bestritten wurde und heute noch bestritten wird. Man braucht es sich nur einmal weg zu denken, um zu sehen, welche Lücke unter den heutigen schweren Verhältnissen im Leben der Nation entstehen würde. Man braucht sich nur zu fragen, was nach der Umwälzung geschehen wäre, wenn wir nicht ein starkes Zentrum gehabt hätten. Aus der Vergangenheit können und müssen wir für die Zukunft lernen. Wir brauchen einen Vorsitzenden, der ein Sammelpunkt für Fraktion und Partei ist.

Trimborns Eigenart lag darin, daß er mit langer parlamentarischer Erfahrung eine fast jugendfrische Arbeitskraft verband, daß sein Wesen auf Ausgleich gestellt war und sein goldener Humor ihm diesen noch erleichterte. Er gab Proben davon noch kurz vor seinem Hinscheiden. Wir haben in der Fraktion nicht leicht jemanden, der alle diese Eigenschaften in sich vereinigt. Aber wir dürfen hoffen wieder einen Mann zu finden, der seiner würdig ist und dem das allseitige Vertrauen der Mitglieder entgegengebracht wird. Die Wahl Trimborns erfolgte so gut wie einstimmig. Auch die von Groeber kam in Weimar mit ganz überwiegender Mehrheit zustande. Hoffentlich wiederholt sich dies schöne Zeichen von auch sachlicher Einigkeit abermals. Es würde wie ein guter Stern über den schweren Aufgaben und Arbeiten leuchten, zu denen die Fraktion nun bald berufen sein wird. Es gäbe die Gewähr, daß **Windthorsts** Erbe, wie von Groeber und Trimborn, so auch von ihrem Nachfolger ungeschmälert erhalten bleiben wird zum Segen von Kirche, Volk und Vaterland.

Das Memelgebiet.

Von Dr. Fritz Joh. **Meier**, Syndikus der Handelskammer Memel.

In Nr. 23 dieser Zeitschrift hat H. Mankowski, Danzig, einen Artikel über das Memelgebiet geschrieben, dessen Inhalt nicht unwidersprochen bleiben kann.

Es erübrigt sich, den Gründen nachzuforschen, aus denen das Memelgebiet seinerzeit im Vertrage von Versailles abgetreten werden mußte. Maßgebend hierfür ist nach der Auffassung, die in Memeler Kreisen herrscht, die rührige und geschickte Propaganda des Großlitauers Dr. Gaigalat bei den alliierten Mächten gewesen, der sich zur Begründung seiner Forderung auf Abtrennung des Memelgebiets insbesondere auf die unter ganz anderen Umständen und mit ganz anderen Absichten veröffentlichte Denkschrift von Sochaczewer „Memel, der Hafen Litauens", stützt. Das Gebiet, das am 10. Februar 1920 besetzt worden ist, untersteht in der Verwaltung dem Oberkommissar Petisné, dem Vertreter der alliierten Mächte. Die Verwaltung erfolgt durch das aus Einheimischen bestehende Landesdirektorium, in welchem unter 5 Landesdirektoren 2 Litauer sind. Unter Ausschluß der Behandlung von politischen Fragen widmet sich ein aus 20 Vertretern aller Berufsstände zusammengesetzter, ernannter Staatsrat der Beratung und Begutachtung von wirtschaftlichen Fragen.

Es ist naturgemäß sehr zu bedauern, daß trotz der langen Dauer der Besetzung noch keine endgültige Entscheidung über das künftige Schicksal des Gebiets getroffen ist. Mehr als 9/10 seiner Bewohner verlangen eine Selbständigkeit, wie sie etwa der Freistaat Danzig hat. Sie treten lebhaft für die Erfüllung ihrer Forderungen ein auf kulturelle, finanzielle Selbständigkeit und Schaffung eines Freihafens für die Nachbarstaaten. Es ist nicht zutreffend, daß im Memelgebiet eine lebhafte Bewegung für die Verschmelzung des Memelgebiets mit Litauen besteht. Die Großlitauer, d. h. diejenigen Kreise der litauischen Bevölkerung, die, organisch zusammengefaßt in der „Tautos Taryba", den Anschluß des Gebiets an Litauen proklamieren, sind in der ganz verschwindenden Minderheit. Die letzte in den Schulen veranstaltete Zählung hat ergeben, daß keine 3 Proz. der Eltern litauischen Schreib- und Leseunterricht verlangen, während naturgemäß der Prozentsatz der litauischen Eltern, die litauischen Religionsunterricht verlangen, erheblich größer ist. Die Handelskammer hat im Interesse der Aufrechterhaltung der memelländischen Wirtschaft, die sich neben intensiver Landwirtschaft und Pferdezucht überwiegend auf Holzhandel und Holzindustrie stützt, mehrfach Wirtschaftsverhandlungen mit Deutschland und Litauen zustande zu bringen versucht. Mit Litauen sollte nach dem Vorschlag der Handelskammer eine Zollunion unter sonstiger völliger Wahrung der Autonomie des Memelgebiets zustande gebracht werden. Diese Absichten scheiterten anfangs an dem Verlangen der Litauer, welche die Zollstellen mit überwiegend litauischen Beamten besetzen wollten, und scheiterten später infolge des Widerspruches der Landwirtschaft des Memelgebiets und des Widerstandes der Botschafterkonferenz. Es sei ausdrücklich betont, daß die Handelskammer mit aller Entschiedenheit ein Aufgehen des Memelgebiets in den litauischen Staat bekämpft. — Für die Unterhaltung und den Ausbau des Memeler Hafens sind im diesjährigen Haushaltsplan nicht weniger als 14 Millionen Mark vorgesehen. Wir geben im nachstehenden die Zusammenstellung des Haushaltsplans, aus der ersichtlich ist, daß das Memelgebiet in der Tat befähigt ist, selbständig finanziell zu wirtschaften:

Nr.	Gegenstand der Einnahme Ausgabe	Einnahme	Ausgabe	Ausgleichsplan	
				Zuschuß	Ueberschuß
1	Besatzungsbehörden .		3 550 000	3 550 000	
2	Allgem. Verwaltung	293 300	7 238 500	6 945 200	
3	Medizinal- u. Veterinärwesen . . .	24 300	568 000	543 700	
4	Polizeiwesen . . .	959 000	6 610 000	5 651 000	
5	Lebensmittelamt . .		12 510 000	12 510 000	
6	Forsten und Moore	15 654 000	5 512 305		10 141 695
7	Landwirtschaft und Landeskulturpflege	12 100	860 000	847 900	
8	Hafenwesen, Wasserbau und Fischerei	2 667 700	14 081 000	11 413 300	
9	Gewerbe- u. Landeseichamt	65 000	167 000	102 000	
10	Justizverwaltung . .	4 330 500	8 203 600	3 873 100	
11	Kirchen- u. Schulwesen	1 959 124	11 806 000	9 846 876	
12	Eisenbahnverwaltung	3 000	2 740 000	2 737 000	
13	Postverwaltung . .	14 753 000	14 426 000		387 000
14	Landesbauwesen und Landes-Chausseeverwaltung	15 523	5 074 000	5 058 477	
15	Anstalts- und Armenpflege	377 917	1 344 000	966 083	
16	Soziale Fürsorge .	13 000	5 250 000	5 237 000	
17	Zölle, Verbrauchs- u. Verkehrsabgaben .	51 000 000	5 872 059		45 127 941
18	Indirekte Steuern .	8 600 000			8 600 000
19	Direkte Steuern . .	9 535 000			9 535 000
20	Außerord. Ausgaben der Hauptverwaltg.		4 450 000	4 450 000	
	Summa Mark	110 262 464	110 262 464	73 731 636	73 731 636

Der Memeler Zolltarif ist in der Tat, wie der Erfolg sich zeigt, günstig ausgestaltet. Wenn erst Litauen, dessen Hauptsorge augenblicklich der Wilnafrage und den polnischen Aspirationen auf Gesamtlitauen sich zuwenden muß, einmal eingesehen haben wird, daß es bei einer gewaltsamen Einverleibung des Memelgebiets in sich schlechter fährt, als wenn es sich mit Memel verständigt, dann wird ein Weg wohl gefunden werden. Auf Memeler Seite besteht jedenfalls unbeschadet der immer und immer wieder betonten Forderung nach Selbständigkeit durchaus der Wille, Wirtschaftsverträge mit Litauen und mit Deutschland in beiderseitigem Interesse abzuschließen.

Man möge im Deutschen Reiche daran denken, daß im äußersten Nordzipfel die Memeler unter Schwierigkeiten tatkräftig für die Aufrechterhaltung der Jahrhunderte alten deutschen Kultur, der Sprache, der Schule, der Kirche, des Rechtswesens, der Finanzen usw. sich einsetzen, und daß ihre Forderung dahin geht, ein **selbständiges Gebiet zu werden mit einem Freihafen**.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Der fieberhaft erwartete Entscheid über Oberschlesien ist nicht gefallen. Die Sache geht an den Völkerbund. — Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis. Die ganze Woche hindurch hatten sich Lloyd George und Briand widereinander abgearbeitet. Die Frühstücke in Millerands Lustschloß Rambouillet waren nicht weniger anstrengend als die amtlichen Sitzungen im Obersten Rat. In den Hinterzimmern schwitzten die Sachverständigen über Karten und Zahlentafeln. Ihre Arbeit war erst recht schwer geworden, nachdem Engländer wie Franzosen nach kurzem Geplänkel davon abgekommen waren, das Industriegebiet ungeteilt Deutschland oder Polen zuzusprechen. Lloyd George, zu dem der Italiener Bonomi und der Japaner standen, auf der Gegenseite Briand, wurden nicht einig. Wieder rief der beredte Waliser rücksichtslos in die Welt, Oberschlesien sei 600 Jahre deutsch. Er warnte, ein zweites Elsaß daraus zu machen. — Trotz tausend Schwarzsehern in Deutschland ist Lloyd George wieder nicht umgefallen. Auch die Einholung eines Gutachtens beim Völkerbund — der endgültige Spruch bleibt ausdrücklich den Großmächten vorbehalten — ist als englischer Erfolg anzusehen. Zu Genf sitzen noch mehr Völker im Rat, die lieber England als Frankreich unterstützen, manche sogar, die wirkliches Verständnis für die Rechte Deutschlands haben. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika stimmen nicht mit bei dieser rein europäischen Frage. Sie gehören ohnehin dem Völkerbund ihres Wilson nicht an. — Für uns, besonders für die tapferen Oberschlesier, ist es sehr bitter, daß die Ungewißheit sich noch länger hinzieht. Zwar soll der Völkerbund die Sache als dringlich behandeln und schon am 20. August tagen. Doch ist fraglich, ob er selbst im September zu einem Ergebnis kommt. Der einzige Ertrag von Paris ist die Aufhebung der wirtschaftlichen Sanktionen, wenn Deutschland bis 31. August die fällige Goldmilliarde zahlt, was ja bereits sicher ist. Die Besetzung der drei rechtsrheinischen Hafenstädte bleibt leider zunächst bestehen.

Die neuen Steuern, mit denen die Mittel zur Erfüllung des Ultimatums aufgebracht werden müssen, sind jetzt bis zu Gesetzentwürfen des Reichsfinanzministeriums gediehen. Sie werden gegenwärtig dem Reichsrat und Reichswirtschaftsrat vorgelegt, bald kann der parlamentarische Kampf um sie entbrennen. Eine amtlich herausgegebene Uebersicht über das ganze Programm umfaßt 15 Punkte. 1—6 sehen erhöhte oder neue Verbrauchssteuern vor, wobei am schwersten wiegt die auf 30 v. H. des Wertes hinaufgesetzte Kohlensteuer und die Zuckersteuer von 100 ℳ statt 14 ℳ je 100 kg. Punkt 7—12 bringen eine Kraftfahrzeugsteuer auch auf Lastwagen, ein Versicherungssteuergesetz und die verdoppelte Umsatzsteuer. Die Körperschaftssteuer soll 30 v. H. betragen und der Kapitalverkehr stark ausgenützt werden. Die letzten Punkte, 13—15 entwerfen einen Ausbau des Reichsnotopfers. In seiner heutigen Form mit dem Stichtag vom 31. Dezember 1919 ist es durch die fortgesetzte Geldentwertung zum krassen Unrecht geworden. Jetzt will man es in eine laufende Vermögens- und Vermögenszuwachssteuer verwandeln, außerdem soll der Zuwachs aus der Nachkriegszeit, der Revolutionsgewinn, besonders hoch belastet werden. Der frühere Mittelstand wird zum erstenmal den Tatsachen entsprechend unter die Armen verwiesen, denn um Vermögen unter 100,000 ℳ kümmern sich die neuen Entwürfe nicht mehr.

Der Kritik, die nicht nur bei der Opposition von rechts, sondern auch bei der Sozialdemokratie sofort sehr laut einsetzte, wurde von der „Germania", vielleicht offiziös, erwidert: es handle sich um nichts Fertiges. Der Reichskanzler — der zugleich das Finanzministerium weiter verwaltet — wolle dem Bedürfnis weiter Volkskreise nach Aufklärung über die künftigen Lasten Rechnung tragen. Deshalb sei es Unsinn, wenn die Kritik gerade an der Unfertigkeit der Vorlagen einsetze. — Das schwierigste Stück ist natürlich die Belastung des Besitzes. Unser inneres und äußeres Soll ist so ungeheuer, daß Eingriffe in die Vermögenssubstanz nicht zu vermeiden sind. Auch der gerechte Ausgleich zwischen Geldwerten und Sachwerten muß fest angepackt werden. Es kann auch anders als mit Steuern geschehen. Dem Kabinett liegen nach der „Germania" zwei Pläne vor: der sozialdemokratische Reichswirtschaftsminister Schmidt will das Reich unmittelbar an der Industrie beteiligen. Ein anderer Plan sieht die Kapitalisierung der Körperschaftssteuer vor. Die Körperschaften geben Genußscheine aus, die Anteil am Gewinne und am Liquidationserlös gewähren. Die Körperschaftssteuer wäre damit zu verrechnen, anderseits hätte das Reich mit diesen Genußscheinen Geld in der Hand. Da große Vereinbarungen mit Frankreich bevorstehen über Sachleistungen großen Umfangs, wird dieser Plan in Verbindung mit solchen Leistungen gebracht, auch von einer Reparationsanleihe mit Hilfe der Industrie und der Banken gesprochen.

Der erste Schatten, den die neuen Steuern, besonders die Verbrauchssteuern vorauswerfen, ist eine große Teuerung. Der Reichsindex für die Lebenshaltung betrug im Juli schon 963, war also höher als im bisher teuersten Monat, dem Januar 1921 mit 924. Verteuernd wirkt auch die fortschreitende Aufhebung der Zwangswirtschaft. Der Brotpreis macht am 15. August einen Sprung von 40 v. H. aufwärts. Erwägt man aber den Anreiz, den die freie Wirtschaft der Erzeugung gibt, die daraus folgende Abnahme der Arbeitslosigkeit, Steigerung des Angebots und der Ausfuhr, Besserung des deutschen Geldwertes und letzten Endes später wieder ein billigeres Leben, so braucht man die Zukunft nicht schwarz zu sehen. Auch die Lohnkämpfe spielen sich gewiß ruhiger ab als 1919. Der allergrößte Teil der Arbeiter folgt nicht mehr den kommunistischen Hetzern. Daß die Beamten zufrieden und dienstfreudig bleiben, müssen Reich, Staat und Gemeinden durch rechtzeitige Angleichung der Bezüge an die Preislage sicherstellen. Man soll nicht voreilig von Beamtenstreiks und Teuerungsaufständen reden. Es ist geradezu frevelhaft, wenn einige Sensationsschreiber schon wieder den inneren Bolschewismus an die Wand malen. Vereinzelte antisemitische Ausschreitungen sind möglich, wie dieser Tage Memmingen in Bayern solche erlebte. — In Bayern ist die Teuerungskrise schwerer zu nehmen als sonst im Reich. Dr. Heim hat in zwei Aufsätzen „Die Preissteigerung der Lebensmittel in Bayern" („Bayer. Kurier" Nr. 321/2) die Gründe dargelegt. Bayern setzte es durch, im Krieg ein eigenes Wirtschaftsgebiet zu bilden und eigene Höchstpreise festzustellen. Das hat mit den neuen Reichsverordnungen über Getreide- und sonstige Wirtschaft aufgehört. Bayern, das bisher niedrigere Preise hatte als andere Gebiete, muß jetzt „zwei Sprünge" machen, einen an die Reichspreise und mit diesen einen an die Weltmarktpreise. So beschloß auch der Bayerische Landtag unter dem Zeichen der Teuerung und daraus erwachsender neuer Staatsausgaben seine überlange Sommertagung. Neben den Beamten und Ruhegehaltsempfängern erlangten auch die Diener der Kirche, Pfarrer, Bischöfe und Domkapitulare die dringend notwendige Aufbesserung. Als eine durch das Kardinalat bedingte besondere Aufwandsumme von 20,000 ℳ für den Erzbischof von München und Freising im Ausschuß beraten wurde, gefielen sich die Kommunisten und USP.-Vertreter in pöbelhaften Anwürfen gegen den allverehrten Oberhirten. Den Beweisen des Abg. Held, Fraktionsführers der BVP., daß die politische und repäsentative Wirksamkeit des Kardinals dem bayerischen Staate höchst wertvoll ist, war die Linke natürlich taub. — Bemerkenswert ist noch, daß die Regierung nach einem entsprechenden Antrag der Mittelpartei erklärte, sie halte die Ausgabe einer Gegenliste der Entente-Kriegsverbrecher von Reichs wegen für notwendig. Wo Ehre und Dasein der Nation auf dem Spiele ständen, dürfe es keine Opportunitätspolitik geben. — Die bayerische Koalition hat sich bis zum Schluß der Tagung als fest und für die Landespolitik fruchtbar erwiesen.

Soweit die äußere Politik nicht im Obersten Rat zu Paris gemacht wird, ist sie leicht zu überblicken. Unsere Linkspresse erzählt viel vom weißen Schrecken in Jugoslawien. Der Kommunismus, der dort sehr gefährlich ist, wird mit diktatorischen Maßregeln unterdrückt. Ein „Gesetz zum Schutze des Staates" macht jede revolutionäre Tätigkeit unmöglich. Auch die Angehörigen politisch Verfolgter sind mitverantwortlich. Die Mandate der kommunistischen Abgeordneten wurden ungültig gemacht. Begreift sich manches davon bei Völkern, die für bürgerliche Freiheit noch lange nicht reif sind, so kann dies Staatsschutzgesetz auch eine sehr üble Waffe werden gegen völkische Minderheiten, in Jugoslawien also die Slowenen, Kroaten, Deutschen und Magyaren. — Eine Zusammenkunft des österreichischen Bundespräsidenten Hainisch mit dem tschechischen Väterchen (tatiček, so nennen sie ihn wirklich) Masaryk galt der Annäherung der beiden Nachfolgestaaten zum Schutz der bestehenden politischen Verhältnisse. — Ein Kabinettswechsel in Spanien hat den bewährten Maura wieder ans Ruder gebracht. — In Kleinasien bereiten sich Griechen wie Türken auf einen Winterfeldzug vor.

Der Stand der Kredithilfe für Oesterreich.

Von Abgeordneten Christian Fischer, Graz.

Am 27. Juli, 12 Uhr mittag, stand die Krone auf 0,66 Cent. Es war dies der größte Tiefstand, den die österreichische Krone zu verzeichnen hat, aber auch — und da hat die Auslandspresse nicht unrecht — ein Armutszeugnis für die Entente, die sich den Wiederaufbau Oesterreichs zum Programm gestellt hat. Westungarn ist das einzige, was bisher zugunsten Oesterreichs in Aussicht gestellt ist mit Ausnahme der Lebensmittelhilfe und der Liebesgabensendungen, die in Szene gesetzt werden mußten, um die arme Bevölkerung Oesterreichs vor dem nackten Verhungern zu retten. Die Liebesgabenstellen werden jedoch aufgelöst. Die amerikanischen und sonstigen Missionen liquidieren ihre Hilfsbetriebe und nur für die geistigen Arbeiter und intellektuellen Schichten bleiben noch vereinzelte Vollzugsorgane bestehen.

Als im Juli die „Chicago Tribune" die Mitteilung verbreitete, daß die Hilfsaktion für Oesterreich als gescheitert zu betrachten sei, wurde von amtlicher Seite mit Fug und Recht Einspruch gegen eine solche Auffassung eingelegt. Von gleicher Seite wurde der Nachweis erbracht, daß sowohl Amerika wie Italien der Kredithilfe günstig gegenüberstehen, und daß die in Betracht kommenden Finanzkreise sich bemühen, die noch vorhandenen Schwierigkeiten abzubauen. Avenol ist persönlich nach Amerika gereist, um mit den entsprechenden Kreisen zu verhandeln. Seinen Schritten wird in Oesterreich mit dem denkbar größten Interesse entgegengesehen. Nur findet man es in weiten Schichten sehr merkwürdig, daß sich in Amerika keine Instanz findet, welche berechtigt ist, die Erklärung abzugeben, daß auch Amerika mit der Rückstellung der Generalpfandrechte einverstanden ist. Eine Verschiebung der Kreditaktion auf den Herbst — denn vor diesem Zeitpunkt tritt der amerikanische Senat gewiß nicht zusammen — bedeutet, daß für Oesterreich wieder kostbarste Wochen verloren gehen. In Italien, dessen Zustimmung noch aussteht, haben sich gleichwohl die Aussichten Oesterreichs bedeutend gebessert. Torretta, der mittlerweile das Außenporteseuille übernahm, hat in Wien wiederholt aktiv in die österreichische Politik eingegriffen. Er kennt unsere Verhältnisse sehr genau und weiß, daß ohne Kredithilfe Oesterreich nur unter ungleich schwierigeren Verhältnissen zu einem Wiederaufbau gelangen kann. Wenn ich feststelle, daß Torretta aktiv in die österreichische Politik eingegriffen hat, so verweise ich nur auf die wiederholten Aktionen beim früheren Bundeskanzler Dr. Michael Mayr, als die Länderabstimmungspolitik im Hochschwung war und insbesondere auf die Audienz, die das Verhandlungskomitee der steirischen Christlichsozialen im entscheidenden Augenblicke in so später Nachtstunde bei Torretta hatte. Torretta hat damals die Erklärung abgegeben, daß die Volksabstimmung über den Anschluß an Deutschland, von Steiermark durchgeführt, das Ende der Kreditaktion bedeute. Es muß doch angenommen werden, daß ein Politiker vom Range Torrettas eine derartige Erklärung nicht ohne Wissen seiner Regierung abgibt. Die Volksabstimmung in Steiermark ist unterblieben. Sie war ohne eine gefährliche Krise in der christlichsozialen Partei und besonders in Steiermark unmöglich abzuhalten. Die Volksstimmung in Steiermark, das zeigt sich erst jetzt, war eine sehr schwankende. Der Kreditaktion zuliebe haben die steirischen Christlichsozialen und die der übrigen Länder auf die Volksabstimmung verzichtet. Nun muß Torretta das in Wien gegebene Versprechen einlösen und dahin wirken, daß Italien die Generalpfandrechte ebenfalls zurückstellt. In englischen Finanzkreisen steht man anscheinend der Kredithilfe nach wie vor sympathisch gegenüber. In Paris dagegen scheint man noch immer nicht zu wissen, daß der katastrophale Kronenkurs in Zürich auch eine bedeutende Abschwächung des Einflusses Frankreichs bedeutet. Frankreich ist bekanntlich an der polnischen Frage besonders interessiert und trotzdem ist der Kurs der polnischen Mark noch weit unter der österreichischen Krone. Frankreich hat sich verpflichtet, mitzuwirken am Wiederaufbau Oesterreichs, doch der Kurs der österreichischen Krone geht reißend zurück. Es werden die Kreise immer zahlreicher, die die Ansicht aussprechen, daß Frankreich auf dem internationalen Wirtschaftsmarkte nicht mehr viel zu sagen habe. Wird das mächtige Frankreich sich wirklich nicht bemühen, auf die Dauer eine derartige Ansicht zu widerlegen?

Oesterreich tut mittlerweile alles, was es zu den Verhandlungen im Frühjahre, bei den Beratungen über die Kreditaktion versprochen hat. Der Nationalrat hat bereits eine ganze Reihe von Gesetzen beschlossen, die die Völkerbundsdelegierten als Vorbedingung für die Kreditaktion gefordert haben. Die österreichische Staatsregierung hat das Länderbankgesetz, welches der Französierung der Länderbank zustimmt, im Nationalrat eingebracht. Es ist bekannt, daß maßgebende Pariser Finanzkreise an diesem Gesetze ein wesentliches Interesse haben. Das gleiche gilt von einflußreichen englischen Banken. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dies Gesetz in der Herbsttagung des österreichischen Parlamentes erledigt wird. Die Großdeutschen machen zwar bedeutende Schwierigkeiten, allein in unterrichteten Kreisen rechnet man damit, daß dieser Widerstand zu brechen ist. In unmittelbarem Zusammenhang mit der Kreditaktion steht das Ermächtigungsgesetz. Dieses Gesetz bevollmächtigt die Regierung, den Sommer über im Verordnungswege alle jene Maßnahmen zu treffen, die zur Erlangung der Kredite notwendig sind. Der Berichterstatter über das Gesetz, Abg. Dr. Gürtler, hat in seinen Ausführungen im Nationalrat ausdrücklich auf die Wichtigkeit aufmerksam gemacht. Oesterreich geht noch weiter. Es baut alle Zwangswirtschaftsgesetze ab. Den Anfang hat es mit dem Getreidebewirtschaftungsgesetz gemacht. Wer einen Vergleich zu ziehen imstande ist zwischen dem Zwangswirtschaftsgesetz für Getreide, das noch im vorigen Jahre erledigt wurde, und dem Getreidebewirtschaftungsgesetz von 1921, sieht einen bedeutenden Fortschritt. Eine Zentrale nach der anderen verschwindet von der Bildfläche. Das Vorkriegsschuldengesetz ist ebenfalls ein wichtiges Kompromiß zwischen den Interessen des Staates und der Volkswirtschaft. Sicher ist, daß das österreichische Vorkriegsschuldengesetz weiter geht als das vom Deutschen Reichstag angenommene Gesetz und dazu beitragen wird, den Wiederaufbau der österreichischen Volkswirtschaft zu beschleunigen. Ein Wunsch der Völkerbundsdelegierten ging dahin, unsere Zölle, Monopole und Tarife dem Weltmarktverhältnis anzupassen. Ich habe bereits Gelegenheit genommen, in verschiedenen Ausführungen an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß Oesterreich daran geht, dies Verlangen zu erfüllen. Fast von Monat zu Monat werden die österreichischen Eisenbahn-, Post- und Telegraphengebühren erhöht, um auf diese Weise die Angleichung an die Weltparität zu erreichen. Es darf nicht verkannt werden, daß auf diese Weise eine neue Teuerungswelle über Oesterreich flutet. Trotzdem werden diese Opfer gebracht. Ich stelle das deshalb ausdrücklich fest, weil der Anschein vermieden werden soll, als setze sich Oesterreich gegen die Opfer, die von ihm in der Kreditsache gefordert werden, irgendwie zur Wehr. Im Gegenteil, Oesterreich erfüllt alle Bedingungen, mögen sie noch so drückend sein, im vollsten Umfange.

Ein Lichtstrahl huschte neulich durch die Presse. Französische Blätterstimmen wußten zu berichten, daß die ersten Vorschüsse auf Grund der Kreditaktion für Oesterreich flüssig gemacht werden. Wir geben die Zuversicht nicht auf, daß die Vorschüsse ehestens realisiert werden. Es wäre doch zu traurig, wenn infolge irgendwelcher Bedenken jenseits des Ozeans, in Rom oder Paris ein arbeitswilliges, arbeitsfrohes Volk zugrunde gehen sollte. Die heftigsten Kritiker und Nörgler müssen zugeben, daß es mit der österreichischen Volkswirtschaft aufwärts geht. Zu diesen unverbesserlichen Kritikern, zu den hervorragendsten Führern der Opposition zählt der sozialdemokratische Abgeordnete Austerlitz, Leiter der Wiener „Arbeiter-Zeitung". Wenn ich bemerke, daß Austerlitz den Leuten von der deutschen USP. am nächsten steht, ist die Stellung dieses Mannes, der zu den Intimsten von Dr. Otto Bauer und Fritz Adler zählt, genügend gekennzeichnet. Man lese aber den Artikel in Nr. 203 der „Arbeiter-Zeitung" aus Anlaß der Geldentwertung und des Tiefstandes des Kronenkurses, der unverhohlen zugibt, daß es mit der österreichischen Volkswirtschaft aufwärts geht. Trotz alledem kommt auch dieser Artikel zu dem Ergebnis, daß ausreichende Kredite unter allen Umständen notwendig sind. Vor kurzem ist in dem großen Eisenwerk Donawitz bei Leoben der zweite Hochofen angeblasen worden. Es war dies ein Ereignis in der österreichischen Eisenindustrie, denn es bedeutet, daß die Alpine Montangesellschaft ihre Roheisenerzeugung verdoppelt hat. Ich kann mitteilen, daß der dritte und vierte Hochofen in Donawitz ebenfalls in Betrieb gesetzt werden wird, aber all das ist ohne Hilfe des Auslandes nicht zu erreichen und deshalb rufe ich nochmals wie schon so oft an dieser Stelle in die Welt hinaus: Lasset Oesterreich und sein Volk, lasset sechs Millionen deutscher arbeitsfroher Menschen nicht zugrunde gehen!

Zeitgedanken.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Freidenker? Ganz richtig: weil sie frei vom Denken sind.

*

Das Glück ist meist trügerisch; nur das Unglück meint's immer ehrlich.

*

Wer das Leben eine Komödie nennt, gibt zu, dass er ein Hanswurst ist.

*

Niemand würde mehr sündigen, wenn die Leute wüssten, was die Sünde für eine Dummheit ist.

*

Eine Tracht sollte auf der ganzen Welt Mode werden: Eintracht!

*

Wer keine Zeit hat, den hat die Zeit.

*

Es gibt auch Sklaven der „Freiheit".

*

Wer sich einen Berg baut, dem wächst der Abgrund von selbst dazu.

Die Krisis in Irland.

Von Dr. Gallus Thomann.

II.

In dem ersten Teil dieses Aufsatzes (Nr. 31) wurde ein Verschleppen der Einigungsverhandlungen zwischen England und Irland als wahrscheinlich vorausgesehen. Die Erfahrungen der letzten Tage bestätigen diese Auffassung weiterhin und die lakonischen Meldungen, daß eine Einigung im besten Falle kaum vor Weihnachten zu erwarten sei, wie auch, daß neue Schwierigkeiten entstanden seien, weil Devalera „bessere" Bedingungen fordere, stimmen damit überein. Auch die Meldung vom 3. August, Devalera habe das Angebot der englischen Regierung angenommen, wird man nach Lektüre jenes Teils in ihrer Bedeutung richtig abzuschätzen in der Lage sein. —

Wie aber einerseits für Irland Zeitgewinn zugleich Gewinn an innerer Konsolidierung und an weltpolitischen Möglichkeiten ist, so brennt anderseits Lloyd George die irische Frage nicht mehr so auf den Fingern wie etwa noch vor zwei Monaten. Von Woche zu Woche ist es klarer geworden und jetzt nach der Initiative Hardings in der Abrüstungsfrage steht es fest, daß die neue amerikanische Regierung eine Verständigung mit Großbritannien sucht; und in deren Haltung liegt der empfindlichste Punkt des irischen Problems in weltpolitischer Hinsicht. Ob angesichts der Wucht der in anderer Richtung strebenden Tatsachen der Versuch auf die Dauer erfolgreich sein wird, ist hier nicht zu untersuchen (vgl. aber meine Abhandlung in „Politische Zeitfragen", Heft 8, 1921). Gegenwärtig ist auf alle Fälle die drohende Gefahr ernster, ja kriegerischer Verwicklung in den Hintergrund getreten. Es ist deshalb nicht anzunehmen, daß die Regierung dem Drängen starker Teile des amerikanischen Volkes zurzeit nachgeben wird, die irische Frage durch Anerkennung der Republik in den Vordergrund zu stellen. Damit soll über die endgültige Stellungnahme der Vereinigten Staaten unter dem Druck einer immer mächtiger emporwachsenden öffentlichen Meinung nichts gesagt sein. Für den Augenblick fühlt der Opportunist Lloyd George die Hände freier.

Am greifbarsten, jedoch keineswegs in ihrem vollsten Umfange, äußert sich die öffentliche Meinung in den Volksvertretungen. Unter den Denkschriften der Legislaturen der Einzelstaaten, in denen die sofortige Anerkennung der irischen Republik gefordert wird und die dem Bundeskongreß in dem Vierteljahr seines Bestehens zugegangen sind, sei nur die des Staates Wisconsin genannt (Joint Resolution Nr. 41, relating to the recognition of the Irish Republic by the Government of the U. S.); denn mit dieser Resolution stellen sich beide Häuser und das Volk des Staates Wisconsin hinter ihren Bundessenator R. M. Lafollette, der am 12. April den gleichen Antrag im Bundessenat (Oberes Haus des Kongresses) einbrachte und mit einer staatsrechtlich und politisch hervorragenden Rede begründete (Congressional Record vom 26. April, Bd. 61, Nr. 13, S. 592 ff.). Wenn der Senatsausschuß für Auswärtiges über den Antrag dem Senat bis zur Stunde noch kein Referat erstattet und der Senat ihm infolgedessen auch keine Folge gegeben hat, so sprechen hier sicherlich die oben angedeuteten Wünsche der Exekutive mit.

Trotz oder gerade wegen der offenbaren Zurückhaltung der Bundesorgane wächst die eigentliche Volksbewegung dauernd an, wie die Ueberschüttung des Kongresses mit Eingaben zeigt. Ihren ersten Höhepunkt erreichte diese Bewegung im Herbst und Winter 1920/21, als G. B. Shaw und viele andere Kenner der Sachlage den Krieg zwischen England und der Union um Irland als unvermeidlich ansahen: Das Komitee der Einhundert bildete sich zur Untersuchung der Vorgänge in Irland unter der Aegide Oswald G. Villards und seiner „Nation". Ihm gehörten außer Kardinal Gibbons, der inzwischen verstorben ist, Erzbischof Keane und vier Bischöfen eine lange Reihe führender Männer des öffentlichen Lebens an, so fünf Staatsgouverneure, zehn Bundessenatoren und zwölf Repräsentanten. Das Komitee beauftragte seinerseits einen Fünferausschuß zur Führung der Untersuchung, dem zwei Bundessenatoren, David J. Walsh und G. W. Norris, angehörten. Pässe nach Irland zur Untersuchung an Ort und Stelle wurden gefordert und verweigert. Daher mußten die Vernehmungen in den Vereinigten Staaten stattfinden. Mac Swineys Witwe, Donal O'Callaghan, sein Nachfolger als Bürgermeister von Cork, und viele andere wurden geladen und kamen. Die Ergebnisse wurden in Berichten niedergelegt, von denen fünf laufende der Verhöre und ein interimistischer Endbericht erschienen sind. Geladene Zeugen zur Entlastung Englands fanden sich nicht ein. Trotzdem hat die Kommission in gerechter Mäßigung das Aeußerste geleistet. Das Ergebnis ist dennoch ein so fürchterliches nicht nur in bezug auf die Tatsachen, sondern vor allem auch auf den Tiefstand englischen Kulturbewußtseins und Rechtsempfindens, die sich daraus ergeben, daß man geneigt wird den düstersten Prophezeihungen für die Zukunft des britischen Volkes Glauben zu schenken (vgl. z. B. Sir Sidney Low, Historiker an der Universität London, in „N. Y. American" vom 17. Juli 1921).

Die Regierung Wilson hat sich in geradezu kindischer Ergebenheit gegenüber England (er war wahrhaftig der „erste Engländer seiner Zeit"!) und aus reaktionärem Prinzip, das sich in Deportationen aus dem „Lande der Freiheit" am sichtlichsten betätigte, in der irischen Frage „wohlwollend" neutral verhalten. Sogar O' Callaghan, der Corker Bürgermeister, wurde deportiert, aber glücklicher Weise erst nachdem seine Vernehmung abgeschlossen war. Ein gemeinsamer Beschluß beider Häuser der Volksvertretung, wie ihn Lafollette anstrebt und wie er wahrscheinlich eine Mehrheit finden würde, kann natürlich der Exekutive die Anerkennung Irlands nur empfehlen. Doch wäre ein solcher Beschluß ein Staatsakt erster Ordnung, den man nicht übersehen könnte. Daher hat Harding offenbar hier, wie s. Zt. in Fragen der Friedensentschließung, seinen Einfluß geltend gemacht, sie auf einen gelegeneren Zeitpunkt zu verschieben. Wie es damals die schwebende Reparationsverhandlung war, in die man nicht eingreifen wollte, so hier die Vorbereitungen zur Abrüstungskonferenz, die ohnedies auf große Schwierigkeiten stoßen. Mögen die Motive andere sein, äußerlich sieht die Politik Hardings der Wilson'schen je länger je mehr verzweifelt ähnlich. Die Demokraten sehen die „großartige" Politik Wilsons durch Harding aufs glänzendste gerechtfertigt und fragen schon, ob denn die Abrüstungskonferenz im besten Falle nicht gerade das erreichen werde, was jener mit dem Völkerbund habe durchführen wollen (vgl. das führende demokratische Blatt, „New York Times" v. 17. Juli 1921).

Der neue Präsident ist aber der überwiegenden Mehrheit im Volke insofern entgegengekommen, als er amtlich als Staatshaupt die Hilfeleistung für die Iren gutgeheißen und damit den amerikanischen Iren und ihren Freunden Tür und Tor geöffnet hat. Eine Hilfeleistung, die sich schon vor der offiziellen Billigung keineswegs auf Geld und Waren beschränkte, sondern Waffen und Munition in reichem Ausmaß umfaßte. — Das Zögern in der Anerkennung der irischen Republik kann auch in der Tat lediglich auf augenblickliche Opportunität gegründet werden, denn die Tradition und die vom Angelsachsen besonders hoch angeschlagenen Präzedenzfälle weisen gebieterisch in die andere Richtung. Hat doch gerade die Praxis der Union am meisten dazu beigetragen, das Legitimitätsprinzip in der Anerkennung neuer Staaten zu verdrängen. Die so verschieden gerichteten Staatsmänner, George Washington, den die Republikaner

für sich in Anspruch nehmen, und Thomas Jefferson, auf den die demokratische Partei ihren Ursprung zurückführt, stimmen in der Lehre von der Anerkennung jeder aus dem Willen des Volkes geborenen „de facto" Regierung überein. Niedergelegt wird sie zum erstenmal programmatisch Frankreich gegenüber (1. Republik vom 22. September 1792), am 7. November 1792 in der Instruktion an den französischen Geschäftsträger der Union, Morris. Die Losreißung der spanischen Kolonien in Südamerika vom Mutterland (Monroe 1821) und Ungarn 1848 sind Präzedenzen (vgl. die genannten Ausführungen Lafollettes).

Obwohl die Bewegung auf Unabhängigkeit mißlang, stellten die Vereinigten Staaten Kossuth ein Kriegsschiff zur Beförderung nach der Union zur Verfügung und lehnten den Einspruch Oesterreichs hiergegen wie gegen die vorzeitige Anerkennung der ungarischen Republik mit dem Hinweis ab, daß die Anerkennung republikanischer Unabhängigkeitsbestrebungen kein unfreundlicher Akt, sondern vom amerikanischen Standpunkt aus eine Selbstverständlichkeit sei.

Daher hat denn auch Lloyd George durch nichts in den Vereinigten Staaten sich so geschadet, wie durch den tückischen Versuch, den irischen Konflikt auf eine Stufe mit dem amerikanischen Bürgerkrieg von 1861—65 zu stellen. (Zuletzt am 19. April 1921; vgl. die Zeitungen vom 20. April 1921.) Hier der Versuch, ein freiwillig geknüpftes Bundesband willkürlich zu zerreißen, dort die siebenhundertjährige zwangsweise Knechtung eines Volkes, das die englische Souveränität nie anerkannt hat (vgl. Gesch. Vorbemerkung Nr. 31). Zugleich ein Beweis für die Gefahr geschichtlicher Analogien. Die zutreffende Analogie bildet natürlich die mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gegen England (1776—83).

So stehen öffentliche Meinung, Tradition und Präzedenzen gegen eine Opportunität, die ihre Bedeutung mit den Gründen, die sie bestimmen, sehr rasch einbüßen kann. Die voraussichtliche Erfolglosigkeit der Abrüstungskonferenz wird einen dieser Gründe entfernen und den Weg zu einer an sich unnatürlichen, aber wahrscheinlichen Allianz zweier politischer Gruppen ebnen: nämlich zwischen den mit wirtschaftlicher Notwendigkeit England entgegengerichteten amerikanischen Imperialisten und den in diesem Sinne „liberalen" Antiimperialisten. Die ersteren, die ihre treue Anhänglichkeit an England dauernd betonen, sind die Gegner, wie England sie verdient, — solche, die Ideale sagen und Baumwolle meinen. Die zweiten sind die eigentlichen England„feinde", bei denen tatsächlich ideelle Momente mitsprechen und in deren Auffassung Irland ein Schandfleck der Kultur oder aber eine ewig brennende nationale Wunde darstellt. Dazu gehören die Iren, der größte Teil des deutschen Blutes in der Union (Wisconsin) und darüber hinaus alle, die die Geschichte ihres Landes und seiner Ideen kennen und hochhalten.

Stellt man wirtschaftspolitische Gesichtspunkte in den Vordergrund, so ist man geneigt, den anglo-amerikanischen Interessenkonflikt als einen noch nicht zur Krisis reifen anzusehen, dessen vorzeitige Entwicklung höchstens in Verbindung mit dem japano-amerikanischen Gegensatz herbeigeführt werden könne. Eine Vereinigung der wirtschaftlichen mit den ideellen Motiven liegt aber nicht gar so fern. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Leute, die Ideale und Baumwolle leicht verwechseln, mit Vorliebe ideelle Gründe zum Vorwand nehmen. Und daß die Massen, die eigentlich kämpfen müssen, mit ganz anderem Geist für die irische Freiheit und gegen englische Tyrannei (vgl. den Weltkrieg) als für mexikanisches Oel und chinesische Märkte streiten würden, sehen auch die Imperialisten ein. Wenn das amerikanische Riesenflottenprogramm nicht vollendet dasteht, so ist das kein durchschlagender Grund, denn trotz Abrüstungswünschen rüsten alle Beteiligten munter weiter, so daß das Verhältnis sich jederzeit ziemlich gleich bleiben wird (fieberhafte Rüstung in Japan; inoffizielle Mission von 59 englischen Fliegerinstruktoren in Japan, vgl. Duke N. Parrys, des Sonderberichterstatters in Japan, Bericht an den N. Y. American vom 16. Juni 1921).

Es gibt wohl Engländer, die das Unrecht, das Irland geschieht, einsehen, bedauern und gesunde Verhältnisse hergestellt sehen möchten — aber niemals um den Preis irischer Unabhängigkeit. Man nehme als jüngstes Beispiel den General Crozier, der seine Befehlsgewalt niederlegte, als Kriegsverbrecher seiner Hilfsbrigade gegen seinen Willen wieder in Dienst gestellt wurden, und der seine so gewonnene Freiheit zu offenherziger Darlegung der unhaltbaren Lage benutzte (London, „Daily News" vom 24./25. Mai 1921). Gewiß kein der englischen Regierung wohlgesinnter Mann! So wie volle irische Unabhängigkeit in Frage steht, stößt man auf eine geschlossene britische Einheitsfront von den Tories bis zur Arbeiterpartei. James H. Thomas, der Führer der mächtigen Eisenbahnerunion, stellt sich als das gegebene Sprachrohr dieser letzteren Volksteile dar, weil sein Ehrgeiz, als erster Arbeiterpremier in die Schuhe Lloyd Georges zu treten, seinen Aeußerungen programmatische Bedeutung in dem Sinne gibt, daß keine wie immer geartete englische Regierung Irland freiwillig zur Selbständigkeit wird gelangen lassen. Das Hauptargument ist stets die „Reichssicherheit".

Versagt die rote Internationale hier, wie überall, wo die praktische Betätigung ihrer großen Worte an sie herantritt, so muß leider auch festgestellt werden, daß die englischen Vertreter einer höheren, weltumspannenden Humanität, daß die englischen Katholiken in der unbefangenen Beurteilung ihrer Glaubensgenossen jenseits des irischen Kanals enttäuschen. Es ist jetzt glücklicherweise auch schon bei Menschen, die unserer hl. Kirche an sich fern stehen, zum Gemeinplatz geworden, daß ihr moralischer Einfluß der stärkste Halt sei, den der europäische Kulturkreis (das Wort im weitesten Sinne genommen) noch sein eigen nennt. Und so hat auch in der irischen Frage die Kurie eine weltlich unbeeinflußte und unbeeinflußbare Richtung höchster christlicher Humanität unbeirrbar eingehalten. Auf diesen moralischen Einfluß ist z. B. letzten Endes die — in der englischen Geschichte der letzten Jahrhunderte unerhörte — Berufung eines katholischen Vizekönigs für Irland zurückzuführen. Die Gerüchte von der Abberufung Frenchs in unmittelbarem Anschluß an den Besuch der irischen Bischöfe in Rom (Frühjahr 1920) trafen das Richtige, wenn auch die Berufung Lord Edmond Talbots noch ein ganzes kostbares Jahr auf sich warten ließ (Mai 1921). Auf ihn trifft jedoch in vollem Maße das oben über die Haltung der englischen Katholiken Gesagte zu, daher es denn völlig verfehlt wäre in der Ernennung mehr als ein formelles Zugeständnis Englands zu erblicken. England zwar wünschte, es als mehr aufgefaßt zu sehen. Zudem waren die Dinge zur Zeit seiner Ernennung schon zu weit fortgeschritten und sie machte daher in Irland und in Amerika nur geringen Eindruck.

Die politische Ueberzeugung des katholischen Klerus Englands und Irlands ist natürlich so mannigfaltig abgestuft, wie es die verschiedenen Seiten, von denen aus man die Dinge anschauen kann, bedingen. Im großen ganzen aber kann man sagen, daß der Klerus Irlands entsprechend seiner nationalen Herkunft — mit Ausnahme des Bischofs Cohalan von Cork — mit seinen Sympathien auf der Seite Sinn Feins steht. Der Klerus Englands ist stark geteilt, doch da der größte Teil der Priester aus Irland stammt, überwiegend auf der gleichen Seite. Dagegen ist der Kardinal und Erzbischof von Westminster Bourne politisch völlig gleichgerichtet mit seinem Freunde Talbot, dem Tory und Imperialisten der Rhodes-Chamberlain-Schule. Seiner Verurteilung der Gewalttätigkeiten Sinn Feins in seinem diesjährigen österlichen Hirtenbrief folgte denn auch in gerechter Ergänzung kurz darauf im Namen sämtlicher englischer Bischöfe der Protest gegen die englischen Gewaltakte. Denn was die in jedem Fall zu verurteilenden Verbrechen betrifft, so ist die Schuld zumindest gleich geteilt. Sinn Fein auf alle Fälle fürchtet den Kardinal in politischer Beziehung (man wird sich des Zwischenfalls mit dem gestohlenen Gepäck auf der Romreise im März 1921 entsinnen). Es besteht jedoch keine Gefahr, daß der Hl. Stuhl über die Vorgänge in Irland einseitig unterrichtet wird; dafür sorgen und sorgten Irländer wie der verstorbene Msgr. O'Riordan, weiland Rektor des Irischen Kollegs in Rom, oder sein Nachfolger O'Hagan. Daß die wiederholten Auszeichnungen Kardinal Bournes durch die englische Regierung politisch gemeint sind und zugleich eine Spitze gegen die in ihrer Unparteilichkeit nicht zu erschütternde Kurie bergen, kann man wohl behaupten.

In der Weltrundschau dieser Zeitschrift ist wiederholt auf die Lehre, die uns Irland geben könne, hingewiesen worden (vgl. z. B. Jahrgang 1920, Nr. 32 vom 7. August, Nr. 47 vom 20. November). Der Freiheitskampf des irischen Volkes hat für den Deutschen ein weitergehendes Interesse als das politischer oder historischer Neugier. Der Appell Sinn Feins in seinem Dail Eireann (Volksvertretung) an den Deutschen Reichstag im Frühsommer des Jahres ist keine bloße Geste. Die gegenwärtigen Schicksale beider Völker sind nicht unähnlich. Der irische Freiheitskampf ist der Kampf aller freien Männer für religiöse, politische und wirtschaftliche Freiheit und Selbstbestimmung.

Die Diözesansynoden.

Von Univ.-Professor Dr. Nikolaus Hilling in Freiburg i. Br.

Im Laufe dieses und des verflossenen Jahres ist in den Zeitungen mehrfach von Diözesansynoden die Rede gewesen, die in den deutschen Bistümern gefeiert wurden. Es ist damit ein altes kirchliches Institut wieder ins Leben gerufen, das in Deutschland während der letzten 250 Jahre höchst selten zur Anwendung gekommen war. So sehr dasselbe auch den demokratischen Grundsätzen unserer Zeit entspricht, ist es doch keineswegs in erster Linie durch die politischen Umwälzungen der Gegenwart angeregt worden. Vielmehr verdanken die Diözesansynoden ihre Wiederbelebung dem am 19. Mai 1918 in Kraft getretenen neuen Codex Iuris Canonici, der in c. 356 § 1 bestimmt: „In den einzelnen Diözesen ist wenigstens jedes zehnte Jahr eine Diözesansynode zu feiern, auf der nur über diejenigen Gegenstände verhandelt werden darf, die sich auf die besonderen Bedürfnisse und Interessen des Klerus und Volkes der Diözese beziehen." Im Hinblick auf die aktuelle Bedeutung dürfte es den Lesern dieser Zeitschrift nicht unangenehm sein, etwas Näheres über den Ursprung, die Bedeutung und die Geschichte der Diözesansynoden zu erfahren.

Von den drei Hauptarten der Synoden, den allgemeinen oder ökumenischen, den Provinzial- und Diözesansynoden, sind die letzten zugleich die jüngsten. Sie sind im Abendlande frühestens im 5. Jahrhundert entstanden, weil sie die Bildung eines Pfarrsystems in den Diözesen voraussetzen, das in der abendländischen Kirche nicht über diese Zeit hinausreicht. Die älteste uns bekannte Vorschrift über den pflichtmäßigen Besuch der Diözesansynode durch die Diözesanpriester gehört der Synode von Auxerre aus dem Jahre 585 an.

Was die Bedeutung der Bistumssynoden anbetrifft, so ist sie aus dem Wesen der Kirchenversammlungen zu erschließen. Diese sind kollegialisch eingerichtete Organe der Kirchenverfassung, die zu den bureaukratischen im Gegensatz stehen; sie haben aber keinen beschließenden, sondern nur einen beratenden Charakter. Die Bischöfe haben sich der Diözesansynoden hauptsächlich bedient, um mit dem ganzen Diözesanklerus oder wenigstens dessen Hauptvertretern in persönlichen Verkehr zu treten, an ihre Mitarbeiter im Weinberge des Herrn je nach den Umständen ermunternde und ermahnende Worte zu richten, über das Wohl und Wehe der Diözese mit ihnen zu beraten, Gesetze zu erlassen und endlich praktische Maßnahmen zur wirksamen und gedeihlichen Verwaltung des Bistums zu treffen. Ueber den großen Nutzen dieser Einrichtung, bei dessen Abschätzung vor allem der psychologische Standpunkt nicht außer acht gelassen werden darf, hat sich insbesondere Papst Benedikt XIV. in seinem klassischen Werke „De Synodo Dioecesana" Lib. I Caput II. verbreitet. Man muß übrigens bei einer kritischen Behandlung dieser Frage im Auge behalten, daß die Bedeutung der Diözesansynoden je nach den Zeitverhältnissen sehr gewechselt hat, wie eine Uebersicht über den geschichtlichen Verlauf der Synoden deutlich zeigen wird.

Die Geschichte der deutschen Diözesansynoden beginnt mit dem hl. Bonifatius, der sie nach achtzigjähriger Unterbrechung im Frankenreiche 742 wieder ins Leben rief. Wie ich in meiner Abhandlung über die westfälischen Diözesansynoden bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts (Lingen 1898) ausführlich begründet habe, wurden die Synoden in der ersten Hälfte des Mittelalters höchst wahrscheinlich regelmäßig zweimal im Jahre gehalten. Allerdings ist das überlieferte Material für das gesamte Untersuchungsgebiet, das die Bistümer Münster, Paderborn, Osnabrück und Minden umfaßt, verhältnismäßig recht gering, während uns für die Nachbarbistümer Hildesheim und Halberstadt zahlreiche Synodalquellen aus jener Zeit überliefert sind.[1])

Entsprechend den allgemeinen Kirchenverhältnissen des frühen Mittelalters trugen die Diözesansynoden damals ein stark juristisches Gepräge. Es wurden z. B. auf ihnen die Grenzen einer Pfarrei bestimmt, Archidiakonatsbezirke errichtet, Güterverkäufe und Schenkungen an kirchliche Anstalten vorgenommen und vor allem auch Prozeßsachen entschieden. Von einer seelsorglichen Beeinflussung der Synoden ist in den Quellen weniger die Rede. Man darf jedoch nicht übersehen, daß dieser Mangel in der Natur der Quellenüberlieferung begründet ist. Ich habe in der oben erwähnten Schrift den Nachweis zu führen gesucht, daß die Synoden eine erhebliche pastorelle Tätigkeit entfaltet haben, die namentlich in der Korrektion der Geistlichen und Adeligen und in der Beratung über die Bedürfnisse des religiösen und kirchlichen Lebens ihren Ausdruck fand.

Immerhin spielten die Rechtsgeschäfte damals eine große Rolle. Aus ihnen erklärt es sich auch, daß die Laien an den Versammlungen teilnahmen, eine Erscheinung, über die ich mich in dem Aufsatze „Gegenwart und Einfluß der Geistlichen und Laien auf den Diözesansynoden vornehmlich in Nordwestdeutschland", im Archiv für katholisches Kirchenrecht, Bd. 79 (1899) ausführlich verbreitet habe. Die Ritterbürtigen hatten sogar ihren Gerichtsstand vor der Diözesansynode und erhielten deswegen die Benennung Homines synodales.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts trat in der Praxis der Synoden eine erhebliche Aenderung ein. Die Teilnahme der Laien hörte allmählich ganz auf, die Prozeßverhandlungen gingen an das neuerrichtete Offizialatsgericht über und die Rechtsgeschäfte verschwanden ebenfalls von dem synodalen Forum. Dafür wurden die Bistumsversammlungen aber zu Organen der bischöflichen Gesetzgebung, die zahlreiche Reformstatuten hervorbrachten, und der Rechtsfindung, wodurch mannigfache Weistümer, z. B. über kirchliche Zehnten, Meßkorn, Immunität, Rechte und Pflichten der Zerozensualen verkündet wurden.[2]) In den sog. Weistumssynoden haben sich die alten Formen des germanischen Rechts erhalten, während das Schwergewicht der kirchengeschichtlichen Bedeutung bei den sog. Reformsynoden des ausgehenden Mittelalters beruhte. Die Synodalstatuten aus dieser und der folgenden Periode sind großenteils in der bekannten Sammlung von J. Fr. Schannat und J. Hartzheim, Concilia Germaniae, Köln 1759 ff. abgedruckt.

Nachdem das Synodalleben am Ende des Mittelalters in Verfall geraten war, versuchte das Konzil von Trient, dasselbe von neuem wiederherzustellen. Es erneuerte zu diesem Zwecke die alte Vorschrift des vierten Laterankonzils von 1215 (c. 25 Extra V, 1), wonach die Diözesansynoden jährlich gefeiert werden sollten. (Sess. 24 de reform. c. 2.) Wenn dieser Kanon auch nicht wörtlich ausgeführt wurde, so hat doch schon seine teilweise Befolgung in Deutschland unermeßlichen Segen gestiftet. Die nachtridentinischen Diözesansynoden wurden in manchen deutschen Bistümern eins der wichtigsten Mittel für die so notwendige katholische Reform. Ich erinnere nur an die großen Diözesansynoden der Bistümer Köln 1662 unter Erzbischof Maximilian Heinrich von Bayern, Münster 1655 unter Bischof Christoph Bernhard von Galen, Osnabrück 1628 unter Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg und Konstanz 1609 unter Bischof Jakob Fugger, die durch ihre vorbildlichen Synodalstatuten geradezu epochemachend auf die Hebung des kirchlichen und religiösen Lebens in Klerus und Volk wirkten.

Leider war diese Blüte der synodalen Tätigkeit nur von kurzer Dauer. Bald nach der Mitte des 17. Jahrhunderts ist in der Geschichte der deutschen Diözesen nicht mehr von ihnen die Rede, nur im Bistum Münster fristen sie bis zum Jahre 1846 ein freilich ziemlich bedeutungsloses Dasein. Während in der Neuzeit das Freiheitsjahr 1848 die Bischofskonferenzen und Provinzialsynoden zu neuem Leben erweckte, blieben die Diözesansynoden von dieser Bewegung unberührt. Der Grund für diese auffällige Erscheinung lag in dem Mißtrauen der deutschen Bischöfe, das die kurz vorhergegangene Agitation eines liberalgesinnten Teiles des Klerus besonders in einigen süddeutschen Diözesen zugunsten der Diözesansynoden erweckt hatte. Die beiden westfälischen Bistümer Paderborn und Münster machen jedoch eine Ausnahme, da in ihnen 1867 und 1897 je eine Diözesansynode stattfand. Außerdem ist aber zu bemerken, daß in der allerletzten Zeit in den deutschen Bistumssprengeln vielfach die sogenannten Diözesan- oder Dechantenkonferenzen abgehalten wurden, die einen Ersatz für die Diözesansynoden darstellen. (Vgl. meinen Aufsatz „Neubildungen auf dem Gebiete des kirchlichen Verfassungsrechts, Bischofs- und Dechantenkonferenzen", in: Archiv für katholisches Kirchenrecht XCIII (1913, 529 ff.)

[1]) Vgl. Franz Winter, Die Diözesansynoden des Halberstäder Sprengels im XII. Jahrhundert in: Zeitschrift des Harzvereins II (1869) und Johannes Maring, Diözesansynoden und Domherrn-Generalkapitel des Stifts Hildesheim bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. XX.) Hannover und Leipzig 1905.

[2]) Vgl. die von Ernst Müller in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. XXXIX, Kanon. Abt. VIII (1918) S. 207 ff. mitgeteilten Zehntsynodalurteile einer münsterländischen Rechtshandschrift des 16. Jahrhunderts.

Wie bereits in der Einleitung dieses Aufsatzes erwähnt wurde, hat das neue Gesetzbuch der katholischen Kirche die Frist für die Feier der Diözesansynode auf jedes zehnte Jahr herabgesetzt. Can. 356 § 1. Ebenso ist die Zahl der notwendigen Teilnehmer eingeschränkt, indem nicht mehr alle Pfarrer der Diözese, sondern außerhalb des Synodalsitzes nur die Landdechanten und je ein gewählter Vertreter der Kapitel an der Bistumsversammlung teilzunehmen brauchen. (c. 358.) Zu den Vorarbeiten der Diözesansynode soll der Bischof, falls er es für ersprießlich hält, einen oder mehrere Ausschüsse einsetzen, die aus den Geistlichen der Stadt und der Diözese gebildet werden. (c. 360.)

Daß die genannten Bestimmungen der obersten kirchlichen Gesetzgebung beim deutschen Episkopate und Klerus völliges Verständnis und aufrichtige Sympathie gefunden haben, beweisen die jüngsten Diözesansynoden, die lange Zeit vor Ablauf der zehnjährigen Frist gehalten worden sind. Die beiden süddeutschen Diözesen Rottenburg und Augsburg konnten bereits im Herbste 1919 ihre Synode feiern, ihnen sind im Frühjahr und Sommer 1920 die Bistümer München, Limburg und Speyer (Diözesankonferenz) und im Herbste des gleichen Jahres Trier und Osnabrück nachgefolgt. Es ist kein Zweifel, daß die übrigen deutschen Diözesen das Beispiel ihrer Schwestern nachahmen werden, so daß bald die regelmäßige Feier der Diözesansynode wiederum zur vigens disciplina der Kirche in Deutschland gehört. Möge diese Praxis auch dazu dienen, daß die Geschichte der Diözesansynoden, die nach den mannigfachsten Seiten hin Interesse darbietet, mit neuem Eifer erforscht werde! Für junge katholische Theologen, Juristen und Historiker wäre dieses eine dankbare Aufgabe.

Um unsere Jugend — um unser Alles!

Von Karl Norbisrath, Düsseldorf.

Ohne jeden Zweifel: — der Gedanke, ja der ernste Wille zum Wiederaufbau unseres ganz und gar zerrütteten Staats- und Volkslebens nimmt greifbare Gestalt an. Mehr und mehr erkennen wir in Deutschland die Rückkehr zur Vernunft. Arbeitsfreude und Arbeitswille beleben unsere verfahrene Volkswirtschaft und wir dürfen uns gestehen: die schlimmsten Ereignisse als Folge des verlorenen Krieges liegen hinter uns. Wenn wir — ein jeder nach seiner Lage — zu materiellen Opfern bereit sind, wie wir uns in der Kriegszeit ganz in den Dienst des Vaterlandes zu stellen gezwungen fühlten, wenn unser Aufbauministerium in der Verwirklichung seiner großen Ziele in den breitesten Massen des Volkes verständnisvolle Unterstützung und Mitwirkung findet, dann kommen wir über den Rubikon.

Das alles bezieht sich aber im großen und ganzen einzig auf unsere materielle Volkswirtschaft, und hier ist leider zurzeit der Schwerpunkt alles Interesses. Man übersieht, daß uns Deutschen eine Entwicklung nicht frommt und nicht behagt, die nur wirtschaftlichen Segen bringt. Was uns heute noch — und heute mehr denn je — im ganzen Lande fehlt, ist die innere Verklammerung und Verbindung der materiellen Politik und Wirtschaft mit den sittlichen Kulturgedanken christlicher Weltanschauung. In kultureller Hinsicht haben uns die letzten Jahre unseligen Angedenkens weit zurückgeworfen. Geistige Verwirrung in den Köpfen vieler, weitverbreitete Verflachung der Lebensauffassung und seichte Literatur bilden Hemmnisse zur Ebnung der Bahn des kulturellen Wiederaufstieges.

Was in dieser Beziehung am schmerzlichsten zu beklagen ist, das ist die Verwilderung der Jugend, das Ersterben jedes tieferen sittlichen Gefühles und edler Ritterlichkeit.

Wer viel durch die Straßen der Großstadt kommt, wer Jugendspielplätze und öffentliche Anlagen besucht, wer die Gelegenheiten wahrnimmt und Industriezentren, Werke und Betriebsanlagen besichtigt und wer draußen im Freien mit Schnallenschuhen und Wanderstab daherschreitet, der muß sich sagen: das ist erschreckend, was wir heute unter dem schönen Worte Jugendbewegung zu verstehen genötigt sind. Aber nicht nur in der Großstadt — nicht nur in den Industriezentren — nicht nur auf Touristenpfaden — grast die jugendliche Verirrung, die sittliche Verwilderung. Auf dem platten Lande ist es kaum besser. Der Krieg — und noch mehr die Nachkriegszeit — haben die Unkultur in die breitesten Schichten des Volkes hineingetragen. Nach der landläufigen Auffassung unserer jungen Leute ist heute sittlich, was eben Sitte ist. Der zeitgemäße Film, die modernen Tänze, der über allem stehende Sport — die Leibeskultur — sie tun ihr bestes, um die Jugend in dem Strudel ebbenden und flutenden Meeres bei guter Laune zu halten.

Wir können Gott Dank sagen: bei unserer katholischen Jugend liegen die Dinge nicht so schlimm. Wer den segensreichen Erfolg unserer katholischen Jugendpflege beobachtet, der wird hoffnungsfreudig gestimmt. Wer den fast zwei volle Stunden vor einer Unmenge von zuschauendem Volk defilierenden Festzug der katholischen Jugendvereine ganz Deutschlands kürzlich in Düsseldorf gesehen hat — der darf sich der heutigen Lage der Dinge freuen.

Aber — es hieße Vogel-Strauß-Politik treiben, darob beruhigt dem weiteren Gang der Dinge freien Lauf zu lassen und für uns Katholiken die Zukunft auch auf kulturellem Gebiete als gerettet anzusehen. Es sind bei weitem nicht alle unsere Jünglinge in den Kongregationen, Jugend- oder konfessionellen Standesvereinen. Es stehen noch sehr viele abseits — es sind noch sehr viele in Organisationen und Gesellschaften, die als Todfeinde christlicher Kultur und Sitte anzusehen sind. Es sind auch in unseren katholischen Jugendorganisationen so manche, die mit ihrem Innern noch nicht den idealen Zielen der Bewegung anhängen. Jedenfalls bedarf auch unsere Jugend noch einer ganz besonderen Pflege. Sie darf nicht auf sich selbst gestellt sein, so sehr die Jugend ein Recht hat, aus eigener Kraft charakterfest zu erstarken und innerhalb bestimmter Grenzen ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen. Führer muß die Jugendbewegung haben — mehr Führer, als bisher. Es geht nicht an, die ganze Arbeit auf dem Gebiete der Jugendpflege der — an und für sich überlasteten — Geistlichkeit auf die Schultern zu laden. Es genügen auch nicht zur Unterstützung der Arbeit die wenigen beamteten Kräfte der Jugendorganisationen. Männer von Herz und Gemüt — Persönlichkeiten — gehören in die Bewegung! Die Aufgaben sind nicht ernst genug zu nehmen! Gleichgültigkeit gegenüber der Jugendbewegung ist Sünde in Hinsicht auf Kirche, Staat und Kultur. Warum?

Weil es sich bei unserer Jugendfrage um unser Alles handelt. Es nutzt uns nichts, für Deutschlands Wiederaufbau in wirtschaftlicher Beziehung Pläne zu entwerfen, Fundamente zu legen und Säulen zu errichten — es nutzt uns nichts, soziale Wohlfahrtseinrichtungen zu treffen, Neuland zu erschließen und Technik und Wirtschaft auf bestes Gedeihen aller Volkskräfte einzustellen — wenn nicht die heutige Jugend in sittlich-kultureller Hinsicht auf Höhenwege geführt und hingewiesen wird. Was wir in unserem Vaterlande aufbauen, bauen wir auf für die zukünftigen Staatsbürger, und das ist zunächst unsere heutige Jugend. In ihr liegt Deutschlands nächste Zukunft, nicht zuletzt auch in unserer katholischen Jugend. Sie soll wahrmachen das bedeutungsvolle Wort: „An katholischem Wesen soll die Welt genesen!“ Wir müssen die Ueberzeugung haben, daß nur im praktizierenden Katholizismus die Gesundung der Welt liegen kann. Und darum ist es unsere Pflicht, soweit als nur tunlich in der Jugendbewegung und Jugendpflege mit Hand anzulegen. Leicht ist die Arbeit an der Jugend nicht, dessen sei man sich klar. Zu mächtig hat der schlimme Zeitgeist darauf eingewirkt. Noch sind der Verführungsgelegenheiten und Lockungen — der Klippen — zu viele. Viel Freude bringt die Mitarbeit zunächst auch nicht. Dennoch: es muß sein — sie ist dringend notwendig!

Die moderne Jugendbewegung hat ganz ausgeprägt Körper stählenden und Geist belebenden Charakter. Wir kennen die entschiedene Jugendbewegung der entfesselte Freiheit erstrebenden Jünglinge, die jede Führung und Leitung Erwachsener und gereifter Menschen ablehnt. Neuerdings ist festzustellen, daß die Jugendpflege wieder wie in der Vorkriegszeit mehr ins nationalistische Fahrwasser hineintreibt, wobei jedes sittliche Moment der Bewegung ausgeschaltet wird. Wie soll denn unsere Auffassung der Jugendpflege sein?

Als Christen stehen wir auf dem Standpunkte, daß Körper und Geist — Leib und Seele — im Leben stets unzertrennlich beieinander sein müssen. Bei all unserem Tun muß der ganze Mensch in Betracht kommen. Darum können wir nicht körperliche Ertüchtigung erstreben, ohne dabei die Seelenkultur zu pflegen. Körperpflege ohne geistige Ertüchtigung führt zu nichts gutem. Mehr als die Außenkultur tut unserer Zeit Pflege der Herzensbildung zur Höhe not. Auch die Leibesübungen, die körperliche Ertüchtigung der Jugend, ist dringend geboten — es dient zu nichts, wenn wir Alten sagen: früher hat's auch ohnedem gegangen; es gehört heute zu den Erfordernissen der Zeit.

Aber es gab schon in der Vorkriegszeit genug einsichtige Männer, die der Auffassung waren, daß bei der militaristisch kommandierten Jugendpflege wohl Muskeln und Sehnen straff würden, daß die Seele der Jugend aber dabei verarmen, veröden müsse. Der Knabe soll zum Manne heranreifen. Er soll für das Leben — das irdische und das ewige — erzogen werden. Darin liegt der Kern unserer Jugendbewegung.

Die sporttreibenden katholischen Jugendvereine haben auf ihrem Verbandstage in Düsseldorf vieltausendköpfig draußen im Freien Festgottesdienst gehalten. Als „Wettbeter" und sonderbare Sportheilige wurden sie deswegen in einer Düsseldorfer vielgelesenen Sportzeitung verspottet! So etwas bringt mit sich, daß mit Entschiedenheit Trennungsstriche gezogen werden zwischen allgemeiner Jugendbewegung und konfessioneller Jugendpflege in unserem Sinne.

„Das Unterscheidungsmerkmal der neueren Kämpfe wird sein, daß sie samt und sonders nur ein Ziel, die Steigerung des seelischen Lebensreichtums aller Menschen, die Entfesselung der menschlichen Seele, die Aufrichtung des Gottesreiches auf Erden, zum Ziele haben werden." Zu dieser Ansicht kommt jetzt einer der bedeutendsten Förderer der sogenannten frei-deutschen Jugendbewegung (Dr. Kn. Ahlborn) — wir fügen ihm hinzu die Worte des Hochw. Herrn Kardinals Dr. von Faulhaber: „Die Seele der Jugendpflege ist die Pflege der Jugendseele!"

Wir wollen auch berufliche Ertüchtigung der jungen Leute erstreben. Auch das ist notwendige Forderung unserer Zeit. Darum müssen die jungen Leute in die Standesvereine — in die Jugendgruppen der Verbände, die mit allen Mitteln die fachliche Ausbildung zu fördern suchen. Wo keine katholischen Standesvereine (Arbeiter-, Handwerker-, Meister-, Gesellen-, Lehrer-, Beamten-, Kaufmännische Vereine) bestehen, müssen sie unbedingt gegründet werden; wo noch keine Jugendgruppen existieren, ist es höchste Zeit, sie zu errichten. Männer müssen sich überall in genügender Zahl finden, die das Vereinsleben in Gang bringen und im Gang erhalten. Wir dürfen uns nicht scheuen, mitzutun; dürfen keine Antipathie gegen derartige „Vereinsmeierei" hegen oder aus Dünkel abseits stehen bleiben. Und hier möchte ich gerade an die Angehörigen der sogenannten besseren Kreise den dringenden Ruf richten: Stellen wir uns mehr in den Dienst unserer katholischen Jugendbewegung und fördern wir mehr unsere katholischen Standesvereine! In ihnen liegt der einzige ruhende Pol versöhnender und ausgleichender Nächstenliebe.

Die katholische Jugend muß unter dauernd mustergültiger Vorwärtsentwicklung ihrer Bewegung Bahnbrecher einer neuen Zeit werden. Zunächst aber ist es unerläßlich, daß sich genügend Kräfte aus allen Kreisen und Ständen dieser Bewegung arbeitsfreudig zur Verfügung stellen.

Alois Knöpfler zum Gedächtnis.

Von Univ.-Prof. Dr. J. B. Aufhauser, München.

Mit Alois Knöpfler ist dieser Tage eine Zierde der Universität München heimgegangen. Sein Tod löst weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus in vielen seiner ehemaligen Schüler Schmerz und Trauer aus, so daß eine kurze Würdigung seines Wirkens in diesen Blättern von selbst gerechtfertigt erscheint. Der Einladung der Schriftleitung zu einem kurzen Nachruf folge ich um so lieber, als ich dadurch meinem verehrten Lehrer noch Dank über das Grab hinaus bringen darf.

Das äußere Lebensbild des Gelehrten verlief in schlichter Einfachheit. Er entstammte einer schaffensfreudigen Müllersfamilie, der er am 29. August 1847 in Schomburg im württembergischen Allgäu geboren wurde. Ob seiner tiefen Begabung ward er dem Untergymnasium in Ehingen, sodann dem Obergymnasium in Rottweil zur Ausbildung anvertraut, besuchte weiterhin das Wilhelmsstift in Tübingen und das Priesterseminar zu Rottenburg, wo er 1874 die hl. Priesterweihe erhielt. Die große Veranlagung und Selbstgestaltung des Charakters ließ den jungen Priester, der sich bereits 1873 den Doktorgrad der Philosophie in Tübingen erworben hatte, die Gelehrtenlaufbahn erwählen. Einem vorübergehenden Wirken als Vikar in Ravensburg (1876) folgte seine Berufung als Repetent für Kirchengeschichte am Wilhelmsstift in Tübingen (1876). Hatte er sich 1880 als Reallehrer nach Schramberg zu gehen entschlossen, so ward er schon im Herbste des gleichen Jahres zum Professor für Kirchengeschichte und Patrologie am Lyzeum in Passau ernannt.

Nun konnte er, am Ziele seiner Wünsche angelangt, seine volle Kraft der Lehr- und Forschertätigkeit widmen. Die kleine Provinzstadt gab ihm dazu Zeit und Muße genug und befruchtete, wie es häufig im jungen Gelehrtenleben der Fall ist, die Schaffenskraft um so mehr, je weniger sie an Zeit für gesellschaftliche Verpflichtungen und akademische Selbstverwaltungsfragen in Anspruch nahm. Einem Rufe nach der Musenstadt im Westfalenlande (1885) Folge zu leisten, konnte er dank seiner persönlichen Verwachsenheit mit süddeutscher Art und seiner treuen Anhänglichkeit an die schwäbische Heimat sich nicht entschließen. Zudem drängten auch die Verhältnisse an der theologischen Fakultät der bayerischen Hauptstadt zur endgültigen Verbescheidung. Hier hatte seit der Exkommunikation Döllingers Silbernagel neben Kirchenrecht auch den Lehrstuhl des gefeierten ehemaligen Kirchenhistorikers aushilfsweise versehen, ein Zustand, der auf die Dauer bei der Wichtigkeit des Faches unhaltbar wurde. So folgte 1886 die Berufung Knöpflers an die erste Universität des Landes.

Gar bald wußte sein klarer Geist, sein absolut verläßlicher und lauterer Charakter, sein lebhaftes Interesse an den Lebensfragen der Hochschule, sein freudiges Zusammenarbeiten mit den Lehrern der übrigen Fakultäten sich das Vertrauen seiner Kollegen zu gewinnen. Im Studienjahr 1893/94 und wiederum 1911/12 durfte er, mit der goldenen Amtskette geschmückt, das Rektorat bekleiden und die ganze Kraft seiner Persönlichkeit der Leitung und Blüte der Hochschule weihen. Während der dreißig Jahre seines Universitätswirkens war er zwanzig Jahre durch das Vertrauen seiner Mitlehrer zum Mitglied des Akademischen Senats erwählt. Wer nur einigermaßen im akademischen Leben Bescheid weiß, kennt die Unsumme von Zeit und Kraft, die mit dieser Vertretung der gemeinsamen Interessen verbraucht wird. So kam es, daß Knöpfler dank seiner treuen, jeglicher Intrige abgeneigten schwäbischen Offenheit, dank seinem Wohlwollen auch den jüngeren Dozenten gegenüber einer der am meisten charaktervollen geschätzten Lehrer, eine auch ob ihrer äußeren, scheinbar etwas rauhen Eigenart hervorragende Persönlichkeit der Universität war.

Trotz starker Inanspruchnahme durch akademische Würden entfaltete Professor Knöpfler auch eine fruchtbare literarische Tätigkeit. Von Rohrbachers Universalgeschichte der katholischen Kirche bearbeitete er den 23. Band der deutschen Ausgabe (1883) von Hefeles Konziliengeschichte den 5. und 6. Band in 2. Auflage (1886 und 1890), an Texteditionen legte er Walafried Strabos Liber de exordiis et incrementis quarundam in observationibus ecclesiasticis rerum (2. Aufl. 1899) und Rabanus Maurus, De institutione clericorum libri tres (1900) vor. Eigene Untersuchungen bot die Schrift „Die Kelchbewegung in Bayern unter Albrecht V." (München 1891). Die Rektoratsrede des Jahres 1893 behandelt programmatisch „Wert und Bedeutung des Studiums der Kirchengeschichte", jene vom Jahre 1911 „Das Christusbild und die Wissenschaft".

Mehr als die genannten Schriften machte indes das „Lehrbuch der Kirchengeschichte", 1895 in erster, 1920 in sechster Auflage Knöpflers Namen weithin bekannt. Wie das Vorwort zur ersten Auflage bekundet, war es vor allem Karl Joseph v. Hefele, der einst in Knöpfler die erste Begeisterung für die Kirchengeschichte geweckt hatte, dessen akademische Vorträge auch den Grundbau zum „Lehrbuch" legten, dessen weitere Auflage dann wohl der Geist Hefeles beseelte, ständige Verbesserungen und Vermehrungen aber den neuesten Forschungen entsprechend ausgestaltet sind. Von dem handlichen, alles Wesentliche in kurz gedrängter Darstellung objektiv und schlicht bietenden Lehrbuch erschien 1903/04 eine ungarische Uebersetzung von Dr. Kováts Sándor, 1908 auch eine spanische Uebersetzung. Zu dem stets geplanten Abriß über kirchliche Kunst konnte der Verewigte die nötige Zeit und Muße nicht mehr finden. Beda Kleinschmidt O. F. M. hat mit seinem „Lehrbuch der christlichen Kunstgeschichte", Paderborn 1910, das Vorhaben Knöpflers ausgeführt. Noch entstammen der Feder des Verewigten außer zahlreichen Referaten und Rezensionen in wissenschaftlichen Zeitschriften die Schriften „Johann Adam Möhler", ein Gedenkblatt zu dessen 100 Geburtstag (1896), „Das Vaterunser im Geiste der ältesten Kirchenväter in Wort und Bild" (mit L. Glögle, 3. Aufl., 1910), sowie die beiden Predigten „Welt und Kloster", gehalten bei einer feierlichen Einkleidung im Kloster der Ursulinerinnen in Landshut am 10. Juni 1889 und „Der Priester als Diener der göttlichen Erbarmung", zur Primizfeier des P. Rupert Jud O.S.B. in der Basilika des hl. Bonifatius in München am 23. Juni 1895.

Wohl konnte Knöpfler seinen Vorgänger Döllinger nicht an der Fülle der reinen Forschungsarbeit erreichen. Durch die Heranbildung zahlreicher junger Forscher erwarb er sich indes ungleich höhere Verdienste um die Wissenschaft. Das Kirchenhistorische Seminar, das er mit seiner Berufung nach München zu gründen beauftragt war, wurde gar bald mehr und mehr eine Stätte emsigen und freudigen Schaffens, dessen Früchte in den „Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen Seminar", München 1899 ff., vorliegen. Die durchwegs mustergültigen Abhandlungen umfassen die verschiedensten Perioden der Kirchengeschichte, manchen eignete auch stark aktueller Wert. Objektive Auslegung der Quellenschriften, ihre kritische Wertung und pragmatischgenetische Verarbeitung wurde in dieser Pflanzstätte der wissenschaftlichen Forschung, in der der impulsive Charakter des Meisters sich gar oft in seiner ganzen tiefen Liebe zur unparteiischen Erforschung und Darstellung der Wahrheit offenbarte, als Rüstzeug jedem angehenden jungen Gelehrten mit auf den Lebensweg gegeben. Und den Hörern seiner Vorlesungen wußte er mit der gleichen Treue zu unparteiischer Geschichtserfassung auch eine tiefe Liebe und Anhänglichkeit an die katholische Kirche mitzuteilen, wie ja auch echt kirchliche Gesinnung sein

Lehrbuch beseelte. Betrachtete er doch „die Aufgabe des Historikers als eine sittlich hohe und verantwortungsvolle .... Einzige Richtschnur darf ihm nur die Wahrheit sein." Und noch sein unter dem ernsten Ahnen des nahen Todes niedergeschriebenes Vorwort zur sechsten Auflage, worin er von seinem Lehrbuch wie von einem wohlbewährten Freund Abschied nimmt, besagt: „Ich scheide mit dem Bewußtsein, stets nur die Wahrheit gesucht und gewollt zu haben. Schon in den akademischen Lernjahren hatte ich mir als Wahlspruch gewählt: Deo et veritati! Diesem Wahlspruch bin ich bis zur Stunde treu geblieben." Viele seiner engeren Schüler wirken heute an den verschiedensten Hochschulen. Es war nur eine geringe Dankeserstattung, wenn sie zum 60. und 70. Geburtstage ihres Lehrers reichhaltige Festschriften mit tiefem Dank und innigen Segenswünschen niederlegten.

Auf luftig-sonniger Höhe hatte sich Knöpfler in seinem Heimatsorte ein Landhaus mit einer stillen Kapelle „Christi Ruhe" gebaut, wo er die Ferien verbrachte und gerne Freunde und Bekannte begrüßte und zu Gaste lud. Nur wenige Jahre durfte er sich hier des wohlverdienten otium cum dignitate freuen. Auf dem stillen Dorffriedhof schlummert er in gesegnetem Andenken dem großen Auferstehungstag und dem Eingang ins Reich der ewigen Wahrheit entgegen. Die Bitte seines letzten Grußes an seine ehemaligen Schüler um ein frommes Gedenken bei der Kunde seines Todes ward wohl überall gewährt.

Die südtiroler Volkserzählerin M. v. Buol.

Zu ihrem vollendeten 60. Lebensjahre.

Von Dr. Anton Dörrer.

Neben den Romanschriftstellern Tirols, die gleichsam in der Landschaft und Stimmung des Südens emporgewachsen sind, schaffen noch immer bedeutende Kräfte an der Volkserzählung, die schon Flir, Praxmarer, Pichler zur Bedeutung im Lande gebracht hatten. Unter den neueren steht die Baronin Marie von Buol zwischen dem problematischen Karl Domanig und dem Bauernfabulierer Reimmichl (Sebast. Rieger) mit ihren Gegenwartserzählungen mittleren Umfanges und verbindet einen gesunden Realismus in Schilderung und Ausdruck mit einem tiefreligiösen und ethischen, fast möchte ich sagen tirolerisch übersetzten sozialethischen Idealismus der Gesamtauffassung: frische, gesunde, abwechslungsreiche Heimatkunst mit besonderer Beobachtung des bäuerlichen Lebens der Arbeit, der Frauen- und Kindesseele in der Not, ohne weitschweifige, weibische Rührseligkeit, ohne gewaltsame Emporschraubung der tatsächlichen Zustände auf dem Lande, ohne künstlerische Launen. Klar und ruhig fließt ihre Erzählung dahin, alles ist glaubhaft aus dem tirolischen Werktagsleben genommen und der höher gerichtete Gedanke drängt sich nicht unlieb auf. Die Buol kennt wie wenige Land und Leute und versteht es auch, in ihren Charakteren und Volksbildern, als welche man alle ihre Tiroler Erzählungen bezeichnen kann, mit Gemüt und Lebenserfahrung die Schicksale ihrer Landsleute zu erfrischen und zu vertiefen. Sie ist selbst eine stille, bescheidene, in ihrer Hauswirtschaft stark beschäftigte, frohe Natur, die aus ihrer Unauffälligkeit Wärme und Trost verschenkt, ohne daß je ihre Person in den Vordergrund träte.

In den Kalendern, Familienblättern, Volksbüchereien und Vereinstheatern ist sie mit ihren Büchern daheim, so recht eine Volksschriftstellerin, die mit Eifer, Fleiß und Kunst schafft und nur den einen Zweck verfolgt, auch wirklich Gutes zu schaffen. Ihre besten Bücher sind: „Das Marterle", „Die Stiefkinder", „Der Mutter Geheimnis", „Die Gamswirtin", „Christophorus", „Maler Schöpf", „Findelkinder", „Das Sparkassenbuch". Dazwischen sind mehrere Bändchen mit kleineren Volksgeschichten erschienen. Die Innsbrucker Verlagsanstalt „Tyrolia" beabsichtigt, Buols Erzählungen in Volksbänden neu aufzulegen, soweit sie seit dem Kriege vergriffen sind. Wer unser sonniges Südtirol in seinem Volke kennen lernen will, findet in Buol eine gemütvolle Schilderin und scharfsinnige Beobachterin südtiroler Verhältnisse. Die Buol haust hart an der nationalen Grenze Tirols, in Kaltern. Ihr Vater zählte zu den politisch-konservativen Führern des Landes. Und so setzt die still eifrige Tochter dessen Werk auf dem Gebiete der schönen Literatur um und fort.

Von Haus aus gar nicht aufs praktische Wirken gerichtet, hat die Baronesse in ihren „Liedern vom Hl. Lande" den Höhenflug ihrer jugendlichen Ideale bekannt. Heute neigt sie, die durch ihre Dramen für weibliche Vereinstheater mehr und mehr in- und außerhalb Tirols Boden faßt, stark zur Bühnendichtung und hat auch ein größeres Legendenvolksstück „Lazarus und der Prasser" für männliche Rollen vollendet. Vor ihrer Dichterseele steht aber auch das große Leid des Landes, das der Tirolerin besonders nahegegangen ist.

Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Südtirols sind auch schuld, daß M. v. Buol sehr lange kaum mehr zu ihrer literarischen Betätigung Muße findet. Ihr Abschluß des 60. Lebensjahres ist den Tirolern und Deutschen wohl eine willkommene Gelegenheit, der bescheidenen Landedelfrau von Kaltern unseren Dank und unsere Hochschätzung wenigstens in wenigen Worten kund zu geben. Möge ihrem Schaffen und Schenken noch eine reiche Herbstzeit zum Wohle und zur Freude ihrer Heimat und aller Freunde des katholischen Volkes beschieden sein.

Vom Büchertisch.

Meßbuch der katholischen Kirche (lateinisch und deutsch). Nach dem neuen römischen Missale des Papstes Benedikt XV. bearbeitet von Christian Kunz, Priester der Diözese Regensburg. Regensburg, Friedrich Pustet. 18°. 1184 Seiten auf Dünndruckpapier. Preise in 5 Ausgaben geb. 38—68 M und Zuschläge. — Auf den ersten Blick denkt man: Ein Herder-„Schott"!, wie diese Neuerscheinung ja auch Format und Titelbild: das Beuronische „Es ist vollbracht!" mit jenem gemeinsam hat. Da Schott nach der durch den jetzigen Hl. Vater vollzogenen durchgreifenden Bearbeitung des Missale Romanum noch aussteht (er soll bald erscheinen), so wahrt die vorliegende Veröffentlichung seit 1920 das Anrecht auf die Erstausgabe dieser für die katholische deutsche Laienwelt hochbedeutsamen religiös-literarischen Erscheinung. Das Buch gibt sich überhaupt als in seiner Wesenheit sehr anziehend: bei aller Fülle des gebotenen inneren Reichtums handlich-praktisch, übersichtlich, klar im Druck, in Einordnung und Durchführung, bequem und leicht zum Auf- und Nachschlagen. Alles Notwendige und Wichtige ist vorhanden. So greife man denn zu, nicht zuletzt zu katholischen Geschenkszwecken für Schule und Haus, jung und alt. C. M. Hamann.

Sozialismus und Solidarismus. Von Anton Heinen (8. bis 12. Tausend) 8° (68 S.). München-Gladbach 1921. Volksvereinsverlag G. m. b. H. M 3.—. 3. Aufl. — Auf überzeugende und allgemein verständliche Art stellt Heinen in diesem Büchlein den unheilvollen Einfluß der materialistischen Lebens- und Geschichtsauffassung für den Sozialismus von dessen Anfängen bis heute dar. Immer kehrt im Verlaufe seiner Ausführungen der Gedanke wieder, daß ein echtes und tiefes, mit dem Geiste des Christentums beseeltes Gemeinschaftsbewußtsein aller die erste und wichtigste, heute aber leider am wenigsten erfüllte Voraussetzung für das Heranreifen eines wahrhaften Sozialismus ist, der die Ideale der brüderlichen Liebe und des selbstlosen Wirkens für das Allgemeinwohl verwirklicht und nichts von gehässigem Klassenkampf weiß. Das Buch ist ein lauter Ruf an die deutsche Arbeiterschaft, sich doch endlich einmal von den unseligen Einflüssen des Marxismus zu befreien und in der Lehre und den Lebenswerten des Christentums für ihre Familie, für sich und für ihr Leben im Organismus des Volksganzen die einzig sicheren und segensvollen Lebensbedingungen zu suchen. Für die praktische Seite des in Frage stehenden Problems betont Heinen mit vollstem Rechte vor allem den Genossenschaftsgedanken und die bedeutsame Frage der Arbeiterbildung. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verfasser nicht umsonst wieder an die Vorschläge Prof. Hitzes in der Zeitschrift „Arbeiterwohl" vom Jahre 1902 erinnert haben möchte. Im nochmaligem Ueberblick stellt sich Heinens Buch als knapp zusammengefaßte, aber doch vollständige Neuorientierung auf dem Gebiete der Arbeiterfrage im Zusammenhange mit der sozialen Frage dar und verdient weiteste Verbreitung und vollste Beachtung. Richard Oettl.

Traudl. Von Katharina Maria Tüshaus. Verlag Josef Habbel, Regensburg, 1921. — Wieder einmal ein Buch für unsere Jung-Damenwelt, welches bestens empfohlen werden kann. Es ist eine Erzählung von zwei Freundinnen, von der Pensionszeit bis zu ihrer Verehelichung. Flott geschrieben, sittlich gehaltvoll, wird das Buch gewiß vielen Anklang finden, obgleich man über einige Schwächen in der Darstellung hinweggleiten muß. Die Verfasserin soll, dem Vernehmen nach, erst am Beginn ihrer schriftstellerischen Laufbahn stehen (einer ihrer Romane wurde aber bereits mit einem Preise der Graf Schaffgotsch-Spende ausgezeichnet) und man wird kaum fehlgehen, anzunehmen, daß sie in dem vorliegenden Buche Erinnerungen an die eigene Mädchenzeit mit viel Geschick niederschrieb. Hans Wogme.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Festspiele. Den Tristan leitete unser Operndirektor Bruno Walter. Es war ein Abend von schöner Ausgeglichenheit des Musikalisch-Lyrischen und des Dramatischen. Otto Wolf sang den Tristan mit vollendeter Klangschönheit und prächtigem Einklang mit der Isolde Gabriele Englerths, deren blühendes Organ von wundersamem Klangzauber ist. Paul Benders König Marke ist von einer Vergeistigung, die der Figur Größe gibt. Luise Willer ist eine stimmschöne Brangäne, Brodersen ein idealer Kurwenal, neu war Brückners Melot, der sich gut ins Bild einfügte. Der Gesamteindruck war ein tiefgehender. Das Haus war wieder voll besetzt. — Heute erließ die Intendanz eine Bitte an die Festspielbesucher, das Tragen von Sportkostümen und Touristenanzügen zu unterlassen. Anlaß zu diesem Erlaß gaben Mißbräuche, die unter den Besuchern Aergernis erregten. Man wird in den heutigen Zeiten nicht ein feierliches Festkleid fordern und die Intendanz tut dies auch nicht, aber Leute in schlecht gereinigten Touristenkleidern, in Sportshemden und abgetragenen Dirndlkostümen, die für daheim nicht mehr gut genug sind, machen in einem Kreis festlich gekleideter und gestimmter Menschen eine üble Figur. Es ist dies nicht nur eine Schneiderfrage. Es offenbart auch einen Mangel an Achtung vor dem künstlerischen Unternehmen. Wen es nicht der Mühe lohnt, den Alltagsstaub abzuschütteln, ist auch innerlich sicher nicht der ideale Festspielbesucher, wie ihn sich Richard Wagner gedacht hat. Früher riefen Fanfarenklänge die Zuschauer zu ihren Plätzen. Es hatte eine gewisse romantische Stimmung. Jetzt schrillen nüchterne Glockenzeichen, die unseren Ohren schmerzen. Es wäre hübsch, wenn man im Festspielhaus zur alten Sitte zurückkehrte. Man soll die Poesie nicht ausrotten, wo es nicht nötig ist. — Nun haben auch im Residenztheater die Mozartspiele begonnen. Das kleine Haus ist ausverkauft, anscheinend für die meisten Vorstellungen bereits. Wir haben die von Walter geleitete Aufführung von „Figaros Hochzeit" nicht besuchen können. Es

genügt der Hinweis, daß die von Possart und Hermann Levi vor schier dreißig Jahren geschaffene Mozartreorganisation noch heute künstlerisch lebendig ist, allen Mozartaufführungen Muster und Vorbild, aber doch nur in München ihren vollen Zauber ergießt.

Verschiedenes aus aller Welt. In München wurde der 1. Bayerische Kirchenmusiker-Tag abgehalten. Chordirektor Hartmann-Nürnberg sprach über die Bedeutung der Kirchenmusik und den Werdegang des Kirchenmusikers, während sich die anderen Vortragenden mit der wirtschaftlichen Lage der Kirchenmusiker beschäftigten. — Ein Kammermusikfest, das in Donaueschingen mit Unterstützung des Fürsten von Fürstenberg abgehalten wurde, brachte verschiedenen jungen Talenten Förderung. — Die Wanderbühne Münchener Akademiker gab auf dem Hohentwiel Freilichtaufführungen von Hans Sachsens Siegfriedtragödie. — In Eisenach wurde die Uraufführung einer Oper von Erich Prager: „Hans Störrick" abgelehnt. Die Musik ist abhängig von großen Vorbildern, ganz unmöglich werden Text und die sangliche Mitwirkung des Dichterkomponisten bezeichnet. Infolge der weiteren Ausbreitung der Bühnenvolksbund-Bewegung wurde in Freiburg ein Landessekretariat für Baden errichtet.

München. L. G. Oberlaender.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Der armen Heidenkinder Freud und Leid. Ein Missionsbuch für unsere liebe deutsche Jugend. Von Afrika-Missionar P. Joh. Emonts S. C. J. 171 S. Geb. ℳ 12.—. (Xaverius-Verlag Aachen.)

Schutz- und Trutzwaffen im Kampfe gegen Unglauben und Irrglauben. Weiteren Kreisen der Gebildeten und des Volkes dargeboten von P. Peter Nilkes S. J. 18. Aufl. Herausgegeben von August Deneffe S. J. 16°. 496 S. Brosch. ℳ 10.—, kart. ℳ 12.—, geb. ℳ 18.—. — **Das Liebesmahl des Herrn.** Unterweisungen über den Empfang des Buß- und Altarssakramentes mit 60 Kommunionandachten. Von Ludwig Soengen S. J. 46. Aufl. ℳ 17.25. (Kevelaer, Butzon & Bercker G. m. b. H.)

Die gesegnete Mutter. Gebet- und Erbauungsbüchlein für christliche Mütter zur treuen und freudigen Wahrung des Ehesegens und zur Erlangung einer glücklichen Niederkunft. Von Amica Matrum. 204 S. ℳ 6.60. (Mergentheim, Karl Ohlinger.)

Schutzherr der heiligen Kirche, bitte für uns! Wie verehren wir im Geiste unserer heiligen Kirche den heiligen Joseph? Von einem Priester der Diözese Münster. Kl. 8°. 296 S. Geb. ℳ 15.—. — 24 **Betrachtungen** über die Geheimnisse der Menschwerdung, des bitteren Leidens und der vier letzten Dinge. Von A. Schauenberg. — **Christus, unsere Zuflucht.** Trost und Stärke in schwerster Zeit. Von P. Mannes M. Rings. Brosch ℳ 10, geb. ℳ 18. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Sancta Maria. Legende von P. Odilo Zurkinden. (München, Verlagsanstalt Tyrolia.)

Okkultismus und Spiritismus. Von Hochschulprofessor D. Dr. Ludwig, Freising. ℳ 3.30. (München, Verlag Natur und Kultur.)

Beim Pfarrach in Bertsham. Bilder aus Tirol. Von Friedr. Pesendorfer. 2. und 3. Auflage. ℳ 10.—. (Linz-München, Verlag des kath. Preßvereins.)

Bornhak Conr., Deutsche Geschichte unter Kaiser Wilhelm II. VIII. 360 S. ℳ 27.—, eleg. geb. ℳ 35.—. (A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl, Leipzig, Königstr. 25.)

Der Glockenhof. Eine Tiroler Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Von Otto von Schaching. 5. Aufl. 8° (116 S.) Brosch. ℳ 2.40, geb. ℳ 5.—. — **Der Vogt von Lorch.** Roman aus dem großen Bauernkrieg von Felix Nabor. Brosch. ℳ 14.—, eleg. geb. ℳ 20.—. — **Das Lebenswunder.** Roman von Felix Nabor. 2. Aufl. Brosch. ℳ 14.—, eleg. geb. ℳ 20.—. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. J. G. Manz.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Undurchsichtigkeit, wie sich das Endergebnis der Pariser Tagung gestalten werde, und die Riesenlasten, die uns die neuen Steuerpläne aufbürden wollen, hatten erwarten lassen, dass die Woche mit einer zurückhaltenden Börse beginnen werde. Aber mit der Logik lässt sich immer schlechter prophezeien und so eröffnete die Woche in ausserordentlich fester Haltung bei steigenden Kursen, und was noch erstaunlicher ist, gerade die oberschlesischen Werte waren es, die bis zu 17 Proz. gewannen. Jedoch auch für andere Montanwerte gab sich lebhaftes Interesse kund; so stiegen Phönix von 965 in rascher Folge auf 1000. Sehr fest waren auch chemische Aktien; bei den Kaliwerten haben jetzt doch die ungünstigen Berichte der Verwaltungen gewirkt; die so lebhafte Nachfrage, welche einer inneren Begründung entbehrte, ist abgeflaut. Die Kurssenkungen sind jedoch nur mässig. Hausse herrschte in unnotierten Industriepapieren, besonders für Phönix-Braunkohlen und R. Wolf. Die Steuerpläne lassen nach Ansicht der Börse mit einer Fortsetzung der unterbrochenen Inflation, mit fortschreitender Geldentwertung rechnen, die wieder Lohnerhöhungen und Preissteigerungen zur Folge haben werden. Dagegen lässt sich leider wenig einwenden. Man will wissen, dass grosse französische Käufe in Harpener im Austausch gegen oberschlesische Werte vorgenommen wurden. Der deutsche Markkurs in Neuyork besserte sich. Auf dem Effektenmarkt war der zweite Börsentag im ganzen etwas uneinheitlich, um am dritten wieder zur stürmischen Hausse zu werden, in den Kursen der oberschlesischen Werte machte sich eine optimistische Ansicht geltend. Die Spekulation rechnet nach Regelung der oberschlesischen Frage mit grossen Montankonzernen unter Angliederung von Waggonfabriken. Der 11. August, mit welchem wir unseren heutigen Ueberblick schliessen müssen, brachte eine nüchterne Stimmung. Die hohen Kurse wurden vom Publikum zu Realisationen benutzt. Die Deutsche Bank hat nunmehr auch für das Gebiet des rechtsrheinischen Bayern einen Landesausschuss mit dem Sitze in München bestellt, dessen Vorsitz das Aufsichtsratsmitglied Staatsminister a. D. Graf Podewils-Dürniz führt; unter den Mitgliedern dürften Dr. Georg Heim, Graf Törring-Jettenbach, Handelskammerpräsident J. Pschorr die bekanntesten sein. Nach langjähriger verdienstvoller Tätigkeit als Münchener Filialdirektor hat Herr L. Rebel den Wunsch geäussert, in den Landesausschuss überzutreten. — Um die weiteren grossen Geldleistungen zur Reparationserfüllung zu ermöglichen, erwägt die Regierung den Gedanken, sämtliche Besitzer von Produktionsmitteln sowie Kreditorganisationen, Genossenschaften, Sparkassen, Banken usw. zu einer Zwangsanleihe heranzuziehen. Eine annehmbare Entscheidung in Oberschlesien und die Aufhebung der Sanktionen gilt freilich als conditio sine qua non. — An der Berliner Produktenbörse waren die Angebote des neuen Getreides von auswärts ziemlich umfangreich, während die Kauflust gering ist. Die deutsch-österreichische Krone befindet sich im Zustand katastrophaler Entwertung. Die oft zugesagte, aber immer wieder ausgebliebene Kredithilfe, und vielfach auch die skrupelhafte Spekulation Unberufener sind die Hauptursachen dieser tieftraurigen Erscheinung. K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

TODES- ANZEIGE.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, nach langer, mit grösster Geduld ertragener Krankheit, versehen mit den hl. Sterbsakramenten, seinen treuen Diener

P. Aemilian Bauer

Kapuziner-Ordenspriester

im 56. Lebensjahre, im 29. seiner Priesterwürde und im 33. seines Ordenslebens, zu sich in die Ewigkeit abzuberufen.

Altötting, den 12. August 1921.

Wallfahrtskustodie der P. Kapuziner.

Die Beerdigung fand am Dienstag, den 16. August, vormittags 9 Uhr, mit darauffolgendem Requiem und Libera in München bei St. Anton statt.

Münchener Zeitung

Mit der Wochenschrift: DIE PROPYLAEN

und „Bayerische Heimat"

empfiehlt sich für alle Familien- und Geschäftsanzeigen

Tägliche Auflage fast 100 000 Exemplare

Größte Platzverbreitung. Beliebtes Familienblatt.

Erscheint wöchentlich 6mal und kostet monatlich Mk. 8.—

Hauptgeschäftsstelle: Bayerstr. 57–59 :: Fernsprecher 50501–50509.

Die schönsten Handarbeiten

nach den vorzüglich. Anleitungen und herrlichen Mustern von

Beyers Handarbeitsbüchern

Kunststricken • Schiffchen-Arbeiten (3 Bände) • Strick-Arbeiten für Kinder-Kleidung • Kelim-Stickerei Hohlsaum- und Leinendurchbruch • Filet-Arbeiten (3 Bde.) • Sonnen-Spitzen • Nadel-Spitzen • Weißstickerei • Häkeln (3 Bände) • Ausschnittstickerei (2 Bde.) • Buntstickerei (2 Bde.) • Kreuzstich (2 Bde.) Hardanger • Klöppeln usw.

Jeder Band für Mark **9.90** überall zu haben oder

Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Postscheck-Konto Leipzig 5279.

Verkauf der Beyer-Schnitte: Hage & Poelt, München, Marienplatz 21

ZUR PROBE

bestellen Sie **sofort** eine Sendung mit

50 St. prima Zigarren

oder **100** „ „ „

zum aussergewöhnlichen Preise von **Mk. 65.** per Hundert.

—— Sie werden sicherlich nachbestellen! ——

Wiederverkäufer verlangen bitte Spezialofferte!

Franz Steffens Zigarren-, Zigaretten-Grosshandlung **München**

Elvirastrasse 4 u. 9 :: Tel. 61 208 :: Postscheck-Kto. Nr. 5253.

Das Taschenlexikon des Katholiken!

Kauft das Büchlein „Klipp und klar"

Bei Joseph Bercker in Kevelaer.

Fr. X. Brors, S. J. **Klipp und klar**

Apologetisches Taschenlexikon für jedermann.

2. Auflage. 21.—40. Tausend. $9^1/_2$×$15^1/_2$ cm. 576 Seiten. Broschiert M. 12.—. In Partien billiger. Gebunden M. 15.—. Hochfeiner Geschenkband, Ganzleinen M. 20.—. Das Buch ist sauber gedruckt und schmuck gebunden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder die Verlagshandlung Joseph Bercker, Kevelaer.

Knaben und Jünglinge!

von 12—25 Jahren, die sich zum Ordensstande und zur Jugenderziehung berufen fühlen, finden liebevolle Aufnahme bei den Maristen-Schulbrüdern. Sie werden für den Ordens- und Lehrerberuf herangebildet, um später in den Schulen und Anstalten des Ordens, in der Heimat oder in den fernen Missionen als Lehrer, Präfekten, Katecheten, Handwerksmeister usw. am Heile der Jugend zu arbeiten. Ausgebildete Lehrer werden gleich nach dem Noviziatsjahre in den Schulen des Ordens angestellt. Auch Handwerker, Landwirte usw. finden Aufnahme. Betreffs weiterer Auskunft wende man sich an das Missions-Haus der Maristen-Schulbrüder in Recklinghausen i. W.

Für Priesterberufe!

Das Knabenseminar St. Joseph der Salesianer Don Boscos in Burghausen, Obb., nimmt Knaben unter dem 15. Lebensjahr auf, die den Wunsch haben, Welt- od. Ordenspriester zu werden. Nur Schüler mit guten Zeugnissen finden Berücksichtigung. Nähere Auskunft und Prospekte durch die Direktion.

JOH. BAPT. DÜSTER

KÖLN a. RHEIN

PARAMENTE / FAHNEN BALDACHINE

sowie sämtliche kirchliche Bedarfsgegenstände billigst

TEL. B. 9004 P.S.K. KÖLN 2317

Briefmarken-

Preisliste

Prosp. über Schwaneberger Briefmarken-Alben kostenlos.

Briefmarkenhaus

Arns & Schrott, Wörishofen i/B.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Diensten. J. Reimers, Hamburg, Burstah 54.

Billige

Meßweine

liefert

August Müller, Fulda

Beeidigter Messwein Lieferant

Tischweine, Krankenweine,

in allen Preislagen.

Preisliste u. Proben kostenfrei.

Sitz-Auflagen aus Filz Filztuche

Cölner Filzwarenfabrik Ferd. Müller, Köln a. Rh. Friesenwall 67.

Schloss Lobeda bei Jena

Landerziehungsheim für Knaben u. Mädchen

(Lehrplan höh. Schulen), verbund. mit Kindergärtnerinnen-Seminar und Haushaltungs-Pensionat.

Prof. Dr. Cordsen. Frau Hanna Miethe.

Bei allen Anfragen

beziehe man sich auf die

„Allgemeine Rundschau".

St. Marienschule (Bischöfliche Realschule) Mainz

(Berechtigt zur Obersekunda der Oberrealschule).

Sechsklassige Realanstalt mit wahlfreiem Latein und Vorschule. Abgangszeugniß berechtigt zum Eintritt in die Obersekunda der Oberrealschule. Anschluß an die Obersekunda des Realgymnasiums. **Beginn des Winterhalbjahres:** 17. Oktober. Bedingungen des Schülerheims (Willigispl. 2) und jegliche Auskunft durch den geistlichen Rektor.

Hygiama

Altbewährtes Nähr- und Stärkungsmittel!

Ideales Frühstücks- und Abendgetränk für Gesunde, Kranke und Rekonvaleszenten.

Die Broschüren: „**Ratgeber für die Ernährung in gesunden u. kranken Tagen**" und „**Hygiama-Tabletten u. ihre Verwendung**" sind in d. Verkaufstellen gratis erhältl. od. durch

Dr. Theinhardt's Nährmittelgesellschaft m. b. H., Stuttgart-Cannstatt. Gegründet 1894.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

AR

Importierende und exportierende Firmen.

Bücher
religiösen, wissenschaftl. und belletristischen Inhalts, liturgische u. theolog. Werke liefert einschliessl. Besorgung der Ausfuhrbewilligung Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet Kommanditgesellschaft Verlagsabteilung Regensburg.

Colliers-Ketten für religiöse Anhänger in allen Metallen echt und unecht
Theodor Wilh. Herbstrith, Bijouterie- und Kettenfabrik, Pforzheim, Badstrasse 12.

Etuis und Kartonnagen für Uhren und Bijouterie. Paul Stierle, Pforzheim.

Falzmaschinen für Werkdruck und Zeitung. A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik, Leipzig.

Harmoniums für alle Klimate. Alois Maier, Kgl. und päpstl. Hofl., Fulda.

Für Export: Holzbearbeitungsmaschinen aller Art in erstklassiger Ausführung. S. Lang-Stoll, München, Karlsplatz 24.

Mineralwasser für Export und Industrie Bellthal-Mosel-Sprudel A.-G., Cobern a. d. Mosel.

Export in Motorbooten, Bootsmotoren, Kreissägen, Lederwaren, Kino-Spielwaren, Schaufenster-Reklameständern, Dauerdurchschreibfedern u. Füllfederhaltern, Photo-Gelbfiltern u. a. Neuheiten.
Hugo Schott, München, Marienplatz 17.

Musikinstrumente siehe Anzeige J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Photographiekartons
in allen Formaten mit hochm. Pressung sämtl. Bogenkartons.
Südd. Photograph. Karten und Karton-Industrie Artur Pfau, Kirchheim-Teck 7.

Paraffine: Wachse, Harze: Schellack. Leim: chem. Rohstoffe
Theodor Mangelsdorf, G.m.b.H., Hamburg 36

John Heinr. Hauschildt & Co., Hamburg 1.
Export deutscher Erzeugnisse.
Spez. patent. Neuheiten in Reklame-Massen-Artikeln.
Ferner: Eisen-, Stahl-, Aluminium-, Emaille-, Papier-, Lederwaren etc.

Spielwaren aller Art
Metallwaren mittleren Genres ständig Neuheiten.
Fritz Pfeiffer, Fürth i. B. Waldstrasse 9.

Uhrketten u. Bijouterie, Spezialität **Doubléketten** in allen Qual. für alle Länder. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure. Stockert & Co., Uhrketten- u. Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

Uhrketten u. alle Bijouterie.
Fabrikation, Export.
Wilhelm Wohlfarth, Oberstein a. Nahe.

Waffen aller Konstruktionen
Deutsche Waffenfabr. G. Knaak, Berlin SW48.

Zahnstocher in Holz- u. Federkiel
Zahnstocherfabrik J. Platz Nachfg., Marbach Post Herbertingen (Württ.).

Speditions-Tafel.

Aachen:
C. Clermont, internat. Transporte.

Frankfurt a. M.:
Halm, Schrepfer & Co., Ecke Blücherplatz.
Spezialverkehr:
direkte Dampferfahrten nach London.

Hamburg.
Hambrock & Taubmann, Lagerhäuser, Ewerführerei- u. Lastkraftfahrbetrieb.

Ludwigshafen a. Rh.
Carl Ruppenthal & Co., Spedition.

Magdeburg:
Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung, Internationale- und Uebersee-transporte, Sammelladungsverkehr.

Mainz:
J. F. Hillebrand G. m. b. H.
Spedition, Schiffahrt, Lagerung, Sammelwagenverkehr, Internation Transporte, Versicherg.

Mannheim:
Halm, Schrepfer & Co., Bahnhofsplatz 9.
Spezialverkehr:
direkte Dampferfahrten nach London.

Memmingen:
Fritz Huith, Inh. Gebr. Epple, Bahnspedition, Möbeltransport, Lagerung, Verzollung.

München:
Johann Fischer Erben, Möbeltransport, Spedition, Verpackg., Lagerung, Rollfuhrwerk, Sammelladungen nach dem In- u. Auslande, München-Ost, Berg am Laimstrasse 22. Telephon 41636, 40989.

Saarbrücken:
Phil. Creutzer, Internat. Transporte.

Saargebiet:
Saarbrücker Speditions- u. Lagerhaus-Gesellschaft m. b. H.
Stammhaus: Saarbrücken 3.
Grenzfilialen: Homburg (Saar), Merzig (Saar), St. Wendel (Saar).

Klebra-Werke

Herren- und Knaben-Kleiderfabrik mittleren und besseren Genres.
Bester Sitz. Bekannt gute Arbeit.

Klempt & Bratke, Breslau,
Ring 25 Mitglied des KKV. Ring 25

Die neue Herbst-Kollektion, auch in Kinderanzügen 1—9, ist fertig. Grosses Lager in Ulstern, Raglans, Schlupfern Grösse 1—52.

Vertreterbesuch, auch auf Wunsch unverbindlich.

Bochumer Gußstahl-Glocken.

Höchste Auszeichnungen auf sämtlichen beschickten Ausstellungen.

Erfinder des Stahlformgusses und der Gußstahlglocken im Jahre 1851. Seit dieser Zeit wurden über 15000 Kirchen- und 25000 Signal-Glocken geliefert. Bis 1915 alleiniger Hersteller der Gußstahlglocken in Europa, daher grösste Erfahrungen. Schöner, reiner Ton. — Wesentlich billiger als Broncеglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von grosser Höhe und bei Feuersbrünsten. — 20jährige Gewährleistung. — Die Bochumer Gußstahl-Glocken sind bester Ersatz für gute Bronceglocken, da sie bis zu einem Meter im Durchmesser etwa gleichschwer, bei grösseren Abmessungen aber bis zu 25% leichter sind als gute Bronceglocken mit den gleichen Tönen. Daher geringe Beanspruchung des Zubehörs, Stahles und Turmes und geringere Kraftaufwendung beim Läuten.

Ausführliche Drucksachen mit Zeichnungen u. vorzügl. Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau u. Gußstahlfabrikation zu Bochum.

Katholische Theologie

Theologische Bibliotheken und einzelne hervorragende Werke in allen Sprachen, sowie insbesondere

Missalien, Breviarien

und andere liturg. und Musikwerke in Druck und Handschrift vor 1800 **sucht stets**

Ludwig Rosenthal's Antiquariat, München, Hildegardstrasse 14.

Zum 700jähr. Jubelfest des III. Ordens.

P. Heinrich Godefried, Kapuziner

Das Kloster in der Welt.

Geistliche Lesungen für Tertiaren und innerliche Seelen
in 4 voneinander unabhängigen Bändchen durchschnittlich etwa 120 Seiten stark.

Bis jetzt erschienen:
1. Bdch.: Gottesruf an Opferseelen. (Geb. 7.50 Mk.)
2. Bdch.: Engelsdienst im Gnadenheiligtum. (Geb. 7.50 Mk.)

Diesen folgen noch:
3. Bdch.: Seelenringen nach Vollkommenheit. (Etwa 9.— Mk.)
4. Bdch.: Erdenglück und Himmelsfreude. (Etwa 8.— Mk.)

Mit dem Bändchen „Gottesruf an Opferseelen" ist der Auftakt zu einer Reihe begeisterter Drittordens-Lesungen gegeben. In der Form eines leichtflüssigen Plaudertones gibt der Zyklus Bericht und Erklärung über das Wesen und die Idee des III Ordens und bietet Aneiferung und Anleitung zur Ausübung der praktischen christlichen Apostolate.

Jeder Tertiar oder Freund religiöser Innerlichkeit wird mit Freuden zu diesen Bändchen greifen.

Verlag von J. Pfeiffer (D. Haider), München, Herzogspitalstr. 5 u. 6.

Ein gewaltiges Quellenmaterial

ist nach dem Urteil maßgebendster Kritiker enthalten in:

Bernhard Duhr, S. J.

Geschichte der Jesuiten

in den Ländern deutscher Zunge

Dritter Band: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. gr. Lex. 8. (XII, 928 Seiten.) Broschiert M. 150.—. In hochelegantem Original-Einband M. 175.—. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Histor.-polit. Blätter 1921, Nr. 11: Trotz der Schwierigkeiten, die zur Zeit die Drucklegung größerer wissenschaftlicher Werke fast unmöglich machen, ist es doch der unverwüstlichen Tatkraft P. Duhrs gelungen, einen neuen Band der monumentalen Geschichte der deutschen Jesuiten der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dieser Band erscheint allerdings nicht mehr in demselben Verlag wie die früheren; auch die Ausstattung ist einfacher geworden. Wenn aber auch der schöne Bilderschmuck in Wegfall gekommen ist, so hat sich doch an dem innern Wert des großangelegten Werkes nichts geändert. Das Lob, das in diesen Blättern (Bd. 140, 144 ff.; 151, 605 ff.) den beiden ersten Bänden gespendet worden, kann Referent heute mit gutem Gewissen wiederholen. Der vorliegende dritte Band enthält die Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1651—1700). „Diese Zeit", so bemerkt der Verfasser in der Einleitung, „darf wohl als die trostloseste in der Geschichte Deutschlands bezeichnet werden. Der Dreißigjährige Krieg war schrecklich, die Folgen des schmählichen Westfälischen Friedens waren noch verhängnisvoller: ein vollständiger nationaler, kultureller und moralischer Bankerott." Mitten in diesem Elend haben die Jesuiten ihre durch den Krieg gestörten oder zerstörten Arbeiten mutig wieder aufgenommen und im Vertrauen auf Gottes Beistand beharrlich fortgesetzt. Ueber ihr damaliges Wirken werden uns allerhand neue Aufschlüsse geboten. Handelt es sich doch um eine Geschichtsperiode, die bisher nur wenig durchforscht worden ist. Der neue Band zerfällt in drei Abschnitte. Der erste (S. 1—252) behandelt die äußere Geschichte der vier in Betracht kommenden Ordensprovinzen, der niederrheinischen, oberrheinischen, oberdeutschen und österreichischen, mit ihren zahlreichen Niederlassungen. Dieser Teil hat vor allem lokalgeschichtliches Interesse. Im zweiten Abschnitt (S. 253—369), der sich mit der inneren Geschichte der Gesellschaft befaßt, erfahren wir Näheres über Aufnahme und Entlassung der Ordensmitglieder, über ihre aszetische und wissenschaftliche Ausbildung, ihr häusliches Leben, über Bewirtschaftung der Güter. Im Rahmen der inneren Geschichte beschäftigt sich ein eigenes, sehr lesenswertes Kapitel mit den Beziehungen der deutschen Jesuiten zu den überseeischen Missionen. Ganz besonderes Interesse beanspruchen hier die Beweggründe, die so viele hervorragende deutsche Mitglieder der Gesellschaft gleichsam mit unwiderstehlicher Gewalt über das Weltmeer zogen. Ihr apostolischer Tatendrang sehnte sich hinaus aus den engen Kreisen der Heimat über Land und Meer, um den Heidenvölkern die frohe Botschaft der Erlösung zu predigen, sollte es auch Gesundheit und Leben kosten. Da jedoch aller Kolonialbesitz unter nichtdeutscher Herrschaft stand und Spanien und Portugal Schwierigkeiten machten, fremde Missionäre zuzulassen, so konnten verhältnismäßig nur wenige deutsche Jesuiten einen Anteil an der so heiß ersehnten Missionsarbeit erhalten. In der Heimat hatten sie übrigens Gelegenheit genug, eine rege Tätigkeit zu entfalten. Diese Tätigkeit schildert der dritte Abschnitt (S. 370—910), der von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung ist. Dies gilt zunächst von der Tätigkeit der Jesuiten auf dem Gebiete der Schule und der Erziehung, in den Gymnasien, auf den Universitäten, in Konvikten und Seminaren. Ein eigenes Kapitel ist dem Schultheater gewidmet, ein anderes der Schriftstellerei. Die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege mit ihrer wirtschaftlichen Verarmung und kulturellen Verwilderung war freilich der literarischen Produktion wenig günstig. „Die Höhe der Bücherproduktion in Deutschland in dem Jahrzehnt vor dem großen Kriege wurde erst wieder nach anderthalb Jahrhunderten erreicht." (S. 529.) Doch war die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht ganz so unfruchtbar, wie gewöhnlich dargestellt wird. Auch auf katholischer Seite erschienen tüchtige Werke, zu denen die Jesuiten einen guten Teil lieferten. Wichtigeres leisteten sie indessen auf dem Gebiet der Seelsorge, auf den Kanzeln, im Beichtstuhle, in den Kongregationen und Bruderschaften, durch Volksmissionen, im Dienste der Armen und Pestkranken. Die Niedergeschlagenheit und Gedrücktheit, die zu den charakteristischen Merkmalen der damaligen Zeit gehört, bildete einen günstigen Nährboden für Leichtgläubigkeit, Angst- und Wahnideen. „Es gibt wenige Epochen, wo so viele Gespensterfurcht, so andauernde wirkliche oder vermeintliche Besessenheit in die Erscheinung getreten sind, als gerade in dieser kleinmütigen und verzagten Zeit." (S. 751.) Im Banne dieser Leichtgläubigkeit waren auch manche Jesuiten befangen, wie aus dem wichtigen Kapitel über Besessenheit und Hexenwahn zu ersehen ist. Doch fehlte es nicht an solchen, die sich einen weiteren Blick bewahrt und die Augen gegen Trug und Lug offen hielten. Im letzten Kapitel wird die Rolle geschildert, welche die Jesuiten als Hofbeichtväter, Hofprediger und Prinzenerzieher gespielt haben. Hier findet man auch genaue Aufschlüsse über die Bemühungen zweier Jesuiten, der P.P. Friedrich Wolf und Karl Moritz Vota, für die Erwerbung und Anerkennung der preußischen Königskrone. Es ist ein gewaltiges Quellenmaterial, das in den drei Abschnitten des umfangreichen Bandes klar und übersichtlich zur Darstellung gebracht wird. Daß die gedruckte Literatur sorgfältige Beachtung gefunden, versteht sich von selbst; doch ist das meiste aus zahllosen bisher ungedruckten und unbekannten Briefen und Aktenstücken geschöpft. Fehler, die vorkamen, werden weder verschwiegen noch beschönigt. Aber dies auf den zuverlässigsten Quellen beruhende Geschichtswerk enthält so viel Schönes und Lobenswertes, daß es sich in seiner ruhigen Sachlichkeit als eine wirksame Apologie der vielangefeindeten Gesellschaft Jesu erweisen wird. D. Paulus.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 12.60 einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gb. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 35 München, 27. August 1921. XVIII. Jahrgang.

Ein Bischofsgruß zum Katholikentage.

Breslau, den 16. Juli 1921.

„Wenn auch arm an irdischen Gütern, doch reich an höheren Gütern, so möge unser Volk der neuen Aera entgegengehen." — So ist oft mahnend und ermunternd gesprochen worden nach den Tagen des Zusammenbruchs.

Das ist es, wozu der Katholikentag helfen soll, zu wahren und zu mehren die höheren Güter des katholischen Volkes.

Welche Güter?

Gerade heute erhalte ich die St. Dominikus-Enzyklika vom 29. Juni. Die mutet mich an wie ein Programm für den Katholikentag. Kurz und packend zeichnet sie die Güter, um deren Besitz und Mehrung wir heute kämpfen sollen.

Als erste Aufgabe nennt sie die Verteidigung und Ausbreitung der katholischen Wahrheit. Daher der Kampf um die konfessionelle Schule und um die dem höchsten Wissensgut dienende Bildung des Lehrerstandes. Daher die treue Arbeit unserer wacker eintretenden Schulorganisation.

Daher die Pflege der katholischen Wissenschaft und der zu ihrer Förderung bestehenden katholischen Vereinigungen, Görresgesellschaft, Zusammenschluß der Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung, Albertus-Magnus-Verein, unsere Bildungsausschüsse und vor allem die katholische Presse. Vor einigen Wochen schrieb mir ein aus Schlesien stammender Priester in Nordamerika: „Wie glücklich seid ihr deutschen Katholiken, daß ihr eine solche Presse habt!" — Aber dienen nicht auch unsere katholischen Studentenvereine dem an erster Stelle von Papst Benedikt XV. gezeichneten Gute des katholischen Volkes? Sind nicht sie alle samt dem Bonifatius-Vereine Säulen unserer Katholikentage?

An zweiter Stelle nennt die Dominikus-Enzyklika die Treue zum Apostolischen Stuhle. Das waren stets die weihevollsten Augenblicke der Katholikentage, wenn die vielen Tausende das Lied anstimmten: „Den Gruß laßt erschallen — zum ewigen Rom, — zum Herzen, das uns allen — schlägt in St. Peters Dom."

Inniger als je sollen jetzt die Katholikentage die Herzen mit Rom verbinden. Mit der Liebe zum Zentrum der ganzen katholischen Welt fördern wir die Völkerversöhnung. Je höher die Warte, desto weiter der Blick, desto sicherer die Rundschau. Rom ist die höchste Warte im geistigen Leben der Völker. Die Felsenkraft des Stuhles Petri muß auch unsere Kraft sein und bleiben.

Dominikus' Marienverehrung, das ist der dritte Lichtpunkt in der Enzyklika. Bezeichnet ist damit die ganze Innerlichkeit des religiösen Lebens. Ja, ihr treuen Katholiken alle, die ihr nach Frankfurt ziehet, empfindet dort im ehrwürdigen Dome, wo jeder Stein und jedes Bild von der tiefen Innerlichkeit des deutschen Gemütes redet, empfindet dort in tiefster Seele das Glück, katholisch zu sein. Keine der kostbaren Blüten der Liturgie und Volksfrömmigkeit darf uns verloren gehen. Ein tiefes Verlangen nach ihrer herzstärkenden Kraft und himmlischen Poesie durchzieht die weitesten Kreise, nicht nur im katholischen Volke, sondern weit über dieses hinaus.

Noch ein viertes Gut nennt der Hl. Vater in seiner feinsinnigen Enzyklika, hindeutend auf den Dritten Orden des hl. Dominikus: den Zusammenschluß der Laienwelt zur Erreichung der höchsten Ziele des menschlichen Lebens. Wir dürfen es Laienapostolat nennen. Das „königliche Priestertum" des christlichen Volkes heißt es beim Apostelfürsten. Ein Quell zur Vertiefung dieser Gesinnung sei der nahestehende Katholikentag. Der soll helfen zu mutigem Bekenntnis sowohl, wie zur Verbreitung von Quickborn-Gedanken, zur Förderung der höheren Ziele unserer Standesvereine, unserer Arbeitervereine, unserer Jugendvereine, aber auch zu kraftvoller Einigkeit. Nur dann sind wir wahrhaft stark, wenn wir stark sind im gegenseitigen Vertrauen. Fort mit der Nörgelei und Eigenbrötelei! Stark „in vinculo pacis"!

Wenn das die Katholikentage fördern, dann helfen sie unserem Volke, in der neuen Aera sich wirklich zu erweisen, wenn auch arm an irdischen, doch reich an höheren Gütern, zum Segen des Vaterlandes.

Das mein Geleitsgruß und Segenswunsch zum Neuerstehen der Katholikenversammlungen.

A. Kardinal Bertram, Fürstbischof.

Der Frankfurter Katholikentag im Lichte der Volksgemeinschaft.

Von Adam Stegerwald, Preußischer Ministerpräsident.

Der Neuaufbau unseres Volksstaates und Volkslebens hat durch die Reichsverfassung und die Länderverfassungen nur einen Rahmen erhalten. Innerhalb dieses Rahmens vollzieht sich die Einstellung auf die neuen Lebensverhältnisse, wie sie nach den umgestaltenden Ereignissen der Kriegszeit und Staatsumwälzung eine Selbstverständlichkeit wurde. Diese Neueinstellung liegt zu bedeutsamem Ausmaß auf wirtschaftlichem Gebiet, in beträchtlichem Umfang aber auch auf kulturellem Gebiet. Zur sozialen Staatsgesinnung und bewußten Volksgemeinschaft müssen wir kommen! Volksgemeinschaft und Staatsgesinnung setzen jedoch innere Beziehungen des Einzelnen zum Einzelnen voraus. Solche Beziehungen verlangen gegenseitige Achtung und opferfreudige Nächstenliebe. Beide sind unabweisbare Forderungen, die sich für uns als überzeugte Christen aus unserer christlichen Weltanschauung ergeben. Eine kraftvolle Durchdringung unseres Gesellschaftskörpers mit christlichem Geist muß daher von allen deutschen Christen angestrebt werden! Zu wiederholten Malen habe ich gemahnt, daß man aus den Lagern der beiden großen christlichen Religionsgesellschaften in den gegenwärtigeu Schicksalstagen Deutschlands zu politischer Gemeinschaftsarbeit sich die Hände reichen muß, wenn nicht die Glaubensspaltung unseres Volkes zum dauernden politischen Verhängnis werden soll. Erfolgreiche politische Gemeinschaftsarbeit, bei der kein Teil von seinen Grundsätzen Grundsätzliches preisgibt, hat aber zu Voraussetzung, daß feste religiöse Grundsätze und feste religiöse Ueberzeugungen auf beiden Seiten, im katholischen wie im evangelischen Lager, unumstößlich verankert sind! Der Pflege und Festigung und Stärkung der katholischen Weltanschauung dienen die großen Deutschen Katholikentagungen, deren erste nach den Umwälzungen des Weltkrieges jetzt in Frankfurt gefeiert wird. Möge die Frankfurter Katholikentagung einen der Tradition der früheren Katholikentage würdigen Verlauf nehmen! Das ist mein Wunsch für die bevorstehenden Versammlungen, Beratungen und Beschlüsse in Frankfurt.

In unserer Zeit entwickelt sich mehr und mehr ein modernes Heidentum, welches wir als solches ansprechen können und müssen, wenn es allerdings auch diesen Namen scheu vermeidet, ja anscheinend fürchtet.

Demgegenüber ist es doppelt notwendig, dass alle, welche noch Christen und Katholiken sein wollen, dies auch wirklich von Herzen sind und sich nicht scheuen, es offen überall zu bekennen.

Möge die Wiederaufnahme unserer deutschen Katholikenversammlungen dazu dienen, in unserem Vaterlande diesen Bekennermut nach Möglichkeit zu verbreiten und zu stärken!

Breslau, im August 1921. Dr. Porsch.

Die 61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Alois Fürst zu Löwenstein, Vorsitzendem des Zentralkomitees.

In Metz hat die 60. Generalversammlung der Katholiken getagt, im Jahr 1913. Mit der Hoffnung, daß Streitigkeiten im katholischen Lager bald friedlich geschlichtet sein würden, gingen die Teilnehmer auseinander. Für die 61. Generalversammlung waren alle Vorbereitungen nahezu beendet. Im August 1914 sollte sie in Münster in Westfalen abgehalten werden. Da kam der Krieg, der Verteidigungskrieg des deutschen Volkes, das alle Kräfte allein auf diese Riesenaufgabe einstellen mußte. Da kam die Revolution und der „Friede". Statt des Friedens von Metz der Friede von Versailles.

1919 war an einen allgemeinen Katholikentag noch nicht zu denken, die Wogen der Erregung im Innern schlugen allzu hoch. 1920 konnte der erste schüchterne Versuch gemacht werden, die Katholiken Deutschlands zu gemeinsamer Beratung zusammen zu führen. Aber noch war die Ernährung größerer Menschenmengen in einer Stadt unmöglich, waren die Verkehrsverhältnisse zu ungünstig, als daß das Zentralkomitee hätte wagen dürfen, eine Generalversammlung einzuberufen. So beschränkte es sich auf die Veranstaltung eines Vertretertages in Würzburg, zu dem alle katholischen Organisationen Deutschlands Bevollmächtigte entsandten. Der Versuch ist nicht schlecht geglückt. Aber schon in Würzburg und mehr noch gleich darauf aus den verschiedensten Teilen Deutschlands ertönte der Wunsch nach einem allgemeinen Katholikentag im kommenden Jahre. Der Wunsch war leichter ausgesprochen als erfüllt. Eine Tagung von dem Umfang und von der Bedeutung der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands erfordert die angestrengte Vorbereitung von Monaten. Wer konnte im Frühjahr verbürgen, daß im Spätsommer nicht Teuerung, Verkehrsstreiks, innere Unruhen die Abhaltung der Versammlung verhindern würden? Welche Stadt würde so opferwillig sein, all die riesenhafte, heute zehnfach erschwerte Arbeit, ohne solche Bürgschaft, also vielleicht vergeblich, zu leisten? Die Auswahl, die sich dem Zentralkomitee bot, war ohnehin eine sehr beschränkte. Die Städte im besetzten Gebiet müssen vorderhand ganz ausscheiden. Abgesehen von allem anderen schon deshalb, weil die Wohnungsnot dort durch die feindlichen Truppen und ihren Anhang in ein Wohnungselend gesteigert ist. Die Generalversammlung kann nur in einer Stadt tagen, die genügende Versammlungsräume besitzt, denn an den Bau einer Halle ist jetzt nicht zu denken. Eine Universitätstadt soll es sein, da dort im Sommer Studentenwohnungen verfügbar sind.

Wir haben manchen Korb bekommen. Und dann sind die Katholiken Frankfurts in die Bresche gesprungen, obwohl sie erst Mitte April darum gebeten wurden. Wer je an der Vorbereitung einer solchen Versammlung beteiligt war, wird ermessen können, welch großes Opfer die katholischen Männer und Frauen Frankfurts bringen, indem sie der 61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands Gastfreundschaft bieten. Gott vergelte es ihnen!

So sind wir denn in der Reihe der Generalversammlungen, die 1848 in Mainz begann, 1921 in Frankfurt zur 61. gelangt. Wird sie sich ihrer Vorgängerinnen würdig erweisen? Die Generalversammlungen Deutschlands haben in ihrer 73jährigen Geschichte eine Bedeutung erlangt, die über den Kreis der Katholiken und über die Grenzen Deutschlands hinüberragt. Ihr innerster Wert liegt auf dem religiösen Gebiet. Das wird wohl jeder fühlen, der mit ernster Hingabe diese öffentlichen Kundgebungen katholischen Bekenntnisses miterlebt, die Fülle der Belehrung über katholische Grundfragen in sich aufgenommen hat. Der Fernerstehende erkennt das vielleicht nicht, weil ihm die Kundgebung als etwas Aeußerliches erscheint und weil die Reden und Beratungen, an denen vorwiegend Laien beteiligt sind, nur seltener rein religiöse Probleme behandeln, sondern die Anwendung der katholischen Grundsätze auf das tägliche Leben des Einzelnen, der Gesellschaft, des Staates — praktisches Christentum. Und doch ist es so. Weil eben die Anwendung und Anwendbarkeit der Glaubens- und Sittenlehren des Heilands auf alle Verhältnisse des Menschenlebens die unendliche Höhe und Weite, Wahrheit und Heiligkeit dieser Lehren, also der Religion, in einem so strahlenden Lichte zeigt, daß der Mensch durch die Nebel des Alltags hindurch davon durchdrungen wird, erleuchtet und erwärmt. So können die großen Katholikentage als wahre Volksmissionen wirken und viele haben das gespürt.

Augenfälliger als die rein religiöse ist die konfessionelle und kirchliche Bedeutung der großen Katholikentage in Deutschland. Für den Katholiken liegt hierin selbstverständlich kein Gegensatz, Konfession und Religion sind ihm eins und seine Treue zur Kirche entspringt daraus. Doch sei es auch hier wieder einmal gesagt: Wir deutschen Katholiken widmen uns auf unseren Generalversammlungen ganz und ausschließlich nur den Angelegenheiten des eigenen Bekenntnisses — in die der anderen Bekenntnisse mischen wir uns nicht ein. Wir leben nicht vom Kampfe gegen andere, sondern von positiver Arbeit auf eigenem Gebiet. Konfessionelle Polemik ist durch Satzung und Gewohnheit von unseren Tagungen verbannt. Und wenn wir für die gottgegebenen Rechte unserer heiligen Kirche eintreten, so werden wir unseren Pflichten gegen den Staat nicht untreu. Im Gegenteil. Weil wir in Befolgung eines Heilandswortes Gott und seinen Einrichtungen auf Erden geben, was Gottes ist, so geben wir folgerichtig auch dem Kaiser, was des Kaisers ist, auch wenn die Staatsform eine andere ist als zu den Zeiten des Heilandes.

Die Generalversammlungen sind Jungbrunnen katholischen Glaubens, katholischen Lebens und kirchlicher Treue für alle, die mit innerer Bereitwilligkeit oder auch nur ohne gewolltes Widerstreben daran teilnehmen, sind es sogar für viele geworden, die mit Zweifel und Spott im Herzen zur Tagung gekommen sind. Der Schreiber dieser Zeilen hat seit 1887 fast alle Generalversammlungen mitgemacht und darf aus Erfahrung sprechen. Da mag alles noch so gut vorbereitet sein — „Mache" ist das nicht: das öffentliche Bekenntnis der Arbeitermassen, die in Stärke von Armeekorps in feierlichem Festzuge an dem Bischofe vorbeiziehen, der tiefe Ernst, mit dem tausende katholischer Männer und Frauen aller Stände den Reden lauschen, die Begeisterung, die sich am Schluß der Tagung im brausendem Te Deum Bahn bricht. Das ist auch nicht nur Suggestion des Augenblicks. Zwar kann die Hochspannung des Gefühls nicht andauern, aber von dem, was aus dem Munde der Redner als reiche Saat in die Herzen versenkt wird, bleiben Körner lebensfähig zurück, die keimen und Frucht bringen, und aus den Stunden der Begeisterung erhält sich die frohe Gewißheit der katholischen Zusammengehörigkeit.

Das alles gilt ja nun zu einem gewissen Grad auch von Katholikentagen kleineren Umfangs, wie sie in den letzten Jahren in Diözesanstädten und anderen Orten abgehalten wurden. Sie haben großen Wert und werden hoffentlich eine dauernde Einrichtung bleiben. An Wirkung und Bedeutung können sie sich trotzdem mit den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands nicht messen. Hier treffen sich — mag auch die Mehrzahl der Teilnehmer aus der jeweiligen Versammlungsstadt und ihrer Umgebung stammen, — die Vertreter aller deutschen Gaue. Alle großen Organisationen des katholischen Deutschlands schicken ihre besten Männer und Frauen. Ganz Deutschland stellt seine hervorragendsten Redner. So ist das Niveau der Beratungen und Vorträge ein höheres wie auf Veranstaltungen örtlichen Charakters und deren Ausstrahlung eine viel weitere. Auch das Ausland nimmt teil und horcht auf das, was das katholische Deutschland zu sagen hat. Auch der Gegner horcht auf. Neben der katholischen schickt die gesamte nichtkatholische und die katholikenfeindliche Presse ihre Berichterstatter. Und es lohnt sich, zuzuhören und Kenntnis von dem zu nehmen, was auf den Generalversammlungen geredet und beschlossen wird. Wie oft sind da die Richtlinien gegeben worden für Kirchenpolitik, für die Behandlung sozialer Fragen, für Schulprobleme, für alles, was den deutschen Katholiken und den Katholiken aller Länder in ihrem gesellschaftlichen und staatlichen Leben von entscheidender

Wichtigkeit ist. Wie viele katholischen Organisationen sind von den Generalversammlungen gezeugt worden. Wer möchte an Ketteler und Hitze, an Windthorst und Lieber, an Brandts und Marx denken, ohne sich der Generalversammlungen aller Katholiken Deutschlands zu erinnern?

An all diese alten Traditionen wollen wir wieder anknüpfen, wenn wir nach Frankfurt gehen. Ja wir greifen auf die Zeit vor dem unglückseligen Bruderkrieg von 1866 zurück, indem wir die Glaubens- und Stammesbrüder aus dem ehemaligen Kaiserstaat Oesterreich einladen, an unserer Generalversammlung teilzunehmen, damit sie, die politisch auseinandergerissen wurden, bei uns und mit uns auf dem reinen Kulturboden katholischen Lebens eine gemeinsame Heimat finden. An äußerem Glanz wird Frankfurt schwerlich mit seinen 60 Vorgängern wetteifern können. Das Zentralkomitee hat da sogar gebremst und gedämpft, den Rahmen der Veranstaltung enger gezogen, Nebenveranstaltungen verhindert, den Festzug, der von Tausenden verlangt wurde, für diesmal noch nicht wieder zugegeben. Zu viel hat sich in den äußerlichen Verhältnissen geändert und verschlechtert, als daß nicht vorsichtige Zurückhaltung geboten wäre, und festliches Gepränge geht dem Deutschen heute gegen das Gefühl.

Der innere Wert der 61. Generalversammlung soll, so Gott will, ein großer und tiefer werden. Es gilt aufzubauen. Aufzubauen auf dem geistigen Trümmerfeld, das der Krieg, die Revolution, der „Friede“ als trauriges Wegzeichen hinterlassen haben, aufzubauen mit dem guten Baumaterial, das uns in den treukatholischen ernsten Männern und Frauen und in der heldenhaft aufstrebenden Jugend, das uns in den katholischen Verbänden und Vereinen geblieben ist, diesem festen Gerippe starker Organisationen, das den Stürmen getrotzt hat; aufzubauen nach den Richtlinien katholischen Geistes, die der Heiland selbst seiner Kirche in seinem Evangelium hinterlassen hat, aufzubauen mit dem Segen Gottes.

Monarchia Christi.

Von Dr. Hermann von Grauert.

„Die Welt ist aus den Fugen. — Fluch zu denken, daß ich geboren ward, sie einzurenken!“ — Mit diesen Worten, welche Shakespeare dem dänischen Königssohne Hamlet in den Mund legt, mag der englische Premierminister Lloyd George des öfteren die Schwierigkeit der Aufgabe überdacht haben, welche ihm vornehmlich hinsichtlich des Wiederaufbaus der tief erschütterten und auf weite Strecken zusammengebrochenen Staatenwelt der Menschheit gestellt wurde. — Auch bei den Friedensschlüssen vergangener Jahrhunderte konnte sich der gleiche Ausruf der Verzweiflung auf die Lippe manchen leitenden Staatsmannes drängen. So bei den Verhandlungen, die zum Abschluß des Westfälischen Friedens im Oktober 1648 führten, so auch am Ende des spanischen Erbfolgekrieges im Jahre 1714, weiter bei den Friedensschlüssen von Hubertusburg und Paris im Jahre 1763 und nicht zuletzt auch auf dem Wiener Kongreß von 1815.

Gewiß war der nordamerikanische Präsident Wilson nicht völlig im Unrecht, wenn er gelegentlich während des Weltkrieges an den Arbeiten der Diplomaten auf dem Wiener Kongresse scharfe Kritik geübt hat. Dorothea, die geistvolle Gattin Friedrich von Schlegels, die Tochter von Moses Mendelssohn, hat selber im Jahre 1815 aufgrund ihrer persönlichen Beobachtungen in der Kaiserstadt an der Donau mit scharfem Sarkasmus hervorgehoben, wie in der äußerlich glänzenden Gesellschaft in den Tagen des Kongresses viel Geist vertreten gewesen sei, daß man leider aber vergessen habe, den Heiligen Geist zu den Beratungen in Wien einzuladen.

So war es gebrechliches, unvollkommenes Stückwerk, das aus all diesen Beratungen hervorgegangen ist. Jeder Kongreß trug in seinem Schoße die Keime zu neuen Zerwürfnissen und Kriegen. So wird es bei der Unzulänglichkeit aller menschlichen Einsicht und Schaffenskraft voraussichtlich auch bei kommenden Friedensschlüssen noch öfter der Fall sein.

Im Jahre 1919 aber ist bei den Friedensverhandlungen in Paris nicht nur der Heilige Geist umgangen worden: auch die rein menschliche Weisheit und Klugheit, die rein menschliche Unbefangenheit und Gerechtigkeit, sie sind, wie jedem aufmerksamen Beobachter offenkundig, einem Aschenbrödel gleich in die Ecke gestellt, nicht aber zu den Beratungstischen herangezogen worden. Die Vertreter der Siegerstaaten standen eben während der ganzen Beratung unter dem unheilvollen Einfluß der während des Krieges ausgelösten Leidenschaften, die darauf eingestellt waren, die Gegner zu vernichten und zu entehren. So sehen wir mit schweren Sorgen der weiteren Entwicklung der Menschheitsgeschichte entgegen.

Die Friedensschlüsse, welche äußerlich unterzeichnet wurden, haben den inneren Frieden, haben die Versöhnung der Geister nicht zu bringen vermocht. Ohne wirkliche Ueberwindung des Geistes der Rache und des Strafenwollens auf Seiten der Sieger und der Gefühle des ungerechten Unterdrücktseins auf seiten der Besiegten ist aber eine gegenseitige Annäherung der Völker nicht denkbar.

Dazu bedarf es freilich einer tiefgreifenden, inneren geistigen und moralischen Erneuerung bei allen Völkern. Dann erst, wenn sie angebahnt ist, werden wir zu neuen Hoffnungen unsere Herzen erheben können. Das vom Papste Pius X. ausgegebene Losungswort omnia instaurare in Christo muß in Wahrheit lebendig werden im Herzen der Einzelnen wie in der Entwicklung der Völker. Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der Mittler zwischen Gott und den Menschen, muß die Herrschaft gewinnen über das Geistesleben, über das Herz, über den Willen des Einzelmenschen. Christus, der Heiland und Herr, muß auch von den Völkern wieder als ihr Führer, als ihr König auf den Thron erhoben werden.

In ergreifenden Gebeten feiert die Kirche, vornehmlich in der Liturgie der Advents- und Weihnachtszeit, das Königtum Jesu Christi. Mit den Worten des Propheten Isaias erwartet sie am Quatember-Samstag der Adventszeit den Erlöser, der als Vorkämpfer und Befreier kommen soll. Am Vorabend des Weihnachtsfestes betet die Kirche im Graduale der Messe: „Morgen wird die Ungerechtigkeit der Erde ausgetilgt werden und über uns wird herrschen der Heiland der Welt“. Im Offertorium dieses Tages wird der 23. Psalm herangezogen: „Nehmet hinweg eure Tore, ihr Fürsten, die ewigen Pforten sollen sich öffnen, und einziehen wird der König der Glorie.“ Am Feste der Erscheinung des Herrn aber entnimmt die Kirche aus dem Propheten Malachias das Introitus-Gebet: „Sehet, gekommen ist der Herr, der Herrscher, in seiner Hand liegt das Regnum, die Macht und das Imperium.“ Andere Belegstellen kann man nachlesen in dem schönen Aufsatz, welchen der Abt von Maria Laach, P. Ildefons Herwegen zu der Ehrengabe deutscher Wissenschaft für den Prinzen Johann Georg von Sachsen über das Königtum Christi in der Liturgie beigesteuert hat.

Nach alledem dürfen wir uns nicht darüber verwundern, wenn in den Tagen Kaiser Ludwigs des Frommen der Dichter des Heliand Christus wie den Volkskönig des neu bekehrten Sachsenvolkes gepriesen hat, wenn in den Tagen Kaiser Friedrich Barbarossas ein vor dem Aufbruch des Kaisers zur Kreuzfahrt in Mainz abgehaltener Reichstag als die Curia Christi bezeichnet wurde. Christus sollte eben nach der Auffassung des Mittelalters nicht nur als der König der Einzelmenschen, sondern auch als der höchste Monarch der Staatenwelt das private wie das öffentliche Leben der Menschheit beherrschen.

Seit der Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat man sich oftmals der Ueberwindung dieser theokratischen Weltanschauung als eines großen Fortschritts gerühmt. Im Grunde genommen hat schon Niccolò Machiavelli die Lehre vertreten, daß die Forderungen der bürgerlichen und der christlichen Moral in der Politik und im Leben der Staaten keine Geltung beanspruchen könnten. Nach dem Niederbruch Preußens hat sich der Philosoph Joh. Gottlieb Fichte diese Lehre wenigstens für die auswärtige Politik der Staaten angeeignet, als er 1807 seinen Aufsatz über Machiavelli als Schriftsteller veröffentlichte. Ausgeprägter Egoismus ohne Rücksicht auf Moralgrundsätze soll danach die auswärtige Politik eines Staates beherrschen. In anderen Ländern sind vielfach die gleichen Anschauungen zur Geltung gekommen. Noch im Jahre 1868 hat der Berliner Philosoph Adolf Lasson, der seinen Geist an Hegels Schriften genährt hatte, in seinem kleinen Büchlein „Das Kulturideal und der Krieg“ es offen ausgesprochen: „Zwischen Staaten entscheidet die Macht.“ „Eben deshalb nun gibt es im Verkehr von Staat zu Staat keine Gesetze und kann es keine geben.“ „Es ist kein Rechtsgebot, Verträge zu halten, aber es ist ein Gebot der umsichtigen Klugheit.“ „Wer den Vertrag bricht, begibt sich in den Kriegszustand; er handelt unklug, wenn er die Entscheidung

durch Waffengewalt herausfordert, ohne auf die Uebermacht sichere Aussicht zu haben. Hat er diese, so mag er sich erlauben, was ihm frommt, denn zwischen Staaten gilt nur das Recht des Stärkeren."

Ganz anderer Meinung war Papst Benedikt XV., als er am 23. Mai 1920 seine Friedensenzyklika Pacem Dei munus pulcherrimum veröffentlichte. An die im großen Kriege verfeindeten Völker richtete er damals die Mahnung, unter sich wieder freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Das evangelische Gebot der Liebe gelte eben auch für die Staaten und Nationen. Der Papst greift hiermit zurück auf die alte christliche Auffassung vom Völkerleben und von den Beziehungen der Staaten untereinander.

Während der Jahrhunderte des Mittelalters sah man den Verlauf der Menschheitsgeschichte im Rahmen der vier großen Weltreiche sich abspielen, die einander abgelöst haben sollten; des assyrisch-babylonischen, des medisch-persischen, des mazedonisch-griechischen und zuletzt des römischen. Dem letzteren schrieb man eine mystische Bedeutung zu. Es sollte dazu bestimmt sein, die Gesamtheit der Völker der Erde in sich aufzunehmen und fortzudauern bis an das Ende der Tage. Nach seinem Aufhören sollten die Wege dem Auftreten des Antichrist offenliegen. Solange es Bestand haben werde, sollte, seitdem Christus, der Herr, auf die Erde herniedergestiegen sei, der Weltheiland auch der eigentliche Weltherrscher geworden sein, für welchen Oktavian Augustus und dann dessen Nachfolger die Kaiserherrschaft geführt haben sollten.

In den Tagen Dantes erfährt die Lehre von den vier aufeinanderfolgenden Weltreichen eine bemerkenswerte Umgestaltung und Erweiterung. Der Dominikaner Ptolemäus von Lucca, welcher die von Thomas von Aquin unvollendet zurückgelassene Schrift De Regimine Principum um das Jahr 1300 fortgeführt hat, spricht im 3. Buche derselben von der Monarchia Christi, welche im Augenblicke der Geburt des Weltheilandes als fünfte Monarchie die römische abgelöst habe. Seit dem Eintritt Christi in die Welt gilt dem Dominikaner der Weltheiland auch in seiner menschlichen Natur als der eigentliche Weltherrscher, der freilich diese seine Herrscherwürde in bewußter Absichtlichkeit vor den Menschen verborgen gehalten habe. Mit vollem Rechte preise ihn der Prophet Isaias als den starken Gott, als den Vater der kommenden Weltzeit, als den Fürsten des Friedens. Sein Imperium werde sich vervielfältigen und seines Friedens werde kein Ende sein. Dieser Prinzipat des Heilandes übertreffe alle Reiche der Welt.

Diesen in biblisch-scholastischen Wendungen sich ergehenden Darlegungen dürfen wir eine überaus wichtige Nutzanwendung entnehmen: Die Vielzahl der auch im Mittelalter bereits in die Erscheinung getretenen christlichen Staaten sollte nach der Anschauung der Theologen wie der Kanonisten als eine große Familie, als eine unter dem Papst und dem Kaiser zusammengehaltene Einheit sich darstellen, für deren Gemeinschaftsleben das Gesetz Jesu Christi maßgebend sein sollte.

Das war im Grunde genommen auch die Auffassung des Politikers Dante, der an der Fortdauer der römischen Weltmonarchie festhielt und sie zugleich aus dem göttlichen Recht hervorgegangen sein ließ. Romanum Imperium nascitur de fonte pietatis, so sagte er im 2. Buche seiner Schrift De Monarchia.. Der Quell der Liebe aber ist Gott selber, wie sich schon aus den bekannten Versen des Dies irae ergibt:

Rex tremendae maiestatis
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis.

Darnach trat auch Dante für das Gesetz der Liebe und der Gerechtigkeit ein, das die Beziehungen der Staaten untereinander beherrschen sollte.

Die Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens hat uns freilich zu allen Zeiten die Macht als einen die Völkerbeziehungen beherrschenden Faktor kennen gelehrt. Daraus sind dann die Kriege mit ihren Opfern und Leiden, mit ihren Siegen und Niederlagen hervorgegangen. Daher mag zum Schluß noch auf den Trost hingewiesen werden, welchen Adolf Lasson, der Berliner Philosoph und Vertreter des Machtprinzips, den Unterlegenen zu Gemüte zu führen sucht. In seiner schon erwähnten, im Jahre 1868 veröffentlichten Schrift über das Kulturideal und den Krieg sagt er: „Zeiten der Schwäche haben auch die starken Völker. Rom hat sein Cannae, Frankreich sein Waterloo und Preußen sein Jena gehabt. Die Stärke aber ist das Andauernde und hat die Fähigkeit, sich aus tiefem Falle wieder herzustellen. Gerade erst die große Not beweist die tüchtige Anlage des Volkes, und erst die Fähigkeit, aus tiefem Falle sich aufzuraffen und sich kräftiger zu verjüngen, ist die sichere Bürgschaft für den großen geschichtlichen Beruf. Ein unglücklich geführter Krieg öffnet die Augen, die im Staatswesen vorhandenen schädlichen Materien zu erkennen und schärft das Urteil, wie die Krankheit zu heilen ist. So wird ein Volk nur um so stärker durch vorübergehende Momente der Schwäche, und nichts ist ihm heilsamer als Niederlagen im Kriege."

Die Katholiken Deutschlands, die sich mit ihrem Volke im Glücke wie im Unglück eng verbunden fühlen, werden durch Selbstzucht und seelische Läuterung ihr Bestes einsetzen für die Wiederaufrichtung ihres tiefgebeugten und um so heißer geliebten deutschen Vaterlandes. Auf ihren Bannern wird man allezeit das hoffnungsfreudige Bekenntnis lesen: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat! Die Aufschrift auf dem Sockel des Vatikanischen Obelisken ruft dieses Wort allen Romfahrern in die Erinnerung. Bangende Herzen werden sich durch sie inmitten der Sorgen und des schweren Druckes der Gegenwart schließlich doch gehoben und gestärkt fühlen.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Das ehemals feindliche und das neutrale Ausland, das unser mit seinem Unglück ringendes Vaterland Tag für Tag scharf beobachtet, schenkt gewiß auch dem Katholikentag seine Aufmerksamkeit. Es ist wohl nicht dessen geringste Bedeutung, daß er den Fremden zeigt und weithin kündet, was die Katholiken Deutschlands darstellen, was sie denken und wollen. Wir werden draußen immer noch zu gering eingeschätzt. Man verbindet deutsches Wesen mit den Begriffen Protestantismus und neuerdings Sozialismus. Mögen die aus dem katholischen Volksteil entsprungenen Gebilde, Zentrum und Bayerische Volkspartei, in der Regierung des Reichs und der größten Bundesstaaten vornan stehen, mag der katholische Einfluß bei uns selbst von Freunden und Gegnern manchmal überschätzt werden, draußen, vielleicht abgesehen von Italien, gelten wir deutschen Katholiken noch zu wenig. — Liegt es vielleicht an uns selbst? Gerade in unserer katholischen Eigenschaft könnten wir manchmal noch lauter in den Streit des Tages hineinreden, uns z. B. noch stärker an der moralischen Offensive beteiligen, die gegen den Bruch der 14 Punkte Wilsons im Frieden von Versailles, wider das erpreßte Schuldbekenntnis und die immer neue Willkür unserer Kriegsgegner bis zu den Sanktionen und Oberschlesien geführt werden muß. Zu sicherem Erfolg können wir die erhabenen Gedanken unseres Heiligen Vaters Benedikt XV. von der Herrschaft des Rechts in der Politik, von der Schicksalsgemeinschaft des christlichen Europa und seiner Aufgabe, den übrigen Weltteilen ein Beispiel zu sein, vom Abbau des Völkerhasses usw. auf unser Banner schreiben. Es berührt sehr peinlich, doch muß es zu denken geben, daß Prinz Max von Baden in einer ganz neuen Schrift: „Die moralische Offensive" (geheftet ℳ 5.—, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), ein großes Institut mit eigenem Informationsdienst für diese Offensive verlangt und eine ganze Reihe Männer und Gruppen als Mitarbeiter und Berater vorschlägt, aber keine einzige katholische Persönlichkeit oder Organisation. Nun, vielleicht bringt uns Frankfurt auch in dieser Richtung ein Stück vorwärts.

Die brennendste Frage der deutschen Politik ist nach dem erfolglosen Auseinandergehen des Obersten Rates leider immer noch Oberschlesien. An und für sich brauchen wir die Hoffnung nicht sinken zu lassen. Lloyd George hat im englischen Unterhaus gleich nach seiner Rückkehr von neuem für unser Recht gezeugt. Außer Pleß und Rybnik möchte er das ganze Gebiet an Deutschland geben, besonders das Industrie-Dreieck, aus dem man keine Inseln herausschneiden könne. Das Widerstreben der Franzosen erklärte Lloyd George daraus, daß bei ihnen die Frage der Sicherheit eine Hauptrolle spiele. Sie wollen die Bergwerke und Hütten Deutschland nicht als Waffenschmiede überlassen. Diese Erwägung aber, erklärte Lloyd George, sei nicht im Friedensvertrag zu finden. Deshalb kann man nur auf Grund der Abstimmung, der wirtschaftlichen und geographischen Belange urteilen. — Sehr bald schon las man eine Antwort von Briand: er will nichts davon wissen, daß die

Sicherheit sein oberster Leitgedanke sei. Vielmehr sucht er den französischen Standpunkt, wiewohl sehr künstlich, mit den Ergebnissen der Abstimmung zu rechtfertigen. — Es ist noch ganz ungeklärt, wie weit sich die Großmächte durch den zu erwartenden Spruch des Völkerbundsrates werden binden lassen. Lloyd George erklärte es für notwendig, daß sie sich vorher verpflichten, den Spruch anzunehmen. Frankreich macht möglicherweise Schwierigkeiten. Seine führenden Zeitungen behaupten, der Völkerbundsrat müsse einstimmig beschließen, Frankreich aber würde der englischen und italienischen Ansicht niemals beitreten. — Beruhigende Nachrichten kommen aus Oberschlesien selbst. Auch in den Kreisen Pleß und Rybnik kommt jetzt eine starke Strömung für das Verbleiben bei Deutschland zum Vorschein. Im ganzen Lande aber sind die deutschen und polnischen Körperschaften miteinander in Verbindung getreten, um ein friedliches Zusammenleben der beiden Völker anzubahnen.

Die Aufhebung der wirtschaftlichen Sanktionen ist für Deutschland mit großen Einschränkungen behaftet. Nicht nur verschiebt sie sich bis zum 15. September, sondern sie bringt uns obendrein das höchst zweifelhafte Geschenk einer Aufsichtsstelle über die Einfuhr ins besetzte Gebiet. Frankreich will auf diese Weise das Rheinland mit seinen Luxuswaren überschwemmen. Also ein neues Loch im Westen.

Oesterreich übernimmt in diesen Tagen Westungarn. Der Besitzwechsel vollzieht sich anscheinend reibungslos. Ein merkwürdiges Gebilde ist im Gebiete von Fünfkirchen entstanden: die Republik Baranya. Offenbar ist das ein Versuch der Serben, im Verein mit ungarischen Kommunisten die Uebergabe des Landes an Ungarn zu hintertreiben. Da die Großmächte auf dem Standpunkt stehen, daß Fünfkirchen unter ungarische Verwaltung gehört, wird dieser Republik ein kurzes Leben beschieden sein.

Die Verhandlungen zwischen der englischen Regierung und der Sinn Fein-Republik Irland sind in einen außerordentlich kritischen Abschnitt eingetreten. Lloyd Georges Angebot an De Valera, Irland die Selbständigkeit einer Kronherrschaft (Dominion) zu gewähren mit der Einschränkung, daß die Marine und Luftfahrt des Britischen Reiches Stützpunkte in Irland anlegen darf und unter dem Beding, Ulster als selbständig anzuerkennen, hat De Valera abgelehnt. Hinter sich das ganze republikanische Parlament, den Dail Eirean, fordert der irische Führer völlige Selbständigkeit. Er macht geltend, daß Kanada und Australien, die vollberechtigten Kronherrschaften, in freier Selbstbestimmung Glieder des Britischen Reiches sind und sich jederzeit von ihm trennen dürfen. Ueber Ulster soll nach De Valeras Vorschlag eine auswärtige Macht Schiedsrichter sein. Zunächst sieht man nicht, wie der englische und der irische Standpunkt noch zu vereinigen wären. Die Kühnheit und den Opfermut der Iren muß man bewundern. Zugleich aber fragen wir uns, wie sie für möglich halten, derlei durchzusetzen. England kann vor seiner atlantischen Küste unmöglich ein souveränes Irland dulden. Vielleicht sind die jetzigen Forderungen von Sinn Fein nur taktisch. Im Interesse Irlands, des katholischen Heldenvolkes, hoffen wir, daß es in einem gerechten Frieden erlangt, worauf es Anspruch hat und was ihm bei den einmal gegebenen Verhältnissen erreichbar ist.

In letzter Zeit wenig beachtet, ist König Peter von Serbien oder, wie sein neuer Titel lautet, König der Serben, Kroaten und Slowenen, gestorben. Ein geschichtlich objektives Urteil über diesen echten Balkanfürsten ist noch nicht möglich. Ziemlich fest steht, daß er bei der blutigen Beseitigung seines Vorgängers Alexander, des letzten Obrenowitsch, die Hände im Spiel hatte, denn seine Abhängigkeit von den Mördern war offensichtlich. Dagegen ist noch nicht entschieden, ob Peter an dem Mord Franz Ferdinands von Oesterreich mitschuldig ist. Der Weltkrieg und die Tragödie in des Königs eigenem Haus, der Gegensatz zu seinem ältesten Sohn Georg, schienen ein Strafgericht über seinen gewaltsamen Weg zum Thron. Wenn der Ausgang des Krieges dem König ein größeres Reich eintrug, so ist er dessen doch nicht froh geworden. Sein jüngerer Sohn Alexander, Nachfolger statt des unmöglichen Georg, tritt eine zweifelhafte Erbschaft an. Kroaten und Slowenen reißen an den Ketten, welche sie an Serbien fesseln, und als Folge der Kriegsleiden wuchert der Bolschewismus unter der Oberfläche des Reiches.

Noch trifft uns die Trauerkunde, daß Reichsgerichtsrat Burlage gestorben ist, der stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Zentrumspartei. Wieder ein Führer und Veteran der Partei. Er war ein kluger Politiker und edler Mensch. R. I. P.

Wenn ich dem 1. grossen Katholikentag seit den furchtbaren Tagen des Krieges und der Revolution ein Geleitwort auf den Weg geben soll, so denke ich an den alten Brauch der Katholikentage, den Tag mit Glockengeläut zu eröffnen und zu schliessen. Was wir brauchen, ist Friede und Versöhnung und von der Glocke sagt man: „Friede sei ihr erst Geläute." Damit sind auch die Katholikentage und besonders der Frankfurter Katholikentag symbolisiert und in diesem Geiste wünsche ich, dass der Frankfurter Katholikentag verlaufen möchte.

Dr. Georg Heim.

Was bringt uns das Reichsgesetz vom 15. Juli 1921 über die religiöse Kindererziehung?

Von Reichstagsabgeordneten Marx, Limburg (Lahn).

Ein hochbedeutsames Reichsgesetz ist unterm 15. Juli ds. Js. erschienen. Nach ihm wird demnächst die Frage entschieden, wer über das Bekenntnis, in dem ein Kind erzogen werden soll, zu bestimmen hat. Bisher bestanden über diese wichtige Frage die verschiedensten gesetzlichen Bestimmungen in den verschiedenen Staaten des Deutschen Reiches. Mehr wie 30 verschiedene Rechtsgebiete gab es in Deutschland in dieser Frage. Mit dem Inkrafttreten des neuen Gesetzes wird einheitliches Recht gelten. Man versuchte bereits bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches eine einheitliche Regelung auch in der Frage der religiösen Kindererziehung herbeizuführen. Es gelang nicht, weil die Interessen der verschiedenen Bekenntnisse einander zu schroff gegenüberstanden. So schied man schließlich die ganze Frage aus dem BGB. aus, um nicht das Zustandekommen dieses wichtigen Gesetzeswerkes zu gefährden. Und dennoch handelte es sich um eine Ausdehnung des im BGB. geregelten elterlichen Erziehungsrechtes auch auf das Gebiet des Bekenntnisses. Wenn jetzt endlich die reichsgesetzliche Regelung gelungen ist, so kann man dagegen auch vom Standpunkte föderalistischer Gedankengänge keinen Widerspruch erheben. Das Gesetz stellt eine folgerichtige Ausdehnung des BGB. dar.

1. Die einheitliche Regelung der schwierigen und wichtigen Frage für ganz Deutschland ist schon ein bedeutender Vorteil gegenüber dem bisherigen Rechtszustand. Recht schlimme und unerwünschte Folgen sind öfters infolge der großen Rechtsverschiedenheit eingetreten, namentlich infolge der Ungewißheit, welches Recht im einzelnen Falle anzuwenden sei, wenn die Eltern des Kindes, um dessen Konfessionsbestimmung es sich handelte, in verschiedenen Staaten ihren Wohnsitz gehabt hatten.

2. In Wegfall gekommen ist die in recht vielen bisherigen Gesetzen vorgesehene Bestimmung der Konfession eines Kindes durch das Gesetz selbst. In sehr vielen deutschen Staaten hatten infolge der Verquickung des staatlichen und kirchlichen Rechts nicht die Eltern das Recht, die Konfession des Kindes zu bestimmen: das Gesetz ordnete an, in welcher Konfession das Kind zu erziehen war. Meist war es die Konfession des Vaters. Abmachungen mit der Ehefrau hatten z. B. im größten Teile Preußens regelmäßig keine Geltung. Wenn im Gebiete der sog. Deklaration von 1803 der Vater starb, ehe die Kinder schulpflichtig waren, dann mußten die Kinder in der Konfession des Vaters erzogen werden. Auf die Taufe nach den Vorschriften einer anderen Konfession, auf Vereinbarungen der Eltern, mochten sie auch vor Zeugen oder schriftlich oder sogar beim Notar erfolgt sein, wurde kein Wert gelegt. Die Mutter wurde gezwungen, das Kind in der Konfession des Vaters zu erziehen. Wenn sie sich weigerte, lief sie Gefahr, daß ihr die Erziehungsrechte genommen wurden und daß ein Pfleger eingesetzt wurde, der dann die Erziehung des Kindes in der Konfession des Vaters zu veranlassen und zu überwachen hatte. Welche Gewissensqual für die Mutter, die vielleicht Briefe ihres im Felde gefallenen Mannes vorweisen konnte, in der die bündige Zusicherung gegeben war, daß die Mutter die Kinder in ihrer eigenen Konfession erziehen dürfe. Fast alljährlich sind im preußischen Abgeordnetenhause die erschütterndsten Klagen solcher Mütter vorgetragen worden! Jetzt endlich kann ihnen abgeholfen werden; jetzt gilt wahre Gewissensfreiheit in dieser Beziehung: die Mutter kann nach dem Tode des Vaters die Kinder in der Konfession erziehen, die sie selbst für richtig hält.

3. Das Recht der Mutter ist durch die neue Regelung erheblich erweitert. Nicht nur in der soeben erwähnten Beziehung, sondern noch in weiteren: Nach dem Grundsatz des neuen Reichsgesetzes soll derjenige über die Konfession des Kindes bestimmen können, der nach dem BGB. mit der Personen-

sorge betraut ist. Das ist regelmäßig der Vater, nach seinem Tode die Mutter, nach deren Wegfall der Vormund. Solange die Eltern einig sind, soll ihre „Einigung“ maßgebend sein. Diese stellt aber keine rechtliche Bindung dar, sondern nur einen tatsächlichen Zustand, der jeden Augenblick durch jeden der Elternteile beendet werden kann. Die dann vorhandene Meinungsverschiedenheit entscheidet nach dem neuen Reichsgesetz der Vater, wie er überhaupt nach § 1634 BGB. bei Meinungsverschiedenheiten in der Personensorge für die Kinder zwischen ihm und seiner Ehefrau das entscheidende Wort zu sprechen hat. Dieses Entscheidungsrecht des Vaters erleidet aber in folgenden sehr wichtigen Fällen eine Ausnahme: a) Wenn das Kind in einer anderen Konfession als der beiden Eltern bei Eingehung der Ehe gemeinsamen erzogen werden; b) wenn das Kind in einer anderen Konfession als bisher erzogen werden und c) wenn das Kind vom Religionsunterricht, den es bisher besucht hat, abgemeldet werden soll, dann kann diese Anordnung nicht der Vater allein treffen; er bedarf vielmehr der Zustimmung seiner Ehefrau.

Diese Fälle erschöpfen nahezu alle erdenklichen Möglichkeiten einer Meinungsverschiedenheit der Eltern über die religiöse Erziehung ihrer Kinder. In allen diesen Fällen ist also der Wille der Mutter dem des Vaters gleichgestellt.

Nur eine Lücke weist das Gesetz auf: Wenn die Ehegatten vor der Ehe sich etwa dahin geeinigt haben, daß die Kinder in der Konfession der Mutter erzogen werden sollen, die Ehe wird dann geschlossen; nach der Geburt eines Kindes erklärt plötzlich der Ehemann, er sei nicht gewillt, das vor der Ehe gegebene Versprechen zu erfüllen, er wolle das Kind nach den Vorschriften seiner eigenen Konfession taufen und erziehen lassen; dann allerdings hat die Mutter nicht die Möglichkeit, die Erfüllung des Versprechens zu erzwingen. Da die „Einigung“ keine Rechtsbindung bewirkt, kann sie jederzeit von jedem Ehegatten, hier also vom Vater aufgehoben werden. Bei der dann vorhandenen Meinungsverschiedenheit zwischen Vater und Mutter geht nach § 1634 BGB. der Wille des Vaters vor. Hier ist also die Mutter offensichtlich in ihrem Rechte schlechter gestellt als der Mann.

4. Wollte man auch diese Lücke ausfüllen, wollte man die Frau schlechthin mit dem Manne gleichstellen und ihre Rechte in denkbar weitestem Umfange wahren, so blieb nichts anderes übrig, als bindende Verträge der Ehegatten auch bezüglich der religiösen Erziehung der Kinder für zulässig zu erklären und ihre Wirkung auch noch nach dem Tode des einen der Ehegatten fortdauern zu lassen. Dazu konnte sich die Mehrheit des Reichstags nicht entschließen. In Süddeutschland ist der Abschluß solcher Verträge auch über das Bekenntnis, in dem die Kinder zu erziehen sind, gesetzlich zugelassen. Die Aenderung, die hier das neue Reichsgesetz getroffen hat, indem es Verträgen in dieser Hinsicht „die bürgerliche Wirkung“ abspricht, hat daher in den süddeutschen Staaten eine gewisse Erregung in den beteiligten Kreisen hervorgerufen. In Norddeutschland hält man fast allgemein die Regelung, wie sie das Reichsgesetz vorsieht, für die richtigere und bessere.

Das Reichsgericht erklärt Verträge, durch deren Abschluß Erziehungsberechtigte auf die jederzeitige volle Ausübung ihres Erziehungsrechts verzichten, für gesetzlich unzulässig, da es sich um höchst persönliche Rechte handle, auf deren volle und jederzeitige Ausübung nicht verzichtet werden könne. Noch größere Bedenken stehen grundsätzlich bindenden Verträgen auf dem delikaten Gebiete der Bekenntnisbestimmung entgegen. Hier handelt es sich doch um Gewissensfragen allerersten Ranges, die je nach den Regungen des Gewissens heute so, ein andermal anders entschieden werden. Welche Gewissensqual verursacht die Bindung an einen Vertrag, den man vielleicht im Rausch der ersten Liebe abgeschlossen hat, an dessen Ausführung nun das Gewissen mit Hilfe der Staatsgewalt gekettet ist! Schlimmer noch der Zwang unter einen Vertrag, den man jetzt als unerlaubt erkennt und verwirft, selbst nach dem Tode desjenigen, mit dem man den Vertrag abgeschlossen hat! Um kein Teil ist die Witwe, die gezwungen ist, ihre Kinder in einer anderen Konfession zu erziehen, als sie selbst für richtig hält, besser daran, mag sie nun durch einen Vertrag oder durch eine grausame Gesetzesbestimmung gebunden sein!

Gewiß führt die Verneinung der Vertragsmöglichkeit dazu, daß die Frau dann schlechter gestellt ist, wie der Mann, denn dessen Wille ist nach dem BGB. entscheidend. Die Frau hat aber wenig Grund, sich zu beklagen: warum hat sie den andersgläubigen Mann geheiratet, dessen Vorherrschaft in der Ehe nun einmal auf dem Naturrecht sowohl, wie auf der Bestimmung des BGB. beruht! Ihr freier Wille hat sie doch in diese Lage gebracht!

Und wenn man schließlich auch auf die praktischen Ergebnisse Wert legen will: was kommt schließlich dabei heraus, wenn ein Eheteil gegen seinen Willen gezwungen wird, ein Kind in einer anderen Konfession zu erziehen, als er selbst gewillt ist? Ein ersprießliches und erfreuliches Ergebnis wird nie und nimmer dabei zu verzeichnen sein!

5. Sind nun die Ehegatten in den obenangeführten drei Fällen, wo die Zustimmung beider Ehegatten erforderlich ist, nicht einig, so sollen sie den Vormundschaftsrichter anrufen können, der zunächst eine gütliche Einigung versuchen soll, zuletzt aber auch zur Entscheidung berufen ist. Dies ist eine der bedenklichsten Bestimmungen des neuen Gesetzes. Denn sie bedeutet den Eingriff einer staatlichen Behörde und damit der Staatsgewalt in die Entscheidung einer Frage, die eigentlich lediglich Sache des Gewissens ist. Das Zentrum hat sich deshalb auch mit aller Entschiedenheit gegen diese Ordnung gewandt, aber ohne Erfolg, da die Mehrheit in dieser einen vermehrten Schutz der Frau erblickte.

Zwar kann auch jetzt nach § 1666 BGB. der Vormundschaftsrichter in die Erziehung der Eltern eingreifen; aber doch nur dann, wenn die Maßnahmen der Eltern einen Mißbrauch der Personensorge darstellen und das geistige und leibliche Wohl des Kindes gefährden. Die Meinungsverschiedenheit der Eltern in den drei mehrfach genannten Richtungen soll er entscheiden, auch wenn kein Mißbrauch auf der einen oder der anderen Seite vorliegt. Auf den berechtigten Einwand, der Richter habe ja gar keine Rechtsnorm, an die er sich bei der Entscheidung zu halten habe, wurde dem Gesetz der Satz hinzugefügt: „Die Zwecke der Erziehung“ sollten maßgebend sein. Darüber werden aber die Meinungen stark auseinandergehen, da die Erziehungszwecke aufs engste mit der Weltanschauung in Verbindung stehen.

Um den Richter in den Stand zu setzen, wenigstens in etwa die Verhältnisse kennen zu lernen, wie sie in der in Frage kommenden Familie bestehen, ist angeordnet, daß der Richter vor seiner Entscheidung die Ehegatten selbst, dann Verwandte und Verschwägerte, aber auch die Lehrer des Kindes hören soll, worunter nach der Ansicht des Rechtsausschusses des Reichstags die Religionslehrer mitverstanden sind, und endlich das Kind selbst, wenn es das 10. Jahr vollendet hat.

Nimmt man nun noch hinzu, daß das Kind selbst seine Konfession bestimmen kann, wenn es das 14. Lebensjahr vollendet hat; daß seine Konfession gegen seinen Willen nicht mehr geändert werden kann, sobald es das 12. Lebensjahr vollendet hat, so sind ja einige Sicherungen gegen unzulässige Eingriffe des Vormundschaftsrichters gegeben. Immerhin kann man sich der Befürchtung nicht entschlagen, daß aus dieser Bestimmung unter Umständen bedenkliche Weiterungen entstehen können.

6. Steht die Personensorge neben den Eltern einem Vormund oder Pfleger zu, so geht bei Meinungsverschiedenheiten bei der Entscheidung der hier in Betracht kommenden Frage der Wille des Vaters oder der Mutter vor, wie das dem Naturrecht entspricht, während sonst der Wille des Vormundes nach den Bestimmungen des BGB. entscheidend ist. Sind die Eltern eines Kindes unbekannt oder haben sie in keiner Weise über die Konfession des Kindes entschieden, so hat der Vormund zu bestimmen; er ist aber an die Genehmigung des Vormundschaftsgerichts gebunden. Eine von den Eltern oder von ihm selbst getroffene Bestimmung über das Bekenntnis des Kindes kann er nicht mehr abändern.

Das Gesetz tritt am 1. Januar 1922 in Kraft. Doch kann für ein Land ein früheres Inkrafttreten durch eine Verordnung des Reichspräsidenten mit Zustimmung der Landesregierung angeordnet werden. Für Preußen ist das Inkrafttreten des Gesetzes alsbald ohne Schwierigkeit zu ermöglichen. Es ist wohl anzunehmen, daß die preußische Regierung eine entsprechende Verordnung des Reichspräsidenten erwirken wird.

Wenn man bedenkt, daß so schwierige und strittige Fragen, wie die der religiösen Kindererziehung gesetzgeberisch bei dem Widerstreit der Meinungen und der Konfessionen niemals derart gelöst werden können, daß restlos alle Seiten befriedigt sind, so muß man sagen, daß das neue Gesetz einen ungemein großen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Rechtszustand darstellt. Im größten Teile Deutschlands werden Tausende von Müttern erleichtert aufatmen; nach jahrelanger Gewissensqual können sie nunmehr ihre Kinder in der ihnen am

Herzen liegenden Konfession erziehen! Wo ihnen die Erziehungsrechte genommen sind, weil sie sich der Härte des Gesetzes nicht beugen wollten, wie das vielfach geschehen ist, da werden sie ihnen wieder zurückgegeben werden müssen. Neu geschenkt erhalten sie ihre Kinder zur freien Erziehung, so wie sie sie gewünscht und erstrebt haben. Wahrlich ein weiter Schritt auf dem Wege zu wahrer Gewissensfreiheit ist mit dem Gesetze gemacht worden!

Anmerkung des Verfassers: Vom Verlag der Schulorganisation Düsseldorf, Bilkerstraße 36, ist eine volkstümlich gehaltene Broschüre zu beziehen, die den Inhalt des Gesetzes näher erläutert.

Die Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz vor hundert Jahren.

Von Professor Dr. Nikolaus Hilling, Freiburg i. B.

Bald nachdem die kirchliche Hierarchie in Preußen durch die Zirkumskriptionsbulle „De salute animarum“ vom 16. Juli 1821 — vgl. meinen hierauf bezüglichen Aufsatz in Nr. 29 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift — wieder hergestellt worden war, errichtete Pius VII. durch die Erektions- und Zirkumskriptionsbulle „Provida sollersque“ vom 16. August 1821 die später so genannte oberrheinische Kirchenprovinz, der das Erzbistum Freiburg und die vier Suffraganbistümer Rottenburg, Mainz, Fulda und Limburg angehören. Auf die Vorgeschichte dieser Bulle kann ich nur ganz kurz eingehen. Im März 1818 waren Württemberg, Baden, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt, Nassau, Mecklenburg, Oldenburg, die sächsischen Herzogtümer, Waldeck und die Freien Städte Lübeck und Bremen zu einer Konferenz in Frankfurt a. M. zusammengetreten, um über den Abschluß einer kirchenpolitischen Konvention mit dem Hl. Stuhle zu beraten. Die beiden dirigierenden Staaten waren Württemberg und Baden. Diese sandten 1819 den katholischen Freiherrn v. Schmitz-Grollenburg und den evangelischen Freiherrn v. Türkheim als Gesandte nach Rom, um den Papst zur Annahme der von der Frankfurter Konferenz ausgearbeiteten neuen „Deklaration“ zu bewegen. Da jedoch dieses Schriftstück von Anfang bis zu Ende mit febronianisch-josefinistischen Ideen angefüllt war und sich mit den Rechten des päpstlichen Primates und der kirchlichen Freiheit in den schärfsten Widerspruch setzte, war an eine Annahme desselben seitens des Apostolischen Stuhles nicht zu denken. Der Kardinalstaatssekretär Consalvi stellte der „Deklaration“ seine berühmte Denkschrift „Darstellung der Gesinnungen Sr. Heiligkeit über die Deklaration der vereinigten protestantischen Fürsten und Staaten des deutschen Bundes“ vom 24. September 1819 entgegen, die noch jetzt ein hervorragendes Dokument für die kirchenpolitischen Grundsätze und Maximen des Hl. Stuhles bildet. Man ließ hierauf auf beiden Seiten den Plan eines Konkordates über die grundsätzlichen Fragen fallen und faßte nur noch die Errichtung, Umschreibung und Dotierung der von den fünf Hauptstaaten Württemberg, Baden, Hessen-Kassel, Hessen-Darmstadt und Nassau projektierten und in der „Deklaration“ erwähnten Bistümer ins Auge. Hierüber wurde sehr rasch eine Einigung erzielt, so daß Papst Pius VII. bereits am 16. August 1821 die eingangs genannte Erektions- und Zirkumskriptionsbulle „Provida sollersque“ publizieren konnte.

Welches ist der hauptsächlichste Inhalt dieses für die geltende Kirchenverfassung eines großen Teiles von Deutschland maßgebenden päpstlichen Aktenstückes? Um für die zu vollziehende neue Erektion und Zirkumskription freie Bahn zu schaffen, erklärte der Papst zunächst die alte Diözese Konstanz und die Propstei Nullius Ellwangen (in Württemberg) für aufgehoben. Außerdem eximierte er das Bistum Mainz von dem Metropolitanverbande der Erzdiözese Mecheln, dem es seit 1801 angehört hatte und verwandelte die von Benedikt XIV. errichtete Ordensdiözese Fulda in eine Säkulardiözese.

Hierauf ward an erster Stelle die Erzdiözese Freiburg mit dem gleichnamigen Sitze errichtet. Anfangs hatten Württemberg und Hessen-Darmstadt das Erzbistum für ihre Länder beansprucht. Jedoch war dieses Streben hauptsächlich an dem Widerspruche von Nassau gescheitert, während sich Rom zu wiederholten Malen für die Beibehaltung des alten Metropolitansitzes des hl. Bonifatius in Mainz ausgesprochen hatte. Schließlich errang aber Baden den Sieg über die konkurrierenden Staaten und nahm anfangs Bruchsal und Rastatt, später Freiburg für den Sitz des Erzbistums in Aussicht. Für die Wahl des zuletzt genannten Ortes sprachen seine Eigenschaft als Hauptstadt des Breisgaues, der Besitz seiner Universität und vor allem das herrliche Liebfrauenmünster, das eine wahre Perle unter den deutschen Bischofskirchen darstellt. Den Ausschlag sollen aber finanzielle Erwägungen gegeben haben, da der badischen Regierung die Errichtung des Erzbistums in Freiburg wesentlich billiger zu stehen kam als in Rastatt.

Der Erzdiözese Freiburg wurden sämtliche katholischen Pfarreien in Baden und den beiden Fürstentümern Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen zugewiesen. Die Regierungen der beiden zuletzt genannten Länder hatten hierüber einen Staatsvertrag mit Baden abgeschlossen. Historisch setzt sich die neue Erzdiözese Freiburg aus Teilen der früheren Bistümer Konstanz, Straßburg, Speyer, Worms, Würzburg, Basel und Regensburg (vordem Mainz) zusammen. An der neuen Metropolitankirche wurde ein Metropolitankapitel mit einer Dignität (Dekanat), sechs Kanonikaten und einer gleichen Anzahl von Präbenden vorgesehen.

Die zweite Neugründung betrifft das Suffraganbistum Rottenburg am Neckar, dessen Bischofsstadt einst die Hauptstadt der Grafschaft Hohenberg war, zur Zeit der Errichtung des Bistums Sitz eines Provinzialgerichts war und sich durch seine günstige Lage in der Mitte des Königreichs empfahl. Der Bistumsprengel fällt mit dem Königreich Württemberg zusammen. Er setzt sich zusammen aus den Pfarreien, die bereits 1816 von den Diözesen Augsburg, Speyer, Worms und Würzburg getrennt waren, sowie aus den Pfarreien der durch die Bulle supprimierten Propstei Nullius Ellwangen. Das Domkapitel in Rottenburg hat die gleiche Anzahl von Stellen wie das Metropolitankapitel zu Freiburg, ein Dekanat und je sechs Kanonikate und Präbenden.

Die dritte neue Diözese wurde in Limburg an der Lahn errichtet, von dem die Bulle bemerkt, daß es in fruchtbarer Gegend und in der Mitte des Herzogtums Nassau gelegen sei. Diesem Suffraganbistum wurde das ganze Herzogtum und außerdem das Territorium der Freien Stadt Frankfurt a. M. überwiesen. Die nassauischen Pfarreien gehörten früher zu den Erzdiözesen Regensburg (vordem Mainz) und Trier, sowie zu den Provinzen Dillenburg und Weilburg. Das Domkapitel in Limburg erhielt eine Dignität (Dekanat), fünf Kanonikate und zwei Präbenden. Jedoch konnten nur das Domdekanat und die beiden ersten Kanonikate von der herzoglichen Regierung selbständig dotiert werden. Die drei letzten Kanonikate wurden vorläufig mit den Pfarrkirchen Frankfurt, Dietkirchen und Eltville uniert, während die Dompräbendaten mit Domkaplaneien verbunden waren. Erst die preußische Regierung hat den Kanonikaten und Präbenden im Jahre 1868 eine eigene Dotation zugewiesen.

Die beiden Diözesen Mainz und Fulda blieben bestehen, wurden aber in den Metropolitanverband der Freiburger Erzdiözese aufgenommen. Außerdem nahm der Papst eine Neuzirkumskription ihrer Sprengel und eine Neuorganisation ihrer Kapitel vor.

Die Diözese Mainz erhielt das ganze Gebiet des Großherzogtums Hessen-Darmstadt. Hierzu gehörten die Pfarreien, die das Bistum Mainz bereits vorher besessen hatte, ferner einige Pfarreien, die früher nach Regensburg und Worms eingepfarrt gewesen waren, und endlich die ehemals fuldische Pfarrei Herbstein und die Pfarreien Darmstadt, Gießen und Offenbach. Das Domkapitel zu Mainz besteht aus Dignität (Dekanat), sechs Kanonikaten und vier Präbenden. Es nimmt also der Zahl der Stellen nach den dritten Rang ein.

Der Sprengel des Bistums Fulda deckt sich mit dem Kurfürstentum Hessen-Kassel. Die Pfarreien gehörten zum Teil bereits früher zur Diözese Fulda, andere waren vordem Bestandteile der Erzdiözese Mainz bzw. Regensburg und eine einzige (Volkmarsen) der Diözese Paderborn. Außerdem wurden dem Bistum Fulda vorläufig neun Pfarreien des Großherzogtums Sachsen-Weimar überlassen, über die sich der Papst die definitive Verfügung vorbehielt. Noch heute ist diese Verbindung bestehen geblieben. Das Domkapitel von Fulda ist das kleinste in der ganzen oberrheinischen Kirchenprovinz; es zählt nur einen Dekan, vier Kanoniker und vier Präbendare.

Das ist in kurzen Umrissen der Hauptinhalt der Bulle „Provida sollersque“. Die darin vereinbarte Ausstattung der

Bistümer blieb erheblich hinter der kurz vorher zwischen dem Apostolischen Stuhle und Preußen verabredeten Organisation der preußischen Diözesen zurück. So zählt z. B. das Metropolitankapitel in Köln zwei Dignitäten, zehn Numerar- und vier Ehrenkanonikate nebst acht Vikarien (Präbenden); die Domkapitel zu Trier, Paderborn und Münster bestehen aus je zwei Dignitäten, acht Numerar- und vier (Münster 6) Ehrenkanonikaten und sechs (Münster 8) Vikarien (Präbenden). Wie bei Preußen, so hatte der Apostolische Stuhl auch bei den Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz darauf Wert gelegt, daß die Dotation in Grundstücken geschehen sollte. Jedoch sind die hierauf bezüglichen Zusagen bis auf den heutigen Tag nur sehr mangelhaft eingelöst worden.

Was die vor hundert Jahren festgelegten Diözesangrenzen der fünf oberrheinischen Bistümer betrifft, so sind dieselben bis auf die Gegenwart im großen und ganzen völlig unverändert erhalten geblieben. Es ist erfreulich, feststellen zu können, daß die Bistumsgrenzen Südwestdeutschlands infolge des unglücklichen Friedensvertrages von Versailles keine Veränderung zu erleiden brauchen.

Endlich ist noch zu bemerken, daß sich die Ausführung der Erektions- und Zirkumskriptionsbulle „Provida sollersque", die der Hl. Vater Pius VII. dem Apostolischen Vikar in Rottenburg Johannes Baptist von Keller, Titularbischof von Evara, übertragen hatte, noch mehrere Jahre hinzog. Erst nachdem Leo XII. nach voraufgegangenen langwierigen Verhandlungen am 11. April 1827 die Ergänzungsbulle „Ad Dominici Gregis custodiam" publiziert hatte, wurde die Erektion vollzogen und die fünf Diözesen nacheinander mit Bischöfen besetzt. Trotzdem sind der Klerus und die Gläubigen der oberrheinischen Kirchenprovinz und der zu ihr gehörigen Bistümer berechtigt, in diesem Jahre die erste Säkularfeier zu begehen, weil die Bulle „Provida sollersque" vom 16. August 1821 den maßgebenden Akt der Errichtung bzw. Neukonstitution bildet. Die beiden Diözesen Limburg und Fulda haben bereits eine kirchliche Feier angekündigt, die im Anschlusse an den diesjährigen allgemeinen Katholikentag in Frankfurt a. M. stattfinden soll. Dieser Gedanke ist sehr ansprechend. Denn von den Frankfurter Konferenzen ist der erste Plan zur Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz ausgegangen, und an der hundertjährigen Gedächtnisfeier dieser Kirchenprovinz, die in Deutschland die meisten Bistümer zählt und im Laufe des verflossenen Jahrhunderts glänzende Fortschritte gemacht hat, nehmen alle Katholiken unseres Vaterlandes einen freudigen und dankbaren Anteil.

Franz Hitze †.

Von Verbandspräses Msgr. C. Walterbach, München.

Wenn in diesem Jahre die deutschen Katholiken zum ersten Male nach dem Weltkriege zu ihrer großen Tagung zusammenkommen, werden viele, die regelmäßig die Katholikentage besuchten nicht mehr dabei sein; der Tod hat schmerzhafte Lücken gerissen. Da fehlt vor allem ein Mann, dessen markige, schlanke Gestalt stets in den ersten Reihen zu sehen war: Franz Hitze.

Franz Hitze war nicht nur ein regelmäßiger Besucher der Katholikentage, er hat auf denselben fleißig mitgearbeitet, hat sie wesentlich beeinflußt und ihnen eine ganz bestimmte Richtung gegeben. In jüngeren Jahren gehörte Franz Hitze fast jedes Jahr zu den Rednern der Katholikentage und zwar behandelte er soziale Themata. So war er es, der den Katholikentagen den sozialen Stempel aufdrückte und sie damit im besten Sinne des Wortes modern gestaltete. Wohl hatte Bischof Ketteler schon lange vor Hitze die deutschen Katholiken auf die große Bedeutung der sozialen Fragen hingewiesen; aber er war nur wenig verstanden worden und, da er allzu früh sterben mußte, wäre zweifellos die soziale Frage von den Katholikentagen verschwunden, hätte Bischof Ketteler nicht in Franz Hitze einen so tüchtigen Schüler gefunden.

Schon im Jahre 1884 lenkte Hitze auf dem Katholikentage zu Amberg die Aufmerksamkeit auf die Arbeiterfrage und die Gefahr hin, die in deren falscher Lösung beruhe. Sein Ruf: Gründet katholische Arbeitervereine!, den er damals vom Katholikentage aus in die deutschen Lande erschallen ließ, fand leider nicht die Beachtung, die er hätte finden müssen. Erst als Papst Leo XIII. mehrere Jahre später den gleichen Ruf in seiner Arbeiterenzyklika erhob, begann man mit Eifer eine katholische Arbeitervereinsbewegung ins Leben zu rufen. Die Standesorganisation und Standesarbeit konnte nur langsam Boden gewinnen. Hitze hat sie stets hoch bewertet. Wenn er auch mit aller Macht die Sammelorganisation des Volksvereins förderte, dem Standesgedanken blieb er zeitlebens treu, weil er wußte, daß katholische Grundsätze auf keinem Wege besser vertieft werden können, als wenn sie durch die Standesidee getragen sind. Das Aufblühen der katholischen Arbeitervereine und deren Zusammenfassung im großen Kartellverband, dessen Ehrenvorsitzender er war, sowie das neue Programm, das sie sich jüngst erst in Würzburg gegeben haben, zählte Franz Hitze zu den schönsten Ergebnissen seiner Lebensarbeit. Mit Recht nennen ihn daher die katholischen Arbeiter „den Vater ihrer Arbeiterbewegung".

Franz Hitze war nie der Einseitigkeit der Sozialisten verfallen, daß er die Arbeiterfrage nur als „Magenfrage" betrachtet hätte; ihre religiöse und kulturelle Bedeutung hat er stets mit Nachdruck betont. Er war aber auch nicht Phantast, der die wesentliche Bedeutung der materiellen Seite der Arbeiterfrage unterschätzt hätte. Darum richtete er von Anfang an sein Augenmerk auf die gewerkschaftliche Organisation. Erst versuchte er es mit Fachabteilungen in den Arbeitervereinen, dann, als er sah, daß sich nur eine christliche Arbeiterbewegung der Sozialdemokratie und der öffentlichen Meinung gegenüber durchsetzen konnte, vertrat er mit allem Eifer die christlichen Gewerkschaften. Auch hier ging er bahnbrechend vor. Es ist nicht notwendig, heute daran zu erinnern, wie schwer er gerade deswegen angegriffen und bekämpft wurde. Er hat Recht behalten; die letzten Jahre seines Lebens haben dafür den unwiderleglichen Beweis erbracht. Trotzdem er von der Richtigkeit seiner Auffassung überzeugt war und er ganz gewiß die Katholikentage hätte dafür gewinnen können, hielt er mit peinlicher Sorgfalt den Gewerkschaftsstreit von denselben fern. Wenn andere ihn dorthin zu tragen suchten, so war es, wie ich es aus wiederholten persönlichen Besprechungen weiß, sein eifrigstes Bemühen, die Streitfrage auszuschalten. Die Einigkeit der deutschen Katholiken ging ihm über alles.

Deshalb war Franz Hitze auf den deutschen Katholikentagen doch sozial tätig. Es gibt kaum eine Frage auf sozialem, sozial-pädagogischem Gebiete, zu der die deutschen Katholikentage nicht Stellung genommen hätten. Das ist ein Ehrenblatt in der Geschichte der deutschen Katholiken und dieses Ehrenblatt verdanken sie Franz Hitze. Er sorgte jedes Jahr dafür, daß entsprechende Anträge gestellt wurden und war dann im sozialen Ausschuß mit Eifer daran, ihnen die Gestalt zu geben, die sie am wirksamsten machte. Das war für ihn Vorarbeit für seine parlamentarische Tätigkeit. Franz Hitze war wohl Professor und gründlicher Theoretiker, aber ebenso fleißiger Praktiker. Was er auf den Katholikentagen grundsätzlich festgelegt hatte, das suchte er im Parlament praktisch durchzuführen. Auf diese Weise wurde er zum Schöpfer der deutschen Sozial-Gesetzgebung und es ist der Stolz der deutschen Katholiken, daß sie in diesem schlichten Priester dem deutschen Volke den „Vater der Arbeiterschutz- und Versicherungsgesetzgebung" gegeben haben.

Das war also Franz Hitze: ein einfacher, liebenswürdiger Priester, der in selbstloser Arbeit sein Priesterleben dem deutschen Volke, besonders dem arbeitenden Volke geschenkt hat. Wenn er dies Jahr zum ersten Male auf dem Katholikentage fehlt, dann wollen wir seiner dankbar gedenken, beseelt von dem Wunsche, Gott der Herr möge den deutschen Katholiken recht viele solcher sozialer Priester schenken, gerade jetzt, wo die Entscheidung im Kampfe um die Weltanschauung auch auf sozialem Gebiete immer näher rückt. Möge der Geist von Franz Hitze die deutschen Katholikentage nie verlassen!

Ein gewaltiger Zug nach Gemeinschaft geht durch die am Individualismus gescheiterte Menschheit. Möchten die Katholiken an dieser ernsten Zeitenwende sich bewusst sein, dass die einzige, alle Völker und alle Zeiten umfassende, in die Ewigkeit hineinragende Gemeinschaft die Kirche ist.

Der Herzschlag dieser göttlich-menschlichen Gemeinschaft offenbart sich in ihrem Gebetsleben, in der Liturgie.

Das Gebet der Kirche muss die Quelle unserer religiösen Wiedergeburt, die Schule einer neuen Seelenhaltung, das goldene Band unserer Einheit werden.

† Ildefons Herwegen, Abt von Maria Laach.

Se. Eminenz Kardinal Schulte

urteilt über die „Allgemeine Rundschau“: „... Ich möchte der Richtung und Haltung Ihrer „Rundschau“, deren treuer Abonnent ich wohl von Anfang an gewesen bin, — meine wärmste Anerkennung aussprechen. Ihre Wochenschrift hat bereits Anrecht, zu den grössten geistigen Wohltätern des katholischen Deutschland gezählt zu werden.“

(Köln, 28. März 1921.)

Der apostolische Nuntius Pacelli

urteilt über die „Allgemeine Rundschau“: „... Aufrichtig wünsche ich der bewährten Vorkämpferin für die gute katholische Sache siegreichen Erfolg, zu welchem Ende ich allen dabei Mitwirkenden von Herzen den bischöflichen Segen als Unterpfand reichster Himmelsgnade spende.“

(München, 16. März 1921.)

Die „Allg. Rundschau“ wird heute gelesen in:

Argentinien
Belgien
Brasilien
Chile
China
Dänemark
Dalmatien
Deutsch-Oesterreich
England
Finnland
Frankreich
Holland
Illyrisches Küstenland
Italien
Japan
Jugoslavien
Korea
Litauen
Luxemburg
Ostafrika
Palästina
Philippinnen
Polen
Rumänien
Schweden
Schweiz
Spanien
Südafrika
Südseeinseln
Tschechoslowakei
Ungarn
Ver. Staaten von Nordamerika
Westafrika

Die verehrl. Festteilnehmer

der

61. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands

werden gebeten, die vorliegende Festnummer der „Allgemeinen Rundschau“ mit in die Heimat zu nehmen und von dort aus bei der Post, beim Buchhandel oder direkt beim Verlage von Dr. Armin Kausen in München, Galeriestr. 35 a Gh. den Bezug der Zeitschrift einzuleiten. Jede Postanstalt nimmt für den Monat September noch Bestellungen entgegen.

Ein Postbestellzettel

befindet sich zum Ausschneiden auf der Rückseite.

Die katholische Presse vermag nur dann ihr Bestes zu leisten, wenn sie überall verlangt und gelesen wird. Der gegenwärtige schwere Existenzkampf der katholischen Presse kann nur dann zu einem siegreichen Ende geführt werden, wenn jeder treue Katholik nach seinen besten Kräften die kathol. Zeitungen und Zeitschriften abonniert. Auch das ist

Katholizismus der Tat.

Aus dem Gründungsprogramm d. „Allg. Rundschau“

Eine vornehme Wochenschrift, die, auf dem festen Boden der **christlichen Weltanschauung** und der **kathol. Kirche** stehend, politisch das **Programm d. Zentrumspartei** hochhält, ist als Bedürfnis anerkannt, zumal für die gebildete Jugend, welche dem Zentrumsgedanken in seinen verschied. Verzweigungen gewonnen werden soll.

Bei aller Prinzipientreue wird die „Allg. Rundschau“ bemüht sein, auch d. anständigen Gegner zu verstehen.

Gerechten und vorurteilsfreien Stimmen Andersdenkender sind die Spalten der „Allgemeinen Rundschau stets geöffnet.

Den Strömungen und Gärungen einer neuen Zeit soll volle Aufmerksamkeit zugewandt werden. Nicht dem Neuen um der Neuheit willen zujubelnd, sondern **bedachtsam prüfend u. abwägend**, alles Gute u. Kernige treu bewahrend, huldigt die „Allgemeine Rundschau“ einem **gesunden Fortschritt.**

Nr. 1, I. Jahrg. März 1904.

„Die führende Zeitschrift für den katholischen Gebildeten

in politischen und kulturellen Fragen ist die „Allgemeine Rundschau“, deren reifes, sachliches Urteil in christlichen Weltanschauungsfragen und in der Behandlung welt-, staats- und parteipolitischer Themen an massgebenden Stellen aufmerksame Beachtung findet. Wir können unser Urteil wie bereits schon früher in dem Satze zusammenfassen, dass diese Wochenschrift unbedingt in die Hand jedes gebildeten und nach Weiterbildung strebenden Katholiken gelangen soll.“

(„Offenbacher Volkszeitung“, Nr. 71 v. 26. März 1921.)

„Das Erstarken des religiösen Lebens

in deutschen Landen hat in den weitesten katholischen Kreisen das Bedürfnis nach einer Zeitschrift gesteigert, welche mehr als es die Tageszeitung vermag, das Grundsätzliche herausarbeitet und so in einem gewissen Abstand die Zeitgeschehnisse vom Standpunkte der katholischen Weltanschauung aus wertet. Das Beste, was wir in dieser Beziehung in Deutschland besitzen, ist unzweifelhaft die „Allgemeine Rundschau.“

(„Frankfurter Volkszeitung“, Nr. 83 v. 12. April 1921.)

Dogma und Wahrheit.

Von Dr. P. Heribert Holzapfel O. F. M., München.

Unser katholischer Religionsbegriff ist ein ganz anderer, als der vom modernen Geiste bevorzugte. Religion ist uns nicht eine Erfindung des Menschen, obwohl es zweifellos genug Religionsformen gibt, die vom Menschen selbst ausgebildet sind, Religion ist uns auch nicht eine bloße Funktion des Menschengeistes, sondern Religion ist die Beziehung des Menschen zur absoluten Wirklichkeit Gottes. Diese Beziehung beruht auf Tatsachen, die vom Menschen ganz unabhängig sind, auf der Tatsache, daß Gott der Schöpfer und absolute Herr ist und wir seine Geschöpfe und seine Knechte sind. Bei solcher Auffassung liegt es auf der Hand, daß es nicht dem Menschen zusteht zu bestimmen, wie er des Näheren seine Beziehungen zu Gott regeln will, sondern daß es ganz von Gott abhängt, was er vom Menschen verlangen will, wie der Mensch sein Verhältnis zu ihm zu gestalten hat, mit anderen Worten: welcher Art die Religion sein muß.

Weiter folgt daraus, daß die Religion vor allem Anerkennung der Wirklichkeit ist, Bejahung einer Wahrheit, der Wahrheit nämlich, daß Gott der Herr und wir seine Geschöpfe sind. Die Religion baut sich also nicht auf verschwommenem Gefühle auf, sondern auf klarer Erkenntnis. Ohne diese Erkenntnis, ohne die Anerkennung der Wirklichkeit werden die Beziehungen zu Gott keine den Tatsachen entsprechenden, keine objektiv richtigen sein. Was wir Glauben nennen, ist also nichts anderes als Bejahung der Wirklichkeit, Bejahung der absoluten Wirklichkeit Gottes und seiner Beziehungen zu uns.

Jetzt wird auch das begreiflich, was wir Katholiken Dogma nennen. Kaum ein Wort ist dem in modernstem Geist erzogenen Menschen so verpönt, wie das Wort Dogma. Darum beeilen sich auch die modernen Weltanschauungen fast ausnahmslos, dem modernen Zeitgeist ihre Verbeugung zu machen und ausdrücklich zu betonen, daß sie keinen Dogmenzwang kennen. Der katholischen Kirche kommt so etwas gar nicht in den Sinn. Sie opfert dem Zeitgeist nie, sie will gar nicht modern sein, weil sie aus ihrer langen Geschichte weiß, wie unmodern bald wieder die heutigen Modewahrheiten sein werden. Vielmehr tritt sie hier dem Zeitgeist scharf entgegen und sagt: Moderne Wahrheiten sind keine Wahrheiten. Jede Wahrheit ist ewig, sie ist die Uebereinstimmung unserer Erkenntnis mit der gegebenen Wirklichkeit. Wie diese Wirklichkeit unabhängig von uns besteht, so besteht auch die Wahrheit unabhängig von uns, wir können sie bejahen oder verneinen, aber ändern können wir sie nicht.

Wie jede Wahrheit, so steht auch die religiöse Wahrheit, das Dogma, unabänderlich fest: es kann vom Menschen erkannt und formuliert werden, aber es kann von ihm nicht geschaffen werden. Dogma ist nicht „der Ausdruck frommen Erlebens bestimmter Zeiten und bestimmter Menschen", sondern Dogma ist Anerkennung einer ehernen Tatsache, es spricht aus, was wirklich existiert. Eine Klage über Dogmenzwang ist darum dem überzeugten Katholiken ebenso unverständlich wie eine Klage über die Starrheit der Naturgesetze.

Es braucht daher gar nicht ausdrücklich betont zu werden, daß der Dogmenzwang nach katholischer Auffassung für alle in gleicher Weise gilt, das heißt jeder, der ein Angehöriger der katholischen Kirche sein will, muß das Dogma anerkennen. Gewiß kann der Gelehrte die Wahrheit tiefer, richtiger erfassen als der Ungelehrte, aber die Wahrheit selbst ist für beide die nämliche und die Wahrheit, das Dogma, ist für beide gleich notwendig. Nichts ist dem katholischen Empfinden fremder als die weitverbreitete Meinung: Religion, Glaube, Dogma sei wohl gut für das gewöhnliche Volk, aber die Gebildeten brauchten diese Krücke nicht.

Nein, das Dogma braucht der Gebildete ebenso, vielleicht noch mehr, als der Ungebildete, nicht bloß weil die göttliche Wirklichkeit alles menschliche Erkennen übersteigt, sondern auch weil die Grundlagen der sogenannten natürlichen Religion, die der Menschenvernunft an sich zugänglich sind, von den meisten nicht klar und richtig erfaßt werden. Hierher gehören die Dogmen von der Existenz eines Gottes, von der Substanzialität der Menschenseele, von der Willensfreiheit, der Unsterblichkeit und ähnliche. Die Geschichte der Philosophie lehrt uns, daß auch die größten Denker der Menschheit seit drei Jahrtausenden hierüber keine einheitliche Erkenntnis gefunden haben. Kant hat sogar ein gedankenschweres Buch geschrieben, um zu beweisen, daß unsere reine Vernunft diese Wahrheiten gar nicht finden könne, daß dieselben nur als Postulat der praktischen Vernunft angenommen werden müßten.

Die katholische Weltanschauung läßt diese Behauptung nicht gelten, sie schätzt die Kraft der Vernunft höher ein, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die Wissenschaft über dieses Problem bis heute nicht einig werden konnte. Wenn nun die Gelehrten mit Einschluß der Fach-Philosophen uns keine einheitliche Antwort geben können auf die Fragen nach der Existenz eines Gottes, nach der Unsterblichkeit, der Willensfreiheit usw., wie wäre der gewöhnliche Mann aus dem Volke imstande, sich die Antwort zu geben? Und doch ist eine klare Antwort absolut notwendig, wenn der Mensch sich eine feste Weltanschauung bilden will, eine Weltanschauung, die nicht bloß in Phrasengeklingel besteht. Auf die Fragen: Gibt es einen Gott? Habe ich eine selbständige, geistige Seele? Wird diese nach dem Tode fortleben? Habe ich Willensfreiheit und infolgedessen eine Verantwortlichkeit vor diesem Gott? Auf diese Fragen muß der Mensch mit Ja oder Nein antworten können, sonst bleibt er ein zerrissener, im tiefsten Innern gespaltener Mensch sein Leben lang.

Eine klare, jeden Einwand ausschließende und alle verpflichtende Antwort kann darauf nur das Dogma geben. Darum legt die katholische Weltanschauung so großes Gewicht gerade auf die Dogmen. Und sie betrachtet diese entscheidende Haltung nicht etwa als Schwäche, als Mangel an Geisteskraft und Geistesfreiheit, im Gegenteil! Die modernen Schlagworte „Religion als das Allerpersönlichste darf lediglich von eigenem Wissen abhängig gemacht werden; wer zur geistigen Freiheit kommen will, muß an allem zweifeln, um es durch eigene Denkarbeit wieder zu gewinnen als selbsterworbenen Besitz", solche Worte, Schlagworte überhaupt, machen auf die Kirche keinerlei Eindruck. Sie weiß aus zweitausendjähriger Erfahrung, was der sich selbst überlassene Menschengeist in religiösen Fragen zustande bringen kann, sie weiß zu gut, daß solch unbeschränkter Subjektivismus niemals zu einer vertieften Religion führt, sondern nur zur geistigen Anarchie, wie wir sie heute auf fast allen Gebieten beklagen müssen.

Also Dogmen, klare, feststehende unabänderliche Dogmen hält die katholische Weltanschauung für absolut notwendig. Nun aber zur zweiten Frage: Welchen Inhalt haben denn diese Dogmen, auf denen die katholische Weltanschauung beruht, wie auf unerschütterlichen Pfeilern? Wir können hier unmöglich alle einzelnen Dogmen namhaft machen, aus welchen sich der Bau der katholischen Weltanschauung zusammensetzt, wir müssen uns auf die Zentraldogmen beschränken, die den ganzen Bau tragen und die peripherischen Dogmen ganz beiseite lassen, die mehr zur Abrundung und Vollendung des Ganzen dienen.

Das oberste und wichtigste Dogma bezieht sich direkt auf die Gottheit, auf ihr Dasein und Wesen, soweit es durch erleuchtete Menschengeister aus eigener Kraft ergründet werden kann. Alle diese Erkenntnis faßt die katholische Weltanschauung zusammen in das Dogma: Es gibt einen Gott, der von Ewigkeit her aus sich selbst existiert, als das absolut notwendige Sein, der Ozean alles Seins. Alles was eine Begrenzung, eine Beschränkung bedeutet, müssen wir bei Gott in Abrede stellen, alle Vollkommenheiten ihm zuschreiben, wobei wir uns freilich bewußt bleiben, daß alle diese Vollkommenheiten in Gott zu einer absoluten Einfachheit zusammenfließen, daß wir sie also ihm nicht im beschränkten, menschlichen Sinne, sondern im analogen, eminenten Sinne zuschreiben dürfen. Eine wesentliche Frage aller Weltanschauungen ist dann das Verhältnis der Gottheit zur sichtbaren Welt. Wir sagen da: Gott hat zwar die Welt in freier Allmacht geschaffen, aber er ist nicht identisch mit der Welt, das wäre metaphysisch unmöglich, denn die Welt ist nicht unendlich, weder zeitlich noch räumlich. Und selbst, wenn eine unendliche Zahl von Weltdingen (nicht nur die lediglich gedachte unendliche Zahl der Mathematiker) möglich wäre, könnte Gott doch nicht identisch mit einer solchen Welt gedacht werden, da diese doch immer aus endlichen, stofflichen Teilen besteht, während das Unendliche der Gottheit wesentlich die Verneinung alles Endlichen, alles Stofflichen im ganzen und in seinen Teilen besagt. Darum nennen wir die Transzendenz, das heißt die Wesensverschiedenheit Gottes von der Welt, eine notwendige göttliche Eigenschaft. Aber wir denken uns deswegen Gott nicht außerhalb der Welt, sondern in der Welt, allerdings nicht in dem Sinne, als ob die Welt etwa eine

vorübergehende Teilerscheinung der Gottheit wäre. Das ist nach dem Gesagten ganz unmöglich. Die **Immanenz Gottes** bedeutet vom katholischen Standpunkt aus nichts anderes, als daß Gott allgegenwärtig ist in der Welt, daß er sie erhält und regiert. Damit werden die Eigengesetze der Weltdinge nicht aufgehoben. Gott hat selbst die Naturgesetze mit blinder Notwendigkeit ausgestattet und tastet sie nicht an, so wenig er die Entschließungen der mit Freiheit ausgestatteten Wesen aufhebt. Aber daß die geschöpflichen Dinge überhaupt tätig sein können, das hängt vom fortdauernden Schöpferwillen Gottes ab.

Nur kurz hinweisen möchten wir darauf, daß durch die genannten Dogmen von der Schöpfung, von der Transzendenz und Immanenz Gottes in der Welt die **Freiheit der naturwissenschaftlichen Forschung** in keiner Weise gefährdet wird. Denn diese dogmatischen Wahrheiten liegen ganz außerhalb des Forschungsgebietes der Naturwissenschaft. Nur wenn der Naturwissenschaftler zum Philosophen wird, dann kann er in Widerspruch mit der katholischen Weltanschauung kommen, wie z. B. Haeckel. Die Ehrlichkeit würde es aber verlangen, zu sagen, daß nicht die exakten Ergebnisse der Naturwissenschaften den Gegensatz hervorgerufen haben, sondern die philosophische Auffassung einzelner Gelehrter. In Wahrheit ist es ein Dogma der katholischen Weltanschauung, daß es einen Widerspruch zwischen Dogma und Wissenschaft nicht gibt, gar nicht geben kann, weil Gott in gleicher Weise die Quelle der natürlichen wie übernatürlichen Wahrheiten ist. Tatsächlich ist bis heute noch kein solcher Widerspruch zwischen Dogma und Wissenschaft dargetan worden. Von dem Tage an, wo dies gelingt, ist es um die katholische Weltanschauung geschehen, kein denkender ehrlicher Mensch wird ihr mehr beitreten können.

Was bisher über die Gottheit und ihre Stellung zur Welt gesagt ist, sind nach der katholischen Weltanschauung Wahrheiten, die dem natürlichen Lichte der Vernunft nicht unzugänglich sind, wenn sie auch tatsächlich von vielen nicht gefunden werden. Es gibt aber noch eine andere Wirklichkeit, die weit über unserem natürlichen Erkennen liegt. Man kann diese leugnen, aber als unwirklich, als unvernünftig kann man sie nicht dartun. Im Grunde genommen bedeutet das Leugnen einer solchen Welt dasselbe, wie wenn der Verstand eines Tieres die Existenz der geistigen Welt eines Menschen leugnen wollte. Die Dreifaltigkeit, die Lehre von der Menschwerdung und von der Gnade, das sind Wahrheiten aus dieser höheren Wirklichkeitssphäre; wir nennen sie **übernatürliche Wahrheiten**, die weit unsere natürliche Vernunft übersteigen, die uns nur durch göttliche Offenbarung selbst zugänglich gemacht werden konnten. Es sind Geheimnisse, allergrößte Geheimnisse von wunderbarer Tiefe und Schönheit, aber es sind Wesensbestandteile der katholischen Weltanschauung.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Religio depopulata! Fürwahr, wenn wir sehen, wie heute von Millionen Menschen auch in unserem Lande das Elend ebensovieler Millionen Mitmenschen gewissenlos auf den Gipfel getrieben wird, wie dem Pochen der nahenden Hungersnot sich Herzen und Ohren verschließen, wie so das „andere Gebot, das dem ersten und größten gleich ist“, die Nächstenliebe, selbst von denen mit Füßen getreten wird, die allsonntäglich noch die Kirchen füllen, dann begreift man den Sinn der „entvölkerten Religion“. Mit unendlicher Bitterkeit erfüllt einen der Gedanke, daß solche, die sich „auf dem Boden der christlichen Grundsätze“ zu einer politischen Einheit zusammenschlossen und heute an der Regierungsgewalt Anteil haben, es mitablehnen, einen Finger zu rühren, der flutartig ansteigenden Not zu steuern, und so mithelfen, Hunderttausende von Mitmenschen in Elend und Verzweiflung zu stoßen. Hic Rhodus, hic salta, das müßte auch dem **Katholikentage** gelten, falls er praktische Arbeit dort leisten will, wohin ihn immer wieder gebieterisch der Befehl des Gottessohnes weist, auf dem Gebiete der Nächstenliebe. Die Tat eines Almosens dem Einzelnen gegenüber wird zur Ironie, wenn gleichzeitig mitgeholfen wird, die Not eines ganzen Volkes künstlich zu züchten und denen freiesten Spielraum zu lassen, die sich daran bereichern. Schon blicken viele unsicheren Blickes auf die höheren kirchlichen Organe, denen die Führung obliegt und von denen nicht eine Bitte, sondern ein entschiedenstes „du mußt!“ erwartet wird. Die Tat ist es, was gefordert wird.

Papst **Benedikt XV.**, den die Gewalttat von 1870 in die Mauern des Vatikans verbannt hat, sind heute die Hände gebunden. „Demokratien“, die sich von der Verpflichtung des Gehorsams gegen das Gebot Gottes emanzipiert haben, herrschen nach ihrem Belieben. Aber das bischen Spielraum, das dem Papste noch gelassen ist, nützt er rastlos aus. In seinen persönlichen Ansprüchen von der Einfachheit eines Dorfkurates in den Abruzzen gibt er und gibt, und wo seine Mittel versagen, setzt er die ganze Welt in Bewegung, damit sie einspringe. Der Schmerzensschrei aus dem verhungernden Rußland hat sein Herz aufs tiefste verwundet, schreibt er in einem zur Veröffentlichung bestimmten Briefe an seinen Staatssekretär:

„Es handelt sich um ein bereits aufs höchste von der Kriegsgeißel geprüftes Volk, über dem das Zeichen Christi glänzt und das stets mit Entschiedenheit der großen christlichen Familie angehören wollte. So sehr es auch von Uns durch Schranken getrennt ist, welche lange Jahrhunderte aufgerichtet haben, so steht es Unserem Vaterherzen doch um so näher, je größer sein Unglück ist. Wir empfinden die Pflicht, **was in unserer Armut möglich ist, zu tun**, um den fernen Kindern zu helfen . . . Wir laden Sie ein, Herr Kardinal, die Ihnen verfügbaren Mittel zu benützen, um den Regierungen der verschiedenen Nationen die Notwendigkeit eines raschen und gemeinsamen Vorgehens vorzustellen. . . . Jeder Mensch, der dieses Namens würdig ist, muß die Pflicht fühlen, herbeizueilen, wo ein anderer Mensch stirbt. . . . Wenn heute sich Unser Wort von neuem erhebt, um die Nächstenliebe anzurufen, während der letzte Widerhall Unserer früheren Mahnungen und Bitten noch nicht ganz verhallt ist, geschieht es nur, weil die neuen Leiden groß sind wie das frühere Unheil, ja es vielleicht übertreffen.“

Kaum ist das Echo verklungen, das der Besuch des japanischen Kronprinzen beim Stellvertreter Christi erweckt hat, da meldet sich ein neuer Souverän an, um ihm seinen offiziellen Besuch zu machen: König Ferdinand von **Rumänien**.

Polens neueste Forderung auf kirchlichem Gebiete ist die Abberufung des päpstlichen Kommissars in Oppeln, des Msgr. Ogno-Serra wegen seiner das Vorgehen der Polen verurteilenden Erklärung. Dem römischen „Paese“ zufolge hat tatsächlich der französische Botschafter Jonnart die polnischen Forderungen befürwortet; obwohl jedoch dem Hl. Stuhle zweifellos daran liegen mußte, daß Jonnarts diplomatische Tätigkeit nicht mit einem Fiasko beginne und daher schon der erste Eindruck in Paris ein ungünstiger sei, ist sowohl jenes Begehren wie das, Oberschlesien der Jurisdiktion des Kardinals Bertram zu entziehen, abgelehnt worden. Inzwischen hat Papst Benedikt XV. den polnischen Gesandten Kowalski in Abschiedsaudienz empfangen, dessen Tätigkeit, wie „Corriere d'Italia“ schreibt, sich vorzugsweise im Geheimen vollzog; er habe das große Verdienst, die Konkordatsverhandlungen angebahnt zu haben (die jedoch darüber nie hinausgekommen sind).

Nun hat auch der Apostolische Nuntius in **Paris** dem Präsidenten Millerand sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Msgr. **Cerretti** bezeichnet als Hauptzweck seiner Aufgabe, zur Wiederherstellung des Friedens unter den Völkern beizutragen und der „Friedensmission der Kirche ihre volle Auswirkung zu verleihen.“ Aus Millerands Antwort interessieren die Worte, daß „Frankreich ein Recht habe, zu betonen, daß es für seine den allgemeinen Interessen der Kirche erwiesenen Dienste Anspruch auf das Vertrauen des Hl. Stuhles und auf die Vorrechte besitze, welche die Päpste ihm zuerkannt haben.“ Msgr. Cerretti hat sich auch beeilt, in der „Croix“ die französischen Katholiken zu versichern, er sei nicht nach Frankreich gekommen, „um Politik zu machen, noch auch, um politische Weisungen zu geben.“

Eine lakonische Notiz im „Osservatore Romano“ meldet, Kardinal **Boggiani**, Erzbischof von Genua, sei nach Rom gereist und werde nicht mehr nach seiner bisherigen Residenz zurückkehren. Sein Abschiedsschreiben deutet an, daß die Differenzen zwischen ihm und seiner Diözese ihn zwangen, zurückzutreten. Dieselben liegen zum Teil auf dem politischen Gebiete und sind in jenem Hirtenschreiben zum Ausdrucke gekommen, das die italienische Volkspartei als unkatholisch verwirft.

Die diplomatischen Vertretungen beim Hl. Stuhle haben sich um eine weitere vermehrt, indem **San Salvador** eine Gesandtschaft dort errichtete.

Sein vierzigjähriges Bischofsjubiläum feierte der achtzigjährige Oberhirt von Trier Msgr. **Korum**. Als erster Oberhirt nach dem Kulturkampf zog er in das sieben Jahre ver-

waiste Bistum ein. In vier Jahrzehnten gesegneter Arbeit hat er wieder aufgebaut, was die Verfolgung zerstört, ja darüber hinaus die Kirche zu hoher Blüte gebracht. Zahlreiche Pfarreien sind unter ihm neu gegründet und die Ordensniederlassungen auf über 200 vermehrt. Seine Verdienste hat noch zum 80. Geburtstage der Papst in einem huldvollen Handschreiben gewürdigt; höheres Lob kann ihm nicht gespendet werden. Das ganze katholische Deutschland wünscht dem ehrwürdigen Jubilar noch viele gesegnete Jahre! — Der Papst hat auch Prinz Max von Sachsen, der sein 25jähriges Priesterjubiläum beging, zu seinem Hausprälaten ernannt. — Kardinal Gibbons hat in dem bisherigen Bischofe von Sant Agostino in Florida Msgr. Curley einen Nachfolger erhalten; zum Bischofe von Toledo (Ver. St.) wurde Msgr. Stritch ernannt. Gleichzeitig kommt die Meldung vom Ableben des Bischofs Koudelka (in der Diözese Budweis geboren) und des Bischofs Mac Donnell von Brooklyn.

Das im Jahre 1221 gegründete, in der Reformation untergegangene Dominikanerkloster zu Oxford durfte am Tage seiner Gründung, am 15. August, wiedererstehen. Die Rückkehr des Predigerordens nach dieser Stadt und Stätte der Wissenschaft ist ein für die katholische Kirche Englands bedeutsames Ereignis und demgemäß vom Hl. Vater in einem besonderen Schreiben an den englischen Dominikanerprovinzial gewürdigt worden.

Die Katholiken der Schweiz hielten am 26. Juli in Freiburg ihren ersten Missionskongreß unter dem Ehrenschutz des Bischofs Besson. Prälat Kirsch leitete ihn. P. Hilarin Felder O. M. Cap. besprach die Bedeutung der Missionsenzyklika „Maximum illud“, während Missionssekretär Höfliger den Nachweis erbrachte, daß der Anteil der Schweiz am katholischen Missionswerke durchaus nicht so geringfügig ist, wie es infolge des bisherigen Mangels an Zusammenfassung der Kräfte mochte geschienen haben. — Australien hat den deutschen Missionären nunmehr mitgeteilt, daß ihnen die Rückkehr in die ehemals deutschen Südseeinseln gestattet sei. — Der Kindheit Jesu-Verein veröffentlicht soeben seinen Jahresbericht; erfreulicherweise befolgt er nicht die Lyoner Gepflogenheit, die deutschen Leistungen zu verschweigen. Seine Gesamteinnahmen betrugen 8,001,441 Frs. (gegen 6,984,329 im Vorjahre). Deutschland steuerte 4,292,000 Mk. (gegen 3,194,558 Mk.) bei, woran Bayern mit 914,087 Mk. beteiligt ist.

Aufruf gegen die Entrechtung der Schwachen und Hilflosen.

Von Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen, München.

Durch das Reichsmünzgesetz vom 1. Juni 1909 wurde für das Deutsche Reich die Goldwährung gesetzlich zusammenfassend genauestens verankert. Das gesetzliche Zahlungsmittel, die deutsche Mark, wurde mit etwas mehr als 1/3 Gramm Gold an innerem Wert festgesetzt. Die vom Staate als mündelsicher erklärten Wertpapiere lauteten auf solche Mark. Schuldverhältnisse wurden durch Hingabe solcher Goldmark begründet. Selbstverständlicher Vertragsinhalt war die Rückgewähr des gleichen Wertes, ungeachtet ob es sich um Pfandbriefe, Hypotheken, Sparkassenguthaben oder Lebensversicherungsverträge handelte. Mündelgelder mußten und müssen heute noch in solchen festverzinslichen Anlagen sichergestellt werden. Wer nicht im Genusse einer Sozialversicherung war, sorgte für sein eigenes Alter und für etwaige bedürftige Angehörige durch Anlage seiner Ersparnisse in diesen mündelsicheren Werten.

Durch Reichsgesetz betreffend Aenderung des Münzgesetzes vom 4. August 1914 und durch Reichsgesetz betreffend die Reichskassenscheine und die Banknoten vom 4. August 1914 hat das Reich die Axt an diesen Zustand der Rechtssicherheit gelegt. Vom 4. August 1914 ab war niemand mehr gesetzlich verpflichtet, seine auf Mark lautenden Schulden in Gold zu bezahlen, weder das Reich selbst, noch der Hypothekenschuldner, noch die Hypothekenbank für ihre ausgegebenen Pfandbriefe, noch die Sparkasse, noch die Lebensversicherungsgesellschaft. Heute stehen wir vor den katastrophalen Folgen dieser Reichsgesetze. Alle die genannten Kapitalforderungen haben gegenwärtig, am internationalen Geldmarkt gemessen, nur mehr 1/20 ihres früheren Wertes. Die übrigen 19/20 hat das Reich bereits durch die Tätigkeit seiner Notenpresse wegbesteuert. In Oesterreich ist gar nur mehr 1/200 des früheren Wertes vorhanden. 199/200 sind auf die gleiche Weise enteignet.

Das Wesen einer Steuer ist die gerechte Verteilung auf die Schultern der Allgemeinheit. Ist dies bei der Geldentwertung durch die staatliche Notenpresse der Fall? Es wäre der Fall, wenn die Entwertung nur das Papiergeld beträfe. Man hat aber dieses Papiergeld zum gesetzlichen Zahlungsmittel gemacht. Schuldsummen, welche auf eine feste Summe Mark lauten, können also jederzeit mit dem schlechten Papiergeld zurückbezahlt werden, während Grundbesitz, Aktien, Betriebe mit Gebäulichkeiten und Maschinen, überhaupt alle Sachwerte ihren inneren Wert behalten haben. Sie sind also der Vermögensentziehung vorerst entgangen. Diese hat nur diejenigen betroffen, für welche eigentlich besondere Schutzmaßnahmen am Platze gewesen wären, die Witwen und Waisen, überhaupt die Arbeitsunfähigen und Hilflosen, da deren ganze Existenz auf den festverzinslichen „mündelsicheren“ Anlagen gegründet ist. Derselbe Staat, der noch seine Kriegsanleihen für mündelsicher erklärte und bis heute noch keine Vorsorge für anderweitige mündelsichere Anlagemöglichkeiten getroffen hat, arbeitet täglich mit Hochdruck durch seine Notenpresse an der immer weiter schreitenden Entwertung und Untergrabung der Mündelgelder.

Während der Arbeiter, der Angestellte, der Beamte in einem gewissen, der allgemeinen Verarmung des besiegten Vaterlandes entsprechenden Abstand vervielfachte Löhne und Gehälter beziehen, während die Aktienbesitzer an der Börse für ihre Aktien das der Geldentwertung entsprechende Vielfache an Geldzeichen erhalten, während der Geschäftsmann sich der Geldentwertung anpaßt, ja sogar daraus vielfach riesigen Nutzen zieht und ihn in seiner Bilanz durch Abschreibungen, Einsetzen von Geschäftsunkosten, Instandsetzungen usw. verschwinden läßt, geht die Notenpresse täglich weiter auf Kosten der Schwachen und Hilflosen, deren unsagbares Elend heute noch nicht so in die Augen fällt, weil ihre Kleider aus besseren Tagen noch nicht ganz aufgebraucht sind, weil sie den Vermögensstamm noch nicht ganz aufgezehrt haben und weil noch eine gewisse Spannung zwischen der Kaufkraft der Mark im Inland und auf dem Weltmarkt vorhanden ist, welche aber naturnotwendig eines Tages verschwunden sein wird. Diese Lage der sog. Kleinrentner ist weit furchtbarer als die Lage der Staatspensionäre und Sozialrentner, bei denen es technisch ebenso leicht möglich ist und zum Teil schon durchgeführt wird, ihre Bezüge entsprechend zu vervielfachen wie bei den Beamten, Angestellten und Arbeitern.

Der geschilderte Betrug an den Schwachen und Hilflosen rührt davon her, daß der Staat schon längere Zeit tatsächlich bankrott ist, diesen Bankrott aber in der geschilderten Weise verschleiert und auf die Schultern seiner schwächsten Staatsbürger abwälzt, die sich nicht helfen können. Was ist demgegenüber vom Staate, insbesondere von den christlichen und gerecht denkenden Staatsmännern und Volksvertretern zu verlangen? Zunächst augenblickliche Stillegung der Notenpresse. Denn mit jedem Tage des Notendrucks vergrößert sich das den Kleinrentnern angetane Unrecht. Ferner ist zu fordern ein gerechter Ausgleich zwischen dem Besitz, welcher von der 19/20 Besteuerung nicht ergriffen wurde und den bereits Entrechteten. Die schüchternen Versuche der neuen Steuergesetzentwürfe sind von einem solchen Ausgleich weit entfernt. Es ist nicht Aufgabe dieser kurzen Skizze, zu untersuchen, ob die Zusammenlegung unseres heutigen Geldes im Verhältnis von 20 : 1 mit gleichzeitiger Sicherstellung einer soliden Deckung der richtige Weg ist, oder ob und wie der bisher verschont gebliebene Besitz zum Ausgleich heranzuziehen ist. Die Reichsfinanzpolitik ist bereits derart verfahren, daß der eine Weg ebenso viele fast unüberwindbare Härten besitzt, wie der andere. Solange aber jenes Ziel nicht erreicht ist, daß kein Stand und keine Bevölkerungsklasse über das durch die allgemeine Verarmung gebotene Maß hinaus geschädigt ist, muß für die zurzeit Entrechteten absolute Steuerfreiheit verlangt werden. Die Steuerermäßigungen für die sog. Kleinrentner, wie sie bisher im Reichsnotopfergesetz und in den Vermögenssteuergesetzen, auch in den neuen Entwürfen, vorgesehen sind, sind geradezu ein Hohn, wenn man bedenkt, daß man diesen 19/20 ihres Vermögens und ihrer Existenz vor allen anderen voraus enteignet hat und täglich durch die Notenpresse an der weiteren Entwertung ihres Vermögens arbeitet. Für die christlichen Staatsmänner und Volksvertreter ist es sittliche Pflicht, der oben dargelegten Entwicklung Einhalt zu gebieten. Kein noch so üppiges Steuerbukett kann befriedigen, welches nicht den großen leitenden Gedanken des Ausgleiches für die bis jetzt vom Staat Entrechteten in sich trägt.

Berghollunder.

O Berghollunder! Ich liebe so sehr
Deine glühenden Reifezeiten
Wenn über der Heide purpurnes Meer
Die ersten Engel des Todes schreiten.
Die ersten Engel! Die Nebel der Nacht
Und die mit den brennenden Sonnenpfeilen,
Und die mit den Schwingen der ewigen Macht
Als sengender Föhn und als Sturmwinde eilen.
Und die mit dem heiligen Vollmond nahn
Die weissen Boten der Scheidewege!
Den Herbstzeitlosen im Wiesenplan
Oeffnen den Kelch sie im Blättergehege.
Und die so leise und heimlich gehn
In Herbstes Kühle der Morgenstunde
Zu deren Füssen in Fluten wehn
Die gelben Blätter der Sterbekunde.
Dann ist Vergängnis noch keine Qual.
Ist glutvoll und selig, wie Liebesverlangen
Wenn über das gottgesegnete Tal
Die ersten Engel des Todes gegangen.

M. Herbert.

Reise-Tagebuch-Blätter.

Von Juliana von Stockhausen.

Bis gegen Gran kroch Sumpfland grau mit schleppenden Säumen zur Rechten und Linken der Donau. Auf Sandbänken hockten seltsam gefiederte Kormorane, die mit jähem Flügelschlag aufstiegen, wenn die großen Schiffswellen heranrollten. In allen Weiten spannte die bleierne Strömung des Flusses, am Horizonte schien sie eins zu werden mit einem müden und schwermütigen Himmel, der sich über Silberweiden randete. Endlose Wälder, endlose Wasser, endlose Wolken. Alles wild und doch traurig, alles giftig wie Atem eines Fiebernden. Drüber hin peitschte Wind die Wellen zu boshaften Wirbeln. Nirgends Türme oder friedlich umhegte Häuser. Nach Stunden nur huschte irgendwo eine elende Bretterhütte und am Strande standen Rinder und Pferde ebenso traurig, ebenso unbewegt wie alles rundum.

Dann kam Gran. Die Wälder blieben zurück, duckten sich, wurden eingeschluckt von Wellen und Wolken. Berge stiegen empor, weichlinig, fast heiter. — — — — Und siehe da, die Trübheit des Himmels wich. Bläue webte um den späten Nachmittag. Alles wurde klarer, wurde frischer und voll Leben.

„Gran" sagte eine Stimme mit der seltsamen Süßigkeit ungarischer Sprache, „Gran". Und dort stieg er empor, jener seltsame, herrliche und kühne Bau der Kathedrale, die mit einer unvergleichlichen und einzigartigen Sicherheit in die Landschaft gebaut ist. Grau mit violetten Schatten wuchsen die riesigen Quadern empor. Mächtig erhoben sich die Kuppeln, hingeschmettert wie ein Symbol sieghaften Lebens.

Das Schiff glitt weiter, noch einmal wurden die Berge steiler, dann ebbten sie ab. In flacher Ebene lag Waizen. Kaum flog das Seil um die Landungsbrücke, drängen schon Weiber und Kinder an Bord. Wirr, doch melodisch rollten fremde Laute, unglaublich schnell hingesprudelt, gedeutet, gehandelt. Kinder, pechschwarz, große Ringe in den Ohren und nichts mehr als Fetzen am Leibe, liefen umher, boten Erdbeeren, Kirschen, türkischen Honig und Lilien. — Ja, ganze Lasten weißer, goldfädiger Lilien, die die wollüstige Süße ihres Duftes schwer über die abendkühle Luft breiten. — Vorbei glitt Waizen, letzte Farben von Häusern und Fahnen verschwanden.

Ein Landhaus tauchte auf. Am Ufer stand scharf die Silhouette einer schlanken Frau. Ihr Kleid wehte im Wind. Lichter standen fern über Wasser und Weite. Vom Himmel floß glattes Gold, floß Scharlach und Violett, das in der Flut blitzte und erglänzte wie Edelsteine.

Immer mehr Lichter tanzten heran, warfen sich in die Schwärze des Stromes, tauchten empor, versanken, kamen wieder.

Budapest ist nahe.

Auf Deck schrien heiße Stimmen, begeisterte Hände winkten dem ersehnten Ziel. Lilien schwankten in allen Armen, goldfädig und berauschend.

Das Wasser strudelte jäh um die starken Konturen des ersten Brückenbogens. — Links lag das Parlament. Düster schob sich die gigantische Front aus dem Wasser empor in die Höhe der Nacht. Gramvoll beinahe, in finsterem und gequältem Stolz erhob sich die Kuppel. Irgendwo ist ein erleuchtetes Portal und Helle zuckte schmerzhaft über Säulen empor. — Es sind ja noch keine zwei Jahre und im Keller des Parlaments verröchelte letzte Qual bis zum Wahnsinn Gefolterter. Wie sich das in Hirn und Herz bohrt — wie das Flöre wirft über die Lichter der abendlichen Stadt. Ein Abgrund reißt sich auf in der enthüllten Bestialität des Blutes. Hier wirbelte das Wasser zerstückte Leiber, trank letzte Verzweiflung, stillte furchtbarste Hoffnungslosigkeit vor nicht zwei Jahren.

Am Hafen tobte und tollte Lachen, Schreien, Plaudern, Fluchen. Auf und ab die ganze unendliche Skala ungarischer Laute. Braune Gesellen waren an Bord, ehe die Landungsbrücke sank.

„Horda — Horda — Horda". — Unglaublich flinke, aber ebenso schmutzige Hände reckten sich nach den Koffern. Wieder sind Kinder da. Irgendwo rollten sie am Boden wie junge Katzen. Weiber mit fettem Schwarzhaar und Tüchern über schlaffen Schultern schoben Kopf an Kopf. Automobile und Wagen überstürzten sich. Und dies Geschrei, das doch nicht Lärm ist, sondern wilde Melodik.

Prachtvoll schön sind sie, diese braunen Burschen mit ihren schmalen Lippen, den feinen Nasen und den dunklen Augen. Alles Rasse, alles Nerv. Und wieviel Stolz in ihnen ist! Es ist eine königliche Geste, mit der der Kutscher sagte „Die Burg!" Und seine Peitsche wies über die Breite des Stromes, wo sich schwarz in schwarz monumentale Wucht architektonischer Kunst aufbaute.

Zigeunermusik klang durch die getäfelte Wölbung des luxuriösen Speisesaales. Blumen standen überall und schöne Frauen verbreiteten die Begnadigung ihrer Schönheit. Wir hoben schlanke Gläser mit Ungarwein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kühl und frisch tanzte die Bläue des Morgens empor Das Wasser war grün von Silber gesprenkelt. Ein Matrose stand am offenen Kajütenfenster. Ein anderer umschwamm mit langen Sätzen das Schiff. Wenn er den Kopf hob, sprangen Tropfen silbern zurück. Ein Mönch schritt bloßfüßig vorüber. Landleute lagen längs der Straßen neben ihren Körben voll glänzender Kirschen, Erdbeeren und Kartoffeln. Der Geruch frischgebackenen Brotes drang würzig aus allen Bäckerläden.

An der Kirchentür häuften sich Lilien zu lockeren Bergen, eine Alte feilschte geifernden Mundes.

Elegante Weltdamen gingen durchs Portal. Selten, daß der Kavalier ihnen nicht die goldfädige Lilie reichte. Kaum eine Stunde später flitzte ihr girrendes Lachen über den Korso, wo der Taumel reizender Farben, mit entzückender Sicherheit getragen, das Auge berückte.

Am Abend fuhren wir hinaus in eines der großen Kabaretts. Am Ende einer langen Straße standen Säulen. Im Näherkommen lösten sich die Konturen vom rosig grauen Himmel. Es war das Siegesdenkmal. Ein Halbrund griechischer Säulen, in der Mitte geöffnet. Davor kühn und adelig die Göttin des Sieges. Rein und stark leuchtete in der Höhe des Himmels die Bronze machtvoller Wagenlenker zur Rechten und Linken des Rundes.

Es ist ein großes und elegantes Lokal; aber es ist fast leer. „Warum?" Wir fragten den Kellner. Der zuckte die Achseln. „Man ist schlicht geworden, Herr — und sparsam bei uns!" Er lächelte. „Aber sie werden trotzdem zufrieden sein, allergnädigste Herrschaften!"

Es ist wahr, man ist moralisch geworden in Budapest, weil man arbeitet. Es gibt nur wenig Geld, da der Staat seit Ostern die Notenpresse eingestellt hat, um nicht Gelder drucken zu lassen, für die man keine Deckung hätte. Heute ist in Budapest alles auf ein Ziel gestellt: Emporkommen durch eiserne Arbeit. Arbeit nach außen und innen. Und man kommt empor! Wie ein starker elektrischer Strom geht der Wille zur Größe durch die Stadt, der sie ganz erfüllt mit Leben und Kraft.

Auf der Bühne schwirren entzückende Laute! Kokette Tänzerinnen tragen Lilien in beringten Händen — Lilien! Ich frage den Kellner um den Sinn der Worte. Wieder lächelte

er — sie haben alle diese entzückende Art, zu lächeln — „Pardon, Gnädigste — wenn Gnädigste nicht verstehen, haben Sie mehr, als wenn Sie verstehen —". Und dann verbeugte er sich und fügte schnell hinzu: „Es würde langweilen! Ich bitte tausendmal um Pardon, wenn ich indiskret war — küsse die Hände —". Es war schon nichts mehr als ein Schatten.

Diese unendlich feine Liebenswürdigkeit ist ungarisch. Man fragt einen Menschen um den Weg — er wird sofort mitgehen oder, wenn ihm dies nicht möglich ist, sich entschuldigen. Er wird einen andern rufen, gewiß, es ist eine Ehre, ein Vergnügen.

Nirgends entsteht ein Unwillen, wenn die elektrischen Wagen überfüllt sind. Worum auch Unwillen? Es wird schon Platz geben. Nirgends sind Maßregeln, dies oder das ist verboten, alles geht von selbst. Man denkt selber, weil man nicht die Zeit und das Geld hat, andere für sich denken zu lassen.

(Schluß folgt.)

Kösel & Pustet.

Ein Spiegelbild der Literatur und Kultur der deutschen Katholiken.

Von E. v. Branca.

Je mehr eine gewisse materialistische Presse und Verlegerschaft ihre Leser mit sensationellen und den niederen Begierden schmeichelnden Büchern speist, um so mehr verlangt der denkende Teil unseres Volkes nach gesunder geistiger Nahrung. Leider sind es nicht eben die Kreise, die das meiste Geld haben; und ein Verlag, der daran festhält, nur wirklich gute und gediegene Literatur herauszugeben, an der das geistige Leben unseres Volkes wieder gesunden kann, hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, über die nur der Eifer für die gute Sache ihm hinweghilft. In der Erkenntnis, daß durch Zusammenschluß diesen Schwierigkeiten eher zu begegnen und eine bisher unerreichte Wertarbeit zu leisten ist, haben zwei der größten katholischen Verlagsfirmen sich vereinigt: Joseph Kösel in Kempten und Friedrich Pustet in Regensburg. Die beiden Firmen, die schon jede für sich einen hohen Ruf genossen, ergänzen sich auf das Glücklichste und stellen in ihrer Gemeinschaft zweifellos den Höchststand der katholischen Büchererzeugung dar. Ihnen haben sich angeschlossen der J. J. Lentnersche Verlag und der Isaria-Verlag, beide in München, und der Norbertus-Verlag in Wien.

Die beiden Hauptstellen, die Verlagsabteilung Kempten und die Verlagsabteilung Regensburg, entsprechen den beiden großen Linien, die es für das katholische Verlagswesen in Deutschland geben muß: die erste der täglich ringenden Auseinandersetzung mit der Gegenwart und ihren Fragen, mit Wirkung auf das aktuelle Geistesleben in Wissenschaft und Literatur, die zweite dem ruhigen katholischen Bewußtsein im deutschen Geist mit Verankerung in den konservativen Grundlagen des katholischen Wesens (Liturgie, Theologie).

Die Regensburger Missalien und Breviere haben allmählich die Welt erobert und trotz aller Anstrengungen der französischen und amerikanischen Verleger, sie aus den romanischen und angelsächsischen Ländern zu verdrängen, ihren ersten Platz behauptet. Der Heilige Stuhl erkennt sie als die gültigen an, weil deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit sich so leuchtend in ihnen bewährt, daß auch nicht ein Buchstabe falsch ist, nicht ein Komma am unrechten Orte steht. Die Regensburger buchgewerblichen Werkstätten sind in ihrer ganzen Anlage das technisch Feinste und Vornehmste, was das Druckerei-Gewerbe kennt. Als sei aus der klösterlichen Buchkunst, der sie ihre Vorbilder entnehmen, auch die fromme Sorgfalt der Schreiber-Mönche auf sie übergegangen, denen ihre Arbeit Gottesdienst war, so fehlerlos schön ist jeder Buchstabe geschnitten, so wunderfein sind die Initialen und Bilder gezeichnet, so prunkvoll feierlich sind die Einbanddecken der Altar-Missalien aus getriebenem Silber, aus reich geschnitztem Elfenbein, aus eingelegtem Leder.

Aber diese liebevolle Sorgfalt für alles, was dem Gottesdienste angehört, verschmäht über den großen Aufgaben auch die Ausgestaltung des Kleinen nicht. Viele tausende Pustetscher Breviere sind in der Hand der Priester; jeder deutsche Katholik kennt die Pustetschen Gebet- und Andachtsbücher mit ihren gediegenen Texten. Als ein Juwel der Gebetbuch-Literatur nach Inhalt und Ausstattung sind soeben die „Deutschen Herz-Jesu-Gebete des 14. und 15. Jahrhunderts" von P. Karl Richstätter S. J. erschienen, die mit unendlichem Fleiße und feinstem Verständnis ausgewählte Schätze alter Klosterhandschriften darbieten — ein Buch von kulturhistorischem Werte, das weit über die katholischen Kreise hinaus geschätzt wird. Einen Ehrenplatz in vielen tausenden katholischer Häuser nimmt Otts prächtig ausgestattete „Legende von den lieben Heiligen Gottes" ein, von der die 32. Auflage erschienen ist. Zahlreiche Werke dienen dem Priester zur immer tieferen Erfassung seiner Berufspflichten, so das neue Büchlein von Kunz über „Die katholische Krankenseelsorge". Reichhaltig ist die aszetische Literatur vertreten: ein Buch von Imle über „Die katholischen Orden", das demnächst erscheint, wird das zusammenfassende Werk über dieses Thema sein, das bisher gefehlt hat.

Damit sind wir zu den theologisch-wissenschaftlichen Werken übergegangen, von denen Joseph Grimms berühmtes siebenbändiges „Leben Jesu" jedem gebildeten Katholiken bekannt sein sollte. Die beste Widerlegung des Materialismus ist Holzapfels „Christliche und monistische Weltanschauung"; und Rosts prachtvolle Zusammenstellung „Die katholische Kirche nach Zeugnissen von Nichtkatholiken" möchte man in die Hand jedes Katholiken und Protestanten wünschen.

Das große Bibelwerk von Hetzenauer ist für die wissenschaftliche Welt ebenso wichtig, wie für das Volk die dreibändige Bibel von Allioli-Arndt, die einzige vom apostolischen Stuhl approbierte deutsche Bibelübersetzung. Auch die kleine Ausgabe der Eckerschen Bibel und die Volksbibel von Heilmann tun das ihre, um dem vom Heiligen Stuhl und von allen Bischöfen empfohlenen Studium der Bibel den Weg zu bereiten.

Die wissenschaftliche Theologie pflegt auch die J. J. Lentnersche Verlagsabteilung. Die von dem jüngst verstorbenen Theologen Professor Dr. Knöpfler herausgegebenen „Veröffentlichungen aus dem kirchenhistorischen Seminar München" (Studien zur Kirchengeschichte) haben, neben anderen theologischen Werken, den Namen des Verlages in der wissenschaftlichen Welt längst zu einem wohlbekannten gemacht. Nicht weniger bedeutend ist der kunstgeschichtliche Verlag, aus dem besonders hervorzuheben ist Dr. Ernst Konrad Stahls reich illustriertes ikonographisches Werk „Stilwandlungen der Graphik durch 2 Jahrhunderte dargestellt an der Christophoruslegende".

Vor allem finden aber die wissenschaftlichen Werke des katholischen Geisteslebens in der Verlagsabteilung Kempten (Kösel) ihre Stätte. Da ist von theologischen Werken zuerst Esser-Mausbachs umfassendes Werk „Religion — Christentum — Kirche". Die „Bibliothek der Kirchenväter" stellt mit ihren bisher 39 Bänden ein einzigartiges Ehrenmal für die größten Persönlichkeiten aus der Frühzeit des Christentums dar und ein unvergleichliches Väterarchiv für alle Kinder unserer Kirche.

Besondere Pflege widmet die Verlagsabteilung Kempten der Philosophie. Die „Philosophische Handbibliothek" wird, wenn ihre 14 Bände abgeschlossen vorliegen, einen umfassenden Ueberblick aller Gebiete der Philosophie geben, wie er in dieser Art überhaupt noch nicht vorhanden ist. Jeder Band ist einem besonderen Gebiete gewidmet; bisher liegen vor: Band I, Endres: Einleitung in die Philosophie; Band II: Sawicki, Geschichtsphilosophie; Band III/IV: Schwertschlager, Philosophie der Natur; Band V: Lindworsky, Experimentelle Psychologie. Jeder der Namen bürgt schon für die wissenschaftliche Höhe und Objektivität des Werkes, und doch geben alle ein großes Ganzes, zusammengehalten durch die katholisch-idealistische Weltanschauung und durch die auch dem Laien verständliche Darstellung, der doch die wissenschaftliche Tiefe nicht geopfert wird.

Zu den Büchern der Weltweisheit, vielleicht sogar der Gottesweisheit, gehört auch Else Hasses wundervolle Auslegung von „Dantes Göttlicher Komödie", deren nächstens erscheinende 3. Auflage die schönste Festgabe zu dem Dante-Jubiläum dieses Jahres ist. Sie will keine gelehrte Würdigung dieses gewaltigsten Epos der Weltliteratur sein: das Ewige und das Lebendige in ihm, seine tief menschliche und zugleich religiöse Idee will sie herausheben.

Eine Einführung in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und praktischen Lebenskunde bezweckt die Sammlung Kösel, die bisher 91 Bändchen umfaßt. Sie zeichnet sich aus durch streng wissenschaftliche Grundlagen, die durch die Auswahl ihrer Mitarbeiter verbürgt sind, und durch die leichtfaßliche Form und die straffe Zusammenfassung, die dem Laien einen zuverlässigen Einblick in jedes Wissensgebiet ermöglicht. Zwischen dem 1. Bändchen, Hertlings „Recht — Staat — Gesellschaft" und den letzten beiden Doppelbänden 88/89 90/91, Seppelts „Papstgeschichte", ist ein reicher Schatz von Wissen aufgespeichert.

Besondere Pflege empfängt auch, ihrer Wichtigkeit für das Volkswohl entsprechend, die Pädagogik, sie hauptsächlich von der Lehrmittelabteilung des Verlagskonzerns, dem früheren Isaria-Verlag. Er hat im Anschluß an die führenden Köpfe der Münchener katechetischen Schule das veraltete System im Religionsunterricht durchbrochen, die alten, unverständlichen Bibelbilder durch prächtige Darstellungen von Fugel und stark konturierte Bilder von Schuhmacher ersetzt, die dem kindlichen Geiste ein lebendiges Bild der heiligen Gestalten unverlöschlich einprägen.

Auch auf belletristischem Gebiete kann die katholische Welt stolz sein auf die Auswahl, die ihr größter reichsdeutscher Verlag bietet. In den vereinten Katalogen ist nicht ein Buch, das lediglich seichter Unterhaltung dient, nicht eines, das nicht im Dienste einer großen sittlichen Idee steht. — Die drei Frauen — um nach guter alter Sitte den Damen den Vortritt zu lassen — Enrica von Handel-Mazzetti, Ilse von Stach und Juliana von Stockhausen zählen ohne Zweifel zu den bedeutendsten weiblichen Schriftstellern überhaupt. Enrica von Handel-Mazzetti gilt unwidersprochen als eine der Größen unseres Schrifttums, von gleicher Meisterschaft in der Schilderung von Zeitzuständen wie in der Menschendarstellung. Daß sie ihr starkes, männliches Können zur höheren Ehre Gottes einstellt, gibt ihrem Werke noch über seinen Kunstwert hinaus die Erhabenheit eines Bekenntnisses. Die Gestalten, die sie geschaffen, prägen sich unvergeßlich ein: Erzherzog Karl, der „Deutsche Held", Bruder Meinrad Helmperger und sein kleiner Schützling — die arme Dulderin Margaret; die ganze Liebe ihrer Seele aber muß ausgeströmt sein über Stephana Schwertner, um diese junge,

von Versuchung unberührte Heilige mit so viel menschlicher Anmut und mädchenhafter Heiterkeit zu umkleiden. „Stephana Schwertner" ist wohl ihr gewaltigstes und ergreifendstes Werk; „Jesse und Maria", das eben im 74.—79. Tausend erscheint, hat mit Recht ihren Ruhm begründet.

Auch Juliana von Stockhausen ist eine Meisterin in der Kunst, Menschen- und Kulturepochen lebendig werden zu lassen. Ihr jüngster, noch in Druck befindlicher Roman „Die Lichterstadt", steht noch weit über den beiden früheren: „Das große Leuchten" und „Brennendes Land". Er entrollt in einer Sprache, die von Leben förmlich sprüht, Bilder aus den Landsknechtlagern und von den Fürstenhöfen der Renaissance, vom Reichstag zu Worms und aus deutschen Ritterburgen. Ihr Frundsberg aber ist eine der wundervollsten deutschen Männergestalten, die je ein Dichter geschaffen hat, dieser Landsknechtführer, der seine aufrichtige, treue und reine Seele, die doch in einem zeitecht derben Körper steckt, der Lichterstadt entgegenträgt.

Ganz anders geartet ist das Schaffen Ilse von Stachs. Ihre Meisterschaft besteht in der psychologischen Feinkunst, mit der sie Entwicklung des Seelischen schildert. Immer ist es das Zurückfinden zur Kirche, aus dem Abfall zum Luthertum in den „Sendlingen von Voghera", oder aus überheblichem Unglauben in „Haus Elderfing" und in ihrem neuen, im Hochland erschienenen Roman „Non serviam", der das Problem des Gottsuchers in moderne Literatenkreise hineinträgt. Hoffentlich kommt das interessante Werk bald in Buchform heraus! Gleich bedeutungsvoll an Gehalt und Sprachkunst stehen neben den Romanen die religiösen Gedichte „Missa poetica" und „Requiem" und die drei Dramen „Der Heilige Nepomuk", „Genesius" und die seltsam ergreifende „Griseldis".

Ein Künstler von vielseitiger Begabung ist Peter Dörfler, der zuerst als Heimatdichter einen Namen gewann. Sein packendstes Werk ist „Judith Finsterwalderin", auch die Geschichte einer Heiligen, aber eines herbstolzen Weibes, das durch viele Irrungen und Versuchungen hindurchgeht, ehe das Elend ihrer Vaterstadt sie zur selbstüberwindenden Helferin werden läßt. Eigenartig und von Geheimnissen umwebt sind die beiden so verschiedenen Geschichten zweier Knabenseelen, der schwäbisch-heimatliche „Roßbub" und der Campagna-Roman „Die Berberin". Vielleicht das schönste und warmherzigste Buch, das der Krieg hervorbrachte, ist „Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich". „Neue Götter" ist ein feingeistiges Gemälde vom Untergang der hellenistischen Philosophie und dem Aufstiege des Christentums.

Die anderen Schriftsteller des Verlages sind nur an Zahl ihrer Werke, nicht an Wert Dörfler unterlegen. Da ist Karl Linzens „Marie Schlichtegroll", zart und poesievoll, wie die Gestalt der jungen Hellseherin selbst, und wieder geistreich und gedankentief, wie die Gespräche der „Akademie" an Bord des Südamerikafahrers. Da ist Leo Weismantels Rhönroman „Mari Madlen", ein atemraubendes Buch, düster und gewitterschwer wie die Sagen, die darin verwoben sind. Da sind Hans Roseliebs Gegenwartsromane „Der Erbe" und „Die Fackelträger", die modernste sozialistische Ideen in Auseinandersetzung mit dem Christentum zeigen — der zweite spielt während der Revolution im Ruhrgebiet. Und da ist endlich, ein rechter Gegensatz zu den vorigen, „Hans Heiner Roseliebs ewiger Sonntag" von Heinrich Schotte, ein wunderfeines, weltfernes und doch weltfrohes Buch voll Heimatliebe und Wandersehnsucht, voll Sonne und Klingen.

Unter all diesen Büchern ist wohl keines, das nicht auch den künstlerisch-anspruchsvollen Leser befriedigt. Dafür stellen sie ihrerseits Ansprüche an den Geist. Es gibt aber einen weiten Kreis lesehungriger Menschen, die, von des Tages Arbeit ermüdet, nach gediegenem und gesundem Lesestoff verlangen, der die Seele mühelos erhebt und erquickt oder anregende Bilder aus Geschichte und Kultur ferner Zeiten bietet, ohne Kenntnisse vorauszusetzen. Ihnen bietet die Verlagsabteilung Regensburg eine so reiche Auswahl vorzüglicher Bücher, daß nur eine kleine Zahl von Beispielen angeführt werden kann. Da ist vor allem Rabors prächtiger „Bergpfarrer", der mit feiner Charakteristik und dramatischer Wucht Niedergang und Rettung eines armen Bergdorfes schildert, Schrott-Fichtl's kernechter Tiroler Roman „Der Spatz am Joch" und Haindls köstlicher „Dorflump". Da sind zwei Erinnerungsbücher: Wiesers „Am Freitisch des Lebens"; in dem der Greis mit dem feinen Humor des abgeklärten Alters auf seine Schulbubenjahre zurückschaut, und Haindls Jubelbüchlein „Lieder und Leben", Bilder aus seiner Jugend und aus einer gesegneten Tätigkeit als Geistlicher. Außerdem wird das Beste und Geeignetste aus fremden Sprachen in trefflichen Uebersetzungen dargeboten: Bensons spannender Zukunftsroman „Der Herr der Welt" und seine religiös-psychologische Erzählung „Ein Durchschnittsmensch", Chestertons „Priester und Detektiv", eine Folge von Novellen, die trotz Conan Doyle zu den besten und sicherlich eigenartigsten Detektivgeschichten gehören. Eine sorgfältige Auswahl von Meisternovellen der Weltliteratur bieten die „Hausschatzbücher", die jetzt in neuem, lustigem Gewande auftreten, das der bunten Abwechslung ihres Inhaltes entspricht; Theodor Storm und Edgar Allan Poe, E. Th. A. Hoffmann und Boz-Dickens und viele andere sind darin vertreten und werden dauernd vermehrt.

Es bleibt noch übrig von den beiden Zeitschriften zu sprechen, „Hochland" und „Hausschatz", die den beiden literarischen Richtungen des Verlags entsprechen. „Hochland" ist seit Jahren die führende Monatsschrift der gebildeten Katholiken Deutschlands. Als ihr Herausgeber Karl Muth sie 1903 begründete, wollte er ein Organ schaffen, das „die geistige Sehkraft schärft, den Stoff und das Wissen der Welt vor unseren Blicken ausbreitet, die seelischen Horizonte erweitert und die Sicherheit des Verstehens erhöht, und so die Voraussetzungen schafft, das Leben unserer Zeit, die Krisen und Probleme des heutigen Menschen nicht nur theoretisch zu erfassen, sondern bis zu einem gewissen Grade seelisch zu verstehen und verstehend mit zu empfinden". (Karl Muth in „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis", Kösel, Kempten, 1909). Diese Absicht hat „Hochland" erfüllt: es ist ein Mittelpunkt des katholischen Geisteslebens geworden und steht den großen Zeitschriften anderer Richtung längst ebenbürtig zur Seite. — Auch in den Jahrgängen des „Hausschatz" ist eine Summe gediegenen Wissens und fruchtbaren künstlerischen Schaffens vereinigt. Nicht umsonst ist der „Hausschatz" ein Liebling der katholischen Familie und er wird es noch mehr werden, da sich die Zeitschrift „Sonntag ist's" mit ihm vereinigt hat, vielleicht die einzige, die ihm bisher an Beliebtheit nahekam.

Dieser Ueberblick über das Schaffensgebiet der vereinigten Verlage ist natürlich nur ein kleiner Ausschnitt aus einer gewaltigen Fülle von Stoff — unerwähnt mußte z. B. die umfangreiche musikalische Abteilung des Pustetschen Verlags in Regensburg bleiben —, aber er gibt vielleicht einen Begriff davon, wie umfassend der Verlag Joseph Kösel u. Friedrich Pustet das katholische Geistesleben der Gegenwart vertritt.

Deutsche Kunstausstellung in Rio de Janeiro.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Rio de Janeiro (Convento S. Antonio).

„Die Gelegenheit kommt nicht wieder" sagte mir eben ein hochgestelltes Mitglied des brasilianischen Klerus. Was für eine Gelegenheit? Im September nächsten Jahres feiert Brasilien die 100jährige Wiederkehr seiner Unabhängigkeit, zu der es eine Weltausstellung veranstaltet, die natürlich einen großen Menschenstrom nach Rio de Janeiro ziehen wird. Ich gehe nicht auf die Frage der Zweckmäßigkeit einer deutschen Industrie-Ausstellung ein, doch ist es sicher, daß auch ohne Ausstellung deutscher Industrieerzeugnisse der Respekt vor deutschem Können durch den Krieg nicht gelitten hat und gute deutsche Waren stets gesucht sind, soviel auch die Ausfuhr von Schund in einzelnen Fällen geschadet hat.

In einem Punkt ist jedoch Deutschland eigentlich nie bekannt geworden: in seiner bildenden Kunst. Deutsche Musik hat von jeher überzeugte und begeisterte Freunde gefunden. Die Konzerte Weingartners im vorigen Jahr haben den Eindruck nur vertieft, während Richard Strauß, der von den Musikern vergöttert wurde, anscheinend weniger erzielte, weil Machenschaften einer interessierten Presse dazwischen traten.

In Malerei und Skulptur hat Brasilien Namen von Klang und gute Werke aufzuweisen, wie unter anderem der jährliche „Salon" zeigt. Befruchtend haben auch die zahlreichen Kunstausstellungen anderer Länder gewirkt und doch klafft noch eine große Lücke: Das fast vollständig katholische Brasilien hat noch nie eine bedeutende Ausstellung religiöser Kunst gesehen, trotzdem die Nachfrage gerade hierfür durchaus nicht klein ist. Die einzige derartige Ausstellung, die bis ins Kleinste vorbereitet war und innerhalb einer Woche beginnen sollte, wurde durch den plötzlich eintretenden Kriegszustand zwischen Deutschland und Brasilien unmöglich gemacht, trotzdem seine Eminenz der Herr Kardinal von Rio und die Frau des Bundespräsidenten das Protektorat übernommen hatten.

„Jetzt oder nie" möchte man im Hinblick auf die bevorstehende Zentenarfeier rufen. Eine Ausstellung weltlicher Kunst hat sofort mit großer Konkurrenz zu rechnen und dazu weniger Aussicht auf Absatz, während die religiöse Kunst das Feld vollständig frei findet und selbst dann nichts zu fürchten hat, wenn andere Nationen denselben Gedanken verwirklichen wollten, wovon übrigens bisher noch nichts verlautet ist.

Die Zahl der brasilianischen Bischöfe ist in den beiden letzten Jahrzehnten von wenig mehr als einem Dutzend auf über ein halbes Hundert gestiegen. So entstehen denn überall neue Pfarrkirchen und andere Gotteshäuser, Niederlassungen von Ordensgenossenschaften, religiöse Institute usw., die eine nicht kleine Anzahl von Gegenständen christlicher Kunst benötigen: man denke nur an die Altäre, Kanzel, Kommunionbank, Kreuzweg, Orgel, Glasfenster, Paramente, Ausmalung usw. einer einzigen Kirche.

Im Gegensatz zu den Gotteshäusern Deutschlands sind die Kirchen Brasiliens im allgemeinen noch recht einfach gehalten und vermeiden auch die Größenmaße vieler deutschen Kirchen, besonders der Neubauten; und doch ist der Wunsch da, das Gotteshaus auszuschmücken. Man hat aber vielfach zu Fabrikwaren Zuflucht genommen, weil eben gute Bezugsquellen unbekannt waren oder die Beschaffung zu große Schwierigkeiten verursachte. In vielen Fällen natürlich auch, weil das Verständnis für religiöse Kunst fehlte und gar keine Vorstellung herrschte von den Schätzen anderer Länder, wie z. B. Deutschlands.

Die durch den Krieg vereitelte Kunstausstellung hatte die größte Sympathie der Bischöfe gefunden, die sogar in eigenen Zuschriften

ihre Befriedigung ausdrückten und teils in besonderen Rundschreiben ihre Diözesen auf die Veranstaltung aufmerksam machten. Dieselbe Sympathie kann gesichert werden, wenn für die deutsche Ausstellung religiöser Kunst, die überhaupt als Ehrung Brasiliens bei seiner Zentenarfeier gelten muß, der Herr Kardinal von Rio gebeten wird, einen Vertreter zu entsenden mit Sitz und Stimme im Ausschuß, der über die Zulassung von Kunstwerken entscheidet, so daß damit auch jede Gefahr einer möglichen Verletzung hiesiger Anschauungen ausgeschlossen wird.

Es dürfte ferner besonders wertvoll, um nicht zu sagen wesentlich sein, daß noch vor Ende dieses Jahres ein Sachverständiger nach drüben ginge, um die zahllosen Anfragen aus Künstlerkreisen zu beantworten über hiesigen Geschmack, Farbensinn, Traditionen, bevorzugte Heiligendarstellungen, besondere Bedürfnisse der Diözesen und Ordensgenossenschaften usw. und der gleichzeitig durch entsprechende Artikel in der Presse Brasiliens und Deutschlands für die Sache Propaganda machte.

Einer der wichtigsten Punkte ist die Herstellung eines technisch auf vollster Höhe stehenden Kataloges, der reich illustriert sein muß. Wenn auch die Ausstellung noch so großen Anklang findet, können doch die Verkäufe auf derselben nicht genügen, denn diesen ist vielfach eine Grenze gezogen, einmal weil nicht jeder Kauflustige für sich allein entscheiden darf, anderseits weil viele mögliche Abnehmer bei den ungeheuren Entfernungen in Brasilien die Ausstellung nicht zu Gesicht bekommen. Da kann und muß der Katalog einspringen und das Bindeglied auch noch für die Zukunft bilden; je besser er ausgestattet ist, um so mehr wird er wirken. Es ist dabei aber zu berücksichtigen, daß nicht, wie unlängst wieder bei deutschen Werbeschriften, durch ein fehlerhaftes Portugiesisch der gebildete Brasilianer vor den Kopf gestoßen wird und von dem schlechten Portugiesisch, wenn auch ungerechtfertigt, auf die Kunstwerke schließt. Der Text muß nicht nur fehlerfrei, sondern fließend und elegant sein, und bei den Titeln der Bilder müssen notwendig die hier gebräuchlichen und von deutschem Sprachgebrauch abweichenden zahlreichen Sonderbezeichnungen, z. B. bei Bildern der Mutter Gottes, gewählt werden, weil gar oft der einfache Titel über den Kauf oder Nichtkauf entscheidet. Jedenfalls muß zur Redaktion des Katalogs besagter Sachverständiger hinzugezogen werden, und es würden Kosten gespart, wenn er mit dem Vertreter Seiner Eminenz identisch sein kann. Ich möchte vorschlagen, daß der Katalog auch ganz knappe Angaben über die betreffenden Künstler enthielte, um damit ihre Namen volkstümlicher zu machen. Die Kosten werden zum Teil durch den Verkauf auf der Ausstellung gedeckt, wo man gerne für den illustrierten Katalog wenigstens 8 Milreis, also etwa 24 Mark, zahlen wird.

Da die Ausstellung vorübergehend ist, kann ein voller Erfolg nur verbürgt werden, wenn die weitere Werbung an Hand des Katalogs einer entsprechenden Organisation anvertraut wird, die über den nötigen Einfluß in der Presse verfügt. Der Ausstellungsleitung, der deutschen Künstlerschaft und der hiesigen deutschen Kolonie steht es natürlich frei, eine derartige Organisation zu suchen oder zu bilden; wenn jedoch keine Lösung gefunden wird, so stehen die Dienste der katholischen Pressezentrale (Centro da Boa Imprensa) zur Verfügung, die nicht nur in allen Staaten Brasiliens Mitglieder zählt, sondern auch mit dem Episkopat engste Fühlungnahme unterhält und eine Reihe von Zeitungen und Zeitschriften zu ihrer Verfügung hat.

Eine kleine Ausstellung profaner Kunst braucht nicht ausgeschlossen zu sein, wenn sie nur von der großen religiösen Abteilung durchaus getrennt ist, so daß etwaige Akte nicht gerade den besten Käufern von religiösen Kunstwerken, also Priestern und Ordensleuten, den Besuch verleiden.

Mit besonderer Genugtuung dürfte es erfüllen, daß Deutschland durch die Ausstellung seiner bewundernswerten religiösen Kunst die Wirkung der im Krieg ausgestreuten Verleumdungen zerstören kann, die es als antichristlich und sogar gottlos darstellten: ein Eindruck, den allerdings in letzter Zeit die zahlreich ausgeführten deutschen Filme sich möglichst zu bekräftigen bemühen. — Experimente mit expressionistischer Kunst müssen ausgeschlossen bleiben, da die Gefahr naheliegt, daß sie als Verhöhnung der religiösen Gefühle aufgefaßt werden.

Vom Büchertisch.

Dante: Die Göttliche Komödie. Uebertragen von Richard Zoozmann. Mit Einführungen und Anmerkungen von Constantin Sauter. Dritte und vierte Auflage. Mit einem farbigen Titelbild nach Giotto. Freiburg, Herder & Co. Pr. 31 ℳ, geb. 38 ℳ und Zuschläge. — Als die damals hier ausführlich angezeigte erste Auflage (1909) von Zoozmanns Parallelausgabe des gewaltigen Dante-Werkes erschien, erregte sie bei der Kritik und in der den großen Italiener und seine Sprache liebenden deutschen Leserwelt einen Widerhall der Bewunderung, der sich noch bedeutend erhöhte durch die zweite „umgearbeitete" Auflage von 1912 mit Constantin Sauters, des berufenen Dantekenners, gewinnend-wertvollem Kommentar: Einführung in die Göttliche Komödie: Einleitung; Der Dichter; Das Werk; Staat und Kirche: Die Hauptfiguren der Komödie; Einführungen und Anmerkungen zu den drei Hauptteilen der Dichtung: Hölle, Läuterungsberg, Paradies. — Beim Nahen des 600. Gedächtnisjahres von Dantes Tode (14. Sept. 1321) war diese Ausgabe trotz des Krieges und seiner ungeheuerlich hemmenden Folgen vollständig vergriffen, so daß sich die Notwendigkeit einer Neuausgabe zwingend aufdrängte. Diese haben wir nun als „dritte und vierte Auflage", und zwar abermals verbessert, vor uns. Rücksichtnahme auf die „maßlos gesteigerten Herstellungskosten" gebot aber einen diesmaligen Verzicht auf die Herübernahme auch des italienischen Textes. So entstand, zum Segen Tausender, aus dem vierbändigen Werke ein im übrigen inhaltlich und äußerlich gleich reich und vornehm ausgestattetes einbändiges von rein deutschem Wortlaute. Gewiß hat Richard Zoozmann, der in seiner echt dichterischen Uebersetzungskunst bei großer Genauigkeit und zugleich treu gewahrter Freiheit und Selbständigkeit unermüdlich Vordringende, mit seiner kernhaften Beleuchtung der Neuausgabe Recht: „Sie wird, da hoher Gedankenschwung im deutschen Volke nicht vernichtet werden konnte, viele aus den Niederungen des Alltages hinausheben in überzeitliche Welten und in die durch Grenzpfähle nicht abzusperrenden Gefilde hoher Poesie" — einer Poesie dazu von erhabenster Universalität: der des göttlichen Erlösers und seines weltumspannenden Reiches. — Mit diesem neuen, echt deutschen Volks-Dante (nebst seinem Begleiter: dem zugleich veröffentlichten Buche Karl Jakubczyks: „Dante. Sein Leben und seine Werke") hat der Herder-Verlag weitesten Kreisen unseres Volkes einen Brunnquell hoher und höchster geistiger und seelischer Erhebung erschlossen. Mögen denn Ungezählte daraus schöpfen und damit zugleich die unerschöpfliche innerliche Widerstandskraft deutschen Wesens, auch unter unübersehbar schwersten Hemmungen, ergreifend dartun.

E. M. Hamann.

V. Goller, Opus 78. Zehn Alleluja mit verbindenden Rezitationskadenzen zu den Gradualen des Kirchenjahrs für gem. Chor und Orgel. Preis: Part. ℳ 5.—, Stimmen ℳ 4.—.

P. **Griesbacher,** Opus 203. Grablieder für gem. Chor. Part. ℳ 5.—, Stimmen ℳ 10.—.

P. **Griesbacher,** Opus 204. Trauungsgesänge für gem. Chor und Soli mit Orgel und Violine ad lib. Part. ℳ 7.—, Stimmen ℳ 4.—.

J. Maurer, Jubilate Deo. Sechs Herz-Jesu-Lieder und ein Marienlied für drei Oberstimmen. Part ℳ 5.—, Stimmen ℳ 3.60.

Licinio Refice. Missa „Regina Martyrum" ad 3 voces mpares cum organo. Part. ℳ 14 —, Stimmen ℳ 2.40.

Johann Nucius († 1620). Vier Motetten. Herausgegeben von Abt Bernard Widmann, O. Cist. Part. ℳ 4.—.

Sämtlich im Verlag Fr. Pustet, Regensburg. In eine polyphone Missa hinein die Propriumtexte rezitieren, beschwört immer einen empfindlichen künstlerischen Zwiespalt herauf. Man sucht nun z. B. beim Graduale den Text in festem geregeltem Sprachrhythmus zu rezitieren, wozu die Orgel eine womöglich motivisch ausgearbeitete Begleitung spielt (also nicht mehr ein paar brummige Akkorde ertönen läßt); das darauffolgende Alleluja ist polyphon. Die Literatur hierfür ist noch nicht groß. Wir müssen Goller für seine musikalisch ansprechenden und in der Praxis vielfach verwertbaren Kompositionen dankbar sein. — Griesbachers kompositionstechnisches Können und namentlich sein Bestreben, für unsere Kirchenmusik die über dem „Cäcilianismus" verloren gegangene Fühlung mit der zeitgenössischen Musikkultur wieder zielbewußter aufzugreifen, in allen Ehren! Aber er schreibt zu viel; seine Kompositionen sind nicht mehr innerlich „erlebt", sondern mit einer allzeit bereiten Kompositionstechnik „gemacht". Darum ist in den vorliegenden Heften auch kein einheitlicher Stil. Und endlich der unliturgische Text im Grablied Nr. 2 (marianisch!). — Maurer verrät zweifellos viel melodische Begabung, aber auch Neigung zu sentimentaler Tonsprache. Also wieder jener Liedtypus, der nur numerisch und nicht künstlerisch zählt. — Eine interessante Komposition ist die Messe von Refice, echt italienisch in ihrer Musizierfreudigkeit, ihrer flüssigen Diktion und ihrem klanglichen Reiz, in ihrem formalen, übersichtlichen Aufbau, ihrer starken Betonung der religiösen Affekte und nicht zuletzt ihrer sicheren Wirkung auf den Hörer. Deutscher Geist faßt aber kirchliche Musik doch etwas anders auf! — Sehr verdienstvoll ist die Veröffentlichung einiger Motetten von Nucius. Der Herausgeber stellt Nucius, von dem bisher in Neuausgaben nichts zugänglich war, in die unmittelbare Nähe Lassos. Den vorliegenden Proben nach überschätzt er etwas seinen verewigten Ordensgenossen. Nucius ist nicht frei von epigonenhaften Zügen (bes. in Nr. 1), ist aber gewiß ein starkes Talent. Das sechsstimmige Weihnachtslied über einen recht lieben Text der sog. Mischpoesie muß geradezu zündend wirken.

Dr. O. Ursprung.

Das Kennzeichen seiner Jünger. Ein Büchlein von der christlichen Caritas. Von Dr. Engelbert Krebs, Professor der Theologie an der Universität zu Freiburg i. Br. Freiburg i. Br. 1921, Herder & Co., geb. 14 ℳ (170 S.). — Die Ausführungen dieses Buches wenden sich mit außerordentlicher Schärfe und Treffsicherheit gegen die heutigen Versuche, eine rein natürliche Menschenliebe an die Stelle der durch Gott gebotenen und aus Gott stammenden christlichen Liebe zu setzen. Der Verfasser begründet dabei mit staunenswerter Folgerichtigkeit seine Darlegungen durch die Glaubenslehren unserer katholischen Kirche. Er weist an ihrer Hand nach, daß die echt christliche Liebe durchaus übernatürlichen, göttlichen Ursprunges ist, so beweist er den Satz „Die Caritas ist aus Gott" (1. Joh. 4, 7) mit besonders zwingender Kraft. In einer Reihe trefflicher Abschnitte beleuchtet der Verfasser den innigen Zusammenhang der christlichen Caritas mit der gesamten Religion Christi. Dem Buch ist als Anhang noch eine wunderbare Predigt angefügt: „Von der Freiheit und ihrer Hinopferung in der Knechtschaft der Liebe". (Eine Abendpredigt auf den St. Elisabethentag, gehalten am Sonntag, den 23. Nov. 1919 im Freiburger Münster. S. 153—170.) Dort wird mit wundervollem Ausdruck und überwältigender Klarheit das innige Zusammenwirken persönlicher Freiheit und christlicher Liebe dargelegt und dabei treffend auf Wesen und Begriff der wahren Freiheit hingewiesen, die dem Menschen zuteil wird, wenn er den Grundsatz befolgt: „Machet die Freiheit nicht zum Anlaß für das Fleisch, sondern dienet einander in der Liebe des Geistes!" (Gal. 5, 13—14.) Das Buch bedeutet im ganzen betrachtet eine besondere Perle unter den „Büchern für Seelenkultur", die der Herdersche Verlag zum Besten unserer Zeit immer reichlicher und gediegener vorlegt.

Richard Oettl.

Der Kreuzweg Unseres Herrn und Heilandes von Romano Guardini. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1921. Preis 4.50 ℳ geb.

— Wenn uns der geistvolle Deuter des strengen formgebundenen Lebens der liturgischen Frömmigkeit ein Gebetbüchlein schenkt, da werden alle seine Freunde gespannt zugreifen. Das Büchlein will bescheiden nur eine Hinführung zum anderen Frömmigkeitspol sein, der Volksandacht, und tatsächlich führt es uns wieder in eine große objektive Welt, fern von aller verschwommenen Subjektivität und Sentimentalität, in die Welt des schlichten natürlichen Fühlens mit dem leidenden Heiland. Und wieder zeigt sich klar, daß die wahre Fülle der Persönlichkeit sich erst durch die Einfügung in den großen Heilsorganismus der Kirche ergibt. Freilich den Sinn ihres inneren Lebens muß uns immer erst eine begnadete Persönlichkeit offenbaren und wir können nicht dankbar genug für solche Führung sein. Alois Dempf.

Der Heliand in Simrocks Uebertragung und die Bruchstücke der **Altsächsischen Genesis**. Eingeleitet von Andreas Heusler. Im Insel-Verlag Leipzig 1921. Geb. 18 *M*. — Im Vergleich zu der heidnischen Edda der Nordgermanen ist die altdeutsche christliche Stabreimdichtung, deren vornehmstes Stück der Heliand bildet, das Leben Jesu in epischer Versform, leider viel zu wenig bekannt. Keine der zahlreichen Uebersetzungen konnte den Heliand beliebt machen. Wir können hier nicht untersuchen, ob das nur an den Uebersetzern lag. Jedenfalls ist unter ihnen allen kein echter Dichter außer Simrock, und der wagte als Uebersetzer nur Philolog zu sein. Das alte, zunächst drohend breite Epos vom Heliand darf aber unserer Ansicht nach nicht einfach übertragen, sondern muß dichterisch umgegossen werden, um nachhaltig auf unser Geschlecht zu wirken. Das läßt sich mit großer Treue gegen Ausdruck und Versform durchführen. Findet sich niemand für diese Aufgabe, so ist es allerdings das Beste, eine bewährte alte Uebersetzung neu herauszugeben. Das hat der Inselverlag getan. Der saubere Neudruck des Simrockschen Textes ist besorgt von dem Berliner Germanisten Andreas Heusler. Dieser hat auch eine eigene Uebersetzung der 1894 entdeckten altsächsischen Genesisbruchstücke hinzugefügt, die von Adam und Eva, Kains Brudermord, Abraham, Loth und der Zerstörung Sodomas erzählen. Sie ist gleichfalls philologisch getreu, aber geschmackvoll und atmet die kräftige Sinnlichkeit des Urtextes. Sehr lesenswert ist Heuslers Einführung. Sie räumt mit vielen falschen Vorstellungen von einem vorchristlichen deutschen Epos, vom halbheidnischen Charakter des Heliand usw. auf. Wer sich aus der Vorstellungswelt und der poetischen Gewohnheit unserer Zeit in die Anfänge christlich-deutscher Kultur vor 1100 Jahren zurückversetzen kann und will, soll sich das schöne und billige Buch anschaffen. Dr. Otto Kunze.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Die Werke Rich. Wagners, die für die heurige Festspielzeit vorgesehen, schlossen mit den Meistersingern. Die Wiederholungen werden verschiedene Neubesetzungen bringen, aber der Gesamteindruck wird sich wenig verändern. Was wir bei den einzelnen Werken bereits sagten, bleibt als schöner Gesamteindruck bestehen, daß die künstlerische Höhe der Vorstellungen eine durchaus bedeutende ist, was mehr gilt, als diese oder jene glänzende Einzelleistung. Man hört jetzt so vielfach die Klage, daß die Einheitlichkeit des Zusammenspiels heute fast auf allen Bühnen notleide. Wir dürfen deshalb mit besonderer Befriedigung feststellen, daß unsere Festspielbühne von diesen in der Zeit liegenden Schäden frei geblieben ist. Die künstlerischen Absichten, die Wagner an den Festspielgedanken knüpfte, sind hier wirklich erreicht. Ein jeder an seiner Stelle ist mit dem Ganzen seelisch verbunden. Man betrachte nur z. B. in den „Meistersingern“ die Nebenrollen, die „Meister“, von denen manche nur einen halben Satz zu singen haben, wie wirkt da ein jeder dieser Zeitgenossen Dürers so echt in der Maske, wie liebevoll ist ein jeder charakterisiert. Diese Liebe zu jeder Einzelheit, ohne deshalb des großen Zuges zu entbehren, eignete auch der musikalischen Führung Br. Walters. Den Sachs sang Bender stimmlich wundervoll wie immer; aber die große Wirkung liegt doch in der Gesamtgestaltung. Dieser Schuster und Poet war eine in sich ausgeglichene Persönlichkeit von ethischer Größe. Wie erhaben klang sein Wahngesang und am Ende: „uns drohen üble Streich — zerging in Dunst das heil'ge röm'sche Reich, uns bliebe gleich die heil'ge deutsche Kunst“. Man kann das Preislied kaum schöner hören, als es Wolf singt, der den Stolzing sehr jugendfrisch und innig gab. Auf der Festwiese war er mir äußerlich zu sehr Backfischideal, der Ritter aus Franken soll nicht „süß“ aussehen. Ich glaube, der Eindruck liegt zum Teil daran, daß unsere Sänger die Mode haben, meist ihre Rollen bartlos zu geben. Delia Reinhardt sang das Evchen mit schlichter Anmut und Poesie. Geis ist, wie stets, ein unvergleichlicher Beckmesser. Seydels David, Frl. Fichtmüllers Jungfer Lene, Gleß' Pogner sind vortrefflich. Die Festwiese war von Farbe und sprühendem Leben. Fuchs' Regiekunst feiert da ihre alten Triumphe. — „Eine Meisterweise ist gelungen, vom Junker Walter gedichtet und gesungen“, kündet feierlich Hans Sachs: um das Geheimnis der Werdens einer künstlerischen Schöpfung handelt es sich auch in Pfitzners Palestrina, den man anderen Tages im Prinzregententheater sah. Hier, wo das Werk uraufgeführt wurde, ist seine Darstellung noch unerreicht. Erb ist ein herrlicher Palestrina, Schipper, die Damen Ivogün und Reinhardt geben oft gerühmtes und wie sind all die scharf profilierten Typen herausgearbeitet durch die ganz außerordentliche, im Vervollkommnen unermüdliche Regietätigkeit des Dichterkomponisten. Um Pfitzners Werk ist der Streit der Meinungen noch nicht verstummt. Fast jedem dürfte der scharfe Gegensatz zwischen der Mystik des ersten und den scharfen Meinungskämpfen des zweiten Aktes anfangs all zu schroff erscheinen, auch wenn er die künstlerischen Absichten, welche in der Charakterisierung des grellen Kontrastes zwischen Kunst und Leben liegen, voll erkennt; allein man wird bei näherer Bekanntschaft mit dem Werke immer mehr künstlerische Schönheiten entdecken. Im Seelischen, im Metaphysischen erhebt sich Pfitzners Musik zu einer Höhe, wie sie von den anderen zeitgenössischen Meistern nie erreicht wurde. Es ist dies nicht nur eine Frage des größeren oder kleineren Genies, sondern letzten Endes eine Frage der Weltanschauung.

Nationaltheater. Es war ein guter Gedanke, den Oberon den Festspielen beizugesellen, denn Mahlers Bearbeitung ist geeignet, diese herrliche Musik der Opernbühne zu retten. Die Schäden des Textbuches zu tilgen und was C. M. v. Weber in diesem für England

bestellten Werke für die deutsche Bühne noch hätte bessern wollen, wenn ihn der Tod nicht erreicht hätte, ist hier so ziemlich geschehen, glücklicher als frühere Bearbeiter dies vermochten. Ueber die reizvolle soziale Gestaltung und Walters musikalische Führung, der bereits nach der Ouvertüre stürmisch gefeiert wurde, haben wir schon vor inigen Monaten gesprochen. Delia Reinhardt (Oberon), Erb, Schützenorf, die Damen Merz und Willer waren vortrefflich.

„Josephs-Legende" im Nationaltheater. Als einzige Erstaufführung der Festspielzeit lernten wir Richard Strauß' ‚Josephs-Legende' kennen. Es hat lange Zeit gewährt, bis man in der Vaterstadt des Tondichters dieses Werk sehen konnte. Man erinnert sich, daß Strauß die ‚Josephs-Legende' für das Kaiserlich Russische Ballett geschaffen, daß er die Uraufführung der Großen Oper in Paris anvertraute, die im Mai des Schicksalsjahres 1914 stattgefunden hat. Sie brachte dem deutschen Komponisten offizielle Ehrungen, die manchen in die Täuschung versetzten, als sei die Welt seit dem Pariser Tannhäuser-Skandal fortgeschritten.... Die Pariser Aufführung wird sehr gepriesen. Ich bin überzeugt, daß die Münchener sich mit ihr messen kann. Dort gab den Joseph ein 15jähriger Russe. Es liegt solche Treibhausentwicklung nicht in deutscher Art und so muß man, was diese Rolle erfordert, bei uns schon einer reiferen Persönlichkeit anvertrauen. Es gelang Heinrich Kröller im wesentlichen, uns diesen Jüngling glaubhaft zu machen, und was er gab an Schönheit und dynamischer Abstufung von Linie und Gebärde, Größe und Reinheit, war höchsten Lobes würdig. — „Salome-Jochanaan", der Gegensatz zwischen einer schwülen, dekadenten Sinnlichkeit und der seelischen Reinheit hat hier den Meister einer orchestralen Farbenpracht von neuem gereizt und breitausladend konnte er hier um so besser all den Farbenzauber seines komplizierten Tonkörpers über uns sich ergießen lassen, als dieser hier in der „dramatischen Tanzhandlung" nicht wie in der Oper mit der menschlichen Stimme in Weltbewerb treten muß und es Mimik und Bewegung überlassen bleibt, auszudrücken, was die Musik schon in voller Klarheit ausspricht. Man könnte das Paradoxon wagen, das Ballett ist die letzte Konsequenz des souverän gewordenen Orchesters. Es wird oft gesagt, daß Rich. Strauß hier an Farbenpracht und Klangwirkung alle früheren Werke hinter sich gelassen; dagegen ist zu bemerken, daß Strauß auf die Schönheit der Klangwirkung hier größeren Nachdruck gelegt hat. Schon die ersten Ballettszenen sind tonmalerisch von einer Bravour, die das Können Rich. Straußens in jeder Note kündet, ganz besonders in der Boxerszene, die dem Auftreten des Joseph vorausgeht; die zu dem Tanz des reinen Knaben den grellsten Kontrast bildet. Es ist gewiß nichts in dieser rauschenden Sinnenwelt, das uns seelisch berührt, um so objektiver ist wohl darum unser Urteil, wenn wir die Virtuosität der Straußschen Koloristik „anstaunen". In den schönen Tanz des Hirtenknaben hat man allerhand tiefes hineingeheimnißt. In Frau Potiphar weckt die reine Jugend Begierde, wie Frau Faßbender dies gab, verdient um so mehr Anerkennung, als es sich in den Grenzen des aesthetisch möglichen hielt. Es folgt die Verführungsszene, die musikalisch-dramatisch den Höhepunkt des Werkes darstellt. Der Sieg der reinen Tugend, an der alle Künste des buhlerischen Weibes abprallen, mag uns immerhin versöhnen mit den bacchantischen Klängen, die der Tondichter über uns dahinbrausen läßt. Die Verschmähte beschließt, Joseph zu töten, aber die Henkersknechte, welche mit glühenden Zangen und Stangen gegen Joseph vorgehen, stürzen zu Boden auf den Wink einer Engelserscheinung. Während Joseph sich unter die Fittiche des Himmelsgesandten begibt, erdrosselt Frau Potiphar sich mit ihrer Perlenkette. Die zarte Musik von Josephs Verklärung wirkt nicht minder überzeugend, als die schwülen, oft diabolischen Klänge von Frau Potiphars Welt. Was Kapellmeister Heger, was Kröller, der geistvolle Inszenator, an Feinheit, Schwung und Temperament aufwandten, um dieses Werk so zu bieten, zeigt ihr Können im schönsten Lichte. Endigt die Tanzdichtung auch mit dem Sieg des Erhabenen und Reinen, so ist die Schilderung einer angefaulten Verfallkultur doch zu breit und beherrschend, als daß wir eine volle ethische Wirkung von dem Werke glauben erhoffen zu dürfen. Generalintendant Dr. Zeiß teilte dem Publikum mit, daß er Rich. Strauß telegraphisch von dem Triumphe verständigen werde, den sein Werk in seiner Vaterstadt gefunden.

Theater am Gärtnerplatz. Eine Musik von aparten Klangwirkungen und geschickter Ausnutzung der exotischen Umwelt bietet R. Benatzky in „Yuschi tanzt". Das Textbuch ist geschickt gemacht, ein amerikanisch-japanischer Liebeskonflikt findet ohne die Tragik der Madame Butterfly seine einer Operette gemäße Lösung. Die exotischen Reize waren in Darstellung und Dekoration geschmackvoll ausgenützt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Hausse am Wochenende, Hausse zu Beginn der neuen Woche. Kurssprünge von 100 Proz. sind keine Märchen mehr. Will man diese Zustände erklären, so muss man von der traurigen Tatsache ausgehen, dass unsere Mark, am Dollar gemessen, heute nur noch fünf Pfennige aus Friedenszeiten gilt. Nimmt man eine Aktie, die 1000 Proz. Kurswert hat und berechnet die Mark nach dem obigen Pfennigwerte, so kommt man zu Summen, die man als nicht teuer bezeichnen kann. Die Frage ist nun freilich, ob diese Rechnung für den Inländer so richtig ist, wie für den Ausländer, der zweifellos heute stark, allzustark an den deutschen Börsen interessiert ist. Es ist zweifellos richtig von den Börsen, dass sie durch allerhand Massnahmen — Mehrung der Ruhetage —, die Spekulation eindämmern wollen. Freilich, das Heilmittel ist noch nicht gefunden. Auch die neue Börsensteuer wird hier wenig helfen. Sie wird den Finanzkreisen wehe tun, aber sie wird den immer mehr sich vordrängenden Privatspekulanten nicht hindern, sich auf das wilde Meer herauszuwagen. Die Aussicht, dass durch die Steuer spätere Käufe teurer zu stehen kommen, scheint viele anzufeuern, die Zeit noch zu nützen. Die noch

schärfere Hausse in der Mitte des Monats kann als vernünftigen Grund nur die Aussicht auf die Aufhebung der Sanktionen am 15. September ins Feld führen. Die Banken, besonders in Berlin, sahen sich Bergen von telegraphischen Aufträgen gegenüber, eine Arbeitslast, die nicht mehr auf den Tag zu bewältigen ist. Von dieser Aufwärtsbewegung blieb kein Gebiet ausgeschlossen. Auch am 16. setzte sich die stürmische Hausse fort. Die Zusammenschlussbewegung in der Industrie, welche wieder stärker hervortritt, wirkt auch anregend. Die neue Wendung in der oberschlesischen Frage hat fast keine Rückwirkung auf den Stand der oberschlesischen Werte ausgelöst. Man will wiederum von Umgruppierungen innerhalb der oberschlesischen Industrie Kenntnis haben. Von nicht ununterrichteten Seiten werden diese Meldungen als leere Gerüchte bezeichnet, allein diese Tips finden doch Leute, die sich ihrer bedienen. Am Devisenmarkt zeigte sich am 16. eine unerwartet grosse Nachfrage nach Dollardevisen und Dollarnoten, bei der wieder Hamsterkäufe eine schlimme Rolle gespielt haben mögen. Allerdings wurde aus dem Auslande die Mark wesentlich niedriger gemeldet. Beruhigung brachte abends die Nachricht, dass die Reichsbank bei der amtlichen Devisenfestsetzung grosse Posten herausgegeben hatte, wodurch es gelungen war, die amtlichen Notizen mehrere Punkte unter den Kurs des Freiverkehrs herabzudrücken. Diese Tendenz bestimmte den folgenden Tag; die Spekulation zeigte sich zurückhaltender. Auch die höhere Markbewertung in Neuyork wirkte in diesem Sinne; sie führte am 18 zu einer Erschütterung am Devisenmarkt. Die Wirkung auf dem Effektenmarkt zeigte sich im Einlauf grösserer Verkaufsaufträge, die auf die Kurse schwer drückten, Montanpapiere verloren 35—40 Proz., Phönix 50 Proz., oberschlesische Werte waren fest, schwächer Anilin- und Elektrowerte.

Der 19., an welchem wir unsere Betrachtung abschliessen, brachte einige Beruhigung. Die Kurse stiegen wieder, aber die Kursgestaltung war uneinheitlich und gab kein sicheres Bild von der nächsten Zukunft. Es wird sich empfehlen, eine abwartende Haltung anzunehmen.

K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Die Lampsgasse. Heiteres Kunterbunt aus der Wiener Vorstadt. Von Rudolf Stürzer. Mit 34 Bildern von Alfr. Gerstenbrand. (Wien, Burgverlag Richter & Zöllner.)

Haß. Antwort deutscher Dichter auf Versailles. Herausgegeben von Reinhold Eichacker. (München, Universal-Verlag.)

Dantes Göttliche Komödie in Wort und Bild. Von Bernhard Schuler. Mit 32 Bildern von Gustav Doré. Jubiläumsausgabe. — **Der hl. Märtyrer Sebastianus.** Gebet- und Andachtsbüchlein. Von Oswald Englerth. — **Irmengard-Büchlein** für alle Verehrer der sel. Irmengard vom Chiemsee. Herausgegeben von den Benediktinerinnen in Frauenchiemsee. (München, J. Pfeiffer.)

Dantes Göttliche Komödie. Nach ihrem wesentlichen Inhalte dargestellt von Otto Euler, geb. M 7.20. — **Die Chemie in Natur und Technik.** Für Schulen, Kurse und jedermanns Haushalt dargestellt von Dr. W. Dederichs. — **Wandern, Spiel und Sport.** Ein praktisches Handbuch für jedermann. Von Oberlehrer Dr. Wilh. Meyer. Abbildungen von Dr. Balduin Aistermann Je M 4.— und Partiepreise. — **Ein Staatsbürgerbüchlein auf Grund unserer Reichsverfassung.** Für Schule und Haus. Von Anton Mackes, kl. 8°. (96) M 4.50. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.)

Mireio. Roman von Joseph Schoener. Brosch. M 22.—, geb. M 28.—. (Köln a. Rh., J. P. Bachem.)

Das Kreuz von Vineta. Ein Roman der nordischen Sage. Von Aurel Meinhold. kl. 8°. VIII und 272 S. Geb. M 20.—. (Kirchheim & Co., G. m. b. H., Mainz.)

Am Freitisch des Lebens. Erinnerungen des Rainer Göz von Sebastian Wieser. 12°. 296 S. Ungebd. M 9.—, gebd. M 14.—. — **Die Ehe in dogmatischer, moralischer und sozialer Beziehung.** Von P. Bernhard Rive S. J. 2. Auflage von P. Johannes Bapt Umberg S. J. Geh. M 17.—, geb. M 23.80. (Regensburg, Jos. Kösel & Friedrich Pustet.)

Allerlei Wahrheiten. Neue Humoresken und Skizzen von Friedrich Koch-Breuberg. kl. 8°. (IV, 128 S.) Geh. M 9.—. — **Legenden, Märchen, Geschichten, Parabeln und Fabeln des Mittelalters** aus den Gesta Romanorum ausgewählt und in deutscher Uebertragung herausgegeben von Prof. Dr. O. Hellinghaus, Geheimer Studienrat. kl. 8. (XVI, 240 S.) Brosch. M 12.—, geb. M 18.—. — **Waldesrauschen.** — **Geschichten aus dem Volke.** Von Otto von Schaching. Je kl. 8. (IV, 292 S.) Brosch. je M 15.—, geb. M 20.—. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.)

Das heimliche Herz. Roman von Carry Brachvogel. Geb. M 20.—. (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.)

Die Fürstin Mutter. Roman aus dem 18. Jahrhundert von Otto Hauser. Geb. M 28.50. — **Das deutsche Herz.** Erzählungen aus dem 18. Jahrhundert von Otto Hauser. Geb. M 27.—. (Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.)

Die Kunst des Schreibens. Eine Prosaschule von Dr. Broder Christiansen. 12 Briefe in Hülle. M 54.—. (Buchenbach, Baden, Felsen-Verlag.)

Die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich 1914—1920. Von Dr. Clemens Plaßmann. (Berlin SW 68, Verlag der Reichsvereinigung ehem. Kriegsgefangener.)

Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig machen! Von Sanitätsrat Dr. Georg Bonne. Geh. M 4.—, geb. M 5.50 (Dresden, Emil Pahl.

Lehrbuch der historischen Methodik

von ALFRED FEDER S. J.

Geheftet Mk. 20.— gebunden Mk. 26.—

Das Werk verfolgt den Zweck, eine nicht zu umfangreiche, aber doch vollständige Darstellung der geschichtlichen Methodenlehre zu liefern, die sich auf den Prinzipien einer bewährten Philosophie aufbaut und geeignet ist, weiteren Kreisen eine theoretisch-praktische Einführung in geschichtliches Denken und Arbeiten zu bieten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Philosophische Fragen der Gegenwart

Gesammelte Aufsätze
von Dr. MAX ETTLINGER

Geheftet Mk. 10.— gebunden Mk. 12.—

Rudolf Eucken urteilt:
Ich habe aufrichtige Hochachtung vor der gediegenen und geistvollen Art, mit der der Verfasser die grossen philosophischen Probleme behandelt und weiten Kreisen näherbringt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Kempten

ELSE HASSE

Dantes Göttliche Komödie

Das Epos vom inneren Menschen

Eine Auslegung

Geh. Mk. 20.—, geb. Mk. 30.—

Professor Fassbender im „Tag“: Dieses Buch will keine künstlerische Würdigung Dantes geben. Else Hasse will von der sinnfälligen Schönheit ablenken, um die religiöse Idee des Epos ganz unbeschwert herauszuheben. Nur das Ewige in ihm hat für sie Geltung.

*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Kempten

Die wertvollste Gabe
für Studierende und für alle Suchenden unserer
Zeit sind die

Philosophischen Werke

aus dem Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Kempten

*

Philosophische Handbibliothek

Herausgegeben von den Universitätsprofessoren Clemens Bäumker, München, Ludwig Baur, Tübingen, Max Ettlinger, Münster

Bisher erschienen:

Einleitung in die Philosophie von Professor J. A. Endres, geheftet 23 Mark, gebunden 30 Mark. Geschichtsphilosophie von Professor F. Sawicki, geheftet 18 Mark, gebunden 23 Mark, Philosophie der Natur von Professor J. Schwertschlager, zwei Bände, geheftet 24 und 22 Mark, gebunden 32 und 30 Mark. Experimentelle Psychologie von Dr. J. Lindworsky, geheftet 25 Mark, gebunden 33 Mark.

Ausführliche Prospekte stehen kostenfrei zur Verfügung

Psychologie

von Kardinal D. MERCIER

Zweite, nach der neunten Auflage des Französischen ergänzte und verbesserte Auflage. Uebersetzt und mit einer Einleitung versehen von L. Habrich

Erster Band: Das vegetative und das sinnliche Leben, mit 4 Tafeln. Zweiter Band: Das Verstandes- oder Vernunftleben. Jeder Band geheftet 40 Mk., geb. 48 Mk.

*

Pädagogische Psychologie

Die wichtigsten Kapitel der Seelenlehre unter durchgängiger Anwendung auf Unterricht und Erziehung vom Standpunkte christlicher Philosophie

von LUDWIG HABRICH

5. vermehrte und verbesserte Auflage
befindet sich im Druck.

1. Band: Das Erkenntnisvermögen. 2. Band: Das Strebevermögen. 3. Band: Willensfreiheit und Pädagogik des freien Willens

*

Mit dem üblichen Sortimentszuschlag zu beziehen durch alle Buchhandlungen

*

7 VORZÜGE

heben
die Sammlung Kösel
aus allen übrigen Sammlungen heraus

Einheitliches Programm

Wissenschaftliche Grundlagen

Objektive Darstellungsweise

Mitarbeit erster Fachgelehrter

Übersichtliche Stoffgliederung

Klare und knappe Fassung

Gemeinverständliche Form

Jedes Bändchen der Sammlung Kösel kostet geb. 7 Mk.
Ausführliche Prospekte kostenfrei

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Kempten

Dr. F. X. SEPPELT

Papstgeschichte

von den Anfängen bis zur französischen Revolution

Sammlung Kösel Bd. 88–91

Gebunden 28 Mark

Die Arbeit Seppelts ist in Deutschland die erste Zusammenfassung der Papstgeschichte von katholischer Seite und auf wissenschaftlicher Höhe.

*

Dr. KLEMENS LÖFFLER

Papstgeschichte

von der französischen Revolution bis zur Gegenwart

Gebunden 7 Mk.

Sammlung Kösel Band 46

*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Kempten

FR. W. FÖRSTER

Autorität und Freiheit

Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche

Geh. Mk. 16.—, geb. Mk. 22.—

*

Das Kulturproblem der Kirche

Ein Dialog mit den Kritikern

Geheftet Mk. 5.—

*

Sexualethik und Sexualpädagogik

Eine neue Begründung alter Wahrheiten

Geh. Mk. 12.—, geb. Mk. 15.—

*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Kempten

Historische Beiträge zur Philosophie

von GEORG FREIHERRN VON HERTLING

Herausgegeben von Dr. J. A. Endres Geheftet Mk. 10.—, gebunden Mk. 12.—
Aus dem Inhalt: Christentum und griechische Philosophie — Zur Geschichte der aristotelischen Politik im Mittelalter — Thomas von Aquin und die Probleme des Naturrechts — Wissenschaftliche Richtungen und philosophische Probleme im 13. Jahrhundert — Descartes Beziehungen zur Scholastik — Ueber Ziel und Methode der Rechtsphilosophie — Kant

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges
Verlagsabteilung Kempten

Grossmacht Presse

Enthüllungen für Zeitungsgläubige — Forderungen für Männer
von DR. JOSEPH EBERLE

Geheftet Mk. 18.—, gebunden Mk. 25.—

Das führende Buch über die Presse

Aus dem Inhalt: Presse einst und jetzt — Moderne Publizität und ewige Ideen — Presse und Judentum — Enthüllungen über die Unterjochung der grossen Presse durch die goldene Internationale — Reichstes Ziffern- und Beispiel-Material

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Die Abenteuer Herzog Christophs von Bayern
genannt der Kämpfer

von FRANZ TRAUTMANN

Ein Volksbuch, darin gar viel Frohes, Düsteres und Wundersames aus längst vergangenen Zeiten zum Vorschein kommt, von frühesten Jahren des Helden an bis derselbe in das Hl. Land pilgerte und bei seiner Heimkehr auf der Insel Rhodus selig verstarb. Für alt und jung erzählt. Geheftet Mk. 20.—, gebunden Mk. 26.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Höhenleuchten
Novellen und Skizzen ANNA RICHLI

Eine seltene Mannigfaltigkeit in den Stoffen und Motiven, aber auch in der Art der Behandlung ist das erste, was an diesem frischen Novellenbuch einer jungen Schweizerin auffällt.

Geheftet Mk. 18.—, gebunden Mk. 24.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Bilda, die Hexe
Roman aus der Zeit der Hexenprozesse in der Schweiz

von

ISABELLA KAISER

Geb. Mk. 9.—, geb. Mk. 14.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Die bedeutendsten Werke katholischer Belletristik der Gegenwart sind vertreten in den

Romanen und Novellen
aus dem Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
München / Regensburg / Kempten

ENRICA VON HANDEL-MAZZETTI
Stephana Schwertner, Roman aus der nachnapoleonischen Zeit, geheftet 60 Mark, gebunden 74 Mark. / Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr, kulturhistorischer Roman, geheftet 25 Mark, gebunden 30 Mark. Die arme Margaret, ein Reiterroman, geheftet 16 Mark, gebunden 20 Mark. Jesse und Maria, Roman aus dem Donaulande in zwei Bänden, geheftet 34 Mark, gebunden 42 Mark.

PETER DOERFLER
Judith Finsterwalderin, Roman, geheftet 25 Mark, gebunden 30 Mark. Der Rossbub, Roman, geheftet 12 Mark, gebunden 16 Mark. / Neue Götter, Roman aus frühchristlicher Zeit, geheftet 30 Mark, gebunden in 1 Band 34 Mark, in 2 Bänden 38 Mark.

LEO WEISMANTEL
Mari Madlen, Roman aus der Rhön, geheftet 12 Mark, gebunden 16 Mark. Die Bettler des lieben Gottes, eine Rahmenerzählung aus der Rhön, geheftet Mk. 2.50.

ILSE VON STACH
Die Sendlinge von Voghera, historischer Roman, geheftet 10 Mark, gebunden 15 Mark. / Haus Elderfing, Roman, geheftet 20 Mark, gebunden 24 Mark. / Der heilige Nepomuk, Drama, geheftet 3 Mark, gebunden 5 Mark. / Genesius, Tragödie, geheftet Mk. 7.50, gebunden Mk. 11.10. Missa Poetica, religiöse Dichtung, gebunden 4 Mark. / Requiem, religiöse Dichtung, geheftet 4 Mk., gebunden 5 Mark.

HEINRICH SCHOTTE
Hans Heiner Roseliebs ewiger Sonntag, Heimatroman, geheftet 18 Mark, gebunden 22 Mark.

FELIX NABOR
Der Bergpfarrer, Roman, 3. Auflage, geheftet 12 Mark, gebunden 18 Mark.

ROBERT HUGH BENSON
Der Durchschnittsmensch, religiös-psychologischer Roman, 4.—6. Tausend, geheftet 15 Mark, gebunden 22 Mark.

GEORGE CHESTERTON
Priester und Detektiv, Detektiv-Novellen, geheftet Mk. 7.80, gebunden Mk. 12.50.

Ausführliche Kataloge über unsere Romane und Novellen stehen kostenfrei zur Verfügung.

SEBASTIAN WIESER

Am Freitisch des Lebens

Geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 14.—. Mit der Seelenruhe und dem leisen Humor, mit dem das abgeklärte Alter auf die eigene Jugend zurückschaut, erzählt der Greis Rainer Götz von seinen Kinderjahren als armer Landschusterbub im Waldhäusel, von der Schulzeit im Gymnasium und Priesterseminar.

J. B. HAINDL

Lieder und Leben
Mein Jubelbüchlein

Gebunden Mk. 7.—

Der beliebte Volksschriftsteller schenkt uns in diesem Werkchen warm und anheimelnd geschriebene Erinnerungen aus Kindheit und Studienjahren und aus seiner Amtstätigkeit als Priester und Klausner in Birkenstein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Karl von Bolanden
HISTORISCHE ROMANE:

Königin Berta (XI. Jhrhd.) geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 8.70. — Franz von Sickingen geh. Mk. 5.40, geb. Mk. 9.60. — Luthers Brautfahrt geh. Mk. 3.60, geb. Mk. 7.60. — Die Mageren und die Fetten (aus dem Bauernkriege) geh. Mk. 1.80, geb. Mk. 5.40. — Deutsche Kulturbilder vom VII.—XVI. Jahrhundert, 7 Bändchen zu verschiedenen Preisen

ZEITROMANE:

Angela (sozialer Roman) geh. Mk. 2.70, geb. Mk. 6.70. — Raphael geh. Mk. 6.80, geb. Mk. 11.-.— Die Schwarzen und die Roten (im Satz).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Franz von Seeburg
ROMANE UND ERZÄHLUNGEN

Die Fugger und ihre Zeit. Ein Bilderzyklus geh. Mk. 10.50, geb. Mk. 16.—. — Joseph Haydn. Ein Lebensbild geh. Mk. 6.60, geb. Mk. 12.-. — Die Hexenrichter von Würzburg. Historische Erzählung geh. Mk. 6.—, geb. Mk. 10.—. Immergrün. 6 Bändchen Volkserzählungen geh. je Mk. 1.80, geb. Mk. 3.80. — Der Aegyptische Joseph. Mit 12 herrlichen Farbendrucken, geb. Mk. 10.—. Das Marienkind. Für die reife Jugend geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 14.—. Die Nachtigall. Eine Dorfgeschichte geh. Mk. 6.20, geb. Mk. 10.50. — Durch Nacht zum Licht. Ein Zeit- und Sittengemälde aus dem 19. Jahrhundert geh. Mk. 10.50, geb. Mk. 16.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Die führende Zeitschrift der gebildeten Katholiken Deutschlands ist

Hochland
Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Preis vierteljährlich 20 Mark. Prospekte gratis.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Kempten

Das vornehmste Familienblatt für das katholische Haus ist der

Deutsche Hausschatz
Es vereinigt eine Fülle gediegenen Wissens und künstlerischen Schaffens zu fruchtbarer Unterhaltung und Belehrung. Jährlich erscheinen 12 Hefte.

Jedes Heft kostet 3 Mark. Prospekte und Probehefte kostenfrei.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unsere innigstgeliebte Mutter, Tochter, Schwester, Grossmutter, Tante und Cousine

Luise Freifrau von Eichthal

geb. Gräfin von Otting und Fünfstetten

nach langem, schweren Leiden, versehen mit den hl. Sterbsakramenten, zu sich in die Ewigkeit abzurufen.

Starnberg (Oberbayern), 14. August 1921.

Athena Freifrau von Münster
geb. Freiin von Eichthal

Isabella v. Brentano di Tremezzo
geb. Freiin von Eichthal

Oskar Freiherr von Münster
k. Major a. D.

Franz v. Brentano di Tremezzo
k. Kämmerer und Rittmeister a. D.

Athenais Gräfin v. Otting und Fünfstetten
geb. von Klenze

Friedrich Graf v. Otting und Fünfstetten
k. Kämmerer

Anna Gräfin von Spreti
geb. Gräfin Yrsch

zugleich im Namen aller übrigen Verwandten.

Am Freitag, den 19. August 1921, ist im Alter von 64 Jahren nach längerem Leiden sanft im Herrn entschlafen der

Reichsgerichtsrat

Eduard Burlage

Mitglied des Deutschen Reichstages
stellvertretender Vorsitzender der
Deutschen Zentrumspartei.

Schmerzerfüllt stehen wir an der Bahre dieses edlen Menschen. Drei unserer Besten, drei Führer unserer Partei und unserer Fraktion sind nun in der Ewigkeit vereinigt. Auch Burlage war uns mit seinem reichen Wissen und seinem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn ein väterlicher Berater und Führer, den wir schätzten und ehrten. In stiller Arbeit hat er unermüdlich für die Partei und das Vaterland gewirkt. Möge Gott ihm den Lohn für seine Mühe geben! Wir werden ihm, als einem unserer Besten, ein bleibendes Andenken bewahren.

Requiescat in pace!

Die Deutsche Zentrumspartei:
Dr. Porsch.

Die Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstages:
Becker-Arnsberg.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A.-G., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag:
München.
Galeriestraße 35a. Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M. 12.60
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif. im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 36 — München, 3. September 1921. — XVIII. Jahrgang.

Die Kirche und der Dritte Orden des hl. Franziskus.

Von P. Erich Rohr O.F.M., Bad Tölz.

„Siebenhundert Jahre sind nunmehr seit der Gründung des Dritten Ordens verflossen. Aus diesem Anlasse halten wir es für überaus angebracht, demnächst heilige Festtage zu begehen." Mit diesen Worten beginnt Papst Benedikt XV. das bedeutsame Rundschreiben über den Dritten Orden, das im Anfange dieses Jahres an die gesamte Kirche ergangen ist. Wenn eine religiöse Vereinigung auf eine so lange und so segensreiche Geschichte zurückblicken kann wie der Dritte Orden, so ist das, verglichen mit der flüchtigen Wandelbarkeit anderer menschlicher Einrichtungen zweifellos bemerkenswert und ein Grund für sie, festliche Jubeltage zu feiern. Der Dritte Orden ruft deshalb in diesem Jahre seine Mitglieder allenthalben zu außergewöhnlichen Feiern und Bezirkstagungen auf, und in München wird vom 29.—31. August ein bayerischer Landestertiarentag unter dem Protektorate Sr. Eminenz des Hochw. Herrn Kardinals und Erzbischofs Dr. v. Faulhaber stattfinden. Wenn aber dies Jubiläum zugleich, wie der Hl. Vater selbst sagt, vor der ganzen Welt mit der Autorität des Apostolischen Stuhles empfohlen und erhöht wird, so geht daraus hervor, daß die Kirche das Jubiläum von dem ganzen christlichen Volke beachtet wissen will, und der Grund kann nur darin liegen, daß die Kirche dem Dritten Orden eine universelle Bedeutung zuerkennt. Die folgenden Zeilen wollen deshalb das Verhältnis der Kirche zum Dritten Orden in kurzen Zügen darstellen.

Als Franziskus mit seinen 11 Genossen im Jahre 1109 in Rom erschien, begegnete er dort zunächst einigem Mißtrauen. Die Gestalten der armen Männer von Assisi weckten in den leitenden Kreisen der Kirche Erinnerungen an jene Fanatiker der Armut, mit denen die Kirche bis vor kurzem wenig gute Erfahrungen gemacht hatte, wie mit Petrus Waldes u. a. Doch schon bald konnte man erkennen, daß sich Franziskus von diesen wesentlich und sehr vorteilhaft unterschied. Franziskus nämlich fühlt sich gar nicht eigentlich als Reformator der Kirche, er will nur seines göttlichen Herrn geringster Diener sein. Sein Auge ist nicht auf die bestehenden Mißstände in Welt und Kirche gerichtet, sondern auf Gott und auf die Menschen. Gott will er den Menschen verkünden und die Menschen will er zu Gott hinführen. Er will darum dem Volke nicht etwa wie die anderen die Armut als den Weg zum Heile hinstellen, so sehr er sich selbst und seine Jünger zum armen Leben der Apostel verpflichtet hält; er will vor allem den Reichtum der Liebe Gottes predigen und die Menschen aufrufen, daß sie sich in ernster Buße zu Gott bekehren. Es war offenbar, daß das Vorhaben des Heiligen gerade dem entsprach, was die Kirche selbst als ihre heiligste und wichtigste Aufgabe erkannte und betätigte. Darum konnte sie seinem Begehren auch nicht widerstreben. Sie konnte es um so weniger, als Franziskus allen aufsteigenden Schwierigkeiten mit einem unerhört kühnen Gottvertrauen begegnete und eine geradezu rührende Ergebenheit gegen die Kirche an den Tag legte. So konnte mit Recht ein Kardinal den hl. Franziskus dem Papste Innozenz III. empfehlen mit den Worten: „Ich habe einen heiligmäßigen Mann gefunden, der nach dem hl. Evangelium leben und in allem die evangelische Vollkommenheit beobachten will, und ich bin überzeugt, daß Gott in der Welt den Glauben der hl. Kirche durch Franziskus wieder herstellen wird."

Was Franziskus versprochen hatte, das hat er auch gehalten; ja er hat alle guten Erwartungen weit übertroffen. Er hat nicht bloß Buße gepredigt, sondern in den Menschen auch ernsten und fruchtbaren Bußwillen geweckt. Die Zahl derer, die sich dem Heiligen in seinem 1. Orden anschlossen, um „nach dem hl. Evangelium zu leben", stieg schon in den nächsten zehn Jahren auf viele Tausende. Und wo immer Franziskus und seine Brüder ihre Bußpredigt an das Volk richteten, wurde durch sie der Grund zur religiösen Erneuerung der Gläubigen gelegt. Die Kirche hat darum, so sehr sie bezüglich der Gestaltung der franziskanischen Lebensform im 1. Orden den hl. Franziskus zu lenken suchte, der franziskanischen Mission bereitwillig die erforderlichen Freiheiten und mannigfache Begünstigungen gewährt.

Das zeigte sich besonders, als der Erfolg der franziskanischen Predigt in den Bußbruderschaften in die Erscheinung trat. Jene Gläubigen nämlich, welche dem Bußrufe gefolgt waren, schlossen sich alsbald allerorts in kleineren religiösen Vereinigungen zusammen, um hierdurch Schutz und Hilfe für die Betätigung ihres religiösen Eifers zu empfangen. Dabei hielten sie sich zunächst wohl an die kurzen Anweisungen, die der hl. Franziskus den Bußwilligen zu geben pflegte. Bald jedoch schienen diese nicht mehr zu genügen und Franziskus sah sich infolgedessen vor die Notwendigkeit gestellt, sie durch eine ausführlichere und zweckmäßigere Regel zu ersetzen. Da fand er einen treuen Helfer in Kardinal Hugolin, den er sich erst vor kurzem als Protektor seines 1. Ordens erbeten hatte. Denn der Kardinal hat nicht nur die Ziele, die mit der neuen Regel erreicht werden sollten, aufs wärmste begrüßt, sondern auch seinen Einfluß dahin verwendet, daß die Regel eine Form erhalte, in der der Geist des hl. Franziskus möglichst tief und umfassend zur Auswirkung kommen könne. Als das Ergebnis der Zusammenarbeit beider Männer erschien im Jahre 1221 die „Gedenkschrift (Memoriale) über die Lebensweise der in ihren eigenen Wohnungen lebenden Brüder und Schwestern von der Buße." Damit war der Grundstock zum Dritten Orden des hl. Franziskus gelegt. Von der Gemeinde zu Faenza, welche die neue Regel als erste empfing, ging dieselbe in kurzer Zeit auf die übrigen Bußvereinigungen über und weckte in ihnen einen ungeahnten Eifer. Die Bußbrüder gewannen nicht nur auf das kirchliche Leben günstigen Einfluß, sie brachten selbst im öffentlichen Gemeinschaftsleben mit zäher Festigkeit die Grundsätze des Evangeliums zur Geltung. Die Kirche konnte nicht verkennen, daß ihr in der neuen Genossenschaft ein wertvolles Hilfsmittel ihrer eigenen Mission entstanden sei. Als die Tertiaren noch im Gründungsjahre mancherlei politische Anfeindungen erfuhren, trat sie aus der anfangs geübten Zurückhaltung heraus und schenkte ihnen bereitwillig den Schutz ihrer Autorität. Von da an ist sie die folgenden Jahrhunderte hindurch die treueste Förderin sowohl der inneren Entwicklung wie der äußeren Ausbreitung des Dritten Ordens geblieben.

In der neuesten Zeit war es besonders Leo XIII., der dem Dritten Orden seine Liebe und Sorge zugewendet hat. Selbst Tertiar und glühender Verehrer des hl. Franziskus, erklärte er vor der ganzen Welt, der Dritte Orden sei „das wirksamste Heilmittel, um den jeweiligen Zeitübeln zu steuern und die beste Art und Weise, die Welt zur rechten und wahren Uebung des Evangeliums zurückzuführen; er sei geeignet für alle Orte und alle Zeiten und werde auch für die Gegenwart höchst segensvoll sein, wenn er nur im Geiste seines Begründers erneuert werde." In dieser Ueberzeugung bahnte er selbst eine solche Erneuerung an, indem er die alte, 1289 bestätigte Regel im Jahre 1883 durch eine neue, zeitgemäß umgearbeitete Regel

ersetzte, die jedoch das Wesen des Dritten Ordens keineswegs verändern sollte. Nun wurde der Papst nicht müde, die Gläubigen zum Eintritt in den Dritten Orden aufzufordern und den 1. Orden zu liebevoller Sorgfalt in der Leitung zu ermahnen. Um den Erfolg des Reformwerkes vollends zu sichern, wandte er sich besonders angelegentlich an die Bischöfe. Sie sollen sich bemühen, daß der Dritte Orden dem Volke bekannt werde und überall Ansehen gewinne, sollen Vorsorge treffen, daß die Seelsorger die ihnen Anvertrauten über sein Wesen fleißig belehren, sie sollen mit dem Ansehen ihrer Autorität den Bemühungen des 1. Ordens um die Pflege des Dritten Ordens zu Hilfe kommen, sollen ihn den Mitgliedern ihres Klerus empfehlen und besonders darauf sehen, daß die Alumnen, solange sie noch in den Seminaren leben, das Kleid der Buße anlegen."

So hat sich die Kirche selbst das Werk des hl. Franziskus zu eigen gemacht und zu einer kirchlichen Einrichtung von außergewöhnlicher Wichtigkeit erhoben. Der Dritte Orden steht nun nicht mehr bloß im Namen des hl. Franziskus, geschweige denn des 1. Ordens unter uns, sondern im Namen der Kirche. In ihrem Namen soll er darum auch seine Aufgabe erfüllen. Worin diese Aufgabe besteht, wurde vom Anfang an im Titel des Memoriale sehr fein und klar angedeutet: Die sich zu dieser Regel verpflichten, sollen solche sein, die Buße getan haben und entschlossen sind, würdige Früchte der Buße zu bringen, und sie sollen ihre Bußgesinnung nun dadurch erweisen, daß sie ihre ganze Lebensweise nach den aufgestellten Vorschriften im Geiste des hl. Franziskus einrichten. Es wird hier also nicht etwa die Uebung frommer Werke bezweckt, vielleicht nur um dem religiösen Eifer Gelegenheit zur Betätigung zu geben, sondern etwas viel Höheres, nämlich die Gestaltung des ganzen Lebens aus dem Geiste der Buße heraus. Die Kirche hat dieser Auffassung bedeutsamen Ausdruck dadurch gegeben, daß sie erklärte, der Dritte Orden sei durchaus verschieden von allen Bruderschaften, Kongregationen und Vereinen, die nur den Gebrauch gewisser Mittel oder die Pflege einer besonderen Seite des religiösen Lebens empfehlen; er sei vielmehr „ein wahrer Orden, der heilig, verdienstlich und der christlichen Vollkommenheit gleichförmig ist", weil er eben ähnlich den klösterlichen Orden seine Mitglieder zur Verwirklichung des religiösen Lebens in seiner Gesamtheit oder, wie Benedikt XV. sagt, „zur Vollkommenheit des christlichen Lebens anhält". Richtschnur für die Lebensweise im Dritten Orden ist das Evangelium. So war es der Wille des hl. Franziskus, der, wie Leo XIII. sagte, „den Dritten Orden nicht so sehr durch eigene Gesetze, als vielmehr durch die Bestimmungen der evangelischen Gebote ordnete". Darum sieht auch die Kirche die Aufgabe des Dritten Ordens näherhin darin, daß „seine Mitglieder die Grundsätze der evangelischen Vollkommenheit ins tägliche Leben übertragen und ihren Mitmenschen das Beispiel des christlichen Lebens vor Augen führen". (Pius X.)

Das ist nun freilich im Grunde genommen nichts anderes, als was der Herr von allen seinen Jüngern verlangt. Die Kirche weiß jedoch, daß nicht alle den Willen des Herrn auch erfüllen. Darum geht ihre Absicht dahin, daß die, welche sich in Wahrheit als Jünger Christi erweisen, — diese und keine anderen — sich im Dritten Orden zusammenschließen und in ihm für ihr religiöses Streben Verständnis und Förderung empfangen. Während ihnen die Kirche selbst freigebig die Schätze der Gnade darbietet, soll die Regel dem Streben der Mitglieder feste Ziele stecken, soll ihnen die Leitung des Ordens religiöse Anregung geben und Aufgaben stellen, und soll schließlich das Beispiel der Mitbrüder den Eifer wachhalten. Nach außen hin werden im Leben des Tertiaren naturgemäß die in der Regel vorgeschriebenen Werke der Andacht, der Selbstverleugnung und der Liebe hervortreten. Doch wie die guten Früchte den guten Baum voraussetzen, so ist auch für die Lebensweise der Tertiaren nicht das, was sie tun sollen, das erste und wichtigste, sondern dies, daß sie als „gute Bäume" erfüllt sind von der Gesinnung der Buße und von der in der Buße wiedergewonnenen Liebe zu Gott und den Menschen. Deshalb hat schon Leo XIII. erklärt: „Hauptsache bei unserer Empfehlung des Dritten Ordens ist uns dies, daß alle, welche die Zeichen der Buße anlegen, dies tun im Hinblick auf den hl. Stifter und im Streben, ihm ähnlich zu werden. Ohne diese Voraussetzung würde ein günstiger Erfolg nicht zu erwarten sein"; und Pius X. verlangt: „Vor allem müssen die Tertiaren bedenken, daß sie diesen Namen nur dann verdienen, wenn sie von Liebe zu Gott und zum Nächsten entflammt sind und diese Tugend, in der sich der seraphische Patriarch so wundervoll ausgezeichnet hat, als das ihrem Orden eigentümliche Abzeichen und Ehrenzeichen führen."

Die Aufgabe des Dritten Ordens trägt demnach unverkennbar einen ausgesprochen religiösen Charakter. Dadurch scheint im ersten Augenblick die Bedeutung des Dritten Ordens eine Beschränkung zu erleiden. In Wirklichkeit ist aber gerade darin seine universelle Bedeutung begründet. Die größte und unmittelbarste Bedeutung des Dritten Ordens liegt auf religiösem Gebiet. Denn nicht genug, daß er für seine Mitglieder zu einem unermeßlichen Segen für Zeit und Ewigkeit wird, stellt er vom Standpunkt Jesu aus die Erfüllung der Heilsabsichten unseres Herrn, die Verwirklichung des Reiches Gottes im Rahmen des Ordens dar. Als organisierte Vielheit von solchen Christen, die, mitten in der Welt lebend, Christus verstehen und ihm folgen, die Gott lieben und von Gottes Willen sich beherrschen lassen, die Gottes Gnade und Frieden im Herzen tragen, wird der Dritte Orden zu einer überwältigenden Rechtfertigung, ja zu einer Offenbarung Gottes. Für die Kirche wird er die verlässigste Stütze und der treueste Helfer in der Durchführung ihrer eigenen Aufgabe sein. Als „Soldaten Christi" und „zweite Makkabäer" — wie schon Gregor IX., der vormalige Kardinal Hugolin die Tertiaren rühmend nennt — werden sie die Kirche in ihren religiösen Bestrebungen nach Kräften unterstützen (Pius X.) und sich einsetzen für die Ehre und das Wohl der Kirche (Benedikt XV.). Für die Pfarrer wird sich der Dritte Orden als eine überaus wichtige Hilfstruppe in der Seelsorge erweisen (Pius X.). Er wird durch das Beispiel und die Tätigkeit seiner Mitglieder zum „Salz der Erde" werden in der Familie wie in der Gemeinde, ganz besonders in den verschiedenen Vereinen.

Von Bedeutung ist der Dritte Orden fernerhin für das sittliche Leben. Die Tertiaren werden ja durch ihre Regel zur Bescheidenheit und Sittsamkeit in der Kleidung wie in der äußeren Lebenshaltung verpflichtet. Ein solches Beispiel kann nicht ohne günstigen Einfluß auf die Umwelt sein. Dazu wird, wie Benedikt XV. sagt, „der von der Weisheit des Evangeliums durchtränkte Geist" des Dritten Ordens die Tertiaren ganz besonders dazu befähigen, an der Bekämpfung der Mißstände auf diesem Gebiete und an der Hebung des sittlichen Lebens des Einzelnen wie der Gesamtheit erfolgreich mitzuarbeiten. Von der Kirche wird diese Tätigkeit so hoch eingeschätzt, daß der Papst geradezu sagt: „Die Tertiaren sollen überzeugt sein, daß sie sich keine größeren Verdienste um Kirche und Staat erwerben können, als durch Verbesserung der verderbten Sitten."

Eine weitere Bedeutung besitzt der Dritte Orden dadurch, daß er seine Mitglieder zur tätigen Liebe verpflichtet und erzieht. Hierbei handelt es sich aber zunächst nicht um freiwillige caritative Unternehmungen großen Stils, sondern um die Erfüllung der allgemeinen Christenpflicht, Werke der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit zu üben gegenüber jeglicher Not, der man begegnet. Die caritative Tätigkeit mag in freier oder in organisierter Form entfaltet werden, in jedem Fall verlangt jedoch die Kirche ausdrücklich, daß dadurch der religiöse Hauptzweck des Dritten Ordens nicht in den Hintergrund gedrängt wird.

Schließlich rechnet die Kirche damit, daß der Dritte Orden von besonders segensvoller Bedeutung werde für das soziale Leben. Leo XIII. bekannte geradezu, er erwarte die Wiedergeburt der Welt und das Gedeihen der sozialen Ordnung von der Tätigkeit des Dritten Ordens. Er konnte sich dabei auf die Geschichte berufen, nach deren Zeugnis derselbe wiederholt den wohltätigsten Einfluß auf die sozialen Verhältnisse gewonnen hat. Dazu kommt noch, daß der Dritte Orden seine Mitglieder lehrt, nach der Forderung des Evangeliums und nach dem Beispiel des hl. Franziskus gegenüber allen Menschen ohne Ansehen der Person des Menschen wahre Würde zu erkennen, seine Rechte zu achten und die Pflicht der Liebe zu erfüllen um Gottes und der Menschen willen. Deshalb rief Benedikt XV. jüngst in erster Linie die Tertiaren auf das unermeßliche Arbeitsfeld des sozialen Ausgleichs, und er fügte bei: „Sie werden wunderbar Großes leisten zur Beruhigung der Gemüter, wenn nur überall ihre Zahl wächst und mit der Zahl ihre Begeisterung."

Möge sich vor allem im Dritten Orden selbst und in seiner Leitung eine einheitliche Auffassung von seiner erhabenen Aufgabe durchsetzen! Mögen sich aber auch die Gläubigen und ihre Führer darauf besinnen, was sie hinsichtlich des Dritten Ordens der Kirche schulden. Alle aber wollen wir beherzigen, was Leo XIII. sagt: „An der Ausbreitung des Dritten Ordens arbeiten heißt das Werk Gottes, das Werk Jesu Christi vollbringen."

Konjunktur des Hasses. — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Vor hundert und einigen Jahren sang Heinrich von Kleist, den die Schmach seines geknechteten Vaterlandes in den Tod trieb, in seinem Rachelied „Germania an ihre Kinder“:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß,
Welchen Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet ihn den Fischen preis!

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein!

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen
Auf der Spur dem Wolfe sitzen!
Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Christlich ist das nicht. Aber als Kunst, als schlechthin vollkommener Ausdruck des Hasses sind diese Verse unsterblich. In unsern Tagen, wo vielleicht mehr gehaßt wird, wo die Bedingungen für den Haß zwischen Völkern, Klassen und Parteien sicher noch viel günstiger sind als zur Zeit Napoleons, haben wir solche Klänge noch nicht vernommen. Vielleicht deshalb hat eine neue Zeitschrift: Deutsche Bühne (Blätter des Vereins Deutsche Bühne, 1. Heft August 1921. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Hamburg) dies Hohelied des Hasses in einem Kleistheft neugedruckt, das unsern größten und unglücklichsten Dramatiker etwas einseitig von der Seite des nationalen Haßpropheten aufnimmt. Heuer zwar ist ein ganzer Sammelband erschienen: „Haß, Antwort deutscher Dichter auf Versailles“, herausgegeben von Reinhold Eichacker (Universal-Verlag, München 1921), aber die Ausbeute ist merkwürdig gering. Nicht einmal Börries Freiherr v. Münchhausen nimmt einen Anlauf zum Genialen, während der einst sozialistisch rote, heute chauvinistische Spießbürger Otto Ernst uns ein stilles Lächeln abnötigt. Wenn wir den Haß betrachten, der uns auf den Straßen von Schaufenstern und Anschlagsäulen entgegenlodert, so drängt sich einem das Wort von einer Konjunktur des Hasses auf die Lippen. Wir nennen absichtlich keine Titel, um nicht auch nur irgendwie Reklame zu machen für politisch-satirische Winkelblätter, Theaterstücke und Filme, die doch jeder kennt. Einer Stimmung, die die Willkür unserer Gegner, besonders der Franzosen, im ganzen Volk erzeugt hat, wird hier täglich von geschickten, vielleicht aufrichtigen, aber zu leicht und oberflächlich erlebenden Leuten Bild und Ausdruck geliehen. So werden viel zu früh Energien verschwendet, die sich jahrelang aufsammeln müßten, um ein neues 1813 vorzubereiten. Auf edlere Gemüter wirkt der Geschäfts- und Konjunkturhaß unsagbar abstoßend. Wenn in der Erscheinung dieses giftigen Schaums etwas Gutes ist, so vielleicht dies, daß sich die Volksseele reinigt von den sozialen Wahnepidemien der letzten Menschenalter, dem Nationalismus, Rassenhaß und Klassenkampf. Sind diese Dinge einmal Mode geworden wie gestern und heut und darnach Literatur, so werden sie auch bald am Ueberdruß der Menschen sterben. Die fühlen schon, wie sinnengebunden und vergänglich der Haß ist, wie er verblaßt vor der Geistesmacht der Liebe. Hätte sonst Franz von Assisi so viele Jünger auch außerhalb seiner drei Orden und der Kirche? Mögen die Völker, Stände und die Einzelmenschen einander noch so viel Unrecht tun, das Bewußtsein, daß sie alle Kinder Eines Vaters im Himmel sind, ist einmal in die Welt gesät. Es ward, als es zu schwinden drohte, neu bestrahlt von der Sonne aus Assisi. Schon damals vor 700 Jahren schien es, als würde die Menschheit neu. Warum soll uns nicht wieder, gerade nach der Nacht des Hasses, ein Sonnentag beschieden sein, wo nach langen Kriegsstürmen Gottesfriede auf Erden waltet unter dem Zepter der Gerechtigkeit?

* * *

Einen Tag, nachdem wir Obiges geschrieben, trifft die Nachricht ein, daß Erzberger bei Bad Griesbach von zwei feigen Meuchelmördern mit 12 Kopfschüssen ermordet wurde. Das gehört wahrhaftig auch unter die Konjunktur des Hasses. Denn der Haß gegen Erzberger, der zum geringsten Teil aus beleidigter Moral sich nährte, vielmehr dem politischen Gegner galt, übertraf alles, was sonst bei uns an Haß wuchert. Auch wie das schreckliche Ereignis vielfach aufgenommen wurde, war beschämend. Wir hatten manches an Erzberger auszusetzen, mußten ihn aber stets als kühnen und mächtigen Politiker betrachten. Erzbergers Feinde dürften die Wirkung des Mordes zunächst überschätzen.

Die Schicksalsfrage Europas, Oberschlesien, schiebt einer dem anderen zur Lösung zu. Nach längerem Suchen, wer die heikle Berichterstattung darüber beim Rat des Völkerbundes in Genf übernehmen solle, schien es dem spanischen Botschafter in Paris, Quinones de Leon, zuzufallen. Der aber lehnte nach Rücksprache mit seiner Regierung ab. Pariser Taktlosigkeiten, Gerüchte, er sei ein besonderer Freund Frankreichs, und allzu deutliche Hinweise auf das spanische Mißgeschick in Marokko und ein mögliches Entgegenkommen in Nordafrika benahmen dem Spanier alle Lust. Schließlich fand sich Japans Vertreter, Graf Ishii, bereit, die oberschlesische Sache zu bearbeiten. Der brave Mann verdient alle Anerkennung, aber jeder Europäer muß schamrot werden, wenn er sieht, daß wir im eigenen Haus, in Europa, dem christlichen und vorbildlichen Erdteil, nicht einig werden und daß der Asiat uns helfen muß, wollen wir überhaupt ein Stück vorwärts kommen.

Ob wir bei der Heilung der Kriegsschäden, genannt Wiedergutmachung, geschickter sind? Deutschland müht sich ehrlich, das Ultimatum zu erfüllen und trägt damit von sich aus dazu bei, die Spannungen zwischen den Völkern zu verringern. Die Schwierigkeiten der Ausführung selbst aber werden von Tag zu Tag deutlicher. Viel beachtet wurden „Gedanken über die wirtschaftliche Zukunft“, die der bekannte Engländer John Maynard Keynes in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichen ließ. Er ist der Ansicht, Deutschland könne allenfalls bis ins Jahr 1922 seine Entschädigungsraten zahlen. An einem bestimmten Zeitpunkt jedoch zwischen Februar und August 1922 müsse es zahlungsunfähig werden. Würden doch die Hälfte bis zwei Drittel aller deutschen Einkünfte — nicht des Reiches, sondern des Volkes — für die Zahlungen nötig sein. Erliegt Deutschland dem Ultimatum, so sind die Tage der französischen Militärpartei gekommen. Wir vermuten jedoch mit vernünftigen Gründen, daß die einsichtigen Elemente in der Entente rechtzeitig die unmöglichen und verderblichen Folgen erkennen und zu einer vernünftigen Lösung der Aufgabe Hand anlegen. Freiheit der deutschen Erzeugung und Ausfuhr in jeder Richtung oder Herabsetzung der Zahlungsraten, vielleicht beides zusammen. Auch das ist Erfüllungspolitik.

Die Teuerung in Deutschland setzt bereits ein und die unvermeidlichen Lohnbewegungen haben begonnen. Bei der Reichsregierung schwebten Verhandlungen mit den Beamten und Staatsarbeitern. Die Gehaltswünsche des Deutschen Beamtenbundes bedingen einen jährlichen Neuaufwand von 17—18 Milliarden, die Lohnforderungen der Gewerkschaften einen von 14 Milliarden. Deckung dafür ist nicht vorhanden. Um nur den Fehlbetrag bei Eisenbahn und Post auszugleichen, muß man an weitere Tariferhöhungen denken. Ziemlich sicher ist das Briefporto von 1 ℳ. Wahrlich der neue Sturz des deutschen Geldes treibt uns österreichischen Zuständen entgegen!

Als ein erfreuliches Ereignis dürfen wir den Friedensschluß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika verzeichnen. Lang erwartet, schien er sich immer mehr zu verzögern. Jetzt ist er fast überraschend schnell eingetreten. Am 25. August, 5 Uhr nachmittags, fand in Berlin die Unterzeichnung zwischen dem deutschen Außenminister Dr. Rosen und dem amerikanischen Geschäftsträger Dresel statt. Der Vertrag sichert den Vereinigten Staaten alle Rechte, die im Kongreßbeschluß vom 2. Juli 1921 (Beendigung des Kriegszustandes) vorbehalten sind, also besonders die Verfügung über das deutsche Eigentum in Amerika. Ferner alle Rechte, die aus dem Frieden von Versailles fließen, obgleich ihn Amerika nicht ratifiziert hat. Man kann das vom amerikanischen Standpunkt durchaus verstehen. Ausdrücklich aber bindet sich die Union nicht an alle jene Bestimmungen des Versailler Vertrags, die sich auf die Völkerbundsatzung beziehen. — Die Vereinbarung liegt bereits im Wortlaut öffentlich vor. Ein deutsches Schuldbekenntnis oder was man irgend dafür halten könnte, ist nicht darin zu finden. Gerüchte, die seit 14 Tagen in diesem Sinne durch die Presse liefen, sind also wohl blinder Lärm gewesen, mit dem die gegenwärtige Reichsregierung schlecht gemacht werden sollte. Gebe Gott, daß dieser Friede der beiden großen aufstrebenden Völker nie wieder unterbrochen werde, sondern für alle Zeit dauere und fruchtbare Beziehungen in Wirtschaft und Kultur fördern helfe. — Auch mit Deutschösterreich hat Amerika in den letzten Tagen förmlich Frieden geschlossen.

Zur Frage der Sonntagsruhe.

Von Dr. Eugen Weiß, München.

Die Regelung der Sonntagsruhe durch die Reichsverordnung vom Februar 1919 und durch die bayerische Verordnung vom Juli 1919 hat den Angestellten und Arbeitern in Handel, Industrie und Gewerbe die schon längst gewünschte Sonntagsruhe gebracht, wenn sie auch nicht allen Wünschen entsprach, da sie noch ziemlich viel Ausnahmen, besonders für die kleineren Städte und Landgemeinden, gestattet. Je länger nun die Verordnungen in Kraft sind, desto mehr werden sie von den verschiedensten Kreisen angefochten. Nicht ohne Erfolg, so daß man selbst in den Großstädten nicht mehr von einer vollständigen Sonntagsruhe sprechen kann.

Die Angestellten und Arbeiter wehren sich natürlich mit allen Mitteln dagegen und in allen möglichen Entschließungen verlangen sie die Aufrechterhaltung der vollen Sonntagsruhe, selbstverständlich abgesehen von Zweigen der Volkswirtschaft, in denen eine vollständige Sonntagsruhe nicht möglich ist.

Der Hauptansturm gegen die Sonntagsruhe geht von den Kreisen der Landwirtschaft, des Kleingewerbes und Kleinhandels aus. Großgewerbe und Großkaufmannschaft hat sich mit der vollständigen Sonntagsruhe abgefunden. Zumeist wird geltend gemacht, daß es der Landwirtschaft nicht möglich sei, am Werktag den nötigen Bedarf einzukaufen, weil durch den Gang in die Stadt zum Kaufmann zu viel Zeit verloren gehe, die auf die Arbeit in der Landwirtschaft hemmend wirkt. Es werden da alle möglichen volkswirtschaftlichen Gründe angeführt, die es verbieten, den Landwirten am Werktag die Arbeit zu unterbrechen. In seitenlangen Gesuchen werden die Behörden, der Landtag und der Reichstag bestürmt, ja nicht die vollständige Sonntagsruhe aus volkswirtschaftlichen Gründen durchzuführen.

Eins fällt mir auf bei dem ganzen Ansturm gegen die Sonntagsruhe. Alle Eingaben um Aufhebung der Sonntagsruhe richten sich gegen die Sonntagsruhe bei den privaten Geschäften, niemand fällt es aber ein, auch die Aufhebung der Sonntagsruhe bei den Behörden zu verlangen. Und doch ist nicht einzusehen, warum der Landwirt Zeit hat, am Werktag aufs Gericht, zum Rechtsanwalt, zum Notar und zu allen anderen Stellen zu gehen und ausgerechnet, wenn er zum Kaufmann gehen will oder muß, dann hat er keine Zeit oder kann aus volkswirtschaftlichen Gründen seine Arbeit nicht unterbrechen. Die Sitzungen aller Parlamente, aller Bauern- und Gewerbekammern finden an Werktagen statt und niemand fällt es ein, zu verlangen, daß all dies am Sonntag geschehen muß, obwohl doch feststeht, daß gerade durch diese Sitzungen nicht die schlechtesten Kräfte der Wirtschaft am Werktag entzogen werden.

Fest steht das eine, daß die Kreise, die die Abschaffung der vollständigen Sonntagsruhe wollen, dies bei aller Hochschätzung ihres ehrlichen Willens des landwirtschaftlichen Aufbaues auch aus zwei anderen Ursachen, bewußt oder unbewußt sei dahingestellt, verlangen, einmal aus Bequemlichkeit, anderseits aus Habgier.

Es ist auch ein betrübliches Zeichen für die soziale Gesinnung der Antragsteller auf Aufhebung der vollständigen Sonntagsruhe, daß sie gar keine Rücksicht auf die Angestellten glauben nehmen zu müssen; denn ernstlich wird doch niemand glauben, daß der freie halbe Werktag, der als Ersatz für den nicht freien Sonntag gewährt wird, ein wirklicher Ersatz sei.

Der Hauptgrund für uns Katholiken aber, warum wir für vollständige Sonntagsruhe eintreten müssen, ist die Pflicht, den Sonntag zu heiligen. Wie läßt es sich vereinbaren mit der Sonntagsheiligung, wenn nirgends in Rücksicht gezogen wird, ob bei der Durchbrechung der Sonntagsruhe die Arbeitnehmer auch genügend Zeit haben, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Wer Gelegenheit hatte, die Verhältnisse in dieser Beziehung zu beobachten, der ist erstaunt, daß dieses Moment viel zu wenig berücksichtigt wird.

Und dann die Landleute selbst. Angenommen sie verschieben ihre Einkäufe wirklich auf die Sonntage. Fahren sie dann nicht des morgens schon in die Stadt. Wie erfüllen sie dann ihre Sonntagspflichten? Besuchen sie den Gottesdienst im Dorf oder in der Stadt? Die Erfahrung lehrt, daß sie meistens den Gottesdienst weder hier noch dort besuchen. Und was tun die jungen Leute in der Stadt? Bleibt es bei den Einkäufen? Nein, es locken zu stark die leichtsinnigen, nicht immer einwandfreien Vergnügen der Städte, so daß ein doppelter Schaden in seelischer und moralischer Hinsicht entsteht.

Leute aus allen Kreisen, Kenner aus dem Laien- und Geistlichenstande sind deswegen auch Anhänger der vollständigen Sonntagsruhe. Sorgen wir dafür durch Versammlungen und Unterhaltung, wahre, gediegene und christliche Unterhaltung, daß der Sonntag nicht noch mehr entheiligt wird, als dies jetzt schon geschieht. Ein Volk, das den Sonntag nicht mehr völlig heilig hält, ist reif für den Untergang. Gewiß, wir sind wirtschaftlich ein heruntergekommenes Volk. Aber niemand von uns Katholiken wird glauben, daß wir nur durch Arbeit allein wieder hochkommen. Wir sind durchdrungen von dem Gedanken, daß nur die Durchdringung des Volksganzen durch das Christentum uns vor dem Untergang retten kann. Dann durchbreche man aber auch das Prinzip nicht an einer der empfindlichsten Stellen.

„Sechs Tage sollst du arbeiten und den siebten sollst du ruhen." „Du sollst den Sabbath heiligen, auf daß es dir wohl ergehe auf Erden." Das Christentum soll doch eine Erfüllung des alten Testaments sein. Stellen wir unsere Zeitrichtung etwas mehr auf Idealismus ein, des Materialismus haben wir so genug. Ich habe einen Bauern gekannt, der grundsätzlich am Sonntag nicht arbeitete und auch nicht arbeiten ließ, mit Ausnahme natürlich der unerläßlichen Verrichtungen. Und wenn es die ganze Woche regnete und der Ortsgeistliche am Sonntag auch verkündete, daß es in anbetracht der schlechten Witterungsverhältnisse erlaubt sei, die Ernte einzubringen, er blieb seinem Grundsatz treu, keine knechtliche Arbeit am Sonntag zu tun. Sein Wohlstand ist nicht geringer geworden, im Gegenteil. Soll dieses Beispiel uns nicht ein Fingerzeichen sein?

Gott läßt ein Volk nicht zugrunde gehen, wenn es seine Gebote hält. Sollte es meinen Zeilen vergönnt sein, die Hüter des Volkes auf den Plan zu rufen, dann ist mein Wunsch erfüllt.

Franziskus-Hymnus

aus dem Offizium des St. Franziskustags (4. Oktober).

Hoch freu' dich, arme kleine Schar,
Im armen Vater reich fürwahr!
Kling' mit den Lobpreisbechern Heil
Und trinke seliger Freuden Teil!

Einfältig-schlicht, demütig-recht,
Des Friedens liebgetreuer Knecht
Franziskus leuchtet als ein Licht,
Eh seines Leibes Ampel bricht.

Gehüllt in armes Bettlerkleid,
Durchwärmt von Liebesheiligkeit,
In Himmelsglut entzückt er stand;
So traf ihn Christi Wundenbrand.

Fleisch, Lust und Welt verachtet' er
Und schlug der bösen Feinde Heer,
Gewann des Sieges goldne Kron,
Der Wahrheit Lehrer lichten Lohn.

Der arm und nackt hienieden starb,
Im Himmel reichen Schatz erwarb.
Jetzt teilt er Tugendgaben mild,
Der auch der Kranken Schmerzen stillt.

Der wahren Armen Vater rein,
Lass recht im Geist uns Arme sein!
Gesell' den Seligen uns zu,
Die aus Verderben zogest du.

Dem Vater, Sohn und Tröster gleich
Sei Lob und Ehr' im Himmelreich!
Und durch des Heiligen Verdienst
Uns ewiger Freuden Vollgewinnst! Amen.

Uebersetzt von Dr. Otto Sachse.

Valuta und Großindustrie.

Von Hartwig Schubart, Venedig.

Als die Nachricht von dem Besuch des amerikanischen Finanzverständigen Vanderlip in Berlin veröffentlicht wurde, wurde zugleich die deutsche Valuta in der Schweiz bis auf 6 geworfen und zwar durch Baissevorstöße von Frankfurt und Berlin aus. Vom 22. August an befindet sich die deutsche Valuta wieder in allmählicher langsamer Erholung und es erschienen Zeitungsnotizen, die zum Gegenstand die Verluste des armen Deutschlands durch diesen Kursfall haben und bemüht sind, die unbegrenzte Spekulationssucht der Amerikaner für ihn verantwortlich zu machen.

Es ist nun nicht ganz ohne Interesse, daß sich Amerika zurzeit gerade infolge der tiefen deutschen Valuta in einer nicht unbedenklichen Wirtschaftskrisis befindet. Infolge seiner schlechten Geldbewertung scheidet Mitteleuropa vollständig als Käufer auf dem amerikanischen Markt aus — der eigene Innenmarkt genügt aber nicht zur Aufnahme der Produkte amerikanischer Industrie und vor allem amerikanischer Landwirtschaft. Daraus entsteht aber nicht etwa ein Preisfall in Amerika, wie man annehmen könnte, sondern es fehlt im Gegenteil dem Dollar, dem Standardwerte im europäischen Ausland, an Anlagemöglichkeit, und die Folge sind erschreckend hohe Preise in Amerika. Wie mir im Juni aus Washington geschrieben wurde, ist dort der Lohn für eine Köchin 40—70 Dollar im Monat und für eine Wohnung von sieben kleinen Zimmern mußte der Schreiber dieser Informationen monatlich 250 Dollar zahlen. Dabei ist der betreffende Herr nicht etwa ein unerfahrener „Grüner“, sondern ein seit etwa 30 Jahren in Washington ansässiger Arzt.

Diese schwere wirtschaftliche Krisis Amerikas kann nur gehoben werden, wenn Mitteleuropa wieder als Käufer auftreten kann, d. h. wenn die deutsche Valuta steigt. Und die Hebung des Markkurses ist daher auch der Zweck der Reise Vanderlips gewesen. Es ist vollständig widersinnig, den neuen Sturz der Mark amerikanischen Spekulationen zuzuschieben. Einzelne vereinzelte Spekulanten mögen an dem Fall der Mark auch in Amerika verdienen können, aber diese Ausnahmen vermögen nicht den Kurs zu drücken, wenn das Land im allgemeinen, und vor allem die amerikanischen Banken, die von der Prosperität ihres Landes abhängen, ein Interesse an der Hebung haben. Amerika hat den Markkurs nicht geworfen, wie es jetzt deutsche Quellen auf dem Wege über Zürich darzustellen versuchen.

Betrachtet man dagegen die Interessen deutscher Kapitalisten, so stellt sich die Sache ganz anders dar. Gewiß, das Land leidet unter der Markentwertung und das Gesamtvolk wird durch sie von bedeutenden Verlusten betroffen, zumal ja die Regierung für ihre Auslandsverpflichtungen fremde Devisen kaufen muß. Aber die Interessen des Landes sind durchaus nicht etwa identisch mit den Interessen der exportierenden Großindustrie. Zunächst mag die jeden Deutschen befremdende Tatsache festgestellt werden, daß infolge der niedrigen Valuta der deutsche Arbeiter trotz hoher Löhne noch immer am allerniedrigsten entlohnt wird und daß daher die Arbeitskosten des Fabrikanten in Deutschland noch immer die niedrigsten sind und mit sinkender Valuta im allgemeinen Wettbewerb natürlich in gleichem Verhältnis weiter sinken. Davon hat der Deutsche selber keinen Vorteil, ganz im Gegenteil, wohl aber die deutsche Ausfuhr. Es kann nun folgende Rechnung aufgestellt werden: Wenn ein Fabrikant ein Produkt, dessen aus dem Ausland bezogener Rohstoff 100 Frs. kostet und für dessen Herstellung er 1800 ℳ Kosten hat, für 500 Frs. verkaufen kann, so hat er bei einer Valuta von

20: Kosten 500 ℳ (Rohstoff) + 1800 = 2300, Erlös 2500, Gewinn 200
10: „ 1000 „ „ + 1800 = 2800, „ 5000, „ 2200
5: „ 2000 „ „ + 1800 = 3800, „ 10000, „ 6200.

Ich habe bei diesem Beispiel von vornherein unnatürlich niedrige Gewinnaussichten genommen, aber auch diese zeigen zur Evidenz, welches Interesse die exportierende Großindustrie an einem niedrigen Markkurs hat. Das Land mag bluten, das deutsche Volksvermögen unersetzliche Verluste erleiden, das Vermögen des Großindustriellen wächst! Nur so ist es zu erklären, daß trotz der Notlage des deutschen Volkes die Industriewerte ihre immer höheren Kurse haben, daß die Dividenden unverhältnismäßig groß sind, eine breite Schicht in Saus und Braus leben kann, besonders in Berlin und Frankfurt, der Arbeiter trotz hoher Löhne ein Helotendasein führt und der Mittelstand einfach nicht mehr existiert, sondern zum Proletariat herabgesunken ist. Es gibt nur ein Mittel: **Gesetzliche Festlegung jeder Dividende auf höchstens 6%, der Rest Staatsanfall.** Der wirkliche Feind des deutschen Volkes, der es an seiner Erholung hindert, ist nicht das siegreiche Frankreich, sondern die in Deutschland und namentlich in Preußen selbst vorhandene kapitalistische Gier, die mit zum Kriege geführt hat.

Verewigung des Hasses oder Versöhnung?

Von Dr. Kaupenstråter.

In zwei bemerkenswerten Artikeln haben Argentinus und Aug. Kast über die Lage des katholischen Klerus, bzw. der katholischen Kirche in Frankreich in der „Köln. Volkszeitung“ (Nr. 365 u. 376) berichtet. Beide weisen u. a. auch auf den übertriebenen Nationalismus hin, der vielfach das kirchliche Leben verdirbt und vergiftet und vielleicht zum großen Teil mit schuld ist, daß die heldenmütigen Opfer und Anstrengungen des französischen Klerus zur Erneuerung des religiösen Lebens von so verhältnismäßig geringem Erfolge begleitet sind. Dieser ungesunde übertriebene Nationalismus und der notwendigerweise daraus fließende Haß gegen andere Völker stehen ja im schärfsten Gegensatz zum Wesen des Christentums, dessen göttlicher Stifter uns gelehrt hat: „Daran sollen alle erkennen, ob ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.“ Um die zahllosen Verirrungen dieses Nationalismus auch nur aufzuzählen, müßte man schon ein dickes Buch füllen. Aber es ist vielleicht besser, wenn dieses Buch ungeschrieben bleibt und wenn wir der Predigt des Hasses und der Verblendung gegenüber unentwegt die Sprache der Liebe und der Vernunft reden. Haß hat noch niemals aufgebaut, deshalb erfüllt uns diese Gesinnung bei einem Teile unserer französischen Glaubensbrüder mit tiefer Trauer und mit ehrlicher Sorge um das Schicksal der Kirche in ihrem Lande, zumal wenn Priester und Bischöfe diese Gesinnung zu begünstigen scheinen. Trotzdem möchte ich mir das harte Urteil, welches Kast über die französischen Bischöfe und Argentinus über den Klerus fällt, in dieser Allgemeinheit nicht zu eigen machen. Wer Gelegenheit hatte, die Hirtenbriefe der französischen Bischöfe während des Krieges und nach dem Waffenstillstand zu verfolgen, kann bemerken, daß doch allmählich eine ruhigere Auffassung Platz greift. Man hat allmählich erkannt, daß es wichtigere Dinge zu tun gibt in einem Lande, das seit Kriegsbeginn weit über 4000 Priester verloren hat, während ein großer Teil der Uebriggebliebenen in bitterster Notlage sich befindet. Die religiöse Gleichgültigkeit, die nach einem zeitweiligen Aufflackern der religiösen Begeisterung auch immer weiter um sich greift, läßt sich durch chauvinistische Predigten und Hirtenbriefe eben nicht beseitigen. Damit treibt man ernstere Geister vollends aus der Kirche. Am bedauerlichsten waren in dieser Hinsicht wohl die Hirtenbriefe 1919 und 1920 des Bischofs Schöpfer von Lourdes. Schon die Rücksicht auf den internationalen Charakter jenes Wallfahrtsortes, der doch auch unzähligen deutschen Katholiken teuer und unvergeßlich ist, hätte den aus dem Elsaß stammenden Kirchenfürsten vor solchen Verunglimpfungen seiner Stammverwandten bewahren müssen. Leider wird aber in den Kreisen der höheren Geistlichkeit ein Blatt viel gelesen, das von Haß gegen die Deutschen sozusagen trieft, das sich selbst mit Stolz das Organ des integralen Nationalismus nennt — „L'Action française“. Das Sprichwort: „Sag' mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist“, läßt sich auch auf die Zeitung anwenden. In einer ganzen Anzahl von Fällen konnte ich feststellen, daß fanatische Deutschenhasser regelmäßige Leser dieses Blattes waren. Und die am meisten verbreitete katholische Tageszeitung „La Croix“ stößt leider oft genug in dasselbe Horn. In ihrer Nummer vom 21. Mai bringt sie z. B. einen längeren Leitartikel: „Pour une plus grande France“ — „Für ein größeres Frankreich“, worin sie zunächst die Franzosen gruselig macht mit den 80 Millionen racheschnaubender Deutscher in Deutschland und Oesterreich, die sich auf das nur 37 Millionen starke Frankreich stürzen würden, sobald dieses von seinen Alliierten verlassen sei oder selbst militärisch nicht mehr auf der Höhe stehe. Deshalb müsse man sich in den Kolonien ein größeres Frankreich schaffen und aus ihnen die Soldaten herausziehen, die nötig seien, um das ränke- und rach-

süchtige Deutschland im Zaume zu halten. Die schwarze Rasse müsse im Dienste Frankreichs *militarisiert* werden. Allerdings sei damit eine Gefahr verbunden, die man schon jetzt bei den aus dem Kriege heimgekehrten Negern bemerkte: sie hätten zuviel gesehen und gehört, ließen sich nichts mehr gefallen, würden leicht aufsässig usw. Dieser Gefahr könne man nur dadurch begegnen, daß man diese Neger vollständig *französiere*. Das aber könne wiederum nur geschehen, indem man sie *christianisiere*. „Indem man die Neger *katholisch* macht, macht man sie zu *Franzosen*, schließt man sie mit Leib und Seele an das Vaterland Frankreich an. So schafft man ein größeres Frankreich, ein ungeheures Frankreich, das imstande ist, den Angriffen jenes Volkes die Stirn zu bieten, das mit Gewalt in uns seinen ‚Erbfeind' sehen will." Also *katholisieren, um zu französieren*; französieren, um zu *militarisieren: an dem* Programm muß Frankreich und der katholische Glaube in Frankreich zugrunde gehen. Dabei trägt diese Zeitung an ihrer Stirn das Bild des Gekreuzigten und den Wahlspruch: „Zu uns komme Dein Reich!"

In demselben Geiste, der von diesen Zeitungen ausgeht, werden auch manche religiöse Feierlichkeiten zu chauvinistischen Zwecken mißbraucht, gerade als ob Frankreich und der Katholizismus dasselbe und die Katholiken anderer Länder entweder Katholiken zweiter Klasse oder überhaupt keine Katholiken wären. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie die Heiligsprechung von Jeanne d'Arc ausgebeutet wurde, um gegen Deutschland Stimmung zu machen. Auf dem Petersplatz in Rom wurde damals eine Broschüre in italienischer und spanischer Sprache zu Tausenden verteilt, die den Titel führt: „Sind die deutschen Katholiken noch katholisch?" Sie enthält das Beleidigendste, was man über uns deutsche Katholiken nur sagen kann, um uns in der Meinung der Katholiken anderer Länder herabzusetzen. Verfasser ist Msgr. *Delmont*, Professor an der katholischen Universität von Lyon. In Lyon ist diese Schmähschrift auch gedruckt. Leider hat ein französischer Kardinal, Erzbischof *Dubourg* von Rennes, ihr ein empfehlendes Vorwort geschrieben. Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Wallfahrtsortes *Pontmain* in der Normandie am 17. Januar ds. Js. hat ein Kanonikus *Herpin* in Gegenwart mehrerer Bischöfe eine Rede gehalten, die nach unserem Empfinden einfach eine Entweihung der Religion und der Muttergottesverehrung bedeutet. Sie wurde in mehreren Zeitungen und in den Annalen von N. D. de Pontmain wörtlich abgedruckt. Letztere Zeitschrift zeigt auf dem Titelblatte deutsche Soldaten mit Pickelhauben, die vor der Erscheinung der Muttergottes erschreckt zurückweichen. Darunter stehen die Worte: „In den Händen Mariens erglänzt das Kruzifix — Und die feindliche Armee flieht vor Jesus Christus." Eine religiöse Zeitschrift mit einem *solchen* Titelblatte wäre bei uns in Deutschland doch überhaupt nicht denkbar. In Frankreich aber erscheint sie nicht etwa erst seit dem Kriege, sondern schon seit langen Jahren vor dem Kriege in dieser revanchelüsternen, kriegerischen Aufmachung, ohne daß eine kirchliche Behörde jemals dagegen eingeschritten wäre oder daß die öffentliche Meinung sich gegen eine solche Geschmacksverirrung gewendet hätte. An derartigen Beispielen sieht man, wie grundverschieden doch die Mentalität der Franzosen von der unsrigen ist.

Soll das nun immer weiter gehen? Soll über dem Nationalismus das Grundgesetz des Christentums immer mehr in Vergessenheit geraten? Gott sei Dank, zeigen sich doch Zeichen der Besserung. Gerade diese groben Entgleisungen, von denen ich einige wenige erwähnt habe, sind geeignet, vernünftigen und wahrhaft katholisch denkenden Franzosen die Augen zu öffnen. Ihre Zahl ist doch größer, als man anfangs glauben möchte. Sie haben nur noch nicht den Mut, öffentlich für ihre Ueberzeugung einzutreten. Vielleicht halten sie es bei der herrschenden Stimmung im Lande noch für verfrüht. Aber in engerem Verkehr mit gebildeten französischen Katholiken, Priestern und Laien begegnet man immer häufiger Ausdrücken der Mißbilligung gegenüber solchen gehässigen Veröffentlichungen und dem Mißbrauch der Religion für nationalistische Zwecke, sowie dem aufrichtigen Wunsche, daß die Katholiken aller Länder doch zusammenhalten müßten. Immer häufiger trifft man Leute, die zwar noch nicht vergessen haben, was nach ihrer Ansicht Deutschland ihnen angetan hat, die sich aber gleichzeitig sagen: Der Haß darf nicht verewigt werden; als Christen, als Katholiken müssen wir verzeihen und mithelfen, daß die Wunden geheilt werden, die der unglückselige Krieg geschlagen hat. Mit diesen Glaubensbrüdern französischer Nationalität können wir uns, ohne uns etwas zu vergeben, in allen wesentlichen Punkten verständigen. Manches mag vorläufig unberührt bleiben um der Bruderliebe willen. Manches wird bei der Verschiedenheit des Standpunktes und der Geistesverfassung vielleicht nie geklärt werden: In dubiis libertas! In allem und über alles aber herrsche die Karitas, die christliche Bruderliebe! Wenn so die Reihen derer gestärkt werden, die das Gesetz der Liebe anerkennen, werden jene Zeitungen und Zeitschriften bald von selbst verstummen, die bisher zum Schaden der katholischen Sache den Haß gepredigt haben. Es gibt manche, die sich schon heute dessen schämen, was sie früher gegen uns geschrieben haben, wie ja auch mancher Deutsche heute nicht wiederholen möchte, was er während des Krieges, vielleicht im besten Glauben, gesagt und geschrieben hat. Irren ist menschlich, den Irrtum verzeihen ist christlich, ist göttlich.

Hinter den Kulissen der Tschechei.

Von Theodor von *Sosnosky*, Wien.

Mitte August sind einige Schleier weggezogen worden, mit denen die tschechische Regierung wohlweislich gewisse Machenschaften zu verhüllen gesucht, die das helle Tageslicht zu scheuen hatten. Der offene Brief des ehemaligen Mitglieds der tschechischen Mission in Budapest, Otto Szendvö, an den Leiter der Mission, und im Anschlusse daran die Veröffentlichungen des Brünner „Montagblattes" haben Einblicke in das Treiben der tschechischen Tyrannenwirtschaft gewährt, die ebenso interessant und lehrreich als skandalös sind und die tschechische Regierung mit einem Stempel gebrandmarkt haben, den sie, so sehr sie sich auch Mühe geben dürfte, nie mehr loswerden wird. Bekanntlich gehört es zum Eisernen Bestande des tschechischen Schimpf- und Verleumdungs-Registers gegenüber der alten habsburgischen Monarchie, daß diese ein tyrannischer Polizeistaat gewesen sei. Hierzu sei vorerst bloß kurz bemerkt, daß, wenn dies tatsächlich der Fall gewesen wäre, der tschechische Hochverrat kaum mit solch tropischer Ueppigkeit unter dem Schutze der Monarchie hätte blühen können. Worum es sich hier handelt, ist: festzustellen, daß in der „freien" sozialistisch aufgezäumten Tschechei eine Polizeiherrschaft im Schwang ist, neben der sich das vielgeschmähte Regiment Metternichs als harmlose Spielerei ausnimmt.

Wie wir den erwähnten Veröffentlichungen entnehmen, besteht neben der normalen Polizei in Prag noch ein „*Geheimes Sekretariat der Kabinettskanzlei*", weniger euphemistisch gesprochen, ein „schwarzes Kabinett" oder, noch deutlicher, eine Spitzel-Zentrale. Sie gliedert sich in zwei Abteilungen, eine politische und eine militärische. Erstere leitet der Ministerialrat Trenka, letztere der Kriegsminister Husak in höchsteigener Person. Die politische Abteilung zerfällt wieder in drei Unterabteilungen, Propagandaämter genannt, die für die drei Ministerien, des Aeußern, des Innern und das für die Slowakei, arbeiten. Als interessanter Zug ist zu vermerken, daß sich in einer dieser Abteilungen auch eine Gruppe befindet, die den Titel Dr. *Alice Masaryk* führt! Die Tochter des Präsidenten der tschecho-slowakischen Republik arbeitet demnach im geheimen Spitzeldienste mit! . . .

Auch andere Gruppen dieser echt freiheitlichen Organisation sind schon durch ihre Titel recht interessant. Da gibt es z. B. Gruppen mit folgenden bezeichnenden Namen: „*Bezahlte Beamte von fremden Gesandtschaften*", „*Selbständige geheime Polizeistationen in den deutschen Gebieten*", „Kampf für die Volksabstimmungsterritorien und für wirtschaftliche Schwächung der Nachbarkonkurrenzstaaten". Ferner gibt es einen ganzen Rattenkönig von Propaganda-Gruppen zur Unterstützung der regierungsfeindlichen Bewegung in Ungarn, darunter *von der tschechischen Regierung bezahlte tschechische und ungarische Kommunisten*. Die „tschechische Mission" in Budapest, in deren Dienst der vorhin erwähnte Szendvö gestanden, ist natürlich auch nichts anders als eine ungarische Filiale der großen Prager Spionage-Zentrale. Dieser scheußliche Polyp streckt seine Fangarme in aller Herren Länder. Außer Oesterreich und Ungarn ist es namentlich die *Schweiz*, die von den Agenten des Herrn Benesch — denn dieser, nicht Dr. Masaryk, ist der wahre Herrscher in der Tschechei — heimgesucht wird. Warum just die Schweiz, ist klar: Weil der Ex-Kaiser *Karl* dort weilt. Denn nichts

fürchten Herr Benesch und seine Getreuen so wie das Haus Habsburg.

Man kann es ihnen übrigens nicht einmal verdenken, wenn sie um den Bestand ihrer Herrschaft zittern, denn die Tschechoslowakei hat die gleichen schwachen Seiten wie das einst so bitter bekämpfte vielsprachige Oesterreich-Ungarn. Ein Blick auf die jüngst veröffentlichten statistischen Angaben des bekannten Hickmannschen „Universalatlas" läßt dies mit einer Deutlichkeit erkennen, die jeden Zweifel ausschließt. Es leben im tschechoslowakischen Staate zurzeit:

Tschechen	6 000 000 =	44.4 %
Slowaken	2 000 000 =	14.8 %
Deutsche	3 700 000 =	27.4 %
Magyaren	800 000 =	5.9 %
Ruthenen (Ukrainer)	400 000 =	2.9 %
Polen	160 000 =	1.2 %
Juden	360 000 =	2.7 %
Andere	80 000 =	0.6 %
Zusammen	13 500 000 =	100 %

Der Genauigkeit wegen sei erwähnt, daß die angeführten Prozentsätze zusammen nicht 100 ergeben, sondern bloß 98.97.

Demnach bilden die Tschechen nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung des von ihnen beherrschten Staates, und selbst mit den Slowaken zusammen nur die bescheidene Mehrheit von 59.2 %. Es ist somit eine dreiste Tatsachenfälschung, daß sich ein ethnographisch so zusammengesetztes Staatswesen als „tschechoslowakisch" bezeichnet. Die Zahl der Deutschen beträgt fast doppelt soviel als die der Slowaken. Aber man möchte das Vorhandensein der Deutschen im Lande am liebsten ganz leugnen, und wenn es auf die tschechischen Ultras, diese modernen Hussiten ankäme, so wüßten sie sich gegen dies ihnen so verhaßte Vorhandensein schon zu helfen. Die Umzüge tschechischer Legionäre in deutschen Gebieten, in denen sie die Bevölkerung nach dem Muster der Faszisten mit Revolvern und Handgranaten terrorisieren — unlängst sind ihnen in Aussig drei Menschenleben zum Opfer gefallen —, lassen deutlich genug erkennen, was sie möchten, wenn sie nur könnten.

Glücklicherweise aber können sie eben nicht, und ihre ohnmächtige Wut wird immer wieder an der ehernen Tatsache zerschellen, daß nahezu ein Drittel der Einwohnerschaft „ihres" Staates aus Deutschen besteht und daß sie selber darin die ausgesprochene Minderheit bilden. Darin aber liegt eben der Todeskeim ihres Staates. Auch das alte Habsburgerreich ist zwar ein Völkergemisch gewesen; aber jenes Konglomerat war doch nicht ein Kunstprodukt, sondern das natürlichste Ergebnis geographischer und wirtschaftlicher Tendenzen, war die natürliche Schutzhülle von zehn Nationen, die ursprünglich alle vor den Raubzügen der Türken und Tataren unter der Krone Habsburgs Schutz und Hilfe gefunden hatten und die allein zu schwach gewesen wären, sich gegen ihre Nachbarn zu behaupten. Das alte Oesterreich ist in gewisser Hinsicht einem Korallenbauwerke vergleichbar, das im Laufe von Jahrhunderten auf natürlichem Weg entstanden ist. Das heutige Tschechenreich aber ist in geographischer und ethnographischer Hinsicht ein Monstrum, das binnen weniger Wochen oder Monate in den Retorten von Saint-Germain zusammenexperimentiert worden ist und den Stempel dieser künstlichen Geburt unverkennbar zur Schau trägt. Das sehen und wissen die Tschechen natürlich ebensogut wie die übrige Welt. Daher das ekle Spionagenetz, mit dem sie alle Welt einzuspinnen suchen. Aber auch das wird ihnen nichts helfen, es wird unfehlbar zerreißen, und die Spinne mag dann zusehen, daß sie das Fleckchen Erde behalte, auf dem sie von rechtswegen zu Hause ist.

Legende.

Drei Weise gingen durch ein ödes Land, und trafen auf einen blühenden Baum. Der erste hatte ein kurzes Gesicht, so trat er ganz nahe an den Stamm heran, betastete und befühlte die Rinde, und brach ein Stück Borke von ihr. „Es ist alles tot und morsch", sprach er zu den andern, „lauter dürres Holz". Doch die hörten ihn nicht — wie alle Weisen nur sich selber hören — und der Zweite sprach: „Ein schöner Baum, ein herrlicher Baum — nur schade, dass er keine Früchte trägt". „Es ist doch erst Frühling" sagte der Dritte leise. Aber die beiden andern hatten sich schon umgewandt und waren weitergegangen. Da blieb er bei dem blühenden Baum, und pflegte seiner und war geduldig, und wartete, bis er ihm Früchte trug.

Alfred Willy Kunze.

Zum 50jährigen Jubiläum des kath. Darwinismus.

Von Prof. Dr. Johannes Chr. Gspann, St. Florian, O.-Oe.

Im Jahre 1871 erschien zu London ein Buch mit dem Titel „On the Genesis of Species". Verfasser war der katholische Zoologe Professor George Mivart. In der genannten Schrift wird zum ersten Male ex professo von katholischer Seite die Theorie aufgestellt, der menschliche Körper stamme vom Tiere ab, während die Verbindung der Seele mit dem Körper einen eigenen unmittelbaren Schöpfungsakt verlange.

Diese Lehre fand eine geteilte Aufnahme. Auf der einen Seite begrüßte man sie als Kampfmittel gegen den atheistischen Darwinismus, der gerade in der Zeit von 1870—1895 das ganze naturwissenschaftliche Gebiet beherrschte und wies darauf hin, daß Augustinus und Ambrosius der neuen Lehre günstig gesinnt seien, auf der anderen Seite verwarf man den „katholischen Darwinismus" als Halbheit und Inkonsequenz. Die Kirche schwieg. Mochten Tausende eine Zensur aus der ewigen Stadt erwarten, mochten die Anhänger zittern vor einer Verurteilung der ihnen hochwillkommenen Lehre, die Kirche schwieg und hat bis zur Stunde geschwiegen.

Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit, zumal für das moderne Hasten. In diesen fünfzig Jahren ist sehr vieles gegen und für die katholische Deszendenzlehre geschrieben worden. Wie steht es heute mit diesem vielumstrittenen Problem!

Von den konservativen Dogmatikern wird eine tierische Abstammung des menschlichen Körpers rundweg abgelehnt. M. J. Scheeben nennt eine solche Theorie häretisch (Lehrbuch der Dogmatik, Freiburg 18/3, I, 144), H. Hurter bezeichnet sie als ganz und gar falsch (Theologiae dogmaticae compendium, Oeniponte 1900, II[10], 232) und als „der Vernunft und der Heiligen Schrift widersprechend". Aehnlich urteilen alle übrigen strengkonservativen Dogmatiker. Selbst Pohle, der sonst mildere Ansichten gelten läßt, wo sie nicht in Widerspruch mit dem Glauben sind, urteilt abweisend über die Mivartsche Theorie: „Wenn auch nicht häretisch, so widerspricht dieselbe doch sicherlich sowohl dem natürlichen Wortsinn der Bibel wie dem christlichen Sinne" (Lehrbuch der Dogmatik, Paderborn 1907, I[3], 424).

Hand in Hand mit den konservativen Dogmatikern gehen die konservativen Exegeten. Diese bringen eine Reihe von Gründen vor, die für ein unmittelbares Eingreifen des Schöpfers bei Bildung des Menschenleibes sprechen (Hummelauer, Fr., Comment. in Genesim, Parisiis 1895, 129 sqq; Schöpfer, Aemil., Geschichte des Alten Testamentes mit besonderer Rücksicht auf das Verhältnis von Bibel und Wissenschaft, [3] Brixen 1902, 44 f.); alle diese Gründe werden in den dogmatischen Handbüchern verwertet.

Doch fehlt es nicht an Theologen, auch nicht an Dogmatikern, die für eine Deszendenztheorie im Sinne Mivarts eintreten. Sie sagen, daß der ganze Schöpfungsbericht anthropomorphistischen Charakter haben und daß man deshalb das Bilden aus der Erde in einem weiteren Sinn auffassen könne. Was Hummelauer und Schöpfer gegen die mittelbare Bildung des ersten menschlichen Leibes vorbringen (besonders die Erschaffung der Eva), das lasse sich durch die Visionshypothese, die gerade durch Hummelauer so große Beliebtheit erlangt habe, ganz leicht erklären. Die meisten Theologen betonen aber, daß die Deszendenztheorie nicht nur biblischen, sondern auch naturwissenschaftlichen Schwierigkeiten begegne, namentlich die sogenannte schärfere Theorie, wonach der menschliche Körper nicht nur eine Entwicklung in langen Zeiträumen durchgemacht habe, sondern auch durch konkrete Tierformen hindurchging.

Damit ist die Stellung der Parteien gekennzeichnet. Die nächste Frage, die nun von Interesse ist, lautet: Was spricht für und was gegen diese „katholische Deszendenztheorie"?

Ihre Anhänger können sich darauf berufen, daß, wie bereits gestreift, St. Augustin ihr gewaltiger Vorläufer sei; Augustinus ist zweifellos der größte Geist, der aus dem Schoße der katholischen Kirche geboren wurde; seine Ansicht wiegt sehr schwer. Augustin läßt den menschlichen Körper nicht unmittelbar von Gott erschaffen werden, sondern nimmt einen Urkeim an, aus dem er entstanden. „Den Leib des Menschen, aber nur ihn, hervorzubringen, empfing die Erde vom Herrn die Kraft", schreibt er (De Genesi ad litteram 6, 12, 22). Ansonsten sei verwiesen auf Graßmann, Die Schöpfungslehre des heiligen Augustinus und Darwins, Regensburg 1889.

Ferner ist der Deszendenztheorie bei Pflanzen und Tieren günstig die Schöpfungslehre des heiligen Thomas von Aquin. Er zitiert in seinem Hauptwerk (S. th 1967 a 4 ad 3) die Stell-

Augustins: „In prima institutione naturae non quaeritur miraculum, sed quid natura rerum habeat" (De Genesi ad litteram 2, 1), läßt zum allermindesten die „Ansicht Augustins, Gott habe seminaliter, also dem Keime nach, alles zugleich erschaffen und dann die Entwicklung einer unbestimmten Zeit überlassen, als Hypothese gelten und sagt im Eingang zum a 1968 des ersten Teiles der theologischen Summe: „Da die Heilige Schrift verschieden ausgelegt werden kann, soll man keiner Auslegung so einseitig anhangen, daß, wenn ein entschiedener Grund besteht, daß etwas falsch sei, man dennoch daran festhalten wolle ..., damit man nicht die Schrift dem Gelächter der Ungläubigen preisgebe und ihnen den Weg zum Glauben verschließe." Wenn aber für Pflanzen und Tiere die Lehre von der Abstammung gelten kann, warum nicht auch für den menschlichen Körper? Der Mensch ist animal rationale, sein Leib ist nach dem Plan des Tieres aufgebaut, „anima ... ad imaginem Dei", sagt Ambrosius, „corpus autem ad speciem animarum" (Hexaemeron VI 7). Angemerkt sei noch, daß wir Abstammungsbilder schon frühzeitig in der patristischen Literatur finden. Nach Ephraim, Johannes Chrysostomus, Basilius ... sind die Vögel durch Umformung und Vervollkommnung aus einem fischähnlichen Zustande geworden (Pesch, Til., Die großen Welträtsel, Freiburg 1884, II, 212).

Ferner spricht für die Deszendenztheorie auch in bezug auf den menschlichen Körper der gleichfalls schon berührte anthropomorphistische Charakter des Schöpfungsberichtes. Dieser Charakter wird von den meisten Theologen zugegeben. Es wird heutzutage auf sämtlichen theologischen Schulen der katholischen Erde gelehrt, man könne das Sechstagewerk auslegen wie man wolle, wenn nur Wahrheit und Inspiration des Textes nicht in Zweifel gezogen werden. Gut! So kann ich auch bei der Erschaffung des Menschen den wörtlichen Sinn verlassen und das umso leichter, als die Erschaffung des Menschen nicht als eine Erschaffung aus nichts, sondern als ein Bilden aus dem Staube der Erde geschildert wird. „Warum soll ... diese einzige Stelle im ‚Sechstagewerk', die von der Schöpfung des Menschen handelt, immer noch genau wörtlich genommen werden müssen?" (Sander, M., Die Abstammungslehre, [2] Einsiedeln 1907, 7).

* * *

Dagegen wenden die hier in Betracht kommenden Gegner ein, daß die Abstammungslehre auf den Menschen auszudehnen dogmatisch und naturwissenschaftlich ganz unzulässig sei. Die landläufigen Argumente dafür können überall nachgelesen werden. Das Schwerstwiegende, das in keiner Dogmatik sich findet, ist folgendes. Der Dogmatischen Kommission des Vatikanischen Konzils lag ein Kanon mit dem Inhalte vor: „Wenn jemand leugnet, daß das gesamte Menschengeschlecht von dem einen Stammvater Adam seinen Ursprung habe, der sei aus der katholischen Kirche ausgeschlossen." Nun wäre es doch ein Wunder und ohne direktes Eingreifen der Erstursache fast unerklärbar, daß gerade zwei menschliche Individuen aus konkreten Tierformen oder als Ergebnisse organischer Entwicklungen sich gebildet haben, daß gerade ein Mann und ein Weib geworden sind, noch dazu am gleichen Ort und — trotz tausendjähriger Entwicklung! — zu gleicher Zeit.

Der Körper des Menschen soll nach dem Bauplan des Tieres aufgeführt sein. Bis zur Stunde kennt die Paläontologie keine Zwischenformen zwischen Affe und Mensch. Der Paläontologe Wilhelm Branco sagte auf dem internationalen Kongreß in Berlin vor 19 Jahren: „Die Paläontologie kennt bisher keine tierischen Ahnen des Menschen". Das gilt noch heute.

Eine tiefe Kluft besteht nicht nur zwischen der Größe des Gehirnes bei Affe und Mensch, sondern namentlich im Wachstum: das Gehirn eines neugeborenen Knaben wächst noch um 1100 Gramm, das des Gorilla wächst nach der Geburt nur mehr um 60 Gramm.

Man hat gefunden, daß bei der embryonalen Entwicklung der Affe ein sehr menschenähnliches Stadium durchlaufe. Ja! Man hat aber festgestellt, daß der Mensch nicht ein affenähnliches Stadium durchläuft. So müßte nach dem biogenetischen Grundgesetz der Affe vom Menschen abstammen. Das ist Unsinn!

Jedenfalls ist es nicht gegen den Glauben, eine Entwicklung des menschlichen Körpers im Sinne der Abstammungslehre anzunehmen, auch dann nicht, wenn man eine Entwicklung aus konkreten Tierformen annimmt. Ich schließe mit A. Meyenberg mit dem Wunsche, daß „alle diese Fragen durch ein vertieftes Studium der Natur und der Bibel ihrer Lösung entgegengehen" (Ob wir ihn finden? Luzern 1907, 124).

Reise-Tagebuch-Blätter.

Von Juliana von Stockhausen.

(Schluß.)

An einem Nachmittag sind wir auf der Burg. Noch war die Luft trübe, fast bleiern. An grauen Schnüren hing ein müder Himmel auf der Stadt. Fern nur über der westlichen Donau sickerte Gold in dünnen Streifen über Land und Wasser.

Wie schwer, wie voll königlichem Schmerz sind diese Burgbauten. Zwischen Kirche und Burg drängen mit scheuer Heiterkeit einige leichte Rokokopaläste; aber schon die Weite des ersten Hofes ist streng, unnahbar und voll Herrschsucht.

Im langsamen Schreiten nähert man sich dieser starken Silhouette, die gegen die Donau, über der Köstlichkeit eines hohen, geschmiedeten Gittertores, einen finsteren, wilden Adler setzt, dessen dunkle Bronze schwer in den grauen Himmel ragt, und zur Rechten die schönen Säulenarkaden der Wache.

Endlose Gemächer reihen sich endlos aneinander. Rokokoornamente spielen über Rubin, Gold- und Türkisfarben. Seide umgleißt Wände und Möbel. Gemach um Gemach voll Pracht und Hochmut, was doch nur Maske ist, die eine große Schwermut verbirgt.

Einmal sagt der Führer: An diesem Fenster stand die Königin Maria Theresia, da man sie krönte mit der Krone des heiligen Stefan! Müde fließt der dicke, karmoisinrote Atlas des Vorhanges nieder — ein Sessel schiebt ihn ein wenig vom Fenster zurück. Dunkles Gold, trübes Weiß, ein wenig Blau, starkes Rot —

— Und eine junge Königin steht am Fenster, locker das bauschige Gewand über gesegnetem Leibe. Unten toben begeisterte, hingerissene Stimmen „Eljen! Eljen! Eljen!" Tausend und abertausend Stimmen in tausendfachem Klang! Die junge Königin lächelt mit Lippen voll trügerischem Rot, ein trauriges Lächeln, das ein so schmerzliches Wissen ernster und übergroßer Augen nur erhöht, statt verwischt. — Heute weiß sie, wo sie ihr Haupt bettet — weiß sie es morgen? Weiß sie, wo sie dies Kind gebären wird? Heute rufen tausend Stimmen „Eljen", morgen vielleicht stöhnen sie Qual und Fluch, wenn die Verdammnis des Krieges sie in Not und Tod zerrt. O Qual kaiserlichen Szepters in einer Hand, die Güte, mütterlichen Segen spenden möchte und die doch das Schwert heben muß.

Der schwere, müde Atlas des Vorhanges sinkt.

Wieder Gemächer voll Stuck, voll Seide und Gold.

Das schwarze Kleid einer schlanken, dunklen Kaiserin rauscht flüchtig, fast wesenlos über spiegelndes Parkett. Und der Schein dunkler, fremder Augen ist voll von fernem, weitem Licht. Niemand soll es sehen, daß dieser Schein von Tränen rührt, die allnächtens rote Spuren unter müde Lider malen. — O dieser Mund lächelt — wen kümmert es, daß höchste Qual nach innen verschluchzend, die Fremdheit kühlen, bitteren Lächelns über schmale, königliche Lippen gießt. — Wer ahnt es, daß diese schmalen, schönen Hände nächtens die Flut dunklen Haares zerraufen, daß die Kaiserin ihre Flechten zerbeißt, um nicht die Wildheit des Schmerzes hinauszuschrei'n, daß sie gellend von den seidenbespannten Wänden widerhallt. Jeden Morgen teilt der Silberkamm dies schöne, duftende Haar; jeden Morgen flicht man es mit Bändern und Perlen; jeden Morgen trägt es stolz und hoheitsvoll die Last der Königskrone, die aus Dornen statt aus Gold gefügt zu sein scheint. Dornen, an denen Blutstropfen wie blasse Rubine tauen. Elisabeth.

In einem ganz verlassenen Saal, wo dünne Staubschicht traurig von der Decke rieselt, stehen an der Wand zwei Bilder. Fast unachtsam, vergessen und von niemand beachtet. Und doch sind in diesen beiden Bildern noch einmal Schicksal, Herrscher und Volkswille jäh offenbart.

Noch einmal eine blasse, junge Kaiserin, Ungarns letzte Königin.

Steife Falten wirft der goldgestickte, weiße Atlas um liebliche Schlankheit. Perlen rieseln in endloser Fülle, Steine und Gold starren um Hals und Arme. Auf dem lockeren, braunen Haar lastet — o, wie sie lastet — die Krone des heiligen Stefan. Und junge Augen sind verschattet von der Ahnung entsetzlichen Ernstes. — Auf blühenden Lippen erstarrt das Lächeln vor der Gewalt des Schicksals.

Das Kinderbild lehnt neben dem der Mutter. Noch hat der Staub den Glanz des goldenen Kleidchens nicht verwischt, noch blitzt der Diamant am Reiherbusch. Licht ist das Haar

sind die Augen — Gott ist gut mit den Kindern, die ahnungslos neben Schmerz und Tod ihre Kinderspiele treiben!

Ich trete ans Fenster. Drüben hebt das Parlament die schwere Kuppel in den grauen Himmel. Abend sinkt bald. Schwer schlagen die Wellen der Donau an die steinernen Stufen der Terrasse.

Dann gingen wir zur Krönungskirche.

Der Pförtner öffnete ein schmales Tor. Scheu trat der Fuß über die Schwelle. Weihrauch quoll in dem süßlich schwülen Dämmer. Kaum scheidet das Auge Mauer, Säulen und Altar. Mählich erst trennten sich Mosaik, Stein, wundervoll toniger Stein und Luft, die Grau in Grau webte. Auf der Empore spielte ein jugendlicher Priester Geige. Es war ein trauriges und sehnsuchtsvolles Lied.

Matt bewegten sich die Fahnen, die viele siegreiche Eroberer in die Höhen der Wölbung hängten. Aus der mirakulösen Formung eines schneckenhaft gewundenen Fensters lächelte müde ein junger Christus mit dunklen, orientalischen Augen. Die Geige tönte; ihre Klänge flossen violett und silbern durch den Raum. Lange stand ich in einer Nische. Dort, wo das Grabmal eines großen Königs und einer schönen Königin steht. Ganz dunkel ist es, kaum glitzert Licht durch das dunkle Fenster über die Liegenden. Aus goldenen Becken wölkt Duft von Weihrauch — im Vorgemach tönt eine Laute — Sie liebt Blumen, die schöne, junge Königin, die selbst wie eine dunkelgoldige Blume ist. — Aus meinem Arm löste sich die Liliengarbe und sank nieder in die Hände der Schlafenden. Im Traume wird der Duft gleich weißem Atlas um sie sein. Sie träumt von Liebe.

Wir stiegen nieder zum Strom; ein Schiff fuhr uns hinaus. Es war Abend. Blaß stand der Himmel über Stadt und Burg. Kühler Wind sprang vom Wasser auf, trieb feuchte und dünne Nebel empor. Letzte kleine Häuser am Ufer duckten sich schemenhaft. Man sah keine Sonne, doch aus thymianblauen Wolken bauschte dunkler Purpur. Glockenklänge schwebten von der Kathedrale her. Das Kupfer ihres Daches funkelte giftig in einem letzten Aufblitzen des Tageslichtes.

Grün und gelb zischte das Wasser um den Schiffskiel, als die Schrauben beidrehten. Man fuhr langsam zur Stadt zurück. Dort sanken schon zitternde Lichtbahnen über den Quai in die Flut. Violett mengte sich mit Bronze, mit dunklem Grün, mit schwerem Grau, das wie bewegter Basalt im Wasser wuchtete. Da ich den Kopf gen West wandte, war mir, als risse man einem Blinden die Binde von den Augen.

Finster lag die Burg. Irgendwo sprang hart das Schwarz eines Säulenbogens. Dann brannte wildes Zinnober. Gold verglühte in Scharlach. Lava gleich krustete Grau in der Höhe, stürzte mit einemmal über die lodernden Berge, brach dort nieder, staute! Amethyste funkelten wie lange Bänder über dem Wasser, minutenlang. Als die graue Lava stürzte, dunkelten auch sie, quollen empor, deckten Scharlach und Gold, wurden eins mit der Dunkelheit von Himmel, Berg und Burg.

Nahe dem Strom nahmen wir in einem kleinen Garten das Nachtmahl. Zigeuner spielten! An kleinen Tischen saßen wenige Paare. Die Schatten der Kastanien tanzten im Flackern des Windlichtes. Ueber der Mauer stand ein dunkelgrüner Himmel. Sterne funkelten hoch.

Das Zymbal tönte mit stählerner Wildheit. Und der Primas geigte, geigte, geigte.

In runden Gläsern schimmerte der goldne Ungarwein; süß und berauschend floß er durch die Kehle.

„Dies Volk ist so schön“ — ich spielte leicht mit dem geschliffenen Glas, darin der Wein bunte Lichter warf. „Heute Nachmittag sah ich einen Knaben, der stand, die Geige unterm Arm, mitten im Trubel der Straße und sah mit weiten, strahlend schwarzen Augen vor sich hin. Nichts war er als ein Stück schmutzigen, zerlumpten und doch unendlich rassigen, stolzen Zigeunertums. Ich blieb stehen und sah ihn lange an. Fremd ging sein Blick über mich hinweg.“

Das Windlicht flackerte! Am Tisch stand plötzlich der Zigeuner. Alt war er, häßlich war er, mit breitem Hunnenschädel, schütterem Haar und wilden Lippen, aber in seinen Augen tanzte Musik.

Man schob ihm eine Banknote hin, die er mit ruhigem, nachlässig vornehmem Danke einsteckte. Dann aber spielte er — und er spielte, daß das Blut wie Feuer rauschte — er spielte wie der Pusztawind, der über die glühende Ebene brennt, wo die Sonne in weißglühender Luft sengt. — Den Abend spielte er, kühl mit der Verheißung silberner Sterne, das Liebeslied singender Vögel! Liebe, Liebe, schluchzte die Geige des braunen Gesellen, von den dunklen Ungarinnen Liebe — stolzer Lippen süße, traumtiefe Küsse, um die das Blut stärker sang als die Geige.

Wir aber tranken Ungarwein. Dies war der letzte Abend in Budapest.

Newmans Philosophie des Glaubens.

Von Dr. Alois Dempf, Altomünster.

Philosophie des Glaubens (Grammar of Assent) von John Henry Kardinal Newman. Ins Deutsche übertragen mit einem Nachwort von Theodor Haecker, H. A. Wiechmann, München, 1921. Preis 75 M brosch.

Noch Kant sagte mit Recht, daß die Logik seit Aristoteles keinen Schritt vorwärts und rückwärts getan habe. Und gewiß ist die formale Logik durch den Meister, den auch Kardinal Newman außerordentlich hochschätzt, zu einem gewissen Abschluß gebracht worden. Doch liegen schon in der Nikomachischen Ethik Gedankenkeime, die Newman sehr feinsinnig heraushebt, für jenes neue, höhere Gebiet der Logik, das freilich erst im Christentum mit seiner innerlichen Welt der religiös-sittlichen Ueberzeugung ein überragendes Problem werden konnte und lange genug auf seinen neuen Meister warten mußte. Es ist die Frage nach der subjektiven, individuellen Gewißheit, die noch weit mehr verlangt als den bloß formal richtigen Schluß, die eine Erforschung jenes weiten Reiches der inneren, tiefsten Ueberzeugungen fordert, für die niemand besser als der große Glaubensringer und Konvertit, der Philosoph Newman geeignet war.

Mehrfach, schon in der Antike durch die Stoa, trat nach dem Abschluß der Logik die Frage nach den Kriterien, den sicheren Zeichen der Wahrheit auf und das, was man die Evidenz nannte, ist durch die ganze christliche Philosophie hindurch immer Problem geblieben. Newman vermeidet den Ausdruck Evidenz und ersetzt ihn durch den der **Zustimmung**, der zugleich den entscheidenden Willens- und Glaubensakt miteinschließt. 20 Jahre hat er mit dem Problem gerungen, schließlich als er in Glion am Genfer See war, überfiel es ihn: „Du bist falsch daran, mit der Gewißheit zu beginnen — Gewißheit ist nur eine Form der Zustimmung — du sollst mit der Kontrastierung von Zustimmung und Folgerung beginnen.“ Diesem Fingerzeig folgte er und fand darin einen Schlüssel zu seinen eigenen Ideen.

Zustimmung und Folgerung sind der große Gegensatz geworden, in dem sich das Buch bewegt, und durch das starke Hervorheben der Zustimmung ist die Bedeutung der Folgerung zu sehr in den Schatten getreten, was verschiedene Mißverständnisse veranlaßte, von denen noch zu reden sein wird. Zunächst aber ist die große Kraft zu betonen, mit der das Recht und die Wirksamkeit des Anschaulichen und Individuellen, der Dinge und Bilder und unserer eigenen geistigen Akte, namentlich der Vorstellungskraft (Imagination) gegenüber den abstrakten, allgemeinen Begriffen behauptet wird. So unterscheidet Newman zwischen den realen Sätzen von Dingen usw. und den begrifflichen, die irgend ein Allgemeines enthalten, zwischen der realen Erfassung oder vollen geistigen Aneignung der Sätze und dem bloß begrifflichen Verständnis. Und dem entspricht nun auch die reale Zustimmung in ihrer überwiegenden Bedeutung gegenüber der begrifflichen, die natürlich auch stattfindet und gleichfalls unbedingt ist. Das Wichtigste an dieser Unterscheidung ist, daß gegenüber der bloß intellektuellen Geisteshaltung das Recht des Anschaulichen und Konkreten gesichert wird, die Erkenntnis, daß schon ein einmaliger geistiger Akt uns ein volles Wesensbild einer Sache zu geben vermag und nicht erst die vergleichende und verwaschene Abstraktion von vielen niemals ganz übereinstimmenden Fällen notwendig ist. Hieraus ergibt sich der Vorrang der unmittelbaren, intuitiven Erkenntnis über die abstrahierende, begriffsmäßige.

Diese Unterscheidungen sind nun zu einem ganz bestimmten Zwecke angestellt, nämlich um die Eigenart des **religiösen Aktes** zu verdeutlichen. Das Große dabei ist, daß Newman im schärfsten Gegensatz zum **Modernismus**, der sich sehr zu Unrecht auf ihn berief, nicht eine volle Eigengesetzlichkeit der religiösen Funktion entwickelt, die ohne Zusammenhang mit der übrigen Erkenntnis frei und willkürlich ihre Objekte erzeuge, sondern die Eigenart der religiösen Akte nur in der Unmittelbarkeit der realen Erfassung und unbedingten Zustimmung erkennt, also den Modernismus geradezu schlagend widerlegt.

So gehört denn seine Analyse unserer Gottesgewißheit durch die reale Erfassung im Gewissen, der Stimme Gottes, zum Schönsten des so überaus reichen Buches. Besonders wertvoll ist auch das Kapitel über **natürliche** Religion, in dem als die Quellen unserer Erkenntnis Gottes und der Pflichten gegen ihn unser eigener Geist, die Stimme der Menschheit und der Lauf der Welt dargestellt sind. Sie geben uns in erster Linie ein Bild von dem strengen Gott, dem Richter, von unserer Sündhaftigkeit, von der Sehnsucht nach Versöhnung und den Mitteln hierzu, von der erschütternden Erkenntnis von der Macht des Bösen, dann aber auch die gewisse Hoffnung des Segens und der

Erlösung, der Vorsehung, des Verkehrs mit Gott im Gebete und einer göttlichen Offenbarung. Es ist in Kürze die Grundlage einer Religionsphilosophie, der wir überhaupt keine zu vergleichen wüßten. Sie ist die natürliche Konsequenz der Zustimmungslehre Newmans und findet ihre volle empirische Bestätigung in der religionsgeschichtlichen Wirklichkeit der Naturvölker. Sehr bezeichnend schaltet Newman bei der Demonstration der religiösen Phänomane die Kulturvölker aus, da diese schon intellektuell vereinseitigt seien, im Großen freilich zu unrecht, denn „jede Epoche ist unmittelbar zu Gott".

Das Werk schließt mit einer Rechtfertigung der geoffenbarten Religion, durch die methodische Häufung real erfaßbarer Urteile, die eine wahre Fülle tiefster Gedanken und erleuchtender geschichtlicher Durchblicke enthalten.

Dennoch ist es nicht ein Werk für jedermann, da es zwar sehr anschaulich und verständlich geschrieben ist, aber leicht zu falschen Folgerungen führt. Das vergröbernde amerikanische Denken hat aus seiner Zustimmungslehre der „praktischen Vernunft" den Pragmatismus gezogen, wahrscheinlich hängen auch einige Richtungen des Modernismus mit dem Buch zusammen, die starke Betonung des Einzelnen und Individuellen könnte es in den Verdacht des Nominalismus bringen, wie das feinsinnige und warme Nachwort des Herausgebers fürchtet, obwohl gerade Newman gelegentlich äußerst bedeutsame Gedanken zur Begründung des „Realismus" beibringt (summa rerum, Autarkie der Gattungen, regenerierendes Vitalitätsprinzip). Diese möglichen falschen Folgerungen aus der gewollten und betonten Selbstbeschränkung des Buches dürfen nicht verhindern, daß es endlich auch deutsches Geisteseigentum wird, wie Shakespeare dies geworden ist, und die ungemein fruchtbaren Anregungen in ihm, worüber noch vieles Einzelne zu sagen wäre, von den hierzu Berufenen zur vollen Entfaltung gebracht werden.

Ein Fresko von Cosmas Damian Asam in Fürstenfeld.

Von Johann Georg, Herzog zu Sachsen.

In der ehemaligen Klosterkirche in Fürstenfeld nicht weit von München hat der berühmte Barockmaler Cosmas Damian Asam eine große Anzahl von Fresken ausgeführt, die sich nicht bloß durch Frische der Farbe, sondern auch durch die Gedankentiefe des Inhalts auszeichnen. Für letztere hat ihm sicher ein gelehrter Mönch des Klosters beratend zur Seite gestanden. Man muß wohl annehmen, daß dieser den ganzen Plan erdacht und dem Maler angegeben hat. Natürlich ist die künstlerische Ausführung lediglich die Arbeit des Letzteren. Im Mittelschiff sehen wir an der Decke eine eigentümliche Parallele zwischen dem Leben des hl. Bernhard und demjenigen unseres Herrn, auf die ich hier nicht näher eingehen will, so sehr gerade dieses reizvoll wäre. Ueber der Empore sind eine Reihe mystischer Darstellungen zu sehen. Gewöhnlich sind auf der einen Seite Bilder, wo Maria einem Zisterzienser zu Hilfe kommt. Auf der anderen Seite sind es Darstellungen, wo Christus Zisterzienserinnen erscheint. Man müßte, um sie ganz zu verstehen, die Legende dieses Ordens gründlich kennen. Jedenfalls war sie dem Ratgeber des Künstlers ganz geläufig. In Fürstenfeld war also um die Zeit kein Riß mit der mystischen Literatur des Mittelalters eingetreten. Mitten unter diesen Bildern befindet sich eines, auf das ich hier besonders aufmerksam machen will. Es fällt nämlich aus dem Rahmen der übrigen ganz heraus. Hier ist kein Zisterzienser dargestellt. Nein, hier erscheint der hl. Franz von Assisi. Wir sehen ihn aufrecht stehen. Deutlich erkennt man an Händen und Füßen die Wundmale, und zwar, wie dies in der alten Lebensbeschreibung angegeben ist, mit den Köpfen und den umgebogenen Spitzen der Nägel. Um den rechten Arm hat er einen Kranz. Ihm gegenüber steht eine Frau in zwar gewähltem aber einfachem Gewande, der er die Hand reicht. Unschwer erkennen wir in ihr die Armut. Der Barockmaler konnte sie sich sicher an dem himmlischen Hof nicht in zerrissener Kleidung vorstellen. Nein, er mußte ihr der Zeit entsprechend ein höfisches Gewand geben. Die Haare fließen lang herunter. Hinter beiden steht Christus mit der Stola geschmückt als trauender Priester und hat die Stola um die Hände der beiden gelegt. Unten hält ein Engel eine Kerze. Hinter Franz knieen einige Engel, von denen einer das Kreuz küßt. Wir haben also hier unverkennbar die mystische Vermählung des hl. Franz mit der Armut. Wie kommt aber dieses Bild hierher? So viel ich weiß, ist es in dieser Zeit in keiner anderen Kirche Deutschlands zu finden. Es wirkt wie ein Gruß aus dem unvergleichlichen Assisi. Wir werden an die Fioretti di Santo Francesco, wir werden an Giotto, ja wir werden sogar an Dante gemahnt. Kannte der Berater die ersteren? Hatte er vielleicht die Fresken Giottos in Assisi gesehen? War es ihm vielleicht sogar vergönnt, die Divina Commedia zu lesen! Wir wissen es nicht. Aber im Jubiläumsjahre, wo wir allenthalben des hl. Franz und Dantes wie seines unsterblichen Werkes begeistert gedenken, sei auf dieses unbeachtete Fresko von Asam hingewiesen.

Technik und Messe.

Die technischen Messen und der internationale Güteraustausch.

Von Ingenieur Heinrich Müller, Offenbach a. M.

Nachdruck verboten.

Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände soviel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unablässig voranschreitet, die Mittel zu seinem Zweck kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß. Entschiedenheit und Folge sind das Verehrungswürdigste am Menschen.
Goethe im „Wilhelm Meister".

Auf die Pflege internationaler Beziehungen sowohl in rein technisch-wissenschaftlicher wie auch in wirtschaftlicher Hinsicht hat die Technik von jeher besonderen Wert gelegt. Die möglichst restlose und erschöpfende Durchführung dieser Aufgabe ließ man sich schon um deswillen vorzugsweise angelegen sein, weil man rechtzeitig erkannte, daß die Technik sich nicht der Gefahr einseitiger Entwicklung aussetzen darf. Wie sehr die technische Entwicklung der verschiedenen Kulturländer sich gegenseitig befruchtet hat, beweisen am besten die technischen Fortschritte in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts, die uns dank des fortwährenden gegenseitigen Austauschs der Erfahrungen und der daraus erwachsenden fortschreitenden Erkenntnis in rascher Folge die wichtigsten Erfindungen, neuen Verfahren und technischen Neuerungen bescherten und nicht nur die Entwicklung der Industrie wesentlich förderten und beschleunigten, sondern auch das gesamte Wirtschaftsleben ungemein belebten. War die Aufgabe der Pflege der internationalen Beziehungen damals schon eine kulturell wohlbegründete Notwendigkeit, so machen die Aus- und Nachwirkungen des Krieges sie uns heute zur unumgänglichen Pflicht. Wir sind heute mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln bestrebt, den Güteraustausch mit dem Auslande wieder aufzubauen und an unserem Teile mitzuarbeiten an der Wiedererstarkung der europäischen Erdteilwirtschaft und am Wiederaufbau der Organisation des Welthandels. Bei der Inangriffnahme dieser zwar gewaltigen, aber nicht unmöglichen Aufgabe waren wir uns darüber klar, daß der Wiederaufbau unserer Wirtschaft zugleich ein Neubau werden muß, vielleicht nicht so glänzend und prächtig wie der frühere Bau, aber gediegener und vor allem zweckmäßiger im Grundriß und im inneren Aufbau. Großes hat die Technik im Kriege geleistet, größeres wird sie vollbringen müssen, wenn es ihr gelingen soll, in nicht allzu langer Frist die Wunden zu heilen, die der Krieg nicht nur den einzelnen Volkswirtschaften, sondern der ganzen Menschheit geschlagen hat. Diese Erkenntnis, mit der Konrad Matschoß seine kleine Schrift „Zukunftsaufgaben der Technik" einleitet, gilt zwar in erster Linie dem inneren Wiederaufbau Deutschlands, aber sie läßt sich ohne weiteres auch übertragen auf die Neubelebung unserer internationalen Beziehungen. Der innere Aufbau des neuen Deutschen Reiches läßt sich in folgende Gruppen unterteilen: Energiewirtschaft, Stoffwirtschaft und Menschenwirtschaft. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit interessiert uns lediglich die Stoffwirtschaft.

Der Krieg, der auf vielen Gebieten unser Lehrmeister gewesen ist, hat uns gelehrt, mit den vorhandenen Stoffen nicht nur sparsam zu wirtschaften, sondern auch unter allen Umständen auszukommen. In dieser Beziehung hat sich die deutsche technische Wissenschaft ein besonderes Verdienst erworben. An dieser Stelle sei nur an die Erfolge in der Verwertung der Ersatzstoffe im Maschinenbau und in der Elektrotechnik, an die Fortschritte in der chemischen Industrie, in der Faserstoffindustrie und auf dem umfassenden Gebiete der Rüstungsindustrie im allgemeinen erinnert. Unzählig sind die Beispiele, die uns zeigen, wie sinnreich oft die Technik die Natur gemeistert und Hemmungen der verschiedensten Art überwunden hat und wie häufig sie Siegerin geblieben ist über die Mißgunst der Verhältnisse. Wir haben aber nicht nur sparen gelernt in der Rohstoffwirtschaft, sondern auch an der technischen Arbeit selbst. Eines der wichtigsten Hilfsmittel, deren sich die Technik im verflossenen Jahrzehnt und insbesondere während der Kriegsjahre bedient hat, ist die Organisation. Zum Organisieren gehören aber nicht nur Organisationslust und Organisationstalent, sondern vor allem auch gediegene Fachkenntnisse.

Wie der Technik beim inneren Aufbau des neuen Deutschlands große und dankbare Aufgaben harren, so ist sie auch bei der Wiederaufnahme unserer wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande eine besondere Rolle zu spielen berufen. Der deutsche Ingenieur und der deutsche Techniker genießen heute im Auslande dasselbe Vertrauen, das sie in hohem Maße vor dem Kriege besessen haben. Unser ganzes Ausfuhrgeschäft beruht ja letzten Endes nur auf dem Vertrauen, das uns das Ausland entgegenbringt. Das Ausland erwartet und begehrt von uns technisch einwandfrei durchgebildete und daher hochwertige Qualitätswaren zu erhalten. Dafür bietet uns das Ausland Rohstoffe und Halbfabrikate zur weiteren Verarbeitung und Veredelung an. Wohl sind die Beziehungen Deutschlands zu den internationalen Märkten während des Krieges unterbrochen gewesen, aber während dieser Zeit hat die deutsche Technik rastlos weitergearbeitet. Jeder Stillstand auf diesem Gebiete wäre für uns gleichbedeutend mit einem Rückschritt gewesen. Daß die wissenschaftliche Forschungsarbeit in

emsigem Schaffen ihren Weg trotz aller Erschwerungen weiter verfolgt und daß die Technik die Riesenaufgabe der doppelten Umstellung glatt und nahezu ohne größere Reibungen bewältigt hat, haben wir lediglich den führenden Männern von Wissenschaft und Technik zu danken. Gewiß dürfen wir bei der Bewertung der Arbeit, die die Technik in den letzten Jahren geleistet hat, nicht vergessen, daß Deutschland ein geschlagenes Land ist, aber die Rolle, die die Regierung in dieser Zeit gespielt hat, war trotz alledem von wenig erfreulicher Art. Die Aufgabe der Neubelebung und Kräftigung unserer internationalen Beziehungen erfordert jedoch, wie bereits angedeutet, nicht nur die tatkräftige Mitarbeit der Technik, sondern, Hand in Hand damit auch eine umfassende Organisationsarbeit. Ein wenn auch vorerst nur geringer Teil dieser Organisationsarbeit ist bereits geleistet. Wir haben uns Gelegenheiten zur Anknüpfung neuer Geschäftsverbindungen und zur Wiederaufnahme der alten Beziehungen zum Auslande geschaffen. Außer der Vorbereitung und Schaffung solcher Gelegenheiten zum internationalen Waren- und Güteraustausch ist uns die teilweise Reorganisation der Ein- und Ausfuhr, d. h. unseres Außenhandels gelungen. In ungleich höherem Maße als die anderen deutschen Messen ist die Leipziger Mustermesse berufen, den internationalen Waren- und Güteraustausch wiederaufbauen zu helfen und seine Entwicklung nach Kräften zu fördern.

Dreierlei erfordert das technische Denken: Klares Erkennen, schöpferischen Willen und planmäßige und vorurteilsfreie Verwertung und Ausnutzung der aufbauenden Kräfte. Das Erkennen und der Tatwillen allein genügen nicht; es gilt auch zu schaffen. Von der großen Masse des deutschen Volkes läßt sich dies leider nicht sagen; bei ihr finden wir auch heute noch immer zuviel begriffliches und zu wenig technisches Denken. Dagegen beginnt der Kaufmann neuerdings den großen Wert des technischen Denkens voll zu erfassen; immer häufiger trifft man den Ingenieur-Kaufmann an. Wichtige Haltepunkte in dieser Entwicklung, die Gelegenheit zu Rück- und Ausblicken geben, sind die technischen Messen, deren führende, die Leipziger Mustermessen, sich in den letzten Jahren zu Weltschauen der Technik und zu lückenlosen Uebersichten deutschen technischen Könnens und Wollens entwickelt haben.

Vom Büchertisch.

Franz von Assisi, Sonnengesang. Eingeleitet und erklärt von P. Wendelin Meyer O. F. M. Vier Quellen-Verlag, G. m. b. H., Leipzig 1921. Preis geb. 24 M. — Eine der schönsten Gaben zum Jubiläum des Dritten Ordens ist dies prächtig ausgestattete schmale Buch über den berühmten Sonnengesang des hl. Franz. In zahllosen Uebersetzungen läuft der Sonnengesang um und spricht zu jedem Gemüt. Um ihn aber tief auszuschöpfen, und nicht bei einer naturseligen Deutung uns zu begnügen, brauchen wir doch einen kundigen Erklärer. P. Wendelin Meyer gibt in seiner Einleitung alles, was aus Geschichte, Sprach- und Schriftenkunde zu wissen nottut, ohne durch überflüssige Einzelheiten zu ermüden. Der Stil ist schon hier dem edlen Gegenstand angemessen. Es folgt der italienische und der lateinische Text nebeneinander. Den Hauptteil des Buches nimmt die Erklärung ein. Ueber jede Strophe ist eine eigene Betrachtung gegeben. Wie der Verfasser den Sonnengesang selbst, so wünschen wir sein Buch darüber besonders unserer katholischen Jugend, den Hochländern, Quickbornern, Groß- und Neudeutschen. St. Franziskus soll sie damit auf ihren Fahrten in Gottes Natur begleiten. — Das prächtige Titelbild von Augustinus Heumann: Der hl. Franz mit zur Sonne gebreiteten Armen in einem Schwarm von Vögeln, ist des schönen Buches würdig. Dr. Otto Sachse.

König und Bettler. Ein Franziskusbuch für den Festsaal. Herausgegeben von P. Robert Hammer O. F. M. Mit Buchschmuck von P. K. Schmidinger O. F. M. Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden 1921. (143 S.) Geb. M 18. — Das Buch erfüllt seinen Zweck, eine Festschrift zur Feier des 700jährigen Bestehens des dritten Ordens zu sein, aufs beste, weil sein ganzer Inhalt trefflich darauf abgestimmt ist. Es betont auf mannigfache Art die Bedeutung des heiligen Franziskus in der Geschichte der Vergangenheit und in der Gegenwart. Auf letzteres deuten vor allem die trefflichen Abschnitte „Das Interesse der Gegenwart an Franz von Assisi“ von Generallektor P. Amandus Sulzböck O. F. M. (Schwaz in Tirol) S. 5—12. — Ferner: „Die Bedeutung des heiligen Franz von Assisi für die Gegenwart“, Vortragsentwurf von Dr. P. Heribert Holzapfel O. F. M. (München) S. 23—29. Ferner „Franz von Assisi und der Kommunismus“, Entwurf von Dominikus Dietrich, Prior des Stiftes Wilten — S. 29—36. Gerade durch diese Abschnitte ist überaus klar gezeigt, wie auch unsere stürmische und verwirrte Gegenwart am heiligen Franziskus einen Wegweiser in eine freiere und glücklichere Zukunft hinein finden könnte. Die Mannigfaltigkeit des Inhalts überrascht. Wir finden da eine treffliche Einführung für Festredner, Entwürfe für Festreden, Versvorträge, Prosavorträge; dramatische Entwürfe, Musikalisches und Anleitungen zu lebenden Bildern, die schon beim Lesen die Möglichkeit eines tiefen Eindruckes auf der Bühne ahnen lassen. Möge das Buch die heutige Franziskusbegeisterung in immer weitere Kreise unseres Volkes tragen: zur Ehre des großen Heiligen und zum Heil unserer kranken Gegenwart! Richard Oettl.

Das Kloster in der Welt. Von P. Heinrich Godefried O. M. Cap. 1. Bändchen: Gottesruf an Opferseelen. 118 S. München, J. Pfeiffer 1921, geb. 7.50 M. — Wenn Leo XIII. sagt: „An der Ausbreitung des 3. Ordens arbeiten heißt, das Werk Jesu Christi vollbringen“, so gilt dies auch von der Neubelebung des Tertiarengeistes. Die vier Büchlein, die P. Godefried mit dem vorliegenden unter obigem Sammeltitel zu veröffentlichen beginnt, werden als Gabe zum 700. Jubelfest des 3. Ordens den Tertiaren als geistliche Lesungen willkommen sein. Die Einführung, wie der Tertiar seine Zelle und sein Drittordensklösterlein einrichtet, und auch die übrigen Betrachtungen sind in liebenswürdigem Plauderton anschaulich und leichtfaßlich geschrieben. Möchten sie dem Werk des großen Heiligen manch neuen Freund gewinnen. L. Heilmaier, München.

Das Volk wacht auf! Dritter Roman der Trilogie „Ein Volk wacht auf!“ von Walter v. Molo. München, Albert Langen. Preis 15 M., geb. 23 M. — Molos vierteiliger Schillerroman-Zyklus zeigte schon des Verfassers eigenpersönliche, zugleich eigenwillige, aber auch bedeutsam eindringende Art, ein weltberühmtes Leben zu erfassen und schöpferisch darzustellen. Wesensähnlichen Eindruck hinterließen die beiden ersten Bände der obengenannten Romantrilogie, zumal der erste: „Fridericus“, der seine Handlung in die das Wesen und Tun des großen Preußenkönigs genial, auch genialisch beleuchtende Gestaltung eines einzigen Tages zusammenpreßte. — In manchen Einzelheiten sowie als Ganzes weniger unmittelbar überzeugend wirkte auf mich der zweite Band: „Luise“, mit der zunächst glühend lebensdurstigen, dann helden- und martyrerhaft ein lastendstes Schicksal tragenden Preußenkönigin und ihrem den gewaltigen Zeitforderungen so gar nicht entsprechenden Gemahl im Mittelpunkte. — Nun liegt auch der (während 7 Jahren entstandene) dritte Band vor mit dem unter zynisch-tyrannischer Fremdherrschaft leidenden und wie verzweifelt im geheimen zum Widerstande sich aufraffenden deutschen Volke als Gesamtträger der kaleidoskopartig an uns vorüberziehenden Handlung. Sie gliedert sich in zahlreiche meist knappste, von dramatischem Puls bis zur gelegentlichen unklaren Ueberstürzung bewegte Lebensausschnitte und Zeitbilder. Ricarda Huchs Geschichtsgeist, wie er sich besonders in „Der große Krieg in Deutschland“ dartut, scheint hier auf Molo übergegangen zu sein. Wie dort schaut man unwillkürlich des öfteren auf: „War das wirklich so?“ Nun, nachprüfen läßt sich eine derartige stück- und splitterhafte Mosaikdarstellung kaum, und der endgültige Gesamteindruck bleibt doch der einer außergewöhnlichen lebendigst gestaltenden Geschichtseinsicht und -treue. In der langen Reihe sehen wir wundervolle, hinreißende Szenen vor uns erstehen, viele, viele. Dann wieder taucht die Darstellung in den erbärmlichsten Jammer, auch Schmutz der Geknechteten, Getretenen und Zermalmten. So wird das ganze damalige Leben unseres Volkes samt dem seiner Unterdrücker durchleuchtet, und wir spüren tief, tief in uns den gewaltigen Zug der Zusammenhänge und der sehnsuchtsvollen Vaterlandsliebe, der diesem eigen-, ja einzigartigen Buche Leben und Bestand gab. Mitunter zwar möchte man ein Einzelbild als zu ungewichtig oder auch als gar zu abstoßend und dennoch zu wenig allgemein bestimmend hinwegwünschen, aber das Ganze in seinem furchtbaren und zugleich heiligen Ernste der Tatsächlichkeit und der Gewißheit eines Unzerstörbaren ist warm zu begrüßen als bedeutungsvolle Gabe aus der Hand eines Berufenen, als Spiegelbild dessen, was war und ist und was wieder sein wird, falls wir lernen, dem Besten in uns treu zu sein und zu bleiben. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Festspiele. Das Prinzregententheater beging in diesen Tagen seinen 20. Geburtstag. Wir verdanken das Festspielhaus dem zähen Willen eines einzigen Mannes, Ernst v. Possart. Der Gedanke, was Ludwig II., Wagner und Gottfr. Semper vergebens geplant hatten, nach Bayreuth in München doch noch auszuführen, war zu kühn, als daß er nicht zahllose Gegner auf den Plan geführt hätte, von dem Philister, der sich von einem Theater so weit „da draußen“ nur überflüssige Geldopfer erwarten konnte, bis zu dem Wagnerianer, der in dem Festspielhaus nur einen pietätslosen Wettbewerb gegenüber dem Bayreuther sah. Weitsichtiger als diese Tagesmeinungen hat Prinzregent Luitpold der Angliederung dieses Theaters an die Hoftheater zugestimmt. Alle Befürchtungen, die an das neue Unternehmen geknüpft worden, sind nicht eingetroffen. Wer die zwei Jahrzehnte Prinzregententheater „zum Schauen bestellt“ miterlebt hat, muß sagen, daß die hohen Versprechungen eingelöst wurden. Nicht jedes Jahr bringt eine gleich gute Ernte, aber im ganzen ist Wagners Festspielgedanke immer hochgehalten worden von den treuen Hütern der Tradition, die noch unter Rich. Wagner schufen, bis zu den Nachgeborenen, die manches künstlerisch mit anderen Augen sehen. Blickt man über die zwanzig Jahre hinweg, so gedenkt man vor allem der großen, künstlerischen Führer, die nicht mehr unter uns Lebenden weilen, Zumpe, Mottl, Franz Fischer, Possart. Der Plan, das Theater außer der Festspielzeit als Schauspielbühne zu nützen, wurde im ersten Jahre bereits auszuführen versucht. Man gab ihn später auf, erst in den letzten Jahren wurde er wieder aufgegriffen und durchgeführt. Was hierbei bedauerlich an Massenbetrieb erinnerte, ist jetzt Generalintendant Dr. Zeiß bemüht, auf künstlerische, den Opernaufführungen gleichwertige Höhe zu führen. — Der Erstaufführung von Straußens „Josephs-Legende“ im Nationaltheater, die wir unlängst besprachen, ging Schrekers „Spielwerk“ voraus, vermutlich um den Abend zu füllen. Die Aufführung war unter Hegers Leitung sehr ansehnlich, doch gewann man den Eindruck, als gehe das Publikum innerlich nicht recht mit. Nicht ganz mit Unrecht, die Symbolik des „Spielwerkes“ ist reichlich nebelhaft und bei öfterem Hören drängt sich einem immer stärker das Gefühl auf, daß die blaue Blume der Romantik Schrekers eben doch nur eine Zimmerpflanze ist. Die Stärke seiner Musik, die in einer bacchantischen Stimmung nicht ohne dekadenten Schönheitsreiz liegt, tritt in diesem Stücke nicht so sehr hervor, wie in den späteren. Man kann künstlerisch und ethisch z. B. Straußens „Salome“ durchaus ablehnen, aber niemand wird sich der Intensität des künstlerischen Miterlebens entziehen können, dagegen ist die „Prinzessin“ des Spielwerkes mehr oder minder doch eine Puppe, der

man die Marke des Ruchlosen aufgeklebt hat. Es war nicht ganz uninteressant, daß man das „Spielwerk“ als Festspiel hinausgestellt hat. Ein Premièrenpublikum steht leicht unter dem Einflusse literarischer Vorkämpfer, wie solche Schreker recht leidenschaftliche besitzt, aber die Festspielgäste hatten das durchaus richtige Gefühl, daß die Festspiele nur absoluten künstlerischen Werten und keinen lediglich problematischen zu dienen haben. Um so mehr macht es Freude, zu berichten, wie herzlich ein anderes neues Werk, Walter Braunfels lyrisch-phantastisches Spiel „Die Vögel“ aufgenommen wurde, dessen schöne, gefühlsinnige und kraftvoll aufgebaute Musik ohne Schrekersche Pathologie die Herzen gewann. Wir haben im Winter eingehend von dem Werke gesprochen. Die Besetzung, von der heute nur die süß singende „Nachtigall“ der Ivogün erwähnt sei, ist eine vortreffliche. Krӧllers Inszenierung ward mit Recht von neuem bewundert. Die äußere Gestaltung der Vögel zeigt wirklich neue Wege. Fernab von einem kleinlichen Naturalismus, der nur zu lächerlichen Ergebnissen führen könnte, beschränkt sich die Charakteristik der verschiedenen Vögel fast auf Umrißlinien, Haltung und Rhythmus der Bewegung, etwa wie sie die vermenschlichten Tierbilder der Käte Olshausen, allerdings mit stärkerer Unterstreichung des Karikaturistischen, geben. Bruno Walter war der schönen Aufführung ein werbender Führer; er dirigierte auch die „Zauberflöte“, mit welcher der Mozartzyklus eine willkommene Fortsetzung erfuhr. Die Vorstellung stand nicht ganz unter so günstigem Sterne, wie die anderen Festspielvorstellungen, so viel Schönes auch im einzelnen besonders von den Damen Ivogün, Reinhardt, Betz, den Herren Gleß, Erb und Schützendorf gegeben wurde.

Lustspielhaus. Die Bühne ist zu Erneuerungsarbeiten geschlossen. Wie bestimmt verlautet, kehrt die Olfersche Operettentruppe mit langfristigem Pachtvertrag zurück, nachdem die Versuche, die Dr. Freytag unternommen, um das Theater als vornehme Lustspielbühne zu behaupten, nicht in zureichendem Maße die Unterstützung des Publikums gefunden haben.

Strindbergstücke waren in den letzten Jahren fast ganz verschwunden, nachdem sie während des Krieges übermäßig in Mode waren, obwohl aus dem gigantischen Katzenjammer dieses bedeutenden Dichters keine Stärkung für Geist und Gemüt zu holen ist. Diese Woche haben gleichzeitig das Schauspielhaus und die Kammerspiele Strindberg auf den Spielplan gesetzt. Die letzteren gaben den „Vater“ aus der frühen, naturalistischen Periode des schwedischen Dichters, das Schauspielhaus wählte aus den historischen Stücken eine große Rolle für seine Direktorin Hermine Körner. Der „Vater“ war einst ein Glanzstück des Naturalismus. Wenn damals der von Frauentücke an die Wahnsinnsgrenze Getriebene die Petroleumlampe nach seinem Weibe warf und Schwachnervige das Theater verließen, so war dies ein Triumph der Schule. Wir empfinden heute das Quälerische, Niederdrückende des trostlosen Stückes stärker als damals. Wirken freilich wird dieses Drama immer, wenn ein guter Künstler den „Vater“ spielt; diesmal gab ihn ein Außerordentlicher, Hartau aus Berlin als Gast. Das war eine packende, in jeder Linie überzeugende Leistung. Selbst der genaue Kenner des Stückes vergaß das Theater. Auch die Historie dient der Tendenz von der Schlechtigkeit der Frau. Das Drama „Königin Christine“ hat anfangs Formähnlichkeiten mit den Shakespeareschen Historien. Es fehlt freilich die dramatische Spannung. Die Tochter Gustav Adolfs weiß mit der ererbten Krone nichts Rechtes anzufangen. Sie herrscht und ist doch nur der Spielball der anderen. Krieg und Politik sind für sie nur Anläße, um ihre wechselnden Launen in ihnen zu spiegeln. Auch die Liebhaber wechseln, und wenn Christine sich einmal zu einer Tat aufrafft, ist es eine sinnlose Grausamkeit. Das Stück endigt mit Christines Abdankung. Es könnte früher enden und später. Die Ziellosigkeit der Heldin ist fast zur Ziellosigkeit des Dramatikers geworden. Christinens Uebertritt zur katholischen Kirche wird nur flüchtig erwähnt. Trotz aller Psychologie vermochte Frau Körner, deren Christine auch in unköniglichem Verhalten äußerlich immer Königin blieb, eine gewisse Monotonie nicht zu vermeiden. Die Gesamtaufführung war sehr achtbar. Die moderne Neigung für dunkle Räume und leises Sprechen macht das Publikum vorzeitig müde und mindert die Wirkung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wir haben am Ende unseres vorigen Berichtes gesehen, dass nach Rückschlägen das Kapital sofort zu Käufen schreitet und so der nur dem kleinen Spekulanten sehr gefahrvolle Kurssturz bald wieder ausgeglichen ist. So dürfte, wenn nicht besondere Ereignisse eintreten, eine nachhaltige Abwärtsbewegung nicht zu erwarten sein, da im Publikum Geldflüssigkeit herrscht und wir wohl mit einer Vergrösserung der Inflation rechnen müssen. Der Dollar, der vergangene Woche den hohen Stand von 95 ℳ erreicht hat, ist auf ungefähr 85 zurückgegangen, zeitweise war er schon 83. Gegenüber den Devisenkursen gelten die Effekten immer noch für niedrig; die „Anpassung“ ist noch nicht zum Abschluss gelangt. So bedarf die Börse eigentlich gar keiner Anregung von aussen; kommt eine solche

dazu, wie am Wochenanfang die Aussicht auf den nahen, inzwischen zur Tat gewordenen Friedensschluss mit den Vereinigten Staaten, so ist die Aufwärtsbewegung sprunghaft. Es lagen ungemein viel Aufträge vor; besonders für den Montanmarkt, wo die Kurse 20—30 Proz. stiegen. Besonderes Interesse wendete sich den lange vernachlässigten Kolonialwerten zu. Elektroaktien und Auslandswerte waren gesucht. Die Berliner Börsenruhetage scheinen zu bewirken, dass man an diesen die Börsenaufträge einfach dem Frankfurter Markte zuleitet. Die Steigerung der Montanwerte nahm ihren Fortgang. Rheinstahl waren nahezu 75 Proz. höher, dagegen gaben Phönix von der allzu starken Steigerung des Vortages wieder 55 Proz. nach. Elektrowerte, chemische, Autoaktien gewannen. Die Aktien von Adler & Oppenheimer sollten 2800 b. G. werden. Der Kurs wurde aber auf Beschluss des Börsenvorstandes mit Rücksicht auf die 700-prozentige Steigerung gestrichen. Nach Bankaktien bestand lebhafte Nachfrage, von denen Deutsche Bank mit einer Steigerung von 28 Proz. oben anstehen. Am 24. stiegen Rheinstahl auf Fusionsgerüchte um 45 Proz. Kaliwerte konnten anfängliche Steigerungen nicht behaupten. Der Verkehr war etwas ruhiger. Es traten auf einigen Gebieten auch Realisationsneigungen hervor. Die Devisen gingen am 25. zurück, weil man vom amerikanischen Friedensschluss eine Hebung des Markkurses erwartet. Der Effektenmarkt war wieder sehr rege, Phönix 700 e. bez. Scheidemandel 825. Diese feste Stimmung blieb auch am Freitag, dem letzten Tag unserer Berichtswoche. — Der Ratifikation des Friedensvertrages soll der Abschluss eines Handelsvertrages folgen. Die Bereitwilligkeit Amerikas steht im Zusammenhang mit dem Rückgang seines Aussenhandels, der über drei Milliarden gegenüber dem Vorjahre geringer ist. Der hohe Stand des Dollars erschwert den Absatz amerikanischer Waren. — Am rheinisch-westfälischen Kohlenmarkt ist es die Lohnfrage, die zurzeit dominiert. Leider ist sie auf verschiedenen Zechen nicht frei von politischen Reizbarkeiten. Eine Preisgestaltung für die nächste Zeit lässt sich nicht voraussehen.

Die lange Hitze und Dürre hat nachteilig auf die Entwicklung der Saaten gewirkt. Man erwartet eine gute Mittelernte. Schlimm steht es mit den Futterpflanzen. Wiesen und Weiden sind völlig ausgebrannt. Auch die Kartoffelernte wird nicht günstig sein. Beim Hopfen ist mit einer halben, in schlechten Lagen nur mit einer Viertelsernte zu rechnen. Der Stand der Reben hat sich durch den Regen gebessert. Es steht eine Mittelernte von guter Qualität zu erwarten. Der Weinverkehr zeigt zurzeit sehr geringe Lebhaftigkeit.

München. K. Werner.

Ingenieur-Akademie Wismar. Kürzlich fand hierselbst wieder die übliche Ingenieur-Hauptprüfung unter dem Vorsitz eines Oberbaurats als Prüfungskommissar mit günstigem Erfolge statt, da 82 Absolventen der Ingenieur-Akademie die wissenschaftliche Befähigung für den Ingenieurberuf bestätigt werden konnte.

TODES-ANZEIGE.

Gott, der Herr über Leben und Tod, hat heute morgen seinen treuen Diener, den edlen Priestergreis

den Hochw. Herrn Geistlichen Rat

Franz Xaver Aerzbaeck

Dekan, langjährigen Distriktschulinspektor und Pfarrer in Dietramszell

wohlvorbereitet nach Empfang der hl. Oelung, im 78. Lebensjahr zu sich abberufen.

Dietramszell, August 1921

In tiefster Trauer:
Sein Neffe **Georg Aerzbaeck,** Kooperator.

Beerdigung fand am Mittwoch, den 24. August, vormittags 9 Uhr statt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Hausen G. m. b. H.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Fernsprech-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 12.60 einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 37 München, 10. September 1921. XVIII. Jahrgang.

Gruss den kath. Frauen

entbietet die „Allgemeine Rundschau" zur Tagung des Katholischen Frauenbundes in Würzburg. Der Katholikentag zu Frankfurt hat die Verdienste und den Einfluss der kath. Frauenwelt dadurch gewürdigt, dass er die Schranke niederlegte, welche Frauen von seiner Mitgliedschaft ausschloss. Er wählte zur 2. Vizepräsidentin die Führerin der deutschen kath. Frauen, Hedwig Dransfeld, M. d. R. Wenn sie dankend versicherte, dass die kath. Frauen stets ihre weibliche Kraft und Hilfe im Werk des kath. Deutschland einsetzen würden, nicht in äusserlicher Gleichberechtigung mit dem Mann, sondern in der Eigenart ihres Geschlechts, und dass sie vor allem die Familie schützen wollten gegen Zersetzung und Auflösung, so ist das wohl auch das Programm des kath. Frauenbundes. In diesem Sinn sind die Beiträge gehalten, welche die verehrten Leserinnen vom KFD in dieser Nummer unserer Zeitschrift finden. Es sind auch die ernsten Fragen der Sittlichkeit und des Schutzes der weiblichen Ehre angeschnitten, Dinge, welche die „Allgemeine Rundschau" unter ihrem Gründer sich ganz besonders zu vertreten vorsetzte. Sie will diese hohen Ziele weiterverfolgen zum besten unseres Volkes und unserer Jugend. Auch alle anderen Fragen, die die kath. Frauenwelt bewegen, sollen fortlaufend berücksichtigt werden. So hofft die „Allgemeine Rundschau" auf das freundliche und treue Interesse der kath. Frauen. -:- -:-

Vom Katholikentag in Frankfurt a. M.

Von Dr. Otto Sachse.

Wer hätte 1913, zur Zeit der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, gedacht, daß bei der 61. der deutsche Reichskanzler und der preußische Ministerpräsident als Teilnehmer anwesend sein würden! Aber das gab der Versammlung zu Frankfurt ihre neue Note. Es zeigte, daß die Katholiken heute in Deutschland und in Preußen etwas ganz anderes bedeuten als vor 8 Jahren. Daß dazu traurige Ereignisse mitgeholfen haben, an denen wir nicht schuld sind, Krieg und Staatsumwälzung, darf uns in der neuen besseren Stellung nicht unsicher machen. Ist doch der furchtbare Zusammenbruch nicht zuletzt ein Gottesgericht über die Mächte, die den katholischen Volksteil in Deutschland und besonders in Preußen unterdrückt und, so gut sie konnten, von den Gütern des geeinten Vaterlandes ausgeschlossen haben. Noch 1913 mußte zu Metz, wie Fürst Löwenstein in seinem Bericht in der ersten geschlossenen Versammlung in Frankfurt erwähnte, der Einspruch gegen das Jesuitengesetz erhoben werden. Heuer sprachen Jesuiten zu den versammelten Katholiken Deutschlands.

Frankfurt, die Krönungsstadt der späteren römisch-deutschen Kaiser, die Stadt der Paulskirche mit ihren großdeutschen Erinnerungen, wo uns die zahlreichen schwarz-rot-goldenen Fahnen ganz selbstverständlich leuchten, kann den Katholiken viel mitgeben für ihre Aufgaben im neuen Deutschland. Unser Reich darf kein Abklatsch der westlichen Republiken sein. Nie kann es als solcher gegen das Preußen-Deutschland Bismarcks aufkommen. An die besten Ueberlieferungen des Heiligen Deutschen Reiches müssen wir anknüpfen, an seine christliche Demokratie und seinen christlichen Föderalismus. Und als am ersten Tag der Generalversammlung Erzbischof Pacelli, der päpstliche Nuntius, im Dom das Pontifikalamt zum Heiligen Geist abhielt, wo seinen Gebeten nicht nur der Chor, sondern die ganze Gemeinde mächtig respondierte, da ging es wie das Rauschen von Adlerflügeln durch die hohen Hallen. In Einheit mit den gläubigen Vorfahren, die hier den Geist Gottes zur Wahl und Krönung christlicher Herrscher anriefen, in Einheit mit den heiligen Fürsprechern Deutschlands an Gottes Thron, Karl dem Großen, St. Heinrich und Kunigunde, flehten wir alle, daß die Tage von Frankfurt gesegnet sein möchten, mit den Kräften des katholischen Glaubens und unseres katholischen deutschen Volkstums das Vaterland neu und schöner aufzubauen.

Niemand hätte geglaubt, daß die Teilnehmer so zahlreich aus allen vier Winden erscheinen würden. Aber die Geld- und Verkehrsnot ward für nichts geachtet, mag sie auch vielen die Reise zum großen Opfer gemacht haben. Schon die Begrüßungsversammlung am Vorabend, Samstag 27. August, sprengte den Riesensaal des Palmengartens und ergoß sich in die herrlichen Anlagen, unter den freien Himmel der schönen Sommernacht. Drinnen und draußen wurde mit Liedern und Vorträgen, u. a. einem glühend prächtigen Prolog des jungen katholischen Dichters Franz Joh. Weinrich, das Band der Gemeinschaft geschlungen. Der Vorsitzer des Lokalkomitees (nächstes Jahr hoffentlich: Ortsausschuß), Landgerichtsrat Dr. Servatius, der mit seinen Helfern alles opferfreudig aufs Beste vorbereitet hatte, entbot den Gruß der katholischen Frankfurter, der Oberbürgermeister Voigt den Gruß der Stadt. Im Palmengarten hielt auch Reichskanzler Dr. Wirth eine bemerkenswerte Ansprache. Die trübe Zeit legte ihm ernste Worte auf die Zunge. Besonders das grauenhafte Verbrechen an Erzberger ließ ihn mahnen, treu zusammenzustehen für Recht und Ordnung, für christliche Grundsätze im Staat und für die Einheit des Reiches. Auch des besetzten Rheinlandes und Oberschlesiens gedachte der Kanzler mit warmen Worten. Sie machten tiefen Eindruck auf alle.

Am Sonntag begann gleich nach dem Gottesdienst die ernste Arbeit mit einer geschlossenen Versammlung im Volksbildungsheim. Der große Saal war mit Fahnen und Blumen prächtig geschmückt. Ueber der Bühne das Papstwappen und darunter vor purpurnem Hintergrund der scharfsinnige weiße Büstenkopf Benedikts XV. Während die Musik heraufrauschte, mit der die Fahnen der katholischen Studenten anrückten, versammelte sich auf der Bühne der Senat des katholischen Deutschland: Für den Episkopat die Hochwürdigsten Bischöfe Dr. Augustin Kilian von Limburg und Dr. Damian Schmitt von Fulda, sowie Missionsbischof Franziskus Hennemann, Apostol. Vikar von Kamerun. Sie umgaben den Vertreter des Hl. Vaters, Nuntius Pacelli. Daneben die Staatsmänner Dr. Wirth, Stegerwald, Brauns, Giesberts, die bewährten Parlamentarier Dr. Porsch, Herold, Held aus Bayern, gelehrte Charakterköpfe wie Merkle und Führerinnen der katholischen Frauen. Denn für die Frauen hat Frankfurt eine eigene Bedeutung. Einer der ersten Beschlüsse war die Satzungsänderung, die den Frauen die Mitgliedschaft der Katholikenversammlungen gewährt. So wurde auch in den Vorsitz eine Frau mitgewählt, unsere hochverdiente Hedwig Dransfeld, M. d. R.,

als zweite Vizepräsidentin. Im übrigen war die Wahl der Leitung ein Zeugnis für die Einigkeit der deutschen Katholiken in Nord und Süd. Politische Einzelfragen können nur an der Oberfläche trennen, auf dem Katholikentag aber handelt es sich um die katholischen Grundsätze in Staat, Gesellschaft und Kultur. So war allgemeine Freude und Zustimmung, als zum ersten Präsidenten der Fraktionsführer der Bayerischen Volkspartei im Bayerischen Landtag, Geheimrat Held (Regensburg) gewählt wurde. Er dankte mit bewegten Worten und durch alle drei Tage mit der Tat, mit einer ebenso tatkräftigen wie liebenswürdigen Geschäftsführung. Zweiter Präsident wurde ein Sohn Oberschlesiens, Graf Henckel von Donnersmarck, erster Vizepräsident Oberbürgermeister Farwick-Aachen. Zum Ehrenpräsidenten erkor man mit Fug und Recht den 90jährigen langjährigen Präsidenten des Zentralkomitees Graf Droste zu Vischering. Die Beschwerden des Alters hinderten ihn leider, anwesend zu sein. Der Bericht des Zentralkomitees, den Fürst Löwenstein erstattete, gab einen tiefen Blick in die Schwierigkeiten der letzten Jahre. Wichtig ist der Gedanke, die Diözesankatholikentage, die in den letzten drei Jahren in Aufnahme kamen, organisch mit dem gesamtdeutschen Katholikentag zu verbinden, indem das Zentralkomitee Richtlinien für sie ausgibt. Sie sollen aber den großen Versammlungen keinen Abbruch tun. An den Satzungen wurde noch geändert, daß auch die Katholiken der jetzt abgetrennten deutschen Gebiete und die des früheren österreichischen Kaiserstaates Mitglieder werden können. Damit ist der großdeutsche Zustand vor 1867 erneuert.

So gab die erste geschlossene Versammlung den Ton an für die Arbeit der Einzelgebiete. Wie wohl immer, wurde zuerst Stellung genommen zur

Römischen Frage.

Hierüber berichtete Dr. Porsch hervorragend klar und scharf umrissen: Der Papst ist Souverän geblieben, auch seit er die territoriale Souveränität verlor. Er ist der einzige Souverän wahrhaft von Gottes Gnaden. Seine Macht ist geistlich, aufs Jenseits gerichtet, muß aber im Diesseits wirken, frei und unbehindert. Darum gab ihm die Vorsehung den Kirchenstaat. Im Weltkrieg haben alle erkannt, was die Freiheit und Souveränität des Papstes bedeutet, der ja die größte moralische Macht der Welt darstellt. Vor dem Krieg gab es 15, jetzt 32 Diplomaten beim Heiligen Stuhl. Ernst und freundschaftlich mahnte der Redner Italien, seine hohen Pflichten gegen das Papsttum zu erfüllen, das Gott ihm als heiliges Pfand anvertraut hat. Wie im einzelnen die Römische Frage zu lösen sei, hat allein der Papst zu bestimmen. Es wurde folgende Entschließung verlesen und angenommen:

„Die 61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Frankfurt a. M. bringt dem erhabenen Oberhaupte der Heiligen Kirche und Heiligen Vater Papst Benedikt XV. ihre ehrfurchtsvollste Huldigung und das Gelöbnis treuen unverbrüchlichen Gehorsams dar. Die neuerliche Aussprache über die sog. Römische Frage in der italienischen Presse, die sich im allgemeinen mit Würde und Ehrfurcht gegen den Heiligen Stuhl abspielt, zeigt, daß die gegenwärtige Lage des Papstes in Rom nach dem Bekenntnis selbst der Liberalen nicht haltbar ist und daß die Mehrheit des italienischen Volkes wünscht, der schmerzliche und schädliche Zwiespalt möge endlich eine gerechte und schnelle Lösung finden. Die Generalversammlung schließt sich diesem Wunsche des italienischen Volkes an und gibt dem Verlangen Ausdruck, daß sich alle auf einem Wege finden möchten, der zur glücklichen Lösung der sog. Römischen Frage führt." (Brausender Beifall und Händeklatschen.)

Auch eine Entschließung für eifrige Sammlung des Peterspfennigs fand Annahme.

Die geschlossene Versammlung des zweiten Tages erörterte zunächst die

Jugendfrage.

Hier gab Kaplan Joseph Außem (Opladen) ein lebensvolles Bild der Quickborntagung auf Burg Rothenfels. Quickborn ist in letzter Zeit ungerecht verleumdet worden. Sein neuer Lebensstil, besonders die Zusammenarbeit von Buben und Mädchen, wird nicht überall richtig verstanden. Dies alles mag sich wohl auch nur für einen engeren Kreis jugendlicher Auslese schicken, und das will Quickborn ja sein. Die beste Rechtfertigung und Werbung wäre es ohne Zweifel gewesen, wenn die Quickborner selber mit Reigen und Lautenspiel auf dem Katholikentag aufgetreten wären. Vielleicht erfreuen sie uns nächstes Jahr. Dann sprach der bekannte P. Ludwig Esch S. J. über seinen Neudeutschlandsbund, die katholische Jugendbewegung der Mittelschüler. Man gedachte ferner des 10jährigen Bestehens der katholischen Schulorganisation des hochverdienten Landgerichtspräsidenten Marx, M. d. R., und der Hochwürdigste Bischof von Limburg sprach ihm Dank und Anerkennung des Episkopats aus. Die Richtlinien über Jugendpflege und Schule wurden niedergelegt in einem Beschluß: Die Generalversammlung stellt sich auf den Boden des seinerzeitigen Hirtenschreibens der deutschen Bischöfe und verlangt die konfessionelle, verwirft entschieden die weltliche Schule. Die katholische Privatschule wird, besonders für die Diaspora, als wertvolle Ergänzung der öffentlichen betrachtet und muß staatlich unterstützt werden. Auch die Fortbildungsschule ist auf religiösem Grund zu erbauen. Man tritt ein für die Ehelosigkeit der Lehrerinnen. Allen katholischen Vereinen wird Anschluß an die katholische Schulorganisation empfohlen. Die katholische Jugendpflege ist aufs kräftigste zu unterstützen.

Innere und äußere Mission

wurden wieder eingehend behandelt. Graf Hermann zu Stolberg-Stolberg warb in längerem Vortrag für den Bonifatiusverein, den Päpste und Bischöfe als den wichtigsten aller Vereine in Deutschland empfohlen haben. Noch gehen jährlich 70000 Seelen, darunter 40000 Kinder, der Kirche verloren. Und wie groß mag erst der heimliche Abfall sein! Da müssen alle deutschen Katholiken helfen und noch viel mehr geben als bisher. Die Bischöfe wollen den Schutzengelverein in allen Schulen eingeführt wissen, der mit dem Kindheit-Jesu-Verein für Heidenmission monatliche Beiträge erhebt, beide je 5 Pfennige. — Das rege Interesse für das Bonifatiuswerk bekundete die Aussprache nach dem Vortrag, an der sich der H. H. Weihbischof von Paderborn Haehling von Lanzenauer und mehrere Teilnehmer aus der Diaspora beteiligten. Man schlug sogar eine sofortige Sammlung vor und machte einen kühnen Angriff auf die Satzungen, die das verbieten. Er blieb allerdings erfolglos. — Missionsbischof Hennemann, Pallotinermissionar, berichtete von den Leiden der deutschen Mission im Weltkrieg. Sie ist zwar nicht ganz vernichtet, aber schwer geschädigt, rund ein Viertel der Glaubensboten wurde vertrieben oder interniert. Auch der Friede von Versailles verschloß uns einen Teil der alten Arbeitsgebiete. Wir vertrauen aber auf Gott und seinen Statthalter, und von der Missionsarbeit werden sich die deutschen Katholiken nie ausschließen lassen. Die anwesenden Bischöfe empfahlen zum Schluß den Gläubigen alle Missionsvereine, besonders aber den Xaveriusverein als den umfassendsten.

Bildungsfragen

und Bildungsaufgaben beleuchtete der groß angelegte öffentliche Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Georg Schreiber, M. d. R. (Münster). Er war mit Inhalt und Form ein Glanzstück des Katholikentages. Erschütternd wußte der Redner die Not der deutschen Wissenschaft zu schildern und dem In- und Ausland ihren Wert und ihre Unentbehrlichkeit zu beweisen. Seine Ausführungen über Hochschulfragen zeigten, daß Inferiorität und Imparität in den Lehrkörpern für uns noch nicht erledigt sind. Der programmatische Teil des Vortrags wußte die Bedeutung des Katholizismus für die deutsche Bildung prächtig herauszuarbeiten. Der Humanismus fand in Prof. Schreiber einen feurigen Anwalt. — Zu den Bildungsfragen nahm die Tagung auch einen Antrag an, der besonders den neuen Zentralbildungsausschuß der katholischen Vereine, Sitz Bonn, empfahl.

Sonstige Beschlüsse

betrafen die Kulturfragen: Wider die Unsittlichkeit, den Mord am keimenden Leben, die Schundfilme. Hier wurde in der Aussprache die positive Kinoreform der Leo-Filmgesellschaft in München und der Neuland-Filmgesellschaft in Köln empfohlen. Anträge zur Förderung der Karitas und der katholischen Presse wurden genehmigt, die Vereine diesmal in einem Sammelbeschluß empfohlen, der die früheren Einzelbeschlüsse ersetzen soll. — An besondere Pflichten mahnte ein Notruf der Glaubensgenossen aus Südrußland. — Er verdient in der „A. R.", die den Belangen der katholischen Auslandsdeutschen vorzüglich nachgeht, wörtlichen Abdruck:

„Die im Deutschen Reiche zurzeit sich aufhaltenden deutschstämmigen Katholiken des Schwarzmeer- und Wolgagebiets sind tief erschüttert über das unsagbare Unglück, das ihre Angehörigen durch ununterbrochene vernichtende Verfolgungen in den letzten Jahren und durch eine gräßliche Hungersnot erleiden müssen. Hunderttausende Glaubens- und Stammesgenossen, die seit 150 Jahren in jenen Ge-

bieten als Kolonisten sich niedergelassen und mit der Religion ihr Deutschtum unversehrt erhalten haben, sind zum Untergang verurteilt, wenn nicht schleunigst ihnen durch Abwanderungsmöglichkeit oder durch materielle Hilfe ein letzter Ausweg gezeigt wird.

Die 61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands nimmt innigen Anteil an dem schmerzerfüllten Lose besonders der katholischen Deutschen im Wolga- und Schwarzmeergebiet, begrüßt das bereits von edlen Menschenfreunden eingeleitete russische Hilfswerk und bittet das katholische Deutschland, diesen Notschrei aus Südrußland mit dem Herzen zu hören und nach Kräften durch schleunigste Hilfe zur Rettung des untergehenden Volksteils beizutragen. Der Katholikentag bittet überdies alle Glaubensgenossen des katholischen Erdenrundes, hier den einst so blühenden Kolonien tatkräftig zu helfen."

Bei der Annahme fand der Katholikentag auch erwünschte Gelegenheit, von der deutschen Reichsregierung zu erwarten, daß etwaige Hilfe wirklich nur den Notleidenden in Rußland zugut komme und nicht den blutigen Tyrannen von Moskau oder ihren roten Söldlingen.

Einzelveranstaltungen

waren diesmal ursprünglich nicht zugelassen, mit Ausnahme der Sitzung des Volksvereins. Dort gedachten Domkapitular Leicht des † Ersten Vorsitzenden Trimborn und Prälat Piper des unersetzlichen Hitze. Die Geschäfte führte der 2. Vorsitzer Präsident Marx. Der Mitgliedsbeitrag wird von 4 ℳ auf 8 ℳ jährlich erhöht, denn auch der Volksverein braucht in der Notzeit eine Finanzreform. — Im übrigen fanden dann doch zahlreiche Zusammenkünfte von Standesgenossen und Vereinen statt. Die Frauen warben in einer Abendversammlung unter Hedwig Dransfeld für den Bau einer Frauen-Friedenskirche in der Stadt Frankfurt.

* * *

Arbeitete in den geschlossenen Versammlungen der Kopf des Katholikentages, so schlug in den großen öffentlichen Versammlungen sein Herz. Wir konnten sie nicht alle besuchen, denn es fanden zahlreiche Parallelvorträge statt. Grundidee war der christliche Gemeinschaftsgedanke. In ihm, der die gottgewollten, naturgegebenen Gemeinschaften von der Familie aufwärts vertritt, liegt das Heil unseres Volkes. Nur so überwinden wir den Sozialismus, den letzten Ausläufer des subjektiven Individualismus, der die natürlichen Bande löst und statt dessen die Menschen in einen künstlichen Gesellschaftsmechanismus pressen will. Die Eröffnungsrede des Präsidenten der Tagung, Geheimrat Held, erwärmte schon die Herzen und öffnete sie dem großen Gemeinschaftserlebnis, das im gemeinsamen Bekennen des katholischen Glaubens durch Rede und Tat bestehen sollte. Er rief das Gelöbnis der Treue zu Papst und Bischöfen und zum deutschen Vaterland in die Welt, auch in die Länder unserer Kriegsgegner. In moralischer Offensive verlangte er Gerechtigkeit für unser Volk, Versöhnung der Nationen im Geist des Christentums. Und wie dankbar war die Versammlung, als sie nachher aus dem Mund des Apostolischen Nuntius, der den päpstlichen Segen brachte, ganz ähnliche Worte in deutscher Sprache hörte: gute Wünsche für den Neuaufstieg Deutschlands und die Botschaft vom Frieden der Gerechtigkeit und Liebe, die an Stelle der Gewalt treten sollen. Auch die Oberhirten von Limburg und Fulda sprachen zu den Tausenden. Wenn Bischof Dr. Kilian freundlich mahnte, im politischen und parlamentarischen Leben nie die katholischen Grundsätze gering zu achten, so fand er brausenden Beifall und innige Zustimmung gerade bei den Politikern. — Und dann lauschten Männer und Frauen 4 bis 5 Stunden hintereinander trotz der heißen Tage aufmerksam den wohlbekannten Rednern, die das Gold der katholischen Lehre praktisch ausmünzten für die Forderungen des Tages. Der Raum gestattet uns nicht, sie alle zu nennen: Minister v. Seidlein und Marie von Gebsattel, M. d. B. L., aus München, die über Deutschlands Not und die deutschen Katholiken, bzw. über Familie, Schule und Volksgemeinschaft sprachen; Prof. Ignaz Klug (Passau) und Dr. Ludwig Nieder (München-Gladbach) mit ihren herrlichen Ausführungen über den Gemeinschaftsgeist und zahlreiche andere gute Namen. Dem Andenken Dantes huldigte Prof. Merkle (Würzburg), Dr. Jos. Eberle aus Wien sprach über sein Gebiet, die Presse. Freiheit, Autorität und Kirche behandelten zwei bischöfliche Redner, Weihbischof Dr. Sproll, Rottenburg und der uns deutschen Katholiken als geistlicher Schriftsteller teure Bischof Ottokar v. Prohaszka aus Ungarn.

Was war wohl die kostbarste Frucht der Frankfurter Tagung?

Einigkeit.

Einigkeit im katholischen Denken und Handeln auf dem ganzen Feld der Politik und Kultur. Einigkeit zwischen Nord und Süd, Preußen, Schwaben und Bayern. Für die deutschen Katholiken gibt es keine Mainlinie, rief Abg. Stang, M. d. B. L., bei der Gartenversammlung am Vorabend. Und eine tiefe Wirkung ging aus vom Trimborn-Nachruf des Domkapitulars Leicht, eines Führers der Bayerischen Volkspartei im Reichstag: „Noch kurz vor seinem Ende sagte mir Trimborn: das möchte ich noch erleben, daß die Bayern sich wieder mit uns vereinigen! — Ich (Leicht) komme aus einer Stadt am Main (Bamberg). Hier tagen wir am Main. Aber der Main fließt aus Bayern nicht geradewegs ins Meer, sondern in den deutschen Rhein. So gehören und bleiben Bayern und das Reich zusammen. Das ganze Deutschland soll es sein!" Und nächstes Jahr, das wurde unter brausendem Beifall beschlossen, tagt die 62. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, so Gott will, in München. Dort auf Wiedersehen!

Erzberger †. — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, z. Z. Dresden.

Die Wochenschrift soll den Vorteil ausnutzen, der im größeren Abstand von den Dingen liegt. Sie hat nicht wie die Tageszeitungen die Stimmung in Noten zu setzen, die auf den grellen Blitz einer Nachricht wie der des Mordes an Erzberger als grollender Donner durch die Volksmassen rollt. Die Wochenschrift soll nicht sprechen wie am frischen Grab, selbst wenn es der Zeit nach möglich wäre. Sie führt ihren Leser schon in die Hallen der Geschichte und will ihm helfen, ein festes, bleibendes Urteil über den Toten, sein Werk und sein Ende sich zu bilden.

Erzberger war ein Begriff geworden, ein Programm, ein Schlagwort. Deshalb wurde er nicht mehr wie ein Mensch bekämpft. Erst als sein rotes Menschenblut das dürre Gras tränkte, da flog der Vorhang zur Seite, in den die Pfeile und Dolche des politischen Hasses gedrungen waren, und dahinter lag ein Toter, um den Weib, Kinder und Mutter weinten. Jetzt schlugen viele an ihre Brust, andere, die in stiller Abneigung verharrt waren, wurden gerührt und die Totenfeier wurde zur Volkssache. Unter den feierlich strengen Gebräuchen unseres kirchlichen Begräbnisses einten sich in Erzbergers Heimat Biberach um den Sarg Bischöfe, Staatsmänner und Parteiführer, Gebildete und schlichte Leute, Bauern und Arbeiter, Christen und Nichtchristen. Der Segen des Heiligen Vaters richtete die gebeugte Familie auf. — Am Grabe erklang wie aus den Herzen von Millionen die Rechtfertigung des Vielgeschmähten vom Reichskanzler Dr. Wirth, und wie Krähenschwärme schienen Haß und Verleumdung weit wegzufliegen; wie Krähen aber schrien und schreien sie noch durch die deutsche Luft. — In den Städten riefen zu gleicher Zeit rote Anschläge die Arbeiter zu Umzügen auf. Sie sollten drohend Einspruch erheben wider politischen Meuchelmord, wider die Reaktion und für Demokratie und Republik. Schwere Gewitter und Sturm schien der Blitz vom 26. August anzuzeigen.

Doch wir wollen Abstand nehmen und betrachten, was war und was bleibt. Erzberger gehört in die Geschichte. Die größten Ereignisse der letzten geschichtlich übervollen 7 Jahre sind mit seinem Namen verknüpft. Mit wieviel Recht im einzelnen, zu was für Verdienst oder Schuld für Erzberger selbst, ist heute noch nicht völlig zu entscheiden. — Matthias Erzberger war ein selbstgemachter Mann. Geboren ist er am 20. September 1875 zu Buttenhausen in Württenberg als Sohn eines Volksschullehrers. Zunächst ergriff er den gleichen Beruf, wandte sich aber bald zur Politik und holte sich das Rüstzeug dazu auf der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz. Seit 1896 lebte er als Schriftsteller und Schriftleiter in Stuttgart. Wirklich? War Erzberger ein Mann der Feder, der feingeschliffene Sätze schuf, ein Schriftleiter, der umsichtig und geschickt den Stoff für seine Zeitung ordnet und zusammenfügt? Sein deutscher Stil ist alles eher als künstlerisch oder auch nur eigenwüchsig, und ob er einer Zeitung seinen Stempel aufgedrückt, ist uns nicht überliefert. Der körperlich und geistig starke, gesund strebsame Landlehrersohn war ein Mann des öffentlichen Lebens. Sein Leben selbst war so öffentlich, daß wir es kaum weiter zu

beschreiben brauchen. Ganz Deutschland hat es miterlebt. Ueber die christlichen Gewerkschaften kam Erzberger, 28 Jahre alt, in den Reichstag als der „Benjamin" des Zentrums. Was er dort wirkte, seine Vorstöße in der Kolonialpolitik, seine gewaltige Arbeit in den Ausschüssen, die ihn bald unentbehrlich machte, bedarf einer genaueren Darstellung, als sie hier möglich ist. — Dann kommt Erzbergers geschichtliche Wirksamkeit. Der Weltkrieg bricht herein. Um die Rolle menschlich zu verstehen, die der nun Tote hier gespielt hat, müssen wir einzudringen suchen in seinen Charakter.

War Matthias Erzberger das, was man einen großen Mann nennt? Ein Säkularmensch? Ein Führer des Volkes? Wenn nicht, was schenkte seinem Wirken den Erfolg und die Gewalt? — Er war eine ungeheuer empfängliche Natur. Alles Neue faßte er frisch und leicht auf und ließ sich von ihm treiben. Er war aber keine tiefe Natur. Ein Erlebnis löste schnell das andere ab. Daher sein Sprung in die Annexionspolitik 1914 und von da zur Verständigungspolitik von 1917. Daher seine Beteiligung an tausend Geschäften, nicht nur zum eigenen Vorteil, sondern oft zum Vorteil von solchen, denen er helfen wollte. Eine neue Sache, ein neuer sympathischer Mensch setzte ihn stets in Bewegung. Daher endlich das ausgesprochen Unkünstlerische seiner Natur. Nichts sank zum dunkeln Unterbewußtsein, nichts stieg daraus empor. Dieser große Volkspolitiker und Volksredner hat kein zündendes Schlagwort geprägt. Aber tausend Einzelheiten strömten ihm zu, wenn er sprach und stritt, mit denen er seine Gegner einfach verschüttete. Sein riesiges Gedächtnis steht ebenso fest, wie — gerichtlich — seine Ungenauigkeit.

Das ist doch kein großer Mann! Zugegeben einstweilen. Noch mehr, selbst manche äußeren Bedinge fehlten Erzberger zum großen Mann. Sein Charakter hätte besonders der sozialen Schwergewichte bedurft: Ueberlieferung, Erziehung, ja der Vorurteile. Es war aber nicht seine Schuld, wenn er nicht aus Kreisen stammte, wo Treue zum geschichtlich Ererbten, zum Herrscherhaus, zum gegebenen Staat, zur alten Besitzordnung mit einem guten Selbsterhaltungstrieb natürlich verwachsen sind. Ebensowenig konnte er dafür, daß sein bürgerlicher äußerer Anstand in Umgang und Geschäften nicht so sicher war, wie der seines Gegners Helfferich sich zu halten wußte. Weshalb ihm denn im März 1920 das Gericht in Moabit „Unanständigkeit" zuerkannte. Seine gewaltige Tatkraft und Schaffenskraft war zu ungebunden. Ja, hätten wir aus dem katholischen Adel oder aus dem alten patrizischen Bürgertum am Rhein und Main, oder aus den Hochschulkreisen einen Erzberger bekommen! Aber wo ist er geblieben?

Und doch, trotz aller inneren Gefahren, Matthias Erzberger ist nicht entgleist. Nur kleine Schwankungen und Mißgriffe bleiben ihm angerechnet, die schweren Vorwürfe sind, soweit es schon zu beurteilen ist, zusammengebrochen. Der Meineidsprozeß wurde eingestellt. Aus Mangel an Beweisen bedeutet bei einem so umspürten Mann sehr viel. Das Steuerhinterziehungsverfahren, das noch abzuschließen war, stand günstig für den Angeschuldigten. — Sein Schwergewicht hatte Erzberger trotz allem. Das war sein katholischer Glaube. Dieser weltbeschäftigte Mann war tiefreligiös, kindlich fromm. Die Religion bestimmte sein Leben und sein politisches Handeln viel mehr, als Fernstehende ahnten. „Das Gebet meiner Tochter hat genützt" war sein erstes Wort, als das erste Attentat 1920 mit einem Streifschuß abging. In solchen Augenblicken posiert man nicht. Die echte katholische Frömmigkeit hat schon Bismarck bei Windthorst nicht für möglich gehalten („religiös ungläubig" Gedanken und Erinnerungen). Protestanten deutscher Prägung werden wohl auch nie begreifen — angelsächsische Kalvinisten schon eher — daß man so fromm und so weltlich zugleich sein kann, daß man Religion so rücksichtslos wider alle Konvention mit dem Leben in Wechselwirkung setzt. Erzberger war christlich-revolutionär, wo die Gegenwart mit dem Christentum in Widerspruch stand. Das ist der Geist seines Steuerprogramms, seiner Friedens- und Völkerbundspolitik. Erzberger lief oft merkwürdige Bogen, kam in die Nähe der verschiedensten Personen und Gruppen, aber stets blieb er umhegt von den katholischen Grenzen, die freilich viel weiter sind als die geistigen Schranken seiner Gegner von rechts.

Das Werk des Ermordeten ist noch viel mehr umstritten als seine Person. Zahllose nennen ihn den Verderber Deutschlands. 1917 soll er das Friedenswerk des Papstes durchkreuzt, Czernins Geheimbericht über die schlimme Lage Oesterreich-Ungarns an die Entente verraten haben. Erzberger ist unvorsichtig mit dem Bericht umgegangen, das steht fest. Aber daß die Entente ihn nötig gehabt, um das Gutachten des K. und K. Außenministers kennen zu lernen, nimmt sich fast komisch aus als die Ansicht von Leuten, die nicht genug zu raunen wissen über die Schleichwege zwischen dem Parmahof und Paris oder Brüssel. Ob dann zwischen Juni und September 1917 Erzbergers Geschäftigkeit einiges verdorben hat, wollen wir ruhig der Geschichtsforschung überlassen. Die eigentlich Schuldigen sitzen wo anders und sind längst gezeichnet. — Dann hat Erzberger 1918 die Unterzeichnung des Waffenstillstands auf sich genommen. Nach Dr. Wirths Zeugnis am Grab hat er sich nicht dazu gedrängt. Die furchtbaren Bedingungen abzuschlagen wäre das größte Hasardspiel gewesen. Selbst Hindenburg hatte ja Unterwerfung empfohlen „... so wäre trotzdem abzuschließen." — Versailles. Ohne Erzberger wäre vor Ablauf der Frist kaum eine Mehrheit und ein Beschluß zustande gekommen, den ganzen Vertrag samt den sogenannten Schuld- und Schmachartikeln zu unterzeichnen. Wir hätten das für gut gehalten, denn damals konnte man mit besserer Wirkung Nein sagen als nachher in Spa oder London. Aber nur unter dem Beding, daß auf der Nein-Seite ein ebenso starker Mann gewesen wäre wie Erzberger. Das war bekanntlich nicht der Fall. Am wenigsten bei den Deutschnationalen, die nach glaubwürdigen Zeugnissen nicht ungern sahen, daß das Ja ohne sie zustande kam, und die Zusicherung, den Unterwerfungsparteien keine niedrigen Beweggründe zu unterstellen, schmählich brachen. Ohne Erzberger wäre vielleicht überhaupt nichts beschlossen worden und das Chaos hereingebrochen.

In Bayern hat Erzberger verspielt durch seine Wendung zum Einheitsstaat. Das gab den Anstoß zur Trennung der Bayerischen Volkspartei vom Zentrum. Der Mangel an Geschichtsbewußtsein bei Erzberger, wovon wir schon sprachen, war hier verhängnisvoll. Er wollte das alte Preußen treffen, um dem neuen Deutschland die Bahn freizumachen. Eine ausgezeichnete Absicht. Aber der rechte Weg kann nicht die Aufhebung der alten Bundesstaaten sein, nicht der zentralistische Einheitsstaat, in den das alte Preußen nur zu leicht hinüberkriecht, sondern die Zerlegung Preußens in Mittelstaaten. Es ist ein Rätsel, wie der Schwabe, der aus dem gesunden Föderalismus von Süddeutschland kam, hier ganz in die rohe Anschauung des anderen starken Mannes, Noske, fiel, mit dem ihn auch sonst manches zu verknüpfen schien. Daß Erzbergers Mittel zum Einheitsstaat: Verreichlichung der Bahn und der süddeutschen Post und besonders des Steuerwesens, sehr gewaltsam waren, wird jeder zugeben. Ob sie in den Abgrund führen, ist aber durchaus nicht gewiß.

Alles jedoch hätten Erzbergers Gegner ihm verziehen, wenn es nur Wasser auf ihre Mühlen getrieben hätte. Ein Stinnes-Einheitsreich, ein Stinnes-Geschäft mit den Siegermächten — Erzberger wäre über alles Menschliche erhöht worden. Der Erfinder unbequemer Steuern, der gar über neue Steuern brüten sollte, mußte beseitigt werden. Helfferich unternahm es in den Grenzen des Ueblichen, wenn auch nicht Schicklichen. Daneben arbeitete eine Hetze, die sich nicht zu dumm vorkam, den urschwäbischen Katholiken auf die schwarze Semitenliste zu setzen. Man darf darin geradezu ein Zeugnis sehen, daß der Mann etwas taugte, denn kaum ein bedeutender Geist entrinnt dem Verdacht antisemitischer Spießer, er sei Jude oder, wie es so schön heißt, Judenzer . . . Wenn so eine ganze Literatur, größtenteils Schundliteratur, über Erzberger entstand, sein Name zum Schimpf wurde, ein tüchtiger Landwirt seinen Zuchteber Erzberger zum Verkauf anpries, sollten da nicht unklare Köpfe irr werden und sich den Mord eines solchen Schädlings zum Verdienst machen? Hat doch die Gewalt bei uns noch viel zu viel Anbeter rechts wie links. Wie ein Treibwild wurde der Wehrlose und Verwundete zusammengeschossen. Gräßlich offenbarte sich, wohin die Menschenwürde im Zeitalter des „Menschenmaterials" geraten ist.

* * *

Die Mordtat von Griesbach mußte politische Folgen haben. Jedermann sah, daß ein hemmungsloser Faschismus bei uns wuchert, der die ruhige, nach langen Mühen gesicherte Entwicklung des demokratischen Staates in die größte Gefahr bringt. Wie die Presse der äußersten Rechten, die zum Teil sehr fein unterschiedlich von Erschießung statt von Mord spricht, den Fall behandelt, stimmt sehr ernst. In der ganzen Welt will man

nur mit einem friedlichen, demokratischen Deutschland zu tun haben. Bei uns haben gerade wir Katholiken an der Demokratie das größte Interesse. Wiederherstellung des Vergangenen, das bedeutet Kulturkampf, Imparität, Jesuitengesetz. Der Reichsbote kann es uns lehren, daß für die weitesten Kreise der Rechten der Katholik ein Römling, ein Deutscher zweiter Klasse, eben ein — Erzberger ist und bleibt. Der alte Staat, das bedeutet auch die unchristliche, preußisch-hegelianische Staatsallmacht, heidnischen Nationalismus, Völkerhaß und Unfrieden. Können wir als katholische Christen mit diesen Leuten die geringste innere Gemeinschaft haben? Wollen die wahrhaft christlich-konservativen Protestanten sich nicht endlich offen trennen von den faschistischen Gewaltmenschen.

Mit vollem Recht ergreift das Reich energische Maßregeln. Ein Erlaß gibt Mittel an die Hand, der staatsfeindlichen Hetze scharf zu begegnen. Bis Anfang September wurden 9 rechtsradikale Zeitungen verboten. Das Uniformtragen Verabschiedeter, das nur zu oft nicht vaterländisch, sondern oppositionspolitisch getätigt wurde, wird auf genau bestimmte Gelegenheiten beschränkt. Es hilft nichts, daß hier die Unschuldigen mitleiden. Sie haben zu lang geschwiegen. Allerdings greifen die neuen Verordnungen tief in die Gewalt der Länder ein und hätten deshalb im Benehmen mit deren Regierungen erlassen werden sollen. Es wäre wohl auch bei größter Eile möglich gewesen. Daß es nicht geschah, führte wieder einmal zu einer Spannung zwischen Berlin und München, und der bayerische Gesandte erhob Vorstellungen im Reichsrat. Auch die Koalitionsparteien in Bayern hatten eine ziemlich scharfe Kundgebung erlassen. — Natürlich wurde von anderer Seite wieder die Trennung Bayerns vom Reich an die Wand gemalt und besonders in rechtsstehenden norddeutschen Blättern verbreitet, die beiden verbotenen bayerischen Zeitungen erschienen ruhig weiter. In Wirklichkeit sind sie, wenn auch mit sehr erheblicher Verspätung, beschlagnahmt. Es war ja auch für jeden Vernünftigen ausgeschlossen, daß sich die christliche Regierung Kahr schützend vor den „Völkischen Beobachter" gestellt hätte, der kürzlich das Alte Testament eine „geile Satansbibel" nannte. — Die nächste Folge des Mordes an Erzberger ist natürlich eine Sammlung gegen rechts. Die Sozialdemokratie sucht die Stimmung für die proletarische Einheitsfront auszumünzen. Besser wäre die demokratische Einheitsfront. Zu weit nach links würde nur zu Unruhen führen und schließlich gerade den Machtpolitikern der Rechten zugute kommen. Große Kundgebungen, die überall stattfanden, sind bisher ruhig verlaufen, während auf die erste Kunde der Mordtat vereinzelte Ausschreitungen folgten. Wir können hoffen, daß nach dem festen demokratischen Kurs der Reichsregierung sich die Wogen bald wieder glätten.

Wir dürfen uns nicht zerfleischen und die großen Ziele der deutschen Politik aus dem Auge verlieren. In Wiesbaden fanden wieder Besprechungen zwischen Rathenau und Loucheur statt. Sie zeitigten ein Ergebnis, das Deutschland die Lieferung von Sachwerten für den Wiederaufbau Nordfrankreichs in Höhe von 7 Milliarden Goldmark bis 1. Mai 1925 eröffnet. — Beim Völkerbund in Genf haben die Beratungen über Oberschlesien begonnen. Sie müssen unserseits aufmerksam verfolgt werden, denn mannigfache Bestrebungen kreuzen sich. Viele streben eine Teilung des Industriegebiets an, womit sich aber weder Deutschland noch Polen zufrieden geben.

Auch weiter draußen herrscht wieder einmal Gewitterschwüle in der politischen Welt. Westungarn ist von ungarischen Truppen und Banden besetzt und kann zurzeit nicht ordnungsmäßig an Oesterreich übergeben werden. — Irland bzw. Sinn-Fein hat eine ablehnende Antwort nach London gesandt, die aber nicht jedes weitere Verhandeln abschneidet. Leider ist es schon wieder zu Ueberfällen von Ulsterleuten auf katholische Iren gekommen.

Im kleinasiatischen Krieg drangen die Griechen zunächst weiter vor, bis in die Nähe von Angora. Dann aber rafften sich die Türken auf und brachten den griechischen Angriff zum Stehen. Sie wollen sogar ihren Gegner zum Rückzug gezwungen haben. Eine entscheidende Wendung scheint dieser Feldzug nicht so bald zu nehmen. — Weiter im Osten ist Emir Feissal von Englands Gnaden König in Mesopotamien geworden. Er hat vordem in Syrien gegen Frankreich gekämpft. Seine Thronbesteigung wird deshalb in Paris nicht angenehm empfunden. Auch im Osten entfernen sich englische und französische Politik in ihren Zielen immer mehr.

Pauline Herber †.

Sie war ein schmächtig Mütterchen und lag
Sehr blass und schwach und gar so winzig arm.
Nur ihre Augen schauten gross und klug,
Selten beschaulich, gingen regsam schön.
Doch manchmal war's, als füllten sie sich tief
Von innen her mit Glanz. Und eine Flut
Inniger Güte tat sich herzlich auf,
Leuchtete still und guckte mütterlich . . .

Der junge Dichter denkt nicht an ihr Werk,
Vergisst Beruf, Verdienst. Ihm war sie mehr:
Ein guter Mensch und eine rechte Frau,
Ein Mütterchen . . . Er hat sie lieb gehabt.

Martin Rockenbach.

Frauen als Richter.

Von Amtsgerichtspräsident Riß, München.

Der Rechtsausschuß des Reichstags hat sich auf Grund eines von den sozialistischen Parteien gestellten Antrages mit der Frage der Zulassung der Frauen zum Richteramte befaßt, ist aber zu keinem Beschluß gekommen. Es standen sich 12 gegen 12 Stimmen gegenüber. Die Entscheidung wird also vom Reichstag selbst zu fällen sein.

Man kann die Angelegenheit nicht damit abtun, daß man erklärt, die Frau gehöre nicht in das öffentliche Leben. Die Zeiten haben sich geändert; eine große Zahl von Frauen und Mädchen steht heute selbständig im wirtschaftlichen Erwerb und daraus ergibt sich von selbst ihr Anspruch, auch bei der Regelung ihrer Verhältnisse bestimmend mitzuwirken. Es läßt sich auch durchaus nicht sagen, daß die Frauen die hierfür nötigen Fähigkeiten nicht besitzen. Wenn man bedenkt, daß sie sich erst seit kurzer Zeit für diese Arbeit geschult haben, muß man ihre Leistungen unumwunden anerkennen. Einzelne unerfreuliche Erscheinungen können nicht als Beweis für eine andere Auffassung dienen, da sie sich auch bei den im öffentlichen Leben wirkenden Männern finden.

Ob die Frauen sich für alle Aufgaben des öffentlichen Lebens eignen, bleibt gleichwohl eine offene Frage, die nur unter sorgfältiger Berücksichtigung der jeweils zu stellenden Anforderungen beantwortet werden kann. Wie ein englisches Rechtssprichwort sagt, daß das Parlament alles kann, aber nicht aus einer Frau einen Mann machen, so muß man auch bedenken, daß die Reichsverfassung mit der Zulassung der Frauen zu den öffentlichen Aemtern die natürlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau nicht beseitigt hat. Trotz dieser Vorschrift werden wir es kaum erleben, daß Frauen als Offiziere der Reichswehr angestellt werden; sie werden wohl selbst nicht darnach verlangen. Sind die Frauen zum Richteramte auch wirklich geeignet? Der Deutsche Richtertag in Leipzig hat sich vor kurzem auf Grund eingehender Prüfung, deren Sachlichkeit von keiner Seite bestritten wurde, verneinend ausgesprochen. Gutachten von Frauenärzten, die von jeder Voreingenommenheit frei waren und allen Fähigkeiten der Frauen volle Anerkennung zollten, aber doch auf Grund der nun einmal nicht zu bestreitenden Unterschiede ihnen die Voraussetzungen für richterliche Tätigkeit absprachen, lagen der Entscheidung zugrunde. Daß es Frauen gibt, die alle Eigenschaften besitzen, wie sie der Richterberuf verlangt, wurde nicht bestritten; wenn man in ihnen aber Ausnahmen sah, lag darin keine Geringschätzung. Der Richterberuf ist schwer; er verlangt nicht selten Entschlüsse, die auch der Mann sich nur mit Mühe abringt. Alle Rechtsprechung bedeutet einen Ausgleich sich widerstreitender Bestrebungen. Lassen sie sich miteinander versöhnen, so ist es gut; geht das aber nicht, so muß gegen den einen oder den anderen Teil entschieden werden und zwar nicht nach oberflächlichen Gefühlen, sondern nach Gesetz und Recht, nach festen Normen, die allein die Gleichmäßigkeit der Rechtsprechung verbürgen. Der Richter muß vielleicht auf Grund eines unbedacht unterschriebenen Wechsels zu einer Zahlung verurteilen, die den Schuldner wirtschaftlich vernichtet; ließe er sich durch Mitleid mit ihm davon abhalten und

folgten andere seinem Beispiel, so würde das gesamte Kreditwesen aufs tiefste erschüttert und ein unabsehbarer Schaden für das wirtschaftliche Leben des ganzen Volkes angerichtet. Noch deutlicher zeigt sich diese Erscheinung auf dem Gebiete des Strafrechts. Es gibt kein Strafrecht ohne Härte. Auch Verfehlungen, die nicht aus Bosheit, sondern aus Torheit und Verleitung begangen worden sind, müssen unter Umständen unnachsichtlich geahndet werden, um andere, die in der gleichen Gefahr stehen, von diesem Wege abzuhalten. Solche Entschlüsse zu fassen, würde den meisten Frauen schwer fallen; sie würden entweder versagen oder doch Bedenken in sich behalten, die zu den schwersten Gewissenskämpfen führen könnten.

Die Frauen, die nach einer Mitwirkung in der Rechtsprechung streben, denken vorwiegend an die Arbeiten im Jugendgericht. Gewiß ist dort ihre Hilfe willkommen; aber es ist ein Irrtum, daß sie in der Form der Teilnahme an der Fassung des Urteils am besten betätigt wird. Das Gegenteil ist der Fall. Die Frau, die ein Kind schon während des Verfahrens verbeistandet, die es in der Verhandlung verteidigt, ihm bei der Erwirkung bedingter Begnadigung behilflich ist und es dann auch während der Bewährungsfrist beaufsichtigt, hat einen ungleich größeren Einfluß auf sein Schicksal, als die Richterin, die vielleicht bei der Beratung des Urteils mit ihrer Meinung unterliegt, von dem Kind aber doch immer dafür verantwortlich gemacht und mit Mißtrauen angesehen wird. Aus dieser Erwägung haben gerade in der Jugendfürsorge tätige Frauen gebeten, sie zur Mitwirkung bei der Aburteilung nicht beizuziehen — ein außerordentlich beachtenswerter Vorgang.

Daß es den männlichen Richtern nicht möglich sei, sich in den Gedankengang weiblicher Angeklagter hineinzudenken, wird oft behauptet, aber nie mit zwingenden Beispielen belegt. Träfe es zu, so müßte wohl auch gelten, daß weibliche Richter sich in dem Gedankengang männlicher Angeklagter nicht zurechtfinden; es dürften dann Frauen bei Entscheidungen, die für Männer gelten, nicht ausschlaggebend mitwirken. Man käme also zu Männergerichten für Männer, Frauengerichten für Frauen. Ob aber die als Richterin beigezogene Bäuerin sich in den Gedankengang einer Schauspielerin hineindenken könnte oder umgekehrt, wäre auch dann noch fraglich. Der Gedanke, daß das Gericht die Personen, die vor ihm auftreten, verstehen muß, ist richtig; es gibt aber auch einfachere Wege, ihn zu verwirklichen, als einen fortwährenden Wechsel der Besetzung des Gerichts. Ein Richter, der sich Erfahrungen sammelt, wird im Laufe der Zeit auch Auffassungen, die ihm an sich fremd sind, richtig einzuschätzen und zu würdigen lernen; zudem stellen weitaus die meisten Fälle, die den Gerichten unterbreitet werden, keine sonderlich schwierigen psychologischen Probleme dar. In Strafsachen kann die Verteidigung dafür sorgen, daß alle Gesichtspunkte, die für die Beurteilung wichtig sind, hervorgehoben werden; die Zulassung von Frauen als Verteidigerinnen ist jetzt schon in weitem Umfang möglich und kann unbedenklich noch erweitert werden.

Es muß beachtet werden, daß gerade die linksstehenden Parteien sich besonders für die Zulassung der Frauen zum Richteramt einsetzen. Wie sich aus der Begründung der Anträge ergibt, haben sie dabei vor allem die Strafgerichte im Auge; ihr Ziel ist, die Strafrechtspflege unter weiblichem Einfluß gefühlsmäßiger zu gestalten. Dazu ist aber gerade jetzt ganz entschieden nicht die Zeit. In den Wirren, die hinter uns liegen, hat sich eine ernste und unbeugsame Rechtsprechung als der Fels erwiesen, an dem die Kräfte der Zerstörung sich brachen; und wir sind über diese Gefahren noch lange nicht hinaus. Wo ein Urteil für den Einzelfall zu hart gerät, kann die Begnadigung helfend eingreifen; hier mag den Frauen die Möglichkeit der Mitwirkung eröffnet werden. Man kann sie auch zur Mitarbeit in den Kontrollkommissionen der Zuchthäuser und Strafanstalten beiziehen. Da ist ein reiches Feld der Tätigkeit für sie. Als Richterinnen würden auch jene Frauen, denen das juristische Studium nicht zu schwer fällt, keine Befriedigung finden. Eine Umfrage, wieviele Frauen eigentlich ein Verlangen hiernach — oder doch nach der Mitwirkung als Schöffinnen oder Geschworene — haben, würde sicher ein Ergebnis liefern, das diese Bestrebungen wenig unterstützt. Wenn die Frauen erprobt hätten, welch harte und bittere Aufgaben hier zu erledigen sind, würden sie erst recht darauf dringen, damit verschont zu werden. Die Erfahrungen, die in anderen Ländern, zuletzt in England, gemacht worden sind, beweisen das. Sie sollten bei uns alle besonnenen Kreise, vor allem die Frauen selbst, vor solchen Experimenten warnen.

Wir Frauen empören uns!

Von Maria H. Oertel.

Vom 21. bis 25. Mai ds. Jhrs. tagte in Kopenhagen die nordeuropäische Liga des Roten Kreuzes. Auf der Tagesordnung stand die internationale Regelung der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, die seit dem Kriege in allen Ländern verheerend zugenommen haben, sowohl bei den kriegführenden Völkern wie bei den neutralen, die der Entartung des Valutafiebers und eines mühelosen Goldsegens erlegen waren.

Der Kongreß war von namhaften Vertretern der Wissenschaft und der Wohlfahrtspflege besucht. Skandinavien, England, die Vereinigten Staaten, Finnland, Holland und die Mittelmächte hatten ihn beschickt. Es wurde eine Reihe praktischer sozialer Maßnahmen empfohlen, die auf dem Gebiete der Volkshygiene und Volksberatung lagen. Es wurde empfohlen, an Stelle der polizeilichen Ueberwachungsorgane soziale Fürsorge und kostenlose öffentliche Beratungsstellen einzuführen. Es war das Entscheidende bei diesem Kongreß, daß zum ersten Male mit absoluter Deutlichkeit die Erkenntnis ausgesprochen wurde, daß im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten Bordellwesen und Reglementierung der Prostitution nicht allein keine Unterstützung bedeute, sondern eine Erschwerung, Hemmung und Gefahr. Diesen Standpunkt hat die christliche Frauenbewegung von jeher eingenommen.

Indem der Staat ein sozial schädliches Gewerbe konzessioniert, in Uebertretung seiner eigenen Gesetze es mit dem Stempel des behördlich Erlaubten oder zum mindesten Geduldeten umgibt, macht er sich zum Mitschuldigen all des furchtbaren sittlichen, körperlichen und wirtschaftlichen Elends, das die geschlechtliche Verseuchung des Volkes bedeutet. Die heutige Rechtslage der Prostitution ist gesetzlich unhaltbar, sittlich und volkserzieherisch angreifbar, unwürdig in der Form und gänzlich unwirksam in der Verhinderung der Ansteckungsgefahr. Die mit der polizeilichen Aufsicht verbundene gesundheitliche Ueberwachung mußte wirkungslos bleiben, weil eben diese Ueberwachung Tausende von Frauen in das ungeheure Heer der geheimen Prostitution trieb, die, von der Aufsicht nicht erfaßt, zum hauptsächlichsten Ansteckungsherd wurde.

Wir empfinden es als Erlösung, daß von einer so maßgebenden Körperschaft von hoher wissenschaftlicher Warte freimütig das Bekenntnis ausgesprochen wurde, daß die Verseuchung unseres Volkes nicht durch ein Kurieren an den Symptomen bekämpft werden kann, daß wir die Axt an die Wurzel dieses Giftbaumes legen müssen. Vor allem müssen wir den Kampf ansagen gegen die gefahrvollste und erniedrigendste Form der Prostitution, das Bordellwesen, das System der Zwangskasernierung in öffentlichen Häusern, die niemals ihren Zweck erfüllten, die Geschlechtsseuchen einzudämmen, sondern sie ins Ungemessene verbreiteten, zu Brutstätten aller Laster und Perversitäten wurden, Halbwüchsigen den Weg zur Sünde bahnten und untrennbar verbunden sind mit dem Verbrechertum, dem Kuppeleiwesen und dem internationalen Mädchenhandel. Diese öffentlichen Häuser stellen die tiefste Erniedrigung dar, in der Menschenwesen gehalten werden können. Sie liefern ihre Insassen der Ausbeutung, dem vollkommenen sittlichen Niedergang aus. Sie fesseln die dort untergebrachten Frauen an ihr Sündenleben und verbauen ihnen die Rückkehr in ein geordnetes bürgerliches Leben. Sie erniedrigen in gleicher Weise den Besucher dieser Häuser und bringen ihm eine niedrige Auffassung der Frauen bei, die ihr ganzes ferneres Leben begleitet. Wir empfinden das Vorhandensein zahlloser solcher Häuser in einem gesitteten Kulturstaat als einen steten Hohn auf die Gesetze der Moral und der heiligsten Gottesgebote. Wir Frauen sind uns der tiefsten Schmach bewußt, die über unserem Geschlechte liegt, daß deutsche Mädchen, Töchter unseres Volkes, in diesen Häusern in einer so tiefen Erniedrigung leben, wie kein afrikanischer Stamm sie dem Letzten seiner Stammesgenossen aufzwingt. Dem widerstreitet es nicht, daß manche dieser Frauen, willensschwach und zermürbt, arbeitsscheu und gesunken, keine Aenderung dieses Zustandes wünschen. Es sind soziale Schädlinge, und ihre Bekämpfung kann nicht dem Willen eines Einzelnen, sondern der Gemeinschaft übertragen werden.

In der Geschichte der Bekämpfung des Bordellwesens war es ein denkwürdiger Tag, als lange, ehe die Frauen das Stimmrecht hatten, eine junge tapfere Engländerin, Miß Catherine Butler, an der Spitze einiger anderer Frauen in das Unterhaus eindrang, wo Männer verhandelten über neue Gesetze auf

dem Gebiete der Prostitution und für das Aufrechterhalten öffentlicher Häuser eintraten. Catherine Butler trat vor die Parlamentsmitglieder; mit bebender Stimme rief sie in den Saal hinein: „Wir Frauen empören uns, wir dulden es nicht länger, daß es solche Häuser gibt und daß in einem christlichen Staat Frauen als weiße Sklavinnen gehalten werden. Wir Frauen dulden es nicht länger!“

Seit jener Stunde ist in allen christlichen Ländern der Empörungsschrei Catherine Butlers nicht mehr verhallt, die Forderung der Abolition aufgestellt: fort mit Bordellwesen und Zwangskasernierung. Als die germanischen Frauen des Nordens, Schwedens, Norwegens und Dänemarks das aktive und passive Wahlrecht erhielten, war eine der ersten Gesetzesvorlagen, die eingebracht wurde und Gesetzeskraft erhielt, der Abschaffung der öffentlichen Häuser und der Reglementierung in ihrer überlebten Form gewidmet. An Stelle der staatlich genehmigten Duldung des Dirnentums stand dessen schärfste Brandmarkung als verbrecherischer, sozial schädlicher Beruf, dem der Staat in keiner Form Duldung gewähren könne. Es wurde das Recht anerkannt, daß jede Bürgerin in ehrlicher Arbeit ihr Brot verdienen könne, daß aber keine Frau die Berechtigung habe, durch Preisgabe ihres Körpers ihren Lebensunterhalt ganz oder teilweise zu verdienen. Arbeitshaus stand auf jeder Ausübung der gewerblichen Prostitution, Ortsfremde wurden rücksichtslos ihrer Heimatgemeinde übergeben, das Schutzalter der Mädchen auf 21 Jahre hinaufgesetzt, die Lage der unehelichen Kinder gebessert, die polizeiliche Ueberwachung der Geschlechtskranken wurde aufgehoben. Statt dessen trat soziale Fürsorgebehandlung ein, schwere Bestrafung der Ansteckung als Körperverletzung und Haftpflicht.

Hand in Hand mit diesen Gesetzen begann die planmäßige Bekämpfung des Alkoholismus, des Lasters des Nordens. Das sog. Goetheburger System schuf an Stelle von Schankstätten alkoholfreie Volksheime, in denen gebildeten Frauen und christlichen Frauenorganisationen veredelnder Einfluß auf die Feierstunden des Mannes gesichert war. Wohl haben die Kriegszeiten auch den neutralen Ländern eine Zunahme der öffentlichen Unsittlichkeit nicht erspart, aber im allgemeinen ist eine Besserung dort zu verzeichnen. Wie aber steht es bei uns in Deutschland? Was haben unsere deutschen Frauen, vor allem unsere katholisch organisierte Frauenbewegung, im Kampfe gegen das Dirnentum und Bordellwesen leisten können? Das war das große Verdienst unserer katholischen Frauenbewegung, daß sie seit Jahrzehnten den Kampf geführt gegen den Schmutz im öffentlichen Leben, gegen die Entartung des Theaters, des Lichtspiels, gegen eine schlechte Presse, gegen Schmutz- und Schundliteratur. Katholische Karitas nahm rettend und vorbauend sich der gefährdeten Jugend an, schuf in Standesorganisationen einwandfreie Heime für die Feierstunden unseres Volkes. Von der unmittelbaren Einwirkung auf das gesamte in Frage kommende Gebiet aber waren die Frauen ausgeschlossen, es waren ihnen die Hände gebunden, ehe sie im Besitz der staatsbürgerlichen Rechte waren. Aber nicht politische Gründe allein waren maßgebend. Es schien mit der hohen Würde, die der Deutsche den Frauen zuerkennt, mit der sittlichen Reinheit, die der erste Schmuck der deutschen Frau und Mutter ist, unvereinbar, sie mit Fragen zu beschäftigen, die den tiefsten sittlichen Schlamm des Lebens aufwühlen. Aengstlich wurde die reine Frauenwelt vor dem Gifthauch des Lasters geschützt; selbst ein Wissen um diese Dinge galt als unweiblich, mit der hohen Auffassung der Frauenehre unvereinbar. Hierzu aber kam, daß ein großer Teil der Männerwelt beherrscht war von dem Gedanken der Doppelmoral: daß die Wissenschaft, die auf dem Boden des Materialismus stand, vor allem eine gewisse Form der medizinischen Wissenschaft die Lehre verbreitete, geschlechtliche Enthaltsamkeit für den jungen Mann sei undurchführbar und von verhängnisvollen Folgen für dessen Gesundheitszustand begleitet. Es gab törichte Frauen und Mütter genug, die ihre Töchter sorgsam hüteten, über die Entgleisungen ihrer Söhne aber mit wohlwollendem Lächeln hinweggingen, weil „Jugend austoben müsse“. Bis die furchtbare Gottesgeißel der Geschlechtskrankheiten über eine sündige Menschheit geschwungen wurde, so daß Mütter, die ihre unschuldigen jungen Töchter in die Ehe geben, zittern müssen aus Angst vor dem Elend, das die Ehe über ihr Kind bringen kann. Unter den blassen, vergrämten Patientinnen unserer Frauenärzte, in Entbindungshäusern und Frauenkliniken, in Idioten-, Irren- und Blindenanstalten, da finden wir die Unglücklichsten der Unglücklichen, die unschuldigen Opfer der Doppelmoral, die Geopferten der Sünde.

Wir christlichen Frauen können nicht mehr beiseite stehen und tatenlos zuschauen, wie die blühende Jugend unseres Volkes durch Dirnentum und Dirnengeist zugrunde gerichtet wird. Deutsche Mütter haben Söhne geboren, sie in reiner Jugend herausgezogen, damit ein starkes junges Geschlecht helfe am Aufbau unseres Volkes. Sie wollen nicht, daß die Wurzel des Lebensbaumes verdorre, ehe der Baum noch in Blüte ist. Deutsche Frauen in Volksstolz und leidenschaftlicher Schwesterlichkeit wollen es nicht mehr dulden, daß ihre eigenen Schwestern die Söhne des Volkes zugrunde richten. Die katholisch organisierte Frauenbewegung hat in tiefster Erkenntnis ihrer Verantwortung den Kampf aufgenommen gegen die öffentlichen Häuser, deren rückhaltlose Beseitigung sie verlangt. Wohl wissen wir, daß es heute noch zahlreiche Aerzte und Polizeibeamte gibt, welche ohne diese Einrichtung nicht auszukommen glauben, an der Hand der Statistiken nachzuweisen versuchen, daß gut überwachte Häuser dieser Art Nutzen stiften, vor allem die anständige Frauenwelt schützen. Es gibt ferner Männer der Wissenschaft, Aerzte und Hygieniker, welche, ohne auf die volkserzieherische und ethische Bedeutung der Fragen einzugehen, die Prostitution als eine ausschließliche Frage der Wissenschaft behandeln, durch sexuelle Volksaufklärung, bessere Gesundheitspflege, Anwendung neuer Heilserums die Gefahr ausgeschaltet sehen wollen. Es gibt eine moderne Literatur, die das Dirnentum verherrlicht und züchtet. Es gibt Kulturhistoriker, die uns beweisen wollen, daß von der Tempelprostitution Babylons bis zum japanischen Geishakultus der Dirnenstadt Joshiwara Werte geschaffen seien, und die an unserer jetzigen Prostitution nur ihre ästhetischen Auswüchse beklagen. Es gibt neben den Leichtsinnigen und Lasterhaften, die keine Aenderung wünschen, das Heer der geistig Trägen, die erklären, die Prostitution habe zu allen Zeiten bestanden als notwendiges Uebel und müsse darum für alle Zeit bestehen.

Wir katholischen Frauen können diesen Standpunkt nicht teilen. Wir bekämpfen als unvereinbar mit Gottes Geboten die Prostitution, in welcher Form sie immer uns entgegentritt. Hedwig Dransfeld, die Führerin des katholischen Frauenbundes, schreibt: „Die öffentliche Unsittlichkeit ist ein schweres Vergehen gegen Gottes Gesetz, bleibt sündhaft, einerlei, ob mit oder ohne polizeiliche Sittenkontrolle und ohne polizeiliche Beaufsichtigung.“ Wir katholischen Frauen unterstützen alle praktischen Maßnahmen, die der Bekämpfung der Geschlechtsseuchen dienen, treten für vernunftgemäße Aufklärung, bessere hygienische Ausbildung unseres Volkes ein. Auch wir hoffen, daß nützliche Arbeit geleistet werden kann, wenn an Stelle des polizeilichen Ueberwachungsdienstes soziale Beratungsstellen treten. Wir wollen in erster Linie vorbeugende Arbeit leisten in der besseren Berufs- und Ausbildungsarbeit der Mädchen. Wir wollen vor allem den Kampf gegen Ansteckung und Verseuchung des Volkes mit den schärfsten Mitteln der Gesetzgebung geführt sehen.

Der Kampf gegen die Prostitution gilt nicht der einzelnen Trägerin, die oft Leichtsinn und Verführung sinken ließ, die unser Erbarmen und unsere helfende Schwesterlichkeit braucht. Der Kampf gilt nicht nur dem Dirnentum, sondern dem ganzen System und dem Dirnengeist, der unser Volk verseucht. Selbst wenn die Bordelle beseitigt sind, soziale Fürsorge den Kranken zu Hilfe kommt, selbst wenn der Kuppeleiparagraph in zeitgemäße Formen umgegossen, das Dirnentum von seinen sozial schädlichsten Formen befreit würde, das alles würde uns nicht helfen, wäre nur ein Tropfen auf den heißen Stein, wenn wir nicht den Geist des Volkes aus der Religion heraus erneuern können. Die sittlich-religiösen Kräfte sind die einzigen, die im Drange der Versuchung nicht zusammenbrechen. Wir brauchen die Kraft des Glaubens an ein Gottesreich. Nur dann können wir ein Frauengeschlecht erziehen, das mit den Worten Hedwig Dransfelds der Prostitution keine Opfer mehr stellt und ein Männergeschlecht, das es für unwürdig hält, sich der Prostitution zu bedienen.

Sonnentraum.

Nun ruh' ich wieder auf den Wolkenhügeln
Und lausch im gold'nen Licht der Zeiten Flug,
Gleit' durch den Aether blau auf weissen Flügeln
Tief unter mir der Wandervögel Zug.
Und trinke, trinke klaren Himmelsodem
Und bin entrückt dem Erdenharm und -leid.
Die Tiefe: grauverschwommner Nebelbrodem —
Und ich allein am Saum der Ewigkeit.

G. Solitaria.

Vom kath. Frauenbund der Deutschen in Böhmen.

Von Herzogin von Beaufort, Präsidentin des katholischen Frauenbundes von Deutsch-Böhmen, Petschau.

Die alten österreichischen Kronländer, welche heute die Tschechoslowakei bilden, sind von der Frauenbewegung in jeder Form auffallend unberührt geblieben. Die Frauenbildung steht durchschnittlich auf keiner sehr hohen Stufe, und die Berufswahl wird im allgemeinen von dem ganz altmodischen Begriff der „Versorgung" beeinflußt. Besondere, gutbezahlte und geschätzte Frauenberufe mit der dazugehörigen Fachschulung fehlen fast gänzlich. Das Interesse der Frau am öffentlichen Leben ist sehr gering.

Als am 8. September 1908 bei dem Katholikentag in Rumburg der christliche Frauenbund für Deutschböhmen gegründet wurde, konnte sich dieser unter den erwähnten Verhältnissen zunächst fast nur auf religiösen und karitativen Gebieten betätigen. Der Kernstock bestand aus den alten Frauenhilfsvereinen mit ihren Wohltätigkeitswerken, daran schlossen sich die Kongregationen und die vom Frauenbund neu gegründeten Zweigvereine, welche als erste ein gewisses „Frauenbundinteresse" an den Tag legten. Der Mädchenbund bildete innerhalb des Frauenbundes eine Vereinigung für sich und zeigte von Anfang an das Bestreben durch Kurse und Vorträge an der Bildung der weiblichen Jugend zu arbeiten.

Nachdem die Intelligenz dieses Landes damals das öffentliche Bekenntnis des Katholizismus ängstlich mied, bestand der Frauenbund zum weitaus größten Teil aus schlichten, einfachen Frauen des Volkes. Nur vereinzelt, hie und da gab es eine gebildete Frau, die, ihrer Pflicht bewußt, die Mitarbeit nicht scheute. Eine Rednerin gehörte noch im Jahre 1919 zu den Seltenheiten. Die Hauptarbeit ruhte fast überall auf den Schultern der geistlichen Beiräte, weshalb von einer wirklich katholischen Frauenbewegung nicht die Rede sein konnte.

Mit tiefer Rührung liest man die Protokolle der damaligen Ausschußsitzungen und Delegiertenversammlungen. Inmitten der größten Gleichgültigkeit, ja vielfach mitleidiger Verachtung für das katholische Vereinsleben hat die Leitung des christlichen Frauenbundes mit den allergeringsten Mitteln und ganz wenigen Arbeitskräften unentwegt und ausdauernd gearbeitet. Der hochwürdigste Herr Bischof Groß von Leitmeritz hat den Mut dieser ersten Vorkämpferinnen aufrechterhalten und sie die richtigen Wege gewiesen. Baronin Maria Kopal, selbst eine tüchtige Rednerin, war die erste Präsidentin. Ihr folgte Gräfin Franziska Kinsky, die eine Aenderung des Vereinsnamens beantragte und unserem Frauenbund die ehrenvolle Bezeichnung „katholisch" gab. Unter ihrer Präsidentschaft kam der Zusammenbruch und sie hat mit weitschauendem Blick sofort die dringende Notwendigkeit neuartiger Organisationsarbeit erkannt. Die heimkehrenden Männer kamen mit verbitterten und gebrochenen Herzen in eine geknechtete Heimat zurück. Ungezählten hatten die furchtbaren Erfahrungen des Krieges und sein trostloses Ende den Glauben getötet oder doch wenigstens betäubt. Der Katholische Frauenbund der Deutschen in Böhmen stand vor einer riesengroßen, hochwichtigen Aufgabe. Es galt die katholischen Frauen und Mädchen zum öffentlichen Bekenntnis ihres Glaubens zu begeistern, sie die Verteidigung dieses ihres kostbarsten Gutes lehren und sie immer wieder zu zartem liebevollem Verständnis und hoffnungsvoller Geduld ihren Männern und Brüdern gegenüber aufzumuntern. Der Frauenbund begann eine rege Versammlungstätigkeit und spannte die Kräfte seiner wenigen Rednerinnen auf das äußerste an. In allen Frauenbundortsgruppen erscholl das freudige, siegessichere Bekenntnis des Glaubens und die Mahnung zu neuer, großzügiger Arbeit. Von dem durch das Josephinische Staatsregiment dem Volke entfremdeten Papste wurde mit heiligem Stolz gesprochen, von seinem Stellvertreter, dem Bischof und von dem unentbehrlichen kostbaren Gut des katholischen Priestertums. Der Frauenbund war eifrig bestrebt, unter den ersten, in der Oeffentlichkeit auf die bittere Not unserer Priester hinzuweisen und immer wieder daran zu erinnern, welch furchtbare Folgen die Geringschätzung und Unterdrückung seiner Priester haben muß für das ganze katholische Volk.

Der Aufschwung des Frauenbundes und seine vielen Neugründungen machten eine straffere Organisation zur dringenden Notwendigkeit. Das Gebiet des Frauenbundes in Böhmen wurde im August 1919 in Gaue geteilt. Wir haben jetzt den rechtselbischen Gau, in dem die Gegend von Friedland, sowie jene von Hohenelbe besonders abgeteilt werden sollen. Gaupräsidentin ist dort Franziska Gräfin Kinsky. Ferner den linkselbischen Gau mit der Gaupräsidentin Eleonore Gräfin Ledebur, Südböhmen unter der Leitung der Frau Major Marie Thodt und Westböhmen, dessen Gaupräsidentin und zugleich seit August 1920 Bundespräsidentin die Herzogin von Beaufort ist. Im Herbst vorigen Jahres hat sich der Gau Iglau in Mähren angeschlossen, und nachdem wir außerdem sowohl in Mähren und in Schlesien auch Einzelmitglieder besitzen, haben wir jetzt unsere Statuten geändert und werden in Zukunft den Namen führen: „Katholischer Frauenbund für die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien."

Die Gaue haben ihre eigenen Ausschüsse und ihre eigenen Delegiertenversammlungen. Der dringende Wunsch, in jedem Gau ein Sekretariat zu errichten, ließ sich bis jetzt aus Mangel an geeigneten Kräften und den nötigen Mitteln nicht erfüllen. Nur der westböhmische Gau hat seit seiner Gründung ein Sekretariat in Petschau, das jetzt zum Generalsekretariat des ganzen Frauenbundes ausgestaltet wurde. Dort arbeiten die Generalsekretärin und mehrere Kanzleikräfte. Petschau ist auch der Sitz des Frauenbundverlages, der unser Bundesorgan „Die Frau", den Frauenbundkalender, verschiedene Flugschriften und Serien von Ansichtskarten herausgibt.

Der Hochwürdigste Herr Prälat Dr. Gilbert Helmer, Abt von Tepl, ein großer Gönner des Frauenbundes, hat dem Generalsekretariat einen geistlichen Beirat gegeben, der seine ganzen Kräfte der Organisation widmet. Es ist dies Hochwürden Herr P. Mauritius Brunner, O. Praem., seit vielen Jahren ein verständnisvoller Freund und Förderer der katholischen Frauenbewegung. Wir können es in Worten gar nicht ausdrücken, was der Katholische Frauenbund hierzulande dem hochwürdigen Klerus verdankt. Bei der Gleichgültigkeit und dem Mangel an Verständnis in Laienkreisen, bei der Geringschätzung, ja Feindseligkeit, mit der die katholische Frauenorganisation vielfach behandelt wurde, gehörte ein weitschauender Blick und große Selbstverleugnung vonseiten der Priester dazu, sich für den Katholischen Frauenbund einzusetzen und für ihn zu arbeiten, wie viele es getan haben. Mit Freuden können wir feststellen, daß unter den Frauen unser Bundesgedanke schon tiefere Wurzeln gefaßt hat. Je mehr sich aber der Frauenbund ausbreitet und je größeres Bedürfnis nach ihm vorhanden ist, desto schmerzlicher empfinden wir den Mangel an hinreichenden Kräften. Es fehlt auch hierzulande jede Möglichkeit geeigneter Schulung, und so sind wir gezwungen, für unser Sekretariat und für unsere Kurse jenseits der Grenze Hilfe zu suchen. Innigster Dank sei dem Bayerischen Landesverband des Katholischen Frauenbundes und der Katholischen Frauenorganisation von Oberösterreich gesagt für die selbstlose Hilfe, die sie uns immer wieder geleistet haben. Die Rede- und Jugendpflegekurse der Generaljugendleiterin des Katholischen Frauenbundes von Deutschland, Fräulein Buczkowska und des Fräuleins Dr. Elisabeth Schneider haben einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen und viel dazu beigetragen, den Frauenbundgedanken hierzulande zu vertiefen. Ein großer Erfolg war auch der Näh- und Zuschneidekurs des Fräulein Heider aus Linz, den sie diesen Juli in Komotau gehalten hat. Wir möchten Wanderlehrerinnen für solche Kurse ausbilden lassen, doch kämpfen wir auch hier mit der Schwierigkeit, geeignete Kräfte zu finden.

Der vielfach vertretene und sehr bestechende Gedanke, daß für ein Land mit so wenig überzeugungstreuen und opferbereiten Katholiken wie das unsere, eine einzige Organisation, welche beide Geschlechter umfaßt, das beste und praktischste wäre, hat unserem Frauenbund einen großen Dienst geleistet. Unsere Führer und Führerinnen haben sich mehr und mehr mit den Zielen der katholischen Frauenbewegung vertraut gemacht und sind bestrebt, in praktischer Arbeit nachzuweisen, daß der Frauenbund besondere Aufgaben zu erfüllen und darum auch seine eigene Berechtigung hat. Gerade weil bisher die Frauen dieses Landes wenig Interesse und Verständnis für die neue Rolle gezeigt haben, welche der Umsturz dem weiblichen Geschlechte zugeteilt hat, gerade darum ist es notwendig, eine gesunde, wahrhaft katholische Frauenbewegung zu wecken und zu fördern, damit die starken Kräfte der Frauenseele und des Frauenherzens für die Wiedergeburt des Volkes ausgenützt werden. Der Katholische Frauenbund entbehrt hierzulande all jener Hilfsmittel, worüber die Frauenbünde anderer Länder verfügen. Er kann auch in keiner Weise auf staatliche Unterstützung oder Förderung rechnen.

In katholischer Begeisterung und in heißer Liebe zum deutschen Volke arbeitet unser kleines Häuflein, all seiner Unzulänglichkeiten wohl bewußt, zäh unverzagt daran, dem Volke seine Mütter zu erhalten, und diese Mütter fest zusammenzu-

schließen zur Verteidigung ihres höchsten Gutes, der Seelen und Herzen ihrer Kinder. Die Seele des Kindes soll **katholisch**, das Herz **deutsch** bleiben! Durch und durch im schönsten Sinne des Wortes Frau sein und unsere Weiblichkeit in den Dienst der großen Sache stellen das soll unser Katholischer Frauenbund uns lehren. Freudig und lernbegierig ziehen wir darum jetzt auch nach Würzburg, um von unseren älteren, an Wissen und Verdiensten reicheren Schwestern neue Anregung zu empfangen.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

„Wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die christliche Kirche nicht national sein kann; sie muß sich auf eine internationale Autorität stützen. Byzanz ist nicht mehr, unsere Blicke richten sich romwärts." Diese Erkenntnis ist aus dem Boden der furchtbaren Geschehnisse hervorgewachsen, die über das russische Vaterland des Erkennenden hereingebrochen sind. Und dieser Mann ist **Iswolski**, der Bruder des ehemaligen Botschafters in Paris, der letzte Prokurator des Hl. Synods der russisch-schismatischen Kirche. Die Wahrung jener nicht nationalen, sondern übernationalen, unbezweifelbar sichtbaren Autorität ist der Kernpunkt der sog. Römischen Frage, welche jüngst die italienische Presse so eingehend beschäftigt hatte. Der Anschein, daß die Regierungskreise Italiens jenem Stimmenchor vollkommen teilnahmslos gegenüberstanden, ist nun durch die Herausgabe der vom Presseamt des Ministeriums des Aeußeren zusammengestellten, vollständigen Sammlung all jener Artikel zerstört worden. Durch diese Publikation tritt die Geschlossenheit des Standpunktes der italienischen liberalen und radikalen Presse noch eindrucksvoller hervor, daß der bisherige Zustand der Frage unhaltbar geworden ist.

Erheblich entfernt von der durch Unglück geläuterten Iswolskischen Erkenntnis scheint man noch in bulgarischen Kreisen zu stehen, obschon es auch in jener autokephalen Kirche zu gären scheint und ein Reformbedürfnis sich geltend macht. Daß die als Errungenschaft gepriesene kirchlich-nationale Unabhängigkeit zur Abgeschlossenheit, Vertrocknung, geistlichen Dürre führt, beginnt man aber einzusehen. Unter „großer Begeisterung der Linken" sprach kürzlich auf einem bulgarischen Nationalkonzil der Ministerpräsident Stambuliski über die Reformaufgabe dieser Versammlung; u. a. setzte er folgende Forderungen vor: „Sie haben sich versammelt, um die Kirche zu reformieren. Es ist unerläßlich, daß sie sich reformiert, um ihrerseits das bulgarische Volk gesund zu machen, das krank ist . . . Ich kenne Ihr Programm nicht, aber was mich betrifft, nenne ich Ihnen ein paar Punkte, mit denen Sie sich befassen müssen. 1. Das Konzil darf unsere nationalen Zwecke nicht aus dem Auge lassen; die Gewohnheit, als Bulgaren zu denken und zu fühlen, darf nicht verloren gehen. Der Klerus des Westens ist stark und übt Einfluß auf das ganze Leben aus. So soll es auch bei uns sein . . . 3. Führen Sie die Herrschaft des Volkes in die kirchliche Verwaltung ein. 4. Befassen Sie sich mit der sozialen Frage. 5. Organisieren Sie den Kampf gegen die sittliche Verelendung und den Bolschewismus. 6. Die religiöse Erziehung muß hochgestellt werden . . . Beabsichtigen Sie nicht, gegen die Zügellosigkeit und das Politisieren unserer Volksschullehrer vorzugehen? Denken Sie auch an unsere Kirche und ihre religiösen Darbietungen. Diese müssen für das Volk anziehender gemacht werden durch Organisierung von Chören, Vorträge usw. 8. Die Priester müßten in den Dörfern die Pioniere der Zivilisation sein; ihr Haus sei vorbildlich in bezug auf Reinlichkeit, Ordnung und gute Hauswirtschaft. 9. Denken Sie daran, den bulgarischen Priester mit der Kultur des Westens in Berührung zu bringen; schicken Sie ihn nach dem Westen. Dort wohne er Kongressen bei, knüpfe Beziehungen zu Ausländern an. . . . Sorgen Sie, daß die Metropoliten öfters ihre Diözesen besuchen. Weshalb reisen unsere Bischöfe nie? 12. Eine weitere Frage ist die Wiederannäherung unserer Kirche an die anderen . . . 14. Das Genossenschaftswesen muß studiert werden; die Genossenschaften sind der Feind des Kommunismus; sie müssen sich auf das Leben der Klöster stützen (?), ihre Entwicklung wird uns von allen Schmarotzern befreien, den Aufkäufern, den Zwischenhändlern zweiter und dritter Güte, die von der Arbeit anderer leben und längs des Bandes hin- und hergleiten, das den Verbraucher mit dem Erzeuger verbindet."

Nicht national, sondern übernational muß die Autorität der Kirche sein, die durch des Papstes Mund spricht. „Wenn die Völker in den Widerstreit der Interessen hineingezogen werden, muß der Oberhirte, der gemeinsame Vater der Gläubigen, vollkommen unparteiisch bleiben." So Papst Benedikt XV. unterm 16. Juli an die Bischöfe **Polens**, nachdem er vorausgeschickt, daß seine Liebe und Hingabe für das polnische Volk „nur eine Grenze kennt, jene, welche ihr durch Pflicht und Gerechtigkeit gezogen ist." . . . „Diese der Ueberlieferung der Päpste entsprechende Handlungsweise . . . ist auch jetzt gegenüber der Abstimmung in Oberschlesien bestimmend . . . Wenn, wie die Ereignisse bewiesen haben, aufgestachelt von menschlichen Leidenschaften, das Recht vergewaltigt wird, dann sind Wir gezwungen in Unserer unparteilichen Gerechtigkeit die Verletzung des Rechtes zu mißbilligen und zu verurteilen, von welcher Seite es auch geschehe." (Man beachte, an welche Adresse das Schreiben sich richtet!) Der Heilige Vater legt Polen insbesondere ein „friedliches Einvernehmen zu den Nachbarvölkern" ans Herz; Bischöfe und Klerus sollen „sich innerhalb der Grenzen halten, die ihnen ihre geistliche Sendung gezogen hat." Sie werden bezüglich des Verhaltens in politischen Fragen auf das Schreiben an die belgischen Bischöfe vom 10. Februar 1921 verwiesen; nie aber sollen sie „ihre priesterliche Amtsgewalt in den Dienst politischer Interessen stellen. „Die Unterstützung der guten Presse mögen sie als Pflicht betrachten. „Herzenssache sei ihnen, ihren Brüdern im Priestertume die Unterstützung ihrer brüderlichen Liebe anzubieten, ob auch diese in politischen Dingen anders denken oder anderer Nationalität oder anderem Ritus angehören." (Am 23. August wurden unter Mitwirkung des Domherrn Dr. Korzonkiewicz in Krakau u. a. die polnischen Geistlichen Dembinski und Rzymella für ihre Mitwirkung am oberschlesischen Aufstande feierlich ausgezeichnet!) — Das Konkordat mit Polen soll im Entwurfe von der dazu eingesetzten Kommission angenommen worden sein.

Wende sich unser Blick nun einem freundlicheren Bilde zu. Der Seligsprechungsprozeß der im Jahre 1896 verstorbenen Karmelitin Schwester Theresia vom Kinde Jesu zu Lisieux ist so gut wie beendet, er ist bis zur feierlichen Anerkennung des heroischen Tugendgrades gediehen. Am 14. August wurde das Dekret im Vatikan verlesen, wobei der Papst an dessen Hand die Lobrede auf die künftige Selige hielt, eine Erscheinung, die in ihrer kindlichen Einfalt dem Poverello von Assisi nahekommt.

Die neuerrichtete katholische Herz-Jesu-Universität in Mailand, zu deren Rektor der Hl. Stuhl, bzw. die Kongregation der Universitäten und Hochschulen den einen der beiden Gründer, P. Agostino Gemelli O.F.M. ernannt hat, wird am 15. November mit 53 Lehrstühlen der sozialwissenschaftlichen und philosophischen Fakultät eröffnet werden.

Die Ermordung des Abgeordneten Erzberger verdiente auch unter dem kirchlichen Gesichtspunkte eine Würdigung, denn wo es sich um Interessen seiner Kirche handelte, hat sich der Verewigte stets mit äußerster bedingungsloser Hingabe eingesetzt. Das Wort O'Connels, „den Leib der Heimat, das Herz nach Rom, die Seele dem Himmel" kann uneingeschränkt auch auf Erzberger angewendet werden. Unvergessen bleibt, wie er dem ehemaligen Reichskanzler Michaelis die Maske abriß und den heute nicht mehr bestrittenen noch bestreitbaren Beweis erbrachte, daß aus antikatholischen Instinkten heraus der gerechte, durch den Papst vermittelte Friede zu Fall gebracht und Deutschland seinem unheilvollen Schicksale überantwortet wurde. Erst durch jene Enthüllung haben wir genaue Kenntnis von jenen Vorgängen erhalten, in deren Mittelpunkt die Note vom 1. August 1917 steht. Mögen Erzbergers Verdienste um die Sache der Kirche, insbesondere seine kindliche begeisterte Anhänglichkeit an den Hl. Stuhl bald eine kompetente Feder finden.

Kardinal Gusmini, der Nachfolger des Papstes auf dem erzbischöflichen Stuhle von Bologna, ist einer schweren Krankheit erlegen. Wie einst Kardinal Tripepi, dessen Hinterlassenschaft nicht zu einem einfachen Begräbnisse reichte, konnte auch Kardinal Gusmini sein Testament mit den Worten schließen: Arm bin ich geboren, arm habe ich gelebt und arm bin ich gestorben.

Unzutreffend ist die in die katholische Presse lanzierte Meldung vom Uebertritte des anglikanischen Schwesternkonventes zu Hayes. Tatsächlich wurde nur die Oberin Schwester Serena und eine Mitschwester in der Westminster Kathedrale durch den Domherrn Moyes in die Kirche aufgenommen. Den Wunsch aber, es möge die Meldung zur Wahrheit werden, wollen wir uns nicht versagen: trage jeder durch sein Gebet dazu bei.

Aus der jüngsten Erzählliteratur katholischer Autoren.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

An die Spitze stelle ich ein dem Höchsten in einigen seiner vollkommensten Abbilder gewidmetes Werk Anna von Kranes: „Am kristallenen Strom. Heiligenlegenden" (Bachem 4° 206 S.). Gleich einem Leuchtfeuer strahlt dem Inhalte das Offenbarungswort voran: „Und er zeigte mir einen Strom des Wassers des Lebens, glänzend wie Kristall, der vom Throne Gottes und des Lammes ausging."

Anna Freiin von Krane ist überhaupt Dichterin genug, um sich auf jedem von ihr erwählten Gebiete behaupten zu können. Daß sie, die anerkannte „Christusdichterin", am höchsten reicht, wo sie im vollen Christuslichte schafft, wissen wir längst. Denn hier wird sie seherische Künstlerin, wenn auch sicher nicht überall gleichwertig zum überzeugend erfassenden Gestaltungsausdruck vordringend. In diesem ihrem jüngsten Buche aber scheint sie mir sich selbst übertroffen zu haben. Wie Kleinode reinen Leucht-, weil vollendeten Schliffglanzes heben sich diese zehn Gebilde neu- und nachschaffender echter Dichtung ab: St. Michael, der Erzengel; Ave Maria; Auf Patmos; Das Weizenkörnlein Christi; Die Rosen des Himmels; Der Augenblick der Ewigkeit; Das Gesicht des Kaisers (von großer, aber theologisch doch kaum anfechtbarer Kühnheit); St. Elisabeths Gast; Die heilige Notburga; Die letzte Krone.

Hehre Theologie, ahnendes Schauen und mitreißendes Miterleben ewiger Gesichte zeigen sich eingebettet in die Sprache erhabener Einfachheit und Veranschaulichungskraft, ergreifender Innerlichkeit und harmonischer Ausgeglichenheit. Auf dem Instrument dieser Sprache spielt — das spürt man sofort — eine in himmlisches Licht getauchte, tiefdurchseelte Meisterhand. Erst nachdem man gleichsam aus dieser visionären Höhe zum irdischen, abwägenden Denken zurückgekehrt ist, fallen einem auch die mehr intellektuellen Vorzüge dieser Darstellungsweise ins Auge: der sichere historisch-ethnographische Takt, die glänzende Schilderungsgewalt, der psychologische Scharf- und Tiefblick, das ästhetische Einstellungsvermögen auf Art, Feinheit und Kraft der Farbe, Wärme und Klangtönung. Das alles tritt wiederum zurück vor dem empfangenen seelischen Eindruck einer hingegebenen schöpferischen Gottesliebe. Daß eben dieser Eindruck das Beste an Anna von Kranes Kunst auf eben diesem erlesensten ihrer Dichtungswege bedeutet, bedarf keiner weiteren Unterstreichung.

Aus einem wundervoll klaren und reichen Erkenntnisborn flammender Gottes- und Nächstenliebe steigt M. Herberts Lyrik empor. Wie sehr dies auch ihre langbewährte, noch immer im Fortschritt begriffene Erzählkunst tut, beweist ihr letztes Werk. Sie selber bezeichnet es schlicht: „Verleugnetes Blut". Erzählt von M. Herbert (Bachem, 8° 215 S.). Mit wissender Seele, erleuchtetem Geiste, schlagendem Herzen und gesegneten, reinen Schöpferhänden hob sie dies Buch heraus aus dem Leben wie es ist. Und zwar zunächst aus einem dunklen Untergrund des Lebens wie es nicht sein soll, aus jenem Bereich, wo menschliche, männliche Erbärmlichkeit zurückscheut vor einem Heiligtum der Verantwortlichkeit, vor dem Einstehen fürs eigene, leichtsinnig und selbstsüchtig ins Dasein gerufene Geschöpf; aus jener Welt des „Verrates", der „niedrigsten Art feiger Lüge", der „allergrößten Selbsterniedrigung", „der Verleugnung des eigenen Blutes", für die unser „herrliches" Gesetz die Befreiungsformel von dem mit seinem Sproß „nicht verwandten" Vater fand.

Schon seit Jahren beschäftigte sich M. Herbert mit diesem dunklen und doch allzu durchsichtigen Problem. Nun hat sie es bewältigt: in hochkünstlerischer, packender Herbe, in einer Sprache von großer, oft eherner Schönheit, in einer denkbarst vertieften Auffassung, in einer lebenglutenden und doch durchaus ästhetisch gebändigten Darstellung. — Ein Knabe, der seinen treulosen Erzeuger haßt, zugleich die schmählich verlassene Mutter verachtet; ein Jüngling, der aufgewachsen ist in einer durch Roheit und Armut entstellten Umgebung, aus der er dann entflieht mit dem längst gehegten Vorsatz, den pflichtvergessenen Vater zu suchen, um Rache, Strafe, Sühne an ihm zu üben; ein seltsam aufs „Vornehme" hin gekennzeichneter junger Vagabund, den Not und Verzweiflung schließlich zum Selbstmordversuch treiben. Nicht den Tod findet er, sondern in seinem Retter einen geistigen Vater, der ihn auf ungeahnte Höhen hebt, der ihn zum tatkräftigen Begreifen des göttlichen Prinzips der verstehenden und darum auch der verzeihenden Liebe erziehen möchte. Aber zu dieser versperrt ihm der tiefwurzelnde Haß seines Lebens den Weg. Zum Anwalt der Entrechteten, Bedrückten wirft er sich auf; den übrigen bleibt er, vor und nach dem Tode seines väterlichen Freundes, in Verbitterung fern. Das alte, sehnsüchtig-rachedurstige Leid treibt ihn um. Endlich findet er den Gesuchten, aber anders als er ihn sich gedacht; wohl auf glänzender Erfolgshöhe, aber innerlich zerquält, zermürbt von einem ihn nie befriedigenden Leben. Eine erschütternde Begegnung und für immer versöhnende, verbindende Aussprache findet statt; eine junge, lautere Liebe tritt hinzu, und „die Gnade der großen Dinge im Leben" erfüllt sich durch die Gnade Gottes in den Seelen.

Das Buch steckt voll von Feinheiten und Größe, auch landschaftlicher und örtlicher Schilderung (Regensburg!); von unbeugsamer Logik und tiefer befreiender, weil durchaus zur Güte gereifter Lebensweisheit. M. Herbert stellt sich wohl auf die Seite der Bedrängten, ungerecht Verfolgten. Aber sie tut es nicht unbedingt, da sie selbst, auch in ihrer flammenden Liebe zu jenen und zur Wahrung des eingeborenen Rechts, gerecht bleibt und dem „homo sum" seine Geltung nie verweigert. Ein bemerkenswerter Zug hierfür ist dieser: daß die Verfasserin den Helden an die Grenze genau jener Versuchung führt, an der sein deshalb von ihm verabscheuter Vater einst strauchelte. Die mannigfach reiche Personenzeichnung ist überhaupt von außergewöhnlicher psychologischer Einfühlung, Schärfe und Klarheit, aber ohne naturalistischen Anhauch, vielmehr getragen von edelster Idealrealistik.

An eines der trübsten Probleme unserer Zeit trat M. Herbert, wie wir sahen, mit echt christlich-fraulicher, mütterlicher Kühnheit heran. Wir haben es ihr zu danken. Denn die Zeit fürchtigen Herumdrückens um derartige wichtige Themen ist auch für den katholischen Darsteller des wirklichen Lebens vorbei. Man sollte denken: für ihn am ehesten, da gerade ihm die sichersten Hilfsmittel und -quellen bereitstehen. Welchen Segen aber hier eine richtige, zumal meisterliche Handhabung und Durchführung verbreiten kann, das mag gerade M. Herberts „Verleugnetes Blut" dartun. Denn dieses Buch gehört in unser aller Hände; in erster Linie, selbstverständlich, in die der Männer und Jünglinge, aber auch in die der Frauen und vor allem der Mütter, in die der Eltern und Erzieher überhaupt, desgleichen in die der vorgeschrittenen männlichen und weiblichen Jugend. Wer aber angesichts dieses Buches und seiner Wesensart nicht fühlt, daß es heiliges Land ist, das er mit und in ihm betritt, dem ist freilich nicht zu helfen.

Mehr mittelbar als unmittelbar webt sich das Motiv des außerhalb des gesetzlichen Schutzwalles geborenen Kindes dem Erstlingsroman eines jungen österreichischen Lehrers ein: Hans Sterneders „Der Bauernstudent" (L. Staackmann, 8° 388 S.) Trotz der Versicherung des Verfassers, seine Erzählung enthalte etwa zwei Fünftel Wahrheit und drei Fünftel Dichtung, erweckt die Darstellung einen durchaus „autobiographischen" Eindruck, und zwar den seitens eines Anfängers, dem aber der geborene Dichter und Künstler im Blut steckt. — Das Buch bringt alles andere als soziale oder gar religiöse Probleme. Sterneder gibt sich als — man atmet unwillkürlich auf — zufrieden mit Stand und und Lebenslage, errungenem und beschiedenem Berufs- und Heimglück. Ohne jegliche Aufdringlichkeit erfahren wir, daß er ein bewußtes, dankbares Kind Gottes und seiner Kirche ist. — Was er in reichlicher, gar nicht kunstfertiger, immer aber anziehender Breite erzählt, ist den Hauptlinien nach sein eigenes Leben, in dem die Kindheit mit ihren der Natur engangeschmiegten Freuden den goldensten Abschnitt bildet: das Leben eines treuherzigen, begabten Bauernbübchens, das aus kleinsten Verhältnissen unter der Leitung einer noch jugendlichen herrlichen Großmutter und eines nicht minder trefflichen Lehrers zum Gemeindehüter, Kuhjungen und allabendliches Buchstudium treibenden Knecht aufwächst, darnach, 16jährig, Gymnasiast, 24jährig glanzvoller Abiturient und nach kurzer Seminarzeit glückseliger Gebirgsbauernlehrer und Hausvater wird, der Schule, Acker und Familie mit gleicher Liebe und Begeisterung betreut.

Ein früh erwachter und auch gepflegter, tiefer und feiner Natursinn durchleuchtet das Ganze ohne Ueberschwang, der sich nur einmal, bei Darstellung einer schwärmerischen, an sich (in kraß wiedergegebener Versuchungsszene) rettenden Jünglingsliebe für eine reife Frau störend breit zu machen droht. Sonst ist gesunde, nicht immer zarte, aber lautere Natürlichkeit überall Trumpf. — Der greise Hans Thoma hat dem lieben, gemütreichen Buche ein ebensolches Bild beigegeben: eine Ehrung für Maler und Autor zugleich und wohl auch lohnende Anspornung für den Rosegger-Verlag, der in diesem sonnigen Oesterreicher einen künftigen zweiten Rosegger, aber diesmal einen auf doch festerem Weltanschauungsboden, entdeckt haben mag.

Ein bewährter Erzähler katholischer Ueberzeugung schenkt uns einen vorzüglichen Neupriesterroman, fraglos ebenfalls autobiographisch, aber künstlerisch geformt: des „Vikars und Preßhusars Peter Schwabentans Schaffen und Träumen, gedichtet von Hermann Herz" (Habbel, 8° 256 S.). Ich habe das erfreulich kernige, erquickend offene Buch zweimal in einem Zuge mit jeweilig erhöhtem Genuß gelesen. Ein prachtvoller Humor, auch der einer gesund überlegenen Selbstironisierung, durchzieht die mit schöner Naturstimmung durchwobene Erzählung von Anfang bis Ende. Nicht zuletzt ihm ist es zu danken, wenn uns das bunte, doch immerhin schlicht-kleinstädtische Erleben des blutjungen Vikars einfacher, aber redlichster Herkunft so herzlich nahe tritt, daß wir Leid und Freud, Ermutigung und Enttäuschung, Bereicherung und Entbehrung wie im persönlichen Verkehr mit ihm erfahren und tragen. — Er ist wirklich ein Prachtmensch, dieser ersichtlich auf frühe Charakterbildung und zu erwerbende Lebenskunst eingestellte Diener des Herrn; gar nicht frei von unreifer Selbstüberhebung wie auch verborgener Zaghaftigkeit, zugleich aber begabt mit dem scharfsichtigen Drange ehrlich demütiger Selbsteinkehr; voll einer etwas auf ehrgeiziges Strebertum deutenden, doch im Grunde sauberen, feurigen Begeisterung für das Große und Gute zur Ehre Gottes, zur Förderung der Kirche und zum Heile der ihm anvertrauten Seelen. Bei ausgeprägt „praktischem" Sinne ist er eine auf fortschreitende Vertiefung hin angelegte Natur, dabei ein geborener „Kämpfer" in goethischer Auffassung, mit ersichtlichem Zug auch zu philosophischem Denken. Sein Wunsch nach sozialer und journalistischer Betätigung erfüllt sich ihm bald, doch nur zu gern schwenkt schließlich der „Preßhusar" in die Richtung der ausgesprochenen Seelsorge, zumal am Volke, ein. Als wir ihn, mit tüchtig und zuträglich abgestoßenen Ecken und Kanten und sogar mit einem gewissen gesellschaftlichen Schliff, seinen ersten Wirkungskreis gegen den zweiten, viel ausgedehnteren, verantwortungsreicheren verlassen sehen, sind wir seiner weiteren günstigen Entwicklung durchaus gewiß: Auf dieser Anfangsstation lebenswirklichen, arbeitsheißen

Schaffens mit kurzen beruhigenden Pausen idealistischen Träumens hat Peter Schwabentan bereits den sicheren Weg zur Abklärung, zur vorbildlichen Läuterung betreten, der zur Einmündung ins göttlich Unvergängliche führen muß.

Bewundernswert ist in diesem lebensprühendem Werke die plastisch überzeugende Darstellung der Geschehnisse und der psychologischen Personenzeichnung. Mit knappen, treffsicheren Mitteln wird die jeweilige Bühne erbaut, auf der Priester und Laien sich in köstlich beobachteter Naturtreue vor uns bewegen. — Das Buch ist eine Fundgrube — nicht nur für den Klerus, sondern für uns alle, die wir echte Lebenswahrheit lieben. Zweifellos steht eine Weiterführung des Werkes bevor. Möge sie sich bald verwirklichen.

Vom Büchertisch.

Dr. **Ludwig Fischer**, Hochschulprofessor in Bamberg, **Lebensquellen vom Heiligtum.** Lesungen für Freunde der Liturgie. 8°. VIII u. 204 Seiten. Freiburg, Herder. M 15.—, geb. M 18.—. Das vorliegende Buch ist im Rechte, wenn es sich als Sammlung von Lebensquellen in die Oeffentlichkeit einführt. Es gibt ja manches gute „Lebensbuch" und jedesmal ist man froh, wenn ein frischer, erhebender Gedanke einem in die Seele leuchtet. Vor vielen ähnlich gemeinten Werken und Werkchen hat aber dieses den Vorzug, daß es nicht bloß persönlich erdachte Gedankengänge enthält, sondern an die nie versiegenden Lebensquellen der Liturgie hinführt, sie dem Leser öffnet, und dann bescheiden zurücktreten kann, um die in der Liturgie verborgenen Schätze als solche wirken zu lassen. Das Verlangen nach liturgischer Belehrung ist ja heute ziemlich rege und wird auch allenthalben befriedigt; aber weder eine wissenschaftliche, noch eine allzu kindliche, noch eine allzu hochfliegende Einführung bietet so ganz, was man braucht. Eine schlichte, zu Herzen gehende und umfassende Einführung war ein Bedürfnis, das der Verfasser in trefflicher Weise befriedigt. Er verbindet ein umfassendes liturgisches und liturgiegeschichtliches Wissen mit einer einnehmenden und zugleich gehobenen und leicht verständlichen Darstellungsart. Die aus kirchlichen Ansprachen entstandenen Lesungen sind in drei Teile gegliedert: das Gebet der Kirche, das Opfer der Kirche und das Kirchenjahr, welch letzteres allein 35 von den 49 Kapiteln umfaßt. Allen Freunden der Liturgie und solchen, die es werden wollen, empfehle ich, das gehaltvolle, schöne Buch zur Hand zu nehmen. Dem Priester vermag es für liturgische Predigten und für die Schule sehr viele Anregungen zu geben, und Geistliche wie Laien finden darin reichlichen Stoff für vertiefende Betrachtungen. Prof. Dr. H. Mayer.

Meggendorfer-Blätter, Zeitschrift für Humor und Kunst, 1. Halbjahrband 1921, Preis gebunden 44 M. Die Meggendorfer-Blätter legen den ersten Halbjahrband des Jahres 1921 vollendet vor. Nachdem sie ihrer ganzen Tendenz nach nur deutschen, nie aber parteipolitischen Strömungen Rechnung tragen, vermeiden sie das Gebiet jener Satire, die irgendeinen Teil der Volksgenossen verletzen könnte und suchen das Feld ihrer Betätigung im Humor an sich, der jeden herzlich lachen macht und keinen zu höhnischem Grinsen berechtigt. Dabei versäumen sie aber nicht, neben lustigen Arbeiten in Reim und Prosa den Gang der Zeitgeschichte aufmerksam zu verfolgen und mit Humor und Witz zu glossieren. Der literarische Teil, zumeist von altbewährten Mitarbeitern bestritten, bringt neben Humoresken, Anekdoten und Witzen stimmungsvolle Lyrik und gut pointierte, zeitgemäße Gedichte. Der wie immer ausgezeichnet reproduzierte bildliche Teil enthält neben glänzenden Karikaturen und humoristischen Zeichnungen auch Bilder, die lediglich um ihrer ernsten künstlerischen Wirkung willen aufgenommen wurden. Quillt in Mauders ulkigen Zeichnungen der Humor aus jedem Strich, so fällt bei Runes — mehr der Gesellschaftskarikatur gewidmeten Blättern — die absolut sichere Linienführung der Konturen ins Auge. Martin Claus, vielseitig in Stoff und Technik, bringt Skizzen, deren Reiz in der flüchtigen Darstellung liegt, neben Bildern, die gerade durch die minutiöse Ausarbeitung hervorragen. Neben H. Frank, dessen Stärke hauptsächlich in der Darstellung stimmungsvoller Städtebilder liegt, ist Böck zu nennen, dessen Figuren auch meist als Staffage gemütvoller Landschaftsschilderung dienen. Der vorliegende Band reiht sich in dieser Zusammenstellung seinen Vorgängern würdig an. Er unterhält und erheitert in stets anstoßfreier Form und — was noch mehr sagen will — er befriedigt auch künstlerische Ansprüche in jeder Weise. K.

Das kranke Kind (Ballade von Eichendorff). Vertont von **W. Frings.** Verlag von Fr. Pustet, Regensburg, 1921, 6 Seiten. Preis 2.50 M. — Ueber einen Balladentext ist ohne Kenntnis solider Kompositionstechnik eine Liedweise im Stile des guten Felix Mendelssohn gesäuselt. Ein ganzes Jahrhundert deutscher Liedkunst ist an vorliegendem Produkt spurlos vorübergegangen!

Kinder-Missionskalender 1922. XIV. Jahrgang, herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. Preis 70 Pfennig. Bei Abnahme von fünf Kalendern erhält man einen frei. Bestelladresse: Claver-Sodalität, München, Gabelsbergerstr. 5/1. l., Postscheckamt München Nr. 4596. — Geben wir den Kindern Gelegenheit, sich an guten Beispielen zu erbauen! Beispiele reißen mit sich fort. In der Erzählung „Die Medaille" erträgt ein kleiner Negerknabe lieber Hunger, Schläge und Mißhandlungen, als seine Medaille, das Zeichen seiner Zugehörigkeit zur heiligen Religion preiszugeben. Unsere Jugend braucht Opfergeist und Frömmigkeit. Diese zu wecken und zu pflegen ist der Zweck des kleinen Kalenders. Er sollte deshalb in keiner katholischen Familie fehlen.

Claver-Kalender 1922. XV. Jahrgang. 64 S., herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. Preis 1.50 M. Bei Abnahme von fünf Kalendern erhält man einen frei. Bestelladresse: Claver-Sodalität, München, Gabelsbergerstr. 5/I. l., Postscheckamt München 4596. — Der kleine, aber reichhaltige Kalender mit seinen Erzählungen, Aufsätzen und Abbildungen ist wohl imstande, in dem aufmerksamen Leser die Wertschätzung für die Missionstätigkeit im allgemeinen und für die afrikanischen Missionen und die St.-Petrus-Claver-Sodalität im besonderen zu wecken oder zu vermehren.

Das Freiburger Passionsspiel.

Von Wilhelm Maria Mülfarth, Freiburg i. Br.

Im Frieden der Freiburger Schwarzwaldberge nahe der Karthaus liegt eine grüne Au und dort erhebt sich als gewaltigste Freilichtbühne der Welt im Halbkreis wie eine Fata morgana hingezaubert ein mächtiger amphitheatralischer Zuschauerraum. Gegenüber die Stadt Jerusalem mit all den Orten, wo sich einst das größte Drama der Menschheit abgespielt hatte. Die Heilandstadt mit dem Judentempel, der Abendmahlsbau, das Herodeshaus, die Wohnstätten der Hohenpriester, der Juden und der Römer. Dahinter hebt sich massig und scharfkantig Kalvarias Höhe, angeschmiegt an den idyllischen Garten von Gethsemane. Mahnend streckt dahinter der Wunderbau Unserer Lieben Frauen Münster den steinernen Turmfinger, hüben und drüben die Bergdörflein Littenweiler und Ebnet, und fern in gelassenem Schweigen Freiburg, die Bischofsstadt. Von nah und fern sind sie herbeigeströmt, neben hellen und dunklen Mönchsgestalten leuchten die frohen Farben der Schwarzwaldtrachten, neben schlanken französischen Geistlichen sitzt das deutsche Bürgertum in staunender Erwartung. Wir sind entrückt und träumen uns in der Sonnenglut, die manchmal von kühlen Luftschwingen der Waldberge zerweht wird, nach Jerusalem zurück, dessen Gassen und Tore sich rechts und links öffnen. Im ganzen eine wahrhaft großzügige Erdenkung der Veranstalter des Passionsspiels, der Gebrüder Adolf und Georg Faßnacht, in deren Familie durch Geschlechter das Passionsspiel Erbe und geheiligte Ueberlieferung geworden ist. Aus einstmals kleinen Anfängen und Kämpfen, aus Zeitwandlungen erwuchs den gegenwärtigen Vertretern und Spielern des Christus und des Judas dies Riesenwerk rastlosen Strebens und Geistes. Hallende Posaunenchöre und des Meisters und Musikdirektors Franz Philipp feierliche Orgeltöne geben einen erhebenden Auftakt, und schon schwillt aus der Ferne das Hosianna-Jauchzen heran, sieghaft sich in tausendstimmige Rufe steigernd, wenn aus Juden- und Römerviertel die farbenleuchtenden Massen hervorstürmen, unter Palmenschwenken und Heilrufen ihrem Propheten einen königlichen Einzug bereitend. Eine Szene von wunderbar wirkender Gewalt ist es, wie der göttliche Wundertäter den Blinden heilt, und wie die jubelnde Maria Magdalena (Amalie Faßnacht) begeistert aufruft, dem Herrn (Adolf Faßnacht) zum Tempel zu folgen. Immer und immer wieder jauchzt der Hosiannachor des Volkes, aber schon bald gellen darein die teuflischen Widersacherschreie der Hohenpriester, die besonders in Ludwig Stiehl, Fritz Rüthling, Ernst Hart und Horst Rudelt vom Freiburger Stadttheater glücklich und handlungssicher verkörpert waren. Der Verrat des Judas (Georg Faßnacht) hebt an und findet sein Ende in der erschütternden Szene im Gethsemanegarten. Eine seelenzermarternde Gewalt geht von den Rohlingsgelüsten der Soldaten und der Hetze der Hohenpriester aus, wie sie den in stiller Größe duldenden Heiland von Kaiphas zu Pilatus (eine einzigartige, große Leistung von Ernst Hellbach Kühn vom Freiburger Stadttheater) von Pilatus zu Herodes (ein psychologisches Feinstück des Adolf Kuenzer) schleppen, und wie dann vor dem Gerichtspalast des Pilatus unter dem Aufpeitschen der Hohepriester und Pharisäer die Volksmassen ihren Kreuztodruf hinausgellen. Eine heilige Weihe liegt über dem Kreuzeszug, und eine gotthafte Heldengröße über der Marterszene auf Kalvaria. Hier besonders weiß Maria (Elisabeth Faßnacht) rührend umsorgt von Johannes (Heinrich Spennrath vom Freiburger Stadttheater) ergreifende Worte des Mutterleids zu finden. Das Grausen der neunten Stunde hebt an und die Tragödie auf Golgatha kam unserem Herzen besonders nahe, als auch gerade ein Gewitter am bläulichen Himmel aufzog und helle Blitze den Kalvarienberg durchzuckten, uns so an das Erzittern der Naturgewalten in der Geburtsstunde unserer Erlösung aus Sünde und Schmach erinnernd. Tiefe Erschütterung der würdiggestalteten Grabtragung greift beim Besucher Platz, bis siegend der göttliche Triumphator sich empor hebt aus Grabesnacht und Menschenhaß. Resurrexit sicut dixit, bald jauchzend bald schmerzlich klagend begleiten unter dem Meisterstab Franz Philipps unsichtbare Gesangschöre, wie seelendurchwehte Betrachtungen einer anima cristiana die ganze Handlung. Unwillkürlich steigt in dem Herzen der Zuschauer ein seltsames Gefühl empor; was sich da vor uns abspielt, war nicht das Werk gestaltungsraffinierter Spieler, sondern das Mitleben, Mitleiden und Mitjauchzen einer ernsten missionsbewußten Künstlerschaft. Die gebotenen Leistungen standen weit über den gewohnten Darbietungen fast alles bisherigen. Das Ganze war eine erschütternde Predigt vom Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes in würdiger, der Erhabenheit der Handlung durchaus angepaßter Form. Jedermann wird der Eindruck der Passionsspiele unvergeßlich bleiben. Der Prunk und die köstliche Farbenpracht der Gewänder war ein malerische Augenweide, die nicht unerwähnt bleiben soll. Mit der Leitung der Spiele war der Spielleiter des Stadttheaters Harry Schäfer betraut, der seine schwere Aufgabe aufs Beste zu lösen verstand. Alle Schwierigkeiten, die die Dimension der Bühne boten, waren besiegt, flüssige Bewegung und Leben kennzeichnete die Maßenvolksszenen, wie sie kaum Reinhardt in dieser Zahl aufweist. Die Akustik des Spielplatzes erwies sich als ausgezeichnet.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Es verdient Anerkennung, daß man die „Iphigenie in Aulis“ unter die Werke der Festspielzeit gesetzt hat, denn es war zu erwarten, daß der Massenandrang ausbleiben würde. „Tristan“ ist eben, wie komisch das auch klingt, „populär“, Gluck ist es nicht. Die sehr schöne Aufführung, die wir unlängst gewürdigt haben, hat ihre Wirkung durch die Ueberführung in das Festspielhaus noch erhöht. Man konnte immerhin im Zweifel sein, wie sich diese Musik mit dem versenkten Orchester vertrüge. Es gelang der Versuch Bruno Walter vortrefflich. Die Töne füllten den Raum in voller Klangschönheit und die Stimmen wurden niemals von den Instrumentalklängen überdeckt. Der dramatische Charakter des Gluckschen Reformwerkes trat auf das glücklichste hervor, so daß über die künstlerische Berechtigung „Iphigenie in Aulis“ im Wagnertheater zu spielen, kein Zweifel mehr sein kann. Die Festspielgäste haben somit wieder eine Darbietung gewonnen, die sie anderenorts, so verdienstvoll auswärtige Gluckvorstellungen sein mögen, in dieser Weise nicht haben können. Die stilisierte Inszenierung, die sich fast völlig mit neutralen Vorhangshintergründen begnügt, ist von herbem, klassizistischem Reize. Delia Reinhardt gab die Titelrolle mit Anmut und Würde. Ihre stimmlichen Vorzüge kamen zu schöner Geltung. Herrlich klangen die Stimmen Schippers und Erbs als Agamemnon und Achilles. Die Klytämnestra Luise Willers, Gleß, Grifft, Schätzler und Frau Bosetti standen auf voller Höhe, wie die wohl abgestuften Chöre und das von Kröller gelenkte Ballett.

Residenztheater. Goethes „Stella“ ist bereits 1780 in München gespielt worden. Es war die Uraufführung. Wie das „Schauspiel für Liebende“ die sehr strenge Zensur hatte überwinden können, weiß man nicht. Die Zeitungen nämlich nahmen in diesen Zeiten von den Ereignissen der Bühne noch selten Notiz. Lorenz von Westenrieder, der Geschichtsschreiber, den man auch als Vater der Münchener Theaterkritik ansprechen darf, berichtet, daß man nach der ersten Aufführung den Schluß geändert und Stella den Entschuß habe fassen lassen, ins Kloster zu gehen. Goethe selbst hat zwei Jahrzehnte später zum Gebrauche des Weimarer Theaters dem Stücke einen tragischen Ausgang gegeben, mit welchem das Schauspiel in die gesammelten Werke übergegangen ist. Der Pistolenschuß, der Fernando niederstreckt, ist Theater; der Knoten, der der ganzen dichterischen Anlage nach auf ganz andere Weise hätte gelöst werden sollen, wird durchhauen. Dieses Gefühl hat unsere Bühnen veranlaßt, zur Urfassung zurückzukehren, die mit der Doppelehe Fernandos in der Art des Grafen von Gleichen schließt. Wir vermögen das an dichterischen Einzelheiten reiche Werk der Sturm- und Drangzeit nur als Kulturspiegel einer längst vergangenen Epoche zu betrachten. Die ganze Periode der Empfindsamkeit lebt in der ‚schönen Seele‘ der „Stella“, und „Fernando“ ist der zügellose Individualist des Sturmes und Dranges, noch eng verknüpft mit der spielerischen Welt des Rokoko. Als erste Neueinstudierung nach den Ferien erschien „Stella“ zum Geburtstage Goethes im Residenztheater. Stielers Regie wußte den Lyrismus dieses Stückes mit Eindringlichkeit zu gestalten und damit das künstlerisch Bleibende und immer Lebendige in diesem ethisch problematischen Zeitprodukt von 1776 hervorzuheben. Hilde Herterich gelang es, den Gefühlsüberschwang in jedem Augenblicke glaubhaft zu machen; so erschien nichts als Phrase, weil alles von starkem Gefühl durchdrungen war. Auch die Cäcilie Magda Lenas wußte in jeder Nüance zu überzeugen; Der Fernando Fabers hatte sprühendes Temperament. Völlig freilich erfüllte er nicht meine Erwartungen. Es war in dem Manne der deutschen Wertherzeit etwas Fremdländisches, was ungeachtet des fremdländischen Namens nicht ganz stimmen will. Die frische Natürlichkeit der jungen Mädchen, die nüchterne Tüchtigkeit der Posthalterin und die Kurwenaltreue des Verwalters waren glücklich in den Rahmen dieser schauspielerisch sehr sehenswerten Vorstellung hineingestimmt. Das Publikum wußte diese Feinheiten sichtlich zu würdigen. Wir wünschen, daß uns die Wiedergabe auch so befriedigen werde, wenn wir im Laufe der Spielzeit von dem Goethe für Literaturkenner vorwärts schreiten zu dem Goethe, der der ganzen Welt gehört.

Schauspielhaus. Lange vor dem Kriege hat man in Neuyork einige hundert Male „Potasch und Perlmutter“, ein Lustspiel von M. Glaß und C. Klein, gespielt, ohne daß es jemanden eingefallen wäre, das Stück in Europa einzuführen. Jetzt ist es aber doch geschehen, in Berlin wird es seit Monaten täglich gespielt und die Leute lachen sich fast zu Tode. So ist es denn auch zu uns gekommen. „Potasch und Perlmutter“ ist eine Neuyorker Konfektionsfirma jüdischen Gepräges; besonders Herr Perlmutter ist ein witziger Herr, außerdem gibt es Reisende und Einkäufer, Anwälte und Kostümzeichnerinnen und alles mauschelt mehr oder minder. Das ist eine Zeitlang ganz unterhaltend, der jüdische Witz trifft ja oft ins Schwarze, aber mit schlotterigem Dialog und der Vorführung von modernsten Damentoiletten am lebenden Modell allein lassen sich keine drei Akte aufbauen. Man braucht dazu auch eine Handlung und diese ist von übler Sentimentalität und innerer Unwahrhaftigkeit. Ich bin gewiß davon entfernt zu behaupten, daß Shylock der ausschlaggebende Typus der jüdischen Rasse sei, aber wer kann glauben, daß die Herren Perlmutter und Potasch für einen russischen Flüchtling sich verbürgen, diesem dann selbst anraten, ins Ausland zu gehen, worauf die Kaution verfällt und die Firma an den Rand der Pleite kommt. Man merkt die Absicht und wird verstimmt. Wenn die Verfasser meinen, daß sie durch diese aufdringliche Schönfärberei gewisse Zeitstimmungen beeinflussen könnten, so ist das ein Irrtum. Aufdringlicher Edelmut, den man nicht glaubhaft machen kann, wirkt übler, wie der schwärzeste Theaterbösewicht. Das Stück endigt natürlich gut. Es stellt sich die Unschuld des angeblichen Petersburger Attentäters heraus und so kommen Potasch und Perlmutter wieder zu ihrem Gelde und Fräulein Potasch zu einem christlichen Bräutigam. Zur Inszenierung des Stückes war eigens ein Spielleiter aus Berlin gekommen, die Herren Gerhard und Weydner waren als Chefs der Firma sehr waschecht, den größten Erfolg hatte aber Frau Glümer. Ihre Frau Potasch hatte noch kein Wort gesagt und schon brach das Publikum in stürmischen Beifall aus. Sie war aber auch in Mimik und Geste sprechend, ohne daß sie sich zu billigen Uebertreibungen hinreißen ließ.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin hatte Sudermanns neues Drama „Der Notruf“ einen starken äußeren Erfolg. Nach Berichten wird das Schicksal unseres Vaterlandes mit einer mehr als kitschigen Familiengeschichte verquickt. Das Stück ist mit Theaterinstinkt, der unseren Jüngsten so ganz fehlt, gearbeitet. — In Salzburg wurde, wie im Vorjahre, auf dem Domplatz das Mysterium „Jedermann“, von Reinhardt prunkvoll inszeniert, gegeben. Es hat im vorigen Sommer Anstoß erregt, daß die Domglocken beim Tode des „Jedermann“ läuteten. Heuer ist dies von den kirchlichen Behörden verboten worden, worüber sich für christliche Angelegenheiten nicht gerade sehr zuständige Berliner Theaterkritiker erregen. — Dr. Dimmlers Passionsspiel hat in der Münchener Besetzung in Frankfurt a. M. starken Eindruck hinterlassen. Es wäre fast zu einem Verbote gekommen, da Sachverständige die Bedürfnisfrage verneinten. Es wurde in weiten Kreisen als peinlich empfunden, daß ein Theaterdirektor, der täglich Schnitzlers Reigen spielt (und Sonntags sogar zweimal) den Behörden als der geeignete Mann galt, um über das Passionsspiel ein Gutachten abzugeben. L. G. Oberlaender, München.

Der Farbenfilm.

Wohl jeder, der bisher Gelegenheit hatte, künstlerisch hochstehende Films oder Films, welche in landschaftlich schönen Gegenden aufgenommen wurden, zu bewundern, hat die natürlichen Farben vermisst. Seit Jahren ist daher das Streben der Kinematographie darauf gerichtet, Films in Farben, so wie sie das Auge sieht, zu erzeugen. Ueber eine ganze Reihe von Vorgängen und Erfindungen auf diesem Gebiete wurde bereits wiederholt geschrieben, doch noch nie ist es zur praktischen Anwendung in diesem Sinne gekommen. Bei der grossen Wichtigkeit, die dem Farbfilmproblem beizumessen ist, ist es verständlich, dass alle daran interessierten Kreise eifrig bemüht sind, es in die Tat umzusetzen. So befasst sich auch „Filma“ Bayerisches Filmwerk A.-G. in München seit geraumer Zeit in aller Stille mit den Nachprüfungen einer ihr angebotenen Erfindung. Es ist nun gelungen, die Verhandlungen zwischen dem Erfinder des Farbfilms, einem Deutschen, der seit mehr als 10 Jahren in Zurückgezogenheit an seiner Erfindung gearbeitet hat und der „Filma“, Bayerisches Filmwerk A.-G. zum Abschluss zu bringen, und zwar handelt es sich hier nicht nur allein um die Verwendung der natürlichen Farben im Filme, sondern diese Erfindung berührt auch gleichermassen den Kamerafilm und die Lichtbildplatte. „Filma“ A.-G. hat sich das alleinige Ausnützungsrecht für die ganze Welt gesichert. Während die Laboratoriumsarbeiten d. h. die Arbeiten für die Herstellung des Rohfilms in natürlichen Farben beendet sind, werden die Versuche über die vollständig neuen Methoden, welche bei der Aufnahme des Films zu erfolgen haben, umgehend von der Projektionsgesellschaft aufgenommen, damit auf Grund dieser gesammelten Erfahrungen den Filmfabrikanten von vornherein das Experiment in diesem Sinne erspart bleibt. Der Farbrohfilm in natürlichen Farben unterscheidet sich äusserlich in keiner Weise von dem bisherigen Schwarz-Weissfilm. Hingegen tritt beim Aufnahmeverfahren eine vollständige Umwälzung ein und zwar wird sowohl das Schminken der Darsteller wie auch die architektonische Aufbauung, ja selbst die Auswahl der Motive ganz anders vor sich gehen, wie dies bisher der Fall war, auch wird naturgemäss bei den Aufnahmen ein verstärktes Licht und eine längere Belichtung erforderlich werden. Diese Schwierigkeiten sind aber sehr leicht überwindbar und stehen in keinem Verhältnis zu dem riesigen Gewinn, der durch den Farbfilm erzielt werden dürfte. Auch in künstlerischer Hinsicht ist das Erscheinen dieses Films gerade jetzt sehr zu begrüssen, denn es steht ohne Zweifel fest, dass in der künstlerischen Entwicklung des Films im Augenblick eine Stagnation eingetreten ist. Hier wird es nun der Farbfilm sein, der den Erzeuger und seine künstlerischen und technischen Mitarbeiter mit einem Schlage über diese Schwierigkeit hinwegbringt. Ganz ohne Zweifel steht es aber fest, dass der Film in natürlichen Farben für die wissenschaftliche Kinematographie von unschätzbarem Werte sein wird und durch ihn auch das Problem des Lehrfilms in ganz neue, erfolgversprechende Bahnen geleitet wird. Es ist mit Freuden zu begrüssen, dass es gelungen ist, diese Erfindung nicht nur für Deutschland zu erhalten, sondern dass eine deutsche Firma das Monopol für die gesamte Welt erworben hat.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Im Wochenberichte einer Grossbank liest man: die Devisenkurse sind der Ausdruck des Misstrauens des Auslandes, die Aktienkurse der Ausdruck des Unglaubens des eigenen Volkes an die Stabilität der deutschen Reichsmark. Hier ist in scharfer Pointierung gesagt, was sich als Hauptursache der oft so stürmischen Bewegungen an den Börsen ergibt. Wir hatten wieder eine scharfe Senkung des Markkurses und eine fieberhafte Hausse in deutschen Industriepapieren. Der Friede mit Amerika hat wohl die Aussicht auf Wiederherstellung des Ueberseehandels nahe gerückt, doch wurden die Hoffnungen auf Herausgabe des deutschen Besitzes enttäuscht. Ueber die Verhandlungen, die Rathenau und Loucheur führten, wissen wir absolut Sicheres noch nicht. Wenn einzelne Franzosen sich zufrieden zeigen, so kann dies unser Misstrauen sicher nicht beheben. Das Gefühl der Unsicherheit wird verstärkt durch die innenpolitischen Vorgänge, der Konflikt zwischen dem Reiche und dem zweitgrössten Bundesstaate oder „Land", wie man heute sagen muss, die politischen Folgen des Mordes an Erzberger, dies alles zeigt die Nervosität der allgemeinen Lage. Die gewaltige Mittel erfordernde Hinaufsetzung der Beamtengehälter kann natürlich nur die Inflation mehren und zeigt, wie gering die Hoffnung ist, dass sich die Tätigkeit der Notenpresse verlangsamen könnte. Der durch sein Buch über den Versailler Friedensvertrag bekannt gewordene englische Wirtschaftspolitiker **Keynes** hat sich kürzlich über die Zukunft der deutschen Währung sehr ungünstig ausgesprochen. Die Hoffnung auf eine amerikanische Kredithilfe ist durch das Gutachten des Amerikaners **Vanderlip** in sehr weite Ferne gerückt. Wenn der Wettbewerb der deutschen Industrie sich noch stärker bemerkbar machen wird, dann wird das Ausland irgend etwas tun müssen, weil der Tiefstand der deutschen Valuta die ausländische Industrie konkurrenzunfähig machen wird. Die Börsenwoche begann in sehr fester Haltung. Während sich die meisten Papiere bei ihren hohen Kursen gut behaupteten, gab es besonderes Interesse für Kolonialwerte, Orenstein und Goldschmidt. Am Dienstag blieb die Haltung wenig verändert (Berlin hatte Börsenruhetag). Auf die Ankündigung, dass anderen Tages die erste Goldmilliarde gezahlt werde, waren Devisen stärker angeboten. Der Monatsschluss steigerte das Geschäft gewaltig. Der Börsenbetrieb gewinnt täglich an Umfang. Die Tendenz war nicht ganz einheitlich; aber im späteren Verlaufe des Tages schritt, wie so oft schon, die Spekulation zu Rückkäufen, was die Kurse befestigte. Auch der 1. September hatte eine feste Grundstimmung, wiewohl zwei grosse Börsen — Berlin und Frankfurt — geschlossen waren. Der zweite brachte eine unerwartete Steigerung der Devisen. Die Börse wurde noch fester und kauflustig. Schiffahrtswerte stiegen 25—35 Proz., Gelsenkirchner 23 Proz., Rheinstahl 36 Proz., Bochumer und Laura waren schwächer. Es gewannen Lastautomobile 100 Proz., Bolle Weissbierbrauerei gegen die letzte Notiz 600 Proz.

Die Leipziger Messe wies die imposante Besucherzahl von 100 000 auf, die jedoch einen Rückgang bedeutet. Die Beschickung war sehr reich; die Messe wies 30 000 Aussteller auf. In- und Ausland hielten jedoch mit Aufträgen einigermassen zurück. Das Ergebnis wird eine leidliche Mittelmesse genannt.

Nach dem Zusammenbruch zahlreicher Wettkonzerne besteht bei deren bisherigen Platzvertretern anscheinend die Absicht, nun den Bankier zu spielen. Der Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes macht auf einige Firmen aufmerksam, die gutgläubigen Einlegern eine Kapitalsverdoppelung binnen zwei Monaten in Aussicht stellen. Auch das geschäftsfremdeste Publikum muss wissen, dass das solide Geschäft solche Gewinne nicht abwerfen kann. Leider ist es oft die Not, welche die kleinen Rentner solchen Winkelbanken zuführt. Auch hier gilt es, diejenigen zu fürchten, die Geschenke bringen.

K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Verschiedenes.

Das deutsche Kleid! Unter dieser Bezeichnung stellt der Fabrikant Hans Wichner, Plauen i. Vogtl., ein außerordentlich preiswertes Kleid zum Verkauf, welches infolge seiner Verarbeitung ein ebenso elegantes Straßen- wie Hauskleid darstellt. Der Stoff ist dunkelblauer Cheviot mit dunkelgrünem Karo und weißen Seidenstreifen. Trotz seiner Einfachheit wirkt das Kleid sehr elegant. Da eine Wiedergenesung der deutschen Volkswirtschaft nur durch planmäßigen Preisabbau zu erreichen ist und um auch Minderbemittelten die Anschaffung dieses Kleides möglich zu machen, wird dasselbe bei Aufgabe der Bestellungen bis 30. September 1921 zum Preise von M. 175.— geliefert. Es handelt sich um kein Reklame-Angebot, sondern um Maßnahmen, die den Lebensunterhalt der deutschen Frau verbilligen sollen.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter). Das Jahr 1920, das 66. Geschäftsjahr, brachte in der Todesfallversicherung einen Reinzuwachs von 34,956 (i. V. 18,460) Versicherungen mit M. 531'011,765 (i. V. 232'372,332). Einschließlich der Altersversicherung waren Ende 1920 in Kraft 225,803 (i. V. 191,147) Versicherungen mit M. 2'017,435,987 (i. V. 1'487,122,422) Kapital. An Prämien und Zinsen gingen 128 Mill. Mk. ein. Der Durchschnittszins für die Kapitalanlagen war 4,51%. Der Gewinn aus Kapitalanlagen (tatsächlicher und buchmäßiger Kursgewinn, Provisionen) betrug M. 3'743,552; in fremden Währungen entstand ein Agioverlust von M. 950.678. Die Verwaltungskosten beliefen sich infolge der weitergestiegenen Teuerung und des sehr großen Neugeschäfts auf 14,62% der Gesamtjahreseinnahme. Wie im Vorjahre erforderte auch diesmal der niedrige Stand der Reichsmark weitere Maßnahmen im Hinblick auf die in ausländischer Währung abgeschlossenen Versicherungen. Die Valutareserve wurde durch Zuschreibung von 17 Millionen Mark (die zum Teil aus frei gewordenen Rücklagen bestritten wurden) auf 25 Millionen Mark gebracht. Von einer Kürzung der rechnungsmäßigen Prämienreserve nach der Zillmerschen oder einer ähnlichen Methode konnte wie bisher abgesehen werden. Der Ueberschuß betrug in der Todesfallversicherung einschl. M. 878,647 den Dividendenrücklagen vorweg zugeschriebener Zinsen M. 10'510,859 (i. V. 7'120,042). Davon sollen M. 9'132,212 den Sicherheitsfonds I und II und M. 500,000 dem Pensionsfonds der Beamten zugewiesen werden. Die beiden Sicherheitsfonds und die besonderen Dividendenreserven der Pläne B und C betragen dann 58 Millionen Mark. Das Vermögen der Bank ist von 611 Millionen Mark auf 694 Millionen Mark angewachsen.

20 neueste Schnittmuster im Werte von 80 Mk. **kostenlos** enthält jedes der Winter-Albums:

BAND I. Damen Moden
Beyer's Mode Führer
BAND II. Kinder- u. Jungmädchen
für die praktische
SCHNEIDEREI!
nur 8 Mk. überall zu haben
wo nicht, vom
Verlag Otto Beyer, Leipzig T.
Postscheckkonto 52279

Verkauf der Beyer-Schnitte: **Hage & Poelt**, Alleinverkauf, **München**, Marienplatz 21

Junge Helden

Ein Aufruf
an Jungmannen zu edlem Streben und reinem Leben
Von **Hardy Schilgen** S. J.

2. Auflage. 11.—40. Tausend. 15½×9½ cm. 192 S., brosch. M. 6.50, 25 Stück M. 6.—, 50 Stück M. 5.50. In vornehmem Pappband M. 10.—. In hochfeinem Geschenkband M. 15.—.

Es ist das beste Geschenk, das ein Vater seinem heranwachsenden Sohne machen kann. Denn hier unterrichtet ein Jugendfreund und Jugendkenner in ergreifender Weise über die brennenden Fragen des Jünglingsalters, von deren Lösung das Lebensglück des Menschen abhängt, über Keuschheit, Unkeuschheit, Würde der Ehe etc.

Männerapostolat, Nr. 1 von 1921.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder die Verlagshandlung **Joseph Bercker**, Kevelaer.

Turmuhrenfabrik Georg Rammensee,

Graefenberg i. /Oberfr.

Telefon 32 — Telegramme: Uhrenfabrik Grafenberg

liefert **Turmuhren**

jeder Art in erstklassiger Ausführung.

Voranschläge kostenfrei. :: :: Beste Referenzen.

Ausstattungshaus für Wohnbedarf

Münchner Möbel- u. Raumkunst, Rosenstr. 3 (Rosipalhaus), München. Frei zugängliche Ausstellung **„Das behagliche Heim"**.

Vorzügliche Frauenlektüre

Charakterbilder der katholischen Frauenwelt. Kirchengeschichtliche Studien von Mitgliedern des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen unter Mitarbeit von Fachgelehrten. Gesammelt und herausgegeben von **Pauline Herber** und **Maria Grisar**.

Bisher ist erschienen:

Charakterbilder der biblischen Frauenwelt. Von Kardinal Dr. M. v. **Faulhaber**, Erzbischof. Vierte Auflage. Geb. in Halblein. Mk. 13.20.

Die Frauen des kirchlichen Altertums. Von Professor Dr. J. P. **Kirsch**. Zweite Aufl. Geb. in Halblein. Mk. 9.30.

Aus der Zeit der Kirchenväter. Mit Beiträgen von Professor Dr. **Kirsch**, **Assunta Nagl**, **Therese Hillenkamp**, Dr. **Marie Speyer**, **Maria Grisar**. Zweite Aufl. Geb. in Halblein. Mk. 15.—.

Die Frauenbiographien stellen, einem praktischen und pädagogischen Zwecke dienend, die Lebensbilder der bedeutendsten Frauen der Kirchengeschichte auf Grund historischer Forschung in einer Form dar, die dem literarisch-ästhetischen Feingefühl der Gegenwart Rechnung trägt.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Bekanntmachung.

In der außerordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre vom 30. August 1921 ist beschlossen worden, das Aktienkapital der Gesellschaft von Mk. 4'000,000.— auf Mk. 8'160,000.— durch Ausgabe von 4000 auf Namen lautenden und durch Indossement übertragbaren Stammaktien zu je Mk. 1000.— und von 800 Vorzugsaktien zu je Mk. 200.— zu erhöhen.

Die 4000 Stammaktien sind von dem Bankhause Merck, Finck & Co. in München zum Kurse von 110% mit der Verpflichtung übernommen worden, sie unseren alten Aktionären zum gleichen Kurs, demnach zu 110% derart zum Bezug anzubieten, daß auf je eine alte Aktie unserer Gesellschaft eine neue entfällt.

Die neuen Aktien nehmen vom 1. Januar 1921 ab am Jahreserträgnis teil.

Auf jede neue Aktie ist der Betrag von Mk. 1100.—, samt 5% Zinsen hieraus vom 1. Januar 1921 bis zum Zahltag einschließlich einzuzahlen.

Das Bezugsrecht ist bei Vermeidung des Verlustes desselben bis einschließlich **20. September 1921** bei dem

Bankhause Merck, Finck & Co.

in München auszuüben.

Bei Geltendmachung des Bezugsrechtes sind die alten Aktien — ohne Dividendenscheine — mit einem vom Inhaber vollzogenen Zeichnungsschein (Muster hiezu ist bei den Herren Merck, Finck & Co. erhältlich) zur Abstempelung einzureichen und gleichzeitig die oben erwähnten Mk. 1100.— für jede neue Aktie samt den 5% Zinsen ab 1. Januar 1921 einzuzahlen.

Die Bezugsrechtausübung ist spesenfrei, wenn die Mäntel bei der Bezugsstelle am Schalter eingereicht werden.

Der Schlußnotenstempel wird von der Gesellschaft getragen.

Die Rückgabe der alten Aktien (Mäntel) erfolgt nach Abstempelung.

Ueber die Einzahlungen werden Quittungen ausgestellt, gegen deren Rückgabe nach Eintragung der durchgeführten Kapitalserhöhung in das Handelsregister die auf den Namen lautenden neuen Aktien ausgefolgt werden.

München, 30. August 1921.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation

Kullen. **Kaula.**

Bilda, die Hexe

Roman
aus der Zeit der Hexenprozesse in der Schweiz

von

ISABELLA KAISER

Geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 14.—

„Berliner Morgenzeitung": Die feinsinnige Erzählerin, die tiefgründige Seelenforscherin entrollt hier ein grandioses Gemälde aus der Zeit des Mittelalters mit seinem düsteren Aberglauben und seinen grauenvollen Hexenprozessen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet
Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Regensburg

Literarischer Handweiser

Begründet von Franz Hülskamp
und Hermann Rump.

Herausgegeben von **Dr. Gustav Keckeis.**

57. Jahrgang. — 1921. 12 Nummern M. 24.— und Zuschläge. Durch Buchhandel und Post beziehbar.

Soeben ist erschienen (September-) Nr. 9:

Zu Dantes 600. Todestag. I. Dantes religiöse Persönlichkeit. II. Neuere Dantetexte und Danteschriften. (E. Krebs.)

Gott und die Befreiung des Menschen. (B. W. Switalski.)

Groteske und phantastische Dichtung. (Hubert Rausse.)

Ernst Haeckel-Literatur. (E. Wasmann.)

Symbole u. Typen d. mittelalterlichen Kunst. (J. Sauer.)

Dazu rund 90 andere Referate zu wichtigen Neuerscheinungen aus den verschiedenen Wissensgebieten — Mitteilngn., Zeitschriftenschau, Personennachrichten.

Herder & Co. G. m. b. H. zu Freiburg i. Br.

Institut St. Anna

Pensionat der Ursulinen — Lyzeum
Königstein im Taunus.
Nähere Auskunft durch die Oberin.

Zuckerkranke

erh. Gratis-Broschüre v. Dr. med. Stein-Callenfels Jean v. Werth-Apotheke, Köln 25. Altermarkt.

Bernsteinwaren

liefert billigst
R. Mankowski, Danzig, Gr. Schwalbengasse 18.

Für rund
10000 Mk.
Inserate nicht ganz zweifelsfreien Inhalts hat die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau" wieder in den letzten Monaten
abgelehnt.
Durch diese besondere Pflege des Anzeigenteils ist das Vertrauensverhältnis zwischen den verehrl. Lesern und dem Anzeigenteil der „Allgem. Rundschau" entstanden.

Vereinigung

Bayerische Handelsbank :: Bayerische Vereinsbank :: Vereinsbank Nürnberg

Aktienkapital und Reserven insgesamt . . 400 Millionen Mark.
Pfandbrief- und Komm.-Oblig.-Umlauf . . 1,470 Millionen Mark.
Hypotheken- und Komm.-Darlehens-Bestand 1,500 Millionen Mark.

Bayerische Vereinsbank München - Nürnberg

mit rund 120 Zweigniederlassungen im rechtsrheinischen Bayern.

Besorgung aller Bankgeschäfte.

Bayerische Handelsbank — Bayerische Vereinsbank — Vereinsbank Nürnberg:

Pfandbriefe (mündelsicher — stiftungsmässig — lombardfähig).
Hypotkekarische Darlehen (Annuitäten- und Zinsdarlehen).
Kommunal - Schuldverschreibungen (stiftungsmässig — lombardfähig).
Kommunal - Darlehen.

Lagerhaus-Verbindung: „Bavaria"-Lagerhaus- und Transport-Gesellschaft m. b. H. (vormals Lagerhäuser der Bayerischen Handelsbank), München.

Gedruckte Bestimmungen für alle Geschäftszweige kostenlos.

Färbe zu Hause

Kleider, Blusen, Tücher, Bänder, Strümpfe, Garne, Gardinen, Spitzen u.s.w.
nur mit
Heitmann's Farben

Best- bewährt — Größte Auswahl

Andere Farben zurückweisen

Alleinige Fabrikanten:
Gebr. Heitmann, Köln & Riga

Neue
Kneippliteratur
Soeben erschienen:

Illustrierter Wörishofener
ORIGINAL-
KNEIPP-KALENDER
Jubiläums-Ausgabe
1922
Preis 5 Mark

Dr. med. Frz. Kleinschrod
SEBASTIAN
KNEIPPS LEHRE
Wissenschaftliche Begründung
Eine Einführung in die Kneippsche Heil- und Lebensweise
Geh. 9 Mk., geb. 12 Mk.

DAS GROSSE
KNEIPP-BBUCH
Ein Volksbuch für Gesunde und Kranke
50—52. Tausend
In Halbleinen geb. 80 Mk.

Ausführliche Prospekte gratis!

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Josef Kösel & Friedr. Pustet
Kommandit-Gesellschaft
Kempten i. A.

Heilsalbe COMBUSTIN

ärztlich empfohlen für Brandwunden, Flechten, offene Füsse, Aderbeine, Frostschäden, wunde rissige Haut.
Erhältlich in den Apotheken
Allein. Hersteller Combustinwerk Fährbrücke i. Sa.

Wer brieflichen Verkehr, Gedanken-Austausch usw. wünscht oder Korrespondenz zur Anbahnung einer christlichen Ehe anstrebt, kann in der „Allgemeinen Rundschau" auf zahlreiche Briefe rechnen.

Wichtig für Politiker, Sozialpolitiker, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler usw.

Das älteste Zeitungsnachrichten-Bureau Argus, G.m.b.H.

(Redakteur P. Schmidt)

Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 118, (Lützow 6797)

liest ausser ca. 800 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material. Infolge meiner langjährigen Tätigkeit an der Zentrumspresse wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen u. s. w. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Das Geheimnis

des Erfolges der Anzeigen in der „Allgemeinen Rundschau" liegt in dem durchwegs kaufkräftigen ausgedehnten Abonnentenkreis. Die Leser beziehen sich bei Bestellungen und Anfragen regelmäßig auf die „Allgemeine Rundschau" und veranlassen so den Inserenten zu dauernder Wiederholung der Anzeigen.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand Ende 1920:
1 Milliarde 340 Millionen Mark.
Zugang 1920: **411 Millionen Mark.**
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Nordseeschule Wangeroog (Insel)

(Priv. höh. Knaben- u. Mädchenschule — Landerziehungsheim, Kindersanatorium) für alle Schularten, besonders für schwächliche Kinder. Tüchtige Lehrkräfte, beste Verpflegung, geeignetes Klima für Winterkuren,
Anmeldungen jederzeit

INTERESSANTE BÜCHER ÜBER FRAUEN

aus dem Verlag
Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Verlagsabteilung Kempten

Die Frauenbewegung
Bedeutung, Probleme, Organisation. Von Liane Becker.
Gebunden 7 Mark
„Die Frau“, Berlin: Das geistvoll geschriebene kleine Buch wird sowohl dem geistigen Kern wie auch der volkswirtschaftlichen Seite seines Themas vollkommen gerecht.

Die Frau im Mittelalter
Von Geheimen Hofrat Univ.-Professor Dr. Heinrich Finke.
Gebunden 7 Mark
„Quellen und Forschungen“: Zum erstenmal wird hier in ganz erschöpfender und durchaus auf eigenen Quellenstudien beruhender Darstellung dieses hochinteressante Thema in allen wichtigen Punkten erklärt.

Frauenmystik im Mittelalter
Von Dr. Maria David-Windstosser.
Gebunden 7 Mark
„Korrespondenzblatt für den Katholischen Klerus“: In solcher trotz der Knappheit gründlichen und anschaulichen Form sind dem Publikum wohl noch niemals Aufklärungen über die wichtigsten weiblichen Vertreter deutscher Mystik geboten worden.

Die heilige Hildegard
Ein Lebensbild von Johannes May.
Geheftet Mark 10.40, gebunden Mark 15.20.
„Leuchtturm“: Die herrliche Kraftgestalt der echtdeutschen heiligen Benediktinerin tritt in ihrer ganzen Geistesgrösse plastisch vor uns hin.

Mechtild von Magdeburg
Von Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Oehl
Gebunden 7 Mark
„Salzburger Chronik“: Zum Lob der vorliegenden, hingebungsvoll geschaffenen Uebertragung Dr. Oehls lässt sich nichts Höheres sagen, als dass sie dem Original vollkommen treu und doch mit dichterischer Sprachgewalt nachgestaltet ist.

Die Heilige Birgitta von Schweden
Von Dr. theol. K. Krogh-Tonning.
Gebunden 8 Mark
Die gewiss nicht leichte Aufgabe, diese heilige Frauengestalt historisch getreu zu schildern, hat der Verfasser in meisterhafter Weise gelöst.

*

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Empfehlenswerte
Geschenkwerke
für Frauen und Mädchen.

Frauen-Novellen. Von M. Herbert mit einem Porträt der Verfasserin. 3. u. 4. Aufl. 1919. Broschiert M. 8.—, gebunden M. 12.—.

Wunderschöne Novellen mit gedankenreicher und herzenswarmer Darstellung. (Sonntagsglocken, Berlin.)

Die deutsche Frauenwelt im Mittelalter. Von P. Salesius Elsner, O.S.F. Mit 31 Illustrationen 1910. Broschiert M. 2.40, gebunden M. 4.25.

Es ist eine ganz hervorragende kulturgeschichtliche Abhandlung, die hauptsächlich den Mädchen aus Pensionaten und höheren Töchterschulen, gebildeten Frauen, Mitgliedern von Frauenbünder und Jungfrauenkongregationen nicht warm genug zur Anschaffung empfohlen werden kann. (Illustrierte Mädchenzeitung. Klagenfurt.)

Heimatzauber. Roman von Felix Nabor. 1920. Broschiert M. 8.—, gebdn. M. 12.—.

Schildert das Ringen eines deutschen Mädchens um die Erhaltung der heimatlichen Scholle. Mehr als je gilt es, in unserm Volke die tätige Liebe zur Scholle zu wecken und diesem Zwecke will auch dieser Roman dienen. (Petrusblätter, Trier 1920.)

Ungeratene Kinder. Psychologische und pädagogische Studie von Ferdinand Nikolay. Nach der 18. Aufl. des von der Académie des sciences morales et politiques preisgekrönten Originals übersetzt von H. Pleß. 2. Aufl. 1913. Brosch. M. 6.—, gebunden M. 10.—.

Nikolay schildert ungeratene Kinder naturgetreu und zeigt, wie sie so geworden sind. Das Buch gibt Eltern und Erziehern wertvolle Aufschlüsse. (Generalanzeiger für Elberfeld und Barmen.)

O Stern und Blume, Geist und Kleid. Verse von M. Herbert. Hübsche Ausstattung. Broschiert M. 4 —. Gebunden M. 6.25

Da nun echtes Dichterwesen in gesteigertem Maße die Auswirkung ureigenster Innerlichkeit ist, so wundern wir uns nicht, hier und gerade hier, wo M. Herbert als Dichterin auftritt, auf jedem Blatt den großen, schönen, vornehmen Zügen ihres Geistes und Herzens zu begegnen, die so wirksam ihren Prosawerken aufgeprägt sind. Das Wort „von Gottes Gnaden" sollte nicht allzu freigebig gebraucht werden. Das sind gottgesegnete Quellen. (Bened. Monatsschr., Beuron.)

Goldenes Alphabet für christl. Mütter und Erzieher. Von Msgr. Friedr. Pesendorfer. 1921. Kartoniert in schmucker Aufmachung M. 9.—.

Im Rahmen nach der Art der weitverbreiteten Pesendorferschen Alphabete ist auch dieses ungemein praktische für christliche Mütter gehalten. Da der Verfasser als geistlicher Vorstand eines großen Vereins christlicher Mütter durch fast zwei Jahrzehnte hindurch Vorträge über Kindererziehung mit großem Erfolg hielt, war er ganz besonders zur Herausgabe des vorzüglichen Werkchens berufen. (Christl. Familie, Essen.)

Eheleben. Eine Darstellung der Forderungen des sittlichen Eheideals, sowie eine Besprechung der Aufgaben, die die Höhenentwicklung eines Volkes an die beiden Geschlechter stellt. Von Th. Wilhelm. Dritte, vollst. umgearb. Auflage. (9.—14. Taus.) 1916. Brosch. M. 12.—, gebunden M. 20.—.

Kurz, dieses Buch ist ein gelungener Wurf u. steht durch Eleganz der Sprache, Klarheit des Gedankens, Reinheit und Korrektheit der christl. Auffassung an der Spitze aller literar. Erscheinungen der letzten Jahre über das Eheleben. (Dr. Kausens Allgemeine Rundschau.)

Die Tochter Unserer lieben Frau. Von Ch. D'Héricault. Aus dem Französischen von J. von Prim. Mit Titelbild. 1900. Broschiert M. 3.—, gebunden M. 6.25.

Die Charakterschilderung ist meisterhaft, die Erzählung höchst spannend gehalten und höchst lehrreich für unsere Zeit, welche ähnliche Erscheinungen, wie damals in Frankreich waren, aufzuweisen hat. (Literarischer Anzeiger, Graz.)

Herzenswünsche. Erzählungen für die reifere weibliche Jugend von Redeatis. Mit 2 Photogravüren. Broschiert M. 6.—, gebunden M. 10.—.

Eine anmutige und sittlich gesunde Lektüre, für Geschenkzwecke sehr zu empfehlen. (Schweiz. Famil. Wochenbl., Zürich.)

Das Kleid in grosser Zeit. Von Franz X. Kerer. 1916. Broschiert M. 2.40, gebunden M. 4.50.

Ein sehr ernst und eindringlich geschriebenes Buch, das mit geschichtlichen, philosophischen und religiösen Argumenten für eine unserer gewaltigen Zeit entsprechende Gewandung eintritt. Unseren ideal und sozialgesinnten Leserinnen sehr zu empfehlen. (Leuchtturm, Trier.)

Die Freundinnen und andere Erzählungen für junge Mädchen von Anna Pensey-Schuppe. Mit 2 Photogravüren. 1896. Broschiert M. 6.—, gebunden M. 10.—.

Elf vorzügliche Erzählungen voll des lehrreichsten und interessantesten Inhaltes, der nur bildend auf das Herz eines jungen Mädchens von 15-20 Jahren einwirken kann. (Theol. prakt. Quartalschrift, Linz.)

Blüte und Frucht. Erzählungen für die reifere weibliche Jugend von Redeatis. Mit 2 Photogravüren. 1896 Broschiert M. 6.—, geb M. 10.—.

Es paßt diese Lektüre sowohl auf den Tisch des vornehmen Salons, als auch auf jenen der einfachen bescheidenen Landstube. (Deutsches Volksblatt, Stuttgart.)

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Vorzügliche Schriften zur religiösen Volksbildung
von P. Ambros Zürcher, O. S. B.

Von einer Reihe angesehener Organe aufs beste beurteilte Gebetbücher.

Gute Menschen

Standesbücher zur Heranbildung guter Menschen. Mit Originalbuchschmuck von Th. Schumacher und zum Teil mit Kreuzwegbildern von Professor M. von Feuerstein. Format VII n. 73:124 mm.

1. Band: **Gute Kinder** Ein Missionsbüchlein für die Schuljugend. 384 Seiten. In Einbänden zu Mk. 9.30 und höher.
2. Band: **Gute Söhne** Ein Missions- und Gebetbuch mit Standeslehren für die katholische Jungmannschaft. 452 Seiten. In Einbänden zu Mk. 14.— und höher.
3. Band: **Gute Töchter** Ein Missions- u. Gebetbuch mit Standeslehren für Jungfrauen. 456 Seiten. In Einbänden zu Mk. 14.— und höher.
4. Band: **Gute Männer** Ein Missions- u. Gebetbuch mit Standeslehren für unsere Männer. 408 Seiten. In Einbänden zu Mk. 14.— und höher.
5. Band: **Gute Frauen** Ein Missions- und Gebetbuch mit Standeslehren für Frauen und Mütter. 472 S. In Einbänden zu Mk. 14.- und höher.
6. Band: **Gute alte Leute** Ein Missions- und Gebetbuch für ältere Leute. 500 Seiten. In Einbänden zu Mk. 16.— und höher.

. . . Diese Bücher sind aus einer großen Seelenkenntnis und auch Lebenskenntnis heraus entstanden, sie sind durchaus modern. Der Geist ist nicht süßliche Frommelei, sondern ernst und kräftig geleitet von einer tiefen Kenntnis unseres Volkes . . . Vaterland, Luzern.

Gottesdienst und Gottesmenschen

Lehr- und Andachtsbücher für die Jugend und das kath. Volk zur Einführung in das Verständnis der katholischen Liturgie und in das kath. Leben. Mit vielen, teils mehrfarbigen Original-Chromobildern und Originalbuchschmuck von Kunstmaler Wilh. Sommer und A. Untersberger. Format VII n. 73:124 mm.

1. Band: **Meßbüchlein d. Jugend** Illustr. 128 Seit. In Einbänden zu Mk. 6.90 und höher. **Dasselbe mit Anhang von Beicht- und Kommunionandacht.** In Einbänden zu Mk. 9.60 und höher.
2. Band: **Meßbuch der Jugend** Illustriert. 576 Seiten. In Einbänden zu Mk. 16.50 und höher.
3. Band: **Meßbuch fürs Volk** Illustriert. 766 Seiten. In Einbänden zu Mk. 16.50 und höher.
4. Band: **Ich beichte bald** Illustr. 282 S. Brosch. Mk. 9.—, kart. Mk. 13.50 und höher
5. Band: **Ich kommuniziere bald** Illustr. 224 Seiten. Brosch. Mk. 6.60, kart. Mk. 11 — und höher.
6. Band: **Der gute Ministrant** Illustriert. 288 Seiten. In Einbänden zu Mk 8.25 und höher.
7. Band: **Der gute Sakristan** Illustriert. 650 Seiten.

Verl.-Anst. Benziger & Co., A.G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. E.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Medaillen u. Kreuze

in allen Metallen und Ausführungen

liefert

in reichster Auswahl

Devotionalienfabrik

Heinrich Kissing, Menden i. Westf.

Sanatorium Villa Hildegard
Bad Homburg v. d. Höhe b. Frankfurt a. M.

Kuranstalt für Nerven- und innere Kranke, sowie Erholungsbedürftige.

Beschränkte Frequenz, familiärer Charakter, strenge Individualisierung. Das ganze Jahr geöffnet. Mässige Preise.

Leitender Arzt: **Dr. med. Rhaban Liertz.**

Die weltberühmten Passionsspiele Freiburg i. Br.

Auf der grössten Freilichtbühne der Welt, Leitung **Adolf u. Georg Faßnacht**, unter Zugrundelegung des alten Oberammergauer Urtextes. Preise der Plätze: 5, 10, 15, 20, 25 30, 100 M. (zuzüglich Steuern).

Spieltage Mittwoch, Samstag Sonntag u. Feiertag bis Ende September. Anfang 1½ Uhr, Ende 7 Uhr. — 1500 Mitwirkende, Chöre, Orchester, Orgel, 9000 Plätze.

Prospekte kostenlos durch B. Gotthart, Freiburg i. B., Kaiserstr. 132, Fernruf 879
Schulen und Vereine erhalten Preisermässigung.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 15.— einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs 5.— des Schweizer Kurses einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 × gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 39 — München, 24. September 1921. — XVIII. Jahrgang.

Die gegenwärtige neue Teuerungswelle hat abermalige schwere Belastungen für das Zeitungs- und Zeitschriftengewerbe mit sich gebracht, so dass sich die gesamte deutsche Presse genötigt sieht, eine neuerliche Bezugspreiserhöhung vorzunehmen. Die „Allgemeine Rundschau" hat bisher trotz der bereits im Laufe des ganzen Jahres immer wieder gewachsenen Herstellungskosten mit dem seitherigen Bezugspreis auszukommen versucht. Heute muss auch sie dem Zwang der Verhältnisse weichen und mit Wirkung ab 1. Oktober 1921 einen Bezugspreis von Mk. 15.— für das Vierteljahr festsetzen. Diese nur geringe Erhöhung entspricht nicht im entferntesten dem ausserordentlichen Masse der inzwischen eingetretenen Geldentwertung. Es soll dadurch jedem einzelnen verehrl. Leser ermöglicht werden, auch künftig die „A. R." zu beziehen. Der Verlag der „A. R." erlegt sich die grössten Opfer auf, um auf der genannten Basis durchzuhalten und die Zeitschrift immer noch besser auszugestalten. Dafür rechnet er aber auch auf die Treue seiner Leser und auf Unterstützung durch Weiterempfehlung. Für die verehrlichen Postbezieher befindet sich auf der 3. Umschlagseite dieses Heftes ein Postbestellzettel. :-:

Die Krisis in Bayern. — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wieder einmal berichten wir zwischen den Ereignissen. Die Wahl des neuen Ministerpräsidenten in Bayern vollzieht sich frühestens am 21. September, wo der Landtag zusammentritt. Unsere Leser können das Ergebnis schon wissen, ehe sie diese Zeilen aufschlagen. Voraussagen haben also keinen Zweck. — Auf den Rücktritt Kahrs und seines Kabinetts war die breite Oeffentlichkeit nicht im geringsten vorbereitet. Daher die heftige Reaktion: Kahr muß bleiben! Zurück zu Kahr! Die den Dingen näherstanden und schärfer beobachten konnten, hatten schon seit Monaten den Eindruck, genauer seit dem ungünstigen Ausgang des Kampfes um die Einwohnerwehr, daß Dr. v. Kahr, seine Regierung und sein System nicht mehr so feststanden wie zuvor. — Sie hatten in den Tagen des Kapp-Putsches die Regierung Hoffmann abgelöst. Sammlung der staatserhaltenden Elemente, Schutz der Ordnung, Front gegen inneren und äußeren Bolschewismus war das Programm gewesen. Deutschland schien zu zerbrechen, Bayern sollte die Ordnungszelle werden, alles weitere blieb der Zukunft überlassen. Damals übersah man gern, daß diesem Notprogramm der bestimmte positive Inhalt fehlte. Der konnte ganz verschieden sein: eine bayerische Monarchie, angelehnt an die Donaustaaten, oder ein freies Bayern in einem bündischen, wie eine große Schweiz gestalteten Deutschland oder aus Einwohnerwehr und Freiwilligen ein neues Volk in Waffen, das sich erst innen, dann außen Luft schaffen konnte. Vielleicht gab es noch andere Ziele, aber auf jedes hätte sich damals die gesammelte Kraft aller zukunftsfreudigen Bayern und Deutschen hinlenken lassen. Das Reich von Weimar schien ja dem Untergang nahe. Bis dahin glaubte man in Bayern warten zu können. Nachher konnte der Zukunftsplan vorgelegt werden. Diese grundfalsche Beurteilung gemeindeutscher und norddeutscher Verhältnisse war allenfalls begründet bis zu den Wahlen und zur Regierungsbildung im Reich Juni 1920. Aber sie erhielt sich und hat der positiven Mitarbeit und deutschen Auswirkung der konservativen und föderalistischen Kräfte Bayerns unendlich viel abgetragen. Reichlich spät sprechen jetzt die „Münchener Neuesten Nachrichten" (Nr. 391) vom isolierten Bayern und rufen nach offensivem Föderalismus.

Ist Kahr an diesen Versäumnissen schuld? Der Bayerische Ministerpräsident war Verwaltungsbeamter gewesen, bei seiner Wahl am 16. März 1920 Regierungspräsident von Oberbayern. Er besaß nicht nur das Pflichtgefühl des Beamten, sondern ein selbsterrungenes christlich-konservatives Staatsideal. Gleichwohl blieb Kahr als Staatsmann Beamter, bezeichnete sich als Treuhänder des souveränen Volkes. Er war gewählt worden, um Ordnung zu schaffen und Ordnung zu halten. Das hat er mustergültig vollbracht. Nicht nur die öffentliche Sicherheit näherte sich den Zuständen vor dem Krieg, auch im Staatsbetrieb gewannen Pflichttreue, Genauigkeit und Arbeitslust schneller wieder die Oberhand als in manchen anderen deutschen Ländern. Dr. v. Kahr wußte die Bedeutung der Einwohnerwehr für bürgerliche Ordnung zu schätzen. Deshalb hielt er sie, solange er irgend konnte, und wich nur der äußersten Notwendigkeit. Das alles verknüpft seinen Namen mit der Geschichte Bayerns. Kahr ist Persönlichkeit genug, daß die ganze bisherige Landespolitik des Erhaltens und Verwaltens seinen Stempel trägt. Natürlich hat er, wie jede Persönlichkeit, seine Schranken. Schöpferische, zielweisende, fortreißende Politik war nie seine Sache, so hohe Gedanken seine sorgfältig ausgearbeiteten Reden auch oft enthielten. So konnten neben und unter ihm aktivere Politiker, denen sein Ideal zu hoch, sein Arbeitsprogramm zu nüchtern war, verhältnismäßig viel Spielraum gewinnen. Neben ihm der deutschnationale Justizminister Roth, durchaus Parteimann und als solcher sehr tätig. Weiter abwärts Pöhner, der Polizeipräsident von München, dessen große Verdienste um die öffentliche Sicherheit nicht vergessen werden sollen über seiner lästigen Fremdenkontrolle und einseitig duldsamen Plakatzensur. Diese und andere zogen die ganze, dem neuen Kurs im Reich feindlich gesinnte Rechte an, deren Treiben in Bayern wir oft gezeichnet haben. Anders wäre es nicht möglich gewesen, daß Berlin und München sich so entfremdet, daß die Frage des bayerischen Ausnahmezustandes sich so zugespitzt hätte, und daß so überraschend eine Kabinettskrisis ausgebrochen wäre, in der die Bayerische Volkspartei und der Ministerpräsident ihres Vertrauens nicht zusammenstanden und trotz aller bestgemeinten Versuche nicht mehr zusammenzubringen waren. Der Ministerpräsident hielt an seiner Auffassung fest und trat endgültig zurück. Natürlich kann man „Einflüsse von außen" auf Dr. v. Kahr bestreiten. Auch wir glauben nicht, daß die starken Männer Xylanders, die in den kritischen Stunden mit noch unerwiesenem Recht in den Vorsälen des Landtags herumstanden, seinem Entschluß die Richtung gaben. Sie stellten nur Mächte dar, die längst wirksam waren und ihre große Wirksamkeit sonst nicht zu leugnen pflegten.

Die Bayerische Volkspartei kann die Verhandlungen mit dem Reich nicht im Sinn absoluter Opposition betreiben. Nach der Verfassung, wie sie derzeit ist, kann das Reich den Ausnahmezustand sogar selbständig aufheben. Verzichtet es darauf, so darf es auch von seiten Bayerns ein Entgegenkommen er-

warten. Daß in München der Wille dazu besteht, erweist die Kahr-Krise. Es hätte nur auch in Berlin alles vermieden werden sollen, was neuen Unwillen auslöste. Dazu gehört die plötzliche Bekanntgabe der Berichte des preußischen Staatskommissars Weismann von seiner Kappistenstreife in Bayern. Sie gemahnen übrigens an gewisse Patrouillenmeldungen nervöser und ehrgeiziger Unterführer im Felde. Der Reichsregierung haben sie nicht nur eine empfindliche Zurückweisung aus dem bayerischen Ministerium, sondern auch von der preußischen Staatsregierung eingetragen. Diese sprach ihr Bedauern aus, daß ein preußischer Kommissar in Bayern Amtshandlungen vornehmen durfte und daß seine Berichte veröffentlicht wurden, ohne daß beidemal die bayerische Regierung verständigt war. Viel bemerkt wurde Stegerwalds Bemühen um die Verständigung zwischen dem Reich und Bayern. Er verwandte sich lebhaft für Annahme der neuen bayerischen Abänderungsvorschläge zu der Reichsverordnung vom 29. August, allenfalls mit einigen Modalitäten. — Auch die traurige Tatsache, daß die beiden Mörder Erzbergers aus München kamen, sollte niemand gegen Bayern ausbeuten. Wichtig ist allein, daß sie und ihre verhafteten Begünstiger der Marinebrigade Ehrhardt angehörten, die beim Kapp-Putsch die erste Rolle spielte. Die Untersuchung greift ziemlich weit und wird, wie wir hoffen und erwarten, rücksichtslos bis in die letzten Winkel leuchten. Es dürfte bald nicht mehr möglich sein, daß solche dunkle Ehrenmänner Bayern als gelobtes Land ansprechen. Das bayerische Volk wird allmählich über diese landfremden Ruhestörer aufgeklärt und behandelt sie einst gewiß nicht anders als die von der Novemberrevolution und von der Räterepublik.

* * *

Wenn das Volk die äußere Politik nicht beachtet, so muß die Regierung es um so mehr. Ob es während der letzten inneren Streitigkeiten immer genügend geschehen ist, möchte man fast bezweifeln. Der 15. September überraschte unliebsam mit der Nichtaufhebung der wirtschaftlichen Sanktionen. Grund: Deutschland soll nicht deutlich genug sein Einverständnis erklärt haben, daß die neue Aufsichtsstelle über Ein- und Ausfuhr am Rhein errichtet werde. Wenngleich eine halbamtliche Erklärung die Entente für alles verantwortlich macht, so bleibt doch zu fragen, ob die Reichsregierung, insonderheit das Ministerium des Aeußern, wirklich alles getan hat, um Unklarheit und Verschleppung zu verhindern.

Die schlimmen Erfahrungen, die Deutschland beim Aufbringen der ersten Goldmilliarde zur Kriegsentschädigung gemacht hat, zeitigten Verhandlungen des Reichskanzlers mit dem Reichsverband der deutschen Industrie und den Banken. Industrie- und Finanzwelt bieten ihren privaten Kredit, den sie im Ausland haben, dem Reich für die Wiedergutmachung an, damit es sein Papiergeld nicht weiter zum Kauf ausländischer Devisen zu vermehren und zu entwerten braucht. Die Schulden, die das Reich derart bei der Industrie und den Banken macht, sollen auf spätere Steuern verrechnet werden. Der kühne Plan verdient die besten Wünsche und die höchste Bewunderung. Gewinnt die Politik des deutschen und europäischen Wiederaufbaues durch Arbeit Boden in den Industriekreisen, so ist auch ihr größerer Einfluß auf die Politik, zumal die Steuerpolitik, begrüßenswert und segensreich.

Vom Ausland vernahmen wir, daß die Verhandlungen zwischen England und Irland sehr gefährdet waren. Die Iren nahmen Lloyd Georges Einladung auf eine Zusammenkunft zu Inverneß in Schottland an, wollten aber als Vertreter eines souveränen Staates verhandeln und verlangten als Grundlage die im Krieg von Lloyd George selbst verfochtene Regierung nur mit Zustimmung der Regierten. Lloyd George lehnte darauf die Zusammenkunft ab und erreichte damit, daß die Iren um neue Verhandlungen nachsuchten.

Die Griechen haben in Kleinasien Angora entweder gar nicht eingenommen, wie zuerst gemeldet wurde, oder es bald wieder aufgeben müssen. Jedenfalls stehen sie westlich davon im schweren Kampf mit den Türken. Die griechische Heeresleitung scheint mit dem Rückzug zu rechnen und französische Meldungen wußten bereits, daß Griechenland über den Völkerbund sich um Friedensverhandlungen bemühe. Für die große Diplomatie gibt es dann eine neue Preisaufgabe. Denn, wie oft erwähnt, steht hinter den Griechen England, und Frankreich hat schon oder verhandelt einen Vertrag mit Kemal.

Können wir vom italienischen und südslawischen Gegner lernen?

Von Professor Joh. Beringer, Freising.

Unter den Völkern Europas, die uns im Weltkriege feindlich gegenüberstanden, scheinen neuerdings neben dem stets geschäftigen und mit Ruhe vorausblickenden England besonders Italien und Südslawien (Jugoslawien) wieder wirtschaftliche Beziehungen mit Deutschland und Deutschösterreich anknüpfen zu wollen. Beide Nationen, der romanische Italiener und der slawische Serbe mit seinen neuen Staatsgenossen, den Slowenen und den Kroaten, waren trotz unserer Bündnisse mit ihnen uns Germanen im Grunde abgeneigt und sind es aus völkischen Ursachen heute wieder. Beide waren aber auch — und das unterscheidet sie zunächst von uns und unserer deutschen Durchschnittsdenkweise —, obwohl vielfach des Lesens und Schreibens unkundig, bis in die untersten Volksschichten hinein im nationalen Gemeinschaftsgefühl geschlossen. Sie waren für ihre Rasse begeistert und schon vor vielen Jahren sich völlig klar, wie sie sich zu einem kommenden Streit mit den germanischen Reichen stellen müßten, um zu ihrem zäh erstrebten Ziele zu gelangen; freilich nicht ohne die Hilfe der übrigen, teils slawischen, teils romanischen Mächte, die es neben dem germanisch-keltischen England auf die Schwächung und endliche Niederwerfung des Deutschtums und seines verwünschten Wettbewerbs abgesehen hatten.

Suchen wir zunächst die Eigenart des Italieners zu verstehen und vielleicht auch etwas aus ihr zu lernen in der Beantwortung der Frage: Was veranlaßte Italiens Ausdehnungsbestrebungen?

Brennender Ehrgeiz, geschichtliche Ueberlieferung, schlau berechneter Eigennutz (sacro egoismo), endlich Uebervölkerung erklären zum Teil den gewaltigen Landhunger dieses Staates. Italien ist wie Deutschland für seine Bevölkerung viel zu klein. Es zählt auf rund 300 000 qkm bei 36 Millionen Einwohner; Deutschland auf ungefähr 500 000 qkm gegen 60 Millionen Einwohner. Dazu ist wie bei uns ein großer Teil des Bodens unfruchtbares Bergland, das im Gegensatz zu unserer Heimat allerdings vielfach auch noch der Wälder entbehrt.

Zu welchem Ergebnis nun führte die nach Ausdehnung bzw. Festigung der Reichsgrenzen strebende Politik des italienischen Volkes, dessen Führer in Parlament und Regierung schlau, zäh und national — im Gegensatz zu unseren internationalen, das eigene Vaterland und dessen Lebensquellen verleugnenden Strömungen und Träumereien — stets die Vorteile des eigenen Volkes vertraten? Trotz seiner vom deutschen Standpunkt aus ob seines Verrates an uns wohlverdienten Niederlage schnitt es im Weltkrieg 1918 so günstig ab wie 1866. Erhielt es damals Venedig, so gewann es heute ganz Südtirol bis zum Brennerpaß, einen Teil der adriatischen Küste mit Triest und Pola und zudem ein Stück von Kleinasien. Jedenfalls hatte es zum Unterschied von unseren schwankenden politischen Zielen den Blick weiter hinausgewandt und seinen eigenen Gewinn unentwegt verfolgt; denn durch den Mißerfolg von Tunis ließ sich der tatenlustige, rührige Italiener nicht abkühlen. Tunesien war bekanntlich längere Zeit das Ziel der italienischen Auswanderung. Da wurde es 1881 von Frankreich besetzt. Das gekränkte Italien schloß sich nun 1883 dem Zweibund Deutschland-Oesterreich-Ungarn an, wahrlich nicht aus natürlicher Zuneigung, sondern lediglich in der Ueberzeugung, daß bald einmal die Stunde schlagen werde, in der es dem einen oder dem anderen der beiden Erbgegner Frankreich-Deutschland gute Dienste leisten könne. Und so konnte es beide brauchen, uns bis zum Weltkriege, unseren Gegner im Westen während des großen Ringens, in dem es zwar trotz französischer und englischer Waffenhilfe an uns seinen Meister auf dem Schlachtfelde fand, sein Ziel aber doch erreichte.

Italiens sonstiges Bestreben, sich weiter auszudehnen, ist begrenzt. Seine Kolonien Eriträ und Somaliland, Grenzüberreste Abessiniens in Ostafrika, haben nur mäßige Bedeutung. Schweren Konflikten geht die italienische Politik noch im adriatischen Meere entgegen, dessen Ostküste es trotz der Einsprüche Jugoslawiens, Albaniens und Griechenlands beherrschen möchte. Ihr Recht auf Istrien suchen die italienischen Staatsmänner auch damit zu begründen, daß der nördliche Teil der Adria durch den Po und die übrigen Alpenflüsse allmählich ausgefüllt wird, so daß Istrien mit der Lombardei zusammenwächst. Allein gerade sein Waffenbruder Frankreich wird in Jugoslawien, dem neuen

Königreich an der adriatischen Küste, dafür sorgen, daß Italiens Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und wie Frankreich früher bis zum Weltkrieg mit Hilfe Rußlands uns bekämpfte, so will es durch das neu geschaffene Südslawenreich Italien in Schach halten. Vielleicht wird Italien bald einsehen müssen, daß es mitgeholfen hat, das wenig zu fürchtende Oesterreich zu vernichten, dafür aber das viel gefährlichere Frankreich groß zu machen. Jedenfalls ist Italiens Großmachtstellung noch nicht gefestigt. Die Wankelmütigkeit und Unzuverlässigkeit seines Volkes macht es nicht zu einem begehrlichen Bundesgenossen. England aber, das jetzt alle Welt beherrscht, hat alle Ausgänge des Mittelmeeres in der Hand und kann gegebenenfalls durch Einstellung der Kohlen- und sonstigen Zufuhr Italien jederzeit seinen Wünschen gefügig machen.

Wie hilft sich nun der genügsame und arbeitsfreudige Teil der italienischen Bevölkerung, wenn er im eigenen Vaterland für sich und die Seinen nicht den vollen Unterhalt findet? Er geht in die Fremde. Aber nicht in die französische Fremdenlegion, wo nach verläßigen Mitteilungen eines kürzlich entwichenen Süddeutschen die Mehrzahl Deutsche sind, sondern er bleibt zeitweilig oder dauernd der Heimat fern, um ihr einerseits nicht zur Last zu fallen, anderseits zu helfen. Denn wie oben angedeutet, reichen infolge des starken italienischen Großgrundbesitzes und der immerhin noch mäßigen Industrie die Erwerbsquellen des Landes nicht hin, die stark zunehmende Bevölkerung zu ernähren. Auch die drückenden Steuerlasten, die wiederum der Vergrößerung des Staatswesens und seiner Verwaltungseinrichtungen folgen, also mit dem Streben nach der Großmachtstellung zusammenhängen, dann Verheerungen durch Vulkanausbrüche und Erdbeben nötigen zur Auswanderung. Die zeitweiligen Auswanderer begeben sich in die Schweiz oder nach Deutschland und Oesterreich als Erdarbeiter, Steinklopfer oder Maurer, Obst- und Früchtenhändler. Vor Eintritt des Winters kehren sie in ihre Heimat zurück, nachdem sie als sparsame Rechner ein kleines Sümmchen zusammengebracht haben. Die Zahl dieser vorübergehend Abwesenden betrug 1913 rund 320 000 Personen. An dauernd Ausgewanderten zählte man damals über eine halbe Million. Sie wandten sich nach den Vereinigten Staaten, nach Argentinien, nach Tunis und Tripolis und bedeuten für den Heimatstaat entschieden einen Verlust an Arbeitskräften und im Kriegsfalle an Soldaten. Allein sie haben diese Schädigung einigermaßen ausgeglichen, indem sie jährlich an ihre Verwandten gegen 300 Millionen Mark senden, eine beträchtliche Unterstützung, wenn man damit die 500 Millionen Mark vergleicht, die Italien aus dem Fremdenverkehr jährlich als Einnahme zufließen. Dabei bleibt der Italiener auch in der Fremde stets ein Käufer seiner heimischen Erzeugnisse (Wein, Seidenstoffe, Südfrüchte, Kunstgegenstände). Die Auswanderung ist also im ganzen nicht als eine große Schädigung der Heimat zu betrachten. Jedenfalls werden dadurch viele Verdienstmöglichkeiten geschaffen und die Zahlen der Arbeitslosen herabgemindert. Mit anderen Worten: Der Italiener weiß sich im Falle der Not viel eher und williger in eine neue Lage zu finden als mancher unserer unselbständigen Landsleute, denen Art und Umfang der Arbeit Jahr für Jahr schematisch vorgegeben werden muß, bis sie ihrer Herr werden. Es wäre also ganz verfehlt, das italienische Volk trotz seiner Untreue gegen uns als entartete Rasse zu betrachten. Wir müssen uns ja überhaupt mehr gewöhnen, in Wesen und Eigenart unserer Nachbarn einzudringen, statt uns in einer Ueberhebung zu gefallen, die alles andere als Nächsten- und Vaterlandsliebe beweist. Das italienische Landvolk hat vielmehr einen durchaus gesunden und kraftvollen Kern. Lebt es auch nur in einer elenden Hütte, arm und anspruchslos als Pächter, nicht als Besitzer seiner Felder, kann auch, wie schon erwähnt, mancher nicht lesen, weil das Volksschulwesen schwächer ausgebildet ist wie bei uns (die Landschulen haben nur 3 Klassen, vom 6. bis 9. Lebensjahr, von 100 Landleuten sind rund 25 ohne Kenntnisse im Schreiben), so haben sie doch an einer allgemeinen Bildung und nationalen Erziehung Anteil, die alte und hohe Kultur einem Volke verleiht. Auch die Reinlichkeit hat allerorts zugenommen und das früher sprichwörtliche Bettlerunwesen, die Lazzaroni, sind fast völlig verschwunden.

In welchem Lichte erscheint uns endlich hinsichtlich Zusammensetzung und Volkscharakter das andere Königreich, das als Nachbar und Nebenbuhler Italiens und südlicher Angrenzer Deutsch-Oesterreichs eine kurze Würdigung verdient, ich meine Jugoslawien?

Bei einem Umfang von 200 000 qkm und 10 Mill. Einwohner ist es unter allen Balkanstaaten am weitesten ins germanische Mitteleuropa hereingewachsen, birgt aber in seinen heutigen Grenzen die größten Verwicklungen mit den anliegenden Staaten in sich. Im Westen liegt es am Adriatischen Meer, wo freilich Istrien, Fiume und Zara, also die wichtigsten Hafenplätze, von Italien beansprucht werden. Im Norden läuft die Grenze am Oberlauf der Save und der Drau fast bis Klagenfurt. Dabei hat es, obwohl reiner Slawenstaat, ein Stück der deutschen Steiermark an sich gerissen. Von hier zieht die Grenze südlich Fünfkirchen zur Donau und Theiß und verschlingt wiederholt deutsche, ungarische und rumänische Dörfer. Noch weniger einwandfrei ist sie gegen die Bulgaren, die, wohlgemerkt, selbst Slawen und Serbiens geschworene Feinde sind, und gegen Griechenland, dem es Mazedonien genommen. Also überall Willkür und Aufteilung rein im Sinne der Entente zugunsten ihres serbischen Schützlings. Dabei verlor Ungarn mit Kroatien-Slawonien und Fiume seine Verbindung mit dem Meere. Italien beansprucht, wie eingangs dargelegt, die Adriaküste. Jugoslawien will infolgedessen auf Kosten Bulgariens oder Griechenlands einen Ausgang zum Aegäischen Meer. Bulgarien endlich wird schon wegen der Grenzverletzungen, und weil es seine erhoffte Vormachtstellung auf dem Balkan eingebüßt hat, immer ein Todfeind der Serben bleiben. Wir verstehen also wohl, warum dieser neue Südslawenstaat in seiner äußeren Politik von vornherein auf manche Schwierigkeit stößt. Aber auch im Innern ist er bunt gemischt. Wir begegnen neben den Kroaten, Slowenen und Dalmatinern, die kirchlich und kulturell auf ziemlich hoher Stufe stehen, den griechisch-orthodoxen Serben und Montenegrinern, dazwischen türkisch-mohammedanischen Gebilden, bei denen byzantinische Kultur und morgenländische Lebensweise obwalten. Gleicht sich also der nördliche Teil dieses Slawenreiches mehr der deutsch-österreichischen, fortgeschrittenen Lebensweise an in Bildung, Handel und Gewerbe, so sind die im Süden und Osten hausenden Volksteile, wie z. B. die Serben, nicht nur in der Landwirtschaft zurück — sie lassen u. a. ihr Getreide noch von den Tieren austreten —, sondern in der allgemeinen Erziehung überhaupt. Nahezu die Hälfte kann weder lesen noch schreiben trotz des unentgeltlichen Unterrichts. An höheren Schulen gibt es nur einige Realgymnasien, humanistische fehlen ganz; ebenso finden wir nur wenige Oberrealschulen. Alle höheren Anstalten haben acht Jahresklassen. Eine Universität endlich hat Belgrad.

Trotzdem ist dieses Staatengebilde wohl unserer Beachtung wert. Wenn wir auch weniger als Deutsch-Oesterreich unmittelbare Beziehungen mit ihm unterhalten und so zunächst keine großen materiellen Vorteile von ihm erhoffen, so sollte es uns noch mehr als Italien vorbildlich bleiben in der zähen Art und nationalen Gesinnung, mit der es viele harte Jahre hindurch sein slawisches Ziel erkämpft hat. Freilich ist dadurch der große Weltbrand entstanden, der nicht nur die Zerstückelung Oesterreich-Ungarns zur Folge hatte, sondern auch unseren Niedergang, und der der Menschheit insgesamt die größten Opfer gekostet hat. Trotzalledem bleibt Serbiens Haltung bewundernswert. Während Italien, ähnlich wie Rumänien, ohne Rücksicht auf seine vorherige Politik erst dann eingriff, als es sich seiner Beute leicht und sicher zu bemächtigen glaubte, hat Serbien gleich zu Beginn des großen Völkerringens unzweideutig Farbe bekannt und trotz der vielen Verluste, die ihm schon der letzte Balkankrieg gebracht, auch im vierjährigen europäischen Kampfe sieghaft durchgehalten. Es war eben, freilich von einer Reihe gewichtiger äußerer Umstände unterstützt, von einer großen, gemeinsamen Idee geleitet, von dem einzigen Gedanken der Rettung und Erhaltung seines besten Gutes, der Freiheit und Unabhängigkeit des slawischen Vaterlandes.

Anmerkung des Verfassers: Kulturpolitische Betrachtung im Anschluß an Wuhrers Geogr. Staatenkunde, München 1919[2], Oldenbourg.

Reichtum.

Das ist eine meiner besten Gaben:
Immer etwas zärtlich lieb zu haben,

Immer eine fremde Freude denken,
Immer grenzenlos sich selber schenken,

Und im Geben immer reicher werden —
Bin ich nicht ein König hier auf Erden?

Konrad Auerfaber.

Vom Lebenswerk Rudolf Steiners.

Von Richard Oettl, München.

Durch eine Sammlung von Aufsätzen[1]) sucht man Persönlichkeit und Lebenswerk Rudolf Steiners dem Verständnis der Gegenwart näherzubringen. Ist doch Steiner mehr und mehr eine geistige Macht geworden, auf deren Spuren man überall trifft, eine Gefahr, der schon viele erlegen sind, von denen man es nicht annehmen sollte. Friedrich Rittelmeyer (Berlin) berichtet uns ganz im Bann Steiners über dessen Person und Werk. So schildert er ihn als Phänomen allseitiger geistiger Kraft und Regsamkeit und als einen Mann, in dem eine fast übermenschliche Geistesgröße mit dem edelsten Menschentum zusammenwohnt und von dem eine tiefe Demut und Bescheidenheit alle Gefahren seiner geistigen Ueberlegenheit und jeder ihm bezeugten Bewunderung und Verehrung fernhält. Kann man da noch bezweifeln, daß Rittelmeyer das Persönliche seiner von Steiner empfangenen Eindrücke zu stark betont hat und hier den Versuch macht, seine wohl etwas unkritisch aufgenommenen Erfahrungen über Steiner der Allgemeinheit aufzunötigen? Aehnlich steht es um seine Mitteilungen über das Große und Vielversprechende an Steiners Lebenswerk. Gewiß ist es groß angelegt und durchgeführt, aber man kann danebenschlagen, auch wenn man weit ausholt. Das bestätigt uns Steiners Werk.

In einem anderen Teil dieses Buches verbreitet sich Richard Eriksen (Cristiania) über Steiners Bedeutung für die Philosophie und gibt eine gedrängte Darstellung seiner Erkenntnislehre. Man vergleiche mit dieser das treffliche Buch von Joseph Gredt O.S.B. „Unsere Außenwelt", Tyrolia 1921 und die Wahl wird nicht mehr wehtun. Im Einklang der Stimmen aller Völker über die Grundfragen des Lebens und der Philosophie vernehmen wir den Menschheitsbesitz an philosophischer Wahrheitserkenntnis. Nur von da erhalten wir „die" Philosophie, nicht von irgendeinem persönlichen System, das immer nur ein Stückwerk sein kann. Das gilt auch von Steiners Philosophie. Und seine Bedeutung für die Religion (Christian Geyer) erledigt sich für einen wahrhaft gläubigen Christen und Katholiken durch die tiefe Beherzigung des Wortes Christi: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich". Wenn auch Steiner selbst sich sträubt, für einen Religionsstifter gehalten und ausgegeben zu werden, will er uns doch im geheimen mit einer aus anthroposophischen, theosophischen und morgenländischen Elementen zusammengebrauten „Religion" überraschen. Wir, die wir eine von Gott selbst gestiftete Religion haben, können leichten Herzens auf dieses menschliche, allzumenschliche Religionssurrogat verzichten. In seiner Naturerkenntnis will Steiner die Fehler der materialistischen Naturwissenschaften vermeiden und geht dabei so radikal vor, daß seine Anschauungen auf diesem Gebiete eine fatale Aehnlichkeit mit der längst überwundenen Immanenzphilosophie zeigen. Gerade hier bemüht man sich (Hans Wohlbold) zu zeigen, daß die „anthroposophisch orientierte Geisteswissenschaft" Steiners eine Art archimedischer Punkt sei, von dem aus er Leben und Weltgeschehen bewegen könne. Wir können sie aber nicht ernst nehmen, weil sie uns doch nicht zu dem Menschen hinführt, wie er sein soll. Ueber „Steiner und die Pädagogik" (Michael Bauer, Nürnberg-Breitbrunn) sei nur folgendes bemerkt: Die Pädagogik wird besser daran tun, statt an die pädagogischen Künsteleien Steiners, die in seiner „anthroposophisch orientierten Geisteswissenschaft" mitersonnen und in der Waldorfschule in die Tat umgesetzt sind, ihr Wirken an die Beherzigung des Wortes eines unserer großen Dichter zu knüpfen:

> „Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll,
> solang er das nicht ist, wird nicht sein Friede voll."

Der Erzieher muß diesen persönlichen Werdetrieb richtig erkennen und deuten und für eine vernünftige und sittliche Lebenspraxis des Zöglings nutzbar machen. Wie das geschehen kann, zeigt uns Steiners Pädagogik leider nicht in der erforderlichen Klarheit — Den Schwerpunkt der politischen Anschauungen Steiners (Roman Boos) bildet seine Idee der Dreigliederung des sozialen Organismus. Er hat richtig beobachtet, wie das wirtschaftliche, politische und geistige Kulturleben sehr oft sich unheilvoll verwickeln. Aber anstatt nur eine Entwirrung anzustreben, will er eine völlige Trennung. Das verträgt aber der lebendige Organismus des gesamten Kulturlebens nicht. Es kann sich in Wirklichkeit nur darum handeln, die Mißbräuche abzustellen, die mit der naturnotwendigen Verbindung des wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebens eines Volkes getrieben werden. Als Beispiel dafür kann ein politischer Streik in einem wirtschaftlich lebenswichtigen Betrieb gelten. Aber das Wirtschaftliche, Politische und Geistige deswegen auseinanderzureißen, nennen wir mit einem volkstümlichen Ausdruck „das Kind mit dem Bade ausschütten". — In einem besonderen Teil dieses Buches („Rudolf Steiner und Goethe" von Dr. Erich Schwebsch, Berlin) wurde Goethe als der „Zeitgenius" (Seite 241) Steiners im Verhältnis zu diesem betrachtet und dargelegt, wie Steiner in seinen Grundanschauungen auf Goethe fußt. Um über das Problem Goethe-Steiner ein endgültiges Urteil fällen zu können, muß abgewartet werden, was Steiner aus den Ideen Goethes noch herausholt, wozu er sie vielleicht umschafft und ob er sich nicht schließlich noch von ihm entfernt. Endlich wird Steiner auch für die Neubelebung des Deutschtums nicht viel bedeuten können. Dafür kann nur der Geist solcher Männer wirken, die das ganze Volk darin voll verstehen kann. Aber der großen Menge unseres Volkes wird wohl ewig dunkel bleiben, was Steiner über das Deutschtum ergrübelt hat. Gab es nicht schon Männer, die in dieser Sache unser ganzes Volk verstehen konnte und noch immer verstehen kann? Ich nenne nur Freiherrn von Stein, E. M. Arndt und die beiden Freiheitsdichter M. v. Schenkendorf und Th. Körner. Lassen wir deren Geist bei uns wieder aufleben, statt von Steiner etwas zu erwarten, was er eben nicht unserem ganzen Volke geben kann.

Nur mit einem Gefühl herbster Enttäuschung können wir auf dieses so viel versprechende Lebenswerk Steiners zurückblicken. Es hat weder für das Verständnis, noch für die innere Erneuerung der Allgemeinheit etwas zu bieten und mußte zur Irrlehre werden, weil es sich nicht auf das Felsenfundament der christlichen Wahrheit stellte.

[1]) Vom Lebenswerk Rudolf Steiners. (Eine Hoffnung neuer Kultur). Herausgegeben von Lic. Dr. Friedrich Rittelmeyer (Berlin) 2. Auflage, 5.—8. Tausend, 354 S., Christ. Kaiser, Verlag München 1921. Geheftet ℳ 28.—, gebunden ℳ 34.—.

Das Internationale im Judentum.

Von rer. pol. Hans Broermann, Lippstadt i. W.

Wie die Judenfrage nicht Frage eines einzigen Volkes, sondern Menschheitsfrage, so ist sie auch nicht eine Frage unserer Zeit oder eine, die sich durch die Beobachtung der Ereignisse der letzten Jahrhunderte verstehen läßt, sondern sie hat ihre tiefste Begründung in der jüdischen Seele selbst, die durch eine jahrtausendelange Geschichte so geworden ist, wie sie ist. Die letzte Ursache für dies eigenartige Werden liegt in der Religion des jüdischen Volkes, genauer in der religiösen Messiasidee des alten Judentums. Entspringen ja die meisten großen Ideen mehr oder weniger aus der religiösen Sphäre.

In den alten Zeiten der Geschichte Israels, als das jüdische Volk in der assyrischen und babylonischen Gefangenschaft schmachtete, war die messianische Idee zunächst eine durch das machtvolle Wort der alten Propheten, besonders Isaias und Jeremias, getragene Hoffnung auf Erlösung aus den Ketten der Feinde. Das Schwergewicht lag auf der Umstellung der Gesinnung, auf der religiösen Erneuerung. Man erwartete das Heil von einem mächtigen Herrscher, der im Innern Ordnung schaffe durch gerechtes Gericht, die Feinde besiege und den Frieden herstelle. Alle Völker erkennen das Heil und die Herrlichkeit Jahves an. Der Götzendienst fällt und auf der ganzen Welt wird die wahre Religion begründet, die bis an die Grenzen der Erde getragen wird. Alle Juden werden sich im Lande der Väter versammeln, wo in Jerusalem der Friedenskönig thront. Als nach der Rückkehr aus dem Exil sich diese besonders auf den Davididen Serubbabel gesetzten Erwartungen nicht erfüllten, schwand die Hoffnung mehr und mehr, um endlich nur noch als schwacher Funken unter der Asche weiterzuglimmen. Dies änderte sich, als die Juden von den Syrern und Römern schwerste Bedrückung zu leiden hatten. In dieser Zeit, unter der Regierung des mächtigen Geschlechtes der Hasmonäer, wirkte sich die Messiasidee vorwiegend in national-politischer Richtung aus. Besonderen Anteil hieran hatte der Hellenismus. Unter seinem Einfluß war der enge politische Horizont des jüdischen Volkes zu einem weltpolitischen Weitblick geworden. Nunmehr war von einer inneren Umwandlung des Volkes als Bedingung keine Rede mehr. Es

ist bekannt, daß in dieser Zeit der äußeren Wirren, in der Zeit vor und nach Christus, ein mächtiger König erwartet wurde, der die Kinder Israels vom verhaßten Joche der Erobervölker, aus der Knechtschaft der Feinde Gottes befreien und unter Führung Judas ein großes Reich errichten werde, das alle Völker umfaßte und sich erstreckte bis an die Grenzen des Erdkreises. Fest bestand immer die Hoffnung, daß sich das Heil im Lande Israels selbst verwirklichen werde. Daraus entspringt auch heute die zionistische Bewegung. Auch außerhalb Judas finden wir die Messiaserwartung in hohem Ansehen. So weiß der Alexandriner Philo (25 v. bis 40 n. Chr.) von einem Reiche des Friedens, das nach bösen Zeiten anbrechen soll und zu dem alle Israeliten aus der Ferne herbeiströmen werden, um unter einem unbesiegbaren Fürsten die Herrschaft über die gesamte Menschheit zu führen. (Marti, Gesch. der jüd. Relig. S. 331.) In welchem Maße sich die Messiasidee durch den Bekehrungseifer der Juden in der Heidenwelt auswirkt, erweist sich an der großen Zahl der Proselyten. Diese genossen die gleiche Achtung und hatten dasselbe Recht wie die geborenen Juden, weswegen, abgesehen von vielen Frauen, zahlreiche edle Römer, wie Sueton und Tazitus berichten, sich zum Judentum bekehrten, um Anteil am Messias zu haben. Diese politisch-irdische Messiashoffnung spielte, von Christus nicht erfüllt, bei den dauernd wieder aufflackernden Kämpfen gegen die Römer, die stets ungünstig ausfielen, eine große Rolle. Sollte doch nach der Zerstörung des Römerreiches das sehnlichst erwartete Messiasreich seinen Anfang nehmen. Man denke an die zuerst großen Erfolg versprechende Erhebung des Messias Barkochba von 132—35. Selbst Flavius Josephus (im ersten Jahrhundert) gesteht zu, daß die messianische Hoffnung eine der mächtigsten war in dem großen Aufstande gegen Rom. (Schürer, Gesch. d. jüd. Volkes, II, S 604.) Stets blieb fortan der große Zug der Messiasidee vorhanden, daß das auserwählte jüdische Volk zum Herrn der Welt bestimmt sei. Im Laufe der Zeit wurde die Hoffnung zu einem dauernden Zustand; und auch heute noch besteht die nationalpolitisch irdische Messiasidee in unverminderter Stärke fort. Selbst wenn die Hoffnung in einem großen, vielleicht ungläubigen Teile des heutigen Judentums nicht mehr besteht, erscheint es doch wohl selbstverständlich, daß eine solche durch Jahrhunderte hindurch genährte Idee fortwirkt in Kindern und Kindeskindern, auch wenn dies dem jetzigen Geschlecht nicht mehr bewußt sein sollte. Träger dieser Idee ist durch seine besten Vertreter das jüdische Volk als solches, das, wie kein anderes, durch die Eigenart seiner Geschichte und die Charaktereigenschaften seiner Kinder über den Erdball zerstreut, unter anderen von ihm grundverschiedenen Völkern wohnend, seine Weltherrschaft aufbauen will. Das Selbstbewußtsein des Herrschervolkes, das die tiefe Ueberzeugung des Herrschensollens als von Gott angeordnet in sich fühlt, sucht nun mit ganzer Seele und starker Macht sein Ziel notwendig in die Tat umzusetzen. Dabei bedient sich das jüdische Volk aller Mittel, die ihm nach Maßgabe seiner Religion erlaubt sind.

Im Verfolg dieser Weltbeherrschungsideen treten zwei Gruppen, zwei Strömungen des Judentums besonders hervor. Wir finden, daß die Juden einerseits im Kapitalismus, anderseits im Sozialismus, Kommunismus und Bolschewismus ihren Ideen Wirklichkeit zu geben gewillt sind.

Es hieße, Eulen nach Athen tragen, wollte man nochmals ausführen, daß, auf welche Weise und mit welchen Mitteln die jüdischen Bankiers, die Finanz-, Börsen- und Presseleute die Welt beherrschen. Eiserner Fleiß, kaufmännische Begabung und moralische Gleichgültigkeit in Geschäften machten sie fähig, Makler der Welt zu werden. In welchem Maße den Juden bei ihren Unternehmungen ihre über den Erdball verzweigten Familienbeziehungen zunutze waren, beschreibt W. Sombart anschaulich in seinem Buche: Der moderne Kapitalismus, S. 896 ff. W. Rathenau erklärte einmal: 300 Leute dirigieren heute das Wirtschaftsleben Europas, 300 Personen, die sich gegenseitig ganz genau kennen und ihre Nachfolger nur aus ihrem persönlichen Bekanntenkreise wählen, 300 Personen, durch ihre Organisation noch mehr zusammengeschlossen, als es die Oligarchie des alten Venedig war. Eberle sagt dazu mit Recht, daß Rathenau dabei offenkundig an Bankdirektoren gedacht habe. (J. Eberle, Ueberwindung der Plutokratie, S. 115.) Und ist es in der übrigen Welt etwa anders? In welchem Lager aber mindestens die meisten dieser Personen zu suchen sind, darüber braucht man wohl keine Worte zu verlieren. Von der Beherrschung der Wirtschaft bis zur Herrschaft über die Welt im allgemeinen ist nur ein kleiner Schritt. Vor der Oeffentlichkeit zeigen sich die wahren Weltherren vorsichtiger-, leicht- und selbstverständlicherweise nicht. — Sie haben es auch gar nicht nötig. — Sie sind die Drahtzieher, nach deren Willen die Regierungen der einzelnen Länder zu tanzen haben; sie mögen es wollen oder nicht, sie mögen es zugeben oder nicht. Das Weltkapital steht hinter diesen unsichtbaren Königen und — Geld regiert immer noch die Welt! Wie diese Leute den Völkern ihren Willen aufzuzwingen wissen und die öffentliche Meinung zu beeinflussen verstehen, erkennen wir ganz klar, abgesehen von unseren Kriegserfahrungen, wenn wir die Namen der Besitzer der führenden Weltzeitungen und Telegraphenbureaus kritisch beleuchten. Es mögen einige Namen folgen: Scherl-Verlag, Berlin, „Frankfurter Zeitung", Northcliffe-Presse in England, Hearst-Presse in Amerika; Telegraphenbureaus: Wolf, Havas, Reuter (Begründer, der Vater des jetzigen Besitzers, ein aus Deutschland eingewanderter Jude). Auf diese Weise leiten und lenken die jüdischen kapitalistischen Machthaber als die nach ihrer materialistischen Messiasidee von Gott gewollten Herrscher der Erde die Geschicke der Welt. (Vergl. Dr. Eberle: Die Ueberwindung d. Plutokratie S. 139 ff.)

Dasselbe Ziel, die Herrschaft über den Erdkreis, suchen auf einem anderen Weg, der den modernen sozialen Verhältnissen Rechnung trägt, die Vertreter des Judentums im Sozialismus und seinen Extremen, dem Kommunismus und Bolschewismus zu erreichen. Mögen auch Beweggründe wie Mitleid mit den bedrückten Massen des Proletariats, das Zukunftsparadies auf Erden, mitwirken bei ihrer Tätigkeit, so scheint es doch den Ausschlag zu geben, ja nach ihrer Messiasidee, sich als das auserwählte Volk zu betrachten, ist es sicher, daß die jüdischen sozialistischen Führer die Befreiung der Massen nur als Mittel zum Zweck betreiben, um durch die Führung dieser fessellosen Massen ihre Herrschaft um so sicherer zu machen. Man braucht dabei an der sozialistischen Ueberzeugung der einzelnen Führer nicht einmal unbedingt zu zweifeln. Ein gewisser emporreißender Geistesschwung, gepaart mit rücksichtsloser Einsetzung der Persönlichkeit befähigt sie, in der Befreiung des Proletariats eine besondere Rolle zu spielen. Man sehe, um die bekanntesten zu nennen, Männer wie Marx, Lassalle, Liebknecht, Adler, Lenin, Trotzki! Diese kühne Geistesverfassung in Verbindung mit der Messiasidee, nach der sie sich zu Herrschern über die gesamte Menschheit berufen glauben, macht sie in hervorragendem Maße zu solchen Führern geeignet. Denn den Massen imponiert das Große, Gewaltige, Kühne, Weltumgestaltende und -umspannende, vielleicht infolge des kapitalistischen Anhauches, der, in alle Bevölkerungsschichten gedrungen, auch dort heimisch ist. Oder sollte dieser Zug ins Große, dieser faustische Geist der abendländischen Welt, um mit O. Spengler zu sprechen, im Wesen des abendländischen Menschen liegen, und ihn so zu einem besonders geeigneten Objekt großer Ideen machen? Als Führer für solche Bewegungen sind nun diese Juden wie geschaffen und werden begeistert umschwärmt und willkommen geheißen. Zu Hilfe kommt ihnen bei dieser Tätigkeit ein großer, praktischer Sinn. Man findet, daß die nichtjüdischen Sozialisten in den seltensten Fällen imstande sind, Weltsozialisten zu sein. Sie sind, allerdings selten, mehr oder weniger scharf ausgeprägte Nationalsozialisten, wie Rodbertus, oder huldigen dem sogenannten utopischen, weltfremden Sozialismus in Reinkultur, von Plato über Th. Morus und Campanella bis St. Simon, Proudhon usw. Diese können nicht aus ihrer Haut heraus. Denn sie sind eben nicht international, sondern völkisch veranlagt in des Wortes wahrster Bedeutung. Wenn sie darüber hinausgehen, versagen sie!

Bei den jüdischen Sozialisten, Kommunisten, Bolschewisten finden wir nun diesen großen, weltumspannenden internationalen Sozialismus, immer mehr oder weniger rein, mehr oder minder stark vermischt mit verwandten Ideen oder Interessen. Seine schärfste Ausprägung, seine extremste Fassung gab ihm Karl Marx in seinem in fast alle Sprachen übersetzten kommunistischen Manifest von 1847. Fleiß, geistige Einsicht und Beweglichkeit, verbunden mit einem ausgezeichneten Organisationstalent, sind den Juden auch hier von größtem Nutzen. Sie lassen sich in ihren Handlungen nicht von blinden, phantastischen Vorstellungen leiten, sondern mit klarer Einsicht und festem Willen, nach des Lebens Wirklichkeit, aber stets im Hinblick auf das große und letzte Ziel, bestimmen sie ihr Tun. Vertieft man sich in die Geschichte der 1., 2. und 3. Internationale — s. Kongreß in Moskau — so sieht man den entschiedenen Willen zur Rolle des Weltbeherrschers über den Erdkreis und die Fähigkeit, den großen Massen diesen Willen aufzuzwingen, so daß die Massen natürlich in ihrem

eigenen Interesse, wie sie vermeinen, darnach handeln und willenloses Werkzeug in der Hand ihrer Führer sind.

So sehen die jüdischen Führer der Sozialisten, Kommunisten und Bolschewisten ihre national-politisch-irdische Messiashoffnung der Erfüllung entgegengehen, da sie zu Herrschern der Welt werden und schon alle scheinbaren Machthaber der Erde gezwungen sind, auf ihre Stimme zu hören.

Findet man auch bei allen Völkern diese Interessen- und Ideenvertretung im Kapitalismus und Sozialismus, so ist sie doch bei keinem Volke so mächtig, Raum und Zeit überbrückend, wie bei den Juden. Dieses kühne Weltumspannende ist gerade am Kapitalismus und Sozialismus das eigentlich Jüdische, die irdisch-materialistisch gewordene Messiasidee. Für den Kapitalismus hat es nachgewiesen Werner Sombart in seinem Buche: Die Juden und das Wirtschaftsleben. S. 292 ff. weist er auch hin auf die nahe Wesensverwandtschaft zwischen dem jüdischen Geschäftsgeist und dem kalvinisch-puritanischen Krämergeist des Engländers. Er nennt sie schlechthin identisch. (Vergl. auch: Max Weber: Einfluß der jüdischen Religion auf das Wirtschaftsleben. Sombarts Archiv. Bd. 44.) Den Nachweis für den Sozialismus bringen die Juden selbst durch ihre Schriften und Taten in der Propaganda für den Sozialismus, Kommunismus und Bolschewismus.

Ausbau der Gemeindehilfe.

Von Rechtsanwalt Schmitz-Proenen, Köln.

In Nr. 21 (1920) war unter dem Titel „Laienhilfe in der Seelsorge" im wesentlichen dargelegt, was im Rahmen einer solchen nur als Gemeindehilfe zu bezeichnenden Tätigkeit geschehen müsse. Es wird dies aber nur geschehen können, wenn zwei Vorbedingungen erfüllt werden: eine geeignete Organisation und richtige Arbeitsmethoden. Es muß sich also zu der früheren Darstellung der Materie eine solche der Form gesellen. Demgemäß soll nunmehr zunächst versucht werden, ein Bild des äußeren Aufbaues zu zeichnen.

Kernstück desselben müssen Gruppen von Mitarbeitern aus dem Laienstande beider Geschlechter sein. Man würde diese zu suchen haben in den Kreisen, welche sich die eigene Selbstheiligung und Förderung anderer zum Ziele gesetzt haben, also z. B. den Freunden der franziskanischen, ignatianischen und vinzentinischen Bewegung. Allerdings mit einer Einschränkung. Denn leider sind manche Mitglieder der heutigen, aus jenen Bewegungen hervorgegangenen Gruppen nicht vom rechten Geist und Wollen beseelt. Wir müssen daher unter den Eifrigeren eine Auslese treffen und diese, vereinigt mit besonders zu werbenden neuen Mitgliedern, zu lebendigeren Gruppen zusammenfügen, die den alten, guten Geist wieder zu Ehren bringen.

Für die Form dieser Gruppen könnte man diejenige der Vinzenz-Konferenzen zum Vorbild nehmen, da sie sich im weitesten Umfange bewährt hat (Laie als Vorsitzender, geistlicher Beirat, regelmäßige Sitzungen mit Gebet, Lesung, Besprechung, geringe Anzahl von Mitgliedern, Uebernahme bestimmer Arbeiten durch diese, Unterstützung durch die Geldspenden einer größeren Zahl von Teilnehmern). Anknüpfend an die gegebenen Verhältnisse kämen wir so für das Gebiet des Hirtenamtes zu Konferenzen von Franziskaner- und Dominikaner-Tertiaren für Haushaltsfürsorge, von Angehörigen der von Jesuiten gegründeten Kongregationen für Heimatlosenfürsorge (Standeshilfe), von Vinzenz-Jüngern für Familienfürsorge und zwar für solche durch ideelle, religiöse Einwirkung (Ergänzung der bisherigen Vinzenz-Konferenzen, durch „Apostolats-Konferenzen"). Weiterhin wären erforderlich Konferenzen für Kultus, sowie Mysterienspiele usw., gebildet aus den Freunden der liturgischen Bewegung und von Paramentik, bildender christlicher Kunst, Kirchenmusik usw. — etwa mit dem Benediktinerorden als Pate. Endlich wären zur Unterstützung des Lehramtes Konferenzen zur Pflege des geselligen Lebens und Schrifttums — Volksbildung und Volksaufklärung — zu schaffen, wofür etwa neuere Lehrorden als Paten in Betracht kämen. Wie dort die liturgische Bewegung ein Anknüpfungspunkt sein könnte, so scheinen auch hier gewisse Bestrebungen einen solchen zu bieten.

Diese Konferenzen hätten innerhalb eines Dekanates oder Definiturbezirkes darauf zu achten, daß alles Notwendige geschähe und Schädliches verhindert würde, hätten sich durch aszetische und fachliche Vorträge zu schulen und nach Kräften durch praktische Arbeit die Seelsorge zu unterstützen.

Zu diesem Zwecke müßten sie ihre Mitglieder der zuständigen Pfarrgeistlichkeit zur Verfügung stellen. Denn wenn auch praktische Erwägungen dafür sprechen, nicht in jeder Pfarrei eine besondere Konferenz zu bilden, so ist doch klar, daß die Ausführung der Arbeiten nur in enger Fühlungnahme mit der Pfarrgeistlichkeit erfolgen könnte.

Für kleine Verhältnisse genügte auch eine Konferenz für Gemeindehilfe mit 5 Abteilungen.

Indem wir uns die einzelnen Konferenzen, je nach ihrem Arbeitsgebiet, unter den Einfluß einer bestimmten Ordensgruppe gestellt denken, sei es unmittelbar, wie bei den Tertiaren des hl. Franziskus und Dominikus, oder mittelbar (Vinzenz-Gruppen, Kongregationen), können wir die gesamte Mitarbeiterschaft als Tertiarentum bezeichnen. Dies wäre um so mehr berechtigt, wenn ein unmittelbarer Einfluß auch da ermöglicht würde, wo er bisher noch fehlt. Daß dies zur Erhaltung des Eifers, Vertiefung der religiösen Auffassung von Vorteil wäre, bedarf keines Beweises, da die Orden immer wieder durch ihren lebendigen Eifer einer Erschlaffung entgegenzuwirken vermöchten. In dieser Hinsicht kann der Wert des Tertiarentums in weitestem Sinne als Anglied des Ordenswesens nie zu hoch bewertet werden.

Gleichwohl bedarf es einer Ergänzung. Denn selbst beim besten Willen können die Tertiaren nicht alles leisten, was notwendig ist. In vielerlei Hinsicht werden Kräfte nötig sein, die sich regelmäßig für bestimmte größere Zeitabschnitte oder sogar unbeschränkt zur Verfügung stellen. Das zeigte sich z. B., als man in Krefeld mit der Haushaltsfürsorge begann. Einzelne Personen mußten sich für eine Anzahl von Stunden wöchentlich zur Verfügung stellen und schließlich kam man auch dazu, Berufsarbeiterinnen einzustellen. Dasselbe wird für die Familienfürsorge notwendig sein, wenn sie mit den Berufskräften der städtischen Fürsorgetätigkeit wetteifern will, dasselbe auch für Standeshilfe, für Büchereidienst, für Pfarr- und Vereinssekretariate.

Es sind gebundene Kräfte notwendig, die zwar in gleichem oder noch verstärktem Maße wie die Tertiaren (im engeren Sinne) als Ordensleute zu gelten hätten, aber doch freier gestellt sein müßten als die Ordensleute, die wir gewöhnlich als solche betrachten, d. h. die Angehörigen der ersten und zweiten Orden. Man könnte sie vielleicht allgemein in Berücksichtigung des Wortsinnes als Oblaten bezeichnen, soweit sie sich ganz „dargebracht" zur Verfügung gestellt haben, oder als Semi-Oblaten, wenn sie nur für eine größere Anzahl von Stunden wöchentlich bereitstehen.

Diese Oblaten müßten vor allem eine eingehendere Ausbildung erfahren, etwa zunächst als „Postulanten" eine solche allgemeiner Art, sowohl hinsichtlich der Aszese als der Fachkenntnisse. Dann müßten sie sich für ein bestimmtes Hauptarbeitsgebiet entscheiden und unter besonderer Leitung des entsprechenden Paten-Ordens für dieses eindringender vorbereitet werden. Sie würden dann als Benediktiner-, Franziskaner-Oblaten usw. in besonderen Genossenschaften vereinigt, fänden dort ihre ideelle und materielle Stütze (Altersversorgung usw.) und würden von ihrer Organisation im Wege des Dienstvertrages den Pfarrern, Konferenzen usw. zur Verfügung gestellt.

Indem wir so immer wieder von 5 Hauptgruppen ausgehen, kommen wir an der früher, z. B. auf dem Essener Karitastage aufgeworfenen Streitfrage vorbei, ob der Vinzenzverein, oder die Kongregation, oder der dritte Orden die Laienhilfe übernehmen soll und zwar, indem wir eine fachliche Arbeitsteilung empfehlen. Dabei sei zugegeben, daß sich eine solche nicht restlos durchführen lassen wird. Vielfach wird aber dann an Stelle der fachlichen eine regionale Arbeitsteilung möglich sein. Beides allerdings nur, wenn allerseits guter Wille vorhanden ist. Es gibt zwar viele, die dies bezweifeln. Wenn man aber bedenkt, daß die Kirche ein großes Heer von Streitern nötig hat, um den Gegnern in den Weg zu treten, so ist doch klar, daß es sich nicht empfiehlt, wenn jede Truppe für sich kämpft ohne einheitlichen Plan eines Generalstabs, ohne richtige Verteilung der Kräfte.

Mag die einzelne Truppe noch so tüchtig sein, mag jede Ordensgruppe ihre besonderen Vorzüge haben und ihren Geist ihren Tertiaren und Oblaten mitzuteilen sich verpflichtet fühlen, so muß die berechtigte Individualität doch bereit sein, sich den praktischen Bedürfnissen im Interesse des Ganzen anzupassen.

Gewiß wird es nicht leicht sein, die angestrebte Einigkeit in der Vielheit zu erzielen, aber der Heilige Geist, der die Kirche regiert, ist doch als ordnende Macht wirksam und daher dürfen wir hoffen, daß er auch hier den Weg zeigen wird.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Der 20. September, der Tag der Einnahme Roms durch die Piemontesen, dürfte diesmal in der italienischen Hauptstadt mit etwas gemischteren Gefühlen begangen werden. Die Reden an der Bresche der Porta Pia werden zwar nicht fehlen, allzu frisch aber ist noch der Eindruck jener einmütigen Feststellung der Organe der öffentlichen Meinung Italiens, daß die am 20. September 1870 geschaffene Frage eine offene Wunde am italienischen Staatskörper ist, deren baldige Heilung das nationale Interesse fordert. Deutschlands Katholiken sind heute in der angenehmen Lage, sich der Anschauung der italienischen liberalen Presse in diesem Punkte nur anschließen zu brauchen und sie haben das auf dem Frankfurter Katholikentag auch so laut getan, daß das Echo aus den römischen Redaktionen nicht ausgeblieben ist. Nachdem man jedoch endlich das quid agendum erkannt hat, sollte, wie es sich unter ernsten Leuten ziemt, entschieden zugegriffen und endlich im Einvernehmen mit dem Papste gründlich Ordnung, ganze Arbeit gemacht werden. 300 Millionen Katholiken mit einem Oberhaupte, bei dem so ziemlich alle zivilisierten Mächte sich diplomatisch vertreten zu lassen für nötig befinden, können wohl von einer italienischen Regierung so viel Rücksicht beanspruchen. Uebrigens hat jüngst der „Osservatore Romano“ keinen Zweifel daran gelassen; die römische Frage ist auch eine Gebietsfrage; was Italien dem Papste als Gebiet (sogar nur zur Nutznießung!) gelassen hat, entspricht dem Bedürfnisse der päpstlichen Souveränität nicht.

Die Freimaurerei macht nun mobil. Vom 3.—6. Sept. beging die „Katholische Jugend Italiens“ ihr fünfzigjähriges Bestehen durch einen gewaltigen Kongreß mit 30,000 Teilnehmern und 2000 Fahnen aus dem ganzen Lande. Die zuerst genehmigte hl. Messe im Kolosseum, der Festzug von dort zum Vatikan, wurden in letzter Minute verboten und das Verbot durch Einsatz von Polizei und Militär mit blanker Waffe in brutalster Weise durchgeführt. Ein eben durch seinen Umfang lächerliches Polizeiaufgebot „schützte“ den Palazzo Giustiniani, den Sitz der römischen Großloge und des Großorients vor der katholischen Jugend, während Knaben und Priester durch die Straßen Roms gehetzt, geschlagen und verwundet, ihre Fahnen zerrissen wurden. Gedungenes Gesindel drängte sich unter die Kongressisten und stieß Rufe gegen das Königreich und den König aus, um den Anschein zu erwecken, als ginge die Demonstration von den Katholiken aus. Die Preßtrabanten der Logenblätter „Giornale d'Italia“, „Paese“ und „Resto del Carlino“ berichteten auch sofort einmütig nach Parole über die „klerikale Kundgebung gegen das Königreich“, um zu beweisen, was bewiesen werden sollte: Der Papst ist der Feind Italiens, mit ihm darf kein Friede geschlossen werden! Was verschlug es, daß im gleichen Augenblicke Hunderte von Trikoloren im vatikanischen Garten vor dem Segen Benedikts XV. sich neigten und am nächsten Tage unbeanstandet in St. Peter zu der vom Papste zelebrierten Messe zugelassen wurden? Bemerkt sei, daß, was ich stets behauptete, der Faschismus lediglich eine Logenschutztruppe ist; als solche hat er sich in diesen Tagen erwiesen und offen gezeigt. Der Minister De Nava hatte aber in dem alten Rezepte seiner Rechnung einen neuen Faktor übersehen: die Volkspartei. Was deren Vertreter ihm sagten, verschweigt die „Agenzia Stefani“, aber unmittelbar nach der Aussprache anerkannte eine halbamtliche Note das patriotische und loyale Verhalten der katholischen Jugend, das Militär wurde zurückgezogen und die Polizei ließ sich plötzlich den Schutz der Kongressisten angelegen sein, so daß die drei letzten Tage ungestört verliefen. Die ganze Hetze aber war zweifellos der Auftakt zum 20. September.

Kardinal Ratti ist feierlich in seine Mailänder Diözese eingezogen, begeistert empfangen von Klerus und Volk. Auch seine Ansprache, obwohl von wärmstem vaterländischem Tone getragen, wurde sofort von der „Epoca“ zu einer italienfeindlichen Kundgebung umgefälscht und verbreitet; es liegt System in der Sache.

Auf regstes Leben im Katholizismus lassen die zahllosen Kongresse, Generalversammlungen, Delegiertentage im In- und Auslande schließen, über die zu berichten kein Raum ist; nur wo besondere Gründe dazu raten, sei Erwähnung getan.

Am 23. August tagte zu Fulda die Konferenz der deutschen Bischöfe; vertreten waren Köln, Breslau, München, Trier, Osnabrück, Münster, Hildesheim, Paderborn, Ermland, Freiburg, Rottenburg, Mainz, Limburg, Bautzen, Prag und Fulda.

Brüssel erlebte am 8. September einen großen marianischen Kongreß unter Beteiligung aller belgischen Bischöfe.

Die Katholiken Polens eröffneten am 10. September zu Warschau ihren Katholikentag, worüber noch keine Einzelheiten bekannt sind; die erste Meldung besagt nur, daß unter den Autoritäten wie Pilsudski (der gegen das Hoch auf den Papst demonstrierte!), General Haller, Kardinal Kakowski sich auch Korfanty befand, also der Mann, an dessen Händen das Blut der Opfer des oberschlesischen Aufstandes klebt. — Zu Polens Vertreter beim Vatikan ist der ehemalige k. u. k. Botschaftsrat Skrzynski, bisher Gesandter in Madrid, ernannt worden.

Anfangs August tagte zu Velehrad die Jahreskonferenz der Unionsbestrebungen unter den Slawen; den Vorsitz führte Erzbischof Stojan von Olmütz. Vertreter aus den verschiedenen slawischen Ländern berichteten über die Unionsaussichten. In Rußland und der Ukraine verhindern zurzeit die politischen Zustände das Unionswerk, während, wie P. Trchlo, C. SS. R., mitteilte, Polen das Werk durch seine fortgesetzte, gewaltsame Latinisierung stört. Auch der Proselytismus und die Hetze des serbischen Bischofs Dositej in Tschechien, in der Slowakei wie unter den unierten Ruthenen verderben viel an Stimmungswerten, wenngleich die Abfallsergebnisse selbst belanglos seien. Der griechisch-unierte Bischof Njaradi aus Kroatien erklärt, der Kampf habe seine Herde in ihrer Anhänglichkeit an den Hl. Stuhl nur gestärkt. Der lateinische Priester Stele aus Laibach erachtet Südslawien als prädestiniert, bei der Wiedervereinigung mit den Getrennten eine bedeutende Rolle zu spielen. Vorbedingung sei erneuter Eifer und erhöhte religiöse Betätigung der kroatischen und slowenischen Katholiken. Die Verfolgungsansätze in Jugoslawien gingen nicht von der serbischen Orthodoxie, sondern von den Freidenkern und Freimaurern Kroatiens und Sloweniens aus. Ueber die Beschlüsse selbst liegt noch kein zuverlässiger Bericht vor.

Slowakien beginnt sich langsam zu erheben. Da slowakische Mittelschulen unter der ungarischen Herrschaft nicht bestanden, fehlte es an einer katholischen Intelligenz, doch dürfte das in Bälde besser werden. Der katholisch-slowakische Studententag in Sillein sah kürzlich 800 Teilnehmer, darunter 180 Hochschüler; er schuf den notwendigen Zusammenschluß aller katholischen, slowakischen Studenten und Studentinnen. Bezeichnend ist der Ausspruch eines Redners, eines Hochschülers: „Ohne tägliche hl. Kommunion werden wir auf die Dauer nicht bestehen können.“ Bischof Kmetkos Rede über „Glaube und Wissen“ bildete den Höhepunkt der Tagung. — Nach hartem Kampfe sind von den 22 unterdrückten Gymnasien den Katholiken jetzt drei zurückgegeben worden, Rosenberg, Bystritz und Neutra. Derzeit kämpft der Bischof von Neutra um die Wiedererlangung seines Priesterseminars.

Rumänien soll, so las man es, dem Konkordat mit dem Hl. Stuhle zugestimmt haben, was jedoch unzutreffend ist; die Verhandlungen stocken, weil Rom erst Anzeichen wirklichen Wohlwollens sehen möchte. Dazu liegen in den neuerworbenen Gebieten die kirchlichen Verhältnisse derart im argen, daß noch gründliche Vorarbeit nötig sein wird. Der Nuntius hat im Juli-August diese Diözesen besucht, wobei er durch den kirchlichen Orientalismus möglichst von aller Berührung mit den Lateinern isoliert wurde; natürlich verfängt ein solches Mittel bei Msgr. Marmaggi nicht; er schweigt und lächelt. Uebrigens macht das Vorgehen der rumänischen Behörden bereits die anfangs begeisterten orientalischen, unierten Bischöfe stutzig, sie beginnen zurückhaltend und nachdenklich zu werden. Erfreulicherweise ist die Staatspropaganda zur Verführung des rumänisch-unierten Klerus zum Schisma völlig ergebnislos geblieben.

Im letzten Augenblicke erreicht uns die Nachricht vom Tode eines großen Missionsbischofes, Msgr. Giacomo Costanagnas von den Salesianern, seit Errichtung des apostolischen Vikariates Mendes y Gualaquiza, also seit 1895 dessen Oberhirte, eines der ersten Missionäre, die einst der ehrwürdige Don Bosco ausgeschickt hatte.

Universitätsprofessor Dr. Göttlers Kritik der „neuen Erziehungslehre".[1]

Von J. Bernberg.

Daß ein Mann, der unter meinem Buche: „Zurück zur Erziehungslehre Christi!" (Manz, Regensburg 20 M.) „soviel seelische Tortur" wie bei der Lesung keines anderen Werkes seiner Art gelitten und seinen Stil wie „Knüttel und Hammer" empfunden hat, an dem Buche keinen guten Faden läßt, ist nicht unverständlich. Aber wie erklärt es sich, daß Bischof Antonius von Regensburg dies selbe Buch „überall empfohlen hat und es immer wieder empfehlen wird"? Daß er den Stil, weit entfernt ihn als „Knüttel und Hammer" zu empfinden, mit dem „Prophetenton des Elias" vergleicht? Daß eine Menge Gutachten, Zuschriften und Kritiken das Buch als „epochemachend", „ein Buch der Vorsehung", „goldenes Buch", „eine hervorragende wissenschaftliche Leistung" (Domdekan Dr. Kiefl) kurz derart loben, daß ich allen Grund habe, G. für seine zeitgemäße Warnung gegen meinen „objektiven Hochmut" aufrichtig dankbar zu sein? Selbst eine Zeitschrift wie die von den Jesuiten in Rom herausgegebene „Civiltà cattolica" (Heft v. 2. Juli S. 45 ff.) fällt auf das Buch herein, wünscht eine „gute italienische Uebersetzung der klaren und tiefen pädagogischen Kritik" und findet — unglaublich aber wahr — „die Wucht der Beweise so unwiderstehlich, daß der Leser fühle, er könne seine Zustimmung nicht verweigern." Wie reimt sich insbesondere folgendes: G. ruft aus: „Ist es notwendig, nach dieser Darlegung des Hauptinhaltes eigens die Unhaltbarkeit . . darzutun?" Der Jesuit G. Lamers, ein hervorragender pädagogischer Schriftsteller in Holland und Herausgeber einer groß angelegten „Bibliothek der Pädagogik" dagegen schreibt, nachdem er ebenfalls nur einen kurzen Blick auf den Inhalt geworfen hat: „Das Buch ist mir den doppelten Preis wert. Soweit ich jetzt schon sehe, ist es wirklich bahnbrechend".

Doch nun zum Inhalt der Kritik! Die erste „wichtigste These, um derentwillen das ganze Buch geschrieben wurde", lautet: Die Lehre Christi selber ist eine Tugenderziehungslehre oder, um an dieser Stelle Erklärungen zu sparen: Die Lehre Christi oder die Lehre der hl. Kirche enthält alles Notwendige, um Kinder zu jeglicher Tugend zu erziehen. Auch diese These hält G. durch die Darlegung allein schon für widerlegt. Jedenfalls kommt er mit keinem Worte darauf zurück. Leugne er sie, wenn er kann! Denn, wenn er sie aus guten Gründen nicht leugnet — Leugnung brächte jeden sofort mit dem Dogma in Konflikt—, dann folgert das Buch mit Recht: also läßt sich eine Tugenderziehungslehre für Kinder aus der Lehre Christi erstens ausziehen, zweitens mittels Psychologie und Pathologie und Hygiene usw. entwickeln und schließlich zu einer vollständigen in sich abgeschlossenen streng theologischen Tugendpädagogik systematisieren.

Ist das so hirnverbrannt, daß es sich auf den ersten Blick selber widerlegt? — Im Gegenteil! Daß jene Pädagogik (Pädagogikteil), nach der kath. Kinder zu Tugend erzogen werden, nichts als Lehre Christi sein darf, ist sogar glaubenssicher. Denn diese Lehre ist die alleinselig- und darum die alleinheiligmachende. Was aber heißt ein Kind heiligen anders, als es zu aller Tugend erziehen? — War nun kath. Pädagogik, soweit sie Tugenderziehung lehrte, nichts als entwickelte (und stets noch zu entwickelnde) Lehre Christi? Wußte sie auch nur, daß sie das sein mußte? Stellt auch nur ein einziges pädagogisches Werk den glaubenssichern Fundamentalsatz kath. Kindererziehung auf: Kein kath. Kind darf nach einer anderen Lehre zur Tugend und Heiligkeit erzogen werden als nach der alleinheiligmachenden Lehre Christi? Also den eigenen Fundamentalsatz ignorierte kath. Pädagogik. Dabei ist dieser Fundamentalsatz Glaubenssatz. Die ganze Kirche und alle christlichen Mütter, denen die Pädagogik bis auf den Namen unbekannt war, praktizierten ihn. Nur wissenschaftliche kath. Pädagogik, im Schlepptau nichtkatholischer, war der einzige Fremdling in Jerusalem, der ihn völlig verkannte! Wurde in Folge davon notwendig die im Buche behauptete „im Grundriß verfehlte Wissenschaft", der — als weitere Folge — bis auf den Tag alle ausgebauten Wesensteile fehlen.

Vermutet der Leser allmählich, weshalb G. sich über diese erste These so vollständig ausschweigt? Für die zweimalige Falschschreibung des Namens Grunwald hat G. 4 Zeilen, für die „wichtigste These" kein Wort! Warum wohl? Ich will es nicht behaupten, aber es sieht aufs Haar darnach aus, als habe sie wie einer jener Hammerschläge gewirkt, den er gerne ignorieren möchte, weil er ihn nicht parieren kann?

Oder sollte etwa der kurze Hinweis auf die Katechetik einen Versuch zur Ehrenrettung unserer Pädagogik darstellen? G. tut nämlich, als wenn Katechetik alles das enthalten müßte, was soeben für Pädagogik gefordert wurde. Katechetik hat zu zeigen, wie man Religionsunterricht gibt, nicht wie man Kinder zur Tugend erzieht. Allerdings wird Katechetik dennoch oft Tugenderziehung streifen. Muß doch der Religionsunterricht auf die Tugenderziehung befruchtend wirken, ja geradezu die Instruktionsstunde der Tugenderziehung sein. Dennoch ist Tugenderziehung in aller Ausführlichkeit zu behandeln Sache der Pädagogik; die lehrt erziehen, nicht Katechetik. Also die Auswertung alles Glaubensgutes: der Erbsünde, Erlösung, der ganzen Tugendlehre, der Gnade und Gnadenmittel: wie des Gebetes, der hl. Kommunion, der öfteren Kinderkommunion, der Marien- und Schutzengelverehrung, sogar der aloysianischen Sonntage, der Jugendheiligen und des Rosenkranzes, i. e. W. die Einstellung der Gesamtlehre Christi von Anfang bis zu Ende auf die Kindererziehung, hat die Pädagogik zu besorgen. Trotzdem bin ich G. dankbar. Weiß ich doch nun endlich, warum ich beispielsweise die hl. Kommunion auch nur dem Namen nach in streng wissenschaftlichen systematisch geschriebenen Werken vergeblich gesucht habe. Dies Erziehungsmittel über alle Erziehungsmittel, der in das Kinderherz einkehrende Gotterzieher selbst, gehört nämlich nach G. gar nicht in eine Erziehungslehre, sondern in die Methodik des Religionsunterrichtes! Oder was hätte G. sonst mit seinem Hinweis auf die Katechetik sagen wollen?

3. In Kürze noch einige Gedanken zur zweiten These, der Spaltung der Pädagogik in zwei Wissenschaften. In zwei verschiedenen Hauptteilen müßten ja doch die beiden Erziehungen: die erste zu sämtlichen Tugenden, die zweite zu allen profanen Volksschulkünsten, behandelt werden. Das hätte man auch bisher schon getan, wenn man die zwei überhaupt als zwei erkannt hätte. Die beiden Erziehungen scheint auch G. gelten zu lassen, ohne freilich eine Anerkennung der dadurch herbeigeführten Klärung auszusprechen. Aber er betont, daß die beiden Erziehungen in der Praxis untrennbar seien. Das ist erstens nicht wahr. Denn die hl. Kirche treibt z. B. nur Tugenderziehung, mancher Meister oder Lehrer leider nur Künsteerziehung. Zweitens aber beweist das nichts. Oder seit wann ist es denn wissenschaftliche Forderung, daß in der Praxis Verquicktes auch in der Theorie verquickt werden müsse? Das wäre ja der Tod jeder Wissenschaft. Auch von sogenannten praktischen Wissenschaften ist das nicht wahr. Kein Gelehrter hat es noch beklagt, daß Grammatik und Stilistik zwei Wissenschaften sind, obwohl sie immer zusammen angewandt werden müssen. Oder kann Stilistik auf Grammatik nicht ebenso gut Rücksicht nehmen, als wenn sie ein Teil der Grammatik wäre? Uebrigens schreibe man doch zunächst einmal eine Tugendpädagogik, die einen Auszug aus der Lehre Christi darstellt, dann wird jedem die Lust vergehen, als Anhang oder gar in einem zweiten Teile Rechnen und Lesen, Lautiermethode und Rechenmaschine zu behandeln. Christi Lehre hat ja auch keinen Anhang über Künsteerziehung und die Askettik, diese Selbst-Tugenderziehungslehre, auch nicht. Warum dann Kinder-Tugenderziehungslehre?

Doch keiner dieser Gründe schlägt in dieser Kürze durch. Sie können eine Spaltung empfehlen, vorgeschrieben wird sie durch den alten Fundamentalsatz, daß Botanik und Rechtswissenschaft sich eher zu einer Wissenschaft verquicken ließen als Philosophie und Theologie. Stehen doch die natürlichen Wissenschaften alle einander näher als irgendeiner der übernatürlichen streng theologischen Wissenschaften. Jene fußen auf menschlichem Verstande, diese letztlich auf göttlicher Autorität. Und derselbe Abgrund, der Gottes Autorität und menschlichen Verstand trennt, trennt deshalb in einem wahren Sinne auch jene beiden Gruppen von Wissenschaften. Dieser Fundamentalsatz der Wissenschaftslehre bleibt Fundamentalsatz, auch wenn ihn die ganze katholische Pädagogik ebenso übersah, wie sie den Fundamentalsatz katholischer Kindererziehung übersah. Selbst G.s Spott, eine Wissenschaft, die Theologie und Philosophie verquickt, sei „die ärgste Sünde" in meinen Augen, dürfte auf ihn selbst zurückfallen, dem der viereckige Kreis einer Wissenschaft, die als Theologie auf Gottes Autorität stehen muß, als Philosophie nicht mit einem Satze darauf stehen darf, offenbar als ein ganz plausibles Gebilde erscheint.

Nun erinnere sich der Leser, daß die katholische Tugenderziehung nur in einer streng theologischen Disziplin behandelt werden kann, da sie ja der Lehre Christi entnommen werden muß! Hingegen wird G. selbst nicht leugnen, daß die „Künsteerziehung" immer nur philosophisch behandelt werden kann, da ja Christi Lehre dieselbe sich ebenso zu behandeln versagt, wie sie die Tugenderziehung in allen Stücken enthält. Ist da der Vorschlag einer Spaltung der Pädagogik in eine theologische Tugend- und eine philosophische „Künste-Pädagogik" so auf den ersten Blick sich selbst vernichtend? Mache G. einen anderen! Aber solange er nicht beweist, daß Pädagogik keine einzige Glaubenswahrheit lehren dürfe, also ganz theologiefrei sein müsse, oder anderseits, daß auch die „Künsteerziehung" sich theologisch behandeln lasse, also Pädagogik — ganz — Theologie sein müsse, da bleibt katholischer Pädagogik nur die Wahl, entweder sich zu spalten oder zu einer „praktischen Instruktion für Erzieher" herabzusinken. Mit der „Wissenschaft" der Pädagogik wäre es aus!

Gewiß ist dies alles nicht nach Willmann und der Pädagogik, aber durchaus nach dem hl. Thomas und der ganzen Scholastik. Aber trotz Willmann und Pädagogik ein bißchen Respekt auch für Thomas und Scholastik! Willmann hatte ein widriges Geschick in die Arme einer unglückseligen Philosophie und einer unchristlichen Pädagogik geführt. Tiefste Ehrfurcht, höchste Achtung vor einem Manne, der sich wenigstens soweit aus jener Umarmung losgerungen! Aber wie weit entfernt Willmann dennoch von der vollen Wahrheit war, zeigt das gänzliche Uebersehen der beiden Fundamentalsätze, deren einen er bei Christus und deren anderen er bei der Scholastik sich hätte holen können! Aber das ist der Fluch unserer Abhängigkeit von nichtkatholischer Wissenschaft und den Epigonen-Philosophieen des letzten Jahrhunderts

Ist es schwer, im Rahmen eines Artikels zwei Fundamentalthesen gegen eine ganze Wissenschaft zu verteidigen, so ist es rein

[1] „Allgemeine Rundschau" Nr. 33, S. 420.

unmöglich, obendrein noch die so komplizierte Zielfrage zu behandeln. G. redet wieder von einer irdischen Bestimmung des Menschen. Aber Könige der Schöpfung, Söhne des Allerhöchsten haben wirklich keine irdische Bestimmung. Das ist Glaubenslehre. Die irdischen Dinge sind für den Menschen da und bestimmt, nicht umgekehrt. Zweitens übersieht G., daß das objektive Gottziel der Erziehung als subjektive Seite eine innere Verfassung des Menschen (das Buch nennt sie „Gott-Tüchtigkeit") einschließt, so daß erst beide zusammen das ganze Ziel bilden. Drittens ist es unmöglich, Gott dadurch in die Willmannsche Zielsetzung zu bringen, daß man Gott unter die „Güter" der Kirche (Gemeinschaft der Heiligen) rechnet. Gott gehört nicht zu den „Gütern" der hl. Kirche in dem hier gemeinten Sinne von Eigentum. „Gut" der hl. Kirche (Gemeinschaft der Heiligen) ist Gott in einem anderen Sinne. Endlich muß sich die Tugenderziehung ununterbrochen bis zum Tode fortsetzen. Dadurch steht sie in schroffem Gegensatz zur „Künstlererziehung" (Berufserziehung). Die muß beim sogenannten Eintritt ins Leben abgeschlossen sein. Von jener ganzen Tugenderziehung nun bildet die Kinder-Tugenderziehung nur das erste Stück. Wäre sie eine abgeschlossene Erziehung, so hätte sie ein eigenes Ziel. Als Stück hat sie wohl ein Ende, bei dem angekommen, der Erzieher seine Pflicht getan hat, aber als Ziel behält sie das Ziel der ganzen Tugenderziehung im Auge. Auf der Verwechslung jenes Endes und des eigentlichen Zieles scheint G.s Hauptschwierigkeit zu beruhen. Uebrigens wurden oben wie im Buche die beiden Thesen unabhängig von der Zielfrage behandelt.

Nun wäre noch vieles zu sagen. Aber von dem vielen nur dies noch! Eine nicht geringe Anzahl von Behauptungen sind entstellt, ja ins Gegenteil verkehrt. Das hat besonders wehe getan. Ich wäre verpflichtet, sie richtig zu stellen. Doch abgesehen vom Raummangel möchte ich nicht mit Bitterkeiten schließen, sondern bitte Herrn Professor Göttler, er möge versuchen der Freund, nicht des Buches, aber von Wahrheiten zu werden, die er als Priester und Theologe mit Jubel begrüßen sollte!

Denkmäler der Tonkunst in Bayern.

Zu ihrem zwanzigjährigen Bestehen.

Von Dr. Bertha Antonia Wallner, München.

Im zweiten Jahrgange der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 38) hat der längst heimgegangene Hermann Teibler dem im Titel genannten Werke eine Abhandlung voll aufrichtiger Bewunderung gewidmet. Er rühmt es „ein großangelegtes vaterländisches Unternehmen ..., das so recht geeignet ist, die Liebe zur Kunst, unserer Heimat und unseren Altvordern zu wecken und zu steigern, einen Einblick zu geben in deren geistige Werkstätte und die Früchte ihres Strebens auch der Gegenwart nutzbar zu machen." Es war keine kleine Aufgabe für den Leiter, Universitätsprofessor Dr. Adolf Sandberger in München, die Herausgabe bis heute fortzuführen. Von vornherein war ja nur mit einem kleinen, wenn auch begeisterten Kreise von Interessenten zu rechnen. Dazu war Bayern nicht in der Lage, die staatlichen Zuschüsse so hoch zu bemessen, wie andere Länder für ihre Veröffentlichungen. In jüngster Zeit hatte man mit großen Druckkosten und anderen Schwierigkeiten sich abzufinden. Die Denkmäler der Tonkunst in Bayern bilden die zweite Folge der durch eine vom preußischen Staate unterstützte Kommission herausgegebenen „Denkmäler deutscher Tonkunst". Beide Sammlungen erscheinen im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Die Werke Orlando di Lassos, von welchem ebendort eine Gesamtausgabe veröffentlicht wird, scheiden infolgedessen aus.

Drei Jahrhunderte Musik- und Kulturgeschichte ziehen in den 31 Bänden an uns vorüber. Die oft weitausholenden Einleitungen derselben entrollen Bilder aus der Heimatgeschichte. Wechselvolle Künstlerschicksale erleben wir mit. Reiches Wissen erschließen die langen Verzeichnisse, welche einen rein äußeren Ueberblick von dem Schaffen unserer heimischen Tonsetzer geben oder die Fundorte ihrer Werke aufdecken. Tief schürfende Untersuchungen stellen die inneren Zusammenhänge des Werdens der Stilrichtungen her, wie sie sich bei den einzelnen Meistern offenbaren. Endlich sorgen Neubearbeitungen für den praktischen Gebrauch dafür, daß der ausübende Künstler die wiedergehobenen Schätze ohne Mühe der Mitwelt und sich selbst vorführen kann. Und das ist einer der Hauptzwecke unserer Denkmäler.

Was sie uns bisher geboten, ergibt sich am besten, wenn wir flüchtig ihren Inhalt überblicken. Aus den Tagen der Kirchentrennung erscheint Ludwig Senfl, der größte deutsche Meister seiner Zeit. Am Hofe Kaiser Maximilians, des letzten Ritters, und dann zu München im Dienste Herzog Wilhelm IV. wirkte er. Messe und Motette, mit ihrer reichen, den Niederlanden entstammenden Kontrapunktik, das schlichtere, tiefinnige deutsche Lied und die metrisch homophone lateinische Humanistenode pflegte Senfl. — Hans Leo Haßler († 1612) führt uns nach Nürnberg und Augsburg. In beiden Städten herrscht reges Musikleben, gefördert von Rat und Bürgerschaft. In Augsburg sind die kunstsinnigen Fugger und die Bischöfe mit ihrem Domkapitel die großmütigsten Gönner der Tonkunst. Haßler hat in Venedig bei Andrea Gabrieli seine Ausbildung empfangen. Südliche Formschönheit weiß er mit nordischer Gemütstiefe zu vereinen; das neuere deutsche Lied kündigt sich bei ihm an. Gleichzeitig mit Haßler wirkt Christian Erbach in Augsburg, ein fast modern anmutender Orgelmeister. Auch Gregor Aichinger, der seine theologische Bildung in Ingolstadt, seine musikalische gleichfalls in Venedig empfing, befindet sich in den Diensten der Fugger. Seine kirchlichen Werke stehen an der Wende des Stils, vermittelnd zwischen vokaler und instrumental begleiteter Kunst. Sein protestantischer Zeitgenosse Adam Gumpelzheimer, der als Lehrer am Gymnasium von St. Anna wirkt, vermag sich desgleichen nicht ganz diesen Strömungen zu entziehen. — Auch in Nürnberg fanden die neuen Errungenschaften fruchtbringenden Boden. Johann Staden pflegt neben der Venetianer Mehrchörigkeit bereits die von einem Basso continuo begleitete Monodie und die reine Instrumentalmusik. Auf letzterem Gebiete bilden sich bereits zahlreiche Formen heraus. Sein Schüler Erasmus Kindermann erweitert die vokalen Gebilde zu Konzertmotette und Kantate und führt auch auf instrumentalem Gebiete die Kunst der Vorgänger weiter. Durch seine Schüler Wecker und Schwemmer leitet er zu Johann Sebastian Bachs unmittelbarem Vorgänger Johann Pachelbel über. Die Nürnberger Musikpflege während und unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege ist von vielseitigem Einflusse gewesen. Das geistliche Lied, das an die Oper sich anlehnende Singspiel von Harsdörffer und Sigmund Theophil Staden, und vor allem die Kantate, weisen bereits die Züge der neuen Zeit auf. — Alle aber überragt Johann Pachelbel. In Regensburg, dann besonders als Organist am Stephansdom zu Wien konnte er an süddeutscher und italienischer Kunst sein Formgefühl schulen. In Eisenach hierauf finden wir ihn befreundet mit Johann Sebastian Bachs Vater. In Erfurt wirkt er im Kreise Bachs und bildet dort Schüler heran; den Rest seines Lebens verbringt er in der Vaterstadt Nürnberg. Johann Pachelbels Klavier- und Orgelwerke, mit ihrer seelenvollen sanglichen Art und der feinen polyphonen Arbeit, erschließen erst das Verständnis für Bachs Kunst.

Münchens Musikgeschichte harrt in vieler Hinsicht noch der Erschließung. Die grundlegendsten Arbeiten hierzu hat uns Adolf Sandberger in seinen der Gesamtausgabe Orlando di Lassos beigegebenen Einleitungen und anderen Lassostudien gegeben. (Orlando di Lassos Beziehungen zur italienischen Literatur und Roland Lassos Beziehungen zu Frankreich und zur französischen Literatur, Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 5. Jahrg. 1903/04 u. 8. Jahrg. 1906/07 sind vor allem zu nennen.) Seine „Beiträge zur Geschichte der bayerischen Hofkapelle unter Orlando di Lasso" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1894/95) zählen zu den wichtigsten Quellenforschungen zur Musikgeschichte überhaupt. Noch unbekannt ist den Musikfreunden die scheinbar musikalisch unfruchtbare Zeit während der Regierung des Größten der bayerischen Herrscher, Kurfürst Maximilian I. Wohl konnte dieser, durch die drangvolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges gezwungen, nicht seiner Hofkapelle die reichen Mittel zuwenden, wie sein Vater und Großvater. Da zieht sich die Kunst mehr in die Kirche und die Privathäuser zurück. In den Kongregationen fassen bald die musikdramatischen Errungenschaften der Florentiner Boden. Und in einer Zeit tiefster Erniedrigung des Vaterlandes erblüht der deutsche Liederfrühling Jakob Baldes und Johannes Kuens. Der arme Benefiziat von St. Peter war ein Dichtermusiker von Gottes Gnaden. Wie wir hoffen dürfen, werden seine Gesänge in absehbarer Zeit eine Herausgabe in den Denkmälern erleben. Als der Friede gekommen war, trat die Kunst wieder mehr an die Oeffentlichkeit. Ferdinand Maria und seine feinsinnige Gemahlin Adelheid ließen der Hofkapelle ihre Gunst in reichstem Maße zuteil werden. Die instrumentale, wie die dramatische Musik entfaltete sich nun neben der kirchlichen. Der Hofkapellmeister Johann Kaspar Kerll war auf all diesen Gebieten hervorragend tätig. Nicht geringer aber sind auch seine Verdienste als Lehrer. Sein Schüler Franz Xaver Murschhauser, welcher als Chorregent an der Frauenkirche wirkte, hat gleich Kerll prächtige Orgelkompositionen hinterlassen. Noch einen Größeren aber hat Kerll herangebildet. Es ist Agostino Steffani, der uns den unmittelbaren Weg zu Händel weist. Als Meister des Kammerduetts, wie als Dramatiker lernen wir ihn kennen. — Die wechselvolle Zeit Max Emanuels vertreten zwei Meister, der Dramatiker Pietro Torri und der Instrumentalmeister Evaristo Felice dall' Abaco. Der erstere trägt gleichfalls manche Züge der Vorläufer Händels; daneben hat er sich die Anmut der Franzosen zu eigen gemacht. Dall' Abacos Violinsonaten und Konzerte zählen zum Herrlichsten, was die Instrumentalmusik im italienischen Stile je hervorbrachte. Die Melodik seiner hoheitvollen, langsamen Sätze hat von den Zeitgenossen nur Händel erreicht. — Die spätere Musikgeschichte Münchens auszubauen, ist Aufgabe kommender Bände. Im Arbeitsplane vorgesehen sind die musikalischen Werke des Kurfürsten Max III., den die bayerische Geschichte als wahren Vater seines Volkes rühmt. Auch dessen Schwester Maria Antonia Walpurgis, die spätere Kurprinzessin von Sachsen, welche als Meisterin alle Künste beherrschte, wird sich mit ihren Kompositionen ihm anreihen. Den Abschluß der Münchener Musikgeschichte soll der heute noch in der Praxis fortlebende Erneuerer kirchlicher Tonkunst, Kaspar Ett bilden.

Ein Geistesverwandter Glucks, welcher gleich diesem im Musikdrama die musikalische Form der äußeren Handlung anpaßt, ist Tommaso Traëtta. Obwohl der Geburt nach Italiener, ist er in

seinem Empfinden Deutscher geworden. Für die beiden bayerischen Residenzen, München und Mannheim, hat er gearbeitet. Gluck selbst ist mit einem Gelegenheits- und Jugendwerke vertreten, das er für die Doppelhochzeit Kurfürst Max III. mit Maria Anna von Sachsen, und des sächsischen Kurprinzen Friedrich Christian mit Maria Antonia Walpurgis schuf, den „Nozze d'Ercole e d'Ebe". Am Hofe Karl Teodors in Mannheim wirkten die Begründer und Vollender der klassischen Sinfonie und Kammermusik. Johann Stamitz, Franz Xaver Richter und Anton Filz sind die geistigen Leiter einer ganzen Schule von Tonsetzern, welche mehr als ein volles Jahrhundert die Konzertsäle Europas beherrscht. Das Schaffen unserer großen Klassiker, Joseph Haydn, Mozart und Beethoven stand unter ihrer zum Teil unmittelbaren Einwirkung. Mit Leopold Mozart schließen sich die Beziehungen zu unseren Klassikern noch enger. Wir kannten ihn bisher nur als Lehrer seines größeren Sohnes. Nun aber zeigen uns seine eigenen Werke, wieweit sein Einfluß auf Wolfgang ging. In Orchester-, Kammer- und Kirchenmusik ist er fühlbar; die Mozart so eigentümliche Chromatik findet sich bereits bei seinem Vater.

Nur dem Zusammenwirken zahlreicher Forscher war es möglich eine solche Ueberfülle von Material zugänglich zu machen. Vor allem müssen wir Adolf Sandberger nicht nur für die Leitung des Ganzen, sondern auch für seine Einzelbeiträge danken. Hat er doch in der Einleitung uns so viel über die Musik- und Kulturgeschichte Bayerns gegeben; vom musikalischen Teile der Bände nicht zu reden. Neben dem Meister Sandberger arbeitete auch eine Reihe seiner Schüler in der gleichen Art. Hier zu nennen sind Theodor Kroyer, Eugen Schmitz, Alfred Einstein, Felix Schreiber, Oskar Kaul, H. Junker, Otto Mayr. Auch die bedeutendsten Musikgelehrten des übrigen Deutschland haben ihre Hilfe nicht versagt, wie der uns leider nun durch den Tod entrissene Hugo Riemann, ferner Max Seiffert, Rudolf Schwartz, Hugo Goldschmidt, Hermann Abert, Ernst von Werra und Adolf Thürlings. Nicht vergessen dürfen ferner jene Tonsetzer werden, die durch stilgerechte Ausarbeit des Basso continuo die praktische Aufführung der Werke erleichterten. Aus ihrer Reihe sei der nun auch heimgegangene Franz Bennat erwähnt, der es in unübertrefflicher Weise verstand, diese längstvergessene Kunstübung der Nachwelt ins Gedächtnis zurückzurufen.

„Dem Werk ..., diesem großartigen Beispiel von deutscher Gelehrsamkeit und deutschem Idealismus wünschen wir frohen Fortgang und glückliche Vollendung. Möge es das Verständnis der Gegenwart fördern für das, was wir der Vergangenheit schulden, und möge es lehren, aus dieser Vergangenheit die Gegenwart erkennen und verstehen zu lernen!" Mit diesen Worten schloß Hermann Tiibler seinen Eingangs erwähnten Bericht. Er war in besseren Tagen geschrieben. Soll das heute nur ein schöner Traum gewesen sein? Gewiß nicht! So lange dem jetzt noch herrschenden Materialismus und Internationalismus zum Trotze die Liebe zur Vergangenheit unserer Heimat in den Herzen der Besten fortlebt, dürfen wir nicht verzagen. Noch ist unsere Kraft nicht gebrochen, zu arbeiten nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete, sondern auch für Wissenschaft und Kunst.

Bernsteinindustrie.

Von H. Mankowski, Danzig.

„Zu großes Unglück lehrt ein edles Herz sich endlich finden; aber weh tut's, des Lebens kleine Zierden zu entbehren", läßt Schiller die Amme der unglücklichen Königin Maria Stuart im Schlosse Fotheringhay sagen und damit zugleich das Verlangen des Auges nach äußerem Schmuck ausdrücken.

Der Krieg hat in der deutschen Schmucksachenindustrie eine bemerkenswerte Umgestaltung herbeigeführt. Die Beschlagnahme der Edelmetalle hatte zur Folge, daß Schmucksachen und gewisse Gebrauchsgegenstände aus anderen Stoffen hergestellt wurden; in Ost- und Westpreußen nahm das Bernsteingewerbe einen mächtigen Aufschwung, und heute steht in diesem Industriezweige die alte Hansastadt Danzig entschieden an der Spitze.

Durch den Gewaltfrieden von Versailles ist zwar Danzig mit einem kleinen Landgebiet von Deutschland losgerissen und zu einem Kleinstaate erhoben worden; aber die deutsche Einwohnerschaft dem Deutschen Reiche zu entfremden wird nie gelingen, so sehr sich auch die Polen bemühen, Danzig zu einer polnischen Stadt zu machen ...

Die Bernsteingewinnung ist bekanntlich ein Regal des preußischen Staates, und da Bernstein (gegenwärtig hauptsächlich bei Palmnicken und Kraxtepellen) im Samlande durch Tagbau oder bergmännisch gewonnen wird, so müssen natürlich auch die Danziger Bernsteindrechsler Bernstein aus den staatlichen Bernsteinwerken zu Königsberg beziehen. Die Stadt Danzig hatte vor Jahrhunderten vom polnischen Könige Kasimir das Recht der Bernsteinnutzung längs des Ostseestrandes bis zur ostpreußischen Grenze erhalten. Dieses Monopol hat die Stadt vor einigen Jahren an den preußischen Staat verpachtet, und so gehen beide Teile Hand in Hand, und die Danziger Bernsteinfabrikanten erhalten den Bernstein zu denselben Preisen wie ihre Berufsgenossen in Deutschland.

An Aufträgen fehlt es der Danziger Bernsteinindustrie nicht; wohl aber zuweilen an gewissen Bernsteinsorten. Je weiter in Palmnicken die bergmännische Gewinnung des in der blauen Erde vorkommenden Bernsteins nach Norden vorschreiten muß, desto mehr geht der Ertrag zurück. Während vor etwa 20 Jahren ein Wagen blauer Erde durchschnittlich 740 Gramm Bernstein enthielt, war er 1911 auf 492 Gramm zurückgegangen und ist seitdem weiter gefallen, so daß immer größere Flächen abgebaut werden müssen, um der Nachfrage zu genügen.

Ende April ds. Jrs. wurde nun im Memeler Staatsrat über die Frage der Bernsteingewinnung im Memelgebiete verhandelt. Es hat sich nämlich eine Gesellschaft mit ansehnlichem Kapital gebildet, welche umfangreiche Baggerungen im Memelgebiet vornehmen will. Sollten die Versuche günstig ausfallen, so soll die Bernsteingewinnung beginnen und die Gesellschaft das alleinige Recht dazu unter den näher festgesetzten Bedingungen für 30 Jahre erhalten. Es werden daher die Ergebnisse der Versuchsbaggerungen abzuwarten sein. Reichlichere Funde würden dann natürlich den Preis des Bernsteins erniedrigen.

Danzigs Hafen ist international. Von Zeit zu Zeit treffen darum auch Schiffe ein, deren Flaggen bisher in Danzig nicht gesehen wurden. Wenn nun die Besatzung an Land geht und Danzigs Straßen durchwandert, so wendet der eine oder andere den Bernsteinschmucksachen in den Schaufenstern wohl seine Aufmerksamkeit zu und kauft wohl auch ein Stück. So wandern Bernsteingegenstände nach aller Herren Länder und bringen Danzigs Industrie in empfehlende Erinnerung.

Sehr beliebt sind gegenwärtig Halsketten, Zigarren- und Zigarettenspitzen, Broschen und Halsgehänge. Die äußere Form hat sich geändert. Metalleinfassungen sind seltener geworden, und gerade die Schlichtheit des Aeußeren läßt die Eigenart des Gesteins desto besser hervortreten. Da es, wie schon erwähnt, an größeren Bernsteinstücken fehlt, so tritt der Preßbernstein, das Ambroid, mehr und mehr in die Erscheinung. Er wird bekanntlich aus kleinen Bernsteinstücken zusammengepreßt.

Vom Büchertisch.

Lehrbuch der experimentellen Psychologie von Joseph Fröbes, S. J., Professor der Philosophie an der philos.-theolog. Lehranstalt zu Valkenburg. 2. Bd. mit 18 Textfiguren und 1 Tafel. Herder, Freiburg i. B., 1920. 704 S. 69.– M. — Es ist verständlich, wenn sich trotz des aktuellen Interesses an psychologischen Fragen in den Händen des Gebildeten selten ein Lehrbuch der Psychologie findet. Die oft weit ausgedehnten Schilderungen und Analysen einfachster psychischer Vorgänge findet er langweilig, während die ihn interessierenden Stoffe, zumal in weniger umfangreichen Werken, gar nicht behandelt sind. Diesen Ausstellungen dürfte das nunmehr durch den vorliegenden 2. Band abgeschlossene Werk des Jesuiten Dr. phil. J. Fröbes gerecht werden. Es ist so gründlich, daß es von der Fachliteratur als das zurzeit beste existierende Lehrbuch der experimentellen Psychologie anerkannt worden ist. Der Darstellung des Fragepunktes ist stets eine ausreichende, aber knappe Angabe der wissenschaftlichen Ansichten und Kontroversen beigegeben, die gerade für den Laien ebenso instruktiv, wie anregend wirkt. Dabei ist das Werk durchaus nicht etwa ein systematisch geordneter Sammelbericht über möglichst viele Probleme der psychologischen Spezialforschungen, obwohl auch das schon ein bisher auf katholischer Seite noch nicht erreichtes hohes Verdienst wäre. Dem Titel gemäß hält sich Fröbes streng an die empirische Methode, soweit auf dem Gebiet der höheren Geistestätigkeiten, die der 2. Band behandelt, das Experiment angewandt werden kann. Es ist keine philosophische Psychologie; die sogenannten metaphysischen Fragen der Psychologie werden nicht behandelt, weil sie in die Philosophie gehören und von dort aus zu untersuchen sind. Die groß angelegte Form gibt dem Autor einerseits die Möglichkeit, den Stoff in einer auch dem Laien angenehmen, leicht verständlichen Form zu bieten, anderseits aber auch solche Fragen zu behandeln, deren Beantwortung die Gegenwart interessiert: die Aussageforschung (S. 141 ff.), die Intelligenzprüfung (S. 206 ff.), die Berufsberatung (S. 462 ff.). Konsequenterweise werden auch diejenigen Gebiete erörtert, deren Grundlagen in der Psychologie liegen, die man aber in den gewöhnlichen Lehrbüchern der Psychologie vergebens zu suchen pflegt: die Sprachwissenschaft (S. 25 ff., S. 245 ff.), die Aesthetik (S. 328 ff.), die Soziologie (S. 538 ff.) und die Psychopathologie (S. 617). Dankenswerterweise findet man bei Fröbes auch Aufschluß über gewisse, von einer okkultistisch orientierten Gesellschaft lebhaft diskutierte Fragen des „Unterbewußten" (S. 104—129), der „Phrenologie" (S. 20), der „Graphologie" (S. 387 ff.), des „Hypnotismus" und der „Suggestion" (S. 589 ff.), Stoffe, an die sich zum Schaden der kühlen Wissenschaft gewöhnlich Wanderredner in falscher und übertreibender Art heranmachen. Fröbes Lehrbuch ist infolge seiner Gründlichkeit und präzisen Fassung nicht bloß ein Fachgelehrten, sondern jeden Gebildeten befriedigendes Nachschlagebuch, das vorurteilslos über die Meinungen und die einschlägige Literatur orientiert. Dabei läßt der aus der Göttinger Schule G. E. Müllers hervorgegangene Autor nicht im geringsten die Selbständigkeit und Sicherheit seiner eigenen Anschauungen vermissen. Schimikowski.

Legenden vom heiligen Franz. Uebertragen von Karl Toth. Bilderschmuck von Maximilian Liebenwein. Kleine Amalthea-Bücherei I. Reihe. Herausgeg. von Karl Toth, 3. Band. Amalthea-Verlag, Zürich-Wien-Leipzig. — Es versteht sich von selbst, daß im Jubeljahr des Dritten Ordens Neuauflagen und neue Uebersetzungen der altfranziskanischen Schriftwerke, zuvörderst der Fioretti, erscheinen. Eine kleine Auswahl aus letzteren, vermehrt um drei kräftige Stücklein aus dem Leben des Bruders Wacholder, gibt das vorliegende Amalthea-Bändchen. Die Uebersetzung von Karl Toth liest sich angenehm. Sie ist ziemlich frei und stark subjektiv. In der Einleitung wird der Arme von Assisi dem deutschen Volk als der Heilige seiner Erniedrigung hingestellt; ein guter

Gedanke. Aber das Uebernatürliche der Franziskusgestalt wird dem Blick des Lesers kaum enthüllt. Viel zu sehr drängt sich in der Auswahl des Textes und der Bilder die allzu geläufige oberflächliche Auffassung des Heiligen als gottinnigen oder gar gemütlichen Naturschwärmers hervor. Selbst der hl. Antonius wird unter dies Schema gepreßt. Nicht so sehr vom Uebersetzer, der die stolz-extatische Fischpredigt, welche die Ketzer beschämen soll, nur ein wenig herabstimmt, als vom Zeichner Liebenwein, dessen Antonius unerträglich an Wilhelm Busch erinnert. Die Bilder sind an sich künstlerisch wertvoll, aber eher märchenhaft als religiös. Das Heilige oder Numinose beschränkt sich auf einen scharf gerandeten Heiligenschein von der genauen Größe und Farbe eines ehemaligen Zwanzigmarkstücks. Zum katholischen Schrifttum im strengen Sinn können wir das niedliche Bändchen nicht unbedingt rechnen. Dr. Otto Sachse.

Der heilige Johannes Berchmans aus der Gesellschaft Jesu. Von Sigmund Nachbaur S. J. Mit Titelbild und Buchschmuck. Herder, Freiburg i. Br. 1921. (277 S.) Preis geb. 26.40 ℳ. — Die Beschreibung des Lebensweges, der viele große Heilige schon hier auf Erden der Heiligung entgegenführte, kann sie uns wohl am besten auch „menschlich näher bringen". Vorliegendes Buch hat diese Aufgabe vortrefflich gelöst. Es führt uns den ganzen irdischen Lebenslauf des heiligen Johannes Berchmans vor Augen; seine ersten Lebensjahre in dem flämischen Landstädtchen Diest, seine Dienstzeit in Mecheln (1613—1616) und seine letzte Lebenszeit im römischen Kolleg der Gesellschaft Jesu bis zu seinem Todestag am 13. August 1621. Zugleich mit diesem Lebensgang des großen Heiligen lernen wir das stete Wachstum und die Vollendung seiner Heiligung genau kennen. Damit stellt uns dieses Buch ein leuchtendes Beispiel für den wunderbaren Vorgang der Heiligung vor Augen, deren Anfang in der Besiegung der Triebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit des „Allzumenschlichen" durch den Edelsinn des zu Gott strebenden echt „Menschlichen" liegt. Ein Beispiel, das vor allem die Jugend beachten möge! Möchte diese Schrift viele veranlassen, dem heiligen Johannes Berchmans im Leben nachzueifern! Richard Oettl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Volkstheater. Die Leitung des Volkstheaters wird sich damit entschuldigen, daß die Aufgabe, die breiteren Schichten des Volkes künstlerisch zu bilden, heute Angelegenheit der Theatergemeinde und anderer Theaterbesucherorganisationen geworden ist und der Name „Volkstheater" nicht mehr so sehr verpflichtet, wie früher. Eigentlich erinnert heute nur noch die Schillerbüste, die zum Beginn der Theaterspielzeit frisch entstaubt wurde, an „Volkstheater". Man läßt den früher wenigstens zu „Saisonbeginn" vorgezeigten künstlerischen Ehrgeiz und beginnt mit der Kunst des Unterhaltens. „Liebe und Trompetenblasen", Lustspiel von Sturm und Bachwitz, entsprach diesem Bedürfnis. Damit Güter nicht in ihm unbequeme Hände fallen, hat der König einen Offizier gezwungen, die reiche, junge Erbin zu heiraten. Sofort nach der Trauung flieht der junge Gatte, wird gefangen und auf eine Festung gebracht. Dorthin schickt der Monarch — ein Gedanke, der allerdings für manchen Rokokofürsten besser paßt, wie für den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm von Preußen — auch das Fräulein Frau. Wenn die zwei sich gefunden haben, darf der Kommandant die beiden freigeben. Immerhin ließe sich mit Geist und Laune aus der nicht sehr wahrscheinlichen Lustspielidee etwas machen. Mit Geist und Laune, die Autoren versuchen es mit Pikanterie, ach nein, Pikanterie kann man diese Derbheit kaum nennen. Als Kammerjungfer wird ein sehr zweifelhaftes Frauenzimmer eingeschmuggelt, wodurch allerhand Verwechslungen entstehen. Diese Figur wurde nicht schön gespielt; man muß nicht glauben, durch Mangel an Bekleidung den Mangel an Grazie verdecken zu können. Den zechfreudigen, unschlauen Kommandanten spielte Lantzsch mit sehr derber, aber echter Komik, die auch manches nicht gerade Geschmackvolle besser erträglich machen konnte. Frl. Duvinage, die Darstellerin der jungen Frau, scheint eine gewinnende Naive zu sein, die auch in größeren Rollen genügen wird. Neu waren auch die Darsteller der beiden flotten Offiziere. Der elegante, herzenbetörende Bonvivant ist selten geworden. Das war einmal. Das Publikum war sehr beifallsfreudig und nach dem zweiten Akte bekam jeder Darsteller Blumen; also ein „Erfolg".

Aus den Konzertsälen. „Elite-Konzert". Wozu solche fremdländischen Schnörkel, die unsere Sprache verderben? Zwei bekannte sehr schöne Stimmen vereinigten sich zu diesem Elite-Konzert. Hermine Bosetti und Heinrich Hensel (Hamburg). Unsere treffliche Opernsängerin und auch der Bayreuther Wagnersänger beschränkten sich auf das Lied, ein stilistisch sehr löbliches Unterfangen. Die hohe sangliche Kultur der Bosetti kam bei Brahms und Hugo Wolf zu schönster Geltung. Auch Hensel war sehr gut bei Stimme. Schumann, Mendelssohn und ein paar Lieder von Rich. Strauß sang er mit Glanz und Feinheit. Beide Konzertgeber widmeten fast die Hälfte ihrer Darbietungen den Liedern von Hermann Kopf; einem mir, so viel ich mich entsinne, noch nicht bekannten Musiker. Er besitzt, wenn er gerade nicht selbst dichtet, Sinn für zarte, nicht im eigentlichen Sinne wirksame Liedertexte; aber trotz der werbenden Wiedergabe fehlt das zwingende in der musikalischen Gestaltung.

München. L. G. Oberlaender.

Dantefeier in Ravenna. Der Delegierte des österreichischen katholischen Dantefeier-Komitees, Prof. Dr. Joh. von Bilguer, hielt anläßlich der am 13. ds. Mts. 2½ Uhr nachmittags in Ravenna beginnenden Dantefeier eine zündende Ansprache, die mit wahrer Begeisterung und ungeheurem Applaus aufgenommen wurde. Dr. v. Bilguer überbrachte der illustren Versammlung unsere Brudergrüße und gedachte in warmen Worten der durch Kardinal Dr. Piffl unserem Komitee durch Uebernahme des Ehrenvorsitzes zuteil gewordenen Förderung, der tatkräftig freudigen Mitarbeit des Sekretärs Franz Josef Zlatnik und des bekannten Danteforschers Monsignore Prof. Weczerzik. Er gedachte dankbar der allenthalben seitens der christlichen Vereine, Institute, sowie der hochw. Benediktiner, Zisterzienser usw. ins Werk gesetzten Veranstaltungen zu Ehren des großen Dante und seine Rede erhob sich namentlich gegen den Schluß hin zu erhabener Größe und Schönheit. Die ungemein glanzvoll verlaufene Feier, ausgesprochen internationalen Charakters fand in der renovierten am 13. September neu geweihten Franziskuskirche zu Ravenna statt, neben der sich Dantes Mausoleum befindet. Der Raum war bis auf das letzte Plätzchen besetzt. Außer dem Kardinal-Legaten waren anwesend: die Vertreter von Oesterreich, Deutschland, Holland, Tschechoslowakei, Belgien, England, Amerika, Polen, Frankreich usw., ferner der Koadjutor von Ravenna (dessen Erzbischof geisteskrank ist), viele hohe geistliche Würdenträger, der Generalkustode der arkadischen Akademie Monsignore Salvadori und andere.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die viertägige Unterbrechung der Berliner Börse hatte doch bewirkt, dass sich am ersten Tag der neuen Woche der Verkehr in geordneteren Formen abwickeln konnte. Auch der frühere Beginn ermässigte etwas die allgemeine Hast. Die Gestaltung der Kurse war unregelmässig, es gab Kurssteigerungen von nahezu 200 Proz., aber es gab auch scharfe Rückgänge von ähnlicher Höhe. Die Warnungen der Zeitungen, auch solche in den Wochenberichten der Banken, sind diesmal nicht ohne Wirkung geblieben. Die Kauflust war nicht gross und so waren Rückgänge unvermeidlich. Die schwächere Tendenz hat viele überrascht, da die Devisen ihre Aufwärtsbewegung fortsetzten und der Dollar mit 104¼ einen neuen Rekordstand erreichte; die Mark gilt mithin nur noch vier Pfennig. Verschiedene Devisen, wie Neuyork, London, Stockholm haben den höchsten Stand des Vorjahres überschritten. Bei dieser Markentwertung ist eine schwächere Tendenz des Effektenmarktes für eine längere Dauer unwahrscheinlich. Man glaubt, dass der September an Lebhaftigkeit des Geschäftes nicht hinter dem August zurückbleiben wird. Die starke Zunahme des Notenumlaufes darf auch als ein Argument für bleibende hohe Kurse angesehen werden. Steigende Tendenz wiesen die Bankaktien auf. Es war ja im Grunde erstaunlich, dass diese so lange nur wenig an der Haussebewegung teilgenommen haben, zumal die Börse schon längst nach Werten gesucht hatte, die verhältnismässig noch niedrig stehen. Das Jahr dürfte für die Banken zweifellos wieder glänzende Abschlüsse bringen. Sehr fest waren auch die oberschlesischen Werte, obwohl über Schlesiens Schicksal sich immer noch keine frohen Hoffnungen fassen lassen. Es gewannen Hohenlohe 35 Proz., Kattowitz 36 Proz., Oberbedarf 78 Proz. Nur Laurahütte waren schwächer. Rheinisch-westfälische Werte verloren, Gelsenkirchen 57 Proz., Harpener 20 Proz., Phönix 17 Proz. Rheinstahl gewannen 57 Proz. Anderntags war die Haltung unsicher. In Berlin beschloss der Börsenvorstand, nur noch Donnerstag eine Börse abzuhalten. Im Verkehr von Bureau zu Bureau zeigte sich Angebot, was in der letzten Zeit ganz gefehlt hatte. Dollarnoten wurden bis 108 gezahlt, gingen später aber auf 103,25 zurück, da die geplanten Massnahmen der Regierung gegen die Devisenspekulation die einschlägigen Kreise zu Vorsicht stimmten. Die Börsenleitung gibt zu verstehen, dass es nicht an Kritik gefehlt habe, wohl aber an geeigneten Vorschlägen zur Abhilfe des zu rasch und zu sehr gestiegenen Betriebes. Man schätzt die Börsenaufträge eines mittleren Bankgeschäftes heute in Berlin täglich auf 1000, Grossbanken sprechen von 10000 bis 11000. Es ist klar, dass diese Ziffern eine unübersehbare Arbeit darstellen. Man hat auch den Vorschlag gemacht, Neulingen die Börse zu verschliessen, allein es befinden sich viele Bankiers und Kaufleute aus einst deutschen Gebieten darunter, die auch über Kapitalien verfügen, so dass es unrecht wäre, wollte man sie in Berlin verhindern, sich ein neues Geschäft zu gründen. Die (am 14. ds.) lediglich zur Annahme von Ordres durch die Makler geöffnete Börse zeigte, dass die Kauflust im vollen Masse bereits wieder zurückgekehrt ist, dass diejenigen, die aus Vorsicht verkauft haben, ihre sinkenden Markguthaben wieder in Effekten umzuwandeln suchen. Die Börse vom 15. Sept. brachte eine sehr stürmische Nachfrage nach Valutawerten, ganz besonders nach mexikanischen Anleihen, für die sehr feste Kurse aus Neuyork vorlagen. Bankaktien standen niedriger. Deutsche Bank verloren 19 Proz. Anilinwerte lagen gleichfalls niedriger. Hier bildet die Verschleppung der Aufhebung der Sanktionen einen immerhin einleuchtenden Grund; sehr gut erholten sich die Montanwerte, auch Elektroaktien waren fest. Die Aufwärtsbewegung der oberschlesischen Montanaktien setzte sich fort. Man spricht bei Bismarckhütte und Oberbedarf von Kombinationsplänen. Die Aktien der Erstgenannten, die an der Berliner Börse sehr selten notiert werden, stiegen gegenüber dem letzten Kurs um 700 Proz.; es wird hierbei in Berücksichtigung gezogen, dass die Bismarckhütte die Kapitalsverwässerung nicht mitgemacht habe. Im ganzen war die Kauflust

insbesondere für Industriepapiere in den letzten Wochentagen wieder sehr lebhaft. Die Devisen waren trotz des schwächeren Markkurses in Neuyork schwächer wegen der Verhandlungen der Regierung mit Industrie und Bankwelt zur Beschaffung der Golddevisen. — Der schlechte Stand unserer Währung in Neuyork findet u. a. auch dadurch seine Erklärung, dass eine Hebung des deutschen Wechselkurses nicht mehr so sehr im amerikanischen Interesse liegt. Die Absatznot an den ausländischen Industriemärkten hat sich inzwischen behoben und die Preise bewegen sich wieder aufwärts, so dass man nicht mehr so sehr mit dem Absatz in Deutschland zu rechnen braucht. Es ist nicht zu übersehen, dass die amerikanischen Urteile über unsere Wirtschaftslage durchweg schlecht lauten. Von den optimistischeren Meinungen, wie sie im Frühjahre noch geäussert worden sind, ist es stumm geworden. Die Behauptung Keynes, dass Deutschland spätestens im Frühjahre 1922 finanziell zusammenbrechen müsse, wo wir wieder eine gigantische Reparationsverpflichtung einlösen sollen, scheint das Urteil der ganzen amerikanischen Finanzwelt zu sein. Es ist ja nicht zu übersehen, dass auch im Ausland die Notwendigkeit, es nicht so weit kommen zu lassen, da und dort erkannt wird, aber unberührt davon ist noch die blinde Hasspolitik der Franzosen. — Aus dem **Reichsbankausweis** geht hervor, dass die Reichsbank erneut mit mehr als 9½ Milliarden Schatzwechsel in Anspruch genommen wurde und der Notenumlauf nunmehr 80 Milliarden überschritten hat. Man muss bei dem allgemeinen Bestreben, die Papiervaluta in Sachwerte umzutauschen, mit steigender Teuerung rechnen. Die Reichsindexziffer für Ernährung, Heizung, Beleuchtung und Wohnung stieg im August um 8,5 Proz. gegenüber dem Juli und um 10 Proz. gegenüber dem Januar. Eine weitere Erhöhung der Kohlenpreise ist genehmigt, abermalige Erhöhung der Personen- und Gütertarife auf der Eisenbahn um durchschnittlich 30 Proz. ist für den Spätherbst zu erwarten.

Die Bremer Baumwollnotierungen haben das Dreifache des Standes vom Jahresbeginn erreicht. Dies liegt nur zum Teil an unserer Valuta. Infolge schlechter Ernteaussichten steigen auch in Neuyork die Baumwollpreise. Als Grund des geringen Ergebnisses wird der Düngermangel bezeichnet. Es nimmt Wunder, dass die Verhandlungen über die deutschen Kalilieferungen immer wieder stocken. Man begegnet dem m. E. sehr gangbaren Vorschlag, Baumwolle gegen Kali zu tauschen, wodurch durch Verträge stabilere Preise ermöglicht werden könnten. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 15.— einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M. 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 40 München, 1. Oktober 1921. XVIII. Jahrgang.

Die große Mitte. — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Es läßt sich darüber streiten, was das wichtigste neue Ereignis in der deutschen Politik bildet: der Ausgang der Krisis in Bayern mit der verkleinerten Koalition oder jener Beschluß des Sozialdemokratischen Parteitags in Görlitz, der eine vergrößerte Koalition ermöglicht, zunächst im Reich und in Preußen. Bayern hat seit dem 21. September ein neues Ministerium unter dem Grafen Hugo von Lerchenfeld, bisher Reichsgesandten in Darmstadt. Er hat neben Vorsitz und Aeußerem als Nachfolger Kahrs auch das Justizministerium übernommen. Die Mittelpartei, der trotz ihrer mehr als sonderbaren Schmollpolitik, der Wahl Kahrs gegen Lerchenfeld, die Tür offen stand, hatte für die Justiz von neuem den zurückgetretenen Dr. Roth vorgeschlagen, den die anderen Parteien natürlich ablehnten. Die Folge war der Austritt der fälschlich sogenannten Mittelpartei aus der Koalition. Dadurch ist in Bayern mit einem heftigen Sprung die Entwicklung nachgeholt, die im ganzen Reich unerbittlich die äußerste Rechte von unfruchtbarer Opposition in vollkommene Isolierung geführt hat. Diese Entwicklung war zwangsläufig. Weit entfernt, eine geistig einstimmige grundsatzfeste konservative Gruppe zu sein — unbegreiflich, wie Martin Spahn sie dafür halten kann, aber Historiker sind zuweilen übersichtig — bildet die Deutschnationale Partei und noch mehr die ungeordnete Masse ihrer Wähler die Gesamtheit derer, die nicht einsehen können oder wollen, daß Deutschland den Weltkrieg verloren hat. Mindestens handeln sie nicht darnach. So können sie auch nicht mitregieren, und alles was in Deutschland Hand anlegt, den Wagen aus dem Sumpf zu ziehen, läßt diese Leute stehen. Dabei ist es merkwürdig anzusehen, wie die isolierten Deutschnationalen selbst aus einem dunkeln Anschlußtrieb heraus die besten Männer anderer politischer Richtungen, tote und lebende, für sich in Anspruch nehmen. Von den toten mindestens Görres, von den Lebenden Kahr und Stegerwald. Ueber Kahr ist genug gesagt. Stegerwald, der christliche Arbeiterführer und preußische Ministerpräsident, Zentrumsmann, ist vielen eine Hoffnung deutscher Zukunft. Als Staatsmann klarer und glücklicher denn als Parteipolitiker, wo ihm der Sinn für die tiefsten geistigen Zusammenhänge und Gegensätze zu fehlen scheint, ist er der bedeutendste Vertreter der Politik der großen Mitte, die sich jetzt in Deutschland durchsetzt. Gegenwärtig regiert Stegerwald in Preußen mit einer Minderheit, die sich auf Zentrum und Demokraten stützt. Sein langes berechtigtes Zögern, die Sozialdemokraten hereinzunehmen, die sich bei seiner Wahl gegen ihn und die Regierungsparteien wenig schön benommen hatten, wurde von der Rechten nicht schöner ausgebeutet. Es ist noch in frischer Erinnerung, welche Hoffnungen der deutschnationale Parteitag in München, besonders durch Martin Spahns Mund, an Stegerwald knüpfte. So kam es dahin, daß der katholische Arbeiterführer Joos, M. d. R., in der „Germania“ Nr. 587 an „die Verantwortung Stegerwalds“ erinnerte. Stegerwald war allerdings in der Lage, eine Antwort zu geben („Germania“ Nr. 589), die alle Bedenken in unserem Lager zerstreut. Er wendet sich namentlich auch gegen die, welche ihn in Gegensatz bringen wollen zum Reichskanzler Dr. Wirth. Schon außenpolitisch könne Deutschland jetzt einen Kanzlerwechsel nicht vertragen. Stegerwald erklärt deutlich, er kämpfe für Wirth.

Sind das nicht untergeordnete persönliche Streitsachen? In Wirklichkeit bedeuten sie viel, denn auf die Männer kommt es schließlich an, die eine Politik der Mitte machen sollen. Trotz aller Programme und Verabredungen einer neuen großen Koalition wird vor allem die Person des Kanzlers den Handlungen der Regierung das Gepräge verleihen. Zumal wenn es ein so persönlicher, im guten wie im neutralen Sinn eigensinniger, oft überraschend handelnder Mensch ist wie Dr. Wirth. Und so entbrannte ein Streit um Wirth, kaum daß der Parteitag in Görlitz mit der ansehnlichen Mehrheit von 290 gegen 67 Stimmen und dem Segen des noch voriges Jahr in Kassel unversöhnlichen Scheidemann der Deutschen Volkspartei die Koalitionsfähigkeit bezeugte. Stresemann ließ ein überaus freundliches Echo hören, schloß aber in schneidender Dissonanz einen heftigen Angriff auf Wirth daran, der nur die Deutung zuließ, Stresemann wolle in einem Kabinett Wirth nicht mittun. Gleichzeitig suchte die Deutsche Volkspartei die Sozialdemokratie zu ködern und wollte ihr den Reichskanzlerposten zugestehen für Loebe. Darauf aber zeichneten die Sozialdemokraten nicht. Im Zentrum gibt man jedenfalls Dr. Wirth nicht preis. Daß manche seine Reden und Taten, seine ganze etwas stürmische Art nicht jedem in der Partei zusagt, ist kein Grund. Fehrenbach, Erzberger, Hertling hatten auch ihre Fehler. Und in der Politik geht es nicht nach Gefühlen und Neigungen. Solang der Vertrauensmann die Richtlinien der Partei und der Koalition einhält, muß alles hinter ihm stehen. Kein Mann von Charakter könnte sich sonst noch für einen leitenden Posten hergeben.

Vielleicht weisen die Gegner der großen Mitte von rechts und links höhnisch auf diese Zwistigkeiten, ehe noch der Bund geschlossen ist. Zu Unrecht, denn die große Mitte kommt, mit oder ohne Stresemann, mit oder (nicht so leicht) ohne Wirth. Die Not des Reiches, das gewaltige Steuerprogramm, Oberschlesien, die Abwendung des wirtschaftlichen Niederbruchs erheischen gebieterisch den festen Zusammenschluß aller, die nicht rückwärts schauen und nicht in die Zukunft träumen. Es kann im Reich weder ohne die große Masse der zurzeit eben sozialdemokratisch vertretenen Arbeiter regiert werden, wie ohne die Großindustrie, die in der deutschen Volkspartei zur Geltung kommt. Ihr Kreditangebot hat ja gezeigt, daß sie unsere nächste Aufgabe, die Erfüllung des Ultimatums, tatkräftig will leisten helfen. Aber der Weg auch zur Revision des Ultimatums führt einzig über die Erfüllung. — Preußen wird wohl zugleich mit dem Reich die große Koalition verwirklichen. Das Zentrum strebt sie bekanntlich längst an, und jetzt hat Dr. Porsch sich in einer großen Rede zu Breslau von neuem dafür eingesetzt.

Also die Politik der Mitte kommt. Wir wollen sie mit allen Kräften betreiben, jedoch die weiteren Ziele nicht aus dem Auge lassen. Das war in den letzten Jahren mehrfach ein verhängnisvoller deutscher Fehler. Schon als die schwere Notaufgabe des Krieges drückte, wurde verboten, nicht nur für die fernere Zukunft zu handeln, sondern selbst davon zu sprechen, womöglich selbst daran zu denken. Keine Erörterung der Kriegsziele! Durchhalten! Das nahm vielen den Mut. Dann mehrmals während der Revolution: Ordnung! Sammlung! Gleichgültig, was später kommt. Das Ergebnis sahen wir jetzt in Bayern. Eine Politik, die nur ans Heute denkt, wird bald langweilig, macht die besten Köpfe aus Politikern zu Publizisten und Ideologen, ist ein Boden für wildwachsende außerparlamentarische Parteien: Nationalsozialisten, Syndikalisten, Bayer. Königspartei, Vaterlandspartei 1917, Alldeutscher Verband. Jeder einzelne verzeihe uns die Zusammenstellung! Auch Geheimbünde wachsen auf solchem

Boden, wie die Untersuchung des Mordes an Erzberger einen aufgedeckt hat.

Gerade die Parteien, die künftig im Block von Stresemann bis Scheidemann die Bedürfnisse des Tages erfüllen wollen, dürfen ihre Programme nicht zu sehr diesen Aufgaben angleichen. Sie müssen immer noch Kräfte freimachen, um einen positiven Plan der deutschen Zukunft nach ihren bewährten Grundsätzen zu entwerfen. Nicht bloß an das Erreichbare dabei denken! Alles, was wir heute haben, war vor 10 Jahren unerreichbar. Besonders wir deutschen Katholiken lassen uns nicht nehmen, auf ein Großdeutschland zu hoffen, welches das Gute vom alten Heiligen Reich des Mittelalters und vom vielverkannten Deutschen Bund 1815—66 verwertet, das Oesterreich und die seit Versailles Getrennten wieder umspannt, und zu dem die heutige Republik nur ein Vorhof ist. Tun wir es nicht, so nützen die Oppositionsparteien rechts und links die bezwingende Macht schöner Zukunftsbilder. Schneller als gedacht, können wir einmal wieder im Strudel politischer Umwälzungen stehen. Haben wir dann kein Staatsideal, begnügen wir uns dann auch damit, „Ordnung zu schaffen" und in kahlen Räumen zu hausen, so können wir die Freude am Vaterland noch gänzlich verlieren.

* * *

Die Einigung zwischen dem Reich und Bayern ist bei persönlicher Anwesenheit des neuen bayerischen Ministerpräsidenten Graf Lerchenfeld in Berlin überraschend schnell erfolgt. Für Zeitungsverbote sind die Landesbehörden zuständig. Der Reichsminister des Innern kann ein Verbot bewirken, das Land hat dawider ein Einspruchsrecht beim Reichsratsausschuß. Der Ausnahmezustand in Bayern wird durch Erlaß vom 6. Oktober mit Wirkung ab 15. Oktober aufgehoben. Reichspräsident Ebert und Graf Lerchenfeld sind zusammen nach Ludwigshafen gereist. Es gilt der Unglücksstätte von Oppau. Die furchtbare Entladung bei den badischen Anilinwerken hat Hunderte von Todesopfern verschlungen, nicht weniger Menschen verstümmelt, verwundet und eine blühende Ortschaft in Trümmer gelegt. Vor solchem Geschehen schweigt aller Streit im deutschen Volk und herzliches Mitleid fragt nur, wie es helfen kann. Nicht zu vergessen ist der Schaden für die deutsche Volkswirtschaft. Die chemische Industrie bildet ja einen der wenigen Aktivposten, die ihr geblieben sind, etwas, das Deutschland heute noch aller Welt unentbehrlich bleiben läßt. — Anders als im bayerischen Streit dürften viele die Zuständigkeit des Reiches würdigen bei einem Blick auf Sachsen. Die rein sozialistische Landesregierung, die hoffentlich auch bald dem Zuge nach der großen Mitte weichen muß, hat im Widerspruch mit den Reichsgesetzen verordnet, daß die Schulkinder zum Religionsunterrichte ausdrücklich angemeldet würden. Schuld ist derselbe Kultusminister Fleißner, gegen den die Staatsanwaltschaft ein Verfahren wegen öffentlicher Aufreizung zu Gewalttätigkeiten eingeleitet hat. Sein Kollege des Inneren, Lipinski, der andere böse Geist von Sachsen, hat zur Unterwühlung der Schutzpolizei so viel getan, daß deren Chef General Reinhardt es nicht mehr verantworten wollte und zurücktrat. Es nimmt sich nur sonderbar aus, daß die jetzt überföderalistische „München-Augsburger Abendzeitung" Nr. 401 bei dieser Nachricht das Reich auffordert, nach dem Rechten zu sehen. — Vom Ausland ist sehr wenig zu verzeichnen. Westungarn, Irland, Kleinasien sind in der Schwebe. Spanien soll in Marokko starke Streitkräfte versammelt und den Vormarsch angetreten haben. Dieser Feldzug ist nicht sehr volkstümlich, wenn auch Reiseberichte über revolutionäre Umtriebe in Spanien gewiß stark aufgebauscht sind. Aber Spanien scheint, wie wir der französischen Wochenschrift „Le progrès civique" v. 24. Sept. entnehmen, wirklich in Gefahr, militaristisch und imperialistisch zu werden und sich auf Abenteuer einzulassen, die es zu teuer bezahlen muß.

Ist die Kirche reaktionär?

Von Dr. Michael Eberhard.

Man spricht viel von dem Konflikt zwischen der Kirche und der modernen Gesellschaft; nicht bloß Feinde, auch Freunde behaupten ihn. Bei einer feierlichen Gelegenheit, als am 18. Oktober 1893 Gibbons in der Kathedrale von Baltimore sein silbernes Bischofsjubiläum feierte, erklärte Msgr. Ireland: „Kirche und Zeitalter sind heute verfeindet. Ich stelle die Tatsache mit Betrübnis fest. Beide, die Kirche und das Zeitalter, sind schuldig." Lassen wir die tatsächlichen Anschuldigungen beiseite, die Msgr. Ireland erhebt: Manche Geistesführer in der Kirche hätten im letzten Jahrhundert den Mißgriff begangen, daß sie das neue Zeitalter nicht rasch genug erfaßten und daß sie ihm nicht rasch genug die versöhnliche Hand der Freundschaft entgegenstreckten, daß die Diener Christi die Winterquartiere, die Sakristeien und Heiligtümer bezogen, wo sie, umgeben von einer kleinen Schar auserwählter Seelen, sich und ihre Freunde vor der alles ergreifenden Ansteckung bewahrten, die Kirche habe ihre Schlachtenbanner, ihre Siegesbanner scheinbar zusammengerollt. Prüfen wir die grundsätzliche Seite der Frage: Besteht wirklich zwischen der Idee und den Grundsätzen der Kirche und jenen der modernen Gesellschaft ein Kampf auf Leben und Tod? Besteht auch nur ein förmlicher Konflikt? Oder führt sich der Gegensatz auf beiderseitiges oder einseitiges Mißverständnis und Vorurteil oder auf verschiedene Auffassung strittiger Punkte zurück?

Wir sind zugleich Glieder der Kirche und Glieder des Staates. Heißt die Alternative: entweder schlechter Christ oder schlechter Staatsbürger? Müßten wir als Katholiken verfluchen, was wir als Staatsbürger segnen? Müßten wir uns für glücklicher halten, von einer wilden Mutter in einer Wiege von Baumrinden auf der Schulter getragen, als im Sonnenlichte moderner Kultur geboren zu sein? Die Kirche ist die Wahrheit. Bestünde ein innerer Gegensatz zwischen ihr und der modernen Gesellschaft, so müßte diese der reine Irrtum sein. Die Kirche ist das Gute, die moderne Gesellschaft müßte mithin das absolut Böse sein. Diese Annahme ist widersinnig. In keiner einzigen Kultur ist nichts als Irrtum, nichts als Böses. Die alte Kirche hat nicht einmal die heidnische Kultur in Bausch und Bogen verworfen; sie hat ihre schöne Form hochgeschätzt und von ihren Gedanken all jene mit sich verschmolzen, die auf den Logos zurückzugehen schienen. Sodann ist unsere Kultur christlich. Das Heidentum ist nicht eben erst verschwunden; es liegen mindestens 18 Jahrhunderte Christentum inzwischen, in denen die Masse des Volkes von den Organen der Kirche, den Päpsten, Bischöfen, Priestern, Mönchen nach allen Seiten sozusagen durchknetet wurde. Was sich seither an Gedanken und Instinkten des Humanismus, der Renaissance, der Reformation, der Aufklärung, der Revolution, des Liberalismus und Sozialismus in der Gesellschaft eingenistet hat, eine nach allen Seiten hin verkehrte Gesellschaft ist die moderne noch nicht. Ein Gefäß, das durch Jahrhunderte einen Wohlgeruch barg, behält den Duft davon. Womit endlich sollte dieser Kampf enden? Mit dem Untergang einer von beiden? Der bloße Gedanke ist entsetzlich. Die Kirche hat nicht den Vernichtungswillen, die moderne Gesellschaft nicht die Vernichtungsmacht. Schon der Selbsterhaltungstrieb muß in der Kirche den Wunsch der Anpassung und der Versöhnung wecken. Wie der Apostel Paulus von sich sagt, er sei allen alles geworden, um alle zu retten, so ist, wie Leo XIII. in seinem Schreiben: Testem benevolentiae, bemerkt, die katholische Lebensdisziplin für eine zeit- und ortgemäße Umbildung, wie die Geschichte beweist, nicht ganz unempfänglich. Auch habe die Kirche unter Vorbehalt aller göttlichen Rechte den Gebräuchen und Bedürfnissen der verschiedenen Völker stets Rechnung getragen. Das werde sie auch jetzt tun, wenn das Seelenheil es erfordere. In dieser Sache die Entscheidung zu treffen, stehe aber nicht dem einzelnen, sondern der Kirche zu.

Doch stellen wir vor allem die Begriffe klar. Was verstehen wir unter moderner Gesellschaft? Welches sind ihre Errungenschaften? Da sind eine ganze Reihe von Idealen, die wenigstens in so gewaltigem Umfange bisher niemals in der Geschichte verwirklicht wurden. Ich nenne die individuelle Freiheit und die Sicherheit des Eigentums. Was immer das 20. Jahrhundert mit diesen Grundsäulen eines geordneten Staatslebens vorhat, die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts hat sie, fast zu sehr, geschützt. Ich nenne sodann den Gleichheitsgedanken. Wenn er auf religiösem Gebiete ohne Mechanismus

durchgeführt so tiefgreifend gewirkt hat, warum sollen wir ihn der modernen Gesellschaft mißgönnen, wenn auch sie alles Mechanische von ihm abstreift? Die Gleichheit aller vor dem Gesetz ist doch ein hochedler Gedanke, und wünscht nicht der Apostel selbst einen gewissen Ausgleich auf dem wirtschaftlichen Gebiete, auf daß Gleichheit eintrete? Ich nenne drittens die allen gebotene Möglichkeit zu den öffentlichen Aemtern zu gelangen. Ohne Zweifel hat niemand Autorität und Hierarchie höher geschätzt als die Kirche. Aber alle Stufen derselben sind einem jedem ohne Unterschied der Person zugänglich; nur Tugend und Fähigkeit kommt in Betracht. Der Grundsatz: Freie Bahn dem Tüchtigen, hat sich auch in der bürgerlichen Gesellschaft Geltung errungen. Ich nenne viertens das Mitleid mit den Heimgesuchten, die Liebe zu den Schwachen und Armen; was könnte die Kirche gegen diese Gefühle einwenden? Sie hat sie ja selbst der modernen Gesellschaft eingehaucht. Ich nenne fünftens die Achtung der Menschenwürde. Wenn die moderne Arbeiterschaft fast mehr auf Achtung ihrer Menschenwürde als auf die Erhöhung des Lohnes erpicht ist, so ist auch diese moderne Forderung ein Gedanke, der aus dem Schoß des Christentums emporgestiegen ist. Wie sollte das alles Stoff zur Zwietracht geben? Es ist zugleich Werk der Kirche und höchste Blüte und Entfaltung gesellschaftlichen Lebens. Weitere Vorzüge der modernen Gesellschaft sind der Drang nach Wissen, nach Forschung, besonders auf dem Gebiete der Natur. Die Kirche hemmt keine wissenschaftliche Bewegung. Sie glaubt an ihre Unfehlbarkeit, aber sie hat keine Furcht vor der Forschung. Viele der größten Forscher sind zugleich große Söhne der Kirche. Ebensowenig hat irgendeine wissenschaftliche Bewegung die Kirche gehemmt; die Schleier, die über den Schwierigkeiten liegen, heben sich nach und nach. Die naturwissenschaftliche Methode wird im Gegenteil als drittes Geleise die Güterzufuhr in die Kirche vermehren, die bisher das Doppelgeleise des Glaubens und der Philosophie besorgt haben. Die Kirche gleicht jenen Leuchttürmen, die dazu bestimmt sind, die Schiffe auf gefahrdrohende Klippen aufmerksam zu machen. Den Schiffern bleibt unbenommen, nach eigenem Gutdünken zu steuern; die Folgen müssen sie sich selbst zuschreiben. Hinsichtlich der Wissenschaft besteht also zwischen Kirche und moderner Gesellschaft ebenfalls kein Konflikt; wer vermag im Gegenteil zu ermessen, wieviel gerade hier die moderne Gesellschaft der Kirche verdankt?

Aber die öffentlichen Freiheiten? Das Evangelium gerade ist es, dem die Gesellschaft die Entfaltung und zwar die gefahrlose Entfaltung der politischen Freiheiten lediglich zu verdanken hat. Der hl. Thomas, jener Riesengeist, forscht in der Einsamkeit der Klosterzelle nach dem Ideal einer politischen Gesellschaft. Er gelangt zu folgendem Ergebnis: „Ein wesentliches Erfordernis jedweder normalen politischen Organisation ist die Teilnahme aller an der Regierung. Das ist das einzige Mittel, den Frieden in einer Nation zu erhalten und zu bewirken, daß das ganze Volk seine Verfassung liebe und verteidige.“ Ganz das Ideal der modernen Gesellschaft. Sie schießt in seiner Verfolgung oft über das Ziel hinaus, aber keine einzige ihrer Einrichtungen ist an sich genommen verwerflich, dem göttlichen Gesetze zuwider und dazu angetan, auf einen Staat, welcher sie anwendet, den Fluch der Kirche herabzubeschwören. Ein Teil der nordamerikanischen Kirche ist nicht nur in Begeisterung, sondern in Schwärmerei für moderne Demokratie geraten, und der Vertreter des Hl. Stuhles dortselbst, Msgr. Satolli, hat ihr zu allem Ueberfluß zugerufen: „Vorwärts auf dem Weg des Fortschritts, in der einen Hand das Buch der christlichen Wahrheit — das Evangelium Christi — und in der andern Hand die Verfassung der Vereinigten Staaten“ und er hat diese beiden die charta magna der Menschheit genannt. Eine erste Einrichtung der Demokratie ist die Kontrolle der Staatsgewalt durch beratende Körperschaften. Es mag viel Mangelhaftes am Parlamentarismus sein, aber eine Sünde ist er nicht. Eine zweite demokratische Einrichtung ist das allgemeine Wahlrecht. Durch dieses hauptsächlich ist allen Gelegenheit geboten, an der Regierung teilzunehmen. Die Kirche selbst hat zu allen Zeiten vom allgemeinen Wahlrecht ausgiebig Gebrauch gemacht. Die Mehrzahl ihrer großen Orden wird durch dasselbe beherrscht. Freilich ist diese Einrichtung zahllosen Mißbräuchen ausgesetzt, und hat, wenn in der Hand der Unwissenheit und Leidenschaft, große Uebelstände im Gefolge: aber je christlicher ein Volk ist, desto mehr Gegengewicht ist da. Die Freiheit der Presse sodann darf nicht aufgefaßt werden als ein von jeder Norm unabhängiges Recht, jeden beliebigen Gedanken über jeden beliebigen Gegenstand ungehindert und rücksichtslos auszusprechen. Richtig gehandhabt aber ist die Preßfreiheit segensreich und in gewisser Hinsicht notwendig. Doch sie kann wie alle politischen Freiheiten nur in einer vom Geiste des Evangeliums durchdrungenen Gesellschaft nützliche Früchte zeitigen; sonst geht es der Gesellschaft wie einem Pferde, das unter Hornissen gerät. Das edle Tier wird scheu, schlägt nach allen Seiten aus, schleudert den Kopf nach allen Richtungen; vergebens. Am ganzen Leibe verwundet und angeschwollen, von Schmerzen gefoltert, erliegt es den zahllosen Stichen seiner unergreifbaren Feinde. Die Gesellschaft wird sich vielleicht der Banditen zu entledigen imstande sein, welche die Heerstraßen, nicht aber jener, welche die Presse unsicher machen.

Heikler ist die Frage der religiösen Freiheit. Leslin Lilley schreibt: „Das Ideal der alten Nationen, in denen der Katholizismus seine feste europäische Gestalt annahm, war Gleichförmigkeit. Der Katholizismus selbst war ein Hauptfaktor, diese Gleichförmigkeit zu erzeugen und zu erhalten. Wie wir aber gegenwärtig in Frankreich sehen können, hat der Trieb zur Gleichförmigkeit den Bruch mit dem Katholizismus überlebt. Der Block der französischen Republik ist nicht minder bestrebt, den Katholizismus gleich einem fremden Elemente auszustoßen als Ludwig XIV., den Protestantismus im Interesse der katholischen Staatseinheit auszulöschen. Amerika bedauert keineswegs, daß eine solche Gleichförmigkeit ihm unerreichbar ist. Sein wahres Ideal ist Mannigfaltigkeit. Auf diesen Zug seines nationalen Lebens ist es am stolzesten, in ihm zeigt es seine eigenste Kraft.“ Nordamerikanische Katholiken glaubten, dem psychologischen Klima Amerikas sich akklimatisieren zu müssen. Der einförmige Charakter der alten katholischen Welt sollte dem nationalen Drang nach Individualität weichen. Die autoritative kirchliche und seelsorgliche Leitung sollte nach Kräften durch den Unternehmungsdrang der Einzelpersönlichkeit und die Geistesbegabung und Geistesleitung des einzelnen ersetzt werden. Und ohne die Wahrheit der katholischen Kirche leugnen zu wollen, gestaltete sich das Verhältnis zu den anderen Kirchen sehr interkonfessionell. Nun darf die Kultusfreiheit nicht so aufgefaßt werden, als ob sie die Vielheit der Religionen im Interesse der Mannigfaltigkeit als etwas Gutes hinstelle und den verschiedenen Religionen freie Uebung deshalb gewähre, weil alle in gleichem Maße auf Wahrheit beruhen. Die Religionsfreiheit ist nichts anderes als ein Friedensvertrag nach blutigen und erfolglosen Kämpfen, deren Wiederaufnahme das größte nationale Unglück wäre. Ist die Nation einmal religiös zerklüftet, dann ist sie das geringere Uebel. Die Wahrheit oder Falschheit der Religionen darf hier gar nicht in Betracht kommen. Es handelt sich um eine aus den harten Tatsachen sich ergebende unabweisbare Taktik, nicht um ein von vornherein zu begrüßendes Prinzip. Aehnliches gilt von der Gewissensfreiheit. Gott gegenüber gibt es keine. Angesichts der Wahrheit und des Irrtums, des Guten und des Bösen gibt es für den Menschen wohl eine Möglichkeit, niemals ein Recht der Wahl. Auch der Kirche gegenüber, welche Gott vertritt und den Schatz der Wahrheit besitzt, kann von einer Gewissensfreiheit nicht die Rede sein. In ihren Augen wird jeder Mensch als Untertan der Wahrheit geboren und ist, insoweit er sie kennt, verpflichtet, ihren Gesetzen zu gehorchen. Gerade deshalb tauft die Kirche jedes neugeborene Kind, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie ihm eine unschätzbare Wohltat erweist, indem sie es sobald als möglich in das Reich der Wahrheit aufnimmt. Wohl aber gibt es eine Gewissensfreiheit gegenüber dem Staate. Denn der Staat ist aus sich kein Forum der Wahrheit. Der Staat aus sich kann mir nicht vorschreiben, was ich zu glauben habe; ich weiß ebensoviel wie er. Und gar im heutigen Staat, der aus allen möglichen Religionen und Nichtreligionen zusammengewürfelt ist, bleibt die Gewissensfreiheit das einzig Notwendige, weil das einzig Mögliche.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen. Wir finden in der Gesellschaft verschiedenartige Elemente, solche, die eine Frucht des Evangeliums sind, dessen Entfaltung auf sozialem Gebiete, solche, die vielleicht vorzeitig eingeführt sind und eines intensiven christlichen Geistes bedürfen, wenn sie ihre Früchte zeitigen sollen, endlich solche, die nicht aus dem Evangelium hervorgegangen, nicht als innere Fortschritte zu bewerten sind. Unvollkommen ist jede Gesellschaft. Die moderne Gesellschaft wird durch die Welt gehen. Man kann sie verbessern, aber nicht vernichten. Eine neue Epoche ist da. Das Papsttum verurteilt die Revolution, aber nicht die moderne Gesellschaft; davon in zwei folgenden Aufsätzen.

Walther Rathenau.

Seine Wirtschaftsorganisation auf philosophisch-nationalökonomischer Grundlage.

Von Ingenieur Heinrich Müller, Offenbach a. M.

Alle Biographen Walther Rathenaus haben nicht umhin können, ihn als Idealisten unter den Industriellen zu bezeichnen. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, deren Leiter er bis vor kurzem war, ist im Jahre 1883 von seinem Vater Emil Rathenau gegründet worden. Wie märchenhaft der Aufstieg dieses Unternehmens bis zum Jahre 1914 gewesen ist, mögen einige Zahlen beweisen. Das Grundkapital betrug ursprünglich 5 Millionen Mark; bis zum Jahre 1914 wuchs es auf 189 Millionen Mark an. Dazu verfügte das Unternehmen über weitere große Kapitalien, die ihm aus Obligationen und anderen Hilfsquellen zuflossen und die zusammen mit dem Grundkapital über die Summe von 400 Millionen Mark hinausgingen. Die Zahl der Arbeiter und Angestellten betrug schon im Jahre 1914 rund 66 000. In Deutschland waren bis zu diesem Zeitpunkte 47, auf der gesamten übrigen Erde 148 Bureaus und Filialen errichtet worden. An Motoren allein stellte das Unternehmen in den Jahren 1913/14 123 162 Stück mit einer Gesamtleistung von 1,8 Millionen KW her. Der Wert seiner Geschäfte überstieg in den Jahren vor dem Kriege jährlich eine volle Milliarde Mark. An unseren heutigen Verhältnissen gemessen, wächst diese Summe ins Riesenhafte, denn damals waren es nur verschwindend wenige Unternehmen, die derartige Umsätze erzielten. Mit der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft auf eine Stufe gestellt werden, konnten damals nur vereinzelte Unternehmen der Schwerindustrie wie z. B. Krupp und Thyssen in Deutschland oder Schneider-Creusot in Frankreich. Schon Emil Rathenau gehörte zu den Menschen, die Möglichkeiten entdecken, die dem gewöhnlichen Blick entgehen, und die bereits Dinge als einleuchtend betrachten, die weder der Vergangenheit, noch der Gegenwart angehören, sondern erst ihre richtige Zukunft vor sich haben.[1]) Seine Einbildungskraft war so groß, daß er schon in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts daran dachte, ganz Berlin mit elektrischem Strom zu versehen, um in jedem Hause ganz gleichmäßig Heiz- und andere Apparate funktionieren zu lassen. Nicht minder charakteristisch war die Handels- und Finanzpolitik Emil Rathenaus, die darauf hinauslief, das Unternehmen in bezug auf den Absatz der Erzeugnisse und den Geldbedarf völlig unabhängig zu machen. Dazu verstand er es, sich ausgezeichnete Mitarbeiter zu gewinnen: Mamroth, Deutsch, Jordan, Prof. Klingenberg usw.

Walther Rathenau war es vorbehalten, der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft eine immer größere Ausdehnung zu geben. Er ist am 29. September 1867 zu Berlin geboren, absolvierte das Gymnasium mit 17 Jahren, studierte Mathematik, Naturwissenschaften, Physik und Chemie sowie gleichzeitig Philosophie und doktorierte im Alter von 22 Jahren mit einer Dissertation über die Absorption des Lichtes durch die Metalle. Eine besondere Anziehung übte eine noch ganz junge Wissenschaft, die Elektrochemie, auf ihn aus. Er entwickelte ein Verfahren, Chlor und verschiedene Alkalien durch Elektrolyse zu gewinnen, und erlebte im Jahre 1893 die Gründung der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, die seine Erfindung ausbeutete und im Jahre 1899 bereits große Werke in Bitterfeld und Rheinfelden sowie in Polen und Frankreich besaß. 1899 trat Walther Rathenau in die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft ein, wo er zunächst die Abteilung für den Bau von Elektrizitätszentralen leitete. Im Jahre 1902 übernahm er die Verwaltung der in Zürich ins Leben gerufenen Elektrobank. In den Jahren 1907 und 1908 bereiste er mit dem damaligen Kolonialstaatssekretär Dernburg einen Teil der deutschen und englischen Kolonien in Ost-, Süd- und Südwestafrika.[2]) Drei Tage nach der englischen Kriegserklärung übernahm Rathenau die gigantische Aufgabe, die deutsche Kriegführung wirtschaftlich zu organisieren; er schuf die Kriegsrohstoff-Abteilung und die Einkaufsgenossenschaften. Am 1. April 1915 übergab er seinem militärischen Nachfolger das bis dahin geschaffene Werk und trat noch im gleichen Jahre als Nachfolger seines Vaters als Präsident an die Spitze der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, die sich bis dahin bereits ins Unermeßliche entwickelt hatte.

Wer Rathenau und seine Werke auch nur flüchtig studiert hat, ist sich sofort darüber klar geworden, daß in ihm nicht nur ein Industrieller und Ingenieur, sondern auch ein Organisator im besten Sinne des Wortes steckt. Von der Natur hat er die Gaben eines Künstlers und zugleich die eines Gelehrten empfangen.[3]) Eine Zeitlang war er Mitarbeiter an Hardens „Zukunft"; dann schrieb er zwei Bände „Erlebnisse" und „Reflexionen".[4]) Seine Fähigkeiten und seine Entwicklung auf wissenschaftlichem Gebiet sind als sehr bedeutend zu werten; es sei hier nur an sein „Physiologisches Theorem"[5]) erinnert. Sein Idealismus ist ein doppelter: ein geistiger und ein sittlicher. Aus seinem Werk „Von kommenden Dingen"[6]) spricht nicht nur der Direktor vieler großer Unternehmungen, sondern auch der Menschenfreund, der Politik und Sozialismus, Industrie und Wirtschaft, Forschung und Technik nicht als Reporter behandelt. Trotzalledem strebt der Ingenieur-Philosoph nicht darnach, die Mitwelt durch den Glanz seiner neuen Theorien und Reformpläne zu blenden; er fußt vielmehr lediglich auf den durch die Arbeit der von ihm studierten Philosophen und Gelehrten schon zum Allgemeingut gewordenen Wahrheiten[7]). Der Hauptgegenstand von Rathenaus Werken ist die Reform der gegenwärtigen sozialen Ordnung. Die Mechanisierung der Arbeit hat eine gründliche Umbildung der gesamten Daseinsbedingungen zur Folge gehabt. Der Prozeß der industriellen Gütererzeugung hat grundlegende Veränderungen erfahren. Mechanisierte Organisationen spannen ihre vielfach unsichtbaren Netze und Fäden über die ganze Erde. Die mechanistische Weltstimmung hat vor dem Kriege nicht nur die Produktionsquellen und die Produktionsmethoden, sondern auch die Lebensmächte und die Lebensziele sowohl des einzelnen Menschen wie auch der Gemeinschaft beherrscht. Rathenau bezeichnet die Mechanisierung als eine materielle Ordnung, aus materiellem Willen und mit materiellen Mitteln geschaffen, als eine Zwangsorganisation, die nicht aus freier und bewußter Vereinbarung, aus dem ethisch geläuterten Willen der Menschheit entstanden, sondern unabsichtlich, ja unbemerkt aus den Bevölkerungsgesetzen der Welt erwachsen ist.[8]) Aus diesem Grunde ist sie auch nicht als etwas Endgültiges anzusehen. In materieller Beziehung hat die mechanische Entwicklung ihren Höhepunkt bei weitem noch nicht erreicht. Wie sich Rathenau die Entfaltung der Einzel- und später der Gemeinschaftsseele denkt und wie diese die Menschheit von der Umklammerung des Mechanismus befreien soll, legt er in seinem Buche „Zur Mechanik des Geistes"[9]) dar. Für die Orientierung des künftigen Lebens der Menschheit soll stets die Frage als Richtschnur dienen: fördert oder hemmt etwas die Entwicklung der Seele? Die materielle Not ist ihm nur ein nebensächliches Phänomen, dessen restlose Beseitigung durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegt.[10]) Naturgemäß nimmt unter diesen Bedingungen auch die Arbeit eine neue Form an, deren Anfänge wir schon heute zu erkennen vermögen.[11]) Lohn und Strafe, Gewinn und Gefahr verblassen, die Aufgabe besteht.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Rathenau die sozialistische Lösung des wirtschaftlichen und sozialen Problems zurückweist. Ein Bild der ihm vorschwebenden wirtschaftlichen Erneuerung hat er in seinem Werke „Von kommenden Dingen"[12]) niedergelegt. Die Schwäche des dogmatischen Sozialismus ist die materialistische Geschichtsauffassung, die der Sozialismus zum Weltprinzip erhebt und zum Ausgangspunkt der Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft machen will. Der Sozialismus kann und wird niemals die Kraft gewinnen, selbst zu bauen. Aus der Verneinung entsteht Partei, niemals Weltbewegung. Der Weltbewegung aber schreitet Prophetensinn und Prophetenwort voran, nicht Programmatik.[13]) Ueber die naivste Form des Heilungsdranges, die Forderung der unmittelbaren Stillegung, ist der Sozialismus in Wahrheit nie hinausgekommen. Auch die Vergesellschaftung ist nichts anderes als Hemmung bis zur Stillegung. Die Verstaatlichung der Produktionsmittel hat nach

[1]) Prof. Dr. Gaston Raphael, Walther Rathenau. In deutscher Bearbeitung von Dr. Rudolf Berger, Berlin 1921, S. 20.

[2]) Die amtlichen Berichte über die Reise haben Rathenau zum Verfasser. Vgl. Reflexionen, Leipzig 1908.

[3]) An Deutschlands Jugend, Berlin 1918.

[4]) Reflexionen, Leipzig 1908. Vgl. den 4. Band der Gesamtausgabe von Rathenaus Werken, Berlin 1918.

[5]) Vgl. Zur Kritik der Zeit, Berlin 1919.

[6]) Von kommenden Dingen. Dritter Band der Gesamtausgabe von Rathenaus Werken, Berlin 1918.

[7]) Zur Mechanik des Geistes, Gesamtausgabe S. 23.

[8]) Von kommenden Dingen, Gesamtausgabe S. 38 bis 49.

[9]) Zur Mechanik des Geistes. 2. Band der Gesamtausgabe.

[10]) Zur Mechanik des Geistes, Gesamtausgabe S. 294.

[11]) Zur Mechanik des Geistes, Gesamtausgabe S. 304.

[12]) Von kommenden Dingen. 3. Band der Gesamtausgabe.

[13]) Von kommenden Dingen, Gesamtausgabe S. 71 bis 73.

Rathenau keinen Sinn. Er fordert planvolles Zusammenarbeiten aller Kräfte und erhofft von dem neuen Wirtschaftsleben wirtschaftlichen Ausgleich und soziale Freiheit. Im einzelnen verlangt er: Ausschaltung der Vergeudung, Umstellung überflüssiger Produktion auf nützliche, Beseitigung des Müßigganges und Heranziehung jeder verfügbaren Kraft zu geistiger und materieller Produktion, Erhaltung des freien Wettbewerbs und der privaten Unternehmungslust, Uebertragung der Verantwortung auf sittlich und geistig Befähigte, Verhinderung der Ansammlung übermäßigen und toten Reichtums, Verflüssigung der starren Gliederung der Stände sowie Stärkung der Macht des Staates, seiner materiellen Stärke und seiner ausgleichenden Kraft.[14])

Der Abschluß des Krieges mit einem furchtbaren Fehlbetrag gab Rathenau Anlaß, die Verwirklichung seiner neuen Wirtschaftsordnung abermals zu betreiben, obwohl das Treiben der von Rathenau organisierten Kriegsgesellschaften nachgerade von aller Welt abfällig beurteilt wurde. In den „Problemen der Friedenswirtschaft"[15]) faßt er seine Gedanken über den Ursprung der gesellschaftlichen Ungleichheiten und der zu ihrer Bekämpfung geeigneten Mittel übersichtlich zusammen; in der „Neuen Wirtschaft"[16]) gibt er schließlich einen ausführlichen Entwurf des künftigen Wirtschaftsaufbaues wieder, dem folgende Gesichtspunkte zugrunde liegen: Zusammenfassung von Industrie, Handwerk und Handel zu Berufs- und Gewerbeverbänden, die in ihrer Form Aktiengesellschaften, in ihrem Handeln Syndikaten ähneln und in denen dem Staat das Recht der mitwirkenden Aufsicht zusteht, Miteinbeziehung der Güterverteilung in die neue Wirtschaftsorganisation und Ausdehnung dieser auf die Weltwirtschaft, die sich Rathenau ebenfalls als Gemeinschaft denkt. Hand in Hand damit hat sowohl die sittliche[17]) wie auch die politische Erneuerung[18]) zu gehen. Rathenaus Stellungnahme zu den nachkriegszeitlichen Ereignissen entbehrt nicht der Eigenart. War er vor der Revolution noch Monarchist, so ist er heute Demokrat.[19]) Er hat seine Hoffnungen um ein Mehrfaches zurückgesteckt. Gegen seine Theorien sind schwerwiegende Bedenken und Einwände erhoben worden. Die große Hoffnung auf eine sittliche Wiedergeburt der Menschen ist nach der Auffassung Prof. Dr. Raphaels nicht viel mehr als eine Utopie. Wie denkt sich Rathenau die fortschreitende Ausschließung des Minderwertigen, glaubt er nicht auch, daß gerade die von ihm gepriesene Organisation gar zu leicht mißbraucht werden, wenn nicht ins Gegenteil umschlagen kann, und vor allem: wird sich überhaupt die Welt zur Verwirklichung seiner Pläne hergeben? Rathenaus nationalökonomische Prinzipien sind nicht neu; er begleitet sowohl den Sozialismus wie auch den Individualismus ein gutes Stück ihres Weges, weigert sich aber, ihnen bis in ihre letzten Konsequenzen zu folgen. Er befreit sich von dem einen wie von dem anderen, um nach Möglichkeit zu einer höheren Synthese die materialistische mit der individualistischen Weltauffassung zu versöhnen.

[14]) Von kommenden Dingen, Gesamtausgabe S. 161.
[15]) Probleme der Friedenswirtschaft. 5. Band der Gesamtausgabe.
[16]) Die neue Wirtschaft. 5. Band der Gesamtausgabe.
[17]) Von kommenden Dingen, Gesamtausgabe S. 188. Vgl. auch Eine Streitschrift vom Glauben, S. 40 u. 41.
[18]) Von kommenden Dingen, Gesamtausgabe S. 314. Vgl. auch die Streitschrift Zeitliches sowie Die Welt nach dem Weltkriege, Berlin 1921.
[19]) Prof. Dr. Gaston Raphael, Walther Rathenau, S. 233; An alle, die der Haß nicht blendet; Zukunft, 4. Dezemberheft 1918.

Zwei Wasser.

Du sprangst vom Blumenhügel,
Ich tropft' aus dunkler Schluft —
Nun winkt der breite Spiegel,
Es flutet und es ruft!

Nun münden unsere Wellen
Beide in einen Strom,
Da singen die fernen Quellen
In Wiese und Waldesdom.

Ineinander gebunden
Fliessen wir selig einher,
Bis wir heimgefunden
Weit im ewigen Meer.

Alfred W. Kunze.

Auslands-Leserstimmen.

P. M. v. K. in Valdivia (Chile): „Die ‚Allgemeine Rundschau' ist mir seit Jahren ans Herz gewachsen und kann ich ihre weiteste Verbreitung über die ganze Welt nur aufrichtigst und sehnlichst wünschen. — Die meisten Missionäre kennen die ‚Allgemeine Rundschau' und wissen, dass sie höchst interessant und gediegen ist. — Indem ich der ausgezeichneten ‚Allgemeinen Rundschau' die weiteste Verbreitung und die grossartigsten Erfolge in der Verteidigung der katholischen Ideen wünsche . . ."

C. W. in C. (Brasilien): „Verschiedene meiner Bekannten hier, selbst Protestanten, erklärten, dass die ‚Allgemeine Rundschau' die Ereignisse der neuen Zeit wirklich vornehm und ohne gehässigen Anstrich beurteile."

P. G. Fr. Chucheng (China): „Gott segne Ihr edles Handwerk! Ein hehrer Beruf! Ein opus divinum! Wie verschlang ich in einem Heisshunger die ersten Artikel, als Ihre Rundschau endlich wieder kam!"

J. Z., Zuchwil (Schweiz): „. . . Ich meinerseits kann sagen, dass diese mir die liebste Zeitschrift von all den vielen, die von mir gehalten werden. Alle Artikel werden von mir mit dem grössten Interesse gelesen, da dieselben von bleibendem Werte sind."

P. P., O. S. B., **Hilton** (Nordamerika): „Möge die ‚Allgemeine Rundschau' noch lange florieren zum Besten der Menschheit, zur Unterstützung der Wahrheit und Beseitigung der krassen Unwissenheit sowie auch zur Förderung für Religion und Kultur."

Sch. Wenchang, Chantung (China): „. . . Uebrigens wollen Sie doch künftighin stets die ‚Allgemeine Rundschau' mir senden. Ich abonniere für immer darauf. In China kann man diese Zeitschrift nicht entbehren."

P. O. D., O. F. M., **Indianapolis** (Nordamerika): „. . . für ‚Allgemeine Rundschau', die uns Deutsche hier in Indianapolis aufgefunden hat. Steht fest im Kampfe und der gerechte Gott wird den Sieg verleihen, wann und wie er will."

Zur Vorbereitung des Weltkriegs.

Von General Karl von Sandmann.

Das im Jahre 1879 zwischen Frankreich und Rußland geschlossene Einvernehmen hatte für Deutschland die Gefahr nahe gerückt, auf zwei Fronten kämpfen zu müssen, wenn der von der französischen Presse fortdauernd gepredigte Vergeltungskrieg zum Ausbruch kommen würde. An den deutschen Generalstab war damit die Aufgabe herangetreten, die Mobilmachungsvorarbeiten auf den Zweifrontenkrieg einzustellen. Demgemäß hatte Feldmarschall Moltke für den Beginn dieses Kriegs verteidigungsweises Verhalten gegen Frankreich und Angriff gegen Rußland in Aussicht genommen. Er war dabei wohl von der einfachen Erwägung ausgegangen, daß die durch die starken Festungen Metz und Straßburg geschützte Westfront mit verhältnismäßig geringen Kräften verteidigt, also längere Zeit gegen eine große Uebermacht gehalten werden könnte, während die gebrochene Form der Ostgrenze als für die Verteidigung ungünstig mehr zu angriffsweiser Kriegführung aufforderte. Würden die Franzosen es versucht haben, die deutsche Stellung in Lothringen über Belgien zu umgehen, so wären deutscherseits unschwer unter Ausnützung des vortrefflichen Eisenbahnnetzes genügende Streitkräfte zu einem Gegenangriff zu versammeln gewesen. Nachdem den Gedanken Moltkes über Kriegführung die Erfolge von drei siegreichen Kriegen zur Seite standen, konnte man das Vertrauen haben, daß er auch für die Zukunft das Richtige getroffen habe.

Eine Aenderung im Aufmarsch und Operationsentwurf trat jedoch ein, als nach Moltkes Tod General Graf Schlieffen 1891 Chef des Generalstabes der Armee wurde. Schlieffen warf den Plan Moltkes vollständig um. Nun sollte der Krieg gegen Frankreich offensiv, der Krieg gegen die russische Heeresmacht, auf deren langsame Mobilmachung man rechnete, defensiv begonnen werden. Da aber die französischen Grenzbefestigungen gegen Deutschland einer Offensive bald ein Ziel setzen mußten, sollte durch Belgien vorgerückt werden. Die hiernach unausbleibliche Verletzung der Neutralität Belgiens wurde in der sicheren Erwartung des Erfolges von Schlieffen nicht als Hindernis betrachtet. Mit allen verfügbaren Kräften wollte Schlieffen das gegnerische Heer über Belgien unter Ausführung einer mächtigen Linksschwenkung mit besonders stark gehaltenem rechten Flügel in Flanke und Rücken angreifen, und er rechnete darauf, den Feind in kurzer Zeit niederzuwerfen. Vorbei an den Riesenfestungen Paris und Verdun gedachte er sogar die Franzosen an die

Schweizer Grenze zu drängen. Ob der Generalstab wegen der Verletzung der belgischen Neutralität mit dem Auswärtigen Amt ernstlich in Verbindung getreten ist, steht nicht fest. Nach Ludendorff („Meine Kriegserinnerungen") und Eckardstein („Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten") scheint es nicht der Fall gewesen zu sein. Jedenfalls wußte aber Kaiser Wilhelm II. davon, da er ja häufig den Kriegsspielen des Generalstabes anwohnte.

Die so verhängnisvolle Aenderung des ganzen Kriegsplans, die bis zum Beginn des Weltkrieges maßgebend blieb, hat von General v. Kuhl („Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkriegs") eine Begründung erfahren, die keineswegs überzeugend zu wirken vermag. Er sagt, daß die von Moltke in Lothringen geplante Defensive „auf älteren Anschauungen beruhte", bringt aber keinen Nachweis, daß diese Anschauungen nicht mehr richtig waren.

Ludendorff, gleichfalls ein Verfechter des Schlieffenschen Planes, sagt (a. a. O.): „Angriff auf Rußland und Verteidigung gegen Westen bedeutete in der angenommenen Kriegslage, wie dies ungezählte Kriegsspiele erhärtet haben, von vornherein einen langen Krieg und wurde vom Grafen Schlieffen verworfen."

Im Generalstabswerk über den Krieg 1870—71 sagt Moltke: „Kein Operationsplan kann mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus reichen. Nur der Laie glaubt in dem Verlauf eines Feldzugs die vorausgeregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen ursprünglichen Planes zu erblicken." Der in der Schule Schlieffens herangewachsene Generalstab hielt es jedoch 1914 für möglich, den Willen des Gegners in höherem Grade als bisher zu meistern und mit einem bestimmten Verlauf und Endziel des Krieges zu rechnen.

Moltke hatte am 14. Mai 1890 im Reichstag den Ausspruch getan: „Wenn der Krieg, der schon mehr als zehn Jahre als ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer wie sein Ende nicht abzusehen." Der nachmoltkesche Generalstab rechnete dagegen damit, in vier Wochen die französische Heeresmacht niederschlagen zu können.

Dank der wunderbaren Schulung des deutschen Heeres hat der Schlieffensche Operationsplan anfangs auch geklappt, aber an der Marne kam der große Angriff zum Stehen. Der Gegner war unterschätzt worden, er war nicht geflohen, sondern nur zurückgewichen, um unter günstigeren Verhältnissen die Offensive zu ergreifen. Aber auch wenn es den Deutschen geglückt wäre, den französisch-englischen Angriff bereits in den Stellungen vom 6. September abzuschlagen, so würden nach Aeußerung des damaligen Chefs der Operationsabteilung Oberst Tappen („Bis zur Marne 1914") die Deutschen wohl schwerlich in der Lage gewesen sein, sogleich die Offensive im Großen wieder aufzunehmen, da die Bestände, namentlich an Offizieren, zu schwach waren, und es würde sofort zum Grabenkrieg gekommen sein. Dazu zerstörte Eisenbahnen im Rücken. Und wenn die Deutschen an der Marne gesiegt hätten und der Feind wäre hinter die Loire zurückgegangen, was dann? Im Jahre 1870 konnte man es auf die Weiterführung des Kampfes ankommen lassen, als man Frankreich allein gegenüberstand, aber mit England, Rußland und Belgien als gleichzeitigen Gegnern war es ein viel gefährlicheres Spiel. Die deutsche Armee konnte in Frankreich in eine Lage wie Napoleon in Moskau kommen und inzwischen waren die östlichen Provinzen des Reiches den Russen preisgegeben.

Dem Plane Schlieffens gebührt das Lob außerordentlicher Kühnheit und es ist daher begreiflich, daß er bei den Generalstabsoffizieren begeisterte Verehrer fand und auch vom Kaiser gebilligt wurde. Aber sein Gelingen war an Voraussetzungen gebunden, deren Eintreffen nicht als sicher gelten konnte.

Der Plan Moltkes war vorsichtiger, aber weniger abhängig von günstigen Voraussetzungen; die Probe ist ihm versagt geblieben, und es läßt sich nicht mit annähernder Sicherheit beurteilen, wie bei dessen Befolgung Verlauf und Ausgang des Kriegs sich für Deutschland gestaltet hätten. Eines aber ist sicher: Deutschland würde sich nicht mit der folgenschweren Verletzung der Neutralität Belgiens belastet haben, wenn es sich für den Zweifrontenkrieg nach Moltkes Gedanken vorbereitet hätte. Ein neuerliches Urteil über Moltke enthalten die Erinnerungen Hindenburgs „Aus meinem Leben", wo es heißt: „Eine an Geist wie an Charakter gleich große Persönlichkeit hat nach meiner Ueberzeugung seitdem unser Volk nicht mehr hervorgebracht; ja Moltke ist vielleicht in der Vereinigung dieser Eigenschaften eine einzig dastehende Größe gewesen."

Wie liest der Katholik den Anzeigenteil?

Von Dr. Ernst Spenglein.

Wenn man den Anzeigenteil katholischer Zeitungen und Zeitschriften vergleicht mit demjenigen der farblosen oder gar der christentumsfeindlichen Presse, so fällt sofort ein schreiendes Mißverhältnis in die Augen. Oberflächliche Betrachtung möchte den geringen Umfang des Anzeigenteils der katholischen Presse einfach auf deren geringere Auflage zurückführen.

Gewiß, in allzu vielen katholischen Familien, insbesondere der Großstädte, ist keine katholische Zeitung oder Zeitschrift, wohl aber die christentumsfeindliche Presse zu finden. Und manche Todesanzeige katholischer Familien findet man überall anderswo, nur nicht in der katholischen Presse. Diese beiden Mißstände sind zweifellos die hauptsächlichsten Wurzeln des katholischen Presseelends. In unverdrossener zielbewußter Kleinarbeit muß an deren Beseitigung gearbeitet werden, damit die katholische Presse den ihr zukommenden Platz und die dazu erforderliche Leistungsfähigkeit erringen kann.

Aber schon heute wäre vieles besser, wenn die Leser der katholischen Zeitungen und Zeitschriften den Wert des Anzeigenteils ihrer Presse richtig erkennen würden. Das katholische Leserpublikum nützt den Anzeigenteil noch nicht genügend aus, weder durch Aufgabe eigener Anzeigen, noch durch Verwertung der erschienenen Anzeigen. Der Anzeigenteil ist ein Feld, auf welchem die Katholiken einander wirtschaftlich und persönlich genau so gut unterstützen könnten, wie dies z. B. die Juden schon längst getan haben. Nur aus den katholischen Blättern erfahren die Katholiken jene Bezugsquellen, jene Banken usw., welche sie unterstützen und benützen müssen, um nicht das katholische Geld indirekt christentumsfeindlichen Händen zuzuführen. Wer eine katholische Erziehungs- oder Lehrkraft, eine Hausgehilfin, einen Privatsekretär, eine Hausdame, Bureaupersonal usw. sucht, wird mit einer Anzeige in der katholischen Presse am ehesten gleichgesinnte Kräfte finden. Wer einen Wirkungskreis in katholischem Milieu, wer eine christliche Ehe erstrebt, wird in der christentumsfeindlichen Presse vergeblich inserieren.

Die mangelnde gegenseitige Unterstützung, das geringe Zusammenhalten ist überhaupt ein beklagenswertes Merkmal nicht nur des deutschen Katholiken, sondern des Deutschen überhaupt, der eher geneigt ist, mit einem gewissen Skeptizismus das Trennende zu beachten als das Einigende aufzusuchen. Dies führt stets zu einer Schwächung der eigenen Position, wie nicht nur die innere und äußere Politik immer wieder bestätigt, sondern wie auch im täglichen Leben die wirtschaftliche Rückständigkeit der Katholiken beweist.

Es gibt, wie gesagt, keine besser gefügte Organisation zur gegenseitigen wirtschaftlichen Unterstützung der katholischen Kreise, als die katholische Presse. Jeder Bezieher erhält für seinen Bezugspreis regelmäßig einen zuverlässigen geschäftlichen Quellennachweis. Er gibt einen Teil seines Bezugspreises umsonst aus, wenn er den Anzeigenteil nicht liest und verwertet. Er denke dabei nicht nur an Heute, sondern merke sich vorteilhafte Angebote für etwaigen künftigen Bedarf an. Wirtschaftskraft des katholischen Volksteils, Leistungsfähigkeit der katholischen Presse und persönliches Interesse des katholischen Lesers stehen hier immer in Wechselwirkung.

Im allgemeinen ergeben sich aus dem Gesagten folgende Forderungen:

1. Der Anzeigenteil der katholischen Zeitungen und Zeitschriften muß genau so gut gelesen und verwertet werden, wie der redaktionelle Teil. Kataloge, Drucksachen, Probesendungen, welche im Anzeigenteil zum kostenlosen Bezug angeboten werden, lasse man sich stets kommen. Man beziehe sich dabei grundsätzlich auf das Blatt, in welchem man die Anzeige gelesen hat.

2. Erweist sich eine an sich einwandfreie Anzeige auf Grund der Zusendungen als weniger harmlos, so übersende man das Material dem Verlage seiner Zeitung bzw. Zeitschrift, damit dieser eine Handhabe hat, nach dem Rechten zu sehen. Es wäre aber kurzsichtig und unchristlich, dem katholischen Verlage gleich mit einer Abbestellung des Abonnements zu drohen, während man tagtäglich die christentumsfeindliche oder farblose Presse mit Dutzenden anstößiger Anzeigen widerspruchslos in seinem Hause duldet. Denn auch der Anzeigenteil der katholischen Presse ist im allgemeinen ein freier Markt für jedermann, solange der Anzeigentext nicht gegen das Gesetz oder die guten Sitten verstößt. Die katholische Presse bringt dessen-

ungeachtet jahrein jahraus die schwersten materiellen Opfer durch eine sorgsame Pflege, des Anzeigenteils und hält daraus alles nach Möglichkeit fern, was gegen die katholischen Grundsätze verstößt. Aber eine Garantie für alles im Anzeigenteil Angepriesene kann der gewissenhafteste Verlag nicht übernehmen.

3. Todesanzeigen katholischer Familien gehören in allererster Linie in die katholische Presse.

4. Eheanbahnungen auf dem Anzeigewege verbürgen höchstens in der katholischen Presse einen für Katholiken erwünschten Erfolg.

5. Stellengesuche der verschiedensten Art in anderen als katholischen Zeitungen und Zeitschriften haben für Katholiken keinen Wert.

6. Beteiligung an katholischen Unternehmungen vermittelt nur eine Anzeige in der katholischen Presse.

7. Wo Kauf, Verkauf oder Tausch von Gegenständen Vertrauenssache ist, wie z. B. bei Teppichen, Möbeln, Kunstgegenständen, Schmucksachen usw., leite man dies durch Anzeigen in der katholischen Presse ein, damit man nicht Gefahr läuft, skrupellosen unchristlichen Geschäftspraktiken zum Opfer zu fallen.

8. Für den Immobilienmarkt, für Hypothekengesuche usw. gilt das unter 7 Gesagte in besonderem Maße. Für Neubauten, kirchl. Bauten, Kirchenheizungen usw. ziehe man stets die aus der katholischen Presse bekannten sehr leistungsfähigen katholischen Firmen heran.

9. Das katholische Leserpublikum hat ein ausgesprochenes Bedürfnis nach katholischen Rechtsanwälten, Aerzten, Spezialärzten, Zahnärzten. Diesbezügliche Niederlassungsanzeigen in der katholischen Presse machen sich daher immer bezahlt.

10. Bankverbindungen und Versicherungen gehe man nur mit solchen Firmen ein, welche einem aus dem Anzeigenteil der katholischen Presse bekannt sind.

11. Man meide Kaufhäuser, Wäsche- und Modehäuser und überhaupt alle Geschäftsleute, welche ihrerseits die katholische Presse meiden. Aussteuern usw. kaufe man nur bei den Inserenten der katholischen Presse.

12. Die Seelen seiner Kinder vertraut der Katholik nur solchen Lehr- und Erziehungsanstalten an, welche ihm aus der katholischen Presse bekannt sind.

13. Theater und Kinovorführungen, Vorträge u. dgl., welche in der katholischen Presse nicht angezeigt sind, sind in der Regel nicht einwandfrei.

14. Um während des Erholungs- und Kuraufenthalts seinen religiösen Bedürfnissen nachkommen zu können, besucht der Katholik diejenigen Bäder, Kuranstalten usw., welche in der katholischen Presse inserieren.

15. Jeder gebildete Katholik muß einen Ueberblick über den heutigen Stand der katholischen Literatur haben. Wer sich keine der katholischen Literaturzeitschriften halten kann, muß sich zum mindesten an Hand des Anzeigenteils der katholischen Presse orientieren, muß sich die dort angezeigten kostenlosen Zusammenstellungen und Prospekte kommen lassen. Wer die katholische Literatur nicht kennt, ist nicht berechtigt, über Literaturfragen mitzusprechen oder Vergleiche anzustellen. Die gediegene und einwandfreie weltliche und Fachliteratur wird der Katholik auch im Anzeigenteil der katholischen Presse finden.

16. Wer gelesene oder im Buchhandel vergriffene Werke katholischer Schriftsteller aus Privatbesitz zu kaufen oder zu verkaufen sucht, hat keinen besseren Weg, als eine Anzeige in der katholischen Presse.

17. Die Auslandsleser der katholischen deutschen Presse sollten stets den Anzeigenteil eifrig nach der Richtung hin nachlesen, ob sie nicht Neuanschaffungen von Gegenständen des täglichen Bedarfs, insbesondere auch kirchliche Geräte, Meßgewänder, Orgeln, Turmuhren usw. bei deutschen katholischen Firmen bestellen können, um so am Wiederaufbau positiv mitzuwirken. Infolge der Valutadifferenz werden sie dabei regelmäßig sogar billiger wegkommen. Von besonderer Wichtigkeit sind natürlich auch für die Auslandsleser die Literaturanzeigen.

Wenn durch Befolgung der vorgenannten 17 Punkte der Verkehr zwischen Lesern und Anzeigenteil ein regerer würde, würde die katholische Presse aufblühen können und konkurrenzfähiger werden. Denn die Inserenten würden deutlicher die Erfolge verspüren und in größerem Umfange Anzeigen aufgeben. Die katholische Presse aber würde leistungsfähiger und könnte dafür ihren Lesern entsprechend mehr bieten.

Spendet für Oppau!

Der Präsident des Bayerischen Landtags und der Präsident des Gesamtstaatsministeriums veröffentlichen unterm 23. September 1921 folgenden Aufruf:

Aufruf!

„Ein furchtbares Unglück hat unser Land getroffen. Am 21. September 1921 morgens ist ein Teil des Werkes Oppau der weltbekannten Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen in die Luft geflogen. Der Umfang des Schadens lässt sich noch nicht übersehen. Es steht aber fest: Mehrere hundert brave und fleissige Arbeiter und Angestellte sind auf dem Felde der Arbeit geblieben, viele hunderte solcher haben schwere Verletzungen davongetragen. Auch von der übrigen Bevölkerung hat die Katastrophe Opfer gefordert. Eine blühende Arbeitsstätte ist vernichtet. Zahlreiche Familien haben Obdach und Habe verloren. Zur Bergung der Verunglückten und zur Unterbringung der Obdachlosen ist sofort das Erforderliche geschehen. Der bayerische Staat hat unverzüglich die zur Gewährung der ersten unverschiebbaren Hilfe erforderlichen Mittel bereitgestellt und wird weiterhin das Möglichste tun, um die Not der Betroffenen zu lindern. Ebenso haben bereits die Reichsregierung und andere Landesregierungen in hochherziger Weise ihre Hilfe zugesagt. Bei der Grösse des Unglücks muss aber auch die freie Liebestätigkeit unseres Volkes angerufen werden, die noch nie versagt hat, wenn es galt, Unglücklichen zu helfen und Tränen zu trocknen. Die Regierungen sind beauftragt, sofort Hilfsausschüsse zu bilden und Sammlungen einzuleiten. Spendet alle nach euren Kräften!"

Die Bayerische Staatsbank ist mit ihren sämtlichen Niederlassungen Hauptsammelstelle. Sämtliche Banken, Bankiers, Kreditgenossenschaften, die Girozentrale und die Sparkassen haben ihre Mitwirkung an dem Hilfswerk erklärt und sind in gleicher Weise wie die Bayerische Staatsbank bereit, freiwillige Spenden entgegenzunehmen.

Ausserdem sind auch die Postanstalten Annahmestellen.

Bayerische Staatsbank.

Spenden für Oppau nimmt zur Weiterleitung auch jederzeit entgegen der

Verlag der „Allgemeinen Rundschau"
München, Galeriestr. 35a Gh.
Für den Inlandsverkehr Postscheckkonto München 7261

Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen.

Von Sonnenschein, Generalsekretär.

Immer wieder werden gerade in dieser Zeitschrift Stimmen laut, welche die außerordentlich wertvollen Beziehungen des Katholizismus als Weltinstitution zur Gesundung unserer gesamten verfahrenen Weltlage hervorheben. Das zeugt von dem hohen Standpunkt, den diese Zeitschrift einnimmt. Die Weltrundschau vom 27. August 1921 fand wiederum beredte Worte, daß wir deutschen Katholiken nur zu wenig in der moralischen Offensive zugunsten des Weltfriedens zur Geltung kommen. In der gleichbetitelten Schrift des Prinzen Max von Baden sei ein eigenes großes Werk mit eigenem Informationsdienst für diese Offensive vorgesehen, in dem aber keine einzige katholische Persönlichkeit oder Organisation zum Vorschlag komme. Man hoffe, daß uns Frankfurt auch in dieser Hinsicht ein Stück vorwärts bringen werde.

Tatsächlich wurde das Bedürfnis systematischer Auslandsarbeit auf katholischer deutscher Seite schon längst empfunden. Die bedeutendsten deutschen katholischen Auslandsorganisationen schlossen sich zu diesem Zwecke schon im Jahre 1918 zu einem „Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen E. V." zusammen. Infolge des unglücklichen Ausganges des Krieges und der eigenen großen Not können die Ziele des Reichsverbandes nicht so sehr in der materiellen Fürsorge für die katholischen Auslandsdeutschen bestehen. Was wir aber geben können, das soll im Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen verwirklicht werden: innige kulturelle Beziehungen zu unseren deutschen Glaubensbrüdern

im Auslande. Diese sollen gepflegt werden durch intensive kulturelle Fürsorge an den deutschen Auslandskatholiken, durch Pflege ihrer Schulen und ihrer Presse, durch zahlreiche persönliche Beziehungen usw. Zwischen Heimat und Fremde soll ein reger geistiger Verkehr stattfinden.

Dabei sind die Katholiken der Heimat nicht nur die Geber sondern auch die Empfänger. Die geistigen Bande, die sich auf diese Weise zwischen Heimat und Fremde schließen, können nur zur Befruchtung der eigenen Geisteswelt dienen. Wir sind ja von alters her nur zu sehr kleinstädtischer und spießbürgerlicher Natur. Mit furchtbarer Evidenz mußte uns erst der Krieg zeigen, daß kein Volk für sich bestehen kann. War gerade unsere Isolierung in der Welt der Grund für unsere Niederlage, so kann nur eine Wiederbelebung und intensive Betätigung unserer Auslandsbeziehungen uns zu neuem Leben verhelfen. Auch im kulturellen Leben unseres Volkes wünschten wir mehr „hanseatischen Geist", der uns über die Stickluft unser hermetisch verschlossenen Lande mit ihrem Parteihader emporhebt, und wiederum hinausführt in die große freie Kulturgemeinschaft der weiten Welt, deren Hauptträger der Geist des Katholizismus ist. Der deutsche Katholik hat da eine providenzielle Aufgabe zu lösen. Er wird durch die Verbindungen seiner Kirche und den Geist seiner Religion dem bedrängten Vaterlande die wichtigsten Dienste leisten können. Nicht verschwommener Internationalismus ist die Folge, nein, die Atmosphäre der Gerechtigkeit und des Friedens, die es auch unserem Volke und den Minderheiten ermöglicht, ein berechtigtes Eigenleben zu führen, als ein Glied der Völkerfamilie, in welcher jedem Volke seine besondere Aufgabe zufällt.

Das birgt der „Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen" unter einem unscheinbaren Titel als sein Ziel. Unter den ihm angeschlossenen 37 Organisationen befinden sich wohl alle deutschen Ordensgesellschaften, die sich irgendwie mit dem Deutschtum im Auslande befassen. Sie haben auf diesem Gebiete schon bedeutende Arbeit geleistet und waren bisher die hauptsächlichsten Träger des katholischen Auslandsdeutschtums. Ihr Zusammenschluß aber im Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen sichert eine wirksamere und systematischere Arbeit. Das kam zu deutlichem Ausdruck auf der stattlichen Mitgliederversammlung des Reichsverbandes in Würzburg am 6. Juli 1921: Erhaltung und Förderung der katholischen Auslandsgemeinden, damit durch sie in der Welt der Geist der Versöhnung verbreitet werde. In diesem Sinne ist auch die Entschließung der Frankfurter Katholikenversammlung aufzufassen, welche lautet:

„Ueberzeugt von der innigen Wechselwirkung zwischen Religion, Volkstum und Heimattreue weist die 61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands mit großem Nachdruck auf die Erhaltung und Förderung der katholischen deutschen Auslandsgemeinden hin. Sie dankt den heimattreuen Söhnen und Töchtern unseres Volkes für ihr standhaftes Bekenntnis zum katholischen Glauben und deutschen Volkstum und hält es für eine unerläßliche Pflicht des Mutterlandes, mehr noch als bisher die deutschen Kolonistenmissionen zu pflegen und zu fördern und besonders den deutschen katholischen Schulen im Auslande ihre Interessen zuzuwenden. In einem eigenen Seminar für Auslandsseelsorger und -Lehrer sieht die Generalversammlung die Gewähr für eine segensreiche, dauernde Betreuung der katholischen deutschen Sprachinseln im Auslande."

Es erübrigt nur, daß der Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen kräftige Unterstützung findet im In- und Auslande durch Mitarbeit zahlreicher Auslandskenner, Freunde und Förderer. Seine Geschäftsstelle befindet sich, seinen zentralen Aufgaben entsprechend, in der Reichshauptstadt, Berlin N 24, Oranienburgerstraße 13/14.

Dämmerstunde.

Was der Tag an Schmerzen brachte,
Was ich mir an Glück erdachte
Löset sich in sanfte Ruh —
Durch das stillgeword'ne Zimmer
Rinnt des Tages letzter Schimmer,
Und ich schliess' die Augen zu.

Herr — Gott — Deine alte Weise
Sag' ich mir nur leise — leise
Eine liebe Weile lang —
Nur in kurzer Rast versonnen,
Doch von eigner Welt umsponnen
Schliesst der Tag im heil'gen Klang. E. Taufkirch.

Klaffende Gegensätze zwischen kirchlicher und staatlicher Schulgesetzgebung.

Von P. Innocenz, O. M. Cap.

Die deutschen Bischöfe haben sich in gemeinsamer Eingabe an die Regierung gewandt und darin ihre Forderungen für das werdende Reichsschulgesetz niedergelegt. Die Bischöfe suchen in ihren Vorschlägen die Brücke zu schlagen zwischen kanonischem und deutschem Verfassungsrecht. Diese Brücke hätten eigentlich die staatlichen Gesetzgeber selber schlagen müssen. Es ist ein schweres Unrecht des Staates, die Verbindung mit der Kirche zu lösen. Es ist eine Sünde gegen die Gesetze der göttlichen Weltordnung. In der Schulgesetzgebung ist das geschehen. Die Verfassung stellt ihre Grundsätze unter völliger Nichtbeachtung des kirchlichen Standpunktes auf. Wenn sich beide einmal treffen, so ist das zufällig. Theoretisch ist die Trennung fertig, nur die Praxis hinkt noch etwas nach.

Die Bischöfe suchen zu retten, was zu retten ist. Ihre Forderungen sind Mindestforderungen, die keineswegs das katholische Ideal darstellen. Das lehrt ein Blick in die unabhängige katholische Gesetzgebung. Das katholische Ideal aber muß maßgebend bleiben, mag es auch für den Augenblick nicht voll erreichbar sein. Es gilt eben für die Katholiken in zähem Kampfe und mit allen erlaubten Mitteln ihrem Rechte und ihrem Gewissen zum Siege zu verhelfen.

Die Bestimmungen des kanonischen Rechtes in bezug auf die Schule lassen sich in drei Punkten zusammenfassen: Religiöser Charakter der Schule, Schulgründung und Schulaufsicht.

1. Eröffnet wird die kirchliche Schulgesetzgebung mit einer energischen Formulierung der Pflicht, alle Gläubigen von Kindheit auf religiös zu erziehen. Can. 1372 § 1 bestimmt: Von Kindheit an sind alle Gläubigen so zu unterrichten, daß nicht bloß alles vermieden wird, was der katholischen Religion und der ehrbaren Sitte widerstreitet, sondern daß die religiöse und sittliche Bildung an hervorragender Stelle stehe. Es ist hier noch nicht unmittelbar von der Schule die Rede. Gewiß ist sie aber in erster Linie gemeint. Der negative Teil des Kanons bezieht sich sicher auch auf die weltlichen Lehrfächer. Die Schule hat hier alles Widerreligiöse zu vermeiden.

Wie stellt sich die Reichsverfassung zu dieser Angelegenheit? Man kann freilich sagen, die Verfassung verfolgt keinen religiösen Zweck und sie kann nicht in jedem Artikel von Religion reden. Aber handelt es sich hier nicht um die höchsten Güter der Nation? Die Verfassung hat viele Worte gefunden für Freiheit, Gleichheit, Fortschritt. Warum nicht auch für die Religion? Es findet sich aber fast nichts dergleichen, höchstens der Art. 148, Abs. 2: Beim Unterricht in öffentlichen Schulen ist Bedacht zu nehmen, daß die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzt werden. Das kann jedoch nur vor Beleidigungen schützen, nicht vor Verbreitung religiöser Irrtümer, vor Verdrehungen der Wahrheit, vor Untergrabung der religiösen Autorität usw.

Noch schlimmer ist es um den positiven Teil des Kanons bestellt. Der religiöse Unterricht soll einen hervorragenden Platz einnehmen. An anderer Stelle spricht das Kirchengesetz von einem gravissimum officium. Die Verfassung aber behandelt die religiöse Unterweisung sichtlich mehr als ein lästiges Anhängsel, das man nicht ganz abschütteln konnte. Religion ist nach Art. 149, Abs. 1 ordentliches Lehrfach, aber sofort werden eine Reihe von Schulen, die bekenntnisfreien, ausgenommen. Der Lehrer braucht außerdem den Religionsunterricht nicht zu erteilen und die Kinder müssen ihn nicht besuchen, wenn die Erziehungsberechtigten das nicht wünschen. Er ist das, was man an den alten Schulen fakultativ genannt hat. Aus der höchsten Pflicht des Kodex wird in der Verfassung eine geduldete Möglichkeit.

Der Gegensatz zwischen beiden Lagern ist hier unüberbrückbar, weil er nur ein Ausfluß der bei den Gesetzesbüchern zugrunde liegenden Weltanschauung ist. Die Kirche vertritt den Standpunkt des offenbarenden Gottes und die Verfassung ist ein Erzeugnis reiner Diesseitigkeit, die für die letzten Gründe und Ziele der Religion kein Verständnis hat.

Diesem grundsätzlichen Gegensatz gemäß entwickelt sich auch die weitere Gesetzgebung. Die kirchlichen Bestimmungen finden sich in can. 1373 § 1 und 2. In jeder beliebigen Elementarschule ist den Kindern ein ihrem Alter angemessener religiöser Unterricht zu erteilen. Die Jugend, welche die mittleren

und hohen Schulen besucht, soll einen vollständigeren Religionsunterricht bekommen und die Bischöfe haben dafür zu sorgen, daß dies geschieht durch Priester, welche an Eifer und Wissen hervorragen. Die Elementarschule des Kodex ist die sogenannte Grundschule der Verfassung, auf der sich das übrige Schulwesen aufbaut. Daß hier wirklich katholische Schulen gemeint sind, nicht etwa bloß Schulen, in denen Religion Unterrichtsfach ist nach Art unserer Gemeinschaftsschulen, daß diese Schulen durchdrungen sein müssen von katholischem Geiste in ihrem ganzen Betriebe, das geht hervor aus can. 1379, wo sie ausdrücklich catholicae, katholisch, genannt werden. Das geht noch mehr hervor aus can. 1374, wo den katholischen Kindern in strengem Tone verboten wird, religiös-gemischte, neutrale oder gar akatholische Schulen zu besuchen. Katholische Eltern versündigen sich also gegen ein strenges Gebot der Kirche, wenn sie ihre Kinder ohne dringende Not in kirchlich unzulässige Schulen schicken. Nur der Bischof hat zu beurteilen, unter welchen Umständen und mit welchen Vorsichtsmaßregeln ein solcher Schulbesuch gestattet sein kann.

Die Verfassung geht ihrer grundsätzlichen Auffassung gemäß ganz andere Wege. Sie unterscheidet die Menschen eben nicht nach Religionen, obwohl das die grundlegendste Unterscheidung ist und zu tiefst in Menschenart und Menschenschicksal eingreift. Sie unterscheidet bloß nach Nationen. Wir Deutsche sind eine Nation, also brauchen wir bloß eine Schule, so lautet der oberflächliche Schluß. Eine Trennung nach Bekenntnissen wird in Art. 146 Abs. 1 ausdrücklich abgelehnt. Nur in bezug auf die Volksschule ist eine Möglichkeit gegeben, den kanonischen Forderungen öffentlich zu genügen, aber diese sogenannte Bekenntnisschule wird nur auf Antrag der Erziehungsberechtigten eingerichtet. Sie muß erkämpft, dem Gesetzgeber gleichsam abgetrotzt werden als unliebsame Ausnahme. Mittlere und hohe Bekenntnisschulen kennt die Verfassung nur als private, für deren Gründung und Unterhaltung auch Private aufkommen müssen. Die Verfassung braucht hier nur einen leider bereits bestehenden Mißstand weiterzuführen. Seit langem haben wir in Bayern und Deutschland keine höheren Schulen mehr, welche den kirchlichen Vorschriften und Bedürfnissen der katholischen Jugend genügen. Wie dringend notwendig wäre unsern Mittel- und Hochschülern eine eingehendere, religiöse Unterweisung. In unserem, nach der wissenschaftlichen Seite hin hochstehenden Jahrhundert müßte eigentlich jeder gebildete, katholische Mann auch ein bißchen Theologe sein. Geradezu unabweisbare Pflicht wäre es, den Medizinern, Juristen, Volkswirtschaftlern eine gründliche Unterweisung zuteil werden zu lassen in jenen Grenzgebieten, wo Religion und namentlich religiöse Moral mit den betreffenden Fächern zusammenstoßen. Moral der Medizin, des Rechtes, der öffentlichen Wirtschaft! Das allgemeine Gewissen genügt nicht. Wie oft wird auch von katholischen Aerzten der kirchliche Standpunkt nicht verstanden, weil ihnen die tiefere Begründung unbekannt ist. Es könnten hier wohl die theologischen Fakultäten etwas tun, aber die katholische Universität vermögen sie nicht zu ersetzen. Warum haben wir sie dann nicht, warum werden sie nicht gegründet, wenn sie doch gefordert werden?

2. Das führt uns zum zweiten Punkte: Kirchliches Gesetz und Schulgründung. Was die Verfassung mit einer großmütigen Gebärde als Gnade und Toleranz zugesteht, das hat die Kirche nicht von Verfassungsgnaden, das ist ihr legitimes, göttlich sanktioniertes Recht. Can. 1375 drückt nur die allgemeine, kirchliche Lehre aus. Die Kirche hat das Recht, Schulen jeder beliebigen Disziplin zu gründen, nicht bloß Volks-, sondern auch Mittel- und Hochschulen.

Das ist nun ohne Zweifel so aufzufassen: die Kirche betrachtet es nicht als ihre nächste Aufgabe, alle möglichen Schulen zu gründen. Ihre nächste Aufgabe ist übernatürlicher Art. Aber sie betrachtet die Schulen als notwendige und nützliche Mittel zum Zweck. Sie billigt und unterstützt jedes menschliche Wissen und Können. Sie hat sich von Anfang lebhaft dafür interessiert, und das ganze Schulwesen aller Jahrhunderte hat ihr unendlich viel zu danken. Der allgemein menschliche Bildungsdrang wohnt ihr mächtiger inne als irgendeiner anderen Gesellschaft. Ein Unterricht in Glaube und Sitte, der zur nächsten Aufgabe der Kirche gehört, ist nur schwer zu erreichen, wenn ein gewisses Maß weltlicher Bildung nicht vorhanden ist. Darum hat die Kirche lange, lange Zeit, als kein Staat ernstlich daran dachte, keine politische Partei dafür Zeit fand, keine Wissenschaft zum darbenden Volke herabstieg, Schulen gegründet, unterhalten und geleitet. Es war trotzdem nicht ihre eigenste Aufgabe und heute hat sie neidlos den größten Teil des Schulwesens dem Staate überlassen. Aber sie besitzt und wahrt sich das Recht, auch in Zukunft zu tun, was sie jahrhundertelang getan hat, frei nach ihrem Ermessen Schulen zu gründen. An die Schulen des Staates aber, die dieser für katholische Bürger einrichtet, muß sie kraft göttlichen Gebotes Forderungen stellen, die den modernen, verstimmten Ohren fremdartig klingen, die aber in der Ordnung der Welt und der Menschheit begründet sind. Die Staatsschulen, gleichviel welcher Gattung, müssen religiös sein im Fundament und in ihrem obersten Zweck und sie dürfen in ihrem Betriebe nicht gegen Glaube und Sitte verstoßen.

Setzt sich der Staat über diese Forderungen hinweg, oder handelt er ihnen direkt entgegen, dann tritt der can. 1379 in Kraft. § 1: Wenn katholische Schulen nach Norm des can. 1373, seien es Volks- oder Mittelschulen, fehlen, so ist vor allem von den Bischöfen zu sorgen, daß sie gegründet werden. § 2: Desgleichen, wenn die öffentlichen Universitäten nicht durchdrungen sind von katholischem Geiste und katholischer Gesinnung, dann ist zu wünschen, daß in der betreffenden Nation oder dem betreffenden Lande eine katholische Universität gegründet werde. Die vielfach vernachlässigten Salzburger Bestrebungen erhalten hier für die deutsche Nation eine nachdrückliche Betonung. § 3: Die Gläubigen sollen nicht unterlassen, zur Gründung und Unterhaltung katholischer Schulen hilfreiche Hand nach Kräften zu leisten. Wie sich die Verfassung zu diesem unveräußerlichen Rechte der Kirche auf Schulgründung stellt, tritt nicht klar hervor. Privatschulen sind zugestanden, also auch kirchlich gegründete Schulen. Ob man aber damit der Kirche ein Recht zugestehen und dieses unter anderen Umständen achten will? Der Geist der Verfassung spricht jedenfalls dagegen, dagegen auch die fortwährende, scharfe Betonung des Aufsichtsrechtes des Staates.

3. Damit stehen wir beim dritten wichtigen Punkte: Kirchliche Gesetzgebung und Schulaufsicht.

Wer bestimmt überhaupt die religiöse Erziehung der Kinder? Hier offenbart sich nun eine teilweise und erfreuliche Uebereinstimmung zwischen Verfassung und Kirchengesetz. Es ist das eine heiß umstrittene Frage, und Weltanschauungen, Parteiprogramme und Standesinteressen mengen sich in den Kampf. Nach can. 1372 § 2 haben die Eltern und Elternstellvertreter des gravissimum officium, die schwerste Pflicht, für christliche Erziehung der Kinder zu sorgen. Die Verfassung spricht natürlich nicht von Religion, aber was sie in Art. 120 bestimmt, kommt der Religion zugute. Es heißt dort: Die Erziehung des Nachwuchses zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit ist oberste Pflicht und natürliches Recht der Eltern, über deren Betätigung die staatliche Gemeinschaft wacht. Dieses Recht der Eltern, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten, ist natürlich kein unbeschränktes. Die Gemeinschaft wacht darüber, und die Verfassung mutet den Eltern sofort zu, ihre Kinder in neutrale Gemeinschaftsschulen zu schicken. Die Kirche aber gebietet den katholischen Eltern streng, ihren Nachwuchs auch in katholischen Schulen unterrichten zu lassen und ihn nicht akatholischen, neutralen oder gemischten Schulen anzuvertrauen. Es ist das eines der wichtigsten Kirchengesetze für unsere Zeit und die Eltern, ja schon die Kinder müssen immer wieder darauf verwiesen werden. Dieses Gesetz ist sicher viel wichtiger als manches, das noch im Katechismus für die Kleinen steht.

Was nun die eigentliche Schulaufsicht anbelangt, so richtet sie sich kirchlich nach dem can. 1381 und muß nach drei Gesichtspunkten unterschieden werden. Can. 1381 § 1: Der religiöse Unterricht der Jugend in Schulen irgendwelcher Art unterliegt der Oberleitung und Aufsicht der Kirche. Das ist ein oberster und uralter kirchlicher Grundsatz im Schulkampf der Zeiten. Religionsunterricht wird von niemand erteilt, von niemand geleitet, von niemand überwacht als von der Kirche. Hier läßt sich die Kirche nicht dareinregieren.

Die Verfassung verlangt auch für den Staat ein Aufsichtsrecht. Es wird von ihm abhängen, wie weit er gehen will; ob er die Aufsicht will bloß über den äußeren Betrieb, oder auch über den Inhalt des Unterrichts. In der Verfassung steht: Der Religionsunterricht wird erteilt in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der betreffenden Religionsgemeinschaften. Sollte sich der Staat anmaßen, diese Uebereinstimmung festzustellen oder zu leugnen? Es ist vulkanischer Boden, der von der Verfassung hier betreten ist. Denn die Leitung des Religionsunterrichts, besonders nach seiner inhaltlichen Seite, wird sich die Kirche ihren ewigen Grundsätzen gemäß niemals aus der Hand nehmen lassen.

§ 2. Der Bischof hat das Recht und die Pflicht zu wachen, daß in keiner Art von Schule seiner Diözese etwas getan oder gelehrt werde gegen den Glauben und die guten Sitten. Dieser negative Ueberwachungsparagraph bezieht sich auf den ganzen Schulbetrieb. Es wird keine positive geistliche Schulaufsicht verlangt, wozu die historische Entwicklung in Bayern geführt hatte, sondern nur die Verhinderung von Glaubensirrtum und Sünde. Die Gegner werden auch das noch als Anmaßung und Herrschsucht bezeichnen. Aber die Kirche kann und will nicht auf ihre ewigen Rechte verzichten, überall da zu wachen und einzugreifen, wo den Gläubigen Irrtum oder Sünde droht.

Der Verfassung liegt es natürlich ferne, der Kirche ein solches Recht einzuräumen. Art. 144 stellt das gesamte Schulwesen unter Aufsicht des Staates, der höchstens die Gemeinden daran beteiligen will. Auf verfassungsrechtlichem Wege würde es darum der Kirche schwer werden, ihren Zweck zu erreichen. Man wird andere Wege finden müssen.

§ 3. Die nämlichen (die Bischöfe) haben das Recht, die Religionslehrer und -Bücher zu bestätigen. Desgleichen können sie fordern, daß aus Gründen der Religion und der Sittlichkeit sowohl Lehrer als Bücher entfernt werden. Geistliche Lehrkräfte werden also ohne bischöfliche Bestätigung überhaupt nicht wirken dürfen und ob weltliche Lehrer Religionsunterricht erteilen, wird nicht bloß von der Willenserklärung des Lehrers abhängen, wie die Verfassung meint. Auch die religiösen Lernmittel, welche der Staat wie alle andern umsonst liefern will, werden nicht bloß an den Bekenntnis-, sondern genau so an den Gemeinschaftsschulen der Bestätigung der kirchlichen Behörde bedürfen. Wollte die Kirche auf diese Rechte verzichten, so könnte sie es wahrhaftig nur in selbstmörderischer Absicht tun.

Die Verfassung aber läßt auch hier jedes Eingehen und jede Rücksicht auf diese gewiß berechtigten Forderungen der Kirche vermissen.

Zwei verschiedene Welten haben an den beiden Gesetzbüchern gearbeitet. Sie haben beide aus ihrem eigensten Innern geschöpft und darum sind ihre Geisteskinder einander so unähnlich geworden. Für uns ist nicht zweifelhaft, welches Weltgebäude die stärkeren Grundfesten und die längere Dauer hat. Aber nicht der Gedanke an Krieg und Untergang des jetzigen Gegners beseelt uns, sondern wir wünschen den Ausgleich, die Versöhnung der streitenden Parteien durch Bekehrung des Irrenden. Dann wird einer den andern stützen und beide werden ihre Ziele vollkommener erreichen können.

Der K. K. V. zur Not des Volkes.

Von Dr. Karl Söhling, Essen.

Die 41. Hauptversammlung des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands E. V., die sich vom 12. bis 14. August in Mannheim abwickelte, hat die Aufmerksamkeit einer breiteren Oeffentlichkeit wieder einmal auf das weniger geräuschvolle als um so praktischere Wirken dieser Organisation katholischer Kaufleute und Angestellten hingelenkt. Der Bedeutung entsprach die Teilnahme einer erfreulich großen Anzahl hervorragender geistlicher und wirtschaftlicher Persönlichkeiten, und sie fand sich besonders hervorgehoben und beleuchtet durch die dreitägige Mitwirkung des Oberhirten der Freiburger Diözese, des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Dr. Karl Fritz.

Den Grundton der Hauptversammlung bildete ein Bekenntnis der katholischen Kaufmanns- und Angestelltenschaft zu den verantwortungsvoll aufgefaßten Pflichten gegenüber dem sozialen und wirtschaftlichen Neubau. Wie es vierzehn Tage später gelegentlich der 61. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Frankfurt wiederholt dargelegt wurde, müssen die deutschen Katholiken in der Gegenwart vorwiegend auf zwei große Ziele hinarbeiten: auf die Wiederherstellung des inneren Friedens und auf die Begründung eines wahren und dauerhaften Friedens der Völker. Dem Frankfurter Katholikentag gewissermaßen vorauseilend, hat die Mannheimer Hauptversammlung des K.K.V. die Frage: „Wie können die katholischen Kaufleute an der Lösung dieser schweren Probleme mitwirken? durch einen die Verhandlungen eröffnenden Vortrag des Schreibers dieser Zeilen: „Die Mission des katholischen Kaufmanns zur Volks- und Völkerversöhnung" gründlich beantwortet.

Aus ungezählten Reden und Schriften erklingt der Ruf nach „Gemeinschaftsgeist" als dem Retter aus der Not des Volkes. Vorwiegend handelt es sich bei dieser Aufgabe um ein Erziehungsproblem, das sich sowohl auf den einzelnen Volksgenossen als auf die Gesamtheit der einzelnen Stände zu erstrecken hat. Die praktische Verwirklichung des Gemeinsinnes muß sich zunächst äußern bei der Einzelpersönlichkeit in den tausendfältigen Beziehungen zu den Volksgenossen, im Handel, an der Arbeitsstätte, in der Dienstleistung, im Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Dann aber nicht geringer auch bei den Ständegruppen, die sich freimachen müssen von einem unsozialen Standesegoismus und die einem auf gegenseitiger Achtung der Lebensbedingungen beruhenden Zusammenwirken die Wege ebnen sollten. Von der Verwirklichung dieses Erziehungszieles sind wir heute noch so weit entfernt, daß man die Hoffnung verlieren könnte, es jemals zu erreichen. Solange die wirtschaftliche Not des einzelnen und der Stände so bitter ist wie gegenwärtig, so lange der Kampf um das tägliche Brot bei der großen Masse des Volkes so scharfe Formen aufweist und soviel Lebensenergie verbraucht wie in unseren Tagen, wird mit allen Erziehungsfaktoren gearbeitet werden müssen, um bescheidene Erfolge zu erzielen. Der wirksamste Faktor, von dem überhaupt Wirkung und Erfolg zu erwarten sind, ist das Gewissen, ist die Moral, ist das christliche Sittengesetz — und darum gilt es, alle, die guten Willens sind, am Quell der religiösen Kräfte zu stärken und alle, die abwegig geworden sind, zu diesem Quell zurückzuführen. Das ist zuerst Aufgabe der Seelsorge — aber nicht dieser allein. Sie bedarf der Unterstützung und Ergänzung durch die religiösen Standesvereine, deren tiefste Zweckbestimmung darauf hinausgeht, den Standesangehörigen von einem religiösen Empfindungs- und Gefühlsleben zu einem religiös-sittlichen Berufsleben der Tat Anleitung zu geben. Auf dieser Grundlage arbeitend, will der Verband kathol. kaufm. Vereinigungen Deutschlands die Angehörigen des Kaufmannsstandes zu einem nach christlichen Grundsätzen gehandhabten Wirtschafts- und Erwerbsleben hinleiten. Zweierlei muß der Kaufmann als Bausteine zum neuen deutschen Haus herbeibringen: Gute, solide, christliche Grundsätze, Treu und Glauben im Verkehr mit der Verbraucherschaft — und ein vertrauensvolles und sozial empfundenes Verhältnis zu den mitarbeitenden Angestellten. Letzteres ist seit Bestehen des Verbandes eines seiner vornehmsten Leitmotive gewesen. Trotz tiefgreifender Umwälzungen auf dem Gebiet des kaufmännischen Organisationswesens, trotz der erbittertsten wirtschaftlichen Gegensätze, wie sie infolge der Gehaltsbewegungen und neuerer wirtschaftssozialer Forderungen zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerschaft in den letzten Jahren hervorgerufen wurden, trotz der sich daran von selbst ergebenden inneren Schwierigkeiten des Verbandes, ist der Grundsatz der paritätischen Zusammensetzung der Mitglieder mit seltener Einmütigkeit aufrechterhalten worden. Ein Zeichen, daß in den Kreisen katholischer Kaufleute und Angestellten viel soziales Verständnis und tiefe Erkenntnis der Zeitnöte vorhanden ist. Hier wird in der Tat ein praktischer Gemeinschaftsgeist geübt und allen denen, die der Ansicht sind, daß die gegenwärtigen Wirtschaftsformen und Wirtschaftskämpfe eine Zusammenarbeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern unmöglich machen, würde ein Blick in eine von solcher Einmütigkeit und Willensübereinstimmung getragene Hauptversammlung oder in das blühende Leben von 300 katholischen kaufmännischen Vereinen eine bessere Erkenntnis vermitteln. Der gute Wille ist eben das Geheimnis — er ist allerdings im K.K.V. seit 50 und mehr Jahren gepflegt worden.

Die 41. Hauptversammlung hat diesem Gemeinschaftsgedanken neue mächtige Antriebe gegeben. Der obengenannte Vortrag war gleichfalls ein ernster Appell an die Stände zu vertrauensvoller Zusammenarbeit im Geiste gegenseitiger Achtung und Anerkennung der Lebensbedingungen. Wir Kaufleute bekannten uns als Freunde jeden gesunden sozialen Fortschritts, als verantwortlich für christlich-sittliche Formen des Handels — wir Kaufleute mußten aber auch die Forderung stellen, daß von anderen Ständen keine Maßnahmen und Einrichtungen getroffen werden, die geeignet sind, dem Kaufmann in seiner Existenzmöglichkeit ungeheuren Schaden zuzufügen. Wenn seitens der Arbeiterschaft an die Kaufmannschaft der Ruf nach Gemeinschaftsgeist gerichtet wird, wenn tatsächliche Opfer verlangt werden, für deren Größe der Verbraucher zumeist kein Verständnis hat, so ist es verständlich, wenn diesseits gewünscht werden muß, es möge der Ruf nach vermehrter Ausschaltung des Einzelhandels aus dem Wirtschaftsprozeß in christlichen Arbeiterkreisen kein Echo finden, man möge eigene Warenversorgungs- und Wirtschaftsstellen, soweit nicht genossenschaftliche Betriebe in Frage kommen, einstellen und dem Kaufmann nicht ein Stück Boden nach dem andern unter den Füßen wegziehen. Man möge auch nicht den ganzen Stand mit den Machenschaften gewisser Gelegenheitshändler, mit Wucherern und Schiebern identifizieren. Christlicher Brudergeist, der jedem Stand zukommen läßt, was in seine Berufs- und Wirtschaftssphäre hineingehört, der den Satz beherzigt: Leben und leben lassen! sollte in den katholischen Organisationen gepflegt werden. Wir Katholiken sollten auch auf diesem Gebiet ein Beispiel praktischer Nächstenliebe geben.

Was der Schreiber dieser Zeilen von der Mission des katholischen Kaufmanns zur Begründung des Völkerfriedens sagen konnte, gewann praktische Bedeutung durch die Anwesenheit einer Reihe katholischer Kaufleute des Auslands aus Italien, Spanien, Holland, der Schweiz, der Tschechoslowakei und Deutsch-Oesterreich. Es konnte dargelegt werden, daß der Verband in seinem Bemühen, die Zusammenhänge mit der katholischen Kaufmannschaft des Auslandes zu finden, befriedigende Ergebnisse

erzielt habe. Unsere Liebe zum deutschen Vaterlande hindert uns nicht, als Katholiken auch international zu empfinden. Darüber hinaus haben wir sogar die Verpflichtung, unsere internationalen Handelsbeziehungen auch in den Dienst der Völkerfriedensidee zu stellen. Was könnte erreicht werden, wenn die katholischen Kaufleute der Welt den ideellen und wirtschaftlichen Zusammenschluß fänden! Ein doppeltes Band muß sich der Wiederholung der Weltkatastrophen entgegenstemmen: Wirtschaftliche und weltanschauliche Verbundenheit. Für die Herstellung solcher Beziehungen ist die Mitwirkung des katholischen Kaufmannes unentbehrlich. Die Leitmotive des Vortrags fanden im Laufe der Tagung in Sondersitzungen der an Ausfuhr und Einfuhr interessierten Kaufleute mit den anwesenden Auslandskaufleuten praktische Auswirkung; sie haben der wieder aufgenommenen Auslandstätigkeit des Verbandes neue Wege geebnet.

Der übrige reiche Inhalt der Tagung bedarf hier deshalb nur noch einer Andeutung, weil die Tagespresse hinreichend darüber berichtet hat. Ausgehend von den oben dargelegten Ideen behandelte die Versammlung auch folgerichtig die Frage, wie der katholische Kaufmannsstand zu der großen Mission befähigt werden könne. Nur ein von den größten Sorgen des Existenzkampfes befreiter Stand wird den erforderlichen Idealismus zur Gemeinschaftsarbeit aufwenden. Die seit Jahren aufgewandten Bemühungen, praktische Mittel und Wege zur Behebung der vielbeklagten wirtschaftlichen Inferiorität zu suchen, haben inzwischen zu erprobten Einrichtungen geführt, über deren Fortschritte die Hauptversammlung sich an Hand von reichem Anschauungsmaterial überzeugen konnte. Die vor 1½ Jahren von Mitgliedern des Verbandes ins Leben gerufenen Hansabanken auf genossenschaftlicher Grundlage, Banken, die unter Ablehnung einer kapitalistischen Dividendenpolitik und bewußt nach christlich-genossenschaftlichen Grundsätzen eine Selbsthilfebewegung bedeutsamer Art darstellen, konnten über ein geradezu überraschendes Anwachsen berichten. Zur Veranschaulichung dieses Wachstums nur wenige Ziffern. Am 1. Januar 1920 bestand ein Betrieb mit 4 Beamten, am 1. August 1921 bestanden 17 Banken mit rund 150 Beamten. Die Zahl der genossenschaftlichen Mitglieder betrug am 1. Januar 1920 98, heute dagegen rund 6000. Die Sicherheiten wuchsen in der gleichen Zeit von 2 auf 20 Millionen Mark. Die Gesamtumsätze, die vor Jahresfrist zusammen 10 Millionen Mark betrugen, erreichten im Juli 1921 bereits eine halbe Milliarde Mark. Banken bestehen heute in Essen, Frankfurt a. M., Mannheim, Breslau, Beuthen und München, denen bereits ein größeres Netz von Filialen unterstellt ist. Die Gründung eines Zentralinstituts in der Form einer Aktiengesellschaft steht unmittelbar bevor. Auch hier verwirklicht sich praktischer Gemeinschaftsgeist, wie es ebenso der Fall ist in dem sogenannten Wirtschaftsdienst des Verbandes, dessen Fähigkeit, gerichtet auf den Gedanken gegenseitiger Förderung im Wirtschafts- und Erwerbsleben, ebenfalls gute Fortschritte gezeitigt hat. Der Wirtschaftsdienst, der in Mannheim ein eigenes Bureau unterhielt, bringt durch achttägig erscheinende Listen den Nachweis von Warenangeboten, Nachfragen, Geschäftsübertragungen, Beteiligungen, Personal im Inland wie im Ausland. Rund 350 Vertrauensleute — die auch geschäftliche Auskünfte aller Art ehrenamtlich vermitteln — stehen ihm heute im Reich wie in fast allen Ländern der Erde zur Verfügung. Eine zum Kongreß erschienene Sondernummer der Wirtschaftslisten konnte in einem Umfang von 90 Seiten ein Bild der Leistungsfähigkeit katholischer Fabrikanten und Kaufleute, Ausfuhr- und Einfuhrhändler vermitteln.

In der Erkenntnis, daß alle Arbeit für die wirtschaftliche und sittliche Ertüchtigung der katholischen Kaufmannschaft beim kaufmännischen Nachwuchs beginnen muß, war der Jugendfrage in diesem Jahre ein ganz besonders weiter Raum zur Verfügung gestellt worden. Die Verhandlungen, die mit einem Bericht des bisherigen geistlichen Beirats und Generalsekretärs des Jugendbundes, Professor Dr. Gerhard, begannen, in welchem die Stellung der katholischen Kaufmannsjugend in der katholischen Jugendbewegung grundsätzlich geklärt und beleuchtet wurde, die dann ihre Fortsetzung in einem Vortrag des Herrn Hans Grefen (Freiburg) über das Lehrlingswesen und kaufmännische Bildungswesen fanden, gewannen durch die Teilnahme des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Freiburg besondere Bedeutung.

In den schwebenden Sozial- und Wirtschaftsfragen wurde eingehend Stellung genommen und die diesbezüglichen Wünsche fanden ihren Niederschlag in einer Reihe von Entschließungen. So die Fragen der Angestelltenversicherung (nach einem Bericht des Herrn Neunzerling, Wiesbaden, der Mitglied des Verwaltungsrates der Angestelltenversicherung ist), des Reichsarbeitsnachweises, der Schlichtungsordnung, der Sozialisierung und Kommunalisierung, der Umsatzsteuer, Gewerbesteuer, Wanderläger und des Hausiergewerbes, des Rabattunwesens, der Verwaltung der Post und der Eisenbahnen.

Der Tätigkeits- und Verwaltungsbericht konnte einen der Arbeitsleistung entsprechenden Organisationsfortschritt und den Zuwachs mehrerer tausend neuer Mitglieder verbuchen, ein erfreuliches Zeichen für die wachsende Erkenntnis von der Bedeutung der Verbandsidee und für deren Natürlichkeit und Gesundheit. Dem ist es auch zuzuschreiben, wenn der Verband die ihm aus den gewaltigen Umwälzungen des kaufmännischen Organisationswesens in den letzten Jahren erwachsenen Schwierigkeiten, deren ganzen Umfang und volle Schwere nur der Eingeweihte ermessen kann, ohne Verluste überwunden hat. Die katholische Oeffentlichkeit hat davon wenig erfahren. Die Mitglieder eines Verbandes, der sich in der Vorkriegszeit durch unermüdliche und zielbewußte Arbeit als konfessioneller Verband zu einer anerkannten, gleichberechtigten Berufsorganisation emporgearbeitet hatte, haben infolge des in die Angestelltenbewegung eindringenden Gewerkschaftsgedankens den Verzicht auf Berufsinteressenvertretung im Sinne gewerkschaftlicher Arbeitsmethoden ausgesprochen (eine Tat, die in ihrer ganzen Bedeutung nur unter dem Eindruck der stürmischen Angestelltenbewegung jener Tage gewürdigt werden kann), um sich die Möglichkeit praktischer Zusammenarbeit zwischen Angestellten und selbständigen Kaufleuten zu retten. Die Mannheimer Hauptversammlung bedeutet auf diesem Wege einen mächtigen Schritt vorwärts — für Stand und Volk.

Die Dichtung in der Malerei.

Studie zu Gebhard Fugels Malkunst.

Von Präf. Martin Mayr, München.

Das Stirnmal unserer Kultur ist die Verflachung. Weltanschauung, Lebensauffassung, Literatur, Kunst sind von diesen Auszehrungssymptomen schwer betroffen. Es fehlt der Blick hinauf, es fehlt der Geist, das Erleben. Ueberall Erdhaftigkeit und Schollenschwere, Stoff, Materialismus. Es ist, als hätte der Bibelfluch vom Staubfressen vielfach auch unsere Bücher, Pinsel, Tonleitern und Mode erfaßt. Die Stoffanbeter hocken im Kino, im Parkett der Oper und des Schauspiels, in Verlegerstuben und Kunstausstellungen. Das Traurigste aber liegt in der tragikomischen Wendung, daß man aus dem mehr oder weniger unbestimmten Gefühl der geistigen Verarmung und Unzulänglichkeit, aus der Not flugs eine moderne Tugend drechselt, Idee und gedanklichen Inhalt als der Malerei wesensfremd hinstellt und zum Atelierfenster mit großer Aufklärungspose hinauswirft, so daß im günstigsten Falle neben den langen Künstlerlocken nur mehr hohle Farbenkultur, expressionistische kolorierte Vexierbilder und schwüle Phantasieprodukte übrigbleiben.

Inmitten dieser Wüstenöde tut unter einzelnen anderen Richtungen vor allem die unversiegliche Schöpferkraft der christlichen Kunst unendlich wohl. Sie reizt nicht bloß das Auge des Beschauers und kitzelt nicht die Nerven, sie schöpft aus den Brunnen großer Gedanken und tränkt die lechzende Seele. Die 72 Bücher des Alten und Neuen Testamentes erwiesen sich von jeher als wahre Goldgruben dieser geistigen Sucher.

Ein ganz Großer, der mit der lautlosen Zauberkraft seines Pinsels die Siegel von den heiligen Büchern brach, ist Professor Gebhard Fugel in Solln bei München. Am Nil in Aegypten, am Sinai der Wüste, an den Ufern des Galiläischen Meeres, an den Wassern des Jordan und Euphrat sozusagen, stellt dieser umfassende Bibelmaler mit Vorliebe seine Staffeleien auf. Der Künstler wurde in dieser Zeitschrift schon gewürdigt. (Siehe „Allgemeine Rundschau" 1920, Nr. 45.) Uns interessiert heute der jüngste und reifste Fugel, wie er sich in den neuen Werken des letzten Herbstes und Winters zeigt.

Gebhard Fugel hat sich die richtige Perspektive von Inhalt und Form in der Malerei gewahrt. Idee und Darstellung sind ihm Zwillingskinder, die er mit gleicher Liebe hegt und pflegt. Er weiß, daß die Malerei im Gegensatz zur Musik keine absolute Kunst ist. In der Musik befriedigt und sättigt der Ton ohne Idee und Programm. Der Septimenakkord ist die in vier Noten gebannte nach Erlösung schreiende Sehnsucht auch ohne Text. Dur- und Mollwechsel in einem Tonwerk rufen ohne Worte mit einem Schlag traurige und lachende Welten herauf. Der Beethovensche Rhythmus kann die Erde ins Kreiseln wirbeln und Hände zum versunkensten Beten zusammenschnüren. Diese immanente unmittelbare Kraft hat die Farbe nicht. Sie braucht ein Thema, einen Vorwurf.

Fugel steht seit mehr als einem Jahrzehnt an einer paradiesischen Quelle. In den letzten Monaten sind seine Bibelbilder auf ungefähr sechzig angewachsen.

Es ist nun interessant zu sehen, wie Fugel an seinen Stoff herantritt. Er kennt sein tägliches Buch, die Heilige Schrift, bis in den letzten Vers. Das Auge geht über ein Kapitel oder eine Szene. Gleich hinter dem Auge folgt die Zeilen entlang die Künstlerseele. Die sieht jedes Wort voll Leben, Milch und Blut und taucht und stellt den kürzesten Satz in eine prangende Welt. Dann schließt der Künstler wieder die Einbanddeckel und trägt im Schoße seines Geistes die Eindrücke durch Tage und Nächte, bis aus den Bildern einer jener Einfälle steigt, von denen die Künstler selbst nicht wissen, woher sie kommen. Fugel also paust nicht etwa die Bibelszenen aus den einzelnen Seiten durch, er kopiert und reproduziert nicht. Das wäre Handwerk. Hier schafft der Dichter. Jedes Bild ist ein ideeller Extrakt. Der Künstler stellt ein religiös-ästhetisches Motiv heraus und dem schenkt er Fleisch und warmes Blut. So bedeutet jedes seiner Werke eine künstlerische Eingebung und Schauung, eine Amalgamierung von Vision, komponierender Reflexion und inspirierter Farbengewandung. Was macht die von Glauben und göttlichem Funken entzündete Dichterphantasie Fugels z. B. aus dem Paschamahl in Aegypten! Ihr kommt es nicht erstlinig auf die geschichtliche Tatsache der Würgengelszene an,

die trotzdem auf den ersten Blick bis in den letzten Zug aus dem Bild ersichtlich ist. Der Pinsel nimmt sich zum Thema das **Todesgrauen** jener ägyptischen Paschanacht. Ein Riesenengel rauscht aus einer anderen Straße um die Ecke des Hauses. In seinen Schwingen wohnt Finsternis und Vernichtung der Erstgeburt. Im Auge glüht und lauert wie aus einem brennenden Fenster Gottes Fluch und Zorn. Sein Schreiten ist das Gehen in Weltgerichte. Das flammende Schwert züngelt und dürstet nach Türschwellen, an denen keine rettenden Blutzeichen flimmern. Der Nilmond im blanken Silberlicht unterstreicht noch das Nächtiggrauenvolle. Von einem Rand des Bildes zum andern bebt förmlich die Leinwand vor Staunen, was der nächste Augenblick jetzt bringt. Die Angst springt auf den Beschauer über. Nun atmet dieser auf. Die Pascharunde im rechten Hintergrund des Bildes, reisegerüstet um den Tisch stehend, betend und essend, getaucht in eine erlösende rötliche Lichttonart, ist gerettet. An den Pfosten klebt ein Blutfleck und schreit in seinem purpurnen Brennen ein befreiendes Halt dem Würger in die nächtliche Stille zu. — Fugels „Eherne Schlange". Eine Symphonie von Komposition, Bewegung, Farbe, Erschütterung und Heil. Ein Paukenschlag bergeversetzenden Glaubens und ein Tränenmeer jeglicher menschlichen Not. Mütter, die ihre Kinder zum Kreuze strecken, Lahme und Sieche, die mit letzter Kraft sich schleppen, Sterbende, deren halbverglaste Augen sich wieder mit Leben füllen, eine Matrone, eine unübertreffliche Figur, die aus den leidenschaftslosen Falten zur Höhe starrt, mit einem Blick, der an Sterne am hellsten südlichsten Mittag glaubt . . . im Vordergrund Greise, Ungläubige, bei denen man gleichsam durch die Kittel hindurch die Stücke ihrer zerbrochenen, toten Herzen sieht. — Fugels „Sintflut". Man möchte in den Rahmen hineinätzen die Ueberschrift „Verzweiflung". Wie rasende Vögel flüchtet diese Menschheit auf die letzten Bergesgipfel. Mit krampfigen Fingernägeln klammert sich ein halb im Wasser Hängender an den Felsspalt. Oben zusammengepfercht starren die Sünder. Eine Mutter ist irrsinnig geworden und schleppt keuchend die bereits ertrunkenen Kinder zur letzten Station des Berges. Shakespearegröße blickt uns aus diesen Uferlosigkeiten an . . .!

Durch diesen **Dichter** Fugel nun erfährt der **Maler** Fugel keine Einschränkung. Im Gegenteil. Die dichterisch subjektiven und doch dogmatisch-historisch getreuen Intuitionen der biblischen Geschehnisse sind Impuls und Befruchtung des Farbengenius. Die prophetisch geschauten Bilder sind Pfingststunden der Malerseele, sind der Feuerstein und das Prisma, aus dem die echtesten und gewaltigsten Farbenstimmen brechen. Hier liegt das Geheimnis der farbigen Selbständigkeit und unwiederholten Eigenart eines jeden der sechzig Bilder. Keine Monotonie und Ermüdung. Jedes Bild hat seine farbige Tonart, die sich endlos abwandeln läßt wie die Idee. Die Fugelsche Farbe ist ein kleines Wunder für sich. Dem Künstler wird die Palette zur Orgel mit unzählbaren Registern. Jede Farbe hat ein Auge, bis zu den Wimpern voll von Seele und Pracht; jede ist der Reim und die inspirierte Sprache eines großen Gedankens. Fugel personifiziert sie förmlich und reißt sie wie einen entzündlichen Schauspieler hinein in die Dramatik seiner dichterisch geschauten Szenen. Diese Farbe loht und brennt wirklich aus dem Dornbusch, bebt und donnert mit dem Scheitel des Sinai, qualmt und stickt mit dem Rauch des bösen Opferfeuers Kains, haßt aus dieses Brudermörders Augenglut, betet auf der weißen Stirne Abels, blaut und blüht im Prangen des Paradieses, blutet aus den Gotteswunden, verfinstert sich mit der Golgathasonne, wimmert aus dem Mund und den Fetzen der Aussätzigen, benimmt mit dem Rauschen des Paschaengels den Atem, spült sich mit den Wogen der Sintflut furchtbar in die Seele des Beschauers, verzeiht und wirkt Wunder am blütenweißen Christusgewand, verkündet unabweisbar Gott mit dem Schimmer um den Heilandsscheitel, ist todkrank mit dem Gichtbrüchigen, starrt sprachlos mit dem geheilten Taubstummen, liegt mit dem Töchterlein des Jairus als Leiche auf der Bahre und erwacht mit den aufspringenden Lidern aus diesem Mädchenkopf zum zweiten Leben.

So bricht Fugels Kunst beim Betrachten mit zauberischer Unwiderstehlichkeit alle Tore ein. Sie kommt aus dem tiefsten Brunnen einer Seele herauf und steigt in der anderen wieder bis zum Grund. Sie nimmt gefangen. Sie fesselt das Kind und überschauert den Großen. Hier schillern nicht Effekte. Man vergißt beim Erleben und Genießen das äußere Staunen. Die Bilder reden sich ins Gemüt und in eine wahre Unvergeßlichkeit hinein. Sie sind stundenlange Predigt und Katechese. Wer Fugels Kain sieht, wird kein Mörder, wer seinen Heiland schaut, muß ihn lieben, und wer ihm ins Oelbergsauge blickt, dem selbst werden die Wimpern heiß und schwer.

Als Summe unserer Untersuchungen kommt heraus: Mag einer die Farben kennen und mischen wie Fugel, mag einer Gestalten in eine handgroße Fläche mit der Meisterschaft hineinkomponieren wie Fugel, er ist noch kein Fugel, er hätte nur die schöne Malerseele von ihm, die andere gleich große aber nicht, die Seele des dichterischen Erschauens.

Gebhard Fugel trägt beide in sich, freilich in einer harmonisch verschwisternden und verschweißenden Künstlerbrust.

Programm der Jahrestagung des Bühnenvolksbundes in München, 6.—9. Oktober:

Donnerstag, 6. Oktober abends 1/28 Uhr Begrüssungsabend im Hotel „Bayerischer Hof", Promenadeplatz 19, grosser Saal. Mitwirkende: Frau Elisabeth Stürmer (Violine), Fräulein Marion Hoffmann (Violine), Professor Anton Beer-Walbrunn (Klavier), Dr. Karl Blessinger (Klavier), Dr. Friedrich Castelle-Breslau (Rezitation), Bruno Stürmer (Klavier). Dr. Hubert Rausse, „Die Renaissance der dramatischen Kunst aus der Kultur- und Volksgemeinschaft". Freitag, 7. Oktober geschlossene Sitzungen. Abends 7 Uhr Festvorstellung im Marionettentheater. Blumenstrasse 29a. Karl von Fellner, „Das Kindertheater". Franz Pocci, „Prinz Rosenrot und Prinzessin Lilienweiss". Franz Graf Pocci (Enkel), „Franz Pocci und sein Kasperl". Samstag, 8. Oktober vormittags 9 Uhr Generalversammlung des Bühnenvolksbundes im Sitzungssaal der Handelskammer, Maximiliansplatz 8. 1. Geschäftsbericht des Generalsekretärs Wilh. C. Gerst. 2. Oeffentlicher Vortrag Dr. Werner E. Thormanns, Dramaturg des Bühnenvolksbundes, „Die geistige Einheit des Kulturtheaters". Nachmittags 3 Uhr im Sitzungssaal der Handelskammer öffentlicher Vortrag Dr. Karl Blessingers (Akademie der Tonkunst, München), „Das Problem der musikalischen Kultur der Gegenwart". Abends 1/28 Uhr im Residenztheater Erstaufführung von Johannes von Saaz, „Der Ackermann aus Böhmen" (bearbeitet von Rudolf Frank) und von Franz Johannes Weinrich, „Der Tänzer unserer lieben Frau". Sonntag, 9. Oktober vormittags 11 1/4 Uhr Matinee im Schauspielhaus, „Karl Hauptmann" (Mitwirkende: Kammersängerin Fräulein Helene Hirn, Dr. Friedrich Castelle-Breslau und Richard Trunk). Abends 7 Uhr Festaufführung von Schillers „Wilhelm Tell" im Prinzregententheater. Nähere Anfragen erledigt das Bayerische Landessekretariat des Bühnenvolksbundes München, Ohlmüllerstr. 16, Tel. 24320.

Vom Büchertisch.

Das Sextett im Himmelreich. Ein altfränkischer Roman von Franz **Herwig**. Stuttgart, Adolf **Bonz** & Co. 8°. 214 S. — Das „altfränkisch" im Untertitel wird wohl nicht nur im eigentlichen, sondern zugleich im übertragenen Sinne zu nehmen sein — nach Meinung des Verfassers, denke ich. Dieser darf, zumal als Geschichtserzähler („Jan van Werth", „Die Schlacht"!) den Rang eines hochernst zu nehmenden Autors beanspruchen. Das vorliegende Buch aber machte mir in erster Linie den Eindruck einer bewußt behaglichen, humorvollen und zugleich alles andere als unkünstlerischen „Ausspannung" des Dichters und — des Menschen Herwig. — Die Handlung spielt während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in einem architektonisch und zeitlich traulich beleuchteten fränkischen Städtchen würzburgisch-fürstbischöflicher Oberhoheit. „Himmelreich" benennt sich das eine der verschwiegenen Gäßchen und „Paradeis" ein dazu gehöriger duftseliger, blüten- und fruchtsüßer Garten. Die Sextettspieler im „Himmelreich" setzen sich zusammen aus einem vorzüglich vertonenden Kantor, einem frommen Mönche, einem der Heimatscholle treuen Dichter-Magister, einem Maler, einem Bildschnitzer und einem Baumeister. Sonst spielen noch mehr oder weniger gewichtige Rollen: ein edler, kunst- und musiksinniger Bischof, ein trefflicher Pfarrer, eine prächtige Nonne, ein ungeratener Sohn, dessen sehnsüchtig-holde Liebste und spätere Gattin, ein wonniges, aber leichtsinniges Dirndl mit unbändigem Glücksverlangen. Die Darstellung ist durchflutet von sonnigem, bis zur Derbheit kräftigem Reiz erzählkünstlerischen Humors, der auch Poesie in sich trägt und Stimmung dafür zu erwecken vermag, von jener alles Menschliche und „Menschelnde" umgoldenden Offenherzigkeit, die dazu neigen kann, in „Geste", Andeutung und Ausmalung — wie hier zumal in der Paradeisgartenszene — reichlich unbekümmert der sittlichen Grenze zu vergessen. Schade drum; schade um diese liebenswürdig schelmische Offenherzigkeit, diesen leuchtenden Humor, die sich beide nicht unbedingt sauber zu halten wissen. — Herwigs Buch ist auf den ersten Blick reife Frucht für den schmunzelnden Genuß der eine „würzig" gehobene Lektüre bevorzugenden Leserschaft, die sich vorwiegend männlich auszuprägen pflegt. Aber schon die Widmung: „Meinem Deutschland zu gutem Trost!" zeigt, daß der Verfasser Dauernderes darbieten wollte. Er tat es nach der gewollten Richtung in des Kantorkomponisten fränkisch-patriotischer, antipreußischer und antilutherischer Rede an seinen einst geflüchteten, jetzt als friderizianischer kriegsschatzender Korporal heimkehrenden Sohn, der dann, durch Liebe bezwungen, gewillt ist, Treue zu halten und die Brücken schlagen zu helfen zwischen hüben und drüben, deutsch und deutsch. — Viel feine Musik klingt aus dem munteren Buche Herwigs, der vielleicht — und das würde manches erklären — des Kantorkomponisten Wort auf sich und seine Leser bezogen sehen möchte: „Ich sitz

auf meiner Bank im Maien und was ich fühle, das fühlt jeder. Mache ich nun Musik daraus, so sollte auch jeder fühlen, was ich gefühlt habe."
E. M. Hamann.

Gegrüßest seist Du, Königin! Von Maria Kahle. M.-Gladbach 1921, Volksvereins-Verlag. 8° 222 S. Preis geb. 12 und 15 M. — Die noch jugendliche westfälische Verfasserin der obigen Gedichtsammlung schenkte uns diese bemerkenswerte Eigengabe nach einem siebenjährigen Aufenthalte in Brasilien, unter dessen Deutschtum sie sich einen Namen errungen hatte durch die Gedichtbände „Urwaldblumen", „Dem deutschen Heldenvolke", „Liebe und Heimat". Das nun vorliegende Werk ist unter das Zeichen der in ihrem Sohne verherrlichten Gottesmutter gestellt. Der Inhalt bedeutet ein hingegeben künstlerisch-dichterisches Eindringen in das Leben Mariä, in das Leben des Heilands, in das Leben unseres Glaubens, wie es sich im tiefinnerlichen Walten der christlichen Gemeinschaft und ihrer Einzelseelen offenbart. Nicht zuletzt in der unserer Dichterin, wie wohl des Buches subjektive Seite sich mehr im Geiste der Darstellungsart als in einer eigenpersönlichst umrissenen lyrischen Ausströmung dartut. Also weniger ein Bekenntnis- als ein Bekennerbuch! Und zwar eines von großem Reiz sprachlicher Klarheit, Tiefe, Fülle und Schönheit des unverkennbaren Eigenstils innerhalb einer immer überzeugenden Veranschaulichung, die südliche Farben- und Empfindungsglut der Phantasie mit nordischer, sagen wir ruhig: mit deutscher Gefühls-, Vorstellungs- und Gestaltungsklarheit wie -tiefe verbindet. — Im ganzen scheint das kurze, knappe Gedicht Maria Kahle weniger zu liegen als das umfänglichere; wo es aber auftritt, wirkt es packend-eindringlich. Wie denn überhaupt diese junge Kraft sich des Wortes Ueberschwang und Ueberfließen nicht mehr gestattet. Bei ihr deckt sich schon tiefgründiges Wesen mit gleichartigem Ausdrucksvermögen. Stets schöpft sie aus reich fließendem Born äußerer, noch mehr innerer Anschauung, reicher, gereifter Lebenserfahrung und -einsicht, und für alles steht fast immer das Wort, ob wuchtig, ob zart, zur Verfügung. Hervorragendes leistet sie in mächtigen und in lieblichen Naturbildern, in volkstümlich legendenhaften Bildern und Erzählungen aus dem Leben der Gottesmutter, in Darstellungen aus dem Erdenwandel des Gottessohnes. Bedauern möchte ich fast, daß auch sie sich zur eingehenden Beschäftigung mit dem Judas-Problem gedrängt fühlte — nach meinem Eindruck auch sie nicht mit hinreichendem Erfolg. An dieser Stelle sei denn auch der Wunsch nach noch rücksichtsloserer Strenge im Sichten ausgesprochen; es geschieht vollbewußt und gerade angesichts des durch Maria Kahles Dichtung bereits verheißenen künftigen Aufstieges ihrer berufenen Kunst.
E. M. Hamann.

Journal d'un Converti. Par Pierre van der Meer de Walcheren. Paris 1921. — Der holländische Verfasser hat sein Original selbst ins Französische übertragen und bereits vor dem Krieg das Buch fertiggestellt. Die Aufzeichnungen beginnen November 1907 und erzählen in sein gemünzten, aber nie sensationellen Formen von einem tiefen Innenleben, in dem beinahe alle Dämonen der Gegenwart um den Sieg ringen. Die Konvertitenliteratur hat in den letzten zwei Dezennien neben Typischem manches seelische Original aufgezeigt. Aber gerade in diesem letzteren liegt die Gefahr der Veräußerlichung des Heiligsten und Innerlichsten. Ueber Konversion sollte — auch der religionspsychologischen Tendenz zum Trotz — viel mehr geschwiegen als geschrieben werden. Was typisch ist, regt nicht an. Was Original und Unitum ist, bleibt unnachahmlich. Und schließlich ist, religionspädagogisch gewertet, der Begriff „Nachahmung" selbst eine Unmöglichkeit. Doch für das Erhebende und Erbauende sei dem Verfasser des Tagebuches gedankt.
St. G.

Helden des Christentums. Von Konrad Kirsch. 2. Bd. Glaubensstreiter des Ostens. Paderborn, Bonifatius-Druckerei, 1921. Geb. 18 M. — Diese Bücher des Jesuiten Konrad Kirsch sind aufs wärmste zu empfehlen. Eine geheimnisvolle seelische Kraft entströmt ihnen. Ihre Bedeutung geht über den Rahmen meisterlich geschilderter Heiligenleben weit hinaus. Hier ist eine gestaltende Seelenmacht am Werke, die mitten in die chaotischen Wirren unserer Tage jene gewaltigen Glaubensstreiter der großen frühchristlichen Zeiten stellt, Heilige in der Macht des vollkommenen Tugendpfades, Propheten, Seher, Künder von stählerner Wucht, keine blassen, stillversonnenen Heiligen einsamer Andacht. So stehen im zweiten Band der „Helden des Christentums" die Männer vor uns, die durch das Schisma der morgenländischen Brüder uns entrückt schienen, die großen Heiligen und Kirchenlehrer des Ostens. Alle überragt der heilige Athanasius, der Heldenbischof, der in den großen Glaubenskämpfen und Spaltungen des Arianertums wie eine eherne Säule der Kirche stand, der die Flamme des reinen Glaubens durch Wüste und Verbannung, Not und Pein trug bis zur siegreichen Vollendung. An seiner Seite ein anderer Geistesgewaltiger, Basilius, der Große, von unbeugsamem Wagemut, der Mann der aufstrebenden, im Ringen wachsenden Kraft des Wollens, in dem der Heilige Geist wirksamer war, wie in anderen. In prächtigen Kapiteln behandelt das Buch die „Zither Gottes", Ephraim den Syrer, den großen Sänger Johannes von Damaskus, und das Leben des anderen Johannes, der den Beinamen Goldmund führte. Möge uns die Feder Konrad Kirschs auch die Lebensbilder der großen heiligen Frauen des Morgenlandes in der frühchristlichen Kirche schenken. Er ist, wie kein Zweiter, berufen dazu. Nicht die blassen Schemen spätbyzantinischer Heiliger, erstarrt auf dem Goldgrund der Uroffenbarung, absterbend im lebendigen Tod der byzantinischen Kirchen; die großen Heiligen des frühen christlichen Ostens, erfüllt von unsterblichem Leben, schreiten durch die Gegenwart, Vorbilder, Lichtbringer und Träger ewiger Kraft.
Maria H. Oertel.

Die Dome von Limburg und Naumburg. Von Dr. Oskar Doering. — Die Kunst dem Volke Nr. 40. 32 S. 53 Abb. im Text. Preis 3 M. — Die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst, München, Renatastr. 6, legt ihr 40. Heft vor. Es ist ein Verdienst um unser Volk, daß diese Veröffentlichungen in ihrer altbewährten Art mit gutem Papier und guten Abbildungen zu so billigem Preis weitererscheinen. Möchte doch das breiteste Volk davon Gebrauch machen und Stärkung holen aus der Kunst und aus der großen Kunst seiner Vorfahren im besonderen, die in dem vorliegenden Heft in den Domen von Limburg an der Lahn und Naumburg so hell erstrahlt. Solche Bauten, die wie Limburg märchenhaft schön aus dem Boden wachsen oder wie Naumburg die Blüte deutsch-mittelalterlicher Bildhauerkunst in sich bergen, sollten im Kulturbewußtsein des ganzen Volkes lebendig sein.
Dr. J. M. Ritz.

Elternabende. Eine Sammlung von Vorträgen. Erstes Heft. 3. unveränderte Auflage. 8° (206 Seiten). München-Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H., 1921. 12.— M. — Eine Sammlung von 23 Vorträgen, die in reichster Auswahl die Fragen der Pädagogik in unmittelbarer, persönlicher Fühlung mit den Eltern der zu erziehenden Kinder und jungen Leute abhandeln wollen. Die Einleitung dieses Buches bilden einige treffliche Abschnitte über die Notwendigkeit und den Zweck von Elternabenden, welche passendste Eigenart und welcher gediegenste und wertvollste Inhalt ihnen zu geben sei. (Seite 3—17.) Eine Anzahl praktischer Pädagogen hat zusammengeholfen, um in diesem Buch die wichtigsten Fragen der Bildung und Erziehung in Elternhaus, Schule und Leben den Bedürfnissen der Zeit entsprechend übersichtlich zu erörtern. Recht klar und anregend ist auch die Notwendigkeit der Berücksichtigung der seelischen Temperamente bei der Erziehung dargestellt, sowie die Förderungen und Hemmungen, welche die Eigenart der einzelnen Temperamente der Erziehungsarbeit bereiten kann. (S. 48—59.) Eine sehr gründliche Behandlung fand auch der ganze Problemkreis der Schule. (S. 70—110.) Ueber die Geschichte der Volksschule und die Entstehung der Schulfrage überhaupt erfahren wir hier viel Interessantes und Beherzigenswertes. Die Behandlung der Frage der Berufswahl (S. 151—176) enthält ebenfalls viele interessante und praktisch wertvolle Fingerzeige. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit berufener Pädagogen ist ein praktischer und zuverlässiger Ratgeber und Wegweiser für alle diese wichtigen Fragen, wie er in diesem Büchlein vorliegt. Es ist darum allen Eltern und Erziehern, die ihre großen Aufgaben ernst nehmen, sehr zu empfehlen und sollte in keinem richtigen Elternhause fehlen.
Richard Oettl.

Der Tiger. Die Kriegsreden Georges Clémenceaus, herausgegeben von Oberst Bernhard Schwertfeger. Berlin 1921, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Ladenpreis 12 M. Der durch eine Reihe von Schriften, so des letzten Generalstabswerkes der alten Armee: „Das preußische Heer der Befreiungskriege" weit bekannte Oberst hat die Kriegsreden Clémenceaus in guter Uebersetzung als erster in Deutschland bekanntgemacht. Ob Clémenceau den Deutschen angenehm ist oder nicht, steht nicht in Frage. Er ist aber (ähnlich wie Lloyd George) eine politische Persönlichkeit von größtem Ausmaß und der eigentliche Schöpfer des Versailler Vertrags. Das sollte genügen, Einblick in das Leben und Streben dieses merkwürdigen Mannes zu nehmen. Seine improvisierten Reden sind dafür ein vorzüglich geeignetes Material.
A. Dettling.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Residenztheater. „Sonate", Kammerspiel von Rolf Lauckner: „Vitale", Erlebnis und Leidenschaft. — „Jole und Britta", Schicksal. — „Astrid", Abend und Abschied. Töne umweben die drei Sätze dieser „Sonate". Wie die Musik Gefühle und Stimmungen zu malen weiß, ohne sie mit den Nebensächlichkeiten einer menschlichen Individualität zu verknüpfen, so versucht Lauckner hier von seinen Figuren nur das ins Licht treten zu lassen, was die Melodien weckt, welche Gefühl und Schicksal auf den Saiten ihres Herzens spielen. Die einst so überschätzte Umwelt bleibt im Schatten, so sehr, daß die Gestalten gleichsam wie aus dem Nebel auf uns zutreten und wieder darin verschwinden. Welche Gefühlswelten eine Sonate durchläuft, ist der subjektiven Freiheit und der Kunst ihres Schöpfers überlassen. Sehen wir aber hier auf der Bühne einen Mann in drei Erlebnissen des Herzens, so suchen wir nach dem einigenden Band, nach Entwicklung, prüfen die Einheitlichkeit des Charakters und haben Fragen, die der Autor zu beantworten sich hier gar nicht das Ziel gesetzt hatte. Das Publikum, von einzelnen Schönheiten zwar bewegt und erfreut, wußte doch mit dem Ganzen nichts anzufangen. Es lauschte zwar bereitwillig den Worten des Dichters, aber nach den einzelnen Sätzen der Sonate blieb es still und am Ende ging es zögernd von dannen, wie jemand, der noch auf etwas gewartet hat, was nicht eingetroffen ist. „Erlebnis und Leidenschaft". Ein junges Mädchen sieht plötzlich vor sich einen Mann. Blinde Leidenschaft hat ihm den Weg zu ihr gebahnt. Sie erkennt in ihm einen Fremden, den sie schon auf der Straße gesehen. Damals hatte sie schon gemerkt, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht. Gewappnet durch Mißtrauen tritt sie ihm gegenüber, aber erst vermag er ihre Neugierde, später ihr Interesse zu wecken. Langsam findet seine Leidenschaft Widerhall, durch Mitleid für sein rauhes Schicksal, das ihn am Boden hält, gewinnt er sie ganz; ein Crescendo der Leidenschaft, das auf phantastische Verstiegenheit aufgebaut und dem bald ein Abklingen folgt. Lyrisch von starker Kraft. Gelegentlich scheint mir die Fähigkeit kluger Selbstbetrachtung der blinden Leidenschaft zu widersprechen. — Im zweiten Satze der Sonate hat sich „Balduins" Lebensstellung irgendwie sozial gehoben. Junger Dichter in elegantem Bratenrocke. Zwei Schwestern lieben ihn. Britta, die er wählt, möchte sich für das Glück der Schwester opfern, mit dem Ergebnis, daß beide allein bleiben. Dieses rührende, wenn auch praktisch nutzlose Liebesopfer ist mit zarten Farben gemalt. Ich hatte aber das Gefühl, als sei das Publikum nicht voll im Banne der feinen, duftigen Stimmungswerte. Das lag sicher nicht an der Darstellung, sondern doch nur an der Tatsache, daß die Bühne eben doch mehr Handlung braucht. — „Abend und Abschied". Der älter gewordene Balduin liebt Astrid; aber eigentlich nicht das Mädchen, das diesen Namen trägt, sondern das Bild, das er sich von ihr gemacht hat. Als er erkennt, daß das Mädel lieber mit jungen Herren tanzt und scherzt, als in der stillen Dichterstube seinen hohen Reden lauscht, läßt er sie laufen und bleibt allein bei seinen Büchern. Die Entsagung schmerzt im Grunde nicht einmal

so stark, wie er dachte. Stieler hatte die Regie und spielte den „Balduin“, der seiner nach Verinnerlichung drängenden Ausdruckskunst, die sparsam ist mit der Anwendung äußerer Mittel, nicht besser liegen könnte, ebenso trafen Frl. Bierkowski als „Vitale“, die beiden Schwestern der Damen Pregler und Keischat und die mehr auf einen feschen Jargon von heute gestellte „Astrid“ des Frl. Ritscher durchaus den Grundton, auf den Rolf Lauckners feinsinnige „Sonate“ gestimmt ist.

Lustspielhaus. Dr. Freytags Bemühungen um einen Schau- und Lustspielplan hatten nicht ganz den Erfolg beim Publikum, wie er für die Dauer nicht entbehrt werden kann. So griff man wie im vorigen Jahre wieder zur Operette und hat diesmal gleich auf eine Reihe von Jahren das Theater an Herrn Kurt Olfers verpachtet. Derselbe hat durch einen begabten Innenarchitekten den Zuschauerraum mit Geschmack umgestalten lassen. Das Provisorische, welches diesem Theater als früherem Vereinssaal mit Bühne für gelegentliche Darbietungen immer anhaftete, ist gewichen. Die Farbengebung gibt einen warmen, behaglichen Ton; der plastische Schmuck des Bühnenrahmens, die eingebauten Proszeniumslogen stellen sich schmuck und gefällig dar. Auch der Orchesterraum ist neu gestaltet und kommt der Akustik sehr zugute. Der erste Abend brachte sogleich ein ausverkauftes Haus. Hatte man im Schauspiel immer den Eindruck, daß für diese Bühne eigentlich kein ernster Bedarf sei, so ist die Bedürfnisfrage nach einem weiteren Operettentheater nicht zu leugnen trotz des eine große Besucherzahl fassenden Theaters am Gärtnerplatz, und obwohl viele Volksstücke mit Gesang im Volkstheater nur verkappte Operetten sind. Man kann dies bedauern, aber die Tatsache besteht und man darf hoffen, daß das neue Lustspielhaus die Grenzen eines gepflegteren Geschmackes wahrt. Dies war in der Eröffnungsvorstellung der Fall. Die Musik von W. Goetze zur „Spitzenkönigin“ ist melodisch gewinnend, liebenswürdig und frisch. Auch die üblichen Tanznummern meiden den banalen Schlager; gelegentliche Opernallüren zeigen zum wenigsten technisches Geschick. Das Orchester steht wieder unter Pastors sicherer Leitung, bekannt von früher ist auch der flotte, temperamentvolle Sänger Forstner. Frl. Inera, welche die Titelrolle spielt, steht fanglich über dem Operettendurchschnitt und auch die übrigen sind recht flotte Darsteller. Die Textdichtung von R. Bars und O. Felix ist geschickt, gelegentlich spannend, oft heiter und immer unterhaltend, striche man ganz wenige „Witze“, könnte man sie sogar sauber nennen. Kostüme und Dekorationen sind sehr geschmackvoll. Der Beifall war stark und einmütig; alle am Werke Beteiligten wurden vielmals gerufen; mit ihnen auch Direktor Olfers, der schon vor Beginn der Vorstellung das Publikum mit ein paar einfachen Worten begrüßt hatte.

Theater am Gärtnerplatz. „Die Frau im Hermelin“, eine Operette von Jean Gilbert alias Winterfeld hatte einen starken Erfolg. Der Komponist ist ein großer Könner von unterschiedlichem Ehrgeiz. Hier zeigt er neben seinen „zündenden“ Tanznummern manches von Reiz und Geschmack. Die Handlung spielt auf einem italienischen Schloß. Der Graf muß sich vor den Oesterreichern verstecken, die heranziehen, um in Mailand einen Aufstand niederzuhalten. Ein alter Silhouettenschneider übernimmt die gräfliche Rolle. Was ein Künstler wie Seibold aus solchen Verkleidungsrollen herauszuholen weiß, ist immer mehr, als die Textdichter geben. Der flotte Kroatenoberst verliebt sich in die schöne Gräfin, und als ihr Gemahl entlarvt wird, kann sie ihn nur vor dem Tode retten, wenn sie dem Offizier ein Stelldichein gewährt. Im Schlosse hängt ein Ahnenbild. Die Dame im Hermelin war auch einmal in der Lage der Gräfin. Nur mit dem Hermelinmantel bekleidet, mußte sie den Gang zu dem rauhen Krieger antreten, der dann doch auf das Opfer großherzig verzichtete. Der Oberst wartet vergebens und schläft schließlich ein. Da tritt die Frau im Hermelin aus dem Bilde und am Morgen hält der Kroate seinen Traum für Wirklichkeit. Diese Szene kann sehr gewöhnlich gespielt werden; daß dies hier nicht der Fall ist, sei anerkannt. Frl. Hellina spielte die Gräfin. Sehr gefiel der neue Tenor Lippert-Schroth. Operettentenöre können meist entweder singen oder spielen. Er kann beides. Einige Kürzungen könnten der neuen Operette nicht schaden.

München. L. G. Oberlaender.

Handelshochschule München. Die Handelshochschule München versendet zurzeit das neu erschienene Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1921/22. Sie hat in ihren Lehrplan eine Reihe von Vorlesungen aus den Gebieten der kaufmännischen und industriellen Privatwirtschaftslehre, Volkswirtschaftslehre, Technologie und Warenkunde, Rechtslehre, Geographie und Fremdsprachen aufgenommen, die auch für im praktischen Leben stehende Kaufleute, Industrielle und Beamte mit entsprechender Fach- und Allgemeinbildung geeignet sind. Die Einschreibungen beginnen am 17. Oktober und enden am 12. November. Während dieser Zeit werden Anmeldungen in der Kanzlei, Ludwigstr. 4/I, täglich vormittags 10—1 Uhr und nachmittags 4—6 Uhr entgegengenommen. Die Vorlesungen beginnen am Mittwoch, den 2. November.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Berliner Montagsbörse zeigte, dass die Einschränkungsmassnahmen den Betrieb doch verlangsamen, so dass sich der Verkehr ordnungsgemäss abwickeln konnte. Die Kundschaft ist durch die Schwankungen am Devisen- und Dollarmarkt nicht aus ihrer Beharrlichkeit gebracht, mit der sie an ihren Papieren festhält und nicht an das Verkaufen denkt. Von der jetzt viel besprochenen Goldanleihe erwarten die Finanzkreise wohl nur eine vorübergehende Besserung, die der zweiten Goldmilliarde zwar zugute kommen mag, im übrigen aber auf die Dauer die Aufwärtsbewegung des Dollars nicht wird hemmen können. Der Effektenverkehr war wesentlich ruhiger. Banken waren schwankend. Am Montanmarkt waren einige schlesische Werte fester, Bismarckhütte verlor 200 Proz. Hervortretende Verkaufslust wurde mit der inneren politischen Lage erklärt. Für festverzinsliche Werte zeigte sich einmal wieder Interesse. Die Berichte aus der Textil- und aus anderen Industrien sind gut und lassen günstige Jahresabschlüsse erwarten. Zahlreiche Prospekte enthalten glänzende Nachrichten, Fusionen, Mehrheitskäufe und neue Transaktionen geben mancherlei Anregung. Am zweiten Tag zeigte sich wesentlich ruhigeres Geschäft und Anziehen des Dollars. Die neue Devisensteigerung bewirkte, dass am Mittwoch die Tendenz wieder nach oben gerichtet war, wenn auch das Geschäft, von einigen Werten abgesehen, in denen Transaktionen bevorstehen oder vermutet werden, nicht sehr umfangreich war. Das gewaltige Oppauer Unglück hatte zur Folge, dass sämtliche Anilinwerte nicht notiert und Versicherungsaktien angeboten wurden, die teilweise grössere Verluste erlitten. Die steigende Tendenz nahm am 23. September ihren Fortgang. Die Nachfrage nach Industriepapieren war wieder sehr gross. Die Hausse drückte sich besonders in allen Montanwerten aus. Petroleumwerte waren sehr fest. Augsburg-Nürnberger 100 Proz. höher. Sehr stark stiegen auch die Auslandswerte. Man spricht davon, dass sämtliche Kernwerke des Stinnes-Konzerns Kapitalserhöhungen planen. Die Anilinwerte wurden wieder notiert. Das Angebot war nicht bedeutend. Die Kurse waren im allgemeinen bis zu 20 Proz. höher. Die Höchststeigerung erzielten Sarotti + 550. Auch Spinnereiaktien wurden aussergewöhnlich stark gefragt. Ganz gewaltig stiegen Zementaktien (Giesel und Germania Zement je 250 Proz.). Am Ende kam es zu einer grossen Steigerung in Schiffahrtsaktien. — Im volkswirtschaftlichen Ausschuss des Reichstages, der sich mit der Aenderung der Kaliwirtschaftsgesetzgebung befasst, wurde dargelegt, dass wegen der Verhältnisse in der Kriegszeit umfangreiche Wiederaufnahmearbeiten in den Werken notwendig geworden seien, wozu bei den jetzigen ungeheuren Preisen Riesenmittel investiert werden müssten, was sich bei dem gegenwärtigen Niedergang des Absatzes als unrentabel erweise. Deshalb sei nunmehr im Gesetz eine grosszügige Stillegung von Schächten vorgesehen und eine Zusammenlegung und Konzentration der einzelnen Gebiete.

Die Freiherrlich von Tuchersche Brauerei A.-G. in Nürnberg erzielte einen Reingewinn von ℳ 1'438,823, woraus 14 Proz. Dividende verteilt werden soll. Der grösste Teil des Geschäftsjahres stand noch im Zeichen der Zwangswirtschaft, erst gegen Ende desselben vermochte sich das Versandgeschäft erfreulich zu heben. Das Ausfuhrgeschäft, das fühlbaren Beschränkungen nicht unterworfen war, weil hier ausländische Gerste verbraucht werden durfte, hat sich weiter gut entwickelt.

Die Produktenbörsen weisen eine grosse Zurückhaltung bei festen Preisen auf. — Auf dem Zuckermarkt ist eine massvolle Preiserhöhung zu erwarten, die eintretenden Aufschläge werden etwa den gesteigerten Gestehungskosten entsprechen. Die Hoffnungen für die nächste Ernte haben sich etwas gebessert, nachdem die erhofften Niederschläge erfolgt sind. — Der Erfolg der Wiener Messe ist sehr günstig. Was an angemeldeten Aufträgen zusammengerechnet wird, macht mehr als 30 Milliarden aus, auch in österreichischer Währung eine gewaltige Summe. Das Kunstgwerbe, Maschinen-Kraftwagen und elektrische Industrie gaben der Messe das Gepräge.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

AR

Importierende und exportierende Firmen.

Bücher religiösen, wissenschaftl. und belletristischen Inhalts, liturgische u. theolog. Werke liefert einschliessl. Besorgung der Ausfuhrbewilligung Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet Kommanditgesellschaft Verlagsabteilung Regensburg.

Colliers-Ketten für religiöse Anhänger in allen Metallen echt und unecht Theodor Wilh. Herbstrith, Bijouterie- und Kettenfabrik, Pforzheim, Badstrasse 12.

Etuis und Kartonnagen für Uhren und Bijouterie. Paul Stierle, Pforzheim.

Falzmaschinen für Werkdruck und Zeitung. A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik, Leipzig.

Harmoniums für alle Klimate. Alois Maier, Kgl. und päpstl. Hofl., Fulda.

Für Export: Holzbearbeitungsmaschinen aller Art in erstklassiger Ausführung. S. Lang-Stoll, München, Karlsplatz 24.

Ketten Duisburger Kettenfabrik und Hammerwerk H. d'Hone, Duisburg.

Export in Motorbooten, Bootsmotoren, Kreissägen, Lederwaren, Kino-Spielwaren, Schaufenster-Reklameständern, Dauerdurchschreibfedern u. Füllfederhaltern, Photo-Gelbfiltern u. a. Neuheiten. Hugo Schott, München, Marienplatz 17.

Mineralwasser für Export und Industrie Belithal-Mosel-Sprudel A.-G., Cobern a. d. Mosel.

Musikinstrumente siehe Anzeige J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Photographiekartons in allen Formaten mit hochm. Pressung sämtl. Bogenkartons. Südd. Photograph. Karten und Karton-Industrie Artur Pfau, Kirchheim-Teck 7.

Paraffine: Wachse, Harze: Schellack, Leim: chem. Rohstoffe Theodor Mangelsdorf, G.m.b.H., Hamburg 36

John Heinr. Hauschildt & Co., Hamburg 1. **Export deutscher Erzeugnisse. Spez. patent. Neuheiten in Reklame-Massen-Artikeln.** Ferner: Eisen-, Stahl-, Aluminium-, Emaille-, Papier-, Lederwaren etc.

Spielwaren aller Art Metallwaren mittleren Genres ständig Neuheiten. Fritz Pfeiffer, Fürth i. B. Waldstrasse 9.

Spiralbohrer aus Guss- und Schnellstahl, alle Dimensionen Richard Schubert, Velbert (Rhld.).

Uhrketten u. Bijouterie, Spezialität Doubléketten in allen Qual. für alle Länder. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure Stockert & Co., Uhrketten- u. Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

Uhrketten u. alle Bijouterie. Fabrikation, Export. Wilhelm Wohlfarth, Oberstein a. Nahe.

Waffen aller Konstruktionen Deutsche Waffenfabr. G. Knaak, Berlin SW48.

Zahnstocher in Holz- u. Federkiel Zahnstocherfabrik J. Platz Nachfg., Marbach Post Herbertingen (Württ.).

Speditions-Tafel.

Aachen: C. Clermont, internat. Transporte.

Frankfurt a. M.: Halm, Schrepfer & Co., Ecke Blücherplatz. Spezialverkehr: direkte Dampferfahrten nach London.

Hamburg. Hambrock & Taubmann, Lagerhäuser, Ewerführerei- u. Lastkraftfahrbetrieb.

Ludwigshafen a. Rh. Carl Ruppenthal & Co., Spedition.

Magdeburg: Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung, Internationale- und Uebersectransporte, Sammelladungsverkehr.

Mainz: J. F. Hillebrand G. m. b. H. Spedition, Schiffahrt, Lagerung, Sammelwagenverkehr, Internation. Transporte, Versicherg.

Mannheim: Halm, Schrepfer & Co., Bahnhofsplatz 9. Spezialverkehr: direkte Dampferfahrten nach London.

Memmingen: Fritz Huith, Inh. Gebr. Epple, Bahnspedition, Möbeltransport, Lagerung, Verzollung.

München: Johann Fischer Erben, Möbeltransport, Spedition, Verpackg., Lagerung, Rollfuhrwerk, Sammelladungen nach dem In- u. Auslande, München-Ost, Berg am Laimstrasse 22. Telephon 41686. 40969.

Saarbrücken: Phil. Creutzer, Internat. Transporte.

Saargebiet: Saarbrücker Speditions- u. Lagerhaus-Gesellschaft m. b. H. Stammhaus: Saarbrücken 3. Grenzfilialen: Homburg (Saar), Merzig (Saar), St. Wendel (Saar).

ERNST MASCHKE

der seit vielen Jahren bekannte St. Andreasberger Fachmann der Kanarienwelt

Postadresse: Duisburg, Hansastrasse 26.

liefert jederzeit unter Garantie altbewährter Reellität nach allen Weltteilen seine

Erstklassigen Kanariensänger

hervorragend tieftourenreiche Nachzucht hoher I. Preis-Exemplare. Goldene, Silberne Medaillen. Ehrenpreise. Export-Import auch and. Vögel. Vogelkäfige. Viele feinste Referenzen. — Wegen bedeutend erhöhtem Postporto bitte bei Anfragen vom Inland 1 M, vom Ausland Briefmarken im Wert 3 M mitsenden.

Kriegserinnerungen

Gedenk- u. Ehrentafeln in Holz liefert in jeder Ausführung

Aug. Vogt, Kirchenkunst Hannover-Linden.

Missionskreuze.

Neu aufgenommen: Grabmale u. Grabkreuze in Holz, wetterfest

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank

Promenadestr. 10 MÜNCHEN Theatinerstr. 11

Aktienkapital und Reserven Mk. 228 000 000

Fernsprecher Ortsverkehr 20131 — Fernverkehr 27521

Zweigstellen in München:

Augusten-Theresienstr., Grossmarkthalle, Rindermarkt 14, Schwabing (Leopoldstr. 21), Tal (Sparkassenstr. 2), Wienerplatz 14, Zenettistr. 3a am Schlacht- und Viehhof.

Auswärtige Niederlassungen:

Babenhausen, Bad Aibling, Bad Tölz, Burghausen, Dachau, Dillingen, Erding, Freilassing, Garmisch, Geisenfeld, Gundelfingen, Höchstädt a. D, Holzkirchen, Krumbach, Landsberg a. L., Landshut, Laufen, Lauingen, Mainburg, Markt Oberdorf, Miesbach, Mindelheim, Mittenwald, Moosburg, Mühldorf a. I., Neu-Ulm, Partenkirchen, Pasing, Rosenheim, Rottenburg a. L., Simbach a. I., Starnberg, Thannhausen, Tittmoning, Traunstein, Vilsbiburg und Wasserburg.

Besorgung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

insbesondere auch:

Pflege des Kredit-Geschäftes im Konto-Korrent-Verkehr.

Berlin Mittelstr. 21-22 Hotel Stadt Kiel

2 Min. v. Bahnhof Friedrichstr. 4 Min. v. d. St. Hedwigskirche. Moderner Komfort 50 Zim. v. 20.- M an inkl. Reichswohnsteuer. Bes. Franz Stützer.

Bochumer Gußstahl-Glocken.

Höchste Auszeichnungen auf sämtlichen beschickten Ausstellungen.

Erfinder des Stahlformgusses und der Gußstahlglocken im Jahre 1851. Seit dieser Zeit wurden über 15000 Kirchen- und 25000 Signal-Glocken geliefert. Bis 1915 alleiniger Hersteller der Gußstahlglocken in Europa, daher grösste Erfahrungen. Schöner, reiner Ton. — Wesentlich billiger als Bronceglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von grosser Höhe und bei Feuersbrünsten. — 20jährige Gewährleistung. — Die Bochumer Gußstahl-Glocken sind bester Ersatz für gute Bronceglocken, da sie bis zu einem Meter im Durchmesser etwa gleichschwer, bei grösseren Abmessungen aber bis zu 25% leichter sind als gute Bronceglocken mit den gleichen Tönen. Daher geringe Beanspruchung des Zubehörs, Stuhles und Turmes und geringere Kraftaufwendung beim Läuten.

Ausführliche Drucksachen mit Zeichnungen u. vorzügl. Zeugnissen auf Wunsch.

Bochumer Verein für Bergbau u. Gußstahlfabrikation zu Bochum.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag:
München,
Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M 15.—
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 96 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 41 — München, 8. Oktober 1921. — XVIII. Jahrgang.

Das Konjunkturprogramm der Sozialdemokratie.

Von Dr. Georg E. Kunzer.

I.

Genau ein Menschenalter durfte das Erfurter Programm erleben, bis es als überlebt und somit abgestorben entthront wurde. Das Bestreben, es zu beseitigen, geht bekanntlich schon auf längere Zeit zurück. Der Kampf um seine Erhaltung und seine Reform war gewiß mehr als ein Streit um Worte, es war ein Kampf der reinen revolutionären Theorie, der marxistischen Dogmatik mit dem Prinzip des Lebens, der politischen und wirtschaftlichen Praxis der Gegenwart. Mit einem prophetischen Programm, mit einem begeisternden Glaubensbekenntnis konnte und hat man auch bestimmte Ziele erreicht. Nachdem diese nunmehr hinter der Partei liegen, mußte die Sozialdemokratie, wenn sie überhaupt praktische Gegenwartsarbeit treiben wollte, eine Reform durchführen.

Im alten kaiserlichen Reiche, da war das Erfurter Programm die revolutionäre Werbetrommel, die Massen anzulocken. Da war die große rote Fahne die Sammelstätte, um die machtvolle gewaltige Opposition gegen den Staat zu formieren, die vorläufig keine andere Arbeitspflicht hatte, als Opposition zu bilden. Ein solches Programm mußte die Stärke besitzen, die Massen mit lebendigem, festen Glauben zu beseelen, einem Glauben, der so fest war, daß jeder Genosse der Vorkriegszeit davon träumte, einst die große, neue sozialistische Zeit zu erleben, das neue Reich wenigstens wie vom Berg aus als gelobtes Land zu schauen. Die meisten hofften jedoch noch das Reich des Sozialismus selbst bewohnen zu können. Ein solches Programm mußte begeisternd sein, es mußte prophetisch sein, es sollte, um auch die Ernsteren zu gewinnen und das Glaubensbekenntnis und die Dogmen fest zu fundieren, sogar wissenschaftlich unumstößlich jeder Kritik und jedem Anstoß gewachsen sein. Im vollen Besitz der Wahrheit mußte sich der Sozialist selbst erscheinen, um eben jene Massensuggestion mitschaffen zu helfen, welche allein imstande ist, einer so großen Bewegung zum Durchbruch zu verhelfen, wie es tatsächlich auch gelang.

Inzwischen ist die Partei zu einer achtunggebietenden Stärke herangewachsen. Sie ist selbst von der Werbekraft des Linksradikalismus, der schon die „Mehrheitssozialdemokratie“ wegen ihres scheinbar unwahr werdenden Namens verspottete, nicht, wie man erwartete, zermürbt, zerbröckelt oder von ihr aufgesaugt worden. Nun kann die Sozialdemokratie sich die Kraft zutrauen, den entscheidendsten Schritt zu gehen, sich vollständig von der reinen Agitationspartei umzuformen zur Regierungspartei, von der staatsfeindlichen Oppositionspartei zur staatserhaltenden oder doch staatsbildenden Macht, zu einem Faktor des Staatslebens zu werden. Der robuste, sozialistische revolutionäre Geselle hat die staatspolitischen Manieren gelernt und Ebert schreitet heute, wenn auch nicht so militärisch stramm, so doch so gut es eben geht, mit Ernst und Würde als Staatsoberhaupt und Nachfolger des Kaisers eine Ehrenkompagnie ab.

Die Zeit der Jugend- und Flegeljahre liegt hinter der Partei, ihre Sturm- und Drangperiode hat sie überwunden und sie ist zur vermeintlichen staatsbürgerlichen Reife gelangt, auch gewillt, Amt und Würden des Staates anzunehmen, den sie einst mit ihrer neuen Menschheitsform, dem Sozialismus, zu überwinden, zu beseitigen hoffte.

Das Erfurter Programm war darum das Programm der Jugend, von dem man, wie man selbst sagte, in Görlitz feierlich Abschied nahm, um sich mit der allerdings ganz anders gearteten männlichen Begeisterung zu erfüllen. Phantasten und Schwärmern wird das neue Programm wenig bieten, sagt selbst ein Leitartikel des „Vorwärts“, der das Geleitwort zum Görlitzer Programm sein sollte. Nüchtern ist die Gegenwart, nüchtern die Politik. Phrasen und Phantastereien leisten für die Agitation einen Dienst, sind aber für praktische Regierungsarbeit nur ein Hindernis. Otto Braun sagte mit Recht, daß es sich um die Umsiedlung von einer agitatorischen zu einer Regierungspartei handle. Durch die Praxis sei sie ja längst Regierungspartei geworden. „Jetzt gilt es“, sagte er wörtlich, „dafür zu sorgen, daß wir die Machtstellung, die wir auf Grund unserer Stärke beanspruchen können, nun auch sichern und ausnutzen“. Molkenbuhr führte in seiner großen Programmrede ebenfalls aus: „Unser Programm war früher überwiegend ein Agitationsprogramm, ein großer Umriß unserer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Ideale genügte. An die Durchsetzung war ja zunächst doch nicht zu denken“. Mit anderen Worten: es genügte vorläufig, agitatorische Versprechungen und Forderungen aufzustellen; die erfüllten zunächst ihren Zweck. Es kam eben, wie gesagt, darauf an, zu agitieren, weiter auf nichts. Da war es nicht so wesentlich, ob das eine oder andere mehr oder weniger stimmte.

Heute muß man auch gestehen, daß nicht bloß mit seinen Forderungen sondern auch, was viel wesentlicher ist, mit seinen theoretischen Grundlagen und Voraussetzungen das alte Programm brüchig geworden ist. Rudolf Wissell führt dazu in der „Glocke“ kürzlich aus:

> „In Einzelheiten ging die Entwicklung anders, als unsere Väter und wir es meinten. Die Zusammenballung der Wirtschaft, die Beseitigung der Kleinbetriebe ist in manchen Gewerbezweigen, und namentlich in der Landwirtschaft nicht, wie erwartet, erfolgt ... Unsere Voraussetzung hier also bedarf einer Korrektur... Wir haben gemeint, daß mit der hochindustriellen Entwicklung eine Verschärfung der proletarischen Lage das notwendige Ergebnis sein müßte. Auch das war irrig... die wirtschaftliche und damit die kulturelle Lage der arbeitenden Massen ist im Laufe der Jahrzehnte eine ständig bessere geworden. Den Satz von der wachsenden Zunahme der Unsicherheit der Existenz, des Elends, des Druckes, der Knechtung, können wir so absolut nicht aufrechterhalten“ ...

Man hat aus den falschen Prophezeiungen gelernt und dieses Mal vorsichtshalber nichts prophezeit. Die Prophetie als suggestive Kraft, als Magnet für die Massen, ist nicht mehr notwendig, sie hat ihre historische Mission erfüllt. So schreibt auch der „Vorwärts“:

> „Manche der Vorhersagen des Erfurter Programms haben sich nicht erfüllt und die Sozialdemokratie ist älter und vorsichtiger geworden und hat gelernt, in ihren Prophezeiungen und Behauptungen über künftige Entwicklungsmöglichkeiten recht vorsichtig zu sein.“

Es ist deshalb gar nicht zu verwundern, daß an Stelle des größeren theoretischen Teils des Erfurter Programms infolge prophetischen Stoffmangels diesmal die Einleitung recht mager ausfiel und vielen Parteianhängern Anlaß zur Klage gab. Dies fällt bei einem Vergleich des Erfurter Programms mit dem Görlitzer besonders auf.

Betrachten wir nun das Programm selbst.

Schon der allererste einleitende Satz macht stutzig. Da erfolgt eine merkwürdige Definition der Partei. Das Erfurter Programm betonte gerade, daß das eigentliche Ziel der Partei, „die gesellschaftliche Umwandlung“, „nur das Werk der

Arbeiterklasse" sein kann. Unter Arbeiterklasse verstand man so gut wie ausschließlich die Männer mit der „schwieligen Faust". Jetzt heißt es, daß die Partei schlechtweg die „Partei des arbeitenden Volkes in Stadt und Land ist". Sie erstrebt auch ausdrücklich „die Zusammenfassung aller körperlich und geistig Schaffenden, die auf den Ertrag eigener Arbeit angewiesen sind". Diese Verbreiterung der Parteibasis ist auch eine Lehre der Revolutionsepoche. Man braucht den Geistesarbeiter, den Ingenieur, den Prokuristen, den Volkswirtschaftler, ja selbst den Gelehrten, (man denke nur an die industriell so wichtige Wissenschaft der Chemie), um die erhoffte Verwirklichung der Ideen vorzunehmen. Man führt ja das Fiasko der Sozialisierung auch hauptsächlich darauf zurück, daß nicht genug fähige Köpfe zur Leitung und Führung der Betriebe vorhanden waren.

Haben wir die Vorhalle des neuen Tempels verlassen, so treten wir nun unmittelbar in das Heiligtum der Dogmen, des theoretischen Teils. Im Vergleich zum Erfurter Programm ist er sehr knapp geworden und die Sozialisten der alten Schule bedrückt hier die Enge des Raumes und die rationelle Zweckmäßigkeit jeder Linie, die jeden überflüssigen Schnörkel ängstlich vermeidet.

Es wird kurz festgestellt, daß die kapitalistische Wirtschaft den wesentlichen Teil der Produktionsmittel unter die Herrschaft einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Großbesitzern gebracht hat und die Arbeiter in besitzlose Proletarier verwandelt wurden.

Nach dieser Feststellung finden wir als allgemeine Forderungen und Richtlinien aufgestellt:

„Sie hat den Klassenkampf für die Befreiung des Proletariats zur geschichtlichen Notwendigkeit und zur sittlichen Forderung gemacht..."

Weiterhin wird dann mit größerer Breite die Wirkung des Weltkrieges geschildert und festgestellt:

„Der Weltkrieg hat morsche Herrschaftssysteme hinweggefegt. Politische Umwälzungen haben den Massen die Rechte der Demokratie gegeben, deren sie zu ihrem sozialen Aufstieg bedürfen."

Unter den übrigen grundsätzlichen Darlegungen und Forderungen sind dann noch folgende zu nennen:

„Die Sozialdemokratische Partei... betrachtet die demokratische Republik als die... unwiderruflich gegebene Staatsform, jeden Angriff auf sie als ein Attentat auf die Lebensrechte des Volkes."

„Die Sozialdemokratische Partei kämpft um die Herrschaft des im freien Volksstaat organisierten Volkswillens über die Wirtschaft, um die Erneuerung der Gesellschaft im Geist sozialistischen Gemeinsinnes."

„... Sie kämpft nicht für neue Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller, ohne Unterschied des Geschlechtes und der Abstammung."

In diesen Sätzen sind die wesentlichen Hauptforderungen der Sozialdemokratie dargestellt und der folgende praktische Teil, der wenig Neues bietet, ist nur die Folgerung aus diesen Sätzen.

Diese grundsätzlichen Darlegungen und Forderungen sind charakterisiert durch eine auffallende Schwäche in bezug auf zwei Hauptforderungen des bisherigen Sozialismus: Sozialisierung und Klassenkampf.

Ja, das Wort vom Klassenkampf war im früheren Entwurf nicht einmal gestanden und das hatte schärfste Kritik herausgefordert. Molkenbuhr hat versucht, mit Humor das fehlende Wort vom Klassenkampf als ein — Vergessen hinzustellen und konnte sich glücklicherweise auf Karl Marx als einen Schicksalsgenossen berufen, der im Statut der Internationale ebenfalls dieses Wort vergessen hatte. Daß eine Partei, die jahrzehntelang beständig mit dem Schlagwort Klassenkampf operierte, dies nun in einem so wichtigen Augenblick, einer neuen Programmfassung einfach vergessen habe, wird man wohl doch kaum zu glauben brauchen. Aber die Kritik hatte gewirkt und man holte nach, was man versäumt hatte. Der Klassenkampf wird als ethische Forderung formuliert und gleichzeitig die Abschaffung der Klassen überhaupt proklamiert. Statt des Wortes „Sozialisierung" finden wir die Worte von der „Herrschaft des Volkswillens über die Wirtschaft", von der „Erneuerung der Gesellschaft im Geiste sozialistischen Gemeinsinnes" geprägt.

Um so breiter aber ergeht sich das Programm über die Wirkungen des Weltkrieges und die Verteidigung der Republik als einzig geduldeter Staatsform, was wohl ebenso eine scharfe Absage an die Monarchisten als die Diktaturgelüste der Linken ist. Man poltert um so lauter nach der einen Seite, damit die andere besser überhört wird!

(Schluß folgt.)

Die Errungenschaften der Revolution.

Von Dr. Michael Eberhard.

Die Revolution ist nicht die moderne Gesellschaft, sie ist im Gegenteil ihr Krebsschaden. Die Revolution ist keineswegs die Mutter der modernen Gesellschaft; sie hätte diese vielmehr beinahe in der Wiege erstickt und ist gegenwärtig daran, sie zu zerstören. Die Revolution ist keine Tochter des Evangeliums, sondern dessen geborene Feindin. Sie ist eine Tochter der durch das Evangelium verurteilten Leidenschaften und steht zu ihm im feindseligsten Gegensatz. Die Kirche hat die moderne Gesellschaft nie verurteilt, unzählige Male hingegen die Revolution, und wird nicht aufhören, sie zu verurteilen.

Was ist denn die Revolution? Vor allem eine Idee; sonst würde sie nicht die Welt in Aufruhr versetzen. Sie ist eine der ausdrücklichen Lehre der Kirche widerstreitende Idee, eine Häresie, gleichwie der Arianismus. Wie dieser wird sie ihre Zeit durchmachen, vielleicht größeren Schaden anrichten als er, weil sie sich an den Grundlagen der Gesellschaft vergreift. Ja sie würde die Gesellschaft zugrunde richten, wenn nicht die Kirche wäre; einzig das Festhalten an den katholischen Grundsätzen und die Pflege katholischen Geisteslebens wird die Gesellschaft wiederaufrichten. Die Revolution ist eine Verschränkung von antinomistischen Parallelbewegungen auf dem religiösen und gesellschaftlichen, d. h. politisch-sozialen Gebiete. Auf religiösem Gebiete arbeiteten schon vor der Reformation zersetzende Kräfte an der Lösung der kirchlichen Zucht und der Zerstörung der geistlichen Monarchie. Das Treibende im folgerichtigen Protestantismus nach der organisatorischen Seite hin ist der demokratische Grundsatz, daß alle Menschen Priester und Könige vor Gott sind, in einem unmittelbaren menschenfreien Verhältnis zu Gott stehen, und alle Aemter und Würden in der Kirche nicht von oben, sondern von unten, von der Gemeinde, ausgehen. Alle Feinde des Papsttums, mögen sie auch einen katholischen Rock tragen, sind insoweit Protestanten. Wenn sie in der Strömung Halt machen, heißt man sie liberale Katholiken, wie die Politiker der Gleichheitslehre, die sich durch konstitutionelle Verfassungen der echten Demokratie zu erwehren suchen, politische Liberale genannt werden. Der Protestantismus ist aber nicht zufrieden mit seiner Zerstörungsarbeit auf organisatorischem Gebiet, sondern er vollendet sich in der Beseitigung der kirchlichen Lehrautorität, im doktrinalen Individualismus. Wo hört diese doktrinale Zersetzung auf? Die deutsche wie die englische Philosophie, deren Ablagerung die französische Aufklärung ist, geben uns Antwort: im rationalistischen Unglauben und der vollständigen Autonomie der individuellen Vernunft. Das ist aber der Punkt, wo die Revolution das Individuum haben muß, um frei mit ihm auch auf politisch-sozialem Gebiete gegen die durch Autorität gebundene Gesellschaft zu arbeiten. Auf gesellschaftlichem Gebiete sehen wir eine Parallelbewegung, die sich von den durch Gott in die Gesellschaft gelegten Bindemächten und Bindegewalten weg wie ein Scheidewasser immer weiter durchfrißt bis zum Anarchismus und wildesten Kommunismus. Ihre politische oder wirtschaftliche Vollendung hat politischen oder sozialwirtschaftlichen Charakter. Religion ist ihr an sich Privatsache; aber in ihrer tieferen Begründung oder im Rückgang auf ihre Vordersätze ist die Erscheinung Weltanschauung, Religion, und zwar Irreligion der von Gott abgewandten, auf sich selbst gestellten Menschheit. So sind die Parallelbewegungen mehr als solche; sie verschränken sich, erklären und fördern sich gegenseitig.

Die deutsche Revolution war anerkannt ideenarm. Es war im wesentlichen die Revolution von 1789, vielleicht mit stärkerem sozialem Einschlag. Was man damals über den Haufen warf, ward auch jetzt über den Haufen geworfen, was man damals neu aufbaute, ward auch jetzt neu aufgebaut. Was man revolutionär über den Haufen warf, weil man es als Lüge bezeichnete, war erstens das Christentum mit seiner Glaubens- und Sittenlehre, seinem Gottesdienste, seiner Geschichte, seinen hl. Büchern. Da dieses Christentum eine öffentliche Stellung einnahm, wurde es nicht bloß gehöhnt, sondern gehaßt. Es war zweitens die gesellschaftliche Ordnung, alle Stützen der Ordnung, Königtum, Beamte, öffentliche Gewalt. Man sah in der Ordnung nur die Schranken und Verbote, erfunden von verschlagenen und boshaften Hirten, um die Herden besser zu scheren und zu erwürgen. Die Regierungen und die Kapitalisten hatten ja alle Uebel verursacht. Der Mensch ist von Natur ein Engel, zu allen Tugenden geneigt. Die Staatsgewalt war es,

die dies Engelsbild verunstaltet hatte. Nicht nur hatte sie den Menschen durch ihre beengenden Schranken gereizt, sie hatte ihn auch durch ihre verkehrte Erziehung, ihre falschen Grundsätze, ihre abscheulichen Beispiele verbildet. Die Zukunft wäre so schön, der Fortschritt so gewiß, wenn die Gesellschaft, jene willkürlich aus der Tyrannei hervorgegangene Einrichtung, nicht wäre. Mit welcher Wut wird man daher jene alte Schranke zu durchbrechen suchen! „Es ist dies aus dem bitteren, gereizten Tone, aus der verhängnisvollen Beredsamkeit der neuen Lehre nur allzu ersichtlich. Da hört der Scherz, hört die Gemütlichkeit auf; ein dumpfer Zorn ist an ihre Stelle getreten; eine mächtige Stimme dringt durch alle Schichten der Bevölkerung bis hinab zum leidenden und erbitterten Pöbel, dessen Gefühle zum erstenmal Ausdruck finden und dessen Zerstörungswut sich in Bälde Luft schaffen wird." (Taine.) Aber nicht nur alles Bestehende, mag es auch besser sein als die Einrichtungen irgendeines anderen Staates der Welt, wird weggeworfen als Ergebnis der Tyrannei, der Ausbeutung, des Schlendrians, der Bestechung, sondern alles soll auf einer neuen Grundlage aufgebaut werden. Ein feierlicher Augenblick! Fortan werden zwei Welten bestehen, die Welt der Vergangenheit und die Welt der Zukunft; die Welt des noch unvernünftigen, darum geknebelten und die Welt des zur Vernunft gelangten und darum freien Menschen! Es ist der abstrakte Mensch, auf den als Fundament der Neubau der Gesellschaft aufgeführt wird, der Mensch abgesehen von allem, was nicht er selbst ist, von seinen Eltern, von seiner und seines Landes Vergangenheit, von seinen und seines Volkes Verhältnissen. Der abstrakte Mensch ist gleich; darum weg mit allen Vorrechten. Der abstrakte Mensch ist gut; darum sei er frei nach allen Seiten. Der abstrakte Mensch ist autonom; er hat darum naturgemäß keine Vorgesetzten, da es jedoch zum Bestehen der Gesellschaft einer Obrigkeit bedarf, schafft er sie. Er begibt sich zugunsten der Gesellschaft eines Teiles der Autorität, die er über sich selbst hat. Die Obrigkeit ist mithin nichts anderes als die Summe der individuellen Zugeständnisse. Die Obrigkeit ist nicht der Vorgesetzte, sondern der Diener, der reine Mandatar des Volkes. Weichen die Häupter vom Volkswillen ab, dann ist Auflehnung nicht nur Recht, sondern eine heilige Pflicht.

Die revolutionäre Theorie begünstigt so die politische Unsicherheit, den Wechsel, die Anarchie. Die revolutionäre Idee legt die Diktatur des Proletariates nahe; denn das Proletariat betrachtet sich mit Vorzug als das „Volk". Soll Volksherrschaft sein, so gebührt sie dem Proletariat, politisch nach dem Grundsatz der Diktatur der Stimmenmehrheit, ethisch nach der Bedeutung der Arbeit, geschichtlich nach der Theorie des Wechsels der Klassenherrschaft. Die gerühmte Freiheit schlägt um in Despotie, die ersehnte Gleichheit in das Nichts. Der Staat wird jetzt alles, das Individuum nichts; denn der Staat ist die Summe aller Willen. Was ist aber der einzelne Wille als mechanische Zahl gegen eine derartige Ueberzahl? Der Staat ist ferner nach der revolutionären Idee die Quelle aller Rechte. Vor dem Gesellschaftsvertrag gab es kein Recht, nicht einmal das Eigentum. Ich bin Eigentümer nur mit Erlaubnis des Staates. Ich bin Kindererzieher nur mit Erlaubnis des Staates; der Staat ist ja an der Erziehung in höherem Grade interessiert als die Eltern. Endlich hat der Staat auch seine Religion, eine natürliche Religion. Jedenfalls kann eine andere, gar eine übernatürliche Religion dem Staate gegenüber keinerlei Recht beanspruchen.

Die revolutionäre Idee ist nicht nur der Ruin jedweder Gesellschaft, Obrigkeit, individuellen, familiären und kirchlichen Freiheit, sie steht auch zur katholischen Lehre im schroffsten Gegensatz, und zwar in dreifacher Hinsicht. Die Revolution stellt als Prinzip auf, daß der Mensch gut auf die Welt kommt, mithin frei sein muß. Das ist nicht richtig. Weder die einzelnen Menschen noch die Völker kommen durchaus gut zur Welt; sie sind zum Bösen geneigt und bedürfen darum innerlich der heilenden Gnade, äußerlich des Zügels. Die Freiheit ist wegen der dem Menschen innewohnenden Schwäche eine Gefahr. Je mehr der Mensch an der Gnade Christi gesundet, desto mehr Freiheit kann er vertragen. Am freiesten ist die Liebe, nicht weil sie gesetzlos ist, sondern weil sie das Gesetz in ihren freien Willen aufgenommen hat. Das ist der zweite Punkt, wo die Revolution der Lehre der Kirche widerspricht. Sie verlangt eine unbegrenzte Freiheit; die Kirche rechnet Gesetz, Sitte, Ordnung unter die Bedingungen einer vernünftigen Freiheit. Die katholische Kirche lehrt endlich drittens, daß die Gesellschaft von Gott gewollt ist. Obrigkeit, Recht, Gesetz, Familie, Eigentum, all das stammt ursprünglich von Gott, es ist nicht bloß vom Menschen, aus dem Gesellschaftsvertrag hervorgegangen. Was hat Gott in der revolutionären Gesellschaft zu tun? Nichts; er ist ein Privatmann. Die Gesellschaft ist verweltlicht, laisiert.

Der Altliberalismus war sehr böse, wenn man seine Religionsfreundlichkeit bezweifelte, und sein erstes Wort war stets Ordnung und Gesetz. Er war vielfach in dieser Hinsicht gutmütig und inkonsequent. Die verkehrten religiösen Anschauungen über die Natur des Menschen und das gärende Prinzip der politischen Freiheit und Gleichheit sprengten alle liberalen Ordnungsfässer und Gesetzesreifen. Radikale Parteien ruhen nicht, so lange sie noch Schranken, Gesetze, Vorrechte, Ungleichheiten irgendwelcher Art sehen. Und wenn es diesen Radikalen gelingt, die unbestrittene Herrschaft an sich zu reißen, werden wir dann zur Ruhe und Beständigkeit kommen? Nein. Ein Revolutionär findet immer jemand, der noch revolutionärer ist als er. Also wird man stets tiefer sinken, bis alles zerstört und hinweggefegt ist, Gott, welcher das religiöse, die Obrigkeit, welche das politische, die Familie, welche das häusliche, das Eigentum, welches das sozialwirtschaftliche Band bildet.

Manche mögen in der deutschen Revolution nur den Wutausbruch über den verlorenen Krieg oder den Schrei des Proletariats nach Besserstellung erblicken. Sie täuschen sich, die Wunde liegt ungleich tiefer. Es handelt sich nicht um Revolutionen, sondern um **die** Revolution, d. h. nicht um vorübergehende, durch äußere Umstände veranlaßte Wutausbrüche, sondern um eine Lehre, einen Grundsatz, welcher seine Spitze nicht etwa gegen diese oder jene Obrigkeit, diese oder jene Gesellschaft, sondern gegen die Gesellschaft und Obrigkeit überhaupt richtet. Das ist die Idee des Radikalismus, das ist das radikale Kredo, welches den Eifer von unzähligen Fanatikern entflammt und sich einen eigenen Menschenschlag geschaffen hat, der dafür lebt, sich opfert, stirbt. Der Intensität dieser Idee entspricht ihre Expansionskraft in den Internationalen; beide sind so schauerlich, daß sie auf satanische Einflüsse hinweisen. Am klarsten aber zeigt sich der Einfluß Satans in dem Blendwerk, womit die revolutionäre Idee ihr Werk zu umhüllen und den Zauber auf die Augen der Menschen zu legen versteht. Auf allen Stufen verbirgt sie, was sie zerstört durch die Reste, die sie noch stehen läßt am großen Sozialgebäude, und sie verheißt Glück und Wohlstand von der Zerstörung. Hört man sie, so verteidigt sie die allgemeine Menschenliebe als Kommunismus, nachdem sie die Bedingungen der Menschenwürde zerstört hat; das Naturrecht, nachdem sie dem bestehenden natürlichen Recht die Stütze der Autorität entzogen, das Wort Gottes, an dessen Stelle sie eine im 16. Jahrhundert entstandene menschliche Uebung und Auslegung gesetzt hat. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in diesen Vorgängen bleibt, daß in jedem Stadium just das, was vernichtet werden soll, in einer eigenen Ueberschrift den Menschen verheißen wird. Wo z. B. die letzten Bande der Sozialität gelöst werden, beginnt der Sozialismus, und wenn dem einzelnen nichts mehr bleiben soll als Vereinsamung, Elend und Armut, beginnt das System der Gütergemeinschaft. Die allgemeine Freiheit und Gleichheit wird von geheimen Klubs, die alles Rechtsleben unmöglich machen, besorgt. Die Volksherrschaft tritt ein, wenn ein Revolutionstribunal errichtet wird, das mit absoluter Willkür alle Volksrechte beseitigt.

Manche meinen, das Christentum habe weit weniger als religiöse Lehre denn als politisches Institut den Haß der Revolution angefacht, nicht als Verwalter der übernatürlichen Güter, sondern als weltliche Herren und Grundbesitzer seien die Priester verfolgt worden. Allein die Priester sind verfolgt worden, als sie das alles nicht mehr waren, und sie werden verfolgt werden, wenn sie aus der Schulleitung hinausgedrängt sind und aus allem, was an öffentlichen Besitz erinnern könnte, Standesamt, Armenpflege usw. Und sollte ihnen nichts mehr übrig bleiben als ein Stück schwarzes Brot und ein Bündel schlechten Strohes, die Verfolgung wäre nicht minder grausam. Der Grund ist dieser: der religiöse Zügel ist der stärkste, darum ist er mehr als andere verhaßt; die Wogen würden sich erst glätten, wenn die Priester die Gesetzestafeln aus der Hand gäben.

Die Stunde naht heran, da nur mehr zwei Kräfte einander gegenüberstehen werden, die allgewaltige Revolution und die wehrlose Kirche, erstere mit dem Schwerte in der Hand, letztere mit Ketten beladen. Aber die Kirche wird — nur durch Martyrium — über die Revolution Herr werden, die Welt von ihr befreien, und die moderne Gesellschaft wird, durch sie gerettet, sie wiederum als ihre Mutter und ihre Erlöserin preisen.

Stegerwalds Parteipolitik.

Von Dr. Otto Sachse.

Unter der Ueberschrift „Neuorientierung des Parteiwesens“ nimmt Ministerpräsident Stegerwald in den großen Zentrumblättern das Wort im Anschluß an seine Erwiderung auf Joos (Weltrundschau Nr. 40). Die Einzelheiten der Polemik brauchen uns hier nicht zu kümmern. Aber Stegerwald hat Anlaß genommen, zurückzugreifen auf seinen Gedanken einer großen, breiten christlichen Volkspartei, den er in der berühmten Rede von Essen November 1920 vertrat:

Nach der Revolution, nachdem die alten Parteien aufgelöst und zerrissen waren, war es die historische Mission der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, die Initiative zu ergreifen zur Bildung einer breiten Christlichen Volkspartei (nicht Arbeiterpartei), und zwar auf dem gleichen Boden, wie ich ihn zwei Jahre später in Essen umschrieben habe. Ich habe im November und Dezember 1918 mehrere Wochen lang für diesen Gedanken nachdrücklichst gekämpft und konnte dafür zwar in den Reihen der christlichen Arbeiterführer eine Mehrheit, nicht aber eine geschlossene Front erzielen und somit nicht durchdringen. So besteht heute noch unter völlig veränderten Verhältnissen das Parteiwesen in seiner vorkrieglichen alten Unzulänglichkeit, und so fehlt heute noch die unbedingt notwendige und für das Gedeihen Deutschlands unentbehrliche wahre Deutsche Aufbaupartei. Keine der seitherigen Parteien bringt die dafür erforderlichen Voraussetzungen mit.

Stegerwald geht nun die einzelnen Parteien durch. Vom Zentrum schreibt er:

Auch die Zentrumspartei wird mit ihrer konfessionellen Tradition, mit ihrer bisherigen Arbeitsweise im Lande und ihrer organisatorischen Aufmachung die Führung beim Wiederaufbau nicht dauernd behaupten können. Einstweilen, d. h. solange die Reichsregierung in der Hauptsache den Gerichtsvollzieher für die Entente abgeben muß, reißt sich natürlich keine Partei um die Führung dieser undankbaren Aufgabe. Wenn jetzt eine Koalition auf breiter Basis zustande kommt, und diese sich zu einer festeren Arbeitsgemeinschaft zusammenschließt, dann ist schließlich auch damit eine Zeitlang auszukommen, dann ist die Parteikonsolidierung nicht das allernotwendigste innerpolitische Gebot.

Sobald aber die allerdringlichsten Sorgen vom deutschen Volke abgewendet sind, wird es vor die Frage gestellt: wer soll die Führung für den deutschen Wiederaufbau jetzt endgültig, soweit man davon überhaupt in der Politik reden kann, übernehmen? Und da stehe ich auf dem Standpunkte, daß bei der Charakterveranlagung, der Psyche und bei der Berücksichtigung aller Mentalitäten im deutschen Volke nur zwei Parteien ernsthaft in Frage kommen können: entweder die Sozialdemokratie, die auch heute noch auf dem Boden der materialistischen, mechanistischen Weltanschauung steht, oder aber eine Partei, die sich resolut auf den Boden der christlichen Weltanschauung stellt und dabei im Sinne des Essener Programms sich warm deutsch, wahrhaft christlich, echt demokratisch und tiefgreifend sozial betätigt. . . . . Es ist kein Zufall, daß die Zentrumspartei die einzige Partei ist, die seit der Revolution unausgesetzt in der Regierungskoalition verblieben ist. Sie allein konnte den Mut zur Unpopularität und zur Uebernahme der Verantwortung auch in den allerkritischsten Stunden aufbringen, weil sie eben bei der unpolitischen Veranlagung des deutschen Volkes nicht nur ein politisches, sondern auch ein religiöses Band umschlingt. Und diese starke ethische Note darf für Deutschland, wo wir noch keine politische Volksgemeinschaft darstellen, sondern partikularistisch, konfessionell, kasten- und klassenpolitisch zu stark auseinanderstreben, nicht, wie viele Leute glauben, vom politischen Leben ausgeschaltet, sie muß vielmehr in weit stärkerem Maße dem politischen Leben nutzbar gemacht werden.

Es ist nicht ohne Reiz, zu beobachten, wie in Stegerwald der Staatsmann mit dem Volksführer ringt. Der Staatsmann erklärte sich, im Hinblick auf die Bedürfnisse von heute, wenige Tage vorher (Germania 589) für die große Koalition von Stresemann bis Scheidemann, womöglich bis Breitscheid. Der Führer der christlichen Arbeiterbewegung, der in die Zukunft schaut, nimmt Stellung im Parteikampf. Aber, und hier siegt der Staatsmann, Stegerwald ist es nicht um eine Partei zu tun, nicht um Theorie und Programm, sondern um das Volk. Volksgemeinschaft ist sein Lieblingswort. Er will natürlich als Katholik und Zentrumsmann den Staat nach einem bestimmten Ideal formen, aber um dessen Einzelzüge ist er minder besorgt als darum, möglichst starke Bataillone hinter sich zu bringen, um seine staatsmännische Aufgabe, den deutschen Wiederaufbau, bald in Angriff zu nehmen.

In Essen sprach Stegerwald noch von einer künftigen neuen Partei, jener breiten christlichen Volkspartei. Er hält sie nach wie vor für eine zwingende christlich-deutsche Lebensfrage. Aber:

Die eigentliche Neubildung einer solchen Partei kann heute kaum mehr in Frage kommen; heute wäre das ein parteipolitisches Experiment, und dafür sind die Zeiten zu ernst. Heute kann es sich nur darum handeln, Wege zu suchen, wie sich die politisch gleichgesinnten und wahren Vaterlandsfreunde im katholischen und evangelischen Lager in einem dauernden politischen Parteiverband etwa auf dem Boden des Essener Programms zusammenfinden können. Den Grundstock für diesen Parteiverband dürfte die Zentrumspartei abzugeben haben.

Nach allem, was folgt, meint Stegerwald mit Parteiverband nicht einen Zweckverband von mehreren Parteien, etwa vom Zentrum und einer nach unserer Ansicht sehr wünschenswerten künftigen Partei der religiös-konservativen Protestanten, sondern einen Parteikörper auf dem Boden des Essener Programms „mit mindestens 120 Mandaten, denen einige Dutzend Nichtkatholiken, allerdings größtenteils vom evangelischen Volke selbst gewählt, mit einer Reihe ausgesuchter politischer Köpfe angehören.“

Hier heißt es fürs Zentrum: tua res agitur! Unter welchen Bedingungen ist es zum Grundstock des großen christlichen Parteiverbands geeignet? Aus den Gedankengängen Stegerwalds ist kaum eine andere Antwort möglich als: um den Preis seiner konfessionellen Tradition. Stegerwald bemüht sich, zu zeigen, daß das Zusammenleben der Katholiken und Protestanten in Deutschland sich künftig viel günstiger gestalten werde als unter dem protestantischen Kaisertum. Trennung von Kirche und Staat, gemeinsame Belange in der Schulfrage usw. Eine Partei zur besonderen Vertretung der katholischen Rechte scheint da entbehrlich. — Wir möchten davor warnen, heute schon diesen Schluß zu ziehen. Aufs innigste wäre freilich zu wünschen, daß der Streit der Bekenntnisse im deutschen Volk aus der Politik verschwände. Den Weg dazu weist die Verfassung von Weimar. Aber einer Geschichte von 400 Jahren kann sie nicht gleich Herr werden. Und wiederum gibt die Verfassung von Weimar dem Katholizismus zum erstenmal Freiheit und Entfaltung in ganz Deutschland. Es bedarf keiner absichtvollen Propaganda, der Katholizismus wächst und dringt vor, weil er stark und lebendig ist und dem deutschen Volk etwas zu geben hat. Dabei muß er mit dem Protestantismus zusammenstoßen. Der Protestantismus wird sich zur Wehr setzen. Er ist mit dem Sturz der Hohenzollern und der norddeutschen Territorialfürsten schwer getroffen, kämpft in seiner deutsch-lutherischen Gestalt vielleicht den letzten Kampf, — nach drei Fronten: Katholizismus, Sozialismus und kalvinistisches Sektenwesen — aber gerade deshalb werden alle Energien in ihm erwachen. Ein solcher Kampf bleibt nicht rein geistig und unpolitisch. Vom politisch (bis 1918) und kulturell besitzenden und bevorrechteten deutschen, besonders norddeutschen Protestantismus werden weithin Katholizismus und Zentrum als revolutionäre Mächte, als Sieger vom 9. November betrachtet, der Name Erzberger sagt alles. Das wird sich verstärken, je besser es der katholischen Kirche in Deutschland geht. Sind dies unbeweisbare Prophezeiungen? Der Erfolg des „Reichsboten“ gegen die deutschnationale Parteileitung zeigt, wohin es geht. Mindestens ist diese Entwicklung nicht unwahrscheinlich. Es wäre also noch sehr gewagt, auf eine geschlossene politische Vertretung der deutschen Katholiken, auf die konfessionelle Tradition des Zentrums zu verzichten. Zudem ist die Trennung von Kirche und Staat zwar ausgesprochen, aber noch nicht durchgeführt. Wie sie vollzogen, wie die Kirche abgefunden wird, das kann dem Zentrum noch viel zu tun geben. Und dann das Reichsschulgesetz . . .

Eine zweite Gefahr bestreiten vielleicht Stegerwald und seine Anhänger. Es ist die Erweichung des christlich begründeten Programms der Zentrumspartei. Zwar sind beim Zentrum weder Programm noch Partei ausgesprochen katholisch, aber jeder ihrer christlichen Grundsätze ist im Zweifelsfall so auszulegen, wie er sich widerspruchslos ins katholische Lehrgebäude fügt. Und geschichtlich gewachsen ist das Zentrum ganz aus katholischem Geistesboden, aus dem philosophischen Realismus und Theismus. Daher der lebendige Zusammenhang zwischen Religion, Leben und Politik, die alle einer Ordnung der Wirklichkeit angehören. Nichtkatholiken, die auf demselben Boden stehen, also vor allem altgläubige Lutheraner, haben sich immer leicht ins Zentrum eingefügt. Wie würde es aber in der großen christlichen Volkspartei, wo mehrere Dutzend Nichtkatholiken, größtenteils vom evangelischen Volke selbst gewählt, also von hunderttausenden Evangelischer, sitzen sollen? Der deutsche Protestantismus im großen, auch der positive, lebt in einer anderen Geisteswelt als wir. Dort herrscht Kant, die Religion ist irrational, vielfach undogmatisch, steht nicht im festen Zu-

sammenhang mit Leben oder gar Politik. (Vgl. Katholiken und Protestanten in Deutschland. Von Dr. Otto Kunze. Das Neue Reich, 1921, Nr. 30.) Der Einfluß nichtkatholischer, auf das unbestimmte Wort „christlich" (mit: deutsch, demokratisch, sozial) gesammelter Massen und ihrer Vertreter könnte nicht ohne Einfluß auf das scharfe Gepräge des Zentrums bleiben (vgl. Albani, Vom Zentrum, „A. R." Nr. 5, 1921).

Daß man in den Kreisen, wo Stegerwald zuerst den Gedanken seiner großen christlichen Volkspartei verbreitete, bei den christlichen Gewerkschaften, den Begriff „christlich" im künftigen Parteiprogramm tatsächlich zum Teil im weiteren, unbestimmten Sinn faßte, legt eine Mitteilung nahe, die A. W. Hopmann beiläufig in einem Aufsatz „Die Politik der Mitte" nach der Korrespondenz „Die Christliche Volkspartei" Nr. 6 1920 macht (Hist. Pol. Blätter 167. Band, 12. Heft 1921 S. 739). Zur Vorbereitung der Essener Aktion sei ein Manuskript verbreitet worden, das für „die Führer der christlich-nationalen Arbeiterbewegung" verfaßt war. Nach dieser Denkschrift ging das Ziel dahin „alle positiv-christlichen Elemente" und alle, die „zwar schwanken, aber noch nicht zu einer Verneinung des Christentums und der christlichen Kultur gekommen sind", in einer neuen Partei zu sammeln. „Und solcher gibt es eine gewaltige Zahl, auch unter den Sozialdemokraten . . ., die sich an dem engen konfessionellen Rahmen der bisherigen Zentrumspartei als Protestanten trotz sonstiger Uebereinstimmung stoßen." — Wir wollen niemanden verketzern. Etwas Unerlaubtes wäre es nicht, neben dem Zentrum eine Partei auf weniger bestimmter christlicher Grundlage zu errichten oder das Zentrum selbst entsprechend umzubauen. Ob es aber nötig oder gut ist, darf man doch sehr bezweifeln. Das katholische Deutschland hat 50 Jahre hindurch erfahren, was es am alten, auf dem Felsen des rechten Glaubens erbauten Zentrum hat.

Adam Stegerwald hat seinen Platz gefunden als Leiter eines großen Staatswesens. Er hat Gewaltiges geleistet schon vorher als Führer einer mächtigen Standesbewegung. Die Bedürfnisse der Gegenwart, das Praktische und Taktische, erkennt er mit genialem Blick und weiß es ausgezeichnet zu formulieren. Und als echter Volksmann empfindet er fein die Schwingungen der deutschen Massenseele, alles, was Menschen aktuell eint, die ethische Note (s. o.). Aber das ist seine Schranke. Die metaphysische Note bemerkt er nicht. Darum glaubt er, politische Parteien neu gruppieren zu können nach zeitweisen Massenströmungen und summarischen Begriffen, ohne Rücksicht auf die ganz verschiedenen Wurzeln der geistigen Typen in unserem Volke. Ein politisches System aber, das lange standhalten soll — und eine Partei für 10 Jahre zu gründen, ist wirklich der Mühe nicht wert — muß tief begründet und fest gemauert sein wie der Zentrumsturm.

Seele du!

Seele, du heimwehzitterndes Wesen —
Wirst du nie zum Frieden genesen?

Immer noch schreckt dich der Nächte Dunkel,
Schliessest die Augen dem Sternengefunkel.

Seele, von Zweifel und Irrlicht geblendet —
Hat dir der Herr nicht Botschaft gesendet? . . .

Der dich aus weinenden Finsternissen,
In sein Leuchten emporgerissen,

Lässt dich nimmer sinken zum Staube,
Ruhloser Furcht zum bleichen Raube.

Seele, so hebe die zitternden Schwingen,
Ewiger Liebe Loblied zu singen.

Schwing dich empor zu Aetherfernen,
Reisse Gluten von ewigen Sternen.

Dringe hinan, wo die Seraphim kreisen,
Deines Gottes Liebe zu preisen.

Stürze dich blindlings in sein Erbarmen:
Seele, dann ruhst du in Gottes Armen! Henriette Brey.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Ehe das Ultimatum der 132 Goldmilliarden gestellt und von Deutschland angenommen war, erzählte sich und glaubte alle Welt Wunderdinge von Deutschlands Reichtum und wirtschaftlicher Kraft. Marco Polo, der messer Milioni, schien in den Zeitungen der Westvölker wieder auferstanden. Seit wir Deutschen aber begonnen haben, das Diktat zu erfüllen, und in schweren Mühen die erste Goldmilliarde aufgebracht ist, geht ein Zittern durch den Bau der deutschen Wirtschaft und läßt die Gläubiger erschreckt aufhorchen. Die Mark ist durch den Einkauf fremder Devisen gesunken und dann durch das Mißtrauen der Finanzwelt. Nach Keynes haben eine ganze Reihe Sachverständiger errechnet, daß der deutsche Staats- und Volksbankerott in ganz kurzer Frist eintreten muß, wenn es einfach so weiter geht. Dann ist die ganze Wiedergutmachung erledigt. — Die Mahnstimmen kommen auch diesmal wieder zumeist aus England. Sogar ein Mitglied des Kabinetts, Churchill, hat in Dundee eine vielbemerkte Rede gehalten, zweifellos im Einverständnis mit Lloyd George und der ganzen britischen Regierung. Er bekennt, daß die Lage für Schuldner- wie Gläubigernationen gleich unhaltbar sei. Die Schuldner können nichts kaufen, die Gläubiger nichts verkaufen. Die Schuldner haben Arbeit und können doch nicht genug erzeugen und ausführen, um zu bezahlen, die Gläubiger werden arbeitslos, je mehr die Schuldner leisten. — Churchill hätte anführen können, daß die Arbeitslosigkeit in England schon jetzt dreimal mehr verschlingt, als England von Deutschland an Kriegsentschädigung zu erhalten hat. — Was schlägt Churchill nun vor? Es wäre zum Vorteil der Welt, meint er, wenn alle internationalen Kriegsverpflichtungen neuerlich auf praktische Maße herabgesetzt und in eine Ordnung für sich gestellt würden. Ob dies möglich oder nicht, unmittelbar notwendig sei ein Mittelding von internationaler Währung, um den Handel zwischen den Völkern auf eine natürliche Grundlage zu stellen. Er deutete eine Währungskonferenz an, die dann auch von anderer Seite gemeldet wurde als für Dezember ds. Js. beabsichtigt.

Churchill sagte nicht mit Unrecht, England sei von allen siegreichen Ländern das einsichtigste gewesen. Auf englischen Einfluß geht es auch zurück, daß die wirtschaftlichen Sanktionen mit dem 30. September endlich aufgehoben sind, und daß die Ein- und Ausfuhrstelle, welche statt ihrer eingerichtet ist, kein Vetorecht hat, wie die Franzosen es wünschten. Das schreiende Unrecht der militärischen Sanktionen besteht weiter. — Merkwürdig schwer läßt sich noch die volle Herstellung des Friedens zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika an. Der deutsche Reichstag hat ihn am 30. Sept. ohne längeres Wortgefecht allein gegen die Stimmen der Kommunisten ratifiziert. Im Kongreß zu Washington aber hat sich eine gefährliche Opposition erhoben, als deren Einbläser zu allgemeiner Ueberraschung der politisch scheintote Wilson aufgetaucht ist. Er betrachtet den Vertrag als eine Fahnenflucht Amerikas von der Seite seiner früheren Verbündeten. Besonders im Senat hat Wilson Anhänger gefunden, und es wird nicht so leicht sein, dort die erforderliche Zweidrittelmehrheit für die Ratifizierung aufzubringen. Beschämend wäre es, wenn Nordamerika wieder auf Wilson hereinfiele, der den moralischen Kredit seines Landes furchtbar geschädigt hat, als er sich in Versailles vom wahren Sinn seiner vierzehn Punkte abbringen ließ. Will er von Fahnenflucht sprechen, so fange er bei sich selbst an, denn er hat die Fahne seiner feierlich verkündeten Grundsätze, auf die Deutschland die Waffen streckte, jämmerlich verlassen.

Napoleon hat 1808 in Erfurt zu Goethe gesagt: „Die Politik ist das Schicksal". Walter Rathenau hat dies Wort aufgenommen in einer Rede beim Reichsverband der deutschen Industrie in München und hat hinzugefügt: „Es kommt der Tag, wo das Wort lauten wird: die Wirtschaft ist das Schicksal". Napoleon hatte in jenem Zusammenhang verächtlich vom Fatalismus der Schicksalstragödien gesprochen. Er hatte Goethe, jenes wundervolle Beispiel, wie der Mensch das Schicksal meistert, mit den Worten begrüßt: „Voilà un homme". Zu Napoleons Zeit konnte allerdings die Politik freier schalten und brauchte nicht viel nach wirtschaftlichen Verknüpfungen zu fragen. Die Völker lebten noch wesentlich vom Ertrag des eigenen Bodens. Heutzutage stößt jede politische Maßregel im Netz der

wirtschaftlichen Fäden an, die kreuz und quer über die Erde laufen. Die Wirtschaft bestimmt wirklich vielfach die Politik und somit das Schicksal der Völker. Und wo Politik sich über die Wirtschaft hinwegsetzt, wie von Versailles bis zum Ultimatum und bis jetzt, rächt es sich bitter am allgemeinen Geschick. Insofern hat Rathenau nicht unrecht. Wenn er weiter darauf hindeutet, daß Deutschland seine wirtschaftliche Stellung nicht durch natürlichen Reichtum, günstige geographische Lage usw. erworben hat, sondern durch Organisation, Wissenschaft, Arbeit und strenge Pflichterfüllung, und daß letztlich nur sittliche Kraft und sittlicher Wille entscheiden, so läßt er uns Goethe, den Menschen vor Augen treten und meint, daß hinter Politik und Wirtschaft das Schicksal in unserer eigenen Brust ruht und durch unsere eigene Hand vollbracht wird.

Die Epiloge zum Abschluß zwischen dem Reich und Bayern brachten nicht viel Neues. Der Reichstag hatte sich dabei in seiner ersten politischen Aussprache nach den Sommerferien mit vollendeten Tatsachen zu beschäftigen. Der Reichskanzler sprach befriedigt über das Kompromiß mit Bayern. In gleichem Sinn ließ sich Ministerpräsident Graf Lerchenfeld im bayerischen Landtag vernehmen. Er äußerte sich zugleich sehr bemerkenswert über die Ermordung Erzbergers und die Untersuchung darüber. Sie wird bayerischerseits ohne Mitwirkung der politischen Polizei geführt. Einzelheiten aus dem noch schwebenden Verfahren konnte der Ministerpräsident natürlich nicht bekannt geben. Graf Lerchenfeld will nach allen Seiten gerecht regieren. Mit dem Reich will er gute Beziehungen pflegen auf föderalistischem Grund. Wie schon Kahr, ist er fest überzeugt, daß die Einheit des deutschen Volkes, die auch für jeden Föderalisten außer Frage steht, nicht nur gegenwärtig, sondern auch in der absehbaren Zukunft nicht in einem unitarischen, sondern in einem föderalistischen Reich gewährleistet und zu größter Leistungsfähigkeit geformt wird. — Nicht ohne Aufsehen vollzog sich in München als Nachspiel zum Regierungswechsel der Rücktritt des Polizeipräsidenten Pöhner. Dieser erließ dabei eine öffentliche Erklärung, worin er als Grund die beschlossene Aufhebung des Ausnahmezustands angab und die Regierung, deren Autorität er noch zu wahren hatte, deutlich kritisierte. Eine solche, allen Ueberlieferungen des Beamtentums widersprechende Handlungsweise erregte allgemeine Mißbilligung und bei den deutschnationalen Parteigenossen Pöhners selbst einige Verlegenheit. — Als erster der vertriebenen Bundesfürsten ist König Wilhelm II. von Württemberg am 2. Oktober gestorben.

Ein innerer Umschwung bereitet sich in Ungarn vor. Auch hier ist zu lang mit dem Ausnahmezustand regiert worden, der sich uns fast jeden Tag in lächerlichen Zensurlücken bei der „Pester Zeitung" kundgibt. Die gesunde Reaktion auf den Bolschewismus und der gute christliche Kurs sind zu einer Diktatur erstarrt, deren das Land allmählich überdrüssig wird. Jetzt erkennt man einigermaßen, warum König Karl im Frühjahr nicht bleiben konnte. Den Offizieren um Horthy, wenn auch vielleicht nicht dem Reichsverweser selbst, ist die unumschränkte Macht zu lieb, die ihnen der König leicht aus der Hand nehmen und im Einklang mit der ganzen Nation ausüben würde. Es ist höchste Zeit, daß der gekrönte Volkskönig die kleinen Militär- und Parteityrannen ablöst. Die Verrottung des öffentlichen Lebens in Ungarn verbreitet schon einen sehr üblen Geruch. Im Ackerbauministerium, dem Szabo, der Vertrauensmann der Partei der kleinen Landwirte, vorsteht, sind große Bestechungen für Ausfuhrscheine festgestellt. Die Finanzen sind in ärgster Unordnung, und der tüchtige Finanzminister Hegedüs ist nach vergeblicher Mühe zurückgetreten. Ungarn wird also neue Wege einschlagen müssen. Es wird nicht so schnell gehen, denn das Land befindet sich nach außen in Verteidigungsstellung. Es hat zwar das Entente-Ultimatum annehmen müssen, Westungarn zu räumen. Aber in Verhandlungen mit Oesterreich, bei denen der tschechische Außenminister Benesch vermittelt, hoffen die Magyaren wenigstens Oedenburg und den angrenzenden Gebietsstreifen zu retten. In Westungarn selbst hat Stefan Friedrich einen selbständigen Staat ausgerufen.

Nach langem Hin und Her haben die Iren unter De Valera Lloyd Georges Einladung auf eine Zusammenkunft am 11. Oktober in London angenommen. Sie haben sich also den englischen Bedingungen anbequemt, auf die volle Unabhängigkeit und Souveränität Irlands zu verzichten. Britische Zähigkeit, mit Klugheit und verbindlichen Umgangsformen gepaart, hat einen neuen Erfolg davongetragen.

Serbische Rhapsodien.

Von Theodor von Sosnosky, Wien.

Es wäre interessant, zu wissen, ob König Peter von Serbien, als er vor einigen Wochen aus dem Leben schied, dies in dem Bewußtsein getan hat, seinem Sohne ein gesichertes Erbe zu überlassen, oder von der düstern Sorge bedrückt, die neue jugoslawische Herrlichkeit werde nicht von Dauer sein, weil Lug und Trug, Gewalt und Blut keinen haltbaren Kitt bilden?

Sein Sohn und Nachfolger Alexander wird sich auf dem Throne, den die Entente für seinen Vater in aller Eile zurechtgezimmert hat, nicht allzu wohl fühlen, denn er weiß, daß er über einen Abgrund erbaut ist. Seine Flucht ins Ausland unmittelbar nach dem Attentate auf ihn läßt daran keinen Zweifel übrig, und falls er etwa nicht frei vom Aberglauben wäre — und in Serbien steckt man tief im Aberglauben —, so könnte er eines andern Serbenkönigs gedenken, der ebenfalls Alexander geheißen hat und ebenfalls ein junger Mann gewesen ist, als er einer Verschwörerkugel zum Opfer fiel. Das ist nun einmal das Schicksal serbischer Herrscher, wenn sie nicht, um diesem Schicksale zu entgehen, den heißen Boden ihres Vaterlandes verlassen. Ein kleiner Rückblick möge dies illustrieren: Kara Georg, der Ahnherr der heutigen serbischen Dynastie, wird vertrieben (1813), später (1817) ermordet; Milosch Obrenowitsch, sein Nachfolger, dankt (1839) ab; sein Sohn Michael wird drei Jahre später (1842) verjagt. Dessen Nachfolger Alexander Karadjordjewitsch wird (1858) vom selben Schicksal ereilt, worauf der alte Milosch wieder den Thron besteigt und 1860 stirbt. Sein Sohn Michael wird zum zweiten Male Fürst von Serbien und acht Jahre später (1868) ermordet. Als Urheber dieses Mordes gilt der vertriebene Fürst Alexander Karadjordjewitsch. Hierauf folgt der Neffe des ermordeten Fürsten, Milan, der nach mehr als dreißigjähriger Regierung (1889) abdankt und eine finanzielle Abfertigung erhält, gegen das Versprechen, nicht mehr nach Serbien zu kommen, bis sein Sohn großjährig geworden sei. Er stirbt später in halber Verbannung. Sein Sohn Alexander wird samt seiner Gattin Draga im Jahre 1903 gräßlich ermordet; und wie man bei Michael Obrenowitschs' Ermordung Alexander Karadjordjewitsch der Anstiftung beschuldigt hat, so beschuldigt man jetzt Peter Karadjordjewitsch der Urheberschaft, zumindest der Mitwissenschaft. Man sieht: es ist just kein Vergnügen, auf dem serbischen Throne zu sitzen . . .

Interessanter noch als diese Statistik serbischer Herrscherschicksale ist die Erinnerung an die Tatsache, daß dieses selbe Serbien, das den ersten Anstoß zum Untergange des alten Habsburgerreichs gegeben hat, einst alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, eben diesem später so fanatisch gehaßten Oesterreich einverleibt zu werden. Und die Ironie der Weltgeschichte hat gewollt, daß es just der Ahnherr des gegenwärtigen Serbenkönigs gewesen ist, der sich zum beredten Anwalt dieses Wunsches machte und der Wiener Regierung viele Jahre hindurch in den Ohren lag, doch endlich diese Einverleibung vorzunehmen und Serbien so vom türkischen Joche zu befreien. In Wien aber hat man durchaus nicht hören wollen und diese Gelegenheit, die einst vom Prinzen Eugen begonnene Politik durchzuführen, ungenutzt vorübergehen lassen. Beides getreu den unseligen Traditionen der dort betriebenen Politik. Dafür erschienen eines schönen Tages (10. Februar 1811) die Russen in Belgrad und blieben dort über ein Jahr lang. Dann zogen sie zwar wieder ab, doch ihr Einfluß blieb und wurde im Laufe der Zeit immer stärker. Vergebens setzte sich Oesterreich wiederholt für Serbien ein; so 1867, als es diesem dazu verhalf, daß die Festungen des Landes von den türkischen Truppen geräumt wurden; so 1878 auf dem Berliner Kongresse, als es Serbien zu einer beträchtlichen Gebietsvergrößerung verhalf; so 1885, als es dem siegreich in Serbien vordringendem bulgarischen Heere Halt gebot und Serbien dadurch vor einer Katastrophe rettete. Es vermochte die Sympathien, die es einst dort besessen hatte, nicht mehr zurückzugewinnen, und eine gründlich verfehlte, von den Magyaren verhängnisvoll beeinflußte Handelspolitik sorgte im Vereine mit der von Rußland geschürten großserbischen Propaganda dafür, daß es zum Leitsatz der serbischen Politik wurde: Serbien und Oesterreich-Ungarn könnten nebeneinander nicht bestehen; entweder müsse das eine oder das andere zugrundegehen. Der verstorbene König Peter ist der Exponent dieser antiösterreichischen Politik gewesen, im schroffsten Gegensatze zu seinen Vorfahren, die geradezu als österreichische Vasallen

gegolten haben. Im übrigen war er nur das Werkzeug der Mörder König Alexanders, da er ganz in ihren Händen und durch die nächtliche Bluttat vom 11. Juni 1903 an sie gekettet war. Als er damals, von aller Welt für den Mitwisser, wenn nicht Urheber des Mordes gehalten, den Thron bestieg und König Eduard von England ihn ob dieses blutigen Verdachtes vor ganz Europa gesellschaftlich boykottierte, indem er den diplomatischen Verkehr Englands mit ihm einstellte: damals hätte niemand gedacht, ja nur entfernt geahnt, daß dasselbe England schon fünf Jahre später anläßlich der Annexionskrise seine Hände schützend über den einst geächteten Mann halten und wieder sechs Jahre später, wenn auch nicht für Serbien, so doch anläßlich Serbiens zum Schwerte greifen würde ... Sarkasmen der Weltgeschichte ...

* * *

König Peter hat jedenfalls Glück gehabt, und die Nemesis hat ihn selber verschont; selbst den entsetzlichen Rückzug des serbischen Heeres über die Bergwüste Albaniens hat er als Greis überstanden und noch den Triumph erlebt, alle Südslawen unter seinem Szepter vereinigt zu sehen. Und auch darin hat er Glück gehabt, daß es ihm erspart geblieben ist, den Zerfall dieses künstlichen Staatengebildes mitanzusehen; ein Schicksal, dem sein Sohn, wenn er nicht allzu früh sterben sollte, kaum entgehen wird. Denn daß das jugoslawische Reich nicht von Dauer sein wird, nicht sein kann, darf schon jetzt mit Sicherheit behauptet werden. Alle Symptome deuten auf Sturm. Nur der Terrorismus der serbischen Soldateska vermag die Kroaten, Slowenen, Magyaren und Albanesen, die in diesem Musterstaate, System Saint-Germain, zusammengekittet worden sind, zur Not noch niederzuhalten. Die Bevölkerungsstatistik zeigt, auf welch schwachen Füßen die serbische Herrschaft tatsächlich steht. Sie ergibt folgendes ethnographisches Bild:

Serben	5 000 000	=	42,3 %
Kroaten	2 800 000	=	23,7 %
Slowenen	950 000	=	8,0 %
Mohammedanische Südslawen	750 000	=	6,3 %
Mazedonier	600 000	=	5,0 %
Deutsche	600 000	=	5,0 %
Magyaren	500 000	=	4,2 %
Andere	600 000	=	5,0 %
Juden	60 000	=	0,5 %
Zusammen	11 860 000	=	100 %

Ganz so wie die Tschechen im tschechoslawischen Staate bilden demnach die Serben im Jugoslawischen die kleinere Hälfte der Bevölkerung, die im übrigen ebenso bunt ist wie dort und nicht minder ebenso von tiefster Erbitterung gegen ihre Bedrücker erfüllt. Selbst wenn die Serben mit gewisser Klugheit und Milde vorgingen, wäre es fraglich, ob sie bei einem so krassen Mißverhältnis der Kräfte auf die Dauer imstande sein würden, die Hegemonie zu bewahren, geschweige denn bei dem wilden Terrorismus, mit dem sie Kerker, Prügel und Galgen handhaben. Es müßten Zeichen und Wunder geschehen, wenn der Zusammenbruch dieser auf den Trümmern des alten Habsburgerreiches errichteten Gewaltherrschaft nicht erfolgen sollte. Es fragt sich nur, wann ...

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Tage hoher seelischer Erhebung boten den glücklichen Teilnehmern die Kongresse, mit denen in Rom und Bologna die Jubiläen dieser Tage, das der Stiftung des Dritten Ordens vom hl. Franziskus und das des Heimganges des hl. Dominikus begangen wurden. Beide trugen durch starke Beteiligung des Auslandes internationalen Charakter, beide erhielten besonderen Glanz durch die aus tiefster Ergriffenheit geschöpften Reden, durch den reichen Kranz von Ordensbischöfen und Kardinälen, beide gipfelten in eucharistischen Feiern. Während in der ewigen Stadt von der Höhe des Kapitols aus der verborgene Gott die Stätte segnete, von der aus sein menschlicher Stellvertreter seit zwei Jahrtausenden die Kirche leitet, folgten ihm durch die Straßen der Stadt, wo Benedikt XV. einst den erzbischöflichen Hirtenstab führte, 50000 Personen betend und singend. Getreu der engen Freundschaft, die bei Lebzeiten einst die beiden großen Heiligen verband, wechselten auch die Jünger, die sich da in ihrem Geiste versammelt hatten, herzliche Worte gegenseitiger Begrüßung. Erneuerung in diesem Geiste, der sie zur Höhe der Gottesnähe geführt, suchten sie, die ihre Nachfolge sich zum Lebenswerk erkoren haben und an die uralten Stätten gewallt waren, die einstens Leben und Taten der beiden Männer Gottes miterlebt hatten. „Eintracht, Nächstenliebe und Friede ist Franziski Geist und seiner bedarf heute die Gesellschaft mehr denn je, um von ihrer Geisteskrankheit zu genesen. Das Herz krampft sich beim Anblicke der einander zerfleischenden und tötenden Brüder zusammen. Es ist etwas gebildeten Völkern Fremdes, wenn ihre Bürger, heute durch Friedensverträge verbunden, in Kriegsstellung verharren. Man hat der Ordnung vergessen, die in dieser Welt herrschen muß: man will die Verschiedenheit der Klassen, die Gott in der Gesellschaft schuf, nicht anerkennen und gibt sich der irrigen Auffassung hin, hier auf Erden ende alles. Nur auf dem Wege über den einzelnen durch die Familie kann die Besserung kommen; Mittel hierzu sind das Beispiel und das Apostolat. O Herr, diese teuren Brüder haben sich eben versammelt in Deinem Namen, im Schatten des franziskanischen Banners. Du warst mitten unter ihnen, wie Du es immer bist, wo zwei oder drei in Deinem Namen versammelt sind. Begleite sie jetzt mit vermehrter Gnade, gefalle es Dir, o Herr, den Segen wirksam zu machen, den Wir mit der Autorität, die Du Uns verliehen, ihnen erteilen wollen." So Benedikt XV. am 19. September zu den im Damasushofe des Vatikans um ihn versammelten 4000 Tertiaren.

Landschaftliche Katholikentage, durchwegs mächtige, eindrucksvolle Kundgebungen, sahen in den Tagen des 24. bis 25. September die Städte Augsburg, Bamberg, Bautzen, Rendsburg. Allen eignete gleicherweise die spontane, überzeugungsvolle Teilnahme des katholischen Volkes, dessen Massen zuerst im Festzuge ihr öffentliches Bekenntnis ablegten und dann die größten Säle in zahlreichen Parallelversammlungen füllten, um die befruchtenden Gedanken hervorragendster Redner aus dem geistlichen wie dem Laienstande in sich aufzunehmen. Auch die Generalversammlung des Franziskus-Xaverius-Vereins (16.—18. September), verbunden mit einer großen Missionsversammlung, sei verzeichnet als ein Bekenntnis zu entschiedenem Missionswillen. Frhr. Dr. A. von Stotzingen gab ihm in seiner Rede „der deutsche Katholik und die Weltmission" Ausdruck. Es ist hocherfreulich, daß trotz des äußeren Druckes und der gewaltsamen Verdrängung der apostolische Gedanke sich im deutschen Volke regt und reckt, daß es auf seinem Rechte besteht.

Verweilen wir mit einigen Notizen beim Missionswerke. Unseren Benediktiner-Missionären ist nunmehr in Südafrika ein neues Missionsfeld, die apostolische Präfektur Zululand übertragen und Bischof Spreiter als Oberer eingesetzt worden. Die Steyler Missionäre vom göttlichen Worte erhielten in China neue Gebiete zugewiesen: sie übernehmen von den Scheutveldern das apostolische Vikariat Nord-Kansu und die Präfektur Süd-Kansu in der Provinz Ho-nan. Fortgesetzt wandern auch deutsche Glaubensboten hin in alle Welt, um während des Krieges entstandene Lücken zu füllen. Mehr und mehr erscheint auch der amerikanische Missionär und tritt in die Reihe. So sandten neulich die Lazaristen 9 Amerikaner, 5 Priester und 4 Scholastiker in ihre Mission nach Kiang-si, und aus dem Missionshause Maryknoll sind 6 weitere Priester und die ersten 3 Schwestern nach China unterwegs. Patna in Indien übernahm die amerikanische Jesuitenprovinz von Missouri, während Bombay nach der Vertreibnng unserer deutschen Jesuiten an ihre spanischen Ordensbrüder von der aragonischen Provinz überging. Auch die Marianen, aus denen die deutschen Missionäre ausgewiesen wurden, haben Spanier übernommen; 22 Priester reisten schon vor einigen Monaten von Marseille dorthin ab und dank dem Einflusse eines angesehenen, katholischen Japaners (Yamamoto?) steuerte die japanische Regierung zu den Kosten der Ueberfahrt 5000 Dollars bei. Assam, auch einst deutsches Missionsgebiet (der Salvatorianer) haben nunmehr die Salesianer Don Boscos angenommen, obwohl sie trotz zahlreichster Berufe kaum imstande sind, den eigenen starken Bedarf an Missionären zu decken. Msgr. Correa, Titular-Bischof von Prusiades aus der gleichen Kongregation, wurde zum Erzbischofe von Cuyabá (Brasilien) ernannt. Bischof Fallize, apostolischer Vikar von Norwegen hat aus Gesundheitsrücksichten resigniert; er steht im 77. Lebensjahre.

Der neue Oberhirte der Diözese Meißen, Dr. Christian Schreiber hat am 18. September von seiner Diözese Besitz ergriffen. Der Sitz des Bischofs ist Bautzen, dessen Domstift

zum Kathedralkapitel erhoben ist. An der Festtafel beteiligten sich erfreulicherweise auch die weltlichen Behörden, möge es ein gutes Vorzeichen für die künftigen Beziehungen in Sachsen sein.

Das Hl. Kollegium hat einen neuen Verlust erlitten, Kardinal Dubourg von Rennes ist am 23. September verschieden. Im Januar 1842 geboren, stieg er in seiner Heimatdiözese St. Brieux bis zum Generalvikar auf, wurde 1893 Bischof von Moulins und 1906 Erzbischof von Rennes. Im Konsistorium vom Dezember 1916, das jene Aufsehen erregende, nunmehr geklärte Bevorzugung des französischen Elementes brachte, erhielt er den Purpur.

Die Ententehilfe für Rußland ist bis zur Bildung einer Kommission gediehen, die erst einmal an Ort und Stelle das Bedürfnis prüfen soll. Sie trägt überdies den Stempel des politischen Zweckes auf der Stirne, wodurch ihre Wirksamkeit jetzt schon sehr zweifelhaft ist. Gegen den Widerspruch zweier der drei italienischen Vertreter wurde die Zuziehung des Hl. Stuhles beschlossen. Indessen handelt der Papst. Er hat zu gleichen Teilen für Rußland der gemischten Kommission des Roten Kreuzes und internationalen Kinderhilfswerkes eine Million Lire überwiesen. Außerdem erfahren wir, daß jüngst den armenischen Bischöfen je 5000 Lire und dem apostol. Delegaten in Konstantinopel für Ardin und Mardin 50,000 Lire zugingen. Der katholischen Mission auf Rhodus wies der Papst 10,000 Lire zu.

Eine weitere katholische Universität nähert sich nun ihrer Errichtung. Hollands Katholiken, die seit Jahren an dem Werke arbeiten, sehen es allmählich heranreifen, und es wäre längst geschaffen, hätte man sich mit geringeren Anforderungen begnügt. Inzwischen ist die der besonderen Verhältnisse wegen schwierige Frage des Ortes entschieden worden: Nymegen wurde gewählt, ein glückliches Bindeglied zwischen Nord und Süd.

Aufs höchste begrüßt sei, daß sich nun Dülmen selbst regt, um endlich Anna Katharina Emmerich und dem, was wir ihr schulden, gerecht zu werden. Eine stark aus allen Teilen der Bevölkerung beschickte Tagung schloß mit der Bildung eines Ausschusses zur Förderung der Seligsprechung der gottbegnadeten Dulderin. Wäre sie jenseits der französischen Grenze zur Welt gekommen, so wäre ihr Licht längst schon auf den Scheffel gestellt worden, der ganzen katholischen Welt zur Erbauung und der Madame France zum Ruhme.

„Die katholischen Missionen" im 50. Jahrgang.

Die angesehene Monatsschrift „Die katholischen Missionen" (Herder & Co., Freiburg) hat mit dem soeben erschienenen Oktoberheft ihren 50. Jahrgang begonnen. Welche Verdienste sich diese Zeitschrift um die Verbreitung des Glaubens und die Belebung des Missionssinnes in deutschen Landen erwarb, ist allbekannt. Wie kaum eine andere Zeitschrift hat sie sich alle die Jahre hindurch der Anerkennung weitester Kreise erfreut, darunter der höchsten kirchlichen Stellen, zahlreicher deutscher Kardinäle und Bischöfe, der Kardinalpräfekten der Propaganda, der Päpste Pius X. und Benedikt XV. Man rühmt an ihr den echt katholischen Geist, womit sie unparteiisch über das gesamte Missionsfeld und die Glaubensboten aller Völker berichtet, die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts, der nicht nur das Missionswesen, sondern auch die Nachbargebiete der Länder- und Völkerkunde, der Religions- und Sittengeschichte, der außereuropäischen Politik und Wirtschaft umfaßt, endlich die frische und lebendige Darstellung, die vornehme Ausstattung und den reichen Bilderschmuck.

Das vorliegende Heft liefert den Beweis, das sich die Zeitschrift in allem (bis zum Friedenspapier) noch ganz auf der bisherigen Höhe hält. Der allgemeinen Notlage Rechnung tragend, haben sich Verlag und Redaktion entschlossen, große finanzielle Opfer zu bringen, um den Preis möglichst niedrig ansetzen zu können (12 Mark für das erste Halbjahr). Die deutschen Katholiken werden in den „Katholischen Missionen" allezeit einen Führer haben, der über den Fortgang der Missionstätigkeit zuverlässig berichtet, der gleichzeitig allseitige Belehrung und edle Unterhaltung bietet, der das Herz erhebt und für Ideale begeistert. Mit Hilfe ihrer alten Leser und recht vieler neuen Freunde hofft die Zeitschrift die gegenwärtige Krise, durch die sie sich gleich andern hochstehenden Veröffentlichungen durchringen muß, glücklich zu überwinden. Möge der 50. Jahrgang eine neue große Zukunft eröffnen!

Inhalt des ersten (Oktober-)Heftes: Zum 50. Jahrgang der katholischen Missionen. — Das Heldenmädchen von Kanh-hoa. — Die Negerkirche der Großen Antillen (Georg Schurhammer S. J.) — Joseph Lopahong, der Laienapostel von Schanghai (Alfons Väth S. J.) — Jap, der Zankapfel im Südmeer (Gustav Lehmacher S. J.) — Vier Missionsgräber (Bischof Adalbert Schmücker O. F. M.) — Morgenrot im slawischen Osten (Ludwig Schante S. J.) — Missionsrundschau. — Missionsleben in der Heimat. — Büchertisch. — Für Missionszwecke.

Der Geist der katholischen Frauenbewegung.

Von M. Buczkowska.

Wer an der Entwicklung der katholischen Bewegungen unserer Tage inneren Anteil nimmt, der wird bei den großen Tagungen in den August- und Septemberwochen manch erfreuliches Anzeichen erlebt haben. Kurz nach dem Katholikentag in Frankfurt a. M. und nach der Tagung des Katholischen Akademikerverbandes in Bonn hielt der Katholische Frauenbund Deutschlands in Würzburg seine 8. Generalversammlung ab.

Auch hier eine über alle Erwartung hinausgehende starke Beteiligung, die allerdings der äußeren Entwicklung des Bundes mit seinen zurzeit über 250000 Mitgliedern entsprach. Aber trotz der herbeigeströmten Menge, trotz aller Anerkennung von kirchlichen und weltlichen Behörden — Seine Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof Hauck von Bamberg begrüßte den Frauenbund mit einer bedeutungsvollen Ansprache —, trotz der durch das Frauenwahlrecht gesteigerten Bedeutung des Katholischen Frauenbundes für das öffentliche Leben, schien die ganze Generalversammlung nur auf eine innere Frage eingestellt, nach dem „Geist der katholischen Frauenbewegung."

Der Zug herber Wahrhaftigkeit, der durch alle Referate hindurchzog, war der Beweis eines starken inneren Ringens nach ehrlicher, lebenswahrer Beantwortung. Es war ein Verzichtleisten auf augenblickliche Begeisterung und praktische Anregungen, aber eine um so stärkere Bejahung des Daseinsrechts einer katholischen Organisation, die der äußere Ausdruck einer innerlich lebendigen Bewegung ist.

Wie offenbart sich der Geist der katholischen Frauenbewegung im Gemeinschaftsgedanken, im Familiengedanken, im Berufsgedanken? Das war der Inhalt der geistigen Arbeit, die in erster Linie von den Führerinnen des Katholischen Frauenbundes geleistet wurde.

Ein doppeltes Gepräge scheint den Aeußerungen dieses Geistes eigen, ein verschwenderisches Sichhingeben im Dienst der Anderen und eine stille Kraft inneren Sammelns.

„Gemeinschaftsgedanke und Gemeinschaftsdienst", behandelt von Helene Weber, brachte den Opfergedanken hinreißend zum Ausdruck. Sie sprach von der historischen, psychologischen und metaphysischen Begründung der katholischen Frauengemeinschaft, deren innerster Beweggrund nicht Recht, nicht Menschlichkeit, sondern Liebe ist. Sie ist eingeordnet in die große katholische Heilsgemeinschaft der Kirche und lebendig durch sie. Diese Liebe und Verantwortung, die sich verbunden fühlt mit dem Zerfall des Volks- und Frauenlebens, sucht nach Ueberbrückung der Gegensätze der Klassen untereinander, von Stadt und Land, der Parteien von rechts und links, der verheirateten und der unverheirateten Frau, der Berufstätigen und der Familienmutter, der Jugend und des reifen Alters. Die Versammlung war in der Vielgestaltigkeit ihrer Zusammensetzung hierfür der lebendigste Beweis. Die Jugend des Bundes, die als Vorhut sich schon zwei Tage früher zu fruchtbarem Gedankenaustausch eingefunden hatte, erlebte hier ein großes Gemeinschaftsfest. Und wenn Marie Zettler über die „Bedeutung der Landfrau in der katholischen Frauenbewegung" sprach, so konnte sie in voller Wahrhaftigkeit den Gedanken ausführen, daß der Katholische Frauenbund die Landfrau nicht als Erzeugerin sucht, sondern als Schwester der er Großes zu bringen hat, von der er aber hinwieder auch eine Bereicherung seiner Arbeit erwarten kann.

Vom gleichen starken Gemeinschaftsempfinden waren Hedwig Dransfelds Ausführungen über die „katholische Frauenbewegung im öffentlichen Leben" getragen. Aus der heutigen Entwicklung des Staates leitete sie die unabweisbare Pflicht der Frau ab, ihre Kraft der Gemeinschaft zu schenken, um in ihr besondere Frauenaufgaben zu erfüllen und gemeinsam mit dem Manne am öffentlichen Leben zu schaffen. Damit die Frau aber im Getriebe des öffentlichen Lebens nicht Schaden leide, muß sie gottgewollte Bindungen anerkennen, die ihrer Betätigung daselbst Grenzen setzen. Diese Bindungen sind, weil gottgewollt, geheimnisvoll schöne Vorzüge der Frau. Sie ist länger als der Mann am Schöpfungswerke Gottes beteiligt. Wir werten diese Bindungen als das tiefste am Frauentum und die aus ihnen erwachsenen Pflichten stehen uns an erster Stelle. Von dieser Auffassung ausgehend, hielt sie Ausschau nach dem harmonischen Zusammenklang zweier Pflichtenkreise. Auch für die unverheiratete Frau deutete sie als Voraussetzung ersprießlichen Wirkens im öffentlichen Leben innere Bindungen an, in dem Opferbereitschaft, Versöhnungswille und sittliche Kraft die Vorbedingungen für dieses neue Frauenwirken sein müssen. Hedwig Dransfeld hat mit dieser fordernden Auffassung die Konsequenz des Wortes gezogen, das über ihrem Vortrag stand „eines nur ist notwendig."

Wie stark die Liebe zu Volk und Vaterland in all den Frauenherzen brannte, das kam spontan zum Ausdruck, als anschließend an diese Ausführungen Frau Körner im Namen all der vielen anwesenden oberschlesischen Bundesschwestern ein Bekenntnis zum Deutschtum ablegte und einen ergreifenden Hilferuf dieser Frauen an den Hl. Vater verlas. Und wie vertieft und erweitert wurde der Eindruck, als die Vertreterin des katholischen Frauenbundes der Deutschen in Böhmen Frau Herzogin von Beaufort aus ihrem Frauenherzen heraus Töne fand für die Not ihres Volkes und Zukunftshoffnungen

aussprach, die aus urchristlichem Geiste geboren waren und die Frau Fürstin Starhemberg aus Oberösterreich weiter spann.

Wie ein großer Jubelruf über die katholische Auffassung von der Ehe, so klangen Klara Sieberts Worte über „alte Familienideale in neuer Wertung." Bei fast völliger Ausschaltung aller gefühlsbetonten Momente hat dieses mütterliche Herz nach allen neuen wissenschaftlichen Ergebnissen geforscht, die zum Teil ungewollt für den katholischen Ehebegriff Zeugnis ablegen. Einheit, Unauflöslichkeit und Fruchtbarkeit sind seine Kennzeichen. Und wenn diese auch auf den bürgerlichen Ehebegriff übergingen, so wankt der heute schon, weil er fast nicht mehr gelebt wird außer im katholischen Volke. Wie eine große Mission des katholischen Frauenbundes kam es wohl allen zum Bewußtsein, den „katholischen Ehebegriff hinauszutragen zum Wohle der Volksgemeinschaft." Mitten in die Lebenspraxis hinein führten die Gedanken des Vortrages von Berta Stehle über das „Jugendproblem in der Familie." Mit jugendlicher Unbefangenheit, die getragen war von einer ehrfürchtig bescheidenen Haltung, sprach sie Wahrheiten aus, die an die Kernfragen des Jugend- und Frauenproblems rührten und deren innige Verknüpfung bewiesen. „In der Familie ruht das Geheimnis des Lebens; sie gibt ihm die Verkörperungs- und Entwicklungsmöglichkeiten. Leben aber ist geistig seinem Wesen nach, der Körper ist nur untergeordnete Form. Und trotzdem hat eine Zeit versucht, der Frau, der das Leben anvertraut ist, die geistige Eigenpersönlichkeit zu nehmen und hat damit die direkte geistige Weiterbildung der Frau und so der Familie gehemmt. Es verkümmerte die Kraft der geistigen Mütterlichkeit und die physisch handwerklich-mechanische Seite ihrer Aufgabe trat in den Vordergrund. Das ist die Quelle des Jugendproblemes in der heutigen Familie." Freudig klang durch den Vortrag das starke Bewußtsein, daß aus dem katholischen Geiste die Lösung für diese Probleme kommen kann und muß. Deshalb hat sich die katholische Jugend nicht losgelöst aus der Familie. Sie weiß sich mit ihr verbunden durch göttliche Lebensgesetze, die sie nicht zerschneiden kann, ohne zu zerstören."

Zum „Wesen und zur Ausgestaltung des Hausfrauenberufes" sprach Frau Heßberger, und die Idealgestalt der christlichen Hausfrau mit ihren Standestugenden des Opfersinnes und der Pflichttreue, des warmen sozialen Empfindens ihren Hausgehilfinnen gegenüber erstand vor den ergriffenen Zuhörerinnen, welchen die Bedeutung der Hausfrauenabteilungen des katholischen Frauenbundes klar zum Bewußtsein kam. Eine nach der praktischen wie nach der künstlerischen Seite gleich wertvolle Ausstellung bot die Ergänzung dieses Vortrages.

Antonie Hopmann kennt aus ihrer Praxis als Leiterin der weiblichen Abteilung des städtischen Arbeitsnachweises in Köln die ganze Fülle von Schwierigkeiten, die das Wort weibliche Berufsarbeit in sich schließt, und sie hat mit feinstem psychologischem Verständnis auf die Tragik hingewiesen, die vielfach im Leben jener Frauen steht, die ganz im Beruf leben und sich glücklich in ihrer Arbeit fühlen. Die Frau bedarf zweifellos mehr zu einem vollwertigen Berufsschaffen als der Mann. Leise klang an dieser Stelle der Gedanke an, daß es aus dem Berufsleben heraus ein Reisen zu „überweltlichen Idealen" gibt und so mancher mag gedacht haben, daß hieraus eine Berufsfreudigkeit erwächst, die ein stiller Ausdruck für den Geist katholischen Frauenempfindens werden kann. Die Klosterschwestern, die in unserer Mitte weilten, schienen der lebendige Beweis, daß es eine harmonische Lösung des Berufsgedankens in diesem Sinne gibt.

Waren die Tage erfüllt von heißem Arbeiten und Ringen, so lag über den Abendstunden eine fast feierliche Ruhe, ein Besinnen und Nach-Innen-Schauen. Hat nicht ein Hauch von Beatrice unsere Zeit gestreift, als Dantes Frauenideal vor unserem Geiste erstand und hat sie, die davon kündete, Dr. Gerta Krabbel, uns nicht in diesem Bild die verschwiegene Größe und emporziehende Kraft reinen Frauentums gezeigt?

Eine innere Verbindungslinie führte zu dem zweiten Abend, an welchem Dr. Simon über „Sinn und Auswirkung des katholischen Friedensideales" sprach. Gibt es ein Reich des Friedens jenseits von Kampf und Streit? Das Christentum weist diesen Weg, denn es trat in die Welt im Zeichen des Friedens. An seinem Anfang steht als unverlierbares Kleinod das unter den Schutz der Mütterlichkeit gestellte Friedensbild des Stalles zu Bethlehem. Und wieder entstand wie unter dem Gleichnis einer anderen Zeit aus der Darlegung der augustinischen Gedanken der Civitas Dei ein Spiegelbild für unsere Tage. Wie eine Aufgabe für unsere Bewegung senkte sich das Wort in die Frauenherzen: Mütterlichkeit und Friede sind wesensverwandt.

Als wäre die Begrenzung von Versammlungen, mögen sie noch so stark besucht gewesen sein, zu eng geworden für das, was die katholische Frauenbewegung zu sagen hatte, so zogen zum Schluß der Tagung die Vertreterinnen des katholischen Frauenbundes in feierlichem Wallfahrtszuge vom Dom zum Käppele hinauf, geleitet von den katholischen Frauenvereinen Würzburgs, ehrfürchtig gegrüßt von einer unabsehbaren Menge; und oben an heiliger Stätte klang als letzte Zusammenfassung, feinsinnig erläutert vom geistlichen Beirat der Zentrale des katholischen Frauenbundes, Hochw. Herrn Dechant Hinsenkamp, das Epistelwort des Völkerapostels: „Wandelt würdig des Berufes, wozu ihr berufen seid, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld einander ertragend in Liebe, beflissen, Einheit des Geistes zu erhalten durch das Band des Friedens."

Vom Büchertisch.

Sonntagsgedanken für das kath. Volk. Von Dr. Ernst Breit. Hamm (Westf.), Verlag Breer und Thiemann. Gr. 8°, 147 S. Preis geb. 16 M. — Der schriftstellerisch vorteilhaft bekannte Verfasser gab seinem durch schöne, vertiefte Sprache kraftvoller, straffer Einfachheit gekennzeichneten Buche die dreiteilige Gliederung: Weihnachtsfestkreis, Osterfestkreis, Pfingstfestkreis. Außer den jeweiligen Sonntagen berücksichtigte er: Weihnacht, Dreikönig, Mariä Lichtmeß, Aschermittwoch, Josephstag, Mariä Verkündigung, Karfreitag, Christi Himmelfahrt, Fronleichnam, Herz Jesu-Fest, Petrus- und Paulus-Fest, Mariä Himmelfahrt, Fest der sieben Schmerzen Mariä, Allerheiligen und Allerseelen. Christus ist der Kern- und Mittelpunkt der einzelnen und gesamten Darstellung, die sich durch reiche, klare Kürze, poetische Kontrastierungen, durchsichtige, weittragende Schlußfolgerungen auszeichnet. Einfacher Sinn ist dem Ganzen aufgeprägt. Aber der einfache Sinn bettet sich in mitreißende Anschauung höchster Mysterien. In unaufdringlicher Eindringlichkeit verweist das Buch auf den Urgrund unseres inneren Aufbaues, den Willen zum Willen, zur kämpfenden Entwicklung unserer edelsten Kräfte, zum gehorsamen und geduldigen Kreuztragen an der Seite des Erlösers, zur pflichtgetreuen Hut des von Gott selbst in uns entzündeten heiligen Feuers. E. M. Hamann.

Gestern und heut. Novellen und Skizzen von Franz Görlich, Neisse, Jos. Herrmann. Preis geb. 12 M. — Freude und Leid, so gestern wie heut, bilden das Gesamtthema dieses liebenswürdigen Erzählbandes. Er ist ein rechtes Lehrerbuch, den Idealen und Erfahrungen des Jugendbildnerstandes zugewendet. Ein Buch auch zweifellos von dichterischem Geiste belebt, der noch der Ausreifung offensteht. Bisweilen siegt das junge Herz gar zu ersichtlich über den kühlen Kopf, und gehören doch beide einträchtig zusammen, was sich auch bei Görlich mehr und mehr als wahr erzeigen wird. Sehr erfreut sein scharfer Blick für überzeugende Schilderung und ein goldener Humor, der oft wie Sonnenlicht über die Darstellung hinspielt. Vor allem in Lehrerkreisen wird das schmucke Buch sich durchsetzen können. E. M. Hamann.

Junge Liebe. Eine Lebensfrage vom Eckhard an der Sieg. Verlag v. H. Potthoff, Bochum b. Essen. 34 S. — Das Buch warnt eindringlich vor den vielen Gefahren des Liebeslebens und will den Weg zum wahren Eheglück zeigen. Mit vollem Recht betont der Verfasser, daß der Sieg über die Sinnlichkeit und alle sonstigen selbstsüchtigen Triebe im Liebesleben und Eheleben nur durch die Beseelung der Liebe und Ehe mit tiefem und echtem religiösen Geiste gesichert und gewährleistet wird. Darum rät er den Anwärtern auf die Ehe und den Eheleuten, sich Kraft und Stärke aus dem Empfang der heiligen Sakramente, vor allem der heiligen Kommunion, dem „Brot der Starken" und dem „Wein, aus dem Jungfrauen sprossen", in reichster Fülle zu holen. Das große und leicht unübersichtlich erscheinende Thema von Liebe und Ehe ist durch die einzelnen Abschnitte, die kurz und treffend überschrieben sind, sehr klar geordnet und gut eingeteilt. Obwohl das Buch nichts wesentlich Neues bringt, darf es als guter Berater und zuverlässiger Wegweiser für alle jungen Leute, die sich verehelichen wollen, betrachtet und empfohlen werden.

Richard Oettl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nekrologe. Dreier Toten ist in dieser Woche zu gedenken, deren festgegründeten Ruhm die Nachwelt nicht mindern wird. Engelbert Humperdinck, Therese Vogl, Marie Conrad-Ramlo. — Der Tondichter von „Hänsel und Gretel". Als solcher ist er „populär", als solcher nur wird er auch auf der Bühne fortleben. Engelbert Humperdincks Schwester hatte die Märchenszenen für die Kinderstube geschrieben und der Bruder wollte nicht mehr, als sich in den Dienst einer familiären Kunstübung stellen, als er sich anschickte, sie zu vertonen. Erst während der Komposition keimte in ihm die Lust, mehr zu geben, als eine gefällige Gelegenheitsarbeit. So ist die Märchenoper aus „Zufall" entstanden. Freilich, überblicken wir die Opernliteratur der letzten Jahrzehnte, so will uns der „Zufall" als eine künstlerische Notwendigkeit erscheinen. Das Wagnersche Epigonentum hatte sich unfruchtbar erwiesen, weil es die Kunstlehre des Meisters zur Tabulatur erhoben und kleine Talente zu Weltanschauungstragödien verführte. Gegenüber diesen erfolglosen Theoretikern hatte es der Verismus der Mascagni und Leoncavallo leicht, durch ihre robusten Wirkungen Riesenerfolge zu erzielen und so kam die Märchenoper Humperdincks gerade zur richtigen Stunde, um einer unserer Oper wieder einmal drohenden Verwelschung einen Damm entgegenzubauen. Humperdinck stand nicht im Gegensatze zu Wagner, zu dem er auch persönlich in innigste Fühlung getreten, seit er 1880 in Neapel, mit dem am Parsifal arbeitenden Meister in Berührung gekommen war. Aber er hatte sich seine naive Künstlerseele bewahrt; durch diese vermochte er mit der durch Wagner errungenen blühenden Polyphonie eine echt volkstümliche Melodik zu verbinden. Als Humperdinck 1893 „Hänsel und Gretel" schrieb, war er schon eine bekannte Persönlichkeit von mannigfachem Verdienst. 1854 in Siegburg geboren, erhielt er seine erste musikalische Ausbildung in Köln. Der errungene Preis der Frankfurter Mozartstiftung ermöglichte ihm die Fortführung seiner Studien in München, mit dem Mendelssohnstipendium ging er nach Italien, hier begannen die schon gestreiften Beziehungen zu dem Bayreuther Meister. Er ist auch nach Wagners Tode ein treuer Freund der Villa Wahnfried geblieben und hatte als musikalischer Mentor Siegfried Wagners seine Verdienste. Es wurde später von einer stillen geistigen Teilhaberschaft an der Bärenhäuterpartitur mancherlei gefabelt, was übertrieben sein mag, an der künstlerischen Wegrichtung

die Wagners Sohn eingeschlagen, wird Humperdincks Vorbild gewiß nicht ohne Bedeutung geblieben sein. Die vielen Preise, die der Musiker errang, (zu ihnen gesellte sich noch das Meyerbeerstipendium), bezeugen sein außerordentliches formales Können. Frühwerke sind die Chorballaden, die „Wallfahrt nach Kevelaer" und das „Glück von Edenhall". Das letztere behauptet sich neben Schumann, ja fügt sich strenger in den Stil der Uhlandschen Dichtung. Zwei Jahre wirkte Humperdinck am Konservatorium in Barcelona, sechs in Frankfurt. Nach dem gewaltigen Erfolge der Märchenoper zog er sich nach Boppard zurück, dort schuf er die „Königskinder". Dieser Versuch, den Sprechgesang zum künstlerischen Prinzip zu erheben, hat bei allem Anteil, welchen die Vertonung fand, doch zu einer überzeugenden Kunstform nicht geführt. Humperdinck hat nach manchem Jahre das Werk zur Volloper ausgebaut. Musikalisch ist er nach „Hänsel und Gretel" noch gewachsen, seine Harmonik und Kontrapunktik sind wundervoll. Wenn der Erfolg nicht gleich groß, so lag dies daran, daß die Märchenpoesie der Münchener Dichterin doch mehr literarisch gewollt war, als die naive, schlichte Schreibweise von Adelh. Wette, Humperdincks Schwester. Noch weniger glücklich war „Dornröschen", in dem die Märchenpoesie durch das Textbuch zur Ausstattungsoper wurde; aber auch hier sind musikalische Perlen. Seit 1900 wirkte Humperdinck als Vorsteher einer akademischen Meisterklasse an der Berliner Hochschule für Musik und als Mitglied des Senates der „Akademie der Künste". Auch der Versuch einer komischen Oper „Die Heirat wider Willen" (Text nach Les femmes de Saint Cyr von Dumas) war kein voller Erfolg und die „Marketenderin" und „Gaudeamus" vermochten keine weite Verbreitung zu gewinnen. „Die sieben Geislein", die nur für Klavier und Gesang geschrieben, sollen nicht unerwähnt bleiben; in Max Reinhardts Auftrag schuf er Bühnenmusik zum „Mirakel", zur „Lysistrata", „Sturm", Kaufmann von Venedig", „Was Ihr wollt", überall die feine Hand des wahren Meisters zeigend. Zum Schlusse möchte ich noch auf Humperdincks Lieder mit Nachdruck hinweisen. Man hört sie im Konzertsaal kaum, sie sind nicht „schwer" genug, denn sie sind geschaffen und gedacht für die musikalische Pflege des deutschen Hauses, aus dem ja einst das liebliche Werk von „Hänsel und Gretel" erblühte. — — Mit dem Siegeszug der Wagnerschen Kunst ist der Name Therese Vogl für immer verknüpft. Der denkwürdigen Aufführung von „Tristan und Isolde" war der rasche Tod Schnorr von Carolsfelds, des ersten Tristans, gefolgt. Daß die Partien mörderisch seien, schien erwiesen. Da unternahmen Heinrich und Therese Vogl das Wagnis und bereiteten dem gigantischen Werk eine bleibende Stätte; nicht nur an der Münchener Hofbühne, sondern fast 10 Jahre lang erklang nirgends die Tristanpartitur, wenn nicht das große Sängerpaar die Gestalten verkörperte. Wie ihr Gatte entstammte Therese Vogl dem bayerischen Oberland. 1845 zu Tutzing geboren studierte sie an der Münchener Musikschule und stand schon zwanzigjährig in Karlsruhe auf den Brettern, von wo sie 1866 an die Münchener Hofoper kam, an der sie bis 1892 wirkte. Ueber Mozart und Weber entwickelte sie sich zur großen Wagnersängerin. Diese künstlerischen Vorzüge besaß im gleichem Maße ihr 1901 im Tode vorausgegangener Gatte, der in den großen Rollen ihr Partner gewesen. — Gehört für die meisten Theaterbesucher unserer Tage die Kunst der Therese Vogl schon der Geschichte an, so waren wir alle noch Zeugen von dem genialen Schauspielertum der Marie Conrad-Ramlo; denn obwohl sie nur zwei Jahre später als die Therese Vogl (1868) erstmalig die Bretter der Münchener Hofbühne betrat, hat sie noch vor kurzem gespielt. Als sie voriges Jahr 70 Jahre alt wurde, da hat sie sich das Feiern verbeten; hierzu sei noch Zeit, wenn es einmal ans Abschiednehmen ginge. Und nun hat die Ramlo für immer Abschied genommen. Ihre Frühzeit gehörte dem Fach der Naiven, dem Puck im „Sommernachtstraum", der Franziska in Lessings „Minna", der „Nora" endlich, die sie als erste auf deutscher Bühne verkörperte. Alles, was Marie Conrad-Ramlo spielte, war schlicht und ohne große Geste, aber von einer erstaunlichen Bildkraft, und in ihrer Sprache zitterte in feinster Abstufung jede Regung des Herzens. Diese Vorzüge blieben ihr im hohen Alter, ob sie uns die Marthe Schwerdtlein verkörperte oder eine alte Bäuerin von Thoma. Mit den Schulworten irgendeiner künstlerischen Richtung ist dem genialen Schauspielertum der Ramlo nicht beizukommen, denn diese gehen doch immer vom Technischen aus, das bei ihr wie selbstverständlich wirkte. Ihre Persönlichkeit durchflutete so stark ihre Rollen, daß in 53 Jahren bei allem Wechsel des künstlerischen Geschmackes ihre Wirkung die volle Beständigkeit behielt.

Kammerspiele. Wenige Tage nach dem starken Uraufführungs-Erfolg im Berliner Lustspielhause lernten wir in den Kammerspielen Wilhelm Schmidtbonns Komödie „Die Schauspieler" kennen. Die Aufnahme war auch hier sehr günstig. Das Stück hat entschieden Züge echter Poesie und verbindet damit Bühnensinn. Das findet sich gar selten zusammen und da möchte ich gerne, was an leicht beschwingten romantischen Stimmungen in dem Stücke erfreut, lobend in den Vordergrund rücken, wenn nicht die Grundtendenz der Komödie mich zu einem glatten Nein zwänge. Ein halbes Dutzend junger Schauspieler, die durch kleine Städte pilgern, um den Leuten Freude zu bringen. Idealisten, denen es natürlich sehr schlecht geht, die sich aber immer wieder mit Begeisterung über das Elend hinweghelfen, da sie sich als Priester ihrer Kunst fühlen. „Ihr Herz trägt das Herz aller Menschen", heißt es einmal sehr hübsch. Jetzt liegen sie in einem Neste fest und der Wirt hat ihre Koffer verpfändet. Da kommt ein reicher, weißhaariger Sonderling in ihren Kreis, ein Menschenfeind, der Menschenherzen sucht. Ihm wäre es ein kleines, die kleine Schuld zu begleichen, allein er fordert brutal als Entgelt die Gunst einer der drei Schauspielerinen. Die erst sich verletzt Fühlenden beschließen, ihn zu foppen und ihm das Geld abzulisten. So erscheinen sie alle drei in der Kammer. Da durchschaut er die Ränke und weist ergrimmt die drei von dannen. Ich kann in dem Gefoppten mit bestem Willen nicht einen glücksverlassenen Menschen sehen, der in höchster Seelennot nach einem Halt griff, indem er in seiner brutalen Art die Mädels bestellte. Die seelisch Feinste der drei kehrt von Mitleid gelenkt zurück, um ihm eine Stunde der Freude zu schenken, in einem Erbarmen, das höher stehen soll als selbstlose Liebe. Der eine Schauspieler, der Gemmas Liebhaber ist, vermag sich natürlich zur angeblichen Höhe dieser Auffassung nur nach Kämpfen durchzuringen. Der fremde Herr bietet Gemma nun Herz und Hand, allein sie will ihr Elend nicht mit Glanz vertauschen. Über diese Moral läßt sich nicht streiten. Ein Gastregisseur brachte die romantische Stimmung zum Erklingen und Sybille Binder gab die Gemma mit so viel Herz und Liebenswürdigkeit, wie sie dem Dichter vorgeschwebt haben mag. Aber diese „ideale" Gestaltung der Figur zwingt um so mehr dazu, das schiefe ethisch Unhaltbare dieses Liebesopfers zu betonen.

Die neue Deutsche Dante-Gesellschaft hielt ihre sehr zahlreich besuchte Hauptversammlung in Weimar ab. Den Festvortrag hielt der Vorsitzende Dr. Daffner über das Thema: „Was kann uns Dante sein?" Es wurde beschlossen, den Sitz der Gesellschaft von Dresden nach Weimar zu verlegen. Das thüringische Staatsministerium ließ eine namhafte Summe übermitteln und die Stadt Weimar wurde mit einem ansehnlichen Beitrag dauerndes Mitglied der Gesellschaft. Besonderes Interesse erregte eine mit hingebender Sorgfalt veranstaltete Dante-Ausstellung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Aufwärtsbewegung am Aktienmarkt, die nun schon so lange anhält, setzte sich auch im Anfang dieser Woche (26. September) fort. Für einzelne Werte gab es Kurssteigerungen von 100—200 pCt. und weitere Industrieaktien haben den Stand von 1000 pCt. erreicht. Vielfach konnten Käufe nur unter ganz sensationellen Steigerungen ausgeführt werden. Die Devisenbewegung begünstigt den Zudrang zum Aktienmarkt. Die Devisen stiegen wieder, so dass der Dollar auf 113 3/8 Mark in die Höhe ging. Da die Regierung erklärte, dass die holländischen Kredite zum grossen Teil abgedeckt und nur zum geringen Teile verlängert seien, so fehlt für die neuerliche Steigerung ein zwingender Grund; man sucht ihn in den Aeusserungen Dr. Wirths, dass Deutschland bei den nächsten Reparationszahlungen noch grössere Schwierigkeiten zu überwinden habe, als seither. Der Dollar setzte auch anderen Tages die stürmische Hausse fort. Durch die Meldungen schlechter Markkurse herrschte wenig Angebot, so dass selbst zum höchsten Angebot von 127 Mark wenig herauskam. Am 27. September war die Berliner Börse für den offiziellen Verkehr geschlossen. Das Kursniveau verschiebt sich weiter nach oben und im freien Verkehr werden wieder höhere Kurse genannt. Der Kurszettel hat viele Lücken, die zeigen, dass man aus Materialmangel keine Kurse feststellen konnte. Niemand mag verkaufen, weil er die Aktien nicht billiger wieder hereinbekommt, wie man bei den früheren Schwankungen erwarten konnte. Mit dem scharfen Rückgange der Mark sieht mancher seinen Besitz schwinden und sucht Ausgleich in der Spekulation. Die Einschränkung des Börsenbetriebes auf wenige Tage ist immerhin eine zweischneidige Waffe, denn es sind zweifellos viele Leute schon übermässig engagiert; man hört, dass Bankgeschäfte sich oft mit 50% Deckung begnügt haben. Bei Banken zeigt sich jetzt eine grössere Zurückhaltung. — Der Dollarkurs erreichte am 28. Sept. 130 Mark und ging dann um weniges zurück. Holland hat jetzt auch den bisher höchsten Kurs, der zu Anfang des vorigen Jahres gewesen war, überschritten. Die Kurssteigerungen an der Effektenbörse setzten sich in Frankfurt und München fort. Kurserhöhungen bis zu 200% waren keine Seltenheit und in Berlin machte sich im Effektenverkehr stürmische Nachfrage nach fast allen Werten geltend. Der 29. September brachte wieder eine Berliner Börse. Die sicher erwartete feste Stimmung trat nicht völlig ein. Die ersten Notierungen waren kaum merklich höher, als die Notierungen der Montagbörse in Berlin und blieben hinter den Notierungen des gestrigen Frankfurter Marktes stellenweise bis zu 100% zurück. Im Gegensatz zum variablen Markt hatte der Kassamarkt lebhafte Kurssteigerungen bei stürmischem Geschäft. Die Sensation des Tages bildete die 900 proz. Steigerung der Sarotti-Aktien von 3100—4000 Proz. Auch zu diesen Kursen musste eine Repartierung erfolgen. Die Nachricht von der bevorstehenden Aufhebung der Sanktionen hatte starke Abgaben in allen Devisen zur Folge, die zurückgingen, infolgedessen war auch die Haltung der Effektenbörse schwankend. Die Spekulation zeigte sich zur Abgabe geneigt und das Material fand nur zu ermässigten Kursen Aufnahme. Diese Er-

scheinung am Wochenende dürfte jedoch nur vorübergehend sein. — Die Katastrophe unserer Mark hat die ausländischen Finanzkreise über die Zahlungsfähigkeit Deutschlands doch sehr nachdenklich gestimmt. Man gibt zu, dass man die Zahlungsmöglichkeit überschätzt hat, auch in England, wo man amerikanische Bedenken immer gerne als Ergebnis deutscher Propagandatätigkeit gewertet hatte. Ein Neuyorker Finanzblatt meint: „Wir würden die Hereingefallenen sein, wenn sich herausstellen sollte, dass Deutschland sich jetzt damit beschäftigt, 100 Papiermark, deren Herstellung wenig kostet, mit einem guten Dollar einzuwechseln.“ Den Deutschen helfen, bedeute nicht Philanthropie, sondern business, meint der Amerikaner Sumner in einem englischen Finanzblatt. Er verlangt, dass die Vereinigten Staaten und England direkt mit Deutschland in Fühlung treten. Da der Weg nach Russland über Deutschland führt, so gäbe es keine andere Möglichkeit als die: England und Amerika helfen Deutschland, um der Gefahr zu entrinnen, sie verfolgen dabei das Ziel, 200 Millionen Menschen wieder als Verbraucher zu gewinnen, denn Russland will wieder den gebräuchlichen Handelsmethoden zugänglich gemacht werden. In Amerika macht die Arbeitslosigkeit fast ebenso grosse Fortschritte, wie in England und Frankreich. Deutschland wird infolge des Markrückganges durch seine Ausfuhr fast jeden Markt erobern können, hat Churchill seinen englischen Landsleuten zugerufen. — Der in München versammelte Reichsverband der Deutschen Industrie hat die einstimmige Entschliessung gefasst, den privaten Kredit der Industrie dem Reiche zur Verfügung zu stellen. Die Durchführungspläne sind noch nicht bekannt. Der Verband beschloss auch, nach allen Kräften die Regierung bei der Durchführung der Sachleistungen für die Wiedergutmachung zu unterstützen. Freilich — dies ging aus den Ausführungen Rathenaus und der Aussprache klar hervor — die grossen Hoffnungen, die man auf die Sachleistungen setzte, gehen nicht in Erfüllung. Die Steigerung der Inflation wird nicht vermieden. K. Werner.

Wiener Frühjahrsmesse 1922. Vom 19. bis 25. März. Der Arbeitsausschuss der Wiener Messe-A.-G. hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, die Frühjahrsmesse in der Zeit vom 19. bis 25. März 1922 abzuhalten. Es werden bauliche Massnahmen getroffen werden, um den Raumansprüchen womöglich in grösserem Masse Rechnung tragen zu können als zur Herbstmesse. Mit den Vorarbeiten für die Frühjahrsmesse wurde in den Abteilungen der Wiener Messe-A.-G. (II. Aspernbrückengasse 2) bereits begonnen. Es ist nach dem Erfolge der Herbstmesse anzunehmen, dass auch der Frühjahrsmesse ein voller Erfolg beschieden sein wird. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dass die vor kurzem aufgelegte 2. Emission der Messaktien grossem Interesse beim Publikum, insbesondere in den industriellen und gewerblichen Kreisen begegnet. Aktienzeichnungen für diese zweite Emission werden bei allen Banken und Sparkassen, sowie im Bureau der Wiener Messe-A.-G., II. Aspernbrückengasse 2, entgegengenommen.

Päpstliche Auszeichnung. Der bekannte Kölner kirchliche Kunstgewerbler Joseph Schick wurde in Anerkennung seiner Verdienste im Tabernakelbau mit Urkunde des Hl. Apostolischen Stuhles vom 14. September 1921 zum Hoflieferanten Sr. Heiligkeit Papst Benedikt XV. ernannt unter üblicher Berechtigung zur Führung des päpstlichen Wappens. Diese hohe Ehrung ist eine wohlverdiente Würdigung der Qualitätsarbeiten Schicks, welcher schon lange durch seine mustergültigen Leistungen in der kirchlichen Ornamentik und durch die stilreinen Formen seiner Kirchengeräte erfreute.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag:
München,
Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M 15.—
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 × gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 42 München, 15. Oktober 1921 XVIII. Jahrgang.

Die Päpste und die moderne Gesellschaft.

Von Dr. Michael Eberhard.

Die Entstehung der modernen Gesellschaft war ein ungemein wichtiges Ereignis; aber das gleichzeitige Auftauchen der Revolution, die sich auf die Wiege der modernen Gesellschaft stürzte und sie mit Finsternis umgab, jener Zusammenstoß reinen und schlammigen Wassers waren ohne Zweifel dazu angetan, die Geister zu verwirren. Manche sahen darin nur einen Sturm, einen Fieberanfall, eine Krankheit am sozialen Körper. Erst allmählich erkannte man, daß in dieser Bewegung etwas war, das nicht starb, sich vielmehr unablässig entfaltete und immer mehr um sich griff. Aber was war davon zu halten? War es gut oder schlecht, Heilserum oder Giftstoff? Auch die Katholiken gingen und gehen in ihren Ansichten auseinander. Die einen sahen nichts als die Revolution, die Illegitimität, das Gottwidrige, und erschraken. Andere erblickten die Entstehung der modernen Gesellschaft, ein neues Zeitalter von entwickelter Kultur des gesellschaftlichen, ja auch des religiösen Lebens, und jubelten. Man muß die Reden eines Montalembert in Frankreich oder eines Ireland in Amerika hören. Montalembert verwechselte die Revolution mit der modernen Gesellschaft und empfand gegen die letztere einen Haß, welchen nur die erstere verdient. Ireland sah nichts als die moderne Gesellschaft und war geneigt, die Revolution zu rechtfertigen oder doch wenigstens zu vergessen, ihr unbesehen in allem nachzugeben. Es ist das Verdienst der Päpste, diese Nebel zerstreut zu haben. Schon vor dem Liberalkatholizismus in Frankreich, dem Amerikanismus in den Vereinigten Staaten, dem Reformkatholizismus in Deutschland, den Streitigkeiten über die christliche Demokratie in Frankreich, Belgien, Italien, dem Akonfessionalismus und Interkonfessionalismus in verschiedenen Ländern hatten sie zur Frage der Aussöhnung mit dem modernen Gedanken Stellung genommen. Gewöhnlich gilt Leo XIII. als der größte Versöhnungs- und Kulturpapst. (Vgl. die Rundschreiben Inscrutabili Dei vom 21. April 1878, Aeterni Patris vom 4. August 1879, Libertas vom 20. Juni 1888, Diuturnum illud vom 29. Juni 1881, Immortale Dei vom 1. November 1885, Sapientiae christianae vom 10. Januar 1890, Rerum novarum vom 15. Mai 1891, Graves de communi vom 18. Januar 1901). Allein schon Pius VI. und namentlich Pius VII. haben an der Schwelle der neuesten Zeit durchaus präzise und hochwichtige Entscheidungen herausgegeben. Die Päpste haben die Revolution verdammt und vor ihren gottlosen Prinzipien gewarnt, jedoch, vom heiligen Geiste geleitet, sie niemals mit der modernen Gesellschaft verwechselt. Sie haben amtlich mit dieser verhandelt, genau wie mit den Regierungen des Mittelalters und des Absolutismus; ja sie gingen noch weiter, sie gestatteten ausdrücklich den Bischöfen, Priestern und Gläubigen den Eid auf die Verfassungen der modernen Gesellschaft, baten in diesem Lande die Katholiken, aus ihrem Schmollwinkel hervorzukommen, überhäuften in jenem Lande die moderne Verfassung mit den höchsten Lobsprüchen und tadelten nicht ihren eigenen Vertreter, der die amerikanische Verfassung in einem Atemzug mit dem Evangelium nannte. Kurz sie haben jederzeit zwischen der modernen Gesellschaft und der Revolution genau unterschieden, diese stets, jene niemals verurteilt.

Gewiß hat die Kirche ihr eigenes Ideal der christlichen Gesellschaft; eine Nation, deren sämtliche Glieder nur einen Gott, einen Glauben, eine Religion besitzen. Diese Nation, eins im Glauben, wird naturgemäß Gott als ihren Herrn verehren, den Namen Christi an die Spitze ihrer Verfassung und wichtigsten Urkunden setzen, den Geist Christi im Geiste ihrer Gesetze zum Ausdruck bringen. Sie wird die beiden von Christus eingesetzten Obrigkeiten gleich hoch achten und unter der Leitung beider zur natürlichen und übernatürlichen Vollkommenheit gelangen. Die Kultusfreiheit würde in einem solchen Lande nicht bestehen, weil ja religiöse Einheit herrschte. Alle anderen Freiheiten würden in ihren naturgemäßen Grenzen bestehen und sich gewiß nirgends glänzender und gefahrloser entfalten. Es ist dies unstreitig die vollkommenste unter allen gesellschaftlichen Formen, aber keineswegs die einzige. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist dieses Ideal ausgeschlossen; auch ein Karl der Große wäre machtlos, es durchzuführen, und zu klug, das auch nur zu wollen. Die Kirche bequemt sich ohne weiteres den tatsächlichen Verhältnissen an. Wo Neues im Werden ist, verhält sie sich abwartend neutral, und ohne dem Klerus und den Gläubigen in ihre patriotische Gesinnung und politische Ueberzeugung dreinreden zu wollen, wünscht sie für alle kirchlichen Amtshandlungen strikte Neutralität. Haben die Verhältnisse eine feste Gestalt angenommen, so muß sie, wenn die Verfassung kirchenfeindliche Paragraphen enthält, dagegen Beschwerde einlegen; allein es liegt ihr weniger an dem Abstraktum der Verfassung als an dem Konkretum ihrer Ausführung; sie ist ebenso realistisch in der Politik wie unbeugsam im Grundsatz.

Diese Bemerkungen vorausgeschickt, reden wir nunmehr von der modernen Gesellschaft und zeigen, daß die Päpste sie niemals verurteilt haben. Sie haben die Freiheit im revolutionären Sinne, aber niemals die moderne Gesellschaft als solche verdammt. Pius VI. hob dies ausdrücklich hervor, als er sich 1791 gezwungen sah, die Ausschreitungen der Nationalversammlung zu rügen. „Wir müssen“, schrieb der große Papst, „ausdrücklich hervorheben, daß es keineswegs unsere Absicht ist, die neuen bürgerlichen Gesetze anzugreifen, welche der König bestätigt haben mag, noch die Wiederherstellung der alten Ordnung in Frankreich zu veranlassen. Das Gegenteil behaupten, hieße eine Verleumdung wiederholen, welche man bisher in der boshaften Absicht ausbreitete, die Religion verhaßt zu machen.“ Sämtliche Päpste des 19. und 20. Jahrhunderts haben diese Sprache geführt. Für sie gab es weder altes noch neues Regime. Sie erblicken nichts als eine christliche Gesellschaft, frei, sich zu organisieren, wie sie es für gut befindet, und um deren politische und soziale Angelegenheiten sie sich nur insofern zu kümmern haben, als es sich um Verteidigung mißverstandener, entstellter oder gefährdeter religiöser Grundsätze handelt. Namentlich ist es unerfindlich, wie man die Kirche anschuldigen kann, sie sei gegen eine neue Wirtschaftsform, welche mehr die gerechten Interessen des arbeitenden Volkes wahrt, sie sei mit dem Kapitalismus verbündet usw. Was gut war am Kapitalismus, die Sicherheit des Eigentums, die Freiheit des Arbeitsvertrages, die Antriebe zu Initiative und Fleiß u. dgl. wird auch ein christlicher Sozialismus herübernehmen müssen, ohne deswegen des Kapitalismus geziehen werden zu dürfen.

Doch gehen wir ins einzelne: das erste, was sämtliche Päpste verdammen, was jedoch keineswegs zum Wesen der modernen Gesellschaft gehört, ist der staatliche Atheismus, die Ausmerzung des religiösen Elementes aus dem öffentlichen Leben. Eine Unzahl von Stellen ließen sich hierfür anführen. Nächst dem gesellschaftlichen Atheismus sind es die aus ihm gezogenen Folgerungen, welche die Päpste des 19. und 20. Jahrhunderts am meisten beschäftigen; eine durchaus unannehmbare Auffassung der Gewissens- und Religionsfreiheit. Die Päpste verdammen nicht die Gewissens- und Kultusfreiheit als soziale Notwendigkeit eines vom Christentum ganz oder zum großen Teil abgefallenen Volkes,

sondern jene Gewissensfreiheit, die von Gott und seinem Gesetze unabhängig und darüber erhaben sein will und dies als notwendige Folgerung der von Gott dem Menschen verliehenen Wahlfreiheit hinstellt, und jene Kultusfreiheit, die behauptet, alle Religionen seien, weil gleichwertig, im gleichen Maße zu schützen und zu ehren. Was verdammt wird, ist die dogmatische Gewissens- und Kultusfreiheit, die auf dem Grundsatz fußt, daß, weil alle Religionen gleich wahr oder gleich falsch sind, dem Menschen das Recht zusteht, sich für jene zu entscheiden, die ihm zusagt, oder für keine. Das nämliche gilt von der Preßfreiheit; verurteilt ist nur eine unbeschränkte, zügellose Preßfreiheit, diese steht auch einzig in der Revolutionsverfassung von 1793; in den anderen Verfassungen verlangt man eine dem Gesetz unterworfene, durch das Gesetz eingeschränkte, den Gerichten für ihre Ausschreitungen verantwortliche, durch die Rechte dritter und die allgemeine Wohlfahrt geregelte Freiheit, mit einem Worte, eine Freiheit, die sich innerhalb der Grenzen von Vernunft und guter Sitte betätigt. Eine solche Freiheit zu verurteilen, ist keinem Papst in den Sinn gekommen, die unbeschränkte Kultus-, Preß-, Lehr- und Redefreiheit sind nach Papst Leo XIII. schließlich doch keine Naturrechte, denn sie sind unvernünftig. (Vgl. sein Rundschreiben über die Freiheit).

Die Päpste haben die moderne Gesellschaft nicht nur nicht verurteilt, sie haben vielmehr durchaus unbefangen mit ihr verhandelt und den Eid auf solche Verfassungen gestattet. Kurz vor 1790 war der auf die Zivilkonstitution des Klerus von der Nationalversammlung den Bischöfen und Priestern abverlangte Eid ausdrücklich verweigert worden. Der Papst hatte alle, die ihn geleistet hatten, als Schismatiker verurteilt. Das gleiche war der Fall bei dem den englischen Katholiken zugemuteten Huldigungseid; Paul V. verbot ihn. Pius VI., Pius VII, Gregor XVI. erlaubten den Eid auf die moderne Verfassung, ein Beweis, daß diese Verfassung ihrem Wesen nach nichts enthält, was dem Glauben und Seelenheile zuwider ist. Natürlich erfolgte die Erlaubnis immer erst nach gewissenhafter Prüfung des Sinnes gewisser Ausdrücke. Bevor Pius VII. zur Kaiserkrönung Napoleons nach Paris reiste, prüfte er sorgfältig den Wortlaut des Eides, den der Kaiser in Notre Dame schwören sollte. Es hieß u. a. darin: „Ich schwöre, die Freiheit der Religionen zu achten und ihnen Achtung zu verschaffen.“ Als etwas später Ludwig XVIII. eine Verfassung gab, worin geschrieben stand: Jeder besitzt hinsichtlich des religiösen Bekenntnisses die gleiche Freiheit und erfreut sich hinsichtlich seiner Religion des gleichen Schutzes, wünschte der Papst zu wissen, was mit den Worten „gleiche Freiheit, gleicher Schutz“ gesagt sein solle. Als zwei Jahre später 1817 das Königreich der Niederlande sich eine Verfassung gab, worin die Gewissens- und Kultusfreiheit sehr scharf betont war, äußerte der Papst dieselbe Besorgnis. Als aber klar wurde, daß es sich nur um den bürgerlichen Schutz handle, welcher die Personen, nicht um die dogmatische Toleranz, welche die Lehren angeht, erklärte der Papst, weder Bischöfe noch Priester sollten irgendein Bedenken tragen, den Eid auf die Verfassung zu leisten. Später verlangten die Päpste nicht einmal mehr Erklärungen. Ebenso wenig bildet es für den Papst ein Hindernis, wenn die katholische Religion nicht Staatsreligion ist; würde aber das Fehlen der Staatsreligion als ein Fortschritt für die Völker gebucht, so würde der Papst einen solchen Satz verdammen. (Vgl. das Rundschreiben Leo XIII. über die christliche Staatsordnung und das Rundschreiben Pius X. Vehementer nos vom 11. Februar 1906). Nach demselben Gesichtspunkt beurteilt der Papst alle akonfessionellen und interkonfessionellen Bestrebungen im modernen bürgerlichen Leben; ideal sind diese Bestrebungen nie; aber sie können in gewissen Ländern und unter gewissen Verhältnissen Notwendigkeiten werden; der Papst heißt sie dann gut, wenn die wünschenswerten Sicherheiten für den Glauben geschaffen werden, aber es berührt ihn peinlich, wenn unter der Flagge des Fortschritts und der Moderne die Katholiken aus dem konfessionellen Turm herauswollen. Noch entschiedener wird die Abwehr des Papstes sein, wenn man die Kirche nach der Moderne reformieren will, ihrem Eigenleben fremde Bestandteile aus dem bürgerlichen modernen Leben als Blutauffrischung einverleiben, bürgerliche Propfreiser zur katholischen Zuchtveredlung aufpfropfen möchte.

Nicht an die Kirche, sondern an die moderne Gesellschaft soll die Adresse der Aussöhnung gerichtet werden; die Kirche allein vermag die moderne Gesellschaft und ihre Errungenschaften zur Reife zu bringen. Beides ist wahr: die Zukunft gehört der modernen Gesellschaft; die moderne Gesellschaft wird nicht mehr zurückschreiten. Aber ebenso wahr ist, daß die öffentlichen Freiheiten die Kirche brauchen, um sich gedeihlich zu entwickeln. Die Päpste haben bisher die richtige Formel des Verhältnisses der Kirche zu den öffentlichen Freiheiten gefunden. Auch der berühmte Satz 80 des Syllabus macht hievon keine Ausnahme; mit der wahren Kultur und dem gesunden gesellschaftlichen Fortschritt wird das Papsttum auch in Zukunft auf gutem Fuße stehen. Eine neue Lage der Dinge ist eingetreten, in der die Kirche auf der einen Seite wichtige Vorrechte und Zugeständnisse verliert, auf der anderen Seite durch die öffentlichen Freiheiten an innerer Leichtigkeit, Reinheit und Kraft gewinnt. Es ist keine vollkommene gesellschaftliche Form, aber doch eine Form, mit der die Kirche bestehen kann. Die Kirche wird in der neuen Gesellschaft denselben Leidenschaften begegnen, nicht minder zahlreiche und schwere Kämpfe zu bestehen haben; aber ein grundsätzlicher Gegensatz, der keine Möglichkeit eines Ausgleiches läßt, besteht nicht. Wir werden sogar wieder Konkordate bekommen.

Anmerkung. Vgl. zu den drei Aufsätzen besonders: Bougaud, Die Kirche Jesu Christi. — Gisler, Der Modernismus. — Rieß, Die moderne Irrlehre. — Die Enzykliken Leo XIII.

Das Konjunkturprogramm der Sozialdemokratie.

Von Dr. Georg E. Kunzer.

II. (Schluß.)

In acht Abschnitten (Wirtschaftspolitik, Sozialpolitik, Finanzen, Verfassung und Verwaltung, Gemeindepolitik, Rechtspflege, Kultur- und Schulpolitik, Völkerbeziehungen und Internationale) folgen dem theoretischen Teil die praktischen Forderungen.

In der Wirtschaftspolitik herrscht ganz dieselbe vorsichtige Formulierung, das Ausweichen vor gewissen peinlich gewordenen Ausdrücken. Im Erfurter Programm wurde als Ziel und Endergebnis der Entwicklung des Wirtschaftslebens genannt:

„Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund, Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion.“

Im Görlitzer ist nur noch die Rede von:

„Grund und Boden, Bodenschätze, sowie die natürlichen Kraftquellen, die der Energieerzeugung dienen.“

Die Reihe der kapitalistischen Produktionsmittel ist hier stark zusammengeschrumpft. Von diesem verbliebenen Rest der Sozialisierungsobjekte wird dann nur gesagt, daß sie „in den Dienst der Volksgemeinschaft überzuführen sind.“ Ferner wird noch von einer „Kontrolle des Reichs über kapitalistischen Besitz an Produktionsmitteln“, vor allem über „Interessengemeinschaften, Kartelle und Trusts“ gesprochen und schließlich noch ganz allgemein gefordert „Fortschreitender Ausbau der Betriebe des Reichs, der Länder und öffentlichen Körperschaften“ und „Förderung der nicht auf Erzielung von Profit gerichteten Genossenschaften.“ Im Erfurter war also der Umfang und der Grad der Sozialisierung größer bzw. höher und letztere auch deutlicher formuliert.

In der Wirtschaftspolitik fällt das Fehlen eines Agrarprogramms auf. Dies ist kein Zufall. Taktische Gesichtspunkte waren zweifellos dafür entscheidend. So sehr man mit der Forderung der Sozialisierung des Großgrundbesitzes Wahlerfolge hätte, so sehr würde die Enteignung des Grundbesitzes überhaupt bei den Kleinbauern Mißerfolge zeitigen. Im ersten Entwurfe zum neuen Parteiprogramm war noch ein Absatz über die Agrarfragen mit neun Forderungen enthalten. Dort war aber auch nur von einer Enteignung „unwirtschaftlich betriebener Landgüter“ die Rede, auch sollte Staat und Gemeinden ein Enteignungs- und Vorkaufsrecht eingeräumt, der Großgrundbesitz sollte allmählich in eine genossenschaftliche Betriebsform überführt werden. In dem Ende August veröffentlichten veränderten Programmentwurf gebrauchte man sogar das Wort Sozialisierung, das aber bezeichnenderweise auch nur in Verbindung mit dem Großgrundbesitz ausgesprochen wurde. Ferner wird es noch beim Getreidegroßhandel erwähnt, während man von einer Enteignung des Kleinbesitzes nicht nur gar nicht spricht, sondern sogar noch diesem „Erleichterung des schweren Daseinskampfes“ verheißt. Dieser Widerspruch war eigentlich unhaltbar, was man offenbar auch in maßgebenden Parteikreisen empfunden hat. So verschwand schließlich das Agrarkapitel aus dem endgültigen Görlitzer

Programm vollständig. Es wurde eine Kommission eingesetzt, ein Agrarprogramm bis zum nächsten Parteitag zu schaffen, und Genosse Adolf Braun bezeichnete ein Agrarprogramm, das für Ostpreußen und Oberbayern gleich sein soll, direkt als Zankapfel.

Einen größeren Raum als die Wirtschaftspolitik nimmt die Sozialpolitik im Görlitzer Programm ein. Sie bringt teils alte Erfurter Forderungen, wie „Sicherung des Koalitionsrechtes", das allerdings in der Praxis, wenn es sich um christliche Gewerkschaftler handelt, durch terroristische Akte schon manchesmal von sozialistischer Seite selbst illusorisch gemacht wurde. Ferner sucht sich das neue Programm der Zeit anzupassen; es fordert jährlichen Urlaub unter Lohnfortzahlung, erwähnt auch die Beamten, für welche „Sicherung und Ausbau der staatsbürgerlichen und wirtschaftlichen Rechte" gefordert wird. Von besonderem Interesse ist für die Gegenwart auch die Arbeitszeit. Das Erfurter Programm verlangte:

„Festsetzung eines höchstens acht Stunden betragenden Normalarbeitstages" und „eine ununterbrochene Ruhepause von mindestens 36 Stunden in jeder Woche für jeden Arbeiter."

Im Görlitzer lauten die Forderungen in dieser Hinsicht:

Gesetzliche Festlegung eines Arbeitstages von höchstens acht Stunden, Herabsetzung dieser Arbeitszeit in Betrieben mit erhöhten Gefahren für Leben und Gesundheit, eine wöchentliche ununterbrochene Ruhepause von mindestens 42 Stunden."

Der Achtstundentag ist hier wie im Erfurter schablonenhaft für alle Arbeiter gefordert mit dem Unterschied, daß gesetzliche Festlegung verlangt wird. und mit der Modifikation nach einer Seite hin, nämlich Herabsetzung zugunsten der Arbeiter in gefahrbringenden und gesundheitsschädlichen Betrieben. Die 36stündige ununterbrochene Ruhepause (in den meisten Fällen von Samstag auf Montag), welche Erfurt verlangte, war, was nicht uninteressant ist, noch im ersten Entwurf zum neuen Programm als Forderung aufgestellt worden, erhöhte sich aber schon im ersten veränderten Entwurf auf 42 und gelangte so in das endgültige Görlitzer Programm. Es ist hier nicht der Ort, auf das Bedenkliche des schablonenhaften Achtstundentages als Teuerungsmoment hinzuweisen, die Ungerechtigkeit zu kennzeichnen, den Leicht- und Leichtestarbeiter ebenso mit der Arbeitszeit einzuschätzen wie den Schwerarbeiter, den Portier, wie Dr. Heim kürzlich so hübsch bemerkte, „der seine Goldborten spazieren trägt" ebenso wie den Arbeiter an der Maschine, den Lokomotivführer usw. Wenn die Teuerung weiter fortschreitet, woran leider nicht zu zweifeln ist, wenn die Steuerschraube die Besitzenden aufs äußerste ausgepreßt und das schaffende Kapital zermürbt ist, dann wird der Segen des mechanischen Achtstundentages für die deutsche Arbeiterschaft auch den betrogenen Genossen klar werden.

Was im Abschnitt Finanzen gesagt wird, ist, zumal die Begriffe eine gewisse Dehnbarkeit aufweisen, derart, daß es durchaus nicht als spezifisch sozialdemokratisch angesprochen werden muß. Beim dort geforderten Erbrecht des Reichs bei entfernteren Verwandtschaftsgraden, Beteiligung der öffentlichen Gewalt am Vermögen der kapitalistischen Erwerbsunternehmungen kommt es schließlich auf den Grad an. Die Erbschaftssteuer war ja auch schon vor dem Görlitzer Programm vorhanden.

Das politische „Verfassung und Verwaltung" überschriebene Kapitel, muß naturgemäß gegenüber dem Erfurter Programm infolge der geschichtlichen Wandlungen, die wir seitdem durchgemacht haben, Aenderungen aufweisen. Dort wird noch gefordert „Selbstbestimmungsrecht und Selbstverwaltung des Volkes in Reich, Staat, Provinz und Gemeinde". Das Ziel der „Selbstregierung" des Volkes ist mit der demokratischen Republik erreicht, sofern man an eine Regierung durch das Volk selbst zu glauben vermag. Unter den heutigen Verhältnissen wäre außer einer modifizierten konstitutionellen Monarchie überhaupt nichts anderes denkbar denn — — eine Räterepublik, eine bolschewistische Diktatur. Da sich die gemäßigte Sozialdemokratie mit diesem undemokratischsten und unfreiheitlichsten Gebilde einer „modernen Staatsform" nicht befreunden kann, und zudem auf ihre demokratischen Prinzipien trotz mancher gewerkschaftlicher Nebenregierung viel zugute tut, hält naturgemäß die Sozialdemokratie an der Republik fest und „betrachtet", wie es im Görlitzer Programm ausdrücklich heißt, „die demokratische Republik als die durch die geschichtliche Entwicklung unwiderruflich gegebene Staatsform". Diese starke Betonung der republikanischen demokratischen Staatsform ist zugleich eine deutliche Absage an den Linksradikalismus, der sich von den Räte- und Diktaturideen nicht freizumachen versteht. Diese starke Betonung entspringt ferner einem gewissen taktischen Bedürfnis, weil dieser Programmpunkt zugleich als der ewig positive Wert, die dauernde Errungenschaft der Sozialdemokratie hingestellt werden kann, weil zugleich damit die Aufmerksamkeit der Genossen von der als Schwäche gedeuteten Haltung in der Sozialisierungsfrage abgelenkt wird und weil schließlich diese Formel der Verteidigung der Republik nicht nur das zugkräftige Schlagwort bleibt, um die Massen gegen rechts hinter sich zu haben, sondern auch für die politischen Kombinationen der Zukunft die Anschlußformel für rechts und links bilden kann oder wenigstens als gemeinsame Plattform gedacht ist.

Die Sozialdemokratie verbindet zugleich mit der Republik das Prinzip des Einheitsstaates und bekennt sich damit als Gegnerin des Föderalismus. Weitere Zentralisierung des Verwaltungswesens ist das Ziel trotz all der unvermeidlichen Auswüchse des Bureaukratismus, trotz des Auswachsens des Beamtenapparats zu einem Riesenmechanismus, der nur noch schablonenhafte Normalisierungsarbeit zu leisten vermag. Der Einheitsstaat bedeutet zugleich eine gefährliche Konzentration der Staatsgewalt in der Berliner Zentrale, wo eben die Sozialisten sich ihren starken Einfluß so zu sichern wissen. Sämtliche Landesteile, die ihrer politischen Einflußzone nicht angehören, gedenken sie so mit gesetzlichen Machtmitteln ebenfalls zu beherrschen.

Im nächsten Abschnit, Gemeindepolitik, findet sich die charakteristische Tendenz der Gleichmacherei. Für Stadt und Land sind einheitliche Gemeindeordnungen zu schaffen. Als Kuriosum kann in diesem Kapitel festgestellt werden, daß sich hier das sonst ängstlich vermiedene Wort „Sozialisierung" doch eingeschlichen hat, indem es heißt: „Reichsgesetzliche Freigabe der kommunalen Sozialisierung."

Im Abschnitt über Rechtspflege zeigen sich wiederum die Einheitsbestrebungen, insofern „Uebertragung der gesamten Justiz auf das Reich . . . reichsgesetzliche Regelung des Strafvollzugs" gefordert wird.

Der Abschnitt Kultur- und Schulpolitik vermochte keine Ueberraschung zu bieten. Das „Erziehungsrecht der Volksgemeinschaft", das immerhin recht vielseitig deutungsfähig sein kann, war schon früher im Wörterbuch sozialistischer Schulpolitik enthalten. Als das Ideal wird bezeichnet:

„Erziehung des heranwachsenden Menschen in der Familie, in der Schule und der freien Jugendbewegung zum bewußten Glied der sozialen Volks- und Menschheitsgemeinschaft, zu den Idealen der Republik, der sozialen Pflichterfüllung und des Weltfriedens."

Aus apologetischen Gründen hat man wohl die Erziehung durch die Familie noch in das Programm hineingestellt. Die weiteren Folgerungen der sozialistischen Schulpolitik sind geläufig, wie weltliche Einheitsschule, Unentgeltlichkeit des Unterrichtes, der Lernmittel und der Verpflegung in den Schulen, Umwandlung der Schulen in Lebens- und Arbeitsgemeinschaften der Jugend mit weitgehender Selbstverwaltung, gemeinsame Erziehung beider Geschlechter durch beide Geschlechter.

Die Fassung der Religionsfrage ist gegenüber Erfurt wesentlich kürzer, schlagwortartiger besorgt worden:

„Religion ist Privatsache. Sache innerer Ueberzeugung; nicht Parteisache, nicht Staatssache: Trennung von Kirche und Staat."

Die Sozialdemokratie ist hier sich treu geblieben. Sie rückt die Religion aus dem Staatsleben heraus und möchte sie zugleich aus der menschlichen Gesellschaft ausschalten. Der Sozialismus ist eben bewußt Diesseitskult, Diesseitsreligion. Rudolf Eucken sagt sehr zutreffend in seiner Schrift „Der Sozialismus und seine Lebensgestaltung":

„Gewiß erlaubt der Sozialismus recht verschiedene individuelle Bekenntnisse von religiösen Dingen, aber die Religion als Ganzes hat hier keine bedeutende Rolle, im besonderen hat das Erfurter Programm mit der Erklärung der Religion zu einer privaten Sache des einzelnen ihr den Schwerpunkt des Denkens und Handelns genommen. Wer die Religion als eine Privatsache behandelt, der kann nur gering von ihr denken, der hat einen schroffen Bruch mit der überlieferten Denkweise vollzogen."

Das gilt auch für Görlitz. Hier sucht die Partei ihre Neutralität besonders hervorzuheben, indem sie erklärt, daß Religion nicht Parteisache sein dürfe. Der große Eifer, den die Genossen aber stets entfalten, wenn es sich um Agitation für den Austritt aus der Kirche handelt, ein Eifer, der fehlt, wenn es sich um Agitation für die christlichen Bekenntnisse handelt, zeigt, wie die Neutralität gemeint ist. Wenn Genosse Laukötter auf dem Parteitag sagte, daß man mit dem wunderbaren Satz „Religion ist Privatsache" „seit Jahrzehnten jongliert habe", so hat er nur zu recht. Offenbar wird weiter jongliert.

Was im folgenden Kapitel dann über Völkerbeziehungen und die „Internationale der Arbeiterschaft als die

beste Friedensgarantin" ziemlich ausführlich gesagt wird, hat wenig praktische Bedeutung, zumal die deutsche Sozialdemokratie, also die Partei des „besiegten" Volkes ihre Moralpredigten an die Siegerländer zu halten hat. Bemerkenswerter wäre eher die Forderung nach einer Revision des Friedensvertrages „im Sinne einer Erleichterung und Anerkennung der nationalen Lebensrechte", womit zugleich zum ersten Male auch eine nationale Note in das Programm der bewußt internationalen Partei kommt. Alles in allem weist Görlitz gegenüber Erfurt eine so deutliche Wandlung im Sinne des Revisionismus auf, daß nach vorstehenden Ausführungen es sich erübrigt, diese Tatsache noch beweisen zu wollen. Das Beachtenswerte ist vor allem, daß mit dem neuen Programm urkundlich die bisher vollzogene Wandlung bestätigt und fixiert ist. Ein Teil der marxistischen Theorien ist nicht mehr wiedergekehrt und somit preisgegeben, wie die Verelendungstheorie, die Akkumulationstheorie, die Lehre vom naturnotwendigen Untergang der Kleinbetriebe. Die Sozialisierungsforderung ist abgeschwächt in dehnbare Worte und Begriffe, deren Verwirklichung keine rein sozialistischen Wirtschaftsformen sein müssen.

Diese Wandlung ist am leichtesten zu verstehen, wenn man betrachtet, was neben dem Programm die Hauptaufgabe des Parteitages war, nämlich die Frage der Koalition mit der Deutschen Volkspartei. Wenn Hermann Müller sagte, daß sich in einer Koalitionspolitik die Weltanschauungen der beteiligten Parteien nur in Prozenten ausdrücken, so darf dies auch für ein Programm gelten, das gewissermaßen der Gesellschaftsanzug werden soll, in dem man mit den übrigen Parteien politisch verkehren will. Die Sozialdemokraten wollen sich ihren Anteil an der Regierungsgewalt sichern und erblicken diese Möglichkeit nicht darin, daß sie oppositionell vor dem Regierungsgebäude die Fäuste ballen, sondern auf den Regierungsstühlen sitzen. „Wollen wir nicht regieren, so regiert in kürzester Zeit die Reaktion" rechtfertigt Franz Krüger im „Vorwärts" die Schwenkung. Otto Braun sagte auf dem Parteitag, es gilt dafür zu sorgen, „daß wir die Machtstellung, die wir auf Grund unserer Stärke beanspruchen können, nun auch sichern und sie im Interesse der Arbeiterklasse ausnützen". Severing hob hervor, daß es sich darum handle, die Machtmittel des Staates zu erlangen: „Wir müssen auch die Waffen in die Hand bekommen und zwar die Waffen der Reichswehr und der Polizei."

Um die Regierungsgewalt zu erhalten, muß man eben Koalitionspolitik treiben und darauf war das Görlitzer Programm eingestellt. „Von der Sozialisierung schlechthin hatte man zum ersten deshalb nicht gesprochen, um bei den kapitalistisch besaiteten Gemütern der Koalitionsparteien keinen Anstoß zu erregen", kritisiert ein Genosse das Programm. Insofern verdient das Görlitzer Programm die Bezeichnung Konjunkturprogramm.

So sehr auch zweifellos der Revisionismus in Görlitz einen Sieg davongetragen hat, so wäre es doch zu kühn, die Sozialdemokratie deswegen nur noch als bürgerliche Reformpartei zu bezeichnen. Die Sozialdemokratie hat ihre sozialistischen Ziele durchaus nicht aufgegeben, sie betrachtet vielmehr die Koalitionspolitik, das Programm, die demokratische Republik nur als Mittel zum Zweck. „Wir sind Sozialisten und Demokraten, weil wir in der Demokratie die politische Staatsform mit Sicherheit erkennen, in der sich die Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus am sichersten, unaufhaltsamsten und ungestörtesten vollzieht." Derartige Erklärungen können zwar Beruhigungspulver für die Erfurter Orthodoxen sein, aber ebenso gut können sie volle Geltung haben. Die vorsichtige Formulierung gewisser Begriffe gestattet es, diese je nach der Ueberzeugung und dem Willen des einzelnen Genossen auszulegen.

Das Görlitzer Programm beansprucht auch keineswegs einen Ewigkeitswert. Es hat seine historische Mission zu erfüllen ebenso wie das Erfurter Programm. Wer aber doch gerne auf den Revisionismus und sein Görlitzer Werk schwören möchte, darf nicht vergessen, daß auch die Parteiführer mit den Strömungen der Massen zu rechnen haben. Die Opposition gegen Görlitz hat innerhalb der Sozialdemokratie doch schon deutliche und kräftige Formen angenommen.

Görlitz ist ein Meilenstein auf dem Wege der deutschen Sozialdemokratie, der aber nicht zu dem übrigens unmodern gewordenen Zukunftsstaat, wie ihn Bebel vor sich sah, zu führen braucht, ein Meilenstein, hinter dem die phantasiebegabte begeisterungsfähige Jugendzeit der Sozialdemokratie liegt, während vor ihm sich der Weg fortsetzt in das Gebiet der reiferen, realpolitischeren Vernunft des Mannes.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Ueberblicken wir die letzte Woche oder das erste Drittel des Oktober, so sehen wir, es ist wieder unendlich viel geredet und verhandelt worden, in Deutschland wie im Ausland. Vollbracht ist wenig. Auf die politische Aussprache im Reichstag folgten neue Verhandlungen über die künftige große Mitte. Obwohl der gesunde Verstand und Wille verlangt, daß die verbreiterte Regierung bald ans Licht trete, um die nahen schweren Aufgaben der Außen- und Innenpolitik zu lösen, zeigt sich in der Aussprache der Fraktionen und Parteien das Gegenteil. Die große Mitte wird verschleppt und zwar von der Sozialdemokratie. Diese möchte erst die Berliner Stadtwahlen am 16. Oktober vorbeigehen lassen, ehe sie sich im Reich oder in Preußen mit der Deutschen Volkspartei koaliert. Daher ihre Einladung an die USP, deren Wettbewerb gerade bei den Berliner Wahlen der Sozialdemokratie höchst gefährlich ist, sich an der Reichsregierung zu beteiligen. Auch das trotz Görlitz noch einheitsproletarische Herz der Mehrheitssozialisten hat dabei mitgesprochen. Las man zu gleicher Zeit die rechtsbürgerlichen Oppositionsblätter, so stand schon das Gespenst einer Linksregierung riesengroß auf. Zentrum und Demokraten wurden peinlich befragt, wie sie sich dazu stellten. Ihre Antwort auf die Vorschläge der von der MSP befragten Unabhängigen verscheuchte das Gespenst. Zentrum und Demokraten hatten gegen ein Mitregieren der USP nichts einzuwenden, aber unter den Bedingungen: 1. der Arbeit auf dem Boden der bestehenden Verfassung, 2. Einigung über ein gemeinsames politisches und wirtschaftliches Programm, 3. Einbeziehung der Deutschen Volkspartei in die Koalition. — Einer Rückäußerung der USP kam die Deutsche Volkspartei zuvor mit der bestimmten Erklärung, daß sie für eine Front von Stresemann bis Breitscheid nicht zu haben sei. Zu tragisch braucht man diese Schwierigkeiten der größeren Koalition wohl nicht zu nehmen. Deren Notwendigkeit liegt doch zu tief. Die Parteien wollen eben alle möglichst vorteilhaft in ihr bestehen. — Verhandlungen, wie sie jetzt in Berlin stattfinden, regen stets die Geschäftigkeit aller politischen Quertreiber an. So wurden täglich in neuer Form Gerüchte von der Amtsmüdigkeit oder Unhaltbarkeit des Reichskanzlers Dr. Wirth aufgetischt. Seine Reichstagsrede hätte vielfach verstimmt. Liest man die Rede, so weiß man schlechterdings nicht, warum, es sei denn bei den stillen Teilhabern der entdeckten Geheimbünde, in denen ein großer Rechtsputsch ausgeheckt worden war. Wie wird sich die Bayerische Volkspartei zur Politik der großen Mitte im Reich stellen? Sie ist zweifellos grundsätzlich damit einverstanden. Ob sie sich selbst an der Regierung beteiligt, wird hauptsächlich aus ihrem streng föderalistischen Programm und der Stellung der übrigen Koalitionsparteien zu diesem bestimmt sein. Die BVP hat seit dem Rücktritt Kahrs nicht geringe innere Spannungen auszugleichen. Im fränkischen Teil der Partei haben die Kreisverbände Mittel- und Unterfranken sowie Nürnberg-Fürth beschlossen — als Anregung an die Parteiinstanzen — daß Mittel und Wege gesucht würden, die frühere Arbeitsgemeinschaft mit dem Zentrum wieder aufzunehmen. Daß der Zeitpunkt für die tatsächliche Wiederherstellung der Arbeitsgemeinschaft denkbar ungünstig sei, wird nicht geleugnet. Ist doch die Stimmung in Südbayern ganz dagegen. Diese Stimmung in allen Ehren, aber es nimmt sich doch recht gesucht aus, wenn die „Bayer. Volksparteikorrespondenz" es dem Zentrum als Unitarismus anstreicht, daß der neue Reichsfraktionsführer Marx im Reichstag in einer vielbeachteten großzügigen Rede erklärte: „An der Verfassung von Weimar müssen wir festhalten, wenn wir Ruhe und Ordnung im Innern bekommen sollen. Wir lehnen zurzeit jede Aenderung ab . . . in absehbarer Zeit ist gar nicht an eine Aenderung der Verfassung zu denken." Ist man in norddeutschen Gedankengängen bewandert, so hört man aus diesen Worten ein konservatives Bekenntnis, das sich auch gegen drohende Unitarisierung auswerten läßt. Mancher Führer der BVP hat seine Wähler schon erinnern müssen, daß der Weg zum folgerechten Föderalismus in Deutschland und zur Verbesserung des Werkes von Weimar noch sehr weit ist. Seit Preußen 1866 „Jedem das Seine" nahm, sind nördlich des Mains fast alle Voraussetzungen für bündischen Aufbau Deutschlands vernichtet und müssen ganz neu geschaffen werden. — Der Ausnahmezustand in Bayern wurde auf Grund der Abmachungen in Berlin am 6. Oktober mit Wirkung vom 15. Oktober aufgehoben.

Besprechungen, die ein wirkliches Ergebnis hatten, haben Rathenau und Loucheur in Wiesbaden abgeschlossen. Das Abkommen über Sachleistungen Deutschlands an Frankreich (vgl. Nr. 37 S. 491) samt verschiedenen Nebenabkommen ist unterzeichnet. Ob die Abmachungen für uns vorteilhaft sind, wird vielfach bestritten. Besonders das Verfahren, nach welchem Deutschland die Leistungen gutgeschrieben werden (bis 1926 nur mit 35 Proz. des Wertes und jährlich höchstens 1 Milliarde Goldmark), ist nicht sehr vornehm. Teilweise bedarf das Abkommen noch der Zustimmung des Wiedergutmachungsausschusses. — Der moralische Wert ist trotz aller Mängel nicht gering zu schätzen. Es ist das erste große Geschäft, das Deutschland und Frankreich auf gleichem Fuß ohne Zwang miteinander abschließen. Der Wiederaufbau der zerstörten Landstriche wird endlich fest in Angriff genommen und damit eine Quelle des Völkerhasses verstopft. Das unversöhnliche Frankreich ließ sich noch einmal laut vernehmen, als Clemenceau am 2. Oktober zu St. Hermine in der Vendee bei Enthüllung seines eigenen Denkmals sprach. Er ist natürlich nicht zufrieden mit der Ausführung des Friedens von Versailles. Frankreichs Sicherheit scheint ihm nach wie vor von Deutschland bedroht. Glücklicherweise hörten wir auch eine andere französische Stimme, die des Gesandten Noblemaire auf dem Völkerbund in Genf. Noblemaire hofft, daß ein freies Frankreich und ein freies Deutschland nebeneinander bestehen können. Nur zweifelt er, ob die Deutschen den Geist des Militarismus und der Revanche überwinden, ob sie ehrlich demokratisch werden. Noch wichtiger aber ist eine Rede Briands, worin er Deutschlands Erfüllungsnöte offen anerkennt.

Die Franzosen vermuten, Clemenceau wolle sich noch einmal auf den politischen Kampfplatz begeben. Seine Rede von St. Hermine kann ein Anlauf gewesen sein. Denn der alte Tiger brüllte nicht nur Haß und Rache, sondern bezog sich sehr diplomatisch auf brennende Fragen der französischen Außenpolitik. Im nächsten Monat tritt die große Konferenz in Washington zusammen, wo die Fragen des Stillen Ozeans und die Abrüstung verhandelt werden. Der Stille Ozean liegt weit von Frankreich, aber Deutschland, sagt Clemenceau, ist nahe. Frankreich bemüht sich nun mit allen Kräften, in Washington Bürgschaften für seine Sicherheit — besser: Vormacht in Europa — von den hohen Verbündeten zu erlangen. England wiederum ist auch nicht wohl bei der Sache. Lloyd George selbst geht nach langem Schwanken nicht auf die Konferenz. Er entschuldigt sich mit den inneren Schwierigkeiten Großbritanniens. Auch in Amerika sind viele mißtrauisch. Wie soll Harding die Quadratur des Zirkels zustandebringen, sein Land weder zu verpflichten noch zu isolieren? Wir wissen nicht, welchen Einfluß die Deutschamerikaner jetzt haben. Jedenfalls sind sie vor allem besorgt, England und Frankreich könnten die Union dauernd an ihre Seite fesseln und in die Widrigkeiten des Völkerbundes und des Versailler Vertrages verstricken. (Vgl. F. W. Elven, „Cincinnatier Freie Presse" vom 28. August und 4. September 1921.) Wird es in Washington gelingen, den stetig sich erweiternden Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und England-Japan zu beheben oder zeitweise zu verringern? Wir wissen so wenig von Amerika und den großen Weltproblemen, daß uns jede Belehrung willkommen sein muß. Es sei darum gestattet, warm empfehlend zu verweisen auf eine Studie von Dr. Gallus Thomann: „Die weltpolitische Stellung der Vereinigten Staaten von Amerika" („Politische Zeitfragen", Heft 8/9, 1921, Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., München). Sie enthält alles, was man von Geschichte, Verfassung und von der gegenwärtigen politischen Lage des großen Staatswesens über See wissen muß.

Der Schluß des heutigen Rundblicks aber gehört Oesterreich. Dort scheint sich eine Umwälzung vorzubereiten. Die Kredithilfe der Entente kommt nicht und die Regierung in Wien ist am Ende ihres Lateins. Eine teilweise Umbildung des Kabinetts, Ersatz des Finanzministers Dr. Grimm durch Dr. Gürtler, wird nicht mehr viel helfen. Unter dem Vorwand, einem monarchischen Umsturz zu begegnen, haben die Arbeiterräte Waffen verteilt und zahlreiche Fabriken mit ihren Leuten besetzt. Das ist der gerade Weg zur Räterepublik, auf welche dann erst recht die Monarchie folgen kann. In Ungarn steht sie bereit und wird von der Entente nicht gehindert. — In Tirol zeigen sich angesichts der verzweifelten Lage in Wien deutliche Bestrebungen, sich selbständig zu machen und später an Deutschland, vielleicht über Bayern, anzuschließen.

Deutschland und Oesterreich.

Von Dr. Ernst Schwering, Köln.

Wenn man heute als Reichsdeutscher die Grenze von Deutsch-Oesterreich passiert, so empfindet man wohl als erstes und stärkstes Unterscheidungsmerkmal die große Verschiedenheit der Valuten. Eine Entdeckung, die übrigens nicht schmerzt, die um mehr als das Zehnfache höhere Kaufkraft der Mark gibt dem arm gewordenen Deutschen wenigstens in diesem kleinen Erdenwinkel das Gefühl einer gewissen wirtschaftlichen Sicherheit. Freilich mischt sich gleich wieder in die Freude das Mitgefühl mit den noch ärmeren Bundesbrüdern und läßt kein ungetrübtes Behagen aufkommen. Das nächste aber, was in irgendeiner Form sofort sich aufdrängt, ist die glühende Liebe der ganzen deutsch-österreichischen Bevölkerung zum Reich, in dem man den Hort des Deutschtums erblickt. Sobald im Eisenbahnzuge, auf dem Dampfer, bei gemeinschaftlichen Besichtigungen von Kunstwerken, im Gasthofe oder sonstwo durch einen Zufall bekannt wird, daß ein Reichsdeutscher anwesend ist, so äußert jedermann diese Liebe zum Reich lebhaft, oft geradezu rührend. Eine der ersten Fragen, die man von jedem Reichsbürger unbedingt beantwortet haben will, ist stets: Wann werden wir zusammen kommen, in drei Jahren, in zwei, in einem? Die Ungeduld und Dringlichkeit der Frage läßt oft den Eindruck aufkommen von Kindern, die die Spannung der Vorfreude auf die Weihnachtsbescherung nur noch mit Mühe ertragen. Ueberall gibt man der glühend gehegten Hoffnung Ausdruck, daß die Trennung nicht mehr lange dauern möge. Nun mag ja dieser Wunsch wegen der zum Teil trostlosen Verhältnisse in Deutsch-Oesterreich, besonders wegen der unerträglichen Entwertung des Geldes auch reale Gründe haben. Schwerer als diese wiegt aber die grenzenlose Liebe zum Deutschtum, in dem der Deutsch-Oesterreicher weit mehr als der Reichsbürger ein durch lange Jahre erkämpftes teures Gut erblickt, das er entsprechend hoch zu werten weiß. Jedenfalls steht fest, daß die Zugehörigkeit zum Reich alle Pforten bei hoch und niedrig öffnet, ja selbst die strengen Amtsstuben tun sich auf, von der Türe des hohen Staatsbeamten hinab bis zum Portier. Die Berufung auf die Reichszugehörigkeit öffnete mir sogar außerhalb der Dienstzeit die Schatzkammer in Wien und die Säle der Landeshäuser in Graz und Klagenfurt. War der rettende Engel im ersteren Falle ein Regierungsrat, so im letzteren ein einfacher schlichter Hausmeister, der nach gewissenhafter Erklärung der historischen Stätten sofort mit seiner Frage über den Zeitpunkt des endlichen Zusammenschlusses begann, um dann seinen Auffassungen über das Reich und die österreichische Heimat Ausdruck zu geben in einer Form, die gleichmäßig von seiner Liebe zum Deutschtum und seiner klaren politischen Einsicht Zeugnis ablegte.

Es sind heute wohl nur die chauvinistischen Kreise in Paris, Prag und Warschau, die den endlichen Zusammenschluß aller Deutschen in einem großen Reich unter Aufbietung jeden Mittels zu verhüten suchen. Diese haben ja durch die Losreißung starker rein deutscher Zweige vom Mutterstamm an der weiteren Zersplitterung des deutschen Baumes das größte Interesse. Im Zeitalter des Nationalitätsprinzips muß ein solches Beginnen als ungerecht und unklug zugleich angesehen werden. Es widerspricht nicht nur den bekannten 14 Punkten Wilsons, es steht auch in lebhaftestem Gegensatz zu der Entwicklung, die nach den Erfahrungen, gerade des Weltkrieges, zwangsläufig kommen muß. In den für die politische Zukunftsgestaltung Europas weit wichtigeren Ländern der angelsächsischen Rasse urteilt man über die Frage des Zusammenhalts aller Deutschen weit ruhiger. Schon der Widerstand Englands gegen eine mehr oder minder versteckte Losreißung des linken Rheinufers ließ dies klar genug erkennen. Aus dem Buch von Tardieu wissen wir, daß außer Frankreich niemand an der Schaffung eines selbständigen Staates im Rheinland Gefallen fand, daß aber gerade Lloyd George seinen Kampf dagegen bis zum äußersten trieb. In Frankreich, der Tschechei und Polen, steht man, wie erwähnt, auch heute noch dem Anschluß Deutsch-Oesterreichs ans Reich auf das feindlichste gegenüber. In England und Amerika vermeidet man es mit Rücksicht auf den Bundesgenossen, seiner gegenteiligen Meinung offenen Ausdruck zu geben. In Italien dagegen würde man gegen eine Kräftigung Deutschlands durch den Anschluß kaum etwas einzuwenden haben. In Amerika hat die Trennung nie zum offiziellen Programm gehört. Das ergibt sich mit aller Deutlichkeit wie aus den 14 Punkten Wil-

sons, so aus einer Stelle des Lansingschen Memorandums vom 21. September 1918, worin es heißt:

„Elftens. Reduzierung Oesterreichs auf die alten Grenzen und den Titel eines Erzherzogtums Oesterreich. Einverleibung des Erzherzogtums in den Bundesstaat des Deutschen Reiches. Oesterreichs Weg nach der See würde gleich dem Badens und Sachsens durch deutsche Häfen nach der Nord- und Ostsee gehen."

Das sollte als Instruktion für die amerikanischen Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen dienen. Auch der Friedensvertrag von Versailles steht einem Zusammenschluß nicht im Wege, da er die Vereinigung mit Zustimmung des Völkerbundrates im Artikel 80 als nicht ausgeschlossen hinstellt. Jedenfalls sollte man aber diesseits und jenseits der österreichischen Grenze ernstlich die Frage prüfen, was geschehen kann, um die Beziehungen zwischen dem Reich und Deutsch-Oesterreich, soweit nicht politische Nachteile zu befürchten sind, schon jetzt möglichst innig und einheitlich zu gestalten. Gelegentliche Besuche und Besichtigungsfahrten von Journalisten reichen natürlich nicht. Zunächst sollte schon der überaus streng geübte lästige Paßverkehr zwischen den beiden Staaten restlos beseitigt werden. Die Bestimmungen, die die Bewegungsfreiheit des Reichsdeutschen in Oesterreich und des Oesterreichers in Deutschland als Landesfremden beschränken, sollten aufgehoben werden. Auch die Frage der Vereinheitlichung des Geldes ist einer Prüfung wert. Es stehen gewiß außerordentliche Schwierigkeiten im Wege, auf Deutschlands Seite wahrscheinlich auch erhebliche Zubußen, aber ohne Opfer für das Reich kann es doch bei einer Vereinigung nicht abgehen. Es läßt sich im übrigen auch kaum eine Lage denken, in der ein finanzielles Opfer mehr gerechtfertigt und besser angebracht wäre. Auch über die Ein- und Ausfuhr von Waren, über gemeinschaftliche Abschließung gegenüber dem Auslande, soweit dies erforderlich erscheint, ließen sich Vereinbarungen treffen. Vielleicht wäre es möglich, schon jetzt ein gemeinschaftliches Zollgebiet herzustellen. Inwieweit Post, Telegraph und Eisenbahn angenähert werden könnten, insbesondere die Frage der Betriebsmittelgemeinschaft, wäre von fachtechnischer Seite zu untersuchen. Vor allem wäre möglichst bald ins Auge zu fassen die Herstellung eines gemeinschaftlichen Bürgerlichen Handels- und Wechselrechts. Es ist gerade dies von der größten Wichtigkeit für das Verkehrsleben und dabei nicht einmal neu. Im deutschen Bunde hatten die sämtlichen Staaten, darunter auch Oesterreich, schon ein gleiches, überall geltendes Handels- und Wechselrecht.

Mit der Annäherung des Rechts würde ein gleichmäßiger Ausbau der Justiz Hand in Hand zu gehen haben. Die notwendige gesetzliche Grundlage wäre ohne weiteres durch gleichlautende Gesetze zu schaffen, die in beiden Staaten von den zuständigen Körperschaften beschlossen werden.

Auch das Bildungswesen, der gesamte Unterricht, könnte gleichmäßig ausgestaltet werden. Vor allem wäre zu erstreben, daß der Oesterreicher an einer deutschen Universität, der Reichsdeutsche an einer österreichischen seine Abschlußprüfung machen könnte. Dieses müßte alsdann als genügende Grundlage für die Anstellung auch im Heimatstaate gelten. Eine Konvention über die gegenseitige Schulpflicht der Kinder zu den Volksschulen würde der Vereinheitlichung des Unterrichtswesens in den Elementarfächern erheblich dienen.

Die vorgedachten Punkte können selbstverständlich nur als Anregungen und Andeutungen gewertet werden. Jedenfalls sollten aber von beiden Seiten bald alle Vorbereitungen getroffen werden, um ohne Zeitverlust, sobald die politischen Verhältnisse es gestatten, ein einheitliches Reich zu schaffen. Soweit aber eine Annäherung ohne politische Vereinigung möglich ist, wäre sie sofort in Angriff zu nehmen.

Auf einen Punkt muß aber hierbei ganz besonders hingewiesen werden. Größte Vorsicht wird notwendig sein in der Auswahl der Persönlichkeiten, denen die Führung der Vorverhandlungen mit den Deutsch-Oesterreichern obliegt. Man wird — vor allem nach dem etwaigen Zusammenschluß — streng darauf Bedacht nehmen müssen, auch im Reichsdienst an Ort und Stelle in Deutsch-Oesterreich nur einheimische oder süddeutsche Beamte zu verwenden. Von den Norddeutschen könnten höchstens Rheinländer und vielleicht Westfalen in Frage kommen. Der Gegensatz zwischen den Oesterreichern und den Mittel- und Ostdeutschen ist so groß, daß bei Verwendung derartiger Leute sehr leicht die große Liebe des Oesterreichers zum Reich in das Gegenteil umschlagen könnte. Aehnliche Schwierigkeiten, wie sie jetzt zwischen dem Reich und Bayern bestanden, würden in verstärkter Form für das Verhältnis zwischen Reich und Oesterreich auftreten. Der Oesterreicher hat gewiß seine Fehler, gegen die er selbst auch gar nicht blind ist, nur ist ihm nichts so unerträglich, als wenn er auf diese Fehler in der bekannten preußischen Form, die auch in Elsaß-Lothringen soviel Unheil angerichtet hat, aufmerksam gemacht wird. Schon für einen Westdeutschen klingt die preußische Amtssprache recht befremdlich. Innerlich fühlen sich auch heute noch das Rheinland und Westfalen trotz aller willig anerkannten Leistungen dem Staate Preußen nicht verbunden. Viel schlimmer würde das bei dem frohen, zum Spott geneigten, aber oft auch sehr empfindlichen Oesterreicher der Fall sein. Soll nicht die tatsächlich vorhandene Liebe und Begeisterung des Oesterreichers für das Reich Schiffbruch leiden, so ist schon jetzt allen in Frage kommenden Stellen bei der Vorbereitung und Durchführung des Zusammenschlusses größte Vorsicht anzuraten.

Der Wunsch in der protestantischen Kirche nach dem Bischofsamt.

Von Oberstudienrat Dr. J. Hoffmann, München.

Die Revolution hat mit den Thronen der Fürsten auch den landesherrlichen Summepiskopat gestürzt. Dieser war seit seinem Bestehen in weiten protestantischen Kreisen nicht gern gesehen, wenn man auch zugestand, daß er mancherlei Vorteile brachte. Namentlich in der neueren Zeit mehrten sich die Stimmen, die einen wirklichen Bischof forderten. Willibald Beyschlag z. B. gestand: „Der Episkopat ist die vom Geiste des Herrn legitim geschaffene spezifisch kirchliche Form des Kirchenregiments, eine Form, zu der auch wir wieder greifen werden, wenn einmal die geschichtlichen Verhältnisse den sogenannten Summepiskopat unserer Landesherren in Wegfall bringen". Nun ist die von Beyschlag angedeutete Zeit gekommen; ob seine Voraussage sich erfüllen wird?

Reichliche Erörterungen über die Form der künftigen Verfassung ihrer Kirche haben unter den Protestanten eingesetzt. Auch die Anhänger des Bischofsamtes treten auf den Plan; unter diesen nehmen die Anhänger der Hochkirchlichen Vereinigung die erste Stelle ein. Schon unter den am 9. Oktober 1918 in der begründenden Mitgliederversammlung zu Berlin angenommenen Grundsätzen lautet I: „Die Hochkirchliche Vereinigung erstrebt die volle Selbständigkeit dieser (durch die Reformation entstandenen) Kirchen in kirchlichen Dingen, und Kirchenleitungen, welche durch keine Rücksichten behindert sind, das Bekenntnis zum Evangelium und die kirchlichen Interessen nach innen und außen, wo und wem gegenüber es auch immer sei, mit Nachdruck zu vertreten. Hierzu erachtet sie die Durchführung der bischöflichen Verfassung, welche auch dem Geiste der Heiligen Schrift durchaus gemäß ist, für erforderlich". Die Monatsschrift der Vereinigung „Die Hochkirche" (Geschäftsstelle in Heckelberg, Kreis Oberbarnim) bringt in jeder ihrer Nummern Stimmen für die bischöfliche Verfassung. Nunmehr hat sich die Vereinigung mit einer Eingabe, in der die Frage beantwortet ist: „Warum ist für unsere Kirche die bischöfliche Verfassung zu fordern?" an die preußische und sächsische Kirchenversammlung gewandt und die Ausführungen auch der breiteren Oeffentlichkeit vorgelegt. Es werden die Gründe, die für eine Einführung sprechen, angegeben, sowie die Einwände, die dagegen erhoben werden, gewürdigt. Beide Teile, der positive wie negative, sind beachtenswert.

Unter den Erwägungen für Wiedereinführung dieses Amtes steht an erster Stelle, daß es von Christus gewollt, und von den Aposteln verwirklicht wurde; dafür zeugen viele Aussprüche der Hl. Schrift, insbesondere aus den Pastoralbriefen. „Nach alledem sind wir nicht bloß berechtigt, sondern wir sind genötigt, in dem Bischofsamt die von den Aposteln und damit von dem Herrn selbst gewollte Fortsetzung des apostolischen Amtes in der Kirche zu sehen". Auch Luther schätzte jenes sehr hoch: „Mit Freuden hätte er es in die erneuerte Kirche herübergenommen, wenn nur die Bischöfe willig gewesen wären, das Evangelium anzunehmen und, was dem Wesen des Evangeliums widersprach abzutun . . . Wenn es trotzdem Luther nicht gelungen ist, das Bischofsamt der evangelischen Kirche zu erhalten, so lag es an

den äußeren Schwierigkeiten, denen seine organisatorische Begabung nicht gewachsen war . . . Er hat niemals aufgehört, die vom Landesherrn der Kirche geleistete Hilfe als bloßes Notwerk zu bezeichnen . . . Aber alles Seufzen (Luthers) über die Herrschaft der vom Kurfürsten zur Regierung der Kirche eingesetzten Räte und alle Anstrengungen, der Kirche ihre Selbstständigkeit zu retten, haben nichts geholfen". Diese Stellungnahme Luthers kommt auch zum Ausdruck in der Augsburger Konfession (Art. 28) und in dem Umstande, daß er selbst für Merseburg und Naumburg Bischöfe geweiht hat. Es ist richtig, daß Luther das Bischofsamt nur ungern preisgab, und ebenso, daß er den landesherrlichen Summepiskopat nicht liebte. Was indes in der Eingabe der Hochkirchlichen Vereinigung von den Bischöfen zu Luthers Zeit gesagt ist, wird von den Katholiken anders gewertet. Gewiß hat das Bischofsamt damals manches Zeitgeschichtliche aus dem Mittelalter mit sich geführt, das wir verstehen, aber nicht billigen. Zudem ist zu beachten, daß die neuere kirchengeschichtliche Forschung das Bild der Kirche jener Zeit und auch ihrer Hirten in einem viel günstigeren Lichte zeigt, als wie es bisher außerhalb und teilweise innerhalb des Katholizismus erschien. Hätten aber die Bischöfe „das Evangelium", wie es Luther verstand, annehmen wollen, dann hätten sie von der Kirche abfallen müssen.

Einen weiteren Grund für die Wiederherstellung des Bischofsamtes sieht die Eingabe der Hochkirchlichen Vereinigung in der Notwendigkeit, aus den traurigen Verhältnissen, wie sie die bischoflose Zeit in der protestantischen Kirche veranlaßt habe, herauszukommen: „Das Ende dieser Entwicklung steht vor unser aller Augen. Der innere Abfall des Volkes von der Kirche ist offenbar, der äußere folgt ihm mehr und mehr auf dem Fuße, und von einer Volkskirche in dem Sinne, daß die Kirche das Volk hinter sich habe, kann keine Rede mehr sein. Die bischoflose Zeit der Kirche hat mit einem Zusammenbruch des Staatskirchentums geendet". Aus dem, was in der Vergangenheit infolge Wegfalles des Bischofsamtes im Protestantismus vermißt wird, folgt, was man in Zukunft von seiner Wiedereinführung erwartet. Die Kirche wird damit unter eine zielbewußte Leitung treten, die Bischöfe werden ihr den Charakter als einer rein religiösen Gemeinschaft erhalten; sie werden die unerschöpflichen Lebenskräfte des Evangeliums, unbeeinflußt durch staatliche Rücksicht, für das Volk fruchtbar machen, diesem in den geistigen Kämpfen Führer sein können und es vor dem Versinken in den Abgrund materialistischen Unglaubens bewahren, denn das Volk verlange auch auf religiösem Gebiete nach Führern. Kollegiale Behörden, wie es die Konsistorien sind, können beim besten Willen solche Führung nicht leisten. Denn Kollegien lähmen das Verantwortlichkeitsgefühl, die Führung muß bei einer Person liegen, in der Hand von ihrer Verantwortlichkeit voll bewußten Persönlichkeiten, die nichts anderes im Auge haben, als mit dem Segen des ihnen anvertrauten Evangeliums das ganze Volksleben zu durchdringen. „Solche Führer können nur Bischöfe sein". Sie vermögen sich denn auch Unterführer heranzuziehen, die gleichfalls sehr notwendig sind.

Die Eingabe der Hochkirchlichen Vereinigung setzt sich auch mit den Bedenken protestantischer Kreise gegen die Einführung des bischöflichen Amtes in ihrer Kirche auseinander. Der Erlanger Rechtslehrer Dr. Karl Rieker hat diese Bedenken in seinem Buche „Zur Neugestaltung der protestantischen Kirchenverfassung in Deutschland" in sieben Punkten formuliert. Sie dürften weiteres Interesse beanspruchen; darum seien sie hier angegeben: 1. Wir haben bisher im protestantischen Deutschland keine Bischöfe gehabt und werden damit ein vollständiges Novum schaffen. 2. Das Bischofsamt würde zur Volkstümlichkeit der Kirche nichts beitragen und dem demokratischen Geist unserer Zeit widersprechen. 3. Ein protestantischer Bischof fordert beständig die Vergleichung mit katholischen Bischöfen und Erzbischöfen heraus, und diese Vergleichung würde zumeist zu seinen Ungunsten ausfallen. 4. Ein Bischof an der Spitze der protestantischen Landeskirche, ausgestattet mit dem Recht und der Pflicht, in vielen wichtigen Fragen eine Entscheidung zu treffen, von der das Wohl und Wehe der ganzen Landeskirche abhängt, könnte die Last der Verantwortung nicht tragen, weil das ein einzelner überhaupt nicht kann. 5. Durch die Einführung des Bischofsamtes würde unsere protestantische Kirche in ihrer Verfassung der katholischen ähnlicher werden. Wir müssen das für verkehrt halten. 6. Ein Bischof an der Spitze der Landeskirche bedeutet, daß die höchste kirchliche Würde nur einem Geistlichen zukomme, und das sieht nach Hierarchie aus; es würde unserer Landeskirche noch stärker als bisher den Mangel einer Theologen- und Pastorenkirche aufdrücken. 7. Die tiefste Wurzel des Widerspruches ist die Abneigung des Protestanten gegen alles katholisierende Wesen in der evangelischen Kirche. Der Bischof aber ist der typische Vertreter des Katholizismus.

Diese Bedenken werden wohl niemandem gewichtig erscheinen; sie sind zumeist negativ und machen gar nicht den Versuch, das Bischofsamt als nicht von Christus gewollt hinzustellen, sondern geben nur die Befürchtung wieder, mit seiner Einführung sich dem Katholizismus zu nähern und dadurch bei den eigenen Glaubensgenossen anzustoßen. Die Meinung aber, daß die oberste Gewalt in der Kirche nicht ausschließlich einem Geistlichen überlassen werden dürfe, ist doch ein zu starkes Ueberbleibsel aus den Tagen des landesherrlichen Kirchenregiments und wird von nicht wenigen hervorragenden Männern des Protestantismus nicht geteilt.

Wir zweifeln nicht, daß die Freunde des Bischofsamtes in den evangelischen Kirchen sich auch die Frage vorgelegt haben, ob denn dieses in die ganze innere Struktur des Protestantismus passe, ob es nicht als ein Fremdkörper erscheinen möchte, herausgebrochen aus einer ganz anderen Umgebung. Und fürwahr, das Bischofsamt, wie es von den Zeiten der ersten Kirche an bestand, in einem Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus usw. vertreten wurde, verhält sich harmonisch nur zu dem katholischen Geiste. Es stellt den Höhepunkt dar in den objektiven Gegebenheiten des Christentums, dem Gefüge der überpersönlichen Autorität, es repräsentiert die Gewalt, die einzig von Gott ausgeht und in seinem Namen und in einziger Verantwortung von ihm geübt wird. Der Protestantismus aber als ein in Individualismus, Subjektivismus und Demokratie wurzelndes Religionssystem müßte dem Episkopat seinen Charakter anpassen. Damit würde das Bischofsamt jedoch seiner herkömmlichen Stellung, seines wertvollsten Inhaltes und damit seines Ansehens beraubt. Dieses kommt denn auch dort zum Ausdruck, wo das Bischofsamt außerhalb katholischer Umgebung besteht, z. B. in der anglikanischen Kirche in England und Amerika; es haben diese durch die bischöfliche Verfassung, die nicht vollinhaltlich dasteht, nicht allzuviel gewonnen. Es sei gestattet, auf einen Punkt besonders hinzuweisen. Die Eingabe der Hochkirchlichen Vereinigung sagt in einer Fußnote: „Die Zusammengehörigkeit der Schlüsselgewalt mit dem Lehramt ist eine unbestrittene". „Es sind die verschiedenen Vollmachten des Amtes untrennbar eins". So ist es denn auch wirklich in der Kirche von Anfang gewesen und immerdar". Wie würde nun, fragen wir, das dem Bischofe hier zugesprochene Lehramt im Protestantismus wirklich aussehen? Das protestantische Prinzip erklärt den einzelnen Christenmenschen als frei im Glauben, so daß er sich von niemand diesen weisen lassen müßte, auch nicht vom Kirchenregiment. Es verbliebe so dem Bischofe nur übrig, die äußere Ordnung des Lehramtes zu regeln. Nach der Anschauung der katholischen Vergangenheit und Gegenwart aber hat dieser auch die Einheit und Reinheit der Lehre aufrechtzuerhalten. Dieser wichtigsten Sorge könnte er nicht Genüge leisten. Aehnlich verhielte es sich in anderen Dingen. Die Gestalt des Bischofs tritt in ihrer vollen Bedeutung nur in katholischer Umgebung hervor und paßt nur in diese.

Es erscheinen die Bestrebungen zur Einführung des Bischofsamtes in der protestantischen Kirche auch in der gegenwärtigen entscheidenden Zeit nicht zugkräftig genug zu sein; auf der einen Seite sind die Vorurteile gegen katholische Einrichtungen noch nicht hinreichend überwunden und auf der anderen bringen es die Verhältnisse mit sich, daß man über mancherlei Halbheiten und Inkonsequenzen nicht hinwegkommt.

Mein.

Mein die Scholle, die die Linde trägt,
Deren Bild mir jeder Traum gezeigt,
Mein die Linde, die die Arme schlägt,
Und mein Haus, vor dem der Abend schweigt.

Mein das Lied, das deine Seele kennt,
Die es singend trägt durch goldenen Schein,
Und das Herz, das all dies Heimat nennt,
Dieses reiche Kinderherz ist mein.

Martha Grosse.

Eine katholische Weltjugendliga.

Von Ludw. Heilmaier, München.

Gegenüber der Tatsache, daß sich die jugendlichen Gegner des Christentums aus allen Ländern zu einem Ring zusammenschließen, ist keine Zeit mehr zu verlieren. Eine Anfrage vom Moskauer Bureau aus ergab ein rapides Anwachsen der kommunistischen Jugendo ganisation in fast allen Nationen. Nach Einrichtung eines ständigen internationalen Sekretariates im Januar 1921 wurde Pfingsten zu Amsterdam die eigentliche Gründung der kommunistischen Jugendinternationale vorgenommen. Wenn sich allüberall Jünglinge und Mädchen um das blutrote Banner des Umsturzes sammeln, hat da die katholische Jugend, dem Wesen ihrer Kirche entsprechend, nicht allen Grund, sich über die Grenzen und Meere hinweg die Hände zu reichen zum Freundschaftsbunde, durchdrungen von wahrem christlichem Geist und echter Kameradschaft, den Brüdern in fremden Ländern, welche die gleichen Ideale und Ziele haben, zu helfen?

Die Jungmännerbewegung des katholischen Deutschlands ist mit ihren 350000 Mitgliedern die größte in der Welt. An Pfingsten 1921 in Düsseldorf durch 30000 Mitglieder vertreten, hat sie sich, die Schicksalsgemeinschaft von Volk und Vaterland begeistert betonend, als durch und durch deutsch bekannt, hat aber auch, als köstlichste Bürgschaft der katholischen Weltgemeinschaft, in ihrem Programm, „die katholische Tat zu vollbringen", das übernationale Moment nicht vergessen. Ein „Weltbund der evangelischen Vereine" bestand schon vor dem Krieg. Erst nach demselben knüpfte Prälat Mosterts, der als erster Vorsitzender der katholischen deutschen Jugendvereine auch auf obengenanntem Kongresse in Rom Deutschland vertrat, die Fäden an mit der italienischen, tirolischen und holländischen Jugendbewegung.

Unterdessen wurde nach Vorbereitungen im Jahre 1919 im August 1920 am internationalen katholischen Kongreß in Haag eine „Weltjugendliga" begründet von Vertretern aus zehn verschiedenen Staaten mit Sitz in Graz, Karmeliterplatz 5. Sie ist eine freie Arbeitsgemeinschaft der katholischen (auch studierenden) Jugend aller Länder zur Mitarbeit an der Völkerversöhnung und Verständigung auf der Grundlage praktischen Christentums, ein Bund von idealgesinnten, vorwärtsstrebenden jungen Leuten der ganzen Welt. Wahrlich wir müssen uns freuen über die Begeisterung und die Ideale der Tausende von Jugendlichen, die sich aus vielen Ländern der Liga bereits angeschlossen haben. Sie erstreben persönliche Beziehungen der katholischen Jugend aller Länder zum Austausch der Ideen und Erfahrungen, sie wollen den Boden vorbereiten für Verständigung und endliche Versöhnung, damit künftige Kriege unmöglich werden; sie wollen bei sich selbst mit dem Aufbau beginnen in stiller, selbsterzieherischer Arbeit, durch ihre Einzelarbeit helfend auf die nächste Umgebung einwirken, durch Zusammenschluß aber diese Arbeit weiten Kreisen nutzbar machen. Sie wollen, daß die Liebe Christi wieder herrsche unter den Menschen in einem wahren Völkerbunde; sie verachten alle Machtpolitik im inneren und äußeren Staatsleben. Die Jugend will mitwirken, daß die Katholiken aller Länder zu einer machtvollen, ihrer Zusammengehörigkeit bewußten Einheit zusammenwachsen, daß immer mehr Katholiken auf der ganzen Welt Esperanto erlernen, um sich international zu verständigen. In dieser Sprache nennt sich die Weltjugendliga wie auch ihr Bundesorgan Moka = Mondjunularo Katolika.

Das Ziel der jungen Moka war zunächst eine Konferenz, an der möglichst viele Jugendliche teilnehmen sollten, um die Satzung festzustellen, das Arbeitsziel genauer zu umschreiben, ein internationales Präsidium endgültig zu wählen. Das geschah in Graz vom 11. bis 12. August 1921. Die Konferenz wurde von Dr. M. J Metzger eröffnet. Es war ein denkwürdiger Augenblick in der Geschichte der katholischen Jugendbewegung, als sich Jünglinge aus 10 Ländern die Hände reichten zu einem christlichen Freundschaftsbunde und ihre Beratungen in der einen Bundessprache führten. Aus dem Tätigkeitsbericht des Herrn Generalsekretärs J. Sappl konnte man entnehmen, daß in kurzer Zeit erfolgreich gearbeitet worden war. Viele Orts-, Bezirks- und Landesjugendverbände aus 8 Ländern sind bereits angeschlossen. Ausgezeichnet bewähren sich die Delegierten. Ueber 100 solche Vertrauensmänner sind schon aufgestellt in 15, auch außereuropäischen Ländern, welche durch Zusendung von Berichten usw der Zentralstelle in Graz die Arbeit erleichtern. Eine eigene Kraft erweist sich erforderlich für den Weltjugendbriefwechsel. Diese Einrichtung gewinnt immer größere Bedeutung, sie hat bereits Verbindungen mit fast allen Ländern Europas und sammelt alle Anschriften von katholischen Jünglingen und Mädchen der ganzen Welt, die am Briefwechsel teilnehmen wollen, um sie zum Zwecke ausgedehnten Gedanken- und Ideenaustausches in einem eigenen Adreßbuch zu veröffentlichen. Was die Finanzierung betrifft, wurde für das Geschäftsjahr ein Budget von 100(00 Kronen aufgestellt. Die Liga war nicht in der Lage, für alle Kosten des Sekretariates, Schriften usw. aufzukommen. Ein Vorschlag, daß alle Delegierten bei ihren Delegierten Geschenke sammeln, also betteln gehen sollten, läßt ersehen, daß der großen Jugendsache leider kein geldkräftiger Mäcen zur Seite steht. Professor Arnold (Schweiz) sprach über Ziel und Bedeutung der Bewegung: frohe Opfer, restlose Hingabe, flammende Liebe müssen deren Bausteine sein. Wenn das Programm, leuchtender und erhabener als all die anderen, der Jugend auf geeignete Weise vor Augen gebracht werde, wird der Sturm fruchtbarer Freude über die verdüsterten Völker hinwegbrausen und einen neuen Frühling bringen.

Die praktischen Ausführungen des Herrn Sappl gingen dahin, daß sich die Weltjugendliga nur aufbauen könne auf den schon bestehenden nationalen Verbänden. Deren Zusammenschluß dürfe aber nicht mechanisch erfolgen, sondern durch immer engere Verbindung, welche sich durch Ausbau des internationalen Rundbriefs- und Vertretersystems und anderer praktischer Einrichtungen ermöglicht. Die Schaffung eines internationalen katholischen Jugendverlages wie eines Jugendorgans vielleicht als Beilage der bestehenden nationalen Organe wird in Angriff genommen. In dem H. H. Bischof von Siebenbürgen, Graf Majlath, gewann die Moka einen außerordentlich wohlgesinnten Schutzherrn. Als Ehrenpräsident wurde gewählt der weit bekannte Abg. Prälat Kanonikus Dr. A. Gießwein, Budapest, als Präsident Prof. W. Arnold (Zug, Schweiz), Geschäftsführer der Moka, als Generalsekretär Hans Sappl, Graz. Im Komitee sind zunächst Belgien, Frankreich, Deutschland, Holland, Italien und Spanien vertreten. In einer Entschließung brachte die Versammlung den aufrichtigen Willen zum Ausdruck, bei der unter dem Ehrenschutz Sr. Heiligkeit zu gründenden katholischen Jugendinternationale mitzuarbeiten, um zu helfen an der Vereinigung der gesamten katholischen Jugend aller Länder, um eine einheitliche geschlossene internationale katholische Jugendbewegung zu ermöglichen.

Im Auftrag der Versammlung hat im September auf dem italienischen Jugendkongreß in Rom Generalsekretär Sappl mit Erfolg die Arbeit der Moka dargelegt und die Begeisterung für Esperanto unter die Jugend getragen. Die Arbeit der Moka ist in ganz Europa auf das freudigste begrüßt worden, aus fast allen Ländern liegen begeisternde Zustimmungserklärungen und Aufmunterungsschreiben vor. Die Auslandsberichte geben Hoffnung, daß bald in den meisten Ländern Sekretariate eingerichtet werden können. Die Sache liegt in besten Händen. Sie besitzt in Herrn Sappl, der vor einem Jahre aus München nach Graz übersiedelte, einen noch jugendlichen Förderer von außerordentlicher Befähigung, der die ganze Kraft seiner liebenswürdigen Persönlichkeit der Bewegung weiht. Möchten sich in deutschen Landen neben den tätigen Mitgliedern auch unterstützende und Anhänger in recht großer Zahl finden und mitarbeiten an einer möglichst raschen Verwirklichung der Pläne der Moka, an der Vereinigung der katholischen Jugend aller Länder, so auch an der Verbrüderung aller Völker im Geiste des Evangeliums!

Wien.

Von Juliana von Stockhausen.

Goldener Wind flog durch die kühle Frühe. Der Himmel spiegelte in einem klaren, matt verwaschenen Blau. Kaum schwamm im Ost noch eine letzte, lustige Wolke. Die Sonne stand hoch.

Ich hatte einen Wagen genommen und fuhr nun rasch durch Hietzing. Zur Rechten und Linken flogen die heitren, gelben Rokoko- und Biedermeierhäusel vorbei. Alle Fenster waren offen. Irgendwo stand eine junge Frau und goß rotblühende Nelken, die in flammendem Sturz das Fensterbrett hinabfielen.

Licht war überall, funkelndes, tanzendes Licht über Häusern, Gärten und Straßen. Ein Leierkastenmann stand am Parkeingang. Lang lief seine eintönige Melodie im Wind.

Aus weichem, breitem Grün tauchte Schönbrunn empor. So wie eine Rokokodame, die ihr gelbseidenes Kleid mit beiden Händen spreizend, von tiefem Knixe auftaucht.

Das feine Wasserzersträuben großer Sprengwagen glitzerte köstlich über die breite Straße. Ein Duft von feuchter Erde und festem Grün ging erquickend um die Schläfe. Auf Rasenflächen blühten hundert und hundert Rosen. Gärtner gingen umher, etliche rechten das Gras mit langen, hölzernen Harken, andere hielten große Wasserschläuche; ein alter weißhaariger Mann stand mit einem Korb, in den er langsam eine Rose nach nach der anderen sammelte. Einmal zerflatterte die überblühte Blume. Da stand er ganz im Fallen der rosigen Blätter, senkte das weiße Haupt, und blies lächelnd den letzten Schaum von seiner Hand.

Das Schloß lag mit geschlossenen Fenstern in der Sonne. Breit und sehr königlich, doch die große Würde mit entzückender und fast koketter Anmut tragend. Lange blieb das Auge hingegeben an die köstliche Weite der Fassade, an Farbe und Form! Dann hob es sich. Silbern in der leuchtenden Sonne sprang die säulengegliederte Herrlichkeit des Gloriettes über dem Schlosse empor! Ganz Triumph, ganz Freude, ganz Licht!

Der Wagen fuhr weiter. Vor einer alten, schon ganz verwitterten Heiligenfigur, die unter Kastanien stand, lag eine Frau auf den Knien; sie hatte die Hände gehoben und betete mit einer stillen Innigkeit, mitten im Lärm der Fußgänger, Wagen und Elektrischen.

Nun fuhren wir die lange Mariahilferstraße hinab. Langsam verschwanden die kleinen Lädchen der Vorstadt. Automobile begannen zu flitzen. Schon sah man elegante Frauen. Die Auslagen der Läden wurden groß und reichlich. — Mit einem Mal waren wir unter den Bäumen am Ring. Unweit tauchten die Kuppeln der Hofmuseen aus dem Laub. Ich ließ sie links liegen, hieß den Kutscher zur Kärntnerstraße fahren und stieg dort aus.

Volk von Wien, göttlich heiteres Volk! Als die Anmut, die Anmut, — nicht die Grazie. Grazie kann kühl sein, fremdländisch, aber Anmut ist innig, warm, ist bewegt, fruchtbar, sentimental vielleicht, sicher voll Liebe, manchmal Liebelei. — Nun, als die Anmut geboren wurde, so war es nirgends anders auf der ganzen Welt denn in Wien. Südländische Sonne mag eine stärkere Grazie erzeugen, süddeutsch ist Anmut, die nicht heißer, roter Wein ist, sondern leichter, goldener Traubensaft, der im Blute tanzt wie der letzte, singende Strich einer Geige, die von Mozart träumt.

Sieh sie vorbeigehen, junge oder alte Frauen, leicht im Schritt, obwohl nicht immer schlank, doch stets bewegt, sehr blond, sehr licht, lachend! Nimm sie einzeln, es gibt entzückende Typen, angefangen von dem jungen Frauchen, fast noch ein Kind, beim Lachen fliegen die Locken rechts und links um die Ohren; wenn sie spricht, mengt sich dieses Lachen so gern in den melodischen Fall der Rede; bis zur alten Dame, die echte Spitzen mit derselben anmutigen Sicherheit trägt wie in ihrer Jugend frische Blumen. Fast nie sieht man eine Geschmacklosigkeit und, vielleicht liegt es in der Luft, die alles leicht und fein macht, fast nie etwas Grelles, Auffallendes. Nicht immer kleidet dem Wiener, was die Wienerin so entzückend macht. Die Härte eines ausgeprägten Charakters fehlt oft. Doch, um ehrlich zu sein, in dieser Luft wird auch das verwischt von der Weichheit der Geste, vom Klang der Sprache, die so sehr bestrickt. Sicher arbeitet er nicht wie bei uns Männer arbeiten, aber er hat eine solche Atmosphäre von aufmerksamer und galanter Heiterkeit, eine Heiterkeit, die schwermütig sein kann. Dies klingt paradox, ist aber so; man denke an Mozart, daß man ihn als das würdigt, was er eben ist. Und das ist das Schöne: eine Ladnerin ist genau so warm bewegt wie die große Dame. Es ist kein großer Unterschied zwischen dem Bemühen eines Kavaliers und dem Arbeiter, der in der Trambahn sitzt und der sich bückt und mit der Hand die Asche seiner Zigarette, die meinen Wildlederschuh bestaubte, hinweg wischt.

Eines nur war und blieb mir unerklärlich; wie dieses Volk den Stefansdom erschaffen konnte. — Vielleicht blieb irgendwo die Wildheit früherer Völker in Stein gebannt. Vielleicht erstarrte Krimhilds Schmerz und Stolz in einem letzten Schrei zu Gott! Nibelungenblut, das in Giselher und Hagen kreiste, meißelte vielleicht solch ein Gebet in die südliche Erde, daß sie von Gott wisse, der nicht in der Anmut, sondern in der unergründlichen, königsblauen Trauer deutschen, nordischen Herzens lebt. Vielleicht auch war es ein großer Mystiker, der diesen Bau erlebte, so wie Seuse Jesu und Mariä Minnen erlebte und Eckehardt den immanenten Gott. Den Gott, der über Sonnen thront und im Herzen der Kinder. Also fand er Gott im Spiegel des eigenen Ichs zurückgegeben und schuf seine Wohnung auf Erden in St. Stefan.

Gebet ist der Eingang, seitlich in riesige Wölbung gebannt; dunkel anklingender Ton einer goldenen Posaune über dem Schall ferner Trommeln. — — Kaum scheidet das Auge die Tiefe des Raumes, die Höhe des Steines, bis es an den braunen Dämmer gewöhnt ist. Langsam, sehr langsam, weil wie gefesselt in Ehrfurcht und Ergriffenheit, wandere ich weiter.

Irgendwo hör' ich das Lied der Wälder, höre meiner Heimaterde warme Quellen sickern — Kornfelder wiegen in der Sonne, fruchtschwer — Wein singt in den Trauben — O, du mystisch dreimal heiliger Gott, der du das Korn und den Wein der Erde, der du der Erde Fleisch und Blut zur Kraft des Sakramentes weihtest — dreimal heiliger, mystischer Gott.

Niedersinkend, ja ganz ertrinkend im goldbraunen Dämmer des Steins kniet man vor dir und weiß nichts mehr mit klaren Sinnen als eben dies „Hier wohnt Gott". Und dann versucht man aufzustehen und geht weiter, wie in Ewigkeiten, von ragenden Säulen, Pfeilerbündeln, Altären und Kreuzbögen, bis dort, wo die Kerzen vor der Madonna brennen — ganz hellgoldig in dem braunen Dunst von Stein und Weihrauch.

Dort knien immer Frauen; manche weinen, alle bringen Blumen oder Lichter, viele küssen den Rand des Bildes mit scheu flehenden Lippen. Wieder kniet man und wieder weiß man nichts, als daß es Gnade ist, hier zu knien.

Da ist ein Altar, darüber wölbt sich ein Spitzenschleier grauen Steins, matt blitzen Farben am Gewande eines heiligen Mannes.

Wie erlösend, wie wundervoll tragend ist die Weite des mittleren Portals, wenn man in der Mitte des Domes steht und den Blick wendet.

Wer war es, der die Kanzel schuf? Er glaubte nicht an Menschen — an Gott? — So wie ein Weiser, oder wie ein Narr. Köstlich sind diese Köpfe edler Mönche und ehrgeiziger Domherrn, fast fratzenhaft das Antlitz eines Scholastikers, doch hier wieder ein Blitz von jenem Feuer Gottes, das um die Häupter der Gesegneten weht.

Kreuzbögen, Pfeiler, Wölbungen! Das Licht bunter, herrlicher Fenster fließt über schmiedeeiserne Gitter, hinter denen der dunkel blutige Samt starrer Fahnen weht. Noch einmal bricht man in die Knie — wirft sich ganz hin in die große Inbrunst, die wie eine Welle blutdurchbrauster Geistigkeit zum Hochaltare jagt.

Das reißt die Seele empor, das schleudert den Schrei der ganzen Menschheit nach dem Licht, nach Gott, zur steinernen Wölbung empor. Dort ist keine Begrenzung im nackten Stein, nein, dort ist die Wolke des Dunkels, die den Herrn vor Menschen verbirgt.

Das ewige Licht glüht wie ein Herz im Finstern. — O Menschenherz, das also glüht um die Wahrheit, die das Leben ist, im Fleische wie im Geiste. (Schluß folgt.)

„Kehr um zu Zucht und deutschem Tun!"

Von Dr. K. Neundörfer, Mainz.

In der „A. R." vom 11. November 1916 konnte ich unter dem Titel „Deutsches Beten" eine Sammlung von Gebeten anzeigen und empfehlen, die damals neu erschienen war und nach Titelbild, Vorwort und Auswahl unserer damaligen Kriegsnot im Felde und daheim in besonderer Weise Rechnung trug. Das Büchlein fand über Erwarten großen Anklang. Während des Krieges erschienen noch zwei Auflagen, und nun wurde schon eine vierte Auflage notwendig, mit der das Büchlein im 15. bis 20. Tausend in die Welt hinausgeht. (Deutsche Gebete. Wie unsere Vorfahren Gott suchten. Ausgewählt und herausgegeben von Br. Bardo. Mit einem Vorwort von Engelbert Krebs, Freiburg i. Br. 1921. Herder & Co. 16°. 262 S. Preis: Kart. M. 14.60; in Halbfranz. M 20.— in schwarz Leder M 40.—).

Die drei Kriegsauflagen hatten als Titelbild Dürers „Ritter, Tod und Teufel" mit dem Wahrspruch: „Laß kommen die Höll mit mir zu streiten; ich will durch Tod und Teufel reiten." Die neue Friedensauflage zeigt auf der ersten Seite ein prächtiges, wenig bekanntes Holzschnitzwerk vom Hochaltar der Pfarrkirche zu Rotweil am Kaiserstuhl: den Erzengel Michael, den Patron Deutschlands, in herber, kräftig bewegter Gestalt, wie er die Lanze einem gemeinen Untier in den Nacken stößt. Der Geist aber, in dem dieses Bild gewählt wurde, und in dem diese Sammlung nun wieder ihren Weg antritt zu deutschen Betern, ist treffend in einem mittelalterlichen Dichterwort ausgesprochen, das dieser Auflage vorangesetzt ist:

„Daß das Deutsche Reich verwaist ist ganz,
Das kommt von eurer Habgier, deutsche Männer!
Darum ward deutscher Stolz so tief gebrochen. —
Dir, Deutschland, sollte dienen all die Welt; nun will man Dich hörig machen,
Verspielst Du, deutsches Volk, dein Heer und Recht, so kann der Erbfeind lachen.
Weh Dir, wie suhlt die Habsucht jetzt im Schlamm und nagt an schmutz'gen Knochen.
Gib nicht Dein Erb' in fremde Hand; der Schöpfer hat es Dir von Ewigkeit verlieh'n,
Denk, wie man grausam deine Führer in den Kot wollt' zieh'n, —
Kehr um zu Zucht und deutschem Tun, so wird die Schuld gerochen!"

Diese Verse bedeuten in der Tat ein Programm. Was uns jetzt vor allem not tut, ist Charakter, — Charakter gegenüber der „fremden Hand", die uns äußerlich knechtet, und Charakter gegenüber der „Habgier", die uns innerlich erniedrigt. Solcher Charakter aber hat seine natürliche Grundlage an unserer Nationalität, seine übernatürliche Stütze in unserer Religiosität. Unser Deutschtum ist für uns der gewachsene Boden, in dem wir die Fundamente unseres Charakters einsenken müssen, unser Glaube aber schützt uns gegen die Gefahren, welche der Entfaltung des Charakters vor allem drohen: Menschenfurcht und Habgier. Denn Gottesfurcht vertreibt Menschenfurcht und Hoffnung auf das Ewige macht frei von der Gier nach dem Irdischen.

In diesem Sinne wollen die „Deutschen Gebete“ mithelfen, einerseits unseren deutschen Charakter durch Religion zu härten, anderseits unsere katholische Religion charaktervoll auszuprägen, durch Anleitung zu deutschem Beten wieder ein betendes Deutschtum zu erwecken.

Dieser deutschen, zugleich herben und innigen, Art des Betens ist auch eine zweite Sammlung gewidmet, welche derselbe Verfasser unter dem Titel: „Die minnende Seele“ im letzten Jahre herausgegeben hat. (Mathias Grünewald-Verlag. Mainz. Geh. ℳ 14.—, geb. ℳ 18.— u. 22.—.) Ihr Grundstock ist ein längeres Zwiegespräch zwischen Gott und der Seele, „der Miene Spiegel“, in welchem den Erlebnissen der Reue und Gnade, der Trockenheit und der Vereinigung, eine fein empfundene künstlerische Form gegeben wird. Dazu kommen geistliche Lieder über Messe und Kommunion, Buße und Tagewerk, mystische Lebenskunst und mystischen Tod.

Es werden nicht alle in gleicher Weise von diesen deutschen Gebeten und Gedichten sich angesprochen fühlen. Nur der wird sie völlig nacherleben und zum organischen Bestandteil seines eigenen religiösen Lebens machen können, der mit den Verfassern eine gleichwertige Gemütsveranlagung und dazu eine gewisse Anpassungsfähigkeit an ihre altertümliche Ausdruckweise besitzt. Aber solche inneren Schranken sind schließlich jeder menschlichen Gebetsweise gesetzt, selbst der liturgischen der Kirche. Was an den „Deutschen Gebeten“ und der „Minnenden Seele“ vor allem und für alle wertvoll ist, dürfte dies sein: sie bringen uns zu Bewußtsein, wie fremdländisch und verwaschen doch vielfach unsere Gebete sind, und zeigen uns den Weg zu einer Frömmigkeit, welche die Echtheit bodenständigen Charakters mit der Fülle des katholischen Glaubensinhaltes verbindet.

Professor Dr. J. Klugs Urteil über die Reglementierung der Prostitution.

Wer kennt nicht Klugs gehaltvoll und anregend geschriebene Schriften? Mit Recht sind sie bei alt und jung, namentlich bei unseren Akademikern, geschätzt und viel gelesen. Klugs Urteil gilt etwas bei den Katholiken deutscher Zunge und darüber hinaus, und mit Recht. In dem Streit nun, den der international bekannte Lebens- und Sozialreformer Dr. Johann Ude, Graz, schon mehrere Jahre mit den Anhängern und Verteidigern der staatlich reglementierten und bordellierten Prostitution führt, wurde vom „Grazer Volksblatt“ (Nr. 307 v. 10. Juli 1921) in dem Artikel „Die Christlichsozialen und die Sittlichkeitsfrage“ Klug als einziger gewichtiger Zeuge für die staatliche Notwendigkeit der Reglementierung und Bordellierung des Unzuchtslasters angerufen. Prof. Ude, als Gründer und Vorsitzender des derzeit größten katholischen Sittlichkeitsvereins „Oesterreichs Völkerwacht“ hält den Verteidigern und Rechtfertigern des staatlichen Reglementarismus fort und fort vor Augen, daß diese durch die Verteidigung und Rechtfertigung der staatlichen Reglementierung die Schuld schwerer Sünde auf sich laden.

In dem zitierten Artikel des „Grazer Volksblattes“, den man als eine förmliche Apologie für die staatliche Notwendigkeit der reglementierten und bordellierten Unzucht bezeichnen könnte, werden aus dem Werke Klugs „Lebensbeherrschung und Lebensdienst (II. Bd., S. 251) einige Sätze zitiert, in welchen Klug tatsächlich die staatliche Duldung der Prostitution vom hygienischen und moralischen Standpunkt aus als das „kleinere Uebel“ zu rechtfertigen sucht. Das „Grazer Volksblatt“ schreibt im Anschluß an Klugs Worte: „Wenn ein katholischer Theologe von diesem Ruf und Ansehen eine solche Lehre vertritt, dann würde auch ihn der Vorwurf treffen, daß er dadurch die Schuld einer schweren Sünde auf sich ladet.“

Prof. Ude wendete sich sofort brieflich an Dr. Klug und teilte ihm bedauernd mit, daß er (Dr. Klug) als Gewährsmann für die staatliche Notwendigkeit der Reglementierung öffentlich zitiert werde. Postwendend schrieb nun Prof. Klug an Prof. Ude folgende Zeilen mit der Erlaubnis, sie zu verwenden, wo und wie er es für gut hält:

„den 24. VIII. 1921.

Lieber hochverehrter Herr Kollege!

Schon längst steht es mir fest, daß ich in einer 2. Auflage von „Lebensbeherrschung und Lebensdienst“ meine Stellung zum Prostitutionsproblem im Sinne einer radikalen Gegnerschaft gegen die staatlich überwachte Prostitution ändern werde. Ich wurde durch Aerzte belehrt, durch Reglementierung könne man das größere Uebel verhüten, ich bin durch fachkundigere Aerzte und durch andere berufene Beurteiler der Sache eines Besseren belehrt worden. Ich werde, sobald eine 2. Auflage kommt, so laut als nur möglich reden und Seite an Seite mit Ihnen kämpfen. Berufen Sie sich, ich bitte darum, heute schon auf mich! — Für Ihre Broschüren besten Dank; ich werde sie empfehlen. Mit kollegialem und konfraternem Gruß

Ihr Professor Dr. Klug.“

Professor Ude fühlt sich im Interesse der Ehrenrettung seines hochwürdigen Kollegen verpflichtet, auf diesem Wege jedem Zweifel in die heutige Ansicht Klugs einen Riegel vorzuschieben, damit man es nicht mehr wage, diesen geschätzten Autor für eine so „viehisch gemeine“, vom gesundheitlichen Standpunkt wie vom moralischen und schon gar vom christlichen Standpunkt aus so verurteilenswerte Sache als Gewährsmann anzuführen. Prof. Klug hat gerade durch diesen Brief, den wir hier veröffentlichen, bewiesen, daß er wirklich ein wahrer, ehrlicher Gelehrter ist, der öffentlich und frei einen begangenen Irrtum eingesteht und widerruft, wenn er eines Besseren belehrt ist. Hoffentlich werden nun alle jene Kreise, die mit einer gewissen Schadenfreude Prof. Klug gegen Prof. Ude als Zeugen angerufen haben, von dieser Erklärung Kenntnis nehmen und auch ihrerseits dem Beispiel des „katholischen Theologen von diesem Ruf und Ansehen“ folgen. Man sollte es endlich aufgeben, katholischerseits eine so verlorene Sache, wie es die Reglementierung und Bordellierung der Prostitution ist, mit kasuistischer Spitzfindigkeit verteidigen und retten zu wollen. Denn der Abolitionismus ist auf allen Linien siegreich im Vormarsch. Jüngst erst hat die in Kopenhagen abgehaltene nordeuropäische Konferenz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, auf der Deutschland, England, Finnland, Holland, Norwegen, Schweden und die Liga der Roten Kreuz-Gesellschaften offiziell vertreten waren, unter anderem an fünfter Stelle folgenden Leitsatz aufgestellt: „Die Reglementierung und behördliche Duldung der Gewerbsunzucht hat sich bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten als wirkungslos erwiesen. Sie kann sogar als schädlich erachtet werden, da sie eine behördliche Anerkennung eines sozial-schädlichen Gewerbes darstellt.“

Der große, internationale Kongreß der Fédération Abolitionniste Internationale (Generalsekretariat in Genf, 3 Rue du Vieux-Collège) zu Rom, zu dem Prof. Ude speziell als Berichter eingeladen worden ist, wird auf seiner Tagung vom 3.—5. Nov. neuerdings wieder schärfstens zum Problem der Abschaffung des Reglementarismus Stellung nehmen.

Anmerkung: Internationaler Kongreß der Fédération Abolitionniste Internationale (F. A. J.) in Rom. Der von der F. A. J., dem Bund sämtlicher Sittlichkeitsvereine der Welt, zu Rom vom 3.—5. Nov. veranstaltete Internationale Kongreß wird sich mit folgenden wichtigen Fragen beschäftigen: 1. Mit der Frage der Internierung in Erziehungs- oder Besserungsanstalten von Personen, welche sich gegen die öffentliche Moral vergangen haben. 2. Mit der Frage über obligatorische Behandlung venerischer Krankheiten. 3. Mit der Frage, ob Zivil- oder Militärbehörden die Anwendung individueller Desinfektionsmittel (Präservative u. dergl.) begünstigen und anempfehlen sollen. Für sämtliche Kulturnationen sind nationale Berichterstatter vorgesehen. Nähere Auskünfte erteilt das Generalsekretariat der Fédération Abolitionniste Internationale in Genf, 3 Rue du Vieux College.

Vom Büchertisch.

Die Mindern Brüder. Franziskuslegenden. Von A. Patin. Regensburg, Joseph Habbel. 8° 60 S. — Wer Dr. A. Patins großzügiges, markiges Trauerspiel „Noritzer“ kennt — wie dringlich möchte man unserm stark aufblühenden „Bühnenvolksbund“ ein kräftig förderndes Interesse für gerade derartige vaterländisch-bodenständige, zugleich universal eingestellte Stücke wünschen! —, wird doppelt gern nach dem oben angezeigten, freilich wesentlich andersartigen rhythmischen Werkchen greifen. Und wird es von Anfang bis Ende in straffer Spannung und heller Freude lesen: immer sein „sympathisches“ Verständnis für die Eigenart des Stoffes und für dessen Forderung einer möglichst unmittelbaren Darstellung vorausgesetzt. A. Patin ist dieser Forderung als zwingendem Gebot nachgekommen: in dichterischer Einfachheit, die fast als Schlichtheit wirkt, in engstem Festhalten am epischen Fluß, den er aber durch Eröffnung strahlen- oder blitzartig wirkender seelischer Tiefblicke aufs feinsinnigste zu beleuchten weiß. Allen Freunden echtkünstlerischer Anspruchslosigkeit empfehle ich dies Büchlein aufs wärmste. E. M. Hamann.

Junge Helden. Ein Aufruf an Jungmannen zu edlem Streben und reinem Leben von Hardy Schilgen S. J. 2. Auflage. (11. bis 40. Tsd.). Kevelaer 1921. Verlagshandlung Joseph Bercker. 187 Seiten. — Viele bieten sich heute der Jugend als Führer an und geben ihr Leitsätze für das Leben. Der Verfasser vorliegenden Büchleins hat es verstanden, damit etwas zu schaffen, was aus der fast unübersehbaren Menge neuerer pädagogischer Literatur achtunggebietend hervorragt. Sein väterliches Wohlwollen für die Jugend, seine tiefe und gefestigte Ueberzeugung, seine edlen Absichten und vorurteilslosen Ansichten — all das wird in jeder Zeile lebendig und offenbar und flößt der Jugend Vertrauen ein, das jeder erringen muß, der ihr wahrhaft helfen und dienen will. Inhaltlich und in der ganzen Art der Ausführung ist dies Büchlein wohl zu den vollkommensten seiner Art zu zählen; ein ganz außergewöhnliches Meisterstück ist Buch II — „Heldenkampf.“ (Seite 55—173.) Das überaus heikle Thema der Keuschheit ist hier in durchaus geziemender und doch erschöpfender Art behandelt. Es ist dem Verfasser trefflich gelungen, den Wert der Keuschheit für das zeitliche und ewige Leben darzustellen und zu beweisen. Richard Oettl.

„Reifusch“ (Reichskurzschrift) von Rudolf Prehm, Kirchhörde (Dortmund) 28. Preis 5 ℳ. — Verfasser stellt ein neues Kurzschriftsystem auf, das infolge seiner Einfachheit, Deutlichkeit und Kürze als Schul- und Volkskurzschrift sich besonders empfehlen dürfte. Auch Stenographen nach anderen Systemen werden infolge des eigenartigen Aufbaues der neuen Schrift das Büchlein mit großem Interesse studieren. Gleichzeitig liegt ein kurzer Lehrgang in drei Briefen vor, der zum Preise von 3 ℳ ebenfalls von dem Erfinder des Systems bezogen werden kann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. Aus Anlaß der Tagung des **Bühnenvolksbundes**, dessen Veranstaltungen, Beschlüsse und Anregungen wir noch in einem besonderen Berichte zu werten gedenken, brachte die Generalintendanz die **Uraufführung** von „**Der Tänzer unserer lieben Frau**", ein kleines Legendenspiel nach altem Text von Frz. Johannes **Weinrich**, Musik von Bruno **Stürmer**. Aus dem Spielmannsliede des 12. Jahrhunderts, wie es uns Wilh. Herz verdeutscht hat, ist der alte Stoff vielfach in unsere Literatur eingedrungen. Die schlichte Naivität, mit der einst der Spielmann seine Gauklerkünste in den Dienst der Gottesmutter stellte, ist geschwunden, es erwächst der Entschluß bei Weinrich aus der Verzweiflung des Gottsuchers, der inbrünstig einem Weg zur Erlösung nachspürt. Die Bühnendichtung zerfällt in zwei Bilder, das erste zeigt den Spielmann vor der Klosterpforte. In der Begegnung mit einem laut über die Bühne tobenden Hochzeitszug wird der Kampf zwischen Welt und Kloster in der Seele des Spielmannes neu entfacht. Den Spielmann zerwühlen die Gefühle, schreibt der Dichter als Regiebemerkung in dem Buche (erschienen bei Haas & Grabherr in **Augsburg**), aber er überläßt die Schilderung dieses Schwankens hier fast ausschließlich der mimischen Kraft des Darstellers und der Musik. Mit dem Eintritt in die Klosterpforte schließt das Bild. Das zweite zeigt den Mönch vor der Statue der Madonna, sich zerquälend in dem Gedanken, als einfältig schlichter ungelehrter Mann gar nichts zu Ehren Marias tun zu können. Weinrichs Sprache ist von starker Eindringlichkeit und Gefühlsstärke, aber sie ist von stets sich steigernder Ekstase einer schrankenlosen Romantik, in welcher mir Gefahren für den Dichter zu liegen scheinen. Nach dem Tanze vollzieht sich das Wunder, daß Maria sich tröstend zu dem Weinenden neigt und ihm kündet, daß er heute noch im Paradiese sein werde. Der eintretende Abt hat das Geschehnis erspäht, und in seinen Armen stirbt der Bruder Spielmann. Die Musik Bruno **Stürmers**, eines jungen begabten Tonsetzers, geht die neuesten Wege insbesondere, wo sie die Zerrissenheit der Gefühle schildert, findet aber später zurück zum Melos und bietet das Schönste im Zusammenklingen mit dem alten Melodiengut kirchlicher Chöre. Sie werden vom Lehrergesangverein sehr schön gesungen. **Stieler** bot als Bruder Simplizius eine Gestalt von starker Innerlichkeit, die nicht leicht übertroffen werden könnte. Die Bühnenbilder, die alles kleinliche Detail vermeiden und von großer Suggestionskraft sind, entwarf **Pasetti**. Wo die Regie **Neubauers** von den Anweisungen des Dichters abweicht, erreicht sie immer eine Verstärkung und Konzentrierung des Ausdruckes. Die Musik leitete mit Umsicht Dr. **Böhm**. Der Uraufführung voraus ging „**Der Ackermann aus Böhmen**", ein Streit- und Trostgespräch aus dem 14. Jahrhundert (bearbeitet von R. Frank). In ihm ergreift die deutsche Sprache Besitz von Gedanken, die vordem dem Latein vorbehalten geblieben, sie schickt sich an, das Instrument zu werden, auf dem Größtes und Tiefstes einer neuen Zeit zu sagen war. Dem Denker **Johannes von Saaz** war seine junge Frau gestorben. Sein Schmerz bäumt sich wild auf und er schreit seine Anklage dem Tode ins grauenhafte Antlitz. Bibel und Philosophie der Antike geben ihm das gelehrte Rüstzeug, der Schmerz eine bis ins Gigantische gehobene Größe, die erst vor der Stimme des Herren sich zur Demut zurückfindet. Ein Werk von Weisheit und Schönheit und tiefstem Erleben, aber für die Bühne? Der genannte Spielleiter und der Maler taten alles für eine ins Große, gewissermaßen Ueberweltliche gehende Gestaltung. **Faber** gab dem Ackermann die ganze Kraft der Empfindung, **Zäpfel** wußte die Personifikation des Todes, dessen realistische Sprache uns Heutige stört, ins Gewaltige zu steigern, und die Stimme Gottes klang erhaben aus dem Munde **Jacobys** über den Raum. Dennoch glaube ich nicht an eine längere Wirkung auf das Publikum, denn die Bühne hat andere Kunstgesetze, als die Philosophie und darum darf man nicht jeden einen ungebildeten Menschen nennen, der die religiöse Tiefe des Denkers aus Böhmen nicht voll erfaßt hat. Die Zuschauer nahmen das Werk mit achtungsvollem Schweigen auf, bei dem Legendenspiel gab es herzlichen Beifall. Ein Zischer protestierte. Man bemerkt es in letzter Zeit öfters, daß einzelne ihre abweichende Ansicht für wichtig genug halten, um sie nicht unterdrücken zu können.

Nekrologe. Den beiden großen Künstlerinnen, deren Tod wir in der vorigen Woche gedenken mußten, sind zwei weitere gefolgt, die auch aus einer schönen künstlerischen Vergangenheit zu uns herübergrüßten, Sophie **Stehle** und Klara **Heese**. Sophie Stehle, die unter Richard Wagners Leitung in München die Senta erstmalig sang, die zum ersten Male die Gestalten der Fricka und der Brunhilde verkörperte, ist schon durch diese Tatsachen für immer der kunsthistorischen Vergessenheit entrückt. Sie übte auf ihre Hörer einen wundersamen Zauber aus, diese Sängerin der „Elsa" und „Elisabeth". 1842 in Sigmaringen geboren, betrat sie 1860 die Münchener Hofbühne, welche sie außer zu Gastspielen, die sie in alle Weltstädte führten, nicht verließ, bis sie schon 1874 auf der Höhe ihrer Kunst ihre Sängerlaufbahn beschloß, um dem Freiherrn v. Knigge ihre Hand zu reichen. Auf ihrem Schlosse Harterode bei Hannover ist die Neunundsiebzigjährige nun gestorben. — An Klara Heese erinnern sich noch viele. 1853 in Dresden geboren, hat sie daselbst die ersten Bühnenschritte unternommen, dann in Regensburg und Meiningen gespielt, aber erst in Hamburg und im Wiener Burgtheater die volle Möglichkeit künstlerischer Entwicklung gefunden. 1882 kam sie an die Münchener Hofbühne. Im Zusammenwirken mit Heinrich Keppler hat sie im Lust- und Schauspiel durch die gewinnende Liebenswürdigkeit ihres Wesens, die Anmut ihrer Erscheinung und die Wärme ihres Empfindens ihr Publikum entzückt; ihre „Katharina" wird sehr gepriesen. Man gab die zu bezähmende Widerspenstige damals nicht so ruppig wie heute, da hochgelehrte Herren Regisseure den Nachdruck darauflegen, daß Shakespeare die Komödie vor einem betrunkenen Kesselflicker spielen läßt. Die Beatrice in „Viel Lärm um nichts", Leonore Sanvitale, Viola, Hero waren Glanzrollen der Klara Heese. Aber auch die Voßsche „Alexandra", die sie bei der Uraufführung in Berlin spielte, die „Madame Sans Gêne", „Komtesse Guckerl" und späterhin die Elisabeth im Sudermannschen „Glück im Winkel", die „Thora Parsberg" Björnsons gab sie in einer vollen Lebendigkeit, die von einer vollendeten Formgebung nicht beengt, sondern im Gegenteil in der Wirkung gesteigert wurde. Die Kunst der Heese hatte etwas ausgesprochen Aristokratisches. 1900 trat Klara Heese ins Privatleben zurück: das Publikum hat es Possart übel genommen, daß er sie ziehen ließ, und in der Tat hätten sich für diese Frau von Gemüt und Geist noch Rollen gefunden für die Zeit, da sich des Lebens Sommer zum Herbste neigt.

Schauspielhaus. „**Der Wettlauf mit dem Schatten**", ein Schauspiel von W. v. **Scholz**. Ein Dichter schreibt einen Roman, der unbewußt Schicksale eines Mannes schildert, der an der Liebe zu des Dichters Frau zugrunde geht. Verhältnisse und Beziehungen, die dem Dichter selbst unbekannt sind. Scholz sucht dies mit mystischen Kräften zu deuten, die aus dem Unterbewußtsein der Frau in das ihres Mannes hinüberspielen. Später tritt der Liebhaber handelnd in das Stück, und während der Dichter, der sich aufs Land zur Arbeit zurückzieht, schreibt, erleben die Frau und jener Zurückgekehrte, was er dichtet. Als der Dichter zurückkehrt, empfindet er erst dumpf, dann mit voller Gewißheit, daß sein Dichten nur das Nachschreiben einer Wirklichkeit war. Doch will er sich schließlich als Herr des Lebens fühlen, indem er durch das literarische Vorbild den Nebenbuhler geradezu zwingt, in den Tod zu gehen. Ein robustes Stück zeitweise, aber es schrieb ein Dichter, der über Zusammenhänge grübelt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt und er gestaltete es in sehr geistvoll ausgefeilten Dialogen. **Wüstenhagen** und **Kalser** geben die beiden Männer, zwischen denen die Frau schwankt, mit starker Plastik. Die letztere blieb blaß. Wenn eine Schauspielerin von Bedeutung ein Theater leitet und nicht alle Rollen von Bedeutung selbst spielen mag, dann braucht das Theater eine weitere Darstellerin von Bedeutung. L. G. **Oberlaender**, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsenwoche begann infolge der jüdischen Feiertage bei schwachem Besuche, doch war die Tendenz durch die neue Steigerung der fremden Valuten sehr fest. Der Montanmarkt zeigte grosse Anziehungskraft durch die Mitteilungen, die bei der Generalversammlung des Lothringer Hütten- und Bergwerkvereins der Vorsitzende ausgeführt hatte, indem er betonte, entgegen der Meinung vieler Fachgenossen könne er die augenblickliche Bewegung nicht mehr als eine rasch vorübergehende Scheinkonjunktur betrachten. Nach und nach gehe die internationale Welle des steigenden Wirtschaftslebens, welches einen enormen Weltbedarf in allen Eisenfabrikaten zeigt, auch auf die Siegerstaaten über. Bedeutende Austauschgeschäfte zwischen England und Deutschland wurden betätigt. Nur Frankreich suche den Wirtschaftsverkehr zu diktieren. Die Dauer der Konjunktur steht und fällt mit der Bewegung der Mark. Ein rasches Steigen — von dem wir weit entfernt sind — würde eine Katastrophe und Arbeitslosigkeit bringen. Das Elend einer weiteren Verschlechterung der Mark aber könne nur mehr Arbeit über den **Achtstundentag** hinaus bringen. (Er ist zum ersten Male gebrochen in den Leunawerken). Weiter günstig wirkte der glänzende Abschluss von Phönix (108 284 434 ℳ Reingewinn gegen 47 687 460 ℳ im Vorjahre, 25 % Dividende.) Auch bei den anderen Industrien trug die Börse Haussecharakter. Bei den vielen Tagen, die die

Börsen geschlossen halten, berichten wir nach denjenigen, die an dem gleichen Tage offen hatten, ohne in jedem Falle dies ausdrücklich zu betonen, da es doch hier nur gilt, die allgemeine Entwicklungskurve darzulegen und die Ursachen aufzuspüren, welche sie beinflusst haben oder weiterhin beeinflussen werden. Auch am zweiten Tage überwogen bei weitem die Kaufaufträge. Phönix eröffneten am 5. Okt. mit 970 Proz. und überschritten bald den Kurs von 1000 Proz. Abschwächende Erklärungen der Verwaltung der Rhein-Elbe-Union machten keinen Eindruck auf die Kauflustigen. Der bevorstehende Abschluss der Wiesbadener Verhandlungen und die Mitteilung, dass die Novemberreparationszahlungen durch Sachzahlungen getilgt sind, hat eine Entspannung des Devisenmarktes erwarten lassen. Es herrschte aber ein Mangel an Devisen, der eine Versteifung bewirkte. Der 6. Oktober brachte auf dem Effektenmarkt eine stattliche Zahl erheblicher Kurseinbussen, die von Abgaben der Berufsspekulation herrühren. Die Grundstimmung war auch am 7. schwach; eine Dauer dieser Tendenz in der neuen Woche erscheint nicht wahrscheinlich.

Auf allen Warenmärkten herrscht durch die Entwertung der Mark ein Warenhunger. Die Preise gehen nach oben, weil die Verschlechterung der Mark die Einfuhr der Rohstoffe stark verteuert hat. In der englischen Presse mehren sich Stimmen der Vernunft, die die Wahrheit erkennen, dass Deutschland vor eine Aufgabe gestellt worden ist, die seine Kräfte übersteigt, und dass die Forderung, wir sollten unser Budget ins Gleichgewicht bringen, einfach unmöglich durchzuführen ist. Man erwägt den Zeitpunkt, an dem die Mark praktisch wertlos sein wird. (Der Ausweis der Reichsbank, der eine neue Mehrung des Notenumlaufes um 4200 Mill. ℳ aufweist, hat bei uns erschreckt. Uebrigens ist diese Tatsache Grund genug, dass die Effektenhausse nicht zum Stillstand gelangen kann.) Das Abkommen zwischen Rathenau und Loucheur kann immerhin zur Besserung der Mark einiges beitragen, und von der Londoner Konferenz, auf welcher unter Teilnahme Deutschlands die europäischen Staaten und Japan den wirtschaftlichen Wiederaufbau beraten werden, zeigen sich Perspektiven, an die man einige Hoffnungen knüpfen kann.

München. K. Werner.

Notgeld. Eine der schönsten Ausgaben des deutschen Notgeldes ist die in Quedlinburg erschienene König-Heinrich-Serie: „Heinrich der Vogelsteller." 6 Scheine mit der Schere geschnitten von W. Hege, dem Schöpfer des Naumburger Hussitengeldes; auf edlem Papier gedruckt. Jedem Sammler fehlt der Schlußstein seiner Sammlung, wenn er diese Serie nicht besitzt!

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag:
München,
Galeriestraße 35a. Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M. 15.—
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach
dem Ausland besonderer
Tarif, im allgemeinen
Frs. 5.— des Schweizer
Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig
durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M. 1.—, Anzeigen
auf Textseite d. 95 mm breite
Millimeterzeile M. 5.—.
Anzeigenannahme durch
die Geschäftsstelle d. „Allg.
Rundschau", München,
Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften
ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung
werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden
nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 43 München, 22. Oktober 1921. XVIII. Jahrgang.

Oberschlesien. — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Mit dem Entscheid des Völkerbundsrates über Oberschlesien, dem der endgültige Spruch der Ententemächte in wenigen Tagen folgen muß, ist eine neue Stunde für die deutsche Politik angebrochen. Viele schreiben, eine Schicksalsstunde. Das erhabene Wort Schicksal ist zu gut, um wie die Mark täglich auf Papier gedruckt und entwertet zu werden. Eine Schicksalstunde für ein Volk oder einen Menschen schlägt nicht, wenn es sich fragt, ob sie äußere Güter verlieren, sei es selbst ein Glied des Leibes. Sie schlägt nur, wenn sie einen Entschluß über ihr ganzes Selbst fassen. Ob Oberschlesien Deutschlands Schicksal wird, läßt sich nicht ohne weiteres mit Ja oder Nein beantworten.

Hängt Deutschlands wirtschaftliches Leben vom Besitz des ungeteilten Oberschlesien ab? Auf Grund der Nachrichten, die bis 15. Oktober über den Teilungsvorschlag öffentlich waren, verliert Deutschland 42,5 % seiner gesamten Kohlenvorräte, an Steinkohlen allein 28 Millionen Tonnen im Jahr. Ferner 60 % der deutschen Zink- und 27 % der deutschen Bleierzförderung, dazu einen beträchtlichen Teil des Eisens. Das alles müßten wir vom Ausland einführen, um unsere Industrie auf bisheriger Höhe zu erhalten. Der deutsche Geldwert würde dann vollends in den Abgrund sinken. Fremdes Kapital würde in unseren Fabriken billig arbeiten, die jetzt schon stark angefressene Selbständigkeit der deutschen Wirtschaft wäre dahin. Das scheint unabwendbar, aber in der Wirtschaft spielen so vielerlei Einflüsse gegeneinander, daß wir nichts Bestimmtes voraussagen möchten.

In politischer Hinsicht müssen wir noch sorgfältiger prüfen, ob wir in einer Schicksalstunde stehen, denn hier sind wir in gewissem Umfange fähig, unser Schicksal zu bestimmen. Zunächst stellt der Entscheid von Genf die Reichsregierung vor eine ganz neue Lage. Das wurde in Berlin auch amtlich ausgesprochen. Die ganze Politik des Kabinetts Wirth stand auf der Voraussetzung, daß uns Oberschlesien im wesentlichen erhalten bliebe. Anders konnten wir das Ultimatum nicht erfüllen, noch konnte die Regierung die Unterwerfung unter das Ultimatum wirksam vor dem Volke vertreten. So verstand sich von selbst, daß das Reichskabinett seinen Rücktritt ins Auge faßte. Nicht weniger vernünftig war aber, daß es sich erst entschließen wollte, wenn wirklich das letzte Wort über Oberschlesien gesprochen und amtlich kundgemacht sei. Wir haben genug von dem einen Mal, als Fehrenbach-Simons eilfertig abdankten und das Reich in der allerkritischsten Stunde führerlos war. Ist der deutschen Regierung der Spruch eröffnet, so hat sich der Reichstag zu entschließen, welche politischen Folgerungen daraus zu ziehen sind. Das Mindeste ist eine scharfe Prüfung der Wiedergutmachungsfrage. Ohne die Hälfte der oberschlesischen Bodenschätze können wir ganz unmöglich weiter das erfüllen, dessen Leistung uns schon jetzt fast erschöpfte. Nach allem, was schon vor der neuen Lage aus Amerika und England zu hören war, müssen unsere Gegner solchen Vorstellungen zugänglich sein. Ja, sie dürften uns weit lieber auf diesem Gebiet entgegenkommen, als an der Grenzführung des Völkerbundsrates noch Bedeutendes ändern. Lloyd George zwar ist nicht zufrieden mit ihr und sein bibelfestes Gewissen wird ihn an die Rede von Ja, ja — Nein, nein und an sein Wort vom fair play mahnen. Aber er hat jetzt größere Sorgen und fühlt sich anscheinend nicht einmal mehr ganz fest im Sattel. Lord Robert Cecil und Lord Grey greifen seine Regierung offen an und werben Bundesgenossen. Auch tut England uns nach Rathenaus Wiesbadener Abkunft mit Frankreich nicht leicht mehr einen Gefallen. Die übrige Welt wird sich gern bei dem Spruch des Völkerbundes beruhigen und unbesorgt um unterirdisches Grollen an ihren Kartenhäusern weiter bauen.

Trotzdem muß der Teilungsvorschlag angefochten werden, denn er widerspricht dem Abstimmungsergebnis und dem Frieden von Versailles. Es ist zwar falsch, anzunehmen, daß wir aus beiden unbedingt ein Recht auf das ungeteilte Land hätten. Der Friedensvertrag besagt VIII, Anlage § 5:

„Bei Abschluß der Abstimmung wird die Stimmenzahl in jeder Gemeinde den alliierten und assoziierten Hauptmächten von dem Ausschuß mit einem erschöpfenden Bericht über den Wahlgang mitgeteilt. Beizufügen ist ein Vorschlag über die in Oberschlesien unter Berücksichtigung der Willenskundgebung der Einwohner sowie der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften als Grenze Deutschlands anzunehmende Linie."

Hiernach hatte der Viererausschuß im Völkerbund (Spanien, Belgien, Brasilien, China) das Ergebnis der Abstimmung gemeindeweise mit den geographischen und wirtschaftlichen Bedürfnissen zu vereinigen. Eine Linie nach der Abstimmung zu ziehen, war unmöglich. Deutsche und polnische Mehrheiten lagen bunt durcheinander, Völkermischung und Geographie in unheilbarem Streit. Die wirtschaftlichen Belange endlich verboten eine Teilung des Industriedreiecks. Wie half sich da der hohe Ausschuß? Wir wissen nicht, wie weit er sich mit oberschlesischer Statistik beschäftigt hat und wie weit mit Burgunder, Schweizerkäse und den berühmten nächtlichen Vergnügungen von Genf. Die Frucht seiner Sitzungen von 2 Monaten ist jedenfalls echte Kommissionsarbeit, die keiner der vier Berater unter eigner Verantwortung zu vertreten gewagt hätte. In einer schrecklich gewundenen Erklärung gibt die babylonische Viergestalt zu, daß sie das Rätsel nicht lösen konnte. Sie hat einen Ausgleich zwischen Bevölkerung, Geographie und Wirtschaft gesucht und dabei alle drei ärger vergewaltigt, als die kühnste Einbildungskraft sich vorstellen mochte. Die neue Grenze folgt so genau der Abstimmung, daß Kattowitz mit deutscher Fünfsechstelmehrheit und Königshütte mit deutscher Dreiviertelmehrheit in Polen liegen. Geographisch stößt eine deutsche Spitze tief zwischen polnisches Gebiet. Wirtschaftlich wird das Industriedreieck zerschnitten. Da aber die schlimmen Folgen davon doch zu sehr auf der Hand liegen, schlägt man vor, über die politische Grenze hinweg eine wirtschaftliche Einheit zu schaffen, Zollfreiheit, Beibehalt des deutschen Geldes usw. — Das letzte findet im Friedensvertrag keine Stütze, wie auch auf seiten der Entente zugestanden wird. Namentlich in England wird offen ausgesprochen, daß Deutschland und Polen zu diesem Teil der Lösung ihre Zustimmung geben müßten. Hier liegen unter Umständen diplomatische Möglichkeiten für unsere Regierung. Zwar wurde unterm 15. Oktober aus London gemeldet, das britische Kabinett habe sich für rückhaltlose Annahme des Vorschlags von Genf, einschließlich der wirtschaftlichen Anregungen, entschieden. Bei deren Durchführung aber hängt so viel vom guten Willen der beiden Beteiligten, Deutschland und Polen ab, daß es nicht schwer sein kann, von hier aus die Unmöglichkeit der ganzen Lösung aufzudecken.

* * *

Am 16. Okt. gingen die Berliner Stadtwahlen vor sich. Ihre politische Bedeutung ist — leider — für das ganze Reich sehr groß. Die Gemeindepolitik von Berlin färbt im stärker zentralisierten neuen Deutschland mehr als oft gut ist, auf die preußische und die Reichspolitik ab. Die Wahlen vom 16. Okt. haben die sozialistische Mehrheit im roten Haus gebrochen. Den

820 076 Stimmen der MSP., USP. und KPD. stehen 855 763 bürgerliche gegenüber. Den größten Gewinn verzeichnen die Deutschnationalen. Das Zentrum hat sich ohne Verlust behauptet.

Vor Deutschlands Grenzen bereitet sich in Oesterreich, wie wir schon in Nr. 42 andeuteten, eine Umwälzung vor. Wir erblicken drei Herde: Die Auflösung in Wien, die Sammlung der erhaltenden Kräfte in Tirol und den Aufmarsch der habsburgischen Truppen unter Stefan Friedrich in Westungarn. Daneben hat es wenig zu bedeuten, daß Oesterreich, die Republik, und Ungarn, die Regierung von Horthy, in Venedig unter Beihilfe des italienischen Außenministers della Torretta sich über das Burgenland geeinigt haben. Wer glaubt denn, daß es wirklich geräumt wird und daß Oesterreich überhaupt Gelegenheit erhält, dort eine Volksabstimmung auszuschreiben! Die Anhänger Kaiser Karls sind in Deutschland beträchtlich unterschätzt worden. In unseren Spalten wurde einmal davor gewarnt (Kleinösterreich-Ungarn Nr. 21), denn es gehören viele der tüchtigsten und besten Oesterreicher dazu. Heute dürften sie leichtes Spiel haben. Deutschland könnte zu einer Umwälzung in Oesterreich höchstens Stellung nehmen, wenn drüben von selbst der Anschluß an das Reich erklärt würde. Das hindert nicht, vorher wenigstens etwas mehr Entgegenkommen zu zeigen, als unsere Reichsregierung gegenüber vorsichtigen Anfragen aus Tirol bewies. — Sollte Kaiser Karl wiederkehren und in einem Donaubund unter Habsburg die alte Monarchie neu erstehen, so würde Frankreich dies zunächst als Erfolg buchen. Einstweilen gewiß mit Recht. Auf die Dauer jedoch hat sich gerade Habsburg stets als der Erbfeind Frankreichs erwiesen und zwischen Wien und Paris bestand ein ewiger Wettstreit, die weltliche Hauptstadt von Europa zu sein. — Weitschauende Politiker könnten sich schon überlegen, wie Deutschland als Reich und Volk sich zu einer großen Donaumonarchie stellen müßte. Wir brauchen nicht zu versichern, daß uns die Einigung aller Deutschen lieber wäre. Manche Karlisten versprechen, das Deutschtum von Wien aus unter Habsburg zu einigen. Doch mag der Imperialismus der Habsburger auch viel erträglicher sein als der der Hohenzollern, es ist eine imperialistische Lösung der deutschen Frage. Und dagegen würden sich im deutschen Volk und im Ausland die stärksten Widerstände erheben.

Riga—Reval—Petersburg.

Von H. Mankowski, Danzig.

Der kritische Geschichtsforscher wird bei der politischen Neugestaltung Osteuropas seinen Blick in die Vergangenheit senken und sich die Frage vorlegen müssen, ob die Neubildung der sogenannten Randstaaten am Ostseegestade von Dauer sein werde. Bei der Antwort müssen wir von der Erwägung ausgehen, daß zwar auch in der Gegenwart die Politik eine sehr große Rolle spiele, daß aber Wirtschaftsfragen noch mehr von ausschlaggebender Bedeutung seien.

Als sich vor vielen Jahrhunderten an der Weichsel und Düna Deutsche niederließen und der Deutsche Ritterorden seinen Staat längs der Ostsee weit hinauf bis gegen Petersburg ausdehnte, hatte Rußland noch nicht jenen Umfang, wie vor dem Weltkriege 1914. Das Moskowitertum war aber nachher in seiner Ausdehnungspolitik sehr erfolgreich und dehnte das Riesenreich im Norden, Osten und Süden bis zum Meere aus. Die deutschen Siedelungen vom Finnischen Meerbusen bis zum unteren Njemen wurden dem Zarenreiche einverleibt; es brauchte einen Zugang zum Meere . . .

Nun ist infolge des Selbstbestimmungsrechtes der Völker eine Rückbildung der russischen Randstaaten eingetreten, aber nicht als deutsche Siedelungen, sondern als autonome Kleinstaaten mit einem Volksgemisch, das sich dem Deutschtum gegenüber vielfach feindlich benimmt. Das deutsche Heer war im Weltkriege weit in diese Randstaaten vorgeschoben worden, und die Ostseeprovinzen wurden von vielen deutschen Politikern als willkommene Eroberungen betrachtet. Wäre eine Einverleibung im Falle des Sieges für Deutschland wünschenswert gewesen?

Vielleicht gibt uns da der gewaltige erste Reichskanzler Fürst Bismarck die richtige Antwort. Als 1889 Zar Alexander III. durch Berlin reiste und den Kanzler empfing, kam das Gespräch auch auf die Ostseeprovinzen. Der Kanzler bestritt auf das entschiedenste, daß Deutschland jemals einen weiteren polnischen Zuwachs und ebenso wenig den Erwerb der Ostseeprovinzen erstrebe. Der Zar war von dieser Erklärung sichtlich befriedigt, und sie befestigte die russisch-deutsche Freundschaft. Ja, Bismarck bezeichnete die Inbesitznahme dieser Gebiete als ein großes Unglück für Deutschland, und man wird dem weitblickenden Staatsmann wohl ein richtiges Urteil zutrauen dürfen.

Der Weltkrieg hat es anders gewollt, und wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß sich die russische Ein- und Ausfuhr auf den Weltmarkt, soweit dabei die Ostsee in Frage kommt, über Riga und Reval vollziehen muß und daß Petersburg in den Hintergrund gedrängt wird. Die mittel- und westrussischen Bodenerzeugnisse drängen bei ihrer Ausfuhr geradezu nach den Gestaden der Ostsee über Riga und Reval. Petrograd liegt zu hoch im Osten des Finnischen Busens, als daß es mit Riga und Reval erfolgreich wetteifern könnte.

Bei den noch immer nicht zur Ruhe kommenden Zuständen Sowjetrußlands kann zwar von einer normalen Ein- und Ausfuhr noch keine Rede sein; aber bereits 1920 setzte ein verhältnismäßig bedeutender Handel über Reval mit Rußland ein. Bei der Einfuhr nach Rußland kommen in Betracht Maschinen, Werkzeuge, Geräte. Die Schweden haben ihren Blick frühzeitig nach Sowjetrußland gelenkt und liefern über Reval hauptsächlich Maschinen, während aus Rußland zur Ausfuhr gelangen Flachs, Kupfer, kleinere Mengen Holzwaren. England betrachtet die Entwicklung des Ostseehandels natürlich mit großer Aufmerksamkeit, und es möchte sich nicht gern das gute Geschäft aus der Hand nehmen lassen. Schon hat es einen sehr günstigen Handelsvertrag mit Sowjetrußland abgeschlossen. Wenn daher aus London gemeldet wird, daß an der Ostsee recht viel Freihäfen errichtet werden sollten, so weiß man, was dieser Wunsch zu bedeuten hat.

Ueber Riga leitet Rußland vorwiegend seine Holzausfuhr. Mit der lettländischen Regierung wurden im Frühling 1921 Verträge dahin abgeschlossen, daß etwa 500 000 Baumstämme auf der Düna nach Riga geflößt werden, die durch Lettland völlig frei von Abgaben gehen können. Sie sollen in Riga auf besonderen Plätzen bearbeitet und ausfuhrfertig hergestellt werden. Die ersten russischen Flöße trafen bereits Ende April in Riga ein und gingen in den russischen „Holzgarten", wo 120 000 Stämme Platz finden. Zwölf Sägemühlen sind reich beschäftigt.

In Petersburg ist der Handelsverkehr viel ruhiger. Ausländische Reeder befürchten noch immer Putsche oder Unruhen; die entvölkerte Stadt macht keinen vertrauenerweckenden Eindruck, und es erscheint fraglich, ob der Petersburger Hafen trotz guter Anlagen je wieder seine frühere Bedeutung erlangt. Einigermaßen belebt ist er durch Schiffe mit Lebensmitteln und Sachen aus Amerika, um der bittersten Not zu steuern.

In der ersten Septemberhälfte ds. Js. ist eine Statistik über Sowjetrußlands Ein- und Ausfuhr im ersten Halbjahr 1921 erschienen, wonach die eingeführte Warenmenge 11 369 000 Pud (ein Pud gleich 16,38 kg) beträgt, nämlich Lebensmittel, Metalle und Metallwaren, Brennstoffe, Papier und Druckereierzeugnisse, Chemikalien usw. Im Vergleich mit dem gleichen Zeitraum im Vorjahre läßt sich eine steigende Einfuhr nicht in Abrede stellen. Der größte Teil der eingeführten Waren ging über die estländische Grenzstation Jamburg, nämlich 63,5 v. H. Die kleinere Hälfte verteilt sich auf Murmansk, Petersburg und Sevesh. Die größte Warenmenge kam aus England mit 30,6 v. H., dann folgte Deutschland mit 18,8 v. H. und im weiteren Abstande Nordamerika, Estland, Schweden, Niederlande, Lettland, Frankreich, Finnland, Polen, Rumänien. — Die Ausfuhr betrug im ersten Halbjahr 1921 rund 2 602 863 Pud gegen 655 246 im Volljahre 1920. Die ausgeführten Waren gingen nach Lettland (79,9 v. H.), Italien, England, Estland und Persien.

Kloster.

Schweigend durch die weissen Gänge,
Schwimmt das Mondlicht und verblinkt,
Lebend strahlt der Tau der Sänge,
Den der Schlaf der Glocke trinkt.

Morgen, wenn im Mittagschwunge
Frommen Frohsinn sie gelacht,
Tönt die dumpfe Glockenzunge
Auch den kleinen Schmerz der Nacht.

Und wir sehen Stummheit bleichen,
Durch des Erzes Macht,
Und es schluchzt im tönereichen
Brausen seine Nacht.

Otto te Kloot.

Deutsche Aufbaupartei?

Von Professor Dr. Hans Pfeiffer, Meßkirch (Baden).

Schon damals bei der Essener Rede Stegerwalds am 21. November 1920 und jetzt wieder bei seinem Aufsatz über Neuorientierung des Parteiwesens fiel mir auf, daß in der Presse in erster Linie die Parteifrage behandelt wurde und wird. Und doch ist diese Frage, wie Stegerwald vor kurzem ausdrücklich hervorhob, die sekundäre Frage. Zur Kernfrage: wieso kommt Stegerwald zur Forderung einer neuen Partei? wird so gut wie keine Stellung genommen. Diese Frage scheint mir aber sehr wesentlich. Denn erst wenn Zweck und Ziel klar erkannt, kann die Frage beleuchtet werden, ob das Mittel, das Stegerwald zur Erreichung und Festigung dieses Zieles vorschwebt, auch wirklich dahin führen kann.

Was will Stegerwald? Das Primäre seines Essener Vortrages ist „der Ruf nach einer steten Politik". Diesem Gesichtspunkt, diesem Zielstreben ist alles andere untergeordnet bzw. wächst aus ihm organisch heraus.

Dieser Ruf nach einer steten Politik ist durchaus berechtigt, seine Erfüllung Existenzfrage für Deutschland. Denn seit der Revolution haben wir ja leider Gottes alles andere, nur nicht eine stete Politik. Mit erfrischender Offenheit sagte Stegerwald damals in Essen:

„Es gibt neben dem Versailler Vertrag kein Bleigewicht von auch nur annähernd gleicher Schwere, das uns immer und immer wieder am Aufstieg hindert und uns in den Sumpf der Tatenlosigkeit herabzieht, wie das Flimmersystem unserer bisherigen parlamentarischen Politik".

Es fehlt eben, infolge des Parlamentarismus, potenziert durch die Vielheit der Parteien, immer und überall die Stetigkeit, das Grundelement jeder Politik, das allein, wenn auch manchmal erst nach zähem Ringen, Früchte bringen kann.

„Jeden Augenblick kann eine parlamentarische Situation eintreten, die alles bisher Geleistete wieder in Frage stellt, die uns zwingt, von unten nach einem neuen Plan wieder anfangen zu müssen."

So sagte damals Stegerwald an anderer Stelle. Es ist eben keine Parteikoalition vorhanden oder denkbar bei den heutigen Parteiverhältnissen und Parteigegensätzen, die stark genug ist, um die Dinge in zäher vorausschauender Arbeit nach einem bestimmten Plane bergauf zu treiben.

So ist die gesamte parlamentarische Situation der Gegenwart. Noch schlimmer wird sie durch die innerparteilichen Verhältnisse, denn unsere Parteien der nachrevolutionären Zeit sind durchweg in Gärung und Umbildung, es fehlt ihnen die Kompaktheit der Vorkriegszeit, sie sind in keiner Weise darauf eingerichtet gewesen, das Ruder der Regierung selbst in die Hand zu nehmen. Diese innere Unruhe, das Konglomerathafte, das Fehlen klarherausgeschälter und konsequent verfolgter Ziele hemmt natürlich in sich die verschiedensten Parteien; die einen mehr, die anderen weniger.

Aus diesen beiden Gründen der gesamten parlamentarischen und der innerparteilichen Situation ergibt sich, wie Stegerwald sehr richtig sieht, daß die Parteiführer ihre ganze Kraft verbrauchen müssen durch rein taktische Einstellung. Für große Ziele ist keine Zeit mehr, die Straße überrumpelt immer wieder und erpreßt Zugeständnisse.

Treibholzpolitik ist das Charakteristikum der Gegenwart. Kann auf diesem Wege innere Gesundung und Rettung uns werden? Niemals. Die Zukunft unseres Volkes hängt ab von der Solidität des Baues.

„Das Fundament des neuen Baues kann nie auf dem Flugsand wechselnder Koalition von gleichstarken Parteigruppen gebaut werden. Es muß auf einem breiten festen Block stehen von einer einheitlichen Masse, die Garantie für den Bestand des Gebäudes gibt."

Das sind politische Binsenwahrheiten, die Stegerwald hier ausspricht. Daß es nötig ist, sie besonders hervorzuheben, beweist an und für sich schon, wie schlimm es eigentlich steht. Stegerwald fragt:

„Wie aber sollen wir zu einer auswärtigen Politik, die in langsamer, zäher Arbeit zur allmählichen Erschütterung des Versailler Vertrages, zur Sprengung der Sklavenketten führt, kommen, wenn erst anderthalb Jahre die Sozialdemokratie in der Regierung maßgebend ist, die zu einer starken Passivität in der Auslandpolitik neigt bzw. aus traditioneller Sympathie ihre Politik auf ein bestimmtes Land festlegt, wenn dann die Deutsche Volkspartei in die Koalition mit grundsätzlich anderen Anschauungen einrückt und wenige Monate später die Sozialdemokratie auf Grund ihrer zahlenmäßigen Stärke wiederum die Leitung der Auslandspolitik für sich beansprucht?"

Unsere ganze auswärtige Politik krankt eben an dem „Flimmersystem unserer parlamentarischen Politik". Daher gewinnen wir auch nicht das Vertrauen des Auslandes, denn es sieht keine Linie in unserer auswärtigen Politik, sondern nur parteipolitisch orientierten Zickzackkurs. Den Vorteil hat lediglich die uns feindliche Diplomatie, den Schaden das Volk.

So darf es nicht weitergehen. Wir brauchen unbedingt eine auswärtige Politik, die auf lange Sicht arbeiten kann, wir brauchen an der Spitze einen Mann auf Jahre hinaus, der die politischen Fäden wieder anknüpft und sie auch klug zu handhaben weiß, der nicht gewärtig sein muß, über Nacht einer Koalitionskrisis wegen irgendeiner vielleicht sogar nebensächlichen innerpolitischen Angelegenheit zum Opfer zu fallen. Nur so kann die auswärtige Politik neu aufgebaut werden. Dieser Neuaufbau bedarf aber einer festen Fundamentierung im Parlament, d. h. einer in sich geschlossenen, mindestens von einem großen Block geistig beherrschten konstanten Koalition.

Genau so wie in der auswärtigen Politik bedürfen wir der festen Linie, der großen einheitlichen Kraft im Parlament für die Durchführung der innerstaatlichen Reformen, für die Wirtschaftspolitik und die Sozialpolitik. Stegerwald führt dies im einzelnen aus und ich glaube, wenn die Essener Rede jetzt gehalten werden würde, könnte Stegerwald die Notwendigkeit seiner Forderungen mit noch mehr Material belegen wie damals.

Damit glaube ich in kurzen Strichen ein Bild gegeben zu haben von dem großen Ziele, das Stegerwald bei seiner Essener Rede vorschwebte, und an dem er heute noch mit ganzer Seele hängt — nämlich eine stete Politik.

Nun genügt Stegerwald, diesem christlichen Politiker, eine stete Politik für sich allein noch nicht. Diese Politik muß vielmehr auf bestimmten Grundsätzen aufgebaut und von ihnen getragen werden, es muß eine christliche Politik sein. Denn darüber ist sich Stegerwald ganz klar, die Rettung und der Aufstieg für Deutschland können nur kommen „einzig und allein von der Durchdringung des ganzen öffentlichen Lebens mit einem wahrhaft christlichen Geist". Damit wirft Stegerwald das leider heute viel zu wenig beachtete Grundproblem Marxismus—Christentum auf. Stegerwald sieht mit banger Sorge, daß die positiv christlichen Elemente beider großen Konfessionen politisch getrennt sind, heute sogar zwischen ihnen „ständig die Scheidelinie Regierung und Opposition liegt". Dieser Zwiespalt schwächt die politische Stoßkraft der christlichen Kräfte. Nutzen davon hat lediglich der Sozialismus, den zu überwinden dadurch immer schwerer wird. Die Auseinandersetzung mit dem Marxismus muß aber kommen, und sie muß, sagt Stegerwald sehr richtig, die Hauptaufgabe einer Zusammenfassung der positiv christlichen Kreise unter allen Umständen sein. Anders ist diese Auseinandersetzung nicht zu einem erfolgreichen Ende in christlichem Sinne zu bringen.

Wohl sind in der Mehrheitssozialdemokratie positive Kräfte vorhanden, aber die Zeit, bis diese sich durchgesetzt haben werden, liegt nach Stegerwald noch in weiter Ferne.

„Solange kann nicht gewartet werden. Inzwischen wäre Deutschland längst erledigt. Denn es ist eben für die Sozialisten einfach unmöglich, die Massen aus der Atmosphäre einer in fünfzigjähriger rücksichtsloser Agitation hochgezogenen Denkweise und Phraseologie mit einem Schlage herauszumanövrieren. ... Es ist auch kein Naturgesetz, daß die deutsche Arbeiterbewegung für alle Zeiten marxistisch-klassenkämpferisch und antichristlich orientiert sein muß."

Millionen, die sozialistisch wählen, sind innerlich noch mit dem positiven Christentum verbunden. Daß sie diesem auf die Dauer in der sozialistischen Atmosphäre entfremdet werden, ist nur zu sehr zu befürchten. Diese Millionen stehen aber vielfach nur links, weil sie in dem allerdings falschen Glauben leben, daß nur die Sozialdemokratie das rechte soziale Verständnis habe für die Nöte und Belange der arbeitenden Massen. Sie wieder zu gewinnen, muß auf positiv christlicher Seite eine dringende Aufgabe, ja Pflicht sein. Es wird diese Rückeroberung gelingen, wenn die Massen klar erkennen, daß auf positiv christlicher Seite eine starke Macht steht, die in sozialer Hinsicht volle Bürgschaft bietet.

Der Sozialismus hat ja in sich keine aufbauende Kraft, er ist Individualismus bei äußerem Zwang, er ist ein Kind des modernen, alle Gemeinschaften zerstörenden Weltgeistes, ja er ist mehr als das, er ist heute lautester Verkünder und Vertreter dieses Geistes.

Nunmehr dürfte das große Ziel Stegerwalds noch klarer zu erkennen sein: stete, christlich fundamentierte, soziale Politik. Scharf ist der Trennungsstrich nach dem Marxismus hin gezogen; so wie es der neue bayerische Ministerpräsident Graf von Lerchenfeld in der Sitzung des bayerischen Landtages vom 30. September getan hat, als er offen verkündigte, daß sich seine Auffassung von der des sozialistischen Marxismus auf das strengste scheide und daß zwischen beiden Anschauungen kein Kompromiß möglich sei.

Trotz dieser grundsätzlichen Einstellung denkt Stegerwald aber gar nicht daran, die Sozialdemokratie in die Opposition schlechthin zu drängen, sondern er ist vielmehr der Auffassung, daß ihr ein entsprechender Einfluß auf die Staatsgeschäfte einzuräumen sei. Aber die überragende Führung soll ihr nicht überantwortet werden, „weil bei ihr dafür die notwendigen staatspolitischen Voraussetzungen fehlen". Woher kommt aber heute die überragende Stellung der Sozialdemokratie? Aus der reinen Zahlenstärke, diese aber, sagen wir es rund heraus, aus der Zersplitterung und Uneinigkeit der positiv christlichen Kräfte und aus dem Mangel an Vertrauen auf die siegende Macht der positiv christlichen Grundsätze, ihre Verwirklichung im öffentlichen Leben und besonders in sozialer Hinsicht.

Ist nun das große Ziel Stegerwalds nicht des Schweißes der Edelsten wert? Ist es nicht Pflicht der positiv christlichen Volksteile aller Stände, mit die Hand ans Werk zu legen zu eben diesem Ziele? Pflicht aus Liebe zum Vaterlande, Pflicht aus dem Streben nach Versöhnung der Stände, Ueberbrückung der Gegensätze auf sozialem Gebiet, Pflicht aus Liebe zum Christentum, zur christlichen Kultur!

Denn christlicher Volksstaat, christliche Wirtschaftsordnung, christliche Kultur werden befruchtend und segenspendend durch Deutschlands Gaue ihren Weg nehmen in dem Maße, als die positiv christlichen Kräfte im politischen Leben Einfluß gewinnen.

Wie aber soll das große Ziel Stegerwalds erreicht werden? Es war klar genug, daß mit der Zielangabe auch die Mittel gezeichnet werden mußten. Das einzige Mittel, um das hohe Ziel einer steten und christlich fundamentierten Politik auch zu erreichen, sieht Stegerwald in der zu schaffenden „Deutschen Aufbaupartei". Ihre Devise, deutsch, christlich, demokratisch, sozial ist bekannt.

Aus den ganzen Gedankengängen Stegerwalds heraus ist es wohl erklärlich, wenn er sagt, daß keine der bürgerlichen Parteien, auch nicht das Zentrum, die nötigen Voraussetzungen mit sich bringt bzw. in sich trägt, um die Aufgaben dieser deutschen Aufbaupartei zu übernehmen.

Anstatt sich nun auf Zentrumsseite in dieser letzten Auslassung Stegerwalds zu verbeißen, wäre es wichtiger zu zeigen, wie auf anderem Wege die großen Ziele zu erreichen sind. Denn über das Ziel selbst dürfte wohl, und die Notwendigkeit, es zu erreichen, keine Meinungsverschiedenheit in den positiv christlichen Kreisen, auch keine Meinungsverschiedenheit grundsätzlicher Art in den Kreisen des Zentrums bestehen. Auch darüber dürfte Einstimmigkeit herrschen, daß ein inniges Zusammenarbeiten der positiv christlichen Kräfte der beiden Konfessionen in der Politik sehr erwünscht wäre. Die große Frage ist nur, wie soll dieses Zusammenarbeiten sich gestalten.

So wie heute die Verhältnisse liegen, wird das Zusammenarbeiten sehr erschwert, ja fast unmöglich. Ließen sich aber nicht manche Gegensätze aus der Welt schaffen, wenn man sich beiderseits mehr auf das Grundsätzliche im Ziele besinnt, wenn man beiderseits sich vor Augen hält, daß der gemeinsame Gegner der Sozialismus ist? Durch das Vorschieben der Taktik, durch die Divergenz Regierung—Opposition werden die Gegensätze nur größer zum Schaden des Ganzen. Man stelle sich doch endlich beiderseits auf positiv christlichen Boden, in nationaler, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht und man wird finden, daß es viele gemeinsame Güter gemeinsam zu schützen gilt. Es sind heute künstliche Scheidewände aufgeführt, an deren Erhaltung, ja Vergrößerung die Sozialdemokratie das größte Interesse hat, und die daher auch in dieser Richtung arbeitet. Es sind insbesondere auf protestantischer Seite noch Scheuklappen vorhanden, und es gibt leider dort noch genug, die in engbrüstigem Vorurteil jede Annäherung zu vereiteln suchen, wie auch anderseits anerkannt werden muß, daß es auch zahlreiche Protestanten gibt, die volles Verständnis haben für gemeinsames Arbeiten, und auch in diesem Sinne wirken.

Es war nun kein glücklicher Gedanke, daß Stegerwald in seinem Aufsatze „Die Neuorientierung des Parteiwesens" den Satz prägte vom Zentrum mit seiner konfessionellen Tradition. Wohl ist richtig, daß das Zentrum nahezu ausschließlich seine Parteiangehörigen im katholischen Volksteile hat, aber dies nur daher, weil die Protestanten voreingenommen dem Zentrum gegenüberstehen als „Erben der evangelischen Scheuklappenpolitik der Kulturkampfzeit", wie der Protestant F. Jonas im „Badischen Beobachter", Karlsruhe, Nr. 230, sehr treffend schreibt.

Wohl ist auch richtig, daß das Zentrum von Anfang an seine grundsätzlichen Anschauungen über Staats-, Wirtschafts- und Kulturleben aus dem einheitlichen und geschlossenen Katholizismus schöpfte. Aber quoll hieraus irgendeine Forderung für das Staatsleben, die nicht auch ein positiv gläubiger Protestant von seinem Glaubensboden aus als Staatsbürger vertreten kann, ja muß? Ich sehe natürlich von rein dogmatisch-konfessionellen Fragen ab und spreche ja nur im Hinblick auf das Staatlich-politische und Wirtschaftlich-kulturelle.

Aber lag nicht die für das Staatsleben fruchtbare Macht des Zentrums gerade in dem einheitlichen Boden, liegen nicht gerade hier die Wurzeln, die das Zentrum zu einer Massenpartei hatten erwachsen lassen?

Das Zentrum wird so lange stark und dem Wesen nach weiter Boden fassen, als es festhält an seiner Tradition und grundsätzlich sich stellt auf seinen Wurzelboden. Erhält die Taktik die Oberhand, wird das Grundsätzliche zurückgestellt zugunsten einer Opportunitätspolitik, dann droht dem bis dahin festen Gefüge Gefahr, es zerbröckelt. Und diese Gefahr scheint mir näher, als man vielfach in führenden Kreisen glauben will. Ein entwurzelter Baum verdorrt gar bald, nur selten gelingt es, ihn zu neuem Leben zu erwecken.

Auf protestantischer Seite fehlt leider die Einheit und Geschlossenheit aus dem Glauben heraus, wie sie dem Katholizismus eigen. Daher hat bis zur Stunde der Protestantismus auch versagt in der Sammlung zu einer großen Massenpartei, zu einer wirklich christlichen Partei. Ich will hiermit nicht konfessionellen Parteien das Wort reden, aber auch keine Vorwürfe machen. Aber das Bedenken kann ich nicht verhehlen, daß, wenn das Zentrum seinen festen Boden aufgibt, damit dem Vaterlande nicht gedient wäre, denn Stegerwalds Ziel würde dadurch nur in noch weitere Ferne gerückt. Die Vergangenheit hat es nur zu oft gezeigt, daß eben im protestantischen Lager die Abneigung leider erschreckend groß gegen uns, daß also von dieser Seite der Zuzug nur schwach bliebe, auf unserer Seite aber wäre ein starkes Abbröckeln zu befürchten.

Ich vertrete daher die Ansicht, das Zentrum muß erhalten bleiben, wenn Stegerwalds Ziel erreicht werden soll, es muß jedoch, mehr als in den beiden letzten Jahren es geschehen, fest seine Tradition und seine Grundsätze betonen und sie in das Volk tragen; es muß ausgesprochene Prinzipienpolitik treiben, zum mindesten müssen die Prinzipien an weitaus erster Stelle stehen bei allen Handlungen. Augenblickserfolge taktischer Natur sind ganz gut und schön, aber sie dürfen nicht erkauft werden mit Verzicht auf grundsätzliche Einstellung.

Arbeitet so das Zentrum treu seiner Tradition, dann muß es der Mittelpunkt wieder werden, um den sich alle positiv christlichen Elemente scharen. Besinnt man sich auf protestantischer Seite wieder mehr auf die christlichen Belange und treibt dort nicht eine Politik reiner Negation und Opposition, sondern stellt sich die Aufgabe, das Vaterland unter allen Umständen vor dem drohenden Untergang zu bewahren, dann ist bereits ein gutes Stück vorwärts getan auf dem Wege zum großen Ziel.

Kurz gesagt: das Zentrum mehr rechts, rechts drüben mehr links und beiderseits schärfere Hervorhebung der gemeinsamen christlichen Belange, der gemeinsamen Aufgabe gegenüber dem Marxismus, das scheint mir die wichtigste Aufgabe und der sicherste Weg zu einer steten, christlich fundamentierten Politik.

Und endlich beiderseits zugleich den Samen ausgestreut zu einer Verinnerlichung des religiösen Gefühls. Denn eine Parteiumbildung oder Neubildung schafft allein noch nicht den gewünschten Boden. Je tiefer im katholischen Volke der Glauben in die Herzen sich versenkt, je gläubiger das protestantische Volk wird, um so größer wird das Bedürfnis und das Verlangen auf beiden Seiten nach christlicher Orientierung und Führung im Staats-, Wirtschafts- und Kulturleben, umso schärfer wird man beiderseits das Gemeinsame in christlichem Sinne erkennen und damit auch die Notwendigkeit engster Zusammenarbeit gegen die Feinde alles positiv Christlichen auch in der Politik. Von innen heraus also, nicht von außen aufgeschweißt, das ist m. E. der Weg, der gegangen werden muß.

Eine mitteleuropäische Großschiffahrtsstraße.

Von rechtsk. I. Bürgermeister Dr. Hipp, Regensburg.

Die durch die Kriegsfolgen veränderte europäische Wirtschaftslage zwingt die großen Kulturstaaten, auch auf dem Gebiete des Verkehrs neue Wege einzuschlagen. Während in den letzten Jahrzehnten die Binnenschiffahrt vielfach als etwas Veraltetes oder Nebensächliches betrachtet worden ist, wendet sich in neuester Zeit in Mitteleuropa die gesteigerte Aufmerksamkeit der maßgebenden Finanz- und Wirtschaftskreise den Fragen der Binnenschiffahrt zu. Die riesig erhöhten Produktionskosten bei der Kohle in Verbindung mit den gleichfalls gewaltig gestiegenen Transportkosten und auf der anderen Seite die Notwendigkeit, so sparsam als möglich zu wirtschaften, zwingen insbesondere Deutschland gebieterisch, an einen großzügigen Ausbau seiner bisher noch wenig ausgenützten Wasserkräfte heranzugehen. Mit der Tatkraft und Kühnheit, die Deutschland von jeher die Bewunderung der übrigen Welt sicherten, sucht man derzeit das Problem eines Großschiffahrtsweges von der Nordwest- zur Ostküste Europas zu lösen. Es bedarf hierzu des Ausbaues einer Großschiffahrtstraße von Aschaffenburg über Bamberg, Nürnberg, Regensburg bis zur Reichsgrenze bei Passau. Ferner des Ausbaues der Donau zwischen Kelheim und Ulm zur Großschiffahrtsstraße sowie der Herstellung von Schiffahrtsanschlüssen für Würzburg, Augsburg, München und Kitzingen. Ueber Aschaffenburg erfolgt dann durch den Main der Anschluß an die rheinische Großschiffahrtsstraße. Zur Verwirklichung dieses Projekts ist eine Rhein—Main—Donau-Aktiengesellschaft in der Gründung begriffen; Ausführung einzelner Sonderaufgaben durch Tochtergesellschaften ist vorgesehen. Die Finanzierung ist geplant durch Ausgabe von vorerst 600 Millionen Mark Aktien und Beschaffung des doppelten bis dreifachen Betrages durch Ausgabe von Obligationen.

Das Wesentliche des Projekts ist die organische Verbindung von Schiffahrts- und Kraftstraßen. In beiden Eigenschaften ist die zu erbauende Wasserstraße eine Quelle von laufenden Einnahmen. Als Großschiffahrtsweg bringt sie die Schiffahrtsabgaben, als Kraftkanal wirft sie die Einnahmen ab, die durch den Verkauf der elektrischen Kraft erzielt werden.

Die Schiffahrtsabgaben werden vom Reich vereinnahmt, das die einen Kostenaufwand von rund 79 Millionen Mark im Jahr verursachende Unterhaltung der dem Schiffahrtsbetrieb dienenden Anlagen übernimmt und dadurch die Bewirtschaftung der fertiggestellten Wasserstraße um mehr als zwei Drittel der laufenden Unterhaltungs- und Betriebskosten entlastet. Die aus dem Verkauf der elektrischen Kraft erzielten Einnahmen fallen dem Unternehmen zu, daß die Wasserstraße erbaut und während der Konzessionsdauer von 99 Jahren die mit der Wasserstraße verbundenen Kraftwerke betreibt. Dieses Unternehmen wird demnach mit den aus dem Verkauf der elektrischen Kraft erzielten Einnahmen außer den laufenden Unterhaltungs- und Betriebskosten der Kraftwerke auch die Verzinsung und Amortisation des gesamten, für den Bau der Wasserstraße aufgewendeten Kapitals zu decken haben.

Die zu erbauende Wasserstraße zerfällt betriebswirtschaftlich in zwei Typen. Der eine Typ, der den weitaus größeren Teil der Wasserstraße (580 km von 696 km) umfaßt, zeigt die Vereinigung von Großschiffahrts- und Kraftkanal, der gleichzeitig dem Betriebe der Schiffahrt und der Gewinnung von Kraft dient. Der andere Typ zeigt eine Großschiffahrtsstraße, die ausschließlich für Zwecke der Schiffahrt bestimmt ist. Der erste Typ ist eine Wasserstraße mit Kraftwerken, der zweite eine solche ohne Kraftwerke. Der erste Typ erzielt aus den Kraftwerken Betriebseinnahmen und Betriebsüberschüsse, der zweite hat keine solchen Einnahmen und Ueberschüsse, was jedoch nicht ins Gewicht fällt, da er den weitaus kleineren Teil des ganzen Werkes bildet. Kraftwerke sind insgesamt rund 35 vorgesehen, die rund 1500 Millionen Kilowattstunden im Jahr leisten sollen.

An den Ausbau der gesamten Großschiffahrtsstraße soll mit möglichster Beschleunigung gegangen werden; innerhalb verhältnismäßig weniger Jahre ist die Durchführung des gesamten Unternehmens in Aussicht genommen.

Was nun die Beschaffung der gewaltigen Geldmittel anlangt, so beabsichtigen das Reich und die beiden hauptbeteiligten Länder Bayern und Baden zusammen 71 Proz. des Aktienkapitals zu übernehmen, während der Rest von den unmittelbar beteiligten Städten, Handelskammern, Industriellen und sonstigen Interessenten aufgebracht werden muß.

An der glücklichen Durchführung des großen Unternehmens ist angesichts der sorgfältigen Finanzierung und der gesteigerten Bedeutung gerade des Ostverkehrs für das deutsche, ja überhaupt mitteleuropäische Wirtschaftsleben wohl nicht zu zweifeln. Insbesondere ist zu hoffen, daß seitens aller in Betracht kommenden Städtevertretungen dem großen Werke das erforderliche weitschauende Verständnis entgegengebracht werde. Handelt es sich doch um nichts Geringeres als um die Verbindung zweier Meere mit einem den höchsten Anforderungen genügenden Schiffahrtsweg, der die eisen- und kohlenreichen Ueberschußgebiete Rheinland-Westfalens mit den landwirtschaftlichen Ueberschußgebieten der Balkanländer in frachtensparendem Sinne einander näher bringt, wobei die durchschnittenen Gebietsteile je nach ihrer verkehrsökonomischen wie wirtschaftstechnischen Eigenart sich zu Großverbrauchs- und Erzeugungsgebieten entwickeln werden.

Ist es unter den heutigen Verhältnissen immer noch ganz unmöglich, wirtschaftliche Berechnungen, etwa wie: Höhe der erzielbaren Frachtersparnisse, Höhe des zukünftigen Strompreises und dergl. auch nur annähernd genau aufzustellen, so muß doch der Gedanke als richtig anerkannt werden, daß wir mit der Verwirklichung des Unternehmens Rhein—Main—Donau vor einem neuen Abschnitt in unserer Wirtschaftsgeschichte stehen.

Besonders fühlbar macht sich die überragende wirtschaftliche Bedeutung des Ostens in Bayern; dieses Land ist der Weltwirtschaftspionier für Deutschösterreich und Ungarn, Rumänien, Jugoslawien und Bulgarien. Bayern hat hierzu die notwendigen natürlichen verkehrstechnischen und psychologischen Voraussetzungen: Donauwasserstraße, Schienenverbindungen, Stammesverwandtschaft mit allen Deutschen des Südostens, Beliebtheit im Südosten. Der gegebene Angriffspunkt für eine solche Rolle Bayerns ist infolge seiner geographischen Lage die alte Verkehrs- und Kulturzentrale Regensburg. Spedition und Schiffahrt, Handel und Verkehr kommen hier an der Donau zu neuem Aufschwung; zahlreiche Neugründungen wagen sich in den Kampf des Wirtschaftslebens, von denen eine der bedeutungsvollsten wohl die „Hansa“, G. m. b. H. & Co., Balkanhandelsgesellschaft, werden dürfte. Bei Würdigung der gesamten europäischen Wirtschaftsverhältnisse darf jedenfalls behauptet werden, daß zwar Deutschland der Nächstbeteiligte an der Erschließung der Oststaaten sein wird, aber anderseits auch in den anschließenden Staaten Holland und Belgien die maßgebenden Handels- und Industriekreise in erhöhtem Maße ihre Aufmerksamkeit dem Osten werden zuwenden müssen. Möge aus dem wirtschaftlichen Zusammenarbeiten aller beteiligten Staaten eine vom Geiste friedlichen Wettbewerbs durchdrungene Völkergemeinschaft entstehen!

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die Katholiken Englands besitzen einen Verein, die sog. Catholic Evidence Guild, die auf Straßen und Plätzen oder in den offenen Parkanlagen Kanzeln unterhält, von denen aus Welt- und Ordenspriester und mit kirchlich-behördlicher Genehmigung auch Laien die katholische Lehre verkünden. Neulich trat zu Birmingham zum erstenmal ein leibhaftiger katholischer Erzbischof auf einer solchen Straßenkanzel auf, ein Gegenstand heller Neugier und lebhaftesten Interesses für Hunderte, in deren Vorstellung noch die Begriffe des düstersten Reformationszeitalters leben. Und der Erfolg? Die Kirche ist um ein paar Dutzend Konvertiten reicher und Hunderte finden sich nun regelmäßig zu diesen Vorträgen ein und umlagern die Kanzel. An dieses Heraustreten der Kirche, um den „Mann der Straße“ für Gott zu gewinnen und sein Denken auf die ewigen Werte zu lenken, erinnert auch der Trauer- und Opfertag Münchens um seine gefallenen Söhne (am 9. ds.), bei dessen kirchlicher Feier in einer Umrahmung, wie sie großartiger schwer denkbar ist, S. Em. Kardinal Faulhaber auf dem Königsplatze vor dem ragenden Feldaltare die Lehre des Kreuzes und der Auferstehung, die Gemeinschaft mit den ewig Lebenden, die stellvertretende Sühne, die Liebe über das Grab hinaus und die Religion der Ewigkeitshoffnung verkündete und für die Seelen der toten Brüder das hl. Opfer darbrachte.

Das Recht Gottes und der Kirche auf die Seele des **Kindes**, vor allem des katholischen Kindes gegen eine gottlose Gleichmacherei mittels der Staatsschule verteidigte derselbe Herr Kardinal in einer großen, gemeinsamen Versammlung der katholischen Elternvereinigungen Münchens. Die Katholiken, so faßte er seine Gedanken zusammen, lassen sich ihre Gewissensrechte nicht zerbrechen, sie lassen sich keine Schuldiktatur aufzwingen.

Die Kirche der **Tschecho-Slowakei**, die unter dem Drucke staatlicher Verfolgung z. B. einen Verjüngungsprozeß durchmacht, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, hat durch einen großen Pilgerzug die Bande mit dem Stuhl Petri neu und inniger geschlungen. Im Beisein des gleichfalls nach Rom geeilten Prager Nuntius Msgr. Micara empfing am 8. Oktober Papst **Benedikt** die Pilger, an deren Spitze sich der gesamte Episkopat des Landes, zahlreiche Prälaten, Senatoren und Abgeordnete befinden, und nahm die Geschenke, Erzeugnisse heimischen Gewerbefleißes, entgegen. Ein Bauer und eine Bäuerin in Nationaltracht boten dem Hl. Vater Gebäck und ein Fäßchen Wein und hundert kunstvoll bemalte Eier dar. Auf die von Erzbischof Stojan verlesene Ergebenheitsadresse erwiderte der Papst lateinisch, indem er seinen Dank und seine Freude über die zum Ausdrucke gebrachte Gesinnung aussprach. Bezüglich des tschechischen Schismas erklärte er mit Entschiedenheit, der Hl. Stuhl werde unter keinen Umständen die Zölibatsgesetze mildern. Die Zugeständnisse und Vorrechte auf liturgischem Gebiete, ein Beweis seiner Liebe und seines Vertrauens, dürften jedoch in keiner Weise überschritten oder verletzt werden. Schließlich erteilte er allen Angehörigen der tschecho-slowakischen Nation, die in Glauben und Liebe mit ihm verbunden sind, den apostolischen Segen. — Zur Unionskonferenz von Velehrad tragen wir nach, daß außer Russen und Serben alle slawischen Völker vertreten waren. In Südslawien hindern geschichtliche Gegensätze die Anbahnung religiöser Verständigung. In Rußland ist die Orthodoxie gespalten, da es auch eine orthodoxe Sowjetkirche gibt und sich überdies die Kirchenprovinz Kiew abgetrennt hat. Die Zahl der Altgläubigen ist bedeutend gestiegen. Die Zukunft des Katholizismus in Rußland hängt von der politischen Entwicklung ab. Die nächste Unionskonferenz soll in Brüssel unter dem Vorsitz des Kardinals Mercier abgehalten werden. — In der tschechisch-schismatischen „Kirche“ hat inzwischen ein wenig erbauliches Geräufe um die besten Plätze an der Krippe eingesetzt, wobei auch das Argument der Ohrfeige Verwendung fand. Die bischöflichen Kandidaten hielten einander ihre schmutzige Wäsche vor und es gibt bereits eine neue Spaltung, ein Schisma im Schisma. Und während so, persönlichem Ehrgeize fröhnend, einige in wahnwitziger Verblendung glauben, die von Christus selbst gestiftete Heilsanstalt mit ihrem unvergleichlichen inneren Gnadengehalte durch eine Miniaturnachbildung ihrer äußeren Form verdrängen zu können, quält sich heute alles, was einst ähnliche Wege gegangen, um die verlorene Einheit, das Kennzeichen der wahren Kirche Christi, wiederzufinden. Im englischen Protestantismus, der stark von diesem Drange erfaßt ist, erhebt sich jedoch als besonderer Stein des Anstoßes auf diesem Wege die bischöfliche Verfassung, die von der numerisch heute stärkeren Gruppe der Nonkonformisten abgelehnt, von der Staatskirche aber als Werk des Stifters der christlichen Kirche und mit dieser wesentlich verbunden, festgehalten wird, eine Forderung, welche nunmehr auch die hochkirchlichen Kreise Deutschlands stellen.

Die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Genua, der durch den aufsehenerregenden Rücktritt des Kardinals **Boggiani** verwaist war, ist erfolgt; der Papst ernannte Msgr. **Signori**, bisher Bischof von Alessandria, einen warmen Freund der sozialen Aktion. Auch Bologna hat wieder einen neuen Oberhirten, Msgr. **Nasalli-Rocca**, eine jüngere Kraft (geb. 1872). Von 1907 bis 1916 leitete er bereits die Diözese Gubbio in Mittelitalien.

Die feierliche Enthüllung des Denkmals für Pierluigi da **Palestrina** in dessen gleichnamiger Heimatstadt sah die Vertreter von Kirche und Staat, Kardinal Vanutelli und den Unterstaatssekretär für schöne Künste Rosadi in friedlicher Eintracht. Wiederholt betonte letzterer in öffentlicher anerkennender Rede seine Freude über die Teilnahme der Kirche durch ihren erlauchten Vertreter und Kardinal. Hier der Kunst seinen Tribut zollend, zollte ein anderer Vertreter desselben Papstes der Wissenschaft in klingender Münze einen Tribut, für den wir deutsche Katholiken allen Grund haben, dankbar zu sein. Msgr. **Pacelli**, unser apostolischer Nuntius, überreichte der Görres-Gesellschaft zur Pflege der katholischen Wissenschaft den Betrag von 180.000 M und sicherte damit das Erscheinen des neunten Bandes des monumentalen Werkes über das Konzil von Trient, den Rest der Kosten, 70,000 M, trägt die Gesellschaft und freiwillige Geber, darunter der deutsche Episkopat.

Raummangel läßt uns für heute nur das zahlenmäßige Sammelergebnis unserer großen **Missionsalmosen-Sammel**vereine aus dem Jahre 1920 anführen. Lyon, wohin heute mehrere Länder schon ihre Gaben nicht mehr senden, um sie im Einvernehmen mit der Kongregation der Propaganda direkt den Missionen zuzuweisen, verzeichnet dennoch 19.104,315 Fr. (gegen das Vorjahr 3,850,562 Fr. mehr); hievon stammen allein 10,143,927 Fr. aus den Vereinigten Staaten, die überdies den größeren Teil ihrer Mittel unmittelbar zur Verteilung bringen. Frankreich selbst gab 4,223,055 Fr., Holland 809,874 Fr., Argentinien 667,772 Fr., Belgien 555,479 Fr., England 541,101 Fr., Irland 409,413 Fr., Mexiko 353,412 Fr., Schweiz 257,867 Fr. Italien überschritt erfreulicherweise zum erstenmal eine halbe Million, genau 516,948 Fr., ausschließlich verspätet eingelaufener Beiträge, z. B. 72,000 Fr. aus der Diözese Bergamo. Unser deutscher Franziskus Xaverius-Missionsverein meldet eine Gesamteinnahme von 2,664,000 M., was einschließlich der Jahreseinnahme des Ludwig-Missionsvereins eine Gesammtsumme von 3,689,236 M und gegen das Vorjahr ein Plus von über einer halben Million ergibt. Bedenkt man den gesunkenen Kaufwert des Geldes, so müßten diese Einnahmen einen bedeutend höheren Betrag erbracht haben, wenn wir unsere Missionsleistungen, also die Missionsstationen, Anstalten und sonstigen Missionswerke auf bisheriger Höhe erhalten wollen. Zum Glück fehlt es an Missionsberufen nicht, auch in Ländern, die bisher nur ganz vereinzelt Missionäre stellten: so z. B. konnten die Salesianer Don Boscos kürzlich allein für Kandidaten aus der Slowakei zu Perosa ein Noviziat mit 50 Novizen eröffnen, und auch Litauen meldet sich stark. Kanada, das bereits seit einem Jahre ein englisch-kanadisches Missionshaus unter der Leitung des Chinamissionärs P. Fraser besitzt, errichtet dazu noch ein französisch-kanadisches, für dessen Kosten der Episkopat der Kirchenprovinz Quebek aufkommt. Father Walsh, der Obere und Mitbegründer des amerikanischen Missionshauses Maryknoll, das in all seinen Zweigen mächtig aufstrebt, hat uns zum zehnten Jahrtage des Bestehens dieser ersten amerikanischen Missionsgesellschaft mit einer prächtig ausgestatteten Festnummer beschenkt, die bei allem Ernste auch den sonnigen Humor widerspiegelt, der eine Eigenart dieser Zeitschrift ist.

Wien.

Von Juliana von Stockhausen.

(Schluß.)

Zu dritt, zwei Freunde und ich, saßen wir in dem kleinen, mit einem verfeinerten Geschmack eingerichteten Restaurant. Lange spielte das Gespräch um einige Gobelins, die im Belvedere zu sehen waren; man sprach von frühmittelalterlicher Webkunst, von den Raphaelschen Teppichzeichnungen, von Rubens Entwürfen, den flämischen „Haute-de-lisse“.

„Sehen Sie“, sagte der Jüngere, „heute noch sind wir im Besitz der herrlichsten Webereien der Welt, aber wer gewährt uns, daß der republikanische Staat sie nicht morgen einem reichen Amerikaner verkauft?“

Der Aeltere spielte mit dem kleinen Silberlöffel. „Mein Lieber“, sagte er, „solange wir einen Hof hatten, waren diese Dinge Eigentum der Nation.“

Lächelnd bog ich das Gespräch, welches in bittere Worte gleiten wollte, zur Kunst zurück.

„Ich war heute früh im Hofmuseum und ich muß gestehen, daß es ein ganz seltenes Erlebnis war.“

„Erzählen Sie, Baronin.“

„Vieles war wundervoll“, begann ich tastend, nicht ganz wissend, wo anfangen, „vielleicht eine überirdisch-irdischsüße Madonna von del Sarto! Ja, oder die blonde Violante mit den schimmernden Lichtern im losen Haar. Salome, mit dem lüsternen Geschmack von Tod und Liebe auf den Lippen; das Bildnis eines Mannes in Schwarz, dessen schmale, gelbliche Hand mit entsetzlicher, verräterischer Offenheit die Geschichte eines blutigen, finsteren Lebens enthüllt. Tizians Danae, Goldregen über herrlicher Nacktheit — Rubens — aber Sie wissen, ich liebe Rubens nicht,

obwohl die Galerie eines seiner besten Bilder enthält, das Infantenpaar vor Heiligen kniend."

„Einen van Dyk besitzt die Sammlung", fiel der Freund ein, „nur eine Skizze, der zurückgeworfene Kopf einer jungen Frau, mit Augen, in denen jäher Schrecken, vielleicht Entsetzen schreit, und sinnlich aufgerissenen Lippen!"

Ich teilte langsam die Orange auf dem dünnen Glasteller. „Ja, ich entsinne mich. Aber nun kommt mein, mein ganz persönliches Erleben, und das heißt: Isabella Markgräfin von Mantua."

Der Jüngere hob fragend den Kopf „Tizian, nicht wahr?". Der andere nickte. Dem Rauch der Zigarette mit den Augen folgend, begann ich langsam nach Worten zu suchen.

„Wie entzückend mondän sie war! Dieser Kopfputz aus goldfarbiger Seide, grünen Bändern, Perlen und grünen Steinen ist mit raffinierter Sicherheit zu ihrem mattblonden Haar und ihrer sehr hellen Haut gewählt."

„Vergessen Sie nicht", mahnte der Aeltere, „wie wunderbar tonig die Malerei, die Farbe von grünlichem Brokat, dunklem Samt, graubraungrünem Pelz und matter Haut zusammen webt. Das bestrickt und gibt der Frau viel, was vielleicht Tizian zu geben ist."

„Nein", wehrte ich, „Isabella wußte sehr gut, was Kultur bedeutet. Kultur einer glänzenden, rauschenden Form und Kultur des Geistes. Entsinnen Sie sich ihrer Hände? Die eine ist im Pelz verkrampft, die andere liegt leicht gebeugt auf der Sessellehne. Diese Hände wußten zuzufassen, energisch, vielleicht manchmal hart, aber sie ließen nicht mehr los."

„Es war doch Gian Francesco Gonzaga, der mulattenhaft Häßliche, mit dem sie vermählt war?"

„Gewiß, aber ich bin keck genug zu behaupten, daß seine kluge Häßlichkeit ihre Sinne fesselte. Ihre krankhafte Vorliebe für Abnormitäten ließ sie ja Zwerge und Kretins in einem kleinen Hofstaat der Scheußlichkeit halten. Uebrigens glaube ich, daß sie von einer ganz kalten Leidenschaft war. Ihre graublauen Augen sind ganz geistig, wissen Sie, von jener Geistigkeit, die nicht allzusehr mit Seele belastet ist, aber ihr Mund hat einen verräterisch zuckenden Zug. Damals erfüllte sie Italien mit der Lebhaftigkeit ihres Geistes, ihrer prunkhaften Hofhaltung, mit den Liebesgeschichten ihrer Hofdamen, ihrer Kunstliebe, die allerdings sehr diktatorisch mit den Künstlern umging, ihrer Verschwendungssucht, schließlich und endlich mit ihren Modeschöpfungen. Sie war ein Typ ihrer Zeit, und man muß nicht vergessen, daß diese Frauen mit allen oder fast allen bedeutenden Menschen korrespondierten oder sie gar um sich versammelten. Isabella ist die glänzendste unter ihren Zeitgenossinnen, aber viele stehen neben ihr, weniger laut, doch tiefer, die es verstanden haben, in schöner Geselligkeit Krieger, Staatsleute und Künstler um sich zu versammeln. Eine Geselligkeit, die ähnlich vielleicht, aber verwässerter in den Rokokosalons von Paris wieder auftauchte . . ."

„Nun", sagte der Wiener, „und auf uns vergessen sie? Die Arnsberg, die Pietra? und dann die Berliner, die Herz, die Varnhagen?"

„Ich denke schon an Sie — — —"

„— Aber — nicht wahr", lächelte boshaft der Wiener. „Dort ist noch ein Tropfen Blut im Wein und hier nicht einmal mehr Wein im Tee."

Wir lachten alle. Das Gespräch brach ab. Man stand auf.

Draußen wütete die Hitze. Weißglühend brannte sie um die Mauern der Burg. Wie erstickender Nebel dunstete der Geruch von Asphalt, Staub, Benzin und Schweiß in der inneren Stadt. Nur das Schreien der Verkäufer von Eis und Zeitungen stieg spitz über dem dumpfen Lärm empor.

In der Burg war es kühl, fast feucht, da wir die endlose Wendeltreppe emporstiegen, die zu der Galerie der spanischen Reitschule führte. Dann blendete grelles, weißliches Licht, das durch überhohe, milchige Fenster einstürzte. Langsam fand sich das Auge zurecht. Wie köstlich war der Purpur der über die Galerie fallenden Teppiche. Gelber Brokat dämpfte matt die Tiefen der mittleren Loge. Dort oben mußte Musik sein. Aufreizend schrien die Hörner. Unter den Klängen des ersten Marsches kamen einer nach dem andern, sechs schlohweiße Lippizanerhengste in die Bahn. Es waren Tiere von wunderbarer Vollendung. Als der erste durch die Bahn trabte, stand er einen Augenblick mitten in der zitternden, schillernden Lichtbahn der Sonne. Starr saß der Bereiter im spanischen Sattel. Die Knie in weißseidenen Eskarpins, daß das Gelb hoher Stulpenstiefel randete, waren kaum angezogen. Silbern gleißten die riesigen Sporen. Das Gold am Zweispitz funkelte herrisch.

„Woran denkst du?" Die Gräfin berührte mit dem Lorgnon leicht meinen Arm. Ich erwiderte: „Es ist sonderbar, denken zu müssen, daß vor 200 Jahren hier ein Kaiser saß und mit prüfenden Augen maß und mäkelte. Daß Maria Theresia, daß Josef von Lort in die Arena blickten und die gleichen Pferde die gleichen Tritte machten." — „Du hast recht", lächelte sie, „es ist, als wenn man das Rad der Zeit zurückgedreht hätte. — Ah schau", unterbrach sie sich aufgeregt „Wie wundervoll!"

Unten in der Bahn stand ein nacktes weißes Pferd. Groß und ganz erlesen, allein im weiten Rund, ganz nackt. Das Licht spiegelte blendend über die Schenkel, den gestreckten Rücken. Auf der Stirn stand ein rosiger Fleck. Lang und scharlachen fielen die Zügel über den Rücken in den Sand. Köstlich erschimmerte auf der Brust das Gold einer großen Quaste. Als es kourbettierte, spannte der Zügel wie ein scharfer Blutstreifen über dem Schlohweiß der Haut. Beim Steigen flutete das Blut rosig und violett unter dem Glanz des Felles. Ein Schaumflocken fiel groß und leicht in den Sand, lag dort und leuchtete wie gelöstes Silber!!

Einige Schritte vor der Burg drängt sich die Augustinerkirche in das schmale Massiv der Gasse. Ich weiß nicht, was mich leitete, vielleicht wollte der Klang, den eine alte, nun aufgestiegene Zeit zum Schwingen gebracht, weiter tönen.

Graubraune Dämmerung wölkte leicht im Schiff. Die klare Kontur des Hochaltares stieg leicht und edel im Chor empor. Sehr köstlich ist das Schwingen der großen Kronleuchter in der Höhe der Wölbung. Die Form der Orgel ist ganz Klang, ganz in Holz und Gold gebauschte Musik.

Lange stand ich vor Canovas Denkmal. Weißer, keuscher Stein, in dem der Schmerz allen Lebens tödlich erstarrt ist. Welche Trauer, Trauer die lächelt mit einem Lächeln schmerzlicher als Ströme von Tränen. Alles besteht nur eine kurze Weile. Schneller als Wasser den Krug im Arme der Jungfrau füllt, fließt der Inhalt eines Lebens in die Form gegebener Zeit. Der letzte Tropfen ist der wehe Saft des Todes. Wieder kamen die Gesichte von vielen Kaisern, von Edlen und Frauen. Ihre steifen Kleider rauschten, ihre Edelsteine blitzten, da sie in langer Reihe vorüberzogen. Von jenem wußte man, daß er hier gekniet. Dieser hatte im alten Teile der Burg dem Sturm der Stände getrotzt. Maria Theresia schritt voll starker Anmut und großer Herrschaft vorüber. Mütterlichkeit ihr Wollen und doch viele Bitterkeit in ihrem Tun. Aber Größe, wundervoll einheitliche Größe in ihrem Wesen. Wie ein Fels ist ihr Sein im Wirbel schäumenden Rokokos, ganz gerade, ganz ungeschnörkelt, ganz ehrlich. Im Sohn wird das Wollen groß, aber zügellos, da fließt Zynismus in die Bitterkeit, da färbt Qual die Last des Purpurs.

Dann kommt der Korse. Sein Genie ist wie ein Mantel um ihn her, aber der Saum ist mit Blut wie Rubine und mit Tränen wie Perlen bestickt. Wer aber, frage ich euch, hat das Recht, nach dem Mantel den Menschen zu beurteilen? Wer, frage ich euch, hat das Recht, nach der Tat die Seele erkennen zu wollen? Unsere Taten sind ein Mantel, unter dem sich vieles birgt, das nicht nach ihm beurteilt werden kann. Noch stehen wir rätselnd vor Elisabeth, vor Franz Josef, dem greisen Kaiser. Wehe dem, der da sein Urteil wie einen Nagel in die Wand hämmern will, er hämmert in leere Luft. Es ist nichts törichter, als einen Menschen und die Geschehnisse nach ihrem äußeren Schein erkennen zu wollen. Nicht vor, hinter allen Dingen steht die Wahrheit. Nicht im Tatsächlichen, im Außergegenständlichen findet man die Zusammenhänge. Man kann nie einen Menschen aus sich allein erkennen. Den Bindungen des Blutes gehe man nach, sei es bis ins 4. und 6. Menschenleben vor ihm. Das Heute ist nur eine Brücke, deren Halt von den Ufern Gestern und Morgen geboren wird.

* * *

Sonntagabende habe ich erlebt in den Heurigen-Schenken, draußen, wo es nach Erde und Korn riecht, wo das Volk sitzt, der Bursch und sein Madel und die behäbige Vater- und Vetternschaft, wo sie lustig sind und singen, aber es klingt doch melancholisch.

Hausmusik habe ich mitgemacht, man sang Schubert, spielte Mozart und sprach Hofmannsthal. Die Fenster standen offen. Duft von Flieder und Rosen schwoll herein. Da lachten Schuberts lose Liebesmelodien und Monsieur Mozart stand im roten Frack und lächelte mit seinen wissenden Augen. Da sang eine junge schöne Frau im schwarzweiß gestreiften, bauschigen Kleid zur Mandoline:

„Im Prater grünen die Bäume,
In Siefering blühet der Wein,
Frühling, ja Frühling ist's wieder in Wien"

und Walzer tanzte man, Walzer von Wien, weich, schmeichelnd und anmutig.

Und eine Oper habe ich gesehen, die hieß Tosca. Eine Sängerin, um die Gott die Sonne in ihr Blondhaar zauberte, die Nacht in ihre Augen und die Stimme des Windes, vom Atem der klingenden Abendluft bis zum Rasen des Sturmes, in die Kehle, die Sängerin Jeritza stand in einem Gewand von goldenem Atlas auf der Bühne und sang vom Triumph der Liebe, die stärker ist als Leben und Tod. — Oper von Wien, die da überfließt von Schönheit jeglichen melodischen Klanges, geheimnisvoll umhüten dich deine Mauern, wie Kristall einen Kelch, den edler Wein erfüllt.

Wien — Wien — wie eine Frau ist diese Stadt, jeden Tag anders, aber immer berückend. In Heiligenstadt stehen uralte Häusel, da duften Kastanien, und in verwilderten Gärten wächst Wasserrosengeschling über grünschillernde Teiche.

Draußen, da rauschen die Bäume vom Kahlenberg. In der Innenstadt toben Automobile und Elektrische; da trippeln kleine Füße über das Pflaster und Duft von Parfüm geht um Mondänen und Demimondänen. Draußen knien Kinder vor dem Bildstöckel am Weg.

Drinnen steht die goldfunkelnde Pracht hochfahrenden Barocks, die Karlskirche. Gold, gold und haselnußbraun und elfenbeinweiß, Rundung, oval gewundene Säulen, der Augenaufschlag runder Fenster, singende Diagonale, kokettbauschige Beichtstühle, Duft von Weihrauch und Blumen! O göttliches Barock mit deinen tanzenden Märtyrern, deinen Frauen, die ihre Buße als Lust genießen, und dem Schrei deiner Sehnsucht durch alles Gewoge von Dunst und Duft, von Gold und Blut, nach Gott, der über allen Himmeln thront.

Von Schönbrunn will ich erzählen. Nicht, wie es lachend in der Sonne liegt, stolz und sieghaft. Nein! Es hatte geregnet. Die Luft war grau und violett und voll Wasserdunst. Fern lag der Lärm der Stadt. Abend stieg vom lavendelgetönten Himmel. Die steifen Hecken und Laubgänge duckten sich, zogen ihre grasgrünen Mäntel enger. Der Sand der Wege war feucht. Dampf stieg von den Wiesen. Nur mehr ein Schatten, standen weiße Götterbilder in den Büschen. Das Schloß lag still, müde, traurig. Verwaschen schien sein seidenes Kleid, zerschlenzt seine Farbe. Wie Schleier sank es von einem Antlitz, das viel gelacht, aber nun Spuren bitterer Tränen trug. Das ergriff mich sehr. — Die Brunnen und Teiche träumten rings. Mir war, als klagte die Flöte des großen Pan und eine Nymphe floh erschreckt.

* * *

Steil stieg das Dach der Minoritenkirche zum Blau der Lüfte. Die Breite der Burg lag vor mir; der alte Bau mit dem Braun der Ziegeldächer, rechts das Palais Franz Ferdinand, links das Grün weiter Gärten, darüber fern die kühnen Figuren des Parlaments; und wenn ich mich wandte, die Erlesenheit des Burgtores. Dahinter die Museen, das Standbild der großen Kaiserin. Fast daß mir die Augen feucht wurden von so viel Schönheit, die eine Gnade ist, die man mit dankbar geneigten Händen entgegennimmt und sie bewahrt als ein gar herrliches Juwel.

Die Münchener Tagung des Bühnenvolksbundes.

Von L. G. Oberlaender.

Im Bühnenvolksbund haben sich die Theatergemeinden, welche eine Erneuerung des Theaters im christlich deutschen Volksgeist erstreben, zu einer Organisation zusammengeschlossen, die in den zwei Jahren ihres Bestehens schon zu einem machtvollen Faktor unseres Theaterlebens geworden ist. Die Jahrestagung in München zeigte, daß hier rastlos nach hohen Zielen gestrebt wird, ohne den praktischen Sinn für das zunächst Liegende vermissen zu lassen. Sie zeigte aber auch, daß die Bedeutung dieses Strebens bei Kirche und Staat, bei Gemeinden und Universität, bei der Theaterwelt und bei Musikern und Dichtern voll erkannt wird. Schon bei dem Begrüßungsabend trat dies durch die zahlreich erschienenen Ehrengäste zutage, unter denen wir Prinz Alfons von Bayern, den päpstlichen Nuntius Pacelli, Dr. von Kahr, Kultusminister Matt hervorheben möchten. Aus der warmherzigen Begrüßungsansprache Dr. Johannes Eckardts ist besonders hervorzuheben die Verlesung des Schreibens des preußischen Ministerpräsidenten, welches mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Dieser Brief geht weit über die bei solchen Anläßen übliche Formulierung von Artigkeiten hinaus, wenn Stegerwald betont, er bringe seine warme Teilnahme an den Bestrebungen besonders gern zum Ausdruck, weil er die Bedeutung der hier geleisteten Arbeit für eine deutsche und christliche Kultur als eine notwendige Ergänzung und Unterstützung auch seiner gewerkschaftlichen und politischen Arbeit freudig anerkenne. Der mühevolle Weg zur christlich deutschen Staatsauffassung erscheine leichter und sein Ziel rücke näher, wenn solche Mitarbeit, wie die des Verbandes, das Bewußtsein stärke, daß allerorts die Kulturkräfte, die in unserem christlichen Volke schlummern, geweckt, gefördert und vor Ueberfremdung durch unchristlichen und undeutschen Geist geschützt werden. Möchte die positive Frucht des Kampfes des Bundes gegen das Unkünstlerische, Undeutsche und Unchristliche ein machtvoller christlicher und deutscher Kulturwille und eine überragende Kunstleistung sein. — Dr. Hubert Rausse sprach über „Die Renaissance der dramatischen Kultur- und Volksgemeinschaft.“ Er verwies dabei darauf, daß das Mittelalter eine geschlossene Volksgemeinschaft besaß, deren Ausdruck eine Kunst wurde, die bei allen ihren Widerhall fand, denn der Dichter lieh allen seine Zunge. Mit der Glaubensspaltung kam die Zersplitterung. Später ward das Theater unter dem Schutze privilegierter Stände, wenn auch nicht mehr Ausdruck der Gesamtkultur unseres Volkes, so doch einzelner Schichten. Als jedoch diese Führung in die Hand des großen Publikums geriet, mußte die Verflachung immer weiter um sich greifen bis ins Chaos unserer Tage. Ist es zu kühn gehofft, wenn wir glauben, daß der Passionsweg seinen Gipfel erreicht hat? Wenn das deutsche Volk den Weg zurück findet zu sich selbst, so gehört das Theater besonders berücksichtigt: „Es gibt einen Weg zur Gesundung.“ Es ist der Weg, dem Theater wieder eine geistig geschlossene Gemeinde zu geben. Wir können Dichter nicht schaffen, aber das Volk, das Dichter fördert und ihre Sprache versteht. Wenn sie kommen, sollen sie nicht allein stehen, sondern eine Gefolgschaft bereit finden, mit ihnen zum Sturm und zum Siege vorzugehen. Seit zwei Jahren gilt die Arbeit des Bühnenvolksbundes diesem Problem. Er hat Gewaltiges geleistet. Hunderte von Theatergemeinden bilden einen Stamm. Ihr Einfluß zeigt sich immer deutlicher im Theaterleben. Die kommenden Jahre können die Entscheidung bringen. Wir sehen das Ziel und haben den Willen, es zu erreichen. Die künstlerische Vortragsfolge des Abends war reichhaltig, zu reichhaltig. Drei Uraufführungen von Kammermusikwerken für Klavier und Geige sind für die Aufnahmefähigkeit zu viel und von den Rezitationen Dr. Friedr. Castelles mußte ein großer Teil der vorgeschrittenen Zeit wegen ausfallen. Von den Tonsetzern ist Beer-Walbrunn, der Komponist des „Don Quichotte“, die reifste, unmittelbar wirkende Musikernatur. Karl Blessinger, den wir im Laufe der Tagung noch als musikpädagogischen Denker kennen lernten, strebt zurück zur Form. Stürmer, der auch die Bühnenmusik zum „Tänzer unserer lieben Frau“, von der ich im Theaterbericht des vorigen Heftes schon gesprochen habe, schrieb, zeigt mancherlei gute Gedanken und Ansätze. Jeder der drei Tonsetzer war am Flügel sein eigener Interpret. Marion Hoffmann ist eine Geigerin von Können und Geschmack, auch Elisabeth Stürmer überzeugte von ihrer violinistischen Begabung. Der Rezitator sprach schlicht und innig. Von neueren Dichtern kamen Falke, Loens, Münchhausen, von älteren Raabe, Annette v. Droste, Matthias Claudius, Hans Sachs und Storm zu Wort.

Der zweite Abend führte ins Marionettentheater. Hier sprach K. Röttger von der Notwendigkeit, Theateraufführungen vor Schulkindern einzuführen und K. v. Felsner behandelte feinsinnig das Märchenspiel. Graf Franz Pocci erzählte von seinem Großvater und seinen Kasperldichtungen, in einer unmittelbar wirkenden, frischen Art, die uns ganz schlicht, aber überzeugend an das große Können und Vollbringen des Dichters Pocci heranführte. Dann wurde „Prinz Rosenrot und Prinzessin Lilienweiß“ gespielt. Der Eindruck war außerordentlich günstig und bestätigte, was vorher theoretisch über des Grafen Pocci echtes Poetentum vorgebracht worden war. Das Münchener Marionettentheater und sein auf langen guten Traditionen fußender echt künstlerischer und echt volkstümlicher Stil fand bei den auswärtigen Delegierten der Bühnenvolksbundtagung besondere Anerkennung.

Der nächste Tag brachte die Generalversammlung, welche Geheimrat Dr. Dyroff, der bekannte Philosophieprofessor der Bonner Universität, als Vorsitzender des Bühnenvolksbundes eröffnete. Er betonte einleitend, daß die Bühne zu den Dingen gehöre, auf die keine Regierung und kein wahrer Volksfreund verzichten könne. Er erörterte Zweck und Ziele des Bundes, der sein Teil dazu beitragen wolle, die ethische und künstlerische Wiedergeburt des deutschen Volkes zu fördern. Kunst, Caritas und Religion seien die drei Grundsteine, auf denen eine neue Welt erstehen müsse. Dr. Dyroff zeigte dann die Bedeutung der Schaubühne für die Erziehung und Bildung des Volkes. Leider kranke das heutige Theater in mancher Hinsicht. Der Verstand hat vielfach die Vernunft verdrängt, das erotische Moment mache sich allzusehr auf der Bühne breit und gefährde insbesondere die Jugend. Weitere Schäden erwachsen dem Theater durch die L'art pour-l'art-Bewegung und in der entarteten Erlebnistheorie. Angesichts dieser Schäden will der Bühnenvolksbund den alten Gütern, den Idealen christlicher Weltanschauung neue Geltung verschaffen. Nur auf der Grundlage einer Erneuerung unseres Geisteslebens könne eine Erneuerung des Theaters erstrebt werden. Eine weitere Aufgabe neben der aufbauenden Arbeit des Bühnenvolksbundes sei, dem werk-

tätigen Volke die Kunst unserer großen Dichter zu vermitteln. Auf die Begrüßungsworte des Vorsitzenden erwiderten Dr. Koen für das bayerische, Dr. Mayer für das badische Kultusministerium, Geheimrat Muncker für die Universität, Generalintendant Zeiß für die bayer. Staatstheater. Bürgermeister Schmid suchte die Gemeinsamkeit zwischen den Zielen des Bühnenvolksbundes und den proletarischen Theatergemeinschaften darzulegen. Generalsekretär Gerst berichtete über den Stand der christlichen Theaterbewegung. Die zwei Jahre der bisherigen Tätigkeit haben der Vorbereitung und der Planschaffung für ein neues Theater gegolten. Notwendig seien Besucherorganisationen und deren Zusammenschluß in Organisationsverbände. Es verdient aber Anerkennung, daß Gerst gegen die Tendenz mancher solcher Verbände, möglichst vieles und vielerlei zu bieten, Front gemacht hat. Es besteht in der Sucht, mehr zu bieten wie die „Konkurrenz", eine schwere Gefahr für alle Verbände zu einer Art Theaterkonsumverein herabzusinken, der nur noch auf viel und billig sieht. Wilhelm C. Gerst befürwortet die Kommunalisierung der Theater, um sie den Geschäftemachern zu entziehen. Er wies darauf hin, daß diese bereits vor dem Kriege aus diesen Motiven heraus von rechtsstehenden Parteien verlangt wurde. Auf dem Wege der Kommunalisierung hofft der Redner eine erhebliche Anzahl banaler Vergnügungsstätten für das Kulturtheater zu gewinnen. Zum Schlusse seiner trefflichen Ausführungen erörterte er noch die Gegensätze zwischen dem Bühnenvolksbund und den meist unter sozialistischem Einflusse stehenden Volksbühnen. Dann hielt Dr. Werner E. Thormann einen gehaltvollen Vortrag über die geistige Einheit des Kulturtheaters. Nach der Mittagspause sprach Dr. Blessinger von der Akademie der Tonkunst in München über das „Problem der musikalischen Kultur der Gegenwart". Ausgehend von Dyroff (s. o.) sieht Blessinger den Grund für das Hervordrängen des erotischen Moments in der Krisis des romantischen Empfindens. Der Klang gelangt nicht mehr zur Form, sondern begnügt sich mit sinnlicher und suggestiver Wirkung; auch in der Zeit des Materialismus ist der Geist der Kunst romantisch geblieben. Die letzte Romantik entbehrt die Bindung, welche die alte noch durch das formale Erbe der Klassiker besaß. Gewiß erwächst das Kunstwerk aus dem Erlebnis, aber die folgerechte Weiterführung der Erlebnisse, mit dem raschen Stimmungswechsel, dem unsere Zeitgenossen unterliegen, führt zur Registrierung und unverarbeiteter Anhäufung von Stoff, der die Entwicklung des Kunstwerkes hemmt. Blessinger, der als ein schriftstellerisch für seine Ideen kämpfender Musiker gewertet sein will, erklärt sich als Gegner einer undisziplinierten Romantik. Solange nur für die Unsterblichkeit geschaffen wird, sei der Künstler immer ohne festen Boden. Eine technische Bildung des Publikums sei notwendig, um bewußte Kunstgenießer für die Musik zu erziehen. Durch diese Schicht kulturell Interessierter erhofft Blessinger in der Zukunft die Grundlage künstlerischen Wirkens für den Tondichter zu gewinnen. Auch hier ist das moderne Zauberwort Organisation, das alles wirken soll. Ueber seine Pläne hätte man gerne von dem Redner Einzelheiten vernommen. — Aus den geschäftlichen Verhandlungen ist hervorzuheben, daß der Jahresbeitrag auf 25 ℳ festgesetzt, die bisherige Vorstandschaft unter Vergrößerung wiedergewählt und als Ort der nächsten Tagung Hannover bestimmt wurde.

Der Abend brachte im Residenztheater die Erstaufführung des „Ackermann aus Böhmen" und die Uraufführung von Weinrichs „Der Tänzer unserer lieben Frau". Ich kann hier in der Hauptsache auf meinen Theaterbericht verweisen. Für beide Stücke wäre eine Einführung in den dem Bühnenalltag fernen Geist der Dichtungen möglich gewesen. Die Theaterzeitung der Staatsbühnen begnügte sich mit dem Abdruck von W. Herz' klassischer Nachdichtung des provenzalischen Spielmannsliedes. Sehr empfehlenswert sind die Einführungshefte des Bühnenvolksbundes, die am besten mit dem Theaterzettel verkauft werden sollen. Bei Abschluß eines Monopolvertrages erhalten die Theater sehr günstige Bedingungen. Dem Theaterbesucher soll mit der Zeit eine Literatur- und Musikgeschichte in Einzelheften erwachsen, die bleibenden Wert hat. — Wenn man das Verzeichnis der Vertriebsstelle des Bühnenvolksbundes für dramatische Werke durchsieht, so sieht man eine starke Bevorzugung von biblischen Stoffen und Legenden. Von manchen Seiten, die dem Gedanken der christlichdeutschen Kunst begeistert anhangen, sind mir hier lebhafte Bedenken geäußert worden. Eine so radikale Umbildung des Publikums sei nicht zu erwarten und der Geist leuchte auf aus geschichtlichen Stoffen, könne auch bürgerliche Dramen durchdringen. Ich möchte noch befürchten, daß Legendenstoffe „Mode" werden könnten, oder gar kleinere Talente den Glauben fassen, sie kämen hier leichter ans Ziel. Ich rechne Weinreich nicht zu den letzteren und doch enthält sein „Tänzer" manche Stelle, in der er mehr von seinen eigenen Worten mitgerissen ist, als daß es ihm gelänge, seine Gefühle zu „verdichten" zur Einfachheit, die aus allem Großen spricht. Die Poesie, die in den kirchlichen Chören und in dem ganzen Stoffe liegt, ist eine kräftige Mithelferin zur Wirkung. Der „Ackermann", der nicht für die Bühne geschrieben ist und deshalb ohne bedeutende Künstler auf den Brettern profaniert würde, ist an Tiefe des Gefühles dem „Tänzer" weit überlegen. Ich sage dies nicht, um zu nörgeln, sondern weil die Größe der Ziele auch ein volles Einsetzen der Kritik erfordert. Am letzten Tage bot das Schauspielhaus eine Carl Hauptmann-Morgenfeier und die Generalintendanz hatte für den Abend zu einer Festaufführung des „Tell" ins Prinzregententheater geladen.

Die Grundlagen des Weltkrieges in Afrika.

Von Dr. Gallus Thomann.

Das Buch „Der Weltkrieg und E. D. Morel" von Lujo Brentano (Drei Masken-Verlag, München 1921) gibt viel mehr, als sein Titel vermuten läßt. Es ist die Geschichte des englischen Liberalismus der letzten 80 Jahre im Spiegel des Lebens und Wirkens eines seiner hervorragendsten Vertreter. Zugleich lernen wir in Morel den Typ des Engländers kennen, dessen großzügiger politischer Geist und liberale Kultur Kant zu dem Worte berechtigte, mit dem das Buch anhebt. Der innere Widerspruch, der darin liegt, „daß das schätzbarste Ganze von Menschen untereinander . . . . als Staat gegen fremde Staaten der verderblichste, gewaltsamste sei", bildet heute wie damals das erstaunliche Phänomen. Am 25. April ds. Jrs. (1921) fand der Bundessenator R. M. Lafollete in seiner machtvollen Rede zur Anerkennung der irischen Republik in eben diesem Widerspruch das eigentümliche Wesensmerkmal des englischen Staates. England läßt sich seit Jahrhunderten von Männern regieren, die „nicht imstande, die Freiheit in England selbst zu zertreten, die äußere Politik des britischen Imperiums beherrschen konnten und sie zu einem Werkzeug der Gewalt und des Imperialismus machten". (Congressional Record, Bd. 61, Nr. 18, S. 605.) Läßt dieser Dauerzustand nicht einen großen Teil der Schuld daran auf einen gewissen engen Egoismus des englischen Liberalismus fallen?

Wie der englische Imperialismus in unserer Zeit sein bedeutendstes Feld in Afrika fand, so zieht sich durch das Leben Morels die Beschäftigung mit diesem Erdteil wie ein roter Faden. Im Mittelpunkt derselben steht das Verhältnis seiner schwarzen und braunen Bevölkerung zu den weißen „Durchdringern", bis in allerjüngster Zeit die Verpflanzung von Marokkanern und anderen Schwarzen an die Ufer des Rheins als Besatzung, das heißt als Herren, ihn vielleicht zu seinem weltgeschichtlich größten Kampfe auf den Plan rief (S. 82). Denn mit diesem Schritt Frankreichs, der sich bereits an ihm selbst zu rächen beginnt, wird die mittelbare Gefahr, die für die europäische Kultur in der Brutalisierung und Ausbeutung ganzer Rassen liegt, zu einer unmittelbaren Bedrohung dieser Kultur. Doch auch das Unrecht gegen die Schwarzen selbst nimmt schwerere Formen an. Aus wirtschaftlichen Ausbeutungsobjekten sind sie zu Kanonenfutter gemacht und jahrelang in Händeln, die ihnen fern liegen, von der Heimat zwangsweise entführt worden. Von allen Stimmen, die im Ausland sich gegen die schwarze Schmach am Rhein erhoben haben, ist die Morels wegen seines großen Ansehens die wirksamste, wenn nicht die eifrigste. Voll Eifer betätigen sich viele klangvolle Namen Deutsch-Amerikas im Morelschen Sinne; ich nenne nur O. A. Stiefel, G. A. Schreiner, Dr. v. Mach, F. F. Schrader, alle an der Massenkundgebung vom 28. Februar 1921 im Madison Square Garden aktiv beteiligt. Aber auch das angelsächsische Amerika ist mit Persönlichkeiten wie dem Abgeordneten F. A. Britten und Oberstleutnant A. Anderson in den Reihen der Vorkämpfer europäischer Kultur vertreten.

Im Mittelpunkte des Interesses stehen, weltpolitisch gesehen, der 3. und 4. Abschnitt des Brentanoschen Buches, von denen ersterer Marokko, letzterer den Weltkrieg behandelt (III, S. 25—68, IV, S. 69 ff.). Von diesen beiden liegt räumlich und sachlich der Ton wiederum auf dem dritten Abschnitt „Marokko und die Entente zwischen England und Frankreich". Denn um Marokko, das heute wieder im Vordergrund der Beziehungen Europas zum Orient steht, gruppiert sich die eigentliche diplomatische Vorgeschichte das Weltkrieges. Wenn man diese Blätter Brentanos, die sich auf Morels „Ten years of secret diplomacy" aufbauen, mit Aufmerksamkeit liest, so wird erst völlig klar, wie unwahr Edward Greys Behauptung am 3. August 1914 vor dem Parlament gewesen ist, England könne frei entscheiden, sei in keiner Weise gebunden. Nicht nur war England gebunden, es hatte für das Einverständnis mit Frankreich die größten Opfer gebracht! Dasselbe England, das bis zum Ende des 19. Jahrhunderts zum Schutz Gibraltars und seines Seewegs im Mittelmeere eifersüchtig über der unangetasteten Souveränität Marokkos gewacht hat, gab es um der Entente willen an Frankreich preis (S. 25, 35/6. Vgl. auch K. Neumann, „Die Internationalität Marokkos", Verlag Der neue Orient 1919, S. 213; für das folgende S. 216 und passim.).

Unter Hinweis auf Faschoda und den Zusammenbruch der seit Napoleon I. gehegten französischen Pläne auf Aegypten hat man in dem letzten und diesem Jahrhundert ein stetes Zurückgehen des französischen Einflusses in Afrika gegenüber dem englischen festgestellt. Das Bild, das durch den Weltkrieg allerdings wieder eine wesentliche Verschiebung erfahren hat, sieht aber doch etwas anders aus, wenn man die zwei Riesenschritte Frankreichs in Nordafrika in den gehörigen Zusammenhang bringt. Noch 1783 war die englische Auffassung, „wenn Algier nicht existierte, wäre es Englands Sache, ein Algier zu schaffen." Ein halbes Jahrhundert später gehörte es Frankreich und nach abermals einem halben gelangte Marokko, der „Boulevard de l'Algerie" mit englischer Zustimmung in dieselbe Hand!

Ein lebendiges Bild dieser letzten Phase des afrikanischen Problems gibt uns Brentano. Englische und französische Quellen, außer Morel, vor allem das unerseztliche Buch „How the war came" von Earl Loreburn (London 1919 und Neuyork bei Knopf 1920), persönliche Erinnerungen (S. 50, Note) und mündliche Mitteilung (Pon-

sonby, S. 54, Nr. 2) liegen einer Darstellung zugrunde, die lichtvoller in so engem Rahmen nicht gedacht werden kann.

Daß der Liberalismus abgewirtschaftet habe, ist eine von rechts und links gerne wiederholte Phrase — nicht nur in Deutschland. (Ueber die Auffassung eines amerikanischen Beobachters vergleiche z. B. den Aufsatz Samuel Spring „Radicals and Liberals" in North American Review, Sept. 1921, Bd. 214, Nr. 8.) Daß aber der echte, gute Liberalismus, der sich nicht an Schlagworte und Parteibegriffe klammert, unsterblich sei, diese Hoffnung läßt das Buch in seinen abschließenden Seiten in uns anklingen. Es ist ein Ausblick in eine hellere Zukunft, wenn wir an der Hand Morels, ihres Sekretärs, mit den Zielen der Vereinigung für demokratische Kontrolle (Union of democratic control, abgekürzt U. D. C.) näher bekannt gemacht werden. „Unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges gab es außer der Internationale der Arbeiter und der weit größeren und glorreicheren, welche in der katholischen Kirche verkörpert ist, eine Annäherung auch unter den liberal denkenden Politikern der verschiedenen Nationen, die den Frieden der Welt sichern wollten." (S. 81 f.)

Liberal ist hier offenbar im parteipolitischen Sinne gebraucht. Um die Geister echter Liberalität in allen dreien der genannten internationalen Lager unter einem höheren Begriff zusammenzufassen, wendet man sich vielleicht am besten zu dem altehrwürdigen Wort des deutschen Klassizismus und spricht von den im Namen der Humanität Vereinigten; es sagt mehr als Liberalismus und Besseres.

Zwei Anhänge, deren einer uns Morel als Mensch und Künstler nahe bringt („Im Gefängnis Pentonville"), während der andere Aeußerungen englischer Stabsoffiziere zur Kriegsschuld bringt, bereichern das Buch aufs wertvollste.

Vom Büchertisch.

Die Fioretti oder Blümlein des hl. Franziskus. Auf Grund lateinischer und italienischer Texte herausgegeben von Dr. H. Schönhöffer. Geb. ℳ 18.—. Mit Freuden begrüße ich das Buch als den „Grundstock einer Sammlung der schönsten Franziskuslegenden und Franziskusdenkwürdigkeiten mit dem Sammelnamen „Blütenranken". Mir selbst waren die im Vorwort genannten vier lateinischen und italienischen Vorlagen nicht zur Hand; so konnte ich nur den im Buche gegebenen deutschen Text, ohne jedwelche Vergleichung, auf mich wirken lassen. Der Eindruck war ein vorzüglicher: als der einer reinen, starken Ursprünglichkeit, Treue und Einheitlichkeit im Geiste des hl. Franziskus. — Hat man das Buch begonnen, mag man es sobald nicht wieder hinlegen, so wahrhaftig und unmittelbar spricht es das Seelische in uns an, verbindet sich ihm in unvergeßlicher Weise. Die Gestalt des Heiligen und seiner wagendsten Jünger wächst einem aus dem schlichten, warmen Vortrag entgegen mit Segensfülle der Erkenntnis in den leuchtenden Händen. Und man begreift das Dantewort (s. Einführung) vom Heiligen von Assisi als der Sonne, von Assisi selbst als dem Orient, dem Sonnenaufgang. — Als besonders dankenswert empfinde ich die zahlreichen, sorgsamst abgewogenen „Anmerkungen und Erläuterungen" am Schlusse des schön ausgestatteten Bändchens.

E. M. Hamann.

Die Bücher-Rundschau. Eine Zweimonatschrift über wichtige Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt. Aus der fast übergroßen Fülle ähnlich gearteter Unternehmungen, wie sie der gebildeten Welt durch teure Monatshefte und literarische Wochenschriften, Kataloge und Verzeichnisse bereits bekannt sind, hebt sich die „Bücher-Rundschau" durch ihre Eigenart als Organ der Konzern-Sortimente des bekannten Verlags Jos. Kösel & Friedr. Pustet und durch ihre regelmäßige Lieferung hervor, die ohne jedes Entgelt an alle erfolgt, die ihren Bücherbedarf durch eine der dem Verlag angeschlossenen großen Buchhandlungen beziehen wollen. Es ist auf diese Weise also jedem möglich gemacht, sich des Freibezugs einer Zeitschrift zu sichern, die uns durchaus geeignet erscheint, den Bücherkäufern auf allen Gebieten des Wissens und der literarischen Erzeugung als Führer und Berater zu dienen. Neben dem bibliographischen Teil, der nur Wertvolles aus der Hochflut der Neuerscheinungen bringt und jedes angezeigte Werk durch eine charakteristische, vorurteilslose Besprechung würdigt, verdient auch vor allem der literarische Inhalt der „Bücher-Rundschau", der sich ein Stab berufener bestbekannter Mitarbeiter zur Verfügung gestellt hat, anerkennenswerte Erwähnung. Einleitend zeichnet Dr. Philipp Funk ein treffendes Bild der neueren Literatur in seinem Aufsatz „Von der Kunst des Lesens und der Wahl guter Bücher". Dann nimmt Dr. Otto Gründler auf eine sympathische und objektive Art Stellung zum augenblicklichen Tagore-Kult in Deutschland, während Dr. Ernst F. Stahl in einem interessanten und zur Diskussion anregenden Essai die Albrecht Dürer-Literatur, insbesondere die beiden biographischen Standardwerke Max Friedländers und Heinrich Wölfflins einer kritischen Analyse unterzieht. Nicht unerwähnt bleiben soll die illustrierende Wiedergabe eines neu entdeckten Holzschnittes von Dürer, wie denn überhaupt die ganze Ausstattung der „Bücher-Rundschau" angenehm ins Auge fällt. Bestellungen auf die „Bücher-Rundschau" sind direkt an die Redaktion München I, Dienerstr. 9, oder an eine der Konzern-Buchhandlungen zu richten, in München: J. J. Lentnersche Buchhandlung, Dienerstr. 9.

Choralmesse und Requiem für die Harmonista. Bearbeitet von Pfarrer Ulrich Bauer. Verlag Alois Maier, Fulda. — Harmonista ist ein Harmonium, mit einer Einrichtung versehen, daß beim Niederdrücken einer Taste gleich der ganze auf dem betreffenden Ton sich aufbauende Akkord erklingt. Eine solchermaßen „begleitete" Melodie ergibt nun das gräßlichste Getön in lauter Akkordrückungen und Oktavenfehlern. Eine Ziehharmonika macht — allen Ernstes! — die Sache noch besser als eine Harmonista. Wenn kein einigermaßen entsprechender Organist zur Verfügung steht, singe man den Choral ohne Begleitung!

Dr. O. Ursprung.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Der „mystische Abgrund" des Orchesters, der Publikum und Bühne trennt, machte das Festspielhaus für intime Schauspielwirkungen ebenso ungeeignet, wie es für das Musikdrama der ideale Raum ist. Ist es Zeiß schon im Vorjahre gelungen durch Verkleinerung des Bühnenrahmens das Mißverhältnis zu bessern, so wurde nun erreicht, den Kontakt zwischen Publikum und Bühne zu verstärken, indem man nach Entfernung des Schalldeckels den Orchesterraum mit weiteren Sitzreihen überbaute, die für die Opernvorstellungen wieder entfernt werden können. Wir sahen von diesem Sitze aus eine Vorstellung des „Biberpelz", die sich im Sinne des Naturalismus in den Wirkungen durchaus intim gestaltete. Die Waschfrau Wolf der Clothilde Schwarz ist eine überzeugende, frische Leistung. Etwas stark vom Naturalismus nach der Seite der scharfen Satire ist Graumanns schauspielerisch glänzender Amtsvorsteher hinübergerückt. Das Publikum war sehr beifallsfreudig. Die Eignung des Prinzregententheaters zur Schauspielbühne ist zweifellos für das ganze Haus gebessert. Die Orchestersitze aber werden die gesuchteten sein.

Nationaltheater. Am Ende der Festspielzeit, die heuer ohne Atempause in den Theaterwinter hinüberspielt, wurde noch „die Feuersnot" gegeben, die sich mit der „Josephslegende" zu einem fesselnden Straußabend rundete. Man tat dies einesteils, weil das Schreckersche „Spielwerk" nicht gefallen hatte, andernteils wohl auch, weil, wie man sagt, Richard Strauß sich bei dem seinen Werken in der Festspielzeit zugemessenen Anteil etwas beeinträchtigt gefühlt hat. Ueber das aus Zorn über Verkennung geschriebene Werk des jungen Strauß, das man musikalisch nicht in Straußens Entwicklungsgang missen möchte, ist Neues nicht zu sagen. Feinhals und Delia Reinhard erfüllten die Hauptrollen, die Massenszenen bieten noch Wirkungsmöglichkeiten. — 25 Jahre wirkt jetzt Hofkapellmeister Hugo Röhr an unserer Bühne. Eine Vorstellung der „Aida" gab Gelegenheit den verdienstvollen Mann zu ehren. Die Amneris, welche Frl. Schreiber als Gast sang, fand ansehnlichen Beifall. Hugo Röhr, 1866 in Dresden geboren, ward in jungen Jahren Kapellmeister; Augsburg, Prag, Breslau, Mannheim sind die Stationen seiner Wirksamkeit. Im Theater Schillers dirigierte er die von der Allgemeinheit erst viel später erkannte Uraufführung von Hugo Wolfs „Corregidor". 1896 wurde er nach München berufen. Seine hervorragende Technik und die Frische und rhythmische Prägnanz seiner Leitung machten ihn zu der festesten Stütze in dem vielgliedrigen Bau unserer Opernbühne. Hermann Levi, Zumpe, Mottl, Franz Fischer, Heß sind neben ihm ins Grab gesunken. Es hat wohl Selbstbescheidung dazu gehört, neben diesen großen Männern zu stehen, denen der laute Ruhm ihrer Epoche galt und manch anderer hätte nach der Meinung Cäsars gehandelt, der lieber in einer kleineren Stadt der erste, als in Rom der zweite sein wollte. In treuer Hingabe an seine Kunst ist Röhr geblieben und hat eine Fülle trefflicher künstlerischer Arbeit geleistet. Tannhäuser hat er 85 mal, den Holländer 87 mal, Meistersinger 72 mal dirigiert. Von Erstaufführungen sind ihm hauptsächlich die ausländischen zugefallen, darunter als musikhistorisch wichtigste „Pelleas und Melisande" von Debussy und die so zugkräftigen Puccinïopern; aber auch den „Corregidor" durfte er uns bringen, die „Rose vom Liebesgarten" des damals noch von vielen verkannten Pfitzner, der beiden Fassungen der Humperdinckschen „Königskinder". „Hänsel und Gretel" dirigierte er dieser Tage zum Gedächtnis des toten Meisters. Einige Jahre leitete Röhr den Lehrergesangverein, mit dem er u. a. das Requiem von Berlioz, die Uraufführung von Kloses „Nero" und Bruckners F-moll-Messe herausbrachte. In der Musikalischen Akademie dirigierte er die Missa solemnis, die Matthäus-Passion. Röhr schrieb schöne Lieder, die Oper „Vater unser" in schwerem Wagnerpathos, zu der Possart nach einem französischen Stoffe den Text schrieb und die komische Oper „Frauenlist", die durch ihre liebenswürdige Mischung romanischer und deutscher Stilelemente in wenigen Jahren schon über 15 Opernbühnen gegangen ist.

Schauspielhaus. Das Schauspielhaus ist im Vorjahre mit dem schlechten Beispiele, wieder französische Stücke zu geben, vorausgegangen, heuer nehmen in Berlin die Pariser Theatererzeugnisse schon überhand. In München fand die deutsche Uraufführung des „Vertrages von Nizza" statt, eines Lustspieles von L. Verneuil. Rud. Lothar hat es übersetzt, dessen vom gleichen Geiste beseelter „Sohn Casanovas" heuer in Paris in Szene gehen soll. Was ist es mit dem „Vertrage"? Er ist schon in manchen Operetten geschlossen worden, nämlich die Uebereinkunft, sich nur zu heiraten, um die Millionen einer alten Tante zu bekommen und sich später wieder scheiden zu lassen. So nimmt der junge Mann seine Maitresse mit auf die Hochzeitsreise und das Fräulein Frau hat volle Freiheit, mit allerhand Herren Flirt zu treiben und die Rückkunft eines Bräutigams aus Mexiko zu erwarten, der sich dann als kläglicher Tölpel erweist. Natürlich finden sich die beiden Eheleute, das weiß man schon nach dem ersten Akte. Von Spannung kann also keine Rede sein, so muß die sogenannte „Pikanterie" aushelfen, um die Langeweile zu vertreiben. Nicht einmal daß sie in Esprit gehüllt wäre, den wir bei Franzosen so freundlich sind, ohne weiteres als gegeben vorauszusetzen. Auch keine Anmut der Form, nicht einmal beschwingtes Tempo, nein, wozu geistige Anstrengungen, wozu gibt es Hosenträger, die man losknöpfen kann und fesche Damentoiletten für die Schlafstube! Die Kultur dieses Stückes ist kläglich, kläglicher noch,

daß wir Stücke dieser Art aus dem Auslande beziehen. Wenn es uns gerade in dem Augenblicke, da man sich von neuem anschickt, uns den Hals zuzuschnüren, seelisch möglich ist, den Franzosen nachzulaufen, dann können wir wirklich keinen Respekt vom Auslande erwarten. Das Publikum stellte keine Erwägungen dieser Art an, es unterhielt sich anfangs an den dürftigen Scherzen, später ward aber der Beifall lauer und lauer und hielt sich am Ende durchaus in den konventionellen Grenzen eines sog. Achtungserfolges. Die älteren Herrschaften, die nur in dem ersten Akt mitspielen und Dyfing, der über einen trockenen Humor verfügt, als „mexikanisches Rindvieh", wie er mit nicht gerade sprühendem Witz bezeichnet wird, waren gut, die übrigen Darsteller gaben nicht mehr als Durchschnittliches. Frau Körner führte die Regie. Jetzt geht sie auf einige Monate zu Gastspielen nach der Schweiz. Ob unterdessen für die Leiterin und beste Schauspielerin Ersatz geboten wird, ist uns noch nicht bekannt.

Aus den Konzertsälen. Walter Frey aus Zürich zeigte sich wieder als ein sehr feiner, geschmackvoller Pianist, der über einen weichen, perlenden Anschlag verfügt und den Gefühlsinhalt mit Wärme wiederzugeben vermag. Brahms und Schumann haben in ihm einen sehr feinen Interpreten, dagegen ist ihm die Leidenschaftlichkeit im Pathos eines Liszt um einige Grade weniger gemäß. Er spielte auch eine neue Sonate (op. 86) seines Bruders Emil Frey, die gut gemacht, doch nicht über die Sphäre des lediglich Interessanten hinausgeht. Diesen Eindruck hatte ich auch von dessen gewiß wirksamer Phantasie über „O Haupt voll Blut und Wunden", die er selbst spielte, als er einige Tage nach seinem Bruder ebenfalls im Konzertsaale erschien. Prof. Emil Frey verfügt über eine sehr schöne Technik und weiß plastisch zu gestalten; u. a. verdiente sein „Bachspiel" hohes Lob. — Bei der Mezzosopranistin Getrud Hepp entzückt das Piano, die Stimme ist weich und voll und technisch gut durchgebildet. Ihr Vortrag zeigt Geschmack, könnte jedoch durch Intensität des Gefühlsausdruckes noch gewinnen.

Verschiedenes aus aller Welt. Der 25. Todestag Anton Bruckners wurde in vielen Städten durch Aufführungen seiner Symphonien gefeiert. Eine ergreifende Gedenkfeier veranstaltete der Kirchenchor des Augustinerstiftes St. Florian. Bei dem Trauergottesdienst wurde das von Bruckner 1849 zu St. Florian komponierte Requiem aufgeführt. Die Feier fand dann in der Kirchengruft an dem Sarge des Meisters ihre Fortsetzung. Hier hielt regens chori Müller eine ergreifende Gedenkrede. Die Worte J. S. Bachs, die er zu seinem Sohne Friedemann sprach: ‚Halte immer in deinem Herzen fest, daß du ein Diener Gottes bist', gelten auch für Bruckner. — Eine Bach-Oper „Der Thomaskantor", ein ‚gemüterfreuend' Spiel von A. Schering, wurde in Halle uraufgeführt. Das Stück bringt fast alle Gestalten des Bachschen Kreises auf die Bühne und gründet sich auf langwierigen kulturgeschichtlichen Studien; auch sprachlich wird der Anspruch auf historische Echtheit angestrebt. Die musikalischen Partien sind ausnahmslos Bachsche Kompositionen. Das Werk des Ordinarius für Musikgeschichte an der Universität Halle fand ein Publikum, das nicht nur den poetischen Reiz, sondern auch die wissenschaftlichen Werte seiner Arbeit zu würdigen vermochte. — Die ‚verstellte Einfalt', opera buffa des zwölfjährigen Mozart in einer neuen Bühneneinrichtung von A. Rudolph fand in Karlsruhe eine geradezu begeisterte Aufnahme. — ‚Helden von gestern', ein Schauspiel von W. Bloem fand in Meiningen starken Beifall. Der Dichter versucht hier die schwierigen Probleme, die sich aus dem Ausgang des Krieges ergaben, zu lösen, indem er die Versöhnung der heute ausschlaggebenden Klassen mit den früher Herrschenden auf der Basis des Edelmutes, der Noblesse und des Verstehens herbeizuführen sucht. — Auf die echt künstlerischen und technisch neuartigen Schattenspiele des Münchener Künstlers Fritz Schober sei heute hingewiesen. Er führte im Münchener Künstlerring ‚Der fahrende Schüler im Paradeis' von Hans Sachs auf.

Lustspielhaus. Mit der Operette ‚Wiener Blut' gab die neue Leitung einen weiteren Beweis ihres Strebens. Mädy Schulte singt und spielt angenehm. Das Orchester hätte in den unverwüstlichen Straußschen Weisen einen Schuß ‚Wiener Blut' vertragen. Beschwingter wirkte die flotte Aufführung des ‚lachenden Ehemannes' von Eysler. Hier hatte sich die Bühne einen sehr werbenden Gast verschrieben, Fritz Werner, der vor etwa anderthalb Jahrzehnten der Liebling des Gärtnerplatztheaters gewesen ist. Der gewandte Sänger verfügt über einen immer liebenswürdigen, drolligen Humor, der sich eine Dosis Naivität bewahrt hat. Da auch die anderen, insbesondere Frl. Inera und Forstner sehr Gutes boten, so kam ein Abend von erfrischender Heiterkeit zustande.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Vernichtung unserer Hoffnung auf eine gerechte Lösung der oberschlesischen Frage musste erschütternd wirken und den bescheidensten Optimismus ausmerzen. Auch im Auslande wird das Genfer Urteil als Verbrechen und Torheit bezeichnet von jedem, dem der Hass nicht die klare Einsicht verwirrt hat. Hatten sich doch auch im Ausland die Stimmen derer immer mehr vermehrt, die darauf hinwiesen, dass die Erfüllung unserer Reparationsaufgabe scheitern musste, und nun soll uns diese Aufgabe noch ins Masslose erschwert werden. Es hatte sich aber auch die Einsicht vermehrt, dass in wirtschaftlicher Hinsicht eine europäische Gemeinschaftsarbeit nötig sei, solle nicht die Geldentwertung bei uns die Arbeitslosigkeit in den Siegerstaaten zu einer katastrophalen machen. Aber das Gefühl blinder Rache hat wieder einmal den Sieg davongetragen Die Frage, warum sich die klarer blickenden Länder Frankreich fügen, gehört zur Politik. Hier haben wir uns mit den wirtschaftlichen Folgen zu beschäftigen. Die ersten Meldungen haben eine scharfe Entwertung der Mark herbeigeführt. Dass im Ausland grosse Verkäufe stattfanden, leuchtet ein. Der Dollar notierte diese rTage 144½ M., wenn dieser Kurs auch wieder zurückging auf 141, so hat eine Papiermark nur noch den Wert und die Kaufkraft von 2,93 Goldpfennig. Dies ist der Stand der Devisen, mit denen Industrie und Handel Rohstoffe einführen, — das Reich seine Milliardenverpflichtungen einlösen soll. Die polnische Mark erlangte den Wert von fünf deutschen Pfennigen; robuste Naturen, denen es nichts ausmacht, auf das Unglück des Vaterlandes zu spekulieren, haben da wieder glänzende Gewinne eingeheimst. Die Ausfuhrmöglichkeit unserer Industrie wird durch die fortschreitende Geldentwertung erhöht, aber die masslose Verteuerung der Rohstoffe und der Verlust an Kohlenvorräten in Schlesien werden schwere Folgen zeitigen. Dass die allgemeine Teuerung weiterwächst, ist eine unausbleibliche Folge

des Hinabgleitens unserer Währung. Die starke Hebung der Devisenkurse, die sonst stets starke Kurssteigerungen auf dem Effektenmarkte nach sich zogen, hat diesmal nicht die übliche Wirkung gehabt. Es ist wohl zu erwarten, dass die sogenannte Katastrophenhausse dennoch wieder einsetzt, um die sinkende Mark gegen Sachwerte in Gestalt der Industrieaktien einzutauschen. Aber das Dunkel der Zukunft hatte doch viele nervös und ängstlich gemacht, so war die Tendenz schwankend. Es waren keine starken Verkaufsangebote vorhanden, allein es gab immerhin mehr Verkaufsgeneigte, als sonst. Die oberschlesischen Werte behaupteten im allgemeinen ihre hohen Kurse, was mit Käufern aus dem Auslande zusammenhängen dürfte. Kombinationen, die zwischen Schiffahrtswerten und Schwerindustrie behauptet werden, führten zu grossen Ankäufen der ersteren. Die Bankaktien stiegen. Den Hinweis auf die riesigen Gewinne hätte man schon erheben können, als diese Papiere merkwürdig wenig Interesse fanden. — Das seit fünfzig Jahren bestehende Eisen- und Stahlwerk Hoesch hat im Berichtsjahr zur Erzielung der höchstmöglichen Leistungsfähigkeit mit dem Köln-Neuessener Bergwerksverein einen Interessengemeinschaftsvertrag mit Wirkung vom 1. Juli 1920 auf 80 Jahre abgeschlossen. Der Vertrag soll besonders eine grössere Sicherheit in die Kohlenversorgung bringen. Der auf das Stahlwerk Hoesch entfallende Anteil beträgt 37,61 Mill. Mark Betriebsgewinn. Es werden 24 % Dividende für die Stamm- und 5 % für die Vorzugsaktien gezahlt.

Die Grosshandelsindexziffer des Statistischen Reichsamtes ist von 1917 im Durchschnitt des Augusts auf 2067 im September gestiegen. Getreide und Kartoffeln haben eine Senkung von 2 38 auf 2016 zu verzeichnen, alle übrigen Warengruppen weisen beträchtliche Steigerungen auf und zwar Fleisch, Fisch, Fette von 1762 auf 1943, Kolonialwaren von 1731 auf 2317, landwirtschaftliche Erzeugnisse und Lebensmittel zusammen von 1949 auf 2020. Die vorwiegend aus dem Auslande eingeführten Waren stiegen von 1935 auf 2643. Am Montag der neuen Woche setzte die Katastrophenhausse sofort wieder verstärkt ein. An der Berliner Mittagsbörse wurde der Dollar bis 184 M. Auszahlung und 189 M. für Noten hinaufgetrieben. Der Schweizer Frank stieg auf 35—36 M. Zugleich gingen die Kurse für Industriepapiere sprunghaft in die Höhe, ihnen folgten die Papiere der Banken. Alles Folgen des verhängnisvollen Spruches von Genf über Oberschlesien.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Neue Reichsbriefmarken. Das Reichspostministerium hat sich entschlossen, aus Anlaß der Deutschen Gewerbeschau München 1922 besondere Ausstellungs-Briefmarken herauszugeben. Während im Ausland, vor allem in Amerika, schon bei großen Ausstellungen besondere Briefmarken erschienen sind, ist dieser Beschluß des Reichspostministeriums, der der umfassenden wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung der Deutschen Gewerbeschau Rechnung trägt, für Deutschland eine Neuheit. Die Briefmarken der Deutschen Gewerbeschau, über deren künstlerische Ausführung die Verhandlungen noch schweben, werden insbesondere in Sammlerkreisen starke Beachtung und Nachfrage finden.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag:
München,
Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M 15.—
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach
dem Ausland besonderer
Tarif, im allgemeinen
Frs. 5.— des Schweizer
Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig
durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen
auf Textseite d. 95 mm breite
Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch
die Geschäftsstelle d. „Allg.
Rundschau“, München,
Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften
ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung
werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden
nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 44 München, 29. Oktober 1921. XVIII. Jahrgang.

König Ludwig III. von Bayern †

Kurz nach Abschluß der letzten Nummer erreichte uns die Trauerbotschaft, daß Ludwig III., bis 7. November 1918 regierender König von Bayern, am 18. Oktober gestorben ist. Er verschied, seit langem leidend, aber nach kurzem Krankenlager, auf seinem Schloß Sárvár in Ungarn. Die Revolution hat unsere deutschen Fürsten in den geschichtlich verhängten Sturz der Hohenzollern mitgerissen. Aber das innere Band mit den früheren Untertanen, an dem viele Jahrhunderte gewoben, konnte der Umsturz nicht zerreißen. Und die Bayern bewahren ihr Königshaus treu im Herzen. Ein volles Jahrtausend, seit den Anfängen ihrer Geschichte, sind sie mit ihm verbunden. Und das starke bayerische Stammesgefühl äußert sich auch in der Idee vom Stammesfürsten. Diese Idee kann nur sterben mit dem Bayernbewußtsein selbst. So ist der Tod Ludwigs III. der Tod des Königs. Die letzten drei Jahre treten heute ins Dunkel zurück, hinter die Jahre, wo er regierte. Auch der Freistaat und seine überzeugten Anhänger erweisen dem früheren Oberhaupt des Landes die gebührende Ehre. —

König Ludwig III. von Bayern ist geboren am 7. Januar 1845 als Sohn des späteren Prinz-Regenten Luitpold. Für den Thron schien er anfangs nicht bestimmt, Ludwig II. und Otto, die Söhne des Königs Max II., standen vor ihm und seinem Vater. Doch für ein müßiges Prinzenleben war Ludwig nicht geschaffen. Ein ernster Arbeiter war er schon als Student. Und als seine militärische Laufbahn ein frühes Ende fand — er wurde im Kriege 1866 gegen Preußen schwer verwundet — wandte er sich mit großem Erfolge der Verwaltung und Volkswirtschaft zu. Der Schauplatz seines Wirkens war zunächst die Kammer der Reichsräte. Darüber hinaus pflog er mannigfachen Verkehr mit führenden und geistig maßgebenden Kreisen. Zur Kunst hatte er nicht so enge Beziehungen wie sein Vater und Großvater. Dagegen war Prinz Ludwig heimisch unter den Männern des praktischen Lebens, Industriellen und Landwirten. In den Fragen der bayerischen Großwasserstraßen und in der Landwirtschaft wurde er später eine Autorität. — Der Prinz und spätere König war vermählt mit Marie Therese, geb. Erzherzogin von Oesterreich-Este. Die Ehe war überaus glücklich und mit zahlreichen Kindern gesegnet, deren ältestes Kronprinz Rupprecht ist, geboren 18. Mai 1869. Noch konnten König Ludwig und Königin Marie Therese am 20. Februar 1918 ihre goldene Hochzeit feiern. Die Königin, seit Jahren schwer krank, folgte dem König in Flucht und Verbannung. Das Leid brach ihr Herz, sie starb schon im Februar 1919. Ein schweres Schicksal war also dem verewigten Fürsten beschieden. Nur wenige Jahre konnte er als Regent (1912) und König (1913) seine reiche Begabung voll auswirken. Unter ihm wurde die bayerische Königsfrage gelöst, die seit 1886 auf Land und Volk lastete. Nach dem tragischen Tode Ludwigs II. trat dessen seit 1872 geisteskranker Bruder Otto die Thronfolge an. Prinz-Regent Luitpold widersetzte sich allen Wünschen, daß er selbst die Krone annehme. Aber auch das monarchische Bewußtsein vieler Untertanen widerstrebte lange einer menschlich-gesetzlichen Abhilfe des überaus peinlichen Zustandes. Als Ludwig Prinz-Regent geworden war, gab er zunächst kund, als seinen bestimmten Wunsch, daß zurzeit von irgendwelchen Maßnahmen zur Beendigung der Regentschaft abgesehen werden wolle („A. R.“ 1912, Nr. 52, S. 1068). Doch der Ruf nach dem wirklichen König wurde zu stark. Gutem Willen ward es nicht schwer, die Hindernisse zu überwinden, ohne die monarchischen Grundsätze preiszugeben, und am 5. November 1913 nahm Ludwig III. Besitz vom Thron. Die alten Leser der „A. R.“ haben die Entwicklung genau verfolgen können, wir erinnern nur an † Dr. Armin Kausens vielbeachteten Aufsatz „Zur bayerischen Königsfrage: Es lebe der König! Es lebe die Königin!“. (Nr. 3, 1913, auch als Sonderdruck.) Hätte Bayern schon länger einen regierenden König gehabt, hätte Ludwigs III. große Einsicht und Tatkraft und sein ausgeprägter Wittelsbacher Stolz schon 10 Jahre früher Bayern vertreten, so wäre für das Land und für das ganze Deutsche Reich manches anders geraten. Die kurze Zeit seiner Regierung wäre eine der glücklichsten für Bayern geworden, hätte es nicht mit dem ganzen Deutschland und Mitteleuropa der Weltkrieg heimgesucht. Während desselben hat Ludwig III. bei aller Zurückhaltung, welche die deutschen Bundesfürsten sich auferlegten, doch einen wichtigen und viel besprochenen Einfluß ausgeübt. Das Urteil im einzelnen muß die Geschichte fällen. Vorbildlich war bei allem bayerischen Königsbewußtsein des hohen Verstorbenen Treue zum Reich und zum deutschen Gedanken. Aus dieser Gesinnung lehnte er jede gewaltsame oder von außen bewirkte Herstellung seines Thrones ab. Er stellte seine Sache Gott anheim, der die Gerechtigkeit und Wahrheit ist. Sein katholischer Glaube hielt ihn aufrecht in allen Prüfungen. Nie scheute er sich, ihn zu bekennen, z. B. 1910 in Altötting, wo er den Katholizismus als die einzig wahre Religion bezeichnete. Er übte damit nur sein Recht auf freie Meinungsäußerung aus und fand wenigstens bei frommen Andersgläubigen volles Verständnis. Katholische Bestrebungen aller Art, nicht zuletzt die katholische Presse, verfolgte der hohe Herr mit aufmerksamer Teilnahme. Er war u. a. von Anfang 1911 bis zu seinem Tode ein Bezieher und treuer Leser der „Allgemeinen Rundschau“ und hat ihrem verstorbenen Gründer wiederholt seine warme Anerkennung ausgedrückt.

Nach einem langen Leben, das köstlich war durch Arbeit und Mühe, bewährt im Entsagen und Leiden geht König Ludwig III. in die Ewigkeit ein. R. I. P.

Persönliches von König Ludwig III.

Von Staatsminister a. D. von Seidlein.

Vor einiger Zeit noch besuchte ich den König auf seine Einladung in Wildenwarth. Ich habe ihn nach längerer Erkrankung etwas abgemagert, aber vom Alter ungebeugt und geistig überaus frisch gefunden, abgeklärt und überlegen über die Schicksale urteilend, die uns und besonders auch ihn getroffen haben. Es ist von vielem die Rede gewesen über das, was er sein Leben hindurch geplant und angestrebt hatte, und das ihm noch fortdauernd am Herzen lag. Er war aus Zeitungen und Druckschriften über den Weltlauf eingehend unterrichtet. Da habe ich mich in die Seele hinein für so manchen geschämt, der vergessen hatte, was für ein wirklich bedeutender Herr er gewesen ist, für manchen, der sich früher unter tiefen Verbeugungen an ihn herangedrängt und alles, was er getan, nur überschwenglich gelobt hatte, und der ihn nach der Revolution nicht mehr gekannt hat. Nicht, daß sich der König darüber beklagt hätte; wenn zufällig die Rede auf solche Persönlichkeiten kam, hatte er nur etwas verächtlich lächelnd einige Worte darüber. Man glitt im Gespräch mit ihm über dieses Kapitel menschlicher Schwäche gerne rasch hinweg.

Die Revolution war für den König unerwartet gekommen. Er hatte den fortdauernd beruhigenden Versicherungen der für ihn maßgebenden Stellen unbedingten Glauben geschenkt. Diese haben aber anscheinend alles Vertrauen auf den sozialdemokratischen Führer Auer gesetzt. Es wurden keinerlei Vorkehrungen wenigstens zum Schutz des Königs und seiner Familie getroffen. Der König erzählte von seiner Ueberraschung, wie am Abend des 7. November die dafür zuständigen Minister zu ihm gekommen seien, alles verloren gegeben und ihm die Notwendigkeit seiner eiligen Flucht in dringendster Form erklärt hätten; wie gar nichts dafür vorbereitet, sogar von seinem Kraftwagen die Gummibereifung abmontiert war und erst ein privater Chauffeur herbeigeschafft werden mußte. Dann von den peinlichen Zufälligkeiten bei der nächtlichen Fahrt, wie der Kraftwagen mangels Beleuchtung in einen Straßengraben geriet und wie dabei die schwerkranke Königin gelitten habe. Näheres über das alles ist schon von verschiedenen Seiten veröffentlicht worden. König Ludwig war persönlich ein tapferer Herr, der nicht davor zurückschreckte, in schwierigen Momenten seinen Mann zu stellen. Er hat das von Jugend auf erwiesen. Aus seinen Aeußerungen konnte entnommen werden, daß er bei seiner Flucht sich völlig verlassen sah und auch nur der dringenden Aufforderung unter Rücksicht auf den Zustand der Königin und auf den bei ihm befindlichen Erbprinzen Albrecht, für die er sich verantwortlich fühlte, Rechnung getragen hat.

Die Frage, wie so etwas geschehen konnte, ist noch nicht durchaus geklärt. Der Kriegsminister äußerte sich auf die Anfrage am Revolutionsabend, in seinem Ministerium sei kein Offizier, der mit einem Maschinengewehr umgehen könne. Am Morgen nach der Revolutionsnacht ging ich in eine Zusammenkunft der Leiter christlicher und neutraler Organisationen des Verkehrspersonals und gab den Rat, den Bahnbetrieb aufrechtzuerhalten. Es standen damals keine zwei Bahnstunden südlich von München zum Grenzschutz gegen einen möglichen italienischen Einfall zahlreiche bayerische Truppen und ich rechnete damit, es werde sich wenigstens ein Brigade- oder Regimentskommandeur finden, der in die Hauptstadt einrücke und dem Aufstand ein Ende mache. Es war dies nicht der Fall. Nur der Kriegsminister versuchte, einen sächsischen Truppenteil in Pasing zum Einmarsch nach München zu bewegen. Die Sachsen haben aber wohl nicht eingesehen, warum sie sich für bayerische Interessen einsetzen sollten. Weiteres wurde unterlassen.

Es ist müßig, sich auszudenken, wie alles hätte anders kommen können. Die Revolutionswelle wäre wohl auch über München hinweggegangen, aber es hätte doch nicht so häßlich, so kraß undankbar gegen den König und sein durch ein Jahrtausend mit Bayern verbundenes Haus kommen dürfen.

Der König sagte mir, er habe zu konstitutionell regiert; er meinte damit, er habe sich zu sehr, wie auf die Verantwortung, so auf den von ihm als einzig maßgebend erachteten Rat der gesondert in ihren Geschäftsbereichen zuständigen Minister verlassen. Ich war nach der verlorenen Sommerschlacht an der Marne von der Gefahr des bevorstehenden Zusammenbruchs und des Umsturzes überzeugt, habe im Herbst 1918 noch den sehr günstigen Stand des Haushalts der bayerischen Posten und Eisenbahnen feststellen lassen, durch Veräußerungen im Staatsschuldenbuch eingetragener Eisenbahnanlehen und andere Maßnahmen möglichst hohe Mittel flüssig gestellt, sowie andere Vorsorgen getroffen und auch dem König davon berichtet. Zugleich habe ich ihm meine Ansicht von dem in der Hauptstadt noch einzig möglichen Mittel eines entschiedenen Eingreifens durch wenige sichere Truppen wiederholt dargelegt — zuletzt noch am Morgen des Revolutionstages, als ich mich von ihm verabschiedete. Ich war mit den übrigen Ministern, für mich endgültig, am 2. November vom Amt zurückgetreten und mein Nachfolger sollte am nächsten Tage den Dienst antreten. Ich habe dem König damals auch von Vorbereitungen für die Revolution, von denen ich noch auf der Fahrt zu ihm erfahren hatte, erzählt. Er war darüber tief nachdenklich, hat sich aber dann doch auf die ihm gewordenen Zusicherungen zuständiger Stellen verlassen. Vor kurzem meinte er dritten gegenüber, ich hätte allein die damalige Situation richtig erkannt.

Der König hat sich von Bestrebungen einer Aenderung der gegenwärtigen Staatsform ferngehalten. Es wäre eine Wiederherstellung der Monarchie auch heute noch zu widerraten, da diese nur nutzlos mit den gegenwärtigen ganz unhaltbaren Zuständen belastet würde und zurzeit die auf sie zu setzenden Hoffnungen doch nicht erfüllen könnte.

Für König Ludwig war es schade, daß er so spät zur Regierung gekommen ist. Seine ganze Befähigung drängte zur Betätigung in der Regierung. Er hat den Durchschnitt deutscher Fürsten weit überragt und hätte, tatkräftig und schaffensfreudig, vieles für Bayern leisten können, was unterblieben ist oder nur spät in Angriff genommen wurde. Wie Ludwig I. auf künstlerischem Gebiete hatte er gleichgroße Ideen auf wirtschaftlichen Gebieten. Ich erinnere nur an die Wasserstraßenfrage mit allen den für Handel, Verkehr und Industrie in Bayern sich ergebenden Auswirkungen.

Die Tätigkeit in der Repräsentation, die er als rangältester Prinz für Ludwig II. und seinen Vater vielfach zu leisten hatte, konnte ihn nicht befriedigen. Er hat das immer mit Geschick gegeben. Es läßt sich aber denken, daß für einen so klar blickenden Herrn ein bitteres Gefühl damit verbunden war, wenn er sich bei den zahlreichen Veranstaltungen hinausstellen und die üblichen stürmischen Huldigungen entgegennehmen mußte, selbst aber völlig einflußlos und mehr dekorativ dabei beteiligt war. Ich hatte auch manchmal Gelegenheit, zu beobachten, wie wenig er durch untertänigste Ansprachen und Lobeserhebungen in seiner Auffassung von Menschen und Dingen beeinflußt wurde. Er dachte sehr nüchtern darüber.

Charakteristisch für ihn ist auch, daß er anekdotische Erzählungen nicht liebte, wie sie einzelne Jagdteilhaber seines Vaters sich jeweils sorgfältig ausgearbeitet haben und dann in der Unterhaltung zum besten gaben. Dagegen unterhielt er sich gern und eingehend über technische und wirtschaftliche Fragen. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und in vielen Dingen Detailkenntnisse. Ueberraschend war mir auch oft, wie er sich in verwickelten Planvorlagen immer sofort zurechtfand. Man konnte mit ihm völlig ungezwungen reden und brauchte durchaus nicht „alleruntertänigst zu ersterben". War er mit einer Ansicht nicht einverstanden, so tat er das in der Regel dadurch kund, daß er stillschweigend darüber hinwegging. Der persönliche Verkehr mit ihm war überaus angenehm. Bekannt ist sein einfaches, leutseliges Benehmen jedermann gegenüber. Wer mit ihm in Berührung kam, hat sein ungezwungen freundliches und gütiges Wesen erfahren. König Ludwig war ein treugläubiger Katholik. Es wird aber kein Protestant oder Israelit in Bayern vorhanden sein, dem jemals eine intolerante Behandlung von ihm zuteil wurde. Auch die Parteirichtung spielte bei seinen persönlichen Beziehungen keine Rolle.

Ludwig III. hat als Prinz wie als König stets mit beschränkten Mitteln rechnen müssen, was vielfach verkannt wurde. Manche, die über die hohe Zivilliste bewegliche Klagen geführt haben, werden inzwischen eingesehen haben, wie wenig davon auf den König persönlich gefallen ist.

Bekannt ist seine fast bürgerlich einfache Lebensweise, besonders auf seinen Gütern, wie zu Leutstetten, wo er ganz nach seinem Geschmack leben konnte. Das Schloß Leutstetten ist in vielen Räumen so einfach eingerichtet, daß wohl mancher Kommerzienrat in Bayern „vornehmer" zu wohnen glauben kann. Alte Bilder mit Volksszenen und ein gotischer Altar im Speisezimmer waren eigentlich der einzige ersichtlich wertvolle Schmuck. Die Prunkliebe mancher seiner Vorfahren lag Ludwig III.

gänzlich fern. Nach den Vorträgen in Leutstetten ging der König, wenn sich Zeit fand, mit dem Vortragenden spazieren. Manchmal war auch die Königin dabei, zeigte ihre Blumen und gab einen Strauß davon mit. Der Erbprinz wurde heruntergerufen und es hieß: „Albrecht, gib dem Herrn Minister die Hand!" Alles war herzlich und reizend liebenswürdig.

Von den Vorträgen bei ihm bin ich stets mit dem Gefühl fortgegangen, nicht nur mit einem überaus höflichen, sondern auch mit einem grundgescheiten Herrn mich unterredet zu haben. Sehr erleichtert waren die Vorträge in meinem Geschäftsbereich dadurch, daß er soviele Einzelheiten genau kannte, auch große Lokalkenntnisse und ein gutes Personengedächtnis besaß. Bei vertraulichen Besprechungen mit Ministerkollegen anderer Bundesstaaten wurde offen gesagt, daß sie uns um einen solchen Regenten beneideten. Da ich dienstlich sehr belastet war, beschränkte ich meine Vorträge stets auf das unbedingt notwendige Maß; war ich dann längere Zeit nicht zu ihm gekommen, so mahnte er mich zum öfteren Erscheinen regelmäßig mit den Worten: „Sie wissen doch, wie gern ich Sie bei mir sehe".

Bekannt ist die Redegewandtheit Ludwigs III. Diese ist allerdings für Herren in hoher Stellung nicht immer von Vorteil, heute aber vielleicht der einzige greifbare Beleg für staatsmännische Begabung. Das hängt mit dem Parlamentarismus zusammen, der mit längeren Reden glaubt, die Regierungsgeschäfte erledigen zu können. Nach heutiger Wertschätzung wäre Ludwig III. schon aus diesem Grunde ein Staatsmann ersten Ranges. Er sprach völlig frei, fließend und auch bei langen Reden ohne schriftliche Behelfe. Wichtige Ansprachen hatte er sich wohl vorher überlegt. Die Form aber paßte er stets der zufällig sich ergebenden Situation und den Vorrednern an.

Zu rühmen an ihm ist die Treue, die er wie seiner näheren Umgebung so auch den Ministern entgegenbrachte. Er war darin unabhängig von der öffentlichen Meinung. Als ich im Jahre 1913 zu Bergün in Graubünden krank lag und in meiner Abwesenheit in bürgerlichen Zeitungen als entschlußunfähig und dienstlich unmöglich angegriffen wurde, ließ er mir schreiben, ich solle mich darum nicht kümmern, sondern nur sorgen, gesund zu werden. Auch später habe ich gleich freundliche Gesinnung von ihm erfahren. Die seinerzeit auffallende gleichzeitige Genehmigung der Rücktrittsgesuche des Ministers des Innern und des Kriegsministers war lediglich in der völligen Unhaltbarkeit der beiden sich streitenden Herren begründet. Sein unabhängiges Beharren in als richtig erkannten Anschauungen — eine Eigenschaft, die er wohl von mehreren seiner Vorfahren ererbt hatte —, war für den vollziehenden Minister besonders wertvoll, da man ihm gegenüber sicher war, daß er von einem einmal gefaßten Entschluß nicht wieder abging. (Schluß folgt.)

Der Allerseelentag.

Wie eine Leichenfrau
Steht an der Bahre
Der Allerseelentag dem alten Jahre.
Drückt ihm das müde Auge zu im Tod,
Mit einem Lid aus dämmergrauer Not.
Das Kleid von Rosen, Blättern, Aehren, Fliedern,
Streift sie ihm vollends von den steifen Gliedern,
Dass in das Schweigen, das herniedergraut,
Nur ein Skelett von starren Aesten schaut.
Spinnt um den nackten Leib mit feuchter Hand,
Aus Nebelschleiern ihm das Sarggewand.
Wäscht Angesicht und Hände und die Strähnen
Mit Regenperlen und mit Menschentränen.
Aus Birkenholz drückt sie dem toten Ringer
Ein Sterbekreuz im Friedhof an die Finger,
Und hüllt Gesicht und Brust zur ew'gen Ruh'
Mit einem Beet von bunten Astern zu.
Kniet dann noch hin und stellt zwei Leuchter auf,
Und steckt am schwarzen Docht zwei Flämmlein drauf,
Und schreibt in deren flackernd ernsten Schein
Den Satz vom Jenseits und Gericht hinein.
So stellt die Leichenfrau ihr Handwerk an,
Am tausendfachen Grab von jedermann.

Martin Mayr.

Aufgeklärter Föderalismus.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. K. Beyerle, M. d. R.

Während uns das ungeheuerliche Gewaltdiktat der Feinde über Oberschlesien die Sinne benimmt, hält es schwer, sich mit Fragen der inneren Politik, selbst den nie ruhenden Problemen der Verfassungspolitik, zu beschäftigen. Und doch muß es sein. Weil wir an Deutschland nicht verzweifeln, darum können wir auch nicht ruhen, am inneren Wiederaufbau zu arbeiten. Kaum aber eine Frage ist hier von so weittragender Bedeutung, als die nach der besten Verfassung des Reiches. Um Unitarismus oder Föderalismus geht der Kampf, hier scheiden sich die Geister. Die soeben beendigte bayerische Krisis hat die Bedeutung des Problems vor aller Welt enthüllt. Bayern ringt um seine Staatspersönlichkeit, die Bayerische Volkspartei ist eine Vorkämpferin des Föderalismus.

Dem neuen bayerischen Ministerpräsidenten hat vor wenigen Tagen erst der „Fränkische Kurier" rühmend nachgesagt, er habe das staatspolitische Denken um zwei Begriffsprägungen bereichert: ihm seien die Worte von der „Staatlichkeit der Länder" und vom „Aufgeklärten Föderalismus" zu danken. Freilich, von der Staatlichkeit der Länder haben auch andere vor Graf Lerchenfeld ausgiebig gesprochen und immer wieder in ihr das Kriterium des Bundesstaates betont: Wo keine staatliche Autonomie, keine Gesetzgebungsgewalt aus eigenem Recht, keine selbstgeschaffene Vertretung des Gesamtwillens, da ist es aus mit dem Staat, da fängt die Provinz an, wie immer man den alsdann übrig bleibenden Selbstverwaltungskörper nennen will. Staatlichkeit der Länder und föderalistischer Aufbau des Reiches auf selbständigen Gliedstaaten hängen also aufs engste zusammen.

Warum aber proklamierte Graf Lerchenfeld einen aufgeklärten Föderalismus? Der glücklich gewählte Ausdruck entsprang doch offenbar einem spontan empfundenen Bedürfnis der Differenzierung und näheren Umschreibung. Er enthält Ablehnung und Bekenntnis zugleich. Unstreitig erhitzen sich viele Köpfe bei uns im Meinungsstreit über den Föderalismus, ohne damit klar umrissene Gedankenbilder zu verbinden. Selbst in großen Parteiverbänden herrscht nichts weniger als Uebereinstimmung über das Wesen des Föderalismus und seine tiefere Bedeutung für die Erhaltung der deutschen Kultur und Nation in einem gesunden und Dauer versprechenden Staatsbau. Zum Schlagwort geworden, droht der Föderalismus, Uneinigkeit selbst da zu stiften, wo ganz allein größte Einigkeit gegenüber der zahlenmäßig überlegenen Anhängerschaft des Unitarismus einigen Erfolg versprechen kann. Einigkeit und Verständigung kann aber auch hier nur aus begrifflicher Klärung kommen.

Vor einer Tagung deutscher Industrievertreter hat Graf Lerchenfeld das Wort von „aufgeklärtem Föderalismus" gesprochen. Es wohnt ihm zweifellos eine werbende Kraft inne; es ist geeignet, Freunde auch da zu gewinnen, wo man aus wirtschaftspolitischer Betrachtungsweise allzusehr unitaristisch sich eingestellt hat. Ich setze das Wort des bayerischen Ministerpräsidenten neben jenes andere, das er im bayerischen Landtag gesprochen, das Wort von der positiven Pflege der Beziehungen zwischen Bayern und dem Reich als einem Ziel seiner Amtsführung. In beiden steckt eine Abkehr von Unfruchtbarem und ein gesunder Wille zu lebendigem Wirken. Hier soll an Stelle einer reinen bayerischen Defensivpolitik gegen wirkliche oder anscheinende Uebergriffe der Reichsgewalt eine aktive Politik treten, welche in Berlin die Notwendigkeit erkennen läßt, mit Bayern zu rechnen, aber allerdings mit einem Bayern, das zugleich des Reichs und seiner eigenen Staatlichkeit froh werden will. Dort aber, im Wort vom aufgeklärten Föderalismus, wird ein Programm angekündigt, welches das unbestreitbar vorhandene starke Staatsbewußtsein des bayerischen Volkes, wo es noch in dumpfen Formen des Gefühlsmäßigen schlummert, immer mehr wecken und auf die Gegenwartsaufgaben hinlenken soll. Aufgeklärter Föderalismus ist nicht Eigenbrötelei, droht nicht mit Separation vom Reich und weiß dennoch das kostbare Aktivkapital einer geschlossenen öffentlichen Meinung des bayerischen Staatsvolkes zum Nutzen des engeren und weiteren Vaterlandes auszuwerten. Aufgeklärter Föderalismus ist nicht Rückständigkeit, nicht dumpfes Herbeisehnen der Vergangenheit, sondern Einsetzen der geschlossenen Energien eines deutschen Stammes im politischen Meinungskampf der Gegen-

wart, um sich so die Zukunft zu erringen. Aus den Worten des Grafen Lerchenfeld spricht der gesunde christliche Optimismus der Tat.

Föderalismus und Föderalismus ist nicht ein und dasselbe. Wären sich doch alle der zeitgeschichtlichen Bedingtheit des Begriffsinhalts bewußt, den wir mit dem Worte Föderalismus verbinden! Seit einem Jahrhundert und mehr ist es Schicksalswort des deutschen Staatswesens. Nicht immer aber waren es die gleichen Ziele des politischen Kampfes, die unter seiner Flagge verfochten wurden. Bedarf es hier langer Beweise? Wir als Vertreter einer christlich orientierten Politik fordern den Föderalismus als Schutz des *gottgewollten organischen Aufbaues der Nation aus ihren Stämmen* hinaus und empor über die Zufälligkeiten der Geschichte. Wir fordern ihn heute mehr als je, weil die Erlebnisse der letzten Jahre die Unfruchtbarkeit des Ueberzentralismus erwiesen haben. Wir wollen darum auch einen solchen föderalistischen Ausbau des Reichs aus gleichberechtigten Staaten, bei welchem die vom Schöpfer uns auf den Weg gegebenen Kulturanlagen und äußeren Lebensbedingungen möglichst vollkommen zur Entfaltung gelangen können. Der praktisch politische Standpunkt aber, von dem aus wir die Aufgaben des Tages prüfen, ist die Frage, ob und inwieweit sich die den Ländern von der Zentralgewalt zugemuteten Dinge *mit einer in Ehren festen Staatlichkeit* vereinbaren lassen. Gewiß, dem Reich das Notwendige nicht versagen, aber auch nicht in einem überspannten Zentralismus sich zu Tode organisieren. Sonst bekommen wir die entseelte Staatsmaschinerie, gegen die sich das gesunde föderalistische Empfinden aufbäumt. Hier liegen die Gefahren der Gegenwart, hier hat daher der aufgeklärte Föderalismus einzusetzen.

Was dem föderalistischen Gedanken eine solche Werbekraft verleiht, ist *das ethisch-soziologische Moment*, das ihm innewohnt und das Menschenherzen da schwingen läßt, wo die nackte Wirtschaftserwägung versagt. Wie schön hat doch Herr v. Kahr jenem rein ökonomischen Spruch: „Die Wirtschaft ist das Schicksal" das Wort entgegengesetzt: „Die sittliche Tat ist das Schicksal". Das ist auch echtes föderalistisches Empfinden. Freilich liegen hier Gefahren. Wir müssen unsere föderalistischen Ziele in einer Welt der *rauhesten Wirklichkeit* und einer *umwölkten Zukunft* vertreten. Aufgeklärter Föderalismus ist weder in den Niederungen eines rein gefühlsmäßigen, politisch ungeschulten Denkens zu finden; aber auch nicht da, wo die föderalistische Gedankenwelt Gefahr läuft, sich in *wertloser Abstraktion* des Individuums zu verlieren. Und diese Gefahr besteht, wie manche gutgemeinte, schön gedachte, aber praktisch nutzlose Aufsätze in unserer Presse immer wieder zeigen. Dies gilt auch von einer religiösen Abstraktion in ihrer Verwertbarkeit im praktischen Staatsleben. Gewiß, alles menschliche Handeln, im besonderen also auch das zum Heile der Gesellschaft und des Staates, muß in letzter Linie religiös motiviert sein und Gott zum höchsten Ziele haben. Ich will auch die Unterscheidung zwischen *formalem* und *empirischem* Föderalismus als historisch geschulter Politiker keineswegs an sich verwerfen. Der aufgeklärte Föderalismus im praktischen Staatsleben kann nur ein empirischer sein. Man hüte sich aber davor, geschichtlich vergängliche Dinge zu Postulaten des formalen Föderalismus zu stempeln und sie als Forderungen des Christentums schlechthin hinzustellen. Man hüte sich anderseits aber auch, die religiöse Sublimierung in Fragen des praktischen Staatslebens zu weit zu treiben und die Grenze zu übersehen, welche das Grundsätzliche vom Gebiet des rein Zweckmäßigen in der Ausgestaltung der Idee trennt. Immerhin behält alles in dieser Beziehung Vorgebrachte einen gewissen Wert als Beweis dafür, daß, die so schreiben, das Bedürfnis empfinden, den Föderalismus aus religiösen Gründen zu verteidigen und dem Vorwurf der Verweltlichung und Verflachung ihres politischen Denkens entgegenzutreten. Es kommt aber doch sehr viel auf die Form an, in der dies geschieht. Denn unser Volk will Brot und nicht Steine. Wird ihm der Föderalismus als christliches Prinzip in solcher Abgezogenheit vorgesetzt, daß es den Gedankenreihen nicht folgen kann, so wendet es sich von ihm ab und findet keinen Geschmack mehr daran. Und hier liegt doch eine Gefahr. In einer Priesterkonferenz Unterfrankens, vor der ich in diesen Tagen das föderalistische Programm meiner Partei entwickelte, machte ein Geistlicher in der Diskussion nachdrücklich darauf aufmerksam, daß *ein unverstandener Föderalismus niemals die Zugkraft* entwickeln könne, *wie der religiöse Gedanke* an sich, daß das christliche Volk in seinen breiten Schichten daher nur dann gepackt würde, wenn ihm die Forderungen des Föderalismus aus den Lebensinteressen des Glaubens und der Kirche nahe gebracht würden. Gewiß ist es darum nötig, auch die föderalistische Idee als Grundprinzip einer christlichen Volkspartei aus religiösen Bedürfnissen verstehen zu lernen. Aber *diese nicht an der Oberfläche liegende Beziehung* muß in allgemeinverständlicher Form, wie sie die Schulfragen z. B. auszudrücken gestatten, an die breiten Massen herangebracht werden.

Aufgeklärter Föderalismus ist auch *kein Instrument der Reaktion oder der Restauration*. Mögen sich auch in Einzelzielen monarchistische Restaurationshoffnungen und praktische föderalistische Politik eng berühren, wir betreiben das föderalistische Prinzip *nicht um dynastischer Pläne*, sondern um der Natur des aus Stämmen aufgebauten deutschen Volkes willen. Das zeigt sich sehr deutlich in der preußischen Frage, wo die föderalistischen Regungen sich mit monarchischen Zukunftsgedanken überschneiden und darum völlig getrennt behandelt werden müssen.

Noch ein Wort über die *Wege des aufgeklärten Föderalismus*. Modern in die moderne Welt des politisch parlamentarischen Spiels der Kräfte hineingestellt, sieht er sich vor allem nach *Bundesgenossen* um. Noch sind seine Anhänger nicht zahlreich genug, um aus eigener Kraft ihr Wollen zu vollbringen. Unrechter Gewalt abhold, wird er durch Ueberzeugung siegen müssen. Darum ist auch mit der schon einmal versuchten *Gründung einer besonderen föderalistischen Partei im Reichstag* allein der Sache nicht gedient. Mindestens ebenso wichtig ist es, in größeren Parteiverbänden Freunde des föderalistischen Gedankens zu gewinnen. Hier steht ja natürlich immer die *Beziehung zwischen Bayerischer Volkspartei und Reichstagszentrum* im Vordergrund, die zurzeit die Gemüter wieder lebhafter beschäftigt. Es ist ja in der Tat so, daß der unitaristische Zug, der unter Erzbergers Führung in Weimar ins Zentrum gekommen ist und noch immer nachwirkt, die ausschlaggebende Ursache der unter höheren Gesichtspunkten beklagenswerten Auflösung der Arbeitsgemeinschaft zwischen beiden Parteien gebildet hat. Träte hier im Zentrum eine deutliche Annäherung an seine früheren Programmsätze ein, so wäre dieses Haupthindernis geschwunden, zumal sich in Bayern die Hoffnungen, unter der Flagge der Bayerischen Volkspartei das ganze christliche Bayernvolk zu einen, nur sehr bedingt erfüllt haben. Den christlichen Gesinnungsfreunden vom Zentrum darf ich die Worte noch einmal in die Erinnerung rufen, mit denen ich am 7. Okt. 1921 dem neugewählten Zentrumsführer Geheimrat *Marx* entgegengetreten bin, als er die Beilegung der bayerischen Krisis durch Zurücknahme und Aenderung der bekannten Verordnung des Reichspräsidenten über den Ausnahmezustand als das Normale und Wünschenswerte im Verhältnis von Reich und Land hinstellte. Die Schlappe, die sich dabei das Reich holte, war die *Kraftprobe eines gesunden bayerischen Föderalismus*. Gerade in Zentrumskreisen mehren sich übrigens die Stimmen, welche sich wieder auf stärkere, alten Zentrumstraditionen getreuere Betonung des Föderalismus besinnen. Hier beginnt also Bayern und sein Föderalismus Schule zu machen. Auch die Reihen der *christlichen Arbeiterschaft* sind für einen ehrlichen, aus der Tiefe des Volkstums und des christlichen Staatsgedankens motivierten und darum auch in Wahrheit demokratischen Föderalismus zu gewinnen. Jedenfalls müßte es bei allseitigem gutem Willen möglich sein, zwischen Nord und Süd *im Zeichen eines christlichen Föderalismus* sich die Hände zu reichen. Uebrigens dämmert es auch in anderen Parteilagern. Soeben begrüßt ein führendes Blatt Bayerns den in Augsburg tagenden demokratischen Parteikongreß im Zeichen des Föderalismus und der Staatlichkeit der Länder. Wir lesen im „Fränkischen Kurier" (Nr. 495 v. 22. Okt. 1921): „Zentralisation kann nun und nimmermehr den Reichsgedanken stärken. Aber auch bloße verwaltungsmäßige Dezentralisation, die aus den Ländern Regierungsprovinzen machen würde, kann dem innersten, geschichtlich gewordenen Gefüge des Reiches nicht gerecht werden." So müsse zwischen der Pflege des Reichsgedankens und den Interessen der Länder „die Grenzlinie gefunden werden, die läuft zwischen der Verfassung von Weimar und dem deutschen Bundesstaate Bismarckscher Prägung. Wo die *Verfassung von Weimar* im gutgemeinten Eifer der Unitarisierung des Guten zu viel tat, muß *sie revidiert werden* nach den Forderungen, die die Staatshoheit der Länder stellt." Solche Sätze beweisen, wie sehr sich der Wind gedreht hat.

Neben der praktischen Gesetzgebungspolitik steht die Kontrolle der Verwaltung und des Personalienwesens durch Parlament und Presse. Besonders groß ist die Aufgabe einer gutgeleiteten Presse, die um so mehr für den Föderalismus wirken kann, je mehr sie sich von Gehässigkeiten, Uebertreibungen und tatsächlichen Unrichtigkeiten in der Beurteilung der Gegner und der Reichsorgane freihält. Zu letztgenanntem Falle sofort ein Beispiel: Ein schwieriges und weitausschauendes Problem ist die Gliederung des Reichs nach Ländern im Vollzug des Art. 18 der Reichsverfassung. Wenn auch der ursprüngliche Verfassungsentwurf mit seinen in gleicher Richtung zielenden Plänen zur Veränderung der inneren Landkarte des Reiches unitaristisch gedacht war und in den Ländern nur noch gehobene Selbstverwaltungskörper sehen wollte: einmal Reichsrecht geworden, enthält Art. 18 auch für die föderalistischen Anhänger der vollen Staatlichkeit der Länder eines der wichtigsten Probleme. Aus ihm ist sowohl der junge Stammesstaat Thüringen hervorgegangen unter endgültiger Beseitigung heilloser Kleinstaaterei. In Art. 18 schlummert aber auch die schon gestreifte preußische Frage. Für den echten Föderalisten kann die Parole nicht heißen, Preußen soll im Reich aufgehen, denn wir wollen nur ein Reich von Gliedstaaten; er empfindet aber auch die tatsächliche Gegeneinstellung Preußens im Reich als eine dauernde schwere Gefahr für ein gesundes Staatsleben auf föderalistischer Grundlage. Wo daher sich innerhalb Preußens, nicht willkürlich vom Zaune gebrochen, nicht in unzeitgemäßer Stimmungswelle, welche die augenblicklichen und außenpolitischen Gefahren und innerpolitischen Gründe zur Vermeidung jeder Beunruhigung außer Acht läßt, sondern aus der Tiefe des Wesens der Stämme und ihrer Geschichte der Drang nach staatlicher Selbständigkeit regt, da muß diesem durch Art. 18 der Weimarer Verfassung legalisierten Beginnen die Unterstützung aller wahren Föderalisten sicher sein. Gerade hier sind aber die Schwierigkeiten besonders groß, die Widerstände ungewöhnlich zäh, die einer freien Entwicklung der Stammesart in den Weg treten. Hier hat nun die auf Veranlassung der Nationalversammlung beim Reichsministerium des Innern eingesetzte „Zentralstelle für die Neugliederung des Reiches" gutachtliche vorbereitende Arbeit zu leisten. Der Vorstoß, welcher dieser Tage vom offiziösen Pressedienst der Bayerischen Volkspartei gegen diese Kommission als angebliche Schrittmacherin des unitaristischen Geistes unternommen wurde, geht daher sachlich und persönlich in die Irre; insbesondere persönlich, denn während der bisherige Vorsitzende diese Kommission sabotierte, ist Reichsminister a. D. Koch vom ernsten Willen beseelt, vaterländische und föderalistische Arbeit mit dieser Kommission zu verrichten. Nach beiden Richtungen habe ich, selbst Mitglied dieser Kommission, die Beweise in Händen. Was in Jahrzehnten und Jahrhunderten deutscher Staatsentwicklung durch Entfernung von den natürlichen Grundlagen des Aufbaus der Nation gesündigt wurde, kann freilich nicht von heute auf morgen wieder gut gemacht werden. Das heilige Feuer einer wahrhaft freiheitlichen Entwicklung einer jeden Stammesgemeinschaft auf deutscher Erde wachzuhalten, ist aber eine der edelsten Aufgaben eines aufgeklärten Föderalismus.

König Ludwig III. †

Was soll der Glocken wehmutvolles Klingen,
Das dumpf und schwer durch Bayerns Gaue zieht,
In tausend Herzen Echo weckt? ... Sie singen
Dem, der uns König war, ihr Abschiedslied.
Der fern der Heimat starb, im fremden Lande,
Gleich edlem Weizenkorn, im Schmerz gesiebt;
Ihm, den sein Volk in die Verbannung sandte,
Das Volk, das er so tief und treu geliebt.
Nein, nicht *sein* Volk — Bavariens Kinder sehen
In Liebe auf zum Wittelsbacher Stamm,
Ob wild und rauh der Zeiten Stürme wehen ...
Der Fremdling war's, der dir die Heimat nahm.
Gekrönter Dulder, der am fernen Strande
Die sturmesmüde Barke eingelenkt,
Du kehrtest heim, — dir ward im Vaterlande
Der ew'gen Königskrone Ruhm geschenkt.

M. Benedicta von Spiegel, O. S. B.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Der Spruch des Völkerbundsrates über Oberschlesien, den die Botschafterkonferenz sich zu eigen machte, wurde am 20. Oktober von Paris der deutschen und polnischen Regierung mitgeteilt. Die wirtschaftlichen Vorschläge sind gleichwie die Grenzziehung für beide Teile verpflichtend, Nichtbefolgung führt zu Zwangsmaßnahmen. Damit der interalliierte Ausschuß in Oppeln die wirtschaftliche künstliche Einheit des zerrissenen Gebietes noch mit durchführen kann, soll die amtliche Bekanntgabe der Teilung an Deutschland und Polen, mit der nach VIII. Anlage § 6 des Friedensvertrages die Befugnisse des Ausschusses erlöschen, erst später erfolgen. Der Inhalt des neuen Diktats bestätigt alles Uebel, das die vorläufigen Nachrichten ankündigten, ja es ist noch etwas schlimmer ausgefallen.

Jetzt handelt es sich um die innerpolitischen Folgen. Die Lage, in der sich Reichskanzler und Kabinett befänden, war sehr umstritten. Die Deutschnationalen forderten natürlich den Rücktritt, aber schon die Deutsche Volkspartei war sich nicht ganz einig. Auch Zentrum und Demokraten konnten sich lange nicht schlüssig werden. Es war z. T. eine Frage des Gefühls, ob Dr. Wirth und von seinen Kollegen besonders Rathenau nach einer so schweren, wenn auch unverschuldeten Enttäuschung ihrer Politik länger am Ruder bleiben wollten. Außenpolitische Gründe für das Verbleiben Wirths sollten hier nicht zu breit ins Feld geführt werden. Denn wie lange konnte dem Ausland an einer Reichsregierung gelegen sein, die im eigenen Land nicht mehr das nötige Vertrauen und Ansehen beim Volk, nicht allein beim Parlament, besitzt? Mit besonderem Eifer setzten sich die Sozialdemokraten für Dr. Wirth ein. Sie erklärten, in ihm den einzigen bürgerlichen Politiker zu sehen, zu dem sie Vertrauen hätten. Das hat vielleicht gerade die Stimmung bei den bürgerlichen Koalitionsparteien beeinflußt. Ende der Woche hat nun die Reichsregierung eigens auf Antrag des Kanzlers ihre Entlassung eingereicht. Das ist klar und ehrlich und entspricht dem entschlossenen Charakter von Dr. Wirth. Er stand uns manchmal zu weit links, ging oft zu heftig ins Zeug, aber stets trat er mutig für seine Ansicht ein und scheute sich nicht, die Folgen zu tragen. Die neue Regierung dürfte sich nun allein aus Vertretern der bürgerlichen Parteien zusammensetzen. Die Deutschnationalen kommen wohl wieder nicht in Betracht. Eine Koalition aus Deutscher und Bayerischer Volkspartei, Zentrum und Demokraten, mit Einschluß der bürgerlichen Fraktionslosen hätte nach dem Reichstagsverzeichnis vom 25. April 1921 insgesamt 203 Stimmen. Also eine Minderheit der 469 Mitglieder. Wohlwollende Neutralität wäre nötig entweder vonseiten der Deutschnationalen (71 Stimmen) oder der Sozialdemokraten (108 Stimmen). Die Erfahrungen, die Deutschland schon einmal mit der Minderheitsregierung Fehrenbach machte, waren nicht glücklich. Auch jetzt können wir eine solche nur als Verlegenheitsausweg betrachten. Ohne die Sozialdemokratie kann auf längere Zeit im Reich nicht regiert werden, mag man das bedauern oder nicht. Bleibt sie ohne Verantwortung, so werden breite Volksmassen von neuem radikalisiert, während die Entwicklung in Görlitz doch eine andere Richtung nahm. Und von einem Einfluß der Deutschnationalen auf die Reichsregierung versprechen wir uns nach den Erfahrungen in Bayern nicht viel Gutes. Wir halten nach wie vor die große Mitte Stegerwalds für die beste deutsche Politik.

Ein Eintritt der Bayerischen Volkspartei in die Reichsregierung wäre sehr zu begrüßen, für Bayern, wie für das Reich. Möge auch die Arbeitswoche und Landesversammlung der Partei in München zwischen 25. und 28. Oktober zur Stärkung und zur Klärung hemmender, wenn auch untergeordneter Streitfragen dienen.

Wie wird der Entscheid über Oberschlesien und die neue Regierung im Reich unsere auswärtige Lage beeinflussen?

Wessen haben wir uns von den Westmächten zu versehen? Briand hatte in der französischen Kammer, die jetzt nach den Sommerferien wieder tagt, einen schweren Stand. Es mag etwas Theater dabei gewesen sein, wie Maurice Barrès und die anderen Chauvinisten auftraten und in allen Tonarten geltend machten, daß Frankreich trotz der Teilung Oberschlesiens und trotz aller deutschen Entwaffnung und Erfüllung nicht zufrieden sein könne. Aber warum machen sie ihrem Ministerpräsidenten das Leben sauer, jetzt, wo er einen schweren Gang vor sich hat?

Briand rief warnend in den Saal, ohne das Vertrauen der Kammer könne er nicht nach Washington gehen. Das ist es nämlich. Die große Beratung über Abrüstung und Stillen Ozean, die November in Washington beginnt, beschäftigt die Staatsmänner der Entente mehr, als ihnen lieb ist. Europa mag dabei sehen, wo es bleibt. Auch Lloyd George, der nun doch wohl auf die Konferenz geht, zeigt sich in allen anderen Dingen unlustig und nur halb beteiligt. Er hielt eine große Rede über die schreckliche Arbeitslosigkeit in England — die von der deutschen Markschwindsucht kommt — hinterließ aber unbefriedigte Zuhörer. Die Verhandlungen mit den Iren gehen anscheinend schlecht voran. In einem Telegramm drückte Papst Benedikt XV. dem König Georg V. die Hoffnung auf guten Erfolg aus und der König antwortete in gleichem Sinn. Das hatte wieder eine Depesche des Sinn Fein-Führers De Valera an den Hl. Vater zur Folge. De Valera bestreitet, daß das irische Volk dem König von England Treue schulde und besteht auf der Unabhängigkeit Irlands. Wir hoffen immer noch, daß die katholischen Iren nicht einem blindwütigen Nationalismus verfallen und auf der Jagd nach Unerreichbarem ins Verderben rennen.

Der Senat der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat den Frieden mit Deutschland und Oesterreich mit 66 gegen 20, und den mit Ungarn mit 66 gegen 17 Stimmen ratifiziert. — In Portugal hat mit einem Militärputsch nicht, wie es zuerst schien, die Monarchie gesiegt, sondern eine republikanische Richtung die andere in der Ausbeutung des Staates abgelöst.

In Ungarn ist der längst erwartete neue Karlistenaufstand Tatsache geworden. Ganz überraschend ist am 21. Okt. König Karl IV. mit Flugzeug in Oedenburg angekommen, also im umstrittenen Burgenland. Mit ihm erschien Königin Zita, ein Zeichen, daß diesmal die endgültige Entscheidung der ungarischen Königsfrage und vielleicht noch mehr geplant war. Die Banden Stefan Friedrichs und westungarische Garnisonen schlossen sich dem König an. Dieser ernannte sofort eine Regierung unter Rakowsky und Andrassy, dem letzten k. und k. Außenminister von 1918. Das konnte als ein Zeichen gelten, daß Karl mit der Regierung Horthys in Budapest nicht verabredet war, und tatsächlich leistete diese Widerstand. Es kam zum Aufmarsch der beiderseitigen Truppen. Soviel aus den höchst widerspruchsvollen Nachrichten bis 25. Okt. zu entnehmen war, blieben wider allgemeines Erwarten Horthys Truppen siegreich. Eine Wiener Nachricht meldete sogar, König Karl und Königin Zita seien gefangen genommen. Wie wird der Ausgang sein? Im Grunde erkannten alle Magyaren in Karl IV. ihren rechtmäßigen König. Seine Krönung galt als heiliger Vertrag zwischen ihm und der Nation. Ministerpräsident Graf Bethlen ließ noch unlängst durchblicken, daß die Königsfrage im legitimen und zugleich nationalen Sinn auf dem Weg der Lösung sei. Möglicherweise hat Karl dies feine Netz zu früh zerrissen. Jetzt könnte unter dem Druck der großen und kleinen Entente und dem Eindruck seiner Niederlage seine Abdankung erfolgen. Absetzung würde in Ungarn als Revolution empfunden. Tritt Karl zurück, so ist der Platz für eine nationale Monarchie in Ungarn frei, der Plan der österreichischen Karlisten aber gescheitert.

Das Hochschulelend in Oesterreich.

Von Dr. Eugen Amelung.

Eine der schwersten Kultursünden, die der Umsturz in Deutschland und Oesterreich von 1918 mit sich gebracht hat, ist die Unterschätzung der geistigen Arbeit. Nach außen hin kommt dies vor allem in der materiellen Verdorrung des Schulbetriebes und der Lehrerschaft, sowie in der Verelendung der Hochschuljugend zum Ausdruck. Wie überall, so ist auch hier das Bild in Oesterreich noch um einige Grade schwärzer als in Deutschland. Nur einige Symptome aus der letzten Zeit: Die Wiener Universitäts-Bibliothek soll gesperrt bleiben, da der Abbau der Staatsangestellten nicht mehr die nötigen Diener zur Verfügung läßt; die Innsbrucker Universität erließ kürzlich einen beweglichen Aufruf an die alpinen Körperschaften, ihr Kartenmaterial zur Verfügung zu stellen, da sie aus eigenen Mitteln keine Neuanschaffungen machen könne; aus Mittellosigkeit ist die Sperrung der medizinischen Kliniken in Graz in den Bereich der Möglichkeit gerückt; die Dotation des historischen Institutes an der Wiener philosophischen Fakultät beläuft sich im Jahr sage und schreibe auf 2000 Kronen. Die Reihe dieser Beispiele könnte bis ins Unendliche fortgesetzt werden und würde schließlich doch nur den Rahmen zu einem Elendsbild geben, das die Entlohnung der österreichischen Privatdozenten und die Lebensführung der Wiener Hochschuljugend zeigt.

Im Juli 1921 gelangte in der österreichischen Nationalversammlung ein Besoldungsgesetz für die Staatsangestellten zur Annahme, das die Universitätsprofessoren anerkennenswert heraushob und verhältnismäßig günstig behandelte, indem es ihnen einen Anfangsgehalt von jährlich 300000 Kronen zumaß. Ganz vergessen hat man jedoch die Privatdozenten. Die annähernd 150 österreichischen Privatdozenten stellen den einzigen Stand dar, der bisher von den nominellen Aufbesserungen der Gehälter und Löhne aller Kategorien von Besoldeten noch unberührt geblieben ist. Sie sind noch immer, wie vor dem Kriege, auf Nebeneinnahmen, sei es aus Vermögen oder kleinen Vergütungen, sei es aus Tätigkeit als wissenschaftliche Assistenten an Universitäts-Instituten, angewiesen; in einzelnen Fällen wurden ihnen akademische Lehraufträge verliehen, die eine zeitweilige Einnahme von wenigen tausend Kronen darstellten. Die Bedeutung dieses Berufes, in welchem das Durchschnittslebensalter zurzeit nach den vorliegenden Statistiken sich auf 35 bis 40 Jahre beläuft, beruht darauf, daß grundsätzlich der ganze akademische Nachwuchs sich aus den Privatdozenten rekrutiert. Vor dem Kriege war das „Dozentenelend" bereits sprichwörtlich, doch half damals der Mehrzahl ein schon geringer Vermögensbesitz über die Notlage hinweg. Heute neigen Angehörige derjenigen Familien, die die erforderlichen Mittel noch besitzen, selten zum Berufe des Gelehrten. So übt mehr und mehr der Privatdozent aller Fakultäten seine akademische Lehrtätigkeit tatsächlich nur im Nebenamt aus; und für die finanziell ja fast stets so gut wie ganz ertraglose wissenschaftliche Forschungsarbeit bleibt ihm keine Muße. Dieser Zustand ist für den wissenschaftlichen Fortschritt höchst bedenklich. Wer zwischen seinem 30. und 45. Lebensjahr wissenschaftlich nicht intensiv gearbeitet hat, pflegt im späteren Alter nur ganz selten noch eine bedeutende wissenschaftliche Produktivität aufzuweisen. Hier liegt der Brennpunkt der ganzen Privatdozentenfrage. Wir bedürfen eines umfangreichen, der wirklichen Intelligenz frei zugänglichen Standes junger und fähiger Gelehrter, die, von der bloßen Idee einer objektiven Erkenntnismehrung durchdrungen, der Wissenschaft ihre ganze Arbeitskraft widmen.

Bisher ist in Oesterreich nichts geschehen, als daß Privatdozenten nach etwa sechsjähriger Lehrtätigkeit die Bezeichnung eines außerordentlichen Professors erhalten. Selbstredend ist diese Titelfrage von untergeordneter Bedeutung. Will man, worauf es zunächst ankommt, dem wissenschaftlichen Poblem des Privatdozentenstandes beikommen, so gibt es zwei Möglichkeiten: einmal die Vermehrung und finanzielle Verbesserung der Lehraufträge. Sodann ist zu erwägen, ob nicht einer größeren Zahl älterer Privatdozenten eine bestimmte Gehaltsvergütung zugesprochen werden muß, die nach Maßgabe des Lebensalters und der Vorbildung den Beamtengehältern angepaßt ist. Das Kollegiengeld, das im Deutschen Reiche eine nicht unbeträchtliche Rolle im Haushalt des Privatdozenten spielt, ist in Oesterreich so gering, daß es nicht ins Gewicht fällt. Der jährliche Unterstützungsbetrag, den der österreichische Staat im Vorjahr für die Privatdozenten grundsätzlich genehmigt hat, ist vollkommen unzulänglich. So kommt es, daß Wiener Privatdozenten, wenn sie nicht als Beamte oder Mittelschullehrer eine wirtschaftlich tragfähige Nebenstelle haben, ein Hungerdasein fristen, von dem man sich in der übrigen Welt kaum eine blasse Vorstellung macht. Daß Pensionisten und Witwen hungern, an diese brutale Tatsache hat sich die Welt leider schon langsam gewöhnt. Es wird uns ja immer wieder vorgesagt, daß nur der Arbeitende das Recht auf Lebensunterhalt hat. Der untätige Rentner also, der nicht mehr arbeitsfähige Pensionist, die alte Witwe, der Offizier, der noch keine neue Anstellung gefunden hat, müssen nach diesem harten Prinzip im Elend verkommen. Im Falle der Privatdozenten wird auch arbeitenden Menschen das Lebensrecht genommen. Sie leisten Arbeit, werden aber dafür nicht bezahlt. Die hungernden Privatdozenten Wiens sind Leute, die durch ihre Arbeiten bewiesen haben, was sie zu leisten vermögen, Gelehrte, die eine Zierde jeder Universität bilden würden, z. T. Namen, die in den Fachkreisen der ganzen Welt einen glänzenden Ruf genießen.

Einige Beispiele aus dem Wiener Dozentenelend. Da haben wir zunächst Georg Hüsing, den Sprach- und Geschichts-

forscher des klein- und vorderasiatischen Kulturkreises, 51 Jahre alt. Seine Arbeiten werden von Fachgenossen als bahnbrechend gerühmt. Die Wiener Fakultät hat ihn schon zwei Jahre als Extraordinarius vorgeschlagen. Der österreichische Staat ist aber so bettelarm, daß er bisher die Ernennung, die er zu vollziehen versprochen hat, verzögerte und ihm nur die jährliche Dozentenunterstützung im Höchstmaß von 18000 Kronen, das sind 80 Schweizer Franks gewährt. Das kleine Vermögen, von dessen Zinsen Hüsing im Frieden gelebt hat, ist schon ganz aufgezehrt. Seine Sache ist so buchstäblich auf nichts gestellt. Gelegentlich wird er in Oesterreich oder in Deutschböhmen zu Volksbildungsvorträgen und -kursen aufgefordert und verdient so einiges noch hinzu; aber alles das reicht nicht für ihn und seine Frau. So muß verkauft werden; Schmuck, Hausrat, Bücher. — Dr. Dietz, Dozent der Aesthetik und Geschichte der Musik, mit dem Titel eines außerordentlichen Professors und Regierungsrates ausgezeichnet, liest eben sein 71. Semester und bekommt vom Unterrichtsamt gleichfalls die Höchstsumme der jährlichen Unterstützung; 18000 Kronen, was für eine Familie kaum auf zwei Monate hinreicht. — Hermann Swoboda, der bekannte Entdecker der Perioden im psychophysischen Leben, Dr. jur. et phil., Doktorand der Medizin, Dozent der Psychologie, 45jährig, erhält mit Frau und zwei Kindern, die gegenwärtig die Gastfreundschaft Dänemarks genießen, gleichfalls eine jährliche Unterstützung von 18000 Kronen. — Dr. Köttler, Dozent für theoretische Physik, bekannt durch seine überaus wertvollen Arbeiten zum Einsteinschen Relativitätsproblem, hat gleichfalls ein Jahresstipendium von 9000 Kronen. — Dr. Sick, Dozent für theoretische Physik, verheiratet, Vater zweier Kinder, bekommt nur 6000 Kronen jährlich. Er hat nun eine Stelle als Demonstrator an der Technischen Hochschule angenommen, die ihm 4800 Kronen jährlich einbringt. Seine Frau ist als Maschinenschreiberin beschäftigt und ermöglicht es so, daß ihr Mann seine wissenschaftliche Arbeit fortsetzen kann. — Ernst Diez, Dozent für neuere Kunstgeschichte, verheiratet, Vater mehrer Kinder, hat gleichfalls ein Stipendium von 6000 oder 9000 Kronen und wäre wohl längst verhungert, wenn die Universität Lund in Schweden ihn nicht zu einem honorierten Semesterkurs eingeladen hätte. Die Gotenburger Hochschule hat im Vorjahre gleichfalls einem Wiener Privatdozenten durch ihre Gastfreundschaft das Leben gerettet. — E. Stein, Dozent für byzantinische Kunstgeschichte, bezieht 6000 Kronen jährlich und sucht nach einem Nebenverdienst, den er bisher aber noch nicht hat finden können. — Viktor Graf, Dozent für organische Chemie, von den Universitäten Prag und Agram als ordentlicher Professor vorgeschlagen, muß, da sein Jahresstipendium für seine Familie nicht ausreicht, an verschiedenen Mittelschulen Wiens 57 Stunden in der Woche geben, um sich über Wasser zu halten. Einer der Dozenten besitzt einen „Schrebergarten", in dem seine Frau Gemüse pflanzt und verkauft. Ein anderer, der etwas Medizin getrieben hat, behandelt in den Ferien Bauersleute, die ihm dafür Lebensmittel geben. Ein dritter hat ein Jahr die Vorlesungen unterbrochen, um die Handelshochschule als Schüler zu besuchen, und hat im Ausland Kaufleute in deutscher Handelskorrespondenz unterrichtet, um von den Erträgnissen eines Winters sich selbst im Ausland und seine Familie in Wien zu erhalten.

Rechnet man das wöchentliche Privatdozentenhonorar im Durchschnitt aus, so ergibt sich der unglaubliche Betrag von 360 Kronen. Vergleichsweise sei angeführt, daß im zweiten Vierteljahr 1921 der Wochenlohn eines Kutschers 2230 Kronen, eines Tischlergehilfen 2596 Kronen, eines Anstreichers, Dachdeckers, oder Zimmerers 3000 bis 3100 Kronen betrug.

Nicht minder traurig sieht es, von ganz wenig Ausnahmen abgesehen, in der Wiener Hochschuljugend aus. Wohl ist man, hauptsächlich auf katholischer Seite, bemüht, durch die Gewährung von Freitischen und billigen Wohnplätzen einigermaßen Abhilfe zu schaffen. Aber wenn man bedenkt, daß heute fast alle Hochschüler aus ärmeren Familien stammen, da die Söhne der Begüterten sich eben einem raschen und weniger ideellen Lebenserwerb zuwenden und daß auf der anderen Seite, namentlich in der Wohnungsfrage, das Gewinnstinteresse stark im Vordergrunde steht, wird man begreiflich finden, daß der Großteil der Hochschuljugend auf Selbsthilfe angewiesen ist, die mitunter die beschämendsten Formen aufweist. Erwähnt sei, daß für die Hochschüler von auswärts der monatliche Zuschuß von daheim selten mehr als 1000 Kronen beträgt.

Es sind nicht nur die Studenten, auch unter den zukünftigen „Fräulein Doktor" gibt es zahlreiche Fälle, wo der weibliche stud. phil. einen Teil des Tages hinter den Bänken der Warenhäuser und Modegeschäfte zubringt, um den Lebensunterhalt als Studentin zu bestreiten. Und der männliche cand. jur.? Man findet ihn nach Feierabend als temperamentvollen Klavierspieler im Kino oder als Boten, der das Gepäckstück in die Wohnung schafft, oder auch als „Ober", der sein Trinkgeld einstreicht und vielleicht in einigen Jahren Bezirksrichter sein wird. Die Studentenschaft verfügt über einen gutgehenden Galgenhumor und findet sich, trotz des geringen Entgegenkommens seitens der Bevölkerung, schlecht und recht in ihre an allen Ecken und Enden beschnittene Lage. Der übermütige Glanz des Studententums vergangener Tage aber ist durch die wirtschaftliche Notlage verlöscht, und anstatt der mit Geld gespickten Musensöhne sitzen ernste junge Männer und Mädchen in den Hörsälen. Die Mehrzahl der Studenten versucht, sich durch Erteilung von Privatstunden ein Nebeneinkommen zu schaffen. Andere Studenten wiederum sind als Versicherungsagenten beschäftigt, wieder andere sind im Nebenberufe Straßenarbeiter und etliche sind während der Ferienzeit als Bergwerksarbeiter tätig, ein Beruf, für den eine akademische Vorbildung zwar nicht erforderlich ist, der aber trotzdem einen Taglohn von 500 bis 700 Kronen einbringt. Nicht übersehen werden sollen hier die großen Schwierigkeiten, die seitens der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft diesen Wettbewerbern aus der Intelligenz gemacht werden, was beispielsweise in einem steirischen Bergwerk zur gewaltsamen Entfernung der Studenten führte. Die Mehrzahl der Studierenden hat sich die Ferienzeit zunutze gemacht, um als Landarbeiter etwas Geld zu erübrigen und gleichzeitig die Ferien im Freien zu verleben. Studentische Landarbeiter sind recht begehrt und erhalten im Durchschnitt bei freier Station 300 Kronen für den zehnstündigen Arbeitstag. Somit ist während der Ferienzeit den Studierenden allerlei Beschäftigungsmöglichkeit geboten. Anders steht es aber im Herbst und Winter. Die Lehrstellen für Privatstunden sind bald vergeben, und der Rest der bedürftigen Studenten sieht sich gezwungen, sich in die wenigen, von kaufmännischer Seite angebotenen Stellen zu teilen, die deshalb so selten sind, da die kaufmännisch vorgebildete und organisierte Angestelltenschaft dagegen Stellung nimmt.

So sieht also der Hochschulbetrieb im heutigen Oesterreich aus. Kein Wunder, wenn man an das vielleicht unbedacht ausgesprochene Wort des ehemaligen sozialdemokratischen Staatskanzlers Dr. Renner sich erinnert, wonach die Waschfrau produktivere Arbeit leiste als der Universitätsassistent!

Der 2. Deutsche Evangelische Kirchentag.

Von Oberstudienrat Dr. J. Hoffmann, München.

Vom 13.—15. September war in Stuttgart der 2. Deutsche Evangelische Kirchentag versammelt. Er war recht stark besucht; etwa 340 Männer und Frauen, Vertreter aller evangelischen Landeskirchen Deutschlands, der Kirchenleitungen, Synoden, Vereine, der theologischen Fakultäten, der Religionslehrer, hatten sich mit einigen Gästen des Auslandes zusammengefunden. Im protestantischen Deutschland hochgerühmte Namen weist die Mitgliederliste auf aus allen Richtungen des kirchlichen Bekenntnisses.

Diesem Kirchentage wurde mit höchster Erwartung entgegengesehen. In Nr. 7 (17. Juli) verkündigt die „Reformation": er eröffne eine Perspektive von nicht zu unterschätzender Bedeutung; man habe ihn vielfach mit der Reformation verglichen; das gehe zu weit, aber gewiß sei, daß sich seit den Tagen der Reformation in der Kirchengeschichte Deutschlands nichts ereignet habe, das so wichtig wäre, daß es dem gleichkäme, was in diesen Tagen vor sich gehe. Nach der Eröffnung der Tagung schrieb die „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 383), daß die Versammlung für das geistige und religiöse Leben Deutschlands weittragende Bedeutung haben würde.

Der Kirchentag nahm zustimmend Stellung zu einzelnen Vorlagen in Fragen der Volkssittlichkeit und Volksbildung. So wurde eine Kundgebung beschlossen, in der die evangelischen Gemeinden auf die Gefahren des wieder zunehmenden Alkoholismus hingewiesen werden. Gleicherweise ergeht eine Kundgebung gegen Schmutz und Schund. Ein An-

trag, der dem deutsch-evangelischen Kirchenausschuß die Förderung der Volksbildungsarbeit auf evangelischer Grundlage nahelegt, wurde fast einmütig angenommen. Auch für die soziale Wirksamkeit der evangelischen Landeskirche wurden Wege gewiesen und Einrichtungen beschlossen. Es sollen nämlich Unterrichtskurse zur Förderung des sozialen Verständnisses und des Anteils der Kirche an der Lösung der sozialen Aufgabe allgemeiner veranstaltet und mehr Mittel für evangelische Arbeitersekretariate, Rechtsschutzbureaus u. ä. bereitgestellt werden. Die evangelische soziale Schule müsse neu eingerichtet und von Bethel nach dem Johannesstift verlegt werden; von allen Landeskirchen getragen, soll sie zur evangelischen Volksakademie ausgebildet werden. Diese Beschlüsse nennt „Die Reformation" (Nr. 9) die erste große Tat des gesamten evangelischen Deutschlands auf sozialem Gebiet, und meint, wenn in Zukunft evangelische Arbeiter auf die soziale Tätigkeit der Katholiken hinwiesen, könne man sich auf diese Tat berufen.

Eine erfreuliche Haltung nahm der Kirchentag in der Schulfrage ein, um so erfreulicher, als Einmütigkeit erzielt wurde. Nicht mit Unrecht bemerkt die „München-Augsburger Abendzeitung" (Nr. 406): „Das Schwergewicht des evangelischen Kirchentages in Stuttgart lag in seinen Beschlüssen zur Schule." Sie dürften in den Kämpfen der nächsten Zeit für weite protestantische Kreise das Programm werden; darum wollen wir sie hier im Wortlaut wiedergeben:

1. Als evangelische Christen, denen die geistige Selbständigkeit ein hohes Gut ist, treten wir ein für eine umfassende und gründliche Volksbildung und betonen die wichtige Aufgabe der Schule, neben der Vermittlung von Kenntnissen und Fertigkeiten mit aller Kraft an der Erziehung der Jugend zu arbeiten.

2. Oberstes Ziel der Erziehung, von dem wir unter keinen Umständen lassen dürfen, ist der fromme und sittliche Mensch im Geist des Evangeliums. Wir sind überzeugt, daß dieses Ziel alle anderen berechtigten Ziele, für die auch wir eintreten, wie Erziehung zu beruflicher Tüchtigkeit und Gemeinsinn, zu nationalen und staatsbürgerlichen Tugenden und zu edler Menschlichkeit, umfaßt und diese Ziele zugleich vor Vereinzelung und Uebertreibung bewahrt.

3. Um dieses Erziehungszieles willen treten wir für evangelische Kinder nachdrücklich für Schulen ihres Bekenntnisses ein, in denen das ganze Schulleben von einem einheitlichen Geist durchdrungen ist und in denen so der Charakterbildung am besten gedient wird.

4. Wir verkennen nicht das geschichtliche Recht der christlichen Simultanschule, soweit sie sich in einzelnen Gebieten eingebürgert hat. Doch fordern wir, daß überall da, wo Schulen evangelischen Bekenntnisses vorhanden sind oder gesetzmäßig von evangelischen Erziehungsberechtigten begehrt werden, diesen Schulen volle Entfaltungsmöglichkeit gewährleistet wird.

5. Dem Religionsunterricht wollen wir Wert und Stellung bewahrt wissen. Als die Grundsätze, nach denen er gemäß der Reichsverfassung zu erteilen ist, gelten die Normen des christlichen Glaubens und Lebens, wie sie in dem in der Hl. Schrift gegebenen und in den Bekenntnissen der Reformation bezeugten Evangelium enthalten sind. Ob der Religionsunterricht diesen Grundsätzen entspricht, kann der Staat nicht von sich aus entscheiden. Es sind daher von seiten der Kirche unter gebührender Berücksichtigung der Religionslehrer Organe zu bilden, die den inneren Zusammenhang zwischen der Kirche und der Schule wahren und der Kirche den für sie unentbehrlichen Einfluß gewährleisten.

6. Eine Wiederkehr der sogenannten „geistlichen Schulaufsicht" wird ausdrücklich abgelehnt.

7. Kirche und Schule müssen sich mit der Familie in engster Verbindung halten, um in freier Entfaltung aller ihrer Kräfte gemeinsam der deutschen Jugend zu dienen.

Auf diesem Gebiete stehen, wie der evangelische Kirchentag sehr wohl weiß, schwere Sorgen und Kämpfe bevor. Wohl ist auch im Protestantismus das gläubige Volk für den Religionsunterricht und für Konfessionsschulen, aber der Großteil der Lehrer entscheidet sich für die weltliche Schule und für Ablehnung des konfessionellen Religionsunterrichtes, wenigstens will er ein besonderes Aufsichtsrecht der Kirche nicht billigen. Bekannt ist die entschiedene Kampfansage des großen deutschen Lehrervereins an den Reichsschulgesetzentwurf, weil dieser die konfessionelle Schule nicht ganz erdrosselt. Allerdings ist auch zu bemerken, daß die Scharen den Wortführern für die religionslose Schule nicht mehr durch dick und dünn Folge leisten wollen. Der Protestantismus aber hat den radikalen Bestrebungen mancher Lehrervereine zu nachsichtig gegenübergestanden und hat sie so mächtig werden lassen; er wird diese Geister nur schwer wieder los werden. Um so mehr ist die entschiedene einmütige Haltung des Kirchentages zu begrüßen und so besteht die Möglichkeit, daß hier Protestanten und Katholiken geschlossen zusammenstehen und die christlichen Grundsätze in der Schulfrage vertreten. Dadurch erhalten sie eine imponierende Macht, gegen die auch von einer ausgesprochen religionslosen Regierung keine Bestimmungen gegeben werden können, welche die Religion gänzlich aus der Schule verdrängen möchten.

Das Gepräge verlieh dem evangelischen Kirchentage jedoch die einmütige Annahme des Bundesgesetzentwurfes zur Konstituierung des evangelischen Kirchenbundes, in dem alle deutschen evangelischen Landeskirchen geeint werden. Diese haben durch die Revolution ihre Häupter verloren, die Verbindung, in der sie mit der Staatsgewalt standen, fand ihr Ende. Daraus ergaben sich zwei wichtige Forderungen. Die erste war die Bestellung eines neuen Kirchenregiments. Da aber keine Reichskirche begründet werden sollte, verblieb den Landeskirchen die Aufgabe, diese Frage zu lösen. Bayern, Baden und einige andere Länder haben es bereits getan und nun tagt seit dem 24. September die gesetzgebende Landeskirchenversammlung Preußens, um auch hier die neue Verfassung zu schaffen.

Der Kirchenbund will die einzelnen Landeskirchen in Bekenntnis, Verfassung und Verwaltung selbständig lassen. Seiner Zuständigkeit sind drei große Aufgaben zugedacht: 1. Wahrung der Rechte der Evangelischen gegenüber dem Reiche, 2. Vertretung der evangelischen Interessen gegenüber der anders- und ungläubigen Propaganda, 3. die kirchliche Besorgung der Auslandsdeutschen.

Das neue Deutsche Reich hat sich als religionslos erklärt. Dieser religionslose Staat fordert zur Abwehr heraus. Die Kirche soll nun nicht in den direkten Kampf eintreten, aber den Geisteskampf auf sich nehmen für das christliche Geisteserbe und für christliche Volkseinrichtungen, wozu insbesondere die christliche Schule gehöre. In der Stellungnahme zu dem neuen Staate konnte man sich nicht auf einer gleichen Linie zusammenfinden, weil manche überzeugt sind, es werde sich das neue Reich zur Religion wenigstens neutral verhalten. Eine große und dringliche Aufgabe hat sich der evangelische Kirchenbund in der Bekämpfung der ungläubigen Propaganda gesetzt. Sind doch in letzter Zeit nicht wenige Stimmen laut geworden, die der Meinung Ausdruck verleihen, es sei der Protestantismus der Gegenwart dieser Propaganda überhaupt nicht mehr gewachsen und diese Stimmen kommen auch aus der evangelischen Kirche selbst. Beängstigend sind die Kirchenaustritte. Von einer durchgreifenden Organisation zur Zurückdrängung des Unglaubens war bisher nichts bekannt; es darf gehofft werden, daß der neue Kirchenbund Versäumtes nachholt.

Bei der andersgläubigen Propaganda, gegen die der Kirchenbund sich erheben will, ist an die Katholiken gedacht. Wäre dieses nicht an sich klar, protestantische Presseäußerungen würden es enthüllen. „Die Reformation" (Nr. 9) z. B. begrüßt die äußere Einigung; schon diese bedeute etwas, denn die evangelische Kirche habe schwer gelitten unter den drohenden Gefahren von seiten eines religionslosen Staates und durch das unaufhaltsame Vordringen der römischen Kirche, und: „Mag auch der Unglaube schon triumphieren, mag auch Rom schon denken, die Zeit seiner Ernte in Deutschland sei gekommen — die Gegner der Kirche der Reformation werden sich täuschen. Der Herr ist bei ihr wohl auf dem Plan." Die Protestanten haben, wenn es sich um die katholische Kirche handelt, eine ganz eigene Auffassung von Propaganda. Will sich diese auf ihrem eigenen Gebiete frei bewegen, wahrt sie ihre Lebensnotwendigkeiten, ohne jemand zu verletzen, dann gilt dieses bereits als Propaganda. Wohl ist es richtig, daß die katholische Kirche seit längerer Zeit auch in Deutschland wächst und erstarkt, jedoch nicht auf Kosten des Protestantismus, wie die Ziffern der von der einen zur anderen Kirche Uebergetretenen bekunden, sondern sie wächst, weil sie in sich eine innere Lebenskraft trägt und die weitaus große Mehrzahl ihrer Bekenner an sich zu ziehen und sich ihre Treue zu erhalten vermag. Wir vertrauen, daß die Teilnehmer des Kirchentages nicht an eine Abwehr der katholischen „Propaganda" im Sinne des berüchtigten Ansturms des „Reichsboten" gegen alles Katholische denken. Damit wäre weder der evangelischen Landeskirche noch dem Vaterlande gedient. Der Kulturkampf dürfte dieses lehren.

Der Verfassungsentwurf und der Bundesvertrag bedürfen noch der Bestätigung durch die gesetzlichen Vertreter der einzelnen Landeskirchen; es dürfte aber kein Zweifel bestehen, daß diese erfolgt. Die Einigung, die damit für die evangelischen Landeskirchen geschaffen wird, ist allerdings nur eine rein äußere;

dennoch hat sie sicherlich weitreichende Folgen. Dem gab auch der Vorsitzende, Freiherr von Pechmann, München, Ausdruck, indem er bei der Feststellung der Annahme der Bundesverfassung statt aller Worte die Versammlung bat, aufzustehen und das Lied „Nun danket alle Gott!“ anzustimmen. Wohl in Berücksichtigung seiner Zuständigkeit, die ihm zugesprochen wurde, hat der Kirchentag in Stuttgart es vermieden, Fragen des inneren kirchlichen Lebens heranzuziehen. Vielleicht hat auch die schlimme Erfahrung hierzu beigetragen, die der erste Kirchentag brachte, der vom 2.—5. September 1919 in Dresden stattfand. Als man nämlich den Katechismusunterricht in den öffentlichen Schulen regeln wollte, wurde die Einmütigkeit der Teilnahme gestört. Wir wünschen, daß die Arbeiten des Kirchentages zur Stärkung echten religiösen Geistes reifen.

Allerheiligen.

Von Otto te Kloot, München.

Da nun dieser Tag anbrach, waren viele der Heiligen versammelt. Sie standen in den goldenen Sälen des Himmels. Sie sahen die Wolken zieh'n und die Sterne glühen, hörten Winde der Unendlichkeit flüstern, geheimnisvolle Lichtbäche zwischen grenzenlosen Ufern wandern. Sie standen wie Wesen, die aus allen diesen Erscheinungen geformt, weiß und hingeschieden, dennoch leuchtend von innen heraus, verführerisch und schön.

Und es waren viele unter ihnen, deren Antlitz war hager und bleich, versunken an den Schläfen, mit prophetischen Mund. Viele, deren Glieder verrenkt und gekrümmt, viele, um die ein Schauern war, wie von Sekunden des Sterbens, die niemals verlöscht, viele, Geisterhänden gleich, die sich ausstrecken nach blühendem Korn. Ihrer manche waren, als habe die Seele den Körper verzehrt, sie erschienen verzückt, von geheimnisvollen Melodien umwebt. Sie trugen Gewänder, durch deren Glanz blutende Adern genetzt, erstarrten Totenklängen gleich, die ihnen zum Kleid geworden.

Eine sanfte Musik erklang. Es war, als würden dünne, silberne Glöcklein vom Duft von Blumen bewegt, erdenlos und unerfaßbar zart und fein. Und eine schneeige Wolke schwamm vorüber, die ihre Gesichter durchsichtig blaß beglänzte, und sie sahen Gott sitzen auf amarantfarbenem Thron.

Und Gott sprach. Ein Brausen, schwer und groß, das aus seinem Munde kam, ein brennendes Tönen, das niemand deutete.

Und Gott sprach aufs neue. Und er sprach zu seinen Engeln und sagte:

„Hebet die Türen hinweg, daß man hinabsehe zur Erde.“

Und die Engel taten, was ihnen geheißen.

Da sah man den Ball der Erde, düster, von glühenden Nebeln umwallt.

Und es war, als verzehre ein Brand die Eingeweide der Erde, ein Brand, der die Risse barst und in dessen Rauschen die Menschen waren wie Funken grauer Asche, fahlglimmender Staub.

Und es hoben sich auf zwei Wirbelstürme. Von den Polen kamen sie, von Süden und von Nord, zornig lohend und stürzten sich ineinander.

Und der Ball der Erde kreiste, wie von rasenden Schmerzen gepeinigt, von Fiebern, in denen er flog und zitterte, gleich wie ein Daunenbällchen im Brand der Sonne — hochauf. Da sah man die Gesichter der Menschen ...

Man sah den Schrei, der auf ihren Lippen erstarrt war. Man sah das Rätsel, das ihre Stirnen mit Blut gefärbt, ein geisterhaftes Wüten, das sich einbohrte in ihre Brust.

Und man sah ihre Seelen. Ja, ihre Seelen sah man, unbeschreibbar, in Gestalten des Schreckens, des Hohns, der verwaisten Liebe, des gefesselten Traums. Und man sah die Flammen, die dämonenhaften Schmerzen, die Schatten grauenhaften Wahns, die ihrer, der gehetzten Seelen, begehrten.

Alle Heiligen blickten hinab. Ihre Wunden begannen aufs neue zu bluten, — sie fühlten das Wehen der Engelflügel, das Fluten der Melodien, sie sahen Gott auf seinem Throne sitzen, leuchtend wie Unendlichkeit, ihr Wunder, ihre Liebe und ihre Kraft. —

Und wieder sprach Gott. Und seine Stimme war eine Säule von Leid, eine allumfassende, allerbarmende Gewalt.

Und er sprach: „Sehet die Erde. Sehet den Flug der Erde, sehet ihren Brand. Höret, höret der Erde Qual.“

Und da er noch sprach, erbebte das Gewölbe des Himmels. Tausende von Schatten ergossen sich durch das blendende Licht, Millionen gerungener Hände, entstalteten Gebeins. Die Gewänder fielen von den Heiligen, ein sturmgleicher Choral ward vernehmbar, der im Glanz der Engel, im Zittern der göttlichen Brust erstarb.

Und Gott sprach:

„Einer müßte sein, der hinabstiege und wandelte im Feuer. Einer müßte sein, der wie einer Blume Morgenhymne das Feuer überstrahlte, der von sich täte himmlischen Glanz und sich hüllte in das dunkle Schmerzenskleid der Opfernden. Einer, der sich zerschellen ließe in Millionen Tropfen, jeder pochend an eine schmerzende Brust, an ein angstgequältes Herz, dem Tau gleich, den die Frühlingsnacht an die Fenster der ärmsten Hütten wirft. Einer, der sich versäete wie Saat, nie mehr, so lange Erden rollen und Menschenlippen stöhnen, werde sein Name laut, erst am Tage, der aller Tage Auferstehung kündet, erstehe er aus verklärtem Fleisch. Er flamme auf und versinke, er werde getrunken und schwebe hinweg! Kein Hauch von keinem, kein Saitenspiel, kein purpurnes Fest singe seinem Werk — — einst nur werden Engel jauchzen und Sonnen werden leuchten, daß ewiges Licht und ewiges Leben seiner inne werden!“

Gottes Augen wurden dunkel, blendend lagen seine Hände im Schoß.

„Wo ist der Eine?“ sprach Gott.

Stille umstarb der Heiligen Schar. Man hörte das Sausen der Flammen, das Stöhnen des Erdenballs, Sterne fielen aus den Bahnen, der Wind ward fahl und stechend heiß.

Da aber trat einer hervor aus der Mitte der Heiligen und ward gesehen.

Und es war ein Mann von gewaltiger Kraft des Leibes, mit Schultern wie das Gebälk der Kirchen, mit tiefen Augen; starr und trocken von Glut.

Und er erhob seine Stimme, aufwärts, zu Gottes Thron:

„Hinab zur Erde reißt es mich, Flammen-gezeugt, Speise der Flammen ... Erlösen, o Gott, laß mich den Sturm meiner Brust, laß mich sein den Posaunen gleich, deren Tönen der Zunge dunkle Macht über die Erde bläst. Gib mir irdisches Fleisch, das mich reden macht zu irdischem Schmerz, laß mich leuchten mit der Erde, sterben mit der Erde, laß mich meine Arme krampfen um Menschen und Menschentum, daß ich es schweben, daß ich es glauben mache. Denn wo Augen sind zu sehen, Ohren zu hören, die werden den Himmel aus mir erfahren und die heilende Erbarmung des Lichts. Und es wird ihr Traum und ihre Sehnsucht sein —: hinabregnen zu lassen ihrer Seelen Flut, bis daß die Flammen gelöscht und der Frühling sprießt aus der Schollen gerissenem Schoß!“

Und er schlug seine Brust und sprach zu Gott:

„Hauche mich an! Hauche hinweg meinen Namen! Hauche mir an das Kleid deiner irrenden Geschöpfe, daß ich unter ihnen wandele!“

Und Gott hörte und sprach. Weithin, bis an die fernsten Grenzen des Alls drang seine Stimme, aber niemand deutete sie.

Und er sprach zu seinen Engeln:

„Tragt ihn hinab!“

Und sie breiteten die Flügel schimmernd und trugen ihn hinab.

Tiefer und tiefer sanken sie.

Leise kam das Licht und berührte die gesenkten Stirnen der Heiligen. —

Berufung.

Wenn die Sonne scheidet,
Schimmer noch gleitet
Am Himmel hin.

Jeder Jünger des Herrn
Ist ein Leuchten fern
Vom ew'gen Licht.

Jeder Jünger fern
Ist Führer zum Herrn
Für den, der sucht.

Paula Schäfer.

50 Jahre Luzerner „Vaterland“.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Den Jubeltag fünfzigjährigen Bestehens, den am 1. Oktober ds. Js. das Organ der katholisch-konservativen Partei der benachbarten Schweiz, das Luzerner „Vaterland“ beging, vorübergehen zu lassen, ohne daß auch wir deutsche Katholiken freudigen Anteil nähmen, ginge wahrlich nicht an. Wo immer ein neuer Schritt nach vorwärts, ein Erfolg unserer katholischen Sache stolz und befriedigt verzeichnet werden kann, müssen wir deutsche Katholiken mit warmem Herzen dabei sein und sind es auch. Eben deshalb sei an dieser Stelle vor allem dem wackeren „Vaterland“, seinen Schriftleitern und Besitzern, wie nicht weniger den deutschschweizerischen Katholiken, die in ihm ihr Organ erblicken, unser herzlicher Glückwunsch zu dem Tage dargeboten, da der schneidige Kämpe sein erstes halbes Jahrhundert vollendet hat. Aus unseren eigenen Anstrengungen und Bemühungen auf dem Gebiete der Presse wissen wir nur zu gut, daß es nicht schwer ist, mit Neuem und den besten und schönsten Absichten hervorzutreten, schwerer aber, die Gediegenheit der Leistung fortwährend in Hochspannung zu erhalten, mit der rastlos voranstrebenden Zeit Schritt zu halten, und doch keinen der Grundsätze gegen die schillernden Theorien preiszugeben, denen nur allzuviele nachjagen. Nicht als fadenscheiniger Rest einer größeren Vergangenheit steht nun das „Vaterland“ vor uns, sondern kraftstrotzend und breitspurig ruht es im Boden des katholischen Volkes nicht nur Luzerns, sondern des weitesten Umkreises. Alles was da zu Füßen des Rigi und Pilatus sich ausbreitet, ist sein Gebiet, überall, wo katholische Herzen schlagen, ist das „Vaterland“ heimisch, wurzelt es tief und fest in Schweizer Herzen.

Es ist ein Stück Schweizer Geschichte, das uns die Geschichte des „Vaterland“ erzählt, die, wenn man sie etwas weiter faßt und sich nicht auf die allerunmittelbarsten Zusammenhänge beschränkt, nicht nur ein, sondern anderthalb Jahrhunderte zurückreicht. Am 27. November 1743 erschien mit gnädiger Bewilligung des Rates von Luzern das erste Wochenblättchen, die „Luzernsche Samstags- und Dienstagszeitung“. Dem Damoklesschwerte der Zensur ausgesetzt frettete es sich bis 1747 fort. Was man damals unter Zensur verstand, verrät die Tatsache, daß das Blatt über Luzerner und Schweizer Angelegenheiten überhaupt nichts bringen durfte; nur Auslandsnachrichten durften gedruckt werden. Bis zur Staatsumwälzung von 1798 blieb dann Luzern ohne eigentliche Zeitung, denn erst jetzt, als Zunftzwang und Zensur fielen, waren die Voraussetzungen für die Existenz eines Blattes geschaffen. So entstand denn „Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizerbote“ und der „Schweizer Republikaner“, deren Hauptbemühen jedoch dahinging, die Grundsätze der französischen Revolution zu verbreiten. Mit dem Ende der helvetischen Regierung in Luzern 1799 verschwanden aber auch diese Blätter wieder, um sich in Bern niederzulassen. Erst 1828, und zwar unter dem Drucke des Kampfes, erschien im Gegensatz zum radikalen „Schweizerboten“ ein Organ zur Vertretung der katholisch-konservativen Interessen, der „Vierwaldstätterbote“, herausgegeben von Oberst Pfyffer, dem Luzern das bekannte Löwendenkmal verdankt. Er ist der eigentliche Vorläufer des „Vaterland“. Föderalismus und Unitarismus lagen schon damals miteinander im Kampfe, und entschieden trat Pfyffer für die Souveränität der Kantone gegen die Zentralisations-Bestrebungen ein, gleichzeitig die Rechte der katholischen Kirche gegen die Anmaßungen der radikal-freisinnigen Staatsgewalt verteidigend. 1832 ging die Druckerei in den Besitz der Gebrüder Räber über. Es waren schlimme Jahre, denn die 1830 ans Ruder gekommene radikale Regierung verstand keinen Spaß. Postsperre und Verbote machten dem „Boten“ das Leben sauer und als Pfyffer wegen eines Preßvergehens zu 100 Tagen Gefängnis verurteilt wurde, hatte er die Sache satt und übersiedelte mit seinem Blatte nach Schwyz. Um nun dem sofort stark fühlbaren Mangel eines örtlichen Blattes abzuhelfen, entschlossen sich die Gebrüder Räber zur Herausgabe der „Luzerner Zeitung“. Mit dem 12. April 1833 erschien sie als Wochenblatt, Preis: 3 Schweizerfranken jährlich. Bald entwickelte sie sich zu einem gefürchteten Gegner des liberalen Radikalismus der „Aufklärung“ und schon nach dem ersten Jahre erschien sie zweimal wöchentlich. 1841 wuchs sie im Format und gliederte sich die „Schweizerische Bundeszeitung“ an, ja, stolz legte sie sich den Zunamen bei „Staatszeitung der katholischen Schweiz“. Die aufregenden Kampfzeiten jener Zeit trieben dem Bürgerkriege zu und als die Radikalen wieder Oberwasser erhielten, unterdrückten sie sofort die unangenehme Stimme der „Luzerner Zeitung“, an deren Stelle einstweilen die „Neue Luzerner Zeitung“ erschien. „Geradezu unglaubliche „Sanktionen“, denjenigen, welche die siegreiche Entente über das unterlegene Deutschland verhängte in keiner Weise nachstehend, gegen die mit Waffengewalt unterdrückte konservative Partei und ihre Führer waren an der Tagesordnung“ bemerkt Herr Räber-Zemp in der Jubelnummer. Doch auch diese Periode erreichte ihr Ende und am 22. Christmonat 1848 wagte sich die „Luzerner Zeitung“ wieder empor, um dreimal wöchentlich ins Volk zu wandern; der Jahresbezug kostete 45 Batzen. Was man damals unter Preßfreiheit verstand, beweist, daß Erscheinungsverbote auf ein ganzes Jahr vorkamen. Neun Jahre leitete Räber jun. selbst das Blatt, dann löste ihn Fürsprech Johann Amberg ab. Stillstand mit der Wahrheit, Fortschritt mit der Zeit, strenges Festhalten des kirchlich-religiösen Standpunktes nach den Traditionen des Luzernervolkes, in politischen Dingen nicht Opposition um jeden Preis, sondern Berücksichtigung des allgemeinen Wohles, entschiedene, aber loyale Politik, so lautete sein Programm. Im Jahre 1863 endlich entwickelt sich die „Luzerner Zeitung“ zur Tageszeitung, um am 1. Oktober 1871 in das neue Gewand zu schlüpfen, das den Titel „Vaterland“ trug. Auflage und Einfluß stiegen nunmehr stetig, und wenn der Radikalismus unverkennbar seinem Zusammenbruche zuneigte, so war es nicht zuletzt auch das Verdienst der katholischen Presse, des „Vaterland“. Allmählich lebte nun die bürgerliche Freiheit wieder auf, doch traten jetzt die religiösen Fragen stark in den Vordergrund, das vatikanische Konzil, das Unfehlbarkeitsdogma und mit ihm der Altkatholizismus. Am 7. Mai 1871 wurde die Entscheidungsschlacht geschlagen, die konservative Partei behauptete siegreich das Feld. Damit setzte auch eine rasche Aufwärtsentwicklung für das „Vaterland“ ein, das sich in jeder Hinsicht erweiterte und verbesserte und sich zu dem entwickelte, was es heute noch ist, zum Organ der konservativen, deutschen Mittelschweiz.

Die Redaktion hat uns eine Jubelnummer zu dem Ehrentage auf den Tisch gelegt und eine glänzend ausgestattete Nummer ihrer Sonntagsbeilage führt uns all die wackeren Männer im Bilde vor, die sich um die publizistische Vertretung des katholischen Gedankens in „Luzerner Zeitung“ und „Vaterland“ verdient gemacht haben. Mit berechtigtem Stolze erzählen uns ihre Nachfolger von heute, an ihrer Spitze Herr Chefredakteur Winiger von dem, was wir hier in kurzem Ueberblicke zusammenfaßten, und von dem, was ihnen als Ideal vorschwebt. Unserer katholischen Solidarität bewußt, machen wir ihre Freude auch zur unseren und bitten sie, wie ihre ganze Leserschaft, unseren herzlichen Glückwunsch anzunehmen.

Philosophische Literatur.

Von Univ.-Prof. Dr. Hans Meyer.

Von Joseph Geysers „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie“ ist nun auch der zweite Band in dritter, völlig umgearbeiteter Auflage erschienen. (Verlag von Heinrich Schöningh, Münster i. W. 1920. Preis brosch. ℳ 34.—, geb. ℳ 40.—.) Dieser zweite Band behandelt das Bewußtseinsleben der Seele, in einem ersten Abschnitt die seelischen Formen des Erkennens (Empfindung, Wahrnehmung, die verschiedenen Formen der Vorstellung und die Psychologie des Denkens), in einem zweiten Abschnitt die Bewußtseinsformen des Interesseerlebnisses (die Gefühlserlebnisse, Begehren und Wollen), im letzten Kapitel die Frage nach Natur, Ursprung und Unsterblichkeit der Seele. Auch dieser zweite Band fußt ganz auf der Höhe der Forschung und zeichnet sich durch die klare, übersichtliche Darstellung, durch die Reichhaltigkeit der Literaturangabe und Literaturbenützung aus. Man kann nur wünschen, daß das Buch, dessen Preis sehr mäßig zu nennen ist, in möglichst viele Hände kommt.

Von dem bekannten Münsterer Theologen Joseph Mausbach liegen zwei Bücher vor. Das eine ist die dritte, bedeutend vermehrte Auflage von „Grundlage und Ausbildung des Charakters nach dem hl. Thomas von Aquin“. (Herder, Freiburg i. Br., 146 S., ℳ 17.—, geb. ℳ 22.—) ein für Theologen, Lehrer, Erzieher wichtiges Buch, in dem eine quellenmäßige Darstellung der Auffassungen des menschlichen Charakters bei dem größten mittelalterlichen Theologen gegeben wird. In fünf Vorträgen werden behandelt: 1. die Wesensgrundlage des Charakters, die menschliche Natur und ihre Ausstattung, 2. die formelle Grundlage des Charakters, die sittliche Ordnung und ihre Verkündigung im Gewissen, 3. der sittliche Wille als Norm des Charakters, seine Freiheit, Einheitlichkeit und Festigkeit, 4. die sittliche Veredelung des Gefühlslebens, Pflicht und Mäßigung, 5. die übernatürliche Weihe des Charakters, die Liebe zu Gott als höchste und einheitlichste Lebensmacht. — Das zweite Buch ist betitelt: „Aus katholischer Ideenwelt“ (Aschendorf, Münster) und enthält gesammelte Aufsätze und Vorträge, in denen der auf hoher Kulturwarte stehende Apologet zu akuten Gegenwartsproblemen Stellung genommen und in wichtige Streitfragen eingegriffen hat. Das religiöse Leben, die Bedeutung der Ideen für die sittliche Kultur, die Persönlichkeit und ihre Stellung zur Ideenwelt, Rud. Euckens Welt- und Lebensanschauung, Wunder und Naturgesetz, die Stellung des hl. Augustin in der christlichen Kulturgeschichte, den Modernismus u. a. behandelt der erste Teil. Eine Kritik der Ethik Fr. Paulsens, eine Auseinandersetzung mit der modernen Moral der Lebenssteigerung vom Standpunkt christlicher Ethik und Pädagogik, das organische Prinzip im Staats- und Gesellschaftsleben, Nationalismus und christlicher Individualismus, das Friedensprogramm Benedikts XV. vom 1. August 1917, der konfessionelle Friede in Deutschland behandelt der zweite Teil. Dieses reichhaltige Buch verdient viele Leser.

Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Pragmatismus bildet die Schrift „Der Pragmatismus in der modernen französischen Philosophie“ von Prof. Dr. Paul Simon (Paderborn, Ferd. Schöningh 1920, Preis ℳ 16.—). — In der Schrif „Unsere Außenwelt“ (Verlagsanstalt Tyrolia) sucht Josef Gredt Benediktiner der Beuroner-Kongregation, zu erweisen, daß wir in unserer Sinneserkenntnis Gegenstände erfassen, die von dieser Erkenntnis selbst verschieden sind, daß wir diese Gegenstände unmittelbar erfassen und so wie sie an sich sind. Die Verteidigung der Farbe, Zeit usw. als objektive Beschaffenheiten an den Dingen ist mißglückt.

Vom Büchertisch.

Das Ave der Heimat. Roman aus Kevelaer. Von Franziska Rademaker. Kevelaer, Butzon & Bercker. 8⁰ 568 S. Pr. geb. 30 M. — Kevelaer, umbraust vom tausend-tausendfachen Siegesgruß des hl. Ave, und die Lande am Niederrhein sind Hauptschauplatz der bunt verwobenen Handlung. Eine gliederreiche, schlicht bürgerliche Familie steht im Mittelpunkt. Verschiedenste Interessen, hoch- und niederstrebende, werden herangezogen. Glaube und Unglaube, Gottnähe und Gottferne ringen gegeneinander auf — keine Zweifelfrage möglich, wer endgültig überwindet. Das Buch bedeutet eine Errungenschaft hinsichtlich der Begabung, die hinter ihm steht. Doch kann ihm das schallende Lob der Verlagsanzeige eher schaden als nützen, da es Erwartungen weckt, die sich gegenüber dem proklamierten künstlerischen Hochgrade nicht erfüllen — noch nicht erfüllen. Denn auch dieses Werk gehört zu den (kräftigen) Versprechen auf die Zukunft. Als vorzüglich gibt sich die starke und kühne Stoffwahl: das Gesamtschicksal einer reich verzweigten Familie. — Ein philosophischer Schuster, der immer sinnend über Werkzeug und Arbeit hinausgeschaut hat, stirbt und hinterläßt seinem braven, klugen, frommtüchtigen ältesten Sohne die Sorge für Mutter und zwei Geschwister, denen er zu Lebensarbeit und Erfolg verhilft. Sein eigenes geplantes häusliches Glück geht darüber schwer in die Brüche, doch gewinnt er beruflich einen festen idealrealen Boden. Ueber dem Schicksal der beiden Brüder hält er treu die schirmende Hand. Der eine wendet sich vom Leichtsinn zum gottinnigen Lebensernst; der andere wird ein bedeutender Künstler, leidet aber Schiffbruch im Glauben und in der Ehe mit einer edlen adeligen Waise, die später den Weg vom protestantischen Rationalismus zur hl. Mutterkirche findet. Der junge Künstler dagegen geht schlimm in die Irre, bis er in elfter Stunde zum rechten Ziele findet. Das alles ist, wie auch die immer spannende Nebenhandlung, anschaulich, jedoch öfter in allzu mosaikartig aneinander gereihten Kapiteln und Unterkapitelchen erzählt. Auch der Stil ist nicht immer einwandfrei, sondern hie und da geschraubt, gestelzt, desgleichen das (religiös) Ethische, sowie das Psychologische nicht unbedingt genügend begründet vertieft. Betreffs Kunst- und Menschenkenntnis verrät die Darstellung nicht selten die Naivität der Anfängerschaft. Als Ganzes aber bleibt das Buch eine bemerkens- und fördernswerte Erscheinung, deren schöner Aufstieg schon in der Nähe winkt. Künstlerisch bereits vollgültig ist die Zeichnung eines als Familienschutzgeist wirkenden Originals: Grootyaders Isenboom, des „goldenen Knorrens", dessen Gestalt ich unwillkürlich im Gefolge Inspektor Bräsigs auftauchen sehe. E. M. Hamann.

Dante: Die göttliche Komödie. Uebertragen von Bernhard Schuler. Illustriert von G. Doré. Verlag von J. Pfeiffer, München 1921. Preis 20 M. — Zum 600. Todestag Dantes (14. Sept. 1921) geziemt es sich, daß in der ganzen gebildeten Welt seine unsterbliche „Göttliche Komödie" die Geister und Gemüter wieder in ihren Bann zieht. Viele neue Uebersetzungen des großen Werkes liegen zur Stunde wieder vor, darunter verdient jene Bernhard Schulers besondere Beachtung. Sie beobachtet peinliche Treue gegenüber dem Original, ohne wörtlich zu sein und weiß zugleich in echtem Deutsch uns die Gedanken des großen Dichters zu übermitteln. So führt uns Schuler durch die drei jenseitigen Reiche — Hölle, Fegfeuer und Himmel — ebenso sicher und klar unterweisend wie in der Dichtung selbst Virgil seinen Schützling Dante. Die herrlichen Gestalten Virgils und Beatrices werden in dieser Uebersetzung ebenso lebendig, wie sie es im Original selbst sind. Im ganzen betrachtet, ist die Uebersetzung aus einem Guß und erfüllt ihre Aufgabe vortrefflich. Dem großartigen Inhalt des Buches entsprechend hat der Verlag von J. Pfeiffer (München) ihm auch ein schönes Aeußeres gegeben. Der Druck ist klar und gut und die Illustrationen Dorés sind künstlerisch recht gediegen und ansprechend. Darum empfiehlt sich dieses Buch allen auf das beste. Es ist seltsam, daß der 600. Todestag Dantes gerade in unsere sittlich fast ganz steuerlos und haltlos gewordene Zeit fällt. Möchte die „Göttliche Komödie" unserer Zeit gerade den großen Gedanken ewiger gerechter Vergeltung alles Bösen und Guten wieder tiefer zum Bewußtsein bringen und so das fast ganz erstickte Verantwortungsgefühl in den Menschen von heute neu beleben! Richard Oettl.

Allerlei Wahrheiten, neue Humoresken und Skizzen von Friedrich Koch-Breuberg. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.) — Friedrich Koch-Breuberg ist einer der eleganten Plauderer der alten Schule, die beginnen auszusterben — er hätte in einen Pariser Salon des 18. Jahrhunderts gehört. Er ist Politiker, Moralist, Literat, Historiker und Militär. Sicherlich liebt er Aristophanes. Sein kaustischer Witz, sein zuweilen etwas diabolisches Lächeln verraten es. Er ist daneben glühender Patriot und Monarchist. Das spricht aus seiner „Vision in der St. Michaelskirche". Koch-Breuberg bewundert Napoleon I. Er hat diesem Säkularmenschen in seinen Schriften manches Denkmal gesetzt. Auch dem vorliegenden Bande ist in Dialogform eine Episode aus Sankt Helena als Schlußartikel beigegeben. Napoleon ist darin geistreich und treffend charakterisiert. Las Cases kommt wohl zu schlecht weg. Die etwas willkürlich zusammengestellte Sammlung enthält auch eine Anzahl von Aphorismen. Alte Wahrheiten in persönlichem Lichte gesehen. Aussprüche, die interessante Streiflichter auf die Wesenheit des Verfassers werfen und ihn als Welt- und Menschenkenner origineller Art erweisen. M. Herbert.

Hans Heiner Roseliebs ewiger Sonntag. Ein deutscher Heimatroman von Heinrich Schotte. Verlag Kösel-Pustet, Kempten, geb. 22 M. — Der Verfasser ist bekannt durch seine feinsinnigen literarischen Skizzen und seine kunsthistorischen Abhandlungen und Werke. In Hans Heiner, dem Helden des Romans, lernen wir eine feinfühlende Künstlernatur kennen. Seine Heimat liegt in Westfalen. Aber die alte, deutsche Sehnsucht nach dem Süden steckt in seinem Blut und zieht ihn nach der ewigen Stadt. Eine Fülle köstlicher Erlebnisse bietet ihm Rom. Sein höchstes Erlebnis aber ist die Liebe zu einer deutschen Frau. Fast die Hälfte des sonnigen Buches spielt in Rom und dennoch ist es ein echtes, deutsches Heimatbuch. Eine Sprache von wunderbarer Klarheit und Bildhaftigkeit zeichnet es aus. Es will Freude erwecken in unserer freudearmen Zeit und hinführen zur Stille innerer Sammlung, die unseren zerrissenen, haltlosen Tagen besonders not tut. Mülfarth.

Grundriß der Patrologie. Von Rauschen-Wittig. Herder, Freiburg, Neuauflage 1921. Preis 40.— M. — Ein so gut bewährtes Handbuch wie dieses braucht keine fachwissenschaftliche Empfehlung mehr und die wichtigen Zugaben und Verbesserungen der Neuauflage durch Professor Wittig mögen an anderer Stelle besprochen werden. Hier soll hauptsächlich betont sein, daß dies wissenschaftliche Handbuch nicht allein dem Theologen nützlich ist, sondern für jeden katholischen Gebildeten ein höchst wertvoller Wegweiser in die wunderbare Glaubens- und Geisteswelt der ersten christlichen Jahrhunderte sein kann. Viel zu wenig sind die reichen Schätze dieser Zeit bekannt, und so mancher kann aus der gedrängten Fülle dieses Grundrisses die gewaltige schöpferische Kraft dieser unserer Heroenzeit ahnend ermessen. Das Handbuch dient vor allem dem dogmengeschichtlichen Interesse und kann die übrige geistige Umwelt nur kurz andeuten. Aber gerade das legt den dringenden Wunsch nahe, von dem gelehrten weitblickenden Herausgeber einmal ein Buch zu erleben, das unter Verzicht auf Vollständigkeit die ersten Größen bildhaft herausstellt und durch ihre allseitige Beleuchtung ein umfassendes Weltbild gestaltet. Der Gewinn wäre ein sehr bedeutender, wenn neben der dogmengeschichtlichen Verteidigung positiv die wunderbare Kraft und Schönheit unseres jungen Glaubens dem so oft grundlos verzagten Gebildeten aufleuchtete und wenn ihn in unserem neuen Heidentum das große Vorbild des siegreichen Glaubens- und Geisteskampfes der Väter stärkte. Alois Tempf.

Märchen von P. Ambros Schupp S. J. Bilder von Fritz Bergen. Erster Sammelband. Paderborn 1921. Druck und Verlag der Bonifaziusdruckerei, Druckerei des Hl. Apostolischen Stuhles. — Es ist eine verdienstliche Tat, die poesieerfüllten Märchen des in Brasilien verstorbenen P. Schupp nunmehr in vier Sammelbänden herauszugeben. Der vorliegende reich und gut illustrierte erste Band enthält 6 der duftigen, von echt deutscher Gemütswärme durchpulsten und goldene Lebensregeln in sich tragenden Schuppschen Märchen, deren blühender Phantasiegarten alt und jung erquicken wird. F. J. Zlatnik.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Kammerspiele. Während „Timon von Athen", obwohl auch hier Shakespeares Autorschaft nur darin bestand, daß der Meister an einen fremden Szenenbau bessernde Hand anlegte, in den Gesamtwerken des Dichters aufgenommen wurde, wird man den „Perikles von Tyrus" in den gangbaren Shakespeareausgaben vergebens suchen. Shakespeares Anteil an dem Werke des Unbekannten ist auch wohl geringer. Der mit Shakespeare vertraute Theaterbesucher wird es fühlen an den typischer gehaltenen Charakteren, an der Sprache und an manchem, das empfunden, aber schwer in Worte zu fassen ist. Allein der Unbekannte, den Shakespeare für immer der Vergessenheit entzog, war immerhin Zeitgenosse einer hohen Theaterkultur. Die Talente um Shakespeare waren nicht unerheblich, vor dem größeren mußten sie freilich in den Schatten treten. Es war mithin ein dankenswertes Unternehmen, daß K. F. Etlinger den „Perikles" bearbeitet hat. Die weitgestreckte Handlung ist mit Geschick in den Rahmen und die Zeitspanne des Bühnenabends gespannt. Die Verse fließen leicht dahin, dennoch machten sie einigen nur an Prosarede gewöhnten Schauspielern Schwierigkeiten. Weit mehr als im „Wintermärchen" ist im „Perikles" von dem „Chorus" Gebrauch gemacht, der uns erzählend über Jahre hinwegführt, bis die Handlung wieder vor unseren Augen ihren Fortgang nimmt. Wir lernen Perikles als Bewerber um die Hand einer schönen Prinzessin kennen. Bedingung ist die Lösung eines Rätsels, löst er es nicht, so winkt der Tod. Es ist der alte Märchenstoff, der durch „Turandot" am bekanntesten geworden. Perikles gelingt es zu entfliehen, aber da er sich den Haß des fremden Königs zugezogen, hält er es für besser außer Landes zu gehen und Tyrus einem Statthalter zu überlassen. Diese und andere Abenteuer ziehen im ganzen ohne stärkere Resonanz an uns vorüber; erst wie Perikles der Königstochter Thaisa Liebe gewinnt, treten die bunten Begebenheiten ins Reich der Poesie. Später wird Perikles in sein von Krieg heimgesuchtes Land zurückberufen. Auf der Meerfahrt schenkt Thaisa einem Kinde das Leben und stirbt. Ein gewaltiger Sturm droht allen den Untergang. Nach dem Glauben der Schiffer beruhigen sich die Elemente nicht, so lange eine Leiche an Bord ist. In Todesangst zwingen sie Perikles, die Tote ins Meer zu senken. Der Sarg wird ans Ufer gespült und wundertätige Arznei und Musik rufen Thaisa ins Leben zurück. Die Sturmszene ist echter Shakespeare, sie hatte eine unmittelbare und starke Wirkung. Auch der Gedanke, daß die Musik heile, kehrt bei Shakespeare oft wieder. Thaisa, die nicht weiß, ob Mann und Kind dem Meeressturm entronnen sind, beschließt, sich dem Dienste Dianens zu widmen. Perikles hat das Kind zu dem befreundeten König Kleon gebracht, wo die Tochter zu einer an Schönheit und Tugend reichen Jungfrau erblüht. Weil die Fremde das eigene Kind überstrahlt, wird der Neid der Königin erweckt und sie dingt einen Mörder. Bevor dieser sich zu dem Verbrechen entschließt, wird Marina geraubt und an ein öffentliches Haus verkauft. Wenn wir in dem Mordanschlag die zwingende Psychologie des großen Dichters vermissen und fühlen, wie hier die Wandlung des epischen Stoffes zu dramatischer Formung unvollkommen blieb, so zeigt sich in der Schilderung der Kupplergesellschaft eine Plastik der Gestaltung, die an Falstaffs Umgebung erinnert. Der Dichter malt das Häßliche unerbittlich in abstoßendsten Farben und ohne Sentimentalität, aber das Ganze dient nur als Kontrast zu der Reinheit der Marina, die durch einen vornehmen Mann, der mehr gedankenlos als schlecht die Lasterhöhle aufgesucht hat, losgekauft wird und ihn später, nachdem sie den durch den angeblichen Tod der Tochter trostlosen Vater wiedergefunden, heiratet. Im Tempel der Diana finden sie schließlich noch

die totgeglaubte Gattin und Mutter. So führt, wie im „Wintermärchen", der Dichter nach vielem Leide die Getrennten wieder zusammen in glückhafter Harmonie. Um diesem Stücke auf der Bühne gerecht zu werden, bedarf es der Stimmung, des Märchendu̇ftes; dieser war vorhanden, wenn Sybille Binder, die die Thaisa und die Marina, Mutter und Tochter, spielte, die Szene beherrschte, dagegen blieb sonst manches in der Atmosphäre der Haupt- und Staatsaktion, in der Märchenwunder nicht recht gedeihen. Mederew, der die Titelrolle gab, hat ein schönes Organ, im ganzen erschien der alte Perikles charakteristischer als der junge. Die Spielleitung Goldbergs war verdienstlich, wenn schon der gastspielhalber abwesende Direktor Falckenberg mehr herausgeholt haben würde. Es wurde auf fast ganz schmuckloser Bühne gespielt. Die oft verwendete Stanniolrückwand wirkte reichlich nüchtern, ihr sind schon die sogenannten neutralen Vorhänge vorzuziehen; so erschien manches nicht nur primitiv, sondern, da man von der malenden Wirkung des Lichtes nur bescheidenen Gebrauch machte, phantasielos. Das Grab der Amme mit dem seltsamen Schmuck erinnerte mich an Kinderspielzeug und allerhand Geräte auch. Die bescheiden auftretende Musik von L. v. Rozycki erfüllte ihren Zweck. Das Publikum wurde nicht mit den ersten Szenen warm, gewann aber bei fortlaufender Handlung wachsenden Anteil, und so ward der Beifall immer herzlicher, so daß der Gesamterfolg ein sehr schöner gewesen ist.

Aus den Konzertsälen. Fünfundzwanzig Jahre ruht Bruckner schon in dem Stifte von St. Florian, wo der Tondichter als Sängerknabe seine an Dornen so reiche Laufbahn begonnen hatte. Daß auch der Münchener Konzertverein dieses Gedenktages nicht vergessen würde, war eine künstlerische Verpflichtung. Sigm. v. Hausegger hat das 1. Abonnementskonzert Bruckner gewidmet. Nach Beethovens Ouverture „Zur Weihe des Hauses" kam zuerst einer der bedeutendsten Brucknerschüler zu Worte, Friedr. Klose mit seinem Präludium und seiner Fuge über ein Thema von Bruckner, das einen packenden Eindruck hinterließ. An der Orgel saß Günter Ramin (Leipzig), ein außerordentlicher Künstler von einer Feinheit und farbigen Abstufung des Spieles, die entzückt. Auch der Bläserchor war von starker Wirkung und nun nach einer Pause dirigierte Hausegger Bruckners „Romantische". Seine Wiedergabe weiß den Hörer mit sich fortzureißen; er weiß die überwältigende Fülle von Einzelheiten vor uns auszubreiten und doch zu einem Ganzen in gigantischer Steigerung zu türmen. Das Publikum stand unter dem Eindrucke eines großen künstlerischen Erlebnisses und löste sich durch stürmischen Beifall aus der Spannung. — In Lydia Burger-Semmler lernten wir eine Liedersängerin mit einer sehr schönen und umfangreichen Altstimme kennen. Ein sympathischer Vortrag unterstützte die über das tüchtige Mittelmaß hinausgehende Leistung. Prof Schwartz als Begleiter zu hören, ist immer ein besonderer, uns freilich selten zuteil werdender Genuß.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Hausse, deren erneutes Eintreten wir im vorigen Berichte als Folge der Markentwertung voraussehen mussten, ist gekommen, schneller als der Artikel die Druckerpresse verliess. Die Furcht vor dem völligen Zusammenbruche der deutschen Währung als Konsequenz des Genfer Diktates lässt das Publikum immer weitere Industriewerte anhäufen; natürlich ist auch die Zahl der Spekulanten gross, die durch Börsengewinne einen Ausgleich für die wachsende Teuerung suchen; die Kreise derjenigen, die hier meist mit Glück viel Geld verdienen, haben sich sehr erweitert und erweitern sich immer mehr. Das hat gewiss auch moralische Schäden zur Folge, aber im ganzen hält das Publikum seine Papiere fest in Händen, so wurden die Rückschläge seither so leicht überwunden, so dass die Kenntnisse, die heute zum Börsenspiel gehören, nicht eben sehr gross zu sein brauchen. In letzter Zeit wird auch ziemlich wahllos gekauft, was in der Kurssteigerung (doch nicht ohne allen Grund!) zurückgeblieben, also noch billig ist. Allerdings wird bei vielen Industriepapieren die Aufwärtsbewegung durch günstige Geschäftsberichte unterstützt. Die Textilindustrie ist glänzend beschäftigt. Dass alle Exportindustrien durch den Tiefstand unserer Valuta grosse Gewinne abwerfen, ist klar. Einzelne schlesische Werte, deren Werke zum grossen Teil auf Polen zufallendem Boden liegen, waren angeboten, im ganzen aber traten starke Kurseinbussen nicht ein. Es ist wieder von Fusionsbestrebungen in grösstem Ausmasse die Rede, auch schliesst man von in letzter Zeit bemerkten, starken Auslandskäufen auf starke Beteiligung von französischem und englischem Kapital. Die Montanwerte des Westens gewinnen für uns durch die Schmälerung unserer östlichen Kohlenbezüge erhöhte Bedeutung; auch die Braunkohle hat aus gleichem Grunde an Interesse zugenommen. Kaliaktien profitierten durch amerikanische Abschlüsse. Schiffahrtswerte, Bankaktien und natürlich auch die Ueberseebanken als Valutapapiere hatten an der Steigerung teil. Das Ausland kauft unsere Staatspapiere gegen seine Markbestände. Das einheimische Publikum hatte wiederum stark Neigung, seine Rentenpapiere gegen Industriewerte einzutauschen, so bleibt der Kurs ohne namhafte Veränderung. Auch an börsenfreien Tagen gedeiht das Geschäft. Der Berliner Börsenvorstand droht mit ernsthaften Massnahmen, die starke Zurückhaltung bewirkten.

An allen Auslandsbörsen erreichte in dieser Woche die Mark den tiefsten je dagewesenen Stand und gleichzeitig stiegen bei uns mit unheimlicher Schnelligkeit die Devisen. Der Dollar war dem Kurs von 200 Mk. nahe, inzwischen ist wieder ein Rückgang auf 158 Mk. etwa eingetreten. Das Ausland betrachtet die Folgen der Genfer Entscheidung wohl noch ungünstiger als das Inland und das führte zu Angstverkäufen der Markbesitzer; der im Auslande befindliche Notenbestand wird auf 60 bis 70 Milliarden geschätzt. Im Inlande suchten die an der Einfuhr von Rohstoffen interessierten Industrien Devisen um jeden Preis zu kaufen. Zu der Verstärkung der Teuerung dürfte neuerdings ein Ausverkauf durch das Ausland kommen, der unsere Warenbestände noch knapper gestalten wird. Lohnkämpfe und Verschärfungen innerpolitischer Natur sind kaum vermeidbare Folgen. Theoretisch mehren sich ja immer mehr die Stimmen, die den Sturz der Mark als internationale Katastrophe betrachten. Der Vorschlag Churchills, England solle alle Kriegsschulden seiner Verbündeten streichen, wenn Amerika mit den englischen Kriegsschulden in gleicher Weise verfahre, hat in Amerika keinen sonderlichen Widerhall erweckt. Im amerikanischen Senat hat man die Ansicht vertreten, diese Frage liesse sich nur erörtern, wenn Amerika Garantien habe, dass die europäischen Staaten die ersparten Gelder nicht für Rüstungszwecke verwenden, insbesondere England sie nicht zum Flottenausbau benütze. Das sieht freilich nicht darnach aus, als könne man zu raschen Ergebnissen kommen. Der Verschlechterung der Valuta entsprechend haben die Preise für Rohstoffe und Halbfabrikate erheblich angezogen. Am Getreidemarkt hat Amerika seine Preise weiter herabgesetzt, während an den deutschen Märkten die Preise durch die Valuta stark stiegen. Die Kupferpreise erreichten in Deutschland anfangs des Monats einen Höchststand, gaben inzwischen aber etwas nach. Der Zinnpreis ging herab, um dann wieder zu steigen. Zink und Blei sind langsam gestiegen. An den Baumwollmärkten haben die in letzter Zeit stark gestiegenen Preise wieder eine Kleinigkeit nachgegeben. Stärkere Nachfrage machte sich an den Ledermärkten geltend. Auch bei Kaffee, Kakao und Zucker herrscht steigende Tendenz.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Handarbeitsbücher. Der Verlag Otto Beyer in Leipzig, Rathausring 13, hat sich längst durch seine praktischen Handarbeitsbücher und Modezeitschriften einen Weltruf erworben. Es sei hier auf einige Neuerscheinungen besonders hingewiesen. Für „Leichte Buntstickereien" liegen zwei Hefte vor mit geschmackvollen, farbenfrohen Mustern, nach welchen sich alles verzieren läßt, was an Kleidern und bei Ausschmückung eines behaglichen Heims das Auge erfreut. — Sehr beliebt und von der Mode begünstigt sind Schiffchen-Arbeiten, deren Ausführung nur wenig Arbeitsmaterial erfordert. Ein eigener Band, „Endrucks-Schiffchenspitzen" bietet eine auswahlreiche Fülle eigenartiger Vorlagen für prachtvolle Spitzen, Einsätze und Sterne. In ihrer künstlerischen Linienführung und ihrer Feinheit stehen sie gleichwertig mit den echten handgenähten Spitzen. — Drei Hefte sind der Herstellung von Filet-Arbeiten gewidmet. Sie enthalten einen ausführlichen Lehrgang und zahlreiche Muster, vom einfachen bis zum stilechten Motiv für die jetzt so viel gebrauchten Dreieck-, Stern- und Viereckformen. — Auch für Häkelarbeiten liegen 3 Hefte vor, von denen Heft 1 mit den mannigfachsten Mustern für Spitzen, Ecken, Einsätze usw. und deren Verwendung reich ausgestattet ist. Heft 2 bietet wertvolle Anleitungen hauptsächlich für Gegenstände, die aus Wolle gehäkelt sind, also für die verschiedensten Kleidungsstücke. In Heft 3 findet man die schönsten Muster für Spitzen, Einsätze und Einzelteile, angefangen mit der schmalsten Taschentuchspitze bis zur breiten prunkvollen Altarspitze. — Die heutige Zeit mahnt zu äußerster Sparsamkeit und stellt besonders an die besorgte Hausfrau die mannigfachsten Anforderungen auf dem Gebiete der Instandhaltung von Wäsche und Kleidung. Otto Beyers „Flickbuch" könnte ihr dabei mit wertvollen Winken an die Hand gehen. Wer das Buch durchblättert, ist erstaunt über seinen reichen Inhalt. Es ist ein Buch, das in jedes Haus gehört. Beyers vortreffliche Handarbeitsbücher können auch auf dem Weihnachtstisch als willkommene Gabe angesehen werden. — Beyers „Deutsche Modenzeitung" und „Deutsche Frauenzeitung", von denen der Verlag umsonst Probehefte versendet, seien auch an dieser Stelle empfehlend in Erinnerung gebracht. — „Beyers Modeführer, Herbst und Winter 1921" gibt praktische, leichtfaßliche Anleitung zur Selbstanfertigung von Kleidern, Mänteln usw., und dürfte durch seine reiche Ausstattung lebhaftem Interesse, besonders in der Frauenwelt, die sich sparsam und gediegen kleiden will, begegnen. M. F.

Notgeldsammler seien besonders auf die Notgeldserie der Stadt Fürstenwalde a. Spree hingewiesen, welche sich durch vollendete künstlerische Schönheit und Eigenart auszeichnet. Scherenschnitte mit farbiger Grundierung geben auf den Rückseiten der Scheine ein zusammenhängendes Stück Geschichte der Stadt Fürstenwalde von 1250 bis 1631.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 15.— einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 45 München, 5. November 1921. XVIII. Jahrgang.

Bismarcks dritter Band.

Von Dr. Otto Sachse.

Der dritte Band von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“, der vor wenigen Wochen im Cottaschen Verlag erschienen ist (Preis geb. M 24.—), trägt die Jahreszahl 1919. Zwei Jahre hat also der Kampf um die Freigabe gedauert. Nun liegt das Buch vor uns: Erinnerung und Gedanke, von Fürst Otto v. Bismarck, mit der Widmung: Den Söhnen und Enkeln zum Verständniß der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft. — Wer es zur Hand nimmt, erwartet wohl eine Menge neuer Enthüllungen darin zu finden. Es zeigt sich aber, daß die Geschichte der letzten Kanzlerjahre Bismarcks, als er Wilhelm II. diente, die Gründe und der Hergang seiner Entlassung, durch andere Darstellungen schon großenteils bekannt waren. Wir wußten, daß Stöcker und Waldersee gegen den Fürsten wühlten und die selbstherrlichen Neigungen des jungen Kaisers geschickt ausnutzten. Wir kannten die widerstreitenden Ansichten über Arbeiterpolitik, über das Verhältnis zu Oesterreich und Rußland bei Wilhelm II. und Bismarck. Auch die Geschichte von der Kabinettsordre von 1852, welche die Minister verhinderte, bei wichtigen neuen Entscheidungen ohne Wissen des Ministerpräsidenten dem Monarchen Vortrag zu halten. Der Kaiser verlangte bekanntlich von Bismarck vergebens die Außerkraftsetzung der Ordre. Wir kannten endlich die unwürdige Form, in der der ergraute Staatsdiener entlassen und binnen wenigen Stunden aus seiner Amtswohnung verdrängt wurde.

Das wertvolle Neue des dritten Bandes liegt eigentlich darin, daß er zeigt, wie sich all diese Vorgänge in der Seele des Hauptbeteiligten spiegelten. Und dieser Hauptbeteiligte ist Bismarck, ein Genie und als solches ein Rätsel, ein Held und als solcher ein Schicksal. Das Große und Eigentümliche an Bismarcks Genie liegt mehr hinter dem Buch: seine schöpferische Tat der Einigung Deutschlands im preußischen Sinn, seine Stärkung der Königsgewalt. Aber die kleineren typisch genialen Züge treten hervor. Diese Blätter hat kein Beamter geschrieben, kein Berufsmensch. Ihr Stil ist künstlerisch, spannend und voll heimlicher Abgründe, ist der Stil eines Impressionisten, oder wie Karl Lamprecht Bismarck charakterisierte, eines reizsamen Naturalisten. Was konventionell daran ist, heimelt uns schon altväterisch an: die ungebräuchlichen Fremdwörter und fremdsprachlichen Floskeln, die alte Rechtschreibung, die der Verleger philologisch getreu beibehalten hat. Auch der Subjektivismus des Genies, der alles auf sich bezieht, tritt hervor. An der Befangenheit in den eigenen Gedanken wird freilich das hohe Alter sein Teil haben.

Der Künstler Bismarck erzählt uns von dem Helden Bismarck und seinem Schicksal. Kaiser Friedrich ist gestorben, Wilhelm II., der junge Herr, hat nicht am Werk des alten Staatsmannes mitgeschaffen. In Potsdamer Offizierskreisen ist er aufgewachsen, denen ihn Bismarck vergeblich entziehen wollte. Schmeichler drängen sich an den künftigen Herrscher. Und Prinz Wilhelm kommt zur Regierung, ehe er die Widerstände des Lebens kennengelernt hat. Der jugendliche Drang nach neuen großen Zielen lebt in ihm, verbunden mit der Geringschätzung des mühelos Ererbten. Daneben ein mystisches Königsbewußtsein, genährt am Vorbild Friedrichs des Großen, aber geformt aus dem Geist Friedrich Wilhelms IV.

Diesem jungen Herrn tritt der alte Diener gegenüber, erfüllt vom Wert seiner Lebensarbeit, gehärtet durch tausend Kämpfe und überall neue Kämpfe witternd. Sein Stolz ist das Erreichte, die deutsche Einheit und das starke preußische Königtum. Man sieht hier im dritten Band ganz deutlich, in welcher Art eigentlich bei Bismarck diese beiden Dinge miteinander verflochten waren. Letzten Endes war ihm die Einigung Deutschlands ein preußisches Ziel, nicht wie den Nationalliberalen nur eine preußische Aufgabe. Und Preußen hieß für den Landedelmann ebenso wie für den plastisch denkenden schöpferischen Menschen der König von Preußen und das Haus Hohenzollern. Dessen Macht und Glanz sollte durch die deutsche Kaiserkrone gemehrt werden. Schon vor 1871 hatte der treue Diener Wilhelms I., seit 1862 im Konflikt mit dem Landtag, seinem Herrn den Rücken gesteift und die königliche Gewalt wieder so absolut gemacht, als sie im Verfassungsstaat noch sein konnte. Immer wieder kommt er in „Erinnerung und Gedanke“ auf dies Ergebnis zurück. Denn das ist es, was er gegen den sorglosen Erben zu verteidigen hat.

Bismarck konnte nicht gehen wie ein Durchschnittsminister, der seine Aufgabe nur vom König zugewiesen erhält:

> Ich habe ohne Verstimmung in mancher schlaflosen Nacht die Frage erwogen, ob ich mich den Schwierigkeiten entziehen solle und dürfe, die ich als bevorstehend ansah. Ich kam stets zu dem Ergebnis, daß ich ein Gefühl von Pflichtwidrigkeit im Gewissen behalten würde, wenn ich mich den Kämpfen, die ich voraussah, versagte. Ich fand die Neigung des Kaisers, den Ruhm seiner kommenden Regierungsjahre nicht mit mir teilen zu wollen, psychologisch erklärlich und sein Recht dazu klar, entfernt von jeder Empfindlichkeit. Die Befreiung von aller Verantwortlichkeit hatte bei meiner Ansicht über den Kaiser und seine Ziele viel Verführerisches für mich; aber mein Ehrgefühl kennzeichnete mir diese Regung als Scheu vor Kampf und Arbeit im Dienste des Vaterlandes, als unverträglich mit tapferem Pflichtgefühl. Ich befürchtete damals, daß die Krisen, die uns, wie ich glaube, bevorstehen, schneller eintreten würden. Ich sah nicht voraus, daß ihr Eintritt durch Verzicht auf jedes Sozialistengesetz, durch Konzessionen an Reichsfeinde verschiedener Gattung verschoben werden würde. Ich hielt und halte dafür, daß sie um so gefährlicher sein werden, je später sie eintreten. Ich hielt den Kaiser für kampflustiger, als er war oder unter fremdem Einflusse blieb und hielt für Pflicht, ihm mäßigend, eventuell kämpfend, zur Seite zu bleiben. (S. 72/3.)

Hätte Bismarck die baldige Trennung vorhergesehen, so würde er sie, wie er S. 50 schreibt, für den Kaiser bequemer und für sich würdiger herbeigeführt haben. Als er endlich die Wünsche des Kaisers auf dem Gebiet der Arbeitergesetzgebung nicht mehr glaubte verantworten zu können, legte er den einschlägigen Teil seiner Aemter, das Handelsministerium, Ende Januar 1890 nieder. Die Entlassung als Reichskanzler, preußischer Ministerpräsident und preußischer Minister des Auswärtigen am 18. März 1890 aber war ein Bruch, der nur durch die in den hohen Staatssphären üblichen Formen notdürftig verhüllt wird. Der Kaiser legte es darauf an, dem Fürsten den Dienst zu verleiden und seine Verstimmung bis zum Abschiedsgesuch zu steigern (S. 86). Die Gründe, die den Kanzler um den Abschied nachsuchen ließen, lassen das deutlich erkennen. Erbärmlich gesucht ist die Entrüstung Wilhelms II. über den Besuch Windthorsts bei Bismarck, wofür dieser den Kaiser hätte um Erlaubnis fragen sollen. Hierbei ist das erstaunliche Kaiserwort überliefert: „Juden und Jesuiten halten immer zusammen“ (S. 82). Nicht viel besser ist der Streit um die Ordre von 1852 (s. o.) und das Allerhöchste Entsetzen über vorenthaltene Berichte eines Konsuls von russischen Truppenaufmärschen.

Ein Beamter von Ehre konnte sich das nicht mehr bieten lassen. Fürst Bismarck schrieb sein Entlassungsgesuch, das mit den vernichtend anklagenden Sätzen schließt:

Nach meinen Eindrücken der letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern aus den Mitteilungen von Euerer Majestät Zivil- und Militärkabinett entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuche den Wünschen Euerer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung meines Gesuches mit Sicherheit rechnen darf.

Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Euerer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Euerer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Euere Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem öffentlichen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurteilt werde. von Bismarck.

Bismarck hat sich innerlich mit Wilhelm II. nie wieder versöhnt. Wer das noch nicht wußte, sieht es aus dem dritten Band. Der beschäftigt sich von Anfang bis Ende mit dem neuen Herrn, in dem der alte Kanzler den Zerstörer seines Werkes mehr witterte als erkennen wollte. Bismarck, der ein Meister und Genießer des Hasses war, betastet seinen Gegner von oben bis unten, enthüllt ihn, dreht ihn nach allen Seiten. Ein ganzes Charakterbild Wilhelms II. setzt er zusammen. Er geht ihm in die Vorfahren nach. Die Prachtliebe Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I. Vorliebe für lange Kerls findet er wieder. Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm IV., die ihr Blut nicht fortpflanzten, erscheinen in Wilhelms II. Selbstherrlichkeit und Redefreudigkeit. Von seinem Vater und Großvater besitzt der Kaiser wenig. Es fehlt ihm vor allem deren Gefühl der gegenseitigen Verpflichtung zwischen Herrscher und Untertanen, die Herrentreue gegen den Mann und Diener. „Uebergang von hohenzollernschem Geist auf koburg-englische Auffassungen" (S. 129). Man sieht, wie in Bismarck der kalte Beobachter und preußische Menschenverächter mit dem Monarchisten kämpft und schließlich eine Art Sieg davonträgt. Daher der Eindruck mancher Leser, das Buch sei eine moralische Vernichtung der Monarchie. Das geht zu weit. Auch ist es eigentümlich, wie gerade die Nachfahren politischer Gegner des Reichskanzlers Fürst Bismarck eine moralische Vernichtung der Monarchie aus der Hand des verbitterten Alten im Sachsenwald so gern übernehmen. Denn zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit muß betont werden, daß jenes Bild Wilhelms II. einseitig ist. Der Haß sieht scharf, aber nicht tief. Der junge Monarch kam zu früh auf den Thron und litt schwer unter einer fehlerhaften Blutmischung und Erziehung. Seine Briefe, jene Briefe, die nicht zuletzt den 3. Band zur wertvollen Geschichtsquelle machen und derentwegen er so lange nicht erscheinen konnte, verraten einen unausgleichbaren Menschen. Immerhin, Deutschland und Preußen hätten ihn ertragen, wäre er hinter einer streng konstitutionellen oder parlamentarischen Regierung verdeckt worden. Aber gerade Bismarck hatte seinem König die selbstherrliche Gewalt erkämpft, hatte die Waffen geschmiedet, von denen er selber fallen sollte.

Auch unter einem lenksameren Herrscher hätte Bismarck nicht mehr lange walten können. Der Gegensatz zwischen ihm und der neuen Zeit wurde zu groß. Nicht daß die neue Zeit durchaus die bessere gewesen wäre, aber sie war einmal da und mußte die alte verdrängen. Wilhelm II. war in vielem nur ihr Typus. Beim Streit um die Arbeiterschutzgesetze tritt das deutlich hervor.[1]) — Zu bedauern ist auf jeden Fall, daß der erfahrene Steuermann nicht noch ein paar Jahre den Kurs der äußeren Politik richten konnte. Vielleicht hätte die Rückversicherung mit Rußland, die Caprivi nicht erneuerte, uns davor bewahrt, ganz ins Fahrwasser Oesterreichs zu geraten und nach und nach die Freundschaft aller wirklichen Großmächte zu verlieren. Bismarcks geniale und genial beschränkte Schöpfung: ein reiner Machtstaat in Mitteleuropa, war nur erträglich, so lange die kraftvolle Mäßigung seines Schöpfers die Macht weise gebrauchte. Trat er ab, so konnte es kaum anders kommen, als daß schwache Arme und Schultern mit dem wuchtigen Schwert vornüber sanken.

---

[1]) Die Auffassung von der Entlassung Bismarcks als geschichtlicher und tragischer Notwendigkeit, zugleich als letzter Ursache des deutschen Unglücks, wird folgerecht und klar durchgeführt in dem Buch „Bismarcks Sturz", von Wilhelm Schüßler, Privatdozent an der Universität Frankfurt a. M., 2. Auflage. (Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1922, Ladenpreis ℳ 32.—). Das Buch ist als Ergänzung zu Bismarcks drittem Band unentbehrlich. Es stellt auch die Gründe zur Entfremdung mit Wilhelm II. und zum Sturz des Fürsten dar, von denen der dritte Band schweigt, z. B. das Tagebuch Kaiser Friedrichs und den sog. legalen Staatsstreich. Zahlreiche Quellen, Briefe usw. sind als Anlagen beigefügt. Die Darstellung ist flüssig und spannend.

Nachträgliches und Nachdenkliches zur Berliner Stadtwahl.

Von Dr. Herschel, M. d. R.

Nun sind schon über zwei Wochen seit den Stadtverordnetenwahlen in Groß-Berlin verstrichen. Die Erörterungen darüber aber dauern immer noch an. Das hat äußere und innere Gründe. Zunächst kam die amtliche Feststellung des Wahlergebnisses erst spät heraus. Dann aber hinderte der jetzt wieder beigelegte Buchdruckerstreik eine zeitlang die bürgerliche Presse, dazu Stellung zu nehmen. Daß nun noch — trotz der oberschlesischen Frage — die Wahlen weiter und zwar stark die öffentliche Meinung beschäftigen, ist allein schon ein Zeichen ihrer großen Bedeutung.

In der Tat reden die Wahlziffern eine stumme, aber eindringliche Sprache. Sie sagen dem Nachdenklichen viel, dem Kommunalmanne wie dem Politiker, dem Berliner wie dem Auswärtigen. Zu letzteren gehört der Verfasser. Er kennt aber die Verhältnisse Groß-Berlins von seinem Aufenthalte während der Reichstagssitzungen. Mit dem gemeindlichen Leben ist er durch seine lange Tätigkeit als Stadtverordneter einer anderen Großstadt vertraut. Bei der Beurteilung der Wahlen weiß er sich von Illusionen frei, ebenso von Einseitigkeit, obwohl er sie natürlich von seinem Standpunkte als Zentrumsmann betrachtet. Auch von der Lage aus, die durch sie für unsere Partei in der Reichshauptstadt geschaffen worden ist, sollen sie hier nachträglich gewürdigt werden.

Ein Großteil der bürgerlichen Presse begrüßte das Ergebnis mit Jubel. „Berlin ist befreit!" Nun ist ja freilich die sozialistische Mehrheit im Stadtparlamente am 16. Oktober 1921 beseitigt worden. Das „Rote Haus" heißt nun wieder so nur wegen des Ziegelrohbaues, nicht wegen der Gesinnung der meisten Stadtvertreter. Aber den 111 Sozialisten stehen nur 114 Bürgerliche gegenüber. Das ist eine sehr geringe Spannung zwischen Mehrheit und Minderheit. Wenn die rechte Seite nicht bis zum letzten Mann und bis zur letzten Frau in die Sitzungen kommt und bis deren Ende darin verweilt, sind Zufallsmehrheiten der Linken sehr leicht möglich.

Diese wird voraussichtlich gegen die bürgerliche Seite zusammenhalten, obgleich sie aus drei verschiedenen Gruppen: Mehrheitssozialdemokraten, Unabhängige und Kommunisten besteht. Gewiß waren diese untereinander im Stadtparlamente von Berlin oft ebenso uneinig wie in dem des Reichs am Königsplatz. (Der frühere preußische Ministerpräsident, Stadtverordnete Paul Hirsch, hat noch kurz vor der Wahl daraus im „Vorwärts" den Schluß ziehen zu können geglaubt, daß es gar keine rote Mehrheitsfront und demgemäß auch keine „sozialistische Mißwirtschaft" in den letzten anderthalb Jahren in Berlin gegeben habe. Die Mißwirtschaft selbst vermochte er freilich nicht zu leugnen). Trotz gelegentlichen Bruderzwistes stehen aber doch die drei Gruppen von Genossen dem Bürgertume — namentlich in Wirtschaftsfragen — geschlossen gegenüber. Das beruht auf ihrem Gemeindeprogramme. Dazu sind sie durch ihre ganze Vergangenheit im Gemeindeleben von Groß-Berlin gezwungen.

Sollte es zu Erfolgen der Linken durch Fehlen bürgerlicher Stadtverordneter kommen, so wäre das höchst beschämend für die neue Mehrheit. Gerade vom Standpunkt wahrer Demokratie aus müßte man sagen, daß damit der Volkswille verletzt würde, der ein anderes Kräfteverhältnis geschaffen hatte. Das Verhalten pflichtvergessener Mitglieder der Mehrheit wäre auch deshalb zu tadeln, weil Demokratie nicht nur Freiheit, sondern auch Verantwortung ist.

Eine starke Opposition hat immer eine gute Stellung. Sie kann populäre, wenn auch undurchführbare Anträge stellen, namentlich in sozialen und wirtschaftlichen Fragen. Sie hat es leicht, Notwendigkeiten, die wenig volkstümlich sind, z. B. Steuern, zu bekämpfen. Sie hat Aussicht auf Zufallserfolge, weil bei 225 Mitgliedern wohl immer einige Dutzend Vertreter fehlen. Die Gefahr billiger Triumphe der Linken besteht in hohem Grade. Was wäre es für ein Schauspiel, wenn sie plötzlich, sagen wir mit einem Kommunalisierungsantrage, als Siegerin durch die Bahn ginge, weil Bürgerliche fehlen!

Das muß das Zentrum im Rathause von Berlin zu verhindern suchen, und zwar ohne Rücksicht auf die etwaige Koalition und sonstige politische Gestaltung im Reiche und in Preußen. Die Aufgaben der Gemeinde sind vielfach von denen des Staates verschieden. Einzelvorschriften lassen sich für

die Haltung einer Stadtverordneten-Fraktion im voraus ebenso wenig geben wie allgemeine Regeln außerhalb unseres Gemeindeprogramms. Das eben müssen die neun Stadtverordneten des Zentrums nach Möglichkeit durchzuführen trachten. Trotz ihrer so geringen Zahl können sie bei den unsicheren Mehrheitsverhältnissen (3 Stimmen!) häufig das Zünglein an der Wage bilden. So ist die Verantwortung dieser Männer und Frauen sehr groß.

Die Befreiung von der roten Herrschaft ist auch eingetreten in den Deputationen, wo die Bürgerlichen nach der Verhältniswahl jetzt die Mehrheit bekommen haben. Dagegen ist es nicht gelungen, für das Zentrum aus eigener Kraft Plätze in den Kommissionen zu erobern. Es gehörten dazu für je einen solchen jetzt 15 Sitze im Plenum. Sehr leicht nun wäre eine solche Vertretung zu schaffen, wenn eine Verbindung mit der Wirtschaftspartei zum Zwecke der Kommissionsbesetzung stattfände. Sie hat 11 Mandate. Dann könnte eine Verteilung in den einzelnen Ausschüssen stattfinden, die auch dem Zentrum ermöglichte, dort in der Stille segensreiche Arbeit für das Gemeinwohl zu schaffen. Verhandlungen darüber sollen zwischen beiden Gruppen bereits im Gange sein. Möchten sie ein gedeihliches Ergebnis haben. Beide könnten davon nur Vorteile haben.

Es muß in den Ausschüssen versucht werden, die Personalfragen von Groß-Berlin anders zu behandeln, als es bisher geschah. Unbedingt nötig ist, die städtischen Zuschußbetriebe wieder zu Ueberschußbetrieben zu machen wie in der Vorkriegszeit. Die allmähliche Gesundung der Finanzen ist mit eisernem Willen zu betreiben.

Leider behält der Magistrat seine sozialistische Mehrheit. Sie ist von der verflossenen Stadtverordnetenversammlung geschaffen worden. Diese hat dabei wirklich Großzügiges geleistet. So wurden mit dem Bürgermeister Ritter zehn rote Stadträte aller Nuancen gleich auf 12 Jahre gewählt. Der Ab- und Umbau des Magistrats wird lange dauern. Seinen unbesoldeten acht sozialistischen Mitgliedern stehen auch bloß vier Bürgerliche gegenüber. Nur Tod, Disziplinarverfahren, Pensionierung und ähnliche Gründe für den Wegfall von Magistratsmitgliedern können allmählich durch die dann stattfindenden Neuwahlen etwas an diesen Verhältnissen ändern.

Welche Ironie des Schicksals, wenn die neue Mehrheit nun für die Taten des Magistrats vom Volke verantwortlich gemacht würde, den die alte gewählt hat. Die Gefahr ist groß. Er führt die laufenden Geschäfte. Tut er das im alten Gleise, was im Zweifel anzunehmen ist, dann bleibt die Mißwirtschaft sinnfällig bestehen. Man würde dann mit Recht sagen, daß der 16. Oktober 1921 gar nichts geändert habe. Aber man würde nach einer falschen Richtung Vorwürfe erheben, wenn man sie den neuen Stadtverordneten machte. Aufgabe der bürgerlichen Presse muß es sein, hier Aufklärung in die breitesten Massen zu tragen und die Bildung von sehr unangenehmen Mißverständnissen zu verhindern.

Eine große Wahllauheit hat wieder geherrscht. Sie war noch größer als beim letzten Male. Das muß wundernehmen, weil doch der Novemberrausch der Revolution und die Lenzträume von 1920 gerade in Berlin einem furchtbaren kommunalen Katzenjammer gewichen sind. Wenn der Pflichtgedanke nicht ausreichte, Hunderttausende von Nichtwählern an die Urne zu treiben, so hätten es die nacktesten Nützlichkeitserwägungen sein müssen, die die eigenen Belange, nicht nur die der Gemeinde zu schützen forderten. Wo blieb die Einwirkung der christlichen Weltanschauung? Hohe Güter sind namentlich auf dem Schulgebiete zu schützen, wo Herr Stadtschulrat Paulsen aus der Zeit der roten Mehrheit erhalten bleibt und wo die Besetzungen von Direktor- und Rektorenstellen durch Genossen, ja Kommunisten, in den letzten Wochen genug Anlaß zu großen Skandalen gegeben haben. Die oberschlesische Frage, die gerade um die Mitte Oktober in ihre kritische Phase trat, mag die Aufmerksamkeit vieler Wähler und Wählerinnen abgelenkt haben. Sie entschuldigt aber nicht die Lässigkeit, welche den Mangel einer sicheren Mehrheit zur Folge hatte und haben mußte.

Das gilt besonders von der Zentrumspartei in Groß-Berlin. Wir haben dort gegen 210—220000 Katholiken, die als Zentrumswähler hätten in Frage kommen können. Dazu treten noch die Gesinnungsgenossen evangelischen Bekenntnisses. Nun haben wir rund 63000 Stimmen und bei nur 2000 Zuwachs gegen früher den neunten Sitz erhalten. Dies trotz der furchtbaren Mißwirtschaft in Berlin seit der Vorwahl vom 20. Juni 1920. Die Deutschnationalen haben in derselben Zeit 100000 Stimmen mehr erworben! Welche Zahl von Plätzen hätten wir erreichen müssen, wenn alle, die es anging, gewählt oder auch nur ein großer Bruchteil seine Pflicht und Schuldigkeit getan hätte. Mit Leichtigkeit hätten wir die 15 nötigen Sitze zur eigenen Besetzung der Kommissionen erhalten. So aber haben wir uns gerade gehalten.

Es muß alles getan werden, um diese Scharte künftighin auszuwetzen. Wir müssen unsere Organisationen weiter ausbauen, die Parteipresse fördern, vor allem aber dauernd in den Versammlungen durch Vorträge das Interesse für Kommunales wecken und rege erhalten. Unsere Anhänger werden daran schon Geschmack finden. Handelt es sich doch um Dinge, die sie finanziell und anderweit sehr empfindlich berühren, namentlich nach den trüben Erfahrungen der letzten drei Jahre.

Ueber die ernste Gewissenserforschung darf uns ja nicht der Schmerz der sozialistischen Presse hinwegtäuschen. Schreibt doch die „Freiheit“, das unabhängige Organ: „Es ist eine Schande, daß Berlin, die alte Hochburg des deutschen und des internationalen Sozialismus, dem Ansturm der Bürgerparteien unterlegen ist.“ Wir sahen vorhin, wie gering deren Sieg war. Die „Freiheit“ will ihren Genossen das Gewissen schärfen. Lassen wir das unsere nicht etwa dadurch einschläfern. Die Unabhängigen haben diesmal die Zeche zu bezahlen. Ihre Niederlage wurde zu der des Gesamtsozialismus. Denn die Mehrheitler errangen zwar 9 Sitze, indem sie von 39 auf 48 stiegen, die Unabhängigen verloren aber 20, indem sie von 63 auf 43 fielen. Die Deutschnationalen wurden die stärkste Bürgerpartei und eine der stärksten Parteien überhaupt, da sie sich von 27 auf 41 Sitze vermehrten. Sie brachten vor 10 Jahren in Groß-Berlin gegen 8000, jetzt aber bereits über 300000 Stimmen auf.

Dieser scharfe Ruck nach rechts, in den sozialistischen wie in den bürgerlichen Reihen ist das Hauptmerkmal dieser Wahl. Sie findet ihre Erklärung in den Zeitumständen, namentlich in den fortgesetzten Demütigungen, die wir von seiten der früheren Feinde auch nach dem Friedensschlusse noch erleiden. Oberschlesiens Schicksal hat viel beigetragen. Dazu kommt die allgemeine Verdrossenheit, die Ungeduld, die Pressehetze, schließlich die Wankelmütigkeit der Menge.

Stegerwald hat vor einigen Wochen gesagt, die Folgen der Ermordung Erzbergers würden der Rechten nicht weniger nützen als der Linken. Für Groß-Berlin hat sich das Wort schon jetzt bewahrheitet. Die Massen, welche vor kurzer Zeit erst im Lustgarten gegen jenes Verbrechen demonstrierten, haben nicht im geringsten verhindert, daß die Deutschnationalen, gegen welche sich jene Kundgebung doch hauptsächlich richtete, mehr als ein ganzes Drittel ihres Bestandes an Stimmen gewannen. Wir sehen ihren Gewinn sogar in Arbeitervierteln, wie besonders im Norden, in Wedding. Die Möglichkeit einer stark nationalistischen Arbeiterschaft in der Hauptstadt, die nie „reaktionär“ war und mit ihrem starken proletarischen Einschlag es auch kaum sein konnte, ist näher oder gar nahegerückt. Das ist ein Beweis, wie neben örtlichen auch allgemeine politische Ereignisse die Volksmeinung in der Gemeinde beeinflussen.

Das Zentrum hat leider auch viele frühere Anhänger an die Rechte abgegeben. Darüber muß man sich klar sein. Wer ein Uebel nicht erkennen will, wird selten in der Lage sein, die rechten Mittel dagegen zu ergreifen. Wer von uns deutschnational gewählt haben sollte, hat sich wohl nicht überlegt, daß die Deutschnationalen in Groß-Berlin vor kurzem noch den Unabhängigen Dr. Weyl zum Oberbürgermeister wählen wollten. Wir hätten ihn heute als Stadtoberhaupt, wenn es damals nach ihnen gegangen wäre. Damit wären die Interessen Berlins aufs schwerste gefährdet worden. Augenscheinlich haben hier außenpolitische Gedanken und Gefühle die rein örtlichen oder sonst allgemein- und parteipolitischen völlig überwuchert. Die Mißstimmung über die Verhältnisse in Groß-Berlin, die doch das Zentrum stets scharf bekämpfte, kam dazu und machte sich im Uebertritt zu einer extremen Richtung Luft, die bei der Wahl bereit war, selbst einen schweren Mißstand zu schaffen.

Die beste Waffe zur Verteidigung unserer auch für die Gesamtpartei sehr wichtigen Stellung des Zentrums in der Hauptstadt wird neben Aufklärung der Massen ein gedeihliches Wirken unserer Vertreter im Stadtparlament sein. Worte belehren, Beispiele reißen hin. Das gilt von Volksversammlungen und von Selbstverwaltungskörpern. Wir erhoffen von der eifrigen Mitarbeit aller unserer Vertreter im Rathause eine anders gestaltete Kommunalpolitik, aber auch Segen für das Zentrum. In diesem Sinne der kleinen Fraktion ein herzlich Glückauf!

Meine Mutter.

Ich lag im Bettchen. Zärtlich fuhr die schwere,
Verhornte Hand der Mutter, kosend langsam
Und mit dem Daumen klein ein Kreuz bezeichnend,
Mir über Stirn und Haar. Dann ging sie schwebend.
Ich schloss die Augen. So. Nun kann ich schlafen.
Der Mutter Segen liess wie zarten Schimmer
Die Weihe ihrer Liebe still im Zimmer . . .

Ich denke mir, du betest, Mutter, nun dein Nachtgebet,
Und sehe dich, wie deine Hand
Ein stilles Leuchten fängt und gütig steht,
Fraulich gewandt . . .

Da ich sie wiedersehe, ist sie tot.
Um ihre Bahre starrt die Luft und braust
Und schlägt mir schwer wie Welle ins Gesicht.
Um ihre Züge aber zittert es wie Opfer,
Und über Stirn und Haar hin dämmert es,
Dass mir die Pulse hämmern und mein Herz
Vor ihr und dem, dess' Zeichen da geschieht,
Erschüttert steht und bricht . . . O Frühlicht Gottes!

Martin Rockenbach.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wir haben ein neues Reichskabinett. Ein zweites Kabinett Wirth aus Zentrum und Sozialdemokraten und zwei Demokraten, nein zwei Fachministern, die zufällig Demokraten sind: Geßler und Gröner. Ein paar Plätze sind noch unbesetzt, darunter der des Wiederaufbauministers. So auf den ersten Blick steht das neue Kabinett aus wie eine unzeitige Geburt, deren Leben schwer bedroht ist. Wohl hat es schon Kraft geschöpft aus einem Vertrauensbeschluß, den ihm der Reichstag bei der Einführung durch den Kanzler gab. Aber es wird in der nächsten Zeit bei uns gehen wie in Frankreich. Dr. Wirth muß in Berlin, wie Briand in Paris um das Vertrauen der Volksvertreter ringen, Mehrheiten sind Zufälle und es ist Sache der Regierung, durch geschicktes Handeln sie zu meistern. Das ist vielleicht kein Nachteil. Die Regierung ist mehr auf sich gestellt und kann wirklich führen, vorausgesetzt, daß der leitende Staatsmann eine Persönlichkeit ist. Dr. Wirth ist eine. Auch seine alten und neuen Kollegen haben schon mehrfach ihren Mann gestanden. Interessant ist der neue Minister des Innern Dr. Adolf Köster, Sozialdemokrat. Es spricht nicht gegen ihn, daß er zuerst als feinsinniger Novellendichter bekannt war und die großen Umwälzungen, Weltkrieg und Revolution, mit der Seele aufnahm. Politisch hat er sich bewährt als Abstimmungskommissar in Schleswig. Als Außenminister unter Hermann Müller trat er wenig hervor. Zuletzt bekämpfte er die Dolchstoßlegende mit der Schrift „Konnten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen?" (Verlag für Politik und Wirtschaft, G. m. b. H., Berlin W 35). — Von Vernunft wegen müßte im neuen Kabinett, hinter dem nicht mehr zwei bürgerliche Parteien stehen, ein Sozialdemokrat Kanzler sein. Man dachte an Löbe. Daß es nicht so kam, und daß Dr. Wirth wirklich nur als Nothelfer eingesprungen ist, verdanken wir der Deutschen Volkspartei. Sie legte sich vorzeitig auf glatte Ablehnung des Entscheids über Oberschlesien fest. Nicht einmal der von der Entente geforderte Kommissar zu den Wirtschaftsverhandlungen sollte ernannt werden, selbst nicht unter Rechtsverwahrung. Zu spät erkannte die Deutsche Volkspartei, daß ihre Hintermänner von der Großindustrie selbst den Kommissar und eine Verständigung mit Polen wünschten. Stresemann, der einlenken gewollt, wurde überstimmt und fuhr verärgert auf Agitationsreisen nach Süddeutschland. Der rechte Flügel der Fraktion triumphierte, zu verlockend winkte der Klubsessel der Opposition an der Seite der Deutschnationalen. Das weitere Verhalten der Deutschen Volkspartei hat für einige Zeit die große Koalition und zunächst einen sozialdemokratischen Kanzler unmöglich gemacht. In einem Brief an den Reichspräsidenten, dessen Inhalt von seiten der Deutschen Volkspartei veröffentlicht wurde, ist die Ablehnung begründet und zugleich die nur vertraulich bekannte Ansicht der Sozialdemokratie enthüllt: sie wünsche überhaupt keine Rechtsverwahrung des Reichs bei Entsendung des Kommissars. Nun verzichtete die MSP. gern auf den Kanzlerposten und konnte es schon als Opfer hinstellen, daß sie überhaupt in der Regierung blieb. — Nicht viel besser als die Deutsche Volkspartei benahmen sich die Demokraten. Ganz wie in Versailles koppelten sie sich vor der schweren Entscheidung ab; ebenso wie damals werden sie sich bei nächster Gelegenheit wieder einhängen. Diesmal schützten sie vor, nur mit der Deutschen Volkspartei zusammen ins Kabinett eintreten zu wollen. Mit ihr blieben sie draußen. Um eine schwache Minderheitsregierung zu vermeiden, beauftragte der Reichspräsident den zurückgetretenen Kanzler Dr. Wirth, sozusagen persönlich, unter Hintanstellung parteipolitischer Rücksichten die neue Regierung zu bilden. Dr. Wirth folgte dem Ruf, dankenswert, da sich kein anderer fand. Es wäre vielleicht jetzt die Stunde des ermordeten Erzberger gewesen. Jeder andere als Wirth hätte es leichter, bei der neuen Lage neue Politik zu machen. Auch seiner Partei würde es dann leichter fallen. Denn nur eine neue Politik, wo neben dem Erfüllungswillen die Unerfüllbarkeit des Diktats von Paris und wo das Unrecht von Genf täglich ausgewertet wird, rechtfertigt das aufopfernde Weiterregieren des Zentrums vor dem Volk.

Das unklare Spiel der Parteien ließ mit erhöhter Spannung auf den Reichstag blicken, um dessen Vertrauen die Regierung am 26. Oktober warb. Ihr Programm war: scharfe Rechtsverwahrung wider die Gewalttat an Oberschlesien, Entsendung des Bevollmächtigten, keine Verheimlichung vor In- und Ausland, daß die Fähigkeit der deutschen Wiedergutmachung beträchtlich vermindert sei. Es ward abgestimmt und die Erklärung des Reichskanzlers mit 230 gegen 132 Stimmen gebilligt. Mit Ja stimmten Zentrum, Sozialdemokraten und Unabhängige und mit Vorbehalt die Demokraten. Mit Nein Deutschnationale, Deutsche und Bayerische Volkspartei. 9 Abgeordnete enthielten sich der Stimme. Die Haltung der Bayerischen Volkspartei leitet sich aus ihrer Ablehnung des Ultimatums vom 10. Mai d. J. her. Dem Entschluß der Regierung entsprechend wurde in Paris eine scharfe Rechtsverwahrung überreicht. Die Botschafterkonferenz will sie als nicht geschehen betrachten. Zum Bevollmächtigten der Wirtschaftsverhandlungen wurde der abgetretene Reichsjustizminister Schiffer und zu seinem Stellvertreter Staatssekretär Lewald im Reichsministerium des Innern ernannt.

Die schon Nr. 44 erwähnte Landesversammlung der Bayer. Volkspartei in München, über die hier demnächst besonders berichtet wird, war sehr ertragreich. Sie ergab feste Geschlossenheit und Einheit der Partei. Das föderalistische Programm wurde erneut unterstrichen, auch die Arbeitervertreter bekannten sich dazu. Im Sinne aktiver föderalistischer Politik soll im Reichstag eine Arbeitsgemeinschaft aller christlichen Föderalisten angebahnt werden. Die Trennung vom Zentrum wurde weiterhin für notwendig erklärt, da es nicht mehr seine föderalistischen Grundsätze des Programms von 1871 im Reichstag verfolge. — Die badische Landtagswahl vom 30. Okt. ergab einen Ruck nach rechts. Doch behält die regierende Koalition die Mehrheit.

Im französischen Parlament hat Briand nach tagelangem Gefecht einen bemerkenswerten Sieg davongetragen. Seine Gegner, voran Tardieu, der sich offen als Nachfolger des Ministerpräsidenten empfahl, suchten ihn in der inneren Politik zu schlagen, da er in der äußeren zu fest stand. Briand aber gelang es, seine Widersacher nach rechts abzudrängen und damit den nationalen Block, der in der Außenpolitik schon nicht mehr einig ist, auch innerpolitisch zu spalten. Die Regierung erhielt das Vertrauen der Kammer mit 338 gegen 172 Stimmen. Briands Sieg bedeutet einen Ruck nach links, wo die verständigeren und versöhnlicheren Franzosen sitzen.

Auf einem englischen Donaukriegsschiff in Ungarn sitzt König Karl IV. mit seiner ehrgeizigen Königin Zita gefangen. Diesen Ausgang hat niemand vorhergesagt, weder die Freunde noch die Gegner Karls. Allgemein glaubte man, das monarchische Ungarn werde seinen König mit offenen Armen empfangen. Man wußte nicht oder vergaß, daß der Reichsverweser Horthy mit Wissen des Herrschers der Nationalversammlung einen Eid geleistet hat, die Königsgewalt nur nach Beschluß der Regierung und des Parlaments an Karl IV. zu übergeben, sobald es Zeit und Umstände erlaubten. Daran hätte sich auch der König halten müssen. Er konnte wissen, daß zurzeit der Druck der kleinen Entente auf allen vier Fronten Ungarns noch zu stark ist. Namentlich das Heer und der Kriegswille Jugoslawiens

(Revanche für Fünfkirchen) ist nicht gering zu schätzen. Karl kannte ferner die Eidestreue seines ehemaligen Admirals Horthy, der bei Cattaro eine schwere Meuterei besiegt hatte. Aber trotzdem sich Karl IV. im April mit seinem Erlaß von Steinamanger zum nationalen Königtum bekannt hat (vgl. Nr. 17, S. 206 und Nr. 21, S. 258), ist er jetzt nicht dem Ruf der ungarischen Nation gefolgt, sondern dem einiger starrköpfigen Legitimisten aus dem ungarischen Hochadel und vielleicht auch aus Oesterreich, deren Kräfte sich im Burgenland vereinigt hatten. Von dort riefen sie Karl ultimativ binnen 24 Stunden aus der Schweiz. Er glaubte in diesem Fall, wo der Anstoß nicht von ihm ausging, an sein Versprechen politischer Untätigkeit nicht gebunden zu sein. In Ungarn angelangt, lehnte er die von Budapest angebotenen Verhandlungen ab und zwang so die Regierung zur Abwehr. Jetzt hat die Idee der Stefanskrone, die der Vertragsmonarchie, über die Idee der habsburgischen Hausmacht gesiegt. Karl IV. hat abzudanken, nicht weil es die große und die kleine Entente oder die ungarische Regierung erzwingen, sondern unter dem eigenen moralischen Zwang seines schuldhaften Mißerfolges. Wenn er sich bisher weigerte, auf die Krone zu verzichten und sich selbst den Vorstellungen des Fürstprimas Kardinal Csernoch verschloß, so sollte er bedenken, daß er das monarchische Ungarn in einen tragischen Konflikt treibt. Ungarn kann seinen König nicht absetzen, ohne sein Wesen zu verleugnen; anderseits kann es diesen König nicht ertragen. Im England der Stuarts, in Frankreich und anderwärts ist auch ein Bruch mit der Vergangenheit entstanden. Aber die Nation hat ihn überlebt, die Dynastie versank. Will auch Habsburg an solchen Klippen scheitern? — Die kleine Entente wollte die ungarischen Wirren ausnützen, um völlige Entwaffnung und Machtlosigkeit dieses alten konservativen Reiches zu erzwingen. Tschechen und Südslawen hatten schon mobilisiert, die Tschechoslowakei unter heftigem Widerstand ihrer deutschen und slowakischen Bevölkerung. Die große Entente jedoch, namentlich England und Italien, ist gegen die völlige Schwächung Ungarns und scheint bereit, die Lösung der Königsfrage über Karl hinweg im Interesse der inneren Festigung des Landes zu gestatten.

Die Schuld am Weltkrieg.

Von General Karl von Landmann.

Ueber die Frage, wer am Weltkrieg die Schuld trägt, ist von deutscher Seite schon viel geschrieben worden, aber noch lange nicht genug, um die von gegnerischer Seite hierüber verbreiteten Lügen unwirksam zu machen. Nicht zu oft kann daher gesagt werden, daß von einer deutschen Schuld nicht die Rede sein kann und daß die Verantwortung für den Weltkrieg einzig und allein unseren Feinden zur Last fällt.

Der kurz vor Kriegsausbruch stattgehabte Besuch des französischen Präsidenten Poincaré in Petersburg hatte das Bündnisverhältnis Rußlands zu Frankreich neu bestätigt, und die durch die Ermordung des österreichischen Thronfolgers geschaffene politische Lage ließ es sofort wirksam werden. Am 24. Juli veranlaßte der russische Außenminister Sasonow eine Besprechung mit dem französischen und dem englischen Botschafter und schon bei dieser Gelegenheit erklärte der französische Vertreter, daß Rußland in vollem Maße auf die Unterstützung Frankreichs rechnen könne. Im Vertrauen auf diesen Rückhalt konnte die russische Regierung nach der Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Serbien am 29. Juli die Mobilmachung von 13 Armeekorps gegen Oesterreich-Ungarn anordnen. Je mehr die Absichten der russischen Kriegspartei von Frankreich unterstützt wurden, um so weniger konnten die Bestrebungen des Kaisers Wilhelm und der deutschen Regierung, den Krieg auf die beteiligten Parteien, Oesterreich-Ungarn und Serbien, zu beschränken, einen Erfolg haben. Vorübergehend war allerdings die Möglichkeit gegeben, daß das Unglück eines allgemeinen Kriegs abgewendet würde, denn Kaiser Nikolaus folgte einem dringenden Telegramm des Deutschen Kaisers und gab am 29. Juli abends dem Kriegsminister Suchomlinow telephonisch den Befehl, die angeordnete Mobilmachung rückgängig zu machen. Aber Suchomlinow befolgte, wie der gegen ihn geführte Prozeß festgestellt hat, den Befehl nicht und ließ der Mobilmachung freien Lauf. Am 30. Juli gelang es dann Sasonow, den Zaren zu bewegen, nicht nur den Widerruf der Teilmobilmachung aufzuheben, sondern auch die allgemeine Mobilmachung, die bestimmungsgemäß den Krieg gegen Deutschland bedeutete, zu befehlen.

Auf das hin verkündigte die deutsche Regierung am 31. Juli den „Kriegsgefahrzustand“ und ließ durch ihren Botschafter an Sasonow die Erklärung abgeben, daß, wenn bis 1. August 12 Uhr mittags Rußland nicht zur Entmobilisierung gegen Deutschland und Oesterreich schritte, die deutsche Regierung sich genötigt sehen würde, ihrerseits auch den Befehl zur Mobilmachung zu geben. Indem die russische Regierung auf diese Erklärung keine Antwort gab, tat sie kund, daß sie den Krieg mit Deutschland wollte. Am 1. August 5 Uhr nachmittags, also zwei Tage später als in Petersburg, wurde daher in Berlin der Mobilisierungsbefehl ausgegeben.

Es steht somit fest, daß der Weltkrieg mit voller Ueberlegung von russischer Seite entfesselt wurde, wie dies der Verlauf des Suchomlinowprozesses auch klar erwiesen hat.

Was die Rolle Frankreichs anlangt, so ist es außer Zweifel, daß die Franzosen, an ihrer Spitze der Präsident Poincaré, die Gelegenheit für den seit Jahrzehnten ersehnten Vergeltungskrieg gegen Deutschland begeistert aufgriffen. Nach dem bestehenden Bündnisvertrag war Frankreich verpflichtet, im Falle Rußland angegriffen wurde, diesem beizuspringen. Um den gewünschten Kriegsgrund zu haben, handelte es sich also nur darum, Rußland als von Deutschland angegriffen zu erklären und zu beweisen, daß Deutschland zuerst mobilisiert habe. Zu diesem Zweck verheimlichte der französische Außenminister Viviani, wie kürzlich ein wahrheitsliebender Franzose in der „Humanité“ (gemäß „Bayer. Kurier“ vom 22. September 1921, Nr. 403) dargelegt hat, die vom französischen Botschafter in Petersburg am 30. Juli abends erhaltene Meldung von der russischen Gesamtmobilmachung. Auch am 31. Juli wurde die Tatsache der russischen Gesamtmobilmachung der Oeffentlichkeit von Viviani nicht bekannt gegeben, ebenso nicht vom russischen Botschafter in Paris, dem Deutschenhasser Iswolski, der jedenfalls davon unterrichtet war. Am gleichen Tage erfolgte auf eine vom deutschen Reichskanzler Bethmann Hollweg gestellte Anfrage, ob die französische Regierung in einem deutsch-russischen Krieg neutral bleiben wolle, die Antwort, Frankreich werde sich durch seine Interessen leiten lassen.

Um nun sein Verhalten gegen Deutschland zu begründen, erklärte Poincaré die Verkündung des „Kriegsgefahrzustandes“ in Deutschland als wirkliche Mobilmachung und die von Deutschland in Petersburg gestellte Forderung auf Einstellung der kriegerischen Vorbereitungen als Ankündigung der deutschen Mobilmachung und ordnete am 1. August 3[40] nachmittags, also über eine Stunde vor der wirklichen deutschen Mobilmachung in aller Form die Mobilmachung der französischen Armee und Flotte an.

Würde die französische Regierung nicht den Krieg ernstlich gewollt haben, so hätte sie den Bündnisfall als nicht gegeben und sich Deutschland gegenüber als neutral erklären können, dann wäre auch Rußland vom Krieg abgestanden. Da aber Frankreich unter Irreführung der öffentlichen Meinung den Krieg mit Deutschland anstrebte, ist es mit schuld daran, daß aus dem Streit zwischen Oesterreich und Serbien der Weltkrieg entstand.

Gleichwie Frankreich, so hätte es auch England in der Hand gehabt, den drohenden Krieg zu lokalisieren, aber der Wunsch der Engländer, den Aufstieg Deutschlands um jeden Preis aufzuhalten, ließ alle anderen Rücksichten zurücktreten.

Schon am 29. Juli warnte der englische Außenminister Grey den deutschen Botschafter, Deutschland möge nicht unter allen Umständen auf eine Nichtbeteiligung Englands rechnen. Am 30. Juli teilte Grey dem englischen Botschafter in Paris ein im Jahre 1912 von ihm mit dem französischen Botschafter in London geschlossenes Abkommen mit, das jetzt wirksam werden sollte. Es war damals festgestellt worden, daß Fachleute der englischen und französischen Militär- und Marinebehörden in den letzten Jahren oft zusammenberaten hätten und es war vereinbart worden, daß die beiden Regierungen sich sofort über gemeinschaftliche Maßregeln zu verständigen hätten, wenn schwerwiegende Gründe bestehen sollten zu befürchten, daß die eine oder die andere Regierung dem unverschuldeten Angriff einer dritten Macht oder einer anderen drohenden Friedensstörung ausgesetzt werde.

Bei dem Einvernehmen zwischen England und Frankreich und der herrschenden deutschfeindlichen Stimmung konnten die

pflichteifrigen Bemühungen des deutschen Botschafters in London, die englische Regierung von der Teilnahme am Krieg abzuhalten, keinen Erfolg haben. Am 1. August ging der Botschafter soweit, die Schonung der Neutralität Belgiens und die Unverletzbarkeit Frankreichs und seiner Kolonien zuzugestehen, wenn England seinerseits das Versprechen gebe, neutral zu bleiben. Grey erwiderte darauf, es sei ihm unmöglich ein bestimmtes Versprechen zu geben, daß England neutral bleiben wollte, und er könne daher nur beifügen, daß England seine Hände freilassen müßte. Grey wollte eben den Krieg und um das Parlament für den Krieg zu gewinnen, ließ er es darauf ankommen, daß die Neutralität Belgiens durch Deutschland verletzt und dadurch für England ein Kriegsgrund geschaffen wurde. Allerdings ließ Grey am 4. August, als die deutschen Truppen bereits in Belgien eingerückt waren, durch den englischen Botschafter in Berlin ein Ultimatum stellen, worin England den Krieg erklärte, falls nicht bis Mitternacht zum 5. August dem Vormarsch der deutschen Heere Einhalt geboten würde. Er sah wohl voraus, daß auf diese Forderung Deutschland aus militärischen Erwägungen nicht eingehen konnte. Unter dem Vorgeben, es sei für England eine Ehrensache, die vertragsmäßige Neutralität Belgiens zu schützen, wurde so von der englischen Regierung das Schlußsignal zum Beginn des Weltbrands gegeben.

Ueber die Beweggründe zur Beteiligung Englands am Krieg hat sich nach der „München-Augsburger Abendzeitung" vom 18. Juli 1919 ein Vertreter der englischen Finanzwelt noch während des Kriegs wie folgt ausgesprochen: „Wir haben diesen Krieg begonnen, um die industrielle Macht Deutschlands und den steigenden Einfluß Deutschlands auf das internationale Bankwesen endgültig zu vernichten; wir bringen die schwersten Opfer, um zu diesem Ziel zu gelangen und machen wahrhaftig Elend und Angst genug mit, um den Plan zu vollenden, der uns vorschwebt. Vor dem Krieg sahen wir uns von der deutschen Konkurrenz überall umstellt. Ein erträgliches Dasein war nicht mehr möglich. Soll dieser Zustand wiederkehren? Nein! Wir müssen den Krieg fortsetzen bis zum endgültigen Sieg. Wir müssen die Macht Englands größer gestalten, als sie es jemals gewesen. Der Deutsche muß aus dem Weg geräumt werden. Das war unsere Absicht, als wir den Krieg begonnen haben." Sollten diese Aeußerungen auf Richtigkeit beruhen, so erschiene es als eine Schurkerei, Deutschland der Schuld am Weltkrieg zu bezichtigen und es hierwegen auf die Anklagebank zu setzen. — Im Vorstehenden ist der Versuch gemacht, aus der übergroßen Fülle des Stoffes über den Ausbruch des Weltkriegs einige wesentlichen Vorgänge hervorzuheben. Hierbei wurde teilweise der ausführlichen Darstellung des Schweizers Dr. Sauerbeck gefolgt, in der die Ereignisse von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde gewissenhaft geschildert werden. Dieses Werk: Dr. Ernst Sauerbeck, Basel, Der Kriegsausbruch, (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1919) verdient weiteste Verbreitung.

Persönliches von König Ludwig III.

Von Staatsminister a. D. von Seidlein.

(Schluß.)

Ludwig III. hatte sicher alle Eigenschaften für einen tüchtigen Regenten, wobei nur zu bedauern ist, daß er während der längsten Zeit seines Lebens auf eine mehr private Beschäftigung angewiesen war. Er suchte diese vor allem in der Landwirtschaft. Ich glaube, daß ihm in seinem Schaffensdrang die Arbeit am Ausbau seiner Güter in Leutstetten, Sarvar und Seelowitz über viele herbe Stunden hinweggeholfen hat, die ihm der Mangel an öffentlicher Betätigung verursachen mußte. Er bekümmerte sich um die Landwirtschaft bis ins einzelne und betrieb sie im Zusammenhalt mit dem eingehenden Studium aller einschlägigen Gebiete der Chemie, Maschinenkunde, Technik und Volkswirtschaft. Seine Verbesserungsversuche waren öfter unabhängig vom finanziellen Erfolg.

Im übrigen blieb ihm als Prinz nur die Beteiligung am Vereins- und parlamentarischen Leben. So hat er ein Menschenalter hindurch fast ausnahmslos an den Jahresversammlungen des Bayerischen Landwirtschaftlichen Vereins lebhaft teilgenommen. Bekannt ist auch seine rege Mitarbeit in der Kammer der Reichsräte, deren Mitglied er als Prinz war. Er hatte besonders von dieser Tätigkeit her eingehende Kenntnisse in zahlreichen Fragen des öffentlichen Lebens.

Ein allgemein bekanntes Feld seiner Tätigkeit war die Wasserstraßenfrage. Er hat als Prinz den Ausbau der Donau—Main-Verbindung für die Großschiffahrt Jahrzehnte hindurch unentwegt und weitschauend allen Widerständen zum Trotz betrieben. Als ich bei der Gründungsversammlung des Kanalvereins aus dem Saale ging, sagte mir ein nächstbeteiligter Vertreter, der unmittelbar vorher dem Prinzen begeistert zugestimmt hatte: „Aus der Sache wird doch nichts". Als dann das Ministerium des Aeußeren eine bescheidene Vorlage zur Bewilligung von Projektierungskosten für den Kanalbau an den Landtag brachte, wurde diese schon im Finanzausschuß gegen die einzige Stimme Dr. v. Orterers von allen Parteien abgelehnt. Noch als ich 1917 die Vorlage über die Projektierung der Großschiffahrtsstraße im Landtag einbrachte, erklärte mir ein hochgestellter Herr, ich ruiniere damit Bayern. Es gehörte die ganze Zähigkeit Ludwigs III. in der Verfolgung seiner Pläne dazu, gegen diese offenen und versteckten Widerstände seine Idee aufrechtzuerhalten und schließlich durchzusetzen. Er hat Jahr für Jahr in den Versammlungen des Kanalvereins dafür geworben, hat die auswärtigen Kanäle und fahrbaren Flußstrecken bereist, alle Neuerungen auf dem Gebiete des Kanalbaues und der Binnenschiffahrt studiert und war Jahrzehnte hindurch unablässig für diesen seinen Königsgedanken bemüht. Ich selbst wurde von ihm dadurch bewogen, den Ausbau auf mein Ressort zu übernehmen, daß er mir wiederholt sagte: „Ich möchte doch noch etwas davon erleben". Ihm allein ist zu danken, daß das bayerische Großschiffahrtsprojekt bis zu dem Punkte gefördert wurde, auf dem es heute steht. Um so auffallender war es, daß von den offiziellen bayerischen Rednern bei der Eröffnung der Wasserstraßen-Ausstellung im Sommer dieses Jahres keiner des Königs erwähnt hat. Uebrigens konnte er vom bayerischen Kanalverein, seiner eigenen Gründung, zu mir sagen: „Der Kanalverein kennt mich nicht mehr".

Während seines ganzen Lebens ist Ludwig III. bei jeder sich bietenden Gelegenheit für die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit Bayerns entschiedenst eingetreten. Diese stand für ihn im Vordergrund allen Interesses. Dabei war er gleich seinem Großvater treudeutsch gesinnt, aber er vertrat ein Deutschland, in welchem die Bundesfürsten nicht Vasallen des Kaisers, sondern freie Verbündete und die Einzelstaaten nicht Reichsprovinzen, sondern selbständige Bundesstaaten waren. Den föderalistischen Charakter des Reiches hielt er für einzig möglich. In den uns aufgezwungenen Krieg ist er mit vieler Sorge, aber bündnistreu und tatkräftig eingetreten. Dabei suchte er die Selbständigkeit der bayerischen Truppenkontingente nach Möglichkeit zu erhalten. Dem Zusammenhalt unserer Truppen mit der Heimat galten auch seine Reisen ins Feld. Ueber das besondere Abzeichen der bayerischen Truppen auf den feldgrauen Uniformen hatte er schwere Auseinandersetzungen mit dem Kriegsminister.

Man wollte ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er während des Krieges an einen Landgewinn für Bayern, vielleicht unter Aufteilung von Elsaß-Lothringen gedacht habe. Die Frage wurde nicht zuerst von Bayern angeschnitten und ist über unverbindliche Erörterung nicht hinausgegangen. Es war selbstverständlich, daß bei einem günstigen Ausgang des Krieges ein etwaiger Landgewinn nicht einzig Preußen zufallen konnte. Der Krieg konnte doch nicht einzig pour le roi de Prusse geführt werden. Auch ein württembergischer Einspruch, wie er Herrn von Waitzsäcker nach einer Veröffentlichung nahegelegt schien, hätte diese Erwägung nicht aufkommen lassen. Es konnte auch nicht nochmals, wie seinerzeit Elsaß-Lothringen, eine Gebietserweiterung unter der Fiktion vom Reichsland ausschließlich der preußischen Verwaltung zufallen. Die Folgen davon haben für süddeutsches Gebiet die Unmöglichkeit jener früheren Lösung deutlich genug erwiesen. Daß ein König von Bayern sich mit solchen Fragen für alle Fälle beschäftigen mußte, war mehr als selbstverständlich. Aber so viel realpolitisches Verständnis wird man Ludwig III. zutrauen dürfen, daß er das Fell des Bären nicht verteilen wollte, bevor dieser erlegt war. Auf die Kriegführung und die Friedensbestrebungen, wie namentlich auf eine kriegspolitische Regelung der elsaß-lothringischen Frage hatten derlei Eröterungen der ersten Kriegsperiode jedenfalls keinen Einfluß.

Im Herbst vorigen Jahres lag der König wie bekannt nach mehreren vorübergehenden Anfällen längere Zeit an Magen-

beschwerden schwer darnieder. Er zeigte mir in Wildenwarth sein Schlafzimmer — nach den religiösen alten Deckengemälden wohl ein früherer Betraum — und erzählte dabei, wie er hier in vielen Nächten mit großen Schmerzen schlaflos gelegen sei. Seitdem stand er unter sorgfältiger ärztlicher Kontrolle und hatte wieder eine beträchtliche Gewichtszunahme zu verzeichnen. Es ist aber begreiflich, daß die gewaltigen Schicksale ihn, dem an sich eine Lebensdauer gleich der seines Vaters zuzusprechen war, auch körperlich zermürbt haben. Nun hat ihn fern von der Heimat der Tod erreicht. Leider hat er in seinen letzten Lebensjahren Kränkungen und Undank bis zur Neige auskosten müssen. Mit ihm ist ein treubayerisches Herz gebrochen; das bayerische Volk hat großen Grund zu tiefer Totenklage.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Unter den mancherlei Konflikten, in die z. B. Englands Politik verstrickt ist, steht im Vordergrunde der irische. Der Versuch, ihn im Verhandlungswege zu lösen, bewegt sich auf des Messers Schneide zwischen Gelingen und Mißlingen, wobei letzteres ein erneutes Aufflammen blutiger Verfolgung bedeuten würde. Um seinerseits noch das Möglichste zu einem guten Ausgange beizutragen, hat Papst Benedikt XV. folgende Depesche an den König von England gerichtet:

Erfreut über die Wiederaufnahme der englisch-irischen Verhandlungen, beten Wir von ganzem Herzen zum Herrn, er möge die Verhandlungen segnen und Ew. Majestät die große Freude und den unvergänglichen Ruhm gewähren, den jahrehundertelangen Zwiespalt beendet zu haben.

Darauf erwiderte König Georg:

Ich habe mit großem Vergnügen die Botschaft Ew. Heiligkeit empfangen und vereinige mich von ganzem Herzen mit Ihrem Gebete, auf daß die jetzt in London versammelte Konferenz eine dauernde Beilegung der Wirren in Irland herbeiführen und ein neuer Zeitabschnitt des Friedens und des Glückes für mein Volk anbrechen möge.

Im Anschlusse an die Veröffentlichung dieses Depeschenwechsels sandte der Präsident der irischen Republik De Valera seinerseits folgendes Telegramm an den Papst:

Das Volk von Irland hat die von Ew. Heiligkeit an den König von England gesandte Botschaft gelesen und schätzt das gnädige Interesse und väterliche Gedenken, von dem sie eingegeben wurde. Es drückt Ew. Heiligkeit seine Dankbarkeit aus und vertraut, daß die Zweideutigkeiten, die in der namens des Königs Georg gesandten Antwort enthalten sind, Ew. Heiligkeit nicht zu dem Irrtume verleiten werden, indem sie annehmen lassen, die Schwierigkeiten lägen bei Irland und dieses verdanke seine Wohlfahrt dem Könige von England. Die Unabhängigkeit Irlands ist von den rechtmäßig gewählten Vertretern des irischen Volkes formell verkündet und von nachfolgenden Volksabstimmungen ratifiziert worden, die Schwierigkeiten bestehen zwischen Irland und Britannien und die Ursache ist, daß die Leiter Großbritanniens Irland ihren Willen aufzuzwingen versucht und mit brutaler Gewalt sich bemüht haben, das Volk seiner Freiheit zu berauben, welche sein natürliches Recht und sein uraltes Erbteil ist. Wir wünschen, mit dem Volke von Großbritannien so wie mit den anderen Völkern in Frieden zu sein, aber eben die Standhaftigkeit in der Verfolgung und im Martyrium, die die Wahrheit der Anhänglichkeit unseres Volkes an den Glauben seiner Väter bewiesen hat, beweist auch die Wahrheit seiner Anhänglichkeit an seine nationale Freiheit, und keine Erwägung wird es je dazu vermögen, diese aufzugeben.

Der Hl. Stuhl begnügt sich, den Depeschenaustausch kommentarlos der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Frisches Leben pulsiert im Vatikan, immer zahlreicher und umfangreicher werden die Pilgerzüge, die da kommen und gehen. Nach den 4000 Tertiaren kamen 500 Lombarden, 200 Piemontesen, dann über 100 Engländer, 150 Mitglieder des Gebetsapostolates von Aversa, und am 24. Oktober widerhallte der Vatikan von Schwyzer Dütsch der nahezu 500 Luzerner Jungmannen. Sie sind halb zu Hause im Vatikan, die Schweizer, denn sie fühlen sich alle gewissermaßen als Familienangehörige der Schweizer Gardisten, ihrer Landsleute. „Es können Tage, Wochen und Monate verstreichen, ohne daß sich bei Uns ein Franzose, ein Deutscher, ein Engländer oder ein Spanier vorstellt," sagte der Papst in seiner Ansprache, „aber es vergeht nicht ein einziger Tag, ohne daß Wir einen jener lieben Söhne aus der Schweiz erblicken, die allezeit wachsam sind in der Hut des Apostolischen Palastes, allzeit bereit zur Verteidigung des Papstes. Kann ein ängstliches Gefühl die Schweizerpilger befallen, die sich Unserer Wohnung nahen, wo gerade ihre Mitbürger den Zutritt offenhalten für die Völker jeder Sprache, jeder Abstammung?" Damit ist das besondere Verdienst der katholischen Schweiz um Papst und Vatikan gezeichnet. — Beachtenswerte Worte fielen beim Empfange der römischen Rota, des geistlichen Gerichtshofes, anläßlich des Beginnes des Gerichtsjahres. Der Pro-Dekan Msgr. Prior hob hervor, wie sich in den Prozessen, die an die Rota heute herantreten, das Uebel unserer Zeit spiegelt, denn es seien fast ausschließlich Anträge auf Ungültigkeitserklärung von Ehen. Der Papst wies die Beschuldigung leichter, oberflächlicher Entscheidung zurück und betonte mit Nachdruck, daß die Frage der Ehescheidung seitens der Kirche überhaupt nicht bestehe: allein darum könne es sich handeln, festzustellen, ob nicht eine Ehe von Anfang an schon ungültig gewesen sei.

Zum Empfange der tschecho-slowakischen Pilger werden nachträglich allerhand eigenartige Einzelheiten bekannt, durch die man im Vatikan den greifbaren Beweis der nicht vorhandenen nationalen Einheit dieser staatlichen Mißgeburt erhielt. Tiefgehende Meinungsverschiedenheiten kirchenpolitischer Art verhinderten den beabsichtigten Empfang beim Kardinal-Staatssekretär, dem die Slowaken eine Denkschrift zukommen ließen. Auch die Pilger selbst empfing der Papst zur Vorsicht getrennt, nämlich Tschechen, Mährer und Slowaken gesondert. Dazu kommt ein Konflikt der Prager Regierung mit dem Nuntius Msgr. Micara, der daher, wie verlautet, vorläufig nicht auf seinen Posten zurückkehrt und durch einen Geschäftsträger ersetzt wird. Es handelt sich um einen Mißbrauch des Vertrauens des Nuntius durch den tschechischen Außenminister Benesch. Inzwischen entwickelt sich die von der Prager Regierung unklugerweise offen geförderte national-tschechische „Kirche" zu einer richtigen Parodie. Ihre Hauptbegründer Farsky und Zahradnik betiteln sich gegenseitig und sehr zutreffend „Umstürzler" und „Schismatiker". Als in einer geschlossenen Versammlung zu Smichow der Konflikt ausgetragen werden sollte, „schleuderte der Vorsitzende des Aeltestenrates zwei Stunden lang aus voller Lunge eine Beleidigung um die andere dem Bruder Farsky ins Gesicht", wie der offizielle Bericht besagt, indes ein Katechet Zeman aus Beneschau sogar die römischen Dogmen verteidigte. Farsky bot unter der Bedingung die Hand zum Frieden, daß der gegen ihn bei der Regierung und in Belgrad eingereichte Protest zurückgezogen würde, was jedoch unterblieb; man ging in heller Uneinigkeit auseinander. Auch der Versuch Farskys, die Beneschauer Gemeinde zur Zurücknahme ihres Protestes gegen seine Wahl zum Patriarchen zu bewegen, schlug vollkommen fehl; der „Patriarch" verließ die Versammlung „vorzeitig", was tief blicken läßt. Das nächste Kapitel dürfte dann sein, daß sich diese neuen „Kirchenväter" gegenseitig exkommunizieren und mit dem Banne belegen.

Wiederum hat ein Lokalkatholikentag zum soundsovieltenmal den Beweis erbracht, daß das katholische Bewußtsein im Volke nicht erloschen ist. Die größten Säle zu klein, damit kennzeichnet sich der Salzburger Katholikentag. Unter den Gästen aus dem benachbarten Bayern, welche durch übernommene Reden aktiven Anteil an der begeisterten Kundgebung nahmen, sei S. Eminenz Kardinal von Faulhaber genannt, der im dichtgedrängten Dome den Gläubigen Schule und Volksgemeinschaft im Lichte unseres Glaubens darlegte. — Ein Erlaß Sr. Eminenz des Kardinals Schulte von Köln wendet sich in eindringlichen Worten an alle Landwirte und Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute, sie mögen dem Wuchergeiste entsagen, sich in unserer Zeit der allgemeinen Not mit einem mäßigen Gewinne begnügen und vom eigenen Ueberflusse denen geben, die nicht mehr imstande sind, das zum Leben Nötige zu beschaffen. — In Oberschlesien sind die Würfel gefallen, gegen Recht und gegen Gerechtigkeit. Für das loszutrennende Gebiet wurde vom Kardinal Bertram ein besonderes fürstbischöfliches Delegaturamt geschaffen und dem Erzpriester Kapitza übertragen.

Die sozialistische Regierung von Sachsen, wo der USP.-Genosse Fleißner als Kultusminister amtet, hat dem Bischof von Meißen, Dr. Christian Schreiber, die Abhaltung von Religionsprüfungen und Unterrichtsbesuchen in den katholischen Schulen von Leipzig verboten. „Ein Schrei der Empörung", so schreibt man uns aus Sachsen, „über diese unerhörte Vergewaltigung wird durch das katholische Volk nicht nur in Sachsen, sondern weit darüber hinausgehen". Die Leipziger Katholiken haben durch den Ortsverband ihrer Vereine schärfste Verwahrung ein-

gelegt. Im Landtag hat der einzige Zentrumsmann, Abg. Paul Heßlein, folgende große Anfrage eingebracht:

Das Kultusministerium hat dem Bischof von Meißen verboten, die katholischen Schulen zu besuchen und Religionsprüfungen abzuhalten. Wie gedenkt die sächsische Regierung dieses Verbot mit Art. 149 der Reichsverfassung, wonach der Religionsunterricht „In Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der betr. Religionsgemeinschaft" erteilt wird, in Einklang zu bringen?"

Die Einberufung des sächsischen Landtages ist für 2. November erfolgt. Man darf gespannt sein, was die Regierung antwortet und welche bürgerlichen Parteien das Zentrum im Landtag unterstützen.

Griechenland entsendet, wie verlautet, seinen Gesandten in Madrid, Skassis, in außerordentlicher Mission zum Vatikan, um Konkordatsverhandlungen einzuleiten; der Gesandte ist seiner Konfession nach griechisch-katholisch.

Die soeben veröffentlichte Gabenliste für die Hungernden in Rußland gereicht den italienischen Katholiken, die fast allein darin vertreten sind, zur besonderen Ehre. 319,389 Lire haben sie bisher für Rußland in die Hände des Papstes gelegt, deren Verteilung weder durch Bekenntnis noch durch Stammeszugehörigkeit bestimmt werden darf, so hat der Papst verfügt.

Die Gesellschaft „Fest- und Mysterienspiele".

Von Friedrich Prinz zu Solms-Braunfels.

Aeußerst treffend urteilte unlängst ein ehrwürdiger greiser Kirchenfürst über den Zustand unseres deutschen Volkes und Vaterlandes von heute: „Tiefernst blicke ich in die Zukunft, doch keineswegs hoffnungslos. Sehe ich doch überall die guten Kräfte im Volke erwachen, und dabei, den Kampf aufzunehmen." Zu diesen guten Kräften, die den Kampf bereits unbeugsamsten Siegeswillens aufnahmen, hoffen wir auch unsere Gesellschaft „Fest- und Mysterienspiele" zählen zu dürfen. Wir gehören zu denen, die von innen heraus aufbauen wollen. Auf die Frage: Was bezwecken unsere Mysterienspiele? läßt sich kurz antworten: Pius X. „omnia instaurare in Christo" auch auf der Bühne betätigen. Doch bedarf dies wohl einiger Erläuterung. Ein hoher Kulturfaktor für Erziehung und Veredlung des Volkes, dem sie Hohes, Ideales in vollendeter, klassischer Form bot, war die Bühne des Altertums. Demselben hehren Zweck diente sie im Mittelalter, noch verklärt durch den Katholizismus, unter dessen Einwirkung ihr duftige, stimmungsvolle Blüten entsprossen. Die Mysterienspiele behandelten religöse, meist biblische Begebenheiten, galten als Teil des Gottesdienstes, fanden sogar in der Kirche statt. Aber die Neuzeit! Fern sei uns auch hier ungerechtes Verallgemeinern. Auch hier viel wahre Kunst. Aber daneben unter dem Deckmantel dieses Ehrennamens wieviel Wertloses, seichter Kitsch, ja wieviel Schlechtes, perverse Dekadentes, Niedrigkeit und Schmutz! Das Volk aber erträgt nicht ohne Schaden eine dauernde Umwertung aller Werte. Sieht und hört es täglich das Höchste verlästern, verhöhnen, in den Kot ziehen, das Niedrigste, ja das Laster, aus dem Kot, in den es gehört, in den Himmel erheben, so macht es sich das bald zu eigen, und wird ihm selber nichts mehr heilig sein. So wurde durch die Bühne die sittliche Zersetzung mitverschuldet, die sich schon vor dem Krieg erschreckend bemerkbar machte. Aber erst die alle Schranken einreißende Revolution mit ihrer Predigt von Zügellosigkeit und falscher Freiheit vollendete die Katastrophe eines sittlichen Volkszusammenbruchs, unheilvoller als der äußere materielle. Aufwärts aus diesem Sumpf und Elend des Mammonismus und Materialismus führt nur die Losung: Zurück zum wahren Idealismus! Dessen Inbegriff aber ist Gott, das höchste Ideal. Ihre schwere Mitschuld an unserem Sturz nun kann und soll die Bühne sühnen durch Mitarbeit an unserer Rettung. Daher soll sie zunächst durch Wiederaufleben der alten Mysterienspiele in den Dienst des katholischen Idealismus gestellt werden. An ihnen soll das Volk sich wieder erbauen und erheben zur Freude und Begeisterung an der Religion, am Edlen und Schönen. So soll christliche Kultur aufgebaut werden, und fußend auf dieser völkische Kultur in edelstem Sinne. Der Kirche wollen wir dienen, zugleich dem Vaterland. Sowenig die Spiele die Predigt ersetzen können, sollen sie doch die Worte des Predigers wirksam unterstützen und durch das Geschaute ergänzen, wirkt dieses doch oft lebendiger als das bloß Gehörte. Dies bestätigte kürzlich ein Bischof, der, ein warmer Freund und Förderer unserer Spiele, deren Dichter und Leiter begrüßte. „Steh da! Der Prediger auf der Bühne."

Das führt uns zu unserem allverehrten Meister Erich Eckert, dem Dichter unserer Mysterienspiele. Wohl würde seinem schlichten Sinn ein persönliches Hervortreten an dieser Stelle widerstreben, doch ist es unerläßlich zum vollen Verständnis unseres Unternehmens, dessen Schöpfer und Seele er ist und das völlig den Stempel seiner charaktervollen Persönlichkeit trägt. Seine Gedanken, nicht die meinen, habe ich bisher entwickelt. Nie sucht er sich, stets nur die hehre Mission, die er sich als Lebensaufgabe gewählt hat. An diesem Manne richtete sich nach dem traurigen Umsturz mein Glaube an völlig selbstlosen Idealismus wieder auf, dessen Verkörperung er ist. Schon seit Jahren hatte er Aufführungen seiner Werke veranstaltet. Aber erst Ende 1919 traten in Paderborn Freunde seiner Bestrebungen zu einem „Bund für geistliche Fest- und Mysterienspiele" zusammen. Organisatorische Gründe führten 1920 zur Ergänzung dieses eingetragenen Vereins durch eine „Gesellschaft (m. b. H.) Fest- und Mysterienspiele", die nunmehr die eigentliche Trägerin der Bewegung wurde. Daß beide keine Gewinnunternehmen sind, sei hier betont. Ueber die feste mäßige Verzinsung des Gesellschaftskapitals erzielte Mehreinnahmen fließen karitativen Zwecken zu. Die Gesellschafter sind an ihnen nicht interessiert, Gott Dank! Zu leicht erlitte sonst der ideale Geist der Sache Einbuße.

Eckert arbeitet grundsätzlich tunlichst nur mit Darstellern aus dem Volke. Von diesen verlangt er vor allem Stimmung, Verinnerlichung, sich versenken in den Geist des religiösen Geschehnisses. Dies trägt doch mehr sittlich-religiöse Vertiefung ins Volk hinein wie das bloße Auftreten einer Berufskünstlertruppe es vermöchte. Auch wird so mehr Kunstverständnis geweckt und Talenten Anregung geboten. Und noch etwas: Ungern gebrauche ich noch das Wort „demokratisch", das zu sehr als Schlagwort totgeritten und mit dem zu viel grober Unfug getrieben worden ist. Aber in gutem Sinne demokratisch und daher heute besonders zu begrüßen scheint mir, daß als Spieler Angehörige aller Volksklassen die Standesunterschiede vergessen über der alle einigenden gemeinsamen Hingabe an eine ideale Aufgabe. So wurde z. B. beim Weihnachtsmysterienspiel die Rolle der Jungfrau Maria von einer Dame aus vornehmer altadeliger Familie gegeben, ihr Partner, der heil. Josef, war ein schlichter Eisenbahnarbeiter, beide spielten vollendet. Was Eckerts Meisterhand aus solchen Dilettanten zu machen versteht, ist überhaupt erstaunlich. Welche Anforderungen stellt dies ständige Neueinstudieren auch an ihn! Immer wieder heißt es aus teils ganz ungeschulten Spielern im denkbar geringsten Zeitmaß das Menschenmögliche herauszuholen. Ganz ohne Berufskünstler überstiege das beim heutigen Umfange des Unternehmens menschliches Können. So tritt Eckert in das neue Spieljahr 1921/22 mit 5 Berufsspielern bzw. -Spielerinnen und einem Bühnenmeister. Dieser kleine Stab aber soll schon genügen zum Doppelspiel an 2 Orten zugleich, um so die Spiele immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Von seinen Künstlern verlangt Eckert vor allem völliges Einleben in seinen Geist, und daß sie das Gespielte dem Volke durch musterhaftes Beispiel und erbaulichen Wandel vorleben.

Können solche Spiele in unserer Zeit sich durchsetzen, ja Erfolg haben? Die Tatsachen haben die Skeptiker, die anfangs gar oft so fragten, eines Besseren belehrt. Die Nachfrage wächst ständig. Das Spieljahr 20/21 umfaßte Frankfurt, Recklinghausen, Hamm, Münster, Gelsenkirchen, Dortmund, Menden, Lingen, Bottrop, Oberhausen, Emmerich, Bonn, Fulda, Stolberg (Rhld.), Osterfeld. Für 21/22 aber wurden schon mit etwa 19 Städten Abschlüsse betätigt und noch so viele Bitten laufen an, daß man trotz erhöhter Leistungsfähigkeit fürchten muß, nicht allen entsprechen zu können. Die mittlere Spieldauer beträgt etwa eine Woche. Die Besucherzahl wechselte je nach der Saalgröße zwischen 700—2000 Personen. Meist spielte man vor ausverkauftem Hause, oft drängten sogar trotz Ausverkaufs Hunderte, die nicht weichen wollten, hinein und füllten jeden leeren Raum. So meldete die Zeitung von Recklinghausen: „Das Publikum stürmte allabendlich den Saal wie noch nie bis auf den letzten Platz, um der Weihestunden teilhaftig zu werden, die ihm geboten wurden". Gerade im vielverrufenen rheinisch-westfälischen Industriegebiet war der Andrang mit am stärksten, die Aufnahme begeistert. Es ist das der natürliche Aufschrei der mißhandelten Seele aus der Trostlosigkeit der Kohlenschächte und Fabriken nach Höherem, nach Schönheit, nach Gott! „Eckert muß wieder kommen, er bringt uns ja die Schönheit, nach der wir hier alle hungern," sagten Gelsenkirchener Arbeiter. Weit wichtiger wie zahlenmäßige Erfolge ist natürlich diese tiefe Wirkung auf Herz und Gemüt. Ich habe sie selber empfunden, bei Zuschauern aus allen Kreisen, vom hohen Geistlichen und Gebildeten bis zum einfachen Bauern und Arbeiter beobachtet. Vielfache Aeußerungen und Zuschriften bekräftigen sie. Ein vortrefflicher Mann aus Hamm sagte uns: „Hoffentlich bekommen wir bald wieder Mysterienspiele. Sie haben besser gewirkt wie eine Mission." Und ein Domprediger, der ebendaselbst „das Heil der Welt" gesehen hatte, riet einem befreundeten Landpfarrer, vor allem zu sorgen, daß seine Leute hingingen, denn es wirke wie die schönste Fastenpredigt. Bergleute aus Gladbach und Bottrop kamen täglich stundenweit aus ihren Schächten, spielten mit einem inneren Erleben, daß man sich wunderte über die Kultur, die in diesen Leuten steckte, und gingen wieder in ihre Nachtschicht. Gibt solcher Idealismus nicht Hoffnung, daß unser Volk trotz allem doch noch nicht völlig reif zum Untergange ist? — Ruft das aber auch dauernde Besserung hervor? fragen die Zweifler wieder. Selbst bei Missionen könnte man diese Frage stellen. Solange der Mensch lebt, währt der Kampf zwischen gut und böse. Jede kräftige dem Guten gebrachte Hilfe ist schon ein großer Gewinn, muß sie selbst wiederholt und ergänzt werden.

Fünf Mysterienspiele verfaßte Eckert bisher. Das Weihnachtsmysterium spricht so recht zum deutschen Gemüt. Auf ein Vorspiel, die Klage der Eva, folgen vier Bilder voll wunderbarer Stimmung: Mariä Verkündigung, Joseph und Maria halten um Herberge an, die Hirten auf dem Felde — eine Szene von ganz eigenartigem Zauber —

die Krippe. Ein höherer Geistlicher, gefragt, ob er es gesehen habe, erwiderte: „Jawohl! Und dann ging ich heim und weinte mich gehörig aus!“ Und wohl mancher Zuschauer konnte mit dem Dichter Strachwitz sagen: „In die Augen tät mir tauen ein Fühlen kindesfromm.“ „Die Erntestund“ stellt die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen dar. Von erschütterndem Eindruck ist es, wie schließlich der Schnitter Tod ihren Lebensfaden durchschneidet mit dem nachfolgenden schrecklichen Höllensturz der Törichten, ein ebenso erhebendes Bild ist die Verklärung der Klugen im Himmel. „Das Heil der Welt“ zeigt uns nach einem allegorischen Vorspiel Szenen aus dem Leben Jesu von herzergreifender Andächtigkeit, zum Schluß den Triumph der Kirche. Auch hier weicht Eckert nicht von seinem Grundsatz ab, die Person Christi nicht auf die Bühne zu bringen und er tut wohl daran. Oberammergau mit seiner alten Tradition mag das tun. Aber wo diese Voraussetzung fehlt, bei einer Wanderbühne namentlich, wären doch gar leicht Profanationen zu befürchten. „Der verlorene Sohn“ ist von höchster dramatischer Wirkung. In Anlehnung an die Parabel zieht des verlorenen Sohnes ganzer Lebenslauf, zunächst in der patriarchalischen Umgebung des väterlichen Hauses, dann sein Auszug, seine Verirrungen und sein grenzenloses Elend in der Fremde, seine reumütige Heimkehr, der unendlich liebevolle Empfang, den der Vater ihm bereitet, in Bildern von reicher, warmer Lebensfülle vorüber. Das größte Werk aber ist das fünfte, St. Franziskus. Diese Jubiläumsgabe für die Tertiaren ist ein wundervolles Lebensbild des großen seraphischen Heiligen. Noch ist es nicht über die Bühne gegangen. Aber schon jetzt hat es bei den Söhnen des hl. Franziskus Begeisterung geweckt. „Und wo immer St. Franziskus aufgeführt wird,“, schreibt ein Franziskaner in den „Franziskusstimmen“ (Paderborn, Bonifaciusdruckerei) „betrachten wir es als Ehrensache, vollzählig zu erscheinen und andere ihm zuzuführen.“ Derselbe sagt: „Die Proben, die wir gehört, lassen keinen Zweifel, daß es zu dem besten gehört, was die Kunst dem Seraph von Assisi je geweiht hat.“ St. Franziskus hat am 12. Oktober in Paderborn eine glänzende Uraufführung erlebt. Köln, Münster und andere Städte folgen.

Eckerts Werke sind so vielbegehrt, daß es uns bis jetzt schwer gewesen wäre, andere aufzuführen. Aber weder Eckert noch wir lehnen es grundsätzlich ab, auch gute Werke anderer Verfasser aufzuführen. Auch beabsichtigen wir nicht einmal, uns dauernd völlig auf Mysterienspiele zu beschränken, vielmehr bei Gelegenheit auch andere Stücke zu spielen. Nur muß deren Tendenz der Weltanschauung, für die wir kämpfen, zum allermindesten nicht widerlaufen.

Es ist wohl angeregt worden, zur besseren Zusammenfassung der Kräfte all die verschiedenen Organisationen für katholische und christliche Bühnenkunst zu einem großen Ganzen zu verschmelzen. Ich halte nichts davon. Der Schwierigkeiten sind viele, daß die besten Kräfte sich an ihnen unnütz zerreiben würden. Diese können sich dagegen ungehindert entfalten, wofern die verschiedenen Bewegungen sich nicht entgegenarbeiten, vielmehr nach Möglichkeit helfen. Ueber Eifersüchteleien müssen natürlich alle erhaben sein, die so hohen Aufgaben dienen wollen. So arbeiten wir z. B. mit dem Bühnenvolksbund bei Gelegenheit Hand in Hand. Er ist christlich organisiert, wir katholisch. Mag jeder seinem Ziel auf seine Weise zustreben, wofern nur Ziel und Streben rein und edel sind. — Tiefempfundener Dank sei hier allen gesagt, die bislang unsere gute Sache unterstützt und gefördert haben. An erster Stelle dem hochwürdigen Episkopat und Klerus. Die hochwürdigsten Herren Bischöfe von Paderborn, Münster, Fulda und Limburg darf ich hier wohl als unsere warmherzigen Freunde und Gönner hervorheben. Auch Se. Eminenz Kardinalerzbischof von Köln, Dr. Schulte, beehrte als Bischof von Paderborn unsere Spiele mit seiner Gegenwart und Anerkennung. Dank auch allen Darstellern, die oft unter großen Opfern an Zeit und Mühe zum Erfolg mitwirkten. Wir bitten auch fürderhin um das Interesse und Wohlwollen des hohen Episkopates und Klerus, dessen wir zum Gelingen bedürfen. Nicht um unseretwillen bitten wir ja, sondern um der Sache willen, der wir dienen, die im Grunde keine andere ist, wie die ihre. Möchten auch alle Christen, die glauben, Freunde unserer Spiele werden, von denen man sagen kann: Pro deo et patria est, dum ludere videmur.

Vom Büchertisch.

Die Bergwiese. Von M. Herbert. Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 206 S. — Ein merkwürdig reicher, vorwiegend lyrischer Sammelband von Erzählskizzen und Gedichten! Er nennt sich nach der Anfangslegende der Reihe, der „Bergwiese“ des hl. Franziskus, die dieser unter unsäglichen körperlichen Mühen einer Steinöde abgewann. Dem großen Heiligen, der M. Herberts Kunst und Persönlichkeit besonders nahesteht, sind die ersten vier unter den 29 Stücken des Bandes gewidmet. In diesem spiegelt sich die ganze Eigenart der M. Herbert-Dichtung, ihre Tiefe, ihre herbe Süße der Reinheit und Klarheit, ihre Kraft der Anschauung und Veranschaulichung seelischer Vorgänge, ihr intuitives Sich-Einfühlen, Einleben in Menschen und Zeiten, ihr unmittelbares Ausstrahlen der von ihr erkannten und erschauernd in sich aufgenommenen Gegenwart Gottes in Offenbarung, Natur und Menschentum. — „Die Bergwiese“ quillt Lebenssaft, blüht Erquickung und Schönheit, wie die Kunst M. Herberts selbst. E. M. Hamann.

Die Harmonie der Welt. Ein kosmischer Roman von Willi Hirt. Breslau, Bergstadtverlag. Preis 20 M, gebunden 25 M. — Im Mittelpunkt des Romans steht der Astronom Kepler, das Genie mit seinem Erahnen der Harmonie der Welten, und als Widerpart Tycho de Brahe, der Handwerker und nüchterne Rechner, der Halbgesegnete. Neben ihnen treten noch hervor Rudolf II., der Phantast auf dem Kaiserthron und der in lächerlichsten Aberglauben hineingezeichnete Wallenstein. Der Hauptwert des Buches liegt wohl auf dieser geschichtlich ziemlich treuunterrichtenden Seite. Die Darstellung bewegt sich auf mittlerer, von vielen überflüssigen Epitheta oft verdeckter Linie. Nur wenige vom Horizontenhunger und Harmonienrausch Keplers mitgerissene und mitreißende Stellen stehen langatmigen, zu offensichtlich zum Zweck der Charakteristik herbeigezogenen Schilderungen gegenüber. Das Buch ist zumal im ersten Teil mehr ruhig episch gehalten und läßt weniger den Helden reden und leben. — Die Askese ist dem Verfasser immer „düster“ oder „blutrünstig“. Auch auf die schlauen, machthungrigen Jesuiten, denen es bei der Astronomie „weniger um Wissenschaft als um ein Mittel zur Macht über Kaiser, Priester und Volk zu tun ist,“ scheint er nicht gut zu sprechen zu sein. Das Verständnis für katholische Institutionen geht gar nicht tief. Bei einem Buch des Bergstadtverlags nimmt das sehr wunder. Wir haben jedoch Grund, anzunehmen, daß hier ein vereinzelter, freilich schwerer Mißgriff vorliegt. Man schließt das Buch mit einer leichten Enttäuschung. Der Untertitel spricht von einem „Kosmischen Roman“. Aber es fehlt der dichterische Schwung und Flug in die Wunder des Makrokosmus; dafür versandet die Erzählung am Schluß in den Astrologischen Albernheiten der Wallensteinschen Horoskope. Mart. Mayr.

Das katholische Mischehenrecht nach dem Codex juris Canonici. Von Dr. Eduard Eichmann, Universitätsprofessor in München. Paderborn Schöningh 1921. 8°, 56 S. 4.80 M. — Die Aufhebung der Konstitution „Provida“ durch das neue kirchliche Gesetzbuch, wodurch das bisherige Sonderrecht für die gemischten Ehen in Deutschland beseitigt wurde und diese Ehen dem allgemeinen kirchlichen Eheschließungsrecht unterstellt wurden, hat in protestantischen Kreisen eine gewisse Erregung hervorgerufen; sie sehen darin sehr mit Unrecht eine „Unfreundlichkeit“ gegen die Evangelischen. Professor Eichmann behandelt in der vorliegenden Schrift die Frage im Zusammenhange des ganzen katholischen Mischehenrechts, in dem sie allein richtig gewürdigt werden kann. Es weist nach, daß die ganze Stellung der katholischen Kirche zu den Mischehen in sich folgerichtig und durch das Wesen der Mischehe selbst bzw. die notwendig mit ihr verbundenen Nachteile begründet ist. Von einer Verletzung der Akatholiken kann dabei keine Rede sein, auch diese müssen, wenn sie konsequent sind, ihrerseits den gleichen Standpunkt gegenüber Mischehen einnehmen. Prof. Dr. Scharnagl.

Deutsche Nationalerziehung und katholisches Christentum von Professor Dr. Heinrich Mayer. (Heft 6 der Religionspädagogischen Zeitfragen.) Preis 12 M. Verlag Joseph Kösel & Friedrich Pustet, Kommandit-Gesellschaft, Verlagsabteilung Kempten. — Dem Titel entsprechend handelt die Schrift zuerst von der Nationalerziehung, prüft einleitend ihre Grundlage, nämlich die nationale Eigenart unseres Volkes, und berichtet kurz über die Versuche zur Durchführung dieser Erziehung in Vergangenheit und Gegenwart. Im 2. Teile, in den beiden Kapiteln: „Der Anteil der Religion an der nationalen Erziehung“ und „Der Anteil der Religion an der staatsbürgerlichen Erziehung“ wird dargetan, wie die katholische Religion an der nationalen Erziehung Anteil nehmen kann und will. Die Ausführungen sind im besten Sinne des Wortes modern und kommen in der Zeit des Suchens nach neuen Formen des Schulwesens sehr gelegen. Sie sind geeignet, den Angriffen gegen unsere Kirche, als sei diese zum mindesten für eine nationale Erziehung untauglich, wenn nicht gar ihr feindlich gesinnt, die Spitze zu nehmen. Dr. Jak. Hoffmann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. H. W. v. Waltershausen ist durch die Oper „Oberst Chabert“ bekannt geworden, die starkes Aufsehen erregte, aber dann doch rascher verschwunden ist, als man gedacht hätte. Es war nicht so sehr die Bedeutung des rein Musikalischen, als die glückliche Anpassung von der Musik an das von Waltershausen selbst geschaffene Textbuch, was die kräftige Bühnenwirkung des Stückes ausmachte. Eine spätere Oper „Richardis“ ist nicht zu uns gekommen, die „Rauensteiner Hochzeit“, deren glückliche Erstaufführung wir eben im Nationaltheater erlebten, weist musikalisch schöne Fortschritte auf und das Textbuch ist wieder von bester Wirkung. Waltershausens musikalische Sprache folgt im ganzen den Stilprinzipien Richard Wagners, von der Pathetik der Epigonen vermag er sich frei zu halten, indem er die Mittel klug dem Stoffe anzupassen weiß und nie größeren Kraftaufwand treibt, als der Sache gemäß ist. Die Eigenart seiner harmonischen Reize tut wieder ihre Wirkung. Das ganze musikalische Gefüge zeigt reifstes künstlerisches Können und einen wählerischen Geschmack. Der Tondichter verfügt auch über Wärme der Empfindung; freilich ein hinreißendes Temperament spricht weniger aus dem Werke. Auch das Textbuch zeigt reiche Vorzüge. Es ist sehr wirksam aufgebaut und mit reichem künstlerischem Geschmack durchgeführt. Man könnte glauben, daß mit Figaros Hochzeit das jus primae noctis diejenige künstlerische Behandlung erfahren hätte, die für uns allein noch Interesse haben könnte; dennoch ist es Waltershausen gelungen, aus dem barbarischen Recht einer verschwundenen Zeit noch eine Handlung zu erfinnen, die uns mehr als rein stofflich fesselt. Daß der Graf in dem Augenblicke, da er das Mädchen zu lieben beginnt, auf sein brutales Recht verzichtet, ist ein psychologischer Gedanke, den Waltershausen fein und überzeugend zu gestalten wußte; nicht ganz klar will mir die Wandlung der Gefühle bei der Jungfrau erscheinen. Die Gestalt ist zu bedeutend und ideal angelegt, als daß man sich etwa mit dem „ach, wie so trügerisch sind Weiberherzen“ zufrieden geben möchte, wenn sie ihrem Verlobten den Laufpaß gibt. Es soll wohl hier symbolisch dar-

gelegt werden, daß sie über den engen Alltag und dessen kleine Gefühle hinauswächst. Romeo schwärmt ein wenig für eine Rosalinde, bevor er Julia erblickt. Immerhin werden wir hier nicht zwingend überredet, die Gefühle der Heldin ohne spitzfindige Ueberlegung mitzuerleben. Wenn etwas die Uebersichtlichkeit und klare Disposition des Textbuches noch beeinträchtigt, so ist dies Waltershausens Freude an kulturhistorischem Kleinzeug, was man mit Anteil liest, was aber auf der Bühne den Eindruck nicht verstärkt, weil es die geraden Linien der Entwicklung verwischt. In dem sehr lesenswerten Pfitznerheft des Bühnenvolksbundes schreibt Professor v. Waltershausen u. a.: „Wir wollen feststellen, daß die Musik nur aus seelischen Vorgängen einerseits und aus typischen anderseits das genügende Maß an Befruchtung erhalten kann, um zum vollen, blühenden Leben zu erwachen." Mit diesem Satze ist erklärt, warum manch kulturhistorischer Schnörkel in dem Bilde aus dem Interregnum nicht volle Wirkung tut. Die positiven Werte sind groß genug, daß durch diese kritischen Auslassungen der Tatbestand nicht verdunkelt werden kann und soll, daß wir in der „Rauensteiner Hochzeit" eine sehr hörens- und sehenswerte Oper haben. Ihre Wiedergabe war ausgezeichnet. Heger war ihr ein trefflicher musikalischer Führer. Nelly Merz sang nicht nur schön, sondern gab der Gestalt auch Poesie. Von hohem Klangreiz war auch das Organ Reinfelds, der den Grafen sang; besonders hervorhebenswert sind noch Frieda Schreibers plastische Charakteristik und Hermine Bosetti, aber auch die vielen kleinen Rollen waren gut besetzt und Anton von Fuchs' Regie gab rhythmisch bewegte Bühnenbilder. Des Intendanten Neuerungen der Beleuchtungskünste ermöglichten malerische Farbenwirkungen von feinster Schattierung. Waltershausen, mit Lorbeer geehrt, wurde am Ende ungezählte Male gerufen. Mag ein Teil davon dem hochgeschätzten Musikpädagogen und Professor unserer Akademie gelten, so war doch der günstige Eindruck, den das volle Haus von der Oper bekommen hatte, ein ungeteilter und drängte zu der herzlichen Ehrung des Tondichters.

Uraufführung im Schauspielhaus. Es hat schon manchen gereizt, in Römerdramen soziale Fragen unserer Zeit zu behandeln, insbesondere Tiberius Gracchus ist ein beliebter Held dieser Art. Er gehörte zu den Jugendsünden des im Blankvers schreibenden Bildungsphilisters in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Friedrich Freksa, der Dichter von „Cäsars Stunde", eines weltlichen Spieles von fünf Akten (16 Bilder), verzichtet auf die Toga. Sein Cäsar trägt den Schwenker und Justizrat Cicero, zurzeit römischer Konsul, den eleganten Gehrock; Crassus gleicht einem modernen Großkaufmann, Catilina beginnt seine Laufbahn in einem futuristischen Kunstsalon und Kriton trägt die unzivilisierte Barttracht eines Eisner. Das ist oft sehr komisch, aber man würde den Dichter nicht verstehen, wenn man sein Stück für einen Ulk erklären wollte. Indem der Dichter seine Probleme in das alte Rom verlegt, gewinnt er trotz aller anachronistischen Fernsprechanschlüsse Abstand, er legt die Aehnlichkeiten bloß, die aus ähnlichen historischen Lagen notwendig erwachsen. Eine Zeitsatire würde nur ein Winkelchen widerspiegeln; hier war Weite des Ueberblickes gegeben und alle Kräfte vom Kapitalismus zum Kommunismus und ihre vielfachen Verschlingungen werden dargelegt. Gleich die erste Szene im Hause des schönrednerischen Neurasthenikers Cicero, hinter dem die Gattin als treibende Kraft steht, ist glänzend. Wie eine Meinungsverschiedenheit der Frau Terentia mit dem Schuster über schlechte und zu teuer besohlte Stiefel hochpolitisch zu werden droht, indem die ganze Innung gegen den Staatsmann Stellung nehmen könnte, zeigt die Wirkungen des Egoismus auf die Politik. Der Dichter ist kein Freund der Demokratie, in der er die Herrschaft der Mittelmäßigkeit erblickt. Es lag die Gefahr nahe, daß das Publikum sich in Parteien spalte und nach den ersten Bildern hatte es auch den Anschein, als ob es zu Meinungskämpfen kommen werde; aber es kam doch nicht so weit und am Ende konnte der Dichter lebhaftem Hervorruf Folge leisten. Rein ästhetisch genommen ist Freksas fester Standpunkt dem rein negierenden eines Shaw, bei dem die Satire Selbstzweck geworden ist, vorzuziehen. Wie der Dichter die Schwächen der Demokratie und die Zusammenhänge zwischen Großkapital und Parteien bloßlegt, Realpolitiker und Fanatiker, käufliche Kreaturen und Streber plastisch hinstellt, zeigt nicht alltägliches Gestaltungsvermögen. Zwischen allen steht der Major Cäsar, von den Mittelmäßigkeiten der Regierung gehaßt, von den Frauen und vom Volke geliebt; Spötter und Zyniker, allen geistig überlegen, im Dienste des Crassus stehend und doch sich seine volle Freiheit wahrend und alle durchschauend, in die katilinarische Verschwörung ohne inneren Anteil verstrickt und doch überlegen den Kopf aus der Schlinge ziehend, scheinbar nur ein Spieler des Lebens, bis er endlich seine Stunde gekommen sieht, gegen die regierenden Mittelmäßigkeiten seine Persönlichkeit in die Wagschale zu werfen. Die neue Zeit wird nicht in Ekstase geboren, sondern in arbeitsamer Selbstzucht, so ähnlich sagt einmal Cäsar an einem wirksamen Aktschluß. Es fällt übrigens manch kluges und feingeschliffenes Wort, und es ist um so wirksamer, als Freksa nie schulmeisterlich doziert. Die Handlung verläuft nicht im strengeren Sinne dramatisch, sondern mehr episch filmmäßig. So konnte nicht ausbleiben, daß nicht jedes der 16 Bilder gleich stark wirkte. Gespielt wurde auf einer einfachen Stilbühne, die den raschen Szenenwechsel förderte, aber nie nüchtern, sondern immer malerisch wirkte. Der Dichter leitete selbst das Spiel und man hatte das angenehme Gefühl, daß das Ensemble an ihm wirklich einen Führer besaß, woran es ihm oft mangelt. Man sah eine ganze Reihe sehr gute Leistungen, wie Scharwenkas Cäsar, Weydners Cicero und Wüstenhagens Crassus. Daß es dem Dichter mit seinem Stücke künstlerisch ernst ist, wird niemand verkennen. Einer aristophanischen Literatenmode möchte ich aber nicht das Wort reden. Vor Nachahmung wird gewarnt!

Gärtnerplatztheater. Leo Blech, der Berliner Generalmusikdirektor, hat mehrere anmutige Spielopern geschrieben. Auch in seiner Operette „Die Strohwitwe" wahrt er guten, musikalischen Geschmack. Die Handlung ist stellenweise sehr komisch, dazu harmlos und sauber. In auswärtigen Aufführungen wird über Taktlosigkeiten in der Serenissimusfigur geklagt; sie waren hier ausgemerzt. Es wurde sehr hübsch gesungen.

Dante-Feier in München. Am 24. Oktober beging das geistige München das Gedächtnis von Dantes Tod vor 600 Jahren. Im großen Saal des Odeon hatte sich eine erlesene Zuhörerschar eingefunden: Se. Eminenz Kardinal Faulhaber, Ihre Exzellenzen Nuntius Pacelli und Ministerpräsident Graf Lerchenfeld, die Spitzen der Regierung, Vertreter der Kirche, der Hochschulen, des Adels und der Parlamente. Das Königliche Haus war durch die Trauer verhindert. Die Festrede hielt der berufenste Mann in München, Geheimrat Prof. Dr. Hermann v. Grauert, in dessen wissenschaftlichem Lebenswerk die Danteforschung einen hervorragenden Platz einnimmt. In hinreißendem Schwung zeichnete der Redner das Lebensbild des großen Dichters, der auch ein Mann des öffentlichen Wirkens für Zeit und Geschichte war. Es fand sich hier mannigfache Gelegenheit, an die Gegenwart anzuknüpfen. Wir können Dante, den leidenschaftlichen Anwalt der Gerechtigkeit, auch zum Wortführer unserer deutschen Not machen. Auch des verstorbenen Königs Ludwigs III. gedachte die Rede in sinnvoller Verknüpfung mit dem Thema. — Verse Dantes brachte in Gildemeisters Uebertragung Hofrat Rich. Stury meisterlich zu Gehör. Die gemeinsame Erhebung wurde vollendet durch musikalische Darbietungen: Präambulum von Frescobaldi, auf der Orgel gespielt von Prof. L. Felix Maier; Verdis Laude alla vergine, vorgetragen von Damen des Solochors der Akademie der Tonkunst unter Prof. E. Schwickeraths Leitung; als mächtiges Schlußstück endlich die Dante-Symphonie von Liszt. Das Orchester des Nationaltheaters unter Sigmund v. Hausegger machte sie zum Erlebnis.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nichts als gute Geschäfte an der Börse im Gegensatz zu den schweren Nöten unserer Lage. Es gehört jetzt schon ein unwahrscheinlicher Grad von Torheit und Ungeschick dazu, zu verlieren, denn alles geht nach oben. Darunter Papiere, an die man früher nicht gedacht hätte, die aber heute als billig gelten und als sogenannte „Goldmarkwerte" besonderen Anreiz haben. Die Nachfrage und Aufnahmefähigkeit scheint unbegrenzt. Die erfahrenen alten Börsenbesucher sind freilich nicht so optimistisch, sie sprechen immer wieder von den grossen Rückschlägen, die natürlich einmal kommen müssen. Das Geschäft war am ersten Börsentag der Woche und an den folgenden wieder riesig. Die Aufnahme der Kundschaft scheint unbegrenzt. Der Mangel an Material wird immer grösser. Um nur etwas zu bekommen, erhöht die Kundschaft die Zahlen ihrer Aufträge. Daraus erfolgt mit Notwendigkeit von neuem enorme Kurssteigerung. In vielen Papieren kam es zu Millionenumsätzen. Besonderes Interesse zeigte sich für Kohlenwerte. Am Markte der unnotierten Werte kam es zu Kurssprüngen von 250%. Auf dem Markte für Dollar und Devisen sind grosse Schwankungen, die sich auch auf grosse Unterschiede zwischen Geld- und Briefkursen erstrecken und es lässt sich dieses Auf und Ab nicht berechnen. Die Grundtendenz freilich ist immer sehr fest. Die Reise des Reichsbankpräsidenten nach London betrachtet die Börse ohne Optimismus. Die Kabinettskrise und die ungarische Königsfrage blieben auf die Börsenentwicklung ohne Ein-

druck. Späterhin zeigte sich bei den Leuten vom Fach immerhin Neigung, ihre Gewinne zu realisieren, freilich nur um wieder anderes zu kaufen. Sehr gestiegen sind in letzter Zeit die Bankaktien. Die Handelsanteile standen am Anfang des Oktobers höher als die Aktie der Deutschen Bank, die jetzt wieder die teuerste Bankaktie ist. Die Tatsache, dass die Handelsgesellschaft mit ihrem relativ bescheidenen Kapital im Kursstand mit dem mächtigsten Geldinstitute in Wettbewerb treten konnte, entbehrte auch einer sachlichen Begründung. Es gibt immer wieder Gerüchte von Kombinationen verschiedener Banken, Kommerz- und Darmstädter Bank werden in Gerüchten in Verbindung gebracht, auch letztere mit der Nationalbank. Ob hieran Wahres, lässt sich einstweilen noch nicht sagen. Trotz der ganz gewaltigen Steigerung aller Unkosten verdienen die Banken immer noch ausserordentlich gut, so dass die Kurssteigerungen gewiss der inneren Begründung nicht entbehren. Die Mitteldeutsche Kreditbank beabsichtigt, 50 Millionen neuer Aktien auszugeben. Es ist wohl sicher, dass andere folgen, obwohl es allen Bankinstituten an dem Zustrom flüssiger Mittel sicherlich nicht fehlt. — Die börsenfreien Tage haben sich so ziemlich als Ersatz der Börsentage entwickelt, indem fast für jedes Papier Kurse zu erfahren sind. Die Kurssprünge gehen weiter. Dass nicht alle Gewinne, die gemacht werden, auch eingeheimst werden können, darüber sind sich die verständigeren Teile der Börsenkundschaft klar.

Vor wenigen Tagen ist im französischen Parlament gesagt worden, dass die deutsche Industrie zahlen könne und zahlen solle. Indem man einesteils so viel von ihr erwartet, tut anderseits der Hass alles, um sie zu hemmen. Die Presse hatte in diesen Tagen Gelegenheit, das Münchener Werk der Deutschen Werke A.-G., die aus den Artilleriewerkstätten hervorgegangen sind, zu besichtigen. In zäher Arbeit und hervorragender Organisation ist die Umstellung in Friedensarbeit gelungen. Ueber 2000 Personen sind in dem Werke in München und Dachau beschäftigt. Lokomotiv- und Waggonteile, landwirtschaftliche Maschinen, Eisenbahn- und Baumaterial, Sattlerwaren, Holzerzeugnisse, Möbel und vieles andere werden hier hergestellt. Die Werke Wolfgang bei Hanau, Erfurt und Spandau des weitverzweigten Unternehmens erwecken das Misstrauen der Franzosen, weil sie Sport- und Jagdwaffen herstellen, die als Ausfuhrwaren sehr gesucht sind. Diese Fabrikation, welche viele Tausende ernährt, ist nun vom 31. März 1922 durch französische Vorschriften verboten und die Ausfuhr aller Waffen, die in irgendeinem Heere Verwendung finden können, wird untersagt. Die Formulierung „Verwendung finden können" hat in der Industrie starken Pessimismus hervorgerufen, denn diese Wendung lässt jedem subjektiven Ermessen Raum, was schliesslich alles noch als eine Gefahr für die „grosse Nation" gelten könnte.

K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Aufruf

zur Spendung von Gaben für den Aufbau der katholischen Kirche in Oppau (Rheinpfalz).

Die entsetzliche Katastrophe, die über unser Dorf Oppau am 21. September 1921 gekommen, ist allgemein bekannt. Ein Opfer der Katastrophe ist auch unsere katholische Kirche in Oppau geworden; sie liegt in Trümmern. Der Gottesdienst muß in einem engen Saale des Schwesternhauses gehalten werden. Das kann und darf aber nicht auf längere Zeit sein, soll das religiöse Leben der 2300 hier wohnenden Katholiken nicht auch noch in Trümmer gehen. Baldigst muß ein neuer Bau entstehen. In dieser Not wende ich mich als Pfarrer der schwer heimgesuchten Gemeinde an alle opferbereiten Herzen mit der Bitte, eine Gabe für den Aufbau der Kirche spenden zu wollen.

(Am besten sendet man die Gaben an das kath. Pfarramt in Oppau (Rheinpfalz) Postscheckkonto Nr. 12899 Ludwigshafen a. Rh.)

Für alle Gaben im voraus bestens dankend, zeichnet

Kath. Pfarramt Oppau (Rheinpfalz).

Oppau, 25. September 1921.

Bei der Explosion am 21. September ist wie die anderen Gebäude Oppaus, so auch die Pfarrkirche in einem Maße beschädigt, ja zerstört worden, daß der Anblick der Trümmer mit Wehmut erfüllt. Ein Gotteshaus ohne Dach, ohne Decke, dessen Mauern dem Einsturz drohen! Ein Neubau ist dringend notwendig. Die Bitte des kath. Pfarramtes um milde Spenden wird wärmstens empfohlen.

Speyer, 26. September 1921.

† Ludwig,
Bischof von Speyer.

Spenden zur Weiterleitung nimmt auch bereitwilligst entgegen der **Verlag der „Allgemeinen Rundschau"**, München, Galeriestraße 35 a Gh. Für den Inlandsverkehr Postscheckkonto München 7261.

Friedensfreudenquelle

Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). 5. Aufl. (13. u. 14. Tausend.) Prachtausgabe auf feinstem blütenweißen Papier mit neun herrlichen Kunstbeilagen M. 40.—. Volksausgabe. Sechste verbesserte Auflage. (15. u. 16. Tausend.) gr. 8. (XXXII, 360 Seiten.) Gebunden mit neuem Deckelbild M. 20.—. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

Pastoral-Blatt des Bistums Eichstätt, 68. Jahrg. Nr. 15:

„Dem Buche, das den Quellen wahrer menschenwürdiger, lebensbejahender Freude zuführen möchte, ist die weiteste Verbreitung zu wünschen."

Ingenieure! Kaufleute! Eltern!

Kennet Ihr **Ferrol** und sein „Neues Rechnungsverfahren", eine Umwälzung, gewaltiger und bedeutungsvoller als die einst durch Adam Riese hervorgerufene?
Frei von Gedächtnisarbeit und Formelkram, gestattet es dem Rechner, die Resultate sowohl einfachster Multiplikationen, Divisionen usw. als auch schwierigster, bisher gar nicht lösbar gewesener hochmathematischer Operationen fast unwillkürlich zu wissen, anstatt sie erst mühsam errechnen zu müssen.

Der neue

Logaferrol

ist das kleinste, beste, billigste

Recheninstrument der Welt.

Keinerlei Vorkenntnisse erforderlich.

Friedensausstattung!

21 × 5 × 0,8 cm gross liefert er fünfstellige Resultate aus beliebig viel Faktoren.

Preis 30 Frs. (Schweiz)

Glänzende Anerkennungen der gesamten Fachwelt, von Hochschulen und Ministerien.

Meine Spezialität: Hervorragende Selbstunterrichtswerke aus allen Gebieten mit anschliessender **Diplomprüfung.**
Garantie: Umtausch geg. belieb. Bücher. Meine Kataloge enthalten rund **200000** Titel. Ausführliche Druckschriften postfrei u. unberechnet.

Fr. J. Huthmacher,
Bonn 58,
Versand- und Verlagsbuchhandlung

Sanatorium Villa Hildegard

Bad Homburg v. d. Höhe b. Frankfurt a. M.

Kuranstalt für Nerven- und innere Kranke, sowie Erholungsbedürftige.

Beschränkte Frequenz, familiärer Charakter, strenge Individualisierung. Das ganze Jahr geöffnet. Mässige Preise.

Leitender Arzt: **Dr. med. Rhaban Liertz.**

Kindergärtnerin

od. geb. kath. Fräulein, erfahren in der Säuglingspflege, zur Miterziehung meiner 3 Kinder

gesucht.

Schneidern erwünscht. Hauspersonal vorhanden. Off. mit Empfehlungen, Bild und Gehaltsanspr. erbeten an **Frau K. Richter, Darmstadt, Heidelberger-Str. 10.**

Feinste

Heiligenbildchen-Neuheiten.

Ersatz für französische in schwarz mit Perlgoldschnitt 100 St. Mk. 45.— (Ladenpreis à 60 Pf.) ca. 60 Darstellungen.

Gegen Voraussendung auf Postscheck Karlsruhe 7705 oder gegen Nachnahme.

Religiöse Kunsthandlg. J. Dorer, Nachf.
Karlsruhe i. B., Erbprinzenstr. 19.

Bei allen Anfragen beziehe man sich auf die „Allgemeine Rundschau".

Ein gutes Buch, das beste Geschenk!

Die Reichtümer des göttlichen Herzens Jesu. Gedanken und Erwägungen zur Herz-Jesu-Litanei. Von P. Jos. Lucas P. S. M., Priester der Kongregation der Pallottiner. 430 Seiten. 5.—9. Tausend. Geb. Mk. 20.—, Geschenk-Ausgabe Mk. 24.—.

„Wer das geistig durchleuchtete ganz von einer großen Liebe hingegebene Buch prüfend in die Hand genommen hat, wird es genauer kennen lernen wollen." (Allgem. Rundschau Nr. 46, 1920.)

„Das Werk verdient uneingeschränkte Empfehlung, wird allen Freunden des Herzens Jesu aufrichtige Freude, den Predigern, zumal solchen, welche für das Männerapostolat oder für den Herz-Jesu-Freitag zu predigen haben, vorzügliche Dienste leisten. (Chrysologus, Heft 6, 1921.)

Im Geiste des heiligsten Herzens Jesu. Betrachtungs- und Gebetbuch für alle Verehrer des göttlichen Herzens Jesu. Von P. Jos. Lucas P. S. M. 640 Seiten. Ausgabe I: Kunstleder Rotschnitt Mk. 16.—. Ausgabe II: (Dünndruck) Leinwand-Rotschnitt Mk. 20.—, Leinwand-Goldschnitt Mk. 24.—.

Dieses neue, längst erwartete Büchlein zeichnet sich aus durch anmutige und leichtverständliche Sprache und wird den Christen aller Stände ein praktisches Hilfsmittel sein, ein Leben im Geiste des hlst. Herzens Jesu zu führen. Das Büchlein wird eingeleitet durch eine ausführliche Geschichte der Herz-Jesu-Verehrung. Es folgen dann Betrachtungen für jeden Tag des Monats und die Herz-Jesu-Freitage. Hier schließt sich dann die Familienweihe an das heiligste Herz Jesu, sowie der übersichtliche und wirklich praktisch angeordnete Gebetsteil an. Wohl eines der besten Herz-Jesubücher.

An der Mutter Hand. Gedanken und Anregungen zur Marienverehrung. Von P. Jos. Lucas P. S. M. 262 Seiten. Geb. Mk. 20.—.

Es gibt so viele arme Menschenkinder auf der Welt, die sich in ihrer kummervollen Vereinsamung nach einem liebenden Mutterherzen sehnen; die im tobenden Unwetter der Versuchungen gerne nach der rettenden Mutterhand greifen möchten; die unter der niederwuchtenden Last ihres Kreuzes nach einem Vorbild suchen, an dem sie sich aufrichten können; die im Dunkel seelischer Qualen wegen der vergangenen Sünden und in bebender Angst vor den Kämpfen der Zukunft hilfeflehend nach dem helleuchtenden Meeresstern ausblicken. Ihnen allen sei dieses Buch gewidmet.

Noch rechtzeitig vor Weihnachten erscheint:

Werden und Wirken eines Afrika-Missionars. Erlebtes und Erschautes von Missionsbischof Franziskus Hennemann aus der Missionsgesellschaft der Pallottiner. Geb. Mk. 20.—.

Was des Kindes frommer Drang erträumte, was der Mann in voller Wirklichkeit unter Afrikas Tropensonne erschaute, die Stimme des Rufenden im Knabenherzen, Gottes Geleit durch die Stätten missionarischer Vorbildung, des Himmels Kraft und Gnade, die den jungen und den gereiften Missionar geführt, seine Reisen durch Urwald und Sumpf, durch Steppe und Savanne, zu Fuß, zu Pferd und zu Rad, seine Bischofsweihe in Kamerun, des verbannten Oberhirten Sehnsucht nach der verlorenen Mission, sein unerschütterliches Gottvertrauen — alles das erzählt der bischöfliche Verfasser im treuherzigen schlichten Westfalenton, daß man ihm lauschen und lauschen möchte, und die Bilder lebendig werden, die das schöne Buch schmücken.

In den Berufenen wird es des Heilands „Folge mir" wecken, in allen edlen Herzen Liebe und Freude für das Werk der Heidenmission mehren.

Dazu die im Buchhandel üblichen Zuschläge.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen, eventl. auch vom Verlag der

Kongregation der Pallottiner, Limburg a. d. Lahn.

Heinr. Betsch, Eisenberg, Rheinpfalz.

Lieferant d. u. Vors. d. H. Dr. Dub stehenden Sammlerver. „Abst. u. Splittergebiete"!!
Post-Sch.-K. 11660 Ludwigshafen a. Rhein

„Sarre" und „Saargebiet" a. Germania in Farben- und Typenverschiedenheiten Liste verlangen!

„Sarre"-Germania mit Garantiestempel.
(Garantie Zurückn. zum doppelten K.-Wert.)

Alle Marken nur in postfrischen Stücken:

Kurswert	2	2½	3	7½	25	35	60 Pfg.
Katalogw.	15.—	55.—	15.—	5.60	40.—	5.—	20.—
Preis nur	5.—	25.—	5.—	2.50	30.—	3.—	8.—
geteilter Balk.	10.—	70.—	10.—	5.—	—	6.—	8.—

2½ Pfg. kopfstehender Aufdr. Katalog 600.— nur 180.—
3 „ „ „ 800.— „ 200.—
„Saargebiet" a. Germania 5 Pf. bis 2.50 kpl. . . . 15.—
5 Pfg. mit kopfstehendem Aufdruck . . . . . . 120.—
2.50 I. Aufl. rosalila . 30.—, II. Aufl. lilarot . . 5.—
2.50 III. „ braunlila 30.—, Fehlf. „lila" nur . 30.—
Pariser-Ausg. ohne A 5 Pfg. bis 10 Mk., komplett 30.—
30 Pfg. olivgrün (Farbenfehldruck) . . . . . . 9.—

Porto extra!!!

Kirchenparamente

Friedrich Buri, Würzburg

Aelteste Kunststickereianstalt.

Spezial-Atelier für feinere kirchliche Stickereien

Messgewänder, Dalmatiken, Chormäntel, Velen, Bursen, Stolen, Baldachine, Prozessionsfahnen, Vereinsfahnen, Wäsche etc. — Lager in fertigen Paramenten, Stickmaterial u. Seidenstoffen. — Anzeichnen, Anfangen sämtl. Stickereien zum Selbstarbeiten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M 15.— einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.—, Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 5.—.
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 46 München, 12. November 1921. XVIII. Jahrgang.

Habsburg.

Von G. Stezenbach, Freiburg i. B.

Die Königsfahrt Karls IV. nach Ungarn hat traurig geendet. Der Monarch ist verbannt, das Haus Habsburg in Ungarn gewaltsam entthront. Die Presse der Linken jubelt natürlich, aber auch in den Parteien und Zeitungen der deutschen Rechten, wo man sich so gerne monarchisch nennt, herrscht über den Ausgang unverhohlene Freude. Es könnte müßig scheinen, sich jetzt noch mit den Verleumdungen dieser Presse gegen die Person des „Verräters Karl von Habsburg“ zu befassen, wenn nicht der unglückliche Monarch Anspruch hätte auf die geschichtliche Wahrheit. — Habsburg. Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte unterm 8. Oktober (Nr. 423) die München-Augsburger Abendzeitung einen Artikel, der seiner Tendenz wegen nicht unwidersprochen bleiben darf. Ausgehend von angeblichen Plänen der „Karlisten“ in Tirol und Wien bekämpft das genannte Blatt trotz seiner monarchischen Gesinnung die Rückkehr der Habsburger Dynastie, dasselbe Blatt, das gegen die Rückkehr der Hohenzollern nichts einzuwenden hätte. Und zwar bekämpft es die habsburgische Restauration im Hinblick auf die Haltung des „Neuen Reich“, einer Zeitschrift, welche „mit glänzender Dialektik, rührigem Fleiß, wissenschaftlicher Gelehrsamkeit und patriotischem Scharfsinn“ arbeite. Bei ihrer genauen Kenntnis des „N. Reich“ hätte die „M.-A. Abendzeitung“ bzw. ihr Mitarbeiter wissen müssen, daß Kaiser Karl nicht der „Verräter“ war, als den ihn eine gewisse deutschnationale Presse mit geflissentlicher Absichtlichkeit hinstellt. Was zunächst den Sixtus-Brief angeht, so hat Ludendorff jetzt im 3. Band seiner Kriegserinnerungen zugegeben, daß die Verhandlungen des Prinzen Sixtus im Einverständnis mit der deutschen Regierung geführt wurden. (Süddeutsche Zeitung Nr. 251.) In einem monarchischen Staat ist ein solcher Akt eines Herrschers durchaus zulässig, zumal der Minister des Aeußern, Graf Czernin, von diesem Schritt gewußt hat. Wegen dieses Briefes kann also den Kaiser keinerlei Vorwurf treffen. In dem Buche des Prinzen Sixtus von Parma sind nun auch die Angebote erörtert, welche dem Kaiser gemacht wurden, falls er einen Sonderfrieden mit der Entente schließe. Sie waren glänzende, denn sie machten ihn zum Kaiser eines föderalen Reiches südlich des Mains sowie zum König von Polen und gaben ihm Schlesien zurück. Kaiser Karl hat das Angebot als undiskutabel und unehrenhaft sofort abgelehnt, zumal den österreichischen Unterhändlern eröffnet wurde, daß gegen Preußen der Krieg bis zur Unterwerfung weitergehe. Der frühere deutsche Botschafter in Wien, Graf Wedel, hat in einem Aufsatz über das Buch des Prinzen Sixtus das Verhalten des Kaisers als anständig und loyal bezeichnet. Es war aber weit mehr. Es war Nibelungentreue auf Kosten der eigenen Macht und Größe. Ich möchte nach den geschichtlichen Präzedenzfällen das bezweifeln, ob ein Hohenzollernkönig — abgesehen von Wilhelm II., dem von den Alldeutschen als geisteskrank verdächtigten Romantiker — ebenso gehandelt hätte. Nun enthielt der Brief einen Passus, in welchem von den berechtigten Ansprüchen Frankreichs auf Elsaß-Lothringen die Rede war. Kaiser Karl schien also der Ansicht zu sein, daß Frankreich gewisse berechtigte Ansprüche auf Elsaß-Lothringen habe. Da Elsaß-Lothringen Grenzland ist, so konnte über einzelne Teile dieses Landes immerhin debattiert werden, besonders über Lothringen, dessen Herzog — der Ahne Kaiser Karls — ja durch Jahrhunderte Vasall des Königs von Frankreich war. In einem Brief an den deutschen Kronprinzen bat der Kaiser diesen, seinen Einfluß geltend zu machen, daß die deutsche Regierung hier Entgegenkommen zeige; er, Kaiser Karl, wolle gern den Löwenanteil der Opfer tragen, die der Friede koste, Galizien und das Trentino, nur damit eine Katastrophe vermieden werde. Statt dessen mutete man dem Kaiser zu, die betreffende Stelle seines Briefes an Prinz Sixtus, die von Elsaß-Lothringen handelte, für eine Fälschung zu erklären, nachdem Clemenceau, der den Sonderfrieden sabotieren und die Bundesgenossen entzweien wollte, den Brief des Kaisers veröffentlicht hatte. Czernin drohte dem jungen Kaiser mit Selbstmord und mit einer deutschen Kriegserklärung, wenn er den Brief nicht abstreite. Der unerfahrene Herrscher ließ sich tatsächlich dazu überreden, den Wunsch Berlins zu erfüllen. Den Dank dafür erhielt er dadurch abgestattet, daß er nach der Katastrophe von 1918 als ehrlos und wortbrüchig in Büchern und Zeitungen von denen hingestellt wurde, deren Wunsch er durch die Abgabe seines unwahren Ehrenwortes nachgekommen war. Das war die Tragik im Schicksal eines jungen Monarchen, der über ein Jahr länger, als Czernins Denkschrift prophezeit, mit seinem Bundesgenossen durchhielt.

Doch man begnügte sich nicht, den unglücklichen Kaiser als wort- und eidbrüchig herunterzureißen, sondern man stempelte ihn auch zum Verräter, weil er, der sein Reich vor dem Zusammenbruch sah, sich in letzter Stunde von Deutschland lossagte, um sein eigenes Reich und seine Dynastie zu retten. Darauf ist zu bemerken: war Karl nicht österreichischer Kaiser? Als solcher hatte er doch das Recht und die Pflicht, in erster Linie für den Bestand seines Reiches zu sorgen. Bismarck selbst erklärt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, daß ein Bündnis in dem Augenblick gelöst werden müsse, wo es für das eigene Reich zur Gefahr des Untergangs werde. Was Bismarck für sich in Anspruch nimmt, das ist aber auch für Kaiser Karl recht und billig. Am allerwenigsten hätten die Groß- und Alldeutschen mit ihrem General Alfred Krauß ein Recht, den Kaiser zu verdammen, selbst wenn er wirklich den Bundesgenossen verraten hätte. Denn dieser ehemalige K. und K. General vertritt ja die Anschauung, daß die Sittlichkeit des Staatsmannes nicht die eines Spießbürgers sein dürfe, sondern lediglich der Wucht seiner Pflicht und seiner Verantwortung entsprechen müsse. Die Moral dürfte ein Herrscher nicht zum Zweck persönlicher und kleinlicher Rücksichten und sei es nur durch eine Notlüge (zielt auf Kaiser Karl!) brechen, oder wenn man glaube, durch kleinliche diplomatische Formalitäten eine schiefe Politik (?) ehrlich zu machen. Es ist klar, Krauß will hier den Machiavellismus rechtfertigen, die Politik des sacro egoismo; nur darf diese Maxime nicht dem Kaiser Karl zugute kommen. Was der tat, das war unter allen Umständen erbärmlich, mochte auch die ganze Wucht der Pflicht gegen sein Reich und die Verantwortung auf ihm lasten. Kaiser Karl wird übrigens kaum daran denken, für sich eine besondere Moral in Anspruch zu nehmen. Er hatte alles getan, was er versuchen konnte, um die deutsche Oberste Heeresleitung rechtzeitig zur Einleitung von Friedensverhandlungen zu veranlassen und hat somit Politik auf weite Sicht getrieben. Karolyis Verrat allein zwang dann den Kaiser zum Angebot des Sonderfriedens, und zwar ohne die Vorteile, die er ein Jahr zuvor hätte erlangen können. Er wollte jetzt nur Thron und Reich retten, das zu zerfallen drohte.

War das vielleicht kein berechtigtes Interesse? Hundert Jahre zuvor hatte ein Hohenzoller ohne jede Gefahr für sein Reich den Kaiser im Krieg gegen Frankreich sitzen lassen durch

den verräterischen Sonderfrieden von Basel, nur damit er sich an der dritten Teilung Polens mit freier Hand beteiligen konnte. Ebenso genügt es zu erinnern an Bismarcks Politik der Aufhetzung Italiens gegen Oesterreich, das auf seine Veranlassung vom Deutschen Bunde 1859 schnöde im Stich gelassen wurde, an den Bruderkrieg von 1866 und Bismarcks hinterlistige Begünstigung der Revolution in Ungarn, an die Aufwiegelung der Tschechen, die Politik in Rumänien, dessen Anschluß an Oesterreich Bismarck hintertrieb, seine Großziehung Italiens, seinen Wortbruch gegen Napoleon III., der schließlich mit der „kleinlichen diplomatischen Formalität" (Um mit General Krauß zu reden!) der Emser Depesche den Krieg von 1870/71 und somit indirekt die Revanche herbeiführte. Es hat sich gerächt in Polen, Schlesien, Italien, Tschechien, Ungarn, Rumänien und Frankreich. Aber das braucht ein alldeutsch-nationales Blatt nicht zu wissen, das hohenzollersche Kamele verschluckt und habsburgische Mücken seiht.

Im Grunde ist es nur die Abneigung gegen den katholischen König, wie ja auch die Abneigung gegen Erzberger nicht nur auf dessen politische Fehler, sondern auf seinen „Ultramontanismus" zurückzuführen war. Die Kreise um Helfferich sollten mit derartigen Angriffen überhaupt vorsichtiger sein. Vor einigen Wochen machte eine Nachricht die Runde durch die Zentrumspresse, wonach 1916 der damalige Staatssekretär Dr. Helfferich einen Sonderfrieden Deutschlands mit Rußland auf Kosten Oesterreichs in Galizien verfocht. Man hat nichts davon gehört, daß Dr. Helfferich, der sonst so klagfertige, auch nur eine Berichtigung eingesandt hätte.

Jetzt nach dem tragischen Ausgang in Ungarn entblödet sich die „nationalgesinnte" Presse bei uns nicht, das Einschreiten der Entente gegen den „Knaben Karl" mit Befriedigung und höchster Genugtuung zu begrüßen. Auch diesmal verfielen manche Zentrumsblätter in den Fehler, König Karls Vorgehen ohne weiteres zu verurteilen, während sie in Wirklichkeit das Verhalten des Reichsverwesers Horthy verurteilen mußten. Horthy hatte schon zu Ostern den rechtmäßigen König an der Uebernahme der Regierung verhindert. Er ist anscheinend mehr geneigt, die Rolle eines Cromwell oder Bonaparte anstatt der eines Monk zu spielen. Ob er einen anderen Kandidaten begünstigt, der mit ihm nach Pressemeldungen in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten beabsichtigt (Erzherzog Albrecht), oder ob er selbst nach der Krone strebt, das ist zur Stunde noch ungeklärt. Horthy kann sich nur auf das Heer stützen — das er geschaffen hat und das daher ihm anhängt —, und auf die aus Kalvinisten bestehende Partei der „Kleinen Landwirte", welche die freie Königswahl anstreben und Feinde der Habsburger sind. Durch Flugschriften wurde ungestört von der Regierung eine antihabsburgische Propaganda getrieben, die davon ausgeht, daß die Habsburger stets Unterdrücker der Magyaren und ihrer Freiheit gewesen seien. Dieses Argument zieht natürlich bei den Kalvinisten, deren politische Helden die Aufrührer des 17. Jahrhunderts Tökölh und Rakoczy sind, die im Bunde mit den Türken das Haus Habsburg aus Ungarn vertreiben wollten. Und ein Bethlen-Gabor von Siebenbürgen bekriegte im 30jähr. Krieg schon eine solche Politik. Daß Habsburg Ungarn aus den Händen der Türken befreit, d. h. vor dem kulturellen Untergang bewahrt hat, wird natürlich totgeschwiegen. Man sollte meinen, der 65 Prozent starke katholische Volksteil Ungarns und seine Führer sollten ihre Propaganda auf diese Tatsachen aufbauen.

Doch nun die Frage: Hatte König Karl Recht, diesen neuen Versuch zu wagen? Er störte den Frieden, heißt es. Selbst dann hätte er das Recht gehabt, weil es — so sagt Dr. Eberle im „Neuen Reich" — wichtiger ist, daß das Recht auferstehe, als daß die Revolution oder fremder Despotismus in Frieden bleibe. Karl hatte zweifellos das Recht, mit Gewalt den fremden Usurpator zu bekämpfen; das kann in Cathreins Ausführungen über Legitimität und Restauration (Staatslexikon der Görresgesellschaft III[1] S. 1015, IV[1] Seite 902) nachgelesen werden. Ob es opportun war, den Staatsstreich zu wagen, das kann man ohne genauere Kenntnis der Vorgänge hinter den Kulissen nicht sagen. Wenn es feststand, daß Horthy nicht zu gewinnen war, so konnte der König nicht anders verfahren. Der letzte Beschluß des Kabinetts Bethlen vor dem Staatsstreich hätte allerdings den Anschein erweckt, als sollten zwar die legitimen Rechte des Königs gewahrt werden, dieser selbst aber vorerst die Regierung nicht ausüben, weil das Ausland dies verwehre und die Gefahr außenpolitischer Verwickelungen drohe. Inwieweit der Kabinettsbeschluß wirklich ernst gemeint war, steht angesichts der geduldeten antihabsburgischen Propaganda dahin. Ob die ausländischen Verwickelungen bei raschem Erfolg des Königs in der Tat eingetreten wären — steht noch mehr dahin. Die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß General Franchet d'Esperey, der angeblich König Karl zu seinem Vorgehen ermutigt haben soll, von seiner Logenregierung dazu benutzt wurde, den König zu verlocken, sich unmöglich zu machen und der Entente eine Handhabe zu geben, sich des gefährlichsten und aussichtsreichsten Aspiranten auf die Restauration des christlichen Königtums zu entledigen, z. B. durch Verbannung auf eine Insel im Meere. Immerhin stehen dieser Annahme verschiedene triftige Gründe entgegen. Zum mindesten mußte sie damit rechnen, daß der verratene König seinerseits reden würde. Daß König Karl einen Revers unterzeichnen mußte, worin er sich zu einer „deutschfeindlichen" (sic) Politik verpflichtete — so meldete eine Innsbrucker Korrespondenz —, ist eine so durchsichtige Tendenzlüge, daß man sich nur wundern muß, wie ernste Zeitungen auf dieselbe hereinfallen konnten. Die Politik König Karls sollte natürlich unabhängig von der deutschen und Gegnerin einer Vereinigung Deutschösterreichs und der Alpenländer mit Deutschland sein. Das kann man aber niemals als deutschfeindlich bezeichnen, denn der Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich wäre heute für beide Teile kein Vorteil, sondern ein Schaden. Aber die deutschnationale Presse hat die Tendenz — und darin ist sie einig mit der demokratischen und sozialistischen Presse —, den König Karl zu einem Verräter am Deutschtum zu stempeln um jeden Preis. König Karl und seine Gemahlin Zita haben jedenfalls einen kühnen Wagemut gezeigt, der in der Geschichte fortleben wird, es liegt ein romantischer Zug in diesem Flug durch die Lüfte nach Oedenburg. Die Schweiz hat sich allerdings darob entrüstet. Sie beschuldigt den König des Wortbruchs, weil er im Mai versprochen habe, eine beabsichtigte Ausreise drei Tage zuvor anzuzeigen, womit sie natürlich unmöglich gemacht werden sollte. Wenn die Schweizer Regierung dem Kaiser und König ihrerseits versprach, das Geheimnis der beabsichtigten Ausreise zu bewahren und ihr kein Hindernis zu bereiten, so war Karl IV. an sein Versprechen gebunden. Diese Voraussetzung wird aber für die Schweiz nicht zutreffen. Zudem bewilligte sie doch dem König im September d. Js. die Exterritorialität! Damit war doch König Karl in politischer Hinsicht sein freier eigener Herr und nicht mehr gebunden an politische Sonderauflagen, die ihm zu seiner Beengung gemacht waren. Bismarck wäre, so wenig wie Friedrich der Große, nie über solche Zwirnsfäden gestolpert, die zudem hier gar nicht vorhanden waren. Wären sie aber da, so müßte ja die kühne „Skrupellosigkeit" Karls geradezu das Entzücken des Generals Krauß hervorrufen, der ja für Fürsten und Staatsmänner eine andere als die spießbürgerliche Moral verlangt.

Nun auch ein Wort zur Kritiklosigkeit der Presse. Sie brachte — und zwar ohne Kommentar auch die katholische — eine Nachricht „Selbstmordabsichten König Karls", weil dieser sich geäußert haben soll, „er möchte ein Mißlingen seines Staatsstreichs nicht überleben". Mußte denn der König, dessen tiefe Religiosität notorisch ist, dabei an Selbstmord denken, falls er überhaupt diese Äußerung getan hat? Er konnte doch ebensogut an den Tod im Gefecht denken oder an seine Erschießung durch die gereizte und wütende Soldateska? König Karl, der das Duell in der K. u. K. Armee abschaffte, — es war eine seiner ersten Regierungstaten — als Selbstmörder! — Der König weigert sich mit Recht standhaft, seine Abdankung zu unterzeichnen; wie 1918 in Österreich, wo er lieber seine sämtlichen Privatgüter preisgab. Er kämpft als einziger Monarch für die Idee und denkt nicht an die Rettung seines Besitzes! Wird er verbannt, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß seine Rolle in der Geschichte ausgespielt ist. Er ist kein Manuel II.

Die katholische Presse möge aus den Ereignissen in Ungarn lernen, daß man auch in einer republikanischen Zeit gegenüber einem Monarchen gerecht sein sollte, dessen ganzes Bestreben seit seinem Regierungsantritt es war, einen erträglichen Frieden herbeizuführen und seine Politik im Sinne praktischen Christentums zu führen.

Nachwort der Schriftleitung. Wir haben es für gerecht gehalten, einem Verteidiger des unglücklichen Königs Karl das Wort zu lassen, wiewohl unser Standpunkt in vielfacher Hinsicht anders ist. Besonders können wir nicht einstimmen in die Vorwürfe gegen Horthy, der nach besten Informationen nicht nach der Krone strebt und nur den Eid hält, den er bei Antritt der Reichsverwesung geleistet hat. Ferner haben wir in den katholischen Zeitungen, die uns zugänglich waren, im allgemeinen ein gerechtes Urteil und viel Teilnahme für das Schicksal Karls IV. festgestellt.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wir eilen dem Abgrund zu! Ein tiefer Pessimismus senkt sich mit dem trüben November über Deutschland. Es ist nicht mehr die Angst der Revolutionsjahre, in der noch so viel Hoffnung war, weil wir noch viel zu verlieren hatten. Wie reich waren wir damals trotz allem Bolschewismus mit unserer Papiermark von 30—10 Pfennig Wert! Wie viele Möglichkeiten barg die ungelöste Frage der Wiedergutmachung, das oberschlesische Problem, die Entwaffnung! Heute stehen hier nur Wirklichkeiten, harte, glatte Stufen nach unten. Die Mark ist auf zwei Pfennige gesunken, die Teuerung schwillt, durch Angstkäufe noch emporgetrieben, von Tag zu Tag. Oesterreichische Zustände nennt man es offen. Mit ihnen wächst eine österreichische Stimmung, aber ohne die versöhnende österreichische Anmut. Gleichgültig und nachgiebig werden die Menschen; es fällt einem schwer, an Teuerungsunruhen zu glauben. Es ist, als verblute still, aber unheimlich schnell Deutschlands Lebenssaft, als stürbe sein organisches Leben ab, während aus der Verwesung die Schmarotzerpflanzen einer trügerischen Hochkonjunktur wuchern. Unorganische Ueppigkeit neben Zersetzung und Elend in der Wirtschaft, unorganische Schmarotzerei und planloses Treiben in der Politik. Was für ein Schauspiel bot wieder die Regierungsbildung im Reich! Und jetzt hinkt das neue Kabinett weiter bis zum nächsten Vertrauensbeschluß. Dem Charakter einer persönlichen Regierung hätten große, weitgesteckte Ziele entsprochen. Aber Dr. Wirth war unmöglich in der Lage, solche zu weisen. Weiter erfüllen, neue Steuern ersinnen, warten auf die Vernunft beim Gegner, die durch Schaden klug wird. Die Opposition tut unrecht, die Schuld an dem allen auf Dr. Wirth und seine Regierung oder auf seine Partei zu schieben. Wir befinden uns auf der schiefen Ebene seit Versailles. Seit uns damals der Zwiespalt im Inneren und der Mangel eines Führers zum Widerstand jenes lügenhafte Schuldbekenntnis unterzeichnen ließ, ist unsere Kraft gebrochen. Fälle wie Spa, Paris, Oberschlesien können tatsächlich nur nach dem kleineren Uebel beurteilt und erledigt werden. Desgleichen kann unsere Innenpolitik nur die Behandlung eines todkranken Körpers sein. Wie soll man anders die Finanzpläne betrachten, die der neue Finanzminister Hermes im Reichstag aufrollte? Die neuen Steuern bringen den Haushalt nicht ins Gleichgewicht. Das Reich hat für 1921 einen Anleihebedarf von 110 Milliarden, für 1922 im Haushalt des Friedensvertrages allein einen Fehlbetrag von 60,9 Milliarden, der beim Einsatz des heutigen Dollarkurses auf 126,9 Milliarden steigt. Da die Entwertung unseres Geldes unberechenbar ist wie Aprilwetter und die Börse meist das Gegenteil tut von dem, was man erwartet, so dürfen wir die verwegene Hoffnung hegen, daß wir nächstes Jahr vor glänzenden Reichsfinanzen stehen. Verschwenden wir also ruhig weiter, bewilligen wir neue Milliarden aus dem unerschöpflichen Nichts, bis uns die Entente den oft schon angedrohten Sparkommissar schickt, der uns gründlich die westeuropäische Ansicht beibringt, daß der Staat nur für die notwendigsten Schutzaufgaben Geld haben darf und keine Wohltätigkeits- oder gar Versorgungsanstalt ist.

Läßt sich der Sturz in den Abgrund noch aufhalten? Solange wir nicht unten liegen, müssen wir uns gegen das Abgleiten stemmen. Solange ein Kranker nicht tot ist, müssen die letzten Mittel versucht werden. Gelingt es, Deutschland politisch und wirtschaftlich nur noch ein Jahr am Leben zu erhalten, so können in der Welt Machtverschiebungen eintreten, die uns wider alles Erwarten aus dem Elend heraushelfen. Am 12. November tritt die große Konferenz in Washington zusammen. Briand ist bereits unterwegs, Lloyd George muß der irischen Wirren halber in London bleiben und schickt Balfour, der sich in Genf nicht sehr geschickt erwiesen hat. In Washington werden Knoten gelöst, aber vielleicht auch Knoten geschürzt für die Weltgeschicke der nächsten Zeit. Bei uns ahnt man kaum, wie mannigfaltig und schwierig die Probleme sind, dort in der Neuen Welt um den Stillen Ozean. Wie einst im Haag soll das Zauberwort Abrüstung die schweren Kriegswolken bannen. Wird es diesmal wirksamer sein? Neben der öffentlichen arbeitet die geheime und auch schon die schwarze Diplomatie: Gerade jetzt vor der Konferenz ist der japanische Ministerpräsident Hara ermordet worden, ein Hauptvertreter der Rüstungs- und Bündnispolitik. Es gibt eine Richtung in England, die den gelben Verbündeten los werden und lieber mit den Yankees eine angelsächsische Weltgemeinschaft gründen möchte. Anders kann England seine Kronherrschaften auch kaum halten. Dieser Richtung hat Lord Northcliffe auffällig starke Worte geliehen, gerade als er auf seiner Weltreise die Philippinen berührte. Der politische Mord in Tokio ein paar Wochen später ist da wirklich — ein unglücklicher Zufall. Doch wir wissen zu wenig vom fernen Osten, um ein sicheres Urteil zu fällen.

Laßt uns in Deutschland nicht überschwenglich hoffen, aber wenigstens harren und aushalten für die Möglichkeiten naher Zukunft. Das nächste Mittel zu innerer Festigung ist die große Koalition, der Block von Stresemann bis Scheidemann. Sie muß im Reich mit allen Kräften angestrebt werden und es ist freudig zu begrüßen, daß vor allem das Zentrum durch Stegerwald und neulich wieder durch Marx sich dafür einsetzte. Nun hat wenigstens in Preußen ein Regierungswechsel die große Koalition heraufgeführt. Es war nicht schön, wie die Demokraten plötzlich ihre Minister zurückzogen und dadurch den Rücktritt des ganzen Kabinetts Stegerwald veranlaßten. Aber angesichts des Ausgangs soll ihnen verziehen sein.

Die Sozialdemokraten waren unter keinen Umständen zu bewegen, den vom Zentrum vorgeschlagenen Stegerwald wieder als Ministerpräsidenten anzunehmen. So verstand man sich zur Wahl des Sozialdemokraten Braun, der 197 von 338 Stimmen erhielt. Ein Schönheitsfehler des Kabinetts wäre auch Severing als Minister des Innern. Dagegen werden Kultus (Boelitz) und Finanzen (v. Richter) jedenfalls von der Deutschen Volkspartei besetzt. Das Zentrum behält Justiz (am Zehnhoff) und Wohlfahrt, wofür Stegerwald genannt wurde.

Bei der trüben und verworrenen Lage unseres Vaterlandes und Mitteleuropas darf man die Möglichkeiten monarchischer Rückbildung nicht übersehen. Die vertriebenen deutschen Fürsten sind erhaben über den Verdacht, eine politische Konjunktur eigennützig auszubeuten. Aber gerade die besten unter ihnen glauben, in würdiger Wahrung ihrer Rechte auch eine deutsche Pflicht zu erfüllen. In diesem Sinne verdient eine Kundgebung Rupprechts von Bayern beachtet zu werden, die er am Tag der Beisetzung König Ludwigs III. und der Königin Maria Therese ausgehen ließ:

„Aus allen Teilen Bayerns und von vielen auswärts lebenden treuen Bayern sind mir in außerordentlich großer Zahl warm empfundene Kundgebungen der Teilnahme zum Hinscheiden meines nun in Gott ruhenden lieben Herrn Vaters zugegangen. Diese Kundgebungen haben heute einen ergreifenden Höhepunkt erreicht anläßlich der Beisetzungsfeier meiner in den letzten drei traurigen Jahren heimgegangenen Eltern. Sie sind ein rührender Beweis, daß Treue kein leerer Wahn ist und daß die innigen Beziehungen, die seit dreiviertel Jahrtausenden das bayerische Volk mit dem aus ihm hervorgegangenen Geschlechte der Wittelsbacher verbinden, sich nicht durch einen Federstrich lösen lassen. Ich werde diese Zeichen der Treue nicht vergessen.

Mein höchstseliger Herr Vater hat den Kelch des Leidens bis zur Neige geleert. Nicht nur sah er sein auf das Beste des Landes gerichtetes Lebenswerk zerstört; er mußte zu seinem Schmerze nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches auch noch die in einem Augenblick der Unordnung und Verwirrung erfolgte Preisgabe von wesentlichen, für das Bestehen des bayerischen Staates unentbehrlichen Rechten erleben.

Eingetreten in die Rechte meines Herrn Vaters und im treuen Bekenntnis zu meiner bayerischen und deutschen Heimat bin ich verpflichtet, dies festzustellen. Das schulde ich der Ueberlieferung meines Hauses, der Geschichte und der Zukunft. Die in den letzten Tagen mir zum Ausdruck gebrachten Gefühle berechtigen zu der Hoffnung, daß das bayerische Volk, seinem gesunden Sinn entsprechend, aus seiner jetzigen Bedrängnis sich mit Gottes Hilfe wieder emporringen wird. Rupprecht."

Auch Ungarn kommt mit seiner Königsfrage nicht so leicht zur Ruhe, wie die große und die kleine Entente wünscht. Unter ihrem Zwang hat die Regierung ein Entthronungsgesetz eingebracht. Es erklärt, daß die Herrscherrechte Karls IV. aufgehört haben, die pragmatische Sanktion erloschen und das Recht der freien Königswahl an die Nation zurückgefallen ist. Dabei läßt es geschickt alle Möglichkeiten offen, einen Habsburger, ja den nun einmal gekrönten Karl IV. selbst, zum König zu wählen. Schon dieser Entwurf erregte in der Nationalversammlung heftigen Widerspruch, wurde aber nach Auszug Apponyis und seiner Anhänger einstimmig angenommen. Zum Zeichen des Protestes gegen die Gewalt, die Ungarn mit diesem erzwungenen Gesetz angetan wird, trat die Regierung Bethlen zurück. Es kann schon jetzt als sicher gelten, daß ein neuer fremder König im Land weder anerkannt werden, noch sich dauernd halten würde.

Der III. Parteitag der italienischen Volkspartei in Venedig.

Kritisch beleuchtet von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

In einem Abstande von acht Tagen hielten die beiden einzigen Parteien Italiens, die sich auf wirklich vorhandene, organisierte Massen zu stützen in der Lage sind, Sozialisten und Volkspartei, ihre Parteitage ab. Zeitlich steht der der Sozialisten voran, und da insbesondere die Frage der Zusammenarbeit mit anderen Parteien, die z. B. stark im Vordergrunde steht, nicht einseitig lösbar ist, wollen wir auch der Stellungnahme der sozialistischen Tagung zu ihr kurz unser Augenmerk schenken. Sieger ist auf ihr auch diesmal noch der fruchtlose, leere revolutionäre Doktrinarismus geblieben, der sich zum internationalen Maximalismus bekennt, die Moskauer Diktatur verwirft, den Moskauer Vertretern auf dem Parteitag Hausrecht einräumt, nur in eigener, alle anderen Parteien ausschließender Regie die Macht im Staate zu übernehmen bereit ist (woran aber kein Mensch im Ernste glaubt) und die Minderheitsgruppe jener, die ernstlich für ein Zusammenarbeiten mit nichtsozialistischen Parteien sind, als ebenso vollwertige Genossen anerkennt. Zum erstenmal seit langem finden wir auch aus Führermund (Modigliani) ein von starkem Beifalle unterstrichenes Bekenntnis zum Antiklerikalismus als Wirkung des politischen Aufstieges der durch die Volkspartei vertretenen gläubigen Katholiken. Vielleicht haben wir dann sogar die Plattform des „Collaborationismus“ der gesamten Linken vor uns. Für den Parteitag von Venedig war dadurch jedenfalls die politische Lage vereinfacht und stark geklärt.

Das äußere Bild des Kongresses der Volkspartei legte durch die Beteiligung von über 1500 Vertretern aus dem ganzen Lande, fast sämtlicher Kammerabgeordneter und der drei Parteiminister, Zeugnis für einen lebensfrischen, gesunden Parteiorganismus ab. Auch die grundsätzliche Einstellung aller Redner wies eine solche Einheitlichkeit auf, daß die Meinungsverschiedenheiten sich nur in mäßigen Grenzen bewegten und Ansätze zu Spaltung oder Absplitterung sich nirgends zeigten. Die Partei hat gegenüber Neapel, ihrem letzten Kongresse, an Geschlossenheit erheblich zugenommen. Es hatte sich eben durch die um die Jahreswende in der Presse ausgetragene Gewissenserforschung ein Ventil aufgetan, auch wirkte die zunehmende Gegnerschaft des um seine Personalien stark fürchtenden Liberalismus, der im Beamtentum seine Hauptstütze besitzt, einigkeitsfördernd. Uebedies hat die Partei, dem Beschlusse von Neapel gehorchend, sich inzwischen aktiv an der Regierung beteiligt, sie bewegte sich politisch also in scharf begrenzten Bahnen, sah sich gezwungen, lästigen, beengenden Wirklichkeiten Rechnung zu tragen, was sie vor den Gefahren einer utopistischen Mentalität bewahrte. Somit erklärte sich der Gegensatz: in Neapel stürmische Leidenschaft, hier nüchterne Ueberlegung und Erörterung der politischen Wirklichkeiten; dort mit Mühe verhinderter Ausschluß des Parteiführers Meda, hier derselbe Meda gefeiert wie kaum der vergötterte Don Sturzo selbst.

Schauplatz des Kongresses: das Teatro Rossini; den Vorsitz führt der Abg. Bertini. Don Sturzos Ueberblick über die Tätigkeit der Partei seit Neapel vermochte zwar ein erfreuliches Bild vom Leben und Wachstum der Partei, nicht aber von politischen Erfolgen zu bieten, denn keine einzige der Forderungen, die als Bedingungen für den Eintritt in die Regierung gestellt waren, ist durchgesetzt. Die Ursachen sind die sich wiederholenden Kabinettskrisen, vordringliche wirtschaftliche und außenpolitische Probleme, die rasche Lösung heischten, sowie das Versagen der sog. Rechtsparteien, loser Gruppen ohne organischen Zusammenhang, auf die kein Verlaß ist. Der Parteitag verschloß sich diesen Gründen nicht, erteilte Generalabsolution und erneuerte die Bekundung des Vertrauens, womit für die weiteren Verhandlungen die Wege geebnet waren. Das Programm wies folgende Punkte auf: Gemeindeautonomie, Dezentralisierung der Verwaltung, Unterrichtsfreiheit, Verwaltung der Kirchengüter und Wiederaufbau der Volkswirtschaft. Daneben nimmt die Frage der Zusammenarbeit mit anderen Parteien breiten Raum ein. Sonderausschüsse arbeiteten Entschließungen betreffend der Verwaltung der einverleibten Gebiete, Verwertung der Wasserkräfte und Stellungnahme zum Völkerbunde aus.

Die Angelegenheiten administrativer und wirtschaftlicher Natur, die mit gleicher Anteilnahme, Hingabe und Breite wie die kulturpolitischen erörtert wurden, berühren unser Interesse wenig; dieses wird sich vor allem dem zuwenden, was auf internationalem Gebiete, also im Verhältnisse zu uns oder in seiner Wirkung uns gegenüber, Folgen zu zeitigen geeignet ist. Hat doch die gerade von der Volkspartei ergriffene Initiative zur Herstellung einer christlich-politischen Internationale, sowie die Studienfahrt nach Deutschland zwecks Anknüpfung persönlicher Beziehungen unter uns vielfach begreifliche Hoffnungen erweckt. Wir verhehlen uns nicht, daß die Volkspartei mit 100 unter 600 Abgeordneten, mit 3 unter 12 Ministern nicht die Politik ihres Landes beherrschen und bestimmen kann; sie bedarf daher einer Linie, auf der sie sich mit anderen Parteien zusammenarbeitet. „Ohne irgendwelche Vorurteile“ zieht sie dafür folgende Grenzen: Freiheit und Achtung vor dem christlichen Gewissen (Schule und Familie), Wiederaufbau der Volkswirtschaft jenseits jedweder plutokratischen Demagogie, Anerkennung und Gleichstellung der von der Partei gestützten Arbeiterorganisationen mit allen anderen Organisationen ohne Vorrechte für die sozialistischen, Wiederherstellung und Wiederbelebung der Staatsautorität, endlich eine Außenpolitik, geeignet (in der Wahrung und Entwicklung der sittlichen und kommerziellen Kräfte des Landes und im Schutze unserer Auswanderung) internationale, vom Geiste der Gerechtigkeit und Solidarität gegenüber allen Nationen getragene Beziehungen herzustellen. Die sehr ausgiebige Wechselrede berührte ausschließlich die Möglichkeiten eines Zusammengehens mit dieser oder jener Partei, mit oder gegen Bonomi, aber kein Redner ging auf die letzten der Bedingungen, die außenpolitischen, irgendwie ein. Lediglich Don Sturzos Bericht enthielt eine kurze Andeutung bezüglich der einzuschlagenden Mittelmeerpolitik. Hingegen betritt die Völkerbundsentschließung dieses Gebiet, indem sie anerkennt, daß der Völkerbund „gegenwärtig das geeignetste Mittel zur friedlichen Ordnung der internationalen Beziehungen und zu einem besseren politischen Einvernehmen unter den Völkern ist“. Sie stellt fest, daß die Teilnahmelosigkeit und Gleichgültigkeit der italienischen öffentlichen Meinung bzw. des V.-B. von der mangelnden Propaganda und dem Verhalten der verschiedenen Ministerien abhängt, die bisher noch nicht mit den entsprechenden Männern und Mitteln an der Entwicklung des internationalen Organismus sich beteiligt haben. Sie erachtet, daß der V.-B. ein geeignetes Feld ist zur Entwicklung der Punkte des Parteiprogrammes 1. durch Bildung eines christlichen und demokratischen Gewissens als Grundlage der Völkersolidarität, 2. durch Beseitigung von Keimen für neue Kriege, 3. zur Geltendmachung Italiens im Auslande, 4. zur Betonung der Rechte und Interessen der schwächeren und stärker mitgenommenen Nationen unter den Auspizien Italiens. Der Parteitag verhält die Organe der Partei zu umfassendster Propaganda für die exakte Bewertung des V.-B., sowie dazu, im Einvernehmen mit den volksparteilichen Parlamentariern der anderen Staaten die zweckmäßige Initiative zu ergreifen, insbesondere a) den Abgeordneten der verbündeten Staaten einen repräsentativeren Charakter zu verleihen, b) die Elektivgrundlage des V.-B. zu verbreitern, c) die Bildung des V.-B. durch den Beitritt der Vereinigten Staaten und die Zulassung der bisher ausgeschlossenen Länder zu erweitern, d) ihm zu freierer und rascherer Betätigung zu verhelfen.

In der Debatte sagte Don Sturzo u. a.: „Unsere Partei ist nach Abschluß des Vertrages von Versailles offen für seine Revision eingetreten. Der Antrag wurde dem Parlament vorgelegt. Hier handelt es sich nicht um Deutschfreundlichkeit, sondern um den Geist der Solidarität unter den Menschen. Unsere Parlamentarier bekennen sich zu einer Politik der Verbrüderung unter den Völkern. In Italien haben Parteien und Klassen den Fehler, sich für internationale Fragen wenig zu interessieren; wir führen Kräfte aus, aber keinen Einfluß. Wir pflichten heute dem Völkerbunde nicht bei, sondern nehmen nur Notiz von seinem Dasein .... wir machen uns den im Völkerbunde herrschenden Geist nicht zu eigen (!), wo zwar Italien einen Sitz, aber keine Stimme hat . . .“

Es mag auffallen, daß die sog. weiße Internationale auf dem Parteitage keinen Raum einnahm, daß sie im Programm fehlt; es geschah dies angeblich, weil der Gedanke „noch nicht genügend ausgearbeitet“ sei, doch werde im Februar oder März eine Zusammenkunft zwecks Konstituierung stattfinden.

Ob der Parteitag tatsächlich Interesselosigkeit für Fragen der auswärtigen Politik bewies, erscheint angesichts der überaus warmen Aufnahme des Begrüßungstelegrammes der Deutschen

Zentrumspartei (Rufe: Nieder mit der italienischen und französischen Freimaurerei!) nicht so ganz ausgemacht zu sein. Eher scheint, daß die tonangebenden Männer es vermieden, einer praktischen Behandlung solcher Fragen näherzutreten. Die Begründung des Zweckes der „Internationale Popolare" enthält eine Klausel, auf die ich schon einmal an anderer Stelle hinwies und die meines Erachtens alle Hoffnungen auf einen wirklich praktischen Zweck über den Haufen wirft, nämlich die „Wahrung der nationalen Interessen". Vaussard schreibt soeben in seinem ausgezeichneten Buche L'Intelligence catholique dans l'Italie du XX. siècle „... der größte Teil unter ihnen (nämlich den leitenden Männern) und vornehmlich die leitenden Organe der Volkspartei bringen ihre Grundsätze in internationalen Angelegenheiten nur dann zur Anwendung, wenn das wirkliche oder vermeintliche Interesse Italiens nicht in Frage steht. Vaussard trifft den Nagel auf den Kopf, so sehr auch Pier Misciatelli im „Corriere d'Italia" den Vorwurf dadurch abzuwehren sucht, daß er den französischen Katholiken den gleichen Vorwurf zurückgibt. Immer und immer wieder stand das „nationale Interesse" dem im Wege, daß sich die schönen programmatischen Grundsätze international zur Geltung brachten. Man bekennt sich zum Selbstbestimmungsrecht der Völker als einer Forderung christlicher Gerechtigkeit und stimmte der Vergewaltigung Südtirols und Istriens „im nationalen Interesse" zu. Man wettert grundsätzlich gegen den Gewalt- und Diktatfrieden, und die Partei ratifiziert in der Kammer glatt und widerspruchslos alle Diktatfriedensschlüsse. Nebenbei bemerkt, trifft es nicht ganz zu, daß die Volkspartei in der Kammer einen Antrag auf Revision des Versailler Friedens stellte; sie faßte lediglich eine die Revision befürwortende Entschließung und leitete diese zur Kenntnisnahme an die Kammer; ein Antrag, hinter dem die ganze Volkspartei gestanden hätte, würde eine absolute Mehrheit gefunden haben. — In Neapel verfocht man leidenschaftlich und unter Berufung auf das christliche Gewissen die Heiligkeit des Eigentums gegenüber den Bestrebungen auf Aufteilung unbebauten Grundbesitzes, und noch vor 14 Tagen bekämpfte Meda, der in Venedig Gefeierte, im „Corriere d'Italia" aufs heftigste die angebliche Absicht der Regierung, den Deutschen zu gestatten, ihr weggenommenes Eigentum zurückzukaufen. Nicht genug damit, daß er für Versteigerung des deutschen Besitzes an Italiener zugunsten des Fiskus eintritt, fordert er auch noch die Wegnahme des deutschen Privateigentums in Südtirol! Ausgerechnet einer der führenden Männer der Volkspartei muß diese gehässige und zweifellos unchristliche Forderung vertreten! Man besubelt die Begrüßungsdepesche der Zentrumspartei und erklärt den Völkerbund in dem Augenblicke als Werkzeug christlicher Völkerverständigung, da die italienische Regierung einstimmig, also auch mit den Stimmen der volksparteilichen Minister, das Genfer Diktat gutheißt! Ja, ja, das italienische Sprichwort Dal dire al fare c'è un mare gilt auch von der Italienischen Volkspartei und wir besitzen noch kein Beispiel für das Gegenteil. Eine Partei will nicht nach ihrem Programme, nicht nach ihren Beschlüssen, sondern nach ihren Taten beurteilt sein. Wie weit liegt heute der Parteitag von Bologna, der erste der Partei, hinter uns! Da waren noch Stimmen für einen christlichen Radikalismus laut und jener Tag war ein erhebendes religiöses Erlebnis ersten Ranges. Seitdem sind jene Stimmen verklungen und die christliche Seele hat sich mehr und mehr politisiert. „Es fehlt der Partei an christlichem Leben, an geistlichem Inhalte", schrieb Dr. Ulisse Pucci im Februarhefte von „Vita e Pensiero". „Die Schuld ... trifft die heutige Gesellschaft, welche durch die sittliche Entartung, das Erzeugnis fünfzigjähriger Herrschaft des Laienstaates, dieses überlebten Staates, dem Volke alle moralischen Zügel und Hilfsmittel weggenommen hat. Man möge doch endlich den Mut haben, mit den eingelebten heuchlerischen Zugeständnissen Schluß zu machen."

Und aus diesem Grunde und aus dieser Erkenntnis heraus verließen P. Gemelli und Don Olgiati, in Bologna noch führende Geister eines wahrhaft christlichen Kurses innerhalb der Partei, die politische Arena und gründeten zu Mailand die Herz-Jesu-Universität. Auf sie setzen sie, auf sie setzen auch wir katholische Deutsche größere Hoffnungen für eine christliche Völkerversöhnung als auf die Italienische Volkspartei. Immerhin, unsere Sympathien wollen wir ihr, soweit sie es uns ermöglicht, nicht entziehen.

Der Triumphzug eines toten Königspaares.

Von Präfekt Martin Mayr, München.

Eine Herbstnacht rieselt seinen Regen vom 4. auf den 5. Nov. über München nieder. Vor den Toren der Ludwigskirche halten vom Hauptbahnhof her um 3/4 2 Uhr zwei Leichenwagen. Aus dem ersten Totengefährt heben zwölf starke Arme unter dem Ehrendienst von Generälen, Stabsoffizieren und Unteroffizieren der Reichswehr den Sarg König Ludwigs III., dann vom anderen Vierspänner die Leiche der Königin Marie Therese von Bayern. Windlichter der Vorreiter, Kerzen der Hoflakaien, nächtliche Kommandos, Trommelwirbel, Pferdescharren, Regen und Tränen! Dicht hinter den Toten schließen sich die Portale. Vorn am Altar werden sie in einem Garten von Grün und Lichtern gebettet. Eine zitternde Hand legt firnenweiße Chrysanthemen aufs schwere Bahrtuch. Hinter den Blumen schimmert's von den zwei Kronen von Königsweh und gebrochenen Herzen. Von der Stirnwand predigt Kornelius' „Jüngstes Gericht" in die seltsame Nacht hinein. Die beiden königlichen Schweiger brauchen kein Wort nicht zu fürchten. Zu den Seiten der zwei Katafalke senken Offiziere und Georgiritter in marmorhafter Unbeweglichkeit die Degen. Der Kondukt von St. Ludwig und das Leichengefolge verläßt die Kirche wieder und außer den Nonnen und Mönchen in dunkelfaltigen Kukullen, die im Chorgestühle beten, sowie einem Kunstmaler im schattigen Mittelschiff mit Palette und Leinwand ist niemand mehr hier als das überwältigende Schweigen. Es kommt aus den nächtigen Hallen und beugt sich wie ein kühlendes Wunder über die zwei verstürmten Dulder und Sieger.

Endlich daheim! Endlich wieder beisammen. Nichts konnte beide im Leben trennen, auch jene andere Novembernacht nicht, wo sie im Schein der Revolutionsbrände vor genau drei Jahren dieses München verließen; auch der Tod nicht, der in Wildenwart ans Lager der Königin rauschte. In goldener Kapsel trug Ludwig III. das Herz seiner königlichen Gattin bei sich auf einer Wallfahrt nach Altötting, wo er es nach altem Wittelsbacher Brauch vors lichtgeschwärzte Gnadenbild der Bayernschutzfrau legte. Des Königs Tod in Sarvar hat beide für eine Ewigkeit zusammengeschweißt. Sie könnten sich die Hände reichen, so nahe stehen die Särge jetzt nebeneinander.

Ihre letzte gemeinsame Fahrt von Wildenwart her, wo die Königsleiche nach der Ueberführung aus dem ungarischen Sarvar ruhte, war ein erschütterndes Schauspiel. Das Volk kam aus Dörfern, Schulen und Hütten und Wäldern und von den Aeckern her. Am Bahndamm standen Kinder, Frauen, Bauern, Klosterleute, Lehrer, Geistliche. Sie schwiegen, winkten, beteten und weinten. Es war wie ein Ausschnitt aus einem Defreggerbild. Das Volk will seinen toten König sehen. Drum griff es an allen größeren Stationen dem Leichenzuge in die Speichen und warf Blumen und letzte heiße Blicke auf die Bahren.

Und doch war dies alles nur ein Prolog zu noch viel Größerem, zum Triumphzug in der Hauptstadt. Von der Ludwigskirche bis zum Dom bewegte sich in weitem Umweg eine Unabsehbarkeit von fabelhafter Pracht und namenloser schweigender Weihe. Bei 40 000 Menschen aller Stände gingen mit den Königsleichen. Schulkinder, Mittelschüler, Bauern, Oberländer, Bergwerker, Arbeiter, Eisenbahner, Handwerker, männliche und weibliche Vereine, Hochschulstudenten in voller Wichs, Offiziere, Generäle, Professoren, Prälaten, Aebte, Bischöfe ... und zwischen drin führen sie ihre toten gekrönten Helden mit auf sechsspännigen Galawagen zum Trommelwirbel und Stechschritt der Truppen im Stahlhelm. Shakespearegröße und -Tragik liegt auf den Kronen und Särgen, und in den Särgen die Scherben eines Volksglücks ...! Der Zug vom Königsplatz zum Obelisk war eine überwältigende Erhabenheit. Die Flore wühlen die Seelen auf, auf Feuerständern und in Becken lodern Rauch und Brände zum schweren Himmel. Dann kommt ein wilder Westwind, die Fahnen rauschen und flattern es voraus: Still, euer König kommt! Der Sturm bläst in die Opferflammen auf den Zinnen der Propyläen, deren Säulen wie eine Kohorte griechischer Hopliten Wache stehen. Qualm und Brände wallen bis über die Friese herunter.

Und dieser Strom düsteren Wehes, heißen Dankes und schwerer Pracht wogt zum Dom. Nur Abordnungen der einzelnen Gruppen finden Platz. Eine Heldensymphonie von Stimmung, Lichtern und Farben malt sich auf den schwarzdrapierten Grund des gewaltigen gotischen Raumes. Die 700 Kränze, die blumen-

umwucherten Säulen, das Flimmern unzählbarer Lichter, der klingende Brokat des Cherubini-Requiems, die tapfere und erschütternde Leichenrede des Kardinals und Erzbischofs von Faulhaber machen den alten ragenden Dom selbst zu einem Hohenpriester, der assistiert von 15 Infulen, vom Purpur des Kardinals, des Nuntius und vom Violett der Kapitulare und Prälaten, vom Glitzern der Generalsuniformen, von Fürstlichkeiten und auswärtigen gekrönten Häuptern die zwei Särge zur letzten Ruhe in die Königsgruft unter dem Hochaltare geleitet.

Der Münchener Königstag vom 5. November steht himmelhoch über Aufmachung und Szenerie. Das was kein Theater, keine Parade von Eitelkeit und Neugier. Es war die Offenbarung der echten bayerischen Seele. Diese sah sich zum erstenmal nach langen Zeiten wieder und kannte sich selbst kaum mehr. So haben fremde, östliche Vergewaltiger in den drei Jahren sie entstellt! Wie nach einem bösen Traum atmete sie erlösungshoffend auf. Die Königsidee da drinnen ist unsterblich! In dem dreiviertel Jahrtausend der Wittelsbacher hat sie sich zu tiefst ins Herz verwurzelt. Man kann das Volk erschlagen, seine Königsliebe aber nicht. Wie die Särge kamen und wie es von den Kreuzen und Kronen rief: Mein Volk! und wie selbst die Steine der Wittelsbacher-Monumente, -Straßen und -Bauten und Herrlichkeiten zu reden anfingen, da wurden alte, von 60 und 70 Jahren verstäubte Wimpern schwer. Das war die Reue. Der Tod, der gestern im Trimphzug mitschritt, war nicht der Schillersche Vermittler, „der Zornesflammen auszulöschen und Haß zu versöhnen“ hatte, sondern der Bußprediger, der tausend Hände erschütterte, daß sie sich vors Gesicht preßten oder zum mea culpa an die Brust klopften. Es handelte sich nicht um Propaganda, sondern um etwas viel Höheres, um Sühne und um ergreifendes Heimweh. Darum hat das bayerische Volk sich seine Königin und seinen König als Tote noch geholt und sie zu Füßen der unbestechlichen und unwandelbaren Haubentürme im steinernen Schoße des Domes zu Unserer Lieben Frau in München warm gebettet.

In dem unvergeßlichen Augenblick, wo Stahlhelme die zwei Särge in die Gruft hineintrugen, kam uns Ludwig III. vor wie König Lear. Nicht bloß deswegen, weil ihm wie diesem britannischen König über dem Undank einiger seiner Kinder das Herz gebrochen ist; sondern weil auch ihm eine Tochter treu geblieben ist und zwar die edelste: das Volk. Wir Hunderttausende, die heute mit ihm gegangen sind, auf ihn an den Straßen gewartet oder in der Ferne an ihn gedacht und für ihn gebetet haben. Allen galt sein letztes Wort vor der Gruft aus dem Sarge heraus:

... Auf solche Opfer, Kind
Streu'n selbst die Götter Weihrauch. — Hab ich dich?
Wer uns will trennen, bringe Brand vom Himmel ...
... Trockne deine Tränen! (König Lear V. 3).

Regennacht.

Regentropfen fallen schwer,
Prasselnd bald, bald weich und leise;
Hoch am Himmel, sternenleer,
Wolken ziehn in alter Weise
Ihre nächtlich stille Reise.

Wachend schau ich in die Nacht.
Denk' ich längst vergang'ner Tage,
Liedernächte, froh durchwacht,
Stunden voll geheimer Klage —
Pocht mein Herz in wildem Schlage.

Sinnet künftigen Zeiten nach —
Ob ersehntes Glück sie bringen?
Regen prasselt auf mein Dach,
Will mein Herz zur Ruhe singen;
Fern die ersten Glocken klingen.

Mahnen weich und leiselind:
„Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Schau zur Höhe, Menschenkind!“
Regentropfen fallen nieder,
Friede schliesst die müden Lider.

Therese Musshoff.

Die Landesversammlung der Bayer. Volkspartei.

Von Dr. Otto Sachse.

Die Arbeitswoche und Landesversammlung der Bayerischen Volkspartei zu Ende Oktober in München hat die Gegner der Partei enttäuscht. Die Kahr-Krise mit ihren Begleit- und Folgeerscheinungen, worunter der Ausschluß und die Fronde des Abg. Zahnbrecher und Aeußerungen der Unzufriedenheit in Franken in entgegengesetzte Richtungen wiesen, schien heftige Kämpfe anzukündigen. Man ist ihnen aber auf die beste Weise entgangen, nämlich indem man allerseits vom Zufälligen und Persönlichen auf das Grundsätzliche ging und klar herausstellte, was das anerkannte Parteiprogramm an Forderungen des Tages enthielt. Auch die Not des engeren und weiteren Vaterlandes — Oberschlesien war das Tagesgespräch — trug dazu bei, die Blicke auf die großen, einigenden Aufgaben zu lenken.

Vor der eigentlichen Landesversammlung mit ihrer politischen Aussprache dienten eine Anzahl Einzelveranstaltungen dem organisatorischen Ausbau der Partei. Es tagten die Frauen, die Jugend, der Wirtschaftsbeirat, der seit langem hochbeachtliche Arbeit leistet, die Vertreter der Parteipresse, die einen Landesverband gründeten, und die Kommunalpolitiker. Die Gesamtorganisation der Partei wurde im Landesausschuß erörtert. Ein begrüßenswerter Fortschritt ist in der Pfalz zu verzeichnen. Der dortige Kreisverband hatte mit Zweidrittelmehrheit beschlossen, sich förmlich der Landespartei der BVP anzuschließen mit dem Zusatz, daß der Abg. Hoffmann-Ludwigshafen für die gegenwärtige Tagung Mitglied der Reichstagsfraktion des Zentrums bleiben darf. Damit ist die Zwischenstellung des Pfälzer Verbandes zwischen Reichszentrum und BVP verlassen.

Der Vorgang in der Pfalz war als Symptom zu werten. Er zeigte, daß in ganz Bayern die Kräfte, welche zu einem festen politischen Zusammenschluß für bayerische und föderalistische Belange drängen, stärker sind als die, welche zum Zentrum und zu dessen neuen Aufgaben im Reich hinstreben. In Bayern und im Reich sind es die Söhne desselben Zentrums, katholische und christliche Politiker mit gleichen Idealen. Aber sie können noch nicht zusammenkommen, weil sie auf verschiedenen politischen Ebenen arbeiten. Im Reich hat das Zentrum durch die neuen Zustände gewonnen. Es hat wesentliche Forderungen seines Programms, z. B. in der Freiheit der Kirche, erst jetzt erreicht. Soll es sich da nicht auf den Boden der Verfassung von Weimar stellen, die natürlich verbessert werden kann? Darf man ihm so leicht vorwerfen, daß es alten Programmpunkten untreu geworden sei? Sein Monarchismus und Föderalismus war kein Schutzbrief des Bismarckschen Reichs, sondern hatte sehr scharfe Spitzen gegen die preußische Vorherrschaft und gegen den Sturz von Königen durch Könige, wie ihn Windthorsts Landesherr in Hannover 1866 durch Wilhelm I. erfuhr. Föderalismus auf Grund des Vorhandenen heißt in Norddeutschland: Das alte Preußen und unduldsame protestantische oder sozialistische Kleinstaaten. Solchen Föderalismus kann die Partei für Wahrheit, Recht und Freiheit nicht befördern. Der wahre Föderalismus für die Reichspolitik keimt im Artikel 18 von Weimar. — Bayern ist ganz anders gestellt. Hier hatte das Zentrum kurz vor 1914 und heut die BVP weniger zu erobern als zu verteidigen. Infolge der Revolution hat Bayern seine Reservatrechte verloren. Sie sanken der Monarchie nach, die sich eigentlich erst seit Hertling und Ludwig III. mit der Staatsidee des Zentrums erfüllte. In Bayern meint der Föderalismus notwendig zunächst den eigenen Staat, darum mußte gerade das bodenständige Zentrum in einen gewissen Gegensatz zur Verfassung von Weimar treten. Die Brücke zwischen BVP und Zentrum wird erst wieder geschlagen sein, wenn man hüben und drüben den Föderalismus als Grundsatz anerkennt, als Maßstab, der an die alten wie an die neuen staatlichen Zustände angelegt werden muß. Die Zukunft gehört dem bundesstaatlichen Gedanken: in Deutschland, in Mitteleuropa, in der Welt. Das Zentrum arbeitet an einem neuen Programm. Will das Zentrum innen und außenpolitisch führen, so muß es den Föderalismus im neuen Programm fest verankern wie einst im alten.

Die eben geschlossene Landesversammlung der BVP hat die innere Kraft und den gesamtdeutschen Einfluß der Partei ohne Zweifel sehr verstärkt, indem sie den grundsätzlichen, aktiven Föderalismus auf den Schild hob. Trotzdem dies schon 1920 im Bamberger Programm geschah, hat das starre System der Regierung Kahr dem bündischen Gedanken wenig Erfolg gebracht.

Die Fühlung mit anderen Mittelstaaten, die Frage der Bayer. Gesandtschaft in Stuttgart ist erst unter Graf Lerchenfeld recht in Fluß gekommen. Sehr sympathisch stellte sich der neue Ministerpräsident den Parteivertretern des Landes vor. Aufgeklärten, positiven Föderalismus will er verbreiten, in der inneren Politik eine mittlere Linie einhalten. Es wäre gewiß nicht gelungen, die Franken von Würzburg und von Nürnberg, wo die „Bayerische Volkszeitung" sehr entschieden für die alte gemeinsame Grundrichtung von Zentrum und BVP eintritt, für einen bloß abwehrenden und widersprechenden bayerischen Föderalismus oder gar Partikularismus einzuspannen. Für den Föderalismus als deutsche Idee waren sie gerne zu haben. Nach dem einschlägigen Vortrag des Abg. Rothmeier wurde mit großer Mehrheit folgende Entschließung angenommen:

Im Sinne einer aktiven föderalistischen Politik sind alle gleichgerichteten Kräfte und Bewegungen im ganzen Reiche zu sammeln zur gemeinsamen Arbeit. Die Partei ist entschlossen, mit den Anhängern eines bundesstaatlichen Aufbaues des Reiches, die eine Wirtschafts- und Kulturpolitik im christlichen Geiste zu betreiben bereit sind, zusammenzugehen. Sie beauftragt die zuständigen Parteiinstanzen, sofort Schritte nach dieser Richtung zu tun. Sie erwartet insbesondere auch von der Reichstagsfraktion, daß sie alles tun wird, die föderalistisch gesinnten Abgeordneten des Deutschen Reichstages, soweit sie landsmännisch-christlichen Grundsätzen folgen, in Form einer Arbeitsgemeinschaft oder sonstigen engen Verbindung zur gemeinsamen Bearbeitung staatspolitischer Fragen zu gewinnen.

Die Landesversammlung stellt fest, daß die Grundsätze des Zentrumsprogramms vom Jahre 1871 in der grundsätzlichen Richtung einer von der Bayer. Volkspartei immer vertretenen christlichen und föderalistischen Staats- und Wirtschaftspolitik liegen.

Die Bayer. Volkspartei beklagt, daß das Zentrum im Deutschen Reichstag nicht mehr die Grundsätze des Zentrumsprogramms vom Jahre 1871 verfolgt; was ihr ein engeres Zusammenarbeiten mit dieser Partei unmöglich macht.

Die Landesversammlung wolle beschließen:

1. Es wird eine Kommission gebildet, welche dem Bamberger föderalistischen Programm der Bayer. Volkspartei unter Verwertung der bei der letzten Landesversammlung gewonnenen politischen Erfahrungen und in der Presseaussprache gegebenen Anregungen bis zur nächsten ordentlichen Landesversammlung eine endgültige Form gibt.

2. Der Arbeitsausschuß der Landesvorstandschaft wird beauftragt, in Fühlungnahme mit den führenden Persönlichkeiten den in ganz Deutschland bestehenden föderalistischen Organisationen noch im Laufe des Winters ein föderalistisches Aktionsprogramm mit den Mindestforderungen für die parlamentarische Tätigkeit des Reichstages in den nächsten Jahren aufzustellen.

3. Der Arbeitsausschuß der Landesvorstandschaft wird beauftragt, nach Erledigung des Antrages 2 noch bis zur nächsten Sitzung des Landesausschusses der Landesvorstandschaft den Wortlaut und die Begründung eines Antrags an den Deutschen Reichstag zu unterbreiten, der grundsätzlich immer wieder im Reichstag eingebracht werden soll zur beständigen Wachhaltung und Betonung des föderalistischen Gedankens vor den Vertretern des gesamten deutschen Volkes.

4. Enthält Einzelheiten für die Kommission in Punkt 1.

Unter den übrigen Beschlüssen, die u. a. eine Beitragserhöhung auf 6 Mk. festsetzten, wurde auch angenommen der im Kreisausschuß München-Stadt geborene Antrag:

Die zuständigen Stellen sind künftig gehalten, jene Parteiangehörigen aus der Partei auszuschließen, welche das föderalistische Programm der Bayer. Volkspartei in Wort und Schrift öffentlich bekämpfen.

Das Ergebnis innerer Einigkeit und Geschlossenheit in dem Programm: christlich, demokratisch, föderalistisch wird nicht zuletzt verdankt dem besonnenen und maßvollen Auftreten der Wortführer in der politischen Aussprache. Geheimrat Dr. Heim führte der Tagung die Not Deutschlands eindringlich vor Augen. Er zeigte sich wieder als Pessimist, und weithin muß man ihm recht geben. Die Frage der Wiederannäherung ans Zentrum soll in der eigenen Partei zurückgestellt werden. „Die Weggemeinschaft mit dem Zentrum wird wieder möglich sein, wenn das Zentrum wieder föderalistisch und gesonnen und willens ist, die Fehler der Weimarer Verfassung soweit als möglich gutzumachen." Im Persönlichen, z. B. über Marx und Wirth, äußerte sich Dr. Heim sehr verbindlich. — Auch der Arbeitervertreter, Landtagsabgeordneter Konrad, betonte die Einigkeit und bekannte, von der Notwendigkeit des Föderalismus seien alle Parteimitglieder überzeugt. Geheimrat Held, der Fraktionsvorsitzende, konnte dies Bekenntnis der Arbeiter nochmals unter großem Beifall feststellen.

Über die Reichs- und Landespolitik, welche die Partei im letzten Jahr befolgt hat, herrschte gleichfalls fast durchweg Einstimmigkeit. Die Berichte von Leicht, M. d. R., für den Reichstag und Stang, M. d. B. L., für den Landtag wurden aufmerksam und beifällig gehört. Die Opposition beim Ultimatum und bei der Politik über Oberschlesien ist natürlich keine Frage des Programms, sondern des politischen Handelns und der Parteidisziplin. Stang unterstrich, wie schon der Ministerpräsident, den Gegensatz zur Sozialdemokratie. Unter keinen Umständen solle sie in die Landtagskoalition aufgenommen werden. Aber auch die Mittelpartei (die Rechte) sei nicht nötig für die Koalition. Der Redner wandte sich hier ausdrücklich gegen die sog. Linkskurs-Aufsätze des Bayr. Kuriers. Er erinnerte an den unechten Föderalismus der Rechten, an die Enthüllungen Dr. Beyerles über die deutschnationalen Unitarier in Weimar und an die tatsächlich schwere Gefahr eines Rechtsputsches beim jüngsten bayerischen Regierungswechsel. Über die Kahrkrise wurde sonst wenig gesprochen. Sie darf als überwunden gelten. Die BVP hat mit ihr die Gefahr unfruchtbarer Opposition im Schlepptau der Rechten überwunden und ist zu werbender Arbeit für ihre hohen Ziele in Bayern und in ganz Deutschland vorangeschritten.

Herbst in Ettal.

Von Otto te Kloot, München.

In der Stadt blicken die Menschen in die Schaufensterscheiben, hier blickt man in den Himmel, dessen verzücktes Blau alle Erdendinge spiegelt. Dieses saphirne Metall, das sich unendlich wölbt, fängt alle Farben und Formen ein und gibt sie, schweigend durchleuchtet und vertieft, zurück.

Der Herbst dieses Jahres ist von einer beängstigenden Schönheit. Wir Besiegten sind mißtrauisch, wir wagen nicht mehr an Glanz und Gepränge zu glauben. Wie, deutsche Lande im Mantel aus Purpur und Gold? Deutsche Lande durchrauscht von Farbendüften, reife Früchte an den Bäumen, die Ernte eingefahren in die Scheunen? Was steht dahinter, welcher Haß wird dadurch geweckt? Dieser Frieden, diese prangende Kraft, diese Schönheit, welches Antlitz werden sie zeigen, wenn die Tafeln sich gewandt, wie werden wir sie zahlen?

Ja, wir werden sie zahlen. Aber nicht mit Gold aus unseren Taschen, sondern mit Gold aus unseren Seelen. Damit werden wir sie zahlen, daß wir in uns hineinsehen, zu erforschen, ob nicht doch ein Leuchten, eine Schönheit, eine Reife in uns verborgen ist. Was sagen wir?

Wär nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken,

sagt Goethe. Das ist wahr, aber es ist nicht alles. Wer Sonne sehen will, muß Sonne glauben, wer Gott empfangen will, muß Gott glauben. Wer Gottes Werk tröstend in sich fühlen will, muß an die Schönheit, die ewige Beständigkeit des Gotteswerkes glauben, muß glauben, daß er ihm verbunden, verwandt bleibt, bis der Tag der großen Prüfung uns zu ewigem Schmerz von ihm scheidet, oder zu ewigem Licht mit ihm vermählt. Wer aber glaubt, den trifft und trägt schon jetzt der Anhauch dieses wundersamen Geschehens, ein Hauch, der sein Auge „sonnenhaft" macht, das heißt, es wie goldener Opferrauch zu Opferrauch, der Ewigkeitssonne zuneigt und daran entzündet.

Wer aber sich Glauben errungen, dem wird auch das Wort inne werden: Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Glauben ist göttlich, wer aber glaubt, der hat Teil an Gottes Angesicht. Und was wir sehen, diese überschwengliche Schönheit, dieses drangvolle, verschwenderische Leuchten, darinnen geht Gott in uns ein, in uns zu wohnen und uns zu sagen, daß alles ist gleich ihm und alles Glaube und alles Spiegelung seines Bildes. Zarteste Verknüpfungen bilden sich, gesättigt vom Hauch des Unvergänglichen, jenes mystische Sichlösen vom Fleisch und Hinüberschweben zu den Regionen, wo alle Form Licht und alles Licht Gottseligkeit ist. Wenn die Seele sich so den Banden entwunden, wenn sie das Gold ihrer Schächte demütig und vertrauend ausschüttet vor Gottes Thron, wer will nicht glauben, daß die Frucht ihrer Kämpfe und Gebete freudig aufgenommen wird, zu tilgen das Zeichen ihrer Schuld ewiglich? Dann können wir zahlen, mit uns, mit unserm Glauben, können zahlen für die Herrlichkeiten, die uns geschenkt, jetzt in dieser vergehenden Zeit, deren Sterben die Knospe zukünftigen Frühlings ist.

Heute morgen, kaum daß der Tag graute, rüstete ich mich zu einer Bergfahrt. Zögernd entwand sich der Tag dem Schlummer, aber ein rosiger Schein, der die Bergspitzen glühen ließ, verkündete die Sonne. Dann ging es an der Flanke des Berges empor, durch das raschelnde Laub, dessen Braun und Purpur gedämpfte Lichter aufwarf. Mählich wuchs zur Seite die grauweiße Gipfelwand; senkrecht, wie von einer Riesenaxt abgespalten, stürzte sie hinab, schwang sich empor. Steiler wurde der Weg, nun noch das letzte Wegestück über bröckelnde Stufen, am Drahtseil empor und der Gipfel des Kofel war erreicht. Neben uns starrte der Mast des mächtigen Kreuzes, das frommtrotzige Hände hier oben errichtet, zum Himmel. Unten das Land, noch immer warm, die Matten grün, Ortschaften lagen hingebreitet, gerade unten am Fuß des Berges Oberammergau. Berg nach Berg baute sich hintereinander, ganz nahe vor dem Blick der Kappenkopf, der Brunnberg, der Pürschling, fernerhin graurötliche nackte Gipfel, gen Osten die unheimliche Steile der Laberwand. Finstere Wäldermassen klommen empor, eine unbeschreibliche Fülle von Farben klang hinauf in das Blau des Himmels. Und um den Stamm des Kreuzes, unfaßlich in ihrer zierlichen Eile, tanzten winzige, silberschimmernde Insekten, die die Wärme der Sonne wie trunken in den Lüften taumeln ließ. Welch ein Akkord, welche Grenzen, welche Summe des Lebens! In den Adern das Rauschen des Bluts, die Seele trank den Gesang der Höhenwelt und ließ ihn durch den Filter ihrer Erlöstheit hinausträufeln in vergeistigte Scheuern. Gott wanderte durch seine Berge, das Herz vernahm seinen Schritt. Nur eine Minute ruhen im Schatten seines Kleides, dann wieder hinab zur Erdenschwelle!

Wie rätselhaft der Geist — als ich das Kloster wieder erreicht, trieb es mich in die Bibliothek. Von der freiflutenden Herbe der Gipfelwelt zur Strenge ihrer gebändigten Seele. Da standen die Regale bis zur Decke des großen Saales, Buch neben Buch. Wie träumend schritt ich an ihnen hin, manchmal trieb es die Hand, sich auszustrecken nach diesem Band oder jenem, und dennoch ließ man ihn an seinem Platz. Die Lettern der Bücher reihen sich in strenger Kette, eine schwarze, unwiderrufliche Schar Kampfeszeichen, die Heiliges, Ewiges gestaltet. Warum bangt mir davor? Ich weiß, mein Glaube hat sich gestärkt, groß und sanft ruht Liebe in mir. Lassen wir der Stunde, was der Stunde gehört, der innere Blick dringt durch den Reigen der winzigen Wesen, die das Kreuz umschweben, und er ist satt und voll der Freude. Nicht Bild auf Bild, Erscheinung auf Erscheinung zu türmen, ist Kraft, sondern jedes zärtlich einzubauen in den Rahmen unserer Seele und ihm das Licht zu schenken, wonach er lechzt. Sei es winzig, sei es übergroß, verrinne es wie ein Tropfen vom Meer, oder bleibe es hart und unbeschrieben wie Bergesfels — es ist von Gott. Diese Stunde, die sich uns erschließt, die nächste, deren Schloß noch nicht geöffnet. Pulsschläge seiner Brust, Schmerzen der Wunden seines Sohnes, Sonne seiner Herrlichkeit. Morgen und Mittag, fülle sie aus, o Mensch, bald ist der Abend da, und legt das Buch deines Lebens in deine Hände. Ich will beten ...

Wenn ich den Blick hinausrichte aus den Fenstern des Klosters, begegnet er wohl Gestalten, die verlangend seine hellen Mauern und blanken Fenster, die trotzige Kuppel seiner Kirche betrachten. Viele tragen schlechtes Kleid, ihr Gesicht ist gefurcht, sie gehen, als sei ein Chaos um sie, das keines Herdes wärmende Flamme einen Ruheplatz ihrem Herzen bietet.

> Es ist kein Haus so sturmgeschützt und friedlich,
> Ein Stuhl steht leer davor —
> Es ist kein Hirt so treu und unermüdlich,
> Der nicht ein Lamm verlor.

Meine Gedanken wandern ihnen nach. Was empfinden sie? Muskeln bewegen ihre Füße, ist kein Hebel, der ihre Seele bewegt? Sie sind wie wir — die gleichen Sehnen und Bänder straffen ihre Körper, das gleiche Blut klopft durch ihr Herz. Aber nicht, daß wir sind, formt uns als Christen, sondern daß wir sein werden. Nicht weil der Herbst uns den Winter, das Enden, die Erstarrung kündet, sondern den Frühling und die Auferstehung, deswegen leuchtet er. Uns leuchtet er, nicht einem, sondern allen. Wer aber, der sehen will und hält die Augen geschlossen, dringt weiter, als sein Fuß ertastet? Wer da sehen will, und vermag nicht zu wählen, keine Farbe, keine Form, nicht Weg, nicht Licht, wie gelangt der ans Ziel? Sehen wollen, heißt alle Kräfte zusammenraffen, es genügt nicht zu verlangen und zu wünschen, nicht, den Blick hinauszulenken zu dem Hause des Friedens. Opfer sind uns auferlegt, Pflichten uns gesetzt. Wer rein an der Tafel der Himmlischen erscheinen will, muß sich waschen und baden, der Weg hat viele Krümmen, aber die Altäre der Auferstehung leuchten von breitem Plan ...

Ich sehe euch nach, ihr, die ihr vorübergeht. Das Licht ist reich, von Mittag zu Abermittag rollt die Sonne. Ich will träumen von euch, will euch einhüllen in die Flamme des Gebets ... Habt ihr nicht Augen, gleich wie ich Augen habe? Ihr werdet sehend werden, gewiß ihr werdet sehen! Großer, purpurner Herbst, den keine Dunkelheit verhängen kann, hilf ihnen, daß sie sehen!

Ein Notruf aus Amerika an deutsche Jünglinge!

Befremdend mag dies klingen, wenn es heißt, Amerika, das reiche Land ist in Not; und noch befremdender, daß man diesen Notschrei ergehen läßt in ein Land, in dem der Krieg nichts übrig ließ als Not und Armut. Nein, es ist nicht Geld, dem diese Bitte gilt. Sie gilt dem Berufe zum Ordensstand. Es ist ein Ruf nach Laienbrüdern. Der amerikanische Jüngling liebt die Freiheit und Unabhängigkeit und das Vergnügen, welches ihm in Hülle und Fülle geboten wird. Gerade dieses ist die Klippe, an welcher so mancher Beruf zerschellt. Die Stimme Gottes, die einladet zum Folgen, wird da überhört, oder wenn sie auch gehört wird, erstickt sie gar bald im Rausche des Vergnügens. Die Folge ist, daß die Kandidaten nur spärlich sich melden und Mangel an Brüdern in fast allen Orden eintritt. Um dieser Not in etwa abzuhelfen, wenden wir uns an die deutsche Jugend, um das zu ersetzen, was der amerikanische Jüngling verschmäht oder besser nicht beachtet.

Das Leben eines Ordensbruders ist ein Leben stiller Zurückgezogenheit, des Gebetes und der Arbeit. Fern von vielen Gefahren und Versuchungen, frei von allen Sorgen und Bekümmernissen um das Irdische und im Besitze aller Mittel und Gnaden zur Tugend und Vollkommenheit kann er in Demut und Geduld seine Seele retten, sich bereit machen für die große Reise in die Ewigkeit.

Im Orden kann er so ganz und gar ein Jünger des Herrn werden, indem er allem vollkommen entsagt. Christus, der Herr ladet alle Menschen ohne Ausnahme zur Vollkommenheit ein: „So kann auch keiner von euch, der nicht allem entsagt, was er besitzt, mein Jünger sein." (Luk. 14. 33.) Weltleute können dies auch tun, indem sie ihren Willen frei machen von jeder Anhänglichkeit ans Irdische. Bei dem Ordensmann dagegen tritt zur innern Entsagung das wirkliche äußere Aufgeben alles Besitzes, ja seiner ganzen Person an Jesus Christus in den Gelübden. Darum kann auch nur die Ordensperson im Gefühle der Dankbarkeit und Demut sprechen: „Was hätte ich dir noch geben können, o Herr, das ich nicht gegeben hätte." Groß ist das Opfer, das die Ordensperson bringt, wenn sie alles opfert: Vaterland, Eltern, Geschwister, Freunde, ja das ganze Ich.

Dies Opfer ist Gott angenehm, ist überaus verdienstlich. Wir ersehen dies aus dem Beispiele des Patriarchen Abraham. Als dieser in Mesopotamien war, erschien ihm der Herr und sprach zu ihm: „Geh' hinweg aus deinem Lande und von deiner Verwandtschaft und komm' in ein Land, das ich dir zeigen werde." Dies Opfer war hart. Aber Abraham gehorchte aufs Wort und war fortan der besondere Liebling Gottes und der Gegenstand seines überschwenglichen Segens. Was aber der große Patriarch tat, das wiederholt eine jede Seele, die sich dem Klosterleben widmet. Auch sie wird von Jesus gerufen und aufgefordert, Heim und Verwandtschaft zu verlassen, und dorthin zu gehen, wohin er sie führt. Das treue Ausführen dieses Geheißes wird ohne Zweifel reichlich belohnt, wenn auch nicht so sichtbar in diesem Leben, ganz gewiß aber im anderen, im Himmel.

Vielleicht hast auch du, mein lieber Freund, Gottes Ruf zur Nachfolge vernommen und bist bereit, diesem Rufe zu folgen. Vielleicht hast du noch nie über deinen zukünftigen Beruf nachgedacht und es möchte sein, daß der liebe Gott in diesen Zeilen dir einen Fingerzeig gibt bezüglich seiner Absichten mit dir. Also denke ein wenig ernstlich nach und mache deine Entscheidung im Gebete, nachdem du folgendes in Erwägung gezogen hast: Meine Eltern: Sind sie meiner bedürftig oder werden sie ohne mich fertig? Wie steht es mit meiner Gesundheit? Bin ich stark genug, um die Strenge des Ordenslebens zu tragen? Bin ich zur Arbeit geschickt? Habe ich das rechte Alter? (16 und nicht über 35 Jahre). Bin ich bereit, den Willen Gottes im Ordensstand zu vollbringen? Wenn dies nun der Fall ist, dann hast du Gelegenheit, dem lieben Gott zu dienen als demütiger Kapuzinerbruder in Amerika. Zögere nicht, wenn du den Beruf fühlst. Schwierigkeiten, welche sich vor dir auftürmen werden, können gelöst werden. Wie dies geschehen kann, kannst du erfahren, wenn du um Auskunft schreibst an den Hochwürdigsten Pater Provincial, O. M. Cap., 1740 Mt. Elliott Ave., Detroit, Mich. U.-S. of America.

Auch Männern, welche das 35ste Lebensjahr überschritten haben und von guten Sitten, gesund und bereit sind zur Arbeit im Kloster, ist Gelegenheit gegeben, als Brüder des Dritten Ordens den Rest ihres Lebens im Kloster Gott zu schenken. Diese Brüder des Dritten Ordens haben keine Gelübde zu machen, — steht ihnen aber frei zeitliche oder

ewige zu machen. Diese Brüder befolgen die Regel des Dritten Ordens, wie sie Weltleuten gegeben ist.

Nun, mein lieber Freund, wenn du aufrichtig Gott suchest, wirst du ihn im Orden finden, und dem lieben Gott den Beweis liefern, daß du ihn über alles liebest. Es ist leicht zu sagen: „O Gott ich liebe dich über alles." Aber so leicht es ist, dies zu sagen, so schwer ist es auch dies auszuführen. Die Ordensperson nun läßt ihr Liebesbekenntnis nicht auf Worten beruhen, sondern sie drückt es aus durch ihr ganzes Benehmen. Alles hat sie geopfert und sich selbst des Liebsten und Teuersten entäußert. Gott nun ist ihr Lohn und der Besitz Gottes macht sie überaus glücklich. Schau um dich in der Welt. Du siehst die Menschen nach Glück haschen und es suchen im Vergnügen und den Freuden der Welt. Sie wähnen glücklich zu sein ohne Gott, schmeicheln sich sogar, ohne Gott fertig zu werden. Aber finden sie das gesuchte Glück? Nichts von all dem. Sie verschmähen Gott, darum das allseitige Elend und Unglück und Unzufriedenheit unter den Menschen. Wie anders bei der Ordensperson. Gott allein ist ihr vollkommen genug. Sie will nichts mehr. Sie empfindet die Wahrheit der Worte des Psalmisten „Verkostet und sehet; denn der Herr ist süß!" (Ps. 33, 9) Was habe ich im Himmel, und was begehre ich auf Erden außer Dir! (Ps. 72, 25). Mir aber ist Gott anhangen, gut; auf Gott den Herrn meine Hoffnung setzen, gut. (28) . . .

Die 2. Tagung für christliche Kunst.

Von Dr. O. Doering.

Die von Köln ausgehende neue Bewegung zur Förderung der christlichen Kunst zeigt ihren Eifer zum Ausbreiten ihrer modern gerichteten Anschauungen auch in aufklärenden und werbenden Jahresversammlungen. 1920 hat eine solche in Würzburg stattgefunden. Man wollte damals mit der Wahl jenes Ortes wohl der Anerkennung dafür Ausdruck geben, daß der Süden unseres Vaterlandes die eigentliche Geburts- und seit Jahrzehnten die wichtigste Pflegestätte der christlichen Kunst unserer Zeit gewesen ist. Diesmal war Köln Versammlungsort. Die Urheber der Tagung befanden sich also auf heimatlicher Scholle, im Kreise ihrer Freunde, die denn auch in großen Mengen herbeigeströmt waren. So erhielt die Versammlung ein erheblich anderes Aussehen als die dünner besuchte des vorigen Jahres. 1922 hofft man sich in Breslau wieder zu sehen.

Wir wollen an dieser Stelle nur der Freude Ausdruck geben, daß die Teilnahme für die christliche Kunst, und daß das Streben, sie vorwärts zu bringen und wieder zu einem schönen, für das Seelenleben Unzähliger heilbringenden Eigentum der Menschheit zu machen, sich in offenbarem Aufschwunge befindet. Jegliches Bemühen nach dieser Richtung kann nur von Herzen begrüßt werden. Auch darf man dem frischen Draufgängertum, das dieser Sache sich in Nordwestdeutschland angenommen hat, gern reichen Erfolg wünschen. Er wird ja nicht für Personen, sondern für die große heilige Sache gesucht. Freilich, ob er auf dem bisher eingeschlagenen Wege voll erreicht werden kann, auf diesem Wege, der über steile, gefährliche, ungewisse Kletterpfade allermodernster Kunst führt, das ist eine Frage, die nur von der Zukunft und von dem gesunden Empfinden des Volkes beantwortet werden kann. Zwei der zu Köln im Rahmen der eigentlichen Sitzungen gehaltenen Vorträge dienten mehr praktischen Erörterungen, zwei führten ins Reich der künstlerischen Idee. Professor Dr. Hupperz, Düsseldorf, sprach über „Religiöse Hauskunst". Dringende Aufgabe ist es, den in vielen Wohnungen, zumal denen der wohlhabenden und gebildeten Kreise, herrschenden Mangel an Werken vorbildlicher christlicher Kunst schwinden zu lassen. Was vorhanden, sind zumeist minderwertige Erzeugnisse industrieller Massenproduktion, nicht aus frommem Sinn, sondern aus geschäftlicher Berechnung entstanden. Die Zeitungen zeigen den Kitsch an; das Publikum, dem es an Kunsturteil fehlt, nimmt die unkünstlerischen und geschmacklosen Waren gern, weil sie billig sind, lehnt bessere wegen höheren Preises ab, ohne sich der Unwürdigkeit bewußt zu werden, die in dem Feilschen um Gegenstände der Religion liegt. Auch in der gegenständlichen Auswahl gehen die meisten Käufer ohne rechte Ueberlegung vor. Es ist klar, daß in ein christliches Haus vor allem ein Bild des Gekreuzigten gehört. Das ist wichtiger als jede andere Heilandsdarstellung. Das zweite Notwendige ist ein Bild der Muttergottes, der ewigen Fürbitterin. Daran erst mögen sich dann Heiligenbilder reihen. Im ganzen ist der Grundsatz festzuhalten: non multa sed multum. Weniges genügt, aber um innerliche Wirkung auszuüben, muß es wahren künstlerischen Wert besitzen. Allermeist wird man, weil Originale unerschwinglich sind, bei Nachbildungen bleiben müssen. Sie werden heute so vollkommen hergestellt, daß gegen sie kein Bedenken vorliegen kann. Die Hebung der christlichen Hauskunst kann nur allmählich geschehen unter Beihilfe aller, die dazu berufen sind, insbesondere auch der Presse. Dem Vorschlage des Redners, es möge bei der nächsten Tagung eine Ausstellung zum Vergleiche von guten und schlechten Devotionalien veranstaltet werden, wurde zugestimmt. Ebenso einem bei der Besprechung des Berichtes geäußerten Vorschlage des P. Lebers, O. F. M., Essen, man solle, um gute christliche Kunst (zumal Plastik, die beim Volke weit beliebter ist als Malerei und Graphik) auch in die Wohnungen Verständnisarmer zu bringen, seine Zuflucht dazu nehmen, dergleichen in den Vereinen verlosen zu lassen. — Erwähnt sei an zweiter Stelle ein Vortrag des Architekten K. B. Witte, Dresden, über das Thema „Der Pfarrer als kirchlicher Denkmalpfleger". Er gab im wesentlichen einen Ueberblick über die neuere Entwicklung der Denkmalpflege und deren Beziehungen zur kirchlichen Praxis, über die kirchliche Gesetzgebung bis zum Corpus juris canonici, sprach von den in manchen Gegenden (Bayern, Oesterreich) eingeführten, aufklärend wirkenden Denkmalpflegekursen, den Diözesanmuseen und verschiedenen anderen, ohne aber auf den eigentlichen Gegenstand seines Themas genauer einzugehen. Prof. Dr. Sauer, Freiburg i. B., benutzte die Gelegenheit, um das Bedauern über die Teilnahmlosigkeit auszusprechen, mit der die Geistlichkeit den Bestrebungen der Denkmalpflege gegenüberstehe; bei der jetzigen Denkmalpflegetagung in Münster habe sich dies in dem starken Fehlen geistlicher Besucher besonders deutlich gezeigt. Was auf den Denkmalpflegetagungen, und so auch diesmal wieder in Münster vorgebracht wurde, ist in der Tat von größter Wichtigkeit. Es handelt sich nicht nur um technische Dinge, oder gar nur um Theorien, sondern um Dinge, die mit dem Geiste und der Praxis der Seelsorge aufs engste verknüpft sind.

Schon in Würzburg wurde der Plan gefaßt, dem Thema „Die Kirche und die moderne Kunst" eine eingehende Betrachtung zu widmen. Mit Recht. Treten doch die Bestrebungen zu der neuen Kunstrichtung mit solcher Energie auf, daß auch die Kirche nicht umhin kann, zu ihnen Stellung zu nehmen. Um keine Einseitigkeit aufkommen zu lassen, waren ein weltlicher und ein geistlicher Redner bestellt worden. Der erstere war der Kölner Museumsdirektor Dr. Witte. Temperamentvoll in dichterisch schwungvoller Rede nahm er sich der modernsten Kunst an. Er betonte, daß die katholische Kirchenlehre, mit der die Kunst, wofern sie sich selbst nicht aufgeben wolle, innigsten Zusammenhang bewahren müsse, zwar unverrückbar feststehe. Aber das Angesicht des kirchlichen Lebens habe sich verändert, sich zu allen Zeiten je nach den Verhältnissen eingestellt. Nach solcher Art wolle das katholische Geistesleben auch heute ausgestaltet werden. Das sei möglich. In bezug auf die Kunst fühlen wir uns unendlich reich. Der Katholizismus brauche eine Gemeinschaftskunst; er könne nicht mit erborgten historischen Formen auskommen. Die richtige Form zu finden, müsse dem Künstler überlassen bleiben. Ihm gegenüber ziemt sich für den Beschauer Objektivität, und der gute Wille, sich in den Geist des Künstlers hineinzuleben. Ist dieser dogmatisch richtig orientiert, so reicht es aus. Die Naturform ist nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, am wenigsten in der christlichen Kunst. Wir wollen die neuen Triebe nicht ersticken, sondern als Frühlingsboten begrüßen. Wir müssen das Werden fordern. Nicht auf das Mittel kommt es an, sondern auf den Willen. Die katholische Kirche mit ihrer innerlichen Art darf nicht auf die äußerliche Schönheit sehen. Aber Klassizismus ist abzulehnen. Die Kunst soll Ausdruckskunst sein. Nur verständlich muß der Künstler für das Volk bleiben. Er darf Freiheit nicht mit Willkür verwechseln, muß, weil die Kunst sozial ist, sich an gesunde, vernünftige Anschauungen halten. Dafür aber auch fort mit allem literarischen Wesen, mit allem Einreden der Kunstkritik. Warme Herzen brauchen wir, die der Kunst sich neigen. Sie ist vom Geiste Gottes, darum muß der Streit um die Formen verstummen. — So weit Witte. Es zu erörtern, ist hier nicht Raum genug. Man vergleiche die Leistungen modernster Art mit den vorgetragenen Theorien und beobachte selbst, wie weit sie diesen Recht geben. — Als zweiter Berichterstatter zu dem gleichen Thema sprach in konservativerem Sinne P. Remigius Boving, O. F. M., Bonn. Er betonte, daß die Kirche keinen Subjektivismus kennt. Sie verlangt künstlerischen Wert, der auch durch die Form begründet ist. Wir sollen nur das Triebleben eindämmen, nicht gegen die Natur im allgemeinen Feindschaft haben, denn alles Erschaffene ist Gottes Zeichen. Die Welt der Dogmatik ist auch die Welt der Schönheit. Wir können eine kirchliche Idealkunst haben; ihre Zukunft hängt von der Seelenverfassung des christlichen Künstlers ab, aus dem Geiste wird sie geboren. — Die Besprechung der Vorträge gab der Befriedigung darüber Ausdruck, daß die beiderseitigen Anschauungen einmal ausgesprochen seien.

Es wäre für den allgemeinen Teil der Betrachtungen diesmal nicht eben viel gewonnen gewesen, hätte nicht ein gedankentiefer, aufs feinste abgeklärter Vortrag des H. H. Abtes von Maria Laach Dr. Ildefons Herwegen über „Die Innenwelt des christlichen Künstlers" für alles entschädigt. Auch er stellte sich — wer möchte widersprechen? — auf den Standpunkt, daß das innere Erleben das Wesen des Kunstwerkes ausmache, vor allem natürlich in der christlichen Kunst. Solle diese ihrem Sinn und Zweck wahrhaft gerecht werden, so müsse sie, wie sie es von Anfang aller christlichen Zeit her war, demütig, gläubig, heilig sein, nicht Illustrationen, sondern Ideenbilder schaffen. So sehen wir es an der Kunst der Nazarener, der Beuroner. Der rechte katholische Geist müsse durch Künstlerseelsorge gepflegt werden. Die Liturgie sei der unversiegliche Quell auch reinster und reichster künstlerischer Anregung. Nur befreit von Subjektivismus, nur wenn alles sub specie aeternitatis angeschaut werde, könne die christliche Kunst eine Gemeinschaftskunst werden, und nur so ein neuer Stil sich entwickeln, in dessen Sprache die christliche Kunst sich als Ueberwinderin des modernen Pessimismus, als Botin des Glückes, als Verkünderin einer höheren Welt erweist. — Wir haben diesen Vortrag an letzter Stelle erwähnt. Es ist zu bedauern, daß er nicht auch bei der Tagung den Schluß bildete. — Sie hätte alsdann recht harmonisch ausklingen können.

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Von M. Rast.

I.

Herder & Co., Freiburg i. Br.: Wie in Vorjahren, diene hier als erster Hinweis ein Rückblick auf Ludwig Frh. v. Pastors neuesten (diesmal den 8.) Band der „Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters": „Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration. Pius V. (1566—1572)." Pr. geb. 44 *M.* — Das bedeutende, seinen Vorgängern sich durchaus würdig anreihende Werk hat in der „A. R." bereits eingehende Wertung gefunden. — Hartmann Grisar, S. J., der Verfasser einer berühmten dreibändigen Luther-Biographie, begann, veranlaßt durch Vorgänge der letzten Luther-Säkularfeiern, sein obengenanntes gewaltiges Werk auf dem Wege zeitgemäß und gemeinverständlich aufhellender Monographienhefte unter der Gesamtaufschrift „Luther-Studien" ergänzend zu erweitern. Adressat der Gesamtdarstellung ist der Leser beider Konfessionen. Zweck der Darstellung ist die Lösung der hochwichtigen Frage nach dem Berechtigtsein der geistigen Führung Luthers „im Labyrinth der Zweifel über Ursprung und Einheit der Kirche im ganzen". Art der Darstellung ist so sehr quellengefestigte, ruhige Sachlichkeit, daß das „Evangelische Kirchenblatt für Schlesien" gleich zur Eröffnungsschrift unter „angelegentlicher Empfehlung" bemerken konnte: „Sie ist mit großem Fleiß und charakteristischem Urteil geschrieben als ‚freundliches Bedenken' und für die evangelischen Leser in mannigfacher Hinsicht von großem lehrreichem Wert." — Das 1. Heft nennt sich „Luther zu Worms und die jüngsten drei Jahrhundertfeste der Reformation." Von Hartmann Grisar, S. J. Gr. 8°. VIII u. 90 S. Pr. 14 *M.* — Mit zwingender Ueberlegenheit stellt der Verfasser die in diesen letzten Jahren protestantischerseits oft unter zweifelhafter Polemik stark beleuchteten großen Marksteine der Geschichte Luthers ins Licht der kritisch unerschütterlichen historischen Wahrheit, von der Verbrennung des Kirchenrechtes und der päpstlichen Bulle zu Wittenberg durch den Reformator an bis zu dessen tatsächlichem Verhalten vor und auf dem Wormser Reichstag. Kernpunkt dieses Verhaltens war Luthers Ablehnung der Autorität der katholischen Kirche für immer als der Kirche des Antichrists mit ihren tyrannischen Gesetzen, vor allem dem Gesetze ihrer Lehre. Und sein Berechtigungsausweis? Siehe seine interessante Unterredung mit dem katholischen Theologen Cochläus in den Wormser Tagen: „Est mihi revelatum" (Es ist mir offenbart) — Unter den neun Kapiteln der Schrift, darunter das hochinteressante sechste: „Lutherfabeln vom Wormser Reichstag" mit deren gründlicher Widerlegung bedeuten in einer Hauptbeziehung die beiden letzten des Heftes Krönung: VIII. „Innere Charakterzüge der Feiern. Selbstzeichnung des modernen Protestantismus"; IX. „Die Jahrhundertfeste der Reformation, eine Schaustellung des Abfalles von Luther." Als endgültige Schlußziehung ergibt sich in der Tat: den wirklichen „Reformator," wenigstens den theologischen mit seinen Sonderlehren (Rechtfertigung, Willensfreiheit, gute Werke), hat der „moderne" Protestantismus — freilich unter Uebernahme eines immerwährenden Erbstückes: Luthers Verleugnung der Kirche — preisgegeben; was er „feierte", war in erster Linie der „nationale" Luther. — Die „Luther-Studien" 2. Heft. überschreibt sich: „Luthers Kampfbilder." Von Hartmann Grisar, S. J., und Franz Heege, S. J. I. „Passional Christi und Antichristi. Eröffnung des Bilderkampfes 1521." Mit 5 Abbildungen. Gr. 8°, VI u. 90 S. Pr. 14 *M.* (3 Hefte folgen im Zusammenhang). Hier wird, von der strengwissenschaftlichen Forschung der Reformationsgeschichte heute geradezu gefordert, ein das ganze Lutherleben durchziehendes und dementsprechend hochwichtiges, freilich zugleich sehr trübes Thema angeschnitten und endlich einmal in der einzig richtigen Weise durchgeführt: zur Feststellung der historischen Wahrheit auf dem klaren Tiefgrunde des Quellenstudiums, der Sachlichkeit, der umfassenden Gerechtigkeit. Ein Fund für wahre Freunde der Kirchen- und Profangeschichte!

Vom Verfasser der vorjährigen, tiefverinnerlichten „Sonntagslesungen: Die einzige Seele" begrüßen wir warm ein wesensähnliches Buch: „Der Sonntag der Seele. Besinnliche Lesungen." Von Leo Wolpert. 8°, VIII u. 176 S. Pr. geb. 19.50 *M.* — Im Anschlusse an die Sonntagsevangelien zeigt das Werk Mittel und Wege zur Schaffung eines seelischen Sonntagsheims, das schon ein Abglanz des ewigen Sonntags umgoldet. Wer dem Predigtgottesdienste nicht beiwohnen kann oder wer sonst gern eine stille Sonntagsstunde der Betrachtung widmet, findet hier befriedigenden Ersatz, befruchtende Gelegenheit. Mehr noch als im ersten Buche zieht Leo Wolpert feingewählte Beispiele aus dem geschichtlichen Leben der Welt, der Kirche und ihrer Heiligen in seine anmutig kraftvolle Darstellung. Auch dieses Buch wird, wie sein Vorgänger, eine Zukunft haben. — Dr. Alfons Heilmann hat seiner wertvollen und beliebten Sammlung „Wege zum Glück" einen zweiten Band angefügt: Die tiefen und reichen „Sonntagsgedanken zwischen Alltag und Ewigkeit". 8°, VIII u. 200 S., Pr. geb. 15 *M.* Des Buches harrt ein näheres Eingehen unter „Vom Büchertisch". Der erste Band der Reihe: „Stunden der Stille", liegt schon im 17. bis 26. Tausend vor. Preis geb. 14.50 *M.* — Ein schön verinnerlichtes Werk von großer Anziehungskraft ist: „Der selige Weg. Gedanken zu Jesusworten für jeden Tag des Jahres." Von Georg Timpe, P. S. M. 8°, VII u. 348 S. Pr. geb. 20.— *M.* Der den Büchern für Seelenkultur angereihte Band bringt keine Schriftauslegung, sondern die eigenen Gedanken des bewährten Verfassers, dem dieses so recht persönlich geprägte Bekenntniswerk während seines Aufenthaltes unter den Bolschewisten zu Kiew erwuchs. — M. Scharlaus (Magda Albertis) jüngster Roman: „Ueber alles die Liebe" (8°, IV u. 256 S. Pr. geb. 30 *M.*), ist ein erfreuliches Zeugnis für den inzwischen erfolgten Fortschritt der Verfasserin in stilistischer und überhaupt künstlerischer Beziehung. Tatsächlich wird man dies Buch wohl neben dem autobiographischen „Kämpfe" als das bisher beste dieser erkenntnis- und heilsdurstigen, klaräugigtapferen Frau bezeichnen dürfen. Den Stoff entnahm sie wiederum der greifbaren Wirklichkeit. Er spielt sich lebendig ab zwischen Trägern beider Konfessionen. Im Vordergrunde steht ein ursprünglich eitler und durch „vornehme" Frauenverwöhnung stark verweichlichter Stiftsprediger einer kleinen holsteinischen Stadt mit hochangesehenem adeligem Fräuleinstifte, genannt „Kloster". Der noch jugendliche Prediger hat eine liebe, einfache kleine Frau, die er unglücklich macht und ungewollt in den Tod treibt, weil ihm das Hausbrot schlichten Heimglücks nicht mehr mundet neben all dem Zuckerwerk schwärmerischer Vergötterung aus vielen und vor allem aus zwei bestimmten weißen Händen. Da er nicht schlecht, sondern nur allzu selbstbewußteindrucksempfänglich ist, geht er dann in sich und bereut heiß. Ihm gegenüber steht ein Prachtmensch und -priester von ebenfalls überzeugender Lebenstreue, ein katholischer Diasporapfarrer „nach dem Herzen Gottes". Für den Schatten in der Zeichnung katholischen Priesterbildes sorgt des Pfarrherrn Kaplan, übereifriger „Stürmer" nach Namen und Wesen, ersichtlich bar der bewußten guten Kinderstube und darum ohne feineren Takt und rechtes Maß, hochmütig starr, aber im Grunde weichherzig. Auch er ringt sich durch Irren und Fehl, Selbsterkenntnis, Reue und Sühne zu segenskräftiger Läuterung empor. Neben dem Pfarrer ragt als am tiefsten geschaut und am anziehendsten herausgebildet die Edelgestalt der Priorin (Vorsteherin des Stiftes) auf. Sie hat in jungen Jahren einen hochsinnigen Katholiken geliebt und sich, infolge inneren konfessionellen Zwiespalts, von ihm gelöst, um dann auf dem weiteren langen Lebenswege mählich zu seiner Heilserkenntnis zu gelangen. Deren Bekenntnis legt sie nun zu weiterer Führung in die Hände des Pfarrers, des Sohnes jenes einst und immer Geliebten. — Viel wäre noch über das eigenartige Buch, das ernsten katholischen und protestantischen Lesern viel geben dürfte, zu sagen — aber der Raum fehlt. Die Charakteristik der Haupt- und Nebenpersonen ist — bis etwa auf eine einzige kleine Unlogik — vorzüglich, die Schilderung desgleichen. Ein goldener Humor, der echt künstlerisch aufs Ganze sieht, mischt sich bis zur Erquickung immer wieder ein, und der Faden der Handlung läuft in anregender Spannung. Ueber dem Ganzen strahlt die milde Sonne der Liebe, der wahrhaftigen Liebe zu Gott und Menschen, zu der Kirche und ihrer heiligsten Berufung, dem Priestertum. Aber auch hier bewahrt das Auge der Verfasserin seine Klarheit; ich verweise auf eine bestimmte Stelle des Einleitungswortes und deren „konzessionslose" Beleuchtung im Buche. — Liebe, und zwar die der menschlich vollendeten, gottinnigen Mütterlichkeit, steht im Brennpunkte eines anderen wertvollen Erzählwerkes. Helene Pagés gelang ein Meisterwurf im dritten ihrer Nanni-Bücher: „Mutter Nanni und ihre Kinder." 8°, IV u. 182 S. (Buchschmuck von Rolf Winkler) Pr. geb. 21.50 *M.* Wer die (auch in der „A. R." warm empfohlenen) beiden ersten las, „Großmutters Jugendland" und „Großmutters Mädchentage", der wird verlangend nach dem nun vorliegenden abschließenden Bande greifen und wird, was fast mehr noch bedeuten dürfte, alle drei als Gesundungsbrunn im weiten Lande epischer Erziehungsliteratur verbreiten helfen. Inhalt des 3. Buches: Mutter Nanni wird vor den Augen des Lesers, was zu werden sie als Kind und als Jungmädchen versprach: ein ganzes Menschenkind und eine ganze Frau und Mutter; durchaus tüchtig, doch immer menschlich und eben deshalb so prachtvoll vorbildlich. Keine Verwässerung, keine Schönfärberei. Und eben wegen dieser sieghaften Lebensechtheit, zugleich auch wegen der dem Stoffe sorgfältigst angepaßten, in ihrer Schlichtheit doppelt reizvollen Sprachgewandung kann man hier von einer Kunst der aus sich selbst heraus unmittelbar wirkenden Darstellung sprechen. Ebenfalls wegen des organischen Aufbaues der Szenenfolge und der vortrefflichen Gruppierung der handelnden Personen. Vielmehr der Persönlichkeiten. Denn just das sind sie alle: Mutter Nanni und ihre Kinder, zu denen auch die Verfasserin zählte, zu ihrem und zu anderer Segen. — Franz Herwig schrieb dankenswerterweise wieder ein volkstümlichvaterländisches Buch von verdienstvoller Schlichtheit, Klarheit und Vertiefung: Das in der Ostmark zwischen dem letzten Friedensschluß und der neuesten polnischen Besitzergreifung spielende „Begräbnis des Hasses". 8°, IV u. 160 S. Pr. geb 15 *M.* Näheres darüber bringt ein bald folgender literarischer Aufsatz: „Nord und Süd". — Ein in mannigfacher Hinsicht reizvolles, obwohl gerade in seiner naiven Selbstverständlichkeit keineswegs sog. literarisches Büchlein ist der für „Naturfreunde", in erster Linie wohl für weiblichjugendliche, bestimmte Skizzenband „Heimat", von Marie Theres Baur. 8°, VIII u. 94 S. Preis geb. 15 *M.* Eine begeisterungsfähige Schwarzwälderin strömt sich, stimmungsvoll und Stimmung weckend, über die „Wunder" ihrer Berge aus. Gewiß ist nicht alles gleichwertig. Aber viel heimelige und heimatliche Köstlichkeit steckt in dem Bändchen, und auch ein gut Stück Poesie. — Just das findet sich gar nicht so selten in der neuen Auf-

machung von Herders Wochenkalender 1922: „Bergquell". Mit 65 Bildern und farbigem Deckblatt von Rudolf Schiestl. Pr. 10 M. Die frühere Reichhaltigkeit nach den denkbar verschiedensten Richtungen deutschen Kulturinteresses ist beibehalten oder gar noch vermehrt. Also ein wahres Weihnachtsgeschenk!

An vermehrten und verbesserten Neuauflagen wurden übermittelt: das früher hier eindringlich anempfohlene, aktuell-wichtige Sammelwerk einschlagender Wirkung auf dem Büchermarkte: „Der Bürger im Volksstaat. Eine Einführung in Staatskunde und Politik." Herausgegeben von Dr. Hermann Sacher. 16.—17. Tausend. 8°, VIII u. 822 S. Pr. geb. 21 M.; das seine Titelfrage entschieden und klar verneinende Werkchen Dr. Karl Schwerings: „Ist Mathematik Hexerei?" 8°, VIII u. 72 S., kart. 12 M.

Vom Büchertisch.

Ritas Briefe von Enrica von Handel-Mazzetti. Letztes Bändchen. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft. Hausens (frühere 50-Pfg.-) Bücherei. — Die ersten drei Bände haben hier Anzeige gefunden. Jetzt sind noch Band 4 und 5, dieser als Schluß, hinzugekommen. So liegt das Ganze als eine jeden Einzelzug der Entwicklung gewissenhaft auswertende psychologische Dichtung vor uns mit dem Sponsa Christi als Leitmotiv, mit der Virgo Martyr als Heldin. Der Stoff wurde zum größten Teile dem Roman „Brüderlein und Schwesterlein" entnommen. Ein kindlich reines, engelhaft holdes junges Mädchen wird nach vollendeter Klostererziehung plötzlich in die Gift- und Sündenatmosphäre des geldaristokratischen elterlichen Hauses versetzt. In Rita aber lebt die stetig wachsende Sehnsucht nach dem Klosterfrieden, nach der Heilandsvereinigung für Zeit und Ewigkeit, und ungeachtet aller Verlockung, aller Versuchung, aller Quälerei, zumal durch die scheußliche Mutter, bewahrt sie ihrem jungfräulichen Ideal heroische Treue bis zum Tode. In Briefen an die echt mütterliche Révérende Mère, Oberin ihres heißgeliebten klösterlichen Erziehungsinstituts, strömt sie die heiligenmäßige, gefolterte Heldenseele aus. Der Vater selbst bringt dann, verzweifelnd reuig, die Nachricht vom erschütternden Ende, bringt zugleich die Lösung — nein, die Beleuchtung eines Problems: „Löwen und Tiger haben Junge. Giftbäume bringen Früchte. Naturgesetz! — Dieser Engel war aus einer Teufelin hervorgegangen, und der Vater war ein steinernes Herz. Das Ganze ein Naturspiel — heilig war nichts als ihre Unschuld, die wir zu Tod gehetzt und zertreten haben!" — Und hier das Befreiende: „Wir wollten sie zwingen, als Sklavin zu leben, aber sie ist als Siegerin gestorben." Dieser glorreich bestandene Kampf wurde geleistet, um „andere kämpfende Seelen zu stärken", um ihnen zu zeigen, „welch wunderbarer Brautschatz, wert, mit Blut erkauft zu werden, die heiligmachende Gnade und die unverletzte Keuschheit sind." — Die Urteile über „Ritas Briefe" gehen auseinander; die günstigen wiegen vor. Um auch dieses Kunstwerk der großen Oesterreicherin wirklich zu verstehen, muß man durch Veranlagung, Schicksalsführung und selbsttätige Ausschöpfung beider die Fähigkeit besitzen, dem Entstehungsgang eines derartigen auserwählten Charakters bis in die letzten Gründe zu folgen, womöglich innerlich nachzuleben. Die rein künstlerische Frage nach einer dennoch vorziehbaren größeren Konzentration, nach einer strafferen mâze im Ausbau, möchte ich für diesen Fall offen lassen.

E. M. Hamann.

Die Bergpredigt Jesu Christi. Was sie dem Manne des 20. Jahrhunderts zu sagen hat. Ein Büchlein zur besinnlichen Lesung von A. Heinen. Volksvereinsverlag G. m. b. H. München-Gladbach (Rheinland) 1921. kl. 8° 217 Seiten. Gbd. M 10.—. — Auf überaus geistvolle und leicht verständliche Art weiß Heinen den ganzen tiefen Gehalt der Bergpredigt auch für die Menschen von heute zu erschließen. Er zeigt meisterhaft, wie gerade in der Bergpredigt die Möglichkeiten zu jeglicher innerer Erneuerung unseres Volkes klar angedeutet sind. Darum ist dieses Buch Heinens von größtem Wert für unser schwerkrankes Volk und man muß ihm die denkbar weiteste Verbreitung in allen Kreisen wünschen. Der ungeheuere Stoff, den die Bergpredigt zur Betrachtung bietet, ist durch die Ausführungen dieses Buches wohl restlos erfaßt und kraftvoll gemeistert. Alles ist tief verinnerlicht, wie es ja dem Geiste der Bergpredigt entspricht und zwanglos, ohne jede krampfartige Anstrengung auf die Jetztzeit bezogen. Das macht Heinens Buch so wertvoll für unsere Zeit. Jeder Abschnitt ist von hohem inhaltlichem, wie auch stilistischem Werte, besonders gilt dies von der Reihe der Abschnitte über das „Vater unser" (Seite 109 bis 145).

Richard Oettl.

Liebe und Ehe im Tierreich. Von Prof. Dr. Bastian Schmid. Geheftet 8 M, gebunden 12 M. Theod. Thomas Verlag, Leipzig. — Das kleine Buch schließt sich den früheren tierpsychologischen Studien des wohlbekannten Verfassers würdig an. Der erste Teil bringt nach einer allgemeinen Einleitung über Fortpflanzung und Organisation einen bei aller Gedrängtheit klaren und übersichtlichen Abriß der Geschlechtsmerkmale und geschlechtlichen Vorgänge von den niedersten bis zu den höchsten Formen, von der ungeschlechtlichen Spaltung und Knospung über Parthenogenese und Generationswechsel zur reingeschlechtlichen Fortpflanzung in all ihren erstaunlich mannigfaltigen Variationen. Gute Abbildungen nach mikroskopischen Präparaten erleichtern das Verständnis, bei denen nur eine regelmäßige Angabe der Vergrößerungsstärke erwünscht gewesen wäre. Der zweite, von Liebe und Geschlechtsleben handelnde Teil, in dem manche die strenge Systematik vermissen werden, bietet in fesselndem Plauderstil eine Fülle interessanter Beobachtungen über Brunst, Liebesspiele, Tierfreundschaften, geselliges Leben, Vielehe, Einehe, elterliche Fürsorge für die Nachkommenschaft, und ihre Parallelen im menschlichen Leben. Wohltuend berührt die klare Scheidung zwischen triebhaftem Instinkt und vernunftgemäßer Ueberlegung, vor allem aber die würdige Sachlichkeit des Ganzen — im Gegensatz zu der naivlüsternen Begeisterung mancher anderen Autoren auf diesem Gebiete. Deshalb sei das kleine Werk auch empfohlen als Aufklärungsschrift für junge Menschen, die reges Interesse für Naturkunde besitzen, für die es sich oft besser eignen mag, als manches eigens zu diesem Zwecke geschriebene Buch, bei dem die Absicht verstimmt.

Auerfaber.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. In neuer Einstudierung erschien der „Kaufmann von Venedig." Es war eine schöne, sehr beifällig aufgenommene Aufführung. Die Spielleitung hob die leichtbeschwingte Komödie in den Vordergrund, zwar nicht durch derbe Unterstreichungen, wie dies heute vielfach üblich ist, aber immerhin durch Dämpfung der Shylocktragödie. Der geprellte Jude schlich bedrückt von dannen, aber nicht gebrochen. Lützenkirchen spielte ihn, sehr charakteristisch angelegt, geistreich und durchdacht, ohne viel Detaillierung und Blender, der Rächer eines Volkes. Eine wohlabgewogene, bedeutsame Leistung. Henrich legte den Kaufmann Antonio in schlichten, sicheren Linien an. Sehr liebenswürdig, gewinnend, im Uebermut maßhaltend war die Porzia des Frl. Bierkowsky. Die war in der Empfindung sehr fein und überzeugend, weicher als das sonst ihre Art ist. Aus der Gerichtsszene holte sie nicht allen Humor heraus, wenn auch anzuerkennen ist, daß sie den in dieser Szene Mode gewordenen Ulk vermied. Die Zaubermacht des Schlußaktes war in der Stimmung mehr anmutig als gefühlschwelgend. Die Aufnahme war sehr gut. Die Bühnenbilder waren meist einfach gehalten, aber eindrucksvoll, besonders wirksam war die Gerichtsszene.

Aus den Konzertsälen. Das zweite Abonnementskonzert des Konzertvereins stand durch Hauseggers hinreißende Führung wieder im Zeichen des Außerordentlichen. Der Abend wurde mit Liszts „Heldenklage" eingeleitet, die dem Tage Allerseelen galt; sie gewann unter Hauseggers Interpretation eine Kraft und Stärke der Empfindung, die andere Orchesterleiter aus der glanzvollen Hülle nicht hervorzuheben vermögen. Vom gleichen Tondichter hörten wir das Es-dur-Konzert, welches Alice Ripper mit einer packenden Bravour spielte, deren Eindruck man sich nicht entziehen konnte. Das Hauptstück des Abends war die phantastische Symphonie von Berlioz. Der Dirigent wußte die einzelnen Bilder mit glutvollem Leben zu erfüllen und plastisch herauszuarbeiten, und so ging man von diesem Berlioz-Liszt-Abend mit starken Eindrücken. In genialer Einseitigkeit meint Hans Pfitzner von diesen beiden Tondichtern: „Nicht was sie geleistet haben, sondern was sie erstrebt haben, wird ihnen gutgeschrieben; sie sind aber Spiritus ohne Traube; sie halten sich lange, aber schmecken nie. Der wahre „Neuerer" jedoch „will" nichts Neues, sondern leistet etwas „Neues". Man wird darin etwas Wahres erkennen können, aber schließlich werden es nur wenige Genies sein, von denen man ähnliches nicht sagen kann. Was sie „Neues" brachten, fällt dem Durchschnittshörer heute nicht mehr so sehr auf, daß es ihn blendet; aber der Eindruck ist dennoch sehr stark. „Sie halten sich lange", sagt ja auch Pfitzner und das zeugt immerhin schon von Kraft; freilich bedarf es auch eines Dirigenten wie Hauseggers, der dem Ganzen den Reiz persönlichen Erlebnisses zu geben weiß. — Gg. Kulenkampff-Post ist ein Geiger von Empfinden und guter Technik. Er kann viel und ist sicherlich noch im Aufwärtssteigen. Seine Tongebung ist gelegentlich etwas herb. Auf Leo Schützendorfs Balladen- und Opernabend hörten wir einige sehr kraftvoll gestaltete und schön gesungene Balladen. Emil Graf haben wir bei der Operette immer mit gemischten Gefühlen betrachtet. Man freute sich über die schöne und wohlgebildete Stimme, die dort in Gefahr war, außerdem vermißte man Bühnenblut. Jetzt ist er im Konzertsaale, wohin Talent und Neigung ihm den Weg zeigten, ein sehr guter Liedersänger.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Dass die Markentwertung immer weitere Teuerung, also auch höhere Kurse der Börsenpapiere zur Folge hat, ist eine oft dargelegte Tatsache; allein von Zeit zu Zeit ist es doch nötig, darauf mit Nachdruck hinzuweisen, dass das Börsenspiel, welches seit vielen Wochen ungezählten Leuten mühelos Gewinne in den Schoss wirft, doch nicht bis in die fernsten Zeiten weitergehen kann. Jetzt kann man noch Aktien, auch von weniger guten Gesellschaften kaufen, auch wenn sie schon recht hoch stehen, denn man kann ziemlich sicher Leute finden, die einem das Papier noch teuerer wieder abnehmen und weiterverkaufen wollen, denn als Anlagewert verzinst sich das Papier auch bei hoher Dividende zu diesen Kursen oft schon so schlecht, dass man das Geld statt in Aktien auch auf der Sparkasse anlegen könnte. Dass die Berufsspekulation dies weiss und immer ihre Vorkehrungen trifft, darüber sind öfters Anzeichen vorhanden, nur die Dilettanten der Börse, die heute vom Damenboudoir bis in die Arbeiterkantinen reichen, wissen nichts von Gefahren. Wenn es einmal wirklich zu einem energischen Versuch kommen wird, unsere Währung zu sanieren, so kann ein Rückgang der Kurse nicht ausbleiben. Da erschreckend viele spekulativ ihre Kräfte weit überschritten, werden sie bei dem ersten Sturmzeichen zum Verkauf drängen, wie sie heute alles wahllos kaufen. Freilich einstweilen fällt einstweilen noch weiter. Der Dollar ging in den letzten Tagen von 215 auf 244 hinauf. Der Umsatz der Mark, die täglich in Neuyork den Besitzer wechselt, wird auf 25 bis 30 Millionen geschätzt, es ist gleichgültig, ob die Schätzung auf einige Millionen nicht stimmt. Zahllose Amerikaner, die durch gar keine Sympathie mit uns verbunden sind, glauben an einen Aufschwung

Deutschlands, der ihrem Markbesitz Riesengewinne brächte. Die amerikanische Ausfuhr nach Deutschland, die im August günstig stand, hat sehr nachgelassen. Man berechnet, dass 100 Ballen Baumwolle 1½ Million Reichsmark kosten, das sind Preise, die wir kaum aufbringen können. In England ist man ja mehr oder minder von den grossen Schäden überzeugt, die man selbst erleidet, wenn Frankreich seine Zerstörungspolitik gegenüber Deutschland fortsetzen darf; in Amerika ist man noch lange nicht so weit, sich in Gedankengängen zu ergehen, die unpopulär sind. Dennoch wird von manchen gehofft trotz der amtlichen Dementi, es werde die kommende internationale Konferenz sich gezwungen sehen, über die Sanierung der europäischen Wirtschaft zu reden. Das zeitliche Zusammentreffen des Markniederbruches mit der Washingtoner Konferenz wird für Deutschland günstig angesehen. Wir sind zu reich an amerikanischen Enttäuschungen, als dass wir solchen Hoffnungen gegenüber sonderlichen Optimismus aufbringen könnten. Die Entwertung der Mark hat zu Masseneinkäufen geführt, die besonders durch das uns grenzbenachbarte belgische, holländische und Schweizer Publikum dem inländischen Markt grosse Mengen von wichtigen Artikeln des täglichen Bedarfes raubten. Deutsche Gegenmassregeln behinderten zwar ein wenig den Einzelhandel, kaum aber die gefährlichere Massenausfuhr. Bei letzterer handelt es sich nicht nur um Lebensmittel, Textilwaren und ähnliches, sondern auch um Roheisen, Stahl- und Walzwerkprodukte, welche die weiterverarbeitende Industrie benötigt. Wenn nach diesem Ausverkauf Rohstoffe vom Ausland bezogen werden müssen, so führt dies bei unserer Markentwertung zu Preisbildungen, die besorgniserregend sind. Auch im Inland wird wahllos gekauft. Die Furcht vor Teuerung führt dazu und die Wirkung ist natürlich eine Mehrung der Teuerung, vor der man sich schützen will. — Die Börse fing den neuen Monat etwas ruhiger an. Der Tag vorher war freilich besonders wild gewesen. Wie gross der Betrieb an der Berliner Börse war, zeigt, dass eine ganze Reihe von Maklern volle 24 Stunden durcharbeitete. Die höchste Kurssteigerung ging bis zu 1200 Prozent, so bei Rauchwaren Walter. Dass oft genug wahllos gekauft wird, muss man immer wieder betonen. Man darf sagen, dass auch an den übrigen Tagen der Woche die eigentliche Spekulation zurückhielt, dennoch ergaben sich weitere bedeutende Kurserhöhungen. Die Etatrede des Reichsfinanzministers über die neuen Steuern und über den starken Fehlbetrag, sowie dringende Nachfrage nach Devisen veranlassten vorübergehend einen Dollarkurs von 251.

Die Generalversammlung der Phönix A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb, Hörde, setzte die Dividende auf 25 Prozent fest; über den Geschäftsgang bemerkte der Generaldirektor, nach der Stille im Frühjahr habe stürmische Nachfrage eingesetzt. Eine Verstärkung der Erzeugung sei nur im beschränkten Masse tunlich, da die nötigen Kohlenmengen nicht freigegeben seien; immerhin werde es möglich sein, eine weitere Anzahl Hochöfen anzublasen und im Walzwerk eine dritte Schicht einzuführen. Das bringe eine Kohlenersparnis und rationelleres Arbeiten mit sich. — Ein vorige Woche erwähntes Gerücht hat sich verwirklicht: vorbehaltlich der Genehmigung durch ihre Generalversammlungen treten die Darmstädter Bank und die Nationalbank für Deutschland auf die Dauer von 99 Jahren in eine Bankengemeinschaft. Das verantwortliche Kapital wird nach Ausgabe von 350 Millionen Mark neuer Aktien die Milliarde überschreiten, damit rückt die Bankengemeinschaft mit einem Schlage an die erste Stelle der deutschen Banken. Die Bank für Handel und Industrie besitzt ein sehr weit über alle Teile Deutschlands ausgedehntes Filialnetz. Die Nationalbank hatte sich bis vor wenigen Jahren auf Berlin konzentriert, dann aber die „Deutsche Nationalbank" in sich aufgenommen und auch eigene Filialen errichtet, die jedoch vorwiegend in Norddeutschland sind. Es besteht die Absicht einer völligen Fusion, die aber erst nach Klärung der schwebenden Steuergesetzgebung eintreten soll. Die Darmstädter Bank erhöht ihr Kapital um 130 Mill. Mark, die Nationalbank um 100 Mill. Mark. Die Aktionäre der ersteren erhalten ein Bezugsrecht von 4:1, die der anderen von 3:1; ausserdem will die Darmstädter noch 70 Millionen Mark und die Nationalbank noch 50 Millionen Mark mit 25 Prozent einzuzahlender Aktien ausgeben, für die die Dividendenberechtigung so lange ruht, als sie nicht voll eingezahlt sind.

K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Das wohlfeilste und gediegenste Weihnachtsgeschenk ist ein gutes Buch.

Auch die Bücherpreise werden steigen!

darum ist es ratsam, recht bald für den Weihnachtstisch einzukaufen.
— Der gebildeten katholischen Welt empfehlen wir: —

Katholische Lebenswerte. Monographien über die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben.

Die Sammlung hat einen bleibenden, für die bewegte Gegenwart aber geradezu unschätzbaren Wert. Heute, wo die irregeleitete Welt- und Lebensauffassung mit Gott und Glauben ganz aufräumen möchte, wo man die katholische Kirche und ihre Einrichtungen als veraltet, als lebensfremd, als entwicklungsfeindlich hinstellt, — ist es von Bedeutung, ein Werk zu besitzen, das in ruhiger sachlicher Klarheit den Beweis erbringt, daß der Katholizismus selbst die gewaltigste, positive Lebensmacht ist, die alles anerkennt und fördert, was irgendwo an wahren Werten für das menschliche Leben sich findet. Und dieser Beweis wird in jedem Bande geführt, nur unter wechselnden Gesichtspunkten. Von dieser Sammlung sind erschienen:

Bd. I. Der Sinn des Lebens. Eine katholische Lebensphilosophie. Von Dr. Frz. Sawicki, Professor der Theologie in Pelplin. 4 u 5 Aufl. XVI u. 360 Seiten 8°. Preis gebd. M. 28.—.
Bd. II. Die Kulturkraft des Katholizismus. Von Dr. H. Rost, Schriftsteller in Westheim bei Augsburg. Vergriffen, die dritte Auflage in Vorbereitung.
Bd. III. Die Wissenschaft vom Gesichtspunkte der katholischen Wahrheit. Von Hofrat Dr. O Willmann. 2. Aufl. XVI u. 196 Seiten 8° Preis gebdn. M. 18.—.
Bd. IV. Das Seelenleben der Heiligen. Von Dr. A. Rademacher, Professor der Theologie in Bonn. 3. Aufl. XVI u. 272 Seiten. 8°. Preis gebdn. M. 18.—.
Bd. V. Dogma und Leben. Die kirchliche Glaubenslehre als Wertquelle für das Geistesleben. Dargestellt von Dr. Engelbert Krebs, Professor der Dogmatik an der Universität zu Freiburg i. Br. I Teil XXIV u 466 Seiten. 8° Preis gebdn. M. 32—.
Bd. VI. Die katholische Frömmigkeit. Ihre Grundlagen, ihr Wesen und ihr Recht. Von Dr. Frz. Sawicki, Domkapitular und Professor der Theologie in Pelplin. XII u. 412 Seiten. 8°. Preis gebdn. M. 30.—.

In Vorbereitung ist:
Bd. VII Kirche und Keuschheit. Von Dr. Jos. Ries zu St. Peter bei Freiburg.
—— Weitere Abhandlungen aus der Feder hervorragender Gelehrter folgen. ——

Atlas Hierarchicus. Descriptio geographica et statistica S. Romanae Ecclesiae tum Occidentis tum Orientis iuxta statum praesentem Accedunt etiam nonnullae notae historicae necnon ethnographicae. Consilio et hortatu S. Sedis Apostolicae. Von P. Carolus Streit S. V D. Text: 80 Doppelseiten, 52 einfache Seiten, dazu 36 Karten in Farbendruck, in 1 Schwarzdruck. Größe des Buches 40,5×25,5 cm. Preis gebdn. M. 68.—.

Es sei nur erwähnt, daß sich der hochselige Papst Pius X. sehr lobend über dieses Werk geäußert hat.

Des Christen Gnadenleben. Biblisch, dogmatisch, aszetisch dargestellt in vierzig Vorträgen von Dr. B. Bartmann, Professor der Theologie. VIII u. 350 Seiten. 8°. Preis gebd. M. 24.—.
Das Buch kann als eine geistige Liebesgabe für die deutschen Katholiken bezeichnet werden.

Im Spiegel der Dinge. Von Joseph Nüther. 240 Seiten, kl. 8°. Preis gebdn. M. 12.50.
Das Buch ist so recht für den glaubensfrohen Beobachter der weiten Natur geschrieben. Die enge Wechselwirkung zwischen der Natur und dem menschlichen Leben läßt uns den allmächtigen Lenker wie in einem Spiegel erkennen.

Weltanschauung und Pädagogik. Eine grundsätzliche und zeitgeschichtliche Untersuchung von Dr. L. Bopp in Freiburg i. Br. VIII u. 180 Seiten kl. 8°. Preis gebdn. M. 18.—.
In unserer Zeit des Reichsschulkampfes muß diesem Werke ein hoher aktueller Wert zugesprochen werden.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Die Sammlung zerfällt in 3 Teile zu je 4 Bänden. I. Aus dem christlichen Altertum. II. Aus dem Mittelalter. III. Die neuere Zeit. Preis des einzelnen Bandes — jeder ist etwa 200 Seiten stark — Mk. 18.—. Erschienen sind bisher:
I. Bd 1. Die Kirche der Märtyrer, 3. Aufl. I Bd. 2. Glaubensstreiter im Osten. 3. Aufl. I. Bd. 3. Lehrer des Abendlandes. 2. Aufl. I. Bd. 4. Mönchsgestalten. II. Bd. 1. Leuchten in dunkler Zeit. 2. Aufl.
Das Werk zeichnet sich aus durch natürlich frische, fesselnde Darstellungsweise, religiöse Wärme, edle Sprache und unaufdringliche Verehrung des Nachahmbaren.

Glanz und Glut im katholischen Leben. Religiöse Vorträge und Lesungen von Dr Fr. Mack, Direktor des Bischöfl. Konvikts in Luxemburg. 160 Seiten 8°. Preis kart. M. 13.—, gebdn. M. 19.—.
Das Buch will in seinen tieferen und doch so glaubensfrohen Abhandlungen einen Beitrag liefern zur Vertiefung der katholisch-religiösen Denkungsart und zur Förderung echt christlicher Lebenskunst und Lebensfreude.

Die Herz-Jesu-Verehrung des deutschen Mittelalters. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von C. Richstaetter S. J. I. Band: Predigt und Mystik. XVI u. 208 Seiten 8°. Preis gebdn M. 12.—. II. Band: Gebete, Dichtungen, Bildwerke, Nachwirken. Reich illustriert. XVI u. 286 Seiten 8°. Preis gebdn. M 15.—.
Zum ersten Male wird hier ein Gesamtüberblick über die weite Verbreitung des Herz-Jesu-Gedankens im deutschen Mittelalter geboten. Wir besitzen in diesem Werke ein leuchtendes Ruhmesblatt jener vergangenen Zeiten.

Zu allen Preisen tritt der übliche Sortimentszuschlag.
Mit Erhöhung der Preise muß stets gerechnet werden.

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

Soeben erschien in 6.—7. Auflage
Schaefer, P. Thim. O. M. Cap.

Das Eherecht nach dem Codex juris canonici

(Lehrbücher z. Gebr. beim theol. Studium).
XII u. 242 S. gr. 8°. Geh. 18 — M.; geb. in Orig. 1/2 Lwband. 23.50 M.
s. die glänzende Besprechung über die 4./5. Aufl. aus dem Archiv f. kathol. Kirchenrecht Bd 99.

Die neue Auflage behandelt das Eherecht im engen Anschluss an die Reihenfolge der Kanones im Kodex. Die neueste Literatur fand gebührende Berücksichtigung, sodass das Werk seine bisherige allgemein anerkannte und bewährte Stellung auch in der Zukunft beibehalten wird. Sowohl die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung als auch die eingehende Behandlung des geltenden Eherechts machen das Werk zu einem überaus brauchbaren Handbuch für Studierende und Seelsorgsklerus.

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.

Das Taschenlexikon des Katholiken!
Kauft das Büchlein „Klipp und klar" bei Joseph Bercker in Kevelaer
Fr. X. Brors, S. J.
Klipp und klar
Apologetisches Taschenlexikon für jedermann.
2. Auflage. 21.—40. Tausend. 9½×15½ cm 576 Seiten. Broschiert M. 12.—. In Partien billiger. Gebunden M. 15.—. Hochfeiner Geschenkband, Ganzleinen M. 20.—. Das Buch ist sauber gedruckt und schmuck gebunden.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder die Verlagshandlung Joseph Bercker, Kevelaer.

Bücherankauf

Gesucht mehrfach:
Weiß, Weltgeschichte, 22 Bände, Orgbd.
Kuhn, Kunstgeschichte, 6 Bände, Orgbd.
Bibliothek der Kirchenväter, 37 Bände. Orgbd.
Salzer, Literaturgeschichte, 3 Bände, Orgbd. ev. in Lieferungen.
Pastor, Papstgeschichte, Band 1—6, auch einzeln.
Gefl. Angebote mit Preisangabe erbeten unter X 21748 an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau, München.

Kirchenparamente
Friedrich Buri, Würzburg
Aelteste Kunststickereianstalt.
Spezial-Atelier für feinere kirchliche Stickereien
Messgewänder, Dalmatiken, Chormäntel, Velen, Bursen, Stolen, Baldachine, Prozessionsfahnen, Vereinsfahnen, Wäsche etc. — Lager in fertigen Paramenten, Stickmaterial u. Seidenstoffen. — Aufzeichnen, Anlagen sämtl. Stickereien zum Selbstarbeiten.

Werkstätte für kirchliche Kunst
Paramenten- u. Fahnenstickerei, Meßgewänder, Pluviale, Baldachine, Velen, Dalmatiken, Stolen, Kirchen- und Vereinsfahnen, Rochettes, Spitzen, Material zur Selbstanfertigung. Tuche in allen Farben, Habitstoffe, Schürzenstoffe für Klöster.
Carl Nitsche, Breslau X
An der Sandkirche 2
Gegründet 1910
Viele Anerkennungen.
Auswahl gerne franko.
BIRET.

Bedürftiger stud. theol.
(dessen Mutter Witwe ist) bittet edelgesinnten Menschen um
Unterstützung
zur Vollendung des Studiums. Angebote unter Nr. 21759 an die Geschäftsstelle der „Allg. Rdsch.", München, erbeten.

Nach langen Jahren wieder erschienen:
„Venite adoremus"
Kommt, laßt uns anbeten.
Vollst. Gebetbuch f. kath. Christen von Religionslehrer Bosen.
— 28. Auflage des alten Bachemschen Originaltextes. —
Die beständige Nachfrage nach diesem alten, sehr geschätzten Buche hat uns ermuntert, eine neue Auflage herauszugeben. Möge das Büchlein zu seinen alten Verehrern als lieber Bekannter kommen und seine Freundeskreise sich ständig mehren. In soliden Einbänden: Ganzleinenband mit Rotschn. ℳ 15.—, Kunstlederband mit Goldschn. ℳ 22.50, Bockslederband mit Goldschn. ℳ 45.—. Eleg. Format. Klarer, deutlicher Druck. Durch alle Buchhandlungen.
Butzon & Bercker, G. m. b. H., Kevelaer, Rhld.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer
Dr. Armin Kausen

18. Jahrgang
Nr. 47

19. November
1921

Inhaltsangabe:

Vierteljährlich
Mk. 15.—
Einzelnummer
Mk. 1.50

Importierende und exportierende Firmen.

Bücher religiösen, wissenschaftl. und belletristischen Inhalts, liturgische u. theolog. Werke liefert einschliessl. Besorgung der Ausfuhrbewilligung Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet Kommanditgesellschaft Verlagsabteilung Regensburg.

Colliers-Ketten für religiöse Anhänger in allen Metallen echt und unecht Theodor Wilh. Herbstrith, Bijouterie- und Kettenfabrik, Pforzheim, Badstrasse 12.

Devotionalienfabrik Gebr. Endris, Montabaur. Export nach allen Ländern. Sorgfältige, wasserdichte Ueberseeverpackung.

Etuis und Kartonnagen für Uhren und Bijouterie. Paul Stierle, Pforzheim.

Falzmaschinen für Werkdruck und Zeitung. A. Gutberlet & Co., Maschinen-Fabrik, Leipzig.

Harmoniums für alle Klimate. Alois Maier, Kgl. und päpstl. Hofl., Fulda.

Für Export: Holzbearbeitungsmaschinen aller Art in erstklassiger Ausführung. S. Lang-Stoll, München, Karlsplatz 24.

KETTEN Duisburger Kettenfabrik und Hammerwerk H. d'Hone, Duisburg.

Kino-Einrichtungen für Theater, Reise, Schule und Familie. Büro für Kinematographie Mainz.

Landwirtschaftliche Maschinen, Geräte und Bedarfsartikel, Destillierapparate, Lindner's Haushaltungs-Kleinbrennerei D. R. G. M 794405 Georg Lindner, Würzburg, Hörleingasse 1.

Mineralwasser für Export und Industrie Bellthal-Mosel-Sprudel A.-G., Cobern a. d. Mosel

Export in Motorbooten, Bootsmotoren, Kreissägen, Lederwaren, Kino-Spielwaren, Schaufenster-Reklameständern, Dauerdurchschreibfedern u. Füllfederhaltern, Photo-Gelbfiltern u. a. Neuheiten. Hugo Schott, München, Marienplatz 17.

Moselweine in Flaschen liefert billigst C. Longen, Weinbau, Ruwer bei Trier.

Musikinstrumenten- u. Saitenfabrik Ammon Gläser, Erlbach im Vogtland. Weltbekannt als beste Bezugsquelle. Alleiniger Fabrikant der pat. ges. gesch. Bernhardts-Silberstahl-E Saiten „Die Saite der Zukunft".

Musikinstrumente siehe Anzeige J. Mollenhauer & Söhne, Fulda.

Photographiekartons in allen Formaten mit hochm. Pressung sämtl. Bogenkartons. Südd. Photograph. Karten und Karton-Industrie Artur Pfau, Kirchheim-Teck 7.

Paraffine: Wachse, Harze: Schellack. Leim: chem. Rohstoffe Theodor Mangelsdorf, G.m.b.H., Hamburg 36

John Heinr. Hauschildt & Co., Hamburg 1. Export deutscher Erzeugnisse. Spez. patent. Neuheiten in Reklame-Massen-Artikeln. Ferner: Eisen-, Stahl-, Aluminium-, Emaille-, Papier-, Lederwaren etc.

Spielwaren aller Art Metallwaren mittleren Genres ständig Neuheiten. Fritz Pfeiffer, Fürth i. B. Waldstrasse 9.

Uhren aller Art, Spez. Wecker, Taschenuhren, Kuckucksuhren, lose Werke, Neuheit: Miniaturauto mit Uhr. Eros Co. Export, Schwenningen a. N.

Uhrketten u. Bijouterie, Spezialität Doubléketten in allen Qual. für alle Länder. Verkauf nur an Grossisten u. Exporteure. Stockert & Co., Uhrketten- u. Bijouterie-Fabrik, Pforzheim 74.

Uhrketten u. alle Bijouterie. Fabrikation, Export. Wilhelm Wohlfarth, Oberstein a. Nahe.

Waffen aller Konstruktionen Deutsche Waffenfabr. G. Knaak, Berlin SW 48

Zahnstocher in Holz- u. Federkiel Zahnstocherfabrik J. Platz Nachfg., Marbach Post Herbertingen (Württ.).

Zählapparate. Ernst Hardtmann, Berlin NO 18, Gr. Frankfurterstr. 44.

Speditions-Tafel.

Aachen: C. Clermont, internat. Transporte.

Berlin: Joseph Spiero, Berlin NW 87, Wikinger Ufer 1.

Cassel: Broeckelmann sen. & Grund

Chemnitz-K.: J. Max Meinig, Bahnspedition.

Hagen i. W.: Karl Phil. Weber, auch Köln-Mülheim und Vohwinkel.

Hamburg. Hambrock & Taubmann, Lagerhäuser, Ewerführerei- u. Lastkraftfahrbetrieb.

Kehl a. Rhein: Jonemanns Transports-Aktiengesellschaft.

Köln-Mülheim: Karl Phil. Weber, auch Vohwinkel u. Hagen.

Ludwigshafen a. Rh. Carl Ruppenthal & Co., Spedition.

Magdeburg: Paul Siebert, Schiffahrt, Spedition, Lagerung, Internationale- und Uebersectransporte, Sammelladungsverkehr

Mainz: J. F. Hillebrand G. m. b. H. Spedition, Schiffahrt, Lagerung, Sammelwagenverkehr, Internation. Transporte, Versicherg.

Memmingen: Fritz Huith, Inh. Gebr. Epple, Bahnspedition, Möbeltransport, Lagerung, Verzollung.

München: Johann Fischer Erben, Möbeltransport, Spedition, Verpackung, Lagerung, Lastkraftwagenverkehr u. Automöbeltransporte, Sammelladungen nach dem In- und Auslande, München-Ost, Berg am Laimstrasse 22. Telephon 41636, 40939.

München: Haderecker Anton, Nordendstr. 27, Möbeltransport, Automöbeltransport u. Lagerung. Tel. 31103.

Regensburg: „Ratisbona", Spedition, Schiffahrt und Lagerung, G. m. b. H.

Saarbrücken: Phil. Creutzer, Internat. Transporte.

Saargebiet: Saarbrücker Speditions- u. Lagerhaus-Gesellschaft m. b. H. Stammhaus: Saarbrücken 3. Grenzfilialen: Homburg (Saar), Merzig (Saar) St. Wendel (Saar)

Sassnitz: C. Faust jr., G. m. b. H., Sonderdienste m. d. Norden.

Vohwinkel b. Elberfeld: Karl Phil. Weber, auch Köln-Mülheim u. Hagen

Ingenieure! Kaufleute! Eltern!

Kennet Ihr **Ferrol** und sein „**Neues Rechnungsverfahren**", eine **Umwälzung**, gewaltiger und bedeutungsvoller als die einst durch **Adam Riese** hervorgerufene? Frei von Gedächtnisarbeit und Formelkram, gestattet es dem Rechner, die Resultate sowohl einfachster Multiplikationen, Divisionen usw. als auch schwierigster, bisher gar nicht lösbar gewesener hochmathematischer Operationen fast **unwillkürlich zu wissen**, anstatt sie erst mühsam errechnen zu müssen.

Der neue **Logaferrol** ist das kleinste, beste, billigste **Recheninstrument der Welt.** Keinerlei Vorkenntnisse erforderlich.

Friedensausstattung! 21×5×0,8 cm gross liefert er fünfstellige Resultate aus beliebig viel Faktoren. **Preis 30 Frs. (Schweiz)**

Glänzende Anerkennungen der gesamten Fachwelt, von Hochschulen und Ministerien.

Meine **Spezialität:** Hervorragende **Selbstunterrichtswerke** aus allen Gebieten mit anschliessender **Diplomprüfung. Garantie:** Umtausch geg. belieb. Bücher. Meine Kataloge enthalten rund **200 000** Titel. **Ausführliche Druckschriften postfrei u. unberechnet.**

Fr. J. Huthmacher, Bonn 58, **Versand- und Verlagsbuchhandlung**

Emser Wasser gegen Katarrh, Husten u. s. w.

Sitz-Auflagen aus Filz Filztuche Cölner Filzwarenfabrik Ferd. Müller, Köln a. Rh. Friesenwall 67.

Briefmarken enorm billig. Preisl., Auswahl zu Diensten. Versandh. G. Röhr, Mollhagen Holstein

Lagerkasten für Behörden, Geschäfte und Private äusserst praktisch Aalener Volkszeitung Aalen. Preisliste kostenlos.

Briefmarken-Preisliste Prosp. über Schwaneberger Briefmarken-Alben kostenlos. Briefmarkenhaus **Arns & Schrott,** Wörishofen i/B.

Geld leiht reell. Leuten Schneeweiß, Seebad Ahlbeck.

Erfahrene ältere **Krankenschwester** kath., sucht Stellung in Krankenhaus, Sanatorium od. Gemeindepflege. Angebote unt. L. F. 21802 an die Geschäftsstelle der Allg. Rundschau, München.

Die kleinen Anzeigen aus den gebildeten katholischen Kreisen Deutschlands gehören in die Allgemeine Rundschau.

Wichtig für Politiker, Sozialpolitiker, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler usw. Das älteste Zeitungsnachrichten-Bureau Argus, G.m.b.H. (Redakteur P. Schmidt) **Berlin SW. 48,** Wilhelmstrasse 118, (Lützow 6797) liest ausser ca. 800 Zeitungen des In- und Auslandes die wichtigeren Zeitschriften jeder Art und liefert daher für jedes Interessengebiet zahlreiches Material. Infolge meiner langjährigen Tätigkeit an der Zentrumspresse wird zuverlässigste Lieferung gewährleistet.

Glockengießerei Mabilon & Co. in Saarburg (Trier) liefert **Bronce-Glocken** in anerkannt vorzügl. Ausführung. Garantie für Zusammenharmonieren aller und neuer Glocken. Kataloge und Ingenieurbesuch auf Wunsch.

Redaktion und Verlag. München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 15.— einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5× gespaltene Millimeterzeile M 1.20 Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 6.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 47 | München, 19. November 1921. | XVIII. Jahrgang.

Was tut Stegerwald?

Von Dr. Otto Sachse.

Wir haben nun drei Jahre die Demokratie, aber nicht die Volksherrschaft, den Zwang von Recht und Sitte, sondern die Herrschaft der Verantwortungslosen, der unpersönlichen „Masse Mensch". Das ist die Errungenschaft des 9. November; und das zieht nicht mehr. Im Gegenteil, alles schreit nach einem persönlichen Führer, nach einem Mann. Jeder, der es vielleicht sein könnte, wird scharf beäugt, besprochen, beschrieben, nachgedruckt. Viel mehr als früher füllen Reden und Ausfragen (Interviews) unsere Blätter. Also fragen wir auch heute zunächst, was ein Mann tut, den viele Deutsche für den Mann schlechthin halten.

Was tut Stegerwald? Stegerwald ist nicht in das neue preußische Kabinett eingetreten, das zum erstenmal seine große Koalition verkörpert. Er hat diesen Verzicht ausführlich begründet (Mein Rücktritt, „Germania", Nr. 686 vom 8. Nov. 1921). *Seiner politischen Grundstimmung* entsprechend glaubt er dem Kabinett Braun nicht angehören zu können. — Es ist hier einmal gesagt worden (Nr. 41, S. 562), in Stegerwald ringe der Staatsmann mit dem Volksführer. Der Staatsmann befürwortet die große Koalition, der Führer der Arbeiterbewegung entwirft ein Programm der Zukunft. Wäre Stegerwald jetzt Ministerpräsident, so könnte er sich vielleicht als Staatsmann und Führer zeigen. Als Wohlfahrtsminister unter Braun könnte er keines von beiden sein. Stegerwald verläßt also den Ministersessel und geht wieder dahin, wo er seit 25 Jahren tätig war, in die christliche Gewerkschaftsbewegung und daneben in den Reichstag.

Nun sehen vielleicht alle, denen Stegerwald der Mann unserer Zukunft ist, um so gespannter auf ihn. Zumal er in seinem Rücktrittsaufsatz all die Mahnungen zur *Stetigkeit* in der Politik, zu deutscher *Volksgemeinschaft* und Ueberwindung des *Parteielends* eindringlich wiederholt. Vielleicht betreibt er jetzt um so stärker seine breite Christliche Volkspartei. Ueber sie ist fürs erste genug gesagt, und wir dürfen betreffs unserer Stellung auf Nr. 41, S. 562/3 verweisen.

Stegerwald hat sich indes noch zu einem anderen Problem geäußert, nämlich zur *preußisch-deutschen Frage*. Es geschah im Katholischen Frauenbund Berlin kurz vor seinem Rücktritt. Der Vortrag hieß: „Wege zur deutschen Volksgemeinschaft", die Ausführungen wollen also im Zusammenhang mit Stegerwalds allgemeinem Programm beurteilt werden. Es ist aber nicht leicht, aus diesem eine Empfehlung des *Bismarckschen Reichsgedankens* abzuleiten. Stegerwald denkt und redet manchmal sprunghaft. Er sagte („Germania", Nr. 681 vom 5. Nov.):

In allerbreitesten Kreisen des deutschen Volkes hat man den Grundgedanken der Bismarckschen Reichsverfassung heute noch nicht begriffen. Das zeigt sich insbesondere bei den Auseinandersetzungen über die Neugestaltung des Reiches. Bismarck ging bei der Reichsverfassung von 1871 von zwei Grundgedanken aus: Einmal, daß ein großer Staat Mittelpunkt des Reiches sein müsse, der mit einem Kranz von Mittel- und Kleinstaaten zu umrahmen sei, also die Hegemonie Preußens. Der zweite Grundgedanke war die Einsicht von der Notwendigkeit einer festen Klammer, wie sie die vereinigten Fürsten dem Zusammenhalte boten. Die Weimarer Verfassung geht von dem entgegengesetzten Standpunkte aus: Sie will theoretisch den Einheitsstaat, praktisch aber läuft sie auf neue Kleinstaaterei hinaus, denn der Artikel 18 über die Neugliederung des Reiches fördert in der Hauptsache die Zerschlagung Preußens. Nicht nur, daß die Hegemonie Preußens im früheren Sinne in der Weimarer Verfassung weggefallen ist, weckt man auch noch alle partikularistischen Instinkte, alle zentrifugalen Kräfte. Es gibt meines Erachtens nur einen, sehr schrittweise zu beschreitenden Weg, *Preußen wird Reichsland, wie es früher Elsaß-Lothringen war*. Seine Provinzen erhalten die rechtliche Stellung und Aufgaben, die sie zu Gebilden einer neuen Art machen, mehr als Provinzen im bisherigen Sinne, weniger als Länder. Um dieses Reichsland können sich die übrigen Länder gruppieren, wenn sie es nicht selbst vorziehen, sich auf den gleichen Boden zu stellen, wie die norddeutschen, reichsunmittelbaren Provinzen. Nur so erhalten wir allmählich eine staatsorganisatorische Einheit und damit eine nationale Einheit.

Stegerwald war preußischer Ministerpräsident und Minister für Volkswohlfahrt. Vor dem Umsturz saß er im preußischen Herrenhaus. Lange Freundschaft verband ihn mit Martin Spahn, dem Geschichtsschreiber des Großen Kurfürsten. Da konnte preußisches Wesen wohl in ihn überströmen. — Den Gedanken selbst können wir hier nicht breit erörtern. Diese Lösung der deutschen Frage ist nichts als ein Aufgehen Deutschlands in Preußen, wobei Preußen nur seinen Namen, Deutschland aber sein Wesen opfert. Stegerwald mit seiner ausdrücklichen Anknüpfung an Bismarck leugnet es auch gar nicht. Das wichtigste ist, daß ein Führer in der christlichen Arbeiterbewegung, vielleicht schon im christlichen und katholischen deutschen Volk, diese Ansicht vom staatlichen Bau Deutschlands hat. Diese kleindeutsche Ansicht vom Einheits- und Machtstaat, kleindeutsch, auch wenn sie sämtliche Oesterreicher, Schweizer, Balten mitaufnehmen will. Ein riesiger Block, heiße er Preußen oder Reichsland, bannt die Mittel- und Kleinstaaten an sich und überzieht sie mit dem Netz seiner Dezentralisation. Gewiß, nichts ist so dezentralistisch wie ein Spinnennetz! Und nichts ist so ausdehnungsbedürftig. Das heißt, der Einheitsstaat ist *imperialistisch*, kriegerisch, sei er kaiserlich, deutsch-christlich-sozial, sozialdemokratisch oder bolschewistisch. Wir zweifeln nicht, daß er ein sehr schneller Weg zu einer Art Volksgemeinschaft wäre. Nur wäre Stegerwald damit betrogen um die Volksgemeinschaft, die er prophetisch über seine eigene Erkenntnis hinaus kündet. Es gäbe eine Gemeinschaft der Mittelmäßigkeit, der Oberflächlichkeit, wie sie das Bismarcksche Reich und die Wählerklippschule der Massenparteien gezüchtet hat. Da verwechselt man Dezentralisation und Föderalismus, da beginnt die deutsche Geschichte mit dem großen Kurfürsten oder die Weltgeschichte mit Karl Marx, da wächst die Vaterlandsliebe mit den Quadratkilometern.

Wir haben immer gerühmt, daß Stegerwald ein Mann der Gegenwart sei, ein Staatsmann, der klar erkennt, was *heute* nottut. Mit Recht beklagt sich Dr. Theodor *Brauer* („Der Deutsche", Nr. 189) für die christlichen Gewerkschaften über die Undankbarkeit, mit der das Bürgertum den Hochverdienten ziehen läßt. Was ist die große Koalition ohne den führenden Mann? — Aber den Weg in die weitere Zukunft kann Stegerwald nicht weisen, weil ihm der Tiefblick in die Vergangenheit fehlt. Wo sind in der politischen Führerschaft die Vertreter der deutschen Kultur und Bildung, die Männer, welche die Ueberlieferung des Volkes und der Parteien beherrschen? Sie sitzen wohl bestenfalls als Generalstäbler im Schreibzimmer? Die Feldherren vorn in der Oeffentlichkeit, die Männer des Tages und der Tat, Gegensätze aus gleicher Wurzel wie Erzberger und Stegerwald, können nicht mehr geben als sie haben, wenn sie das Volk mit fester Hand ein paar Schritt weiter führen auf Wegen, die Größere vor Jahrzehnten ihm wiesen. Stegerwald hat damit hundertmal mehr geleistet als ein Kompromißminister, der seinen Namen für mühsam ererbte Parteigeschäfte hergibt. Wo ist aber der Staatsmann, der das deutsche Wesen so tief durchschaut, daß er es aus seiner innersten Natur, aus Wachstum und Geschichte unseres Volkes heilen kann?

Die große Koalition in Preußen.

Von Prof. Grebe, M. d. Pr. L.

Die vielbesprochene große Koalition ist in Preußen trotz aller Hemmungen nun doch Wirklichkeit geworden. In seiner Sitzung vom 5. November d. J. hat der preußische Landtag den Mehrheitssozialisten Otto Braun zum Ministerpräsidenten gewählt, und am 10. November stellte dieser sein Ministerium dem Landtage vor. Das große Ziel ist erreicht, wenn auch die Art seiner Verwirklichung kaum allgemeine Befriedigung auslösen dürfte. Vor allem wird das Scheiden des bisherigen Ministerpräsidenten Stegerwald aus der Leitung der neuen Regierung in weiten Kreisen aufrichtig bedauert.

Das Kabinett Stegerwald war eine Minderheitsregierung, in der nur Zentrum und Demokraten vertreten waren. Diese beiden Parteien zählten aber zusammen nur 115 (Zentrum 89, Demokraten 26) von 428 Mandaten. Von vornherein sah man deshalb in diesem Kabinett ein ausgesprochenes Uebergangsministerium, das bei der ersten günstigen Gelegenheit nach rechts und links erweitert werden mußte. Schon in seiner Zusammensetzung war dem Rechnung getragen, denn drei der wichtigsten Ministerien (Finanzen, Landwirtschaft und Kultus) waren nicht mit Parteimännern, sondern mit Beamten besetzt. Die Seele der Regierung war Stegerwald; ihm allein, seiner Tatkraft, seiner Ausdauer und nicht zuletzt dem Vertrauen, dessen er sich in weiten Kreisen erfreute, verdankte man, daß ein Ausweg aus der Sackgasse gefunden wurde, in die man mit der Regierungsbildung geraten war. Zentrum und Demokraten hatten sich für die Erweiterung der Regierungsgrundlage durch die Hinzunahme der Deutschen Volkspartei festgelegt; die Sozialdemokraten lehnten das Zusammenarbeiten mit der Volkspartei ebenso entschieden ab. Als einziger Ausweg blieb nur eine Regierung, die ihren Charakter weniger durch eine feste Parteigrundlage als durch die Person des Ministerpräsidenten erhielt.

Die Sozialdemokraten hatten dem Kabinett Stegerwald vom ersten Tage an den schärfsten Kampf angesagt. Im Hauptausschuß hielten sie zahl- und endlose Reden und brachten es dadurch fertig, daß der Haushalt in diesem Jahre ebenso spät genehmigt wird wie immer seit der Revolution. Darin zeigt sich aber kein Versagen der Regierung, sondern des Landtags. Es kennzeichnet aber die Unreife unseres Parteiwesens für die parlamentarische Regierungsform, daß eine große Fraktion von 114 Mitgliedern an Obstruktion denkt, wenn sie ihren Willen nicht bekommt. Wenn die Opposition so vorgeht, kommt die ganze Staatsmaschine zum Stillstand oder die Regierung muß selbständig handeln. Jedenfalls kommt auf diese Weise der ganze Parlamentarismus zum Erliegen. Stegerwald ließ sich in seiner Haltung nicht beirren und verfolgte entschlossen das Ziel der großen Koalition weiter. Die Gründe für diese Politik liegen hauptsächlich im Reiche. Gewiß stehen auch der preußischen Gesetzgebung einige Aufgaben bevor, die, wie z. B. die beabsichtigte Verwaltungsreform, nicht einseitig von einer kleinen Mehrheit gelöst werden können. Unbedingt notwendig wird aber eine breite Regierungsgrundlage durch die Gesamtlage des deutschen Volkes. Die wirtschaftlichen Nöte, die Schwierigkeiten der Ernährung werden nur dann ohne innere Erschütterungen behoben werden, wenn auch die Sozialdemokratie an der Verantwortung teilnimmt. Den finanziellen Anforderungen vermag keine Regierung gerecht zu werden, in der nicht der Besitz angemessen vertreten ist. Die notwendige Stetigkeit in der deutschen Politik, nach Stegerwald das erste Erfordernis gegen Deutschlands völligen Untergang, ist nur möglich, wenn die Reichsregierung von einer starken Mehrheit von der Deutschen Volkspartei bis zu den Mehrheitssozialisten getragen wird. Diese breite politische Koalition, in der sowohl die Arbeiterschaft wie die geistig und wirtschaftlich führenden Kräfte des Landes stark vertreten sind, erklärt Stegerwald noch in einem Artikel seiner Zeitung „Der Deutsche" vom 6. November für eine deutsche staatliche Existenzfrage, und er fährt fort:

„Ich gehe vielmehr von der Frage aus, wie kann dem deutschen Volke bei der gekennzeichneten Lage das nackte Leben gerettet werden? Der Dollar steht heute auf 250. Die Notenpresse arbeitet unausgesetzt weiter. Man braucht kein Prophet zu sein, um bestimmt sagen zu können, daß, wenn nach der Reichstagswahl vom Juni 1920 eine große tragfähige Regierungskoalition mit entschlossener Führung zustande gekommen wäre, Deutschland sich nicht vor der großen und furchtbaren Katastrophe befände, vor der es heute steht."

Während der parlamentarischen Sommerpause hatte die Erkenntnis, daß Stegerwald recht habe, immer weitere Kreise ergriffen. Die Sozialdemokratie hatte in Görlitz die Schwierigkeiten für ein Zusammenarbeiten mit der Volkspartei beseitigt. Die Lage schien geklärt. In Preußen war die große Koalition tatsächlich bereits Anfang Oktober möglich. Man zögerte mit der Verwirklichung, weil man gleichzeitig auch im Reiche eine Gesundung der parlamentarisch-politischen Verhältnisse herbeizuführen wünschte. Vom Reiche kamen dann neue Störungen. Die Demokraten traten bei der Entscheidung über Oberschlesien aus der Regierung zurück, die Deutsche Volkspartei schuf namentlich durch ihren Brief an den Reichspräsidenten neue Verstimmung. Gewiß ist es wünschenswert, daß in dem größten Bundesstaate, dessen Hauptstadt zugleich Sitz der Reichsregierung ist, eine gewisse Uebereinstimmung mit den Verhältnissen im Reiche herrscht. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß ein gleichmäßiges Vorgehen auf große Schwierigkeiten stößt. Preußen aber in jede Krise des Reiches mit hineinzuverwickeln, ist doch höchst bedenklich. Die Entspannung wird leichter erfolgen, wenn wenigstens in Preußen die Ordnung unberührt bleibt. Wäre in Preußen die große Koalition bereits vor vier Wochen zustandegekommen, vermutlich hätte auch im Reiche die Entwicklung einen anderen Gang genommen. In Zukunft dürfte es deshalb ratsam sein, daß Preußen seinen eigenen Weg geht.

Nach der Krise wegen der oberschlesischen Frage wurden die Verhandlungen in Preußen ohne Rücksicht auf die Verhältnisse im Reiche fortgesetzt. Sachliche Meinungsverschiedenheiten lagen kaum noch vor, nur die neue Verstimmung der Sozialdemokratie gegen die Deutsche Volkspartei war schwer zu überwinden. Stegerwald war fest entschlossen, erst dann zurückzutreten, wenn über die neue Regierung eine Verständigung erzielt sei. Das beschämende Schauspiel, daß wochen- und monatelang um das Ministerium gefeilscht wurde, sollte dem Lande nicht zum zweiten Male geboten werden. Eine Mehrheit des Landtags, die dem Ministerium das Vertrauen auszusprechen bereit war, war nach wie vor vorhanden. Der Rücktritt des Gesamtkabinetts kam daher völlig überraschend. Die Schuld trugen die Demokraten, die dem Ministerpräsidenten in den Rücken fielen. Am 1. November teilten sie dem preußischen Ministerpräsidenten folgenden Fraktionsbeschluß mit:

„Nach der veränderten politischen Lage erscheint uns die Zweiparteienregierung nicht länger haltbar; die bisherigen Versuche, zu einer Verbreiterung der Regierungsgrundlage zu gelangen, müssen wir als gescheitert betrachten. Um freie Bahn zur Bildung einer tragfähigen Regierung zu schaffen, treten unsere Minister aus der jetzigen Regierung zurück."

In der Kabinettssitzung vom gleichen Tage beschloß die Regierung Stegerwald ihren Rücktritt und teilte dies dem Landtagspräsidenten mit folgender Begründung mit:

„Das Staatsministerium ist zu diesem Entschluß gelangt, nachdem alle Bemühungen des Ministerpräsidenten, durch Umbildung des Kabinetts eine neue Regierung zu schaffen, die sich auf möglichst weite Kreise des preußischen Volkes stützt, fehlgeschlagen sind. In Anbetracht der wirtschaftlichen und politischen Anforderungen, die die nächste Zukunft an die Staatsleitung stellen wird, und geleitet von dem Wunsche, stetige und gesicherte Regierungsverhältnisse in Preußen zu schaffen, will das Staatsministerium dem Landtag die völlige Bewegungsfreiheit zurückgeben."

Der Landtag hatte allerdings seine Bewegungsfreiheit zurückerhalten; dafür hing aber die Entwirrung der Lage wieder von dem Verständnis und dem guten Willen der Sozialdemokratie ab. Die Parteien traten in Tätigkeit und sahen sich bald vor einer Lage, die ganz genau der vom vorigen Frühjahr glich. Die Zentrumsfraktion nahm in ihrer Sitzung vom 3. November in folgendem Beschluß Stellung: „Die Zentrumsfraktion des Landtags hält sowohl die Einbeziehung der sozialdemokratischen Fraktion wie der Fraktion der Deutschen Volkspartei in die Regierung für die staatspolitische Notwendigkeit der Stunde". Die Deutsche Volkspartei und die Demokraten gaben ähnliche Erklärungen ab. Die Sozialdemokratie sträubte sich aber, wegen der Vorgänge im Reich, mit der Volkspartei in diesem Augenblicke in dieselbe Regierung einzutreten. Was sollte werden, wenn sie auf diesem Standpunkte verharrte? Der Ausweg vom vorigen Frühjahr war diesmal verschlossen. Die für Freitag anberaumte Sitzung mußte ausfallen. Am Freitag nachmittag fiel in sehr bewegter Fraktionssitzung der Sozialdemokraten die Entscheidung. Mit 46 gegen 41 Stimmen wurde der Zusammenarbeit mit der Deutschen Volkspartei zugestimmt. Die sozialdemokratische Fraktion zählt 114 Mitglieder; es fehlten also 27. Unter solchen Umständen bedeutet eine Mehrheit von 5 Stimmen kaum mehr als eine Zufallsmehrheit. Man

kann daraus schließen, welche Widerstände die Führer innerhalb ihrer Fraktion erst zu überwinden hatten. Ihre ängstliche Rücksicht auf die Stimmung der Partei wird dadurch verständlich.

Bei den Besprechungen der Unterhändler am Samstag vormittag stand die Frage im Vordergrund, wer die Leitung des künftigen Ministeriums übernehmen sollte. Das Zentrum trat mit allem Nachdruck für Stegerwald ein, die beiden anderen bürgerlichen Parteien waren mit dieser Lösung einverstanden, nur die Sozialdemokraten erhoben entschiedenen Widerspruch. Sachlich war diese Haltung wenig begründet. Im Frühjahr hatten sie zunächst selbst für Stegerwald gestimmt. Daß er an der großen Koalition festhielt, konnten sie ihm an sich nicht verargen, denn auch in ihren Reihen sahen führende Männer wie Leinert, Severing usw. in der großen Koalition eine politische Notwendigkeit. In ihrem Widerspruch prägte sich nur der Aerger aus, daß sie ihren Willen nicht durchgesetzt hatten. Tatsache war aber, daß sie an der Person Stegerwalds die Verständigung scheitern ließen. Was sollte das Zentrum tun? Ohne den Rücktritt der Demokraten aus der Regierung würde das Kabinett Stegerwald einfach weiterregiert haben. In diesem Falle würde ein Verzicht des Zentrums nicht in Frage gekommen sein. Jetzt aber bedeutete das Festhalten des Zentrums an der Person Stegerwalds das Scheitern der großen Koalition und der Regierungsbildung überhaupt. Es wäre dann höchstens noch eine sozialistische Minderheitsregierung möglich gewesen. Konnte das Zentrum die Verantwortung für eine solche Entwicklung tragen? Es hatte mit Stegerwald stets die große Koalition als Hauptziel seiner Politik in den Vordergrund gestellt, hatte immer betont, daß die Sache über der Person, das Vaterland über der Partei stehen müsse; Stegerwald selbst hatte der Fraktion sagen lassen, an seiner Person dürfe das große Ziel nicht scheitern. Da glaubten die Unterhändler des Zentrums sich mit der Erreichung des sachlichen Zieles begnügen zu müssen, und man einigte sich schließlich auf den Führer der Demokratischen Fraktion Oeser als Ministerpräsidenten.

In den Fraktionen begegnete die Entscheidung der Unterhändler gewichtigen Bedenken. Das Zentrum konnte sich noch nicht dazu verstehen, auf Stegerwald zu verzichten, zumal gerade die Fraktion den Nachfolger stellen sollte, die ihm durch die Zurückziehung ihrer Minister aus dem Kabinett in den Rücken gefallen war. Die Deutsche Volkspartei aber konnte sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen, daß beide Wirtschaftsministerien, Landwirtschaft und Handel, der Sozialdemokratie zufallen sollten. Die auf 3 Uhr angesetzte Sitzung des Landtags wurde auf 8 Uhr vertagt. Inzwischen wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen und das Präsidium schließlich der Sozialdemokratie überlassen. Das neue Ministerium setzt sich nunmehr folgendermaßen zusammen: Sozialdemokratie: Präsidium: Braun; Inneres: Severing; Handel: Siering, Zentrum: Justiz: Dr. am Zehnhof; Volkswohlfahrt: Hirtsiefer, Demokraten: Landwirtschaft: Dr. Wendorff, Deutsche Volkspartei: Finanzen: Dr. v. Richter; Kultus: Dr. Boelitz. Aus dem zurückgetretenen Ministerium ist nur Dr. am Zehnhof geblieben; Stegerwald lehnte das Wohlfahrtsministerium, das ihm wieder angeboten wurde, entschieden ab; er will sich wieder ganz der Gewerkschaftsbewegung und den Arbeiten des Reichstages widmen. Sein Nachfolger Hirtsiefer ist ebenfalls aus den christlichen Gewerkschaften hervorgegangen. Von den sozialdemokratischen Ministern gehörten Braun und Severing bereits früheren Ministerien an; Siering ist wenigstens eine Zeitlang Beirat im Handelsministerium gewesen. Dr. Wendorff hat die Landwirtschaft theoretisch und praktisch betrieben und in Mecklenburg bereits eine Vorübung als Landwirtschaftsminister durchgemacht. Dr. v. Richter war bis 1920 Oberpräsident der Provinz Hannover, und Dr. Boelitz ist Gymnasialdirektor in Soest.

Das Zusammenarbeiten wird schweren Belastungsproben ausgesetzt sein, denn Unabhängige und Kommunisten suchen die Sozialdemokratie scharf zu machen, die Deutschnationalen wenden die gleiche Methode gegen die Deutsche Volkspartei an. Das Schielen nach anderen Parteien, die Furcht vor der Agitation im Lande hat das Zustandekommen der Koalition wesentlich erschwert und gefährdet auch ihre Wirksamkeit. Die Parteien müssen entschieden Front machen nach links und rechts und auch das Volk zu sachlicher Würdigung der politischen Tätigkeit erziehen. Möchte man die Warnung Stegerwalds, die er am Schluß des erwähnten Artikels in der Tageszeitung „Der Deutsche" dem Volke zuruft, beachten: „Wache auf aus deinem politischen Schlafe. Das gegenwärtige deutsche Parteielend bringt dich, wenn es andauert, rettungslos in den Abgrund."

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Aus kranker, pfeifender Lunge hustete am 7. und 9. November die Sozialdemokratie ihr Hoch auf die Revolution. Es weckte geringen Widerhall in dem scharfen Wind, der uns Tag für Tag französische Drohnoten, achselzuckendes angelsächsisches Mitleid, polnische Frechheiten und sinkende Markkurse ins Land weht. Nichts half es, daß die Regierung von Sachsen flaggte und die von Thüringen höchst kulturkämpferisch, aber mit grausam echter Ironie das Fest des 9. November einführte — ausgerechnet an Stelle des Reformationsfestes. Diese Gleichung mußte die Heimat Luthers vor der unerbittlichen Logik der Geschichte selbst vollziehen.

Die schwere Krisis der deutschen Kriegsentschädigung, die durch den Sturz der Mark eingetreten ist, hat den Reparationsausschuß veranlaßt, sich nach Berlin zu begeben. Er will die deutsche Wirtschafts- und Steuerpolitik kritisch untersuchen und Vorsorge treffen, wie die deutschen Zahlungen trotz allem sicher gestellt werden können, denn die Franzosen halten den nahenden Reichsbankrott für ein Trugspiel. Ihre Absicht geht ganz klar dahin, sich greifbare Sicherungen zu verschaffen, Bergwerke, Eisenbahnen, am liebsten das ganze linke Rheinufer. So sehen sie uns lieber heut als morgen zahlungsunfähig und fragen nicht nach dem Kurs unserer Mark. Darum ist Frankreich von der Reise des Wiedergutmachungsausschusses, der gemäß Art. 234 des Friedensvertrags die Leistungsfähigkeit Deutschlands prüft und Frist oder Form der Zahlungen darnach ändern kann, gar nicht entzückt. Die französischen Mitglieder, zu denen der Vorsitzer Dubois gehört, sollen gegen die Reise gestimmt haben und nur notgedrungen mitgegangen sein. Das Erscheinen des Ausschusses in Berlin fällt gewiß nicht zufällig zusammen mit Verhandlungen des Reichskabinetts über ein neues Angebot des Reichsverbandes der deutschen Industrie, ihren Kredit für eine Auslandanleihe und für die Kriegsentschädigung zur Verfügung zu stellen. Zum Entgelt verlangt die Industrie einen bedeutenden Einfluß auf die Finanz- und Steuerpolitik und die Ueberführung der Reichsbahn in Privatwirtschaft. Das Angebot stößt besonders wegen dieser letzten Idee auf großen Widerstand auch bei den bürgerlichen Parteien. Die Sozialdemokratie lehnt es natürlich rundweg ab und will es zum Anlaß gründlicher Erfassung der Sachwerte machen. Die Finanznot des Reichs könnte trotzdem alle Bedenken hintandrängen, aber hier wie überall kommt es hauptsächlich auf die Entente an. Die ist keine Freundin der deutschen Industrie, in der sie schon vor dem Krieg die Hauptträgerin des deutschen Imperialismus sah. Und heute werden drüben Stinnes und Ludendorff immer zusammen genannt. Frankreich würde sich vielleicht mit der deutschen Industrie noch verständigen, wenn sie ihm vorteilhaft liefert. England aber ist fest entschlossen, alles deutsche Kapital aufsaugen zu lassen vom Weltkapital, das in London und Neuyork zusammengeschlossen ist.

Wieder hat der Tod einen alten Führer aus unsern Reihen gerissen. Geistl. Rat Theodor Wacker, der Vorkämpfer und Hauptbegründer des badischen Zentrums, ist, 76 Jahre alt, gestorben. Sein Wirken beschränkte er auf das engere Vaterland, dort aber war er die Seele seiner Partei und hat sie zum Vorbild für die Reichs- und jede Landespartei durchorganisiert. Seine Arbeit hat dem Zentrum in Baden Macht und Einfluß verschafft und die Freiheit und Wohlfahrt der Kirche befördert. Mit sicherem politischem Instinkt bekämpfte der Verstorbene die Versuche der sog. Integralen, das Zentrum zur konfessionellen Partei zu machen.

Das ungarische Gesetz über die Entthronung der Habsburger genügte der Entente nicht. Die Regierung Bethlen, die ihren Rücktritt aufschob, wandte aber geschickt den Zwang ab, das Gesetz noch zu verschärfen und beschwichtigte die Botschafterkonferenz mit Versicherungen, sie werde sich vor einer Königswahl mit ihr verständigen und ein Gesetz gegen habsburgische Werbetätigkeit erlassen. Die Entente erklärte sich damit zufrieden, Ungarn aber verschiebt wahrscheinlich seine Königswahl bis zu der Zeit, wo weder die Botschafterkonferenz noch die mächtige Entente überhaupt mehr am Leben ist.

Dieser Zeitpunkt kommt einmal. Zwar läßt sich noch nichts voraussagen über den Erfolg der Beratungen in Washington, die am 12. Nov. eröffnet wurden. Aber sie werden die Harmonie der Großmächte auf harte Proben stellen. Wenn Lloyd

George beim Lordmayor-Bankett in London die Konferenz mit dem Aufgang eines Regenbogens vergleicht und sie im Fall des Gelingens für das größte Ereignis seit 19 Jahrhunderten erklärt, so ist das gleich oberflächlich oder unwahrhaftig wie sein weiterer Satz, daß die Ursache der Kriege das Wettrüsten sei. Das Wettrüsten war erst Wirkung der echten Kriegsursache, nämlich des rohen Machtstandpunkts und der Trennung von Politik und Moral. Darin sind die Ententemächte seit ihrem Sieg erst recht befangen. Kommen sie in Washington nicht darüber hinaus und behandeln mit etwas mehr oder weniger Abrüstung nur die äußeren Zeichen des Kriegswahns, so wird er in ihnen noch heftiger wüten und sich vielleicht etwas später, aber um so schwerer entladen. Da ist es schon aussichtsreicher, in Einzelgeschäften bestimmte Streitfragen zu vergleichen. Hier soll China der Hauptgegenstand sein. Japan setzt sich dort fest, was Amerika sehr mißfällt. Die Ermordung des japanischen Ministerpräsidenten Hara stellt sich jetzt als das Werk einer scharf nationalistischen Gruppe heraus und dürfte von englischen, überhaupt ausländischen Einflüssen unabhängig sein. Wie aber Japans Politik künftig aussieht, fragt man sich in Washington mit banger Sorge. Im allgemeinen arbeiten die Engländer auf eine Festlegung der Weltpolitik durch Bündnisse hin. England will mit Japan oder mit den Vereinigten Staaten oder mit beiden verbündet den Erdkreis beherrschen. Frankreich verfolgte ursprünglich den Plan eines Dreiverbandes mit England und Amerika, um seine Siegesbeute auf dem Festland Europas zu sichern. Die Vereinigten Staaten aber sind seit Harding jedem Bündnis abgeneigt, ihr Botschafter Harvey hat es jüngst in London ganz undiplomatisch deutlich gesagt. Jetzt zieht Frankreich wohl nicht ungern die Folgerung, zu Lande nicht abzurüsten und sich alle Sicherheiten selbst zu verschaffen. Für die Vorherrschaft in Europa läßt es den Amerikanern freie Hand im fernen China. Hat doch Frankreich im näheren Osten einen beachtenswerten Erfolg aufzuweisen, nämlich ein günstiges Abkommen mit Kemal Pascha und damit den Haupteinfluß in **Kleinasien**. England, das die besiegten Griechen unterstützte, hat das Nachsehen und ist begreiflich erzürnt. Seine Presse sprach schon vom Aufhören der Entente und das Foreign Office übermittelte eine scharfe Note nach Paris.

England gegen Deutschland.

Von Dr. B. **Deermann**, M. d. R.

England verfolgte im Kriege und nach dem Kriege konsequent das Ziel, Deutschlands wirtschaftlichen Wettbewerb wenigstens für die nächsten 50 Jahre gründlich auszuschalten. „Geschäft wie gewöhnlich" war seine unverhüllte Parole. Wider Erwarten hatte der Krieg trotz seiner furchtbaren Verluste für Deutschland an Menschen und Material England seinem Ziele noch nicht nahegebracht, daher wandte es auch noch während des Waffenstillstandes schärfste Blockade an, um Deutschland daran zu hindern, auf dem Weltmarkte als Wettbewerber aufzutreten, während England die Umstellung seiner Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft vollzog. Aus dem gleichen Grunde war England gern einverstanden — trotz seiner gegenteiligen Stellungnahme im Jahre 1870 —, daß Frankreich Elsaß-Lothringen mit den großen Bodenschätzen an Erzen und Kali uns wegnahm und uns vom luxemburgischen Erzbezuge nach Möglichkeit abschloß. Unsere Kolonien, unsere Handelsflotte, unsere Auslandsguthaben, Westpreußen mit Danzig mußten wir Englands Absicht opfern.

Trotz dieser furchtbaren Verstümmelungen hatte man in Paris etwas sehr Wichtiges außer acht gelassen, nämlich die Wirkungen einer nun notwendig einsetzenden Markverschlechterung. Infolge des Sinkens der deutschen Valuta wurde es der deutschen Ausfuhrindustrie möglich, den Weltmarkt zu einem großen Teil trotz allem wiederzuerobern, da wir jeden fremden Wettbewerb zu unterbieten vermochten. Englische Großkaufleute bemerkten im Herbst 1920 während eines Besuches in Hamburg sehr richtig, daß die Friedensbedingungen die deutsche Arbeiter- und Beamtenschaft zu einer Einschränkung ihrer Lebenshaltung auf die Hälfte des Friedensstandes und weniger gezwungen hätten, wodurch die deutsche Produktion in die Lage gekommen sei, billiger als jedes andere Land zu arbeiten.

Das Kohlenabkommen von Spa lag, soweit England in Frage kommt, ebenfalls in der Richtung seines Nachkriegszieles. Es hat durch den verursachten Kohlenmangel Deutschlands Industrie stark geschädigt in ihrem Bemühen, den Weltmarkt wiederzugewinnen, aber nicht weniger auch England, dessen großer Kohlenstreik nicht zuletzt seine Ursache in den deutschen Kohlenlieferungen an Frankreich hatte, außerdem ist die deutsche Industrie zu ihrem Vorteil zu besseren und sparsameren Heizmethoden gezwungen worden. Infolge der angedeuteten Ursachen und des weiteren gewaltigen Sturzes der Mark dauerte das Eindringen deutscher Waren auf den Weltmarkt fort. Daher griff England sehr gerne den Gedanken einer hohen Ausfuhrabgabe auf den deutschen Export zugunsten der von Deutschland zu zahlenden Kriegsentschädigung auf. Durch das Londoner Ultimatum sind wir gezwungen, 26 Prozent des Ausfuhrwertes an die Entente abzuliefern. Eine schwere Gefahr in der Tat für unseren Außenhandel.

Die Wiesbadener Abmachungen Rathenaus mit Frankreich haben England weiterhin ohne Zweifel beeinflußt, in Oberschlesien weniger stark sich für Deutschlands Lebensrechte einzusetzen, weil es in einer Verbindung französischen Kapitals und französischer Rohstoffe mit deutschem Unternehmergeist eine Gefährdung seiner eigenen wirtschaftlichen Weltstellung erblickte. Die Teilung Oberschlesiens ist wohl nicht ganz nach Englands Willen erfolgt, aber England hat dieser und anderer Interessen wegen auf Kosten Deutschlands mit Frankreich ein Kompromiß geschlossen. Englands Ziel, Deutschland als ernsten Weltmarktkonkurrenten für lange Zeit auszuschalten, wird erst dann von ihm als erreicht angesehen werden, wenn Deutschland ein ruhiger, kleinindustriell-agrarischer Staat zweiter Rangordnung geworden ist.

In dieser Richtung arbeitet auch die europäische Politik Englands. In der **Tschechoslowakei** wird der junge Ministerpräsident und Minister des Aeußeren Dr. Benesch warm von der englischen Diplomatie unterstützt. Denn die böhmische Industrie ist ein gefährlicher Konkurrent für die deutsche, wenn einmal andere Zollverhältnisse im Donaugebiet geschaffen sind. Dazu ist die Politik von Benesch chauvinistisch und antihabsburgisch, so daß jede Neigung zur Wiederherstellung eines deutsch orientierten Donauwirtschaftsbundes fehlt.

Die jetzigen Staatsmänner **Oesterreichs** finden auch Englands Lob, soweit sie friedlich, geduldig und antihabsburgisch sind und vor jeder Drohung der Entente in der Anschlußfrage an Deutschland zusammenknicken. Ungarn wird von England recht freundlich behandelt, weil es von dort aus die ganze Donauschiffahrt in seine Hand bringen will, was ihm in großem Maße wohl auch gelingen wird. Die ungarische antibolschewistische Politik paßt auch in Englands Politik, aber vor „jeder deutschen Verführung" wird das zerstückelte Ungarn energisch gewarnt. Gleicher Förderung kann sich **Rumänien** erfreuen als antibolschewistischer Wall an der Donaumündung. **Serbien** dagegen wird, trotzdem es die furchtbarsten und für Englands ägyptische Politik wertvollsten Opfer während des Weltkrieges brachte, weniger freundlich angesehen. Das hängt allem Anscheine nach nicht nur mit der einseitig altserbischen Politik der heutigen Regierung zusammen, sondern vor allem mit ihrer Bemühung, durch deutsche Wirtschaftskraft wiederaufgebaut und weiter entwickelt zu werden.

Englands Verhalten gegenüber **Griechenland** ist ein typisches Beispiel der englischen Interessenpolitik. Diese gesteht unumwunden ein, daß sie Griechenlands neuen Krieg gegen die kleinasiatische Türkei veranlaßte. Sie war willens, dafür dem Lande die Anerkennung König Konstantins und finanzielle Hilfe zu geben. Aber nachdem Frankreich sich energisch nicht nur gegen die Anerkennung König Konstantins, sondern auch gegen die griechischen Pläne in Kleinasien überhaupt gewandt hat, und nachdem es offenbar geworden ist, daß die Griechen allein ohne bedeutende Hilfe Englands an Geld, Kriegsmaterial und Truppen den Feldzug nicht siegreich beenden können, läßt England die Griechen fallen. Es widmet ihnen nur noch Worte höchster Anerkennung für die Treue des Volkes zum Könige, die Tüchtigkeit und Ehrlichkeit des Königs, der leitenden Staatsmänner und Finanzleute. England ist nämlich in Kleinasien schwer verwundbar und muß hier auf Frankreich Rücksicht nehmen, damit seine vorherrschende Stellung auf der Landbrücke nach Indien nicht stark gefährdet wird. Daher sind auch die scharfen Ausfälle in der englischen Presse gegen **Bulgarien** zu erklären, obwohl die jetzigen bulgarischen Minister seit jeher sehr ententefreundlich waren. Bulgarien hat nämlich inoffizielle Verhandlungen mit den Bolschewisten und Kemalisten gepflogen, und die patriotischen Kleinbauern, welche die Regierung bilden, haben das Unrecht an den bulgarischen Mazedoniern nicht vergessen.

Polen dagegen wird neuerdings in der englischen Presse unterstützt, obwohl sie sich vor den großen Fehlern und Unzulänglichkeiten der polnischen Politiker und der Führer des polnischen Wirtschaftslebens nicht verschließt. Denn England fürchtet schon heute die Möglichkeit einer russisch-deutschen Verbindung, die es unter allen Umständen verhindern will. England muß mit Recht das erwachende russische Bürgertum fürchten, weil es nichts Zureichendes gegen die Bolschewisten unternahm, sondern diese nur möglichst von Mitteleuropa und Mittelasien absperrte. Von einem durch den Bolschewismus national und wirtschaftlich zugrunde gerichteten Rußland vermeint England für Jahrzehnte nichts mehr in Indien befürchten zu müssen. Infolgedessen fördert es jetzt auch die langsame bolschewistische Revision Lenins zu einem halbbürgerlichen Sozialistenstaate. England glaubt den Bolschewismus durch die nationalistischen Staaten Rumänien, Ungarn und Polen und durch das ordnungsliebende Deutschland von Mittel- und Westeuropa fernhalten zu können. Es hält ihn aber nichtsdestoweniger für außerordentlich gefährlich, wenn er in Mitteleuropa einbrechen würde. Daher ist es auch sehr besorgt, daß nicht in Deutschland ein sozialistischer Gewaltumsturz erfolgt, wie ihm auch eine entschlossene deutsche Front des passiven nationalen Widerstandes mit Erfolg sehr unbequem werden würde. England muß nämlich unter allen Umständen politische und wirtschaftliche Ruhe auf dem europäischen Festland haben, um endlich auf lange Sicht hin und in sicherer Berechnung seine wirtschaftliche Weltstellung neu sichern und ausbauen zu können. Denn die Gefahrenmomente: Irland, Aegypten, Indien, der erwachende Mohammedanismus und die Vereinigten Staaten sind noch nicht überwunden, von Frankreichs Nebenbuhlerschaft ganz zu schweigen. England weiß, daß wir zu Anfang des nächsten Jahres die Goldzahlungen nicht leisten können und daß Frankreich dann sehr wahrscheinlich das Ruhrgebiet besetzt. Dieses würde die englische Politik nicht allzusehr stören, wenn die deutschen Arbeiter sich dabei ruhig verhalten würden. Dann würde die deutsche Industrie sehr bald den Todesstoß haben, ohne daß Frankreichs Welthandel dadurch stärker würde. Wenn aber im Ruhrgebiet und im Anschluß daran in allen deutschen Industriebezirken Streiks und nationale oder bolschewistische Unruhen ausbrechen, wäre auch Englands soziale und wirtschaftliche Ruhe aufs schwerste gefährdet.

Wir haben zwei große Mittel, um eine Rücksichtnahme der englischen Politik auf unsere nationalen und wirtschaftlichen Lebensrechte zu erzwingen, weil sie englische Interessen sehr stark berühren (Nächstenliebe gilt niemals in der Politik). Die nationale Einheitsfront der Selbstbehauptung und eine in ihren Grundlagen unerschütterte Industrie und Landwirtschaft. Daher müssen wir mit dem optimistischen Nachgeben gegenüber der Entente und der Hoffnung auf Errettung durch Wohlverhalten ein Ende machen. Pazifismus und Internationalismus sind heute weniger als je am Platze. Aber der Unbequeme und der in sich Starke wird berücksichtigt. Militärische Macht ist dafür nicht unbedingt erforderlich. Unserer Volkswirtschaft muß ein freies kapitalkräftiges Unternehmertum erhalten bleiben und eine enge friedliche Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gewonnen werden. In der äußeren Politik müssen wir offen auf eine Wiederherstellung eines freiheitlichen und sozialen bürgerlichen Regimes in Rußland hinarbeiten. Mit unserer Hilfe muß das zerstörte russische Wirtschaftsleben wieder aufgebaut werden. Das gibt uns die notwendige Arbeitsgelegenheit und den Russen die Möglichkeit zu späterer selbstständiger Wirtschaft. Aber mit diesem Bestreben muß die Anbahnung einer politischen Entente mit Rußland eng verknüpft werden. Rußland braucht zu seinem Leben den Anschluß an Mittel- und Westeuropa und an die Ostsee. Mitteleuropa hingegen kann auf die Dauer den bolschewistischen Pestkörper nicht in seiner Nähe ertragen. Bevor wir zu einer vollen Entente mit Rußland gekommen sind, können wir dann England ein Entweder-Oder anbieten und von ihm Kompensationen verlangen. Eine solche Politik scheidet gegenüber dem leidenschaftlichen französischen Hasse leider aus. England aber betreibt eine kühle Politik und wird uns einst als Gegengewicht gegen Frankreich notwendig haben. Vielleicht kommt es dann einmal zu der Kombination Deutschland—England, die vor 20 Jahren leider verpaßt wurde, oder zu der Verbindung der beiden großen Kontinentalmächte Europas Rußland und Deutschland. Auf jeden Fall aber muß unsere heutige Politik besonders nach dem Raube Oberschlesiens klar wissen, wohin sie steuern will, nicht bloß von heute auf morgen, sondern auf längere Sicht.

Karl Fürst zu Löwenstein — P. Raymundus †.

Von Dr. Hermann Cardauns, Bonn.

In dem Doppeltitel dieses Nachrufs liegt die Summe eines langen, reichen Lebens beschlossen, das von der Jugendzeit bis zum Grabe, vom Fürstenschloß bis zur Klosterzelle einem Ziele zugewendet gewesen ist.

Daß der Fürst sein Leben im Gewande des hl. Dominikus beschließen werde, ist ihm nicht an der Wiege gesungen worden. Als Sohn des Erbprinzen Konstantin von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg und der Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg am 21. Mai 1834 auf Schloß Haid in Böhmen geboren, Erbe einer Standesherrschaft, deren Besitzungen in Böhmen und mehreren Staaten des Deutschen Bundes etwa 18 Quadratmeilen mit 60000 Einwohnern umfaßten, durch seine beiden Ehen mit den Prinzessinnen von Ysenburg-Birstein und Liechtenstein, sowie durch seine Schwester Adelheid (Gemahlin des ehemaligen Königs Miguel von Portugal) mit einer langen Reihe regierender Häuser und Familien des Hochadels verwandt, mit dem österreichischen Kaiserhause — die ehemalige Kaiserin Zita ist seine Großnichte —, mit Parma, Luxemburg usw., schien er berufen, eine große Rolle als Militär, Politiker oder Diplomat zu übernehmen; er hat es vorgezogen, seine Kraft fast ungeteilt dem Dienst der Kirche zu widmen.

Er war ein früh verwaistes Kind. Seine Mutter starb im Jahre nach seiner Geburt, sein Vater drei Jahre später. Bereits 14jährig folgte er als Fürst seinem gleichnamigen Großvater, unter der Vormundschaft des Kardinals Schwarzenberg; an seiner Erziehung waren namentlich der westfälische Freiherr Leopold von Korff-Harkotten und der rheinische Dichter Alexander Kaufmann, sein späterer Archivar beteiligt. In Bonn hat er studiert, seine erste größere Reise ging nach Palästina zum Besuch der hl. Stätten.

Gegen Ende der 60er Jahre trat er an die weitere Oeffentlichkeit. Im bayerischen Unterfranken, wo seine Residenz Kleinheubach liegt und das noch in seinem Zerfall gewaltige Wertheimer Schloß, „Klein-Heidelberg", am Zusammenfluß von Main und Tauber, veranstaltete er eine Reihe großer Katholikenversammlungen, und als im gleichen Jahre die Generalversammlung der deutschen Katholiken im oberfränkischen Bamberg ein Zentralkomitee bildete, wurde er zum Mitglied gewählt, übernahm den Vorsitz und leitete 1869 die Versammlung in Düsseldorf. Das war der Anfang seines wichtigsten Lebenswerkes, an dem er ein Menschenalter hindurch unermüdlich und opferwillig gearbeitet hat. Der französische Krieg rief ihn zur Mitarbeit an der Organisation des Sanitätsdienstes in Feindesland, und als der Friede nahte, drängten ihn die drohenden Zeichen der Zeit zum Eintritt in die parlamentarische Laufbahn: am 3. März 1871 wurde er von seinem heimischen Wahlkreise Lohr-Tauberbischofsheim in den ersten Reichstag gewählt und am 21. März unterschrieb er das Programm der Zentrumsfraktion. Aber schon 1872 hat er auf sein Mandat verzichtet und bei Auflösung des Zentralkomitees das Amt eines ständigen Kommissars der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands übernommen, das ihn in hohem Maße in Anspruch nahm. Was er als solcher geleistet, auf keiner einzigen Versammlung fehlend, durch zahllose Reisen und Besprechungen zur Vorbereitung und zur Ausführung der Beschlüsse, ohne jede Rücksicht auf sich selbst, recht oft — und das ist ihm vielleicht das Schwerste gewesen — eigene Wünsche fremder Einsicht unterordnend, das ist über jedes Lob erhaben. Erst 1898 wurde ihm auf seinen dringenden Wunsch diese schwere Bürde abgenommen; zu den ersten Mitgliedern des neuen Zentralkomitees gehörte auch sein Sohn, der Erbprinz Alois, der 1905 die erste reichsländische Generalversammlung zu Straßburg leitete.

Vollständig hat er nach der Reichstagsepisode von 1871 auf die parlamentarische Tätigkeit nicht verzichtet. Auf Grund seiner standesherrlichen Rechte als geborenes Mitglied der Ersten Kammern von Bayern, Württemberg, Baden und Hessen, hat er auch wiederholt davon Gebrauch gemacht. Aber als Redner pflegte er nur aufzutreten, wenn kirchliche Interessen in Frage standen, und wenn er auch vielen Mitgliedern des Reichstagszentrums freundschaftlich verbunden blieb, dessen Kämpfe und Erfolge mit regem Anteil begleitete und bis zur Grenze seines Weltlebens ein treues Mitglied der Landesparteileitung des bayerischen Zentrums war — noch 1907 erschien er auf dem Münchener Parteitag und sprach ihm unter jubelndem Beifall seine „volle und warme Sympathie" aus —, so hat sich doch mehr und mehr sein Interesse von weltlichen Dingen abgewendet. Ein Politiker

im eigentlichen Sinne war er nicht — das soll kein Vorwurf sein, sondern nur die Feststellung einer nun einmal gegebenen Tatsache. Fürst Löwenstein war Idealist durch und durch. Vom Boden seiner felsenfesten Ueberzeugung aus zog er rücksichtslos Konsequenzen, welche, wenn gleich logisch, so doch praktisch nicht immer Zustimmung fanden. Er war der Mann der Theorie, des schriftlich fixierten Programms, dessen Durchführung, wenn überhaupt, nur in ferner Zukunft zu erwarten war.

Besonders gilt dies von demjenigem politischen Gebiet, mit dem sich Fürst Löwenstein noch am eifrigsten und anhaltendsten beschäftigt hat: von der Sozialpolitik. Den Höhepunkt erreichen seine Bestrebungen auf diesem Felde in den achtziger Jahren. 1882 wurde auf der Generalversammlung zu Frankfurt a. M. beschlossen, eine Besprechung sozialer Probleme durch hervorragende Sozialpolitiker herbeizuführen. Mit der vornehmen Gastlichkeit, die er als selbstverständliche Tugend übte, erließ der Fürst Einladungen nach seinem böhmischen Geburtsschlosse, und hier entstanden die vielbesprochenen Haider Thesen vom Juni 1883 über Handwerker- und Arbeiterfragen, denen sich Beratungen zur Bodenreform in Salzburg anschlossen. Auf den nächsten Katholikentagen zu Düsseldorf und Amberg (1883 und 1884) kam es zu weiteren Beratungen und auch zur Berichterstattung, aber Beschlüsse wurden nicht gefaßt — es ist ein offenes Geheimnis, daß Windthorst sich einer programmatischen Festlegung mit aller Entschiedenheit widersetzt hat. Eine Fortsetzung fand das Haider Komitee in der Freien Vereinigung katholischer Sozialpolitiker, die zuerst 1885 in der fürstlichen Residenz Kleinheubach, in den folgenden drei Jahren zu Mainz, Regensburg und Prag zusammentrat. Ein Organ der reichsdeutschen Katholikenversammlungen war diese Vereinigung, in welcher österreichische Sozialpolitiker stark vertreten waren, nicht mehr, wenn auch ihre Beschlüsse sich vielfach mit den verwandten Arbeiten der Generalversammlungen und den großartigen Schöpfungen der deutschen Sozialpolitik berührten. Ein internationaler Verband, die 1884 in Freiburg (Schweiz) gebildete katholische Vereinigung für soziale und volkswirtschaftliche Studien, hat den Fürsten zu ihrem Ehrenpräsidenten gewählt.

Seine Hauptaufgabe blieb das Versammlungs-Kommissariat, aber bei weitem nicht die einzige, und es ist geradezu erstaunlich, was alles dieser zart gebaute, mit zunehmendem Alter mehr und mehr schonungsbedürftige Mann auf seine Schultern nahm. Wie oft mag er, allein oder als Führer von Abordnungen und Pilger-Massenzügen, über die Alpen gereist sein, von der Sekundizfeier Papst Pius IX. im Jahre 1869, bei welcher er die Huldigungsadresse der katholischen Vereine Deutschlands mit ihren 5/4 Millionen Unterschriften und einen Peterspfennig von rund einer Million Mark überreichte, bis zu der Romreise des Achtzigjährigen im Jahre 1914! Dazwischen fallen unzählige Konferenzen und Versammlungen durch ganz Deutschland; er organisiert die Massen-Wallfahrt zum Grabe des hl. Bonifazius als Kundgebung gegen die Besetzung Roms, leitet 1889 den Bayerischen Katholikentag, der gegen die Beibehaltung des Plazets protestierte, 1896 den Antifreimaurer-Kongreß in Trient und nimmt sich an der Jahrhundertwende mit Feuereifer der Anti-Duellbewegung an, zu welcher das Pronunciamiento eines seiner Neffen, des Infanten Don Alfonso von Bourbon, das Signal gegeben hatte. Er reist zu der Leipziger Konferenz, zur Versammlung der österreichischen Liga, gründet persönlich oder durch eine Riesenkorrespondenz Ortsgruppen an allen Ecken und Enden — mit Recht darf man ihn die Seele dieser Bewegung nennen.

Bei einer so vielseitigen Tätigkeit, die zu eingehender Prüfung der Sachlage und Erwägung der Folgen oft keine Zeit ließ, konnten Meinungsverschiedenheiten auch mit gleichstrebenden Freunden nicht ausbleiben. Aber zu dauernden Verstimmungen ist es nicht gekommen. Dafür kannte man ihn zu gut, seinen guten Willen, sein edles Herz, seine Bereitwilligkeit, Wege zu verlassen, die er als Abwege erkannte. Man konnte ihm widerstreben, aber auch beim Widerstreit der Ansichten behielt man ihn lieb, und nur wenige der führenden Persönlichkeiten des deutschen Katholizismus haben sich einer so allgemeinen und wohlverdienten Beliebtheit erfreut.

Stark dazu beigetragen hat die Kenntnis, daß er nicht nur seine Person, seine Zeit und Arbeitskraft für seine Sache einsetzte, sondern ihr auch diente mit fürstlicher Freigebigkeit. Er verfügte über sehr bedeutende Mittel; er hat davon für Andere Opfer gebracht bis hart an die Grenze des Unmöglichen; er spendete fortwährend mit vollen Händen, bei einfacher, zur Askese neigender Lebenshaltung. Hunderttausende hat er gegeben als Mitglied und Förderer einer Menge von katholischen Vereinen und Gesellschaften, für die Missionen, für die notleidenden Nonnen Italiens, für den deutschen St. Josephs-Verein in Paris, für das Kloster Eibingen im Rheingau, zu schweigen von den Summen, die er alljährlich für Agitationszwecke selbstverständlich aus der eigenen Tasche deckte. Aufhebens hat er davon nicht gemacht, seine Rechte wußte nicht was die Linke tat, aber eine lange, lange Liste ist aufgeschrieben im Buch des Lebens. Auch die deutsche Kunst hat er nicht vergessen; Meister Steinles schon Ende der 60er Jahre begonnener Marienzyklus in der Schloßkapelle von Kleinheubach, Steinles Kartons zu den Fenstern der Schloßkapelle von Fischhorn im Salzburger Pinzgau und die Seitzschen Gemälde in der deutschen Kapelle zu Loretto sind dauernde Denkmäler.

Ein ergreifendes, auch für Weltkinder rührendes oder doch achtunggebietendes Bild bietet sein Lebensabend. Er war zeitlebens ein tieffrommer Mensch, und wenn nicht schon früher, ist bald nach dem Anfang des neuen Jahrhunderts im Herzen dieses ehrwürdigen vielfachen Familienvaters der Gedanke entstanden, den Rest seiner Tage dem ausschließlichen Dienst des Höchsten in einem Leben der christlichen Vollkommenheit zu widmen. Glaubwürdig ist bezeugt, daß er sich jahrelang mit dem Wunsche trug, Laienbruder zu werden. Darauf hat man sich nicht eingelassen und lange hat die alte Durchlaucht kämpfen müssen, bis sie als Novize eintreten durfte. Erst 1907 erhielt der 73jährige Fürst im Kloster Trans Cedron zu Venlo das weiße Gewand der Dominikaner. Seine drei Jahre ältere Schwester Adelheid, die Witwe Miguels von Braganza, hatte ein Jahrzent vorher den gleichen Schritt getan: 1897 war sie Benediktinerin geworden, als solche ist sie 1909 in hohem Alter in der Abtei St. Cecile auf der Insel Wight gestorben. Auch mehrere Töchter des Fürsten haben den Ordensstand gewählt. Die älteste ging zu den Armen Schwestern vom hl. Franziskus, die dritte zu den Benediktinerinnen, während die drei übrigen sich mit dem Grafen Schönborn, dem jüngeren Herzog von Braganza und dem Fürsten Schwarzenberg verheirateten.

Sechs seiner Kinder waren anwesend, als er im folgenden Jahre zur feierlichen Gelübdeablegung zugelassen wurde, und in der Ansprache, die er beim Festmahle hielt, kam sein Familiensinn zu schönstem Ausdruck. Er gedachte seiner beiden Vermählungstage, an welchen Gottes Güte ihm wahre Perlen und Engel von Frauen zugeführt habe, und fuhr dann fort: „Der heutige Tag ist in noch höherem Sinn ein Hochzeitstag für mich. Zu diesem Schritte hätte ich mich nie entschlossen, wenn das äußere Verlassen der Familie auch zu einem innerlichen Verlassen und Vergessen verpflichten würde. Nein, die Liebe zu meinen Kindern, meinen Schwiegerkindern und den Kindern meiner Schwester, die ich wie meine eigenen liebe, wird nie erkalten. Und die große Schar lieber Enkel, wie könnte ich sie vergessen! Die Liebe meiner Familie steht mir fest auf dem Boden christlich-katholischer Gesinnung, und das vierte Gebot wird in vollster, zartester und ausgedehntester Gesinnung erfüllt. Es gibt keine größere irdische Gottesgabe als gute Kinder." Bei der Profeßablegung hat er auf seine fürstlichen Rechte in aller Form zugunsten seines ältesten Sohnes, des Erbprinzen Alois, verzichtet. Nach der Feier ging er in seine Zelle zurück, eine einfache Mansarde, deren einziger Schmuck ein kleiner Altar mit einem Marienbilde war. Im Dezember des gleichen Jahres hat ihm Kardinal Fischer die Priesterweihe erteilt.

Seitdem hat man von P. Raymundus nicht viel mehr gehört. Noch einmal war ein großer Teil seiner Angehörigen um diesen Patriarchen versammelt, als er am 21. Mai 1914, bei der Rückkehr von einer Romreise, in seiner ehemaligen Residenz Kleinheubach die Vollendung des 80. Lebensjahres beging. Er war noch immer körperlich und geistig rüstig. Ende 1916 erkrankte er schwer während eines Aufenthaltes in Köln. — Kaum haben seine Freunde gehofft, daß ihm noch weitere fünf Jahre beschieden seien, bis er am 8. November 1921 im Kölner Dominikanerkloster sanft entschlief.

Alle, die ihm nahestanden, auch die Männer der Politik, haben gewußt, was sie diesem hochherzigen Vorkämpfer der deutschen Katholiken schuldeten. Schon auf der Aachener Versammlung (1879), an welcher er teilnahm, hat Windthorst den Mann gefeiert, „der niemals sich gescheut, das Banner des katholischen Glaubens offen und treu zu tragen, dessen Stellung für die Sache der deutschen Katholiken von großer und entscheidender Bedeutung gewesen ist".

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die hervorragende Liebestätigkeit des Papstes für Deutschland wird von niemand, der unvoreingenommen sich bemüht, sie in ihren Einzelheiten zu verfolgen, angezweifelt, und mit vollem Rechte hat der bayerische Episkopat bei seiner letzten Jahreszusammenkunft ihrer mit besonderer Dankbarkeit gedacht. Freudig erwähnt dies Papst Benedikt XV. selbst in dem soeben veröffentlichten Antwortsschreiben (datiert vom 14. Oktober). Nur der Berliner Säemann-Verlag hat wieder einmal in einer „von einem Deutschen" verfaßten Schrift, die ein „Beitrag zur politischen Orientierung" sein will, eine davon abweichende „Darstellung des Verhältnisses zwischen Vatikan und Deutschland" versuchen müssen. Als vor drei Jahren im selben Verlag jene erste, „von einem Deutschen" verfaßte Angriffsschrift auf das Oberhaupt unserer Kirche erschien, betitelt „Papst, Kurie und Weltkrieg", habe ich an der Hand des Kapitels über die Liebestätigkeit des Papstes im Weltkriege den Nachweis erbracht, daß die Schrift, zu deren Patronanz sich die Vorstandschaft des Evangelischen Bundes bekannt hatte, „ein Schandfleck für deutsche Ehrlichkeit und Gründlichkeit" ist und „mit unehrlichen Mitteln der Hetze gegen den Papst dient". Verfasser, Verlag und Herausgeber haben diese ihnen öffentlich gemachten Vorwürfe bis heute auf sich sitzen lassen. Nachdem sie also selbst keinen weiteren Anspruch auf die ihnen abgesprochene Wahrhaftigkeit erhoben haben, wird wohl niemand, der sich sachlich über das genannte Verhältnis unterrichten will, sich dieser trüben Quelle bedienen und von mir eine erneute Analyse erwarten. Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Worten des Papstes zurück. „Es geht die Norm und die Kraft aller bürgerlichen Pflichten lediglich aus den Pflichten hervor, welche die Menschen mit Gott verbinden: denn Gott ist es, der befiehlt und verbietet und, was gut und böse ist, festsetzt. Darum ehren Wir euch mit verdientem Lohn; denn indem ihr die väterliche Gewalt festigt und stärkt (Elternvereinigungen!) gebt ihr euch zugleich die angelegentlichste Mühe, daß die Jugend zur Hoffnung besserer Zeiten heranwächst." Der Heilige Vater möchte auch das Konkordat mit Bayern endlich abgeschlossen sehen und er betont, daß er sehnlich wünsche, „daß von Unserem Nuntius selbst, den Wir genannt haben (nämlich Se. Exzellenz Msgr. Pacelli), das so sehr erwartete Werk zum Abschlusse gebracht werde." Auch wir bayerische Katholiken unterstreichen diesen Wunsch des Papstes mit allem Nachdrucke, obwohl wir wissen, daß seine Erfüllung die Abreise Msgr. Pacellis nach der Reichshauptstadt bedeutet, wo er ja seit anderthalb Jahren als Nuntius akkreditiert ist. Sein Nachfolger für München ist bereits ernannt, es ist der bisherige Vertreter des Hl. Stuhles in Buenos Aires, Msgr. Vassallo di Torregrossa, und da auch dessen Nachfolger in Argentiniens Hauptstadt schon bestellt ist, wäre es doppelt wünschenswert, daß das Konkordat endlich freie Bahn schaffe und darnach jenes mit dem Reiche in Angriff genommen werden kann.

Während die beim Vatikan beglaubigten Diplomaten bereits vollzählig aus ihrem Sommerurlaube zurückgekehrt sind, hält der französische Botschafter Jonnart als Haupt der republikanisch-demokratischen Partei in seiner Heimat noch politische Reden. Dabei läßt er keinen Zweifel, daß er und die Regierung trotz der Botschaft beim Vatikan entschiedene Anhänger der nur vorübergehend aufgehobenen Laiengesetzgebung sind: ja er fordert, daß dieselbe ehestens wieder in Kraft trete. „Wir sind für volle Gewissensfreiheit," erklärt er emphatisch, aber an der die Gewissen vergewaltigenden Gesetzgebung, dem „Patrimonium der Republik" und am sog. „Laienstaat", mit dem laut „Journal des Débats" viel Schindluder getrieben wird, und der „eine der kostbaren Errungenschaften der modernen Gesellschaft" ist, darf nicht gerührt werden. Zum soundsovieltenmal wiederholt der Vertreter Frankreichs, daß lediglich die Wahrung eigensüchtiger nationaler Auslandsinteressen zur Verbindung mit Rom führte, daß sie nur diesem Zwecke allein diene. Für die Kongregationen, die sich mit Armen-, Krankenpflege und Heidenmission befassen, wünscht er etwas nachsichtige Behandlung bei ihrer Autorisierung. Man wird Herrn Jonnart im Vatikan dankbar sein, daß er so hübsch die Karten auf den Tisch legt. Inzwischen bezeugen allerhand Vorkommnisse, daß sich in Frankreich der Wind noch lange nicht endgültig gewendet hat. Die Elsässer Geistlichkeit appelliert bereits an den Völkerbund, zu Corte auf Korsika wird die Kapelle der Kapuziner in ein öffentliches Ballokal umgewandelt, in Ajaccio werden die Lehrschwestern ausgewiesen und wird ihnen ihr Eigentum entzogen, ja ihnen dafür ein für Tiere unbrauchbar gewordener Stall angewiesen und in Marokko hat man jeden anderen als den staatlichen, d. h. religionslosen Unterricht verboten. Ja, die Fille aînée de l'Eglise! Inzwischen wird nicht nur das alte Europa von den Sendlingen des protestantischen Sektenwesens überschwemmt, sondern von überall, von Mittel- und Südamerika, vom Orient kommen Klagen über ihr Vorgehen, derweilen sich an ihrer eigenen Basis mehr und mehr ein Zusammenbruch vollzieht, denn noch auf dem letzten „Kongreß der christlichen (d. h. protestantischen) Kirchen" zu Boston wurde festgestellt, daß allein in Nordamerika für 40 000 Kirchen die Geistlichen fehlen; daran sind die Baptisten mit rund 3000, die Methodisten mit rund 4000 beteiligt. New York-World zufolge beschränkt sich diese Erscheinung nur auf den Protestantismus. „Die Katholiken haben noch mehr Priester als Kirchen, während bei den Protestanten über 40 vom Hundert der Pfarreien ohne Pastoren sind".

Eine andere Welt tut sich uns auf, wenn wir der beiden großen Toten der vergangenen Tage gedenken, des P. Raymundus, einst in der Welt Karl Fürst zu Löwenstein, und des Generaloberen der Salesianer, Don Paolo Albera. Friede, Ruhe, Liebe umwehen uns plötzlich und es ist, als ströme in unsere Seele etwas von dem Hauche jener anderen besseren Welt, die zu unserem Troste auch unser wartet. P. Raymundus hat nicht, übersättigt und angeekelt von den Genüssen dieser Welt, es noch mit einem letzten Narkotikum, nämlich der Religion versucht, sondern nach einem mühe- und arbeitsvollen Leben im Dienste des Katholizismus, dem er führend seine besten Kräfte des Lebens gewidmet hatte, war er, nachdem seine Aufgabe unter den Menschen getan war, in das Kloster getreten, um von da an nicht mehr mittelbar, sondern unmittelbar Gott zu dienen, ehe die Stunde der ewigen Vereinigung mit ihm schlug. Einen wesentlich anderen Ausgangspunkt weist Don Alberas irdischer Lebensgang auf: Eine arme Bauernfamilie des Bergdorfes None in Piemont hat uns diesen Nachfolger Don Boskos geschenkt, der dessen großes Werk an der Jugend in gleicher unberührter Eigenart fortführte und weiterentwickelte. Eine Völkerwanderung von Kindern und Arbeitern war sein Leichenbegängnis, uneingeladen war ganz Turin betend um die Leiche geschart, um den lieben, bescheidenen Mann, der zwar Don Albera hieß, sonst aber in jeder Linie seiner Persönlichkeit Don Bosko selbst war, zur letzten Ruhestätte zu begleiten.

Noch in die Ewigkeit hinüber folgt die Kirche, die Hüterin von Gottes Gnadenschatz, den Toten mit ihren Werken. Für die Seelenruhe König Ludwig III. von Bayern wurde am 2. Nov. in der Titelkirche Kardinal von Faulhabers, in Sta. Anastasia in Rom ein feierliches hl. Meßopfer gefeiert. Und in der sixtinischen Kapelle fanden auf Anordnung und im Beisein des Papstes selbst zwei Seelenämter statt, das erste für Pius X. und das zweite für die zuletzt verstorbenen Kardinäle, Neto, Camassei, Ferrari, Gibbons, Guemini und Dubourg. Ihnen allen leuchte das ewige Licht, der Herr lasse sie ruhen in Frieden.

Scheidegruss.

Ade! Nun ist es Schlafenszeit;
Nun mag ich nichts mehr hören
Vom Lärmen der Alltäglichkeit —
Kein lauter Ruf mehr weit und breit
Soll meine Ruhe stören!

In stiller Waldeseinsamkeit,
Wo klare Quellen rauschen,
Will ich des Lebens Lust und Leid
Vergessen, und der Ewigkeit
Tiefernster Stimme lauschen.

Ade! Ihr Lieben allzumal!
Von dannen muss ich gehen,
Zu Bergeshöh'n aus dumpfem Tal,
Zum Licht empor aus Nacht und Qual —
Ade! Auf Wiedersehen!

Leo van Heemstede.

Nord und Süd.

Buchanzeigen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfr.

Zur Bäreninsel, nach Spitzbergen, hoch in den kalten, dem Pol benachbarten Norden, hinein in die Geheimnisse der dortigen Gebirgs- und Tiefseewelt führt uns Frithjof Nansens neuestes Werk: „Spitzbergen". (Brockhaus, Leipzig. Gr. 8°, 328 S.) Mit 180 Abbildungen, Karten und Diagrammen, sämtlich nach Zeichnungen des auch in dieser Kunst vorzüglich bewährten Verfassers. Lebhaft fesselnd und zugleich anziehend unterrichtend bekundet sich dieser hier von neuem als der große Liebhaber und Kenner arktischer Natur und der gründliche wissenschaftliche Forscher, den wir längst in ihm verehren. — Auf eigener seetüchtiger kleiner Yacht zog der berühmte Skandinave mit geschultem Stabe aus, um die für die Schiffahrt bedeutsamen Meeresströmungen bei Spitzbergen und im Treibeis zu untersuchen. Als Hauptergebnis der Fahrt erzielte er die bis jetzt wichtigsten einschlägigen Feststellungen und zugleich wertvollen Aufklärungen über das „Zukunftsland" Spitzbergen selbst mit seinen der Hebung harrenden ungeheuren Steinkohlenlagern. Im Vorwort verweist Nansen den nicht zu „wissenschaftlichen Dingen" neigenden Leser auf die Kapitelüberschriften als Warnungstafeln, die aber kaum jemand als solche wird benützen wollen. In der Gesamtdarstellung erscheint der Verfasser als hochedle Wikingernatur, deren goldene Ehrlichkeit jede auf „Effekt" und selbstischen Gewinn berechnete Blenderei als solche abweist und offen kennzeichnet, selbst immer Echtes eigenen Könnens und Wissens darbietend. Und zwar in einem von Wahrhaftigkeit und Liebe zu Gegenstand, Zweck und Ziel durchleuchteten Schilderungs- und Erzählstil prachtvoll klarer Einfachheit, wie sie zutiefst nur lauteren Künstlerseelen eignen kann. — Das vornehme Prachtwerk verdient eine zahlreiche Leserschaft.

Eine kleine umbrandete Inselwelt steigt vor uns aus den wilden Wogen der Nordsee empor in Wilhelm Lobsiens Halligroman „Landunter". (Martin Warneck, Berlin, 8°, 349 S.) Um die ständig gefährdeten Eilande zu schützen, verbindet man sie mit dem Festlande, macht sie „landfest" durch Damm- und Deicharbeiten. Aber wie Gutes Schlimmes zeitigen kann, zeigen die häufigen Folgen dieser Vereinigung: Die frommen, guten alten friesischen Sitten leiden Schaden durch das Hereinfluten „fremder" verweltlichender, verflachender Einflüsse und Unsitten. Der Held des Buches, ein idealgerichteter, heimattreuer alter Lehrer, hat durch unermüdliche Pionierarbeit die Landfestmachung der Hallig Sünoog, des Schauplatzes seiner Lebensarbeit, bewirkt. Mählich aber geht ihm wie ein wachsend schwerer Vorwurf die Erkenntnis auf, daß der gewonnene äußere Schutz den inneren: das bisher wohlbewahrte einheimische Volkstum untergräbt, „landunter zu setzen" droht. Sogar an den Herd seines Hauses drängt sich die verderbliche Gewalt: Sein einziges Kind, von ihm immer als starker Edelcharakter geschätzt und geliebt, wird eines „fremden" Verführers Opfer. Er selbst fällt, treu bis in den Tod, im Kampfe gegen die dennoch nicht völlig besiegte tückische See, darf aber im Tode den Trost hinübernehmen, sein Liebstes auf Erden fortab im aufopfernd liebenden Schutze eines wackeren Halligsohnes zu wissen. — Lobsien ist durchaus Heimatdichter im gehobenen Sinne; seine schöne, kraftvolle Begabung entwickelt sich mehr und mehr nach dieser ausgesprochenen Richtung: vor allem als künstlerische Schilderung des nordischen Meeres und seiner landschaftlichen Umgebung. Auch die psychologische Zeichnung gibt sich in „Landunter" als scharf und tiefdringend; die Haupt- und Nebengestalten sind auffällig klar gesehen und, bei großer Gerechtigkeit, liebevoll gebildet. Meisterhaft ist die Abspiegelung der seelischen Vorgänge in der verratenen Heldin: wie das herbstolze Mädchen, Friesin von echtestem Blut, sich zuerst, auch vor sich selbst, gegen das Eingeständnis eigener Verfehlung auflehnt, bis sie, angesichts der furchtbaren Erschütterung des heißgeliebten Vaters, in Reue und Demut zusammenbricht. Leidenschaft und Sünde haben ihren Anteil auch am engbegrenzten Halligleben, aber die Liebe, „das Größte auf Erden", siegt auch hier über Irrtum, Schuld und Not. Ein besinnliches Buch von dichterischer Sprache des Herzens.

Aus Hamburg tönt wieder einmal, wie aus der Kaminecke, die Erzählstimme Otto Ernsts zu uns herüber, des Dichters von „Asmus Semper", „Flachsmann als Erzieher" und „Appelschnut". Diesmal ist es ein politisch „Reformierter" und wohl auch sonst in einzelnem erfreulich Gewandelter, der zu uns spricht: in einem „Roman aus der Kindheit des Jahrhunderts", symbolisch „Hermannsland" benannt. (L. Staackmann, Leipzig, 8°, 395 S.) Symbolisch: Die Eltern des Haupthelden haben sich diesen Grund und Boden erworben und bebaut, ein Schollenland jenes deutschen Gemütswesens, an dem unser Volk selbst, vielleicht noch dieses und jenes dazu — wenngleich schwerlich je, wie wir träumten, die Welt — einst wird genesen können. Und der Sohn dieser herrlichen Eltern sowie dessen Lebensfreund folgen dem gegebenen Beispiel samt den weiblichen Erwählten ihres Herzens. Der Verfasser von „Asmus Sempers Jugendland" und der Appelschnutvater schaut uns oft aus der breit angelegten und mit allzu reichlichen Reflexionen und lehrhaften Ansprachen durchwobenen Darstellung an: mit gutem, warmem, bisweilen fast mit Gustav Falke-Blick. So hat man Geduld und folgt der mitunter seltsam breitspurigen Gemächlichkeit. Alles in allem genommen: zum eigenen Vorteil und auch Genuß. Der Anfang führt in die mit wirklich blutvoller Anschaulichkeit verlebendigte Kindheit und Jünglingszeit der beiden Helden, die dann in gesonderten Schiffen auf das Lebensmeer hinausfahren, fast für immer von einander abkommen, nach dem Kriege aber, den sie durchkämpfen und durchleiden, sich endgültig zu einander zurückfinden und nun, auch durch Familienbande vereint, das Hermannsland gemeinsam erringen wollen. Otto Ernsts tüchtige Psychologie und sein oft goldener Humor lassen ihn auch hier, bei Ausarbeitung der reichen Gestaltenreihe, keineswegs im Stich. Seine Lebensphilosophie überrascht auch hier nicht durch Abgrundtiefe. Die Weihnachtkapitel (31) sind von köstlichem Reiz und Schmelz. Wie denn überhaupt Otto Ernsts eigenes Hermannsland, nach diesem letzten Erzählwerk, in dem Gebiete des Herzens, der Region des Seelischen, zu suchen ist. Wahrscheinlich werden einige, vielleicht nicht wenige, über das Buch als den „neuen Otto Ernst", spotten, aber weit mehr noch werden es lieben und — kaufen.

Franz Herwig fand sich zurück auf den klaren, geradlinigen Weg seiner Jugend- und Volkserzählungen in der ostmärkischen Erzählung „Das Begräbnis des Hasses". (Herder, Freiburg, 8°, 159 S.) Daß hier ein Künstler am Werke war, merkt man bald: an der schlicht eindrücklichen Lebendigkeit des Vortrags, der streng logischen Begründung und Entwicklung in Geschehnis- und Personenausgestaltung, auch an der fast herben Sprachbeherrschung. Die Handlung an sich wirkte in ihrer bisweilen „atemlos" zusammengedrängten Spannung auf mich fast wie eine Episode, ein Ausschnitt aus lebendiger Gegenwart oder aus einem — vielleicht erst geplanten — größeren Erzählwerk. In dem vorliegenden Bändchen handelt es sich um den Gegensatz zwischen Deutsch und Polnisch nach dem Kriege und dem Friedensschluß, auf den hin die Polen von der Ostmark unter blutigen Ueberfällen und Kämpfen Besitz ergreifen. Hauptträger der stark bewegten Handlung sind: ein altangesessener deutscher Bauer, hochpatriotisch, aber maßvoll im Wesen und in Mitteln zur entscheidenden Tat; sein blutjunger Bruder, der in glühender Begeisterung heimlich zu einer Freischar stößt und ihr auf gefährlichen Beobachtungswegen so glänzende Dienste leistet, daß er selbst schließlich ob der Ueberzahl der gefällten Opfer seines drängenden Mutes erschrickt und sich vornimmt, in Zukunft lieber durch treue Friedensarbeit nicht nur das heißgeliebte Vaterland, sondern beide Nationen zugleich fördern zu helfen; der Führer der Freischar, ein adeliger Rittmeister von übersteigertem Deutschtum; ein gleichfalls überdeutscher Gutsbesitzer, dessen hohnvolle Verachtung alles Polnischen ihm die Zerstörung seines Besitzes einträgt; ein deutscher Verräter; ein polnischer Graf von versöhnlicher, reiner Gesinnung; ein treuer alter deutscher Knecht. Verrat, Rache, Grausamkeit spielen ihre Rolle, ihnen gegenüber echte Vorzüge und Tugenden auf beiden Seiten, vorzüglich auf der deutschen als heldische Treue und gütevolle Weisheit. Im Mittelpunkt steht die sonnige Lichtgestalt des erwähnten deutschen Bauern, der auf dem schwer errungenen und behaupteten Erbgut seiner Vorfahren bewußter Träger deutscher Kultur in der Ostmark sein und bleiben will und der für eben dieses Apostolat tüchtige Helfer zu gewinnen weiß: auf das Endziel gegenseitiger nationaler Verständigung und Förderung hin — das künftige „Begräbnis des Hasses", dessen Fortbestand Zerstörung, dessen Vernichtung Leben und gemeinsame Hebung bedeutet. Mit Recht befürwortet der Verlag die Verbreitung des Buches besonders unter der heranwachsenden Jugend.

Ein anderer katholischer (süddeutscher) Dichter, Georg Mönius, uns bereits als begabter Lyriker und Dramatiker bekannt, erzählt in 5 Hauptteilen und ungezählten Unterkapitelchen den vorwiegend inneren Schicksalsgang eines weltberühmten Poeten; Petrarcas, des Sängers seiner entsagenden, das eigene seelische Leben mächtig bestimmenden Liebe zu Madonna Laura, die seine Kunst für immer ins Bereich des Unvergessenen hob. Mönius nennt sein Buch „Das geschlossene Tal. Ein Roman". Die Aufschrift deutet in erster Linie auf die Einsiedelei Vaucluse bei Avignon, die Petrarca sich erbaute und wohin er immer wieder aus seinem nicht zuletzt politisch verantwortungsvollen Berufs- und Wanderleben zur stillen Muße und Betrachtung zurückkehrte, bis er gegen Ende seines Lebens das ihm so teure „geschlossene Tal" mit einem zweiten vertauschte: Arquà bei Padua, wo man den Siebzigjährigen eines Morgens tot über „Büchern und Papier" am Schreibtische fand (1374). — Große äußere Ruhe, bei gelegentlicher expressionistischer Ekstase und Ausschluß eindringlicher Veranschaulichung der zum Thema gewonnenen Entwicklung, liegt über Mönius' Darstellung. Immer wieder läßt diese den Gedanken an den Selbstvergleich des Verfassers mit seinem Helden aufkommen, den er einmal kennzeichnet als „den Müden und den Jubelnden, den Glückbesessenen und den Verzweifelten, den Heimlichliebenden und den ernst Forschenden", dessen „Stimmung öfter umschlägt als die Witterung des Tales". Dramatische Bewegung fehlt ganz; vertiefende Selbsteinkehr ist das beherrschende Zeichen. Die Naturschönheit abgelegener Einsamkeit, der Zauber tiefer, weicher und reicher Naturstimmung findet in Mönius einen dichterisch beredten Künder. Um so empfindlicher berühren — bis zum Griff naturalistischer Brutalität — verletzende Ausbrüche einer seelischen Mißstimmung, einer Bevorzugung schroffen Urteils gegenüber bestehenden sozialen, zumal „bürgerlichen" Verhältnissen; unkünstlerische Ergüsse, deren Ursprung wir doch wohl in des Verfassers eigener Anschauung zu suchen haben. Dennoch, dies Buch bleibt das eines „Dichters", der hier hoffentlich nur einen nach aufwärts führenden Uebergang zu bewältigen hatte und dabei bisweilen auf einen Irrsteig geriet.

Die Geschichte eines aus verkannter Sehnsucht entstandenen

Hasses schrieb der auch unseren Kreisen wohlvertraute Schweizer Ernst Zahn in seinem jüngsten Roman „Jonas Truttmann". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 8°, 431 S. Das Buch trägt die Widmung: „Allen Darbenden". Und ein lebenslänglich grausam Darbender ist der — begreiflicherweise reichlich negative — Held der unter gründlichen Erwägungen aus dem Leben gehobenen Erzählung. Inmitten der „rauhen Sippe" einer wie Lasttiere arbeitenden Bauernfamilie wächst als „Elendkind" und „ganz aus der Art geschlagenes Stück Mensch" ein geweckter Knabe auf, unbetreut, unbeachtet fast, bis ihn durch Schuld seiner Umgebung ein Unfall trifft, der ihn zum dauernd schwer gehemmten Krüppel macht. Sehnsüchtig wartet er nun heimlich auf ein Zeichen mitfühlender Liebe der Seinen — vergebens. Fürsorge wird ihm im städtischen Krankenhaus, auch freundschaftlicher Anschluß an ein kindliches Mädchen. Dennoch kehrt er als ein bleibend Verbitterter, ja Hassender zur Familie zurück — einer, der nicht vergißt und verwand. Den kleinen ländlichen Besitz bringt der bald als geistig Ueberlegener Anerkannte durch klugen Rat rasch in die Höhe. Der Erbsohn ist ausgewandert, die Schwester verheiratet — blieb nur die verwitwete Mutter und ein etwas älterer Bruder. Jene verharrt auch jetzt dem innerlich tiefst Vereinsamten fremd und fern, bis die Rüstige ein jähes unheilbares Leiden qualvoll niederzwingt. Da erwacht zum erstenmal in der harten Mutter eine Art erbarmenden Verständnisses für ihr unglückliches Kind. Er aber vermag ihr nicht mehr in Liebe nahe zu kommen. Nach ihrem Tode gestaltet sich das Leben der Brüder immer ungünstiger. Geni, der von Gesundheit, Schönheit und heiterem Uebermut Strotzende, begegnet nach alter Gewohnheit dem armen Krüppel mit im Grunde nicht ungutmütigem Spott, der aber jenen immer von neuem zu wachsendem Hasse aufpeitscht. Nach Kräften vermittelt die herrlich gezeichnete treue Magd des Hauses, die den „Herrn", Jonas, bestaunend liebt. Plötzlich tritt jugendliche Frauenneigung in dessen Leben. Er lernt die anmutige Tochter eines verarmten Trinkers kennen und weiß sie als Lebensgefährtin zu gewinnen, zu ihrer Befriedigung und zu seiner Beseligung. Da kehrt der inzwischen beim Militärdienst zum Offizier beförderten Geni als — ob ungewollter — Störenfried zurück. Schwager und Schwägerin, diese durch Jonas' ihr überlegene Wesensart ein wenig in der Ehe gelangweilt, kommen einander näher, werden einander durch Jonas' wütend auflohende Eifersucht fast in die Arme getrieben, verfehlen sich aber nicht. Die junge Frau trägt vielmehr mit einem neuen Leben die wachsende Liebe zum Gatten in sich. Ein Sohn wird geboren, den der verblendete Vater nicht anerkennen will. Den Bruder hat er, ihn weiterhin verfolgend, aus dem Hause gejagt; die junge Mutter siecht in schwerem Kummer dahin. Der Witwer, mehr denn je verbittert und vereinsamt, schließt sich von dem nun doppelt verwaisten Knaben ab, der ihn aber mählich zu gewinnen vermag. Durch die Liebe zu seinem Kinde, zu der ihn umgebenden schönen Natur und zu der ihm in Büchern sich darbietenden Geisteswelt reift er zu „unbewußter Frömmigkeit", zu innerem Frieden empor. Und als er stirbt, weiß er, der stets sich ungeliebt Wähnende, daß ihm die Herzen dreier guter Frauen und das seines Kindes zu eigen waren. — Jonas Truttmann, der alle, und sich selbst am meisten, aus mißverstandener Sehnsucht nach Liebe Quälende, ist mit unnachsichtiger Logik, die doch echter Nächstenliebe entsprang, herausgebildet. Der Gegensatz zwischen den ungleichen Brüdern ist in scharfes Licht gerückt. Als am besten gelungen erscheinen aber die Frauencharaktere, wie denn E. Zahn zweifellos zu den Frauenkennern zu rechnen ist. Die Erzählweise gibt sich in diesem Werk, dem Stoff entsprechend, als herb und breit, jedoch fesselnd durchweg. Ein bedeutendes, wenn auch nicht erquickliches Buch.

Zum Schluß sei ein im ganzen liebenswürdiger, echt sonniger nachgelassener Peter Rosegger-Band genannt: „Frohe Vergangenheiten. Launige Geschichten", zusammengestellt von Hans Ludwig Rosegger. L. Staackmann, Leipzig, 8°, 252 S. Von den 23 aufgenommenen Stücken hätten schadlos ein paar ausgeschieden werden können. Aber schließlich, wer unter uns stößt sich heute noch an P. Roseggers verschwommener Lebensphilosophie? Man nimmt den nach dieser Richtung im Grunde kindlich Unbekümmerten wie er war, schiebt das von ihm als grundsätzliche Wahrheit verkündete gänzlich Unzutreffende und Unzulängliche lächelnd beiseite und freut sich des mancherlei Guten, Schönen, das er uns sonst bietet. Der vorliegende Nachlaßband zeigt den „ganzen" Rosegger, nach der negativen wie nach der entgegengesetzten Seite, aber weitaus vorwiegend nach dieser. So finden wir köstlich durchsonnte, lachfrohe Geschichten in der Sammlung, und wenn der verheißene zweite ihm gleicht, soll er uns herzlich willkommen sein.

Vom Büchertisch.

Waldmichelbach. Eine Dorfgeschichte aus Westfalen von M. Poggel-Degenhardt. Dortmund, Gebrüder Lensing (Bücher der Roten Erde, herausgegeben von Dr. Fritz Budde). 94 S. — Wieder einmal ein Talent, ein niegel-nagel-neues dazu, mit einer ganzen Persönlichkeit dahinter. Nur beschränken lernen muß es sich noch. Dann aber! — Was es um Waldmichelbach ist? Ein Dörfchen ist's, tief in den Rüsperbergen, versteckt vor der Welt, „wie ein heimliches Rotkehlchennest unter dichtem Geblätter vor bösen Bubenhänden". Und der Hohe Rot springt ihm am Talausgang mitten in den Weg, wie ein trotziger, schützender Wächterhund. Denn er liebt Waldmichelbach, weil es so „voll heimlicher Lieblichkeit ist — und so voll Kinder". Die, und alles was zu ihnen gehört, groß und klein, Leben und Natur, liebt auch M. Poggel-Degenhardt heiß und führt sie uns vor — ein bißchen viel der Zahl und der Buntheit nach, um von einem anderen als einem starken Gedächtnis bewältigt werden zu können. Hier hätte also das Maßhalten einzutreten! — Merkwürdig, was alles in dem schmalen Bändchen springlebendig lebt: Menschen, alt und jung, werdende und gewordene, Natur und — ja, Abstrakta! Der „Sonntag" lebt und die „Freude"; diese junge Kraft neigt noch dazu, alles und jedes zu verpersönlichen und uns handgreiflich, ob in duftigster Schilderung, nahe zu bringen. — Schärfe und Schönheit der Beobachtung ist da, vor allem der Natur und des so vielfach gegliederten Menschheitwesens. Die Sprache ist gesund, klug, auch dichterisch kräftig und schön, mit ein wenig Dialekt, wie es sich hier gehört. Und die Sonne vertieften Humors bescheint, umgoldet das Ganze, das ein Versprechen ist, zu dem die Zukunft Ja und Amen sagen möge. M. Lund.

Die Trauerrede gelegentlich der Beisetzung Ihrer Majestäten, des Königs Ludwig III. von Bayern und der Königin Maria Theresia, gehalten von Sr. Eminenz Kardinal-Erzbischof Dr. v. Faulhaber im Liebfrauendom zu München, ist soeben im Verlag der Herderschen Buchhandlung zu München, Löwengrube 14, zur Ausgabe gelangt und zum Preise von 1.20 M einschl. Porto durch jede Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen. Das hübsch ausgestattete, mit dem Bildnis des Königs versehene, 12 Seiten umfassende Heftchen wird für alle Verehrer des Königspaares stets ein wertvolles Andenken und eine liebe Erinnerung sein.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Residenztheater. Das Salonlustspiel, wenigstens mit Anspruch auf literarische Geltung, hat bei uns nie sonderlich geblüht. Daß es gerade heute, wo es kaum noch einen Salon gibt, um ein sehr feines, liebenswürdiges Stück bereichert wurde, mag als besondere Merkwürdigkeit gelten; aber vielleicht ist dies weiter nicht erstaunlich, weil man besonders schätzt, was man nicht mehr besitzt. Die heutige Leitung des Wiener Burgtheaters war freilich anderer Ansicht, sie hat die Annahme von Hugo von Hofmannsthals Lustspiel „Der Schwierige" als nicht zeitgemäß abgelehnt. Die Uraufführung hat nun in München stattgefunden. Sie brachte dem Werke einen starken Erfolg. Die Aufführung war sehr gut, mehr als das, sie war meisterlich. Ich zweifle nicht, daß man auch anderswo interessante Darstellungen dieser Komödie sehen wird, aber ich zweifle, daß man die Gefahr der Vergröberung oder sogar der Karikatur oft so völlig wird bannen können, wie im Münchener Residenztheater. Es wäre ganz falsch, in dem Grafen Bühl die Operettenfigur des vertrottelten Adeligen hinzustellen. Er ist gewiß ein Geschöpf der Entartung, aber die ‚Schwierigkeit' seiner Anlage beruht in einer Verfeinerung des Gefühles, das sich vor der Welt, vor sich selbst schämt; sie ist der ausgesprochene Gegensatz zu dem expressionistischen Getue unserer Tage, das das Empfinden auf den Markt trägt. Im Kriege hat er seine Pflicht getan, aber jetzt hat ihn wieder die gesicherte

und dem Geschrei des Tages ferne Atmosphäre seiner Umwelt aufgenommen. Ein versonnener Romantiker seiner Welt, die von ihm nichts fordert, die zufrieden und beglückt ist durch den gewinnenden Reiz seiner Persönlichkeit. Zwei Missionen werden ihm aufgenötigt, die ihn aus seinem Quietismus aufstören. Er soll seine ehemalige Geliebte wieder mit ihrem Manne aussöhnen, den er im Kriege schätzen und lieben gelernt hat: dann soll er für seinen Neffen um Helene v. Altenwyl freien. Im Grunde liebt er diese entfernte Base selbst, allein er kam nie dazu, sich über seine Gefühle klar zu werden und Entschlüsse zu fassen. Beide Aufgaben gelingen ihm nicht, denn beide Frauen mögen ihn nicht entbehren. Das Ergebnis ist, daß Helene sich schließlich mit ihm verlobt, worüber er sehr froh ist, soweit seine stille, elegische Natur dies zuläßt. Das ist freilich nicht viel Handlung, um als Hauptsache einen sehr ausgedehnten preziösen Dialog (ich wähle mit Bedacht das Fremdwort) zu tragen. Aber all diese oft sehr klugen, immer psychologisch reizvollen Plaudereien gehen von Persönlichkeiten aus, die durchaus plastisch geformt sind. Sie haben stets den Anschein voller Natürlichkeit, so künstlich im Grunde die Welt ist, in der sie sich bewegen. Der Dichter hat seinen alten Wiener Aristokraten einen immer maulfertigen, taktlosen norddeutschen Baron gegenüber gestellt und man hat das Gefühl, als lächle der Wiener Dichter von jungem Adel ein wenig malitiös dabei. Unter Stieler war die Aufführung eine sehr feingeschliffene, im besten Sinne kultivierte, vor allem durch Waldau, der die Titelrolle geradezu erlebte. Auch Frl. Bergner, die von den Kammerspielen gewonnene, als Helene, war durchaus fein und echt. Ganz famos spielte Hilde Herterich mit einem diskreten Humor, der ihr sogar Beifall auf offener Szene einbrachte, die verliebte Antoinette. Graumann, Frau v. Hagen und manch andere gaben gepflegtes Theater, das den Abend, auch für denjenigen, der Hofmannsthals Lustspiel nicht überschätzt, zu einem durchwegs erfreulichen machte.

Uraufführung im Schauspielhaus. Georg Hirschfelds neues Schauspiel „Hosea“ spielt, wie der Name des jüdischen Propheten erraten läßt, auf alttestamentarischem Boden. Ein Stildrama, dessen künstlerische Anforderungen von der Künstlerschaft des Schauspielhauses nicht voll erfüllt werden können. Wenn man gerne zugeben wird, daß Wüstenhagen in der Titelrolle sehr achtungswertes Können zeigte, so versagten die übrigen mehr oder minder. So vermochte u. a. die Vertreterin der Dirne Gomer, im Salon eine tüchtige Darstellerin, nur andeutungsweise die Absichten des Dichters uns zu gestalten. Ungezogenheiten, wie das Hausschlüsselpfeifen im Publikum wären bei einer sehr guten Vorstellung vielleicht nicht hervorgetreten, immerhin haben sich die Intentionen Hirschfelds dichterisch nicht voll erfüllt, so viel sprachliche und gedankliche Feinheiten auch in dem Stücke liegen. Der Gegensatz zwischen dem vom Jahwedienst abgefallenen Israel und dem Propheten Hosea bildet den Hintergrund. Hosea sucht die Dirne Gomer zu retten, indem er sie zur Ehe nimmt; aber sie ist der Sünde so verfallen, daß sich eine Trennung wieder als notwendig erweist. Sie sinkt immer tiefer. Beim Tode ihrer Mutter versinkt sie völlig in Not. Der Priester, der gegen strenges Verbot das Dirnenhaus betritt, um für die Mutter der Verlorenen zu beten, der Richter, der es in der Macht hat, sie aus ihrem Hause zu vertreiben, fordern für die Gefälligkeit ihre Gunst. Zurückgewiesen schwören sie Rache, in deren Folge auch Hosea, der zu Gomer verzeihend zurückkehrt, zugrunde geht. Es steckt viel geistige Feinheit in dem Stücke, anderseits ist die Charakterisierung etwas holzschnittartig primitiv. Oft saß man auch durch das undeutliche Sprechen der Schauspieler mit der Hand am Ohre und verlor doch einen Uebergang. Da das Buch nicht zum Verkaufe ausgelegt ist, kann ich nicht mit aller Sicherheit an einigen Punkten sagen, was dem Versagen der an das Stildrama nicht gewohnten Schauspieler, was dem Versagen der dichterischen Psychologie zuzuschreiben ist; im ganzen darf ich bemerken, daß Hirschfelds alttestamentarische Menschen zwar interessieren, man aber eine wärmere Teilnahme für sie nicht gewinnen kann. Als die Schauspieler den widerstrebenden Dichter hervorgeholt, mehrte sich der Beifall, so daß man wohl von einem sehr herzlichen Achtungserfolg sprechen darf.

Volkstheater. Will man den bedauerlichen Tanz ums goldene Kalb, wie er heute durch das alle Volksschichten ergreifende Börsenspiel getanzt wird, von der heiteren Seite nehmen, so läßt sich schon ein Schwank schreiben. Max Reimann und O. Schwartz, die Verfasser des Börsenfiebers, haben sich nicht gerade nach den charakteristischsten Seiten umgesehen. Daß auf der Börse mit Papieren gehandelt wird, die Mädchennamen tragen, führt zu beliebten Irrtümern. Das geschickt gebaute Stück wird mit Sinn für starke Wirkungen gespielt und weckt viel Heiterkeit.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die ersten Tage der Woche brachten auf den Effektenbörsen eine Hausse, die noch weit über die Riesensteigerungen der Vorwoche hinausging. Die späteren Tage brachten jedoch einen Rückschlag, der aber nur vorübergehender Natur war. Zuerst ging es in immer stärkerem Tempo aufwärts in den Kursen für Dollars und Devisen, die Wirkung war, dass sich der Andrang auf die Effekten fortsetzte. Anregungen fehlen nicht. Der günstige Bericht über die Generalversammlung des Phönix, von dem wir schon sprachen, wirkte nach. Dazu kommen Bezugsrechte, neue Kapitalserhöhungen mit Fusionen. Plötzlich ging der Dollar auf 281 herunter, die Effektenkurse folgten; es wurden eben Gewinnsicherungen vorgenommen, wie sie nach Kurssprüngen verständlich sind. Sehr bald trat wieder Beruhigung ein. Der Dollar stieg auf 291. Am Kassamarkt waren Steigerungen von 900% zu verzeichnen. Der nächste Tag brachte die Steueraussprache im Reichstag. Das Bild, das die Abgeordneten von unserem finanziellen Elend entwarfen, war bei allen Wortführern der verschiedenen Parteien gleich schwarz in schwarz gehalten. — Die Mark sinkt immer mehr. Während man im Frieden den Dollar mit 4,20 M. bezahlte, war z. B. am 8. November das 73,3 fache aufzuwenden. Dieser Tiefstand der Mark begünstigt ja immer mehr die Ausfuhr unserer Industrie. Das Ausland empfindet dies immer schmerzlicher. Amerika gewann den Krieg, Deutschland gewann den Frieden, soll eine führende finanzielle Persönlichkeit aus den Vereinigten Staaten gesagt haben. Dieselbe weiss sicherlich genau, dass es sich nur um eine Scheinblüte handeln kann. In demselben Masse, als bei uns die Waren dahinschwinden und der Ersatz von Rohstoffen und Nahrungsmitteln unmöglich wird, muss die Teuerung zunehmen. Haben wir ausverkauft und vermögen wir durch die gewaltigen Preise nichts mehr einzuführen, wird die Lage unhaltbar. Der starke Rückgang der Devisen, der am 9. November plötzlich eintrat, ist von der Bekanntgabe des Gesetzentwurfes über die Neuregelung des Devisenhandels beeinflusst worden, der Unberufene von der Spekulation ausschalten und die steuerliche Erfassung der Devisengewinne ermöglichen will. Weniger stark dürfte die sofortige Erhöhung der Devisenumsatzsteuer von Einfluss gewesen sein, welche einzuführen die Regierung ermächtigt werden soll, denn bei Riesengewinnen sind dies doch nur kleine Unannehmlichkeiten. Der Dollarrückgang wurde auch durch das Zusammentreffen mit dem gleichzeitigen Ausfall der Neuyorker Börse begünstigt. Er war ganz vorübergehender Natur. Der Dollar wurde anderen Tages bereits wieder zu 270 gehandelt. Die Börse hatte wieder eine feste Grundstimmung, wenn auch im Anfang die Kurse 50 bis 100 Prozent niedriger notierten. Die Befestigung nahm späterhin zu, ohne dass es gerade zu sehr rapiden Steigerungen gekommen wäre. Die einheimischen Anleihen wiesen Kursbesserungen auf und die Pfandbriefe der Hypothekenbanken setzten ihre Aufwärtsbewegung fort.

München. K. Werner.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Kirchliche Kunst auf der Deutschen Gewerbeschau. Auf der Deutschen Gewerbeschau München 1922 wird auch die kirchliche Kunst einen breiten Raum einnehmen. In der unter Professor Berndls Leitung zusammengestellten Ausstellung für kirchliche Kunst und in dem Kultbau von Professor Peter Behrens ist Künstlern Gelegenheit gegeben, ihr Können auf diesem Gebiet zu zeigen. Es ist sehr erwünscht, daß auch neue Glasbilder und farbige Mosaiken zur Ausstellung gesandt werden, wozu nachdrücklich die Unterstützung von Kirchengemeinden und Stiftern angerufen werden muß. Diese würden durch Auftragserteilung solcher Aufgaben im jetzigen Zeitpunkt nicht nur Künstler in ihrer Arbeit fördern, sondern auch Gelegenheit haben, zu außerordentlich billigen Preisen gute Entwürfe zu erhalten, falls diese Arbeiten nach ihrer Fertigstellung zuerst auf der Ausstellung in München gezeigt werden dürfen. Die Vermittlung übernimmt die Geschäftsstelle des Deutschen Werkbundes, Berlin W. 35, Schöneberger-Ufer 36a 1.

PROSPEKT.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation München.

Nominal M. 4,000,000.— neue auf Namen lautende Stammaktien zu je M. 1000.— mit den Nummern 4001 bis 8000 und mit voller Dividendeberechtigung für 1921.

Die Zulassungsstelle für Wertpapiere an der Börse zu München hat am 5. November 1920 einen Prospekt über M. 2.000.000.— Aktien der München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation genehmigt, der in Nr. 477 der Münchener Neuesten Nachrichten vom 16. November 1920 veröffentlicht wurde. Auf diesen Prospekt wird Bezug genommen.

In der ausserordentlichen Generalversammlung der Gesellschaft vom 30. August 1921 wurde beschlossen, das bis dahin M. 4.000.000.— betragende Grundkapital auf M. 8,160,000.— zu erhöhen durch Ausgabe von 4000 Stück auf Namen lautende Stammaktien zum Nennwert von je M. 1000.—, die an den Erträgnissen für 1921 voll teilnehmen, und durch Ausgabe von 800 Stück Vorzugsaktien, die zehnfaches Stimmrecht und vor den Stammaktien ein Vorrecht auf einen beschränkten Gewinnanteil von 6% des Nennwertes mit Nachzahlungsanspruch haben; das gesetzliche Bezugsrecht der Aktionäre war ausgeschlossen. Das Bankhaus Merck, Finck & Co. in München übernahm sämtliche M. 4,000,000.— neue Stammaktien zum Kurs von 110% mit der Verpflichtung, sie den alten Aktionären zum gleichen Kurs im Verhältnis von je einer neuen auf eine alte Aktie zuzüglich 5% Zins vom 1. Januar 1921 zum Bezug anzubieten; das genannte Bankhaus übernahm auch die Vorzugsaktien und zwar zu 103% und wird diesen Besitz nur als Treuhänder und das zehnfache Stimmrecht nur in besonderen Fällen ausüben.

Die Kapitalerhöhung ist durchgeführt und am 6. September 1921 in das Handelsregister des Amtsgerichtes München eingetragen; die alten Aktionäre haben ihr Bezugsrecht in der Zeit vom 1. bis 20. September 1921 ausgeübt.

Die Erhöhung des Grundkapitals um M. 4,000 000.— war notwendig geworden zur Durchführung des begonnenen Ausbaues der Wasserkraftanlage Deutenhofen und des Ausbaues einer weiteren Wasserkraftanlage in der Amper, ferner zur Vergrösserung der Holzschleifereien, Herstellung eines Industriegeleises und Erneuerung und Erweiterung der maschinellen Anlage. Die Vorzugsaktien wurden geschaffen zur Beseitigung einer schon in Erscheinung getretenen Ueberfremdungsgefahr und zur Sicherung der Selbständigkeit des Unternehmens.

Die München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation ist seit dem 31. Oktober 1862 im Handelsregister des Amtsgerichtes München eingetragen und hat ihren Sitz in München; ihre Dauer ist unbeschränkt.

Das Aktienkapital besteht nunmehr aus 8000 Stück Stammaktien zu je M. 1000 — mit den Nummern 1—8000, sie lauten auf Namen und tragen die Unterschrift eines Vorstandsmitgliedes und des Vorsitzenden des Aufsichtsrates. Die Uebertragung der Aktien geschieht durch Indossament; Gründerrechte bestehen nicht. Sämtliche Stammaktien sind mit Dividendenscheinen Nr. 106 (für 1921) bis 115 (für 1930) und Erneuerungsscheinen versehen. Die Vorzugsaktien lauten über je M. 200.— und tragen die Nummern 1 bis 800; sie sind auf den Namen des Bankhauses Merck, Finck & Co. ausgestellt, tragen die Unterschrift eines Vorstandsmitgliedes und des Vorsitzenden des Aufsichtsrates und sind mit Gewinnanteilscheinen für 1921 bis 1930 und Erneuerungsschein versehen.

Der **Aufsichtsrat** besteht aus mindestens drei, höchstens sechs Mitgliedern, derzeit aus den Herren Kommerzienrat Max Bullinger, Rentner, München, Vorsitzender; Geheimer Kommerzienrat Hermann Grotjan, Direktor a. D., München, stellvertretender Vorsitzender; Dr. Rudolf Weinmann, Privatgelehrter, Berlin; Geheimer Justizrat Karl Eckert, Rechtsanwalt, München; Kommerzienrat Julius Meyer, Grosskaufmann und Mitglied der Handelskammer, München.

Der **Vorstand** besteht aus einem bis zu drei Mitgliedern; zurzeit bilden den Vorstand die Herren Kommerzienrat Hans Kullen, und Kommerzienrat Friedrich Kaula, ferner stellvertretendes Vorstandsmitglied Direktor Hans Schlumberger.

Die **Bilanz,** sowie die **Gewinn- und Verlustrechnung für 1920** lauten wie folgt:

Bilanz per 31. Dezember 1920

Aktiva.

	M	₰
Gebäude-, Maschinen- und Grundstück-Konto (München Dachauer Anlagen)	1,755,937	93
do. (Olchinger Anlagen)	460.863	94
do. (Pasinger Anlagen)	1,270,839	57
do. (Deutenhofener Anlagen	521,617	15
Haus-Konto Residenzstrasse	727,596	07
Kommandit-Kapital-Konto	400,000	—
Debitoren-Konto	18,913,480	18
Aval-Debitoren-Konto	15.500	—
Papier-Konto	777,181	86
Zellstoff-Konto	803,427	95
Holz-Konto	2,102,185	24
Holzstoff-Konto	10,446	59
Materialien-Konto	1,059,778	67
Packmaterialien-Konto	279,039	65
Utensilien-Konto	1,541,297	23
Feuerungs-Konto	514,440	—
Fuhrwerks-Konto	125,743	81
Wechsel-Konto	282,505	25
Kassa-Konto	110,636	11
	31,672,517	20

Passiva.

		M	₰
Aktienkapital-Konto		4,000,000	—
Reserve-Konto		4,000,000	—
Spezialreserve-Konto A		348,537	73
do. B		900,000	—
Hypotheken-Konto (München Au)		197,140	—
do. (München Kegelhof)		197.140	—
do. (Dachau Olching)		1,602,120	—
do. (Pasing)		295,921	50
do. (Deutenhofen)		479,635	56
do. (Residenzstrasse)		517,409	27
do. (Arbeiterwohnhäuser)		603 307	54
Hypotheken-Stückzinsen-Konto		31,654	86
Kreditoren-Konto		16,462,363	17
Guthaben der Wohlfahrtseinrichtungen		228	17
Delkredere-Konto		102,065	67
Aval-Verpflichtungs-Konto		15,500	—
Dividenden-Koupon-Konto		5,150	—
Gewinn- und Verlust-Konto	M 1,871,936.42		
zuzüglich Gewinnvortrag	„ 42,407.31	1,914,343	73
		31,672,517	20

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.

Soll.	Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1920.			Haben.	
	ℳ	₰		ℳ	₰
An Steuern- und Abgaben-Konto	1,755 234	03	Per Vortrag vom Vorjahre	42,407	31
„ Assekuranz-Konto	508,425	91	„ Mieterträgnis-Konto	108,414	24
„ Beiträgen zur Berufsgenossenschaft	115,145	95	„ Konto pro Dubiosa	28,343	25
„ „ zugunsten der Arbeiter und deren Kassen	120,863	72	„ Betriebs-Konto	5,030,173	45
„ „ zum Beamtenpensionsverein	13,546	56			
„ Lasten- und Zinsen-Konto	138,827	43			
„ Abschreibungen	642,950	92			
„ Bilanz-Konto	1,914,343	73			
	5.209.338	25		5.209 338	25

Sie sind in der ordentlichen Generalversammlung vom 21 April 1921 genehmigt worden.

Die Dividende für 1920 betrug 18% auf ℳ 4,000,000.— Grundkapital.

Der Geschäftsgang ist bei reichlichem Auftragsbestand befriedigend.

München, im Oktober 1921.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation.

Kullen. Kaula.

Auf Grund vorstehenden Prospektes sind

ℳ 4'000,000.— neue Stammaktien

der

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation

Nr. 4001—8000 mit voller Dividendeberechtigung für 1921

zum Handel und zur Notierung an der Münchener Börse zugelassen worden.

München, im November 1921.

Merck, Finck & Co.

Der preußische Konservatismus mit seinen wesentlich protestantischen Triebkräften ist ein ganz verschiedener; er wird naturgemäß zur starren Reaktion und Restauration, weil sein Grundprinzip ein protestantisch-individualistisches ist und folgerecht zum Liberalismus führen müßte, wogegen nur eine starre Negation hilft. So sind protestantischer Konservatismus und Liberalismus komplementäre Gegensätze mit positivem und negativem Vorzeichen in einer Ebene, nicht aber großdeutscher Konservatismus und Liberalismus.

Die Wurzeln dieses großdeutschen Konservatismus liegen zweifellos in der Romantik als der ideellen Grundkonzeption einerseits und im Kampf um die Freiheit der katholischen Kirche gegen den bureaukratisch-rationalistischen Staat durch drei Jahrzehnte anderseits. Nicht in den ständisch-patriarchalischen Anschauungen über Staat, Gesellschaft und Wirtschaft, die sich teilweise dabei finden und die wohl auf Einflüsse des Münchener Görreskreises zurückgehen, beruht das romantische Grundelement des großdeutschen Konservatismus, sondern in der Konzeption des Staates, der Gesellschaft und der Wirtschaft als Organismus. Im Organismusgedanken liegt das romantische Erbe, der gleichwie das gesamte romantische Denken auch dessen Politik beherrscht — dieser Grundzug der romantischen Politik wie des romantischen Denkens kommt bei Schmitt-Dorotic („Politische Romantik" München 1919) nicht zum Vorschein, weil er in seiner Begriffsbildung nur von der psychologischen Einstellung des Romantikers zum romantischen Objekt ausgeht. Der Kampf um die Kirchenfreiheit brachte eine tiefe Einsicht in das Wesen des modernen Staates und die publizistische Verwertung dieser Einsicht. So wird das A und O aller Argumentation der Gedankengang: das Religiöse ist die Wurzel alles gesunden Staats- und Gesellschaftslebens; die Kirche aber ist die Hüterin und Pflegerin dieses Religiösen, folglich muß sie im Interesse des Staates diese ihre Aufgabe erfüllen. Sie kann sie nur erfüllen, wenn sie ihre Freiheit besitzt. Dieser Gedankengang macht alle Phasen der Vergröberung durch bis zum Schlagwort „Thron und Altar". Aber das Bleibende war nun doch die zentrale Stellung, die das Religiöse und zwar das Katholisch-Religiöse im Denken der Großdeutsch-Konservativen annahm. Neben dieser mehr in die politische Praxis reichenden Wurzel dürfte auch noch ein Einfluß französischer Ideen (Montalemberts und trotz aller Bekämpfung auch Lamennais) anzunehmen sein. Als wahrhaft katholische Politik, im grundsätzlichen Unterschied vom „politischen Katholizismus", nimmt die großdeutsch-konservative Strömung eine eigenartige Stellung ein in der Gesamtentwicklung des deutschen Katholizismus. Einen Einfluß auf breite Kreise hat sie nicht gewonnen und sie war auch nicht von allzu langer Dauer. Auch sie mündet ein in den „politischen Katholizismus". Der Punkt, von dem aus diese Entwicklung geschieht, liegt im Zentrum des großdeutsch-konservativen Ideensystems: im Religiösen, in seiner Verknüpfung mit dem Kirchenpolitischen. Und die treibende Kraft, die hier einsetzt, ist die Ueberspannung des Kirchenpolitischen, die schließlich dazu führt, daß das Kirchenpolitische zum Zentralpunkt wird, und zur faktischen, wenn auch nicht in der Theorie ausgesprochenen Identifizierung des Religiösen mit dem Kirchenpolitischen im „politischen Katholizismus". So wird wirklich das Großdeutschtum ein konfessionell begründetes und es vollzieht sich mancherorts die Verengerung und Entstellung des großdeutsch-konservativen Föderalismus zum großdeutsch-konfessionellen Partikularismus. So bei der Patriotenpartei in Bayern.

Dieses Grundprinzip des „politischen Katholizismus" (bei Frantz „Ultramontanismus") hat Constantin Frantz wohl erkannt. Aber weil er, der Protestant, in der zeitlichen Erscheinung des sog. Ultramontanismus dem Wesen des Katholizismus auf dem Grund kommen zu können glaubte, erkannte er nicht die Identität seines föderalistischen Prinzips mit dem katholischen Prinzip. Das Verdienst und die Bedeutung von Constantin Frantz sind zweifach: einmal hat er die föderalistischen Ideen, die in Deutschland sich zeigten, erfaßt und theoretisch begründet, ein „System" des Föderalismus gegeben, hat durch eine Synthese mit der Schellingschen positiven Philosophie für den deutschen Protestantismus den Föderalismus gewonnen. Zum andern hat er als politischer Publizist, zu einer Zeit, da die föderalistischen Ideen tot schienen, unermüdlich, voll vaterländischen Verantwortungsgefühls, unbeirrt durch alle Verleumdung als „Reichsfeind", sich zu ihrem Herold gemacht. Aus der Betrachtung der deutschen Geschichte und des deutschen Landes und seiner Lage leitet sich für Frantz das Föderative ab als politisches Prinzip: kein Einheitsstaat, sondern ein deutscher Bund mit Preußen und Oesterreich, Erweiterung zur mitteleuropäischen Föderation und weiter zur Weltföderation. Vom Föderalismus als deutschem Problem geht Frantz aus und erhebt sich zur Grundlegung eines allgemeinen Systems, das seine letzte metaphysische Begründung durch die Drei-Reichsidee Schellings erhält. Aber der spezifische Anwendungsfall bleibt immer wieder Deutschland. Der Aufbau von Staat und Gesellschaft muß von unten auf geschehen: Zuerst eine föderalistische Gestaltung der sozialen Verhältnisse, die in der Organisation in Berufsständen beruht. Hier stößt man auf die Wirkungen des liberalen Wirtschaftssystems, und so ergibt sich sofort die theoretische Aufgabe der Begründung einer Nationalökonomie nach föderalistischem Prinzip, die Liberalismus und Sozialismus in einer Synthese versöhnt. Aus der sozialen Organisation wächst die politische heraus. Das Gewicht der föderalistischen Staatsorganisation ist bestimmt durch Ablehnung der Konstitutionen, die eine künstliche trias politica (Legislative, Verwaltung und Exekutive) an die Stelle der natürlichen trias oeconomica (Ackerbau, Fabrik und Handel) setzten. Nur organisierte Körperschaften sind vertretungsfähig, auf den Ständen hat sich die staatliche Organisation aufzubauen. Neben die allgemeine Volksvertretung gehört eine berufsartige Volksvertretung. Allgemeines Staatsbürgertum und Rechtsgleichheit und daher allgemeines Wahlrecht sind schlechterdings anzuerkennen. Der Föderalismus charakterisiert sich dadurch, daß er gesellschaftliche und staatliche Organisation verbindet und die staatliche mit der internationalen. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten von Frantz, auf den engen Zusammenhang von innerstaatlichem Leben und äußerer Politik, auf die Notwendigkeit, die innere Politik an der äußeren zu orientieren, ein gemeinsames Prinzip für sie zu suchen, energisch hingewiesen und diesen Mangel des deutschen Parteiwesens, das Fehlen von überstaatlichen Parteiprinzipien, klar herausgearbeitet zu haben. Aber der synthetische Grundzug des Föderalismus leuchtet überall hervor: er ist Synthese von Liberalismus und Sozialismus auf nationalökonomischem Gebiet, Synthese von Liberalismus und Konservatismus auf politischem Gebiet, Synthese von Unitarismus und Partikularismus im Gebiete der staatlichen Organisation. Er faßt die drei Bezogenheiten, in denen der Mensch steht: zu Gott, zum Nebenmenschen und zur Natur, gleichzeitig ins Auge, d. h. er betrachtet das Leben nach seiner vollen Wirklichkeit. Diese drei Bezogenheiten bezeichnet Frantz mit Schelling als das Reich der Gnade, das Reich der Geschichte und das Reich der Natur. Das Reich der Natur und das Reich der Gnade ist zugleich enthalten im Reich der Geschichte als Mittelreich. Im Reich der Geschichte liegt das spezifische Entfaltungsgebiet des Föderalismus, so daß er also als metaphysisches Prinzip synthetisch erscheint. Damit ist auch das Religiöse in seinen bestimmten Bezirk im Föderalismus eingewiesen. — Welche Attribute kommen nun demnach dem föderalistischen Prinzip von Frantz zu? Die Attribute christlich und katholisch. Christlich, insofern es ausgeht vom Menschen in seiner Ganzheit, in seinen Bezügen zu Gott, zum Nebenmenschen, und zur Natur, während Liberalismus und Sozialismus diese Bezogenheit des Menschen in Ordnung der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse nicht berücksichtigen, seine reine Diesseitigkeit betonen. Katholisch, insofern der Föderalismus überall Individuum und Gemeinschaft in das richtige Verhältnis zu bringen sucht. In der Antithese Liberalismus-Sozialismus auf ökonomischem Gebiet, in dem Gegensatz Partikularismus-Unitarismus auf politischem Gebiet liegt diese Polarität verborgen, die im letzten Grunde im Problem Autorität und Freiheit wurzelt, die der Föderalismus als Synthese überwindet und versöhnt, da letztlich nur im Prinzip der katholischen Kirche dies Problem gelöst ist.

Die unmittelbare Gegenwartsfrage bei der Betrachtung der föderalistischen Ideenströmungen und besonders der, die bei Frantz Gestalt und System gewonnen haben, ist die: Was ist noch brauchbar vom konkreten Gerüst? Was muß weitergebildet werden? Woran ist in der Gegenwart anzuknüpfen? Am nächsten liegt da heute das soziale und das innerpolitische Problem. Es fehlt heute nicht an Leuten, die den Föderalismus predigen, aber sie wissen nie konkrete und brauchbare Vorschläge zu machen und beißen sich höchstens fest im Widerstand gegen Unitarisierungsbestrebungen von Berlin. Ihre Tätigkeit ist rein negativ, wo doch nur positive Leistungen und Vorschläge vorwärts bringen. Die Entwicklung seit der Zeit von Frantz hat den letzten Rest von Ständen beseitigt. Die Stände sind tot

und es leben die Klassen. Frantz hatte noch auf den engen Zusammenhang von Wirtschaft und Politik hinweisen müssen, dem politischen Liberalismus den Vorwurf der Nichtberücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse gemacht. Heute vernehmen wir bereits das Wort: „Die Wirtschaft ist das Schicksal." Was hilft uns hier noch, mit Frantz Konstitution und Parlamentarismus abzulehnen? Wo kämen wir hin mit einer Berufsvertretung, die nichts anderes als eine Klassenvertretung wäre? Also der Parlamentarismus ist jetzt nicht die primäre Frage, ja überhaupt nicht die Frage der Staatsform. Daß er große Mängel hat, weiß jedermann, aber augenblicklich ist nicht ohne ihn auszukommen. (Vgl. Beyerle Nr. 25—28. Auch als Sonderdruck, München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., 1921). Die heutige föderalistische Aufgabe besteht in der Versöhnung der Klassen, der Wirtschaftsgegensätze im Zeichen des Politischen. Heute, wo die politischen Parteien sich mehr und mehr als Klassen- und Wirtschaftsgruppen organisieren, muß ein politisches Prinzip für ihre Versöhnung gefunden werden. Wer könnte heute diese Aufgabe lösen? Gibt es noch eine Partei, in der durch ein höheres geistiges Prinzip Bevölkerungsschichten mit verschiedenen Wirtschaftsinteressen zusammengehalten werden? Ja, es gibt noch solche Parteien, das Zentrum und die Bayer. Volkspartei. Die Aufgabe wird nicht erfüllt im Streit um Staatsformen, sondern in großzügiger Arbeit für die Versöhnung der Klasseninteressen in katholischem Geist. Das katholische Prinzip ist zugleich seiner ganzen Natur und Eigenart nach ein politisches. In seiner Verwirklichung liegt die große nationale Aufgabe des katholischen Volksteils in Deutschland. Ist er dazu imstande? muß die weitere Frage sein! Im Verlaufe des letzten Jahrhunderts hat sich der katholische Volksteil eine machtvolle Organisation geschaffen. Aber dabei ist im Laufe der Entwicklung das Kirchenpolitische zur Zentralfrage geworden, zum wahren Mittelpunkt des politischen Katholizismus. Man kam ab von der Linie einer katholischen Politik im Sinne der gezeichneten großdeutsch-konservativen Strömung. An sie muß heute wieder die katholische Politik anknüpfen, und mag auch das Kirchenpolitische immer noch eine der Hauptklammern bleiben, ins Zentrum muß das Religiös-Katholische treten.

Japan — Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Japan, das geheimnisvolle Land des Sonnenaufgangs, wird von unseren Nationalisten und Militaristen immer bewundert. Ein Reich, wo dem Staats- und Kaisergedanken alles unterworfen ist, ein Volk, wo jeder einzelne sich als Glied des Ganzen fühlt und ihm nicht nur den Leib, sondern auch die Seele opfert. Die japanische Geschichte feiert Helden, die für eine große Sache zu Verbrechern oder Wüstlingen, Frauen, die deshalb zu Dirnen wurden. Der Weltkrieg sah verhältnismäßig nirgends so viel Todesfreiwillige wie in Japan. So wirkt auch die Fruchtbarkeit und Ausbreitung des gelben Inselvolkes als die eines einheitlichen Körpers und der imperialistische Staatswille, der dahinterstand, schien unwiderstehlich. Ostsibirien, Sachalin, Mandschurei, Korea, Schantung, anderwärts die früher deutschen Südseeinseln brachte Japan in seinen Besitz oder seinen Machteinfluß. Seine Volkskraft brandet schon viel weiter bis nach Hinter- und Inselindien, Australien und beide Amerika. Man sprach von den Preußen oder den Briten des Ostens und prophezeite den Japanern die Weltherrschaft. Britisch ist bei Japan die Insellage und bei seinem Volk die Vaterlandsliebe. Aber sein Imperialismus hat gar nicht das Werbende und Gewinnende des britischen, dessen Opfer, wie die Buren, ihn eines Tages mitverteidigen. Der Imperialismus des östlichen Kaisertums ist wie der zerbrochene kaiserlich deutsche, wesenhaft preußische, der Welt unheimlich und bedrohlich und macht keine moralischen Eroberungen. Bis ins einzelne läßt sich vergleichen, daß Japan mit der asiatischen Kultur ganz ähnlich verfuhr wie Preußen und Kleindeutschland mit der europäischen. Europa hat im Christentum, Asien im Buddhismus und Konfuzianismus das naturgebundene Heidentum überwunden und den persönlichen Menschen befreit. Das moderne Indien erhebt im Zeichen lauteren Menschentums unter Tagore und Gandhi sein Haupt, China scheint damit sein altes Wesen durchzusetzen trotz allem Einströmen der westlichen Zivilisation. Auch Japan wurde zu Beginn unseres Mittelalters mit dem großen Kulturgeist Asiens getauft, behielt aber sein altes Heidentum darunter. So drang es in einer großen Feudalzeit zwar zur Ritterlichkeit, aber nicht zur Menschlichkeit vor. (Vergl. Nr. 31, S. 389.) Wem drängt sich hier nicht der Vergleich mit Preußen auf? Nur setzte bei uns in der Neuzeit selbst das durch die Reformation geschwächte Christentum der heidnischen Volks- und Staatsmystik doch stärkeren Widerstand entgegen als in Japan der Buddhismus. In der Staatsumwälzung von 1868 brach Japan mit der großasiatischen Kultur und kehrte zur engsten nationalen Barbarei zurück. Scheinbar widerspruchsvoll, in Wahrheit harmonisch, unterwarf es sich damals seinem sagenalten Kaisertum zugleich mit der neuheidnischen Zivilisation Europas. Sein Großmachtstreben überschritt dann fast gleichzeitig mit dem preußischen die Grenzen des eigenen Volkes. Der japanische Imperialismus des Mittelalters hatte noch etwas Geistiges. Er träumte von einem Weltkaisertum, wollte zeitweise das alte Kulturland China erobern und den Hof des Mikado nach Peking verlegen. Das Zeremoniell dafür, in Japan stets eine Hauptsache, war schon ausgearbeitet. Dann konnte es weiter gehen ins heilige Tibet und ins ultramontane Indien. Heute denkt und handelt das Inselvolk rein materialistisch. Zu geben hat es der Menschheit nichts. Und ist mit all seiner Rüstung genau in der Lage, wie unser Deutsches Reich vor dem Weltkrieg. In der ganzen Welt hat Japan keinen Freund. Bei den Mächtigen nicht; selbst England, annoch sein Verbündeter, sieht in Japan nur eine Schachfigur. Bei den Schwachen auch nicht, die angefangen von China jede andere Fremdherrschaft vorziehen.

Japan könnte es also gehen wie uns und es kann ihm noch so gehen. Doch es macht seinen Gegnern die Arbeit bedeutend schwerer. Selbstbeherrschung, auf die das alte Preußen so stolz war und die dem Reich Wilhelms II. bei Kaiser und Volk fehlte, ist den Preußen des Ostens im höchsten Grade eigen. Japan schweigt. Sein Herrscher kann keine Reden halten, die Müdigkeit eines überalterten Halbgöttergeschlechts drückt den erst 43 jährigen Tenno Yoschihito aufs Sterbelager. Der junge Kronprinz Hirohito, vor kurzem aus Europa zurück, soll Regent werden, tatsächlich leitet der Rat der alten Staatsmänner das Reich. Und als Nordamerika Gelegenheit nahm, seinen Nebenbuhler im Stillen Ozean mit einer Abrüstungskonferenz auf die Probe zu stellen (die wir einst im Haag so schlecht bestanden), da fing Japan an, seine Fühler einzuziehen, auf dem asiatischen Festland und in der Südsee abzubauen. Es machte „einen Schritt zurück" (Dr. K. Haushofer, „Münchner Neueste Nachrichten", Nr. 274 und 329, 1921: Ostasiatische Rundschau. Vgl. auch die lehrreiche Studie: Ostasien, Die Fragen des fernen Ostens und des Stillen Ozeans im Lichte der Weltpolitik und der deutschen Interessen. Von Dr. F. E. A. Krause „Politische Zeitfragen", 1921, Heft 10, Dr. Franz A. Pfeiffer, Verlagsgesellschaft m. b. H., München, Preis ℳ 6.—). Kein Wunder, daß demgegenüber das Gebaren der Regierung der Vereinigten Staaten jetzt in Washington etwas laut und ungezwungen wirkte. Die ganze Welt war überrascht, als Staatssekretär Hughes das amerikanische Abrüstungsprogramm entwickelte: Beschränkung der Großkampfschiffe, kein Bau von solchen in den nächsten 10 Jahren, eine kleine Uebermacht Englands und eine große Unterlegenheit Japans zur See festgelegt. Nicht weniger drastisch wirkte Hughes mit seinem Vorschlag über die Ostfragen: völlige wirtschaftliche und politische Freiheit Chinas, offene Tür dort für alle Nationen, Japan gibt Schantung und Ostsibirien auf, desgleichen die Inselmandate im Stillen Ozean, England verzichtet auf das Mandat über Mesopotamien. Das ist viel für das Weltmachtstreben der beiden Inselreiche. Ihre Antwort fiel auch sehr vorsichtig aus. Balfour machte gleich den Gegenzug, die Einschränkung der U-Bootwaffe vorzuschlagen, mit der ja die britischen Inseln leicht vom Weltverkehr abzusperren sind. Kato, der Japaner, stimmte Hughes im Grundsatz zu, wollte jedoch auch die Lage seines Landes berücksichtigt wissen. Es wäre unrecht, die amerikanischen Vorschläge als Bluff oder Heuchelei abzutun. Dazu entspringen sie zu sehr der Natur eines Volkes, das auf weitem Raum selbstgenügsam lebt und nichts einzuführen, sondern nur auszuführen braucht. Es muß Freiheit der Meere und Freiheit der Staaten untereinander wünschen. Und die in der gleichen Volksnatur begründete offene Menschenfreundlichkeit hat auch ihr Teil an den Vorschlägen. Zunächst werden sie in Ausschüssen näher beraten. Auch die Vertagung der Einzelheiten auf eine neue Konferenz ist möglich.

Kaum berührt wurde in der ersten Woche die Abrüstung zu Lande, wobei es hauptsächlich auf Frankreich ankommt. Man erwartete für Montag, den 21. November, oder die nächsten Tage eine Erklärung darüber von Briand und Foch.

* * *

Von **Deutschland** redet man in Washington nicht. Die französischen Abgesandten sollen gedroht haben, falls über die deutsche Kriegsentschädigung gesprochen würde, den Sitzungen der Konferenz nicht mehr beizuwohnen. Bei uns äußert sich die Vorsorge Frankreichs jetzt wieder besonders stark in der Zerstörung deutscher Fabrikanlagen und Maschinen, mit denen angeblich Kriegswerkzeuge hergestellt werden könnten. Die schnelllaufenden Dieselmotoren sind verboten worden und die Herstellung von Jagdwaffen in den Deutschen Werken. Besonders aber hat es der Gegner auf die chemische Industrie abgesehen, in der Deutschland immer noch nicht besiegt ist. Daß dies alles nichts mehr mit Entwaffnung zu tun hat, sondern nur mit Lahmlegung des deutschen Wettbewerbs, sehen jetzt auch die sozialistischen Arbeiter ein. Sie haben sich selbst an General Nollet gewandt, gleichzeitig an die Arbeiterorganisationen des Auslandes. Ob sie damit Glück haben, bleibt abzuwarten. Bisher hat die rote Internationale in solchen Fällen glänzend versagt.

Die Anwesenheit des **Wiedergutmachungsausschusses** in Berlin hat allerlei Gerüchte wachgerufen. Zunächst steht nur fest, was wir **nicht** zu hoffen haben. Die nächsten Raten vom 15. Januar und 1. Februar 1922, zusammen 600 Millionen Goldmark, werden uns nicht erlassen. Ob uns nachher ein Zahlungsaufschub gewährt wird, steht dahin. Jedenfalls wäre er mit scharfer Aufsicht und großen Eingriffen in das deutsche Wirtschaftsleben zu erkaufen. — Die Kreditverhandlungen des Reichs mit der Industrie sind weder gescheitert, noch abgeschlossen. Trotz aller großen Sprüche der Sozialdemokratie verhandeln Gewerkschaften und Unternehmer sehr ernst und sachlich miteinander. Die Privatisierung der Eisenbahn ist wohl aufgegeben. Aber einer gründlichen Reform der Staatsbetriebe verschließt sich keine Partei mehr. Viel besprochen wird eine Reise von Stinnes nach London.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf das deutsche Parteileben. In Berlin tagte der Reichsausschuß des **Zentrums**. Er genehmigte den Entwurf neuer Richtlinien für die Partei, der dem **Reichsparteitag** vorgelegt werden soll. Dieser wird für den 16. Januar 1922 einberufen. Ferner sprach der Reichsausschuß der Zentrumsfraktion des Reichstags Dank und Vertrauen aus und billigte die Politik der Reichsregierung unter besonderer Anerkennung der „von vaterländischem Opfergeist getragenen Tatkraft" Dr. Wirths. — Auch die **demokratische** Reichstagsfraktion fand das Vertrauen ihrer Wähler. Es wurde ihr auf dem Reichsparteitag der Demokraten in **Bremen** erteilt. Leicht war es aber dort nicht, die tiefen Gegensätze in der Partei zu überbrücken. Ein Teil zieht nach rechts zur deutschen Volkspartei, der andere nach links. Die Linke mißbilligt, daß die Demokraten ihre Minister aus dem Reichskabinett zurückzogen. Rathenau machte sich vor allem zum Wortführer dieses Flügels. Eine zusammenfassende Entschließung des Parteitags bezeichnet denn auch einen Ruck nach links. Scharf wird der republikanische Charakter der Partei betont, im Gegensatz zur Tagung von Nürnberg 1920. In Bayern stößt diese Entwicklung auf Widerspruch.

Die staatsrechtliche Seite der Königsfrage in Ungarn.

Von Univ.-Prof. Dr. Gustav **Turba**, Wien.[1]

Im Namen der ungarischen Nation und der römisch-katholischen Kirche setzten der kalvinische Graf Stephan Tisza und der Primas, Kardinal Johannes von Csernoch, dem Erbkönig Karl IV. von Ungarn „die heilige Stephanskrone" am 30. Dezember 1916 aufs Haupt. Der erste fiel tückischem Morde zum Opfer, der zweite soll wieder, wie schon November 1918, wenn die letzten Nachrichten darüber wahr sind, es übernommen haben, dem Gekrönten die Niederlegung der Krone zu empfehlen.

Was hatte aber Graf Albert Apponyi, der Meister der Rede, seine deutschen Andächtigen in Berlin November 1916 gelehrt? Es war im großen Sitzungssaale des deutschen Reichstagspalastes, als er von den Ungarn rühmte: „Der Gekrönte besitzt die Doppelweihe des Himmels und der Erde ... Die Treue, welche wir der Heiligen Krone halten, ist die Hochburg, in welcher unsere Bundestreue wohnt; fest und unerschütterlich wie jene, treu dem untrennbaren **dynastischen und Verteidigungsbande**, welches Ungarn mit Oesterreich verbindet, treu dem gemeinsamen Verbündeten, dem **deutschen Bundesbruder zumal**, bei dem gut weilen ist, weil kein Falsch in seinem Herzen wohnt."

Sonderfrieden, Trennung von Oesterreich, vom „deutschen Bundesbruder zumal", Internierung Mackensens in Ungarn, Sowjet-Republik Ungarn unter dem Verbrecherpaar Karolyi und Bela Kun wollten dann freilich nicht stimmen mit jenem Hohenlied auf die Treue. Darf man sich aber darüber wundern bei der Herrschaft eines Völkerrechtes von Wortbruch, List, Gewalt und Lüge? Ist bei der „Zwangsbewirtschaftung der Gehirne" nicht auch die alte deutsche Treue zur frommen Legende geworden? Mußte sie sich nicht sogar den Vergleich mit der des Hundes gefallen lassen?

Als Apponyi den entchristlichten Predigern „internationaler Moral", von welcher der Versailler Vertrag in Selbstverhöhnung spricht, gegenüberstand und in drei Sprachen von den Raubbündlern Milderung für sein tausendjähriges, nun verstümmeltes aber wieder christlich geführtes Vaterland erflehte, ließ die Entente, besonders Frankreich, **Ungarn als Königreich** gelten. Wußte sie doch, daß selbst Rumpfungarns Kraft in **ihrem** Dienste noch wertvoll werden könnte. Freilich, daß die Weltrichter in eigener Sache die völlige staatliche Unabhängigkeit Ungarns, für die Apponyi in Vorträgen vor dem Weltkriege in Amerika propagandistisch eingetreten war, so knapp zumessen würden, konnte er in der guten Friedenszeit nicht ahnen.

Das nun christlich geführte Ungarn bestellte sich, das Band mit Oesterreich für gelöst erklärend, für die Zeit, da es im Königreiche Ungarn keinen König gab und dessen Herrscherrechte seit 13. November 1918 auch nach seiner erzwungenen Erklärung nur ruhten, gesetzlich in Admiral Horthy einen nationalen Reichsverweser (Gesetzart. I von 1920) und verschob so die Entscheidung über die Frage, ob Erb- oder Wahlkönig. Bei einem Wahlkönig fiele weg der von Karl IV. geleistete Eid auf Ungarns Pragmatische Sanktion, d. i. auf das „Dynastische und Verteidigungsband" mit dem nichtungarischen Teile der zertrümmerten Monarchie, und ebenso wie die am 30. Dezember 1916 mitbeschworene Pflicht, Ungarns Grenzen zu wahren und „mit Gottes Hilfe wiederzugewinnen". Ein Wahlkönig, der nicht mehr auf all dies verpflichtet werden könnte, wäre der großen und der kleinen Entente genehm, weil ungefährlich und hätte auf die Bevölkerung der Ungarn geraubten Gebiete keine Anziehungskraft mehr.

Das böse Gewissen der beiden Ententegruppen zitterte darum für ihren Raub wie zu Pfingsten, so in den letzten Tagen, als Karl jedesmal überraschend in Ungarn erschien, und man **erzwang** beide Male durch Kriegsdrohung seine Entfernung aus dem Lande. Die beschworene Unteil- und Untrennbarkeit der ganzen Monarchie hätte er als Apostolischer König von Ungarn gegen wie immer geartete innere Unruhen (contra quosvis internos motus), auch gegen äußere Gewalt (etiam contra vim exteram) zur Erfüllung einer gesetzlichen Pflicht in den Grenzen der Möglichkeit durchzusetzen gehabt und hätte von der Nation daran erinnert werden können.

Beide Mächtegruppen sollten aber im April 1921 beruhigt, Gegenkandidaturen von Habsburgern und Ententeprinzen aus dem Felde geschlagen und durch nationale Chauvinisten befriedigt werden, welche, völlige staatliche Unabhängigkeit wahrend, jede staats- oder völkerrechtliche Verbindung Ungarns mit Oesterreich ablehnten und diese Auffassung schon im Reichsverwesergesetz vom Jahre 1920 durchgesetzt hatten. Wenigstens das Erbkönigtum mit der bisherigen Thronfolgeordnung sollte von Ungarns Pragmatischer Sanktion gerettet werden und damit die Rechtskontinuität **erbköniglicher** Gewalt. Was die Raubdiktate im Bunde mit inneren Revolutionen Oesterreich und Ungarn auferlegt hatten, die Zertrümmerung der unteil- und

[1]) **Anmerkung der Schriftleitung**: Der Verfasser dieses hat u. a. veröffentlicht die von der Wiener Juristischen Fakultät und der Wiener Juristischen Gesellschaft einstimmig mit dem Anton-Menger-Preis 1912 ausgezeichneten Arbeiten: „Die Pragmatische Sanktion mit besonderer Rücksicht auf die Länder der St. Stephanskrone (Wien 1906) und „Grundlagen der Pragmatischen Sanktion", Band I, Ungarn, Band II, Die Hausgesetze (Wiener staatswissenschaftliche Studien, herausgegeben von Bernatzik und Philippovich, Wien 1911/12). Auf Grund dieser Auszeichnung wurde er vom Ministerpräsidenten Stürckh betraut mit der Herausgabe des Jubiläumswerks „Die Pragmatische Sanktion, Authentische Texte". (Wien 1913).

untrennbaren Monarchie und die Verstümmelung des ebenso unteil- und untrennbaren tausendjährigen Ungarns, das wollte darum Karl IV., als gekrönter König, ins Ungarnland zurückgekehrt, vor der ganzen Welt, besonders aber der feindlichen, verbindlich anerkennen, gesetzlich sanktionieren als zweiter Faktor der Legislative.

Dies ist der Sinn des mit Wissen und Zustimmung der ungarischen Regierung des Reichsverwesers Horthy, wie diese ausdrücklich verkündete, publizierten, feierlichen Königsmanifeste Karls als Trägers der Heiligen Stephanskrone an die ungarische Nation. Zugleich enthält es ein Treuegelöbnis für diese. Das Manifest trägt, wenn es auch erst am 7. April publiziert wurde, das Datum Szombathely (= Steinamanger), 2. April 1921. Es heißt darin:

„Infolge der Ereignisse, die mit elementarer Gewalt über uns gekommen sind, erlosch sowohl der Ausgleich vom Jahre 1867, wie auch jener Teil der Pragmatischen Sanktion, der das Recht untrennund unteilbaren Besitzes betrifft, was auch die völlige staatliche Unabhängigkeit Ungarns im Gefolge hatte, die sorgsam zu hüten, auch eine meiner Hauptbestrebungen ist. Damit haben Leben und Entwicklung der Nation eine neue Grundlage gewonnen."

Das Werk „elementarer Gewalt", d. i. äußerer wie innerer Feinde, die Zertrümmerung der Monarchie, hatte im Sinne des Manifestes ein kostbares Gut zurückgewonnen: „die völlige staatliche Unabhängigkeit Ungarns". Sie war im Geiste dieses Manifestes durch das „Unteil- und Untrennbar" (indivisibiliter ac inseparabiliter) der Pragmatischen Sanktion und durch den daraus rechtlich fließenden Ausgleichsgesetzartikel XII von 1867 verlorengegangen. Das war indirekt ein Tadel gegen die Gesetzgeber von 1723 und 1867, ungarische Könige wie Reichstage. Die nun erreichte vollständige Unabhängigkeit Ungarns will Karl künftig „sorgsam hüten", ihr sogar, „wenn es sein muß", sein „Blut weihen", wie er an anderem Orte sagt. Denn ein „unlösbarer heiliger Eid" bindet ihn, wie er betont, ebenso wie „die Stimme des Blutes" ans „geliebte Vaterland". Der gekrönte König von Ungarn begnügt sich nun in dieser feierlichen Willenskundgebung an Stelle seines früheren Vaterlandes, der ganzen Monarchie, mit dem kleineren, dafür aber heißgeliebten Vaterlande Ungarn.

Der gesetzliche König Ungarns will aber in diesem feierlichen April-Manifeste, das Werk „elementarer Gewalt" anerkennend, nichts mehr von einem Kaiser von Oesterreich wissen. Das ist natürlich und für uns Deutsche wichtig. Hat er doch am 11. November 1918, am Tage vor dem Beschlusse der Wiener Nationalversammlung über die Republik Deutschösterreich, in einem Manifeste, das verfassungsrechtlich einwandfrei gegengezeichnet ist durch Lammasch, die Entscheidung über Deutschösterreichs „Staatsform" ganz ausdrücklich im voraus anerkannt. Die Einwendung, die später in Umlauf gesetzt wurde, als wäre diese Anerkennung vom 11. November 1918 erzwungen oder erschlichen worden, ist durch das Manifest an die ungarische Nation von Karl selbst entkräftet worden. Das Rechtsband der Pragmatischen Sanktion ist zerrissen, auch durch Karls Willen, (das hat selbst Hussarek im „Neuen Reich" zugegeben). Dadurch ist auch der „Prozeß" Ungarns gegen Oesterreich seit 1867 beendet.

Fraglich ist aber, ob gemäß dem in Erinnerung gebrachten „unlösbaren Eid" „die Stimme des Blutes" zur Verstümmelung Ungarns schweigen wollte. Im Sinne älterer, heute natürlich höchst seltsam anmutender Vorstellungen sollte vielleicht auch betont werden, daß Karl IV. von Arpads Blute stamme. Sind doch 1681, als der legitimistische Gedanke gegenüber dem Wahlkönigtume allmählich erstarkt war — 1687 erfolgte die gesetzliche „Deklaration" des Erbkönigtums — Leopold I. und sogar seine wittelsbachsche (pfalz-neuburgische) Gemahlin Eleonore beim Betreten ungarischen Bodens vom Oedenburger Reichstage als „Blut" vom „Blute Arpads" begrüßt worden. Darauf eingehend, hat dann Karl VI. (III.), sein jüngerer Sohn, in einer feierlichen Botschaft an den ungarischen Reichstag, der die Pragmatische Sanktion 1723 mit ihm geschaffen hat, seine eigene Abstammung vom Blute des heiligen Stephan feierlich betont. Die Stephanskrone gebühre darum, war gemeint, ihm eher als anderen.

Zwar war der Reichsverweser Horthy nur durch den souveränen Willen — Karl sagt dafür Vertrauen — der ungarischen Nation, solange Königsrechte ruhen mußten, mit der Regentschaft Ungarns betraut. Das Manifest wollte aber anscheinend zum Ausdruck bringen, daß der Reichsverweser seit der Rückkehr des Königs und nach der Abreise desselben auch mit des Königs „Vertrauen", also Willen, ausgestattet, regieren solle, der gekrönte König überdies höher im Range stehe als der Reichsverweser, der ihm als seinem Herrn einst den Treueid geleistet hatte. Es wird dem Verweser ferner in Erinnerung gebracht, daß er nur der Treuhänder von König und Nation sei, wenn es im Manifeste heißt: „von dem ich auch mit Vertrauen erwarte, daß er die Interessen pflegen werde, die nach den avitischen (altväterischen), verfassungsmäßigen Gesetzen Ungarns das harmonische Zusammenwirken von König und Nation fordern."

Der Reichsverweser verstand diesen Wink. Durch die Ententemächte ein zweites Mal stärker als sein König, ließ er ihn dieses Mal sogar gefangen nehmen. (Ob hinhaltend geführte Verhandlungen mit dem naiv nur auf sein heiliges Recht Pochenden wirklich dessen Ueberrumpelung bezweckten, wird noch zu beweisen sein.) Der König hatte schon im April-Manifeste nicht glauben können, „Auslandsstaaten" könnten ihn an dem Wiederergreifen der Regierungsgewalt hindern, da diese nur „friedliche, gesetzliche Ordnung" fördern sollte.

Die Ententegruppen forderten und erpreßten durch befristete Kriegsandrohung von der ungarischen Regierung und der Nationalversammlung die gesetzliche Inartikulierung des Aufhörens der Herrscherrechte Karls und des Erbrechtes der 1723 zur Heiligen Krone berufenen Linien des Hauses Oesterreich (Domus austriaca) im Frauenstamm, d. h. eine staatsrechtliche Ungeheuerlichkeit, die darum im Gesetzestext selbst ohne Begründung gelassen wurde.[1]) Damit hört aber auch die im Trianoner Friedensvertrag Rumpfungarn verbürgte ohnedies knapp bemessene „Unabhängigkeit" auf. Es ist vielleicht für die Zukunft gut so. Denn es wurde abermals ein Beweis dafür erbracht, daß die Große Entente als Erpresserkonsortium keine Verträge hält, daß sie darum deren Einhaltung durch die Ententesklaven nur so lange erwarten darf, als ihre Macht und ihre zweifelhaft gewordene Einigkeit im Wortbrechen und Vergewaltigen dauern kann.

Die ungarischen Legitimisten, nunmehr geführt von Apponyi, werden darum immer sagen können: Eine unter feindlicher Vergewaltigung inartikulierte Erklärung ist kein durch Willensübereinstimmung der allein berufenen gesetzlichen Faktoren zustandegekommenes Gesetz, darum nicht verbindlich. Der Vorbehalt, daß die ungarische „Nation die avitische (altererbte) Staatsform des Königtums unverändert aufrechthält" und die gleichzeitige Anweisung „an das Ministerium", bezüglich der „auf spätere Zeiten" verschobenen Besetzung des Königsstuhles „zu geeigneter Zeit Vorschläge zu erstatten" (§ 3) stellt es in das Belieben der Nation, entweder das durch das Aufhören der Wirksamkeit der Pragmatischen Sanktion heimgefallene Recht der freien Königswahl tatsächlich auszuüben oder aber durch eine „Deklaration", über die Unwirksamkeit der durch Kriegsdrohung erzwungenen Inartikulierung zur Rechtskontinuität des Erbkönigtums zurückzukehren. Trotz aller Erpressung hat Ungarn seine Souveränität für die künftige Entscheidung der Frage, ob Erbkönigtum oder Wahlkönigtum, gewahrt.

Die ungarischen Legitimisten werden künftig vielleicht einmal auch das Argument verwenden, das am 21. Sept. 1919 Universitätsprofessor Dr. Roland Hegedüs (Morgenblatt der „Neuen freien Presse") gebraucht hat, wenn sie die Frage aufwerfen müßten, ob gerade diese ungarische Nationalversammlung zur Schaffung verbindlicher gesetzlicher Anordnungen überhaupt zuständig war. Hegedüs gab nämlich zu bedenken: Das ungarische Abgeordnetenhaus habe sich am 16. Nov. 1918 aufgelöst, ohne einen Rechtsnachfolger zu hinterlassen; nur das Magnatenhaus habe die Form des Sessionsschlusses gewählt. „Insolange als eine Regierung nicht vor dem alten Parlament erscheint, könnte stets irgendeine andere Regierung auftreten, die dort erscheint, und hierdurch den revolutionären Regierungen den Boden der Legalität entziehen." Er meint, Konservative und Sozialisten hätten „beide Recht und das ist die Tragik".

Die Kleine Entente forderte von der Großen, ehe die dritte Lesung der unverändert angenommenen Entthronungsvorlage der ungarischen Regierung verabschiedet werde, müsse allen Habsburgern auch künftige Wählbarkeit, welche die Vorlage offen lasse, ein für allemal abgesprochen werden. Dieser Bindung künftiger Gesetzgebung hat sich die ungarische Regierung klug und geschickt entzogen (vgl. Weltrundschau, Nr. 47).

[1]) Der Thronentsetzungsbeschluß des Debreziner Rumpfreichstages von 849 hatte im Texte eine Begründung.

Französische Finanzen und Politik.

Von Albert Dettling, Jena.

Ich bin kein besonderer Freund langweiliger Zahlen und ich habe nur ein Lächeln des Mitleids für jene immer häufiger werdende Sorte von Menschen, die in mechanisch gedrechselten Statistiken Beweisgründe oder gar Lebensinhalte sieht. Wenn man indes von der Finanzlage eines Landes spricht, lassen sich diese Zahlen nicht leicht umgehen. Alle Welt weiß, daß die Kriegsrechnung nicht stimmte — wie jener englische Prophet, der sich auf Ursache und Wirkung verstand, voraussagte —, daß man bei Feststellung gewisser Finanzlagen jetzt zu astronomischen Ziffern greifen muß, daß neben den Besiegten auch einige Sieger im Finanzelend kümmern usw. Frankreich ist ebensowenig auf Rosen gebettet wie Deutschland. Der dem Voranschlag 1922 beigegebene Ueberblick der Finanzlage des Westnachbars läßt einen genaueren Blick hinter die Kulissen tun. Vom 1. Aug. 1914 bis 30. Juni 1919 wurden nicht weniger als 280³/₅ Milliarden Frs. ausgegeben, während die Einnahmen nur 60 Milliarden betrugen. Kriegsverschuldung also 220³/₅ Milliarden. Die gesamte Staatsschuld erreicht zur Stunde die schwindelnde Höhe von mindestens 310 Milliarden, wovon 80 Milliarden dem Ausland verfallen sind (England rund 30 Mill., Amerika 34 Mill., Bankkredite fast 16 Mill.). Die Zinsen für die Auslandsschuld (die sich bis jetzt auf 4¹/₂ Milliarden belaufen), wurden noch nicht bezahlt. Unnütz, trügerische Rechnungen darüber anzustellen, ob die Finanzlage in Deutschland drückender sei oder in Frankreich, wie es müßige französische und deutsche Volkswirte belieben. Tatsache ist, daß der Erzweltbankier vorläufig aus dem letzten Loch pfeift und daß es dem gegenwärtigen leitenden Finanztechniker, dem sauertöpfischen Doumer, nicht gelingen will, seiner Balanzierkunst Erfolg zu verschaffen.

Der Haushalt für 1921 rechnet mit 54 Milliarden Frs. Ausgaben und 20 Milliarden Einnahmen (darunter 4 Milliarden Kriegsgewinnsteuer und Verkauf von Heeresbeständen). Folglich 34 Milliarden Fehlbetrag, den kurzfristige Anleihen decken müssen. Der Voranschlag für 1922 sieht mindestens 25 Milliarden (das Fünffache der Friedensziffer) an Ausgaben vor, wovon der Zinsen- und Militärmoloch allein 70% (12+5 Milliarden) verschlingen. Dabei sind die Kosten der Besetzung des Rheinlandes, die außerordentlichen Militärexpeditionen in Syrien und Marokko nicht mitinbegriffen. Der rosige Optimismus in der Schätzung der Einnahmen ist in den letzten Jahren immer noch Lügen gestraft worden, und ein Fehlbetrag von einigen Milliarden ist auch im nächsten Jahre unausbleiblich. In England erobert die Antiwaste Party (Partei der Sparer) einen der frei gewordenen Abgeordnetensitze nach dem andern. Die französische Finanzkommission hat die Aufstellung des Budgets 1922, die neue Steuerquellen sprudeln läßt, als unannehmbar bezeichnet mit dem Hinweis, daß von jetzt ab Ersparnisse an Stelle neuer Steuern treten müssen. Leere Demonstration für die kommende große Debatte, in der das Finanzproblem aufgerollt wird. Nennenswerte Streichungen ertrügen nur der Schuldendienst (durch Konvertierung etwa) oder das Militärbudget. Dafür ist aber in der berüchtigten Khakikammer, in der die Daudet, Tardieu, der frühere Kriegsminister Lefèvre und der jetzige Barthou, d. h. die extremen Nationalisten und die Schildknappen Clemenceaus und Poincarés, den Wind bestimmen, nicht die winzigste Aussicht vorhanden.

Vor vier Monaten war die Lage des französischen Ministerpräsidenten Briand anläßlich einer Finanzdiskussion schon sehr brenzlig geworden und nur seine bekannte taktische Meisterschaft hat ihn damals vor dem Untergang gerettet. Der gewaltige Krach der Banque Industrielle de Chine wurde zu Unrecht und natürlich mit der schlecht verhüllten Absicht, ihn zu stürzen, auf sein Schuldkonto gebucht und wuchs zu einer politischen Sensation ersten Ranges aus. Glücklicherweise erkrankte damals der Finanzminister Doumer und besaß ausnahmsweise die Geschicklichkeit, vor dem parlamentarischen Sommertorschluß nicht wieder gesund zu werden. Briand schickte seine Khakilieblinge zur Dusche in die großen Ferien und gewann Zeit. Die Taktik spielte weiter. Man mußte den 239 Chauvinisten, die auf einer Fortsetzung der jäh abgebrochenen Debatte bestanden hatten, wieder einen Knochen vorwerfen. Es kam als merkwürdiges Wagnis die französische Drohnote des Einmarsches in Oberschlesien, die den heftigsten englischen Widerstand hervorrief und kläglich daran scheiterte. Inzwischen schienen die Seebäder und die Ferienluft die Nerven der Volksvertreter so weit gekühlt zu haben, daß der Kabinettschef in St. Nazaire vor dem Wiederzusammentritt der Kammern eine große politische Rede mit überraschend starker demokratischer Färbung halten konnte. In seiner dreistündigen, aus dem Stegreif gehaltenen Entgegnung zur Interpellationsdebatte am 21. Oktober, die in erster Linie den nationalistischen Frontalangriff abwehren mußte, hat Briand inner- und außenpolitisch nichts gesagt, was man in St. Nazaire nicht schon erfahren hätte. Es wiederholte sich das schon zweimal erlebte Schauspiel des Ansturms gegen das Ministerium, das als gefährlichste Klippe aufs neue auftauchen dürfte, wenn die Besprechung der katastrophalen Finanzlage auf die Tagesordnung gerückt ist. Wie immer zuvor, so stand auch diesmal der Erzdiplomat Tardieu, der frühere außenpolitische Tempsredakteur und Clemenceaus Hauptgehilfe in Versailles, auf vorderstem Plan. Seine äußerst heftigen Angriffe (die der letzte Ressortchef des „Tigers", Herr Mandel, mit großem Kaliber unterstützte) wären vielleicht erfolgreicher gewesen, wenn er den persönlichen Ehrgeiz nach dem Sessel des Ministerpräsidenten nicht so offenkundig zur Schau getragen hätte. Dieser Umstand und die Konferenz in Washington, zu der Briand mittlerweile mit einem großen Stabe abgereist ist, ermöglichten der Regierung (in einer Kammer von 628 Köpfen) eine Mehrheit von 166 Stimmen. Weit günstiger gestaltete sich das Ergebnis im ruhiger temperierten Senat, wo 301 Stimmen gegen nur 9 der Regierung das Vertrauen aussprachen. Allerdings hat der Angegriffene dort als außenpolitischen Glanzerfolg den mit Angora günstig abgeschlossenen Vertrag und den alle Chauvinistenohren kitzelnden Satz in die Wagschale geworfen, daß im Falle des deutschen Staatsbankerotts der deutsche Privatbesitz bluten müßte. Man erfuhr auch, daß die Besetzung des Ruhrgebiets nur durch schwerwiegende Rücksichten auf das Britenreich verhindert worden sei.

Der neue parlamentarische Sieg des französischen Ministerpräsidenten berechtigt also keineswegs zu jenen Hoffnungen, an die sich unverbesserliche Optimisten immer noch klammern. Er ist, solange der geistig nicht sehr hochstehenden Khakikammer das Lebenslicht nicht ausgeblasen ist, nichts mehr und nichts weniger als das Ergebnis der schmieg- und biegsamen Taktik des parlamentarischen Meisters, hochinteressant für jene, denen Studien nach dieser Richtung wirklich nottäten, für andere Leute nur eine einfache Tatsache. Briands Programm faßt sich in den Worten zusammen: Erhaltung der Bündnisse und Wahrung des Friedens, keine politischen Abenteuer, Durchführung des Versailler Vertrags und der Sicherungen. Wir wissen ja, von welch staunenswerter Dehnbarkeit der Begriff Sicherung ist. Diese Politik der „Mäßigung", die bei den Heißspornen der Siegerkammer immer noch die schärfsten Angriffe herausforderte, bestand als einzige Möglichkeit, unbedachtsame Schritte zu vermeiden und Frankreich vor den Augen der Welt mit dem Friedensmäntelchen zu bedecken. Indes vom deutschen Gesichtspunkt erscheint es mindestens fragwürdig, welche Methode eigentlich vorzuziehen wäre: die Briandsche der mit sanften Flötentönen begleiteten Gewaltakte oder die brutalere, leichter erkennbare und die Bundesgenossen und Neutralen abstoßende der Daudet, Poincaré und Genossen. Es ist kein Zweifel, daß der keltisch geschmeidige Kammerbändiger in Paris auch trefflich gewählte Formeln zur Washingtoner Abrüstungskonferenz mitgebracht hat. Er muß, wenn die Gruppierung der am Stillen Ozean interessierten Mächte erfolgt, vor allem das Vertrauen der Amerikaner erwerben. Was bleibt ihm, nachdem die militärische Entwaffnung Deutschlands erwiesen ist, anders übrig, als von der „moralischen Entwaffnung" zu sprechen, an die nur wenige Franzosen glauben und die man leider hierzulande durch eine Reihe politischer Morde und durch unglaublich törichte Ergüsse in einer gewissen Presse und auf der Rednertribüne selbst stark in Frage gestellt hat? Wird es dem politisch knabenhaft undisziplinierten deutschen Michel, der so viel auf sein geschichtliches Wissen pocht und sein Heil so oft in der Nachahmung ausländischer Beispiele suchte, je in den Sinn kommen, das wundersame Rezept zu benützen, das der ebenso leidenschaftliche als kluge Gambetta dem besiegten Franzosen mit Erfolg verschrieb: Jamais en parler et toujours y penser? (Nie davon sprechen und stets daran denken?)

Die nach der großen Interpellationsdebatte erfolgte Abstimmung hat ein merkwürdiges Bild ergeben, bei dem etwas zu verweilen sich lohnt. Die jetzige Zusammensetzung des Palais Bourbon stammt aus den Novemberwahlen von 1919, als die

nationalistischen Wogen besonders hoch gingen und es Clemenceau nicht schwer fiel, sein Ideal, den „nationalen Block" in die Wirklichkeit umzusetzen. Die öfters vernommene Behauptung, daß die Herrschaft dieses politischen Ungetüms nun vorüber sei, ist jedenfalls stark verfrüht. Immerhin ist es dem radikalsozialistischen Führer und Bürgermeister von Lyon, Herrn Herriot, und seinem Parteikollegen und Exministerpräsidenten Painlevé gelungen, unter dem Namen „Republikanische Liga" als Gegengewicht neuerdings einen „Block der Linken" zu gründen. Seine Politik strebt einen Zusammenschluß der republikanischen Mitte, Verminderung der Militärlasten und Völkerversöhnung an. Die Sozialisten stehen ihm zwar fern, leihen ihm aber im Kampfe gegen die chauvinistische Rechte jederzeit ihre Unterstützung. Herr Briand unternahm zweifellos ein Wagnis, als er während der letzten großen Debatten in einer Kammer, die auf das Programm des nationalen Blocks gewählt ist, mitunter eine Politik der Linken entwickelte. Da dieses sensationelle Schaustück von Erfolg war, wird der clemencistische Block mehr als je auf der Hut sein müssen, sich vor der Zertrümmerung zu schützen, d. h. seine Angriffe gegen den gefährlichen Briand mit doppeltem Eifer zu wiederholen in der ausschließlichen Absicht, ihn vom Präsidentensitz zu stoßen. Die Scheidung zwischen Demokratie und dem Chauvinistenelement, von der in Frankreich die Wiedergesundung des innerpolitischen Lebens abhängt, hat jetzt endgültig eingesetzt und wird nicht mehr aufzuhalten sein, bis in etwa zwei Jahren bei den Kammerwahlen das Land aufs neue und in ruhigerer Verfassung sagen wird, welchem Verhältnis zu seinem Ostnachbar es zustrebt. Dies Verhältnis müßte heute schon ein sehr erträgliches sein, wenn Briand seine Außenpolitik nicht den innerpolitischen Bedürfnissen anpassen und fortwährend Kompromisse schließen müßte, mit anderen Worten, wenn eine ausreichende Mehrheit der Linken vorhanden wäre.

Theodor Wacker †.

Von Dr. Franz Wetzel, München.

So oft wieder ein Führer der alten Garde die Erde verläßt, ergreift uns Jüngere ein eigenartiges Gefühl des Verwaistwerdens. Unsere politische Arbeit, vielfach im Stürmen und Drängen des Strebens nach idealen Zielen von Unruhe und Ueberschwang durchpulst, fand sich doch geborgen in der Führerverantwortung der alten Kämpen, die sich wie ein schützender Mantel um unsere eigene Individualität legte. Je lichter aber die Reihen unserer Führerveteranen werden und je mehr wir selber in die entstandenen Lücken hineinwachsen, um so tiefer und schwerer empfinden wir die lastende Wucht der Führerverantwortung. Und dann lernen wir auch manches begreifen und verstehen, was stürmisch geradeaus marschierendem Jugendidealismus an der Bedachtsamkeit der älteren Führergeneration nicht gefallen wollte.

Solche Gedanken und Erwägungen steigen in uns mit besonderer Nachdrücklichkeit auf bei der Betrachtung des Lebens und Wirkens des nach längerer Hinfälligkeit im 76. Jahre seines Lebens heimgegangenen badischen Zentrumsführers Geistl. Rates Theodor Wacker. Es war uns vergönnt, eine Reihe von Jahren unter seiner Führung und in nahem Kontakt mit ihm politisch tätig zu sein, und dieser Umstand mag uns die Darstellung seines Charakterbildes erleichtern.

Theodor Wacker war Priester und Politiker. Man hat dieses sein zweifaches Amt oft nicht recht erkannt. Hinter dem vielangefeindeten wort- und schriftgewaltigen Parteimann verschwand zuweilen der edle, stets hilfsbereite Priester, dem es nicht um die Erlangung öffentlicher Ehrenstellen zu tun war, der vielmehr glücklich war, in der Stille seiner Pfarrgemeinde Zähringen bei Freiburg i. B., fernab allem politischem Getriebe den Pflichten seines Seelsorgeberufs obliegen zu können.

Trat er dann freilich aus der Abgeschiedenheit seines Pfarrdorfes wieder hinaus in die Arena des politischen Kampfes — und in Baden wurde seit Generationen heiß und erbittert gekämpft — dann war er in der Tat der „Löwe von Zähringen", der Politiker mit dem unbeugsamen Willen zum Sieg und mit den eisernen Nerven. Ich weiß nicht, ob das deutsche Zentrum seit Windthorst einen Führer gehabt hat, den die Gegner in gleichem Maße gefürchtet, gehaßt und verleumdet haben als eben Theodor Wacker. Doch sein Wahlspruch war: Viel Feind, viel Ehr! Und so hat er sich bis zu seinem vornehmlich von Gesundheitsrücksichten gebotenen Ausscheiden aus dem politischen Leben durch keine Gegnerschaft und keine Ränke (leider auch im eigenen Lager!) davon abhalten lassen, mit aller Kraft an dem Ausbau der starken parteipolitischen Stellung zu arbeiten, die heute die badische Zentrumspartei in ihrem Lande einnimmt. Wer die Tagungen und Massenversammlungen erleben durfte, bei denen der Verewigte, noch als 56jähriger voll jugendlichen Feuers, die Grundsätze und die taktischen Richtlinien der Zentrumspartei mit hinreißender Beredsamkeit darlegte, der wird zeitlebens das Bild dieses Mannes bewundernd in seinem Gedächtnis bewahren.

Theodor Wacker war als Politiker Kämpfer, Taktiker und Organisator. Weniger lag ihm die positive Auswertung programmatischer Grundsätze. Die politische Gesamtlage im Großherzogtum Baden war ja auch nicht dazu angetan, katholische oder positive Zentrumsgrundsätze zur Auswirkung zu bringen. Die liberale Regierungspolitik mit stark protestantisch-preußischem (allerdings nicht orthodoxem) Einschlag beherrschte das Land, in welchem zudem die Zahl der Katholiken durch das behördlich geförderte Mischehenwesen und den Einfluß der offiziellen Simultanschule von ursprünglich 66 Proz. nach und nach auf etwa 55 Proz. zurückgegangen war.

Diesem letzten Endes areligiösen Liberalismus hatte Wacker Kampf auf Leben und Tod angesagt; ihn von seinem Piedestal herunterzumanövrieren, sah er geradezu als seine Lebensaufgabe an. In Wort und Schrift trat er ihm mit oft überraschender Schärfe entgegen, rücksichtslos deckte er das Unheil auf, das der Liberalismus in die Kultur, Moral und Wirtschaft des Volkes hineingetragen. Im Liberalismus suchte Th. Wacker auch dessen natürliche Frucht, den Sozialismus, zu treffen und unschädlich zu machen. Es war ein schweres, erbittertes Ringen durch Jahrzehnte, bis es dem unerschrockenen und unermüdlichen Streiter gelang, alteingewurzelte Vorurteile im katholischen Volksteil so weit zu überwinden, daß er eine von Wahl zu Wahl sich fester fügende Phalanx überzeugter Wählermassen um sich scharen konnte. Besonders schwierige Arbeit machte ihm der katholische Schwarzwald, dessen hartköpfige Alemannen seit der Zeit Wessenbergs bis zum Hals im Liberalismus steckten. Doch der zähen Aufklärungsarbeit Wackers und seiner Mitstreiter ward wohlverdienter Lohn zuteil: Schritt für Schritt wurde der badische Liberalismus durch den Zentrumsgedanken zurückgedrängt und die Sozialdemokratie vermochte sich außer in den ausgesprochenen Industriebezirken nirgends durchzusetzen, solange Wacker das Zentrum führte.

Die Siege des badischen Zentrums in der Vorkriegszeit gründeten sich gewiß in erster Linie auf die Ueberlegenheit des Zentrumsprogramms, das auf christlich-katholischem und auf gut konservativem Unterbau ruhte. Nicht minder aber muß als Ursache der großen Erfolge die meisterhafte Taktik eingeschätzt werden, mit der Theodor Wacker die Aufklärungs- und Wahlfeldzüge der badischen Zentrumspartei leitete. Diese Taktik aber fand ihren Ausdruck wohl in zugkräftigen Wahlparolen; sie basierte aber noch weit mehr auf einer durch mutige Arbeit bis ins letzte Gebirgsdorf vorgeschobenen Organisation und Zusammenfassung der Parteiangehörigen. Wir behaupten kühnlich, daß es in ganz Deutschland keine Partei gab, die sich organisatorisch mit der badischen Zentrumspartei messen konnte. Der nach den Richtlinien Theodor Wackers geschaffene Parteiapparat arbeitete glänzend. Sein Schöpfer behielt ihn aber auch dauernd mit fast gefürchteter Akribie im Auge. Jeder Teil, auch das kleinste Rädchen, stand dauernd unter seiner Kontrolle, nichts entging seinem scharfen Blicke. Alle paar Jahre erschien eine Broschüre aus der Hand Wackers, worin die parteipolitische Konstellation jedes Wahlbezirks, jedes Dorfes ziffernmäßig erfaßt und Winke zu weiterer Werbearbeit gegeben waren. Sollte es da jemanden wundernehmen, daß die „Unterführer" sich gegenseitig an Eifer zu überbieten trachteten, da der Erfolg oder Mißerfolg ihrer Tätigkeit jederzeit im unbestechlichen Zahlenbild der breitesten Oeffentlichkeit vorlag? Anderseits ist es aber auch verständlich, daß unter dieser mehr die Parteimechanik fördernden Arbeit die Herausarbeitung der weltanschaulichen Grundsätze etwas zurücktreten mußte, was manchmal beklagt wurde.

Neben der organisatorischen Erfassung der Parteimitglieder war der Ausbau der Parteipresse eine Hauptsorge Theodor Wackers. Und hier scheint es, als ob des Guten fast etwas zu

viel geschehen wäre. Wackers Standpunkt war: „In jedes Städtle ein Blättle!" So kam es, daß es in Baden in der letzten Zeit vor dem Kriege mindestens ein halbes Hundert Zentrumszeitungen gab. Eine Anzahl davon vegetierte freilich nur; aber diese vielfach ganz im Lokalton geschriebenen kleinen Zeitungen trugen den Zentrumsgedanken täglich oder doch einige Male in der Woche ins letzte Bauernhaus und in die kleinste Taglöhnerhütte und verwirklichten so die Absichten ihres Mentors. Begreiflich, daß eine solche lokal differenzierte Presse nur durch eiserne Parteidisziplin zur vollen Auswirkung und lückenlosen Schlagkraft gebunden werden konnte. Und Theodor Wacker hielt so streng auf Parteidisziplin, daß er sich nicht scheute, an Orten, wo eine bodenständische katholische Zeitung sich Seitensprünge erlaubte oder gar dem Parteizwang sich grundsätzlich nicht fügen wollte, ein Konkurrenzorgan zu gründen. Hier begann Wackers Taktik wohl sich dem Gefahrenpunkte jeglicher überwiegend taktischen Einstellung zu nähern.

Theodor Wackers menschliche und Führergröße gründete letzten Endes in der heute so selten gewordenen Erkenntnis der Grenzen seiner Befähigung. Er war sich vollauf bewußt, daß er die politischen Verhältnisse seines Heimatlandes Baden vollständig beherrschte, daß er aber darüber hinaus höchstens als Beispiel, nicht aber als Führer fruchtbar sein konnte. Und weil er sich dessen bewußt war, strebte er auch nicht nach Beherrschung eines größeren Wirkungskreises. Er hätte es abgelehnt, Reichskanzler zu werden.

Nur einmal ging er über sich selbst hinaus: 1912, als er in Essen in einer vielberufenen Rede den „Integralen" den Fehdehandschuh hinwarf. Seine Rede kam auf den Index. Und nun zeigte sich Wackers Seelengröße in ihrer bewundernswürdigen Selbstlosigkeit. Er unterwarf sich dem Richtspruch der Kirche und — zog sich allmählich aus dem politischen Leben zurück. Bald befiel Siechtum den müd gewordenen Kämpen und der Weltkrieg fand ihn in Vorbereitung auf jene Stunde, die uns allen einmal schlägt. Nun ist auch er von uns gegangen; wieder ist ein heller Stern am Himmel des deutschen Katholizismus erloschen, aber sein Nachglanz wird noch lange in unseren Herzen leuchten. Have, pia anima!

Nachwort der Schriftleitung. Schon vor mehr als 30 Jahren knüpfte sich an den Namen Wacker die Wiedergeburt des badischen Zentrums. Wir verweisen auf „A. R." 1918 Nr. 32, S. 591 f. In den Jahren 1885/6 bestanden in der damaligen Katholischen Volkspartei Badens schwere Unstimmigkeiten über die zur Beseitigung der Kulturkampfgesetze zu befolgende Taktik. Besonders stand der Fraktionsvorstand Dekan Lender als Opportunist im scharfen Gegensatz zur Politik des „Bad. Beobachters", dessen Leiter damals Dr. Armin Kausen war. Lender ging so weit, in der Kammersitzung vom 28. Januar 1886 schwere moralische Vorwürfe gegen den „Bad. Beobachter" und die katholische Presse überhaupt zu schleudern. Damals war es Wacker, der in der gleichen Sitzung furchtlos und unerschrocken gegen Lender und für die Angegriffenen auftrat. Es wirkte wie ein reinigendes Gewitter und leitete eine ganz neue kraftvolle Politik des badischen Zentrums ein. Ueberall im katholischen Deutschland erregte der Vorgang das größte Aufsehen und half Wackers anerkannte Führerschaft begründen. Ungezählte Zeugnisse der Zustimmung für Wacker und Dr. Kausen bekräftigten die Richtigkeit ihres Wegs. Lender schied bereits 1886 aus dem Landtag aus, die christliche Gesinnung aller Beteiligten ließ trotzdem bald eine Aussöhnung zustandekommen.

Lang ist's her —

Wie war nur das? Wie war nur das?
Da war so viel auf einmal da:
Gelächter, Blut und volles Glas,
Arkadien und Golgatha.

Und jede Stunde war so reich,
So reich an Sehnsucht, Mut und Tanz —
Nun sind die Blumen dürr und bleich
Und blättern aus dem welken Kranz.

Ich schau den weiten Weg zurück
Und find im Sande keine Spur;
Hier wuchs ein Leid — dort lag ein Glück — —
Wie war das nur? Wie war das nur?

Alfred Kunze.

Wo bleibt die bedingte Verurteilung?

Von Landgerichtsdirektor Dr. Braun, Trier.

Während Belgien schon seit 1888, Frankreich seit 1891 und ihnen folgend Luxemburg, Portugal, Schweden und Norwegen sowie viele andere Staaten schon seit langen Jahren die bedingte Verurteilung (d. h. die Verurteilung mit der Maßgabe, daß die Strafe bei Bewährung des Verurteilten während mehrerer Jahre nicht vollstreckt werden soll) kennen und mit gutem Erfolge zur Anwendung bringen, entbehren wir in Deutschland bedauerlicherweise noch immer dieses für einen modernen Staat unerläßlichen Rechtsinstituts. Zurückzuführen ist diese Tatsache in erster Linie auf das der bedingten Verurteilung abholde Gutachten, das die preußischen Oberlandesgerichte und Oberstaatsanwälte im Jahre 1890 erstatteten, obwohl Männer von der überragenden Bedeutung der Professoren Liszt-Halle und Seuffert-Bonn die Einführung der bedingten Verurteilung in das deutsche Strafsystem auf das entschiedenste befürworteten. So einstimmig aber jenes Gutachten damals gegen die bedingte Verurteilung lautete, so einhellig würden die Gerichte, wenn sie heute befragt würden, sich für ihre Einführung aussprechen. Diese Einsicht haben sie allein schon auf Grund einerseits der Erfolge und anderseits der Mängel der bei uns als Ersatz eingeführten bedingten Begnadigung gewonnen, d. h. der gnadenweisen Aussetzung der Strafvollstreckung mit Aussicht auf spätere völlige Begnadigung im Falle der Bewährung des Verurteilten während mehrerer Jahre.

Die Ziele der bedingten Begnadigung und damit ihre Vorzüge sind ja dieselben, wie die der bedingten Verurteilung, nämlich Vermeidung des Vollzugs von Freiheitsstrafen, zumal kurzfristigen, und damit der unerfreulichen Begleiterscheinungen dieses Vollzugs, vorzüglich bei jugendlichen und Erst-Verbrechern, sowie bessernde Einwirkung durch die Furcht vor dem jederzeitigen Strafvollzug. Dagegen hat die bedingte Begnadigung, und zwar auch in ihrem heutigen Gewande, Mängel aufzuweisen, die bei der bedingten Verurteilung ausgeschlossen wären. Letztere könnte nur durch ein Reichsgesetz eingeführt werden, welches die ganze Materie ein für allemal ordnete. Demgegenüber beruht die bedingte Begnadigung auf dem Begnadigungsrechte des Inhabers der Staatsgewalt, also früher der deutschen Fürsten, heute der Landesregierungen. Sie wird daher durch Verordnungen geregelt, die ihrer Natur nach kurzlebig und veränderlich sind. So kommt es, daß bei uns seit Jahrzehnten fortlaufend ein bunter Wechsel sowohl in den Voraussetzungen der bedingten Begnadigung, als in der Art ihrer Erteilung stattfindet, ganz abgesehen davon, daß die Sache auch in den einzelnen Ländern des Reiches verschieden geregelt ist. Die Fülle der Verordnungen über die bedingte Begnadigung ist so reich, daß Professor v. Hippel-Göttingen (ZStW. XLII, S. 198 von ihr nicht ganz mit Unrecht sagt: „Wir ersticken in überstürzt gearbeiteter Gelegenheitsgesetzgebung, die mangelnde Qualität durch Quantität ersetzt."

Im Laufe der Zeit haben die Verordnungen in den einzelnen Ländern allerdings erhebliche Verbesserungen des ursprünglichen Verfahrens gebracht. Vor allem ist nach dem Vorgange Bayerns jetzt endlich auch in Preußen der unhaltbare Zustand beseitigt, daß die Ausübung des Rechts zur bedingten Begnadigung großenteils einzelnen Organen der Strafvollstreckungsbehörde (Staatsanwaltschaft) delegiert war, was im Grunde genommen ein Mißtrauensvotum gegenüber den Gerichten darstellte. Erst durch Erlaß der Staatsregierung vom 2. August und Allg. Verfügung des Justizministers vom 19. Okt. 1920 ist in Preußen die Bewilligung der bedingten Strafaussetzung und des Straferlasses, also die Ausübung des Rechts zur bedingten Begnadigung, zunächst in beschränkterem Umfange und dann durch die Erlasse vom 25. Mai und 24. Juni 1921 sowie die Allg. Verfügungen vom 15. und 29. Juni 1921 in weiterem Ausmaß den Gerichten übertragen worden, nachdem diese Uebertragung in Bayern schon durch die Bekanntmachung des Justizministeriums vom 11. Juli 1919 erfolgt war. Damit ist in gewisser Weise das durch den früheren Zustand bedrohte Ansehen der Gerichte wieder gehoben und ein bedeutungsvoller Schritt in der Richtung nach der früher oder später unvermeidlichen Einführung der bedingten Verurteilung hin getan worden.

Indessen auch der Rechtszustand, wie er sich auf Grund der vorerwähnten neuesten Verordnungen darstellt, ist weit davon entfernt, zu befriedigen; denn es ist und bleibt ein

Mangel, daß die bedingte Begnadigung als solche immer eine Umstoßung des im gesetzlich geordneten Verfahren gefundenen Urteils bedeutet, das heute stets unbedingten Charakter hat. Des ferneren ist es auch durchaus unangemessen und zweckwidrig, daß Strafaussetzung und Straferlaß von den Gerichten nicht kraft ursprünglicher richterlicher Befugnis, sondern nur auf Grund der im Verwaltungswege erfolgten Delegation des Begnadigungsrechts der Staatsregierung erteilt werden kann. Infolgedessen können die Anträge auf Begnadigung immer wieder erneut gestellt werden und zwingen die Gerichte dann stets zu neuen, oft nutzlosen Entscheidungen. Schlimmer ist, daß die Ministerialinstanz ihrerseits jederzeit von der Entscheidung des Gerichts abweichen, d. h die bedingte Begnadigung im Gegensatz zu dessen Stellungnahme gewähren kann, während hingegen im Rechtswege die Beschlüsse des Gerichtes nicht anfechtbar sind. Das heutige Strafaussetzungs- und Straferlaßverfahren ermangelt deshalb einerseits der nötigen Rechtsgarantien, welche allein die ordentlichen Rechtsmittel gewähren können, anderseits setzt es die Autorität des erkennenden Gerichts gegenüber dem Angeklagten bzw. Verurteilten herab, indem diesem das Strafurteil ziemlich gleichgültig sein kann, wenn ihm hinterher durch Beschluß die bedingte Strafaussetzung zuteil wird oder wenn er doch hoffen kann, durch spätere Anträge an das beschließende Strafgericht oder an die an keinen Rechtssatz gebundene Ministerialinstanz die bedingte Strafaussetzung mit Aussicht auf Straferlaß unschwer zu erreichen.

Alle diese Mängel und Beanstandungen würden durch die Einführung der bedingten Verurteilung in unser Strafsystem ein für allemal behoben. Der so Verurteilte könnte sich nicht, wie heute so oft der bedingt Begnadigte, als von einer höheren Instanz freigesprochen wähnen. Voraussetzungen und Art der Erteilung der Strafaussetzung würden bei Einführung der bedingten Verurteilung gesetzlich festgelegt. Eine nachträgliche „bedingte Begnadigung" seitens der Staatsregierung wäre dann naturgemäß ausgeschlossen; zum mindesten müßte solches durch das Gesetz bestimmt werden. Jeder, der in ein Strafverfahren verwickelt würde, wüßte dann, daß er mit dem Urteile als solchem (ob bedingt oder unbedingt) und seiner dauernden Stabilität, abgesehen von seiner etwaigen Abänderung im ordentlichen Rechtsmittelverfahren und einem ausnahmsweisen Gnadenakte der Staatsregierung, zu rechnen hat. Die Autorität der Gerichte würde damit wesentlich gestärkt, ein Ziel, das im allgemeinen Interesse dringend erstrebenswert ist. Letzteres gilt vor allem auch im jetzigen demokratischen Staate, mit dessen Grundsätzen eine zu weitgehende Ausgestaltung des in die Macht der jeweils am Ruder befindlichen Regierung gegebenen Begnadigungsrechts, wie sie heute in der „bedingten Begnadigung" zu erblicken ist, im Grunde unvereinbar ist. Immer dringlicher muß daher die Frage gestellt werden: „Wo bleibt die bedingte Verurteilung?"

Episkopalismus in der evangelischen Kirche.

Von Dr. Johannes Albani.

Ein außerordentlich klarer und durchsichtiger Aufsatz des Konsistorialpräsidenten a. D. D. Balan in der „Tägl. Rundschau" (Nr. 256 vom 5. Nov. 1921), der die Frage des bischöflichen Amtes vom protestantischen Standpunkt aus beleuchtet, veranlaßt mich, nach langem Schweigen über diese Fragen, die Rechenschaft, die ich seinerzeit über meine Konversion in dem Sinne legte, daß ich die Frage des Altarsakraments in den Mittelpunkt stellte, durch einige Ausführungen über die völlige Aussichtslosigkeit des Gedankens, das bischöfliche Amt in irgendeinem förderlichen Sinne im Protestantismus heimisch machen zu wollen, zu ergänzen.

Eine persönliche Bemerkung zuvor, die die kurzen Ausführungen einleiten kann. Der Vorsitzende der Hochkirchlichen Vereinigung hat den verschiedenen unschönen Versuchen seiner Freunde, mich nach meiner Konversion abzuschütteln, einen geraderen hinzugefügt. Ich sei schon vor meiner Konversion so gut wie gewonnen gewesen für die katholische Kirche. Mein Eintritt in die Hochkirchliche Vereinigung habe den letzten Schritt nur verzögert. Der erste Satz ist insofern richtig, als ich damals die Geschlossenheit und Konsequenz und dabei doch den inneren Reichtum und die Mannigfaltigkeit des katholischen Wesens schon erkannt, aber den rechten Anschluß vom modernen Denken aus noch nicht gefunden hatte. Wie dem Leser dieser Zeitschrift vielleicht erinnerlich ist, fand ich ihn durch den Gedanken des Geschichtlichen in der Selbstoffenbarung Gottes an die Menschheit als Ganzes und der ewigen Weiterwirkung der geschichtlichen Tat Gottes durch alle Zeiten. Nicht nur Gott und Persönlichkeit stehen sich gegenüber, sondern vor allem auch Gott und Menschheit. Diese Beziehungen sind klar und richtig gefaßt in der Vollmacht der Kirche. Was den Protestantismus vor den christusgläubigen Menschen erledigen muß, ist eben, daß jener die Herrenworte, die sich auf diese Vollmacht beziehen, entweder umdeutet oder historisch-kritisch entwertet, jedenfalls nichts mit ihnen anzufangen weiß, wie besonders das Schicksal der Beichte beweist.

Hierin liegt auch das Wesentliche für die protestantische und katholische Beurteilung des Bischofsamtes. Ich leugne nicht, daß ich lange der Meinung war, durch Einführung eines führenden theologischen Amtes in die Verfassung evangelischer Kirchen würde sich mit der Zeit von selbst das Bedürfnis nach den sakralen Qualitäten des wirklichen bischöflichen Amtes einstellen, und in dieser Voraussicht mein Verbleiben in meinem protestantischen Kirchenamte sich vor der inneren Wahrhaftigkeit rechtfertigen lassen. Aber ich habe mich überzeugt, daß diese Hoffnung eine völlig eitle war, ist und bleibt. Wenn die Sehnsucht nach der geschichtlichen Verbindung mit dem kirchenstiftenden Wort des Herrn durch das bischöfliche Amt sich nicht durchgesetzt hat, als es noch keine theologischen Kirchenleiter gab, so wird sie dem Protestantismus, wenn er solche theologischen Kirchenleiter bekommt, wenigstens solange man protestantisch bleiben will, erst recht vergehen. Balan weist mit vollem Recht auf die Eigenart des protestantischen Theologen hin, alles als seine eigene Gewissenssache zu behandeln und so zu einer Art „kleinen Papstes" zu werden. Ich füge hinzu, daß ich gerade in der letzten Zeit vor dem Ausscheiden aus meinem sächsischen Kirchenamte in allen kirchlichen Instanzen

beobachtet habe, daß man dort „um des Gewissens willen" zu Handlungen von einer Art fähig und bereit war, die man auf protestantischer Seite gern als jesuitisch bezeichnet, so daß für mich heute das Wort „um des Gewissens willen" genau die Färbung hat, mit der der Protestant das Wort in majorem dei gloriam koloriert. Die mit Zartheit aber doch aller Deutlichkeit von Balan vorgetragenen Bedenken nach der persönlichen Seite sind völlig berechtigt. Es fehlt eben so gut wie ganz die Auffassung, die im Amte das Wesentliche sieht und die den Amtsträger lehrt, sich persönlich um so tiefer zu beugen, je höher sein Amt steht. So viele katholische Geistliche bischöflichen Ranges ich bis heute kennen gelernt habe und so mißtrauisch und scharf ich sie gerade nach dieser Richtung hin beobachtet habe, sie haben diese Prüfung sämtlich bestanden. Wie es in diesem Punkte auf der anderen Seite steht, das zu schildern darf ich denen überlassen, die sich noch darum zu kümmern brauchen.

Balan wendet sich aber noch aus einem anderen Grunde dagegen, daß die ersehnte persönliche Einwirkung des protestantischen Bischofs den Grund für seine Einführung hergeben soll. Er sagt mit Recht: Nicht die Bischöfe, sondern die Heiligen seien auf katholischem Boden die persönlichen Führer der Christen. Wenn ein Bischof es in besonderem Maße werde, dann werde er es eben nicht als Bischof, sondern als Heiliger. Sehr richtig. Freilich unterläßt er hinzuzufügen, daß gerade mit dieser Feststellung für den katholischen Christen der Ewigkeitsreichtum des bischöflichen Amts erst ins rechte Licht gerückt wird, eine Herrlichkeit, die aus der Ewigkeit stammt und mit der persönlichen Art des Bischofs eine Verbindung eingeht, durch die das Amt, ob der Bischof ein Heiliger ist oder nicht, weder gewinnt noch verliert. Diese Seite des bischöflichen Amtes kennt Balan als Protestant nicht. Er hat deshalb ganz recht, wenn er die Einführung auf protestantischem Boden lediglich von Zweckmäßigkeitsgründen abhängig macht. Diese aber sprechen nach seinen klaren, offenbar auf reicher Amtserfahrung beruhenden Ausführungen dagegen.

Balan ruft zum Schlusse nach einer besseren inneren Ausrüstung des protestantischen Geistlichen. Auch ich bin seinerzeit, noch vor dem Kriege, von dieser Seite der Sache ausgegangen, habe aber erfahren müssen, daß man immer wieder die wissenschaftliche und nicht die kirchliche Ausrüstung in den Vordergrund schob. Begreiflich, denn es kam ja alles auf die Persönlichkeit an. Die Betonung des Amtsgedankens galt als katholisierend. Der Hintergrund, vor dem diese Auffassung steht, ist, immer und immer wieder sei es gesagt, dadurch bestimmt, daß die amtliche Vollmacht der Kirche in ihrer ewigen Art nicht geglaubt wird. Während das, was für den katholischen Priester angeblich Quelle des Hochmuts oder der Selbstsucht ist, sich tatsächlich als stärkster Antrieb zu persönlicher Demut herausstellt, baut die Entäußerung des Amtsgedankens auf protestantischem Boden die praktisch unentbehrlichen Amtsprävogativen auf den Boden der Persönlichkeit auf, und wird so nicht, wie man vorgibt, Quelle der Demut, sondern eine Gelegenheit zur persönlichen Empfindlichkeit und zum Hochmütigwerden. Selbstverständlich gibt es trotzdem eine Menge demütiger protestantischer Pastoren und auch arrogante katholische Priester. Aber das hat mit der Grundfrage nichts zu tun. Kein protestantischer Kirchenmann wird die Gefahr leugnen, die hier angedeutet ist.

Abschließend möchte ich unter dem Eindruck von Balans Aufsatz, der für die protestantischen Religionsgesellschaften das klare treffende Wort „Erfahrungskirchen" findet, sagen, daß er wieder einmal zeigt, wie es für den Protestantismus, je länger, je weniger möglich ist, wirklich als Kirche zu leben, das heißt, im Sinne auch nur der Augsburgischen Konfession die Vollmachten des Herrn aufzunehmen und glaubhaft auszuüben, daß es daher für den, der überzeugt ist, daß Christus eine das Leben der ganzen Welt regelnde Gemeinschaft schaffen wollte und hierfür bestimmte Aufgaben stellte und zuteilte, keine andere Möglichkeit besteht, als sich zur römisch-katholischen Kirche zu halten.

Vgl. auch Dr. J. Hoffmann, Der Wunsch in der protestantischen Kirche nach dem Bischofsamt, Nr. 42.

Briefkasten.

Anfragen privater oder persönlicher Natur beantwortet die Schriftleitung im Briefkasten nicht, brieflich tut sie es nur, wenn Rückporto beiliegt. Ebenso werden künftig unverlangte Beiträge nur zurückgesandt, wenn ausreichendes Rückporto beigefügt ist.

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Von M. Rast.

II.

Verlag der Bonifazius-Druckerei, Paderborn: Kraftvoll hat sich durchzusetzen begonnen die große, von ersten Autoren gestellte Monographienfolge „Katholische Lebenswerte", deren Zweck und Ziel die Beleuchtung der unbedingten Lebensmacht des Katholizismus ist sowie seiner Stellung zu Welt und Leben, seiner innigen Beziehungen zu diesem selbst. Die vier ersten stattlichen Bände fanden weithin, auch seitens der „A. R.", warme Anerkennung und Bewertung. Soeben erschien in 4. und 5. Auflage Band I: „Der Sinn des Lebens. Eine katholische Lebensphilosophie". Von Prof. Dr. Franz Sawicki. Gr. 8°, XIII und 357 S. Pr. geb. 28 M. (Hier sei zugleich an desselben Verfassers bedeutendes, hier noch entsprechend anzuzeigendes Werk erinnert: „Die katholische Frömmigkeit". Pr. geb. 32 M.) Band II: „Die Kulturkraft des Katholizismus". Von Dr. oec. Hans Rost, steht in 3. Auflage, Band III: „Die Wissenschaft vom Gesichtspunkt der katholischen Wahrheit". Von Un.-Prof. Dr. Otto Willmann, in 2., Band IV: „Das Seelenleben der Heiligen" von Un.-Prof. Dr. A. Rademacher, in 3. Auflage. Nun begrüßen wir in Band V eines hochwichtigen Doppelwerkes 1. Teil: „Dogma und Leben. Die kirchliche Glaubenslehre als Wertquelle für das Geistesleben" dargestellt von Dr. Engelbert Krebs, Prof. der Dogmatik an der Universität Freiburg i. Br. Gr. 8°, XIX und 466 S. Pr. geb. 36 M. — Gegenüber dem verwirrenden Urteil ungezählter Nichtwissender über das katholische Dogma vermag dieses Werk Licht der Kenntnis und Erkenntnis für viele in und außer dem Schiff unserer hl. Kirche zu bringen. Bekanntlich pflegt „die Welt" in der von der Kirche durch Dogma und Praxis bewirkten Einheit nur Lebenszwang und Lebensunterdrückung zu sehen. Daß diese Einheit wahre Befreiung und immer höher sich entwickelnde Lebensentfaltung bedeutet, beweist schon der vorliegende I. Teil des Krebsschen Werkes, der sich nach der dem Gesamtinhalt organisch zugehörigen Einleitung in 6 Hauptabschnitte gliedert: Gotteslehre, Trinitätslehre, Schöpfungslehre, Erbsündenlehre, Erlösungslehre, Mariologie. Sprache und Vortragsweise fesseln durchaus. Die Einheit von Geist und Herz ist es, die hier lebendig macht. Bald sehen wir, auf welch klarer, aber nicht kühler, sondern vielmehr mild-sonniger Glaubenshöhe der Verfasser steht, einer Höhe, zu der er auf dem Wege schöpferischen Forschens, tief schürfenden, vergleichenden Urteils und innerster Hingabe an sein eigenes Wirken im Dienste Gottes gelangte. Und eine Freude, eine Erhebung, ein Gewinn ist es, ihm auf diesem Wege zu folgen. Die Darstellung ist lichtvoll und schön, plastisch betonend, wo Notwendigkeit der Hervorhebung sich aufdrängt, und überall Quellen für Stillung des Gottesdurstes aufweisend, überall auch unsere eigene ehrliche Mitarbeit zum Erkennen, zum Besitzergreifen dieser großen Wahrheit heischend: daß das Dogma unserer Kirche die „Höchstwirklichkeit" und darum die

Vollkommenheit Gottes immer wieder von neuem in bedeutsamstem, schwerstgewichtigem Wortlaut dartut.

Der Theologieprofessor Dr. **Bernhard Bartmann** faßte in seinem Buche „**Des Christen Gnadenleben**" vierzig „biblisch-dogmatisch-aszetisch" dargestellte Vorträge zusammen. 8°, 350 S. Pr. geb. 30 *M*. — Kern des gemeinverständlich ausgeprägten Inhaltes ist der Kern unseres Glaubens überhaupt: Gottes Gnade als Hauptstück der Gottesoffenbarung. Die Botschaft von der Gnade wieder den weitesten Kreisen — in erster Linie denen unseres **katholischen Volkes** — möglichst zum Vollbewußtsein zu bringen, ist Zweck des in 4 Hauptteile gegliederten Buches, dem als Hauptmittel diese Wahrheit vorsteht: „Gottes Wahrheit wird nur in Gottes Licht erkannt." Wir verweisen im übrigen auf die Besprechung in Nr. 21.

„**Glanz und Glut im katholischen Leben**" überschreibt sich eine Reihe „religiöser Vorträge und Lesungen" von Dr. Fr. **Mack**. 8°, 160 S. Pr. kart. 14, geb. 20 *M*. Der Verfasser bezeichnet sein Werk als kleinen Beitrag zu der (so notwendigen) Vertiefung katholischer religiöser Denkungsart, sowie zur Förderung echt christlicher Lebenskunst und Lebensfreude; zugleich denkt er sich den betontermaßen „alles wissenschaftlichen Beiwerkes" entkleideten Band als Hilfsmittel bei religiösen Konferenzen. Das erste der fünf Kapitel ist dem „Programm Christi" gewidmet und nennt sich wie dieses: „Kreuz und Hostie". Es folgen „Kreuz und Asche", „Kreuz und Innerlichkeit", „Der Pelikan", „Das Erlöserblut und der Beruf zur Jungfräulichkeit". Ein anregungsreiches und tiefes Buch! — Ein solches haben wir auch in **Josef Ruthers** ebenfalls auf der Grundlage christlichen Geistes ruhendem, wenngleich stofflich und formal anders ausgeprägtem „**Im Spiegel der Dinge**". 8°, 238 S. Pr. geb. 14 *M*. Dieser feine Natur-, Menschen- und Gottesfreund hat seine hervorragende Beobachtungs- und eigenartig anziehende Gestaltungsgabe unter das Zeichen der Schönheit, Beseelung und durchgeistigten Vereinheitlichung: „Vom Ganzen zum Ganzen!" gestellt. Auch ihm ist der sittlich religiöse Gedanke Kern, der Gottesgedanke treibende Kraft, weil letztes Ziel aller Weltgeschichte. („Nur Ziele treiben den Geist".) Vom Sammelwerke des Jesuitenpaters **Konrad Kirch**: „**Helden des Christentums**, Heiligenbilder", Folge I „**Aus christlichem Altertum**", liegen uns die drei ersten Bände vor. Pr. geb. je 18 *M*; dem zweiten: „**Glaubensstreiter im Osten**", schenkte die „A. R." bereits eingehendere Beachtung. Band 1: „**Die Kirche der Märtyrer**", nimmt zur „Einführung" in deren zwei Unterkapiteln „Warum der Kampf?" und „Siegreiches Leiden" das aramäische Wort Maranatha: „Komm, o Herr!" zum Thema, um darauf die großen Märtyrer des 1.—3. Jahrhunderts als Träger einer immer lebendigen, auch in der Charakterzeichnung ergreifenden Darstellung folgen zu lassen: St. Paulus, den Apostel, die hl. Bischöfe Ignatius von Antiochien und Polykarp von Smyrna, den wahrheitsdürstenden Philosophen und Märtyrer St. Justinus, die hl. Märtyrer von Lyon und St. Cyprian, Bischof von Karthago. — Band 3: „**Lehrer des Abendlandes**", gestaltet sich als augenfällig bedeutend durch Stoff und Ausführung; die großen Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus, Augustinus und die berühmten heiligen Päpste Leo der Große und Gregor der Große sind hier die Helden.

An **Neuauflagen**, die zugleich einer vorteilhaften, eindrucksvollen Neuausstattung unterzogen wurden, sind zu vermerken: „**Die Weltanschauung des Katholiken.** Für weitere Kreise der Gebildeten älteren und neueren Irrtümern gegenübergestellt" von **Th. Mönnichs** S. J. Fünfte und sechste Auflage (9.—11. Tausend). Pr. geb. 16 *M*; „**Vom Wanderstab zum Automobil.** Eines deutschen Handwerkers Streben und Erfolg." Von N. **Trutz**, Kommerzienrat: ein Buch, das seinen an zielstrebiger Arbeit und sittenstrenger Frömmigkeit vorbildlichen Verfasser überlebte und voraussichtlich noch länger überleben wird. Pr. geb. 16 *M*; des verstorbenen volks- und kinderfreundlichen Jesuitenpaters **Ambros Schupps** Werke: „**Die Mucker.** Eine Episode aus der Geschichte der deutschen Kolonien von Rio Grande do Sul, Brasilien". Mit vielen Bildern. 3. Aufl. Pr. geb. 14 *M*; I. und II. Sammelband „**Märchen**", Bilder von Fritz Bergen. Pr. je geb. 25 *M*.

Laienapostolat und Exerzitien.

Von **E. Bundschuh**, Kaplan, Leutesdorf a. Rhein.

Besondere Zeiten verlangen besondere Mittel, dieser alte Erfahrungssatz bestätigt sich auch heute wieder. Allenthalben macht sich, neben der Suche nach Gott, eine tiefe, fühlbare, religiöse Not geltend. Der Priester kann der ihm aufgelegten Arbeiten kaum mehr Herr werden und doch müssen wir heraus aus der religiösen Verelendung. Was auf karitativem Gebiete sichtbare Hilfe brachte, die St. Vinzenzvereine, das organisierte Arbeiten auf dem Gebiete der körperlichen Not, muß auch auf geistig-religiösem Gebiete Anwendung finden. Es müssen als Helfer der Priester die Laien einspringen und das Laienapostolat in ganz Deutschland ausgebaut werden. Die Bewegung des Laienapostolates ist noch zu jung, in manche Teile unseres Vaterlandes noch gar nicht vorgedrungen, um heute schon sichtbare Folgen zeitigen zu können. Eins ist jedoch sicher, der Gedanke des Laienapostolates bricht sich sichtbar Bahn. Solche, die es noch vor Jahresfrist bekämpften, sind aus Saulussen Paulusse geworden, sind des Lobes über dasselbe voll.

Die Befürchtungen, die man da und dort gegen das Laienapostolat hegte, sind im Schwinden. Sie galten meist nur Auswüchsen dieser herrlichen Bestrebung. Man fürchtete, das Laienapostolat könnte seine Grenze überschreiten, könnte zu einer Art Sektiererei ausarten. Diese Furcht ist nicht unbegründet, zumal bei allem sittlich Gutem gleich das Unkraut des geistigen Hochmutes zu fürchten ist, das dann auf solche Wege führt. Zweiflerisch stand man auch der Personenfrage gegenüber. Sie ist heute noch die am schwersten lösbare. Die beste Lösung fand sie dort, wo man als Laienapostel nur solche verwendet hat, die vorher die Schule der geschlossenen Exerzitien durchgemacht hatten. Laienapostolat und Exerzitien sind aufs engste aufeinander angewiesen. Sie zeitigen, Hand in Hand gehend, die besten Früchte. Sie müssen immer beisammen sein, da sie nur dann Gewähr bieten für ein gedeihliches Arbeiten der Laienapostel. Die Erfahrung bestätigt dies.

Einen erfreulichen Aufschwung haben beide Bestrebungen im ersten Viertel dieses Jahres genommen. Der Streit über ihre Notwendigkeit ist erledigt und bereits ist die Frage in den Vordergrund gerückt: „Wie sollen die so notwendigen Exerzitien, wie die Laienapostel nach den Exerzitien, das dort Gehörte zur Reife bringen?" Auch in diesem Punkte sind wir einen guten Schritt weiter. Es war im Januar, da hörte ich, in Würzburg finde eine Besprechung statt, die zur Gründung einer Zeitschrift für die Exerzitienbewegung und das Laienapostolat führen solle. Aus Bayern nahm der große Förderer der Exerzitienbewegung **Pater Cyprian** O. Min. Cap. daran teil. Heute liegt die neue Zeitschrift vor mir. Sie darf sich rühmen, wirklich das zu sein, was sie im Titel vorgibt: „**Der Rufer**".

Ihren Namen hat sie vom heiligen Johannes dem Täufer und wir werden in ihr über das Laienapostolat und die Exerzitienbewegung reichlich belehrt. Wir Katholiken haben uns ja über einen Mangel an religiösen Zeitschriften nicht zu beklagen, hier aber ist eine Lücke ausgefüllt. Wer die Exerzitienbewegung und das Laienapostolat kennt, muß sagen, „Der Rufer" war eine Notwendigkeit, er bietet beiden Bewegungen die Marschroute und seine Mitarbeiter sind aus den Bestrebungen herausgewachsen, sind nicht Theoretiker, sondern Praktiker. Ein Satz der Zeitschrift zeigt dies schon: „In der Zwischenzeit die Exerzitienteilnehmer in ihren Vorsätzen zu erhalten, das wird die erste Aufgabe dieser Blätter sein. Das Paulusapostolat macht sich zur Aufgabe die Verbreitung echt religiöser Schriften. St. Franziskus ist Führer im Laienapostolat" usw.

Jeder, der die Zeitschrift, die sich schon manchen Freund gewonnen, zur Hand nimmt, ist erstaunt über die Reichhaltigkeit und besonders praktische Gediegenheit des Stoffes. Der Preis ist bescheiden. Nur 6.50 *M* jährlich für 6 Nummern. Verlegt ist sie im **Johannesverlag in Leutesdorf am Rhein.**

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. Die Anpassung des Wagnerschen Musikdramas an die neuzeitigen Inszenierungsformen ist eine Forderung, die von der künstlerischen Jugend schon lange und immer dringender erhoben wird. Versuche dieser Art sind anderenorts viel früher zur Tat geworden. Das erklärt sich leicht, denn die großen Wagnertraditionen unserer Hofbühne sind immer lebendig geblieben, und von denjenigen, die noch unter Wagner wirkten, wie unserem Anton von Fuchs kann man eine Begeisterung für die Umformung des Wagnerschen Realismus in eine Stilisierung, der der Meister ohne Frage fern stand, nicht verlangen. Daß man sich in München Zeit ließ, hatte sein Gutes. Was an dem „Neuen“ Uebertreibung und nur Mode war, wozu eine gewisse Plakatwirkung gehört, ist uns erspart geblieben. Man begann mit Walküre und will bis zu den nächsten Festspielen die Erneuerung des Ringes durchgeführt haben. Man begnügt sich nicht mit der Erneuerung des äußeren Bildes, sondern hat das Musikdrama von Grund auf neu einstudiert, wobei Br. Walter die musikalische Leitung, Anna Bahr-Mildenburg die Regie inne hatte; beide wurden am Schlusse der Vorstellung mit den Sängern stürmisch gefeiert. In der Tat war die Vorstellung an bedeutenden Szenen sehr reich. In der Hundingshütte aber, die bildlich von Reiz war, vermißte ich die große Linie. Reinfeld und Nelly Merz, die schön sangen, entbehrten für mein Gefühl des Elementaren. Das schob die Liebesszenen beinahe in die Sphäre einer bürgerlichen Eheirrung, möchte ich etwas übertreibend sagen. Der Lenz lacht in den Saal! Ja, wir sahen da so etwas wie einen Vorhang im Mondlicht, oder waren es Baumstämme? Aber frühlingshaft war dies nicht. Die Beleuchtung der Gestalten war wirksam, aber man wußte oft nicht recht, woher sie kam. Daß Siegmund und Sieglinde am Aktende umschlungen davoneilen, widerspricht Wagners Regievorschrift und ich sehe nicht ein, daß dies Abweichen von ihr eine Verbesserung sei. Um so froher war ich um den großen Zug und die monumentale Wirkung der Wotan- und Brunhildeszenen. Hier war auch das Bühnenbild in seinen einfachen, großen Linien von guter Wirkung. Frickas Widdergespann fällt weg; gut, es hat unsere Phantasie nie befriedigt. Auch die Rosse der Walküren fehlen. Die Rhythmisierung der Gruppen war schön und zugleich lebendig. Gewitter und Feuer waren sehr eindrucksvoll. Die Beleuchtungen von feiner Abstufung und ohne Härten in den Uebergängen. Gabriele Englerth (Brunhilde) und Bender (Wotan) sind voll Größe und Empfindung. Wotans Abschied erschütterte. Stil hatte, um dies nachzutragen, auch Gleß' Hunding. Die Gestaltung des Bühnenbildes entwarfen Pasetti und Linnebach.

Kammerspiele. Ein französischer und ein russischer Abend hatten sehr starken Erfolg, den man als berechtigt anerkennen muß, auch wenn man nicht von allem Gebotenen sympathisch berührt ist. Courtelines tragische Posse „Boubouroche“ hat man schon früger gesehen. Diese Literatur steht gewiß unserem Herzen nicht nahe, aber sie packt immer von neuem. Es ist eine Komik, die nicht der Gegensatz von Tragik, sondern mit ihr vermischt ist. Der gute Boubouroche wird aufgeklärt, daß seine Geliebte ihn betrügt und dann, wie er daran ist, sie zu ertappen, gelingt es ihr, ihn aufs neue zu täuschen. Die Kunst liegt darin, wie dieser Stoff für Spaßmacher fast zur Tragik des gutmütigen Glaubens an die Menschheit gesteigert ist. Götz (Wien), der einst in den Kammerspielen zu bedeutender Künstlerschaft heranwuchs, spielte die Titelrolle mit einer leisen Diskretion, die doch so viel überzeugender wirkt, als jede lautschreiende Geste. Es folgte der „Geizige“. Max Schreck steigerte die Molierεsche Gestalt ins Typische, fast Symbolische. Ein Mensch, geradezu besessen vom Geiz, Sklave seiner Natur. Auch die übrigen boten teils Gutes, zum mindesten von einer verständigen Spielleitung gut Abgetöntes. Dies trifft auch für die beiden russischen Stücke zu. In Turgenieffs „Gnadenbrot“ gab Götz einen verarmten Edelmann, der seit Jahr und Tag auf einem Gute aus Barmherzigkeit sein Brot findet. Lange hat er dort einsam gelebt, jetzt kehrte die junge Gutsherrin aus Petersburg mit ihrem jungen Manne zurück. Der erniedrigt den komischen Alten zum Spaßmacher, nicht aus Schlechtigkeit, sondern mehr aus Langeweile. Man übertreibt den taktlosen Scherz, da erfaßt die niedergedrückte Seele die Wut, der aufgenötigte Alkohol tut das übrige und er ruft seinen Peinigern ins Gesicht, daß er der Vater der Gutsherrin ist, deren Mutter unter einem treulosen, schlechten Manne litt. Der junge Herr treibt ihn aus dem Hause, kauft ihm den Widerruf seiner vor Zeugen getanen Behauptung mit Geld ab. Der Alte nimmt dies endlich, weil es den Interessen seiner bloßgestellten Tochter entspricht. Diese aber anerkennt in ihm in Liebe den Vater. Dieses Glück seines trostlosen Alters tötet ihn. Im Gefühlsrohen, wie im Sentimentalen mutet uns das Stück fremd an, aber es wirkt als ein Stück Natur und auch der Theatertod des Schlusses packt, obwohl man ihn kommen sieht. Tschechow war als Novellist künstlerischer denn als Theaterdichter. Sein „Bär“ schildert zwei, die sich in gleicher Grobheit liebend finden. Man spielte in grotesker Verzerrung, aber wenn man diese gelten läßt, so war alles sehr komisch und drollig.

Gärtnerplatztheater. Lehárs „Blaue Mazur“ ist um eine weiche, wohlklingende Melodie herumgeschrieben. Wieder zwei Liebende, die auseinandergehen, bis sie sich bei der letzten Mazurka wiederfinden. Manche Szenen sind von guter Theaterwirkung, manchmal ist die Erfindung ein wenig dünn, aber dann stellt sich zur rechten Zeit ein Tanz ein und das Publikum ist zufrieden. Auf der Bühne standen die beliebtesten Künstler des Gärtnerplatztheaters, sie waren bei Humor und Stimme und so kam ein recht angeregter Abend zustande.

Lustspielhaus. Die Operette: „Die tanzende Maske“ hat einige recht bühnensicher hingestellte Szenen, die in der nicht gerade erfindungsreichen, aber gut klingenden Musik Benatzkys gefallen, namentlich, wenn sie so hübsch gespielt und gesungen werden, wie von Forstner und Frl. Inera. Leider enthält das Stück viel Füllsel, das textlich und musikalisch auf tiefere Grade des Geschmackes hinabsteigt. Die Gesamtwiedergabe zeigt wieder künstlerische Sorgfalt.

Verschiedenes aus aller Welt. Schmidtbonns dichterische Erneuerung der Passion der Brüder Greban, die im Münchener Künstlertheater uraufgeführt worden war, erlebte im Düsseldorfer Schauspielhause eine eindrucksvolle Wiedergabe. — Innerhalb eines Monats gab es in Berlin bereits die achte Erstaufführung von seichten, unsauberen französischen Komödien. Im Intimen Theater kam es bei Mérés „Spelunken“ zu einer Opposition, dagegen müssen die Vorverkäufe zu Tristan Bernards unglaublichem „Hühnerhof“ bereits 14 Tage vorher beginnen infolge eines Massenandranges. In München ist unlängst ein Pariser Schwank durch die kühle, gleichgültige Haltung des Publikums in wenigen Tagen verschwunden. — „Armand Carrel“, Drama von M. Heimann, hatte in Dresden einen Achtungserfolg. Die Geschichte eines Journalisten, der zur Zeit des Bürgerkönigtums im politischen Duell fiel, wird mit viel politischen Dialogen und schwachem dramatischem Leben auf die Bühne gestellt. — „Das Spiel der Schatten“ von H. Unger zeigt einen zwischen zwei Frauen schwankenden Helden. Als er Andrea liebte, hat er in ihr bereits Barbara geliebt und gesucht, als er statt des zarten Weibes die wilde Geliebte errungen, treibt ihn unwiderstehliches Muß, in ihr wiederum Andrea zu suchen. So weckt er deren Schatten, macht sie beide schattengleich, allein was er erstrebt, ihre Vereinigung, die Synthese von Irdischem und Göttlichem, sie gelingt ihm nicht. Es handelt sich in diesem sprachschönen Stücke nicht um Menschen, sondern um metaphysische

Symbole. Die Aufführung in **Karlsruhe** fesselte darstellerisch. — „Fluch", eine Tragödie von K. M. Jacoby, fand in **Halberstadt** freundlichen Erfolg. Das einige Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde spielende Stück zeigt den Fluch des Bruderzwistes und der Uneinigkeit. Das Werk erinnert nach Berichten an Wildenbruch, ohne dessen Temperament zu besitzen. — In „Johann v. Werth' zeichnet H. v. Zwehl das Urbild deutscher Kraft mit all ihren Vorzügen und Schwächen. Der General vermag es nicht zu fassen, als der Kaiser den Frieden von Münster und Osnabrück billigt, der deutsches Land den Feinden ausliefert. Nach Berichten über die **Dessauer** Uraufführung überzeugt das historische Gewand nicht. Der Zuschauer erlebt die politische Schmach der letzten Jahre, im Unterton der „vier Akte unserer ewigen Tragödie" klingt immer der Trauerakkord: Das ist dein Volk, das ist dein Land, dein Los.

München. L. G. **Oberlaender.**

Dantefeier in Wien. Im Rahmen der Wiener „Christlichen Kunststelle" veranstaltete das unter dem Ehrenpräsidium des Erzbischofs stehende österreichische katholische Dantefeier-Komitee am 25. Oktober eine große Dantefeier im Sofiensaale. Nachdem Monsignore Professor Dr. Karl Weczerzik und Sekretär Franz Josef Zlatnik den Kardinal-Fürsterzbischof, sowie den päpstlichen Nuntius in den glanzvollen, von einem festlich gestimmten Publikum erfüllten Saal geleitet hatten, hielt Monsignore Weczerzik eine vom Feuer edelster Begeisterung durchglühte Ansprache. Er pries darin unseren größten Dichter-Philosophen Dante, der weit über den ihm zugemessenen Lebensweg hinaus die verschiedenen Künste befruchtet habe. Reicher Beifall belohnte Weczerziks licht- und geistvolle Ausführungen. Sodann folgte ein von Dr. Richard von Kralik verfaßter und vom Burgschauspieler Georg Reimers ungemein wirkungsvoll gesprochener Prolog. Der genannte rühmlichst bekannte Darsteller sprach später einige Stellen aus der „Göttlichen Komödie" und erntete für seine meisterhafte Wiedergabe des Dichterwortes großen Beifall. Die Höhepunkte der weihevollen Feier bildeten zwei Werke Franz Liszts: „Tasso", symphonische Dichtung für großes Orchester und „Symphonie zu Dantes Divina commedia" für großes Orchester und Frauenchor. Das Wiener Symphonie-Orchester brachte diese beiden gewaltigen Tonstücke unter der genialen Leitung des Domkapellmeisters Ferdinand Habel in unvergeßlich herrlicher Vollendung zu Gehör. Das zahlreiche Publikum war sichtlich ergriffen und sein Beifall galt auch der prächtigen Leistung des „Dreizehnlinden"-Frauenchors.

F. J. **Zlatnik**, Wien.

Der neue Brockhaus. Nach den gewaltigen Veränderungen nahezu alles Bestehenden, die wir in den letzten sieben Jahren erlebt haben, erschallt der Ruf nach einem neuen Konversationslexikon besonders eindringlich. Jedermann will unterrichtet sein über den gegenwärtigen Stand menschlichen Wissens. Nach reiflicher Ueberlegung und entsprechenden Vorbereitungen ist nunmehr der erste Band des neuen Brockhaus (6. Auflage von Brockhaus kleinem Konversationslexikon) erschienen. Das ganze Werk wird 4 Bände umfassen. Wir machen Interessenten auf das Inserat in der heutigen Nummer der Buchhandlung Karl Block, Berlin SW. 68, Kochstr. 9 aufmerksam, welche die Anschaffung des Lexikons durch Gewährung bequemer Monatszahlungen ermöglicht.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Dass die so lange währende Haussestimmung doch bald einmal der Besinnung Platz machen müsse, habe ich schon des öfteren betont und auf die Vorzeichen hingewiesen, die sich schon länger zeigten in einer Zurückhaltung der Berufsspekulation gegenüber dem Optimismus der Neulinge und Kleinen, die gerne nur sehen, was ihnen angenehm ist. Vage Hoffnungen, die sich an die Konferenz von Washington knüpfen, warfen die fremden Valuten recht stark zurück. Der Dollarkurs sank auf 256, das veranlasste die Spekulation am ersten Börsentage der Woche (14. 11.) abzugeben. Zeigte sich bisher das grössere Publikum wenig geneigt, zu folgen, so lagen doch diesmal auch von dieser Seite Verkaufsaufträge in nicht geringer Zahl vor, da der nächste Börsentag bereits die Erhöhung der Umsatzsteuer bringt. Die immerhin zweischneidige projektierte Massnahme des Berliner Börsenvorstandes, nach der nur Mindestbeträge von 5 Mill. *M.* gehandelt werden dürfen, hat manchen veranlasst zu realisieren, bevor die Verordnung Gültigkeit erlangt. (Wir glauben übrigens nicht, dass diese Bestimmung das Börsenspiel der kleinen Leute eindämmen würde, es werden sich leider wohl manche mit recht unangenehmen Folgen „zusammentun".) Gerüchte über ein Scheitern der Kreditaktion der deutschen Industrie konnten nur die flaue Stimmung verdichten. Vorwiegend schwache Haltung zeigte der Montanmarkt, besonders die westdeutschen, Harpener waren 130, Bochumer 100 Proz. niedriger, von den oberschlesischen büsste nur Oberbedarf ein. Banken und rheinische Papiere blieben im allgemeinen unverändert. Schuckertaktien fielen um 105, A.-E.-G.-Aktien behaupteten sich. Kolonialwerte gingen durch die Besserung des Markkurses zurück. Bei den unnotierten Papieren kam die schwächere Tendenz zu besonderer Auswirkung. Erwähnenswert ist die grössere Kaufneigung für deutsche Anleihen und Pfandbriefe. Die 3 prozentige deutsche Reichsanleihe hat mit einer Steigerung von 14 Proz. den Paristand überschritten. Bei festverzinslichen Werten ist die neue Umsatzsteuer nicht so hoch wie bei den Aktien, damit mag das neuerwachte Interesse des Publikums für den Rentenmarkt zu erklären sein. Auch glaubt man, dass die Amerikaner für ihren grossen Markbesitz jetzt vielfach diese verzinslichen Werte hereinnehmen. Die schwache Haltung hielt auch am nächsten Börsentage (17. Nov.) an. Es kam zu grösseren Abgaben auf der ganzen Linie, besonders Montan-, Elektro- und Schiffahrtspapiere, auch Farbenaktien wurden stark in Mitleidenschaft gezogen. Bochumer erlitten einen Rückgang von 400 Proz.; ein Teil der Einbussen wurde später zurückgewonnen. Es fehlte für die Verkaufsaufträge eine zureichende Aufnahmefähigkeit und der übertrieben hohe Kursstand konnte diesem Anprall nicht standhalten. Der Beschluss des Reichswirtschaftsrates, die Spekulationsgewinne an ihrer Quelle, i. e. beim Bankier zu erfassen, wirkte verstimmend. Zu diesen steuerlichen Belastungen treten die Forderungen der Gewerkschaften, die u. a. eine 25 prozentige Abgabe vom Aktienkapital an das Reich verlangen. Kaufaufträge der grossen Konzerne, in denen Interessenkämpfe

fortdauern, haben den Abstieg der Kurse immerhin in Grenzen gehalten. Von dem ersten Börsentag der neuen Woche erwarteten viele vergeblich neuen Aufstieg. Dass die gesunkenen Kurse manchen zum Kauf reizen werden, ist sicher, aber die Nervosität ist einmal vorhanden und die Zeit, wo jeder bei wahllosem Kaufen grosse Gewinne einheimste, dürfte in den nächsten Wochen nicht wiederkehren. Es scheint auch, dass die Banken bei der Beleihung von Effektenengagements sich zurückhaltender zeigen, wie wenigstens ein Teil es in der letzten Zeit gewesen war.

Die **Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft** schlägt 16 Proz. (i. V. 14 Proz.) Dividende, aus einem Reingewinn von 82 (i. V. 45) Millionen vor. Die Verwaltung soll ermächtigt werden, im Laufe eines Jahres 250 Mill. neue Stammaktien auszugeben. Nach Abzug der ordentlichen Abschreibungen von über 2 Mill. und Bildung eines Werkerhaltungskontos von 15 Mill. ergibt sich bei der **Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg** ein Reingewinn von über 21 Mill. ℳ. Der kurz vor Weihnachten stattfindenden Generalversammlung wird vorgeschlagen: eine Verteilung von 15 Proz. auf 100 Mill. gleich 15 Mill. ℳ und 6 Proz. auf 18 Mill. ℳ gleich 5,40 Mill. ℳ und 4,50 Mill. ℳ Zuweisung für Wohlfahrtszwecke. — Die **Paulanerbräu-Salvatorbräu-A.-G.** (München) stand in dem am 31. Aug. abgeschlossenen Betriebsjahr unter den gleichen nachteiligen Einwirkungen wie das vorige. Durch die Uebernahme der Eberlbräu-Produktion, günstigen Abstoss von Gelände und Einrichtung der Eberlbrauerei, ausgedehnten Export und durch den heissen Sommer konnten jedoch günstigere Ergebnisse, die in 15 Proz. Dividende und 10 Proz. Bonus ihren Ausdruck finden, erzielt werden, doch lässt die vervierfachte, bzw. verfünffachte Biersteuer verbunden mit den sonstigen katastrophalen Auswirkungen des Versailler Erdrosselungsvertrages mit banger Sorge in die Zukunft sehen. K. Werner, München.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Der hl. Johannes Berchmanns. Bilder aus seinem Leben. Von Jos. Liensberger. — **Der sel. Petrus Canisius S. J.,** Deutschlands zweiter Apostel. — **Die Bekenntnisse des sel. Petrus Canisius S. J. und sein Testament.** Von Johannes Metzler S. J. (M.Gladbach, B. Kühlen.)

Bonifatius-Brevier. Gebets- und Erbauungsbuch für die Mitglieder des Bonifatius-Vereins. Zusammengestellt von P. Konrad Kirch S. J. ℳ 16.— und höher. — **Dogma und Kanzel.** Einleitung und Gotteslehre in 54 Entwürfen. Von Prof. Dr. Bernhard Bartmann. (Paderborn, Bonifatius-Druckerei.)

Officium Ecclesiasticum. Kleines Meß- und Vesperbuch. Belehrungen über die Liturgie und kirchlichen Zeiten. Von P. Ludwig Soengen S. J. Geb. ℳ 18.—, bessere Einbände ℳ 24.—, 48.—. (Kevelaer, Butzon & Bercker G. m. b. H.)

Rosenkranzkalender 1922. Herausgegeben von den deutschen Dominikanern. Brosch. ℳ 4.— . (Dülmen i. W., Laumannsche Buchhandlung.)

St. Konrads-Kalender für die Erzdiözese Freiburg i. Br. ℳ 2.50. (Karlsruhe, Verlag Badenia.)

Rheinischer Heimatkalender 1922. Herausgegeben vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz. ℳ 18.—. (Verlag Schwann, Düsseldorf.)

Neue Siegelmarken der Deutschen Gewerbeschau. Der ersten vielbegehrten Siegelmarkenreihe der Deutschen Gewerbeschau München 1922 hat der Werbeausschuß der Ausstellung eine zweite folgen lassen. Das Markenbild zeigt diesmal die „Drei Köpfe“ des mit dem ersten Preis ausgezeichneten Ausstellungsplakates von Max Eschle. Das einprägsame Sinnbild der wirkenden Kräfte der Gewerbeschau „Erfinder, Künstler, Arbeiter“ kommt auch in kleiner Wiedergabe zu eindrucksvoller Geltung. Die kostenlose Abgabe und Versendung der Siegelmarken an Körperschaften, Firmen mit regem Postverkehr, zum kleinen Teil auch an Privatpersonen (an diese gegen Erstattung der Postgebühr) erfolgt durch die Geschäftsstelle der Deutschen Gewerbeschau München 1922, Theresienhöhe 4/a. Die starke Nachfrage läßt es angebracht erscheinen, daß die Besteller möglichst rasch ihre Wünsche kundgeben. So sehr die Geschäftsstelle bemüht ist, auch den Ansprüchen der Sammler gerecht zu werden, so müssen bei der Abgabe der Ausstellungs-Siegelmarken zunächst die Interessenten berücksichtigt werden, bei denen die Marken die ihrem Werbezweck entsprechende umfangreiche Verwendung für den Briefverkehr finden.

Aufruf

zur Spendung von Gaben für den Aufbau der katholischen Kirche in Oppau (Rheinpfalz).

Die entsetzliche Katastrophe, die über unser Dorf Oppau am 21. September 1921 gekommen, ist allgemein bekannt. Ein Opfer der Katastrophe ist auch unsere katholische Kirche in Oppau geworden; sie liegt in Trümmern. Der Gottesdienst muß in einem engen Saale des Schwesternhauses gehalten werden. Das kann und darf aber nicht auf längere Zeit sein, soll das religiöse Leben der 2300 hier wohnenden Katholiken nicht auch noch in Trümmer gehen. Baldigst muß ein neuer Bau entstehen. In dieser Not wende ich mich als Pfarrer der schwer heimgesuchten Gemeinde an alle opferbereiten Herzen mit der Bitte, eine Gabe für den Aufbau der Kirche spenden zu wollen.

(Am besten sendet man die Gaben an das kath. Pfarramt in Oppau (Rheinpfalz) Postscheckkonto Nr. 12899 Ludwigshafen a. Rh.)

Für alle Gaben im voraus bestens dankend, zeichnet

Kath. Pfarramt Oppau (Rheinpfalz).

Oppau, 25. September 1921.

Bei der Explosion am 21. September ist wie die anderen Gebäude Oppaus, so auch die Pfarrkirche in einem Maße beschädigt, ja zerstört worden, daß der Anblick der Trümmer mit Wehmut erfüllt. Ein Gotteshaus ohne Dach, ohne Decke, dessen Mauern dem Einsturz drohen! Ein Neubau ist dringend notwendig. Die Bitte des kath. Pfarramtes um milde Spenden wird wärmstens empfohlen.

Speyer, 28. September 1921.

† Ludwig,
Bischof von Speyer.

Spenden zur Weiterleitung nimmt auch bereitwilligst entgegen der **Verlag der „Allgemeinen Rundschau“,** München, Galeriestraße 35 a Gh. Für den Inlandsverkehr Postscheckkonto München 7261.

Auch die Bücherpreise werden steigen!

darum ist es ratsam, recht bald für den **Weihnachtstisch** einzukaufen.

— Der gebildeten katholischen Welt empfehlen wir: —

Katholische Lebenswerte. Monographien über die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben.

Die Sammlung hat einen bleibenden, für die bewegte Gegenwart aber geradezu unschätzbaren Wert. Heute, wo die irregeleitete Welt- und Lebensauffassung mit Gott und Glauben ganz aufräumen möchte, wo man die katholische Kirche und ihre Einrichtungen als veraltet, als lebensfremd, als entwicklungsfeindlich hinstellt, — ist es von Bedeutung, ein Werk zu besitzen, das in ruhiger sachlicher Klarheit den Beweis erbringt, daß der Katholizismus selbst die gewaltigste, positive Lebensmacht ist, die alles anerkennt und fördert, was irgendwo an wahren Werten für das menschliche Leben sich findet. Und dieser Beweis wird in jedem Bande geführt, nur unter wechselnden Gesichtspunkten. Von dieser Sammlung sind erschienen:

Bd. I. Der Sinn des Lebens. Eine katholische Lebensphilosophie. Von Dr. Frz. Sawicki, Professor der Theologie in Pelplin. 4. u. 5. Aufl. XVI u. 360 Seiten 8°. Preis gebd. M. 28.—.

Bd. II. Die Kulturkraft des Katholizismus. Von Dr. H. Rost, Schriftsteller in Westheim bei Augsburg. Vergriffen, die dritte Auflage in Vorbereitung.

Bd. III. Die Wissenschaft vom Gesichtspunkte der katholischen Wahrheit. Von Hofrat Dr. O. Willmann. 2. Aufl. XVI u. 196 Seiten 8°. Preis gebdn. M. 18.—.

Bd. IV. Das Seelenleben der Heiligen. Von Dr. A. Rademacher, Professor der Theologie in Bonn. 3. Aufl. XVI u. 272 Seiten. 8°. Preis gebdn. M. 18.—.

Bd. V. Dogma und Leben. Die kirchliche Glaubenslehre als Wertquelle für das Geistesleben. Dargestellt von Dr. Engelbert Krebs, Professor der Dogmatik an der Universität zu Freiburg i. Br. I. Teil. XXIV u. 466 Seiten. 8°. Preis gebdn. M. 32.—.

Bd. VI. Die katholische Frömmigkeit. Ihre Grundlagen, ihr Wesen und ihr Recht. Von Dr. Frz. Sawicki, Domkapitular und Professor der Theologie in Pelplin. XII u. 412 Seiten. 8°. Preis gebdn. M. 30.—.

In Vorbereitung ist:

Bd. VII Kirche und Keuschheit. Von Dr. Jos. Ries zu St. Peter bei Freiburg.

— Weitere Abhandlungen aus der Feder hervorragender Gelehrter folgen. —

Atlas Hierarchicus. Descriptio geographica et statistica S. Romanae Ecclesiae tum Occidentis tum Orientis iuxta statum praesentem. Accedunt etiam nonnullae notae historicae necnon ethnographicae. Consilio et hortatu S. Sedis Apostolicae. Von P. Carolus Streit S. V. D. Text: 80 Doppelseiten, 52 einfache Seiten, dazu 36 Karten in Farbendruck, in 1 Schwarzdruck. Größe des Buches 40,5×25,5 cm. Preis gebdn. M. 68.—.

Es sei nur erwähnt, daß sich der hochselige Papst Pius X. sehr lobend über dieses Werk geäußert hat.

Des Christen Gnadenleben. Biblisch, dogmatisch, aszetisch dargestellt in vierzig Vorträgen von Dr. B. Bartmann, Professor der Theologie. VIII u. 350 Seiten. 8°. Preis gebd. M. 24.—.

Das Buch kann als eine geistige Liebesgabe für die deutschen Katholiken bezeichnet werden.

Im Spiegel der Dinge. Von Joseph Rüther. 240 Seiten, kl. 8°. Preis gebdn. M. 12.50.

Das Buch ist so recht für den glaubensfrohen Beobachter der weiten Natur geschrieben. Die enge Wechselwirkung zwischen der Natur und dem menschlichen Leben läßt uns den allmächtigen Lenker wie in einem Spiegel erkennen.

Weltanschauung und Pädagogik. Eine grundsätzliche und zeitgeschichtliche Untersuchung von Dr. L. Bopp in Freiburg i. Br. VIII u. 180 Seiten kl. 8°. Preis gebdn. M. 18.—.

In unserer Zeit des Reichsschulkampfes muß diesem Werke ein hoher aktueller Wert zugesprochen werden.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Die Sammlung zerfällt in 3 Teile zu je 4 Bänden. I. Aus dem christlichen Altertum. II. Aus dem Mittelalter. III. Die neuere Zeit. Preis des einzelnen Bandes — jeder ist etwa 200 Seiten stark — Mk. 18.—. Erschienen sind bisher:

I. **Bd. 1. Die Kirche der Märtyrer**, 3. Aufl. I. **Bd. 2. Glaubensstreiter im Osten.** 3. Aufl. I. **Bd. 3. Lehrer des Abendlandes.** 2. Aufl. I. **Bd. 4. Mönchsgestalten.** II. **Bd. 1. Leuchten in dunkler Zeit.** 2. Aufl.

Das Werk zeichnet sich aus durch natürlich frische, fesselnde Darstellungsweise, religiöse Wärme, edle Sprache und unaufdringliche Hervorkehrung des Nachahmbaren.

Glanz und Glut im katholischen Leben. Religiöse Vorträge und Lesungen von Dr. Fr. Mack, Direktor des Bischöfl. Konvikts in Luxemburg. 160 Seiten 8°. Preis kart. M. 13.—, gebdn. M. 19.—.

Das Buch will in seinen tiefernsten und doch so glaubensfrohen Abhandlungen einen Beitrag liefern zur Vertiefung der katholisch-religiösen Denkungsart und zur Förderung echt christlicher Lebenskunst und Lebensfreude.

Die Herz-Jesu-Verehrung des deutschen Mittelalters. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt von C. Richstaetter S. J. I. Band: **Predigt und Mystik.** XVI u. 208 Seiten 8°. Preis gebdn. M. 12.—. II. Band: **Gebete, Dichtungen, Bildwerke, Nachwirken.** Reich illustriert. XVI u. 286 Seiten 8°. Preis gebdn. M. 15.—.

Zum ersten Male wird hier ein Gesamtüberblick über die weite Verbreitung des Herz-Jesu-Gedankens im deutschen Mittelalter geboten. Wir besitzen in diesem Werke ein leuchtendes Ruhmesblatt jener vergangenen Zeiten.

Zu allen Preisen tritt der übliche Sortimentszuschlag.
Mit Erhöhung der Preise muß stets gerechnet werden.

Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**

Münchner Möbel- und Raumkunst Rosipalhaus

Ausstellung und Verkauf von Einrichtungen, Einzelmöbeln, künstlerischem Raumschmuck und gutem Hausrat für jeden Bedarf. Vorteilhafte Einkaufsgelegenheit in unserer freizugängigen Musterschau:

„Das behagliche Heim“, München, Rindermarkt 17 Rosenstrasse 3.

Frei zugängliches christliches Haus.

FRANZ HANFSTAENGL
MÜNCHEN

Das schönste Buch und Festgeschenk für jeden Freund der bayerischen Berge ist

Die Entdeckung der Münchner Landschaft

Bilder und Dokumente aus zwei Jahrhunderten / gesammelt und herausgegeben von Georg Jacob Wolf.

Mit 275 Abbildungen und Beilagen.

In Halbleinenband 135 Mark.

Was die Breslauer „Schlesische Tagespost“ von des Herausgebers Buch „Ein Jahrhundert München“ sagte: „Ein Denkmal, das weithin in deutschen Landen herzliche Freude auslösen wird“, das gilt in gleichem Maße von diesem neuen Band. Er vereinigt in sorgfältiger Auslese das Beste, was innerhalb eines Zeitraumes von etwa 150 Jahren über dieses Land geschrieben, gesungen oder gemalt wurde, und nicht nur die Landschaft erscheint darin, sondern auch die urwüchsigen Menschen, die sie bevölkern, mit ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem Alltagsleben und ihren Festen.

Prospekt mit Probebildern kostenlos durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag.

Das beste, billigste und schönste Weihnachtsgeschenk ist ein Herder-Buch

„Werden die solidesten deutschen Verleger genannt, so hat der Name des Verlages Herder in Freiburg i. Br. in der ersten Reihe zu stehen. Sein Ruf ist gefestigt, seine Tradition durch keinerlei fragwürdigen Experimente unterbrochen, sein Programm klar und eindeutig, die Sicherheit der Führung und Auslese durch den Beirat von Autoritäten des einschlägigen Faches verbürgt. Willst du, etwa aus Anlaß der nahenden Weihnachtszeit, die die große Zeit des Büchereinkaufes ist, deine Hausbücherei ergänzen oder irgend einen lieben Bekannten mit einer erwünschten Buchspende überraschen, zu Herder-Büchern kannst du unbesorgt greifen. Du brauchst dir nur über die Fachgruppe klar zu werden, die für deinen Zweck in Betracht kommt, irgend ein sonstiges Risiko in bezug auf den Inhalt ist ausgeschlossen. Diese Sicherheit, vor Verletzungen deines Gewissens auch ungeschaut geschützt zu sein, ist ein Spezialvorzug des großen süddeutschen Verlages“ — so die „Wiener Stimmen“ (Reichspost“) vom 17. November 1920. In jeder Buchhandlung ist kostenlos Herders neuester „Bücherschatz“ zu haben, ein Führer durch die Geschenkbücher des Herder-Verlags. Gegründet 1801.

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Aufsehen erregender Kevelaer-Roman!

Das Ave der Heimat

Roman aus Kevelaer von Franziska Rademaker.

576 Seiten. 8°, broschiert Mk. 22.—, Geschenkband ohne Bild Mk. 27.—. mit Bild Mk. 30.—.

Kein sogenannter frommer Roman. Eine bedeutsame literarische Leistung, die überall berechtigtes Aufsehen erregt. Ein Roman, der turmhoch aus der belletristischen Literatur der Gegenwart aufragt.

Durch alle Buchhandlungen.

Butzon & Bercker G. m. b. H., Kevelaer (Rhld.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag München, Galeriestraße 35a. Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 15.— einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif. Im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 6 X gespaltene Millimeterzeile M. 1.20 Anzeigen auf Textseite d. 96 mm breite Millimeterzeile M. 6 .
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35 a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 49 München, 3. Dezember 1921. XVIII. Jahrgang.

Der österreichische Kulturkampf und die Katholiken.

Von Abgeordneten Christian Fischer, Graz.

Oesterreich ist seit vielen Jahren die Heimstatt eines wütenden Kampfes gegen die katholische Kirche. Weil Oesterreich in seiner Bevölkerung zum Großteil eine treue Tochter der Kirche war und trotz des Umsturzes geblieben ist, arbeiten die Gegner inner- und außerhalb des Parlamentes mit immer erneutem Ungestüm. Nur der Träger des Kulturkampfes in Oesterreich hat gewechselt. Zur Zeit des Bürgerministeriums unter Franz Joseph I. war es das liberale und freisinnige Bürgertum, das den Kampf geführt hat, um den Einfluß der Kirche im Staate zu schwächen. Es wehten in diese Zeit herüber die Nachklänge des Josefinismus. Im ganzen hat dieser Kampf in Oesterreich mit einem herrlichen Siege der Kirche geendet, die in dem triumphalen eucharistischen Kongresse in Wien eine Feier erlebte wie noch selten zuvor. Die Zeit Franz Josef I. brachte zwar in Ungarn die Zivilehe, uns Oesterreichern blieb sie erspart. Sie besteht bei uns nur für die Konfessionslosen. Sonst wird die staatliche Matrikelführung auch heute noch von den Pfarrämtern der verschiedenen Bekenntnisse geführt. Die Einsegnung der Ehe ist sozusagen obligat. In den neunziger Jahren, als der nationale Kampf lichterloh entbrannte, die Kämpfe in Böhmen und Südsteiermark um die Rechte des deutschen Volkes im alten Oesterreich geführt wurden, hatte die deutschnationale Intelligenz den Reigen gegen die katholische Kirche geleitet. Mitte der neunziger Jahre, als der Streit um das deutsche Gymnasium in Cilli entbrannt war, stand die deutschnationale Los-von-Rom-Bewegung im Zenit. Schönerer, Wolf, Eisenkolb und andere deutschradikale Führer erließen den Aufruf zum Austritt aus der katholischen Kirche. Schönerer war durch Familienrücksichten gebunden, erklärte den Uebertritt vollziehen zu wollen, sobald zehntausend Austritte aus der katholischen Kirche gemeldet wurden. Ein wahrer Hexensabbat ging los. Eisenkolb brachte im Parlamente seine bekannte Interpellation gegen die Liguorimoral ein. Tagelang tobte der Kampf im Reichsrat, die Reden der alldeutschen Los-von-Rom-Führer wurden zu Hunderttausenden als Abdrücke aus dem stenographischen Protokoll verbreitet. Am gefeiertsten waren die Priesterapostaten. Ich erinnere an den Ex-Franziskaner Leander Ferk, der mit dem freiheitlichen „Bauernführer“ Rokitansky, dessen Politik längst verkracht ist, als Triumphator durch die Alpenlande zog. In vielen deutschradikalen Studentenkorporationen wurde neben der üblichen Zahl von Mensuren und der gutbestandenen Burschenprüfung der Austritt aus der katholischen Kirche als Bedingung für das Burschenband erklärt. Die Bewegung wäre nie so stark geworden, wenn nicht der deutsche Gustav-Adolf-Verein für Kirchenbauten gesorgt und der Evangelische Bund für Deutschland die sonstigen Bedürfnisse der Los-von-Rom-Bewegung in Oesterreich gedeckt hätte.

Die Bewegung ist längst abgeflaut. Schönerer ist tot; von Eisenkolb, Iro spricht in Oesterreich kein Mensch mehr. K. H. Wolf lebt in Wien in bitterster Armut; Franko Stein ist still geworden. Pastor Mahnert hat sich zum Festredner bei Turn- und Studentenkneipen entwickelt; er beabsichtigt in nächster Zeit eine große Vortragsreise durch Deutsch-Amerika zu halten und dabei die Mittel zu gewinnen, die Los-von-Rom-Bewegung in Oesterreich wieder zu entflammen. Die Trauungsübertritte, eine Zeitlang bei der freiheitlichen Intelligenz streng Mode, sind selten geworden. Die katholische Kirche in Oesterreich ist stärker als je.

Im österreichischen Kulturkampf war eine Pause eingetreten. Wohl hatte der Beobachter feststellen können, daß die Sozialdemokratie in der Freidenkerbewegung immer mehr die eigentliche Führung übernommen hat. Der Verein „Freie Schule“, der Vorkämpfer für die religionslose Schule, war seinerzeit von Wiener Freimaurern und liberalen Demokraten gegründet worden und suchte die Unterstützung der sozialdemokratischen Partei. Eine Zeitlang wurden die sozialdemokratischen Arbeiter von ihren Führern in den Verein „Freie Schule“ kommandiert. Jetzt haben sich die Dinge soweit entwickelt, daß die bürgerlichen Mitbegründer der freien Schule längst über Bord geworfen sind und das Kommando führt die sozialdemokratische Partei. Von dieser Zentralstelle aus, die geleitet wird vom sozialdemokratischen Vizepräsidenten des Nationalrates Abgeordneten Seitz und dem sozialdemokratischen Wiener Stadtrat Speiser, geht nunmehr der Kampf aus, der auf dem Gebiete der Schule gegen die katholische Kirche geführt wird. Ihr Exponent in der alten Koalitionsregierung war der Nationalrat und ehemalige Unterlehrer Otto Glöckel, der als Unterstaatssekretär im Ministerium Renner außerordentlich viel Schaden angerichtet hat, der noch lange nicht gutgemacht ist. Unter seinem Regiment erfolgte die Abschaffung der obligatorischen religiösen Uebungen in den Schulen. Darüber wird vielleicht noch zu sprechen sein. Die österreichische Freimaurerei hat diese Entwicklung der Dinge, besonders das Abflauen des Kulturkampfes und des Kulturkampfgeistes in den freisinnigen bürgerlichen Schichten mit scheelen Augen verfolgt und hat mit viel Erfolg verstanden, die Sozialdemokratie in Oesterreich zur ausgesprochensten Trägerin des Kulturkampfes zu machen. Heute steht es fest, daß die Führung des Kulturkampfes in Oesterreich vom freiheitlichen und freisinnigen Bürgertum auf die Sozialdemokratie übergegangen und daß dadurch die Gefahr für die katholische Sache bedrohlich gestiegen ist. Die sozialdemokratische Partei in Oesterreich hat zwar in ihrem Programm genau so wie die Sozialdemokratie in Deutschland den Satz: „Religion ist Privatsache“. In Wirklichkeit hat die Sozialdemokratie in Oesterreich diesen Satz niemals gelten lassen. Gegenwärtig machen die katholischen Arbeiter in den Betrieben mit sozialistischer Mehrheit ein wahres Martyrium durch, denn vielfach wird bereits als Bedingung für die Duldung in den Betrieben die Forderung gestellt: Beitritt zur sozialdemokratischen Partei und Gewerkschaft, Austritt aus der katholischen Kirche. Die Freidenkerbewegung in Oesterreich ist offiziell in das Lager der Sozialdemokratie übergesiedelt, desgleichen der Verein „Freie Schule“. Präsident Seitz hat dies in der letzten Jahresversammlung der „Freien Schule“ in Wien mit aller Deutlichkeit erklärt. Die „Arbeiter-Zeitung“ brachte einen Artikel „Die Freie Schule — unser Schulverein“. Die Freidenkerorganisationen werden geführt von dem sozialdemokratischen Nationalrat Leuthner, seines Berufes Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“, und von dem ehemaligen Reichstagsabgeordneten Wutschel. Die Sprache ihrer Blätter ist das Gemeinste, was man sich denken kann. Die Freidenkerbewegung hat nun in der letzten Zeit, gestützt auf die vorzüglich organisierte sozialdemokratische Partei, erhebliche Fortschritte gemacht. In den meisten Industrieorten der Alpenländer wurden Ortsgruppen der Freidenkerorganisation errichtet mit dem ausschließlichen Zwecke, die Austrittsbewegung aus der katholischen Kirche zu führen. Gleichzeitig setzt in der sozialdemokratischen Presse eine Hetze sondergleichen ein. Die hohen Feiertage der katholischen Kirche werden dazu benützt, Hohn und Spott auf die Kirche und deren Feste auszuschütten. Bei dieser Art Kampf ist man nicht stehen geblieben. Die sozialdemokratischen Abgeordneten Popp, Sever und Genossen haben im österreichischen Nationalrate den Antrag

eingebracht auf Aenderung der Bestimmungen über das Eherecht und obligatorische Einführung der Zivilehe. Der Antrag liegt im Justizausschusse und die Sozialdemokraten drängen dort unausgesetzt auf die Erledigung ihres Antrages. Bis jetzt war es möglich, die Beratung des Antrages zu verhindern, da der Justizausschuß des Nationalrates begreiflicherweise auch andere Arbeiten zu erledigen hat als die sozialistischen Tendenzanträge. Die Abgeordneten Glöckel und Genossen beantragten eine Aenderung des Reichsvolksschulgesetzes. Bezeichnenderweise wurde nicht eine Aenderung des Grundgesetzes beantragt, das die religiös sittliche Erziehung der Jugend in der Schule beinhaltet, sondern man wollte in der Frage der Besetzung der Oberlehrerposten die jüdischen und konfessionslosen Lehrer mit den Bewerbern gleichstellen, die einem christlichen Bekenntnisse angehören. Der bezügliche Antrag kam im Schul- und Unterrichtsausschuß des Nationalrates zur Verhandlung; nur hatten die Sozialdemokraten an diesem Tage ausgesprochen Pech. Mehrere ihrer Mitglieder fehlten in der Ausschußberatung. Die Christlichsozialen hatten die Mehrheit und lehnten den Antrag prompt ab. Mit seiner Wiederholung ist selbstverständlich jederzeit zu rechnen. Man will auf diese Weise in das alte Reichsvolksschulgesetz eine Bresche legen und huldigt dem Grundsatz, daß, wenn aus dem Bau ein so wichtiger Stein herausgebröckelt ist, das Gebäude selbst alsbald Risse und Sprünge bekommt. Der Kampf bei der Beratung über die Neubesoldung des österreichischen Klerus, um die sogenannte Kongrua-Vorlage, wurde von den Sozialdemokraten mit aller Wucht aber erfolglos geführt. Nachdem die Sozialdemokratie einsieht, daß sie im Nationalrate augenblicklich einen Erfolg nicht zu erzielen imstande ist, verlegt sie nunmehr ihre Tätigkeit in die Landtage. Es könnte dort viel Unheil angerichtet werden. Zunächst ist nach der österreichischen Gesetzgebung der Landesschulrat zur Bestellung der Lehrpersonen berufen, der Vorsitzende des Landesschulrates ist jedoch der jeweilige Landeshauptmann. Nun hat gegenwärtig die Sozialdemokratie in zwei Landtagen, und zwar im Wiener Landtage und in Kärnten, den Landeshauptmann. Nach dem Umsturz war der sozialdemokratische Nationalrat Sever Landeshauptmann von Niederösterreich. Unter ihm riß die Gewohnheit ein, daß die Landesregierung bei Wiederverehelichung von Geschiedenen vom Ehehindernisse des Ehebandes Dispens erteilte. Auf diese Weise wurden Hunderte von Ehen geschaffen, über deren rechtliche Gültigkeit gegenwärtig sich die Gerichte streiten. Eine Unsumme von Rechtsunsicherheit ist in das öffentliche Leben durch die sogenannten Sever-Ehen hineingebracht worden. Im Wiener Landtage haben sich bekanntlich die Sozialdemokraten den Scherz geleistet, ein Gesetz zu beschließen, das den religiösen Bekenntnissen die Schulaufsicht entziehen will; man wollte den Vertretern der religiösen Bekenntnisse auch Sitz und Stimme im Bezirksschulrate entziehen. Da die zweite Instanz für einen diesbezüglichen Beschluß der Nationalrat ist und die Großdeutschen stets für den Beschluß des Wiener Landtages und seiner sozialdemokratischen Mehrheit eingetreten sind, mußte sich der Nationalrat bereits zweimal mit dieser Materie beschäftigen, wobei jedesmal die Christlichsozialen und die alpenländischen Bauernbündler in der Lage waren, die Sozialdemokraten und Großdeutschen niederzustimmen. Der Bundesrat hingegen, von dem man sich seinerzeit eine Stärkung des konservativen Elements erwartet hatte, hat bereits zweimal zugunsten der Sozialdemokraten und Großdeutschen entschieden, da den Christlichsozialen eine Stimme auf die absolute Mehrheit fehlte.

Die Gefahr besteht heute darin, daß die Sozialdemokratie tatsächlich in zwei Landtagen die absolute Mehrheit besitzt; sie braucht nur noch einen dritten Landtag zu erobern und es könnten nach der österreichischen Bundesverfassung alle die bestrittenen Probleme zur Volksabstimmung gebracht werden. Wie eine derartige Volksabstimmung im gegenwärtigen Augenblicke ausfallen würde, ist höchst zweifelhaft.

Zu all den Problemen, die hier kurz gestreift wurden, kommt noch die Tatsache, daß die Sozialdemokratie mit viel Geschick ihre Jugendbewegung organisiert. Sie haben im Verein „Kinderfreunde" eine Organisation, die bereits die Schuljugend zusammenfaßt, sie an Sonntagen in die Berge führt und ihr auf diese Weise den Besuch des Sonntagsgottesdienstes nimmt. In den sozialistischen Jugendorganisationen halten die Freidenkerführer ihre Vorträge und richten entsetzliches Unheil an. Die einzige Hoffnung, die wir diesen Dingen gegenüber haben, ist, daß die katholische Jugendbewegung in der letzten Zeit ebenfalls sehr erstarkt ist.

Selbstverständlich haben sich die Katholiken ebenfalls mit diesem Problem beschäftigt. Der katholische Volksbund für Oesterreich, diese Musterorganisation mit mehr als 160 000 Mitgliedern, hat den Abwehrkampf aufgenommen. In Wort und Schrift wird an der Aufklärung des Volkes gearbeitet und vor allem ist es dem katholischen Volksbunde gelungen, eine Einheitsfront der Katholiken aller Berufe und aller Bundesländer herzustellen. In zahlreichen Konferenzen wurde die gegebene Sachlage besprochen, und wenn die Sozialdemokratie glaubt, daß ihr die österreichischen Katholiken das Schlachtfeld kampflos überlassen werden, täuscht sie sich sehr. Die Entscheidung wird im Parlamente fallen; daher werden die österreichischen Katholiken den nächsten Wahlen zum Nationalrate ihre doppelte Aufmerksamkeit zuzuwenden haben. Bei normalem Verlaufe der Dinge würden die Wahlen im Frühjahr 1923 stattzufinden haben. Es ist jedoch fraglich, ob der Nationalrat solange arbeitsfähig bleibt. Für diesen Fall würde die Entscheidung früher kommen, als man glaubt. Bei der jetzigen Zusammensetzung des österreichischen Parlamentes steht eine unmittelbare Gefahr nicht bevor. Die Abwehr wird jedoch nicht nur im Parlament geführt werden müssen, sondern auch außerhalb.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Stinnes in London. Ganz genau erfahren wir schwerlich, was er dort vollbracht hat. Was erzählt wird von einem großen Plan zur Ausbeutung Rußlands durch die Westmächte und Deutschland, soll vielleicht nur verschleiern; es mag auch davon die Rede gewesen sein. Der Hauptzweck bei der Reise des Industriecäsars aber war zweifellos, die Kriegsentschädigung und das Kreditangebot der deutschen Industrie mit den Engländern vernünftig zu besprechen. Stinnes taufte zwar seine Schiffe „Hindenburg" und „Tirpitz", aber er denkt nüchtern genug, sich über die Pläne der deutschen Unternehmer, in erster Linie wohl seine Pläne, mit den politischen Weltherrschern zu benehmen. Hier verhandelt Macht mit Macht. Wie die Feudalherren im Mittelalter die altgermanische demokratische Gauverfassung beiseite schoben, so tun es die Industriegewaltigen von heute mit dem demokratischen Staat. Der Griff nach Eisenbahn und Post ist bezeichnend. Und drüben in England zeigt sich ähnliches. Auch dort hat der Bund der Industriellen eine Denkschrift veröffentlicht, welche die Wiedergutmachung in die Hände der Privatwirtschaft hinübergeben will. Den Wiedergutmachungsplan in seiner gegenwärtigen Gestalt erklärt die Denkschrift für undurchführbar. Sie schlägt dann vor: Nicht das Deutsche Reich, sondern die deutschen Erwerbstände sollen der Entente gegenüber haften. Die Industrie soll Vorzugsaktien, die Landwirtschaft Hypotheken bereitstellen, die von der deutschen Regierung der englischen ausgehändigt und von dieser an Private verkauft werden. So werden britische Geldleute Mitbesitzer und Nutznießer deutscher Sachwerte. Weiter soll Deutschland Leistungen übernehmen, die keinen schädlichen Wettbewerb darstellen, z. B. Bauten und Verkehrsanlagen in Afrika und Asien. Es fragt sich bloß, ob und wie die englische Denkschrift im Zusammenhang steht mit der Reise von Stinnes und mit dem Kreditvorschlag des Reichsverbandes der deutschen Industrie. Finden sich die Partner, dann beginnt vielleicht eine neue Epoche der Weltgeschichte. Die großen Wirtschaftsgebilde treten als Staaten neuer Art aus dem Rahmen der politischen Staaten heraus und verkehren völkerrechtlich-selbständig miteinander. Lieber teilt der schwächere unter ihnen seine Schätze oder Sachwerte mit dem stärkeren, als daß er sie in die täppischen Hände des blinden Zyklopen gibt, des katheder- oder parteisozialistischen Staates. Bezeichnend ist übrigens, daß dessen treueste Schildhalter, die Sozialdemokraten, angefangen vom „Vorwärts", gegen diese Entwicklung nur noch ganz schwach protestieren, seitdem die englische Denkschrift da ist. Diese eigenartige Ueberfremdung unserer Wirtschaft könne, schreibt das Münchener Organ der MSP, erträglicher sein als das jetzige System der Reparation. Solange nur die deutschen Unternehmer als Herren auftraten, schrie man nach Erfassung der Sachwerte durch den Staat. Dem Weltkapital gönnt man sie und hofft, der Weltkapitalismus werde die Weltrevolution beschleunigen. Blinder Riese! Ulysses wird dir auch diesmal sagen, daß sein

Name Niemand heißt, und du wirst nicht wissen, gegen wen du die Weltrevolution hetzen sollst, es sei denn wieder gegen einen falschen Feind! — Wer die eigentlichen Machthaber in Deutschland sind, hat auch der Wiedergutmachungsausschuß bereits erkannt. Er interessierte sich wesentlich nur für den Stand der Verhandlungen des Reichs mit der Industrie. Sonst war er zugeknöpft und gab anheim, für die nächsten Zahlungen Kredite zu suchen, gleichgültig, woher. Der Reichskanzler hatte allen Grund, beim Bericht im Steuerausschuß seine tiefe Enttäuschung kundzutun. Ein Kredit, so führte er aus, ist noch nicht sichergestellt. Nur ein langfristiger kommt in Frage, ein kurzfristiger würde unserer Währung den Todesstoß geben. Doch ein langfristiger Kredit ist eng verknüpft mit dem Ausgang der Konferenz in Washington. Wir fügen hinzu, mit der Reise von Stinnes nach London.

Das ganze Verhalten der Industrie ist ein Zeugnis für die Schwäche unseres gegenwärtigen Staates, der ebenso schlecht wie das Kaiserreich im Weltkrieg die Selbstsucht der Klassen bändigen kann. Auch auf Seiten der Besitzlosen regen sich wieder Diktaturgelüste. Die Kommunisten planen zweifellos eine neue Aktion oder haben sie schon eingeleitet. Eines Tages traten die politischen Gefangenen der Strafanstalt Lichtenburg in den Hungerstreik. Das gab Anfragen im Reichstag und im preußischen Landtag, begleitet von der parlamentarisch-kommunistischen Aktion, die in Lärm, Pfeifen und Stinkbomben bestand. Gleichzeitig setzte die außerparlamentarische Aktion eine mit Plünderung von Ladengeschäften in Berlin. Betriebsräte und sonstige Arbeitervertreter, meist aus KPD und USP, die in der Reichshauptstadt zusammengekommen waren, um beim Reichsjustizminister, dem sozialdemokratischen Rechtsprofessor Radbruch, die Begnadigung der Hungerstreiker durchzusetzen, machten Anstalten, sich als politische Körperschaft einzurichten. Zweck war, die Arbeiter gegen das herrschende System zu führen. Als sie bei den Gewerkschaften auf Ablehnung stießen, beschlossen sie am 23. Nov., wenigstens die Freien Gewerkschaften zum Einberuf eines Betriebsrätetags innerhalb 14 Tagen aufzufordern, der die bekannten Programmpunkte der äußersten Linken beraten solle. Andernfalls würde ein von den Versammelten gewählter Ausschuß nach 14 Tagen selbst versuchen, die Betriebsräte zu versammeln. Man soll die Sache zunächst nicht überschätzen. Unsere Arbeiter haben einstweilen keine Lust zu neuem Bürgerkrieg. Aber man denke an Januar-Februar 1918. Schon damals entstand in Berlin ein Arbeiterrat, dreiviertel Jahr vor dem großen Umsturz. Heute ist wieder eine teure, schwere Zeit. Die Unzufriedenheit wächst. Und die Zügel des Reichs beginnen zu schleifen, heute wie damals. Dr. Radbruch stellt im Reichstag Prüfung der politischen Urteile und Begnadigung in Aussicht. Er müßte kein Sozialdemokrat sein, hätte er nicht die Stunde genutzt zu einem Vorstoß gegen Bayern. Dort büßen in Niederschönenfeld Mühsam, Toller und die übrigen Helden der Münchener Räterepublik ihre verdiente Strafe ab. Schauermären über die Behandlung daselbst sind ein beliebter Hetzstoff der Linken. Für Niederschönenfeld und seine Insassen interessiert sich Dr. Radbruch schon lange. Nun will er das Recht der Reichsaufsicht geltend machen. — Der Reichstag setzte einen Untersuchungsausschuß ein, der gemäß R.V. Artikel 34 die Gefängnisse besichtigen sollte. In Lichtenburg fand er den Hungerstreik abgeflaut und die Zustände befriedigend. Mit 6 gegen 2 Stimmen beschloß er dann, Niederschönenfeld zu besuchen. Auch die Vertreter des Zentrums und der Deutschnationalen stimmten dafür, was wir vermerken müssen. Die Vertreter der Bayerischen und der Deutschen Volkspartei waren dagegen. An dem Beschluß ist Dr. Radbruch unbeteiligt, aber der Ausschuß hat ihn gewiß richtig verstanden.

So war glücklich ein neuer Streit zwischen dem Reich und Bayern vom Zaun gebrochen. Die bayerische Regierung erklärte durch den Mund des Ministerpräsidenten Graf Lerchenfeld, daß sie den Schritt des Untersuchungsausschusses für rechtlich unzulässig erachte. Sämtliche bürgerliche Parteien des Landtags stellten sich auf den gleichen Standpunkt, den auch Autoritäten wie Knilling (Rede im Landtagsausschuß am 22. Nov.) und Beyerle („Bayer. Kurier" Nr. 501 und „Augsb. Postztg." Nr. 538) verteidigen. Das Aufsichtsrecht des Reichstags (RV 34) erstreckt sich demnach nur so weit wie die Zuständigkeit des Reichs. Ein Reichsgesetz über Strafvollzug besteht bisher nicht. Doch selbst wenn es bestünde, wäre nach Beyerle a. a. O. das Verlangen des Ausschusses, eine bayerische Strafanstalt zu besuchen, unbegründet:

Denn ein Reichstagsausschuß kann in solchen grundsätzlichen Fragen des bundesstaatlichen Verhältnisses doch unmöglich weitergehende Rechte haben, als das Reich an und für sich. Die dem Reich in dieser Beziehung zustehenden Rechte sind aber durch Art. 15 der Reichsverfassung genau normiert. Danach könnte selbst ohne Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Kompetenzabgrenzung die Reichsregierung nicht unter Umgehung der Landeszentralbehörden eine derartige Untersuchung veranstalten. Sie müßte es sich gefallen lassen, daß der Gefängnisdirektor von Niederschönenfeld den Reichsjustizminister oder seinen Beauftragten an das Justizministerium in München verwiese und ihm die gewünschten Einblicke verwehrte. Ein Reichstagsausschuß, der in Niederschönenfeld mit Bestimmtheit verschlossene Türen finden würde, würde aber nicht nur zum Ansehen des deutschen Parlaments nichts beitragen, sondern jeder greifbaren rechtlichen Handhabe zur Durchsetzung seines Beschlusses entbehren.

Die bayerische Regierung will nötigenfalls den Staatsgerichtshof anrufen. Sie erwirbt sich dann auch hier ein Verdienst um die klare Abgrenzung der Zuständigkeiten von Reich und Land sowie um gewissenhafte Auslegung der Verfassung. So hält sie das gedankenlose Abgleiten in rohen Unitarismus wirksam auf. — Natürlich ist es, abgesehen von der Rechtsfrage, höchst unpolitisch, Bayern so vor den Kopf zu stoßen. Das Kabinett Lerchenfeld war aus bestem Willen auf ein gutes Zusammenarbeiten mit dem Reich bedacht. Hier aber gibt es für jede bayerische Regierung, die sich halten will, eine Grenze: die selbständige Staatlichkeit des eigenen Landes und den Widerstand eines gesunden demokratischen Volkstums gegen die Schwäche vor der Klassen- oder Parteiendiktatur in Berlin.

Weltpolitisch am meisten besprochen wurde gewiß das Auftreten Briands in Washington. Was sagt Frankreich zur Abrüstung? Viel schöne Worte, wie es einmal die Diplomatie verlangt. Der andere hört von allem nur das Nein. Abrüstung zur See? Frankreich will soweit aufrüsten, bis es 300 000 Tonnen Großkampfschiffe und recht viel U-Boote hat. Abrüstung zu Lande? Hierüber hielt Briand seine gespannt erwartete Rede: Wie gern möchte Frankreich abrüsten! Aber vor Deutschland muß es sich hüten. Deutschland ist materiell, doch nicht moralisch entwaffnet. Der Franzose konnte auf Kapp hinweisen und auf Ludendorffs 3. Band; eine peinliche Quittung für den Feldherrn und seine unentwegten Verehrer. Dann erzählte Briand Schreckliches von der deutschen Reichswehr und Schutzpolizei, die das Gerüst für ein Heer von 7 Mill. Mann darstellten. Natürlich brachte er die längst aufgelöste bayerische Einwohnerwehr vor. Auch die deutsche Industrie fürchtet er und hält ihre schnelle Umstellung auf den Krieg für möglich. Aus all diesen Gründen kann und will Frankreich nicht abrüsten. Briand soll in einer anderen Sitzung nochmals die Frage eines Sicherungsbundes zwischen Frankreich und den Seemächten aufgeworfen, jedoch nichts erreicht haben. — Sollen wir wiederholen, daß Deutschland und sein Volk nicht an Krieg und Eroberung denkt? Daß es auch mit Frankreich in Frieden leben will und daß dieser Friede höchstens durch die gallische Haßpolitik gefährdet wird? Gar kein französischer Soldat am Rhein würde Frankreichs Grenze besser schützen, als zehn Armeekorps. — Das Echo der Rede war schon in Washington gedrückt. Der Pariser Presse gelang es nicht, die Welt zu überzeugen, daß Briand einen großartigen Eindruck gemacht habe. Und der Ministerpräsident hatte sich kaum wieder eingeschifft, da hielt Lord Curzon in London eine Rede, die in Frankreich sehr unangenehm auffiel. Deutlich gibt hier England seinem Verbündeten zu verstehen, daß es dessen ungemessene Landrüstung ebenso ungern sieht, wie die wachsende Zahl seiner Flugzeuge und U-Boote. Versuche Frankreich, eine isolierte oder eigene Politik gegen Deutschland zu treiben, werde es auf die Dauer nicht Deutschland schaden und sich selbst nicht schützen. Im Zusammenhalt der Mächte sieht Curzon das Heil. Dabei ließ er keinen Zweifel, daß diese nie wieder ein militaristisches und imperialistisches Deutschland inmitten Europas dulden würden. Das ist kein Zugeständnis an die Gefühle Frankreichs, sondern voller Ernst. Kommt alldeutscher oder altpreußischer Geist neu bei uns hoch — er kann sich auch bolschewistisch oder sozialistisch in Spenglers Sinn verkleiden —, so haben wir es wieder mit der ganzen Welt zu tun. Auch der ähnlich schwingende Geist Japans wurde auf der Konferenz in Washington isoliert. Japan wird sich wohl trotz Sträubens in die Abrüstung zur See nach Amerikas Plan fügen und auf seine Machtsphären in der Mandschurei, vielleicht sogar in Sibirien und China verzichten müssen. Das englisch-japanische Bündnis scheint ebenfalls erledigt und der künftigen Freundschaft der angelsächsischen Brudervölker geopfert zu sein.

Die Windsbraut.

„. . . Denn das Harren der Schöpfung harrt auf die Offenbarung der Kinder Gottes . . .
Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung seufzet und in Wehen liegt bis jetzt.
Röm. 8 19 . . . 22.

Herbsttrüber Tag. Jn Wolken grau und schwer
Der Himmel rings, ein wogend Nebelmeer;
Die Erde tränenfeucht und gramverloren,
Als würd' ihr nie ein neuer Lenz geboren.
Jch lehn' am Fenster, — seh' die Wolken jagen . . .
Durch Wind und Wetter raunt ein angstvoll Fragen,
Jn Wald und Feld ein scheu gespanntes Lauschen.
Von fernher hohler Hall, ein dumpfes Rauschen . . .
Die Krähen flattern krächzend um den Turm:
Heut hält die Windsbraut Hochzeit mit dem Sturm! —
Siehst du die Brautfahrt? — Dort die ersten Reiter!
Die Hengste wiehern, und sie sausen weiter.
Laut gellt ihr Ruf, da sie vorüberflieh'n:
Der Winde Weg, sag an, woher, wohin? —
Dann eine bunte Schar mit Pauken, Pfeifen,
Auf fahlen Rennern, — wie die Mähnen schweifen!
So geht ihr Lied: Vor uns'rer Rosse Stampfen,
Die Berge zittern und die Täler dampfen;
Wir schaffen Raum uns, wo nicht Weg noch Pfad,
Nun fliehe Wand'rer, denn die Windsbraut naht!
Wo klirrend uns'rer Rosse Hufe dröhnen
Die Hütten wanken und die Wälder stöhnen
Jn Todesahnen, da die Windsbraut fährt!
Nun hüte sorglich, Landmann, Hof und Herd,
Dass nicht der rote Hahn aufs Dach dir fliegt
Und deines Schweisses Lohn in Trümmern liegt!
Juchheisa, ho! so braust's das Tal entlang,
Heisa, Juchhei! Der Windsbraut Hochzeitssang!
Und wirbelnd, wogend dann auf Wolkenhellen,
Jm tollen Reigen mit den Trutzgesellen,
Die Brautjungfrau'n; — ihr wallendes Gewande
Weht demantglitzernd über düst'rem Lande.
Um Hals und Stirne lichte Perlentränen,
Und Perlenschnüre in der Rosse Mähnen.
Ein flüchtig Bild! — Schon naht im Wetterdunkel
Der Festesbiga Ebenholzgefunkel.
Der Held des Tages lenkt mit stolzer Kraft
Der edlen Rappen wilde Leidenschaft
Sein Arm wie Stahl, — die ragende Gestalt,
Von grauen Nebelmantels Samt umwallt.
Jm Hochzeitsschmuck die Windsbraut ihm zur Seite,
Jhr Schleier Schnee, und Schlossen ihr Geschmeide.
Ein streitbar Weib! — Hörst du ihr wildes Lachen,
Wenn unter ihrem Fuss die Eichen krachen?
Die stolzen Stämme, die ihr Haupt nicht beugten,
Nicht sklavengleich sich dem Tyrannen neigten, —
Wenn vor den Streichen ihrer Dienstvasallen
Des Forstes Zier, die schlanken Fichten fallen, —
Wenn ihren Weg der finst're Tod begleitet,
Auf ihren Spuren sich Verwüstung breitet.
Hei, wie das dröhnt! — ein schaurig düster Grollen,
Gleich Donnerschlag der Biga Räder rollen!
Als ob das Weltall in den Fugen kracht —
Was ist gen solche Wut des Menschen Macht? —
Mir klingt's wie Echo ferner Urweltstage,
Ein Racheschrei, der Schöpfung wilde Klage,
Dass einst der Mensch den Einklang rauh zerstörte,
Jn frevlem Wahn sich wider Gott empörte;
Nun ringt in Weh'n sie, sehnend, ungestillt,
Bis sich der Gotteskinder Los erfüllt,
Entthronte Schönheit, ihrer Krone bar,
Von ihm verraten, der ihr König war.
Erlösungssehnen wogt durch ihre Weiten,
Erlösungsruf durch ihre Schweigsamkeiten . . .
Verheisst der Himmel ihrem Fleh'n Gewährung?
Gleich Strahlenpfand zukünftiger Verklärung
Durch Wolkendunkel sonnig Lächeln winkt, —
Des Sturmes Donnergrollen fern verklingt. —
Die letzten Reiter jäh vorübersausen,
Versprengter Nachtrab, mit gedämpftem Brausen . . .
Jn leisem Schauer noch die Flur erbebt
Gleichwie im Schluchzen Kindleins Brust sich hebt,
Wenn längst die Tränen aufgehört zu fliessen.
Rotgold'ne Flammen von den Bergen grüssen,
Der Abend küsst der Erde feuchte Wangen,
Auf sachten Sohlen Dämm'rung kommt gegangen
Und irrt im Wald mit banger Totenklage —
Dann wird es still . . . Nur Flüstern noch im Hage, —
Ein Füchslein grüsst verstört den nassen Vetter:
Wünsch' gute Jagd, — war das ein Höllenwetter! —
Die Krähen flattern krächzend um den Turm:
Das war der Windsbraut Hochzeit mit dem Sturm!

M. Benedicta v. Spiegel, O. S. B.

Teuerung und Großkapital.

Von Hartwig Schubart, Venedig.

Heinrich von Langenstein, der im Jahre 1384 von Kaiser Albrecht II. an die junge Universität Wien als Lehrer berufen wurde, nennt in Untersuchungen über die Ursachen der periodisch auftretenden Teuerungen als erste die Habgier und die Schwelgerei, und dann erst die tatsächliche Verminderung wirtschaftlicher Güter (paucitas rerum utilium) durch Mißernten, Krieg, Handelsstörungen und dergleichen.

Gewiß hätte der Volkswirt des frühen Mittelalters heute vielleicht seine Ansicht etwas abgewandelt — ein Krieg, wie der jetzt beendete, mußte durch seinen ersatzlosen Verbrauch wirtschaftlicher Güter an sich eine Teuerung herbeiführen auch ohne die Habgier der Menschheit — aber dann hätte man erwarten können, daß mit der neu einsetzenden Friedenstätigkeit, mit der beginnenden Neuschaffung der benötigten wirtschaftlichen Verbrauchsgüter sich die Teuerung hob, anstatt sich immer weiter zu verschärfen. Gewiß sind an der augenblicklichen Teuerung noch andere Ursachen mitschuldig, so nicht zuletzt die wirtschaftlich unlogische Forderung, daß der Güterverlust, der fast die ganze Erde betroffen hat. wieder ersetzt werden soll von einem kleinen Zentrum aus, während weite Wirtschaftsgebiete in der Ersatztätigkeit mehr oder minder ausgeschaltet werden. Auch konnte natürlich der mittelalterliche Forscher die elementare Zerstörungswut eines modernen Krieges nicht im entferntesten vorausahnen. Und doch behält sein Ausspruch über die Ursachen der Teuerung noch heute seine Gültigkeit.

Die jetzige Teuerung in Deutschland ist zurückzuführen auf die schlechte Valuta und die Papierinflation, die beide ihrerseits durch sie wieder gesteigert werden. Es ist ein circulus vitiosus, wie ich schon bis zur Ermüdung dargelegt habe. Eins muß das andere logisch immer weiter steigern bis zum endgültigen finanziellen Zusammenbruch Deutschlands, dem Staatsbankrott, wenn nicht ein heilender tiefer Wundschnitt endlich einmal gewagt, endlich einmal durch ein Radikalmittel zugleich der Inflation gesteuert und die Valuta gehoben wird. Wenn man die großen, meist in Brot und Lohn des Großkapitalismus stehenden Zeitungen liest, so sind sie fast alle auf denselben Ton gestimmt: es ist das böse Ausland, vor allem Frankreich, das den Deutschen das Leben nicht gönnt, das die Valuta immer weiter wirft, und zu immer neuer Ausgabe von Papiergeld zwingt. Das ist einfach unwahr. Die Valuta wird von **Berlin** und **Frankfurt** aus geworfen. Und die Folgen des Valutawerfens sind, daß in Deutschland die Aktien der Großindustrie zu schwindelnder Höhe steigen, daß das wirklich noch vorhandene deutsche Vermögen, die Goldwerte, sich immer mehr in den Händen der deutschen Großfinanz zusammenfindet, während nicht nur im neutralen Ausland, das Deutschland Kapitalien geliehen hat, Arbeitslosigkeit, Geschäftsinsolvenzen und Selbstmorde einzelner Geschäftsinhaber infolge dieses neuen Falles der deutschen Währung zu verzeichnen sind, sondern sogar in Ländern der Entente, wie z. B. Italien. Wie sehr die Habgier des deutschen Großkapitals befriedigt wird durch solchen Valutafall, habe ich gezeigt in Nr. 36 am 3. September d. J.; im Ausland ist das Gegenteil zu verzeichnen. Die **Habgier** führt weiter zur Inflation, mittelbar, indem die herrschenden Finanzkreise sich gegen das einzige Heilmittel, die Ablösung der gesamten inneren Kriegsschuld durch eine einmalige Milliardenabgabe der Vermögen, immer stärker sträuben, unmittelbar, indem alles zur Staatskrippe sich drängt, immer neue Staatsausgaben geschaffen werden, alles in ungezügeltem Spekulantentum verteuert wird, immer weiter alles, was dem öffentlichen Leben notwendig ist, von einzelnen spekulativ erworben und zurückbehalten wird. Seien es nun die Auslandsdevisen, deren der Staat zur Zahlung seiner Verpflichtungen benötigt, seien es Bedürfnisartikel des bescheidenen Haushalts. Die Rechnung dieser Habgier ist furchtbar einfach: es muß zum Bankrott kommen. Von diesem Bankrott bleiben unberührt einzig die „schaffenden Werte“, sie bestehen weiter. Der Bankrott zeigt aber, daß Deutschland die Bedingungen von Versailles einfach nicht hat erfüllen können — sie müssen also, soweit sie Geld sind, einfach gestrichen oder doch auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden. In der dann neu zu regelnden Währung behalten die Industriewerte ihre hohe Bewertung oder steigern sie sogar noch, die festverzinslichen Staatswerte fallen einfach aus, die Bodenhypotheken behalten ihren verhältnismäßig niedrigen Stand, da sie als fest

verzinslich an der Wertsteigerung nicht teilnehmen konnten, ebenso die Pfandbriefe. Und in dieser neuen Finanzordnung wird das Großkapital unbeschränkt herrschen, die Großfinanz wird weiter trotz hoher Löhne ihre Arbeiter niedriger im Verhältnis bezahlen als das Ausland und weiter unbeschränkt dumping treiben können. Der Arbeiter ist ja so furchtbar dumm, daß er sich durch einen nominell hohen und höheren Lohn imponieren läßt, ohne die tatsächlichen Verschiebungen zu seinen Ungunsten zu erfassen. Aber diese so einfache Rechnung ist selber so furchtbar töricht, weil sie auf die Dummheit der anderen falsch spekuliert. Mag selbst der Besitzer festverzinslicher Werte des Mittelstandes, der saft- und kraftlos geworden ist, seinen Verlust hinnehmen, und ihn sogar gerechtfertigt finden im Selbstvorwurf, daß er mit seinem blinden Zutrauen zu den staatlichen Ordnungen gemäß Hegelscher Erziehung eben zu den „Dummen, die nicht alle werden" gehörte — der Arbeiterstand wird den Zusammenbruch seiner Sparkassen, der notwendig mit dieser Entwicklung verquickt ist, nicht ruhig mitansehen. Vor allem aber wird das Ausland nicht auf solchen Staatsbankrott hineinfallen. Briand hat bereits warnend betont, daß das gesamte Privateigentum der Deutschen für die Erfüllung des Vertrages haftet, und sollte sich dieser Weg der Erfüllung als zu umständlich erweisen, so ist die Abtrennung weiterer Industriegebiete Deutschlands im Westen eine recht leichte Maßregel. In diesen neuen französischen oder englischen Landesteilen lassen sich Männer wie Stinnes, Thyssen usw. ganz leicht zugunsten des neu erwerbenden Staates enteignen — ihre Arbeiter werden sich sicher nicht widersetzen. Der deutsche Großkapitalismus arbeitet tatsächlich nicht nur auf den Ruin seines Landes, sondern auf seinen eigenen Ruin hin.

Schwelgerei ist es, die nach Heinrich v. Langenstein in zweiter Linie die Teuerungen verschuldet — nun, ich habe vor dem Kriege noch nie und in keinem Land und in keiner Umwelt eine so allgemeine Steigerung des Luxus und der Luxusbedürfnisse gesehen, wie jetzt in allen Schichten in Berlin. Es ist das ja auch so selbstverständlich. Das doch im Unterbewußtsein vorhandene Mißtrauen gegen die Dauer des eigenen Besitzes, gegen die Sicherheit aller staatlichen Verhältnisse führt zu unbesonnenen Ausgaben, die unsichere Zukunft zum Augenblicksgenuß. Die schon den kommunistischen Forderungen der Geldabschaffung sich nähernde Geldentwertung führt zu Anschaffungen aller Art — Schmuck- und Kunstgegenstände, aber auch Kleider, kurz Sachbesitz jeder Art kann sehr wohl als sicherere Vermögensanlage bewertet werden, denn eine bloße Geldanlage, und endlich sogar: die Pastete, und die Flasche Sekt, die man im Magen hat, kann nicht mehr genommen werden. Leicht erworben — leicht ausgegeben! „Es ist eine Erscheinung, die in unserem Kulturkreise immer wiederkehrt, daß Leute aus dem Volke, die schnell zu Reichtum kommen, diesen Reichtum vorwiegend zu Luxuszwecken verwenden", hat Sombart vor dem Kriege einmal gesagt — heut sind in demselben Satz die Worte „aus dem Volke" auszustreichen, und er ist auszudehnen auf alle Erwerbenden. Das Leben ist gestimmt auf den Satz: Morgen können wir's nicht mehr, darum laßt uns heute leben!

Jeder einzelne der sicher zum weit überwiegenden Teil doch bescheidenen Leser dieser Zeilen mag sich fragen, ob er nicht selbst schon angesteckt ist von dem Geist dieser Zeit, nicht selber schon geneigt ist zu schnellerer Befriedigung aller möglichen an sich unnötigen Wünsche, und ob er nicht damit, wenn auch wenig, beiträgt zu schnellerem Verbrauch, der in der augenblicklichen Entwicklung, wo der vorhandene Güterstock den allgemeinen Bedürfnissen noch keineswegs entspricht, nicht etwa durch schnelleren Geldumlauf die Wohlhabenheit der Allgemeinheit fördert, sondern vielmehr zu allgemeiner Verarmung beiträgt. Und wenn der betreffende Leser tatsächlich infolge seiner äußeren Lage solchen Versuchungen hat widerstehen müssen und können, so wird er zugeben, daß gerade jetzt diese Versuchungen besonders groß waren. Ich habe sie empfunden und empfinde sie täglich.

Heinrich v. Langenstein hat noch immer Recht! Und er wird Recht behalten in Deutschland, so lange nicht Mittelstand und arbeitende Bevölkerung zusammen die Hebung der Valuta, die Beseitigung der Inflation, das Sinken der Preise und das Herabsetzen der Gehälter und Löhne in entsprechendem Grade erzwungen haben, auf der Grundlage der Annullierung der gesamten inneren Kriegsschuld durch Ablösung aus einmaliger Abgabe der Kapitalkräftigen. Solche Abgabe der Kapitalisten kann der unpersönlich finanzierten Industrie kein Geld entziehen, sie kann sogar Deutschlands Vermögen in seiner Gesamtheit um keinen Pfennig ärmer machen, da den nominellen Abgaben eine ganz gleiche Verminderung der Staatsschuld, die auch von der Allgemeinheit getragen wird, gegenübersteht, und zudem sogar die persönlichen Abgaben des einzelnen zu großem Teil ausgeglichen werden durch die erhöhte Kaufkraft des verbleibenden Restes. Nur muß die große Masse endlich einmal einsehen lernen, daß tatsächlich ein Kilogramm mehr ist als 900 Gramm, obwohl 900 so sehr viel mehr ist als 1, auch in übertragenem Sinne. Endlich aber ist es unwahr, daß ein Steigen der Valuta zur Folge haben müßte eine Beschäftigungslosigkeit unserer Arbeiter — eine Irrlehre, der von kapitalistischer Seite aus in unseren leitenden Staatskreisen Eingang verschafft ist. Nur durch Hebung unserer Valuta kann auch die allgemeine Wirtschaftslage gesunden, und dann erst kann es sich zeigen, welcher Warenhunger, der überall alle Industrien befriedigen kann, überall noch vorhanden ist. Ein gleichmäßiges wirtschaftliches Beteiligen aller Länder ist die beste Gewähr für das industrielle Arbeiten jedes einzelnen — im gesunden internationalen Wirtschaftsaustausch kann kein einzelner entbehrt werden. Diese Irrlehre, daß die deutsche Industrie ihre Arbeiter nur beschäftigen könne bei niederer Valuta, sagt zugleich, daß das deutsche Erzeugnis so minderwertig ist, daß es nur durch dumping im Ausland verkauft werden kann. Es ist dies eine gefährliche Behauptung, die leicht einmal zum Schaden der deutschen Industrie selbst ausgebeutet werden könnte.

Die Entschädigungsansprüche wegen Kriegsschäden im Auslande und in den Schutzgebieten.

Von Rechtsanwalt Dr. Werneburg, Berlin-Schöneberg.

Bezüglich der Entschädigungsansprüche von Reichsangehörigen wegen derjenigen Schäden, die sie infolge des Krieges im Auslande oder in den früheren deutschen Schutzgebieten erlitten haben, ist nunmehr eine eingehende gesetzliche Regelung erfolgt; maßgebend für diese Entschädigungsansprüche geschädigter Reichsangehöriger, die sich gegen das Reich — bzw. den Reichsfiskus — als ersatzpflichtige (jur.) Person richten, sind nunmehr das Gesetz über den Ersatz von Kriegsschäden im Ausland vom 28. Juli 1921, das sogenannte Auslandsschädengesetz, sowie das Gesetz über den Ersatz von Kriegsschäden in den ehemaligen deutschen Schutzgebieten vom 28. Juli 1921, das sogenannte Kolonialschädengesetz.

Voraussetzung für das Bestehen eines Ersatzanspruches gegen das Reich wegen im Auslande erlittener Schäden ist zunächst, daß diese Schäden durch den Krieg im Auslande verursacht worden sind (als Ausland gilt hierbei auch die offene See einschließlich der Küstengewässer), und daß die geschädigte Person ein Reichsangehöriger ist. Liegen diese Voraussetzungen vor, so besteht ein Ersatzanspruch des betreffenden im Auslande durch den Krieg geschädigten Deutschen gegen das Reich zunächst dann, wenn es sich um Schäden an seinen beweglichen oder unbeweglichen Sachen handelt. Diese Schäden an den bezeichneten Gegenständen müssen aber für das Bestehen einer Ersatzpflicht seitens des Reiches unmittelbar hervorgerufen sein durch eines der folgenden Ereignisse, nämlich 1. entweder durch kriegerische Unternehmungen, Herstellung von Befestigungsanlagen oder andere zum Zwecke des Angriffes oder der Verteidigung ausgeführte Arbeiten deutscher, verbündeter oder feindlicher Streitkräfte oder durch Kriegsleistungen an feindliche Streitkräfte oder Behörden, oder 2. durch Brand oder sonstige Zerstörung, Diebstahl, Erpressung oder Plünderung, durch Wegnahme oder Wegschaffung von Sachen, oder 3. durch Flucht, Abschiebung, Internierung, Verschleppung, Zurückhaltung oder Gefangennahme, oder 4. durch die unter dem Druck der drohenden Ausweisung oder Gefangennahme, der drohenden oder vollzogenen Beschlagnahme oder Zwangsverwaltung des Vermögens oder aus einem sonstigen, auf der Einwirkung des Krieges beruhenden zwingenden Grunde vorgenommene Veräußerung von Sachen, wenn der Erlös erheblich unter dem Werte der Sachen zur Zeit ihrer Veräußerung oder unter dem Betrage bleibt, den die Ersatzbeschaffung gleichwertiger Sachen in dem Zeitpunkte erfordert, in welchem eine Ersatzbeschaffung möglich und wirtschaftlich zweckmäßig ist, sogenannte Verschleuderung.

Außer diesen reinen Sachschäden werden von dem Auslandsschädengesetz in bestimmten Fällen auch anderweitige Vermögensschäden ersetzt, wobei hier grundsätzlich Voraussetzung für das Bestehen eines derartigen Ersatzanspruches gegen das Reich

ist, daß der geschädigte Reichsangehörige in den ehemals feindlich gewesenen Ländern ansässig war. Ist das der Fall, so wird seitens des Reiches eine Entschädigung in folgender Weise gewährt: 1. in den Fällen rechtswidriger Verurteilung oder rechtswidriger Belastung mit öffentlichen Abgaben durch eine fremde Macht für die dadurch verursachten Mehrausgaben, 2. bei rechtswidriger Verhaftung, Internierung oder sonstiger durch den Krieg auf andere Weise als durch Kriegsgefangenschaft (das ist besonders bemerkenswert) verursachter Freiheitsentziehung oder bei einem durch den Krieg erzwungenen Aufenthalt in neutralen Ländern Beiträge zur Abdeckung der dadurch entstandenen notwendigen Unterhaltungskosten mit der Maßgabe, daß der Ersatz für das volle Jahr 15000 ℳ nicht übersteigen darf, 3. in den Fällen der Flucht, Abschiebung, Verschleppung oder sonstigen Verdrängung die dadurch verursachten Kosten von notwendigen Reisen und Beförderungen persönlicher Habe bis zu dem Orte des ersten ständigen Aufenthaltes außerhalb des bisherigen Wohnsitzes, einschließlich etwaiger Auslagen an Zoll- oder anderen öffentlichen Abgaben, ferner die durch die Lagerung dieser Habe erwachsenen notwendigen Auslagen; ein Ersatz der Lager- und Beförderungskosten findet jedoch nicht statt, soweit deren Höhe in einem Mißverhältnis zu dem Wert der Habe steht. Sind jedoch durch Reisen, Beförderung oder Lagerung der persönlichen Habe in letzterem Fall der Flucht usw. Sachschäden im Reichsgebiet entstanden, so ist auch für diese Schäden vom Reich Ersatz zu leisten. Allerdings wird im übrigen in den unter 2 und 3 bezeichneten Fällen eine Entschädigung nur geleistet, wenn und soweit ohne diese nach Lage der Familien-, Vermögens- und Erwerbsverhältnisse des Geschädigten dessen Fortkommen unbillig erschwert würde, bei rechtswidriger Verhaftung, Internierung usw. — s. unter 2 — ferner nur dann, wenn der Geschädigte gezwungen war, seinen Unterhalt selbst zu bestreiten.

Grundsätzlich nicht ersetzt werden solche Schäden, die durch ein eigenes Verschulden des betreffenden Auslandsdeutschen verursacht worden sind, ferner wird selbstverständlich eine Entschädigung insoweit nicht geleistet, als der Geschädigte anderweit, insbesondere aus einem Versicherungsverhältnis, Ersatz erhalten hat oder ohne erhebliche Schwierigkeit erlangen kann. Kein Ersatz wird ferner für den Verlust von Wechseln und Schecks seitens des Reiches geleistet, für den Verlust von anderen Wertpapieren nur, soweit der Geschädigte nicht im Wege des Aufgebots Ersatz verlangen kann.

Bezüglich der Höhe der Entschädigung, die seitens des Reiches bei Bestehen eines Ersatzanspruches gemäß dem Vorgesagten gewährt wird, ist erwähnenswert, daß bei Verlust von Sachen der Wert ersetzt wird, denn diese am 25. Juli 1914 hatten, sogenannter Friedenswert; ist die Sache nur beschädigt worden, so wird die Minderung dieses Wertes ersetzt. Bei der oben erwähnten Verschleuderung von Sachen wird Ersatz in Höhe des Betrages geleistet, um den der erzielte Erlös hinter dem Friedenswert der Sachen zurückbleibt, wobei jedoch, falls mit einem auf ausländischer Währung lautenden Erlös ein Währungsgewinn erzielt ist, dieser Währungsgewinn bei der Bemessung des Erlöses zu berücksichtigen ist (vielfach wird in Fällen letzterer Art dem Reichsangehörigen überhaupt kein Schaden entstanden sein, womit selbstverständlich dann auch ein Entschädigungsanspruch gegen das Reich zum Fortfall kommt). Bei Erwerbungen, die nach dem 25. Juli 1914 stattgefunden haben, ist der Anschaffungspreis angemessen mit der Maßgabe zu berücksichtigen, daß bei ausgesprochenen Luxusgegenständen der Ersatz den Friedenswert nicht übersteigen darf. (Falls der Wert der Sache oder bei Verschleuderung der Erlös in ausländischer Währung bestimmt ist, ist er in deutsche Währung umzurechnen, und zwar der Sachwert nach dem Kurse vom 25. Juli 1914, der Erlös nach dem Kurse vom Tage der Verschleuderung.) Bei Wertpapieren und ausländischen Zahlungsmitteln gilt als Friedenswert der Kurswert, den sie am 25. Juli 1914 in deutscher Währung gehabt haben. Ist jedoch der Kurswert zur Zeit der über den Entschädigungsantrag in erster Instanz erlassenen Entscheidung niedriger als am 25. Juli 1914 oder dem Tage der später erfolgten Anschaffung, so ist dieser Kurs für die Berechnung des Wertes maßgebend. (Als Kurs hat im übrigen der für den maßgebenden Tag an der Berliner Börse vermerkte Durchschnittskurs zu gelten; soweit sich ein solcher Kurs nicht ermitteln läßt, ist der Kurs auf Ersuchen des für den Entschädigungsantrag zuständigen Reichsentschädigungsamtes von der Reichsbank unter Berücksichtigung der Weltmarktlage an dem maßgebenden Tage festzusetzen.)

In bestimmten Fällen werden zu dem oben bezeichneten Wert der verlorenen oder beschädigten Gegenstände von dem Gesetz Zuschläge gewährt und zwar in der Höhe, daß die Gesamtentschädigung den Betrag erreicht, der zur Ersatzbeschaffung oder Wiederherstellung erforderlich war oder ist; das ist der Fall: 1. bei Verlust oder Beschädigung von Hausrat und Kleidungsstücken mit Ausnahme von ausgesprochenen Luxusgegenständen mit der Maßgabe, daß die Kosten der Wiederbeschaffung oder Wiederherstellung den Betrag von 100000 ℳ im Einzelfalle nicht übersteigen dürfen, 2. bei Verlust oder Beschädigung von zur Berufsausübung notwendigen Gebrauchsgegenständen, wenn ein entsprechender Beruf wieder aufgenommen wird. Bei der oben erwähnten Verschleuderung wird der etwaige Zuschlag zu dem erzielten Erlöse gewährt.

Für die Geltendmachung des Entschädigungsanspruchs vor dem hierfür zuständigen Reichsentschädigungsamt (in erster Instanz, zweite und letzte Instanz ist das Reichswirtschaftsgericht) ist eine Frist bis zum 31. Dezember 1921, andernfalls der Antrag keine Berücksichtigung findet; als Entschuldigungsgründe für die Versäumung der Frist gelten nur höhere Gewalt oder andere Umstände, die den Geschädigten ohne sein Verschulden an der rechtzeitigen Stellung des Antrages gehindert hatten. Nach Ablauf von 5 Jahren seit dem 28. Juli 1921 ist die Geltendmachung jedes Entschädigungsanspruchs schlechtweg ausgeschlossen.

In bestimmten Fällen gewährt das Gesetz außer in den vorerwähnten Fällen, in denen dem Geschädigten ein Rechtsanspruch auf die bezeichnete Entschädigung gegen das Reich zusteht, dem geschädigten Reichsangehörigen aus Gründen der Billigkeit Ersatz für die erlittenen Schäden, jedoch nur dann, wenn einmal hierfür besondere Gründe der Billigkeit sprechen und ferner, wenn ohne die Entschädigungsleistung des Reichs dem Geschädigten die Sorge für seinen und seiner Familie Unterhalt oder sein wirtschaftliches Fortkommen wesentlich erschwert würde. Für diese Zwecke wird von dem Gesetz aus Mitteln des Reichs ein Fonds von 40 Millionen Mark zur Verfügung gestellt (sogenannter Härteparagraph).

Bezüglich der Entschädigungsleistung selbst wird schließlich bestimmt, daß die Entschädigungen bis zum Gesamtbetrage von 60000 ℳ unverzüglich nach der rechtskräftigen Festsetzung oder der Bewilligung in bar zu zahlen sind, für alle übrigen Beträge Schuldurkunden des Reichs auszustellen sind.

Für Schäden, die Reichsangehörigen in den ehemaligen deutschen Schutzgebieten durch den Krieg und durch den Uebergang in fremde Verwaltungen entstanden sind, ist nunmehr das Gesetz über den Ersatz von Kriegsschäden in den ehemaligen deutschen Schutzgebieten, das sogenannte Kolonialschädengesetz vom 28 Juli 1921 maßgebend; als Schutzgebiete gelten hier jedoch nicht die Küstengewässer dieser Gebiete. Zu unterscheiden sind auch hier Sachschäden und Vermögensschäden im weiteren Sinne.

Schäden an beweglichen und unbeweglichen Sachen (Sachschäden im engeren Sinne) werden hier Reichsangehörigen ersetzt, wenn sie unmittelbar hervorgerufen sind: 1. durch kriegerische Unternehmungen deutscher, verbündeter oder feindlicher Streitkräfte, durch andere Kriegsmaßnahmen von Behörden oder durch Aufstände der Eingeborenen, 2. durch Brand oder sonstige Zerstörung, Diebstahl, Erpressung oder Plünderung, es sei denn, daß nachgewiesen wird, daß ein Zusammenhang der Entstehung oder des Umfanges des Schadens mit dem Kriege nicht besteht, 3. durch Flucht, Abschiebung, Internierung, Verschleppung, Zurückhaltung oder Gefangennahme, durch Wegschaffung oder Wegnahme von Sachen, sofern das schädigende Ereignis im Zusammenhange mit dem Kriege steht, 4. durch die unter dem Druck der drohenden Ausweisung oder Gefangennahme, der drohenden oder vollzogenen Beschlagnahme oder Zwangsverwaltung des Vermögens oder aus einem sonstigen auf der Einwirkung des Krieges beruhenden zwingenden Grunde vorgenommene Veräußerung von Sachen, wenn der Erlös erheblich unter dem Werte der Sachen zur Zeit ihrer Veräußerung oder unter dem Betrage bleibt, den die Ersatzbeschaffung gleichwertiger Sachen in dem Zeitpunkte erfordert, in welchem eine Ersatzbeschaffung möglich und wirtschaftlich zweckmäßig ist (Verschleuderung). (Bei Ersatzansprüchen von juristischen Personen, Aktiengesellschaften, G. m. b. H. usw., Gesellschaften und anderen Personenvereinigungen entscheidet der Reichsminister für Wiederaufbau, ob die Geschädigten als reichsangehörig im Sinne des Gesetzes zu gelten haben. Für die Wertberechnung dieser Sachen gilt hier das gleiche, wie bei den vorerwähnten Auslandsschäden,

grundsätzlich ist also der Friedenswert am 25. Juli 1914 maßgebend.) Auch hier werden zu diesem Wert der bezeichneten Sachen unter Umständen, die hier ebenfalls die entsprechenden sind wie oben, Zuschläge in der Höhe bewilligt, daß die Gesamtentschädigung den Betrag erreicht, der zur Ersatzbeschaffung der Wiederherstellung erforderlich war oder ist (auch hier gilt die oben erwähnte Höchstgrenze von 100000 ℳ).

Kein Ersatz wird auch hier für den Verlust von Wechseln und Schecks (für den Verlust von Wertpapieren gilt das gleiche wie oben) sowie dann geleistet, wenn der Schaden von dem Geschädigten verschuldet ist oder wenn dieser anderweit, insbesondere aus einem Versicherungsverhältnis, Deckung für den erlittenen Schaden ohne oder doch ohne erhebliche Schwierigkeiten erlangen kann.

Außer den Sachschäden wird den aus den ehemaligen deutschen Schutzgebieten verdrängten Reichsangehörigen seitens des Reichs unter bestimmten Voraussetzungen Ersatz für Vermögensschäden geleistet. Das findet statt: 1. in den Fällen rechtswidriger Verurteilung oder rechtswidriger Belastung mit öffentlichen Abgaben durch eine fremde Macht bezüglich der dadurch verursachten notwendigen Mehrausgaben, 2. bei rechtswidriger Verhaftung, Internierung oder sonstiger durch den Krieg auf andere Weise als durch Kriegsgefangenschaft (das ist hier besonders bemerkenswert) verursachter Freiheitsentziehung oder bei einem durch den Krieg erzwungenen Aufenthalt in neutralen Ländern hinsichtlich der Beiträge zur Abdeckung der dadurch entstandenen notwendigen Unterhaltskosten bis zu dem Höchstbetrage von 15000 ℳ für das volle Jahr, 3. in den Fällen der Flucht, Abschiebung, Verschleppung oder sonstigen Verdrängung bezüglich der dadurch verursachten Kosten von notwendigen Reisen oder Beförderungen persönlicher Habe bis zu dem Orte des ersten ständigen Aufenthaltes außerhalb des Schutzgebietes, einschließlich etwaiger Auslagen an Zoll- oder anderen öffentlichen Abgaben, ferner bezüglich der durch die Lagerung dieser Habe erwachsenen notwendigen Auslagen, sofern nicht in letzterem Falle ein Mißverhältnis zwischen diesen Kosten und dem Wert der Habe besteht (hier gelten noch Einzelheiten, vgl. § 7 des Gesetzes).

Auch diese Schäden sind grundsätzlich bis zum 31. Dezember 1921 vor dem Reichsentschädigungsamt durch entsprechenden Antrag geltend zu machen.

Hier wird wieder, wenn besondere Gründe der Billigkeit dafür sprechen, aus einem besonderen Fonds auch bei Nichtvorliegen der bezeichneten Voraussetzungen eines Rechtsanspruchs Entschädigung seitens des Reichs an in ihrem Fortkommen gehinderte Reichsangehörige gewährt (Härteparagraph).

Nach beiden Gesetzen werden schließlich sogenannte Wiederaufbauprämien an solche Geschädigte gewährt, an deren Tätigkeit im Ausland oder in den ehemaligen Schutzgebieten ein erhebliches Interesse des Reichs besteht.

Staatsbildungsanstalten als paritätische Reichsinternate.

Von Dr. Wilh. Timmen, Eutin.

Durch den Friedensvertrag von Versailles ward Deutschland gezwungen, seine bisherigen Kadettenhäuser eingehen zu lassen; Preußen wandelte Lichterfelde, Potsdam, Naumburg, Wahlstadt, Plön in „Staatliche Bildungsanstalten" um und unterstellte sie damit dem Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Die großen Erwartungen, welche man von diesen Internaten als staatlichen Muster- und Versuchsschulen der Reformpädagogik erhoffte, haben sich nicht erfüllt. Gleichwohl haben die in den letzten Monaten im Reichstage geführten Verhandlungen nicht zum Abbau dieser Schulen geführt, sondern haben mit dem Beschlusse geendet, sie auf das Reich zu übernehmen und sie als Reichsschulen zum 1. Okt. d. J. neu zu eröffnen.

Die neuen Reichsschulen sollen einen sozialen, paritätischen Charakter tragen, so will es der Beschluß des Reichstages. Sie sind bestimmt für die Kinder unserer Kriegsopfer, der Gefallenen, der vertriebenen Auslandsdeutschen und der aus den verlorenen Gebieten stammenden Deutschen; aber auch andere deutsche Kinder können Aufnahme finden.

Die Pensionspreise sollen abgestuft werden nach den Vermögensverhältnissen der Eltern. Es ist damit auch den wirtschaftlich schwer Ringenden die Möglichkeit geboten, ihren Kindern in den Reichsinternaten eine gut deutsche Erziehung zu vermitteln.

Die religiöse Erziehung soll auf paritätischer Grundlage erfolgen, d. h. die neuen Reichsinternate werden simultan, sie stehen allen deutschen Kindern offen, und die Anstalt sorgt nach dem Willen der Erziehungsberechtigten für die religiöse Beeinflussung.

Die Simultanschule und vor allem auch die simultane Erziehungsanstalt entspricht nicht dem Ideal des katholischen Glaubens, gleichwohl darf kein Mißtrauen gegen diese Schul- und Bildungsinternate Platz greifen, sondern wir müssen sie auch dem katholischen Volksteile nutzbar machen. Als notwendige Vorbedingung müssen wir allerdings verlangen, daß der religiösen Erziehung in jeder Beziehung Rechnung getragen wird. Die Ausführungsbestimmungen zum Reichstagsbeschluß unterliegen augenblicklich noch der Beratung; es ist deshalb notwendig, unsere Erziehungswünsche und Paritätsforderungen klar festzulegen.

Als Leiter der religiösen Erziehung sind für die beiden großen Konfessionen hauptamtliche Religionslehrer anzustellen. Die Tätigkeit dieser Herren darf sich aber nicht auf den schulplanmäßigen Religionsunterricht beschränken, sondern muß sich auch auf die Internatserziehung erstrecken. Dem Prozentsatz der Zöglinge entsprechend müssen außer den hauptamtlichen Religionslehrern katholische Studienräte und Assessoren berufen werden. Auch das ganze Internatsleben soll vom christlichen Geiste durchsäuert werden. Unsere Paritätsforderungen gehen deshalb auch auf das Erzieherpersonal. Die männlichen Erzieher wird man aus Lehrerkreisen entnehmen, das mütterliche Element wird in den Erziehungsdamen verkörpert. Gerade bei den jüngeren Zöglingen fallen diesen Pflegemüttern die wichtigsten Aufgaben für die Gemüts- und Willensbildung in gesunden und kranken Tagen zu, deshalb ist für dieses Amt die gewissenhafteste Auslese notwendig. Wir müssen das größte Gewicht darauf legen, daß genügend katholische Erzieher und Erzieherinnen angestellt werden. Die Auswahl und die Anstellung dieses Erzieherpersonals obliegt einer besonderen Kommission, in dieser Kommission gebührt den hauptamtlichen Religionslehrern Sitz und Stimme.

Die Organisation der Schulen soll von einer im Reichsministerium des Innern zu bildenden Behörde geregelt werden. Diese Behörde muß paritätisch zusammengesetzt sein; auch der katholische Volksteil muß in ihr seine Erziehungsideale vertreten können.

Endlich sei noch Stellung genommen zu dem Plan (vgl. „Kölnische Volkszeitung" Nr. 533 vom 15. Juli 1921), die Anstalt in Plön zu einem Mädcheninternat auszubauen und die übrigen Anstalten — Lichterfelde, Potsdam, Naumburg, Wahlstadt, für Knaben vorzusehen. Dieser Plan ist recht unglücklich und läuft tatsächlich auf eine Benachteiligung des katholischen Volksteiles hinaus. Soll für das ganze Deutsche Reich nur ein Mädcheninternat errichtet werden, so muß dieses Internat zentral liegen, möglichst in der Mitte Deutschlands, von allen Seiten leicht zu erreichen. Vor allem die Bayern sollten protestieren, daß man im äußersten Norden unseres Vaterlandes dieses Mädcheninternat errichten will; aber auch für Rheinland und Schlesien, die auch ein Recht haben, von den Reichsinternaten Nutzen zu ziehen, liegt Plön recht ungünstig. Würde in Plön das einzige für ganz Deutschland bestimmte Mädcheninternat errichtet, so wäre damit eine sachliche Imparität auf den Schild erhoben, die niemals im Sinne des Bildungsausschusses des Reichstages liegen kann.

Wer überhaupt die staatliche Bildungsanstalt Plön aus eigener Anschauung kennt, der muß sagen, daß dort alle Vorbedingungen für ein Knabeninternat — Rudern — Schwimmen usw. — gegeben sind. Würde keine der übrigen Anstalten für ein Mädcheninternat passen, so käme nach unserer Auffassung noch eher Potsdam oder Lichterfelde in Frage. Gerade die letztere Anstalt hat so große Ausmaße, daß dort ein Flügel für ein Mädcheninternat eingerichtet werden könnte, ohne die Gefahren einer Gemeinschaftserziehung heraufzubeschwören.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Papst Benedikt XV. hat das Geheimkonsistorium vom 21. ds. Jrs. zu einer Kundgebung über wichtige kirchliche Fragen benützt: Die Neuordnung der Beziehungen zwischen der Kirche und den neuentstandenen Staaten sei zurzeit eine seiner Hauptsorgen. Selbstverständlich seien solche Neubildungen nicht berechtigt, sich ohne weiteres als Rechtsnachfolger früherer Reiche zu betrachten; durch ihre weitgehenden Veränderungen seien manche nicht mehr dieselbe moralische Person, mit der vordem der Hl. Stuhl zu tun gehabt habe. Immerhin, wenn ihnen daran liege, den veränderten Zeitverhältnissen besser angepaßte Verträge einzugehen, so ist Rom zum Verhandeln mit jedermann bereit: niemals aber würde in neue Verträge die Freiheit und Würde der Kirche Verletzendes Aufnahme finden. Mit Kummer und Sorge gewahre der Hl. Vater, „daß der feierlich geschlossene Friedensvertrag keineswegs auch ein Friede der Gesinnungen sei und daß fast alle Nationen, insbesondere die Europas, sich in bitterer Zwietracht zerfleischen", so daß mehr denn je Bedürfnis nach Anrufung göttlicher Hilfe sich aufdränge. Zur Abrüstungskonferenz, zu der der Papst an Präsident Harding die besten Wünsche für ein glückliches Ergebnis drahtete, sagte er in der Allokution, er sehe mit Wohlgefallen diese Konferenz und wünsche ihr wärmsten guten Erfolg, damit auch, was am wichtigsten sei, die Gefahr neuer Kriege so viel als möglich entfernt werde. Uebrigens hatte schon im Jahre 1917 der Papst den Abbau der militärischen Dienstpflicht als Anfang zur Abrüstung vorgeschlagen.

Die von Frankreich aus verbreitete Meldung, es sei zwischen Briand und dem Nuntius ein neuer „Verfassungsentwurf" für die französische Kirche ausgearbeitet und Rom unterbreitet worden, ist unzutreffend. Nichts Derartiges liegt in Rom vor. Tatsache ist nur, daß der Hl. Stuhl seit längerem sich mit der Lage der französischen Kirche befaßt, um ihr eine gesetzlich anerkennbare endgültige Regelung zu geben. Ein definitives Projekt ist noch nicht ausgearbeitet, noch auch bisher von irgendeiner Seite dem Urteile Roms unterbreitet worden. — Vom 4. bis 11. Dezember findet in Paris ein internationaler Kongreß der Ligue de la démocratie statt. Auch Deutsche wurden eingeladen. Leiter der Sache ist Marc Sangnier, der bekannte Abgeordnete und christliche Demokrat.

Das Institut für internationales Recht, eine zwischenstaatliche Vereinigung privater Natur, wurde anläßlich seiner seit 1913 jetzt wieder aufgenommenen Jahrestagung vom Papste empfangen. Sir Thomas Barclay berichtet darüber im „Manchester Guardian" u. a., Benedikt XV. habe hierbei daran erinnert, daß die Kirche die älteste Vertreterin des Rechtes, der Gerechtigkeit und des Völkerfriedens sei. Stets würde sie die Bestrebungen des Instituts, Gesetz und Ordnung unter den Nationen zu fördern, gutheißen und fördern. Er selbst habe s. Z. an der Universität Genua Völkerrecht studiert und sein Interesse an dem Gegenstande habe nie nachgelassen.

Vom internationalen Kongreß der christlichen Metallarbeiterverbände erschien am 13. November unter Führung des Reichspostministers Giesberts die aus 12 Personen bestehende deutsche Abordnung im Vatikan. Giesberts selbst hatte vor der Privataudienz bei Sr. Heiligkeit eingehende, den ganzen Vormittag währende Besprechungen mit den beiden leitenden Männern der Staatssekretarie; er ist von der ihm bereiteten Aufnahme sehr befriedigt und sowohl der Papst wie Kardinal Gasparri bewiesen das lebhafteste Interesse für die soziale Aktion, die sich unter dem Einflusse christlicher Grundsätze in Deutschland ausbreite. — Auch Fridjof Nansen hat in diesen Tagen dem Papste persönlich für die Rußlands Hungernden gewährte Hilfe gedankt. Rund eine halbe Million Lire weist bereits die Sammelliste des Vatikans hierfür auf. (Genau L. 498 122).

Zur irischen Friedenskonferenz, deren glücklicher Ausgang auch kirchlich sehr bedeutungsvoll wäre, erließ der Episkopat Irlands eine öffentliche Erklärung, in der er sie willkommen heißt. Er hoffe und bete, daß die Beratungen zu einem Frieden führen, der die nationalen Rechte und Ziele des irischen Volkes befriedigt und einen Zustand dauernder Freundschaft zwischen beiden Ländern herbeiführt. Zur Erlangung göttlichen Beistandes ordnen die Bischöfe als Vorbereitung auf das Fest der irischen Heiligen (6. Nov.) eine feierliche Novene an.

Ein Austausch von Höflichkeiten, dessen Ursprung auf das Jahr 836 zurückreicht, da nämlich die Reliquien des hl. Liborius, Bischof von Le Mans, nach Paderborn übertragen wurden, ist nach der Unterbrechung durch den Weltkrieg wieder aufgenommen worden. In brüderlicher Gesinnung tauschen die Kathedralkapitel beider Diözesen einmal jährlich einen Bericht über die wichtigsten Vorkommnisse ihres kirchlichen Lebens aus. Das Schreiben des Kapitels von Le Mans sagt u. a.: „Die Nachricht, daß euer Bischof Karl Joseph Schulte zur Kardinalswürde befördert wurde, hat uns hoch erfreut, denn wir wissen, wieviel Gutes er an unseren Gefangenen getan hat. Wir bitten daher euch, verehrteste Brüder, euch zum Dolmetscher unserer Hochachtung und Dankbarkeit bei Sr. Eminenz, dem Kardinal von Köln machen zu wollen."

Haß, niedrigster nationaler Haß, hat den edlen Polen diktiert, den Basilianerabt Sczeptycki, den Bruder des bekannten ukrainischen Metropoliten, wegen „kommunistischer Umtriebe" zu verhaften. Seine Schuld besteht ohne Zweifel darin, daß er sich zu seinem Volke und nicht zum Polentum bekennt. Daß dieses selbst das größte Hindernis für die von Rom selbst angestrebte Union bildet, weiß man nachgerade.

Nordamerikas Vereinigte Staaten stellen zum Heere aktiver Streiter der Kirche immer wertvollere Hilfe. Der im vorigen Jahre an sie ergangenen Einladung des Papstes, selbst der Bekämpfung der amerikanisch-protestantischen Abfallspropaganda in der ewigen Stadt entgegenzutreten — von Msgr. Cerretti stammte der Gedanke — haben die „Columbus-Ritter" jetzt entsprochen und für diesen Zweck eine Million Dollars, also 24 Millionen Lire bewilligt. — Maryknoll und seine Missionsgesellschaft, die erste einheimisch-amerikanische, blickt auf zehnjähriges Bestehen zurück. Gottes Segen ruht sichtlich auf ihr. Ihr Knaben- und Priesterseminar, wofür z. B. große Neubauten aufgeführt werden, sind gut besetzt; der weibliche Zweig der Kongregation zählt schon über 100 Schwestern, in verschiedenen Staaten, an der Ost-, wie an der Westküste besitzen sie Niederlassungen und schon arbeiten ihre ersten Missionäre in China. Ihre Missionszeitschrift „The Field Afar" hat das erste Hunderttausend der Abonnenten überschritten. — Nunmehr halten auch die amerikanischen Passionisten ihren Einzug in die chinesische Mission; es wurde ihnen der westliche Teil des Vikariates Nord-Honan zugewiesen. Trotz ihrer seit zehn Jahren verdoppelten Zahl vermochten sie kaum den heimischen Anforderungen zu genügen; trotzdem opfern sie jetzt einen Teil ihres Heimwerkes zugunsten der Heidenmission. —

Unterwegs nach Japan, den Philippinen und nach China befindet sich auch der Generalsuperior der Gesellschaft des göttlichen Wortes P. Gier, um alle Missionen seiner Gesellschaft zu besuchen. P. Mohr von der Japanmission und P. Koppers, Redakteur des „Anthropos", begleiten ihn. — Seit der Visitationsreise Msgr. de Guebriands durch ganz China, über die er der Kongregation der Propaganda eingehend Bericht erstattete, scheint ein frischer Wind von Rom aus in die chinesische Mission einzuziehen. Neue Bewegung macht sich geltend, neue Hilfstruppen strömen von allen Seiten herbei und werden auf neue Gebiete verteilt. Das besondere Ziel der Missionsarbeit hat der Heilige Vater in seinem Missionsrundschreiben dargelegt: möglichste Heranziehung des Eingeborenenelementes zum Bekehrungswerke. Auch der Jesuitengeneral P. Ledochowski drückt in seinem Schreiben an den Oberen der Jesuitenmission Kiangnan den gleichen Gedanken aus, indem er sagt: China muß durch die Chinesen bekehrt werden.

Auf den Philippinen sind zwanzig amerikanische Jesuiten eingetroffen, deren Zahl im Laufe dieses Jahres noch auf hundert ergänzt werden soll; innerhalb zwei Jahren gedenkt man ihre Zahl sogar auf zweihundert zu erhöhen. Auch die Salesianer Don Boscos sandten in diesem Jahre nahezu hundert Missionäre hinaus (nach Brasilien, dem Orient, nach China, Mexiko und den Vereinigten Staaten). Die letzte Schar verließ am 23. Okt. Turin und ist fast ganz zur Uebernahme der ehemaligen Salvatorianermission in Assam (Indien) bestimmt. In Madras errichtet Erzbischof Aelens ein großes modernes Universitäts-Kolleg, das der Maduramission der PP. Jesuiten anvertraut wurde; P. Bertrand, S. J, in diesen Tagen vom Papste empfangen, wird die Organisierung der Anstalt durchführen. Man hat den Eindruck, daß allenthalben neues, kräftiges Leben sich auftut; mögen gute Nachrichten baldigst diese Hoffnungen bestätigen.

Hans Eschelbach.

Eine literarische Skizze von Hans Wogme.

Um der Dichterpersönlichkeit Hans Eschelbachs voll gerecht zu werden, müßte man ihn als Lyriker, Erzähler und Dramatiker würdigen. Da sich Eschelbach aber in den letzten Jahren fast ausschließlich dem Roman zuwandte und dies, um es gleich festzustellen, mit steigendem Erfolge — wie überhaupt in seinem ganzen künstlerischen Schaffen eine Aufwärtsbewegung zu verzeichnen ist — so dürfte der Erzähler am meisten interessieren. Der Lyriker und der Dramatiker lassen sich übrigens auch in den Prosawerken nicht verkennen.

Eschelbach ist ein eigenartiger, feinsinniger Erzähler, der den Rat Goethes: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant" restlos befolgte. Er greift tief, sehr tief in das Volksleben, versenkt sich ganz in die Psyche des Volkes und schöpft aus diesem unendlichen Born für seine Werke. Daß der Aesthetiker über diese das eine oder andere mal die Nase rümpft, mag zugegeben werden, aber auch er muß sagen, daß Eschelbachs Realistik, die in allen seinen Schriften den Grundton bildet, eine vollständig gesunde ist und daß der Dichter, ein prägnanter Gestalter, nur deshalb lebenswahre Charaktere zu zeichnen vermag, weil er gegebenenfalls die Wahrheit über die Schönheit setzt, in dem Bestreben, die Leser statt aus dem Leben in das Leben zu führen und die Dinge schildert, wie sie eben wirklich sind.[1])

Schon in seinen ersten Prosaschriften[2]), die unter dem Titel „Erzählungen" erschienen (1902), fesselt die innige Anteilnahme des Dichters an den armen, verlassenen, elenden Menschenkindern. Sein Streben, sie aus dem Schmutz und den Niederungen an die Sonne emporzuziehen, ihnen wieder Glaube, Hoffnung und Liebe einzuflößen, ist unverkennbar. Dieses soziale Mitfühlen kommt in seinen späteren Werken noch viel intensiver zur Geltung.

Mit besonderer Liebe zeichnet Eschelbach Kinder-, vorwiegend Knabengestalten. Dies ist dadurch erklärlich, daß er jahrelang als Lehrer an Knabenschulen wirkte, wo es ihm möglich war, den hundertfachen, leisesten Regungen der Kinderseele zu lauschen. Dies tat er auch mit einer psychologischen Gründlichkeit und Tiefe, daß seine Kinder und Schulerzählungen „Die beiden Merks", „Der Wasserkopf" und „Das Tier" zu den allerbesten dieser Art gehören. Vielfach stellt man diese Romane höher als Wildenbruchs „Kindertränen" und Ernsts „Flachsmann als Erzieher".

Es ist nur natürlich, daß der Dichter, welcher sich so liebevoll der armen Kleinen annimmt, auch ein beredter Anwalt der armen Großen ist. Auch von diesen sind die Verstoßenen, die Unglücklichen und Verführten aller Gesellschaftskreise und Berufe seine Lieblinge, die er mit dem Leben zu versöhnen trachtet, indem er sie durch den Glauben an die unendliche Liebe und Güte des Schöpfers zu neuer segenbringender Arbeit führt („Die Armen und Elenden", Erzählungen, Verlag Schöningh, Paderborn, „Im Moor", Novelle, „Maria Rix", ein Künstlerroman).

Eschelbachs Reisen führten ihn auch nach Kleinasien, Palästina und Aegypten. Die Frucht derselben sind seine beiden großen und wohl auch bedeutendsten Werke „Der Volksverächter", ein historischer Roman, und der Christusroman „Ihm nach!". Zu beiden betrieb er die Vorstudien an Ort und Stelle, ja den Christusroman schrieb er in Jerusalem selbst; der erstere spielt zur Zeit der Makkabäerkriege und entrollt ein prächtiges Kulturbild jener Zeit. Im Mittelpunkte des großzügigen Romans steht Antiochus Epiphanes, König von Syrien und Judas Makkabäus, der Retter und Befreier seines Volkes. Die Handlung ist bis in die kleinsten Einzelheiten getreu geschichtlich, so die Charakterisierung der beiden Gegner (Antiochus und Judas), scharf und glänzend gezeichnet sind Land und Leute. Wenn Kritiker den „Volksverächter" den großen kulturgeschichtlichen Romanen „Quo vadis", „Ben Hur", „Der Kampf um Rom" ebenbürtig an die Seite stellen, so ist dies nur ein Akt der Gerechtigkeit für den katholisch-deutschen Dichter.

„Ihm nach!" ist der Christusroman für das Volk. Hier erhält der Leser einen tiefen Einblick in die Kämpfe der Geister jener Zeit, für und gegen den Heiland, der nur beschaulich und nicht handelnd auftritt. In diesem Roman vereinigt sich der zarte Lyriker und der starke Dramatiker zu vollster Harmonie.

Es folgt Eschelbachs Roman „Sonnensehnsucht" (1918). Seine Schauplätze sind Berg- und Hüttenwerke, die handelnden Personen durchweg Arbeiter. Aber nicht als Lohnsklaven, Maschinen, Feinde jeder Zucht und Ordnung und der Besitzenden zeichnet sie der Verfasser, sondern als charakterfeste Männer, die es, in ihr Schicksal ergeben, durch unermüdlichen Fleiß nebst zäher Ausdauer zu geachteten Stellungen bringen. Der Roman ist das hohe Lied der Arbeit.

Der Vollständigkeit halber sei noch auf des Dichters zarte und markige Lyrik hingewiesen, die er in drei Gedichtbänden („Wildwuchs", „Sommersänge", Verlag Schöningh, Paderborn, und „Lebenslieder") veröffentlichte. Als Dramatiker trat Eschelbach mit den Dramen „Modern", „Professor Berger" und dem Märchenspiel „Dornröschen" in die Oeffentlichkeit, die alle mit Erfolg über die Bühne gingen.

---

[1]) Teilweise aus dem Vorwort zu E. neuestem Roman „Sonnensehnsucht".

[2]) Wenn nicht anders angegeben, sind die Werke im Veritas-Verlag, Bonn, herausgekommen.

Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Von M. Rast.

III.

Verlagsanstalt Tyrolia-Innsbruck, München: Einen einzigartig schönen Geschenkband der altberühmten „Fioretti", den wir auf jeden unserer Familienweihnachtstische wünschen möchten, bietet Dr. Otto Kunze in neuer Verdeutschung unter der Aufschrift dar: „Der Blumenstrauß des hl. Franz von Assisi. Fioretti. Aus dem Urtext neu übersetzt." Mit acht Federzeichnungen und einer Schlußvignette von Otto Graßl. 4°, 183 S. Pr. geb. 25, 58 u. 185 M. Den 58 Erzählkapiteln geht eine feinsinnige Einführung voraus, die zunächst Persönlichkeit und Leben des großen Heiligen beleuchtet, dann die Fioretti selbst in Ursprung, Geschichte, Wesensart und Spiegelung ihres Helden in seiner Einwirkung auf die Zeitgenossen. Als vorzüglich drängen sich folgende kennzeichnende Sätze bald zu Anfang auf: „Erst als sich der Geist des Rittertums mit der Armut vermählte, entstand das gewaltige Neue, das die alte erschlaffte Welt verjüngen sollte. In Franz von Assisi ward es Tat." Und: „Wir müssen Franz von Assisi unter die größten religiösen Gestalten aller Zeiten einreihen, ja, er wäre der Stifter einer neuen Weltreligion geworden überall — außerhalb des katholischen Christentums." Dr. O. Kunze wählte zum Quellgrund seiner Uebertragung die bekannte urtreffliche Neuausgabe der Fioretti durch Luigi Manzoni di Morbano. Roma. Ermanno Loescher & Co., 1900. Mit Recht sagt er, daß man, wie alle wirklich schöne Prosa, auch die Fioretti ohne Schaden ziemlich wörtlich übertragen könne, „und die schönsten Stellen am wörtlichsten". Immerhin gehört zum besten derartigen Gelingen ein hervorragender Sprachtakt, der Kunzes Verdeutschung in der Tat ganz und gar durchdringt. In hohem Grade zeigt sie kernige, zugleich weiche und reiche Kraft und jenen köstlichen archaistischen Patina-Schmelz, der im empfänglichen Leser sofort die Stimmung weckt zur unmittelbaren Uebernahme dieses wundersamen „Blumenstraußes", auf dem der Duft des Ewigkeitshauches aus den Regionen des Himmels ruht. — Das Buch ist eindrucksvoll, vornehm ausgestattet; auf die „aus echt religiösem Erleben der Franziskuslegenden mit den Ausdrucksmitteln unserer Tage geschaffenen" Bilder Graßls trifft das weitere Urteil des Uebersetzers zu: „Sie sind modern wie unsere Sprache, lassen aber doch die Gotik des 13. Jahrhunderts hindurchschimmern und atmen die Blumenfrische der ewig jungen Fioretti".

„Am Herzen des Heilands. Kommunionbilder im Geiste der wechselnden Kirchenzeit" nennt sich ein schon äußerlich traulich anmutendes, inhaltlich schwer-gewichtiges Büchlein, das vom Advent bis in die Herbstmonate hinein in je zweiteiligen kurzen Tageskapiteln dem nach dem eucharistischen Heiland Verlangenden lichte Bilder aus der hl. Geschichte nebst angeschlossenen kurzen Betrachtungen auf den Weg zu ihm gibt. Am Schlusse findet sich eine vortreffliche „Allgemeine Kommunionandacht". (16°, 184 S. Pr. geb. 7.50 M). — Der als frommer Erzähler bekannte P. Odilo Zurkinden O. S. B. schuf eine novellistisch vertiefte Legende von einem trutzig harten Ritter, der durch die Heilung seines einzigen blinden Töchterleins zu Gott und der Gnadenmutter bekehrt wird. Ein böser Nachkomme zerstört alles gute Werk des Ahnen, unterliegt aber im Kampfe gegen die segnend siegreiche Himmelskönigin. Das mit liebenswürdiger Schilderung durchwobene und äußerlich schmucke Büchlein überschreibt sich: „Sankta Maria. Legende." Kl. 4°, 196 S. Pr. geb. 16 M. — Sehr feinen, beziehungsreichen Humor und sachlich wie sprachlich unfehlbar anziehende Darstellung weist das erste Bändchen von Dr. Franz Wetzels „Deutschem Novellenkranz" auf: „Die Versuchung des Frater Ivo und andere heitere Klostergeschichten." Von Gustav Sichtel. 8°, 64 S. Die in den mit köstlichem Lachreiz begabten fünf Geschichtlein erzählten „Wunder" und Seltsamkeiten lösen ihren Verwicklungsknoten sämtlich im Lichte der harmlosen Verwechslung, Täuschung und Schrullenhaftigkeit. — Ein tieferinstes, dabei anregend frisch und zunehmend fesselnd geschriebenes Buch ist: „Pflicht, Roman einer Ehe." Von Emmy Gruhner. 8°, 222 S. Pr. geb. 16 M. — Was man sonst vor allem Frauen als Grund eigener und anderer störender Unzufriedenheit vorzuwerfen pflegt, wird hier — klug motiviert — einem Manne zugeschoben: gänzliche Unbeherrschtheit der Nerven. Die ohne Aufdringlichkeit logisch, ethisch, auch katholisch-religiös vertiefte Handlung ist ersichtlich, und zwar mit mehr als bloß künstlerischem „Tic", dem Leben abgeschrieben: Ein jugendlicher übernervöser Universitätsprofessor verliebt sich, holt sich seine sehr gesunde, sehr tüchtige, sehr liebreizende, aber gar nicht „fehlerlose" kleine Frau aus gediegensten bürgerlichen Verhältnissen, versucht zuerst redlich, sie glücklich zu machen, verliert sich aber in seiner egoistischen Hochmütigkeit Haltlosigkeit immer mehr an die Tyrannei der „Nerven", verläßt sich einer alles echte Heimleben zerstörenden Ruhelosigkeit, gibt sein Amt auf, fährt ziellos in der Welt umher, bis er glücklich in einem — Sanatorium landet. Seine Frau, die ihn wahrhaft liebt, harrt trotz der ihr angeborenen Neigung zur Seßhaftigkeit (im eigentlichen und übertragenen Sinne) treu bei ihm aus, immer möglichst verstehend und ausgleichend, bis selbst sie fast die Grenze der Geduld verläßt: gedrängt durch das anfeuernde Beispiel einer Lebensfreundin, die ein gleiches Schicksal rücksichtslos durchbrach. Sie aber weicht dennoch rechtzeitig zurück, mit Hilfe eines edlen, früher von ihr ver-

kannten Priesters. Immer tiefer schaut sie ihr Gebundensein an die einmal übernommene Pflicht. So holt sie sich den nicht völlig geheilten Gatten heim und gibt ihm mehr und mehr das Glück, dessen er noch teilhaftig zu werden vermag, tut es in ständig erstarkender Treue, sodaß sie nach seinem Tode weiß: Pflichten wird sie immer suchen und finden, aber nie wieder eine so „große, liebe, liebe." — Diesem beispielkräftigen Buche schließt sich folgerichtig an: „**Die katholische Ehe und die christliche Familie.** Die Grundelemente der Kultur." Von Univ.-Prof. Dr. **Albert Schmitt** S.J. 8°, 28 S. Pr. 3 M. Die Ehe in sakramental-katholischem Sinne, aber als solche in denkbar höchster, idealpraktischer Bedeutung gesehen, bildet das Grundthema dieser von schönem Freimut, weiser Lebenskenntnis, tiefer Gerechtigkeit und Liebe eingegebenen gemeinverständlichen Schrift, die ich in Abertausenden von Händen wissen möchte.

Butzon & Bercker-Kevelaer, Rhld.: **Karl Lorenz,** Deckname für den bekannten tüchtigen Dichter, Ethiker, Erzieher und Lehrer Laurenz Kiesgen, schenkte der männlichen Jugend ein wertvolles Buch: „**Die Jugend von heute. Die Männer von morgen.** Lebensführer für Jünglinge." 8°, 254 S. Pr. geb. 12 M. Das Buch gilt den Schulentlassenen vom 14.—18. Lebensjahre. Es trifft haarscharf den Ton, wie ihn die heutige Jugend erwartet und so zu erwarten berechtigt ist: den Ton des innerlich weit mehr als äußerlich autoritativen älteren Freundes, der, ein echter Mann, mannhaft mit reicher Lebens- und Fachkenntnis aus gütiger Liebe vom Herzen zum Herzen spricht. Und zwar nach dem Einführungskapitel „Ich führe dich!" von: dem „Tag der Freiheit", von Glück, Beruf, Gesundheit, Anstand, Pflicht, Wille und Selbstzucht, Geld, Freundschaft, Freude, Spiel und Sport, Heimat, Volkstum, Lesen, Bildung, Religion. Edles Maß beherrscht das Ganze. Auch — erst recht — dort, wo an gegebener Stelle der Finger auf eine der vielen Wunden der Zeit gelegt wird. — Die Jungmädchenwelt hat **Fritz Flinterhoff** für ein ebenfalls ausgezeichnet „führendes" Buch zu danken. „**Ein Mädchenbuch.** Lebenskunde für junge Mädchen." 8°, 210 S. Pr. geb. 12 M. Der Verfasser selbst sagt, er habe „an diesen Blättern mit Liebe und Freude" geschrieben: in der Tat die beste Einführung, die denn auch dem sinnig kraftvollen und Kräfte weckenden Werke rasche Verbreitung sicherte. Hauptkapitel: „Du"; „Du und die anderen"; „Du und die Natur"; „Du und dein Gott." — Ein Blick auf eine Reihe Erzählbücher! Für die bekannte Sammlung „**Aus Vergangenheit und Gegenwart**" entnahm **M. Fabri de Fabris** ihrem Buche „Von der Wanderstraße" als 116. Bändchen. (8°, 96 S. geb. 3 M.) die Erzählungen „**Der häßliche Waldemar**", „Das fuchsige Buch", „Aus der Mappe des Briefträgers", „Und Friede den Menschen auf Erden", „Großmütterchen", „Das Ende vom Lied", „Die Augen der Erbarmung", „Das Glück". Das edle Frauengemüt prägt sich in allem aus; auch der „Dichter" kommt in ein paar Stücken mit Kraft und Tiefe der Anschauung und Phantasie zur Geltung. — **Anna Freiin von Krane** stellte zu obengenannter Sammlung das 118. Bändchen. (8°, 96 S. Pr. 3 M): „**Lustige Künstlergeschichten**" mit den Erzählungen: „Wenn die Auguren lächeln", „Der große Maler der kleinen Stadt", „Der siebente Kuß". „Alfred". Das unbedingte „lustig" paßt nur auf die beiden letzten Stücke, dafür wiegen die zwei ersten schwerer. — Die verdienstvolle Sammlung „**Münchener Jugendschriften**" wurde durch **Jeremias Gotthelfs** „**Das Erdbeeri Mareili**" und „Das gelbe Vögelein und das arme Margritli" bereichert. 8°, 63 S. Pr 2 M. — Als „Spannungs"buch von literarischer Anspruchslosigkeit gibt sich (der im Druck übrigens nach dem Korrektor schreiende) Band **Walter Onslows:** „**Ein weiblicher Geheimpolizist** und andere Erzählungen". (Aus „Vergangenheit und Gegenwart". 3 Bändchen in einem Batikband. Preis geb. 15 M.)

In verbesserter **Neuauflage** erschienen: „**Modernes A.-B.-C. für das katholische Volk.** Kurze Antworten auf die zahlreichen Angriffe gegen die katholische Kirche." Von Fr. X. Brors S. J. 167. bis 174. Tausend. Pr. kart 16.50 M; P. **Peter Nilkes** S. J. „**Schutz- und Trutzwaffen** im Kampfe gegen Unglauben und Irrglauben." 18. Aufl. Pr. kart. 12 M; der Dominikanerin Schwester **Josephas** „Illustrierte kleine **Heiligen-Legende** für die Jugend." 5. Aufl. Pr. geb. 16.50 u. 22.50 M. und: „**Der Jugend Blumenstrauß.** Deklamationen und Festspiele, Gedichte und Sprüche in reicher Auswahl." Pr. geb. 12 M.

Verlag: Buchhandlung Heinrich Z. Gonski-Köln: **Peter Dörfler**-Freunde — ihre Zahl ist groß — werden sich mit Recht freuen über seine diesjährige Kalender-Doppelveröffentlichung (mit gleichlautendem Texte): „**Rheinischer Volks- und Hauskalender 1922**" und „**Volks- und Hauskalender für das Westfalenland 1922**". Für den erstgenannten zeichnete der Herausgeber allein, für den zweiten mit Dr. J. Eckardt, W. Uhlmann und K Wagenfeld. Aber in beiden stellt er selbst den Löwenanteil zum Inhalt. Und das ist gut so, denn man wird selten wieder gleich prächtigen Volks- und Hauskalendern begegnen. Erinnerung an Peter Hebels blühende Zeit! Der Verkauf dieser Kalender wird sich nicht an die geographischen Grenzen schmieden. — Von **Hans Willy Mertens** liegt, neben seinem älteren Lyrikbande „**Aus des Lebens Tiefe**" (8°, 190 S.) die 2. Auflage seiner ebenfalls rhythmischen „**Schelmereien aus Kindertagen**" (8°, 82 S.) vor: beides freundliche Sammlungen liebenswürdig gehobener Gelegenheitsdichtungen.

Vom Büchertisch.

Die Volkswirtschaft im neuen Deutschland. Betrachtungen zur wirtschaftlichen Lage nach dem Londoner Ultimatum von Dr. Franz August **Schmitt**, Syndikus. Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., München 1921. Preis 10 M. — Die Schrift unternimmt den dankenswerten Versuch, die ständig wechselnde Flut der Erscheinungen in unserem Wirtschaftsleben der Nachkriegszeit systematisch zu beurteilen. Im wesentlichen fußt die Darstellung auf den wirtschaftlichen Verhältnissen des Jahres 1920, das wenigstens zum Teil schon die Auswirkungen des Versailler „Vertrages" erkennen läßt. Wer heute über die deutsche Volkswirtschaft schreiben will, kann fast nur von Zerstörung, Niedergang und drohendem Untergang schreiben. So beschäftigt sich auch die vorliegende Schrift in ihrem ersten Hauptteil mit den Störungen des deutschen Wirtschaftslebens von außen und von innen. Eingehend und sehr gut jeweils mit zahlenmäßigen Nachweisungen belegt, erörtert der Verfasser die Wirkung der feindlichen verschiedenen Diktate auf die Bevölkerung, Land und Landwirtschaft, Industrie, Verkehr und Handel. Die Störungen im Innern beruhen zum größten Teil selbst nur wieder auf der Gewaltpolitik der Ententemächte. Die Verschuldung des Reiches, die neuen Steuern, das Valutaproblem, Volkseinkommen, Kapitalbedarf und Kapitalüberfremdung, die soziale Not, alle diese aktuellen Fragen werden kurz, aber klar, übersichtlich und voll Verständnis für die großen wirtschaftlichen Zusammenhänge dargestellt. Anschließend an die Schädigungen des deutschen Wirtschaftslebens werden die Versuche nach Ausgleich und Anpassung besprochen; zunächst die Versuche des Staates, die bisher sehr negativ ausgefallen sind, und dann die Versuche privater Organisationen. Hochinteressant sind gerade diese Ausführungen über ganz neue Maßnahmen im Wirtschaftsleben, z. B. über die Vereinigung von Rohstoff- und Fertigwarenbetrieben in einer Hand, die Bildung von Interessengemeinschaften u. dgl.; es folgen Darlegungen über die zurzeit gebräuchlichsten Kapitalstransaktionen und über die Wiederaufnahme auswärtiger Handelsbeziehungen. Ein zusammenfassender Ausblick in die Weltwirtschaft, auf die unmöglich zu erfüllenden Sanktionen und Bestimmungen des letzten Ultimatums schließt die höchst empfehlenswerte Schrift. Allen Persönlichkeiten, die in irgendeiner Form im öffentlichen Leben stehen und im Drang der Tagesarbeit keine Zeit finden, sich mit den neuauftauchenden Fragen unseres Wirtschaftslebens eingehend zu befassen, kann das Studium des Werkes zur kurzen, aber doch gründlichen Orientierung angelegentlich geraten werden. Weiteste Verbreitung wäre sehr zu wünschen; möglichst bald sogar eine zweite Auflage, die an Wert erheblich gewinnen könnte, wenn noch ein Sachregister beigefügt und bei den Störungen im Innern die Schäden des Wirtschaftslebens durch Streiks sowie beim Ausblick in die Weltwirtschaft die ungeheuer gesteigerte Bedeutung des Ostens für Deutschland besonders behandelt werden würden.

Rechtsk. I. Bürgermeister Dr. Hipp, Regensburg.

Mein Psalmenbüchlein für die Uebungen des christlichen Lebens von P. **Heinrich Heimanns** S. C. J., Kevelaer, Jos. Thum. Preis geb. 12—33 M. — Mit Recht legt der selbst als Dichter schon bekannte hochw. Verfasser die eignende Hand auf dies köstliche, kostbare Büchlein als auf eine von ihm bereitete Gabe für gewiß Tausende, die ihm in persönlichster Besitzergreifung dankbar Folge leisten werden. Welch einen Schatz die Kirche, und in ihr die Menschheit, in dem Psalmenbuch der Synagoge hat, das beweist wieder einmal so recht dies Werkchen, das einen großen Teil der schon mehrere Jahrhunderte vor Christus in gottesdienstlichem Gebrauche stehenden 150 Psalmen hier auch für die Laienwelt der ursprünglichen Bestimmung zuweist, in klarer, dichterischer Uebertragung (Prosa), mit systematisch eingestreuten knappsten Beleuchtungen von schöner Tiefe und Befruchtungskraft. In diesem Sinne kommt besonders in Betracht das III. Hauptkapitel: „Meßgebete", das den gesamten Meßgottesdienst in herrlicher Psalmenauswahl begleitet. Im übrigen ergibt die Gliederung des Gesamtinhaltes folgendes Bild: Kap. I—II, IV—IX, Morgengebet; Abendgebet; Beichtgebete; Kommuniongebete; Psalmen zum Lobpreis Gottes; Psalmen zum Lobpreis der heiligen Kirche; Psalmen der Ermunterung zu einem heiligen Leben. Als letztes Hauptkapitel schließen sich an die (bis auf zwei Ausnahmen) dem Alten Testament entnommenen „Hymnen der Hl. Schrift für jeden Tag der Woche". An sieben Stellen weben sich „Goldkörner aus den hl. Psalmen" in sparsamer, schwerwiegender Auslese ein. Wesen und Wert des Ganzen enthüllt schon der eine Kernsatz des einfachen, gut orientierenden Vorwortes: „Anbetung und Ehrfurcht, Liebe und Ergebung, Haß des Bösen und der Sünde, Reue und Zerknirschung, demütige Klage und vertrauensvolles Bitten, Angst und Not, Freude und Jubel finden in den Psalmen den ergreifendsten Ausdruck in einer Sprache voll Kraft und Poesie, die den Psalter zum großartigsten und schönsten Gebetbuch der Weltliteratur macht." Dieser Kennzeichnung untersteht auch P. Heimanns' ausschließlich — ohne wissenschaftliche Belastung — seinem höchsten Zwecke dienendes Werkchen. Möge es denn einen Siegeslauf antreten!

E. M. Hamann.

Von der Liebe Gottes. Neue Heiligenbilder. Von Ernst **Noeldechen.** Matth.-Grünewald-Verl. Mainz 1921. Geh. 15.—, in Pappb. 18.— M. — Noeldechen, der Dichter und Schauspieler, ist in katholischen Kreisen schon längst kein Unbekannter mehr. Besonders die Leser des „Heil. Feuers" genossen schon mit inniger Freude zahlreiche Proben seines hohen dichterischen Könnens. Nun legt er sein erstes Buch vor: eine Reihe von Heiligenbildern. Neben Maria, den hl. Dreikönigen und den unschuldigen Kindern behandelt der Dichter die beiden Johannes (Täufer und Evangelist), Stephan, Cäcilie, Katharina, Franziskus, Rosalie. Von einem Dichter mit solch ausgeprägter Eigenart wie Noeldechen wird niemand **Heiligenleben** im hergebrachten Sinn erwarten. Was N. bietet, sind Visionen von bezaubernder Farbenpracht, Visionen eines tief innerlichen, mystisch frommen Dichters, Hymnen, die in rauschenden, goldenen Klängen dahinwogen. Bilder kühnster Dichterphantasie erzwingen sich die Bewunderung des Lesers. Die glutvolle Sprache erscheint freilich manchmal etwas stark maniriert und allzu beeinflußt von der Moderne, besonders in der häufigen Verwendung von Farbenattributen. Noeldechen spricht z. B. in Junnickels Manier von einem rosenroten Geigenton und einem meerblauen Orgelton, einer blauen Harmonie und giftgrünen Disharmonie. Die Ausstattung des Buches mit Einbandzeichnung in Vierfarben-Offsetdruck ist glänzend und wird jeden Bücherfreund entzücken.

A. M. Rathgeber.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. „Eine glückliche Ehe“, Lustspiel von Peter Nansen. Ich meine, ich hätte das Stückchen schon einmal gesehen, aber es scheint doch nicht der Fall zu sein. Vielleicht spielte es damals nicht in Kopenhagen, sondern in einer anderen Großstadt. Der Ehebruch ist ja ein internationales Laster und modern ist, ihn nicht tragisch zu nehmen. Es ist wirklich eine „glückliche Ehe“. Der Mann merkt nichts und ist heiter und zufrieden; in schönster Harmonie mit den Freunden, die auch die Freunde seiner Frau sind. Das ist mit einer lächelnden Grazie gegeben, die man auch moralische Gleichgültigkeit nennen kann. Gesagt wird in solchen Stücken nichts Anstößiges, aber sie nivellieren die Unterschiede zwischen gut und böse. Die Aufführung war gut. Annemarie Magda (Wien) gab die junge Frau; sie ist eine gewandte Schauspielerin von gewinnendem Reiz. In dem neueinstudierten „idealen Gatten“ von Wilde hatte sie sich einige Tage zuvor gut eingeführt. Die lange Abwesenheit der Hermine Körner hatte eine Ergänzung des weiblichen Ensembles zur dringenden Notwendigkeit gemacht.

Lustspielhaus. Suppés „Boccacio“ ist an musikalischer Kultur den modernen Operetten weit überlegen. Er stellt aber auch höhere musikalische und sangliche Ansprüche als die gewöhnlichen Hupf- und Tanzoperetten. Daß diesen Ansprüchen so gut entprochen wurde, stellt der kleinen, ehrgeizigen Bühne das schönste Zeugnis aus. Wenn sie sich weiter unter den älteren Operetten umsieht, wird sie vieles finden, was dem heutigen Publikum ebenso neu und was dabei weit besser ist, als das Neue von heute.

Volkstheater. Zwei Operettenbühnen genügen eigentlich. Das Volkstheater hat leider den Ehrgeiz, die dritte zu sein, statt eine gute Lustspielbühne, wozu sie günstige Vorbedingungen hat, zu bleiben, wenn schon die Klassiker auf den Sonntag Nachmittag verbannt bleiben sollen. Der Operettenschwank „Mascotichen“, von G. Okonkowski, Gesangstexte von W. Steinberg, Musik von W. Bromme, arbeitet nach bewährtem Muster. Der zweite Akt, der auf einem Salondampfer spielt, ist szenisch sehr hübsch geraten; die Musik einschmeichelnd und fällt ins Ohr. Gespielt wird recht nett, sanglich wird man keine strengeren Maßstäbe anlegen. Leute, die ganz leichte Unterhaltung suchen, kommen auf ihre Rechnung.

Aus den Konzertsälen. Drei Kammerstücke von Franz von Hößlin, dem in Mannheim als Kapellmeister wirkenden einheimischen Musiker leiteten das dritte Abonnementskonzert des Konzertvereins ein. Die kleinen Werke erfreuten durch den anmutigen Reiz der Form und die Echtheit der Empfindung. Der übrige Abend war Brahms gewidmet. Man konnte vielleicht zweifeln, ob Siegmund von Hauseggers starkem Temperament die Kunst Johannes Brahms' sonderlich liegen würde. Sein feuriges Temperament kam auch in der dritten Symphonie zur Geltung. Es hob die Wirkung, ohne daß es die Linien der Brahmsschen Stilkunst verwischt hätte. Sehr starken Eindruck hinterließ auch die Rhapsodie auf das Bruchstück aus Goethes Harzreise im Winter, in deren Altsolo Emmi Leisners klangschöner und empfindungstiefer Gesang vollendete Kunst bot. Die Bürgersängerzunft sang den Männerchor mit Reinheit und feiner klanglicher Schattierung. Alice Ripper, die man neulich im Abonnementskonzert gehört hatte, gab einen eigenen Klavierabend, der Liszt gewidmet war. Das Durchschnittsniveau technischen Könnens, das wir heute als Voraussetzung öffentlichen Auftretens betrachten, ist so hoch, daß man selten noch staunt. Bei Alice Ripper aber ist dies der Fall. Die Tarantella war geradezu glänzend; aber sie begnügt sich nicht mit technischem Brillieren, sie gibt ganz große Kunst. Bedeutende Eindrücke hinterließ auch Ella Klein-Gmeiner, die frühere Altistin unserer Hofbühne; wie sie u. a. Löwes Ballade „Eduard“ gestaltete, das war in der Einheit von Tonschönheit und dramatischer Kraft ein eigenartiges Erlebnis. In der Lyrik erfreuten besonders die Lieder von Mattiesen, einem von Wolf ausgehenden Musiker von packender Eigenart. Prof. Hch. Schwartz jetzt wieder öfter als pianistischen Begleiter anzutreffen, ist erfreulich, denn er gehört zu den bedeutendsten. Ed. Erhard hat eine schöne Baritonstimme, aber seine Technik weist noch Mängel auf so daß das schöne Material, das an Umfang nicht unbedeutend, nicht zu voller Geltung kommt. Das Balladeske liegt Erhard, der von E. Kloß sehr zart und feinsinnig begleitet wurde, besser als die weicheren Reize der Lyrik. — Bruno Maischhofer gab einen Schubert-Abend. Er ist ein Pianist von tüchtiger Technik, Intelligenz und warmem Gefühl. Carlos Olivarez gab kurz hintereinander zwei Konzerte; die Ausländer bedrücken eben nicht die für die einheimischen Künstler kaum mehr erträglichen Unkosten. Der argentinische Cellist ist ein Musiker von Rang. Er hat einen süßen, weichen Ton, der bestrickt. Daß er in die dem Romanen sonst ferner liegende Kunst Bachs eingedrungen ist, spricht für die musikalische Intelligenz. Geschmack und Phantasie zeigte seine eigene Sonate in e-moll; fesselnd war auch eine Sonate in G von J. Guy Ropartz, die einige Verwandtschaft mit Debussy aufweist, aber mehr Plastik im Formalen zeigt. Bei der Sonate von Rachmaninow hatte der Violoncellist in Gustav Beck einen pianistischen Partner von guter Einfühlung. — Für einen deutschen Musiker wäre es heute gewiß noch gewagt, nach London zu gehen. Der völlig unbekannte Engländer Holbrooke, der mit dem verstärkten Konzertvereinsorchester in der Tonhalle einen Abend mit ausschließlich eigenen Werken gab, fand ein volles Haus und freundlichsten Empfang. Der anfangs der vierziger Jahre stehende Musiker, der bereits 6 Opern, 8 symphonische Dichtungen, Kammermusik, Lieder und alles Mögliche geschrieben hat, hatte, wie es in einem uns zugesandten Lebenslauf heißt, keine Zeit, sich umzusehen, was um ihn herum vorging, womit seine Unbeeinflußtheit von den zeitgenössischen Meistern betont sein soll. Es ist eigentlich mehr die Programmusik, von der Liszt und Berlioz ausgingen, in der Joseph Holbrooke wurzelt. Seine Eigenart besteht in einer strengen, aber doch wirksamen Farbengebung. Am besten gefiel er uns in einem Klavierkonzert, das er selbst mit tüchtiger Technik spielte. Für seine Lyrik konnte ich mich nicht erwärmen, obwohl Marie Möhl-Knabl ihre prächtige Stimme für sie einsetzte. In seiner Trilogie zeigt sich Holbrooke von Wagners Ringdichtung beeinflußt. H. Schilling und P. Müller-Melborn unterstützten den Konzertgeber, der in seiner musikalisch dürftigen Heimat sicherlich als interessante Persönlichkeit Geltung beanspruchen darf.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Berliner Reigenprozeß endigte mit einer Freisprechung von Frau Eysoldt und ihren Schauspielern, für die der Staatsanwalt einige Wochen Gefängnis beantragt hatte. „Das Gesetz an sich kennt den Begriff einer unsittlichen Theateraufführung nicht“, heißt es in der Urteilsbegründung. Jedenfalls haben diese monatelangen Darbietungen des Schnitzlerschen Stückes bei vielen Hunderten Anstoß erregt und auf Tausende vergiftend gewirkt. Prozeßberichte geben meist kein vollgültiges Bild, dennoch will mir scheinen, als hätten in der Sachverständigenauswahl die Vertreter des doch immerhin noch überwiegenden christlich-germanischen Volksteiles eine stärkere Berücksichtigung erfahren müssen. Die Blätter vom bürgerlichen Freisinn bis zur „Roten Fahne“ fallen nun einträchtiglich über die Sittlichkeitsschnüffler her. — Gerh. Hauptmann wurde Ehrendoktor der Philosophie der deutschen Universität in Prag. Das Diplom feiert ihn als den größten deutschen Dichter der Gegenwart, den mitleidigen Anwalt des arbeitenden Volkes, den ehrlichen Schilderer des bürgerlichen Lebens, den begeisterten Herold heimatlicher Reize, den berufenen Maler deutscher Vergangenheit und den auserwählten Sänger der Schönheit und Wahrheit. — Die Nürnberger Katharinenkirche, der einstige Schauplatz der Meistersingerschule, die zu einem Magazin herabgesunken war, ist in einen Konzertsaal verwandelt worden. In ihm wurde ein Mysterienspiel von Leo Weismantel, dem durch den Bühnenvolksbund bekannt gewordenen

Dichter, durch die Truppe des Stadttheaters zur wirksamen Uraufführung gebracht. Totentanz 1921, ein Spiel von Leben und Sterben unserer Lage, gibt in sieben Bildern ein Gemälde von der seelischen Zerrissenheit unserer Zeit. — In Halle machte die Wiederbelebung der alten spanischen Oper „Una cosa rara" von Martin y Soler (1754—1806), die ganz mozartisch anmutete, starken Eindruck.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den Börsen ist die alte Kauflust noch nicht wiedergekehrt Die Kursrückgänge sind zwar wieder ausgeglichen, aber das Geschäft ist wesentlich ruhiger. Die Momente, die zu den sinkenden Kursen geführt hatten, Erhöhung des Börsenstempels und die steuerlichen Pläne, den Spekulationsgewinn fester und sicherer zu fassen, wirken auch hier nach. Auch die Einschränkung des Kredites auf Effekten — man war hier stellenweise wohl erstaunlich weit gegangen — zwingt zur Zurückhaltung. Die Flucht vor der Mark trat jedoch wieder ein, als sich die Hoffnungen auf Erleichterungen unserer Reparationsleistungen wieder einmal als trügerisch erwiesen hatten. Schon länger als ein halbes Jahr werden in Berlin und auch an den anderen Börsenplätzen keine täglichen Börsen mehr abgehalten. Die Einführung der Börsenfeiertage, die mit der Ueberlastung der Makler begründet war, hat dazu geführt, dass an den meisten Plätzen nur zweimal in der Woche Börsen abgehalten werden. So lange die steigende Tendenz obwaltete, war dies nicht gefährlich, heute bei der unsicheren Haltung werden die Entschliessungen des Publikums sehr erschwert und die Gefahr vermehrt, dass bei der Ausführung der Aufträge andere Umstände obwalten, als bei deren Erteilung in Betracht gezogen werden konnten. Zu der Erhöhung der Börsensteuer tritt jetzt auch die von der Berliner Bankwelt beschlossene neue Gebühr von 15 Mark für jedes Geschäft. Die stets wachsenden Spesen machen den Banken eine Mehrung ihrer Gebühren mehr als erwünscht. So begann die Börsenwoche (21. Nov.) etwas zurückhaltend. Trotz der Devisenrückgänge war die Tendenz fest, denn die gewichenen Kurse reizten zum Kauf, auch rechnete man bereits wieder mit der neuen Markentwertung, worin man sich ja nicht getäuscht hat. Steigende Kurse hatte Deutsches Petroleum, deren Aktien 138 Prozent stiegen; andere Petroleumwerte folgten nach. Westliche Montanpapiere zeigten eine erhebliche Kursbesserung, ebenso Braunkohlen und Kaliwerte. Die Rottweiler gewannen 100 Prozent, sie sollen sich zur Verarbeitung ihrer Fabrikate Aktien mehrerer Spinnereien gesichert haben. Die deutschen Bankaktien wiesen vorwiegend Rückgänge auf. Dagegen bestand lebhafte Nachfrage und Steigerung bei österreichischen Kreditaktien. Heimische Renten waren vorwiegend gefragt.

Der Reichswirtschaftsminister hat ein Rundschreiben verschickt, das sich mit der gegenwärtigen Wirtschaftskrise und mit den zu erwartenden Folgen beschäftigt. In dem Schreiben wird daran erinnert, dass die gegenwärtige Hochkonjunktur weitgehende Aehnlichkeit mit der Scheinkonjunktur Ende 1919, Anfang 1920 habe. Obgleich jedoch der gegenwärtige Zusammenbruch der Mark erheblich weitergeht als 1920, scheint insofern ein Unterschied gegenüber damals zu bestehen, als die Ausfuhr nicht gleichzeitig die gleiche Steigerung erfahren hat, wie damals. Um bei dem zu erwartenden Konjunkturumschwung das Anwachsen der Arbeitslosigkeit zu hemmen, tritt das Ministerium dafür ein, dass alle Behörden, Beschaffungsstellen usw. den Markt während der Hochkonjunktur mit Anforderungen nur insoweit belasten, als es zur Deckung des dringenden laufenden Bedarfes nicht vermieden werden kann. Auch die Privatwirtschaft und die Notstandsarbeiten sollen diese Gesichtspunkte berücksichtigen. Bei Konjunkturumschwung sollen dann die Arbeiten sofort in Angriff genommen werden. — Der Berliner Börsenvorstand hat seinen Beschluss über die Ausschliessung der kleinen Orders, der am 1. Dezember in Kraft treten sollte, vertagt. Man schliesst daraus, dass jetzt bei kleinerem Geschäft auch die kleineren Aufträge wieder erwünschter sind. Die Annahme, dass in der nächsten Woche drei Vollbörsen stattfinden sollen, erfüllte sich nicht. Es bleibt einstweilen bei zwei. Die Effektenkurse waren auch an den börsenfreien Tagen fest. Nachdem die Mark an der Neuyorker Börse vom 21. einen weiteren Rückgang erfahren hatte, wurde der Dollar anderen Tages bei uns bis zu 280 gehandelt, kam aber nach Schwankungen auf 277. Ende der Woche stand er wieder auf 296. Im Effektengeschäft steht man unter dem Druck der höheren Spesen. Man muss jetzt schon recht erheblich verdienen, wenn man nur mit den Spesen herauskommen will. Die Börse vom 24. November zeigte keine einheitliche Haltung. Anfangs Rückgänge, später fester, jedoch ohne starkes Geschäft. Bei den Montanaktien waren besonders die oberschlesischen niedriger, von den westlichen fielen Rombacher und Lothringer, dagegen stiegen Deutsch-Luxemburger und Gelsenkirchener. Phönix und Rheinstahl zogen an. Ganz besonders gesucht waren in Verbindung mit dem bevorstehenden Bezugsrecht Ilse Bergbau (Plus 750 Prozent!), Maschinenwerte lagen uneinheitlich, chemische blieben ziemlich unverändert und Bankaktien stiegen wieder. Die ruhige Geschäftslage ist an allen Börsen ziemlich allgemein. Die Meinung, dass die nächste Woche wieder starken Geschäftsgang bringt, will uns nicht allzu wahrscheinlich dünken. — Die Wiener Börse hatte einen Demonstrationstreik. Die Haussewelle brachte dort ungeheuere Gewinne, die der neue Finanzminister durch eine jedem Börsenbesucher aufzulegende Besuchssteuer erfassen möchte, deren Höhe uneinbringlich erscheint. Die Gesetzvorlage ist ohne Anhören der Fachleute geschaffen. Man befürchtet das Entstehen eines Winkelbörsentums. Die grossen Käufe an der Wiener Börse gehen meist für ausländische Rechnung. Die Interessenten für Kreditaktien und Bankvereinsaktien sollen vorwiegend deutsche Kapitalisten sein. Dem Deutschen Reichstage ging die Novelle zum Börsengesetz, die Zulassung weiblicher Börsenbesucher betreffend, zu.

Die Gründung der Rhein—Main—Donau-A.-G. erfolgt in diesen Tagen. Gegenstand des Unternehmens ist bekanntlich der Ausbau der Grossschiffahrtsstrasse von Aschaffenburg über Bamberg—Nürnberg—Regensburg bis zur Reichsgrenze bei Passau, der Ausbau der oberen Donau zwischen Kelheim und Ulm, sowie die Herstellung von Schiffahrtsanschlüssen nach Augsburg und München, endlich der Bau und Betrieb von Wasserkraftwerken an diesen Wasserstrassen. Auch in Mitteldeutschland tauchen Pläne auf, die eine Verbindung von der Nordsee bis zur Donau bezwecken. K. Werner, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Münchener Kalender 1922. M. 8.—, zeigt auch im neuen Jahrgang seine schöne Farbenpracht und unübertreffliche Wappenkunst. — **Katholische Weltanschauung und modernes Denken.** Gesammelte Essays über die Hauptstationen der neueren Philosophie von Dr Frz. X Kiefl. Gr. 8⁰. 532 S. Brosch. M. 60.—., geb. M. 75.—. — **Der Einigung Italiens Werdegang** und die Vernichtung der weltlichen Papstherrschaft. Von Dr. Joseph Massarette. 8⁰. (VIII, 226 S. Kart. M. 20.—. (Verlagsanstalt vorm J. G. Manz in Regensburg.)

Sprüche Salomos. Kl. 8⁰. 160 S. M. 7.20. — **Sprüche Jesu Sirachs.** 8⁰. 203 S. M. 10.—. — **Das Hohelied Salomos.** Kl. 8⁰. 62 S. M. 7.20. — **Job.** Kl 8⁰. 169 S. M. 7.20. Jeder Band übersetzt,, eingeleitet und erklärt von E. Dimmler. — **Anstands- Verkehrs- und Lebensregeln.** Von Prof. W. Deuser. 5 Aufl. Kl. 8⁰ 186 S. M. 14.—. — **Adolf Gröber.** Unter Benutzung des Nachlasses. Von Hermann Cardauns Mit einem Bildnis. (Führer des Volkes Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 30 Band) 8⁰. 171 S. I Band: **Franz von Assisi.** 3 Aufl. M. 6.—. — **Kernfragen christlicher Welt- und Lebensanschauung.** Gedanken und Vorträge von Prof. Dr. J. Mausbach. (Apologetische Tagesfragen, 1. Heft.) 4. Aufl 8⁰ 112 S. M. 10.—. — **Die geschichtliche Existenz Christi.** Von Dr. theol Franz Meffert. 9. 13. Aufl. 212 S. (Apologetische Tagesfragen, 3. Heft.) M. 15—. (M Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.)

Die Baukilie. Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Kirchenbaues. Von Dr. Nikolaus Spiegel M. 10.50. — **Die Heiligkeit Jesu.** Von Dr. P. Hilarin Felder. M. 9.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Dr. **Franz Xaver Seppelt, Papstgeschichte von den Anfängen bis zur französischen Revolution.** Sammlung Kösel, Band 88/89 und 90/91. Zwei Doppelbände. Geb. je M. 14.—. (Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München.)

Romantik-Land. Ausgewählt und eingeleitet von Ludwig Benninghoff, mit 16 Bildwiedergaben. 244 S. M. 24.—. (Hanseatische Verlagsanstalt, A.-G., Hamburg 36)

Die Varusschlacht in Notgeldscheinen. Die Amtsgemeinde Horn (Lippe) bringt gegenwärtig in einer Notgeldserie die Varusschlacht im Teutoburger Walde (9 n. Chr.), um die Gedanken gerade in der jetzigen schweren Zeit hinzulenken nach jenen Zeiten, wo auch vom Rheine her die Romanisierung Deutschlands drohte. Die Scheine wurden nach Gipsmodellen hergestellt, wodurch eine hochkünstlerische, reliefartige Wirkung erzielt ist. In dieser Art der Ausführung stehen die Scheine einzigartig da. Bestellungen sind an die Amtssparkasse Horn (Lippe) zu richten.

Wir erfüllen hiermit die traurige Pflicht, allen Mitgliedern und Freunden des Bonifatiusvereins vom Heimgange unseres langjährigen und hochverdienten Mitgliedes und Präses,

des Herrn Dompropstes an der Kathedrale zu Paderborn

Prälaten

Dr. Franz Wilhelm Woker

Mitglied des Generalvorstandes und Präses des Diözesankomitees Paderborn des Bonifatiusvereins

in eine bessere Heimat Kenntnis zu geben. Der Verstorbene gehörte fast 30 Jahre lang unseren Kollegien an, nachdem er durch langdauernde Wirksamkeit in der Diaspora sich eine umfassende Kenntnis der dortigen Verhältnisse erworben. Die Sorgen für die Gemeinden der Diaspora mit ihren Gläubigen und Priestern betrachtete er als eine der wichtigsten Aufgaben seines Lebens. Wir empfehlen seine liebe Seele der frommen Fürbitte.

Paderborn, den 17. November 1921.

Der Generalvorstand des Bonifatiusvereins.
Das Diözesankomitee des Bonifatiusvereins.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag
München.
Galeriestraße 35a. Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto
München Nr 7261.
Vierteljahrespreis:
In Deutschland M. 15.—
einschl. Zustellkosten.
Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 x gespaltene Millimeterzeile M 1.20 Anzeigen auf Textseite 95 mm breite Millimeterzeile M 6 .
Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau“, München, Galeriestr. 35a Gh.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 50 München, 10. Dezember 1921. XVIII. Jahrgang.

Was hat Stegerwald getan?

Von L. Sedlmayr, München.

In der „Allgemeinen Rundschau“ ist Stegerwalds Wirken seit dem Essener Kongreß wiederholt gewürdigt worden. Dabei kam in wachsendem Maße eine Sympathie mit dem Manne und seinen politischen Anschauungen zum Durchbruch. Die „Allgemeine Rundschau“ hat sich damit zweifellos als Spiegel eines großen Teiles der deutschen öffentlichen Meinung erwiesen, denn im ganzen Reiche — und darüber hinaus — ist Stegerwald immer mehr als „eine deutsche Zukunftshoffnung“ — man darf wohl sagen — gefeiert worden.

Die Essener Rede Stegerwalds ist also doch nicht ganz wirkungslos verhallt. Die damals entwickelten Gedanken sind nunmehr ein Jahr lang vor der politischen Oeffentlichkeit geprüft worden. Das Ergebnis ist, daß ihr Vater bei den besten Köpfen in allen Parteien — offen oder im geheimen, mit Freude oder mit Aerger — als einer der einflußreichsten und großzügigsten Politiker Deutschlands bezeichnet wird.

Das gewichtigste Argument, das gegen die Idee des Essener Kongresses vorgebracht wurde, ist dies: diese Idee ist zwar gut, aber undurchführbar.

Demgegenüber ist es vielleicht angebracht, auf die Tatsache zu verweisen, daß die deutsche Gegenwartspolitik doch schon stark unter dem Einfluß dieser Idee steht. Einen sichtbaren Ausdruck findet diese Tatsache in der neuen preußischen Regierungskoalition. Mindestens ebenso charakteristisch ist die weitere Tatsache, daß in allen bürgerlichen Parteien die Losung: christlich, national, demokratisch und sozial! entschiedene Anhänger gefunden hat. Freilich, über die Auslegung und politische Auswertung dieser Begriffe herrschen noch recht verschiedenartige Anschauungen. Stegerwald hat im Laufe des Jahres wiederholt versucht, eine nähere Umschreibung dieser Begriffe zu geben und zu zeigen, wie sie in der praktischen Politik zur Anwendung kommen sollen. Da und dort sind dadurch die Sympathien für die Idee abgeschwächt worden. In den breiten Massen des christlichen Volkes, vor allem im katholischen Volke, wird aber die Grundidee des Kongresses, der Ruf nach politischer Arbeitsgemeinschaft aller christlich, national, demokratisch und sozial gesinnten Volksgenossen und Parteigruppen, deswegen kaum an Zugkraft verloren haben.

Der Zusammenschluß in einer christlich-nationalen Volkspartei, wie er von mir in der „Deutschen Arbeit“ im April 1920 gefordert wurde, bleibt allerdings ein weitgestecktes Ziel. Vielleicht erreichen wir es nicht. Aber es wäre nicht viel weniger erreicht, wenn feste Partei-Koalitionen mit christlich-nationalem Uebergewicht gesichert werden könnten. Denn das war auch mein Grundgedanke: dem christlichen Volksteil die denkbar stärkste politische Position zu verschaffen gegenüber den unchristlichen Tendenzen der Zeit, die in den Parlamenten und im Volksleben hervortreten.

Die Durchführung eines solchen Planes stößt naturgemäß auf tausend Schwierigkeiten. Unter normalen Umständen könnte man wahrscheinlich angesichts des deutschen Volkscharakters überhaupt nicht hoffen, daß die einheitliche parteipolitische Zusammenfassung des christlichen Volkes jemals gelingen könne. Aber die Lage, in der wir uns seit 1918 befinden, die allerdings vielen erst allmählich ganz zum Bewußtsein zu kommen scheint, läßt die Hoffnung nicht ganz unberechtigt erscheinen, daß eine solche Zusammenfassung möglich sei. Nur bei offenkundiger direkter Bedrohung der christlichen und nationalen Heiligtümer, das war mir klar, würde die Idee von Essen sich rasch durchsetzen.

Wie ist nun die Lage? Unsere nationale Existenz steht gewiß nach wie vor auf dem Spiele. Aber wer gefährdet sie? Etwa nur der Versailler Vertrag? Nein, auch der entsetzliche Mangel an nationaler Gesinnung in unserem eigenen Volke! Wo ist die nationale Disziplin, die wir bei anderen Völkern sehen, in Deutschland? Die ernstesten Fragen unserer nationalen Existenz werden bei uns zu Fragen der Parteitaktik gemacht. Wie soll da das Gefühl für die in unserem Verhalten mitbegründete Bedrohung nationaler Heiligtümer, ja unserer nationalen Existenz, aufkommen? Große Teile der Nation reden Tag für Tag mit einer Verachtung vom „Neuen Deutschland“, die wahrlich nicht dazu angetan ist, diesem im Ausland Respekt zu verschaffen. Je nach dem Parteistandpunkt lästert jeder dies oder jenes an den Regierungen, an den Parlamenten, an den Parteien, an den Verfassungen. Sachliche Mäßigung ist eine Seltenheit. Muß das alles so sein? Die Wirkung kann nicht ausbleiben: Unser Volk verliert das Empfinden für die Ehre und Bedeutung der Nation und verfällt in eine Gleichgültigkeit, die es erklärlich macht, daß auf eine einheitliche nationale Front im politischen Leben nur wenig Gewicht gelegt wird.

Daß diese nationale Einheitsfront nach wie vor ein dringendes Bedürfnis wäre, ist vor kurzem in einem Artikel zum Parteitag der Deutschen Volkspartei in dem neuen Blatt „Die Zeit“ von Dr. Stresemann erneut betont worden und Stegerwald hat in einer Rede, die er in Amsterdam gehalten hat, darauf verwiesen, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer politisch zusammenstehen müßten, daß „der monarchistische Gedanke als Zankapfel mehr und mehr in den Hintergrund getreten“ sei. Auf dem Wege der allmählichen Ueberwindung der Extreme innerhalb der nationalen Kreise wäre die Schaffung der nationalen Einheitsfront in dieser oder jener Form wohl möglich. Diese Entwicklung würde von selbst dazu führen, daß die Gegner einer solchen Einheitsfront aktiver auftreten und durch dieses Auftreten wiederum anregend und fördernd auf die nationale Einheitsfront wirken.

Und wie es ist mit der Bedrohung der christlichen Heiligtümer? Können wir in dieser Beziehung unbesorgt sein? — An Klagen gegen die Kulturparagraphen der Reichsverfassung fehlt es nicht. Merkwürdigerweise wird aber gegen diese Paragraphen, obwohl sie nicht an die Grundrechte der christlichen Bevölkerung Hand anlegen, mehr zu Felde gezogen, als gegen die gefährlichen antichristlichen Mächte, die sich im Volksleben hervorwagen. Es scheint, daß man sich trotz allem durch die Verfassung so geschützt fühlt, daß Drohungen von seiten christentumsfeindlicher Mächte nicht recht ernst genommen werden. Darum kann man sich auch noch den Luxus der Zersplitterung der christlichen Kräfte im politischen Leben leisten. Aber ist deswegen die große Gefahr für das Christentum nicht da? Ist nicht nach wie vor ein sehr großer Teil des deutschen Volkes, politisch größtenteils in den Linksparteien vereint, dem positiven Christentum feindlich gesinnt? Und spüren wir nicht immer wieder den Druck aus jener Richtung?

Trotzdem sehen wir nur ein teilweises Eingehen auf die Idee von Essen. Warum? Niemand will aus der alten Haut heraus. Jede Gruppe fühlt sich so sehr auf dem allein richtigen Wege, daß sie „es nicht verantworten zu können glaubt“, von diesem zugunsten des gemeinsamen Handelns abzugehen.

Niemand sollte sich darüber wundern, daß sowohl auf katholischer wie auf evangelischer Seite aktiver als seither gearbeitet wird. Unsere Sorge muß sich darauf richten, daß der neue religiöse Eifer nicht zu neuem politischen Kampf der christlichen Konfessionen unter sich führt. Daß es insbesondere auf evangelischer Seite Heißsporne gibt, die sich nur schwer an einen Burgfrieden gewöhnen wollen, ist bekannt; aber ist deren Machtstreben irgendwie aussichtsreich? Die Lage ist doch unter allen Umständen so, daß eine Wiederholung des Kulturkampfes der Aera Bismarck ausgeschlossen ist, selbst wenn der Wille dazu im evangelischen Volksteil allgemein vorhanden wäre.

Viel mehr als nötig werden *innerstaatliche* Probleme zum Hemmschuh für die Auswirkung der Idee von Essen gemacht. Wer die Essener Rede Stegerwalds heute unbefangen studiert und die politische Tätigkeit Stegerwalds seit Essen vorurteilslos betrachtet, wird finden, daß man ihm bestimmt Unrecht tut, wenn ihm der Sinn für das historisch gewordene, sowohl hinsichtlich der Parteien, wie hinsichtlich der Konfessionen oder der innerstaatlichen Ordnung abgesprochen wird. Gerade in letzterer Beziehung sind manche Urteile gefallen, die anfechtbar sind.

Stegerwald, so hieß es in vielen Variationen, unterschätze die historisch gewordene Entwicklung, ihm fehle, so heißt es noch in der „Allgemeinen Rundschau", Nr. 47, der Tiefblick in die *Vergangenheit*, obwohl im gleichen Aufsatz gesagt wird, daß Stegerwald offenbar zu sehr vom Großen Kurfürsten, bzw. seinem Geschichtsschreiber Martin Spahn, beeinflußt sei. —

Da ist wohl die Frage erlaubt, ob dem deutschen Volke in seiner heutigen Lage mehr mit einem Führer gedient ist, der die vergangenen Jahrhunderte durchforschte, oder mit einem solchen, der seit 20 Jahren aktiv in die deutsche Gegenwart eingegriffen und auf Grund der dabei erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen ein reifes Urteil über die Voraussetzungen unseres künftigen Lebens gewonnen hat. Stegerwald hat das deutsche Wesen wohl auch in seiner innersten Natur kennen gelernt, wenn auch weniger aus Büchern als aus dem praktischen Leben. Er hat das deutsche Wesen sogar in seinem schwächsten Punkt erkannt. — *Die Rechthaberei der einzelnen Gruppen und Stämme*, die von jeher das Erbübel der Deutschen war, ist in der heutigen Lage Deutschlands doppelt gefährlich. Darum muß ein Politiker, dem es um Deutschlands Zukunft zu tun ist, unter allen Umständen auch einen Weg aufzeigen, der dem Streit der Länder untereinander und mit dem Reiche eine möglichst enge und damit außenpolitisch ungefährliche Grenze setzt.

So hat Stegerwald vor kurzem sich wieder über das schwierige Problem *Preußen* geäußert und den Vorschlag gemacht, nach und nach Preußen zum Reichsland umzuwandeln. Das würde nach Dr. Otto Sachse („Allgemeine Rundschau", Nr. 47) „nichts anderes als ein Aufgehen Deutschlands in Preußen, wobei Preußen nur seinen Namen, Deutschland aber sein Wesen opfert", bedeuten.

Ein solcher Einheitsstaat, der die Mittel- und Kleinstaaten an sich bannt und sie mit einem Netz seiner Dezentralisation überzieht, sei immer imperialistisch und müsse daher abgelehnt werden. Statt dessen sei ein wahrer Föderalismus notwendig.

Da sind wir also wieder so weit, daß alles Heil nur im *Föderalismus* liegt, in einem Föderalismus, der die alte bundesstaatliche Verfassung — und damit Preußens Vormacht — im wesentlichen wieder herstellt. Viele machen gleich den nächsten Schritt und sagen uns, daß nur der Bundesstaat mit monarchischer Verfassung dem deutschen Wesen entspreche. Also können wir nur den Mann als großen Führer anerkennen, der auf der Stelle ein Bekenntnis in diesem Sinne ablegt. —

Wo bleibt da der Sinn für die Realität der Dinge? Wie kann man nur glauben, daß Deutschland heute einen Führer ertragen könne, der sein staatspolitisches Ziel in der Beseitigung der Reichsverfassung erblickt?

Gibt es denn nicht einen gangbaren Mittelweg zwischen jenem *Föderalismus*, der praktisch nur zur Erneuerung der Vormachtstellung Preußens führen kann und einem unitaristischen Reich? Einen solchen Mittelweg zu finden, ist offenbar Stegerwalds Absicht. Dies sei, so sagt man, am besten durch die Schaffung von annähernd gleich großen Ländern zu erreichen, deren Zuständigkeiten so zu erweitern wären, daß der Charakter der Staatspersönlichkeit unzweifelhaft hervortritt.

Die Schaffung von annähernd gleich großen Ländern wäre nur durch die Zerschlagung Preußens zu erreichen. Dazu herrscht in Preußen wenig Neigung. Ganz abgesehen davon, sind aber auch erhebliche sachliche Bedenken gegen eine solche Zerschlagung geltend zu machen. Stegerwald hat sie schon in seiner Essener Rede angedeutet: Ohne eine führende Macht, sei es in einem mehr unitaristischen Reich dieses selbst oder sei es in einem mehr föderalistischen Reich ein führender Bundesstaat, würden die annähernd gleich starken Länder vor lauter Rivalitäten das Reich aktionsunfähig machen. Ein führender Block sei Voraussetzung für jede gradlinige Politik.

Gegen diese Theorie mag vom Standpunkt der kleineren Bundesstaaten oder Länder manches auszusetzen sein, besonders dann, wenn die politischen Kräfte, die jenem Block das Gepräge geben, anders aussehen, als man es gerne hätte.

Nach Lage der Dinge bleibt aber keine andere Wahl, als die: Entweder Vormachtstellung eines Bundesstaates Preußen, oder des Reiches gegenüber den Ländern einschließlich Preußen. Eine andere Lösung kann nur der für möglich halten, wer entgegen allen realpolitischen Tatsachen an die Aufteilung Preußens in mehrere kleinere Länder glaubt und sich der Hoffnung hingibt, daß über kurz oder lang ein neues bundesstaatliches Reich, aufgebaut auf etwa einem Dutzend annähernd gleich großer Bundesstaaten, geschaffen werden könne.

Ein Ideal könnte in letzterer Lösung doch nur erblickt werden, wenn mit Sicherheit erwartet werden könnte, daß stets eine Mehrheit dieser Länder bzw. Bundesstaaten in allen großen politischen Fragen einig wäre. Bei der konfessionellen und parteipolitischen Zerklüftung Deutschlands ist leider das Gegenteil zu erwarten.

Die Idee, die in katholischen Kreisen vorhanden sein mag, daß eine Reihe von vorwiegend katholischen Ländern, wenn nicht die Führung erlangen, so doch eine wesentlich stärkere Beeinflussung der Reichspolitik erzwingen könnte, hat gewiß etwas Bestechendes an sich. In einem Großdeutschland könnte eine Koalition Bayern, Oesterreich, Tirol, Rheinland, Westfalen, Schlesien sicher erhebliche Bedeutung gewinnen; aber mehr als dies? Und würde eine solche Koalition absolut homogen sein? Das ist doch sehr fraglich! Sicher erscheint nur eines: Daß einer solchen Koalition alsbald eine stärkere mit entgegengesetzten Tendenzen gegenüberstände. — Daß ein aus annähernd gleich großen Bundesstaaten gebildetes Reich nicht imperialistisch sein *könnte*, ist nur dann richtig, wenn ein solches Reich freiwillig oder durch äußeren Zwang auf Weltpolitik verzichten würde. Wahrscheinlich wäre, daß ein so aufgebautes Reich vor lauter innerer Zwietracht nie zu einer einheitlichen äußeren Politik kommen würde. Soll das etwa unser Wille sein? Und ist es nicht ein starkes Stück, zu sagen, daß auch ein christlich-soziales Reich nicht anders als imperialistisch — doch im schlimmen Sinne — sein könne? Wenn das richtig wäre, dann müßte die Kleinstaaterei den Inbegriff aller staatspolitischen Weisheit darstellen. Wer möchte das ernsthaft behaupten?

Mit Hinweisen auf die geschichtliche Entwicklung und auf das angeblich fehlende Verständnis für das deutsche Wesen lassen sich reale Tatsachen nicht beseitigen. Schließlich hat es keinen Zweck, Jahre und Jahrzehnte hindurch einem der eigenen Phantasie entsprungenen Idealzustand nachzuhängen und dabei den Einfluß auf die Gestaltung der Zukunft zu verlieren. Oder haben wir gegenwärtig in Deutschland wirklich nichts Wichtigeres zu tun, als über innerstaatliche Probleme uns zu streiten, die durch die Reichsverfassung eine mindestens vorläufig erträgliche Lösung gefunden haben? Bei der Beurteilung der Idee von Essen ist immer zu beachten, daß sie ausging von einem Kongreß der christlichen Gewerkschaften und daß der deutsche Gewerkschaftsbund sich durch entsprechende Zustimmungserklärungen anschloß. Wie diese Bewegung sich künftig der Auswirkung der Idee von Essen widmen wird, bleibt abzuwarten. Daß im ersten Jahre aus mancherlei Ursachen nicht überall so gearbeitet werden konnte, wie es zweifellos Stegerwalds Wunsch war, dürfte hinreichend bekannt sein. Eine Idee, die mehr von verstandesmäßigen als gefühlsmäßigen Erwägungen ausgeht und sich so große Ziele steckt, wie die von Essen, kann naturgemäß nicht so rasch durchdringen. Darf man sie deshalb als undurchführbar bezeichnen? Standen nicht auch an der Wiege der christlichen Gewerkschaften mehr Zweifler als Zuversichtliche?

Stegerwald ist einer der Gründer der christlichen Gewerkschaften Deutschlands. Man hat ihm auf sozialistischer Seite daher oft vorgeworfen, daß er die Zersplitterung der deutschen Arbeiterbewegung mit verschuldet habe. *Wahr ist*, daß *unter Stegerwald neben der sozialistischen eine christlich-nationale Arbeiterbewegung herangewachsen ist, die heute in imponierender äußerer Macht und*

innerer Festigung vor uns steht. Als Führer dieser Bewegung hat Stegerwald in zwei Jahrzehnten eine Arbeit geleistet, die bisher weder vom christlichen, noch vom nationalen Standpunkt aus genügend gewürdigt worden ist.

Man lege sich nur einmal die Frage vor, was Deutschland heute ohne die christlich-nationale Arbeiterbewegung wäre? Zweifellos eine sozialistische Republik. — Niemand hat dem Vormarsch der Sozialdemokratie so wirksam Abbruch getan, als die christlich-nationale Arbeiterbewegung; darum trifft diese auch heute noch der ganze leidenschaftliche Haß der Sozialdemokratie in allen ihren Schattierungen. Und Stegerwald in erster Linie!

Freilich, wenn jeder zum Führer berufene Mann mehr nach dem beurteilt wird, was er eventuell gegen ein Parteiprogramm unternimmt, als nach seinen bisherigen Taten, dann wird in Deutschland wohl kein Führer mehr aufzutreiben sein. Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann!

Stegerwald ist zur Freude seiner Gewerkschafts-Kollegen nunmehr wieder auf seinen früheren Posten zurückgekehrt. Vielleicht denken jetzt manche Kreise in Deutschland ernsthafter darüber nach, was Stegerwald für das Land getan hat und was von diesem Manne noch zu erwarten ist. Oder sollte diese Erkenntnis dem deutschen Volke erst kommen, wenn Stegerwald einmal nicht mehr unter uns ist? Warum nicht? „Zu spät" — das ist ja seit Jahren unser Schicksal! — —

Antwort.

Von Dr. Otto Sachse.

Wenn wir uns so oft mit Stegerwald auseinandersetzen, so ist es die Freude an einer wirklichen Persönlichkeit, wie sie heute so selten sind. An Stegerwald glauben ein paar Millionen in den christlichen Gewerkschafts- und Angestelltenverbänden. Von ihm lassen sie sich führen. Eben dank seiner Persönlichkeit. Was in diesen Millionen als Möglichkeit zur Form drängt, was sie sein, haben oder schaffen möchten in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur, das weiß Stegerwald sichtbar zu machen, auszudrücken, zu organisieren. Ungezählte Tausende riefen nach seiner Rede von Essen: Ja, das ist's, was wir wollen! Das ist's, was wir brauchen! Es ist das alte, immer wieder herrliche Schauspiel der schöpferischen Persönlichkeit, die etwas in vielen Empfangenden unbewußt Drängendes erlöst und zum persönlich bewußten Erlebnis macht. Das ist es zuvörderst, was so große Massen an Stegerwald bindet, erst darnach sind es seine gewaltigen Verdienste und Erfolge.

Stegerwald aber wäre nicht der gefeierte Führer geworden, oder doch viel schwerer, wäre er seiner Gefolgschaft nicht so nahe verwandt. Er ist selbst ein Sohn des Volkes und war Arbeiter. Begabung, Charakter, Intensität des geistigen Lebens heben ihn aus der Menge, an höherer Bildung hat er sich vielleicht mehr errungen als viele, die in schläfriger Kindheit damit gestopft wurden. Unsretwegen kann er sogar bei Martin Spahn Geschichte studiert haben bis zum Großen Kurfürsten und weiter zurück. Trotzdem bleiben wir bei dem Satz, daß Stegerwald der Tiefblick in die Vergangenheit fehlt, daß er kein unmittelbares Verhältnis zur deutschen Ueberlieferung hat. Er und seine Anhänger wie Sedlmayr — wir werden es beweisen —, teilen dies Schicksal mit dem ganzen Stand, den sie vertreten.

Der Bruch, den die neuen Erfindungen der Dampfkraft und Elektrizität im Kulturleben des 19. Jahrhunderts hervorriefen, ging bei der Arbeiterklasse besonders tief. Während die anderen Stände, Bauern, Kaufleute, Geistesarbeiter in ihrem Beruf ruhig weiterlebten, wurde aus einem großen Teil der Heimarbeiter und Handwerker der neue Stand der Fabrikarbeiter. Wir brauchen nicht neu zu schildern, wie auf diese Art große Teile unseres Volkes, besonders weil die Arbeit nun als Ware galt, heimatlos wurden in Land, Volk und Beruf, wie sich die Ausgestoßenen dann selbst vereinigten als Proletariat. Die besitzenden Stände ließen es geschehen; wie bekannt, nahmen sich nur katholische Priester wie Ketteler und Hitze, der prot. Hofprediger Stoecker und die Juden Lassalle und Marx des vierten Standes an. Da im Kaiserreich seit 1870 die Emanzipation der Arbeiter fortschritt und zugleich die Klassen einander fremder wurden, stehen wir heute vor der Tatsache, daß sich eine selbstständige, eigenartige Arbeiterwelt und Arbeiterkultur gebildet hat. Im katholischen Volksteil, im Bereich der konfessionellen Arbeitervereine und der christlichen Gewerkschaften, dann überhaupt in Süddeutschland stellt sich das lang nicht so schroff dar wie im Norden oder in der marxistischen Arbeiterschaft. Aber Tatsache ist es bei uns auch. Die Leistungen der Arbeiterkultur sind beträchtlich: Volkshochschule, Volksbühne, München-Gladbach. Vielleicht erwächst aus ihr das eigentliche neue Deutschtum. Aber das besonders durch bürgerliche Schuld unglückliche Verhältnis zwischen den Arbeitern und den bisherigen Kulturträgern hat es den Arbeitern erschwert, ihre neue Kultur durch starke Befruchtung mit der alten zu verfeinern. Vorläufig wird der beste Teil deutscher Bildung noch von den alten Bürgerschichten verwaltet. Wer aus ihnen stammt und zu ihnen hält, der muß aus gutem Selbstbewußtsein, aber auch um dem vierten Stand als Kulturerben möglichst viel zu überliefern, um ihn zu zwingen, sich gründlich mit dem Ererbten auseinanderzusetzen, für jedes Stück des ehrwürdigen Besitzes wie ein Ritter kämpfen. Für das Alte, Stilreine, Echte, wo unvermischter, wahrer Glaube rein und voll zu Gestalt und Ausdruck geworden ist, sei es in Kunst, Wissenschaft, Sitte, Lebenshaltung, politischen Programmen. Deshalb ziehen wir das alte Zentrumsprogramm dem neuen Entwurf einer großen christlichen Volkspartei vor. (Vergl. Nr. 41.)

Stegerwalds Aeußerungen zur preußischen Frage haben nun noch viel deutlicher als seine Rede von Essen gezeigt, woran es diesem bedeutenden Mann gebricht. Was Stegerwald gesagt hat, ist in Nr. 47 genügend behandelt. Wir selbst aber hätten uns alles eher träumen lassen, denn als Verfechter der Vormacht Preußen angesprochen zu werden. Unsere früheren Aufsätze (Nr. 46, 45, 7), der vorletzte Abschnitt in „Was tut Stegerwald", ja gerade die Sätze, welche Sedlmayr zitiert, sind u. E. deutlich genug. Sind wir nicht für die Bismarckche Verfassung und die preußische Vormacht, so kann sich auch der folgende Satz vom nächsten Schritt nicht auf uns beziehen: nur der Bundesstaat mit monarchischer Verfassung entspreche dem deutschen Wesen. Ebensowenig läuft es dann auf einen Bruch der Reichsverfassung hinaus. — Wir glauben auch annehmen zu können, daß Sedlmayr selbst uns nicht auf den preußisch-bismarckischen Föderalismus festnageln und gar keinen andern kennen will. Er erwähnt ja selbst den Weg der Aufteilung Preußens in gleich große Staaten als einen Mittelweg, zieht aber den Mittelweg Stegerwalds vor. — Jedoch man denke sich: Preußen wird Reichsland, alle preußischen Behörden werden Reichsbehörden. Die bisherigen, nicht so zahlreichen und kopfstarken Reichsbehörden sind dann bald assimiliert, das Deutsche Reich gründlich verpreußt. Schon heute hat sich durch die Verreichlichung der Bahn, Post, Steuer viel zu viel preußische Bürokratie des Reichs bemächtigt. Es ist wieder eine Kulturfrage. Das alte Deutschtum, das es vielen guten Deutschen allein wert macht, ein Deutscher zu sein, das Deutschtum, welches der vollen christlich-abendländischen Kultur teilhaft war und sie durchs Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert wundersam eigenartig ausgestaltet hat, lebte in den alten Bundesstaaten. Auf jetzt preußischem Gebiet lebte es in den Gebilden vor 1866 oder 1815. Auf altpreußischem Gebiet lebte es überhaupt nur spärlich. Es gehört zu den eingangs erwähnten Schwächen unserer Arbeiterkultur, daß sie diesen Unterschied zwischen Deutschtum und Preußentum nicht deutlich genug fühlt. Mit ihr fühlen ihn breite Bürgerschichten nicht, und denen müssen wir es zum Vorwurf machen. Wir Föderalisten aber kämpfen gerade für jenes alte Deutschtum. Wir wünschen eine starke Reichsgewalt, doch nicht nur begriffs- und gesetzmäßig, sondern auch organisch unabhängig von jedem Einzelstaat. Wir wünschen unter ihr nicht nur Selbstverwaltungskörper, sondern wirkliche Staaten. Denn nach christlicher Gesellschaftslehre haben die sozialen Gebilde von der Familie über Sippe, Gemeinde, Stamm bis zum Volk ihr eigenes Recht auf Zusammenschluß. Föderalismus und Imperialismus schließen sich aus. Was man heute Weltpolitik nennt, könnte ein föderatives Reich allerdings nicht treiben. Aber könnte es nicht wie die Schweiz — und viel wirkungsvoller, weil größer — ein Ruhepol in Europa sein? Das Herzland, das den Blutumlauf vermittelt, auch wenn die einzelnen Glieder des Erdteils gegeneinander streben? War das nicht die Schweiz im Weltkrieg? Nur auf diesem Weg können wir hoffen, daß einst Deutschösterreich zu uns kommt. Wir haben keinen Oesterreicher gefunden, der in ein zentralistisches oder preußisches Deutschland hätte eintreten mögen. Daß ein solches Deutschland imperialistisch sein muß, lehrt die Geschichte. Selbst christlich-soziale Färbung würde es nicht hindern. Mindestens nicht, solange der Begriff christlich so wenig bestimmt und vertieft ist, wie nach den Beweisen Hopmanns (Nr. 41, S. 563) im Programm von Essen. In diesem Sinn dürfen sich die Imperien England und Nordamerika auch christlich nennen.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Das Bessere und Feinere einer Gattung verleugnet gern seinen Namen. Bessere Unterhaltungsromane wollen keine Unterhaltung sein, sondern Kunst, feinere Kaffeehausmusik will keine solche sein, sondern Kammermusik, bessere Filme kein Lichtspiel, sondern Wissenschaft, höhere Heiratsvermittlung will nicht so heißen, sondern Geselligkeit. So will auch die bessere Politik heute nicht Politik sein, sondern Wirtschaft. Die Politik hat sich zu unbeliebt gemacht. Nach ihren zahllosen Mißerfolgen gilt sie als höhere Schaumschlägerei. Und dazu stimmt ausgezeichnet, daß zurzeit am allermeisten noch die Franzosen reine Politik treiben, wenigstens gegen Deutschland. Bei uns Deutschen ist die Politik schon tief in Mißkredit gekommen zugunsten wirtschaftlicher Erwägungen. Das ist eigentlich schade für die Politik und ein Zeichen unserer Not. Die Fragen des Staates, der völkischen und bürgerlichen Rechte, Pflichten und Freiheiten sind doch zweifellos höher und geistiger als die des leiblichen Bedarfs. Mangel und Sorge machen uns zu nüchtern. Wie die Rationalisten des 18. Jahrhunderts die Kunst mit Erziehung oder Veredlung entschuldigten, so wir die Politik mit der Wirtschaft. Es ist der gleiche Materialismus, ob die Sozialdemokraten den Staat ersetzen wollen durch einen Menschen-Ameisenhaufen, einen rein wirtschaftlichen Betrieb, oder ob sich unter Herrschernaturen wie Stinnes Industriekönigreiche bilden. Aber der Materialismus hat nicht Recht. Denn was diese Gebilde treibt, ist letztlich doch nicht Wirtschaft, sondern der Wille zur Macht oder mindestens Selbstbehauptung, ist also Politik. Politisch sind deshalb auch die Reisen unserer Wirtschaftsgrößen nach London. Und ihre Wirtschaft ist jetzt unsere beste Politik, seit wir uns zur reinen Politik so unfähig gezeigt haben, nach innen und außen. Unsere politische Stellung ist seit Versailles so schwach, daß wir nicht hoffen können, es möchte bei den Beratungen über die erträgliche Umgestaltung der Kriegsentschädigung auf die Freiheit und Macht des Deutschen Reiches Rücksicht genommen werden. Stinnes hat das gewiß noch im Auge, Rathenau aber, der nach ihm in London weilte, lebt ganz in der Welt des internationalen Kapitals. Nachdem Stinnes schon zurück war — anscheinend ohne feste Ergebnisse — und Rathenau neue Fäden anknüpfte, erging unterm 2. Dezember ein scharfes Mahnschreiben des Wiedergutmachungsausschusses an die deutsche Regierung, mit allen Mitteln und unverzüglich die am 15. Januar und 15 Februar 1922 fälligen Zahlungen sicherzustellen. Der Hinweis auf die möglichen Folgen bei Nichterfüllung fehlt nicht. Anschließende Mahnungen, auf jeden Fall im Inland oder Ausland Kredite zu beschaffen, den Reichshaushalt endlich ins Gleichgewicht zu bringen und dem immer größeren Umlauf von Papiergeld zu steuern, sind leider nicht unberechtigt. Der Preis für die Reform unserer Zahlungen wird eine mehr oder weniger verschleierte Zwangsverwaltung Deutschlands durch seine Gläubiger sein. — Vielleicht erwartet der Wiedergutmachungsausschuß die Antwort, daß wir nicht mehr zahlen können. Denn nach allem, was geschah, muß England die Aufrollung der ganzen Entschädigungsfrage angenehm sein. Es weiß, wie verhängnisvoll ein deutscher Bankrott dem britischen Handel würde. Schon tritt Asquith im Namen der Unabhängigen Liberalen für die Revision des Friedensvertrags hinsichtlich der Wiedergutmachung ein. Aus den Verhandlungen bis Ende der Woche ging so viel hervor, daß Deutschland eine staatliche Anleihe von Großbritannien nicht erlangen könne. Englische Finanzkreise sollten dies allenfalls auf eigene Gefahr tun. Eher wäre ein Zahlungsaufschub (Moratorium) von 2—3 Jahren zu gewähren. Hierzu ist aber der einstimmige Beschluß des Wiedergutmachungsausschusses nötig. Da hängt es wieder an Frankreich. Das wird dem Zahlungsaufschub nur zustimmen, wenn es bedeutende greifbare Sicherheiten erhält, etwa das Ruhrgebiet oder den Erlaß seiner Schulden an England und Amerika. Lauter den Briten sehr unsympathische Dinge. Wir wohnen vielleicht in den nächsten Wochen einer neuen Kraftprobe zwischen England und Frankreich bei. Auf beiden Seiten wird man das Aeußerste zu vermeiden suchen, den Bruch der Entente. England hat Schwierigkeiten genug. In Irland konnte Lloyd George Ulster und Sinnfein noch nicht unter den Hut einer gemeinsamen Volksvertretung bringen. Im näheren Osten ist das französisch-türkische Einvernehmen eine Gefahr, in Indien gärt es und wie man mit Amerika und Japan zugleich Freundschaft halten kann, dies Rätsel ist auch noch nicht gelöst. Darum wird England seiner gereizten Stimmung wider Frankreich nicht unbedingt nachgeben. Aber auch Frankreich läßt es schwerlich aufs Aeußerste ankommen. Briands Mißerfolg in Washington hat ihm gezeigt, daß es mit seiner napoleonischen Politik isoliert dasteht. Man darf zweifeln, ob selbst Poincaré, der Mann der scharfen Tonart, der jetzt geflissentlich als wahrscheinlicher Nachfolger Briands genannt wird, als verantwortlicher Staatsmann den Bruch der Entente wagen würde.

Die Nachrichten von Erleichterungen unserer Schuldenlast lösten einen fast gefährlichen Optimismus aus, der sich in einer sprunghaften Wertsteigerung des deutschen Geldes kundtat. In Wirklichkeit werden wir mindestens noch warten müssen, bis uns eine Anleihe oder eine Stundung bewilligt wird. Das Jahr kann darüber zu Ende gehen. Wie schon früher angedeutet, wird das Ergebnis, so oder so, unter die Fernwirkungen von Washington zu rechnen sein. Es ist immerhin ein Trost in unserer trüben Zeit, zu sehen, wie die Regierung der Vereinigten Staaten auf der Konferenz ehrlich und tatkräftig bemüht ist, die verfahrene Weltpolitik zu ordnen. Frisch und unbekümmert nach der guten Art eines jungen Volkes. Käme es auf Amerika an, so würde Deutschland eines Tages zur Teilnahme eingeladen. Bei dem großen Aufräumen wird man in Washington notwendig auf die Frage der Kriegsschulden und der deutschen Kriegsentschädigung stoßen. Da kann es für uns, die wir alles auskosten mußten, eigentlich nur freudige Ueberraschungen geben. Es hätte wohl nichts geschadet, wenn die deutschen Staatslenker auch vor der großen Oeffentlichkeit — im geheimen haben sie es hoffentlich getan —, zu dem und jenem Stellung genommen hätten, was in Washington vorginge. Mindestens zu den Verleumdungen Briands. Geschähe es noch, so käme es etwas spät.

Gerade in diesen Tagen erhalten wir einen Vorgeschmack, was aus Mitteleuropa, schließlich aus Europa überhaupt werden muß, wenn die verderbliche Wiedergutmachungspolitik nicht durch eine vernünftige Wirtschaft abgelöst wird. Oesterreich ist bei der Auflösung angelangt, der Deutschland entgegengeht. Wien, dessen Ausländerluxus und Einwohnerelend an die schlimmsten Zeiten des spätantiken Roms erinnern, wurde von schweren Aufständen und Plünderungen heimgesucht, denen einheimischer und russischer Bolschewismus nachhilft. Die Lage ist um so kritischer, als auf die Wehrmacht der Republik Oesterreich kaum ein Verlaß ist. Ein Umsturz würde für die Bundesländer das Zeichen zum Abfall von dem Wasserkopf Wien, für die Nachbarstaaten den Vorwand zur Einmischung bedeuten. Dann kommt die längst geplante Teilung Oesterreichs zwischen Italien, Jugoslawien und der Tschechoslowakei. Italien erhielte Nordtirol, der Tschechoslowakei, die keineswegs gering zu schätzen ist an Macht und Wirtschaftsstärke, würde Wien selbst mit Niederösterreich und dem Grenzgebiet gegen Ungarn zufallen. Dann wäre der Streit um das deutsche Burgenland für die Tschechen geführt worden. Auf die bevorstehende Volksabstimmung in Oedenburg können solche Aussichten und Wiener Unruhen nicht im deutschösterreichischen Sinn förderlich wirken.

Ein Republikanischer Lehrerbund.

Von G. Stezenbach.

In Freiburg wurde neulich ein „Republikanischer Lehrerbund" gegründet und zwar von Volks-, Mittel- und Hochschullehrern. In ihm fungieren Prof. Breusch als 1. Vorsitzender; Univ.-Prof. Dr. Kantorowicz, 2. Vorsitzender; Hauptlehrer Ringwald, 3. Vorsitzender; Prof. Dr. Hauser, Schriftführer; Hauptlehrer Leiber, Kassier. Beisitzer: Für die Volksschulen: Lehrerin Frl. Groth; Hauptlehrer Raus; Hauptlehrer Rothenberger; Hauptlehrer Schilling; Hauptlehrer Seyfarth; Hauptlehrer Weber. Für die Mittelschulen: Prof. Burger; Prof. Eckerle; Prof Schück (Lahr); Prof. Veit. Für die Universität: Prof. Dr. Heiß; Prof. Dr. Rost; Prof. Dr. Königsberger. Dieser Bund „sieht in der demokratischen und sozial gerichteten Republik die einzige Staatsform, die eines gebildeten und selbstbewußten Volkes würdig ist. Sie ist nach ihm zugleich die einzige, die nach dem Zusammenbruch des alten Systems unserem schwergeprüften Vaterland den inneren Frieden zu wahren vermag und das nationale Sehnen nach Vereinigung aller deutschen Stämme im Großdeutschen Nationalstaat erfüllen kann. Der Bund will die heranwachsende Jugend zu sozialem

Fühlen und Handeln, zu republikanischem Verantwortungsgefühl und zu demokratischem Bürgerstolz erziehen durch sein Beispiel nicht minder als durch unbedingte Wahrhaftigkeit der Darstellung auf allen Wissensgebieten. Er ist entschlossen, jeder an der Schule sich zeigenden, gegen die demokratische Republik gerichteten Propaganda entgegenzutreten, komme sie von rechts oder von links. Auch will er Anfeindungen und Schädigungen, die Lehrern oder Schülern aus ihrem Bekenntnisse zur Republik erwachsen, gemeinsam abwehren. Parteipolitik liegt ihm fern; in seinen Reihen ist jeder ohne Rücksicht auf die Partei willkommen, der sich rückhaltlos zur demokratischen Republik bekennt".

So weit das Programm des Bundes. Es ist klar, daß dieser Bund mit seiner Agitation auch an solche Lehrer und Professoren herantreten wird, die der Zentrumspartei angehören. Deshalb erscheint eine Stellungnahme gewiß nicht unangebracht.

Schon die Mitgliederwerbung des Bundes kann Anlaß geben zu einer bedenklichen Gesinnungsschnüffelei. Denn wer es ablehnt, dem Bunde beizutreten, der ist gar leicht als „Monarchist" und was ja damit für Republikaner gleichbedeutend ist, als „Reaktionär" gebrandmarkt! Es bedarf nur noch eines äußerlichen republikanischen Abzeichens, wie es ja die sozialdemokratische Partei für die Republikaner kürzlich vorschlug, um jeden Nichtträger dieses Abzeichens schon äußerlich als „Feind der Republik" zu stigmatisieren. Damit ist natürlich die verfassungsgemäße Freiheit der Meinungsäußerung wie der Denkfreiheit gerade von jenen Parteien in Frage gestellt, die vor der Revolution nicht laut genug im Interesse der politischen Freiheit nach dem geheimen Wahlrecht verlangen konnten. Unter der Monarchie war etwas Aehnliches nicht möglich. Es gab zwar einmal einen „Bund der Kaisertreuen", aber die paar Mitglieder, die er besaß, maßten sich nicht an, jene, welche ihm nicht beitraten, etwa als Republikaner zu brandmarken. Es war auch kein Bund von Lehrern oder Beamten. Seine Agitation stellte niemanden vor eine peinliche Alternative.

Innerhalb des Zentrums besteht nun laut Parteitagsbeschluß völlige Freiheit für republikanische oder monarchische Staatsauffassung. Diese Freiheit muß zum Sprengpulver für die Partei werden, wenn jede der beiden Richtungen auf dem Recht besteht, für ihre Auffassung einzutreten. Machte nicht schon der Reichskanzler Dr. Wirth von diesem Recht Gebrauch? Er ist Republikaner aus Ueberzeugung und verlangte einmal in einer Zentrumswahlversammlung ein „herzliches Bejahen für die deutsche Republik". — Die Agitation des „Republikanischen Lehrerbundes" wird nun zunächst eine gewisse Unruhe in den Zentrumskreisen herbeiführen, die zum Beitritt in den Bund eingeladen werden. Charaktervolle Männer, die nicht „republikanisch" zu denken vermögen, werden sich gegen die Zumutung des Bundes wehren. Man wird sie als Reaktionäre angreifen. Was wird die Partei dazu sagen? Wird sie die freie Meinungsäußerung oder wenigstens die Denkfreiheit in Schutz nehmen?

Nun zur grundsätzlichen Seite der Angelegenheit. Der Bekennerbischof Emanuel Frhr. v. Ketteler hat einmal gewarnt: „Wehe dem Volke, das abweicht von seiner historischen Ueberlieferung; es geht schweren inneren Erschütterungen entgegen."

Die Tradition in Deutschland ist nun aber die Monarchie und nach Kettelers Ansicht wäre „falls in Folge von Revolutionen die deutschen Throne zusammenstürzten und eine demokratische Verfassung versucht würde, dies keine Grundlage zu bleibenden Zuständen und nicht eine Zeit des Friedens und allgemeiner Prosperität, sondern eine Zeit endloser innerer Kämpfe, aus denen endlich doch wieder die Monarchie hervorgehen würde".

Diese inneren Kämpfe haben schon eingesetzt; denn die Beseitigung der traditionellen Staatsform hat das deutsche Volk in zwei Hälften gespalten, in eine traditionslose oder traditionswidrige und eine traditionalistische Hälfte. Außerdem ist ja das deutsche Volk noch konfessionell gespalten, also horizontal und vertikal.

Der „Republikanische Lehrerbund" will nun nichts Geringeres, als die Tradition, die geschichtliche Ueberlieferung aus den Herzen der Jugend herausreißen. Denn er kann sein Ziel, die Jugend republikanisch und demokratisch zu machen, nur dadurch erreichen, daß er die monarchische Tradition in den Augen der Jugend herabsetzt und schlecht macht. Die „unbedingte Wahrhaftigkeit auf allen Wissensgebieten", die der Aufruf ankündigt, wird treffend charakterisiert durch die in dem letzteren erhobene Behauptung, nur die demokratisch und sozial gerichtete Republik sei eines gebildeten und selbstbewußten Volkes würdig. Der „Republikanische Lehrerbund" wird daher die monarchische Vergangenheit des deutschen Volkes als eine unwürdige betrachten oder erklären müssen, das deutsche Volk sei noch vor drei Jahren ungebildet oder knechtselig gewesen. Beides ist aber sicher unsinnig. Denn Knechtseligkeit kann es auch in der Republik geben. Man sieht, die Tendenzen des „Republikanischen Lehrerbundes" führen schon zum Bürgerkrieg in der Schule. Und der wird mit dem der Jugend angeborenen naiven Fanatismus ausgefochten werden. Es ist doch ganz klar, daß, da Druck Gegendruck erzeugt, die überzeugt monarchisch gesinnten Eltern der Schüler diesen zu Hause eine Art Gegenunterricht geben werden. Damit wird freilich das Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern getrübt. Der „Republikanische Lehrerbund" mag noch so schön behaupten, er wolle keine Parteipolitik treiben, er trägt doch die Politik in die Schule und wird diese zu einem Herd ständiger Unruhe machen. Man braucht nun nicht auf dem Standpunkt zu stehen, daß z. B. Bismarck ein Noli me tangere sein soll Seine machiavellistische Politik hat vielmehr die Revolution mitvorbereitet. Man braucht auch nicht festzuhalten an der Verhimmelung hohenzollerischer Herrschertaten seit dem sogenannten Großen Kurfürsten. Denn für die neudeutschen und kleindeutschen Historiker seit 1871 begann die deutsche Geschichte erst so recht mit dem genannten Brandenburger. Die Deutschnationalen, die sich gegen den „Republikanischen Lehrerbund" wenden, tun dies natürlich besonders deshalb, weil sie für ihre hohenzollerischen und bismarckischen Idole fürchten. Und doch hat deren Politik der Revolution geradezu die Wege bereitet. Vom Standpunkt des Zentrums und des Katholiken aus (was übrigens nicht dasselbe zu sein braucht; denn das Zentrum ist ja keine konfessionelle Partei) darf die Wahrheit über Bismarck auch in den Schulen gelehrt werden, obwohl man vielleicht wünschen möchte, daß der Unterricht in der neueren Geschichte, der das heutige Geschlecht noch zu nahe steht, und der deshalb die Leidenschaften des Parteistreits in die Schule tragen würde, unterbleiben würde. Aber gerade das will ja der „Republikanische Lehrerbund", wie aus einem Artikel des Professors Kantorowicz in den „Basler Nachrichten" hervorgeht. Dieser Mitgründer des „Republikanischen Lehrerbundes" fordert nämlich, daß jede Erinnerung an Bismarck in Deutschland ausgetilgt werden müsse:

„So lange Bismarcks Schatten über den jungen Baum der deutschen Demokratie fällt, kann dieser nicht gedeihen und für die äußere und innere Politik Früchte tragen" „Bismarck wird um 1960 wieder als das gelten, als was er dem ganzen deutschen Volk 1860 gegolten hat: als Verführer des deutschen politischen Charakters und damit als Urheber seines Untergangs schon im Siege." „An dem Tag von Königgrätz brach der deutsche Idealismus zusammen." In bezug auf Elsaß Lothringen verurteilt Professor Kantorowicz Bismarck als den Mann, der Hunderttausende von Elsässern — teils Deutsche, teils französische Volksgenossen — gewaltsam losriß von dem Land ihrer einmütigen Liebe und in die Uniform des Erbfeindes steckte. Er findet, daß „die Welt" unsere Proteste gegen die oberschlesische Entscheidung so lange „als Heuchelei betrachten muß", bis sie weiß, daß in Deutschland der von Kantorowicz vertretene Geist herrscht. Professor Kantorowicz tadelt zwar auch das „Werk von Versailles", aber mit solchen Einschränkungen, daß der Tadel verhallt. Mit größtem Eifer empfiehlt er ein Geschichtsbuch von Riemann „Schwarzrotgold". „Zwar muß er", so schreibt ein deutschnationales Blatt, „gestehen, daß es weder sachliche noch formale Vorzüge hat, wissenschaftlich nicht auf der Höhe steht. Aber es ist nach seinem Geschmack, weil es — nach demokratischem Schema geschrieben ist! Wir müssen hieraus schließen, daß es nach Kantorowicz bei den Geschichtslehrbüchern nicht auf sachliche Zuverlässigkeit, sondern auf Parteizuverlässigkeit ankommt."

Gegen eine solche Art von Geschichtsunterricht muß man Front machen, auch wenn er manches Wahre entfalten würde, denn es geht nicht an, alle Schlechtigkeit und alles Unglück auf das Konto der Monarchie zu wälzen. Und darauf kommt es dem „Republikanischen Lehrerbund" an. Es ist dies um so unsinniger, als man doch demokratische Republiken genug an den Fingern herzählen kann, deren Politik einem schrankenloseren Imperialismus und brutaleren nationalen Egoismus huldigt und weit kapitalistischer und militaristischer orientiert ist, als dies jemals bei der deutschen Monarchie, selbst des letzten Hohenzollern, der Fall war. Ich nenne nur die Vereinigten Staaten, Frankreich, Polen, Tschechoslowakei. Von der militaristischen Bolschewistenrepublik Rußland und der nunmehr seit 11 Jahren das Volk beschwindelnden Freimaurerrepublik in Portugal ganz zu schweigen, ebenso von den idealen Zuständen der Republik Mexiko. Es soll hieran nur gezeigt werden, wie unsinnig es ist, die monarchische Staatsform zu einem Kultur-Wauwau machen zu wollen, die demokratische und soziale Republik aber zur einzigen Staatsform,

die eines selbstbewußten und gebildeten Volkes würdig ist! Ich stehe auf dem Standpunkt, daß jedes Volk diejenige Regierungs- und Staatsform hat, die es verdient. Wenn sich der „Republikanische Lehrerbund" darauf beschränken wollte, der Jugend klar zu machen, wie so das deutsche Volk die deutsche Republik verdient habe, so würde ich gegen seine Objektivität im Geschichtsunterricht keinen Zweifel hegen. Er dürfte dann aber auch nicht vergessen, beizufügen, daß auch republikanische Staatsmänner wie Wilson und Poincaré, Clemenceau und Masaryk, Millerand und Pilsudski an dem Elend der deutschen Republik mitschuldig sind. Denn wenn uns auch monarchische Größen die Niederlage und den Zusammenbruch brachten, den Sklavenfrieden von Versailles hätten uns die „selbstbewußten, gebildeten" und deshalb so humanen Staatsmänner der Ententerepubliken doch nicht bringen müssen, wenn die Republik wirklich sittlich so viel höher steht als die Monarchie. Die Wahrheit über alles!

Ich bin Anhänger der deutschen Tradition und halte es mit Ketteler, der bekanntlich von der „Nachäfferei französischer Staatsformen" nichts wissen wollte.

Der Kampf gegen die historische Tradition des deutschen Volkes wird ein Kampf gegen Windmühlen sein. Die Anhänger der Tradition werden um so mehr an ihr festhalten, je unsachlicher und dümmer der Kampf gegen sie geführt wird. Man meint in gewissen Kreisen auch wunder, was erreicht sei, wenn z. B. Kaiser und Fürstenbilder aus den Schulhäusern und Bureaus entfernt werden. Kindisches Beginnen. Die leeren Postamente werden erst recht die Schatten der Vergangenheit heraufbeschwören und die Erinnerung an die Zeiten wachhalten, da sich das deutsche Volk noch der „deutschen Treue" rühmte. (Man hat sich ja da und dort von ihr dispensieren lassen.) Die Angst vor der Reaktion scheint in gewissen Kreisen und auch beim „Republikanischen Lehrerbund" größer zu sein als das Vertrauen auf die Selbstbewährung der deutschen Republik!

Daß diese pazifistisch-republikanisch denkenden Kreise die Vereinigung aller Stämme in einem Großdeutschen Nationalstaat erstreben (s. o.), ist eines jener Paradoxe, an denen die Demokratie so reich ist. Was soll denn dieser Nationalstaat umfassen? Alle deutschen Stämme, also wohl auch Holland, Flandern, Oesterreich, Elsaß-Lothringen und die Schweiz! Die Herren vom „Republikanischen Lehrerbund" sollen doch einmal sich näher darüber aussprechen, wie sie sich ohne Krieg eine solche Vereinigung aller deutschen Stämme denken, wo die Entente jetzt nicht einmal das wollende Oesterreich zu Deutschland läßt. Oder glauben diese Leute, Holland, Schweiz könnten es kaum erwarten, bis sie in einer zentralistischen großdeutschen Republik aufgehen dürfen? Ein großdeutscher Nationalstaat und Einheitsstaat, das Postulat der Alldeutschen und Deutschnationalen, ist also auch ein solches der Demokratie; nur dort zollerisch-monarchisch — hier republikanisch. In beiden Fällen aber utopistisch und illusorisch.

Aphorismen.

Von Richard Oettl.

Nicht phantastische, sondern realistische Ideale!

Erst nach ihrer Einwurzelung in die Tiefe des Gemütes erlangen die Ideale ihre eigentliche Bedeutung für das Leben.

Das vollste Recht, sich einen „Idealisten" zu nennen, hat nur der Märtyrer seiner Ideale.

Nicht die Kühle des Verstandes, sondern die Glut der Liebe scheidet Gold und Schlacken in der Menschenseele.

Wer sich eher von einer liebenden Seele als von seinen irdischen Gütern trennen kann, ist für den grossen Gedanken der Menschheitsfamilie verloren.

Der Inhalt des Lebens bestimmt auch dessen Wert oder Unwert.

Du gehst zum Weibe Vergiss die Achtung nicht! Dann wird die Peitsche wohl überflüssig sein.

Der Familienlohn.[1]

Von A. Ecker, Essen.

Die Frage des Familienlohnes hatte vor dem Kriege längst nicht die Bedeutung, der sie neuerdings zustrebt. Vor dem Kriege hatte die Arbeit einen weit höheren realen Wert als heute und es war daher auch leichter, aus dem Lohne, der durchschnittlich gezahlt wurde, eine Familie zu ernähren. Nachdem aber der reale Wert der Arbeit, wenn der Geldwert auch ein weit höherer wurde, ganz ungewöhnlich gesunken ist, wird es immer schwieriger, aus dem Lohne, wie er im Durchschnitt zu erlangen ist, eine Familie zu ernähren. Und so ist denn das große Interesse, das der Frage des Familienlohnes zugewandt wird, durchaus erklärlich, ja mehr noch, die Verhältnisse erfordern dringend eine Lösung des in der Frage zugleich aufgerollten Problems.

Ehe man die Frage jedoch überhaupt würdigen und zur Lösung des Problems vordringen kann, wird man zunächst die Präliminarien zu sichern haben. Hierzu aber gehört vor allem, daß wir die Grundlagen des Lohnes überhaupt erörtern und von hier aus dann zum Familienlohn auf sicherem Grund emporsteigen.

1. Der natürliche bzw. gerechte Lohn ist die Entschädigung für die Arbeit, die ein geistiger oder körperlicher Arbeiter einem Dritten leistet. Die Höhe des Lohnes bestimmt sich nach dem Werte der Arbeit. Dieser Wert ist theoretisch auf den Wegen, die die christliche Philosophie einschlagen muß, sehr genau festzustellen. Die Feststellung knüpft an die Erwerbstitel, und zwar an die natürlichen Erwerbstitel an. Diese sind in sich gerecht und daher unanfechtbar. Erwerben kann man im Natürlichen — die abgeleiteten Erwerbstitel kommen hier nicht in Betracht — 1. durch Besitzergreifung herrenlosen Gutes, 2. durch Arbeit und 3. durch Zuwachs, sei es im Stoffe oder in der allgemeinen Schätzung im Verhältnis zu anderen Gütern. Ein Mann, der in einem herrenlosen Lande ein Grundstück in Besitz nimmt, es urbar macht, bebaut, einzäunt und bewertet, hat erworben einmal durch Besitzergreifung herrenloses Gutes, er hat durch Zuwachs erworben, wichtiger für unseren Fall aber ist dies, daß ihm, weil er (und nur er) auf diesem Grundstück gearbeitet hat, alles das, was über die Besitzergreifung und den Zuwachs hinausgeht, was also auf seine Arbeit zurückgeht, als Entschädigung, als Lohn (für seine Arbeit) zufällt. Der Mann könnte nun nach Jahren aus seiner Fortarbeit, weiterer Besitzergreifung und weiterem Zuwachs so viel gewonnen haben, daß er gewisse Ersparungen zu einem Fonds angespeichert hätte. Er geht nun hin und errichtet sich aus diesem eine kleine Anlage, durch die er die auf den eigenen Grundstücken gewonnenen Früchte zu Konserven verarbeiten kann. Da er aber selbst die Herstellung der Konserven nicht versteht, auch selbst ausreichende Beschäftigung in seinen bisherigen Arbeiten hat, so wirbt er einige Arbeiter für die Konservenanlage an. Er überträgt ihnen in irgendeiner Form die gesamte Konservenerzeugung. Welchen Lohnanspruch haben gerechterweise die Arbeiter? Es ist klar, daß der Mann, der sich ansiedelte, der Besitz ergriff, arbeitete, endlich auch die Konservenanlage errichtete, vor wie nach Anspruch auf den durch Okkupation erworbenen Boden und dessen Zuwachs, sei es nun ein materieller oder wertlicher, z. B. dadurch, daß sich die angeworbenen Arbeiter um ihn angesiedelt haben, hat. Auch ist klar, daß diesem Manne der ganze Anfall der Ernte gehört. Endlich gehört ihm unbestritten die Konservenanlage, auch ein Betrag, um den sich diese Anlage bei der Arbeit abnutzt. Alles dieses steht ihm zu auf Grund eines der drei oben genannten Erwerbstitel. Was aber darüber hinaus liegt, was also durch die Arbeit der angenommenen Arbeiter in der Konservenanlage erwirtschaftet wird, gehört gerechterweise den angenommenen Arbeitern. Und in der Theorie ist es nicht haltbar, dem Besitzer der Konservenanlage aus dem den angenommenen Arbeitern zustehenden Anteile am Gesamten etwa eine Verzinsung des angelegten Kapitals zuzubilligen, ja nicht einmal eine Risikoprämie läßt sich begründen, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht die Arbeiter unter Umständen dem Unternehmer eine solche aus Liebe zubilligen könnten. Leo XIII.

[1] Die vorstehenden Zeilen lagen schon längere Zeit der Schriftleitung der „A. R." vor, als uns Noppels, S. J, „Familienlohn" im Oktoberheft der „Stimmen der Zeit" zu Gesicht kam. Trotz der Unterschiede, die hie und da zwischen Noppel und uns bestehen, führen die Auffassungen, soweit der Familienlohn in Frage kommt, zu einem Endergebnis. D. V.

sagt denn auch in Rerum novarum: „Die Gerechtigkeit fordert, daß der Ertrag der Arbeit dem zufällt, der die Arbeit geleistet hat, wie die Wirkung der Ursache folgt."

Aber die Höhe des Lohnes bestimmt sich auch noch nach anderen Gesichtspunkten. Diese gehen aus von der Tatsache, daß der Mensch das Recht auf Existenz hat. Und dieses Recht ist, wie von Hertling sagt, älter und stärker als das auf dem besten Erwerbstitel beruhende Eigentumsrecht. Und wenn nun der reale Wert der Arbeit nach der einen Richtung entscheidet, so entscheidet das Recht auf Existenz nach der anderen, was ein gerechter Lohn ist.

Der Arbeiter begibt sich nämlich, indem er einem anderen seine Arbeitskraft widmet, der Fähigkeit, durch Arbeit für sich selbst den Lebensunterhalt, auf den er ein Recht hat, zu gewinnen. Seine Existenz wäre darum gefährdet, wenn der Lohn nicht mindestens den Lebensunterhalt böte. Also muß der Lohn, mag die Arbeit noch so wenig wert sein, mindestens den Lebensunterhalt bieten. Der Lebensunterhalt ist also die untere Grenze des gerechten Lohnes. Ist der Wert der Arbeit dagegen höher, so ist naturgemäß der Wert der Arbeit der Maßstab gerechter Entlohnung, wobei der Arbeiter natürlich aus Liebe auf einen Teil des über dem Existenzminimum liegenden Lohnteils verzichten könnte. Erinnern wir uns hier, was Leo XIII. in Rerum novarum sagt: Zweierlei ist bei der Arbeit wesentlich, nämlich sie ist persönlich, weil die Tätigkeit von einer Person ausgeht, zu einer Person gehört, auf den Nutzen einer Person abzielt, und sie ist notwendig, weil der Mensch der Früchte bedarf, um sein Leben zu fristen. Das Leben zu erhalten, ist aber eine strenge Pflicht, welche uns die Natur selbst auferlegt. Fassen wir die Arbeit von ihrer persönlichen Seite auf, so steht es außer Zweifel, daß es im Belieben des Arbeiters steht, auch in einen geringen Lohn einzuwilligen. Wie er nämlich freiwillig arbeitet, so steht es bei seinem freien Willen, mit einem geringen Lohn zufrieden zu sein oder sogar ganz darauf zu verzichten. Ganz anders aber liegt die Sache, wenn wir die Notwendigkeit der Arbeit betrachten, eine Eigenschaft, die mit der oben betrachteten untrennbar ist. Sich das Leben zu erhalten, ist heilige Pflicht jedes einzelnen, der sich niemand ohne Schuld entziehen kann. Daraus folgt das Recht, den Lebensunterhalt zu finden. Der Arme kann dies aber nur durch seiner Hände Arbeit. Wenn daher auch Arbeitnehmer und Arbeitgeber frei sind in ihrer Abmachung, so ist es dabei doch immer die Grundbedingung der natürlichen Gerechtigkeit, die an Alter und an Wert über der freien (!) Abmachung steht, daß der Lohn für einen genügsamen und rechtschaffenen Arbeiter ausreiche. Wenn der Arbeiter durch Not gezwungen oder aus Furcht, es möchte seine Lage sonst noch verschlechtert werden, Arbeit unter ungünstigen Verhältnissen annimmt, weil er eben muß, da sie ihm vom Lohnherrn oder Unternehmer aufgenötigt wird, so heißt das Gewalt leiden. Dagegen erhebt aber die Gerechtigkeit Widerspruch.

2. Begründung des Familienlohnes. Es ist klar, daß aus der Richtung des Wertes der Arbeit zu einem Familienlohne nicht zu kommen ist. Den Wert der Arbeit bestimmt nie die Tatsache, welchen Familienstand ein Arbeiter hat, sondern immer nur jene, was er in Person, für sich allein, gewissermaßen als Kreis für sich, leistet.

Aber anders wird dies, sobald man von dem Lebensunterhalt als entscheidenden Faktor ausgeht. Zwar können wir nicht zugeben, daß dort, wo der nötige Lebensunterhalt die Basis für den gerechten Lohn gibt (wo also der Wert der Arbeit nicht über dem Wert des Lebensunterhalts steht), unter allen Umständen der Lebensunterhalt der Familie als Lohnbemessungsgrundlage in Frage käme. Wir können also nicht zugeben, daß dort, wo die Höhe des gerechten Lohnes sich nicht aufbaut auf dem Wert der Arbeit, vielmehr auf dem notwendigen Lebensunterhalt, immer der Lebensunterhalt der Familie, also des Arbeiters und seiner Angehörigen, in Frage trete. Dies ist u. E. vielmehr nur der Fall, wo der Arbeiter tatsächlich Angehörige, deren Lebensunterhalt sonst nicht gewährleistet ist, zu den Seinen zählt. Denn Existenzen, die noch nicht entstanden sind, können auch noch keine Existenzrechte begründen.

So teilt sich also der Lohn, der, weil er den Lebensunterhalt gewährt, und nachdem der Wert der Arbeit nicht über ihn hinausgeht, ein gerechter ist, u. E. in zwei Kategorien. Die eine bezieht sich auf den familienlosen Arbeiter, die andere auf den Arbeiter mit Familie und in letzterer treffen wir den eigentlichen Familienlohn. (Schluß folgt.)

Der Künstler.

Von Otto te Kloot, München.

Er hatte sich abgewandt von der Staffelei. Mit gedämpften Schritten, vorgebeugt, heftig, lief er durch den Raum. Das hohe Fenster prallte von Licht, rotgleißende Sonne lag in den Farben der Palette und zerbrannte schäumend das Dunkel, das noch in Winkeln der Stube lauerte.

Ruckweise, wie in Angst, drehte sich der Künstler zur Staffelei zurück. Dann, entschlossen, trat er vor, maß unter gesenkten Lidern hervor sein Werk.

Ein Chaos von Linien zerwühlte die Fläche. Aus einer Gier schienen sie entsprungen, aus einem glühenden, zerquälten Traum, einer Gewalt, die Unerhörtes sah und es in ekstatischer Welle hinzucken ließ über der Empfängnis schwingendem Plan. Dieses Wort hatte er gestalten wollen: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Nicht derart, daß er einen Mund formte, der diese Worte sprach, ein Ohr, das sie hörte. Nur den Keim und den Kern, die zuckende Spanne, Umgrenzung und Gebiet dieses Wortes selbst, dessen Seele, die ein Antlitz hatte, eine zarte Stirn, ein übermächtiges, banges, Seligkeit verheißendes Auge.

Er nahm ein Stückchen Schwamm, löste langsam, suchend und forschend die Linien, die in der Wirrnis ertrunken, bis sie bedeutungsvoll hervortraten. Selig sind die Barmherzigen — er hörte es rauschen durch seine Seele, es lief auf in seinem Blut: — sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Draußen schurrte es herab am Riegel der Tür. Er öffnete. Vor ihm stand ein Mann, der in jeder Hand einen kleinen Käfig hielt. Mit gespreizten Fingern, sie aneinanderklappend, hielt er sie empor.

„Ob der Herr Maler net möcht'n an Vögerlche kaufen", sagte er. Seine vorgeschobenen, gespitzten Lippen ahmten einen Triller nach. „Wann dem Herrn Maler is d' Zeit lang, oder sei Laun' is schlecht, oder er find' net d' rechte Farb' — werd's Vögerlche pfeif'n, tütelüt — heisa!"

Der Maler starrte in die gründumpfen Augen des Mannes. Er begriff nicht, um was es sich handelte — er faßte nach Geld in der Tasche, riß dem Mann den einen Käfig aus der Hand, trat zurück, schlug die Tür zu.

Als er den Käfig durch die Sonne trug, schlug der Vogel die Flügel offen, stieß einen zarten, wie lichtträumenden Laut aus. Dann, indes der Maler den Käfig niedersetzte, erzitterte seine kleine Brust und einzelne, halb wehe, halb jubelnde Laute drangen durch die Kehle. Schon war der Künstler wieder an seinem Werk. Doch seine Hand, wie benommen und gehemmt, schaffte hart, mit starrem, unbeseeltem Striche.

Da wurde er sich einer Berührung bewußt, die seine Schulter streifte, „Du?" fragte, den Mund zu mattem Lächeln hebend.

Die alte, weißhaarige Frau trat näher. „Du schaffst, Sohn?" fragte sie zärtlich. „Es ist so gut, deine Farben zu sehen, daraus funkelt die Sonne. Geh zur Seite, auf daß ich sehen kann."

Der Maler streckte die Arme. „Nein, Mutter", sagte er, leise wehrend, „nicht jetzt. Laß mich vollenden."

Ihre weiche Stimme drängte zu ihm auf. „Sohn", sagte sie nur. So schmeichelnd war dieses Wort, daß er zur Seite wich.

Zunächst glitt ihr Blick über sein Gesicht. Dann flog er forschend, sich erhellend, zu dem Bild. Einen Augenblick stand sie, wie von Peinvollem gebannt, dann rief sie: „Was begannst du? Was warf dich aus der Bahn? Das bist nicht du — laß sehen, dein Auge, deine Hand... Schrumpfte sie ein? Wo ist ihre Schönheit, ihr glatter, gleitender Fluß?"

„Mutter", sagte er, sie an sich ziehend. „Warum immer Glätte und Schmelz, immer Wachs und Honigseim? Blick' hinaus, sind die Aeste des Baumes nicht knorrig, gibt es nicht Blüten, die Stacheln tragen? Zerpeitscht nicht der Sturm die Welle, werfen die Tiefen nicht Schreie aus, die wir schauernd erkennen, und sind — dennoch — ohne Harmonie? O, Mutter, ich bin des Hauchens und Fließens satt, mich verlangt nach Kanten und Schroffen, nach herbem, muskelvollem Geist und Stoff."

Sie tat einen Atemzug, tief und wie beengt. „Sprach so die Nacht zu dir, mein Sohn? Tat sie Schranken hinweg, zeigte dir Bilder nach düsterem Maß? Du Lieber, Treuer, schliefest du nicht?"

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, drückte sich an

ihn. „Gestaltung", sagte sie, „hat einen Quell — — und ein Ziel — —".

„Ja", erwiderte er. „Ja. Du willst wissen, wo hervor diese Liniensprache floß, wohin sie lenkt." Seine Hand strich über ihr Haar. Scheu fast murmelte er: „Dieses wollte ich gestalten. Dieses Wort: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

„Wie?" rief sie erschreckt. „Dieses selig feine, dieses milde verheißende Wort — und dieses Bild? Woher nahmst du dieses Flackern und Drohen, wie es sich ballt und reckt, da dir seine Tröstung offenbar? Sohn, sind das die Himmel, den Barmherzigen verkündet, das die Fluren, die Ambrosia regnen lassen auf unser irdisch Haupt?"

„Nein, Mutter", sagte er, über sie hinaus in die Sonne sprechend. „Dieses da, — das ist die Angst und die Glut, die sich um das Wort rankt, die Drohung den Läßigen, Höllenahnung der Schuld. Das ist die Gewalt, die die Tafeln wendet, — eingegraben mit Flammenschrift in ihr Wachs, zur Nacht gekehrt, dröhnt Gottes Blitz auf den Erbarmungslosen. O nein, ich will nicht locken, will keine Rosen streuen auf den Pfad, ich streichele keine Wangen mit duftender Hand. Rasend schnell drehen sich die Spiegel. Bald blendet ein Licht, dann düstert eine Nacht. Atomschnell wechseln die Erscheinungen. Selig sind die Barmherzigen, unselig aber jene die der Barmherzigkeit vergaßen. Sie, die fliehend Ereilten, ihre jähen, verzerrten Schatten, schon angedüstert von der Furien Schrei — sie zeichnete mein Stift."

Sie hob die Arme um seinen Hals. Nahe vor seinem Munde war ihr bleiches Haar. „Sohn", murmelte sie. „Am Anfang war das Wort. Gott war das Wort. Er goß seine Liebe hinein, umschauerte es mit den Ahnungen seiner Ewigkeiten. Wenn er wollte, daß es Sonne sei, willst du es ihm aus den Händen nehmen, es zu schwärzen in der Nacht deines Zorns? O Geliebter, Geliebter, flüstert da nicht versucherischer Hauch? Gehst du nicht mit der Geißel in der Hand über das Land, das blühen gesollt unter den Füßen der Seligen, wächst nicht der Stift in deiner Hand zum Stab, aus dem die Richterflamme loht?"

„Nein", sprach er tief. „Nicht deuteln will ich, will auch nicht Richter sein. Innere Gesetze schweben empor, ich sehe sie und muß gehorchen. Auch hier kreiseln die Spiegel, erfaßbar nicht, doch zerrend an der Kraft. Du hörst die Stimme Gottes, weißt du auch von dem Muß des Künstlers? Weißt du von Schmerzen, sich ballend in der Nacht, emporgetrieben zum Munde des Ewigen, in Wirbeltänzen um sein Haupt? Hastig, in Schauern durchdringt sie das Aug' —, die Bilder drängen, die Träume fließen . . . Wer sie sah, o Mutter, muß leiden tief und schwer. Mutter, welch ein weltenweiter Weg vom Auge zur Seele, von Seele zu Hand! Harfe ist die Seele, Spitze des Pfeils der Blick — was ist die Hand?"

Sie nahm die seine, drückte die Lippen darauf. „Sie war mir Liebe", seufzte sie erstickt. —

„Nicht mir", erwiderte er dumpf. „Sie war mir Schmerz, ein Stab, der zerbricht, ein Werkzeug, in Aengsten gehegt und gesalbt. Ach, während die Seele schwingt und braust und leuchtet, stammelt sie und lahmt. — Sieh hier auf diesem Bild ihre Zeichen, ihre Flügel, ihre Deutung — alles nur ein halbes Werk und ein zerknickter Flug!"

„Sohn", sagte sie. „Hast du nicht gekonnt? War nicht, was du schufest, sanft, war es nicht gut und schön?"

„Viele Winde wehen, Mutter! Namen, tausendfachen Namen strömen sie uns zu — wer ist Wahrheit, Mutter? Viele Dinge, mild und schön und gut, — Wahrheit aber ist näher an Gott!"

„Aber sie schmerzt", sagte sie, sich verbergend vor dem Bilde.

Er hob ihren weißen Kopf, küßte ihr Haar. „Noch", sagte er, „noch mag sie schmerzen. Mutter, glaubst du an Gottes Schöpfung, wie sie strahlt im Mittagslicht? Deines Sohnes Schöpfung wächst in Finsternis, — glaube an das Werkzeug, das sie schafft, an den Mittag, der kommen soll. Liebe diese Hand, dieses Auge, diese Seele — — einst tritt die Wahrheit hervor und, Mutter, sie schmerzt nimmermehr."

Sie lag ruhig in seinen Armen. „Laß deine Wange nicht erbleichen, wenn Mutterherz erschrickt, — bauende Hand muß Steine türmen und die sind schwer. Ich will liegen und lauschen und ich werde deine Schritte, Lieber, hören, auch in der tiefsten Nacht und den Fuß dessen, dem sie begegnen wollen."

* * *

Mitternacht war vorübergeglitten. Dem Künstler hatte geträumt: Auf einer See von Feuer versank ein Schiff. Er sah — sich wälzend auf seinem Lager — die kämpfenden Menschen. Die Flammen, die an ihnen emporleckten; hörte Schreie — grauenvoll.

Aber es war einer unter den Versengten, der sang. Einer, dessen Brust sich schluchzend ergoß, dessen Mund eine ergreifend lohende Flamme formte, märtyrerhaft erhaben, hochauf leuchtend geneigt. Aber jene, die sich nicht retten konnten, hingen sich an diesen einen, daß auch ihn ihre Last in die Tiefe zog. Da wurde dessen Brust eine dunkel tönende Ewigkeit, ein Quell sehnsuchtsvollen Brennens, und während er sich noch einmal, inbrünstig und qualvoll klingend, empor raffte, rollte eine Welle von Feuer in seinen Mund und löschte ihn aus.

Der Künstler fuhr aus dem Schlaf. Lag er auf dem Grunde des Meeres, schwebt über ihm, jenseits des Flutengrabes, die Stimme, die er hatte sterben gehört? Das Zimmer war erfüllt von ihr, ein ekstatisch glockenvolles Schluchzen, als rieselten sterbende Purpurrosen durch das Dunkel, von denen jede schmerzzerrissen sang. Das war nicht eines Menschen Stimme, das war — wer sagte es ihm? wem träumte er es zu? — eines Vogels Kehle, der in seinem Käfig der toten Welt Melodien seines Schmerzes auf die Bahnen streute —

Regungslos lag der Maler. Seele ist Harfe — o dieses kleinen Vogels Kehle war Harfe der Ewigkeit. Keine Schranke — frei und schmerzhaft groß ließ sich seine Seele hinströmen, das Kommende erfüllend, erhellend das Vergangene, den eigenen Schmerz in aufjubelnden und schwindenden Lichtern verklärend. Von ihr zu ihm wand sie Bande, wie sich Bänder ziehen von Stern zu Stern, feierlich und erregend gewaltig, Nachtigallenlied auf Erden, Lied des schleiernden Himmels vor dem endlos tönenden Raum.

Morgenschein blinkte auf den Scheiben. Der Künstler stand auf, nahm den Käfig, hob ihn an das Licht. Schweigend hielt er ihn, bis der Sonne Strahl ihn fand. Da sah er den Vogel auf der Sprosse sitzen, zusammengekauert, mit krankhaft gespreizten, zitternd schlagenden Flügeln. Er hörte noch den letzten, brechenden Laut, sah das Auge, das leer war, eine versengte, glasig trockene Haut.

Geblendet! Man hatte ihn geblendet, auf daß er sänge! Man hatte ihm das Licht aus der Seele gebohrt, daß diese dunkler schluchzte, ergreifender schwoll! Gnade, allgütiger Gott! Barmherzigkeit, o Mensch, für dieses Geschöpf, das sang, während es das Feuer verzehrt. Selig, selig sind die Barmherzigen — —

Aber wie — Erbarmen? Wie lindern — wo Balsam, einen Tropfen geheimnisvoller Säfte, die Licht gebären? Gebären — Licht? Nimm alle Barmherzigkeit von allen Welten, o Mensch, du kannst nicht Licht gebären. Zerschmettere dieses tote Fleisch, das seine Fieberleere in brennendem Raum verpochen hörte — vernichte es — —

Da fiel sein Blick auf die Staffelei. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Er nahm ein Tuch von sanftem, brokatenem Gelb, hüllte es um den Käfig. Ein krampfig gepreßter Laut — Stille. Dann stand er vor seinem Werk, begann zu zeichnen.

Und während er arbeitete, war es ihm, als schlüpfe seine Seele in die Brust des Vogels und erdulde dessen Schmerzen. Bevor ihm die Sonne verlöschte, lag er in ihrem goldenen Bett, trank ihre goldenen Ströme, sog seine Seele voll von ihren schluchzenden Säften, denen die Welt zu Füßen lag. Jählings wurde es Nacht. Aber die Sonne, umgewandelt in Gesang, bewahrte ihre Schönheit. Dunkler nur wurde ihr Angesicht, schmerzvoller das Rauschen ihrer Stirne. Und das Werkzeug der kleinen Kehle wurde eins mit ihr. Eins mit ihren großen Untergängen, eins mit ihrem Hinwandeln durch fremde Sphären, da sie dem Auge entrückt, eins mit ihrem Auftauchen, dem sie den letzten quälenden Lebensjubel abgewann —

Weich und voller Süße zog die Hand des Künstlers Strich um Strich. Ein demütiges Erkennen, eine schwermutsvolle Liebe ließ ihre Pulse sanfter schlagen. Er hatte seine Sonne gehabt, aber sie war verrenkt und erstarrt, er sah den goldenen Springbronn des Lebens und suchte seine Erfüllung im bittersten Gefild. Nun aber erstand sein Werk, neu und verherrlicht in jeder Faser, schwingend wie Gesang, Wahrheit, die nicht schreckte, streng, doch schön . . . O jene, die barmherzig sind, sie werden Barmherzigkeit erlangen — —

Auf den Zehen ging er zum Käfig. Als er das brokatene Tuch erhob, sickerte durch seine Maschen golden friedevolles Licht, verklärend den kleinen Körper, der auf dem Boden des Käfigs lag, bewegungslos — tot.

V. Generalversammlung des Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder. (Zentrale Dortmund.)

Von B. Göring.

Vom 18.—21. August fand in Bingen a. Rhein die 5. Generalversammlung des Frauenfürsorgevereins statt. Zum erstenmal seit 8 Jahren kamen der Centralvorstand, die Vorsitzenden der Ortsgruppen, die Dezernentinnen und Berufsarbeiterinnen des Gesamtvereins zusammen, um über die Entwicklung und den Ausbau der gemeinsamen Arbeit zu beraten. Es waren mehr als 200 Mitglieder aus allen Gegenden gekommen; — und gerade im besetzten Gebiet fanden sie sich zusammen, um den hier unter besonderen Schwierigkeiten arbeitenden Ortsgruppen das treue Zueinanderstehen und gegenseitige Helfen zu beweisen. Dankbar muß betont werden, daß das freundliche Rheinstädtchen Bingen uns dies ermöglicht hat; in der Person des hochw. Herrn Dekan Eich hatte es den Fürsorgeverein ausdrücklich eingeladen, seine Tagung hier abzuhalten.

Nach dem Gottesdienst mit gemeinschaftlicher Kommunion aller Mitglieder begann am 18. die Generalversammlung mit einem Bericht über die Entwicklung des Vereins seit der letzten Generalversammlung im Herbst 1913. — 70 neue Ortsgruppen sind in diesen 8 Jahren entstanden, 10 verloren gegangen durch die Abtrennung Elsaß-Lothringens und Westpreußens. Im ganzen bestehen heute 158 Ortsgruppen, die bis 1920 57 887 Fälle bearbeitet hatten; der Verein besitzt insgesamt 42 Heime mit 3000 Betten. Diese boten an 1 395 790 Tagen 8610 verwahrlosten, schutzlosen, gefährdeten Mädchen, Frauen und Kindern Zuflucht und Pflege.

Und die ganze, große Arbeit wird von verhältnismäßig sehr wenigen Frauen geleistet. Ursprünglich hatten sich in Dortmund drei Damen zusammengefunden, auf Anregung von Frau Agnes Neuhaus hin, die sich gelobten, armen, gefährdeten und gefallenen Mädchen zu helfen. Sie nahmen am 1. Advent 1899 gemeinsam die hl. Kommunion darauf — — und das war die „Gründung“ des heute so gewaltigen Vereins!

Aus der praktischen Arbeit ergab sich dann sehr bald die Notwendigkeit, mit anderen Städten in Verbindung zu treten, um z. B. Schützlinge anderswo unterzubringen oder sie in ihre Heimat zu senden, sie aber überall unter mütterlichen Schutz zu stellen. Daraus entstanden allmählich einzelne selbständige Vereine, die sich erst 1907 zu einem Gesamtverein zusammenschlossen. Die Leitung liegt von Anfang an bis heute in der Hand von Frau Neuhaus, deren geniale, tiefchristliche Persönlichkeit in diesem Verein ein Werk geschaffen hat, das in seiner Art einzig dasteht und seinen Vergleich fast in der Reihe der Ordensgründungen suchen muß.

Im Jahre 1916 machte die zunehmende Ausdehnung der Organisation es notwendig, eine Generalsekretärin anzustellen, und im selben Jahre wurde die Fürsorgeschule in Dortmund eröffnet, an der bisher 81 Schülerinnen ausgebildet wurden. Auch sie ist wohl einzig in ihrer Art in Deutschland. Sie wurde gegründet, um gegen die steigende sittliche Not Helferinnen auszubilden, und diese in die Ortsgruppen zu entsenden, damit geschulte gründliche Arbeit geleistet werden könne. Denn was einzig unsern sittlichen Niedergang aufhalten und zugleich der katholischen Liebestätigkeit ihre Berechtigung und Anerkennung dauernd sichern kann, ist fachkundige, gründliche Arbeit, die hinter den Leistungen der Behörden und Jugendämter in keiner Weise zurücksteht. Heute, wo Frau Neuhaus, M. d. R., durch ihre parlamentarische Tätigkeit dem Verein z. T. entzogen ist, sind an der Zentrale Dortmund zwei Hauptkräfte und zwei technische Kräfte angestellt, um die Angelegenheiten des Vereins zu bearbeiten.

Wie groß das Feld seiner Tätigkeit ist, erhellt, wenn man die einzelnen Gebiete der Fürsorge aufzählt. Die ganze Arbeit zerfällt in die vorbeugende — um Verwahrlosung und Entsittlichung zu verhüten; und die nachgehende — um die Entgleisten auf den rechten Weg zurückzuführen. Es gilt also, die Gefährdeten möglichst früh, womöglich von ihrer Geburt an in Obhut zu nehmen. Daher steht die Sorge für die uneheliche Mutter und ihr Kind in den Vereinssatzungen bei Nennung der Tätigkeitsgebiete an erster Stelle. Tausende von Dienstmädchen und Arbeiterinnen, die Unwissenheit und Leichtsinn ins Unglück gebracht, sind durch den Fürsorgeverein wieder zu ordentlichen Menschen geworden, die in guten Dienststellen oder in der Ehe ein nützliches und zufriedenes Leben gefunden haben. Tausende von armen, vaterlosen Kindern haben durch den Verein mütterliche Fürsorge und Liebe erfahren und sind dadurch zu tüchtigen Menschen herangewachsen. Denn eine besonders wichtige Arbeit ist die Betreuung der unehelichen und verwaisten Kinder durch Uebernahme von Vormundschaften und Pflegschaften. Wie ungemein zeitgemäß und brennend grade dies ist, erhellte aus dem klaren, packenden Bericht des Herrn Dr. Lenne über die Vormundschaften und Schutzaufsichten der konfessionellen Liebestätigkeit im kommenden Reichsjugendwohlfahrtsgesetz. Sind wir Katholiken jetzt nicht imstande, genügend verständnisvolle Vormünder zu stellen, so geht uns der Einfluß auf unsere heranwachsende Jugend sicher verloren. Und da der Einzelvormund — männliche sowohl wie weibliche — sehr oft gar nicht die nötigen Kenntnisse zur Ausübung dieses verantwortlichen Amtes besitzen kann, so ist die (im Fürsorgeverein) organisierte Einzelvormundschaft der Ausweg, der es tatsächlich jedem ermöglicht, eine Vormundschaft mit gutem Gewissen zu übernehmen und durchzuführen, denn der Verein unterstützt mit Rat und Tat den einzelnen, macht Eingaben, Schriftstücke, Anträge, vermittelt Unterbringung in Familien oder Anstalten, kurz hilft bei allem Amtlichen und überläßt nur die persönliche Liebe und Fürsorge für den Mündel dem Vormund.

Die vorbeugende Fürsorge erstreckt sich auf die Mitarbeit in der Jugendgerichtshilfe, bei der Sittenpolizei, in der staatlichen Fürsorgeerziehung, der kommunalen Waisenpflege und mit den örtlichen Zentralen für Jugendfürsorge. Es gilt heute, auf allen diesen Gebieten tüchtige, gewissenhafte und geschulte Arbeit zu leisten, um innerhalb der durch das neue Reichsgesetz überall geschaffenen oder zu schaffenden Jugendämter der konfessionellen Liebestätigkeit ihren Platz dauernd zu sichern, damit der katholischen Jugend neben der staatlichen Fürsorge auch die religiöse erziehliche Einwirkung zuteil wird.

Zur nachgehenden Fürsorge gehört zunächst: der Besuch der Gefängnisse; schon vielen entgleisten Frauen und Mädchen ist dadurch die rettende Hand geboten, die ihnen wieder zu festem Halt, zu geordneten Verhältnissen verhalf. Ganz besonders notwendig, aber auch ganz besonders traurig ist der Besuch der Geschlechtskrankenstationen in den Krankenhäusern. Hier setzt die schwerste Arbeit im Zusammenwirken mit der Sittenpolizei ein, und wäre es nicht die christliche Liebe, die uns drängt, man brächte es kaum fertig, heute diese Aermsten der Armen, die man 3, 4, 6, 10mal auf der unglücklichen und entsetzlichen Station wiederfindet, aufzusuchen und immer wieder zu betreuen. Frau Neuhaus sprach eingehend über die Prostitution und die abolitionistische Bewegung, — ein Thema, das bei dem heutigen Stand der Dinge immer trauriger und brennender wird. Für absehbare Zeit ist die Abschaffung der Prostitution wohl nicht möglich. Unsere Arbeit darf nicht erlahmen; aber eine Aenderung wird nicht von außen — auch nicht durch Gesetze — kommen, sondern nur von innen, durch Erziehung, vor allem der Knaben. Und die müssen Mütter üben, das ist das einzig durchgreifende Hilfsmittel gegen diesen Krebsschaden unserer Zivilisation.

Es wurden auf der Binger Tagung über die einzelnen Gebiete maßgebende Vorträge gehalten; z. B. über „die erhöhte Bedeutung der organisierten Einzelvormundschaft“ von Frl. C. Hillken-Dortmund; über „das neue Reichsgesetz über die religiöse Kindererziehung“ von Frl. E. Ampfenbach-Erfurt; über „Neue Versuche auf dem Gebiete der Gerichtshilfe“ von Herrn Domkapitular Bartels-Paderborn und andere.

Herr Generalsekretär Benking-Freiburg sprach über „Neuorganisation im Karitasverband.“ Eine Organisationsfrage, an deren Lösung der kürzlich verstorbene unvergeßliche Gründer des deutschen Karitasverbandes, Prälat Werthmann, jahrelang gearbeitet hat, war die Zusammenarbeit des Karitasverbandes und des Fürsorgevereins. Es ist schließlich eine alle Teile befriedigende und die gesamte Karitas zusammenfassende und fördernde Regelung dadurch erreicht, daß im Karitasverband einzelne, selbständige Fachausschüsse geschaffen sind, die von den Vorsitzenden der Facharbeit geleitet werden. Abteilung I, z. B. „Kinderfürsorge“, ist geleitet von Herrn Dr. Lenne, dem das Kinderhortwesen untersteht; Abteilung II, „Jugendfürsorge“, von Fr. Neuhaus. Es ist eine überaus glückliche und segensvolle Zusammenfassung und Zusammenarbeit damit in die Wege geleitet.

Den großen Schlußakkord der Tagung, bei der sich jede Mitarbeiterin in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter und Gleichstrebender fühlte, bildeten die Worte der Vorsitzenden über die hingebende, opferbereite Liebe, auf der sich die Vereinsarbeit aufbauen, die sie durchwehen muß. Mit ihr dürfen wir daran festhalten, daß der Verein Gottes Werk ist, und Gott sein Werk weiterführen wird zur Rettung unserer gefährdeten, verwahrlosten Jugend.

Einheit!

Von P. Dr. Hugo Dausend, O. F. M.

Vor kurzer Zeit ist ein Buch erschienen: „Versuche zur Wiedervereinigung Deutschlands im Glauben. Beiträge zur Kirchengeschichte.“ Von P. Gisbert Menge, Franziskaner. (Steyl, Missionsdruckerei XVI u 275 S. 8° kart. ℳ 27.—.) Nach Einheit verlangen wir; Einheit müssen wir erstreben. Aber es darf keine mechanische Einheit sein, in der jeder nur ein lebloser Stein, ein totes Atom ist, völlig gleich dem andern. Es muß eine Einheit sein, genährt am Geistigen, getragen und durchflutet von ihm. Wir müssen eine organische Einheit anstreben. So bedeutungsvoll auch gleiche Staatsauffassung und Vaterlandsliebe für diese Einheit sind, reichste Quelle und stärkstes Band wird immer abgeben die gleiche Religion, gleiches Bekenntnis. Daß wir Deutsche religiös zerrissen sind, darin liegt unser größtes Unglück.

Diesem Gedanken hat jüngst der einsichtsvolle Prof. Dr. Max Straganz in einem Aufsatz über den Ostmarkenberuf Oesterreichs die Form gegeben: „Eines hat deutsches Wesen schwer geschädigt: die Glaubensspaltung. Religion greift tiefer als Sprache und nationales Wesen.“ („Allgemeiner Tiroler Anzeiger“ vom 1. Dez. 1920.)

Es ist derselbe Gedanke, den ein protestantischer Gelehrter vor mehr als 100 Jahren mit den Worten in das deutsche Volk hinausgerufen: „Liegt denn nicht die Erfahrung deutlich genug vor unseren Augen, daß gerade seit der Reformation das Interesse Deutschlands so mannigfaltig gespalten und geschieden ist, daß wir gerade seit dieser Zeit aufgehört haben, ein Geist und ein Körper zu sein“ (angeführt von P. Gisbert Menge, O. F. M., „Die Wiedervereinigung im Glauben“ I., Freiburg 1914, 1) und dem der erfahrene Geschichtsschreiber Friedr. Böhmer 1846 den ergreifenden Ausdruck verliehen: „Von der Kirchentrennung datiert all unser Unglück ... Wie beklagenswert, daß das Herzvolk Europas durch die Streitigkeiten mit der Kirche vom politischen Berufe abgezogen, in seiner Kraftentwicklung unterbrochen, von der Säure der Leidenschaft und der Negation im Innern zersetzt zu dem kränklichen Zustande gekommen ist, in dem es bald von Fieberhitze durcheinander geworfen wird, bald in Mattigkeit verfault ... Alles, was bei uns im Innern gärt ... unsere politische Machtlosigkeit und Versunkenheit, ja fast alle unsere Streitigkeiten in den letztvergangenen Jahrhunderten wie heute haben ihren eigentlichen Grund in der Kirchentrennung, die uns auseinanderriß, und die man nicht überbrücken kann. Nur ein neuer Bonifazius, der uns die kirchliche Einheit wiederbrächte, könnte helfen; der kirchlichen Einheit würde bald die politische folgen.“ (G. Menge, a. a. O. 48). Durchdrungen von dieser Erkenntnis haben sich viele, denen die Liebe zu Volk und Vaterland heiß im Herzen brannte, von Beginn der Glaubensspaltung an alle Jahrhunderte hindurch eifrigst bemüht, die Kluft zu überbrücken, die sich aufgetan hatte; die Vereinigung anzubahnen, ja herzustellen. Es waren Angehörige der verschiedenen Stände, Schichten und Lebensjahre, es waren Männer und Frauen. Selbst Reichstage und Kirchenversammlungen sind in den Dienst dieser hehren Aufgabe getreten. Ueber solche Bestrebungen und Arbeiten, über ihre Ziele, Wege und Erfolge, soweit sie hauptsächlich Katholiken zu Trägern haben — von Bemühungen nicht katholischer Kreise werden nur die von Leibniz und Molanus eingehender gewürdigt — unterrichtet ganz vorzüglich P. Gisberts Menge, O. F. M., neueste Arbeit, die wir eingangs erwähnten.

Es ist lebhaft zu begrüßen, daß gerade jetzt dieses Buch erschien. Ist doch erst ein gutes Jahr verstrichen, seitdem sich Katholiken zusammengeschlossen, denen die Wiedervereinigung der im Glauben getrennten Brüder als schönste Aufgabe vorschwebt. Am 20. August 1920 haben sie zu Fulda ihre erste wirklich beachtenswerte Generalversammlung gehalten und hier ihren Bund nach des hl. Bonifazius ersten Namen Winfried benannt. (Vgl. Bericht über die 1. Generalversammlung des Winfriedbundes zu Fulda am 10. August 1920. Paderborn, Bonifazius-Druckerei.)

Ueberkluge, die diesen Bund kennen lernen und Menges Buch lesen, werden über die neue Gründung lächeln, weil sie ebenso ohne Ergebnis wieder verschwinden werde, wie bisher alle ähnlichen Unternehmungen. — Es muß zugegeben werden: das Ziel ist hoch und verspricht nicht sonderlichen Erfolg. Indes gerade die Gegenwart ist für eine solche Gründung äußerst günstig. Großer, außerordentlicher Anschluß wird gar nicht erwartet. Samen soll jetzt ausgestreut werden. Er wird sicher aufgehen und zur Frucht heranreifen, wenn alle deutsche Katholiken eine Hauptaufgabe darin sehen, aus ganzem Herzen und ohne Unterlaß für die getrennten Brüder zu beten, ihnen ein wahrhaft katholisches Leben vorzuleben, selber tiefer in die Wahrheiten unserer hl. Religion einzudringen und jedem aufrichtigen Wahrheitssucher liebevolle Wegbereiter und -geleiter zu sein. Jeder Katholik wird dann auch für sich selber das werden, was wir gerade jetzt so nötig brauchen, ein ganzer Katholik, ein Katholik der Tat!

Der Reigenprozeß.

Von Redakteur Adolf Pfeiffer, Berlin.

Der Freispruch im Reigenprozeß entsprach ganz der Auffassung desjenigen Teils der Presse, für den das Theater heutzutage nur noch ein Geschäft, nicht mehr und nicht weniger, bedeutet. Nun ist's geschafft! Die Reklame wird schon ihre Wirkung tun und nebenbei hat man noch heftig den „Muckern“ und „Sittlichkeitsaposteln“ die Meinung gesagt und sie gelehrt, daß sie ein andermal hübsch zu Hause bleiben sollen, da sie von „Kunst“ doch nichts verständen.

Aber war der sogenannte Sieg, den dieser Teil der — vornehmlich Berliner! — Presse erfochten hat, wirklich so vollkommen? Ich bezweifle es! Mir scheint, sie hat den Honigseim ihrer Kasuistik und Dialektik an ein untaugliches Objekt verschwendet, wie auch die ganze, lange Reihe von Juristen, Professoren, Künstlern, Publizisten, z. T. von allseitig anerkannter Autorität in ihrem Fach, die in dem Prozeß als Sachverständige in die Arena traten und dem „Reigen“ Schnitzlers die Weihe der Kunst sich zu geben mühten —, auch sie standen auf einem sehr angreifbaren Posten, trotz der „ethischen“ und „durchaus sittlichen Gedanken“, die ein preußisches Zivilgericht in den zehn Szenen des Reigens finden zu können glaubte ...

Seit dem 9. November 1918 lösten sich die Bande frommer Scheu und haushohe Wellen von Schmutz und Unrat fluten über uns hin, — wie viel davon unter dem Deckmantel der „wahren Kunst“. Nun liegt freilich das Datum der Entstehung des Schnitzlerschen „Reigens“ weit vor der Revolution und ursprünglich war er vom Verfasser auch gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen. Was dann weiter noch eine öffentliche Aufführung als nicht geraten erscheinen ließ, das entfiel mit dem Tage der neuen Freiheit, da Triebe und Sinne hemmungsloser und schrankenloser sich entfalten durften, — im Namen der Freiheit, im Namen der Kunst, die diesem Zug der neuen Zeit allzu willig Rechnung zu tragen gewillt war, eifrig betreut von denen, die geschäftstüchtig wie sie an und für sich von Natur aus schon sind, die Konjunktur erfaßt hatten. Die neue Freiheit beherrschte Literatur und Theater und ward als Götze auf den Thron gesetzt, von dem man die Moral herabgestoßen hatte in den Schlamm der Gosse. Religion, Moral, Sittlichkeit waren leere Worte geworden, die nur für die noch einen Sinn hatten, die „rückständig“, wie sie sind, die Zeit nicht begreifen wollten und, die drohenden Gefahren für das ganze Volk ahnend, warnend und mahnend den Finger in die offene Wunde der Zeit legten. Erhoben sie in tiefster Besorgnis einmal die Stimme, dann ward eine stattliche Phalanx aufgeboten, um die unbequemen Warner zum Schweigen zu bringen — sie konnten ja das ganze Geschäft verderben. Mit Hohn und Spott und persönlichen Verunglimpfungen wurde dabei wahrlich nicht gespart.

Der Reigenprozeß war — täuschen wir uns darüber nicht! — nur eine Etappe auf dem Weg. Wir sind diesmal ins Hintertreffen geraten. Doch dürfen wir die Schlacht noch lange nicht verloren geben. Die Lehren des Reigenprozesses gilt es, hinkünftig zu beherzigen. Wir wollen nicht von einer gesetzlichen Festlegung des sogenannten bürgerlichen Kunstempfindens sprechen, wir wollen anderseits nicht der wahren Kunst Fesseln anlegen. Wir sind nicht gegen die Darstellung des Geschlechtlichen auf der Bühne, sofern damit unser ethisches und künstlerisches Empfinden nicht verletzt wird. Wir verlangen aber Rücksichtnahme auf unsere Gefühle, die immerhin die eines Laien sein mögen vom Standpunkt der Künstler aus. Laienurteil und Kunstempfinden sind in diesem Reigenprozeß geflissentlich gegeneinander ausgespielt worden, mit dem durchsichtigen Zweck, dadurch die zu dem Urteil nötigen Grundlagen zu schaffen. Wir bedanken uns schönstens dafür, daß uns die Blasphemien dieser zehn Reigenszenen als Inhalt der Ehe vorgesetzt werden. Da wollen wir doch lieber auf unserem Laienstandpunkt verharren und in der Ehe Höheres sehen, als nur den geschlechtlichen Trieb vom Manne zum Weibe und umgekehrt ...

Der Künstler oder Aesthetiker urteilt über Kunst oft anders als der Laie. Hindert das aber eine gewisse gleichgeartete Auffassung von Moral und Sittlichkeit? Hier sind Grenzen gezogen, die auch der Künstler nicht überschreiten darf, ohne sich und seine Kunst zu prostituieren.

Gegen das wehren wir uns im Interesse der moralischen Gesundung unseres ganzen Volkes, die uns mehr am Herzen liegt, als das Geschäft des einzelnen, der aus Unmoral und Unsittlichkeit Kapital schlägt. Wir führen all die schönen Phrasen von Kunst und Aesthetik nicht im Munde, tragen aber dafür im Herzen die reine Blume einer gefestigten Weltanschauung, die uns den Weg weist zu den höchsten Gipfeln der Kunst und uns der Freuden und Schauer der Kunst im höchsten Maße teilhaftig werden läßt.

Amselsang am Muttergrabe.

Die Amsel singt an deinem Grabe,
Nicht wissend, wie du sie geliebt,
Nicht wissend, dass die Liedesgabe
Verhallt, zerstiebt.

Doch dieses wunderholde Klingen,
So lockend weich, so sehnsuchtsbang,
Kann es nicht dennoch zu dir dringen,
Wie einst auf stillem Waldesgang?

Ob dir des Körpers Ohr auch fehle —
Was einstens wonnig dir gebebt
In jenem Sang, war deine Seele,
Und diese — lebt.

Ich will den Schmerz d'rum niederringen.
Der würgend oft mein Herz bezwang;
Auch mein Lied wird zu dir sich schwingen,
Wie einst auf stillem Waldesgang ...

Franz Josef Zlatnik.

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Von M. Rast.

IV.

Buchhandlung Ludwig Auer-Donauwörth: Des sonnig frommen und dichterisch begabten Kinderfreundes Dr. Friedrich Zoepfls „Buch für Kinder: Das Jahr des Herrn." (12°, 248 S. Buchschmuck von Wilh. Sommer. Pr. geb. 10 M.) wurde bereits in der „A. R." warm empfohlen als das, was es ist: ein köstlich erzählender und zugleich betrachtender Führer durch das Kirchenjahr mit seinen großen, schönen Hauptfesten und Heiligentagen. — Auers „Deutsche Jugendhefte" wurden in mehr als einer Million umgesetzt. Das spricht für ihren tatsächlichen Wert, für den eine befriedigende Ausstattung und vor allem eine sorgsame Auswahl einsteht. Unter den Autoren der bisher erschienenen Nummern seien die bekanntesten hervorgehoben: Hauff, Sienkiewicz, Handel-Mazzetti, Paul Keller, Cervantes, Tolstoi, Bret Harte, Gerstäcker, Defoe, Spillmann, Cooper, Th. Mügge, Schönaich-Carolath, W. Irving, Felix Nabor, Boyesen, Lentner, Chateaubriand, Brechenmacher, L. Aurbacher, Hebel, Musäus, Mayrhofer, Wiseman, Gebr. Grimm, Theod. Storm. Pr. der mit bildnerisch buntem Umschlag und gutem Druck versehenen 8°-Heftchen: vorwiegend 60 Pf. Gleich empfehlenswert sind die Jugendbücher, hübsche Bände zu je 6 M, von denen vorliegen Band I—III: Des Kindes fröhliches Jahr, Ein fröhliches Kinderjahr und Des Kindes fröhlicher Tag. Sämtlich von Anna Nideck. Die Verse sind fast so hübsch wie die Bilder. Diese 3 Bände sind, im Gegensatz zu den Jugendheften, für kleinere Kinder. Ebenso Band V: Kasperl-Geschichten und andere Schnurren. Bilder und Verse von Jos. Kiener und Emmy Giehrl. Ausgewählt von Anna Nideck. — Mit Recht nach der oben bezeichneten Richtung anerkennend gewertet werden die „Donauwörther Volksbücher", von denen die 6 ersten schmucken Bändchen im Preise von je 5 M vorliegen: „Von Goldsuchern und Schatzgräbern", „Von Spaßvögeln und listigen Leuten", „Morgenländische Erzählungen", „Heitere Geschichten und Schwänke", „Nachdenkliche Geschichten aus dem Russischen", „Aus Väterchens Reich. Humoresken und Skizzen aus Rußland." Auch in dieser Reihe finden sich Autorennamen wie Tolstoi, Irving, Gerstäcker, Hebel, Herder, Aurbacher usw. — Von Ludwig Auers (Onkel Ludwigs) berühmt gewordener Sammlung „Hausbrot. Sagen, Märchen und Geschichten aus dem Volk und für das Volk" liegen nun aus zweiter Folge stattliche Bände vor, sämtlich bearbeitet von Johanna Arntzen. Pr. jedes Bandes 5 M. — Derartige sozial gerichtete Unternehmungen verdienen von vornherein unsere ernste Beachtung und Förderung. — Die eben eingetroffenen Romane: „Der tote Hof" von Felix Nabor, geb. M 20, und „Der Riedertoni" von F. Kaltenhauser, geb. M 18, beide geschmackvoll ausgestattet, können wir heute nur anzeigen. Eine Besprechung bleibt vorbehalten.

Verlag von C. J. Oehninger-Münster i. W.: Drei wertvolle Erzählbücher fesseln unsere Aufmerksamkeit. Der begabte Phil. Ewert verlegt die Handlung zweier Werke ins Hochgebirge: „Die Kinder vom Schroffen. Eine Geschichte aus Brannenburg" (8°, 132 S. Pr. geb. 9 M) gibt sich als tüchtiges, ethisch kerngesundes Unterhaltungsbuch mit ausgiebig, aber leichtverständlich gebrauchtem Dialekt, prächtiger Naturschilderung, klarer Personenzeichnung und kräftig gestaltender Einwebung einer zurückliegenden erschütternden Begebenheit: des Bergsturzes von Brannenburg. — Einen Fortschritt in der künstlerischen Entwicklung bezeichnet „Die steinerne Sennerin. Roman aus den Berchtesgadener Alpen." (8°, 165 S. Pr. geb. 9 M.) Er nimmt am Schlusse seiner dramatisch bewegten, immer lebhaft spannenden Darstellung den furchtbaren Brand von Hall in großartiger Schilderung auf. Das zweite Gesicht spielt eine hervorragende Rolle: als Auserwählung zur Durchführung einer segenbringenden, für den Träger jedoch leidvollen Mission: die Todbestimmten noch in elfter Stunde vorzubereiten und ihnen dadurch Gelegenheit zum innerlichen Siege über den Tod zu geben. Gegen Ende des Buches gerät durch eine Art plötzlicher symbolischer Ausdeutung eine gewisse Unklarheit hinein, ohne weiter etwas zu verderben (eine Neuauflage kann hier leicht bessern). Der Roman, wie er vorliegt, ist und bleibt ungemein wirkungsvoll in seiner kraftvollen Anschauung, Charakteristik und Naturstimmung, in seiner vertieften Auffassung von Leben, Mensch und Menschentum, von dessen Fehlern, Sünden und Vorzügen, Tugenden und Lastern, bösen und guten Leidenschaften, von Einkehr, Reue, Buße, Sühne. Ueber allem aber die Liebe, die göttliche und die menschliche: ob unvollkommen, so doch selbstlos hingegeben und eben deshalb ebenfalls erlösend. So wirkt der an sich tragische Schluß befreiend und zugleich den empfangenen starken Eindruck bestätigend.

In 2. Auflage, seit 1909, erschien ein Buch, das zum (heurigen) 60. Geburtstage seiner Verfasserin in 100. oder gar 200. Aufl. hätte vorliegen sollen. Ein Buch von hoher, bis ins Feinste ausgewirkter und doch wie aus einem einzigen, schier vollkommenen Guß erscheinender Kunst. Ein Buch von vorbildlich hinreißender, zugleich anfeuernd aufrichtender Kraft. Eines Volkes Buch für ein Volk: M. Buols vor reichlich hundert Jahren spielende Tyroler Erzählung „Die Gamswirtin". (8°, 287 S. Pr. geb. 18 M.) Wann lernen wir endlich mit sicher wählender Hand nach dem Besten greifen?

Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung-Berlin. Seinem zu schönem Erfolge durchschlagenden, den Stoff des vorhergehenden „ableitenden" Wörterbuches „Woher?" in 40 nicht „systematisch" ausgewählten Aufsätzen prächtig ausmünzenden „Leben und Weben der Sprache" (3. verb. Aufl., Pr. kart. 14 M) ließ Dr. Ernst Wasserzieher jetzt einen weiteren wesensähnlichen Band von gleicher gewinnender, gründlich schürfender Darstellung folgen: „Bilderbuch der deutschen Sprache", 8°, 292 S., Pr. kart. 20 M. Aus der Reihe der diesmal 75 Aufsätze seien wahllos einige Themen herausgegriffen: Die Grenzen unserer Spracherkenntnis, Ueber den Reichtum unserer Muttersprache, Romanische Entlehnungen und Rückwanderung, Schlechtes Deutsch, Neuere Schlagwörter, Ueberflüssige Fremdwörter, Einseitigkeit, Die Zeitung als Erzieherin, Die Aue, Die Börde, Die Burg, Mark und Grenze, Pan, Die Post, Was heißt Thie?, Undeutsche Betonung, Weib, Frau, Dame, Was heißt Bismarck? Die größere Hälfte, Pappenstiel, Schriftsteller und Schriftleiter, Die Schrote. — In 2. unveränderter Auflage erschien Littrows „Atlas des gestirnten Himmels für Freunde der Astronomie, Taschenausgabe." Mit 17 meist zweiteiligen Blatt-Karten. Der bekannte Prof. Dr. J. Plaßmann schenkte dem verdienstlichen Büchlein (8° 48 S., Pr. geb. 11 M) die nötige lichtvolle Einleitung. — Ein vorwiegend wunderschön verträumtes und zugleich köstlich veranschaulichendes Buch ist Fritz Mielerts „Verträumte Städte. Deutsche Kleinstadtbilder". Mit 32 Zeichnungen von Willy Neuhaus und Adolf Kraemer. Gr. 8°, 138 S. Der Inhalt deutet auf ganz Deutschland: Nord-, Süd-, West-, Ost- und Mitteldeutschland. Hier wird es einem wahr: „Städte sind wie Menschen, Persönlichkeiten", und daß es möglich ist, die Seelen der Städte widerzuspiegeln. Stimmung, Stimmung, Stimmung überall, nicht zuletzt auf den unmittelbar stimmungweckenden Zeichnungen. Man sagt sich bald: Ich mag das Buch nicht mehr aus der Hand legen. Und: Ich werde es mir erwerben.

Nürnberger Bilderbücher-Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. Der feinsinnige Anthologien-Herausgeber und selbstschöpferische Märchen-Dichter Will Vesper hat die Bearbeitung einer Reihe von Volks- und Jugendbüchern unter der Gesamtaufschrift „Der Blumengarten" übernommen, von der mir drei außergewöhnlich schmucke Bände mit Einbandzeichnung von O. H. W. Hadank vorliegen: 1. „Gute Geister. Märchen, Gleichnisse und Legenden." Geschmückt mit 87 farbigen Federzeichnungen von Hertha von Gumppen-

berg. 4°, 161 S., Pr. geb. 20 M. — Der Verfasser widmet das äußerlich und innerlich liebenswürdige Buch mit dem „heimeligen" Zauber seinen eigenen vier Kindern unter dem Vorspruch „In Märchen, Fabeln und Gedichten habt ihr die wahren Weltgeschichten". Die ganze Sammlung steht, genau besehen, im Lichte der Gegenwart, umhüllt vom Schleier der phantasiereichen Dichtung. Der Erwachsene merkt alsbald auf die vielen „Beziehungen", deren Andeutung ihn zum eifrigen Lesen zwischen den Zeilen anregt. Das Kind freut sich an der unmittelbar packenden Darstellung von reichem, buntem Farben- und Stoffreiz. So wird das in Wort und Bild künstlerische Buch Einzug halten in zahlreiche deutsche Heimstätten; 2. „Leben und Taten des scharfsinnigen Ritters Don Quixote". Von Miguel de Cervantes. Nach den besten deutschen Uebersetzungen bearbeitet. Geschmückt mit 130 farbigen getuschten Federzeichnungen von Hans Pape. 4° 299 S., Pr. geb. 28 M. Das altberühmte, einzigartige Werk voll scheinbar stürmischen Lachreizes, in Wahrheit von tiefer tragischer Bedeutung ersteht hier in seinen 20 Kapiteln und einer Fülle sie lebendigst veranschaulichender Zeichnungen gewiß als eine überraschende Neuheit für viele, viele Junge und Alte, die es längst hätten kennen sollen. Nun, die beste Gelegenheit zum Zugreifen ist jetzt da!; 3. „Die Nibelungen-Sage". Erzählt von Will Vesper. Mit vielen getuschten Zeichnungen von E. R. Wagenauer. 4°, 176 S. Pr. geb. 23 M. Will Vesper sagt in seiner Einführung: bei Herstellung dieser in dichterischer Prosa geschaffenen Wiedergabe des in mannigfachem Bruchstückhaftem und Ausgeführtem vorliegenden altehrwürdigen Stoffes sei es seine Absicht gewesen, „alles Schöne und Unsterbliche, das die Dichter der Vorzeit über und um diese Sage fabulierten, zu einem neuen, nach Möglichkeit einheitlichen Werke zu gestalten, zu einem Buche, das keines für die Wissenschaft und die Philologen sein solle, sondern eines für das lebendige Leben unseres Volkes, das heute mehr denn je Grund habe, aus den großen Schöpfungen seiner eigenen Vergangenheit Kraft und Trost, neuen Mut, Hoffnung und Glauben an sich selber zu finden." Diese Edelabsicht verlebendigt und verwirklicht sich tatsächlich in dem vom Geiste mittelalterlicher Sprach- und Bildkunst durchwehten Werke selbst — ein höchstes, aber verdientes Lob! — Der Dichter Ludwig Finckh hat über die schönsten Veröffentlichungen des Nürnberger Bilderbücher-Verlags eine warmherzige Würdigung unter der Bezeichnung „Bilderbuchhimmel" gespannt. Unter diesen stellte er, außer obigen, einen prächtig ausgestatteten Band voll alter lieber Kinderreime mit bunten, feinen Künstlerbildern von Else Wenz-Viëtor: „Schweinchen schlachten, Würstchen machen, Quiek-Quiek-Quiek!", herausgegeben von Charles Dieck (Pr. 20 M), sowie ein Werk, das man gewiß nicht wird als „literarisch" ansprechen können, das aber sicher geeignet ist, ungezählte Kinderherzen jubeln und auch die Augen kinderliebender Erwachsener leuchten zu machen. „Es soll zwar nur für Mädchen von 3—13 Jahren sein, aber ich alter Esel habe noch meine helle Freude dran", äußert sich drastisch Ludwig Finckh. Es handelt sich um das tatsächlich genialoriginelle Nürnberger Puppenstuben-Spielbuch von Else Wenz-Viëtor. Wer Kinder und das gewisse Etwas hat, gehe hin und kaufe es zu des ganzen Hauses Lust und Freude! Pr. 70 M.

Vom Büchertisch.

An der Mutter Hand. Gedanken und Anregungen zur Marienverehrung. Von P. J. Lucas P. S. M. 262 S. Geb. M 20.—. Druck und Verlag der Kongregation der Pallottiner, Limburg (Lahn), 1921. — Maria, unsere Mutter; diesen Gedanken führt das Buch in zahlreichen schönen Betrachtungen durch, die an die wunderbaren Vorzüge, an das Leben und die Freuden und Schmerzen der Gottesmutter anknüpfen. Der Verfasser will die reichen Schätze kath. Marienverehrung dem religiös-praktischen Leben dienstbar machen. Er widmet sein Werk vor allem den vielen Einsamen, die sich nach einem liebenden Mutterherzen sehnen, die in Versuchungen nach einer rettenden Mutterhand tasten, ein strahlendes Vorbild suchen oder die in Sturm und Dunkel nach dem leuchtenden Meeresstern ausblicken. Man kann mit dem Buch als Geschenk viel Trost und Freude bereiten. K.

Zürcher, P. Ambros, O. S. B. **Gute Menschen.** Standesbücher zur Heranbildung guter Menschen, Band 1—6: Gute Kinder 9.30 M und höher, Gute Söhne 14 M, Gute Töchter 14 M, Gute Männer 14 M, Gute Frauen 14 M, Gute alte Leute 16 M. Ferner: Gottesdienst und Gottesmenschen, Lehr- und Andachtsbücher für die Jugend und das katholische Volk zur Einführung in das Verständnis der katholischen Liturgie und in das katholische Leben, 7 Bändchen: Meßbüchlein der Jugend 6.90 M und höher, Meßbüchlein der Jugend mit Anhang 9.60 M und höher, Meßbuch der Jugend 16.50 M, Meßbuch fürs Volk 16 M, Ich beichte bald, brosch. 3.10 und höher, Ich kommuniziere bald 6.60 M und höher, Der gute Ministrant 8.25 M, Der gute Sakristan (folgt nach). — Die Bücher des bekannten Andachtsschriftstellers P. Ambros Zürcher, die bei der Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., in Einsiedeln, erschienen sind, bieten einfachen, gediegenen und zum Herzen sprechenden Inhalt in gefälliger und geschmackvoller Form. Jedermann in jedem Stand weiß der Verfasser das Rechte zu sagen, gibt auch gute praktische Ratschläge für das religiöse und das weltliche Leben. Die Bücher können warm empfohlen werden. K.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. Es war nicht unnötig, Ibsens Rosmersholm neu einzustudieren, denn was man seit Jahren an verschiedenen Theatern an Darstellungen von der Tragödie der Rosmer, die als Kinder nie schreien und als Erwachsene nie lachen, gesehen hatte, war doch nichts mehr als tüchtiges Theater. Die wahrhaft guten Ibsenvorstellungen liegen weiter zurück, damals, als Spielleiter und Schauspieler an eine überragende Bedeutung von Ibsen glaubten. Unsere jüngeren Regisseure tun dies nicht mehr. Ibsen ist abgetan. Man sah die Mängel von Ibsens Dichtertum plötzlich riesengroß, wie vordem nur „reaktionäre" Kunstrichter. Der neue Abgott war der viel problematischere Strindberg. Ich glaube aber, daß auch hier die Ernüchterung auf leisen Sohlen geschlichen kommt, vielleicht gelangen wir dann wieder zu einer gerechteren Würdigung Henrik Ibsens. Rein künstlerisch genommen, staunt man immer wieder über die Ueberlegenheit, mit der hier Stein auf Stein gefügt, Wort auf Wort, keines zu viel, keines zu wenig, immer mit dem Endziel vor Augen. Ueber den Kampf zwischen alter Zeit und neuer Zeit mögen wir nach den Erfahrungen der letzten Jahre noch skeptischer denken, als der — Dichter selbst. Es ist ein Mangel, daß er im Alten, wie es durch den Rektor Kroll repräsentiert wird, nur das Muffige, Enge, Kleinbürgerliche sieht und das Neue, wie es sich an Mortensgards „Leuchtfeuer" entzündet, nur ein einer höheren Idee entbehrender naturwissenschaftlich gegründeter Freisinn ist. Rosmer, von Rebekka aus dem Lager der Tradition hinübergezogen, sieht diesen Mangel und möchte deshalb die Menschen zu Adelsmenschen emporläutern. Es gelingt ihm am Ende bei Rebekka, aber nicht durch das Neue, sondern durch das, womit dieser willenszarte Letzte eines alten Geschlechtes mit dem Alten zusammenhängt. Rebekka ist ohne Zögern den Weg des Verbrechens gegangen; jetzt, da sie den Siegespreis in der Hand halten könnte, hat die Lebensanschauung der Rosmer ihren Willen gebrochen. So siegt am Ende zwar das Edle, aber am Ende steht zugleich der Tod. Es war eine sehr feinabgetönte und feingeistige Vorstellung unter der Regie Kurt Stielers. Vielleicht hatte Rebekka West das Heim der Rosmer auf Rosmersholm allzusehr lichter und heller gestaltet (was ja auch dem strengen, pedantischen Kroll auffällt), so daß dem romantischen Spuk der weißen Rosse der düstere Hintergrund entzogen war, aber das sind schließlich Auffassungen persönlicher Art. Ganz außerordentlich war die Rebekka Hilde Herterichs, die besonders im Ausdruck des Gesichtes von einer seelischen Intensität war, welche auch jedes Wort durchdrang. Die Rolle des Rosmer ist wenig dankbar; es ist schwer zu verhindern, daß diese passivere Natur nicht zum geistigen Pantoffelhelden wird. Henrich gelang dies und damit

auch das seelische Uebergewicht, das Rosmer am Ende zurückgewinnt. Wundervoll plastisch gerieten auch die Nebengestalten: Kroll, den Wernicke über den rabiat gewordenen Schul- und Haustyrannen hinauszuheben wußte, Höfer gab den geistvollen, schlauen, aber an seiner schmutzigen Vergangenheit leidenden Redakteur des „Leuchtfeuers" in jeder Linie überzeugend. Das verlumpte Genie des Ulrik Brendel gelang Lützenkirchen gut; die Tragik des seiner Ideale Beraubten klang nicht erschütternd genug; ein ganzer Mensch war auch die Haushälterin des Frl. Hohorst.

Schauspielhaus. Neu einstudiert: „Moral", Komödie von Ludwig Thoma. Heute, kurz nach dem Tode des Dichters, ist der Ruf Thomas von Ueberschätzung nicht frei. Um zwischen dem wild um sich schlagenden Satiriker der Zeit vor dem Kriege und dem vaterländisch fühlenden Heimatdichter der Kriegs- und Revolutionszeit keine Kluft bestehen zu lassen, fand man die Erklärung, daß der ätzende Spott nur aus dem Schmerz geflossen sei, da er so viel Unechtes und Unwahres gefunden habe. Nun ist die Frage, ob diese ständigen Angriffe irgendwie aufbauend gewirkt haben; daß sie niederreißende Folgen hatten, wird nicht gut abgeleugnet werden können. Was Thoma in dem ersten Akte gegen die Sittlichkeitsbewegung vorbringt, wo dramaturgisch mühsam bewegte Figuren lediglich auf die Bühne bemüht werden, um ihre dünne Weisheit zum besten zu geben, klang schon 1909 recht gesucht. Nach der Entwicklung, die die „Moral" in der Zwischenzeit genommen, empfindet man die Empfehlung des Gewährenlassens als hohle Schaumschlägerei. Die beiden weiteren Akte sind ja nicht ohne drastische Komik, aber sie bringen nichts gegen den Gedanken an sich. Es ist immer wirksam, aber auch billig, wenn man Leute, die sich sittlich drapieren, in Lagen bringt, die sie im Gegensatz zu ihren guten Grundsätzen zeigen. Die Polizei hat eine galante Dame verhaftet, die über ihre Freunde ein Tagebuch führte. Die Herren vom Sittlichkeitsverein stehen in diesem Büchlein mit Name, Stand und mehr oder weniger schmeichelhafter Charakteristik. Es würde ein Skandal in der Oeffentlichkeit und im Innern der Familie. Da aber ein Erbprinz in die Sache verstrickt ist, muß sie vertuscht werden und die Sittlichkeitsprediger lassen sich noch zu einem Geldopfer herbei, damit die Wahrheit nicht ans Licht kommt. Der Gesamteindruck ist, daß in dem Stücke die Führer einer ernsten Bewegung in Bausch und Bogen als Heuchler hingestellt werden. Heute ist es ein theoretisch allgemein anerkanntes Axiom, daß ohne Sittlichkeit unser Wiederaufbau unmöglich ist, das hindert aber nicht, daß das Stück wieder einen sehr starken Erfolg hatte. Gespielt wurde gut; die Figuren sind leicht und dankbar zu spielen; ich nenne nur Auzinger, Raabe, Wohlbrück.

Aus den Konzertsälen. Das vierte Abonnementskonzert des Konzertvereins bot wieder ungetrübten Genuß. Webers Ouvertüre zu Abu Hassan leitete den Abend sehr glücklich ein. In der heiteren Serenade von Joseph Haas, die wir hier zum ersten Male hörten, fand er eine anmutig geistreiche Fortsetzung. Ein Werk von einer leichten, gefälligen Heiterkeit, die von frischer Natürlichkeit ist; ich möchte fast von einer Anmut des Rokoko sprechen, würde dies nicht stilistische Vorstellungen erwecken, die nicht zutreffen; auch wo die Serenade von einer leichten Schwermut überschattet wird, bleibt sie auf der Linie einer unbeschwerten Leichtigkeit. Gertrud Schuster-Woldan spielte Mozarts Konzert in D-dur für Violine klangschön und innig. Beethovens 4. Symphonie bildete die Hauptnummer des Abends, die Hauseggers beseelte Führung wieder in beglückender Weise zur Geltung brachte. — Mit ausgesprochen modernen Liedern von Cl. v. Franckenstein, Strauß, Reger, Marx, Scott und Korngold hatte eine Sopranistin Vera Meid einen schönen Erfolg. Die Stimme ist klangschön und wohlgebildet. Der Vortrag war nicht in allen Liedern von gleicher Wärme.

Verschiedenes aus aller Welt. In den Wiener Kammerspielen weigerten sich sämtliche Darsteller Wedekinds „Sonnenspektrum" zu spielen. Das im Nachlaß vorgefundene Werk spielt in einem Freudenhaus. Wie dieser neue Wedekind beschaffen sein mag, zeigt noch besonders, daß die Künstler an Schnitzlers „Reigen" und Wedekinds „Schloß Wetterstein" keinerlei Anstoß nahmen. Ein Kritiker bemerkt hierzu: Publikum und Schauspieler der Kammerspiele und schließlich nicht nur diese tragen alle Anzeichen einer Balkanisierung. Der Widerstand der Darsteller gegen die ihnen nicht erfreuliche Aufgabe ist ein Reflex jenes verborgenen Kampfes, den eine abtretende Klasse um ihre inneren Güter führt. In Wien ist dieser Kampf an dieser Stelle schon aussichtslos. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Mark ist gestiegen, ein Zeichen also, dass man im Auslande Deutschlands Zukunft mit etwas freundlicheren Augen betrachtet. Das war der Anstoss dazu, dass die hochgetürmten Kurse unserer Börsen einstürzten. Wir hatten ja schon einige Wochen Vorzeichen davon. Nur Blinde und Kinder haben sie nicht gesehen. Kinder? Gewiss eine Uebertreibung, aber dass sich im letzten Jahre die Scharen der geistig Unmündigen, die sich zum Börsenspiel drängten, aufs erschreckendste vermehrt hatten, ist nicht zu bestreiten. Sehr viele haben keine Ahnung von den Gesellschaften, deren Aktien sie schon zu Kursen erwarben, die selbst bei hoher Dividende ihnen kaum eine Rente mehr gewähren könnten, sie kauften also nur, um zu noch höheren Preisen wieder zu verkaufen und nun kamen Kursstürze bis zu 400%. Viele kauften auf Kredit, den die Bankwelt natürlich einschränkte und dadurch zum verlustreichen Verkaufe nötigt. Im ganzen dürften die grossen Banken sich schon lange mit vollem Rechte wenig kreditfreudig gezeigt haben. Verloren wurde sicherlich viel Geld. Jetzt am Ende der Woche steigt der Dollar wieder und der neuen Markverschlechterung werden höhere Kurse folgen. Zumal die niederen Kurse von heute zu neuen Käufen anreizen. Wer unlängst zu den höchsten Kursen verkaufte und heute wieder einsteigt, macht sicherlich ein gutes Geschäft, falls die Effektenbesitzer, die ihre Werte bezahlt haben und zu Anlagezwecken kauften, nicht auch nervös werden. Kommen aber neue Angstverkäufe, dann können wir noch weitere Rückgänge erleben. Was soll ich tun? fragen heute viele. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, soweit es sich um Anlagewerte handelt, die voll bezahlt sind, ruhiges Blut wahren. Angst-

verkäufe, die nicht aus der Notwendigkeit gekündigten Kredites erfolgen, mehren nur das Uebel. Die Möglichkeit einer Notenabstempelung oder Doppelwährung als Mittel zur Feststellung des Markkurses wird in Börsenkreisen als in den Absichten der Entente gelegen erörtert. Das wäre natürlich Anlass zu einer neuen Flucht vor der Mark, die wieder zu hohen Kursen führen würde. Ueber die Verhandlungen, die in London über die Gewährung eines Moratoriums von mehrjähriger Dauer und über eine Anleihe geführt werden, vermögen wir uns heute noch kein Urteil zu bilden. Die Befürchtung liegt nahe, dass England die Einrichtung einer internationalen Kontrollkommission in Deutschland anstrebt. Eine Besserung des Markkurses würde unsere Industrie in die Lage versetzen, die so dringend notwendigen Einkäufe von Rohprodukten zu betätigen, anderseits würde sie auch, was ja Englands Wunsch ist, die deutsche Ausfuhr erschweren. Wir müssen wettbewerbs- und produktionsfähig bleiben. Der niedere Markstand hob unsere Konkurrenzfähigkeit bis zu dem Punkte, da wir aus Mangel an Einführungsmöglichkeit die Produktionsfähigkeit verlieren. Das Problem ist, durch Besserung der Mark die Einfuhr von Rohstoffen wieder zu gewinnen und dennoch zu Preisen ausführen zu können, die den Wettbewerb zulassen. Gewisse Hoffnungen richten sich auf grössere Einfuhrmöglichkeit nach Russland, wodurch eine Krisis in unserem Handel und unserer Industrie an Schärfe verlieren könnte. — Die Abschwächung auf dem Devisenmarkte, mit der die Börsenwoche (28. November) eröffnete, gründete **auf spekulatives Angebot. Es wurde dadurch verursacht, dass man die Absicht, der Washingtoner Konferenz eine zweite, die sich mit der Weltvaluta beschäftigen soll, folgen zu lassen, mit angeblichen amerikanischen Plänen einer Kreditaktion in Zusammenhang brachte** und von Stinnes' Reise eine günstige Auffassung gewann. In Verbindung damit kam es auf den Effektenmärkten zu schwächerer Tendenz. Den radikalen Umschwung brachte aber erst die Börse vom 1. Dezember. Der Dollar ging weiter um 40 ℳ auf 202 ℳ zurück. Am Aktienmarkt wurden Kursstürze bis zu 600 Proz. verzeichnet, ausländische Renten gaben bis 1000 Proz. nach. Im späteren Verlaufe der Börse ergaben sich kleine Kurserhöhungen aus dem Gefühl heraus, dass man über das berechtigte Mass hinausgegangen war. Der Dollar ging auf höhere Markbewertung in Neuyork vorübergehend bis 181 herab, erholte sich aber wieder bis 204. Von 182 war der Dollar am Anfange des Novembers auf 350 gestiegen und nun ist er wieder ungefähr auf dem Status des Anfangs. Am Wochenende war der Dollar wieder auf 240 hinaufgeklettert. Im Zusammenhang damit mag stehen, dass, was an angeblichen Bedingungen für ein Moratorium durchsickert, zu keinem Optimismus berechtigt. — Roheisenpreise und die Preise der Stickstoffindustrie wurden erhöht. —

Das Geschäftsjahr 1920/21 der A.-G. Hackerbräu, München brachte eine Absatzsteigerung von nahezu 1/4 Million Hektoliter und ergab einen Bruttogewinn von 2·328,736 Mk. Vorgeschlagen wird 15 (i. V. 10) Proz. Dividende.

K. Werner, München.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.

Gemäss den §§ 19 und 21 des Statuts ergeht hiermit an die Herren Aktionäre die Einladung zur Teilnahme an der am

Montag, den 19. Dezember 1921, vormittags 10 Uhr

im **Bankgebäude,** Theatinerstrasse 11, I. Stock, dahier, stattfindenden

ausserordentlichen

Generalversammlung.

Gegenstände der Tagesordnung sind.
Beschlussfassung nach § 4 Abs. 4 und § 23 des Statuts über folgende Punkte.

1. Erhöhung des Stammaktienkapitals von 114 Millionen Mark auf 200 Millionen Mark durch Ausgabe von 86000 Stück auf Namen lautender Stammaktien zu je Mk. 1000.—.
2. Von den neuen Stammaktien sind durch ein Uebernahmekonsortium 57 Millionen Mark den bisherigen Stammaktionären zum Uebernahmskurse von nicht unter 250% anzubieten, sodass auf 2 alte Aktien à Mk. 1000.— eine neue Aktie à Mk. 1000.— oder auf 7 alte Aktien à fl. 500.— drei neue Aktien à Mk. 1000 — entfallen; der Rest der neuen Stammaktien wird dem Konsortium zum Kurse von nicht unter 100% überlassen gegen Uebernahme aller Emissionskosten der neuen Aktien und angemessene Gewinnbeteiligung der Bank. Das gesetzl. Bezugsrecht d. Aktionäre auf die jungen Aktien wird ausgeschlossen.
3. Regelung der mit der vorstehenden Vermehrung des Aktienkapitals zusammenhängenden Einzelpunkte, insbesondere Aenderung des § 4 des Bankstatuts.

Die Anmeldung zur Legitimation über den Aktienbesitz u. die Abgabe der Karten zur Teilnahme an der Generalversammlung findet vom **2. Dezember d. Jhs.** ab statt.

a) in **München** im Bankgebäude, Theatinerstr. 11. II. Stock, Zimmer 74;
b) in **Berlin** bei d. Direction der Disconto-Gesellsch. u. b Hardy & Co G. m. b. H.
c) in **Frankfurt a. M.** bei der Direction der Disconto-Gesellschaft.

Zur Ausübung des Stimmrechtes sind nur jene Aktionäre berechtigt, welche ihren Aktienbesitz bis spätestens **1. Dezember d. Jhs. einschliesslich** im Aktienbuche der Bank auf ihren Namen umschreiben liessen und welche bis spätestens **16. Dezember d. Jhs. einschliesslich** ihre Aktien unter Uebergabe eines arithmetisch geordneten Nummernverzeichnisses entweder vorgezeigt oder deren Besitz nachgewiesen haben, wobei bemerkt wird, dass bezüglich der Berechtigung zur Ausübung des Stimmrechtes nach § 21 Abs. 6 des Statuts folgende Anordnung getroffen ist:

„Der Besitz einer Aktie zu fl. 500.— berechtigt zur Abgabe von 6 Stimmen der Besitz einer Aktie zu Mk. 1000.— zur Abgabe von 7 Stimmen, doch kann niemand mehr als 1500 Stimmen für den eigenen Besitz und weitere 1500 Stimmen für Stellvertretung in sich vereinigen. Der Besitz einer Vorzugsaktie zu Mk. 1000.— berechtigt zur Abgabe von 140 Stimmen ohne Beschränkung auf eine Höchststimmenzahl".

MÜNCHEN, den 2. Dezember 1921.

DIE DIREKTION.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 15.— einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 51 München, 17. Dezember 1921. XVIII. Jahrgang.

Bischof Michael Felix Korum von Trier †.

Von F. R. von der Kling.

Noch sehe ich die Hünengestalt dieses Bischofs vor mir, wie er, im Jahre 1906 in der ewigen Stadt in einem kleinen Kreise sich über Hirtenpflichten aussprechend, an die Worte Pius' VII. an Consalvi erinnerte: Non materialia, sed spiritualia! Selten vereinigten sich Milde, Kraft und Entschiedenheit in solchem Einklange, wie es bei Korum der Fall war, so daß man sagen konnte, jede dieser Eigenschaften überwog die andere. Und in der Tat, die ganze Lebensgeschichte dieses Streiters Christi beherrscht dieses Dreigestirn.

Unter französischer Herrschaft zu Wickerschweiler im Oberelsaß am 2. November 1840 geboren, fand Michael Felix zu Kolmar Gelegenheit, zuerst in der Schule der Maristen, dann auf dem katholischen Gymnasium seinem Hochziele zuzustreben. Im Jahre 1860 finden wir ihn im Innsbrucker Konvikt der Gesellschaft Jesu, wo er 1865 in Theologie promovierte, um am Vorabende von Weihnachten jenes Jahres zu Straßburg von Bischof Räß die Priesterweihe zu erhalten. Sofort ernannte ihn dieser auch zum Professor der Philosophie am kleinen Seminar zu Zillisheim und 1872 zum Professor der Dogmatik und Exegese am Priesterseminar zu Straßburg. Als im gleichen Jahre die deutsche Herrschaft ihre Entfremdungspolitik mit Vertreibung der Jesuiten begann, wurde Korum zum französischen Domprediger und 1880 auch zum Münsterpfarrer bestellt. Vom 12. August 1881 an verband sich sein Name für immer mit dem der Diözese Trier und sind die beiden unzertrennbar geworden. Seit 1876 war dieser bischöfliche Stuhl verwaist. Als die Not schreiend wurde, begann die Regierung einzulenken und der König von Preußen nahm F. X. Kraus, den Freiburger Professor, in Aussicht, den der Hl. Stuhl jedoch ablehnte, um nun seinerseits Korum vorzuschlagen. Dem ausdrücklichen Wunsche Leos XIII. gegenüber gab der vorgeschlagene, der Kirche bis ins Mark ergeben, seine Bedenken auf. Der Trierer Dompropst Holzer, Abgeordneter der freikonservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses, bestürmte den König, die staatliche Anerkennung zu versagen und dieser richtete darob an Bismarck einen „groben Brief" wegen „eigenmächtigen Vorgehens". Er beruhigte sich jedoch wieder, als Freiherr von Manteuffel, kaiserl. Statthalter von Elsaß-Lothringen, Kaiser Wilhelms intimer Freund, Korum wärmstens empfohlen hatte, da dieser die „gallikanische Erziehung gehabt und an den steten gouvernementalen Einfluß gewohnt" sei. Am 29. August erhielt Korum die staatliche Anerkennung unter Erlassung des Bischofseides. Einen Staatsbischof also erwartete man zu finden. Als man erkannte, wie gründlich man sich getäuscht, da brach der Sturm, die Kar- und Leidenswoche nach dem Palmsonntage des festlichen Einzuges in das jubelnde Trier, los. Die ganze liberale und Regierungspreßmeute stürzte über Korum her und beschimpfte den Bischof als Staatsfeind, Franzosenfreund usw. Doch was die Hofgunst nicht vermocht hatte, blieb auch der offenen Befehdung versagt. Der Bischof ging seines Weges, jedem gebend, was ihm gebührte. An die 40 Jahre haftete Korums Namen an, was damals in blinder Wut enttäuschter Hoffnung gegen ihn gesündigt wurde. Im Bewußtsein staatlicher Allmacht übersah man damals schon jene geschichtliche Wahrheit, die Friedrich von Hurter gegenüber dem Josefinismus in die Worte zusammenfaßte: „Was revolutionäre Prinzipien, was gewalttätige Fürsten und Regierungen aufbauen, stürzt ebenso rasch wieder ein. Nur eine solide Basis findet sich vor, welche Frieden und Ordnung verheißt und Wohlfahrt und Segen, echte Zivilisation und Völkerglück verbreitet — die katholische Kirche mit ihrem Episkopat in Einheit mit dem Papste. In diesem Sinne sind die Bischöfe vom hl. Geiste eingesetzt, die Kirche Gottes zu regieren. Und in der Tat ist der katholische Episkopat, wo er sich seiner Sendung von Gott bewußt war und ist, der unvergängliche Ruhm der katholischen Kirche und feste Mauer der christlichen Ordnung, die Stütze des Klerus und der Hort der Völker, aber auch ein Bollwerk der Staaten und der beste Ratgeber der Fürsten." — Als Bischof Korum voriges Jahr, Gegenstand allgemeinster und uneingeschränkter Verehrung, seinen 80. Geburtstag und heuer das 40jährige Bischofsjubiläum beging, als der entthronte Kaiser, als der preußische Kultusminister Dr. Becker, als der Staatssekretär Dr. Brugger ihm ihre Glückwünsche darbrachten, da erinnerte seine Rede an Newmans Worte bei seiner Berufung ins Hl. Kollegium: „Die Wolke ist gewichen". „Die Sprache, die der Staat anschlägt", sagte er, „ist eine andere, als sie früher erklang. Die früheren Herren sind ja alle liebenswürdige Vertreter des Staates gewesen und ich habe nie an ihrem guten Willen gezweifelt, aber solche Rede habe ich damals nie gehört. Vielleicht war es ihnen nicht gestattet, so zu reden wie heute. Jedenfalls hat es mein altes Herz wieder verjüngt, als ich hörte, daß ich ein so streitbarer Bischof gewesen sei. Heute sehen Sie die Flamme des Feuers, das ich damals angefacht habe, freudig lodern. Das ist früher nie anerkannt worden. Wenn ich früher zu meinem Bedauern zu einem streitbaren Bischofe gezwungen worden bin, und wenn damals das Feuer, das ich entfachte, nicht gerne gesehen worden ist, dann war es eben, weil man nicht einsah, daß dieses Feuer die Herzen der anderen gewinnen sollte, daß es alle vereinen sollte in treuer, brüderlicher Hingabe zu dem Verlangen, daß wir alle für unser Vaterland einstehen..." — Es war am verhängnisvollen 11. Dezember 1918. Da erklärte der „Franzosenfreund" Korum einem höheren französischen Offizier, daß jeder ehrliche Mensch sich über die Bestimmungen des Fochschen Waffenstillstandes schämen müsse..., es würde das größte Unglück für die linksrheinischen Gebiete sein, wenn sie unter französische Herrschaft kämen. Er, der Bischof, werde trotz seiner 80 Jahre in den nächsten Tagen auf die Kanzel steigen, um dem deutschen Volke den Glauben an sich selbst wieder beizubringen.

Hineingestellt in das politische Getriebe, erhebt sich bereits in klaren Umrissen die Gestalt dieses aufrechten Mannes; doch auch der Bischof komme zu seinem Rechte. Korum hat das Vertrauen, das einst der Papst auf ihn gesetzt, restlos gerechtfertigt: „Kreuz und Kette", die ihm der Hl. Vater angekündigt, bildeten in den Augen des Volkes seinen schönsten Schmuck. Am 14. August 1881 hatte er in Rom vom Kardinalvikar Monaco La Valletta die bischöfliche Weihe erhalten, dann kehrte er in seinen neuen, vom Kulturkampf zerstampften und zerstörten Weinberg zurück. Ueber 200 Pfarreien unbesetzt, 140000 Katholiken ohne jeden und 150000 ohne regelmäßigen Seelsorger, viele Priester im Gefängnis, andere in Verbannung, die zurückgebliebenen ohne Gehalt, oft in Not und der Arbeitslast erliegend, die Anstellung neuer Priester unmöglich, das Seminar leer, die Klöster verlassen und verödet, dies war das Trümmerfeld, das er vorfand. Mit fester Hand begann er den Aufbau und gemäß dem Worte St. Cyprians, daß die Lösung aller schwierigen Fragen Christus ist, überwand sein Gottvertrauen alle Hindernisse. Seine Tätigkeit griff sogar auf die benachbarte Erzdiözese Köln hinüber, wo gleiche Not rief. Und es ging wieder

vorwärts, ging wieder aufwärts. Wo immer er konnte, insbesondere in der Seelsorge, griff Bischof Korum persönlich ein: jedermann hatte Zutritt bei ihm. Der Jugenderziehung und den Volksmissionen widmete er alle Aufmerksamkeit und die Jahre 1883. 1891 und 1912 sahen Trier als Mittelpunkt großer religiöser Kundgebungen, wie der Ausstellung des hl. Rockes und des Marianischen Kongresses. Heute zählt die Diözese 771 Pfarreien, 1238 Priester, Klöster und religiöse Anstalten in großer Zahl sind dicht bevölkert und das kirchliche und religiöse Leben blüht und steht mustergültig in Deutschland da. Die Liebe der Diözesanen zu ihrem Bischofe, die Dankbarkeit für alle Opfer und Arbeit fand ihren elementarsten Ausdruck beim 25jährigen Priesterjubiläum, ihren Höhepunkt beim 40jährigen Bischofsjubiläum im scheidenden Jahre. Und als um die Mittagsstunde des 5. Dezember Gott die Seele seines treuen Dieners, des greisen Hirten, mitten aus der priesterlichen und bischöflichen Tätigkeit aus dem wohlbestellten Felde zu sich berief, da brauchte ihr nicht zu bangen. Christi Stellvertreter hier auf Erden hatte ihm, als er das 80. Lebensjahr vollendete, in einem herrlichen Zeugnisse den sicheren und gerechten Lohn des guten und getreuen Knechtes gewissermaßen schon zugesagt. Möge er dem greisen Senior des deutschen Episkopates inzwischen auch reichlichst geworden sein.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Mit unsern Versuchen, bei den Gläubigermächten, besonders in London, eine Erleichterung der Wiedergutmachung durchzusetzen, hatten wir bisher kein Glück. Die Bank von England lehnte das amtliche Ersuchen der Deutschen Regierung um eine langfristige Anleihe ab. Ueber einen Zahlungsaufschub, dem England nicht abgeneigt scheint, soll nach den Meldungen vom Wochenende der Oberste Rat entscheiden, wahrscheinlich erst im neuen Jahr. Inzwischen bieten Einzelheiten der Kriegsentschädigung phantasiebegabten Finanzmännern wie Rathenau und kniffligen Rechnern wie Loucheur Gelegenheit, in den Klubsesseln des Carltonhotels neue Kontretänze des internationalen Reichtums auszufinnen. Unter den Ursachen, die unsere Bemühungen immer wieder vereiteln, wirkt am stärksten der Vernichtungswille Frankreichs. Sein Haß, noch mehr seine Angst, sind so groß, daß Briand ihr auch nach seiner Rückkehr von Washington im Senat seine bessere Einsicht opfern und Schauergeschichten von der deutschen Gefahr erzählen mußte, um einen Vertrauensbeschluß zu erringen. Eine weitere Ursache, die sehr stark mitspielt, ist die tiefe Abneigung des gesamten Auslands gegen unsern Staatssozialismus. Dem Franzosen sind schon direkte Steuern, die den Staat in die Geschäftsbücher gucken lassen, verhaßt. Dem selbstbewußten Angelsachsen diesseits und jenseits des Ozeans ist die deutsche Sozialpolitik widerwärtig, wo der Staat mit Zwangsbeiträgen und gesetzlichen Renten den Vormund spielt. Der deutsche Wehrbeitrag vor dem Krieg wurde nicht nur als militaristisch, sondern zugleich als sozialistisch und deshalb weltgefährlich empfunden. Kenner des Auslandes rechnen ihn in diesem Sinn unter die Kriegsursachen. Und so oft jetzt im Ententelager unsere Zahlungsschwierigkeit erörtert wird, kritisiert man unseren Staatssozialismus. Deutschland hat keine Milliarden für die Kriegsentschädigung. Aber es hat sie für Verbilligung des Brotes, für den Schadenbetrieb seiner Eisenbahn, also für niedrige Löhne und Frachten und arbeitet damit billiger als andere Völker. So der britische Schatzkanzler Horne. Aus Frankreich klingt es ähnlich. Was soll man darauf erwidern, wenn ein paar Tage später das Reich bei der Unfallversicherung 300 Millionen, für die Kleinrentner 100 Millionen zuschießt? Diese Stände brauchen es nötig, gewiß. Aber nach westeuropäischer, einst auch in Deutschland gültiger Theorie hat hier nicht der Staat, sondern die Gesellschaft Pflichten, und drüben wird uns alles nachgerechnet. Der Reichskanzler Dr. Wirth beklagte sich jüngst in einer sehr geist- und schwungvollen Rede beim Verein Berliner Presse über die Mechanisierung und Materialisierung unserer Politik. Woher rührt sie denn als davon, daß seit den letzen Jahren Bismarcks das deutsche Volk gewöhnt wurde, den Staat als allein verantwortlichen Beschützer und Versorger zu betrachten? Alle Parteien bis zur äußersten Rechten haben aus Wahltaktik diesem Götzen geopfert, recht oft für die Belange einzelner Klassen und Stände. Heute treten diese dem notleidenden Staat wie Erpresser gegenüber. Der Kanzler bedauert weiterhin, daß das geistige und künstlerische Deutschland sich von der Politik fernhalte. Darf man es diesem verübeln vor einer solchen mechanischen und materialistischen Politik? Als es vor 70 Jahren in der Paulskirche um die deutsche Einheit und die bürgerliche Freiheit ging, waren die Geistigen alle zur Stelle. Beim Bewilligen, Feilschen und beim Stellenschacher unserer heutigen Politik können sie nicht mittun. Es klingt sehr hart, aber es ist Tatsache: unser deutscher Staat, nicht nur die Republik, sondern schon das Reich seit 1871 hat sich um alle Liebe gebracht, ganz wie jeder materiell und mechanisch denkende Mensch. Erst wandten sich die Geistigen vom Staate ab, traten ihm beim Zusammenbruch einen Augenblick näher, um sich von dem innerlich Unverbesserlichen bald wieder abzuwenden. Dann kehrten ihm die Materialisten den Rücken, als der verarmte Staat nichts mehr zu bieten hatte. So wird auch die Entente das Reich behandeln. Kann es nicht mehr zahlen, so braucht es nichts mehr zu zahlen, aber es wird gepfändet, unter Aufsicht gestellt, vielleicht ganz liquidiert. Und das deutsche Volk wird sich gelassen dareinfinden und private Geschäfte mit den Gläubigern machen.

Die Verhandlungen mit der Industrie, die Steuerberatungen in den Ausschüssen des Reichstags und des Reichswirtschaftsrats gehen inzwischen weiter, werden aber öffentlich mehr wirtschaftlich als politisch erörtert. Ein Rest von reiner Politik hat sich gerettet in die Reichs- und bayerische Angelegenheit des Gefängnisses Niederschönenfeld (vgl. Nr. 49, S. 673). Der Reichsjustizminister Radbruch hatte inzwischen der bayerischen Regierung durch deren Gesandten in Berlin Beschwerden der politischen Gefangenen in Niederschönenfeld übermittelt, die aus der Anstalt geschmuggelt waren. Natürlich lehnte es Bayern ab, sich mit diesen Beschwerden zu befassen. Nun hat die ganze Sache geendet mit einer moralischen Niederlage Berlins. Der Reichstagsausschuß beschloß mit 5 bürgerlichen gegen 3 sozialistische Stimmen, aus politischen Gründen den geplanten Besuch in Niederschönenfeld zu unterlassen. — Manches Aufregende kann auch der Prozeß gegen Jagow und andere Führer des Kapp-Putsches bringen, der in diesen Tagen vor dem Reichsgericht zu Leipzig begann.

Während Mitteleuropa in Winterstarre versinkt, keimt aus der Weltkonferenz von Washington ein gewisses Ergebnis. Eine Botschaft Hardings an den Kongreß und englische Aeußerungen sprechen sich sehr zuversichtlich aus. Zieht man das Rhetorische ab, so bleibt eine Annäherung zwischen dem britischen Reich und Amerika, die man vielleicht als den letzten entscheidenden Schritt zur angelsächsischen Weltherrschaft ansprechen darf. Der Weltherrschaft folgt, sobald alle Nebenbuhler besiegt oder entwaffnet sind, der Weltfriede; pax Anglica wie einst pax Romana. Die neue Weltherrschaft wird für die Menschheit soweit erträglich sein, als es die Herrschaft des Geldes ist, denn das Geld ist ganz besonders dieses Weltreichs Zeichen. Vor seinem alten Fluch muß es sich hüten. Die Ueberwindung der Nebenbuhler scheint in Washington wenigstens äußerlich zu gelingen. Japan stimmt dem Flottenverhältnis 5:5:3 für England—Amerika—Japan zu, wenn zugleich ein allgemeines Abkommen über den fernen Osten geschlossen wird. Diesem Abkommen tritt auch Frankreich bei, so daß ein Vier-Ländervertrag zustande kommt. Unter ihm wird das japanisch-englische Bündnis begraben. Trotz vieler Schwierigkeiten, denen ein solches Abkommen bei der Ratifikation durch die Parlamente der Vertragsstaaten begegnen dürfte — besonders im amerikanischen Senat — hat sich die Hoffnung erfüllt, daß es abgeschlossen werde. Die Furcht vor einem neuen Weltkrieg ist bei den Völkern allgemein und bildet ein nicht zu unterschätzendes Erbe des verflossenen Krieges. Wer möchte im Ernst wieder die Schrecken der Trichterfelder, der Gasnebel von Grün- und Gelbkreuz, die Hölle der Seeschlachten entfesseln? Wir glauben beim heutigen Zustand der Menschheit nicht an den ewigen Frieden. Aber ein neuer Kriegsplan hätte mit Hemmungen zu rechnen, die vor 1914 weder den Staatslenkern noch den Nationen bewußt waren.

Als ein Zeichen friedlichen Geistes ist auch die Einigung zwischen Großbritannien und Irland anzusprechen. Wider alles Erwarten kam sie um den 5. Dezember zustande. Irland erhält die Stellung einer Kronherrschaft wie Kanada oder Australien,

ein eigenes Parlament mit dem Recht der Gesetzgebung und den Namen: Irischer Freistaat. Die Treue zum König und zum Gesamtreich ist etwas verklausuliert im Eid der Mitglieder des irischen Parlaments enthalten. Irland stellt ein eigenes Landheer auf im gleichen Verhältnis zu seiner Volkszahl wie England zu der seinen. Ulster, das einige Sonderrechte bekommt, scheint einverstanden. In der Sinnfeiner-Regierung dagegen wollen De Valera und zwei andere Minister das Abkommen nicht annehmen. Es ist also bis zum Beschluß des Dail Eireann und des Parlaments in London noch alles in der Schwebe. Möchten Vernunft und Friedfertigkeit auf beiden Seiten obsiegen. Aus allgemein menschlichen und christlichen Gründen ist es heiß zu wünschen. Ueberdies liegen feste Verhältnisse im britischen Reich auf der Linie unserer deutschen Belange. Nachdem Frankreich, das als siegreiche Festlandsmacht eine europäische Aufgabe hätte, kurzsichtig und eigennützig wie es ist, vollkommen versagt hat, besteht unsere nächste Hoffnung in der Vernunft Englands. Je freier England von inneren Sorgen ist, desto besser kann es französischem Uebermut begegnen. Deutschland ist kein Nebenbuhler des Angelsachsentums mehr. Der Friede des neuen Weltreichs ist auch unsere Angelegenheit.

Der Familienlohn.

Von A. Ecker, Essen.

(Schluß.)

3. Der Kollisionspunkt. Ohne weiteres könnte man, ja viele werden annehmen, der gerechte Lohn sei gerechterweise immer vom Arbeitgeber zu zahlen. Wir werden aber sehen, daß dies, wenn der Arbeitgeber auch nominell zahlt, nicht immer der Fall ist. Es könnte so liegen, daß ein Arbeitgeber 100 Arbeiter hat, bei denen der Wert ihrer Arbeit über dem nötigen Lebensunterhalt steht, deren Lohn, für sich allein betrachtet, also nicht nach dem nötigen Lebensunterhalt, sondern nach dem Wert der Arbeit bezahlt werden müßte. Der gleiche Arbeitgeber kann aber auch noch 100 andere Arbeiter haben, bei denen der Wert ihrer Arbeit unter dem nötigen Lebensunterhalt ihrer selbst und der Familienangehörigen steht. In letzterem Falle muß mindestens der Lebensunterhalt, stellenweise sogar der Familienlohn gewährt werden. Das Ergebnis ist in diesem Falle so, daß der Arbeitgeber mehr zahlt, als er an Wert erhält, wie folgende schematische Rechnung dartut:

100 Arbeiter leisten je 100 Werteinheiten	= 10000
und 100 Arbeiter je 80 Werteinheiten	= 8000
Werteinnahmen des Arbeitgebers	= 18000
Der Arbeitgeber verausgabt	
a) an die ersten 100 Arbeiter (mit Leistung von je 100 Werteinheiten)	= 10000
b) an die anderen 100 Arbeiter, deren nötigen Lebensunterhalt wir als mit je 10 über ihrer Wertleistung stehend betrachten — also je 90	= 9000
Wertausgabe des Arbeitgebers	= 19000

Hier würde der gerechte Lohn also zu einem sehr unbefriedigenden Ergebnis führen und es taucht die Frage auf, ob der Arbeitgeber hier nicht berechtigt sei, den Arbeitern, die mehr Arbeitswert leisten als nötiger Lebensunterhalt auf sie entfällt, so viel Lohn weniger zu zahlen, daß er in die Lage versetzt wird, den Arbeitern, deren Arbeitsleistung im Werte unter dem nötigen Lebensunterhalt steht, den nötigsten Lebensunterhalt gewähren zu können, so daß also in obigem Beispiele jeder der 200 Arbeiter 90, alle zusammen also 18000 Werteinheiten erhielten. Zur Antwort bringen wir vor, wenn wir wieder daran anknüpfen, daß jeder ein Recht auf Existenz hat. Wo aber eine Rechtsforderung besteht, da sind auch Subjekte vorhanden, die die Pflicht der Leistung haben. Die Natur sagt uns, daß zunächst der engere Verband der Verpflichtete sei. Die geschriebene Gesetzgebung hat es der Natur abgelauscht, wenn sie die Eltern verpflichtet, für ihre Kinder, und die Kinder anhält, für ihre Eltern einzutreten. Und weiter kann man sagen, daß die Verpflichtung zur Leistung des nötigen Unterhalts von der Familie aufsteigt zur großen Allgemeinheit, so daß letzten Endes sich die Forderung auf die nackte Existenz gegen alle richtet. Damit rücken wir unserer Frage näher. Denn wenn alle zur Leistung des nötigen Unterhalts verpflichtet sind, so ist es nicht nur der Arbeitgeber, sondern auch der Arbeitnehmer. Mithin ist der Arbeitgeber berechtigt, denjenigen seiner Arbeiter, deren Lohn für sich allein betrachtet, weil der Wert ihrer Arbeit ein höherer ist, über dem notwendigen Lebensunterhalt steht, in der Höhe Abzüge zu machen, daß er daraus den Unterschied zahlen kann, der sich gegenüber dem Wert der Arbeit durch die Zahlung des nötigen Lebensunterhalts, also auch des Familienlohnes an die übrigen Arbeiter ergibt. Hierbei wird der Arbeitgeber, soweit er selbst im Betriebe arbeitet, sich nicht ausschließen dürfen. Allerdings wird man ihm nicht zumuten können, ohne weiteres die Betriebsmittel anzugreifen, denn dann würde ja die Quelle aufgezehrt.

4. Die augenblickliche Lage. Wir glaubten das Vorstehende vorausschicken zu müssen und erst hierauf — damit eine eindringlichere Vergegenwärtigung möglich ist — auf die Zustände von heute einzugehen. Diese letzteren aber kristallisieren sich um die bereits einleitend erwähnte Tatsache, daß früher der Lohn einen weit höheren Wert hatte, womit nicht gesagt sein soll, daß früher der gerechte Lohn gezahlt wurde. Ja mehr noch. Ein Arbeiter, der gleichzeitig Familienernährer ist, kann die ihm gestellte Bedarfsaufgabe heute kaum nur notdürftig erfüllen, und nur in solchen Fällen findet die arbeitende Bevölkerung ein befriedigendes Auskommen, wo es sich um Junggesellen oder um Familien handelt, in welchen neben dem Vater auch noch Kinder, besonders heranwachsende Söhne Arbeitslohn beziehen.

In absehbarer Zeit ist hierin, nachdem Deutschland den Krieg verloren hat und fast aller seiner Hilfsquellen beraubt ist, keine Besserung zu erwarten.

Die Gefahren, die daraus entstehen, daß aus dem Lohn die Familie nicht mehr voll oder nur unter herbsten Schwierigkeiten unterhalten werden kann, sind von schwerster Bedeutung. Zunächst wird hier eine unausbleibliche Folge die langsam, aber sicher fortschreitende größere Ehelosigkeit sein. Und wo diese Folge nicht eintritt, da wird man vielfach die Kinderzahl beschränken. An sich ist schon, wie Westergaard und Rubin (vergl. Conrad, Politische Oekonomie, IV. Tl., Stat. I) festgestellt haben, die Ehe in der Arbeiterklasse von wesentlich kürzerer Dauer als bei den wohlhabenden Kreisen. So waren nach diesen Feststellungen weniger als 5 Jahre verheiratet in der Arbeiterklasse 34 Prozent, bei den Wohlhabenden 17,6 Prozent. 25 Jahre und darüber aber in der Arbeiterklasse nur 9,1 Prozent, bei den Wohlhabenden aber 24,3 Prozent.

Schwer dürfte auch ins Gewicht fallen, daß, weil der Arbeiter mit einer Reihe Angehöriger seine Familie nur noch schwer zu ernähren vermag, die Mutter aus der Familie herausgedrängt und zum Mitverdienst gezwungen wird. Ein gleiches Schicksal kann noch nicht flügge gewordenen Kindern beschieden sein, wodurch die Familie schwer getroffen wird. Die sittlichen Nachteile, die hieraus erwachsen, sind sehr groß.

5. Die Lösung. Die bisherigen Versuche, in Besoldungsordnungen, Tarifverträgen und steuerlichen Vorschriften der Tatsache gerecht zu werden, daß es heute weit schwieriger als vor dem Kriege ist, aus dem einem Familienvater zugänglichen Lohne auch eine Reihe von Angehörigen zu ernähren, sind durchaus unzulänglich. Ja hätten wir wirkliche Berufsstände, die, wie Hertling sagt, von ihrem eigenen Leben getragen und der Idee der organischen Berufsstandsbildung entsprossen wären, also nicht staatlichen Willkürakten ihr Dasein verdankten und darum nicht Mechanismen, sondern Organismen darstellten, hätten wir eine sittlich verbundene Gesellschaft und kein Konglomerat nebeneinanderliegender gesellschaftlicher Atome, diese Zeilen wären überflüssig; den Familienvätern wäre der Familienlohn gesichert. An der Stelle schwacher Scheinlösungen sähen wir wirkliche gesunde Lösungen des Problems. Aber wir haben solche wirkliche Berufsstände und eine sittlich verbundene Gesellschaft, so sehr man sich hier und da an ihrer Schaffung abmüht, nicht.

Wenn dies aber auch fehlt, so besteht darum anderseits das Recht der Familienväter auf den Familienlohn ungemindert fort und wir müssen es als ein so Dringliches betrachten, daß voraussetzungslos an seine Verwirklichung herangetreten werden muß. Man kann an verschiedene Lösungen denken.

Zunächst könnte man die Arbeitgeber verpflichten, den vollen Familienlohn zu zahlen. Die geistige Verfassung jedoch, in der sich zunächst noch die Mehrheit des Volkes befindet,

läßt diesen Weg als nicht befriedigend erscheinen. Die Arbeitgeber würden sich auf diesem Weg sicher zu einem großen Teile daran gewöhnen, mehr und mehr die Brauchbarkeit der neu einzustellenden Arbeiter an Hand auch ihres Familienstandes zu beurteilen, während anderseits die Arbeiter, besonders nachdem sie in den Betriebsräten ein gewisses Mitspracherecht erlangt haben, den Gesichtspunkt voranstellen könnten, daß allzu kindergesegnete Familienväter die Fähigkeit des Arbeitgebers schmälern, seinen übrigen Angestellten und Arbeitern höhere Löhne zu zahlen. So könnte sich allzu leicht ein ähnliches Verhältnis wie im Wohnungswesen entwickeln. Wie es dort eine kinderreiche Familie sehr schwer hat, eine passende Wohnung zu finden, so könnten hier die Väter köpfereicher Familien in eine übergroße Bedrängnis der Arbeitslosigkeit kommen und sie würden es voraussichtlich um so mehr, je stärker man auf das volle Ziel des Familienlohnes zusteuern würde.

Es bleibt daher u. E. nur der Weg des staatlichen Eingriffs übrig, eines Eingriffs, der an sich auch gerechtfertigt ist, weil überall da, wo es Rechte zu schützen gibt, der Staat zum Eingriff befugt ist.

Im einzelnen kann ein solcher Eingriff, der zugleich auch den Lastenausgleich möglich macht, verschieden sein. Man kann ihn z. B. durch die Berufsgenossenschaften, auch durch die Ortskrankenkassen oder Gemeinden lösen lassen.

Würde man das Problem durch die Gemeinden oder Ortskrankenkassen lösen, so würde man etwa folgendermaßen vorzugehen haben:

1. Neben dem Lohne, den der Arbeitgeber den Angestellten und dem Arbeiter zahlt, erhält letzterer, sofern er einen Lohn von bestimmter Höhe nicht hat, für jedes zu versorgende Kind von der Gemeinde oder Ortskrankenkasse einen angemessenen Zuschuß.

2. Die Gemeinde oder Ortskrankenkasse legt den Bedarf, den sie gemäß Ziffer 1 hat, auf alle Arbeitgeber ihres Bezirks nach einem gerechten Maßstab (Gewerbesteuer) um.

Wir wissen sehr wohl, daß unser Vorschlag sehr mißliche Begleiterscheinungen in sich birgt, daß er eine Zunahme öffentlichrechtlicher Funktionen bedeutet, wo es auf deren Abbau ankommt, daß er eine Mehrung des Beamtentums bringt, wo dies unter allen Umständen zu vermeiden ist.

Wenn wir aber den Familienlohn wirklich wollen, dann bleibt uns heute kein anderer Weg, und wir müssen dann auf anderen Gebieten die öffentlich-rechtliche Funktion und die Mehrung des Beamtentums um so stärker abbauen, um diesen Weg gehen zu können.

Jedenfalls dürfen wir die andere Hoffnung nicht haben, daß sich in absehbarer Zeit die geistige Verfassung unseres Wirtschaftslebens so ändern könnte, daß man aus freien Stücken aus den Berufsständen heraus unseren arbeitenden Familienvätern gerecht wird. Die geistige Erneuerung einer ganzen Gesellschaft erfordert eben, wenn nicht Wunder geschehen, in der Regel Jahrhunderte. So lange aber dürfen wir den arbeitenden Familienvätern den Familienlohn nicht mehr vorenthalten.

Die Brache.

Ueber die dürstende Brache läuft
Silberner Frühlichtschein,
Er weckt nur der Quecke falbendes Grün,
Und den Glimmer auf Spat und Stein.
Er tastet suchend die Scholle ab,
Kein Fünklein Farbe entbrennt.
Sie ist wie stiller Wintertag
Im nebelnden Advent.
Das Licht wirft der starrenden Distel um
Einen Fetzen Sonnenbrokat.
Ach, alles dürftig, alles so arm,
Neben dem Acker voll wogender Saat.
Der strotzt und schreit in die Welt hinein
Seine überschäumende Kraft,
Ihn macht zum König von Berg und Tal,
Seine glühende Leidenschaft.
Er trägt seine Krone, er glaubt seinen Sieg.
Er ist nur ein jubelnder Schrei.
Noch ahnt er die brausende Sense nicht,
Und das letzte, leise Vorbei.

Aber tief in der Brache schläft
Ein Werden, gewaltig gross.
Demütig harrt sie, ein hoffendes Weib
Des Helden in ihrem Schoss.

M. Herbert.

Neue Schriften über die Schuld am Weltkrieg.

Von General Karl von Landmann.

Zur Bekämpfung des Fehlspruchs von Versailles ist es für Deutschland von größter Bedeutung, daß die Frage, wer die Schuld am Ausbruch des Weltkriegs trägt, so bald und so gründlich als möglich zum Austrag gebracht werde. Jeder Deutsche, der dazu beiträgt, Beweise für die Schuldlosigkeit Deutschlands zu erbringen, erwirbt sich ein unbestreitbares vaterländisches Verdienst. Dies gilt hervorragend von der neuen Schrift des durch seine Veröffentlichungen aus den belgischen Archiven und andere einschlägige Arbeiten vorteilhaft bekannten Bernhard Schwertfeger. Poincaré und die Schuld am Kriege (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1921, Ladenpreis 15 M).

Kein Geringerer als der Präsident der französischen Republik hat es unternommen, in sechs im Februar und März 1921 in der Société des conférences gehaltenen Vorträgen, die in erweiterter Form in der Revue de la Semaine illustrée erschienen sind, Deutschland und Oesterreich-Ungarn mit der alleinigen Schuld am Ausbruch des Weltkriegs zu belasten. Für den einstigen vielgewandten Advokaten war es wohl weniger das Gefühl des bösen Gewissens, das ihn zu einer öffentlichen Verteidigung seiner Politik veranlaßt hat, als das Gefühl, sich gegen die in der Presse erfolgten Angriffe der eigenen Landsleute wehren zu müssen. Es wurde ihm der Vorwurf gemacht, er habe Rußland zum Krieg getrieben, und in der „Humanité" wurde in bezug auf sein und des Außenministers Viviani Verhalten in den entscheidenden Tagen vor Kriegsausbruch sogar der Ausdruck „Lügner und Fälscher" gebraucht; an anderer Stelle wurde Poincaré als „Frankreichs Totengräber" bezeichnet. In diesen sechs Vorträgen bespricht Poincaré die französisch-deutschen Beziehungen von 1871 bis zum Ausbruch des Weltkriegs. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit versteht er es, die Ereignisse dieses Zeitraums so darzustellen, wie wenn die französische Regierung keinen anderen Ehrgeiz gehabt hätte, als im Frieden sich den Aufgaben nationaler Wohlfahrt zu widmen, während Deutschland stets auf der Lauer gelegen sei, um bei passender Gelegenheit über Frankreich herzufallen. Das Bündnis mit Rußland 1892 habe nur die Erhaltung des europäischen Friedens zum Zweck gehabt und die entente cordiale mit England 1904 habe ebenfalls nur der friedlichen Abwehr gegen die auf Störung des Weltfriedens bedachten Mittelmächte gedient. Bei der Darstellung der Marokko- und Balkanangelegenheiten nimmt Poincaré den Standpunkt ein, als ob Deutschland kein Recht gehabt hätte, auch ein Wort mitzusprechen. Ueber die 1912 mit England getroffenen Abmachungen, in denen von jahrelangen gemeinschaftlichen Kriegsvorbereitungen die Rede ist, schweigt sich Poincaré aus. Daß er nach der Mordtat von Serajewo irgend etwas getan hat, um den Streit zwischen Oesterreich und Serbien örtlich zu begrenzen, kann Poincaré nicht angeben. Im Gegenteil benützte er seinen damaligen Aufenthalt in Petersburg dazu, einen festen Block Rußland—Frankreich—England zu schaffen und Serbien zu ermutigen. Damals fiel aus dem Mund einer russischen Großfürstin gegenüber dem französischen Botschafter die die dortige Stimmung kennzeichnende Aeußerung: „Der Krieg wird ausbrechen. Von Oesterreich wird nichts übrig bleiben. Sie werden Elsaß-Lothringen wieder bekommen. Unsere Armeen werden sich in Berlin vereinigen. Deutschland wird vernichtet werden." Die Ereignisse der entscheidenden Tage vom 29. Juli mit 1. August werden unter Mißachtung der Wahrheit so dargestellt, daß er als Präsident vor seinen Hörern gerechtfertigt dasteht. Um den Bündnisfall festzustellen, wurde Rußland, das doch zuerst mobil gemacht hatte, als von Deutschland angegriffen bezeichnet. Von dem Ergebnis des Suchomlinowprozesses, der die Schuld Rußlands an der Entfesselung des Weltkriegs klar beweist, spricht Poincaré kein Wort und dem deutschen Ultimatum an Rußland wird alle Schuld zugeschoben. — In der vorliegenden Schrift sind die Vorträge Poincarés von Schwertfeger ihrem wesentlichen Inhalt nach wiedergegeben, mit Erklärungen versehen und, wo einschlägig, mit der ihm eigenen Sachkenntnis widerlegt.

Ebenfalls eine Kampfschrift ist die Arbeit von Gregor Huch: Der Neue Nationalismus und die Schuldfrage (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1921, Ladenpreis 19 M), die sich gegen den durch seine Parteinahme für Frankreich bekannten Professor Friedrich Wilhelm Foerster und

dessen Buch „Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland" wendet. Foerster ist bekanntlich ein Verfechter der alten deutschen Bundesverfassung von 1815, in der er ein Ideal für Deutschland sieht und damit Feind des von Bismarck geschaffenen Deutschen Reichs. Er gibt dem neudeutschen Nationalismus, d. i. dem nach Bismarck entstandenen deutschen Volksgeist die Schuld am Ausbruch des Krieges und an den während des Krieges stattgehabten Verfehlungen der Truppenführer. Bismarck, der durch seine Gewaltpolitik das Rechtsbewußtsein des Volkes zerstört und alle bösen Triebe in der deutschen Seele freigemacht habe, ist für Foerster der Begründer dieses Volksgeistes. Huch gibt sich die Mühe, den eigentümlichen Gedankengängen Foersters zu folgen und stellt dessen Ansichten die eigene gegenüber. Mit dem milden Ausdruck, daß Foerster „ganz der öffentlichen Meinung eines anderen Volks verfallen sei", bezeichnet er dessen undeutsche Gesinnung. Anlangend die Schuld am Ausbruch des Weltkriegs nimmt Huch übrigens keine bestimmte Stellung ein, sondern er weist nur darauf hin, daß Deutschland sich seit 1871 ruhig verhalten habe, während fast alle übrigen Staaten, vor allem Frankreich, England und Rußland, auf Eroberungen ausgegangen seien. Das Wort vom deutschen Imperialismus im Mund unserer Gegner erklärt er für den größten Schwindel der Weltgeschichte und man könne eher behaupten, daß die Friedfertigkeit unserer Staatsmänner Deutschland zum Verhängnis geworden sei. Der Wunsch der Franzosen nach der Rheingrenze sei nicht erst durch den Verlust von Elsaß-Lothringen 1871 entstanden, sondern bestehe seit den Tagen der Karolinger und sei neuerdings 1840 und 1866 geltend gemacht worden. Huch wendet sich gegen den von Foerster vertretenen Pazifismus, dessen Ziele keine Hingabe, kein Opfer verlangen und keine Pflichten auferlegen, wie sie sich aus der Zugehörigkeit zu einem Vaterland von selbst ergeben. Er sagt, das deutsche Volk sei verloren, wenn es sich dem Frieden von Versailles unterwerfe und es verdiene Verachtung, wenn es für Schuldbekenntnisse eine gnädige Behandlung durch unsere Feinde erhandeln zu wollen scheine. Eine Versöhnung könne nicht vom Besiegten, sondern nur vom Sieger ausgehen, Deutschland dürfe nicht um Gnade betteln. — Die von warmer vaterländischer Gesinnung getragene Schrift ist ein wertvoller Beitrag zu dem geistigen Kampf wider unsere Gegner im Weltkrieg und jene Deutschen, die wie Foerster sich auf die Seite unserer Gegner stellen.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Bei der vollständigen Ausschaltung der einzigen und höchsten moralischen Autorität und Weltmacht, des Papsttumes, bei allen krampfhaften Versuchen, dem Widerstreite materialistisch-politischer Interessen zu wehren und diesen eine Richtung zu geben, bei welcher der Punkt, wo sich die Linien schneiden, möglichst hinausgeschoben ist, wirkt noch immer jener Artikel des Londoner Abkommens fort, der den Papst „von jeder Lösung der mit dem Kriege zusammenhängenden Fragen" ausschließt. Trotzdem hat sich dieser nicht abhalten lassen, sich auch in Washington einzufinden, indem er in einer an Präsident Harding gerichteten Depesche den Wunsch nach „einem glücklichen Erfolg des vom obersten Diener der großen amerikanischen Republik zur Erleichterung der Menschheit unternommenen Werkes" ausspricht. Unentwegt auch rüttelt der Vatikan an dem Gefüge jener Schranken, die jede seiner Bewegungen beengen und behindern, der römischen Frage. Wiederum liegen Aeußerungen des Staatssekretärs Sr. Heiligkeit vor, zu denen eine vom römischen „Tempo" erbetene Unterredung Anlaß gab. Wesentlich zwar nicht neu, aber bemerkenswert ist darin die Haltung Sr. Eminenz gegenüber der Frage, ob das vatikanische Gebiet in seinem heutigen Ausmaße für eine territoriale Souveränität genügt. Schon die unzweideutige Ablehnung des Ehrleschen Vorschlages hatte Antwort darauf gegeben. Aber beansprucht der Hl. Stuhl demnach den ehemaligen Kirchenstaat? Man weiß, daß darauf längst so gut wie verzichtet ist, der formelle Verzicht kann aber unter dem Drucke der Tatsachen von 1870 nicht ausgesprochen werden, da er nicht freiwillig, sondern erzwungen wäre. Sobald Italien sich im Verhandlungswege verpflichtet, die rechtliche Seite der ganzen Frage zu lösen und die Mindestforderungen des Vatikans anzunehmen, sobald also für diesen der Zustand des wirklich freien Handelns gegeben ist, könnte der Verzicht ausgesprochen werden. Auf jene Frage nun begnügte sich der Kardinal zu erwidern, der Vatikan sei kein Gebiet, sondern ein Palast. Das ist deutlich und mehr ließ sich auch als Antwort nicht erwarten. Kardinal Gasparri konnte nicht irgendeinem Pressevertreter eine den Hl. Stuhl bindende Erklärung abgeben, mit der er seine Karte bereits auf den Tisch legte, noch ehe die Gegenseite sich zum Spiele bereitgefunden. Gegenpartner in der römischen Frage ist nicht der „Tempo", sondern die italienische Regierung. Auch bestätigte der Staatssekretär nochmals, was schon in der halbamtlichen Note vom 3. Juni ausgesprochen war, nämlich daß die Aufnahme diplomatischer Beziehungen oder der Abschluß konkordatarischer Vereinbarungen bei Italien die Lösung der römischen Frage voraussetzt.

Daß zwischen der französischen Regierung und dem Vatikan Verhandlungen geführt werden, die sich auf die Aenderung der Lage der französischen Kirche beziehen, erscheint außer Zweifel; der Verhandlungsort ist Paris. Was zwischen dem Minister des Innern, Marraud, und dem Nuntius Msgr. Cerretti unter Zuziehung des französischen Botschafters Jonnart besprochen wurde, steht in Frage, aber die sowohl von Rom wie von Paris abgegebenen Dementis beziehen sich auf unzutreffende Nebenumstände. Auch eine offiziöse Ableugnung im „Corriere d'Italia" vom 25. November stellt lediglich die „Ungenauigkeit" der verbreiteten Meldungen fest.

Vorbereitungen großen Stiles werden für den nächsten internationalen Eucharistischen Kongreß (25.—29. Mai) getroffen; den Vorsitz über das Lokalkomitee übernahm Titl. Erzbischof Paliça. Vorgesehen ist ein vom Papste zelebriertes Pontifikalamt in St. Peter und eine eucharistische Prozession im Vatikan, bei der gleichfalls der Hl. Vater das Sanctissimum tragen wird.

Der glückliche Abschluß der Verhandlungen Englands mit Irland berechtigt auch in kirchlicher Hinsicht zu großen Hoffnungen; es scheint, daß die britische Regierung ihre bisher festgehaltene Kampfforderung vollster Freiheit für die Freimaurerei in Irland nicht mehr aufrechterhalten hat.

Die Palästinafrage tritt in das kritische Stadium. Die durch die jüdisch-bolschewistische Einwanderung, „den Kehricht der Ghettos Europas" nennt sie Johnson-Hicks aus eigener Anschauung, und durch das autokratische Regiment des Gouverneurs Samuel, „des Fürsten von Israel", verschärfte Lage kann täglich zu neuen Explosionen führen. Die jüdische Abwanderung nimmt überdies zu, da das Land nicht Verhältnisse bietet, die den Juden mühelosen Gewinn großer Reichtümer ermöglichen, so daß also der Gedanke der „Heimstätte" tatsächlich unhaltbar zu werden beginnt. Die eingeborene Bevölkerung (92 v. H.) will nicht weiter die gewaltsam aufgedrängte Judenherrschaft tragen, die sich auf den Standpunkt stellt: alles Gesetz bin ich! Die britische Regierung ihrerseits ist nach beiden Seiten hin durch sich gegenseitig aufhebende verpflichtende Erklärungen gebunden. „Ein kleines Land", schreibt Lord Sydenham, „wo Juden in Eintracht mit den übrigen Palästinern lebten und die Türken mit einem einzigen Bataillon die Ordnung aufrechterhielten, siedet in Erregung und wird laut Churchill kommendes Jahr den britischen Steuerzahlern $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund kosten. Für diesen Wandel müsse es eine Erklärung geben.". Eine jetzt nach London zurückgekehrte Untersuchungskommission bestätigte die Berechtigung der Klagen der einheimischen Bevölkerung vollauf. Kardinal Bourne hat wiederholt die Regierung öffentlich gewarnt und Papst Benedikt XV. hat noch im Juni-Konsistorium gefordert, daß der Völkerbund England das Palästinamandat aberkennen möchte.

Die katholische Schule ist in England von der Gefahr vollständiger Vernichtung bedroht. Bischof Casartelli von Salford ruft die Katholiken zur sofortigen gemeinsamen Abwehr auf. Die anglikanische Kirche, die als Staatskirche den Konflikt mit dem Staate zu meiden nicht umhin kann, hat bereits kapituliert. Kapitulieren ist überhaupt das einzige, was sie konsequent tut. Eben jetzt hat Canterbury einen neuen schweren Schlag erlitten, da sich die australische anglikanische Kirche von seiner Jurisdiktion losgelöst und selbständig gemacht hat. Beachtenswert ist der Beschluß der australischen Synode, dem sämtliche 20 Bischöfe beigetreten sind, daß die australische Kirche mit Dreifünftelmehrheit jederzeit „den Namen, die Lehren (!) und Formularien der Kirche und des Prayer-Book zu ändern berechtigt ist." Auch im Volke selbst greift der Abfall um sich. Große Verheerungen hat der „Congress of Modern Churchmen" durch seine moderni-

stischen, u. a. die Gottheit Christi glatt leugnenden Beschlüsse angestellt, nachdem ihnen die englische Presse aus Sensationsdrang weiteste Verbreitung gegeben hatte. Die Praxis des Bibellesens und der Kommunion schwindet rapid, und angesichts des Stillschweigens der anglikanischen Bischöfe erachtet sich das Volk an keinen Glaubenssatz mehr gebunden. Dazu hat die „Interchurch“-Bewegung mehr und mehr die Unterschiede verwischt und in den Augen des Volkes die Notwendigkeit des Bekenntnisses zu irgendeiner Konfession in Frage gestellt. Klagerufe kommen insbesondere auch aus den Missionen über den furchtbaren Schaden, den das Bekanntwerden jener Beschlüsse angerichtet hat; die gebildeten Heiden weisen die anglikanischen Missionäre offen darauf hin, daß sie etwas lehren, was hohe Würdenträger ihrer eigenen Kirche unter stillschweigender Genehmigung der Bischöfe selbst verwerfen. „Christus nicht Gott! Jesus nur ein palästinischer Jude!“ schreibt die „Buddhist Chronicle“ triumphierend unter Berufung auf diese hohen anglikanischen Theologen und prahlt damit, daß der Buddhismus denn doch auf festerer Grundlage beruhe, als dieses Christentum des englischen Protestantismus.

Eine neue Richtung scheint im schwedischen Protestantismus allmählich Boden zu gewinnen. Geistliche Uebungen nach der Anleitung des hl. Ignatius von Loyola haben vom 13. bis 15. September zu Strängnäs 28 lutherische Pastoren gemacht, wobei das Bildnis der Himmelskönigin mit frischen Blumen geschmückt war. Gewiß, das Echte, das Vollwahre ist es nicht, sondern eine Verdünnung, Ersatz, aber wer kann sagen, ob nicht auch eine sehr verdünnte Lösung einer sonst gut wirkenden Medizin noch Heilkraft besitzt. Und ob nicht dem guten Willen Gott mit seiner Gnade entgegenkommt und menschliche Berechnungen über die Möglichkeit, wohin dieser oder jener Weg führt, über den Haufen wirft?

Los von der lüsternen Kleidertracht!

Von Dr. jur. Jos. Kalff, Berlin.

„Ja, wenn die Schamvergess'nen wüßten,
Was sich zusammenballt für sie am Himmel,
Sie öffneten schon jetzt den Mund zum Heulen!“
Dante.

Die von Zeit zu Zeit von den Kanzeln und in der Presse an die Frauenwelt ergehenden Mahnrufe zur Rückkehr zur christlichen Sitte, das heißt zu weiblicher Würde und Ehrbarkeit in der Kleidung, bleiben leider im ganzen recht wirkungslos. Es liegt dies wohl weniger am bösen Willen des weiblichen Geschlechtes, als an der Art, wie man gegen die „Modeunsitte“ vorgeht. Man operiert dabei viel zu sehr mit allgemeinen Begriffen. Man spricht von „Auswüchsen der Mode“, von „Geschmacklosigkeiten“, von „erotischer Richtung“, man fordert Anstand, Geschmack, Ehrbarkeit. Das sind aber Dinge, bei denen sich jeder und jede etwas anderes denken kann. So ist denn zwar alle Welt mit diesen Forderungen einverstanden, aber das Ergebnis ist nach wie vor das gleiche: zwischen einer Christin und einer modernen Heidin, d. h. Weltdame, sieht man in der Kleidung im großen und ganzen kaum einen Unterschied. Die guten Christinnen halten den Schnitt gerade ihres Kleides noch für zulässig. Halten sich für entschuldigt, weil sie doch den anderen gegenüber nicht auffallen wollen und — wie sie meinen — nicht auffallen dürfen, und ihre Väter, Brüder und Männer schweigen dazu.

Soll eine Besserung erreicht werden, so muß die christliche Frau und Jungfrau es erfahren, in welcher besonderen Weise in der Kleidung die Ehrbarkeit verletzt wird, was im einzelnen vom christlichen Standpunkte aus zu verwerfen und darum unbedingt zu unterlassen ist. Dabei kann nicht der Geschmack, dieses in tausend verschiedenen Formen sich äußernde Gefühl, das bei jedem Menschen sich anders kundgibt, entscheidend sein. Auch nicht das Wort der Schneiderin oder das Journal der Modefabrikanten. Man kann die größte Geschmacklosigkeit kund geben und bleibt moralisch doch unantastbar. Bloße „Geschmacklosigkeit“ mag häßlich sein, sie ist aber an sich niemals das, was der Katechismus eine Sünde nennt. Vor dem, was andere Leute Geschmacklosigkeit nennen, brauche ich mich noch lange nicht zu hüten. Wohl aber muß ich unter allen Umständen vor einer Sünde mich bewahren.

Entscheidend und maßgebend für das Erlaubte und Unerlaubte in Kleidung und Mode ist somit für eine Christin einzig die Rücksicht darauf, ob etwas sündhaft ist oder nicht. Und hier wird sie vor allem an das Wehe denken, das unser Herr und Gott über diejenigen gerufen hat, die Aergernis geben, indem sie anderen, namentlich jüngeren Leuten, Anlaß zu sündhaften Gedanken, Wünschen und Begierden schaffen.

So etwas tue ich gewiß nicht, sagst du. Vielleicht gehörst du also zu jenen harmlosen Naturen, die sich darüber noch nicht klar sind, worin denn eigentlich ihre Reize bestehen. Wie kommt es denn aber, daß du so gut verstehst, gerade diese Reize für das männliche Auge recht deutlich und unverhüllt sichtbar zu machen? Kennst du nicht des Apostels Wort: alles, was in der Welt sei, sei Augenlust, Fleischeslust und Hoffart? Muß nicht schon jedes einfache Landmädchen, geschweige denn jede „höhere Tochter“ in der Stadt, aus diesem Worte schließen, daß jedes grundlose und darum auffällige Hervorkehren und Zurschautragen des Fleisches — sei es seiner schöner Form, sei es seiner schönen Farbe halber — unter dieses Kapitel fällt? Oder sollte dies etwa nur zutreffen, wenn man sich „etwas dabei denkt“? Liebe Mutter, lieber Vater, ob deine Tochter sich etwas dabei denkt, und was sie sich dabei denkt, das weiß außer Gott und ihr selbst niemand. Jedenfalls sollte sie bedenken, oder die Mutter sollte es, wie sie damit auf die jungen Männer wirkt, die z. B. mit ihr tanzen. Vielleicht denkt sie sich auch, sie will gefallen. Sie soll, du sagst es selbst, den Männern gefallen. Sie will mit ihrer schönen Gestalt gefallen. Sprechen wir deutlich und ohne Versteckenspielen: gerade das gefallsüchtige Entblößen der heutigen Mode ist einer Christin nicht erlaubt. Der erstrebte Zweck heiligt nicht solche Mittel. Frauen und Mädchen, die ohne zwingenden Grund — ich will sagen: schönheitshalber — mit nacktem Rücken, nackten Schultern, gar halbnackter Brust — sich in Männergesellschaft begeben, oder die — was oft noch schlimmer wirkt — die Nacktheit nur mit Spitzenstoffen, mit durchsichtigen, durchbrochenen Stoffen verhüllen oder besser enthüllen, sie fördern regelmäßig die Fleischeslust, die Konkupiszenz beim anderen Geschlecht. Ihr Tun ist objektiv sündhaft, denn es muß normalerweise erotisch wirken, mögen diese Damen noch so sehr in den Schleier der Unbefangenheit oder Unwissenheit sich hüllen, vom berechtigten „Schönheitssinn“ sich und anderen etwas vorreden. Die Welt selbst ist sich einig und sucht es gar nicht zu leugnen oder zu bemänteln, daß die moderne Frauenkleidung durchaus erotisch gerichtet ist. Mit Schmunzeln stellen es die weltkundigen, welttrunkenen, heidnischen und jüdischen Modeschreiber fest. Die christlichen Frauen und Mädchen aber tun, als wüßten sie gar nicht, was erotisch ist. Manche, wenn sie davon in ihrer Einfalt lesen, mögen ja denken, das sei etwas recht Vornehmes. Klären wir sie doch auf: Erotisch heißt lüstern, begierdeerregend, die Fleischeslust reizend und lockend. Darum gilt heute besonders das Wort von Jesus Sirach: „Wegen der Schönheit des Weibes gehen viele zugrunde. Wie ein Feuer entbrennt darob die Begierlichkeit“. Er meint nicht die Schönheit der Seele, des Geistes, die im Gesicht widerstrahlt. Er meint die Reize eures Körpers, eure eigene Fleischeslust, eure Dekolletage, die Nuditätsofferte, wie viele sie besonders beim Gesellschaftskleide und zum Tanzen für notwendig halten.

Wie viele Sünden habt ihr „schönheitsfreudigen“, ihr „ausgeschnittenen“ Frauen und Mädchen schon veranlaßt! Ihr wollt einen „dezenten“ Ausschnitt nicht missen? Ist es etwa dezent, wenn die kleinste Bewegung und Beugung den Blick in euren Busen gestattet? Muß man, um „halsfrei“ zu sein, gleich Brust, Arme und Nacken mitfreigeben? An euren Badeanzügen im Männerbad und im Strandhafen, an euren Schleierkleidchen für Reigen, Tanz und Flirt hat der Teufel seine helle Freude. Ihr seid der Köder, mit dem er leichtsinnige junge und alte Männer für sich einfängt. Ihr müßtet wenigstens zittern und erschrecken, wenn ihr euch durchaus nicht mehr schämen könnt.

Bliebet ihr mit eurer Pflege des sogenannten Schönheitssinnes, mit eurer Nuditätsmode doch wenigstens im Kreise der Weltleute, wo man von Gott, Himmel und Hölle nichts wissen will und jenseits von Gut und Böse steht! Aber ihr habt euch in diese erotische Mode so verliebt, daß ihr sie selbst ins Gotteshaus hineinbringt. Selbst zum Empfang der Sakramente zieht manche

Frau durchsichtige Blusen an mit weitem Ausschnitt, die jede Spitzenzier, jede Falte des Hemdes sichtbar werden lassen. Ist denn die Kirche ein Tanzplatz, ein Ort, um Liebschaften einzuleiten? Bleibt doch lieber zu Hause, faselt nicht dem Himmel etwas vor „von diesem Tal der Tränen", laßt eure Gebetbüchlein in der Schublade, wenn ihr von der erotischen Mode nicht ablassen könnt.

Wie man eine barmherzige Schwester schon an ihrer Tracht erkennt, so sollte eine christliche Frau und Jungfrau am ehrbaren Kleide erkannt werden, das von halber oder ganzer Nudität und Erotik sich frei hält. Männer, Brüder, Söhne, verkehrt nicht mit erotisch gekleideten Frauen und Mädchen! Bildet einen Ring, ihre Christenmenschen; laßt christliche Würde und Sitte auch im Anzug herrschen. Macht euch frei vom Aergernis der Fleischeslust, daß Anstand und Ehrbarkeit wieder im deutschen Lande wohne, wenigstens in unsern Kreisen, die treu zu Christus und seiner Kirche stehen.

Dezemberstunde.

Von Therese Tesdorpf-Sickenberger.

Schwaches Licht erfüllte den kleinen Raum, in den ich geführt wurde. Das hohe Fenster war bis zur halben Höhe mit dichten Decken verhangen, die das dämmernde Licht der frühen Dezemberabendstunde nach oben drängten. Nichts konnte ich unterscheiden als die weiße Gaskuppel nahe der Zimmerdecke.

„Merkwürdig!", sprach ich vor mich hin, „das Mädchen sagte doch ..."

Da erklang eine Stimme aus dem Düster und ein Schatten regte sich.

„Es freut mich, Sie zu sehen! Kommen Sie näher!" Es war eine weiche echte Frauenstimme.

„Gnädige Frau ..." stammelte ich, und dachte bei mir: „sehen!", das ist wohl symbolisch, denn sie konnte schwer nur meine Umrisse unterscheiden, und „näher kommen!" war schwierig. Ich lief Gefahr, alles umzustürzen, und wagte mich nicht vorwärts.

Da schob eine weiße Hand einen Stuhl zurecht, nach dessen Lehne ich tastete.

„Es freut mich wirklich, Doktor! Sie sind lange fortgeblieben. Nun müssen Sie mir von Ihrer Reise erzählen!"

„Aber ich fürchte, jetzt zu stören. Wenn Sie mir eine andere Stunde bestimmen ..."

„Nein, o nein! Sie sind willkommen! Ich habe zwar selten Besuche zu dieser Zeit, doch da ist es um so stiller."

„Soll ich nach Licht rufen? Die Gasleuchte ..."

„Nein, Doktor, danke! Seit langem zünden wir die Gasleuchte nicht mehr an. Es ist zu kostspielig. Mein Mann geht meistens aus um diese Zeit, und zum Abendtisch, um sieben Uhr, haben wir unsere Zauberlampe. Sehen Sie her!"

Die weiße Hand griff nach dem Tisch, das Zündholz flammte auf — sogleich erstrahlten zwei leuchtende Glaskugeln übereinander, mit bunten Arabesken geschmückt. Fuß und Glocke des Lämpchens waren von gleicher Größe und Rundung — die echte Zauberlampe; sie überstrahlte den Raum mit einem weißlich milden gedämpften Licht.

„Wie groß alles plötzlich aussieht! Auch Sie, gnädige Frau!"

„O, das ist recht!" lachte sie und reckte sich in ihrem Sessel auf. „Wissen Sie, im Dämmerlicht läßt man sich gehen und schwindet zusammen zum Schatten."

„Aber wie können Sie es nur aushalten im Dunkel und allein?"

„Ach, im Anfang dünkte es mich schwer, sehr schwer! Meine Finger wollten stets etwas zu schaffen haben. Und dazu sind die Augen nötig, das Sehen. Da war ich recht unglücklich. Ich bat meinen Mann um Licht, ich flehte; dann weinte ich bei seinem entschiedenen Nein, zürnte und tobte. Allmählich aber kam ich zur Einsicht. Ich konnte es ja nicht ertragen, daß er grollend und traurig von dannen ging."

„Und da bleiben Sie vom Dämmern an im Dunkel, gnädige Frau, und allein?"

„O, ich bin nie allein!"

„Aber Sie sagten doch vorhin, daß Sie um diese Zeit selten Besuche haben?"

„Richtig! Solche Besuche wie Sie kommen selten. Aber viele sind um mich, die früher da waren; sie plaudern mit mir, und wir leben noch einmal, was wir einst miteinander erlebt haben, und freuen uns an dem Frohen, und besinnen uns auf das Trübe, wie wir es getragen haben. — Doch, was rede ich denn immer nur von mir? Sie, lieber Doktor, sollten mir ja Interessantes von Ihrer Reise erzählen."

„Nein, gnädige Frau! Ihre Erlebnisse hier sind viel interessanter. Bitte, fahren Sie fort!"

Sie lächelte und schaute mich lange sinnend an. Endlich sagte sie:

„Ja, Erlebnisse sind es! Sehen Sie, wir haben ja in diesem flüchtigen Leben, wo Pflicht an Pflicht sich reiht, wo eine Aufgabe die andere drängt, oder ein Vergnügen das andere, nicht Zeit, uns im Ernste zu besinnen. Nun segne ich diese paar Stunden täglich, wo ich Einkehr halte, zurückschaue und vorwärts, wo ich Zwiesprach halte mit alten vertrauten Menschen und neuen Verkehr anknüpfe mit künftigen. Ja, ich ertappe mich auf langen Gesprächen mit diesen, in denen ich ihnen das zu eigen gebe, was ich in der Einsamkeit erdacht und ersonnen."

„Beneidenswert! Und nun komme ich daher, gnädige Frau, und störe Ihre schönen Phantasiegebilde, plump und täppisch."

„Nein, o nein, Doktor, Sie stören sie nicht, Sie machen sie zur Wirklichkeit, indem Sie mir geduldig zuhören. Sehen Sie, mein Mann sagt ..."

Als sie zögernd innehielt, drängte ich:

„Ihr Gemahl, gnädige Frau?"

„Da kommt er selbst — —"

Zum deutschen Katholikentag 1922 in München.

Von Josef Riedhammer.

Die 62. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands 1922 soll bekanntlich in München stattfinden. Zum viertenmal öffnet die bayerische Hauptstadt und der süddeutsche Vorort des deutschen Katholizismus einem Katholikentag die Tore. Schon 1861, 1876 und 1895 ist es geschehen. Die deutschen Katholikentage wären nicht, was sie sind, hätten vor allem keine deutsche Art und Eigenart, wenn sie nicht ihren Beratungsort jährlich wechselten. Das wirkt erfrischend, befruchtend und bereichernd. Jede größere Stadt, die eine gewisse Vergangenheit aufweist, gibt etwas von ihrem Charakter dazu, verleiht der Versammlung jeweils eine besondere Note. Von München ist das ganz hervorragend zu erwarten.

In diesem Geist hat nun das Münchner Lokalkomitee die vorbereitenden Arbeiten begonnen. Ein Pontifikalamt im Frauendom am Tag Mariä Empfängnis, 8. Dez., rief den Segen Gottes herab. In einer anschließenden öffentlichen Sitzung des Lokalkomitees wies der erzbischöfliche Generalvikar Prälat Dr. Michael Buchberger darauf hin, was München der Tagung an Eigenem zu geben hat. Wenn auf früheren Tagungen anderwärts die Fragen der Organisation in den Vordergrund traten, so soll München Geist und Kultur voranstellen. Hier kann den deutschen Katholiken aufgehen, was ihr Glaube auf deutschem Boden an Kunst und Bildung geschaffen hat. Nicht überall wird man die Festgottesdienste in so herrlichen Kirchen halten können wie im Münchner Dom oder in St. Michael. München ist die deutsche Heimat des kirchlichen Barocks. Noch heute glänzt seine heitere Pracht über dem kirchlichen Leben der Stadt. Für die Kirchenmusik war und ist in unseren Tagen wieder München ein schöpferischer Mittelpunkt. Der verehrte Redner hatte durchaus recht. Auch was an ernster Wissenschaft im katholischen Geist gefördert wird an den Münchner Hochschulen, in den Klöstern, im Verlagswesen und in zahlreichen festen und lockeren Vereinigungen der Katholiken der Stadt, das ist in der ganzen katholischen Welt bekannt. In München erscheinen viele der besten Zeitschriften unserer Weltanschauung, auch die Tagespresse hat in den letzten Jahren einen erfreulichen Fortschritt gemacht.

München saugt eben seine Kulturkraft aus einer alten katholischen und durchaus volkstümlichen Ueberlieferung. Festgäste, die zum 62. Katholikentag aus der Diaspora, aus gemischten Gegenden oder aus Industriesiedeleien, kulturellem und katholischem Neuland kommen, werden im katholischen alten München ein beglückendes Erlebnis finden. Besuchen sie dann noch die Kirchen und Klöster im Land: Fürstenfeldbruck, Freising, Ettal oder gar die Passionsspiele in Oberammergau, so werden

sie die katholische Kultur Bayerns freudig bewundern. Wer tiefer eindringen will, versenke sich zuvor in das Sammelwerk: **Die Kulturarbeit der katholischen Kirche in Bayern**, herausgegeben von Dr. M. **Buchberger**. (Preis brosch ℳ 14.—, geb. ℳ 18.—. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 1920.) Daß es keine kleine Aufgabe ist, der 62. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in München die Stätte zu bereiten, wissen die hiesigen Katholiken. Die Stadt wird von Fremden überflutet sein, welche die Deutsche Gewerbeschau, die damit verbundenen zahlreichen Tagungen oder das Passionsspiel in Oberammergau besuchen wollen. Deshalb hat sich das Lokalkomitee schon jetzt mit allen Kräften an die Arbeit gesetzt. Zahlreiche Säle sind sichergestellt. Verbände und Vereine, die Einzelsitzungen abhalten wollen, werden gebeten, sich der Räumlichkeiten halber ans Lokalkomitee zu wenden. Sehr schwierig und noch nicht gelöst ist die Frage einer großen Festhalle. Die Tagung hofft man auch diesmal ohne Fehlbetrag zu finanzieren, doch wird natürlich ein Garantiefonds bereitgestellt, zu dessen Zeichnung, von 1000 ℳ aufwärts, auch am 8. Dezember eingeladen wurde. An diesem Tag wurde zum Ehrenvorsitzenden des Lokalkomitees Geh. Rat Dr. Hermann v. **Grauert** gewählt. Den geschäftlichen Vorsitz hat Oberingenieur Stadtrat **Rauch**. Tätig sind daneben u. a. Geistl. Rat Msgr. Dr. **Brem**, Landessekretär des Volksvereins für das kath. Deutschland, und als Rechtsbeistand Justizrat **Rumpf**. Die einzelnen Kommissionen für Vorträge, Presse, Wohnung, künstlerische Ausschmückung usw. sind mit den erfahrensten Praktikern besetzt. Der Hochwürdigste Erzbischof Kardinal **Faulhaber**, der am 8. Dezember leider durch die Beisetzung des † Bischofs Korum in Trier abgehalten war, läßt den Arbeiten sein höchstes Wohlwollen und seine tatkräftige Hilfe zuteil werden. Vorausgesetzt, daß die politische und wirtschaftliche Entwicklung keinen allzu trüben Verlauf nimmt, verspricht die 62. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in München glänzend und ertragreich wie nur eine zu werden.

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Von M. Rast.

V.

Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G., Verlagsabteilung **Kempten**: Mit Recht nennt der Verlag **Peter Dörflers** jüngstes Buch: „**Stumme Sünde, Erzählung**“ (8°, 147 S. Pr. geb. 22 u. 25 ℳ), dessen gradlinige Darstellung doppelt überrascht nach Dörflers letztem, stark kompliziertem Roman aus dem kleinasiatischen Hellenismus „Neue Götter“, ein Seelengemälde von antiker Wucht, eine grandiose Schilderung der fressenden Schuld. Ein Schäfer begeht im Anrausch wilder Gier ein ihm zutiefst wesensfremdes Verbrechen. Erfüllt von Ekel vor sich selbst, flieht er, kehrt in anderer Gegend zu seinem Beruf, der ihm „heilig“ dünkt, zurück, beruhigt und tröstet sich im Leben mit der Natur und seinen Tieren. Aber eine Begegnung reißt den erstickenden Strom der Reue wieder in ihm auf. Er, der durch Schicksal seit früher Jugend düster Verschlossene, ist gläubig wie ein Kind, möchte büßen und darum beichten, bringt aber das Bekenntnis nicht über die Lippen. Er sucht dann Ablenkung in Trunk und Menschenverbindung. Umsonst. Da steigt Verzweiflung in ihm hoch bis zur Gotteslästerung, zum drohenden Wahnsinn und Selbstmordplan. Sie wirft ihn aufs Kranken-, dann aufs Sterbebett. Aber auch da verschließt sich der doch willige Mund dem erlösenden Geständnis, und die Totengebete des Priesters begleiten mit dessen staunendem „Mysterium iniquitatis!“ die stumme Seele ans Tor des gnadenvollen Jenseits Gottes. Ein meisterhaft erschütterndes Buch, dessen Einwirkungsmöglichkeiten sich gar nicht übersehen lassen. — **Franz Herwig** schrieb eine neuzeitliche „Legende“, in der der vielseitige Verfasser an Tiefgründigkeit und Gestaltungsvollendung sich selbst übertrifft: „**Sankt Sebastian vom Wedding**“. Gr. 8°, 97 S. Pr. geb. 14 ℳ. Ein priesterlicher Mönch und Heilandsjünger gibt sich freiwillig als Helfer und Führer einem revolutionären Stück Menschheit in der Berliner Weddinggegend hin. In schweigsamer unermüdlicher Arbeit wirkt er auf seine Umgebung „mit höchster Eindringlichkeit“ als vollendeter Charakter aus einem Guß im Drange heiliger Gottes- und Menschenliebe. Christi Forderung: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst“, stellt er in den Mittelpunkt des sich mählich um ihn sammelnden Gemeindelebens, in das er als bewußter künftiger Märtyrer das göttliche Licht seiner Erkenntnis ausstrahlt. Wie der Sebastian der alten Legende stirbt er, hingemordet um der ewigen Wahrheit willen. Das Buch, überragend künstlerisch in seiner wundervollen Schlichtheit, ist ein flammender Wegweiser in unserer entchristlichten Zeit. — „**Der kleine Umweg**“ heißt **Heinrich Zerkaulens** neueste „Geschichte“. 8°, 118 S. Pr. geh. 12 ℳ. Neuromantischer Sommerzauber senkt sich sofort auf uns herab beim ersten und gewiß auch beim öfter wiederholten Lesen. Hand in Hand gehen wir mit dem Helden Hans Peter, der niemand anders ist als der Verfasser selbst. Unser Blick hängt an dessen Lippen, wie er uns die stofflich einfache, aber echt dichterische und humordurchsonnte Geschichte seiner Knaben-, Jünglings- und Mannesjugend erzählt. Und bald merken wir: „Der kleine Umweg“ ist ein schicksal- und charakterbestimmender, vom unbewußt flüchtigen Glück zum unverlierbaren Lebensgut, von sehnsüchtiger Flatterhaftigkeit zur Liebestreue, vom Spiel zur Kunst, von schwanken Träumen zur festen Wirklichkeit beseelender und beseligender Arbeit. Immer zielsicherer entwickelt sich der Aufstieg dieses noch jungen Dichters mit der unverkennbaren Richtung von lachender Schalkhaftigkeit zur staunend lächelnden, im Lebensernst harmonisch ausgeglichenen Heiterkeit jener Weisheit, die beste Kraft hergibt für Blühen und Reifen.

Ein in die Höhe, Weite und Tiefe leuchtendes mannigfaches Zeugnis für die Edelfrüchte am Baume des Lebens legt die berühmte Dante-Deuterin **Else Hasse** ab in drei mit schönem Bildschmuck gezierten Bänden: 1. „**Kleine Blumenpredigten**“. 8°, 113 S., Pr. geh. 12 ℳ. Wenn je, so heißt es in unserer Zeit des Seelensiechtums den „Heiland als den Heiler aufsuchen“, zu dem die Seele des Menschen und der Menschheit, „die Seele der großen Natur“ und in dieser „das kleinste Blumenseelchen wie hingeschaffen“ erscheint. Sollten auch wir da nicht „unsere Gedanken als Kränze um sein Bildnis flechten?“ Eben dies tut die Verfasserin in ihrer geist- und gemütvollen, tiefgründigen und sprachlich schönen Weise. Sie weiß: „Das ganze Wesen der Blumen ist eine Predigt über selbstlose Schönheit als Gleichnis“, und einen herrlich duftenden und leuchtenden Kranz solcher Predigten, gepflückt an überaus zahlreichen Beispielen, reicht sie uns dar. 2. „**Im Himmel der Freude**“. 8°, 192 S., Pr. geh. 15 ℳ. „Wenn der ganze Mensch und jede Kraft in ihm sich freut: das ist Lebensfreude, alles andere nur Genuß“. So kündet Else Hasse, die neben und über das „Mehr Freude!“ mit vollendeter Seelenlogik das „Mehr Herz!“ setzt. Ein Sonntagskind der Seele ist sie selbst. Ihr „froher Blick bescheint die ganze Welt mit Glanz und Schimmer“. Wenn jemand, so hat sie das Recht zur Forderung: „Nimm deine Kraft zusammen und sei glücklich!“ Wie das zu geschehen hat, beleuchtet sie in einer starken Reihe abgeschlossener Kapitel. 3. „**Stimmen aus dem Jenseits**“. 8°, 150 S., Pr. geh. 14 ℳ. Ahnenden Sehnsüchtigen verdeutlicht, gleich Stimmen aus dem Jenseits, „Sang und Saitenspiel musikalischer Genies“, was jenen der göttliche Schöpfer auf von ihm ihren Seelen eingezogenen Saiten eingab: an „Erlösungsverlangen, Gewissen, Liebe, Ewigkeits- und Harmoniegefühl und Sinn für Begnadung ... Wer etwas davon vernimmt, — so wenig es auch sei — muß davon reden.“ Was Else Hasse uns darüber aus ihrem eigensten Sein, Wissen und Können schenkt, rechtfertigt dieses ihr „Muß“ in hohem Grade. Die drei Bücher, denen demnächst ein viertes: „Leiden und ihr Ende“, folgen soll, sind stille, kostbare Quellenheber und Lebensführer seltener Art. — Ein wunderschönes Christgeschenk hat sich **Johanna Arntzen** für unsere Kinderwelt ersonnen und selber textlich hergestellt; die nun in hervorragender stilistischer und technischer Ausführung vorliegende „Jugendlegenden“-Sammlung „**Vom Heiland und seinen Freunden**“. Mit reichem, künstlerischem Scherenschnitt-Buchschmuck von Josy Meidinger. 2 Bändchen je geb. 26 u. 30 ℳ. I 8°, 180 S., 19 Legenden. II 8°, 184 S., 20 Legenden. Die Darstellung paßt sich vorzüglich dem kindlichen Gemüte an, wird aber auch Erwachsenen: Lehrern und Erziehern, Eltern und dem weiteren Familienkreise sehr willkommen sein.

Emil Dimmler ließ seinen weitverbreiteten Werken ein neues folgen: „**Erlösung.** Gedanken über den Heilsplan Gottes nach dem Römerbrief“. 8°, 195 S. Selbstverständlich gehört die 59 n. Chr. geschriebene Epistel aufgeschlagen zur Lesung. Dargestellt wird zunächst die Menschheit ohne Erlösung und der Weg zur Freiheit aus dem Sündenelend; dann die Freiheit der Erlösten von Verdammung, Sünden- und Gesetzesknechtschaft usw.; die Seligkeit der Erlösten mit dem Hl. Geist als Gesetz des Lebens und als Geist der Kinder Gottes usw.; die Gnadenmacht Gottes in der Erlösung mit Bezug auf Israel; seine Verheißung, Schuld, Ausschließung, Rettung. Auch dieses Buch voll gewissenhafter Klarheit, Tiefe und wohltuender Wärme wird lebhaft begrüßt werden.

Der Münch. Katechetenverein gab vom 1920 verstorbenen München-Thalkirchener Stadtpfarrer Dr. Heinrich **Stieglitz** ein ursprünglich auf 8 Bändchen berechnetes Werk heraus: „**Ein glaubensstarker Christ.** Katechesen für Jugendliche“. 8°, 264 S. Pr. geb. 17 ℳ. Der für die erste Fortbildungsklasse bzw. für das 8. Schuljahr bestimmte Inhalt hat sich im praktischen Unterricht bereits glänzend bewährt. Er ist im wärmsten Ueberzeugungs-, im fesselnden Auge-in-Auge-Ton gehalten und spricht von Leben bei logischer Durchführung des großen Hauptthemas: „Christus, Herr und Gott.“ — Das „Lebensbild“ eines noch jünglinghaften edlen Priesters zeichnet Johannes Bapt. Umberg S. J. in „**Peter Aneder S. J.** († 1918).“ Mit Bildnis. 8°, 182 S. Pr. geb. 18 ℳ. Ein in der innigen Schlichtheit seines ausführlichen Vortrags eigenartig anziehendes Buch, das nicht nur unter der männlichen vorgeschrittenen Jugend, sondern auch im Familienkreise bei gemeinsamer Lesung segensreich zu wirken geeignet ist. — In dritter, verbesserter und vermehrter Auflage erschien das durch P. Viktor **Kolb** S. J. hervorragend bearbeitete „**Leben des hl. Ignatius**

von Loyola, Stifters der Gesellschaft Jesu" von P. Christoph Genelli S. J., der dies anerkannt bedeutende Werk vor mehr als 50 Jahren veröffentlichte. Die inzwischen weit vorgedrungenen Loyola-Fachforschungen hat P. Kolb auch für diese 8. Auflage gewissenhaft ausgewertet. 1921, das Jubiläumsjahr zum Andenken an die Verwundung des Helden bei Pampelona 1521, sollte eine auserwählt günstige Zeit sein zur Entgegennahme dieses Werkes (8°, 640 S. Pr. geb. 27.50 M). — Im 17.—20. Tausend liegt vor „Deutsches Recht und andere Gedichte" von Enrica von Handel-Mazzetti (kl. 8°, 184 S. Preis geb. 32 M). Obgleich der Vers eigentlich nicht die unmittelbare Sprache der großen Erzählerin ist, prägt sich doch ihre übermächtige Empfindung, Einbildungs- und Veranschaulichungskraft auch in diesen Gedichten, zumal dem titelgebenden, überzeugend aus.

Jetzt noch ein nachdrücklicher Hinweis auf der hochbegabten jungen Dichterin Juliana von Stockhausens dritten großen historischen Roman: „Die Lichterstadt", Pr. geb. 32 u. 35 M. Zeitlich spannt sich der Bogen des Aufsehen erregenden Werkes über Renaissance und Reformationsbeginn, örtlich über Deutschland und Italien. Frundsberg ist der Held, der Himmel die ewige Stadt des Lichtes. Genaueres über das merkwürdige Buch wird später folgen.

Der Litterarische Ratgeber für die Katholiken Deutschlands, den Kösel & Pustet herausgeben, ist im heurigen 19. Jahrgang 1921/22 besorgt von Dr. Philipp Funk unter Mitarbeit der besten Fachgelehrten für die Neuerscheinungen der einzelnen Gebiete, wie Kiefl, Flaskamp, Konrad Weiß, Mumbauer. Wer sich aufs beste beraten lassen will, was er lesen und verschenken soll, benutze ihn.

Verlag Josef Habbel-Regensburg: „Sechs Märchen" (8°, 64 S., geh. 1,60 M) bietet der wirklich berufene Münchener Märchenerzähler Hermann Franz dar. Diese entzückenden kleinen Prosadichtungen entbehren durchaus des berühmten Märchenbeginns und -abschlusses: „Es war einmal" und „Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heut". Und sind doch „wahre" Märchen voll ursprünglichen, vertieften Lebens, voll Schalkhaftigkeit, echten Humors, strahlender Heiterkeit, duftiger, klarer Anschaulichkeit, voll Märchensonne und Märchenseele. Aehnlich wie bei Andersen spricht das Leben der Umgebung, das Leben wie es ist, zu uns: aber im Gleichnis, im Spiegel der Regenbogenfarben zwischen Himmel und Erde.

Verlag H. Potthoff-Bochum: Eine anregungsreiche und wichtige Schrift ist: „Wiedervereinigung der evangelischen mit der katholischen Kirche? Besinnliche und rufende Stimmen aus dem protestantischen Lager. Gesammelt und behandelt von Bruno Grabinski." 8°, 97 S., Pr. 12 M —. Selbstverständlich kann ein überzeugungstreuer Katholik die obige Titelfrage nur dahin beantworten: „Jedoch einzig auf dem Boden des katholischen Dogmas." In eben diesem Sinne löst Grabinski die von ihm selbst gestellte, aber von ungezählten anderen bereits aufgeworfene Themafrage seines sehr interessanten Bändchens, das die wirklich wahrheitsuchenden Protestanten in ihrer ehrlichen Vereinigungssehnsucht und -bestrebung unter dem Lichte eigener öffentlicher Aeußerungen zeigt und uns nahebringt, unter ihnen als besonders anziehend und anregend Pf. Alexander Löwentraut, Max Jungnickel und Brunhild Barden, sowie Pfarrer Hansen in seinen 95 „Streitsätzen wider die Irrnisse und Wirrnisse unserer Zeit." Das Heimweh vieler protestantischer Wahrheitsucher auf kirchlichem Gebiet ist groß. Größer sei unsere ihnen entgegenkommende führende Liebe in der Wahrheit Gottes. Das vorliegende, mit großem Fleiß erstellte Büchlein verhilft mit dazu; möge es denn in recht viele geeignete Hände gelangen! — Vorzüglich geeignet für die christfestliche Zeit ist „Die Weihnachts-Krippe im Dienste der christlichen Erziehung, der Caritas und der Glaubensverbreitung". Von P. Daniel Gruber O. F. M. 8°, 32 S., Pr. 3 M. Eine warmherzige, packend glaubensinnige kleine Schrift mit einem zu begrüßenden „Anhang" im Werbedienst für den in Tirol geborenen „Verein der Krippenfreunde". — Als sehr empfehlenswert erweist sich desselben Verfassers „Mehr Katholizismus der Tat!" 8°, 99 S., Pr. 4.50 M. In schöner Sachlichkeit, Klarheit und Ueberzeugungskraft zeichnet er die Wesenheit des Katholiken der Tat, beleuchtet es die an ihn seitens der Kirche zu erhebenden Forderungen: Mehr Kirchlichkeit, Gehorsam, Ehrfurcht, Liebe, Opferwilligkeit, mehr katholisches Bewußtsein und mutige Gesinnungstüchtigkeit, auch hinsichtlich der Presse und der Politik! Ja — und mehr Laienapostolat. — Ein in seiner hochernst-lichten Idealrealistik sehr gewinnendes Büchlein wurde schon früher in der „A. R." besprochen: „Junge Liebe. Eine Lebensfrage von Eckhardt an der Sieg." 8°, 84 S., Pr. 3 M —. Empfohlen seien: Johannes Frizenschafs „Die Wahrheit über die farblose Presse" (8°, 38 S., Pr. 2 M. —) als kräftiges Werbemittel für die katholische Presse und das hier früher bereits angezeigte: „Der Völkerbund und die katholische Internationale." Von Dr. Max Joseph Metzger, Hauptleiter der Volksheilzentrale Graz. Gr. 8°, 47 S., Pr. 3.50 M. — Ein Miniaturheftchen von einschlagender Wirkung schrieb W. Paul Dederichs: „Auf flinken Sohlen. Etwas über das Tanzen." 16°, 16 S., Pr. 50 Pf. Auf die Gefährlichkeit des Tanzens für das äußere und das innere, das körperliche und das seelische Leben fällt hier eindringendes Licht. — Ich nenne noch ein paar ältere Bändchen, deren wertvoller Gehalt größere Beachtung verdient: „Weg, Wahrheit und Leben. Gedanken und Anregungen fürs Leben" von Wilhelm Mayer. 8°, 134 S., und Georg Baumbergers „Drei Tage bei den Jesuiten". 8°, 32 S.

Vom Büchertisch.

Hillgenbeller. Plattdeutsche Gedichte für Kinder und Erwachsene von Augustin Wibbelt. Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung (C. Leopold). Gr. 8° 95 S. Pr. geb. 10 M. — Ob es, jetzt, in seiner Art etwas Bedeutenderes, Schöneres, Lichteres, Ergreifenderes gibt als diese wundersame Sammlung religiöser lyrisch-epischer (westfälischer) Dialektdichtung? Es ist, als nähme uns der alte Heliandsdichter bei der Hand und führte uns ins Reich seiner inneren Anschauung, ins Reich seiner Herzenssprache, und ließe die Hand nicht los bis zur letzten Seite, zur letzten Silbe. Mir sind die Augen mehr als einmal naß geworden über diesem Buch, das es mir angetan hat wie selten eines. Und ich weiß nun klar: Wibbelt ist auf seinem reichen künstlerischen Entwicklungsgange geworden was er werden sollte: ein Großer im Dienste des Größten. — Der Inhalt des Bandes? Das einführende Gedicht sagt ihn uns: Ein alter Pastor zieht aus seiner Tasche ein Päckchen schöner bunter Heiligenbilder zur jauchzenden Freude der Kleinen. Der Dichter tut desgleichen und fragt sich nun, ob er wohl in dieser Welt Kinder finden werde, denen seine Heiligenbilder gefallen? Die Jungen sind jetzt alt und kalt, die Welt, die früher langsam ging, hat einen gewaltsamen Sprung ins Wilde gemacht. Dennoch weiß er: Noch immer gibt es Seelen jung und kinderfroh; für sie hat er der Heiligenbilder genug — „Dann kummt män to!" — Die Sammlung umschließt drei Hauptkapitel: „Maria" mit 15, „Sänt Michel un sine Gesellen" mit 11, „De annern Hillgen" mit 27 Gedichten. Wollte ich unterstreichend herausheben, ich wüßte kaum wo beginnen angesichts all des Lieblichen, Entzückenden, Erschütternden, Gewaltigen. Vielleicht aber wird das erste Kapitel den meisten am meisten zu sagen haben. Doch auch in den beiden anderen reiht sich Perle an Perle, Himmelsklang an Himmelsklang. Wundervoll plastisch und seelentief sind sämtliche dieser Bilder in ihrer farbenreichen, unwiderstehlichen Sprachtönung, die uns wieder einmal zeigt, was eine rein bewahrte, hochdichterisch geübte Mundart an Herrlichem bedeutet für den Nationalschatz eines gesamten Volkes. E. M. Hamann.

Der Einzige und ich. Ein Gedicht von Gott. Von P. Alfred Wlotzka S. V. D. Missionsdruckerei Heiligkreuz, Neiße. 12 M. — Diese 3000 Verse schrieb starker Gottesglaube und gewaltiger seelsorglicher Wille. Dabei ist der Stoff der einzelnen Kapitel vom „Ewigen", „Unbegreiflichen", „Dreieinigen", „Allmächtigen" usw. zu intellektuell und spröd. Die philosophisch-theologische Erfassung ist der Dichtkunst nicht assimilierbar. Der Verstand lähmt das poetische Aufflehen. Wir haben einen gereimten Katechismus oder eine Apologie in Versen vor uns. Die griechischen und lateinischen Fachausdrücke wehren sich mit Händen und Füßen gegen Rhythmus und Reim. Der Epilog vom „unnützen Knecht", der nicht für Menschenlob schreiben will, sondern sein Werk der „Dreieinigkeit" weiht, ist ergreifend und stellt am ehesten den Kontakt zwischen Schriftsteller und Leser her. Martin Mayr.

Die Entdeckung der Münchener Landschaft. Bilder und Dokumente aus zwei Jahrhunderten, gesammelt und herausgegeben von Georg Jacob Wolf, in Halbleinen gebd. 135 ℳ. — Den Freunden der bayerischen Alpen hat der Verlag Franz Hanfstaengl, München, mit dem vorliegenden stattlichen Band eine besondere Weihnachtsfreude bereitet. In sorgsamer Auslese ist hier zusammengetragen, was innerhalb etwa 150 Jahren über die oberbayerische Landschaft von berufensten Meistern der Feder geschrieben wurde. Der abwechslungsreiche Text führt in bunter Folge bald nach Berchtesgaden, bald ins Werdenfelser Land und vom Peißenberg wieder zum Chiemsee, wie sich eben die literarische Entdeckung des Landes chronologisch vollzog. Dem bedeutsamen Quellenwerk sind außerdem in 275 Bildern und Beilagen die bildlichen Schilderungen der natürlichen Schönheit des Landes zwischen München, Zugspitze und Watzmann beigegeben, wie sie von den bedeutendsten Landschaftsmalern der vergangenen Jahrhunderte überliefert sind. So finden wir neben den reizvollsten und feinsinnigsten literarischen Landschaftsschilderungen einen aus privaten und öffentlichen Sammlungen zusammengetragenen zum Teil noch nie veröffentlichten Bilderschmuck, wie er reichhaltiger und erlesener nicht mehr gedacht werden kann. Bei dem geringen für den vorliegenden Hinweis zur Verfügung stehenden Raum einzelne Namen herausgreifen, hieße dem durch und durch gleichwertigen übrigen Teil Gewalt antun. Das wohlfeile Geschenkwerk ist mehr als ein reines Landschaftsbuch, es führt in das Problem der Entwicklung des Naturgefühls ein und läßt mit seinem volkstümlichen Einschlag die ganze Eigenart des urwüchsigen Menschenschlages erkennen und verstehen, der das oberbayerische Land bevölkert. Das Buch ist eine wertvolle Fortsetzung des im gleichen Verlage erschienenen Werkes „Ein Jahrhundert München" vom gleichen Verfasser, besitzt die gleich gediegene vorzügliche Ausstattung und sollte nicht nur zum eisernen Bestand der Bücherei der Eingesessenen, sondern aller derer gehören, welche jemals im bayerischen Hochland wanderten und es lieb gewannen. Buchtechnisch entspricht das Werk dem verwöhntesten Geschmack und bildet eine Zierde selbst des anspruchvollsten Gabentisches.

Dr. R. Krailling.

Bühnen- und Musikrundschau.

Ein neues Theater. Der Steinickesaal ist der Ort, an welchem junge Dichter sich entdecken lassen oder bekanntere durch Vorlesungen dafür sorgen, daß man sie nicht vergißt. Gelegentlich wurde auf dem Bühnchen auch eine Aufführung von einem theatergeschichtlichen Seminar geprobt und nun hat sich hier ein Theater aufgetan, das mehrmals in der Woche spielt, also sich nicht an literarische Kreise, sondern an die Allgemeinheit wendet. Die Eröffnungsvorstellung zeigt noch nicht klar den Kurs, den das Bühnchen zu steuern gedenkt. Ein Werk der Neuromantik aus der Jahrhundertwende: „Der Tor und der Tod", von Hugo von Hofmannsthal und „Leonce und Lena", von Georg Büchner wurden gegeben. Ich nehme nicht ungern die Verse des jungen Hofmannsthal, die der ältere kaum mehr erreichte, aus dem Regal und lese ein paar Seiten. Die Musik der Sprache ist von einem süßen, weichen Wohllaut und vieles klingt faustisch, nur allzu weich und zerfließend, ohne Mark und Nachdruck. Auch sind die Szenen alles eher, als dramatisch; sie drängen gewiß nicht nach der Bühne. Dem ungeachtet war die Vorstellung sehr achtbar, freilich erschienen die Darsteller weniger als Verkörperer dichterischer Gestaltungen, denn als Rezitatoren schöner Verse. Das stilisierte Bühnenbild und die Beleuchtung waren stimmungsvoll. Wie die Erscheinungen der Toten gleichsam immateriell im Raume standen, zeigte die Lichttechnik auf hoher Stufe. Diese, für die Herr R. Gutzeit zeichnet, war überhaupt das Erfreulichste des Abends. Auch bei Büchner. Nur brachte die Szenenwandlung allzuviel Zäsuren in das Lustspiel, das leicht und schnell an uns vorüberhuschen müßte. Diese Mischung von Romantik, Ironie und Zynismus verträgt nicht, daß man pathetisch das Tempo verschleppt. Die Szenen am Hofe wurden so breit gewalzt, dagegen kamen die romantischen Töne minder stark zum Erklingen. Die vielen langen Pausen setzten die Aufnahmefähigkeit des Publikums herab, so daß ziemlich früh die Reihen im Zuschauerraum sich lichteten. Es tat mir für den Direktor Felber leid, der sichtlich bestrebt ist, seine Schauspieler zu einem tüchtigen Ensemble abzutönen, aber ich muß gestehen, daß auch ich die letzten Szenen geschwänzt habe. Zur Ermüdung trug noch bei, daß die Erhöhung der Sitzreihen so ungenügend ist, daß nur die Leute auf den ersten Bänken sich den Hals nicht zu verrenken brauchten. Das sind alles technische Dinge, die sich bessern lassen.

Aus den Konzertsälen. Richard Byk ist ein Pianist von großer Technik. Sein kraftvoller Anschlag wird noch an Verfeinerung der Nuancierung gewinnen können. Die Nachtphantasien von Karl Weigl sind fein in Stimmung und Kolorit. Auch bei Schubert und Brahms zeigte Byk innige Einfühlung und Plastik des Gestaltens. — Im Odeon veranstaltet Dr. Schott von Zeit zu Zeit Feierstunden für alt und jung unter dem Motto: „Aus der Heimat kommt der Schein". Es wird hier der Versuch gemacht, in Wort, Ton und Bild einen Grundgedanken zu paraphrasieren. „Das Evangelium der Arbeit" nannte sich der letzte Abend nach dem gleichnamigen Werke des Germanus Agricola, dessen Worte Hofschauspieler Hofrat Stury eindringlichst vortrug. Die musikalischen Darbietungen führten von einem Choral aus dem 16. Jahrhundert, den Bleier, der Organist von St. Bonifaz, prächtig spielte, bis in unsere Tage; das Pianistenpaar Müller-Rehrmann, Stuhlfaul, Drebert und ein von Chorregent Kohl geleiteter frischer Knabenchor boten sehr Verdienstliches. Die sinngemäß ausgewählten Bilder von Lud. Richter, Thoma, Thiem, Gebhard, Herterich u. a. erschienen in einer technischen Vervollkommnung auf der Leinwand, daß auch der Kenner der Urstücke mit der Wiedergabe der Farbenwerte zufrieden sein konnte. Der Maler Paul Thiem kam auch mit reizvollen Klavierstücken zu Wort, aus dem köstlichen Bande „Stammbuchverse", mit dem der vielseitige Meister die deutsche Hausmusik bereichert hat.

Dante-Feier des Münchner Kath. Frauenbundes. Sie fand am 6. Dezember anläßlich des 17. Stiftungsfestes des Kath. Frauenbundes München im großen Saal des Hotel Union statt und erfreute sich sehr zahlreichen Besuchs. Prinzessinnen des Kgl. Hauses und Se. Eminenz Kardinal Erzbischof v. Faulhaber waren zugegen. Auf der Bühne, die einen blühenden Garten zeigte, ließen zwei weißgewandete Frauengestalten Dantes unsterbliche Verse in Wort und Ton lebendig werden. Es waren die Harfensolistin Frau Pauline Schmid-Beeke und Hofschauspielerin Frl. Maja Reuble, Einem Harfensolo folgten Rezitationen aus der Vita Nuova und der Göttlichen Komödie, darunter das Vaterunser und das Gebet des hl. Bernhard zur Mutter Gottes mit Harfenbegleitung, komponiert von Musikdirektor F. Schmid. Die Texte waren aus verschiedenen Uebersetzungen, aber der große Florentiner drang überall hindurch und wirkte im klingenden Wort ungleich mächtiger als, wie man ihn meist aufnimmt, beim Lesen. Die Festansprache hielt Geh. Archivrat Dr. Weiß. Sein Thema war: Dante und die Frauen. Wie wird gerade in Dantes Leben und seiner keuschen Liebe zu Beatrice und in Dantes Werk, wo die verklärte Geliebte den Dichter durchs Paradies hinanführt, Goethes Wort wahr: Das ewig Weibliche zieht uns hinan! Sardou griff weit fehl, als er in seinem Dantedrama Dante als einen Abenteurer der Liebe hinstellte. Das alles wußte der Redner in tiefschürfenden, aber klaren und formschönen Ausführungen seiner Hörerschaft nahezubringen. Den Schluß der Feier machte ein lebendes Bild, dargestellt von Mitgliedern der Jugendabteilung. Es zeigte den Aufstieg Dantes zur thronenden Mutter Gottes nach einer alten Florentiner Illustration.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bei Wochenbeginn besserten sich die Kurse. Die Beruhigung, die wir in unserem letzten Berichte als wahrscheinlich vorausgesagt, machte Fortschritte. Die Kursbewegung war zwar unregelmässig, aber im allgemeinen gingen doch die Kurse, die so übermässig gefallen waren, wie sie vordem übermässig gestiegen, hinauf. Da trat in dieser Woche ein Ereignis ein, das der Nervosität des Publikums eine neue schwere Belastungsprobe auferlegte: **der Krach der Pfälzischen Bank.** (Sie ist nicht zu verwechseln mit der Pfälz. Hypothekenbank.) Wir haben schon öfters angedeutet, schon damals, als noch alles an der Börse „verdiente", dass uns an dem blühenden Bankwesen nicht alles gefiele, weil die Leichtigkeit, mit der schwache Kräfte Mittel zum Börsenspiel auf dem Wege des Kredits bekamen, uns gefährlich schien. Die Börsenpanik der letzten Wochen hat da mancherlei tragische Verknüpfungen gebracht und es gibt noch gar manches Engagement, dessen Lösung sehr schmerzlich werden wird, aber wir dachten doch in erster Linie an die kleineren Institute, die sich im letzten Jahre allzusehr vermehrt haben. Dass aber eine Grossbank mit 75 Mill. Mark Aktienkapital und 33,3 Mill. Reserven durch einen einzelnen Mann an den Rand des Verderbens geführt werden könne, das hat man in Fachkreisen kaum angenommen. Dazu sind diese grossen Banken viel zu sehr organisiert, durch viele Kontrollen ist der einzelne so sehr beschränkt, nicht wenige meinen sogar gehemmt, dass solche grosse Wagnisse, wie sie der Leiter des Devisengeschäftes der Münchener Filiale auf sich genommen, ausgeschlossen sind, wenn andere nicht mithelfen. In einer der Verlautbarungen heisst es, die Buchhaltung habe gegen einige buchhalterische Massnahmen Bedenken geäussert. Sie hat es aber wohl so zahm getan, dass sie nicht durchgedrungen ist. Ein Verlust von 340 Mill. Mark setzt doch immerhin die Bewegung von solchen Unsummen voraus, wie sie irgendwie in den täglichen Rohbilanzen zum Ausdruck kommen müssen. Wir sind ja heute an grosse Zahlen gewöhnt und mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen Dollars lassen sich heute für die 340 Mill. Mark nicht kaufen. Die Summe war freilich gross genug, um die Stellung der Bank zu erschüttern und ohne die Hilfsaktion wären die Verluste für das süddeutsche Wirtschaftsleben katastrophal. Die der Pfalzbank nahestehende Rheinische Creditbank hat, obwohl sie, abgesehen von einem Besitze von 5 Millionen Aktien der Pfälzischen Bank an dem Verluste materiell nicht beteiligt ist, gemeinschaftlich mit der Deutschen Bank der Pfälzischen Bank jene Summe zur Verfügung gestellt, um die der genannte Verlust den Betrag des Aktienkapitales und der bilanzmässigen Reserven übersteigt und er nicht durch vorhandene stille Reserven und den Geschäftsgewinn im laufenden Jahre gedeckt wird. Die Ueberleitung der Geschäfte erfolgt auf die Rheinische Creditbank und auf einigen Plätzen, besonders im rechtsrheinischen Bayern, auf die Deutsche Bank. Die Einleger, welche auf die ersten Zeitungsnachrichten hin zur Münchener Filiale oder zu einer deren Depositenkassen geeilt waren, konnten sich überzeugen, dass sich der Kassenverkehr reibungslos vollzog, so dass jede Panik vermieden wurde. Weniger klar ist das Schicksal der Aktienbesitzer.

Da das Papier an der Börse etwa 60 Proz. notiert, so hält man es nicht für wertlos und glaubt auch da mit dem Entgegenkommen der Grossbanken rechnen zu dürfen. Es vollzieht sich jetzt ein Zusammenschluss der Aktienbesitzer. Der unbeteiligte Beobachter muss sagen, dass ein Konkurs für die Aktionäre kaum besser, für die Kundschaft und für das Geschäftsleben geradezu verderblich gewesen wäre. — Die Devisenschwankungen haben auch an anderen Instituten — für die Allgemeinheit mit geringerem Belang — Verluste gebracht und die nun erschreckten Gemüter sehen Gefahren, lassen Gerüchte auftauchen, die der Begründung entbehren. Der letzte Börsentag zeigte vielfach Angstverkäufe seitens des Privatpublikums. Dennoch waren die Verkaufsaufträge nicht sehr gross, aber die Lage der Londoner Verhandlungen ist ungeklärt, auch das lähmt die Unternehmungslust. Die Dollarbewegung zeigt, dass die Hoffnung auf eine bessernde Regelung in der Reparationsfrage noch anhält. Auf dem Effektenmarkte zeigt sich, dass für Papiere mit stark gefallenen Kursen doch vielfach noch Käufer vorhanden sind.

An Banknoten sind dem Verkehr 4,5 Milliarden neu zugeführt worden, so dass deren Betrag erstmalig die Ziffer von 100 Milliarden überschritt; eine Erscheinung, die einen Optimismus für die Markgestaltung nicht zulässt. Ein französisches Finanzblatt, das sich unbekümmert um seine gegnerische Haltung mit Zähigkeit um deutsche Bezieher bemüht, sieht das Problem nur darin, dass wir uns dank unserer Valuta an der Ausfuhr bereichern und behauptet frivol, dass wir in der Lage seien, auszurufen: „Seigneurs, faites que cela dure!“ — Die Besitzungen des Grafen Henckel von Donnersmarck in Oberschlesien sind an ein englisches Konsortium übergegangen; es wird erwartet, dass Vertreter des englischen Kapitals als Direktoren kommen; der Sitz der Gesellschaft ist London. — Aus Berichten von Handelskammern ergibt sich für den November folgendes Bild: In der Bergwerksindustrie war die Kohlennot stärker fühlbar. Trotz des Valutastandes wurde englische Kohle gekauft. Die Aufträge der Landwirtschaft für den Kalibergbau waren sehr bedeutend wegen der bevorstehenden Fracht- und Preiserhöhungen. Für Roheisen mussten die am 1. November erhöhten Preise am 1. Dezember abermals hinaufgesetzt werden. Rohstoffe und Materialien waren der Maschinenindustrie und den Werften zu erträglichen Preisen nicht erhältlich, weshalb viele Aufträge nicht ausgeführt werden konnten. In der Bekleidungsindustrie zeigte sich Warenknappheit durch Auslandskäufe und zögernden Eingang der im Preise sehr erhöhten Rohstoffe.

München. K. Werner.

An die Freunde meines Vaters!

Um den Stoff für ein Lebensbild meines Vaters, des

P. Raymund M. Löwenstein O. Pr.

zu sammeln, bitte ich herzlichst, mir seine Briefe zu schicken, soweit sie seine Tätigkeit in Kirche und Staat betreffen oder seine Persönlichkeit beleuchten Selbstverständlich gebe ich auf Wunsch jeden Brief zurück, werde mir dann nur Abschrift davon behalten. Auch für alle Mitteilungen über Erlebnisse, Wirken, bemerkenswerte Aussprüche meines Vaters, kurz für Alles, was irgendwie geeignet ist, sein Charakterbild zu ergänzen, werde ich von Herzen dankbar sein. Auch das Kleinste ist willkommen.

KLEINHEUBACH a. M., Bayern, 4. Dez. 1921.

Alois Fürst zu Löwenstein.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation in München.

Den verehrlichen Aktionären unserer Gesellschaft geben wir hiemit bekannt, daß die neuen Gewinnanteilscheinbogen unserer Aktien Nr. 1 bis 1200 mit Dividende für 1921 und ff. gegen Einreichung der Talons mit arithmetisch geordnetem Nummernverzeichnis beim Bankhause Merck Finck und Co., München, erhoben werden können.

München, 7. Dezember 1921.

München Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation

Das wohlfeilste und gediegenste Weihnachtsgeschenk ist ein gutes Buch.

800 Sprüche

der Weisheit gebunden für nur M. 9.–. Aus den Weisheitsbüchern des Alten Testamentes, für alle Verhältnisse und Pflichten des Christen ausgewählt und geordnet, in deutscher Übersetzung mit kurzen Erläuterungen herausgegeben von Prof. Dr. O. Hellinghaus, Geh. Studienrat, Gymnasialdirektor a. D.

Der Vogt

von Lorch. Roman aus dem großen Bauernkrieg. Von Felix Nabor. Zweite Auflage. 8. (320 Seiten.) Broschiert M. 14.—. In hübschem Originaleinbd. M. 20.—. Ein an erhabenen und ergreifenden Szenen reiches, großartiges Kulturbild, mit einer Sicherheit und einer Glut der Farben entworfen.

Lebenswunder

Von Felix Nabor. 2. Auflage. 8. (420 S.) Broschiert M. 14.—. In Originaleinband M. 20.—. Das Buch wirkt ermutigend, aufrichtend, stärkend, weil lebenbejahend. Seelenfriede, Heimatliebe, Arbeit — das ist der leuchtende Faden, der sich in künstlerischer Feinheit durch das Ganze zieht.

Der Kreuzzug

der Kinder. Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Von Felix Nabor. 2. Aufl. mit 6 Kunstbeilagen. Brosch. M. 12.–. In Prachtband geb. M. 18.–. Trotz des gesunden Realismus liegt ein zarter poetischer Duft über dem Werke, der es insbesonders der deutschen Jugend lieb und wert machen wird.

O Stern und Blume

Geist und Kleid. Verse. Von M. Herbert. 8. (IV, 144 Seiten.) Bestes Papier. Brosch. M. 10.—. Geb. M. 16.—. Da nun echtes Dichterwesen in gesteigertem Maße die Auswirkung ureigenster Innerlichkeit ist, so wundern wir uns nicht, hier und gerade hier, wo M. Herbert als Dichterin auftritt usw.

Der standhafte Prinz

Ein geschichtliches Lebensbild aus dem 15. Jahrhundert von P. Marian Gloning, O. Cist. Mit 7 Illustr. 8. (XII, 164 S.) Brosch. M. 10.—. Geb. M. 15.—. In edler Sprache entwirft der Verfasser an der Hand der verfügbaren geschichtlichen Quellen ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild von Ferdinand Calderons „standhaften Prinzen", dem Bruder des kühnen Heinrich des Seefahrers.

Herbstzeitlosen

Erzählungen aus näheren und ferneren Zeiten von A. Steinberger. 8. (VIII, 266 S.) Brosch. M. 4.50. In modernem Originaleinband M. 8.—. Mit hoher Befriedigung werden die Leser das hübsch ausgestattete und für die Jetztzeit preiswerte Buch aus der Hand legen und in ihren Mußestunden immer wieder nach demselben greifen.

Dem fernen Klingen nach

Auf einsamen Taunuswanderungen niedergeschrieben von einem Großstädter. 8. (208 Seiten.) Broschiert M. 10.—. Gebunden M. 14.—. Der Verfasser versteht es vorzüglich, seine Aufgabe originell anzufassen und so hat er ein überaus besinnliches Gottsucherbuch geschaffen, ein modernes Werk im guten Sinne des Wortes. Die größten Fragen, die das Menschenherz bewegen, werden mit Begeisterung und Gründlichkeit überzeugend behandelt und in glänzender unterhaltender Weise gelöst.

Neue Bücher

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg

Mein goldenes Buch

Lose Kindheitserinnerungen von Maria Müller. 8. (VIII, 152 S.) Brosch. M. 9.—. In hübschem Originaleinband M. 13.—. Das ist einmal ein Buch von ganz besonderer Art. Man liest, staunt und ist erschüttert, denn es wird eine Reihe von schlichten, herzigen Kindererlebnissen geboten, die nicht nur den Kleinen, sondern auch Großen viel Freude und Nutzen bringt.

Friedens-freudenquelle

Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). 5. Auflage. (13. und 14. Tausend.) Prachtausgabe auf feinstem blütenweißen Papier mit 9 herrlichen Kunstbeilagen in modernem Pappband M. 50.—. Volksausgabe. 6. verb. Auflage. (15. u. 16 Tausend.) gr. 8. (XXXII, 360 S.) Gebunden mit neuem Deckelbild M. 24.—. Herz-Jesu-Herold, Aachen: Von über 350 Kritikern verschiedenster Richtung und Lebensauffassung hat nicht ein einziger in minder günstigem Sinne sich ausgesprochen. Sie alle halten „die Friedensfreudenquelle" für ein geeignetes Mittel, die leidbeschwerten, kummervollen Herzen aus der Nacht der Unordnung zu den Quellen wahrer Freude zurückzuführen. — Wir haben das herrliche Buch zum größten inneren Genusse gelesen.

Blumen Gottes

Erzählungen für jung und alt von Odilo Zurkinden. kl. 8. (IV, 376 S.) Brosch. M. 10.–. In hübschen Orig.-Einbd. geb. M. 14.—. Es handelt sich hier um eine neue, aber durchaus vorzügliche Gabe trefflicher Erzählungen für unsere Jugend und für unser Volk.

Auf Märchenwegen

Von M. G. Mebersheim. Mit Buchschmuck von M. H. Anger. Stattlicher Band mit originellen Bildern. Geb. M. 18.–. Ein Märchenbuch, das auch der kathol. Kinderwelt unbedenklich in die Hand gegeben werden kann.

Die Heimat der Seele

Christliche Lebensweisheit für Zeit und Ewigkeit. Von P. Heinrich Godefried, O. Cap. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. kl. 8. (IV, 228 Seiten.) Brosch. M. 9.–. Geb. M. 14.-. Das Büchlein, welches dem ganzen christlichen Volke bestens empfohlen sei, wird bei allen auf ihr ewiges Ziel bedachten Christen gute Früchte zu zeitigen nicht verfehlen.

Heimatzauber

Von Felix Nabor. 8. (IV, 228 Seiten.) Broschiert M. 8.—. Gebunden M. 12.—. Schildert das Ringen eines deutschen Mädchens um die Erhaltung der heimatlichen Scholle. Mehr als je gilt es, in unserem Volke die tätige Liebe zur Scholle zu wecken und diesem Zwecke will auch der Roman dienen.

Mysterium crucis

Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Von Felix Nabor. 4. Aufl. Ausgabe in 2 Bänden. 8. (XII, 744 S.) Brosch. M. 24.—. In zwei Bände geb. M. 32.—. Ein großzügiges Werk in leuchtenden Farben geschrieben! Es baut sich eine Handlung auf, die sich am Schluße zu imposanter Höhe steigert.

Neue Märchen

Zur Belehrung und Unterhaltung für Kinder mittleren Alters von Fr. Fandel. Buchschmuck und farbiges Titelbild von Albert Seewald-Harz. kl. 8. (VIII, 157 Seiten.) Broschiert M. 5.—. Gebunden M. 10.—. Für unsere Volksschüler und Schülerinnen und solche der mittleren Klassen höherer Lehranstalten hat uns Fr. Fandel eine allerliebste Märchensammlung geschenkt usw.

Kieselsteine

Erlebtes und Erlauschtes in Märchen erzählt für die reifere Jugend von Fr. Fandel. Buchschmuck und farbiges Titelbild von Albert Seewald-Harz. kl. 8. (VIII, 153 Seiten.) Broschiert M. 5.—. Gebunden M. 10.—. „Gleichwie der Kieselstein unscheinbar auf dem Grunde liegt, in der Schleuder aber zu einer Waffe wird, die empfindliche Wunden verursacht, so sollen auch diese Märchen die Herzen der Menschen verwunden, heilsam verwunden..."

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr 7261. Vierteljahrespreis: In Deutschland M 15.— einschl. Zustellkosten. Für Streifbandbezug nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 5.— des Schweizer Kurses, einschließlich Versandspesen. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 × gespaltene Millimeterzeile M 1.20. Anzeigen auf Textseite d. 95 mm breite Millimeterzeile M 6.—. Anzeigenannahme durch die Geschäftsstelle d. „Allg. Rundschau", München, Galeriestr. 35a Gh. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 52 München, 24. Dezember 1921. XVIII. Jahrgang.

An unsere Leser!

Als die zurzeit geltenden Bezugs- und Anzeigenpreise der „Allgemeinen Rundschau" festgestellt wurden, betrug der Aufschlag des Deutschen Buchdruckervereins auf die Friedenspreise für den Druck von Zeitschriften 950%. Seitdem ist infolge des fortgeschrittenen Verfalls der deutschen Währung eine Preisumwälzung eingetreten, wie sie in ähnlichem Umfang noch nie erlebt worden ist. Die tariflichen Satz- und Druckkosten des Deutschen Buchdruckervereins sind inzwischen auf 1800%, für Buchbinderarbeiten auf 2000% angewachsen. Aehnlich sprunghaft sind alle übrigen Unkosten gestiegen. Die ausserordentlichen Lohnsteigerungen, die Verteuerung sämtlicher Betriebsmittel, welche zum Teil bis zum 150fachen gestiegen sind, die bevorstehende radikale Erhöhung des Portos, der Fernsprech- und Telegraphengebühren usw. zusammen mit den Papierpreisen sowie mit den oben geschilderten Druckpreisen haben die gesamte deutsche Presse gezwungen, zum 1. Januar 1922 aussergewöhnliche Erhöhungen der Bezugs- und Anzeigenpreise zu beschliessen. Verdoppelungen derselben sind an der Tagesordnung. Der Verlag der „Allgem. Rundschau" glaubt zwar von einer so einschneidenden Massnahme absehen zu sollen, sieht sich aber immerhin gezwungen, den **Bezugspreis auf Mk. 24.—** für das Vierteljahr und den **Anzeigenpreis auf Mk. 1.50** für die 37 mm breite Millimeterzeile mit Wirkung ab 1. Januar 1922 zu erhöhen.

Es geht um Sein oder Nichtsein. Die deutsche Presse steht mitten in der Katastrophe, die katholische Presse vor allem. Die wenigen Zeitschriften, welche die deutschen Katholiken noch haben, sind besonders gefährdet. Und doch sind gerade die Zeitschriften ein hervorragend wirksamer Kulturfaktor. In ihren gebundenen Jahrgängen spiegelt sich die Kultur eines ganzen Zeitalters. Lässt der deutsche Katholizismus seine Zeitschriften eingehen, so verzichtet er auf seine Mitarbeit an der Kultur der Gegenwart. Wir richten an die deutschen Katholiken die herzliche und dringende Weihnachtsbitte, der „Allgemeinen Rundschau", der einzigen reichsdeutschen katholischen Wochenschrift für alle gebildeten Kreise, auch in diesen stürmischen Tagen treu zu bleiben. Man bezahlt heute für die Gegenstände des täglichen Bedarfs durchschnittlich das 30- bis 100fache gegen die Friedensjahre. Die „Allgemeine Rundschau" kostet nach Durchführung der Bezugspreiserhöhung erst annähernd das zehnfache des Friedenspreises. Die Existenz der Zeitschrift ist nur möglich, wenn jeder einzelne Leser ohne Ausnahme die Zeitschrift auch weiterhin bezieht. Vielleicht ist es dem einen oder anderen bessergestellten Katholiken möglich, durch kleine Stiftungen beizutragen, dass auch der Minderbemittelte, insbesondere der katholische Nachwuchs an den Hochschulen, die Zeitschrift, allenfalls zu einem ermässigten Preis, beziehen kann. Der unterzeichnete Verlag ist gerne bereit, hier zu vermitteln.

Die „Allgemeine Rundschau" bringt im Gegensatz zu vielen anderen Organen durchweg Erstdrucke, die sie ausnahmslos vergüten muss. Sie betrachtet es als Ehrenpflicht, auf diese Art den Lesern nur einzigartige und gediegene Kost zu bieten. Wir werden auch künftig unablässig bestrebt sein, an dem Ausbau und der Vervollkommnung der Zeitschrift zu arbeiten zum Wohle der katholischen Sache, rechnen dafür aber auch auf die tatkräftige Unterstützung unserer Leser. In diesem Sinne entbieten den geehrten Beziehern und Anzeigengebern herzliche Weihnachtsgrüsse

Schriftleitung und Verlag der „Allgemeinen Rundschau".

Das Reichsprogramm des Weihnachtskindes.

Von Prof. Dr. Johannes Chr. Gspann, St. Florian, OOe.

Das schönste Weihnachtslied des sinnigen katholischen Mittelalters, ein Lied, dessen gemütreiche Poesie unsere kalte, oberflächliche Zeit kaum mehr versteht, besingt das süßeste Geheimnis des Glaubens in den Versen:

„Es ist ein Reis entsprungen
Von einer Wurzel zart;
Wie uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art;
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht!"

Zwei messianische Weissagungen von großer Deutlichkeit und Schönheit sind in diesem sangbaren Liede in den Rosenduft der Poesie getaucht worden: Isaias 11, 1 und Weisheit 18, 14. Isaias besingt den künftigen Messias als Blume vom Stamme Jesse (dem Vater Davids): „Und ein Reis wird hervorkommen aus seiner Wurzel Jesses" und ein „Zweig aus der Wurzel wird Frucht bringen". Weisheit 18, 14 prophezeit „wohl zu der halben Nacht": „Als sich tiefes Schweigen über alles verbreitete und die Nacht in der Mitte ihres Laufes war, kam dein allmächtiges Wort (vgl. ‚Und das Wort ist Fleisch geworden' Jo. 1, 14) vom Himmel."

Weit über hundert messianischer Weissagungen von der ersten Frohbotschaft (1 Mſ. 3, 15) bis zur herrlichen Prophezeihung über das Opfer des Neuen Testamentes (Mal. 1, 11 ff.) wirken in das Riesengemälde des Alten Testamentes das Bild Jesu Christi. Und Tausende von Weihnachtsliedern zu allen Zeiten und bei allen Völkern besingen die liebliche Blume, die in Bethlehem, der Stadt der Rosen, zur halben Nacht aufgeblüht ist.

Die Geschehnisse der heiligen Nacht passen harmonisch zu dieser religiösen Vorbereitung und der poetischen Nachfeier aller Jahrtausende. Lichte Engel singen das Reichsprogramm des Kindes. Wieder verweben sich nach Inhalt und Form Prophetie und Poesie: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind" (Lk. 2, 14). Wer diese Worte versteht, dem eröffnet sich auch ein Einblick in den Zweck des ungeheuren Erlösungswerkes, der schaut rückwärts blickend hinein in das irdische Paradies und vorwärts blickend hinein in das himmlische Paradies. Die wenigen inhaltschweren Worte der Engel beinhalten eine religiöse Geschichtsphilosophie auf dem Goldgrund der Offenbarung beider Testamente.

Die göttliche Offenbarung nennt als primären Zweck aller Tätigkeiten der heiligsten Dreieinigkeit nach außen die Ehre Gottes, als sekundären Zweck die Beseligung der Vernunftgeschöpfe. Alle Tätigkeiten der Trinität nach außen lassen sich unter die Trias: Schöpfung, Erlösung und Heiligung begreifen.

Wie ist so der erste Teil des Engelsanges zu verstehen, umleuchtet von Prophetie und Poesie der Vergangenheit und Zukunft? Konzentrieren sich denn im lieblichen Kinde alle Tätigkeiten Gottes? Hat es denn die Ehre Gottes wiederhergestellt in Schöpfung, Erlösung und Heiligung?

Jeder Künstler verwirklicht jene Ideen, die er im Verstande hat. Bevor der Maler seinen Vorwurf „Andacht des Kindes" auf die Leinwand zaubert, trägt er ihn als Idee in seinem Verstande herum. So war auch die Welt, bevor sie in und mit der Zeit erschaffen wurde, als „gedachte Welt" von Ewigkeit her im Verstande Gottes. Nun ist aber das Wort Gottes (Jo. 1, 14)

nichts anderes als der personale Verstand Gottes, und weil das „Wort“ geistig erzeugt wird, nennt es die Offenbarung auch Sohn Gottes, Abglanz seiner Herrlichkeit und Ebenbild seines Wesens (Hbr. 1, 3). In diesem Sinn entstammt dem Wort, der personalen göttlichen Weltidee, alles Geschaffene in Natur und Uebernatur. „Alles ist durch dasselbe (das Wort) geworden und ohne dasselbe ist nichts geworden, was geworden ist“ (Jo. 1, 3).

Und das Wort ist Fleisch geworden! Weil in und mit der Zeit alles durch das Wort gemacht worden ist, ist auch durch das Wort alles wieder hergestellt worden. Denn auch die vernunftlose Schöpfung ist in den Fluch Gottes hineinverstrickt und so lag über dem unerlösten Universum ein häßlicher Rauhreif. Durch ihre Schönheit und Reinheit, durch die von göttlicher Weisheit zeugenden Ziel- und Zweckstrebigkeiten aller Weltdinge und durch das harmonische Verhältnis zum Menschen sollte die Großwelt ein stummes Loblied auf die Ehre Gottes sein. Der Fluch wurde durch die Riesentat des Weihnachtskindes hinweggenommen und einstens, wenn die Erlösung sich für Groß- und Kleinwelt vollständig ausgewirkt hat, am großen Gerichtstag, wird die Erde wieder zum Paradies werden. St. Paulus schreibt darüber: „Auch die Schöpfung wird selbst befreit von der Knechtschaft des Verderbnisses zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes“ (Rm. 8, 21).

Ganz anders wie die vernunftlose Welt singt der Mensch die Ehre Gottes. Er hat eine unsterbliche Seele mit zwei herrlichen Vermögen, dem Verstand und dem freien Willen. Er kann Gott erkennen und Gott lieben. Ueberdies hatte Gott den Menschen mit außernatürlichen Gütern ausgerüstet, dem Körper nach mit leiblicher Unsterblichkeit, dem Verstande nach mit hohem eingegossenen Wissen, dem Willen nach mit der Naturunversehrtheit. Diese drei göttlichen Brautgeschenke für das Menschengeschlecht hängen von der heiligmachenden Gnade ab. Als diese durch die Sünde verloren ging, verschwanden auch die genannten drei außernatürlichen Güter. Wie hoch stand so der Mensch, wie er von Ewigkeit her in der Idee Gottes war, über der großen, wunderschönen, aber vernunftlosen Welt! Nach allen Seiten des Seins, nach der physischen, logischen, sittlichen und metaphysischen Seite war das vernünftige Sinnenwesen ein lautes: „Gloria in excelsis Deo!“

Gewiß überragt der Mikrokosmos durch Verstand und Willen den Makrokosmos, aber unendlichmal höher steht der Mensch über der Großwelt und seiner geistigen Natur, die sich im Erkennen und Wollen erschöpft, durch die Uebernatur in der Gnade. So klingen im Menschen, dem wundervollen Abriß der gesamten Schöpfung, leise Schöpfung und Erlösung ineinander. Denn „als Gott den Menschen schuf, hat er sozusagen eine Brücke geschlagen zwischen der Welt der Geister und der Welt der Körper; er hat durch einen dauernden Bindestrich Materie und Intelligenz verbunden. Die besondere Funktion des Menschen ist es, die Materie zur Höhe des Geistes zu erheben, auf ihr den Strahl der sittlichen Schönheit leuchten zu lassen, sie zu veredeln durch dieses innige Verhältnis und die andauernde Berührung, kurz sie mit aller Größe des Verstandes zu verknüpfen. Durch sein Organ, durch seine Vermittlung erhebt sich das physische Universum, das in seinem Leib wie in einem erhabenen Abriß zusammengefaßt ist, zu seinem Schöpfer, den es preist durch die Stimme eines natürlichen Vertreters, des Königs und Hohenpriesters der Schöpfung. Deshalb nimmt der Mensch, der bestimmt ist, zwei Welten miteinander zu verknüpfen, zugleich an beiden teil. (Athenagorae, De resurrectione mortuorum. Deutsch von Alois Bieringer, Kempten, 1875, 135 ff.)

Die geistige Wesensform, die Seele, ist die Grundlage der Gnade, denn wie der Körper durch die Seele, lebt die Seele durch die Gnade und in der Gnade leben auch für den erlösten Menschen die Heilsmittel der einstigen außernatürlichen Güter. Um das Wesens- und Lebensprinzip der Uebernatur in uns wieder herzustellen, ist Gott Mensch geworden. Durch die Gnade, welche in unserer Seele die Uebernatur begründet, werden wir übernatürliche Kinder Gottes, wir nehmen an der göttlichen Natur selber teil (2 Ptr. 1, 4). Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch vergöttlicht werde — das ist die tiefste Auffassung vom Zweck der Menschwerdung. Und „Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis“? Offenbarung und eigene Erfahrung belehren uns darüber, daß der begnadete Mensch um so mehr zur Ehre Gottes und zur eigenen Glückseligkeit beiträgt, je mehr er aus dem Glauben ein Gnadenleben führt. Wundersam verweben sich hier die Beziehungen. Je mehr der Mensch im Sinn der Gnade zur Ehre Gottes beiträgt, desto mehr arbeitet er an seiner eigenen Seligkeit und umgekehrt.

Ueber den Makrokosmus und das Reich Gottes auf Erden in der Uebernatur führt der Weg in das Reich Gottes im Jenseits. Erschaffung und Erlösung in ihrer Goldüberschrift „Gloria in excelsis Deo“ münden ein in die Heiligung und übernatürliche Beseligung.

Jesus Christus hat nicht nur objektiv die Erlösung verdient, so daß seit dem ersten Weihnachten alle Menschen selig werden können, sondern auch die subjektive Erlösung, die Heiligung stammt vom Weihnachtskind. Es hat die Gnade verdient, und die Sendung des Heiligen Geistes, des Gnadenspenders, ist die köstlichste Frucht der Erlösung. „Der Tröster, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen (d. i. in meiner Kraft) senden wird . . .“ (Jo. 14, 26). Die Heiligung Gottes ist umleuchtet vom Weihnachtslichte, die Heiligung von Großwelt und Kleinwelt. Die Geschichte sagt es jedem, daß Gott in ganz anderer Weise geheiligt wird seit der Zeit, da der Geist in der Kraft des Weihnachtskindes alle Wahrheit gelehrt hat.

> „Und liebevoll dein Auge schaut,
> Was deiner Allmacht Wink begonnen,
> Und milder Segen niedertaut,
> Und fröhlich wandeln alle Sonnen!
> Herr, Herr, das Herz, das dich erkennt,
> Erwacht vom Kummer und vom Grame,
> Es jauchzt die Lippe, die Vater dich nennt:
> ‚Geheiligt werde dein Name!‘“
>
> August Mahlmann.

Und wie hängt die Heiligung Gottes durch das Gnadenleben mit der Beseligung im Jenseits zusammen? Auf das innigste! Der Heiligung entspricht bis ins kleinste die Größe der Beseligung. Durch jedes noch so kleine gute Werk wird die heiligmachende Gnade vermehrt und genau dem Maß der so vermehrten Gnade wird die Größe der Seligkeit entsprechen. Alle im Himmel schauen klar den einen und dreipersönlichen Gott und aus diesem Schauen erblühen unsagbare Liebe und namenlose Freude, aber „je nach der Verschiedenheit der Verdienste schauen die einen klarer als die anderen“ sagt das Konzil von Florenz.

So gilt der Engelsgesang von Schöpfung, Erlösung und Heiligung in ihrer geheimnisvollen Beziehung zum lieblichen Christkind.

Erziehung.[1]

Von Abt Bonifaz Wöhrmüller, O.S.B.

Das Streben nach der Tugend, die unter allen die größte und schönste, aber auch die schwerste ist, beginnt bei den meisten Menschen erst in reiferen Jahren, ja oftmals erst dann, wenn es Herbst im Erdendasein werden will und mildere, stillere Wünsche und Gedanken gleich abschiedswehmutvollen Marienfäden die Seelen durchziehen. Und doch wäre es so wichtig, daß schon im Lenz eines jeden Menschenlebens dieses Streben seinen Anfang nähme. Gut Ding will Weil' — und für ein so gutes Ding, wie das Emporwachsen der Seele zur ragenden Größe vollkommener Güte, dafür sind die Jahre unserer zweiten Lebenshälfte zu kurz und — auch zu spät. Nur in der Jugend ist ja die Seele noch wenig verwachsen, noch nicht verholzt und verhärtet; das junge Stämmlein hat noch nicht jene Vergangenheit an sich und in sich, die wie starre Rinde und hartes Holz die innersten Säfte umschließt und von der rechten Richtung ablenkt; für den alten Baum aber, der in dreißig oder fünfzig Jahren knorrig und krumm geworden ist, wie schwierig ist es für ihn, zuletzt sich doch noch nach oben aufzurichten und dem Licht des Himmels, zu dem es ihn im Innersten drängt, senkrecht entgegen zu wachsen. Dieses Gleichnis, das bei allem seelischen Wachstum sich erfüllt, bewahrheitet sich stets besonders da, wo eine Seele in die vollkommene Güte hinein- und hinaufwachsen möchte. „Man muß“, wie selbst ein Nietzsche einmal nachdrücklich lehrt, „man muß lieben lernen, gütig sein lernen von Jugend

[1] Wir bringen diesen Aufsatz mit freundlicher Erlaubnis des Verlags aus dem Werke „Das königliche Gebot“ von P. Bonifaz Wöhrmüller O. S. B. Abt des Benediktinerstiftes St. Bonifaz-München, das demnächst im Verlag Joseph Kösel und Friedrich Pustet Komm.-Ges. Verlagsabteilung Kempten erscheint.

auf. Wenn Erziehung und Zufall uns keine Gelegenheit zur Uebung dieser Empfindungen geben, so wird unsere Seele trocken und selbst zum Verständnis jener zarten Empfindungen liebevoller Menschen ungeeignet." Jedenfalls wer zwanzig oder dreißig Jahre hindurch unfreundlich und argwöhnisch in seinem Denken, gleichgültig oder rachsüchtig in seinem Fühlen, selbstsüchtig und rücksichtslos in seinem Handeln war, wird, wenn er nun auch mit einem Male ein guter Mensch werden möchte, große Mühe haben, bis sein Wesen und Wachsen so ganz in der neuen Richtung weiterlebt. Glücklich, wer schon von Jugend auf dem Himmelslicht der Liebe entgegengestrebt hat!

Aber freilich, auch das junge Gemüt wächst nicht von selbst in diese Richtung gerade hinein. Wenn ihm auch noch keine eigene Vergangenheit hemmend innewohnt, so doch ein Anteil an der schlimmen Vergangenheit des Menschengeschlechts: die Ur- und Erbsünde, die das Wachstum der Seele immer und immer wieder in eine falsche und schiefe Richtung zu drängen sucht. Und mögen diese Hemmungen und Widerstände der Kindheit auch viel kleiner sein als jene, die der Erwachsene und geistig Verwachsene hat, so fehlt dem Kinde doch die Kraft eines beharrlichen Willens, um allein mit diesen Widerständen, mit den Neigungen zur Selbstsucht, Rachsucht und ähnlichen Fehlern fertig zu werden. Es fehlt ihm die Menschen- und Seelenkenntnis, um diese verkehrten Richtungen im eigenen Wollen und Tun sogleich zu erkennen. Und an sich fehlt ihm die Reife des Geistes, um sich des Wertes und der Schönheit der Liebe recht bewußt zu werden und aus diesem Bewußtsein heraus sich selber die rechte Richtung des Wachstums zu suchen und zu geben. Mit einem Wort: es muß dem jungen, unerfahrenen Bäumlein nachgeholfen werden, es muß zur Liebe und Güte, zum großen Gebot unserer Religion erzogen werden. „Erziehet eure Kinder in der Zucht und Lehre des Herrn!" — Und doch wird dieses hervorragend wichtige Ziel der Erziehung so vielfach vernachlässigt; auch in tiefgläubigen Familien steht die Liebe häufig nicht in der ersten Linie der großen Erziehungsziele. Man betont Reinheit, Offenheit, Frömmigkeit und Gehorsam mit allem Nachdruck, aber die Liebe wird nur selten mit derselben Planmäßigkeit und Beharrlichkeit den Kindern anerzogen. Wenn dann aber auch unter sonst durchaus frommen und rechtlichen Menschen so viel Lieblosigkeit sich findet, und wenn ein P. Faber glaubt sagen zu müssen, fromme Menschen seien selten wohlwollend, so liegt darin doch für alle Erzieher eine eindringliche Mahnung zum Nachdenken und Gewissenerforschen.

Der Erzieher darf sich nicht verleiten lassen, die Ansätze zur Lieblosigkeit bei Kindern nur als harmlose Kleinigkeiten anzusehen oder diese Ansicht sich anmerken zu lassen. Er muß über die Selbstsucht, mit der das Kind die größere Hälfte eines Apfels und die kleinere Hälfte einer Arbeit für sich in Anspruch nimmt, über die Rachsucht, mit der das Kind seinen Gegner verklagt, über die Rücksichtslosigkeit, mit der es andere beim Spiele stört, nicht minder sich bestürzt zeigen als über eine Lüge oder grobe Unbotmäßigkeit. Er muß in seinem Antlitz das Kind es lesen lassen, daß jene Fehler geradezu ein großes, trauriges Unglück und eine erniedrigende Häßlichkeit des menschlichen Wesens sind: und im Notfall müssen alle Stufen der Strenge und Strafe durchschritten werden, um das Kind vom Ernste der Sache zu überzeugen. Freilich, erziehen heißt nicht nur den Auswuchs beschneiden, sondern vielmehr das Gute selber höher ziehen, es großziehen, fördern und pflegen. Anknüpfend an die Erfahrungen und Wertschätzungen des kindlichen Alters, die bei den beiden Geschlechtern ja verschieden sind, wird man ihnen die Größe und Schönheit und Wichtigkeit der Herzensgüte und Selbstlosigkeit nahezubringen und sie mit irdischen und ewigen Gründen zu begeistern suchen für das große Gebot unsrer Religion; unermüdlich durchklinge es die Jugendzeit: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"

Dabei wird man freilich ebensowenig wie bei der Selbsterziehung vergessen dürfen, daß alles Wachstum nur stückweise vor sich gehen kann und daß man auch die Größe der guten Menschen auflösen muß in ihre Teile: zu einem nach dem andern dieser Teile soll das Wachstum des Kindes emporgezogen werden, erst zu dem, was dem betreffenden kleinen Menschen besonders not tut, und dann Stück für Stück höher hinauf. Vergessen darf man aber auch nicht, daß das seelische wie das physische Wachstum der Kräfte durch praktische Arbeit und Uebung am meisten gefördert wird. Man muß den Kindern unermüdlich dazu Gelegenheit und Ermunterung schenken. Werke der Liebe und Selbstlosigkeit zu tun. In manchen Pfadfinderbüchern findet sich z. B. das Gesetz: „Tu an jedem Tag irgendeinem Menschen irgendein Liebeswerk!" Noch feiner und wirkungsvoller war der Versuch einer englischen Vereinigung, die Kinderwelt der besitzenden Klassen in ein soziales Denken und Handeln einzuführen. Es wurde von ihr unter dem Namen „Liga des Mitleids" ein jetzt bereits über ganz England verbreiteter Bund von Kindern gegründet, die sich verpflichten, zum Besten der Kinderschutzgesellschaft zu sparen, sei es von ihrem Taschengeld oder selbstverdienten Pfennigen, während es ihnen nicht gestattet ist, von andern Geld für diese Zwecke zu erbetteln. Zweimal im Jahr erhält jedes Mitglied eine Sparkarte, in die die ersparten Beträge in einer dem kindlichen Gemüte zusagenden Weise eingezeichnet werden. Die vielen Tausende von Mark, die auf diese Weise jährlich von Kindern für die Armen vom Mund abgespart werden, sind gewiß nicht der wichtigste und größte Gewinn dieser Jugendvereine. Wenn solche Bestrebungen im allgemeinen vielleicht mehr von den Kreisen der Philanthropie und der „Ethischen Kultur" als von denen der kirchlichen Frömmigkeit gepflegt und empfohlen werden, so mag das daher kommen, daß für sie, die so viele der alten sittlichen und religiösen Werte umgewertet haben, vielfach nur mehr die Menschenliebe als einziger Wert und darum auch als einziges Erziehungsziel übriggeblieben ist; aber was für sie das Einzige ist, das ist doch auch für uns das Höchste!

Die größte Schiebung der Weltgeschichte.

Von Dr. Georg E. Kunzer.

Die wirkliche Lösung der Frage unserer Kriegsentschädigung an die Entente ist nur in der gründlichen Revision des Londoner Ultimatums und des Versailler Vertrages zu sehen. Wenn sich die Ziffern astronomischer Größe den Erdverhältnissen und denen des niedergebrochenen Deutschlands anpassen, so ist dies kein Gnadenakt, nicht nur vernunftmäßiges Handeln der Feinde, die damit in erster Linie die deutsche Konkurrenz im Zeichen der niederen Valuta beseitigen würden, sondern auch zugleich eine Forderung der Gerechtigkeit. Wenn immer und immer wieder die Forderung gestellt wird, daß die Schuldlüge von der deutschen Regierung endlich einmal bekämpft wird, so sehen gewisse Leute darin nur eine agitatorische Parteimache. Die wenigsten ahnen, wie eng die Zusammenhänge von Schuldfrage und Ententeforderungen, von Schuldlüge und Londoner Ultimatum, von Schuldschwindel und Wirtschaftskrisis sind. Darum ist ein kurzer Hinweis auf diese verhängnisvollen ursächlichen Verbindungen von Wichtigkeit.

Es ist durchaus nicht allgemein bekannt, daß Deutschland nicht bedingungslos auf Gnade und Ungnade kapitulierte. Tatsächlich ergab sich Deutschland auf Grund ganz bestimmter Bedingungen, die zugleich im Prinzip seine Zahlungspflicht regelten. Am 5. Oktober 1918 nahm ausdrücklich die deutsche Regierung „das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Kongreßbotschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Kundgebungen, namentlich der Rede vom 27. September aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen" an. Nach der Vermittlung Wilsons erklärten die Alliierten „die Bereitschaft zum Friedensschluß mit der deutschen Regierung auf Grund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß vom 8. Januar 1918 sowie der Grundsätze, die in seinen späteren Ansprachen niedergelegt sind", nur mit zwei Einschränkungen. Die eine betraf die Freiheit der Meere und die andere die Interpretation der Wiedergutmachungsfrage. In bezug auf diese hieß es da wörtlich: Die Alliierten verstehen darunter: „daß Deutschland für allen durch seine Angriffe zu Land, zu Wasser und in der Luft der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schaden Ersatz leisten soll."

In den Wilsonschen Bedingungen war an Forderungen enthalten: „Belgien muß geräumt und wieder aufgerichtet werden . . das ganze französische Territorium müßte befreit und die besetzten Gebiete wieder hergestellt werden". (8. 1. 1917.) Das findet sich auch in den bekannten 14 Punkten. Dort ist außerdem gefordert: „Auch ist das Unrecht, das Frankreich 1871 in Beziehung auf Elsaß-Lothringen angetan worden ist, wieder gut zu machen. Rumänien, Serbien und Montenegro müssen geräumt und die besetzten Gebiete wieder hergestellt werden".

Von einer darüber hinausgehenden Kriegsentschädigung war keine Rede. Wenn Wilsons Kundgebungen die Grundlage

sein sollten — und sie sind rechtsverbindlich von beiden Teilen angenommen —, dann kann man sich ehrlicherweise auch nicht um Wilsons Erklärung von Anfang Februar 1918 herumdrücken, in der es unzweideutig heißt: „Keine Annexionen, keine Kriegsentschädigungen, keine Strafzahlungen!"

Die Rechtslage war darnach vollkommen klar. Es durfte sich nur darum handeln, daß wir die Schädigungen der Zivilbevölkerung gutmachen und zwar diejenigen, die durch deutsche Angriffe erfolgt sind.

Deutschland wäre auch imstande gewesen, diese Schäden gutzumachen. Wenn von einem Angriff durch Deutschland die Rede war, so konnte nur der auf Belgien und Nordfrankreich gemeint gewesen sein. Daß Belgien der geheime Verbündete Frankreichs war, mag hier einmal beiseite gesetzt bleiben.

Als aber die Feinde an die Ausführungen der vereinbarten Bedingungen herantraten, die darin bestehen sollten, „sich über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen", da kümmerten sie sich gar bald nicht mehr um ihr gegebenes Wort. Das war die größte und niederträchtigste Schiebung, die je in der Weltgeschichte vollbracht wurde, daß man die eigentliche Rechtsbasis, die Wilsonschen Bedingungen beiseite rückte und dafür kraft der Gewalt eine gänzlich neue Grundlage einschob.

Das Wort „Angriff" wurde plötzlich ganz anders ausgelegt. Die Feinde ließen nicht mehr den Angriff deutscher Truppen auf Belgien und die damit verbundenen Schädigungen der Zivilbevölkerung als Grund zur Entschädigungsleistung gelten, sie gaben dem Worte Angriff schließlich die Bedeutung des Angriffes im Sinne der Schuld am Weltkriege überhaupt. Schon im Dezember 1918 hatte Lloyd George eine Rede gehalten, die selbst in England Widerspruch hervorrief. Darin verlangte er, daß Deutschland die gesamten Kriegskosten bezahle, einfach mit der Begründung, daß Deutschland den Prozeß verloren habe. Gut, bleiben wir bei dem Bild des verlorenen Prozesses. Eine nicht unwesentliche Frage ist die, wer den Prozeß verursacht hat. Dann aber wurde eben dieser Prozeß damit beendet, daß bestimmte Bedingungen beiderseits als bindend angenommen wurden, eben die Wilsonschen Bedingungen.

Die ungeheuerlichen Forderungen, die Deutschland aufgebürdet wurden, verlangten eine Rechtfertigung vor der ganzen gesitteten Welt, die zum Widerspruch herausgefordert war, weil die Entente ihr verpfändetes Wort gebrochen hatte. Am besten konnte eine moralische Gegenoffensive abgeschlagen werden, wenn man rechtzeitig selbst einen noch größeren Angriff auf Deutschland im Namen des Völkerrechts, der Freiheit und Gerechtigkeit und wie alle die schönen Worte heißen mögen, unternahm. Darum wurde Deutschland als der abscheulichste Kriegsverbrecher gebrandmarkt. Darum preßte man der deutschen Regierung das Schuldbekenntnis ab, darum enthielt der Friedensvertrag, Art. 231, die folgenschweren Worte: „Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben."

Die Meister der Propaganda entfalteten zufällig immer im Augenblick ihrer brutalsten Forderungen zugleich einen moralischen Feldzug gegen Deutschland. „Die von Deutschland vollbrachten Verbrechen sind von einer mit Worten nicht zu schildernden Niedertracht und keine von Menschen ausgedachte Strafe würde zu hart sein, um sie gut zu machen", schreibt beispielsweise Dillon im „Daily Telegraph" Mitte Mai 1919. Ganz ähnlich drückt sich der raffinierteste englische Staatsmann Lloyd George aus, wenn er sagte, daß die Friedensbedingungen zwar furchtbare Bedingungen seien, und fortfährt: „furchtbar waren aber auch die Taten, welche diese Vergeltung fordern".

So hat man mit einem mächtigen Aufwand künstlicher sittlicher Entrüstung das Verbrechen begangen, die vereinbarten Bedingungen Wilsons mit Füßen zu treten und die Hypothese der alleinigen deutschen Kriegsschuld als Basis des Versailler Erpresserpaktes unterschoben.

Darum auch polterte Lloyd George nochmals so kraftvoll sittlich, als in London die unerhörtesten Tribute dem ohnmächtigen deutschen Volke aufgebürdet werden sollten und schrie „cause jugée". Dort aber war es auch, daß derselbe Staatsmann die wichtigen Worte sprach: „Für die Alliierten ist die deutsche Verantwortlichkeit für den Krieg grundlegend. Sie ist die Basis, auf der das Gebäude des Vertrages aufgerichtet worden ist und wenn diese Anerkenntnis verweigert oder aufgehoben wird, ist der Vertrag hinfällig." Der sogenannte Friedensvertrag ist eben als Sühne- und Strafvertrag maskiert, und wenn es gelingt, ihm diese Heuchlerlarve abzureißen, dann ist das Teufelswerk gerichtet. Wenn heute die ganze Welt an der Wirtschaftskrisis leidet, wenn Europa totkrank ist, wenn der Weltwirtschaftskörper von heftigstem Fieber durchschüttelt wird, wenn 6 Millionen Arbeitslose in Amerika nach Brot und Verdienst suchen, wenn überall Chaos, Trümmer, Zerfall statt friedlicher Aufbau, wenn alle Finanz- und Staatsmänner die Hände verzweifelt ringen, dann ist an allem nur diese eine verbrecherischste Lüge von der Schuld Deutschlands die Ursache. Nicht nur die Entschädigung der Zivilbevölkerung Belgiens und Nordfrankreichs ward ja jetzt gefordert, die sämtlichen Kriegskosten der Entente und die Nachkriegskosten (Pensionen) von 18 Nationen, darunter Bolivien, Kuba, Haiti, Liberia, Peru, Siam, die wir gewiß nicht angegriffen hatten.

Selbst in feindlichen Schriften finden wir Worte der Wahrheit. J. M. Keynes widmet ein Kapitel des viel beachteten Werkes „Der Friedensvertrag von Versailles" der „Ehrenhaftigkeit des Vertrages", worin er daran erinnert, daß bestimmte, feste Versprechungen gegeben waren, daß es ganz besondere Pflicht für die Entente gewesen wäre, „so zu handeln, wie wir es gepredigt haben." E. Bruce betont: „In keinem Gedanken und in keiner Einzelheit stimmt der sogenannte Friedensvertrag mit Wilsons Versprechungen und Bedingungen überein — Versprechungen, die Britannien und Frankreich anerkannt hatten und auf die Deutschland baute, als es einwilligte, die Waffen zu strecken." Dieses Buch („Kriegsschuld und Friedensverbrecher") schließt nur mit dem Trost: „Gott wird diese Ungerechtigkeit nicht zulassen. Er wird nicht gestatten, daß nach dem Plane dieser Versailler Fronvögte eine neue Zwingburg errichtet wird, deren Grundlage Rechtlosigkeit, deren Unterbau menschliche Gebeine sind, deren Mauern durch Menschenblut und Tränen zusammengehalten werden."

Oder lesen wir die Schrift des wahrheitsmutigen Franzosen Georges Demartial („Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit"). Er erwähnt, wie die deutsche Abordnung bei der Eröffnung der Friedenskonferenz vergebens gegen Artikel 231 des Vertragsentwurfes, das Bekenntnis Deutschlands zur Kriegsschuld, protestierte, wie vergebens die deutsche Abordnung verlangte, daß die Schuldfrage einem neutralen Ausschuß vorgelegt werden sollte, er betont schließlich, daß der Versailler Vertrag als Strafvertrag „nur in dem Maße gültig sein kann, als es wahr ist, daß die Gegner Deutschlands nur gezwungen am Kriege teilgenommen haben".

Wer die Folgen beseitigen will, muß die Axt auch an die Wurzel der Ursache legen. Solange die Schuldlüge die Köpfe der Menschen beherrscht, gibt es kein Verständnis, kein Mitempfinden für die Gewalttat am deutschen Volke, für die Ungerechtigkeit des unerfüllbaren Sklaventributs.

Weihnachten.

Und unser lieben Frauen,
Ist es als wie im Traum,
Sie tät nur schauen, schauen,
Fort fort das Kind anschauen,
All' Tagding merkt sie kaum.

Sie hält das Kind umfangen,
Bringt keusch die Brust ihm dar.
Hat nur noch ein Verlangen,
Fort fort das Kind umfangen,
Ist glücklich ganz und gar.

Sankt Joseph steht verlegen,
Weiss gar nit recht, was tun.
Möcht' gern die Hände regen,
Rauh schaffen, hämmern, sägen —
Lässt scheu das Kindlein ruhn.

Und lichte Engel fliegen
Verstohlen durch den Raum.
Seh'n fromm das Kindlein liegen,
Maria tät es wiegen
Fort fort als wie im Traum . . .

Martin Rockenbach.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Wir können nicht mehr zahlen! Nun ist es amtlich erklärt. Am 15. Dezember konnte die Welt jene für die weitere Entwicklung vielleicht denkwürdige deutsche Note lesen, in der das Reich mitteilt, daß es die am 15. Januar und 15. Februar 1922 fälligen Raten der Kriegsentschädigung nicht leisten kann. Umsonst hat es bei der englischen Finanz um einen Kredit nachgesucht. Von maßgebender Seite — das ist die Bank von England — wurde erwidert, daß es unter der Herrschaft der Bedingungen, die zurzeit für die Zahlungsverpflichtungen während der nächsten Jahre maßgebend seien, keine Anleihe in England zu erlangen gebe, weder als langfristigen, noch als kurzfristigen Kredit. — In Deutschland selbst aber sind außer den Sachleistungen und der Gutschrift aus dem Recovery-Act nicht mehr als 150—200 Millionen Goldmark aufzubringen. Deshalb sucht Deutschland für den erheblich größeren Rest um einen Zahlungsaufschub nach. Es beschränkt sich auf diesen Antrag, obwohl es weiß, daß bei den folgenden Raten gleichfalls mit Schwierigkeiten zu rechnen ist.

Bereits Nr. 50, S. 690 haben wir die Vermutung ausgesprochen, daß die Gegenseite eine solche Erklärung erwarte, und daß namentlich den Engländern die Aufrollung der ganzen Entschädigungsfrage angenehm sei. Die Bank von England kann sich nicht ohne Einverständnis mit der britischen Regierung geäußert haben. Dies vermehrt das Gewicht ihres Gutachtens, das als Urteil des angesehensten Geldinstituts der Welt überall Gehör finden wird. Gerade das Ansehen, die Macht und Unabhängigkeit der Bank von England legen aber auch nahe, daß bei dem Einverständnis sie selbst und nicht die Regierung den Ausschlag gab. Die britischen Finanz- und Wirtschaftskreise haben das bisherige Verfahren der Wiedergutmachung als unheilvoll und undurchführbar erkannt. Mit ihnen die Arbeiterpartei, der die Erwerbslosigkeit schwer anliegt. Zuletzt haben Stinnes und Rathenau aufklärend gewirkt. So nahm man drüben gern das deutsche Kreditersuchen zum Anlaß, dem Kartenhaus der Politiker einen Stoß zu geben. Wir dürfen aber nicht erwarten, daß es gleich einfällt. Auch nicht nach der freimütigen Rede des Lordkanzlers Birkenhead, der über das alte Zahlungsverfahren den Stab bricht. Ihm war in dem Ständchen, mit dem das regierende England Briand begrüßte, der gleich nach dem letzten Advent zu einer grundlegenden Besprechung mit Lloyd George über den Kanal kam, offenbar der Kontrabaß zugeteilt. Die Oberstimme spielte der geschmeidige Waliser selbst und sie klang viel einschmeichelnder für den französischen Besuch. Einer Abordnung der Arbeiterpartei erklärte Lloyd George, Deutschland habe erst für die Besatzung gezahlt, für die verwüsteten Gebiete noch gar nichts. Es sei klar, daß die Tribute Deutschland wehtäten, aber ihr Ausbleiben würde Frankreich viel mehr schmerzen. Wir können uns nicht recht denken, wie Lloyd George nach solcher Vorbereitung seinem französischen Partner festen Widerstand leisten könnte, sollte er es selbst beabsichtigt haben. Briand hat sich stark gemacht und erklärt, Deutschland dürfe sich keinen Illusionen über die Folgen seiner Unterredung mit Lloyd George hingeben. Politik und Wirtschaft streiten immer noch miteinander, und der tiefere Gegensatz ist nicht der zwischen englischer und französischer Politik, sondern der zwischen den Staatsmännern und den Kaufleuten. Für die Staatsmänner steht obenan im besseren Fall die Macht und Ehre ihres Landes, im schlechteren ihre persönliche Macht, abhängig von Hintermännern, Parteicliquen, Volksstimmung. Auf diesem Feld ist die Wiedergutmachung bloß ein Spiel mit Fordern, Nachgeben und Kompensationen. Die Verträge, die man abschließt, blenden die öffentliche Meinung; wie sie wirken, zeigt sich erst viel später. Anders die Kaufleute. Sie fragen gleich nach den Folgen. Sie wollen nichts wagen ohne Sicherheiten. Aber in parlamentarischen Staaten ist der Einfluß von Geld und Wirtschaft, wenigstens der tadelfreie Einfluß, nicht so groß, wie meist angenommen wird. Nicht Stoffliches, sondern Seelisches steckt zumeist und zuletzt hinter der Politik und ihren Launen, und im psychologischen Verfahren enträtselt man die Politik am besten.

Soweit politische Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und England bestehen, hat sich die politische Lage Englands in den letzten Tagen gefestigt. Die Einigung mit Irland steht gut. Die Nr. 51 S. 705 mitgeteilte Einigungsformel wurde im Parlament zu London angenommen, im Unterhaus mit 401 gegen 58, im Oberhaus mit 166 gegen 47 Stimmen. Auch das Ergebnis von Washington ist für England günstig. Das Flottenabkommen verscheucht die Furcht, Amerika, heute der reichste Staat, könne eine größere Flotte bauen als Großbritannien, und auch Japan hat sich nach ein paar Zugeständnissen in seine unvermeidliche Unterlegenheit gefügt. — Ein Umstand, der Frankreich allenfalls in der Wiedergutmachungsfrage erweichen könnte, wäre die Wiederverzinsung seiner alten Kapitalien in Rußland. Sie hängt natürlich vom Wiederaufbau dieses Reiches ab, für den Stinnes die Engländer bei seinem Aufenthalt in London zu interessieren suchte. Wird Rußland aufgeschlossen, so bekommt Frankreich sein Geld, Deutschland einen Absatzmarkt und England braucht den Wettbewerb deutscher Waren auf seinem eigenen Gebiet nicht zu fürchten. Kluge Männer in Paris und London sprechen es aus, daß nicht so sehr in Mitteleuropa oder Deutschland als in Rußland der Schlüssel zur Neuentfesselung der Wirtschaft liege. In dieser Richtung bewegt sich der Plan einer alleuropäischen Konferenz, den „Daily Chronicle", das Blatt von Lloyd George, aufgerollt hat. Ob aber in Europa, dem alternden Weltteil kleinlicher Eifersucht, ein politischer Luftkurort zu finden wäre wie Washington? Denn im Vatikan treten die Freimaurerregierungen gewiß nicht zusammen.

Wie steht es nach dem Stundungsgesuch um Deutschlands eigene politische und moralische Front? Es muß sich jedenfalls auf einen schweren Stand einrichten. Die Antwort des Reparationsausschusses auf unsere Note ist schon eingetroffen. Man kann sie nicht ohne weiteres ablehnend verstehen, aber entgegenkommend ist sie natürlich nicht. Der Ausschuß vermißt Angaben über das, was wir zahlen können, über die Länge der Stundungsfrist und über die Sicherheiten, welche das Reich anbieten könnte. Eine Entscheidung über unser Gesuch trifft erst der Oberste Rat, nachdem Briand mit Lloyd George die Grundsätze festgelegt haben wird. Hoffen wir dabei nicht zu viel! Die Welt hat noch keine gute Meinung von Deutschland und glaubt nicht, daß es Wohlwollen und Milde verdient. Wir haben unseren Gegnern leider viel Grund zu ihrer Härte gegeben. Die Wirtschaft des Reichs darf mit Fug als Mißwirtschaft bezeichnet werden. Seit Jahresfrist hören wir von Sparsamkeit. Statt dessen wird unten immer gefordert, oben immer bewilligt; Gehaltserhöhungen, Zulagen, Zuschüsse, neue Posten. Ist ein Mann gar nirgends unterzubringen, so wird er Staatskommissar für eine angeblich wichtige Sonderaufgabe. Steuern haben wir genug, aber seit 2 Jahren werden sie immer noch veranlagt, nicht bezahlt. Die Eisenbahn geht jetzt erst langsam daran, den schematischen Achtstundentag abzuändern, dem wir die gegenwärtige Kohlennot verdanken. Denn Kohlen sind zur Not da, jedoch die Güterbahnhöfe sind verstopft, weil kein Zug nach Ablauf der heiligen 8 Stunden von der alten Schicht abgefertigt werden darf. Schon geht die Knappheit von den Kohlen auf den Stickstoff über, das wichtigste Düngemittel. Die Post, die uns jetzt auf harten Druck der Entente mit einer Gebührenerhöhung überrascht, die das Zwanzigfache der Vorkriegspreise ausmacht, läßt von Sparsamkeit noch weniger merken. Was der Reichspostminister Giesberts am 12. Dez. im Reichsrat entwickelte, befriedigte durchaus nicht. Hier fehlt selbst eine Reform des Achtstundentags, wie bei der Eisenbahn.

Mit Recht sehen weite Kreise einen Hauptgrund dieser Mißstände der Verschwendung und des Fiskalismus in der Zentralisierung des Reichs. So hat der föderalistische Gedanke, den viele für bayerischen Eigensinn hielten, jetzt alle süddeutschen Staaten ergriffen. Auf dem Parteitag des Württemberger Zentrums verfocht ihn der Minister Graf und lehnte besonders jede Verreichlichung in Polizei, Rechtspflege und Kultus ab. Im gleichen Sinn äußert sich der hessische Justizminister Brentano und in Baden hört man ähnliche Stimmen. Schon bahnt sich eine föderalistische Gesinnungsgemeinschaft der süddeutschen Stämme und Staaten an.

So steht in der Politik auch dies Jahr ein düsteres unruhiges Weihnachten bevor. Die Sorge wird vermehrt durch den Anblick der schwach gestützten und nicht voll besetzten Reichsregierung. Wir haben noch keinen Außenminister — in Tagen, wo die Außenpolitik unser Schicksal ist! Keinen Finanzminister, wo es um unser letztes Vermögen geht! Die Woche war voll von Gerüchten über die Besetzung der leeren Ministerstühle. Man sprach von Georg Bernhard, dem Leiter der „Vossischen Zeitung", als Finanzminister, noch bestimmter von Rathenaus

Wiedereintritt ins Kabinett. Gleichzeitig und gewiß aus heißeren Wünschen ging die Rede von der **großen Koalition**. Dann hätte die Regierung eine sichere Mehrheit. Sehr fraglich ist, ob die Deutsche Volkspartei in ein Kabinett Wirth eintreten möchte. Stresemann, den England wohl gern als Kanzler sähe, aber vielleicht nicht der rechte Flügel seiner eigenen Partei, wird wieder einmal genannt. Für das, was uns bevorsteht, brauchen wir jedenfalls eine Reichsleitung, die sich auf die große Mehrheit in Reichstag und Volk stützen kann, zugleich aber eine, die nötigenfalls energischer und gescheiter ist als diese Mehrheit. Nur dann können die verständigen Wirtschafter in den Weststaaten den Politikern begreiflich machen, daß mit Deutschland gerechnet werden muß und daß etwas mit ihm anzufangen ist.

Völkerbund und Weltarbeitsverfassung.

Von Willy **Häfner**, cand. rer. pol., Reutlingen.

Vor dem augenscheinlichen Bankrott des Wilsonschen Völkerbundes sind wir zu schnell geneigt, zu übersehen, daß sich auch aus diesem verrotteten Gestrüppe lebensgrüne Schößlinge erheben, nämlich da, wo die ersten idealgerichteten Keime so eminent praktische Probleme in sich trugen und zudem nachhaltige Hilfe von außen kam, daß sie durch den erstickenden Sumpfbrodem hindurch zu taghellen Wirklichkeit hervorzubrechen vermochten. Hierher gehört an erster Stelle die soziale Frage, welche, nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden, in allen Kulturländern nach einer Lösung aus sich selbst heraus drängt, verstärkt durch den politischen Druck der Arbeitermassen. Unter diesem Druck hat auch der Versailler Vertrag in seinem XIII. Teile eine **Weltarbeitsverfassung** geschaffen, die offizielle Organisation für die alte Idee einer internationalen Sozialpolitik, welche auf Entwicklung eines Völkerarbeitsrechtes zum Zwecke kultureller Angleichung nach oben in weitausschauender Menschenökonomie und durchgreifender Konkurrenzmilderung zwischen Unternehmern und Arbeitern verschiedener Länder abzielt. Man mag tief überzeugt sein von den schweren Mängeln auch der darauf bezüglichen Bestimmungen des Friedensvertrags, welche, wie ihre deutschen Kommentatoren sagen, „beinahe die einzigen sind, die Deutschland keine Lasten oder Demütigungen auferlegen", man mag besonders die fast völlige Kaltstellung freier Sozialpolitik durch die mißtrauische Machtpolitik der Siegerstaaten bedauern: niemand wird sich der Tragweite dieses „welthistorischen Aktes" verschließen können, den eine magna charta für die Arbeiter der ganzen Welt an solcher Stelle bezeichnet. Starke Wirkungen sind denn auch nicht ausgeblieben. Die breitere Oeffentlichkeit in Deutschland, verstimmt durch die Nadelstiche bei der Einladung der deutschen Vertreter zur ersten Hauptversammlung in Washington im November 1919, hat sich allerdings nur noch wenig damit beschäftigt. Seither haben aber die drei Organe dieser Einrichtung in zwei Hauptversammlungen, sieben Tagungen des sogenannten **Verwaltungsrates** und dauernder Tätigkeit des Arbeitsamts durch Untersuchungen, Vorbereitungen und Vortragsentwürfe (besonders über Arbeitszeit-, Gesundheits-, Frauen-, Kinder- und Seemannsschutz, sowie über Maßnahmen gegen Arbeitslosigkeit) entschieden versöhnende positive Arbeit im großen Stil, getragen von ernstem und ehrlichem Wollen, geleistet.

Dieser lebensfähige und -werte Organismus ist nun aber zu einem guten Teile gerade durch den nervus rerum und andere wichtige Stützen mit dem Völkerbund verknüpft, so daß dessen vorzeitiger Zusammenbruch auch die Weltarbeitsverfassung unter seinen Trümmern begraben müßte. Die Hoffnung auf Amerika unter der Losung: „Der „Völkerbund" ist tot, es lebe der Völkerbund!" scheint hier doppelt trügerisch; denn selbst bei einer Neugestaltung des Völkerbundes von Amerikas Gnaden bleibt es mehr als fraglich, ob man dort auch gewillt ist, eben dies sein Anhängsel wieder mitzubeleben. Hatte sich doch das amtliche Amerika vor dem Weltkrieg den internationalen Arbeiterschutzkonferenzen allein von den führenden Industriestaaten ferngehalten und unter dem Vorwand seines bundesstaatlichen Charakters auch gerade in den darüber handelnden Friedensbestimmungen weitgehende Vorbehalte gemacht. Die dortige nationale Arbeitsgesetzgebung hatte schon 1920, also noch unter demokratischer Aegide, ein auffallend unfruchtbares Jahr, was bleibt da von dem neuen Kurse unter dem Republikaner Harding, in dessen Kabinett der Typus des big business man vorwiegt, zu erhoffen? Auch mit einer erfolgreichen Nachhilfe seitens der amerikanischen Arbeiterschaft ist kaum zu rechnen: Samuel Gompers, der, wenn auch nach heftigen Kämpfen, in diesem Jahre neu bestätigte Präsident der Panamerican Federation of Labor, hat sich als Vorsitzender der Konstituante für Weltarbeitsverfassung des Friedensvertrags 1919 zum Hauptschuldigen an deren Verwässerung gemacht und es ist ein Zeichen seiner ungebrochenen Macht, daß er vor kurzem noch im Namen seiner Arbeiter dem internationalen Gewerkschaftsbunde den Handschuh hinwerfen konnte.— Freilich kann auch der bestehende Weltarbeitsbund in seinen Erfolgen durch das Fernbleiben der derzeit führenden Wirtschaftsmacht aufs äußerste gefährdet werden. Aber wie schwer es ist, die Union nur zur Teilnahme, geschweige denn zu einer Initiative zu bewegen, das beweist am schlagendsten ihr Verhalten gegenüber der ersten Tagung des Weltarbeitsparlaments, die ja in ihrer Hauptstadt stattfand: Am 29. Oktober 1919 eröffnete der damalige amerikanische Arbeitsminister W. B. Wilson die Konferenz im Kapitol und entfernte sich als einziger Vertreter der Vereinigten Staaten sofort, nachdem er dieser Höflichkeitspflicht genügt hatte, obwohl die erste Handlung der Hauptversammlung in der Einladung Amerikas bestand, deren Annahme keinerlei Verpflichtung etwa gegenüber dem Völkerbund zu bedeuten gehabt hätte. Fast noch deutlicher drückt sich dieser Geist in der auffallenden Apathie der dortigen Presse gegenüber dem Gang der Verhandlungen aus, die für die damalige latente Arbeitskrisis daselbst ein geradezu aktuelles Interesse hätten haben müssen. Für amerikanischen Bedarf hatte es auch hier genügt, daß internationale Sozialpolitik im Namen der Demokratie von der Katheder-propaganda des Krieges (so z. B. durch Professor Rowe) verkündigt worden war.

Wo aber soll diese große Idee tragfähige Stützen suchen? Daß der internationale Gewerkschaftsbund aufrichtige Rettungsversuche unternehmen würde, steht nach seiner daraufgerichteten Konferenztätigkeit (besonders von Leeds 1916, Bern 1917 und 1919 und Amsterdam 1919) wohl außer Frage, anderseits aber würde eine unter seinen Händen zu befürchtende Radikalisierung den Gedanken wieder ins Utopische zurückwerfen.

Die „freie", d. h. von privater Initiative geleitete Sozialpolitik ferner wäre in diesem Maßstabe heute ein teures Vergnügen. Die hochverdiente Vertreterin unserer Frage vor dem Kriege, die „Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz", hat zwar den Krieg überdauert, leidet aber stark unter seinem entfremdenden Einfluß, wie das auf ihrer letzten Vertreterversammlung im Juli vorigen Jahres zu elementarem Ausdruck kam. Die frühere Führerrolle Deutschlands in ihr (nächst der Schweiz) macht diese Organisation in den Augen der feindlichen Chauvinisten zu anrüchig, um sie einen unmittelbaren praktischen Einfluß auf deren Regierungen gewinnen zu lassen. (Das mit ihr zusammenhängende halböffentliche Arbeitsamt in Basel, das übrigens mit auf Regierungsbeiträge angewiesen war, ist durch die Genfer Einrichtung aufgesogen worden.) Außerdem müßte es doch als bedenklicher Rückschritt in der Entwicklung der internationalen Sozialpolitik angesehen werden — bei aller Würdigung der Vorzüge einer unabhängigen, vornehmlich wissenschaftlich orientierten Organisation — den Erfolg jener Anerkennung als völkerrechtliche Verfassung wieder preiszugeben.

Eben darum ist am ehesten eine Erhaltung des einmal Erreichten — auch im Falle eines Völkerbundsbankrottes — von einer allmählich anzustrebenden Verselbständigung der bestehenden Weltarbeitsverfassung zu erhoffen. Unverkennbare Tendenzen in dieser Richtung zeigen sich tatsächlich in der Praxis des Verwaltungsrates, des dynamischen Kerns der Organisation, der bei jeder Gelegenheit seine Befugnisse zu erweitern strebt. Selbst die dort von Oudegeest aufgestellte, bezeichnenderweise von den Arbeitervertretern besonders unterstützte Forderung nach einem noch näheren Anschluß an den Völkerbund, hat nur die Ermöglichung einer direkten Beeinflussung des Völkerbundsrats zum Ziele. Ein weiteres günstiges Moment liegt darin, daß sich die Organisation faktisch schon jetzt ihrem Mitgliederbestande nach vom Völkerbund unabhängig gemacht hat, wie dies der Leiter des jetzigen Weltarbeitsamtes, A. Thomas, bezüglich Deutschlands ausdrücklich versichern konnte. Hier öffnet sich also der erste Weg für Deutschland (das durch Dr. Leymann als Regierungsdelegierten und Wissell als Arbeiterdelegierten im Verwaltungsrat vertreten ist), in größerem internationalem Rahmen allmählich zu einem festigenden und bestimmenden Ferment zu werden. Denn wenn, wie Kjellén sagt, soziale Reform die „typisch deutsche Tat" ist, so muß hier unserem Vaterlande eine Zukunft winken

zu einer Zeit, in der für internationale Verständigung der Weg über Klassenversöhnung zunächst entschieden gangbarer erscheint als unmittelbare Rassenversöhnung.

Aus dem gleichen idealen und zugleich so praktischen Grunde könnte aber auch die internationale Sozialpolitik einen letzten Rückhalt an einer christlichen Internationale finden, die sich ihrerseits vielleicht auch von diesem Boden aus am reibungslosesten entfalten könnte. Mögen sich die christlichen Sozialreformer daran erinnern, daß in der Werdezeit der internationalen Sozialpolitik nicht nur deutsche, französische und Schweizer Katholiken (ich nenne nur Hitze, den Grafen de Mun und Decurtins) mit in erster Reihe für ihre Verwirklichung kämpften, sondern auch über den Ozean herüber freudige Zustimmung laut wurde seitens der Liga democratica cristiana in Argentinien, jenem Lande, das auch heute nach ehrlichen Idealen im internationalen Leben sucht.

In der Vorhalle.

Von Otto te Kloot, München.

Der Zug stieß über Weichen. Im Schneegewölk erstickt ein Ruf: Freyung! Aussteigen! Joseph kam, die Wollmütze über die Ohren gestülpt, Anna entgegen. Er wollte tragen helfen, doch nein — das trug sie selber. Nun in den Schlitten, Pelze Decken, Joseph schnalzte, die Pferde warfen schnaubend die Köpfe hoch.

Da kam aus dem Bahnhofsgebäude die hohe Gestalt eines Bauernweibes. Anna erkannte sie trotz der dicken Tücher, die sie vermummten. Die Einödbäuerin von Störzing, in den Bergen drinnen.

„Freil'n Anna!", sagte die Bäuerin, vor dem Schlitten stehend, „wann i schön bitt'n derfat, ob's net a Platzl hätt'n für mi in eanan Schlitt'n? I han an wechan Fuaß und der Weg is goar so schiach und weit."

„Aber doch — Bäuerin", sagte Anna, zur Seite rückend. Dann fuhren sie zwischen den niedern, dickbeschneiten Häusern des Orts. Die verwunschene Silhouette des alten Böhmerschlosses hob sich düster in den Abend, im Wirtshaus strahlte Zitherklang. Sie fuhren auf der Landstraße, bogen dann in einen Hohlweg ein, der steil zum Grund niederdachte.

Unter den Schlittenkufen kollerte es und brach. Es war Anna, als sänke sie zu fremder Welt hinab; hinter ihr die lichtervolle Stadt, vor ihr die stumme, finster ergebene Einsamkeit. Die Büsche am Wege standen frierend, wie die Bettler dieser einsamen Welt; und als der Weg vom Grund steilkehrig bergan drängte, schlich ein leises heißes Mahnen an Annas Herz, das sie nicht zu deuten wußte.

Die Bäuerin stand auf, gewann mit unbeholfenem Sprung den Weg. „Müass'n goar so arg schnauf'n die Rösser", sagte sie, indem sie, die Hand an der Schlittenlehne, schwankend nebenherschritt. Anna hörte das Brausen und Stöhnen ihrer Atemzüge.

„Das Freil'n werd sich nimmer auskenna bei uns da herinnet" sagte die Bäuerin. „In der Stadt, da is' holt lusti, oba da — o mei!"

Eine Müdigkeit flog über Annas feines, junges Gesicht. „Nein, nein, Bäuerin!" sagte sie. „Die Stadt hat viele Menschen, das Leben treibt auf den Straßen. Aber wenn die Stunde da ist, geht man durch die Menschen, geht man auf den Straßen und das Herz klagt. Da ist's schön, klagt das Herz, wo man den Schnee hört, wie er fällt, und den leisen Hauch der Welt, der das Eis und den Frühling wachsen läßt".

Schwerer und wuchtiger stapften die Schritte der Bäuerin. „Is holt doch d'Stadt" sagte sie zwischen dem Keuchen ihres Mundes. „Is a Leb'n do — wann hier a Mensch hin is worr'n —."

Sie zog das Tuch vor den Mund, beugte sich tiefer.

„Einödbäuerin", sagte Anna, sich ihr zuneigend. „Meint ihr, die Stadt habe mehr Herz wie die Halde, wo ihr wohnt? Wer zu euch verlangt, muß wandern, viele Stunden, in der Stadt geht keiner zum andern, der wandern müßte. Ihr habt schlechte Wege, wir gute, darauf gehen die Menschen, aber sie kommen nicht. Und — ihr habt, was ihr habt, das Feuer auf dem Herd, den Riegel an der Tür — — Ihr habt die Sterne, wir, wir haben keine Sterne — —"

Die Augen der Bäuerin blitzten flüchtig zu ihr hin. „Koane Stiarn" murmelte sie, „koane Stiarn — Jo, d'Stiarn hob'n wir scho, oba sunst nixn" —

Sie schluckte in sich hinein, versank in Schweigen.

„Wo bist denn gewesen, Bäuerin?" fragte Anna nach einer Pause. Der Kopf der Bäuerin fuhr empor, Anna sah den gesenkten schroffen Strich der Brauen über den Augen, der sich zuckend emporbäumte.

„Lauterne Liab" murmelte der Mund neben ihr. „Is holt lauterne Liab" —

„Von wem sprecht ihr?" fragte Anna.

„Lauterne Liab" betonte die Bäuerin zum drittenmal. „Muaßt fei Obacht geb'n auf des Herzl voller Liab, muaßt net schiach san. „Muada", sagt's, „sand net mehra Menschen auf dera Welt, als der Voada und du und i? Na, na", sog i, „'s sand scho mehra, Annamierl, 's sand scho mehra Mensch'n auf der Welt".

„Annamierl", fragte Anna, indes eine Freude ihre Stimme klingend machte. „Klein Annamierl?"

Die Hand der Frau preßte die Schlittenlehne, daß sie krachte. Weich und süß verhalten klang ihre Stimme: „Bleamerl, Bleamerl in an Topfscherb'n . . . Wer zählt die Bleamerl in dera Stadt, a Kindei is a Kindei — koana schaut si um, net wann's kimmt, net wann's geht . . . Hier heraust — —"

„Is denn g'sund das Deandl?" fiel Anna ein. „Kommt denn das Christkindl zum Annamierl?"

Heftig raffte sich die hohe Gestalt der Bäuerin empor.

„Ob's g'sund is?" fragte sie schroff, mit einem Klappern der Zähne. „Ob's Christkindl kemma tuat? Is net der heilig Abend heit, moanst 's Christkindl tät vergess'n auf d'Annamierl? War scho recht, mir in der Finster da heraust! Auf unserne schiach'n Weg'n kimmt 's Christkindl. Sad's alloani?" sagt's und putzt sei Liacht, „sad's ganz alloani?"

Sie lief keuchend einige Schritte vor, blieb dann stehen. Ein mattes Glühen trübte den Spiegel ihrer Augen.

„I bin eini bei der Stodt", preßte sie durch die Kehle. „Mei Mann hot g'schaugt. Bist noarrat wor'n? hot er g'sagt, was willst z'Passau drin? Vertuast 's Geld! Red net, hon i g'sagt, und bin fort. Hob'n mer net 's Deandl, is net heilig Abend und koan Mensch, der eini schaut beim Fenster und koana der sogt: Grüaß enk Gott, grüaß enk Gott an heilig Abend und da is' Christkindl für's Annamierl?"

Beklommen, ein Drückendes am Herzen, hörte Anna die laute, herrische Stimme. Sie wollte etwas erwidern, aber der Wind, der plötzlich stöhnend einsetzte, nahm ihr die Worte vom Mund.

Der Schlitten erklomm die letzte Kehre. Im traurigen Licht der Winternacht schweifte ihr Blick hinab über die fahle Einförmigkeit der Landschaft. Hinter dem irren Hängen und Tropfen frostig stiebender Dünste schwammen die Bergkuppen, immer wiederholt in Linien und Formen, berieselt vom Schaum des Schnees. Dazwischen kohlige Wäldermassen, so undurchdringlich, so düster verschlossen, als habe nie eines Menschen Fuß sie durchstreift und nie das Lied einer Quelle sie durchtönt.

Die Bäuerin stieg ein. Rascher ging die Fahrt. Dann, als seitwärts vom Wege ein Lichtlein aufglimmte, rief die Bäuerin dem Sepp zu, zu halten. Mit in sich gerafftem Gebaren verließ sie ihren Sitz, warf ein trockenes Abschiedswort zurück. Einen Augenblick flackerte ihre Gestalt im Dunst, dann horchte Anna dem Stapfen ihrer Schritte nach, das sich entfernte.

Die Säckelchen in ihrem Schoß begannen zu rascheln. Der Wind griff in ihre Hüllen, daß es war, als lägen sie nackt und weinend vor aller Blicken. Kaum wissend warum, stieg Anna aus dem Schlitten, ging den verwehten Steig hinan, der auf das Lichtlein zuführte. Da war das Häuschen, ohne Murren öffnete sich die Tür. Dann drückte Anna leise die Klinke einer zweiten Tür und schlüpfte hinein.

Eine Bauernstube. Bläulich getünchte Wände, bauchiges Tongeschirr auf dem Wandbrett. Der Geruch nassen, säuerlichen Strohs mischte sich mit den Rauchfäden, die unter dem klobigen Rauchfang vorquollen. Auf der Herdstatt glimmendes Holz; daneben im züngelnden Flammenschein saß ein Mann, das Gesicht verborgen in den Händen.

Von der Balkendecke hing an eiserner Kette eine Lampe, darunter stand eine Wiege, dunkel und warm. Im rotgewürfelten Bettzeug ein Kind, das Gesicht nach oben gekehrt. Es schlief.

Die Bäuerin hatte einen Schemel vor das Herdfeuer gerückt. Weniges, kümmerliches Spielzeug baute sie darauf. Ein grellbemaltes Pferdchen, eine Puppe, einen roten Ball. Dann nahm sie den Schemel, trug ihn zu der Wiege. Nun war sie einen Schritt zurückgetreten, den Körper hochgereckt, die Arme

hingen herab, die Hände lagen steif an den Falten des Rockes. Nun war sie gefaßt und sah auf das Kind. Dann — ganz jäh — sang sie. Mit stumpfer, mit geborstener Stimme, Worte süß und in Zartheit stark. Dann zog sie das Tuch vom Scheitel, glättete das Haar. Dann sah sie zurück auf den Mann, der wieder zu ihr aufsah, mit Augen, die finster leuchteten. Darauf nahm sie den Ball, schritt dröhnend zur Wiege, legte ihn auf die rotgewürfelte Decke. Sie trat zurück, sah groß zur Decke, griff einen Span vom Feuer, hielt ihn empor, stand feierlich mitten in der Stube.

Das Schweigen rauschte mit einer Stimme von Lehm. Das Schweigen breitete sich aus und rollte von den Brauen der Bäuerin. Das Schweigen lag vor der Wiege auf den Knien und rührte sie an — aber sie regte sich nicht. Das Schweigen fächelte Annas Augen, daß sie aufgetan wurden und sie sahen das Kind.

Es trieb sie heran — das Kind. Ach, das war wie ein kalter Wind, der seit Tagen weht und färbt das Fleisch der Wangen blau und horcht am Herzen und sagt zur Wiege: Still . . . Und sagt zur Wiege und sagt zur Mutter: Geht eures Weges, gleichen Weges, geht ihn stille — holt den roten, roten Ball — Mutter hol den Ball — Mutter, Mutter hol den roten Ball, — hol das Leben, denn ich und das Wieglein sind — — tot.

Annas Herz erzitterte wie das Gebiß eines Tieres. Plötzlich sah sie die Bäuerin, wie sie zur Stadt fuhr und ihr Kind lag tot in der Wiege und sie holte die Dinge, die dem Leben gebühren. Holte den Ball, mit dem das Leben spielte, für ihr totes Kind. Warum tat sie das? Hatte sie den Glauben, der Berge versetzt, den unbändigen, furchtbaren Trotz, vor dem der Tod ein Nichts und das Leben eine rauschende Flamme, die des Menschen Atem wunderweckend speist?

Sie hörte ein Krachen im Gebälk, die Einsamkeit rüttelte das Haus von seinen Grundfesten. Aber hier drinnen sah sie die Bäuerin auf sich zuwandeln, dieses ingrimmig verstarrte Gesicht, die Lippen weiß gefärbt, Schaum um den Mund — —

Eine Angst faßte ersterbend nach Annas Herz. Sie wandte sich ab und floh.

An den Abhängen, den windüberbrausten Kuppen wandern Sterne. Die Bauern der Berge wandern zur Christmette. Kaum sehen sie einer den andern. Sie tauchen auf, Laternen in den schwieligen Händen, die sie wie ihre Seelen tragen über Berg und Tal.

Aus dem kahlen Gesträuch treten Gestalten.

„Wohin geht ihr"? ruft Anna, als sie vorüberfährt.

Sie starren mit verfärbten Augen, antworten nicht, gehen vorüber, mit Schritten, dampfend im Schnee. Sie gehen dem Frohen zu, dem Wunder, dem Kreisen reifender Gewalten, der Siegglorie, in deren Mitte eine Taube schwebt, mystisch weiß.

„Wohin geht ihr, wohin geht ihr?" ruft Anna, da der Schlitten sie streift.

Die Pferde traben, die Schatten bleiben zurück, Lichter wandern von den Bergen, neue Lichter, neue Schatten. Die Welt ist von Tränen und Träumen erfüllt, die gerinnen an den Pfeilern des Waldes, der ungeheuern Vorhalle und fallen erstarrt hernieder in den Schnee. „Wohin geht ihr?" ruft Anna, da das Wunder sie mit Schmerzen ergreift — „Wohin? Wohin?"

— — — — — — — — — — —

Da war das Vaterhaus. Mildes Licht an Fenstern, Tannengezweig über der Tür.

Anna schlupfte an der Magd vorüber, die öffnete. Hastig lief sie über den Gang, stand atmend in der dunklen Stube.

Ach, welch eine düstere Wucht, welch eine kleine, kleine Summe von Licht, das über die riesenhaften Säulen der Wälder irrt. Wesen, die ihre Seelen in Laternen tragen, — wenn sie aufblicken, sehen sie nur einen ärmlichen Lichtkegel, aus dem sie ihre Füße heben, in den sie ihre Füße senken, der sie anzieht und der sie weiter treibt — —

Aber es war eine unter ihnen, die hörte den Tod rauschen und eine Fackel wuchs in ihrer Hand. Sie faßte den Zeiger der Uhr, ihn zurückzudrehen in bitterem Trotz. Aber es war zu spät, ihre Stunde, die Stunde ihres Wunder, die Stunde auferweckend das Leben, das von ihr geboren, war vorübergegangen. Ach, wie das tragen? Daß man sterben könnte, daß man sterben könnte . . .

Anna schluchzte auf. Aus dem Nebenzimmer kam Kinderlachen, die Tür sprang auf, und ein kleiner, glänzend roter Ball rollte vor ihre Füße.

Hebe ihn auf, junges Herz! O du, hebe ihn auf, hebe ihn dennoch auf!

Vom Weihnachtbüchermarkt.

Von M. Rast.

VI.

Verlag J. P. Bachem-Köln: Als (bis auf die äußere Anordnung) völlig neu anzusprechen ist die 2. Aufl. von Dr. Heribert Reiners' „Kölner Kirchen". Mit 130 Abbildungen. 4° 297 S. Pr. geb. 65 ℳ. — Das heilige Köln! Ueber die Erde klingt, seit tief aus dem Mittelalter heraus, das Lied seiner herrlichen Gotteshäuser. Dr. Reiner ruft deren 35 in Wort und Bild vor uns auf. Und es ist erhebend gewinnbringende Freude, der berufenen Führung auf geschichtlichem wie kunstwissenschaftlichem Gebiete zu folgen. Das Vorwort betont, in erster Linie sei das auch fachdienliche Werk für den weiteren Laienkreis bestimmt und eben deshalb, zwecks praktischer Anleitung zur Kunstbetrachtung, mit so reichem Bildmaterial geschmückt, wie denn überhaupt die Darstellung auf die ästhetische Seite besonderen Wert lege, ohne deshalb aus dem Rahmen strenger Sachlichkeit herauszutreten. So bietet sich der buchtechnisch vorzüglich ausgestattete Prachtband auch allen jenen Kunstinteressenten dar, die Kölns hochberühmte Kirchen nicht selbst aufsuchen können und hier nun beste Gelegenheit finden zu einem belehrend ästhetischem Genuß, der zugleich tiefere Quellen der Andacht zu lösen vermag. — Andächtige Erhebung bewirkt auf dichterischem Wege kraft unmittelbarem Sicheinfühlens Anna Freiin von Kranes unlängst in der „A. R." ausführlicher besprochenes schönes Buch: „Am kristallenen Strom. Heiligenlegenden." 4° 206 S. Pr. 44 ℳ, sowie ihr neuestes, auf sechsjährigem Quellenstudium beruhendes biographisches Werk: „Die Leidensbraut. Geschichte eines Sühnelebens". Mit einem Titelbild. 8° 211 S. Pr. geb. 18 ℳ. Heldin ist Katharina Emmerich. Anna von Kranes neue Lebensbeschreibung der Seherin von Dülmen trägt den großen Reiz persönlich-inneren Miterlebens, wie ihn die brieflichen Ausströmungen einer anderen Dichterin und Konvertitin atmeten: Luise Hensel, Katharinas und Brentanos beiden innig verbundene Freundin. Das vorliegende Buch ist durch Stoff und Gestaltung geeignet, das Interesse für diese „grandiose Gottselige", ein „Genie des Leidens", neu aufflammen zu lassen oder es überhaupt zu wecken. A. v. Krane verstand es, Uebermitteltes eigenpersönlich zu beseelen; man spürt in der weitergegebenen Wahrheit den Hauch des schaffenden Dichtergeistes. Dabei drängt sich dem Leser die beruhigende Ueberzeugung auf, daß die Verfasserin stets möglichst sachlich geforscht hat und andere auf logische Ergründungswege zu führen wünscht. Daß sie zugleich Ziel und Zweck aller, insbesondere dieser auserwählten Leidensschule in deren Meisterin hell zu beleuchten weiß, verdient unsern Dank, der sich nicht so bald verflüchtigen wird. Denn die Darstellung enthält viele feine und feinsinnigste Bemerkungen, die sich dem Gedächtnis befruchtend einklammern. Ich verweise nur auf die Ausführungen über die „mystische Stellvertretung" (S. 73 f.) und über die Genies als Höhenmenschen der Tugend (S. 27 f.).

Ein mit Recht Aufsehen erregendes Werk M. Herberts, das ebenfalls schon in der „A. R." hervorhebende Würdigung erfuhr, sei an dieser Stelle nochmals unterstreichend genannt: „Verleugnetes Blut". 8°, 215 S. Pr. geb. 28 ℳ. — Ein neuer Erzähler führt sich fesselnd ein in seinem Roman aus den Anfangsjahren der „großen" französischen Revolution: „Mireio" von Joseph Schoener. 8°, 215 S. Pr. geb. 28 ℳ. Auf südprovençalischer Bühne spielt sich die gut erzählte, in schlichter Spannung den Entwicklungsfaden ablösende Handlung ab und zeigt uns von neuem die Wiederholung im Gang der Weltgeschichte und der Menschengeschicke, ob auch in verschiedener Formenausprägung. In dem hier auf Grund vorgefundener alter Papiere aufgedeckten Eheproblem spielt die Frau neben Gatten und Jugendfreund die stärkere, zugleich anziehendere Rolle, nicht zuletzt nach der sittlichen Seite. — R. Fabri de Fabris-Angelika Harten schenkt als eben diese letztgenannte ihrem großen Jungmädchenkreis die 5.—9. Auflage der Erzählung „Ruth Hergarten", Pr. geb. 35 ℳ, und ihren nicht weniger zahlreichen kindlichen Lesern einen prächtig bebilderten Erzählband, der unseren Kleinen durch Auge oder Ohr oder durch beides viel helle Freude bereiten wird: „Schnurri. Geschichten von Kindern und Kätzchen." Mit vielen Bildern nach Scherenschnitten von Marianne Köhler. 4°, 58 S. Pr. geb. 20 ℳ. — Geradewegs in den Himmel hinein und dann zurück auf die Erde in Gesellschaft dreier erdensehnsüchtiger Englein führt den kindlichen Leser oder Hörer Jos. Eckerkerns „Der Englein Erdenfahrt. Ein herziges Bilderbuch". Mit Bildern von H. W. Brockmann. 4°, Pr. geb. 35 ℳ. — Das „herzig" gilt aber nicht nur dem wirklich vorzüglichen, echt künstlerischen Bilderschmuck voll anschaulichem Liebreiz, farbigem Licht und milder Sonne, sondern auch den köstlich kindlichen Versen, die in zahlreichen abgeschlossenen Gedichten das himmlische und das irdische Leben, wie die drei kühnen Englein es führten und kennen lernten, widerspiegeln. Ein entzückendes Buch: entzückend an Einfällen und Ausdruck. — In letzter Stunde laufen noch ein paar neue, nach anderen Wertungen genußversprechende Romane ein, die später auch in der „A. R." Würdigung finden dürften, jetzt aber nur hier namhaft gemacht werden können: „Die Sümpfe von Trollenhagen" von Margarete von Oertzen-Fünfgeld. 8°, 271 S. Pr. geb. 32 ℳ, und „Der Tisch der guten Hoffnung" von Else Meerstedt. 8°, 227 S. Pr. geb. 28 ℳ.

K. Thienemanns Verlag-Stuttgart: Julius Lerche stellte ein weitere Kreise interessierendes Buch auf volkswirtschaftlichen Boden: „Der Güterberg. Briefe aus dem Lande der Arbeit und der Arbeitsfreude". 8°, 150 S. Pr. geb. 16.50 M. — Eine spannende Tendenzerzählung in Brief-, auch z. T. in Briefwechselform. Eine kleine Schar Siedler unter Führung eines tüchtigen „Meisters" sucht, der neuen Verhältnisse überdrüssig, eine bessere Heimat auf einem kleinen, erst zu bebauenden Eiland in der Nähe einer großen, wirtschaftlich hochentwickelten Insel (Deutschlands). Unter diesen Auswanderern sind alle Stände, Konfessionen, Alter und Geschlechter vertreten. Alle haben den Willen zu zielkräftigem Aufstieg im Gemeinschaftswesen, aber auch für sie kommt im Fortschritt der Rückschritt, auch unter ihnen prägt sich das Negative des volkswirtschaftlichen Lebens aus. Zur Erkenntnis tritt Zagen, aber schließlich doch der unerschütterliche Wille zum Ausharren auf dem Boden ständiger wirklicher Reform. Das Buch steckt voll von gesunden Anregungen und Orientierungen in seiner allgemein verständlichen packenden Darstellung auf einem von ihm gut beherrschten hochwichtigen Gebiet. — In 2. Auflage erschien Helene Raffs eigenartiges, tüchtiges Jungmädchenbuch mit der in ihrer Vorbildlichkeit kraftvoll herausgebildeten Heldin aus echt bäuerlichem Leben: „Regina Himmelschütz". Pr. geb. 16.50 M. — Warm zu begrüßen ist die Neuerweckung eines außerdeutschen, aber längst völlig eingedeutschten weltberühmten Erzählwerkes in genauer Uebersetzung seiner ursprünglichen und zwar tatsächlich besten Gestaltung: „Robinson Crusoes Leben und seltsame Abenteuer". Von Daniel Defoe. Aus dem Englischen übertragen von Reinhard Woller. Mit 8 farbigen und 40 schwarzen Bildern von Karl Mühlmeister. 8°, 220 S. Pr. 20 u. 25 M. Die Ausstattung ist einzig schön; das einschlägige Ideal der Buchtechnik erscheint hier verwirklicht.

Verlag von Ferdinand Schöningh-Paderborn: Dr. J. Klug schrieb aus eigenstem seelischem Bedürfnis heraus ein Buch, das vielen vieles zu sagen haben wird und von dem der Verfasser selbst aus idealen Gründen wünscht, daß es das am meisten gelesene seiner sämtlichen Werke werden möge: „Ringende und Reife. Lebensbilder vollendeter Menschen". 8°, 475 S. Pr. geb. 30 M. Heilige und Selige, sechs Männer und eine Frau, sind die Helden: Franziskus von Assisi, Antonius von Padua, Elisabeth von Thüringen, Heinrich Suso, Ignatius von Loyola, Thomas Morus, Lordkanzler und Glaubensmärtyrer unter Heinrich VIII. von England, und Johannes Vianney, der weltberühmte Pfarrer von Ars, von Pius X. allen Seelsorgern der Erde zum Vorbild und Schutzpatron gegeben. Zunächst stellt Dr. J. Klug, im Einführungskapitel „Menschentum und Heiligkeit", geistvoll und zugleich ergreifend die Begriffe von schlechthin großem und von heiligem Menschentum fest. Was in den übrigen 7 Kapiteln des Buches folgt, umschließt eine Hochkunst eigenpersönlich prägender und sachlich tiefschürfender Darstellung. Diese verbreitet sich weniger — und wir danken ihr dafür — über die die Wesensheiligkeit dieser Helden bestätigenden Wunder als über das Ringen und Reifen, das mitreißend vorbildliche Werden auserwählter, unter Gottes Führung sich endgültig vollendender Menschen: solcher die, zu „Ewigkeitsmenschen" berufen, den engen Ichkreis verließen, um das „Bloß-Menschliche" zu überwinden, die bewußt ihre Seele verloren, um sie wiederzufinden in Gott, den jede (wirklich lebendige) Seele „heimlich sucht". So sehen wir Franziskus, den großen Liebhaber des eucharistischen Opfers, den weiten, ringenden Weg zum sonnigen Kinde Gottes in der geheimen Tragik seines Lebens, der Quelle seiner heiligen Größe, zurücklegen, so Antonius, den Liebhaber der Wissenschaft und den Helden menschlichen Gewissens, so die leuchtend wundersame Elisabeth, so den bis in die letzten Tiefen heldischer Widerstandskraft verfolgten Suso, so den großen Ignatius von Loyola, so den ritterlichen Weisen Morus, so den liebedurchglühten Vianney sich zu Wunderrosen am Kreuzesstamm des Heilands erschließen. Und mit einem für immer zu hütenden Gewinn, mit dem immer klarer zu bewahrenden Widerhall eines mächtigen Anrufs legen wir das Buch nieder, fügen es der geistigen Schatzkammer unseres Heims ein — möge das bei Tausenden geschehen!

Volksvereins-Verlag-M. Gladbach: „Der Bauer als Wurzel der Volkskraft. Eine Plauderei" (8°, 78 S., Pr. geb. 8.50 M) schrieb der bekannte Erzähler und Volkswirtschaftler Hans Schrott-Fiechtl, Bauernsproß er selber. So war er berechtigt zur Abfassung dieses geist- und humordurchleuchteten, auch seelischen Buches, in dem er wohl bisweilen reichlich kühne und rasche Schlußfolgerungen zieht, hie und da sich in drolligem Eifer überstürzend, ohne jedoch dem Wesentlichen des sehr wertvollen Werkchens zu schaden. Schrott-Fiechtl bewahrt sich auch hier als Brückenbauer und Wegweiser: „Stadt und Land sollen zusammenhalten!" „Jeder Weg des Menschen ist ein zweifacher: Wie diene ich mir selber und wie diene ich meinem ganzen Volk?" — „Alle Technik bringt uns nicht andere Menschen. Und aller Fortschritt ist ein Bau auf Sand, wenn er nicht von der Vertiefung der Seele ausgeht." usw.

Dr. Maria Mareschs an Feinheit und Verinnerlichung überragendes Lebensbild: „Katharina von Siena" (Sammlung „Führer des Volkes", Pr. 6 M) hat eine Neuauflage: 6.—8. Tausend, erfahren. In richtiger Schätzung der religiös, sozial und politisch einzigartigen aktuellen Vorbildlichkeit der großen Heiligen gerade für unsere unruhvolle, zerrissene Zeit ließ der Verlag jetzt eine das obige Werk bis in die letzten Tiefen bestätigende und beleuchtende Veröffentlichung aus der gleichen berufenen Hand folgen: „Briefe der Katharina von Siena". Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Dr. Maria Maresch. Gr. 8°, 153 S., Pr. geb. 15 M. Die Einleitung besteht aus drei Hauptkapiteln: „Persönlichkeit", „Innere Entwicklung", „Aeußerer Lebensgang", dieses letzte mit den Unterkapiteln „Jugend", „Politische Lehre", „Die Lage des Papsttums", „Die politische Tätigkeit der Heiligen bis zum Tode". Im Anschluß folgen dann die ausgewählten Briefe in wiederum gesonderten Kapitelzusammenstellungen, deren jeder eine vorzüglich orientierende Einführung voransteht. Am wichtigsten, bedeutsamsten erscheinen die Briefe an Katharinas sohnlichen Freund und Beichtvater Raimund von Capua und die zahlreichen Briefe an Papst Gregor XI., sowie die ebenfalls inhaltlich schwergewichtigen an Papst Urban VI., auf dessen Berufung hin sie ihre letzten Lebensjahre (sie starb 33jährig 1880 am 29. April) zu Rom in vollkommener Hingebung an die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit verbrachte. Zum Dank verpflichtet uns die Aufnahme der Kapitel I und CLXLI von dem „Dialog" oder dem „Buch der göttlichen Weisheit", Katharinas geistlichem Testament. Der Gesamtband bildet eine wunderbar reiche Schatzkammer göttlicher Erleuchtung und Segensfülle. Der Menschheit Anteil für Frieden und Liebe durch die Vermittlung der Braut Christi, der hl. Kirche: das ist das Doppelhauptthema der Verkündigung Katharina von Sienas für ihre, für unsere und für alle Zeit.

Verlag von Hermann Rauch-Wiesbaden: Einen in Auffassung und Ausprägung maßvollen „Roman aus Oberschlesien", dem Oberschlesien zu Anfang dieses Jahrhunderts, schenkte uns Hubertus-Kraft Graf Strachwitz: „Der Standesherr". 8°, 254 S., geb. 16 M. Hauptthema bildet für den Helden die Frage: Irdischer oder himmlischer Reichtum? Im 1. Teil: „Vor dem Entschluß", kämpfen der gute und der böse Engel in Gestalt des edlen und des schlechten Weibes um die Seele des Hauptträgers der Handlung. Im 2. Teil: „Nach dem Entschluß", vollzieht sich der endgültige Sieg des Guten. Die Darstellung spiegelt eine innerliche Konversion ab: mehr im Aufbau der Stationen der Entwicklung als im gründlich sachlichen Eindringen in deren seelische Tiefen. Viel Leben steckt in dem Buche, viel gute Schilderung und auch manche überzeugende Personenzeichnung und klare Beleuchtung der Zeitumstände. Und viel beglückende Freude am Besitz des Köstlichsten unseres hl. Glaubens. — Eine im ganzen schön-dichterisch wirkende Reihe „Heiligenbilder" schuf Ernst Noelbechen: „Von der Liebe Gottes" (4°, 48 S., erschien im Matthias Grünewald-Verlag, Mainz, Auslieferung bei Herm. Rauch-Wiesbaden). Rund ein Dutzend Bilder umschließt der vornehme Band, unter ihnen als am vollendetsten: Johannes der Evangelist, Die heilige Cäcilie, Die heilige Maria, Die heiligen unschuldigen Kinder von Bethlehem, Der heilige Franziskus, Die heilige Rosalia und das einführende „Die Heiligen". Der erste Eindruck ist: christlicher Expressionismus. Je mehr man sich hineinliest, sieht man vom Dichter alles Fremde — bis auf einen kleinen Rest — abfallen, spürt man die Tiefe der Schönheit und die Schönheit der Tiefe, die diese Sprache trägt. Plastisch zwar wirken diese Persönlichkeitszeichnungen nicht, vielmehr dichterisch einhüllend, aber aufwärts weisend, hebend.

Heimatverlag der J. Schnellschen Buchhandlung, Warendorf im Münsterland: „Ein stilles Buch für besinnliche Menschen" nennt sich im Untertitel Willy Ashauers Büchlein „Die erwachende Seele". Kl. 4°, 96 S. Inhalt: 18 Stückchen feingestimmter Lyrik in Vers und Erzählprosa. Der Dichter in diesem farbenduftigen Strauß kleiner Blumen, kleiner Blätter faßt den Begriff Seele als Geist, Kraft, Idee, Symbol — was wunder, daß er kündet: „Alles auf der Erde hat eine Seele". In diesen aus der Tiefe kommenden Ausströmungen der eigenen edlen Seele des Verfassers erkennt man zugleich den Fortschritt des Künstlers (s. Ashauers früheres Bändchen „Garben im Feld"). Am meisten zu sagen hatten mir: „Der Narr erzählt", „Wie die Märchen entstanden sind" und „Liebe Bekannte".

Verlag Otto Hillmann-Leipzig: „Schuld und Schicksal" nennt sich der Erstlingsroman Fr. Fandels. 8°, 134 S., Pr. geb. ca. 15 M. — Der Verlag kennzeichnet das Buch wie folgt: „Roman sozialer Tendenz; alles Leben und Wirklichkeit. Hochaktuell." Der Hauptsache nach stimmt's. Hinter dem guten, ernsten Buch steht ein edler, tiefernster Mensch und Christ (Konfessionelles bleibt unberührt), ein idealgerichteter, aber scharfäugiger Beobachter, der das Leben, „wie es ist", nicht nur schaut, sondern es auch so zeigt, ohne Prüderei und Ziererei, zugleich aber mit jenem Herzens- und Reinheitstakt, der karitativ-liebend aufdeckt und enthüllt, ohne abzustoßen; der dicht am Abgrunde vorbei Heilandswege geht und sie andere zu führen weiß. Auch ist ersichtliche Erzähl- und Schilderungsgabe vorhanden, nicht zuletzt aufs Psychologische hin. Nur drängt sich das persönlich Lehrhafte im Eifer der Nächstenliebe noch etwas zu sehr auf, was der Wirkung auf den künstlerisch Empfindlichen Abbruch tut. Das ist der Erstlingsroman. Seine Nachfolger, die bei einem derartigen Talent und Ziel fraglos folgen müssen, werden schon die Ansprüche nach jener Richtung befriedigen können. Dem Buche steht als Widmung vor: „Aus dem Volke für das Volk". Jedenfalls ist hier Volk als sehr weiter Begriff genommen, was wiederum dem Werke nicht schadet, sondern nützt. — Klar und fest unterscheidet das Buch zwischen Schuld und Schicksal, läßt keinen Zweifel darüber, daß Schuld niemals Schicksal sein kann.

Vom Büchertisch.

Anselm Schott O. S. B.: **Das Meßbuch der hl. Kirche.** Lateinisch und deutsch mit liturgischen Erklärungen. Vollständige Neubearbeitung der Erzabtei Beuron auf Grund des neuen Missale Romanum herausgegeben von Pius Bihlmeyer O. S. B. 22. Auflage (298.—323. Tausend). Mit einem Titelbild in Farbendruck und vier Vollbildern. Freiburg i. Br., Herder. Kl. 12° LX und 1044 S. Pr. geb. 60 ℳ und höher. — Was der gläubigen Laienwelt der erste „Schott" gegeben hatte, war schon so dankenswert, daß Worte dafür nicht ausreichten. Da aber der Entwicklungsweg der Kirche als Gesamtbegriff sich unter dem Zeichen des Sursum vollzieht, so ergibt sich die Selbstverständlichkeit eines Aufstieges auch hinsichtlich des „Schott". Was uns dieser allerdings jetzt, nach seiner vollkommenen Eingründung in das neue Missale Romanum, darbietet, dürfte denn doch die kühnsten Erwartungen Ungezählter übersteigen. Die vielfach vorgenommene Neuübersetzung des Wortlautes und dessen durchgängig auf Verbesserung zielende Neuprüfung, sowie die mannigfache beträchtliche Texterweiterung lag in den Händen ausschließlich hervorragender Autoren. Am auffälligsten und bedeutsamsten tritt diese Erweiterung zutage in der wundervoll gründlichen und, bei aller gebotenen Knappheit, umfassenden Einführung: „Kurze Lehre von der heiligen Messe" und der bei straffer Konzentration staunenswert ausführlichen „Kurzen Geschichte der heiligen Messe", der sich Orientierungen über Gotteshaus, kirchliche Zeiten, Statio, Benützung des Meßbuches nebst einer Tafel der beweglichen Feste und einem Kirchenkalender anfügen. Hochwichtige Einschiebungen über alle Hauptmomente des Meßgottesdienstes erfuhr dessen Darstellung selbst. Gerade hier erlebt der Gläubige packendste Anregungen, tiefste Einsichten. Auch erhielten jetzt sämtliche Sonntage des Kirchenjahres lichtvolle Einführungen. Eine solche über Sinn und Geschichte der liturgischen Heiligenverehrung steht auch den Abteilungen Proprium Missarum de Sanctis und Commune Sanctorum vor. Der Anhang mit seinen verschiedensten Gebetsarten läßt gleichfalls die bessernde Hand spüren, der wir auch am Schlusse ein Verzeichnis sämtlicher Schriftlesungen aus dem Alten und Neuen Testament nebst einem geschichtlichen Ueberblick über jene danken. Der Raumzwang verbietet das Eingehen auf weitere wichtige Einzelheiten. Hingewiesen sei nur noch auf die hervorragende technische Ausstattung mit ihrem tadellos klaren Druck auf feinem Dünndruckpapier, ihrem erhebenden Bild- und zierlichen Kopfleistenschmuck. — Die Verbreitung des „Schott" war seit Beginn (1884) eine starke; heute ist eine 22. Auflage zu verzeichnen. Deren neue 26 000 Bände werden wahrscheinlich schon innerhalb eines Jahres vergriffen sein: trotz der Schwere der Zeit und vielleicht gerade wegen ihrer. — Im Anschluß sei gleich ein Büchlein genannt, das als fast unmittelbar dem „Schott" zugehörig bezeichnet werden könnte: der in 13. Auflage erschienene neue Thomas von Kempen: **„Das Buch von der Nachfolge Christi."** Uebersetzt von Bischof Joh. Mich. Sailer, neu herausgegeben von Dr. Franz Keller. Mit (den entzückenden) 56 Bildern von Joseph v. Führich. Herder. 24° XXIV und 536 S. Pr. geb. 20 ℳ und Zuschlag.

E. M. Hamann.

Haas Joseph, Opus 49, Sechs Krippenlieder für eine Singstimme oder Kinderchor mit Klavier. Volksvereins-Verlag M.-Gladbach. Preis 10 ℳ. — Haas hat einen Namen von gutem Klang. Seine im Wunderhorn-Verlag erschienenen Kinderlieder „Trali-Trala" und seine soeben zur Ausgabe gelangten **„Krippenlieder"** gehören zum Besten, was wir auf dem Gebiet des modernen Kinderliedes haben. Diese letzteren verdienen, das würdige (modern sich aussprechende) Gegenstück zu den unsterblichen (von der Romantik inspirierten) Weihnachtsliedern von Peter Cornelius genannt zu werden. Wie ist die Singstimme, öfters mit zweistimmigem Kehrreim, so einfach und doch so edel, und die Klavierbegleitung überaus poesievoll und dabei nicht zu anspruchsvoll. Das ist erlesenste Musikkultur! Der feinsinnigen Sammlung „Musik im Haus" (Volksvereins-Verlag M.-Gladbach), als deren drittes Heft die „Krippenlieder" erschienen sind, und die „dazu helfen soll, das deutsche Volk aus einem zerrütteten Leben des äußeren Scheins und Betriebs zu einem Leben der Sammlung und Innerlichkeit in Haus und Familie zurückzuführen", wird überhaupt noch großer Erfolg beschieden sein.

Dr. O. Ursprung.

Homer und Babylon. Von Dr Hermann Wirth. Herder, Freiburg 1921. 47 ℳ. — Mit großer Gelehrsamkeit sind in diesem Buche alle kulturellen und sprachlichen Verbindungen zwischen Babylon und der homerischen Kulturwelt aufgespürt und zusammengestellt. Man kann sich nicht mehr der Erkenntnis entziehen, daß damals im westlichen Kleinasien viel babylonisches Kulturgut umlief, wie dies im Vorland einer so alten Kultur ja nicht anders sein kann. Aber gerade die umfassende Zusammenstellung dieser Beziehungen widerlegt die Behauptung der sogenannten Panbabylonisten, daß fast alle antike Kultur aus Babylon stamme. Es mag sein, daß das Gilgamesch-Epos z. B. mit seinen Wandererzählungen der Grundstock für die Odyssee war, an den sich phönizische und griechische Fischersagen angliederten. Aber von da bis zu unserer Odyssee ist ein weiter Weg, der besondere Glanz von Heiterkeit und Schönheit über dieser Dichtung ist ganz allein echt griechisch und echt persönlich, mag auch des Dichters Name Homer nur ein babylonischer Sängertitel sein.

Dr. A. Dempf, Altomünster.

Das Inhaltsverzeichnis

für den Jahrgang 1921 wird dem nächsten Heft (53) beigefügt. Heft 53 wird als letzte Nummer dem lfd. Jahrgang ausnahmsweise zugegeben, damit die verehrl. Leser auch in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr ihr gewohntes Rundschauheft zugestellt erhalten. Es wird ersucht, den **Bezug schon jetzt zu erneuern**, damit um die Jahreswende keine unliebsame Unterbrechung in der Zustellung eintritt. Für die verehrl. Postbezieher ist auf der 3. Umschlagseite ein **Postbestellzettel** eingedruckt.

Dante an Beatrice.

Aus der Vita Nuova.

Sonett XI. Kapitel 21.

Aus meiner Liebsten Aug' tut Amor schauen,
lässt alles, was sie ansieht, lieblich scheinen;
wo sie nur geht, lässt ungerührt sie keinen,
und, wen sie grüsst, wird ihrer Huld vertrauen,

dass, neigend seine Stirn, ihm Wonnen tauen,
und über seine Fehle er muss weinen:
der Groll und Hochmut fliehen vor der Reinen;
o helft mir, ihr zu huld'gen, all ihr Frauen!

Wer ihre Stimme hört, dem blühet Wonne
im Herzen auf und demutvolles Denken;
drum preis' ich jenen, der sie erstmals sah.

Wie sie verschönert ihres Lächelns Sonne,
das lässt sich nicht beschreiben, nicht erdenken,
es ist der Wunder schönstes, das geschah.

Sonett XV. Kapitel 26.

So lieblich scheint, voll Anstand und Vertrauen
die Liebste mein in ihrem Gruss und Neigen,
dass zitternd jedes laute Wort muss schweigen,
die Augen nimmer wagen aufzuschauen.

So geht sie hin, die holdeste der Frauen,
und lobt man sie, ist Demut ganz ihr eigen;
es scheint, dass sie, ein Wunder uns zu zeigen,
vom Himmel kam auf uns'rer Erde Auen.

So huldvoll ist sie, und die wunderbaren,
die Augen uns so süsse Wonne geben,
dass nicht begreift, wer es nicht selbst erfahren.

Es ist, als ob auf ihren Lippen bliebe
vom Himmel her ein süsser Hauch der Liebe,
der spricht zur Seele: Lieben sollst du, leben!

Therese Tesdorpf-Sickenberger.

Bühnen- und Musikrundschau.

Residenztheater. Neu einstudiert erschienen auf den staatlichen Bühnen der „Wildschütz" und „Der Widerspenstigen Zähmung". Wir müssen, da beide Vorstellungen auf einen Abend fielen, von der Wiedergabe der anmutigen Lortzing-Oper ein anderes Mal sprechen und wollen uns heute mit der Shakespeareschen Komödie beschäftigen, welche Generalintendant Dr. Zeiß neubearbeitet hat. Das Rahmenstück vom betrunkenen Kesselflicker ist fortgefallen; dafür hat die Komödie einen neuen Rahmen erhalten. Wenn die Gardine in die Höhe geht, sehen wir einen Innenhof zwischen altertümlicher Architektur; hier ist ein großes Podium aufgerichtet, das von Vorhängen an den drei Seiten abgegrenzt wird. An den Häusern zieht sich ein breiter Balkon hin; hier haben Musiker und Zuschauer ihren Platz, auch zu den breiten Flanken des Podiums treten Schaulustige, als verkündigt wird, daß eine Schar Komödianten eingetroffen. Diese halten alsbald ihren Einzug. Auf dem Karren sitzt Katharina. Poesie der Schmiere. Die Szene bleibt wie beim elisabethanischen Theater schmucklos. Eine Tafel kündet uns jeweils, wo wir uns befinden: dennoch war die Vorstellung auch als Bild nicht farblos. Man spielte gewissermaßen am Markte, das verträgt etwas grelleres Kolorit. Das Groteske war viel mehr herausgearbeitet, als ich persönlich es gerade wünsche, mögen immer historische Einwände — soweit wir mit dem Theater Shakespeares bekannt sind — nicht erhoben werden können. Daß Katharina ihrer Schwester gerade die Rückfläche verprügelt, geht mir denn doch zu weit. Auch sonst wurde im Prügeln und dergleichen der Zirkus manchmal gestreift, aber das Ganze war so temperamentvoll in Szene gesetzt, daß man auch, wo man widersprechen möchte, den Anteil eines starken Kunstwillens herausfühlte. Die drastische Kur, die Petruchio unternimmt, sein Kätchen zu zähmen, reizt ja zum Uebertreiben.

Ulmer war hiervon im Anfang nicht frei. Mein erster Eindruck war ein robuster Schaubudenbesitzer, kein Edelmann, aber später gelang es ihm doch, das rauhe Wesen nur als Mittel erscheinen zu lassen, durch welches ein überlegener Geist sein Ziel verfolgt. Viel Temperament bot die Katharina des Frl. Bergner, die den Uebergang zur Gezähmten in feiner Nuancierung fand und als solche viel gewinnende Anmut entfaltete. Auch die kleineren Rollen waren mit Frl. Pricken, Benofski, Fischel u. a. sehr gut besetzt. Basils Regie hatte da eine gute Arbeit getan; vieles, was so leicht und gefällig vorbei rollte, ist das Ergebnis einer sehr ausgespitzten und überdachten Kunst. Abgesehen von dem eingangs betonten Unterschiede in der künstlerischen Gesamtauffassung stehe ich nicht an, die Aufführung als sehenswert zu betrachten. Man hat in letzter Zeit über Schauspielaufführungen unserer Staatsbühnen Klagen gehört. Der Kritiker, der nur Erstaufführungen und Neueinstudierungen sieht, kann aus eigener Anschauung nichts Abträgliches sagen. Es ist immer, nach Dr. Zeiß geprägter Formel, „gepflegtes Theater" gewesen. Allerdings liegt in dem Massenkunstbetrieb draußen im Prinzregententheater eine Gefahr der Mechanisierung, gegen welche anzukämpfen eine ernste künstlerische Aufgabe ist.

Aus den Konzertsälen. Bruckners „Neunte" und Beethovens „Siebente". Das war das Programm des 5. Abonnementskonzerts des Konzertvereins. Zwei Werke von größtem Gegensatz, gewaltig im Ausdruck, dringend in die letzten Tiefen des Empfindens. Siegmund von Hausegger ward ihnen zum hinreißenden Interpreten. Das Orchester spielte unter ihm in wundersamer dynamischer Schattierung. Es war ein Abend, der im Publikum den Eindruck eines außerordentlichen künstlerischen Erlebnisses auslöste. — Nun müssen wir erfahren, daß der Bestand des wieder zu bedeutender Höhe emporgehobenen, für unser musikalisches Leben unentbehrlichen Orchesters wieder bedroht ist. Es geht nicht an, alles Heil von staatlicher, bzw. städtischer Hilfe zu erwarten. Es gilt die Mitgliederzahl des Konzertvereins so zu mehren, wie dies dem kunstliebenden Publikum einer Stadt von der Größe Münchens einigermaßen entspricht. Wir sind arm geworden und die reich wurden, stehen dem Reiche der Kunst fremd gegenüber. Aber die immerhin geringen Opfer müssen gebracht werden, sonst werden wir noch ärmer — an Kulturwerten. — Aus Holland kam ein Sänger mit sehr schönen Mitteln; aber was Herr Dr. van Eysinga bot, ließ kalt und klang einförmig. Er singt mit guter Aussprache, aber er ist technisch nicht fertig und das musikalische Gefühl ist nicht untrüglich.

Verschiedenes aus aller Welt. Im alten Hause der Nikolaischen Buchhandlung, wo einst Lessing in Berlin wohnte, hat sich eine nur 170 Zuschauer fassende intime Bühne aufgetan. Das Schauspiel des Norwegers Peter Egge: „Der Narr", bringt den Konflikt eines zwischen zwei Frauen gestellten willenskranken Mannes. Es steht nach Berichten stilistisch zwischen Ibsen und Dumas. — In Madrid begann im kgl. Theater mit „Parsifal" in deutscher Besetzung ein Operngastspiel hervorragender deutscher Sänger, das wie im Vorjahre bei Publikum und Kritik rückhaltlose Bewunderung fand. — „Die Hochzeit des Faun", ein burleskes Traumspiel von Rod. Morr, Musik von B. Sekles wurde in Wiesbaden uraufgeführt. Durch die stark gepfefferte Kost und sehr moderne Tendenz in der Harmonik fehlte es an Aeußerungen des Mißfallens nicht, doch ließen es sich die Begeisterten nicht nehmen, den Komponisten viele Male hervorzurufen. Im Orchester werden Glockenspiel, Xylophon, Kastagnetten, Triangel, Peitsche, Rute, Tamburin, Celesta, Cembalo, Harfe und Mandoline verwendet, dazu viel scharfe, gepreßte und gestopfte Klänge und Naturlaute; zu eigentlichen Melodien kommt es nicht. — Goethes Singspiel „Erwin und Elmire" in der Vertonung der Herzogin Anna Amalie (1776) wurde in einer geschmackvollen musikalischen Bearbeitung Professor Friedländers in Berlin gegeben.

München. L. G. Oberlaender.

Dante-Feier. Die Gemeinschaft Gnosis, eine wissenschaftlich-kulturelle Vereinigung von Angehörigen verschiedener Bekenntnisse und Weltanschauungen, veranstaltete gemeinsam mit dem uns nicht näher bekannten Sonnenbund einen Weihnachts- und Dante-Abend am 18. Dezember im Mathildensaal zu München. Die literarische Bedeutung der Feier lag im Vortrag unveröffentlichter Dante-Uebersetzungen der Münchener Dichterin Therese Tesdorpf-Sickenberger: aus der Vita Nuova und der Commedia. Sie sind getreu und doch formschön und wahren den Charakter des Urtextes besonders in der durchgängigen Verwendung weiblicher Reime. Die Verse sprach Dr. Otto Fraaß, sein dunkles lyrisches Pathos wurde jedoch der mächtigen Wirklichkeit von Dantes Gesichten nicht völlig gerecht. Besser paßte es für die Dante Ode von Giuseppe Giusti, übersetzt von Paul Heyse, und für Carduccis Hymne auf Beatrice und Ode an Dante, übersetzt von Paul und Therese Tesdorpf. Diese Stücke sollten Dante im Bild seiner Landsleute zeigen, waren aber mit ihrem freigeistig-chauvinistischen Neuitalienertum für unsere Auffassung von Dante schon ästhetisch schwer erträglich. Die Musik verschönte den Abend mit einem Orgelvorspiel von Bach (Hermann Sagerer) und der Dante-Sonate von Liszt (Fritz Müller-Rehrmann). Ein frischlebendiger Kindertanz „Schneeflocken" von Schülerinnen der Helene Volpp gehörte schon mehr zur Weihnachtsfeier und brachte frohe Wärme in den etwas strengen Genuß.

Dr. Otto Sachse.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Hoffnungen, die auf Rathenaus Londoner Reise gesetzt wurden, haben sich nicht erfüllt. Ein Kredit von England war nicht zu erlangen. In einer Note an die Reparationskommission hat der Reichskanzler nun erklärt, dass wir den im Ultimatum übernommenen Zahlungsverpflichtungen nicht mehr entsprechen können. Die Wirtschaftspolitiker des Auslandes, soweit nicht Hass sie blind macht, haben nicht daran gezweifelt, dass dies so kommen wird und so kommen musste. Dass die Undurchführbarkeit des Ultimatums von den Finanzleuten Englands eingesehen wird, dass dies die Ansicht der Bank von England ist, daran ist wohl kein Zweifel; aber deshalb wäre es denn doch mehr als voreilig, wenn wir hieran schon wieder optimistische Hoffnungen knüpfen wollten. Für den Betrachter unserer Wirtschaftslage genügt es, festzustellen, dass die letztere noch keinerlei klare Umrisse zeigt und die Besserung der Mark, die kürzlich eintrat, hat positive Ergebnisse nicht gezeitigt. Die Erschwerung unserer Ausfuhr durch die Besserung unserer Valuta wird vergrössert durch die steigende Tendenz des Auslandes, die Zölle zu steigern. Bei uns wachsende Teuerung und als deren Folgen steigende Lohnforderungen, während in Ländern, mit deren Handel wir in Wettbewerb stehen, Löhne und Nahrungsmittelpreise sich senken. — Was die Börse betrifft, so hat sie die Tage des Schreckens gar nicht übel überstanden. Die ungeheueren Verluste trafen Leute, die mit in Anspruch genommenem Kredit sich zu tief in Spekulationen hineingewagt hatten. Dass dies so kommen würde, haben wir immer vorausgesagt. Es bedurfte hierzu keiner grossen Sehergabe. Auch dass das Publikum, durch spielend erlangte Gewinne sicher gemacht, meinte, das ginge immer so weiter, ist eine alte Geschichte. Besser als man hatte erwarten dürfen, scheinen die übermässigen Kreditgewährungen an das spekulierende Publikum, die viele Verluste bringen mussten, überwunden zu werden. Wir haben da viel weniger die hier immer sich zurückhaltenden Grossbanken, als die kleinen und die vielen Bankgeschäfte im Auge, die sich im letzten Jahre so unheimlich vermehrt haben. Es gab in letzter Zeit mancherlei Gerüchte, die teils übertrieben, teils völlig aus der Luft gegriffen waren. Was da alles gesagt und geglaubt wurde, zeigt unter anderem ein sich einige Zeit hartnäckig behauptendes Geschwätz über erschütternde Riesenverluste im Devisengeschäft einer Bank, der gegenüber die Pfälzische nur ein bescheidenes Institut ist. Diese Grossbank sah sich zu einem Dementi veranlasst. Es scheint zweifelhaft, ob ein

Institut ersten Ranges auf vage Redereien reagieren soll, wenn es dies aber schon tat, dann wäre eine Formulierung erwünscht gewesen, an der sich nichts drehen und wenden lässt. Leiden doch die Bankleitungen gewiss nicht unter einem Mangel an Juristen. — Für die Börse war die Ausscheidung der schwachen Kräfte — unsentimental gedacht — nicht ungünstig. Die Leute mit grossen Mitteln beginnen wieder zu kaufen. Die Kurse besserten sich um 100 Prozent, oft mehr.

Das Bild der Börsenwoche ist ungefähr folgendes: Am Anfang (12. Dezember) sank in Berlin der Dollar. Das Angebot war ziemlich stark. Am Effektenmarkt gaben die Kurse etwa 100 Prozent nach. Trotz der Senkung der Devisenkurse und der Vornahme von Exekutionen blieben die Rückgänge doch geringer, als man angenommen hatte. Anderen Tages machte sich eine Aufwärtsbewegung bemerkbar, die in der Hauptsache durch Deckungskäufe der Spekulation verursacht war. Der Dollar stand 189. In starkem Schwanken bewegte er sich am 14. Dezember zwischen 170 und 180, die Steigerungen auf dem Effektenmarkte waren stellenweise bedeutend. Bochumer gewannen 65, Phönix 40, A. E. G. 150, Kaliwerke bis 80 Prozent. Im ganzen hielt sich die Aufwärtsbewegung in Grenzen. Die Steigerungen hatten sofort Blankoabgaben zur Folge, die wieder eine kleine Abschwächung verursachten. Am 15. Dezember setzte der Dollarkurs mit 179 ein, zog bis 183 an und war am Schluss wieder auf dem Stande von 178—180. Im Effektenfreiverkehr setzte sich die Kauflust fort, ohne dass es zu Steigerungen gekommen wäre, die die gestrigen Schlusskurse über 20—30 Proz. überboten hätten. Der nächste Tag brachte zwar Kursbesserungen, aber auch Verluste. Das Privatpublikum zeigte Neigung zum Verkaufen, nachdem es einen Teil seiner durch den Kurssturz verursachten Verluste wieder wettgemacht hatte. Das Geschäft hält sich in Grenzen. — Bei der Pfälzischen Bank liegen die Verhältnisse für die Aktionäre, die sich in verschiedene Verbände organisierten, noch nicht geklärt. Dass die Deutsche Bank, bzw. die Rheinische Kreditbank noch bindende Erklärungen ablehnt, ist bei dem weitverzweigten Filialnetz des Pfälzischen Institutes, das sich nicht so leicht überblicken lässt, bevor man eingehende zeitraubende Prüfungen vorgenommen, nur zu begreiflich. Die Aktien sind inzwischen gestiegen. Das liess das Gerücht auftauchen, dass sich französisches Kapital für die Bank interessiere und der Bank die Selbständigkeit wahren wolle. Das Opfer, mit der diese erkauft würde, wäre zu gross. Es scheint denn doch sehr unwahrscheinlich, dass deutsche Kunden einem von Frankreich abhängigen Institute ihr Vertrauen bewahren würden. Es dürfte wohl bei dem Uebergang auf die Rheinische Kreditbank und die Deutsche Bank bleiben. Generalversammlung ist am 9. Januar. Die Ursachen der Verluste des Allgemeinen Bankvereins für Westdeutschland, Düsseldorf sind ähnliche Spekulationen eines einzelnen, wie bei der Pfälzischen Bank. Die Aufsichtsräte wollten den Verlust von 120 Millionen tragen. Es kamen aber weitere Schwierigkeiten hinzu, so dass die Angelegenheit nicht mehr im stillen geordnet werden konnte. Ein Prokurist hat 10 Millionen unterschlagen. Das Amtsgericht hat den Antrag auf Stellung unter Geschäfsaufsicht angenommen, den Antrag eines Aktionärs auf Konkurseröffnung abgelehnt. Das Kartell der christlichen Gewerkschaften erklärt, keinerlei Beziehungen zu dem Institut gehabt zu haben. Es hätte keine Veranlassung hierzu, nachdem es mit anderen Organisationen am 1. Januar ein eigenes Unternehmen, die Deutsche Volksbank, ins Leben ruft.

München. K. Werner.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Schriftleitung eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Schriftleitung keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Himmelsgold für unsere Jugend, gewonnen aus dem Schatze des Kirchenjahres. Schlichte Gedanken zur Verinnerlichung und Vertiefung des religiösen Lebens von Pfarrer Bitter. II. Teil. Pfingstfestkreis. Kl. 8°. 244 S. Geh. M 9.—, geb. M 15.—. — **Zur heiligen Höhe.** Worte der Belehrung und Ermunterung an die dem Priester-, Ordens- und Missionsberufe sich weihende Jugend. Von P. Alois Weber. 8°. 248 S. Brosch. M 16.—, geb. M 22.50. — P. Klemens Henze: **Früh vollendet.** Kurze Lebensbilder der im Weltkriege gefallenen fünf Redemptoristen-kleriker der norddeutschen Ordensprovinz. 8°. 184 S. Mit drei Bildern. Brosch. M 16.—, geb. M 22.50. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Schwester Demetria und acht andere Erzählungen. Für die heranwachsende deutsche Jugend übersetzt von Prof. Dr. A. Mühlan. M 15.—. — **Kirchliche Gegenwartskunde** von Dr. theol. Karl Kastner. M 12.—. (Breslau, Verlag von Frz. Goerlich.)

Die Nonnen von Bergen. Historische Erzählung von Al. Probst. Groß-8°. 382 S. Brosch. M 18.—. (Verlag der Griessmayerschen Buchdruckerei, Neuburg a. D.)

Geologisch-botanische Heimatkunde von Nürnberg und Umgebung. Von Hans Scherzer. Mit zahlreichen Bildern und Zeichnungen. M 24.—. (Nürnberg, Ernst Frommann.)

Jerusalem und der Kreuzestod Christi. Vollst. Wiedergabe des Rundgemäldes von Gebh. Fugel. In 10 Autotypien nach dem Original mit erklärendem Text von Dr. Joh. Damrich. Album mit 20 S. Text in Mappe. M 6.—. (Verlag von Hans Hartlieb, Ravensburg.)

Hymnen vom Tode und vom Leben. Von Wilhelmine Funke. M 15.— und M 32.—. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.)

Die Landung. Gedichte. Von Elisabeth Janstein. (München, Drei Masken-Verlag.)

Der Zentrumswähler. Politisches Jahrbuch für 1922. 7. Jahrgang. Material für den Wahlkampf (Landtagswahlen 1921). 320 S. M 10.—. (Verlagsbuchhandlung „Unitas", G. m. b. H., Bühl, Baden.)

Deutsche Rechtsgeschichte. Von Prof. Dr. Hans Fehr. (Grundrisse der Rechtswissenschaft, X. Band). Geh. M 38.—, geb. M 44.—. (Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.)

Unverlangte Beiträge werden nur zurückgesandt und Anfragen an die Schriftleitung nur beantwortet, wenn ausreichendes Rückporto in Briefmarken oder Papiergeld beiliegt.

Abschluß der Schriftleitung.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank

Erhöhung des Aktien-Kapitals **Bekanntmachung**

In der ausserordentlichen Generalversammlung unserer Aktionäre vom 19. Dezember 1921 wurde Folgendes beschlossen:

1.) Das Stammkapital ist um M 86'000,000.— d. i. von 114 Millionen Mark auf M 200'000,000.— zu erhöhen durch Ausgabe von 86'000 Stück auf Namen lautender Stammaktien zu je M 1000 grundsätzlich mit den bisherigen Markstammaktien gleichberechtigt, höchstens sich unter Umständen durch einen geringeren Anteil am Gewinne des Jahres 1922 von ihnen unterscheidend.

2.) Die neuen Stammaktien werden unter Ausschluss des gesetzlichen Bezugsrechtes der Aktionäre von einem Konsortium übernommen; den bisherigen Stammaktionären sind jedoch M 57'000,000.— neue Stammaktien im Auftrage dieses Konsortiums durch die Bayerische Hypotheken- und Wechsel Bank zum Uebernahmskurse in der Weise zum Bezuge anzubieten, dass auf je 2 alte Aktien à M 1000.— eine neue, oder auf je 7 alte Aktien à fl. 500.— drei neue Aktien à M 1000.— entfallen.

3.) Diese Erhöhung des Grundkapitals soll binnen Jahresfrist durchgeführt werden. Innerhalb dieser Frist den Zeitpunkt der Durchführung zu bestimmen, bleibt der Direktion zusammen mit dem Aufsichtsrate überlassen.

4.) Direktion und Aufsichtsrat werden zusammen ermächtigt, die näheren Bestimmungen über den Emmissionstermin, den Emmissionskurs, die Einzahlungsfrist, den Beginn der Dividendenberechtigung der neuen Aktien, über die Vereinbarung mit dem Konsortium und die sonstigen Modalitäten der Grundkapitalserhöhung zu treffen, und beauftragt, für die notwendige öffentliche Bekanntmachung zu sorgen.

Dem Konsortium ist der den Stamm-Aktionären anzubietende Teil der neuen Stammaktien nicht unter 250%, der übrige Teil der Stammaktien nicht unter 100% zur freihändigen Begebung zu überlassen und zwar mit der Verpflichtung, die sämtlichen Unkosten der Emission der neuen Aktien einschliesslich der Börseneinführung zu bestreiten und am verbleibenden Gewinne die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank nach Massgabe der mit ihr zu treffenden Vereinbarung zu beteiligen.

Die Uebernahme der neuen Stammaktien durch das Konsortium ist erfolgt. Der Beschluss über die Erhöhung und die erfolgte Erhöhung des Grundkapitals ist bereits in das Handelsregister eingetragen.

Auf Grund der obigen Beschlüsse laden wir hiermit im Auftrage des Uebernahme-Konsortiums die Stamm-Aktionäre ein, ihr Bezugsrecht auf die den Stamm-Aktionären anzubietenden M. 57'000,000,— Stammaktien unter folgenden Bedingungen auszuüben.

Bezugsfrist. I. Die Ausübung des Bezugsrechtes muss erfolgen in der Zeit

vom 22. Dezember 1921 bis einschließl. 12. Jauuar 1922 während der üblichen Schalterstunden

in **München** in unserem Bankgebäude (Zimmer 62) an der Theatinerstrasse 11
in **Augsburg** bei der Bayerischen Disconto- & Wechsel-Bank und
„ „ Bayerischen Notenbank-Filiale,
in **Berlin** bei der Direction der Disconto-Gesellschaft und
bei Hardy & Co. G. m. b. H.,
in **Frankfurt a. M.** bei der Direction der Disconto-Gesellschaft,
in **Hof** bei dem Bankhause Karl Schmidt,
in **Landshut** bei unserer eigenen Filiale,
in **Nürnberg** bei der Bayerischen Disconto & Wechselbank,
„ „ Bayerischen Notenbank-Filiale und
„ dem Bankhause Anton Kohn.

Mit dem 12. Januar 1922 erlischt dieses Bezugsrecht; später einlaufende Anmeldungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

Bezugsrechtsverhältnis. II. Auf einer alten Stammaktie zu M. 1000 ruht ein Bezugsrecht in Höhe von 7/14, auf einer alten Stammaktie zu fl. 500 ein solches von 6/14.

Berechtigung zur Ausübung des Bezugsrechtes. III. Zur Ausübung des Bezugsrechtes ist derjenige befugt, welcher die Aktie vorzeigt und sein Besitzrecht aus dem Inhalt derselben nachweist. Die Bank ist berechtigt aber nicht verpflichtet, das Besitzrecht des Vorzeigers zu prüfen.

Anmeldung. IV. Die Aktien sind ohne Kuponsbogen mit einer unterschriebenen Zeichnungserklärung, zu welcher Formblätter zur Verfügung stehen, einzureichen. Die Aktien werden nach Abstempelung über Ausübung des Bezugsrechtes sofort zurückgegeben.

Die **Zeichnungserklärung** muss Zahl und Nummern der eingereichten Aktien eventuell Bezugsrechtscheine arithmetisch geordnet enthalten.

Falls die Umschreibung der neuen Aktien, welche auf den Namen des Bankhauses Merck, Fink & Co. ausgestellt und von diesem mit Blanko-Zession versehen sind, gewünscht wird, ist der Name, auf welchen die neuen Aktien umgeschrieben werden sollen, nebst Stand und Wohnort anzugeben.

Bezugspreis, Dividendenberechtigung und Einzahlung. V. Der Kurs, zu welchem die neuen Aktien von den Aktionären bezogen werden können, beträgt

250%.

Die neuen Stammaktien nehmen am Gesamterträgnis der Bank pro 1922 voll teil.

Der ausmachende Betrag für die neuen Stammaktien ist pro Stück mit M. 2500.— sogleich voll einzuzahlen, worauf der Einreicher die neuen Aktien oder eine Bescheinigung über die anzusprechenden neuen Aktien erhält, gegen deren spätere Rückgabe die neuen Stammaktien nach Ausfertigung ausgefolgt werden. Bei Zahlungen, Wert vor dem 1. Januar 1922, werden den Zeichnern aus dem ausmachenden Betrag 4% Zins bis 31. Dezember 1921 durch Abzug vergütet; bei Zahlungen, Wert nach dem 31. Dezember 1921 sind aus dem ausmachenden Betrag 5% Zins ab 1. Januar 1922 durch Zuschlag an die Bank zu vergüten.

Einzel-Bezugsrechte auf Grund von Aktienbesitz. VI. Bei Einreichung von Aktien, welche zusammen kein Recht auf eine oder mehrere neue Aktien in sich schliessen, werden den Aktionären für den verbleibenden Teilbetrag Bezugsrechtscheine ausgehändigt, ebenso erhalten diejenigen Aktionäre, welche die neuen Aktien nicht beziehen wollen, Bezugsrechtscheine.

Auch in diesem Falle ist das Besitzrecht aus dem Inhalte der Aktie nachzuweisen, (wobei die Bank berechtigt, aber nicht verpflichtet ist, das Besitzrecht des Vorzeigers der Aktie zu prüfen); solche Aktien sind mit einem **Verzeichnis,** welches Aktienzahl und -Nummern, sowie den Namen des Einreichers enthält und zu welchem Formblätter zur Verfügung stehen, einzureichen.

Anderweitig erworbene Bezugsrechte. VII. Die Einreicher von 14/14 Bezugsrechten oder eines vielfachen hievon, sowie diejenigen Einreicher, welche neben Aktien Bezugsrechtscheine zur Ergänzung der erforderlichen Bezugsrecht-Anzahl besitzen, erhalten nach erfolgter Einzahlung die entfallenden neuen Stammaktien oder eine Bescheinigung über die anzusprechenden neuen Stammaktien.

Präklusiv-Frist der Bezugsrechtscheine. Die Bezugsrechtscheine sind mit Ablauf des 12. Januar 1922 **ungültig** und **wertlos.**

München, 20. Dezember 1921. **Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.**

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, meinen innigstgeliebten Gemahl, unseren lieben Vater

Joseph Grafen von Montgelas

Fideikommißherrn,

erbl. Reichsrat der Krone Bayern, k. b. Kämmerer und Major à l. s. der Armee, päpstl. Geheimkämmerer und Ehrenritter des souveränen Malteserritterordens

heute im Alter von 50 Jahren, nach schwerem, mit grösster Geduld und Ergebung getragenem Leiden, versehen mit den heiligen Sterbsakramenten und gestärkt durch den oftmaligen Empfang der hl. Kommunion, zu sich in die ewige Heimat zu berufen.

EGGLKOFEN, den 14. Dezember 1921.

Marie Gräfin von Montgelas, geb. Le Sergeant d'Hendecour
Emmanuel Graf von Montgelas
Anna-Maria Gräfin von Montgelas
Gabrielle Gräfin von Montgelas
Joseph Eduard Graf von Montgelas.

Die Beisetzung fand am Samstag, den 17. Dezember 1921, vormittags 10 Uhr, in der Familiengruft zu Egglkofen statt.
Man bittet, statt der Kranzspenden heilige Seelenmessen für den Verstorbenen lesen lassen zu wollen.

TODES-ANZEIGE.

In tiefer Erschütterung geben wir Nachricht davon, dass nach Gottes Ratschluss

Herr Josef Anton Bottner

Bürgermeister in Stötten am Auerberg und Landtagsabgeordneter

uns entrissen worden ist.

Wir verlieren in dem Verstorbenen den zweiten Vorsitzenden unserer Landesvorstandschaft und einen von vorbildlicher Hingebung und Pflichttreue erfüllten Freund.

Sein Andenken wird in der Geschichte der Bayerischen Volkspartei immer in Ehren gehalten werden.

MUENCHEN, 16. Dezember 1921.

Die Landesvorstandschaft der Bayerischen Volkspartei:
K. Speck, Präsident des Landesfinanzamtes München,
1. Vorsitzender.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Schriftleitung und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr 7261.
Vierteljahrespreis: In Deutschland M. 24.— einschl. Postzustellung.
Bei Streifbandbezug Porto besonders. Nach dem Ausland besonderer Tarif, im allgemeinen Frs. 6.— des Schweizer Kurses, einschließlich der Nebenspesen.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 53 München, 31. Dezember 1921. XVIII. Jahrgang.

Das vorliegende Heft

wird dem abgelaufenen Jahrgang als überzählig kostenlos beigegeben, weil das erste Heft 1922 erst im Laufe der ersten Januarwoche fällig ist. Die verehrlichen Bezieher der „A. R." sollen auf diese Weise auch in der letzten Dezemberwoche ihr gewohntes Rundschauheft erhalten. Es wird dringend gebeten, die Bezugserneuerung umgehend vorzunehmen, damit zum Jahreswechsel keine unliebsame Unterbrechung in der Zustellung eintritt. Für die verehrl. Postbezieher war dem Heft 52 ein Postbestellzettel eingedruckt.

Der Gedanke des Organismus.

Von Georg Nowottnick.

> Die Welt wird alt und wird wieder jung,
> Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Dieser Spruch umhüllt eine tiefe geschichts- und lebensphilosophische Wahrheit. In wogendem, rhythmischem Kreisspiele sehen wir die Welt und alles in ihr sich immer wieder verändern (Πάντα ῥεῖ) und sich wieder erneuern (ewige Wiederkunft). Nicht nur die äußere Welt mit ihrem Wechsel der Jahres- und Tageszeiten, dem Kommen und Gehen des Menschen und der Völker, ist diesem Gesetze unterworfen, sondern auch die Welt des Geistes mit ihren Gefühlen, ihren Gedanken, ihrem Streben und ihren Idealen. Sowie aber der ersehnte Wechsel eingetreten ist, da „hofft der Mensch auf Verbesserung". Ist das nicht recht töricht von ihm? O nein, denn keine der Wiederkünfte gleicht doch voll der anderen, und eben darin besteht das Wirken und Schaffen des Menschen, daß er die Kultur spiralförmig immer höher über sich hinauftreibt, so daß sie dem oberflächlichen Blick zwar jedesmal als „schon dagewesen" erscheint, weil sie dieselben Ausblicke gewährt, während wir uns in Wirklichkeit eine Spiralwindung höher befinden, von wo der geschärfte Blick bedeutend weiter in die Ferne blickt. Und wehe dem Menschen und dem Volke, welche das freudige Bewußtsein und Hoffen auf „Verbesserung" nicht mehr besitzen; sie sind tote Mitglieder der Kulturgemeinschaft, werden bald durch frische Kräfte ersetzt werden. Denn die Menschheit ist **ein** großer Kulturkörper, der leben, d. h. sich emporentwickeln will, der alle unbrauchbaren Stoffe ausscheidet.

Der Gedanke des **Organismus** steht heute im Mittelpunkte der Kulturbewegung. Man suche nur das Gemeinsame und Einheitliche aller tieferen Bewegung aufzudecken und überall wird man auf die Wurzelidee des Organismus geführt. Stellen wie das paulinische „Ein Leib sind wir alle", finden wir an allen Enden.

Auf alle empfänglichen Gemüter wird immer jene Lehre des Pythagoras einen tiefen Eindruck machen, die in Ehrfurcht von der unendlichen, herrlichen Sphärenharmonie meldet, die zu vernehmen nur den Auserwähltesten verstattet sei. Und die Lehre ist nicht ein Märchen nur! Allerdings besitzt sie nicht die mathematisch exakte Wahrheit eines elektrischen Klaviers, sondern die höhere symbolische, die gleichnisartige, für den Bau des ganzen Weltalls, des Kosmos! Auch über Leibniz lächelt naserümpfend mancher moderne Empirist; hat der doch behauptet, daß unsere Welt die besteingerichtete aller nur denkbar möglichen sei, ja daß gemäß seinem „principium indiscernibilium" die Ordnung und Harmonie in dieser Welt eine so herrliche sei, daß es nicht zwei Dinge gäbe, die einander vollständig glichen und daß kein nur denkbares Ding im Weltall fehle, damit die allerhöchste Ordnung erreicht werde. Und der „göttliche" Plato, der machtvolle Augustin, der bezaubernde Bruno, der tiefgründige Cusanus, die innigen Mystiker, sie alle haben ähnliches empfunden und ausgesprochen.

Und wir? Das Gefühl hat sich Bahn gebrochen, daß wir durch die weit offenen Tore einer neuen Zeit gezogen sind. Auf den flatternden Bannern aber steht überall das Wort „**Organismus!**"

Organismus steht einerseits im Gegensatz zu Individualismus, anderseits zu Mechanismus. Im Zeichen des zügellosesten Individualismus begann unsere Neuzeit. Sie hat prachtvolle Höhen erklommen, ist nun aber erschöpft. Ein letztes ohnmächtiges Aufbäumen erlebte er in Nietzsche mit seinem Uebermenschentum und dem „Jenseits von Gut und Böse". Der Individualismus vertritt das geistige Urprinzip der **Freiheit**. Da es neben diesem noch zwei andere, das der **Gleichheit** und der **brüderlichen Liebe** gibt, ist es unmöglich, daß jenes allein dauernd den Gang der Menschheitsentwicklung bestimme.

Das Prinzip der Gleichheit kommt im Mechanismus zum Ausdruck; es ist zwar ebenso notwendig in seiner Verwirklichung wie das erstere, aber hat bisher im Laufe der Geschichte noch nie eine annähernd gleiche, schöpferische Kraft bewiesen. Es war immer das Prinzip zu Revolutionen, mit denen es verpuffte, oder zu Idolen, wie dem Kommunismus. Wir denken besonders an die französische Revolution oder auch an den unfruchtbaren materialistisch-mechanistischen Sozialismus des neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Der Mechanismus ist nie lebensfähig, da es im Leben nichts **nur** Gleiches gibt. Der tote Körper, der in Staub zerfällt, löst sich in gleiche Teile auf.

Der Organismus ist die echteste und höchste Lebensform. Er baut auf dem Prinzip der Liebe, der großen, vereinigenden Kraft, dem Urquell des Lebens, dem Triebe der Weltenuhr. Der Liebe gelingt es, im lebendigen Leben die beiden Polarprinzipien der Freiheit und der Gleichheit zu einer höheren, harmonischen Lebenseinheit zu verbinden. Auch diese Einheiten werden dann weiter immer wieder verbunden, bis als letzte die große, unendliche Welteneinheit entsteht, ein ungeheures, harmonisches, beseeltes Ganze, das wahrhaftige Sphärenharmonie austönen läßt, die bis ins letzte Glied vernehmlich wird.

Freiheit und Gleichheit aber werden im „Organismus" so aufgehoben, daß nun ein lebendiges Ganzes entsteht, ein corpus, dessen Glieder (membra) als notwendig zur Vollkommenheit des Organismus gleichwertig sind, aber auch Freiheit besitzen, da jedes seine Aufgabe erfüllen muß.

Starke Ansätze zu solchem großen Organismus finden wir im **Mittelalter**; heute gilt es, in höherer Spiralwindung diese zu überflügeln. Hier ist eine der Wurzeln für das wiedererwachte öffentliche Interesse, das dem Mittelalter entgegengebracht wird.

Organische Gedanken sind heute verstreut fast überall erwachsen. Betrachten wir die **politischen** Probleme: Einheitsstaat oder Föderativreich — nur Nationalstaat oder durch das Nationale zur Weltmacht, als Glied des Weltstaates zur allgemeinen Wohlfahrt. In der ersteren Frage wird beim Eintreten für das Föderativreich immer wieder geltend gemacht, daß die einzelnen Stämme ihre Eigenarten und Aufgaben hätten, die sich gegenseitig befruchteten und so dem Wohle des Gesamtreiches am besten dienen. Das Reich ein corpus, die Glieder

als solche verschieden und doch wieder als Lebenseinheiten gleich. Das ist der organische Gedanke. In der zweiten Frage wird entweder der Nationalstaat oder die Menschheit als letzte Einheit aufgefaßt. Da die Menschheit ein lebendiges Ganzes sei, müsse nationale Kirchturmpolitik verderblich wirken. Allerdings ist zu bedenken, daß das allgemeine Wohl aber auch wieder gerade durch starkes Betonen des Nationalen gefördert wird. Im Akkord muß jeder Ton kräftig klingen, die Harmonie ergibt sich dann von selbst. Nur darf der große Gedanke der lebendigen Einheit nicht verloren gehen, sonst ist der Hexenkessel des nationalen Hasses unentrinnbar. Der Völkerbund ist ein Ideal, als solches letzthin erstrebenswert, aber notwendigerweise nicht erreichbar.

Recht glücklich sucht man durch den Gedanken des Organismus die Klassengegensätze zu mildern und damit die soziale Frage ihrer Lösung näherzubringen. Das Hauptverdienst fällt hierin den christlichen Gewerkschaften zu. Immer wieder betonen diese, daß das ganze Volk in all seiner beruflichen und sozialen Gliederung ein unzertrennlich organisches, lebendiges Ganzes bilde. Jeder Stand und Beruf sei als Glied am Volkskörper gleich notwendig und verleihe deshalb an und für sich die gleiche sittliche Würde. Welchen Beruf nun jeder erwähle, das hänge von seiner inneren „Berufung", — ein echt germanischer und zugleich christlicher Zug — ab. So wird jede Arbeit geadelt, aus Fluch und unvermeidlichem Uebel zur freudig erfaßten Pflicht und zum Segen. So erwächst aus dem Gedanken des Organismus der des Berufes. Der Berufsgedanke aber bricht dem Klassengegensatz die Giftzähne aus. Der Klassenhaß weicht der gegenseitigen Anerkennung gemäß den besonderen Funktionen. Daß anderseits aber gerade dieses Prinzip keinen Raum für soziale Ungerechtigkeiten läßt, das dürfte klar sein. Geschwüre und unnormale Entwicklungen, Wucherungen wie Verkümmerungen hemmen die Lebenstätigkeit.

Am tiefsten wird der organische Gedanke wohl von der modernen Jugendbewegung empfunden und auch zu gestalten gesucht. In dieser Tatsache liegt der Angelpunkt und auch die große Kulturbedeutung dieser Geistesströmung. Gewiß war sie bisher zum größten Teil gefühlsmäßig getragen. Instinktmäßig und als Reaktion waren die frischen und starken Triebe der Jugendbewegung schnell emporgeschossen. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo man sich besinnt und dem eigenen Tun eine gedankliche Grundlage zu geben versucht. Und sicher überall leuchtet der Gedanke des Organismus auf! Das Leben der Menschheit wie des einzelnen Menschen sei eine lebendige Einheit. In dieser darf jedes Glied nicht nur auf das Ganze bezogen werden, sondern ist immer auch selbständig eigenwertig. Daher neben dem Ideal des Völkerbundes die starke nationale Einstellung, neben der Betonung der Volkseinheit die Forderung nach möglichst weitgehender persönlicher Freiheit, neben der Auffassung, die Jugend sei Vorbereitungszeit für die Reife, auch der heftige Ruf nach Berücksichtigung des Eigenwertes, des Selbstzwecks der Jugend. Alle diese Gegensätze heben sich im lebendigen Organismus auf, ja sind notwendige Ergänzungen füreinander. Charakteristisch ist, daß das tiefste Problem, das die neue Jugend am stärksten bewegt, das von „Autorität und Freiheit" ist. Und man kann behaupten, daß schon manche glücklichen Ansätze zur Lösung aus dem organischen Gedanken heraus vorhanden sind.

Von der Jugendbewegung gehen starke Verbindungsfäden zu den modernen pädagogischen Bestrebungen hinüber. Auch da überall der Gedanke des Organismus, wo etwas von größerer Bedeutung geleistet wird. Als Erziehungsziel erringt sich eine doppelt organische Auffassung die Vorherrschaft: einmal erstrebt man die organische Ausbildung des Einzelmenschen (Menschlichkeitsideal), und die „Einbildung" in die Volksgemeinschaft (Nationalideal), sodann die Beziehung beider Ideale aufeinander. In diesem Lichte erhalten Forderungen wie Arbeitsschule, Schulgemeinde, Einheitsschule ihre rechte Bedeutung. Den großen organischen Gesichtspunkt in Betreff der Schulgemeinde hat trefflich und philosophisch tief v. Pestalozza erkannt und in seinem schönen Buche „Die Schulgemeinde" anschaulich dargestellt. (Pädagogisches Magazin, Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne-Verlag.)

Am tiefsten muß solch ein Weltanschauungsgedanke wie der organische natürlich die Sittenlehre und Sittlichkeit beeinflussen. Einzelmensch, Volk, Menschheit sind Organismen; daneben außerdem etwa Berufsgenossen, Gemeinde usf. Die organische Ethik fordert nun, daß beim Handeln überall eine innere Einheit und Harmonie erzielt werde, und zwar innerhalb des Kreises, den meine Handlung zieht. Dieser ist letzten Endes immer die ganze Menschheit als größte Einheit. Umgekehrt muß ich in meiner engen Brust immer spüren, ob die Menschheitsharmonie erreicht ist, denn ich bin deren lebendiges Glied. So entscheidet als höchste Instanz mein (= der Menschheit) Gewissen über Gut und Böse. Meine Handlung wird immer zur allgemein gültigen erweitert und umgekehrt wieder reflektiert. Das ist die organische Ausdeutung des großen kategorischen Imperativs. Dem flachen Utilitarismus wie dem blöden Egoismus ist damit die Spitze abgebrochen. Die Weltharmonie ist das Gewissen.

Noch ein kurzes Wort über den organischen Gedanken in den religiösen Gemeinschaften. Hier, besonders in der katholischen Kirche äußert er sich in den liturgischen Reformbestrebungen. Nicht mehr der einzelne soll da nur individualistisch (obwohl gemäß dem Prinzip der Freiheit auch das gestattet ist) sich an seinen Gott wenden, sondern dies soll er jetzt als lebendiges Glied der großen Gemeinde tun. Das Wort „Wo zwei oder drei von euch in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen", gewinnt eine erneute und vertiefte Bedeutung.

Wir sehen: der organische Gedanke als das Einheitliche in dem Wirrwarr des modernen geistigen Lebens fast überall. Die Beispiele könnten noch weit vermehrt werden, wie etwa durch den heutigen Zug zur Mystik. Eine lebensfähige Zukunft kann man ihm durchaus zuschreiben, da er tief fundiert ist, vor allem aber, da er die beiden Hauptelemente unserer Kultur umschließt und weit ausbeutet; er ist echt germanisch und christlich zugleich!

„Politischer Katholizismus" und Patriotische Partei in Bayern.

Von Prälat Dr. v. Pichler, Dompropst in Passau.

Im Artikel „Zur Situation des Föderalismus in Geschichte und Gegenwart" (Nr. 48 der „Allg. Rundschau") kommt Klemens Bauer auch auf die „Patriotenpartei in Bayern" zu sprechen. Er legt dar, im politischen Denken der großdeutschen Konservativen habe das Religiöse und zwar das Katholisch-Religiöse die zentrale Stellung eingenommen, das sei wahrhaft katholische Politik gewesen im grundsätzlichen Unterschied vom „politischen Katholizismus". Die Ueberspannung des Kirchenpolitischen habe dazu geführt, daß das Kirchenpolitische zum Zentralpunkt wurde und zur faktischen Identifizierung des Religiösen mit dem Kirchenpolitischen im „politischen Katholizismus". Dann fährt er fort: „So wird wirklich das Großdeutschtum ein konfessionell begründetes und es vollzieht sich mancherorts die Verengerung und Entstellung des großdeutsch-konservativen Föderalismus zum großdeutsch-konfessionellen Partikularismus. So bei der Patriotenpartei in Bayern".

Als einer der wenigen Ueberlebenden, denen es vergönnt war, mit den letzten Führern der ehemaligen Patriotischen Partei in Bayern noch längere Zeit im Parlamente zusammenzuarbeiten, darf ich mir zu diesen Ausführungen einige Bemerkungen erlauben. Ich fühle mich dazu um so mehr veranlaßt, als ich die angeführten Worte nach ihrem Zusammenhang nur dahin verstehen kann, daß gegen die Patriotische Partei der Vorwurf erhoben wird, sie habe den großdeutsch-konservativen Föderalismus zum konfessionellen Partikularismus entstellt und so „politischen Katholizismus" betätigt im „grundsätzlichen Unterschied von wahrhaft katholischer Politik".

Die Phrase „politischer Katholizismus" wird bekanntlich im politischen Parteikampf verwendet als Vorwurf des Mißbrauches der katholischen Religion zu politischen Zwecken. Dieser Vorwurf ist im bayerischen Landtag von einzelnen liberalen Wortführern wiederholt erhoben und als Gegensatz hierzu der „religiöse Katholizismus" gepriesen worden. Nach meiner Ansicht ist dies einer der schwersten Vorwürfe, der gegen eine auf christlichem Boden stehende, von christlichen Grundsätzen aus sich betätigende Partei erhoben werden kann. Daher die Frage: Hat die Phrase vom „politischen Katholizismus" in der Anwendung auf die Patriotische Partei in Bayern irgendwelche sachliche Berechtigung?

Die Patriotische Partei in Bayern entstand bei den Landtagswahlen von 1869. Im vorausgehenden Landtag stand

der durchaus liberal gerichteten Mehrheit nur Dr. Ruhland mit einem Dutzend Gleichgesinnter gegenüber, die aber durch keine Organisation verbunden waren. Der Bruderkrieg von 1866 hatte zum Norddeutschen Bund geführt; seitdem arbeitete der „deutsche Nationalverein" unter Führung des Hannoveraners Rudolf Bennigsen mit allen Mitteln auf die Einigung Deutschlands hin im Sinne eines Kleindeutschland unter Führung Preußens mit Ausschluß von Oesterreich. Diese Bestrebungen riefen die Bevölkerung im katholischen Altbayern zum Widerstand auf und brachten sie zum Zusammenschluß in einer politischen Partei. Die Bewegung wurde verstärkt durch die vorausgegangenen Versuche auf eine liberale Schulgesetzgebung und durch die Erbitterung weitester Kreise des Mittelstandes über die liberale Gesetzgebung mit der schrankenlosen Gewerbefreiheit. Die Wahlen brachten der neuen Partei die Mehrheit in der Abgeordnetenkammer trotz der gekünstelten Wahlkreiseinteilung. Nach dem deutsch-französischen Kriege schloß sich auch Bayern in den Versailler Verträgen dem Deutschen Reiche an. Die Mehrheit der Patriotischen Partei hatte gegen diese Verträge gestimmt, da dieselben nicht vereinbar waren mit dem großdeutschen Gedanken, in welchem nach ihrer Ueberzeugung allein eine gedeihliche Entwicklung Deutschlands und die Sicherung seiner europäischen Stellung gegeben war. Heute wird man diese Stellungnahme vielleicht anders beurteilen als in früheren Jahren. Würden Deutschland und Oesterreich heute auch so elend am Boden liegen, wenn in den 60er Jahren die preußische Gewaltpolitik unter Bismarck Oesterreich nicht aus Deutschland verdrängt hätte, wenn es damals zu einem wahrhaft föderativ aufgebauten Deutschland hätte kommen können? Zu einem Groß-Deutschland, das seine Stärke nicht so sehr im anspruchsvollen Militarismus gesucht hätte, sondern ein Träger deutscher Kultur geworden wäre inmitten und zum Segen für ganz Europa? Doch das sind jetzt müßige Gedanken!

Die Patriotische Partei sah sich im bayerischen Landtag von Anfang an vor zwei große Aufgaben gestellt. Die erste war der Kampf um die Erhaltung der dem Königreich in den Versailler Verträgen noch belassenen und verbürgten Rechte. Um gegenüber den liberalen Einheitsbestrebungen eine stärkere Sicherung derselben zu erreichen, verlangte ein Antrag Dr. Schüttinger, daß eine Erweiterung der Zuständigkeit des Reiches nicht erfolgen dürfe ohne Zustimmung des bayerischen Landtags (Februar 1872). Auch in der Folge trat die Patriotische Partei bei jeder Gelegenheit unitaristischen Bestrebungen entgegen.

Die zweite große Aufgabe war der Kampf für die Rechte und die Freiheit der Kirche, der sich ergab aus der Stellung der bayerischen Regierung zum vatikanischen Konzil und zur kirchenfeindlichen Bewegung der damaligen Zeit.

Im kirchenpolitischen Kampfe, welcher in den siebziger Jahren das junge Deutsche Reich bis in seine Grundfesten erschütterte, stand die bayerische Regierung unter Führung des Ministers Lutz in vorderster Reihe. Von Bayern aus war durch den Fürsten Hohenlohe der Kampf gegen das vatikanische Konzil angeregt worden; die bayerische Regierung war eine Hauptträgerin des Gedankens einer deutschen Nationalkirche, wie Dr. Orterer seinerzeit in glänzender Rede dem Minister Lutz aktenmäßig nachgewiesen. Die bayerische Regierung hat die Aufnahme des Kanzelparagraphen in das deutsche Strafgesetzbuch beantragt, sie war auch treibend tätig bei Einführung und Durchführung des Jesuitengesetzes und bei dessen Ausdehnung auf eine Reihe von katholischen Orden.

Klemens Bauer bezeichnet im angeführten Artikel als Grundgedanken des großdeutschen Konservatismus die Ueberzeugung, daß die Religion die Grundlage alles gesunden und gedeihlichen Staatslebens sei. „Das Religiöse", schreibt er, „ist die Wurzel alles gesunden Staats- und Gesellschaftslebens; die Kirche aber ist die Hüterin und Pflegerin dieses Religiösen, folglich muß sie im Interesse des Staates diese ihre Aufgabe erfüllen; sie kann sie nur erfüllen, wenn sie ihre Freiheit besitzt". Diese Ueberzeugung war auch die Grundlage für die ganze parlamentarische Betätigung der patriotischen Fraktion. Es ist ein innerer Widerspruch, wenn ihr deshalb „Ueberspannung des Kirchenpolitischen" zum Vorwurf gemacht wird. Eine politische Partei als solche kann sich auf religiösem Gebiete nur mit kirchenpolitischen Fragen befassen, mit jenen entscheidenden Lebensfragen, welche sich auf die richtige Absteckung der Grenzen zwischen Kirche und Staat beziehen, und mit der Abwehr von Uebergriffen der Staatsgewalt auf das kirchliche Gebiet. Das „Religiöse", die Pflege des religiösen Lebens ist Sache des einzelnen und der kirchlichen Organe im Zusammenhang mit der kirchlichen Gemeinschaft und in Unterordnung unter die kirchliche Autorität. Die Aufgabe der politischen Partei beschränkt sich darauf, den kirchlichen Organen die Freiheit ihrer Betätigung in Kirche und Schule zu sichern und Hemmnissen gegen ihre segensreiche Betätigung entgegenzuwirken.

Wer die Geschichte der Patriotischen Partei in den siebziger und achtziger Jahren kennt, wird zugeben, daß sie zum kirchenpolitischen Kampf herausgefordert war, daß sie in diesem Kampfe nach besten Kräften ihre Aufgabe erfüllte, ohne die gesteckten Grenzen zu überschreiten; sie hat viel Unheil verhütet! Der Kampf nahm seinen Ausgang von der Entscheidung des vatikanischen Konzils über die päpstliche Unfehlbarkeit. Die Gegner des Dogmas schlossen sich in Deutschland entgegen dem Rate Döllingers zu einer eigenen Religionsgesellschaft unter dem Namen „Altkatholiken" zusammen. Die liberale Fraktion verlangte im September 1871 gleich nach Zusammentritt des Landtages Schutz für die Altkatholiken. Gleichzeitig erhob sie die Forderung auf Trennung von Kirche und Staat „zur Begründung des Friedens und der Freiheit auf religiösem Gebiete". Minister Lutz erklärte, die bayerische Regierung sei gewillt, die bayerischen „Staatsangehörigen geistlichen und weltlichen Standes, welche die Unfehlbarkeit nicht anerkennen . . . in ihren wohlerworbenen Rechten und Stellungen zu beschützen . . . und die Hände zu Gesetzen zu bieten, durch welche die volle Unabhängigkeit sowohl des Staates als der Kirche begründet wird". Die altkatholischen Gemeinden wurden als katholisch anerkannt, ihnen katholische Kirchen zugewiesen. Wiederholt beschäftigte der bayerische Landtag sich mit diesen Fragen. Minister Lutz sprach bei der großen Adreßdebatte im Oktober 1875 seine Ziele offen aus: „es handelt sich um den Gegensatz zwischen kirchlichem Regiment und staatlicher Existenz. Der Kampf ist ein alter, er ist nur wieder neu entbrannt, die kirchliche Regierung bekämpft den Staat auf Leben und Tod . . . der Gegensatz ist: Staatsregierung und Priesterherrschaft".

Die kirchenpolitischen Schwierigkeiten in Bayern führten zurück bis auf das Jahr 1818, auf die Verfassung, welche neben dem 1817 mit dem Apostolischen Stuhle abgeschlossenen Konkordat auch das sog. Religionsedikt enthielt, dessen Bestimmungen in wesentlichen Punkten mit dem Konkordat in direktem Widerspruch standen. Dieser staatsrechtliche Konflikt äußerte seine Wirkungen bis in die letzten Jahre vor dem Krieg, wenn auch die Beschwerden der Katholiken durch wohlwollendere Auslegung und Praxis immer weiter abgeschwächt wurden. Hätte Bayern in den siebziger Jahren eine liberale Kammermehrheit gehabt, so wäre der offene Kulturkampf durch eine kirchenfeindliche Gesetzgebung auch auf Bayern übertragen worden. Hat ja Minister Lutz offen in der Kammer 1875 die Bereitwilligkeit ausgesprochen, in eine „Revision des gesamten Kirchenstaatsrechtes" einzutreten. Das hat die bayerischen Bischöfe damals veranlaßt, in offenen Hirtenbriefen in den Wahlkampf einzugreifen und das katholische Volk zur Wahl von Männern aufzurufen, welche bereit sind, „für Thron und Vaterland, für Religion und Kirche, für Gesetz und öffentliche Ordnung einzutreten". Als solche Männer haben die „Patrioten" sich erwiesen und damit wahrhaft „katholische Politik" gemacht. Der Altkatholikenstreit wurde 1890 unter dem klugen Beirat des zum Bischof von Passau ernannten Kapitelvikars von München, Dr. Michael v. Rampf, beigelegt; auch in der Ordensfrage steckte die bayerische Regierung unter den Nachfolgern des Herrn von Lutz ihre Ziele zurück. Die Patriotische Partei hatte inzwischen den formellen Anschluß an das deutsche Zentrum vollzogen, nach dessen Grundsätzen sie sich von jeher betätigt hatte.

Noch intensiver und länger war der Kampf im bayerischen Landtag auf dem Gebiete der Schule. Wie schon erwähnt, hatte der liberale Schulgesetzentwurf von 1869 mit den Anstoß zur katholischen Bewegung in Bayern und zur Gründung der Patriotischen Partei gegeben. Auch in der neuen Kammer machten sofort die prinzipiellen Gegensätze in der Schulpolitik sich geltend; sie kamen bis zur Revolution nicht zur Ruhe, wenn auch ab und zu die Formen sich etwas milderten. Schon 1870 forderten die Liberalen freisinnige Gestaltung der Lehrerbildung, man brauche vom Geist der Wissenschaft durchdrungene Lehrer, „denn der Lehrer macht die Schule" (Abg. Strauß); sie verlangten ein liberales Schulgesetz, Einführung der konfessionslosen Schule. Manche Mitglieder des Lehrervereins verlangten noch weitergehend die religionslose Schule, denn das Christentum sei das größte Hindernis für eine gedeihliche Entwicklung der

Schule, das Christentum habe die Schule vergiftet (von Dr. Rußwurm in der Kammer zitiert). Die bayerische Lehrerzeitung erhob damals offen die Forderung, „daß man die Jugend mit der kirchlichen Theologie über die Person Christi und sein Werk verschonen solle". (Soweit ist nicht einmal der bayerische Revolutionsminister Johannes Hoffmann gekommen, wie liberale Schulreformer schon vor 50 Jahren es erstrebten!). Bei Beratung des Antrages Luthardt auf Beseitigung der Simultanschulen (4. u. 5. Nov. 1881) wurde festgestellt, daß manche Magistrate Kreuze und religiöse Bilder aus den Schulen entfernt hatten, daß das Ave Maria und sogar der Name Jesus verboten worden war.

Es war wahrhaft „katholische Politik", was in diesen Kämpfen die Vertreter des katholischen Bayernvolkes vor die Front führte, deren Reden zu einem großen Teil als glänzende Leistungen bezeichnet werden können. Es seien hier nur die Namen Jörg, Ruhland, Stamminger und Rußwurm aus der ersten Zeit genannt, dann Hauck, Walter, Geiger, Rittler, Daller und als deren jüngster und glänzendster Vertreter Dr. Orterer. Inter arma silent musae. Daß während dieser jahrelangen erbitterten Kämpfe die positiven Arbeiten zum Aufbau des Volkslebens vielfach zurücktraten, kann nicht wunder nehmen. Die Patriotische Partei hat aber den Kampf gegen den zersetzenden Individualismus gleich anfangs aufgenommen. Der Organisation des gewerblichen Mittelstandes und der Pflege der Landwirtschaft galt immer ihre Sorge, wie das später beim bayerischen Zentrum der Fall war, das auch den damals stärker hervortretenden Arbeiterfragen volles Verständnis widmete. Die praktische politische Arbeit im Landtag mußte sich selbstverständlich im verfassungsmäßig gegebenen Rahmen halten, also innerhalb der engen Grenzen des bayerischen Staates und der ihm noch verbliebenen Zuständigkeit. Es ist unrecht und unlogisch, daraus den Vorwurf einer „Verengerung und Entstellung" des großdeutschen Föderalismus zum Partikularismus zu konstruieren. Durch die Versailler Verträge waren die großdeutschen Ideen begraben; die Arbeit in den gesetzgebenden Körperschaften konnte sich also auch nicht mehr großdeutsch betätigen, nicht im Reichstag, noch weniger im bayerischen Landtag. Wer berufen ist, auf einem Teich zu fischen, kann nicht mit dem Dampfschiff fahren. Der geistig hervorragendste Führer in der ersten Periode der Patriotischen Partei Dr. Edmund Jörg ist auch nach seinem Ausscheiden aus der praktischen politischen Mitarbeit bis an sein Lebensende (1901) der unentwegteste politische Vertreter der großdeutschen Ideen geblieben. Noch weniger ist der Vorwurf der „Entstellung" des Föderalismus am Platze. Die Einigung der deutschen Stämme, leider mit Ausschluß von Oesterreich, war Januar 1871 mit der Gründung des Reiches gegeben. Für die bayerische Volksvertretung blieb noch die Aufgabe, den Charakter des in Versailles geschlossenen Bundes nicht durch unitaristische Bestrebungen zum Einheitsstaat „entstellen" zu lassen. Gegenüber diesen Vereinheitlichungs-Tendenzen, oder wie man jetzt so schön sagt, Verreichlichungsbestrebungen mußten innerhalb des bestehenden foedus die Eigenrechte der einzelnen Staaten und die Eigenart der Stämme, die particularia betont, also das föderalistische Prinzip nach seiner partikularistischen Seite mehr vertreten werden. Eine konfessionelle Partei war die Patriotische Partei in Bayern ebensowenig wie das Zentrum; sie war eine politische Partei, die aus politischem Anlaß aus dem konservativ gerichteten katholischen Volksteil Bayerns hervorgegangen war. In den kirchenpolitischen Kämpfen mußte sie vorwiegend die Interessen und Rechte der katholischen Kirche verteidigen, weil eben diese zunächst angegriffen und verletzt waren. In der beide Konfessionen berührenden Schulfrage hat sie mit den leider immer in geringer Zahl gebliebenen protestantischen Konservativen eng zusammengearbeitet.

Man mag in verschiedenen Fragen über die von der Patriotischen Kammermehrheit eingeschlagene Taktik jetzt anderer Meinung sein, man darf aber dabei die besonderen Schwierigkeiten nicht vergessen, welche unter König Ludwig II. bestanden, dessen schwere Erkrankung erst spät dem Volke offenkundig gemacht wurde.

Weltrundschau.

Von Dr. Otto Kunze, München.

Die Zusammenkunft zwischen Lloyd George und Briand in London ist anscheinend erfolglos verlaufen. Es wurde nichts beschlossen als eine Tagung des Obersten Rates anfangs Januar 1922 zu Cannes in Südfrankreich. Weder über die Stundung der deutschen Tribute noch über die Bürgschaften dafür oder über ein verbessertes Zahlungsverfahren kam ein Beschluß zustande. Alles, was während der Beratungen der beiden Staatsmänner darüber in die Presse kam, hat sich als haltlos erwiesen. Aus den Gesprächen selbst drang nicht mehr an die Oeffentlichkeit, als daß sie nicht gar freundschaftlich geführt wurden. Lloyd George ist ziemlich hartnäckig gewesen und sein Leibblatt „Daily Chronicle" durfte hinterher den Franzosen außergewöhnlich grob werden. Man vernahm diese Töne aus der englischen Presse seit ein paar Wochen immer stärker. Das erste Mal nach dem französischen Angoravertrag mit der kämpfenden Nationaltürkei, der den Briten ein schweres Aergernis ist. Dann aber viel entschiedener auf die Haltung hin, die Frankreich in Washington einnahm. Briand zeigte bei der Flottenabrüstung eine auffällige Vorliebe für die U-Boote. England möchte sie am liebsten als Kriegswaffe international abschaffen. So trat auf der Weltkonferenz eine peinliche Spannung und Stockung ein, die vielleicht sogar das Vierländerabkommen gefährdet. Ein Brief von Hughes an Briand hält den Franzosen dies ziemlich unverblümt vor. England muß erkennen, daß es vor Frankreich schon viel zu weit gewichen ist. Es hat Frankreich die deutsche Entwaffnung, die Sanktionen am Rhein, die Selbständigkeit Oesterreichs, das polnische Oberschlesien bewilligt und damit die französische Uebermacht auf dem Festland ins Ungeheure wachsen lassen. Jetzt will es zur Weltmacht werden und macht Front wider die Herrin der Meere. Frankreich könnte mit seinen U-Booten nicht nur die Engländer erfolgreich bekriegen, sondern auch eine neue Kontinentalsperre zu seinen Gunsten verhängen, womit es zugleich Nordamerika schädigte. In Washington hat England gute Erfahrungen gemacht mit der Zähmung Japans, Cannes soll vielleicht die Nachahmung von Washington für Frankreich sein. Und wie in Washington jetzt und auf der anschließenden Wirtschaftsberatung die Welt, so soll in Cannes und auf einer oder zwei folgenden Konferenzen Europa gesund gemacht werden. Kann die Diplomatie das leisten? In unsere Hoffnungen mischt sich überdies die Sorge, ob Deutschlands leitende Kreise in Berlin alles tun und bei der herkömmlichen Parteiwirtschaft tun können, was zu dieser Weltstunde geboten ist.

In der Woche vor Weihnachten ward auch das Urteil im Kappistenprozeß beim Reichsgericht in Leipzig gesprochen. Herr von Jagow wurde wegen Beihilfe zum Hochverrat bei mildernden Umständen zu fünf Jahren Festung verurteilt. Bekanntlich hatte er unter Kapp das Ministerium des Innern geführt. Gegen die Mitangeklagten v. Wangenheim und Dr. Schiele wurde das Verfahren eingestellt. Die Art, wie sie die ihnen zugedachten Ministerien der Landwirtschaft und Wirtschaft übernahmen, ließ sie dem Gericht nicht als Führer des Putsches erscheinen. Deshalb kam ihnen die Amnestie vom 4. August 1920 zugute, von der Mitschuld freigesprochen sind sie nicht. Die Verhandlung war in vieler Hinsicht lehrreich und hat über das ganze Unternehmen des für einen starken Mann gehaltenen Kapp ein vernichtendes Urteil gefällt. Der Diktator und Reichskanzler eigener Bestallung, der im Zimmer umherläuft und ruft: „Wo ist Schnitzler? Ohne Schnitzler kann ich nicht regieren!" Die ausplaudernde Wichtigtuerei vor dem Losschlagen, die Schwatzbude und Stellenbörse nach gelungenem Staatsstreich in der Reichskanzlei, die Sorge der wankenden Gewaltherrscher um Amnestie — wirklich, diese deutsche Gegenrevolution und die deutsche Novemberrevolution sind einander wert. Diese Leute mußten den inneren Bolschewismus an die Wand malen, um eine Folie ihrer aufgeblähten Nichtigkeit zu haben. — Daß Jagow sich nicht als Märtyrer vor die Schranken stellte, vielmehr seinen Anteil an der Tat möglichst klein zu machen suchte, war sein Recht als Angeklagter und braucht ihm nicht als Feigheit ausgelegt zu werden. Sehr zu denken aber gab das Auftreten Ludendorffs. Seine nachträglich vereidigten Aussagen lassen klar erkennen, daß er sich mindestens hart am Rand dessen bewegte, weswegen Jagow vor den Richtern stand. Ja, der moralische Anteil an der Vorarbeit des Putsches könnte Ludendorff vielleicht mit mehr Erfolg vorgeworfen werden als Jagow. Es ist wirklich ein Glück, daß

der Brief eines Herrn v. Dewitz, worin Ludendorff geraten wird, sich von der gefährlichen Sache, die im März losgehe, zurückzuziehen, in der Nationalen Vereinigung hängen blieb und den Angeschriebenen nicht erreichte. Uebrigens heißt es jetzt, daß der Oberreichsanwalt ein Verfahren gegen Ludendorff in Erwägung ziehe. Kapp selber sitzt noch in Schweden und schreibt in einem in der „München-Augsburger Abendzeitung" abgedruckten Brief (Nr. 534 v. 21. Dez. 21): er müsse es ablehnen, wegen angeblichen Hochverrats sich den Organen einer Regierung zu stellen, die den Besitz der Gewalt lediglich einem tatsächlich begangenen Hoch- und Landesverrat verdanke. Daß die Nationalversammlung als Souverän lange nach dem 9. November in einen völlig leeren Raum einrückte, ist dem großen Mann nicht mehr gegenwärtig.

Ohne ersichtlichen Grund faßte der **Reichstag** Mitte Dezember den Beschluß, die Verordnung vom 28. September zum Schutz der Republik aufzuheben. Sie war an Stelle der Verordnung vom 29. August mit Bayern vereinbart, das daraufhin seinen Ausnahmezustand aufhob. Die plötzliche Aufhebung der Verordnung wird mit Recht in Bayern als unfreundlich empfunden, gibt anderseits der bayerischen Regierung freie Hand, Sicherheitsmaßnahmen nach eigenem Entschluß vorzukehren. Eine Erneuerung des Ausnahmezustands wird aber nicht beabsichtigt. Bezeichnend ist, daß neben der ganzen roten Linken die Deutschnationalen die Verordnung zu Fall brachten, während die Parteien der Mitte, u. a. das Zentrum, sie erhalten wollten. Den Zwiespalt der beiden Regierungsparteien, Zentrum und MSP., in dieser Frage nannte der bayerische Ministerpräsident Graf Lerchenfeld mit Recht ein Geschehnis, das in der ganzen Geschichte des Parlamentarismus nicht seinesgleichen habe. — Ueber die Zustände im Gefängnis **Niederschönenfeld** hat die bayerische Regierung jetzt eine Denkschrift herausgegeben, die ihr Verhalten vollkommen rechtfertigt und die sog. Märtyrer der Revolution als würdige Genossen von Max Hölz erweist.

Richten wir unseren Blick auf **Deutschösterreich**, so dürfen wir uns der traurigen Tatsache nicht verschließen, daß es unserem Einfluß immer mehr entgleitet. Am 15. Dezember kam der Bundespräsident Hainisch auf Schloß Lana in Böhmen mit Masaryk zusammen, und von den begleitenden Ministern, dem österreichischen Staatskanzler Dr. Schober und dem tschechoslowakischen Außenminister Dr. Benesch wurde ein weitreichendes Abkommen auf 5 Jahre geschlossen. Beide Staaten verbürgen einander ihre Grenzen und versprechen sich politische und diplomatische Unterstützung. Sie verpflichten sich zur Neutralität bei fremdem Angriff auf einen von ihnen und sagen sich gegenseitige Hilfe bei der Bekämpfung von Geheimbünden zu. Das Letzte geht ohne Zweifel auf karlistische Pläne. Streitfragen zwischen beiden Staaten sollen nötigenfalls dem ständigen internationalen Gerichtshof (Völkerbund?) unterbreitet werden. Daneben wurden wirtschaftliche Vereinbarungen getroffen, u. a. ein Handelsvertrag, sowie tschechische Warenkredite für Oesterreich in Aussicht genommen. Das Abkommen bedeutet einen großen Schritt Oesterreichs zur kleinen Entente, namentlich wenn sich erfüllt, daß mit Jugoslawien ein Aehnliches bevorsteht. Bei den bürgerlichen Parteien in Oesterreich herrscht auch keine Freude darüber. Die Großdeutschen als Anschlußfreunde sind unbedingt dagegen, die Christlichsozialen kaum weniger. Mindestens sieht die „Reichspost" darin ein unnötig feierliches Bekenntnis zum Diktatfrieden von St. Germain. — Die Abstimmung des Landkreises und der Stadt Oedenburg in **Westungarn**, überschnell angeordnet und durchgeführt, ergab in der Stadt Oedenburg eine große Mehrheit für Ungarn, in den Landgemeinden dagegen eine Mehrheit von 54,6 Prozent für Oesterreich. Da das Gesamtergebnis für Ungarn entscheidet, wird der Bezirk unter ungarischer Hoheit verbleiben, der österreichische Einspruch gegen die Abstimmung unter den Tisch fallen.

Was in den Weihnachtstagen und unmittelbar nachher über die **Wiedergutmachung** noch gemeldet wurde, widerspricht mindestens nicht dem, was wir zu Ende der Woche schrieben. Sehr genaue Angaben der „Frankfurter Zeitung" über eine praktische Umwandlung der deutschen Leistungen entsprechen wohl den Absichten gewisser englischer Kreise, in Cannes aber mag die Sache noch ein ganz anderes Gesicht gewinnen. Daß sie nicht ganz nach den bekannten Wünschen der französischen Gewaltpolitiker läuft, ist aus Briands merkwürdig inhaltloser Kammerrede in der Christnacht zu erkennen. Der Beschluß des Parlaments, die Interpellationen zur Außenpolitik bis über Cannes zu verschieben, bedeutet eine Kundgebung des Vertrauens für Briand, der wieder einmal einen Sturm abgeschlagen hat.

Sylvesterabend.

„Annos aeternos in mente habui". Psalm 76.

Ein Jahr
Vom Meer der Ewigkeit verschlungen,
Was du gelebt, geliebt, gesungen,
In heissem, wilden Weh gerungen,
Es war.
Ein Augenblick, umrahmt von Ewigkeiten.
Wie bald ging auch das letzte Jahr der Zeiten
Zur Ruh.
Und du? . . . M. Benedicta v. Spiegel, O. S. B.

Eine bedeutsame vatikanische Feier.

Von P. Klemens M. Henze, C. ss. R., Rom.

Ein herrlicher römischer Dezembermorgen. Sonntag Gaudete ist's. Schreibt man auch den 11. Dezember, so strahlt doch über der Ewigen Stadt lindwarm die Sonne vom wolkenlosen Himmel nieder und weckt freudige Stimmung in vielen Menschenherzen, ganz entsprechend dem liturgischen Charakter des Tages; weckt namentlich freudige Gefühle in jenen Glücklichen, die heute — vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben — den Vater der ganzen Christenheit sehen dürfen. Einige Hundert mögen es sein, die, mit dem nötigen Ausweis versehen, sich am Bronzetor des päpstlichen Palastes einfinden und nun ungehindert die Prachttreppen hinaufsteigen dürfen zum Damasushof und weiter zum großen Konsistoriensaal. Wie stimmt der rotseidene Ueberzug an den Wänden ringsum doch so festlich! Vorne auf den Ehrenplätzen gewahrt man den Präfekten der Ritenkongregation, Kardinal Vico, den Propagandapräfekten, Kardinal van Rossum, C. ss. R., und eine Reihe von Bischöfen und Prälaten. Unter den übrigen Anwesenden sind besonders stark die **Amerikaner** vertreten.

Um 11 Uhr betritt Se. Heiligkeit **Benedikt** XV. den Saal, freundlich lächelnd, begleitet von seinem Ehrengefolge, und nimmt auf dem Throne Platz. Alsbald verliest der Sekretär der Ritenkongregation das lateinische Dekret, wodurch den Tugenden des ehrw. Dieners Gottes **Joh. Nepomuk Neumann** jener Grad von Heldenhaftigkeit (heroicitas) zuerkannt wird, wie die Kirche ihn für ihre Seligen und Heiligen verlangt.

Hier sei es gestattet, kurz die Hauptdaten aus dem Leben des neuen christlichen Heroen einzufügen. Geboren am 28. März 1811 zu Prachatitz in Böhmen, wohin sein Vater aus Obernburg in Bayern eingewandert war, ging Neumann gegen Ende seiner theologischen Studien 1836 als Missionar nach Amerika und empfing am 25. Juni ds. Js. zu Neuyork die Priesterweihe. 1840 trat er bei den Redemptoristen ein und wurde am 28. März 1852 auf päpstliches Geheiß zum Bischof von Philadelphia geweiht; dort starb er, noch nicht 49 Jahre alt, am 5. Januar 1860.[1]

Doch fahren wir fort in unserem Berichte über die vatikanische Feier. Nach Verlesung des päpstlichen Dekrets werden die Beamten der Ritenkongregation zum Handkuß zugelassen, und nun tritt der Redemptoristengeneral vor, P. Patrik **Murray**, und verliest mit sichtlicher Bewegung eine kurze italienische Dankansprache. Der Tag sei ein Freudentag für die deutschen Katholiken, die dem ehrw. Neumann den Vater geschenkt, für die Katholiken Böhmens, die ihm die Mutter gegeben, für die Kirche in den Vereinigten Staaten, ganz besonders aber für die Söhne des hl. Alfons. Daher fühlt der höchste Obere dieser Ordensfamilie sich gedrängt, an den Stufen des päpstlichen Thrones den tiefsten Dank niederzulegen, und er verbindet damit den Wunsch, es möge Benedikt XV. auch bald vergönnt sein, in der Person Neumanns den Katholiken der Vereinigten Staaten den ersten Seligen zu schenken.

Alsbald beginnt der Heilige Vater mit seiner Antwort. Er spricht ganz frei, mit Wärme und Feuer, ungefähr eine halbe

[1] Ueber das Leben und Wirken des ehrw. Dieners Gottes unterrichtet am ausführlichsten die Biographie, die sein Neffe, P. J. N. Berger, C. ss. R., 1883 bei Benziger veröffentlicht hat. 405 S. in 8⁰. Kürzere deutsche Lebensbilder sind noch das von P. J. A. Krebs, C. ss. R., 123 S. in 12⁰ bei Steinbrener in Winterberg 1899 und das von P. J. Schleinkofer, C. ss. R., 96 S. in 18⁰ bei Laumann in Dülmen 1904.

Stunde lang, und im weiten Raume kann man deutlich jedes seiner Worte vernehmen. Die Geistesfähigkeiten des hohen Redners nötigen Bewunderung ab; denn trotz der vielen anderen Amtsgeschäfte, die Tag für Tag auf ihn eindringen, hat er sich mit dem Leben des ehrw. Dieners Gottes genau bekannt gemacht, wie aus einer Fülle von Einzelangaben in seiner Lobrede hervorgeht. Die Hauptgedanken lassen sich in folgenden Sätzen zusammenfassen:

Mit gutem Grunde hat der vortreffliche Generalobere der Kongregation des allerheiligsten Erlösers die verschiedenen besonderen Gründe der Freude am heutigen Tage hervorgehoben; aber der Vater der ganzen Christenheit, dessen Herz in ungeteilter Liebe für alle schlägt, muß dem heutigen Dekret eine allgemeine Bedeutung beimessen, insofern alle ohne Ausnahme den ehrw. Joh. Nepomuk Neumann nachahmen können und sollen. Um ein christlicher Tugendheld zu sein, braucht man nämlich keine außerordentlichen, auffallenden Werke zu vollbringen. Ein ganz schlichtes, einfaches Leben genügt, wenn man nur unter allen Umständen ein Mann der Pflicht ist, wenn man nur jedes seiner Werke mit jener Vollkommenheit auszuführen sucht, die ihm zukommt, und zwar mit Ausdauer, trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten.

Nun ist aber gerade die schlichte Einfachheit im Leben Neumanns ein hervorstechendes Merkmal. Wohl haben einige diese Einfachheit zu sehr betont. (Hier spielt der Hl. Vater — und das geschieht auch im lateinischen Dekret — auf die besonderen Schwierigkeiten an, die dieser Seligsprechungsprozeß an der römischen Kurie gefunden hat. Ein neuer Beweis dafür, wie ernst und gründlich man solche Angelegenheiten dort behandelt!) Auf jeden Fall war bei Neumann die schlichte Einfachheit seines Lebens kein Hindernis für eine staunenswerte Tätigkeit. Man erinnere sich nur an das, was er in den acht Jahren seiner bischöflichen Amtsführung geleistet hat. So vollendete er den Bau der Kathedrale, die sein Vorgänger begonnen, aber wegen Ueberlastung mit Schulden nicht fortgeführt hatte, baute weitere 50 neue Kirchen, führte das vierzigstündige Gebet ein, das bis dahin in den Vereinigten Staaten noch unbekannt war, und gründete über 100 katholische Pfarrschulen. In diesen und anderen Werken verriet er seinen Weitblick, insofern er auch schon für die Bedürfnisse der Zukunft sorgte, namentlich durch konfessionelle Jugendbildung, wie denn tatsächlich die Segenssaat, die er ausgestreut, noch immer weiter Frucht bringt.

Aber, daß seine Wirksamkeit eine so gesegnete war, ist nicht zu verwundern; hat er sich doch schon von früher Jugend auf sein späteres Apostolat vorbereitet, z. B. durch gediegene Studien, auch durch Erlernung der verschiedensten fremden Sprachen (er sprach schon als Student deren acht!) und immerdar seine Tätigkeit befruchtet durch eine unvergleichliche Selbstlosigkeit. Zum Beweise diene ein Vorkommnis aus seinen letzten Lebensjahren. Auf dem Provinzialkonzil von Baltimore 1855 schlug der Bischof von Philadelphia eine Teilung seines weiten Sprengels vor (tatsächlich ist das Gebiet jetzt auf fünf Bistümer verteilt!), und zwar möge zunächst in Pottsville ein neuer Bischofssitz errichtet werden. Dort aber fehlte es an allen Mitteln, und nicht leicht hätte sich ein Bischof hierfür gefunden. Doch Neumann bot sich selber mehrmals für diesen undankbaren Posten an und erklärte sich gerne bereit, das besser eingerichtete Bistum Philadelphia einem andern zu überlassen.

Zum Schlusse erhebt sich der hohe Redner vom Throne und kündigt die Spendung des päpstlichen Segens an. Zuvor aber gibt er noch dem Wunsche Ausdruck, daß dieser Segen nicht nur bei all denen, die durch besondere Bande mit dem ehrw. Neumann verbunden sind, einen heiligen Wetteifer im Guten entzünde, sondern daß alle Katholiken ohne Ausnahme durch die heutige Feier angeeifert würden zur Nachahmung des ehrw. Dieners Gottes, „bei dem die Einfachheit des Wirkens kein Hindernis war für eine wunderbare Aktivität des Lebens".

Inzwischen ist es 12 Uhr geworden. Der Heilige Vater begibt sich, nachdem er die feierliche Segensformel gesungen, in seine Gemächer zurück. Von all den Anwesenden aber hört man nur eine Stimme: „Es war wirklich eine schöne, erhebende Feier!" Möge ihr Segen noch lange in weiten Kreisen nachwirken. Möge im besonderen auch im lieben, hartbedrängten deutschen Vaterlande der Herr recht viele Männer und Frauen von der Heldenart des ehrw. Neumann erwecken, die echte deutsche Tatkraft mit tiefgläubiger Innerlichkeit und vollkommener Selbstlosigkeit zu vereinen wissen.

Das heilige Kind.

. . . Nun knien sie all an deiner Krippe,
Der Fürst dieser Welt, der Herr mit der Hippe,
Kaiser und Ritter und Dirne und Knecht,
Zweifel und Demut und Haberecht —
Ganz zuvörderst, im hellsten Schein,
Alle die Kinderlein.

Wollen dir alle die Liebe lohnen,
Bringen dir Blumen und Kaiserkronen,
Weihrauch und Myrrhen und Spielzeug und Gold,
Dass du staunen und lachen sollt;
Engel und Hirten, Eslein und Rind
Schaun auf das heilige Kind . . .

Siehe, seit tausend und tausend Jahren
Strömet es her in hoffenden Scharen,
Und der Stall wird nimmer zu klein,
Liess er auch alle die Völker ein.
— Heiliges Kind, in heiliger Nacht
Hast du den Himmel gebracht!

Alfred Kunze.

Kirchliche Rundschau.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Das erste öffentliche Denkmal für Papst Benedikt XV. haben nichtkatholische, nämlich christlich-schismatische, mohammedanische und jüdische Kreise der türkischen Hauptstadt zum Danke für all das, was dieser Papst während des Weltkrieges für die Angehörigen aller Nationen und Konfessionen ohne Unterschied getan hat, auf dem Platze vor der katholischen Kathedrale im Stadtviertel Pankaldi errichtet. An der feierlichen Enthüllung und Uebergabe, die am 11. Dezember vollzogen worden ist, beteiligten sich neben den Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses der Erbprinz mit Gemahlin, die Regierung, der Minister des Aeußern, Vertreter des Senates und Heeres, der Präfekt der Stadt und deren Verwaltung, die Vertreter der fremden Mächte, die Häupter der schismatischen Kirchen der Griechen, Armenier, Jakobiten, Bulgaren und Russen, der Rabbiner und eine riesige Volksmenge, die sich aus den verschiedensten Nationalitäten zusammensetzte. Der Akt wird sicher nicht verfehlen, die Blicke des Orients neuerdings auf Rom zu lenken. Ob es nicht providentiell ist und vielleicht geradezu im Interesse der Ausbreitung der Kirche liegt, daß die Westmächte unter Italiens Führung den Papst durch einen internationalen Vertrag von einer Weltpolitik ausgeschlossen haben, die überall abstoßend wirkt? Ist es nicht ein Hoffnungsschimmer, wenn in griechisch-schismatischen Kreisen, die sich seit Jahrhunderten als Träger des antirömischen Gedankens im Oriente ihrer Führung im Gegensatze zu Rom nur allzusehr bewußt waren, eine päpstliche Kundgebung „in Athen . . . den angenehmsten Eindruck macht und die Blätter aller Schattierungen sich einstimmig für die Verwirklichung des päpstlichen Wunsches nach einer Verständigung mit dem griechischen Patriarchate erklären"? Diesen Wunsch soll der Papst in seinem Handschreiben an König Konstantin ausgesprochen haben, das die Antwort auf den Beglaubigungsbrief für den a. o. Bevollmächtigten Staffis zur Aufnahme der Konkordatsverhandlungen darstellt. Auch der jüngst von einer Erkundigungsreise aus Bulgarien und der europäischen Türkei zurückgekehrte Vertrauensmann Sr. Heiligkeit, Prälat Papadopoulus, Assessor der Kongregation der orientalischen Kirchen, berichtet eigens von der griechischen Mission in Konstantinopel, daß sie täglich an Bedeutung wachse. Die soeben vollendete und gegen die alte um das Doppelte vergrößerte neue Kirche erweist sich schon jetzt als unzulänglich. Die durch die verschiedenen Kriege bewirkte Bevölkerungsabwanderung zwingt auch zu einer Neuordnung der bulgarischen, unierten Kirche; auch dem Studium dieses Problems galt die erwähnte Reise. Dabei sind Bestrebungen im Gange, um das durch den Tod Msgr. Pettkoffs verwaiste bulgarisch-katholische apostolische Vikariat von Thrazien neu zu besetzen und man nennt hierfür die Namen des Weltpriesters Concow und des bulgarischen Assumptionisten Garnfallow.

Ein etwas weniger günstiger Wind weht aus dem russisch-orthodoxen Lager. Dank der dort führenden Person des Patriarchen Tychon von Moskau, der kürzlich sehr gegen seinen Willen die Hilfe des katholischen (anstatt des nicht existierenden „englisch-katholischen") Erzbischofs von Neuyork angerufen hatte. Tychon fühlt sich als russischer Gegenpapst. Die Vertreter seiner Kirche fanden sich in diesen Tagen zu mehrwöchigen Beratungen, zu einem Generalkonzil zu Karlowitz bei Belgrad zusammen, welchem im Verlaufe dieses Jahres Provinzialkonzile zu Konstantinopel, Belgrad, Sofia und Berlin vorangegangen waren. Es soll dabei die Gesamtlage der russischen Kirche in allen Einzelheiten durchbesprochen und eine Neuordnung auf Grund des Pfarrsystems auch im Auslande durchgeführt werden; das Kapitel der theologischen Erziehung sieht die Errichtung einer theologischen Fakultät in Paris vor. Das Thema „Missionsfragen" verrät etwas vom Geiste der Konzilseinberufer; es ist da die Rede von der „Frage des Zusammenwirkens mit anderen religiösen Gesellschaften (gemeint ist vor allem die anglikanische Kirche) gegen den gemeinsamen Feind, den Atheismus einerseits, sowie zur Abwehr der zunehmenden katholischen Propaganda anderseits", wozu, was die Abwehr betrifft, der „Osservatore Romano" zutreffend bemerkt: ... „ausgenommen, versteht sich, wenn es sich um die Unterstützung des Hl. Stuhles für die armen Verlassenen und Verhungerten in Rußland oder das Eingreifen des Papstes zum Schutze des orthodoxen, von der Revolution verfolgten Klerus, entsprechend den Hilferufen des Hl. Synods, handelt". Wir stellen daneben noch die neueste Meldung der „Agenzia Stefani" vom 17. Dez., wonach einer Moskauer Depesche zufolge eine Gabe des Heiligen Vaters von 50 Waggons Reis in Rußland eingetroffen ist. Der Hilfszug ist dem bekannten katholischen Metropoliten, Erzbischof von der Ropp anvertraut, der als „Untertan des Papstes" die Einreiseerlaubnis erhielt. Mit wahrhaft souveräner Nächstenliebe teilt Benedikt XV. auch jetzt wieder seine Gaben an die Bedürftigen aus. Durch Kardinal Piffl schickte er den **Wiener** Notleidenden eine halbe Million Lire; durch Kardinal **Bertram** von Breslau gab er für den notleidenden **Mittelstand Deutschlands** gleichfalls eine halbe Million Lire. Die weltlichen Mächte dagegen suchen nur neue Goldmillionen aus uns herauszupressen.

Der zionistische **Judenstaat in Palästina**, jenes Kunstwerk der britischen Regierung, gegen das noch im Juni der Papst protestiert hatte, scheint mit Riesenschritten dem Zusammenbruche zuzueilen. „Libre Belgique" berichtet unter dem Titel „Das Grab der zionistischen Ambitionen", daß die zugewanderten Juden in **Massen** das für sie auch heute noch ungastliche Land verlassen; die ausländischen zionistischen Hilfswerke und Organisationen beginnen unter der Ungewißheit der nahen Zukunft bereits zu erlahmen. Wieder einmal sind die Bäume nicht in den Himmel gewachsen. — Zu einem Ereignisse gestaltete sich die Ueberreichung des Großkreuzes des Gregoriusordens an General Gourand, den Gouverneur von Syrien, durch den apostolischen Delegaten Giannini zu Beyrut. Auch daß der Papst persönlich (am 8. Dezember) dem französischen Prälaten Msgr. Tiberghien, Titular-Erzbischof von Nicäa, die bischöfliche Weihe erteilte und zwar in nicht allzu privater Form, dürfte durch bestimmte Absichten diktiert sein, die unschwer zu deuten sind. Auch Jonnart, der französische Botschafter, mit seinem Personal wohnte der Feier bei.

Die Regierungsvorlage der Errichtung dieser Botschaft war bekanntlich im Frühjahr im Senate stecken geblieben, bzw. von ihren Gegnern auf eine Sandbank gelotst worden, worauf **Briand** auf eigene Faust handelte. Jetzt haben die Radikalen, um ihr bei den Steuerdebatten schwer mitgenommenes Ansehen durch ein verzweifeltes Mittel wieder etwas aufzufrischen, sich auf die Vorlage gestürzt, d. h. sie wieder in Bewegung gebracht. Die zweitägige Debatte, in der Briand mit seinem Rücktritte drohte, endete mit einer starken Mehrheit (174 gegen 129 Stimmen) für die Regierungsforderung. — Daß Frankreich zurzeit in Rom eine Schachpartie um das **Saargebiet** spielt, ist offenes Geheimnis; eine Meldung einer privaten Agentie, welche bei uns Mißtrauen gegen die Politik des Hl. Stuhles erwecken möchte, entbehrt realer Grundlage; es handelt sich um eine willkürliche Annahme.

Ein Ereignis ersten Ranges jedoch für die gesamte christliche Welt verspricht die Oeffnung und Untersuchung des Grabes des hl. **Petrus** in der ihm geweihten Basilika zu werden, zu der, wie das Luzerner „Vaterland" aus Rom erfährt, der Hl. Vater die Genehmigung erteilt hat.

Das Reich des Antichrist.

Von Dr. **Otto Färber**, München.

Am Vorabend der Entwaffnung meiner Brigade durch russische Revolutionstruppen 1918 kam ich in mein Quartier in der Stadt Jekaterinoslav. Mein Quartiergeber war ein hoher russischer Gerichtsbeamter. Jeden Abend hatten wir sonst zusammen über die Verhältnisse in Deutschland und Rußland gesprochen und die Möglichkeit eines vorzeitigen Abzuges der dortigen Besatzungstruppen aus der Ukraine erörtert. Die Nachrichten aus Deutschland waren durchgedrungen; der Waffenstillstand und seine Bedingungen hatten mit einem Male Furcht und Zutrauen den ruhmbedeckten Heeren Deutschlands gegenüber zerstört und die Bevölkerung begann Deutsche und Oesterreicher gleichzustellen. Hochtrabende Proklamationen der Entente hatten die Bevölkerung einige Tage beruhigt, aber an jenem Abend kam auch im Hause des Oberprokurors der völlige Pessimismus zum Durchbruch. „Schon einmal waren die Bolschewiken hier, wir wissen, was es bedeutet, wenn man uns uns selbst überläßt. Die Hölle kann nicht schlimmer sein." Ich konnte den alten Herrn in seiner Angst nicht ganz begreifen, da wir Deutsche **den Bolschewismus solange nicht zu fürchten brauchen, als wir ihn bekämpfen wollen**. Aber die tiefe Verzweiflung ergriff mich. Die ganze Nacht legte er sich nicht zur Ruhe, seufzend und betend ging er im Zimmer auf und nieder. Als ich mich am anderen Morgen von ihm verabschiedete, weinte er wie ein Kind und sagte: „Sie wissen nicht, was uns bevorsteht, aber wir Russen wissen es".

Jetzt wissen wir es schon eher. Wir wissen, daß Rußland in ein Meer von Unglück gestürzt wurde, wie es kein Verstand, keine Phantasie auszumalen, auszudenken wagte. Die jenem Tag des Untergangs des alten Deutschlands folgende Zeit lehrte mich die ganze Furchtbarkeit jener Ahnungen des russischen Oberprokurors verstehen und mitfühlen, die ich damals nur entfernt würdigte.

Mereschkowsky, der große russische Denker und Dichter, hat den namenlosen Schrecken, die Ueberfülle, Verschiedenartigkeit des russischen Elends unter dem Bolschewismus tiefst erlebt, erfaßt und benannt. **Antichristentum**, wahrgewordenes, triumphierendes Antichristentum ist es, was Rußland in seine Krallen geschlagen.

Wer die Nachrichten vom Denkmal für Judas Ischariot, Bücher wie der „Rote Garten" von Kjellen gelesen, der findet das ganze **System** des Teuflischen in Mereschkowskys „Reich des Antichristen" (Dreimasken-Verlag, München 1921, Preis 27 *M*, geb. 35 *M*) aufgezeigt, handgreiflich nähergebracht. Mereschkowsky gehört nicht zu den russischen Emigranten, die zu Anfang des großen Entsetzens flohen und nun im Auslande wettern und phantasieren. Mereschkowsky ist ein Märtyrer des Bolschewismus. Er hat lange Jahre miterlebt und gelitten, er

hat mit der ganzen Tiefe und Feinheit seiner Beobachtung und prophetischen Betrachtungsweise die Ereignisse über sich ergehen lassen. Schaudernd liest der christliche Kulturmensch das Buch des großen Schriftstellers. Tagebücher, Wahrheit, Wirklichkeit erfüllen mit einem beispiellosen Entsetzen. Mereschkowsky gelang die Flucht, Millionen blieben zurück, wehrlos ausgeliefert einem raffinierten, teuflisch lügnerischen System. Jetzt, da **wir** den Schaden gut machen sollen, den Höllenbuben angerichtet haben, müssen wir ein solches ganz einzig dastehendes Buch unbedingt lesen und kennen lernen.

Einem Einblick in das „Reich des Antichristen“ stellen wir übrigens ein Bild voraus, das man nicht übersehen darf. Es ist einer illustrierten Zeitung entnommen und stellt Trotzky vor, wie er eine „rote Parade“ abnimmt. Muß die christliche Welt nicht blind sein, um zu übersehen, daß neben dem Juden Trotzky ein phantastischer Generalstab schreitet in neuartigen Uniformen? Die Physiognomien der „Offiziere“ sind sonst durchweg jüdisch, die Uniformen ähnlich der zaristischen, auf der neubeschaffenen Kopfbedeckung, halb Helm, halb Teufelskappe, prankt das Pentagramm, das Widerspiel des Kreuzes. Hat es nicht gesiegt?

Das Reich des Antichristen muß man Rußland heute nennen, weil hier erstmals gelang, unter den Willen einiger ausgesprochener Christentumsgegner und Juden ein ganzes Volk hilflos und fast hoffnungslos zu unterjochen. Eine Weltgefahr, die überall besteht, hat in Rußland das Visier gelüftet und macht kein Hehl mehr aus ihren Absichten.

Man staunt über die raffinierte Kunst, ein Volk, das angeblich die Freiheit liebt, einem Tyrannen, wie dem bolschewistischen, zu unterwerfen. Man staunt, wie die apokalyptischen Bilder in Rußland Gestalt gewinnen, wie es wahr geworden, daß „Alle, die Kleinen und die Großen, die Reichen und die Armen, die Freien, die Knechte dazu, sich einen Stempel machen an ihrer rechten Hand oder ihrer Stirn, damit niemand kaufen oder verkaufen könne, der nicht den Stempel habe mit dem Namen des Tieres oder der Zahl seines Namens“. (Off. d. hl. Joh. 13, 16—17.)

In Rußland ist diese beispiellose Unterjochung gelungen durch den größten Betrug der Weltgeschichte, welcher einem Volke Freiheit und Glück versprach, Knechtschaft und Not brachte, aber so, daß die Gesellen der teuflischen Herrschergesellschaft unberührt davon bleiben, wie auch die Not der Massen sein möge. Im Gegenteil, je größer die Not, desto besser, weil ausgemergelte Menschen nicht schädlich sind, höchstens sich zuletzt gerne in den Teufelsbund aufnehmen lassen, um zu leben. Indem sich die bolschewistischen Führer alle Macht in die Hände spielten, gaben sie sich die Möglichkeit, auszuführen, was ihnen ihr ureigenstes Ziel ist, nämlich die Entrechtung, Entmenschlichung des Volkes. Stellen wir uns vor, daß niemand mehr Herr seiner selbst ist, daß die Familien zerrissen, Wohnungen und Ehen entheiligt werden. Bedenken wir, wie schonungslos sich die Blutrünstigkeit austobt, Menschen wegen Ueberzeugungen und abweichender Meinung gemordet werden. Lesen wir die Stellen von chinesischem Kalbfleisch u. a. m. und wir sehen mit Schrecken das wahrgewordene Reich des Antichristen. Die Erziehung der Jugend zum Tier, die Ertötung des Gedankens an ein Geistiges, an die Seele im Menschen haben sie dort rücksichtslos in Angriff genommen, sie machen kein Hehl aus ihren Absichten. Religion ist ja Opium für ein Volk! Wenn man sich an Plakate erinnert, die den Sport nur als Mittel für geschlechtliche Ertüchtigung, für erhöhte Fähigkeit zum Genuß darstellen, so sieht man, was man dort will. Und auf allen Gebieten ist es das gleiche, der schonungslose Kampf gegen Gott und die Religion. Mereschkowsky läßt die Leiden von Millionen nur durchblicken. Meisterhaft aber illustriert er die vorzeitige „Geschäftspropaganda“ der Bolschewisten. Was sie auch innen oder außen tun oder ankündigen, tun sie nur um zu täuschen, um die Welt am Narrenseil zu führen, und ihre Herrschaft über alle zu erhalten. Eine solche **systematische Lüge** wie den Bolschewismus hat es noch nicht gegeben. Verzweifelt über das verblendete Europa ruft der große Russe: „Wann findet sich ein mutiger, inkognito reisender ausländischer Beobachter, der nicht auf die Leimrute der teuflischen Regisseure kriecht?“

Wir haben in der „Allg. Rundschau“ früher hingewiesen auf die Notwendigkeit einer christlich einwandfreien Information über die Dinge in Rußland. Die christlichen Parteien müßten mindestens einen Versuch hierzu machen. Wann wird es endlich geschehen!?

Uebrigens ist Mereschkowskys Wunsch schon erfüllt worden . . .

Es hat ein solcher wagemutiger Pionier der Wahrheit es übernommen, frei von Vormündern, Potemkins und Spionen die tatsächliche Lage der Verhältnisse in Sowjetrußland sozusagen abseits vom Wege auszukundschaften. **Remény**, ein berufsfreudiger Journalist, hat im Juli 1920 den gelungenen Versuch unternommen, als falscher Bolschewik Rußland zu besuchen. Ungeahnte Schwierigkeiten haben sein Vorhaben indes nicht über Petersburg hinaus gedeihen lassen. Was er aber in seinem Tagebuch „Petersburg 1920“ (Verlag der „Politischen Zeitfragen“, München 1921, Preis 5 M) niederlegte, ist so interessant, und von den irreführenden Darlegungen angekränkelter Publizisten vom Schlage eines Goldschmidt (Moskau 1920) abweichend, daß es nötig ist, auch dieses einzig dastehende Tagebuch durchzulesen.

Mereschkowsky findet so bei einem Geschlecht, das an die Schrecken Rußlands in seiner Stumpfheit, seinem egoistischen Materialismus und fahrlässigen Leichtsinn nicht mehr glauben will, einen wichtigen Wahrheitszeugen.

Es wäre tief bedauerlich, wenn die Regierungen und in Frage kommenden Gesellschaften nicht die erschütternde, mittlerweile auch in unserer großen Tagespresse wiederholte Warnung Mereschkowskys berücksichtigen wollten: Seht zu, daß ihr mit Euren Aktionen nicht Euer eigenes Grab grabt! Die Teufelei und Hochstapelei der Sowjetregierung geht so weit, daß die größten Aktionen dazu dienen müssen, das Leben weniger angenehm zu gestalten und ein System zu retten, das in der Tat nur Antichristentum ist.

Ueber Nansen, der die russischen Verhältnisse sehr wenig erfaßt zu haben scheint und der leichtfertig — wenigstens nach der Angabe eines Dr. Max Adler (Genf) in der „D. A.-Ztg.“ — auch Mereschkowsky zu den mißvergnügten Emigranten bekannten Stiles rechnen möchte, steht uns der große Zeuge Mereschkowsky.

Zwar sind Persönlichkeit und Gedanken bei ihm insofern echt russisch, als sie nur reflektiv sind und nicht lebendig zur Tat sich verschmelzen. Aber wir müssen seine Gedanken als solche annehmen, prüfen und können sie nur unterschreiben.

Unser christliches Empfinden muß Mittel und Wege suchen und finden, um eine andere Inangriffnahme und Stellungnahme zum russischen Problem in die Wege zu leiten als bisher. Unsere christlichen Parteien müssen hier mehr Aktivismus zeigen. Oder findet sich niemand mehr, der dem Berliner materialistischen Strom in aller Politik entgegenschwimmt?

Ist das Reich des Antichristen auch außerhalb Rußlands stark? Bei Mereschkowsky müssen wir lernen, wie wir einzig dem russischen Volke helfen können und unser christliches, katholisches Herz dazu befragen. Das findet immer das Richtige.

Vom Büchertisch.

Handbuch der Politik. III. gänzlich umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Anschütz, Heidelberg, Dr. Berolzheimer †, Berlin, Prof. Jellinek †, Heidelberg, Prof. Lenz, Hamburg, Prof. v. Liszt †, Berlin, Prof. v. Schanz, Würzburg, Justizminister a. D. Schiffer, Berlin, Prof. Wach, Leipzig. Verlag Dr. Walther Rothschild, Berlin. 4 Bände Großlexikonoktav. Neu erschienen: 3. Band, **Die politische Erneuerung** und 4. Band **Der wirtschaftliche Wiederaufbau.** In Halbleinen 80 M, in Ganzleinen 90 M, in Halbleder 120 M pro Band. — Das große Handbuch der Politik, dessen 1. Band Nr. 48, 1920 und 2. Band Nr. 23, 1921 besprochen wurde, liegt nun vollständig in der neuen 3. Auflage vor. Es liefert ein mächtiges Gesamtbild vom politischen und wirtschaftlichen Ertrag des Weltkrieges, dessen Einzelzüge von den berufensten Kennern und Schilderern ausgeführt sind. Der 3. Band zeigt die politische Erneuerung Deutschlands auf den Trümmern der Novemberrevolution. Stier-Somlo und W. Jellinek untersuchen die politische Eigenart des republikanischen Reiches von Weimar, besonders im Hinblick auf die Frage: Einheitsstaat oder Bundesstaat, wobei Jellinek den sehr lehrreichen Vergleich mit der nordamerikanischen und der Schweizer Verfassung durchführt. Glänzend liest sich „Vom Obrigkeitsstaat zum Volksstaat" von Dr. Hugo Preuß, der als Unitarier verschrien, aber wie manch anderer Linksdemokrat im Grunde ein besserer Föderalist ist als viele Politiker der Mitte. Seine Theorien haben jedenfalls mehr Geist und Leben als die Beharrung des Statistikers Friedr. Zahn auf der Unteilbarkeit und Vorherrschaft Preußens. Wie man sieht, leidet auch dieser Band des Rothschildschen Handbuchs darunter, daß die einzelnen Gebiete von ganz verschiedenen Standpunkten aus behandelt sind. Ein Vorzug ist das anderseits bei den Darstellungen der einzelnen Parteien, wo durchweg deren Anhänger sprechen, der Leser also gleichwertige Zeugen vor sich hat. Das Zentrum behandelt Dr. Max Pfeiffer, M. d. R. Wir vermissen einen eigenen Aufsatz über die Bayer. Volkspartei und die verwandten Föderalisten. Verwaltungsreform, Gesetzgebung und Rechtsprechung werden im einzelnen dann behandelt. Viel Interessantes bieten die Beiträge über Schulwesen, Wissenschaft und Kunst. Hier ist zu beachten, daß die grundsätzlichen Fragen großenteils nicht von unserem Standpunkt aus beleuchtet werden. Wir sehen, wie viel auch hier durch die politische und wirtschaftliche Umwälzung gewandelt ist und welche großen neuen Aufgaben erwachsen sind. Das 6. Hauptstück enthält Sozialhygiene und Bevölkerungspolitik, das 7. die auswärtigen Angelegenheiten, dazu Reichswehr und Reichsmarine. Sinngemäß käme das 7. Hauptstück wohl besser hinter Abschnitt 7 oder 8 im 2. Hauptstück zu stehen, da es wichtige Seiten der Reichsgewalt behandelt. Inhaltlich gehören die Ausführungen von Scheller-Steinwartz über Diplomatie und Auswärtigen Dienst zu den fesselndsten des ganzen Bandes. — Der 4. Band entrollt den wirtschaftlichen Wiederaufbau: Deutschlands Kriegsschulden, Steuerwesen, Uebergangswirtschaft, Industrie, Handel, Verkehr, Sozialisierung, Land- und Wohnungsfragen und die Sozialpolitik bei den verschiedenen Ständen. Gelehrte und führende Männer der Praxis, besonders der Staatsverwaltung, haben die einzelnen Themata bearbeitet. Leider konnte das Ultimatum von Paris nicht mehr berücksichtigt werden, das den ganzen Wiederaufbau unserer Wirtschaft entscheidend beeinflußt. Trotzdem enthält der Band eine Fülle des Brauchbaren für jeden Wirtschaftspolitiker. Sein größter Wert wie der des ganzen Handbuchs besteht darin, den Praktiker zur Gründlichkeit und wissenschaftlichen Handhabung seiner Arbeit zu erziehen, was gerade heutzutage bitter nottut.

Dr. Otto Kunze.

Matthäus Schiestl. Ein deutscher Malerpoet. Von Cajetan Oßwald. 120 S. gr. 8°. Mit 120 Textbildern, 12 farbigen Einschaltbildern und 10 Doppeltonbildern. Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H. München 1921. Preis geb. je nach Ausstattung 96, 102, 110 M. — Das vorliegende Buch füllt eine Lücke der Kunstliteratur aus. Schon längst gehört Matthäus Schiestl zu den Lieblingskünstlern des deutschen Volkes. Die mit männlicher Kraft vereinte zarte Poesie seines Schaffens reiht ihn den besten Künstlern unserer Romantik an, und macht ihn zu einem würdigen Nachfolger der edlen Meister deutscher Vergangenheit, zumal des von ihm so besonders geliebten Martin Schongauer. Abhandlungen über die Kunst Matthäus Schiestls sind bisher in einer geringen Zahl von Zeitschriften erschienen. Das Oßwaldsche Buch ist die erste größere Veröffentlichung. Schiestl ist einer aus Tirol nach Würzburg übergesiedelten Künstlerfamilie entsprossen. Auch seine beiden Brüder, Heinz und Rudolf, leisten Ausgezeichnetes, der erstere als Bildhauer in Würzburg, der letztere als Maler in Nürnberg. Das Buch beschäftigt sich nur mit Matthäus. In ausführlicher Darstellung, gestützt auf genaue Kenntnis, reich an lebendigem Interesse und Verständnis, mit wärmster Anteilnahme schildert es den Lebensgang M. Schiestls, betrachtet die für die künstlerische Entwicklung seiner Jugend bestimmenden Eindrücke aus Natur und Kunst, erzählt von seinen Studien in München und Innsbruck, seinen Reisen, von denen er heimkehrte, um fortan in München ein stilles Künstlerleben zu führen. Das Lebenswerk Schiestls betrachtet der Verfasser nach gegenständlichen Gruppen — mit Recht, weil bei zeitlicher Anordnung Wiederholungen nicht zu vermeiden gewesen wären. Er bespricht also: die Landschaften, besonders die Alpenbilder, die Szenen „Von stillen Leuten", die Klausner, die Künstlerbilder, die Bildnisse, die Phantasien aus Kindheit und Romantik, die Weihnachtsbilder (Schiestls Lieblingsgegenstand, den auch das Buch mit besonderer Wärme behandelt), die Altar- und Wandgemälde, endlich die Todesbilder. Feinsinnig und überzeugend ist der innere Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit und dem Lebenswerke klargestellt. Die Sprache des Buches ist schlicht. Viele Zitate aus alten und neuen deutschen Dichtungen dienen als Schmuck. Die überaus zahlreichen Bilder sind von vorzüglichster technischer Beschaffenheit, die gesamte Ausstattung ist gediegen und vornehm, der Preis im Verhältnis zu allem Gebotenen bei jetziger Zeit bescheiden. Dr. O. Doering.

Laienapostolat, ein königliches Priestertum! 1 Petri 2, 9. Ein Aufruf an das katholische Volk in ernster Zeit! Von Kardinal Adolf Bertram, Fürstbischof von Breslau. Herder-Freiburg. 8°. IV und 28 S. Preis 3.60 M. — Wer ist zu apostolischem Wirken berufen? fragt der seeleneifrige Verfasser auf hohem kirchlichem Hirtenstuhle. Antwort gibt er durch das erhabene Apostelwort: „Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk." Beten und arbeiten, leiden und wirken heißt es für einen jeden unter uns, die wir den Namen Christi tragen. „Noch niemals tat das (verpflichtende!) Priesterwirken der katholischen Laienwelt so not wie in unseren Tagen." Das Bewußtsein dafür lebt ungleich hier und dort. Ein jeglicher aber kann Segenseinfluß haben, der will; so soll er ihn reifen lassen im Lichte der Laienapostolat-Tugenden, von denen das warmherzige Schriftchen so packend zeugt.

E. M. Hamann.

Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst 1922. Der von dem Freisinger Professor Dr. Jos. Schlecht herausgegebene, von der Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H. in München veröffentlichte Kalender erlebt jetzt seinen 18. Jahrgang. Trotz der Schwierigkeiten der Zeit hat er an Wert nichts verloren, steht mit der Gediegenheit seiner von besten Kennern geschriebenen Texte, mit seinem reichen bildlichen Schmucke, wie mit der Gediegenheit seiner Ausstattung auf gleicher Höhe wie von Anbeginn. Zwei vorzügliche Farbendrucke — Darstellungen reizvoller Gemächer der Amalienburg, nach Gemälden von † Franz Multerer, zieren die beiden Umschlagseiten. Der Preis von 6 M ist äußerst bescheiden.

Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. „Andre Hofer", Schauspiel von Franz Kranewitter. Zahlreich sind die dramatischen Dichtungen vom Tyroler Freiheitskampfe von Immermann bis zu Karl Domanig und Schönherr. So beachtenswert viele dieser Werke, so ist keines doch zu jener dichterischen Realität gelangt, welche die Gestalten endgültig für die Bühne festlegt. Es wird kaum ein Dichter nochmals einen „Wilhelm Tell" schreiben, aber an dem Trauerspiel in Tyrol wird sich noch manche Feder versuchen. Kranewitter ist einer unserer besten christlichen Dramatiker, dessen Hauptwerk „Die sieben Todsünden", von erschütternder Tragik ist. Es blieb bisher fast unbekannt und erlebte jetzt erst in hohen Jahren seine Uraufführung an einer großen Bühne. Sein Hofer ist in vielem ein treffliches Volksstück. Es wird uns aber nicht ganz fühlbar, was diesen Mann zu seiner Bedeutung gemacht hat; wir sehen keinen handelnden Helden, sondern einen Mann, den andere treiben. Hofers große Siege sind vorüber. Der Kaiser hat Frieden geschlossen. Erst glaubt Hofer die Nachricht nicht, dann, als kein Zweifel mehr, ist er bereit, die Waffen niederzulegen, der Siegreiche, sich zu ergeben, aber von dem Fanatismus Haspingers aufgestachelt, kämpft er weiter, ohne noch im Inneren an seinen Sieg zu glauben. Es folgt die Niederlage, nun aber verbeißt er sich in seine Aufgabe und kämpft und kämpft nur zum Unheil seines Landes. Der letzte Akt zeigt ihn in seinem Bergversteck, wo er durch Verrat in die Hände der Feinde fällt. In der Einsamkeit hat ihn die Reue gepackt, daß er noch nutzlos Menschenleben und blühende Dörfer einer verlorenen Sache geopfert hat. Das Stück ist vortrefflich in der Sprache; sie ist echt und quillt aus bodenständigem Fühlen. Hofer ist nicht der Heros, wie er in der Erinnerung seiner Landsleute lebt, aber in dem Bestreben des Dichters, nichts zu geben, als den schlichten Menschen, ist er doch unbedeutender geworden, als sein Platz in der Geschichte es rechtfertigt. Für Kritiker, welche durchaus zu allem aktuelle Beziehungen konstruieren, möchte ich mir die Bemerkung erlauben, Kranewitter schrieb dies Stück anderthalb Jahrzehnte früher, als von einem „Scheidemann-Frieden" gesprochen wurde. Man hatte sehr intim wirkende Innenräume aufgebaut — in der Raumeinteilung der großen Festspielbühne auf kleinere Formate macht man erfreulichste Fortschritte — in ihnen bewegte Spielleiter Neubauer die Massenszene des ersten Aktes, wie die intimen der folgenden Aufzüge in feiner Abtönung. Nadler entsprach äußerlich voll dem Bilde, das uns von dem Sandwirt überliefert ist. Er war schlicht, innig und suchte nicht das Heldenmaß, das ihm der Dichter versagt, durch Pathos zu erzwingen. Glänzend war die Judasfigur des Herrn Höfer; sehr gut auch Magda Lena, Frl. Wimplinger, Zäpfel und Pilsichko. Das Publikum bereitete dem Tyroler Dichter, der anwesend war, eine äußerst herzliche Aufnahme.

Nationaltheater. In einer geradezu glänzenden Wiedergabe erschien der „Wildschütz" neueinstudiert. Wir sind heute vielleicht geneigt, Lortzing zu überschätzen, denn diese leichte Anmut der Melodie und dieser harmlose Humor sind unseren Schaffenden ganz abhanden gekommen. Die Spielleitung war Geis übertragen, der alles mit heiterem Frohsinn zu erfüllen wußte und sein Baculus war eine ganz köstliche Figur. Hedwig Fichtmüller, die Damen Ferabek und Bosetti, Kraus, Schützendorf und Lohfing boten sanglich und darstellerisch sehr Gutes. Die musikalische Leitung war Dr. Böhm anvertraut.

Lustspielhaus. Lehárs „Graf von Luxemburg" und Millöckers „Verwunschenes Schloß" erschienen in sehr flotter, gediegener Wiedergabe. Lehárs Operette hat nicht mehr so ganz die alte Zugkraft, die sie seinerzeit unter der Suggestion des Riesenerfolges der „Lustigen Witwe" hatte, um so frischer ist das um einige Jahrzehnte ältere Werk des Tonsetzers des „Bettelstudenten" geblieben, das für viele wohl den Reiz der Neuheit hatte Forstner, die Damen Inera, Petry, Rüger singen und spielen sehr hübsch. Kraft-Lortzings Humor entfaltet sich immer ungezwungener. Die szenische und musikalische Führung zeigt gediegene, künstlerische Arbeit.

Schaubühne. „Nachtwandler", Schauspiel von Klabund. Ein Teil der Zuschauer bereitete den zehn Szenen einen Erfolg, während die anderen mehrmals Anlaß hatten heiter, zu nehmen, was ernst gedacht war. Gleich am Anfang war dies der Fall. Da weint ein Mädchen am Grabe ihres Bräutigams. Nun tritt ein unbekannter junger Mann auf sie zu und nach kurzem Hin und Her: in den Armen liegen sich beide. Durch eine irgendwie symbolisch zu nehmende rätselhafte Figur bekommt der Achtzehnjährige tausend Mark und den Rat, sich in England trauen zu lassen. Wir sehen sie dann auf der Reise im Ueberschwang der Gefühle vor einem „erstklassigen" Hotelbett, wo sie beschließen, zuerst ein Bad zu nehmen. Nachdem sie erklärt hat, sich vor ihm gar nicht zu schämen, will sie ihm, wie „Maria Magdalena" die Schuhriemen lösen. Hier schienen doch weitere Kreise zum mindesten den Eindruck einer verwegenen Geschmacklosigkeit zu empfinden. In dem ungehemmten lyrischen Redefluß unterläuft dem Dichter noch manche schlimme Entgleisung Wenn Sylvius sein Mäderl trägt, vergleicht er sich mit Christophorus und nennt es seine Christine! Von England kehren die Neuvermählten zurück und melden sich bei den Schwiegereltern. Der Geheime Regierungsrat, seine Frau, und der Sohn (Couleurstudent) sind ausgesuchte Idioten und Egoisten. Man kennt schon derlei aus Wedekind und Hasenclever z. B. Die Verstoßenen betätigen sich als Zeitungsverkäufer und Schwefelholzverkäuferin, um das Leben zu fristen, bis der mysteriöse Herr wieder auftaucht und sie für ein Brettl verpflichtet. Als die Frau guter Hoffnung ist, bezweifelt ihr Mann seine Vaterschaft, bezichtigt den Toten, an dessen Grab wir am ersten Akt standen, faselt widerlich von unbefleckter Empfängnis und beträgt sich maßlos gewöhnlich. Die Wandlung vom verstiegenen Liebhaber zum brutalen Ehemann hat sich im Zwischenakt vollzogen; die psychologische Verknüpfung ist der Dichter uns schuldig geblieben. Im nächsten Akte stirbt die Frau, welche Hebamme und Arzt nicht retten konnten. Nachdem der Armensarg („die Stadt läßt sich nicht lumpen, sie liefert sogar einen wasserdichten", erklären die Träger) aus der Dachkammer ist, will sich der junge Mann totschießen, aber da kommt der Fremde wieder und will ihn zu einem Grafen als Diener bringen. Er soll lernen sich dienend der Allgemeinheit einfügen Mit diesem symbolischen Schluß könnte man sich eher einverstanden erklären, wüchse er organisch aus dem Handlungsverlaufe hervor. Dramatische Forderungen lassen

sich an das Schauspiel nicht stellen; es ist nichts mehr als ein loses Szenenbündel, kein Stück, höchstens Skizzen dazu. Man rede nicht von einer Fülle der Gesichte, die die Form sprengt, von neuem Geist, der sich neue Form suche und dgl. Es fehlt einfach die Anstrengung, die die Ueberwindung des Technischen erfordert. Gespielt wurde nicht schlecht. Felber ist ein fähiger Spielleiter, der seine Schauspieler gut zu führen versteht. Die Inszenierung war futuristisch; zuweilen dachte ich an das Zeichenheft des kleinen Moritz.

München. L. G. Oberlaender.

Die Dante-Feier der Gesellschaft für christliche Kunst am 19. Dezember gewann erst zum Schluß Sinn und Farbe. Nach dem Orgelvorspiel (Invokation, Dante Paradiso I), komponiert und vorgetragen von Josef Schmidt, konnten weder der einleitende Vortrag des Herrn Dr. Franz Jos. Bayer, noch die Rezitationen des Herrn Hofrat Stury der dämonisch brennenden Größe Dantes geben, was sie fordert. Man kann den Dichter nur vom Dichter aus erschauen. Es heißt an Dantes glühendem Schatten vorübergehen, wollte man ihm ein theologisch gezäumtes Abbild gegenüberstellen. Raffaels grandios aufgerissenes Dantebildnis spricht es aus: Der Dichter wandelte nicht nur in Traumgesichten durch Hölle und Himmel. Die höllegeborenen Visionen, furchtbar und unerbittlich, die raumzitternden Schauer errungener Himmel waren Ich und Fleisch, wetterleuchtende Seele, Widerschein seines geheimnisvoll leuchtenden Blutes. Eben das Bestehen dieser großen Leidenschaften machte Dante zum Dichter der Commedia. Dieser Meißel schlug seine Züge zu jener Form, hinter der die Schlackenhalden, die heroisch gespaltenen Feuergipfel des Selbst dämmernd hervortraten. Als Dante, schon berührt vom Todesfinger, schmerzvoll Klärung erzwang, war die Commedia geformt, sein Wesensrätsel ihm, erlöst, abgestreift. Man soll nicht glätten, was aus Urnebeln der Persönlichkeit, verheert und zerrissen, dennoch und gerade deshalb, ewig groß, hervorgedrängt, denn das eben trägt deren Erzatem durch Jahrhunderte bis auf uns. Hier, in dieser Grundeinstellung, berührte die Feier kühl und wenig aufgetan. Doch schon die Lichtbilder, nach Werken großer Künstler, die den Rezitationen folgten, traten eindringlicher an den Gegenstand heran. Dann, als zum Schluß Franz Liszts hart und grollend hämmernde Dante-Phantasie-Sonate, gespielt von Prof. Riemann, dreifache Künstlerschaft verknüpfend, auf uns eindrang, wurde Raffaels visionäres Dantebild lebendig. Alles in allem: Wir finden schwer den Stil zu Dantefeiern. Otto te Kloot.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Zum Jahresschluss geziemt sich eigentlich ein Ausblick. Ist schon in ruhigen Zeiten das Prophezeien ein heikles Unterfangen, wie viel mehr heute. Der Feuilletonist darf mit der Blendlaterne der Phantasie in den Nebel leuchten, der Wirtschaftspolitiker muss sagen, dass die graue Wand, welche uns selbst die nächste Zukunft verdeckt, undurchdringlich ist. Man hat gehofft auf London und hofft nun auf Cannes. Wird nun dort eine Sanierung Deutschlands kommen, die man sich im günstigsten Falle als das Einschlagen eines sehr langwierigen Weges denken muss, oder wird die Entente für eine Unterstützung Deutschlands Bedingungen stellen, die neue Sklavenketten schmieden? Die Haltung der Börse zeigt, wie unsicher die Meinung ist; es herrscht weder der Optimismus, der sich so lange unbegründet erhalten hatte, noch Pessimismus. Man wartet und zeigt sich zu neuen Geschäften nicht geneigt. Im allgemeinen darf man die jetzigen Kurse guter Papiere als dem inneren Wert

entsprechend ansehen. Würde die Mark infolge Scheiterns der Verhandlungen wieder erheblich fallen, so würde sich allerdings alles wieder auf die Effekten stürzen und wir kämen wieder zu Kursen, deren Höhe die Frage der Rentabilität ganz ausschaltet. Der Fortfall der Valutaexportgewinne im Falle einer Stabilisierung unserer Mark würde natürlich viele Erträgnisse schmälern, also Grund zu einer bedeutenden Steigerung sicher nicht geben. Immerhin gibt es durch die vielen (oft sehr überstürzten) Effektenverkäufe und durch Zinseneingänge wieder genug Kapital, das zur Anlage drängt. Da viel schwache Kräfte beseitigt, ist der Effektenbesitz zum überwiegenden Teile in sehr kräftigen Händen, die nicht geneigt sein werden, zu den jetzigen Kursen zu verkaufen, da sie zu höheren gekauft haben. Die Nachfrage wird also wenig Angebot finden. Es lässt sich also wohl mit Kursbesserungen rechnen, aber sie werden sich in Grenzen halten. — Dass vor dem Weihnachtsfeste die Börse sich zurückhaltend zeigte, liegt an der mehrtägigen Unterbrechung des Börsenverkehrs und ist eine ganz natürliche Erscheinung. Aus Enttäuschung über den Ausgang der Londoner Verhandlungen zogen die Devisen an. Die Stimmung war fest; auch bei den Effekten. Für Industriepapiere war zu höheren Kursen Nachfrage. Die Umsätze blieben aber gering.

Die Verwaltungen der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank (München), der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt (Leipzig) und des Barmer Bankvereins (Barmen) haben beschlossen, neben den gemeinsamen freundschaftlichen Beziehungen, die sie zur Disconto-Gesellschaft Berlin unterhalten, auch untereinander ein engeres Freundschaftsverhältnis herzustellen und zu diesem Zwecke gegenseitig Aufsichtsratsposten auszutauschen. Das Gesamtkapital der drei Banken übersteigt eine Milliarde. — Die Generalversammlung der Friedrich Krupp A.-G. genehmigte den Abschluss für das Jahr 1920/21, der nach drei dividendenlosen Jahren wieder die Ausschüttung einer mässigen Dividende gestattet. Es wurde auch die Erhöhung des Aktienkapitals bis zu 250 Mill. M. sowie die Schaffung eines neuen Typs von Vorzugsaktien beschlossen, die den Werkangehörigen zu 110 Proz. angeboten werden sollen. — Die Generalversammlung der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg setzte die Dividende auf 15 Proz. fest für die alten, 6 Proz. für die neuen Aktien. In Kämpfen, die sich in dieser Versammlung abspielten, kamen Gegensätze zwischen Nord und Süd zu scharfem Ausdruck. Fhr. v. Cramer-Klett legt in einem Zeitungsartikel die Gründe dar, die ihn bewogen, den Vorsitz niederzulegen. Er sagt u. a.: „Es hat sich gezeigt, dass in diesen Kreisen Gewalt und Macht alles gilt, allein das sind falsche Grundsätze, wenn man die Grossindustrie nicht nur vom Standpunkte des Gelderwerbes ansieht und ihr auch in erster Linie eine hohe ethische, nationale und allgemein wirtschaftliche Aufgabe zubilligt.“ Die Minderheit gab Protest zu Protokoll. Manches erscheint noch wenig geklärt.

München. K. Werner.

Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft. Die Gesellschaft erzielte im abgelaufenen Geschäftsjahre einschliesslich eines Vortrags von *M.* 3'259,595.93 (i. V. *M.* 3'025,843.87) einen Reingewinn von *M.* 8'617,176.53 gegen *M.* 6'754,275.88 im Vorjahre. Der auf den 20. Januar 1922 einzuberufenden Generalversammlung soll vorgeschlagen werden, eine Dividende von *M.* 160.— auf die alte und *M.* 80.— auf die junge Aktie mit *M.* 4'500,000.— zu verteilen (i. V. *M.* 160.— mit *M.* 3'000,000.—), Beamtenwohlfahrtszwecken *M.* 500.000.— zuzuwenden und den nach Abzug der satzungsmässigen Tantième verbleibenden Rest von *M.* 3'325,870.41 auf neue Rechnung vorzutragen.

Unverlangte Beiträge werden nur zurückgesandt und Anfragen an die Schriftleitung nur beantwortet, wenn ausreichendes Rückporto in Briefmarken oder Papiergeld beiliegt.

Abschluß der Schriftleitung.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Otto Kunze, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H.
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.